1114

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/meyersgroeskonve0010unse

Meyers

Großes

Konversations-Lexikon.

Sechste Auflage.

Zehnter Band.

Jonier bis Kimono.

Meyers
Großes
Konversations-Lexikon.

Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens.

Sechste,
gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit mehr als 16,800 Abbildungen im Text und auf 1522 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 160 Textbeilagen.

Zehnter Band.

Jonier bis Kimono.

Neuer Abdruck.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1909.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

J.

Jonier, einer der drei Hauptstämme der Hellenen, den die genealogische Sage auf Jon (s. d. 1) zurückführt, den Sohn des Xuthos, eines Nachkommen des Deukalion. Der Grundstock der J. tritt uns zuerst in Athen entgegen, ihre geschichtliche Eigenart hat sich indes erst an der kleinasiatischen Küste entwickelt, als diese von Athen aus durch eine aus verschiedenen Stämmen gemischte Bevölkerung besiedelt wurde. Die zwölf von ihnen gegründeten Städte, die den Jonischen Städtebund bildeten, waren in der Richtung von N. nach S. folgende: an der lydischen Küste: Phokäa, Erythrä, Klazomenä, Teos, Lebedos, Kolophon, Ephesos; an der karischen Küste: Priëne, Myus, Miletos; auf den der Küste nahen Inseln: Samos und Chios; später (um 700 v. Chr.) kam auch das äolische Smyrna zum Jonischen Bunde, der seitdem 13 Städte umschloß. Das ganze von den Joniern bewohnte Küstenland hieß Jonien (Ionia; s. Karte »Alt-Griechenland« im 8. Band). In diesen Wohnsitzen in Kleinasien zwischen andern griechischen Niederlassungen, den äolischen im N. und den dorischen im S., gelangten die J., durch die alle Vorteile für den Verkehr in sich vereinigende Lage ihres Landes, dessen herrliches Klima und ausnehmende Fruchtbarkeit begünstigt, sehr bald zu einer hohen weltgeschichtlichen Bedeutung und übten namentlich durch ihre rege wissenschaftliche Tätigkeit auch auf das Mutterland großen Einfluß aus. Jeder einzelne Freistaat entwickelte sich bei demokratischer Verfassung völlig selbständig; einen vereinigenden Mittelpunkt jedoch gewährte das jährliche Fest des Poseidon Helikonios am Vorgebirge Mykale (Panionion), wo die J. ihre Bundestage abhielten. Geraume Zeit hindurch bestand der Bund in unbeeinträchtigter Freiheit und ungestörter Ruhe und beteiligte sich in hervorragender Weise an dem Werke der Kolonisation, indem er im 8. und 7. Jahrh. namentlich von Miletos aus die Küsten des Hellespont (Abydos, Lampsakos u. a.), der Propontis (Kyzikos, Byzantion u. a.) und des Pontos Euxeinos (Sinope, Pantikapäon, Odessos u. a.) besiedelte, etwas später die von Unteritalien (Elea, Rhegium, Cumä), Sizilien (Naxos, Leontinoi, Catana, Tauromenium, Zankle, Himera), Sardinien, Korsika und Gallien (Massilia). Viele dieser Kolonien erreichten durch die Großartigkeit ihres Handels die Mutterstädte und haben sie überdauert. In Kleinasien begann der Verfall, als seit des Gyges Regierung (689—654 v. Chr.) die lydischen Könige die blühenden Freistaaten angriffen und zwar mit solchem Erfolg, daß unter Krösos sämtliche ionische Besitzungen in Kleinasien der lydischen Herrschaft unterworfen waren. Mit dem lydischen Reich kamen sie 546 unter die noch drückendere persische Herrschaft des Kyros. Die allgemeine Unzufriedenheit rief 500 den Jonischen Aufstand gegen die persische Oberherrschaft hervor, an dessen Spitze sich der Tyrann Aristagoras von Milet stellte. Von Athen und Eretria unterstützt, drangen die Aufständischen bis Sardes, der Residenz des persischen Satrapen, vor und steckten die Stadt in Brand (499), wurden aber durch die überlegene Macht der Perser wieder bis Ephesos zurückgedrängt und hier in einer blutigen Schlacht gänzlich geschlagen. Miletos wehrte sich am längsten und wurde dafür nach der Niederlage der J. bei Lade 495 fast vollständig zerstört; die übrigen ionischen Städte unterwarfen sich der persischen Herrschaft wieder und mußten mit ihren Schiffen und ihrer streitbaren Mannschaft in den Perserkriegen gegen ihre Stammesgenossen in Hellas fechten. Erst die Siege der letztern und insbes. die Schlacht bei Mykale (479), in der die J. zu ihren Landsleuten übergingen, sowie Kimons Sieg am Eurymedon (466) machten der persischen Oberherrschaft im hellenischen Kleinasien ein Ende. Dafür gerieten die ionischen Städte von jetzt an in ein abhängiges Verhältnis zu Athen, dem Haupte des attisch-ionischen Seebundes, und verschmolzen mit den übrigen kleinasiatischen Griechen immer mehr zu einem Ganzen, so daß von Joniern im Gegensatze zu Äoliern und Doriern fortan wenig mehr die Rede ist. Seit dem Rückgang des Bundes gerieten die ionischen Städte wieder unter persische Oberhoheit (durch den Frieden des Antalkidas 387), durch Alexander unter mazedonische; unter den Römern konnten sie sich nur noch als Handelsplätze und Sitze der Künste und Wissenschaften Ansehen bewahren. Die letzten Spuren ihrer frühern Größe verschwanden unter den Osmanen. — Was den Charakter der J. anlangt, so waren sie trotz ihres Leichtsinns, ihrer Weichlichkeit, Genußsucht und sinnlichen Reizbarkeit doch der geistig empfänglichste und tätigste hellenische Stamm, und ionische Bildung, Sprache, Kunst und Wissenschaft leuchteten lange Zeit als Muster dem Abendland vor. Jonien war die Wiege der griechischen Kunst und Literatur, namentlich nahmen von hier die griechische Dichtkunst, Philosophie und Historiographie nicht nur ihren Ausgang, sondern

gediehen hier auch schon zu einer gewissen Vollendung. Homer und Hesiod, Mimnermos und Anakreon sind J., ebenso die Philosophen Thales, Anaximandros, Anaximenes, Xenophanes und Anaxagoras, die Logographen Kadmos, Dionysios, Hekataios, die Begründer der Geschichtschreibung und Erdbeschreibung, endlich Herodot und der berühmte Arzt Hippokrates. Die an der Küste gebornen Künstler Polygnotos, Agorakritos, Parrhasios haben sich erst in Athen ganz entwickelt, während die Baukunst in Jonien selbst einen eignen, sich durch Leichtigkeit auszeichnenden Stil und großartige Werke hervorgebracht hat.

Jonische Inseln, eine schon aus Homers »Odyssee« bekannte Gruppe von sieben größern und mehreren kleinern, häufig von Erdbeben heimgesuchten Inseln im Jonischen Meer, an der Westküste Südalbaniens und Griechenlands (s. Karte »Griechenland«). Die nur durch seichtes Meer vom Festland getrennten Inseln, die als eine zerstückelte, wald- und wasserarme Bergkette die Arkadischen Kalkgebirge fortsetzen und deshalb vorwiegend aus Kreide- und Tertiärkalk, dann aber auch aus Neogenschollen, die ein fruchtbares, trefflich bebautes Hügelland bilden, zusammengesetzt sind, erreichen in Kephallinia ihre größte Höhe (1620 m). Die reich gegliederte Innenseite, an der auch meist die Hauptorte der Inseln liegen, ist dem Festland zugekehrt; die wenig gegliederte Außenseite dagegen stürzt steil zu großer Meerestiefe ab, weil hier der die Inseln tragende Festlandsockel endet. Die durch ein herrliches Klima ausgezeichneten Inseln führen vornehmlich Korinthen, Wein, Öl und Südfrüchte aus, doch sind Fischfang, Schiffahrt und schwunghaft betriebener Seehandel Hauptbeschäftigung. Da die Inseln niemals als Ganzes unter türkisches Joch gebeugt waren, so haben sie die dichteste Bevölkerung Griechenlands und bilden wegen der hohen Entwickelung von Bodenbewirtschaftung und Handel den wirtschaftlich bestgestellten Teil des Königreichs. Sie zerfallen in drei Gruppen, von denen die nördliche die Inseln Korfu (Kerkyra) und Paxos, die mittlere die Inseln Leukas, Ithaki, Kephallinia und Zakynthos (Zante), vor dem Busen von Patras, umfaßt, während zur südlichen Gruppe die bereits im Ägäischen Meer an der Südspitze des Peloponnes gelegene Insel Kythira (Cerigo) nebst mehreren kleinen Eilanden (Cerigotto, Pori) gehört. Administrativ bilden gegenwärtig die Jonischen Inseln (von Kythira abgesehen, das zu Argolis gehört) die drei Nomen des Königreichs Griechenland:

	Q.-Kilometer	Einwohner (1896)	auf 1 qkm
Kerkyra . . .	1092	124578	114
Kephallinia .	815	83363	102
Zakynthos . .	438	45032	103
Zusammen:	2345	252973	108

Genaueres s. bei den einzelnen Inseln.

[Geschichte.] Durch Homers Gesänge und Odysseus' Irrfahrt im Andenken der spätesten Nachwelt erhalten, blühten die sieben Eilande in alter Zeit als besondere kleine Staaten, doch ohne hervorragende politische Bedeutung. Nur das heutige Korfu, das Scheria der Sage, das Land der Phäaken, das im Altertum Korkyra (Corcyra) hieß, und wo im 8. Jahrh. v. Chr. Korinth eine Kolonie anlegte, wetteiferte bald an Macht und Schiffahrt mit der Mutterstadt. Später, als Griechenland unter Roms Herrschaft gekommen war, verloren die Jonischen Inseln ihre Selbständigkeit und unter Vespasian ihre Freiheit. Bei der Teilung des römischen Reiches 395 n. Chr. fielen sie an das byzantinische Kaisertum. 466 ward Korfu von den Wandalen unter Geiserich und 550 von Ostgoten und slawischen Scharen verheerend heimgesucht; 1147 eroberte es der Normanne Roger von Sizilien, und seitdem gehorchte es den Königen von Neapel. 1401 erkaufte die Republik Venedig den Besitz Korfus für 30,000 Dukaten von Neapel, um die Stadt Korfu als eine Vormauer gegen die Türken zu befestigen, und bemächtigte sich sodann auch der übrigen Jonischen Inseln, die sie durch Provveditoren regieren ließ. Die Jonischen Inseln bildeten damals, nebst den venezianischen Besitzungen auf dem festen Land (in Albanien), die Provinz Levante Veneto. Die vier Jahrhunderte der venezianischen Herrschaft waren für die Inseln nicht glücklich. Die Beamten waren ausschließlich geborne Venezianer, die ihre Stellen nach Möglichkeit zu ihrer Bereicherung benutzten. Die Sprache sank unter dem Überhandnehmen italienischer Formeln und Wendungen zu einem Mischdialekt herab. Nach der Teilung der Republik Venedig 1797 kamen die Inseln an Frankreich; aber schon 1799 bemächtigten sich ihrer die verbündeten Türken und Russen, worauf der Kaiser Paul die alte Freiheit scheinbar wiederherstellte, indem er durch den Vertrag mit der Pforte vom 21. März 1800 den Freistaat der sieben vereinigten Inseln gründete, der, von den Vornehmen des Landes regiert, unter der Hoheit der Pforte stehen und dieser tributär sein sollte. Indes dieser Freistaat, von innern Unruhen und Verfassungskämpfen zerrissen, bestand nicht lange, und nach dem Frieden zu Tilsit (1807) kamen die Inseln wieder an Frankreich; die Jonischen Inseln wurden ein Bestandteil der illyrischen Provinzen. Am 2. Okt. 1809 erschien jedoch eine Abteilung der englischen Flotte vor Zante und verdrängte in kurzem die französische Garnison von sämtlichen Inseln, Korfu ausgenommen. Der erste Pariser Friede von 1814 bestimmte die Abtretung der Republik der Jonischen Inseln an die Alliierten, und diese entschieden 5. Nov. 1815 in Paris dahin, daß die sogen. Sieben Inseln als Vereinigte Staaten der Jonischen Inseln einen unabhängigen Staat bilden und unter das Protektorat Großbritanniens gestellt werden sollten. Die englische Krone ernannte Sir Thomas Maitland zum Lord-Oberkommissar. Dieser bearbeitete nach der ihm erteilten Vollmacht mit einem im Januar 1817 aus den »edlen Herren« berufenen Primärrat von elf Joniern den Verfassungsentwurf, der, der britischen Verfassung nachgebildet, den Rechten aller Klassen Rechnung zu tragen suchte, und ließ denselben von der durch eben jenen Primärrat berufenen Gesetzgebenden Versammlung prüfen. Nachdem der König von England die neue Konstitution genehmigt, trat sie 1. Jan. 1818 in Kraft. Indes, obwohl unter Maitland und seinen Nachfolgern in Korfu eine Universität gegründet, ein Freihafen daselbst angelegt, Straßen gebaut und sonstige Vorkehrungen für die Hebung des geistigen und materiellen Wohls getroffen wurden, konnte sich die englische Herrschaft nicht populär machen. Die Jonier neigten sich mehr und mehr Griechenlands Interessen zu, und das Parlament ließ sogar den Wunsch nach Vereinigung mit Griechenland laut werden, weswegen es wiederholt aufgelöst oder vertagt werden mußte. Als sich jedoch im Juni 1858 selbst der Lord-Oberkommissar Young für die Abtretung der südlichen Inseln an Griechenland aussprach, sandte die englische Regierung Gladstone als außerordentlichen Oberkommissar nach den Jonischen Inseln, um die Beschwerden der Inseln zu prüfen. Als Philhellene allenthalben mit Vertrauen empfangen, über-

nahm er im Januar 1859 auf eine kurze Zeit das Amt eines Oberkommiſſars der Joniſchen Inſeln und eröffnete 25. Jan. zu Korfu das Parlament, das in einer Adreſſe die Königin erſuchte, bei den Mächten eine Abänderung der Verträge von 1815 bezüglich der Joniſchen Inſeln zu beantragen. Die Antwort lautete ablehnend, ebenſowenig führten weitere Verhandlungen zu einer Verſöhnung der Gemüter. Kaum hatte daher die engliſche Regierung im Oktober 1860 die geſchehene Umwälzung im Kirchenſtaat, in Neapel und Sizilien anerkannt, als das Parlament in entſchiedener Sprache die Forderung der Entlaſſung der ſieben Inſeln aus dem engliſchen Protektorat an das engliſche Kabinett ſtellte und gegen drohende Zwangsmaßregeln einen Proteſt bei der Königin erhob. Da endlich erklärte nach der Vertreibung des griechiſchen Königs Otto die engliſche Regierung 10. Dez. 1862 der proviſoriſchen Regierung in Athen, daß es, falls Griechenland einen der Königin von England genehmen König wähle, geneigt ſei, in die Vereinigung der Joniſchen Inſeln mit dem Königreich Griechenland zu willigen, »um letzteres zu ſtärken«, und legte 1. Okt. 1863 durch den Lord-Oberkommiſſar dem neu einberufenen joniſchen Parlament die Bedingungen vor, unter denen jene Vereinigung erfolgen ſolle. Sie wurden ſofort angenommen, und nun unterſchrieben 4. Nov. 1863 die Vertreter ſämtlicher fünf Großmächte in London das Protokoll, durch das England der Schirmherrſchaft über die Joniſchen Inſeln entſagte und dieſelben an Griechenland abtrat. Am 21. Mai übergab der Lord-Oberkommiſſar die Staatsarchive dem Bevollmächtigten des Königs Georg, General Zaimis, der darauf das joniſche Parlament für aufgelöſt erklärte, 6. Juni hielt der König Georg ſeinen Einzug in Korfu, nachdem es 30. Mai der Lord-Oberkommiſſar mit ſämtlichen engliſchen Truppen und Kriegsſchiffen verlaſſen hatte, 31. Juli traten die Deputierten der Joniſchen Inſeln ins griechiſche Parlament ein. Vgl. Bory de Saint-Vincent, Histoire et description des îles Ioniennes (Par. 1823); Liebetrut, Reiſe nach den Joniſchen Inſeln (Hamb. 1850); (Davy) The Ionian Islands under British protection (Lond. 1851) und Storia delle Isole Ionie sotto il reggimento dei repubblicani francesi (daſ. 1860); Pauthier, Les îles Ioniennes pendant l'occupation française et le protectorat anglais (1863); Anſted, The Ionian Islands (Lond. 1863); Kirkwall, Four years in the Ionian Islands (daſ. 1864, 2 Bde.); v. Warsberg, Odyſſeiſche Landſchaften (Wien 1878—79, 3 Bde.); Riemann, Recherches archéologiques sur les îles Ioniennes (Par. 1879, 3 Tle.); Rodocanachi, Bonaparte et les îles Ioniennes, 1797—1816 (daſ. 1899); W. Miller, The Ionian islands under Venetian rule (in der »English Historical Review«, April 1903).

Joniſcher Bauſtil, ſ. Bauſtil und Architektur, [S. 710.

Joniſcher Bund, ſ. Jonier.

Joniſcher Dialekt, ſ. Griechiſche Sprache, S. 331.

Joniſche Republik (Freiſtaat der ſieben vereinigten Inſeln), ſ. Joniſche Inſeln.

Joniſcher Vers, ſ. Jonicus.

Joniſche Schule, umfaßt die von den Häuptern der joniſchen Philoſophie: Thales, Anaximander, Anaximenes und Herakleitos gegründeten Philoſophenſchulen.

Joniſches Meer, urſprünglich Name der Straße von Otranto bei den alten Griechen, ſeit der römiſchen Kaiſerzeit der zwiſchen der Weſtküſte von Albanien und Griechenland einerſeits, der Oſtküſte von Kalabrien anderſeits ſich ausbreitende Teil des Mittelmeers mit den Joniſchen Inſeln und (ſüdlich vom Peloponnes) der größten Tiefe des Mittelmeers (4404 m). Unter den zahlreichen Einbuchtungen ſind die Golfe von Tarent, Patras, Korinth, Arkadia und Arta die wichtigſten. S. Karte »Griechenland«.

Joniſche Tonleiter, ſ. Griechiſche Muſik, S. 329, und Kirchentöne.

Joniſierung der Luft, Erzeugung einer eigenartigen elektriſchen Leitfähigkeit der Luft, die auf Bildung von Jonen zurückgeführt wird. Beiſpielsweiſe erfüllt ſich die Luft in der Nähe einer Spitze, aus der poſitive Elektrizität ausſtrömt (elektriſcher Wind, ſ. Elektriſche Entladung, S. 610) mit poſitiven Jonen und erhält infolgedeſſen ein unipolares Leitungsvermögen, inſofern ein negativer Konduktor in ihr ſeine Ladung verliert, wie wenn die Luft leitend wäre, während ein poſitiver ſeine Ladung wie in vollkommen iſolierender ionenfreier Luft behält. Umgekehrt unipolar leitet negativ elektriſcher Wind. Die Miſchung von poſitivem und negativem Wind, die bei Anwendung einer poſitiven und einer negativen Spitze entſteht, entladet ſowohl einen poſitiven wie einen negativen Konduktor ähnlich wie ein Elektrolyt. Derart ioniſierte Luft, die beide Arten von Jonen in gleicher Menge enthält, entſteht auch an der Oberfläche hellglühender Körper, bei Flammen, bei Beſtrahlung geeigneter Körper mit ultraviolettem Licht (infolge der Bildung von Kathodenſtrahlen), beim Durchdringen von Lenard-, Röntgen- und Becquerelſtrahlen durch die Luft und insbeſ. in Vakuumröhren durch ſogen. Jonenſtoß. Bringt man ioniſierte Luft zwiſchen entgegengeſetzt geladene Konduktoren (Elektroden), ſo verlieren beide an Ladung, d. h. es entſteht, wenn dieſe fortwährend ergänzt wird und auch die Joniſierung etwa durch Einwirkung von Radiumſtrahlen konſtant erhalten wird, ein dauernder Strom, wie beim Einbringen der Elektroden in einen Elektrolyten. Erhöht man aber die Spannung immer mehr, ſo wächſt die Stromſtärke nicht entſprechend dem Ohmſchen Geſetz, ſondern nähert ſich einem Grenzwert (Sättigungs- oder Grenzſtrom), da immer mehr Jonen durch den Strom der Luft entzogen werden, während (konſtante Beſtrahlung vorausgeſetzt) die Zahl der ſich neubildenden gleich bleibt. Erſt bei abnormer Steigerung der Spannung tritt abermals Anwachſen der Stromſtärke ein und zwar äußerſt raſch, da infolge der zunehmenden elektriſchen Kraft die Jonen ſo hohe Geſchwindigkeiten annehmen, daß ſie beim Auftreffen auf neutrale Moleküle (durch Jonenſtoß) neue Jonen erzeugen, die ſelbſt wieder aus gleichem Grund abermals zur Entſtehung neuer Jonen Anlaß geben. Den ſo entſtehenden Strom nennt man ſelbſtändigen Strom im Gegenſatz zu dem unſelbſtändigen vor Erreichung des Grenzſtroms. Die Zahl der in der Volumeneinheit Luft vorhandenen Jonen (poſitive, bez. negative Joniſation) kann dadurch beſtimmt werden, daß man die Luft mit Feuchtigkeit ſättigt, ſodann durch plötzliche Druckverminderung Überſättigung hervorruft und die Zahl der ſich bildenden Nebeltröpfchen feſtſtellt. Da die Jonen als Kondenſationskerne dienen, alſo jedes Tröpfchen ein Jon enthält, iſt die Jonenzahl gleich der Tröpfchenzahl. Auf dieſem Wege läßt ſich auch die Ladung ſolcher Gasionen feſtſtellen, wobei ſich ergibt, daß ſie dieſelbe iſt wie die der Jonen bei der Elektrolyſe von Flüſſigkeiten. Letztere müſſen als Verbindungen von materiellen Atomen (mit wahrer, wägbarer Maſſe)

und von Elektronen (mit scheinbarer, elektromagnetischer Masse) betrachtet werden, derart, daß die Zahl der vorhandenen Elektronen der der Valenzen (Wertigkeiten) entspricht. Bei den Gasionen liegen die Verhältnisse komplizierter und sind noch nicht völlig aufgeklärt. Speziell beim gewöhnlichen elektrischen Wind scheinen sich sogen. Molionen zu bilden, durch Verdichtung von Luftmolekülen auf den Elektronen hervorgegangene größere Komplexe. In sehr verdünnter Luft vermögen sich umgekehrt die Elektronen als Kathodenstrahlen (Kanalstrahlen?) frei zu bewegen, ohne an materielle Atome gebunden zu sein. Wird ionisierte Luft sich selbst überlassen, so tritt allmählich Vereinigung der positiven und negativen Elektronen ein (Molisierung), d. h. die Leitfähigkeit verschwindet. Da neben der Ionisation stets Molisierung nebenhergeht, kann ein bestimmter Ionisator (z. B. Radium) die Ionisation nicht über eine gewisse Größe bringen. Einen Apparat zur Bestimmung der Leitfähigkeit der Luft, der spezifischen Ionenzahl und Ionengeschwindigkeit für meteorologische Zwecke konstruierte Gerdien.

Jonōn $O_{13}H_{20}O$ entsteht aus dem im Zitronenöl enthaltenen Aldehyd Citral $C_{10}H_{16}O$, das sich beim Behandeln mit Barytwasser und Aceton zu Pseudoionon kondensiert. Letzteres geht bei Einwirkung verdünnter Säuren in isomeres J. über. Dies besitzt Veilchengeruch und kommt als 10proz. alkoholische Lösung in den Handel. 8—10 g der Essenz geben mit 1 kg Alkohol kräftige Veilchenessenz. J. ist isomer mit dem Iron der Veilchenwurzel, es siedet unter einem Druck von 10 mm bei 128°.

Jonten, s. Jon.

Jophon (spr. i-o-), Sohn des Sophokles und selbst tragischer Dichter (s. Sophokles).

Jos (Nios), eine der Kykladen im Ägäischen Meer, südlich von Naxos, 17 km lang, bis 8 km breit, 120 qkm groß und 735 m hoch, aus Granit und kristallinischen Schiefern aufgebaut, bringt Öl, Baumwolle, Wein und Getreide hervor und betreibt auch Viehzucht. Die Joten gelten für tüchtige Seefahrer. Die Stadt J., auf der Südwestküste, hat einen sichern Hafen und (1896) 2171 Einw. J. galt im Altertum als Begräbnisort Homers.

Jota, griech. Name des Buchstaben i (ι); wegen der Kleinheit desselben auch soviel wie etwas sehr Kleines (»nicht ein J.!«).

Jotazismus, bisweilen soviel wie Itazismus (s. d.).

Jowa (spr. ai-owa, abgekürzt Ia. oder Io.), Staat der nordamerikan. Union, erstreckt sich mit 145,099 qkm Fläche zwischen 40° 20′—43° 30′ nördl. Br. und 90° 12′—96° 38′ westl. L. (s. die Karte »Vereinigte Staaten«) vom obern Mississippi westwärts bis zum Missouri, umgrenzt von Minnesota (im N.), Wisconsin und Illinois (im O.), Missouri (im S.) und Nebraska und Süddakota (im W.). Als Teil des obern Mississippibeckens hat es eine ziemlich gleichmäßig gegen SO. geneigte ebene oder flachhügelige Oberfläche, die nur auf der Wasserscheide zwischen dem Missouri bis 475 m, im Durchschnitt aber 330 m ü. M. liegt. Einen wirklichen Berg gibt es nirgends, die Stromufer begleiten aber vielfach steile und malerisch gestaltete sowie von engen Schluchten durchsetzte Wände (Bluffs) bis zu 180 m Höhe, oft von Eichenwaldungen gekrönt. Die Felsenunterlage des Landes gehört der paläozoischen Formation an. Der nordöstliche Teil, wo Silur und Devon vorherrschen, ist reich an Blei, den südlichen und westlichen Teil nimmt die Kohlenformation ein, die fast bis zur Südostecke des Landes am Mississippi reicht und auf 47,000 qkm abbauwürdige, wenn auch im allgemeinen nicht sehr mächtige Brennstoffflöze enthält. Der oberflächliche Boden ist glazialen Ursprungs, und wie in Illinois herrschen tiefgründige Schwarzerde und fruchtbarer Löß und Lehm vor. Von den Flüssen ist nur der Mississippi gut schiffbar. Der Des Moines, der die natürliche Mittellinie des Staatsgebietes bildet, und der Jowa River (s. d.) mit dem Red Cedar River sowie auch der Missouri (s. d.) wurden zwar früher unter Schwierigkeiten auf beträchtlichen Strecken befahren, sind aber im Eisenbahnzeitalter als Schiffahrtsstraßen vollständig aufgegeben. Dagegen bieten ihre Schnellen an verschiedenen Orten (bei Cedar Falls, Cedar Rapids, Ottumwa ꝛc.) ausgiebige Wasserkräfte. Im NW. finden sich zahlreiche Seen als Nachwirkung der Eiszeit. Das Klima ist gemäßigt und für den Ackerbau äußerst günstig, wie überhaupt J. zu den gesündesten Staaten der Union gehört. Der Pfirsich blüht Mitte April, der Weizen reift im August. Die Winter sind indessen durch häufige Nord- und Nordwestwinde streng. Die mittlere Jahrestemperatur von Des Moines beträgt 9,2°, die Julitemperatur 23,6°, die Januartemperatur —8,1°, die jährliche Regenmenge 822 mm. Im Winter sind 30—40° Kälte, im Sommer 38—42° Hitze nirgends selten. Die Besiedelung begann zwar durch Julien Dubuque bereits 1788, kam aber erst nach 1830 wirklich in Fluß. 1840 zählte J., das 1846 zum Staat erhoben wurde, erst 43,112 Seelen, 1850 aber 192,214, 1860: 674,913, 1880: 1,624,615 und 1900: 2,231,830. Männliche Personen gab es 1900: 1,156,849, weibliche 1,075,004, weiße 2,218,667, farbige 12,693, Indianer 382, Chinesen 104, im Ausland Geborne 305,920 (darunter 123,162 in Deutschland). Die Volksschulen hatten 1902: 29,073 Lehrer und 560,173 Schüler; unter den 25 höhern Schulen mit 659 Lehrern und 3552 männlichen und 2513 weiblichen Studierenden sind hervorzuheben das Cornell College zu Mount Vernon, die Drake-Universität zu Des Moines, die Jowa-Staatsuniversität in der Stadt J. und eine Ackerbau- und Industrieschule bei Ames. Es erscheinen 1060 Zeitungen. Dem Religionsbekenntnis nach zählte man 1890: 473,324 Katholiken unter Bischöfen in Davenport und Dubuque, die Protestanten sind in verschiedene Bekenntnisse zersplittert. An Wohltätigkeitsanstalten bestehen staatlicherseits 2 Irrenanstalten, eine Anstalt für Geistesschwache, eine Blinden-, Taubstummen- und Besserungsanstalt; es gibt 2 Zuchthäuser. Ackerbau und Viehzucht sind die hervorragendsten Beschäftigungen. Farmen gab es 1899: 228,622 mit einem gesamten Kulturareal (improved land) von 11,960,000 Hektar, 6,770,000 Hektar Getreidefläche und 593,978,358 Bushels Körnerfruchtertrag, so daß J. neben Illinois weitaus der erste Ackerbaustaat der Union ist. Mais erbaute man auf 3,9 Mill. Hektar 383,453,190 Bushels, Weizen auf 676,000 Hektar 22,769,440 Bushels, Hafer auf 1,9 Mill. Hektar 168,364,170 Bushels, Gerste auf 250,000 Hektar 18,059,060 Bushels, Roggen auf 36,000 Hektar 1,179,970 Bushels, Kartoffeln auf 70,000 Hektar 17,305,919 Bushels, Bataten auf 10,500 Hektar 2,662,660 Bushels. Von Obstsorten gedeiht der Apfel am besten (1899: 6,9 Mill. Bäume und 3,1 Mill. Bushels), aber auch Pflaumen (1,3 Mill. Bäume) und Wein (2 Mill. Stück und 7,4 Mill. Pfd. Trauben) fehlen nicht. Der Tabakbau ist geringfügig. Der Viehstand betrug 1900: 1,547,348 Pferde, 61,584 Maultiere und Esel, 5,447,510 Rinder, 1,059,575 Schafe und 9,851,929 Schweine. In der Schweine-

zucht überragt J. alle andern Staaten sehr weit, in der Rinderzucht wird es nur von Texas übertroffen und in der Zahl der Milchrinder (1,479,676) nur von New York. Die Kohlenförderung war 1902 auf 5,4 Mill. Ton. gestiegen, und der alte Bleibergbau von Dubuque ist noch immer namhaft. Die Industrie ist im Aufschwunge begriffen, 1900 mit 14,819 Betrieben, 58,553 Arbeitern und Erzeugnissen im Werte von 164,617,877 Doll. Von hauptsächlicher Bedeutung sind die Versandschlächterei (20 Betriebe und für 25,3 Mill. Doll. Produkte), die Butter- und Käsefabrikation (907 Betriebe, 15,8 Mill. Doll. Produkte), dazu die Müllerei, Wagen- u. Ackergerätefabrikation, Sägeholzverarbeitung ꝛc. Dem Verkehr dienen (1902) 14,672 km Eisenbahnen und der Mississippi. Nach der Verfassung von 1857 wird der Gouverneur vom Volk auf 2 Jahre gewählt, ebenso der Senat (50 Mitglieder) auf 4, der Gesetzgebende Körper (legislature; 100 Mitglieder) auf 2, die Richter auf 6 Jahre. In das Repräsentantenhaus der Union entsendet der Staat 11 Mitglieder; bei der Wahl des Präsidenten hat er 13 Stimmen. Der Steuerwert von J. betrug 1902: 558,462,588, die öffentliche Schuld 10,937 Doll. Eingeteilt wird der Staat in 99 Grafschaften; Hauptstadt ist Des Moines. — J. hat seinen Namen vom Fluß J. und ist aus dem 1803 von Frankreich an die Union verkauften Territorium gebildet worden. Der französische Kanadier Dubuque hatte 1776 die erste Ansiedelung daselbst gegründet. Bis 1823 war J. ein Teil des großen Missouriterritoriums, seit 1836 des Territoriums Wisconsin, erhielt 1838 eine eigne Territorialregierung und wurde 1846 als Staat in die Union aufgenommen. Vgl. Gue, History of I. (New York 1904).

Jowa City (spr. ajowa ßitti), Hauptstadt der Grafschaft Johnson des nordamerikan. Staates Jowa, auf hoher Uferwand des Jowa River, ist Sitz der Staatsuniversität (163 Dozenten, 1442 Studierende, 68,000 Bibliothekbände) und Staatsbibliothek, mit Handelsschule, Fabriken, Produktenhandel und (1900) 7987 Einwohnern.

Jowa River, westlicher Nebenfluß des Mississippi im nordamerikan. Staat Jowa, 480 km lang, früher von kleinen Dampfern bis Jowa City, 130 km oberhalb der Mündung, befahren, jetzt nur durch seine Schnellen und Wasserkräfte nutzbar, ebenso wie sein linker wasserreicherer Nebenfluß Red Cedar, der sich 48 km oberhalb der Mündung mit ihm vereinigt.

Jpeh, Münze, s. Dong.

Jpek (serb. Petsch), Hauptort eines Liwa im europäisch-türk. Wilajet Kossowo, 536 m ü. M., am Südostfuße der Nordalbanischen Alpen und an der Bistritza (Nebenfluß des Weißen Drin), am Westrande der Metojaebene gelegen, mit Obst-, Tabak- und Maulbeerpflanzungen, Seidengewinnung und 15—18,000 Einw., zu vier Fünftel mohammedanische Albanesen und arnautisierte Serben. Das dortige Kloster war bis 1690 Residenz der serbischen Patriarchen.

Jpekakuanha, s. Uragoga.

Jphianassa, s. Iphigenie.

Iphigenie (Iphigeneia, bei Homer Iphianassa), Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra. Als die Griechen in Aulis durch widrige Winde von der Agamemnon zürnenden Artemis an der Fahrt nach Troja gehindert werden, erklärt der Seher Kalchas, nur durch Opferung Iphigeniens könne die Göttin versöhnt werden. Nach langem Sträuben läßt Agamemnon, durch Menelaos bestimmt, die Tochter unter dem Vorgeben der Vermählung mit Achilleus ins Lager kommen. Beim Opfer setzt Artemis an ihre Stelle eine Hirschkuh und entrückt sie selbst ins Land der Taurier, wo sie als Priesterin der Artemis alle ankommenden Fremdlinge opfern muß. Als Orestes mit Pylades auf Geheiß des Orakels kommt, um das Bild der Artemis zu entführen, soll auch er geopfert werden; J. aber entdeckt in ihm den Bruder und folgt ihm mit dem Bild. In Delphi mit J. zusammentreffend, will ihre Schwester Elektra sie als vermeintliche Mörderin des Orest blenden; aber dessen Dazwischenkunft rettet sie. Das Artemisbild soll sie nach Brauron (Attika) gebracht haben und dort als Priesterin gestorben und begraben sein; aber auch in Sparta zeigte man das Bild und in Megara ihr Grab. Nach andrer Sage soll sie von Artemis unsterblich gemacht, unter dem Namen Orsilochia mit Achilleus vermählt auf der Insel Leuke fortleben. Vermutlich ist J. ursprünglich ein Beiname der Mondgöttin Artemis (s. d.), aus dem sich die Person der Priesterin herausgebildet hat. Ihr Schicksal ist Gegenstand der Dramen des Euripides: »J. in Aulis« und »J. in Taurien«, die für die Fassung der Sage maßgebend geworden sind. Auf ihnen beruhen Racines »Iphigénie«, Glucks Opern »Iphigénie en Aulide« und »Iphigénie en Tauride« u. Goethes »J. auf Tauris«. Berühmt war im Altertum das die Opferung der J. darstellende Gemälde des Timanthes, auf das ein pompejanisches Wandgemälde aus der Casa del poeta tragico vermutlich zurückgeht. Vgl. Jacobson, De fabulis ad Iphigeniam pertinentibus (Königsb. 1888); R. Förster, Iphigenie (Bresl. 1895); Thümen, Die Iphigeniensage in antikem und modernem Gewande (2. Aufl., Berl. 1895).

Iphikles, Sohn des Amphitryon und der Alkmene, Halbbruder des Herakles, Vater des Jolaos, war Teilnehmer an der kalydonischen Jagd und mehreren Unternehmungen des Herakles. Bei einer derselben verwundet, starb er in Pheneos, wo er als Heros verehrt ward.

Iphiklos, in der griech. Sage Sohn des Phylakos aus Phylake in Thessalien, Vater des Podarkes und Protesilaos, von sprichwörtlicher Schnellfüßigkeit, Teilnehmer am Argonautenzug und an den Leichenspielen des Pelias, wo er im Wettlauf den Sieg davontrug. Über seine Krankheit und Heilung s. Melampus.

Iphikrátes, Feldherr der Athener, ward trotz seiner niedern Herkunft als 20jähriger Jüngling zum Befehlshaber über die für den korinthischen Krieg gegen Sparta (395—387) angeworbenen Truppen ernannt und organisierte sie zu einer neuen Truppengattung, die Peltasten, die, mit kleinem runden Schild, leinenem Panzer, Gamaschen (Iphikratiden) statt Beinschienen, langer Lanze und großem Schwert bewaffnet und durch Zucht und Übung zu taktischer Geschicklichkeit ausgebildet, sowohl im kleinen Kriege verwendbar als der spartanischen Phalanx gewachsen waren. Bald waren sie eine gefürchtete Macht. J. besiegte mit ihnen 390 die Spartaner bei Sikyon, besetzte Akrokorinth und beherrschte den Isthmus, bis ihn die Athener in seinem Streit mit Argos im Stiche ließen. Er ging daher mit 1200 Peltasten nach dem Hellespont, wo er 389 den Spartaner Anaxibios bei Abydos aufs Haupt schlug, und unternahm nach dem Frieden des Antalkidas Kriegszüge gegen die Thraker, unter andern gegen den König Kotys, mit dem er dann aber ein Bündnis schloß, und dessen Tochter er heiratete. Ein Feldzug nach Ägypten, wo er den Pharnabazos in der Wiedereroberung des abgefal-

lenen Landes unterstützen sollte (379), hatte keinen Erfolg, er kehrte 374 nach Athen zurück und erhielt mit Kallistratos und Chabrias den Oberbefehl über eine Flotte von 70 Schiffen, mit der er 372 das von dem Spartaner Mnasippos bedrängte Korkyra entsetzte, neun syrakusische Schiffe eroberte und die feindlichen Küsten brandschatzte. Einer Schlacht mit Epameinondas, gegen den er den bedrängten Spartanern zu Hilfe geschickt war (369), wich er aus. Bei Beginn des Bundesgenossenkrieges vereinigte sich J. an der Spitze von 60 Schiffen 357 mit der von Chares befehligten gleich starken Flotte, weigerte sich indes, im Kanal von Chios bei heftigem Sturm eine Schlacht zu wagen, wie Chares verlangte, wurde von diesem des Verrats beschuldigt und 356 von der Strategie abgerufen. Nach dem Frieden der Bestechung angeklagt, wurde er zu einer Geldbuße verurteilt und begab sich nach Thrakien, wo er um 353 starb. Vgl. Rehdantz, Vita Iphicratis, Chabriae, Timothei (Berl. 1845).

Iphimedeia, Mutter der Aloaden (s. d.).

Iphitos, 1) nach griech. Sage Sohn des Eurytos (s. d.), Freund des Herakles, der ihn im Wahnsinn oder aus Rache für eine Beleidigung von der Zinne seiner Burg in Tiryns stürzte. Vgl. Herakles, S. 185.

2) J. von Elis, Neubegründer der Olympischen Spiele und Stifter des Gottesfriedens für die Festzeit.

Iphofen, Stadt im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Scheinfeld, am Steigerwald und an der Staatsbahnlinie Passau-Nürnberg-Würzburg, 252 m ü. M., noch von Mauern und Türmen umgeben, hat eine 1590 erbaute gotische kath. Kirche, Rettungshaus, Malzfabrik, Steinhauerei, Dampfgipsmühle, Bierbrauerei und (1900) 1733 meist kath. Einwohner. In der Nähe liegt Schloß Schwanberg (Schwamberg, 475 m) auf einem Ausläufer des Steigerwaldes mit schöner Aussicht, jetzt Luftkurort. J., das schon im 8. Jahrh. erwähnt wird, erhielt 1323 Stadtrechte. Es gehörte bis 1803 zum Hochstift Würzburg.

Ipiales, Stadt im Staat Cáuca der Republik Kolumbien, an der Südgrenze unfern des Rio Males und an der Straße von Bogotá nach Quito, 3081 m ü. M., mit höherer Schule und (1870) 10,058 Einw.

Ipoly (spr. ippoly), Fluß, s. Eipel.

Ipolyi (spr. ippolji, früher Stummer), Arnold, ungar. Kulturhistoriker, geb. 18. Okt. 1823 in Ipoly-Keszi (Honter Komitat), gest. 2. Dez. 1886 als Bischof von Großwardein. J. hat sich um die Auffindung und Rückerwerbung der Corvina in Konstantinopel große Verdienste erworben. Sein bahnbrechendes, in Zohor (Preßburger Komitat) verfaßtes Hauptwerk: die 1854 (in ungar. Sprache) erschienene »Ungarische Mythologie«, rief einen lebhaften literarischen Streit mit A. Ipolyi (s. d.) hervor. Er schrieb ferner (gleichfalls ungarisch): »Michael Veresmartys Leben und Werke« (1879), ein Zeitbild aus der Gegenreformation; »Kunsthistorische Beschreibung der heiligen ungarischen Krone und der ungarischen Krönungsinsignien« (1885); »Geschichte der mittelalterlichen monumentalen Kunst in Ungarn« (1863) sowie zahlreiche Abhandlungen geschichtlichen und kunsthistorischen Inhalts, darunter einige in deutscher Sprache. Seine Biographie schrieb A. Pór (in ungar. Sprache, Preßb. 1886). Vgl. W. Fraknói, Denkrede auf J. (Jahrbücher der Akademie, Bd. 17).

Ipolyság (spr. ippolj-schâg), Großgemeinde, Sitz des ungar. Komitats Hont, an der Eipel und den Staatsbahnlinien Csata-Balassa Gyarmat und J.-Karpfen, mit Gerichtshof, Finanzdirektion und (1901) 3720 magyarischen (meist römisch-kath.) Einwohnern.

Ipomoea *L.* (Trichterwinde), Gattung der Konvolvulazeen, windende, aufrechte oder niederliegende Kräuter, selten Sträucher, mit ganzen oder gelappten, fuß-, hand- oder fiederförmig eingeschnittenen Blättern, achselständigen, sehr verschieden gefärbten, teller-, trichter- oder glockenförmigen, meist einzeln oder in dichasischen, büscheligen, doldigen bis kopfigen, meist gestielten Blütenständen angeordneten Blüten und zweifächerigen, vier- oder sechssamigen Kapseln. Etwa 300 Arten in allen tropischen und wärmern Gebieten, zwei in Südeuropa. I. Batatas *Lam.* (Batate, süße Kartoffel, Knollenwinde, Camote, in Ostindien Jedicu, Kappa Kelengu, in Peru Apichu genannt), s. Tafel »Nahrungspflanzen I«, Fig. 4. Die Kultur der Bataten erfordert in den heißen und warmen Ländern nur wenig Arbeit. Sie wachsen in jedem Boden, sind aber dankbar für ausgiebige Düngung. Man legt die Knollen in Abständen von 1 m in Löcher, pflanzt sie gern als Zwischenfrucht auf Feldern, die zum zweitenmal Mais tragen, und wählt die Zeit, wo der Mais 30—40 cm hoch ist und als Schattenpflanze dient. Nach zwei Monaten wird der Mais geerntet, die Batate aber nach fünf Monaten, und man sät daher oft noch einmal Mais zwischen die Bataten. Behackung ist nicht erforderlich. Bei der Ernte nimmt man die Knollen unter möglichster Schonung der Pflanzen heraus. Diese setzen fortdauernd neue Knollen an, und die Felder werden oft erst nach 2—3 Jahren erneuert. In Deutschland läßt sich die Batate nur im Mistbeet ziehen. Die Batate wurde 1519 bekannt, wo Pigafetta über ihre Kultur in Brasilien berichtete; bald darauf ward sie in Spanien eingeführt, und von dort und den Kanaren kam sie noch vor der Kartoffel nach England. Man baut sie gegenwärtig in Indien, China, Japan, auf dem Malaiischen Archipel ꝛc., dann sehr allgemein in Amerika, in Alabama, Texas, Carolina, selbst bis New York. Auch auf den Kanaren, auf Madeira und in Nordafrika wird sie kultiviert, ebenso in Südeuropa, wo sie indes doch nicht recht gedeiht. I. chrysorrhiza *Soland.* (Kumarapflanze) wird seit alter Zeit auf Neuseeland kultiviert. I. pescaprae *Sw.*, in Westindien und Mittelamerika, auch auf Ceylon, eine Strandpflanze mit an der Spitze öfters kurzen, zweilappigen Blättern, wird zum Festlegen des Sandes angepflanzt. Eine mexikanische Art, Ololiuhqui (Cohuaxihuatl, Schlangenkraut), mit windendem Stengel, herzförmigen Blättern, langen, weißen Blüten und runden Samen, liefert in der Abkochung des Samens ein Getränk, das von den alten Mexikanern benutzt wurde, um sich in religiöse Ekstase und prophetischen Wahnsinn zu versetzen. Die Pflanze galt als heilig, und die Samen wurden den Göttern geopfert. Mehrere Arten, besonders die einjährige I. purpurea *Lam.* (Gartenwinde) aus Nordamerika, mit behaartem, windendem Stengel, herz-eiförmigen Blättern und zu 1—5 stehenden, violetten u. purpurn gestreiften oder auch ganz purpurnen oder weißen Blüten, werden in vielen Varietäten als Zierpflanzen kultiviert, die ausdauernden in Gewächshäusern. I. Purga *Hayne*, soviel wie Exogonium Purga *Benth.*

Ips, Stadt, s. Ybbs.

Ipsara, türk. Name der Insel Psara (s. d.).

Ipse fecit (lat.), er selbst hat es gemacht.

Ipser Tiegel, s. Schmelztiegel.

Ipsissima verba (lat.), die eigensten Worte.

Ipso facto (lat.), durch die Tat selbst.

Ipso jure (lat., »durch das Recht selbst«), in Gemäßheit des Rechts, schon an und für sich.

Ipsos, kleine Stadt in Phrygien, berühmt durch die Schlacht 301 v. Chr., in der Antigonos von den Heeren des Kassandros, Lysimachos, Ptolemäos und Seleukos besiegt und getötet wurde. J. lag in der Nähe des heutigen Tschai.

Ipswich (spr. ippswitsch), 1) Stadt und besondere Grafschaft im südöstlichen England, hübsch gelegen am schiffbaren Orwell, oberhalb seiner Mündung, ein unregelmäßig, z. T. eng gebauter, aber rasch sich entwickelnder Ort mit schönen Gebäuden in den neuen Stadtteilen, hat 14 anglikan. Kirchen (darunter St. Margaret's in gotischem Stil, St. Mary-le-Tower, 1860—68 neuerbaut), mehrere kath. Kirchen und zahlreiche öffentliche Gebäude, unter denen das Stadthaus, Gerichtshaus, 2 Kasernen, die Kornbörse, das Postamt, die Markthalle hervorzuheben sind. Die Stadt besitzt außerdem eine alte lateinische Schule, eine Bibliothek, ein naturhistorisches Museum, 2 Theater, eine Irrenanstalt und mehrere Parke. Den Fluß entlang erstrecken sich Kais, und ein großes Dock läßt Schiffe von 5 m Tiefgang zu. J. zählt (1901) 66,630 Einw. und hat Fabriken für die Herstellung von Korsetten und Kleidern, Schuhen, Maschinen, Eisen- und Stahlwaren, künstlichem Dünger, dann Tabakfabriken u. a. Zum Hafen gehören (1903) 115 Seeschiffe von 7093 Ton. und 109 Fischerboote. Wert der Einfuhr vom Ausland (1903) 509,325 Pfd. Sterl., der Ausfuhr britischer Produkte 26,866 Pfd. Sterl. J. gehörte bis 1888 zur Grafschaft Suffolk. Es war Geburtsort des Kardinals Wolsey. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat Massachusetts, Grafschaft Essex, 5 km von der Mündung des Ipswichflusses in den Atlantischen Ozean, mit Irrenhaus, höhern Schulen, Baumwoll-, Woll- und Schuhwarenfabriken und (1900) 4658 Einw. — 3) Stadt des britisch-austral. Staates Queensland, an dem in den Brisbanefluß fallenden, mit Dampfern befahrenen Bremer und der großen Westbahn, mit Hospital, Irrenhaus, Woll- und Baumwollweberei und (1901) mit den Vorstädten 15,246 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Ipurina, Indianerstamm in Südamerika, am obern Purus, zu den Arowaken (s. d.) gehörig. Vgl. Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens (Berl. 1891).

Ipurüma, s. Mauritia.

Iput, Fluß in Rußland, entspringt südlich von Roßlawl im Gouv. Smolensk, fließt dann in südwestlicher Richtung durch das Gouv. Tschernigow und mündet nach 370 km langem Lauf bei Homel im Gouv. Mohilew in den Sosch, einen Nebenfluß des Dnjepr. Die Ufer sind niedrig und sumpfig, der Boden schlammig. Obgleich der Fluß nur 1—1,5 m tief und 10—30 m breit ist, überschwemmt er doch die Ufer im Frühjahr auf 4 km Weite.

Iquique (spr. ikke), Hauptstadt der chilen. Provinz Tarapacá, an einer geräumigen und sichern Bucht des Stillen Ozeans, unter 20° 12′ südl. Br., in einer öden, wasserlosen Salzsteppe, zu der das Trinkwasser aus der 160 km entfernten Kordillere geleitet werden muß, hat meist ungepflasterte Straßen mit Holztrottoirs und hölzerne, unansehnliche Häuser, selbst Kirchen und ein Theater aus Holz, ist Sitz eines deutschen Konsuls und hat (1900) 42,440 Einw., annähernd die Hälfte der ganzen Provinz. J. ist der Mittelpunkt des Salpeterhandels; die zu den Gruben des Innern führende »Salpeterbahn« führt bis zum Hafen Pisagua im Norden von J. 1892 wurden ausgeführt 17,479,607 Quintales Salpeter (3,377,540 nach Hamburg), 11,459 Quintales Jod (3860 nach Hamburg), für 3,262,440 Pesos Silber, für 49,000 Pfd. Sterl. Schwefelsilber u. a. Die lange Zeit überaus ergiebige Silbermine von Huantajaya ist jetzt fast aufgegeben. Eingeführt werden Steinkohlen, Säcke, Eisen, Maschinen, Holz. Außer den europäischen Dampfern verkehrten hier 1892: 311 Segelschiffe von 273,878 Ton. (54 deutsche von 70,285 T.). Die Stadt litt wiederholt, 1868 u. 1877, durch Erdbeben, wurde 1875 und 1880 fast ganz durch Feuer zerstört, hat heute aber ein fast großstädtisches Aussehen.

Iquitos (spr. ikitos), erst 1862 gegründete Hauptstadt des peruan. Depart. Loreto, am Amazonenstrom, mit 5000 Einw., hat lebhaften Dampferverkehr sowie Ausfuhr von Fischen, Hüten, Tabak, Kaffee, Kautschuk ꝛc. und ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Ir, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Iridium.

Ira, Bergfeste, s. Eira.

Irade (das, arab., »Wille«), in der Türkei Bezeichnung der Kabinettsorder des Sultans, die aus der Kanzlei des Palastes direkt an den Großwesir ergehen. Die weitere Bekanntmachung derselben liegt dem Großwesir ob. J. unterscheidet sich von Hatt (richtiger Chatt) nur insofern, als letzteres sich nicht an den Wesir allein, sondern an das ganze Volk richtet. Vgl. Hatti-scherif und Fermân.

Ira furor brevis est (lat.), »der Zorn ist eine kurze Raserei«, Zitat aus Horaz' »Episteln« (I, 2, 62).

Irak Adschmi, frühere pers. Provinz, das ganze Zentrum des Landes umfassend, grenzte nördlich an Aserbeidschân, Gilan und Masenderan, östlich an Chorasan, südlich an Kirman, Farsistan und Chusistan, westlich an Luristan und Ardilan. Neuerdings ist das Gebiet nach den größern Städten in etwa 20 einzelne Bezirke geteilt worden.

Irak Arábi, Landschaft im SO. der asiat. Türkei, den Süden des heutigen Wilajet Bagdad und den Norden von Basra umfassend, bildet eine weite Ebene am untern Euphrat und Tigris, die sich hier zum Schatt el Arab vereinigen. Das Land ist westlich vom Euphrat Sandwüste, sonst aber, besonders an den Flußufern, Sumpf- und fruchtbares, aber wenig angebautes Marschland; doch standen hier im Altertum und Mittelalter Hauptstädte weit herrschender Reiche, und das Land erfreute sich der üppigsten Bodenkultur. Die arabischen Nomadenstämme, gegen 100, leben meist in großer Dürftigkeit; die wichtigsten sind die Beni-Schammar, Beni-Lam, Delim, Montefik, Zobeid, Chazail und Beni-Hakim. Die bedeutendsten Städte sind Bagdad, Basra und Meschhed Ali, Hauptheiligtum der schiitischen Perser. S. Karte »Persien«.

Irakli (Heraklius), Name georgischer Könige, s. Erekle.

Iran (Eran), das große vorderasiatische Tafelland südlich des Hindukusch und des Elburz vom Indus im O. bis zum Tigris im W., gegen S. bis an den Persischen Meerbusen u. das Indische Meer reichend und 2,700,000 qkm groß, das politisch in die Länder Afghanistan mit Kafiristan, Belutschistan und Persien zerfällt; welch letzteres die Benennung J. offiziell für sich allein beansprucht. Die Bewohner bilden den iranischen Zweig des indogermanischen Urvolkes (s. Arier). In den Pehlewi-Inschriften des Sasaniden Shapur I. (241—272) heißt das Land Airan (Aryan), d. h. Land der Arier, im Gegensatz zu Aneran (Anairan, Anaryan): Land der Nichtarier; letzteres heißt seit Firdosi Turan. Strabon faßt unter Ariana die Provinzen Gedrosien, Drangiana, Arachosien, Parapanisos, Aria, Parthien und Karmanien zusammen. Über die neuere Erforschung

Irans s. Asien, S. 872. Vgl. Spiegel, Eranische Altertumskunde (Leipz. 1871—78, 3 Bde.); v. Gutschmid, Geschichte Irans von Alexander d. Gr. bis zum Untergang der Arsakiden (Tübing. 1888).

Irani, einheimischer Name für Perser.

Iranier, Gruppe von Völkern, die Iranische Sprachen (s. d.) sprechen. Den Grundstock bildeten im Altertum die Meder und Perser sowie die Bewohner der als Ariana bezeichneten Provinzen des persischen Reiches. Heute gehören dazu die Perser (s. Tafel »Asiatische Völker II«, Fig. 15) nebst den in Persien und Ostindien zerstreuten Parsen und den Tadschik, der Persisch redenden, Ackerbau und Handel treibenden Bevölkerung von Afghanistan, Belutschistan und Turkistan, dann die Kurden und Luren, die Afghanen, die Osseten im Kaukasus, die Tat in der Provinz Baku und die Guran im kurdischen Zagrosgebirge, letztere beide Ackerbauer, die Galtscha im Pamirhochland und (vielleicht) die Armenier, welche Völkerschaften in Körperbildung und Kultur sehr verschieden sind, weil vielfach durch fremde Völkerelemente beeinflußt, so die Tadschik durch die Uzbeken (woraus die Sarten), die Belutschen durch die Drawida, die westlichen J. durch benachbarte Semiten. Während die J. im allgemeinen dolichokephal und dunkelfarbig sind, erscheinen Osseten und Galtscha brachykephal und hellfarbig. Bezüglich der Religion der alten J. s. Zendavesta. Vgl. Spiegel, Eranische Altertumskunde (Leipz. 1871—78, 3 Bde.).

Iranische Sprachen. Die toten und lebenden Sprachen Irans (s. die »Sprachenkarte«) bilden zusammen mit einigen über die Grenzen Irans hinaus vorgeschobenen Verläufern die iranische Familie des indogermanischen Sprachstammes, die besonders nahe mit den indischen Sprachen verwandt ist und mit diesen unter dem Namen der arischen Sprachen zusammengefaßt wird. Die älteste iranische Sprache ist das Zend oder Altbaktrische, das wieder in einen ältern und jüngern Dialekt zerfällt; beide kennen wir nur aus dem Zendavesta, den Bruchstücken von dem heiligen Buch der Zoroastrier, welche die noch übrigen Bekenner der Zoroasterschen Religion in Indien und Persien auf unsre Zeit überliefert haben. Wenig jünger der Zeit nach ist das Altpersische, die Sprache der in Keilschrift abgefaßten Inschriften der Achämenidenkönige. Diese in Persepolis, Behistan u. a. O. gefundenen Inschriften, die vermöge der Ähnlichkeit des Altpersischen mit dem Sanskrit und Zend im großen ganzen sicher entziffert sind (s. Keilschrift), reichen von der Zeit des Dareios bis tief in das 4. Jahrh. v. Chr. hinein und lassen Fortschritte in der Entwickelung des Persischen deutlich erkennen; andre Eigentümlichkeiten, die das Altpersische vom Zend scheiden, beruhen darauf, daß jenes die Sprache des westlichen, das Zend aber die des östlichen Iran ist. Auf der nächsten uns bekannten Entwickelungsstufe, im Pehlewi oder Mittelpersischen, erscheint das Iranische fast seines ganzen Beugungsapparats beraubt; das Pehlewi war die Hofsprache der Sasaniden, jener Dynastie, die im 3. Jahrh. n. Chr. auf Grund einer Regeneration des Zoroasterschen Systems das neupersische Reich errichtete und bis zu ihrem Sturz durch die Araber im 7. Jahrh. beherrschte. Vgl. Pehlewi. Endlich haben wir in der Sprache des »Schahname« Firdosis (gest. um 1020), des großen Nationalepos der Perser, bereits das Neupersische vor uns, welches das Pâzend sowohl an Reinheit von fremden Bestandteilen als an Armut grammatischer Formen noch übertrifft. Das Neupersische kennt keine grammatische Geschlechtsunterscheidung, fast gar keine Kasusendungen und drückt die Zeiten des Verbums durch Hilfszeitwörter aus, ist daher neben dem Englischen die formenärmste der indogermanischen Sprachen; dafür hat es eine reich und fein ausgebildete Syntax. Seit Firdosi hat sich das Neupersische insofern wieder geändert, als es eine Menge von Fremdwörtern, ja ganze Phrasen aus dem Arabischen aufgenommen hat. Frei von solchen Beimischungen haben sich die Dialekte erhalten, unter denen der von Masenderan der wichtigste ist. Nahe verwandt mit dem Neupersischen sind auch die kurdischen Dialekte, das Paschtu oder Afghanische in Afghanistan, teilweise auch im nordwestlichen Indien, das Balutschi in Belutschistan und die Sprache der Osseten, die sich selbst Iron, d. h. Iranier, nennen, im Kaukasus. Auch die Sprache der alten Skythen, die am Schwarzen Meer wohnten, zeigt, soweit sich nach der geringen Anzahl der daraus überlieferten Wörter urteilen läßt, iranischen Typus. Vgl. Spiegel, Vergleichende Grammatik der alteranischen Sprachen (Berl. 1882); Hübschmann, Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache (Straßb. 1887); W. Geiger, Lautlehre des Baluči (Münch. 1891) und Etymologie und Lautlehre des Afghanischen (in den Abhandlungen der bayrischen Akademie, das. 1893); Horn, Grundriß der neupersischen Etymologie (Straßb. 1893); Hübschmann, Persische Studien (das. 1895); Geiger und Kuhn, Grundriß der iranischen Philologie (das. 1895 ff.); Bartholomae, Altiranisches Wörterbuch (das. 1905).

Irányi (Iránji, früher Halbschuh), Daniel, ungar. Politiker, geb. 24. Febr. 1822 in der Zips, gest. 2. Nov. 1892 in Nyiregyháza, nahm 1848 am Reichstag lebhaften Anteil, wirkte dann als Regierungskommissar und ging, in contumaciam zum Tode verurteilt, nach Frankreich. In Paris schrieb er (in Verbindung mit Chassin) die »Histoire politique de la révolution de Hongrie 1847—1849« (Par. 1859 bis 1860, 2 Bde.), kehrte 1867 nach Ungarn zurück und wurde in den Reichstag gewählt, dem er als oppositioneller Liberaler bis zu seinem Tod angehörte. Viele Jahre hindurch beantragte er ohne Erfolg die Einführung der Zivilehe und der Religionsfreiheit. 1904 wurde ihm in Budapest ein Denkmal errichtet.

Irapuato, Stadt im mexikan. Staat Guanajuato, an der Abzweigung der Bahn Mexiko-Guadalajara von der mexikanischen Zentralbahn, mit höherer Schule (im Franziskanerkloster), Strohflechterei, Produktenhandel und (1900) 19,640 Einw.

Irawadi (Irrawaddy, Ava), großer Fluß Hinterindiens, entspringt, wie Prinz Heinrich von Orléans 1895 sicher erkundet hat, am Südostabhang des Namkiu an der südöstlichen Grenze von Tibet aus den Quellflüssen Malikha und Nmaikha, die sich im nördlichen Birma etwa unter 27° nördl. Br. zum J. vereinigen, der rechts den Mogung und, nachdem er eine lange Felsenenge durchflossen, bei Bhamo links den Tapeng aufnimmt. Unterhalb Bhamo wendet er sich nach W., fließt durch eine zweite Enge und dann nach S. bis zur Ruinenstadt Amarapura, wo ihm der Mjitngi links zugeht, dann abermals westlich, empfängt rechts als größten Nebenfluß den vom Patkoigebirge kommenden, nordsüdlich fließenden Chindwin und zieht darauf südlich zum Meerbusen von Pegu. Schon unterhalb Prome spaltet er sich, das eigentliche Delta beginnt bei Tharawadi (145 km vom Meer) und schließt zwischen dem westlichen Arm von Bassein, der bei Kap Negrais mündet, und dem östlichsten von

Rangun eine Küstenlinie von 200 km und eine Fläche von 46,000 qkm ein. Der Wasserstand des I. ist sehr wechselnd; im März beginnen die Wasser bis um 10 m zu wachsen, im Oktober zu fallen. Bei vollem Wasserstand beträgt die Strömung 8 km in der Stunde. Schiffbar für Dampfer ist der I. bis Bhamo, 1000 km weit, die aufwärts in neun Tagen, abwärts in drei Tagen zurückgelegt werden. Von den Mündungsarmen sind allein schiffbar der Rangun- und der Bassein fluß, doch letzterer für große Schiffe regelmäßig nur bis Bassein (48 km). Vgl. Roux, Aux sources de l'Iraouaddi (Par. 1897); Prinz Heinrich von Orléans, Du Tonkin aux Indes (das. 1898).

Irawadi, Division von Niederbirma, 43,522 qkm groß mit (1891) 1,552,166 Einw. (1,453,748 Buddhisten, 48,669 Christen, 15,697 Hindu, 13,810 Mohammedaner und 20,192 Naturanbeter). Das ebene Land wird vom Irawadifluß durchzogen, dessen Delta seinen südlichsten Teil bildet. Administrativ zerfällt es in die Distrikte Thongwa, Bassein, Henzada, Thayetmyo. Hauptstadt ist Bassein.

Irazú, Vulkan in Costarica, s. Cartago 1).

Irbid, Hauptort des Kaza Adschlûn im Sandschak Hauran des asiatisch-türk. Wilajets Sûria (Syrien), zwischen Jordan und Haurangebirge 530 m hoch auf der wasserarmen Hochebene gelegen, mit 1300 Einw. und antiken Bauresten. I. ist das Beth Arbel der Bibel, das Arbela des Eusebius.

Irbis, s. Pantherkatzen.

Irbit, 1) Kreisstadt im russ. Gouv. Perm, an der Mündung des Flusses I. in die Nitza, mit (1897) 20,064 Einw., hat 4 Kirchen, eine Bank, ein Theater und nächst dem Nishnij Nowgorodschen den größten Jahrmarkt Rußlands (1. Febr. bis 1. März). Die Anzahl der zu dieser Zeit aus dem ganzen europäischen Rußland und Sibirien in I. eintreffenden Kaufleute steigt bis auf 80,000. In den letzten Jahren ist eine Abnahme des Umsatzes zu konstatieren; die Zufuhr von Waren beträgt nur etwa 32—36 Mill. Rubel, gegen 50—60 Mill. noch in den 80er Jahren des 19. Jahrh. Es ist das die Wirkung der sibirischen Bahn, die I. nicht berührt. Wichtigste Handelsartikel sind: Pelzwerk, rohe Häute, baumwollene, wollene und seidene Fabrikate, Galanteriewaren, Geschirre, Apotheker- und Kolonialwaren, Früchte, Wein, Zucker und Tee. — I. ist 1633 gegründet, wahrscheinlich tatarischen Ursprungs und hieß anfangs Irbeïsk; schon in der Mitte des 17. Jahrh. war es der bedeutendste Platz für den Tauschhandel Rußlands mit Asien, erhielt aber erst 1775 Stadtrechte zum Lohn für seinen Widerstand gegen Pugatschews Scharen. — 2) Fluß im russ. Gouv. Perm, der nach 107 km langem Lauf in südnördlicher Richtung bei I. rechts in die Nitza (zum System des Ob) mündet. Die Ufer sind felsig, die Tiefe beträgt nur 1—1,5 m, daher Schiffahrt und Flößerei unmöglich.

Irchel, ein der Molasse angehörender, mit Deckenschotter gekrönter Tafelberg im NO. des schweizer. Kantons Zürich, 696 m hoch, am Fuß beider Abhänge mit Weinbergen und Feldern, oben mit Wald bedeckt. Der Südabhang steigt rasch und steil von der Töß empor, während der nördliche nach der Thur zu in das Flaachtal ausläuft. Auf den Vorsprüngen der Berghänge thronten einst die Burgen der Geschlechter von Wart und Radegg, Ebersberg und Schollenberg, Berg und Goldenberg; jüngern Datums sind die Schlösser und Edelsitze von Teufen, Eigental und Flaach.

Irchwitz, Dorf im Fürstentum Reuß ä. L., Landratsamt Greiz, hat eine neue evang. Kirche, Wollweberei, eine Papierfabrik, Dampfziegeleien und (1900) 3848 Einw.

Irdene Waren, s. Tonwaren.

Ireg (Irig), Großgemeinde im kroatisch-slawon. Komitat Syrmien, am südlichen Abhang der Fruska Gora, unweit der Bahnlinie Ruma–Vrdnik, mit bedeutendem Weinbau und Seidengewinnung, Bezirksgericht und (1901) 5196 meist serbokroatischen (griechisch-kath.) Einwohnern.

Ireland (spr. airländ), John, römisch-kath. Geistlicher, geb. 11. Sept. 1838 zu Burnchurch in Irland, wurde für den geistlichen Beruf in Saint Paul (Minnesota) und in Frankreich vorgebildet, 1861 zum Priester geweiht, 1875 Koadjutor des Bischofs von Saint Paul, 1884 Bischof und 1888 Erzbischof daselbst. I. ist mit Kardinal James Gibbons (s. d. 2) der Hauptvertreter des sogen. Amerikanismus. Er schrieb: »The Church and modern society« (neue Ausg., New York 1903).

Ireland-Insel (spr. airländ), s. Bermudas.

Irenäus (»Friedfertiger«), hervorragender Kirchenvater und Heiliger der katholischen Kirche, aus Kleinasien gebürtig, war in Smyrna Schüler Polykarps und seit 177 Bischof der Gemeinden zu Lyon und Vienne. Sein Gedächtnistag ist der 28. Juni. I. war Repräsentant der praktisch-christlichen Geistesrichtung im Gegensatz zu den gnostischen Theorien, denen er mit den Erinnerungen seiner noch von der nachapostolischen Zeit erfüllten Jugend entgegentrat. Von unschätzbarem Wert für die ältere Kirchengeschichte sind seine fünf Bücher gegen die Gnostiker (»Adversus haereses«), freilich meist nur in alter lateinischer Übersetzung erhalten. Die besten Ausgaben sind von Stieren (Leipz. 1851—53, 2 Bde.) und Harvey (Cambridge 1857); deutsche Übersetzung von Hayd (Kempten 1874). Vgl. Ziegler, J., der Bischof von Lyon (Berl. 1871); Werner, Der Paulinismus des I. (Leipz. 1889); Dufourcq, Saint Irénée (Par. 1904).

Irendikgebirge, s. Ural (Gebirge).

Irene, Göttin, s. Eirene.

Irene, 1) byzantin. Kaiserin, geboren als Tochter des Chakhans der Chasaren (s. d.), heiratete 732 den oströmischen Kaiser Konstantin V. Kopronymos, dem sie um 750 den Prinzen Leo (als Kaiser Leo IV.) gebar.

2) Byzantin. Kaiserin, aus Athen gebürtig, ward 769 mit dem nachmaligen Kaiser Leo IV. vermählt und bestieg nach dessen Tod 780 als Vormünderin ihres neunjährigen Sohnes Konstantin VI. den Thron. Sie führte mit den Arabern unglückliche Kriege. Schon bei Lebzeiten ihres Gatten hatte sie heimlich die Bilderverehrung begünstigt, auf ihre Veranstaltung wurde 787 das siebente ökumenische Konzil zu Nicäa abgehalten und durch dasselbe der Bilderdienst (s. d.) wieder eingeführt. 790 entwand ihr zwar ihr Sohn Konstantin mit Hilfe der Truppen die Herrschaft, doch gelang es ihr, sich derselben 797 abermals zu bemächtigen. Ihren Sohn und ebenso die fünf Brüder ihres Gemahls ließ sie einkerkern und blenden. Sie übertrug die höchsten Ämter an Eunuchen und führte ein verschwenderisches Regiment, bis sie 802 von Nikephoros gestürzt wurde. Sie starb 803 in einem Kloster auf Lesbos. Als Wiederherstellerin des Bilderdienstes wurde sie von der orthodoxen Kirche unter die Zahl der Heiligen erhoben.

3) Tochter des byzantin. Kaisers Isaak Angelos, wurde zuerst mit Roger, dem Sohne König Tankreds von Sizilien, verlobt und nach Palermo geschickt, ge-

riet 1194 nach dessen Tod und der Eroberung des Königreichs durch Kaiser Heinrich VI. in dessen Gewalt, der sie, nachdem sie zur römisch-katholischen Kirche übergetreten war und den Namen Maria erhalten hatte, mit seinem jüngern Bruder, Philipp von Schwaben, verlobte. Philipp vermählte sich mit ihr 1197. Durch Anmut und feine Sitte ausgezeichnet, »eine Rose ohne Dorn, eine Taube sonder Galle« (Walter von der Vogelweide), erlag sie bald der Not der harten Zeit; wenige Monate nach ihrem Gatten starb sie 27. Aug. 1208.

4) Gemahlin des Prinzen Heinrich von Preußen, s. Heinrich 50).

Irēnik (griech., »Friedenslehre«) heißt in der christlichen Theologie diejenige Disziplin, welche die Verständigung zwischen den verschiedenen konfessionell getrennten Sonderkirchen und Parteien anstrebt; irenische Schriften, Vereinigung oder Verständigung zwischen den Konfessionen anstrebenden Schriften. S. auch Apologetik, Polemik, Symbolik.

Iresīne *L.*, Gattung der Amarantazeen, aufrechte, niederliegende oder klimmende Kräuter oder Halbsträucher mit gegenständigen, mitunter fleischigen Blättern und einfach ährigen oder verzweigten Blütenständen. Von den etwa 20 Arten in Amerika und Afrika werden mehrere mit buntfarbigen Blättern in Gärten kultiviert und besonders zu Teppichbeeten benutzt, wie I. Herbstii *Hook.* (Achyranthes Verschaffeltii *Lem.*), mit hellroten, auch bunten Blättern, I. Lindeni *Vanhoutte*, mit dunkelroten, hellrot gerippten Blättern, I. Wallisii *hort.* mit braunpurpurnen, bronzeartig schimmernden Blättern und die zwergige I. Biemülleri *hort.* mit karminroten Zweigen und Blättern.

Ireton (spr. airt'n), Henry, Freund und Schwiegersohn Cromwells, geb. 3. Nov. 1611, gest. 26. Nov. 1651, studierte in Oxford, trat nach Ausbruch des englischen Bürgerkriegs 1642 als Kapitän in die Armee des Parlaments, befehligte den linken Flügel in der Schlacht von Naseby 14. Juni 1645, heiratete 15. Juni 1646 eine Tochter Cromwells und war fortan einer der vornehmsten Führer der Independenten und einer der einflußreichsten Agitatoren in der Armee. Er war Mitglied des Gerichtshofes, der 1649 das Todesurteil über den König Karl I. fällte. Darauf ging er mit Cromwell nach Irland, übernahm, nachdem durch Cromwell der größte Teil der Insel unterworfen worden war, das Kommando des Heeres u. zwang 27. Okt. 1651 Limerick zur Übergabe. Nach der Rückkehr der Stuarts (1660) ward sein Leichnam ausgegraben, aufgehängt und unter dem Galgen verscharrt. Seine Witwe heiratete 1652 den General Fleetwood (s. d.).

Irgis (Großer J.), linker Nebenfluß der Wolga, entspringt auf der Höhe des Obschtschij Syrt im russ. Gouv. Samara, fließt in Schlangenwindungen in südwestlicher Richtung, wird bei Nikolajewsk schiffbar und mündet nach einem Laufe von 960 km Wolsk gegenüber. Der J. ist ein entschiedener Steppenfluß, sehr träge, 1—3 m tief, 25—45, bei der Mündung 84 m breit und fischreich. Im Ufersand wurden Mammutknochen gefunden.

Iri, Fluß, s. Eurotas.

Iria, antike Stadt, s. Voghera.

Iriarte (Yriarte), 1) Juan de, span. Gelehrter, geb. 15. Dez. 1702 in Orotava auf der Insel Teneriffa, gest. 23. Aug. 1771, studierte in Frankreich die alten Sprachen, seit 1724 in Madrid die Rechte, wurde 1732 königlicher Bibliothekar, 1742 offizieller Interpret im Ministerium des Äußern und später Mitglied der Madrider Akademie. Seine Werke beziehen sich zumeist auf die ihm unterstellte Bibliothek, die er wesentlich bereicherte und zum großen Teil katalogisierte; wertvoll ist besonders sein Katalog der griechischen Handschriften (»Codices graeci manuscripti«), von dem jedoch nur der 1. Band (Madr. 1769) im Druck erschien. Lateinische und spanische Epigramme und Sprichwörter, lateinische erzählende Gedichte sind in den nach seinem Tode veröffentlichten »Obras sueltas« (Madr. 1774, 4 Bde.) enthalten. Eine Auswahl Epigramme steht im 67. Bande der »Biblioteca de autores españoles«; eine Anzahl Briefe im 62. Bande derselben Sammlung.

2) Tomas de, span. Dichter, Neffe des vorigen, geb. 18. Sept. 1750 in Orotava auf Teneriffa, gest. 17. Sept. 1791, widmete sich in Madrid unter der Aufsicht seines Oheims dem Studium der alten und neuern Sprachen sowie der Poesie und Musik. Schon in seinem 18. Jahre trat er unter dem anagrammatischen Namen Tirso Imareta mit einem Lustspiel: »Hacer que hacemos« hervor. Bald darauf erhielt er das durch den Tod des Oheims erledigte Amt eines offiziellen Übersetzers im Ministerium des Auswärtigen und 1776 das eines Archivars im Kriegsministerium. Kurze Zeit redigierte er auch den »Mercurio politico«. In dieser Zeit schrieb er, außer einigen Übersetzungen französischer Stücke, mehrere Originaldramen und Gedichte. 1780 und 1782 erschienen die Werke, auf denen sein Ruhm vornehmlich beruht: das Lehrgedicht »La Musica«, dem es trotz schöner Einzelheiten im ganzen an echter Poesie fehlt, und »Fabulas literarias«, die anerkannt die ersten klassischen Fabeln der spanischen Literatur sind und bis auf den heutigen Tag beliebt blieben, auch in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurden: deutsch von Julius Speier (Berl. 1885) und Friedrich Adler (Leipz. 1891), franz. von Pellet (Par. 1860), engl. von Rockliff (3. Aufl., Lond. 1866). Die in ihnen enthaltenen Anspielungen auf zeitgenössische Schriftsteller verwickelten J. in vielfache literarische Fehden mit Sedano, Melendez u. a. und riefen eine Reihe von Streitschriften hervor. Die erste Sammlung seiner »Obras« besorgte er selbst (Madr. 1787, 6 Bde.); vollständiger ist die in 8 Bänden (das. 1805); bisher Ungedrucktes enthält die »Revue Hispanique«, Bd. 2 (1895). Seine Gedichte stehen im 62. Bande der »Biblioteca de autores españoles«; eine Auswahl gab Wolf in der »Floresta de rimas modernas castellanas« (Par. 1837, 2 Bde.). Vgl. A. de Fréverret, I., un fabuliste espagnol au XVIII. siècle (Par. 1880); Cotarelo y Mori, I. y su epoca (Madr. 1897).

Iriartēa *Ruiz* et *Pav.*, Gattung der Palmen, hohe, schlank wachsende Bäume mit glattem, geringeltem, zylindrischem, bisweilen im obern Teil spindelförmig geschwollenem Stamm, der sich häufig über einer kegelförmigen Masse zylindrischer Luftwurzeln erhebt, großen, gefiederten Blättern, herabhängenden Blütenkolben, monözischen oder diözischen Blüten und rundlicher oder eiförmiger, einsamiger Frucht. Etwa zehn Arten, die von Costarica über Kolumbien bis zum Ostabhang der Anden in Bolivia und ostwärts durch das Gebiet des Amazonas und Orinoko verbreitet sind. I. exorrhiza *Mart.* (Zamorapalme, Paxiuba), ein im tropischen Amerika heimischer, 15—20 m hoher Baum, mit trapezförmigen, gefalteten und in gezahnte oder abgestutzte Lappen geteilten Blattsegmenten, tiefgelben Blüten und grünen oder gelbbraunen, bisweilen fast schwarzen Bee-

ren. Der Stamm hat sehr hartes Holz, ist aber im Innern weich und markig. Das Holz findet vielfache Verwendung und wird auch zu Schirmstöcken benutzt; die Indianer Südamerikas fertigen musikalische Instrumente daraus. Die mit kleinen Stacheln dicht besetzten Luftwurzeln dienen als Reiben. Aus dem Stamm von I. setigera *Mart.*, die nur 4—5 m hoch wird, fertigt man Blasrohre. I. ventricosa *Mart.* (Stelzenpalme), deren Wurzel abstirbt, so daß der Stamm schließlich nur auf Luftwurzeln steht, liefert Nutzholz. Einige Arten werden in Palmenhäusern kultiviert.

Iridaea edulis (Schizymenia edulis), s. Halymenia.

Iridazeen (Irideen, Schwertliliengewächse), monokotyle Familie aus der Abteilung der Liliifloren, Stauden mit Zwiebeln, Knollen oder Rhizomen, linealen, schwertförmigen, oft reitenden Blättern und regelmäßigen oder zygomorphen, dreizähligen Blüten, die aus zwei blumenblattartigen Perigonkreisen, einem einfachen, vor den äußern Perigonblättern stehenden, dreigliederigen Staubblattkreis und drei verwachsenen Fruchtblättern bestehen. Oft sind die Narben blumenblattartig ausgebildet (s. Abbildung). Die Frucht öffnet sich fachspaltig mit drei Klappen u. enthält zahlreiche Samen mit hornigem oder fleischigem Endosperm. Man zählt etwa 57 Gattungen mit über 800 Arten, die, vornehmlich in der subtropischen Zone einheimisch, in den eigentlichen Tropen minder reichlich vertreten sind; in der größten Anzahl von Arten und im wunderbarsten Formenreichtum finden sie sich am Kap, wo besonders Gladiolus, Ixia und andre eigentümliche Gattungen vertreten sind. Die Wurzelstöcke und Knollen enthalten viel Stärkemehl nebst Schleim. Die Narben von Crocus liefern den Safran. Viele Arten, besonders aus den Gattungen Iris, Gladiolus, Crocus, sind beliebte Zierpflanzen. Fossil kommt Iris Escheri in Tertiärschichten vor. Vgl. Klatt, Revisio Ideearum (»Linnaea«, 1863—66); J. Baker, Systema Iridacearum (»Journal of Linnean Society«, Bd. 16).

Blüte von Iris. a Die obere Hälfte der Perigonröhre mit den drei blumenblattartigen Narben.

Iridektomie (griech., »Ausschneiden eines Stückes aus der Iris [Regenbogenhaut]«), eine Augenoperation, bei der man einen 4—6 mm langen Einstich am Rande der Hornhaut mit dem Lanzenmesser in die vordere Augenkammer macht, mit einer Pinzette in die vordere Kammer eingeht, die Iris am Pupillarrand oder nächst ihrer Verwachsung mit der Hornhaut faßt, hervorzieht, außerhalb der Hornhaut mit einer Schere abschneidet und die Ecken des Ausschnittes reponiert. Man macht die J. bei Erkrankungen der Iris, Hornhauttrübungen und als Voroperation bei manchen Staroperationen, ganz besonders aber beim grünen Star (s. Glaukom).

Irideremie (griech.), s. Aniridie.

Iridin $C_{24}H_{26}O_{13}$, ein Glykosid der Veilchenwurzel von Iris florentina, schmilzt bei 208° und wird durch verdünnte Schwefelsäure in Traubenzucker und Irigenin $C_{18}H_{16}O_8$ gespalten, das bei Behandlung mit Kalilauge in Ameisensäure, eine aromatische Oxysäure, Iridinsäure $C_{10}H_{12}O_6$ und Iretol (Methoxyphloroglucin) $CH_3O.C_6H_2.(OH)_3$ gespalten wird.

Iridium Ir, eins der Platinmetalle, findet sich als Osmiumiridium und als Iridiumplatin in Begleitung des Platins und wird aus den Platinrückständen (s. Platinmetalle) gewonnen. Ammoniumiridiumchlorid (Iridsalmiak) hinterläßt beim Glühen J. als schwammige Masse (Iridiumschwamm), die, gepreßt und heftig geglüht, polierfähiges Metall liefert. J. ist reinweiß, stahlglänzend, nur bei Weißglut hämmerbar, vor dem Knallgasgebläse oder im elektrischen Ofen geschmolzen dem Platin ähnlich, aber außerordentlich hart, Atomgewicht 193, spez. Gew. 22,42, es ist strengflüssiger als Platin (Schmelzpunkt 2300°) und wird nach starkem Glühen von keiner Säure, auch nicht von Königswasser angegriffen. Aus alkoholischer Lösung von schwefelsaurem Iridiumoxyd scheidet sich am Sonnenlicht fein verteiltes metallisches J. als schwarzes Pulver (Iridiumschwarz) ab, das noch energischer oxydierend wirkt als fein verteiltes Platin, in Königswasser sich löst und beim Erhitzen an der Luft sich in Iridiumsesquioxyd Ir_2O_3 verwandelt. Dies ist blauschwarz und dient als schwarze und, mit Zinkoxyd gemischt, als graue Farbe in der Porzellanmalerei. Das Dioxyd IrO_2 kennt man in feinen Nädelchen, das Hydroxydul $Ir(OH)_3$ ist gelbgrün, oxydiert sich aber an der Luft zu indigblauem Hydroxyd $Ir(OH)_4$. Eine Lösung von fein verteiltem J. in Königswasser enthält Iridiumchlorid $IrCl_4$, das, fast schwarz, dunkelrot durchscheinend ist, beim Erwärmen leicht in olivengrüne Chlorüre $IrCl_3$ und $IrCl_2$ übergeht und mit Chlorammonium dunkel kirschroten, schwer löslichen Iridiumsalmiak $(NH_4)_2IrCl_6$ bildet, der beim Glühen Iridiumschwamm hinterläßt. Man benutzt J. hauptsächlich in Legierungen mit Platin, die spröder sind als reines Platin, aber sehr widerstandsfähig und bis zu einem Gehalt von 20 Proz. J. auch noch hämmerbar. Eine Legierung aus 1 Teil J. und 9 Teilen Platin ist sehr hart, elastisch wie Stahl, schwerer schmelzbar als Platin, völlig unveränderlich an der Luft und dient zu Normalmaßstäben. Auch hat man solche Legierungen zu Gefäßen empfohlen, da sie der Einwirkung des Königswassers widerstehen, wenn sie nach der ersten Einwirkung desselben ausgehämmert werden. Ferner benutzt man J. und Osmiumiridium zu Goldfederspitzen, Platiniridiumlegierungen zu Impflanzetten, die leicht ausgeglüht (sterilisiert) werden können. Heräus in Darmstadt formt J. in kleine Stäbchen, und in diesem Zustande dürfte es sich für Zwecke der Feinmechanik vorzüglich eignen. J. wurde 1804 von Tennant in den Platinrückständen entdeckt.

Iridiumgold, s. Gold, S. 81.

Iridochoroïditis (griech.), Entzündung der Aderhaut mit gleichzeitiger (meist sekundärer) Entzündung der Iris.

Iridosmium, Mineral, Legierung von Osmium und Iridium, ähnlich wie das lichter gefärbte und an Iridium reichere Osmiridium, findet sich in bleigrauen, kleinen hexagonal-rhomboedrischen Blättchen auf einigen Platinseifen im Ural.

Iridozyklitis (griech.), s. Iritis.

Iringsweg, bei den heidnischen Deutschen Name der Milchstraße. Die Figur des Iring (ursprünglich eine Licht- oder Himmelsgottheit) ist in der thüringischen Stammsage (bei Widukind) und im Nibelungenlied zu einem menschlichen Helden umgestaltet.

Iris *L.* (Schwertlilie), Gattung der Iridazeen, Staudengewächse mit kriechendem, verdicktem Wurzelstock, einfachem oder verästeltem, zuweilen sehr verkürztem Stengel, schwert- oder grasförmigen, zweizeiligen Blättern (s. Tafel »Blattformen I«, Fig. 7), großen, endständigen, einzeln stehenden oder in Trauben vereinigten Blüten und großen, lederartigen, vielsamigen Kapseln. Etwa 100 vorzüglich der nördlichen gemäßigten Zone angehörende Arten. Von drei Arten, I. germanica *L.*, mit dunkelblauen Blüten, in Süd- und Mitteleuropa, Nordindien und Marokko, I. pallida *Lam.*, mit hellblauen Blüten, in Südeuropa und dem Orient, und von I. florentina *L.*, mit weißen, gelb gebarteten Blüten, in der Türkei und Vorderasien, wird die Wurzel als Veilchenwurzel in den Handel gebracht. Man kultiviert dieserhalb besonders I. germanica und I. pallida in den Mittelmeerländern, namentlich in der Provinz Florenz, auf Hügeln, an Bergabhängen, zwischen Weingeländen ꝛc., schneidet die Wurzel nach drei Jahren, schält und putzt sie und trocknet sie an der Sonne. Der frische Wurzelstock ist fleischig, riecht widerlich und schmeckt scharf bitter. Nach dem Trocknen ist er gelblichweiß, riecht veilchenartig und schmeckt mild. Er enthält Myristinsäure, Oleïnsäure und andre fette Säuren nebst deren Methyläthern, einige neutrale Substanzen in geringer Menge und einen Keton, das den Veilchengeruch bedingende Iron $C_{13}H_{20}O$, außerdem Harz, Gerbsäure und viel Gummi. Veilchenwurzel dient, wie schon bei den alten Griechen und Römern, hauptsächlich in der Parfümerie und wird zahnenden Kindern gegeben, damit sie darauf beißen; auch schnitzt man daraus Rosenkränze und kleinere Schmuckgegenstände. Das Pulver dient auch zum Schminken, indem es bei starkem Reiben eine entzündliche, längere Zeit dauernde Rötung der Haut hervorbringt. Man bestreut mit dem Pulver Pillen und benutzt es zu Zahnpulver, Riechkissen ꝛc. Auch zur Aromatisierung des Tabaks wird Veilchenwurzel angewendet. Aus den Abfällen destilliert man ätherisches Öl. I. germanica (Himmelslilie, Gilgen) wird in vielen Varietäten als Zierpflanze kultiviert (s. Tafel »Zierpflanzen I«, Fig. 15). I. pseudacorus *L.* (Wasserschwertel, Teichlilie, Gilgenwurzel), mit großen gelben Blüten, an Teichen und Bächen in ganz Europa, hat einen innen rötlichen, kurz zusammengeschobenen Wurzelstock mit scharfem Saft, der auch Irisin enthält und früher als falscher Kalmus, Gilgenwurzel benutzt wurde. I. pumila *L.* (Zwergschwertlilie), mit niedrigem Stengel und dunkelvioletten Blüten, wird in Gärten in sehr zahlreichen Varietäten besonders zu Einfassungen benutzt. I. sibirica *L.*, in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Sibirien, mit sehr schmalen Blättern und hellblauen, violett geaderten Blüten, auch in mehreren Varietäten, gedeiht besonders in feuchtem Boden. Gleichfalls viel Wasser verlangt die prächtige großblumige I. laevigata *Fisch.* (I. Kämpferi *hort.*) aus Japan und Sibirien, die in vielen Varietäten eingeführt wird. Mehrere andre Arten, wie z. B. I. Susiana *L.* (Dame in Trauer), mit sehr düstern, fast schwarzen Blüten, 1873 aus Persien eingeführt, und die ähnliche, leichter zu kultivierende I. iberica *Hoffm.*, aus dem Kaukasus, müssen im Kalthaus kultiviert werden.

Iris, im griech. Mythus Tochter des Thaumas und der Elektra, Schwester der Harpyien, als Personifikation des Himmel und Erde verbindenden Regenbogens, die jungfräuliche, schnellfüßige, goldgeflügelte Botin der Götter, besonders des Zeus und der Hera (bei Spätern nur der letztern), führt wie Hermes den Heroldstab, der sie auf Bildwerken kenntlich macht. — J. war auch Titel einer von J. G. Jacobi (s. d. 1) herausgegebenen Zeitschrift.

Iris, eine (infolge feiner Spalten oder Risse) irisierende Varietät des Quarzes (Regenbogenquarz) sowie geschliffene Bergkristalle u. Gläser, die durch hinten aufgetragene bunte Farben oder durch Unterlegen von farbigen Folien irisieren. — In der Zoologie die Regenbogenhaut des Auges; Fehler der J., s. Uniridie.

Iris, antiker Name des Jeschil Irmak.

Irischer Wall (engl. Irish bank), auf Rennbahnen ein 1—1,5 m hoher Erdwall, der so breit ist, daß die Pferde ihn nicht überspringen können, sondern hinauf und dann hinabspringen müssen.

Irisches Huhn, das Bredahuhn, s. Huhn, S. 617.

Irisches Meer (Irländisches Meer, Irische See), die ziemlich bedeutende Meeresfläche, die sich zwischen Irland und England in einer fast ovalrunden Form ausbreitet und im S. durch den St. Georgskanal, im N. durch den St. Patricks- und den Nordkanal mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung steht. Das Irische Meer erhält fast gar keinen bemerkenswerten Wasserzufluß durch Landströme und erscheint als ein ruhig umgrenztes Wasserbecken, das aber in seinen Kanälen um so heftiger strömt. Seine Tiefe beträgt bis zu 152 m, im Nordkanal kommen jedoch Tiefen bis zu 263 m vor. Die beiden größten Inseln im Irischen Meer sind Man und Anglesey.

Irische Sprache, s. Keltische Sprachen.

Irisches System, s. Gefängniswesen, S. 435.

Irisch-römisches Bad, eine den Bädern des Altertums sich anschließende Badeform, die 1856 durch Barter aus dem Orient nach Irland und 1860 durch Luther nach Deutschland (Nudersdorf bei Wittenberg) gebracht wurde. Der Badende wartet im Tepidarium in trockner Luft bei einer Temperatur von ca. 45° den Ausbruch des Schweißes ab und begibt sich dann ins Sudatorium, wo bei 56° der Schweiß sehr bald reichlich herabzurieseln beginnt und der Körper vom Badediener mittels wollener Fausthandschuhe abgerieben und geknetet wird. Hierauf folgt in dem nicht erwärmten Lavacrum eine Begießung mit lauwarmem Wasser, Abseifung und abermalige Übergießung oder Dusche. Dann lagert sich der Badende im Frigidarium, wo er sich entkleidete, auf eine Matratze, um dem Ausbruch eines zweiten Schweißes vorzubeugen und der Haut die natürliche Spannkraft wiederzugeben. Das irisch-römische Bad wirkt sehr energisch schweißtreibend und regt den Stoffwechsel mächtig an. Man benutzt es deshalb bei Hautkrankheiten, Gicht, Rheumatismus, bei chronischen Metallvergiftungen, aber auch als rein diätetisches Mittel bei sitzender Lebensweise ꝛc. Ausgeschlossen ist die Anwendung bei Herzfehlern, Tuberkulose, Rückenmarksleiden, bei Neigung zu Gehirnschlag ꝛc.

Irisdruck, s. Buntdruck, S. 608.

Irisglas (irisierendes Glas), an der Oberfläche in Regenbogenfarben schimmerndes Glas, entsteht in Pferdeställen, in denen Ammoniak viele Jahre auf die Fensterscheiben eingewirkt, auch zeigt Glas, das sehr lange im Erdboden gelegen hat, eine blinde verwitterte, mehr oder weniger irisierende Oberfläche mit losen, leicht abwischbaren, besonders stark farbenglänzenden Schuppen. Hadrian kannte derartige Gläser (allassontes versicolores), ob zu seiner Zeit ausgegrabene alte oder damals hergestellte, künstlich mit Irisglanz versehene, weiß man nicht. Seitdem

sind irisierende Gläser niemals erwähnt worden. 1873 stellte die Glashütte von J. G. Zahn in Zlatno sehr schönes J. mit vollkommener Durchsichtigkeit und durchaus glatter, glasglänzender Oberfläche in Wien aus. Solches Glas, das einer Seifenblase gleicht, wird erhalten, wenn man die heißen Gläser, wie sie vom Glasofen kommen, den Dämpfen aus einer erhitzten Mischung von salpetersaurem Baryt, salpetersaurem Strontian und Zinnchlorür aussetzt. Man benutzt hierzu ein eisernes Gefäß, dessen Boden durch Kohlenfeuer erhitzt wird, und dessen aufklappbarer Deckel mit einer Öffnung für den Hals der Glasbläserpfeife versehen ist. Die Einwirkung darf nur einige Sekunden dauern. Worauf sie beruht, ist noch nicht sicher ermittelt. Durch Abänderung der Chemikalien (Silber-, Wismutnitrat) und der Temperatur kann man die Farben, in denen das Glas irisiert, beliebig ändern. Bei geschliffenen Sachen wird auch ein dünner Goldüberzug angewendet. Am besten eignen sich Kristallglas, Hyalithglas und die halbsatten Farbengläser zur Darstellung von J. Ein dem ausgegrabenen alten ähnliches Glas mit rauher irisierender Fläche kann man künstlich erzeugen, indem man das Glas unter einem Druck von 2—5 Atmosphären mit verdünnter Salzsäure erhitzt (Cyperglas). Eine andre, von dem Amerikaner Tiffany seit 1893 auf den Markt gebrachte Art von J., das Favrilleglas, erzielt viel großartigere Effekte, raubt aber dem Glas eine seiner wesentlichsten Eigenschaften, die Durchsichtigkeit. Diese mit Hilfe von aufgemalten harzsauren Salzen, besonders Wismutverbindungen, in großer Vollkommenheit auch in der deutsch-böhmischen Glashütte von Klostermühle und dann in andern Hütten hergestellten Gläser erzielten, indem man die drei angegebenen Verfahren miteinander kombiniert, ungemein mannigfaltige, abwechselungsreiche Wirkungen vom Irisglanz antiker Ausgrabungen bis zu den leuchtendsten Kolibrifedern, doch ist der Vorwurf der Materialwidrigkeit nicht abzuweisen.

Irish apricots (engl., spr. airisch äpprikots, »irländische Aprikosen«), Spottname für die Kartoffeln.

Irish bank (spr. airisch bänk), s. Irischer Wall.

Irishölzchen, s. Zündhölzchen.

Irish Stew (engl., spr. airisch stjū, »irländisches Schmorfleisch«), ein ursprünglich irisches Nationalgericht, bestehend aus mit Weißkraut oder Welschkohl, Kartoffeln, Zwiebeln und Gewürzen gedünstetem Hammelfleisch; wird auch als Konserve hergestellt.

Irisieren, in regenbogenartigen Farben spielen. Das J. wird meist hervorgebracht durch die Wirkung äußerst dünner Schichten oder Blättchen und kann daher durch Ablagerung zarter Überzüge auf Metalle, Glas ꝛc. künstlich erzeugt werden. Dies geschieht namentlich bei der galvanischen Färbung der Metalle (s. Metallfärbung). Irisierendes Glas, s. Irisglas.

Irisierende Wolken (Perlmutterwolken), Wolken, die an den Rändern oder auf ihrer Unterseite die Regenbogenfarben (meist aber nur Smaragdgrün und Rosarot) zeigen. Die Farben treten in saumartigen Bändern oder größern Flecken auf. Alle Wolkenarten (außer Nimbus) können irisieren und zwar am häufigsten in 10° Abstand von der Sonne, doch scheint es zwei Gruppen zu geben: sehr hohe (ca. 100 km) und niedrige, in den gewöhnlichen Höhen schwebende Wolken. Meist währt das Irisieren nur einige (unter 5) Minuten, weil die Wolken sich bald von der Sonne zu weit entfernen. Gewöhnlich gelten i. W. als Vorboten von Wetterumschlägen. Ihre Ursache ist noch etwas fraglich, doch wird meist angenommen, daß es sich um eine Beugung des Lichtes an flachen hexagonalen Prismen oder stark deformierten Tropfen handelt. Vgl. Kaßner, Irisierende Wolken (in Eders »Photographischem Jahrbuch« für 1900, Halle 1901), mit Literaturnachweis.

Irisknöpfe, s. Beugung des Lichtes, S. 780.

Irisköp (griech.), ein mit Seifenlösung bestrichener, dann mit Leder abgeriebener Spiegel aus schwarzem Glas, gibt, durch eine Glasröhre angeblasen, einen Hauchbeschlag, der Farbenringe ähnlich den Newtonschen zeigt.

Irismuschel, soviel wie Meerohr (s. d.) und Perlboot (s. Schiffsboot).

Irisöl, das ätherische Öl der Veilchenwurzel (s. Iris), wird durch Dampfdestillation gewonnen (Ausbeute 0,1—0,2 Proz.), ist bei gewöhnlicher Temperatur fest, weiß oder gelb, riecht intensiv nach trockner Veilchenwurzel, schmilzt bei 44—50° und besteht aus etwa 80 Proz. Myristinsäure, 10 Proz. Iron und kleinen Mengen Myristinsäuremethylester, Ölsäure und deren Estern und Ölsäurealdehyd. Es wird in der feinern Parfümerie und in Gemeinschaft mit Jonon zur Herstellung des künstlichen Veilchenduftes benutzt.

Irispapier, Buntpapier mit regenbogenfarbigen, ineinanderlaufenden Streifen.

Irisspalte, eine von der Bildung des Auges, nämlich dem Einwachsen des Glaskörpers in das Innere herrührende Hemmungsbildung in Form eines zuweilen am ausgebildeten Auge wahrnehmbaren Spaltes. Der J. entspricht eine ganz ähnliche Hemmungsbildung an der Gefäßhaut des Auges als sogen. Chorioidealspalte.

Iritis (Regenbogenhautentzündung), eine stets sehr ernst zu nehmende Erkrankung des Auges, die meist ein in den Vordergrund tretendes Symptom einer Allgemeinerkrankung des ganzen Körpers ist. Vor allem führen Syphilis, Tuberkulose, ferner rheumatische und gichtische Erkrankungen, Zuckerkrankheit, Tripper zur J., es können aber auch nur auf das Auge beschränkte Lokalprozesse J. veranlassen, namentlich Infektionen nach Verletzungen. Die J. verursacht Rötung und Tränen des Auges, die Regenbogenhaut verfärbt sich, so daß z. B. blaue Augen grünlich oder schmutziggrau erscheinen, die Pupille wird unregelmäßig eng und reaktionslos. Neben oft sehr heftigen Schmerzen, die auch in das Oberkiefer- und Stirngebiet ausstrahlen können, treten Sehstörungen auf. Eine große Gefahr beruht in der Neigung zu Verwachsungen der entzündeten Regenbogenhaut mit der Linsenkapsel (Synechia posterior), die bei genügender Ausdehnung zum völligen Verschluß der Pupille und damit zu den schwersten Schädigungen des Auges durch Drucksteigerung (Glaukom) führen können. Durch geeignete, am besten spezialistische Behandlung (rechtzeitige Dilatation der Pupille durch Atropin) läßt sich die J. in den meisten Fällen gut zur Abheilung bringen, wenn auch eine Neigung zu Rückfällen nicht selten bestehen bleibt. Häufig gesellt sich zur Entzündung der Regenbogenhaut eine solche des Ziliarkörpers (Iridozyklitis). Die Symptome sind im wesentlichen dieselben wie bei der J., nur sind meist die Schmerzen und die Sehstörungen noch stärker ausgesprochen, zudem fehlen selten Veränderungen des Augendruckes (anfänglich Erhöhung, später Herabsetzung) und des Glaskörpers (Trübungen und Verflüssigung). Und gerade dadurch kann eine jede Iridozyklitis dem Auge besonders gefährlich werden, weil diese Veränderungen zu Netzhautablösung und Schwund des Auges (Phthisis bulbi) führen können.

Irkaipij (Cooks Nordkap), Kap der Tschuktschenhalbinsel, 68° 50′ nördl. Br. und 180° östl. L.

Irkutsk, Generalgouvernement im russ. Ostsibirien (s. Karte »Sibirien«), besteht aus den Gouvernements J., Jenisseisk und dem Gebiet Jakutsk, 7,271,642 qkm mit (1897) 1,328,150 Einw. (0,18 auf 1 qkm). Das Gouvernement J. grenzt südlich an China, westlich an Jenisseisk, nördlich an Jakutsk, östlich an Transbaikalien und den Baikalsee und umfaßt 1,124,897 qkm mit 540,535 Einw. (nur 0,5 auf 1 qkm). Das Land ist fast durchweg gebirgiges Plateauland. An der Südgrenze zieht sich das Sajanische Gebirge (s. d.) mit dem Munku Sardyk (3490 m), am Westufer des Baikalsees das Baikalgebirge hin, nordwärts streichende Ketten trennen die in gleicher Richtung ziehenden Flüsse. Die wichtigsten sind Angara (s. d.), Nischnaja (Untere) Tunguska, die zum Jenissei (s. d.) fließen, und die Lena (s. d.) mit dem Witim (s. d.). Außer dem Baikalsee, dessen Westhälfte mit der großen Insel Olchon zum Gouvernement gehört, hat es noch mehrere kleinere Seen. Geologisch besteht das Gebiet aus ältern Formationen und vulkanischen Gesteinen (Basalt, Obsidian, Bimsstein, Lava); Erdbeben sind häufig (zuletzt 1871). Das Klima ist rauh, mittlere Jahrestemperatur −0,5° (Sommer 16,3°, Winter −18,5°). Die Bevölkerung besteht in der Hauptsache aus Buräten, dann aus Jakuten, Tungusen (s. die Einzelartikel) und andern Eingebornen, aus Polen und Russen. Die Zahl der Deportierten, wovon die Hälfte vagabundiert, wird auf 6 Proz. geschätzt. Der größte Teil des Gouvernements ist dicht bewaldet, doch ist der (von Russen betriebene) Ackerbau in Zunahme; gebaut werden Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln ꝛc. Ernte 1896: 3,732,566 hl. Die Eingebornen treiben meist Viehzucht; nach den letzten Ausweisen gab es 264,856 Pferde, 335,549 Rinder, 265,379 Schafe, 85,862 Schweine, 48,045 Ziegen, 773 Renntiere, außerdem einige Kamele. Jagd auf Pelztiere und Fischerei in den Flüssen, im Baikalsee auch auf eine Art Seehund (Callocephalus), waren früher weit ergiebiger. Der Bergbau ist weit weniger bedeutend als in den Nachbarprovinzen. Gold gewinnt man hauptsächlich im Tal der Biriussa, Eisenerz und Kohle sind in Fülle vorhanden sowie große Lager von Graphit, vornehmlich im Becken des Irkut; am Südende des Baikalsees wird Lapislazuli gefunden. Aus Salzquellen an der Angara und Nepa (Nebenfluß der Nischnaja Tunguska) wird viel Salz gewonnen. Die nennenswertesten Industrien, die hauptsächlich in der Stadt J. ihren Sitz haben, sind Branntweinbrennerei, Gerberei, Eisengießerei, Salzsiederei, Ziegelbrennerei und Porzellan- und Glasfabrikation; 1896 zählte man 135 Betriebe mit einem Produktionswert von 2,810,429 Rubel. Sehr bedeutend ist der Handel, da die große Straße von Moskau nach Kiachta durch J. hindurchführt. Das Gouvernement zerfällt in fünf Bezirke: J. (82,396 qkm, wovon 4333 qkm auf den Baikalsee kommen, mit 158,737 Einw.), Balagansk, Werchoiensk, Kirensk und Nishne-Udinsk. Vgl. »Wegweiser auf der großen Sibirischen Eisenbahn« (deutsch von A. Lütschg, Berl. 1901).

Irkutsk, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), unter 52° 17′ nördl. Br. und 104° 22′ östl. L., 460 m ü. M., am rechten Ufer der Angara, in die hier der Irkut mündet, hat ein sehr rauhes Klima (bei einem Sommer wie Paris steigt die Winterkälte nicht selten bis −37°, das Jahresmittel beträgt nur −0,4°), breite Straßen, 23 griechisch-katholische, eine römisch-katholische u. eine prot. Kirche, Gymnasium, 3 höhere Mädchenschulen, 2 Technische Schulen, ein Seminar, 2 Militärschulen, Theater, 5 Zeitungen, ein Arbeits- und Findelhaus, ist Sitz des Gouverneurs und eines Erzbischofs und hat (1897) 51,434 Einw., die ansehnliche gewerbliche Tätigkeit (es bestehen 88 Betriebe mit einem Produktionswert von 1,060,451 Rubel) und sehr bedeutenden Handel zwischen Ostasien und Rußland betreiben. Im Dezember findet hier eine wichtige Messe statt. J. ist durch die Sibirische Bahn mit Europa, durch die Chinesische Ostbahn mit Wladiwostok, durch die Südmandschurische Bahn mit Port Arthur verbunden. J., das eine Sektion der Russischen Geographischen Gesellschaft mit vielen Sammlungen besitzt, gilt als geistiger Mittelpunkt Sibiriens. — Der Ort wurde 1652 als Handelsposten durch Kosaken begründet, wuchs schnell, hat aber, seitdem die Verschiffungen von chinesischem Tee nach baltischen Häfen zunahmen, bedeutend verloren. Durch eine Feuersbrunst wurde J. 1879 fast zerstört.

Irlam (spr. irrläm), Stadt in Lancashire (England), 12 km südwestlich von Manchester, mit Schleusen des Manchester-Schiffskanals und (1901) 4335 Einw.

Irland (hierzu Karte »Irland«; engl. Ireland, bei den keltischen Urbewohnern Eirin oder Erin, d. h. Westland, woraus die bei den Alten üblichen Namen Ierne, Ivernia und Hibernia entstanden), ein mit Großbritannien vereinigtes Königreich, umfaßt die westliche der beiden großen britischen Inseln und liegt zwischen 51° 26′—55° 23′ nördl. Br. und zwischen 5° 20′—10° 26′ westl. L.

Übersicht des Inhalts.

Lage und Küstenbildung	S. 14	Landwirtschaft	S. 18
Bodengestaltung	15	Fischerei	18
Gewässer	15	Bergbau	18
Klima, Flora und Fauna	15	Industrie	19
Areal und Bevölkerung	16	Handel	19
Nationalität	17	Nationaleinkommen	19
Volkscharakter	17	Verwaltung, Rechtspflege ꝛc.	20
Religion	17	Geographische Literatur	20
Bildung	17	Geschichte	20

Lage und Küstenbildung.

Die Insel J. wird von Schottland durch den Nordkanal, von England durch das Irische Meer und den St. Georgskanal getrennt und ist im übrigen vom Atlantischen Ozean umgeben. Die Gestalt der Insel ist in ihrer Grundform als Rautenviereck zu denken. Der nördlichste Punkt ist Malin Head, der südlichste Mizen Head; die Westspitze bildet Dunmore Head, den östlichsten Punkt die Küste südlich von Donaghadee. Die längste, in südwestlicher Richtung durch die Insel gezogene Linie mißt 497 km; die durchschnittliche Breite der Insel beträgt etwa 210 km, ihr Flächeninhalt 84,253 qkm (1530 QM.), oder nach Abzug der Wattflächen und Küstengewässer 83,792 qkm (1521,7 QM.). Die Küste hat eine Ausdehnung von 2254 km, und kein Punkt des Landes ist über 80 km vom Meer entfernt. Was Reichtum an schönen, natürlichen Häfen betrifft, so genießt J. im Vergleich zu Großbritannien entschieden den Vorzug; schade nur, daß die Mehrzahl der besten Häfen an der dem offenen Atlantischen Meer zugewendeten Westküste liegt, wo sie dem Handel nur wenig nützen und eigentlich nur Fischerbooten eine Zufluchtsstätte bieten. Ganz wie in Großbritannien, ist auch in J. die Ostküste im allgemeinen flach und einförmig, die Westküste dagegen steil und vielfach gegliedert. Der einzige gute Hafen an der Ostküste wird durch den Belfast Lough gebildet. An der Nordküste verdient Lough Swilly Beachtung, an der Westküste die durch die 463 m hohe

Nebenkarte I

Bibliograph. Institut, Leipzig.

Clareinsel geschützte Clewbai und die durch die Araninseln geschützte Galwaybai mit ihren Unterabteilungen. An der zerrissenen, durch tiefe Fjorde gekennzeichneten Südwestküste sind zu erwähnen: der Valentiahafen, der sicherste in ganz Kerry, die Dinglebai, der tief ins Land eindringende sogen. Kenmare River und die Bantrybai. An der Südküste liegt der sichere und geräumige Hafen von Cork.

Physische Verhältnisse.

Bodengestaltung. Der größte Teil der Insel besteht aus einer welligen Tiefebene, reich an Seen, Sümpfen und Torfmooren. Diese Tiefebene erstreckt sich von der Ostküste bei Dublin ununterbrochen bis zur Westküste und dringt auch an andern Stellen bis an die Küste vor, so daß 77 Proz. der gesamten Oberfläche der Insel eine Meereshöhe von weniger als 150 m haben. Nehmen wir an, daß das Meer bis zu dieser Höhe stiege, dann würde sich J. in einen Archipel auflösen, bestehend aus zahlreichen Inseln, deren höchste, in Kerry, 890 m über den neuen Meeresspiegel sich erheben würde. Die Berge sind meist nackt und ohne Gehölz, oft wild und felsig und fast stets von malerischen Formen. Sie haben im allgemeinen die Normalstreichlinie der Berge von Wales oder Schottland und bilden keine eigentlichen Ketten, sondern einzelne Gruppen. Die wichtigsten dieser Gruppen sind in Nordirland: die Berge von Antrim, im nordöstlichen Teil der Insel, die im Trostan 549 m hoch ansteigen und in steilen Basaltmassen ins Meer abfallen (s. Giant's Causeway); die Mourne Mountains, südlich von den vorigen, in der Grafschaft Down (mit dem 852 m hohen Slieve Donard), die in den in südwestlicher Richtung streichenden Hügelzügen, die gleich ihnen vorherrschend aus silurischem Gestein bestehen, eine Fortsetzung finden; die Sperrin Mountains, auf der Grenze von Londonderry und Tyrone, von den Bergen Antrims durch das Tal des Bann, von jenen Donegals durch den Fluß Foyle getrennt (im Mount Sawel 672 m hoch); die Berge von Donegal, im nordwestlichsten Winkel der Insel, ein zerklüftetes Gebirgsland mit tiefen Tälern und kleinen malerischen Seen, mit dem Errigal (750 m) und Bluestack (674 m hoch); die Berge von Dowbally, in Leitrim und Cavan, von den vorigen durch den Fluß und See Erne geschieden (im Cuilcagh 667 m hoch); die Nephinberge, an der Westküste, in der Grafschaft Mayo, und nördlich von der Clewbai (806 m); die Hochlande von Connemara (die Twelve Pins von Bennebeola, bis 730 m) und die von ihnen durch die tief ins Land eindringende fjordartige Killerybai geschiedenen Gebirge im S. der Clewbai (Muilrea 817 m, Croagh Patrick 765 m). Im S. steigen an der Ostküste, dicht bei Dublin, die Berge von Wicklow an, berühmt durch landschaftliche Schönheiten, im Lugnaquilla 926 m hoch. Sie setzen sich in südwestlicher Richtung in einem Höhenzug fort, in dem die Berge Leinster und Blackstairs zu 793 und 734 m ansteigen. Ferner sind hier zu nennen: die Comeragh- und Knockmealdownberge (753 und 795 m hoch), die sich von der Südküste ins Innere erstrecken und von den Flüssen Suir und Blackwater begrenzt werden; die Berge von Kerry im äußersten Südwesten, die Irische Schweiz, mit den Seen von Killarney und aus mehreren Gebirgszügen bestehend, zwischen denen die See tief eindringt und Fjorde bildet. Sie erreichen ihren Höhepunkt im Carrantuohill in den Macgillicuddy Reeks, der 1040 m hoch ansteigt. Außer diesen Küstengebirgen erheben sich im Innern des Landes mehrere Höhenzüge, unter denen die Galtymore- (947 m), Silvermine- (Keeper 692 m) und Slieve Bloomberge (522 m) die bedeutendsten sind.

Geologische Bodenbeschaffenheit. Der Untergrund der irischen Ebene besteht wesentlich aus Kohlenkalkstein, dem ausgedehnte Torfmoore und Geschiebelehm und Moränen der Eiszeit aufgelagert sind; über diese ragen die aus älterm Gestein bestehenden Gebirgszüge hervor, die eine Fortsetzung der Berge von Schottland und Wales sind. Die Mehrzahl der Gebirgszüge wird von silurischen Schichten gebildet, die von Granit vielfach durchbrochen und metamorphosiert worden sind. In Antrim tritt Basalt sehr verbreitet auf, von Lias, Kreide und Tertiär umlagert, während im nordwestlichen J. kristallinische Schiefer mit dem gleichen Streichen wie die schottischen, und ebenfalls von Granit und Quarzporphyr durchbrochen, herrschen. Die Gebirge des südlichen J. zeigen, in Übereinstimmung mit denjenigen von Wales, besonders paläozoische Bildungen (Old red und Kohlenkalk) entwickelt; in den Galtymorebergen treten auch devonische Sandsteine auf. An nutzbaren Mineralien ist J. nicht sehr reich. Silber-, Blei- und Kupfererze finden sich in den Wicklowbergen südlich von Dublin; Eisenerze in Antrim, Steinsalz bei Carrickfergus; Steinkohlen sind nur in geringer Menge vorhanden. Marmor wird bei Kilkenny, Connemara und Donegal gewonnen.

Gewässer. J. ist gut bewässert; nicht weniger als 237 Flüsse und Flüßchen (ohne die Nebenflüsse) eilen dem Meere zu. Ihr Lauf ist nicht reißend, häufig erweitern sie sich zu Seen, und viele unter ihnen sind fast bis zu ihrer Quelle schiffbar. Die wichtigsten sind: Shannon, Barrow (mit Suir und Nore) und Bann (Näheres s. in den besondern Artikeln). Größe des Flußgebiets und Länge des Laufes der bedeutendern Flüsse gibt die folgende Tabelle:

Flüsse		Länge Kilom.	Flußgebiet QKilom.
Ostküste	Boyne	113	2693
	Liffey	114	1370
	Slaney	117	1761
Südküste	Barrow (mit Suir)	191	9207
	Blackwater	167	3325
Westküste	Shannon	350	15695
	Corrib (mit Clare)	9	3139
	Moy	100	2085
	Erne	115	4374
Nordküste	Foyle	27	2926
	Bann	137	5707

Der ansehnlichste unter den zahlreichen Seen ist der Lough Neagh (397 qkm oder 7,2 QM.), den der Bann durchfließt. Ihm an Größe zunächst stehen der Lough Corrib (176 qkm oder 3,2 QM.), die beiden vom Erne gebildeten Seen (zusammen 149 qkm oder 2,7 QM.), Lough Ree (129 qkm oder 2,3 QM.) und Lough Derg (93 qkm oder 1,7 QM.). Die Seen von Killarney sind berühmt wegen ihrer romantischen Umgebungen.

Das Klima von J. ist ozeanisch mild und feucht. An der Westküste sind die Regenmengen bedeutender als an der Ostküste (Winter- und Herbstregen). Die mittlere jährliche Regenmenge beträgt für Ostirland 70—100, für Westirland bis über 120 cm. Die große Feuchtigkeit der Luft ist einesteils dem Ackerbau nicht günstig, erzeugt aber anderteils in Verbindung mit der reichlichen Bewässerung jenes immer frische Grün, dem das Land den Namen der »grünen Insel« oder der »Smaragdinsel« (Emerald Isle) verdankt. Selten bleibt, selbst auf den Bergen, der Schnee längere

Zeit liegen. Die mittlern Jahresextreme in Dublin sind 25° und −5°. An der Südwestküste fällt das Thermometer nur in seltenen Fällen unter den Gefrierpunkt. Das Januarmittel beträgt in Belfast 4°, Dublin 5° und Valentia 7°. Die Flora Irlands hat die meisten Züge mit der Englands (s. d., S. 797) gemeinsam, unterscheidet sich aber durch noch größere Zahl von atlantischen Arten, wie Arbutus unedo, Saxifraga Geum, S. hirsuta, S. umbrosa ꝛc. Auch ist J. reich an arktisch-alpinen Pflanzen, die z. B. im nordwestlichen Donegal fast bis zum Meeresniveau hinabsteigen, aber auch den schottischen und englischen obersten Gebirgsregionen nicht fehlen. Die aus Nordamerika eingewanderte Iridazee Sisyrinchium Bermudiana wächst auch in England sowie an der deutschen Nordseeküste. J. ist so tierarm, wie kein andres entsprechendes Gebiet. Um so bemerkenswerter ist das Vorkommen des irischen Riesenhirsches noch in vorgeschichtlicher Zeit, dessen Skelette sich häufig in den Mooren der Insel finden. Der irische Hase wird als eine Abart des gewöhnlichen Hasen betrachtet. Von der Vogelwelt ist hervorzuheben, daß auch die Nachtigall bis J. geht. Von Reptilien finden sich in J. nur die Ringelnatter und die Bergeidechse und von Amphibien nur der Streifenmolch und der Schweizer Molch.

Areal und Bevölkerung.

Grafschaften	Areal		Bevölkerung 1901	Katholiken
	QKil.	QMeil.		Proz.
Carlow	896	16,3	37 723	88,6
Dublin	918	16,7	447 266	77,9
Kildare	1 693	30,7	63 469	86,3
Kilkenny	2 063	37,5	78 821	94,6
King's County	1 999	36,3	60 129	89,4
Longford	1 090	19,8	46 581	91,4
Louth	818	14,9	65 741	91,5
Meath	2 347	42,6	67 463	92,8
Queen's County	1 719	31,2	57 226	88,2
Westmeath	1 835	33,3	61 527	92,0
Wexford	2 333	42,4	103 860	91,7
Wicklow	2 024	36,8	60 679	79,1
Leinster:	19 735	358,5	1 150 485	85,3
Clare	3 351	60,9	112 129	98,0
Cork	7 485	135,9	404 813	90,4
Kerry	4 799	87,1	165 331	96,9
Limerick	2 755	50,0	146 018	95,0
Tipperary	4 296	78,0	159 754	93,8
Waterford	1 868	33,9	87 030	94,8
Munster:	24 554	445,8	1 075 075	93,7
Antrim	3 084	56,0	461 240	24,5
Armagh	1 328	24,1	125 238	45,3
Cavan	1 932	35,1	97 368	81,0
Donegal	4 844	88,0	173 625	77,7
Down	2 478	45,0	289 335	26,4
Fermanagh	1 851	33,6	65 243	55,3
Londonderry	2 114	38,4	144 329	45,3
Monaghan	1 294	23,5	74 505	73,4
Tyrone	3 264	59,3	150 468	54,7
Ulster:	22 189	403,0	1 581 351	44,2
Galway	6 351	115,3	192 146	97,2
Leitrim	1 588	28,8	69 201	90,4
Mayo	5 507	100,0	202 627	97,7
Roscommon	2 459	44,7	101 639	97,4
Sligo	1 870	33,9	84 022	90,7
Connaught:	17 775	322,7	649 635	95,8
Ganz Irland:	84 253	1530,0	4 456 546	74,3

Die erste genauere Bevölkerungsangabe, von 1695, kennt 1,034,102 Bewohner Irlands; um 1750 war die Volkszahl schon auf 2,372,634, 1811, wo regelmäßige Zählungen begannen, auf 5,937,856, 1845 auf 8,295,061 gestiegen. Damit hatte sie aber ihren Höhepunkt erreicht. Zwei Jahre hintereinander versagte die Kartoffelernte, und Hungersnot sowie Krankheiten forderten Tausende von Opfern. Dazu kam nun eine immer rascher sich steigernde Auswanderung nach Großbritannien und namentlich nach Nordamerika, und so ist es erklärlich, daß 1851 die Bevölkerung auf 6,574,278, 1861 auf 5,798,967, 1871 auf 5,412,377, 1881 auf 5,174,836, 1891 auf 4,704,750 und 1901 auf 4,456,546 Seelen gesunken ist, die sich nach vorläufiger Feststellung auf die einzelnen Grafschaften, wie vorstehend angegeben, verteilen.

Während der Jahre 1851—1902 wanderten 3,788,789 Irländer nach dem Ausland aus (74,290 im jährlichen Durchschnitt), doch hat die Auswanderung neuerdings erheblich abgenommen (1902: 42,256). Aber auch in Großbritannien haben viele Irländer eine neue Heimat gefunden, denn 1901 zählte man der Geburt nach 4,958,576 Irländer im Vereinigten Königreich, von denen nur die oben angegebene Zahl in J. wohnte. Dagegen lebten in J. nur ca. 28,000 geborne Schotten und 76,977 geborne Engländer. Zeitweise gehen etwa 15,000 Irländer jährlich nach Schottland und England, um dort bei der Ernte zu helfen. Nach dem Zensus von 1901 leben durchschnittlich 53 Menschen auf 1 qkm, und die Bevölkerung ist am dichtesten in Ulster (71 auf 1 qkm) und in den Grafschaften Dublin, Antrim, Down und Armagh mit bez. 487, 149, 116 und 94 auf 1 qkm. J. ist kein Land großer Städte wie England. Nur Dublin und Belfast haben je über 100,000 Einw., während es außer ihnen nur 16 Städte von über 10,000 Einw. gibt, darunter Cork, Londonderry, Limerick, Rathmines (mit Rathgar), Waterford und Pembroke mit mehr als 25,000 Einw. Bewohnte Häuser zählte man 1901: 858,158 (um 12,420 weniger als 1891). Die Zahl der Haushaltungen betrug 910,256. Über die Bewegung der Bevölkerung liegen keine zuverlässigen Angaben vor. Im Durchschnitt der Jahre 1893—1902 sollen auf 1000 Lebende nur 22,8 Geburten und 17,8 Todesfälle und 4,9 Eheschließungen gekommen sein, und diese Zahlen werden anscheinend gerechtfertigt durch die Angaben über den Zivilstand, denn 1901 kamen auf 1000 männliche Personen 263 Verheiratete, 40 Verwitwete, 697 Unverheiratete; auf 1000 weibliche Personen 262 Verheiratete, 93 Verwitwete, 645 Unverheiratete. Auf 1000 Männer kamen 1901: 1027 Frauen. Von den Geburten sind nur 2,4 Proz. unehelich. Nach der Berufszählung von 1901 empfangen wir von der Bevölkerung Irlands folgendes Bild. Es waren 1901: 3,565,183 Personen über 10 Jahre alt; davon waren 1,949,607 erwerbstätig (547 pro Mille, und zwar bei den Männern 803, bei den Frauen 302 pro Mille), 1,615,576 ohne Beschäftigung. Unter den Erwerbstätigen waren in der Landwirtschaft beschäftigt 859,525 Personen (241 pro Mille der über 10 Jahre alten Einwohner), in der Fischerei 10,434, im Bergbau 6512, in der Metallindustrie und dem Maschinenbau 29,080, im Schiffbau 6234, mit der Verarbeitung edler Metalle 2249, in der Elektrizitätsindustrie 899, im Bauwesen 60,977, in der Holzverarbeitung 11,040, in der Ton- und Glasindustrie 1381, in der chemischen 2896, in der Lederindustrie 4267, in der Papierindustrie 11,563, in der Textilindustrie 110,208 (31 pro Mille), ferner in der Kleiderkonfektion 141,588 (40 pro Mille), in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie 75,148; ferner waren Arbeiter verschiedener Gattung 177,516 (41

pro Mille); mit Handel waren beschäftigt 39,323, im Verkehrswesen 71,255, häusliche Dienstboten 202,238 (57 pro Mille), Beamte 34,281, Angehörige des Heeres und der Flotte 27,698, Geistliche, Gelehrte, Künstler 2c. 55,715.

Nationalität, Religion.

Die Bevölkerung Irlands hat wohl zum größten Teil keltisches Blut in den Adern. Jedenfalls haben sich die Nachkommen der schottischen und englischen Kolonisten den eingebornen Kelten derart assimiliert, daß sie in Charakter und Sinnesart als Kelten, d. h. als echte Iren, gelten müssen. In J. wie im Osten Europas bildet aber nicht die Nationalität, sondern die Religion die Scheidewand unter der Bevölkerung. Nicht Kelte und Sachse stehen sich hier gegenüber, sondern Protestant und Katholik, Orangeman und Papist. Bei gewissen nationalen Fragen gehen jedoch beide Parteien oft Hand in Hand, nur daß der protestantische Ire, seinem Ursprung getreu, besonnener und in seinen Ansprüchen gemäßigter ist als der beweglichere Kelte. Von einer keltischen Nationalsprache kann kaum noch die Rede sein, und die Bemühungen der Society for the preservation of the Irish language (s. Keltische Sprachen) werden ohne nachhaltigen Erfolg bleiben, obgleich es ihr gelungen ist, Irisch als Unterrichtsgegenstand in einigen Schulen einzuführen. Indes bedienten sich 1891 immerhin noch 680,174 Menschen der irischen Sprache (gegen 1,204,684 in 1851), aber nur 38,121 Menschen waren des Englischen unkundig. Am zahlreichsten ist diese irisch sprechende Bevölkerung im W. und SW. des Landes und namentlich in Donegal, in Mayo, Galway und Clare, in Kerry und den abgelegenen Gegenden von Cork und Waterford. Die sächsische Rasse bildet die Mehrzahl im westlichen Ulster, wo namentlich Schotten und neben ihnen auch Engländer den Hauptstamm der Bevölkerung ausmachen. Sie erstreckt sich auch von Dublin aus durch die Mitte des Landes bis nach Tipperary hinein und zum Shannon; ferner hat sie in Wexford und Waterford festen Fuß gefaßt. Mit ihr vermischt leben die Abkömmlinge der skandinavischen Eroberer aus frühester Zeit. Von untergeordneter Bedeutung waren die Spanier, die sich in Galway und Kinsale niederließen, und die protestantischen Pfälzer (Palatines), die Lord Southwell im 17. Jahrh. bei Limerick einführte. Beim keltischen Grundstock der Bevölkerung lassen sich zwei Typen unterscheiden. Die sogen. Milesier (der Sage nach von den aus Spanien herübergekommenen Söhnen des Königs Milesius abstammend) haben schwarzes Haar, glänzende, dunkle Augen, ovales Gesicht, fein gebildete und nervige Formen. Sie herrschen im W. und S. vor. Das mittlere J. und die Bergbezirke bewohnen die echten Iren, mit hohen Backenknochen, stumpfer Nase, rundem Gesicht, grauen Augen, grobem braunen Haar, muskulösem Körper und untersetztem Wuchs. Diese sämtlichen Elemente sind aber derart verschmolzen, daß man füglich von einer irischen Nationalität sprechen kann.

Der Charakter der echten Iren ist ein höchst eigentümliches Gemisch von allerlei einander großenteils widersprechenden Eigenschaften. Ein beweglicher, leichter Sinn bildet die Grundlage des irischen Charakters, und derselbe zeigt fast alle Tugenden, die mit solchem vereinbar sind, während seine Fehler meist in entsprechendem Mangel an Besonnenheit, Ausdauer und Selbstbeherrschung beruhen. Dichterische Begabung, Kunstsinn, Liebe zur Musik und Beredsamkeit lassen sich dem Irländer nicht absprechen. Er ist witzbegierig, schlau, scharfsinnig und witzig. Aber bei allen geistigen Anlagen fehlt ihm die Tiefe; oberflächlich in seinem Tun und Denken, unzuverlässig bei der Arbeit, wenig ausdauernd und flatterhaft, ist er großen Aufgaben nicht gewachsen. »Paddy« (wie man den Iren nach dem oft vorkommenden Namen Patrick nennt) ist gutherzig und vertrauensvoll, verdient aber selbst kein Vertrauen. Verräterei hat in allen irischen Erhebungen stets eine traurige Rolle gespielt. Mit der Wahrheit nimmt er es bei großer Einbildungskraft nicht sehr genau. Reizbar, zur Rauferei und zu Gewalttätigkeiten geneigt, liebt er auch laute Lustbarkeit. Ebenso leicht, wie er sich der Völlerei ergibt, erträgt er auch den Mangel und ist zufrieden, wenn er nur Kartoffeln hat, das Leben zu fristen.

Religion. Im J. 1901 zählte man 3,310,028 Katholiken (74,2 Proz.), 579,385 Mitglieder der bischöflichen Kirche (13,0 Proz.), 443,494 Presbyterianer (9,9 Proz.), 61,255 Methodisten, 56,703 andre Dissidenten und 3769 Juden. Dagegen bildeten die Katholiken 1731 nur 65 Proz., 1834 aber 81 Proz. der Bevölkerung. Die ehemalige protestantische Staatskirche wurde 1871 aufgehoben, ihr Vermögen (16,5 Mill. Pfd. Sterl.) eingezogen und aus ihm den Geistlichen 2c. Leibrenten (zusammen 228,856 Pfd. Sterl.) ausgesetzt oder eine einmalige Entschädigung gezahlt. Ferner wurde der aus der ehemaligen Staatskirche hervorgegangenen Church of Ireland 1 Mill. Pfd. Sterl. als Entschädigung für Privatstiftungen gewährt; das katholische Maynooth College erhielt 372,330 Pfd. Sterl., die Presbyterianer 751,625 Pfd. Sterl., die ehemaligen Kirchenpatrone 740,510 Pfd. Sterl. Der Überschuß (etwa 5,2 Mill.) wird für allgemeine Zwecke verwendet. An der Spitze der »Kirche von J.« stehen 2 Erzbischöfe (zu Armagh und Dublin) und 11 Bischöfe. Ihre Synode besteht aus 2 Häusern, deren erstem die Bischöfe, dem zweiten 208 Geistliche und 416 Laien angehören, während der aus ihr hervorgegangene Representative Church Body außer den Bischöfen aus 52 Mitgliedern besteht; er verwaltet das Kirchenvermögen (jetzt über 8 Mill. Pfd. Sterl.). Die römisch-katholische Kirche steht unter 4 Erzbischöfen (Armagh, Dublin, Cashel, Tuam) und 23 Bischöfen. Sie unterhält 2420 Kirchen mit 3525 Geistlichen, 97 Mönchs- und 270 Nonnenklöster.

Bildung.

Die Volksschule steht unter der Aufsicht einer Kommission (Commissioners of national education), deren Mitglieder (20, je zur Hälfte Protestanten und Katholiken) vom Lord-Lieutenant ernannt werden. Bei weitem am zahlreichsten sind die mit Staatszuschuß ausgestatteten konfessionslosen Nationalschulen, die seit 1845 eingerichtet sind. 1902 waren in den 8712 Nationalschulen 737,086 Kinder eingeschrieben, im Durchschnitt wurden sie aber nur von 487,098 Kindern besucht. Neben ihnen bestanden (Ende 1901) 267 Klosterschulen, in denen 108,606 Kinder eingeschrieben waren, von denen aber nur 74,358 die Schule besuchten. Von den 490 Sekundärschulen sind 52 Stiftungsschulen, 26 geistliche, 92 klösterliche, 226 Privatschulen und 16 Colleges. Universitätsbildung gewähren: die 1591 gestiftete Dubliner Universität (Trinity College), jetzt allen ohne Unterschied des Glaubens zugänglich, die drei konfessionslosen Queen's Colleges in Belfast, Cork und Galway, die katholische Universität von Dublin, mit 6 affiliierten Colleges, darunter das katholische Priesterseminar Maynooth College. Die 1880 errichtete Royal University von J. ist nur Prüfungsbehörde. Außerdem sind zu er-

wähnen: die Technische Schule (School of science) in Dublin, die landwirtschaftliche Akademie in Glasnevin, eine Kunstakademie, eine Akademie der Musik. An der Spitze der gelehrten Gesellschaften stehen die Royal Society von Dublin und die Royal Irish Academy. Daß der Unterricht gute Früchte trägt, beweist die Tatsache, daß 1891 nur 18,4 Proz. der über 5 Jahre alten Bewohner nicht lesen konnten, während sich 1861: 38,7 Proz. in der gleichen Lage befanden. In den letzten Jahrzehnten hat die Zahl der Verbrechen abgenommen, doch war dabei nicht ohne Einfluß, daß gerade viele der schlimmsten Elemente auswanderten. 1851 wurden 24,684 Personen vor die Geschworenengerichte gestellt, 1881 noch 5311, 1902 nur 1717, von denen 620 freigesprochen wurden. Es bestehen 9 Zuchthäuser und 25 Gefängnisse, 7 Besserungsanstalten (reformatories) und 74 Industrieschulen (für verwahrloste Kinder).

Landwirtschaft, Fischerei, Bergbau.

Den Haupterwerbszweig bildet die Landwirtschaft, deren Entwickelung indes durch die Eigentumsverhältnisse wie infolge der Zerstückelung des Bodens gehemmt worden ist. Unter Elisabeth, Jakob I. und deren Nachfolgern kamen neun Zehntel des Landes durch Konfiskation in die Hände von Eigentümern, von denen viele bereits in England große Güter hatten. Die Bewirtschaftung ihrer neuen irischen Besitzungen überließen sie Mittelsmännern, die Einkünfte aber verzehrten sie im Ausland. In neuerer Zeit sind durch Vermittelung des Encumbered Estates Court viele verschuldete Güter zerstückelt und verkauft und auch ein Teil der Kirchengüter veräußert worden. 1875 gab es nur 68,716 Grundeigentümer, von ihnen hatten 36,144 einen Besitz von unter 1 Acre (40 Ar), während fast die Hälfte des ganzen Landes sich im Besitz von 744 Eigentümern, nahezu zwei Drittel in dem von 1942 Eigentümern befanden. Dazu kommt, daß ein großer Teil der Großgrundbesitzer außerhalb des Landes wohnt und reiche Einkünfte dem Land entzieht (s. Absentismus). Erst in den letzten Jahrzehnten ist durch die Gesetzgebung die Lage der Pächter gebessert und ihnen seit 1891 der Landankauf erleichtert worden. Ein Garantiefonds von 33 Mill. Pfd. Sterl. ist geschaffen, aus dem der Kaufpreis vorgeschossen wird; letzterer soll den 20fachen Betrag des Reinertrags der Pacht betragen. Der Käufer hat jährlich 4 Proz. dieses Preises für Zinsen, Amortisation ꝛc. zu zahlen und erwirbt nach einem Zeitraum von 49 Jahren das freie Eigentum seines Pachtguts. Eine weitere Erleichterung des Landankaufs ist durch die Landakte von 1903 herbeigeführt worden (Weiteres s. Großbritannien, S. 417).

Die Zahl der ländlichen Besitzungen betrug 1901: 590,175, darunter hatten 74,328 einen Umfang von weniger als 40 Ar (1 Acre), 62,855 von 40 Ar bis 2 Hektar, 154,418 von 2—6 Hektar, 134,090 von 6—12 Hektar, 74,255 von 12—20 Hektar, 57,407 von 20—40 Hektar, 23,107 von 40—81 Hektar, 8186 von 80—202 Hektar, 1528 über 202 Hektar. Bei der früher rasch anwachsenden Bevölkerung und dem Mangel an anderweitigen Erwerbsquellen hatte sich in J. eine Zwergwirtschaft herausgebildet, wie sie wohl in keinem andern Lande zu finden ist. Hungersnot, Auswanderung und auch die früher recht zahlreiche Ausschließung der Pächter haben indes zusammengewirkt und bessere Zustände geschaffen. Die Zahl der Eigentümer betrug 1901: 543,238 oder, wenn man die Zwergwirtschaften von weniger als 1 Acre wegläßt, 470,004. Die Zahl der Farmen im Umfange von 40 Ar bis 2 Hektar hat sich seit 1841 um 79,8 Proz., die zwischen 2 und 6 Hektar um 39 Proz. vermindert, dagegen die von 6—12 Hektar um 69 Proz., die über 12 Hektar um 238 Proz. vermehrt.

Welche Wandlungen die Landwirtschaft in J. seit 1841 durchgemacht hat, zeigt die folgende Tabelle:

Jahr	Areal in Tausenden von Acres (1 Hektar = 2,47 Acres)				
	Ackerland	Weiden	Wald	Gewässer	Unbebaut
1841	5238	8226	374	681	6303
1851	6054	8749	305	631	5083
1861	5931	9534	317	627	4413
1871	5642	10069	325	626	4160
1881	5213	10092	329	625	4563
1891	4840	10299	312	622	4747
1902	4605	10635	303	622	4655

Also auch in J. zeigt sich wie in Großbritannien eine Zunahme der Weiden auf Kosten des Ackerlandes und der Anpflanzungen (plantations) von Wald, gleichzeitig aber seit 1871 eine bedauerliche Abnahme der gesamten landwirtschaftlich verwerteten Fläche. Immerhin aber kamen 1851 auf 100 Acres Ackerland noch 108 Bewohner, 1902 nur 96, während gleichzeitig die Weiden um 29 Proz. zugenommen hatten.

Hauptprodukte des Ackerbaues sind: Hafer, Kartoffeln, Rüben und Futterkräuter. Der Anbau von Weizen nimmt neuerdings etwas zu, bleibt aber unbedeutend, denn man sieht ein, daß J. schon seines feuchten Klimas halber nicht mit Amerika als Getreidekammer konkurrieren kann, und daß es lohnender ist, die benachbarten großbritannischen Märkte mit Schlachtvieh, Butter und Speck zu versehen. Auch der Flachsbau hat trotz der von der Regierung bewilligten Unterstützungen seit einem Jahrzehnt bedeutend abgenommen. 1902 waren bebaut mit Getreide 527,896, mit Bohnen und Erbsen 1079, mit Kartoffeln 254,779, mit Rüben und Kohl 135,480, mit Flachs 20,138, mit Klee, Luzerne ꝛc. 244,319 Hektar. 2119 Hektar lagen brach, 4,305,839 bestanden aus Weiden, 633,602 waren Grasland, 122,681 waren bewaldet. Die Ernte lieferte 1902: 528,171 hl Weizen, 2,887,702 hl Gerste, 19,555,471 hl Hafer, 37,253 hl Bohnen, 2,726,000 Ton. Kartoffeln, 4,946,800 T. Futterrüben, 1,463,200 T. Runkelrüben, 5,2 Mill. T. Heu.

Der Viehstand nahm seit 1851 (außer bei den Pferden) bedeutend zu und hat gegenwärtig folgenden Umfang:

	1851	1871	1891	1902
Pferde . . .	543312	478124	528590	509282
Rinder . . .	2967461	3973102	4448511	4782221
Schafe . . .	2122128	4228721	4722613	4215865
Schweine . .	1084857	1616754	1367712	1327610

Außerdem gab es 1901: 28,882 Maulesel, 238,980 Esel und 312,409 Ziegen, ferner 18,810,717 Stück Geflügel und 33,171 Bienenstöcke, davon 16,754 mit beweglichen Waben (Ertrag 283,000 kg Honig).

Die Fischerei ist für J. von Bedeutung und könnte es in noch höherm Grade werden, denn das umgebende Meer wimmelt von Fischen aller Art: Kabeljaus, Rotaugen (hakes), Lengs, Heringen, Makrelen ꝛc., und in den großen Flüssen, namentlich im Bann, Foyle, Boyne und Shannon, wird die Lachsfischerei mit Erfolg betrieben. Die Austernzucht (an der Küste von South Wicklow) hat man zu heben gesucht, doch ohne wesentlichen Erfolg. Die Seefischerei wurde 1903 von 27,758 Menschen mit 7472 Booten betrieben, ihr Ertrag ward 1902 auf 296,600 Pfd. Sterl. geschätzt; daran hatten Makrelen und Heringe den größten Anteil.

Es fehlt zwar J. nicht an nützlichen Metallen und Steinkohlen, aber der Bergbau ist nur wenig entwickelt und wird nur von 1,8 pro Mille der über 10 Jahre alten Bevölkerung betrieben (gegenüber 31,8 in England, 38,4 in Schottland). Am wertvollsten sind noch die Steinkohlen (Ertrag 1902: 108,737 Ton.), die in sieben getrennten Feldern auftreten. Am ausgedehntesten ist das große Kohlenfeld von Munster (den ganzen Südwesten umfassend, und getrennt davon das in der Grafschaft Tipperary); ein kleineres Kohlenfeld liegt in Leinster (Grafschaft Kilkenny). Die in den erwähnten Revieren gefundenen Kohlen sind Anthrazit, dagegen kommen in den drei kleinen Kohlenfeldern von Ulster und in demjenigen von Connaught (in der Nähe vom Lough Allen) bituminöse Kohlen vor und in letzterm außerdem Massen von Eisenerz. Braunkohlen finden sich am Lough Neagh. Torfmoore (bogs) kommen in großen Massen vor. Sie bedecken 6077 qkm (111 QM.) Flachland und 2486 qkm (45,1 QM.) Hügelland. Erstere sind selten über 2 m mächtig, letztere bis 10 m. Sie sind z. T. rotbraun und mit Heidekraut bedeckt, z. T. schwarz und fest, in der Tiefe aus fester, pech- oder kohlenartiger Substanz bestehend, dem gewöhnlichen Brennmaterial des Landvolkes. Manchmal enthalten sie Holzreste (bogwood), die zur Anfertigung von Schmucksachen verwendet werden. Ein Teil der Torfmoore ist bereits entwässert worden und dient als Weide- oder selbst als Ackerland. Eisenerze finden sich in Antrim (Ertrag 1902: 81,762 Ton.), Raseneisenstein (4905 T.) in verschiedenen Teilen des Landes. Steinsalz kommt bei Carrickfergus vor (Ausbeute 68,224 Ton.), ferner 12,063 T. Sudsalz. Außerdem werden gewonnen: Kupfererz (444 Ton.), Schwefelkies (1617 T.), Schwerspat (1218 T.), Ocker (544 T., in der Grafschaft Wicklow), Bauxit (9045 T.), ferner Ton, feuerfester Ton, Sandstein, Kalkstein, Schiefer.

Industrie, Handel, Nationaleinkommen.

Die Industrie Irlands steht bei weitem hinter der in den übrigen Teilen des Vereinigten Königreichs zurück; während 1901 in England 302 pro Mille, in Schottland sogar 347 pro Mille der über 10 Jahre alten Bewohner in der Industrie tätig waren, waren es in J. kaum 181. Daß J. kein Fabrikstaat geworden, erklärt sich hinreichend durch die geringen natürlichen Hilfsmittel des Landes im Vergleich mit denjenigen des benachbarten Großbritannien. Allerdings trat England 1698—1779 der natürlichen Entwickelung der irischen Wollindustrie durch Ausfuhrverbote entgegen, die es zugunsten seiner eignen Fabrikanten erließ, doch hatte um die Mitte des 19. Jahrh., als J. noch über 8 Mill. Einw. zählte, sich eine bedeutende Textilindustrie entwickelt, die 1841: 696,000 Personen beschäftigte; davon waren in der Leinweberei 135,300, in der Wollwarenindustrie 80,800, in der Flanellweberei 23,000 Personen tätig, während 441,000 Personen als Spinner und Weber bezeichnet werden. Von jener blühenden Industrie hat sich gegenwärtig nur die Leinweberei in einiger Bedeutung erhalten; denn von den 110,208 Personen, die 1901 in der Textilindustrie beschäftigt waren, gehörten der Leinweberei 72,099 (darunter 48,900 weibliche Personen) an, der Wollweberei 5197, der Seidenindustrie 188, und die Flanellweberei war ganz eingegangen. Die Strumpfwirkerei, die 1851: 35,600 Arbeiter beschäftigte, wurde 1901 nur von 619 betrieben, die Baumwollweberei von 2023 (1851 noch von 16,100), die Fabrikation von Krepp, Gaze, Schals und Modeartikeln von 3800 Personen (1851 von 64,000). Auch die Musselinstickerei (etwa 4200 Personen) ist zurückgegangen, dagegen die Spitzenfabrikation (2118) seit 1891 erheblich gestiegen. Mit Bleicherei, Färberei und Druckerei beschäftigten sich 11,978 Personen (gegen 25,709 im J. 1881). Von den 1,016,111 Spindeln und 28,612 mechanischen Webstühlen, die sich 1890 in sämtlichen 263 Textilfabriken Irlands befanden, entfielen 87 Proz. auf Leinwandfabriken. Hauptsitz der gesamten Textilindustrie ist die Provinz Ulster und namentlich Belfast, aber auch in Dublin, Limerick und bei Cork bestehen Fabriken. Wichtig sind außerdem: die Maschinenfabriken, Werften und Nagelschmieden von Belfast, die Tabakfabriken von Dublin und Limerick, die Branntweinbrennerei und die Bierbrauerei (in Dublin berühmter Stout). Vgl. Großbritannien, S. 368.

Der Handel Irlands ist wesentlich ein Handel mit der Nachbarinsel. Die Einfuhr vom Ausland betrug 1903 nur 14,338,341 Pfd. Sterl., und die direkte Ausfuhr ist ganz unbedeutend (1903: 169,964 Pfd. Sterl.), da die Ausfuhr irischer Produkte fast ausschließlich durch Liverpooler und Glasgower Häuser vermittelt wird. Zur Einfuhr gelangen namentlich Getreide, Flachs, Leinengarn, Kolonialwaren, Petroleum, Tabak, Wein, Spirituosen; ausgeführt werden Schlachtvieh (besonders lebende Schweine nach England), Pferde, Butter, Speck, Schmalz, Leinenwaren, Whisky und Bier. Die Ausfuhr von ausländischen und Kolonialprodukten betrug 1903: 1,086,925 Pfd. Sterl. Den Handel fördern Eisenbahnen in einer Länge von 1902: 5172 km und Kanäle (zusammen 560 km), wovon zwei, der Grand und der Royal Canal (s. d.), Dublin mit dem Shannon verbinden, während der Ulsterkanal von Belfast zum Lough Neagh führt. Seeschiffe besitzt J. 1903: 944 mit einem Gehalt von 296,059 Ton., darunter 370 Dampfer von 243,058 T. 1903 liefen 1080 Schiffe von 1,152,342 T. vom Ausland und 31,570 Schiffe von 6,491,346 T. im Küstenhandel ein. Die Post beförderte 1902: 150 Mill. Briefe, 20 Mill. Postkarten, 57 Mill. Kreuzbandsendungen und 1,5 Mill. Pakete, und es wurden Geldanweisungen im Betrage von 2,360,000 Pfd. Sterl. ausgestellt.

Nationaleinkommen. Im Vergleich mit England darf man wohl J. ein armes Land nennen, immerhin haben sich die Verhältnisse seit der Hungersnot in den 1840er Jahren bedeutend gebessert. Das Kapital der Sparkassen ist 1851—1902 von 1,359,103 auf 11,489,422 Pfd. Sterl. gestiegen; das steuerpflichtige Einkommen belief sich 1862 auf 23,5 Mill. Pfd. Sterl., 1901/02 aber auf 34,3 Mill. Pfd. Sterl., obgleich in ersterm Jahr auf alle Einkommen über 100 Pfd. Sterl., in letzterm nur auf solche von über 160 Pfd. Sterl. Steuern gezahlt wurden und die Bevölkerung von 5,775,000 auf 4,458,775 Seelen gefallen war. Eine Übersicht des Einkommens (in Tausenden von Pfund Sterling) bietet die folgende Tabelle:

Einnahmequellen	1862*	1876	1877	1901/02
Landbesitz	8193	9291	9938	9748
Häuser	3334	3614	3010	4653
Landwirtschaft	2937	3097	3313	3250
Eisenbahnen	798	1090	1186	1546
Handel, Gewerbe	4858	9187	8460	10275
Gehalte, Annuitäten, Zinsen von der Staatsschuld 2c.	3477	3056	2933	4878
Zusammen:	23597	29335	28840	34350

* 1862 und 1876 beziehen sich auf Einkommen über 100, 1877 auf solche über 150 und 1901/02 auf solche über 160 Pfd. Sterl.

Wenn nun jedenfalls nach obigen Zahlen J. im ganzen wohlhabender geworden ist, so hat doch die Zahl der Armen nicht abgenommen wie in den benachbarten Königreichen, im Gegenteil, im Verhältnis zur Bevölkerung ist dieselbe gewachsen. 1861 erhielten 50,683 Arme Unterstützung (einschließlich 10,422 arbeitsfähige Erwachsene), 1871: 74,692; 1881: 109,655; 1891: 107,129; 1903: 103,228 (4920 arbeitsfähig), und es kam in den genannten Jahren bez. 1 Armer auf je 114, 72, 47, 44 und 43 Bewohner.

Verwaltung, Rechtspflege ꝛc.

Seit Auflösung des irischen Parlaments 1799 bildet J. einen Teil des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und J. und ist im Reichsparlament durch 28 Peers und 103 Vertreter der Gemeinen vertreten (s. Großbritannien, S. 373 f.). An der Spitze der Verwaltung steht der von dem jeweiligen Ministerium ernannte Lord-Lieutenant-General oder Generalgouverneur als Vertreter der Krone, der einen Gehalt von 20,000 Pfd. Sterl. bezieht und von einem förmlichen Hofstaat umgeben ist. Ihm zur Seite stehen der Staatssekretär für J. (Chief Secretary, gewöhnlich Kabinettsminister) und ein Geheimer Rat, dessen Wirksamkeit indes sehr beschränkt ist, ferner ein Lord-Kanzler und ein Attorney-General für J. Die obersten Gerichtshöfe sind denjenigen Englands nachgebildet. Es sind ein Appellhof, der High Court of Justice in vier Abteilungen, ein Admiralitätsgericht und ein Gericht für Bankrottsachen. Die Verwaltung der Grafschaften (S. 16) liegt in den Händen der Lieutenants, die sämtlich vom Lord-Lieutenant-General ernannt werden, und von Friedensrichtern, die der Lord-Kanzler von J. ernennt. Sie bilden die sogen. Grand Jury, welche die Grafschaftssteuern erhebt und verwaltet. Ein besoldeter Richter (stipendiary magistrate) führt bei den Verhandlungen den Vorsitz. Die Verwaltung des Armenwesens liegt in den Händen von Guardians, die von den höher Besteuerten gewählt werden, zu denen aber auch die Friedensrichter ex officio gehören. Durch ein Gesetz von 1898 wurde die Lokalverwaltung ähnlich geordnet wie in den andern Königreichen; es bestehen ein Local Government Board unter dem Vorsitz des Staatssekretärs, Grafschaftsräte, städtische und ländliche Bezirksräte. Elf Städte haben eine Munizipalverfassung, 108 andre erfreuen sich beschränkterer städtischer Rechte, aber in allen ist die Wählerschaft sehr beschränkt. Für Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe sorgen eine militärisch organisierte Constabulary (1902: 11,134 Mann) und eine Schutzmannschaft in Dublin (1173 Mann). J. ist in vier Militärdistrikte (Dublin, Curragh, Cork und Belfast) eingeteilt. An Militär stehen in J. 26 Bataillone und 8 Depots Infanterie, 6 Regimenter Reiterei, 10 Batterien Artillerie und 5 Kompagnien Pioniere, zusammen 26,963 Mann. In J. rekrutieren sich aber 18 Batterien Küstenartillerie, 17 Linien- und 27 Milizbataillone.

Als J. mit Großbritannien zu einem Königreich vereinigt wurde, bestimmte man, daß es $^2/_{15}$ der gemeinschaftlichen Ausgaben zu decken habe; jetzt beträgt sein Beitrag aber nur etwas über $^2/_{21}$. Die hauptsächlichsten Ausgaben für J. waren 1903/04: Bauverwaltung 216,128 Pfd., Eisenbahnen 107,214 Pfd., innere Verwaltung 352,635 Pfd., Gerichtswesen und Polizei 2,142,313 Pfd., Unterricht u. Kunst 1,356,538 Pfd. Sterl. Die Einnahmen der Lokalbehörden beliefen sich 1901/02 auf 6,501,293 Pfd. Sterl. (darunter 3,173,621 Pfd. Sterl. an Mietssteuern und Einnahmen städtischer Gas- und Wasserwerke, 362,762 Pfd. an Chausseegeldern und Marktgebühren, 251,628 Pfd. an Renten und Zinsen, 1,298,204 Pfd. als Staatszuschuß, 127,232 Pfd. an Sporteln, 943,875 Pfd. Sterl. aus Anleihen). — Das Wappen Irlands ist eine goldene Harfe mit silbernen Saiten in blauem Feld (s. Tafel »Wappen II«, Fig. 3), Badge oder Kennzeichen ist das Kleeblatt. Nationalfarbe ist eigentlich Hellblau, doch ziehen die Nationalgesinnten Grün vor, die prononcierten Protestanten aber Orange (zur Erinnerung an Wilhelm von Oranien). Alles übrige s. Großbritannien.

[Geographisch-statistische Literatur.] Vgl. außer den ältern Reiseschriften von Clement, Kohl, Venedey, V. A. Huber, Helfferich, Rodenberg (»Die Insel der Heiligen«, Berl. 1860, 2 Bde.): Hull, Physical geology and geography of Ireland (2. Aufl., Lond. 1891); Kinahan, Geology of Ireland (das. 1878); Murphy, Ireland industrial, political and social (das. 1870); Trench, Realities of Irish life (das. 1868 u. ö.); Sullivan, New Ireland (7. Aufl., das. 1882); v. Lasaulx, Aus J. Reiseskizzen und Studien (Bonn 1877); Dennis, Industrial Ireland (Lond. 1887); »Ireland industrial and agricultural« (amtlich, Dublin 1902); Curtin, Myths and folklore of Ireland (das. 1890); Mac Donagh, Irish life and character (das. 1898); Morris, Ireland of to-day (das. 1898); T. O. Russell, Beauties and antiquities of Ireland (das. 1897); Murray, Handbook for travellers in Ireland (das.). — Von Kartenwerken sind zu nennen: die sogen. »Six inch map« (1:10,560, in 1907 Blättern, seit 1864) und die »One inch map« (1:63,360, in 205 Blättern), die beide auf der in den Jahren 1825—46 erfolgten Landesaufnahme beruhen; Stanfords »London Atlas maps of Ireland«. Die geologischen Aufnahmen sind zum größten Teil abgeschlossen, zugrunde gelegt ist ihnen die »One inch map«; vgl. ferner: Hull, Geological map of Ireland, 1:486,830 (Lond. 1893, 2 Blatt); Bartholomew, General map of Ireland, 1:633,600 (Edinburg).

Geschichte.

Die älteste Geschichte der Insel ist in Dunkel gehüllt; sie heißt bei den Griechen und Römern Ierne, Ivernia (Hibernia); mit Ierne hängt die Bezeichnung Erin zusammen; die Namen Iren und Irland sind von den Angelsachsen gebildet. Ihre Bewohner waren die Skoten, ein Volk keltisch-gadhelischen Stammes, dessen Name später auf Schottland übertragen ist. Das Land zerfiel in Gaue (Tuath), an deren Spitze Häuptlinge (Ri) standen; mehrere Gaue bildeten einen Obergau unter einem Oberhäuptling; an der Spitze der ganzen Insel stand der Oberkönig, der ursprünglich in Tara residierte, dessen Krongut die Landschaft Meath war, und unter dem Unterkönige die Provinzen Ulster, Leinster, Munster, Connaught beherrschten. Ein genealogischer Verband war der Clan (Stamm), der einen oder mehrere Gaue umfaßte. Die Religion der Iren war ein Kultus der personifizierten Naturkräfte; die Priester und Zauberer (Druiden), Richter (Brehone) und Sänger (Barden) übten großen Einfluß aus. Dem römischen Reiche hat J. nie angehört; und auch von der angelsächsischen Eroberung blieb es lange unberührt. Das Christentum scheint schon im 4. Jahrh. in J. von Britannien aus weit verbreitet gewesen zu sein. Um die Insel für die römische Kirche zu gewinnen, sandte 431 Papst Cölestin I. den Diakon Palladius, und mit diesem identifiziert die neueste Forschung den britischen Priester

Sucat, später Patricius (St. Patrick) genannt, der zuerst die Gründung eines nach römischer Ordnung eingerichteteten Bistums in J. versuchte, aber, ohne große Erfolge erzielt zu haben, 459 starb; erst spätere entstellte Überlieferung ließ Patrick ganz J. zuerst bekehren; er wurde als Heiliger verehrt und Schutzpatron der Insel. Im 6. und 7. Jahrh. stand die christliche Kultur in hoher Blüte; zahlreiche Kirchen und Klöster erfüllten die Insel, und ein Strom von Missionaren ging aus ihnen hervor, die in Britannien und auf dem Festland mit irischen Mönchen besetzte sogen. Schottenklöster gründeten. Unter ihnen zeichnete sich besonders der heil. Columba aus, der sich 563 auf der zum schottischen Königreich Dalriada gehörigen Insel Hy oder Iona niederließ und hier ein Kloster gründete, das bald ein Mittelpunkt der Missionstätigkeit wurde. Andre hervorragende Missionare waren im 7. Jahrh. der heil. Columbanus, der Gründer von Luxeuil und Bobbio, der heil. Gallus, von dem St. Gallen den Namen hat, der heil. Kilian, Patron von Würzburg, u. a. m. Der christlichen irischen Kirche gehören auch die berühmten runden Türme an, von den Eingebornen clochach (Glockenhäuser), von den Engländern steeples genannt, zylindrische Gebäude mit 6 oder 7 Stockwerken und einem kegelförmigen Dach, deren man in J. über 100 gezählt hat.

Seit 795 machten die Normannen (Ostmannen) verheerende Einfälle in J., und im 9. Jahrh. drangen sie von den Flußmündungen aus ins Innere vor, um sich hier dauernd niederzulassen. 852 gründete Anlaf (Amlaib) das normannische Königreich in Dublin; sein Verbündeter war Ivar, der Sohn des Ragnar Lodbrog, der etwas später das normannische Königreich Northumberland errichtete. Ivars Nachkommen gewannen auch die Herrschaft in Dublin, so daß beide Königreiche lange von denselben Männern oder wenigstens von Angehörigen desselben Geschlechts beherrscht wurden. Diese hatten fortgesetzt mit den Iren zu kämpfen, denen 919 König Sithric von Northumberland das von ihnen genommene Dublin wieder entriß. König Anlaf Cuaran von Dublin, der 938 von Ethelstan von England in der Schlacht von Brunanburg besiegt worden war, trat 943 zum Christentum über; aber ein großer Teil der Normannen blieb noch heidnisch, und erst 1038 wurde ein Ostmanne Bischof von Dublin. Inzwischen dauerten die Kämpfe mit den Iren fort. 980 besiegte ihr König Maelseachlainn (Malachias) den Anlaf Cuaran; entscheidend war aber erst der Sieg, den die Iren 1014 unter König Brian bei Clontarf erfochten, von dem die Normannen sich nicht mehr völlig erholt haben, wenngleich sie, da Brian bei Clontarf umgekommen war und sein Reich alsbald verfiel, noch lange einen gewissen Einfluß auf der Insel behaupteten.

Eine Wendung in den Zuständen Irlands trat im 12. Jahrh. ein. Die kirchlichen Verhältnisse wurden 1152 auf der Synode zu Kells unter Leitung eines päpstlichen Legaten geregelt und der Erzbischof von Armagh zum Primas von J. erhoben. Für die politischen Zustände war die Einmischung Englands verhängnisvoll. 1166 war der Fürst Dermod (Diarmaid) von Leinster vertrieben worden und nach England geflüchtet. 1169 führte ihn der englische Baron Robert Fitz-Stephen zurück, und ihm kam 1170 der Graf Richard Strongbow zu Hilfe, der Dublin einnahm und den letzten Ostmannenfürsten zur Flucht nötigte. Heinrich II. von England, dem schon 1155 oder 1156 Papst Hadrian IV. die Belehnung mit der Insel versprochen hatte, war mit dem Vorgehen seiner Vasallen unzufrieden und beschloß, sich selbst J. zu unterwerfen. Am 17. Okt. 1171 landete er zu Crook in Waterford; Strongbow, der das Erbe des 1171 gestorbenen Dermod angetreten hatte, huldigte ihm für das Königreich Leinster, der Klerus erklärte sich für ihn, 11. Nov. zog er in Dublin ein und erklärte sich zum Herrn von J. (Lord of Ireland). Er hob die irische Stammesverfassung auf, führte das Lehnswesen ein und vergab reiche Lehen an seine englischen Barone, ohne Rücksicht auf die eingeborne Bevölkerung, so daß durch ihn die erste Grundlage zu dem unversöhnlichen Haß der Iren gegen Engländer gelegt wurde. Nach Heinrichs Abzug brach 1174 eine Empörung unter dem Oberkönig Roderik O'Conor aus; 1175 schloß dieser ein Abkommen mit Heinrich, durch das er als Herr über alle irischen Fürsten mit Ausnahme der Heinrich und seinen Baronen unmittelbar gehörenden Gebiete anerkannt wurde, so daß die Insel fortan in einen unabhängigen und einen englischen Teil zerfiel: in jenem kämpften die Fürsten und Stammeshäuptlinge untereinander und mit den Engländern, dieser war eine Kolonie Englands unter einem Statthalter (King's Lieutenant), der zu Dublin residierte. Der englische Teil war in Grafschaften eingeteilt, und seit dem 13. Jahrh. bestand hier ein Parlament, das die geistlichen und weltlichen Lehnsleute des Königs, später auch Abgeordnete der Städte umfaßte. Zu Anfang des 14. Jahrh. versuchten die Iren, sich von der englischen Herrschaft zu befreien, indem sie die Krone dem König von Schottland, Robert Bruce, antrugen. Dieser sandte 1315 seinen Bruder Edward und kam 1316 selbst nach J., kehrte aber, nachdem Edward bei Dundalk 1318 geschlagen und gefallen war, nach Schottland zurück. Während der Bürgerkriege in England, namentlich während des Krieges der Rosen, sank die englische Macht in J. Um die Insel wieder zu unterwerfen, sandte König Heinrich VII. den Statthalter Edward Poynings, der 1494 durch die sogen. Poynings-Akte bestimmte, daß der Statthalter nur mit Genehmigung des Königs ein Parlament versammeln dürfe und die Gesetzvorschläge von der englischen Regierung bestätigt werden müßten. Heinrich VIII., der 1542 den Titel »König von J.« annahm, wollte seine Kirchenreform auch nach J. verpflanzen, stieß aber bei den Iren sowie auch bei einem Teil der Engländer auf Widerstand, und zu dem nationalen Gegensatz zwischen Iren und Engländern gesellte sich fortan noch die religiöse Feindschaft zwischen Katholiken und Protestanten. Nach der kurzen Reaktion unter Maria rief die unter der Königin Elisabeth 1560 beschlossene Einführung der englischen Kirchengesetze in J. neue Aufstände hervor, die durch den Papst, durch flüchtige Engländer und durch Spanier geschürt wurden. Viele Iren wanderten aus und nahmen in Spanien und Frankreich Kriegsdienste. Vergebens bemühte sich der Statthalter Sir John Perrot (1584), die Iren durch Leutseligkeit und Milde zu gewinnen; seine Reformpläne scheiterten an dem Widerstande der anglikanischen Geistlichkeit und der eingewanderten Engländer. Der zum Grafen von Tyrone erhobene Häuptling O'Neal stellte sich nach Perrots Abberufung an die Spitze einer neuen Empörung und schlug die Engländer 1598 bei Blackwater. Gegen ihn wurde Graf Essex 1599 mit einem Heer abgeschickt, mußte aber mit O'Neal einen Waffenstillstand schließen. Dieser erhielt Hilfe von Spanien, wurde jedoch von dem englischen Feldherrn Mountjoy 24. Dez. 1601 bei Kinsale völlig besiegt, worauf die Spanier J. verlassen

und O'Neal sich ergeben mußte. Nun wurde ganz J. unterworfen und 600,000 Morgen Landes zugunsten englischer Kolonisten konfisziert.

Unter König Jakob I. fanden nach dem Plan des Statthalters Lord Chichester neue Konfiskationen statt; das eingezogene Land wurde an englische und schottische Kolonisten überlassen, welche die Stadt Londonderry und andre Ortschaften in Ulster anlegten. Dadurch wurde der Haß der Irländer gegen die Fremdherrschaft noch gesteigert, und nach der Abberufung Straffords (1640) benutzten die Iren die Verfassungskämpfe in England zu einem neuen Aufstand, der im Oktober 1641 in Ulster ausbrach und an dessen Spitze die Nachkommen alter Stammeshäuptlinge, Roger Moore, Sir Phelim O'Neal und Lord Cornelius Macguire, standen. Das englische Parlament konfiszierte zwar 2,5 Mill. Morgen irisches Land; aber sein Streit mit der Krone verhinderte ein energisches Eingreifen, und der Statthalter Marquis von Ormond schloß, um J. dem König Karl I. zu erhalten, im Januar 1649 mit den Rebellen Frieden und betrieb nach Karls Hinrichtung die Anerkennung seines Sohnes, Karls II., in J. Darauf ernannte das Parlament Cromwell zum Lord-Lieutenant von J. Dieser landete mit 12,000 Mann, zog 15. Aug. 1649 in Dublin ein, erstürmte Drogheda und Wexford und ließ die Besatzungen niedermetzeln. Auch in der Fortsetzung des Krieges verfuhren die Engländer mit äußerster Grausamkeit. Nachdem Cromwell in 3/4 Jahren den größten Teil der Insel unterworfen hatte, überließ er die völlige Niederschlagung des Aufstandes seinem Schwiegersohn Ireton, nach dessen Tode sie Ludlow 1652 vollendete. Mehr als 1/2 Mill. Menschen waren seit 1641 durch das Schwert, Krankheit oder Hunger umgekommen. Viele wurden hingerichtet, auch O'Neal; gegen 100,000 wurden verbannt oder wanderten aus; die zurückgebliebenen, die am Aufstande teilgenommen oder ihn nicht bekämpft hatten, verloren ihren Grundbesitz und wurden nach Connaught zurückgedrängt, wo sie Ländereien im Wert von 1/3 oder 2/3 ihres frühern Besitzes erhielten. Das konfiszierte Land in Ulster, Leinster und Munster wurde an englische Kolonisten vergeben. Nur ein kleiner Teil der den Iren geraubten Güter wurde ihnen nach der Restauration der Stuarts 1661 zurückgegeben.

Die Lage Irlands gestaltete sich erst wieder günstiger, als Jakob II. 1687 einen Katholiken, Richard Talbot, Grafen von Tyrconnel, zum Statthalter ernannte. Nach seiner Flucht aus England landete Jakob mit französischen Truppen 1689 in J. und wurde von den Katholiken mit offenen Armen aufgenommen; in kurzer Zeit bemächtigte er sich aller Städte, außer Londonderry und Enniskillen. Er eröffnete 7. Mai 1689 ein irisches Parlament in Dublin, das 2400 protestantische Grundbesitzer ihrer Güter beraubte. Kurz darauf sandte jedoch Wilhelm III. den Marschall Schomberg nach J., kam im Juni 1690 selbst und erfocht über Jakob II. 11. Juli d. J. den entscheidenden Sieg am Boynefluß. Nach dem Siege des Generals Ginkel bei Aghrim wurde die Unterwerfung der Insel vollendet; der letzte Platz der Katholiken, Limerick, kapitulierte 3. Okt. 1691. Mehr als 18,000 Iren von der Partei Jakobs gingen ins Ausland. Das englische Parlament beschloß die Konfiskation von 1 Mill. Morgen Landes, das an Protestanten verteilt wurde: die von diesen gegründeten Orangistengesellschaften (Orangemen) sollten die Herrschaft Englands und des Protestantismus in J. stützen. Besonders scharf waren die Maßregeln gegen die katholische Religion: katholische Würdenträger wurden verbannt, die Seelsorge der niedern Priester auf ihre Kirchspiele beschränkt, der katholische Unterricht und die öffentlichen Zeichen des Kultus verboten, die Katholiken entwaffnet und von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen, Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten untersagt. 1727 wurde den Katholiken auch das Wahlrecht für das Parlament entzogen. Wenn auch diese Gesetze nicht immer mit gleicher Strenge angewendet wurden, so nährte doch schon ihr Bestehen die Erbitterung des Volkes, und die geheimen Verbindungen der Defenders (s. d.), der White Boys (»weißen Burschen«) und der Hearts of Oak (»Eichenherzen«) übten an übermütigen Beamten, Grundherren und Pfarrern heimliche Rache. Auch die materielle Entwickelung des Landes wurde aus Rücksicht auf englische Interessen schwer geschädigt; das Emporkommen einer irischen Industrie wurde gehindert und durch eine eigennützige Zollpolitik Ackerbau und Viehzucht beeinträchtigt, so daß auch die protestantischen Einwohner unzufrieden waren und selbst in dem zahmen irischen Parlament die Oppositionspartei wuchs.

Als während des Krieges mit den amerikanischen Kolonien Frankreich in J. einzufallen drohte und die Miliz zur Verteidigung aufgeboten werden mußte, wurden die Strafgesetze gemildert. Aber im irischen Parlament erklärten sich selbst Protestanten, wie Henry Grattan, Lord Charlemont u. a., hierdurch nicht befriedigt, sondern verlangten weitergehende Zugeständnisse. Das englische Parlament beschloß darauf 1781 und 1782 die Einführung der Habeaskorpusakte in J., hob die Poyningsakte auf, milderte abermals die Strafgesetze und erlaubte den Katholiken, Schulen zu errichten, Grundeigentum zu erwerben und ihren Kultus ungehindert auszuüben. Gegen den verhaßten Zehnten an die protestantischen Pfarrer bildete sich 1786 der Geheimbund der Right Boys (»Rechtsburschen«). Die französische Revolution ermutigte die Iren zu noch größern Forderungen. 1791 bildete sich in Belfast der Bund der vereinigten Irländer (United Irishmen), der bald 100,000 Mitglieder, über die ganze Insel verbreitet, zählte und die Verwandlung Irlands in eine unabhängige Republik erstrebte. Auf Antrieb Edmund Burkes beseitigte nun das englische Parlament die Hindernisse der Gewerbtätigkeit und des Handels, hob die meisten Strafgesetze auf, gestattete die Mischehen und gewährte den Katholiken Zutritt zu den niedern Ämtern sowie das aktive Wahlrecht zum Parlament. Als der irische Bund trotzdem eine drohende Haltung einnahm und im Dezember 1796 französische Truppen unter Hoche zu landen versuchten, legte die englische Regierung in die Städte starke Besatzungen, hob die Habeaskorpusakte auf und ordnete eine allgemeine Entwaffnung an. Der aufgelöste Bund bestand jedoch im geheimen weiter und zählte 500,000 Mitglieder, so daß man einen Aufstand zu wagen beschloß. Dieser brach 23. Mai 1798 aus; doch war die Regierung durch einen Verräter vorbereitet und schlug ihn durch eine starke Militärmacht mit grausamster Strenge nieder. Nun beschlossen Pitt und Castlereagh die Verschmelzung des irischen Parlaments mit dem britischen und erlangten durch unerhörte Bestechungen die Zustimmung des irischen Parlaments. So trat 1. Jan. 1801 die sogen. Finalunion zwischen J. und Großbritannien in Kraft, wonach J. fortan von 28 gewählten weltlichen Peers und 4 Bischöfen im Oberhaus und

von 100 Abgeordneten im Unterhaus vertreten sein sollte. Gegen die Verpflichtung, für die ersten 20 Jahre $^2/_{17}$ der gesamten Staatskosten zu tragen, sollte J. gleiche Rechte mit Großbritannien genießen und zwischen beiden ungehinderter Verkehr stattfinden.

Die von Pitt verheißene politische Emanzipation der Katholiken verzögerte zunächst der Widerstand des Königs Georg III. Daher bildete sich 1802 zu Dublin ein Bund der Katholiken (Catholic Association), während die Orangelogen die Rechte der Protestanten verteidigten. Die Regierung löste 1825 beide Vereine auf. Doch organisierte O'Connell den katholischen Bund von neuem und machte seinen Einfluß auf die Wahlen wirksam geltend. Auf das Drängen der liberalen Partei in England ward endlich die Katholikenemanzipation 13. April 1829 beschlossen, worauf O'Connell in das Parlament eintrat. Auch die Ablösung des Zehnten, den die katholische Bevölkerung in J. an die protestantische Kirche zahlen mußte, gestand die Regierung 1832 zu. Indes die Iren waren damit nicht zufrieden, und das von O'Connell aufgestellte Programm der Aufhebung (Repeal) der Union zwischen J. und Großbritannien fand in J. solchen Anklang, und die Repeal Association erlangte eine solche Gewalt, daß die Regierung 1833 sich eine Zwangsbill (Coërcion Bill) bewilligen ließ, die dem Statthalter von J. die Befugnis einräumte, Volksversammlungen zu verbieten und das Standrecht zu verkünden. Um das Gesetz aufrecht zu erhalten, wurden 36,000 Soldaten und 6000 Polizisten nach J. gesendet. Gleichzeitig bemühte sich das Ministerium, den Beschwerden der Iren abzuhelfen, indem die Kirchenbausteuer aufgehoben, die Einkünfte der anglikanischen Kirche herabgesetzt und einige anglikanische Pfarreien und Bistümer abgeschafft wurden. Demnächst brachte Lord Littleton eine Bill ein, die den Zehnten durch eine um zwei Fünftel geringere Grundsteuer ersetzte und in einem Zusatz (Appropriationsklausel) bestimmte, daß die durch die frühere Kirchenbill gewonnenen Ersparnisse zur Verbesserung des irischen Schul- und Gemeindewesens verwandt werden sollten. Diese Klausel lehnte das Oberhaus wiederholt ab, und erst als die Regierung sie 1838 fallen ließ, wurde die Zehntenbill Gesetz. Inzwischen hatte das liberale Ministerium Melbourne 1834 die Zwangsbill aufgehoben und O'Connell auch die Repealassociation aufgelöst. Der neue Statthalter Mulgrave führte eine versöhnliche Verwaltung, stellte katholische Beamte an und trat der Agitation der Orangistenlogen entgegen, die 1836 verboten wurden. Zur Linderung des Elends im Volke wurde 1838 eine irische Armenbill erlassen, nach der in den Grafschaften Arbeits- und Armenhäuser erbaut werden sollten. Indes solche Maßregeln konnten den Mißstand nicht beseitigen, daß die katholische Bevölkerung Irlands durch die Konfiskationen früherer Zeit alles Grundbesitzes beraubt und in die Stellung von abhängigen Pächtern herabgedrückt war. Als 1841 die Tories unter Peel wiederum ans Ruder kamen, erneuerte O'Connell die Repealassociation, für die nun auch der katholische Klerus eintrat. 1845 und 1846 hatte J. eine vollständige Mißernte; eine entsetzliche Hungersnot brach aus, und durch Krankheiten und Auswanderung nach Amerika verminderte sich die Bevölkerung um fast 2 Mill. Die Regierung spendete bereitwilligst Gelder zum Ankauf von Lebensmitteln und bewilligte beträchtliche Mittel zur Urbarmachung des noch wüst liegenden Ackerlandes und zum Bau von Eisenbahnen. Gleichwohl wurde die Aufregung in J. nicht beschwichtigt, und Gewalttätigkeiten aller Art waren an der Tagesordnung. Daher wurde 1847 die Polizeimacht verstärkt und über eine Anzahl Grafschaften das Ausnahmegesetz verhängt.

Nach der französischen Revolution 1848 bildete sich im Gegensatz zu der Repealagitation, die O'Connell (gest. 1847) in gesetzlichen Schranken zu halten gesucht hatte, der Bund des »jungen Irland«, dessen Ziel die gewaltsame Losreißung Irlands vom britischen Reiche war. Er fand zahlreichen Anhang, und unverhohlen wurden Rüstungen und Waffenübungen vorgenommen. John Mitchels »United Irishman« predigte offene Empörung gegen die britische Herrschaft, und Smith O'Brien berief einen Nationalkonvent nach Dublin. Die Regierung erlangte vom Parlament die Genehmigung einer »Bill zum Schutz der Krone« und schritt energisch ein. Der Nationalkonvent wurde verboten, Mitchel zur Deportation verurteilt, Dublin und andre Grafschaften unter Kriegsgesetz gestellt und die Habeaskorpusakte zeitweilig aufgehoben. Als gleichwohl die revolutionären Klubs ihre Tätigkeit nicht einstellten, ein Teil der Repealer als Irish League in die Bewegung eintrat und Smith O'Brien, von den Massen als König von Munster begrüßt, bewaffnete Haufen um sich sammelte, sprengte die Polizei diese bei Ballingarry auseinander und verhaftete die Führer, die zum Tode verurteilt, aber zur Deportation begnadigt wurden. Im Winter erneuerte sich der materielle Notstand; dazu kam 1849 die Cholera. Wiederum verminderte sich durch Tod und Auswanderung die Bevölkerung, nicht aber ihr Haß gegen die sächsischen Unterdrücker. In den zahlreichen, nach Nordamerika ausgewanderten Iren fand man Bundesgenossen für die Losreißung von England. Während des Sezessionskrieges in Nordamerika (1861—1865) schien sich die Möglichkeit eines Konflikts zwischen der Union und England zu bieten, welcher der irischen Agitationspartei günstige Aussichten eröffnete. So entstand Ende 1861 in Amerika der Bund der Fenier (s. d.), der die irische Revolution vorbereitete. In Amerika stand John O'Mahony an der Spitze, die Leitung der Bewegung in J. übernahm James Stephens; als Parteiorgan wurde im November 1863 »The Irish People« in Dublin gegründet. Im Herbst 1865 sollte der Kampf beginnen und das Banner der irischen Republik entfaltet werden. Aber die englische Regierung, von allem genau unterrichtet, ließ im September 1865 das Gebäude des »Irish People« in Dublin besetzen, die Leiter der Agitation verhaften, die Papiere der Redaktion mit Beschlag belegen und gewann so die Kenntnis des Ganges der Bewegung sowie der Namen der wichtigsten Mitglieder. In den westlichen Distrikten wurde die Militärmacht verstärkt, der Belagerungszustand verkündet und zahlreiche Personen verhaftet, während die Emissäre aus Amerika von Kriegsschiffen abgefangen wurden; die Habeaskorpusakte wurde 1866 abermals außer Kraft gesetzt. In Amerika fand im Oktober 1865 ein fenischer Kongreß in New York statt und setzte eine förmliche Regierung für J. ein, die aber durch innern Zwist lahmgelegt wurde. In J. äußerte sich die Wut der Fenier in blutigen Greueltaten: in London wurde, um den fenischen Häuptling Burke zu befreien, im Dezember 1867 das Clerkenwellgefängnis in die Luft gesprengt, wobei zahlreiche Personen das Leben verloren, Burke aber nicht befreit wurde. Diese Verbrechen raubten dem Fenierbund alle Sympathien. Dazu kam, daß Gladstone durch wichtige Reformen die Beschwerden Irlands abzustellen bemüht war. Eine irische Reform-

bill von 1868 vermehrte durch Herabsetzung des Zensus in den Städten die Zahl der Wähler. Nach langem Widerstreben des Oberhauses brachte Gladstone auch das Gesetz über die Entstaatlichung der irischen Kirche (Disestablishment of the Irish Church) durch und beseitigte so die Ungeheuerlichkeit, daß einem überwiegend katholischen Land eine reichdotierte protestantische Kirche aufgedrängt war; die Güter der Kirche wurden z. T. ihren Pächtern gegen Jahresraten verkauft und 6000 freie Bauerngüter auf irischem Boden geschaffen. Die Lage der übrigen Pächter sollte die Landakte von 1870 bessern, indem sie die Grundbesitzer verpflichtete, wenn sie den Pächtern kündigten, ihnen Entschädigung für die auf den Gütern errichteten Bauten und Amelierationen zu zahlen (Ulsterbrauch, weil dies in Ulster schon Vorschrift gewesen war), und den Pächtern durch Vorschüsse aus Staatsmitteln den Ankauf ihres Pachtlandes erleichterte.

Die Agitation in J. wurde hierdurch in ein ruhigeres Fahrwasser gelenkt, jedoch keineswegs unterdrückt. 1872 traten die meisten irischen Mitglieder des Parlaments unter Butt und Sullivan zu einer besondern Fraktion zusammen; diese erstrebte Homerule, d. h. Selbstregierung Irlands durch ein in Dublin tagendes Parlament und ein diesem verantwortliches Ministerium. Seit Parnell 1880 ihr Führer wurde, setzten die Homerulers im Parlament die systematische Obstruktion ins Werk: mit allen Mitteln, welche die schwerfällige Geschäftsordnung bot, störten sie die ordnungsmäßige Erledigung der parlamentarischen Arbeiten und erreichten wirklich, daß trotz mancher Änderungen in der Geschäftsordnung die Gesetzgebung ins Stocken geriet. In J. trat Parnell 1880 an die Spitze der 1879 von M. Davitt gegründeten Landliga, welche die völlige Umgestaltung der Agrarverhältnisse erstrebte; die bisherigen Pächter sollten freie Grundbesitzer werden. Die agrarischen Verbrechen erneuerten sich; die gefürchteten »Mondscheinbanden« durchzogen das Land, verhinderten die Zahlung des Pachtzinses und rächten an den Grundbesitzern die Anwendung ihrer gesetzlichen Rechte; namentlich wurde das System des Boycotting (s. Boycott) angewendet, um den Befehlen der Liga Gehorsam zu verschaffen. Gladstone, der seit 1880 wieder an der Spitze der Regierung stand, suchte deren Ansehen zwar durch einige Zwangsgesetze zu wahren, gleichzeitig aber die Iren durch Zugeständnisse zu beruhigen. Ein zweites Landgesetz von 1881 schuf in J. eigne Gerichtshöfe, die auf Anrufen der Pächter oder der Grundherren einen gerechten Pachtzins auf 15 Jahre festzusetzen befugt waren; es erlaubte den Pächtern, ihr Pachtrecht zu verkaufen, wobei den Grundherren nur ein Vorkaufsrecht eingeräumt wurde, und gewährte neue Erleichterungen für die Umwandlung des Pachtbesitzes in freies Eigentum. Allein Parnell und seine Anhänger verwarfen diese Zugeständnisse (September 1881) und forderten völlige Abschaffung der Pachtzinse, d. h. eine Expropriation der Grundherren; außerdem erhielten sie das Programm des Homerule aufrecht. Die Regierung löste nun die Landliga auf und ließ Parnell und andre Führer verhaften (Oktober 1881). An die Stelle der Landliga trat nun eine »Nationalliga« und setzte deren Treiben fort. Selbst als die Regierung mit den Verhafteten den Pakt von Kilmainham schloß, in dem sie sich verpflichteten, für gesetzliches Verhalten der Bevölkerung zu wirken, und sie dann freiließ (April 1882), hörten die Gewalttaten nicht auf, weil Parnell und seine Genossen ihr Versprechen nicht hielten oder halten konnten.

Die Ermordung des neuen Obersekretärs für J., Lord Cavendish, und seines Unterstaatssekretärs Burke (6. Mai 1882) im Phönixpark zu Dublin sowie der Prozeß gegen die Mörder zeigten, wie weit der leidenschaftliche Haß gegen England verbreitet und wie sehr die Achtung vor dem Gesetz geschwunden war.

Um diesen Zuständen ein Ende zu machen, beschloß Gladstone, die Hauptforderungen der Iren zu bewilligen. Seine Wahlreform von 1884 hatte die Zahl der Wähler so vermehrt, daß die Homerulers bei den Wahlen von 1885 nicht weniger als 86 Sitze gewannen und zwischen Liberalen und Konservativen im Unterhaus die ausschlaggebende Partei wurden. Gleich nach dem Zusammentritt des Parlaments trat nun Gladstone mit den Parnelliten in Verbindung und stürzte mit ihrer Hilfe im Januar 1886 das Kabinett Salisbury. Als Premierminister legte er darauf dem Unterhaus zwei Gesetzentwürfe zur Regelung der irischen Frage vor; der eine bewilligte Geldmittel, um den Grundbesitz in J. in das Eigentum irischer Bauern zu verwandeln; der andre bestimmte die Errichtung eines irischen Parlaments in Dublin, das mit einem ihm verantwortlichen Ministerium die Regierung führen sollte. Der Entwurf fand in J. bei den Homerulers begeisterten Beifall, beunruhigte aber die Protestanten in Ulster; denn sie fürchteten, durch eine ultramontane Mehrheit im künftigen irischen Parlament vergewaltigt zu werden, und verlangten daher für den Fall der Annahme des Gesetzes die Trennung Ulsters von J. Aber auch in England war ein Teil der liberalen Partei mit der Zerreißung der Reichseinheit nicht einverstanden und verweigerte Gladstone die Heeresfolge. Daher lehnte das Unterhaus 7. Juni 1886 das Homerulegesetz ab und wurde nun aufgelöst. Bei den Neuwahlen verbanden sich die Gladstonianer mit den Parnelliten, die liberalen »Unionisten« mit den Konservativen. Letztere siegten, und Gladstone machte Salisbury wieder Platz. In J. rief dies eine Wiederaufnahme der Agitation hervor. Die Führer der Nationalliga gaben das Losungswort aus, keinen Pachtzins (No rent) zu zahlen, und die, welche diesem Befehl nicht gehorchten, hatten Boykott und Gewalttaten zu fürchten. Die Regierung schritt auf Grund von Zwangsgesetzen energisch ein und ließ die Führer verhaften und verurteilen. Während so, dank der Verwaltung des klugen und energischen Obersekretärs für J., Balfour, mit starker Hand die Ordnung in J. aufrecht erhalten und zugleich durch gesetzgeberische und administrative Maßregeln, namentlich ein neues Landankaufsgesetz von 1891, die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Insel gehoben wurden, brach im Herbst 1890 in der Partei der Homerulers eine Spaltung aus. Am 17. Nov. 1890 war Parnell in einem Ehebruchprozeß für schuldig erklärt worden, worauf Gladstone sich von ihm lossagte und die irische Parlamentspartei 7. Dez. auseinanderfiel. Die große Mehrheit der Partei (Antiparnelliten) setzte Parnell als Führer ab und erwählte Mac Carthy (s. d.) zu seinem Nachfolger; die Minderheit (Parnelliten) blieb dem »ungekrönten König von J.« treu, und die Spaltung dauerte auch nach dem Tode Parnells (6. Okt. 1891) fort. An seiner Stelle übernahm John Redmond (s. d.) die Führung der Parnelliten. Beide Flügel der irischen Partei befehdeten einander heftig, aber in ihrer Opposition gegen das Ministerium waren sie einig, und mit den Gladstonianern bekämpften sie inner- und außerhalb des Parlaments die Regierung. Diese brachte 1892 zwei neue Gesetze zur Besserung der irischen Verhältnisse ein, von denen das eine die

Lokalverwaltung in J. umgestalten, das andre obligatorischen und unentgeltlichen Volksschulunterricht einführen sollte. Nur das letztere ging durch; das erstere, von den Liberalen und Iren heftig bekämpft, wurde zurückgezogen, da das Parlament schon 28. Juni geschlossen ward, um bald darauf aufgelöst zu werden. Bei den Neuwahlen siegten die verbündeten Gladstonianer und Iren; 12. Aug. 1892 trat Salisbury zurück und Gladstone trat wieder an die Spitze des Ministeriums. Dieses brachte 13. Febr. 1893 eine neue Homerulebill ein, in der abermals die Errichtung eines irischen Parlaments und eines dem Vizekönig zur Seite stehenden Kabinetts (Exekutivkomitee des Geheimen Rates von J.) vorgeschlagen wurde. Die Bill wurde 1. Sept. vom Unterhaus in dritter Lesung angenommen, vom Oberhaus jedoch 9. Sept. abgelehnt. Ebenso wurde in der Session von 1894 ein Gesetz zugunsten der exmittierten irischen Pächter im Oberhaus 13. Aug. verworfen. Auch 1895 kam eine von einer besondern, schon 16. April 1894 eingesetzten Kommission vorbereitete neue Landakte nicht zustande, da das liberale Kabinett, das nach Gladstones Rücktritt Lord Rosebery leitete, schon im Juni zurücktrat. Erst 1896 brachte die konservative Regierung Lord Salisburys, die in J. die Ordnung kräftig aufrecht erhielt, ein neues Landgesetz durch, das weitere Erleichterungen für die Umwandlung von Pachtungen in Grundeigentum einführte und verhüten sollte, daß die von den Pächtern vorgenommenen Meliorationen zu einer Erhöhung des Pachtzinses benutzt würden. Zwei Jahre später wurde sodann das in England und Schottland neuerdings eingeführte System der lokalen Selbstverwaltung auch auf J. ausgedehnt; Grafschafts- und Distriktsräte, aus allgemeinen Wahlen hervorgehend und mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet, wurden geschaffen, zu denen nur den Geistlichen aller Konfessionen mit Rücksicht auf die besondern Verhältnisse Irlands die Wählbarkeit versagt wurde. Die ersten Wahlen für diese Räte fanden im April 1899 statt; vier Fünftel aller Sitze fielen den Nationalisten (Homerulers) zu, so daß die irische Lokalverwaltung völlig unter deren Einfluß geriet. Während des Burenkrieges schlugen sich die irischen Regimenter tapfer, wofür die Königin durch einen Besuch in J., den ersten seit 39 Jahren, im April 1900 ihren Dank abstattete; aber die gewählten Vertreter der Iren nahmen im Parlament sowie in den neugeschaffenen Räten ebenso wie die irische Presse bei jeder sich darbietenden Gelegenheit eifrig für die Buren Partei und fuhren fort, die Regierung aufs heftigste zu bekämpfen. Ihrer Opposition gab die am 30. Jan. 1900 erfolgte Wiedervereinigung der beiden, seit 10 Jahren getrennten Flügel der Homerulepartei, deren Führung Redmond übernahm, neuen Nachdruck; bei den allgemeinen Wahlen im Herbst behauptete die Partei die 82 Sitze im Unterhause, die sie vor der Auflösung gehabt hatte. Inzwischen hatte sich durch die Wirksamkeit der 1898 hauptsächlich von W. O'Brien begründeten United Irish League auch die agrarische Agitation in J. wieder gesteigert und mancherlei Ausschreitungen hervorgerufen; aus der Wiedervereinigung der Partei schöpfte sie neuen Mut, und ihre Mitglieder begannen 1901 und 1902 eine so aufreizende Sprache zu führen, daß 1902 in zahlreichen Grafschaften Irlands die Ausnahmegesetze wieder in Kraft gesetzt und viele Mitglieder der Liga, darunter auch mehrere Parlamentsmitglieder, zu Freiheitsstrafen verurteilt wurden. Im Unterhaus führten die Iren 1902 wiederholt überaus heftige Auftritte herbei, und ein Teil der durch die in diesem Jahre beschlossene neue Geschäftsordnung eingeführten Maßregeln war direkt gegen sie gerichtet. Erst gegen das Ende des Jahres trat eine merkliche Beruhigung der Stimmung in J. ein, so daß 26. Febr. 1903 die summarische Rechtsprechung auf Grund der Zwangsgesetze von 1887 aufgehoben werden konnte. Das den Wünschen der Iren sehr weit entgegenkommende Landgesetz von 1903 (s. Großbritannien, S. 417) führte zu einer noch engern Annäherung der Home-rule- oder, wie sie jetzt zumeist genannt wird, nationalistischen Partei an die Regierung, so daß die Aufnahme, die König Eduard VII. bei seinem Besuch in J. im Juli 1903 fand, nur wenig zu wünschen übrigließ.

[Geschichtslitteratur.] Vgl. »Rerum hibernicarum scriptores veteres«, mit lateinischer Übersetzung der irischen Texte von O'Connor (Lond. 1814—26, 4 Bde.); Leland, The history of Ireland from the invasion of Henry IV (das. 1773, 3 Bde.); Gordon, History of Ireland from the earliest account to the accomplishment of the union with Great Britain (das. 1806, 2 Bde.); die Darstellungen der irländischen Geschichte von Lindau (fortgesetzt von Brandes, Leipz. 1829—46, 2 Bde.), O'Grady (Lond. 1881, 2 Bde.), Walpole (das. 1882); Joyce, A short history of Ireland to 1608 (das. 1893); Richey, A short history of the Irish people (Dublin 1887); Prayon van Zuylen, Korte staatkundige geschiedenis van het ierische volk (Gent 1902). Von Spezialwerken: O'Curry, On the manners and customs of the ancient Irish (Lond. 1873, 3 Bde.); Joyce, Origin and history of Irish names of places (5. Aufl., Dublin 1883, 2 Bde.) und Social history of ancient Ireland (Lond. 1903, 2 Bde.); D'Alton, Ireland from the earliest times to 1547 (das. 1904); Hassencamp, Geschichte Irlands von der Reformation bis zu seiner Union mit England (Leipz. 1886); Bagwell, Ireland under the Tudors (Lond. 1885—1890, 3 Bde.); Gilbert, History of the viceroys of Ireland (Dublin 1865); J. Mitchell, History of Ireland from the treaty of Limerick to the present time (neue Ausg., das. 1869, 2 Bde.); Lecky, The leaders of the public opinion in Ireland (neue Ausg. 1903) und Ireland in the eighteenth century (neue Ausg. 1892, 5 Bde.); Fisher, The history of land-holding in Ireland (1877); Montgomery, History of land-tenure in Ireland (Cambridge 1889); Thebaud, The Irish race in the past and the present (Philad. 1873); Froude, The English in Ireland in the XVIII. century (3. Aufl., Lond. 1895, 3 Bde.); Killen, Ecclesiastical history of Ireland (das. 1875, 2 Bde.); Stokes, Ireland and the Celtic Church (3. Aufl., Dublin 1892); Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in J. (Mainz 1890—1891, 3 Bde.); Olden, The Church of Ireland (Lond. 1892); Maine, Early history of Irish institutions (das. 1875); O'Connor Morris, Ireland 1798—1898 (das. 1898); Ingram, Critical examination of Irish history (das. 1900, 2 Bde.); Falkiner, Illustrations of Irish history (das. 1904).

Irländisches Moos, Perlmoos, s. Carrageen.

Irmák (türk.), soviel wie Fluß.

Irmãos (spr. irmãungs), Serra dos dous (»Gebirge der beiden Brüder«), 250 km langer Gebirgszug im nordöstlichen Brasilien, zwischen den Staaten Piauhy und Pernambuco, benannt nach zwei nahe beieinander stehenden Gipfeln (410 m), bildet die Wasserscheide zwischen dem São Francisco und dem Parnahyba; letzterm fließt von ihm der Piauhy zu.

Irmensäulen, s. Irmin.

Irmer, 1) Karl, Maler, geb. 28. Aug. 1834 in Babitz bei Wittstock, gest. 10. Nov. 1900 in Düsseldorf, bildete sich in Dessau bei dem Hofmaler Becker und seit 1855 bei Gude in Düsseldorf, wo er seinen Wohnsitz behielt. Auf häufigen Studienreisen in Deutschland, Österreich, Frankreich und Belgien sammelte er die Motive zu seinen fein empfundenen, stimmungsvollen Flachlandschaften, die meist Wiesen mit weidendem Rindvieh darstellen. Von ihnen sind zu nennen: Mondaufgang, Diekſee bei Gremsmühlen in Holstein (1876, Nationalgalerie in Berlin), Landschaft von Rügen, Köhlerei aus dem Ilsetal im Harz, Landschaft in Holstein, Abend auf Rügen, ostfriesische Gehöfte auf Sylt, Straße aus Ilsenburg, Abenddämmerung, Schierke im Harz, Bodetal im Harz, von der Insel Borkum, im Selketal und bei den Externsteinen.

2) Georg, Historiker und Beamter, geb. 3. Nov. 1853 in Dessau, studierte Geschichte und Staatswissenschaften, ward 1878 Hilfsarbeiter im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, war dann Archivar in Koblenz, Düsseldorf, Marburg und Hannover, wo er stellvertretender Vorsitzender der dortigen Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft und Vizepräsident des Norddeutschen Verbandes zur Unterstützung Emin Paschas war. Infolge seines erfolgreichen Eintretens für die deutsche Kolonialpolitik 1892 als Hilfsarbeiter in die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes berufen, ward er 1894 Landeshauptmann der Marshallinseln, durchforschte den größten Teil der Südsee und kehrte über China, Japan und Nordamerika nach Europa zurück. Seit 1898 Legationsrat, wirkte J. als vortragender Rat in der Kolonialabteilung und wurde 1900 deutscher Generalkonsul in Genua. Er schrieb: »Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII.« (erläuternder Text zu dem Bilderzyklus des Codex Balduini Trevirensis, Berl. 1881); »Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser 1631—1634« (Leipz. 1888—91, 3 Bde.); »Hans Georg v. Arnim. Lebensbild eines protestantischen Feldherrn und Staatsmanns aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges« (das. 1894).

Irmin (Ermin, d. h. »der Erhabene«, vgl. angelsächs. yrmen, »unermeßlich«), der göttliche Stammvater des westgermanischen Stammes der Erminonen (Herminonen), wahrscheinlich identisch mit dem alten Himmelsgott Ziu (altnord. Tyr, s. d.). Seine Verehrung war jedoch nicht auf jenen Stamm beschränkt: von den heidnischen Sachsen wird berichtet, daß sie zu Ehren dieses Gottes gewaltige Baumstämme, die sogen. Irmensäulen (Irminsûli), errichteten, so bei Scheidungen (nach dem Siege über die Thüringer) und bei Eresburg in Westfalen; diese zweite, die als Nationalheiligtum des Volkes galt, ward von Karl d. Gr. 772 zerstört. — Als Appellativum hat sich das Wort J. in den altgermanischen Dialekten meist nur als erstes Glied von Kompositis erhalten, in denen es den Begriff des zweiten Wortes verstärkt; besonders beliebt war es in Eigennamen. Vgl. K. Müllenhoff in der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 23 (1879).

Irminger-Strom, s. Atlantischer Ozean (Stromsystem), S. 46.

Irmisch, Johann Friedrich Thilo, Botaniker, geb. 14. Jan. 1816 in Sondershausen, gest. daselbst 28. April 1879, studierte seit 1836 in Halle Theologie, Philosophie und Botanik und wurde 1844 Lehrer am Gymnasium in Sondershausen. Seinen Ruf als Morpholog von der Richtung Schimpers und Brauns begründete J. durch das Werk »Zur Morphologie der monokotyledonischen Knollen- und Zwiebelgewächse« (Berl. 1850), in dem er neben der Sproßfolge auch die Lebensverhältnisse dieser Pflanzen in lichtvoller Weise darstellte. Er schrieb: »Beiträge zur vergleichenden Morphologie der Pflanzen« (Halle 1854—63, 4 Tle.); »Über einige Botaniker des 16. Jahrhunderts, welche die Flora Thüringens und des Harzes erforschten« (Sondersh. 1862), und hinterließ eine umfassendere Arbeit über Sproßfolge für das »Handbuch der physiologischen Botanik« von Hofmeister, De Bary und J. Sachs als Handschrift.

Irnerius (auch Yrnerius, Hirnerius, Hyrnerius, Warnerius, Wernerius, Guarnerius, Gernerius), ein ausgezeichneter Jurist des 11. und 12. Jahrh., ward in Bologna nach 1050 geboren und ist daselbst wohl spätestens 1130 gestorben. J. war schon in jungen Jahren Lehrer der Dialektik und Rhetorik an der Artistenschule seiner Vaterstadt, widmete sich aber bald, von der Markgräfin Mathilde angeregt, dem Studium der Justinianischen Rechtsbücher, und zwar, wie Fitting vermutet, an der Rechtsschule zu Rom, wo er auch als Rechtslehrer gewirkt zu haben und die Schrift »Quaestiones de juris subtilitatibus« verfaßt zu haben scheint (1. Ausg. von Fitting, Berl. 1894). Später erscheint er als Lehrer an der Rechtsschule in Bologna, die er gestiftet hat (s. Glosse). Wir besitzen von ihm außer zahlreichen, nur zum kleinsten Teil gedruckten Glossen einige kleine Bruchstücke und ein »Formularium tabellionum«, d. h. eine Anweisung für Notare, in einer spätern Umarbeitung (hrsg. von Palmieri, Bologna 1888). Doch wird von Fitting auch ein uns erhaltenes größeres systematisches Werk, eine »Summa Codicis«, die bisher für eine Arbeit des Placentinus (gest. 1192) galt, dem J. zugeschrieben. Vgl. die Ausgabe von Fitting (Berl. 1894). Vielleicht sind seine sogen. »Authentiken«, d. h. in den Justinianischen Kodex eingeschaltete Auszüge aus den Novellen, eine Vorarbeit dazu. Vgl. Del Vecchio, Notizie di Irnerio e della sua scuola (Pisa 1869); G. Pescatore, Die Glossen des J. (Greifsw. 1888); Fitting, Die Anfänge der Rechtsschule zu Bologna (Berl. 1888) und dessen Einleitungen zu den oben zitierten Ausgaben; E. Besta, L'opera d'Irnerio (Turin 1896, 2 Bde.).

Irnis, schweizer. Ort, s. Giornico.

Iro, Seebecken im südlichen Wadai in Afrika, unter 10° nördl. Br., das den Bahr es Salamat aufnimmt und vielleicht zum Schari abfließt.

Iroha, Name des japan. Hiragana-Silbenalphabets, so genannt nach den drei ersten Silben i-ro-ha. S. Japanische Sprache, S. 197.

Irokesen (franz. u. engl. Iroquois), gemeinsamer Name für eine Gruppe sprachlich verwandter Indianerstämme, die zur Zeit der Entdeckung Amerikas an beiden Ufern des Lorenzstromes und im heutigen Staate New York wohnten und sich durch geistige Begabung, Pflege des Ackerbaues und der Künste und entwickeltes Regierungssystem auszeichneten. Sie zerfielen in eine nördliche und eine südliche Gruppe, deren erstere sich wieder in eine östliche und westliche Abteilung spaltete. Zu letzterer gehörte der berühmte Fünfvölkerbund, durch den in der Mitte des 15. Jahrh. der Onondagahäuptling Hiawatha (s. d.) seinen Stamm mit den Mohawk, Oneida, Cayuga und Seneca verband. Im Anfang des 18. Jahrh. gelangte der Bund durch Besiegung der Algonkin und der mit ihnen verbündeten, zur westlichen Gruppe der J. gehörigen Huronen (s. d.) und durch die Aufnahme der Tuscarora,

eines südlichen Irokesenstammes, als sechste Nation (1712) auf den Gipfel seiner Macht. Um 1776 wanderten die Mohawk nach Kanada aus, ihnen folgten die Tuscarora und Oneida. Überreste der sechs Nationen finden sich noch in Kanada, im Staat New York und in Reservationen westlich vom Mississippi. Die Gesamtzahl aller I. beträgt über 17,000, darunter gegen 7500 in den Vereinigten Staaten. Die Sprache der I. hat der Abbé Cuoq lexikalisch bearbeitet (Montreal 1882). Vgl. Morgan, League of the Hodenosaunee or Iroquois (Rochest. 1854); Schoolcraft, Notes on the Iroquois (Albany 1847); Hale, The Iroquois book of rites (Philad. 1883); Donaldson, The six nations of New York (Washington 1892); Canfield, The legends of the Iroquois (neue Ausg., New York 1902).

Iron $C_{13}H_{20}O$ findet sich in der Veilchenwurzel, deren Geruch es bedingt, wohl auch in Veilchenblüten, bildet ein leichtes Öl vom spez. Gew. 0,939 bei 20°, siedet unter einem Drucke von 16 mm bei 144°, dreht das polarisierte Licht nach rechts, löst sich leicht in Alkohol und Äther, kaum in Wasser, riecht scharf und erst beim Verdunsten der stark verdünnten alkoholischen Lösung veilchenartig. I. verhält sich wie ein Keton, mit Phenylhydrazin bildet es ein Phenylhydrazon. Bei dem Versuch, es künstlich darzustellen, wurde das Jonon entdeckt.

Iron, Volk, s. Osseten.

Iron, Ralph, Pseudonym, s. Schreiner.

Ironbridge (spr. air'nbridsch), Ort in Shropshire (England), im tiefen Tal des Severn, über den die 1779 von A. Darby erbaute gußeiserne Brücke führt, zum städtischen Bezirk von Madeley (s. d.) gehörig.

Ironie (griech. eirōneía, Verstellung) ist ursprünglich nur eine bestimmte Redeweise, die darin besteht, daß sich der Sprechende den Anschein gibt, etwas anderes zu denken und zu glauben, als wirklich der Fall ist; doch muß dieser Gegensatz von Schein und Wirklichkeit, wenigstens dem Verständigen, erkennbar bleiben. Die Alten rechneten daher die I. zu den rhetorischen Figuren. Indem die I. zu dem Widersinnigen und Verkehrten den Kontrast der nicht ernst gemeinten Zustimmung gesellt, wirkt sie komisch (s. d.), und indem sie eine subjektive Schöpfung des Sprechenden ist, tritt sie den subjektiv-komischen Begriffen des Witzes und des Humors (soweit dieser komisch ist) zur Seite. Wie der Humor kann aber auch die I. objektiviert, d. h. in die Objekte hineinverlegt werden und statt durch Worte, durch den Zusammenhang einer künstlerischen Darstellung, durch Geschehnisse, Situationen, Zustände oder die äußern Eigenschaften sichtbarer oder hörbarer Eindrücke in die Erscheinung treten. Die Überlegenheit der ironischen Auffassung kann sich dabei, wie der Humor, zu der Höhe einer weitschauenden philosophischen Weltbetrachtung erheben; aber sie unterscheidet sich ebensosehr von der polemischen Schärfe der Satire wie von der versöhnlichen Hoheit des Humors. Nur in der zugespitzten Form des Sarkasmus nähert sie sich der erstern, doch kommt in der Satire in der Regel der erregte Affekt des Grollenden, im Sarkasmus dagegen die souveräne Sicherheit des Überlegenen zum Ausdruck. An diese höchste Entwickelung lehnt sich die berühmte Forderung der romantischen I. an, die, auf den schaffenden Genius angewendet, nicht nur dessen Erhabenheit über die kleine Welt des Alltags, sondern auch über den jeweils von dem Künstler behandelten Stoff bezeichnen soll: der Künstler schaltet in freiem Spiel mit den Erscheinungen der Welt. Diese besonders von Solger, Tieck und Fr. Schlegel verfochtene Theorie der romantischen I. knüpft an gewisse Seiten der idealistischen Ästhetik Schillers an, die sie aber durch Übertreibung schädigt; sie wirkt nach in der dichterischen Praxis E. T. A. Hoffmanns und besonders H. Heines, der in einer bestimmten Periode seines Schaffens die von ihm erweckten zarten oder erhabenen Gefühle durch ironische Schlußpointen zersetzt: doch ist es bei ihm eine I., die das Hohe herab-, und nicht eine solche, die das Niedere hinaufzieht. Vgl. Schasler, Das Reich der I. in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung (Berl. 1879).

Iron Mountain (spr. air'n mauntin), 1) Stadt in der Grafschaft Dickenson des nordamerikan. Staates Michigan, am Menomineefluß, Bahnknotenpunkt und Mittelpunkt des Menominee Range-Eisendistrikts (1902: 4,6 Mill. Ton. Erzförderung) mit (1900) 9242 Einw. — 2) Dorf in der Grafschaft François des Staates Missouri, benannt von einem 327 m hohen, unregelmäßigen Porphyrhügel, den zahlreiche Erzadern durchziehen und eine 2—9 m starke Schicht von Spiegeleisenerz (fast 70 Proz. Metall) bedeckt. Bisher wurden dem Berg mehr als 5 Mill. Ton. Erz entnommen.

Iron-sand (engl., spr. air'n-ßänd, »Eisensand«), soviel wie eisenschüssiger Sandstein oder Bohnerz (s. d.).

Ironside (engl., spr. air'n-ßaid, »Eisenseite«), Beiname des Königs Edmund (s. d. 3) von England.

Iron-stone (spr. air'n-stōn), s. Tonwaren.

Ironton (spr. air'ntŏn), Hauptstadt der Grafschaft Lawrence des nordamerikan. Staates Ohio, am Ohio, mit ergiebigen Eisen- und Kohlengruben, Hochöfen, Walzwerken, Kessel- und Nagelschmieden und (1900) 11,868 Einw.

Ironwood (spr. air'nwudd), Stadt im nordamerikan. Staat Michigan, Grafschaft Gogebic, Mittelpunkt des Gogebic Range-Eisendistrikts (Erzförderung 1902: 3,7 Mill. Ton.), mit (1900) 9705 Einw.

Iroquois (franz., spr. -kŭá; Engländer und Amerikaner sprechen: irre-kwēi), Volk, s. Irokesen.

Iros, Beiname des Arnäos, eines frechen Bettlers in Ithaka, den Odysseus im Faustkampf bezwingt; sprichwörtlich für Bettler überhaupt.

Irradiation (lat., »Einstrahlung«), eine optische Täuschung, die darin besteht, daß helle Gegenstände auf dunklem Grunde größer und dunkle Gegenstände auf hellem Grunde kleiner erscheinen, als sie wirklich sind. Man beobachtet die I. besonders auffällig an der Mondsichel, die einer Scheibe von größerm Halbmesser anzugehören scheint als der sehr schwach beleuchtete Rest des Mondes, da sie über letztern übergreift. Ein weißes Quadrat auf schwarzem Grund erscheint bei intensiver Beleuchtung und weitem Abstand vom Auge größer als ein gleich großes schwarzes Quadrat auf weißem Grunde. Die I. zeigt sich bei allen Entfernungen von der Weite des deutlichen Sehens bis zu unendlicher Entfernung. Je stärker die Helligkeit des Objekts ist, desto auffallender ist die Vergrößerung durch die I. Nach Plateau erklärt sich die I. durch eine Ausbreitung des Lichteindrucks auf der Netzhaut unsers Auges, nach Helmholtz genügen zur Erklärung die Zerstreuungskreise, die selbst bei vollkommener Akkommodation infolge der sphärischen und chromatischen Aberration des Auges noch auftreten. Vgl. Plateau, Mémoire sur l'irradiation (Brüssel 1839) und in Poggendorffs »Annalen« (Ergänzungsband, 1842); Welcker, über I. (Gieß. 1852).

Irrational (lat., irrationell), vernunftwidrig, unvernünftig; in der Mathematik Bezeichnung für

eine Zahl, die zur Einheit inkommensurabel ist (s. Größe, S. 421), deren Wert man daher nicht völlig genau, sondern nur annähernd (durch einen unendlichen, nicht periodischen Dezimalbruch) ausdrücken kann. Beispiele bieten die Quadratwurzeln aus solchen ganzen Zahlen, die wie 2, 3, 5 nicht Quadrate ganzer Zahlen sind, ferner die bei der Berechnung des Kreises auftretende Ludolffsche Zahl $\pi = 3{,}1415926\ldots$ u. a. Man teilt die irrationalen Zahlen ein in algebraische (s. Algebra) und in transzendente (s. d.). Der Ausdruck i. rührt von der falschen Übersetzung des entsprechenden griechischen Wortes her. Die Pythagoreer, die Entdecker des I., nannten es alogos, d. h. unaussprechbar, indem sie richtig erkannten, daß z. B. die Wurzel aus 2 (Verhältnis der Diagonale des Quadrats zur Seite) zwar existiere, sich aber mit den bisherigen Zahlen nicht aussprechen lasse. Die Römer übersetzten logos mit ratio, Vernunft, und so wurden die unaussprechlichen Zahlen zu unvernünftigen. Über den Begriff der irrationalen Zahlen vgl. die Arbeiten von G. Cantor in Crelles Journal und in den »Acta mathematica«; Kronecker, Über den Zahlbegriff (in Crelles Journal, Bd. 101, Heft 4); Dedekind, Stetigkeit u. Irrationalzahlen (2. Aufl., Braunschweig 1892); Christoffel, Lehrsätze über arithmetische Eigenschaften der Irrationalzahlen (in den »Annali di Matematica pura ed applicata«, 1887); Bachmann, Vorlesungen über die Natur der Irrationalzahlen (Leipz. 1892); für die Mittelschulen: Schubert, System der Arithmetik u. Algebra (Potsd. 1885); Stolz u. Gmeiner, Theoretische Arithmetik (Leipz. 1900—02).

Irrationalismus (lat.), Vernunftwidrigkeit, Mangel an Vernunft oder an Anwendung derselben.

Irrawaddy, Fluß, s. Irawadi.

Irrealis, in der Grammatik die etwas Unwirkliches bezeichnende Form, z. B. ich hätte gesagt (sagte aber nicht).

Irredénta (Italia irredenta, »das unerlöste Italien«), Bezeichnung für eine Parteibewegung in Italien, welche die Vereinigung aller Italienisch redenden Gebietsteile außerhalb des Königreichs Italien mit diesem erstrebt. Die Bewegung richtet sich also auf die Erwerbung von Südtirol, Görz, Istrien, Triest, dem Kanton Tessin, Nizza, Korsika und Malta, ja auch von Dalmatien, als ehemals venezianischer Besitzung, obwohl dort nur ein Teil der städtischen Bevölkerung Italienisch spricht. Größere Bedeutung erhielt die Agitation 1878, als Österreich auf dem Berliner Kongreß durch den Erwerb Bosniens und der Herzegowina sich den Besitz seiner adriatischen Küstenlande sicherte, während Italien leer ausging. An die Spitze der Bewegung trat Garibaldi, dem sich Radikale, Republikaner und Sozialisten anschlossen. Die Vereinigung richtete zunächst ihr Augenmerk auf die Befreiung von Südtirol (Trentino) und Triest von der sogen. österreichischen Gewaltherrschaft; doch fand sie, obwohl der damalige Ministerpräsident Cairoli sie gewähren ließ, im Volk wenig Anhang und kam über leere Demonstrationen nicht hinaus. Erst als die Okkupation von Tunis Italien zur Annäherung an die Kaisermächte veranlaßte, schritt der neue Ministerpräsident Depretis mit Erfolg gegen die Irredentisten ein. Im August 1882 planten Triester Irredentisten ein Bombenattentat gegen den Kaiser Franz Joseph, die Verschwörung wurde aber rechtzeitig entdeckt und ein Mitglied, Oberdank, ergriffen und hingerichtet. Wie damals der Minister Mancini, so sprachen sich auch später die Leiter der auswärtigen Politik Italiens wiederholt aufs schärfste gegen die I. aus. Seit dem Abschluß des deutsch-österreichisch-italienischen Dreibundes haben sich republikanische und franzosenfreundliche Agitatoren der Bewegung der I. bemächtigt; dennoch verfügt diese im Lande wie im Parlament nur über eine kleine, aber geräuschvolle Minderheit. Vgl. v. Haymerle, Italicae res (Wien 1879).

Irreformābel (lat.), unverbesserlich.

Irregulär (lat.), »unregelmäßig«, alles, was eine Ausnahme von der sonst gültigen Regel bildet, ferner alles, was überhaupt keine Regel (Gesetzmäßigkeit) befolgt. I. heißt z. B. ein Polygon, an dem weder gleiche Seiten noch gleiche Winkel vorkommen. Eine krumme Linie heißt i., wenn sie nach keinem bestimmt erkennbaren Gesetz gebildet ist. — Irreguläre Truppen sind solche, die außerhalb des gesetzlich festgestellten Rahmens des Heeres oft zu besondern Zwecken aufgeboten sind. Als solche sind zu nennen: ehemals Husaren und Kroaten (z. B. im Siebenjährigen Krieg), dann in der Türkei Arnauten, Baschibozuks, Kurden, in Rußland Kalmücken, Tataren, Baschkiren, die nach und nach in der Organisation der Kosaken (s. d.) aufgehen. — I. in der Botanik meist soviel wie zygomorph; s. Blüte, S. 87.

Irregularität (lat., »Unregelmäßigkeit«), das Vorhandensein von Mängeln, die nach katholischem Kirchenrecht eine Person zum Empfang der Priesterweihe ungeeignet machen oder einen Geistlichen von der Ausübung seiner Funktionen oder von der Erlangung der höhern Weihestufen ausschließen. Man unterscheidet dabei zwischen irregularitas ex defectu und i. ex delicto, indem unter defectus ein solcher Mangel verstanden wird, der den damit Behafteten zur Ausübung geistlicher Funktionen unfähig macht oder in den Augen des Volkes als unwürdig erscheinen läßt; so z. B. der defectus natalium, d. h. Mangel der ehelichen Geburt, defectus aetatis, Mangel des erforderlichen Alters (für den Bischof 30, für den Priester 25 Jahre), defectus scientiae, Mangel der erforderlichen Kenntnisse, und defectus perfectae lenitatis, Mangel der erforderlichen Herzensmilde, der bei solchen Personen angenommen wird, die, wenn auch erlaubterweise, wie z. B. Soldaten im Kriege, den Tod eines Menschen verursacht haben. Irregularitas ex delicto liegt dagegen in Ansehung derjenigen vor, die sich einer verbrecherischen Handlung schuldig gemacht haben. Wird der fragliche Mangel nicht etwa von selbst beseitigt, wie z. B. bei dem defectus aetatis durch Erreichung des erforderlichen Alters, so kann er nur durch Dispensation seitens des Papstes, in gewissen Fällen auch seitens der Bischöfe, gehoben werden.

Irrelevánt (lat.), »unerheblich«, unwichtig, geringfügig; Irrelevantia, unerhebliche, geringfügige Dinge.

Irreligiosität (spätlat.), Religionslosigkeit, Religionsverachtung.

Irrenanstalten (Irrenhäuser), Gebäude zur Aufnahme von Geisteskranken, die darin zweckmäßig beschränkt, verpflegt und ärztlich behandelt werden. Die Erfordernisse einer Irrenanstalt sind teils die eines jeden Krankenhauses (s. Krankenhäuser), teils ergeben sie sich aus den speziellen Zwecken der Anstalt. Sie muß die Beaufsichtigung und Sicherung der Kranken ermöglichen, ohne das Gepräge eines Gefängnisses an sich zu tragen, sie muß daher die Mittel bieten, die verschiedenen Kranken zweckmäßig voneinander zu trennen, und ihnen möglichste Frei-

heit gewähren, ohne jemals die Gewalt über sie zu verlieren. Abgesehen von der Trennung der Geschlechter trennt man auch die verschiedenen Formen und Zustände des Irreseins (ruhige und unruhige Kranke) und erzielt um so bessere Resultate, je weiter eine solche Trennung durchgeführt wird. Man bedarf Wohn- und Schlafräume, Krankenzimmer für bettlägerige Patienten, Räume für gesellige Unterhaltung, religiöse Übungen, Unterricht, Werkstätten, Gärten, Felder ꝛc. Die Zimmer müssen eine Einrichtung zur unbemerkten Beobachtung der Irren und Simulanten besitzen und alle Gelegenheiten zur Selbstbeschädigung der Kranken (Ofen, Türklinken, Fensterriegel, Haken, Nägel) möglichst ausschließen. Die Fenster werden in verschiedener Weise verwahrt, häufig aber nur mit Glas von solcher Stärke versehen, daß es ohne schwere Instrumente nicht zertrümmert werden kann. Abtritte und Badeanstalten erfordern besondere Einrichtungen, und für Tobsüchtige hat man Isolierzellen mit gepolsterten oder dick mit Kautschuk belegten Wänden, so daß die Irren sich nicht beschädigen können. Die Größe der J. schwankt bedeutend, die Zahl der Kranken zwischen 100 und 1200 (und 2000).

Die oberste Leitung einer Irrenanstalt muß einem Arzt überwiesen und alle übrigen Beamten müssen diesem unterstellt werden. Indessen besteht in manchen, selbst den besten englischen J. diese Einrichtung nur scheinbar; der erste Arzt führt neben der therapeutischen Behandlung nur die Oberaufsicht, und die Seele der Anstalt ist der Hausmeister und die Aufseherin oder ein Chirurg. In den meisten französischen Anstalten üben die Barmherzigen Schwestern, die dem Arzt zur Seite stehen, einen wohltätigen Einfluß aus. Der gute Zustand der Anstalt und der gedeihliche Erfolg der Bemühungen des Arztes hängen zum großen Teil von der Beschaffenheit des Wärterpersonals ab. Das Durchschnittsverhältnis der Wärter zu den Kranken hat man wie 1 : 6 angenommen. Lange Zeit hat man geglaubt, die freie Bewegung namentlich tobender Irren durch äußere Gewaltmaßregeln beschränken zu müssen. Jetzt sucht man die Tobenden gleichsam nur gegen sich selbst zu schützen; im übrigen aber läßt man die Kranken, selbstverständlich unter sorgfältiger Beaufsichtigung, sich frei bewegen und wendet Zwangsapparate nur in den äußersten Fällen an. Bei manchen Irren, die Nahrungsaufnahme konsequent verweigern, ist Zwangsfütterung erforderlich.

Das Altertum scheint bei ziemlich richtigen Ansichten über die Geisteskrankheiten besondere J. nicht besessen zu haben. Später verwahrte man die Irren als von Dämonen Besessene auf dieselbe Weise und an denselben Orten wie Verbrecher und belud sie auch wie diese mit Ketten. Die ersten wirklichen J. wurden 1409 in Valencia, 1429 in Saragossa und 1436 in Sevilla errichtet. Dann folgte Stockholm 1531, und in Deutschland verwandelte Philipp der Großmütige 1533 die Klöster Haina, Merxhausen und Hofheim in J. Es folgten dann weiter England (Bedlam) 1547, die Türkei 1560, Frankreich (Charenton) 1645, Rußland 1776 und Österreich (Wien) 1784. Welcher Art aber die Behandlung der Irren in diesen Anstalten war, geht z. B. daraus hervor, daß das Volk sich noch zu Ende des 18. Jahrh. an den Sprüngen und dem Geheul der Tollen ergötzte. Erst Pinel (1745—1826) nahm den Irren die Ketten ab, und sein Schüler Esquirol setzte seine Bemühungen fort. Auf Heilung der Irren war man erst seit Anfang des 19. Jahrh. bedacht. Pienitz in Pirna trennte zuerst 1807 die heilbaren Irren von den unheilbaren, und 1811 wurde die Reihe der absolut getrennten Heil- und Pflegeanstalten mit der Heilanstalt Sonnenstein eröffnet. In Siegburg (Rheinprovinz), Sachsenberg (Mecklenburg) und Winnenthal (Württemberg) folgte man diesem Prinzip, während sonst das gemischte System beibehalten wurde, auch nachdem Damerow mit seinen »relativ-verbundenen Heil- und Pflegeanstalten« hervorgetreten war und einige Orte dies System akzeptiert hatten. Die Kosten für die Irrenpflege erreichen eine bedenkliche Höhe (in den fünf neuen Anstalten der Rheinprovinz beträgt das Baukapital 12,000 Mk. pro Kopf), und die Beobachtungen in den gemischten Anstalten ergeben, daß 35—45 Proz. der Kranken bei geringerer Freiheitsbeschränkung viel besser gedeihen als bei der bisherigen Behandlung. Bei dem englischen Cottagesystem, das in Deutschland in Bunzlau nachgeahmt wurde, werden kleine, getrennte Häuser (cottages) in einfachster, ländlicher Bauart außerhalb der Ringmauern der Anstalt, aber doch noch auf deren Terrain zur Aufnahme von ruhigen Kranken errichtet, die sich hier unter Aufsicht zuverlässiger Dienstleute mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigen. In dem belgischen Dorf Gheel (s. d.) besteht, angeblich seit dem 7. Jahrh., eine Verpflegung ruhiger, ungefährlicher Irren in einzelnen Familien, während eine geschlossene Anstalt (infirmerie) die Behandlung der Kranken überwacht, das Maß der von ihnen zu fordernden Arbeit normiert und sie, sobald und solange es aus irgend welchen Gründen nötig wird, aufnimmt. Eine Nachahmung dieses Systems ist offenbar nur in einer spezifischen Ackerbaubevölkerung möglich und scheitert auch dort, wenn nicht eine eigentümliche Befähigung vorhanden ist. In Schottland hat man 30—40 Proz. aller Irren in Familienpflege gegeben, und in Ellen (Bremen) besteht seit 1764 eine ähnliche Einrichtung. Auch die Staatsanstalt Illenau in Baden bedient sich der Familienpflege gleichsam als Übergang zur völligen Entlassung der Rekonvaleszenten. Neuerdings wird sehr für die familiäre Irrenpflege Propaganda gemacht. In größerm Maßstab wird sie in Ilten getrieben. Die Erfolge sind sehr zufriedenstellend und ermutigend. Bei dem System der agrikolen Kolonie, zuerst 1847 von der Privatirrenanstalt der Gebrüder Labitte in Clermont ausgeführt, werden ruhige, ungefährliche Kranke auf einem Ökonomiehof untergebracht und bei dem größten Maß von Freiheit mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Sicherheitsvorrichtungen werden durchaus vermieden, die Kolonie steht aber mit einer geschlossenen Anstalt in Verbindung, in die Irre mit akuten Aufregungen und körperlichen Krankheiten sofort zurückversetzt werden. Dies System hat in Einum (Hannover), Zschadraß (Sachsen), Alt-Scherbitz bei Schkeuditz (Prov. Sachsen) Anwendung gefunden und sehr günstige Resultate ergeben. Für durchaus ruhige, ungefährliche Irre, die bei siechem Körperzustand nicht mehr arbeitsfähig sind, hat man Irrensiechenhäuser gebaut, bei denen die kostspielige Einrichtung der eigentlichen J. fortfällt. Besondere Schwierigkeiten bietet die Unterbringung der irren Verbrecher, gegen deren Aufnahme sowohl die J. als die Zuchthäuser protestieren. In Irland besteht seit 1850 eine Anstalt für irre Verbrecher in Dundram, die 150 bis 200 Insassen, darunter ca. 50 Mörder, enthält. Die 1873 errichtete Heilanstalt für irre Verbrecher in Waldheim (Sachsen) ist für Deutschland die einzige geblieben. Man ist über die Unterbringung geistes-

kranker Verbrecher noch sehr verschiedener Meinung. Die Irrenärzte verlangen besondere Abteilungen in unmittelbarer Verbindung mit den Strafanstalten (Moabit und Bruchsal), die Strafanstaltsbeamten sind für die Einlieferung und Verpflegung in den J. Sicher ist, daß das Zuchthaus nicht der Platz für Geisteskranke ist, anderseits hat die Unterbringung von Verbrechern in J. sehr viele praktische Mißlichkeiten an sich. Als besondere Form der J. sind noch die psychiatrischen Kliniken an den Universitäten zu nennen, die aus dem dringenden Bedürfnis und dem gerechtfertigten Bestreben, die Ärzte mehr, als früher geschehen konnte, in der Psychiatrie zu belehren, hervorgegangen sind. Allgemeine Anerkennung haben in neuester Zeit die Heilanstalten für Nervenkranke gefunden, welche die Behandlung aller chronischen Neurosen und leichten beginnenden Psychosen, die noch nicht in die J. gehören, übernehmen.

Die bei weitem größte Zahl der J. sind Staats- oder öffentliche Anstalten (städtische, Provinzial- oder Landesanstalten), die infolge des Dotationsgesetzes vom 8. Juli 1875 in die Verwaltung der Provinzialverbände (Stände) und größern Kommunen übergegangen sind. Sie stehen unter der Leitung und Aufsicht des Provinzialausschusses, der die Beamten ernennt, beurlaubt ꝛc., mit Ausnahme der Direktoren der Provinzialirrenanstalten (Landesheil- und Pflegeanstalten), die vom Provinziallandtag gewählt werden. Das Aufnahmeverfahren in die öffentlichen J. ist sehr verschieden, die Formalitäten bisweilen noch recht umständlich. Die Angehörigen stellen den Aufnahmeantrag an die Ortspolizeibehörde, die den zuständigen beamteten Arzt requiriert. Nach dessen Begutachtung geht der Antrag an die Zentralverwaltung der Provinz, worauf nach ärztlicher Oberbegutachtung der Aufnahmequalifikation durch die zuständige Anstaltsdirektion die Einberufung des Kranken erfolgt. Aufnahmenotwendigkeit liegt vor wegen Mangel an geeigneter häuslicher Pflege, Gemeingefährlichkeit und Selbstmordgefahr. — Den öffentlichen Anstalten gegenüber stehen die Privatirrenanstalten, gegründet von einzelnen Personen oder von Genossenschaften, die sich der Krankenpflege widmen. Diese letztern Anstalten bedürfen einer Konzession von der Verwaltungsbehörde und stehen wie die öffentlichen unter der Kontrolle der höhern Verwaltungsbehörde. Vgl. Irrenrecht.

Die Statistik weist eine bedeutende Zunahme der Irren nach, die in J. Heilung und Pflege suchen. Dieses Anwachsen beruht nicht nur auf wirklicher Vermehrung der geistigen Störungen, sondern auch auf besser organisierter Sorge für die Kranken dieser Art, und infolgedessen vor allem auch auf der großen Vermehrung der J. Es hat sich eben die Überzeugung immer allgemeiner Bahn gebrochen, daß die Irren in den in neuerer Zeit so sehr vervollkommten J. viel mehr Aussicht auf Heilung haben als bei der sorgsamsten Pflege in der eignen Familie. In Großbritannien zählte man 1893: 68,868 Geisteskranke, von denen 17,970 in Privatanstalten verpflegt wurden. Von den 17,970 Kranken waren 670, d. h. 4 Proz., mit Paralyse behaftet, während man in Berlin 13 Proz. Paralytische zählt. Die jährliche Zunahme der Geisteskranken beläuft sich (nach Siemerling-König) in London auf etwa 550 Personen. Nach dem amtlichen Jahresbericht gab es in Schottland 1. Jan. 1891: 12,595 Geisteskranke, und zwar waren 1890: 282 hinzugekommen. In Irland gab es 1891: 21,188 Geisteskranke. Während die Zahl der letztern dort stetig zunimmt, nimmt die Bevölkerung ab, so daß das Verhältnis der Irren zur Gesamtbevölkerung in den letzten 40 Jahren von 249 auf 355 Irre zu 100,000 der Bevölkerung gestiegen ist. In ganz England betrug nach dem dem Parlament vorgelegten Bericht die Zahl der Geisteskranken 1. Jan. 1894: 92,067, 2245 mehr als im Vorjahre, London hatte 800 mehr als im Vorjahre. — In Frankreich waren 1871: 49,589 Geisteskranke (13,8 vom Tausend der Bevölkerung) in Anstalten untergebracht, 1888 dagegen 70,443 (18,2 vom Tausend der Bevölkerung), d. h. die absolute Zahl dieser Kranken hatte sich um 29,6 Proz. vermehrt, die der Bevölkerung dagegen nur um 5,6 Proz. In Preußen waren vorhanden:

	1871:	1880:
Geisteskranke überhaupt	55 043	66 345
Auf 1000 Einwohner Geisteskranke .	22,4	24,3
Geisteskranke in Irrenanstalten . . .	11 760	18 894
Von 100 Irren sind in Anstalten . .	21,4	28,5

Seit 1880 werden in Preußen die Geisteskranken nicht mehr gezählt, sondern nur noch die in J. untergebrachten Personen. 1890 wurden 46,232 Geisteskranke in Staats- und Provinzial-Irrenanstalten verpflegt (in Berlin 6004), dazu noch 4816 Geisteskranke in andern Heil- u. Pflegeanstalten, so daß also im ganzen 51,048 Kranke (1,74 vom Tausend der Bevölkerung) dieser Art (gegen 18,894 [0,69 vom Tausend der Bevölkerung] im J. 1880) in Anstalten behandelt wurden. 1901 bestanden in Preußen 248 Anstalten, in denen 80,027 Personen verpflegt wurden; von diesen litten an einfacher Seelenstörung 49,000, paralytischer Seelenstörung 5878, Seelenstörung mit Epilepsie 9469, Imbezillität und Idiotie 13,435, Säuferwahnsinn 1472, an anderweitigen, Nichtgeisteskrankheiten 773. Im Deutschen Reich wurden während der Jahre 1895—97 jährlich 153,453 geisteskranke Personen in privaten und öffentlichen Anstalten verpflegt, und zwar litten an einfacher Seelenstörung 65,1 Proz., paralytischer Seelenstörung 10,0, Seelenstörung mit Epilepsie 9,4, Imbezillität und Idiotie 11,8, Säuferwahnsinn 3,7 Proz.

Fast alle Geisteskrankheiten betreffen häufiger Männer als Frauen, so sind unter den paralytischen Seelenstörungen nur 24,1 Proz. weibliche Kranke, unter der Gruppe Säuferwahnsinn nur 7,4 Proz. weibliche Kranke verzeichnet; nur die einfachen Seelenstörungen treffen etwas häufiger auf Frauen als auf Männer. Von allen in den J. Behandelten starben 1898—1900 in Preußen jährlich 7—8 Proz. Von den während des Jahres 1901 in Preußen genesenen Geisteskranken betrug die Aufenthaltsdauer in der Anstalt: bis zu 1 Monat bei 1152 Kranken, bis 2 Monate bei 434, bis 3 Monate bei 295, bis 6 Monate bei 483, bis 12 Monate bei 449, bis 2 Jahre bei 210, bis 5 Jahre bei 91, noch länger bei 12 Kranken. Weitere Angaben s. in den Artikeln »Geisteskrankheiten« und »Irrenrecht«. Vgl. Damerow, Über die relative Verbindung der Irrenheil- und Pflegeanstalten (Leipz. 1840); Brandes, Die Irrenkolonien (Hannov. 1865); Erlenmeyer, Übersicht der öffentlichen und privaten Irren- und Idiotenanstalten in Deutschland und Österreich (2. Aufl., Neuwied 1875—76) und Die freie Behandlung der Gemütskranken und Irren in detachierten Kolonien (das. 1869); Ruëdy, Gheel, oder Kolonie und Asyl (Bern 1874), und andre Schriften über Gheel (s. d.); Kirchhoff, Grundriß einer Geschichte der deutschen Irrenpflege (Berl. 1890); Paetz, Die Kolonisierung der Geisteskranken (das. 1893); Snell, Grundzüge der Irrenpflege (das.

1897); Unger, Die Irrengesetzgebung in Preußen (das. 1898); Alt, Über familiäre Irrenpflege (Halle 1899); Lähr und Lewald, Die Heil- und Pflegeanstalten für Psychischkranke des deutschen Sprachgebietes am 1. Jan. 1898 (Berl. 1899); Guttstadt, Krankenhaus-Lexikon für das Deutsche Reich (das. 1900); Scholz, Leitfaden für Irrenpfleger (4. Aufl., Halle 1904) und Irrenfürsorge und Irrenhilfsvereine, für Ärzte und Laien (das. 1902).

Irrenheilkunde, s. Psychiatrie.

Irrenrecht, der Inbegriff der das Irrenwesen regelnden Rechtssätze. Das I. gehört in seinen einzelnen Teilen dem Strafrecht, dem Strafprozeß, dem Zivilrecht, dem Zivilprozeß, dem Verwaltungsrecht an. Besondere Irrengesetze besitzen Genf (Gesetz vom 5. Febr. 1838 mit Reglement vom 7. April 1838), Frankreich (Gesetz vom 30. Juni 1838 mit Ordonnanz vom 19. Dez. 1839), Holland (Gesetz vom 29. Mai 1841 und vom 27. April 1884), England (Gesetz vom 4. Aug. 1845 nebst einer Reihe von Gesetzen der Jahre 1889—91), Norwegen (Gesetz vom 17. Aug. 1848 und vom 17. Aug. 1880), Belgien (Gesetz vom 18. Juni 1850 und vom 28. Dez. 1873 nebst Ausführungsbestimmungen vom 1. Juni 1874), Schottland (Gesetz vom 25. Aug. 1857), Schweden (Gesetz vom 5. März 1858 und vom 2. Nov. 1883), New York (Gesetz vom 12. Mai 1874) und andre nordamerikanische Staaten, die Türkei (Gesetz vom 15. März 1876), Neuchâtel (Gesetz vom 23. Mai 1879), Luxemburg (Gesetz vom 7. Juli 1880) und Spanien (Gesetz vom 19. Mai 1885). In Österreich bestehen nur einzelne Verordnungen und Dekrete, in Italien wurde 1885 ein Gesetzentwurf vorgelegt. Deutschland ermangelt bisher eines Irrengesetzes, obwohl die Zuständigkeit zur Erlassung eines solchen sich zweifellos aus Artikel 4, Ziffer 15 der Reichsverfassung ergibt. Einzelne irrenrechtliche Bestimmungen enthalten: das Reichsstrafgesetzbuch, § 51, die Reichsstrafprozeßordnung, § 81 (s. Geisteskrankheiten, S. 502), ferner § 203: Vorläufige Einstellung des Verfahrens kann beschlossen werden, wenn dem weitern Verfahren ... der Umstand entgegensteht, daß der Angeschuldigte nach der Tat in Geisteskrankheit verfallen ist. § 250: Ist ein Zeuge, Sachverständiger oder Mitbeschuldigter ... in Geisteskrankheit verfallen ..., so kann das Protokoll über seine frühere richterliche Vernehmung verlesen werden. § 485, Absatz 2: An ... geisteskranken Personen darf ein Todesurteil nicht vollstreckt werden. § 487, Absatz 1: Die Vollstreckung einer Freiheitsstrafe ist aufzuschieben, wenn der Verurteilte in Geisteskrankheit verfällt; die Reichszivilprozeßordnung, § 645—679, betreffend das Verfahren bei Entmündigung Geisteskranker (s. Entmündigung). Nach § 6 des Bürgerlichen Gesetzbuches kann entmündigt werden, wer infolge von Geisteskrankheit oder von Geistesschwäche seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag (s. Entmündigung). Die Reichsgewerbeordnung (§ 30, in der Fassung der Bekanntmachung vom 26. Juli 1900) bestimmt: Unternehmer von ... Privatirrenanstalten bedürfen einer Konzession der höhern Verwaltungsbehörde; die Konzession ist nur dann zu versagen: a) wenn Tatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Unternehmers in Beziehung auf die Leitung oder Verwaltung der Anstalt dartun, b) wenn nach den von dem Unternehmer einzureichenden Beschreibungen und Plänen die baulichen und die sonstigen technischen Einrichtungen der Anstalt den gesundheitspolizeilichen Anforderungen nicht entsprechen; c) wenn die Anstalt nur in einem Teil eines auch von andern Personen bewohnten Gebäudes untergebracht werden soll und durch ihren Betrieb für die Mitbewohner dieses Gebäudes erhebliche Nachteile oder Gefahren hervorrufen kann; d) wenn die Anstalt durch ihre örtliche Lage für die Besitzer oder Bewohner der benachbarten Grundstücke erhebliche Nachteile oder Gefahren hervorrufen kann. Über die Fragen unter c) und d) sind vor Erteilung der Konzession die Ortspolizei- und die Gemeindebehörden zu hören. Endlich bestehen einige internationale Verträge über den Transport hilfloser Geisteskranker. — In Preußen sind die irrenrechtlichen Verhältnisse durch drei ministerielle Verordnungen geregelt. Das Verfahren bei Entmündigung wegen Geisteskrankheit oder Geistesschwäche regelt die allgemeine Verfügung des Justizministeriums vom 28. Nov. 1899. Bezüglich der Anlage, des Baues und der Einrichtung der öffentlichen und privaten Irrenanstalten sind in der ministeriellen Verordnung vom 19. Aug. 1895 eingehende Bestimmungen getroffen worden, die insonderheit darauf dringen, daß die allgemeinen sanitären Anforderungen der modernen Gesundheitspflege wie die besondern der Psychiatrie entsprechende Berücksichtigung finden. In Bayern ist nach Artikel 80 des Polizeistrafgesetzbuches strafbar, wer gemeingefährliche Geisteskranke, deren Aufsicht ihm obliegt, frei herumgehen läßt; die Polizeibehörde kann gemeingefährliche Geisteskranke auf Grund bezirksärztlichen Gutachtens in einer Irrenanstalt unterbringen oder anderweitig verwahren lassen. Nach Entschließung des Ministeriums des Innern vom 1. Jan. 1895 ist diese Unterbringung in einem motivierten Beschluß nach Anhörung des gesetzlichen Vertreters des Geisteskranken und, soweit veranlaßt und tunlich, des Kranken selbst auszusprechen; das bezirksärztliche Gutachten muß auf Grund persönlicher Untersuchung erstattet und der behandelnde Arzt vernommen werden; erfolgt die Unterbringung im öffentlichen Interesse noch vor der Beschlußfassung, so ist diese tunlichst rasch nachzuholen. Artikel 81 des Polizeistrafgesetzbuches bedroht die Verwahrlosung Blödsinniger mit Strafe; im Urteil kann die Polizeibehörde ermächtigt werden, auf Kosten des Pflichtigen für anderweitige Unterbringung zu sorgen. Wer Geisteskranke mehr als 24 Stunden in seiner Obhut behält, ohne der Behörde oder den Angehörigen Nachricht zu geben, ist nach Artikel 41 des Polizeistrafgesetzbuches strafbar. Die Sorge für öffentliche Irrenanstalten ist als Kreislast erklärt (Gesetz vom 23. Mai 1846); zu den Aufgaben der Armenpflege gehört insbes., Geisteskranke, die der nötigen Aufsicht und Pflege entbehren, in einer Irrenanstalt unterzubringen (Gesetz vom 29. April 1869). Eine Ministerialentschließung vom 30. Dez. 1851 (erneuert 15. Mai 1876) trifft Fürsorge für die nicht in Anstalten untergebrachten und die als geheilt oder gebessert entlassenen Kranken. In Württemberg ist das Statut für die Staatsirrenanstalten sowie Betrieb und Überwachung von Privatirrenanstalten durch Verfügungen des Ministeriums des Innern vom 5. Nov. 1894 geregelt; Einweisung in eine Staatsirrenanstalt kann hiernach gegen den Willen der Angehörigen von der Kreisregierung nur verfügt werden, wenn der Kranke entweder für sich oder andre gefährlich oder für die öffentliche Sittlichkeit anstößig ist, oder wenn er sich in einem Zustande der Pflegebedürftigkeit befindet, der zur Folge hat, daß er außerhalb der Irrenanstalt verwahrlost oder gefährdet wird. Die Einweisung erfolgt zuerst provisorisch auf höchstens sechs Wochen, sodann ergeht auf Grund Gutachtens der Anstalts-

direktion endgültige Entscheidung der Kreisregierung. Auch die Aufnahmebestimmungen für Privatirrenanstalten sind verschärft und denen der Staatsanstalten angepaßt worden. Im Königreich Sachsen regelt die Verhältnisse der öffentlichen Landesirrenanstalten die Verordnung vom 1. März 1902.

Während die Vorstände der öffentlichen Irrenanstalten stets Medizinalpersonen sein müssen, ist es nicht nötig, daß der Unternehmer einer Privatirrenanstalt ein Arzt ist, jedoch wird meist verlangt, daß die ärztliche Leitung einem approbierten und psychiatrisch vorgebildeten Arzt übertragen wird. Während bisher die Privatirrenanstalten bezüglich der Aufnahme und Entlassung von Kranken, bezüglich der Ernährung, des Betriebes, der ärztlichen Leitung und Beaufsichtigung eine recht freie Stellung hatten, wurde sie infolge der Mißstände, die der (bekannte) Marienberger Prozeß zutage gefördert hat, einer strengen Beaufsichtigung unterworfen und ihnen eine Reihe von Auflagen im Interesse der Pflege, Gesundheit und Sicherheit ihrer Patienten gemacht, insonderheit ist die Einführung einer sogen. Besuchskommission, die aus einem höhern Verwaltungsbeamten, dem zuständigen Regierungs- und Medizinalrat und einem Psychiater besteht und unvermutet die Anstalten zu besichtigen hat, zweifelsohne von großem Segen gewesen. Preußen hat die Verhältnisse der Privatirrenanstalten durch eine Ministerialanweisung vom 20. Sept. 1895, Bayern durch Ministerialentschließung vom 3. Dez. 1895, Sachsen durch Verordnung vom 30. Mai 1894, Württemberg durch Verordnung vom 7. Nov. 1894, Baden durch Verordnung vom 5. Okt. 1895 geregelt.

Seit Ende der 1860er Jahre begann in Frankreich eine Agitation gegen das erwähnte Gesetz vom 30. Juni 1838, ausgehend von der Behauptung, die persönliche Freiheit sei durch dasselbe in hohem Grade gefährdet. Der hervorragendste Vertreter dieser Bestrebungen war Gambetta; der von ihm (und Magnin) 1869 veröffentlichte, ausführlich begründete Reformvorschlag gipfelt in der Forderung, daß über die Frage der Internierung von Geisteskranken Geschworne entscheiden und das ganze Verfahren öffentlich sein solle; anderseits hat es dem französischen Irrengesetz auch nicht an warmen Verteidigern gefehlt (Foville, Fusier u. a.). Am 25. Nov. 1882 wurde dem Senat ein Regierungsentwurf vorgelegt, der aber von vielen Seiten lebhaft bekämpft wurde. In Deutschland und Österreich wurde schon seit der Mitte des 19. Jahrh. die Erlassung eines Irrengesetzes befürwortet (Nasse u. a.), und diese Forderung ist trotz wiederholter Bekämpfung (Flemming, Roller u. a.) niemals ganz verstummt. In jüngster Zeit hat sich diese Bewegung, geschürt durch tendenziöse Berichte über einzelne Fälle angeblich widerrechtlicher Einsperrung geistesgesunder Personen (Morris de Jonge, Feldmann, Milewsky, Luise von Koburg), zu einer förmlichen Hetze gegen die Irrenärzte gesteigert. Vor allem sind nachgenannte vier Punkte von jeher Gegenstand der Beschwerde u. der Beunruhigung des Publikums gewesen: 1) angeblich ungerechtfertigte Internierung wegen Geisteskrankheit; 2) Entlassung gemeingefährlicher Geisteskranker aus der Irrenanstalt; 3) Verurteilung geistig Abnormer; 4) Freisprechung wegen geistiger Störung, wenn deren Vorhandensein dem Laien nicht erwiesen scheint. Diese Angriffe sind fast ausnahmslos an die falsche Adresse gerichtet; denn nicht die Psychiater, sondern die veralteten gesetzlichen Bestimmungen sind an dem größten Teil der gerügten Übelstände schuld. Die Psychiater führen diese Klagen hauptsächlich auf folgende Mängel der gesetzlichen Bestimmungen zurück: es fehlt eine den Laien vollkommen beruhigende Kontrolle der Internierungen, es fehlen insbes. klare Vorschriften für die Anstaltsbedürftigkeit, die gerichtsärztliche Kommission kann die Freiheitsbeschränkung eines unschädlichen Irren nicht verhindern. Das Anstaltswesen ist mangelhaft ausgebildet, für einige Arten von Geisteskranken und für die Grenzfälle gibt es keine Versorgungsart und keine gesetzlichen Bestimmungen, die der Gesellschaft Schutz bieten. Insbesondere ist die Gesellschaft vor einzelnen Verbrechern gar nicht geschützt, die wegen geistiger Abnormität oder transitorischer Geistesstörung nicht bestraft oder zu kurzen Freiheitsstrafen verurteilt, nicht dauernd in Irrenanstalten untergebracht werden können, da sie nicht geisteskrank und gemeingefährlich im engern Sinne sind. In Österreich, wo augenblicklich die Reform des Irrenwesens von Psychiatern und Juristen mit großer Energie betrieben wird, werden auf Grund einer vor kurzem stattgefundenen Enquete von seiten der Psychiater nachstehende Wünsche laut: 1) gesetzliche Regelung der Anzeigepflicht; 2) Schaffung gesetzlicher Bestimmungen, die a) rechtzeitigen Rechtsschutz gewähren, b) das Verfügungsrecht nur insoweit einschränken, als es nötig ist, c) die gesetzliche Terminologie mit den Fortschritten der Psychiatrie in Einklang bringen, d) die sofortige provisorische Verbeistandung jedes angezeigten Geisteskranken und die definitive Verbeistandung bei vorhandener geistiger Gebrechlichkeit sowie bei Geisteskrankheit ermöglicht, falls sie ausreichenden Rechtsschutz gewährt, e) die definitive Entmündigung bei dauernder, die Handlungsfähigkeit aufhebender Geisteskrankheit gestatten, wo die persönlichen und die Vermögensverhältnisse sie verlangen; 3) Prüfung der Anstaltsbedürftigkeit durch Gerichtsärzte; 4) Schutzmaßregeln gegen ungerechtfertigte Internierung, und zwar a) die Aufnahme in eine Anstalt kann im allgemeinen nur unter Intervention der Behörde stattfinden, die durch einen Amtsarzt die Anstaltsbedürftigkeit feststellen läßt; b) nur die in gemeinschaftlichem Haushalt mit dem Kranken lebenden nahen Verwandten sollen in dringenden Fällen das Recht haben, den Kranken auf Grund eines einfachen ärztlichen Zeugnisses der Anstalt zuzuführen; c) die Anstaltsleitung soll das Recht haben, in dringenden Fällen, wenn die Geistesstörung offensichtlich ist, die Aufnahme ohne ärztliches Zeugnis durchzuführen; d) von der erfolgten Aufnahme ist sofort durch die Anstaltsleitung Mitteilung an das Gericht und die Verwaltungsbehörde zu machen; 5) die Entlassung des Geheilten hat entweder selbständig von seiten der Anstaltsleitung oder nach gerichtsärztlicher Feststellung der Heilung zu erfolgen. Nicht mehr anstaltsbedürftige Kranke können selbständig von der Direktion entlassen werden, wenn die entsprechende Pflege gesichert ist, sie müssen entlassen werden, wenn eine entsprechende gerichtliche Entscheidung vorliegt und die Angehörigen in der Lage sind, die Pflege zu übernehmen. Ungeheilte Geisteskranke können nur gegen Revers entlassen werden, wobei zu untersuchen ist, ob der Übernehmer in der Lage ist, die Reversbedingungen, die von der Anstaltsleitung aufgestellt werden, zu erfüllen; 6) Schaffung einer Aufsichtsbehörde über alle Geisteskranken, die sich zusammensetzen soll aus einer Reichszentralstelle u. Gemeinde-, bez. Bezirkskomitees, den Irrenkomitees; 7) Anstalten für Irre sollen tunlichst durch die einzelnen Provinzen, Anstalten für

Idioten, Epileptiker und Trinker durch die einzelnen Länder, Anstalten für geisteskranke Verbrecher aber einzig durch den Staat erbaut werden. Es ist beachtenswert, daß auch diese Vereinigung österreichischer Psychiater und Juristen sich ganz entschieden für die Dringlichkeit einer gründlichen, zeitgemäßen Reform des Irrenrechts und insonderheit der Behandlung der kriminellen Geisteskranken ausgesprochen hat. Vgl. Reuß, Der Rechtsschutz der Geisteskranken (Leipz. 1887); Foville, De la législation spéciale aux aliénés (»Annales d'hygiène publique et de médecine légale«, Bd. 33, S. 129); Fusier, De la capacité juridique des aliénés (Chambery 1886); Schmitz, Die Privatirrenanstalt vom medizinal- und sanitätspolizeilichen Standpunkt (Wien 1887); Ascher, Zur staatlichen Beaufsichtigung der Irrenanstalten (Berl. 1893); Engelmann, Zur Reform des Irrenrechts (Münch. 1894); Unger, Die Irrengesetzgebung in Preußen (Berl. 1898); Kraepelin, Die psychiatrischen Aufgaben des Staats (Jena 1900); Hoche, Handbuch der gerichtlichen Psychiatrie (Berl. 1901); »Juristisch-psychiatrische Grenzfragen. Zwanglose Abhandlungen« (Halle 1902 ff.); »Österreichische Richterzeitung« 1904, S. 245 ff.

Irreparābel (lat.), unwiederherstellbar, unersetzlich; irreparabile tempus, die unwiederbringliche Zeit.

Irrereden, Irresein, s. Delirium.

Irresistibel (neulat.), unwiderstehlich.

Irresolūt (neulat.), unentschlossen, unschlüssig.

Irrespirābel (spätlat.), »zum Einatmen ungeeignet«, heißen Gase oder Luftarten, die zwar eingeatmet werden können und an sich unschädlich sind, aber den für die Erneuerung des Blutes notwendigen Sauerstoff nicht enthalten (Stickstoff, Wasserstoff), ferner solche, die eingeatmet werden können, aber giftig sind (Kohlenoxyd, Schwefelwasserstoff), und endlich solche, die nicht eingeatmet werden können, weil sie krampfhaftes Husten und Verschluß der Stimmritze bedingen (Chlor, Salpetersäuredämpfe, Bromdämpfe).

Irreversibilität von Vorgängen, die Nichtumkehrbarkeit gewisser physikalischer Prozesse, die zu einem Endzustand (s. Entropie) führen, und biologischer Entwickelung, die nur in einer Richtung ablaufen können. Ebenso wie sich ein Mann nicht rückwärts in einen Jüngling verwandeln kann, so erscheint in der Stammesentwickelung eines Tier- oder Pflanzengeschlechts ein einmal unterdrücktes oder verloren gegangenes Organ, ein Gerüstteil, Sinnesorgan, Zahn rc. bei den Nachkommen niemals wieder, außer durch anormales Stehenbleiben der individuellen Entwickelung auf einer zu durchlaufenden Zwischenstufe (Hemmungsbildung). Von Einhufern können nie wieder Fünfhufer kommen, von Tieren mit Gebißlücken nie wieder Tiere mit lückenlosem Gebiß rc.

Irrevokābel (lat.), unwiderruflich.

Irridieren (lat.), verlachen, verspotten, verhöhnen; Irrision, Verspottung; irrisorisch, verspottend.

Irrigation (lat.), Anfeuchtung, Bewässerung.

Irrigātor (lat., »Bespüler«), Apparat zur Abspülung und Reinigung eiternder Wundflächen, wie er beim täglichem Verband der Wunden ganz allgemein benutzt wird. Die einfachste Form desselben besteht in einem Blechgefäß von beliebiger Größe, das an seinem Boden eine Öffnung mit einem kurzen Ansatzrohr zum Aufstecken einer Gummiröhre von beliebiger (etwa 1—1,5 m) Länge besitzt, auf deren andres, freies Ende ein ebenfalls durchbohrtes Endstück von Hartgummi, Glas od. dgl. aufgesteckt wird. Beim Gebrauch wird das mit Wasser gefüllte Gefäß in die Höhe gehalten, das Endstück so geleitet, daß der hervordringende Wasserstrahl die beabsichtigte Stelle trifft. Durch Heben oder Senken des Gefäßes läßt sich der Druck des Wasserstrahls beliebig verändern, durch Zuklemmen des Schlauches wird er unterbrochen. Der J. dient auch zum Ausspülen der Nase (Nasendusche), des Magens (Magendusche), der Blase, der Scheide und zu Eingießungen in den Mastdarm behufs Erzielung von Stuhlgang.

Irritabilität (lat.), Reizbarkeit (s. d.); J. der Muskeln (Haller), deren Fähigkeit, sowohl durch Antriebe von Nerven aus, als durch solche mechanische oder elektrische rc. Eingriffe, die sie direkt treffen, aus dem Zustande der Ruhe in den der Tätigkeit versetzt zu werden.

Irritantia (sc. remedia, lat.), »reizende« oder Erregende Mittel (s. d.).

Irriticren (lat.), reizen, aufreizen, ärgern; in der Volkssprache (unter Anlehnung an »irre«) soviel wie beirren, irremachen; Irritation, An-, Aufreizung rc.

Irrlehre, eine Lehre, die einer bestimmten Kirchengemeinschaft verwerflich erscheint, weil sie mit ihren geheiligten Satzungen in Widerspruch steht.

Irrlichter (Irrwische, Ignes fatüi), Lichter oder kleine Flämmchen, etwa von der Größe einer Kerzenflamme, die einzeln oder zu mehreren vorzugsweise auf Moorboden, sumpfigen Wiesen, Kirchhöfen rc. zum Vorschein kommen, eine hüpfende, unruhige Bewegung zeigen (dadurch vom St. Elmsfeuer, s. d., unterschieden) und lautlos wieder verschwinden. Alle ältern Nachrichten über J. sind so unbestimmt und enthalten so viel Rätselhaftes, daß man ihre Existenz überhaupt geleugnet hat. Jedenfalls hat oft eine überreizte Phantasie mehr gesehen, als in der Tat vorhanden war. Dazu kommt, daß faules, leuchtendes Holz oder das Johanniswürmchen (Lampyris noctiluca) recht gut für ein Irrlicht gehalten werden kann; ja, ein neuerer Beobachter hat bei »unzweifelhaften« Irrlichtern die dieselben veranlassenden Johanniswürmchen eingefangen. Immerhin liegen doch so viele zuverlässige Berichte vor, daß man die Tatsache der Erscheinung nicht wohl bezweifeln kann. J. sind stets auf solchem Boden beobachtet worden, der viele organische Substanzen enthält; sie hängen also wohl mit der Fäulnis zusammen; in kältern Regionen (Skandinavien) kennt man sie nicht. Zu den besten Beobachtungen über J. gehört die vom Astronomen Bessel, der am 2. Dez. 1807 frühmorgens bei großer Dunkelheit und regnerischem Wetter nahe bei Bremen über einem ausgegrabenen Moorgrund, dessen Vertiefungen sich mit Wasser gefüllt hatten, J. sah. Die Farbe der zahlreichen Flammen war etwas bläulich, ihre Lichtstärke so schwach, daß der Boden von ihnen nicht erhellt wurde. Die Entfernung der Flämmchen voneinander schien 15—20 Schritt, ihre Dauer etwa eine Viertelminute zu betragen. Die meisten bewegten sich nicht, während einige, meistens gruppenweise, eine horizontale Bewegung annahmen. Der Physiker Knorr (später in Kiew) beobachtete bei Herzberg a. d. Elster J. von etwa 10 cm Länge und 3 cm Breite, die den Messingbeschlag seines Stockes nicht zu erwärmen vermochten; die zylindrische Flamme bewegte sich nicht, sie zuckte beim Durchschlagen mit dem Stock nur auf. Dagegen konnte Filopanti bei Bologna ein an einen Stock befestigtes Stückchen Werg durch ein Irrlicht in Brand setzen, und List (1859 im Fuldatal) bemerkte, wie der leiseste Luftzug die J. zum Erlöschen brachte. Nach Tschudi schwanken die J. in Brasilien bald links, bald rechts, steigen und sinken und sind nicht imstande, dürres Gras zu entzünden. Wahrscheinlich handelt

es sich bei den Irrlichtern um ein aus dem Boden sich entwickelndes Gas, das sich von selbst entzündet; Phosphorwasserstoff ist es aber wohl nicht, da bei dessen Verbrennen ein knoblauchartiger Geruch und weiße leuchtende Dämpfe entstehen würden, was beides bei den Irrlichtern noch nicht wahrgenommen wurde. Vielleicht besteht das phosphoreszierende Gas der J. aus Sumpfgas mit geringer Beimengung von Phosphorwasserstoff oder einem andern an der Luft von selbst entzündlichen Gas. Ist ein aus dem Boden aufsteigendes Gas die Ursache der J., so können dieselben nicht hüpfen, ebensowenig wie die Flamme von einem Lampendocht sich entfernen kann. Wenn aber plötzlich ein Irrlicht erlischt und in demselben Moment in einiger Entfernung ein andres aufleuchtet, so kann dies für ein Hüpfen gehalten werden. Von dem angeblichen Hüpfen, Wandern haben die J. ihren Namen. Der Volksaberglaube hält die J. (Tückbolde, Lüchtemännekens, feurige Männer, gleunige Keerls), welche die Menschen verlocken, für die Seelen ungetauft gestorbener Kinder. Vgl. Müller-Erzbach in den Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins Bremen, 1897, S. 217 und der »Meteorologischen Zeitschrift«, 1900, S. 505; Steinvorth, Beiträge zur Frage nach den Irrlichtern (im Jahresheft des Naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstentum Lüneburg, 1895 und 1898); Fornaschon, Kritische Betrachtung der Irrlichterfrage (im Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg, 1899, S. 34—93).

Irrsinn, im gewöhnlichen Leben soviel wie Geisteskrankheit, ein Ausdruck ohne wissenschaftliche Prägnanz, gewöhnlich für psychische Störungen gebraucht, die mit Sinnestäuschungen und Wahnbildung einhergehen.

Irrstern, soviel wie Komet.

Irrtum, jedes falsche Urteil, insofern es durch den Schein für wahr gehalten wird. Der J. ist entweder ein formaler, insofern das Urteil den Gesetzen des Denkens, oder ein realer, materieller, insofern dasselbe der Natur des Gegenstandes widerspricht. Jener wird durch genaue Kenntnis und richtige Anwendung der Denkgesetze, dieser durch besonnene Prüfung und unparteiische Untersuchung vermieden. Auf dem Gebiete des Zivilrechts setzt der J. die Unkenntnis einer Abweichung des Willens von der Erklärung voraus, d. h. die abgegebene Erklärung entspricht, ohne daß der Erklärende es weiß, nicht dem von ihm wirklich Gewollten. Der Grund dieser Divergenz von Wille und Erklärung kann in einem Sichversprechen, Sichverschreiben, Sichvergreifen, in einem Verwechseln von Sachen oder Personen ꝛc. liegen. Rechtlich von Bedeutung, d. h. die Möglichkeit der Anfechtung der irrtümlich vorgenommenen Handlung oder Willenserklärung bietend, sind nachgenannte Arten des Irrtums, sogen. erheblicher J. 1) der J. im Erklärungsakte, d. h. die Fälle, in denen der Erklärende eine Erklärung dieses Inhalts überhaupt nicht abgeben wollte, z. B.: A bietet 1000 Mk., während er nur 100 Mk. sagen wollte; 2) der sogen. Verlautbarungsirrtum, d. h. der Erklärende verbindet mit seiner Erklärung eine falsche Vorstellung, indem er beispielshalber unter Doppelkronen ein Zweimarkstück statt ein Zwanzigmarkstück versteht; 3) der J. über den sachlichen Inhalt der Erklärung, d. h. die Fälle, in denen der Erklärende sich über Gegenstand und Natur des gewollten Geschäfts und über die Identität der Person im J. befindet, z. B.: A will für den vereinbarten Preis die Sache nur vermieten, während B glaubt, sie hierfür zu kaufen, oder A will ausdrücklich nur mit dem B einen Vertrag schließen, schließt ihn aber mit C, den er für den B hält; 4) der J. über Eigenschaften der Person oder Sache und zwar nur über solche, die im Verkehr als wesentlich angesehen werden, z. B.: A dingt den B als Pferdeknecht in der Meinung, er habe bei der Kavallerie gedient, während er bei der Infanterie gewesen, oder A hält die Figur für silbern, während sie nur neusilbern ist. In allen diesen Fällen ist das betreffende Rechtsgeschäft jedoch nur anfechtbar, wenn der Irrende seine Erklärung bei Kenntnis der wirklichen Sachlage und bei verständiger Würdigung des Falles nicht abgegeben haben würde. Der sogen. Rechtsirrtum, d. h. der J. über Bestimmungen des konkreten Rechts, berechtigt nicht zur Anfechtung (ignorantia iuris nocet), wohl aber der J. über ein konkretes Rechtsverhältnis. Gleichgültig ist nach dem Rechte des Bürgerlichen Gesetzbuches, ob der J. entschuldbar ist oder nicht. Unter den gleichen Voraussetzungen wie die obengenannten vier Fälle des Irrtums kann auch eine Willenserklärung angefochten werden, die durch die zur Übermittelung benutzte Person oder Anstalt (Bote, Telegraphenanstalt) unrichtig übermittelt wurde. Die Anfechtung hat unverzüglich, d. h. unter vernünftiger Berücksichtigung der tatsächlichen Verhältnisse ohne unbegründetes Zögern, zu geschehen. Einem Abwesenden gegenüber ist die Anfechtung nur von Wirkung, wenn sie unverzüglich geschehen und ihm auch zugegangen ist. Gleichviel ob der Anfechtungsberechtigte Kenntnis von dem Anfechtungsgrund hatte oder nicht, ist die Anfechtung ausgeschlossen, wenn seit Abgabe der auf J. beruhenden Willenserklärung 30 Jahre verstrichen sind. Der Erklärende hat, falls die Erklärung einem andern gegenüber abzugeben war, diesem, andernfalls jedem Dritten den Schaden zu ersetzen, den der Andre oder der Dritte dadurch erleidet, daß er auf die Gültigkeit der Erklärung vertraute (sogen. negatives Vertragsinteresse; dieses kann in positivem Schaden [aufgewendeten Kosten] oder entgangenem Gewinn bestehen). Kannte der Geschädigte den Anfechtungsgrund oder hat er ihn nur aus Fahrlässigkeit nicht gekannt, so tritt keine Schadenersatzpflicht ein. Im Erbrecht ist der J. von besonderer Bedeutung, 1) wenn der Erbe die Erbschaft angenommen hat, weil er über den Berufungsgrund sich im J. befand; in diesem Falle gilt die Annahme einfach nicht als erfolgt (§ 1949), und 2) wenn der Erblasser über den Inhalt seiner Erklärung im J. war oder eine Erklärung dieses Inhalts überhaupt nicht abgeben wollte und bei Kenntnis der Sache auch nicht abgegeben hätte, in welchem Falle die Verfügung angefochten werden kann (§ 2078). Über J. bei der Eheschließung s. Eherecht, S. 405. — Auf dem Gebiete des Strafrechts schließt ein J. in tatsächlicher Beziehung die Zurechnung zum Vorsatz aus (Deutsches Strafgesetzbuch, § 59; Österreichisches Strafgesetzbuch, Nr. 2e), mag er sich auf ein Merkmal des gesetzlichen Tatbestandes beziehen (z. B. der Täter wußte nicht, daß die weggenommene Sache einem andern gehörte), mag er einen die Strafbarkeit erhöhenden Umstand betreffen (z. B. der Täter wußte nicht, daß der Erschlagene sein Vater war). Derselbe Satz findet Anwendung, wenn der tatsächliche J. auf einem Rechtsirrtum beruht (z. B. der Täter hielt die weggenommene Sache für seine eigne, weil er die privatrechtlichen Grundsätze über den Eigentumsübergang beim Kauf mißverständlich angewendet hat). Bei Bestrafung fahrlässig begangener Handlungen gilt diese Bestimmung nur insoweit, als die Unkenntnis selbst nicht durch Fahrlässigkeit

verschuldet ist (wer fahrlässig annimmt, das von ihm auf einen andern abgedrückte Gewehr sei nicht geladen, kann, wenn dieser tödlich getroffen wird, nicht wegen vorsätzlicher, wohl aber wegen fahrlässiger Tötung bestraft werden). Einflußlos bleibt dagegen nicht nur der J. über die Strafbarkeit, sondern auch nach der heute überwiegenden, wenn auch nicht unbestrittenen Ansicht der J. über die Rechtswidrigkeit der Handlung; die Strafbarkeit wird also durch Unkenntnis des Verbots nicht ausgeschlossen. Doch gilt dieser Satz nicht ausnahmslos. Vgl. Zitelmann, J. und Rechtsgeschäft (Leipz. 1879); Gradenwitz, Anfechtung und Reurecht beim J. (Berl. 1902); Schloßmann, Der J. über wesentliche Eigenschaften der Person und der Sache nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch (Jena 1903); Staudingers »Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch«, 2. Aufl.; allgemeiner Teil von Löwenfeld u. Riezler, S. 345 ff. (Münch. 1904).

Irrumpieren (lat.), in feindlicher Absicht in ein Land einbrechen; Irruption, Einbruch.

Irrwahn, soviel wie Irrsinn; vgl. auch Wahnvorstellungen.

Irrwisch, soviel wie Irrlicht.

Irsa (spr. irscha), Großgemeinde im ungar. Komitat Pest, Station (Alberti-J.) der Bahnlinie Budapest-Czegléd, mit (1901) 4939 meist magyarischen (römisch-katholischen und evang.) Einwohnern.

Irschick, Magda, Schauspielerin, geb. 10. Juli 1853 in Wien, widmete sich schon frühzeitig der Bühne und war seit 1864 am Thaliatheater in Hamburg und in Königsberg tätig. Später ging sie mit Dawison nach Nordamerika, wo sie bis 1869 blieb. Nach ihrer Rückkehr spielte sie in Breslau, Brünn und Köln, bis sie 1875 als Nachfolgerin von Klara Ziegler für das Fach der Heroinen an das Hoftheater in München engagiert wurde. Infolge ihrer Verheiratung mit dem Schriftsteller Freiherrn Anton v. Perfall (s. d.), dem Neffen des Intendanten, mußte sie das Engagement lösen. Später hat sie, abgesehen von einer dreijährigen Tätigkeit am Stadttheater in Leipzig (1881—83), in Deutschland und Amerika gastiert, hat sich aber in neuerer Zeit von der Bühne zurückgezogen. Ein klangvolles Organ und eine geistvolle Durchdringung der darzustellenden Charaktere waren die Vorzüge ihrer Kunst. Ihre Hauptrollen waren Medea, Brunhilde, Judith, Deborah, Thusnelda, Maria Stuart, Gräfin Orsina und die Pompadour. Sie wohnt in Schliersee.

Irsee, Flecken im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Kaufbeuren, hat 2 kath. Kirchen, eine Kreisirrenanstalt im ehemaligen Benediktinerkloster, Spazier- und Schirmstockfabrikation, Dampfziegelei und (1900) 925 Einw.

Irtag, s. Dienstag.

Irtisch (Irtysch, kalmück. Erzis, Irzys), linker Nebenfluß des Ob in Westsibirien, entspringt auf chinesischem Gebiet als Schwarzer J. am Südwestabhang des Altai, betritt nach 405 km langem Lauf das russische Gebiet, durchfließt den Saisan-Nor (s. d.), durchbricht den westlichen Altai, tritt bei Ustkamenogorsk in die weiten Steppen Sibiriens (links die Kirgisen-, rechts die Barabasteppe) und mündet unterhalb Tobolsk bei Samarow, 1830 m breit. Sein Lauf wird zu 3700 km, sein Stromgebiet zu 1,676,000 qkm berechnet. Bei Semipalatinsk ist er von Mitte November bis Mitte April, bei Tobolsk von Anfang November bis Mai mit Eis bedeckt, dann ersetzt die Schlittenfahrt die sonst von Semipalatinsk abwärts betriebene Dampfschiffahrt. Der J. ist sehr fischreich; seine wichtigsten Zuflüsse sind rechts: Buchtarma, Om, Tara (s. d.); links: Ischim (s. d.), Tobol (s. d.), Konda. Oberhalb Tobolsk stand einst die Zarenburg Sibir, nach der das ganze Land den Namen erhielt.

Irtisch-Tataren (Sibirische Tataren), die Reste der Bewohner des alten, von den Russen zerstörten Tatarenreichs Sibir, am mittlern Irtisch, am Tobol, Ischim und an der Tura wohnhaft. Sie bekennen sich sämtlich zum Islam. Vgl. Radloff, Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme, Bd. 4 (Petersb. 1872).

Irún, Stadt in der span. Provinz Guipuzcoa, Bezirk San Sebastian, am linken Ufer des Bidassoa, Grenzstation der spanischen Nordbahn, hat eine Kirche im Renaissancestil, eine Mineralquelle, Eisenbergbau, Ziegeleien und Gerbereien, lebhaften Handel und (1900) 9912 Einw. J. ist Sitz eines deutschen Konsularagenten. Südlich von J. erhebt sich der aussichtsreiche Berg La Haya (987 m), östlich der Hügel San Marcial, der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Franzosen und den Spaniern sowie zwischen den Karlisten und den königlichen Truppen.

Irvine (spr. örrwin), Hafenstadt (royal burgh) im nördlichen Ayrshire (Schottland), unweit der Mündung des Flusses J., mit interessanter Schloßruine (Seagate Castle), Eisengießerei, Fabrikation von Chemikalien, Schiffbau, einigem Handel (Ausfuhr von Waffen und Munition) und (1901) 9603 Einw.

Irving (spr. örrwing), 1) Washington, amerikan. Schriftsteller, geb. 3. April 1783 in New York, gest. 28. Nov. 1859 bei New York, begann im Columbia College daselbst das Rechtsstudium, mußte aber seiner Gesundheit wegen Luftveränderung suchen und ging auf zwei Jahre nach Europa. Bei seiner Rückkehr im J. 1806 gab er mit seinem Bruder William und seinem Freunde J. K. Paulding (s. d.) eine dem »Spectator« Addisons nachgebildete Halbmonatsschrift heraus, »Salmagundi«, für die er unter dem Pseudonym Launcelot Langstaff kleine Skizzen mild-satirischen Charakters schrieb. Als er sich kaum von dem Schlag erholt, den der Tod seiner Braut Mathilde Hofmann ihm versetzt, begann er das Werk zu schreiben, das seinen Weltruhm begründen sollte, die köstliche Parodie auf das Heldenepos und die pedantische Weitschweifigkeit gewisser Lokalhistoriker: »A history of New York by Diedrich Knickerbocker« (1809), in der er ein von unwiderstehlich liebenswürdigem Humor erhelltes, meisterhaftes Bild der holländischen Periode New Yorks entwarf. An dem Handelsunternehmen eines seiner Brüder beteiligt, ging er 1815 in dessen Interesse nach England, und als es im folgenden Jahre fallierte, beschloß er, sich ausschließlich literarisch zu beschäftigen. Die in England entstandene Sammlung von Skizzen und Erzählungen: »The Sketchbook of Geoffrey Crayon, Gent.« (1819 bis 1820), erhöhte seinen Ruf, und nachdem er in Paris »Bracebridge Hall, or the humourists« (1822, 2 Bde.) und »Tales of a traveller« (1824, 2 Bde.) geschrieben, folgte er einer Einladung des amerikanischen Gesandten in Madrid, Everett, wo er im Eskorial die auf die Entdeckung Amerikas bezüglichen Handschriften und Dokumente durchforschte. Das also gesammelte Material legte er nieder in den Werken: »The life and voyages of Christopher Columbus« (1828, 4 Bde.), »Chronicle of the conquest of Granada« (1829, 2 Bde.), »Voyages of the companions of Columbus« (1831), »The Alhambra« (1832, 2 Bde.), »Legends of the conquest of Spain« (1835) und »Mahomet and his successors« (1849, 2 Bde.). Nach seiner Rückkehr bereiste er den Süden und Westen

seiner Heimat, schrieb »A tour of the prairies« (1835), »The adventures of captain Bonneville« (1837, 2 Bde.) und nach den Papieren John Jacob Astors »Astoria« (1837) und ließ sich in dem bescheidenen Heim bei Tarrytown am Hudson nieder. 1842 ging er als Gesandter nach Madrid, kehrte aber nach Ablauf seines Amtstermins nach Sunnyside zurück, um es nicht wieder zu verlassen. Er schrieb noch die Biographie »Oliver Goldsmith« (1849; deutsch, Berl. 1858) und dann sein populäres »Life of George Washington« (1855—59, 5 Bde.; deutsch, Leipz. 1855—59, 5 Bde.). Außerdem erschienen von ihm einige Bände Essays und Erzählungen u. d. T.: »Wolfert's Roost, and other papers« (1855; vgl. Fliegender Holländer) und »Crayon miscellanies«. Seine gesammelten Schriften erschienen in zahlreichen Ausgaben, darunter die Jubiläumsausgabe (New York 1882 in 27 Bdn.), zuletzt 1895, 10 Bände, und 1897, 40 Bände. Deutsch erschienen »Gesammelte Werke«, übersetzt von Mehreren (Frankf. 1826—37, 74 Bde.), »Ausgewählte Werke« von Adrian (2. Aufl., das. 1847, 4 Tle.; in 1 Bd. Leipz. 1856, illustriert von Ritter u. Camphausen). Vgl. Pierre Irving, Life and letters of Washington I. (Lond. 1862—64, 4 Bde.; neue Ausg. 1883, 3 Bde.); Warner, Life of Washington I. (Boston 1881); Warner, Bryant und Putnam, Studies of I. (das. 1880); Dall, Washington I. (New York 1879); Laun, Washington J., ein Lebens- und Charakterbild (Berl. 1870, 2 Bde.).

2) Edward, Stifter einer nach ihm benannten Sekte (s. Irvingianer), geb. 4. Aug. 1792 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries, gest. 7. Dez. 1834 in Glasgow, studierte zu Edinburg Theologie, wurde 1812 Rektor einer höhern Lehranstalt zu Kirkaldy, woselbst er mit Thom. Carlyle enge Freundschaft schloß, 1819 Hilfsprediger des Dr. Chalmers (s. d. 3) an der St. Johanniskirche in Glasgow und 1822 Prediger an der kaledonischen (nationalschottischen) Kapelle in London. Bald überwog das phantastische Element seiner religiös erregbaren Natur den nüchternen Gedanken völlig, zumal als der Bußprediger unter dem Einfluß apokalyptischer Ideen der von dem Londoner Bankier Henry Drummond begründeten Londoner Prophetenschule zum Propheten wurde. 1825 mußte ihm eine größere Kirche erbaut werden. Aber schon 1827 tauchte die Anklage auf, daß J. abweichend von der Kirchenlehre lehre, Christus habe die menschliche Natur in ihrem »gefallenen« Zustand angenommen, und 1829 wurde J. bei einem Besuch in Schottland von der eben in Edinburg versammelten Generalsynode, in der er als Mitglied des Presbyteriums von Annan einzutreten befugt war, als Irrlehrer zurückgewiesen. Gleichwohl predigte er in Edinburg mehrere Wochen hindurch täglich und schritt zur Behauptung einer bevorstehenden Neuausgießung des Heiligen Geistes und des Wiederauflebens der apostolischen Gnadengaben fort. Das 1830 erfolgende verzückte Reden einer schwindsüchtigen schottischen Näherin galt als die tatsächliche Wiedererscheinung der Glossolalie (s. d.), und alsbald stellten die übrigen Gnadengaben sich ein. Während J. das seinen Gottesdienst schließende Gebet sprach, unterbrach zuweilen eine Dame oder auch ein Herr plötzlich den Betenden durch fremdartige und unverständliche, scharf ausgestoßene Laute, woran sich sodann erregte Ermahnungen zur Vorbereitung auf den Tag des Gerichts knüpften. 1832 verschlossen J. infolgedessen die eignen Kirchenvorsteher die Kirche. Dafür richtete sich die Sekte in Newman Street ein Lokal für ihre Gottesdienste ein. Vor das Presbyterium von Annan auf 23. März 1833 geladen, replizierte J., daß man nicht ihn, sondern den Heiligen Geist anklage. Von der schottischen Kirche ausgestoßen, lebte er nun ganz der unabhängigen Genossenschaft, die sich in London um ihn sammelte. Hier wurden allmählich die »apostolischen Ämter«: Apostel, Propheten, Hirten (Engel), Lehrer (Evangelisten) geschaffen. J. selbst aber erhielt nur die Stellung eines Engels und bekam die Autorität der Apostel zu fühlen. Die Geister des Propheten waren dem Propheten nicht mehr untertan, Irvings Bedeutung sank völlig, die gegenwärtigen Irvingianer verleugnen ihn. Diese Kämpfe untergruben seine Gesundheit; vergeblich suchte er Genesung in Glasgow. Irvings »Collected writings« gab Gavin Carlyle heraus (Lond. 1865, 5 Bde.). Seine Biographie schrieben Wilks (2. Aufl., Lond. 1860) und Mrs. Oliphant (3. Aufl., das. 1865). Vgl. auch »Bruchstücke aus dem Leben und den Schriften Edward Irvings« (hrsg. von Hohl, 2. Ausg., St. Gallen 1850); Carlyle, Lebenserinnerungen (übersetzt von Jäger, Götting. 1897); Kolde, Edward J. (Leipz. 1901).

3) Sir Henry, engl. Schauspieler, geb. 6. Febr. 1838 in Keinton bei Glastonbury, wurde in einer Londoner Schule erzogen, betrat 1856 zuerst die Bretter und war zunächst in Edinburg, dann in Glasgow, Manchester und London tätig. 1866 spielte er auf Veranlassung des Dichters zuerst die Rolle des Spielers Rawdon Scudamore in Boucicaults »Hunted down« und betrat damit sein eigentliches Gebiet, auf dem er sich seitdem auszeichnet, das der Darstellung von Bösewichtern und dämonischen und leidenschaftlichen Charakteren. Er nahm zunächst ein Engagement am St. James-Theater an, dann spielte er am Queenstheater, 1870 im Vaudevilletheater, wo er in 300 Wiederholungen von Alberys »Two roses« auftrat, und stellte 1871 seine Kräfte für längere Zeit in den Dienst des Lyceumtheaters, das hierdurch zum wichtigsten Theater Londons erhoben ward. An diesem Theater, an dem er zunächst einige hundert Male durch die Darstellung eines Mörders in dem Volksstück »The Bells« Sensation erregte, kreierte er die Rollen des Hamlet (1874), des Macbeth (1875), des Othello (1876) und Richards III. (1877) und erwarb sich durch seine Leistungen als Darsteller Shakespeareſcher Charaktere den Ruf des ersten englischen Tragöden der Gegenwart. 1883, 1884 und 1886 unternahm er mit einer eignen Gesellschaft Kunstreisen durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1895 erhielt er von der Königin die Ritterwürde. Mit F. A. Marshall u. a. gab er eine Bühnenausgabe Shakespeares heraus (Edinb. 1887—90, 8 Bde.). Vgl. Archer, Henry I., actor and manager (Lond. 1885); Hatton, H. Irving's impressions of America (das. 1884, 2 Bde.); Hiatt, Sir Henry I. (das. 1899); Brereton, The Lyceum and Henry I. (das. 1903).

Irvingĭa *Hook. f.* (wilde Mango), Gattung der Simarubazeen, große Bäume mit wechselständigen, ganzen, länglichen, kahlen, lederartigen Blättern, die nach dem Falle hervorragende Ringe an den Zweigen hinterlassen, kleinen gelben Blüten in achsel- oder endständigen Rispen und beerenartigen Früchten. Zwei Arten im tropischen Afrika und zwei in Malakka und Kotschinchina. Die Früchte aller Arten werden gegessen, namentlich auch die arabin- und fettreichen Samen. Das harte Holz dient besonders zu Pfählen. I. gabonensis *Baill.* (I. Barteri *Hook.*, Obabaum), ein 30 m hoher Baum mit schlankem, graurindigem

Stamm, großer Laubkrone und scheindoldigen Endzweigen der Blütenstände, wächst im tropischen Westafrika von Lagos bis Gabun, namentlich in Uferwäldern. Die gerösteten Samen liefern das Dikabrot (s. d.). Aus den Samen von I. Oliveri *Pierre* in Kotschinchina und I. malayama *Oliv.* auf Malakka wird die Cay-cay-Butter bereitet, die zur Herstellung von Kerzen dient.

Irvingianer (Irvingiten), nach ihrem Begründer, dem schottischen Geistlichen Irving (s. d. 2), benannte religiöse Sekte, welche die baldige Wiederkunft Christi erwartet und durch Erneuerung der apostolischen Einrichtungen darauf vorbereiten will. Bei Irvings 1834 erfolgtem Tode ward seine Lehre in London schon in sieben Kapellen (den »7 apokalyptischen Gemeinden«) verkündigt. Der Muttersitz der J. ward Albury, eine Besitzung Henry Drummonds. Die zwölf Apostel konstituierten sich als »apostolisch-katholische Kirche« (so die offizielle Bezeichnung, der Name J. ist verpönt) 1835, teilten die Erde in zwölf Missionsbezirke für sich ein und überreichten 1836 dem König eine Denkschrift über ihre Tendenzen; ihnen untergeordnet sind die Propheten, Evangelisten und Hirten als allgemeine Kirchenämter, die Engel, Ältesten, Priester und Diakonen als Gemeindeämter. Zu dieser streng gegliederten und unter Entfaltung von großem Pomp fungierenden Hierarchie gesellt sich die Übertragung der alttestamentlichen Typen auf die christlichen Gemeindeverhältnisse. Das Abendmahl wird als Dankopfer der verwandelten Elemente zur Erinnerung an Christi Tod aufgefaßt. Im übrigen ruht das ganze Lehrgebäude auf apokalyptischer Basis. Die protestantischen Kirchen nicht weniger als die römisch-katholischen sind in dem Zustande Babylons; wer sich von diesem trennt und »versiegelt« (Offenb. Joh. 7, 3 ff.) wird, hat die Aussicht, vor dem bevorstehenden Gericht in die Luft entrückt und gerettet zu werden. Sobald sich die Kirche so weit gereinigt hat, um ihren Bräutigam würdig empfangen zu können, erfolgt Christi sichtbare Wiederkunft. Von England gingen 1838 die Glaubensboten nach allen Ländern Europas aus, kamen nach 1260 Tagen (vgl. Offenb. Joh. 11, 2 ff.) wieder in London zusammen, glichen einige Differenzen aus und begannen sodann ihre Wirksamkeit nach außen von neuem. In der Schweiz haben sich die J. nur in Basel, wo namentlich Caird und Woringer tätig waren, auf die Dauer behauptet. In Deutschland gewann der Irvingianismus besonders seit 1848 Anhänger. In Berlin war es der Evangelist Charles Böhm, der Proselyten machte. Im Mai 1848 war die neue Gemeinde in Berlin schon so gewachsen, daß der Apostel Gavin Carlyle (derselbe, der auch den protestantischen Theologen Thiersch für den Irvingianismus eroberte) dieselbe in pomphafter Weise weihen konnte. Hohe Militärpersonen und Zivilbeamte ließen sich für den Irvingianismus gewinnen, außerdem Geistliche, wie Köppen, Schriftsteller, wie Wagener, der Redakteur der »Neuen Preußischen Zeitung«. Schon 1850 zählte die Sekte in Berlin über 500 Mitglieder und rekrutierte sich fortwährend stark aus den höhern Ständen. Von Berlin gingen Sendboten namentlich nach Schlesien, wo Liegnitz ein Hauptherd der Sekte wurde. Auch in Königsberg, Posen, Frankfurt a. M., Magdeburg, Rostock und andern Städten entstanden Irvingianergemeinden; 1871 wurden in Preußen 1710 J. gezählt. Selbst unter der katholischen Bevölkerung in der Umgegend von Augsburg fand der Irvingianismus Eingang, bis 1857 das bischöfliche Ordinariat sämtliche Bekenner desselben, namentlich deren Haupt, den Priester Lutz in Oberroth, exkommunizierte. Auch in Württemberg und in Kurhessen (Marburg), hier durch H. W. Thiersch (s. d.), fand die Sekte Sympathien. Jetzt ist ihre Sache im Niedergang begriffen, zumal im Februar 1901 der letzte der zwölf Apostel gestorben und die Konkurrenz der Neu-Irvingianer (s. d.) fühlbar ist. Die Gesamtzahl der J. (sie kennen keine Statistik) wird ca. 50,000 betragen; Preußen zählte 1900 einschließlich Neu-Irvingianer 32,215. Vgl. außer den Schriften von Thiersch: Jacobi, Die Lehre der Irvingiten (2. Aufl., Berl. 1868); Böhm, Schatten und Licht in dem gegenwärtigen Zustande der Kirche (Frankf. 1855); Köhler, Het Irvingisme (Haag 1876); Miller, History and doctrines of Irvingism (Lond. 1878, 2 Bde.); v. Richthofen, Die apostolischen Gemeinden, ihre Entstehung, Verfassung und Gottesdienste (Augsb. 1884); Roßteuscher, Der Aufbau der Kirche Christi auf den ursprünglichen Grundlagen (2. Aufl., Basel 1886); Kolde in der »Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche«, Bd. 9 (3. Aufl., Leipz. 1901) und die bei Irving 2) angeführten Schriften.

Irvington, Ort im nordamerikan. Staat New Jersey, südwestlich von Newark, Grafschaft Essex, mit namhafter Industrie und (1900) 5255 Einw.

Irwell, rechter Nebenfluß des Mersey (s. d.) in England, 48 km lang, mündet unterhalb Flixton, wichtig für Industrie und Handel des an ihm liegenden Manchester (s. d.).

Is, antike, schon von Herodot beschriebene, wegen ihrer Asphaltquellen berühmte Stadt am rechten Euphratufer in Babylonien. Heute Hît (s. d.).

Îsâ, Name Jesus (s. d.) bei den Muslimen. Nach dem Islam (s. d.) ist Jesus einer der sechs Propheten, denen Gott ein Buch gegeben hat, und deren letzter Mohammed ist.

Isaak (hebr. Jizchak, »Lacher«), Sohn des Abraham, den dieser im 100. Lebensjahr mit Sara zeugte. Nach der Bibel, die seine Lebensschicksale nur knapp erzählt, soll er auf Befehl Gottes von seinem Vater geopfert werden, bleibt aber am Leben, da Gott die glaubensstarke Hingabe Abrahams erkannt hat. Seine Zwillingssöhne von Rebekka (s. d.) sind Esau, der Stammvater der Edomiter, und Jakob, Stammvater der Israeliten; in dieser idealen Repräsentation der Stammeseinheit beider Völkerschaften scheint die Bedeutung des Ahnherrn J. aufzugehen. Während Abraham bloßer Nomadenhirt war, treibt J. bereits Ackerbau und erhält in seiner Familie die monotheistischen Grundsätze seines Vaters.

Isaak, Name zweier byzantinischer Kaiser: 1) J. I., Komnenos, zeichnete sich in den Kämpfen gegen die Araber in Kleinasien aus und heiratete eine gefangene bulgarische Prinzessin. 1057 wurde er von den mit der Regierung des Kaisers Michael VI. unzufriedenen Generalen in Kleinasien zum Kaiser ausgerufen und bestieg nach Michaels Sturz den Thron. J. sicherte die Grenzen des Reiches gegen die Araber und Petschenegen, ordnete die Finanzen, legte indes wegen Kränklichkeit schon 1059 die Krone nieder, die auf seinen Verwandten Konstantin X. Dukas überging, und starb 1061 in einem Kloster.

2) J. II., Angelos, ward nach der Entthronung des Kaisers Andronikos Komnenos 1185 Kaiser. Sein tapferer Feldherr Alexios Branas besiegte in demselben Jahre das nach der Eroberung von Thessalonich gegen Konstantinopel heranziehende Heer des Königs Wilhelm II. von Sizilien und nötigte die Überreste

desselben zur Flucht in die Heimat. J. selbst führte ein elendes und verschwenderisches Regiment. Durch seine Erpressungen erbittert, erhoben sich 1186 die Bulgaren und Wlachen im Norden der Balkanhalbinsel und behaupteten sich hinfort unabhängig. Dem Kaiser Friedrich I., der 1189 auf dem dritten Kreuzzug durch sein Reich zog, trat J., mit Saladin im Bunde, feindlich entgegen; er wurde aber genötigt, Frieden zu schließen und das Kreuzheer über den Hellespont überzusetzen. J. wurde 1195 von seinem eignen Bruder Alexios vom Thron gestoßen, geblendet und in den Kerker geworfen. Während der Belagerung von Konstantinopel durch die von seinem Sohn Alexios herbeigeführten Kreuzfahrer und Venezianer 1203 wurde J. mit diesem zusammen wieder auf den Thron gesetzt; beide wurden aber 1204 während der neuen Belagerung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, denen sie ihre Versprechungen nicht hatten erfüllen können, wiederum durch den Großdomestikus Alexios Murtzuphlos gestürzt; J. starb bald darauf im Gefängnis.

Isaak, Heinrich (Ysac), Komponist, von den Italienern Arrigo Tedesco (Heinrich der Deutsche) genannt, geb. vor 1450 wahrscheinlich in Flandern (sein Testament bezeichnet ihn als »Ugonis de Flandria«), lebte längere Zeit in Ferrara und 1477—89 als Organist am Hofe Lorenzos des Prächtigen (Magnifico) von Medici zu Florenz und wurde später in der Sängerkapelle des Kaisers Maximilian zu Wien angestellt, wo er 1517 starb. Ein Buch Messen von J. gab Petrucci heraus (1506), andre Messen und Motetten, Chorlieder ꝛc. erschienen in Sammelwerken der Zeit. Ein großes Offizienwerk für das ganze Kirchenchor: »Chorale Constantinum«, wurde 1550—55 in 3 Teilen in Nürnberg gedruckt (Neuausgabe des ersten Teils in den »Denkmälern der Tonkunst in Österreich« V. 1). Sein Wanderburschenlied »Insbruck, ich muß dich lassen«, ging bald nach der Reformation mit dem Text »O Welt, ich muß dich lassen«, als Choral in die evangelische Kirche über und wird hier noch jetzt auf den Text »Nun ruhen alle Wälder« gesungen.

Isabeau (spr. -bō, Isabelle), Königin von Frankreich, Tochter des Herzogs Stephan von Bayern, geb. 1371, gest. 1435, wurde 1385 mit dem 17jährigen König Karl VI. vermählt und, als dieser 1392 in Wahnsinn verfiel, nebst ihrem Schwager, dem Herzog von Orléans, und dem Herzog von Burgund Regentin des Reiches. Im Verein mit dem erstern, den sie zu ihrem Liebhaber machte, bedrückte sie das Land mit großen Auflagen zur Befriedigung ihrer Verschwendung und Prachtliebe. Nach Orléans' Ermordung (1407) hielt sie es seit 1410 mit dem neuen Herzog von Burgund, Johann, und wurde deshalb, als die Armagnacs über die Bourguignons siegten, 1417 nach Tours unter strenge Aufsicht gebracht. Aber von Johann bald befreit, schloß sie aus tödlichem Haß gegen ihren Sohn, den Dauphin Karl, der an der Spitze der Armagnacs stand, mit Heinrich V. von England 21. Mai 1420 den Frieden von Troyes, in dem dieser nach seiner Verlobung mit Isabeaus Tochter Katharina als Erbe und Regent von Frankreich anerkannt wurde. Doch nach Heinrichs V. u. Karls VI. Tode (1422) verlor sie allen Einfluß. Vgl. Vallet de Viriville, I. de Bavière, reine de France (Par. 1859); Thibault, I. de Bavière, reine de France (das. 1903, Bd. 1).

Isabela, Badeort, s. Sacedón.

Isabella, 1) (Mahaga) eine der englischen Salomoninseln (s. d.), mit den umliegenden Inselchen 5990 qkm groß, von Choiseul im NW. durch die Manningstraße, von Manning im SO. durch die Indispensablestraße getrennt, wird von einer hohen Bergkette durchzogen (Marescot 1189 m) und hat mehrere gute Häfen (Praslin, Estrella, St. Georg). — 2) Insel, s. Basilan.

Isabella (span. u. portug. Isabél, soviel wie Elisabeth), Königinnen von Spanien: 1) I. von Kastilien, Tochter des Königs Johann II. von Kastilien und Leon, geb. 22. April 1451, gest. 26. Nov. 1504 in Medina del Campo, vermählte sich 1469 mit Ferdinand V., dem Katholischen, von Aragonien und bestieg nach dem Tod ihres Bruders Heinrich IV. 1474 den kastilischen Thron. Zwar erhob Johanna, die Tochter Heinrichs IV., die der Vater für illegitim erklärte, Anspruch auf die kastilische Krone und wurde von einem Teil des Adels und von Portugal dabei unterstützt; aber J. besiegte diese Gegner, und die Schlacht von Toro 16. März 1476 sicherte ihre Krone. J. und Ferdinand nahmen nach Vereinigung der Reiche Aragonien und Kastilien 1479 den Namen König und Königin von Spanien an; der Papst verlieh ihnen den Titel der »katholischen Könige«. Um die Eroberung von Granada und die gänzliche Vertreibung der Mauren aus Spanien hat sich Isabella neben ihrem Gatten große Verdienste erworben. — Ihrer Verwendung verdankte Christoph Kolumbus die Unterstützung der Krone zu seinem Unternehmen, das die Entdeckung von Amerika zur Folge hatte. J. war eine tüchtige Regentin; verbunden mit Ferdinand, einem Realpolitiker ersten Ranges, dem sie die Leitung der hohen Politik ganz überließ, legte sie den Grund zur Großmacht Spanien. Sie hatte fünf Kinder, von denen drei Töchter sie überlebten; ihr einziger Sohn Don Juan war schon 1497 gestorben. Vgl. Prescott, Geschichte Ferdinands und Isabellas (deutsch, Leipz. 1843, 2 Bde.); Nervo, Isabelle la Catholique, reine d'Espagne (Par. 1874); Balaguer, Los reyes Católicos (Madr. 1894 ff.).

2) I. II. Maria Luise, geb. 10. Okt. 1830, gest. 9. April 1904 in Paris, Tochter des Königs Ferdinand VII. und dessen vierter Gemahlin, Maria Christine, folgte 29. Sept. 1833 ihrem Vater, der am 29. März 1830 durch Aufhebung des sogen. Salischen Gesetzes die alte kastilische Erbfolge wiederhergestellt hatte, unter Vormundschaft ihrer Mutter auf dem Thron. Gegen die Empörung der Anhänger des Don Carlos sicherte sich die Königin-Mutter durch ihre Verbindung mit den liberalen Parteien; mußte sie auch selbst 1840 Spanien verlassen, so blieb unter der Regentschaft Esparteros doch I. Königin von Spanien; sie wurde 8. Nov. 1843 durch Beschluß der Cortes für majorenn erklärt. Die Frage ihrer Verheiratung war eine europäische Angelegenheit, weil Ludwig Philipp von Frankreich es so einzurichten wünschte, daß seine Dynastie in Spanien zur Herrschaft gelange, während England dagegen Einspruch erhob. I. vermählte sich 10. Okt. 1846 mit ihrem Vetter Franz d'Assisi Maria Ferdinand, dem Sohne des Infanten Franz de Paula. Zugleich ward die Vermählung ihrer Schwester mit dem Sohne Ludwig Philipps, dem Herzog von Montpensier, beschlossen. Da man aus der königlichen Ehe keine Kinder erwartete, schien die französische Absicht erreicht. Wider Erwarten aber gebar I. eine Anzahl Kinder: Maria I. Franziska, geb. 20. Dez. 1851, seit 1871 Witwe des Grafen von Girgenti; Alfons Franz, Prinz von Asturien, geb. 28. Nov. 1857, gest. 1885 als König Alfons XII. von Spanien (s. Alfons 21); Maria Berenguela, geb. 4. Juli 1861, gest. 5. Aug. 1879; Maria della Paz,

geb. 23. Juni 1862, seit 1883 Gemahlin des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern; Eulalia, geb. 12. Febr. 1864, seit 1886 Gemahlin des Prinzen Anton von Montpensier. Die Königin, äußerst bigott und beschränkten Geistes, lebte Werken der kirchlichen Frömmigkeit und zugleich sinnlichen Genüssen hingegeben. In der Regierung ihres Landes war sie von ihrer Umgebung abhängig, in der zuletzt die Nonne Patrocino und der Intendant Marfori den meisten Einfluß besaßen. Wiederholte Aufstände änderten wohl die Ministerien, brachten aber keine Besserung der Regierung. Endlich machte im September 1868 eine Erhebung, zu der sich die verschiedensten Parteiführer verbündet hatten, ihrer Herrschaft ein Ende. Der Krone entsagte sie 25. Juni 1870 zugunsten ihres Sohnes Alfons (XII.), der 1875 den Thron bestieg. Hierauf kehrte J. nach Spanien zurück, lebte aber meist in Paris. Vgl. Burgos, Anales del reinado de Isabel II. (Madr. 1850—51, 6 Bde.).

3) Königin von Ungarn und Fürstin von Siebenbürgen (1539—59), s. Zápolya.

Isabelle, ein Pferd von gelber Farbe mit weißen Schopf-, Mähnen- und Schwanzhaaren.

Isabellenorden, 1) königlich portug. Frauenorden, 4. Nov. 1801 vom Prinz-Regenten, spätern König Johann VI., auf Ersuchen seiner Gemahlin Charlotte Joachime und nach ihren Bestimmungen gestiftet, die hauptsächlich die Überwachung der Kranken- und Waisenpflege bezwecken. Der Orden zählt, abgesehen von den Damen der königlichen Familie, 26 von der Königin zu ernennende Damen, die adlig und 26 Jahre alt sein müssen. Die Dekoration besteht in einer goldenen, von goldenen Rosen und Bändern umgebenen Medaille, mit einer Krone darüber; die Medaille zeigt vorn die einem Armen spendende heil. Isabella von Portugal mit der Devise: »Pauperum solatio« (»Der Armen Trost«) am Fuß, hinten die Namenschiffer der Prinzessin und die Umschrift: »Real ordem de Santa Isabel 1801«. Der Orden wird an Festtagen an rosafarbener, weiß gestreifter Schärpe, an andern Tagen auf der Brust getragen. — 2) Königlich span. Orden Isabellas der Katholischen, der dritte im Rang der spanischen Orden, gestiftet von König Ferdinand VII. 24. März 1815 »zur Belohnung bewährter Königstreue und bewiesenen Eifers für die Erhaltung der indischen Besitzungen, sowie verdienter Staatsmänner in Spanien«. Der Orden, der später auch an Ausländer verliehen wurde, erhielt 26. Juli 1847 Zusätze zu den Statuten und hat jetzt vier Grade: Großkreuze, Kommandeure erster und zweiter Klasse und Ritter. Er verleiht den persönlichen Adel und den Großkreuzen den Titel Exzellenz. Die Dekoration besteht in einem rot emaillierten Kreuz mit Strahlen in den Winkeln, das an einem grünen Lorbeerkranz hängt und an weißem, orange geränderten Band getragen wird. Der goldene Mittelschild des Averses zeigt die zwei Säulen des Herkules, umschlungen von Bändern mit der Inschrift: »Plus ultra« (»Darüber hinaus«), und zwei gekrönte Weltkugeln, das Ganze umgeben von der Devise: »A la lealtad acrisolada« (»Der erprobten Treue«). Der blaue Mittelschild des Reverses mit den gekrönten Initialen des Stifters ist von einem weißen, goldbordierten Ring mit der Legende: »Por Isabel la Catolica« umgeben. Die Großkreuze tragen das Kreuz an weißem, gelb besäumtem Bande von der Rechten zur Linken, auf der Brust einen ähnlichen Stern, auf dem goldenen Mittelschild die königlichen Initialen, umgeben von einem Lorbeerkranz mit der Inschrift: »A la lealtad acrisolada por Isabel la Catolica«; die Kommandeure erster Klasse das Kreuz um den Hals und einen kleinern Bruststern, die zweiter Klasse nur das Kreuz um den Hals; die Ritter das Kreuz im Knopfloch; die Geistlichen das Kreuz an violettem Bande; die Westindier eine goldene Medaille mit dem königlichen Brustbild an schwarzem Bande. S. Tafel »Orden II«, Fig. 29.

Isabellfarbe, bräunlich-weißlich-gelbe Farbe, wie Milchkaffee, soll ihren Namen von der spanischen Prinzessin Isabella, der Tochter Philipps II. und Statthalterin der Niederlande, erhalten haben. Diese gelobte nämlich, daß sie ihr Hemd nicht eher wechseln wolle, als bis ihr Gemahl, der Erzherzog Albrecht von Österreich, Ostende, das er 1601 zu belagern begann, erobert habe. Da diese Belagerung drei Jahre dauerte, so wäre wohl hinsichtlich der Farbe die Sage nicht zu bezweifeln.

Isabellino, span. Goldmünze, s. Doblon.

Isabey (spr. -bē), 1) Jean Baptiste, franz. Maler, geb. 11. April 1767 in Nancy, gest. 18. April 1855 in Paris, war Davids Schüler und wurde später Hofmaler Napoleons I., den er oft begleiten mußte, um merkwürdige Szenen, deren Glanz- und Mittelpunkt dieser war, sogleich im Bild festzuhalten. Nach Napoleons I. Sturz arbeitete der Künstler für die Bourbonen, die er sowie fast sämtliche Souveräne Europas in zahlreichen Bildern darstellte. Isabeys Werke sind äußerst anmutig und seine Bildnisse von großer Treue. Seine Miniaturen gehören zu den ausgezeichnetsten ihrer Art. Er verfertigte um 1805 auch die ersten vollendeten Zeichnungen in der Estampemanier. Als Meisterstück der Malerei auf Porzellan erklärte man die Platte nach Perciers Zeichnung, die in der Mitte Napoleon I. im Ornat und um ihn herum die Büsten der Marschälle und Generale von Frankreich, die 1805 seine Heere kommandierten, darstellt. Auch die auf dem Wiener Kongreß anwesenden Fürsten und Minister hat J. auf Einem Bild vereinigt. Ein sehr gelungenes lithographisches Werk ist die »Voyage pittoresque et romantique dans l'ancienne France«.

2) Eugène, Maler, Sohn des vorigen, geb. 22. Juli 1804 in Paris, gest. 27. April 1886 auf seinem Landgut bei Lagny, war Schüler seines Vaters, bildete sich aber besonders zum Marine- und Genremaler aus. 1830 wohnte er in der Eigenschaft eines königlichen Marinemalers dem Feldzug in Afrika bei und führte eine Reihe Bilder aus diesem aus. Zu seinen besten Darstellungen gehören: der Kampf bei Texel (1839, im Museum von Versailles), der Hafen von Marseille, die Überführung der Asche des Kaisers Napoleon I. (1843), Ansicht von Boulogne (1845), Strand von Etretat in der Normandie bei Sturm (in der Kunsthalle zu Hamburg), Zeremonie in der Kirche von Delft (1847), Heirat Heinrichs IV. (1848), die Einschiffung von A. de Ruyter (1850, im Luxembourg), der Schiffbruch des Dreimasters Emily (1865), Ausgang der Sakristei zu Brügge. Bei kecker Behandlung suchte er namentlich die glänzenden Farben- und Lichteffekte, das Perlen und Sprühen der Wogen, die Wirkungen der Luft, leicht und geistreich wiederzugeben. Diese einseitige Virtuosität wurde freilich oft zur Gleichgültigkeit gegen Form und Charakter der Dinge selbst, die in seinen letzten Bildern, namentlich in Kostümstücken und historischen Genrebildern, bis zur Flüchtigkeit ausartete. Doch hat seine flotte, bestechende Manier einen großen Einfluß auf französische und deutsche Künstler (Hoguet, E. Hildebrandt) ausgeübt. J. hat auch zahlreiche Aquarelle gemalt.

Isabeypapier, s. Bristolpapier.

Isafjördr, Stadt an der Nordwestküste von Island, an einer Meeresbucht, mit (1901) 1220 Einw.

Isagōge (griech.), Einführung, Einleitung (besonders in eine Wissenschaft); Isagogik, Einleitungswissenschaft (besonders biblische).

Isagōras, nach Vertreibung des Hippias 510 v. Chr. Führer der aristokratischen Partei in Athen, vertrieb mit Hilfe der Spartaner 508 den der demokratischen, Kleisthenes, und schickte sich an, die Regierungsgewalt einem Rat von 300 Parteigenossen zu übergeben, wurde aber vom Volk in der Akropolis eingeschlossen und mußte nach drei Tagen mit den Spartanern Athen verlassen; er starb in der Verbannung.

Isai, Vater des israel. Königs David (s. d., S. 547).

Isaktscha (rumän. Isaccea), einst bedeutende, jetzt herabgekommene Stadt im rumän. Kreis Tultscha (Dobrudscha), wenig oberhalb des Donaudeltas, mit (1899) 3335 Einw. Hierher verlegt man die Schiffbrücke, die Dareios auf seinem Zuge gegen die Skythen über die Donau schlagen ließ. 3 km unterhalb erfolgte 1829 der Donauübergang der Russen.

Isala, mittelalterl. Name der Yssel (s. d. 1).

Isambert (spr. isangbär), François André, franz. Rechtsgelehrter und Gerichtsredner, geb. 28. Nov. 1792 in Aunay (Eure-et-Loire), gest. 13. April 1857 in Paris, wurde 1818 Advokat am Kassationshof in Paris. Von der provisorischen Regierung 1830 zum Direktor des »Bulletin des lois« und zum Rat am Kassationshof ernannt, redigierte er die Charte und trat im Oktober d. J. in die Deputiertenkammer, wo er zur Opposition übertrat. Nach der Februarrevolution von 1848 in die Nationalversammlung gewählt, hielt er sich in der Konstituante zur Rechten, wurde jedoch bei den Wahlen für die Legislative nicht wieder gewählt. 1854 trat er zum Protestantismus über. Er veröffentlichte: »Recueil complet des lois et ordonnances à compter du 1er avril 1814« (Par. 1820—30, 17 Bde.); »Recueil général des anciennes lois françaises depuis l'an 420 jusqu'à la révolution de 1789« (mit Jourdan, Decrusy, Armet und Taillandier, 1821—33, 29 Bde.); »Annales politiques et diplomatiques« (1823, 5 Bde.; 2. Aufl. 1826); »Essai historique sur l'étude du droit naturel, du droit publique et du droit des gens« (1826); »Code électoral et municipal« (2. Ausg. 1831, 3 Bde.); »État religieux de la France et de l'Europe« (1843—44, 2 Tle.); »Histoire de Justinien« (1856, 2 Bde.) sowie die Übersetzung von Prokopios' »Anecdota« (1856). Seine »Pandectes françaises« (1834, 2 Bde.) sind unvollendet geblieben.

Isameträlen (griech.), nach Dove Linien, die auf Erdkarten diejenigen Orte verbinden, die in den einzelnen Monaten gleiche Abweichung von den normalen Monatsmitteln haben. Die thermischen J. grenzen die zu warmen Gebiete von den zu kalten ab (s. Lufttemperatur).

Isanagi und **Isanami,** Namen des ersten Götterpaares in der japanischen Mythologie.

Isandhlwana (Isandula), Ort im nordwestlichen Sululand in Südafrika, unweit des Buffaloflusses. Hier wurden 22. Jan. 1879: 1600 Mann britischer Truppen unter Chelmsford von 18,000 Sulu unter Cetewayo vernichtet.

Isanemönen (griech.), Linien auf Erdkarten, die die Orte mit gleicher mittlerer Windstärke verbinden.

Isanomälen (griech.), Linien gleicher Abweichung (Anomalie), in der Meteorologie seit Dove Linien thermischer Abweichung. Berechnet man die Differenz zwischen der Mitteltemperatur eines Ortes und der seines Breitenkreises, so erhält man die thermische Anomalie; die Verbindungslinien aller Orte mit derselben thermischen Anomalie nennt man J. (s. Karte bei Art. »Lufttemperatur«). Sie lassen erkennen, welche Gegenden der Erde wärmer oder kälter sind, als man nach ihrer geographischen Breite erwarten sollte. Im Jahresdurchschnitt ist der größte Teil Mittel- und Nordeuropas zu warm, am meisten (12°) bei den Lofoten, und zwar infolge der vorherrschenden milden Südwestwinde und des Golfstroms. Zu warm ist auch die Westküste von Nordamerika (4°), die Sahara (4°) und kleinere Bezirke. Zu kalt sind Sibirien (8°), die Hudsonbailänder (4°) und die Westküsten von Afrika und Südamerika (4°). Lehrreicher noch sind Monatsisanomalen. Zu warm ist im Januar West-, Mittel- und Nordeuropa (die norwegische Küste um 20°), zu kalt fast ganz Asien (Mittelsibirien um 24°). Im Juli ist Europa wenig übernormal (unter 4°), Asien und Nordamerika beträchtlicher (bis 8°). Nimmt man als Normaltemperatur der Breitenkreise das Mittel aus den Temperaturen der gleichen Breitenkreise der nördlichen und südlichen Halbkugel, berechnet wieder die thermische Anomalie und zieht die J., so nennt man diese nach v. Bezold holosphärische J. zum Unterschiede von erstern, den hemisphärischen J.

Isäos, der fünfte in der Reihe der zehn attischen Redner (s. Attische Redner), aus Chalkis auf Euböa, Schüler des Isokrates, lebte in Athen um 390—340 v. Chr., indem er Prozeßreden für andre schrieb und rednerischen Unterricht erteilte. Von den 50 Reden, die das Altertum für echt hielt, sind außer Bruchstücken zehn und ein Teil der elften erhalten, alle auf Erbschaftsangelegenheiten bezüglich, daher eine Hauptquelle des attischen Privatrechtes. Ohne die natürliche Eleganz und Einfachheit, die Lysias auszeichnen, zeigen sie dafür gebildetere Kunstform und Gedrungenheit des Stils. Ausgaben besonders von Schömann (mit Kommentar, Greifsw. 1831), Scheibe (2. Aufl., Leipz. 1874) und Buermann (Berl. 1883); Übersetzung von Schömann (Stuttg. 1830, 2 Bde.). Vgl. Blaß, Die attische Beredsamkeit, Bd. 2 (2. Aufl., Leipz. 1892).

Isapoklinen (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleicher Abweichung magnetischer Inklination von dem Mittelwerte des zugehörigen Breitengrades verbinden.

Isar, rechter Nebenfluß der Donau, entspringt in Tirol am Stalter Anger, nahe der Speckkarspitze, zwischen der hintern Karwendelkette und der Gleierschkette, fließt zuerst 22 km weit nach W., wendet sich bei Scharnitz nach N. und durchbricht unterhalb in dem Scharnitzer Engpaß die Kalkalpen, wo er zugleich ins Königreich Bayern eintritt. Weiterhin, von Mittenwald (920 m ü. M.) an, nach NO., dann wieder nach N. fließend, bildet der auf 7 m eingeengte Fluß einen Fall von 8 m Höhe und tritt bei Tölz (658 m) aus dem Gebirge. Er empfängt auf dieser Strecke rechts die Riß und die Achen oder Walchen (aus dem Achensee), links die Jachen oder Jachenau (aus dem Walchensee). Die Gebirgslandschaft, die sich hier links von der J. ausdehnt, heißt der Isarwinkel und wird durchzogen von dem Isarwinkelgebirge, in dem die Benediktenwand bis 1802 m emporsteigt. Von Tölz an verfolgt die J. nordöstliche Richtung, fließt am Erdinger Moos vorüber, wendet sich von Freising an (472 m) nach NO. und mündet nach einem

Laufe von 352 km bei Isarmünd (312 m) unterhalb Deggendorf. Der größte Zufluß ist die Loisach (aus dem Kochelsee), die bei Wolfratshausen links mündet; im Unterlauf fließt bei Moosburg links die Amper zu. Die I. fließt in weitem, kies- und schotterreichem Bett, unterhalb München 130—320 m breit, zahlreiche Inseln einschließend, immer mit starkem Gefäll, bleibt aber für die Schiffahrt, die man von Tölz an rechnet, wegen des starken Falles und der sehr ungleichen Wassermenge ganz unbedeutend. Nur mit beladenen Flößen wird sie abwärts befahren. Die I. ist der bayrische Nationalfluß. Sie durchströmt die bayrische Hochebene; an ihr liegen die besten Fruchtfelder des Bayerlandes, an ihr die alten bayrischen Herzogsitze München und Landshut sowie das alte Bistum Freising; in ihrem Flußgebiet wohnt noch heute der Kern der altbayrischen Bevölkerung. Nach ihr benannt war der frühere Isarkreis, der das jetzige Oberbayern umfaßt. Vgl. Gruber, Die I. nach ihrer Entwickelung und ihren hydrologischen Verhältnissen (Münch. 1889) und Die Bedeutung der I. als Verkehrsstraße (das. 1890).

Isard, s. Gemse.

Isaria, s. Cordyceps.

Isaschar (Issachar), fünfter Sohn Jakobs mit der Lea, Ahnherr des nach ihm benannten Stammes, dessen Gebiet vom See Tiberias und dem Berg Tabor bis zum Tal Jesreel, das noch dazu gehörte, reichte und gegen O. an den Jordan grenzte. Wenn auch der Stamm I. seine günstige Lage geschäftlich ausnutzte (1. Mos. 49, 14 f.), Landbau und Viehzucht erfolgreich betrieb, so fehlte es ihm doch nicht an patriotischem und religiösem Gemeinsinn, den er wiederholt bewährte, so in dem Freiheitskampf unter Deborah (s. d.), bei der Erhebung Davids zum König über Gesamtisrael und bei der Passahfeier unter Hiskia.

Isaszegh (spr. ischaßeg), Großgemeinde im ungar. Komitat Pest, an der Bahnlinie Budapest-Hatvan, mit (1901) 3206 meist slowakischen und magyar. (röm.-kathol.) Einwohnern und einem Honvéddenkmal zur Erinnerung an den Sieg Klapkas und Aulichs über Jellachich (6. April 1849). Beliebte Sommerfrische.

Isäthionsäure (Äthylenhydrinsulfosäure, Oxyäthylsulfosäure) $C_2H_6SO_4$ oder $HO.CH_2.CH_2SO_3H$ entsteht bei Einwirkung von Schwefelsäureanhydrid SO_3 auf gut gekühlten Alkohol C_2H_6O und Zersetzung der gebildeten Äthionsäure $CH_2(O.SO_2.OH).CH_2.SO_2.OH$ mit Wasser, ferner bei Einwirkung salpetriger Säure auf Taurin, aus Äthylenoxyd und Monokaliumsulfit. Sie bildet zerfließliche Nadeln, kann in verdünnter Lösung gekocht werden und bildet meist leicht kristallisierbare Salze. Mit Phosphorsuperchlorid bildet I. Chloräthylsulfosäure $CH_2Cl.CH_2.SO_2.OH$, das mit Ammoniak Taurin $CH_2(NH_2).CH_2.SO_2.OH$ bildet. Chromsäure verwandelt die I. in Sulfoessigsäure.

Isatin $C_8H_5NO_2$ oder $C_6H_4\begin{<}{CO}{N}>C.OH$, das Laktim der Orthoamidophenylglyoxylsäure (Isatinsäure), aus der es beim Erwärmen entsteht, wird aus Orthonitrophenylpropiolsäure bei Einwirkung von Alkalien und bei Behandlung von Indigo mit Salpetersäure, auch bei Oxydation von Amidooxindol und Karbostyril erhalten und bildet gelbrote, glänzende, geruchlose Kristalle, schmeckt bitter, löst sich wenig in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Äther, mit violetter Farbe in Alkalien, schmilzt bei 200°, ist sublimierbar, verhält sich wie eine schwache einbasische Säure, verbindet sich aber auch gleich den Ketonen und Aldehyden mit Alkalibisulfiten, es gibt mit verdünnter Salpetersäure Nitrosalizylsäure, mit schmelzendem Kali Anilin, beim Kochen mit Alkalien Isatinsäure $C_8H_7NO_3$ oder $C_6H_4\begin{<}{CO.COOH}{NH_2}$, deren wässerige Lösung beim Erwärmen I. abscheidet, mit Phosphorchlorür und Phosphor wieder Indigblau $C_{16}H_{14}N_2O_2$, kann aber auch zu Dioxindol, Oxindol und Indol C_8H_7N reduziert werden. Auch Isatinchlorid $C_8H_4ClNO_2$, aus I. und Phosphorpentachlorid erhalten, wird durch Zinkstaub in Indigblau verwandelt.

Isatingelb entsteht bei Einwirkung von Phenylhydrazinsulfosäure auf Isatin und besteht aus dem Natriumsalz der Isatinhydrazonsulfosäure. I. färbt Wolle und Seide im sauren Bade grünlichgelb.

Isätis *L.* (Waid), Gattung der Kruziferen, einjährige oder ausdauernde Kräuter mit ganzen (am Stengel pfeilförmigen) Blättern, gelben Blüten auf schlanken, bei der Fruchtreife abwärts gebogenen Stielen und linealischen bis eiförmigen, von den Klappenrändern her zusammengedrückten, einsamigen Schötchen. Etwa 50 Arten, vorherrschend im östlichen Mittelmeergebiet. I. tinctoria *L.* (Färberwaid) s. Tafel »Farbpflanzen«, Fig. 9. Der Färberwaid wächst im mittlern und südlichen Europa sowie im Orient und wird als Farbpflanze kultiviert. Er verlangt tiefgründigen, lehmartigen, kalkreichen Boden und sehr starke Düngung. Im Juli stößt man die fußlangen Blätter bis auf die Herzblätter ab, und im September erntet man zum zweitenmal. Ein Hektar liefert 60—70 Ztr. lufttrockne Blätter. Diese werden auf der Waidmühle zermalmt, in Haufen aufgesetzt, nach 24 Stunden zu Handklößen geformt und getrocknet. Man schüttet die Klöße auf einer Tenne 50—60 cm hoch auf, hält den Haufen feucht und leitet dadurch eine Gärung ein, durch die im Lauf einiger Wochen das in der Pflanze enthaltene Indoxyl unter Bildung von Indigo zersetzt wird. Die vollständig zerfallene Masse stampft man schließlich in Fässer ein, in denen sie noch reicher an Farbstoff wird. Die alten Britannier färbten sich mit Waid blau (schwarz, grün), auch wurde der Waid schon im Altertum als Farbematerial für Gewebe ꝛc. benutzt und im Mittelalter und bis ins 17. Jahrh. viel angebaut, er bildete in Deutschland das wichtigste Material zum Blaufärben. Erfurt war schon 1290 wegen seines Waidbaues berühmt, später erwarben auch noch Gotha, Arnstadt, Langensalza und Tennstedt das Recht, Waid zu bauen, und im Anfang des 17. Jahrh. beschäftigten sich damit außer den Bewohnern dieser fünf Waidstädte noch die von mehr als 300 thüringischen Dörfern. Gegenwärtig findet sich der Anbau, wiewohl beschränkt, noch in Thüringen, Böhmen, Ungarn, Frankreich (der beste), Belgien, und man benutzt den Waid als Hilfsmittel beim Färben mit Indigo (Waidküpe). Die Samen enthalten ein trocknendes Öl.

Isatis, der Eisfuchs, s. Fuchs, S. 188.

Isauricus, röm. Feldherr, s. Servilius; auch Beiname der griechischen Kaiser Zeno und Leo III.

Isaurien, im Altertum Landschaft im südlichen Kleinasien, auf der Höhe und am nördlichen Abhang des Taurus, von Lykaonien, Phrygien, Pisidien und Kilikien umschlossen und nur in ihrem nördlichen, weniger gebirgigen Teil den Römern einigermaßen bekannt, hatte rohe, den Pisidiern stammverwandte Bewohner, die durch Raubzüge die umliegenden Ge-

genden beunruhigten und sich später lebhaft bei den Seeräubereien der Kiliker beteiligten. Obgleich schon von dem römischen Feldherrn Servilius (»Isauricus«) besiegt (78—76 v. Chr.), traten diese doch später immer wieder als kühne Piraten auf, und selbst nachdem Pompejus 67 der kleinasiatischen Seeräuberei ein Ende gemacht, setzten sie ihre Raubzüge fort und eroberten einen Teil von Kilikien. Ein Gegenkaiser, Trebellianus, der sich gegen Kaiser Gallienus (253—268 n. Chr.) erhob, wurde zwar besiegt und getötet, das Volk selbst aber behauptete seine Unabhängigkeit. Erst Probus (276—282) konnte die Isaurier auf kurze Zeit dem römischen Zepter unterwerfen. Noch im 5. Jahrh. nahmen sie Seleukeia (an der Küste von Kilikien). Den aus I. stammenden Kaisern Zenon (474—491) und Leon III. (717—741) verdankte Byzanz zwei Perioden syrisch-orientalischer Beeinflussung. Unter den Produkten des nicht unfruchtbaren Ländchens wird auch Wein genannt. Die Hauptstadt Isaura, nahe am Taurus, wurde zuerst durch den Mazedonen Perdikkas (322 v. Chr.), dann von den Römern unter Servilius Isauricus zerstört. Zum drittenmal in der Nähe der alten Stadt aufgebaut, war sie die Residenz des Usurpators Trebellianus, aber schon zu Ammians Zeit (um 390) in Verfall. Der andre wichtigste Ort war Lystra, nördlich von Isaura.

Isbá (russ., »Stube«), das russische Bauernhaus, aus behauenen Balken zusammengefügt; vorzeiten auch Name des Gerichtszimmers im Palast des Zaren; bei den Donischen Kosaken ums 16. Jahrh. die Kriegskanzlei (Wojskowája I.). Sbórnaja I., das Versammlungslokal der russischen Bauerngemeinde.

Kärtchen der Insel Ischia.

Isbarta (amtlich nach dem jetzt regierenden Sultan Hamidabad, d. h. Hamid-Stadt, genannt), Hauptstadt eines Sandschaks im Liwa Konia, 920 m hoch gelegen und 43 km südwestlich vom Eisenbahnendpunkt Dinêr, mit 33,500 meist mohammedan. Einwohnern. Zwei türkische, eine griech. Schule, Agentur der Dette Publique Ottomane und der Tabakregie; Poststation erster Klasse. Die Erzeugnisse des Sandschaks sind Weizen, Gerste, Leinwand, Traganggummi, Opium, Felle, Holz, Valloneen, Mandeln, Baumwolle. Hauptindustrie ist die Teppichweberei in 120 Werkstätten, darunter 2 große, die ausschließlich für London arbeiten, ferner Gerberei und Rosenwasserfabrikation. Der Basar ist ziemlich groß und hat lebhaften Handel. I. ist das antike Baris, berühmter Bischofssitz der Byzantiner.

Isboseth, Sauls Sohn, s. Saul.

Ischalis, s. Ilchester.

Ischämie (griech., »Blutverhaltung«), eine Form lokaler Anämie, die auf Verengerung der das Blut zuführenden Schlagadern beruht und dadurch entsteht, daß die betroffenen Schlagadern durch Druck von außen sich verengern, oder daß ihr Innenraum durch Verdickung der Wandung, durch Auflagerung von Gerinnseln sich verkleinert oder durch Einkeilung eines Embolus sich verschließt. In andern Fällen ist I. Folge einer krampfhafte Verengerung der Schlagadern bewirkenden Zusammenziehung der glatten Muskelfasern der Gefäßwand. Diese in der Regel vorübergehende Zusammenziehung der glatten Muskelfasern beruht auf Reizeinwirkung (habituelles Absterben, lokale Asphyxie einzelner Gliedmaßen infolge von Kälteeinwirkung) oder ist Folge einer Reizung der vasomotorischen Nerven (Fieberfrost, das Erbleichen infolge psychischer Eindrücke).

Ischariot (hebr., »Mann von Kariot«, einer Stadt Judäas), Beiname des Judas, des Verräters Jesu.

Ischgl, Dorf im Paznauntal (s. d.) in Tirol.

Ischia (spr. iskia, bei den Griechen Pithecussae, bei den Römern Aenaria genannt), Insel im Tyrrhenischen Meer, am nordwestlichen Eingang des Golfs von Neapel, zur ital. Provinz Neapel, Kreis Pozzuoli, gehörig, 10 km vom Festland (Kap Miseno) entfernt, mit Neapel, Procida und den Ponzainseln durch Dampfschiffahrt verbunden, hat eine Fläche von 46,4 qkm mit (1901) 26,891 Einw. Die Insel ist gebirgig und rein vulkanischen Ursprungs; der Boden besteht aus Tuff und Lava. Der höchste Punkt ist der 792 m hohe Monte Epomeo (s. d.), außer dem die Insel noch zwölf ehemals vulkanische Kegel zählt. Sehr zahlreich sind die dem Boden entspringenden warmen Mineralquellen, am besuchtesten die von Casamicciola. I. ist seit den ältesten Zeiten, zuletzt 1301, von gewaltigen vulkanischen Ausbrüchen heimgesucht worden, häufiger noch von Erdbeben, im 19. Jahrh. fünfmal, zuletzt und am heftigsten 28. Juli 1883, wobei Casamicciola und Lacco Ameno fast ganz zerstört wurden. Ob diese Erdbeben auf vulkanische Kräfte oder auf Unterwaschung durch die Thermen zurückzuführen sind, ist noch nicht aufgeklärt. Der Boden ist übrigens fruchtbar und bringt namentlich Wein und Südfrüchte hervor. Daneben sind Fischerei und Schiffahrt Erwerbszweige der Bewohner. — Die Hauptorte der Insel sind das Städtchen I. an der Ostseite, der Insel Procida gegenüber, Bischofssitz, mit schöner Kathedrale, einem Hafen, einem Kastell (jetzt Gefängnis), das sich auf einer 180 m hohen, felsigen Halbinsel erhebt, Seebad und (1901) 2805 (als Gemeinde 7210) Einw., Casamicciola (s. d.) an der Nordseite und Forio (s. d.) an der Westseite. Vgl. Kaden, Die Insel I. (Luzern 1883); Johnston-Lavis, Monograph of the earthquakes of I. (Neapel 1886); d'Ascia, Storia dell' isola d'I. (das. 1867).

Ischiadicus (nervus i., spr. is-), Hüftnerv, s. Bein.

Ischiadisch, auf das Sitzbein (s. Ischion) bezüglich.

Ischias (Ischialgie, griech.), s. Hüftweh.

Ischim (bei den Kirgisen Isel, Esel), linker Nebenfluß des Irtisch, entspringt in der russisch-zentralasiat. Provinz Akmolinsk und mündet nach einem Laufe von 1675 km bei Ust-Ischimsk. Er ist arm an Fischen und nur im Frühling schiffbar.

Ischim, 1630 von den Russen gegründete Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (43,345 qkm mit 270,463 Einw.) im sibir. Gouv. Tobolsk, links am Fluß I., mit (1897) 7161 Einw., die Talgschmelzerei und bedeutenden Handel mit Roggen und Roggenmehl betreiben. Eine große Messe im Dezember versammelt hier 20,000 Fremde.

Ischion (griech., lat. ischium, spr. is-), Hüfte (s. d.); os ischion oder os ischii, Sitzbein.

Ischl, Marktflecken in Oberösterreich, Bezirksh. Gmunden, Mittelpunkt des Salzkammerguts, 468 m ü. M., in einem freundlichen Talbecken an der Traun, die hier die Ischl, den Abfluß des St. Wolfgangsees, aufnimmt, an der Staatsbahnlinie Stainach–Schärding und der Linie I.–Salzburg der Salzkammergut-Lokalbahn gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine 1755 erbaute katholische und eine neue prot. Kirche, eine kaiserliche Villa mit Park, ein Kurhaus, ein Theater, Elektrizitätswerk, zahlreiche Villen und (1900) 2314 (als Gemeinde 9655) Einw. I. ist seit 1822 Kurort und besitzt an Kurmitteln Solbäder und Soldampfbäder, Schlamm-, Schwefel- und Fichtennadelbäder, Inhalation zerstäubter Sole, Molkentrinkhalle, pneumatischen Apparat und Wasserheilanstalt. Die Schwefelquelle, aus den oberjurassischen Aptychenkalken entspringend, enthält in 1 Lit. 17 g Kochsalz und 4 g schwefelsaures Natron. Die Badesole enthält in 1 L. 248,87 g Chlornatrium, 3,59 g Chlormagnesium, 0,12 g Brommagnesium ꝛc. I. wird auch als klimatischer Kurort benutzt. Das Klima ist mild, ziemlich gleichmäßig, feucht, daher reizmindernd und auch für Krankheiten der Atmungsorgane geeignet. Mittlere Jahrestemperatur 9,5°, mittlere Sommertemperatur 17,5°. Seit 1856 ist I. der regelmäßige Sommeraufenthalt der kaiserlichen Familie. Die Frequenz von I. betrug 1903: 25,000 Personen. 4 km südöstlich erhebt sich der Ischler Salzberg (996 m) mit einem seit 350 Jahren im Betrieb stehenden Salzbergwerk. Die Sole wird von dort sowie von Hallstatt (s. d.) in das Ischler Sudwerk geleitet, das 1903: 151,250 metr. Ztr. Salz lieferte. Außer den Anlagen in I. selbst, wie der Esplanade an der Traun, dem Rudolfsgarten mit Büste des Erzherzogs Rudolf, Erzbischofs von Olmütz, Wirers Garten mit dem Denkmal des um den Kurort verdienten Arztes Wirer von Rettenbach, bietet die Umgebung nach allen Richtungen hin die herrlichsten Spaziergänge und mannigfaltigsten Ausflüge. Eine schöne Rundschau gewährt die Franz Josephs-Warte am Siriuskogel (598 m). 1893 wurde dem Schöpfer des österreichischen Volksschulgesetzes, Hasner, ein Denkmal errichtet. Zum Gemeindegebiet von I. gehört auch das südlich an der Traun (die hier Stromschnellen bildet) und an der Staatsbahnlinie Attnang–Stainach gelegene Lauffen, der älteste Marktflecken des Salzkammerguts (seit 1282), mit schöner Kirche u. 458 Einw. Vgl. »I. und seine Umgebung« (11. Aufl., Gmunden 1896); Reibmayr, I. als Terrainkurort (Wien 1886); Mayer, Bad I. (das. 1897).

Wappen von Ischl.

Ischoren, s. Karelier und Ingermanland.

Ischrakijûn (»Illuminaten«), s. Arabische Literatur, S. 659.

Ischtib, Stadt, s. Schtiplje.

Ischurie (griech., spr. is-), s. Harnverhaltung; Ischuria paradoxa, s. Harnabfluß.

Isdegerd, s. Jesdegerd.

Ise, rechter Nebenfluß der Aller im preuß. Regbez. Lüneburg, entspringt aus einem See an der Grenze der Altmark, fließt in südlicher Richtung und mündet nach 50 km langem Lauf bei Gifhorn.

Isebel (hebr., »die Keusche«), im 9. vorchristl. Jahrh. Gemahlin des israelitischen Königs Ahab (s. d.), Tochter Ethbaals, Königs von Tyrus, eines Astarteprieſters. Herrschsüchtig und grausam, führte sie in Israel den Kultus des Baal und der Astarte ein, verfolgte die Gottespriester, besonders Elias, und setzte ihren verbrecherischen Einfluß als Königin-Mutter noch 13 Jahre lang unter der Regierung ihrer Söhne Ahasja und Joram fort, bis sie auf Befehl des Thronprätendenten Jehus aus dem Fenster ihres Palastes zu Jesreel gestürzt wurde. Ihre Tochter Athalja war mit dem König Joram von Juda vermählt.

Isedismus, s. Izedismus.

Isegem, Stadt in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Roeſſelare, an der Mandel und an der Eisenbahn Brügge–Courtrai, hat Leinwand-, Wollwaren- und Spitzenfabrikation und (1902) 12,814 Einw.

Isegrim (eigentlich Isangrîm, »Eisenhelm«), in der deutschen Tiersage Name des Wolfes, der eine Hauptrolle darin spielt. Den Titel »Isengrimus« führt ein vom Magister Nivardus aus Gent 1151—1152 in leoninischen Hexametern verfaßtes lateinisches Gedicht, worin verschiedene Schwänke von der Überlistung des Wolfes durch den Fuchs, besonders auch die Heilung des Löwen durch die dem I. abgezogene Haut, behandelt sind (hrsg. von E. Voigt, Halle 1884). Der von Jak. Grimm im »Reinhart Fuchs« (Berl. 1834) herausgegebene »Isengrimus« ist ein im 13.—14. Jahrh. verfaßter Auszug aus dem ältern Gedicht (»Isengrimus abbreviatus«). Vgl. Reineke Fuchs.

Isel, 1) Berg südlich von Innsbruck in Tirol, 750 m hoch, mit Gartenanlagen, Schießstätte und Museum des Tiroler Kaiserjäger-Regiments, einem Denkmal Andreas Hofers (von Natter, 1893), bietet eine schöne Aussicht auf Innsbruck und das Inntal. Durch den Berg I. führt ein 612 m langer Tunnel der Brennerbahn. — Der I. war 1809 Schauplatz heißer Kämpfe; in vier Schlachten (11.—13. April, 29. Mai und 13. Aug.) siegten hier die Tiroler unter Hofer über die Franzosen und Bayern, unterlagen aber in der fünften (1. Nov.), die das Ende des Aufstandes herbeiführte. Vgl. Maretich v. Riv-Alpon, Die vierte Berg-Iselschlacht am 13. Aug. 1809 (Innsbr. 1899). — 2) Linker Nebenfluß der Drau in Tirol, entspringt am Umbalkees im S. der Dreiherrenspitze, bildet im Oberlauf das Umbal- und Virgental, im untern Laufe, von Windisch-Matrei an, das breite Iseltal und mündet bei Lienz, 55 km lang. Seitentäler sind das von der Ostseite der Großvenedigergruppe herabführende Gschlöß- und Tauerntal, das Kalser Tal (Zugang zum Großglockner) und das Defereggental (s. d.).

Iselastische Spiele (griech. Eiselastika), zur Feier eines siegreichen Einzugs veranstaltete Wettkämpfe; daher bei den Römern iselasticum das vom Kaiser für einen einziehenden Sieger bestimmte Geschenk.

Iselin, Isaak, philosophischer Schriftsteller, geb. 17. März 1728 in Basel, gest. daselbst 15. Juni 1782, Sohn des als historischer und politischer Schriftsteller bekannten Jakob Christoph J. (gest. 1737 als Professor der Theologie in Basel), studierte in Göttingen die Rechte und ward 1754 in Basel Mitglied des Großen Rates und 1756 Ratsschreiber. Nächst seiner »Geschichte der Menschheit« (Zürich 1764—70, 2 Bde.; 5. Aufl. 1786) und den »Vermischten Schriften« (das. 1870, 2 Bde.) sind zu erwähnen seine »Ephemeriden der Menschheit« (Basel 1776—82, 7 Bde.), die R. Z. Becker bis 1786 fortsetzte. Seine »Pädagogischen Schriften« wurden von Göring (Langensalza 1884) herausgegeben. Vgl. v. Miaskowski, Isaak J. (Basel 1875).

Iselle, s. Simplon.

Isenācum, neulat. Name für Eisenach.

Isenberg, Stadt, s. Eisenberg 1).

Isenburg (Ysenburg), fürstliche und gräfliche Standesherrschaft, liegt teils in dem preuß. Regbez. Kassel, teils in den großherzoglich hessischen Provinzen Starkenburg und Oberhessen, umfaßt 990 qkm mit etwa 58,000 Einw., wovon auf Preußen 250 qkm kommen, und zerfällt in die Besitzungen des Fürsten von J.-Birstein (470 qkm, mit den Residenzen Birstein und Offenbach), der Fürsten von J.-Büdingen (250 qkm, mit der Residenz Büdingen) und J.-Wächtersbach (138 qkm, mit der Residenz Wächtersbach) und der Grafen von J.-Meerholz (110 qkm, mit der Residenz Meerholz). Das Stammhaus des Geschlechts von J. war Isenburg bei Koblenz, das im 13. Jahrh. bei einem Streite des Besitzers mit dem Erzbischof von Köln geschleift, später jedoch als Nieder-J. wieder aufgebaut wurde. Als Ahnherr des Hauses erscheint 993 der Graf Gerlach im Niederlahngau. Rembolds I. (um 1100) Söhne gründeten die Linien Limburg, J. und Kempenich. Diese spalteten sich später mehrfach, jedoch starb die Linie Kempenich schon 1424 und die ältere Linie J. 1664 aus. Zu Ende des 15. Jahrh. war von der Linie Limburg nur der Zweig Büdingen übrig, der sich 1511 in die Linien Ronneburg und Birstein teilte. Erstere starb 1601 aus, letztere spaltete sich 1631 in die Zweige J.-Offenbach und J.-Büdingen, deren Stifter die Grafen Wolfgang Heinrich (gest. 1635) und Johann Ernst (gest. 1673) waren. Mit Wolfgang Heinrichs Enkel Johann Philipp starb 1718 die Hauptlinie Offenbach aus, doch begründete sein zweiter Enkel, Wilhelm Moritz (gest. 1711), die Linie J.-Birstein und dessen zweiter Sohn, Wilhelm Moritz (gest. 1772), die Linie J.-Philippseich. In J.-Birstein wurde Graf Wolfgang Ernst I., der Sohn des Stifters, 1744 gefürstet; sein Urenkel, der Fürst Karl Friedrich Ludwig Moritz (geb. 1766, gest. 1820), trat im Juli 1806 dem Rheinbund bei, warb für Napoleon ein Fremdenregiment und erhielt die Souveränität über die drei jüngern, damals gräflichen Linien sowie über die Grafen von Schönborn-Hausenstamm und Lerchenfeld. Nach Auflösung des Rheinbundes kam J. zunächst an Österreich und von diesem an das Großherzogtum Hessen, das es z. T. durch Tausch an Kurhessen abtrat. Haupt dieser Linie ist Fürst Franz Joseph (geb. 1. Juni 1869), da sein älterer Bruder, Leopold (geb. 10. März 1866), verzichtete; ihr Vater, Fürst Karl (gest. 4. April 1899), wurde 1861 katholisch und beteiligte sich an der ultramontanen Propaganda. Die gräfliche Linie Ysenburg-Philippseich wird gegenwärtig durch Graf Ferdinand (geb. 15. Okt. 1841) repräsentiert. Die gräfliche Linie J.-Büdingen zerfiel 23. Juli 1687 in die Zweige J.-Büdingen in Büdingen, J.-Büdingen in Wächtersbach, J.-Büdingen in Meerholz und J.-Büdingen in Marienborn, von denen der letzte schon 1725 erlosch. Die erstgenannte Linie wurde 9. April 1840 vom Großherzog von Hessen gefürstet; gegenwärtiger Fürst ist Bruno (geb. 14. Juni 1837). Der Zweig Ysenburg und Büdingen in Wächtersbach erhielt 17. Aug. 1865 kurhessischerseits die fürstliche Würde; sein Haupt ist Fürst Friedrich Wilhelm (geb. 17. Juni 1850). Haupt der gräflichen Linie Ysenburg und Büdingen in Meerholz ist Graf Gustav (geb. 18. Febr. 1863), wie der vorher genannte erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses. Vgl. Simon, Geschichte des reichsständischen Hauses J. und Büdingen (Frankf. a. M. 1864—65, 3 Bde.); M. Mayer, Geschichte der Mediatisierung des Fürstentums J. (Münch. 1891).

Isenburg, 1) Flecken im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Neuwied, am Einfluß des Isenbaches in den Saynbach, hat eine kath. Kirche, eine Burgruine, ehedem Stammschloß des gleichnamigen Hauses, Dachschieferbrüche und (1900) 536 Einw. In der Nähe auf einem Bergvorsprung liegt das Kruppsche Jagdschloß Sayneck. — 2) Neu-Isenburg, s. d. — 3) Schloß, s. Rufach.

Isenergische Linien, s. Druckkurven, S. 216.

Isenhagen, Dorf und Kreishauptort im preuß. Regbez. Lüneburg, hat eine evang. Kirche, Damenstift, Amtsgericht und (1900) 125 Einw.

Isenit, ein am Flüßchen Eis (Isena) im Westerwald vorkommendes Andesitgestein.

Isentropische Linie, s. Druckkurven, S. 216.

Iseosee (Lago d'Iseo oder Sebino, im Altertum Lacus Sebinus), See am Südfuß der Alpen, an der Grenze der ital. Provinzen Brescia und Bergamo, vom Fluß Oglio gebildet, in 185 m Höhe, 25 km lang, bis 5 km breit, bis 251 m tief, 61 qkm groß, wird von Dampfbooten befahren und ist sehr fischreich. Die Ufer sind lieblich; in der Mitte erhebt sich eine Insel mit zwei Fischerdörfern. Am südöstlichen Ufer liegt der Flecken J. (Provinz und Kreis Brescia) mit Torfstichen, Seidengewinnung, Gerberei, Hafen, Handel und (1901) 2398 (als Gemeinde 3060) Einw. Größere Orte am Seeufer sind außerdem: Lovere (s. d.) und Pisogne (s. d.) im N. und Sarnico (mit Sandsteingruben, Seidengewinnung und 2153 Einw.) im S. Von Iseo und Sarnico führen Zweigbahnen zur Eisenbahnlinie Brescia–Bergamo. Vgl. Alessio, Una gemma subalpina (Mail. 1896); Baltzer, Geologie der Umgebung des Iseosees (Jena 1902); Piltz, Der Gardasee und der J. (Berl. 1904).

Iser (tschech. Jizera), rechter Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entspringt am südöstlichen Fuße der Tafelfichte im Isergebirge, durchfließt eine moorige Hochfläche (Iserwiese), dann den malerischen Isergrund, nimmt die vom Riesengebirge kommende Kleine J., dann oberhalb Eisenbrod die Kamnitz auf, tritt bei Turnau ins offene Land und mündet nach 122 km langem Lauf bei Tauschim oberhalb Brandeis. Die J. ist nur flößbar.

Isera, Dorf bei Rovereto (s. d.) in Südtirol.

Iséran, Mont (spr. -ang, auch Col d'I.), 2769 m hoher Paß der Grajischen Alpen im franz. Depart. Savoyen, südöstlich von der Pointe des Lessières (3100 m) gelegen, stellt die Verbindung zwischen den Tälern der obern Isère (Tarentaise) und des Arc (Maurienne) her und trennt die Levanna- von der Vanoisegruppe.

Isère (spr. isär', bei den Alten Isăra), linker Nebenfluß der Rhone, entspringt im franz. Depart. Savoyen nördlich vom Mont Iseran in einer Höhe von 2400 m, verfolgt in großen Krümmungen südwestliche Hauptrichtung, bildet im obern Lauf das Tal Tarentaise, tritt bei dem Fort Barraux in das nach ihm benannte Departement ein, durchfließt oberhalb Grenoble das schöne Tal Graisivaudan (s. d.) und mündet im Depart. Drôme oberhalb Valence. Die I. führt viel Schutt mit sich, hat schmutziges Wasser und ist 290 km lang, wovon 150 km schiffbar, doch nicht ohne Gefahr. Ihre Zuflüsse sind reißende Alpengewässer, wie Arc, Bréda und Drac (mit der Romanche).

Isère (spr. isär'), Departement im südlichen Frankreich, nach dem Fluß I. benannt, ist aus dem nördlichen Teil des Dauphiné gebildet, grenzt nördlich an das Depart. Ain, östlich an Savoyen, südöstlich an das Depart. Oberalpen, südwestlich an Drôme und westlich an Ardèche, Loire und Rhone und hat einen Flächenraum von 8235 qkm (149,6 QM.) mit (1901) 568,693 Einw. (69 auf 1 qkm). Eingeteilt wird das Departement in vier Arrondissements: Grenoble, St.-Marcellin, La Tour-du-Pin und Vienne; Hauptstadt ist Grenoble.

Isergebirge, Gebirge im preuß. Regbez. Liegnitz und in Böhmen (s. Karten »Schlesien« u. »Böhmen«), ein Teil der Sudeten, zwischen dem Riesengebirge und dem großen Zacken einerseits, dem Lausitzer Gebirge und der Lausitzer Neiße anderseits. Es ist ein meist aus Gneis und Glimmerschiefer bestehendes Gebirge, aus vier fast parallelen Ketten gebildet, die sich in der Richtung von SO. nach NW. erstrecken. Der Hauptzug ist der Hohe Iserkamm, der sich mit einer Mittelhöhe von 1000 m vom Zacken bei Schreiberhau über den Hochstein (1058 m) in einer Länge von 16 km bis zu der 1122 m hohen Tafelfichte (s. d.) erstreckt, an deren Südostfuß die Quelle der Großen Iser liegt. Der Hohe Iserkamm trägt die höchste Erhebung des Gebirges, den Hinterberg, den Südgipfel der Grünen Koppe mit 1126 m Höhe. Südlich, durch die Iserwiese getrennt, zieht sich der Mittlere Iserkamm 11 km lang zwischen der Großen und Kleinen Iser hin, nicht selten bis gegen 1000 m ansteigend; einen zweiten südlichen Parallelzug bildet der Welsche oder Wohlsche Kamm, im Sieghübel 1125 m hoch. Der vierte, nördliche Parallelzug ist im allgemeinen niedriger, er führt den Namen Kemnitzkamm und erreicht im Kemnitzberg 958 m. Der 1884 zu Reichenberg in Böhmen gegründete Gebirgsverein für das Jeschken- und Isergebirge ist bestrebt, das I. für den Touristenverkehr immer mehr zu erschließen. Vgl. Neugebauer, Führer ins I. (5. Aufl., Görlitz 1896); Adam, Führer durch das I. (2. Aufl., das. 1904), und das »Jahrbuch« des genannten Vereins (seit 1891).

Iserin, Mineral, s. Titaneisenerz.

Iserlohn, Kreisstadt im preuß. Regbez. Arnsberg, Vorort des Sauerlandes, am Flüßchen Baar und an der Staatsbahnlinie Letmathe-Fröndenberg, 246 m ü. M., hat 3 evangelische Kirchen und eine katholische, eine Synagoge, ein Kriegerdenkmal mit dem Erzstandbild Kaiser Wilhelms I., Realgymnasium nebst Realschule, Fachschule für Metallindustrie, 2 Waisenhäuser, Amtsgericht, Hauptsteueramt und (1900) 27,265 Einw., davon 9324 Katholiken u. 291 Juden. Die bedeutende Industrie besteht in Fabrikation von Metallwaren der verschiedensten Art, wie Näh-, Strick- und Haarnadeln, Fischangeln, Regenschirmgestelle, Möbel-, Reit- und Fahrgeschirr- und Wagenbeschläge, Schiffsgarnituren, Koffer, Reiseeffekten, Möbel, Kaffee- und Gewürzmühlen, Schlösser, chemische Produkte ꝛc., in Kettenschmiederei, Drahtzieherei und Maschinenbau, Herstellung von elektrischen Kabeln u. dgl. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter beträgt 5000, der Wert aller Erzeugnisse etwa 50 Mill. Mk. jährlich. Nicht unbedeutend ist auch der Bergbau auf Galmei und Blende im Tiefbau »Hövel«, in dem das Zusammenstürzen alter Schächte (so 1874) einen Teil der Stadt gefährdet. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer und eine Reichsbanknebenstelle, ist bedeutend und geht nach allen Weltteilen. Den Verkehr in der Stadt und mit der Umgegend vermittelt eine elektrische Straßenbahn. — I. entwickelte sich seit dem 15. Jahrh. zu einem Fabrikort. Der Galmeibergbau nahm 1751, die Messingfabrikation seit Anfang des 19. Jahrh. einen besondern Aufschwung. In der Nähe steht auf einem Felsen ein kolossales eisernes Kreuz zum Andenken an die Befreiungskriege. Unweit die Dechenhöhle (s. d.).

Wappen von Iserlohn.

Isernia, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Campobasso, an einem Zufluß des Volturno, 457 m ü. M., Knotenpunkt der Eisenbahnlinien Solmona-Campobasso und Campobasso-Cajanello, Bischofssitz, hat Mineralquellen, Spitzenerzeugung und (1901) 8047 (als Gemeinde 9322) Einw. Von der alten samnitischen, dann römischen Stadt Aesernia, die im Bundesgenossenkrieg zerstört wurde, stehen noch kyklopische Ringmauern und ein Aquädukt. Erdbeben (847, 1349, 1805) haben die Stadt mehrmals fast zerstört.

Isfahan, pers. Stadt, s. Ispahan.

Is fecit cui prodest (lat.), Rechtssprichwort. »Der hat es getan (d. h. der Täter ist in dem zu vermuten), dem es nützt«. Hierfür wird vielfach auch der kürzere Ausdruck cui bono (»derjenige, dem es nützt«) gebraucht.

Is. Geoffr., bei Tiernamen Abkürzung für Isidore Geoffroy Saint-Hilaire (s. d. 2).

Isgój (russ.), ehedem in Rußland einer, der aus seinem Geschlechts-, Gemeinde- oder Standesverband ausgeschlossen war.

Ishewsk (Ishewski Orusheiny Sawod), Fabrikort im russ. Gouv. Wjatka, Kreis Sarapul, am Ish, einem Nebenfluß der Kama, mit einer großen staatlichen Gewehr- und Waffenfabrik (1807 gegründet) und etwa 21,500 Einw. I. wurde 1760 von Schuwalow angelegt.

Ishma (Ischma), Fluß im nordöstlichen Rußland, durchfließt in südnördlicher Richtung einen Teil der Gouvernements Wologda und Archangelsk und mündet nach 405 km langem Lauf links in die Petschora. An ihm liegt das Dorf I. mit 1600 Einw., das Zentrum aller Syrjänenstämme.

Ishoren (Ischoren), s. Karelier und Ingermanland.

Ishpeming, Stadt im nordamerikan. Staat Michigan, Grafschaft Marquette, ist Bahnknotenpunkt und Mittelpunkt des Marquette-Eisendistrikts (Erzförderung 1902: 3,85 Mill. Ton.) und hat (1900) 13,255 Einwohner.

Isidorus, 1) I., der Heilige, von Pelusium (Pelusiota), geb. um 370 in Alexandria, gest. um 440, war Archimandrit in einem Kloster bei Pelusium in Unterägypten. Wir besitzen von ihm etwa

2000 zeitgeschichtlich bedeutsame Briefe, die im 78. Bande von Mignes Sammelwerk »Patrologie grecque« gesammelt sind. Vgl. Niemeyer, De Isidori Pelusiotae vita, scriptis et doctrina (Halle 1825); Glück, Isidori Pelusiotae summa doctrina moralis (Würzb. 1848); Bouvy, De S. Isidoro Pel. libri III (1885).

2) Bischof von Hispalis (Sevilla) seit 594, daher J. Hispalensis, gebürtig aus Cartagena, teilt mit Boëthius und Cassiodorus das Verdienst, zur Zeit des gänzlichen Verfalles der Literatur und Wissenschaft die Kenntnis der alten Klassiker einigermaßen bewahrt und auf die Nachwelt verpflanzt zu haben, in welcher Hinsicht vornehmlich sein Werk »Originum s. etymologiarum libri XX« (hrsg. von Otto im »Corpus grammaticorum« von Lindemann, Leipz. 1833) von Bedeutung ist, eine Art von Enzyklopädie, die eine Menge der wichtigsten Notizen über das Altertum, zunächst das römische, enthält. Minder wichtig ist eine kleinere, aus ältern Grammatiken geschöpfte Schrift: »De differentiis s. proprietate verborum libri III«, und noch unbedeutender die »Liber glossarum« betitelte. Als theologischer Schriftsteller trat er auf in seinem liturgischen Werk »De officiis ecclesiasticis libri II«, den »Sententiarum s. de summo bono libri III« und dem »Liber de viris illustribus« (hrsg. von G. v. Dziatowski, s. unten), als Geschichtschreiber in seinem »Chronicon usque ad annum V Heraclii«, worin eine kurze Geschichte der Goten, Wandalen und Sueven (hrsg. von Rösler, Tübing. 1803; deutsch, Leipz. 1887) enthalten ist. Er starb 636; sein Tag ist der 4. April. Über die ihm fälschlich beigelegten Dekretalen s. Dekretalen und Pseudo-Isidorus. J.' Werke wurden am besten herausgegeben von Arevalo (Rom 1790—1803, 7 Bde.) und in Mignes »Patrologie latine«, Bd. 81—84 (Par. 1850); Ergänzungen in »Isidori Hispalensis liber quaestionum«, gesammelt von Heine (Leipz. 1848). Vgl. H. Hertzberg, Die Historien des J. von Sevilla (Götting. 1874); Dziatowski, J. und Ildefons als Literarhistoriker (Münst. 1898).

Isigny (spr. isinji), Stadt im franz. Depart. Calvados, Arrond. Bayeux, an der Aure unfern von deren Mündung in die Vire, 10 km vom Meer, an der Westbahn, hat eine Kirche aus dem 13. und 14. Jahrh., ein Rathaus (ehemaliges Schloß), Handelsgericht, Brettsägen, Fischerei, einen Hafen, Ausfuhr von Butter, Eiern, Vieh und Geflügel und (1901) 2054 (als Gemeinde 2606) Einw.

Isis (weiße Koralle), s. Korallpolypen.

Isis, Fluß, s. Themse.

Isis (ägypt. Iset, Ise, Ese), ägypt. Göttin, die ursprünglich nicht der großen Zahl der ägyptischen Volksgottheiten angehört, sondern dem Mythus und der theologischen Spekulation ihre Bedeutung verdankt. J. ist die Gemahlin des Osiris, die zusammen mit ihrer Schwester Nephthys den von Set ermordeten Gatten betrauert; in den Sümpfen gebiert sie den Horos (Harsiësis = Horos, Sohn der J.); nachdem sie nach langen Irrfahrten den Leichnam des Osiris gefunden hat und dieser von Set zerstückelt und zerstreut worden ist, sucht sie die einzelnen Teile und bestattet sie. Durch die Theologie von Memphis wird J. als Himmelsgöttin ausgegeben und mit den lokalen weiblichen Gottheiten (Hathor, Mut, Neit) identifiziert, die dadurch gleichfalls zu Himmelsgöttinnen werden. Bereits in der Osirislegende ist J. im Besitze mächtiger Zaubermittel, sie ist »klüger als alle Götter«; daher tritt sie uns als die »große Zauberin«, als Göttin der Magie, entgegen, die dem Kranken zu helfen vermag, wie sie einst der Sage nach dem Horus und Set die im gegenseitigen Kampf erlittenen Wunden geheilt hat. Um dieser Eigenschaft willen und wohl auch infolge der immer steigenden Popularität der Osirissage nimmt das Ansehen der J. seit dem neuen Reiche sehr stark zu. Seit dem Ende des neuen Reiches werden ihr besondere Tempel erbaut und Kulte eingerichtet; als »Herrin der Pyramide« baut ihr König Psusennes (22. Dynastie) bei der Cheopspyramide ein kleines Heiligtum, Amasis errichtet ihr in Memphis einen großen Tempel; das berühmteste Isisheiligtum auf der Insel Philä, das nicht nur von Ägyptern, sondern auch von den Nubiern und Blemyern besucht wurde, verdankt Nektanebos, dem letzten einheimischen Pharao (360—342 v. Chr.), und den Ptolemäern seine Ausbauung. Ursprünglich wurde J. als Frau dargestellt, die als Abzeichen den »Thron« (Fig. 1), die Hieroglyphe ihres Namens, auf dem Kopfe trug; durch die Identifizierung mit der Geiergöttin Mut, der Gemahlin des Ammon, erhielt sie den eigenartigen Kopfputz der Geierhaube, während ihr von Hathor die Kuhhörner mit der Sonne übertragen wurden; in ihrer besondern Eigenschaft als

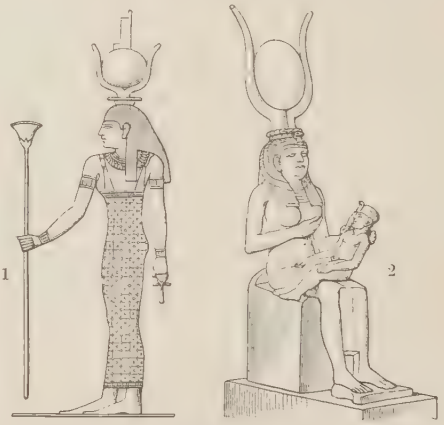


Fig. 1. Isis, in der Rechten das Papyruszepter der Göttinnen, in der Linken die Hieroglyphe »Leben« haltend. — Fig. 2. Isis mit Horos (Berliner Museum).

mütterliche Gottheit erscheint sie sitzend und dem kleinen Horos die Brust reichend (Fig. 2). Als die Griechen im 7. Jahrh. nach Ägypten kamen, lernten sie J. als die oberste Göttin des ägyptischen Pantheons kennen und glaubten, daß sie nichts andres als die Jo, die Mutter des Apollo (Horos) sei; gewöhnlich jedoch stellten sie J. der großen griechischen Mysterien- und Naturgöttin Demeter (wie Osiris dem Mysteriengott Dionysos) gleich und übertrugen alle Eigenschaften der letztern auf J. In der Ptolemäerzeit verbreitete sich der Isiskultus ebenso wie der des Serapis in der ganzen griechisch-orientalischen Welt und fand hier die größte Zahl von Verehrern. J. erlangte in der Fremde so sehr das Bürgerrecht, daß Plutarch ernsthaft glaubte, der Name und Kult der J. seien griechischen Ursprungs; man denke auch an die zahlreichen mit J. zusammengesetzten Personennamen, wie Isias, Isidoros u. a. Nachdem Alexandria Sitz des Welthandels geworden, beherrscht J. auch das Meer; sie erfindet das Segel, wird besonders an Handelsplätzen verehrt, und die durch sie vom Schiffbruch Geretteten stiften ihr Votivtafeln (daher ihr Name Pelagia, Pharia). In

Rom kam der Isisdienst zu Sullas Zeiten auf. Zwar wurde er wegen des dadurch gegebenen Anstoßes durch einen Senatsbeschluß vom Kapitol wieder verbannt, später auch der Privatkult der I. und des Serapis verboten, sogar ihr Tempel niedergerissen; aber eben diese öfters wiederholten gewaltsamen Reaktionen beweisen, welchen Anklang der Isiskult in Rom gefunden hatte. Gleichwohl kam erst mit den Kaisern aus dem Flavischen Haus eine günstigere Zeit für den ägyptischen Kult. Domitian gründete ein Iseum und

Fig. 3. Isis und Horos (Harpokrates). München.

Serapeum, und seitdem wetteiferten die Kaiser in Begünstigung und Verherrlichung des Isisdienstes, den erst das aufkommende Christentum, wenn auch nur langsam, verdrängte. Der Kult der Göttin bestand in Lustrationen, Festzügen, geheimen, oft zu sinnlicher Lust mißbrauchten Weihen. Griechen wie Römer pflegten im Frühling, sobald das Meer wieder schiffbar geworden war, einen feierlichen Umzug zu halten und der Göttin ein Schiff darzubringen (Navigium Isidis, 5. März). Tacitus berichtet, daß auch die Sueven der I. geopfert hätten, wobei natürlich nur eine germanische Gottheit anzunehmen ist, deren Name uns verloren gegangen (Grimm denkt an Berchta oder Holda). Die alexandrinisch-römische Kunst hat die ägyptische Gestalt der I. wesentlich umgeformt, ihr die steif gefaltete Tunika und ein mit Fransen besetztes, auf der Brust geknotetes Obergewand gegeben, dazu in der Rechten das Sistrum (s. d.) und auf dem Haupte die Sonne. Neben ihr steht gewöhnlich der Knabe Horos (Harpokrates) mit dem Zeigefinger am Mund und dem Füllhorn in der Linken. So z. B. in der Münchener Gruppe (Fig. 3).

Isium (Izjum), Kreisstadt im russ. Gouv. Charkow, links am nördlichen Donez, mit 5 Kirchen, einem Gymnasium, einer Realschule, Bezirksgericht und (1897) 12,959 Einw. Im Kreise I. wird viel Schafzucht getrieben.

Iskánder (arab., »Alexander«), Pseudonym des russischen Schriftstellers Alexander Herzen (s. d. 1).

Iskanderieh, arab. Name für Alexandria.

Iskenderún, arab. Name für Alexandrette.

Iśker (im Altertum Oskos), rechter Nebenfluß der Donau in Bulgarien, entspringt als einziger Balkanfluß, dessen Quellen nicht im Balkan liegen, auf dem Rilagebirge oberhalb Samakow, teilt sich in der Ebene von Sofia in mehrere Arme, durchbricht, nach N. fließend, die Balkankette in einem 74 km langen, großartigen Engtal, das nur einem Saumpfad und der Eisenbahn Sofia–Plewna Raum bietet, und mündet nach 300 km langem Lauf unweit Gigen.

Iśker (Sibir), alte Stadt am Irtisch, um 1500 durch den Tatarenfürsten von Tjumen erbaut und zur Residenz bestimmt, 1563 aber durch den Uzbegen Kózúm (Kutschum) genommen. Am 23. Okt. 1582 durch den Kosaken Jarmak erobert, bald danach jedoch wieder aufgegeben, wurde I. 1588 von neuem genommen und 1590 endgültig durch die Russen zerstört. 1623 befanden sich zwei russische Dörfer hier, 1675 noch eine Moschee aus Holz; doch 1745 schon war fast nichts mehr von I. zu sehen. Vgl. Dmitrijew, I., Stadt des Kutschum am Irtysch (»Nachrichten der Gesellschaft für Archäologie an der Universität Kasan«, Bd. 16, 1900; russisch).

Iskurija, Dorf, s. Dioskurias.

Isla, José Francisco de, einer der berühmtesten und vielleicht der populärste der span. Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 24. März 1703 in Vidanes im Königreich Leon, gest. 2. Nov. 1781 in Bologna, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung und trat in seinem 16. Jahr in den Jesuitenorden. Seine ersten schriftstellerischen Versuche waren Übersetzungen aus dem Französischen. Als witziger Kopf ward er durch die kleine Schrift »El dia grande de Navarra« (Pamplona 1746) bekannt, in der er die von den Navarresen zur Feier der Thronbesteigung Ferdinands VI. angestellten pomphaften Festlichkeiten mit so feiner Ironie lächerlich machte, daß die Betroffenen die satirische Absicht anfangs nicht ahnten und dem Verfasser ihren Dank abstatten ließen. Islas Hauptwerk ist der berühmte satirisch-didaktische Roman »Historia del famoso predicador Fray Gerundio de Campazas, alias Zotes« (Madr. 1758, Bd. 1), den er unter dem falschen Namen Francisco Lobon de Salazar herausgab. I. geißelt darin, in der Manier des »Don Quichotte«, karikierend, doch mit beißendem gesunden und reichen Witz die Prediger und Predigten jener Tage; das Werk machte gleich bei seinem Erscheinen außerordentliches Aufsehen, erweckte aber auch unter der Geistlichkeit so große Entrüstung, daß es von der Inquisition verboten wurde. Als 1767 die Jesuiten aus Spanien vertrieben wurden, begab sich I. nach Bologna und konnte erst von hier aus den Druck des 2. Bandes seines Romans unter dem falschen Druckort Campazas (1770) erwirken. »Fray Gerundio« (später durch einen 3. Teil vermehrt) wurde eins der beliebtesten Bücher der neuern spanischen Literatur und häufig gedruckt (Madr. 1804, 3 Bde.; das. 1813, 4 Bde.; am besten Leipz. 1885, 2 Bde., von E. Lindforß, nach der Originalhandschrift zum erstenmal ganz vollständig) und in mehrere europäische Sprachen übersetzt (engl. von

Baretti, Lond. 1771; deutsch von Bertuch, Leipz. 1773 u. 1777). Der Roman erreichte gleich dem »Don Quichotte« seinen Zweck, indem er die schlechten Kanzelredner in Mißkredit brachte, und wie jener ward »Fray Gerundio« sprichwörtlich. Nach Islas Tod erschienen noch seine spanische Übersetzung des »Gil Blas« (Madr. 1787, 4 Bde., u. ö.; Barcel. 1876), »Cartas familiares« (Madr. 1786—89; 2. Aufl. 1790, 6 Bde.; Barcel. 1878), die zu den besten Mustern des spanischen Briefstils gehören, und »Sermones« (Madr. 1796, 6 Bde.). Sein literarischer Nachlaß, teils satirische, teils asketische Schriften, erschien u. d. T.: »Rebusco de obras literarias, así en prosa como en verso« (Madr. 1797, 2 Bde.). Mehreres unter seinem Namen Gedruckte ist nicht echt. Eine gute Ausgabe seiner »Obras escogidas«, von P. Felipe Monlau besorgt, erschien als 15. Band der »Biblioteca de autores españoles« (Madr. 1850). Vgl. B. Gaudeau, Les prêcheurs burlesques en Espagne au XVIII. siècle. Étude sur le P. Isla (Par. 1891).

Isla Cristina, Ort, s. Ayamonte.

Islâm (arab., »Ergebung«, nämlich in Gottes Willen), die von Mohammed (s. d.) gestiftete Religion, deren Bekenner Muslim (s. d.) heißen. War der J. zuerst nur die Abwendung Mohammeds von dem Götzendienst der Mekkaner zu dem ihm durch den Verkehr mit Juden und Christen bekannt gewordenen Monotheismus und der von einer kleinen Anzahl Mekkaner angenommene neue Glaube, so wurde er unter der Berührung mit den aus Südarabien stammenden Medinensern und den in und bei Medina zahlreichen Juden und bei der in Arabien herrschenden Tendenz zu einer religiösen und nationalen Einigung das Gesetz einer religiösen Gemeinschaft unter Leitung Mohammeds und, sofern dieser der Künder des göttlichen Willens war, Gottes. Damit war die politische Richtung gegeben: das Land dieser Gemeinschaft wurde Land des Islams (dâr al islâm), ein Staatsgebiet, das sich nach dem Gebot, alle Nichtmuslime zu bekämpfen, über die ganze Welt erstrecken sollte. Das Recht dieses Staates ist das durch den J. gelehrte Gebot Gottes, seine Beamten sind Hüter und Schützer des Islams. Angehöriger der islamischen Gemeinde ist jeder, der als Kind islamischer Eltern geboren ist oder sich durch Aussprechen der Zeugnisworte: »Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer dem (einen) Gott (Allâh), ich bezeuge, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist« zum J. bekannt hat. Das äußere Zeichen der Zugehörigkeit ist die dem Judentum entlehnte Beschneidung. Voraussetzung des Islams ist der Glaube (îmân) an Gott, seine Engel, seine Gesandten (Propheten), seine (geoffenbarten) Bücher und den Jüngsten Tag (Koran 2, 285; 4, 135). Die Ausführung des einzelnen zeigt jüdischen Einfluß. Wer den Glauben nicht hat oder ihn verliert, ist ein Ungläubiger (kâfir). Doch legt der J. auf die Feststellung des Glaubens bei seinen Angehörigen wenig Wert. Die Entwickelung der Glaubenslehre wurde als eine das Interesse der Gemeinde nicht berührende Angelegenheit betrachtet, wenn auch zeitweilig die Dogmatik mit politischen Bewegungen eng verknüpft war, und wenn auch Glaubensvorstellungen zur Stärkung des Muslims in Pflichterfüllung (Paradieseslohn für Blutzeugen) verwandt werden. Entsprechend dem politisch-sozialen Denken, das Mohammed seit Beginn seiner Vollkraft-, d. h. der Medina-Periode beherrscht, ist der J. vorwiegend Pflichtenlehre. Die Quellen zur Erkenntnis dessen, was der Muslim zu glauben und zu tun hat, sind der Koran (s. d.) und die Sunna, d. h. die Übung Mohammeds, wie sie in seinen Worten und Handlungen vorliegt und durch das Hadîs, den Bericht der Zeitgenossen über jene, überliefert ist. Die erste Sammlung solcher Berichte (ca. 1700) gab Mâlik Ibn Anas (s. Malekiten) u. d. T. al Muwatta, »der gebahnte Pfad«, heraus. Bei den meisten Sunniten (s. d.) hatten sechs Sammlungen kanonische Geltung, die den Titel aṣṣ Ṣaḥîḥ führen und danach aṣṣ Ṣiḥâḥ as sitta genannt werden: 1) des Buchârî (gest. 870), 2) des Muslim (gest. 875), 3) des Tirmiṣî (gest. 892), 4) des Naṣâ'î (gest. 915), 5) des Abû Dâ'ûd (gest. 888) u. 6) des Ibn Mâdscha (gest. 886). Diese Werke sind nach Materien geordnet, aber unübersichtlich. Nach den ältesten Gewährsmännern ordnete den Stoff Ahmed Ibn Hanbal (gest. 855) in seinem Musnad. Die Traditionswerke sind im Orient oft gedruckt, zum Teil mit umfangreichen Kommentaren, wie denn die Beschäftigung mit dem Hadîs zu allen Zeiten eine Hauptarbeit der Gelehrten des Islams gebildet hat. Jene Quellen, Koran und Hadîs, zeigten sich nach zwei Richtungen unvollkommen: 1) sie enthielten Widersprüche in sich und zueinander; 2) sie gaben keine Antwort auf zahlreiche Fragen, die sich mehrten seit der Einbeziehung alter Kulturländer in das islamische Reich. Die Widersprüche beseitigte man durch die Theorie der Abrogation (nas-ch), der Ersetzung einer Bestimmung durch eine andre. Die Ergänzung wurde herbeigeführt durch die Annahme zweier Werte für die Aufstellung von neuem: 1) der Übereinstimmung der Gemeinde (idschmâ'), 2) des Vernunftschlusses (kijâss). Eine Sonderstellung gegenüber den vier Quellen nahmen die Schiiten ein (s. d.). Hier werden die Glaubens- und die Pflichtenlehre nur nach dem System der Sunniten (s. d.) dargestellt, das nach schweren Kämpfen die Herrschaft gewann. Diese Kämpfe betrafen den Umfang, in dem die Vernunft zur Erforschung des Willens Gottes als brauchbares Mittel heranzuziehen sei. In der Glaubenslehre führte das Bekanntwerden mit der griechischen Philosophie zum Bedürfnis, die naiven Vorstellungen von Gott, seinen Eigenschaften, seinem Wirken als Schöpfer, seinem Eingreifen in das Handeln des Menschen, die wenig oder in anthropomorphistischer Richtung entwickelt waren, und über die zum Teil, wie über die Prädestination, der Koran sich widersprach, zu klären. Aus der um 700 gegründeten Schule zu Basra ging Wâṣṣil Ibn Aṭâ, Schüler des Hassan Baṣrî (gest. 728), hervor, der die Attribute Gottes, die Ewigkeit des Korans und die Prädestination leugnete und dessen Anhänger Mu'taziliten oder Kadariten heißen. Andre Sekten leugnen die Attribute, halten aber die Prädestination in schroffster Form aufrecht (Dschabariten), andre bekennen sich zur wörtlichen Auffassung der Attribute (Sifatiten). Das Studium der Griechen führte auch zu philosophisch-naturwissenschaftlichen Arbeiten (die Abhandlungen der Treuen Brüder in Bagdad). Die Gefahr der kritischen Richtung schwand nicht, als Mutawakkil (847—861) den Mu'taziliten die herrschende Stellung, die sie seit Ma'mûn (813—833) innehatten, entzog. Der Hilflosigkeit der Orthodoxie gegen die Kämpfer für die Kritik machte erst Abulhassan al Aschʿari ein Ende, indem er die geistigen Waffen der Ketzer gegen sie selbst zu kehren suchte und in dem Ilm al Kalâm, der Dialektik, eine philosophierende Theologie schuf, die durch Künsteleien die Versöhnung von Glaube und Wissenschaft und so die der Masse und den

Herrschenden zusagende mittlere Linie schuf. Trotz des Sieges der Orthodoxie wollte das Spekulieren nicht ruhen: die nüchterne, auf dem Empirismus des Aristoteles fußende Richtung führte zu Averroës (s. d.), die phantastische, von Neoplatonismus und Gnostizismus beherrschte zu den Gruppen der Ismaëliten (s. d.), Drusen (s. d.) und Nossairier (s. d.). Gegen jene wandte sich Ghassali (s. d.) mit einem System, das den Wert aller philosophischen Spekulation leugnet und mit einem aus dem Sufismus (s. d.) stammenden Zuge das Heil in der innern Erleuchtung, der Erweckung sieht, neben der die islamischen (Pseudo-) Wissenschaften von den noch nicht ganz Erleuchteten und zur Leitung der stumpfen Masse zu treiben sind. Das war der Tod aller geistigen Entwickelung für den J. Von Muslimen geschaffen, aber nicht mehr in innerm Zusammenhange mit dem J. stehend, sind der Babismus (s. d.), der fruchtbare Keime enthält, in Persien, und die Ahmedije, die Lehre des Ahmed Kâdhijâni in Indien, die nur eine mystisch-phantastische Spielerei zu sein scheint. Von einer Weltbetrachtung, welche die Ergebnisse der neuern westlichen Denker und Forscher in Betracht zieht, oder die Schranke, welche die siegreiche Orthodoxie dem Denken setzte, zu durchbrechen sucht, ist seit Ghasâli nicht die Rede. Auch in der Pflichtenlehre mußten das Festhalten am Buchstaben der Überlieferung und die Neigung zu ihrer kritischen Behandlung Gegensätze schaffen. Doch war der Kampf weniger heftig. Hier führte die Meinungsverschiedenheit über die Denktätigkeit als Mittel zur Gewinnung von Einzelsatzungen zu der Spaltung in verschiedene Schulen (madhhab) der Rechtswissenschaft (ilm al fikh), welche die Feststellung der göttlichen Bestimmungen zur Aufgabe hat und in die Wissenschaft von den Grundlagen (ilm al ussûl) und die von dem Abgeleiteten (ilm al furû') zerfällt. Um 900 sind vier Rechtsschulen allgemein anerkannt und gelten als rechtgläubig, die der Hanefiten (s. d.), Malekiten (s. d.), Schâfiiten (s. d.) und Hanbaliten (s. Arabische Literatur, S. 661). Die letztgenannte hat nur noch wenige Anhänger. Für alle Schulen gilt, daß ihr Nebeneinanderbestehen als eine Gnade von Gott zu betrachten ist, sofern dadurch individueller Anlage und Fähigkeit ein Spielraum gelassen sei.

Die Pflichtenlehre ist ungenügend entwickelt und hat noch keine befriedigende Darstellung gefunden. Hindernd wirkte das Zusammenwerfen gottrechtlicher und menschenrechtlicher Bestimmungen, das in der Stellung des Rechtes im J. gegeben ist (s. oben). Das Hauptgesetz, aus dem alle andern fließen, ist für den Muslim die Einrichtung seines ganzen Lebens nach den Satzungen Gottes. Die Handlungen und Unterlassungen des geschlechtsreifen, des Verstandes mächtigen und nicht in Zwangslage sich befindenden Muslims gehören in jedem Fall einer von fünf Klassen an: 1) Gebotenes (fard, wâdschib), dessen Unterlassung bestraft wird; 2) Verdienstliches (mustahabb, sunna), dessen Unterlassung nicht bestraft, dessen Übung belohnt wird; 3) Verbotenes (harâm), dessen Übung bestraft wird; 4) Verpöntes (makrûh), dessen Unterlassung belohnt, dessen Übung nicht bestraft wird; 5) Gleichgültiges (mubâh), weder belohnt noch bestraft. Die Einzelbestimmungen, welche die Rechtswissenschaft (s. oben) zu ermitteln hat, wurden schon früh nach Materien geordnet zusammengestellt, aber nie wurde der Versuch gemacht, die Materien nach allgemeinen Gesichtspunkten kritisch durchzuarbeiten. Für einige ist diese Durcharbeitung von fränkischen Forschern (Kremer, Snouck Hurgronje, Goldziher) erfolgreich ausgeführt, aber eine Gesamtdarstellung besitzen wir nicht. Die islamischen Rechtswerke bilden eine äußerlich imponierende, innerlich höchst dürftige, fast nur die Ausschreibung und Kommentierung einiger wenigen, im wesentlichen gleichartigen Grundwerke darstellende Literatur. Der Versuch einer Kodifikation wurde in der Türkei gemacht, wo 1876 die Medschille promulgiert wurde mit Zivilrecht und Prozeßrecht (dieses aboliert durch die Zivil- und Strafprozeßordnung von 1878). In den theologisch-juristischen Lehrbüchern wird der ganze Rechtsstoff geteilt in: Pflichten gegen Gott (ibâdât) und gegen die Menschen (mu'âmalât). Jene, genannt Stützpfeiler der Religion, arkân ad dîn, sind: 1) das Gebet (Ssalât, s. d.), einschließlich das Aussprechen der Zeugnisworte (s. oben), das auch außerhalb des Gebetes von den Muslimen gern geübt wird, 2) Abgabe (Sakât, s. d.), 3) Fasten (Ssijâm, s. d.), 4) Wallfahrt (Haddsch, s. d.). Eine solidarische Pflicht (fard kifâje) aller Muslimen ist der Heilige Krieg (dschihâd), der in das Gebiet der Ungläubigen (dâr al harb) zu tragen und bis zur Eroberung des Landes zu führen ist; in diesem dürfen die Buchbesitzer (ahl kitâb, d. h. Juden, Christen, Magier, Sjabier) gegen Zahlung der Kopfsteuer (dschizja) geschützt wohnen bleiben, andre sind zu vertilgen. Die Ibâdât werden in den Rechtsbüchern zuerst behandelt. Darauf folgt das Obligationenrecht (Kauf, Pfand, Gesellschaftsvertrag, Mandat, Leihe, Miete, Schenkung, Depositum), Familienrecht (Eherecht, Erbrecht), Sachenrecht, Speisegesetze, Jagdrecht, Sklavenrecht, Staatsrecht, strafrechtliche und prozeßrechtliche Bestimmungen. Alles ist wenig geordnet und ohne daß auch nur der Versuch gemacht wird, allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen. Fast ganz unausgebildet ist das öffentliche Recht, entsprechend dem individuellen Charakter des Islams, dem die Welt nur eine Summe von unzusammenhängenden Einzelerscheinungen ist, gegeben durch die Willkür eines über allen Gesetzen stehenden höchsten Wesens. So herrscht auch im staatlichen Leben die Willkür, und wenn einzelne versuchten, Normen aufzustellen (wie Mâwardî, gest. 1058), so sind das theoretische Spekulationen, um die sich weder die Gemeinde noch ihre Leiter kümmerten. Aber die Notwendigkeit schuf gewisse Formen, nach Zeit und Ort verschieden. Die Staats-, Gesellschafts- und Verwaltungstatsachen gehören daher vielmehr in die Geschichte als in das System. Die Grundgedanken, die sich in ihnen aussprechen, und die wenigen positiven Vorschriften sind folgende: der enge Zusammenschluß der Mitglieder der Gemeinde führt zum Austausch der Gedanken, zur Ermittelung des Richtigen und zur Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls wie der Macht gegen äußere Feinde; daher wird die Mahnung Mohammeds zum Festhalten an der Gemeinschaft (luzûm al dschamâ'a) eingeprägt. Der Gemeinde Konsensus wirkt gesetzbildend, er auch bezeichnet den zu ihrer Leitung Geeignetsten: so ist der Staat nach Mohammeds Tod ein Wahlkönigtum mit Beschränkung des passiven Wahlrechtes auf die Koraischiten. Diese Staatsform ist dem Scheine nach beibehalten worden, indem die dem durch Todesfall oder durch Gewaltakt zur Macht gelangten Herrscher geleistete Huldigung (mubâja'a) als eine Übertragung der Macht durch die Gemeinde angesehen wurde. Tatsächlich kam mit Mu'âwija, dem ersten Omaijaden, die Hausherrschaft mit ungeregelter Erbfolge auf. Der Gemeindeleiter heißt als Nachfolger Mohammeds in

der äußern Leitung Kalif (s. d.), später auch Imâm (s. d.) und Emîr al Mu'minîn, »Fürst der Gläubigen«. Der Kalif ist absolut, wenn auch theoretisch die Gemeinde das Recht hat, das übertragene Amt zu entziehen. Aus dieser Theorie erklären sich die Militärputsche, die im I. so zahlreich sind, denn jeder Bandenführer konnte sich als Vertreter des Gemeindewillens aufspielen; es gab im I. bei dem Fehlen wahrer Gesittung nie eine von der Idee der Reform begeisterte und sie der unwilligen Regierung aufzwingende einige Mehrheit. Irrig ist die verbreitete Ansicht, der Kalif sei zugleich geistlicher Herrscher, eine Art Hoheprieſter. Er ist grundsätzlich dem Gesetz ebenso unterworfen wie der niederste Mann, und er hat im Zweifelfalle sich an die berufenen Kenner des Gesetzes zu wenden, die ihr ihn bindendes Rechtsgutachten (Fetwa, s. d.) abgeben. Natürlich ist das meist eine Farce, da der starke Kalif oder der, dem er die Leitung kommittiert hat (Seldschuken, Mamluken), den Theologen-Gutachtern befiehlt, wie sie zu gutachten haben. Der Kalif läßt die größern Einheiten seines Landgebietes durch Statthalter (âmil, wâlî) verwalten. Über die Einkünfte des Staatsschatzes (bait al mâl), die bestehen in 1) der Armenabgabe (sakât, s. d.), 2) dem Fünftel der Kriegsbeute, 3) der Steuer der Nichtmuslime für die Person (dschizja), 4) der Steuer für den Grundbesitz (charâdsch), verfügt der Kalif nach freiem Ermessen, und das Bestehen einer Rechnungskammer (dîwân) hinderte nie die Vergeudung, wenn der Fürst nicht durch eigne oder guter Minister Einsicht beschränkt wurde. Eine Anzahl höchster Hof- und Staatsbehörden unterstützte den Kalifen in der Geschäftsführung, doch hingen die Machtverhältnisse der Behörden durchaus von dem Staatsoberhaupt oder den Unterströmungen ab und waren wechselnd. Das Heerwesen unterstand anfangs den Emiren, »Generalen«, später dem Dîwân al Dschund, »Kriegsministerium«, doch hat seit etwa 900 die Säbelmacht der General der türkischen Garden inne.

Die Rechtspflege wird von den durch den Kalifen ernannten Richtern (Kâdî, s. d.) geübt. Da es ein Staatsgesetzbuch nicht gab (s. oben), sondern jeder Richter befugt war, irgend eines der innerhalb der Schule anerkannten Handbücher seinem Entscheide zugrunde zu legen, wozu bei den Hanefiten das Nebeneinanderhergehen der Rechtsentwickelung durch Abû Hanîfas Schüler Abû Jûsuf und Mohammed kommt, da die Prozeßparteien also keine Möglichkeit hatten, sich auf allgemein gültige Bestimmungen zu berufen, da vor allem die Kenntnis des Rechtes als ein nur einer kleinen Kaste vorbehaltenes Gut galt, war der Unredlichkeit Tor und Tür geöffnet, und das Bestehen des Appellhofes (nazar al mazâlim) in der Hauptstadt wollte wenig besagen, zumal auch da meist geldgierige Beamte wirkten. Gänzlich versagte die äußerst primitive Grundlage der Rechtsprechung in Strafsachen, da die vorhandenen Bestimmungen den mannigfaltigen kulturellen und sozialen Lebensbedingungen der Bewohner des islamischen Reiches bei weitem nicht genügten u. die Materien nach keiner Seite hindurchgearbeitet waren. Das Gerichtsverfahren kannte außer dem Eid nur den Zeugenbeweis; das Fehlen des Urkundenbeweises brachte für Erledigung zahlreicher Rechtsfälle Unzuträglichkeiten mit sich und war ein schweres Hindernis für Ausbildung des geschäftlichen Verkehrs. Lag auch nominell die Vollstreckung der Urteile dem Richter ob, so wird er allemal ohne die Zivilgewalt machtlos gewesen sein, und wer ein Urteil erstritten, hatte damit noch lange nicht sein Recht. Den schwersten Übelstand bildete das Vorhandensein eines Beamten, dessen Funktionen sich mit denen des Richters berührten, des Polizeimeisters (muhtasib). Er hatte in erster Linie die Marktaufsicht, und sicher war der kurze Prozeß hier nötig. Er hatte aber auch Strafbefugnis; deren Beschränkung auf delictum flagrans ließ immer noch weite Einmischung zu. Auch die Aufsicht über Witwen und geschiedene Frauen, über die Nichtmuslime und die Sklaven und die Verhütung von Unfug, wie Weinverkauf, Weintrinken und Glücksspiel, werden zu zahlreichen Übergriffen Anlaß gegeben haben. Die Nichtachtung der Persönlichkeit dessen, der keinen »Rücken«, d. h. mächtigen Schützer, hat, spricht sich am deutlichsten in der Polizeiwirtschaft aus, wie sie durch die Macht des Muhtasib dargestellt wird. Verhältnismäßig gut ausgebildet sind das Personenrecht und das Obligationenrecht, jenes unter dem Einflusse der vorislamischen Sitte der Araber, dieses unter dem des hochentwickelten römischen Rechtes. Aus dem Heidentum wurde herübergenommen die Stellung des Sklaven und die der Frau. Bedeutende Übelstände, wie die Eifersucht des Individuums auf seine Selbstherrlichkeit, das Nichtsichfügen zum Gemeinwohl, der Haß der Stämme gegeneinander, wurden möglichst ausgeschaltet durch das Prinzip der Gleichberechtigung aller, die den Namen Muslim führen. Theoretisch besteht dieses Prinzip weiter, in Wirklichkeit herrschte und herrscht in allen islamischen Ländern ein Klassenunwesen, das die Gesellschaft bis auf die Knochen verdirbt. Vor allem wurde durch das Eindringen persischer Unsitte die Frau zum Menschen zweiter Klasse gemacht. Finden sich bereits in Koran und Sunna herabwürdigende Bestimmungen (Prügelrecht des Mannes, halbes Recht der Frau in Erbschafts- und Zeugnissachen, Ehetrennung des Mannes nach Belieben, der Frau nur durch Erringung richterlichen Urteils), so bleiben ihr doch noch bedeutende persönliche und Vermögensrechte. Die spätere Praxis sieht in ihr nur das Fortpflanzungsmittel, eine Sache, die der Mann nimmt und forttut, ein Wesen, dessen geistige und sittliche Kräfte zu entwickeln unnütz, ja gefährlich ist. Daneben die Ordnung der Gesellschaft, die ein Hohn auf die Gleichheit aller Muslime ist: die Gegensätze von arm und reich, von Gelehrten und Ungelehrten treten schroff hervor, der Besitz- und der Wissensdünkel können sich alles erlauben. Für das unerfreuliche Bild, das der I. in den Ländern, wo er herrscht, von Staat, Gesellschaft, Recht, Geisteskultur immer bot und in erhöhtem Maße heute bietet, ist einzig das Überwiegen der religiösen Richtung verantwortlich zu machen, die in Gott den unstet hin und her fahrenden Despoten sieht, in dem Koran das mit und in, ja, als Gott von Urewigkeit her bestehende Wort, und in den nur allzu menschlichen Auslegern des Wortes die berufenen Bestimmer aller Normen des Lebens und Richter über die Handlungen aller Glieder der Gemeinde.

Die Ausbreitung des Islams ist Pflicht jedes Muslims, und so waren und sind die zahlreichen Händler und Reisenden in Heidenländern oft Bekehrer. Hauptsächlich wurde die Predigt aber durch das Schwert betrieben. Wo der I. Wurzel gefaßt, ist er wegen der Leichtfaßlichkeit seines Bekenntnisses und der Lehre vom Abfall (irtidâd) als einer nur mit dem Tode zu sühnenden Sünde nicht zu beseitigen. Die christliche Mission hat unter Muslimen keinen Erfolg. Der numerische Stand der Islambekenner war 1897 folgender:

	Sunniten	Schiiten	Zusammen
I. Europa:			
Balkanhalbinsel . . .	3 295 000	—	3 295 000
Europ. Rußland (einschl. ganz Kaukasien) . . .	8 106 000	1 300	8 107 300
Andre Länder	54 000	170	54 170
II. Asien:			
Asiat. Türkei (mit den nicht türk. Teilen Arabiens)	16 500 000	29 000	16 529 000
Persien	800 000	8 100 000	8 900 000
Russisch-Asien (mit Chiwa und Buchara) . .	9 390 000	55 000	9 445 000
Afghanistan und Belutschistan	5 300 000	585 000	5 885 000
Vorderindische Halbinsel	56 000 000	1 307 000	57 307 000
China und Nebenländer .	32 600 000	—	32 600 000
Hinterindien	3 530 000	2 600	3 532 600
Malaiischer Archipel . .	30 456 000	—	30 456 000
III. Afrika	74 953 500	1 000	73 954 500
IV. Australien, Ozeanien und Amerika.	68 000	—	68 000
Zusammen:	241 052 500	10 081 070	250 133 570

Bei Schätzung der Gesamtbevölkerung der Erde auf 1,521,600,000 entfallen davon auf den J. 16,5 Proz. (etwas weniger als ein Sechstel); s. die »Religions- und Missionskarte der Erde«. Ein Anwachsen dieser Ziffer anders als durch natürliche Vermehrung, deren Prozentsatz nicht beträchtlich ist, ist bei der gegenwärtigen Weltlage unwahrscheinlich. Denn weder äußere noch innere Eroberungen zu machen ist der J. jetzt und künftig in der Lage, da überall die europäischen Kulturstaaten die Bewegung der islamischen Gebiete überwachen. Von dem sogen. Panislamismus droht keine Gefahr. Denn diese Bewegung, die nichts Neues, sondern ein im Wesen des Islams Liegendes ist, hat in der großen Masse der heutigen Muslime keinen Boden, ist vielmehr die weit über die wahre Bedeutung aufgebauschte Agitation einiger kleiner Gruppen, die politische, sektiererische oder auch nur niedrig persönliche Ziele verfolgen.

Vgl. Dozy, Het Islamisme (Haarlem 1863; franz. von Chauvin, Leiden-Paris 1879); v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams (Leipz. 1868) und Kulturgeschichte des Orients unter den Kalifen (Wien 1875—76, 2 Bde.); Snouck Hurgronje, De I. (in »De Gids«, 1886, Nr. 5); Goldziher, Muhammedanische Studien (Halle 1889—90, 2 Bde.); T. W. Arnold, The preaching of I. (Lond. 1896); Jansen, Verbreitung des Islams (Friedrichshagen-Berlin 1897); Hartmann, Der islamische Orient (Berl. 1899—1902, 5 Hefte).

Islamitische Kunst, die seit dem 7. Jahrh. von den Völkern des Islams in den von ihnen bewohnten und später eroberten Ländern betriebene Kunstübung, die sich auf die Architektur, die sie begleitenden dekorativen und die gewerblichen Künste erstreckte. S. auch die Artikel »Arabische Kunst«, »Architektur«, S. 714 bis 715 nebst Tafel VII, und »Baustile« nebst Tafel I, Fig. 8—16. Vgl. Franz-Pascha, Die Baukunst des J., im »Handbuch der Architektur«, 3. Bd., 2. Hälfte (2. Aufl., Stuttg. 1896).

Island, eine zu Dänemark gehörige Insel im nördlichen Atlantischen Ozean, liegt zwischen 63° 23′—66° 32′ nördl. Br. und 13° 31′—24° 29′ westl. L., ist 965 km von Norwegen und 360 km von Grönland entfernt. Ihre Ausdehnung beträgt von N. nach S. 356 km, von W. nach O. 490 km, mit einem Flächeninhalt von 104,785 qkm (1903 QM.). Vgl. die Karte auf S. 52.

[Physische Verhältnisse.] Die Küsten sind sehr unregelmäßig und enthalten zahlreiche, z. T. tief einschneidende Buchten, namentlich an der West- und Nordseite, unter denen gegen W. Faxafjördur und Breidifjördur, gegen N. Skagafjördur und Eyjafjördur hervorzuheben sind. Die zahlreichen Fjorde an der Ostküste sind kleiner; an der Südküste finden sich beinahe keine Fjorde. Das Innere von J. ist zu ¾ Gebirgsland, zu ¼ Flachland. Die Küste ist an vielen Stellen 4—7 km weit flach, und einzelne schmale Zungen des Flachlandes erstrecken sich 70—110 km tief in das Innere. Nur im SW. (bei Skálholt) ist das Flachland einigermaßen groß. Sonst sind die Küsten auch klippig und steigen bis 650 m auf. Die Hauptmasse der Insel kann man als ein Hochplateau ansehen, das fast durchgängig eine Mittelhöhe von 650—980 m behauptet. Auf diesem Plateau erheben sich, teils inselartig, teils in längern Zügen, höhere Berge (die sogen. Jöklar, Einzahl Jökull, »Gletscherberge«), die mit ewigem Schnee bedeckt, von Gletschern umgeben sind und sich gewöhnlich in allmählichem Abfall gegen ihre Basis senken. Die jetzigen Gletscher Islands übertreffen an Ausdehnung die der Schweiz bei weitem. Besonders die Mitte bedecken ungeheure Gletscher; der größte derselben, der Vatnajökull, nimmt allein 8810 qkm (160 QM.) ein. Das Innere dieser Eiswüste ist noch fast ganz unbekannt. Nach Winkler sind vier Hauptgebirgszüge zu unterscheiden, die mehr oder weniger alle vulkanischer Natur sind. Der südliche beginnt im W. mit dem Hekla und schließt mit der schon genannten Gletscherwüste des Vatnajökull; an seinem Südende erhebt sich der Öräfajökull, der höchste Punkt der Insel, zu 1959 m. Dieses südliche Gebirge ist ganz vulkanisch; es enthält sechs tätige Vulkane, darunter den 1557 m hohen Hekla (s. d.); ferner den Eyjafjallajökull (1705 m hoch) und die Vulkane im Tal Varmárdalur, südwestlich vom Skaptárjökull (der westlichste Teil des Vatnajökulls). Der westliche Gebirgszug erhebt sich westlich von Reykjavík und zieht nach ONO. weiter, in der mittlern Region vulkanisch. Der nördliche Gebirgszug erreicht nur in einigen Gipfeln den ewigen Schnee und zeigt nur geringe vulkanische Tätigkeit. Die östliche Vulkangruppe liegt im NO., in der Nähe des Sees Mývatn, wo sich mehrere Krater befinden, darunter der Leirhnúkur. Außer den genannten vier Gebirgszügen gibt es noch kleinere isolierte Gruppen; so erhebt sich am äußersten Ende der südwestlichen Halbinsel Snäfellsnes der Snäfellsjökull zu 1437 m. Man zählt im ganzen 29 Vulkane auf J., von denen jedoch nur 7 regelmäßige Eruptionen gezeigt haben.

J. ist wesentlich aus vulkanischen Gesteinen und zwar hauptsächlich aus Basalt und basaltischen Tuffen und Konglomeraten miocänen Alters, untergeordnet auch aus Trachyt (Liparit) sowie jüngern Laven und Aschen aufgebaut. Der Basalt und die Laven bedecken in fast horizontal sich ausbreitenden Strömen und Decken im Innern von J. oft völlig nackte Felder (Graun) von ungeheuren Dimensionen und einem über alle Beschreibung öden Charakter. Mit den Lavafeldern wechseln sogen. Heidar (Einz. Heidi), d. h. Hochebenen mit sanften Wellenhügeln, die eine dünne Rasendecke tragen, und die diesen verwandten »Hälse« (Hálsar, Einz. Háls), weniger hoch gelegene, aus Steinbänken, Schuttflächen und Sumpfstellen bestehende Ebenen. Den vulkanischen Gesteinen sind an einzelnen Stellen miocäne Sedimente und Braunkohlen eingebettet. Eine Beziehung zu den vulkanischen Kräften der Insel zeigen die warmen, stehenden Gewässer (Laugar) und die heißen, sprudelnden

Quellen (Hverar), die sich auf J. in so großer Menge finden wie in wenigen Gegenden der Erde. Die heißen Springquellen werfen Wasserstrahlen aus unter Erschütterung des Bodens, teils beständig, teils zeitweilig aussetzend. Fast alle setzen an ihrer Mündung Massen von Kieselsinter oder -Tuff an und bauen so die allmählich sich erhöhenden, flach kegelförmigen Hügel, aus deren Mittelpunkt sie hervorbrechen, selbst auf. Die berühmtesten dieser zahlreichen, über die ganze Insel verbreiteten Quellen sind die beiden Geiser (s. d.). Schwefelquellen kommen besonders häufig an der Nordküste vor, Schlammvulkane in Menge um den Mývatn.

Die in großer Menge von den Bergen strömenden Bäche und Flüsse sind meist kurz, haben aber eine gewaltige Wassermasse und bilden herrliche Wasserfälle. Die meisten dieser Gebirgsflüsse führen ein kristallhelles Wasser; die von Gletschern kommenden haben ein milchweißes, mitunter auch braungelbes Aussehen. Der bedeutendste Fluß der Insel ist die Thjórsá, die am Arnarfellsjökull entspringt und, westlich am Hekla vorbeifließend, nach 200 km langem Lauf an der Südwestküste mündet. Sonst sind bemerkenswert in der Südhälfte: Hvítá, in seinem untern Lauf Ölfusá genannt, Markarfljót, die berüchtigten Gletscherflüsse Skeidará und die beiden Jökulsá; im nordöstlichen J. Lagarfljót; an der Nordseite Jökulsá u. a. Unter den Seen Islands (Vatn, Mehrz. Vötn) sind die größten der Thingvallavatn, Thórisvatn und Hvítárvatn im S. und der Mývatn (»Mückensee«) im N.

Das Klima Islands hat entschieden ozeanisches Gepräge: kühle Sommer und milde Winter. Reykjavík hat eine jährliche Mitteltemperatur von 3,3° (Februar —3,1°, Juli 11,8°), Berufjord (Ostküste) von 2,7° (März —2,0°, Juli 8,3°). Das Maximum im Sommer ist 26°, das Minimum im Winter —30°. Auf den Bergen herrscht Polarklima. Angetriebene Eismassen kühlen die Luft stark ab; so hatte Stykkisholm 1866 ein Februarmittel von —10,7° (normal —2,6°). In der Ebene ist weniger die Kälte unbequem als Feuchtigkeit, Nebel und heftige Stürme. In den mit vulkanischem Sand bedeckten Ebenen rast der Mistur, ein Wirbelwind, der Nebel und Staub bringt und nicht selten das Leben der Reisenden gefährdet. In Reykjavík sind die herrschenden Winde die aus N. und O.; der Niederschlag fällt meist im Herbst und Winter und beträgt an der Südküste über 100 cm, an der Nordküste 40 cm. Schneefall tritt zu allen Jahreszeiten auf. Gewitter kommen meist nur

Karte von Island.

im Winter vor und sind auch dann selten. Der längste Tag währt 20—21 Stunden, der kürzeste 4; vom Mai bis September gibt es fast gar keine Nacht, besonders auf der Nordseite.

Von Mineralien findet sich auf J. am Eskifjördur an der Ostküste wasserheller Doppelspat zusammen mit Zeolithen in einem Basaltmandelstein. Außerdem liefert J. Chalcedone, Schwefel und den sogen. Surturbrand, eine Art Braunkohle, eingelagert in basaltischem Tuff.

In seiner Vegetation gehört J. zum arktischen Gebiet, nur der südliche Teil ist entschieden subarktisch. In den niedern Küstenstrichen besteht die Gesamtzahl an Gefäßpflanzen fast zu drei Viertel aus Arten der nord- und mitteleuropäischen Ebenen, das Hochland und die Nordküste dagegen zeigen mindestens zwei Drittel arktische Arten, von denen nur wenige in Skandinavien fehlen. Wald ist durch schlechte Wirtschaft sehr zurückgegangen und jetzt nur noch spärlich vorhanden; er besteht fast lediglich aus Birken (Betula pubescens var. carpatica), die meist strauchig bleiben.

Der Hauptreichtum besteht in den Wiesenflächen. Von den 344 isländischen Gefäßpflanzenarten fehlen 123 in Grönland, wogegen nur 5 in dem weiter entfernten Skandinavien vermißt werden. Diese Übereinstimmung weist auf eine vormalige Landverbindung von J. über die Färöerinseln mit Skandinavien hin.

Die Tierwelt ist arm an Arten. Man zählt nur wenige Säugetiere, darunter den Polarfuchs und eine nur in J. vorkommende Maus. Renntiere, die 1770 eingeführt wurden, haben sich stark vermehrt und ziehen in großen Herden, unangetastet und ungenutzt, durch die Ebenen des Innern. Seehunde sind an den Küsten zahlreich. Eidergänse halten sich an vielen Orten in großen Scharen auf; Schneehühner, Brachvögel, Schneeeulen, Bachstelzen, Schneeammern und Zaunschlüpfer, Schnepfen und schön gefiederte Enten sind nicht selten. Reptilien finden sich nicht auf J. Von Wichtigkeit ist der Fischfang, der 27 Proz. der Bevölkerung ernährt, aber hier auch von Holländern, Franzosen und Engländern betrieben wird. Von Seefischen werden Dorsche, Schellfische und Hellbutten überall gefangen, und an der Ostküste besteht eine nicht unbedeutende Heringsfischerei; selbst eine Art Haifische (Hákarl, Mehrz. Hákarlar) kommt nicht selten vor, an einigen Küsten auch Walfische. Im süßen Wasser findet man nur Lachse und Forellen. Der größte Teil der Bevölkerung lebt von der Viehzucht. Das wichtigste Haustier ist das Schaf, das ein vortreffliches Fleisch und gute Wolle liefert; 1896 schätzte man die Zahl der Schafe auf 842,000. Weniger zahlreich ist das Rindvieh (etwa 24,000 Stück). Dagegen ist die Pferdezucht bedeutend (1896: 43,000). Die isländischen Pferde gehören zu einer kleinen, aber flüchtigen, sicher gehenden und sehr anspruchslosen Bergrasse und sind, da es nur Reitwege gibt, für die Bewohner unentbehrlich. Schweine trifft man nur ausnahmsweise, dagegen viele Hunde. Nationalspeise der Isländer ist Skyr, d. h. ausgepreßte dicke Milch. Außerdem besteht das Essen auf J. gewöhnlich aus Schaffleisch, Fischen, aus Vögeln, Eiern, zu flachen Kuchen geformtem Brot von Roggen, Butter und Milch. Endlich wird ziemlich viel Branntwein und Kaffee getrunken.

[Bevölkerung.] Die Zahl der Bewohner Islands betrug 1703: 50,444, 1769: 46,201, 1786 nur 38,142, 1801: 47,240 und 1901: 78,489 Seelen, so daß gegenwärtig, wenn man nur den bewohnbaren Teil der Insel (42,068 qkm) rechnet, noch nicht zwei Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen. Die Ursachen dieser geringen Dichtigkeit der Bevölkerung sind hauptsächlich in den natürlichen Verhältnissen zu suchen. Die Isländer sind germanischen Stammes, gehören zur skandinavischen Familie und haben noch ihre eigentümliche Nationalität in völliger Reinheit bewahrt. Ihre Sprache ist noch heute die eingeführte alte norwegische, die man die isländische nennt, und besitzt eine alte, reiche und eigenartig bedeutende Literatur sowie eine Fülle von Sagen (s. Nordische Sprache und Literatur). Landschulen gibt es nicht, aber die Eltern unterrichten selbst ihre Kinder. Eine gelehrte Schule besteht in Reykjavik und eine Realschule in Akreyri. In Reykjavik befindet sich außerdem eine theologische und eine medizinische Lehranstalt. Auch erscheinen mehrere Zeitungen. Von Holz erbaute und wohnlicher eingerichtete Häuser findet man nur in Reykjavik und in den Städten und Handelsplätzen. Auf dem Lande dagegen sind die Häuser durchgängig von Erde und Steinen gebaut. Alle Häuser sind mit Grastorf gedeckt.

Die Industrie Islands ist natürlich gering. Der Hausfleiß liefert grobes Wollzeug (Vadmál), Strümpfe und Handschuhe, die aber schlecht gearbeitet sind. Auch das Handwerk ist nicht bedeutend (s. Tafel »Nordische Kultur II«). Der Handel, bis 1786 ein königliches Monopol und bis 1854 dänischen Untertanen vorbehalten, ist jetzt freigegeben. Reykjavik hat zwei Notenbanken, die 1885 errichtete Landesbank und die 1903 gegründete Privatbank »Islands Bank«. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: getrocknete Fische, Wolle, Tran, Salzfleisch, Talg, Federn, Eiderdaunen, Schneehühner, Fuchspelze, Pferde ꝛc. Die Einfuhr besteht in Korn und Mehl, Kolonialwaren, Holz, Steinkohlen, Eisen, Tabak, Spirituosen und allerlei Fabrikaten. Der Wert der Einfuhr beläuft sich auf ca. 10,4 Mill., der der Ausfuhr auf 10,1 Mill. Mk. J. hat nur vier Städte (Reykjavik, Akreyri, Isafjördr und Seydisfjördur). An mehreren Buchten haben Kaufleute ihre Faktoreien und Häuser errichtet, welche Orte dann Handelsplätze genannt werden. Eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung Islands mit Kopenhagen findet an bestimmten Tagen statt. Seit 1873 ist auch ein reguläres Postwesen auf der Insel eingeführt. Als besondere Maße dienen zuweilen der Faden zu 3 Alen = 171,19 cm, für Getreide die Tönde zu 136 dänischen Pott = 131,39 Lit., für Flüssigkeiten der Kutting zu 5 Pott = 4,83 L.

Verwaltung. Der höchste Beamte ist jetzt (Gesetz vom 3. Okt. 1903) der Minister für J., der in Reykjavik wohnt und sich nach Kopenhagen begibt, wenn er dem König im Staatsrat Gesetze und wichtige Regierungsakte vorlegen soll. Die Stellen des Landshöfdings und der beiden Amtmänner sind aufgehoben. Der Minister ist dem Althing verantwortlich. J. wird in vier Ämter geteilt: Süd-, West-, Ost- und Nordamt. Diese zerfallen in 18 Syslur (Einz. Sysla, Distrikte) und diese in Hreppar (Einz. Hreppur, Gemeinden). In kirchlicher Hinsicht bildet J. ein Bistum (Reykjavik). Das Isländische ist Kirchen-, Schul- und Rechtssprache, und der größte Teil der Beamten besteht aus eingebornen Isländern. Die Insel hat seit 1874 wieder ihre eigne gesetzgebende Versammlung (Althing), die sich alle zwei Jahre in Reykjavik versammelt und seit 1903 aus zwei Kammern besteht (s. unten, Geschichte). Der Staatsvoranschlag für die zweijährige Finanzperiode 1904/05 beziffert die Einnahme auf 1,668,000 Kronen, darunter Zuschuß aus der Staatskasse des Königreichs 120,000 Kronen, die Ausgabe auf 2,069,000 Kronen. Wesentliche Einnahmen sind die Einfuhrzölle von Spiritus, Tabak, Kaffee und Zucker und Ausfuhrzölle von Fischen und Tran. Militär wird auf J. nicht gehalten.

[Geschichte.] Schon gegen Ende des 8. Jahrh. von Irländern entdeckt, aber erst um 850 von dem Norweger Naddod wieder aufgefunden, dann von dem Schweden Gardar umsegelt und von dem Normannen Floke besucht, der die Insel wegen des an den Küsten angehäuften Treibeises J. (Eisland) nannte, ward J. 874 ständiger Wohnsitz des norwegischen Edlen Ingolfr Arnarson. Der Ort seiner Ansiedelung war Reykjavik. Rasch folgten andre Einwanderer nach, zumeist norwegischen Stammes, aber auch einige dänische, schwedische und keltische Männer. 930 wurde durch Ulfljot für den isländischen Freistaat nach norwegischem Muster eine gemeinsame Landschaftsverfassung entworfen, als Vertretung aller Landsgemeinden ein Althing mit richterlichen und gesetzgebenden Befugnissen eingerichtet, das zur Mittsommerszeit jährlich in Thingvellir (Dingstätte) zusam-

mentreten sollte, und den Goden, die bisher auch die politischen und juridischen Leiter ihrer Tempelgemeinden gewesen waren, im Althing ein Vorsitzender übergeordnet, 965 J. in 4 Distrikte, 13 Thinge und 39 Godorde eingeteilt, 1000 nach längerm Wirken verschiedener Missionare, besonders Tangbrands, durch Althingsbeschluß das Christentum eingeführt. 1056 erhielt J. in Isleifr seinen ersten Bischof (Sitz in Skálholt), und 1106 entstand in Holar (Holum) ein zweites Stift. Mit beiden Bistümern waren Schulen und Klöster verbunden. Auch in dem von Isländern entdeckten und kolonisierten Grönland machte das Christentum schnelle Fortschritte, während auf der stark bevölkerten Insel selbst Handel, Landwirtschaft und Volksbildung, dank der vorzüglichen Rechtsverfassung, damals in hoher Blüte standen. Erst seit Ende des 12. Jahrh. ward durch die Entstehung eines Hochadels und die Zustände innerhalb der einheimischen Kirche, die 1104—52 unter dem Erzstift Lund, dann unter dem Erzbistum Drontheim stand, namentlich aber durch innere Streitigkeiten zwischen einzelnen Großen (s. Snorri Sturluson) die Kraft des Freistaates allmählich geschwächt, so daß es schließlich (1262) dem norwegischen König Hakon dem Alten (s. Hakon 5) und seinem Nachfolger Magnus Lagaböte gelang, J. mit Norwegen zu vereinigen. 1280 erhielt J. ein neues, im wesentlichen noch heute gültiges Gesetzbuch. Schon 1380, als J. mit Norwegen an Dänemark fiel, war es dem Verfall nahe. Vollends vernichtet ward der frühere Wohlstand im 15. Jahrh. durch Erdbeben, wiederholte Vulkanausbrüche, schwere Steuerauflagen, fiskalische Übergriffe seitens der dänischen Statthalter u. eine Seuche, die 1402—04 zwei Drittel der Bevölkerung hinraffte. Die gewaltsame Einführung der Reformation durch Christian III. (s. Christian 10) vollzog sich nicht ohne Widerstand. Auch im 17. und 18. Jahrh. hatte J. schwer zu leiden. 1627 und 1687 ward es von algierischen Seeräubern, 1707 von einer verheerenden Blatternepidemie, 1784 und 1785 von schweren Hungersnöten, 1698, 1724 und 1783 von furchtbaren Vulkanausbrüchen heimgesucht. Da überdies der Handel 1602—1786 zugunsten der dänischen Kaufleute monopolisiert war, mußten die Bewohner die fortan nicht mehr einträgliche Viehzucht mit dem unsichern Fischfang vertauschen, was eine immer größere Verarmung zur Folge hatte. Die Regierung von Kopenhagen aus war faktisch eine ganz absolute, obwohl das Althing erst 1800 förmlich aufgehoben ward. Während des dänisch-englischen Krieges 1807—14, wo J. sich selber überlassen blieb, machte der dänische Abenteurer J. Jürgensen (s. d.) sich 1809 zum König von J., geriet aber schon im Sommer d. J. in englische Gefangenschaft. 1810 für ein England befreundetes Land erklärt, wurde J. 1814 wieder mit Dänemark vereinigt. Seitdem machte sich in J. eine immer stärkere Selbständigkeitsbewegung bemerkbar, an deren Spitze Jón Sigurdsson (s. d.) trat. Die Wiederherstellung des Althings (1843) als einer Provinzialversammlung mit beratender Stimme bei allen speziell isländischen Gesetzgebungsfragen, ein 1851 in Reykjavik dänischerseits einer »Nationalversammlung« vorgelegter isländischer Verfassungsentwurf, die völlige Freigabe des Handels (1854) sowie andre Reformmaßregeln genügten dem isländischen Volke nicht. Es forderte vielmehr, J. solle als ein selbständiger Staat nur die Erbfolge mit Dänemark gemeinsam, im übrigen aber eine eigne Regierung in Reykjavik haben und unabhängig von Dänemark durch das Althing sein Gesetzgebungs- und Steuerbewilligungsrecht ausüben. Nach langen Kämpfen wurde ein Teil dieser Forderungen vom dänischen Reichstag und von Christian IX. (s. Christian 16) bewilligt: am 2. Jan. 1871 durch ein Gesetz, das die finanzielle Stellung Islands zu Dänemark ordnete, und 5. Jan. 1874 durch Einführung einer neuen Verfassung, die dem aus 36 (6 vom König, 30 vom Volke gewählten) Mitgliedern bestehenden Althing das Gesetzgebungs- und Steuerbewilligungsrecht in innern Angelegenheiten sowie die Kontrolle über die im Namen des Königs durch einen verantwortlichen Minister für J. ausgeübte Verwaltung verlieh. Am 1. Aug. 1874 feierte J. in Gegenwart des Königs die 1000jährige Jubelfeier der ersten Kolonisation. Obwohl der Wohlstand der Insel, trotz eines furchtbaren Erdbebens (26. Aug. bis 5. Sept. 1896), unter dem Schutz der neuen Verfassung stetig zunahm, waren die Isländer doch mit den erlangten Zugeständnissen noch nicht zufrieden. Seit 1885 wurden von den home-rulers im Althing unter Führung Prof. W. Gudmundssons wiederholt erhebliche Verfassungsänderungen angenommen, die jedoch die dänische Regierung meistens verwarf. Erst der Sturz der konservativen Parteiherrschaft in Dänemark (s. d., S. 488) führte einen Umschwung herbei. Anfang Januar 1902 berief der König das Althing auf den 27. Juli zu einer außerordentlichen Tagung, um zwischen einem vom Althing 1901 nach den Vorschlägen Gudmundssons genehmigten Verfassungsentwurf und einer vom dänischen Kabinett Deuntzer ausgearbeiteten, noch radikalern Verfassungsreform zu wählen. Ende August 1902 genehmigten beide Kammern des Althings die dänische Vorlage, wonach künftig der Minister für J., der bis dahin stets mit dem dänischen Justizminister identisch war und demnach in Kopenhagen seinen Sitz hatte, Isländer und in Reykjavik wohnhaft sein, das Althing jedes zweite Jahr zusammentreten, 40 (darunter 6 vom König ernannte) Abgeordnete zählen und in ein Oberhaus und Unterhaus mit 14, bez. 26 Mitgliedern zerfallen, das Wahlrecht eine Ausdehnung erfahren sollte ꝛc. Dieser Beschluß ward von dem im Spätfrühling 1903 neugewählten Althing Ende Juli mit allen gegen eine Stimme endgültig angenommen. Am 25. Sept. erhielt J. eine besondere Nationalbank mit der Berechtigung zur Papiergeldemission. An die Spitze der neuen isländischen Selbstverwaltung trat 1. Febr. 1904 der bisherige Stadthauptmann von Isafjord, Hannes Hafstein, als erster eingeborner Minister für J.

[Literatur.] Sartorius v. Waltershausen, Physikalisch-geographische Skizze von J. (Götting. 1847) und Geologischer Atlas von J. (das. 1853); Schleißner, I., undersögt fra et lägevidenskabligt Synspunkt (Kopenh. 1849); Ebel, Geographische Naturkunde von J. (Königsb. 1850); Winkler, J., seine Bewohner, Landesbildung und vulkanische Natur (Braunschw. 1861) und J., der Bau seiner Gebirge und dessen geologische Bedeutung (Münch. 1863); Preyer u. Zirkel, Reise nach J. im Sommer 1860 (Leipz. 1862); Paijkull, En sommar på I. (Stockh. 1866); Burton, Ultima Thule, or a summer in Iceland (Lond. 1875, 2 Bde.); Kaalund, Bidrag til en historisk-topografisk Beskrivelse af I. (Kopenh. 1877—82, 2 Bde.); Coles, Summer travelling in Iceland (Lond. 1882); Lock, Guide to Iceland (Charlton 1882); Thoroddsen, Islands Beskrivelse (Christian. 1883); Keilhack, Reisebilder aus J. (Gera 1885); Poestion, J., das Land und seine Bewohner (Wien 1885); Labonne, L'Islande et l'archipel des

Faeroer (Par. 1888); Baumgartner, J. und die Farör (3. Aufl., Freiburg 1902); Collingwood und Stefánsson, A pilgrimage to the Sagasteads of Iceland (Kopenh. 1899); B. Kahle, Ein Sommer auf J. (Berl. 1899); Jäger, Die nordische Atlantis. J. und Färöer (Wien 1904). — Karten: Olsen und Gunlaugson (in 4 Blättern, 1:480,000, 1845; reduziert auf 1:960,000, 1849; neue Ausg. 1866); Thoroddsen, Geological map of Iceland, 1:600,000 (2 Blätter, Kopenh. 1901).

Zur Geschichte, Kulturgeschichte ꝛc.: Finn Johannson, Historia ecclesiastica Islandiae (Kopenh. 1772 bis 1878, 4 Bde.; Fortsetzung von P. Peterson, das. 1841); »Diplomatarium islandicum« (Kopenh. u. Reykjavik 1857 ff., bisher 6 Bde.); K. v. Maurer, Die Entstehung des isländischen Staates und seiner Verfassung (Münch. 1852), J. von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergang des Freistaats (das. 1874) und Zur politischen Geschichte Islands (Leipz. 1880); Schweitzer, J., Land und Leute, Geschichte, Literatur und Sprache (das. 1885); G. Storm, Islandske Annaler indtil 1578 (Christian. 1888); Finsen, Om den oprindelige Ordning af nogle af den islandske Fristats Institutioner (Kopenh. 1888); Baasch, Die Islandfahrt der Deutschen, namentlich der Hamburger, vom 15.—17. Jahrhundert (Hamb. 1889); Walt. Gudmundsson, Privatboligen på I. i Sagatiden samt delvis i det övrige Norden (Kopenh. 1889); D. Fabricius, J. und Grönland zu Anfang des 17. Jahrhunderts (hrsg. von K. Tannen, Brem. 1890); A. Geffroy, L'Islande avant le christianisme (Par. 1896); Thoroddsen, Geschichte der isländischen Geographie (isländisch, Reykjavik 1892 ff., bisher 3 Bde.; deutsch von Gebhardt, Leipz. 1897—1898, Bd. 1 u. 2); D. Bruun, Fortidsminder og Nutidsbjem paa I. (Kopenh. 1897); E. D. Schönfeld, Das Pferd im Dienste des Isländers zur Sagazeit (Jena 1900) und Der isländische Bauernhof zur Sagazeit (Straßb. 1902); O. Schumann, Islands Siedelungsgeschichte während der Landnámatid (Leipz. 1900); Gudmundsson, Islands Kultur ved Aarhundredskiftet (Kopenh. 1902) und Die Fortschritte Islands im 19. Jahrhundert (deutsch, Kattowitz 1902); »Mimir, Icelandic Institutions etc.« (Kopenh. 1903).

Isländisches Moos, s. Cetraria.

Isländische Sprache und Literatur, s. Nordische Sprache und Literatur.

Isländische Verskunst, s. Nordische Verskunst.

Islas de Lobos, s. Lobos.

Islas Malvinas, span. Name der Falklandinseln (s. d.).

Islay (spr. aile), eine der südlichen Hebrideninseln, südwestlich von der Insel Jura, von der sie durch den Islaysund getrennt wird, gehört zur Grafschaft Argyll und umfaßt 606 qkm (11 QM.) mit (1891) 7375 Einw., von denen 1164 nur Gälisch und 5217 daneben auch Englisch sprechen. Die Küsten sind felsig, schwer zugänglich und von tief eindringenden Buchten zerschnitten. Den tiefsten Einschnitt bildet der Loch Andail im S. Das Innere ist ein Hügelland mit Moorstrecken; in den Tälern findet sich Kulturland. Der Ackerbau nimmt neuerdings zu. Die höchsten Punkte sind: Beinn Bhan (470 m) und Scaribh (365 m). Das Mineralreich bietet Eisen, Kupfer, Blei und Schmirgel. Der namhafteste Ort ist das Dorf Bowmore am Loch Andail, mit Whiskybrennerei und (1891) 848 Einw.

Islay (Puerto de J.), Hafenort an der Küste des peruan. Depart. Arequipa, auf steiler Anhöhe in öder Gegend, aus welcher der Cerro J. zu 1018 m emporsteigt, mit nur 500 Einw., da seit Eröffnung der Eisenbahn von Mollendo (s. d.) nach Puno der Handel bedeutend zurückging. [Insel.

Isle (franz., spr. il'), alte Schreibweise für île, d. h.

Isle (spr. il'), rechter Nebenfluß der Dordogne in Südfrankreich, entspringt südöstlich von Nexon, durchfließt in südwestlicher Richtung die Departements Obervienne, Dordogne und Gironde und mündet bei Libourne. Nebenflüsse sind links die Dronne, rechts die Haute-Bézère (Aubézère). Der 235 km lange Fluß ist aufwärts bis Périgueux, 143 km weit, schiffbar und in seinem untersten Lauf auch für Seeschiffe zugänglich.

Isle (spr. il'), Name zahlreicher franz. Ortschaften, darunter: 1) L'Isle-Adam, Stadt im Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Pontoise, an der Oise, über die zwei alte Brücken führen, und an der Nordbahn, hat eine schöne Kirche (16. Jahrh.), ein meteorologisches Observatorium, Steinbrüche, Porzellanfabrikation und (1901) 3532 Einw. J. ist Stammsitz der Familie Villiers de L'Isle-Adam, welcher Johann, der 1437 gestorbene Marschall von Frankreich, und Johann und Philipp, die 1297 und 1534 gestorbenen Großmeister des Johanniterordens, angehörten. — 2) L'Isle-Jourdain, Stadt im Depart. Gers, Arrond. Lombez, an der Save und der Südbahn, hat eine hübsche moderne Kirche, Messerfabrikation und (1901) 2094 (als Gemeinde 4122) Einw. — 3) L'Isle-sur-la-Sorgue, Stadt im Depart. Vaucluse, Arrond. Avignon, an der Sorgue, Knotenpunkt an der Lyoner Bahn, hat eine Kirche aus dem 17. Jahrh. mit mehreren Kunstwerken, Weinbau, Seiden- und Wollspinnerei, Fabrikation von Tuch, Decken, Hüten, Lederwaren und (1901) 4182 (als Gemeinde 6514) Einw. — 4) L'Isle-sur-le-Doubs, Stadt im Depart. Doubs, Arrond. Baume-les-Dames, am Doubs, dem Rhone-Rheinkanal und der Lyoner Bahn, hat ein Schloß, Fabrikation von Drechslerwaren und Draht und (1901) 2580 Einw.

Islebia, s. Eisleben.

Islebius, Johannes, s. Agricola 5).

Isle Bonaparte (spr. il' bŏ burbóng), bis zur französischen Revolution und wieder 1814—48 Name der Insel Réunion (s. d.).

Isle-de-Bourbon (spr. il' dŏ burbóng), bis zur französischen Revolution und wieder 1814—48 Name der Insel Réunion (s. d.).

Isle de France (spr. il' dŏ frängß'), s. Ile de France.

Isleworth (spr. aisl- oder ail-üörth), Ortschaft in der engl. Grafschaft Middlesex, an der Themse, 22 km oberhalb der Londonbrücke, hat große Obst- und Gemüsegärten, zahlreiche Villen (darunter das bei Brentford [s. d.] erwähnte Sion House) und (1901) 19,874 Einw. Dabei Pears' berühmte Seifensiederei. S. Karte »Umgebung von London«.

Islikon, Fabrikdorf, s. Frauenfeld.

Islimie, Stadt, s. Sliwen.

Islington (spr. islingt'n), Verwaltungsbezirk (metropolitan borough) im N. Londons, östlich von St. Pancras gelegen, mit großem Gefängnis der City (im Stadtteil Holloway), einer großen Ackerbauhalle (für Ausstellungen, 1861—62 errichtet), einem anglikanischen Seminar (College of Divinity, in Highbury), einer Anstalt zur Bildung von Missionaren, einer deutschen Kirche und (1901) 334,991 Einw.

Isluga, Vulkan in der Hauptkette der Anden, auf der Grenze zwischen Chile und Bolivia, unter 19° 12' südl. Br., 5486 m hoch. An ihm liegt in 4267 m Höhe das gleichnamige Dorf, am Ostfuß beginnt die

große Salzebene Pampa Aullagas, über den Südfuß führt der Pichutapaß.

Isly (spr. isli), Fluß in Marokko, an der algerischen Grenze, bekannt durch den Sieg, den hier 14. Aug. 1844 die Franzosen unter Marschall Bugeaud (Herzog von J.) über die Marokkaner erfochten.

Ismäel (hebr., »Gott hört«), Sohn Abrahams und der Hagar, einer Sklavin der Sara, ward den hebräischen Urkunden zufolge, nachdem letztere selbst einen Sohn geboren hatte, mit seiner Mutter von Abraham verstoßen und lebte sodann in der Wüste Paran, wo er eine Ägypterin heiratete. Er nimmt mit Isaak teil an dem Begräbnis Abrahams und stirbt 137 Jahre alt. Typus des Beduinentums, galt er als Stammvater von zwölf Wüstenvölkern, den Ismaeliten.

Ismaëliten, 1) die Nachkommen Ismaels (s. d.). — 2) Mohammedan. Sektierer seit den ersten Zeiten der Abbasidenherrschaft, ursprünglich Zweig der Schiiten (s. d.), mit allerlei mystisch-pantheistischen und kommunistischen Vorstellungen. Sie traten in Syrien und Persien auf und verfochten ursprünglich die Rechte der Nachkommen Alis, nach dessen Urenkel im sechsten Gliede, Ismaïl ibn Dscha'far as-Sâdik, sie sich nannten. Der Koran spielte bei ihnen nur die Rolle der äußern Form, seinen Inhalt bestimmte ihre eigne allegorische Interpretation, daher sie auch Bâtiniten (etwa »Leute des innern«, nämlich Sinnes) genannt wurden. Sie bekannten sich zu einer extremen Form der Inkarnationslehre, nach der Gott in Ali und seinen Nachkommen bis Ismaïl, den Imâmen (Religionshäuptern), sich verkörpert hatte: Ismaïl sei von der Erde verschwunden, lebe aber als verborgener Imâm weiter und werde als Mahdi (»Rechtgeleiteter«), d. h. Wiederhersteller des wahren Gottesreiches, zurückkehren. Während für diese Lehre überall in ungemein geschickter Weise geworben wurde, entarteten die J. immer mehr zu einer Revolutionspartei, deren Führer den Fanatismus der irregeleiteten Menge für persönliche Zwecke ausnutzten. So die Karmaten (s. d.), die Fatimiden (s. d.) und Assassinen (s. d.). Jetzt sind nur wenige harmlose Reste der J. in Syrien und Indien übrig. — J. nannte man ferner im südöstlichen Europa, namentlich in Polen und Ungarn, finnisch-ugrische und türkische Mohammedaner, die von der untern Wolga und vom Nordrande des Kaspischen Meeres her in den Ostländern Europas Handel trieben und sich später dort ansiedelten. In Ungarn waren J. aus »Großbulgarien« ꝛc. bis zum 14. Jahrh. als die eigentlichen Repräsentanten des Handels anzutreffen, wurden aber alsdann teils gewaltsam bekehrt, teils vertrieben und ausgerottet.

Ismail, Kreisstadt im russ. Gouv. Bessarabien, am nördlichen Mündungsarm der Donau (Kilia), hat ein Zollamt erster Klasse, 4 Schulen und (1897) 33,607 Einw., die Handel mit Getreide, Wolle, Talg, Fellen treiben. — J., ehedem eine wichtige türkische Festung, ward 6. Aug. 1770 von den Russen erobert, 22. Dez. 1790 von Suworow zerstört, 26. Sept. 1791 zum drittenmal von den Russen genommen. Aus den Trümmern erhob es sich erst wieder, als es im Bukarester Frieden 1812 mit Bessarabien an Rußland gekommen war und Station der russischen Donauflotte wurde. Es erhielt mit der 1810 nahe dabei gegründeten Stadt Tutschkow 1830 eine abgesonderte Verwaltung, der auch Kilia und Reni unterstellt wurden. Die Festungswerke wurden zufolge des Pariser Friedens, nach dem J. nebst einem Teile von Bessarabien der Moldau überlassen ward, 1856 geschleift, und die Doppelstadt J.-Tutschkow ist nur noch Handelsplatz. Seit 1878 ist die Stadt wieder russisch.

Ismaïlia, 1) Distriktshauptstadt des ägypt. Gouvernorats (Mudirieh) des Kanals in der Mitte des Isthmus, von Suez 72, von Port Saïd 75 km entfernt, am Nordufer des Timsahsees und am schiffbaren Süßwasserkanal (Ismailiakanal), Endstation einer Zweigbahn der Linie Kairo–Suez, hat ungesundes Klima, breite, von Bäumen beschattete Straßen und Plätze, von Gärten umgebene Häuser, ein vizekönigliches Schloß, ein Wasserwerk, das durch 70 km lange Röhrenleitung Port Saïd versorgt, Gouvernementsgebäude, Kanalamt, Gerichtshof erster Instanz und (1897) 6886 Einw. — 2) Stadtteil von Kairo (s. d.). — 3) Ort am obern Nil, s. Gondokoro.

Ismaïl Pascha, 1) Vizekönig von Ägypten, geb. 31. Dez. 1830 in Kairo, gest. 2. März 1895 in Konstantinopel, zweiter Sohn Ibrahim Paschas, ward mit seinem ältesten Bruder, Ahmed, in Paris erzogen. 1849 nach dem Tode seines Vaters nach Ägypten zurückgekehrt, trat er in Opposition zu der reaktionären Regierung Abbas Paschas (gest. 1854), ward dagegen von seinem Oheim Said Pascha 1855 in den Staatsrat berufen und 1861 bei einer längern Abwesenheit Saïds mit der Stellvertretung beauftragt. Als Saïd Pascha 18. Jan. 1863 starb, folgte ihm J. in der Regierung und bekannte sich bald zu dessen freisinnigen Grundsätzen. Obwohl er das Volk mit Steuern und Fronden hart bedrückte, um die Summen aufzubringen, die sein Hof und seine großen Rüstungen verschlangen, so erwarb er sich doch auch bedeutende Verdienste um das Land. Er führte die Baumwollkultur in Ägypten ein; namentlich aber setzte er die Vollendung des Suezkanals gegen die von England angestifteten türkischen Ränke durch (16. Nov. 1869). Auch berief er 1866 eine ägyptische Notabelnversammlung, um über innere Reformen zu beraten. Am 21. Mai 1866 erhielt er die Zustimmung der Pforte zur Regelung der Erbfolge in direkter Linie, 5. Juni 1867, als die Türkei wegen des kretischen Aufstandes seines Beistandes bedurfte, den Titel Chedive (»Vizekönig«) und bedeutende Zugeständnisse für die Selbständigkeit der Verwaltung Ägyptens. Als er aber, durch Napoleons III. Gunst ermutigt, ein starkes Heer nach europäischem Muster bildete, eine Panzerflotte anschaffte, 1869 eine Reise an die europäischen Höfe antrat, über die Neutralisierung des Suezkanals und die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit selbständige Verhandlungen mit den Mächten anknüpfte, schritt die Pforte ein, und J. mußte sich im Dezember 1869 unterwerfen und im März 1870 seine Panzerschiffe ausliefern. Durch wiederholte Besuche in Konstantinopel (im Juli 1870, 1872, 1873) und reichliche Geldgeschenke an den Sultan und die vornehmsten Beamten erlangte er einen neuen Ferman vom 8. Juni 1873, der ihm zwar einen jährlichen Tribut von 3 Mill. Mk. und die Heeresfolge im Kriegsfall auferlegte, dafür aber höhern Rang und Unabhängigkeit verbürgte. Kriegerische Unternehmungen (Bakers und Sobehrs) führten 1874 zur Eroberung von Dar Fur, während die gegen Abessinien (1875 und 1876) völlig scheiterten. Schließlich aber wuchsen die Schulden Ägyptens so an, daß J. 1878 nicht mehr imstande war, die Zinsen zu bezahlen, und als er sich 18. Febr. 1879 der europäischen Kontrolle seiner Finanzen entziehen wollte, wurde er auf Antrieb der Westmächte 26. Juni vom Sultan zur Abdankung gezwungen, worauf sein Sohn Tewfik Chedive wurde. J. begab sich zunächst nach Neapel

und später nach Konstantinopel, wo er den Palast von Emirghian am Bosporus bewohnte.

2) Türk. General, s. Kmety.

Ismēne, in der griech. Sage Tochter des Ödipus (s. d.) und Schwester der Antigone.

Ismenios, Beiname des Apollon in Theben.

Ismēnos, Fluß bei Theben und dessen Gott.

Ismid, Hauptstadt eines selbständigen Liwas der asiat. Türkei (8100 qkm mit 222,700 Einw.), an einem Golf (Busen von J.) des Marmarameers, an der Anatolischen Eisenbahn, Sitz eines griechischen Metropoliten und eines armenischen Erzbischofs, hat 20,000 Einw. (viele Christen), Haupterwerbszweige sind Handel, Schiffbau und Küstenschiffahrt. J. ist das alte Nikomedeia (s. d.).

Ismir, türk. Name der Stadt Smyrna.

Isnard (spr. isnár), Maximin, Girondist, geb. 16. Febr. 1751 zu Grasse in der Provence, gest. daselbst 1830, ward 1791 in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, schloß sich den Girondisten an und trug durch seine leidenschaftliche Beredsamkeit das meiste dazu bei, den Thron und die Kirche zu stürzen und Frankreich in auswärtige Kriege zu verwickeln. Als Mitglied des Konvents stimmte er für die Einsetzung des Wohlfahrtsausschusses, widersetzte sich aber der Tyrannei der Jakobiner und entging dem Tode (Juni 1793) nur dadurch, daß er Paris verließ und sich verbarg. Im März 1795 in den Konvent zurückberufen, ward er einer der entschlossensten Vorkämpfer der antirevolutionären Reaktion und schlug die jakobinische Empörung in Toulon nieder. 1796 Mitglied des Rats der Fünfhundert, 1799 des Tribunats, zog er sich 1804 vom politischen Leben zurück.

Isnik, Ort im türk. Wilajet Chodawendikjâr in Kleinasien, am Ostende des Sees von J. (J.-Göl), mit 1200 Einw., ist das alte, berühmte Nikäa (s. d.), von dem noch die Stadtmauern und Ruinen einer Wasserleitung und eines Theaters übrig sind.

Isny, Stadt im württemberg. Donaukreis, Oberamt Wangen, im württembergischen Algäu, an der Staatsbahnlinie Herbertingen–J., 704 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, ein ehemaliges Benediktinerkloster von 1090 (jetzt Residenzschloß der Grafen von Quadt-J.), Seidenzwirnerei und Färberei, Fabriken für Peitschen, Litzen, Kämme, Sauerkohl, Strohhüte, Filtriersteine, einen Stahlhammer, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Käse- und Holzhandel und (1900) 2606 meist kathol. Einwohner. — J. wurde 1365 Reichsstadt, kam 1803 an die Grafen von Quadt und 1806 zu Württemberg.

Iso... (griech., »gleich«) bezeichnet in Zusammensetzungen das Gleiche, Gleichgestaltete und Gleichartige.

Isobaren (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleichem Luftdruck verbinden. Um sie zeichnen zu können, muß man die unmittelbaren Barometerangaben zuerst auf 0° (s. Barometer), dann auf das Meeresnivean (s. Luftdruck) und endlich auf Normalschwere (s. Schwere) reduzieren. Die so erhaltenen Werte werden in Karten eingetragen; verbindet man dann die Orte mit gleichem Luftdruck durch Kurven, so erhält man die J. Weil der Wind mit dem Luftdruck eng zusammenhängt (s. Wind), so trägt man in Isobarenkarten meist auch die Windrichtung ein. Da in der Breite von Mitteleuropa im Meeresniveau der mittlere Barometerstand rund 760 mm beträgt, so betrachtet man die Isobare 760 als die normale, die die Gebiete hohen und niedern Luftdrucks scheidet (s. Luftdruck).

Isobarometrische Linien (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleichen monatlichen oder jährlichen Barometerschwankungen verbinden. Vgl. den vorhergehenden Artikel.

Isobrónten (griech.), auf Landkarten Linien, welche diejenigen Orte miteinander verbinden, an denen bei nahendem Gewitter der erste Donner gleichzeitig gehört wurde. Diese Linien liefern ein vorzügliches Bild für den Weg eines fortschreitenden Gewit- [ters.

Isobuttersäure, s. Buttersäure.

Isobutylalkohol, s. Butylalkohol.

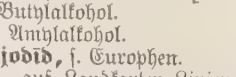
Isobutylkarbinol, s. Amylalkohol.

Isobutylorthokresyljodid, s. Europhen.

Isochásmen (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleicher Polarlichthäufigkeit verbinden (s. Polarlicht).

Isochimenen (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleicher mittlerer Wintertemperatur verbinden; vgl. Isothermen und Lufttemperatur.

Isochinolin C_9H_7N oder



findet sich neben dem isomeren Chinolin (s. d.) im Steinkohlenteer, ist diesem sehr ähnlich, erstarrt bei 0° u. siedet bei 237°. Es kann auch synthetisch dargestellt werden. Vom J. leiten sich Chinolinrot und einige Alkaloide, wie Papavarin, Narkotin, Hydrastin ꝛc., ab.

Isochiónen (griech.), auf Landkarten Linien gleicher Schneegrenzhöhe; vgl. Schnee.

Isochoren, Kurven, die angeben, wie bei konstantem Volumen der Druck variiert, wenn sich die Temperatur ändert, unterscheiden sich also von den Druckkurven (s. d.) dadurch, daß nicht das Volumen, sondern die Temperatur des Körpers die eine Veränderliche ist. Für ein Gas z. B. ist der Druck der absoluten Temperatur proportional, die J. daher eine schräg ansteigende gerade Linie.

Isochromatische Linien, s. Polarisation des [Lichtes.

Isochromatische Platten (orthochromatische, farbenempfindliche Platten), photographische Platten, bei denen die Lichtempfindlichkeit des Bromsilbers für Orange, Gelb und Grün durch Farbstoffzusatz künstlich gesteigert ist, so daß die photographische Reproduktion von Gemälden ohne Veränderung der Farbenwerte möglich ist. S. Photographie.

Isochrómfirnis, Firnis aus 2 Teilen Mastix, 6 T. rektifiziertem Terpentinöl, 4 T. bestem venezianischen Terpentin, wird als Gemäldelack benutzt sowie zum Überziehen von kolorierten Kupferstichen.

Isochrón (isochronisch, griech.), gleichlange Zeit während; Isochronismus, die gleichlange Dauer besonders von Pendelschwingungen; bei Chronometern der Zustand, in dem die Spiralfeder in gleicher Zeit immer gleichviel Schwingungen ausführt, seien dieselben groß oder klein, was für den guten Gang der Chronometer unbedingt erforderlich, jedoch vollständig genau nur schwer erreichbar ist. Vgl. Immisch, Über den Isochronismus der Spiralfeder (Weim. 1873).

Isochrone (Tautochrone), s. Zykloide.

Isochronen, auf Landkarten Linien, welche die Orte verbinden, an denen ein Gewitter gleichzeitig dieselbe Phase (z. B. größte Nähe) zeigt; in der Verkehrsgeographie nach Galton (der den Namen Isochronenkarten zuerst einführte) u. andern: Linien, die auf Karten alle Punkte verbinden, die von einem bestimmten Zentrum aus in derselben Zeit erreichbar sind. Vgl. Schjerning, Studien über Isochronenkarten (in der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde«, Berl. 1903).

Isocyanide, s. Karbylamine.

Isocyansäure, s. Cyansäure.

Isocyanursäureester, s. Cyanursäure.

Isocyklisch, s. Isozyklisch.

Isodimorph, Isodimorphie, Isodimorphismus (griech.), s. Isomorphieu. Heteromorphie.

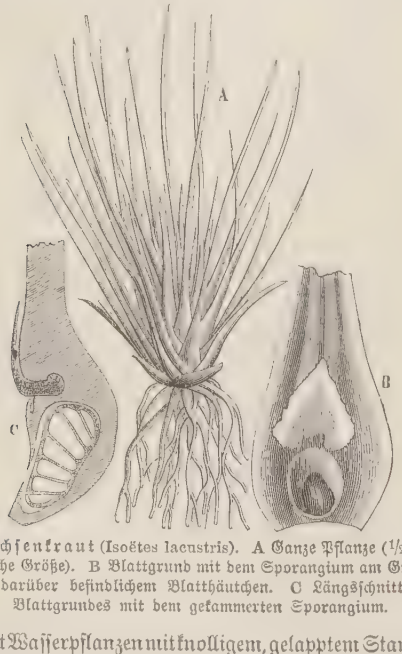
Isodulzit, s. Rhamnose.

Isodynām (griech.), »gleichkräftig«, gleichwertig.

Isodynamer Wert der Nahrungsmittel, Gleichwertigkeit bestimmter Mengen verschiedener Nährstoffe in bezug auf ihren Verbrennungswert und auf ihren Wert der Vertretung im Stoffwechsel. Das Isodynamiegesetz besagt, daß die Nährstoffe sich nach dem Verhältnis ihrer Wärmewerte vertreten.

Isodynamische Linien (Isodynamen), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleicher magnetischer Intensität verbinden (s. Erdmagnetismus, S. 17).

Isoëtazeen (Isoetëen, Brachsenkräuter), Pflanzenfamilie aus der Abteilung der Lykopodinen unter den Gefäßkryptogamen, nur aus der einzigen Gattung Isoëtes bestehend, ausdauernde Kräuter,



Brachsenkraut (Isoëtes lacustris). A Ganze Pflanze (½ natürliche Größe). B Blattgrund mit dem Sporangium am Grund und darüber befindlichem Blatthäutchen. C Längsschnitt des Blattgrundes mit dem gekammerten Sporangium.

meist Wasserpflanzen mit knolligem, gelapptem Stamm, der sekundär in die Dicke wächst, ohne sich zu verlängern oder normal zu verzweigen. Auf der Unterseite der Stammlappen entspringen die Wurzeln, die Oberseite trägt spiralig gestellte, gedrängt stehende, aufrechte, pfriemenförmige Blätter (Fig. A) mit scheidiger Basis, über der ein Blatthäutchen (Fig. B) entspringt. Inmitten der Blätter liegt in einer Vertiefung der obern Stammseite der Vegetationspunkt, aus dem neue Blattanlagen hervorgehen. Die Sporangien stehen unterhalb des Blatthäutchens in einer Grube der Blattbasis eingesenkt (Fig. B u. C) und sind bei manchen Arten durch den zu einer dünnen Haut ausgezogenen Rand der Grube ganz oder teilweise bedeckt. In ihrem von sterilen Gewebebalken (Trabeculae) durchsetzten Hohlraum werden Mikro- oder Makrosporen gebildet, die durch Verwesung der Sporangienwand frei werden. Die Makrosporen bilden ein kleines Prothallium, an dessen durch Aufreißen des Exosporiums frei werdenden Scheitel die Archegonien liegen. Aus den Mikrosporen geht ein rudimentäres Prothallium mit einem vierzelligen Antheridium hervor, das vier Spermatozoiden liefert. Die mit Zilien versehenen Spermatozoiden dringen zu den Eizellen vor und führen die Befruchtung aus. Vereinzelt ist Apogamie, d. h. Ersatz der Sporangienbildung durch vegetative Sprossung, beobachtet worden. Die Familie zählt nur wenig über 60 jetzt lebende Arten, die vorzugsweise dem südlichen Europa angehören; auch einige fossile Arten sind bekannt. Vgl. Motelay u. Vendryès, Monographie des Isoëteae (in den Actes de la Société Linnéenne de Bordeaux, 1884); Baker, A synopsis of the species of Isoëtes (im Journal of Botany, Bd. 9, neue Folge).

Isoëtes *L.* (Brachsenkraut), einzige Gattung der Familie der Isoëtazeen (s. d.), umfaßt etwa 60 in Europa und den Mittelmeerländern heimische Arten. I. lacustris *L.*, mit 5—30 cm langen, pfriemenförmigen, steifen, dunkelgrünen Blättern und an der Oberfläche höckerig-körnigen Makrosporen, findet sich auf dem Grunde von Seen im größten Teil Europas und in Nordamerika. I. echinospora *Durieu*, mit 5—15 cm langen, pfriemenförmigen, biegsamen, hellgrünen Blättern und mit großen, spitzen Stacheln besetzten Makrosporen, wächst auf dem Grunde von Seen, besonders in Nordeuropa, Frankreich, Großbritannien, Dänemark, Westpreußen, Holstein und im Schwarzwald. Fossil sind gefunden I. Choffati *Saporta* in der untern Kreide und einige andre den rezenten bereits sehr ähnliche Arten im Tertiär.

Isogām, s. Fortpflanzung der Pflanzen.

Isogameten, s. Geschlechtsorgane der Pflanzen.

Isogeothermen (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleicher Bodenwärme verbinden.

Isogōn (griech.), ein Vieleck (Polygon) mit lauter gleichen Winkeln und Seiten.

Isogonīe (Isogonismus), s. Isomorphie, S. 63.

Isogonische Linien (Isogonen, Halleysche Linien), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleicher magnetischer Deklination verbinden (s. Erdmagnetismus, S. 15).

Isographie (griech., »Gleichschrift« = Faksimile), von Magne in Paris erfundenes Verfahren, alte Drucke oder mit Fettfarbe hergestellte Zeichnungen so zu präparieren, daß sie mittels einer Walze aufgebrachte Druckfarbe an den bedruckten Stellen annehmen, an den unbedruckten jedoch abstoßen, so daß man ihren Gegenstand dann auf den lithographischen Stein, eine Zink- oder Aluminiumplatte überdrucken und originalgetreu vervielfältigen kann. Vgl. Anastatischer Druck.

Isogyren, s. Polarisation des Lichtes.

Isohyeten (Isohysten, griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleicher, jährlicher Regenmenge verbinden (s. Regen).

Isohypsen (griech.), auf Landkarten Linien, die alle Punkte von gleicher Meereshöhe verbinden. Vgl. Höhenlinien.

Isohysten (griech.), s. Isohyeten.

Isoklināl und **Isoklinālfalten,** s. Schichtung.

Isoklinaltäler, soviel wie Komben (s. d. und Täler).

Isoklinische Linien (Isoklinen), Linien auf Landkarten, welche die Orte mit gleicher magnetischer Inklination verbinden (s. Erdmagnetismus, S. 16).

Isokrates, der vierte unter den zehn attischen Rednern (s. Attische Redner), geb. 436 v. Chr. in Athen, gest. 338, genoß den Unterricht der bedeutend-

sten Sophisten der Zeit, wie Gorgias, Prodikos, und verkehrte auch mit Sokrates. Schwache Stimme und Schüchternheit hinderten ihn am öffentlichen Auftreten; daher beschäftigte er sich nach dem Sturz der Dreißig, als sein früher wohlhabender Vater sein Vermögen verloren hatte, anfangs mit dem Abfassen gerichtlicher Reden für andre. Um 390 eröffnete er eine rhetorische Schule, die ihm Reichtum und Ruhm einbrachte. Zu seinen zahlreichen Schülern aus ganz Griechenland gehörten die Redner Isäos, Hypereides und Lykurgos sowie die Geschichtschreiber Theopomp und Ephoros. Vom politischen Leben hielt er sich fern; doch suchte er auf die politischen Verhältnisse Athens wie ganz Griechenlands durch eine Reihe nur zur Lektüre bestimmter Kunstreden einzuwirken. So sollte der hochgefeierte »Panegyrikos«, eine 380 nach zehnjähriger Arbeit veröffentlichte Art Festrede (hrsg. von Herold, griech. u. deutsch, Nürnb. 1859), die Notwendigkeit eines gemeinsamen Kampfes aller Griechen gegen Persien unter Athens Hegemonie dartun. Im »Areiopagitikos« (hrsg. von Mehler, Groning. 1861) empfahl er den Athenern die Wiederherstellung der Solonischen Verfassung zwecks einer Wiedergeburt Athens. Noch im 98. Jahre vollendete er den »Panathenaikos«, eine Lobrede auf Athen, kurz bevor er sein Leben nach der Schlacht bei Chäroneia durch freiwilligen Hungertod beschloß, angeblich aus Schmerz über den Sturz der griechischen Freiheit. Von den im Altertum unter seinem Namen gehenden sechzig Reden, von denen jedoch nur die kleinere Hälfte für echt galt, sind, außer zehn wahrscheinlich unechten Briefen, 21 erhalten: 3 paränetische, 11 epideiktische und 7 Gerichtsreden, davon sechs für andre. Die Bedeutung des J. liegt in der Ausbildung des Stils; weniger Tiefe der Gedanken, anregende Frische und natürliche Kraft zeichnen ihn aus als sorgfältige Auswahl der im reinsten Attizismus gehaltenen Sprache, rhythmische Abrundung des Periodenbaues, geschickte Anwendung der Figuren und aller Wohlklang bewirkenden Mittel. Die von im geforderte Sorgfalt in der Fügung der Rede ist auch für die Folgezeit maßgebend geworden. Ausgaben (außer in den Sammlungen der Redner) von Baiter (Par. 1846), Benseler-Blaß (2. Aufl., Leipz. 1882, 2 Bde.); ausgewählte Reden von Rauchenstein-Reinhardt (5. Aufl., Berl. 1882), Schneider (3. Aufl., Leipz. 1886, 2 Bde.); Übersetzungen von Benseler (das. 1854—55, 2 Bde.), Christian (3. Aufl., Stuttg. 1869). Flathe (das. 1869). Vgl. Blaß, Die attische Beredsamkeit, Bd. 2 (2. Aufl., Leipz. 1892).

Isokrymen (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleicher größter Kälte verbinden.

Isŏla (ital.), Insel.

Isŏla, Stadt im österreichisch-illyr. Küstenland (Istrien), Bezirksh. Capodistria, auf einem in den Golf von Triest vorspringenden Felsen, an der Lokalbahn Triest-Parenzo, mit vorzüglichem Weinbau, Fachschule für Spitzenklöppelei, Konservenfabrikation (Ölsardinen), einem Hafen, in dem 1902: 1879 beladene Schiffe von 136,034 Ton. einliefen, Seebad und (1900) 5527 (als Gemeinde 7495) meist ital. Einwohnern.

Isŏla Bella, Insel, s. Borromeische Inseln.

Isŏla della Scala, Distriktshauptort in der ital. Provinz Verona, am Tartaro und an der Eisenbahnlinie Verona-Chioggia, mit Turm und Brückenkopf aus dem 13., Domturm aus dem 12.—14., Kirche della Bastia aus dem 16. Jahrh. und (1901) 2051 (als Gemeinde 6077) Einw. — Hier 5. April 1799 Sieg der Österreicher unter Kray über die Franzosen unter Schérer.

Isŏla del Liri, Stadt in der ital. Provinz Caserta, Kreis Sora, auf einer Insel des Liri, der hier einen schönen Wasserfall bildet, an der Eisenbahnlinie Roccasecca-Avezzano, hat bedeutende Papier- und Tapetenfabrikation, Maschinenbau, Wollspinnerei, Tuchfabrikation und (1901) 2361 (als Gemeinde 8202) Einwohner.

Isŏla Lunga (Isola Grossa), Insel im Adriatischen Meer, zur dalmatinischen Bezirksh. Zara gehörig, ist langgestreckt, 118 qkm groß, bis 347 m hoch, hat Weinbau, Feigen- und Ölgewinnung, Seefischerei und (1900) 3853 serbokroat. Einwohner. Hauptort ist der Marktflecken Sale mit Hafen, Leuchtturm und 846 Einw. Östlich liegt die 17,2 qkm große Insel Eso mit Fischerei, Weinbau und 2129 Einw., südöstlich die langgestreckte Insel Incoronata, 34 qkm groß, bis 750 m hoch, mit Viehzucht, Käsefabrikation und 40 Einw.

Isŏla Madre, Insel, s. Borromeische Inseln.

Isolāni (Isolano), Johann Ludwig Hektor, Graf von, kaiserlicher General im Dreißigjährigen Kriege, geb. 1586, gest. 1640 in Wien, aus einem cyprischen, dann in der Emilia angesessenen Adelsgeschlecht, trat früh in kaiserliche Kriegsdienste. Nachdem er 1602 aus türkischer Gefangenschaft entkommen war, befehligte er ein Kroatenregiment, mit dem er gegen Mansfeld und später unter Savelli in Pommern focht. Wegen der ausgezeichneten Leistungen seiner leichten Reiterei wurde J. 1632 zum General über die Kroaten ernannt und 1634 mit den Wallensteinschen Gütern Aicha und Friedenstein beschenkt. Außerdem brachte ihm sein Verrat an Wallenstein, der ihn mit Wohltaten überhäuft hatte, auch den Grafentitel ein. Später kämpfte er in den Niederlanden und in Burgund, 1637 in Hessen, 1638 in Pommern und 1639 am Oberrhein gegen den Herzog von Weimar und Guébriant.

Isolationsprüfer, s. Isolationswiderstand.

Isolationswiderstand, der Widerstand, den die Isolation eines elektrischen Leiters dem Durchgang von elektrischem Strom durch sie hindurch entgegensetzt. Der J. ändert sich im umgekehrten Verhältnis zum Durchgangsquerschnitt; zu seiner Messung, zur Prüfung einer Leitung, einer Maschine auf ihre Isolation dient der Isolationsprüfer. Bei Glas wird die Isolation hauptsächlich durch die darauf in feuchter Luft gebildete Wasserhaut beeinträchtigt, der J. ist also vom Umfang, nicht vom Querschnitt abhängig.

Isolātor (lat.), ein die Elektrizität nicht leitender Körper, der angewendet wird, um bei elektrischen Leitungen ꝛc. einen Verlust an Elektrizität zu vermeiden. Es gibt zwar keine Substanzen, die vollkommen isolieren; der Widerstand, den die Isolatoren dem Durchgang der Elekrizität entgegensetzen, ist sehr groß, aber er ist angebbar, während anderseits der Verlust bei guter Isolierung so gering ist, daß er vernachlässigt werden kann. Drähte isoliert man durch Umwickeln mit Seide, durch Umhüllen mit Kautschuk, Guttapercha, bei technischen Einrichtungen durch Umwickeln mit Baumwolle, Jute ꝛc. und Tränken der Umhüllung mit allerlei isolierenden Substanzen. Die Telegraphendrähte, die frei durch die Luft geleitet werden, isoliert man durch Befestigung an Porzellankörpern und bei hohen Spannungen durch Anwendung von Ölisolatoren. In andern Fällen benutzt man zur Isolierung Glasplatten, Ebonitplatten, Schemel mit Glasfüßen (Isolierschemel) ꝛc. (vgl. Elektrische

Leitung, besonders S. 630, und Elektrische Isolationsstoffe). Isolatoren (Isoliermassen) heißen auch schlechte Wärmeleiter, mit denen Dampfröhren, Maschinenteile, Dampfkesselwandungen bedeckt werden, um Wärmeverluste zu vermeiden.

Isolazit, von Baeumcher u. Komp. auf den Markt gebrachtes Isoliermittel, das, in flüssigem oder festem Zustand angewendet, poröse Stoffe zu wetterbeständigen und säurefesten Isolatoren machen soll. Durch damit getränkte Röhren zieht man Starkstromleitungen an Stellen, wo sie über Schwachstromleitungen zu liegen kommen.

Isolde (Isalde), die Gemahlin Königs Marke und die Geliebte Tristans (s. Tristan).

Isolepis *R. Br.*, Pflanzengattung, s. Scirpus.

Isolieren (franz., v. ital. isola, »Insel«), vereinzeln, streng absondern; in der Physik: die unmittelbare Verbindung mit Elektrizitätsleitern (durch schlechte Leiter) unterbrechen. In der Technik: Dampfleitungen ꝛc. mit schlechten Wärmeleitern umhüllen, um Wärmeverluste zu vermeiden, oder wasserdichte Substanzen bei Mauerwerk zum Schutz gegen Feuchtigkeit anwenden (s. Isolierschichten). Über J. in der Medizin s. Isolierung.

Isolierende Sprachen nennt man Sprachen, welche die grammatischen Beziehungen der Wörter hauptsächlich nur durch die Wortstellung ausdrücken. Sie sind in der Regel zugleich auch einsilbige (monosyllabische) Sprachen, d. h. ihre Stammwörter bestehen nur aus einer Silbe, und häufig haben sie auch sogen. Tonakzente, d. h. sie unterscheiden gleichlautende Wörter von verschiedener Bedeutung durch gewisse ihnen untrennbar anhaftende Stimmbiegungen. (Vgl. auch Chinesische Sprache.) J. S. sind namentlich die indochinesischen und die mon-anamischen Sprachen.

Isolierhaft (Einzelhaft), s. Gefängniswesen, S. 435.

Isoliermasse
Isolierschemel } s. Isolator.

Isolierschichten, Trennungsschichten bei Mauerwerk, die das Aufsteigen oder seitliche Eindringen von Feuchtigkeit verhindern sollen. Man benutzt zum Isolieren Asphalt, Asphaltpappe, Glas- oder Bleiplatten, Zement, Ton ꝛc., dann aber auch die atmosphärische Luft. Während jene Materialien namentlich für wagerechte Isolierung, besonders über den Fundamenten der Gebäude gegen das Aufsteigen der Grundfeuchtigkeit angewendet werden, wird mittels Luft gegen seitliches Eindringen der Feuchtigkeit im lotrechten Sinn isoliert, und zwar derart, daß die Mauer ihrer Stärke nach in zwei nur durch einzelne Bindersteine miteinander verbundene Teile zerlegt wird, zwischen denen man eine etwa 5 cm breite Luftschicht beläßt (Isolierungsmauern). Um diese Luftschicht in ständiger Bewegung zu erhalten, wird sie sowohl mit der Außenluft als mit den Innenräumen oder mit der Luft unter deren Fußböden und dann weiter mit einem Lüftungsrohr oder Schornstein in Verbindung gesetzt.

Isolierteppich, zur Abhaltung von Feuchtigkeit, zur Warm- oder Kühlhaltung sowie zur Dämpfung des Schalles in Gebäuden dienendes Fabrikat, das aus einer dicken, filzartigen Schicht von Wollabfällen besteht, die mit einer Unterlage von starkem Papier durch Holzzement als Klebmittel verbunden sind. Man benutzt den J. als Unterlage für Fußböden besserer Art und verlegt ihn mit der Papierseite nach oben zwischen Blindboden und Parkett. Er wird auch innen an Mauern und Holzwänden angebracht, um letztere warm und zugfrei zu machen, oder, um bei feuchten Wänden für die Tapeten eine trockne Unterlage zu erzielen. Auch Linoleum wird als J. benutzt.

Isolierung, Maßregel zum Schutz gesunder Bevölkerungsgruppen gegen die Ansteckung durch Kranke. Die J. wird hauptsächlich gegen Cholera (Pest), Pocken (Flecktyphus, Diphtherie, Scharlach, Masern) und Gelbfieber angewendet. Während Sperren und Quarantänen sich auf Lokalitäten, auf natürliche oder künstlich gesetzte Grenzen richten, betrifft die J. Kranke und verdächtige Persönlichkeiten, wobei besondere Isolieranstalten (Isolierspitäler) eingerichtet werden müssen. In allen Staaten, die Isolierungsmaßregeln vorschreiben, ist deren Ausführung von der Ermittelung der ersten Krankheitsfälle abhängig gemacht und das Krankenmeldewesen besonders ausgebildet. Heilanstalten für ansteckende Kranke sollen frei und isoliert, womöglich außerhalb des Ortes liegen. Es soll kein freier Verkehr zwischen der Anstalt und ihrer Umgebung stattfinden; wenn die Gefahr der ansteckenden Krankheit und die Lage des Gebäudes es erfordern, so ist letzteres förmlich abzusondern. Die Rekonvaleszenten sind von den Kranken zu trennen, aber bis zum Ablauf der Rekonvaleszenz noch isoliert zu halten. — Als das sicherste Mittel, die weitere Verbreitung ansteckender Krankheiten zu verhüten, hat die Erfahrung überall die Absonderung der Kranken nachgewiesen. Wo diese daher nicht mit besondern Schwierigkeiten verbunden, ist sie bei Krankheiten, die eine allgemeine Verbreitung befürchten lassen, vorzugsweise zu empfehlen. Namentlich wird sie auf dem Land und in wenig bewohnten Häusern oft tunlich sein. Hier braucht sie sich nicht unbedingt auf das ganze Haus oder auf ganze Wohnungen auszudehnen, vielmehr kann sie auf einen Teil der letztern beschränkt werden, sobald dieser von den übrigen bewohnten Räumen ganz abgesondert werden kann und einen eignen, nicht durch andre bewohnte Zimmer führenden Eingang hat. Der Kranke selbst mit seinen Wärtern und denjenigen seiner Angehörigen, die sich nicht von ihm trennen wollen, sollen dann von sämtlichen übrigen Bewohnern des Hauses in der Art abgesondert werden, daß jede nicht wesentlich nötige Kommunikation mit jenen sowie jeder unmittelbare Verkehr nach außen sicher verhindert wird. Die Schwäche dieser Verordnung liegt in dem darin enthaltenen arbiträren Moment und darin, daß kein Kranker wider den Willen des Familienhauptes aus seiner Wohnung entfernt werden darf. Es bleibt also gewöhnlich für Isolierungszwecke nur die Kontumanzierung des ganzen Hauses übrig. Erfolgreicher als in Privatwohnungen und Privathäusern kann die J. in Hospitälern durchgeführt werden, am erfolgreichsten in Baracken. Beim Ausbruch gefährlicher Seuchen muß auch die Verwaltung, ähnlich wie die Wartung und Pflege, ganz abgesondert werden, der Kranke darf nur mit Personen in Berührung kommen, die gegen die Krankheit immun sind, wenn möglich muß auch die ärztliche Leitung der Isolierabteilung gänzlich gesondert sein.

Isolierungsmauer, s. Isolierschichten.

Isolierungssystem, System der Einzelhaft (s. Gefängniswesen, S. 435).

Isologe Reihen bilden Kohlenstoffverbindungen, die sich durch eine andre Zusammensetzungsdifferenz als nCH_2 (vgl. Homologe Reihen) voneinander unterscheiden, z. B. gesättigte und ungesättigte Kohlenwasserstoffe

$C_2H_6 \ldots . C_2H_4 \ldots . C_2H_2$
$C_3H_8 \ldots . C_3H_6 \ldots . C_3H_4$.

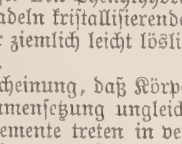
Isolysine, s. Immunität, S. 774.

Isomaltose $C_{12}H_{22}O_{11}$, eine mit Maltose isomere Zuckerart, entsteht beim Maischprozeß und findet sich daher in der Bierwürze, auch im technisch dargestellten Traubenzucker; sie entsteht ferner bei Einwirkung rauchender Salzsäure auf Traubenzucker, schmeckt intensiv süß und verwandelt sich bei 65° in gelbbraune, süß schmeckende Röstprodukte, die das Aroma des Darrmalzes bedingen. Sie wird durch Hefe nicht vergoren, durch Diastase aber allmählich in Maltose übergeführt. In ihrem optischen Verhalten unterscheidet sich J. kaum von Maltose. Mit Phenylhydrazin bildet sie ein in gelben Nadeln kristallisierendes Osazon, das in heißem Wasser ziemlich leicht löslich ist und bei 150—153° schmilzt.

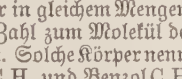
Isomerie (griech.), die Erscheinung, daß Körper von gleicher chemischer Zusammensetzung ungleiche Eigenschaften zeigen. Viele Elemente treten in verschiedenen Modifikationen (allotrope Zustände) auf. Gelber Phosphor und roter Phosphor zeigen im physikalischen Verhalten wie in der chemischen Reaktionsfähigkeit so große Verschiedenheiten, daß man glauben möchte, zwei stofflich verschiedene Körper vor sich zu haben. Kohlenstoff tritt als Diamant, Graphit und amorpher Kohlenstoff auf, Schwefel in rhombischer oder monosymmetrischer Kristallform. Worauf die Verschiedenheit der allotropen Modifikationen beruht, weiß man nicht, doch liegt die Annahme nahe, daß die Atome in verschiedener Anzahl oder in verschiedener Weise zu einem Molekül zusammengetreten sind. Viel häufiger zeigen chemische Verbindungen von gleicher prozentischer Zusammensetzung verschiedene Eigenschaften. Betreffen diese Verschiedenheiten nur die physikalischen Eigenschaften (kristallinischer oder amorpher Zustand, Kristallform, spezifisches Gewicht, Schmelzpunkt, Siedepunkt, optisches Verhalten ꝛc.), so spricht man von physikalischer J. Quecksilberjodid tritt in einer gelben und einer scharlachroten Modifikation auf, schwefelsaures Chromoxydkali bildet eine grüne zerfließliche Masse und als Chromalaun violette Oktaeder ꝛc. In andern Fällen und besonders bei Kohlenstoffverbindungen zeigen die isomeren Körper mehr oder minder große Verschiedenheiten im chemischen Verhalten. Solche chemische J. beruht nur bisweilen auf Verschiedenheit der Molekulargröße, indem die Atome zwar in gleichem Mengenverhältnis, aber in ungleicher Zahl zum Molekül der Verbindung sich vereinigt haben. Solche Körper nennt man polymer, wie Acetylen C_2H_2 und Benzol C_6H_6 oder Formaldehyd CH_2O, Essigsäure $C_2H_4O_2$, Milchsäure $C_3H_6O_3$, Rhamnose $C_6H_{10}O_5$, Rohrzucker $C_6H_{12}O_6$ (J. im weitern Sinn). Bisweilen vereinigen sich mehrere Moleküle einer Verbindung zu einem polymeren Molekül, das unter andern Umständen wieder in die einfachern Moleküle gespalten wird, wie beim Acetaldehyd C_2H_4O und Paraldehyd $C_6H_{12}O_3$, von denen ersterer flüssig ist und bei 21° siedet, letzterer kristallinisch ist und bei 124° siedet (genetische Polymerie). Am häufigsten ist die J. im engern Sinn, die eigentliche J., die auf einer verschiedenen Anordnung der Atome im Molekül, auf verschiedener Konstitution des Moleküls beruht (Metamerie). Man kennt z. B. fünf Körper, denen die empirische Formel $C_4H_8O_2$ zukommt, die aber in ihren Eigenschaften wesentlich voneinander abweichen. Zwei von diesen Körpern sind Säuren, die übrigen sind zusammengesetzte Äther, und die J. erklärt sich also daraus, daß die Atome in den isomeren Molekülen verschieden gruppiert sind. Dies lassen die aus dem chemischen Verhalten der betreffenden Körper abgeleiteten rationellen Formeln erkennen:

Buttersäure $CH_3.CH_2CH_2.COOH$,
Isobuttersäure $CH_3.CH\,CH_3.COOH$,
Propionsäuremethyläther $C_3H_5O.OCH_3$,
Essigsäureäthyläther $C_2H_3O.OC_2H_5$,
Ameisensäurepropyläther $CHO.OC_3H_7$.

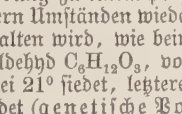
Die Strukturisomerie umfaßt solche Fälle, bei denen die Verschiedenheit auf verschiedener Struktur, d. h. verschiedener Reihenfolge der gegenseitigen Bindung derselben und in gleicher Anzahl im Radikal vorhandenen Atome, beruht. Hier unterscheidet man Kern- oder Kettenisomerie mit verschiedener Bindungsfolge der den Kern des Radikals bildenden Kohlenstoffatome (z. B. Butan $CH_3.CH_2.CH_2.CH_3$ und Isobutan $CH_3.CH.CH_3$ mit CH_3 als Seitenkette) und Stellungs- oder Ortsisomerie, bei der an dem gleich gebildeten Kohlenstoffkern zwei oder mehr verschiedene Elemente verschiedenartig verteilt sind. Benzol hat die Formel



C_6H_6 oder C_6H_6. Die 6 Wasserstoffatome sind gleichwertig, u. mithin entsteht, wenn 1 Atom Wasserstoff durch 1 Atom Chlor ersetzt wird, immer derselbe Körper C_6H_5Cl. Treten aber 2 Atome Chlor für 2 Atome Wasserstoff ein, so sind drei isomere Dichlorbenzole möglich: $C_6H_4Cl_2$ (1.2, 1.3, 1.4); ebenso können sich 3 Trichlorbenzole $C_6H_3Cl_3$ (1.2.3, 1.2.4, 1.3.5), 3 Tetrachlorbenzole $C_6H_2Cl_4$ (1.2.3.4, 1.2.4.5, 1.3.4.5), aber nur ein Pentachlorbenzol C_6HCl_5 und ein Hexachlorbenzol C_6Cl_6 bilden. Diese zwölf von der Theorie vorgesehenen Chlorbenzole sind dargestellt worden. Statt des Chlors kann auch die Methylgruppe CH_3 in das Benzol eintreten, und es entstehen dann Methylbenzole, Dimethylbenzole ꝛc. In diese verschiedenen Körper kann fernerhin Chlor eintreten und zwar entweder an die Stelle von Wasserstoffatomen der Methylgruppen oder für Wasserstoffatome des Benzolkerns. Dadurch wird die Zahl der Isomerien sehr groß. Bei der geometrischen, räumlichen oder Stereoisomerie handelt es sich bei gleicher Struktur um verschiedene räumliche Anordnung der Atome oder Atomgruppen. So sind bei der Fumarsäure und der Maleïnsäure



an zwei zweiwertig miteinander verketteten Kohlenstoffatomen zwar dieselben und in gleicher Reihenfolge mit ihnen verbundenen Atome, aber in verschiedener räumlicher Ordnung angelagert enthalten. Enthält eine Verbindung ein asymmetrisches Kohlenstoffatom, so ist sie in zwei isomeren Modifikationen denkbar, von denen die eine das Spiegelbild der andern darstellt wie bei der Rechts- und Linksmilchsäure



Derartige Verbindungen drehen meist die Ebene des polarisierten Lichtes gleich stark, aber entgegengesetzt (optische J.), und wenn man gleiche Teile dieser Verbindungen mischt, so erhält man eine optisch inaktive polymere Verbindung.

Fumarsäure und Maleïnsäure besitzen verschiedene Verbrennungswärme, so daß man annehmen muß, daß die in Form von Atombewegung in den Säuren vorhandene Energie beträchtlich verschieden ist. Man braucht also den Grund der J. nicht ausschließlich in der verschiedenen Verkettung der Atome oder in ihrer verschiedenen räumlichen Anordnung zu suchen, sondern muß auch die Größe der Bewegung der Atome oder Atomkomplexe in Betracht ziehen. Ja, man kann annehmen, daß J. in gewissen Fällen nur durch diese Verschiedenheit des Energieinhalts bedingt ist bei völliger Gleichheit der Verkettung und sogar der räumlichen Anordnung der Atome (dynamische J., Energieisomerie, Alloergatie). 1823 fand Mitscherlich, daß kohlensaurer Kalk in zwei verschiedenen Kristallformen, als Aragonit und Kalkspat, auftreten kann, Liebig und Wöhler zeigten dann, daß Cyansäure und Knallsäure bei gleicher Zusammensetzung ganz verschiedene Eigenschaften besitzen. Berzelius hatte die verschiedenen Modifikationen der Zinnsäure entdeckt und fand 1830, daß Traubensäure und Weinsäure gleiche prozentische Zusammensetzung haben. Dies veranlaßte ihn zu der Aufstellung des Begriffs J., und etwas später unterschied er Metamerie und Polymerie, während er den Begriff Allotropie erst 1841 einführte. Vgl. Schaum, Die Arten der J. (Marb. 1897).

Isometrie (griech.), Maßgleichheit; isometrisch, gleichmessend, gleiches Maß habend.

Isometrische Linien, s. Druckkurven.

Isometrische Projektion, s. Projektion.

Isometrisches Kristallsystem, soviel wie tesserales Kristallsystem, s. Kristall.

Isometrope Gläser, Brillengläser aus einer Glasmasse, die einen höhern Brechungsexponenten besitzt als das bisher benutzte Glas. Um die gleiche dioptrische Wirkung zu erzeugen, macht man die dem isometropen Glas zu gebenden Krümmungsradien im Verhältnis des Brechungsvermögens kleiner und erzielt dadurch, daß die Aberrationen in der Achse wie in den peripherischen Teilen des Sehfeldes etwas geringer werden. Der Unterschied ist indes kaum wahrnehmbar, ein etwaiger Vorteil wird durch die größere Weichheit und die höhere Farbenzerstreuung des Glases mindestens aufgewogen. Vgl. de Bourgon, Les verres isométropes (Par. 1899).

Isomorphie (Isomorphismus, aus dem griech. isos, »gleich«, und morphē, »Gestalt«, gebildet), die Erscheinung, daß Körper von ungleicher, aber analoger Zusammensetzung gleiche oder ähnliche Kristallform haben. Isomorphe Körper bilden oft ganze Reihen, innerhalb deren die Kristallform stets im wesentlichen dieselbe, also nicht nur demselben System, sondern auch derselben (holoedrischen oder hemiedrischen) Abteilung desselben angehörig ist und, wenn es Systeme mit ungleichen Achsen sind, nahezu dasselbe Verhältnis der Achsen zeigt. Ein Kristall wächst in der Lösung eines isomorphen Körpers ebenso fort wie in einer Lösung seiner eignen Substanz und besteht dann aus zwei stofflich ganz verschiedenen Schichten. Isomorphe Körper besitzen aber auch die Fähigkeit dann, wenn sie sich zusammen in einer Lösung befinden, in beliebigen, nicht konstanten Verhältnissen in denselben Kristall einzutreten (isomorphe Vertretung) und homogene Mischkristalle zu bilden, deren physikalische Eigenschaften Funktionen der chemischen Zusammensetzung, resp. des Mischungsverhältnisses sind. So kristallisieren Kalkspat ($CaCO_3$) und Magnesit ($MgCO_3$), beide der allgemeinen Formel RCO_3 sich unterordnend, im hexagonalen System und liefern bei der Spaltung Rhomboeder; für Kalkspat ist der stumpfe Winkel 105° 5′, für Magnesit 107° 20′. Bei magnesiahaltigen Kalkspaten werden aber mit einem wachsenden Gehalt an Magnesium auch die Werte des Rhomboederwinkels größer, und ein als Mittelspezies zwischen Kalkspat und Magnesit aufzufassender Körper, der Bitterspat $(Ca,Mg)CO_3$, spaltet in Rhomboedern von 106° 17′. In dieselbe isomorphe Reihe gehören noch Eisenspat ($FeCO_3$, Rhomboederwinkel 107°), Manganspat ($MnCO_3$, Rhomboederwinkel 106° 51′) und Zinkspat ($ZnCO_3$, Rhomboederwinkel 107° 40′) sowie die große Anzahl der diese Endglieder verknüpfenden Mittelspezies. Ebenso sind Apatit ($Ca_5P_3O_{12}Cl$) und Pyromorphit ($Pb_5P_3O_{12}Cl$) isomorph, und zu ihnen gehören auch Mimetesit ($Pb_5As_3O_{12}Cl$), Kampylit ($Pb_5(As,P)_3O_{12}Cl$), Hedyphan ($(Pb,Ca)_5(As,P)_3O_{12}Cl$), Endlichit ($Pb_5(As,V)_3O_{12}Cl$), Vanadinit ($Pb_5V_3O_{12}Cl$). Weitere Beispiele für J. sind: Witherit ($BaCO_3$), Strontianit ($SrCO_3$), Aragonit ($CaCO_3$) u. Weißbleierz ($PbCO_3$); Schwerspat ($BaSO_4$), Cölestin ($SrSO_4$), Anhydrit ($CaSO_4$) und Bleivitriol ($PbSO_4$). Isomorphe Körper geben oft, indem sie sich mit denselben andern Atomgruppen (oder Molekülen) verbinden, wieder isomorphe Substanzen; so z. B. sind Tonerde, Chromoxyd und Eisenoxyd isomorph, sie verbinden sich sämtlich mit Eisenoxydul und geben dann die isomorphen Zeilanit, Chromeisen und Magneteisen, die, da Eisenoxydul (wie z. B. auch die Karbonate, Magnesit, Kalk- und Eisenspat u. a. zeigen) sich isomorph mit Magnesia, Kalk und Zinkoxyd vertreten kann, wieder mit dem edlen Spinell, dem Zinkspinell ꝛc. isomorph sind. Keineswegs haben aber die Kristallformen der einfachern Ingredienzien Einfluß auf die der Mischungen; während z. B. Tonerde (Korund), Eisenoxyd (Eisenglanz) ꝛc. rhomboedrisch sind, sind die Spinelle, das Magneteisen ꝛc. regulär holoedrisch. Man nennt nun Elemente, deren entsprechende Verbindungen isomorph sind und isomorph in Mischungen eingehen, selbst isomorph, z. B. Chrom, Eisen, Aluminium, selbst wenn man deren Kristallform gar nicht kennt. In diesem Sinne stellt man die Elemente in folgende Gruppen zusammen: 1) Schwefel, Selen, Mangan, Chrom, die analog zusammengesetzten Verbindungen ihrer Säuren mit derselben Base sind gewöhnlich isomorph; 2) Magnesium, Calcium, Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Zink, Kadmium, Kupfer, bilden isomorphe Doppelsalze von der allgemeinen Formel $MSO_4 . K_2SO_4 + SH_2O$; 3) Mangan, Eisen, Chrom, Aluminium, bilden isomorphe Oxyde und Alaune; 4) Calcium, Strontium, Barium, Blei, deren Kohlensäuresalze isomorph sind; 5) Wolfram, Molybdän, deren Säuren isomorphe Bleisalze bilden; 6) Zinn und Titan, deren Oxyde (Zinnstein, Rutil) isomorph sind: 7) Palladium, Platin, Iridium, Osmium, bilden isomorphe Doppelchloride mit Chlorkalium; 8) Kalium, Ammonium, Rubidium, Cäsium, bilden zahlreiche isomorphe Verbindungen; 9) Natrium, Silber, bilden isomorphe Sulfate, Selenate und Chlorverbindungen; 10) Silber, Gold, Kupfer, Blei; 11) Phosphor, Arsen, Antimon; die analogen Salze der gewöhnlichen Phosphor- und Arsensäure sind isomorph, während Arsen und Antimon isomorphe Oxyde und Schwefelverbindungen bilden; 12) Jod, Brom, Chlor, für manche Fälle auch Fluor und Cyan, zeigen in einfachen Verbindungen J. (vgl. Eutropie). — Sehr wichtig ist hierbei der Dimorphismus oder, da es auch trimorphe und polymorphe Körper gibt, besser gesagt der Heteromor-

phismus, und erst nach Zuziehung dieser Eigenschaft, vermöge welcher ein und derselbe Körper in Kristallform, Härte, Gewicht ꝛc. ganz verschieden auftreten kann, wird es verständlich, wie Körper, die an sich nicht isomorph erscheinen (Magnesia als Periklas regulär, Zinkoxyd hexagonal), sich doch isomorph vertreten können; sie sind, auch wenn man sie nicht in zwei oder mehr Gestalten kennt, doch mit Sicherheit als dimorph (heteromorph) anzunehmen. Körper, die in denselben zwei oder drei verschiedenen Formen kristallisieren, nennt man isodimorph oder isotrimorph (s. Heteromorphie). — In der Kristallographie (und auch Mineralogie) hat die J. eine besondere Wichtigkeit, weil isomorphe Spezies durch die vikarierende Vertretung der in den Grenzspezies verschiedenen Elemente vermittelst einer ununterbrochenen Reihe von Mittelspezies verbunden sind. Dabei zeigt sich, daß, wenn in einer dieser Verbindungen ein Atom (oder eine Atomgruppe) durch ein andres Atom (oder eine andre Atomgruppe) ganz oder teilweise ersetzt (substituiert) wird, auch in der äußern Form der Kristalle, und zumal in den Flächenwinkeln, eine gewisse Änderung entsteht (vorausgesetzt, daß die Verbindungen nicht regulär kristallisieren); man nennt diese Änderung die morphotropische Wirkung und die Erscheinung Morphotropie. Die Änderungen sind abhängig einmal von der chemischen Natur der Verbindung, in der die Substitution vor sich geht, dann von der relativen Stellung des neu eintretenden Atoms zu den andern des Moleküls, von dem Kristallsystem der zu verändernden Verbindung und schließlich von den spezifischen, morphotropischen Eigenschaften des substituierenden Atoms (oder der Atomgruppe); indessen kann dasselbe Atom (oder dieselbe Atomgruppe, dasselbe Radikal), je nach der Größe des zu verändernden Moleküls, bald beträchtliche, bald nur geringe Formänderungen hervorrufen. Sind die Formänderungen nur sehr klein, sind insbes. die Kristalle isosymmetrisch, d. h. gehören sie nach ihren Symmetrieverhältnissen in dasselbe Kristallsystem, so nennt man die Substanzen homöomorph. Sind dagegen die Formänderungen größer, findet sich etwa nur noch in einzelnen Zonen die gleiche Symmetrie, während in andern derartige Verschiedenheiten obwalten, daß sogar das Kristallsystem nicht mehr das gleiche ist (sind also die Kristalle nicht mehr isosymmetrisch, sondern nur noch homöosymmetrisch, d. h. ähnlich symmetrisch), so nennt man die Verbindungen partiell homöomorph. Ist endlich die morphotropische Wirkung derart, daß keine Ähnlichkeit mehr zwischen den Kristallformen der verschiedenen Verbindungen besteht, dann heißen die nur noch chemisch analogen Substanzen allomorph. So sind z. B. die oben genannten rhomboëdrischen Karbonate $CaCO_3$, $MgCO_3$, $FeCO_3$, $MnCO_3$ homöomorph und, da sie zugleich homogene Mischkristalle bilden, auch isomorph. Ebenso sind Diaspor ($H_2Al_2O_4$), Pyrrhosiderit ($H_2Fe_2O_4$) u. Manganit ($H_2Mn_2O_4$) bei ganz ähnlicher rhombischer Kristallform und gleicher Spaltbarkeit homöomorph; aber da sie nicht die Fähigkeit besitzen, homogene Mischungen miteinander zu bilden, deren physikalische Eigenschaften denen der Einzelverbindungen entsprechen, sind sie nicht als isomorph (im strengen Sinne des Wortes), sondern eben nur als symmorph (d. h. in Gestalt ähnlich), nach Form und Zusammensetzung entfernter verwandt als isomorphe Verbindungen, zu bezeichnen. Anderseits erfolgt bei dem gänzlichen oder teilweisen Ersatz des Magnesium-Atoms in dem rhombischen Enstatit (s. Augit) durch Calcium oder Mangan eine derartige morphotropische Änderung, daß nur noch in der Prismenzone eine Ähnlichkeit im Habitus, in den Kristallwinkeln und in der Spaltbarkeit bestehen bleibt, im übrigen aber die Verschiedenheiten so groß sind, daß die calciumhaltige Verbindung (Diopsid = $(Ca,Mg)SiO_3$) in das monokline, die manganhaltige Verbindung (Rhodonit = $MnSiO_3$) in das trikline System gestellt werden muß. Die Mineralien Enstatit, Diopsid und Rhodonit sind demnach als partiell homöomorph zu bezeichnen, und man nimmt jetzt nicht mehr an, wie das früher geschah, daß die chemisch analog zusammengesetzten Verbindungen $MgSiO_3$, $CaSiO_3$, $MnSiO_3$ der Isotrimorphie unterworfen, also trimorph und gleichzeitig untereinander isomorph seien. Ebenso spricht man bei den Feldspaten, auch wenn man an der monoklinen Natur des Orthoklases festhält, nicht mehr von einer Isodimorphie der Orthoklas- und Albitsubstanz, sondern sieht sämtliche Feldspate als homöomorphe, bez. partiell homöomorphe Verbindungen an. Zuweilen hat man früher den Begriff der J. auch auf die bloße Ähnlichkeit der Form (Isogonismus) bezogen, ohne alle Rücksicht auf analoge chemische Zusammensetzung, z. B. bei Borax und Augit, bei Kalkspat, Rotgiltigerz und Natronsalpeter.

Isönandra, s. Palaquium.

Isonēphen (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleich großer Bewölkung verbinden.

Isonitrīle, s. Karbylamine.

Isonitrōsoverbindungen, s. Oxime.

Isónzo (der Sontius der Alten), Fluß in der österreich. Grafschaft Görz und Gradisca, entspringt am Fuße des Jaluz (2655 m) in den Julischen Alpen, fließt mit gewundenem Lauf in meist engem Gebirgstal, nimmt bei Flitsch rechts die Koritnica, unterhalb Tolmein links die Idria auf, tritt bei Görz in die friaulische Ebene, empfängt weiter links die Wippach, darauf rechts den Torre (mit dem Natisone) und mündet 8 km südlich von Monfalcone als Sdobba in den Golf von Triest. Seine Länge beträgt 125 km, schiffbar wird er erst nahe seiner Mündung. Der J. hat in historischer Zeit wiederholt wesentliche hydrographische Veränderungen erlitten; ehemals scheint der obere Natisone in den J. bei Karfreit gemündet zu haben. Im untersten Lauf wandte sich der J. immer mehr nach O. und benutzt jetzt das Bett der Sdobba, während die frühere Deltamündung in den Lagunen von Grado (Aquileja) ein selbständiges System kleiner Küstenflüsse und Kanäle geworden ist. Vgl. v. Czörnig, Der J. als der jüngste Fluß Europas (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien, 1876); dagegen Gumprecht, Der mittlere J. und sein Verhältnis zum Natisone (Leipz. 1886).

Isopathīe (griech.), von dem Tierarzt Lux in Leipzig (geb. 6. April 1776, gest. 29. Jan. 1848) erfundenes Heilverfahren, das die bei gewissen Krankheitsformen (Milzbrand, Pocken, Syphilis) gebildeten Stoffwechselprodukte (Blut, Eiter) in homöopathischer Verdünnung als Heilmittel gegen diese Krankheiten benutzen wollte. Vgl. Lux, Die Isopathik der Kontagionen (Leipz. 1833) und Zooiasis oder Heilungen der Tiere nach dem Gesetz der Natur (das. 1835—36).

Isoperimetrisch (griech., von gleichem Umfang) heißen Polygone und geschlossene Kurven, die gleichen Umfang haben; schon den alten Griechen war bekannt, daß der Flächeninhalt eines regelmäßigen Polygons größer ist als der jedes isoperimetrischen Polygons von gleicher Seitenzahl, und daß dieser Inhalt mit der Zahl der Seiten wächst, so daß der Kreis unter allen isoperimetrischen Polygonen und Kurven den größten

Inhalt besitzt. Man nennt aber i. auch zwei solche zwischen zwei gegebenen Punkten gezogene Kurven, die gleich lang sind. Diesen Sinn hat das Wort in dem 1697 von Jakob Bernoulli gestellten isoperimetrischen Problem, das für die Geschichte der Variationsrechnung von Bedeutung ist, und das verlangt, unter allen isoperimetrischen Kurven diejenigen aufzusuchen, für die ein bestimmter Ausdruck möglichst groß oder möglichst klein wird.

Isopiesten, s. Druckkurven.

Isopisch, s. Heteropisch.

Isoplēthen (griech.), s. Chronoisothermen.

Isopōden, s. Asseln.

Isoprēn C_5H_8 oder $CH_2 : C(CH_3), CH : CH_2$ entsteht bei der trocknen Destillation von Kautschuk und Guttapercha, ist flüssig, siedet bei 37°, bildet bei 280° Diisopren $C_{10}H_{16}$, das ebenfalls flüssig ist und nach Zitronen riecht. Es steht offenbar in naher Beziehung zu den Terpenen.

Isopropylkarbinōl, s. Butylalkohol.

Isopsēphisch (griech., »von gleichem Zahlenwert«) heißen griech. Verse, deren Buchstaben nach ihrem Zahlenwert eine gleiche Summe ergeben; eine mühsame Spielerei, die in der Alexandrinerzeit aufkam.

Isopurpursäure (Dicyanpikraminsäure, Pikrocyaminsäure, Phenylpurpursäure) $C_8H_5N_5O_6$ entsteht bei Einwirkung von Cyankalium auf Pikrinsäure. Die Masse wird dunkelrot, und es scheidet sich isopurpursaures Kali aus, aus dem man andre Salze der I. darstellen, die Säure selbst aber nicht isolieren kann. Die Salze sind meist braunrot, schillern grün metallisch und geben intensiv purpurfarbene Lösungen. Das Kalisalz ist löslich in Wasser und Alkohol, explodiert beim Erhitzen auf 215° sowie beim Reiben und entwickelt beim Übergießen mit Säuren einen stechenden Geruch. Das Ammoniaksalz, das man aus dem Kalisalz und Salmiak erhält, ist dem Murexid höchst ähnlich, verbrennt bei schnellem Erhitzen wie Schießpulver und wurde eine Zeitlang zum Färben von Wolle u. Seide benutzt (Granatbraun).

Isopyknen (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleicher Dichte, z. B. der Luft verbinden, s. auch Druckkurven.

Isorachien (engl. Cotidal lines), s. Ebbe und Flut, S. 332.

Isorgno (spr. isórnjo), Fluß, s. Maggia.

Isoseisten, s. Erdbeben, S. 902.

Isosmotische Lösungen, soviel wie isotonische Lösungen.

Isosporeen, die Gefäßkryptogamen mit einerlei Sporen; s. Filicinen und Kryptogamen.

Isostasie der Erdrinde, die andauernd statische Balancierung der Erde, die sich nach Dutton darin äußert, daß, wenn irgend ein Teil der Erdrinde durch Stoffzufuhr oder Stoffabtragung aus dem Gleichgewichtszustand gebracht wird, er sinkt oder steigt, um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Es ist nachgewiesen, daß in den Tiefen des Meeres eine größere Dichte des Bodens vorhanden ist als auf den Kontinenten, und daß die Gebirge mit zunehmender Höhe stets an Dichte des Materials abnehmen. Nach Dutton ragen diese eben deshalb so hoch empor, weil sie die leichtesten, und sind jene so tief gesunken, weil sie die schwersten sind. Der amerikanische Geolog McGee führt zur Stütze dieser Hypothese unter andern folgende Beispiele an: an der Nordküste des Golfes von Mexiko findet durch den Mississippi und den Rio Grande ein fortdauernder Absatz von Schlamm statt, den sie aus dem Kontinent abschwemmen; infolgedessen sinkt die Küste der Menge der abgelagerten Massen entsprechend. Auch die Südostküste der Nordsee, wo sich Maas, Rhein, Schelde, Ems, Weser und Elbe mit ihren Schlammassen ergießen, ist im Sinken begriffen, und ebenso zeigen das Gebiet des Schwarzen Meeres, des Chinesischen Meeres, des Golfs von Bengalen, des Amazonen- und La Plata-Stromes und des Po in Oberitalien ähnliche Erscheinungen, die auf das isostatische Schwanken der Erdrinde um den gestörten Gleichgewichtszustand zurückzuführen sind.

Isosymmetrisch (griech.), s. Isomorphie, S. 63.

Isotachen (griech.), die Linien, welche die Punkte gleicher Stromgeschwindigkeit innerhalb des Querprofils eines Flusses verbinden.

Isotalantōsen (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleicher jährlicher Wärmeschwankung verbinden.

Isotelie (griech.), bei den alten Griechen eine Vergünstigung, wodurch die Schutzgenossen (Hintersassen, in Athen die Metöken) in bezug auf Leistungen an den Staat den Bürgern gleichgestellt wurden und auch Grundeigentum erwerben durften, ohne daß sie deswegen in die Rechte des Staatsbürgertums eintraten.

Isothēren (griech.), auf Erdkarten Linien, welche die Orte mit gleicher mittlerer Sommerwärme verbinden; vgl. Isothermen.

Isothermen (griech.), Linien, die auf Landkarten alle Orte mit gleicher Temperatur verbinden. Sind z. B. die mittlern Jahres- oder Monatstemperaturen zugrunde gelegt, so werden die I. als Jahres- oder Monatsisothermen bezeichnet (s. Lufttemperatur). Im allgemeinen laufen die I. den Breitenkreisen genähert parallel, zeigen aber stellenweise starke Ausbiegungen, besonders durch den Einfluß der Meeresströmungen (der Golfstrom verschiebt die 0°-Isotherme um ca. 15° nach Norden). In der Nähe des Äquators und der Pole umschließen die I. kleinere Flächen, innerhalb deren die Wärme- und Kältepole der Erde liegen (s. Klima). Besondere Arten der I. sind die Isochimenen, Isotheren, Chronoisothermen (s. d.). Isothermenkarten werden so gezeichnet, daß man die (in der Regel auf das Meeresniveau reduzierten) Temperaturen in eine Karte einträgt und dann die den gleichen Graden entsprechenden Punkte durch Kurven verbindet. Die ersten I. wurden 1817 von A. v. Humboldt entworfen. Vgl. »Neudrucke von Schriften und Karten über Meteorologie«, Nr. 8 (Berl. 1897); Perlewitz, Versuch einer Darstellung der I. des Deutschen Reiches (Stuttg. 1902). — Über I. in der mechanischen Wärmetheorie u. Maschinenlehre s. Druckkurven.

Isothermobathen, auf Seekarten Linien, welche die Orte gleicher Tiefseetemperatur verbinden. Vgl. Meer.

Isotonisch heißen Lösungen, die gleichen osmotischen Druck erzeugen.

Isotrimorph, s. Isomorphie, S. 63.

Isotrōp (griech., »gleichgewendet«) heißt ein Körper, der hinsichtlich seiner physikalischen Eigenschaften, z. B. der Fortpflanzung des Lichtes, nach allen Richtungen hin gleich beschaffen ist, im Gegensatz zu den heterotropen oder anisotropen Körpern; s. Doppelbrechung, S. 122.

Isotypie (griech., »Gleichartigkeit«), die Erscheinung, daß gewisse Typen der Kristallformen in verschiedenen Abteilungen des chemischen Systems wiederkehren. So finden sich die Kristallgestalten der Metalle unter den von ihnen abgeleiteten Oxyden, Sulfiden, Hydroxyden und Halogenverbindungen wieder, und ihre Ähnlichkeit auch untereinander ist z. T. so groß,

daß alle Formen auf wenige Typen zurückgeführt werden können. So werden ein Arsentypus (rhomboedrisch), ein Magnesiumtypus (hexagonal), ein Rutiltypus (tetragonal), ein αZinntypus (tetragonal), ein βZinntypus (rhombisch) ꝛc. unterschieden. Zum Arsentypus würden z. B. folgende rhomboedrisch kristallisierende Substanzen gehören: Arsen, Antimon, Wismut, Tellur, Schwefel (rhomboedrische Modifikation), Zink, Graphit, Eisenglanz, Titanoxyd, Titaneisen, Korund, Chromoxyd, Brucit, Pyrochroit, Willemit ꝛc.

Jsouard (spr. isuár), Niccolò, Opernkomponist, geb. 6. Dez. 1775 auf der Insel Malta, gest. 23. März 1818 in Paris, studierte als Angestellter eines Bankhauses gegen des Vaters Willen Musik in Palermo und Neapel, debütierte 1795 in Bologna als Opernkomponist und bekleidete dann einen Organisten- und Kapellmeisterposten zu La Valetta auf Malta. Als der Malteserorden aufgehoben wurde, ging er 1799 nach Paris, wo er in Rud. Kreutzer einen Freund fand. Von den 42 Opern, die J. geschrieben (einschließlich »Aladin«, 1822, und »Geist und Wahn«, 1823, die er unvollendet hinterließ), haben »Aschenbrödel« (Cendrillon, 1810) und das »Lotterielos« (1811) J. weltberühmt gemacht, so daß er Boieldieu als Komponist komischer Opern gleichgestellt wurde. Doch erkannte bereits K. M. v. Weber die Überlegenheit des letztern. Jetzt ist J. vergessen.

Jsovaleriansäure, s. Valeriansäure.

Jsozyklische Blüten, euzyklische Blüten (s. d.), in denen die Zahl der Fruchtblätter gleich der Zahl der Kelchblätter ist, wie z. B. bei den Erikazeen, Primulazeen, Geraniazeen.

Jsozyklische Verbindungen, s. Karbozyklische Verbindungen.

Jspahan (Jsfahan), unter Schah Abbas die Hauptstadt von Persien, jetzt nur von einem kleinen Bezirk, doch nächst Teheran die ansehnlichste Stadt, wiewohl jetzt größtenteils in Ruinen und nur noch 70—80,000 Einw. zählend, während ihre frühere Bevölkerung auf das Acht- bis Zehnfache veranschlagt wurde. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend am Senderud, einem Steppenfluß, 1585 m ü. M. Der Umfang ihrer halbverfallenen Mauern beträgt 37 km; doch ist das Innere stundenweit ganz öde. Von den angeblich 137 königlichen Palästen sind nur noch wenige in leidlichem Zustand. Ebenso sind mehrere prächtige Brücken vorhanden, noch glänzen viele vergoldete Moscheenkuppeln und schlanke Minaretts. J. hat jetzt 12 große neben kleinern Moscheen, 13 Gelehrtenschulen, 18 große Bäder, üppige Gärten, zahlreiche überdachte Basare und große Karawanserein, aber enge, krumme und schmutzige Straßen. An der Südseite des Flusses liegt die Vorstadt Dschulfa, mit einigen tausend Armeniern, 10 Kirchen (darunter eine bischöfliche Kathedrale), 2 Klöstern und mehreren Schulen. Unter den Gebäuden verdient zumeist Erwähnung der in einem prächtigen Garten liegende Palast Tschehil-Situn (der »vielsäulige«), vorn mit 20 schlanken, 15 m hohen, auf Marmorsockeln ruhenden und mit Spiegeln ausgelegten Säulen und einer offenen, ebenfalls mit Spiegeln ausgelegten Halle dahinter, die einen Springbrunnen enthält und in den Hauptraum führt, einen hohen, glänzend geschmückten Saal mit Wandgemälden (Szenen aus dem Leben des Schah Abbas [1586—1628]). Das Tor Ali-kapi (mit fünf Stockwerken) führt auf den jetzt verödeten Meidan-i-Schah (»Königsplatz«), der mit 845 m Länge, 227 m Breite für den größten Marktplatz der Welt gilt und von einem eigentümlichen Bauwerk mit zwei offenen Gängen übereinander umgeben ist. An der Nordostseite liegt die große Moschee Lutf Allah, an der Südostseite die Hauptmoschee (Mesdschid-i-Schah), die prächtigste des Morgenlandes, an der Nordwestseite der Eingang zu den Basaren und über demselben die Galerie Nakkarah-Chaneh, in der Mitte das Kaputk, ein hoher Pfahl, an dessen Fuß die Hinrichtungen vollzogen werden. Der erhebliche Gewerbfleiß von J. erzeugt Seiden- und Baumwollenzeuge, Wollenstoffe, Samt, Hieb- und Schußwaffen, Pulver, Bijouterien, Pantoffeln, Schuhe nach europäischer Art, Sättel und Pferdegeschirre, Holzmosaik ꝛc. Wichtiger noch ist der Handel durch die Lage an der Hauptstraße (mit Telegraph und Reitpost) zwischen Teheran mit dem Persischen Golf (Buschir) und an den Straßen nach Kirman, nach Bender Abbas und Südafghanistan, nach Meschhed und Herat. — J. ist das Aspadana des Ptolemäos und wurde der Legende zufolge von Juden gegründet, die durch Nebukadnezar in die Gefangenschaft geführt waren. Unter der Herrschaft der Seldschuken verlegte Dschelal ed Din Malek Schah zeitweilig die Residenz von Chorasan nach J., das damals eine der reichsten Städte des Orients war. Nach seiner Zerstörung durch Timur erlangte es eine neue glänzende Blüte unter Abbas d. Gr., der es wieder zur Hauptstadt des persischen Reiches machte, die es bis zum Anfang des 18. Jahrh. blieb. 1722 hatte J. in den Bürgerkriegen viel zu leiden. Auch Erdbeben trugen zum Verfall der Stadt bei.

Jspahangarn, s. Genappesgarn.

Jspān (ungar., Gespan), soviel wie Graf (comes), s. Komitat.

Jsparik, s. Delphinium.

Jspica, Valle d', s. Spaccaforno.

Jspráwnik, bei den Russen Chef der Kreispolizei.

Jsrael (hebr., »Gotteskämpfer«), der theokratische Beiname Jakobs (s. d.); ursprünglich Gesamtbezeichnung seiner Nachkommen (Kinder J., Jsraeliten), später des namentlich durch den Stamm Ephraim vertretenen Nordreichs, im Gegensatz zum Reich Juda; s. Juden.

Jsraelitische Allianz, s. Alliance Israélite universelle.

Jsraëls, Jozef, holländ. Maler, geb. 27. Jan. 1824 in Groningen, machte seine künstlerischen Studien bei Cornelis Kruseman in Amsterdam und nachher bei Picot in Paris und ließ sich später im Haag nieder. Anfangs versuchte er sich in historischen Stoffen (Wilhelm von Oranien, der dem Dekret Philipps II. von Spanien trotzt), hatte aber hierin wenig Erfolg. Besser gelang es ihm mit dem Genre, namentlich mit den Schilderungen des holländischen Fischerlebens, dessen ernste, oft tragische Seite er mit großer Innigkeit des Gemüts und mit meisterhafter Behandlung des Hell-dunkels, wenn auch bisweilen in skizzenhafter Durchführung, zur Anschauung brachte. In dieser Richtung fortschreitend, schloß er sich zuletzt dem Naturalismus an, wobei er vorzugsweise die tragische Seite des Menschenlebens, mühsame, niederdrückende Arbeit, Trauer und Entsagung, schilderte. Seine Hauptbilder sind: der Abend vor der Trennung, Frauenlos, der Schiffbrüchige, die kranke und die gesunde Mutter, Alter und Kindheit, die Dorfarmen, die ängstliche Familie, die erwarteten Fischerboote, die Heimkehr vom Feld, allein in der Welt (im Museum zu Haarlem), nichts mehr, der Kampf ums Dasein, das Mittagsessen, die Nähschule, Muttersorgen, der Trost der Großmutter, an der Mutterbrust, durch Feld und Aue, auf den Dünen und der Reichtum des Hauses. Er schrieb:

»Spanien. Eine Reiseerzählung«, mit Handzeichnungen (deutsche Übersetzung, Berl. 1900). Vgl. Liebermann, Jozef J., kritische Studie (Berl. 1901).

Issa (jetzt Lissa), von Syrakusanern oder Pariern kolonisierte Insel im Adriatischen Meer. Der Angriff der illyrischen Königin Teuta auf J. gab den Römern 229 v. Chr. Anlaß zum ersten illyrischen Krieg und zur Befreiung von J.

Issachar, s. Isaschar.

Issel, s. Yssel.

Isselburg, Stadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Rees, an der Alten Issel, unweit der niederländischen Grenze und mit Station J.-Anholt an der Staatsbahnlinie Empel–Borken, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, zwei alte Festungstürme, eine Eisenhütte (Isselburger Hütte) mit Eisengießerei, Maschinenbau, Emaillierwerk ꝛc. und (1900) 2235 meist kath. Einwohner. — J. wurde als ehemalige klevesche Grenzfestung gegen Kurköln 1441 gegründet. In der Nähe die fürstlich Salm-Salmsche Residenz Anholt.

Isset, linker Nebenfluß des Tobol, entspringt am Ostabhang des Urals im russischen Gouv. Perm in dem See Issetskoje, nordwestlich von Jekaterinburg, nimmt nahe der sibirischen Grenze den Mijas auf, mündet, 451 km lang, oberhalb Jalutorowsk. Sein fruchtbares Tal ist reich an Gold (ebenso das des Mijas), Eisenerz, Marmor, Mühlsteinen, Kalk.

Issetsk, russ. Fabrikdorf, s. Werch-Issetsk.

Issoire (spr. issuār'), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Puy-de-Dôme, 399 m ü. M., an der Couze d'I., 2 km oberhalb ihrer Mündung in den Allier, und an der Lyoner Bahn, mit einer romanischen Kirche aus dem 11. Jahrh., einem Handelsgericht, Kommunal-Collège, Fabrikation von Posamentierwaren, Strohhüten, Branntwein ꝛc., Weinhandel und (1901) 5620 Einw. — Die Stadt, das gallische Iciodorum, ist Geburtsort des Kardinalkanzlers Duprat und wurde in den Religionskriegen des 16. Jahrh. völlig zerstört. Vgl. Longy, Histoire de la ville d'I. (Clermont-Ferrand 1890).

Issos, im Altertum Stadt in Kilikien, an dem nach ihr benannten Meerbusen (Sinus Issicus, Golf von Alexandrette), nördlich vom heutigen Pajas, berühmt durch den in der Nähe erfochtenen Sieg Alexanders d. Gr. über Dareios (333 v. Chr.).

Issoudun (spr. issudöng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Indre, an der Théols, Knotenpunkt an der Orléansbahn, hat Reste von Befestigungswerken aus dem 13. Jahrh. (Tour-Blanche), eine gotische Kirche (15. Jahrh.), ein Handelsgericht, ein Kommunal-Collège, eine Bibliothek, ein Theater, ein Museum, eine Gewerbekammer, Fabriken für Pergament, Maschinen, Schlosserwaren und hydraulischen Kalk, zahlreiche Gerbereien und Mühlen, Handel und (1901) 12,027 (als Gemeinde 14,222) Einw.

Issue-Department (engl., spr. ischu-dipártment, »Ausgabeabteilung«), die Abteilung der Bank von England, deren ausschließlicher Geschäftskreis die Ausgabe von Noten ist, während die übrigen Geschäfte dem Banking-Department anheimfallen. Näheres s. Banken, S. 347.

Issum, Flecken im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Geldern, an der Staatsbahnlinie Wesel–Venlo, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Seidenweberei, Zigarren-, Siegellack- und Oblatenfabriken, Elektrizitätswerk, Bierbrauerei und (1900) 3495 Einw.

Issy (I.-les-Moulineaux, spr. issi-lä-mulinō), Dorf im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, südwestlich vor der Enceinte von Paris am linken Ufer der Seine und an der Gürtelbahn gelegen, hat ein Seminar, ein Museum, eine Altersversorgungsanstalt (mit 1387 Betten), ein Schloß, Fabrikation von Farben, chemischen Produkten, Kalk und Zement, Schuhwaren ꝛc. und (1901) 16,639 Einw. — Das Fort J., südlich vom Ort gelegen, hat 1870/71 unter dem Feuer der deutschen Geschütze am meisten gelitten. 1815 fand hier 3. Juli zwischen Blücher und Davout der letzte Kampf statt, infolgedessen die Stadt Paris kapitulierte.

Issyk-kul (»warmer See«, auch Tuskul, »Salzsee«, mongol. Temurtunor, »Eisensee«, chines. Schechaij, »warmes Meer«), Binnensee in der Provinz Semiretschinsk des Generalgouvernements Turkistan, auf einem 75—110 km breiten Plateau zwischen dem Terskei-Alatau im S. und dem Kungei-Alatau im N., 1620 m ü. M., 181 km lang, 61 km breit, bedeckt 5780 qkm. Er ist fischreich, mit flachen, grasigen Ufern; das Wasser des Sees, der nie zufriert, ist brackig. Die Schilfdickichte der Ufer sind von Tigern und wilden Schweinen bevölkert. Einen Abfluß hat der See nicht, sein Spiegel fällt aber fortwährend. Die Umgebung war bis zur Ankunft der Russen, die neuerdings am Ostufer mehrere Kosakenposten anlegten (der wichtigste ist Karakol oder Prschewalsk [s. d.]), von schwarzen Kirgisen (s. d.) bewohnt; seitdem zieht der fruchtbare Boden von Jahr zu Jahr mehr russische Bauern an. S. Karte »Zentralasien«.

Ist, im Rechnungswesen das, was tatsächlich an Kassenbeständen vorhanden ist, ferner das, was tatsächlich an Einnahmen (Ist-Einnahmen) erhoben oder an Ausgaben (Ist-Ausgaben) geleistet worden ist. Den Gegensatz bildet das Soll (s. d.), d. h. Einnahmen oder Ausgaben, die zwar hätten erhoben oder geleistet werden sollen, die aber nicht fällig geworden oder, wenn schon fällig geworden, in Rest verblieben sind (s. Reste).

Istachri, arab. Geograph, s. Arabische Literatur, S. 659.

Istambul, der türk. Name Konstantinopels; J. Boghazi, türk. Name des Bosporus.

Istambul Efendisi (»der Efendi von Konstantinopel«), alte Bezeichnung für den Stadtrichter (Kadi) von Konstantinopel.

Istanköi, Insel, s. Kos.

Istapa, ehemaliger Hafenort an der pazifischen Küste des mittelamerikan. Staates Guatemala, seit Verlegung des Zollhauses (1860) nach San José de Guatemala (s. d.) nur noch ein elendes Dorf.

Istar, bei den Babyloniern-Assyrern die Göttin des Venussterns, des Morgen- und Abendsterns; als Göttin des Abendsterns auch unter dem Namen Belit (oder Belit ilani, »Herrin der Götter«), d. i. griech. Mylitta, verehrt. Als Göttin des Morgensterns erscheint J. als männlich-tapfere Gottheit, als Göttin des Abendsterns ist Istar-Beltis die üppig sinnliche Göttin der Ruhe in den Armen der Liebe. Ob der Kultus der Göttin Beltis (vgl. Herodot I, 199) der gleich unzüchtige war wie der der westasiatischen Astarte und der kyprischen Aphrodite, bleibt noch unentschieden. Erech, die »Stadt Anus und Istars«, war die Hauptstätte des Belitkultus in Babylonien. Die kriegerische J. wurde innerhalb Babyloniens hauptsächlich in Agane (unter dem Namen Anunit), innerhalb Assyriens in Arbela (s. d.) verehrt. Im Unterschied von J., der Tochter Anus, kennen die Babylonier auch eine J., Tochter des Mondgottes Sin; doch erscheint der Gott Tammuz (der Adonis der Westsemiten) in der babylonischen Literatur ebensowohl

als der Jugendgemahl der Tochter Anus als der Tochter Sins, und J. ist auch in ihrer letztern Eigenschaft die Göttin der Liebe, Zeugung und Geburt.

Istävonen (Istväonen, nach Grimm richtiger Iskävonen), einer der drei Hauptstämme der Germanen, der das nordwestliche Deutschland, die beiden Ufer des Rheins, bewohnte, nach einem alten Heros, Isto oder Isk, Sohn des Mannus, benannt. Zu ihnen gehörten die später zum Bunde der Franken vereinigten Völker, wie Sigambrer, Ubier, Bataver, Chamaven, Brukterer u. a.

Istein, Dorf im bad. Kreis und Amt Lörrach, am rechten Rheinufer und an der Staatsbahnlinie Mannheim-Konstanz, mit 500 Einw. Hier steigt der das rechte Rheinufer begleitende Höhenzug im Isteiner Klotz, der von der Eisenbahn in zwei Tunnels durchschnitten wird, zu über 400 m an und fällt zum Rhein, dessen Tal hier etwa in 250 m Höhe liegt, senkrecht ab. Daselbst sind bis 1902 mehrere Forts errichtet worden, die das Rheintal gegen einen Angriff von Belfort aus decken sollen. — J. gehörte seit 1300 den Bischöfen von Basel, die auf dem Klotz zwei Burgen anlegten, die am Anfang des 15. Jahrh. zerstört wurden, und fiel 1803 an Baden.

Ister (griech. Istros), antiker Name der Donau, vgl. Istros.

Isthmia, ein nach 1880 zu beiden Seiten der östlichen Mündung des Kanals von Korinth entstandener Ort mit (1889) 696 Einw.

Isthmionīken (griech.), Sieger in den Isthmischen Spielen.

Isthmische Spiele (Isthmia), eins der vier großen griechischen Nationalfeste, das auf dem Isthmus von Korinth in einem Poseidon heiligen Fichtenhain mit gymnischen und ritterlichen, später auch musischen Wettkämpfen gefeiert wurde, und zwar seit 582, dem Beginn der isthmischen Ära (Isthmiade), alle zwei Jahre im Frühling des zweiten und vierten Jahres einer Olympiade. Ihre Gründung wird teils Poseidon zugeschrieben, teils Theseus, worauf man das den Athenern zustehende Ehrenrecht der Proëdrie (s. d.) zurückführte. Dagegen waren die Bewohner von Elis ganz von der Feier ausgeschlossen. Da der Isthmus Eigentum der Korinther war, so fiel diesen die Leitung und das Kampfrichteramt zu; nach Korinths Zerstörung übernahmen beides bis zum Wiederaufbau der Stadt die Sikyonier. Der Siegerkranz ward zu verschiedenen Zeiten aus Fichtenzweigen oder Eppich gewunden. Vgl. Krause, Die Pythien, Nemeen und Isthmien (Leipz. 1841); Unger im »Philologus«, Bd. 37 (1877).

Isthmus (griech. Isthmos), Landenge, insbes. die von Korinth, zwischen dem Korinthischen und Saronischen Meerbusen, die den Peloponnes mit dem eigentlichen Hellas verbindet. Sie besteht aus einem 79 m hohen Landrücken und ist an der schmälsten Stelle 6 km breit. Hier befand sich nahe dem Saronischen Busen der Tempel des Poseidon und der Schauplatz der Isthmischen Spiele (s. d.), nördlich davon der Diolkos, d. h. die Rollbahn, auf der die Schiffsladungen und kleinere Fahrzeuge hinübergeschafft wurden. Schon Periandros von Korinth soll die Absicht gehabt haben, den J. zu durchstechen. Aber erst Nero ließ die Kanallinie feststellen und verwandte Tausende von jüdischen Sklaven beim Bau, bis er durch den Aufstand des Julius Vindex (68 n. Chr.) unterbrochen wurde. Seitdem ruhte das Werk. 1881 hat man endlich mit dem Durchstich des J. auf der von Nero gewählten Route begonnen (s. Korinth) und den Kanal (6,3 km lang, 23 m breit, 8 m tief), der den Seeweg aus dem Adriatischen Meer nach dem Piräeus um 325 km abkürzt, 6. Aug. 1893 feierlich eröffnet.

Isthmus, ägypt. Gebiet an beiden Seiten des Kanals von Suez, zwischen Mittelmeer und Rotem Meer, bildet das Gouvernorat des Kanals, 6238 qkm mit (1897) 50,179 Einw., davon 13,450 Ausländer, grenzt im S. an das Gouvernorat Suez und umschließt die drei Distrikte Port Said, Kantara und Ismailia. Hauptort ist Port Saïd (s. d.).

Isthmus von Krah, s. Krah.

Isthmus von Panamá, s. Panamá.

Isthmus von Suez, s. Suez.

Istle (Ixtle), aus den grünen und saftigen Blättern von Bromelia silvestris auf einfache Weise, z. T. auch mit Maschinenarbeit, in Mexiko, Mittelamerika, Westindien gewonnene Faser. Die Pflanzen werden nicht kultiviert und liefern je nach dem Standort Fasern von sehr verschiedener Beschaffenheit. Auch die Fasern von Agave heteracantha kommen als J. in den Handel (s. Agave).

Istmo, Staat, s. Panamá.

Istrandsha Dagh (Ostthrakisches Randgebirge), breites, flaches Berg- und Hügelland, eine dreieckige Gneis- und Granitscholle im türk. Wilajet Adrianopel, zwischen der Mariza und dem Schwarzen Meer, im Böjük Magiada 1035 m hoch; nach dem am Südostfuß liegenden Städtchen und Flüßchen Istrandsha benannt. Das Schwarze Meer begleitend, sendet es seine Ausläufer bis zum Bosporus und wird am quellenreichen Steilabbruch der Innenseite von einer Reihe namhafter Orte längs der sogen. Bergstraße von Konstantinopel nach Adrianopel begleitet.

Istres (spr. istr'), Stadt im franz. Depart. Rhonemündungen, Arrond. Aix, in der Ebene La Crau, am Südufer des kleinen Sees L'Olivier gelegen, der durch einen Tunnel mit dem Strandsee von Berre zusammenhängt, an der Lyoner Bahn, mit Salinen, Sodafabrik, Viehzucht, Obstbau und (1901) 2181 (als Gemeinde 3517) Einw.

Istrien, Markgrafschaft (s. Karte »Krain-Küstenland«), bildet eine Halbinsel im Adriatischen Meer, die nach S. zu in eine Spitze ausläuft und im N. an das Gebiet von Triest, an Görz und Krain, im O. an Fiume und Kroatien sowie an den Quarnerobusen, im S. und W. an das Adriatische Meer, im NW. an den Golf von Triest grenzt. Mit den dazugehörigen südöstlich gelegenen Quarnerischen Inseln (Veglia, Cherso, Lussin) hat J. eine Fläche von 4956 qkm (90 QM.) mit (1900) 345,050 Einw. und macht mit der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradisca und dem Gebiet von Triest das sogen. Österreichisch-illyrische Küstenland (s. Küstenland) aus. Das Wappen von J. ist eine rothewehrte goldene Ziege im blauen Felde (s. Tafel »Österreichisch-Ungarische Länderwappen«, Fig. 16). Die Landesfarben sind Gelb, Rot u. Blau.

J. bewohnten im 3. Jahrh. v. Chr., da mit dem Vordringen der Römer die erste geschichtliche Kunde über diese Gebiete uns zukommt, thrakische und keltische Seeräuber, gemeinsam als »Istrer« bezeichnet, ferner die keltischen Japyden und auf den Inseln die Liburner. Diese wurden schon nach dem illyrischen Kriege 229 v. Chr. Bundesgenossen der Römer; das eigentliche J. wurde 177, Japydien 129 und Liburnien 50 v. Chr. von Rom unterworfen (s. die Karte bei Artikel »Italia«). In den Bürgerkriegen zwischen Cäsar und Pompejus und den folgenden Kämpfen bis zur Schlacht bei Aktion (31 v. Chr.) spielte J. eine wichtige Rolle; dann folgte eine mehrhundert-

jährige glänzende Entwickelungszeit für J., in der besonders die Städte Pola und Scardona durch Reichtum und Pracht blühten. Nach dem Untergange des weströmischen Kaiserreiches gehörte J. zum Reich Odoakers (476—489), dann zum Reiche der Ostgoten, seit 539 durch 200 Jahre zum Oströmischen Reich; in dieser Zeit, seit ca. 600, erfolgten die vielfachen Einbrüche von Slawen und Avaren, die den Niedergang der Halbinsel bewirkten. Von 752—773 war J. im Besitz der Langobarden, und nach kurzer byzantinischer Herrschaft seit 789 unter fränkischer Oberhoheit. 952 übergab es Otto I. an Bayern, 976

Istros. (Relief der Trajanssäule in Rom.)

Otto II. an Kärnten; später bildete es ein Lehen der Eppensteiner, dann der Sponheimer und seit 1173 der Herren von Andechs-Meran. Früher in Feindschaft, standen seit 1149 Pola und die übrigen istrischen Städte in einem Tribut- und Abhängigkeitsverhältnis zu Venedig, konnten aber dadurch um so leichter ihre großen Handelsbeziehungen entwickeln. 1209 fiel J. als Lehen an das Patriarchat von Aquileia, doch nur die sogen. Mark J., die Grafschaft J. mit dem Hauptort Pisino kam in den Besitz der Grafen von Görz. Die Patriarchen gerieten in Kämpfe mit den istrischen Städten, die sich z. T. an Venedig anschlossen, Pola als eine der letzten 1331. Die Grafschaft J. fiel laut Erbfolgevertrag 1374 an die Habsburger, die das Gebiet aber zumeist verpfändeten oder verpachteten. Zum österreichischen J. gehörte später die Grafschaft Mitterburg mit der Herrschaft Castua, und auch das Litorale mit der Hauptstadt Triest wurde dazu gerechnet. Das vom österreichischen J. durchschnittene venezianische J. umfaßte Monfalcone, Grado, Capo d'Istria, Pola, Parenzo, Rovigno, Umago, Albona, Fianona und andre Städte, überhaupt den größten Teil der Halbinsel. Nach dem Frieden von Campo Formio (1797) besetzte Österreich auch den venezianischen Teil des Landes, zu dem noch mehrere venezianische Besitzungen geschlagen wurden. Im Frieden von Preßburg (1805) wurde J. an Napoleon abgetreten, der es zum Königreich Italien schlug. 1808 ernannte Napoleon den Marschall Bessières zum Herzog von J. Nach dem Kriege 1809 vereinigte Napoleon ganz J. mit Triest und Görz zur Intendenza d'Istria, einer der sieben illyrischen Provinzen des französischen Kaiserreiches. 1813 wurden die beiden Gebiete von den Österreichern zurückerobert, und seit 1815 bildet J. wieder einen Teil der österreichischen Monarchie, wo sich, namentlich in der jüngsten Zeit, Kroaten und Italiener aufs schärfste befehden. Vgl. »Istrien. Historisch-geographische und statistische Darstellung der Istrischen Halbinsel« (Triest 1863); Amati und Luciani, L'Istria sotto l'aspetto fisico, etnografico, amministrativo, storico e biografico (Mail. 1867); Benussi, Manuale di geografia dell' Istria (Triest 1877); »J. Ein Wegweiser längs der Küste« (das. 1878); »Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild«, Bd. 10: Das Küstenland (Wien 1891); Franchetti, L'Istria, note storiche (Parenzo 1879); Combi, Istria. Studi storici e politici (Mail. 1886); Benussi, L'Istria sino ad Augusto (Triest 1883) und nel medio evo (Parenzo 1897).

Istros, Personifikation des gleichnamigen Flusses (Donau), häufig auf Münzen der Stadt gleichen Namens an der Donaumündung wie auch auf der Trajanssäule abgebildet (vgl. nebenstehende Abbildung).

Isturiz, Francisco Javier de, span. Staatsmann, geb. 1790 in Cadiz, gest. 16. April 1871, bereitete nach der Rückkunft Ferdinands VII. in Verbindung mit seinem Bruder, Tomas de J., der 1812—14 Cortesdeputierter war, den Aufstand vor, der die Konstitution wiederherstellte, wurde 1822 Cortesdeputierter, 1823 Präsident der Cortes und begab sich mit nach Sevilla, wo er für die Suspendierung des Königs stimmte. Die Restauration fällte über ihn das Todesurteil, jedoch entkam er nach London. Infolge der Amnestie durfte er 1834 nach Spanien zurückkehren, wo er sich wieder der äußersten Partei anschloß und den Aufstand der Milicia urbana gegen Toreno (im August 1835) anzetteln half. J. mußte sich darauf eine Zeitlang verborgen halten. Als aber Mendizabal an die Spitze des Ministeriums trat, wurde er dessen vertrauter Berater und Präsident der Kammer. J. zerfiel indes bald mit Mendizabal, führte den Sturz des Ministeriums herbei und erhielt 15. Mai 1836 den Vorsitz und das Auswärtige im neuen Ministerium. Dieses wurde jedoch bereits im August 1836 durch den Aufruhr in La Granja, der die Königin zur Proklamation der Verfassung von 1812 zwang, gestürzt. J. ging nach Paris, kehrte aber 1837 zurück und kam 1838 wieder in die Cortes, deren Präsident er ward. Espartero stand er feindlich gegenüber und wirkte heimlich für die Rückkehr der Königin Christine. 1846 war er Präsident des Ministeriums, während dessen die sogen. spanischen Heiraten zustande kamen. Zwischen den Jahren 1847 und 1862 verwaltete er mehrfach wichtige Gesandtschaften, ward Präsident des spanischen Staatsrats und vertrat 1863 bis 1864 Spanien am französischen Hof, worauf er sich in das Privatleben zurückzog.

Istvánfy (spr. ischtwánfi), Nikolaus, ungar. Geschichtschreiber, geb. um 1538 in Kisasszonyfalva im Baranyaer Komitat, gest. 1615 in Vinica bei Warasdin, studierte in Bologna und fungierte, von dort zurückgekehrt, 1562—68 als Sekretär des Primas Oláh. Nach dessen Tode ward er vom Kaiser Maximilian II. zum Sekretär bei der ungarischen Hofkanzlei in Wien und 1575 zum Vizekanzler ernannt. Auch besaß er das Vertrauen König Rudolfs, der ihn 1581 zum Palatin-Stellvertreter ernannte. Außerdem wurden ihm mehrere wichtige politische Sendungen anvertraut. Als er 1608 bei der Palatinuswahl unterlag, wurde er vom Schlag gerührt und blieb fortan gelähmt. Aus Habsucht und religiösem Eifer ließ er sich im Prozeß gegen seinen Rivalen Illésházy zur falschen Eidausage verleiten. In der Literatur hat J. seinen Namen durch das Werk »Historiarum de rebus hungaricis libri 34« verewigt, das auf seinen Wunsch durch den Kardinal Pázmány 1622 in Köln herausgegeben, dann mehrmals auf-

[Zum Artikel *Italia*.]

Zur Karte ‚Italien bis in die Zeit des Kaisers Augustus'.

Die heutigen Namen sind in Klammern beigefügt. Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | E4 | bezeichnen die Felder der Karte.

I. Italia.

Abellinum (Trüm. Civita b. Avellino) E4
Accipitrum Insula, Insel (San Pietro) B5
Acerrae (Gera bei Pizzighetone) . . . B2
Acherontia (Cerenzia) F5
Addua, Fluß (Adda) BC1
Aegates, Insulae . D5, 6
Aenaria, Insel (Ischia) D4
Aequi D3, 4
Aesernia (Isernia) . E4
Aesis (Jesi) D3
Agrigentum (Girgenti) D6
Alba Fucentia (TrümmerAlbe) D3
— Pompeja (Alba) B2
Albium Ingaunum (Albenga) . . . B2
— Intimilium (Ventimiglia) . A3
Aleria (Trümmer am Tavignano) B3
Allifae (Alife) . . . E4
Altinum (Trümmer Altino) D2
Ameria (Amelia) . . D3
Amiternum (Trüm. bei San Vittorino) D3
Anauni (im Val di Non, dtsch. Nonsberg) C1
Ancona (Ancona) . D3
Antium (Porto d'Anzio) D4
Anxanum (Lanciano) E3
Apuani. C2
Apulia (Puglia) . . EF4
Aquae Statiellae (Acqui) B2
Aquileja (Aquileja, slaw. Aglar) . . . D2
Ardea (Ardea) . . . D4
Argentarius, Mons (MonteArgentaro) C3
Aricia (Ariccia) . . D4
Ariminum (Rimini) D2, 3
Arnus, Fluß (Arno) C3
Arpi (TrümmerArpe bei Foggia) E4
Arretium (Arezzo) . C3
Asculum Apulum s. Ausculum.
—Picenum (Ascoli) D3
Atagis, Athesis. Fluß (Etsch, ital. Adige) C1, 2
Aternum (Trümmer bei Pescara) . . . E3
Ateste (Este) C2
Aufidena (Alfidena) E4
Aufidus, Fluß (Ofanto) F4
Augusta Bagiennorum (Bene) . . A2
— Praetoria (Aosta) A2
— Taurinorum (Turin, ital. Torino) A2
Aurunci D4
Ausculum (Ascoli) . E4
Auximum (Osimo) . D3
Bagienni AB2
Barium (Bari) . . . F4
Bellunum (Belluno) D1
Benacus, Lacus (Gardasee) C2
Beneventum (Benevento) E4
Bergomum (Bergamo) B2
Betriacum C2
Blera (Bieda) F4
Boji BC2
Bononia (Bologna) C2
Bosa (Bosa) B4
Bovianum (Bojano) E4
Bradanus, Fluß (Bradano) F4
Brintesia, Fluß (Brenta) C2
Brixellum (Brescello) C2
Brixia (Brescia) . . C2
Brundisium (Brindisi) F4
Bruttii (Calabria) . EF5, 6
Buca (Termoli) . . . E3, 4
Buxentum (Policastro) E4
Caesena (Cesena) . D2
Calabria FG4, 5
Callipolis (Gallipoli) FG4
Camarina (am Fluß Camarana) E6
Camerinum (Camerino) D3
Camunni (in Val Camonica) C1, 2
Campania DE4
Cannae (Trümmer Canne) F4
Canusium (Canosa) F4
Capraria, Insel (Capraja) B3
Capreae, Insel (Capri) E4
Capua (Santa Maria di Capua vetere) E4
Carales (Cagliari) . B5
Carni (im Mittelalter Carniola, Krain) D1
Carsioli (Trümmer CivitaCarenza bei Carsoli) D3
Castrum Novum (Terravecchia bei Guilianova) D3
Catana (Catania) . . E6
Caudium (Trümmer bei Montesarchio) E4
Caulonia. F5
Ceba (Ceva) B2
Celelates B2
Cemenelum (Cimiez) A3
Cenomani BC2
Centumcellae (Civitavecchia bei Cincelle) C3
Cerillae (Cirella) . . E5
Chersonesus Prom. (K. Teulada) . . . B5
Circei (S. Felice in Monte Circeo) . . D4
Clavenna (Clefen, ital. Chiavenna) . B1
Clusium (Chiusi) . . C3
ColumbariumProm. (Capo di Ferro) . B4
Comum (Como) . . B2
Concordia (Concordia) D2
Consentia (Cosenza) F5
Corfinium (Pentima) D3
Cornus (S. Catterina de' Pitinnuri) . . B4
Corsica. B3, 4
Cortona (Cortona) . CD3
Crathis, Fluß (Crati) F5
Cremona (Cremona) BC2
Crimisa Prom. (Punta dell'Alice) F5
Croton (Cotrone) . . F5
Cumae (Trümmer bei Puzzuoli) . . . DE4
Cures (Arci b. Correse) D3
Dauni E4
Dertona (Tortona) . B2
Didyme, Ins. (Salina) E5
Drepanum (Trapani) D5, 6
Durius, Fluß (Dora) A2
Endidae (Egna, dtsch. Neumarkt) C1
Eporedia (Ivrea) . . A2
Ericussa, Ins. Alicuri E5
Eryx (Monte San Giuliano) D5, 6
Etruria, später Tuscia (Toskana) . . B–D2, 3
Euganei C1. 2
Faesulae (Fiesole) . C3
Falerii (Trümmer S. Maria di Falleri) D3
Faventia (Faenza) . C2
Feltria (Feltre) . . . C1
Feronia B4
Firmum (Fermo) . . D3
Florentia (Florenz, ital. Firenze) . . . C3
Formiae (Mola di Gaeta, Formia) . D4
Forum Iulium (Cividale in Friaul) D1
— Popilii (Polla) . E4
Fregellae (Opio bei Ceprano) D4
Frentani E3, 4
Frusino (Frosinone) D4
Fulginiae (Foligno) D3
Gallia Cisalpina . . B–D2
Gaudos, Ins. (Gozzo) E6, 7
Gela (Trümmer bei Terranuova) . . . E6
Genua (Genua, ital. Genova) B2
Genusia (Ginosa) . F4
Gnathia (Torre d'Agnazzo) F4
Gorditanum Prom. (K. Falcone) . . . B4
Grumentum (Saponara) E4
Hadria (Atri) DE3
Hasta (Asti) AB2
Hatria (Adria) . . . D2
Henna (CastroJanni, Giovanni) E6
Heraclea (Trümmer Policoro) F4
— Minoa (Trüm. b. Capo Bianco) . D6
Heracleum Prom. (K. Spartivento) . F6
Herculis Insula (Asinara) B4
Herdoniae (Ordona) E4
Hernici D4
Hiera, Ins. (Vulcano) E5
Himera (Trümmer Bonformello) . . . D6
Hipponium (Monteleone bei Bivona) F5
Hirpini E4
Horta (Orte) D3
Hostilia (Ostiglia) . C2
Hybla E6
Hydruntum (Otranto) G4
Igilium, Ins. (Giglio) C3
Iguvium (Gubbio) . D3
Ilva, Insel (Elba) . C3
— Ins. (Maddalena) B4
Industria (Trümmer La Lustra b. Monteù del Po) B2
Ingauni AB2
Insubres B2
Interamna (Terni) . D3
Interamnia (Teramo) D3
Interamnium F5
Intimilii A3
Istria (Istrien, ital. Istria) D1, 2
Iulium Carnicum (Zuglio) D1
Lacinium Prom. (K. Nao) F5
Larinum (Larino) . E4
Larius, Lacus (Comersee) B1, 2
Latini D4
Latium. D3, 4
Laumellum (Lomello) B2
Laus E5
— Pompeja (Lodi vecchio) B2
Lavinium E5
Leontini (Lentini) . E6
Lepontii (in Val Leventina) B1
Leucopetra Prom. (Capo dell' Armi) E6
Libici B2
Liguria AB2, 3
Lilybaeum (Marsala) F6
Lingones C2
Lipara, Insel (Lipari) E5
Liparaeae Insulae (Liparische Inseln) E5
Liris, Fluß (Liri, Garigliano) D4
Locri Epizephyrii (Trümmer Cento Camerelle) F5
Luca (Lucca) C3
Lucania EF4, 5
Luceria (Lucera) . . E4
Luna (Trüm. Luni) C2
Manliana C3
Mantua (Mantua, ital. Mantova) . . C2
Mariana (Trümmer Mariana) B3
Marianum (Bonifacio) B4
Marrucini E3
Marsi. D3, 4
Matilica (Matelica) . D3
Matinum (Matinata) F4
Mataurus s. Metaurus.
Mediolanium (Mailand, ital. Milano) B2
Medma (am Fluß Mesima) EF5
Melita, Insel (Malta) E7
Messana (Messina) . E5
Messapii FG4
Metapontum (Trüm. v. Torre-a-mare) F4
Metaurus, Fluß (Metauro) D3
Mevania (Bevagna) D3
Minturnae (Trümmer b. Traetto) . D4
Monoecus (Monaco) A3
Muranum (Morano) F5
Mutina (Modena) . C2
Mylae (Milazzo) . . E5
Nar, Fluß (Nera) . D3
Narnia (Narni) . . . D3
Neapolis (Neapel, ital. Napoli) . . E4
— (Trümmer von Nabui) B5
Nicaea (Nizza) . . . A3
Nola (Nola) E4
Novaria (Novara) . B2
Nursia (Norcia) . . D3
Ocelum (Avigliana) A2
Oglasa, Insel (Monte Cristo) C3
Olbia (Terra nova) B4
Opitergium (Oderzo) D2
Orobii B1, 2
Oscela (Domodossola) B1
Ostia (Ostia) D4
Othoca (Oristano) . B5
Pachynum Prom. (K. Passero) . . . E6
Padus, Fluß (Po) . AB2
— - - - C2
Paeligni DE3
Paestum (Trümmer Pesto) E4
Palmaria, Insel (Palmarola) D4
Pandateria, Insel (Ventotene) . . . D4
Panormus (Palermo) D5
Parma (Parma) . C2
Patavium (Padua, ital. Padova) . . . C2
Pauca (Porto Polo) B4
Pedo (Borgo San Dalmazzo) A2
Pelorum Prom. (Capo di Faro) . . . E5
Perusia (Perugia) . D3
Peucetii F4
Phintonis, Insel (Caprera) B4
Phoenicussa, Insel (Filicuri) E5
Picenum DE3
Pinna (Città di Penne) D3
Pisae (Pisa) C3
Pisaurum (Pesaro). D3

Pistoriae (Pistoja) . C3
Placentia (Piacenza) B2
Planasia, Insel (Pianosa) C3
Plavis, Fluß (Piave) D1
Plumbaria, Insel (Sant' Antioco) . B5
Pola (Pola) D2
Polaticum Prom. (Punta di Promontore) D2
Pollentia (Pollenza) A2
Pompei (Trümmer von Pompeji) . . E4
Pons Drusi (Plumau bei Bozen) C1
Pontia, Insel (Ponza) D4
Pontiae, Inseln (Isole Ponze) . . . D4
Populonia (Trüm. bei Piombino) . . C3
Portus Augusti (Porto) D4
— Veneris (Porto Venere) B2
Posidonia (Trümmer Pesto) E4
Potentia (Potenza) E4
Praeneste (Palestrina) D4
Puteoli (Puzzuoli) . E4
Pyxus (Policastro) . E4
Ravenna (Ravenna) D2
Reate (Rieti) D3
Regium Lepidi (Reggio) C2
Renus, Fluß (Reno) C2
Rhegium (Reggio di Calabria) E5
Roma (Rom) D4
Rubico (Rugone) . . D2
Rusellae (Trümmer Roselle) C3
Sabini D3
Sacrum Prom. (Capo Corso) B3
Salapia (Trüm. Salpi) EF4
Salassi A2
Salernum (Salerno) E4
Sallentinum Prom. (S. Maria di Leuca) G5
Samnium E3, 4
Sarcapos. B5
Sardinia (Sardinien) B4, 5
Sassina (Sarsina) . . D3
Saturnia (Saturnia) C3
Savo (Savona) . . . B2
Scylacium (Squillace) F5
Scyllaeum (Scilla) . E5
Segesta (Sestri-Levante) B2
— Trümmer bei Calatafimi) . . . D6
Segusio (Susa) . . . A2
Selinus (Trümmer Pileri dei Giganti) D6
Sena (Siena) C3
— Gallica (Sinigaglia) D3
Senones D3
Sentinum (La Cività bei Sassoferato) . D3
Sestinum (Sestino) . D3
Sicilia DE5, 6
Sinonia, Insel (Zannone) D4
Sipontum (Trümmer Santa Maria di Siponto bei Manfredonia) EF4
Solus od. Soluntum (Solanto) D5
Sontius, Fluß (Isonzo) D1
Spoletium (Spoleto) D3
Statielli B2
Stoeni (Stenico) . . C2, 1
Strongyle, Insel (Stromboli) E5
Suessula (Trümmer bei Cancello) . . E4
Sulci (Sant'Antioco) B5
— (Sol) B5
Sulmo (Sulmona) . DE3, 4
Syracusae (Siracusa) E6
Tanarus, Fl. (Tanaro) A2
Tarentum (Taranto) F4
Tarquinii (Trüm. Turchina bei Corneto) C3
Tarracina (Terracina) D4
Tarvisium (Treviso) D2
Taurini A2
Tauromenium (Taormina) E6
Teanum (Passo di Cività) E4
Teate (Chieti) . . . E3
Telamon (Talamone) C3
Tempsa (Le Mattonate) F5
Tergeste (Triest) . . D2
Terina (Santa Eufemia) F5
Thermae (Termini) D6
Thurii F5
Tiberis, Fluß (Tiber) D3
Tibula (Capo della Testa) B4
Tibur (Tivoli) . . . D4
Ticinum (Pavia) . . B2
Ticinus, Fluß (Tessin, ital. Ticino) . B2
Tolentinum (Tolentino) D3
Transpadana A–D2
Trasimenus (Trasumenus), Lacus (Lago Trasimeno) D3
Tridentum (Trient, ital. Trento) . . . C1
Truentum DE3
Turris Libisonis (Porto Torres) . . B4
Tusculum (Trümmer bei Frascati) D4
Tyndaris (Santa Maria di Tindaro) . E5
Tyrsus, Fluß (Tirso) B4
Umbria CD3
Umbro, Fluß (Ombrone) C3
Urcinium B4
Urgo, Ins. (Gorgona) B3
Urvinum (Urbino) . D3
Ustica, Insel (Ustica) D5
Vada Volaterrana (Vado) C3
Varus, Fluß (Var) . A3
Veji (Trümmer Isola Farnese) . . . D3
Velia (Trüm. Castellamare della Bruca) E4
Velitrae (Velletri) . D4
Velleiates B2
Venetia (Venetien) . C–E1, 2
Venonetes BC1
Venusia (Venosa) . E4
Verbanus, Lacus (Lago Maggiore) B1, 2
Vercellae (Vercelli) B2
Verona (Verona) . . C2
Vestini DE3
Vetulonia (Trümmer bei Colonna) C3
Via Aemilia Lepidi CD2
— — Scauri . . . BC2, 3
— Appia D–F4
— Aurelia C3
— Cassia CD3
— Clodia CD3
— Flaminia D3
— Julia Augusta . B2
— Popilia F5
— Salaria D3
— Valeria D3
Vibo Valentia (Monteleone) F5
Vicetia (Vicenza) . . C2
Viriballum Prom. (C. Revellata) . . B3
Volaterrae (Volterra) C3
Volsci D4
Volsinii (Bolsena) . CD3
Volturnus, Fluß (Volturno) E4

II. Africa.

Aegimurus, Insel (Djamûr) C6
Bagradas, Fluß (Medjerda) B6
Bulla (Hammâm Daradji) B6
Byzacium BC6, 7
Candidum Prom. (Râs el-abiad, ital. Capo Bianco) . . B6
Carthago (Trümmer Râs-Kartâdjina) . C6
Clupea (Kalibia) . . C6
Cossyra, Insel (Pantelleria) CD6
Furni (Henschir el Msa'adin) B6
Hadrumetum, später Sozopolis (Sûsa) . C7
Hippo Regius (Bône) A6
— Zarytus (Bizerta) B6
Mater (Mater) . . . B6
Membressa (Medjez el-bâb) B6
Mercurii Prom. (K. Bon) C6
Neapolis (Nâbel) . . C6
Numidia AB6, 7
Sicca Veneria (el Kêf) B6
Simitthus (Trümmer Schemtû) B6
Thuburbo maius (Kasbat) B6
Tipasa (Tîfêsch) . . A6
Tunes (Tunis) . . . C6
Utica (Trümmer Bu Schater) C6
Vaga (Bêdja) B6
Zama (Djâma) . . . B7
Zeugitana BC6
Zucchara (Ain Djugâr) BC6

III. Dalmatia. E–G2, 3

Ad Ladios (Trn?) . F2
Adzizium (Trebinje) G3
Aemate F2
Aenona (Nona) . . . E2
Aequum (Tschitluk) F3
Andetrium (Muć) . F3
Apsorus, Ins. (Lussin) E2
Argentaria G2
Asamum G3
Avendo (Vlaschko Kompolje) E2
Basanius, Fl. (Bosna) FG2
Bistuë Nova (Zenica) F2
— Vetus F3
Brattia, Ins. (Brazza) F3
Bulsinius Mons (Bužanin) F3
Burnum (Schuplja Crkva) F2, 3
Celadussae, Inseln (Incoronata etc.) . E3
Ceraunii F2
Clambetae (Obrovac) E2
Corcyra Nigra, Insel (Curzola) F3
Crexa, Insel (Cherso) E2
Curictae, Insel (Veglia, slaw. Krk) . E2
Dalluntum FG3
Daorsi FG3
Delminium (Županjac?) F3
Derriopes F2
Ditiones FG2
Epidaurum (Ragusa vecchia) G3
Epidotium (Leschtsche) E2
Flanona (Fianona) . E2
Iader (Zara) E2
Iapudia E2
Ionnaria (Glamotsch?) F2
Issa, Insel (Lissa) . F3
Ladesta, Insel (Lagosta) F3
Leusaba F2
Liburnia E2, 3
Maezaei F2
Melite, Ins. (Meleda) F3
Metulum (Munjava) E2
Narenses FG3
Naro, Fluß (Narenta) FG3
Narona (Trüm. Vido) F3
Novae (Runović) . . F3
Oeneus, Fluß (Unna) F2
Ortopla (Stinica) . . E2
Pamodus, Ins. (Pago) E2
Pelva F3
Pharia, Ins. (Lesina) F3
Portunata, Insel (Isola Lunga) . . E2
Salonae (Salona) . . F3
Salviae F2
Sarnade (Srnetica) F2
Scardona (Skradin) E3
Senia (Segna) E2
Solentia, Ins. (Solta) F3
Tarsatica (Tersatto) E2
Urpanus, Fl. (Vrbas) F2
Vardaei F3

IV. Pannonia.

Andautonia (Trüm. b. Schtschitarjevo) F2
Bolentium F2
Breuci FG2
Certissa (Diakovár) G2
Colapis, Fluß (Kulpa) E2
Dravus, Fluß (Drau, slaw. Drava) . . . G2
Emona (Laibach) . E1
Latobici E2, 1
Longaticum (Loitsch, slaw. Logatetz) . D2
Marsonia (Brod) . . FG2
Nauportus (Oberlaibach) E2
Neviodunum (Dernovo) E2
Noarus, Fluß (Mur) E1
Poetovio (Pettau) . E1
Quadrata E2
Romula E2
Savus, Fluß (Sau, slaw. Sava) F2
Segestica (Siscia) . F2
Servitium F2
Vereiae (Podgaici) . G2

V. Noricum.

Aguontum (Lienz) . D1
Celeja (Cilli) E1
Dravus, Fluß (Drau, slaw. Drava) . . . E1
Ivenna (Jaunstein) E1
Noarus, Fluß (Mur) D1
Noreia (Neumarkt) E1
Santicum (Villach) D1
Solva (Seggau) . . E1
Taurisci DE1
Teurnia (Peter im Holz, im Lurnfeld) D1
Virunum (Trümmer im Zollfeld) . . . E1

VI. Raetia. A–C1

Aenus, Fluß (Inn) C1
Athesis, Fluß (Etsch) C1
Breuni (am Brenner) C1
Curia (Chur) . . . B1
Maia (Maienfeld) . . B1
Matreium (Matrei) . C1
Rhenus, Fluß (Rhein) B1
Suanetes B1
Venostes (im Vintschgau) . . . C1
Vipitenum (Sterzing) C1

VII. Gallia.

Aventicum (Wiflisburg, frz. Avenches) A1
Drusomagus (Sitten, franz. Sion) . . . A1
Eburodunum (Yverdun) A1
Helvetii A1
Lemannus Lacus (Genfer See) . . . A1
Lousonna (Lausanne) A1
Octodurus (Martigny) A1

VIII. Meere und Meeresteile.

Fretum Gallicum (Bonifacio-Str.) . B4
Mare Africum . . . A–D5–7
— Hadriaticum s. Superum (Adriatisches Meer) D–G2–4
— Ionium (Ion. M.) E–G4–7
— Sardoum A4, 5
— Tyrrhenum s. Tuscum s. Inferum (Tyrrhenisches Meer) . . B–E3–5
Sinus Ligusticus (Meerbusen von Genua) B2, 3
— Tarentinus (M. von Tarent) F4, 5

ITALIEN
DAS CISALPINE GALLIEN
UND DIE INSELN
Im 1. Jahrhundert v. Chr.
Maßstab 1:4900000
Römische Meilen
Kilometer
Römische Heerstraßen
Messana = Griechische Pflanzstädte
8 Östl. L. v. Greenwich
10
12
14
16
18
46
44
42
Aventicum
Eburodunum
Helvetii
Lousonna
Lemanus
Rhenus
Maia
Curia
Arenacum
Matreium
Breuni
Vipitenium
Raeti
Suanetes
Venostes
Venonetes
Drusomagus
Octodurus
Claverna
Lepontii
Oscela
Verbanus
Orobii
Anaunum
Anaunes
Tridentum
Pons Drusi
Ennedaei
Athesis
Augusta Praetoria
Salassi
Epora
Eporedia
Novaria
Vercellae
Mediolanum
Laus Pompeia
Bergomum
Bedriacum
Brixia
Verona
Cenomani
Stoeni
Insubres
Vicetia
Altinum
Patavium
Ateste
Taurini
Segusio
Ocelum
Augusta Taurinorum
Industria
Laumellum
Ticinum
Cremona
Mantua
Hostilia
Padus
Placentia
Veleia
Velleiates
Ligures
Bagienni
Statielli
Vada Sabatia
Alba Pompeia
Pollentia
Aquae Statiellae
Augusta Bagiennorum
Eleba
Pedo
Genua
Sinus Ligusticus
Intimilii Ingauni
Ingaunum
Portus Veneris
Cemenelum
Nicaea
Monoecus
Albium Intimilium
Lucus Feroniae
Luca
Pistoriae
Faesulae
Florentia
Pisae
Arretium
Volaterrae
Sena
Urbs V.
Pr. Sacrum
Capraria
Populonia
Mantiana
Vetulonia
Rusellae
Ilva
Pr. Viticbalium
Mariana
Planasia
Telamon
Argentarius
Igilium
Oglasa
Corsica
Mare Tyrrhenum
Ferentium
Volsinii
Clusium
Perusia
Cortona
Trasimenus
Tarquinii
Centumcellae
Aleria
Rhenus
Ravenna
Faventia
Forum Livii
Bononia
Mutina
Regium Lepidi
Parma
Brixellum
Forum Gallorum
Caesena
Sapis
Rubico
Ariminum
Pisaurum
Sassina
Nestinum
Forum Sempronii
Aesis
Sentinum
Sena Gallica
Ancona
Auximum
Matilica
Camerinum
Fanum Fortunae
Tolentinum
Asculum
Truentum
Castrum Novum
Spoletium
Nursia
Interamna
Amerina
Interamna
Hadria
Aternum
Narnia
Horta
Amiternum
Falerii
Reate
Alba Fucentia
Marruvium
Fucinus Lacus
Incarum
Cures
Tibur
Praeneste
Tolerium
Sabini
Aequi
Volsci
Latium
ROMA
Ostia
Antium
Tarracina
Pomptinae Paludes
Mare Tyrrhenum
Mare Adriaticum
Umbria
Picenum
Gallia Cisalpina
Gallia Transpadana
Taurini
Salassi
Lepontii
Vagienni
Statielli
Ligures
Veleiates
Anauni
Stoeni
Cenomani
Insubres
Orobii
Venonetes
Venostes
Raeti
Carni
Taurisci
Norici
Noreia
Virunum
Celeja
Poetovio
Irenna
Emona
Nauportus
Longaticum
Aquileia
Concordia
Tergeste
Forum Julium
Julium Carnicum
Santicum
Aguntum
Teurnia
Pons Drusi
Bellunum
Feltria
Tarvisium
Opitergium
Altinum
Vicetia
Verona
Brixia
Bergomum
Bedriacum
Cremona
Mantua
Hostilia
Placentia
Parma
Regium Lepidi
Mutina
Forum Gallorum
Brixellum
Ravenna
Caesena
Ariminum
Pisaurum
Sena Gallica
Ancona
Auximum
Matilica
Camerinum
Fanum Fortunae
Tolentinum
Asculum
Truentum
Castrum Novum
Spoletium
Nursia
Interamna
Amerina
Hadria
Aternum
Amiternum
Falerii
Reate
Alba Fucentia
Marruvium
Fucinus Lacus
Incarum
Cures
Tibur
Praeneste
Tolerium
Sabini
Aequi
Volsci
Latium
ROMA
Ostia
Antium
Tarracina
Pomptinae Paludes
Mare Tyrrhenum
Mare Adriaticum
Umbria
Picenum
Gallia Cisalpina
Gallia Transpadana
Iapudia
Liburnia
Dalmatia
Pannonia
Segestica
Siscia
Sirmium
Bolentium
Vereiae
Quadrata
Romula
Andautonia
Certissa
Marsonia
Servitium
Bistue Nova
Argentaria
Bistue vetus
M. Bulsinius
Salonae
Varvaci
Varvarini
Daorsi
Dalmatae
Delminium
Solentia
Erastia
Novae
Varona
Issa I.
Pharia I.
Corcyra Nigra I.
Ladesta I.
Melite I.
Adziatum
Asamum
Epitaurum
Lissus
Scardona
Aequum
Andetrium
Burnum
Tilurium
Salvae
Tanagra
Portunata
Celadussae
Clambetae
Senia
Arendo
Epidotium
Arsinus I.
Promona
Pr. Polaticum
Metulum
Curicta I.
Crepsa I.
Pola
Flanona
Parentium
Tarsatica
Maezaei
Derriopes
Lasinates
Ladates
Admate
Varvarini
Dindari
Histri
Carni
Taurisci
Norici
Noreia
Virunum
Celeja
Poetovio
Irenna
Emona
Nauportus
Longaticum
Aquileia
Concordia
Tergeste
Forum Julium
Julium Carnicum
Santicum
Aguntum
Teurnia
Pons Drusi
Bellunum
Feltria
Tarvisium
Opitergium
Altinum
Vicetia
Verona
Brixia
Bergomum
Bedriacum
Cremona
Mantua
Hostilia
Placentia
Parma
Regium Lepidi
Mutina
Forum Gallorum
Brixellum
Ravenna
Caesena
Ariminum
Pisaurum
Sena Gallica
Ancona
Auximum
Matilica
Camerinum
Fanum Fortunae
Tolentinum
Asculum
Truentum
Castrum Novum
Spoletium
Nursia
Interamna
Amerina
Hadria
Aternum
Amiternum
Falerii
Reate
Alba Fucentia
Marruvium
Fucinus Lacus
Incarum
Cures
Tibur
Praeneste
Tolerium
Sabini
Aequi
Volsci
Latium
ROMA
Ostia
Antium
Tarracina
Pomptinae Paludes
Mare Tyrrhenum
Mare Adriaticum
Umbria
Picenum
Gallia Cisalpina
Gallia Transpadana
Iapudia
Liburnia
Dalmatia
Pannonia
Segestica
Siscia
Sirmium
Bolentium
Vereiae
Quadrata
Romula
Andautonia
Certissa
Marsonia
Servitium
Bistue Nova
Argentaria
Bistue vetus
M. Bulsinius
Salonae
Varvaci
Varvarini
Daorsi
Dalmatae
Delminium
Solentia
Erastia
Novae
Varona
Issa I.
Pharia I.
Corcyra Nigra I.
Ladesta I.
Melite I.
Adziatum
Asamum
Epitaurum
Lissus
Scardona
Aequum
Andetrium
Burnum
Tilurium
Salvae
Tanagra
Portunata
Celadussae
Clambetae
Senia
Arendo
Epidotium
Arsinus I.
Promona
Pr. Polaticum
Metulum
Curicta I.
Crepsa I.
Pola
Flanona
Parentium
Tarsatica
Maezaei
Derriopes
Lasinates
Ladates
Admate
Varvarini
Dindari
Histri

Bibliographisches Institut in Leipzig.

gelegt, später von den Jesuiten Timon und Kazy fortgeführt und 1867—68 von Vidovich in das Ungarische übersetzt wurde. Das in gutem Latein verfaßte, streng loyale Werk verfolgt unter dem Schein großer Objektivität katholische Tendenzen.

Istväonen, s. Istävonen.

Isubu, afrikan. Volk, s. Bimbia.

Iswéstija (russ.), »Nachrichten«, häufig als Titel von Zeitschriften ꝛc.

Iswolskij, Alexander Petrowitsch von, russ. Staatsmann, geb. 18. März 1856 in Moskau, wurde 1888 offiziöser Vertreter und 1894 nach Wiederherstellung der offiziellen Beziehungen Ministerresident am Vatikan, 1896 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Belgrad, im Dezember 1897 in München und im August 1903 Gesandter in Kopenhagen.

Iswóschtschik (russ.), Droschkenkutscher; auch für Droschken oder Fiaker selbst gebraucht.

Isyllos, von Epidauros, griech. Dichter um 280 v. Chr. Von ihm sind in neuester Zeit bei den Ausgrabungen des Asklepiosheiligtums in Epidauros zwei Gedichte in Hexametern und ein Päan auf Apollon und Asklepios in Stein eingegraben zutage gekommen. Vgl. v. Wilamowitz, I. von Epidauros (Berl. 1886).

it., Abkürzung für item (s. d.).

Itabira do Matto-Dentro, Stadt im brasil. Staat Minas Geraës, 100 km nordnordöstlich von Ouro Preto, hat unbedeutende Goldwäscherei, eine Eisenhütte (in der Nähe) und 5000 Einw.

Itabirit, ein Eisenglimmerschiefer, aus dem unter andern der Pic von Itabira in Brasilien besteht.

Itacolúmi, einer der höchsten Gipfel (1752 m) der Serra do Espinhaço im brasil. Staat Minas Geraës, 8 km südöstlich von Ouro Preto. Nach ihm ist der Itakolumit (s. d.) benannt.

Itajahy (spr. -schahý), Hafenort im brasil. Staat Santa Catharina, an der Mündung des Rio Itajahy-Assú, Sitz eines deutschen Konsuls, Station der Hamburger Postdampfer und Ausfuhrhafen für die Kolonien Badenfurt, Blumenau und Brusque.

Itajahy-Assú, Fluß im brasil. Staat Santa Catharina, entsteht aus dem Itajahy do Norte und dem Itajahy do Sul, fließt an den Kolonien Badenfurt und Blumenau vorüber, nimmt rechts den Itajahy Mirim auf und mündet bei dem Hafenort Itajahy in den Atlantischen Ozean. Die Barre können nur Schiffe bis zu 4 m Tiefgang passieren, doch gelangen Dampfer bis nach Blumenau 70 km aufwärts. Vgl. Stutzer, Das Itajahy-Tal und die Kolonie Blumenau (2. Aufl., Gosl. 1891).

Itakolumit, schieferiges Gestein, wesentlich aus Quarzkörnern bestehend, die durch Muskovit, etwas Chlorit und verwitterten Feldspat miteinander verbunden sind. Die Art der Umhüllung der Quarzkörner durch die Muskovitblättchen bedingt zuweilen eine gewisse Biegsamkeit von dünnen Platten des Gesteins (biegsamer, elastischer oder Gelenksandstein, Gelenkquarz). Übergänge zeigt der I. zu schieferigem Quarzit (s. d.). Er findet sich als Glied der huronischen (Schiefer-) Formation in Nord- und Südcarolina, in Georgia, in Indien, im Ural und besonders in Brasilien, wo er in Minas Geraës und Goyaz hohe Gebirge, so auch den Itacolumi (s. d.), zusammensetzt. Außer seinen wesentlichen Gemengteilen führt das Gestein hier Gold, derb und eingesprengt, begleitet von Eisen- und Arsenikkies, Eisenglanz, Magneteisenerz und Diamanten.

Itäla, s. Bibel, S. 815, und Vulgata.

Itäler, s. Italia (Land).

Italia, Personifikation des Landes I., deren Kopf sich häufig auf Münzen findet.

Italia (oskisch Vitellium, hierzu die Karte »Italien bis in die Zeit des Kaisers Augustus« mit Registerblatt) war nach den Nachrichten griechischer Geschichtschreiber ursprünglich nur der Name der südlichsten Spitze der Apenninischen Halbinsel, die von dem kleinen, später verschollenen Stamm der Italer (von vitulus, Stierkalb) bewohnt wurde; in der Folge ward er dann auf das ganze Gebiet der Bruttii (das jetzige Kalabrien) und Lukanien angewendet und allmählich, da es an einem einheimischen Namen fehlte, über die ganze Halbinsel, ohne daß jedoch im Altertum dem Landesnamen ein Volksname entsprochen hätte. Andre, jedoch meist nur bei Dichtern vorkommende Namen der Halbinsel sind: Hesperia (das Westland, so schon bei einem griechischen Dichter um 600 v. Chr.), Saturnia, Ausonia, Opica, Önotria. Seit Augustus unterschied man Ober-, Mittel- und Unteritalien und teilte die ganze Halbinsel im Anschluß an die überlieferten historischen Verhältnisse in elf Regionen, zu denen als zwölfte der Stadtkreis von Rom (Latium) kam. Oberitalien, bis dahin das zisalpinische Gallien genannt, zerfiel in Liguria, das Gebiet der im Apennin und auf dessen südwestlichem Abhang wohnenden Ligurer, in Venetien mit der Halbinsel Istrien und in das zis- und transpadanische Gallien (das erstere offiziell Ämilia genannt) und war von Mittelitalien durch die Flüßchen Macra bei Luna im W. und Rubico im O. getrennt; Mittelitalien enthielt außer dem Stadtkreis von Rom 5 Bezirke, 2 im W. und 3 im O. des Apennin, Etruria bis zum Tiberis, Campania bis zum Silarus, Umbria bis südlich über den Nar und bis zum Äsis, Picenum bis zum Aternus, Samnium bis in die Gegend von Teanum; Unteritalien bestand aus Lucania und Bruttii im W., Apulia und Calabria im O. Seit der neuen Organisation des Reiches durch Diokletian und Konstantin d. Gr. umfaßte die Diözese I. folgende Provinzen: Venetia und Histria, Ämilia, Liguria, Flaminia und Picenum (Picenum annonarium), Alpes Cottiae, die beiden Rätien, Tuscia und Umbria, Picenum suburbicarium, Campania, Apulia und Calabria, Lucania und Bruttii, Samnium, Valeria, Sicilia, Sardinia, Korsika. — Die älteste Bevölkerung bestand nach der freilich sehr unsichern Überlieferung in Oberitalien hauptsächlich aus Etruskern und Umbrern, in Mittel- und Unteritalien aus Etruskern (in Etrurien und einem Teil von Kampanien), Umbrern, Sikulern und Önotrern (in dem größten Teil der übrigen westlichen Landschaften), Japygiern (im südöstlichen Teil der Halbinsel) und aus Sabinern und Oskern im Apennin und auf dessen Abhängen. Oberitalien wurde, mit Ausnahme von Ligurien und einigen Gebieten an den Mündungen des Po, seit etwa 600 v. Chr. von keltischen Völkerschaften in Besitz genommen, später auch das Küstenland der Umbrer; Latium, ursprünglich von den Sikulern bewohnt, fiel einem Volke zu, das aus dem Gebirge in die Ebene herabstieg und den Umbrern, Sabinern und Oskern stammverwandt war, den später so genannten Latinern, vor denen die Sikuler nach Süden auswichen; endlich verbreiteten sich mehrere verwandte, von den Sabinern abstammende und daher sabellische genannte Völkerschaften durch allmähliche Wanderungen von ihren Gebirgswohnsitzen aus über Samnium, Picenum, Kampanien und Lukanien, so daß alle diese Landschaften eine sa-

hellische Bevölkerung erhielten, und auch die südwestlichste Halbinsel erhielt von Lukanien aus eine neue Bevölkerung, die aus sabellischen Lukaniern und der hellenisierten Urbevölkerung entstandenen Bruttii. In Etrurien und Umbrien, soweit letzteres nicht von den Senonen eingenommen wurde, blieben die Etrusker und Umbrier wohnen; in Apulien werden die Daunier und Peucetier, in Kalabrien besonders Messapier als Bewohner genannt, Völker illyrischen Stammes. Hierzu kommt noch eine Anzahl griechischer Kolonien, die an der Küste von Kampanien, Lukanien, derjenigen der Bruttier und am Tarentinischen Meerbusen meistens in der zweiten Hälfte des 8. und im 7. Jahrh. v. Chr. angelegt wurden, zuerst auch einen großen Landbesitz hatten, später aber von den sich ausbreitenden Lukaniern und Bruttiern (mit Ausnahme von Tarent) auf ihre Mauern beschränkt wurden. Vgl. Cluverius (Cluver), Italia antiqua (Leid. 1624), nebst Holste, Adnotationes ad Cluverii Italiam (Rom 1666); W. Abeken, Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft (Stuttg. 1843); Nissen, Italische Landeskunde (Berl. 1883—1902, 2 Bde.); v. Czörnig, Die alten Völker Oberitaliens (Wien 1885); Helbig, Beiträge zur altitalischen Kultur- und Kunstgeschichte. Die Italiker in der Poebene (Leipz. 1879); Sergi, Origine e diffusione della stirpe mediterranea (Rom 1895) und Arii e Italici (Turin 1898); Jung, Grundriß der Geographie von Italien und dem orbis romanus (2. Aufl., Münch. 1897). Hinsichtlich der Zustände Italiens unter der römischen Herrschaft s. Römisches Reich (Geschichte).

Italia farà da sè (ital.), »Italien wird es allein fertig bringen« (nämlich sich zu befreien und zu einigen), das Losungswort des italienischen Freiheitskampfes von 1848, das aus einer Proklamation des Königs Karl Albert von Sardinien vom 23. März d. J. stammt, in der es heißt: »Dio pose l'Italia in grado di fare da sè« (»Gott hat Italien in den Stand gesetzt, allein fertig zu werden«).

Italia irredenta, s. Irredenta.

Italian cloth (engl.), wollener oder halbwollener Futterstoff.

Italica, 1) röm. Stadt in der hispan. Provinz Bätica, unfern des Bätis, Hispalis (Sevilla) gegenüber, 207 v. Chr. von Scipio Africanus gegründet, bekannt als Geburtsort Trajans. Ruinen bei Santiponce. — 2) Stadt, s. Corfinium.

Italicus, Neffe des Arminius, Sohn von dessen Bruder Flavus (s. d.), kurze Zeit König der Cherusker.

Italien (lat. u. ital. Italia, franz. Italie, engl. Italy), Königreich, die mittlere der drei Halbinseln Südeuropas (hierzu 3 Karten: Übersichtskarte, nördliche Hälfte und südliche Hälfte von Italien).

Übersicht des Inhalts:

Lage, Meeresküste	S. 70	Bergbau	S. 76
Bodengestaltung	71	Industrie	77
Geologische Beschaffenheit	71	Handel und Verkehr	77
Gewässer	71	Wohltätigkeitsanstalten	79
Klima	72	Staatsverfassung, Verwaltung, Rechtspflege	79
Pflanzenwelt	72	Finanzen	79
Tierwelt	73	Heerwesen	80
Areal und Bevölkerung	73	Marine	81
Religion	74	Kolonien	81
Bildung und Unterricht	75	Orden, Wappen, Flagge	81
Nationalcharakter	75	Geographische Literatur	82
Bodenkultur	75	Geschichte	82
Viehzucht und Fischerei	76		

Lage, Meeresküste.

In der südlichen Hälfte der gemäßigten Zone gelegen, dehnt sich J. von 37° 55′ (Kap Spartivento) bis 46° 41′ (Cima di Vanscuro [Pfannspitz] im Distrikt Auronzo) nördl. Br. und von 6° 33′ (Rocca Chardonnet in den Kottischen Alpen) bis 18° 31′ (Kap Otranto) östl. L. in Gestalt eines langgestreckten, im SW. durch das Dreieck Sizilien vermehrten Trapezes nach SO. aus. Die Länge des Festlandes beträgt von N. nach S. 1016 km, die Breite der eigentlichen Halbinsel von SW. nach NO. 130—350 km, die Breite des kontinentalen Oberitalien 568 km. Zu J. sind geographisch auch die großen Inseln Sizilien, Sardinien und das französische Korsika, ferner die kleinern Inseln Elba, die Liparen, Agaten, Tremiten, das englische Malta ꝛc. zu rechnen.

Die Landgrenze Italiens beträgt 1938, die Küstenlänge der Halbinsel 3383, die Grenzentwickelung der Inseln 3493 km. Die Küsten des Ligurischen Meeres von der Var- bis zur Magramündung sind durchaus steil, große Meerestiefen drängen sich ans Ufer heran, über beide Schenkel dieses Golfs aber ist aller Zauber der Natur ausgegossen; beide sind reich an herrlichen Häfen, wie die der Golfe von Spezia und Rapallo, von Genua, Savona und Porto Maurizio. Die Küste Mittelitaliens von der Magramündung bis zum Kap Circello ist geradlinig, buchten- und hafenlos und daher von der Natur für Seeverkehr schlecht ausgestattet; doch hat die Küste dadurch etwas Mannigfaltigkeit erhalten, daß hier größere Flüsse, namentlich Tiber und Arno, münden und ihr Delta vorgeschoben haben, während naheliegende Felseninseln, wie die von Piombino, Monte Argentaro, Kap Circello und Gaëta, durch die von der Küstenströmung mitgeführten Sinkstoffe landfest geworden sind. Dadurch ist eine Reihe flacher Golfe entstanden, während die Anlage künstlicher Häfen (Ostia, die Häfen des Claudius und Trajan, Civitavecchia, Livorno) in dem angeschwemmten Lande nicht schwer war. Reicher ausgestattet ist die Küste südlich vom Kap Circello. Dort dringen drei Golfe tiefer in das Land ein: von Gaëta, Neapel und Salerno. Der mittlere, von der Natur am reichsten ausgestattete, öffnet sich zwischen Kap Miseno und Punta della Campanella 30 km weit, 13 km tief. Geschützt durch die vorliegenden Inseln Ischia und Capri, ist er reich an Häfen, denen die Erzeugnisse der reichen Ebene von Kampanien zuströmen. Die Küste Kalabriens vom Golf von Policastro bis zur Cratimündung im Golf von Tarent ist sowohl am Tyrrhenischen wie am Jonischen Meer, außer am Golf von Sant' Eufemia, steil und hafenlos, aber reich an schönen Szenerien. Seit der Zerstörung der griechischen Städte an dieser Küste haben die ungeregelten Wasserläufe einen Fiebergürtel rings um Kalabrien geschaffen, und sarazenische Seeräuber haben die Bewohner auf die Höhen zurückgescheucht, so daß die Küsten verödeten und in der Kultur zurückblieben.

Die Küsten der Insel Sizilien sind fast durchaus steil, an der Ostseite reich an kleinen Buchten und Häfen, daher hier die blühenden Griechenstädte, wie Messina und Syrakus, entstanden. Auch die Nordseite ist noch reich gegliedert und besitzt den Hafen von Palermo. Die Afrika zugekehrte Küste ist ohne natürliche Häfen; unter großen Kosten ist ein solcher für Girgenti in Porto Empedocle geschaffen.

Am günstigsten ist die Küste Süditaliens am viereckigen Golf von Tarent gebildet. Seine Ufer sind nur an der Nordwestseite flach, von Sümpfen und Dünen begleitet und z. T. von Malaria heimgesucht. Tarent hat noch immer einen der besten Häfen Italiens. Durch die 72 km breite Meerenge von Otranto treten wir in das Adriatische Meer ein, dessen Küste bis

ITALIEN.
Maßstab 1 : 4500000.
0 50 100 150 200
Kilometer
Die Provinzen werden nach ihren in der Karte unterstrichenen Hauptstädten benannt. Die älteren, noch jetzt gebräuchlichen Landschaftsnamen sind in folgender Schrift beigefügt: Venetien
Haupteisenbahnen, Dampferlinien, Kabel.
Tiefenschichten:
unter 100m
100 - 200m
200 - 1000m.
über 1000m.
8°
10°
12°
14°
16°
18°
46°
44°
42°
Schweiz
Berner Alpen
Tessin
Wallis
Penninische Alpen
Bergamasker Alpen
Lombardei
Mailand
Monza
Novara
Vercelli
Turin
Susa
Pinerolo
Alessandria
Asti
Cuneo
Ligurischer Apennin
Genua
Golf von Genua
Nizza
Provence
LIGURISCHES MEER
Livorno
Toscana
Florenz
Pisa
Lucca
Pistoia
Prato
Spezia
Massa
Carrara
Modena
Reggio
Parma
Piacenza
Emilia
Bologna
Ferrara
Etruskischer Apennin
Romagna
Venedig
Golf v. Venedig
Padua
Chioggia
Rovigo
Treviso
Vicenza
Verona
Mantua
Cremona
Brescia
Bergamo
Como
Varese
Aosta
Dolomiten
Belluno
Trient
Bozen
Meran
Brixen
Sterzing
Ortler
Marmolata
Friaul
Udine
Julische A.
Görz
Gradisca
Triest
Istrien
Parenzo
Pola
Fiume
Veglia
Carnero
Ossero
Lussinpiccolo
Lussinpiccolo
Zara
Zara vecchia
Lagosta
Meleda
Ragusa
Cattaro
Kroatien
Slavonien
Karlstadt
Agram
Warasdin
Kanfanar
Pisino
Rovigno
Dignano
Parenzo
Cherso
Ossero
Veglia
Fiumer Kr.
Adriatisches Meer
Dalmatien
Bosnien
Herzegowina
Spalato
Brazza
Lesina
Curzola
Sebenico
Zara
Zara vecchia
Lagosta
Meleda
Ragusa
Cattaro
Mostar
Trebinje
Livno
Bugojno
Visoka
Travnik
Zenica
Doboj
Banjaluka
Gradiska
Brod
Kostanjica
Rihac
Petrinja
Sisseg
Agram
Karlstadt
Warasdin
Kanfanar
Pisino
Rovigno
Dignano
Parenzo
Cherso
Ossero
Veglia
Fiumer Kr.
Triest
Görz
Gradisca
Udine
Julische A.
Friaul
Belluno
Trient
Bozen
Meran
Brixen
Sterzing
Ortler
Marmolata
Tirol
Kärnten
Krain
Steiermark
Ungarn
Kroatien
Slavonien
Bosnien
Herzegowina
Dalmatien
Adriatisches Meer
Golf von Genua
Ligurischer Apennin
Etruskischer Apennin
Romagna
Umbrien
Toscana
Florenz
Livorno
Pisa
Lucca
Pistoia
Prato
Spezia
Massa
Carrara
Modena
Reggio
Parma
Piacenza
Emilia
Bologna
Ferrara
Venedig
Golf v. Venedig
Padua
Chioggia
Rovigo
Treviso
Vicenza
Verona
Mantua
Cremona
Brescia
Bergamo
Como
Varese
Aosta
Turin
Susa
Pinerolo
Alessandria
Asti
Cuneo
Genua
Nizza
Provence
LIGURISCHES MEER
Livorno
Florenz
Pisa
Lucca
Pistoia
Prato
Spezia
Massa
Carrara
Modena
Reggio
Parma
Piacenza
Bologna
Ferrara
Rimini
Cesena
Forlì
Faenza
Imola
Ravenna
Cervia
Pesaro
Fano
Senigallia
Ancona
Jesi
Macerata
Camerino
Fermo
Ascoli
Teramo
Giulianova
Pescara
Ortona
Chieti
Lanciano
Vasto
Tremiti In.
Pianosa
Elba
Piombino
Follonica
Grosseto
Orbetello
Monte Argentario
Civitavecchia
Corneto
Viterbo
Orte
Rieti
Aquila
Sulmona
Arezzo
Siena
Volterra
Perugia
Assisi
Foligno
Spoleto
Terni
Narni
Rom
Tivoli
Frascati
Albaner Gebirge
Velletri
Terracina
Gaeta
Neapel
Golf von Neapel
Capri
Ischia
Procida
Vesuv
Pompeji
Castellamare
Sorrento
Amalfi
Salerno
Golf von Salerno
Paestum
Capaccio
Policastro
Golf von Policastro
Sapri
Maratea
Lagonegro
Potenza
Melfi
Venosa
Foggia
Manfredonia
Gargano
Barletta
Andria
Bari
Monopoli
Brindisi
Otranto
Golf von Otranto
Lecce
Gallipoli
Golf von Tarent
Tarent
Taranto
Matera
Metaponto
Golf von Tarent
Cotrone
Crotone
Catanzaro
Golf von Squillace
Squillace
Stilo
Capo Spartivento
Reggio
Messina
Straße von Messina
Scylla
Charybdis
Aeolische Inseln
Lipari
Stromboli
Vulcano
Salina
Panarea
Filicudi
Alicudi
Ustica
Sardinien
Cagliari
Golf von Cagliari
Iglesias
Oristano
Golf von Oristano
Sassari
Golf von Asinara
Asinara
Alghero
Bosa
Nuoro
Tortoli
Golf von Orosei
Orosei
Golf von Terranova
Terranova
Olbia
Golf von Arzachena
Arzachena
Capo Testa
Capo Ferro
Capo Figari
Golf von Aranci
Capo Comino
Capo Caccia
Golf von Porto Conte
Capo Sandalo
Capo Spartivento
Capo Teulada
Golf von Palmas
Capo Pula
Capo Malfatano
Golf von Palmas
Capo Carbonara
Capo Boi
Capo Ferro
Capo Figari
Golf von Aranci
Capo Comino
Capo Caccia
Golf von Porto Conte
Capo Sandalo
Capo Spartivento
Capo Teulada
Golf von Palmas
Capo Pula
Capo Malfatano
Golf von Palmas
Capo Carbonara
Capo Boi
Korsika
Bastia
Ile Rousse
Calvi
Golf von Calvi
Golf von Porto
Golf von Sagone
Ajaccio
Golf von Ajaccio
Golf von Valinco
Bonifacio
Straße von Bonifacio
Capo Corso
Capo Rosso
Capo Feto
Capo Pertusato
Capo Testa
Capo Ferro
Capo Figari
Golf von Aranci
Capo Comino
Capo Caccia
Golf von Porto Conte
Capo Sandalo
Capo Spartivento
Capo Teulada
Golf von Palmas
Capo Pula
Capo Malfatano
Golf von Palmas
Capo Carbonara
Capo Boi
Malta
Valletta
Golf von Marsa Scirocco
Golf von Valletta
Golf von Melleha
Golf von Marsa Scirocco
Golf von Valletta
Golf von Melleha
Gozo
Comino
Malta
Valletta
Golf von Marsa Scirocco
Golf von Valletta
Golf von Melleha
Gozo
Comino
Malta
Valletta
Golf von Marsa Scirocco
Golf von Valletta
Golf von Melleha
Gozo
Comino

Bibliographisches Institut in Leipzig.

ITALIEN
Nördliche Hälfte.
Maßstab = 1: 2 500000
Kilometer
Italienische Miglien
Die Provinzhauptstädte sind einfach unterstrichen.
Eisenbahnen.
Hauptlinien.
Straßenbahnen
Höhen in Metern
LIGURISCHES MEER
MITTELLÄNDISCHES MEER
Golf di Levante
Golf von Genua
Riviera
CORSICA
TOSC
TYRRHE
LOMBARDEI
PIEMONT
SCHWEIZ
Genfer S.
Lausanne
Berner Alpen
Lepontinische Alpen
Penninische Alpen
Rätische Alpen
Bergamasker Alpen
Wallis
Tessin
TURIN
MILANO
GENUA
Alessandria
Novara
Pavia
Piacenza
Cremona
Bergamo
Monza
Lodi
Vercelli
Casale
Asti
Cuneo
Savona
Spezia
Livorno
Pisa
Massa
Viareggio
Nizza
Cannes
Monaco
Mentone
Oneglia
Porto Maurizio
Porto Venere
Sestri Levante
Rapallo
Chiavari
Bastia
Corte
Ajaccio
I. Elba
I. Capraia
I. Gorgona
I. Pianosa
Capo Corso
M. Rosa
M. Cinto
Mte Capanne
Cagnes
Antibes
Grasse
Aosta
Susa
Pinerolo
Saluzzo
Mondovi
Tortona
Novi Ligure
Voghera
Varese
Como
Lecco
Sondrio
Bellinzona
Locarno
Lugano
Simplon
Splügen
Zermatt
Chamonix
Ivrea
Biella
Rivoli
Bra
Alba
Acqui
Bobbio
Pontremoli
Carrara
Finale
Loano
Albenga
Alassio
San Remo
Bordighera
Ventimiglia
7
8
9
10
46
45
44
43
42

Bibliogra

itut in Leipzig

12 Östl. Länge v. Greenwich
13
14
42
41
40
39
38
12
13
14
Civitavecchia
Marta
Mignone
Corneto
Tolfa
Bracciano
Soracte
Campagna di Roma
Palo
Roma
Arrone
Fiumicino
Ostia
Tiber
Tivoli
Frascati
Palestrina
Albano
Genzano
Ardea
Velletri
Cori
Nettuno
Porto d'Anzio
Foro Appio
Sezze
Piperno
Terracina
M. Circeo
S. Felice Circeo
Gaeta
Formia
G. v. Gaeta
Mondragone
Volturno
Sta Maria C. V.
Capua
Caserta
Aversa
NEAPEL
Pozzuoli
T. d. Greco
T. Annunziata
POMPEJI
Castellammare
M. S. Angelo
Sorrento
Positano
I. Capri
G. v. Neapel
G. v. Salerno
I. Procida
Ischia
Forio
I. Ischia
Casamicciola
Palmarola
Zannone
Ponza 283
Pontinische Inseln
Ventotene
S. Stefano
LATIUM
ABRUZZEN UND MOLISE
Avezzano
Celano
Sulmona
Pratola
Popoli
Capestrano
Lanciano
Orsogna
Pescina
L. Fucino
Trasacco
Scanno
Sora
Arpino
Frosinone
Anagni
Segni
Isernia
Campobasso
Teano
Sessa
Venafro
Cassino
Pontecorvo
Fondi
Itri
Boiano
Sparanise
Gaeta
TYRRHENISCHES MEER
I. Ustica 240
Liparische od. Äolis
I. Filicudi
I. Alicudi 666
I. Li
G. v. Castellammare
K. S. Vito
K. Gallo
Mte Pellegrino
PALERMO
Monreale
Bagheria
Partinico
Castellammare
Alcamo
Termini
Cefalù
Castelbuono
Mistretta
K. Orlando
S. Agata
Ägadische Inseln
I. Levanzo
I. Marittimo
I. Favignana
Trapani
M. S. Giuliano
Calatafimi
Marsala
Salemi
K. Boeo od. Lilibeo
SIZILIEN

16 17 18

42 41 40 39 38

titut in Leipzig.

Zum Artikel „Italien".

Rimini ähnlich wie die westliche Mittelmeerküste verläuft. Sie enthält nur den einen allerdings trefflichen Hafen von Brindisi. Von Rimini bis zur Mündung des Isonzo haben wir wieder eine durch die Anschwemmungen der zahlreichen Flüsse beständig vorrückende, flache, sumpfige Küste vor uns, auf weite Strecken von Lagunen begleitet, die durch Dünen (lidi) vom Meer geschieden, durch Öffnungen in denselben (porti) damit verbunden sind und dann treffliche Häfen, wie bei Venedig und Chioggia, bilden.

Bodengestaltung.

Die Alpen scheiden J. vom übrigen Festland Europas, als ein ungeheurer Gebirgswall sich von Nizza im W. bis Triest im O. bogenförmig herumziehend und einen Teil Piemonts, der Lombardei und Venetiens bedeckend. An der italienischen Seite tritt der einseitige Steilabfall der Alpen deutlich, insbes. in Piemont hervor. Der östliche Teil der Seealpen vom Col di Tenda bis zum Paß von Altare nordwestlich von Savona ist ein Bindeglied zwischen Alpen und Apenninen. Die Apenninen (s. d.) bestimmen vornehmlich die Gestalt der Halbinsel. Zwischen ihnen und den Alpen breitet sich die große Ebene der Lombardei aus, die der Po mit seinen Nebenflüssen bewässert. Vom Po-Tal wendet sich der Zug der Apenninen gegen SO. und wird zum zentralen Gebirgssystem der Halbinsel, der er die Hauptrichtung gibt. Nach beiden Meeren hin dacht sich das Hauptgebirge in Hügellandschaften ab, nach O. steiler, wilder, nach W. hin sanfter, mit talreichern Uferlandschaften. Den Süden der Halbinsel füllen die Neapolitanischen Apenninen. Die Hauptwasserscheide tritt am Golf von Policastro ans Tyrrhenische Meer, während sich östlich die Ebene von Apulien und eine flache, trockne Kalkplatte anlegt, die auch die Apulische Halbinsel bildet. Die Apenninen enden genau genommen im Monte Pollino an der Wurzel der Kalabrischen Halbinsel; der Kalabrische Apennin ist seinem innern Bau nach völlig verschieden. Während außer in Apulien der Ostseite der Halbinsel die Form der Ebene ganz fehlt, besitzt die Westseite die fruchtbare Kampanische Ebene, die in wenig unterbrochenem Zusammenhang mit den Pontinischen Sümpfen und der Ebene am untern Tiber steht. Eine lange, dem Kamm der Apenninen parallele Reihe von Vulkanen charakterisiert ferner die Westseite der Halbinsel; der Vesuv ist der südlichste und einzig noch tätige; die Ostseite hat nur den erloschenen Vultur aufzuweisen.

Geologische Beschaffenheit, Gewässer.

Die für die Gestaltung Italiens wesentlichen Gebirgszüge, die Alpen und die Apenninen, sind gefaltete Kettengebirge von gleichem Bau und gleichem (tertiärem) Alter. Die Alpen (s. d.) bestehen auf italienischem Gebiet östlich vom Lago Maggiore in den Vorhöhen vorzugsweise aus Kalken und Sandsteinen der Tertiär- und der Kreideformation, im höhern Gebirge aus triassischen und jurassischen Kalken und Dolomiten. Vom Lago Maggiore westlich reichen Gneis, Granit, Amphibolite, Serpentine, Talkschiefer ꝛc. bis an die Ebene heran, aus ihnen bestehen auch noch überwiegend die Ligurischen Alpen. Die Apenninen (s. d.) bauen sich bis zum Golf von Tarent und Kalabrien vorwiegend aus Kalksteinen, Sandsteinen und Schiefertonen der Kreide- und Tertiärformation auf, in denen vielfach, wie z. B. westlich und östlich von Genua, Gabbro und Serpentin eingelagert sind. An diese ältern Gesteine legen sich jüngere (miocäne und pliocäne) Tertiärschichten an; sie bilden mehr die niedern Gehänge. Der Kalabrische Apennin besteht aus Granit, Gneis und kristallinischen Schiefern mit nur geringen Resten von Kreidekalk, rings umlagert von jungtertiären Schichten. Auch in der Nordostecke Siziliens erscheinen diese kristallinischen Gesteine, verschwinden dann aber weiter nach W. und S. unter Trias-, Jura- und Kreidebildungen, die selbst wieder von eocänen Ablagerungen, Kalksteinen, Mergeln, Tonen und Gipsen, den Trägern der so wichtigen Schwefellager in den Provinzen Caltanissetta und Girgenti, bedeckt sind. Die Po-Ebene wird ausgefüllt von Alluvionen; an ihrem nördlichen und westlichen Rande, wo sie in das Hügelland übergeht, spielen die von den Gletschern der Eiszeit abgelagerten Schuttmassen eine große Rolle, besonders südlich vom Gardasee und von Ivrea. Die Berge in der Umgegend von Vicenza und die Euganeen bei Padua sind vulkanischen Ursprungs (Trachyte, Basalte und Tuffe). Auch auf der Westseite des Apennin sind vulkanische Gesteine sehr verbreitet; von Toskana, wo unter dem ausgedehnten Pliocän (Subapenninformation) auch noch eocäne sowie Kreide-, Jura-, Trias- und selbst permische Ablagerungen sichtbar werden, bis an den Golf von Neapel findet sich eine Reihe von Vulkanen, deren nördlichster der Trachytkegel des Monte Amiata ist; nach S. schließen sich an die erloschenen Vulkane am Bolsener See und bei Viterbo das vulkanische Albaner Gebirge, dann die Rocca Monfina in Kampanien und die Phlegräischen Felder bei Neapel mit dem noch tätigen Vesuv. Hier kreuzt die Reihe mit einer andern, durch die trachytischen Ponza-Inseln, Ischia und weiter östlich den vulkanischen Vultur bezeichneten Vulkanreihe. Vulkanische Tuffe, deren Material von der Rocca Monfina und den vorher genannten Vulkanen ausgeworfen ist, bilden überwiegend die Ebene von Kampanien, die römische Campagna und die Gegend von Viterbo. Die Solfataren (bei Neapel ꝛc.), ebenso die Borsäure-Lagoni Toskanas (bei Volterra) stehen mit den vulkanischen Erscheinungen in engster Verbindung. Vulkanische Gesteine (vorwiegend Basalte) bauen auf Sizilien den noch tätigen Ätna auf; die Liparischen Inseln mit noch tätigen Vulkanen auf Vulcano und Stromboli sind trachytischer (liparitischer) Natur. Sardinien besteht überwiegend aus altkristallinischem Gestein wie die Schwesterinsel Korsika, aber auch paläozoische Schiefer, Trias, Kreidekalke und vulkanische Gesteine (diese zumal im Westen) nehmen bedeutenden Anteil am Aufbau der Insel. Geologische Karten von J. s. unten S. 82 (Literatur).

An nutzbaren Mineralien finden sich in J. namentlich Marmor (zu Carrara ꝛc.), Schwefel (besonders in Sizilien), Alaun, Borsäure (Soffionen in Toskana, vgl. Borsäure), Steinsalz, ferner Eisenglanz (Elba), Blei- und Zinkerze (Sardinien), Kupfererze, Braunkohlen und Zinnober in Toskana. — Auch in hydrographischer Hinsicht zeigt Oberitalien einen wesentlichen Unterschied gegen die eigentliche Halbinsel und die Inseln. Nur ersteres hat die zur Speisung von Flüssen hinreichende Wassermenge. Auf der eigentlichen Halbinsel drängen sich die Regen um die Winterszeit zusammen. Nur im kontinentalen Teil finden wir daher das ganze Jahr wasserreiche Flüsse, sonst ist der Wasserstand im Sommer niedrig, je weiter nach S., um so mehr; ja die meisten Flüsse im S. führen nur im Winter und oft auch nur nach heftigem Regen Wasser; sie sind Torrenten oder Fiumaren. Die zum Tyrrhenischen Meer gehenden sind wasserreicher, aber nur der Tiber und in geringerm Maße der Arno und Garigliano sind schiffbar. Noch

unbedeutender sind der Volturno, Sele, Ombrone, Serchio und die Magra. Dagegen ist der Po einer der im Verhältnis zur Länge wasserreichsten Flüsse Europas und in hohem Grade schiffbar, was nur durch die Flachheit seiner zahlreichen Mündungsarme (s. Po) beeinträchtigt wird. Auch die Etsch, obwohl weit reißender, ist im Unterlauf schiffbar, ebenso Ticino, Adda, Mincio, Oglio und einige andre Alpenzuflüsse des Po, während die von den Apenninen kommenden, außer dem Tanaro, sowie die Alpenflüsse des Venezianischen: Brenta, Piave, Tagliamento, die Natur der süditalienischen Torrenten haben. Es beruht dies wesentlich darauf, daß ihnen so herrliche Sammelbecken, wie Lago Maggiore, Comer-, Iseo- und Gardasee, fehlen. Die Seen der Halbinsel sind entweder flache Wasseransammlungen in Mulden des Gebirges, wie der Trasimenische und die benachbarten kleinern Seen von Chiusi und Montepulciano, oder Kraterseen, wie der von Bracciano, der Albaner- und Nemisee, oder aber Strandlagunen, wie die von Salpi und Comacchio.

Klima.

Zu den großen Vorzügen Italiens gehört auch sein herrliches Klima, das es dem Wall der Alpen, dem Einfluß des Meeres und der südlichen Exposition ganzer Landschaften verdankt. Das Pogebiet ist gegen den direkten Einfluß des Mittelländischen Meeres durch hohe Gebirgsmauern geschützt und öffnet sich nur noch gegen die Adria. Daher ist das Gebiet kontinentaler: heiße Sommer und kalte Winter. Die Jahresextreme betragen für Mailand 34°, —10° (absolute Extreme 38°, —12°), Alessandria 35°, —11° (abs. Extr. 37°, —18°), Venedig (abs. Extr. 34°, —9°). Die Winterkälte wird hier nicht durch Lufttransport, sondern durch Ausstrahlung im Gebiet selbst bedingt. An den südlichen Abhängen der Alpen (insbes. an den Seen) ist der Winter etwas milder als in der Ebene; Nordwinde sind zwar häufig, aber da es Fallwinde (Nordföhn) sind, so sind sie verhältnismäßig warm. Durchschnittlich fallen im Pogebiet jährlich ca. 80 cm Regen, vorwiegend in der kältern Jahreszeit, doch ist auch der Mai ziemlich regnerisch. Im einzelnen fallen durchschnittlich in Bologna 66, Modena 72, Alessandria 67, Turin 82, Mailand 100, Venedig 81, Udine 155, Belluno 145, Tolmezzo 244 cm Regen und Schnee (Schneetage jährlich durchschnittlich: Verona 6, Brescia 11, Venedig 6, Mailand 10 [Nizza 0,4]; Gewittertage: Mailand 24 jährlich). Die Riviera ist im N. durch hohe Gebirge geschützt und bildet eine klimatische Oase mit voller Mittelmeerflora, wie man sie erst in Süditalien wiederfindet. In Mittelitalien, südwestlich vom Apennin, ist der Winter kälter als an der Riviera, aber wärmer als an der adriatischen Abdachung. Mittlere Jahresextreme: Rom 35°, —4° (abs. Extr. 37°, —6°), Ancona 35°, —4°. In Mittelitalien fallen durchschnittlich 84 cm Regen, hauptsächlich vom Oktober bis Dezember (Rom 76, Ancona 73, Livorno 85, Florenz 92, Urbino 103 cm). Schneefälle sind selten (Rom jährlich 1,6, Florenz 1,3 Schneetage). Süditalien (mit Sizilien) hat ein ausgesprochenes Mittelmeerklima, am östlichen Apennin sind die Sommerregen häufiger als im W.; der Winter ist sehr mild, so daß keine Unterbrechung in der Vegetation eintritt und nur die Berge längere Zeit von Schnee bedeckt sind. Eine Schattenseite Italiens ist die weite Verbreitung der Malaria (s. d.), die namentlich vom Juli bis September auftritt und ganze Landschaften, wie die Maremmen von Toskana und die römische Campagna, unbewohnbar macht. Der heiße, trockne Sciroccowind, der von S. her weht, ist lästig und zuweilen der Vegetation schädlich. In Süditalien fallen jährlich durchschnittlich 80, auf Sizilien 60 cm Regen, am meisten im Winter (Jahressummen: Palermo 60, Syrakus 48, Lecce 53, Cosenza 118, Neapel 83 cm; Palermo hat jährlich 2,6 Schneetage). Die mittlern Jahresextreme betragen: Palermo 40°, 0°; absolute Extreme: Lecce 41°, —3°, Neapel 37°, —4°, Cosenza 42°, —7°, Palermo 45°, —1°, Syrakus 38°, —1°.

Pflanzen- und Tierwelt.

Außer der ligurischen Küste besitzt fast nur die südliche Hälfte der Halbinsel eine ausgeprägte Mittelmeerflora (s. d.); in der Lombardei, Toskana und auch noch in der Umgebung von Rom überwiegen die Pflanzen des mitteleuropäischen Gebiets, denen nur einzelne Bestände der immergrünen Formationen beigemischt sind. Die Abruzzen bilden ein Übergangsgebiet zur mitteleuropäischen Vegetation des Apennin, in dessen tiefern Lagen zwar immergrüne Laubhölzer und Oliven gedeihen, aber nur wenige andre Mittelmeerpflanzen auftreten. Dem entsprechend ist auch Nord- und Mittelitalien an endemischen Pflanzen verhältnismäßig arm, erst in Unteritalien und besonders in Sizilien ändert sich dies Verhältnis. Auf den Nebroden, dem nördlichen Küstengebirge der Insel, wird die unterste Vegetationsstufe (bis 700 m) von immergrünen Strauchbeständen aus Erica arborea, Arbutus Unedo, Tamarix africana, Myrtus communis, Rosa sempervirens, Daphne Gnidium, an Flußufern auch von Nerium Oleander gebildet. In diesem Gürtel von Macchien (s. Mittelmeerflora) beginnt die Blütezeit schon im Dezember, der Höhepunkt des Pflanzenlebens tritt im April ein, um dann rasch wieder abzunehmen. Mit den ersten September- oder Oktoberregen wacht dann die Vegetation zum zweitenmal auf. Die ursprünglichen Waldbestände von Quercus Ilex und Q. Suber dieser Region sind bis auf vereinzelte Exemplare oder kleine Gruppen zerstört. Am ausgedehntesten sind die Erikengesträuche (Erica arborea); große Strecken bedecken auch die Haselnußsträucher (zwischen 500 und 700 m); längs der Flußläufe ziehen sich in den obern Lagen schmale Streifen von Weiden und Pappeln, in der tiefern Zone ebensolche von Oleander hin. In der Flora der immergrünen Region überwiegen in auffallender Weise die einjährigen Kräuter; besonders die Liliazeen, Orchideen, Euphorbiazeen und Zistazeen sind artenreich. Die zweite Höhenstufe bildet die Waldregion, die vom Beginn der Kastanienwälder bis zur obern Grenze des Buchenwaldes (bei 1800—1900 m) reicht. Sie zeichnet sich durch zahlreiche sommergrüne Bäume und Sträucher, wie besonders Buche, Edelkastanie, Quercus pubescens, Q. apennina und Cerris nebst Arten von Acer, Pirus, Crataegus u. a., aus; auffallend groß ist die Anzahl strauchiger Leguminosen (Genista, Cytisus). Das Pflanzenleben dieser Region beginnt durchschnittlich Ende März, erreicht seinen Gipfelpunkt im Mai oder Anfang Juni und findet Ende Juli seinen Abschluß; erst mit den Herbstregen erscheinen einige neue Pflanzen (Colchicum, Scilla, Sternbergia, Crocus, Cyclamen u. a.). Die ursprünglichen Tannenwälder wurden vielfach ausgerottet, weil die Buche gewinnbringender erscheint. Das Unterholz wird vorzugsweise von Ilex Aquifolium, Ruscus aculeatus, Lonicera Xylosteum, Acer campestre, Rosen ꝛc. gebildet. Die Staudenvegetation wird von Orchideen, Pteris aquilina, Centaurea Calcitrapa, Eryngium campestre, Tanacetum Balsamita, Anthemis Cotula, Prangos feru-

lacea u. a. zusammengesetzt. Die alpine Region (bei 1800—1975 m) wird durch das Fehlen des Baumwuchses und das Auftreten niedriger Sträucher (Juniperus hemisphaerica, verschiedene Rosen) gekennzeichnet. Eine zusammenhängende Vegetationsdecke kommt nur in Mulden mit angesammelten Humusschichten zur Ausbildung. Die ausdauernden und zugleich Trockenheit liebenden Gewächse überwiegen; das Pflanzenleben beginnt erst Ende April oder Anfang Mai, erreicht im Juli seinen Höhepunkt und erlischt bereits im August. Die Alpenpflanzen dieser Region sind teils mit Arten der mitteleuropäischen Hochgebirge identisch, teils bilden sie Parallelformen zu denselben. Dazu kommt dann noch eine Reihe endemischer Pflanzen, anderseits fehlen eine Anzahl für die Zentralalpen charakteristischer Familien und Gattungen, wie Gentianeen, Salikazeen, Junkazeen, Cyperazeen, Primula, Pedicularis u. a. — Die hier von den Nebroden gegebene Schilderung kann als typisch für die übrige italienische Mittelmeerflora gelten, sofern man nur die Hauptgliederung der Vegetation im Auge behält. Floristisch steht das westliche Ober- und Mittelitalien zu der Mittelmeerzone Frankreichs, das östliche J. mit Istrien und dem westlichen Teil der Balkanhalbinsel in näherer Verwandtschaft; ein zweites, gut abgegrenztes Florengebiet mit eigentümlichen endemischen Arten bilden Korsika und Sardinien, ein drittes Sizilien nebst Kalabrien.

In seiner Tierwelt gehört J. der größern Hälfte nach zur mittelländischen Subregion der paläarktischen Region. In Norditalien kommt noch das Hermelin vor; charakteristisch für J. wie für die Mittelmeerländer ist die Wimperspitzmaus, ebenso die sehr schädliche kurzschwänzige Erdmaus; sehr verbreitet ist der Siebenschläfer. In J. eingeführt und in den sumpfigen Niederungen (Pontinische Sümpfe) halb wildlebend ist der gemeine Büffel, ebenso die Dromedare auf der Kamelstuterei San Rossore bei Pisa, die frei herumstreifen. Damwild ist auf Korsika und Sardinien heimisch, in J. eingeführt. Auf beiden Inseln findet sich auch (wild und gezähmt) der Mufflon (Beziehung zu Nordafrika). Hirsch und Reh leben wild, ersterer fehlt auf Sizilien, die Gemse ist ausgerottet; der Steinbock findet sich noch in den Gebirgszügen zwischen Piemont und Savoyen. Als Rasse des Hausschafs ist das Hängeohrschaf Oberitaliens zu erwähnen. An Vögeln ist J. im allgemeinen arm, doch ist sein südlicher Teil, besonders Sizilien, wichtig durch den Vogelzug (»Passa«), auf dem ungezählte Mengen nützlicher Vögel aller Art der Jagdwut zum Opfer fallen. Von Reptilien werden 24 Gattungen mit ca. 37 Arten gezählt; alle in Mitteleuropa sich findenden Formen kommen auch in J. vor, zu denen sich dann Typen der mittelländischen Subregion gesellen, besonders Geckos. Eine Art derselben (Phyllodactylus europaeus) ist isoliert Sardinien eigen, gleich einer Gattung der echten Eidechsen (Notopholis), dagegen fehlt auf Sardinien die Blindschleiche; eine charakteristische Echsenart Italiens ist auch Seps. Als Giftschlange ist die allgemein verbreitete Aspisviper gefürchtet. Amphibien kommen etwa 10 Gattungen und 16 Arten vor. Charakteristisch sind der Brillensalamander (S. perspicillata) am Westabhang der Apenninen und auf Sardinien und weiter verbreitet der Höhlensalamander (Spelerpes fuscus); dieser wie der Scheibenzüngler (Discoglossus pictus) auch auf Sardinien. Von Süßwasserfischen kommen vor: Forellen, Karpfen, Äsche, Aalraupe, Barsch, Maifisch; in verschiedene Seen wurden eingesetzt Salm, Saibling, Maräne. An den Küsten werden gefangen der Thunfisch bei Sizilien und Sardinien, Meeräschen bei Sardinien, Scholle, Goldbrasse, Makrele, Muräne, Seeaal, Sardellen, Sardinen; für die Aalfischerei sind besonders wichtig Comacchio und Venedig. Besonders reich ist auch die Molluskenfauna, die in der Ebene ganz mediterranen Charakter zeigt; schon am Fuß der Alpen erscheinen große Helix-Arten, besonders die gebänderte Helix aspersa; für Süditalien und Sizilien charakteristisch sind die Iberus-Arten, die die hier fehlenden, in den Küstenländern des Mittelmeers weit häufigern Makularien ersetzen; die Inseln zeigen in ihrer Molluskenfauna große Ähnlichkeit mit dem Festland, doch deuten zahlreiche eigentümliche Arten auf eine schon vor geraumer Zeit stattgefundene Trennung hin. Die Auster ist häufig in den Golfen von Neapel und Tarent wie auch anderwärts. Die Insektenwelt trägt den Charakter der mediterranen Subregion, eine charakteristische Form ist die Gottesanbeterin (Mantis religiosa), von Spinnentieren der Skorpion und die in Erdlöchern lebende Tarantel. Wichtig ist die Korallenfischerei an den Küsten Süditaliens.

Areal und Bevölkerung.

Das Königreich J. umfaßt nach der neuern Ausmessung des militärgeographischen Instituts 286,648 qkm (5205,8 QM.), wovon 236,465 qkm auf das Festland und 50,183 qkm auf die Inseln kommen. Die Bevölkerung belief sich 1871 auf 26,801,154, 1881 auf 28,459,628 und am 10. Febr. 1901 auf 32,475,253 Einw. Die Bevölkerungszunahme beträgt jährlich durchschnittlich 0,7 Proz. Die Verteilung des Flächenraums und der Bevölkerung auf die 69 Provinzen, die in 16 Landschaften (compartimenti) zusammengefaßt werden, zeigt die Tabelle auf S. 74.

J. ist im ganzen dicht bevölkert, indem nach der letzten Zählung 1901: 113 Bewohner auf das Quadratkilometer kommen; doch zeigen die Landschaften und Provinzen große Abweichungen. Die Extreme bilden die Landschaften Ligurien und Kampanien mit 204, bez. 194 und die Insel Sardinien mit kaum 33, unter den Provinzen einerseits Neapel mit 1269, anderseits Sassari mit 29 Einw. auf 1 qkm. Dicht bevölkert ist auch die Lombardei mit 176 Einw. auf 1 qkm. Das Nähere ist aus der Tabelle ersichtlich.

Nach der letzten Erhebung zählt J. 8262 Gemeinden mit 7,027,524 Familien, einschließlich 614,816 Haushaltungen einzelner Personen und 34,351 Kollektivbehausungen (Gasthöfe, Kasernen, Schiffe, Gefängnisse, Klöster, Konvikte 2c.) mit 885,250 Insassen. Die 6,378,357 eigentlichen Familien zählen durchschnittlich je 5 Köpfe. Die Gemeinden sind häufig von großem Umfang, da sie in der Regel mehrere Orte (frazioni), im ganzen 25,818, umfassen. In manchen Gegenden Italiens, wie in Sizilien, gibt es fast gar keine kleinern Ortschaften, sondern nur städtische Orte von mehreren tausend Einwohnern.

Nach dem Geschlecht wurden 1901: 16,155,130 männliche und 16,320,123 weibliche Personen gezählt, so daß auf 1000 männliche 1010 weibliche (1881 nur 995) entfallen. Die Bevölkerungsbewegung ergab 1902: 237,515 Trauungen, 1,092,799 Geburten und 727,189 Sterbefälle. Es kamen im Durchschnitt der Jahre 1898—1900 auf 1000 Bewohner 7,13 Trauungen, 33,46 Lebendgeborne und 22,87 Sterbefälle; auf 1000 Geburten 59 uneheliche und 27 Totgeborne. Die mittlere Sterblichkeit beträgt (1902) 22,15 pro Mille. Die Geburtenziffer, bis 1889 mehr als 37 auf Tausend betragend, ist im Sinken.

Übersicht der Provinzen Italiens.

Provinzen und Landschaften	Qkilometer	Einwohner 1901	auf 1 qkm
	1	2	3
Alessandria	5052	811833	160
Cuneo	7466	638235	86
Novara	6606	743115	112
Turin	10244	1124218	110
Piemont:	29368	3317401	113
Genua	4099	934627	228
Porto Maurizio	1179	142846	121
Ligurien:	5278	1077473	204
Bergamo	2844	459594	167
Brescia	4798	538427	115
Como	2823	580214	203
Cremona	1799	327838	187
Mailand	3169	1442179	456
Mantua	2363	311942	133
Pavia	3343	496969	149
Sondrio	3184	125565	39
Lombardei:	24323	4282728	176
Belluno	3352	192800	58
Padua	2133	443227	207
Rovigo	1827	221904	125
Treviso	2488	412267	167
Udine	6575	592592	90
Venedig	2432	401241	166
Verona	3078	422437	138
Vicenza	2730	447999	164
Venetien:	24615	3134467	127
Bologna	3752	527367	141
Ferrara	2625	271776	104
Forlì	1884	280823	149
Modena	2558	315804	122
Parma	3238	294159	156
Piacenza	2471	245126	99
Ravenna	1862	235485	127
Reggio	2269	274495	120
Emilia:	20659	2445035	118
Arezzo	3298	271676	82
Florenz	5867	939054	160
Grosseto	4502	144722	32
Livorno	345	123877	359
Lucca	1445	319523	221
Massa e Carrara	1789	195631	110
Pisa	3055	320829	105
Siena	3812	233830	61
Toskana:	24104	2549142	106
Ancona	1966	302172	156
Ascoli Piceno	2056	245172	119
Macerata	2814	259429	92
Pesaro-Urbino	2895	253982	88
Marken:	9731	1060755	109
Perugia (Umbrien):	9709	667210	69
Rom (Latium):	12081	1196909	99
Aquila	6436	396629	62
Campobasso	4381	366571	84
Chieti	2947	370907	126
Teramo	2763	307444	111
Abruzzen und Molise:	16527	1441551	87
Avellino	3037	402425	133
Benevent	2118	256504	121
Caserta	5268	785357	149
Neapel	907	1151834	1269
Salerno	4964	564328	114
Kampanien:	16294	3160448	194
Bari	5350	827698	155
Foggia	6962	425450	61
Lecce	6797	706520	104
Apulien:	19109	1959668	102
Potenza (Basilicata):	9962	490705	49
Catanzaro	5258	476227	91
Cosenza	6653	465267	70
Reggio di Calabria	3164	428714	136
Kalabrien:	15075	1860913	123
Caltanissetta	3273	327977	100
Catania	4966	705412	142
Girgenti	3035	371638	122
Messina	3225	543809	169
Palermo	5047	785357	156
Syrakus	3735	427507	114
Trapani	2457	368099	150
Sizilien:	25738	3529799	137
Cagliari	13481	483548	36
Sassari	10594	308206	29
Sardinien:	24075	791754	33
Königreich Italien:	**286648**	**32475253**	**113**

Die Bevölkerung Italiens erleidet alljährlich durch die überseeische Auswanderung einen nicht unbeträchtlichen Verlust, der 1902: 245,217 Personen betragen hat, wozu die temporäre Auswanderung (nach den europäischen Nachbarländern und Nordafrika) mit 286,292 Personen hinzukommt. Die größte Zahl von überseeischen Auswanderern kommt aus Kampanien, den Abruzzen, Sizilien, Kalabrien und Piemont und geht nach Brasilien, den Vereinigten Staaten, Argentinien und Uruguay. Im Auslande lebten 1901: 3,439,014 Italiener, davon 654,000 in Europa. Weitere Angaben über die Auswanderung aus J. in den letzten Jahrzehnten s. Auswanderung, S. 180.

Mit wenigen Staaten Europas teilt J. den großen Vorzug, daß es auch eine nationale Einheit bildet, fast nur Italiener innerhalb seiner politischen Grenzen umfaßt und letztere sich auch so ziemlich mit dem Gebiet des italienischen Volkstums decken. Die italienische Sprache herrscht, abgesehen vom Königreich J., in einem Teil der südlichen Schweiz und Tirols (s. das Nebenkärtchen auf der Karte der Schweiz und die »Ethnographische Karte von Österreich-Ungarn« bei den betreffenden Artikeln), in Triest, Görz und in den Küstenstädten Istriens und Dalmatiens sowie auf Korsika und Malta. Dem französischen Sprachgebiet gehören (1901) 18,958 Familien in Piemont, dem deutschen 1102 Familien in 16 Gemeinden von Aosta und Domodossola und 1170 Familien in 6 Gemeinden von Venetien an. Slowenisch und serbisch wird von 6781 Familien in den Provinzen Udine, Campobasso und Chieti, albanesisch von 21,554 Familien in Apulien, Kalabrien, Sizilien, griechisch von 7362 Familien in Lecce und Reggio di Calabria, endlich katalanisch von 2055 Familien in Alghero gesprochen.

Religion. Beinahe die Gesamtheit der Bewohner des Königreichs J. (99,70 Proz.) bekennt sich zur katholischen Religion. Protestanten gab es 1901 nur 65,595, Juden 35,617. Die Konfession begründet keinen Unterschied in der Ausübung der bürgerlichen und politischen Rechte, obwohl die katholische Religion Staatsreligion ist. Die Vorrechte des zu Rom residierenden Papstes als des geistlichen Oberhauptes der katholischen Kirche sind durch das Gesetz vom 13. Mai 1871 geregelt, auf dem auch das Verhältnis der Kirche zum Staate beruht. Im Königreich J. bestehen 49 Erzbistümer und 221 Bistümer. Zufolge Gesetzes vom 7. Juli 1866 wurden die Klöster und religiösen Körperschaften, mit Ausnahme einer Anzahl für Krankenpflege und Unterricht bestehender, allmählich aufgehoben, d. h. der körperschaftlichen

Rechte und ihres Besitzes entkleidet. Als private Vereinigungen bestehen zahlreiche Klöster fort. Die Statistik von 1901 zählt 58,764 Personen als Insassen von 3139 Klöstern auf, die gleich den sich unablässig vermehrenden geistlichen Instituten und Unternehmungen verschiedenster Bestimmung auch ihren Besitz wieder ansehnlich vergrößern.

Der Stand der **Volksbildung** ist bis jetzt unbefriedigend, da 1901 noch 48,5 Proz. der über sechs Jahre alten Personen und 56 Proz. der Gesamtbevölkerung Analphabeten waren. In den einzelnen Landesteilen ist ihre Zahl sehr verschieden: sie steigt von 13,25 Proz. in der Provinz Turin bis 79,18 Proz. in Cosenza. Die Zahl der öffentlichen **Volksschulen** betrug 1898/99: 51,748 mit 2,267,014 Schülern. Hierzu kommen noch 3843 Privatschulen mit 192,669 Schülern, dann (1897) 4687 Abend- und Sonntagsschulen für Erwachsene mit 151,369 Schülern. Der Besuch der Elementarschulen ist nach dem Gesetz vom 15. Juli 1877 für Kinder von 6—9 Jahren obligatorisch, unentgeltlich und Gemeindesache. Der klassische **Sekundärunterricht** umfaßt etwa 700 Gymnasien (darunter 1898: 183 staatliche) als die untere Stufe mit fünf Jahrgängen und 25,551 Schülern und die Lyzeen (etwa 330, darunter 116 staatliche) als die obere Stufe mit drei Klassen und 10,675 Schülern, der realistische Sekundärunterricht die technischen Schulen, an Zahl 1896: 381, worunter 182 staatliche, mit zusammen 37,305 Schülern, und die technischen Institute (74, davon 54 staatliche) mit zusammen 10,274 Schülern.

Für den **höhern Unterricht** bestehen vor allem 17 staatliche **Universitäten**: 11 vollständige mit den 4 Fakultäten (die theologische ausgeschlossen, die philosophische geteilt) in Bologna, Catania, Genua, Messina, Neapel, Padua, Palermo, Pavia, Pisa, Rom und Turin, 3 mit nur 3 Fakultäten (keine philologisch-philosophische) in Cagliari, Modena und Parma, 2 mit 2 Fakultäten (Rechtswissenschaft und Medizin) in Sassari und Siena und eine mit einer Fakultät (Rechtswissenschaft) in Macerata. Dazu kommen 4 freie Universitäten in Ferrara (mit 3 Fakultäten), Camerino, Perugia und Urbino (mit 2 Fakultäten). Sämtliche 21 Hochschulen zählten 1902/03: 26,401 Hörer, gegen 11,997 im J. 1871. Wie in Deutschland zeigt sich auch in J. neuerdings eine bedeutende Zunahme der Juristen und eine Abnahme der Mediziner. Als Hochschulen sind weiter anzusehen: das königliche höhere Studieninstitut in Florenz (mit 3 Sektionen für Philosophie und Philologie, Medizin und Chirurgie, Naturwissenschaften), die wissenschaftlich-literarische Akademie in Mailand (einer Fakultät für Philosophie und Literatur entsprechend), das königliche höhere technische Institut in Mailand, die königlichen Ingenieurschulen in Bologna, Neapel, Rom, Turin, die Tierarzneischulen in Mailand, Neapel und Turin, die höhere Normalschule zu Pisa und die höhern Lehrerinnenseminare in Rom und Florenz. Höhere Fachschulen sind: die Schule für Sozialwissenschaften in Florenz, die höhern Ackerbauschulen in Mailand und Portici, das Forstinstitut in Vallombrosa, das Industriemuseum in Turin, die höhern Handelsschulen in Bari, Genua und Venedig und die höhere nautische Schule in Genua. Endlich besteht eine große Zahl von **Fach-** und **Speziallehranstalten** und zwar 35 für Landwirtschaft, 2 für Bergbau, 196 für Handel und Gewerbe, 174 für Zeichnen und Plastik, 26 für schöne Künste, 5 staatliche Konservatorien und eine große Zahl Musikschulen. Über die Militärschulen s. unten. Als **Hilfsanstalten** für den Unterricht bestehen 1831 Bibliotheken, darunter 32 staatliche, die 1898: 1,690,825 Bücher ausliehen. Sehr zahlreich sind in J. die wissenschaftlichen Gesellschaften (Akademien), deren jede Stadt eine oder auch mehrere besitzt. **Zeitungen** erschienen in J. 1856: 331, 1871: 765, 1895: 1901. Von letztern waren 479 politische, 87 politisch-religiöse, 327 rechtswissenschaftliche, volkswirtschaftliche und soziale, 142 literarische, 202 landwirtschaftliche, gewerbliche, Handels- und Finanzblätter u. a., 138 medizinische und naturwissenschaftliche, 156 kirchliche ꝛc. Nur 128 Zeitungen erschienen täglich. Wie J. von jeher das klassische Land der **Kunst** gewesen ist, so ist es auch noch heute, obwohl sich seit Jahrhunderten alle Museen der Welt aus J. bereichert haben, reich an Kunstschätzen. Die bedeutendsten Sammlungen finden sich in Rom, Florenz, Neapel, Venedig, Mailand, Turin, Bologna, Genua, Verona, Parma, Perugia, Siena, Palermo ꝛc.

Nationalcharakter. Körperliches Ebenmaß, Beweglichkeit, Empfänglichkeit, Gewandtheit, Höflichkeit, natürlicher Verstand und Gefallen an schönen Formen charakterisieren den Italiener. Mäßig, nüchtern, arbeitsam, gewinnsüchtig, ist er doch auch Freund heiterer Geselligkeit, leicht begeistert, aber auch leicht zu leidenschaftlicher Tat fortzureißen. Was ihm mangelt, ist Zähigkeit, Ausdauer, Gewöhnung an Ordnung, Disziplin, Sittenstrenge, sozialer Sinn. Daher die fehlerhafte Jugenderziehung, der Mangel an Aufopferung für das Gemeinwohl, an Ehrlichkeit und Pflichttreue im öffentlichen Leben, an Idealität und Charakterfestigkeit.

Bodenkultur.

Eigentümlichkeiten der **Bodenkultur** sind: das Überwiegen der Baumkultur, die künstliche Bewässerung und der Terrassenbau, der Anbau von zwei oder drei Früchten zu gleicher Zeit, namentlich im Süden, sowie die Erzielung mehrerer Ernten hintereinander in demselben Jahre. Die intensivste Bodenkultur herrscht im Pogebiet, in Toskana, Kampanien, der Conca d'Oro von Palermo und ähnlichen Gegenden, die durchaus gartenartig angebaut sind, wo kein Stückchen Land unbenutzt bleibt. Die Besitzer sowohl der zahlreichen Latifundien als auch der kleinern Güter leben zumeist in den Städten und verpachten die Ländereien an Teilbauern oder Unternehmer, die ihrerseits entweder weiter verpachten oder das Land durch Tagelöhner bebauen lassen. Die letztern und sehr viele Kolonen fristen bei harter Arbeit kaum das Leben. Nur als Winterweide brauchbar sind die im Sommer von Malaria heimgesuchten Ebenen Apuliens, die Pontinischen Sümpfe, die Campagna von Rom und die Maremmen (s. d.). Die Landwirtschaft einschließlich Viehzucht und Forstwirtschaft bildet noch immer die Haupterwerbsquelle. Es leben davon (1901) 9,611,003 Personen von mehr als neun Jahren. Von ihnen sind 2,583,490 Eigentümer, 50,348 Erbpächter, 2,701,894 Pächter und Teilbauern, 2,828,846 Tagelöhner, 1,066,588 Knechte, Aufseher und andres Gutspersonal; 249,759 Personen waren in der Vieh- und Geflügelzucht beschäftigt. Von der Industrie leben 3,989,820, vom Handel 1,196,744 selbsttätige Personen von über neun Jahren. Das Nationalvermögen wurde 1903 auf etwa 65 Milliarden Lire berechnet.

Von der gesamten Bodenfläche von 28,664,800 Hektar sind 20,283,000 Hektar **produktives** Land; 4,647,500 Hektar beträgt die nicht produktionsfähige, 3,734,300 Hektar die unproduktive Fläche. Die erstern verteilen sich folgendermaßen:

Anbaufläche	15 419 000	Hektar =	53,79 Proz.
Kastanienpflanzungen	412 000	" =	1,44 "
Waldungen	4 093 000	" =	14,28 "
Alpenweiden	359 000	" =	1,25 "
Zusammen:	20 283 000	Hektar =	70,76 Proz.

Die Fläche, die durch Austrocknung urbar gemacht werden kann, wird im ganzen auf 692,000 Hektar geschätzt. Außerdem wären 1,400,000 Hektar bisher unbebautes Land durch Bewässerung für den Anbau zu gewinnen. Ende 1897 waren auf Kosten des Staates bonifiziert worden:

mittels Auffüllung	32,575 Hektar
" Trockenlegung	171,591 "
" Auspumpung	105,804 "

Die folgende Übersicht zeigt die Durchschnitte der letzten Jahre in der Verteilung der Anbaufläche auf die Haupterzeugnisse sowie in Menge und Wert der letztern:

	Anbaufläche in Hektar	Produktion: mittlere Menge	mittl. Wert in Mill. Lire
Weizen	4 561 000[1]	45 Mill. hl	859,2
Mais	1 946 000	29 " -	292,7
Hafer	308 000	6,7 " -	49,6
Gerste	880 000		26,9
Roggen		12,4 " -	16,1
Reis	164 600	6,5 " -	62,3
Kastanien	412 000	2,6 " dz	43,3
Wein	3 446 000	41 " hl	742,3
Öl	1 083 000	2 " -	193,8
Tabak	4 902	6 " kg	5,9
Agrumi		4530 Mill.[2]	54,6
Hülsenfrüchte		5 Mill. hl	64,9
Hanf	2 986 098	0,7 " dz	58,1
Lein		0,2 " -	19,9
Kartoffeln		7 " -	57,4
Zuckerrüben	40 000	—	20,0
Seidenkokons	—	44 Mill. kg	120,0
Zusammen:	15 831 000		2687,0

[1] 1903: 4,850,000 Hektar. — [2] Stück.

Rechnet man zu obigen 2687 Mill. Lire den Wert der Produkte des Waldes mit 88, der Viehzucht mit 1424 (einschließlich 246 Mill. Lire als Wert des Futters oder der Leistungen der Arbeitstiere), des Garten- und Obstbaues, der Geflügelzucht und andrer Nebenprodukte mit 800 Mill. Lire hinzu, so ergibt sich ein Gesamtwert der landwirtschaftlichen Erzeugnisse von nahe an 5 Milliarden Lire. Der tatsächliche Ertrag belief sich (in Hektolitern) an Weizen 1903 auf 65 Mill., an Mais 1903 auf 23,7 Mill., an Reis 1902 auf 5,5 Mill., an Wein 1902 auf 41,44, 1903 auf 35,1 Mill., an Öl 1901/02 auf 2,880,000, 1902/03 auf 1,665,000 metr. Ztr., an Tabak 1902 auf 4,746,511 kg im Werte von 3,316,352 Lire, an Rübenzucker 1901 auf 74,2 Mill. kg, an Seidenkokons 1902 auf 40,3 Mill. kg, an Agrumi auf 4900 Mill. Stück Früchte (von 16,925,000 Bäumen).

Der Weizenbau erstreckt sich auf alle Provinzen des Königreichs, Mais wird auf dem Festland, mit Ausschluß der Inseln, Gerste hauptsächlich in den südlichen, Roggen in den nördlichen Provinzen, Hafer besonders im Neapolitanischen und Reis in der Poebene (neuerdings in zunehmender Ausdehnung, 1903 Ertrag 9,7 Mill. hl) gebaut. Über ganz J. verbreitet ist der Weinbau, dessen Ausdehnung aber großen, durch die Absatzverhältnisse, mittelbar durch die Handelsverträge bestimmten Schwankungen unterworfen ist. Der heimische Verbrauch belief sich 1902 auf 39,6 Mill. hl, 125 Lit. auf den Kopf, die Ausfuhr auf nahe an 2 Mill. hl. Der Hauptanteil entfällt auf den Südosten Italiens, dann auf Piemont, Toskana, die Emilia, die Marken und Umbrien sowie auf Sizilien. Der Reblaus wird systematisch und mit Erfolg zu Leibe gegangen. Der Waldbestand einschließlich des Buschwaldes umfaßte 1876: 4,156,400 Hektar, 1897: 4,072,185 Hektar. Von 1867—1902 sind kaum 30,000 Hektar aufgeforstet worden; mehr als 350,000 bleiben noch aufzuforsten. Was die Entwaldung für J. zu bedeuten hat, zeigen folgende in den letzten 30 Jahren dadurch verursachte Ausgaben: Für Aufforstung 5,1 Mill., für Einfuhr von Holz (in 40 Jahren) 1485,4 Mill., für Beseitigung von Wasserschäden und für Schutzbauten 211,5 Mill. Lire. An Wild sind die Wälder sehr arm, da die Jagd frei ist, was namentlich auch den Sing- und Zugvögeln Mitteleuropas verhängnisvoll wird, die zu Millionen beim Durchzug geschossen und gefangen werden.

Die Viehzucht steht in J. im allgemeinen noch auf tiefer Stufe, der Viehstand ist verhältnismäßig gering. 1890 belief sich derselbe auf 720,000 Pferde (1900: 741,739), 300,000 Maultiere (1900: 327,276), 1 Mill. Esel, 5 Mill. Rinder, 6,900,000 Schafe, 1,800,000 Ziegen u. 1,800,000 Schweine. Die Rindviehzucht wird in rationeller Weise nur in Oberitalien betrieben, wo auch die Gewinnung von Milchprodukten von hoher Bedeutung ist. 1895 wurden in ganz J. 74,3 Mill. kg Käse, 15,9 Mill. kg Butter und 17,1 Mill. kg andre Milchprodukte erzielt. Die Schafzucht ergab 9,8 Mill. kg Wolle. — Bei der Seefischerei waren Ende 1902: 23,827 Fahrzeuge von 69,130 Ton. mit 96,000 Mann, bei der Korallenfischerei 92 Schiffe von 1246 T. und bei der Schwammfischerei 69 Schiffe von 1410 T. beschäftigt. Der Fischfang wird an den italienischen Küsten und in den benachbarten Meeren, insbes. im Adriatischen, sowie in den Lagunen von Venedig und Comacchio betrieben und lieferte 1902 einen Ertrag von 13 Mill. Lire. Dazu kamen 1901: 1,7 Mill. Lire vom Thunfischfang. Die Korallenfischerei wird hauptsächlich von den Häfen von Torre del Greco und Mazzara aus an der sizilischen Küste, die Schwammfischerei von Trapani aus an der tunesischen Küste betrieben. Die erstere brachte 1902: 1,9 Mill., die letztere 525,000 Lire ein. Die Ausfuhr von rohen und bearbeiteten Korallen hatte 1903 einen Wert von 24 Mill. Lire.

Bergbau und Industrie.

J. ist verhältnismäßig arm an Mineralschätzen und entbehrt vor allem fast gänzlich der Mineralkohlen; die Bergwerksindustrie ist daher nur auf Elba und Sardinien, in Sizilien und in den Tuff- und Marmorgebieten von einiger Bedeutung. Die Gesamtförderung belief sich 1901 auf 5,036,669 Ton. im Werte von 84,7 Mill. Lire, 1902 auf 4,853,284 T. im Werte von 78 Mill. Lire, die Zahl der Arbeiter 1901 auf 67,665, 1902 auf 63,270. An Blei-, Zink- und Silbererzen wurden 1902, fast ausschließlich in Sardinien und einigen lombardischen Alpentälern, 174,716 T. im Werte von 17,7 Mill. Lire, an Eisenerzen, zumeist auf Elba, 240,705 T. im Werte von 3,8 Mill., an Quecksilbererz 44,261 T., an Golderz 1215 T., an Kupfererz (in Toskana, Ligurien und in der Provinz Belluno) 101,142 T. gewonnen. Braunkohle liefern Toskana und Umbrien, Sardinien und die Provinz Vicenza (1902: 413,810 T.). Das wichtigste Objekt des italienischen Bergbaues ist der Schwefel, der auf der Insel Sizilien in mächtigen Lagern auftritt, und dessen noch sehr primitive Gewinnung vielen Arbeitskräften (1901: in Sizilien 33,247), darunter zahlreichen, grausam überlasteten

Kindern, einen allerdings dürftigen Erwerb bietet. Die Schwefelproduktion betrug 1902: 564,318 Ton. im Werte von 53,3 Mill. Lire, davon in Sizilien 510,332 T. im Werte von 49,4 Mill. Lire. Die Gewinnung von Steinsalz, an dem das innere Sizilien und Kalabrien sehr reich sind, ist nicht bedeutend (1898: 18,199 T.), da die Salinen billigeres Seesalz (1898: 451,426 T.) liefern. Erwähnenswert ist noch die Gewinnung von Quellsalz, hauptsächlich bei Volterra, Borsäure und Borax in Toskana, Asphalt auf Sizilien (Provinz Syrakus) sowie in den Abruzzen, Petroleum in der Provinz Piacenza, Antimonerz auf Sardinien, Schwefelkies und Graphit in der Provinz Turin, Manganerz auf Sardinien und in Ligurien und Alaun in der Provinz Rom. Die Steinbrüche (5356 an der Zahl mit 32,153 Arbeitern) lieferten 1898: 7,7 Mill. T. im Werte von 31,2 Mill. Lire, darunter vor allem Marmor, (1903) 319,887 T. im Werte von 14,4 Mill. Lire, bei Massa, Carrara und Serravezza. Zu erwähnen ist endlich noch die Torfgewinnung (1898: 18,327 T.).

Industrie. J. gehört nicht zu den Industriestaaten ersten Ranges, was schon in dem Mangel eigner Mineralkohlen seine Erklärung findet, die 1902 eine Einfuhr von 5,4 Mill. Ton. Kohlen nötig machte. Doch zeigt die Steigerung dieser Einfuhr, die 1871 erst 0,8, 1897: 4,25 Mill. T. betrug, das Anwachsen der Industrie. Die nutzbaren Wasserkräfte werden auf 767,000 Pferdekräfte berechnet, wovon 592,000 noch verfügbar sind. Die Zahl der Motoren in den Bergwerken, Steinbrüchen, der metallurgischen und chemischen Industrie betrug 1898: 2270 mit 61,102 Pferdekräften. Der Verbrauch an elektrischer Kraft betrug 1898—99: 219,3 Mill. Hektowattstunden. Die Hauptsitze der italienischen Großindustrie sind die Lombardei, Piemont und Ligurien. 1901 waren 2,618,390 Männer und 1,371,430 Weiber, zusammen 3,989,820 Personen (im Alter von mehr als neun Jahren), bei der Industrie tätig. Für Landwirtschaft und Industrie zusammen waren 1898: 20,472 Dampfmaschinen im Gebrauch. Die Arbeiterschutzgesetzgebung hat erst neuerdings in J. Fortschritte gemacht. 1893 sind die gewerblichen Schiedsgerichte eingeführt, 1898 und 1903 ist die Arbeiterunfallversicherung, 1902 die Frauen- und Kinderarbeit gesetzlich geregelt, 1903 ist ein Consiglio superiore del lavoro, aus Vertretern des Staates, der Arbeiter und Arbeitgeber bestehend, behufs Vorbereitung der sozialen Gesetze eingerichtet worden. Die Arbeitslöhne in der Großindustrie sind von 1862—1903 um ca. 123 Proz. gestiegen. 1903 kamen in Landwirtschaft und Industrie 528 Arbeitseinstellungen mit 106,083 Beteiligten vor. Die Hüttenwerke lieferten 1898: 198,787 T. Schwefel, 180,174 T. (1902: 271,919 T.) Eisen, 87,467 T. Stahl, 24,543 T. (1902: 26,494 T.) Blei, 8535 T. (1902: 10,230 T.) Kupfer, 380 T. Antimon. Eisenwaren werden namentlich in den Provinzen Campobasso, Brescia, Como und Mailand verfertigt. Der Maschinenbau beschäftigt eine Anzahl größerer Etablissements (Sampierdarena, Mailand, Legnano, Neapel 2c.), deckt aber den inländischen Bedarf nicht; er ist übrigens seit 1890 etwas zurückgegangen (Produktionswert ca. 80 Mill. Lire). Schiffswerften bestehen besonders in Livorno und Sestri Ponente. Die Fabrikation von Gold- und Silberwaren steht in Rom, Mailand, Neapel, Genua, Venedig und Catania in Blüte. Die Industrie in Steinen umfaßt hauptsächlich die bereits erwähnte Verarbeitung von Marmor, dann von Alabaster (Volterra); ferner die Herstellung von Kameen und Mosaiken in Rom, Neapel und Florenz sowie die von Korallenwaren in denselben Städten sowie in Livorno und Genua. Die Industrie in Tonwaren liefert namentlich geschmackvolle Terrakotten, Majolika und Fayence, die Glasindustrie, abgesehen von den gewöhnlichen Gebrauchsartikeln, Perlen, Email, Mosaik und Kurzwaren in Venedig und Murano. Im ganzen beschäftigt die Ton- und Glasindustrie, einschließlich der Kalk-, Gips- und Ziegelbrennerei, 85,000 Arbeiter und liefert Produkte im Werte von 103 Mill. Lire. Die chemische Industrie erzeugte 1898 Produkte im Werte von 44 Mill. Lire, darunter Kunstdünger (17,5 Mill.), Schwefelsäure (5,1 Mill.), Weinstein, ätherische Öle, Bleiweiß, Chinin, Kerzen und Seifen, Zündwaren, insbes. Zündwachskerzen, Schießpulver 2c. Die Industrie in Nahrungsmitteln umfaßt insbesondere den Mühlenbetrieb, die Verfertigung von Teigwaren, die Branntweinbrennerei (1898—99: 179,470 hl), die Bierbrauerei (1903: 185,218 hl), die Fabrikation von Rübenzucker (1892: 2 Etablissements mit einer Produktion von 15,724 metr. Ztr., 1903/04 schon 33 mit einer Produktion von 1,308,606 metr. Ztr. und einem Steuerertrag von 89 Mill Lire), von Glukose, Mineralwässern, Zichorie 2c.

Der wichtigste Industriezweig ist die Seidenindustrie, insbes. die Erzeugung von Rohseide, die am stärksten in den lombardischen Provinzen Como, Mailand, Bergamo, in Venetien und Piemont vertreten ist und 1901: 5,06 Mill. kg Rohseide lieferte. Bei der Seidenspinnerei sind 1891: 1,501,137 Spindeln tätig; daselbst hat auch die Seidenweberei (in ganz J. 12,414 Hand- und 2535 mechanische Webstühle) ihren Hauptsitz. Die Seidenindustrie beschäftigte 1901: 185,006 meist weibliche Arbeiter. In der Baumwollindustrie waren 1900: 2,111,170 Spindeln und 60,722 mechanische Webstühle tätig; es wurden in 727 Etablissements durch 135,198 Arbeiter (vornehmlich in den Provinzen Turin, Novara, Genua, Udine, Pisa, Salerno) 1,174,687 metr. Ztr. Rohbaumwolle verarbeitet und ein Produkt im Werte von 304 Mill. Lire erzielt. Auch Schafwollspinnerei und Weberei ordinärer Ware (1894: 345,550 Spindeln, 10,267 Webstühle, davon 6507 mechanische Stühle, 30,625 Arbeiter) wird in Oberitalien (Piemont und Venetien) betrieben. Der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr beträgt für die Rohwolle 1899: 92,690, für die Wollengespinste 3438, für die Wollengewebe 16,547 metr. Ztr. Zu erwähnen sind noch die Fabrikation von Papier (1897: 424 Fabriken mit 15,766 Arbeitern), Leder, Möbeln, Strohhüten und Flechtwaren, namentlich in Toskana, und Tabak (1898—99: 18,24 Mill. kg). Der Landwirtschaft und Industrie standen 1. Jan. 1899 eine Million Pferdekräfte in Dampf- und Gasmotoren, 300,000 Pferdekräfte in staatlich konzessionierter Wasserkraft zur Verfügung.

Handel und Verkehr.

Der Handel Italiens ist sehr lebhaft und umfaßt in der Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr zusammengenommen einen Wert von ca. 3,3 Milliarden Lire, wobei der beträchtliche Wert des innern Verkehrs nicht berücksichtigt ist. Die wichtigsten Plätze für den Binnenhandel sind Mailand, Turin, Florenz, Bologna, Rom und Neapel. Der auswärtige Handel wird, wie in Frankreich, in den General- und Spezialhandel (letzterer die Einfuhr für den Verbrauch und die Ausfuhr einheimischer Waren umfassend) unterschieden; der auswärtige Spezialhandel, einschließlich des Verkehrs in edlen Metallen, belief sich in den

unten bezeichneten Jahren auf nachstehende Werte (in Millionen Lire):

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Jahr	Einfuhr	Ausfuhr
1865	965,2	558,3	1890	1377,3	962,6
1870	895,7	756,3	1895	1194,6	1059,0
1875	1215,3	1033,7	1900	1699,2	1338,3
1880	1225,6	1132,3	1902	1775,7[1]	1472,4[1]
1885	1575,2	1134,3	1903	1838,4[1]	1461,9[1]

[1] Ausschließlich der Edelmetalle.

In dem Umfang und Werte der Handelsbewegung zeigte sich bis 1885 eine außerordentliche Steigerung, die infolge der handelspolitischen Verhältnisse und des allgemeinen Preisrückgangs bis 1897 einen Rückschlag erfuhr, um dann wieder entschieden zuzunehmen. Mit einigen Staaten, wie Österreich-Ungarn, Deutschland und der Schweiz, sind (zuletzt 1904) Handelsverträge mit ermäßigten Einfuhrzolltarifen vereinbart worden. Nach den Warenkategorien des Zolltarifs verteilte sich der Wert der Ein- und Ausfuhr 1903 folgendermaßen:

Einfuhr		Ausfuhr	
Warengattungen	Mill. Lire	Warengattungen	Mill. Lire
Rohbaumwolle	169,6	Schwefel	47,1
Kohlen	144,2	Hanf	40,2
Holz	60,5	Felle	23,2
Seidenkokons	49,0	Seidenabfälle	16,1
Ölige Samen	23,1	Weinstein	12,2
Andre Rohstoffe	245,3	Marmor	8,5
		Andre Rohstoffe	95,4
Zusammen Rohstoffe:	691,7		242,7
Rohseide	133,0	Rohseide	388,5
Metalle	65,0	Seidenabfälle	22,0
Chemikalien, Arzneien	50,4	Baumwollengespinste	18,0
Wolle	35,2	Essenzen	8,5
Flachs, Hanf, Jute	11,7	Strohgeflechte	8,4
Andre Halbfabrikate	71,1	Andre Halbfabrikate	52,0
Zus. Halbfabrikate:	366,4		497,4
Maschinen	67,8	Seidengewebe	69,6
Wollengewebe	29,7	Baumwollengewebe	63,2
Eisen- u. Stahlwaren	27,1	Korallenwaren	23,9
Edelsteine	24,3	Marmorwaren	14,7
Seidengewebe	23,3	Strohhüte	12,5
Instrumente	21,5	Möbel	9,3
Farben, Firnisse	17,3	Wollengewebe	9,2
Baumwollengewebe	15,2	Kunstgegenstände	9,1
Petroleum	13,6	Hüte	7,8
Posamentierwaren	12,1	Bücher, Stiche	7,3
Andre Fabrikate	126,9	Andre Fabrikate	91,1
Zus. Fabrikate:	378,8		317,7
Getreide	209,5	Wein	63,9
Hülsenfrüchte	63,4	Mandeln, Nüsse	47,3
Fische	43,1	Butter, Käse	41,4
Olivenöl	16,2	Eier	38,3
Kaffee	15,9	Olivenöl	33,3
Andre Nahrungsmittel	53,4	Mehl, Hülsenfrüchte, Teigwaren	24,7
		Rindvieh	20,4
		Andre Nahrungsmittel	134,8
Zus. Nahrungsmittel:	401,5		404,1
Summe der Einfuhr:	1838,4	Summe der Ausfuhr:	1461,9

Auf die Hauptverkehrsländer kamen 1903 folgende Ein- und Ausfuhrwerte (in Millionen Lire):

	Einf.	Ausf.		Einf.	Ausf.
Großbritannien	282,4	131,7	Rußland	210,3	14,2
Deutschland	236,1	226,4	Österreich-Ung.	176,1	153,8
Nordamerika	212,3	166,3	Britisch-Indien	101,1	29,9
Frankreich	193,8	170,9	Schweiz	59,4	274,2

Der Seeschiffahrt stand 1903 eine Handelsmarine von 5690 Schiffen mit 1,018,807 Ton. Tragfähigkeit zu Gebote, darunter 485 Dampfschiffe mit 448,404 T. Das Personal der Handelsmarine mit Einschluß des Schiffbaues und der Fischerei belief sich 1902 auf 268,566 Mann. Die Seeschiffahrtsbewegung in den italienischen Häfen zu Handelszwecken ergab 1902: 105,095 eingelaufene Schiffe mit 34,471,039 T. und 104,835 ausgelaufene Schiffe mit 34,405,733 T. Die durch die Seeschiffahrt vermittelte Warenbewegung betrug 18,749,066 T. Auf die internationale Schiffahrt kamen zusammen 34,410 ein- und ausgelaufene Schiffe mit 22,081,976 T. Hinsichtlich der Flaggen überwog hierunter die englische mit 6,5, hierauf folgte die italienische mit 6,2, die österreichisch-ungarische mit 3,2 und die deutsche Flagge mit 2,2 Mill. T. Auf die Küstenschiffahrt kamen zusammen 175,520 ein- und ausgelaufene Schiffe mit 46,794,796 T., wobei die italienische Flagge (mit 36,7 Mill. T.) überwog. J. hat eine große Zahl trefflicher, nur teilweise durch Kunst verbesserter Häfen.

Das Verkehrswesen zu Lande hat in J. in den letzten Jahrzehnten eine außerordentliche Entwickelung erfahren. An Landstraßen bestanden Ende 1897: 6915 km Nationalstraßen, 39,927 km Provinzial- und 57,929 km Gemeindestraßen. Das Eisenbahnnetz (s. Eisenbahn, S. 501 f.) umfaßte Ende 1903: 16,034 km, wozu noch (Ende 1900) 2952 km Dampfstraßenbahnen hinzukommen. Eine stetige Entwickelung zeigt auch das Post-, Telegraphen- und Telephonwesen. 1898 bestanden 4891 Postämter und 2816 Postsammelstellen mit einem Personal von 35,160 Köpfen. Der Briefpostverkehr umfaßte 238,8 Mill. Briefe und Korrespondenzkarten, 13,3 Mill. eingeschriebene, versicherte und Geldsendungen, 9,9 Mill. Warenproben, 277 Mill. Drucksachen und 8,5 Mill. Geschäftspapiersendungen.

Seit der neuen Regelung des Zettelbankwesens 1893 hat J. drei (früher sechs) Emissionsbanken: die Bank von J. zu Rom mit 300 Mill. Lire Nominal- und 210 Mill. Lire eingezahltem Kapital und die Banken von Neapel und Sizilien mit 60,75 Mill. eingezahltem Kapital. Ende 1902 waren für 1175,5 Mill. Lire Banknoten im Umlauf, während die Reserven der drei Banken 669,6 Mill. Lire betrugen. Außer den Emissionsbanken bestanden 1898: 158 eigentliche Kreditbanken, 696 Volksbanken und Korporativkreditvereine (außer 928 ländlichen Darlehnskassen, Ende 1899), 7 landwirtschaftliche Kreditanstalten und 10 Bodenkreditinstitute. 1899 gab es 215 Sparkassen mit 1430,8 Mill., 793 mit Kreditvereinen verbundene Sparkassen mit 266 Mill., endlich 5029 Postsparkassen mit 628 Mill. Lire Einlagen, welch letztere 1903 auf 847,4 Mill. stiegen.

Für Maß und Gewicht gilt in J. das metrische System; im Kleinverkehr kommen noch alte Bezeichnungen vor. Hinsichtlich des Münzwesens richtete sich schon das sardinische Gesetz vom 26. Okt. 1826 nach dem französischen System mit 900 Millesimi oder $^9/_{10}$ Feingehalt der Gold- und Silbermünzen, die Lira nuova zu 100 Centesimi = 81 Pfennig (Gold zu Silber = $15^1/_2$: 1). Das Königreich gehört der lateinischen Münzkonvention an, ist aber seit 1894 von den Einschränkungen seiner Scheidemünzen frei. Als Silbergeld durch Massenausfuhr ganz knapp geworden war, kamen Bronzemünzen von 10 Centesimi zu übermäßiger Ausprägung und wurden deshalb durch Nickelmünzen teilweise ersetzt. Seit 1861 sind bis Ende 1902 abzüglich umgeschmolzener Stücke in Gold 427, in Silber 570 (davon Kurant 364,64), in Nickel 22 und in Bronze 82,48 Mill. Lire geprägt worden. Ver-

ordnungen aus den Jahren 1900—02 setzten die künftige Verteilung der Scheidemünzen fest: zu zwei Lire 90, zu einer Lira 100,4 und zu einer halben 15 Mill., in Nickel zu einer viertel 32 und zu einer fünftel 20 Mill., in Bronze zu zehn und fünf Centesimi 47,8, zu zwei 3,5 und zu einem Centesimo 2,4 Mill. Lire.

Wohltätigkeitsanstalten. J. war von jeher das eigentliche Land der frommen Stiftungen (opere pie), die sich daselbst in zahllosen Formen mit allen erdenklichen Zwecken ausgebildet und fast unglaubliche Summen für diese aufgebracht haben. 1903 gab es im Königreich insgesamt 23,365 Wohltätigkeitsinstitute, darunter 1340 Krankenhäuser, 76 Siechenhäuser, 1229 Kinderasyle, 995 Waisenhäuser, 84 Findelhäuser, 360 Armenhäuser. Die meisten Institute verteilen nur Unterstützungen. Das Vermögen der Wohltätigkeitsanstalten belief sich auf 2271 Mill. Lire, das Gesamterträgnis auf mehr als 150 Mill. Lire, wovon nach Abzug der Patrimoniallasten, der Steuern und Abgaben und der Verwaltungskosten 80 Mill. Lire zu Unterstützungszwecken verfügbar bleiben. Außerdem wurden 1899 von den Provinzen 23, von den Gemeinden 45,7 Mill. Lire für Wohltätigkeitszwecke beigesteuert.

Staatsverfassung, Verwaltung und Rechtspflege.

Die italienische Verfassung beruht auf dem Grundgesetz des ehemaligen Königreichs Sardinien vom 4. März 1848. Die Regierungsform ist hiernach die repräsentativ-monarchische. Der König (Viktor Emanuel III., seit 29. Juli 1900) ist Inhaber der Staatsgewalt und übt das Recht der Gesetzgebung im Verein mit dem Nationalparlament aus. Der Thron vererbt sich im Mannesstamm des Hauses von Savoyen. Der König bekennt sich mit seinem Haus zur römisch-katholischen Kirche. Er wird mit dem vollendeten 18. Lebensjahr großjährig und legt bei seinem Regierungsantritt in Gegenwart beider Kammern einen Eid auf die Verfassung ab. Sein Titel ist nach dem Gesetz vom 17. März 1861: »von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation König von J.« Residenz ist seit 1871 Rom.

Die Volksvertretung des Königreichs J. besteht aus zwei Kammern, dem Senat und der Deputiertenkammer. Der Senat besteht aus den königlichen Prinzen und aus Mitgliedern, die vom König auf Lebenszeit aus gewissen Kategorien von Staatsbürgern (Inhabern bestimmter Ämter und Würden, um das Vaterland verdienten Männern und Personen, die jährlich 3000 Lire direkte Steuern zahlen) im Alter von mindestens 40 Jahren ernannt werden. Die Deputiertenkammer besteht aus 508 Mitgliedern, die in ebensoviel Wahlkollegien auf die Dauer von fünf Jahren direkt berufen werden. Wähler sind alle Italiener, welche die bürgerlichen und politischen Rechte genießen, das 21. Lebensjahr vollendet haben, lesen und schreiben und entweder bestimmte Elementarschulkenntnisse nachweisen können oder 20 Lire direkte Steuern zahlen oder bestimmter persönlicher Stellung, Qualifikation oder Besitzes genießen. Wählbar als Deputierte sind alle im Besitze der bürgerlichen und politischen Rechte befindlichen Staatsangehörigen, die das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben. Nicht wählbar sind Seelsorgegeistliche. Staatsbeamte (mit Ausnahme der Minister, Generalsekretäre, höhern Offiziere, Hochschulprofessoren, aber auch diese nur in der Zahl von höchstens 40), Bürgermeister, Provinzialdeputierte und Personen, die von subventionierten Gesellschaften Gehalt oder Vergütigung beziehen. Der König ruft die Kammern jedes Jahr zusammen; die Sitzungen sind öffentlich. Das Präsidium des Senats wird vom König ernannt, das der Deputiertenkammer von dieser gewählt. Die letztere besitzt das Recht der Ministeranklage, in welchem Falle der Senat als Gerichtshof fungiert. Die Provinzen haben Selbstverwaltung, deren Ausübung dem von den Gemeindewählern auf fünf Jahre gewählten Provinzialrat und der von diesem berufenen Provinzialdeputation übertragen ist. Die Gemeindeorgane sind der auf fünf Jahre gewählte Gemeinderat (consiglio comunale), der aus der Mitte des Gemeinderats gewählte Magistrat (giunta municipale) und der Chef der Gemeindeverwaltung (sindaco).

Für die Staatsverwaltung bestehen elf Ministerien, mit dem Sitze in Rom für: 1) die auswärtigen Angelegenheiten; 2) das Innere; 3) Gnade, Justiz und Kulte; 4) die Finanzen; 5) den Schatz; 6) den Krieg; 7) die Marine; 8) den öffentlichen Unterricht; 9) die öffentlichen Arbeiten; 10) Ackerbau, Industrie und Handel und 11) Post und Telegraphie. Eine selbständige Stellung haben der Rechnungshof und der Staatsrat; letzterer ist zugleich oberstes Verwaltungsgericht.

Für die Verwaltung zerfällt J. in 69 Provinzen (s. S. 74), 197 Kreise (circondari, bez. in Venetien und Mantua 87 distretti) und 8262 Gemeinden. Jeder Provinz steht ein Präfekt vor. Er vertritt die vollziehende Gewalt und hat einen Präfekturrat zur Seite. In jedem Kreis ist für die Verwaltungsangelegenheiten eine Unterpräfektur errichtet. Unter den Präfekten und Unterpräfekten fungieren die Gemeindevorsteher (sindaci, s. oben) auch als Regierungsbeamte. Vgl. Brusa, Das Staatsrecht des Königreichs J. (Freiburg 1892).

Die Rechtspflege wird in J. gehandhabt von 5 Kassationshöfen (in Rom, Turin, Florenz, Neapel und Palermo), 24 Appellhöfen, 79 Schwurgerichten, 162 Zivil- und Strafgerichten (tribunali), 1549 Einzelgerichten (preture) und 8476 Friedensgerichten (uffici di conciliazone). Von den Kassationshöfen ist der in Rom in Strafsachen allein kompetent. 1902 wurden im ganzen 409,755 Personen, davon 204,805 zu Freiheitsverlust, strafrechtlich verurteilt. Zu Zuchthausstrafen wurden 1902 von je 100,000 Einw. in der Lombardei und Venetien 5, im frühern Kirchenstaat 25, in Sardinien 32 verurteilt (vgl. die »Kriminalstatistische Karte«).

Finanzen.

Nach der Abrechnung für die Jahre 1894—1902 bezifferten sich die Staatseinnahmen und Ausgaben in Millionen Lire wie folgt:

	Einnahmen	Ausgaben	Differenz
1894/95	1807,4	1807,0	+ 0,4
1895/96	1839,8	1841,4	— 1,6
1896/97	1745,5	1745,4	+ 0,1
1897/98	1731,7	1732,8	— 1,1
1898/99	1747,6	1732,5	+ 15,1
1899/1900	1685,2	1680,0	+ 5,2
1900/01	1751,9	1710,6	+ 41,3
1901/02	1674,8	1621,6	+ 53,2

Die Staatsausgaben beliefen sich 1902/03 auf 1696 Mill. Lire und verteilten sich wie folgt (in Millionen Lire):

1) Ministerium des Schatzes (Staatsschuld, Pensionen, Zivilliste, Parlament, Domänen)	724,4
2) Finanzministerium (Verwaltungs- und Erhebungskosten)	211,8
3) Ministerium des Äußern	18,6
4) Justiz und Kultus	42,3
5) Öffentlicher Unterricht	52,1

6) Ministerium des Innern	77,0
7) Öffentliche Arbeiten	69,1
8) Post und Telegraph	78,2
9) Kriegsministerium	282,0
10) Marine	125,4
11) Ackerbau und Handel	15,1

Die Einnahmen betrugen 1902/03: 1795 Mill., so daß sich ein Überschuß von 99 Mill. Lire ergab.

Das Budget für das mit Ende Juni endende Finanzjahr 1903/04 beziffert sich in den Einnahmen wie folgt:

1) Einnahmen von den Staatsaktiven	103,23
2) Direkte Steuern (Grund-, Gebäude-, Einkommensteuer)	487,80
3) Geschäftssteuern	222,00
4) Verbrauchssteuern und Zölle	386,64
5) Monopole (Tabak, Salz, Lotto u. a.)	356,44
6) Öffentliche Dienstzweige (Post, Telegraph, Eisenbahnen u. a.)	112,35
7) Rückzahlungen, verschiedene und durchlaufende Einnahmen	52,42
Zusammen:	1720,88
Die Ausgaben beliefen sich 1903/04 auf zus.:	1691,82
Somit ergab sich ein Überschuß von	29,06

Für 1904/05 ist eine Gesamteinnahme von 1756,4 Mill., eine Gesamtausgabe von 1708,23 Mill. Lire veranschlagt. — Das Budget der Gemeinden belief sich 1899 in den Einnahmen auf 439,6, in den Ausgaben auf 467,8 Mill. Lire. — Die italienische Staatsschuld hat im Verhältnis zu den Produktivkräften des Landes eine außerordentliche Höhe erreicht. Sie betrug 1902/03: 12,762,5 Mill. Lire mit einem Zinsenaufwand von 575 Mill. Lire, wovon auf die konsolidierte Schuld 480,5 Mill. Lire kamen. Auf Amortisation wurden in diesem Jahre fast 22 Mill. Lire verwendet. Die Gemeinden hatten Ende 1895: 1196 Mill. Lire Schulden.

Heerwesen und Marine.

Die allgemeine Wehrpflicht besteht seit 7. Juni 1875. Die Wehrpflichtigen, deren Dienstzeit nach vollendetem 20. Lebensjahr beginnt und 19 Jahre dauert, werden in drei Kategorien eingeteilt. Wer infolge häuslicher Verhältnisse vom Dienst bei der Fahne fast ganz befreit ist, gehört zur dritten Kategorie, die zweite und erste Kategorie wird durch das Los bestimmt. Die erste Kategorie dient bei der Infanterie 2—3, bei den übrigen Waffen, außer Kavallerie, 3 Jahre bei der Fahne, darauf bis zum beendeten 8. Dienstjahr in der Reserve, die folgenden 4 in der Mobilmiliz (Landwehr) und die letzten 7 Jahre in der Territorialmiliz (Landsturm); nur bei der Kavallerie 4 Jahre bei der Fahne, 5 in der Reserve und dann in der Territorialmiliz. Die zweite Kategorie gehört zum stehenden Heer 5 Jahre, davon 2—6 Monate aktiv, 4 Jahre zur Mobil- u. 10 zur Territorialmiliz, die dritte Kategorie die ganze Zeit zu letzterer, sie dient nur 30 Tage aktiv. Die Einrichtung des einjährig-freiwilligen Dienstes besteht ähnlich wie in Deutschland. Der Heereshaushalt war 1904/05: 282 Mill. Lire; von dieser Gesamtsumme sind bis zum Jahr 1905/06 mindestens 16 Mill. jährlich zu außerordentlichen Ausgaben zu verwenden. An der Spitze des Heeres steht der König, unter ihm das Kriegsministerium, der Generalstab und 12 Generalkommandos. Das Kriegsministerium besteht aus dem Generalsekretariat und 5 Direktionen: für Infanterie und Kavallerie, Artillerie und Genie, Aushebung, Verwaltungsdienst, Rechnungslegung; betreffs des Generalstabs s. d., S. 556. Für Aushebungswesen und Mobilmachung wirken die Kommandos der 88 Militärdistrikte, in welche das Land geteilt ist, gemeinsam mit den Truppenbehörden (Kommissariatsdirektionen) in ähnlicher Weise wie in Deutschland. Zu einem Armeekorps gehören im Frieden 2 Infanteriedivisionen, 1 Artillerie-, meist auch 1 Kavalleriebrigade rc.; zur Infanteriedivision 2 Brigaden mit in der Regel je 2 Regimentern; zur Kavalleriebrigade 2—5 Regimenter, zur Artilleriebrigade 1 Korps- und 1 Divisionsartillerieregiment rc. Die Regimenter aller Waffen haben schon im Frieden Train- und Depotkompagnien rc. Die Infanterie zählt 96 Regimenter Infanterie, 12 Regimenter Bersaglieri (s. d.) zu 3 Bataillonen mit je 4 Kompagnien (zum Teil auch Radfahrerkompagnien) und 75 Alpenkompagnien (Alpini) in 7 Regimentern mit 22 Bataillonen, zusammen 346 Bataillone zu je 16 Offizieren, 445 Mann. Die Kavallerie hat in 9 Brigaden 10 Lancieri- (leichte) und 14 Kavallegieri- (schwere) Regimenter zu meist 6 Eskadrons, zusammen 142 Eskadrons, mit je 4 Offizieren, 155 Reitern. Die Feldartillerie zählt 24 Regimenter zu 3 Abteilungen zu 2—3 Batterien, 1 reitendes Artillerieregiment zu 3 Abteilungen zu 2 Batterien, 5 Gebirgsartillerieabteilungen (davon 3 in einem Regiment, 2 selbständig) zu 3 Batterien, zusammen 207 Batterien. Die Festungs- und Küstenartillerie 22 Abteilungen (zum Teil im Regimentsverband), zusammen 78 Kompagnien. Nach der militärischen Landeseinteilung gibt es 6 Feldartillerie- und 3 Küsten- und Festungsartilleriekommandos. Die Genietruppe zählt 5 Regimenter mit 17 Bataillonen mit 61 Kompagnien einschließlich 1 Eisenbahnbataillon. Ferner treten 12 Sanitäts- und 12 Verpflegungskompagnien hinzu. Zum stehenden Heere gehören ferner 11 Legionen Karabinieri (Gendarmen). Das Spezialkorps für Ostafrika hat gegen 6000 Mann, zur größern Hälfte Eingeborne; in China verblieben: in Yangtsun 1 gemischtes Bataillon, 1 Zug Kavallerie, je eine Gruppe Verpflegungs- und Sanitätstruppen; in Tientsin 1 Kompagnie, 1 Sanitäts-, 1 Verpflegungsdetachement.

Die Bewaffnung der Infanterie rc. ist das Mannlicher-Carcano-Gewehr M/91 von 6,5 mm Kaliber. Die Kavallerie führt Lanze, Säbel und Karabiner M/91. Die Feldartillerie erhält Schnellfeuergeschütze von 7,5 cm Kaliber. Das rauchschwache Pulver (Ballistit) wird in den Pulverfabriken zu Fontana Liri und Terni angefertigt; Artilleriewerkstätten sind in Turin und Neapel, eine Präzisionswerkstatt und eine Waffenfabrik in Turin, andre drei in Brescia, Torre Annunziata und Terni, Geschützgießereien in Turin, Genua und Neapel, Feuerwerkslaboratorien in Bologna und Capua. Uniformen: dunkelblauer, kurzer Waffenrock mit 2 Reihen Knöpfen und 2 Sternen am Kragen; bei der Infanterie sind Käppis, Feldjoppen und kurze Hosen hinzugetreten.

Friedensstärke 1903.

	Offiziere	Mannschaften	Pferde	Bespannte Geschütze
Infanterie, einschl. Bersaglieri und Alpini	7209	162605	953	—
Kavallerie	1068	24217	20880	—
Feldartillerie	1098	21492	10560	744
Reitende Artillerie	61	1166	674	36
Gebirgsartillerie	91	2214	956	90
Festungs- u. Küstenartillerie	378	8959	38	—
Genie- und Eisenbahnbataillon	365	9039	560	—
Sanitätskompagnien	338	2655	—	—
Verpflegungskompagnien	308	2134	12	—
Zusammen:	10916	234481	34633	870

Friedensstärke mithin rund 245,000 Mann. Die Sollstärke wird nur in einem Teil des Jahres erreicht.

Kriegsgliederung 1903: Jedes der 12 mobilen Armeekorps besteht aus 27 Bataillonen Infanterie, 6 Eskadrons, 16 Batterien zu je 6 Geschützen, 2 Sappeur-, 1 Verpflegungs- und 1 Sanitätskompagnie mit zusammen 31,000 Mann und 5940 Pferden. Die Alpentruppen, die Gebirgs- und Festungsartillerie, der Rest der Genietruppen und ein Teil der Kavallerie scheiden aus dem Korpsverband aus oder werden demselben nach Bedarf zugeteilt; eine Kavalleriedivision besteht aus 2 Brigaden mit 4 Regimentern, 24 Eskadrons und 2 reitenden Batterien. Die Feldtruppen bestehen aus stehendem Heer und Mobilmiliz, 12 Divisionen der Reserve, und 12 der Mobilmiliz werden aufgestellt.

Kriegsstärke 1903 (annähernd).

	Offiziere	Mannschaften	Pferde	Bespannte Geschütze
Stehendes Heer . . .	14397	511788	94204	1242
Mobilmiliz	5298	207630	17073	366
Sondermiliz v. Sardinien	301	11620	762	12
Territorialmiliz . . .	8197	379782	736	—

Die Kontrollstärke 1901 ergab im ganzen 3,330,202 Mann. Regiments- bis einschließlich Kompagnieführerstellen werden bei der Mobilmiliz mit Offizieren des stehenden Heeres besetzt, Ersatzoffiziere sind für beide Teile vorhanden. Die Hilfsoffiziere entsprechen den Offizieren zur Disposition, die Reserveoffiziere (di riserva) denen außer Dienst. Die Verkehrsbeamten wurden militarisiert, seit 8. Juli 1900 Eisenbahnlinienkommissare geschaffen; seit 1. April 1900 bestehen 16 ständige Bahnhofskommandos.

Festungen: Die Alpengrenze ist sowohl gegen Frankreich als auch Österreich durch zahlreiche Sperrforts, die Küsten sind durch Forts und Batterien bei Vado, Genua, Livorno, Gaeta, Messina und Venedig, auf der Insel Elba bei Porto Ferrajo und Porto Longone geschützt. Die wichtigste Landfestung ist Rom mit einem Gürtel von 15 Forts. Die Ausbildung ist im Prinzip der deutschen ähnlich, technischen Fortschritten (Radfahrer-, Automobil-, Luftschiffahrtswesen, Bewaffnung ꝛc.) wird die größte Aufmerksamkeit geschenkt; die nötigen Pferde vermag das Land nicht selbst aufzubringen.

Militärschulen: Die Kriegsakademie (Scuola di Guerra) in Turin entspricht der Kriegsakademie in Berlin; die Militärakademie (Accademia militare) in Turin bildet Offiziere der Artillerie und des Genies, die Militärschule (Scuola militare) in Modena Offiziere der Infanterie und Kavallerie aus; die Infanterie-Zentralschießschule in Parma, die Artillerie-Zentralschießschulen in Nettuno und Bracciano, die Kavallerieschule in Pinerolo, die Reitschule in Tor di Quinto bei Rom. Ferner Kadettenhäuser (collegi militari) in Rom und Neapel, eine Vorbildungsanstalt für Unteroffiziere zu Offizieren, Zahlmeistern ꝛc. (Scuola del sottufficiati) in Caserta und die Fechtschule in Rom. Vgl. v. Loebells »Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen« (Berl.); Schuler, Italiens Wehrkraft (Wien 1889); Corticelli, Manuale di organica militare (Turin 1892); »Giornale militare ufficiale«.

[Marine.] Nach der unglücklichen Seeschlacht bei Lissa 1866 ist die italienische Marine neu gestaltet worden. Durch das Flottengesetz vom 10. Mai 1877 wurde die Flotte auf 16 Schlachtschiffe ersten, 10 Schiffe zweiten, 20 Schiffe dritten Ranges und 26 für andre Zwecke gebracht. So entstanden die mächtigen Panzerschiffe Italia, Lepanto (von 15,900 Ton. Wasserverdrängung), Duilio ꝛc., die lange die größten der Welt blieben. 1887 wurde ein neuer Bauplan für die Flotte aufgestellt, wonach bis 1897 die Flotte auf 282 kämpfende Schiffe gebracht wurde. Ende 1894 wurde die Kriegsflotte nach dem Tonnengewicht der Schiffe in Klassen geteilt; die Schlachtflotte bestand danach Mitte 1903 aus 7 Klassen; zur ersten Klasse gehören 17 Linienschiffe von 215,424 T. Größe, darunter 4 noch im Bau von je 12,625 T.; zur zweiten Klasse 5 Panzerkreuzer von 35,320 T.; zur dritten Klasse 3 alte Panzerschiffe und 1 Panzerkreuzer; zur vierten und fünften Klasse zusammen 14 kleine Kreuzer von 36,500 T.; zur sechsten Klasse 13 Torpedokreuzer von 814—1313 T. Größe; zur siebenten Klasse 16 Torpedojäger von 300—400 T. Größe, davon 4 im Bau. Zur Torpedobootsflotte zählen 7 Boote erster Klasse (100—150 T.), 98 Boote zweiter Klasse (etwa 100 T. groß), 38 Boote dritter Klasse (etwa 40 T. groß), 4 Boote vierter Klasse, außerdem 4 Unterseeboote, davon 3 im Bau. 22 Handelsdampfer werden in der Rangliste als Hilfskreuzer geführt. Transport- und Schulschiffe sind 38 in vier Klassen und noch 9 Schiffe für den Hafendienst vorhanden. Die Schiffe der Schlachtflotte zeichnen sich durch starke Artillerie und große Fahrgeschwindigkeit aus. Die Marineverwaltung unter dem Marineminister zerfällt nach den Kriegshäfen Spezia, Neapel und Venedig in drei Bezirke. Hauptkriegshafen ist Spezia; außerdem sind Kriegshäfen und Marinestationen Neapel (Castellamare), Tarent und Venedig. Zur Verteidigung der gefährdeten Westküste ist an der Nordspitze von Sardinien die Bucht von Maddalena befestigt und als Ausrüstungshafen eingerichtet worden. Befestigte Küstenpunkte und Zufluchtshäfen sind außerdem Genua, Civitavecchia, Gaëta, Porto Ferrajo, Porto Longone u. a. 1887 wurden in den drei Kriegshäfen Kommandos der lokalen Seeverteidigung mit 33 Torpedostationen (14 Haupt-, 19 Nebenstationen) und 93 Semaphorstationen für die Küstenbeobachtung und den Signaldienst errichtet und mit den Torpedostationen telegraphisch verbunden. Die Hauptstationen sind für 9, die andern für 3 Torpedoboote eingerichtet. Das Personal der Flotte zählte 1903: 960 Seeoffiziere, 112 Bau-Ingenieuroffiziere, 262 Maschineningenieure, 219 Sanitätsoffiziere, 289 Zahlmeister und rund 25,000 Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Das Marinebudget für 1904/05 betrug insgesamt 101,8 Mill. Mk., davon 6,6 Mill. Mk. außerordentliche Ausgaben. S. die »Karte der Seestreitkräfte und Flottenstützpunkte« beim Art. »Marine«. Vgl. Randaccio, Storia delle marine militari italiane, 1750—1870 (Rom 1886, 2 Bde.); Sigismondi, La marina dello Stato (Turin 1902); Manfroni, Storia della marina Italiana, 1261—1453 (Livorno 1902); di Palma, Mare e navi (Neapel 1902); »Die Heere und Flotten der Gegenwart«, Bd. 7: Italien, die Flotte, von Paschen (Berl. 1902).

[Kolonien.] Die italienischen Besitzungen und Schutzgebiete an der Ostküste von Afrika sind folgende: 1) die Erythräische Kolonie (s. Erythräa); 2) die Somalküste am Indischen Ozean zwischen der Dschubamündung und dem 8.° nördl. Br. Über Abessinien (s. d., S. 35) oder Äthiopien besaß J. von 1889 bis zum unglücklichen Ausgang des Krieges 1895/96 eine Art von Schutzherrschaft. Vgl. Brunialti, Le colonie degli Italiani (Turin 1897) und Karte »Kolonien«.

[Orden, Wappen, Flagge.] J. hat fünf Ritterorden: Annunziatenorden (Ordine supremo dell'Annunziata), seit 1362; Orden des heil. Mauritius und Lazarus, seit 1434; Militärorden von Savoyen, seit 1815; Zivilverdienstorden von Savoyen, seit 1831, und Orden der italienischen Krone, seit 1868 (s. Tafel »Orden II«, Fig. 9—11). Dazu kommt seit 1901 ein Orden für »Verdienste um die Arbeit«. Das Wappen (s. Tafel »Wappen II«, Fig. 5) besteht aus einem silbernen Kreuz im roten Schild, umgeben von den Ketten und Bändern aller italienischen Orden. Der Schild, gehalten von zwei rückwärts sehenden goldenen Löwen, trägt einen offenen, mit goldenen Decken versehenen Helm, der mit der »eisernen Krone« geschmückt ist. Über das Ganze wölbt sich ein mit Hermelin gefütterter, goldgestickter Purpurbaldachin, überragt von der italienischen Königskrone. Über dem Baldachin flattert das Banner Italiens, mit blauer Schleife an der mit einem goldenen, gekrönten Adler geschmückten Stange befestigt. Die Kriegsflagge besteht aus drei Vertikalstreifen: Grün, Weiß, Rot; im Mittelstreifen ein von blauem Rand umgebener, goldgekrönter Wappenschild mit weißem Kreuz im roten Felde. Die Handelsflagge ist ebenso, nur der Kreuzschild ungekrönt (s. Tafel »Flaggen I«).

Geographisch-statistische Literatur.

Außer den bereits angeführten Werken sind zu nennen die zahlreichen amtlichen Publikationen: das »Annuario statistico Italiano« (seit 1878, über Topographie, Bevölkerung, Heer, Eisenbahnen, Finanzen ꝛc.); die »Annali di Statistica« ꝛc.; ferner Zuccagni-Orlandini, Corografia fisica, storica e statistica dell' Italia (Flor. 1844, 15 Bde.); das große, 1865—73 in Mailand erschienene Sammelwerk »L'Italia sotto l'aspetto fisico, storico, artistico e statistico«, in drei Abteilungen: »Dizionario corografico« von Amati (8 Bde.), »Trattati scientifici sull' Italia« (27 Bde.) und Atlas von 150 Karten; Strafforello, La Patria, geografia dell' Italia (Tur. 1889 ff.); Premoli, L'Italia geografica illustrata (Mail. 1891, 2 Bde.); Lampani, L'Italia sotto l'aspetto idrografico (Rom 1878—81, 2 Bde.); »Studi sulla geografia naturale e civile dell' Italia« (daf. 1875); »Dizionario geografico postale«; »Statistica industriale. Monografie« (daf. 1885—90); »Atti della Giunta per l'inchiesta agraria e sulle condizioni della classe agricola« (daf. 1881—86, 15 Bde.); Th. Fischer, J. (in Kirchhoffs »Länderkunde von Europa«, Bd. 2, Wien 1893; ital. Bearbeitung von Novarese und Pasanisi, Tur. 1903); Nissen, Italische Landeskunde (Bd. 1 u. 2, Berl. 1883—1902); »L'Italie géographique, ethnologique, historique etc.« (von Bazin, Dejob, Duprat, 2. Aufl., Par. 1903); Deecke, Italien (Berl. 1898); Reclus u. Brunialti, L'Italia nella natura, nella storia, negli abitanti, etc. (Mail. 1902—04, 2 Bde.); Pavese, Le terre incolte d'Italia (Turin 1899); Hehn, J., Ansichten und Streiflichter (6. Aufl., Berl. 1900); Gregorovius, Wanderjahre in J. (5 Bde.); P. D. Fischer, J. und die Italiener am Schluß des 19. Jahrhunderts (2. Aufl., Berl. 1901); Noack, Italienisches Skizzenbuch (Stuttg. 1899, 2 Bde.); Ghio, Notes sur l'Italie contemporaine (Par. 1902); v. Lützow, Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Übersicht (2. Aufl., Gera 1900); das von Haarhaus herausgegebene Sammelwerk u. d. T.: »Kennst du das Land? Bücherſammlung für die Freunde Italiens« (Leipz. 1896 ff.); Burckhardt, Der Cicerone (9. Aufl. von Bode u. Fabriczy, 1904, 3 Bde.); Reisehandbücher von Gsell Fels (in »Meyers Reisebüchern«), Bädeker u. a.

Kartenwerke: Die »Carta topografica d'Italia« (1:100,000, 277 Blatt) liegt bis auf Teile Sardiniens vollständig vor; sie bildet eine Reduktion der Meßtischblätter 1:25,000, resp. 1:50,000, je nach der Wichtigkeit des Geländes, auch diese sind sämtlich erschienen; »Carta della Lombardia del Veneto e dell' Italia centrale«, 1:75,000, eine Vergrößerung der österreichischen Karte 1:86,400 mit den nötigsten Berichtigungen 1874—76, wird als »Edizione economica« auf das übrige Italien ausgedehnt. Gute Übersichtskarten sind die »Carta corografica dell' Italia« (1:500,000, 35 Blatt); »Nuova carta ipsometrica dell' Italia«, auf Grundlage der vorigen, noch unvollendet; »Carta d'Italia« (1:1,000,000, 6 Blatt, 1896); »Carta delle ferrovie e delle linie di navigazione d'Italia« (Verkehrskarte; 1:1,000,000, 2 Blatt, 1900). Sämtlich vom militär-geographischen Institut in Florenz herausgegeben. Von Privatinstituten: H. Kiepert, Nuova carta generale dell' Italia meridionale (1:800,000, 1882) und Carta corografica ed archeologica dell' Italia centrale (1:250,000, 1881); Fritzsche, Carta politica speciale del Regno d'Italia (1:500,000, 1893) und die betreffenden Blätter in den Atlanten von Stieler und Andree. Das Comitato geologico d'Italia veröffentlicht die geologische Spezialkarte 1:100,000, fast der ganze Süden erschien 1901 in zweiter, revidierter Auflage, Mittel- und Norditalien fehlen noch; die »Carta geologica generale d'Italia« 1:500,000 (in Arbeit) und die 1:1,000,000, 2 Blatt, 2. Aufl., Rom 1889. Dem Istituto Idrografico in Genua liegt die Küstenaufnahme ob, Aufnahmen sämtlicher Häfen und Küsten sind von ihm in verschiedenen Maßstäben veröffentlicht worden.

Geschichte.

(Hierzu die »Karten zur Geschichte Italiens«, mit Registerblatt.)

Übersicht der Herrscher in Italien.

I. Die Kaiser und Könige.

30 v. bis 476 n. Chr. Römische Kaiser (s. Römisches Reich)	921—933 Rudolf von Hochburgund
476—493 Odoaker	933—945 Hugo v. Provence
493—553 Ostgoten (493—526 Theoderich d. Gr.)	946—950 Lothar v. Provence
553—568 Oströmische Kaiser	950—964 Berengar II. und Adalbert von Ivrea
568—774 Langobardische Könige (749—756 Aistulf)	951—1024 Sächsische Kaiser
774—840 Fränkische Könige und Kaiser	1002—1015 Arduin von Ivrea
843—855 Lothar I.	1024—1125 Salische Kaiser
855—875 Ludwig II.	1125—1137 Lothar von Supplinburg
875—899 West- und Ostfränkische Kaiser	1138—1254 Staufische Kaiser
888—924 Berengar I. v. Friaul	Seit 1273 Deutsche Kaiser aus verschiedenen Häusern.
889—894 Wido von Spoleto	1805—1814 Napoleon I. König von Italien
894—898 Lambert v. Spoleto	1861—1878 Viktor Emanuel II.
902—905 Ludwig von Niederburgund	1878—1900 Humbert I.
	Seit 1900 Viktor Emanuel III.

II. Innerhalb der mittel- und neuitalienischen Zersplitterung sind folgende Dynastien bemerkenswert:

A. Ober- und Mittelitalien.	1536—1627 Gonzaga von Mantua, Markgrafen, seit 1574 Herzoge von Montferrat
1050—1416 Grafen von Savoyen und Markgrafen von Turin	1631—1703 Nevers in Montferrat
1416—1713 Herzoge v. Savoyen	Seit 1703 Montferrat an Savoyen
1720—1861 Könige von Sardinien	Bis 1297 einheimische Fürsten und Pisanische Vögte auf Sardinien
11. Jahrh.—1305 Aledramiden, Markgrafen v. Montferrat	1297 Sardinien an Aragon
1305—1533 Paläologen in Montferrat	

Register zu den ‚Karten zur Geschichte Italiens'.

Die heutigen Formen der Namen auf Karte I. sind in Klammern beigefügt. Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien |12| bezeichnen die Felder der Karte.

Acqui I2
Adda I1, C8, I8
Adriatisches Meer L-O2-4, D-G9-11, L-O9-11
Addua, Fluß *(Adda)* B1
Ajaccio I4, B11, I11
Alessandria I2, B9
Algier H-I6-7, H-I13-14
Amalfi M4
Ancona D3, L3, D10, L10
Annecy H2
Aosta H2, A9, H9
Apulia *(Apulien,* ital. *Puglia)* E-G4-5
Aquila L3, D10, L10
Aquilegia *(Aquileja,* slaw. *Aglar)* D2
Aquileja (slaw. Aglar) L2
Arcole C9
Aretium *(Arezzo)* C3
Arezzo C10, K10
Arno, Fluß K3, C10, K10
Arnus, Fluß *(Arno)* C3
Asti I2
Athesis *(Etsch,* ital. *Adige)* C-D2
Augusta *(Aosta)* A2
Aversa M4

Bari N4, F11, N11
Barium *(Bari)* F4
Barletta N11
Bastia I13
Beider Sizilien, Königreich. . L-O10-13
Bellinzona I8
Belluno L1
Benevent (ital. Benevento) . . M4, E11, M11
Beneventum, Herzogtum . . D-F 3-4
— Stadt *(Benevent,* ital. *Benevento)* E4
Bergamo I2, I9
Bern H1, A8, H8
Bilitiona *(Bellinzona)* B1
Bologna K2, C9, K9
Bona A6, H6, A13, H13
Bononia *(Bologna)* C2
Bosna, Fluß O2, G9, O9
Bosnien, Königreich N-O2-3
Bozen C8, K8
Bracia *(Brazza)* F3
Brazza N3, F10, N10
Brescia K2
Burgundia, Königreich . . . A-B1-3

Cagliari I5, B12, I12
Cajeta *(Gaeta)* D4
Calabria *(Kalabrien,* ital. *Calabria)* E-F5
Camerinum, Markgrafschaft D-E3-4
— Stadt *(Camerino)* D3
Campo Formio D8
Canusium *(Canossa)* C2
Capri E11, M11
Capua, Herzogtum D-E4
— Stadt E4, M4, E11
Caralis *(Cagliari)* B5
Carantania *(Kärnten)* C-E1-2
Carpi C9
Carrara K2, C9, K9
Cassano B9
Castelfidardo L10
Castiglione K2, C9
Castua M2
Catania E6, M6, E13, M13
Cattaro O3, G10, O10
Ceperanum *(Ceprano)* D4
Chambéry H2, H8
Cherso (slaw. Tschres) . . . M2, E9, M9
Chieti M3, E10, M10
Chrobatia *(Kroatien)* E-F1-3
Chur I1, B1, I8
Cisalpinische Republik . . . B-D8-9
Civitavecchia K10
Colapis, Fluß *(Kulpa)* . . . E2
Como I9
Comum *(Como)* B2
Corsica B3-4, I3-4, B10-11, I10-11
Cosenza N5, F12, N12
Cotrone F12
Crema I2
Cremona B-C2
Croton *(Cotrone)* F5
Curcura *(Curzola)* F3
Curia *(Chur)* B1
Curzola N3, F10, N10
Custoza K9

Dalmatien M-N2-3, E-F9-10, M-N9 10
Deutscher Bund I-M8-9
Deutsches Reich I-M1-2, B-E8-9
Drau, Fluß (slaw. Drava) . M1, D8, M8

Eidgenossen (Lande der) . . H-K1
Elba K3, C10, K10
Etsch, Fluß (ital. Adige) . . K1, C8, K8

Fermo L3
Ferrara K2, C9, K9
Fiume E9, M9
Florentia *(Florenz,* ital. *Firenze)* C3
Florenz (ital. Firenze) K3, C10, K10
Foggia E11, M11
Forum Julii *(Cividale* in *Friaul)* D1
Frankreich H2-3, H8-10
Französische Republik A8-10

Gaeta L11
Gebiet der Hamadiden B-C6-7
Geneva *(Genf,* franz. *Genève)* A1
Genf (franz. Genève) H1, A8, H8
Genua, Republik . . . . . H-I 2-4
— Stadt (ital. Genova) . . . B2, I2, B9, I9
Genua (Meerbusen von) . . . H-K 2-3, A-C 9-10, H-K 9-10
Germania, Königreich . . . . B-E 1-2
Girgenti L6, D13, L13
Gradus *(Grado)* D2
Grossa M2-3, E9-10, M9-10
Guastalla K2, K9

Helvetische Republik A-C8-9
Histria, Markgr. *(Istrien)* . . D-E2
Hydruntum *(Otranto)* G4

Ilva *(Elba)* C3
Ine, Fluß *(Inn)* C1
Inn, Fluß K1, C8, K8
Innsbruck K1, C8, K8
Ionisches Meer M-O4-6, E-G11-13, M-O11-13
Iporegia *(Ivrea)* A2
Ischia D11, L11
Issa *(Lissa)* F3

Jadera *(Zara)* E2

Kaiserliche Lehen H-I2-3
Kirchenstaat K-L2-4, K-L9-10
Kirwan C7
Kroatien E-F9, M-N9
Kulpa, Fluß M2, F9, M9

Lagosta N3, F10, N10
Laibach M1, E8, M8
Lande der Eidgenossen . . . H-K1
Langobardia *(Lombardei,* ital. *Lombardia)* A-C1-2
Lausanne A8
Legnago K9
Lesina N3, F10, N10
Liparische Inseln M5, E12, M12
Lissa N3, F10, N10
Lodi I2, B9
Lombardisch-Venezian. Königreich I-L8-9
Lucca, Herzogtum K10
— Republik C10. K3
— Stadt K3, C10 K10
Luna (Trümmer *Luni*) . . . B2

Magenta I9
Mailand, Herzogtum I-K1-2
— Stadt (ital. Milano) . . I2, B9 I9
Malta M7, E14, M14
Manfredonia M4
Mantua (ital. Mantova) . . . C2, K2, C9 K9
Mare Adriaticum *(Adriatisches Meer)* D-G2-4
— Ionicum *(Ionisches Meer)* E-G4-7
— Ligusticum *(Meerbusen von Genua)* A-C2-3

Mare Tyrrhenum (*Tyrrhenisches Meer*) A-F2-5
Marengo B9
Marignano B9
Marsala L13
Masserano, Fürstent. u. St. I2
Mediolanum (*Mailand*, ital. *Milano*) B2
Meerbusen von Genua H-K2-3, A-C9-10, H-K9-10
Meleda N3, F10, N10
Melita (*Malta*) E6-7
— (*Meleda*) F3
Mentana L10
Messina E5, M5, E12, M12
Modena, Herzogtum K2, K9
— Stadt K2, K9, C9
Monaco H3, A10, H10
Montebello I9
Montenotte B9
Montferrat, Markgrafschaft. H-I2
Morlachen M2
Mur, Fluß M1, E8, M8
Murus, Fluß (*Mur*) E1
Mutina (*Modena*) C2

Neapel, Königreich. L-O3-5
— Stadt (ital. Napoli) M4, E11, M11
Neapolis, Herzogt. u. Stadt (*Neapel*, ital. *Napoli*) E4
Neuenburg, Fürstentum H8
— Stadt A8, H8
Nicia (*Nizza*, franz. *Nice*) A3
Nizza, Grafschaft H-I2-3, H-I9-10
— Stadt H3, A10, H10
Novara I9
Novi B9

Ofanto, Fluß M-N4, F-E11, M-N11
Ombrone, Fluß K10
Oneglia H3
Opsara (*Cherso*, slaw. *Tschres*) E2
Orvieto L3
Osmanisches Reich E-G9-10, A-C13-14, N-O9-10
Ostia D4
Otranto O4, G11, O11

Padua (ital. Padova) K2, C9, K9
Padus, Fluß (*Po*) A-B2
Palermo L5, D12, L12
Panormus (*Palermo*) D5
Papia (*Pavia*) B2
Parma, Herzogtum I-K2, B-C9, I-K9
— Stadt K2, C9, K9
Passaro, Kap M6
Patavium (*Padua*, ital. *Padova*) C2
Patrimonium S. Petri (*Kirchenstaat*) C-D, 3-4
Pavia I2, B9, I9
Perugia L3, D10, L10
Perusia (*Perugia*) D3
Peschiera K9
Pharus (*Lesina*, slaw. *Hvar*) F3
Piacenza I2, B9, I9
Piave, Fluß L-K2, D8, L8
Piemont, Fürstentum H-I2-3, A-B8-9, H-I8-9
Pinerolo H2
Piombino K3, C10
Pisa C3, K3, C10, K10
Po, Fluß K2, C9, I9
Pola D2, L2, D9, L9
Policastro M4, E11
Ponte Corvo L4, D11, L11
Potenza E11

Raetia (*Rätien*) B1
Ragusa, Republik N-O3, F-G10
— Stadt O3, G10, O10
Rausium (*Ragusa*) G3
Ravenna L2, D9, L9
Reggio M5, E12, M12
Regium (*Reggio di Calabria*) E5
Rhein, Fluß I1, B8, I8
Rhin, Fluß (*Rhein*) B1
Rhodanus, Fluß (*Rhône*) A1
Rhône, Fluß H1, A8, H8
Rimini L9
Rivoli C9
Rom (ital. Roma) D11, L11
Roma (*Rom*, ital. *Roma*) D4, L4
Romania (*Romagna*) C-D2-3
Römische Republik C-D10-11
Russanum (*Rossano*) F5

Salerno M4, E11
Salernum, Herzogtum E-F4-5
— Stadt (*Salerno*) E4
Salucium (*Saluzzo*) A2
Saluzzo, Markgrafschaft H2
— Stadt H2, H9
San Bonifacio I4, B11, I11
San Marino, Republik u. St. L3, D10, L10
Sardinia (*Sardinien*, ital. *Sardegna*) B4-5, I4-5,
Sardinien, Königreich B11-12, H-I9-12
Sassari I4, B11, I11
Sau, Fluß (slaw. Sava) M1, E8, M8-9
Savigliano A9
Savona B2, I9
Savoyen, Herzogtum (ital. Savoja) H-I1-2
— (franz. Provinz, franz. Savoie) H8-9
Savus, Fluß (*Sau*, slaw. *Sava*) E-F2
Schweiz H-K8-9
Secusia (*Susa*) A2
Sedunum (*Sitten*, franz. *Sion*) A1
Sena (*Siena*) C3
Serbia, Fürstentum F-G2-3
Sicilia (*Sizilien*) D-E5-6
Siena K3, C10, K10
Sitten (franz. Sion) H1, A8, H8
Sizilien, Königreich L-M5-6, D-E12-13
— Königreich beider L-O10-13
Solferino K9
Spalato N3, F10, N10
Spalatum (*Spalato*) F3
Spartivento, Kap. M6
Spoleto L3, D10, L10
Spoletum, Herzogtum D-E3-4
— Stadt (*Spoleto*) D3
Stato degli Presidii K3, C10
Susa H2, A9, I19
Syrakus (ital. Siracosa) M6, E13, M13

Tarent (ital. Taranto) N4, F11, N11
Tarentum (*Tarent*, ital. *Taranto*) F4
Tarvisium (*Treviso*) D2
Termoli E11, M11
Thersatica (*Tersatto*) E2
Tiber, Fluß (ital. Tevere) L3, D10, L10
Tiberis, Fluß (*Tiber*, ital. *Tevere*) D3
Ticino, Fluß II, B8, I3
Ticinus, Fluß (*Tessin*, ital. *Ticino*) B2
Tivoli D11
Tolentino L10
Toscana, Großherzogtum L-I2-3, B-D9-10, I-L9-10
Treviso L2, D9
Tridentum (*Trient*, ital. *Trento*) C1
Trient (ital. Trento) K1, C8, K8
Triest (ital. Trieste) L2, D9, L9
Tunis, Regentschaft I-K13-14
— Sultanat I-K6-7
— Stadt C6, K6, C13, K13
Turin (ital. Torino) H2, A9, H9
Tuscia, Markgrafschaft (*Toscana*) B-D2-3
Tyrrhenisches Meer I-M3-5, B-E10-12, I-M10-12

Udine L1, D8, L8
Ungarn, Königreich M-O2, E-G9, M-O9
Unna, Fluß N2, F9, N9
Urbino L3
Veglia (slaw. Krk) M2, E9, M9
Velletri L4
Venedig, Republik I-N1-3
— Stadt (ital. Venezia) L2, D9, L9
Venetia, Herzogtum D-G2-3
— Stadt (*Venedig*, ital. *Venezia*) D2
Venetien, österr. Provinz C-D8-9
Verona, Markgrafschaft C-D1-2
— Stadt C2, K2, C9, K9
Vicenza K2
Vigilia (*Veglia*, slaw. *Krk*) E2
Villach L1, D8, L9
Viterbo L10
Zara M2, E9, M9
Ziriden (Gebiet der) BC6,7

KARTEN ZUR GESCHICHTE ITALIENS

Bearbeitet von Karl Wolf.

Meyers Konv.-Lexikon, 6. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel „Italien".

1713 Sardinien an Österreich
1720 Sardinien an Savoyen

1311—1447 Visconti, Reichsvikare, seit 1395 Herzoge von Mailand
1450—1535 Sforza, Herzoge von Mailand
1535—1700 Spanische Habsburger in Mailand
1714—1859 Österreichische Habsburger in Mailand
1814—1866 (vorher vorübergehend seit 1797) Österreichische Habsburger in Venetien

---

1329—1627 Gonzaga, Reichsvikare, seit 1432 Markgrafen, seit 1530 Herzoge von Mantua
1631—1708 Nevers, Herzoge von Mantua
1708—1866 Österreichische Habsburger in Mantua

1539—1746 Gonzaga, Grafen, seit 1621 Herzoge von Guastalla
1748—1796 Spanische Bourbonen in Guastalla
1806—1815 Pauline Bonaparte-Borghese in Guastalla
1815—1847 Maria Luise, Exkaiserin, in Guastalla
1847—1848 Karl Ludwig von Parma in Guastalla
1848—1860 Este von Modena in Guastalla

Ende des 13. Jahrh. bis 1860 Este, Herren, seit 1452 Herzoge von Modena (bis 1597 auch von Ferrara)
1568—1731 Cibo, Fürsten, seit 1664 Herzoge von Massa und Carrara
1741—1860 Este von Modena in Massa (1805—1814 Elise Bonaparte-Bacciocchi)

1545—1731 Farnese, Herzoge von Parma
1731—1735 Don Carlos in Parma und Piacenza
1748—1802 Spanische Bourbonen in Parma u. Piacenza
1815—1847 Maria Luise, Exkaiserin, in Parma u. Piacenza
1847—1859 Spanische Bourbonen aus Lucca in Parma und Piacenza

---

1569—1737 Medici, Großherzoge von Toskana
1737—1859 Lothringer in Toskana (1801—1807 Spanische Bourbonen, 1809—1815 Elise Bonaparte-Bacciocchi in Toskana)

1594—1634 Appiano, Fürst von Piombino
1634—1681 Ludovisi, Fürsten von Piombino
1681—1801 Boncompagni-Ludovisi von Piombino
1805—1809 Elise Bonaparte-Bacciocchi von Piombino
1815—1859 Lothringen-Toskana von Piombino
1805—1815 Elise Bonaparte-Bacciocchi, Fürstin v. Lucca
1818—1847 Spanische Bourbonen, Herzoge von Lucca
1847—1859 Lothringen-Toskana in Lucca

B. Unteritalien.

1130—1189 Normannenkönige in Unteritalien (Neapel) und Sizilien
1194—1266 Staufische Könige (1254—1266 Manfred) in Neapel und Sizilien
1266—1282 Karl I. von Anjou in Neapel und Sizilien
1282—1435 Anjou in Neapel, Aragonier in Sizilien
1435(1442)—1503 Aragonier in Neapel und Sizilien
1503—1516 Ferdinand der Katholische in Neapel und Sizilien
1516—1700 Spanische Habsburger in Neapel und Sizilien
1713—1720 Österreichische Habsburger in Neapel, Savoyen in Sizilien
1720—1735 Österreichische Habsburger in Neapel und Sizilien
1735—1862 Spanische Bourbonen in Neapel und Sizilien (1806—1808 Joseph Bonaparte, 1808—1815 Joachim Murat in Neapel)

1090—1530 Malta, Teil des unteritalienischen Königreichs
1530—1798 Johanniter auf Malta
1798—1800 Franzosen auf Malta
Seit 1800 Engländer auf Malta.

Vom Altertum bis zum Mittelalter.

Mit dem Verfall des Reiches der Römer, welche die italische Halbinsel zum Mittelpunkte der Alten Welt gemacht hatten (s. Römisches Reich), verlor auch J. sein Übergewicht. Der Schwerpunkt des Reiches wurde nach dem Osten verlegt, und erobernde germanische Volksstämme setzten sich auf der Halbinsel fest. Nach den verheerenden Einfällen der Radagaisus, Alarich, Attila, Geiserich stürzte Odoakar, der Anführer der germanischen Söldner in römischen Diensten, 476 das weströmische Kaiserreich und machte sich zum König von J.; doch ward er schon 489 von Theoderich d. Gr. besiegt, der das ostgotische Reich in J. gründete. Die Italiener, im Besitz ihrer Sprache, Religion und rechtlichen Institutionen unangetastet, fügten sich in die Herrschaft der Barbaren. Vom oströmischen Reich ging deren Vernichtung aus; Belisar und Narses, die Feldherren des Kaisers Justinian I., zerstörten in langdauernden Kämpfen (536 bis 555) die ostgotische Herrschaft, und J. wurde wieder ein Bestandteil des von Byzanz aus regierten »römischen Reiches«. Gesetze Justinians, deren eins, die Pragmatische Sanktion vom 13. Aug. 554, erhalten ist, ordneten die Verfassung des Landes, dessen oberster Beamter der in Ravenna residierende kaiserliche Exarch wurde. Aber schon 568 brachen die Langobarden (s. d.) unter Alboin ein und entrissen fast das ganze obere und mittlere J. den Byzantinern, denen außer dem Süden der Halbinsel und der Insel Sizilien nur Istrien und Venedig, die Romagna mit Ravenna, die Pentapolis (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia, Ancona) und Rom verblieben. Auch dieser Besitz wurde seit dem 7. Jahrh. von den Langobarden bedroht, die im 8. Jahrh. unter den Königen Liutprand und Aistulf die Romagna eroberten und Rom schwer bedrängten. Da warf sich das Papsttum, dessen Macht und Ansehen seit der Regierung Gregors I. (590—604) außerordentlich erstarkt war, den Franken in die Arme; auf den Hilferuf des Papstes Stephan II. drängte der fränkische König Pippin in zwei Feldzügen 754 und 756 die Langobarden zurück und verlieh dem Papst die den Langobarden entrissenen Gebiete der Romagna und der Pentapolis. Sein Werk vollendete Karl d. Gr., der 774 dem Langobardenreich des Desiderius ein Ende machte und 800 zum römischen Kaiser gekrönt wurde.

Seit Karl, der die Pippinsche Schenkung erneuerte, gehörten Nord- und Mittelitalien zum fränkischen Reich, dessen wichtigste Verfassungseinrichtungen hier eingeführt wurden. Nur im Süden blieb unter fränkischer Oberhoheit das langobardische Herzogtum Benevent bestehen, während in Rom und seinem Gebiet, freilich gleichfalls unter der Oberhoheit des Kaisers, die Päpste weltliche und geistliche Herrschaft vereinigten. Nur Venedig und der Süden der Halbinsel blieben in Verbindung mit Byzanz; doch wurde die byzantinische Herrschaft auch hier durch die Araber bedroht, die 827—864 Sizilien eroberten und von dort aus Apulien und Kalabrien mit Raub- und Plünderungszügen heimsuchten. Durch den Vertrag von Verdun (843) fiel das fränkische J. dem Kaiser Lothar I. zu, dem 855 sein ältester Sohn, Ludwig II., folgte. Mit diesem, der 875 starb, erlosch die italienische Linie der Karolinger, und die Versuche der karolingischen Könige von Ost- und Westfranken, die Herrschaft über J. zu behaupten, hatten keinen dauernden Erfolg. Karl der Kahle, Karl III. und Arnulf wurden zwar zu römischen Kaisern gekrönt, aber neben ihnen kamen einheimische Machthaber empor, die zuletzt die Oberhand gewannen. Während die Markgrafen von Friaul und die Herzoge von Spoleto um die italienische Königskrone stritten, verwüsteten die Sarazenen und Magyaren J. in wiederholten Raubzügen, die abzuwehren man nicht imstande war. Nach dem Tod Berengars I. von Friaul, der 888 zum König von J., 915 zum Kaiser erhoben, 924 aber ermordet wurde, trat sein Nebenbuhler, König Rudolf von Hochburgund, seine Ansprüche auf J. 933 an Hugo von Provence gegen Überlassung des niedern Burgund ab. Hugo, der eine gewaltätige Herrschaft ausübte, ward 945 von dem Markgrafen Berengar II. von Ivrea auf ein Schattenkönigtum beschränkt; nach dem Tode seines Sohnes Lothar (950) nahm Beren-

gar den Königstitel an, erhob den eignen Sohn Adalbert zum Mitregenten und setzte Lothars Witwe, Adelheid, gefangen. Da überschritt 951 der deutsche König Otto I., dessen Vasall Berengar früher geworden war, die Alpen, erwarb die italienische Königswürde und vermählte sich mit der ihrer Haft entflohenen Adelheid. Zwar gab er 952 Berengar J. als Lehnskönigreich zurück; da aber dieser sich von der deutschen Oberhoheit loszusagen versuchte, zog Otto 961 abermals nach J., eroberte den Norden der Halbinsel und erneuerte in Rom die Kaiserwürde (2. Febr. 962). Nachdem Berengar und seine Anhänger 964 unterworfen waren, bildete das Königreich J. einen Teil des neuen römischen Reiches, dessen Krone der deutsche König trug, und blieb jahrhundertelang in Verbindung mit Deutschland.

Italien unter deutscher Herrschaft.

Da die deutsche Herrschaft in J. sich vor allem auf die geistlichen Fürsten stützen mußte, war es notwendig, daß die deutschen Könige bei der Besetzung der Bistümer einen maßgebenden Einfluß ausübten und auch über Rom und das Papsttum die Oberhoheit behaupteten. Als sich Johann XII., der Otto gekrönt hatte, dieser zu entziehen suchte, ließ ihn der Kaiser 963 absetzen und sich und seinem Nachfolger eine ausschlaggebende Stimme bei der Papstwahl zusichern. Unteritalien, das teils die Griechen, teils die Araber besaßen, durch Verhandlungen mit dem byzantinischen Hof oder durch Waffengewalt zu erwerben, glückte Otto I. nicht. Sein Nachfolger Otto II. erlitt bei dem abermaligen Versuch, es zu erobern, 982 durch die Araber eine entscheidende Niederlage und starb schon 983. Unter seinem unmündigen Sohn, Otto III., lockerte sich die Verbindung Roms mit dem Deutschen Reich, und das Haupt des römischen Adels, Johannes Crescentius, beherrschte als Patricius die Stadt und den päpstlichen Stuhl. Allein 996 erschien Otto in J. und erhob seinen Vetter Bruno als Gregor V. zum Papst; als Crescentius sich abermals empörte und einen Gegenpapst einsetzte, wurde er 998 hingerichtet. Nach Gregors Tode 999 berief der Kaiser seinen Günstling Gerbert von Reims (Silvester II.) auf den Stuhl Petri, schlug seinen Herrschersitz in Rom auf und trug sich mit dem phantastischen Plan, diese Stadt abermals zum Mittelpunkt des christlichen Weltreichs zu machen. Wie wenig es ihm indes gelang, die Italiener mit der deutschen Herrschaft zu versöhnen, zeigte sich unmittelbar nach seinem Tod (1002). Alsbald versuchten die lombardischen Großen noch einmal, in der Person des Markgrafen Arduin von Ivrea einen nationalen König zu erheben, und der päpstliche Stuhl kam abermals unter die Botmäßigkeit der Crescentier und der Grafen von Tuskulum. Ein erster Zug des deutschen Königs Heinrich II. nach J. (1004) hatte keinen dauernden Erfolg; erst auf dem zweiten wurde Arduin verdrängt und die deutsche Herrschaft in Ober- und Mittelitalien hergestellt, Heinrich selbst aber 1014 zum Kaiser gekrönt. Auf einem dritten Zuge griff Heinrich 1022 in Unteritalien ein und zwang die Fürstentümer Salerno, Capua und Benevent, die aus dem alten Herzogtum Benevent hervorgegangen waren, seine Oberhoheit anzuerkennen. Noch energischer trat sein Nachfolger Konrad II. auf, bei dessen Thronbesteigung abermals Selbständigkeitsbestrebungen in J. sich zeigten. Schon auf dem Zuge 1026—27, auf dem er die Kaiserkrone gewann, brach er den Widerstand völlig, handhabte 1037 auch im Süden die kaiserlichen Rechte kraftvoll, griff freilich in die Verhältnisse Roms nicht ein, suchte aber der deutschen Krone in dem niedern Adel, dem er 1037 die Erblichkeit der Lehen verbürgte, eine Stütze zu verschaffen. Auch in Rom wurde die Herrschaft der Adelsfaktionen durch Heinrich III. gebrochen, der auf der Synode von Sutri 1046 die von diesen erhobenen Päpste und Gegenpäpste entsetzen ließ und nacheinander mehrere deutsche Päpste ernannte, unter denen mit Unterstützung des Kaisers die von Cluny ausgegangene kirchliche Reform auch in J. Boden gewann und Machtstellung und Einfluß des Papsttums sich beträchtlich hoben.

Kaum aber hatte in Deutschland nach Heinrichs III. Tode (1056) ein Kind, Heinrich IV., den Thron bestiegen, als sich die erstarkte kirchliche Gewalt von dem beherrschenden Einfluß des deutschen Königtums zu befreien suchte. Der welthistorische Streit (Investiturstreit) zwischen dem Kaisertum und dem römischen Stuhl nahm in J. einen nationalen Charakter an; die italienischen Städte, die seit dem Anfang des Jahrhunderts durch Handel und Industrie immer kräftiger emporgeblüht waren, und deren einige schon früher dem Königtum gelegentlich erfolgreichen Widerstand geleistet hatten, begannen jetzt sich von der Herrschaft der von den Königen belehnten geistlichen und weltlichen Fürsten zu emanzipieren und bildeten eine kräftige Selbstverwaltung aus. Auch die Machtstellung mancher weltlichen Großen steigerte sich während der vieljährigen Kämpfe: in Mittelitalien hielt die große Gräfin Mathilde von Tuscien eine Zeitlang geradezu die Entscheidung in Händen. Sie war die treue Freundin Gregors VII. und schenkte ihre reichen Besitzungen dem römischen Stuhl, von denen jedoch nach ihrem Tode (1115) Kaiser Heinrich V. Besitz ergriff, so daß der Hader um das Mathildische Gut einen neuen Gegenstand des Streites zwischen Kaisertum und Papsttum bildete.

Von größter Wichtigkeit war nun, daß in dieser Periode im Süden der Halbinsel ein päpstlicher Lehnstaat entstand, welcher der Kirche eine kräftige Stütze gegen das Kaisertum wurde. Unter Heinrich II. hatten sich in Unteritalien normannische Ritter angesiedelt, die zuerst in den Dienst der kleinen Fürsten des Landes getreten waren. Unter Konrad II. und Heinrich III. hatten diese Normannen, durch Zuzüge aus der Heimat verstärkt und von den Kaisern anfangs begünstigt, begonnen, selbständige Herrschaften zu begründen, auf Kosten teils der Griechen und Sarazenen, teils der langobardischen Kleinfürsten. Mit der Einnahme von Bari 1071 war die griechische Herrschaft in Apulien und Kalabrien beseitigt; den Kampf um Sizilien entschied die Eroberung von Palermo 1072, wenn auch im Süden der Insel die Sarazenen noch eine Zeitlang Widerstand leisteten; von den langobardischen Fürstentümern wurde 1062 Capua, 1076 Salerno unterworfen, während Neapel sich noch 60 Jahre länger hielt. Die Päpste hatten die Erfolge der Normannen anfangs mit Mißtrauen verfolgt; Leo IX. hatte sogar, freilich vergeblich, mit Waffengewalt gegen sie gekämpft; auch Gregor VII. hatte die normannischen Fürstentümer wenigstens nicht geeinigt und weiter vergrößert wissen wollen. Allein infolge seines Kampfes mit Heinrich IV. hatte er sich 1080 mit dem größten dieser Normannenfürsten, Robert Guiscard, versöhnt und ihn mit allen eroberten Gebieten belehnt; Robert verdankte er 1084 seine Befreiung aus der Engelsburg, wo ihn Heinrich eingeschlossen hatte, und er folgte den Normannen nach Unteritalien, wo er 1085 starb. Roberts Neffe, Roger II., vereinigte 1127 Sizilien mit den

normannischen Besitzungen auf dem Festland und nahm 1130 den Königstitel an; diesen bestätigte ihm zuerst Papst Anaklet II., und 1139 erkannte auch Innozenz II. das Königreich als päpstlichen Lehnstaat an. Während nun die Päpste, auf die Normannen gestützt, in Mittelitalien ihren weltlichen Besitz zu vermehren bestrebt waren, erstarkte in Oberitalien die Macht der Städte; an ihrer Spitze standen meistens gewählte Konsuln, die von den Städten aus auch das umliegende Gebiet regierten. Wiederholt kam es zu Bündnissen, aber auch zu hartnäckigen Kämpfen zwischen den einzelnen Städten, von denen die größern bestrebt waren, sich die kleinern Nachbarorte botmäßig zu machen. In der Lombardei behauptete Mailand die führende Stellung, neben ihm ragten Pavia, Cremona und im Osten Verona hervor; an der ligurischen Küste spielte Genua die erste Rolle, in der Emilia und Romagna blühten Parma, Piacenza, Bologna, Ravenna, in Toskana Pisa, Florenz, Lucca und Siena auf. Je nachdem die Städte oder einzelne Parteien in ihnen mehr dem Kaisertum oder dem Papsttum zugeneigt waren, wurden die aus der Zeit des Kampfes zwischen Staufen und Welfen entstammenden Parteinamen der Ghibellinen und Guelfen auf sie angewendet.

Da die Stellung, welche die italienischen Städte errungen hatten, von den Kaisern nicht anerkannt war und also der gesetzlichen Grundlage entbehrte, unternahm es Kaiser Friedrich I., gegen sie vorzugehen. Er ließ auf dem Reichstage von Roncaglia 1158 feststellen, welche Regalien, d. h. Hoheitsrechte, der Krone zukämen, und beanspruchte auf Grund dessen weitgehende Herrscherbefugnisse über die Städte. Darüber kam es zu einem erbitterten Kampf zwischen ihnen und dem Kaiser. Nach der Zerstörung Mailands 1162 schien Friedrichs Sieg gesichert; aber die Gegner erhoben sich immer aufs neue, verbanden sich mit dem Papsttum, mit dem Friedrich seit 1159 im Kampfe lag, und behaupteten schließlich die Oberhand. Die Niederlage von Legnano 1176 nötigte Friedrich 1177 zum Frieden von Venedig mit Papst Alexander III., und in dem Konstanzer Vertrag von 1183 wurde die kommunale Selbständigkeit der Städte anerkannt. Dem Kaiser verblieb die Lehnshoheit über sie und die Appellationsgerichtsbarkeit; außerdem waren die Städte zu bestimmten, teils ordentlichen, teils außerordentlichen Leistungen verpflichtet. Die kaiserliche Hoheit war demnach in Oberitalien, wenn auch eng begrenzt, so doch anerkannt und gesichert. Dagegen wurde der größte Teil von Mittelitalien durch die Bildung des Kirchenstaates dem Einfluß des Kaisertums entzogen. Im Frieden von Venedig 1177 hatte Friedrich dessen Grundlage anerkannt, wenn auch der Streit um das Mathildische Gut fortdauerte. Dann brachte Innozenz III. nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. (1198) die päpstlichen Ansprüche in weitestem Umfang zur Geltung und benutzte die Kämpfe um die Kaiserkrone zwischen Philipp von Schwaben, Otto IV. und Friedrich II., um sie zu befestigen; Otto und Friedrich mußten ihm die größten Zugeständnisse auch in dieser Hinsicht machen.

Angesichts der Schwierigkeiten, die in Ober- und Mittelitalien der Unabhängigkeitssinn der Städte und die Machtstellung der Päpste der Entfaltung einer starken monarchischen Gewalt entgegenstellten, hatte schon Friedrich I. die Gewinnung des Normannenreichs Neapel und Sizilien für sein Haus ins Auge gefaßt und 1186 seinen Sohn Heinrich VI. mit Konstanze, der Erbin des Königreichs, vermählt. 1194 hatte Heinrich von dem durch den Tod Wilhelms II. 1189 erledigten Reiche Besitz ergriffen, und die Päpste hatten diese Verstärkung der deutschen Kaisermacht in J. nicht hindern können. Vergeblich versuchte Innozenz III. Sizilien vom Kaiserreich zu trennen, indem er Friedrich II. das Versprechen abnahm, es nach seiner Thronbesteigung in Deutschland seinem Sohne Heinrich zu übertragen. Friedrich band sich, als er 1220 die Kaiserkrone erlangt hatte, an dies Versprechen nicht. Er reorganisierte die Verwaltung seines Erbkönigreichs in Unteritalien, machte die kaiserlichen Rechte in allen Städten Mittelitaliens geltend und beherrschte die Lombardei unter energischer Wahrung der durch den Konstanzer Vertrag dem Kaisertum vorbehaltenen Befugnisse. Als sich die seit 1226 wieder verbundenen lombardischen Städte gegen ihn erhoben, wurden sie zwar 1237 bei Cortenuova vollständig geschlagen; aber das Papsttum unterstützte ihren Widerstand. 1239 sprach Gregor IX. den Bann über Friedrich aus, 1245 setzte Innozenz IV. ihn auf dem Konzil zu Lyon feierlich ab. In dem mit größter Erbitterung geführten Kampfe hielten Friedrichs Sohn Enzio und sein Schwiegersohn Ezzelino von Romano eine Zeitlang die kaiserliche Sache in Oberitalien kräftig aufrecht; aber auf die Dauer vermochte man, von Deutschland aus wenig unterstützt, der Schwierigkeiten nicht Herr zu werden. In der Schlacht von Parma 1248 wurde das letzte große Heer Friedrichs vernichtet, Enzio ward 1249 von den Bolognesen gefangen genommen; er selbst starb 13. Dez. 1250 in Apulien. Gegen seine Nachkommen verbanden die Päpste sich mit Frankreich, und diese Verbindung entschied über das Geschick des staufischen Hauses. 1265 übertrug Clemens IV. Karl von Anjou die sizilische Krone, 1266 verlor König Manfred Sieg und Leben; 1268 endete Konradin, der letzte Staufer, auf dem Blutgerüst. Als Schwiegersohn Manfreds erhob König Peter III. Ansprüche auf Sizilien, und durch die Sizilianische Vesper (1282) kam er in den Besitz der Insel, die so von Neapel getrennt wurde. Die Versuche der Anjou, sie zurückzugewinnen, scheiterten.

Die Zeit politischer Zersplitterung.

Während nach dem Untergange der Staufer das deutsche Kaisertum nicht mehr energisch in J. eingriff, befestigten die einzelnen Staaten Italiens ihre Unabhängigkeit vom Reiche, gerieten aber zugleich in heftige Fehden untereinander. An der Westküste gewann Genua die größte Bedeutung und strebte nach der Seeherrschaft über das Mittelmeer. Die Genuesen beherrschten die Riviera des Ostens und Westens, gründeten zahlreiche Kolonien im Orient, halfen 1261 dem Kaiser Michael Paläologos bei der Vertreibung der Venezianer aus Konstantinopel, vernichteten 1284 die Seemacht der ghibellinischen Pisaner und schlugen 1298 die venezianische Flotte bei Curzola. Wie Genua die Herrschaft der Guelfen auf dem Mittelmeer, so begründeten Mailand und Florenz das Ansehen derselben Partei in der Lombardei und Mittelitalien; überall stützten sich die Guelfen auf den Beistand der Päpste und der sizilischen Anjou, so daß auch die Verlegung der päpstlichen Residenz nach Avignon (1309) ihrer Partei keinen Nachteil zu bringen schien. Allerdings erhielt die ghibellinische Idee eben damals ihren großartigsten Ausdruck in den Werken Dantes, dessen »Göttliche Komödie« und dessen publizistische Schriften ganz von ihr erfüllt sind. Aber die Versuche, die auf den Römerzügen Heinrichs VII. (1310—13) und Ludwigs des Bayern (1327—29) gemacht wurden, die Rechte des Kaisertums wieder

zur Geltung zu bringen, blieben ebenso wie das wiederholte Eingreifen Kaiser Karls IV. in die italienischen Verhältnisse ohne dauernden Erfolg. In Rom, das während der Abwesenheit der Päpste von Parteikämpfen zerrissen wurde, unternahm es Cola di Rienzi, den Traum einer republikanischen Neuordnung Italiens unter römischer Führung zu verwirklichen, ging aber an dem aussichtslosen Unternehmen zugrunde. Im übrigen J. kamen im 14. und 15. Jahrh. fast überall Dynastengeschlechter empor, welche die Herrschaft in den in sich gespaltenen Städterepubliken an sich rissen. Mailand wurde seit 1311 von den Visconti beherrscht, die sich die Lombardei unterwarfen und ihre Macht auch über Teile Piemonts und der Emilia ausdehnten. Giovanni Visconti erwarb 1350 Bologna und wurde 1353 zum Signore von Genua erhoben. Gian Galeazzo Visconti eroberte 1387 Verona, erlangte 1395 von König Wenzel die Erhebung seines Gebietes zum Herzogtum Mailand und unterwarf 1399 Pisa und Siena, 1400 Perugia, 1402 abermals Bologna. Schon dachte er an die Eroberung von Florenz und an die Gründung eines italienischen Königreichs, als er 1402 vom Tod ereilt wurde. Nun riß sich ein Teil des Erworbenen wieder los, aber Filippo Maria Visconti nahm seit 1416 die Eroberungspolitik des Vaters wieder auf und gewann 1421 auch Genua zurück. Da jedoch 1447 das Haus Visconti erlosch, ging das Übergewicht des mailändischen Herzogtums wieder verloren, wenn auch 1450 der Feldhauptmann Francesco Sforza die herzogliche Gewalt erneuerte. Inzwischen waren auch in andern Gebieten Italiens die Dynastien, welche die Gewalt ererbt oder an sich gerissen hatten, durch kaiserliche Verleihung in den Besitz der herzoglichen Würde gelangt: so 1416 Amadeus VIII. von Savoyen und Piemont, 1432 die Gonzaga in Mantua, 1452 die Este in Modena. In Florenz gewannen im 15. Jahrh. die Medici das Übergewicht. In Neapel bestieg 1435 nach dem Tode Johannas II. mit Alfons V. das aragonische Königshaus den Thron. Neapel, der von Martin V. nach Beendigung des Schismas hergestellte Kirchenstaat, Florenz, Venedig und Mailand hielten das politische Gleichgewicht in J. aufrecht. Zu einer Einigung gelangte aber J. nicht. Derselbe Unabhängigkeitssinn, welcher der deutschen Herrschaft erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, verhinderte auch die Unterordnung unter ein gemeinsames Oberhaupt; und wie die Bevölkerung der Städte in Parteien gespalten war, so bekämpften sich auch die fürstlichen Geschlechter in unaufhörlichen Fehden. Bot so Italiens politische Gestaltung in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ein trauriges Bild, so ragte es über alle andern Länder Europas durch die glänzende Entwickelung seiner Kultur hervor. Noch beherrschten Venedig und Genua den Handel mit dem Orient und speicherten ungeheure Reichtümer auf. Gewerbe und Kunstfleiß blühten. Durch Dante, Petrarca und Boccaccio erhielt J. eine nationale Poesie in einer nationalen Schriftsprache. Die bildenden Künste erstanden zuerst in J. wieder, und von hier ging die Wiederbelebung des klassischen Altertums, der Humanismus, aus. Mitten unter den politischen Wirren entwickelte sich in J. die Kultur der Renaissance zu herrlicher Blüte geistigen Lebens und Schaffens.

Noch im 15. Jahrh. begann aber die von einsichtigen Patrioten längst gefürchtete Einmischung fremder Machthaber. Aus Besorgnis vor den Eroberungsplänen des Königs von Neapel verband sich Lodovico Moro, der für seinen schwachsinnigen Neffen Galeazzo Sforza Mailand regierte, mit Frankreich. Karl VIII., der als Erbe Anjous Rechte auf Neapel zu besitzen meinte, unternahm 1494 seinen berühmten Zug, der eine Reihe von welthistorischen Kämpfen auf der italienischen Halbinsel eröffnete. Er eroberte Neapel, bewirkte aber dadurch die Bildung eines Bundes der meisten Staaten Italiens, dem auch Lodovico Moro, Papst Alexander VI. und der deutsche Kaiser Maximilian I. beitraten. Karl mußte 1495 den Rückzug antreten. Sein Nachfolger, Ludwig XII., erneuerte den Krieg, nahm Moro gefangen und beraubte die Sforza des Herzogtums Mailand. Kaiser Maximilian I., von den italienischen Mächten vielfach getäuscht, von den Deutschen ohne Unterstützung gelassen, belehnte jetzt selbst den französischen König mit Mailand und trat 1508 mit ihm zu Cambrai in einen Bund gegen Venedig, dem sich auch Ferdinand der Katholische von Aragonien anschloß, der 1504 Neapel an sich gebracht hatte. Indessen wußte die kluge Politik Venedigs den unnatürlichen Bund der Großmächte zu sprengen, und Papst Julius II. stiftete 1511 die Heilige Liga zur Vertreibung der Fremden aus J. Die Franzosen wurden aus Oberitalien verdrängt, Venedig besetzte sein früheres Gebiet, und Massimiliano Sforza, Moros Sohn, zog in Mailand ein. Durch den Sieg bei Marignano gewann Franz I. von Frankreich 1515 Mailand wieder. Aber die Kaiserwahl Karls von Spanien 1519 brachte auch für J. eine entscheidende Wendung. Im Kampfe zwischen den beiden Nebenbuhlern, Karl V. und Franz I., um die Weltherrschaft unterlag der letztere. Bei Pavia 1525 gefangen, verzichtete Franz im Frieden von Madrid 1526 auf seine Ansprüche in J. Neapel und Sizilien blieben mit Spanien vereinigt, Mailand ward den Sforza zurückgegeben. Als Massimiliano Sforza aber der von Papst Clemens VII. gestifteten Liga gegen den Kaiser beitrat, wurde er des Herzogtums wieder entsetzt. Die Liga sprengte Karl V. durch die Erstürmung Roms (1527), und Clemens VII. erkannte 1529 im Frieden von Barcelona die Herrschaft Karls in J. an. Mailand übertrug der Kaiser 1554 nach dem Tode Sforzas (gest. 1535) seinem Sohn Philipp II., dem er auch Neapel überließ. Das Übergewicht des spanisch-habsburgischen Hauses in J. suchten die Franzosen zwar durch eine Reihe von Kriegen zu brechen; aber durch den Frieden von Cateau-Cambrésis (1559) ward der von Karl V. begründete Besitzstand endgültig festgestellt. Auch in den kleinern Staaten überwog der Einfluß Spaniens. Durch seine Gunst erhielten die Gonzaga von Mantua die Markgrafschaft Montferrat. Parma und Piacenza, von Julius II. dem päpstlichen Stuhl erworben, verlieh Papst Paul III. seinem Sohn Pietro Luigi Farnese. Toskana wurde unter der Herrschaft der Medici zu einem Großherzogtum erhoben. In Genua hielt sich der Doge Andrea Doria, der 1523 seine Vaterstadt aus den Händen der Franzosen befreit hatte, ebenfalls zur Partei des Kaisers; die Verschwörung des Fiesco 1547 vermochte seine Macht nicht zu brechen. Da sich auch das savoyische Haus, das im Frieden von Cateau-Cambrésis Piemont wieder erhielt, an das politische System Spaniens anschloß, so war die Halbinsel seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in vollständige Abhängigkeit von Spanien geraten, und die Herrschaft Philipps II. lastete erdrückend auf dem geistigen und materiellen Leben der Nation.

Die Fremdherrschaft.

Nachdem im 16. Jahrh. die bildenden Künste zur höchsten Entwickelung gelangt waren, sank J. unter

der spanischen Fremdherrschaft und unter dem streng hierarchischen System der reorganisierten Kirche in den folgenden 1½ Jahrhunderten immer tiefer und zehrte nur von dem geistigen Kapital der Vergangenheit. Seitdem Amerika entdeckt war, verlor es seine Stellung im Welthandel, und sein Wohlstand sank; Spanien tat nichts, diesen Verfall aufzuhalten. Auch die römische Kirche unterlag durchaus der Beeinflussung seitens des Madrider Hofes. Von den Streitigkeiten der italienischen Staaten untereinander abgesehen, vermochte kein Papst seit Paul IV. und Pius IV. in einer wichtigern europäischen Angelegenheit ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu werfen, und selbst der bedeutendste unter den Päpsten des 16. Jahrh., Sixtus V., war nur imstande, seinen Namen für die innere Geschichte des Kirchenstaates denkwürdig zu machen. Sobald daher Frankreich nach Beilegung der innern religiösen Kriege den Kampf gegen die Habsburger wieder aufnahm, neigten sich die Päpste ihm zu. Während Richelieu nach dem Erlöschen des Hauses Gonzaga den Mantuanischen Erbfolgekrieg entzündete und 1631 den Kaiser Ferdinand II. zwang, den Schützling Frankreichs, Karl von Nevers, mit Mantua und Montferrat zu belehnen, bemächtigte sich, von Frankreich unterstützt, der päpstliche Stuhl nach dem Aussterben des Hauses della Rovere des Herzogtums Urbino. Schon begann unter Ludwig XIV. der französische Einfluß in J. den Spaniens zu verdrängen, als der Spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Noch einmal wurde nun auch in Oberitalien um das politische Übergewicht in Europa gefochten. Besonders der Sieg des Prinzen Eugen bei Turin 1706 entschied den Kampf zugunsten Österreichs. Im Utrechter Frieden erhielt es Mailand, Neapel und Sardinien; auch Mantua war nach Ächtung des Herzogs von dem Kaiser in Besitz genommen worden. Österreich ward damit die dominierende Macht auf der Halbinsel. Die Insel Sizilien erhielt der Herzog von Savoyen, doch wurde sie 1720 durch einen Separatvertrag gegen Sardinien ausgetauscht, worauf der Herzog den Titel eines Königs von Sardinien annahm. Das Bestreben der neuen bourbonischen Dynastie in Spanien ging sofort dahin, die frühere Herrschaft über J. wiederzuerlangen; doch wurde dieses Ziel nur insoweit erreicht, als der Infant Karl von Spanien beim Aussterben der Farnese 1731 Parma und Piacenza und im Wiener Frieden 1738 gegen Abtretung dieser Herzogtümer an Österreich Neapel und Sizilien bekam. Auch von dem Mailändischen mußte Österreich im Wiener und 1748 im Aachener Frieden an Sardinien Tortona, Novara und andre Grenzgebiete am Ticino abtreten. 1737 war das Haus der Medici in Toskana erloschen, worauf das Land an den Gemahl Maria Theresias, Herzog Franz Stephan von Lothringen, fiel. Massa und Carrara erbten 1741 die Este von Modena, während den spanischen Bourbonen 1748 die Herzogtümer Parma und Piacenza wieder abgetreten wurden.

Demnach schien in J. ein gewisses Gleichgewicht hergestellt zu sein. Jüngere Linien der Habsburg-Lothringer und der Bourbonen herrschten in Toskana, Parma, Neapel und Sizilien; Mailand und Mantua standen unmittelbar unter Österreich, das aber durch das vergrößerte Sardinien, das sich auf die Westmächte stützen konnte, in Schach gehalten wurde. Die Republiken Genua und Venedig hatten zwar ihre Weltstellung verloren, herrschten aber ungestört in ihren Gebieten, während der Kirchenstaat, vortrefflich abgerundet, sich breit zwischen den eifersüchtigen Mächten ausdehnte. Da die neuen Herrscherfamilien nichts unterließen, um sich der italienischen Nationalität einzufügen, in Toskana eine geregelte, segensreiche Verwaltung eingeführt wurde, auch Mailand große Selbständigkeit genoß, so nahm das materielle und geistige Leben der Nation wieder einen gewissen Aufschwung. Der nationalen Entwickelung waren nicht mehr so hemmende Fesseln angelegt wie unter der spanischen Herrschaft; auch in J. gewannen die Ideen der Aufklärung an Boden, und die Teilung des Landes in mehrere Staaten wurde nicht als ein großes Übel empfunden.

Die französische Revolution entfesselte von neuem den Streit über die Vorherrschaft auf der Halbinsel. Da Sardinien sich der Koalition Europas gegen die französische Republik anschloß, rückten bereits im September 1792 französische Truppen in Savoyen ein. 1793 kündigte der Nationalkonvent Neapel den Krieg an, und 1794 drangen die Franzosen in Piemont und Genua ein. Sie wurden zwar 1795 von den Österreichern zur Räumung Italiens gezwungen, aber 1796 erhielt Bonaparte den Oberbefehl über die italienische Armee der Franzosen und faßte den Entschluß, das bisherige Staatensystem in J. aus den Angeln zu heben. Der König von Sardinien wurde zu einem Frieden genötigt, in dem er Nizza und Savoyen an Frankreich abtrat. Durch eine Reihe glänzender Siege machte sich der junge General zum Herrn Oberitaliens. Neapel erbat den Frieden; aus Mailand, Mantua, Modena, Massa, Carrara, Teilen von Parma und dem Kirchenstaat wurde die Zisalpinische Republik gebildet (1797). Der übrige Kirchenstaat wurde 1798 in eine Römische, Genua in eine Ligurische Republik verwandelt. Das venezianische Gebiet war schon 1797 von den Franzosen eingenommen und die aristokratische Regierung durch eine demokratische ersetzt worden. Der Friede von Campo Formio überließ Venedig bis zur Etsch an Österreich und schlug das übrige Gebiet zur Zisalpinischen Republik. Der König von Sardinien hatte 25. Okt. 1797 mit den Franzosen einen Allianzvertrag schließen müssen. Als aber infolge der zweiten Koalition Frankreich auch von Neapel der Krieg erklärt wurde, zwang das Direktorium den König von Sardinien, alle seine Länder auf dem Festland zu räumen. In Neapel bildete der General Championnet nach Vertreibung des Königs 1799 die Parthenopeische Republik, während Piemont und Toskana von den Franzosen militärisch verwaltet wurden. Zwar mußten die Franzosen nach mehreren Siegen der Heere der zweiten Koalition 1799 J. wieder räumen, aber Bonapartes Sieg bei Marengo 14. Juni 1800 machte sie abermals zu Herren Oberitaliens. Der Lüneviller Friede 1801 bestimmte, daß Österreich im Besitz von Venedig bleiben und der Herzog von Parma als König von Etrurien Toskana beherrschen sollte. Frankreich und Österreich verbürgten der Zisalpinischen und der Ligurischen Republik ihren Beistand. Jetzt mußte sich 28. März 1801 auch der König von Neapel zum Frieden von Florenz verstehen, in dem er Piombino und seinen Anteil an der Insel Elba an Frankreich verlor. Zugleich erhielten die Republiken Genua und Lucca neue demokratische Verfassungen, während die Zisalpinische Republik 1802 in eine Italienische Republik verwandelt und Bonaparte auf zehn Jahre zu ihrem Präsidenten gewählt wurde.

Nachdem Napoleon I. sich vom Papst hatte zum Kaiser krönen lassen, bildete er 1805 die Zisalpinische

Republik zu einem Königreich J. um, machte sich zu dessen König und seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vizekönig und gab dem Land eine der französischen ähnliche Verfassung. Dies Königreich vergrößerte er nach dem Preßburger Frieden von 1805 mit dem österreichischen Venedig, Dalmatien, Istrien, 1807 mit Ragusa, 1809 mit Teilen des Kirchenstaates. Unmittelbar mit Frankreich vereinigt waren Savoyen und Nizza; dazu kamen 1805 die Ligurische Republik, 1808 Parma, Piacenza und Etrurien und 1809 der Kirchenstaat; den Titel eines Königs von Rom verlieh der Kaiser 1811 seinem eben gebornen Sohn. Während durch den Wiener Frieden 1809 der größte Teil von Südtirol mit dem Königreich J. verbunden ward, wurden Istrien und Dalmatien davon wieder getrennt und mit Teilen Kroatiens, Krain ꝛc. zu einem eignen Staat unter dem Namen der Illyrischen Provinzen vereinigt. Die Fürstentümer Piombino, Lucca, Massa und Carrara sowie das Fürstentum Guastalla beherrschten seit 1805 und 1806 Napoleons Schwestern Elise Bacciochi und Pauline Borghese. Das Königreich Neapel regierte seit 31. März 1806 Napoleons Bruder, Joseph Bonaparte, an dessen Stelle 1808, als er zum König von Spanien erhoben wurde, des Kaisers Schwager, Joachim Murat, trat. Nur die Inseln Sardinien und Sizilien blieben unter dem Schutze der englischen Flotten ihren rechtmäßigen Königen. So willkürlich und gewaltsam auch die Schöpfungen Napoleons in J. waren, und so wenig dabei die nationalen Interessen in Betracht gezogen waren, so war die französische Herrschaft doch in mehrfacher Hinsicht segensreich. Wie in Deutschland, so räumte sie auch in J. mit scharfem Besen mittelalterliche Mißbräuche und überlebte Zustände hinweg. Auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet lernte die Nation sich freier zu bewegen, und wenn auch die Hoffnungen, die viele Patrioten für die Herstellung nationaler Einheit auf Napoleon gesetzt hatten, sich nicht erfüllten, so waren doch diese Bestrebungen aus langem Schlummer wieder erweckt worden.

Bei der Neugestaltung der Verhältnisse Italiens nach dem Sturze Napoleons hatte die Nation keine Stimme; sie wurde auf dem Wiener Kongreß entschieden. Als der hauptsächlichste Gesichtspunkt galt dabei die Wiederherstellung der Verhältnisse vor der Revolution; nur in den von Napoleon beseitigten Republiken erblickte man willkommene Entschädigungsobjekte für die verbündeten Mächte, und in Neapel behauptete sich Murat dadurch, daß er 1814 von Napoleon abgefallen war. Doch protestierten die bourbonischen Höfe gegen seine Herrschaft, und als er sich 1815 dem nach Frankreich zurückgekehrten Napoleon anschloß, wurde er in dessen zweiten Sturz verwickelt. Nun wurden überall die alten Dynastien hergestellt, einige trugen sogar erhebliche Vergrößerungen ihres Gebietes davon. Österreich erhielt zur Lombardei Venetien und Dalmatien; Genua fiel an den König von Sardinien, der auch in den Besitz von Savoyen und Nizza wieder eingesetzt wurde; das Haus Österreich-Este erlangte die Herrschaft über Modena, Mirandola, Reggio, Massa und Carrara zurück; der Kaiserin Marie Luise von Frankreich überließ man auf Lebenszeit Parma, Piacenza und Guastalla, während die bourbonische Infantin Maria zunächst mit Lucca entschädigt wurde. Auch der Kirchenstaat wurde wiederhergestellt, nur die am linken Ufer des Po gelegenen Besitzungen erhielt Österreich. Dem Erzherzog Ferdinand von Österreich fiel Toskana zu; in Neapel übernahm König Ferdinand IV. wieder die Regierung. Die Engländer erlangten durch den Besitz Maltas eine herrschende Stellung in den italienischen Meeren. Eine gewisse Selbständigkeit behielten der Fürst von Monaco und die Republik San Marino. Überall wurde die absolute Fürstengewalt wiederhergestellt, und da die zurückkehrenden Dynastien mit Mißtrauen und Abneigung von der Bevölkerung empfangen wurden, so suchten sie eine Stütze bei Österreich, das wieder die herrschende Macht in J. wurde.

Trotz des unter österreichischem Schutz in ganz J. durchgeführten Systems strengster polizeilicher Überwachung waren die auf Einheit und Freiheit der Nation gerichteten Bestrebungen nicht völlig zu unterdrücken. Sie beherrschten die geheimen Gesellschaften, die sich überall in J. bildeten, und unter denen die Vereinigung der Carbonari die verbreitetste und einflußreichste war, die selbst in den höchsten militärischen und Beamtenkreisen Mitglieder hatte. So fand 1820 die spanische Revolution mächtigen Nachhall in ganz J. und eine wohlgelungene Nachahmung in Neapel, wo ebenfalls das Militär der Herd der Unzufriedenheit war. König Ferdinand I. mußte sich zur Bewilligung einer Verfassung verstehen, die der spanischen von 1812 nachgebildet war; alsbald aber rief er die Hilfe der Heiligen Allianz an, und auf dem Kongreß zu Laibach wurde 1821 die Intervention Österreichs beschlossen, dessen Truppen die absolute Herrschaft des Königs mit leichter Mühe wieder herstellten. Gleichzeitig war auch in Sardinien eine Empörung ausgebrochen, die ebenfalls mit österreichischer Hilfe unterdrückt wurde. In der Lombardei hatte die österreichische Polizei allen Erhebungsversuchen vorgebeugt; die Grausamkeit aber, mit der alle Kompromittierten verfolgt und bestraft wurden, trug wesentlich dazu bei, den Haß des italienischen Volkes gegen Österreich zu verallgemeinern und zu vertiefen; und die sinnlose Reaktion, die unter dem Schutz österreichischer Bajonette in Neapel, Sardinien und Modena Platz griff, steigerte die Erbitterung gegen die Fremdherrschaft immer mehr.

Nach der Pariser Julirevolution 1830 erhoffte man in J. die Unterstützung der liberalen Ideen durch Frankreich, und im Kirchenstaat sowie in der Emilia kam es zu neuen Erhebungen. Binnen wenigen Monaten waren in den Legationen, in Umbrien, Parma und Modena die Regierungsbehörden vertrieben, und im März 1831 stellten die Abgeordneten der befreiten päpstlichen Lande die Verfassung der »Vereinigten Provinzen von J.« fest. Aber mit seinen eignen und österreichischen Truppen schlug der Herzog von Modena die Bürgergarden in die Flucht und zog 9. März wieder in seiner Residenz ein. Die Österreicher besetzten Ferrara, Parma und Bologna und besiegten 25. März die Italiener bei Rimini, so daß die provisorische Regierung abdankte. Die Ruhe schien hergestellt zu sein, aber die törichte Strenge des Herzogs von Modena und des Papstes machte 1832 eine nochmalige Intervention Österreichs nötig. Die Mächte versuchten nicht, dies Einschreiten zu hindern; Ludwig Philipp begnügte sich, als die Österreicher abermals in Bologna eingerückt waren, damit, Ancona zu besetzen. Es hatte sich gezeigt, daß die italienischen Staaten ohne österreichische Hilfe nicht bestehen konnten, und so verstand es sich von selbst, daß ihre innere und äußere Politik ganz von Österreich abhängig war. Auch in den nächsten anderthalb Jahrzehnten fehlte es an immer neuen Verschwörungen nicht; aber diese wurden sämtlich vereitelt, mochten sie nun in J. selbst

oder im Ausland organisiert sein, wo Mazzini 1832 einen großen Teil der Emigranten in der geheimen Verbindung des Jungen Italien vereinigt hatte. Der Druck, der auf dem Lande lastete, wurde durch die Reaktion gegen diese Verschwörungen nur um so härter.

Erst als nach dem Tode Gregors XVI. 1846 Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg, schien eine Wendung einzutreten. Der neue Papst, im Gegensatz gegen den österreichischen Einfluß gewählt, galt als der nationalen Sache nicht abgeneigt und erkannte an, daß die Zustände Italiens reformbedürftig seien. Anfang 1847 wurde ein milderes Zensurgesetz gegeben, und eine freilich nach patriarchalischen Vorstellungen zusammengesetzte Consulta di Stato sollte der Regierung zur Seite stehen. Diese schwachen Anfänge einer Reform machten den Papst in ganz J. populär und regten überall zu Forderungen gleicher Art an. Ein Aufstand in Palermo (im Januar 1848) nötigte den König von Neapel, seinem Reich eine Verfassung zu geben, was doch nicht hinderte, daß sich Sizilien im April von Neapel losriß. Im März stand die Lombardei auf, die Herzogtümer Mittelitaliens folgten der allgemeinen Bewegung, und Karl Albert von Sardinien wurde durch die Furcht vor einer republikanischen Erhebung bewogen, seinem Königreich eine Verfassung zu verleihen und 24. März 1848 den Lombarden Hilfe gegen Österreich zu versprechen. Hiermit schwang sich Karl Albert an die Spitze der italienischen Unabhängigkeits- und Einheitspartei und ward als das »Schwert Italiens« (spada d'Italia) mit stürmischer Begeisterung begrüßt. Da die Österreicher sich hinter den Mincio zurückgezogen hatten, so besetzte die sardinische Armee 26. März Mailand; in Venedig wurde nach der Kapitulation der Österreicher (22. März) eine republikanische Regierung errichtet. Indes waren die durch Freischaren verstärkten Truppen Karl Alberts dem österreichischen, von Radetzky befehligten Heer doch nicht gewachsen. Anfangs war der Verlauf des Krieges zwar den Piemontesen nicht ungünstig, aber sie vermochten die Stellung der Österreicher in dem Festungsviereck am Mincio nicht zu durchbrechen. Nachdem Radetzky Verstärkungen an sich gezogen hatte, siegte er bei Curtatone (29. Mai), Vicenza (10. Juni) und Custoza (25. Juli) und zwang Karl Albert zur Räumung der Lombardei und zum Waffenstillstand (9. Aug.).

Auch ein zweiter Waffengang, den der König, durch die Wirren in Österreich, insbes. den ungarischen Aufstand ermutigt, 1849 unternahm, verlief durchaus unglücklich, und die Piemontesen wurden zuerst 21. März bei Mortara, dann 23. März bei Novara so entscheidend geschlagen, daß Karl Albert, um einen erträglichen Frieden zu ermöglichen, zugunsten seines Sohnes Viktor Emanuel II. abdankte. Vor der von Österreich beabsichtigten Vernichtung schützten die Westmächte Sardinien, und Österreich mußte auf alle Territorialveränderungen verzichten. Piemont aber entwickelte in den Formen eines konstitutionellen Staatswesens in den nächsten Jahren seine Wehrkraft und wurde bald die einzige Hoffnung der italienischen Patrioten. Denn inzwischen war die nationale und freiheitliche Bewegung überall in J. unterdrückt worden. Venedig war 22. Aug. 1849 in den Besitz Österreichs zurückgekehrt; die Mittelstaaten nahmen ihre Souveräne wieder auf; in Neapel und Sizilien war der Absolutismus hergestellt. In Rom leitete Garibaldi die Republik und schlug einen Versuch der Neapolitaner, den Papst wieder auf den Thron zu setzen, zurück. Hier schritt, da die Österreicher sich mit der Besetzung der Romagna begnügten, der französische Prinz-Präsident Napoleon, der für seine dynastischen Pläne der Gunst des Klerus bedurfte, ein. Ein französisches Expeditionskorps landete in Civitavecchia und zwang Rom nach tapferer Verteidigung 3. Juli 1849 zur Unterwerfung. Das Drängen der französischen Regierung auf die Einführung von Reformen wies der wieder in seine Herrschaft eingesetzte Papst zurück; und im Kirchenstaat wurde wie in Mittel- und Unteritalien nach Österreichs Wunsch der straffste Absolutismus hergestellt.

Die Einigung Italiens zu einem Königreich.

So wurden hier seit 1850 wiederum die nationalen und freiheitlichen Bestrebungen durch die strengste Gewaltherrschaft niedergehalten; aber die harte Schule, durch die J. zu gehen hatte, hatte wenigstens das Gute zur Folge, daß der Hader der Parteien um föderative oder einheitliche Entwickelung, um Monarchie oder Republik mehr und mehr zurücktrat, und daß der Gedanke einer Einigung unter Führung Sardiniens in demselben Maß an Boden gewann. Auf diesen Staat, dessen freisinnige Verfassung eine einsichtige Wirtschaftspolitik ermöglichte, der sich vom klerikalen Einfluß zu emanzipieren wußte, und dessen Wehrkraft zu Lande und zur See sorgsam ausgebildet und verstärkt wurde, setzten bald alle Patrioten Italiens ihre Hoffnung. Und an der Spitze dieses Staates stand, fest entschlossen, diese Hoffnungen zu erfüllen, als leitender Minister seit November 1852 der größte Staatsmann, den J. in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht hat, der Graf Camillo Cavour. Mit bewundernswerter Meisterschaft löste er die Aufgaben, die der auswärtigen Politik Italiens gestellt waren. Durch die Beteiligung Sardiniens am Krimkriege (1854—55) erwarb er sich Anspruch auf die Dankbarkeit der Westmächte und erhielt die Gelegenheit, 1856 auf dem Pariser Friedenskongreß vor ganz Europa seine Stimme zugunsten Italiens zu erheben. Dann gelang es ihm, Frankreich für den Gedanken der Verdrängung Österreichs aus der Halbinsel zu gewinnen. Im Bad Plombières traf Cavour im Juli 1858 mit Kaiser Napoleon III. zusammen und wurde ein Bündnis Frankreichs und Sardiniens vereinbart. Oberitalien sollte an Sardinien fallen, Savoyen und Nizza dafür an Frankreich abgetreten werden; im übrigen wurde ein italienischer Bund unter dem Ehrenvorsitz des Papstes in Aussicht genommen; die Vermählung der Tochter Viktor Emanuels mit dem Prinzen Jérôme Napoléon sollte das Bündnis besiegeln.

Die Ansprache, die Napoleon III. 1. Jan. 1859 an den österreichischen Gesandten Baron Hübner richtete, veranlaßte Österreich zu militärischen Rüstungen. Nachdem die Friedensvermittelung Englands und der Antrag Rußlands auf die Berufung eines europäischen Kongresses gescheitert waren, ließ sich der Kaiser von Österreich durch das Drängen der Militärpartei und des Kardinal-Erzbischofs von Wien verleiten, seinerseits den entscheidenden Schritt zum Kriege zu tun. Er stellte 23. April in Turin das Ultimatum, binnen drei Tagen zu entwaffnen oder des Angriffs gewärtig zu sein. Da die Antwort ablehnend lautete, so erfolgte 29. April der Einmarsch der Österreicher unter Gyulay in Sardinien (italienischer Krieg von 1859). Sie setzten sich in der Lomellina fest, blieben aber hier, den Angriff der Feinde erwartend und den Zeitpunkt für eine erfolgreiche Offensive versäumend, tatenlos stehen. Währenddessen brachte Viktor Emanuel sein Heer auf 80,000 Mann und

vereinigte die aus ganz J. zuströmenden Freiwilligen unter dem Befehl Garibaldis. Die Franzosen überschritten teils 25. April die Pässe der Westalpen, teils landeten sie 26. April in Genua und vereinigten sich mit den Sardiniern. Eine Rekognoszierung, auf der Gyulay 20. Mai bei Montebello auf überlegene französische Streitkräfte stieß, verleitete ihn zu der Meinung, daß er von Süden her den Hauptangriff zu erwarten habe. Aber Napoleon umging den rechten Flügel der Österreicher, während Garibaldi mit seinen Freischaren längs der Berge sich bereits Monza und Mailand genähert hatte, und nötigte durch die Schlacht von Magenta (4. Juni) die Österreicher zum Rückzug an die Minciolinie unter den Schutz des Festungsvierecks; die Verbündeten zogen 8. Juni in Mailand ein. In Mittelitalien war schon 27. April der Großherzog von Toskana durch eine Militärverschwörung zur Abreise genötigt worden, und Viktor Emanuel hatte darauf das Protektorat über das Land angenommen. Nach der Schlacht von Magenta flohen auch die Herzogin von Parma und der Herzog von Modena. In der Romagna ward nach dem Abzug der Österreicher die Diktatur Viktor Emanuels ausgerufen, während in den Marken und in Umbrien die Erhebungen gegen die päpstliche Regierung mit Waffengewalt unterdrückt wurden. Inzwischen hatte der Kaiser von Österreich das Kommando über seine Truppen selbst übernommen und befahl 23. Juni den Vormarsch gegen die Verbündeten. In der Entscheidungsschlacht bei Solferino (24. Juni) durchbrachen die Franzosen trotz heldenmütigster Gegenwehr das Zentrum der Österreicher, und diese mußten, obwohl die Angriffe der Sardinier auf Benedek bei San Martino scheiterten, den Rückzug antreten, worauf 8. Juli ein Waffenstillstand und 11. Juli in Villafranca bei einer Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz Joseph und Napoleon die Friedenspräliminarien abgeschlossen wurden. Österreich trat darin die Lombardei ab, während Napoleon auf die »Befreiung Italiens bis zur Adria« (vgl. »Frei bis zur Adria!«) verzichtete, weil er bei Fortsetzung des Krieges ein Eingreifen Preußens befürchten mußte. Die Fürsten von Toskana und Modena sollten in ihre Staaten zurückkehren; Österreich versprach für Venetien in einen italienischen Bund einzutreten. Der endgültige Friede ward auf dieser Grundlage 10. Nov. 1859 in Zürich unterzeichnet.

Abgesehen von dem Verbleiben Venetiens bei Österreich hatten indes die Friedensbestimmungen das Schicksal, daß sie schon vor ihrer Unterzeichnung hinfällig waren. In Florenz, Parma, Modena und in der Romagna wurde die Absetzung der frühern Dynastien ausgesprochen und die Vereinigung mit Sardinien beschlossen. Als Frankreich nun einen Kongreß zur Regelung der italienischen Angelegenheiten vorschlug, machte Österreich seine Teilnahme von der Zustimmung des Papstes abhängig, die dieser, wie jedes Zugeständnis an die nationalen und freiheitlichen Wünsche Italiens, verweigerte. Napoleon beschloß daher, die italienischen Dinge selbständig zu ordnen. Er verlangte von Sardinien die Abtretung von Nizza und Savoyen und die allgemeine Abstimmung in den mittelitalienischen Staaten. Darauf wurde 11. und 12. März 1860 in Toskana, Parma, Modena und der Romagna durch Volksabstimmung die Einverleibung in das Reich Viktor Emanuels beschlossen, die der König 18. und 22. März annahm; 24. März wurde der Vertrag über die Abtretung von Savoyen und Nizza unterzeichnet. Der Bann des Papstes vom 26. März wider alle, die an dem Eingriff in seine Staaten Anteil hatten, blieb unbeachtet. Die Aktionspartei richtete ihr Augenmerk nunmehr auf das Königreich beider Sizilien, wo das von dem jungen König Franz II. beibehaltene absolutistische System allgemein verhaßt war. Anfang April 1860 brach ein Aufstand in Sizilien aus; in Palermo und Messina stellten zwar die Truppen die Ruhe her, aber in den Gebirgen gärte die Bewegung fort. Garibaldi, der sich 6. Mai in Genua mit 1067 Freiwilligen und 4 Geschützen eingeschifft hatte, landete 11. Mai in Marsala, sammelte die Insurgenten um sich und zwang 6. Juni die Besatzung von Palermo zur Kapitulation. Als Franz II., der im Mai jede Änderung des Systems und ein Bündnis mit Sardinien schroff abgelehnt hatte, im Juni dazu bereit war, war es zu spät. Nachdem Garibaldi Sizilien in seine Gewalt gebracht hatte, landete er in der Nacht zum 20. Aug. mit 4300 Mann in Kalabrien. Die königlichen Truppen lösten sich fast überall auf, und hilflos entfloh Franz II. aus Neapel nach Gaëta, wo er den Rest seiner Getreuen sammelte. Am 7. Sept. zog Garibaldi unter dem Jubel der Bevölkerung in Neapel ein. Nun war ernste Gefahr vorhanden, daß er sich gegen den Kirchenstaat wenden und die Befreiung Roms von der päpstlichen Herrschaft versuchen werde. Um dies zu verhindern, verständigte sich Napoleon mit Cavour dahin, daß sardinische Truppen die Marken und Umbrien besetzen und durch sie nach Neapel vordringen sollten, um hier statt der Diktatur Garibaldis ein geordnetes, monarchisches Regiment zu errichten, während Rom und das sogen. Patrimonium Petri, das die Franzosen besetzt halten würden, unangetastet bleiben sollte. Kaum waren Anfang 1860 zwei sardinische Korps unter Cialdini an den Grenzen des Kirchenstaates erschienen, als in Umbrien und den Marken der Aufstand ausbrach. Das päpstliche Heer unter General Lamoricière wurde 18. Sept. bei Castelfidardo zersprengt, und Ancona, wohin er sich flüchtete, mußte sich 29. Sept. ergeben. Danach ging die Besetzung von Neapel rasch von statten. Nachdem eine allgemeine Volksabstimmung sich 21. Okt. für die Verbindung des Königreichs beider Sizilien mit Sardinien ausgesprochen hatte, und nachdem 4. und 5. Nov. die Abstimmung in den Marken und Umbrien in demselben Sinn ausgefallen war, hielt Viktor Emanuel 7. Nov. in Neapel seinen Einzug. Die Festung Gaëta, die allein noch Widerstand leistete, mußte 13. Febr. 1861 kapitulieren. So war durch eine Reihe von ungeheuern Erfolgen die Einheit Italiens bis auf Rom und Venedig vollendet. Am 18. Febr. versammelte sich das erste italienische Parlament in Turin; und auf seinen fast einstimmigen Beschluß nahm Viktor Emanuel 14. März den Titel eines Königs von J. an.

Eine Schwierigkeit bot die Wahl der Hauptstadt des geeinigten Reiches. Rom war in der Hand der Franzosen, und Napoleon konnte und wollte den Papst nicht preisgeben. Die italienische Regierung mußte auf ihn um so mehr Rücksicht nehmen, als von den europäischen Mächten bisher allein England das neue Königreich anerkannt hatte. Cavour mahnte daher 26. März in der Kammer zu Geduld und Mäßigung und sprach die Hoffnung auf eine friedliche Lösung der römischen Frage aus, indem der römischen Kirche gegen den Verzicht auf die weltliche Herrschaft vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit vom Staat in allen geistlichen Dingen zugestanden würde (Chiesa libera in libero Stato), eine Hoffnung, die bei der Unversöhnlichkeit der Kurie kaum begründet war. Nicht lange nachher, 6. Juni 1861, starb Cavour. Sein Verlust

war für J. unersetzlich; aber wenigstens die Aufrechterhaltung der nationalen Einheit und der Ordnung wußten seine Nachfolger, die Ministerpräsidenten Rattazzi, Ricasoli, Minghetti, Menabrea, Lanza u. a., zu sichern, wie verschiedenen Parteirichtungen sie auch angehören mochten. Als Garibaldi 1862 die römische Frage mit Gewalt zu lösen suchte, trat ihm die Regierung rasch und entschlossen entgegen, und seine Freischaren wurden 29. Aug. bei Aspromonte zersprengt, Garibaldi selbst verwundet und gefangen. Um Frankreichs Mißtrauen zu beschwichtigen, willigte J. 15. Sept. 1864 in einen Vertrag (Septemberkonvention), der die römische Frage regeln sollte. Frankreich verpflichtete sich, binnen zwei Jahren Rom zu räumen, wogegen J. versprach, das päpstliche Gebiet nicht anzutasten und gegen Angriffe von außen zu schützen. Zugleich wurde bestimmt, daß die italienische Regierung ihren Sitz binnen 6 Monaten von Turin nach Florenz verlegen solle; und diese Bestimmung wurde 3. Febr. 1865 ausgeführt.

Napoleon III. hatte der italienischen Regierung für diese Nachgiebigkeit in der römischen Frage die Anerkennung des Königreichs J. durch Österreich in Aussicht gestellt. Der italienische Ministerpräsident Lamarmora wollte indessen nur bei gleichzeitiger Abtretung Venetiens einen Ausgleich mit Österreich abschließen; er hoffte, daß Österreich sich gegen eine hohe Geldentschädigung dazu verstehen werde. Da dies indessen 1865 in Wien abgelehnt wurde, knüpfte er Verhandlungen mit Preußen an, dessen Verhältnis zu Österreich wegen der schleswig-holsteinschen Frage äußerst gespannt war. Im März 1866 wurde der General Govone nach Berlin gesandt, und 8. April kam das Bündnis zwischen J. und Preußen zustande, durch das J., wenn Preußen binnen 3 Monaten an Österreich den Krieg erklären würde, seine Waffenhilfe versprach. Am 14. Juni brach der Krieg zwischen Preußen und Österreich aus; am 20. Juni sandte J. die Kriegserklärung ab (italienischer Krieg von 1866). Die italienische Feldarmee zählte ungefähr 230,000 Mann, wozu etwa 35,000 Freiwillige unter Garibaldi kamen; an Ersatz- und Garnisontruppen waren etwa 150,000 Mann vorhanden; die Oberleitung führte, unter dem König, Lamarmora. Dieser verwarf den von Preußen empfohlenen Feldzugsplan einer kühnen Offensive ins Innere Österreichs und beschloß, mit 12 Divisionen den Mincio zu überschreiten und durch das Festungsviereck vorzudringen, während Cialdini mit 8 Divisionen über den untern Po gehen sollte. Aber der Erzherzog Albrecht benutzte die Teilung der feindlichen Macht auf das geschickteste und brachte 24. Juni dem italienischen Hauptheer bei Custoza eine schwere Niederlage bei. Währenddessen fiel in Böhmen 3. Juli bei Königgrätz die Entscheidung. Unmittelbar darauf trat Österreich Venetien an Napoleon III. ab und rief dessen Vermittelung für einen Frieden mit J. an. Allein das italienische Ministerium unter Ricasoli weigerte sich, seinen Verpflichtungen gegen Preußen untreu zu werden. Die militärischen Operationen wurden wieder aufgenommen, Cialdini ging 8. Juli über den Po und besetzte Venetien bis auf die Festungen, da die Österreicher das Land fast ohne Schwertstreich räumten. Schon dachten die Italiener an die Eroberung auch von Welschtirol und Istrien und rückten in diese Länder ein; und selbst die Niederlage, die der österreichische Admiral Tegethoff 20. Juli der italienischen Flotte unter Persano bei Lissa beibrachte, dämpfte die italienische Eroberungslust nicht. Als aber Österreich nach dem Präliminarfrieden zu Nikolsburg sein Heer gegen J. in Bewegung setzte, schloß auf Bismarcks Rat die italienische Regierung 11. Aug. einen Waffenstillstand und zog ihre Truppen aus Tirol und Istrien zurück. Der definitive Friede kam zu Wien 3. Okt. zustande: gegen die Abtretung des Lombardisch-Venezianischen Königreichs innerhalb seiner bisherigen Grenze übernahm J. 35 Mill. Gulden von der österreichischen Staatsschuld. Nachdem 21. und 22. Okt. eine Volksabstimmung die Annexion beschlossen hatte, hielt Viktor Emanuel 7. Nov. 1866 seinen Einzug in das befreite Venedig.

Nunmehr drängte die ungeduldige Aktionspartei zur Lösung der römischen Frage. Der Septemberkonvention gemäß hatten, nachdem eine päpstliche Armee, zumeist aus Freiwilligen, gebildet worden war, die Franzosen den Kirchenstaat geräumt. Zum erstenmal seit Jahrhunderten war der Boden Italiens frei von fremden Truppen. Die italienische Regierung begann nun von neuem Verhandlungen mit der Kurie über eine friedliche Verständigung, die jedoch von dieser schroff zurückgewiesen wurde. Die Radikalen aber drängten zum Handeln. Garibaldi sammelte eine Freischar, überschritt 22. Okt. 1867 die Grenze des Kirchenstaates und rückte gegen Rom. Aber mit Unterstützung eines in Civitavecchia gelandeten Korps von 6000 Franzosen siegten die päpstlichen Truppen 3. Nov. bei Mentana über Garibaldi, dessen Freischar gänzlich auseinandergesprengt wurde. Der Kirchenstaat ward nun wieder von den Franzosen besetzt Die wenig verhüllte Begünstigung, die der damalige Ministerpräsident Rattazzi Garibaldi hatte zuteil werden lassen, brachte J. gegenüber Frankreich, das sich über die Verletzung der Septemberkonvention beschwerte, in eine höchst demütigende Lage. Die Zerrüttung der Finanzen, das ungeheure Defizit, die Eifersucht der Parteihäupter, die Indolenz eines großen Teiles des Volkes erschwerten eine rasche Erstarkung des neugeschaffenen Staates. Die altpiemontesische Partei, die sogen. Consorteria, die zur Durchführung der notwendigen Reformen am meisten tüchtig gewesen wäre, war im übrigen J. durchaus unpopulär, und die von ihr ausgeführten Maßregeln, wie die Einziehung der Klöster, Ersparungen im Kriegsetat ꝛc., konnten nicht alle Übelstände beseitigen.

Wiederum kam das Glück den Italienern zu Hilfe. Als 1870 der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, war Viktor Emanuel geneigt, den Dank, den er Napoleon III. und Frankreich zu schulden glaubte, damit abzuzahlen, daß er ihnen gegen Deutschland Beistand leistete. Dies verhinderte das Ministerium Lanza-Sella, da die französische Regierung trotz ihrer Niederlagen im August und obwohl sie das Besatzungskorps aus dem Kirchenstaat zurückzog, sich weigerte, ihre Zustimmung zur Besetzung Roms zu erteilen. Aber die Katastrophe von Sedan änderte die gesamte europäische Lage und befreite J. von seinen moralischen Verpflichtungen gegen das französische Kaisertum. Schon 8. Sept. rückten die italienischen Truppen in den Kirchenstaat ein. Der Papst lehnte alle Versöhnungsvorschläge ab und befahl, um die äußere Gewalt zu konstatieren, Rom zu verteidigen. Erst nachdem Bresche geschossen war, zog die italienische Armee 20. Sept. in das jubelnde Rom ein. Die Volksabstimmung im Kirchenstaat 2. Okt. ergab, daß von 167,000 Stimmberechtigten 133,681 mit Ja, 1507 mit Nein stimmten; hierauf verkündete ein königliches Dekret vom 8. Okt. die Einverleibung Roms in J. Der Papst Pius IX., der am 20. Okt.

das Vatikanische Konzil vertagt hatte, auf dem die päpstliche Unfehlbarkeit verkündet worden war, sprach 1. Nov. über alle Urheber und Teilnehmer der Besetzung Roms den Bann aus. Dessenungeachtet suchte die italienische Regierung der katholischen Welt den Beweis zu liefern, daß ihr Oberhaupt in Rom ganz unabhängig sein werde. Die im Mai 1871 veröffentlichten sogen. Garantiegesetze erklärten die Person des Papstes für unverletzlich, gleich der des Königs. Sie beließen dem Papst seine Leibgarde und seine Residenzen, die volle Immunität genießen und auch zur Zeit eines Konklaves der bürgerlichen Obrigkeit unzugänglich sein sollten. Dem Verkehr des Papstes mit dem In- und Ausland ward volle Sicherheit und Freiheit verbürgt und jede staatliche Kontrolle darüber ausgeschlossen. Die päpstlichen Gesandten und die der fremden Staaten beim Papst sollten die Bürgschaften des Völkerrechts genießen. Der König verzichtete auf seine Patronatsrechte bei Ernennung der Bischöfe. Eine jährliche Dotation von 3,225,000 Lire wurden dem Papst von seiten des Staats ausgeworfen. Pius IX. erklärte aber 15. Mai feierlich, keine Garantie von der »subalpinischen« Regierung annehmen zu wollen, und spielte die Rolle des Gefangenen im Vatikan. Volk und Regierung Italiens ließen sich dadurch nicht beirren. Nachdem 26. Jan. 1871 von der Kammer die Verlegung des Regierungssitzes nach Rom beschlossen worden war, hielt Viktor Emanuel 2. Juli seinen Einzug daselbst, und durch die Verlegung ihrer Gesandtschaften nach Rom sprachen die meisten auswärtigen Mächte die Anerkennung des Geschehenen aus.

Italien als geeintes Königreich.

Am 27. Nov. 1871 wurde das Parlament auf dem Monte Citorio in Rom eröffnet durch eine Thronrede des Königs, die das Werk seines Lebens, die Einheit Italiens, für vollendet, für die Zukunft aber die Organisation der Freiheit und Ordnung als die höchste Aufgabe der Nation erklärte. Vor allem galt es, die Finanzen des Staates zu regeln. Da man der Herstellung der nationalen Einheit bisher alle andern Rücksichten untergeordnet und für die Errichtung einer starken Land- und Seemacht große Opfer gebracht hatte, so waren die Staatsschulden auf 8 Milliarden, ja mit Einrechnung der Schatzscheine und der Banknoten mit Zwangskurs auf 10 Milliarden gestiegen, die jährlich 460 Mill. an Zinsen erforderten; das Defizit betrug 1872: 80 Mill., obwohl die wirtschaftliche Entwickelung des Landes seit 1861 einen ungeheuern Aufschwung genommen und die ordentlichen Einnahmen sich von 458 auf 1056 Mill. vermehrt hatten. Um die Ausgaben für das Heer zu bestreiten, schlug der Finanzminister Sella 1873 den Kammern eine Reihe von Steuergesetzen vor, deren Beratung jedoch die Kammer der Deputierten verweigerte. Daher traten Lanza und Sella zurück, und Minghetti, der am 16. Juli 1873 den Vorsitz im Ministerium und die Finanzen übernahm, gelang es infolge von Ersparnissen, verbunden mit der natürlichen Vermehrung der Einnahmen, das Defizit 1875 aus dem Budget zu beseitigen. Da Frankreich sich noch immer weigerte, die Annexion des Kirchenstaates anzuerkennen und seine Gesandtschaft bei der italienischen Regierung unbesetzt ließ, während dem Botschafter beim Vatikan ein Militärattaché beigegeben wurde und eine französische Fregatte im Hafen von Civitavecchia zur Verfügung des Papstes lag, suchte J. bei den Ostmächten eine Stütze. Im September 1873 trat der König in Begleitung Minghettis und des auswärtigen Ministers Visconti-Venosta eine Reise nach Wien und Berlin an, durch die Italiens Anschluß an das Dreikaiserbündnis angebahnt wurde. Nun berief die Regierung im Oktober ihren Gesandten zeitweilig von Paris ab und führte das Gesetz, das die Aufhebung fast aller Klöster und den Verkauf ihrer Güter anordnete, auch in Rom streng durch. Im April 1875 erwiderte Kaiser Franz Joseph in Venedig, im Oktober Kaiser Wilhelm in Mailand die Besuche des Königs.

Indes trotz dieser Erfolge wurde das Ministerium Minghetti im März 1876 dadurch gestürzt, daß ein Teil der bisherigen Mehrheit, das linke Zentrum und die sogen. Toskaner oder Liberisten, zur Opposition überging. Hiermit erreichte die Herrschaft der Consorteria ihr Ende, die 1860—76 die Regierung in Händen gehabt und die Einheit des Königreichs geschaffen sowie die Finanzen geregelt hatte. Das neue Kabinett wurde von den Führern der Linken unter dem Vorsitz von Depretis gebildet; es erlangte bei den Wahlen 5. Nov. 1876 eine Mehrheit von fast 300 Stimmen. Als seine Hauptaufgaben bezeichnete es die Abschaffung der drückenden Mahlsteuer und die Ausdehnung des Wahlrechts. Aber sobald die Regierung mit positiven Gesetzesvorschlägen vor die Kammer trat, stieß sie bei ihrer eignen Partei auf Widerstand, und die ministerielle Mehrheit zersplitterte sich durch den Ehrgeiz und die Eifersucht ihrer Führer in mehrere Gruppen. Daher verzögerten sich die versprochenen Reformen; die durchgebrachten Gesetze über den obligatorischen Elementarunterricht und über den Ausschluß aller Geistlichen und zahlreicher Beamtenklassen von der Deputiertenkammer befriedigten nur wenig. Infolgedessen fanden wiederholt Ministerkrisen und ein häufiger Ministerwechsel statt. Viktor Emanuel verhielt sich streng konstitutionell und fügte sich der Mehrheit der Kammer; nach seinem Tode (9. Jan. 1878) befolgte sein Sohn und Nachfolger, König Humbert (Umberto), die gleichen politischen Grundsätze. 1879 schien endlich ein dauerhaftes Ministerium durch die Vereinigung von Cairoli, der den Vorsitz übernahm, und Depretis, der das Innere erhielt, gebildet zu sein. Dieses erlangte 1880 vom Senat die Zustimmung zur schrittweisen Abschaffung der Mahlsteuer und nahm die Wahlreform sowie die allmähliche Beseitigung des Zwangskurses in Angriff. Im Februar 1881 wurde der Gesetzentwurf über den Notenumlauf von der Kammer genehmigt; er bestimmte, daß die Noten der verschiedenen staatlichen Banken (1860 Mill.) eingezogen und teils durch 640 Mill. Gold- und Silbergeld, teils durch Staatspapiergeld ersetzt werden sollten, das stets in Gold einzulösen sei. Nachdem eine Anleihe von 644 Mill. aufgenommen worden war, begann man 1883 mit der Ausführung des Gesetzes. Die italienische Rente, die 1870 auf 30 herabgesunken war, stieg infolgedessen fast auf pari, die Handelsbilanz besserte sich sehr wesentlich, und das Defizit schien aus dem Staatshaushalt verschwunden zu sein. Die Beratung der Wahlreform wurde jedoch durch ein unerwartetes Ereignis in der auswärtigen Politik unterbrochen.

Unter dem Einfluß ihrer radikalen Ansichten hatten Cairoli und Depretis die engen Beziehungen zu den drei Kaisermächten gelöst, in der Hoffnung, durch eine Politik der freien Hand am leichtesten von den Umständen Vorteil zu ziehen und J. eine neue Gebietsvergrößerung verschaffen zu können. Gegen die lebhafte Agitation der irredentistischen Partei unterließen sie es einzuschreiten und verschlechterten so

zusehends das Verhältnis Italiens insbes. zu Österreich. Dagegen setzten sie auf die Freundschaft Frankreichs, wo jetzt gleichfalls die Radikalen herrschten, ein festes Vertrauen. Dieses wurde bitter getäuscht. 1881 bemächtigte sich die französische Republik ganz plötzlich der Herrschaft in Tunis, das durch seine Lage und durch zahlreiche Einwanderung von Italienern zu der Interessensphäre Italiens gehörte. Infolgedessen wurde Cairoli im Mai 1881 zum Rücktritt genötigt, und Depretis übernahm den Vorsitz im Kabinett. Dieser brachte 1882 ein Wahlgesetz durch, das allen 21 Jahre alten Italienern, die ihre Kenntnis des Lesens und Schreibens nachwiesen und etwa 20 Lire jährlich an Staats- und Provinzialsteuern zahlten, das Stimmrecht verlieh; die Zahl der Wähler wurde hierdurch von 632,000 auf 2,600,000 erhöht. Die nach diesem Gesetz vorgenommenen Wahlen (29. Okt. 1882) ergaben eine bedeutende ministerielle Mehrheit, aber innerhalb der Partei der Linken machten sich nach wie vor persönliche Bestrebungen geltend. Im Mai 1883 griffen die Dissidenten die Regierung heftig an, wodurch Depretis bewogen wurde, die Freunde der Opposition in seinem Kabinett, Zanardelli und Baccarini, zum Ausscheiden zu bewegen und durch gemäßigte Liberale zu ersetzen. Die ausgeschiedenen Minister mit ihren Anhängern vereinigten sich nun mit denen Crispis, Cairolis und Nicoteras zu der sogen. Pentarchie, die sich von der ministeriellen Mehrheit trennte.

Inzwischen hatte sich der Minister des Äußern, Mancini, Deutschland und Österreich wieder genähert und dadurch Italiens Stellung in Europa befestigt. Zugleich hatte er, dem Zuge der Zeit folgend, eine aktive Kolonialpolitik eingeleitet, indem er Assab am Roten Meer und 1885 auch den Hafen und das Gebiet von Massaua in Besitz nehmen ließ. Dadurch aber wurden nicht nur die Finanzen des Landes aufs neue erheblich belastet, so daß das Budget von 1886 wieder einen Fehlbetrag von 20 Mill. aufwies, sondern J. geriet auch in ernste Verwickelungen mit Abessinien. Mancini hatte schon im Juni 1885 vor den Angriffen der Opposition weichen müssen; sein Nachfolger im Auswärtigen Amt, Graf Robilant, wurde, nachdem die Italiener 26. Jan. 1887 durch einen Überfall der Abessinier bei Dogali einen empfindlichen Verlust erlitten hatten, ebenso heftig angegriffen und trat gleichfalls zurück. Da alle Versuche, ihn zu ersetzen, mißlangen, sah sich Depretis genötigt, das Kabinett neu zu bilden, indem er zwei Häupter der Pentarchie, Zanardelli und Crispi, darin aufnahm (April 1887). Die erforderlichen Truppen und Gelder für die Verstärkung der Stellung in Massaua wurden nun bewilligt und die Bildung einer besondern Kolonialtruppe beschlossen.

Noch vorher hatte Graf Robilant im März 1887 ein förmliches Bündnis mit Deutschland und Österreich abgeschlossen, durch das J. dem Dreibund beitrat und sich so Sicherung nicht nur gegen das Übelwollen Frankreichs, sondern auch gegen die nicht endenden Agitationen der römischen Kurie und ihrer Anhänger in den katholischen Staaten Europas verschaffte. Die freundschaftlichen Beziehungen zu den Bundesgenossen, insbes. zum Deutschen Reich, knüpfte Crispi, der nach dem Tode Depretis' (29. Juli 1887) zum Portefeuille des Innern auch den Vorsitz und das Auswärtige übernahm, noch fester, wozu der Besuch des Kaisers Wilhelm II. in J. (Oktober 1888) und der des Königs Humbert in Berlin (Mai 1889) nicht wenig beitrugen. Auch die Lage der Truppen in Massaua besserte sich 1889. Der Negus Johannes von Abessinien fiel in einem Kampfe mit den Derwischen, und sein Nachfolger, Menelek von Schoa, schloß mit J. ein Bündnis. Nun konnten die hochgelegenen Landstriche westlich von Massaua besetzt werden und im Januar 1890 die Organisation der afrikanischen Niederlassung erfolgen, welche die amtliche Bezeichnung Colonia Eritrea erhielt.

Die Hauptschwierigkeiten, mit denen die italienische Regierung zu kämpfen hatte, lagen aber nach wie vor auf dem Gebiete der Finanzen. Für den Anschluß Italiens an den Dreibund rächte sich Frankreich durch handelspolitische Maßregeln; der zwischen J. und der französischen Republik abgeschlossene Handelsvertrag, der am 1. Mai 1888 abgelaufen war, wurde nicht erneuert, und es entspann sich zwischen beiden Ländern ein heftiger Zollkrieg, der die wirtschaftlichen Interessen Italiens schwer schädigte. Zwar näherte sich J. nun handelspolitisch den Mächten des Dreibundes, aber die Anfang 1892 mit Deutschland und Österreich, etwas später auch mit der Schweiz abgeschlossenen Handelsverträge konnten erst ganz allmählich ihre Wirkung ausüben. Inzwischen litten die Staatsfinanzen unter der Ungunst der wirtschaftlichen Lage erheblich; das Budget wies beständige Fehlbeträge auf, und vergebens versuchte man sich durch allerhand kleine Mittel, Ersparnisse, versteckte Anleihen u. dgl., über die Schwierigkeiten der Lage hinwegzuhelfen. Da beschloß Crispi, nachdem die Wahlen im Herbst 1890 dem Ministerium anscheinend eine große Majorität in der Deputiertenkammer gegeben hatten, Anfang 1891, energische Maßregeln zu ergreifen. Er beantragte einerseits durch Ersparnisse, insbes. eine Verminderung der Zahl der Präfekturen, anderseits durch eine Erhöhung der Steuern und Zölle das Defizit zu beseitigen. Beide Seiten dieses Programms stießen auf heftigen Widerstand; und als nun auch der Führer der Rechten, Marchese di Rudini, zur Opposition überging, wurde 31. Jan. 1891 das Ministerium gestürzt. Di Rudini bildete das neue Kabinett, das sich hauptsächlich auf die Rechte und das Zentrum stützte, dem aber auch Vertreter der Linken, wie Nicotera und Pelloux, angehörten. Die auswärtige Politik des Landes blieb im wesentlichen unverändert; im Juni 1891 wurden die Dreibundsverträge noch vor ihrem Ablauf erneuert, im Anfang 1892 kamen die schon erwähnten Handelsverträge zustande. Für die innere Lage wußte aber auch das Ministerium Rudini keine Abhilfe zu schaffen. Schon im April 1892 kam es zu Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Regierung über die dem Parlament vorzulegenden Finanzvorschläge; und als di Rudini mit diesen vor die Kammer trat, sprach sich 5. Mai eine Mehrheit von 8 Stimmen gegen ihn aus und nötigte das Ministerium zum Rücktritt. Das neue Kabinett wurde 14. Mai durch Giolitti gebildet, der 1889 unter Crispi Schatzminister gewesen war; es löste im Herbst die Kammer auf und gewann bei den Neuwahlen 6. Nov. die Mehrheit. Auch Giolitti setzte die auswärtige Politik seiner Vorgänger fort; im Innern aber verschlimmerte sich die Lage zusehends. Das Defizit für 1893 veranschlagte der Schatzminister Grimaldi 11. Febr. 1893 auf 48 Mill., während andre es bedeutend höher schätzten; der Kurs der Staatsrente sank beständig; während das Goldagio stieg und selbst die Silberscheidemünzen aus dem Lande strömten, so daß der Verkehr unter dem Mangel an Zahlungsmitteln empfindlich litt. Dazu kam, daß bei der Verwaltung einzelner Notenbanken, namentlich der

Banca di Napoli und der Banca Romana, Unregelmäßigkeiten schlimmster Art aufgedeckt wurden, zu deren Untersuchung 21. März 1893 eine parlamentarische Kommission niedergesetzt wurde. Diese erstattete, nachdem inzwischen im Juli ein Gesetz über die Regelung des Notenumlaufes durchgegangen war, das nur drei Zettelbanken bestehen ließ, 23. Nov. ihren Bericht, in dem mehrere Minister, namentlich auch Giolitti selbst, scharf getadelt wurden. Am folgenden Tage nahm Giolitti seine Entlassung; und nach einer mehrwöchigen Krisis trat abermals Crispi, den die öffentliche Meinung als den einzigen Mann bezeichnet hatte, der den Staat aus seiner kritischen Lage hinausführen könne, an die Spitze des Ministeriums.

Die neue Regierung sah sich vor die schwierigsten Aufgaben gestellt. In Sizilien brach, vorbereitet von den unter dem Namen »Fasci di lavoratori« vereinigten Arbeitergesellschaften unter Leitung des Abgeordneten de Felice Giuffrida, eine mächtige Umsturzbewegung aus, die sich schnell über die Insel verbreitete und auch das Festland zu ergreifen drohte. Hier griff Crispi mit eiserner Tatkraft ein und schlug den Aufstand nach kurzer Zeit und ohne allzu große Opfer nieder; auch eine anarchistische Erhebung in der Provinz Massa e Carrara wurde in gleicher Weise bezwungen. Ein am 16. Juni 1894 von anarchistischer Seite unternommenes Attentat gegen Crispi schlug fehl; im Juli wurden drei Gesetze gegen die Umsturzpartei und ihre Umtriebe erlassen; im Oktober löste die Regierung 271 sozialistische Vereine im Königreich auf. Neben dieser energischen Tätigkeit zur Aufrechterhaltung der Ordnung war die Finanzreform die Hauptsorge des Ministeriums. Am Tage nach der Eröffnung der Kammern, 21. Febr. 1894, klärte der Schatzminister Sonnino mit rückhaltloser Offenheit die Nation über die Lage ihrer Finanzen auf; er veranschlagte das Defizit für das Jahr 1893/94 auf 177 Mill. Lire, zur Deckung schlug er Ersparnisse und Steuererhöhungen verschiedener Art vor, unter andern eine Herabsetzung der Rentenzinsen auf 4 Proz. mittels Erhöhung der Einkommensteuer. Nachdem diese Maßregeln im Juli die Zustimmung der Kammern gefunden hatten, bezifferte Sonnino 10. Dez. 1894 das Defizit für das Finanzjahr 1895/96 nur noch auf 80 Mill.; durch weiter Ersparnisse und durch Steuererhöhungen sollte es beseitigt werden. Zu einer Beratung darüber gelangte die zerklüftete, in kleinlichsten Parteiinteressen aufgehende Kammer nicht mehr. Schon 11. Dez. begann der Bankenskandal aufs neue, indem Giolitti unter Vorlegung gewisser Akten, in deren Besitz er auf sehr anfechtbare Weise gelangt war, einen heftigen Sturm gegen Crispi veranlaßte. Indessen dieser vertagte 15. Dez. die Kammer und löste sie, als im nächsten Jahre die Angriffe erneuert wurden, 8. Mai 1895 auf, worauf die Neuwahlen ihm eine große Majorität gaben.

Die auswärtige Politik Italiens erfuhr keine Veränderung. In Afrika wurden wesentliche Erfolge errungen: im Dezember 1893 schlug der Oberst Arimondi die Derwische bei Agordat; General Baratieri nahm im Juli 1894 Kassala, und den abessinischen Fürsten von Tigré, Ras Mangascha, der sich gegen die Italiener erhoben hatte, besiegte er 14. und 15. Jan. 1895 bei Coatit und Senafe. Aber eben hier trat bald ein Rückschlag ein. Im Oktober 1895 nahm Baratieri seinen Vormarsch wieder auf und brachte die ganze Landschaft Tigré in seine Gewalt; doch nun griff der abessinische Kaiser Menelek selbst in den Krieg ein, und das veränderte die Lage der Dinge völlig. Die Niederlage des Majors Toselli bei Amba Aladschi (7. Dez.), die Kapitulation des Oberstleutnants Galliano in Makalle (20. Jan. 1896) und der Rückzug Arimondis auf Adigrat wirkten aufs ungünstigste auf die Stimmung im Land und im Parlament und beeinflußten auch die Finanzlage, indem die Regierung einen Kredit von 20 Mill. für neue Rüstungen begehren mußte. Um sich zu behaupten, bedurfte Crispi eines Sieges in Afrika und drängte Baratieri zum Angriff; als aber dieser sich nach langer Untätigkeit 1. März 1896 noch vor dem Eintreffen neuer Verstärkungen zum Angriff gegen Menelek entschloß, erlitt er bei Adua eine vernichtende Niederlage. Die unmittelbare Folge davon war der Rücktritt Crispis. Das am 10. März von dem Marchese di Rudinì gebildete neue Ministerium, das sich im Innern durch die Begnadigung der Unruhestifter aus Sizilien und der Lunigiana Freunde zu machen suchte, war zu einer vollständigen Änderung der afrikanischen Politik entschlossen.

Inzwischen hatte Menelek mit seinem Heere 20. März den Rückzug angetreten; dadurch war es dem General Baldissera, dem Nachfolger Baratieris, möglich geworden, im Mai die in Adigrat eingeschlossene italienische Garnison zu entsetzen, worauf er das Gebiet von Tigré räumte. Im Juni wurden dann Verhandlungen mit Menelek angeknüpft; sie führten 20. Okt. zum Frieden von Adsdis Abeba, in dem J. auf das Protektorat über Abessinien verzichtete, Menelek sich zur Freilassung der italienischen Gefangenen verpflichtete und die Abgrenzung des Gebiets von Erythräa gegen Abessinien weitern Verhandlungen vorbehalten blieb.

Indessen hatte die auswärtige Politik der Regierung auch in Europa eine Veränderung erfahren. Die Vermählung des Kronprinzen Viktor Emanuel mit der Prinzessin Helene von Montenegro, die am 23. Okt. 1896 in Rom vollzogen wurde, hatte zur Verbesserung der Beziehungen zwischen J. und Rußland beigetragen. Sodann suchte der Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, auch die Verstimmung zwischen J. und Frankreich zu beseitigen. In einem 30. Sept. abgeschlossenen Handelsvertrag mit Tunis erkannte J. das französische Protektorat über Tunis an und verzichtete auf die alten Kapitulationen, wogegen eine Reihe von Privilegien der in Tunis lebenden Italiener bestehen blieben. Während der Verwickelungen in Kreta und des griechisch-türkischen Krieges (1896 und 1897) nahm die italienische Regierung an allen Maßregeln teil, die durch das europäische Konzert beschlossen wurden; bei den Operationen auf und um Kreta hatte 1897 der italienische Admiral Canevaro als rangältester Offizier die oberste Leitung in Händen.

Im Innern gewann das Ministerium, das am 5. März 1897 die noch unter Crispi gewählte Kammer auflöste, bei den Neuwahlen 21. und 28. März die Mehrheit und behauptete sie während der parlamentarischen Frühjahrstagung. In Afrika erklärte es sich bereit, aus finanziellen Gründen das Gebiet der erythräischen Kolonie, wenn nötig, auf Massaua und seine nähere Umgebung einzuschränken, Kassala aber an Ägypten auszuliefern, und fand für diese Politik die Billigung der Kammer. Im übrigen wurde ein Gesetz über die Organisation der Armee mit Beibehaltung der bisherigen Zahl der Armeekorps und unter Voraussetzung eines Militärbudgets von 246 Mill. Lire angenommen. Dagegen kam es in der Herbstsession sehr bald zu einer neuen Ministerkrisis. Bei der Beratung über ein von dem Kriegsminister Pel-

loux eingebrachtes Gesetz über die Beförderungen in der Armee wurde 3. Dez. ein von dem Minister nicht gebilligter Abänderungsantrag angenommen. Infolgedessen reichte zuerst der Kriegsminister und dann das ganze Kabinett seine Entlassung ein. Rudini, der wiederum die Neubildung übernahm, bewog darauf Zanardelli zur Annahme des Justizministeriums; einige seiner Anhänger folgten ihrem Führer; zum Kriegsminister wurde der General San Marzano ernannt.

In den ersten Monaten des Jahres 1898 wurde J. durch schwere innere Unruhen erschüttert. Diese begannen in dem Städtchen Siculiana in Sizilien, wo die Bevölkerung sich infolge der gesteigerten Brot- und Mehlpreise und des harten Steuerdruckes im Anfang des Januar erhob, und fanden sowohl auf der besonders schwer leidenden Insel Sizilien als auf dem Festland ihren Widerhall. Obwohl die Regierung bereits 23. Jan. 47,000 Mann Reserven einberufen und überall die Polizei verstärkt hatte, gelang es nicht, die Ordnung wiederherzustellen; und bald bemächtigte sich die sozialistische Partei der Bewegung. Nachdem der Aufstand 2. Mai bei Ravenna, am 5. in Pisa, am 6. in Livorno ausgebrochen war, kam es 7. u. 10. Mai in Mailand zu besonders schweren Kämpfen. Neue Erhebungen folgten im Mai bei Genzano, in Luino, bei Novara, in Neapel, in Messina, und erst nachdem die Versuche der Aufrührer, sich durch Zuzug aus der Schweiz zu verstärken, vereitelt waren, ward man allmählich der Bewegung Herr. Schon bei der Beratung über die gegen die Empörer zu ergreifenden Maßregeln war es innerhalb des Ministeriums zu lebhaften Meinungsverschiedenheiten zwischen dem liberalen Justizminister Zanardelli und dem mehr konservativen Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, gekommen, infolge deren schließlich der letztere 28. Mai seinen Austritt aus der Regierung erklärte. Rudini dachte die Schwierigkeiten der Lage durch eine abermalige Umbildung des Ministeriums besiegen zu können, stieß aber nun in der Deputiertenkammer auf so allseitigen Widerstand, daß er 19. Juni endgültig seine Entlassung nehmen mußte. Jetzt bildete der General Pelloux 29. Juni ein neues Ministerium, das zum großen Teil aus Anhängern Giolittis und Zanardellis zusammengesetzt war, in das aber auch drei Mitglieder aus der Gruppe Crispis eintraten. Diesem gelang es, auf der Bahn zur Versöhnung mit Frankreich einen wichtigen Schritt vorwärts zu tun. Schon im Mai 1898 hatte noch Rudini Verhandlungen über die Beendigung des seit 1888 zwischen beiden Ländern bestehenden Zollkrieges eingeleitet; das Ministerium Pelloux setzte sie durch Luzzatti in Paris fort, und dieser schloß 21. Nov. ein Abkommen mit Frankreich, demzufolge beide Länder einander auf dem Fuß der meistbegünstigten Nationen zu behandeln sich verpflichteten und einander zahlreiche tarifarische Zugeständnisse machten. Dieses Abkommen, das zugleich eine politische Annäherung beider Länder herbeizuführen geeignet war, trat 12. Febr. 1899 in Kraft. Indem Pelloux nun einerseits durch eine Steuerreform die dringend notwendige Entlastung der niedern Klassen der Bevölkerung herbeizuführen suchte, anderseits aber eine Reihe von Gesetzentwürfen vorlegte, die behufs Niederhaltung der das Land durchwühlenden Agitationen der Sozialisten und Republikaner Einschränkungen der Preßfreiheit, Regelung des Vereins- und Versammlungsrechtes, Maßregeln gegen rückfällige Verbrecher und über die Stellung der verabschiedeten Soldaten im Dienste der Eisenbahnen, Posten und Telegraphen anordneten, stieß er in der Kammer auf den heftigsten Widerstand bei der Linken. Ehe es aber zur Entscheidung über diese Gesetzesvorlagen kam, hatte sich die politische Lage wesentlich verändert.

Zu Anfang März 1899 hatte J. den Versuch gemacht, nach dem Vorgang Englands, Rußlands, Deutschlands und Frankreichs eine Gebietserwerbung in China zu machen, war aber mit dem Ansinnen, ihm die Sammunbucht durch einen Pachtvertrag zu überlassen, in verletzenden Formen abgewiesen worden. Zu dieser diplomatischen Niederlage, die nicht wettgemacht werden konnte, da die Regierung bei der allgemeinen Abneigung der Nation keine Gewaltmaßregeln gegen China ergreifen mochte, kam, die Erregung steigernd, die Nachricht von dem Abschluß der englisch-französischen Konvention über Nordafrika (s. Großbritannien, S. 412), durch die England das Hinterland von Tripolis an Frankreich überlassen hatte, also ein Gebiet, auf dessen einstige Erwerbung man, nach dem Übergang von Tunis in Frankreichs Herrschaft, immer noch in J. gehofft hatte. Nach der Wiedereröffnung des Parlaments fanden infolgedessen in der Kammer sehr erregte Beratungen über die auswärtige Politik statt; General Pelloux erkannte, daß die Lage der Regierung unhaltbar geworden war, und reichte 3. Mai die Entlassung des Ministeriums ein. Vom König mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt, vollzog er dann eine entschiedene Schwenkung zur Rechten hinüber. Von den bisherigen Ministern blieben außer Pelloux selbst nur Baccelli und Lacava im Amt; die auswärtigen Angelegenheiten übernahm Visconti-Venosta; Finanzen und Schatz erhielten Carmine und Boselli, zwei politische Freunde Sonninos, der für die Regierung die Führung der Mehrheit in der Kammer übernahm. Nach stürmischen Debatten erhielt das Ministerium 31. Mai ein Vertrauensvotum und drang nun auf baldige Erledigung der vorgelegten Entwürfe über die Abänderung des Vereins-, Versammlungs- und Preßrechts. Allein die revolutionäre Partei, unterstützt von Teilen der durch die neue Kabinettsbildung gereizten Linken, verhinderte durch eine hartnäckige Obstruktion den Fortgang der Beratung so sehr, daß erst 17. Juni der erste Artikel angenommen werden konnte. Da vertagte die Regierung die Kammern 22. Juni auf sechs Tage und ließ die von der Mehrheit im Prinzip bereits 4. März gebilligten politischen Maßregeln durch eine königliche Verordnung (Decreto-legge, s. d.) sanktionieren, die am 20. Juli in Kraft treten sollte. Als diese Verordnung 28. Juni der Kammer zur Genehmigung vorgelegt wurde, schritt die Opposition 30. Juni zu den äußersten Mitteln und verhinderte durch wüsten Lärm und offene Gewalttat die Abstimmung. Unter solchen Umständen schloß die Regierung die Tagung des Parlaments.

Während die Kammern nicht versammelt waren, hielt Pelloux die öffentliche Ordnung in J. mit Strenge aufrecht und erwarb sich durch planmäßige Unterdrückung des Banditentums auf der Insel Sardinien ein besonderes Verdienst; gegen die Urheber der gewaltsamen Auftritte vom 30. Juni wurde ein gerichtliches Verfahren eingeleitet. Ehe aber der Prozeß begann, traten die Kammern 14. Nov. wieder zusammen. Die Regierung legte abermals das Dekret vom 22. Juni zur Genehmigung vor. Die Beratungen darüber begannen aber erst, nachdem im Februar 1900 das Budget genehmigt war. Inzwischen hatte die Regierung, da sie bei der schwächlichen Haltung der Kammer gegenüber den Radikalen des Ausganges

nicht sicher war, das Verfahren gegen die angeklagten Abgeordneten eingestellt und 1. Jan. 1900 eine umfassende Amnestie für alle wegen politischer Verbrechen und Vergehen Verurteilten erlassen.

Nichtsdestoweniger begann der parlamentarische Sturm von neuem, als 24. Febr. die Beratung über das Decreto-legge eröffnet wurde. Die Radikalen unter Führung des Abgeordneten Pantano verhinderten durch ihre Obstruktion wochenlang die Fortsetzung der Verhandlungen und wurden dabei von Rudini Giolitti und Zanardelli, die es auf den Sturz des Ministeriums absahen, durch allerhand Mannöver unterstützt. Schließlich griff die Mehrheit der Kammer auch ihrerseits zu einer Gewaltmaßregel, indem sie 3. April eine Abänderung der Geschäftsordnung, welche die Obstruktion unmöglich machen sollte, in summarischer Abstimmung annahm, worauf sich die Kammer bis 15. Mai vertagte. Um nun auch ihrerseits zur Beruhigung beizutragen, zog die Regierung 5. April das Decreto-legge vom 22. Juni 1899 zurück. Indes nach dem Ende der Parlamentsferien (15. Mai) erneuerte die äußerste Linke die Obstruktion, und auch die konstitutionelle Opposition forderte die Aufhebung der neuen Geschäftsordnung. Darauf löste die Regierung die Deputiertenkammer auf. Die Neuwahlen (3. und 10. Juni) ergaben eine ministerielle Mehrheit, doch kehrte die äußerste Linke verstärkt zurück; und nun veranlaßte der von der Kammer neugewählte Präsident Gallo durch Verhandlungen mit der Opposition über die Geschäftsordnung das Ministerium Pelloux, 18. Juni seine Entlassung einzureichen, worauf der König den Senatspräsidenten Saracco zur Bildung eines neuen Kabinetts berief.

Das neue Ministerium hatte einen gemäßigt liberalen Charakter; aber es war arm an bedeutenden Kräften, und außer dem Ministerpräsidenten und dem Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, gehörte ihm kaum ein hervorragender Staatsmann an. Es sicherte allerdings die Wiederaufnahme regelmäßiger parlamentarischer Arbeit, indem es 2. Juli der Annahme einer neuen Geschäftsordnung der Kammer zustimmte, worauf die äußerste Linke ihre Obstruktion aufgab. Aber wenn auch in dieser Geschäftsordnung einige Verbesserungen gegenüber dem frühern Zustande der Dinge erzielt waren, so waren doch die weitgehenden Zugeständnisse, welche die Regierung der Linken gemacht hatte, ein deutliches Zeugnis ihrer Schwäche. An der Intervention der europäischen Mächte in China beteiligte sich J. durch die Absendung eines Expeditionskorps von 2000 Mann unter dem Oberst Garioni, das am 18. Juli in Neapel eingeschifft wurde.

Wenige Tage darauf wurde das Land durch eine verbrecherische Schreckenstat in die tiefste Trauer versetzt. Am 29. Juli wurde der König Humbert, dessen streng konstitutionelle Regierung von allen Parteien des Landes anerkannt wurde, dem seine Gerechtigkeit und Leutseligkeit allgemeine Liebe erworben hatten, von einem italienischen Anarchisten, Angelo Bresci, dem fanatische Parteigenossen in der amerikanischen Industriestadt Paterson bei Hoboken in New Jersey die feige Tat aufgetragen hatten, ermordet. Als der König abends 10½ Uhr von einer Preisverteilung nach einem Turnfest in sein Schloß bei Monza zurückkehren wollte, lauerte ihm der Mörder auf und feuerte drei Kugeln auf ihn ab, von denen eine das Herz traf. Der Kronprinz, der seinem Vater als König Viktor Emanuel III. auf dem Thron folgte, war zur Zeit der Tat mit seiner Gemahlin auf einer Orientfahrt begriffen, kehrte aber sofort zurück; er bestätigte 1. Aug. das Ministerium im Amte und erließ 3. Aug. eine Proklamation an sein Volk, in der er gelobte, nach dem unvergeßlichen Beispiel seines Großvaters und seines Vaters regieren zu wollen.

Als die Kammer 22. Nov. wieder zusammentrat, zeigte sich alsbald, daß die Regierung über keine sichere Mehrheit verfügte, und daß sie sich nur durch ihre eigne Untätigkeit und durch den Zwist im Lager ihrer Gegner noch einige Zeit am Leben erhalten konnte. In der Herbstsession 1900 erlangte sie noch die Bewilligung des Budgets; aber die Wiedereröffnung des Parlaments 1901 überlebte sie nur um wenige Tage. Sie hatte gegenüber der republikanischen Partei in Genua bei Gelegenheit einer Auflösung der dortigen Arbeiterkammer die sträflichste Schwäche bewiesen; deswegen wurde 6. Febr. ein Tadelsvotum von der Kammer angenommen; darauf mußte Saracco seine und seiner Kollegen Entlassung einreichen. Mit der Bildung des neuen Kabinetts beauftragte der König Zanardelli, der das neue Ministerium 15. Febr. vorwiegend aus Mitgliedern der entschiedenen Linken zusammensetzte, aber auch drei Abgeordnete der Rechten aufnahm. Er selbst übernahm darin den Vorsitz ohne Portefeuille; das Innere erhielt Giolitti, einer der entschiedensten Vorkämpfer einer durchgreifenden Steuerreform, das Auswärtige der Mailänder Großindustrielle Prinetti, der Kriegsminister Ponza di San Martino und der Marineminister Morin wurden aus dem Kabinett Saracco übernommen. Das Programm des neuen Ministeriums, das Zanardelli 7. März vor der Deputiertenkammer entwickelte, kündigte im Innern entschieden liberale und reformatorische Maßregeln an und versprach nach außen hin ein Festhalten an den Bündnissen bei friedlicher und freundschaftlicher Politik allen Mächten gegenüber. Schon in der Session von 1901 wurde die Abschaffung der für die ärmern Klassen der Bevölkerung überaus drückenden Kommunalabgaben auf Mehl und Mehlprodukte in allen Gemeinden des Landes mit Ausnahme von 59 größern Orten in Angriff genommen; der so entstehende Ausfall an Kommunaleinkünften war z. T. durch Staatssubventionen zu decken. Die Durchführung dieser und andrer Reformen erleichterte die überraschende und nachhaltige Besserung der wirtschaftlichen Lage des Landes und, was damit im Zusammenhang stand, der Finanzen des Staates. Schon das Finanzjahr 1900/01 schloß mit einem Überschuß von 40 Mill. Lire statt des erwarteten Fehlbetrages von 7 Mill. Lire ab; der Überschuß für das Finanzjahr 1901/02 betrug trotz 27 Mill. Lire unerwarteter Ausgaben für Eisenbahnen und für die Beteiligung Italiens an der chinesischen Expedition noch 32,5 Mill. Lire; im Finanzjahr 1902/03 stieg der Überschuß auf 69 Mill. Lire. Im Laufe dieser beiden Jahre erreichte und überschritt die italienische Rente den Parikurs; das Goldagio, das lange gegenüber den italienischen Banknoten bestanden hatte, verschwand gänzlich: kurz, die italienischen Finanzen erfreuten sich eines Aufschwunges, den in gleicher Weise kein andres Land Europas aufzuweisen hatte. Nach außen hin vollzog sich eine merkliche Annäherung Italiens an Frankreich. Im April 1901 stattete die italienische Flotte in Toulon einen Besuch ab, bei welcher Gelegenheit der französische Präsident Loubet und der Herzog von Genua warme Freundschaftsversicherungen austauschten. Im gleichen Jahre wurden erfolgreiche Verhandlungen wegen des Baues der Col di Tenda-Eisenbahn (Cuneo–Nizza) geführt; im Dezember konnte Prinetti

den Abschluß eines Abkommens mit Frankreich wegen Tripolis mitteilen, das die an den französisch-englischen Vertrag von 1899 geknüpften Besorgnisse beseitigte. Dabei hielt die Regierung auch die innigen Beziehungen zu den Mächten des Dreibundes aufrecht; wiederholte gegenseitige Besuche der Herrscher von Deutschland und Italien und Begegnungen der Minister gaben davon Zeugnis; und im Juni 1902 wurde die Erneuerung der Tripelallianz unterzeichnet. Nach außen hin trat J. kräftig auf; es beteiligte sich an der Expedition gegen China (s. d., S. 55), an den von Deutschland und England 1902 gegen Venezuela unternommenen Zwangsmaßregeln und, in Verbindung mit Rußland und Österreich, an der Einwirkung auf die Türkei zur Reorganisation der Verwaltung Mazedoniens: im Januar 1904 wurde der italienische General De Giorgis zum Oberbefehlshaber der mazedonischen Gendarmerie erwählt.

So lange hatte allerdings das Ministerium Zanardelli sich nicht behauptet. Es war trotz großer Erfolge nach innen und außen von den Sozialdemokraten und Republikanern einer-, von Mitgliedern der Rechten, namentlich den Anhängern Sonninos (s. d.), anderseits in der Kammer vielfach befehdet worden. Es hatte auch im Laufe der drei Jahre seines Bestehens mancherlei Umbildung und, insbes. durch den Rücktritt des schwer erkrankten Prinetti, den der Admiral Morin nur ungenügend ersetzte, im April 1903 eine empfindliche Schwächung erfahren. Morins Nachfolger im Marineministerium, der Admiral Bettolo, hatte dann im Juni 1903 heftige Angriffe gegen die Verwaltung der italienischen Seemacht abzuwehren. Und da bei der Abstimmung über diese Anklagen die Regierung nur mit einer kleinen Mehrheit siegte und auch diese Mehrheit nur der unzuverlässigen Unterstützung der äußersten Linken verdankte, die sonst immer regierungsfeindlich gewesen war, während ein Teil der Gemäßigten wegen eines von der Regierung eingebrachten Gesetzes über die Einführung der Ehescheidung gegen sie gestimmt hatte: so entschloß sich der einflußreichste Mann des Ministeriums, Giolitti, um sich regierungsfähig zu erhalten, sein Schicksal von dem Zanardellis zu trennen und nahm 12. Juni 1903 seine Entlassung. Admiral Bettolo tat kurz nachher den gleichen Schritt, und Zanardelli fand keinen ausreichenden Ersatz für beide; er selbst mußte sich entschließen, das Ministerium des Innern zu übernehmen, während Morin zu dem Portefeuille des Auswärtigen auch das der Marine provisorisch übernahm. Zwar erlangte die Regierung auch nach dieser Veränderung noch ein Vertrauensvotum von der Kammer, aber sie mußte auf neue heftige Kämpfe gefaßt sein, als im Oktober bekannt wurde, daß der Kaiser von Rußland die Erwiderung des ihm von König Viktor Emanuel im Juli 1902 in Petersburg abgestatteten Besuches, ohne Zweifel wegen der heftigen Angriffe, welche die Sozialisten in der italienischen Kammer gegen ihn erhoben hatten, auf unbestimmte Zeit vertagt habe. Kurze Zeit darauf, 21. Okt., reichte Zanardelli, dessen Gesundheit den parlamentarischen Kämpfen nicht mehr gewachsen war, seine und seiner Kollegen Entlassung ein: schon 26. Dez. starb der greise, um J. sehr verdiente Staatsmann in Maderno am Gardasee.

Mit der Bildung der neuen Regierung wurde Giolitti beauftragt, der sie 2. Nov. 1903 zum Abschluß brachte, indem er im wesentlichen dieselben Gruppen, die auch das Kabinett Zanardelli unterstützt hatten, aber aus ihnen neue Männer heranzog. Er selbst übernahm wieder das Ministerium des Innern; Schatzminister wurde Luzzatti, der bald darauf auch das Finanzministerium nach dem Selbstmorde des zuerst ernannten, aber von den Sozialisten der Unredlichkeit angeklagten Rosano übernahm; das Portefeuille des Auswärtigen erhielt Tittoni, das des Unterrichts Orlando, der Justiz Ronchetti, des Krieges General Pedotti, der Marine Admiral Mirabello: die übrigen Minister waren minder bedeutend. Die neue Regierung setzte die Politik der zurückgetretenen erfolgreich fort. Der Überschuß des Finanzjahres 1902/03 ermöglichte neue Ermäßigungen der Zölle und der Steuern; in der Session von 1904 wurden Gesetze für die industrielle Entwickelung Süditaliens, insbes. auch Neapels, für die Hebung des Volksschulunterrichts, für die Versorgung der Kommunalbeamten u. a. m. beschlossen. Die Beziehungen zu Frankreich gestalteten sich immer freundschaftlicher; im April 1904 erwiderte der Präsident Loubet in Rom den Besuch, den ihm König Viktor Emanuel im Oktober 1903 in Paris gemacht hatte; im Mai 1904 wurde ein Abkommen mit Frankreich geschlossen, das den Arbeitern beider Staaten den gegenseitigen Genuß der öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen verbürgte; endlich kam es auch zu einem Schiedsgerichtsvertrag mit Frankreich. Daneben verbürgten die Besuche, die Tittoni dem Grafen Goluchowski im April in Abbazia und Giolitti dem Grafen Bülow im September in Homburg machten, sowie der Abschluß neuer Handelsverträge nicht nur mit der Schweiz, sondern auch mit Deutschland und Österreich die Fortdauer der guten Beziehungen der Dreibundmächte. Die Geburt des ersehnten Thronerben, des Prinzen Humbert (15. Sept.), wurde mit allgemeiner Freude begrüßt; daß der König ihm den Titel Prinz von Piemont und nicht den eines Prinzen von Rom verlieh, wurde als ein Zeichen des Entgegenkommens gegen die Regierung des neuen Papstes Pius X. betrachtet.

Wenige Tage später brach eine Bewegung aus, die unerwartete Entschlüsse des Ministeriums hervorrief. Seit mehreren Jahren hatte die sozialistische Bewegung in J., die hier auch unter der bäuerlichen Bevölkerung viele Tausende von überzeugten Anhängern zählte, große Fortschritte erzielt, und schon im April 1903 hatten die Führer es für angezeigt gehalten, in einem dreitägigen Generalstreik in Rom eine Kraftprobe zu machen. Das ward jetzt wiederholt; in allen größern Städten Italiens wurde in der zweiten Hälfte des Septembers mehrere Tage lang die allgemeine Arbeitseinstellung durchgeführt, und Tumulte und Unruhen aller Art störten die öffentliche Ordnung. Da entschloß sich Giolitti, der Demonstration der revolutionären Partei eine Demonstration des ganzen Volkes entgegenzustellen und erwirkte 19. Okt. die Auflösung der Kammer der Deputierten. Die Neuwahlen, an denen in vielen Gegenden mit Erlaubnis der römischen Kurie zum erstenmal seit der Gründung des Königreichs J. auch die Anhänger des Papstes teilnahmen, fanden 6. und 13. Nov. statt und gaben der Regierung eine große Majorität; die revolutionären Parteien der Republikaner und Sozialisten, aber auch die der Radikalen wurden etwas geschwächt, aber doch nicht in dem Maße, wie die Regierung gehofft haben mochte; statt 105 Stimmen in der alten mochten die drei Parteien etwa 90 in der neuen Kammer zählen. Am 30. Nov. wurden die Kammern eröffnet; am 1. Dez. wurde der von der Regierung vorgeschlagene, aber den Reihen der Linken entnommene Deputierte Marcora mit 292 von 445 abgegebenen Stimmen zum Präsidenten der Deputiertenkammer gewählt.

Geschichtsliteratur.

Als Quellensammlungen sind neben den »Monumenta Germaniae historica«, in die auch die wichtigsten italienischen Quellenwerke des Mittelalters aufgenommen sind, vornehmlich Muratoris »Rerum italicarum scriptores« (Mail. 1723—51, 25 Bde.), mit den Ergänzungen von Tartini (Flor. 1748—70) und Mittarelli (Bened. 1771) und den Indices von Cipolla und Manno (Turin 1885) zu nennen; eine neue, wesentlich umgearbeitete Ausgabe erscheint seit 1900 unter der Leitung von Carducci und Fiorini in Città di Castello. Neuerdings ist durch das Istituto storico italiano eine andre große Quellensammlung u. d. T.: »Fonti per la storia d'Italia« begonnen worden, von der bis jetzt 35 Bände erschienen sind (Rom 1887 ff.). Vgl. dazu Balzani, Le cronache italiane nel medio evo (2. Aufl., Mail. 1900); Lozzi, Biblioteca storica dell'antica e nuova Italia, Bibliographie (Imola 1886—87, 2 Bde.), und Breßlau, Zur Geschichte der romanischen Völker, in Gröbers »Grundriß der Romanischen Philologie«, Bd. 2 (Straßb. 1899).

[Allgemeine Werke.] Guicciardini, Istoria d'Italia (Flor. 1561 u. ö.; am besten von Rosini, Pisa 1819, 10 Bde.); Muratori, Annali d'Italia (Mail. 1744—49 u. ö., 12 Bde.; deutsch, Leipz. 1745 bis 1750, 9 Bde.), mit den Fortsetzungen von Visconti (Rom 1790, 5 Bde.), Coppi (bis 1861, Flor. und Lucca 1824—68, 16 Bde.) und Ghiron (bis 1870, Mail. 1888—90, 8 Bde.); Cantù, Storia degli Italiani (Turin 1854, 6 Bde.; 4. Aufl. 1892, 4 Bde.); Bossi, Storia antica e moderna d'Italia (Mail. 1819—23, 19 Bde.); Sforzosi, Compendio della storia d'Italia (Par. 1837); die »Storia d'Italia« von Campiglio (Mail. 1835—37, 7 Bde.), La Farina (Flor. 1846—53, 7 Bde.), Balbo (Turin 1841; fortgesetzt von Molinari, das. 1890), Levati, fortgesetzt von Cantù (2. Aufl., Mail. 1842), Borghi (Flor. 1841—44, 3 Bde.) u. a.; die von Villari herausgegebene »Storia politica d'Italia« (Mail. 1883 ff., 8 Bde.) in Einzeldarstellungen; Zeller, Histoire resumée d'Italie (4. Aufl., Par. 1886); Lebret, Geschichte von J. (Halle 1778—87, 9 Bde.); Leo, Geschichte der italienischen Staaten (Hamb. u. Gotha 1829—32, 5 Bde.); Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte (Berl. 1853—57, 6 Bde.); Pertile, Storia del diritto italiano (2. Aufl., Turin 1892 ff., 5 Bde.); Rinaudo, Cronologia della storia d'Italia 476—1870 (4. Aufl., Flor. 1888); Garollo, Atlante geografico-storico d'Italia (Mail. 1890).

[Ältere Geschichte.] Bis zum Untergang des weströmischen Reiches: Micali, L'Italia avanti il dominio de' Romani (4. Aufl., Flor. 1810—31, 4 Bde.); Garzotti, Storia d'Italia sotto il governo degli imperatori (Capolago 1843, 2 Bde.) und Della condizione di Roma, d'Italia e dell' imperio romano sotto gli imperatori (das. 1843—46, 5 Bde.). Mittelalter: Troya, Storia d'Italia nel medio evo (von 476—774, Neap. 1839—59, 17 Bde.); Bertolini, Storia delle dominazioni germaniche in Italia dal V all' XI secolo (Mail. 1880); Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter (Leipz. 1897—1900, Bd. 1 u. 2); Hodgkin, Italy and her invaders (Oxford 1880—99, 8 Bde., bis 814); Cipolla, Per la storia d'Italia e de' suoi conquistatori (Bologna 1895); die »Histoire des républiques italiennes du moyen-âge« von Sismondi (s. d.); K. Hegel, Geschichte der Städteverfassung in J. (Leipz. 1847, 2 Bde.); Morbio, Storie de' municipj italiani (Mail. 1836 bis 1846, 6 Bde.); J. Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens (Innsbr. 1868—73, 4 Bde.).

[Neuere Zeit.] Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in J. (Bas. 1860; 8. Aufl. von Geiger, Leipz. 1901); Symonds, Renaissance in Italy (Lond. 1875—81, 5 Bde.); Janitschek, Die Gesellschaft der Renaissance in J. und die Kunst (Stuttg. 1879); Botta, Storia d'Italia dal 1490—1814 (Par. 1832, 20 Bde.) und Storia d'Italia dal 1789 al 1814 (2. Aufl. 1869, 4 Bde.; deutsch von Förster, Quedlinb. 1827—31, 8 Bde.); Reuchlin, Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis auf die Gegenwart (Leipz. 1859—73, 4 Bde.); Ruth, Geschichte von J., 1815—1850 (Heidelb. 1867, 2 Bde.); Montanelli, Memorie sull' Italia del 1814 al 1850 (Turin 1854—55, 2 Bde.); La Farina, Storia d'Italia dal 1815 al 1850 (2. Aufl., Mail. 1864, 2 Bde.); Bianchi, Storia della diplomazia europea in Italia dal 1814 al 1861 (Turin 1865—72, 8 Bde.); Tivaroni, L'Italia durante il dominio francese (das. 1889, 2 Bde.), durante il dominio austriaco (das. 1892—93, 2 Bde.) und L'Italia degli Italiani (das. 1895—96, 2 Bde.); Butt, History of Italy from the abdication of Napoleon I. (Lond. 1860, 2 Bde.); Anelli, Storia d'Italia dal 1814 al 1863 (2. Aufl., Mail. 1864—68, 6 Bde.); Belviglieri, Storia d'Italia dal 1804 al 1866 (das. 1867—70, 6 Bde.); Bertolini, Storia del risorgimento italiano (das. 1887 ff.); Bacci, Ricordi del risorgimento italiano 1849—1889 (2. Aufl., das. 1890); Rüstow, Annalen des Königreichs J., 1861 bis 1863 (Zürich 1864); Nisco, Storia civile del regno d'Italia (Neap. 1885—93, 6 Bde.); Bulle, Geschichte des zweiten Kaiserreichs und des Königreichs J. (Berl. 1889 ff.); Corti, Das einige J. (deutsch, Hamb. 1886); d'Azeglio, L'Italie de 1847 à 1865; correspondance politique (2. Aufl., Par. 1867); La Porta, L'Italia nel mezzo del secolo XIX, segnatamente dal 1859 al 1864 (Velletri 1865); Sirao, Storia delle rivoluzioni d'Italia del 1846 al 1866 (Mail. 1867, 2 Bde.); Bazancourt, La campagne d'Italie de 1859 (Par. 1859 u. ö.; deutsch, Naumb. 1860); Rüstow, Der italienische Krieg 1859 (3. Aufl., Zürich 1860) und Der italienische Krieg 1860 (das. 1861); Duquet, La guerre d'Italie 1859 (Par. 1882); Moltke, Der Italienische Feldzug des Jahres 1859 (Berl. 1904); Chiala, L'Italia dal 1858 al 1892 (Turin 1892); Arangio-Ruiz, Storia costituzionale del regno d'Italia 1848—1898 (Flor. 1899); Orsi, L'Italia moderna. Storia degli ultimi 150 anni (Mail. 1900; deutsch von Götz, Leipz. 1902); Münz, Aus dem modernen J. (Frankf. 1889); Comandini, L'Italia nei cento anni del secolo XIX (Mail. 1901, Bd. 1); Savelli, Gli Italiani in Africa (Rom 1886, 3 Bde.); Weiteres über die Unternehmungen in Afrika bei »Abessinien« u. »Erythräa«.

Italienische Elixiere, s. Aphrodisiaka.

Italienische Kunst, s. die Artikel »Architektur«, »Bildhauerkunst« (nebst Tafeln) und »Malerei«.

Italienische Literatur. Die i. L. hat sich verhältnismäßig spät entwickelt. In Frankreich hatten sich längst die provenzalische und die französische Literatur entfaltet, als Italien immer noch ohne eine eigne Nationalliteratur war. Da nun die politischen und Handelsverbindungen der beiden Länder den westlichen Literaturen leichten Eingang in Italien verschafften, so ist es erklärlich, daß die erste Periode der italienischen Literatur mit der Nachahmung beginnt.

Erste Periode (13. Jahrhundert).

Vom Ende des 12. Jahrh. an, vielleicht schon früher, kamen häufig provenzalische Trobadors an die kleinen oberitalienischen Höfe, wo ihre Sprache leicht verstanden wurde, und bald begannen auch Italiener provenzalisch zu dichten, unter ihnen der durch Dante berühmt gewordene Sordel. Dagegen gab es in Mittelitalien damals keine glänzenden Höfe, die jenen Trobadors gastliche Aufnahme hätten gewähren können, und in Süditalien verstand man das Provenzalische nicht. So griff man hier zuerst zu der eignen Vulgärsprache: in Sizilien am Hofe Kaiser Friedrichs II. nahm die italienische Dichtkunst ihren Ursprung. Friedrich selbst, sein Sekretär Pier della Vigna, König Enzio, Giacomo da Lentino u. a. gehören der sizilianischen Dichterschule an. Aber ihre Dichtungen waren zumeist nur ein matter Abglanz der provenzalischen, ermangelten der Individualität und überboten sogar noch die Künsteleien und Frostigkeiten ihrer Vorbilder. Ihre Sprache war ein durch Einfluß des Provenzalischen und Lateinischen gereinigter Dialekt und kam dem Toskanischen nahe. Mit dem Sturz der Hohenstaufen verstummte dieser Minnesang in Sizilien. Er fand ein neues Heim in der Toskana, wo Guittone d'Arezzo (ca. 1215—1294), der durch seine Studien noch mehr unter provenzalischem Einfluß stand, das Haupt einer Dichterschule wurde, die auch die moralische und politische Dichtung eifrigst pflegte. Hier machte sich daneben eine frischere realistischere Strömung geltend, die namentlich durch Chiaro Davanzati und Rustico di Filippo vertreten war. Von Toskana kam die sizilianische Dichterschule nach Bologna, und hier entstand im Gegensatz zu ihr eine neue Dichtungsart, von Dante der »dolce stil nuovo« genannt, die durch die Einmischung der seit kurzem eifrig betriebenen philosophischen Studien einen symbolisch-allegorischen Charakter bekam. Ihr Haupt war Guido Guinicelli (gest. 1276). Diese Richtung fand in Florenz mit Cavalcanti und Dante ihre vollendetste Ausbildung. Daneben läuft eine burleske, triviale, satirische Lyrik weiter, deren Hauptvertreter Folgore da San Gemignano, Cene della Chitarra und Cecco Angiolieri waren, und der selbst Cavalcanti und Dante in einigen Sonetten folgten. Auch die französische Sprache gewann in Italien bedeutenden Einfluß. Manche Italiener schrieben ihre wichtigsten Werke französisch, so Brunetto Latino, Rusticiano da Pisa, Marco Polo ꝛc., und in Oberitalien entwickelte sich unter dem Einfluß französischer Bänkelsänger sogar eine franko-italienische Literatur, die sich der Pflege des Ritterromans widmete. Daneben bestand in Oberitalien noch eine volkstümliche didaktische, religiöse und moralische Dialektpoesie, die zumeist von Geistlichen herrührt. In Umbrien wurde die geistliche Dichtung lyrischen Charakters (Laudendichtung) ausgebildet, und die aus Frankreich gekommene allegorische lehrhafte Dichtung fand bei Brunetto Latino, Francesco da Barberino u. a. bemerkenswerte Pflege. Auch die prosaische Literatur nahm in diesem Jahrhundert ihren Anfang. Wir haben Briefmuster von Guido Faba, Rechnungsbücher, Briefe von Kaufleuten, Novellensammlungen, Enzyklopädien, Übersetzungen aus französischen Abenteuerromanen und aus lateinischen Schriftstellern ꝛc.

Zweite Periode (14. Jahrhundert).

Im 14. Jahrh. wurde Florenz der politische Mittelpunkt der Toskana und damit auch die i. L. fast ausschließlich toskanisch, der toskanische Dialekt gelangte zur vollen Herrschaft. An der Schwelle des Jahrhunderts begegnet uns eine der gewaltigsten Gestalten aller Zeiten. Die verschiedenen poetischen Elemente der ersten Periode der italienischen Literatur faßt er zu einem harmonischen Ganzen zusammen; in vollendeter Weise paaren sich in seinem Werke Wissenschaft, Allegorie und Dichtkunst. Dante (1265—1321) begründete zugleich durch seine gewaltige »Komödie«, durch seine lyrischen Gedichte und durch die Prosaschriften »La Vita Nuova« und »Il Convivio« die eigentliche Literatursprache Italiens. Ihm tritt der jüngere Petrarca (1304—74) zur Seite und führt die italienische Lyrik in seinen »Rime« auf ihren Höhepunkt. Er betrieb zugleich eifrigst das Studium der lateinischen Sprache und versprach sich Ruhm bei der Nachwelt durch seine zahlreichen, eleganten lateinischen Schriften. Endlich wird die Novelle um dieselbe Zeit von Boccaccio (1313—75) durch den »Decamerone« zur Vollendung gebracht. Neben diesem haben seine andern italienischen und seine lateinischen Werke nicht die gleiche epochemachende Bedeutung. Die übrige Literatur des 14. Jahrh. ist im Vergleich zu den Schöpfungen der drei Meister armselig. Teils knüpft sie direkt an die Erzeugnisse des 13. Jahrh. an, teils bewegt sie sich in deren Nachahmung. Der religiöse Aufschwung brachte eine reiche religiöse Literatur, besonders in Prosa, hervor. Dem Anfang des Jahrhunderts gehören die Predigten des Giordano da Rivalto (ca. 1260—1311) an. Fra Domenico Cavalca (gest. 1342) übersetzte frei die lateinischen »Vitae Patrum« u. d. T.: »Vite de' Santi Padri« und verfaßte viele asketische Traktate. Fra Jacopo Passavanti (ca. 1300—57) schrieb einen »Specchio della vera penitenza«, und von der heil. Katharina von Siena (1347—80) besitzen wir viele Briefe (373) und Traktate. Zu derselben Zeit entstand die Sammlung der »Fioretti di San Francesco«. Dazu haben wir unzählige Übersetzungen aus dem Lateinischen. Die Liebeslyrik ist teils Fortsetzung des dolce stil nuovo, so bei Cino da Pistoja (1274[?]—1337) u. a., teils Nachahmung Petrarcas. Die moralische Lyrik knüpft mit Bindo Bonichi (gest. 1338) und andern direkt an Guittone an. Politische Kanzonen dichteten Fazio degli Uberti, Saviozzo, Pucci u. a. Letzterer und der bekannte Architekt Andrea Orgagna pflegten auch die volkstümliche burleske Dichtung. Der Epik gehören eine große Anzahl aus dem Französischen übersetzter und nachgeahmter Abenteuerromane an, darunter die »Reali di Francia« von Andrea dei Magnabotti (1372 bis ca. 1431). In der ersten Hälfte des Jahrhunderts entstand der fälschlich Bosone da Gubbio zugeschriebene, geistlose moralische Abenteuerroman »L'Avventuroso Ciciliano«. Andre Romane sind in Oktaven geschrieben; Pucci verfaßte z. B. die »Istoria della Reina d'Oriente«, die »Istoria di Apollonio di Tiro« und schrieb auch historische Heldengedichte. Selbst ein »Poema della Passione« ist vorhanden. Die Novellendichtung ist Nachahmung Boccaccios, so Ser Giovannis »Pecorone« und Sercambis (1347—1424) Novellensammlung. Der am häufigsten genannte Nachahmer Boccaccios ist der auch als Lyriker bekannte Franco Sachetti aus Florenz (ca. 1330 bis nach 1399). Zu den Nachahmungen Boccaccios gehört auch der lehrhafte Roman »Il Paradiso degli Alberti«. Die Didaktik bewegt sich ganz im Gleise Dantes, ohne das Vorbild auch nur annähernd zu erreichen. Fazio degli Uberti verfaßte einen »Dittamondo«, eine geographische Beschreibung der Welt

und Bruchstücke einer Weltgeschichte. Federigo Frezzi, Bischof von Foligno (gest. 1416), beschrieb im »Quadriregio« eine phantastische Reise durch die vier Reiche Amors, Satans, des Lasters und der Tugend. Die »Acerba« des Cecco d'Ascoli (1327 als Ketzer verbrannt) ist ein dürres Lehrgedicht von der physischen und moralischen Welt. Ähnlichen Inhalts ist das »Dottrinale« in Settenari von Dantes Sohn Jacopo. Pucci brachte die Chronik Giovanni Villanis in seinem »Centiloquio« in Verse. Die Literatur der Überarbeitungen und Übersetzungen aus dem Lateinischen und Französischen endlich wuchs in diesem Jahrhundert noch bedeutend.

Dritte Periode (15. und 16. Jahrhundert).

In Italien hatte tatsächlich die Überlieferung der klassischen Kultur nie aufgehört. Schon zu Dantes Zeiten wurden die Bestrebungen, die lateinischen Klassiker neu zu erwecken, eifrigst gefördert. Am tätigsten in dieser Richtung waren Albertino Mussato aus Padua (1262—1329) und Ferreto da Vicenza (ca. 1295—1337). Im 14. Jahrh. stellten sich Petrarca und Boccaccio an die Spitze der Bewegung. In Florenz wirkten in ihrem Sinne weiter Luigi Marsili (1330 bis ca. 1394), Coluccio Salutati (1330—1406) und Giovanni da Ravenna (gest. ca. 1420). Im 15. Jahrh. begannen Fürsten und Gelehrte im Aufsuchen alter griechischer und lateinischer Handschriften zu wetteifern. So ist es begreiflich, daß die durch die Eroberung Konstantinopels aus Griechenland vertriebenen Gelehrten in Italien enthusiastische Aufnahme fanden. Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die vielen kleinen Fürstenhöfe begünstigten die Verbreitung der neuerworbenen Kenntnisse vom Altertum ungemein. Die berühmtesten Gelehrten dieser Blütezeit der klassischen Studien waren in Florenz, das auch hier wieder das Primat behauptete, und von wo aus sich die Bewegung rasch über ganz Italien verbreitete, z. B. Leonardo Bruni (1369—1444), Poggio Bracciolini (1380—1459), Carlo Marsuppini (1399—1453), Giannozzo Manetti (1396—1459) u. a. Viele von ihnen schrieben auch lateinische und griechische Gedichte.

Die gelehrte Bewegung im 15. Jahrh. unterdrückte anfänglich die Vulgärliteratur fast ganz, man verachtete sie als gemein, und erst allmählich fand sie wieder Verteidiger. Die i. L. der ersten Hälfte des 15. Jahrh. ist daher nicht bedeutend. In Florenz schrieb unter andern Giusto de' Conti (ca. 1400—49) einen »Bella Mano« betitelten Canzoniere und dichtete der Barbier Domenico di Giovanni, genannt Burchiello (gest. 1448), seine burlesken Sonette in grobem, oft schmutzigem Humor. Seine Manier fand viele Nachahmer und wurde »alla burchiellesca« genannt. In Venedig bildete der auch als Humanist bedeutende venezianische Patrizier Lionardo Giustiniani (ca. 1388—1446) in seinen reizenden Canzonetten und Strambotti die volkstümliche Liebesdichtung nach und dichtete in ältern Jahren teils sehr schöne Lauden. Seine Sprache ist mit Venetianismen reich durchsetzt. Um 1424 schrieb der Sienese Gentile Sermini 40 ziemlich obszöne Novellen, die mit Sonetten, Kanzonen und andern Gedichten vermischt sind. Die religiöse Dichtung der Lauden erweiterte sich in diesem Jahrhundert in Umbrien zum dramatischen Werke »Devozione«, in Florenz »Sacra Rappresentazione« genannt. Oft sind drastische und burleske Szenen eingeschoben. — Von der Mitte des Jahrhunderts an findet die italienische Dichtkunst wieder bei der vornehmen Welt an den Höfen Aufnahme und eifrige Pflege. Es bildeten sich drei literarische Mittelpunkte: Neapel, Ferrara und Florenz. Hier beschützte Lorenzo de' Medici (1448—92) die i. L., der selbst als Lyriker mit gutem Beispiel voranging und auch vielfach der volkstümlichen Dichtkunst huldigte. Ihm eng befreundet und den gleichen Bestrebungen ergeben waren Luigi Pulci (1432—84) aus Florenz und Agnolo Ambrogini, genannt Poliziano (1454—94). Ersterer schuf in dem Heldengedicht »Morgante« den Übergang des romantischen Epos von der volkstümlichen Form zu der reinen Kunstform, letzterer behandelte in der dramatischen Fabel »Orfeo« zuerst einen weltlichen Stoff in italienischer Sprache. Fast gleichzeitig mit Pulci verfaßte in Ferrara Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano (1434—94), sein unvollendetes Epos »Orlando innamorato«, das erste wirkliche Kunstepos in Italien. Ein andrer Ferraresischer Dichter, Francesco Bello, genannt il Cieco, verfaßte gegen 1494 das Rittergedicht »Mambriano«. Unter den lyrischen Dichtern sind zu nennen der Neapolitaner Cariteo (gest. ca. 1515), Serafino d'Aquila (1466—1500), Bernardo Accolti aus Arezzo, auch als Improvisator berühmt, genannt l'unico (gest. ca. 1534), Panfilo Sassi aus Modena (gest. 1527) und Antonio Tebaldeo aus Ferrara (1456—1535). Die burleske und satirische Lyrik ist besonders durch Antonio Cammelli aus Pistoja (1440 bis 1502) vertreten. Die Dramatik der Zeit war Nachahmung der Alten. Unter den Prosaikern sind hervorzuheben Leon Battista Alberti (ca. 1406 bis 1472) und Matteo Palmieri (1406—78). Der bekannte Girolamo Savonarola aus Ferrara schrieb viele Predigten, einige Traktate und Lauden. Von dem Bologneser Giovanni Sabadino degli Arienti haben wir eine um 1478 verfaßte Sammlung von 70 Novellen, »Le Porretane«, und zwischen 1460 und 1470 schrieb Masuccio da Salerno in Neapel seine 1476 in 5 Büchern veröffentlichten 50 Novellen. Beide ahmen das »Decamerone« nach. Gegen Ende des Jahrhunderts endlich schuf Jacopo Sannazaro aus Neapel (1458—1530) eine neue Literaturgattung mit dem phantastischen Schäferroman »Arcadia«, der in fast allen Literaturen Europas bedeutsam nachwirkte.

Im 16. Jahrh. verbinden sich der Humanismus und die Vulgärliteratur zu einem harmonischen Ganzen und erzeugen eine zweite Blüte der italienischen Literatur, die klassische Periode. Sie beginnt mit der Vervollkommnung des romantischen Heldengedichts durch Lodovico Ariosto (1474—1533). Sein »Orlando furioso« ist eine Fortsetzung des »Orlando innamorato« Bojardos, an dessen abgerissene Fäden er überall, aber ganz selbständig, anknüpft, und rief eine Hochflut jetzt meist vergessener Heldengedichte hervor. Daneben sind die Überarbeitungen von Bojardos Gedicht durch Lodovico Domenichi (1541) und Francesco Berni zu nennen, wovon jedoch die letztere nur auf eine Verbesserung der Sprache abzielte. Gleich nach dem ersten Erscheinen des »Orlando furioso« (1516) machte sich eine Reaktion geltend und stellte der feinen Darstellung der romantischen Welt eine unverhüllte, derbe Komik gegenüber. Ihr Haupt war der Mantuaner Teofilo Folengo (1492—1544), Verfasser vieler makkaronischer Dichtungen, der im »Baldus« (1517, ganz 1521) und »Orlandino« (1526) die Ritterdichtung verspottete. Fast gleichzeitig gab eine andre Schriftstellergruppe der italienischen Literatur eine neue Richtung: sie verlangte peinliche Nachahmung der Alten und verfaßte lange erzählende

Heldengedichte nach den Vorschriften des Aristoteles. Sie wendete sich vom karolingischen Sagenkreis ab und griff zur Geschichte und zur bretonischen und spanischen Heldensage. Ihr Haupt war Giangiorgio Trissino aus Vicenza (1478—1550), der in seiner »Italia liberata dai Goti« (in versi sciolti geschrieben) sich sklavisch an die »Ilias« anlehnte. Weiter gehören hierher des Luigi Alamanni aus Florenz (1495 bis 1556) »Girone il cortese« (1548) und »Avarchide« (gedruckt 1570), der »Amadigi« (1560) des Bernardo Tasso aus Venedig (1493—1569) u. a. Torquato Tasso (1544—95) nahm die Bestrebungen seines Vaters wieder auf und schuf das letzte Meisterwerk der klassischen Periode. Die »Gerusalemme liberata« verbindet Einheit der Handlung mit vielseitiger Erfindung und edle, ungekünstelte Sprache mit feierlicher Form. In dem Jahrhundert des Klassizismus wurde auch das Lehrgedicht der Alten vielfach nachgeahmt. Meistens dienten die »Georgica« des Vergil als Vorbild, und neben der italienischen Sprache fand die lateinische Verwendung. Giovanni Ruccellai (1475—1525) umschrieb in den »Api« (1539 gedruckt) das vierte Buch der »Georgica«. Deren ganzen Stoff behandelte Luigi Alamanni in der »Coltivazione« (1546 gedruckt). Hierher gehören ferner die »Caccia« (1591) des Erasmo da Valvasone aus Friaul (ca. 1523—93), die »Nautica« (1585) des Bernardino Baldi aus Urbino (1553—1617), Luigi Tansillos »Podere« und »Balia«; Girolamo Muzios (1495—1576) »Arte poetica« (1551) und Alessandro Tesauros (2. Hälfte des 16. Jahrh.) »Sereide« (1585). Lateinisch schrieb Girolamo Fracastoro (1483—1553) das berühmte »De morbo gallico«, Girolamo Vida (1490—1566) »De Bombyce« und »Scacchia«. Die Lyrik knüpfte wieder direkt an Petrarca an, nicht an seine Nachahmer des 15. Jahrh. Führer dieser Richtung war der Kardinal Pietro Bembo (1470—1547). Viele folgten seinem Beispiel: Francesco Maria Molza aus Modena (1489—1544), Giovanni Guidiccioni aus Lucca (1500—41), Giovanni della Casa (1503 bis 1556) und die drei Dichterinnen: die fromme Vittoria Colonna aus Marino (1490—1547), die tatkräftige Veronica Gambara (1485—1550) aus Brescia und die unglückliche Gaspara Stampa aus Padua, die in natürlicher Wärme ihre zügellose Liebe zu dem Grafen Collaltino von Collalto besingt und, erst 30 Jahre alt, an gebrochenem Herzen stirbt. Weiter sind zu nennen Michelangelo Buonarroti (1475—1564), der auch hier eigenartiger ist als die übrigen Petrarkisten, Luigi Alamanni, Lodovico Martelli (1499—1527), Bernardo Cappello aus Venedig (ca. 1500—65), Galeazzo di Tarsia aus Cosenza (1476—1553), Bernardino Rota aus Neapel (1509 bis 1575), Torquato Tasso, Bernardo Baldi, Annibale Caro, Luigi Tansillo u. v. a. Eine Gruppe von Dichtern mit Claudio Tolomei aus Siena (1492—1553) an der Spitze machte gegen den Petrarkismus Front und schrieb Gedichte in klassischen Metren. Die lateinische Lyrik wetteifert mit der italienischen und hat z. T. sogar Schöneres hervorgebracht. Wir nennen nur Sannazaro, Bembo, Molza, Castiglione, Vida, Marcantonio Flaminio. Neben der ernsten Lyrik wurde in reichem Maß auch die scherzhafte Dichtkunst angebaut. Sie bekam den Namen »poesia bernesca« nach ihrem bedeutendsten Vertreter, Francesco Berni aus Lamporecchio (1496—1535). Er schrieb »Capitoli« in Terzinen und Sonette. Die Nachahmer kamen nicht über ihn hinaus. Zu nennen sind von ihnen Giovanni Mauro (ca. 1490—1536) aus Friaul, Anton Francesco Grazzini aus Florenz (1503—83), Cesare Caporali aus Perugia (1531—1601), Francesco Coppetta u. a. Die Satire der Zeit war entweder persönlich, wie bei Berni, Grazzini, Pietro Aretino (1492—1556), oder Nachahmung des Horaz, meistens mit lehrhafter Tendenz. Die ersten Satiren dieser Art schrieb Antonio Vinciguerra (1495), die besten Ariosto. Die Dramatik ist im 16. Jahrh. in Italien noch wenig originell und brachte keine wirklich bedeutenden Arbeiten hervor. Im Anfang des Jahrhunderts machte man mit lateinischen Dramen Versuche. Die erste regelmäßige italienische Tragödie ist die »Sofonisbe« (1515) des Giangiorgio Trissino (1478—1550) aus Vicenza. Weiter seien genannt Ruccellais »Rosmunda« und »Oreste«, »Canace« von Sperone Speroni aus Padua (1500—1588), die »Orbecche« des Giambattista Giraldi, die »Orazia« Pietro Aretinos und Tassos »Torrismondo«. In allen ist wenig Originalität, und statt kraftvollen Lebens macht sich die hohlste Rhetorik breit. Reicher und mannigfaltiger, z. T. auch höher stehend sind die Komödien. Fast alle weisen lateinischen Einfluß auf, vielfach sind es nur wenig geänderte Übersetzungen aus Plautus und Terenz, andre setzen die modernen Sitten an Stelle der alten, noch andre schweißen mehrere Stücke zu einem zusammen. Fast ein Meisterwerk ist Machiavellis (1469—1527) »Mandragola«. Ferner sind zu nennen des Kardinals Bernardo Dovizi, genannt Bibbiena (1470—1520), »Calandria«, Agnolo Firenzuolas (1493 bis ca. 1545) »Lucidi« und »Trinuzia«, des Lorenzino de' Medici »Aridosia«, Giambattista Gellis (1498—1564) »Sporta« und »Errore«, Anton Francesco Grazzinis »Gelosia«, »Spiritata«, »Strega« ꝛc., Ariosts »Suppositi«, »Cassaria«, »Negromante« ꝛc., Dolces »Marito« ꝛc., Giovan Maria Cecchis (1518—87) »Assiuolo«. Wie das letztere Stück sind die Komödien des Pietro Aretino (1492—1556) durch größern Realismus und größere Originalität ausgezeichnet, z. B. die »Cortigiana«, der »Marescalco« ꝛc., und Giordano Brunos (gest. 1600) »Candelajo«. Neben der klassischen Komödie entwickelte sich das Volksdrama. In Neapel haben wir in den »Farse cavajole« (so genannt, weil meistens ein dummer Bewohner von La Cava auftritt) die satirische Komödie; in Toskana entwickelt sich namentlich in Siena durch Einfluß der 1531 errichteten Gesellschaft Congrega de' Rozzi die Bauernkomödie. Die dialektische Komödie wird besonders im Venezianischen gepflegt durch den Paduaner Angelo Beolco, genannt Ruzzante (1502 bis 1542), und den Venezianer Andrea Calmo (ca. 1510—71), beides berühmte Schauspieler. Endlich haben wir die Commedia dell' arte oder a soggetto, die auf öffentlichen Plätzen oder in Holzbuden aufgeführt wurde, und der es nicht an kräftigem Volkswitz und komischer Wirkung fehlte. Sie verbreitete sich von Italien auch nach Frankreich ꝛc. und verdrängte die klassische Komödie. Gleichzeitig wurde noch das aus der dialogisierten Ekloge entwickelte Pastoraldrama mit besonderm Eifer gepflegt. Das erste ist das »Sacrificio« des Agostino Beccari (ca. 1510—90) aus Ferrara, 1554 aufgeführt. Die Vollendung erreichte diese Art in Tassos »Aminta« (1573) und dem »Pastor fido« des Battista Guarini aus Ferrara (1538—1612), der 1581 begonnen, 1585 in Turin aufgeführt und 1590 gedruckt wurde. Am Ende des 16. Jahrh. entstand auch die erste Oper. Veranlassung dazu war die bei den Gelehrten herrschende Ansicht, die Alten hätten ihre Tragödien ganz gesun-

gen. Ottavio Rinuccini (gest. 1621) verband sich da mit dem Musiker Peri, um ein solches klassisches Drama zu schaffen, und so entstand die »Dafne«, 1594 im Hause des Jacopo Corsi in Florenz zum erstenmal aufgeführt. 1600 folgte »Euridice«, 1608 »Arianna«. Unter den Gattungen der Prosa schildern uns zunächst die Novellen und die Briefe das öffentliche und private Leben der Zeit aufs anschaulichste. Für die Novelle ist auch jetzt noch das »Decamerone« vorbildlich. Matteo Bandello aus Castelnuovo (ca. 1490 bis ca. 1560) sammelte seine Novellen z. T. aus dem Mund adliger und berühmter Zeitgenossen. Von Firenzuola haben wir 10 schlüpfrige Novellen. Grazzini verfaßte die vorzüglich geschriebenen »Cene«, Giraldi die »Ecatommiti« oder »Cento novelle« mit moralischer Tendenz, ebenso Sebastiano Erizzo aus Venedig (1525—85) die »Sei giornate«. Weiter sind zu nennen die lasziven »Giornate e notti dei novizi« des Pietro Fortini aus Siena (ca. 1500—1562), die »Diporti« des Girolamo Parabosco aus Piacenza (ca. 1500 bis ca. 1560), Machiavellis vorzügliche Novelle »Belfegor«, Straparolas (gest. nach 1557) »Piacevoli notti«, Luigi da Portos »Romeo und Julie« u. v. a. Der Brief wird als literarische Gattung gepflegt nach dem Vorbilde der Alten und Petrarcas. Er ist daher vielfach künstlich und rhetorisch, aber eine vorzügliche Quelle für Geschichte und Kulturgeschichte. Besonderer Erwähnung verdienen die Briefe von Tasso, Annibale Caro (1507—66), Bembo, della Casa, Jacopo Bonfadio (ca. 1500—50), Luigi da Porto (1485—1529), Filippo Sassetti (1540 bis 1588), Doni, Berni, Niccold Franco (1509—69), Pietro Aretino. Auch der Dialog und Traktat erfreuten sich großer Beliebtheit. Baldassare Castiglione aus Casatico (1478—1529) schildert im »Cortegiano« das Ideal des höfischen Lebens und des Hofmannes. Della Casa lehrt im »Galateo« die feine Umgangsform. Giambattista Gelli aus Florenz (1498—1563) entwickelt in den »Capricci del bottajo« und der »Circe« moralische, auf ein kontemplatives Leben hinführende Gedanken. Pietro Aretino führt mit seinen »Ragionamenti« in die gemeinste Welt des Lasters, Doni bekämpft in der »Moral filosofia« und den »Marmi« Vorurteile und Aberglauben seiner Zeit. Bembo schreibt seine berühmten »Asolani«, Gespräche über die Arten der Liebe, und die »Prose della volgar lingua« zur Verteidigung der Vulgärsprache. In derselben Absicht verfaßt Varchi seinen »Ercolano«. Zahlreiche, Platon nachgebildete Dialoge über den Adel ꝛc. haben wir von Tasso. 1582 entstand die berühmte Accademia della Crusca, deren Seele Leonardo Salviati war, und die 1612 das erste italienische Wörterbuch herausgab. Die ersten Anfänge einer Literaturgeschichte haben wir in Barbieris (1519—74) »Dell' origine della poesia rimata«. Das Jahrhundert brachte endlich auch noch musterhafte Übersetzungen klassischer Werke hervor und daneben die freien Bearbeitungen der »Äneis« durch Caro, der »Metamorphosen« durch Anguillara und des »Goldenen Esel« durch Firenzuola.

Vierte Periode (17. u. erste Hälfte des 18. Jahrh.).

Italien fällt etwa 150 Jahre in die Knechtschaft Spaniens. Mit diesem politischen, sozialen und religiösen Niedergange geht der Verfall der Literatur Hand in Hand, der sich unter zwei verschiedenen Gestalten, dem Secentismus und der Arcadia, zeigt. Unter Secentismus versteht man das kindische Spiel mit Worten bei völliger Leere des Inhalts, das Haschen nach blendendem Putz durch Verwenden der seltsamsten Bezeichnungen, der unpassendsten Metaphern, der geschrobensten und gekünsteltsten Redefiguren und Bilder, der gesuchtesten Gegensätze. Ansätze dazu findet man schon in der sizilianischen Dichterschule, bei Petrarca, bei einer Anzahl seiner Nachahmer im 15. Jahrh. (Cariteo, Tebaldeo, Serafino) und bei Tasso. Der besondere Charakter der Arcadia, einer Reaktion gegen den Secentismus, ist äußerste Gedankenarmut, Mangel an Phantasie, Unfähigkeit, sich für das Erhabene zu begeistern, Konventionalismus in der Form. — Das Epos ging einerseits in knechtischer Nachahmung Tassos zugrunde, anderseits wandelte es den Inhalt, das Idyll nahm seine Form und seinen Umfang an. Es wurde zum mythologischen Gedicht in dem »Adonis« (Par. 1623) des Neapolitaners Giambattista Marini (1569—1625). Dagegen erreichte das komische Heldengedicht eine bisher unerreichte Vollkommenheit durch die »Secchia rapita« von Alessandro Tassoni aus Modena (1565 bis 1635). Ihm ahmten viele nach, doch niemand erreichte ihn. So Francesco Bracciolini aus Pistoja (1566—1645) mit der »Croce racquistata« und dem »Scherno degli Dei«, der Maler Lorenzo Lippi aus Florenz (1606—64) mit dem »Malmantile racquistato«, Bartolomeo Corsini (1606—73) aus dem Mugello mit dem »Torracchione desolato«. Eine Sonderstellung nimmt Niccold Forteguerri aus Pistoja (1674—1736) mit seinem »Ricciardetto« ein, der, von Secentismus frei, an Ariosto anknüpft. In der Lyrik folgten die meisten Dichter dem Beispiel, das Marini auch hier gab (daher Marinisten), so die Bolognesen Claudio Achillini (1574—1640) und Girolamo Preti (ca. 1590—1626) und Giovanni Ciampoli aus Florenz (1589—1643). Nur wenige setzen die von Tolomei begründete Schule der Klassizisten fort. So suchte Gabriello Chiabrera aus Savona (1552—1637) die Formen Pindars und Anakreons zu erneuern, und Fulvio Testi aus Ferrara (1593 bis 1646) dichtete nach dem Muster des Horaz. Allmählich empfand man jedoch das Bedürfnis, zur Einfachheit und Natürlichkeit zurückzukehren. An die Spitze einer Reform trat die in Rom lebende Königin Christine von Schweden, die eine Anzahl auserlesener Dichter um sich versammelte. Hervorzuheben sind Vincenzo da Filicaja aus Florenz (1642—1707), Benedetto Menzini aus Florenz (1646—1704), Francesco Redi aus Arezzo (1626—98) und der Liebling und Vertraute der Königin, Alessandro Guidi aus Pavia (1650—1712). Aus diesem Dichterkreis entstand 1690 die Accademia degli Arcadi, kurz die Arcadia genannt (s. Arkadier), deren Zweck es war, größere Einfachheit und Natürlichkeit zu verbreiten, die aber nur eine Geschmacklosigkeit durch eine andre verdrängte. Ihre Kolonien dehnten sich bald über ganz Italien aus. Sonette und Madrigale schrieben Carlo Maria Maggi aus Mailand (1630—99), Francesco di Lemene aus Lodi (1634—1704), Giov. Battista Felice Zappi aus Imola (1667—1719), Kanzonetten in Nachahmung Chiabreras, deren Inhalt aber auf Liebe und Galanterie beschränkt blieb, Tommaso Crudeli aus dem Casentino (1703—45), Paolo Rolli (1687—1765) und Pietro Trapassi (Metastasio), beide aus Rom (1698—1782). Carlo Innocenzo Frugoni (1692—1768) endlich sucht die Feierlichkeit der klassischen Dichtkunst mit der arkadischen Spielerei zu verbinden. Den reinen Petrarkismus vertritt in dieser Periode nur Eustachio Manfredi aus Bologna (1674—1739). Die Satire folgte zunächst der Weise des 16. Jahrh., allmählich jedoch lehnte sie sich gegen

die Verderbtheit der Zeit auf. Schon der Florentiner Jacopo Soldani (1579—1641) richtete seine Satiren gegen die Höfe, die Heuchelei, den Luxus und den wissenschaftlichen Scharlatanismus. Bedeutender sind der Maler Salvator Rosa aus Neapel (1615—73), Menzini und Lodovico Sergardi aus Siena (1660—1726). Hier ist auch nochmals Chiabrera mit seinen »Sermoni« in Horazischer Art zu nennen. Die burleske Dichtung fand Vertreter in dem Florentiner Antonio Malatesti (gest. 1672), Francesco Lazzarelli aus Gubbio (gest. 1694) und Francesco Baldovini aus Florenz (1634—1716). Die dramatische Dichtkunst verfiel schnell, obgleich das Schaubedürfnis in allen Kreisen gewachsen war und man an vielen Orten feste Bühnen errichtet hatte. Sie wurde durch die Commedia dell' arte verdrängt, deren berühmtester Vertreter der Schauspieler Flaminio Scala war, der auch eine Sammlung Szenarien herausgab. Nur das Pastoraldrama blühte in Nachahmung Tassos und Guarinis. Zu nennen ist vor allem die »Filli di Sciro« von Guidobaldo Bonarelli aus Pesaro (1563—1608). Unter den Fortsetzern der überlieferung des 16. Jahrh. sind erwähnenswert in Neapel Giovambattista della Porta (1538—1615), Jacopo Cicognini, der jüngere Michelangiolo Buonarotti (1568—1646) aus Florenz mit seinen beiden Bauernkomödien »Tancia« und »La Fiera« und Giovambattista Fagiuoli aus Florenz (1660—1742), der einige 20 Komödien in schönster Florentiner Sprache schrieb. Das Melodrama, fortgesetzt durch Chiabrera, Testi, Guidi (»Endimione«), durch Apostolo Zeno (1669—1750) reformiert, kam durch Metastasio zur Vollendung. Unter den Tragödien ist der von Milton benutzte »Adamo« des Giovambattista Andreini aus Venedig zu erwähnen. Weiter schrieben Gravina und Dottori Tragödien in Nachahmung der Alten. Frisches Leben kam erst durch die Nachahmung der Franzosen in die Tragödie. Pier Jacopo Martelli aus Bologna (1665—1727) adoptierte auch den Alexandriner, der nach ihm verso martelliano genannt wurde. Scipione Maffei aus Verona (1675 bis 1755), der eifrigste Reformator des Theaters, schrieb die berühmteste Tragödie des Jahrhunderts: »Merope« (1713). Der Paduaner Antonio Conti (1677—1749) kannte zwar Shakespeare, verstand ihn aber nicht zu würdigen. Die Prosa dieses Zeitraumes ist in den Romanen, Novellen, Briefen, Traktaten ꝛc. sehr gekünstelt und unbedeutend. In der historischen und rein wissenschaftlichen Prosa macht sich aber von Anfang an eine gesündere Richtung geltend. Auf grammatischem und literarhistorischem Gebiet beginnt ein reges Leben. Um die italienische Sprache ist der Florentiner Carlo Dati (1619—75) hochverdient durch die dritte Auflage des Crusca-Lexikons. Die grammatischen Regeln der italienischen Sprache setzten fest Marcantonio Mambelli aus Forli (1582—1644) in seinen »Osservazioni della lingua italiana« und Benedetto Buommattei aus Florenz (1581—1647) in dem Traktat »Della lingua toscana«. Daniello Bartoli schrieb das »Torto e dritto del non si può«. Celso Cittadini (1533—1627) und Gigli (1660—1722) bekämpften die Florentiner Schule. Trajano Boccalini aus Loreto (1556—1613) bekämpfte in den »Ragguagli di Parnasso« und der »Pietra del paragone politico« literarische und politische Vorurteile der Zeit. Die ästhetische Kritik ward gefördert durch Gianvincenzo Gravina aus Rogiano (1664—1718) mit der Schrift »Della ragion poetica« (1718) u. a., Sforza Pallavicino aus Rom (1607—67) mit der Abhandlung »Dello stile e del dialogo« und Lodovico Antonio Muratori aus Vignola (1672—1750) mit dem Traktat »Della perfetta poesia«. Die Literaturgeschichte beginnen zu behandeln Girolamo Ghilini in seinem »Teatro d'uomini letterati« (1647), Lorenzo Crasso in den »Elogi d'uomini letterati« (1656). Giovan Mario Crescimbeni aus Macerata (1663—1728) gab 1698 seine durch Gelehrsamkeit, nicht aber durch Kritik ausgezeichnete »Istoria della volgar poesia« heraus und ergänzte sie durch 5 Bände seiner »Comentarj« (1702—11). Francesco Saverio Quadrio aus Ponte (1695—1756) veröffentlichte 1734 zwei Bücher: »Della poesia italiana« unter dem Pseudonym G. M. Andrucci und 1739—52 in 7 Bänden das Werk »Della storia e della ragion d'ogni poesia«, das die Dichtung aller Sprachen umfaßt. Zur biographischen Behandlung kehrte der Graf Giammaria Mazzuchelli aus Brescia (1707—65) zurück in »Gli scrittori d'Italia, etc.« (1753 ff.). Das Werk, alphabetisch geordnet, geht nur bis B (6 Bde.). Schon der nächsten Periode gehört Tiraboschis (1731—1794) »Storia della litteratura italiana« an, die sich auf diesen Grundlagen aufbaut (Modena 1772—82).

Fünfte Periode (Neuzeit).

Die fünfte Periode der italienischen Literatur umfaßt die Zeit der politischen Wiedergeburt Italiens. Die Literatur begleitet diese Bewegung und bereitet sie auch vor. Von der Mitte des 18. Jahrh. an entsteht in ihr eine tiefgreifende Änderung. Die Gründe sind mannigfach: der Einfluß der philosophischen Richtung Frankreichs, die auf Umsturz der bestehenden sozialen und politischen Ordnung hinleitete, und damit Hand in Hand gehend die juristischen und ökonomischen Reformen in Oberitalien und die Stellungnahme des emporstrebenden Bürgertums neben dem Thron gegen Adel und Geistlichkeit, die tiefgehende, von Galilei und Newton eingeleitete Umwälzung auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete, das Bekanntwerden mit der deutschen und englischen Literatur. Der neue Geist macht sich zuerst auf der Bühne geltend. Carlo Goldoni aus Venedig (1707—93), der zunächst der alten, an die Commedia dell' arte anknüpfenden Richtung folgte, schuf darauf in bewußtem Gegensatz zu ihr und in Nachahmung Molières durch eine ganze Reihe Lustspiele die italienische Charaktermödie. Ihn bekämpften der oberflächliche Pietro Chiari aus Brescia (ca. 1700 bis ca. 1785) mit nach Effekt haschenden Dramen und Carlo Gozzi (1720—1806) mit phantastischen, Volksmärchen entlehnten Fabeln (»L'amor delle melarance«, »L'augellin Belverde«, die von Schiller bearbeitete »Turandot« ꝛc.). Goldoni hatte viele Nachahmer. Der Graf Vittorio Alfieri aus Asti (1749—1813) schuf gleichzeitig die echt italienische Tragödie nach antiken Vorbildern und erfüllt von glühender Vaterlandsliebe und Tyrannenhaß. Von gleichen Empfindungen beseelt ist die Lyrik und Satire des Giuseppe Parini aus Bosisio (1729—99). Er begann als Arkadier, schlug aber bald seine eignen Wege ein in seinen 21 Oden und vollends in der Satire auf das frivole, leichtsinnige, verlotterte Leben der lombardischen Aristokratie »Il Giorno«. Unter den Lyrikern dieser Zeit, die sich von der Arcadia abwenden, erwähnen wir noch Lodovico Savioli aus Bologna (1729—1804), Agostino Paradisi aus Vignola (1736—83), Luigi Cerretti aus Modena (1738—1808), Angelo Mazza aus Parma (1741—1817), Carlo Castone Rezzonico aus Como (1742—96), Giovanni Fantoni

aus Fivizzano (1755—1807), Amelio Bertòla aus Rimini (1753—98), Jacopo Vittorelli aus Bassano (1749—1835) und den Palermitaner Giovanni Meli (1740—1815), der reizende, frische Dichtungen in sizilianischem Dialekt schrieb. Auf andern Gebieten sind zu nennen Alfonso Varano aus Camerino (1705 bis 1788) mit den religiös-moralischen »Visioni«, Gian Carlo Passeroni aus Nizza (1713—1803) mit seinen Fabeln und der Satire »Cicerone«, Giambattista Casti aus Montefiascone (1721—1803), der laszive Novellen in Versen und das satirische Gedicht »Gli animali parlanti« verfaßte, Lorenzo Pignotti aus Figline (1739—1812) und Luigi Fiacchi aus Scarperia, genannt Clasio (1754—1825), mit ihren Fabeln, Lorenzo Mascheroni aus Bergamo (1750—1800) mit dem Lehrgedicht »Invito a Lesbia Cidonia« und Melchiore Cesarotti aus Padua (1730—1808) mit seiner Ossianübersetzung. Unter den Prosaikern dieses Abschnitts verdient vor allen genannt zu werden Gaspare Gozzi (1713—86), der in dem durch Addison angeregten »Osservatore« den neuen Ideen Bahn brach und auch in der »Difesa di Dante« gegen Bettinelli auf das Studium Dantes hinwies, und der Kritiker Giuseppe Baretti aus Turin (1719—89) mit den »Lettere familiari« und der »Frusta letteraria«. — Der nächste Abschnitt dieser Periode spiegelt in der Literatur die Ereignisse der Revolution, die Taten Napoleons und die erwachte italienische Einheitsidee wider. Den Reigen führen der charakterlose Vincenzo Monti aus Alfonsine (1754 bis 1828), der nacheinander dem Papst, der Republik, Napoleon und dem Kaiser von Österreich diente und in einer ganzen Reihe meist unvollendet gebliebener Werke, den Stil Dantes nachahmend, in vorzüglicher Sprache und unübertroffenem Wohllaut der Verse die Ereignisse seiner Zeit verherrlichte und klassisch mythologischen Stoff behandelte, und Ugo Foscolo aus Zante (1778—1827), Verfasser des herrlichen Gedichtes »Dei sepolcri« (1806) und des den »Werther« nachahmenden politischen Romans »Ultime lettere di Jacopo Ortis«. Beide schrieben auch Tragödien, beide sind Klassizisten, wie ihre Nachahmer, von denen hier nur der Lyriker Ippolito Pindemonte aus Verona (1753—1828) genannt sei. Als Komödienschriftsteller sind Giovanni Giraud aus Rom (1776—1834) und Alberto Nota aus Turin (1775 bis 1847), beides Nachahmer Goldonis, zu erwähnen. Bemerkenswert ist in diesem Abschnitt die Zuspitzung der Sprachfrage. Es entstand die Schule der Puristen, die zum Studium der Trecentisten zurückkehrten und sich gegen die Nachlässigkeiten und Inkorrektheiten der meisten zeitgenössischen Schriftsteller sowie gegen den französischen Einfluß wendeten. Ihr Haupt war Antonio Cesari aus Verona (1760—1828). — Inzwischen war Napoleon gefallen und eine völlige politische Reaktion eingetreten. Die Keime des Einheitsgedankens fanden aber Pflege in den beiden Dichterschulen der Romantiker und der Klassizisten, die einander im übrigen schroff bekämpften. Erstere bildete sich unter deutschem und englischem Einfluß im Gegensatz zu Monti und Foscolo. Ihr Organ war die mailändische Zeitschrift »Il Conciliatore«, ihr Haupt Alessandro Manzoni aus Mailand (1785—1873). Letztere hatte im Grafen Giacomo Leopardi aus Recanati (1798—1837) ihren bedeutendsten Vertreter. Manzonis historischer Roman »I promessi sposi« ist eine der schönsten Blüten der romantischen Literatur überhaupt. Um ihn scharten sich viele Dichter. Giovanni Torti aus Mailand (1774—1858); der Lyriker Giovanni Berchet aus Mailand (1783 bis 1851); Tommaso Grossi aus Bellano (1791—1853), der Novellen in Versen und das Epos »I Lombardi alla prima crociata« und den Roman »Marco Visconti« verfaßte; Silvio Pellico aus Saluzzo (1789—1859), besonders durch die Schilderung seiner Einkerkerung (»Le mie prigioni«) bekannt; Luigi Carrer aus Venedig (1801—50); Goffredo Mameli (1827—49) mit seinen Vaterlandsliedern; Alessandro Poerio aus Neapel (1802—49); Giuseppe Giusti aus Monsummano (1809—50), als Satiriker unübertroffen; der burleske Dichter Antonio Guadagnoli aus Arezzo (1798—1858); Massimo d'Azeglio aus Turin (1798—1866), der die Romane »Ettore Fieramosca« und »Niccolò de' Lapi« verfaßte; die Romanschriftsteller Francesco Domenico Guerrazzi aus Livorno (1804—73); der fruchtbare Historiker Cesare Cantù aus Brivio (1807—95), mit dem Roman »Margherita Pusterla«; Giulio Carcano aus Mailand (1812—84); Giovanni Rosini aus Lucignano (1776—1855); der bekannte Verschwörer Giuseppe Mazzini aus Genua (1808—72), der Kritiker der romantischen Schule, u. a. — Leopardi hat in seinen Kanzonen in der modernen italienischen Literatur an Formvollendung u. Gedankentiefe nicht seinesgleichen. Er ist der Dichter des Pessimismus. In seinen »Operette morali« und »Pensieri« ist diese Weltanschauung in klassischer Prosa ausgedrückt. Zu seiner Schule gehören unter andern der ausgezeichnete Prosaiker Pietro Giordani aus Piacenza (1774—1848), Terenzio Mamiani aus Pesaro (1799—1885) und Giambattista Niccolini aus San Giuliano, der viele Tragödien schrieb, z. B. »Arnaldo da Brescia« (1843). — Namentlich seit der Einigung Italiens ist wieder eine rege Literatur auf allen Gebieten erblüht. — Die dramatische Dichtkunst, die nach den erwähnten Schöpfungen Manzonis und Niccolinis in Verfall geraten war, hob sich allmählich wieder. Paolo Giacometti aus Novi (1817—82) schrieb mit Beifall aufgenommene Tragödien und Komödien; Leopoldo Marenco verfaßte Tragödien, Familienstücke, Ritterschauspiele und Sittenkomödien, welche die Bühne eine Zeitlang beherrschten und vielfach nachgeahmt wurden. Zeitweisen Erfolg hatten ferner Domenico Bolognese, Battaglia, Zamboni, Salmini, d'Agnillo, Morelli, Montanelli, Chiossone, Giotti, Bracci, Barattani, Gazzoletti u. a. Die erste Stelle nimmt in der Tragödie Pietro Cossa aus Rom (1830—81) mit »Nerone«, »I Borgia« u. a. ein. Cavallottis »Alcibiade« fand gute Aufnahme. In der Komödie haben wir das komische Lustspiel und die soziale Komödie. Erstere Richtung war am glänzendsten durch den Advokaten Tommaso Gherardi del Testa aus Terricciuola (1815—81), letztere durch Paolo Ferrari aus Modena (1822—89) vertreten, der, solange er lebte, die Bühne beherrschte. Meisterwerke sind »Goldoni e le sue sedici commedie« und »Parini e la satira«. An diese beiden schlossen sich zahlreiche jüngere Schriftsteller an, z. B. Alberti, Leone di Castelnuovo, Riccardo Castelvecchio (gest. 1894), Giordano, Panerai, Calonzuoli, Suner, Bersezio, Carrera, Martini, Montecorboli, Costetti, Marco Praga, Rovetta, Giacosa, Camillo und Giannino Antona-Traversi, Bracco. Von neuern Lyrikern heben wir noch folgende hervor: Francesco dall'Ongaro aus Oderzo (1808—73) wegen der »Stornelli politici«; Giovanni Prato aus Trient (1815—84), sehr bedeutend als lyrisch-epischer Dichter (»Edmenegarda«, »Canti lirici«, »Iside«, »Psiche«); Aleardo Aleardi aus Verona (1812—78) mit den

»Lettere a Maria«; Giuseppe Regaldi aus Novara (1809—83); Giuseppe Maccari aus Frosinone (1840 bis 1867), der schöne Idylle verfaßte; Luigi Mercantini aus Ripatransone (1821—72), ein patriotischer Dichter, dessen »Inno di Garibaldi« (1860) Volkslied wurde; Ippolito Nevo aus Padua (1832—60); Andrea Maffei aus Riva (1798—1885), der auch Schiller übersetzte; Giuseppe Revere; Arnaldo Fusinato; Cesare Betteloni; Fabio Nannarelli, Ferdinando Bosio, Giuseppe de Spuches aus Palermo (1819—84), der leider zu früh verblichene Emilio Praga (gest. 1875) und der vielseitige, gelehrte Priester Giacomo Zanella (gest. 1888). Von den noch lebenden Lyrikern ist bei weitem der bedeutendste Giosuè Carducci aus Valdicastello (geb. 1836). In seinen frühern Gedichten verbindet er meisterhaft Satire und Lyrik, in den jüngern ist er zum gemäßigten »Verismus« übergegangen. Historische Betrachtungen und Betrachtungen der Natur in blendend schönem klassischen Gewande gelingen ihm am besten. Der Verismus wird zum Zynismus bei Lorenzo Stecchetti (Olindo Guerrini) und besonders dem großen Stilkünstler Gabriele D'Annunzio. Diese Richtung hat sich überlebt. Pessimistisch sind die gehaltvollen Dichtungen von Arturo Graf (geb. 1848 in Athen). Weiter sind bedeutende Lyriker, die z. T. die häusliche Dichtkunst pflegen, Guido Mazzoni, Severino Ferrari, Ettore Novelli, Giovanni Pascoli, Mario Rapisardi, Marc' Antonio Cassini, Giuseppe Chiarini, Giovanni Marradi, Ugo Ojetti, Guido Novelli u. a. Unter den Dichterinnen seien angeführt Laura Mancini, Rosa Taddei, Giacomina Milli, Francesca Lutti, Ermina Fuà-Fusinato, Giuseppina Guaggi-Nobile, Giuseppina Turrisi-Colonna, Maria Alinda Bonacci Bonnemonti, Ada Negri, Vittoria Aganoor. Im Roman und in der Novelle nennen wir endlich außer den angeführten die ältern Bazzoni, Varese, Falconetti, Lanzetti, Sacchi, Marocco, Zorzi, Vigna, Santa Rosa Battaglia, Ranieri, Antonio Bresciani, Niccolò Tommaseo und Ippolito Nievo mit seinen schönen »Memorie d'un ottuagenario«. Weiter sind zu erwähnen Versezio, Donati, de Amicis, Barrili, Verga, Farina, Capuana, Ciampoli, Rovetta, Matilde Serao, die Marchesa Colombi, D'Annunzio, Antonio Fogazzaro, Graf u. a.

Wissenschaftliche Literatur.

Auf philosophischem Gebiet ist Italien nicht von so weit reichendem Einfluß auf andre Länder gewesen wie auf sonstigen Gebieten der Kultur; es steht hier hinter England, Frankreich, namentlich aber hinter Deutschland zurück. Eine Brücke, gewissermaßen von dem antiken zu dem mittelalterlichen Denken, bildet Boëthius (gest. 525), dessen eignen Schriften und Übersetzungen es besonders zuzuschreiben ist, daß die Logik des Aristoteles die formale Grundlage für die mittelalterliche Scholastik wurde. Von der römischen Kirche, welche die Bildung möglichst pflegte, wurden Elemente der alten Philosophie aufgenommen, und so entstand die Scholastik, deren bedeutendster Vertreter Thomas von Aquino (gest. 1274), ein Italiener, war. Sein großartiges, auf Aristoteles aufgebautes System ist in neuerer Zeit, besonders durch Papst Leo XIII., in der katholischen Kirche wieder zu neuem Leben erweckt worden. Mit dem Entstehen des Humanismus entwickelte sich in Italien und von Italien aus ein heftiger Kampf gegen den scholastisch, d. h. übel verstandenen Aristoteles, dem gegenüber der gleichsam neu entdeckte Platon eifrigst verehrt und gepflegt wurde, wenn man ihn auch mehr in neuplatonischem Sinn auslegte. Hier ragen besonders hervor Gemistos Plethon (geboren in Konstantinopel, gest. 1464) und Marsilius Ficinus (gest. 1499), der Übersetzer Platons und Plotins. Seinen Mittelpunkt fand der Platonismus längere Zeit an dem Hofe der Mediceer in Florenz, woselbst eine platonische Akademie entstand. Zwischen Platon und Aristoteles vermittelnd wirkte Bessarion (gest. 1472), während andre den Aristoteles quellenmäßig zu verstehen suchten, auch im Gegensatze zu den Anhängern des arabischen Averrhoës auf Alexander von Aphrodisias, den griechischen Erklärer des Aristoteles, zurückgingen. So spalteten sich die Aristoteliker in zwei Parteien, in Alexandristen und Averrhoisten, wobei es namentlich auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ankam. Zu den erstern gehörten Hermolaus Barbarus (gest. 1493), Pomponatius (gest. 1525), der zum Naturalismus hinneigte und von der theologischen die philosophische Wahrheit unterschied, zu den Averrhoisten Vernias, Niphus (gest. 1546), Caesalpinus (gest. 1603). Einfluß übte im 16. Jahrh. auch die antike Naturphilosophie aus, so namentlich auf Telesius (gest. 1588), der freilich vielmehr neue Prinzipien: die selbständige Naturforschung, die Verifikation durch die Erfahrung, besonders betonte, zugleich Gründer der naturforschenden Academia Consentina in seiner Vaterstadt Cosenza war. Mit diesem Hinweis auf die Natur kam eine neue kräftige Bewegung in die italienische Philosophie, deren vornehmliche Träger Giordano Bruno (gest. 1600), Campanella (gest. 1639) und Galilei (gest. 1641) waren. Der erste, von glühender Liebe für die Natur, die unendliche, beseelt, bildete in Anlehnung an Nikolaus Cusanus, auch an die Alten, namentlich an die Stoiker, in phantasievoller Weise einen naturalistischen Pantheismus aus, dessen Elemente nicht zur Einheit verarbeitet sind, aber viel Anregung für spätere Systeme gegeben haben. Während der kirchlich gesinnte Campanella die Erkenntnistheorie zu begründen suchte, neben der Wahrnehmung auch den Glauben als Erkenntnisquelle annehmend, war der berühmte Physiker Galilei für die genaue Forschungsmethode überhaupt von großer Bedeutung und gelangte zu einer mechanischen Naturanschauung.

Das nationale Element, das neuerdings bei italienischen Philosophen eine Rolle spielt, brach sich im 16. Jahrh. schon entschieden Bahn bei dem Staatsmann Machiavelli (gest. 1527), der sein Buch über den Fürsten nur in dem Gedanken an die Einheit und nationale Selbständigkeit Italiens, namentlich der Kirche gegenüber, schrieb. In der philosophischen Entwickelung Italiens trat vom Anfang des 17. Jahrh. an eine lange Stockung ein, die nur durch Vico (gest. 1744) unterbrochen wurde, der dem unhistorischen Sinn der Cartesianer gegenüber die Geschichte besonders betonte und als Begründer der Geschichtsphilosophie und der Völkerpsychologie gelten kann, übrigens auch mit andern Gedanken bis in die Gegenwart in Italien fortwirkt. Sonst sind bis in die neueste Zeit bei regem, philosophischem Leben die verschiedensten Richtungen daselbst vertreten, ohne daß besonders eigentümliche Gedanken aufgetaucht wären und Wirkung gehabt hätten. Während der Cartesianismus noch bis Anfang des 19. Jahrhunderts seine Verehrer fand (Kardinal Gerdil, gest. 1802), huldigten andre dem Empirismus und Sensualismus Lockes und Condillacs, wie Genovesi (gest. 1769), Romagnosi (gest. 1835). Auch an Kant schlossen

sich manche an, so Cantoni, ebenso an Herbart, wie Labriola, der aber später den historischen Materialismus vertrat, und namentlich an Hegel: Vera, Mariano, Ragnisco, Spaventa u. a. In den Anhängern des Positivismus: Villari, Ardigò, Siciliani, Morselli, und in denen des Thomismus, von denen insbes. zu nennen sind: Liberatore, Sanseverino, Cornoldi, haben die extremen Richtungen ihre Vertreter.

Als selbständigere Denker idealistischer Richtung, aber ohne Einfluß auf andre Länder ausgeübt zu haben, treten hervor: Rosmini-Serbati (gest. 1855; vgl. Bd. 1 des unten angeführten Werkes von K. Werner), der in Anlehnung an Platon und deutsche Philosophen zu einem von der innern Wahrnehmung ausgehenden ideologischen Psychologismus gelangte, Gioberti (gest. 1852), der die politischen und nationalen Gedanken in den Vordergrund stellte und sich zu einem »Ontologismus« bekannte, nach dem man das absolute Sein unmittelbar schauen soll. Den Versuchen dieser beiden, die katholischen Lehren mit der Vernunft zu versöhnen, opponierten heftig: Ferrari (gest. 1876) und Franchi. In ähnlicher Weise wie Gioberti philosophierte auch der rege Politiker Mamiani (gest. 1885), der sich selbst einen Platoniker nannte und die von ihm gegründete Zeitschrift: »La filosofia delle scuole italiane« bis zu seinem Tode leitete; fortgesetzt wird sie in der »Rivista di filosofia italiana«, redigiert von Ferri. Vgl. Spaventa, La filosofia italiana dal 16. secolo (Modena 1860); Ferri, Essai sur l'histoire de la philosophie en Italie (Par. 1869); Giovanni, Storia della filosofia in Sicilia (Palermo 1879, 2 Bde.); Pompa, L'Italia filosofica contemporanea (Salerno 1879, 2 Bde.); K. Werner, Die italienische Philosophie des 19. Jahrhunderts (Wien 1884—86, 5 Bde., von denen Bd. 4 die Philosophie der Gegenwart behandelt).

Von einer italienischen Theologie ist eigentlich nicht zu reden. Die dogmatischen und ethischen Stoffe sind auch hier wie anderwärts in überlieferter Form bearbeitet worden, ohne daß in Italien Nichtkleriker und in der katholischen Kirche Europas Nichtitaliener davon Notiz genommen hätten. Höchstens die Ethik Liguoris (gest. 1787) und die Dogmatik Perrones (1794—1876) haben in der katholischen Welt eine maßgebende Bedeutung gewonnen. Dagegen hat es nicht an hervorragenden Klerikern gefehlt, die, wie Angelo Mai (1782—1854) und neuerdings G. Mercati, die patristischen Studien gefördert haben. Andre, wie Carlo Maria Curci (1810—91) und Carlo Passaglia (1814—87), glänzten als Publizisten. Einige Originalität auf dem Gebiete des religionsphilosophischen und dogmatischen Denkens hat nur einer, der schon erwähnte Antonio Rosmini-Serbati (1797—1855), an den Tag gelegt, aber nur, um von der Kurie verleugnet zu werden. Die Stimmung der gebildeten Kreise, soweit sie kirchlichen Dingen überhaupt noch zugewandt und günstig ist, wird viel mehr beherrscht durch die poetischen, philosophischen und historischen Schriften Manzonis, Giobertis, Cantùs, als durch speziell theologische Geister. Soweit aber die internationale theologische Bewegung auch von Italien aus Förderung erfährt, geht letztere von Männern aus, die nicht Fachtheologen sind, wie Alessandro Chiapelli in Neapel, Raffaelo Mariano in Rom und Gaetano Negri in Mailand, die in biblischer Kritik und alter Kirchengeschichte, in Religionsphilosophie und kirchlicher Kulturgeschichte Bedeutendes geleistet haben.

Geschichtschreibung.

Erst im 14. Jahrh. begann man in Italien sich der nationalen Sprache für die Geschichtschreibung zu bedienen. Denn die Schriften, die man lange als die ältesten Erzeugnisse der italienischen Historiographie betrachtet hat, die Tagebücher des Matteo di Giovinazzo (1249—68) und die florentinische Geschichte des Ricordano Malespini und seines Neffen Giacotto (bis 1286), sind jetzt als spätere Fälschungen entlarvt. Dagegen gilt die Chronik (bis 1312) des Florentiners Dino Compagni, die eine Zeitlang auch als Fälschung angefochten wurde, jetzt für echt, wenn auch nicht ganz unentstellt, und ist als das erste bedeutende Geschichtswerk der italienischen Literatur anzusehen. An Quellenwert übertroffen wird Dino von seinen Landsleuten Giovanni und Matteo Villani, deren Chronik (bis 1364) zwar gleichfalls die florentinische Geschichte in den Mittelpunkt rückt, aber auch auf die Ereignisse im übrigen Italien und in andern Ländern ihr Augenmerk richtet; mit diesem klar und verständig geschriebenen und umfassenden Werke können die trocknen Annalen des Florentiner Kaufmanns Paolino Pieri (bis 1305) in keiner Weise verglichen werden. Die ersten 11 Bücher der Chronik Villanis setzte der Florentiner Glockengießer Antonio Pucci (gest. nach 1373) in Verse und stellte auch sonst zeitgenössische Ereignisse, so den Krieg gegen Pisa 1362—65, in historischen Gedichten im Bänkelsängerton dar. Die zahlreichen und bedeutenden historischen Werke, die Italien den Humanisten des 15. Jahrh., wie L. Bruni, Enea Piccolomini, Poggio, Aretino u. a., verdankt, kommen, weil lateinisch abgefaßt, hier nicht in Betracht. Von italienisch geschriebenen Chroniken dieser Zeit verdient die »Historia di Milano« des Bernardino Corio (gest. 1519) Erwähnung, die von den Sforza durch Mitteilung wichtiger Urkunden unterstützt wurde. Hinter ihr steht die »Storia di Napoli« des Pandolfo Collenucio aus Pesaro (gest. 1504) weit zurück, und auch die Arbeiten der Florentiner Buonacorso Pitti, Piero Boninsegni und Gregorio (Goro) Dati reichen an Dino und Villani nicht heran.

Die Blütezeit der italienischen Historiographie ist das 16. Jahrh. An der Spitze der geistigen Bewegung stand Florenz: ihm gehört der größte politische und einer der größten historischen Schriftsteller des Cinquecento an, Niccolò Machiavelli (1469—1527), der in den »Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio« an der ältesten römischen Geschichte sein republikanisches Staatsideal entwickelte, im »Principe« ein meisterhaftes Bild des modernen Fürstentums, das den Gedanken der Einigung Italiens verwirklichen sollte, entwarf und in den »Istorie Fiorentine« die Geschichte seiner Vaterstadt nicht immer richtig, aber stets anziehend darstellte. Francesco Guicciardini (1483—1540) machte zuerst in der »Istoria d'Italia« (1492—1534) die Gesamtgeschichte Italiens zum Gegenstand seiner Forschung; auch seine »Storia fiorentina« (bis 1378) ist wertvoll. Donato Giannotti (1492—1573) gab in seinen Hauptwerken »Della repubblica de' Veneziani« und »Della repubblica fiorentina« eine anschauliche Beschreibung der Verfassung und Staatseinrichtungen beider Städte. Neben ihnen verdienen Erwähnung die Florentiner Jacopo Nardi (gest. 1555), Filippo Nerli (gest. 1556), Bernardo Segni (gest. 1556), Benedetto Varchi (gest. 1565), Vincenzo Borghini (gest. 1570), Giambattista Adriani (gest. 1579), der in der »Istoria de' suoi tempi« (bis 1579) eine Fortsetzung Guic-

ciardinis gab, der gewissenhafte Sammler Scipione Ammirato (gest. 1601), Gino und Nero Capponi, Giovanni Cavalcanti u. a. Aus Venedig ist der namhafteste Schriftsteller der Epoche Pietro Bembo (1470 bis 1547), dessen im Auftrag der Republik ursprünglich lateinisch geschriebenen 12 Bücher venezianischer Geschichten (1487—1513) bedeutenden Wert besitzen. Piemont gehört der Nationalökonom Giovanni Botero (gest. 1617) an, Genua der Annalist Giustiniani. In Ferrara schrieb Giambattista Pigna eine »Istoria de' principi d'Este«. Die Geschichte Neapels behandelten Gianantonio Summonte (gest. 1601) und Camillo Porzio (gest. 1603). Patrizio de' Rossi verfaßte »Memorie storiche« über die Geschichte Italiens unter Clemens VII., Francesco Giambullari (gest. 1556) eine »Storia dell' Europa 887—913« und Lodovico Guicciardini, der lange in den Niederlanden lebte, »Commentarj delle cose d'Eurepa, specialmente de' Paesi Bassi« (1529—1560). Auch Literatur- und Kunstgeschichte fanden Bearbeiter, namentlich in Giorgio Vasari (s. d.). Seit der Erstarrung des politischen Lebens unter der spanischen Herrschaft im 17. Jahrh. erlahmte das Interesse an der Geschichte der Gegenwart; die Geschichtschreibung wurde gelehrter. Die Kirchengeschichte Italiens fand einen einsam stehenden Bearbeiter in Paolo Sarpi (1552—1623), dessen meisterhafte Geschichte des Tridentinischen Konzils den Jesuitismus kühn bekämpfte. Als die bedeutendsten Geschichtswerke dieser Zeit verdienen daneben genannt zu werden: Arrigo Caterino Davilas (gest. 1631) »Storia delle guerre civili di Francia« (1547—98), Guido Bentivoglios (gest. 1644) Geschichte des Aufstandes der Niederlande, Francesco Capecelatros Geschichte Neapels von Roger I. bis zum Tode Friedrichs II., Battista Nanis (gest. 1677) Geschichte Venedigs von 1613—71 und die freilich trockne genuesische Zeitgeschichte des Giov. Antonio Capriata (gest. 1652).

Im 18. Jahrh., dem Zeitalter der gelehrten Forschung und Kritik, ist vor allen Ludovico Antonio Muratori (1672—1750) zu nennen, dem sein Vaterland die wertvollsten Quellensammlungen verdankt; neben ihm der Marchese Scipione Maffei (gest. 1750). Die große Reihe der fleißigen Lokal- und Territorialgeschichtschreiber überragt nur der Neapolitaner Pietro Giannone (1676—1748), trotz gelegentlicher Ausbeutung früherer Darstellungen ein wirklicher Historiker.

Im Zeitalter der Revolution erwacht in Italien mit dem politischen Leben der Nation auch die Geschichtschreibung zu neuem Aufschwung. Der fruchtbarste historische Schriftsteller des neuern Italien ist Cesare Cantù (1807—95), dessen vielbändige »Storia universale« auch außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes Beachtung fand. Ihm voran ging Carlo Botta (1766—1837), dessen »Storia d'Italia del 1490 al 1814« bis 1534 Fr. Guicciardini (s. oben) wiederholt und dann eine Fortsetzung bis zum Sturz Napoleons anschließt. Eine Fortsetzung seines Werkes lieferten L. Farini (bis 1850) und C. Turotti (bis 1854), dann Ant. Coppi (1782—1870), dessen »Continuazione degli Annali d'Italia del Muratori« (von 1750—1861) wieder von J. Ghiron bis auf die neueste Zeit fortgesetzt wird. Andre allgemeine Geschichten Italiens veröffentlichten Graf L. Bossi (gest. 1835), Gius. La Farina (1815—63), N. Nisco, Cesare Balbo (1789—1853), P. Balan u. a. Um die Geschichte Italiens im Altertum haben sich G. Micali (gest. 1844), Giamb. Garzetti, Atto Vannucci, F. Bertolini und vor allen E. Pais Verdienste erworben. Für die mittelalterliche Gesamtgeschichte der Halbinsel ist ein Hauptwerk Carlo Troyas (1784—1858) »Storia d'Italia del medio evo«, das in 17 Bänden bis auf Karl d. Gr. geführt ist und auf gründlichen Quellenstudien beruht; ebensoweit reicht Cés. Balbos zweibändige »Storia d'Italia«. Geschichten des italienischen Städtewesens schrieben C. Morbio und Lanzani. Fr. Bertolini hat in seiner »Storia delle dominazioni germaniche in Italia del V. al XI. secolo« seinen Landsleuten die Ergebnisse der deutschen Geschichtsforschung zugänglich gemacht; Malfatti die Beziehungen zwischen Päpsten und Kaisern im fränkischen Zeitalter mit Kritik erörtert. Eine brauchbare und fleißig gearbeitete Darstellung des spätern Mittelalters gab C. Cipolla. Auch die Rechts- und Verfassungsgeschichte des Mittelalters hat eifrige Pflege gefunden; unter ihren neuern Bearbeitern mögen hier A. Pertile, F. Schupfer, F. Patetta, G. Tamassia, E. Calisse, G. Salvioli genannt werden.

Die Periode des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit bearbeitet der bedeutendste unter den lebenden italienischen Geschichtsforschern, Pasq. Villari, dessen Werke über die Zeitalter Savonarolas und Machiavellis sich durch Gründlichkeit der Forschung und durch Kunst der Darstellung auszeichnen. Dieselben Vorzüge eignen Giuf. de Levas »Storia documentata di Carlo V in correlazione all' Italia«; auch die »Storia della riforma in Italia« des Waldenser Theologen E. Comba verdient rühmliche Erwähnung. Einen kirchlichen Standpunkt vertritt T. Dandolo. Erst die Zeit der Erhebung Italiens schuf auf dem Gebiete der neuesten nationalen Geschichte Werke von größerer Bedeutung, so von C. Tivaroni (»Storia critica del risorgimento italiano«), F. Bertolini, Montanelli und La Farina, von Anelli, Belviglieri, La Porta, Sirao, A. Gualtiero, C. Mariana, V. Berfezio, vor allen aber N. Bianchis »Storia documentata della diplomazia europea in Italia 1814—1861«. Dazu kommt dann eine große Zahl von Memoiren (G. Pallavicini, Massimo d'Azeglio u. a.), die Biographien Cavours, Giobertis, Viktor Emanuels, Lamarmoras u. a. von Massari, Correntis von Massarani: fast jeder der bedeutendern Freiheitskämpfer des neuern Italien hat seinen Biographen gefunden.

Die unübersehbare Zahl derjenigen Historiker, deren Haupttätigkeit sich lokal oder provinzial beschränkten Gebieten zugewendet hat: so Neapel und Sizilien V. Cuoco (1770—1823), P. Colletta (1775—1831), in neuerer Zeit La Farina, Capasso, de Blasiis, Schipa, Alessi, Lanza, La Lumia u. a., überragt an Bedeutung Michele Amari (1806—89), dessen Hauptwerke: »La guerra del Vespro Siciliano« und »Storia dei Muselmanni di Sicilia«, durch die Genauigkeit der Forschung und durch die Kunst der Darstellung zu den bedeutendsten Erzeugnissen der neuern italienischen Historiographie gehören. Um die Geschichte Roms, des Kirchenstaates und der Päpste haben sich die Ausländer größere Verdienste erworben als die Italiener, von denen hier nur Bosio und Farini genannt seien. Geschichten Toskanas schrieben im 18. Jahrh. Galluzzi, im 19. Jahrh. Pignotti und Zobi; Florenz insbes. behandelten C. Paoli, Gino Capponi und P. Villari. Was Varese, Canale, Celesia, Serra u. a. für Genua, Romanin, Molmenti u. a. für Venedig geleistet haben, steht nicht auf der Höhe der hier gestellten großen Aufgaben;

von jüngern Gelehrten haben sich namentlich Cipolla und Monticolo um die Einzelforschung über die Geschichte Venedigs und seines Gebiets verdient gemacht. Für Mailand und sein Gebiet sind nach der noch dem 18. Jahrh. angehörenden, für ihre Zeit schätzenswerten »Storia di Milano« des Pietro Verri im 19. Jahrh. insbes. Bianchi-Giovini, Brambilla, Cantù, Cusati, Custodi, Ferrai, Magri, Osio u. a. tätig gewesen. Besonders die Geschichte des Hauses Savoyen und seiner Länder hat zahlreiche Bearbeiter gefunden, von denen hier Bianchi, Carutti, Cibrario, Claretta, Gerbaix-Sonnaz, Manno, Parri, Perrero, Ricotti, Gabotto genannt werden mögen. Die Geschichtschreiber der kleinern Städte und Landschaften auch nur summarisch zu verzeichnen, ist unmöglich.

Gegenüber dem regen Interesse für die vaterländische Geschichte ist in dem neuern Italien die mitarbeitende Teilnahme an der Geschichte des Auslandes so gut wie ganz zurückgetreten; Werke wie E. Broglios »Vita di Federico il Grande« und »Il regno di Federico II« (auf Carlyleschen Auffassung beruhend) u. a. bilden vereinzelte Ausnahmen. Dagegen bildet die nationale Literatur und Kunst auch in neuerer Zeit den Gegenstand eifrigster Pflege; es genügt, an Namen wie Borghesi, Cavalcaselle, Cicognara, Fiorelli, Milanesi, de Rossi u. a. für Archäologie und Kunstgeschichte zu erinnern.

Übrige Wissenschaften.

Ein hervorragendes Verdienst hat sich Italien um die Pflege der klassischen Philologie erworben; die Nachkommen der alten Römer waren die berufenen Erneuerer der antiken Kultur. Seit Petrarca und Boccaccio bis ins 16. Jahrh. waren sie die Führer der neuen humanistischen Bewegung, und erst von ihnen wurden die Gelehrten der andern Nationen zu selbständiger Fortsetzung dieser Studien angeleitet. Der Wert der philologischen Arbeiten Italiens wird daher deutlicher im großen Zusammenhang der Geschichte dieser Wissenschaft überblickt (s. Philologie). Aber auch der italienischen Philologie haben sie seit Dante (»De vulgari eloquentia«) verständnisvolle Pflege gewidmet und in neuester Zeit sowohl auf literarhistorischem als im engern Sinne des Wortes philologischem Gebiet gründliche und geschmackvolle Arbeiten geliefert. S. die unten (S. 110) angeführte Literatur und Art. »Italienische Sprache«.

Bereits im 15. Jahrh. erzeugte die Zunahme wissenschaftlicher Bildung sowie das Aufblühen von Gewerbe und Handel die Anfänge einer staatswissenschaftlichen Literatur, die zwar hier wie anderwärts um diese Zeit vorwiegend von Theologen gepflegt wurde, aber doch schon eine eingehendere fachgemäße Behandlung einzelner Materien zeigt. Unter den Politikern des 15. Jahrh. ist Dom. Caraffa, unter den Theologen der heil. Leonhard von Siena und der heil. Antonin von Florenz zu nennen. In Machiavellis Schriften ist von der wirtschaftlichen Seite der Politik nur wenig die Rede. Um die Wende des 16. Jahrh. macht sich Guicciardini durch Beschäftigung mit finanzwirtschaftlichen Fragen bemerkbar. Aus den letzten Jahren dieses Jahrhunderts ist der Piemontese Botero, Abt und Sekretär des heil. Karl Borromäus, zu nennen, der in seinen politischen und volkswirtschaftlichen Ansichten stark von Bodin beeinflußt ist und in Italien bereits das Merkantilsystem vertritt. Die Wirren des Münzwesens veranlassen auch hier eine Reihe von Schriften, unter denen die von Davanzati und Scaruffi zu erwähnen sind; auch die von Th. Morus neu entdeckte Literatur der Utopien findet in dem Florentiner Gelehrten Doni (1513—74) und dem Kalabreser Mönch Campanella (»Civitas solis«, 1643) phantasievolle Nachahmer. Unter den italienischen Anhängern des Merkantilsystems ist der bedeutendste Antonio Serra, dessen 1613 erschienenes Buch über die Mittel, wodurch ein Land sich Reichtum an Edelmetallen verschaffen könne, in der Geschichte der Volkswirtschaftslehre überhaupt eine beachtenswerte Stellung einnimmt. Im 18. Jahrh. sind Pascoli und Bandini, besonders aber A. Broggia (»Trattati dei tributi, delle monete e del governo politico della società«, 1743) und der Neapolitaner A. Genovesi (1712—69) zu nennen. Sie alle stehen mehr oder weniger auf dem Boden des Merkantilismus. Die Physiokratie übte nur auf eine kleine Anzahl von Schriftstellern einen erkennbaren Einfluß, so auf den berühmten Kriminalisten Beccaria (1738—94), mehr noch auf den Mailänder Verri (1728—97), auf Galiani, Ricci, Ortes. Während Italien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auf dem Gebiete der politischen Ökonomie immerhin noch eine ehrenvolle Stellung einnahm, waren die zerfahrenen Verhältnisse Italiens zu Anfang des 19. Jahrh. der staatswissenschaftlichen Tätigkeit nicht günstig. Doch erschien auf Veranlassung P. Custodis in Mailand von 1802—16 die wichtige Sammlung der »Scrittori classici italiani di economia politica«. A. Smith und J. B. Say fanden seit 1813 in verbreitetern elementaren Lehrbüchern Eingang. Als verspäteter Merkantilist gibt sich M. Gioja (»Nuovo Prospetto«, 1815—17). In Mailand gründeten Custodi, Gioja und Romagnosi die seit 1824 erscheinenden »Annali universali di statistica«; in Paris erhielt der Italiener Pel. Rossi den Lehrstuhl Says. Außerdem verdienen Erwähnung Ant. Scialoja (»Principii d'economia sociale«, 1840), ein gewandter Verteidiger des Freihandels, L. Cibrario (»Economia politica del medio evo«, 1839), Ger. Boccardo (»Tratatto teorico-pratico di economia politica«, 1853), der glänzende Polemiker Fr. Ferrara, der die Herausgabe der »Biblioteca dell' economista« leitete, und der neapolitanische Minister Bianchini. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. übte die Neubildung des Königreichs, die Rede- und Preßfreiheit, das Auftauchen neuer wirtschaftlicher, sozialer und finanzieller Probleme auf die Entwickelung der staatswissenschaftlichen Literatur einen unverkennbaren Einfluß; freilich bereitete die durch Ferrara herrschend gewordene, von Bastiatschen Ideen erfüllte Richtung den Fortschritten bis in die neueste Zeit manche Hindernisse. Unter den zeitgenössischen Nationalökonomen verdienen namentlich A. Messedaglia, Minghetti, Luzzani, Cernuschi, ganz besonders aber Luigi Cossa genannt zu werden. Cossa hat durch seine »Primi elementi di economia politica« (3 Bde.), die auch durch deutsche Bearbeitungen bekannt geworden sind, sehr viel zur Ausbreitung nationalökonomischer Kenntnisse getan und eine tüchtige Schule von Gelehrten gegründet, als deren Hauptvertreter Ferraris, Nazzani, Gabaglio, Ricca-Salerno, Rota, Cusumano, Nicolini, Loria, der jüngere Cossa zu erwähnen sind. Cossa und noch mehr die jüngern Gelehrten haben auch auf die Wichtigkeit der deutschen und englischen Literatur hingewiesen, wodurch die historisch-realistische Richtung zur Geltung gebracht und das Studium staatswissenschaftlicher Fragen neu angeregt und gefördert worden ist.

Auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft spielte Italien jahrhundertelang nicht bloß eine maßgebende, sondern geradezu eine führende Rolle; ein überaus großer Teil des modernen Rechts hat seine Wiege in I. zu suchen. Von der Wiederaufnahme des wissenschaftlichen Studiums des römischen Rechts durch die Schule von Bologna, besonders unter der Leitung des Irnerius (s. d.) um 1100, bis gegen das Ende des 15. Jahrh. fällt die Geschichte der italienischen Rechtswissenschaft mit jener der Rechtswissenschaft überhaupt zusammen; die Kenntnis und Anwendung des römischen und des von Italien ausgegangenen kanonischen sowie des nach und nach in den italienischen Städten ausgebildeten romanischen Rechts auf dem Gebiete des Zivilrechts, des Zivilprozeßrechts, des Strafrechts und Strafprozeßrechts, wie nicht minder des langobardischen Lehnrechts, verbreitete sich von dort aus über die ganze damalige zivilisierte Welt. Es war dies das Verdienst der aus der Geschichte des römischen Rechts bekannten Glossatoren und Kommentatoren. Wenn nun auch sodann die zivilistische Rechtswissenschaft in Italien bis gegen Ende des 18. Jahrh. im ganzen und großen eine Periode des Verfalls durchzumachen hatte, so hatte sie immerhin noch einige bedeutende Männer, wie Alb. Gentilis, Menochio, Mantica und De Luca, aufzuweisen, und in der neuesten Zeit ist das Studium des römischen Rechts, obwohl Italien sich schon seit 1865 eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuches erfreut, durch die schriftstellerische und Lehrtätigkeit von F. Serafini, Padeletti, Scialoja, Schupfer u. a. wiederum zu hoher Blüte gelangt. Auf dem Gebiete des Strafrechts hatten sich im 16. Jahrh. Giulio Claro und Prospero Farinacci ausgezeichnet, und um die Mitte des 18. Jahrh. hat Italien ein geradezu epochemachendes, in fast alle Sprachen übersetztes Werk hervorgebracht: Cesare Beccarias Schrift »Dei delitti e delle pene« (1764), die den Kampf gegen den Fortbestand der Todesstrafe mit vielem Geschick und Erfolg eröffnete. Aus der neuern Zeit sind als hervorragende Vertreter des Strafrechts zu nennen: Romagnosi, Carrara, Luchini und Brusa, und selbst der neuesten »anthropologischen« Schule, deren eifrigste Verfechter der Jurist Ferri und der forensische Mediziner Lombroso sind, kann Bedeutung nicht abgesprochen werden, wenn sie auch in ihren Thesen das Maß des praktisch Durchführbaren weit überschreitet. Infolge der besondern Ausdehnung des italienischen Handels entwickelten sich ebendort die meisten Grundsätze und Einrichtungen, auf denen das moderne Handels- und Wechselrecht beruht. Die ersten Anfänge des neuern Gesandtschaftsrechts sind auf die bezüglichen Geschäftsregeln der Venezianer zurückzuführen, und auch andre Materien des Völkerrechts, besonders das Kriegsrecht, haben, z. T. schon durch Alb. Gentilis und seine Nachfolger, in Italien ihre Pflege gefunden; nicht minder wurde die neueste und schwierigste Rechtsdisziplin, das internationale Privat- und Strafrecht, dort mit solchem Eifer und solcher Sachkunde bearbeitet, daß auf diesem Gebiete mit einer besondern italienischen Schule zu rechnen ist, als deren bedeutendste Vertreter Mancini, Fiore, Pierantoni, Brusa, Sacerdoti und Fusinato gelten können.

Von der Heimat der Renaissance erhielt auch die Naturwissenschaft ihre ersten und kräftigsten Impulse, und es gibt kaum eine Disziplin, die nicht hier ihre neue Jugend durchlebt und in ihr Mannesalter eingetreten wäre. Die für Kunst und Wissenschaft begeisterten Fürstenhöfe, die berühmten Universitäten führten die Blüte der Jugend und die Gelehrsamkeit der Welt in Rom, Florenz, Padua und Bologna zusammen, als Pforte des Morgenlandes war Venedig ein Mittelpunkt des Handels und der Kaufleute, hier floß Bildung und Reichtum zusammen, um den Blick in die Naturschätze zu öffnen. Schon Dante entwickelt kosmologische Kenntnisse, die neben seiner theologischen Gebundenheit um so mehr überraschen. Sein Zeitgenosse Marco Polo liefert einen Bericht über seine weiten Reisen durch die Alte Welt, der an schlichter Wahrhaftigkeit mit den phantastischen Orientschilderungen der vorhergehenden Zeiten zu seinem Vorteil stark kontrastiert. Durch Kolumbus und Amerigo Vespucci geht auch die Entdeckung und erste Kenntnis der Neuen Welt von Italien aus, obwohl Spanien und Portugal in Reise- und Naturschilderungen aus fremden Ländern bald für längere Zeit die Führung übernehmen. Das Universalgenie eines Leonardo da Vinci, fast alle Naturwissenschaften umfassend, entwickelt zuerst vernünftige Anschauungen über Bau und Entwickelung des Erdballes und über die Versteinerungen; Fracastoro (gest. 1553) deutet gleichfalls die Versteinerungen als das, was sie sind, Nikolaus Steno (gest. 1687), ein am Florentiner Hofe lebender Däne, liefert, auf ihren Schultern stehend, in seinem Buche »De solido intra solidum naturaliter contento« (1669) den ersten Abriß einer wissenschaftlichen Geologie. Inzwischen hatte die Entdeckung der Buchdruckerkunst den Italienern die Möglichkeit geboten, das Erbe des Altertums auch nach der naturwissenschaftlichen Seite auszubeuten. Die Schriften des Plinius, des Theophrast, Dioskorides und Aristoteles wurden kommentiert und neu herausgegeben, Mattioli (1501—77) lehrt in seinem neugedruckten Kräuterbuch die Pflanzen der Alten kennen und legt dadurch den Grund zur botanischen Wissenschaft, die von Anguillaria, Fabius Colonna, Prosper Alpin u. a. beträchtlich gefördert, durch Cesalpini (1519—1603) die erste auf den Bau der Frucht begründete systematische Anordnung empfing. Für die Zoologie leistete Aldrovandi (1522—1605) die ersten Dienste einer umfassenden Beschreibung, worauf Fabricius von Acquapendente (1537—1619) die Grundlagen der vergleichenden Anatomie und Entwickelungsgeschichte der Tiere lieferte. Stelluti gab in seinem Bienenbuch (»Apiarium«, Rom 1625) die älteste mit Hilfe des Mikroskops unternommene Tierbeschreibung, worauf Marcello Malpighi (1628—1694) der Begründer der Histologie oder mikroskopischen Tier- und Pflanzenanatomie wurde und auch die entwickelungsgeschichtlichen Kenntnisse förderte. Für die Physiologie leistete Francesco Redi (1626—97) ähnliche Dienste, indem er die Wirkung der Gifte erprobte und die bis dahin geglaubte Lehre von der Selbstentstehung der Insekten und andrer Lebewesen experimentell widerlegte, Versuche, die Spallanzani (1729—99) später vervollständigte. Die physikalische Forschung hatte bereits in Leonardo da Vinci, der die Prinzipien des Stereoskops, des Fallschirms und vieler andrer späterer Entdeckungen kannte, einen bedeutenden Vertreter; ähnlich vielseitig, aber viel phantastischer war Porta (1538—1615), dem man die Entdeckung der Camera obscura und die frühesten Anregungen der Tier- und Pflanzengeographie verdankt. Er wirkte viel durch seine stark gelesenen Schriften, ähnlich wie später der ebenso ungründliche Athanasius Kircher (1601—80) in

Rom. Die Physik mußte sich früh vor der Eifersucht der Kurie in Akademien flüchten, die als Geheimgesellschaften für Forschung entstanden, und von denen der Academia dei Lincei zu Rom (1603) als der ältesten Akademie im neuern Sinne die Akademie des Experiments (del Cimento) 1657 zu Florenz folgte. Die Entdeckung der Fallgesetze durch Galilei, des Barometers durch Torricelli sind glänzende Leistungen dieser Schulen, die in Galilei auch auf astronomischem Gebiete die größten Erfolge feierte und trotz aller Anfeindungen der Kirche eine Tradition schuf, die durch Grimaldi (gest. 1663), den Entdecker der Lichtbrechung, Domenico Cassini (gest. 1712) u. a. bis auf unsre Tage fortwirkt. Denn auf astronomischem Gebiet hat die italienische Naturforschung in Schiaparelli und Secchi noch in jüngster Zeit bedeutende Vertreter und Erfolge aufzuweisen gehabt. Die Biologie, die auf botanischem Gebiet in Delpino, dem erfolgreichen Erforscher der Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren, auf zoologischem in Emery und Grassi, dem verdienstvollen Erforscher der Malariaparasiten, hervorragende Vertreter besitzt, hat einen neuen Mittelpunkt in dem Zoologischen Institut von Neapel empfangen, an dessen Arbeiten sich Italiener lebhaft beteiligen. Reiche naturwissenschaftliche Ausbeute lieferte die Forschungsreise des Vettor Pisani sowie die zum Zweck biologischer und geographischer Forschung unternommenen Meerfahrten des Fürsten Albert von Monaco, der in Monaco unlängst ein eignes Museum für Meereskunde begründete. Auch Prähistorie, Anthropologie u. Ethnologie haben mannigfache treffliche Vertreter in Italien gefunden; die im Auslande meist genannten derselben, wie z. B. der fruchtbare Mantegazza, gehören indessen mehr der Romanschriftstellerei als der Forschung an.

Literatur.

Vgl. zu weitern ältern Schriften das unten angeführte »Avviamento« Mazzonis; Emiliani-Giudici, Storia delle belle lettere in Italia (5. Aufl., Flor. 1865, 2 Bde.); von neuern Darstellungen sind zu erwähnen: De Sanctis, Storia della letteratura italiana (9. Ausg., Neap. 1898, 2 Bde.); Settembrini, Lezioni di letteratura italiana (7. Aufl., das. 1881); A. Bartoli, Storia della letteratura italiana (das. 1878—89, 7 Bde., bis Petrarca reichend); die »Storia letteraria d'Italia« (Mail. 1878 bis 1880, 6 Bde.), bearbeitet von Tamagni und d'Ovidio (»Letteratura romana«), Bartoli (»I primi due secoli della letteratura italiana«), Invernizzi (»Il risorgimento«), Canello (»Il cinquecento«), Morsolin (»Il seicento«), Zanella (»Storia della letteratura italiana dalla metà del settecento ai giorni nostri«); die ebendort erschienene »Storia letteraria d'Italia scritta da una società di professori« (1898—1904, 9 Bde.), bearbeitet von Giussani (»Letteratura romana«), Novati (»Le origini«), Volpi (»Il trecento«), Zingarelli (»Dante«), Rossi (»Il quattrocento«), Flamini (»Il cinquecento«), Belloni (»Il seicento«), Concari (»Il settecento«), Mazzoni (»L'ottocento«); D'Ancona, La poesia popolare italiana (Livorno 1878); Rubieri, Storia della poesia popolare italiana (Flor. 1877); Roux, Histoire de la littérature contemporaine en Italie (1800—1896, Par. 1870—96, 4 Bde.). Von deutschen Werken: Ruth, Geschichte der italienischen Poesie (Leipz. 1844—47, 2 Bde.; unvollendet, bis Tasso); Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur (Berl. 1884—88, 2 Bde., ebenfalls unvollendet, reicht nur bis ins 16. Jahrh.; ital. Übersetzung mit Zusätzen vom Verfasser, Tur. 1887—91; Bd. 2 in 2. Aufl., 1900—01); Wiese und Percopo, Geschichte der italienischen Literatur (Leipz. 1899; ital. Übersetzung, Tur. 1904). Unter den Fachzeitschriften sind hier zu nennen: die »Nuova Antologia« (seit 1866); »Il Propugnatore« (1868—93); das »Giornale storico della letteratura italiana« (seit 1883); die »Rivista di filologia romanza« (1872—76), der das »Giornale di filologia romanza«, dann die »Studj di filologia romanza« und zuletzt die »Studj romanzi« folgten. Über die neuesten Erscheinungen berichten die »Bibliografia italiana« (Mail. 1835—1847, 14 Bde., und seit 1867 halbmonatlich), das amtliche, halbmonatliche »Bollettino delle pubblicazioni italiane« ꝛc. (Flor. 1886 ff.) und die kritischen Blätter »Rassegna bibliografica della letteratura italiana« (Pisa 1893 ff.) und »Rassegna critica della letteratura italiana« (Neap. 1896 ff.). Spezialwerke über einzelne Perioden und Gattungen ꝛc. sind verzeichnet in Mazzonis »Avviamento allo studio critico delle lettere italiane« (Verona-Padua 1892); eine vorzügliche allgemeine Bibliographie lieferten Ottino und Fumagalli: Bibliotheca bibliographica italica« (Rom 1889—95, 2 Bde.).

Italienische Pillen, s. Eisenpräparate.

Italienischer Krieg 1859 und 1866, s. Italien, S. 89 und 91.

Italienischer Kronenorden, s. Kronenorden.

Italienischer Salat, Mischung aus streifig zerschnittenem Fleisch, Fisch, Gemüsen, Pickles, Oliven ꝛc. mit Mayonnaise, auch mit Essig und Öl.

Italienisches Huhn, s. Huhn, S. 615.

Italienische Sprache. Die i. S. gehört zu den romanischen Sprachen. Sie ist aus dem in Italien gesprochenen Latein, das die übrigen dort herrschenden Sprachen verdrängt hatte, hervorgegangen. Das Latein nahm natürlich in verschiedenen Gegenden je nach den vorgefundenen Sprachverhältnissen verschiedene Gestalt an, und so entstand eine Reihe lateinischer Dialekte, deren Entwickelung durch den Untergang des römischen Reiches, durch den Einbruch der Germanen und das Aufhören der lateinischen Schriftsprache sehr gefördert wurde. Aus diesen volkslateinischen Verschiedenheiten entwickelten sich die italienischen Dialekte, von denen der toskanische als Schriftsprache zur Herrschaft gelangt ist. Eine einheitliche italienische Schriftsprache beginnt sich erst am Anfang des 13. Jahrh. auf Sizilien zu entwickeln (lingua vulgaris [volgare] im Gegensatz zum Latein, der lingua grammatica), findet aber ihre Reinigung und Ausbildung erst in Mittelitalien, namentlich in Florenz. Dante unterscheidet in seinem Buche »De vulgari eloquentia« bereits 14 Mundarten. Die Nationalsprache jedoch, das vulgare illustre, aulicum, curiale, cardinale, ist den Gebildeten aller Landesteile gemeinsam, mit keinem Dialekt identisch, über alle erhaben. Dante schied also nicht zwischen Stil und Sprache und verkannte daher die enge Beziehung der Literatursprache zum Toskanischen und besonders Florentinischen. Die jetzigen Dialekte zerfallen in drei Gruppen: Süditalienisch, Mittelitalienisch und Norditalienisch. Zum Süditalienischen gehören 1) Sizilianisch mit a) Palermitanisch, b) Katanesisch, c) Enna und Mitte, d) den Mundarten von Bronte, e) Syrakusisch, f) Noto; 2) Neapolitanisch-Kalabrisch und zwar a) Kalabresisch, b) Neapolitanisch, c) Apulisch, d) Capitanata, e) Abruzzesisch. Zum Mittelitalienischen gehören 1) Römisch, 2) Umbrisch (Umbrien und Marken),

3) Toskanisch. Zum Norditalienischen gehören 1) die gallo-italischen Mundarten, nämlich a) Emilianisch (Romagna, Parma), b) Lombardisch, c) Piemontesisch, d) Ligurisch; 2) Venezianisch. Als besonderes Sprachsystem tritt zu diesen Mundarten das Sardische, welches zerfällt in a) Galluresisch (Norden) mit dem Korsischen, b) Logudoresisch (Mitte), c) Kampidanesisch (Süden). Ascoli faßt im »Archivio glottologico italiano« (Bd. 8, S. 103 ff.) auch die gallo-italischen Mundarten als selbständige Sprachart auf. Das Florentinische wurde die Grundlage der Nationalsprache. Dies erklärt sich durch die Stellung von Florenz im 12. und 13. Jahrh. als Mittelpunkt der Kultur, durch seine geographische Lage und durch den Umstand, daß dieser Dialekt im Grunde dem Lateinischen am nächsten steht, besonders aber dadurch, daß Dante, Petrarca und Boccaccio und die übrigen Trecentisten sich seiner bedienten. Im 15. Jahrh. tritt die Vulgärsprache anfangs gegen das Latein zurück, doch schon von der Mitte des Jahrhunderts an schätzt man sie wieder. Besonders in Florenz erhält sie durch Poliziano und Lorenzo de' Medici neuen Glanz. Im 16. Jahrh. nimmt das Italienische wieder die Stellung als Nationalsprache ein, doch das Florentinische verliert die Oberherrschaft, weil die Toskana politisch mehr in den Hintergrund tritt. Die übrigen großen Zentren, Mailand, Venedig, Neapel ꝛc., bekommen Einfluß. Die Verteidiger des starren Trecentismus, namentlich die beiden Akademien der Umidi und der Crusca, behalten indessen praktisch Recht. Mit dem 17. Jahrh. macht sich französischer Einfluß geltend, gegen den sich einerseits Gozzi und Alfieri, anderseits die Puristen mit Cesari an der Spitze erheben. Erfolgreiche Gegner der Puristen waren die Romantiker mit Manzoni als Haupt, welche die lebendige Florentiner Sprache wieder als Quelle einer guten Literatursprache hinstellten. Hiergegen wenden sich mit guten Gründen andre, namentlich Ascoli im Proemio zum »Archivio glottologico italiano«, die den übrigen Dialekten Einwirkung gestatten wollen, wo der florentinische Dialekt versagt, ꝛc. Die Sprachfrage ist noch immer nicht entschieden. Außerhalb Italiens spricht man Italienisch auf Korsika, im Kanton Tessin, in Südtirol, Görz, Istrien, an der Küste Dalmatiens und vielfach im Verkehr mit der Levante. Die wichtigsten Sprachinseln in Italien finden sich in Apulien, Kalabrien, Sizilien (Albanesisch, Griechisch), auf Sardinien (Katalanisch), im Udinesischen und der Molise (Slawisch) und im Veronesischen (Deutsch). Über den Ursprung der italienischen Sprache vgl. Morandi, Origine della lingua italiana (7. Aufl., Città di Castello 1894), und Gorra, Lingue neolatine (Mail. 1894). Zur Sprachfrage vgl. Luzzatto, Pro e contro Firenze (Verona-Padua 1894). Über die Sprachinseln siehe die Literatur bei Meyer-Lübke, Italienische Grammatik (Leipz. 1890; ital. Übersetzung, Turin 1901). Über die einzelnen Dialekte vgl. in Gröbers »Grundriß der romanischen Philologie«, Bd. 1, S. 848 ff. (Straßb. 1888). Die wichtigste Zeitschrift für Dialektforschung ist das »Archivio glottologico italiano«, begründet von G. J. Ascoli, jetzt herausgegeben von Salvioni (Mail. 1872 ff.).

[Grammatiken.] Die Italiener beginnen im 16. Jahrh. den grammatischen Bau ihrer Sprache zu betrachten. Beobachtungen über die i. S. sammelte als einer der ersten der Kardinal Bembo in seinem Werk »Prose« (1525), das sich ausschließlich an Petrarca und Boccaccio hält. Als grammatische Arbeiten, die auf die Entwickelung des Italienischen als Bücher- und Literatursprache von Einfluß gewesen, sind zu nennen: Varchis »Ercolano« (Flor. 1570 f.), dessen Zweck war, die Ansprüche der Florentiner Mundart auf Alleinherrschaft zur Geltung zu bringen: Salviatis »Avvertimenti della lingua sopra il Decamerone« (Veneb. 1584—86, 2 Bde.); Buommatteis Schrift »Della lingua toscana« (Flor. 1643), die erste ziemlich vollständige, von der Accademia della Crusca adoptierte und mehrmals herausgegebene Grammatik; Cinonios »Osservazioni della lingua italiana« (1. Teil, Forlì 1685; 2. Teil, Ferrara 1644; Mail. 1809, 4 Bde.); Bartolis »Il torto e'l diritto del non si può« (Rom 1655). Die erste eigentlich systematische, vollständige und mit gut gewählten Beispielen ausgestattete, aber dem beschränkten Florentinismus huldigende Grammatik bieten Corticellis »Regole ed osservazioni« (Bologna 1745 u. ö.). Schon mehr wissenschaftlich ist Mastrofinis »Teoria e prospetto de' verbi italiani« (Rom 1814, 2 Bde.). Nicht weniger verdienstlich sind die Arbeiten Gherardinis, Antolinis und Nannuccis. Die meisten der neuern, von Italienern bearbeiteten Grammatiken sind unbedeutend, und auch die von Deutschen herrührenden berücksichtigen größtenteils nur das gewöhnliche Bedürfnis. Die erste selbständige Arbeit ist Fernows »Italienische Sprachlehre« (Tübing. 1804, 2 Tle.; 3. Aufl., Stuttg. 1829); Blancs »Grammatik der ital. Sprache« (Halle 1844) ist wissenschaftlich gehalten und noch nicht zu entbehren. In Gröbers »Grundriß der romanischen Philologie« (Bd. 1, S. 489 ff., Straßb. 1888) findet sich eine vorzügliche knappe Darstellung der italienischen Laut- und Formenlehre von d'Ovidio und Meyer-Lübke. Letzterer verfaßte auch eine historische »Italienische Grammatik« (Leipz. 1890; ital. Übersetzung, Turin 1901), Lautlehre und Formenlehre umfassend. Diez und Meyer-Lübke gaben jeder in ihrer »Grammatik der romanischen Sprachen« auch eine Darstellung der Syntax. Vgl. auch Wiese, Altitalienisches Elementarbuch (Heidelb. 1904). Von neuen praktischen Grammatiken sind zu empfehlen die von Städler (4. Aufl., Berl. 1878), Fogolari (2. Aufl., Leipz. 1881), Buchholz (Hannov. 1881), Mussafia (27. Aufl., Wien 1904) und die ausführliche von Vockeradt (Berl. 1878), Weber (Leipz. o. J.). Gut sind ferner die Werke Fornaciaris (»Grammatica dell' uso italiano moderno«, Flor. 1886, und »Sintassi dell' uso italiano moderno«, daf. 1887) und Morandis »Grammatica italiana« (1894).

[Wörterbücher.] Die Lexikographie beginnt, sehen wir von einigen italienisch-deutschen Glossaren des 15. Jahrh. ab (vgl. Mussafia, »Beitrag zur Kunde der norditalienischen Mundarten«, Wien 1873), gleichzeitig mit der Grammatik und in ebenso dürftigen Anfängen. Minerbi (1535) benutzt nur Boccaccio, Fabrizio de Luna (1536) Dante, Petrarca, Boccaccio, Ariost; Accarisios Wörterbuch (1543) und Francesco Alunnos Werke: »Le ricchezze della lingua volgare« (Veneb. 1543) und »Della fabbrica del mondo« (daf. 1546) gewähren etwas mehr. Das erste etwas vollständigere Lexikon ist Pergaminis »Memoriale della lingua« (Veneb. 1568). Das »Vocabolario degli Accademici della Crusca« (zuerst Veneb. 1612) hält sich pedantisch fast nur an die Schriftsteller des 14. Jahrh. und an den florentinischen Dialekt und gibt alle Verstümmelungen, alle schmutzigen Ausdrücke und Redensarten des Pöbels, läßt aber die gebildete Umgangssprache und die Ausdrucksweise der Wissenschaften und Künste ganz unbeachtet. Eine zweite,

wenig veränderte Ausgabe erschien zu Venedig 1623, die dritte, bedeutend vermehrte in 3 Bänden 1691, die vierte in 6 Bänden zu Florenz 1729—38. Die seit 1845 von der Akademie bearbeitete, seit 1863 neubegonnene, an Wortformen und Beispielen reich vermehrte, sonst aber ganz im Geiste der frühern Ausgaben gehaltene fünfte Auflage (auf 12 Bände berechnet) reicht jetzt (1904) erst bis zum 9. Band. Das Werk ist unzähligemal nachgedruckt, exzerpiert und bearbeitet worden. Das erste allgemein italienische Lexikon ist Albertis »Dizionario enciclopedico« (Lucca 1797—1805, 6 Bde.), das aber auch die technologischen Ausdrücke beiseite läßt. Sehr brauchbar ist das »Dizionario della lingua italiana« (Bolog. 1819—26, 7 Bde.). Unter den zahlreichen neuern lexikographischen Werken sind die umfangreichsten das »Vocabolario universale della lingua italiana« (Neap. 1829—40, 7 Bde.; neugedruckt, Mail. 1878 ff.), das von Tommaseo und Bellini (Tur. 1865—79, 7 Bde.) und das vorzügliche von Petrocchi (Mail. 1887 bis 1891). Zu erwähnen ist weiter das »Vocabolario della lingua italiana« von Fanfani (3. Aufl., Flor. 1891), desselben »Vocabolario dell' uso toscano« (das. 1863) und Rigutini und Fanfanis vozügliches »Vocabolario italiano della lingua parlata« (3. Aufl., das. 1893, von Rigutini allein). Ein »Supplemento ai vocabolari italiani« gab Gherardini (neue Ausg., Mail. 1878, 6 Bde.) heraus. Für Geschichte, Geographie und Wissenschaft ist Melzi, für die Marine Stratico, für Heerwesen Grassi, für die Verwaltung Rezasco zu benutzen; für die Aussprache und Betonung Petrocchis »Vocabolarietto di pronunzia e ortografia« (Mail. o. J.). Die Synonyme wurden behandelt von Mambelli, Grassi (Neap. 1821 u. ö.), Zecchini (Tur. 1863), am besten von Tommaseo (7. Aufl., Mail. 1887). Die Etymologie behandelt Diez, »Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen« (4. Ausg., Bonn 1878), Caix, »Studi di etimologia italiana e romanza« (Flor. 1878), und Zaccaria, »L'elemento germanico nella lingua italiana« (Bolog. 1901). Unbrauchbar ist Zambaldis »Vocabolario etimologico italiano« (Città di Castello 1889). Die ältern deutsch-italienischen Wörterbücher gehen im Gleise der Crusca. Das beste neue ist das von Rigutini-Bulle (Leipz. 1896—1900, 2 Bde.). Vorzüglich ist das kleine »Neue deutsch-italienische Wörterbuch aus der lebenden Sprache« von Hecker (Teil 1, Braunschw. 1900). Zu erwähnen sind außerdem noch die »Rimarj« oder Reimlexika, worunter das von Rosasco (»Rimario toscano«, Padua 1763; neu bearbeitet von Antolini, Mail. 1839) und das von Ruscelli ausgezeichnet werden. Vgl. die oben angeführten Werke von Gröber (S. 111) und Mazzoni (S. 110).

Italienische Weine, seit dem Altertum berühmte Weine, die aber wie der Falerner und Cäkuber, der Setiner und Massiker nicht mehr gewonnen werden. Fast alle bessern Weine Italiens sind veredelte Likörweine; die eigentlichen Trinkweine, die Tischweine, stehen auf mittlerer Stufe. Piemont liefert besonders Rotweine, weniger Weißweine, die besten in der Gegend von Asti, auch mehrere treffliche Likörweine. Die Weine von Asti sind größtenteils leicht mousserend (spumante). Der Turiner Wermut ist ein mittelalterlicher Gewürzwein. Sardinien ist ungemein reich an Wein, die besten sind der von Alghero, der weiße Nasco di Sardegna und der dem Malaga ähnliche Guarnaccia. Die Lombardei liefert den dunkelroten, körperreichen, milden, aber etwas streng schmeckenden Veltliner (Sassella, Grumello, Inferno, Sforzato), den weißen Aromatico von Chiavenna, den goldgelben, feurigen Vino santo von Castiglione, den Pignuolo von Mailand, den Lambrusco von Modena und Parma ꝛc. Der venezianische Wein geht als Paduaner Wein, weist aber kein hervorragendes Gewächs auf. Dagegen liefert Toskana die edelsten Weine Italiens, und zwar hauptsächlich Rot- und Likörweine. Zu letztern gehört der dem spanischen Tinto von Alicante ähnliche Aleatico. Gleichnamige Weine liefern auch Elba, Lucca und der Kirchenstaat, der toskanische aber ist der echte. Ein feiner, parfümreicher, herber Weißwein ist der Verdua von Arcetri (Toskana), der Lieblingswein Friedrichs d. Gr. Zu erwähnen sind ferner der lichtgelbe Vino santissimo vom Monte Catino, der Ponte a Moriano, der rote Chianti und der rote Monte Serrato von Elba; der beste italienische Wein aber ist der Monte Pulciano (zwischen Siena und Rom), ein purpurfarbener Likörwein von ungemein würzigem Parfüm und durch eine gewisse Milde gemäßigter Stärke. Die römische Provinz liefert meist nur kleine Weine, am berühmtesten ist der rote und weiße, stark aromatische, etwas schwere und vehemente Monte Fiascone (Est, Est, Est) vom Bolsener See, dem sich die roten und weißen Weine von Albano in der Campagna, der Muskatwein von Orvieto, der Frascati, der Monte Comparto, der Lamentano, die Weine von Genzano, Terni, Farnese, Terracina, Bologna, Imola u. a. anreihen. Unteritalien, im Altertum das eigentliche Weinland der Welt, produziert auch heute noch vortreffliche Weine, besonders am Vesuv (s. Lacrimae Christi) bei Gragnano, die Lacrimä di Castellamare di Sorrento (rot, säuerlich, sehr gesund), die weißen, leichten, sehr pikanten Weine von Bajä, von Formio, Bari, Averno und vom Capo di Misene, die roten, geistigen, stürmischen Kalabreser Weine, wie der Vino greco von Reggio di Calabria, die Weine von Capri, den stark geistigen Wein von Ischia, den sehr geschätzten Malvasia di Lipari und di Stromboli, den Muskat von Trani, den Zagarello von Bitonto. Auf Sizilien gewinnt man die stärksten und gesuchtesten weißen Weine bei Syrakus, bei Rigosto, Catania und Marsala; diese Weine, mit Ausnahme der Syrakuser, werden als solche ausgeführt, in größerer Menge aber auf Marsala, z. T. auch auf Madeira, dem sie oft sehr ähnlich sind, verarbeitet. Die feinern, sehr dunkeln Rotweine dieser Gegend gehen als Vino Calabrese und die leichten Sorten derselben, den Bordeauxweinen ähnlich, als Vino del Bosco. Von den übrigen sizilischen Weinen sind hervorzuheben: der rote, sehr starke Catania, der rote köstliche Faro di Messina, der weiße starke Bronte, der sehr starke, trockne Lagrima, die Weine von Zucco, der höchst delikate weiße Castro di San Giovanni, der Siracusa Albanulle, ein weithin berühmter weißer, auch roter Muskatwein von vielem Geist, Feuer und Wohlgeschmack, der Castel Vetrano, der Baggaria, Moscario Capriato, Monte Delfino und Monte alla Rosa. Italien gewann 1900: 29,9 Mill. hl Wein und führte 1,815,000 hl aus, davon 98,000 hl nach Deutschland. Vgl. Puglisi, La Sicilia e suoi vini (Palermo 1885); Cerletti, Notes sur l'industrie et le commerce du vin en Italie (Rom 1889); Koch, Italienische Weine (Mainz 1892); Prato, Die italienischen Weine (Wien 1897); H. Barth, Est! Est! Est! Italienischer Schenkenführer (Oldenb. 1900).

Italienisch-katholische Kirche (katholisch-reformierte Kirche Italiens, Chiesa italiana cattolica riformata) nannte sich die vom Grafen

Campello (s. d.) nach seinem Austritt aus der römisch-katholischen Kirche begründete Reformbewegung, der zeitweise zwölf Gemeinden angehörten. Campello ist 1902 zur römischen Kirche zurückgetreten und 1903 gestorben. S. auch Los von Rom-Bewegung.

Italienisch-Ostafrika, soviel wie Erythräa (s. d.).

Italienischrot, s. Englischrot.

Italiker, Bezeichnung für die älteste Bevölkerung der Apenninhalbinsel, s. Italia (Land).

Italioten, im Altertum die griech. Bewohner von Unteritalien und Sizilien (Großgriechenland).

Italique (franz., spr. -lik'), die schräg liegende lateinische Druckschrift, von Aldus Manutius erfunden; s. Kursiv.

Italisch, auf das alte (antike) Italien bezüglich (wie italienisch auf das mittelalterliche und neuere).

Italische Sprachen, eine der Hauptfamilien des indogermanischen Sprachstammes (s. Indogermanen). Die italischen Sprachen wurden in der ältesten Periode der römischen Geschichte vornehmlich in Mittelitalien gesprochen, während in Oberitalien keltische, ligurische und venetische, in Unteritalien griechisch und messapisch redende Bevölkerungen saßen, und waren auch in Mittelitalien durch die benachbarten, damals noch mächtigen Etrusker eingeschränkt, deren Sprache keine indogermanische ist. Das Italische zerfiel von Anfang an in zwei Hauptzweige: den lateinischen und den nur aus alten Inschriften bekannten umbrisch-oskischen. Der letztere Zweig, zu dem auch noch das Volskische, Sabinische, Marsische, Picentinische, Pälignische, Vestinische und andre Mundarten gehörten, unterschied sich von dem erstern z. B. dadurch, daß er p hat, wo die Römer qu sprachen (pis = lateinisch quis), durch die Bildung des Infinitivs, des Futurums u. a. In vielem sind die oskisch-umbrischen Dialekte altertümlicher als das Latein. Das Oskische war die Sprache der Samniter, denen die Römer das Zepter der Herrschaft über Italien nach langen und wechselvollen Kämpfen entrissen; seitdem kam es allmählich außer Gebrauch und erhielt sich nur in einigen der südlichen Provinzen noch bis in das 1. Jahrh. n. Chr. hinein. Ebenso wurden die andern Dialekte dieses Zweiges völlig verdrängt durch das Latein, das, anfangs auf eine kleine Landschaft in Mittelitalien beschränkt, durch das siegreiche Vordringen der Römer sich nicht nur über ganz Italien ausbreitete, sondern auch während der römischen Kaiserzeit in fast allen den Römern unterworfenen Provinzen die herrschende Sprache wurde und daher die Grundlage der romanischen Sprachen der Neuzeit bildet. Vgl. Deecke, Die italischen Sprachen (in Gröbers »Grundriß der romanischen Philologie«, Bd. 1, Straßb. 1888); R. v. Planta, Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte (das. 1892—97, 2 Bde.); Conway, The Italic dialects (Cambridge 1897, 2 Bde.); C. D. Buck, A grammar of Oscan and Umbrian (Bost. 1904).

Italus, mythischer König der Sikuler oder Önotrer im südlichsten Italien, nach dem zuerst diese Gegend genannt sein soll.

Itamaracá, Insel, s. Iguarassú.

Itapalme, s. Mauritia.

Itapémirim, Hafenstadt im brasil. Staat Espirito Santo, an der Mündung des gleichnamigen Flusses; hat Ausfuhr von Zucker und 2000 Einw.

Itapicurú, 1) Fluß im brasil. Staat Bahia, entspringt am Ostabhang der Serra da Desordem und mündet, 660 km lang, unter 11° 43' südl. Br. ins Meer. Er wird bis Itapicurú grande, 100 km stromaufwärts, befahren. Seinen Oberlauf begleiten auf einer Strecke von 70 km Thermalquellen von 35—41°. — 2) (J. mirim) Fluß im brasil. Staat Maranhão, entspringt in der Serra do Itapicurú, die ihn vom Parnahyba trennt, nimmt links den Alpercatas auf und mündet nach 1000 km langem Lauf in die Bai São José. Dampfer befahren ihn 70 km aufwärts bis Itapicurú mirim, einem wichtigen Stapelplatz für die Produkte des Innern.

Itapuá (Posadas), Stadt in der argentin. Provinz Corrientes, am linken Ufer des Paraná, mit lebhaftem Handel und 5000 Einw. Gegenüber in Paraguay der als Vorstadt betrachtete Ort Encarnacion, das ursprüngliche, von dem Diktator Francia niedergerissene J., ehemals eine blühende Jesuitenmission.

Itaqui (spr. -ki), Stadt im brasil. Staat Rio Grande do Sul, am Uruguay, hat Ausfuhr von Vieh und Paraguaytee, lebhafte Schiffahrt und 3000 Einw.

Itaskasee, kleiner See im nördlichen Teil des nordamerikan. Staates Minnesota, 467 m ü. M., von hufeisenförmiger Gestalt, als Sammelbecken der Mississippiquellen (des Nicollet Creek, des Elk Creek u. a.) bemerkenswert.

Itatiaya, der höchste, aus Granit und Syenit bestehende Berg (2712 m) Brasiliens, in der Serra do Mantiqueira, auf der Grenze der Staaten Rio de Janeiro, Minas Geraës und São Paulo.

Itawa, Distrikt und Stadt in Britisch-Indien, s. Etawa.

Itazismus (griech.), die besonders von Reuchlin befürwortete Aussprache des Griechischen, wobei das Eta (langes e) wie Ita (i) ausgesprochen und überhaupt die von der im übrigen Europa stark abweichende Aussprache der Neugriechen zur Richtschnur genommen wird. Vgl. Etazismus und Neugriechische Sprache.

Itazisten, Anhänger der Reuchlinschen Aussprache der altgriechischen Sprache. S. Griechische Sprache, S. 332.

Itchen (spr. ittschen), Vorort im O. von Southampton (England), an der Mündung des Küstenflusses J. (Itching), mit (1901) 13,097 Einw.

Itéa, Hafen von Amphissa (s. d.).

Itelmen, Volk, s. Kamtschadalen.

Item (lat.), ebenso, ingleichen, ferner.

Ite, missa est (sc. concio, lat., »gehet, entlassen ist [die Versammlung]«), die Formel, mit welcher der Gemeinde das Ende der Messe verkündigt wird; s. Messe.

Itenez, Fluß in Brasilien, s. Guaporé.

Iter (lat.), Reise, Weg; auch das Recht, über eines andern Grundstück gehen zu dürfen.

Iterativum (lat.), Zeitwort, das die öftere Wiederholung einer Handlung ausdrückt, z. B. streicheln (s. Verbum).

Ith, Bergkette des hannov. Berglandes, westlich von der Leine und den Städten Alfeld und Gronau, östlich von der Weser (Bodenwerder), erstreckt sich 20 km weit auf der Grenze der Kreise Hameln (Hannover) und Holzminden (Braunschweig) von SO. nach NW., erreicht 381 m Höhe und wird im S. durch eine Einsattelung vom Hils geschieden.

Ithaca, Hauptstadt der Grafschaft Tompkins im nordamerikan. Staat New York, an der Südspitze des 61 km langen, 6,5 km breiten, 119 m ü. M. gelegenen Cayugasees, mit Eisen-, Woll- und Baumwollindustrie, Papiermühlen und (1900) 13,136 Einw. Die Stadt ist Sitz der 1868 eröffneten Cornell University, einer der namhaftesten Nordamerikas, deren umfangreiche Bauten sich auf einem Hügel 120 m

über dem See erheben, mit (1902) 393 Dozenten, 3457 Studierenden und 272,000 Bibliotheksbänden. In der Nähe romantische Schluchten mit zahlreichen Wasserfällen, darunter der 65 m hohe Taughanicfall.

Ithāka, 1) (neugriech. Ithāki, Thiaki) eine der Jonischen Inseln, nordöstlich von Kephallinia, zum Nomos Kephallinia gehörig, mit 93 qkm Areal und (1896) 11,409 Einw., berühmt als das Vaterland des sagenhaften Königs Odysseus. J. besteht aus zwei durch einen niedrigen Sattel verbundenen kahlen Bergstöcken aus Kalk, deren nördlicher, vielleicht das Neriton der »Odyssee«, bis 808 m ansteigt. Schiffahrt, Ausfuhr jener Produkte, Fischerei (auch von Schwämmen und Korallen) und Ziegenzucht bilden die Beschäftigung der Bewohner, die, weil Seeräuber die Insel im Mittelalter entvölkert hatten, erst von den Venezianern wieder angesiedelt wurden. Die steil abfallende Insel ist vorwiegend unfruchtbarer Fels. Am besten besiedelt und mit Weinreben und Oliven angebaut ist das Hügelland im N. Auf der Ostseite dringt der Golf von Molo weit ins Land ein, an ihm liegt die Hauptstadt Vathy oder Ithaki (s. d.). Über die topographischen Angaben Homers herrscht große Meinungsverschiedenheit. Manche glauben, daß der Dichter der »Odyssee« überhaupt nicht nach eignen Beobachtungen geschildert, sondern sich nach Hörensagen ein Phantasiegebilde von der Insel gemacht habe; dagegen erkennen W. M. Leake, Partsch, Hugo Michael, der ithakesische Apotheker Paulatos, W. Gwathmey Manly (Columbia, Mo.) Menge u. a. die Homerischen Örtlichkeiten hier wieder, während W. Dörpfeld, Paul Cauer und Engelb. Drerup vermuten, das Ithaka Homers sei in Leukas zu suchen. Vgl. Gell, Geography and antiquities of I. (Lond. 1807); Schliemann, J., der Peloponnes und Troja (Leipz. 1869); v. Warsberg, Ithaka (Wien 1887); Hercher, Homerische Aufsätze (Berl. 1881); Partsch, Kephallenia und J. (Ergänzungsheft zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1890); Menge, J. nach eigner Anschauung geschildert (2. Aufl., Gütersl. 1903); Michael, Das homerische und das heutige J. (Jauer 1902); Goeßler, Leukas-Ithaka, die Heimat des Odysseus (Stuttg. 1904). — 2) Alte Stadt auf der genannten Insel, angeblich Residenz des Odysseus, an der Westküste, an der heutigen Bucht von Polis gelegen. Die dort gemachten Funde reichen vom 7. vorchristlichen Jahrhundert bis in die römische Kaiserzeit.

Ithaki (früher Vathy), Hauptstadt der griech. Insel Ithaka, an ihrer Ostküste gelegen, mit (1896) 4697 (Gemeinde 5724) Einw. Ihre tiefe Bucht gilt für den »Hafen des Phorkys«, wo die Phäaken den heimkehrenden Odysseus ans Land setzten.

Ithōme, 1) im Altertum befestigter Berg in Messenien, der sich im W. der Pamisosebene zu 802 m erhebt (heute Vurkano), und auf dem Zeus Ithomatas, Messeniens Landesgott, verehrt wurde. Der mit Mauern umschlossene Gipfel war die Hauptfestung des Landes und wurde besonders berühmt durch die heldenmütige Verteidigung unter Aristodemos gegen die Spartaner im ersten Messenischen Kriege (743—724 v. Chr.). Auch im dritten (464—455) wurde sie von den Spartanern zehn Jahre lang belagert. Der 370 gegründeten Stadt Messene diente J. als Akropolis. — 2) Stadt in der thessalischen Landschaft Hestiäotis.

Ithyphallikus, ein, wie der Name zeigt, dem bacchischen Kult (s. Phallos) entstammendes griechisches Metrum, eine trochäische Tripodie (– ⏑ – ⏑ – ⏑), in der klassischen Literatur meist in Verbindung mit andern Rhythmen (wie Daktylen) gebraucht.

Ithyphallos, s. Phallos.

Itil, tatar. Name der Wolga.

Itinerāria (lat., »Reisebücher«), bei den Römern entweder Zusammenstellungen der Namen und Entfernungen der einzelnen Stationen nach Art unsrer Kursbücher (I. adnotata oder scripta) oder kartographische Darstellungen in der Weise unsrer Reisekarten (I. picta). Ersterer Gattung sind die zwei sogen. I. Antonini, in ihrem Grundstock aus der Zeit des Kaisers Antonimus Caracalla, in der vorliegenden Bearbeitung aus dem Anfang des 4. Jahrh., Verzeichnisse von Reiserouten in allen römischen Provinzen zu Lande und zur See (hrsg. von Tobler, St. Gallen 1863); das Itinerarium Alexandri, ein Abriß des persischen Zugs Alexanders d. Gr., vorzugsweise nach Arrian für Kaiser Constantius zum Gebrauch bei seinem Feldzuge gegen Persien (340—345) verfaßt (hrsg. von Volkmann, Naumb. 1871); das Itinerarium Hierosolymitanum oder Burdigalense, aus dem Jahr 333, Übersicht einer Pilgerfahrt von Burdigala (Bordeaux) nach Jerusalem und zurück über Rom nach Mailand mit genauen Angaben der heiligen Stätten (hrsg. mit andern Pilgerfahrten durch Palästina aus dem 4.—8. Jahrh. von Geyer: Itinera Hierosolymitana, Wien 1898); vgl. auch »Descriptiones terrae sanctae ex saeculo VIII, IX, XII et XV«, hrsg. von Tobler (Leipz. 1874). Von den Reisekarten gibt eine Probe die sogen. Tabula Peutingerana in Wien, die auf ein Original des 3. oder 4. Jahrhunderts zurückgeht (s. Peutinger). — In der katholischen Liturgie ist Itinerarium ein Reisegebet, das den Geistlichen für die Dauer der Reise vorgeschrieben zu werden pflegt. S. auch Wallfahrten.

Itinerārstadium (lat.), neuere Bezeichnung für das griech. Stadium (s. d.) als Wegemaß, eine Strecke von 240 Schritt nach dem natürlichen Schritt mehr oder minder genau gemessen. Der Geograph Eratosthenes (um 200 v. Chr.) berechnete es in den ihm vorliegenden Angaben früherer Zeit durchschnittlich auf 157 m (gegen 184,18 m des eigentlichen Stadiums).

Itio in partes (lat.), das »Auseinandertreten« der verschiedenen Parteien, daher Itionsrecht (s. Jus eundi in partes).

Itischer Hafen (Portus Itius), s. Calais 1).

Itō, Hirobumi, Marquis, japan. Staatsmann, geb. 1840 in Chôshû als Sohn eines Samurai, studierte in Nagasaki Holländisch und Englisch, war 1861—63 in England und suchte nach seiner Rückkehr 1864 mit Inouye (s. d.) zwischen dem Chôshû-Clan und der feindlichen Flotte vor Shimonoseki zu vermitteln. 1870 ging er nach Amerika, um das dortige Münzwesen zu studieren, worauf 1871 die Münze in Osaka errichtet wurde; auch veranlaßte er nebst Okubo die Erbauung der ersten Eisenbahnlinie in Japan zwischen Tokio und Yokohama. 1872 begleitete er Iwakura (s. d.) nach Amerika und Europa; nach seiner Rückkehr 1873 wirkte er nebst Kido, Okubo, Itagaki und Gôtô für die Einführung eines konstitutionellen Regierungssystems in Japan. 1878 wurde er Minister des Innern und ging darauf 1882 nach Berlin, um die preußische Verfassung zu studieren. 1885 in den Grafenstand erhoben, übernahm er im Dezember 1886 die Ministerpräsidentschaft, die er im März 1888 an Kuroda abgab. J. ist der geistige Urheber der am 11. Febr. 1889 veröffentlichten und 1890 in Kraft getretenen japanischen Verfassung, bei der ihm in allen wesentlichen Zügen die preußische Ver-

fassung zum Vorbilde diente, und zu der er einen ausführlichen Kommentar schrieb. 1890 ernannte ihn der Kaiser zum Präsidenten des Oberhauses, 1891 zu dem des Staatsrates (Sumitsu-in). Vom August 1892 bis August 1896 war er Präsident des Ministeriums. Während dieser 4 Jahre hat Japan die Vertragsrevision mit England vereinbart, den Krieg mit China siegreich durchgeführt, den Frieden von Simonoseki geschlossen und nach Wiederabtretung der Halbinsel Liaotung die Insel Formosa seinem Reich einverleibt. In Anerkennung dieser Erfolge wurde J. vom Kaiser zum Marquis erhoben. Auch nach Aufgabe seiner offiziellen Stellung blieb er durch Einfluß auf den Kaiser und sein gutes Verhältnis zu fast allen Politikern der hervorragendste Staatsmann Japans. Doch gelang es ihm nicht, als er im Januar 1898 die Leitung der Geschäfte wieder übernahm, die Finanzreform seines Freundes Inouye durchzusetzen. Er dankte deshalb im Juni ab und reiste nach China, wo ihn die radikale Reformpartei als Stütze ihres Einflusses am Kaiserhofe zu benutzen suchte. Wegen der parlamentarischen Verwickelungen in Japan plötzlich zur Beratung seines eignen Souveräns heimberufen, unterstützte er nach dem Rücktritt des parlamentarischen Ministeriums Okuma vom November 1898 an die Politik des Ministeriums Yamagata. Im Sommer 1900 überraschte er seine Freunde durch die Gründung einer neuen Partei, der »Rikken Seiyu kai« (»Verein verfassungstreuer politischer Freunde«), für die er die Mehrzahl der Abgeordneten unter Führung des berüchtigten Hoshi Toru gewann. Er trat als anerkanntes Haupt dieser Partei im Oktober 1900 wieder an die Spitze eines neugebildeten Ministeriums, erkaufte aber die Gefolgschaft einer gefügigen Majorität im Unterhause mit der Abneigung des Oberhauses gegen eine solche Parteiregierung. Krankheit verhinderte ihn, die Streitigkeiten zwischen dem Finanzminister Vicomte Watanabe und seinen übrigen Kollegen zu schlichten. Er nahm deshalb im Mai 1901 seine Demission, trat im September seine fünfte Reise nach Europa an und arbeitete nach dem Besuche von St. Petersburg und Berlin in London für das Zustandekommen des englisch-japanischen Bündnisvertrags vom 30. Jan. 1902. Als nach seiner Heimkehr seine überragende Stellung als Berater des Kaisers und Parteihaupt im Parlament sich zu stark geltend machte, legte er die Leitung der Seiyu kai in die Hände des Marquis Saionji. In dem reaktivierten Staatsrat der Alten hat er die gewichtigste Stimme. Sein Erscheinen in Seoul zum Vortrag beim Kaiser von Korea 17. März 1904 war die Einleitung des japanisch-koreanischen Bündnisses.

Iton (spr. itóng), linker Nebenfluß der Eure in den franz. Departements Orne und Eure, entspringt im Hügellande der Perche, verliert sich zwischen Damville und Evreux auf 7 km im Boden und mündet oberhalb Louviers, 118 km lang.

Itri, Stadt in der ital. Provinz Caserta, Kreis Gaëta, in den Bergen südöstlich von Fondi, mit Burgruinen und (1901) 5677 Einw.

Itrōl, zitronensaures Silber, s. Zitronensäure.

Itschang, Vertragshafen in der chines. Provinz Hupe, links am Yangtsekiang, der 9 km oberhalb seine großen Stromschnellen bildet, mit 35,000 Einw. Die Stadt liegt in einer reichen Gegend (Tee, Mohn zur Opiumgewinnung), ist seit 1877 dem Fremdenhandel geöffnet und hat seit 1879 regelmäßige Dampfschiffahrt mit Hankou, woher es die fremden Waren empfängt, die aber weiter nach Tschungking (s. d.) gehen. Die ausländische Einfuhr (namentlich Baumwollwaren) betrug 1902: 11,703,009 Taels, wovon jedoch für 10,889,031 Taels Waren an andre Yangtsehäfen weitergegeben wurden; die heimische Einfuhr belief sich auf 12,174,775 Taels, wovon für 11,752,227 Taels Waren weitergingen. Die Ausfuhr (Seide, Wachs, Arzneien) betrug 1,291,288 (mit der Wiederausfuhr 13,043,515) Taels. 1902 liefen 183 Dampfer ein zu 185,118 Ton. (59 englische mit 75,960, 58 japanische mit 66,825, 54 chinesische mit 30,321, 12 deutsche mit 12,012 T.), dazu 2392 nur chinesische Segelschiffe mit 79,609 T. J. ist Sitz eines deutschen Berufskonsuls.

Itschili, Landschaft im südlichen Kleinasien, den Westen des alten Kilikien mit dem Stromgebiet des Göksu (Kalykadnos) umfassend; zugleich Sandschak des Wilajet Adana (14,900 qkm mit 124,300 Einw.).

Itschoufu, chines. Stadt in der Provinz Schantung, 200 km südöstlich von Tsinanfu, am Fluß Iho, der in den Sumpf Lomahu fließt, an der großen Straße von Nanking und Tschinkiangfu nach Tsinanfu und Peking; in der Nähe befinden sich bedeutende Kohlenfelder.

Ittenbach, Franz, Maler, geb. 18. April 1813 in Königswinter, gest. 1. Dez. 1879 in Düsseldorf, bildete sich seit 1832 auf der Kunstakademie in Düsseldorf bei Th. Hildebrandt und Schadow, verweilte seit 1839 mit W. v. Schadow über zwei Jahre in Italien, blieb sodann einige Zeit in München und lebte seitdem dauernd in Düsseldorf. J. pflegte ausschließlich die religiöse Malerei. Innige Lieblichkeit des Ausdrucks und eine sorgfältige Behandlung bilden neben der großen Einfachheit in der Anordnung und den Motiven die Hauptvorzüge seiner zahlreichen Gemälde. Auch als Freskomaler hat er sich bewährt. In der Apollinariskirche bei Remagen a. Rh. malte er unter anderm die Figuren des heil. Petrus, des heil. Apollinaris und der vier Evangelisten (1844). Von seinen Ölbildern sind hervorzuheben: Christus am Kreuz mit Maria und Johannes (1845, für die katholische Kirche in Königsberg), die Taufe Christi (1849, für die Garnisonkirche in Düsseldorf), die heil. Agatha (1851, für die katholische Kirche in Allendorf), die Himmelskönigin und die Himmelfahrt Mariä (1858—61, für die Remigiuskirche in Bonn), vier Altarbilder für die St. Michaelskirche in Breslau (1865—68), die heilige Familie in Ägypten (1868, Nationalgalerie in Berlin). Vgl. Fink, Der Madonnenmaler Franz J. (Köln 1898).

Ittingen, s. Frauenfeld.

Itú, Stadt im brasil. Staat São Paulo, an einem Wasserfall des obern Tieté, der unterhalb streckenweise schiffbar ist, durch Eisenbahn mit São Paulo verbunden, hat eine stattliche Kirche, ein Franziskanerkloster, ein Hospital, Eisen- u. Bronzegießereien, große Baumwollfabrik, Kaffeeplantagen und etwa 6000 Einw.

Ituräa, Landschaft im NO. von Palästina. Da der Name wahrscheinlich »Land der Bergbewohner« bedeutet, so ist es erklärlich, daß derselbe mehrfach vorkommt. Die Genesis nennt Ituräer als »Söhne Ismaels« und bezeichnet sie dadurch als zu den Nordarabern gehörig; ebenso Strabon und Cassius Dio. Diese sind im Dschebel Hauran zu suchen, wo die in den zahlreichen griechischen Inschriften des 1.—6. Jahrh. vorkommenden Götter- und Personennamen in der Tat arabisch sind. Häufiger wird ein von den Seleukiden unabhängiges J. in der Makkabäerzeit genannt, seitdem Aristobulos I. 107 v. Chr. es zum Teil eroberte. Dieses J. war im Antilibanon und Hermon

gelegen, von wo sich das räuberische, im Bogenschießen gewandte Volk unter Ptolemäus, des Mennäus Sohn, über Cölesyrien und den Libanon ausbreitete und den Handel von Damaskus, Berytos und Byblus schädigte, bis Pompejus dasselbe 66 v. Chr. unterwarf. J. kam 36 v. Chr. an Kleopatra, 23 v. Chr. wahrscheinlich durch Augustus an Herodes d. Gr.; 49 n. Chr. wurde es von Kaiser Claudius zur Provinz Syrien geschlagen.

Iturbide, Agustin (Augustin) de, Kaiser von Mexiko, geb. 27. Sept. 1783 zu Valladolid in Mexiko, gest. 19. Juli 1824 in Padilla, führte während des Aufstandes von 1810 das Kommando über die königlichen Truppen und zerstreute in kurzem die Aufständischen. 1816 befehligte er im königlichen Heer die Nordarmee und wurde 1821 vom Vizekönig Apodaca zum Befehlshaber des gesamten Heeres ernannt, schloß sich aber der aufständischen Partei an, indem er 24. Febr. 1821 den Aufruf von Iguala erließ, eroberte im September die Hauptstadt und trat an die Spitze der provisorischen Regierung. Hierauf wurde er 18. Mai 1822 als Agustin I. auf den Kaiserthron erhoben und 21. Juni, nachdem der Kongreß die Kaiserwürde für erblich erklärt hatte, gekrönt. Aber da er weder den Parteiungen noch finanziellen Schwierigkeiten gewachsen war, wurde er schon 19. März 1823 genötigt, die Regierung in die Hände des Kongresses zurückzugeben, der ihm ein Jahrgehalt bewilligte, ihn aber nach Italien verbannte. Als seine Anhänger im J. 1824 eine Gegenrevolution planten, schiffte sich J. in London nach Mexiko ein. Jedoch war die Verschwörung schon entdeckt und seine Hinrichtung beschlossen worden. Kaum war er 16. Juli bei Soto la Marina ans Land gestiegen, so wurde er gefangen genommen und 19. Juli in Padilla erschossen. Seine Nachkommen erhielten 1865 von Maximilian den Titel kaiserliche Prinzen; sie leben jetzt in Paris. J. schrieb seine Denkwürdigkeiten (deutsch, Leipz. 1824).

Itüri, Name des obern Aruwimi (s. d.), eines Nebenflusses des Kongo.

Ityos (Itylos), s. Aëdon und Philomela.

Itz, rechter Nebenfluß des Mains, entspringt am Bleßberg im Thüringer Wald, nordöstlich von Eisfeld, fließt in südlicher Richtung durch das Herzogtum Sachsen-Koburg, nimmt die Rodach, Lauter ꝛc. auf, bildet unterhalb Koburg den fruchtbaren Itzgrund und mündet nach 80 km langem Lauf unterhalb Rattelsdorf (nördlich von Bamberg).

Itzehoe (spr. -hö), Stadt im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Steinburg, an der schiffbaren Stör, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Elmshorn–Hvidding und Wrist–J., 6 m ü. M., hat zwei evang. Kirchen (Laurentiuskirche aus dem 12. Jahrh. mit schöner Orgel), Denkmal Kaiser Wilhelms I., eine Realschule, ein adliges Fräuleinstift, Landratsamt (für den Kreis Steinburg), Amtsgericht, Hauptsteueramt, Reichsbanknebenstelle, Seemannsamt, Zuckerraffinerie, eine Portlandzementfabrik, eine mechanische Netzweberei, Fabrikation von Tapeten, Kaffeesurrogaten, Seife, Öl, Futterstoff ꝛc., Weberei, Färberei, Eisengießerei und Maschinenfabrikation, 2 Schiffswerften, Bierbrauerei, Schiffahrt, Handel mit Vieh und Getreide und (1900) mit der Garnison (2 Abteilungen Feldartillerie Nr. 9) 15,649 Einw., davon 345 Katholiken. — J. entstand 809 unter Karl d. Gr. durch den Grafen Egbert, der daselbst die Burg Esesfelth gegen die Dänen und Wenden anlegte. Der schon zu Ende des 11. Jahrh. blühende Ort hieß damals Echeho oder Etzehoe; die Neustadt erhielt 1238, die Altstadt 1303 lübisches Recht. 1644 und 1657 ward J. von den Schweden zerstört, aber jedesmal wiederhergestellt. Bis 1864 war es Sitz der holsteinischen Ständeversammlung.

Itzenplitz, Heinrich Friedrich August, Graf von, preuß. Staatsmann, geb. 23. Febr. 1799 in Groß-Behnitz bei Nauen, gest. 15. Febr. 1883 in Kunersdorf bei Wriezen, studierte Naturwissenschaft und die Rechte, bereiste mit Professor Lichtenstein einen großen Teil Europas, trat in den Justizdienst, ging zur Verwaltung über und wurde 1845 Regierungspräsident in Arnsberg. Als solcher nahm er 1848 den Abschied, gehörte dem Allgemeinen Landtag und der Ersten Kammer an und ward auf Präsentation des Grafenverbandes der Mark Brandenburg Mitglied des Herrenhauses. Im März 1862 Minister des Ackerbaues geworden, übernahm er im Dezember d. J. unter Bismarck das Handelsministerium. Im Eisenbahnwesen gestattete er zuerst die Anwendung der Generalentreprise, die Strousberg (s. d.) nach Deutschland gebracht hatte und die zu großen Unzuträglichkeiten führte. Der durch Lasker heraufbeschworne Sturm richtete sich daher vorzugsweise gegen J., der den heftigsten Angriffen nur die Versicherung seiner persönlichen Redlichkeit gegenüberstellen konnte. Er trat 15. Mai 1873 zurück und blieb seitdem dem öffentlichen Leben fern.

Itzibu (Itze-Bu, »ein Bu«), japan. Silbermünze bis 1871 in wechselnden Formen, zuletzt viereckig, früher sehr fein = 1,55 Mk. der Talerwährung und allmählich bis auf 9/10 Feingehalt vermindert, nach Vertrag von 1857 auf 311 J. = 100 span. Dollar festgesetzt, auch in 1/2- (Ni-schu) und 1/4-Stücken (I-schu).

Itzstein, Johann Adam von, bad. Politiker, geb. 28. Sept. 1775 in Mainz, gest. 14. Sept. 1855, diente der Benediktinerabtei Amorbach, nach deren Aufhebung dem Fürsten Leiningen, trat nach Mediatisierung dieses Fürstentums 1809 in den badischen Staatsdienst und ward 1819 Hofgerichtsrat in Mannheim. 1822 in die Kammer und zu deren ersten Sekretär gewählt, schloß er sich der Opposition an und nahm nach der Auflösung der Ständekammer, um der Strafversetzung nach Meersburg zu entgehen, seine Entlassung. 1831 wieder zum Abgeordneten gewählt, übernahm er die Führung der liberalen Opposition und beantragte sogleich die Wiederherstellung der 1825 verstümmelten Verfassung und wurde Vorsitzender der Budgetkommission, Mitglied des landständischen Ausschusses sowie der Kommission zur Prüfung der Staatsschuldentilgung. Stets schlagfertig und redegewandt, beeinflußte er die Kammerverhandlungen stark, bewies namentlich in den das Budget betreffenden Arbeiten große Spezialkenntnis und hielt die Elemente der Opposition überall zusammen. Beim Volk angesehen und beliebt, ward er 22. Sept. 1844 durch Überreichung einer ihm zu Ehren geprägten Denkmünze geehrt. Im Mai 1845 mit seinem Freund Hecker auf einer Reise nach Stettin begriffen, erhielten beide in Berlin die polizeiliche Weisung, sofort Berlin und die preußischen Staaten zu verlassen. Als Mitglied des Vorparlaments (1848) und der konstituierenden Nationalversammlung gehörte J. zur äußersten Linken, trat aber wenig hervor. Bei der Reichsverweserwahl erhielt er die 32 Stimmen seiner Parteigenossen und folgte 1849 dem Rumpfparlament nach Stuttgart. Obwohl an der badischen Erhebung nicht beteiligt, ward er des Hochverrats beschuldigt, entzog sich nur durch die Flucht der Verhaftung und lebte im Elsaß und in

der Schweiz. Erst 1850, nachdem seine Unschuld nachgewiesen worden, kehrte er zurück und starb, seit 1854 geistesschwach, auf seinem Gut zu Hallgarten.

Julis (spr. i-ūlis), Stadt, s. Kea.

Julus (spr. i-ūlus), Sohn des Äneas, sonst Ascanius genannt. Auch hieß so ein Sohn dieses Ascanius. S. Äneas 1).

Iva, s. Achillea.

Ivančicagebirge (spr. iwantschitza-), östlicher Ausläufer der Alpen im nordwestlichen Teil des kroatischen Komitats Warasdin, im sogen. Zagorien, erstreckt sich von der steirischen Grenze bis zum Belovárer Komitat und erreicht in der Ivančica 1061 m Höhe.

Ivančice (spr. iwantschize), Stadt, s. Eibenschitz.

Ivanhoe (spr. aiwen-hō), Held des gleichnamigen Romans von Walter Scott.

Ivanhoe Bath (spr. aiwen-hō bāth), s. Ashby de la Zouch.

Ivanić-Kloštar (spr. iwanitsch-klóschtar), königl. Freistadt und ehemalige Festung im kroatisch-slawon. Komitat Belovár-Kreutz, an der Lonja. 2 km nordwestlich liegt das gleichnamige, historisch merkwürdige Franziskanerkloster. Beide Orte hatten als Gemeinde 1901: 7976 meist serbokroat. Einwohner.

Iványi (spr. iwānji), Edmund, ungar. Schriftsteller, geb. 1855 in Großwardein, gest. daselbst 1893, absolvierte das Gymnasium in seiner Vaterstadt und sollte sich für den geistlichen Stand vorbereiten, unterbrach aber bald seine theologischen Studien, um sich der journalistischen Laufbahn zuzuwenden, auf der er, obschon vorwiegend als Redakteur von Provinzblättern tätig, rasch zu größerer Bekanntheit gelangte. Von seinen Arbeiten (»Skizzen und Erzählungen«, »Bunte Blätter«, »Ein Buch«, »Kleine Romane« u. a.), die in ihm einen vortrefflichen Erzähler erkennen lassen, ist das zweibändige Werk »A püspök atyafisága« (»Die Verwandtschaft des Bischofs«) einer der besten Gesellschaftsromane der modernen ungarischen Literatur.

Ivaöl, das ätherische Öl von Achillea moschata (Ausbeute aus trocknem blühenden Kraut 0,5 Proz.), ist grünblau bis dunkelblau, riecht und schmeckt kräftig aromatisch, spez. Gew. 0,932—0,934, siedet bei 170—260°, enthält Cineol und dient zur Darstellung des Ivalikörs.

Ivarankūsawurzel, s. Andropogon.

Ive, Antonio, Romanist, geb. 1851 zu Rovigno in Istrien, studierte in Wien Philologie und Literaturgeschichte, wurde 1875 Professor am Gymnasium in Capodistria, 1882 Dozent an der Wiener Universität, darauf Gymnasialprofessor in Tirol und ist seit 1894 Professor der italienischen Sprache und Literatur an der Universität Graz. Von seinen Veröffentlichungen sind zu nennen: »Canti popolari istriani raccolti a Rovigno« (Turin 1877); »Novelline popolari rovignesi« (Wien 1877); »Fiabe popolari rovignesi« (das. 1878); »Raccolta di proverbi istriani« (das. 1881); »Prose genovesi« (im »Archivo glottologico italiano«, Bd. 8, 1882) und »L'antico dialetto di Veglia« (ebenda, Bd. 9, 1885—86); »Saggi di dialetto rovignese« (Triest 1888) und »I dialetti ladino-veneti dell' Istria« (Straßb. 1900). Mit Mazzatinti und Mandalari gab er die »Rimatori napoletani del Quattrocento« (Caserta 1885) heraus.

Ivens, Robert, portugies. Afrikareisender, geb. 12. Jan. 1850 in Punta Delgado auf der Azoreninsel Miguel, trat 1867 in die portugiesische Marine, begleitete mit Capello 1877 Serpa Pinto auf seiner ersten Forschungsreise von Benguela nach Pretoria und machte 1884—85 mit Capello eine neue Reise von Mossamedes nach der Sambesimündung. Er schrieb mit Capello: »De Benguela à Yacca« (Lissab. 1881, 2 Bde.; engl., Lond. 1882) und »De Angola à Contracosta« (das. 1886, 2 Bde.).

Ivernia (Hibernia, griech. Ierne, neukelt. Erin), im Altertum Name der Insel Irland. Aristoteles kennt bereits Jerne neben Albion (England), beide als die britannischen Inseln; Pytheas von Massilia, der sie Bérgion (kymr. Bergyn, »die westliche«) nennt, umfuhr sie 330 v. Chr. Aber erst durch Cäsars Züge nach Britannien (55 und 54 v. Chr.) und durch Agricolas Umschiffung Britanniens (84 n. Chr.) tritt J. aus dem Dunkel heraus. Strabon weiß von der Roheit der Bewohner, Solinus von dem Mangel aller Bodenkultur und der Üppigkeit des Graswuchses zu erzählen. Die Hauptmasse der Bewohner gehörte zum gälischen Zweig der Kelten und war in mehrere kleinere Königreiche geteilt. An der Südostküste wird uns merkwürdigerweise ein deutscher (Cauci), ein gallischer (Menapii) und ein britannischer (Brigantes) Volksname genannt, wahrscheinlich von einer frühen Einwanderung herrührend. Vgl. Irland, S. 20, und die Karte »Germanien«.

Ivernischer Ozean, im Altertum Name des Meeres zwischen Britannia und Ivernia (Irland).

Ivesdruck (Photo-Block-Methode), von dem Amerikaner Ives (spr. aiw) erfundenes Reproduktionsverfahren, bei dem ein durch Pigmentdruck hergestelltes Gelatinerelief mit Buchdruckfarbe eingewalzt und auf gekörntes Papier gepreßt wird. Das so entstandene (gekörnte) Bild kann auf Zink oder Stein über- und dann von diesem abgedruckt werden.

Iviza, span. Insel, s. Ibiza.

Ivoiritdruck (spr. iwŭarit-, v. franz. ivoire, Elfenbein), lithographischer Druck auf imitiertes Elfenbein.

Ivrea, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Turin, malerisch am linken Ufer der Dora Baltea, über die eine altrömische Brücke führt, an der Eisenbahnlinie Chivasso-J.-Aosta und der Dampfstraßenbahn J.-Santhià gelegen, Bischofssitz, hat eine Kathedrale aus dem 10. und 11., eine Burgruine aus dem 10.—13., ein Stadthaus, mehrere Privathäuser und ein Kastell (jetzt Gefängnis) aus dem 14., einen Kirchturm (von Santo Stefano) aus dem 11. Jahrh., viele altrömische Reste, schöne Promenaden (an Stelle der alten Ringmauern), ein Denkmal des 1848 gefallenen Generals und Ministers Perrone, Lyzeum, Gymnasium, eine Technische Schule, Priesterseminar, Museum, Weinbau, Seidenspinnerei, Handel und (1901) 6023 (als Gemeinde 11,528) Einw. — J., das Eporedia der Römer, war Sitz langobardischer Herzoge und gehörte seit Karl d. Gr. zum fränkischen Reich. Gegen Ende des 9. Jahrh. wurde J. Hauptort einer Markgrafschaft, deren erster Markgraf, Anskar, Günstling der Kaiser Wido und Lambert war. Dessen Enkel Berengar wurde 950 mit seinem Sohn Adalbert zum König von Italien gekrönt, von Otto I. aber verdrängt (s. Berengar 2). Am Ende des 10. Jahrh. stand der Markgrafschaft Arduin (s. d.) vor, der 1002 von den italienischen Großen als Gegenkönig aufgestellt wurde, sich aber nicht dauernd zu behaupten vermochte. Von da ab verschwindet die Mark J.; die Stadt erlangte allmählich kommunale Selbständigkeit, unterwarf sich aber 1313 dem Grafen Amadeus von Savoyen.

Ivry, 1) (J.-la-Bataille) Dorf im franz. Depart. Eure, Arrond. Evreux, an der Eure und der Westbahn, mit Resten einer Abtei (aus dem 11. Jahrh.),

Fabrikation von Musikinstrumenten, Kämmen und Leder und (1901) 1023 Einw. Ein Obelisk erinnert an den Sieg Heinrichs IV. über die Ligue 14. März 1590. — 2) (J.-sur-Seine) Dorf im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, südöstlich vor der Enceinte von Paris über dem linken Ufer der Seine, mit Paris durch Pferdebahn verbunden, hat ein Siechenhaus (700 Betten), Gemüsekultur, Fabrikation von Orgeln, Stahlwaren, Kautschuk, Tonwaren, Papier 2c. und (1901) 28,585 Einw. Im S. erhebt sich das Fort J.

Ivybridge (spr. aiwibridsch), Stadt in Devonshire (England), am Erme, 16 km nordöstl. von Plymouth, mit Papierfabriken und (1901) 1575 Einw.

Iwakura, Tomomi, japan. Staatsmann, geb. 1815 in Kioto als Sohn eines Kuge (Hofadligen), gest. 1887, war, in chinesischer Philosophie ausgebildet, entschiedener Feind der Fremden und bewog 1858 den Mikado Komei Tennô, den Vertrag des Shôgun von Tokio mit Amerika nicht zu genehmigen. Nicht lange darauf beim Mikado in Ungnade gefallen, verband er sich mit Kido, Saigô, Okubo u. a. zum Sturz des Shôgunats, der 1868 gelang. J., der inzwischen die Notwendigkeit freundlicher Beziehungen zu den Fremden und den Wert der europäischen Kultur erkannt hatte, wurde vom Mikado 1868 zum Minister ernannt, empfing 1870 den Titel Dainagon (»großer Ratgeber«) und übernahm 1871 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten; auch wurde er U-Daijin oder Vizepräsident des Ministeriums. 1872 erhielt er die Führung der Gesandtschaft, die Japan nach den Vereinigten Staaten und Europa schickte. 1873 zurückgekehrt, widersetzte er sich mit Erfolg dem von den Samurai verlangten Krieg mit Korea, weswegen 14. Jan. 1874 ein Mordanfall gegen ihn verübt wurde. Die durchgreifenden Reformen, die in Japan die europäische Kultur zur Herrschaft brachten, beförderte er mit allen Kräften bis an seinen Tod.

Iwán (russ., soviel wie Johann), Name mehrerer russ. Großfürsten und Zaren:

1) J. I., Danilowitsch, Kalita (»der Beutel«) genannt, war erst Fürst von Wladimir, Nishnij Nowgorod und Moskau und ward 1328 durch die Tataren, deren Gunst er sich durch Unterwürfigkeit gewonnen, nach der Absetzung Alexanders II. zum Großfürsten von Moskau erhoben. Er regierte, auf die Geistlichkeit gestützt, kräftig und erfolgreich und starb 1341 im Mönchskleid.

2) J. II., Sohn des vorigen, geb. 1326, folgte seinem ältern Bruder, Semen (Simeon), 1353 in der Regierung und starb 1359. Seine Schwäche duldete Unruhen in Staat und Kirche.

3) J. III., Wasiljewitsch, Sohn Wasilijs des Blinden, Großfürsten von Moskau, geb. 22. Jan. 1440, gest. 27. Okt. 1505, bestieg 17. März 1462 den Thron und fügte dem moskowitischen Großfürstentum Twer, Moshaisk, Wologda und andre Gebiete hinzu. Er vermählte sich 1472 mit Sophie, Tochter des Thomas Paläologos, Bruder des letzten byzantinischen Kaisers, wodurch der doppelköpfige byzantinische Adler in das russische Wappen kam. 1478 unterjochte er das blühende Nowgorod, und 1480 machte er sich von der Abhängigkeit von den Tataren frei. Er war der erste, der den Titel Herr (Gossudarj) von ganz Rußland führte und die Einheit und Unteilbarkeit des russischen Reiches proklamierte.

4) J. IV., Wasiljewitsch, mit dem Beinamen der Schreckliche, geb. 25. Aug. 1530, gest. 17. März 1584, Sohn Wasilijs IV., Enkel des vorigen, regierte, anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter, 1534—1584. Am 16. Jan. 1547 zum Zaren gekrönt, unterwarf er 1552 Kasan und 1554 Astrachan. Sein Angriff auf Livland vereinigte Schweden, Polen und Dänemark gegen ihn. Durch Stephan Báthori in die Enge getrieben, suchte er Hilfe bei dem Papst Gregor XIII. und trat in dem durch den Nunzius Possevin 1582 zustande gebrachten Waffenstillstand zu Zápolya seine Ansprüche auf Livland ab. Nowgorod ließ er seine Unabhängigkeitsgelüste 1570 mit dem Tode von 60,000 Einwohnern büßen. Der Kampf des Zaren mit den Bojaren, insbes. von 1564 ab, veranlaßte eine Reihe terroristischer Maßregeln gegen den Adel, aber auch die andern Stände. Verdienste erwarb sich J. um die Zivilisation durch Heranziehung deutscher Gelehrten, Künstler und Handwerker. Als die Engländer 1553 den Seeweg nach Archangel gefunden hatten, schloß J. mit ihnen einen Handelsvertrag. Auch die Militärverfassung der Strelitzen ist auf ihn zurückzuführen. Unter ihm begann die Eroberung Sibiriens. Im Jähzorn tötete J. 1581 seinen ältesten Sohn, Iwan. Die Statue Iwans von Antokolsky s. Tafel »Bildhauerkunst XX«, Fig. 8. Vgl. Waliszewski, Ivan le Terrible (Par. 1903).

5) J. V, Alexejewitsch, zweiter Sohn des Zaren Alexei und Halbbruder des nachmaligen Kaisers Peter I., geb. 27. Aug. 1666, gest. 29. Jan. 1696, körperlich und geistig schwach, wurde nach dem Tode des Zaren Feodor (1682), anfangs bei der Thronfolgerfrage übergangen, dann aber mit seinem jüngeren Bruder, Peter, von den Strelitzen zum Zaren ausgerufen und unter die Vormundschaft von deren Schwester Sophie gestellt. 1689 wurde Peter allein Zar, J. behielt nur den Titel.

6) J. VI., Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern und der russischen Großfürstin Anna Leopoldowna, geb. 24. Aug. 1740, gest. 5. Dez. 1764, wurde gleich nach seiner Geburt von der Kaiserin Anna Iwanowna als Sohn angenommen und zu ihrem Nachfolger unter der Vormundschaft Birons ernannt. Am 28. Okt. 1740 wurde dem jungen Kaiser gehuldigt. Kurz darauf aber stürzte seine Mutter Biron und nahm die Zügel der Regierung selbst in die Hand. Am 5. Dez. 1741 setzte ihn Elisabeth, die Tochter Peters I., ab; er wurde in Riga, Dünamünde, seit 1744 in Cholmogory, seit 1756 in Schlüsselburg gefangen gehalten. Der Versuch einer Befreiung durch Mirowitsch veranlaßte 5. Dez. 1764 seine Ermordung durch zwei Offiziere, deren Obhut er anvertraut war. Die Gerüchte von einer Mitwirkung Katharinas II. dabei sind völlig grundlos. Vgl. Brückner, Die Familie Braunschweig in Rußland im 18. Jahrhundert (Petersb. 1876).

Iwangorod, 1) Festung im russisch-poln. Gouv. Lublin, an der Mündung des Wieprz in die Weichsel, Knotenpunkt der Eisenbahnlinien Kowel–Mlawa, J.–Lukow und J.–Dombrowa, besteht aus einer Hauptfestung mit bastioniertem Hauptwall und neun kleinern Werken auf dem rechten Ufer, einem stark befestigten Brückenkopf (Fort Gortschakow) und drei vorgeschobenen Werken auf dem linken Ufer der Weichsel. J. bildet mit Warschau, Nowo-Georgiewsk und Brest-Litowsk das polnische Festungsviereck, das für den Fall eines Krieges mit Deutschland und Österreich-Ungarn von der größten Bedeutung ist. — 2) Vorstadt von Narwa im russ. Gouv. St. Petersburg, am rechten Ufer der Narowa, mit den Ruinen der 1492 von Iwan III. Wasiljewitsch erbauten Festung, die abwechselnd bald Rußland, bald Schweden angehörte, bis sie 1704 der Feldmarschall Scheremetjew

durch Kapitulation für Rußland auf die Dauer gewann.

Iwanow, Nikolai Alexandrowitsch, Generalgouverneur von Turkistan, geb. 1842, gest. 31. Mai 1904 in Taschkent, zeichnete sich, in der Michailowschen Artillerieschule erzogen, 1865 bei der Erstürmung von Taschkent und im Feldzug v. Kaufmanns gegen Chiwa (1872/73) aus, war 1882—88 Kriegsgouverneur des Ferghana-Gebietes, wurde 1897 Gehilfe des ersten Generalgouverneurs von Turkistan, Duchowski, und 1901 sein Nachfolger.

Iwánowo-Wosneßensk, Fabrikstadt im russ. Gouv. Wladimir, genannt das »russische Manchester«, Knotenpunkt an der Eisenbahnlinie Schuja-Kineschma, hat 7 Kirchen, eine Realschule, eine Bank und zahlreiche Fabriken, die überwiegend Baumwollenstoffe (Zitz, Kattun ꝛc.) produzieren, aber auch Maschinen- und chemische Fabriken und (1897) 53,949 Einw.

Iwanowsche Bucht, im russ. Gouv. Archangel, an der Murmanskischen Küste des Nördlichen Eismeeres, bildet den südwestlichen Teil des östlichen Nokujew-Meerbusens.

Iwanowscher Jahrmarkt, eine erst 1859 gegründete Messe, die im Schadrinschen Kreis des russ. Gouv. Perm, unfern Masliansk, 24. Aug. bis 5. Sept. abgehalten wird. Der jährliche Umsatz beziffert sich auf 500—800,000 Rubel. Zu den hauptsächlichsten Handelsartikeln gehören Gewebe, Pelzwerk, Leder, Tee, Zucker und Eisenwaren.

Iwaschinzow, Nikolai, Hydrograph, geb. 1. Mai 1819, gest. 25. Jan. 1871 in Petersburg, war Lehrer für Astronomie und Nautik beim Seekadettenkorps in Petersburg, begleitete 1853 Perowsky auf dem Zuge gegen die Ak-Metschet, nahm dabei den untern Sir Darja auf und leitete die 15jährigen Arbeiten zur Aufnahme des Kaspisees, deren Ergebnisse in zwei Bänden mit Atlas (Petersb. 1866—69) erschienen. Sein Werk über 38 russische Reisen um die Erde erschien 1849—50. Zuletzt war er Konteradmiral und Präsident der mathematischen Sektion der Geographischen Gesellschaft in Petersburg.

Iwatake, s. Gyrophora.

Iwein, keltisch Yvain, Sohn des Urien, einer der Helden aus Arturs Tafelrunde (s. Artur), dessen sagenhafte Geschichte im 12. Jahrh. der Trouvere Christian (Chrétien) von Troyes zu seinem Gedicht »Chevalier au lion« benutzte. I. kämpft an einem Zauberbrunnen mit einem Ritter und tötet ihn; dessen Gattin Laudine nimmt er zum Weib. Auf Gaweins Rat, sich nicht zu verliegen, verläßt er seine Gemahlin mit dem Versprechen, innerhalb Jahresfrist zurückzukehren. Da er aber sein Wort nicht hält, verliert er Laudines Gunst und wird infolge davon wahnsinnig. Umherirrend, befreit er einen Löwen von einem Drachen und kommt, fortan von jenem begleitet, nach zahlreichen Abenteuern endlich zu Laudine zurück, die sich mit ihm aussöhnt. Mit den Motiven der Artursage verbindet sich hier ein internationaler Novellenstoff, der namentlich durch die Erzählung von der »Matrone von Ephesus« bekannt geworden ist (vgl. Förster in seiner Ausgabe des »Chevalier au lion«, Halle 1887). Chrétiens Gedicht hat dann Hartmann von Aue in seinem »Iwein« deutsch bearbeitet.

Iwonicz (spr. -nitsch), Dorf in Galizien, Bezirksh. Krosno, an der Staatsbahnlinie Stróże-Neu-Zagórz, hat eine alte Kirche, jod- und bromhaltige Kochsalzquellen (10°), eine gräflich Zaluskische Badeanstalt, Petroleumgruben und (1900) 2879 poln. Einwohner.

Ixelles (spr. ixäl', fläm. Elsene), Vorstadt im SO. von Brüssel, hat mehrere Kirchen, Denkmäler von Leopold I. und Cockerill, eine Kriegsschule (in der ehemaligen Abtei La Cambre), ein Athenäum, ein bischöfliches Collège, das kartographische Institut, bedeutende Industrie in Porzellan, Fayence, Orgeln und (1903) 65,493 Einw. Im S. das parkartig angelegte, vielbesuchte Bois de la Cambre (s. den Plan von Brüssel in Bd. 3).

Ixia *L.*, Gattung der Iridazeen, schön blühende Zwiebelgewächse mit am Grunde des einfachen oder verzweigten Stengels gedrängt stehenden schwert- oder linienförmigen Blättern und längs des Stengels oder der Äste sitzenden Blütenständen. Von den 25 südafrikanischen Arten werden mehrere als Zierpflanzen [kultiviert.

Ixil, Stamm der Maya (s. d.).

Ixion, im griech. Mythus Sohn des Phlegyas, König der Lapithen, von Dia Vater des Peirithoos, lud seinen Schwiegervater Deïoneus, der für die vorenthaltenen Brautgeschenke seine Rosse gepfändet hatte, arglistig zu sich und stürzte ihn in eine mit Feuer gefüllte Grube. In Wahnsinn verfallen, wurde I. von Zeus entsühnt und sogar an die Tafel der Götter gezogen. Als er in Leidenschaft für Hera entbrennt, erschafft Zeus oder Hera ein ihr ähnliches Wolkenbild (Nephele), mit dem er den Kentaur oder die Kentauren (s. d.) erzeugt. Da er sich der vermeintlichen Gunst der Göttin rühmt, läßt ihn Zeus zur Strafe an Händen und Füßen mit ehernen Banden auf ein ewig rollendes feuriges Rad befestigen. Spätere Sage versetzt die Vollziehung dieser Strafe in die Unterwelt.

Ixmiquilpan (spr. ißmikilpan), Distriktshauptstadt im mexikan. Staat Hidalgo, 1750 m ü. M., am Rio de Tula reizend gelegen, mit Acker- und Gartenbau und (1900) 1380 Einw.

Ixōdes, die Zecke; Ixodidae (Zecken), Familie aus der Ordnung der Milben; s. Zecken.

Ixōra *L.*, Gattung der Rubiazeen, Sträucher oder kleine Bäume mit gegenständigen, lederartigen, ganzen Blättern, nicht scheidig verbundenen Nebenblättern, weißen oder roten Blüten in meist endständigen zymösen Doldenrispen und gewöhnlich kugelförmigen Steinfrüchten. über 100 Arten in den Tropen der Alten und Neuen Welt, meist aber in Ostindien und auf dem Malaiischen Archipel. Von I. coccinea *L.* (Feuerbrand, Buschflamme), auf Ceylon, werden die großen scharlachroten Blüten in den Tempeln der Gottheit Iswarra als Opfer dargebracht, auch benutzt man die Pflanzen zu medizinischen Zwecken. I. odorata *Hook.*, auf Madagaskar, liefert ein ätherisches Öl, das zur Parfümerie benutzt wird. Mehrere Arten, besonders I. coccinea *L.* und I. stricta *Roxb.*, auf den Molukken und in China, mit langröhrigen, zinnoberroten Blüten, kultiviert man, z. T. in mehreren Varietäten, als Zierpflanzen in unsern Gewächshäusern.

Ixtle, s. Agave.

Iynx, Tochter des Pan und der Echo oder Peitho, verführte Zeus zur Liebe der Io und ward deshalb von Hera in einen Vogel, den sogen. Wendehals (Iynx torquilla *L.*), verwandelt, den man, auf ein Rädchen gebunden, zum Liebeszauber brauchte. Der Name I. bezeichnete auch Liebeszauber überhaupt.

Iynx, der Wendehals (s. d.); Iyngidae (Wendehälse), eine Familie der Klettervögel (s. d.).

Iza (spr. ifa), Fluß in Ungarn, entspringt im Komitat Máramaros, auf der Nordseite des Radnaer Gebirges, fließt zuerst 10 km weit unterirdisch, sodann

in nordwestlicher Richtung parallel mit dem Bisso und mündet unterhalb Máramaros-Sziget in die Theiß.

Izabal (Ysabel), Stadt im mittelamerikan. Staat Guatemala, am Südufer der Laguna Dolce, aus welcher der Rio Dolce abfließt, mit (1886) 3328 Einw. Der Ort ist nur für kleine Küstenfahrer zugänglich (s. Livingston)

Izalco, Indianerdorf im mittelamerikan. Staat Salvador, 455 m ü. M., 25 km nordöstlich von Sonsonate, am Fuß des Vulkans I., der sich 1798 bildete, 1902 lebhaft tätig war und 760 m über seine Umgebung emporragt.

Izamal, Distriktshauptstadt im mexikan. Staat Yukatan, 70 km östlich von Mérida, mit großen Jahrmärkten und 4000 Einw. Dabei Ruinen einer altindianischen Stadt.

Izbuk, Schwefelquelle in Ungarn, s. Kalugyér.

Izedismus (v. pers. îzed, »Gott«), Abart des dualistischen Religionssystems der Perser, in der das böse Prinzip (s. Ahriman) für mächtiger als das gute angesehen wurde.

Izium, Stadt, s. Isjum.

Izlaz-Tachtalia-Greben, Donaukatarakte, s. Eisernes Tor 2).

Izsák (spr. ischák), Großgemeinde im ungar. Komitat Pest-Pilis-Solt, an der Bahnlinie Kecskemét-Fülöpszállás, mit (1901) 5549 magyar. Einwohnern.

Izsó (spr. ischó), Nikolaus, ungar. Bildhauer, geb. 1830 in Horváti im Borsoder Komitat, gest. 29. Mai 1875 in Budapest, studierte in Saros-Patak, ward Honved und trat nach der Katastrophe bei Világos bei dem Bildhauer Ferenczy in die Lehre, arbeitete dann bei Gasser in Wien und ging später nach München, wo er mit der Statuette eines trauernden Schäfers seinen Ruf begründete. Nach Budapest zurückgekehrt, erhielt er den Auftrag, die Statue zum Denkmal des Dichters Csokonay in Debreczin anzufertigen, welche Aufgabe er glücklich löste. Auch führte er eine Anzahl Porträtbüsten mit scharf ausgeprägter nationaler Charakteristik sowie eine Anzahl von Modellen zu Statuetten von nationalem Genre aus und hinterließ das nahezu fertige Modell zum Petöfi-Monument, das in Pest errichtet worden ist.

Iztaccihuatl (spr. istakhi-gwátl, »Weiße Frau«, von der eigenartigen, an eine liegende Frau erinnernden Schneebedeckung), erloschener, kraterloser Vulkan südlich von der Stadt Mexiko, 5286 m hoch, mit dem benachbarten Popocatepetl (5420 m) durch einen 3700 m hohen Sattel verbunden und auf den Flanken durch die Auswürfe jenes bedeckt, besteht durchweg aus Amphibolandesit und trägt stark zusammengeschwundene kleine Gletscher. An seinem Nordfuß führt die Straße von Puebla nach Mexiko in 3100 m Höhe.

J (Jot).

Stichwörter, die unter Jot vermißt werden, sind unter dem Vokal J nachzuschlagen.

J, j, lat. **J, j** (Jot, weniger gut Jod), ist teils unsilbisches i, d. h. ein i, das für sich keine besondere Silbe ausmacht (vgl. Lilie, Asien, die bei Dichtern sowohl zwei-, als auch dreisilbig gebraucht sind), teils ein palataler Reibelaut (s. Lautlehre). Die Römer hatten zwar den Laut j, gebrauchten aber das Zeichen i gleicherweise für das silbische i (z. B. in it »er geht«) und das unsilbische (z. B. in iugum, »Joch«). Das Zeichen j für den letztern Laut kam erst im Mittelalter auf. Die Engländer und Franzosen drücken den Laut des j durch das y aus, dagegen wird j im Englischen etwa wie dsch, im Französischen und Portugiesischen wie ein weiches (stimmhaftes) sch ausgesprochen; im Spanischen fällt j mit der Aussprache des hier wie ein scharfes ch gesprochenen x zusammen (daher schreibt man jetzt z. B. Mejico statt Mexico). Das Italienische hat j für lateinisches l nach Konsonanten, z. B. in fiume, lateinisch flumen; außerdem wird in der Schrift j (spr. i) zuweilen für das ii des Plurals gesetzt (z. B. collegj für collegii). Bei arabischen, türkischen, persischen, indischen und andern Wörtern schreiben Franzosen u. Engländer meist j für den Laut sch oder dsch.

Abkürzungen.

In der Chemie ist J das Zeichen für 1 Atom Jod, in der Physik für Joule (elektrische Maßeinheit). In der internationalen Telegraphie ist J Zeichen für Jour (franz.), »Tag«, d. h. Tagestelegramm (von 10 Uhr abends bis 6 Uhr morgens nicht zu bestellen). — J. P. in England = Justice of the Peace, »Friedensrichter«. Im übrigen steht in lateinischen Abkürzungen meist I an Stelle von J, z. B. I. C. statt J. C. (vgl. Artikel »I«, S. 721).

Jaabäk (spr. jō-), Sören, norweg. Politiker, geb. 1. April 1814 im Kirchspiel Holme (Mandal), gest. daselbst 7. Jan. 1894, ward Volksschullehrer und war 1845—91 Mitglied des Storthings, wo er lange zu den Führern der Bauernpartei zählte, deren Bestrebungen für radikale Reformen und Ersparnisse im Staatshaushalt er auch in der 1865—79 von ihm redigierten »Folketidende« eifrig vertrat. In seinen letzten Lebensjahren näherte er sich den Moderaten. Seine zahlreichen Volksschriften verraten oft eine republikanisch-atheistische Tendenz. Genannt seien: »Englands historie for det norske folk« (1871—1875); »Varme piller« (1879); »Kejseres og kongers levevis« (1882—84); »Sang og hvile« (1883); »Den höjste magt in staten« (1883).

Jabalcuz (spr. chabalkúds), Berg und Badeort bei Jaen (s. d.).

Jabalpur, ind. Bezirk, s. Dschabalpur.

Jabbok (jetzt Wadi Zerka), linker Nebenfluß des Jordans in Palästina, entspringt östlich von Rabbath Ammon (Amân) und bildete die Grenze zwischen den Stämmen Gad und Manasse.

Jabes, Stadt im ostjordan. Palästina (Gilead), deren Bewohner den Leichnam Sauls den Philistern entführten und begruben. J. lag unweit des Wadi Jabis, vielleicht an der gleichnamigen Ruinenstätte.

Jablochkow, Paul, Ingenieur, geb. 1847 in Saratow, gest. daselbst im Frühjahr 1894, studierte in Petersburg Ingenieurwissenschaft, ward Telegraphenchef der Moskau-Kurster Eisenbahn und gründete 1877 in Paris eine Fabrik für elektrische Beleuchtung. Er erfand gleichzeitig mit Edison, aber unabhängig von ihm, die Teilbarkeit des elektrischen Lichtes, die Verteilung des elektrisches Stromes einer einzigen Quelle auf mehrere in den Strom eingeschaltete Lampen ohne Störung der einen durch die andern. Die Jablochkowschen Kerzen spielten seit 1878 eine gewisse

Rolle, wurden aber durch Edisons Glühlampe verdrängt. J. erfand auch eine Kaolinlampe, in der ein vorgewärmtes Kaolinstück durch den elektrischen Strom zum Glühen gebracht wird, eine neue galvanische Kette, einen Autoakkumulator, einen Elektromotor ꝛc.

Jablochkowsche Kerze, s. Elektrisches Licht, S. 649.

Jablonoi (Jablonowoi, von dem burät. Worte jableni-daba, d. h. »zerschlagener Felsrücken«, mongolisch Dynsedaban), Gebirgsrücken in Ostsibirien, der sich von Transbaikalien in nordöstlicher Richtung bis nach Kamtschatka hinzieht, bildet, durchschnittlich 1500 m, im Tschokondo 2450 m hoch, die Wasserscheide zwischen Amur und Lena, wird in seinem südlichern Teile jedoch von der Ingoda (s. d.) durchbrochen. Der Erzreichtum des Gebirges hat neuerdings eine stärkere Bevölkerung angezogen.

Jablonowski, poln. Grafen- und Fürstenfamilie, die ihren Vornamen Pruß von den alten preußischen Herzogen, ihren Geschlechtsnamen dagegen von dem Flecken Jablonowo in Westpreußen (deutsch Gabelnau bis zur Namensänderung des Niklas von Eichholz im 16. Jahrh.) ableitet. Ihre namhaften Sprößlinge sind:

1) Stanislaus, geb. 1634, gest. 1702, einer der ersten Teilnehmer der gegen König Michael gerichteten Konföderation, entschied nach dessen Tode die Königswahl zugunsten Sobieskis (1674) und war einer der Feldherren der polnischen Befreiungsarmee vor Wien gegen die Türken. Er ward vom Kaiser Leopold zum deutschen Reichsfürsten ernannt. In Lemberg ist ihm ein Standbild errichtet.

2) Joseph Alexander Pruß, Fürst von Jablonow, geb. 4. Febr. 1712, gest. 1. März 1777 in Leipzig, ward Woiwod von Nowogrúdok, erhielt 1743 die Würde eines deutschen Reichsfürsten, verließ 1768 der Unruhen wegen sein Vaterland und ließ sich in Leipzig nieder. Als Freund der Wissenschaften legte er reiche Sammlungen von Büchern, Münzen ꝛc. an, schrieb selbst mehrere polnische, lateinische und französische Werke, gründete 1768 in Leipzig die noch jetzt bestehende »Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften« und stattete dieselbe mit einem Kapital aus, von dessen Zinsen drei goldene Preismedaillen geprägt und nebst Geldpreisen für die beste Beantwortung der aus den Fächern der polnischen Geschichte, der politischen Ökonomie, Physik und Mathematik gestellten Fragen verteilt werden. Nachdem die Tätigkeit der Gesellschaft längere Zeit unterbrochen gewesen war, wurde sie 1828 wieder aufgenommen. Vgl. »Acta Societatis Jablonovianae« (Leipz. 1772 bis 1773, 6 Bde.), »Nova acta S. J.« (das. 1802—1845, 9 Bde.) und »Preisschriften« (Bd. 1—36, das. 1847—1900). Die Familie blüht noch in einer Linie. Haupt ist Fürst Stanislaus, geb. 19. Jan. 1846, der zu Burszтyn in Galizien lebt.

Jablonsky, Boleslav, Pseudonym, s. Tupý.

Jablunkapaß, s. Jablunkau.

Jablunkau (poln. Jablonków), Stadt in Österreichisch-Schlesien, Bezirksh. Teschen, 386 m ü. M., in den Beskiden, an der Olsa und der Kaschau-Oderberger Bahn gelegen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat Mühlen, Gerberei, Viehmärkte und (1900) 2877 (als Gemeinde 3521) meist poln. Einwohner. 10 km südlich davon liegt bei dem Dorfe Mosty (2193 Einw.) der Jablunkapaß (551 m ü. M.), früher durch zwei Forts (die Jablunkauer Schanzen) verteidigt, durch den die Straße und jetzt die Eisenbahn mittels eines 606 m langen Tunnels nach Csácza in Ungarn führen. — Die genannten Schanzen wurden 1541 errichtet als Schutz gegen die Türken, die bereits ganz Ungarn überschwemmt hatten. 1625 eroberte sie Mansfeld, 1645 fielen sie in die Gewalt der Schweden unter Königsmark. Im Siebenjährigen Kriege waren sie so vielen Stürmen ausgesetzt, daß sie ganz in Verfall gerieten. Neuerdings ist dies Bollwerk gänzlich beseitigt worden.

Jabneel, Stadt, s. Jamnia.

Jaborandiblätter, s. Pilocarpus.

Jabot (franz., spr. schabō), Hemd-, Brustkrause an Mannshemden, im 18. Jahrh. üblich; vgl. Halstuch.

Jabwor, Hauptort der deutschen Marshallinseln in der Südsee, auf der Insel Jaluit (s. d.) in der Rälikkette, an der Südostdurchfahrt in die Lagune, ist Kohlenstation, Sitz des Landeshauptmannes, einer Postagentur, des 1865 gegründeten American Board of Commissioners for Foreign Mission und der Jaluitgesellschaft. Die europäische Niederlassung zieht sich längs des Strandes an der Lagunenseite hin, dahinter breitet sich zwischen hohen Kokospalmen versteckt das Dorf der Eingebornen aus. Zwei Landungsbrücken erleichtern das Löschen und Laden der Schiffe.

Jaca (spr. chāka), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Huesca, 735 m ü. M., auf einem Hügel am linken Ufer des Aragon, an der Eisenbahn Huesca-Canfranc, Bischofssitz, hat alte Mauern mit gotischen Toren, eine Zitadelle (unter Philipp II. erbaut), eine gotische Kathedrale, Schokolade- und Tonwarenfabrikation und (1900) 4934 Einw. Südlich von J. erhebt sich die aussichtsreiche Peña de Oroel (1649 m) und südwestlich die Sierra de la Peña (1115 m), die ein ehemaliges Benediktinerkloster (San Juan de la Peña, mit prachtvoller Grabkapelle) trägt.

Jacaranda *Juss.*, Gattung der Bignoniazeen, schöne Bäume oder Stauden mit gegenständigen, doppelt, selten einfach gefiederten Blättern, sehr zahlreichen ganzrandigen oder gezahnten Blättchen, großen Blüten in lockern, meist endständigen Rispen und rundlichen, zusammengedrückten Kapseln mit geflügelten Samen. Etwa 30 Arten von den Bermudasinseln bis Brasilien. Von J. brasiliana *Pers.*, einem Baum mit doppeltgefiederten Blättern, unterseits wollig-filzigen Fiederchen, stammt das Jakaranda- oder Palisanderholz (Palisanderholz, Palyxanderholz, brasilisches Pockholz, Zuckertannenholz, Sukkador, blaues Ebenholz, Violettholz, s. Tafel »Nutzhölzer II«, Fig. 17) ab. Dies ist hart, schwer, sehr schwer spaltbar, schokoladenbraun, mit einem Stich ins Violette, auf der Vertikalfläche tiefschwarz geädert und gebändert; es zählt zu den edelsten Kunsthölzern. Man unterscheidet in Brasilien mehrere Arten Jakarandaholz, die z. T. von der Leguminose Machacrium violaceum *Vog.* (Fig. 6) abstammen. Von andern Arten, z. B. J. procera *Spz.* in Brasilien, werden die Blätter (Jakarandablätter, Caroba, Folia Carobae) als tonisch-adstringierendes, harn- und schweißtreibendes Mittel benutzt.

Jacare (Schakare), s. Alligatoren.

Jacet (Hic. j., lat.), auf Grabinschriften: hier ruht.

Jachal (spr. chatschāl), Bergstadt mit 3000 Einw. in der argentin. Provinz San Juan, am Fluß J. (der in den San Juan fließt), in der Nähe der Gold- und Silbergruben von Guachy und Gualilan, hat Schmelzhütten und lebhaften Viehhandel nach Chile.

Jachenau, s. Walchensee.

Jachin (hebr., »er steht fest«) und **Boas** (hebr., »in ihm ist Kraft«), Namen der beiden von dem Tyrier Hiram aus Bronze gegossenen Prachtsäulen,

die an der Vorhalle des Salomonischen Tempels standen (1. Kön. 7, 15—22; 2. Chron. 3, 17; Jer. 52, 21 ff.) und die Oberschwellen trugen. Sie wurden 586 von den babylonischen Siegern zertrümmert, die das Erz mit nach Babel nahmen.

Jachmann, 1) Eduard Karl Emanuel, deutscher Admiral, geb. 2. März 1822 in Danzig, gest. 23. Okt. 1887 in Oldenburg, ward 1845 Marineleutnant auf der Korvette Amazone, mit der er seine erste große Reise in fremde Meere machte, 1852 Dezernent in der Marineabteilung des Kriegsministeriums zu Berlin, 1854 Korvettenkapitän und 1859 Kapitän zur See. 1862 als Kommandant der Fregatte Thetis an der Expedition nach Ostasien und China beteiligt, ward er dann Chef des Stationskommandos in Danzig, befehligte im dänischen Kriege die preußischen Streitkräfte in der Ostsee, lieferte 17. März 1864 der dänischen Flotte das Seegefecht bei Jasmund (Rügen) und ward Konteradmiral. Von 1864—67 Chef der Marinestation zu Kiel, ward er 1867 Präses des Marineministeriums, 1868 Vizeadmiral und 1871 Oberbefehlshaber sämtlicher aktiver Streitkräfte des Deutschen Reiches zur See. Als General v. Stosch Marineminister wurde, trat er 1873 in den Ruhestand und lebte seitdem in Oldenburg.

2) Johanna J.-Wagner, Sängerin, s. Wagner.

Jachschlange, s. Nattern.

Jacht (engl. yacht), einmastiges nordisches Küstenfahrzeug, scharf gebaut, mit langem Klüverbaum und hohem Hinterschiff, führt Gaffel-, Topp-, Bram- und Stagsegel mit Klüvern. Vor dem Winde schlecht segelnd, liegen die Jachten meist gut beim Winde. Die J., auf der Ostsee und besonders den dänischen Inseln gebräuchlich, hat durchschnittlich 60—100 Ton. Gehalt. In England baute man früher ähnliche Schnellsegler für den Post- und Depeschendienst bei der Marine. Um die Mitte des 19. Jahrh. wurde die Bezeichnung J. auf Fahrzeuge zum Lustsegeln übertragen, die ursprünglich als Segelschuner mit scharfen Wasserlinienformen in Amerika und England gebaut wurden und um 1851 große Erfolge als Schnellsegler errangen. Erst gegen Ende des 19. Jahrh. bemühte man sich, Lustjachten solche Formen zu geben, die den Reibungswiderstand, der von der Größe der eingetauchten Oberfläche des Rumpfes abhängig ist, mindern. Um große Segelfläche tragen zu können, mußte zugleich die Standfestigkeit (Stabilität) so groß wie möglich gemacht werden. Dies geschah durch schwere und tiefgetauchte Bleikiele. Neben den tiefgehenden Kielbooten entstanden zunächst auf Binnenseen flache Schwertboote, aus denen sich schließlich als besonders tüchtige Renner die Wulstkielboote entwickelten, mit kanoeartigem Rumpf, aber einem tief unter dem Boot an einer Kielplatte befestigten Bleiwulst als Kiel. Neben den grotesken Formen der Rennjachten baut man nach wie vor Lustjachten in der alten bewährten Klipperform, die hauptsächlich seetüchtig und für längere Reisen wohnlich eingerichtet sind, deshalb auch Kreuzerjachten genannt werden. Näheres vgl. Segelsport. — Auch kleine, für den Privatgebrauch von Fürsten und reichen Sportsfreunden bestimmte, besonders elegant gebaute Dampfer mit luxuriöser Ausstattung werden Jachten genannt (vgl. Dampfjacht). Die Kaiserjacht Hohenzollern (s. Deutschland: Schiffsliste, Bd. 4, bei S. 792) ist zugleich als Depeschenschiff im Kriege bestimmt. Die neueste, für Gesellschaftsreisen in allen Meeren bestimmte Dampfjacht der Hamburg-Amerika-Linie Meteor ist 98 m lang, 13 m breit, hat 8,8 m Raumtiefe und 4250 Registertonnen (12,000 cbm) Raumgehalt. Mit ihren Doppelschraubenmaschinen von 1550 Pferdekräften läuft sie 11½ Seemeilen stündlich, welche Geschwindigkeit für bequeme Erholungsreisen völlig ausreicht. Das Schiff ist als Dreidecker mit Mittschiffsaufbau gebaut, hat 6 Querschotten und bietet in sehr behaglichen Kammern Raum für 300 Reisende erster Kajüte (andre Reisende werden nicht an Bord genommen).

Jachtaufe, veraltet soviel wie Nottaufe (jach = jäh, plötzlich).

Jachtgaljaß, eine Jacht mit Galjaßtakelung. Vgl. Galjaß.

Jacini (spr. jatschíni), Stefano, Graf, ital. Staatsmann, geb. 1827 in Casalbuttano bei Cremona, gest. 25. März 1891, studierte Rechts- und Staatswissenschaft und machte sich durch die gekrönte Preisschrift »La proprietà fondiaria e la popolazione agricola in Lombardia« (Mail. 1854 u. ö.; deutsch von Franco, das. 1857) bekannt. In der Denkschrift »Über den Zustand des Veltlins« (1858) verurteilte er scharf die österreichischen Verwaltungsgrundsätze. Nach der Abtretung der Lombardei an Sardinien war J. vom 20. Jan. bis 12. Juni 1860 Minister der öffentlichen Arbeiten im Kabinett Cavours, übernahm dasselbe Amt im September 1864 unter Lamarmora, behielt es auch unter Ricasoli bis zum Februar 1867 bei und machte sich um die Entwickelung des Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesens in Italien, namentlich auch um die Erbauung der Gotthardbahn verdient. 1870 wurde er zum Senator ernannt, 1880 zum Grafen erhoben. Von weitern Schriften sind zu nennen: »Due anni di politica italiana« (Mail. 1868); »Sulle opere publiche in Italia« (das. 1869); »Un po' di commento sul trattato di Berlino« (Rom 1878); »Sulla politica estera« (das. 1879); »I conservatori e la evoluzione naturale dei partiti politici in Italia« (das. 1879); »Frammenti dell' inchiesta agraria« (das. 1883); »Pensieri sulla politica italiana« (in der »Nuova Antologia«, 1889) u. a.

Jack (engl., spr. dschäck), Vorname, nach den einen aus dem franz. Jacques (Jakob), nach andern aus Jankin, einer alten Koseform für Johann oder John entstanden, von ähnlichem Gebrauch wie unser »Hans«, z. B. im Märchen »Jack der Riesentöter«, auch Spitzname der Matrosen (eigentlich J. Tar, »Hans Teer«, woraus mißverständlich Teerjacke entstanden); Old J., in der Matrosensprache die britische Flagge (Union J. s. Textbeilage zum Artikel »Flagge«, S. I); J. of all trades, ein in allen Sätteln gerechter Mensch; J. Pudding, soviel wie Hanswurst; Yellow J., das Gelbfieber (nach der gelben Quarantäneflagge).

Jackett (engl. Jacket, franz. Jaquette), Jacke, Joppe; kam bei den Männern in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. in Frankreich als kurzes, weites Überziehkleid mit Ärmeln auf, in England zu derselben Zeit als vorn offener Überrock, der bis zur Mitte der Oberschenkel reichte. In der modernen Tracht kurzer Rock ohne Taille und Schoß. Vgl. Hänslein.

Jackmaschine (spr. dschäck-), s. Spinnen.

Jackson (spr. dschäckß'n), mehrere Orte der nordamerikan. Union: 1) Hauptstadt des Staates Mississippi, Grafschaft Hinds, an dem für kleine Boote schiffbaren Pearl River, mit schönem Kapitol, Zucht- und Irrenhaus, Blinden- und Taubstummenanstalten, starkem Baumwollhandel und (1900) 7816 Einw. Die Stadt wurde 14. Mai 1863 von Grant genommen und fast ganz zerstört. — 2) Stadt im Staate Michigan, Grafschaft Jackson, am obern Grand River, Bahnknoten-

punkt, mit Staatsgefängnis, Eisenbahnwerkstätten, zahlreichen durch Wasserkraft geförderten Fabriken von Tonwaren, Wagen, Ackergeräten, Seife, Korsetts und (1900) 25,180 Einw. In der Nähe Kohlengruben. — 3) Hauptort der Grafschaft Madison in Tennessee, am Forked Deer River, Knotenpunkt von sechs Bahnen, mit Unionsgerichtshof, dem West-Tennessee College, methodistischer Töchterschule, Fabriken für Wollwaren, Baumwollöl, Maschinen, Ziegel, Eis, Handel in Baumwolle und (1900) 14,511 Einw. — 4) Hauptstadt der Grafschaft Jackson in Ohio, Bahnknotenpunkt, mit sechs großen Hochöfen, Kohlengruben, Handel in Eisen und Kohle und (1900) 4672 Einw.

Jackson (dschäk'sn), 1) Andrew, siebenter Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 15. März 1767 in Waxsaw (Südcarolina), gest. 8. Juni 1845 in Tennessee, machte den Freiheitskrieg mit, widmete sich dann dem Studium der Rechtswissenschaft und trat 1786 in Salisbury als Anwalt auf. 1790 ließ er sich zu Nashville nieder und wurde daselbst zum Generalprokurator, 1797 zum Senator, 1799 zum Oberrichter und Milizgeneral gewählt, zog sich indessen 1806 auf sein Landgut zurück. Beim Ausbruch des Krieges mit England 1812 ward er vom Kongreß zum Oberbefehlshaber der Miliz ernannt. Er schlug 1813 einen Einfall der Creek-Indianer in Pensacola zurück und nahm den Ort durch Überfall. Am 8. Jan. 1815 wehrte er einen Angriff der Engländer auf New Orleans durch einen glänzenden Sieg ab, zeichnete sich in den Kämpfen gegen die Seminolen in Florida (1816—21) aus und erlangte als »Old Hickory« große Volkstümlichkeit. 1821 ward er Gouverneur von Florida und 1823 Senator für Tennessee. Schon 1824 stellte ihn die demokratische Partei als Kandidaten für die Präsidentenwahl auf; doch unterlag J. dem Staatssekretär Adams und siegte erst bei der nächsten Wahl 1828. Er bewies in der innern Verwaltung Mäßigung, und seine äußere Politik war vor allem auf Erhaltung des Friedens und auf Ausbreitung des Handels berechnet. Doch stellte er den verhängnisvollen Grundsatz auf, daß mit jedem Präsidenten auch die ganze Verwaltung wechseln müsse, die eine Beute der bei der Präsidentenwahl siegreichen Partei sei. Als mehrere Südstaaten gegen den neuen schutzzöllnerischen Tarif die Nullifikation beschlossen, beschwichtigte J. durch seine ebenso feste wie versöhnliche Haltung allmählich den Sturm. Daher ward er 1832 abermals zum Präsidenten gewählt. Dem Kongreßbeschluß zugunsten der Erneuerung des Vereinigte Staaten-Bankprivilegiums stellte er sein Veto entgegen, weil dies Vorrecht der Bank ein Monopol sei, das eine Geldaristokratie begründe; damit schlug er dem amerikanischen Handel empfindliche Wunden, und die dadurch veranlaßte Einstellung der Zahlungen in vielen Staaten führte die Krisis von 1837 herbei. Im März 1837 zog sich J. auf sein Landgut in Tennessee zurück. Vgl. Parton, Life of Andrew J. (New York 1859—60, 3 Bde.); v. Holst, Die Administration Andrew Jacksons (Düsseld. 1874); W. G. Sumner, Andrew J. (Boston 1882); Dyer, General Andrew J. (New York 1891); Buell, History of Andrew J. (das. 1904).

2) Thomas Jonathan, genannt Stonewall, General der Konföderierten in dem nordamerikanischen Bürgerkrieg, geb. 21. Jan. 1824 in Clarksburg (Virginia), gest. 10. Mai 1863 in Chancellorsville, kam als Kadett nach West Point, trat 1846 als Offizier in die Artillerie und tat sich in dem mexikanischen Kriege hervor; 1852 nahm er seinen Abschied, um an der militärischen Lehranstalt Lexington die Professur der Mathematik zu übernehmen. Der Erhebung des Südens schloß er sich mit Begeisterung an. Im April 1861 organisierte er als Oberst ein Regiment und übernahm den Befehl über das Beobachtungskorps bei Harper's Ferry. Die erste Schlacht bei Bull-Run (21. Juli 1861) entschied J. zugunsten des Südens, indem er mit großer Kühnheit seine Brigade zur Unterstützung des hart bedrängten Generals Beauregard heranführte. Damals erwarb er sich den ehrenden Beinamen Stonewall (»Steinwall«). 1861 zum Generalmajor befördert, behauptete er bis zum Frühling 1862 das wichtige Shenandoahtal. Durch den General Fremont ward er jedoch zum Rückzuge genötigt, 8. Juni bei Croß Keys geschlagen, aber nicht am Entkommen gehindert. In der siebentägigen Schlacht vor Richmond errang J. 27. Juni bei Gaines Mills gegen Porter den Sieg, ward aber in die Niederlage von Malvernhill 1. Juli hineingezogen. Im August 1862 führte er am Rapidan und Rappahannock die Vorhut Lees und entschied auch den zweiten Schlachttag von Bull-Run für den Süden. Bei Antietam richtete sich der Hauptangriff wider seine Stellung, bei Fredericksburg hinderte er den Übergang Franklins über den Rappahannock und entschied dadurch wieder den Sieg. So bedeutende Leistungen trugen ihm die Ernennung zum Generalleutnant ein, der er 2. Mai 1863 bei Chancellorsville alle Ehre machte. An demselben Abend wurde er infolge eines Mißverständnisses von den eignen Truppen tödlich verwundet und starb wenige Tage darauf. Vgl. Cooke, Stonewall J., a military biography (New York 1866); Dabney, Life and campaigns of T. J. (Stonewall) J. (das. 1866); Mary Anna Jackson, Life and letters of General Thomas J. J., by his wife (das. 1892); Parton, Life of General Stonewall J. (das. 1893); Henderson, Stonewall J. and the American Civil War (2. Aufl., Lond. 1900, 2 Bde.); J. H. Anderson, Notes on the life of J. (Stonewall) and on his campaigning in Virginia (das. 1904).

3) John Adams, amerikan. Bildhauer, geb. 1825 in Bath (Maine), erhielt seinen ersten Unterricht in der Kunst durch Johnston in Boston, begann darauf in Paris 1851 seine bildnerische Tätigkeit mit einigen Porträtbüsten und arbeitete in diesem Fache mit großem Erfolg, bis er 1858 nach New York ging, wo er sich auch der idealen Bildnerei zuwendete und unter andern ein Denkmal für den Nordpolfahrer Kane für den Bronzeguß ausführte. In Florenz, wo er seinen Wohnsitz nahm, schuf er darauf eine Gruppe: Eva und der tote Abel (Marmorausführung in Philadelphia), eine Statue des Herbstes, einen bogenspannenden Amor, Amor auf einem Schwan, die schuldige Fee, 1869 die Statue eines lesenden Mädchens, eine Musidora (nach Thomsons »Jahreszeiten«) u. a. Für Lynn (Massachusetts) arbeitete er ein in Erz gegossenes Kriegerdenkmal.

4) William Lawries, engl. Staatsmann, geb. 1840 in Leeds, nahm als Inhaber einer bedeutenden Lederhandlung und als Direktor der Great Northern-Eisenbahn eine angesehene Stellung in seiner Vaterstadt ein. 1880 ward er von den Konservativen zu Leeds ins Unterhaus gewählt und war 1886—91 unter Lord Salisbury Sekretär des Schatzamtes, 1891—92 Obersekretär für Irland.

5) Frederic, engl. Polarreisender, geb. 1860, studierte Medizin an der Universität Edinburg, machte 1888 eine Reise nach Grönland, 1893 nach der Insel

Waigatsch und bereitete sich im Winter 1893/94 durch ausgedehnte Fahrten mit Samojeden auf Renntierschlitten für eine Nordpolarexpedition vor, die er mit Unterstützung des reichen Engländers Harmsworth 1894 ins Werk setzte. Mit der Jacht Windward segelte er 11. Juli von England ab und landete 7. Sept. an der Küste von Franz Joseph-Land, wo er bei Kap Flora auf der Northbrookinsel die Station Elmwood errichtete. Von hier aus erforschte er durch Schlitten und Bootfahrten innerhalb dreier Jahre den westlichen Teil des Archipels, traf 18. Juni 1896 unvermutet mit Nansen (s. d.) zusammen und trat 6. Aug. 1897 auf dem Windward die Rückfahrt nach England an. Er schrieb: »The great frozen land. Narrative of a winter journey across the Tundras« (Lond. 1895) und »A thousand days in the Arctic« (das. 1899, 2 Bde.).

Jacksonville (spr. dschäckß'nwill), 1) Hauptstadt der Grafschaft Duval im nordamerikan. Staat Florida, am linken Ufer des St. Johnsflusses, 40 km von seiner Mündung, wichtigster Handelsplatz des Staates und wegen seines Klimas (durchschnittliche Januartemperatur 12,9°) besuchter Winteraufenthaltsort, mit Sägemühlen, Fabrikation von Parfüms, Seife, Zigarren, Eis, starkem Handel in Holz, Phosphat, Südfrüchten, Frühgemüsen und (1900) 28,429 Einw. (57 Proz. Farbige); Dampfschiffahrt nach New York, Boston, Charleston, Savannah und St. Augustine. Die städtische Schuld beträgt 1,368,000, das steuerpflichtige Eigentum 15,985,600 Doll. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Morgan in Illinois, 48 km westlich von Springfield, Bahnknotenpunkt, mit Irren-, Taubstummen- und Blindenanstalt des Staates, Privatirrenanstalt, College und (1900) 15,078 Einw.

Jackstag, Eisenstange an der obern vordern Seite längs der Rahen zur Befestigung der Segel.

Jack-tree (spr. dschäck-trí), s. Artocarpus.

Jacmel (spr. schackmél), Stadt an der Südküste der Republik Haïti, südwestlich von Port-au-Prince, an einer halbrunden Bai zwischen Kap Maréchaux und Kap J., letzteres mit Leuchtturm, ist Sitz eines deutschen Konsuls und hat 6000 Einw. Der gute Hafen wird von sechs Dampferlinien, darunter die Hamburg-Amerikanische Paketfahrtgesellschaft, angelaufen (1903 von 122 Dampfern mit 151,389 Ton., darunter 50 deutsche mit 78,339 T.). 1892 betrug die Einfuhr 1,073,661, die Ausfuhr 2,233,812 (Kaffee 2,220,628) Pesos.

Jacob (spr. scha-), 1) Alexander André, unter dem Namen Erdan (Anagramm von André) bekannter franz. Schriftsteller, geb. 1826 in Angles (Vienne), gest. 24. Sept. 1878 in Frascati, der natürliche Sohn eines hohen Geistlichen, studierte auf dem Seminar St.-Sulpice in Paris, wendete sich aber bald der Schriftstellerlaufbahn zu. Ein heftiger Gegner der Klerikalen, schrieb er (in der sogen. phonographischen Orthographie) das Werk »La France mystique, ou tableau des excentricités religieuses de ce temps« (1855, 2 Bde.; 3. Ausg., Amsterd. 1860), das ihm eine Verurteilung zu Gefängnishaft zuzog. Er flüchtete nach der Schweiz, wo er in La Chaux-de-Fonds eine Zeitung: »Le National Suisse«, begründete, und begab sich zwei Jahre später nach Florenz und Rom. Von seinen Schriften sind noch die »Petites lettres d'un républicain rose« (1848) und »Congrès linguistique, les révolutionnaires de l'ABC« (1854) zu nennen.

2) »Bibliophile J.«, Pseudonym für Paul Lacroix (s. d.).

Jacobi (Jakobstag), s. Jakobi.

Jacobi, 1) Johann Georg, Dichter, geb. 2. Sept. 1740 in Düsseldorf als Sohn eines begüterten Kaufmanns, gest. 4. Jan. 1814 zu Freiburg i. Br., widmete sich in Göttingen dem Studium der Theologie und Philologie, insbes. auch der Lektüre englischer, italienischer und spanischer Schriftsteller, wurde 1766 als Professor der Philosophie und Beredsamkeit nach Halle berufen. Mit Gleim, den er im Bade Lauchstädt kennen lernte, trat er in ein inniges Freundschaftsverhältnis. Seit 1768 lebte er in Halberstadt, wo er durch Gleims Vermittelung eine Stiftspräbende erhielt. In Düsseldorf gab er später unter Gleims Mitwirkung seine »Iris« (1774—76, 8 Bde.), eine Zeitschrift für das schöne Geschlecht (mit Beiträgen von Goethe, F. H. Jacobi, Lenz, Heinse, Sophie La Roche u. a.), heraus. 1784 folgte er einem Rufe Josephs II. als Professor der schönen Wissenschaften nach Freiburg i. Br. Eine von ihm selbst veranstaltete Ausgabe seiner sämtlichen Werke erschien Zürich 1807—13, 7 Bde. (neue Aufl. 1825, 4 Bde.), dazu als 8. Band: »Leben J. G. Jacobis, von einem seiner Freunde« (A. v. Ittner, das. 1822). J. hatte sich nach französischen und englischen Mustern, vornehmlich Gresset, Chaulieu und Sterne, gebildet und durch seinen gezierten und süßlichen Ton öfters Anstoß erregt, namentlich nach dem Erscheinen seines halb poetischen, halb prosaischen Briefwechsels mit Gleim (1768). Er erhob sich erst in seinen spätern Jahren in seinen Gedichten zu selbständigerer, männlich kräftiger Haltung. »Ungedruckte Briefe von und an J. G. J.« veröffentlichte Martin (mit Biographie, Straßb. 1874). Vgl. Longo, Laurence Sterne und Johann Georg J. (Wien 1898).

2) Friedrich Heinrich, Philosoph und Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 25. Jan. 1743 in Düsseldorf, gest. 10. März 1819 in München, widmete sich nach dem Willen seines Vaters dem Handelsstand. Von Kindheit an war er, wie er selbst an Merck schrieb, »Schwärmer, Phantast, Mystiker«. In Genf, wohin er später kam, für die Wissenschaft gewonnen, widmete er sich ihr seit seiner Ernennung zum Mitgliede der jülich-bergischen Hofkammer ausschließlich. Sein älterer Bruder machte ihn mit Wieland bekannt; auch kam er in freundschaftliche Berührung mit Hemsterhuis, Hamann, Herder, Lessing, vor allen mit Goethe. Sein Landsitz in Pempelfort bei Düsseldorf war vielfach Sammelpunkt von geistig bedeutenden Männern. Nach dem 1784 erfolgten Tode seiner geistreichen Frau Betty, einer gebornen v. Clermont aus Vaels bei Aachen, zog er sich von aller öffentlichen Tätigkeit zurück und lebte abwechselnd in Hamburg, Eutin und Wandsbek, folgte aber 1804 einem Ruf als Präsident der 1807 eröffneten Akademie der Wissenschaften nach München. Seine bedeutendsten Schriften sind: »Woldemar« (Flensb. 1779, 2 Bde.; Ausgabe letzter Hand, Leipz. 1826); »Eduard Allwills Briefsammlung« (Bresl. 1781; neue Aufl. 1792, Ausgabe letzter Hand 1826); »Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn« (das. 1785, 3. Aufl. 1789); »David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus« (das. 1787); »Über das Unternehmen des Kritizismus, die Vernunft zu Verstand zu bringen« (Hamb. 1801); »Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung« (Leipz. 1811, 2. Aufl. 1822). Jacobis Werke erschienen gesammelt Leipzig 1812—24, 6 Bde. Sein »Auserlesener Briefwechsel« wurde von Roth (Leipz. 1825—27, 2 Bde.), sein Briefwechsel mit Goethe von Max Jacobi (das. 1847), der mit Hamann von Gildemeister (im

5. Band von »Hamanns Leben und Schriften«, Gotha 1868), seine »Briefe an Friedr. Bouterwek aus den Jahren 1800—1819« von W. Mejer (Götting. 1868) herausgegeben. Ferner veröffentlichte Zöppritz: »Aus F. H. Jacobis Nachlaß« (Leipz. 1869, 2 Bde.).

J. war ein geistreicher Mann und liebenswürdiger Charakter, neben dem Philosophen auch Weltmann und Dichter, daher in seinem Philosophieren ohne strenge logische Ordnung, ohne scharfen Gedankenausdruck. Er nennt sich einen Heiden mit dem Verstand und einen Christen mit dem Gemüt und sagt selbst von sich: »Nie war es mein Zweck, ein System für die Schule aufzustellen; meine Schriften gingen hervor aus meinem innersten Leben; ich machte sie gewissermaßen nicht selbst, nicht beliebig, sondern fortgezogen von einer höhern, mir unwiderstehlichen Gewalt.« Angeregt wurde er in Genf besonders durch die Schriften Bonnets und Rousseaus, später durch die Spinozas und Kants, wie auch durch den persönlichen Verkehr mit Hemsterhuis. Seiner ganzen Richtung nach ist J. Glaubensphilosoph, d. h. er erhebt sich über das Wissen, das der Verstand gibt, durch den Glauben an das Dasein Gottes, und zwar ist das Vermögen, das Übersinnliche unmittelbar zu vernehmen, die Vernunft. Es ist nicht zu verwundern, daß die Philosophie als eine demonstrative Wissenschaft nicht imstande ist, das Dasein Gottes zu beweisen, da wir, solange wir demonstrieren wollen, über jedem Gegenstand noch einen höhern, der ihn bedingt, annehmen müssen, so daß wir dabei nicht zu dem Unendlichen, sondern nur zu einem Bedingten kommen. Dem gegenüber tritt ein Fürwahrhalten, das nicht durch Beweise erzielt wird, d. h. der Glaube; von ihm geht nicht nur das Wissen des Übersinnlichen, sondern auch das des Sinnlichen als von der höchsten Instanz aus. Der Glaube besteht in der innern Nötigung, das Vorhandensein gewisser Dinge und Zustände außer sich anzunehmen; er beruht auf einer unmittelbaren Einwirkung jener Dinge auf unsern Geist. J. knüpft vielfach an Kant an, ohne doch dessen Vernunftglauben, der auf dem praktischen Bedürfnis beruht, anzunehmen; sein Glaube ist rein theoretisch, nur ohne beweisende Gründe. Er nimmt an, daß die Dinge auf uns einwirken, und weist auf den Widerspruch schon hin, der sich bei Kant geltend macht in der Subjektivität der Kategorie der Kausalität und der Notwendigkeit der Annahme einer Affektion von außen. Der Spinozismus ist für J. auf dem Gebiete der Demonstration das einzig konsequente System; wer sich mit ihm zufrieden gebe, dem könne nichts andres andemonstriert werden, aber es entspreche nicht den unabweisbaren Bedürfnissen des Gemüts, die auf etwas andres hinweisen, das zugleich das höchste in unserm Geiste sei. Nichts könne so ergreifen und dem menschlichen Gemüt sich unüberwindlicher dartun, als die absoluten Gegenstände: das Wahre, Gute und Schöne. Jacobis Schwäche bestand darin, daß er, statt mit dem Kopf, mit dem Herzen Metaphysik treiben wollte. Seine Philosophie ist einerseits empirischer, anderseits moralischer und ästhetischer Sensualismus; Quell der Erkenntnis des existierenden Sinnlichen ist die Sinnlichkeit, des Guten und Schönen die »schöne Seele« (Herz, Gemüt). Aber er irrte darin, daß er sich nicht begnügte, aus den Aussprüchen des Gemüts den unbedingten Wert des Guten und Schönen zu folgern, sondern dessen wirkliche Existenz in der Gestalt des Ideals von Güte und Schönheit, d. h. der Gottheit, erweisen zu können wähnte. Indessen hat ihm die Berufung auf die »schöne Seele« viele zu Freunden, auch solche gemacht, die in Kants Angriff auf die Beweise für das Dasein Gottes einen solchen auf dieses selbst sahen. Es haben sich ihm nicht nur vorzüglich Frauen (wie die Fürstin Galizyn u. a.), sondern auch ideal gestimmte Gemüter, wie z. B. Fries, Köppen, Weiller u. a., angeschlossen. Zu seinen Schülern gehören Salat, Ancillon, Bouterwek, Calker, im weitern Sinn selbst Krug u. a. Vgl. Kuhn, J. und die Philosophie seiner Zeit (Mainz 1834); Deycks, J. im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen (Frankf. 1849); Zirngiebl, F. H. Jacobis Leben, Dichten und Denken (Wien 1867); Harms, Über die Lehre von F. H. J. (Berl. 1876); Lévy-Bruhl, La philosophie de J. (Par. 1894); Hassenkamp, Der Düsseldorfer Philosoph J. und sein Heim in Pempelfort (Düsseld. 1898).

3) Moritz Hermann von, Techniker und Physiker, geb. 21. Sept. 1801 in Potsdam, gest. 10. März 1874 in Petersburg, widmete sich dem Baufach, lebte als Baumeister in Königsberg, erhielt 1835 die Professur der Zivilbaukunst in Dorpat, ward 1837 nach Petersburg berufen und hier 1842 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und später zum Staatsrat und Mitgliede des Manufakturkonseils beim Finanzministerium ernannt; auch wurde ihm der Adel verliehen. J. ist Erfinder der Galvanoplastik (1837), er bemühte sich um die Anwendung des Elektromagnetismus zum Betrieb von Maschinen und stellte mit Augeraud 1850 im großen Maßstab Versuche mit dem elektrischen Licht an. Außer zahlreichen Abhandlungen in den Memoiren der Petersburger Akademie schrieb er: »Die Galvanoplastik« (Petersb. 1840); »Mémoire sur l'application de l'électromagnétisme au mouvement des machines« (Potsd. 1835). Vgl. Wild, Zum Gedächtnis an J. (Petersb. 1876).

4) Karl Gustav Jakob, Mathematiker, Bruder des vorigen, geb. 10. Dez. 1804 in Potsdam, gest. 18. Febr. 1851 in Berlin, studierte seit 1821 in Berlin und habilitierte sich daselbst 1825 als Privatdozent an der Universität, ging aber bald nach Königsberg und erhielt daselbst 1827 eine außerordentliche und 1829 die ordentliche Professur der Mathematik. 1836 wurde er Mitglied der Berliner Akademie. Nachdem er sein Amt 1842 niedergelegt hatte, lebte er in Berlin und hielt Vorlesungen an der dortigen Universität. Er entwickelte nahezu gleichzeitig mit Abel und unabhängig von diesem die Theorie der elliptischen Funktionen und eröffnete durch sein berühmtes »Umkehrproblem« den Weg zu den Abelschen Funktionen. Nicht minder wichtig sind seine Arbeiten über Zahlentheorie, analytische Mechanik, Differentialgleichungen und Variationsrechnung. Als selbständige Werke gab er heraus: »Fundamenta nova theoriae functionum ellipticarum« (Königsb. 1829); »Canon arithmeticus« (Berl. 1839). Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Clebsch: »Vorlesungen über Dynamik« (Berl. 1866). Seine »Gesammelten Werke« sind in 7 Bänden und Supplement (2. Ausg. der genannten Vorlesungen) erschienen (Berl. 1881—91). Vgl. die Gedächtnisrede von Lejeune-Dirichlet (in den Abhandlungen der Berliner Akademie, 1852) und die ausführliche Biographie von Königsberger (Leipz. 1904)

5) Justus Ludwig, prot. Theolog, geb. 12. Aug. 1815 in Burg bei Magdeburg, gest. 31. Mai 1888 in Halle, wurde 1847 in Berlin außerordentlicher, 1851 in Königsberg ordentlicher Professor der Theologie und folgte 1855 einem Ruf nach Halle. Unter seinen Schriften nennen wir: »Die kirchliche Lehre von der Tradition und Heiligen Schrift in ihrer Entwickelung« (Berl. 1847, Abteil. 1); »Lehrbuch der

Kirchengeschichte« (das. 1850, Teil 1); »Die Lehre der Irvingiten« (das. 1853, 2. Aufl. 1868); »Die Jesuiten« (Halle 1862); »Erinnerungen an August Neander« (das. 1882); »Erinnerungen an den Baron Ernst von Kottwitz« (das. 1882); »Professor Schlottmann, die Hallesche Universität und die Zentrumspartei« (2. Aufl., das. 1882); »Streiflichter auf Religion, Politik und Universitäten der Zentrumspartei« (das. 1883). Vgl. J. Jacobi, Just. Ludw. J. und die Vermittelungstheologie (Gotha 1889).

6) Karl Rudolf von, Staatsmann, geb. 8. Sept. 1828 in Jeggau bei Gardelegen, gest. 24. Juli 1903 in Zinnowitz, studierte die Rechte, ward 1856 Hilfsarbeiter im preußischen Handelsministerium, 1862 im Ministerium des Innern, 1864 wieder im Handelsministerium und 1866 Regierungsrat, 1867 Geheimer Regierungsrat, 1870 Geheimer Oberregierungsrat und 1873 stellvertretender Bundesratsbevollmächtigter. Als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat und erster vortragender Rat in das Staatsministerium übertretend, ward er 1874 Ministerialdirektor im Handelsministerium, 1877 Präsident des deutschen Reichspatentamtes und 1879 Unterstaatssekretär im Handelsministerium. Nachdem er 1881—86 Präsident der Preußischen Zentralbodenkreditgesellschaft gewesen, trat er 1886 in sein Amt als Unterstaatssekretär zurück, war vom November 1886 bis 1. Okt. 1888 Staatssekretär des deutschen Reichsschatzamtes und wurde bei der Entlassung erblich geadelt. 1891 wurde er Mitglied des Kolonialrates, 1898 Mitglied des ordentlichen Beirats für das Auswanderungswesen; zuletzt war er auch zweiter Vorsitzender des Aufsichtsrats der Diskontogesellschaft.

7) Hermann, Sanskritist und Sprachforscher, geb. 11. Febr. 1850 in Köln, studierte in Bonn und Berlin Philologie, besonders orientalische, unternahm 1873—74 eine Studienreise nach Indien, kam 1876 als außerordentlicher Professor nach Münster, 1885 als ordentlicher Professor nach Kiel und wurde 1889 in gleiche Stellung nach Bonn berufen. Ein Teil seiner Publikationen beschäftigt sich mit der Literatur der Dschainasekte, so »The Kalpasûtra of Bhadrabâhu« (in den »Abhandlungen zur Kunde des Morgenlandes«, Leipz. 1879); »The Âyâramga Sutta of the Çvetâmbara Jains« (in der »Pali Text Society«, Lond. 1882); »Gaina Sûtras translated from the Prâkrit« (in den »Sacred Books of the East«, Bd. 22 und 45, Oxf. 1884, 1895); »Ausgewählte Erzählungen in Mahârâshtrî« (Leipz. 1886). Außerdem wandte er besondere Aufmerksamkeit der indischen Astronomie zu und machte den von vielen lebhaft angefochtenen Versuch, aus dem Kalender des Veda ein wesentlich höheres Alter desselben, als angenommen zu werden pflegt, zu erweisen (im »Festgruß an Roth«, S. 68 ff., Stuttg. 1893). Noch sind zu erwähnen seine Schriften: »Das Râmâyana. Geschichte und Inhalt nebst Konkordanz der gedruckten Rezensionen« (Bonn 1893); »Kompositum und Nebensatz. Studien über die indogermanische Sprachentwickelung« (das. 1897); »Mahâbhârata (das. 1903).

Jacobina, Stadt im Innern des brasil. Staates Bahia, im fruchtbaren Bergland, am obern Itapicurú, einst seiner Goldwäschen wegen bekannt, hat jetzt viel Viehzucht, Baumwoll-, Kaffee-, Zucker- und Orangenbau und (mit der Gemeinde) 10,000 Einw.

Jacobini, Ludovico, Kardinal, geb. 6. Jan. 1832 in Genzano, gest. 28. Febr. 1887 in Rom, Neffe des gleichnamigen langjährigen päpstlichen Ministers für öffentliche Arbeiten, erzogen in Rom, wurde von Pius IX. zum Sekretär der Kongregation der orientalischen Riten, 1870 aber zum Unterstaatssekretär ernannt und 1874 als Nunzius an den Wiener Hof gesandt, nachdem er die Würde eines Erzbischofs von Thessalonich in partibus erhalten hatte. Seiner Geschicklichkeit war es großenteils zu verdanken, daß in Österreich trotz der neuen Kirchengesetze ein Konflikt zwischen dem Staat und der Kirche vermieden wurde. Deshalb beauftragte ihn Leo XIII. mit der Führung der Ausgleichsverhandlungen mit der preußischen Regierung, die jedoch 1880 an den weitgehenden Forderungen der Kurie scheiterten. Am 19. Sept. 1879 wurde J. zum Kardinalpriester und 16. Dez. 1880 zum Staatssekretär der päpstlichen Kurie ernannt.

Jacobische Knallgaseinheit, Einheit der Stromstärke, wird dargestellt durch den unveränderlichen elektrischen Strom, der in 1 Minute 1 ccm Knallgas von 0° und 760 mm Druck entwickelt.

Jacobowski, Ludwig, Schriftsteller, geb. 21. Jan. 1868 in Strelno (Posen), gest. 2. Dez. 1900 in Berlin, studierte in Berlin und Freiburg i. Br. und lebte längere Zeit als Herausgeber der »Gesellschaft«, des Hauptorgans der »Moderne«, in der Reichshauptstadt. Er veröffentlichte mehrere Sammlungen lyrischer Gedichte: »Aus bewegten Stunden« (Dresd. 1889, 2. Aufl. 1899); »Funken« (das. 1891); »Aus Tag und Traum« (Berl. 1896); »Leuchtende Tage« (Mind. 1899); »Ausklang«, Gedichte aus dem Nachlaß (das. 1901); die Lustspiele in Versen: »Diyab der Narr« (Berl. 1894) und »Glück« (Mind. 1900); die Romane und Erzählungen: »Werther der Jude« (Berl. 1892; 4. Aufl., Dresd. 1903); »Anne-Marie. Ein Berliner Idyll« (Bresl. 1896); »Der kluge Scheikh. Ein Sittenbild aus Nordafrika« (das. 1897); »Satan lachte, und andre Geschichten« (Leipz. 1897); »Loki. Roman eines Gottes« (Mind. 1898, 2. Aufl. 1903); »Vorfrühling« (das. 1900) und »Schlichte Geschichten«, Novelletten (das. 1901), Werke, von denen ein großer Teil auch in fremde Sprachen übersetzt worden ist. Ferner veranstaltete er eine äußerst billige Volksausgabe von ausgewählten Dichtungen Goethes (Berl. 1899), von »Neuen Liedern der besten neuern Dichter« (das. 1899), eine Ausgabe von Volksliedern: »Aus deutscher Seele« (Mind. 1899) und eine romantische Anthologie: »Die blaue Blume« (mit F. v. Oppeln-Bronikowski, Leipz. 1900). Sein ernstes Streben und sein sinniges lyrisches Talent erwarben dem Dichter immer größere Gunst des Publikums, als ihn ein früher Tod abberief. Vgl. O. Reuter, Ludwig J. (Berl. 1899); H. Friedrich, Ludwig J. (das. 1901); »Ludwig J. im Lichte des Lebens«, mit Beiträgen von H. Friedrich, R. M. Werner, R. Steiner u. a. herausgegeben von Marie Stona (Bresl. 1901).

Jacobs, 1) Friedrich, Philolog und Schriftsteller, geb. 6. Okt. 1764 in Gotha, gest. daselbst 30. März 1847, studierte seit 1781 in Jena und Göttingen Philologie und Theologie, ward in Gotha 1785 als Lehrer am Gymnasium und 1802 zugleich bei der öffentlichen Bibliothek angestellt, ging 1807 als Lehrer der alten Literatur am Lyzeum und Mitglied der neuorganisierten Akademie der Wissenschaften nach München, kehrte 1810 als Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts nach Gotha zurück und trat 1842 in den Ruhestand. J. ist gleich hervorragend als Altertumsforscher, Übersetzer und Belletrist. Zu den philologischen Werken gehören: »Exercitationes criticae in scriptores veteres« (Leipz. 1796, 2 Bde.) sowie die Ausgaben der »Iliaca« des Tzetzes (das. 1793), des Bion und Moschos (Gotha

1795), der »Anthologia graeca« (Leipz. 1794—1814, 13 Bde.; neue Ausg. »Ad fidem Cod. Palatini«, daf. 1813—17, 3 Bde.), von Euripides' »Phoenissae« (Münch. 1810, 2. Aufl. 1822), des Achilleus Tatios (Leipz. 1821, 2 Bde.), der »Philostratorum imagines et Callistrati statuae« (daf. 1825, mit Welcker), von Xenophons »Anabasis« (daf. 1825), des »Delectus epigrammatum graecorum« (Gotha 1826) und von Alians »De natura animalium« (Jena 1832, 2 Bde.). Von seinen Übersetzungen sind zu nennen: die des Vellejus (Leipz. 1793), der »Athenienſischen Briefe« (a. d. Engl. mit Anmerkungen, daf. 1799—1800, 2 Bde.), einer Auswahl griechischer Epigramme u. d. T.: »Tempe« (daf. 1803, 2 Bde.), der »Staatsreden, nebst der Rede für die Krone« des Demosthenes (daf. 1805, 2. Aufl. 1833). Auch gab er mit Wieland und Hottinger das »Neue attische Museum« (Zürich 1802—10) und mit Ukert die »Beiträge zur ältern Literatur« (Leipz. 1835—43, 3 Bde.) heraus. Vielfach aufgelegt wurde sein »Elementarbuch der griechischen Sprache« (Jena 1805—11, 4 Bde.; seit 1880 besorgt von Warschauer). Seine belletristischen Schriften erschienen gesammelt unter den Titeln: »Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten« (Leipz. 1818 bis 1822, 3 Bde.); »Ährenlese aus dem Tagebuch des Pfarrers zu Mainau« (daf. 1823—25, 2 Bde.); »Schule für Frauen« (daf. 1827—29, 7 Bde.); »Erzählungen« (daf. 1824—37, 7 Bde.); »Schriften für die Jugend« (daf. 1842—44, 3 Bde.). Seine »Vermischten Schriften«, von denen der 7. Band die Selbstbiographie J.' unter dem Titel: »Personalien« (2. Aufl. 1848) enthält, erschienen Gotha und Leipzig 1823—44, 8 Bde.; dazu als 9. Band »J.' Briefwechsel mit Franz Göller« (hrsg. von Düntzer, daf. 1862). Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Wüstemann: »Hellas« (Berl. 1852; neu bearbeitet von Karl Curtius, Stuttg. 1897), eine Ausarbeitung der 1808—09 dem Kronprinzen Ludwig von Bayern gehaltenen Vorträge über die Geographie, Geschichte und Literatur Griechenlands. Vgl. Wüstemann, Fr. Jacobsi laudatio (Gotha 1847).

2) Jakob Albert Michael, belg. Maler, geb. 19. Mai 1812 in Antwerpen, gest. daselbst 9. Dez. 1879, konnte sich, anfangs für die Buchdruckerei bestimmt, erst später der Kunst ganz widmen und bildete sich hauptsächlich durch Galeriestudien. Mit Schiffen belebte Marinen und über Felsen wild dahinbrausende Wasserfälle gelangen ihm besonders. 1847 machte er eine Studienreise nach Deutschland, nachdem er schon früher den Orient, Ägypten, Konstantinopel und Norwegen besucht hatte. Die Berliner Nationalgalerie besitzt von ihm: griechische See, von 1848; die Neue Pinakothek in München: Schiffbruch des Schiffes Floridian an der Küste von Essex 28. Febr. 1848, einen Sonnenaufgang im Archipel, von 1852, und die Ansicht des Seehafens bei Konstantinopel.

3) Victor, belg. Staatsmann, geb. 18. Jan. 1838 in Antwerpen, gest. 20. Dez. 1891, ward Advokat in seiner Vaterstadt, die er seit 1863 ununterbrochen in der Kammer vertrat. 1870—71 Finanzminister im Kabinett d'Anethan (s. d.), war er später einer der begabtesten parlamentarischen Führer der Klerikalen und erwirkte, seit Juni 1884 Minister des Innern und des Unterrichts im Kabinett Malou (s. d.), die Annahme eines streng ultramontanen Schulgesetzes. Infolge seines schroffen Auftretens gegen das Lehrerpersonal schon im Oktober zum Rücktritt genötigt, trat er fortan politisch weniger hervor, erwarb sich aber als Advokat am Brüsseler Kassationshof eine hervorragende Stellung, erhielt 1888 den Ehrentitel eines Staatsministers und vertrat 1890 Belgien auf der Berliner Arbeiterschutzkonferenz. Er schrieb: »Le droit maritime belge« (Brüss. 1889—91, 2 Bde.).

Jacobsen, 1) Friedrich Ferdinand Karl, schleswig-holstein. Kriegsminister, geb. 22. Dez. 1798 als Sohn eines evangelischen Propstes in Glücksburg, gest. 10. März 1875 in Schleswig, studierte in Kiel und Jena die Rechte, war kurze Zeit Anwalt in Flensburg, trat aber dann als Amtssekretär in Husum zur Verwaltung über und wurde Anfang der 1830er Jahre Hardesvogt (Landrat) der Kropper und Meggendorfer Harde zu Schleswig, wo er 1844 die Schöpfung der rot-weiß-blauen Fahne mit anregte. Beim Beginn der Freiheitsbewegung 24. März 1848 von der Bürgerschaft Schleswigs zum »Diktator« ernannt, verhandelte J. erfolgreich mit den dänischen Behörden, vertauschte jedoch dieses Provisorium schon am nächsten Tage mit dem weniger verantwortungsreichen Amt eines Mitgliedes einer fünfgliederigen »Hilfskommission« des durch W. H. Beseler (s. d.) wieder eingesetzten Magistrats. Danach mit dem Posten eines Amtmanns (Landdrost) in Flensburg betraut, übernahm er nach dem Rücktritt des Obersten v. Krohn (9. Sept.) die Leitung des Kriegsdepartements und behauptete sie auch unter der von der Zentralgewalt 26. März 1849 eingesetzten Statthalterschaft. Am 16. Aug. reichte J. seine Demission ein und legte gleichzeitig sein Mandat als Abgeordneter nieder, übernahm nun wieder seine frühere Stellung eines Amtmanns von Flensburg, die er als Gegner der in dänischem Sinn schaltenden Landesverwaltung von Sörup (Angeln) aus versah, ging nach der Niederlage von Idstedt mit dem Heere nach Holstein, ward hier nach der Waffenniederlegung der Schleswig-Holsteiner von der Amnestie ausgeschlossen und begründete in Braunschweig mit dem aus Schleswig geflüchteten Buchhändler Bruhn einen Vertrag. 1864 zurückgerufen, wurde er zum Amtmann von Gottorp und Hütten ernannt und als solcher auch von den österreichisch-preußischen Kommissaren bestätigt, im Herbst 1865 jedoch von der preußischen Regierung seiner augustenburgischen Gesinnung wegen pensioniert und verbrachte seine letzten Lebensjahre erst in Glücksburg, dann in Schleswig.

2) Sophus, Maler, geb. 7. Sept. 1833 zu Frederikshald in Norwegen, lebt seit 1853 in Düsseldorf, wo er bis 1855 Schüler von Gude war. Studienreisen in Norwegen, Italien und Deutschland lieferten ihm Stoff zu trefflichen Landschaften und Marinen. Zuerst schilderte er meist die Gegenden seiner Heimat in Tages- oder Mondscheinbeleuchtung, dann wandte er sich mehr der Herbst- und Winterlandschaft und später der Marine im deutschen Charakter zu. In allen erfreut die Wahrheit der Stimmung und eine echt künstlerische, breite und doch gediegene Darstellungsweise. In einigen seiner venezianischen Ansichten und Marinen bei Mondscheinbeleuchtung kommt er O. Achenbach nahe.

3) Jens Peter, dän. Schriftsteller, geb. 7. April 1847 zu Thisted in Jütland, gest. daselbst 30. April 1885, beobachtete von frühester Kindheit an Natur und Menschen mit großer Objektivität und versuchte, seine Ideen und Phantasien nach dem Muster von Andersens Märchen in der schlichten Sprache des Alltags wiederzugeben. Seit 1868 betrieb er in Kopenhagen naturwissenschaftliche Studien, gewann mit einer Abhandlung über Tangarten die goldene Medaille der Universität und wirkte als einer der ersten

Vorkämpfer des Darwinismus (mit Vilh. Möller veröffentlichte er das Werk »Darwin, hans Liv og hans Lære«, 1893). Zugleich betrieb er Literaturstudien; man kann in seiner Dichtung die großzügige Menschendarstellung Shakespeares, die minutiöse Seelenanalyse Flauberts und Beyles und die Nachwirkung der Ideen Georg Brandes' verspüren. Allmählich hatte er eine seinen strengen Kunstforderungen genügende Form gefunden; 1872 veröffentlichte er die Novelle »Mogens« (deutsch, 2. Aufl., Berl. 1897) nebst andern Kleinigkeiten und 1876 »Frau Marie Grubbe« (deutsch, unter andern von Strodtmann, 2. Aufl., das. 1893). »Niels Lyhne« erschien 1880, 1882 eine kleine Sammlung meist älterer Novellen und 1886 ein schmächtiger Band nachgelassener Gedichte und Prosastücke (deutsch von Arnold, Leipz. 1897), geschrieben oder bearbeitet, während ihn die Schwindsucht ans Krankenzimmer fesselte. In diesen wenigen Werken hat J. der dänischen Literatur eine neue Prosa geschaffen. Noch niemals hatte ein Dichter das Menschenschicksal, wie es von der eignen psychologischen Veranlagung, von Umgebung und Zeitgeist bedingt ist, so fein zergliedert, so objektiv überzeugend und aus innerster Erfahrung heraus dargestellt, noch niemals die dänische Prosa so schlicht und rhythmisch, so mild schwermütig, so neu an Wort und Melodie geklungen. Diese Vereinigung von objektiver Naturbeobachtung des Menschen und auserlesener künstlerischer Form ist im Verein mit dem sehnsüchtigen, schönheitsdurstigen Stimmungsgehalt der Schilderung für den ganzen Norden vorbildlich geworden. Seine »Gesammelten Schriften« erschienen 1888 in 2 Bänden (4. Aufl. 1902); sie sind alle wiederholt ins Deutsche übersetzt (in Reclams Universal-Bibliothek: »Sechs Novellen« und »Niels Lyhne«, mit Einleitung von Wolff), als »Gesammelte Werke« von M. Herzfeld (Leipz. 1898—99, 3 Bde.). Seine »Briefe« gab E. Brandes heraus (2. Ausg., Kopenh. 1899).

Jacobson, 1) Israel, Philanthrop, geb. 17. Okt. 1768 in Halberstadt, gest. 13. Sept. 1828 in Berlin, braunschweig. Hof- und Finanzrat, verwendete seine Kenntnisse, seinen Reichtum und Einfluß an deutschen Fürstenhöfen zur sozialen und geistigen Hebung seiner jüdischen Glaubensgenossen. Ihm war es mit zu danken, daß die Juden des Königreichs Westfalen eine der französischen nachgebildete Konsistorialverfassung erhielten (3. März 1808), und daß in einzelnen Staaten, wie Braunschweig und Baden, der Leibzoll abgeschafft wurde. Als Präsident des jüdischen Konsistoriums in Kassel und später in Berlin schuf er einen zeitgemäßen Gottesdienst mit deutscher Predigt und Chorgesang. Schon vordem hatte er Schulen errichtet und 1801 mit einem Grundkapital von 100,000 Tlr. die J.-Schule (Realschule) in Seesen a. H. gegründet.

2) Eduard, bekannter Possendichter, geb. 10. Nov. 1833 zu Großstrehlitz in Oberschlesien, gest. 29. Jan. 1897 in Berlin, studierte 1854—58 in Berlin Medizin, promovierte 1859 und nahm daselbst seinen Wohnsitz. Noch als Student schrieb er den beliebten Schwank »Faust und Gretchen« (1856). Fortan schrieb er eine stattliche Reihe meist einaktiger Gesangsposse selbständig oder in Gemeinschaft mit andern (O. F. Berg, O. Girndt, G. v. Moser, Jul. Rosen u. a.), von denen die meisten als Repertoirestücke über alle deutsche Bühnen gingen. Wir nennen davon: »Meine Tante — deine Tante!« (Berl. 1858); »Verwandlungen, oder: für jeden etwas!« (1858); »Bei Wasser und Brot« (1859); »Lady Beefsteak« (1860); »Wer zuletzt lacht« (1861); »Lehmanns Jugendliebe« (1862); »Backfische, oder: ein Mädchenpensionat« (1864); »Seine bessere Hälfte« (1864); »Narziß im Frack«, Soloszene (1865); »Beckers Geschichte, oder: am Hochzeitstag« (1867); »Singvögelchen« (1867); »Humor verloren — alles verloren!« (1867); »Kammerkätzchen« (1869); »1733 Taler 22½ Silbergroschen« (1870); »500,000 Teufel« (das Stück erlebte in Berlin über 300 Aufführungen hintereinander); »Die Galoschen des Glücks« (1876); »Die Lachtaube« (1883); »Der jüngste Leutnant« (1883); »Die kleine Schlange« (1885); »Der Nachbar zur Linken« (1887); »Das lachende Berlin« (1888); »Salontirolerin« (1888); »Junge Garde« (1889); »Goldfuchs« (1890); »Gesindeball« (1895) ꝛc.

Jacobsthal, 1) Johann Eduard, Architekt, geb. 17. Sept. 1839 in Preußisch-Stargard, gest. 1. Jan. 1902 in Charlottenburg, studierte auf der Bauakademie in Berlin und wurde nach längern, bis Griechenland und Kleinasien ausgedehnten Reisen 1874 Professor an der damaligen Bauakademie in Berlin, an der er auch nach ihrer Umwandlung in eine Technische Hochschule bis zu seinem Tode tätig blieb. Als Architekt hat er sich besonders in der Ausführung der Bahnhöfe der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen (Metz 1874—78, Straßburg 1877—1884), des Bahnhofs Alexanderplatz der Berliner Stadtbahn und der Tore der Eisenbahnbrücken von Dirschau und Marienburg bewährt. Auch auf dem Gebiete der architektonischen Ornamentik hat er Bedeutendes geleistet. Er veröffentlichte: »Grammatik der Ornamente« (2. Aufl., Berl. 1880); »Süditalienische Fliesenornamente« (das. 1887); »Arazeenformen in der Flora des Ornaments« (Kaiserl. 1889).

2) Gustav, Musikhistoriker, geb. 14. März 1845 in Pyritz (Pommern), habilitierte sich 1872 an der Universität in Straßburg als Privatdozent für Musikwissenschaft mit der historischen Studie »Die Mensuralnotenschrift des 12. und 13. Jahrhunderts« (Berl. 1871) und wurde 1875 zum außerordentlichen, 1897 zum ordentlichen Professor der Musik ernannt. Außerdem veröffentlichte er Abhandlungen über die provenzalischen Troubadours und über den Liederkodex von Montpellier (in der »Zeitschrift für romanische Philologie«, Halle 1879—80) und die gründliche gelehrte Arbeit »Die chromatische Alteration im liturgischen Gesang der abendländischen Kirche« (Berl. 1897).

Jacobus, biblischer Name, s. Jakobus.

Jacobus, Dom, Pseudonym, s. Potvin.

Jacobus Allemannus, s. Griesinger 1).

Jacobus de Voragine, theol. Schriftsteller, geb. um 1230 in Viraggio (Varazze) bei Genua, gest. 14. Juli 1298 als Erzbischof von Genua, war Dominikaner und Verfasser der »Legenda sancta«, einer in alle europäischen Sprachen übersetzten Sammlung von Heiligengeschichten, gewöhnlich als »Legenda aurea« zitiert (hrsg. von Grässe, Leipz. 1845; 2. Aufl. 1850; Neudruck, Bresl. 1890; franz. Ausgaben von Roze, Par. 1902, 3 Bde., und von Wyzewa in 1 Bd. 1902). Auch soll er die erste italienische Bibelübersetzung geliefert haben. Von seinen »Sermones dominicales« (Veneb. 1589) begann Figarol eine neue Ausgabe (Bd. 1 u. 2, Toul. 1874—76).

Jacoby, 1) Johann, preuß. Politiker, geb. 1. Mai 1805 in Königsberg als Sohn jüdischer Eltern, gest. daselbst 6. März 1877, studierte Medizin, ließ sich 1830 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder und kam bei der Bekämpfung wirklich vorhandener oder

vermeintlicher, auch staatlicher Mißstände wiederholt in Konflikt mit der Zensur. An den Zeitfragen beteiligte er sich mit seinen Broschüren: »Über das Verhältnis des Oberregierungsrats Streckfuß zu der Emanzipation der Juden« (1833) und »Der Streit der Pädagogen und der Ärzte« (1836). In größern Kreisen bekannt machten ihn »Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen« (Mannh. 1841), worin er das Verlangen des preußischen Volkes nach einer Verfassung rechtfertigte. Wegen Hochverrats vom Berliner Kriminalgericht zu 2½jähriger Festungsstrafe verurteilt, wenn auch das Obertribunal 1843 das Urteil aufhob, kam er in neuen Konflikt mit den Behörden durch die Schriften: »Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III.«, eine Mahnung an das Verfassungsversprechen dieses Königs, »Preußen im Jahre 1845« und »Beschränkung der Redefreiheit« (1846). Im J. 1848 tätiges Mitglied der Reformpartei, beteiligte er sich am Vorparlament, kam in den Fünfzigerausschuß und trat in die preußische Nationalversammlung ein. Obwohl er nur selten sprach, ein hervorragendes Mitglied der Linken, war er Mitglied der Deputation, die den König im November 1848 um Bildung eines volkstümlichen Ministeriums statt des eben ernannten Brandenburg-Manteuffelschen ersuchte und rief dem König die taktlosen Worte nach: »Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen«. 1849 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, nahm er am Rumpfparlament teil und fand in Genf Zuflucht. Von der Anklage des Hochverrats vom Geschwornengericht in Königsberg 8. Dez. 1849 freigesprochen, kehrte J. zu seiner ärztlichen Praxis zurück. Beim Sturz des Ministeriums Manteuffel veröffentlichte J. die Schrift »Die Grundsätze der preußischen Demokratie« (Berl. 1859), kam aber erst nach Ausbruch des Militärkonfliktes 1863 in das Abgeordnetenhaus und gehörte zur entschiedensten Opposition. Wegen einer Rede an seine Wähler, worin er Steuerverweigerung als letztes Mittel zur Lösung des Konflikts anriet, wurde er 1864 zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, die er 1866 abbüßte. Den Umschwung der Dinge durch den Krieg 1866 nicht anerkennend, trat er im Landtag wie in seiner Zeitung »Die Zukunft« aufs entschiedenste der Regierung entgegen, bekannte sich zuletzt zu republikanischen, ja antinationalen Grundsätzen, erklärte die Einigung Deutschlands für das Grab der Freiheit und wurde in seinen Ansichten um so schroffer, je mehr er sich vereinzelt sah. Beim Ausbruch des Krieges 1870 als Stimmführer der internationalen Demokratie verhaftet und einige Zeit in der Festung Lötzen interniert, erklärte er sich auch sofort gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen. 1871 nicht wiedergewählt, zog er sich ganz vom politischen Leben zurück. Er veröffentlichte noch die Biographie »Heinrich Simon« (Berl. 1865, 2 Bde.) und seine »Gesammelten Schriften und Reden« (Hamb. 1872, 2 Bde.; Nachträge 1877). Aus seinem Nachlaß gab F. Rühl heraus: »Geist der griechischen Geschichte« (Berl. 1884).

2) Louis, Kupferstecher, geb. 7. Juni 1828 in Havelberg, bildete sich seit 1844 im Atelier Mandels zu Berlin. Sein erster Stich war 1850 der heil. Johannes nach Tiarini. Es folgten: die Geschichte und die Sage und die Hunnenschlacht nach Kaulbachs Wandgemälden im Neuen Museum zu Berlin. 1855 ging er nach Paris, 1856 nach Spanien und 1860 nach Italien, wo er sich 2½ Jahre in Rom aufhielt. 1863 ward er Professor der Kupferstecherkunst an der Wiener Akademie und begann nun seine Hauptarbeit: die Schule von Athen nach Raffael, zu der er eine Zeichnung in Rom gemacht hatte, und die er erst 1882 vollendete. Von seinen übrigen Stichen sind hervorzuheben: die Porträte des österreichischen Kaiserpaars nach Winterhalter, die von Rokitansky, Olfers, Ritter, Cornelius, Guhl, Th. Mommsen, Henzen, Grillparzer, Brücke, dem General de la Motte-Fouqué (nach Pesne), dem Grafen Yorck v. Wartenburg (nach einer Büste Rauchs, für Droysens Lebensbeschreibung Yorcks), Lady Macbeth nachtwandelnd (zu Kaulbachs Shakespeare-Galerie). 1882 wurde er als artistischer Beirat der Reichsdruckerei nach Berlin berufen, wo er außer mehreren kleinen Blättern einen großen Stich nach Soddomas Fresko Alexanders Hochzeit mit Roxane nach eigner Zeichnung ausführte.

3) Hermann, prot. Theolog, geb. 30. Dez. 1836 in Berlin, wurde, nachdem er als Gymnasiallehrer zu Landsberg a. W., in Stendal und seit 1866 als Diakonus in Schloß Heldrungen tätig gewesen war, 1868 ordentlicher Professor der praktischen Theologie in Königsberg, seit 1871 zugleich Universitätsprediger. Aus seinen Veröffentlichungen sind hervorzuheben: »Zwei evangelische Lebensbilder aus der katholischen Kirche« (Fürstin Galizyn und Bischof Sailer, Bielef. 1864); »Liturgik der Reformatoren« (Gotha 1871—1876, 2 Bde.); »Die Gestalt des evangelischen Hauptgottesdienstes« (das. 1879); »Allgemeine Pädagogik auf Grund der christlichen Ethik« (das. 1883); »Luthers vorreformatorische Predigt« (Königsb. 1883); »Das bischöfliche Amt in der evangelischen Kirche« (Halle 1886); »Der erste Brief Johannis in Predigten ausgelegt« (Leipz. 1891); »Neutestamentliche Ethik« (Königsb. 1899).

Jácopo da Ponte, Maler, s. Bassano.

Jacopone da Todi (Jacobus de Benedictis), ital. Dichter, geb. um 1230 zu Todi (daher Tudertinus), gest. 25. Dez. 1306 in Collazzone, stammte aus dem edlen Geschlechte der Benedetti und lebte als reicher und angesehener Advokat in seiner Vaterstadt, bis ihn der plötzliche Tod seiner Gattin (gegen 1268) bewog, Franziskaner zu werden. Wegen seiner Opposition gegen Bonifatius VIII. wurde er von diesem 1298 zu Palestrina in den Kerker geworfen, in dem er bis zum Tode des Papstes (1303) schmachtete. Später lebte er in seiner Vaterstadt. Seine vielfach rohen, aber immer gefühlswarmen, häufig eindringlichen und schwungreichen Lieder (darunter beißende Satiren auf Bonifatius VIII.) lebten im Munde des Volkes. J. dichtete auch lateinisch, und ihm wird (freilich nicht unbestritten) die berühmte Osterhymne »Stabat mater« zugeschrieben (beste Ausgabe der Lieder Rom 1558). Zu den sonstigen Ausgaben vgl. Zambrini, Le opere volgari a stampa, etc. (Bologna 1884). Übersetzungen von Julius (Münster 1853) und Schlüter u. Storck (das. 1864). Vgl. Ozanam, Les poètes franciscains en Italie (Par. 1852) und vor allem d'Ancona in den »Studj sulla letteratura italiana de' primi secoli« (Ancona 1884).

Jacotot (spr. schakotó), Jean Joseph, Begründer der nach ihm benannten Unterrichtsmethode (Jacototsche Methode), geb. 4. März 1770 in Dijon, gest. 31. Juli 1840 in Paris, wurde im Collège seiner Vaterstadt gebildet und mit 19 Jahren Lehrer (Professeur) dieser Anstalt. Hierauf in buntem Wechsel Anwalt, Kapitän der Artillerie, Sekretär im Kriegsministerium, Substitut des Direktors und Professor der Logik, der alten Sprachen, der Mathematik an der Polytechnischen Schule in Paris und an der École

centrale (Lycée) in Dijon, war er, durch die Restauration aus Frankreich verdrängt, zuletzt Professor der französischen Sprache und Literatur in Löwen (Belgien), von wo er sich 1830 nach Frankreich, zunächst nach Valenciennes, 1838 nach Paris, zurückzog. Seit 1818 trat er in Löwen mit seiner Methode des Universalunterrichts hervor, die viele Anhänger, besonders in Belgien, Frankreich, England, Rußland und der Schweiz, aber auch gewichtige Gegner, namentlich in Deutschland (Alberti, Chr. Schwarz u. a.), fand. Seine Grundsätze klingen in ihrer Übertreibung paradox. Er geht von den Sätzen aus: »Alle Menschen haben gleiche Intelligenz« und »Alles ist in allem«, zu denen die praktischen Regeln treten: »Eins wissen, das Übrige darauf beziehen!« und: »Man behält nur, was man wiederholt!« — »Jeder kann unterrichten — selbst in dem, was er nicht weiß.« Von nachhaltigem Einfluß war eigentlich Jacotots Methode nur für den ersten Sprachunterricht (»Enseignement universel. Langue maternelle«, Löwen 1822), bei dem er von einem auswendig gelernten Satz (Calypso ne pouvait se consoler du départ d'Ulysse. Fénelon, Télémaque) analytisch zur Unterscheidung der Wörter, Silben und Laute fortschreitet. Er erwartet alles von der Übung und verwirft auch für die höhern Stufen jede systematische Sprachlehre. In Deutschland fand die Leselehrmethode Jacotots seit 1840 Eingang durch Seltzsam in Breslau und später in etwas veränderter Gestalt durch Karl Vogel (s. d.) in Leipzig und P. Böhme in Berlin als sogen. Normalwortmethode. Jacotots »Méthode d'enseignement universel« wurde mehrfach übersetzt, z. B. von Braubach (Marb. 1830), Krieger (Zweibr. 1833) und in Auswahl von Göring (Wien 1883).

Jacq., bei Pflanzennamen Abkürzung für Nikolaus Joseph Jacquin (s. d.), *Jacq. fil.* für dessen Sohn Joseph Franz Jacquin (s. d.).

Jacq. d. V., bei Insektennamen Abkürzung für Camille Jacquelin du Val (spr. schack'läng dü wall).

Jacquand (spr. schakäng), Claudius, franz. Maler, geb. 6. Dez. 1805 in Lyon, gest. 3. Mai 1878 in Paris, war Schüler der Kunstakademie in Lyon, später des Malers Fleury-Richard in Marseille und ging 1838 nach Paris, wo er eine reiche Tätigkeit namentlich im historischen Genre entwickelte und große Erfolge erzielte, obgleich es den Gestalten auf seinen Bildern oft an lebhaftem Ausdruck und an Bewegung fehlte. Gleichwohl fanden mehrere im historischen Museum zu Versailles (Jacques Molay nimmt Jerusalem, und das Kapitel der Johanniter) und im Museum des Luxembourg (öffentliche Buße in einem Kloster der Eremiten zu St.-Maurice und letzte Zusammenkunft Karls I. von England mit seinen Kindern, 1855) Aufnahme. Zu den bedeutendern seiner übrigen Werke gehören die Wandgemälde in der Kapelle der heiligen Jungfrau zu St.-Philippe-du-Roule (1858—60) und die Staffeleibilder: die unterbrochene Mahlzeit, Bonaparte in Nizza (1869), Gaston de Foix nimmt Abschied von seiner Mutter, Kolumbus und sein Sohn (1870), Wilhelm der Schweigsame von Oranien, der Tod des Herzogs von Orléans u. a. in den Museen zu Rotterdam, Hamburg und in der Neuen Pinakothek zu München.

Jacquard (spr. schakär), Joseph Marie, Mechaniker, geb. 7. Juli 1752 in Lyon, gest. 7. Aug. 1834 in Oullins bei Lyon, erlernte die Buchbinderei, ward hierauf Schriftgießer, ging dann zur Seidenweberei über und legte 1772 bei Lyon eine eigne Werkstätte zur Verfertigung gemusterter Seidenstoffe an, verlor aber darüber seine ganze Habe. Schon vor 1790 suchte er an den Zugstühlen für gemusterte Stoffe den Ziehjungen, der die vorgerichteten Schnüre nach bestimmter Ordnung anziehen mußte, um die Kettenfäden des Gewebes in der erforderlichen Weise zu jedem Einschuß zu heben, durch einen mechanischen Apparat entbehrlich zu machen. Während der Revolutionsunruhen nahm er an der Verteidigung Lyons gegen die Konventsarmee teil, floh 1793 nach der Einnahme der Stadt und diente bis 1795 in der Rheinarmee, kehrte aber bald nach Lyon zurück und führte hier 1801 endlich seinen Apparat aus. Er nahm nun zunächst die Konstruktion einer Maschine zum Netzstricken in Angriff, die ihm 1804 eine Anstellung im Pariser Konservatorium der Künste und Handwerke einbrachte. Hier lernte er Vaucansons Trommelmaschine kennen, eignete sich einige der darin verkörperten Gedanken an, wußte aber das Entlehnte mit größtem Scharfsinn zu verändern und gelangte so bis 1808 zu einer durchaus originalen Vorrichtung, die mit seiner ersten Maschine nicht die entfernteste Ähnlichkeit besaß. Trotz des Widerstandes der Stuhlarbeiter gelang es ihm, seinen Webapparat allmählich in den Lyoner Fabriken einzuführen, und so waren 1812 in Frankreich schon 18,000 Jacquardsche Webstühle im Gange, die seit 1815 auch in andern Ländern Eingang fanden. 1840 wurde auf dem Sathonayplatz in Lyon sein von Foyatier gearbeitetes Standbild errichtet. Vgl. Grandsard, J., sa vie, etc. (3. Aufl., Lille 1884); Kohl, Geschichte der Jacquardmaschine (Berl. 1873).

Jacquardmaschine (spr. schakär-), s. Weben.

Jacque (spr. schack), Charles, franz. Maler und Radierer, geb. 23. Mai 1813 in Paris, gest. daselbst 7. Mai 1894, war anfangs Kupferstecher und Holzschneider und widmete sich dann der Tiermalerei, wobei er Schafe, Pferde, Rindvieh und Hühner bevorzugte. Die Darstellung der Schafe wurde seine Spezialität, in der er es zu hoher, von keinem andern französischen Maler erreichten Virtuosität brachte. Für die Landschaften, in denen er seine Tiere darzustellen liebte, machte er seine Studien besonders in Burgund und in der Umgegend von Fontainebleau (Barbizon). Die Zahl seiner Bilder ist sehr groß. Die hervorragendsten sind: Landschaft mit Schafen (1861, im Luxembourg-Museum in Paris), das Innere einer Schafhürde, Heimkehr der Herde bei Mondschein, Schafherde bei Fontainebleau, eine alte Meierei in Brie, Herde vor dem Gewitter flüchtend, Kühe an der Tränke. Mit großer Schärfe in der Charakteristik der einzelnen Tiere verband er eine kräftige und breite koloristische Behandlung. Seine zahlreichen, ebenfalls auf starke koloristische Wirkungen berechneten Radierungen behandeln dieselben Gegenstände wie seine Gemälde. Er hat auch ein Werk über Hühnerzucht: »Le Poulailler« (1858, 2. Aufl. 1861) veröffentlicht.

Jacqueiraholz (Jaqueiraholz), s. Artocarpus.

Jacquelin du Val, s. *Jacq. d. V.*

Jacqueline (spr. schack'lin'), Tonkrüge, die besonders in Desvres (Pas-de-Calais), dann auch in Holland, Deutschland und England angefertigt wurden, in Gestalt einer grotesken sitzenden Frau in geblümtem Kleid. In England heißen diese Gefäße toby-fillpot.

Jacquemart (spr. schack'mär), 1) Albert, franz. Schriftsteller, geb. 1808 in Paris, gest. daselbst 14. Okt. 1875, trat in das Finanzministerium und wurde 1865 Bureauvorstand in der Zollverwaltung. J. besaß ausgebreitete Kenntnisse in der Keramik. Er schrieb: »Histoire artistique, industrielle et commerciale

de la porcelaine« (mit Le Blant, 1862); »Notices sur les majoliques de l'ancienne collection Campana« (1863); »Les merveilles de la céramique« (4. Aufl. 1883, 3 Bde.); »Histoire de la céramique« (2. Aufl. 1883); »Histoire du mobilier« (1876).

2) Jules, Kupferstecher, Sohn des vorigen, geb. 3. Sept. 1837 in Paris, gest. 26. Sept. 1880 in Nizza, trat zuerst 1861 als Maler und Stecher im »Salon« auf, widmete sich aber später ausschließlich dem Kupferstich. Er hat Blätter nach Fr. Hals, van der Meer, Rembrandt, Meissonier, Greuze, Reynolds u. a. geliefert; hauptsächlich aber war er tätig für die Illustration von Werken, so für die seines Vaters, für Barbet de Jouys »Gemmes et joyaux de la couronne«, für die »Annales archéologiques«, die »Gazette des Beaux-Arts« ꝛc. Mit besonderer malerischer Virtuosität wußte er den Glanz und die Textur der Vasen, Edelsteine ꝛc. wiederzugeben.

3) Nélie, franz. Malerin, Tochter von J. 1), geb. 1845 in Paris, Schülerin von Cogniet, malte 1866 die Marienkapelle in der Kirche Notre-Dame de Clignancourt aus, 1867 für die Kirche St.-Jacques du Haut Pas einen heil. Eugen und stellte 1868 ihr erstes Porträt aus, dem eine Anzahl von Bildnissen berühmter Persönlichkeiten folgte, die durch feine Charakteristik und einfache Haltung ausgezeichnet sind: Unterrichtsminister Duruy (1869), Marschall Canrobert (1870), Thiers (1871), Justizminister Dufaure (1873), Graf Palikao, Marquis von Montesquieu und Herzog von Decazes (1878) u. a. Ende der 1870er Jahre vermählte sie sich mit einem Herrn Edouard André und hat seitdem ihrer Kunst entsagt, um sich dem Sammeln von Werken klassischer Kunst zu widmen. Ihre Sammlung ist besonders reich an Denkmälern der italienischen Renaissance, enthält aber auch hervorragende Gemälde von Rembrandt (Jünger von Emmaus, Bildnis der Saskia, Advokat Tholinx), van Dyck (Bildnis eines Syndikus) u. a.

Jacquerie (spr. schackrī'), Name des Bauernaufruhrs im nördlichen Frankreich, 1358 (von Jacques Bonhomme, etwa »Hans Simpel oder Tropf«, womit die Edelleute die von ihnen bedrückten geduldigen Bauern zu bezeichnen liebten). Von ihren Herren gepeinigt und ausgesogen, durch die Verwüstungskriege der Engländer zugrunde gerichtet, von den Räuberbanden furchtbar mißhandelt, erhoben sich die Bauern im Mai 1358 gegen ihre nächsten und bleibenden Feinde, die Adligen, die sie nicht einmal gegen die Engländer hatten verteidigen können. Die J. begann in der Isle-de-France, dehnte sich aber bald über die Picardie, Champagne und das Orléanais aus. Die Schlösser wurden gestürmt, ihre Bewohner bis auf den letzten grausam gemordet. Viele Städte sympathisierten mit den Jacques. Der Adel dagegen, der englisch wie der französisch gesinnte, vereinte sich in der gemeinsamen Gefahr, und bald wurden die schlecht genährten und unvollkommen bewaffneten Banden überall von den starken eisengepanzerten Rittern und Reisigen in die Flucht geschlagen und erbarmungslos hingeschlachtet. Das Ergebnis der J. war: Entvölkerung ganzer ländlicher Distrikte, verstärkte Knechtschaft der Landleute, erhöhte Zuversicht des Adels. Mérimée hat die J. zum Gegenstand eines trefflichen historischen Dramas gemacht (1828). Vgl. Bonnemère, Histoire de la J. (Par. 1873); Luce, Histoire de la J. (neue Ausg., das. 1894).

Jacques (franz., spr. schak'), soviel wie Jakob; auch Name des Apostels Jakobus (saint J.); dagegen heißt der jüdische Patriarch auch im Französischen Jacob.

Jacquet (spr. schacké), ein Brettspiel ganz ähnlich dem Puff und Gammon.

Jacquet (spr. schacké), Jean Gustave, franz. Maler, geb. 25. Mai 1846 in Paris, Schüler von Bouguereau, debütierte in der Ausstellung von 1865 mit den allegorischen Darstellungen: Bescheidenheit und Traurigkeit und brachte in den nächsten Jahren mehrere Porträte, deren große Frische und Lebendigkeit in der Auffassung und Feinheit des Kolorits ebenso gerühmt wurden wie seine Genrebilder: der Ruf zu den Waffen im 16. Jahrhundert (1867), der Auszug der Landsknechte (Schloß zu Blois), das junge Mädchen mit dem Degen (1872), das große Fest in der Touraine im 16. Jahrhundert (1873), die Bauernfrau (1876), Jeanne d'Arc im Gebet (1878), die von Rinaldo verlassene Armida (1887), die Willkommene (1893), die Musik (1894), die Romantik, die Jägerin (1902). In den letzten Jahren hat er mehr die Bildnismalerei gepflegt. Er hat Italien, Deutschland und England bereist.

Jacquin (spr. schackäng), 1) Nikolaus Joseph, Freiherr von, Botaniker, geb. 16. Febr. 1727 in Leiden, gest. 24. Okt. 1817 in Wien, studierte Medizin, praktizierte seit 1752 in Wien als Arzt, bereiste 1755 bis 1759 Westindien, um neue Pflanzen für die kaiserlichen Gärten in Wien und Schönbrunn zu holen, und wurde nach seiner Rückkehr Professor der Chemie und Botanik zuerst in Schemnitz, dann in Wien, auch Direktor des akademischen, später des Schönbrunner Gartens. 1774 wurde ihm der Adel, 1806 der Freiherrentitel verliehen, und 1807 trat er in den Ruhestand. Seine Hauptwerke sind: »Flora austriaca« (Wien 1773—78, 5 Bde., mit 500 kolorierten Tafeln); »Selectarum stirpium americanarum historia« (das. 1763; 2. Aufl. 1780, mit 264 gemalten Tafeln); »Observationes botanicae« (das. 1764—71, 4 Bde., mit 100 Tafeln); »Hortus botanicus Vindobonensis« (das. 1770—76, 3 Bde., mit 300 kolorierten Tafeln); »Icones plantarum rariorum« (das. 1781—93, 3 Bde., mit 648 kolorierten Tafeln); »Collectanea ad botanicam, chemiam et historiam naturalem spectantia« (das. 1786—96, 5 Bde., mit 106 z. T. kolorierten Tafeln); »Plantarum rariorum horti caesarei Schoenbrunnensis descriptiones et icones« (das. 1797—1804, 4 Bde., mit 500 kolorierten Tafeln); »Stapeliarum in hortis Vindobonensibus cultarum descriptiones« (das. 1806, mit 64 kolorierten Tafeln); »Oxalis. Monographia« (das. 1794, mit 81 meist kolorierten Tafeln); »Fragmenta botanica« (das. 1800 bis 1809, mit 138 kolorierten Tafeln); »Genitalia Asclepiadearum controversa« (das. 1811).

2) Joseph Franz, Botaniker, Sohn des vorigen, geb. 7. Febr. 1766 in Schemnitz, gest. 4. Dez. 1839 als Professor der Botanik und Chemie in Wien. Er schrieb: »Eclogae plantarum rariorum« (Wien 1811 bis 1844, 2 Bde., mit 169 kolorierten Tafeln); »Eclogae graminum rariorum« (das. 1813—44, mit 48 kolorierten Tafeln); »Lehrbuch der allgemeinen und medizinischen Chemie« (4. Aufl., das. 1810—22); »Über den Ginkgo« (das. 1819).

Jacquot (spr. schacó), frz. Schriftsteller, s. Mirecourt.

Jaculum (lat.), s. Geschoß, S. 689.

Jaczo von Köpenick (spr. jazzo), Vasall des märkischen Fürsten Pribislaw, erhob, als letzterer sein Land dem Markgrafen Albrecht dem Bären vermachte, dagegen Einspruch und eroberte 1157 Brandenburg; von Albrecht vertrieben und seiner Lande Barnim und Teltow beraubt, ging J. nach Pommern und starb dort. Die Sage erzählt, er sei auf der Flucht an die

Havel gekommen und habe dem Christengott gelobt, seinen Glauben anzunehmen, wenn er sich glücklich über den Strom rette; nachdem ihm dies gelungen, habe er seinen Schild an eine Eiche gehängt (auf dem jetzigen Schildhorn im Grunewald bei Berlin) und sich Albrecht unterworfen.

Jad (hebr., Mehrzahl Jadayim), soviel wie Hand.

Jadassohn, Salomon, Klavierspieler und Komponist, geb. 13. Aug. 1831 in Breslau, gest. 1. Febr. 1902 in Leipzig, war 1848 zuerst Schüler des Leipziger Konservatoriums, dann 1849—51 Schüler von Liszt in Weimar, kehrte aber 1852 nach Leipzig zurück und nahm die Studien unter Hauptmann wieder auf. Er blieb nun als Musiklehrer in Leipzig, wurde 1866 Dirigent des Gesangvereins »Psalterium«, dirigierte 1867—69 die Euterpekonzerte und wurde 1871 als Theorielehrer am Konservatorium angestellt. J. hat zwar Vokalwerke und Instrumentalwerke aller Art geschrieben (4 Sinfonien, 2 Ouvertüren, 4 Serenaden, 2 Klavierkonzerte, Klavierquartette, -Quintette, -Trios, und Streichquartette, Chorwerke: »Vergebung« und »Verheißung«, »Johannistag« [Frauenchor], Psalmen, Motetten 2c.), doch haben nur einige in Kanonform geschriebene Werke (Orchesterserenade Op. 35, Klavierserenaden Op. 8 und 125, Gesangsduette Op. 9 und 36, 38, 43) stärkeres Interesse erweckt. Geschätzt und verbreitet, auch z. T. in fremde Sprachen übersetzt, sind seine theoretischen Handbücher: »Lehrbuch der Harmonie« (Leipz. 1883, 7. Aufl. 1903), »Lehrbuch des Kontrapunktes« (1884, 4. Aufl. 1903), »Die Lehre vom Kanon und von der Fuge« (1884, 2. Aufl. 1898), »Die Formen in den Werken der Tonkunst« (1889, 3. Aufl. 1901), »Lehrbuch der Instrumentation« (1889), »Die Kunst zu modulieren und zu präludieren« (1890, 2. Aufl. 1902), »Allgemeine Musiklehre« (1892), »Elementarharmonielehre« (1895), »Methodik des musiktheoretischen Unterrichts« (1898), »Das Wesen der Melodie in der Tonkunst« (1899), »Das Tonbewußtsein. Die Lehre vom musikalischen Hören« (1899) und »Der Generalbaß« (1901).

Jade (Jahde), schiffbarer Küstenfluß im Großherzogtum Oldenburg (s. Karte »Oldenburg«), entsteht bei Loy, 9 km nördlich von der Stadt Oldenburg, und mündet nach 22 km langem Lauf in den 190 qkm (3,5 QM.) großen Jadebusen der Nordsee, der durch den Andrang der vielen Sturmfluten, von denen eine 1511 fünf Kirchspiele verschlang, entstanden ist. Die Einfahrt, von der Norderweser durch Sandbänke getrennt, ist bei der 3—4 m steigenden Flut für Schiffe jeder Größe fahrbar. Das Fahrwasser ist meist 2 km breit, im Mittel 4 m tief, und die Hauptströmungen der Ebbe und Flut frieren nie zu. Diese Verhältnisse und die militärisch-politisch wichtige Lage der Jademündung hatten schon die Aufmerksamkeit Napoleons I. erregt, der das Projekt zu einem dort anzulegenden Kriegshafen ausarbeiten ließ; die Ausführung unterblieb jedoch. 1853 erwarb Preußen von Oldenburg zwei kleine Landstreifen am östlichen und westlichen Ufer des Busens zur Anlage eines Kriegshafens, denen später noch andre kleine Gebiete hinzugefügt wurden. Die Hafenarbeiten wurden 1855 in Angriff genommen und 17. Juni 1869 der Kriegshafen eingeweiht. Der eigentliche Hafen ist 376 m lang und 220 m breit, die Einfahrt zu demselben 110 m breit. Auf der Reede hat das Fahrwasser zur Zeit der Ebbe eine Tiefe von 11 m. An den Kriegshafen schließen sich drei Trockendocks und zwei Hellinge an. Im S. liegt der Handelshafen, und unweit desselben mündet der Jade-Ems-Kanal, ein Schiffahrtskanal von 2 m Tiefe und 70 km Länge, der von der Emdener Kesselschleuse ausgeht und die Ems mit dem Jadebusen verbindet. Die Gesamtkosten für die Hafenanlagen belaufen sich auf mehr als 60 Mill., für die Festungswerke auf 36 Mill. Mk. Das Jadegebiet gehört gegenwärtig zur preußischen Provinz Hannover, bildet einen eignen Amtsgerichtsbezirk des Kreises Wittmund im Regbez. Aurich und hat nur eine einzige Ortschaft, die Stadt Wilhelmshaven (s. d.). Vgl. Sello, Der Jadebusen (Varel 1903).

Jade, Gemeinde im oldenburg. Amt Varel, an der Jade und mit der dazu gehörigen Ortschaft Jaderberg an der Preußischen Staatsbahnlinie Oldenburg–Wilhelmshaven, hat eine evang. Kirche, Fleischwarenfabrik, Molkerei und (1900) 2659 Einw.

Jade, Mineral, soviel wie Nephrit.

Jadeït (Yü der Chinesen), Mineral, ein Natriumaluminiumsilikat aus der Gruppe des Augit (s. d.), findet sich besonders im Pamirgebiet, in Birma und im westlichen China in feinfaserigen bis dichten, meist grünlich gefärbten Massen, die wegen ihrer ziemlich beträchtlichen Härte (6,5—7) und ihrer großen Zähigkeit ähnlich wie der Nephrit zu Säbelgriffen, Siegelsteinen, Amuletten 2c. verarbeitet werden. Auch in prähistorischer Zeit wurde der J. ebenso wie der Nephrit (s. d.) zu Waffen (Beilen) verwendet.

Jäderen (»der Rand«), eine 55 km lange, ebene, hafenlose Küstenstrecke, südlich vom Bukenfjord in Norwegen, ein reicher Fundort von Altertümern. Der Ackerbau macht jetzt hier bedeutende Fortschritte. J. wird in seiner ganzen Länge von der Eisenbahn Stavanger–Egersund–Flekkefjord durchschnitten.

Jádrin, Kreisstadt im russ. Gouv. Kasan, an der Sura, hat 4 Kirchen und (1897) 2467 Einw.

Jádschnavalkja, Verfasser eines indischen Gesetzbuches, s. Sanskrit.

Jadschurveda, indischer Text, s. Veda.

Jadwiga, Königin von Polen, s. Hedwig 3).

Jaell, Alfred, Klavierspieler und Komponist, geb. 5. März 1832 in Triest, gest. 27. Febr. 1882 in Paris, Schüler Czernys in Wien, reiste als Pianist seit 1843 zuerst in Italien, dann in ganz Europa und Amerika, wurde 1857 in Hannover zum Hofpianisten ernannt und hatte nach seiner Verheiratung (1866) mit der Pianistin Marie Trautmann seinen Wohnsitz in Paris. Seine Kompositionen (Transskriptionen, Phantasien 2c.) zeigen wie sein Spiel mehr technische Glätte und Wohlklang als Tiefe und Kraft. Seine Gattin machte sich ebenfalls als Komponistin bekannt (Klavierkonzert, Klavierquartett, Walzer zu vier Händen, Etuden u. a.) und schrieb: »La musique et la psychophysiologie« (1895); »Le toucher« (1902; deutsch als »Der Anschlag«) und »L'intelligence et le rythme dans les mouvements artistiques« (1904).

Jaen (spr. cha-én), span. Provinz in der Landschaft Andalusien, grenzt im N. an die Provinz Ciudad Real, im O. an Albacete, im S. an Granada und im W. an Cordoba und hat ein Areal von 13,480 qkm (244,8 QM.) mit (1900) 474,490 Einw. (35 auf 1 qkm). Die Provinz umfaßt 13 Gerichtsbezirke. Hauptstadt ist Jaen.

Jaen, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt malerisch in mildem Klima 549 m ü. M. am nordöstlichen Abhang des Jabalcuz über dem Tal des Guadalbullon (Zuflusses des Guadalquivir), an der Eisenbahnlinie Linares–Puente Genil, hat eine schöne Kathedrale aus dem 16. Jahrh., ein maurisches Kastell, verfallene Ringmauern mit Zin-

nentürmen, einen gotischen Palast der Grafen Villar del Pardo mit maurischem Portal, eine höhere Bürgerschule, je ein Priester- und Lehrerseminar, ein Theater, einen Zirkus für Stiergefechte, ein Museum und (1900) 26,434 Einw. J. ist Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs. Es wurde 1246 den Mauren von Ferdinand III. von Kastilien entrissen. 3 km südwestlich der Badeort Jabalcuz mit Schwefelquellen (29°).

Jafa (Jaffa), Küstenstadt der türk. Provinz Syrien, 55 km nordwestlich von Jerusalem, mit dem es durch eine 87 km lange Eisenbahn verbunden ist, liegt auf einem 36 m hohen Hügel am Mittelmeer und wird auf der Landseite von Fruchtgärten umgeben. Die Straßen sind eng, freundlicher dagegen die neuen Stadtteile im N., O. und S. J. ist Sitz eines Kaimakam und eines deutschen Vizekonsuls. Die Stadt hat 3 Moscheen, ein römisch-katholisches, griechisches und armenisches Kloster, ein französisches, römisch-katholisches und englisches Spital und 21,364 Einw. (davon 13,511 Mohammedaner, 4853 Christen, 3000 Juden). Die Reede ist schlecht und voll Klippen, dennoch ist J. durch seinen Pilgerverkehr (jährlich 50,000) und als Hafen von Jerusalem von Bedeutung. Die Einfuhr wertete 1900: 7 Mill. Mk., die Ausfuhr (Gerste, Seife, Apfelsinen) 9,3 Mill. Mk. Es liefen 1900 ein und aus 421 Dampfer von 507,575 Ton. und 434 Segler von 15,955 T. Die wichtigste Flagge war die englische, dann die österreichisch-ungarische, französische, russische. In der Nähe (nordöstlich) die 1868 gegründete deutsche Kolonie (320 Seelen) württembergischer Templer (s. Tempelgesellschaft), die Handel und Gewerbe treiben; 3 km weiter die Kolonie Sarona (243 Seelen), beide mit deutscher Volksschule, erstere auch mit Hospital. Im N. der Stadt, nahe der Küste, liegt eine schmutzige ägyptische Kolonie, 3 km südöstlich eine Ackerbaukolonie der Alliance israélite mit der Ackerbauschule Mikweh Israel. — J., das Japho der Bibel und Joppe der Alten, war schon eine feste Seestadt der Phöniker; hierher ließ Salomo von Tyros aus Baustoffe zum Tempel schaffen. Simon Makkabäus entriß die Stadt den Syrern, befestigte sie und erweiterte den Hafen. Später ein berüchtigter Seeräubersitz, wurde J. von Vespasian zerstört. Unter Konstantin d. Gr. wurde die Stadt Bischofssitz. Kalif Omar eroberte sie 636. Bedeutung erhielt J. als Hauptlandeplatz der Kreuzfahrer, die es 1099 nahmen. 1102 siegte hier König Balduin von Jerusalem über den Sultan von Ägypten. 1187 nahm Saladin die Stadt mit Sturm. 1191 war die Besatzung der Zitadelle im Begriff, sich Saladins Bruder Saif ed-din zu ergeben, als Richard Löwenherz, von Ptolemais kommend, die Sarazenen aus der Stadt warf. Doch fiel J. später noch mehrmals in die Hände der Ungläubigen, ward 1252 durch Ludwig den Heiligen neu befestigt, ging aber 1267 bei einem Einfall der Ägypter auf immer für die Christen verloren. In der neuern Geschichte ist J. durch die Erstürmung der Franzosen unter Bonaparte 7. März 1799 und durch das über die türkischen Gefangenen verhängte Blutbad merkwürdig. 1832—40 war Mehemed Ali Herr der Stadt. Die günstige Lage ließ J. nach jeder Zerstörung immer wieder aufblühen.

Jaffé, 1) Philipp, deutscher Geschichtsforscher, geb. 17. Febr. 1819 zu Schwersenz in der Provinz Posen, gest. 3. April 1870 in Wittenberge, studierte in Berlin unter Ranke und gewann mit seiner »Geschichte Lothars von Sachsen« (Berl. 1843) einen von der Berliner philosophischen Fakultät ausgeschriebenen Preis. Er veröffentlichte darauf die »Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III.« (Hannov. 1845) und trat als Mitarbeiter bei den »Monumenta Germaniae historica« ein, für die er eine große Zahl vorzüglicher Quellenausgaben besorgte. Da er indes dafür nicht die gebührende Anerkennung fand und als Jude keine Aussichten auf eine akademische Laufbahn hatte, begann er 1850 Medizin zu studieren, kehrte aber nach bestandenem medizinischen Staatsexamen doch zu seiner frühern wissenschaftlichen Tätigkeit als Mitarbeiter an den »Monumenta« zurück und ward 1862 außerordentlicher Professor der historischen Hilfswissenschaften in Berlin. Doch erlangte er, obwohl 1868 zum Christentum übergetreten, nicht die erstrebte höhere wissenschaftliche Stellung, und zerfallen mit seinen frühern Freunden, in seinem Ehrgeiz bitter gekränkt, nahm er sich durch einen Schuß selbst das Leben. Seine selbständigen Hauptwerke sind die »Regesta pontificum romanorum« (Berl. 1851; 2. Aufl. von Löwenfeld, Kaltenbrunner und Ewald, Leipz. 1885—88, 2 Bde.) und die »Bibliotheca rerum germanicarum« (Berl. 1864—72, 6 Bde.), beides Musterwerke an kritischem Scharfsinn und Sorgfalt.

2) Theodor Julius, Schauspieler, geb. 17. Aug. 1823 in Berlin, gest. 11. April 1898 in Dresden, war für die juristische Laufbahn bestimmt, widmete sich aber aus Neigung der Oper. Nachdem er seine Gesangstudien in Berlin und Wien vollendet hatte, trat er als Baritonist 1844 in Troppau, dann in Lübeck, Halle, Magdeburg und Köln mit Erfolg in ernsten und komischen Partien auf, ging 1847 aber zum Schauspiel über, indem er in Bremen das erste Charakterfach übernahm. 1849 wurde er Mitglied des Weimarer Hoftheaters, kam 1853 nach Breslau, 1856 nach Braunschweig und 1864 als Nachfolger Dawisons an das Hoftheater in Dresden. 1894 trat er in den Ruhestand und wurde zum Professor ernannt. Seine Hauptrollen: Nathan, Richard III., Shylock, Jago, Franz Moor, Mephisto, Philipp II., Marinelli, Carlos, Thorane, Narziß, Tartüff, Onkel Moses ꝛc., haben auch bei seinen zahlreichen Gastspielen große Anerkennung gefunden.

Jaffelkanonenboot, preußische Benennung der alten Segel- und Ruderkanonenboote; Jaffel im übrigen soviel wie Gaffel (s. d. und Boot, Fig. 3).

Jaffna, Insel, s. Dschaffna.

Jaffnamoos, s. Agar-Agar.

Jagannath, s. Dschagannath.

Jagara, der Zucker der Kokospalme.

Jagd, das Aufsuchen, Verfolgen und Aneignen des Wildes, bildet auf einer gewissen niedern Stufe der Entwickelung die Hauptbeschäftigung ganzer Völker (Jägervölker). Die Raubtiere werden gejagt, um sich vor ihren Angriffen zu schützen und die Haut zu erbeuten; das Fleisch des erlegten eßbaren Wildes dient zur Hauptnahrung, die Haut zur Kleidung. Mit zunehmender Kultur bildeten Viehzucht und Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Völker, die J. wurde mehr Gegenstand des Vergnügens, besonders des Adels und der Fürsten, die Bannforsten anlegten, in denen sie sich das Jagdrecht vorbehielten. Auch die J. auf die größern Jagdtiere nahmen sie ausschließlich für sich in Anspruch. Mit dem 16. Jahrh. wurde das Jagdrecht Regal (s. Jagdhoheit). Zur Beaufsichtigung und Verwaltung der J., die bei gutem Wildstand nicht unbeträchtliche Einnahmen lieferte, wurden Beamte mit berufsmäßiger Ausbildung angestellt. Dadurch wurde die Jägerei zu einer Kunst, die von

den Berufsjägern zunftmäßig erlernt werden mußte. Die Ausübung der J. wurde nach gewissen Regeln betrieben, Jagdgeräte (s. Jagdzeug) und Fangapparate wurden verbessert, und es bildete sich die Weidmannssprache als eine besondere Jagdkunstsprache aus. Die Jagdausübung (das Weidwerk) teilte sich in verschiedene Zweige, und zwar sowohl infolge des erworbenen Rechts einzelner, gewisse Wildarten in bestimmten Gemarkungen mit Ausschluß andrer zu fangen oder zu erlegen, als auch infolge des kunstmäßigen Betriebs der einzelnen Jagdarten. Man unterscheidet hiernach allgemein hohe und niedere J. Erstere (Großweidwerk) umfaßt von den Spalthufern in der Regel das Edel- (Rotwild), Elch- (Elen-), Dam-, Reh- und Schwarzwild, den Steinbock und die Gemse; vom Geflügel das Auer- und Birkwild, die Fasanen, Trappen, Kraniche, Reiher und Schwäne; von den Raubtieren den Bär, Wolf, Luchs, Adler, Uhu und Falken. Alle übrigen Tiere gehören der niedern J. an. In einigen Ländern hat sich die Einteilung in hohe, mittlere und niedere J. herausgebildet. Zur hohen J. gehören alsdann Edel-, Elch-, Damwild, Steinbock, Gemse, Luchs, Bär, Auerwild, Trappen, Kraniche, Reiher, Schwäne, Adler, Uhu und Falke; zur mittlern (Mittel-) J. Reh, Sau und Wolf, das Birk- und Haselgeflügel und der große Brachvogel; zur niedern J. alles übrige Wild. In den preußischen Staatsforsten ist für die J., insofern sie durch die Forstbeamten administriert oder an diese und auch wohl an Private verpachtet wird, letztere Einteilung mit geringen Modifikationen maßgebend. Die J. auf Gemsen bildet eine in ihrer Örtlichkeit und Ausübung eigenartige J., für die eine Spezialität der berufsmäßigen Jäger sich erhalten hat. Im übrigen unterscheidet man nach dem Gebrauch von Jagdhilfsmitteln (Geräten) und den dabei benutzten Tieren, sodann nach den jagdlichen Berufskreisen, wie sich solche geschichtlich entwickelt haben: 1) Parforcejäger, denen das Pferd und der Jagdhund (Parforcehund, Meute) als Gehilfen dienen und Pflegbefohlene sind. Ihre Ausbildung ist derjenigen des deutschen hirschgerechten Jägers ähnlich, ihre Heimat das alte Frankreich mit seinem Herrscherglanz und Luxus. 2) Falkeniere, die abgerichtete Edelfalken zur Erreichung der Jagdbeute benutzten (s. Falken, S. 291 f.). Die Beize wird gegenwärtig nur noch in England und Mittelasien ausgeübt und gehört im übrigen der Vergangenheit an. 3) Deutsche hirschgerechte Jäger, die sich vorzugsweise mit der hohen J. beschäftigen, die Fertigung und den Gebrauch der Netze, Tücher und Lappen, wie solche bei der hohen J. dienen, verstehen, eine genaue Kenntnis der Fährten des Hochwildes besitzen, die Arbeit des Leit- und Schweißhundes kennen, die Kunst, das Hochwild aufzusuchen, zu beschleichen, zu erlegen und zu zerlegen (zerwirken), sich angeeignet haben. 4) Feldjäger, die vorzugsweise der niedern J. obliegen und wegen vorwiegender Beute an Flugwild besonders im Gebrauch der Flinte geübt sein müssen. Sie fangen das kleine Wild in Netzen, das Raubwild in Eisen und Fallen, auch üben sie die Erziehung und Dressur des Hühnerhundes, der meistens auch auf Wasserjagd abzurichten ist. 5) Fasanenjäger, die sich mit der Erziehung und Pflege der Fasanen beschäftigen.

Die berufsmäßigen Jäger mußten früher auch verstehen, große Jagden als Hoffestlichkeiten zu veranstalten. Damit eine große Menge von Wild in kurzer Zeit sicher von fürstlichen Jagdherren erlegt werden konnte, wurde das Wild in beträchtlicher Zahl in eingestellten Jagen, die mit Jagdzeug umschlossen waren, sogen. Hauptjagen, zusammengetrieben. Als nach dem Beispiel des französischen Hofes der Luxus auch bei den übrigen Hofhaltungen sich verbreitete, boten mit besondern Prunk veranstaltete Hauptjagen (Festinjagen) Gelegenheit zur Verherrlichung von Hoffesten. Die Jägerei erschien in Galauniform, die Jagdschirme waren reich verziert, Musikchöre spielten dabei auf, die Herrschaft erschien in wunderlichen Verkleidungen, die Damen als Dianen und Nymphen auf Wagen, die von Hirschen gezogen wurden, auch fanden dabei Kämpfe von Löwen, Bären ꝛc. statt. Zur Ermäßigung der großen Kosten wurden Jagdfronen, Jagdtreiberdienste, Wildbretfuhren, Jagdzeugfuhren ꝛc. auferlegt. Ferner mußten entrichtet werden: Wolfsjagddienstgelder, Hecken-, Wald-, Wildhufenhafer. Einzelne Höfe hatten die Verpflichtung, die Hunde des Jagdberechtigten zu füttern, wenn sie nicht gebraucht wurden, oder auch die Jägerei bei sich einzuquartieren. Diese besonders den Besitzern ländlicher Grundstücke auferlegten Lasten riefen um so mehr Erbitterung hervor, als außerdem der in großer Menge gehegte Wildstand bedeutenden Schaden an den Feldfrüchten verursachte. Bei solchen fast unerträglichen Verhältnissen mußte durch gesetzliche Bestimmungen Wandel geschaffen werden. In Frankreich bestimmte das Gesetz vom 26. März 1798 die Befreiung des Grund und Bodens von fremden Jagdrechten; diesem Beispiel folgten die Gesetzgebungen mehrerer deutscher Einzelstaaten, und 31. Okt. 1848 wurde in Preußen unter Aufhebung aller privatrechtlichen Beziehungen zu ältern oder neuern Eigentumserwerbungen das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden ohne jede Entschädigung aufgehoben und eine Trennung jenes dinglichen Rechts von letzterm für die Zukunft als nicht statthaft erklärt. Infolge eingebrachter Reklamationen ehemaliger Jagdberechtigter wurde in Kurhessen, Württemberg, Hannover, Sachsen, Altenburg z. T. eine Entschädigung teils aus der Staatskasse, teils durch Aufbringung der früher Verpflichteten gewährt. Die neuere Jagdgesetzgebung bezweckt besonders den Schutz des Feldes und des Waldes gegen Beschädigung von seiten des Wildes; daher die gesetzlichen Bestimmungen über Beschränkung des Wildstandes, über Vergütung des Wildschadens und über Aufgang und Schluß der J. Namentlich suchte man auch die Gesetze über Wilddieberei, die trotz der strengen Strafen in manchen Gegenden Deutschlands mit großer Frechheit betrieben ward und hier und da einen förmlichen Kriegszustand zwischen Forstbeamten und Wilddieben zur Folge hatte, mit den allgemeinen strafrechtlichen Grundsätzen in Einklang zu bringen. Gegenwärtig richtet sich die Bestrafung des unbefugten Jagens auf fremdem Jagdgebiet nach den § 292—295 des deutschen Strafgesetzbuches; das unberechtigte Erlegen von Wild in eingezäunten Gehegen wird als Diebstahl bestraft. Die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden mußte außerdem zu Beschränkungen rücksichtlich seiner Ausübung führen, weil sonst voraussichtlich Ausrottung des Wildes und Unfälle durch unvorsichtige Handhabung der Schußwaffen seitens Unkundiger unausbleiblich gewesen wären. Demgemäß steht das Recht der Jagdausübung nur solchen Grundbesitzern zu, die einen zusammenhängenden größern Flächenraum (s. Jagdbezirk) besitzen, während sonst die Gemeinden die Jagdausübung zu verpachten und den Erlös an die beteiligten Grundbesitzer nach Verhältnis zu verteilen haben. Verstöße

gegen die Jagdordnungen, insbes. gegen die Vorschriften behufs Schonung des Wildes, werden, wenn von Jagdberechtigten verübt, als »Übertretungen« bestraft. In Preußen wurde die Ausübung der J. durch das Jagdpolizeigesetz vom 7. März 1850, das Wildschongesetz vom 14. Juli 1904 und das Wildschadengesetz vom 11. Juli 1891 geregelt, und dadurch kamen die frühern Forst-, Mast- und Jagdordnungen für die einzelnen Provinzen, deren Bestimmungen außerdem teilweise veraltet und unzeitgemäß geworden waren, meist in Wegfall. Bearbeitungen der Jagdgesetzgebung lieferten: für Preußen Dalcke (4. Aufl., Berl. 1903), Kohli (3. Aufl., das. 1900), R. Wagner (2. Aufl., das. 1889), Grunert (Trier 1885), J. Bauer (3. Aufl., Neudamm 1904), Lehfeld (Berl. 1896), Schultz und v. Seherr-Thoß (das. 1903), Danckelmann und Engelhard (»Das Wildschongesetz«, das. 1904); für Bayern Pollwein (5. Aufl., Münch. 1901), Schanz (Würzb. 1891), Schüllermann (Bamb. 1900), Wirschinger (Münch. 1902); Männer für die Pfalz (Kirchheimbolanden 1892; Ergänzungsheft 1902); für Sachsen Einsiedel (2. Aufl., Leipz. 1890), Lotze (2. Aufl., das. 1900); für Hessen Haller (3. Aufl., Darmst. 1884); für Württemberg Manice (Stuttg. 1898), Rampacher (Ulm 1900), Schindler (Stuttg. 1901); für Baden Schenkel (Tauberbischofsheim 1886), Mayer (Freib. 1887), Asal (Karlsr. 1898); für Braunschweig Peßler (Braunschw. 1895, mit 3 Ergänzungsheften bis 1904); für Elsaß-Lothringen Huber (2. Aufl., Straßb. 1895), Halley (das. 1890) ꝛc. Für Österreich vgl. Anders, Das Jagd- und Fischereirecht (Innsbr. 1885); Schiff, Grundriß des Agrarrechts, einschließlich des Jagd- und Fischereirechts (Leipz. 1903); Spitzer, Die Jagdgesetze für Niederösterreich und Wien (Wien 1903) u. a.; außerdem Demay, Recueil des lois sur la chasse en Europe, etc. (Par. 1894).

Jeder, der die J. ausüben will, muß einen Jagdschein (s. d.) lösen, und es läßt sich daher aus der Zahl solcher Jagdscheine leicht ersehen, in welchem Verhältnis sich die Zahl der Personen vermehrt hat, welche die J., die jetzt meist zum Vergnügen und zur Erholung der wohlhabendern Bevölkerung dient, ausüben. Die Zahl der ausgegebenen Jagdscheine stieg in Preußen von 80,559 im J. 1850/51 auf 188,524 im J. 1891/92 und sank 1902/03 auf 139,675 Jahres- und 20,247 Tagesjagdscheine für Inländer, 359 Jahres- und 1005 Tagesjagdscheine für Ausländer, davon 14,953 unentgeltliche Jagdscheine. Die Gesamteinnahme betrug 2,177,375 Mk., davon entfallen auf Berlin und Charlottenburg 45,893, die Rheinprovinz 270,442, Provinz Sachsen 257,535, Hannover 246,711, Schlesien 224,022. Vgl. Jagdscheine. Der Abschuß betrug in Preußen 1885/86: 2,987,672 Stück Haarwild und 4,573,634 Stück Federwild im Gesamtgeldwert von 8,507,783 und 3,073,313 Mk. Hiernach ist also der Jagdertrag ein nicht unerheblicher Faktor für die Volksernährung und die Volkswirtschaft. Die Ausübung der J. auf dem fiskalischen Grundbesitz ist in Preußen so geregelt, daß gewöhnlich die niedere J. in den Staatsforsten und auf den Domänen den Revierverwaltern, resp. den Domänenpächtern verpachtet ist, während die hohe und mittlere J. für den Fiskus administriert wird. Auf den Gemeinde- und Kommunalgrundstücken wird die J. auf den daraus gebildeten Jagdbezirken (s. d.) verpachtet, und hierdurch ist es ermöglicht, daß die Gemeinden erhebliche Pachtbeträge beziehen, sowie daß größere Schichten der Bevölkerung sich Jagden anpachten können, wodurch das Jagdvergnügen immer weitere Ausbreitung gewonnen hat. Zur Hebung und größern Sicherung der Wildstände sind in neuerer Zeit in kleinern und größern Kreisen Jagd- und Jagdschutzvereine entstanden. Diese bezwecken teils eine gleichmäßige Ausübung der J. auf bestimmte Wildgattungen und Geschlechter, teils sind sie zur gemeinschaftlichen Anpachtung bedeutender Flächenkomplexe für bestimmte Jagdarten, namentlich die Hetzjagden mit Windhunden, oder zur Hebung des Sports durch (Parforce-) Jagen mit Jagdhundmeuten, die auf Vereinskosten unterhalten werden, geschlossen worden. Auch haben jene Vereine die Tendenz, sich gegenseitig selbst und die Staatsbehörden in bezug auf Durchführung der Gesetze über Jagdpolizei und Wildschonung zu unterstützen sowie den Wilddiebstahl und den Handel mit gestohlenem Wildbret nachdrücklich zu verfolgen. Sie erreichen die letztgedachten Zwecke durch Prämienzahlung für entdeckte Wilddiebstähle und durch Benutzung der Presse (Allgemeiner deutscher Jagdschutzverein). Außerdem haben sich Vereine gebildet, die sich die Aufgabe stellen, die Erhaltung und Züchtung reiner Hunderassen zu erstreben und zu fördern (s. Hund, S. 650 f.).

[Jagdliteratur.] In »Tristan und Isolde« von Gottfried von Straßburg finden wir die ältesten Spuren deutscher Jagddichtung. Aus ungefähr gleicher Zeit stammt für die Falknerei ein Werk des Kaisers Friedrich II.: »De arte venandi cum avibus«, Kaiser Maximilians I. »Geheimes Jagdbuch« (1508) und »Der geöffnete Fechtboden, Reitstall und Jägerhaus« (Hamb. 1506); den forstlichen Interessen zugleich dienend: Noe Meurer, Jagd- und Forstrecht (Frankf. a. M. 1561); ferner: »Neuw Jag vnnd Weydwerk Buch« (das. 1582); sodann: »New Jägerbuch: Jacoben von Fouilloux, einer führnehmen Adelsperson in Frankreich ꝛc.« (Straß. 1590; letzte deutsche Ausgabe, Danz. 1726). Hervorragende Wichtigkeit hat die »Oeconomia ruralis et domestica, darinne das ganze Ampt aller treven Hauß Väter, Hauß Mütter ... auch Wild- und Vogelfang, Weidwerk, Fischerei, Holzfällung, von Jacob Coler« (Wittenb. 1591 bis 1601, viele spätere Auflagen) und die »Fürstliche Jäger-Burg von Vit. Bremer« (Hamb. 1657). Eine hohe jagdliche Autorität besitzen wir in Hans Friedrich v. Flemming, Der vollkommene teutsche Jäger (Leipz. 1719), dem sich gleichwertig anschließt: Döbel, Neu eröffnete Jäger-Praktica oder vollständige Anweisung zur hohen und niedern Jagdwissenschaft (das. 1746; 4. Aufl., neu [aber schlecht] bearbeitet von Döbel und Benicken, 1828, 3 Bde.). Aberglaube und Geheimniskrämerei durchdringen bei dem Mangel wirklicher wissenschaftlicher Begründung die Werke der ältern Jagdautoren, doch sind sie durchweht von einem gewissen romantischen Hauch. Erst am Ende des 18. Jahrh. beginnt Bechstein in seinem »Vollständigen Handbuch der Jagdwissenschaft« (Nürnb. 1801 bis 1809; Gotha 1820—22, 4 Bde.) die Jagdkunde wissenschaftlich zu behandeln. An seine bahnbrechende literarische Tätigkeit reihen sich an: Jester, Die kleine J. (Königsb. 1793; 5. Aufl. von Riesenthal, Leipz. 1884; für angehende Jäger); Hartig, Lehrbuch für Jäger (Stuttg. 1811, 11. Aufl. 1884; Ausgabe der »Deutschen Jägerzeitung«, 5. Aufl., Neudamm 1903); Dietr. aus dem Winckell, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber (Leipz. 1804—1805; 5. Aufl. von Tschudi, das. 1878, 2 Bde.; Ausgabe der »Deutschen Jägerzeitung«, 3. Aufl., Neudamm 1899, 3 Bde.); Gödde, Die J. und ihr Betrieb in Deutschland (2. Aufl., Berl. 1881). Dazu sind

noch zu erwähnen: Pfeil, Vollständige Anweisung zur Jagdverwaltung u. Jagdbenutzung (Leipz. 1848); Diezel, Erfahrungen auf dem Gebiet der Niederjagd (Offenbach 1849; 9. Aufl. von v. Nordenflycht, Berl. 1903); Boner, Tiere des Waldes (a. d. Engl., Leipz. 1862); R. v. Meyerinck, Naturgeschichte des in Deutschland vorkommenden Wildes (3. Aufl., das. 1898); Grunert, Jagdlehre (Hannov. 1879—80, 2 Bde.); v. Riesenthal, Das Weidwerk (Berl. 1880); v. Nolde, J. und Hege des europäischen Wildes (2. Aufl., das. 1886); Ponetz, Jagdkunde (Kolin-Prag 1884); Corneli, Die J. und ihre Wandlungen (Amsterd. 1884); Horn, Jagdsport (2. Aufl., Wien 1894); R. v. Dombrowski, Lehr- und Handbuch des Weidwerks (3. Aufl., das. 1896); Kröner, Jagdbuch (Düsseld. 1890); Grashey, Handbuch für Jäger (2. Aufl., Stuttg. 1902); v. Train, Weidmanns Praktika (7. Aufl. von E. v. Dombrowski, Leipz. 1896); Volkmann, Das Weidwerk in Österreich (3. Aufl., Wien 1902). »Die hohe J.« (2. Aufl., hrsg. von Alberti, Brandt, Eilers u. a., Berl. 1904); Regener, Jagdmethoden und Fanggeheimnisse (10. Aufl., Neudamm 1902); Kropff, Weidgerechte J. (das. 1899); Keller, Der weidgerechte Jäger Österreichs (Klagenf. 1900); Skowronnek, Die J. (Leipz. 1901); Graf Sylva-Tarouca, Kein Heger, kein Pfleger (Berl. 1899); »Deutsches Jagdbuch«, vom deutschen Jagdschutzverein (10. Aufl. 1900); Eheberg, Die J. in volkswirtschaftlicher Beziehung (Leipz. 1901). Monographien über unsre einzelnen Wildarten s. bei den betreffenden Artikeln. Das bedeutendste Werk über Tiergärten ist das vom Grafen Mellin: »Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen oder große Tiergärten anzulegen« (Berl. 1800). Jagdlexika wurden herausgegeben von Th. Hartig (2. Aufl., Berl. 1861), v. Riesenthal (Leipz. 1882), Dombrowski, Guttenberg und Henschel (»Allgemeine Enzyklopädie der Forst- und Jagdwissenschaften«, Wien 1886—93, 8 Bde.); Fürst (»Illustriertes Forst- und Jagdlexikon«, 2. Aufl., Berl. 1903). Jagdzeitungen: »Deutsche Jägerzeitung« (Neudamm, seit 1881); »Der Weidmann« (Braunschw., seit 1869); »Hugos Jagdzeitung« (Wien, seit 1857); »Hubertus« (Köthen, seit 1872); »Wild und Hund« (Berl., seit 1895).

Zur Geschichte vgl. Stisser, Forst- und Jagdhistorie der Teutschen (Jena 1737; verbessert von Franke, Leipz. 1754); Anton, Geschichte der deutschen Landwirtschaft von den ältesten Zeiten bis zum 15. Jahrhundert (Görl. 1799—1804); Stieglitz, Geschichtliche Darstellung der Eigentumsverhältnisse an Wald und J. in Deutschland (Leipz. 1832); Laurop, Das Forst- und Jagdwesen und die Forst- und Jagdliteratur Deutschlands ꝛc. (Stuttg. 1843); Niemann, Vaterländische Waldberichte ꝛc. (Altona 1820 bis 1822); Pfeil, Die Forstgeschichte Preußens bis zum Jahr 1806 (Leipz. 1839); Bernhardt, Geschichte des Waldeigentums, der Waldwirtschaft und Forstwissenschaft (Berl. 1872—75, 3 Bde.); Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland (das. 1879); Miller, Das Jagdwesen der alten Griechen und Römer (Münch. 1883); Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands (Berl. 1885—88), dessen kleinern »Grundriß« (2. Aufl., das. 1892) und Forstpolitik, Jagd- und Fischereipolitik (Leipz. 1894); Dunoyer de Noirmont, Histoire de la chasse en France (Par. 1868, 3 Bde.). Außerdem Gräsſe, Jägerbrevier. Jagdaltertümer, Weidsprüche und Jägerschreie, Jagdkalender ꝛc. (2. Aufl., Wien 1869), Jägerhörnlein. Jägerlügen, Jägerlieder, Tierzauber (Dresd. 1860) und Hubertusbrüder (Wien 1875); v. Berg, Pürschgang im Dickicht der Jagd- und Forstgeschichte (Dresd. 1869); v. Kobell, Wildanger, Skizzen aus dem Gebiet der J. und ihrer Geschichte (Stuttg. 1859); Graeser, Die Freude am Weidwerk. Eine Geschichte und Philosophie der Jagdlust (3. Aufl., Berl. 1904); Eilers, Philosophie des Weidwerks (Neudamm 1904); »Alte und neue Jägerlieder« (5. Aufl., Münden 1903); Dreher, Waldhornlieder. Jagdlieder aus alter und neuer Zeit (Leipz. 1904). Vgl. auch Weidmannssprache.

Jagdbar, das Wild, dessen Verfolgung und Aneignung ausschließlich dem Jagdberechtigten zusteht (s. Jagdrecht). Welche Tiere das sind, richtet sich, auch nach Erlaß des Bürgerlichen Gesetzbuches, nach dem Landesrecht. Die Ausführungsbestimmungen zu demselben haben diesen Gegenstand z. T. geregelt, z. B. für Bayern (Art. 142) bestimmt: die wilden Säugetiere und Vögel, deren Fleisch, Pelzwerk und Gefieder verwertet zu werden pflegt, oder die als Raubtiere diesem Wilde nachstellen. Für Preußen (mit Ausschluß der hohenzollerischen Lande) ist die bisher bestehende Verschiedenheit durch § 1 des Wildschongesetzes vom 14. Juli 1904 beseitigt. Danach sind j.: a) Elch-, Rot-, Dam-, Reh- und Schwarzwild, Hasen, Biber, Ottern, Dachse, Füchse, wilde Katzen, Edelmarder (Baummarder); b) Auer-, Birk- und Haselwild, Schnee-, Reb- und schottische Moorhühner, Wachteln, Fasanen, wilde Tauben, Drosseln (Krammetsvögel), Schnepfen, Trappen, Brachvögel, Wachtelkönige, Kraniche, Adler (Stein-, See-, Fisch-, Schlangen- und Schreiadler), wilde Schwäne, wilde Gänse, wilde Enten, alle andern Sumpf- und Wasservögel, mit Ausnahme der grauen Reiher, der Störche, der Taucher, der Säger, der Kormorane und der Bleßhühner. Bei Einwanderung oder Einführung bisher nicht einheimischer Wildarten kann durch königliche Verordnung Bestimmung über ihre Jagdbarkeit getroffen werden (§ 14). Alle übrigen Tiere, jetzt also auch überall in Preußen das Kaninchen, unterliegen dem freien Tierfang. Zur Aneignung des jagdbaren Wildes ist ein Jagdschein erforderlich (also auch für den Krammetsvogelfang), soweit nicht die Bestimmung des § 2 des Jagdschongesetzes vom 31. Juli 1895 zutrifft. Das Recht, auf eignem Grund und Boden den Drosselfang auszuüben, bleibt für Hannover bestehen. Das ausschließliche Recht des Jagdberechtigten umfaßt auch die verendeten Tiere und die Eier des Federwildes (s. hierzu § 19, Abs. 3 des Gesetzes). — J. heißt ein Hirsch von zehn Enden, stark j., wenn er mehr Enden aufgesetzt hat.

Jagdberg, s. Rothaargebirge.

Jagdbezirk, der zur selbständigen Ausübung der Jagd berechtigende Flächenkomplex. Die geringste Größe ist in den einzelnen Staaten verschieden gesetzlich festgestellt, während das Maximum keiner Beschränkung unterliegt. Nur denjenigen Grundbesitzern ist die eigne Ausübung der Jagd auf ihrem Grund und Boden gestattet, die einen land- oder forstwirtschaftlich benutzten Grundbesitz von einer bestimmten Größe haben, der durch keine fremden Grundstücke in seinem Zusammenhang unterbrochen ist, wobei aber Wege und Wasserläufe als nicht trennend angesehen werden. Die Mindestgröße beträgt 300 Morgen = 76,6 Hektar in Preußen, einschließlich Schleswig-Holstein, Hannover, Nassau, Frankfurt a. M., 240 Tagwerke = 81,8 Hektar in Bayern im Flachland und 400 Tagwerke = 126,3 Hektar im Hochgebirge, 50 Tagwerke = 17 Hektar auf Seen und Fischteichen,

300 Acker = 166 Hektar in Sachsen, 200 Morgen = 72 Hektar in Baden, 50 Morgen = 15,7 Hektar in Württemberg, 100 Hektar in Oldenburg, 58 Hektar in Sachsen-Meiningen bei Feld-, 91 Hektar bei Waldgrundstücken, 25 Hektar in Elsaß-Lothringen. Kleinere Besitzungen werden mit den anliegenden, bez. den Grundstücken der Gemeindefeldmark vereinigt und daraus Jagdbezirke gebildet, die von den Gemeindebehörden, in Hannover, Sachsen und Braunschweig von einem Forstvorstand verpachtet werden. In Mecklenburg ist jeder Grundbesitzer auf seinem Grund und Boden jagdberechtigt. Vgl. Jagd.

Jagdequipage, der Inbegriff aller zur Jagd gehörigen Requisiten mit Einschluß der Pferde u. Hunde.

Jagdfalke, s. Falken, S. 290.

Jagdfolge (Wildfolge), das Recht, angeschossenes oder angehetztes Wild auch auf fremdem Revier zu verfolgen, ist durch Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden beseitigt. Im Bereich der Gültigkeit des Landrechts war die J. durch die Bestimmungen Teil 1, Titel 9, § 130 ff. geregelt. Zur Ausübung der J. gehörte nach den sonst gewöhnlich durch die Forstordnungen getroffenen Bestimmungen, daß Haar oder Schweiß auf dem eignen Revier dargetan worden, daß die Folge binnen 24 Stunden nach dem Anschuß geübt wird und aufhört, wenn der Schweißhund die Fährte verläßt. Das Gewehr mußte zurückgelassen und das erlegte Stück durfte vor erfolgter Anzeige an den Besitzer des Nachbarreviers, die binnen 24 Stunden erfolgen mußte, nicht fortgeschafft werden. Jetzt besteht die J. nur noch in den beiden Mecklenburg.

Jagdfrone, s. Jagd, S. 134.

Jagdgedichte, eine Art altdeutscher Dichtungen, in denen das ritterliche Liebeleben unter der Allegorie einer Jagd dargestellt wird. Die sinnvollste Produktion dieser Art ist die »Jagd« des Hadamar von Laber (s. d.); andre führen die Titel: »Der Minne Falkner«, »Jagd der Minne« ꝛc. In verwandter Weise hat Kaiser Maximilian im »Teuerdank«, wo Hirsch-, Gemsen- und Bärenjagden eine große Rolle spielen, das Bild seiner sittlichen Entwickelung gegeben.

Jagdgerecht, den weidmännischen Vorschriften entsprechend. Vgl. Gerecht.

Jagdgeschrei, das Geschrei der Jägerei zu Anfang und Ende eines eingestellten Jagens.

Jagdgeschütze, soviel wie Backs- oder Buggeschütze, s. Back.

Jagdgesetzgebung, s. Jagd, S. 134.

Jagdgewehr (hierzu Tafel »Jagdgewehre«), die Handfeuerwaffe, die bei Ausübung der Jagd benutzt wird, die Büchse (Birschbüchse) zur Erlegung des Hochwildes, die Flinte zur Erlegung des kleinen Wildes. Gewöhnlich haben die Jagdgewehre zwei Läufe: Doppelflinte, Doppelbüchse mit zwei Flinten-, bez. zwei Büchsenläufen, Büchsflinte mit einem Büchsen- und einem Flintenlauf. In neuerer Zeit ist der Drilling stark in Aufnahme gekommen, der gewöhnlich zwei Flinten- und einen darunter liegenden Büchsenlauf, aber auch zwei Büchsen- und einen Flintenlauf hat. Beim Doppelzeug ist für Flinten- und Büchsflintenläufe nur ein Schaft vorhanden. Jedes J. besteht aus Lauf, Schloß, Bewegungs- und Verschlußmechanismus, Schaft und Garnitur. Das Material des Laufes muß zäh, aber auch elastisch sein. Erstere Eigenschaft hat das Eisen, letztere der Stahl, der in seiner gewöhnlichen Beschaffenheit wenig Zähigkeit besitzt. Man stellt deshalb durch Zusammenschmieden von Stahl und Eisen in ganz feinen Stäben, die man meist noch vielfach knickt, den Damast her, der in seinen bessern Sorten, Bernard-, Rosen-, türkischen, Hufnageldamast, allen Anforderungen entspricht. Man fertigt indes auch kohlenstoffarmen Stahl, der neben Elastizität die genügende Zähigkeit besitzt (Siemensstahl, Spezialstahl von Krupp, Wittener- und Withworthstahl u. a.). Während die Damastläufe um einen Dorn geschmiedet werden, stellt man Stahlläufe durch Guß her und bohrt sie auf einer Bohrmaschine aus. Zur Herstellung von Doppelläufen werden zwei Läufe mit Deckschienen versehen und so entweder mit Messing (hart) oder mit Zinn (weich) aneinander gelötet. Auch verbindet man beide Methoden wohl miteinander. Die Hartlötung ist fester, doch schadet die dabei angewendete starke Hitze leicht dem Lauf, Weichlötung ist teuerer. Die durch Pieper vorgeschlagene Verbindung durch Doppelringe hat sich nicht eingeführt. Der Flintenlauf hat gewöhnlich eine Länge von 75—80 cm, die Stärke beträgt an der schwächsten Stelle 1—1,25 mm. Die Bohrung ist zylindrisch und muß durchaus gleichmäßig weit sein, damit ein Entweichen von Pulvergasen neben dem Pfropfen ausgeschlossen ist. Zur Verbesserung des Schusses findet man jetzt vielfach die Chokebohrung (engl. choke-bore, Würgebohrung), bei der der sonst zylindrische Lauf 20—25 mm vor der Mündung sich mit konischem Übergang um 0,3—0,9 mm verengert; hierdurch wird in den meisten Fällen ein schärferer, mehr zusammenhaltender Schuß erzielt. Hin und wieder besitzen Flinten sogen. Haarzüge, gerade verlaufende feine Einschnitte, die bei den Vorderladern insofern Zweck hatten, als sie die schwache Reibung des Pfropfens erhöhten und dadurch eine bessere Ausnutzung der Pulvergase ermöglichten. Bei den Hinterladern sind sie überflüssig und eher nachteilig. Unter choke rifle versteht man Haarzüge, die sich nach der Mündung zu verflachen, wodurch dort eine schwache Verengerung des Laufs herbeigeführt wird. Sie haben wenig Verbreitung gefunden. Das Patronenlager muß genau konzentrisch gebohrt sein und in Länge und Weite der Patrone entsprechen; es geht gewöhnlich allmählich in die Laufseele über. Das Kaliber wird bei der Flinte nach der Anzahl der aus 1 Pfd. Blei gegossenen passenden Rundkugeln bezeichnet. Das verbreitetste ist Kaliber 16, doch finden wir auch vielfach Kaliber 12, seltener Kaliber 20. Die Visiervorrichtung besteht in einem einfachen, kurz vor der Mündung auf der Laufschiene befestigten Korn. Für das Zielen in der Dunkelheit verwendet man wohl ein Elfenbeinkorn oder ein mit Leuchtmasse gefülltes Korn, z. B. das Witzlebensche Leuchtkorn. Auch hat man Visiere hergestellt, die für etwaige Kugelschüsse auf den Flintenläufen leicht abnehmbar angebracht werden können.

Der Büchsenlauf wird jetzt wohl ausschließlich aus Gußstahl hergestellt, der sich seiner Gleichmäßigkeit halber zum Einschneiden der Züge besser eignet als der Damast. Die Länge ist 60—70 cm, bei Doppelbüchsen wird wohl, um geringeres Gewicht zu erzielen, auch auf 55 cm herabgegangen. Die Stärke muß dem größern Gasdruck entsprechend eine größere sein, als die der Flinten. Von größter Wichtigkeit für die Güte der Büchse ist die Bohrung. Während man zuerst mit der Kugel aus glattem Lauf schoß, dann zu geraden Zügen überging, haben wir jetzt ausschließlich Drallzüge in unsern Büchsen, d. h. Züge, die einen spiralförmigen Verlauf zeigen. In die Züge soll sich das Geschoß hineinzwängen und dadurch eine rotierende Bewegung erhalten, die den Widerstand der Luft leichter überwin-

det und Ablenkungen von der Bahn verhindert. Von den tief eingeschnittenen Zügen der frühern Büchsen ist man zurückgekommen, die jetzt am meisten angewendeten sogen. Expreßzüge sind ganz flach. Unter Drall versteht man die Drehung der Züge. War die Stärke früher nur gering, so ist man besonders bei den kleinkalibrigen Gewehren zu sehr starken Drehungen übergegangen. Auf die genau konzentrische Bohrung des Patronenlagers ist bei der Büchse noch mehr Gewicht zu legen als bei der Flinte. Seine Länge muß derart sein, daß die Kugel genau an die Züge ansetzt. Das Kaliber der Jagdgewehre ist ein noch jetzt viel umstrittener Punkt. Bis zu 11 mm war die Jägerei mit wenig Ausnahmen anstandslos dem Militärgewehr gefolgt, bei Übergang zu 8 und gar 6 mm erhoben sich jedoch viele Stimmen dagegen. Es wird dem kleinen Kaliber ein zu geringer Schweißerguß nachgesagt, und die Gefährlichkeit der Waffe für Menschen und Tiere ist bei der weiten Flugbahn und der großen Durchschlagskraft nicht zu leugnen. Die ballistischen Vorzüge, die bedeutend größere Treffsicherheit haben aber dem 8 mm-Militärgewehr in Jägerkreisen eine große Verbreitung verschafft. Daß junge Jäger dadurch leicht zu weiten, unweidmännischen Schüssen verleitet werden können, muß allerdings zugegeben werden. Von größter Wichtigkeit für die Brauchbarkeit der Büchsen ist die Visierung. Sie besteht gewöhnlich aus Visier und Korn in verschiedenster Ausführung. Das Korn ist meist ein Käferkorn, oben abgerundet, das Visier hat entweder eine horizontale oder eine nach der Kimme geneigte Oberkante, die Kimme selbst wird in verschiedenster Form hergestellt (Textfig. 1—3, 10 und 12).

1 2 3

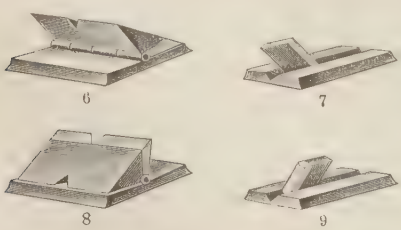
Fig. 1—3. Visiere verschiedener Form.

Um bei verschiedener Beleuchtung das Korn deutlich erkennen zu können, ist die Verwendung eines Wechselkorns zu empfehlen (Textfig. 4 und 5). Dasselbe

4 5

Fig. 4 u. 5. Lagessches Wechselkorn.

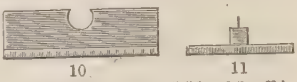
zeigt eine dunkle Metall- und eine helle Elfenbeinseite, die nach Bedarf dem Auge zugedreht werden können. Eine Umschaltung sowohl für Visier als Korn hat die



6 7 8 9

Fig. 6—9. Visierung Lux.

Merremsche Licht- und Schattenvisierung Lux (Textfig. 6—9), auch hier ist eine Seite hell, die andre dunkel hergestellt. Die Fronhöfersche Visierung (Textfig. 10 und 11) bezweckt eine genaue Abmessung der Höhe, um Hoch- und Tiefschüsse zu vermeiden, es darf beim Visieren nur die scharfe Spitze die Visieroberkante überragen. Besser wird dieser Zweck noch erreicht durch die Junacksche Plattenkornvisierung (Textfig. 12 u. 13), bei der die über dem Korn angebrachte Platte als helle Linie erscheint und ein genaues Höhenehmen ermöglicht. Erwähnt sei ferner die Ringvisierung von Hefner-Alteneck, deren Anwendung aus Textfig. 14 u. 15 ersichtlich ist. Auch das Fernrohr hat man in neuerer Zeit vielfach auf Büchsen montiert, um einen genauen Schuß zu ermöglichen. Die Anbringung erfolgt entweder über der Laufschiene auf

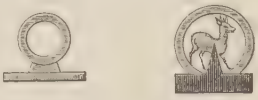


10 11

Fig. 10 u. 11. Fronhöfersche Visierung.

12 13

Fig. 12 u. 13. Junacksche Plattenkornvisierung.



14 15

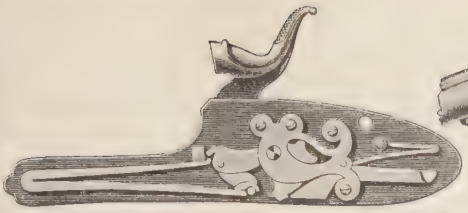
Fig. 14 u. 15. Hefner-Alteneck-Visierung.

16 17 18

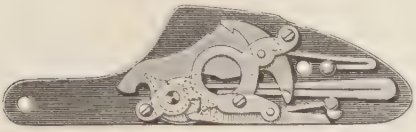
Fig. 16—18. Fernrohrvisierungen.

durchbrochenem Fuß, um den Gebrauch von Visier und Korn nicht zu beeinträchtigen, oder seitwärts. Verwendet wird meist ein terrestrisches Fernrohr, neuerdings auch Prismenfernrohre, die aber nicht so stabil befestigt und bei ihrer großen Empfindlichkeit leicht beschädigt werden können. Der Zielpunkt ist entweder als zentrischer Punkt, als Fadenkreuz, als Linie mit Punkt oder als halbes Fadenkreuz im Fernrohr angebracht (Textfig. 16—18). Am meisten zu empfehlen ist eine der letzten drei Einrichtungen, da durch den Faden zugleich ein Korrektiv gegen das Verkanten gegeben ist. Das Schloß war früher allgemein das alte Perkussionsschloß und wurde entweder vorliegend (Tafel, Fig. 1) oder rückliegend verwendet. Durch eine Änderung der Anordnung wird ein Zurückspringen des Hahnes aus der ersten Ruhe bewirkt, Reaktions- oder Rückspringschloß. Beim Zündnadelgewehr und wenigen neuern Systemen wird die Nadel, bez. der Schlagstift durch eine starke Feder vorgeschnellt. Die Zahl der neuern Schloßsysteme ist sehr groß, doch sind fast alle auf das Perkussionsschloß zurückzuführen, mit den durch die Besonderheit des Systems bedingten Abänderungen. Im großen und ganzen unterscheiden wir Doppelschlösser, auf dem Abzugsblech oder im Innern der Baskule angebracht, wie z. B. Greeners Hammerlaß (Tafel, Fig. 7) zeigt, oder Seitenschlösser, wie das Selbstspannseitenschloß von Sauer u. Sohn (Tafel, Fig. 2). Erwähnt sei noch, daß das Büchsenschloß bei den Jagdgewehren meist mit einer Stechvorrichtung versehen ist, die das Abziehen durch leisesten Druck am Abzug ermöglicht. Haupterfordernis eines guten Schlosses ist tadelloses Material, das durch Klang und Gefühl beim Spannen erkannt werden kann, und sauberste Arbeit. Während der alte Vorderlader, dessen Ladung nur schwer entfernt werden konnte, einer Sicherung der Hähne gegen Herabschlagen bedurfte, wurde diese bei Lefaucheux- und den Zentralfeuerhahngewehren fortgelassen. Die

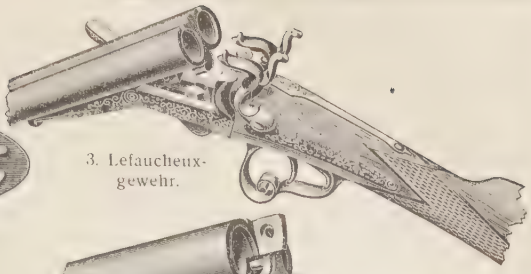
Jagdgewehre.



1. Vorliegendes Schloß.

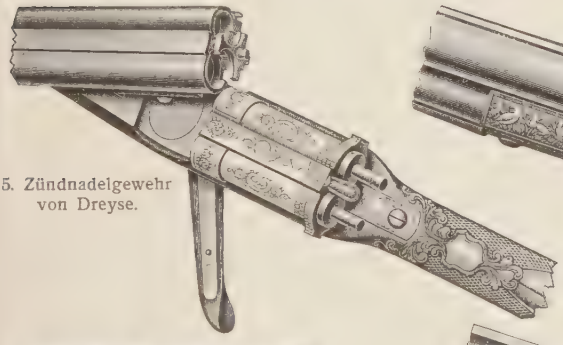


2. Selbstspanner-Seitenschloß.



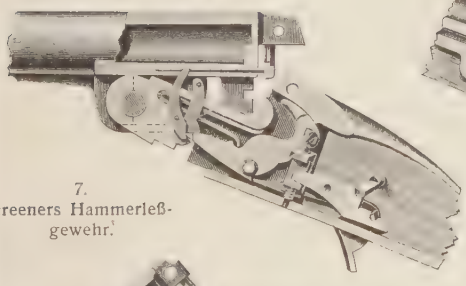
3. Lefaucheux-gewehr.

4. Zentralfeuer-gewehr mit Hähnen.

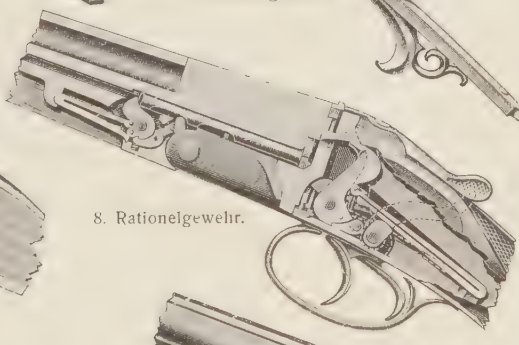


5. Zündnadelgewehr von Dreyse.

6. Teschnergewehr.



7. Greeners Hammerleß-gewehr.



8. Rationelgewehr.

9. Selbstspannerdrilling von Sauer u. Sohn.

10. Zentralfeuer-drilling mit Hähnen.

11. Repetiergewehr von Colt.

hahnlosen Selbstspanner, bei denen die Kontrolle über das richtige Funktionieren des Systems ꝛc. nicht möglich ist, verlangten die Wiedereinführung der Sicherung, und finden wir dieselbe in verschiedenster Form bei allen Systemen. Entweder ist sie automatisch und tritt mit dem Spannen zugleich in Tätigkeit, oder ihre Bedienung ist dem Schützen überlassen. Sie sperrt entweder die Abzüge oder stellt Stangen oder Schlagbolzen fest, oder sie drückt den Zündbolzen gegen den Schlag des Hammers. Alle diese Sicherungen werden von denen übertroffen, die eine vollständige Entspannung der Schlagfeder herbeiführen, wie wir sie in verschiedener Form bei den sogen. Sicherheitsgewehren finden. Bewegungs- u. Verschlußmechanismus verbinden Lauf und Schaft meist derart, daß ein Herunterklappen des erstern gegen den letztern, seltener ein Verschieben stattfindet (die sogen. Blockverschlüsse, bei denen Lauf und Schaft unbeweglich miteinander verbunden sind, s. Handfeuerwaffen [Militärgewehre]). Die Verbindung zwischen Lauf und Schaft muß nach Schließen des Gewehres eine so feste sein, daß sie auch durch die Erschütterung des Schusses nicht gelockert wird. Der alte Hebelverschluß (Tafel, Fig. 3) entspricht wenig dieser Anforderung, die neuen Schieberverschlüsse mit mehreren Schiebern bieten dagegen vollste Sicherheit. Mit dem Verschluß in Verbindung steht der Patronenauszieher oder -Werfer. Der Schaft wird bei guten Gewehren meist aus Nußbaum hergestellt. Die deutsche Schäftung hat eine Backe, bei der englischen fehlt sie. Ist der Hals pistolenförmig ausgearbeitet, so haben wir die jetzt sehr beliebte Pistolenschäftung. Die deutschen Gewehre haben einen Gewehrriemen zum Tragen, der bei englischen und französischen Gewehren häufig fehlt. — Für die Büchse hat sich die Metallpatrone fast vollständig eingebürgert, während sie wegen ihres größern Gewichts und des leichten Lockerns der Ladung bei der Flinte wenig im Gebrauch ist. Die Papphülse muß gasdicht sein und in Länge und Weite genau in das Lager passen, da andernfalls der Schuß dadurch stark beeinträchtigt werden kann. Als Pulver wird meist noch das Schwarzpulver verwendet, obgleich auch das rauchschwache Pulver besonders für Büchsen weite Verbreitung gefunden hat. Beim Schrot unterscheidet man Hart- und Weichschrot, ersteres wird im Laufe selbst und beim Aufschlagen weniger deformiert und liefert bessere Schußresultate. Der Pfropfen soll genau passen, gasdicht schließen und elastisch sein. Diesen Anforderungen entsprechen am besten die äußerlich gefetteten Pappfropfen. Die Rundkugel wird nur noch aus Flintenläufen geschossen, wo sie aber auch vielfach durch das Witzlebengeschoß, dem Armbrustbolzen nachgebildet, verdrängt ist. Die Jagdbüchsenkugel ist meist länglich mit ogivaler und abgeplatteter Spitze, doch gibt es sehr viele Abänderungen. Auf großes Wild, besonders Raubzeug, wird wohl ein Expansionsgeschoß verwendet, dessen Spitze hohl und mit Wachs oder einer hohlen Kupferröhre gefüllt ist. Beim Aufschlagen auf einen Knochen zersplittert dies Geschoß. Noch stärker ist die Wirkung von Explosionsgeschossen, deren Füllung beim Aufschlagen explodiert. Beide Geschoßarten werden von weidgerechten Jägern in Deutschland wohl kaum verwendet. Die Munition der kleinkalibrigen Gewehre s. bei Handfeuerwaffen. — Durch Gesetz vom 19. Mai 1891 ist bei uns, wie z. T. in andern Staaten seit langer Zeit, eine amtliche Prüfung der Gewehrläufe vorgeschrieben, Gewehre ohne Prüfungsstempel dürfen nicht in den Handel gebracht werden. —

Von einem J. verlangen wir neben gutem Material und sorgfältigster Arbeit aller Teile vor allem guten Schuß. Die Büchse darf in den einzelnen Schüssen eine nur geringe Abweichung, Streuungskegel, zeigen, bei der Doppelbüchse müssen beide Läufe möglichst denselben Schuß liefern. Die Flinte soll eine gute Durchschlagskraft und eine zweckmäßige Streuung haben, d. h. die Schrote sollen in genügender Anzahl gleichmäßig über das ganze Schußbild verteilt sein. In Halensee bei Berlin wurde 1891 eine Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen errichtet, die das Anschießen und die Beurteilung der Schußleistung von Gewehren übernimmt.

Die ältesten nach Erfindung des Schießpulvers hergestellten Handfeuerwaffen (s. d.) waren so unhandlich, daß sie für Jagdzwecke nicht in Frage kommen konnten. Auch die durch Einführung des Lunten- und später des Feuersteinschlosses bedingten Verbesserungen schufen hierin wenig Wandel, erst die Erfindung des Zündhütchens verschaffte den Feuergewehren allgemeinere Verbreitung bei der Jägerei. Sehr bald machte man dann den Versuch, Schnell- und Hinterlader herzustellen. Einen durchschlagenden Erfolg in dieser Beziehung hatte Lefaucheux vor allem dadurch, daß er seinem Gewehr (Tafel, Fig. 3) eine gasdichte Einheitspatrone gab. Nachdem dasselbe lange Jahre fast ausschließlich in Jägerkreisen die Herrschaft geführt, ist es jetzt fast vollkommen durch die Zentralfeuergewehre verdrängt. Seine Hauptfehler waren die langsame Zündung und die Unzuverlässigkeit und Gefährlichkeit der Patronen, die bei nachlässiger Anfertigung oft versagten und beim Entladen des Gewehrs oder beim Niederfallen sich leicht entzünden konnten. Außerdem war das Laden dadurch erschwert, daß der Stift der Patronen an den Ausschnitt des Laufes gepaßt werden mußte. Das Zentralfeuergewehr mit Hähnen (Fig. 4) zeigt diese Mängel nicht und hat sich in Jägerkreisen schnell eingeführt. Gegen dasselbe, wie gegen alle Hahngewehre, wird geltend gemacht, daß die Hähne das Gesichtsfeld beengen und leicht am Gestrüpp od. dgl. hängen bleiben, wodurch eine vorzeitige Entladung herbeigeführt werden kann. Immerhin haben diese Übelstände es nicht verdrängen können, obgleich die hahnlosen Selbstspanner den weitern Vorteil brachten, daß die Arbeit des Aufziehens der Hähne fortfällt. Der älteste Selbstspanner, das Zündnadelgewehr von Dreyse (Fig. 5), hat sich trotz seines anerkannt guten Schusses nicht halten können, die dünne Papierpatrone ist zu wenig gegen Nässe geschützt und der Mechanismus ziemlich empfindlich. Ebenso hat das Teschnergewehr (Fig. 6) eine nur lokale Verbreitung gefunden. Die Anzahl der neuen Selbstspannersysteme ist groß und vergrößert sich von Jahr zu Jahr. Das älteste brauchbare derartige Gewehr ist Greeners Hammerleß (Fig. 7), das trotz hohen Preises sich auch in Deutschland bald viele Freunde erwarb und einer Anzahl andrer Systeme als Vorbild gedient hat. Es hat ein Schlagfederdoppelschloß, doppelte Sicherung und automatischen Patronenauswerfer. Das Auslösen der Sicherung geschieht durch Herumlegen eines an der linken Schaftseite befindlichen Exzenters und durch den Druck gegen den Abzug. Das Schloß ist möglichst einfach konstruiert und sehr zweckmäßig an der Baskule angebracht. Vielleicht noch mehr verbreitet in Deutschland ist der Selbstspanner von Anson und Daley mit seinen vielen Nachbildungen. Ähnlich im Prinzip mit einigen zweckmäßigen Abänderungen ist der Nimrod-Hammerleß von Thieme

u. Schlegelmilch in Suhl. Von Seitenschloß-selbstspannern seien die Systeme von Dreyse, Sauer u. Sohn, Keßler und Thieme u. Schlegelmilch erwähnt. — Die in neuerer Zeit vielfach angepriesenen sogen. Sicherheitsgewehre, bei denen die Entsicherung, bez. die Spannung der Schlagfeder erst kurz vor dem Schießen durch besondere Griffe erfolgt, sind in mannigfachster Form vorhanden. Erwähnt sei das Hubertusgewehr von Jmm. Meffert-Suhl als erste derartige Konstruktion, von neuern das von Thieme u. Schlegelmilch, Hänel-Suhl, Schrader-Göttingen, Frank-Berlin und das Rationelgewehr von Pieper in Berlin (Fig. 8). Das letztere hat ein außerordentlich einfaches Schloß, einen sehr sinnreich konstruierten Patronenauswerfer und als Vorrichtung zum Spannen, bez. Entspannen der Schlagfeder einen linksseitig angebrachten Spannhebel. Derselbe, auf der Figur durch eine punktierte Linie angedeutet, wird zum Spannen nach rückwärts gedrückt, während durch Vorwärtsdrücken die Federn entspannt werden. Von weitern neuen Jagdgewehrkonstruktionen mögen hier noch das Kronengewehr von Fückert, ein Selbstspanner mit Hähnen, das Sicherheitsgewehr von Brenneke in Leipzig mit hahnartigen Griffen und das Idealgewehr genannt werden. Bei letzterm wird durch kleine Stifte am Hinterrande der Baskule angezeigt, ob das Gewehr geladen, ebenso wie aus der Stellung der Abzüge, die nach dem Schuß verschwinden, zu ersehen ist, ob die Schlagfeder gespannt. — Daß die Drillinge, Gewehre mit drei Läufen, und zwar meist zwei Schrot- und einem Kugellauf, die vielseitigsten Konstruktionen aufzuweisen haben, ist klar. Auch hier finden wir Hahngewehre und hahnlose Selbstspanner aller Art. Der Zentralfeuerdrilling mit Hähnen hat zwei Schlösser und eine Umschaltung für Flinten- und Kugellauf, die zwischen den Hähnen als drehbarer Hebel (Fig. 10) oder verschiebbarer Knopf, oder auch seitlich angebracht ist. Die Selbstspannerdrillinge haben meist für jeden Abzug ein besonderes Schloß, doch finden wir auch Konstruktionen mit nur zwei Schlössern. Entweder führen sie drei Abzüge oder zwei Abzüge mit Umschaltung. Welchen von diesen Einrichtungen der Vorzug zu geben, ist schwer zu sagen, die Gewohnheit spricht hier viel mit. Entweder werden die sämtlichen drei Schlösser zugleich gespannt, gesichert und entsichert, oder nach gleichzeitiger Spannung wird der Kugellauf für sich gesichert, oder endlich der Kugellauf wird erst im Augenblicke des Gebrauchs gespannt. Jede Waffenfabrik fast hat ihre eigne Konstruktion. Zu der letztgenannten Gruppe gehört auch der Drilling von Sauer u. Sohn in Suhl (Fig. 9). Durch das Öffnen der Läufe erfolgt nur die Spannung der Schrotlaufschlösser, die durch das Zurückschieben des auf dem Kolbenhalse befindlichen Knopfes gesichert werden. Das Spannen des Büchsenlaufes wird durch das Abwärtsdrücken des linksseitig am Kolbenhals angebrachten Hebels bewirkt. Hierdurch wird gleichzeitig der erste Abzug für das Kugelrohr eingestellt, der bis dahin das rechte Flintenrohr bediente. — Mehrlader werden in neuerer Zeit sowohl für Kugel als für Schrot verwendet. Für erstere sind besonders die Militärgewehre mit geringen, eine größere Handlichkeit bedingenden Abänderungen eingeführt. Auch als Einzellader werden die verschiedenen Militärgewehre in neuerer Zeit gern als Jagdwaffen verwendet (s. auch Handfeuerwaffen). Sehr verbreitet, besonders in Amerika, sind die Repetierbüchsen von Colt (Fig. 11) und Winchester, auch Revolvergewehre hat man konstruiert. Die Firma Browning bringt Flinten in den Handel, die nach Art ihrer Pistolen das Entfernen der abgeschossenen Hülsen, Neuladen und Spannen durch den Rückstoß bewirken. Das Gewehr hat fünf Schuß und zeigt vorzügliche Schußleistung. Für Schrot hat eine größere Anzahl von Schüssen der geringen Tragweite wegen weniger Bedeutung, zudem spricht das größere Gewicht dieser Waffen gegen ihre allgemeinere Einführung, wir finden deshalb nur vereinzelt Schrotmehrlader.

Vgl. Neumann, Die heutigen Jagd-, Scheiben- und Schutzwaffen (Weim. 1872); Zimmer, Die Jagdfeuergewehre (2. Aufl., Darmst. 1877); Koch, Jagdwaffenkunde (Berl. 1899); Leue, Die Jagdflinte der Neuzeit (das. 1894); Ruegg, Die Schrotflinte (Zürich 1896); Corneli, Die Jagd und ihre Wandlungen (Leipz. 1884); Deinert, Die Kunst des Schießens mit der Schrotflinte (2. Aufl., Berl. 1905); Wild-Queisner, Die Kunst des Schießens mit der Büchse (das. 1903); Preuß, Lehrbuch des Flintenschießens (Neudamm 1905).

Jagdgöttin, soviel wie Artemis (s. d.).

Jagdhoheit, ein Ausfluß der Landeshoheit, besteht in dem Recht, landesherrliche Vorschriften über die Ausübung der Jagd, insoweit sie aus allgemeinen staatspolizeilichen oder volkswirtschaftlichen Rücksichten notwendig sind, zu erlassen und über deren Befolgung im ganzen Staatsgebiet zu wachen. Zuerst begriff man Forst- und J. unter der gemeinschaftlichen Bezeichnung »forstliche Obrigkeit«; dann trennte man J. als »Wildbann«, Forsthoheit als »Forstbann«, jedenfalls unter Einfluß der alten Begriffe von den Bannforsten. Auch das Jagdregal, wonach die Jagd als ein nutzbares Hoheitsrecht von dem Landesherrn in Anspruch genommen ward, läßt sich historisch erst mit der Entwickelung der Landeshoheit vom 16. Jahrh. an begründen. Zu den ältern, bei dem Jagdregal als vorbereitend auftretenden Verhältnissen gehören die der Bannforsten, deren Einrichtung nur vermöge der königlichen Rechte geschehen konnte, dann die herrschende Idee der Zeit, wonach der Landesherr auch als Landeseigentümer angesehen werden wollte, ferner die weiteste Ausdehnung der Forderungen des öffentlichen Wohles als Ausfluß der Hoheitsrechte, endlich die aus dem römischen Recht uns überkommene Lehre von den herrenlosen Sachen, die auf die Jagdtiere angewendet wurde. Alles dies führte dazu, das Jagdregal als vorhanden, selbst als bewiesen anzusehen, ehe und ohne daß dieses wirklich der Fall war. Die nächste Folge von der Regalitätserklärung der Jagd war, daß das Jagdrecht aufhörte, grundsätzlich mit dem rechten Eigentum und dem rechten Lehen verbunden zu sein, und nunmehr bloß die Verleihung durch den Fürsten oder die Annahme einer stillschweigenden Gestattung, durch langen, unvordenklichen Gebrauch nachgewiesen, als Grund dieser Befugnis angesehen wurde. Diese Grundansicht mußte offenbar das ganze seitherige Verhältnis umgestalten. Besonders aber ward nun die Regalitätsidee der Jagd dadurch noch weiter geführt, daß die Einteilung der Jagd in hohe und niedere schärfer hervorgehoben, namentlich die hohe Jagd unbedingt als Regal erklärt und bei Jagdverleihungen häufig dem Landesherrn vorbehalten wurde; dann, daß die Ansicht sich geltend machte, nur den Adligen stehe die Jagd zu, und daß die Jagd auf fremdem Grund und Boden häufiger wurde. Endlich aber wurde mannigfacher Widerstand gegen das Neue seitens der Vasallen durch Ankäufe der Jagd von dem Landesherrn beseitigt. Die schlimmste

Frucht dieser von dem ursprünglichen Rechtsweg abgeirrten Verhältnisse war, neben den unmenschlichen Gesetzen gegen die Wilderer, der Jagddruck, der auf den Bauern lastete (s. Jagd, S. 134).

Jagdhorn, ein von den Jägern im Mittelalter und in der Renaissancezeit an der Hüfte getragenes Blasinstrument aus Ochsen- oder Büffelhorn, aus Elefantenzahn oder aus edlem und unedlem Metall in Gestalt eines Hornes. Die aus Elfenbein geschnitzten Jagdhörner waren meist mit ornamentalen und figürlichen Darstellungen versehen ebenso wie die aus Metall gegossenen oder getriebenen. Mit dem J. rief der Jagdherr den Beistand der Weidgehilfen herbei. Später trat an die Stelle des Jagdhorns das metallene Waldhorn (s. Horn, S. 557), mit dem der Jägergruß geblasen wird. Das eigentliche J. erhielt sich in der Form des gleichgestalteten Pulverhorns. Vgl. auch Hieffhorn.

Jagdhunde, s. Artikel »Hund«, S. 648 ff. (mit Tafel I u. IV).

Jagdhunde (Canes venatici), Sternbild am nördlichen Himmel, die beiden durch ein Halsband mit Sternen verbundenen Hunde Asterion und Chara, von Bootes geführt, darstellend, enthält einen schönen, von Messier entdeckten Spiralnebel. Vgl. Textbeilage zu Artikel und Karte »Fixsterne«.

Jagdkommando, im russischen Heer aus körperlich und geistig besonders veranlagten, in Überwindung von Schwierigkeiten geübten Leuten gebildete Abteilung für gefahrvolle Unternehmungen, wie schwierige Erkundungen, Überfälle ꝛc. Ein Teil ist auch bei der Infanterie beritten, um die Kavallerie von der Gestellung von Meldereitern ꝛc. zu entlasten. Sie sollen 1900 in China recht gute Dienste geleistet haben.

Jagdkrüge, Steinzeugkrüge aus dunkelbrauner Masse, die vom Ende des 16. bis zum Ende des 17. Jahrh. in Kreußen (s. d.) bei Bayreuth fabriziert wurden und mit Emailfarben bemalte Reliefdarstellungen von Jagden zeigen.

Jagdleopard, s. Gepard.

Jagdmesser, einfacher, 35—40 cm langer Hirschfänger für den Gebrauch im Walde.

Jagdnetze, s. Jagdzeug.

Jagdorden, in früherer Zeit Jagdgenossenschaften, die sich unter gewissen Abzeichen und Gebräuchen zusammentaten, wie der Dianenorden, Hubertusorden u. a.

Jagdpferd, ein für das Reiten im Gelände, bez. hinter den Hunden oder über Hindernisse gezüchtetes und abgerichtetes Pferd, das für den Sprung auch unter schwerem Gewicht sicher sein muß. Das Ideal des Jagdpferdes ist der in England gezogene Hunter, zurzeit noch ein Gebrauchsbegriff, der aber infolge eines für diesen Pferdeschlag gebildeten Stutbuches bald zu einem Zuchtbegriff werden wird. So pflegt der Engländer zu sagen, daß das Vollblutpferd der beste Hunter sei, vorausgesetzt, daß es den an das J. zu stellenden Anforderungen in bezug auf Exterieur und Dressur entspricht. Sehr berühmte Hunters sind oft aus heterogener Kreuzung von Vollbluthengsten mit kaltblütigen Stuten hervorgegangen.

Jagdpolizeigesetze, s. Jagd (S. 135, Literatur).

Jagdrecht, die ausschließliche Befugnis zur Aufsuchung, Verfolgung, Tötung und Aneignung der wilden Tiere in einem gewissen Bezirk, während der Tierfang nur die Befugnis umfaßt, wilde, nicht jagdbare Tiere zu ergreifen und zu töten, also ohne Aufsuchung und eigentliche Jagd. Vgl. Jagdhoheit und Jagd, S. 134, und Dalcke, Das preußische J. (3. Aufl., Bresl. 1895), weitere Literatur über Jagdgesetzgebung in den verschiedenen Staaten s. im Artikel »Jagd«, S. 135.

Jagdregal, s. Jagdhoheit.

Jagdrennen, s. Hindernisrennen.

Jagdschein (Waffenschein), der von der zuständigen Verwaltungsbehörde für eine bestimmte Person ausgestellte Schein, den jeder die Jagd Ausübende zu lösen und bei sich zu führen hat. In Oldenburg ist für den Grundeigentümer die Lösung einer Jagdkarte nicht erforderlich, in Mecklenburg existieren keine Jagdscheine. Der J. wird für ein Jahr oder eine bestimmte Anzahl von Tagen ausgestellt. Der Preis ist in den einzelnen Staaten verschieden: Preußen (Jagdscheingesetz vom 30. Juli 1895) 15 Mk., Tagesjagdscheine mit dreitägiger Gültigkeit 3 Mk., für Nichtreichsdeutsche 40, bez. 6 Mk., Bayern 15 Mk., Sachsen 12 Mk., Baden 25 Mk., Braunschweig 4 Mk., Württemberg 20, Elsaß-Lothringen 24, bez. 6 Mk. ꝛc. Unentgeltliche Jagdscheine werden meistens den Staatsforstbeamten verabfolgt. Unzuverlässigen, bez. bestraften Personen kann der J. versagt werden. Die Einnahmen aus den Jagdscheinen fließen entweder ganz in die Kreis- oder Gemeindekassen (Preußen), in die Staatskasse (Württemberg) oder nach bestimmten Teilen an beide (z. B. Bayern: Staat ein Drittel, Gemeinde zwei Drittel). Vgl. die Ausgaben des preußischen Jagdscheingesetzes von Kunze (Berl. 1895), v. Seherr-Thoß (das. 1895).

Jagdschirm, Vorrichtung, aus oder hinter welcher der Schütze auf Wild schießt. Bei eingestellten Jagden besteht er aus einer größern oder kleinern, mehr oder weniger verzierten Rotunde mit erhöhtem Boden und Überdachung gegen schlechtes Wetter; bei Treibjagden und auf dem Anstand benutzt man gerade oder gebogene Wände aus leicht geflochtenem Reiserwerk, auch wohl waldfarbig bemalte Zeltleinwand, die über ein einfaches Gestell gelegt wird.

Jagdspinnen (Vagabundae), die keine Netze verfertigenden Spring- oder Wolfsspinnen, die ihre Beute im Lauf oder Sprung erhaschen.

Jagdstock, ein längerer Stock, mit dem früher die Jagdbeamten, da sie bei eingestellten Jagden nicht schießen durften, das Wild von sich abhielten, resp. vorwärts drängten.

Jagdstücke, Gemälde, die eine Jagd oder jagdbare Tiere, sowohl lebend im Walde gruppiert als auch erlegt und in Masse zusammenliegend, darstellen. Ausgezeichnete J. malten Rubens, Snyders, Fyt, Wouwerman, Weenix u. a. Sehr geschätzt sind auch die Riedingerschen Kupferstiche. In neuerer Zeit malten Landseer, Ansdell, Joh. und F. Deiker, Hammer, v. Krockow, v. Thoren, Courbet, Henneberg, Kröner, Ockel, P. Meyerheim, Gabler, Maffei, R. Friese, W. Kuhnert, G. Koch, Julian Falat u. a. vortreffliche J. — In anderm Sinne sind J. auch soviel wie Jagdgeschütze (Backs- oder Buggeschütze, s. Back).

Jagdstuhl, ein Stock mit verschieden geformter und befestigter Sitzplatte aus Holz, auch wohl Ledersitz. Eine Scheibe, etwa 10 cm über der eisernen Beschlagzwinge, verhindert, daß der Stock zu tief in den Boden einsinkt.

Jagdtiger, s. Gepard.

Jagdtücher, dunkle Jagdzeuge im Gegensatz von den lichten Zeugen (Netzen), Wände von starker Leinwand, mit denen ein mit Wild besetzter Walddistrikt eingestellt (umstellt) wird. Man unterscheidet hohe Tücher, 150 Schritt lang, 3—3,3 m hoch, für eingestelltes Jagen auf Edelwild; Mitteltücher (dänische),

2,5 m hoch, für Damwild und Sauen, und halbe Tücher, 1,9 m hoch, ebenfalls für Sauen verwendbar. Vgl. Jagdzeug.

Jagdzeug, das zur Jagd erforderliche Gerät, im engern Sinne die zur Herrichtung von eingestellten Jagden nötigen Tücher, Netze und Lappen. Man unterscheidet: 1) Blendzeuge, die das Wild zurückscheuchen; dahin gehören: a) die Federlappen, bestehend aus zwei weißen und einer dunkeln Feder, die zusammen in ca. 1 m Abstand an einer Leine eingeknüpft sind: b) Tuchlappen, bestehend aus etwa 0,5 m im Quadrat großen Lappen von grauer Leinwand, die in etwa 1 m Abstand an einer Leine oben festgenäht sind. Jetzt verwendet man vielfach lange, schmale, verschieden gefärbte Lappen. Man richtet diese Lappen möglichst frei, damit sie schon von weitem vom Wild gewahrt werden, auf den Linien, über die es nicht fortfliehen soll, indem man die Leine um dort stehende Bäume schlingt oder sie auf 15 Schritt entfernte, in die Erde geschlagene Stellstangen hängt. Für Rotwild werden sie 1,5 m, für Rehe 1 m, für Hasen und Füchse 0,5 m hoch angebracht. Sicherer erreicht man bei Hochwild den beabsichtigten Zweck durch Dublieren, d. h. Aufhängen zweier Lappenleinen übereinander, so daß die untere etwa 0,75 m vom Boden entfernt ist. Besonders bei windigem Wetter läßt sich das Wild durch die hin und her wehenden Lappen scheuchen; wird es aber stark beunruhigt, so respektiert es diese nicht mehr; auch kann man es in einer Lappstatt nicht über Nacht halten, weil im Dunkeln die Lappen nicht blenden. Man benutzt daher 2) Sperrzeuge, um das Wild in einem Distrikt so festzuhalten, daß es selbst mit Gewalt nicht zu entweichen vermag. Sie bestehen: a) aus den Tüchern (dunklem Zeug) und zwar hohen Tüchern für Rot- und Damwild, die etwa 3 m hoch, und halben Tüchern für Rehe und Sauen, die etwa 2 m hoch stellen. Sie werden aus starker Leinwand gefertigt, die oben und unten um eine Saumleine genäht ist. Damit sich das Tuch schieben und prall stellen läßt, sind an diesen Saumleinen eiserne Ringe festgenäht (Ringtücher), oder es ist daran ein Gemäsch aus starkem Bindfaden angebracht (Gemäschtücher). Durch die Ringe oder das Gemäsch ist oben und unten eine starke Leine (Arche) gezogen, die etwa 30 m länger sein muß als das Tuch. Um die Tücher aneinander zu befestigen, sind in den Enden (Wechseln) Bindlöcher und Knebel angebracht; fehlen letztere, so wird durch die Bindlöcher eine Leine (Wechselleine) oder eine fingerstarke Gerte (Wechselrute) gezogen. Zur Richtung eines Tuches gehören elf starke Stellstangen, die oben eine kleine Gabel oder eine tiefe Kerbe haben und so lang sein müssen, daß sie, etwa 0,3 m in die Erde gestoßen, die Höhe des Tuches haben. Rolltücher benutzt man, um das Wild aus der Stellung heraus auf den Lauf zu lassen. Das Rolltuch stellt 150 Schritt, besteht aber aus fünf Abteilungen, die an den Enden (Wechseln) mit Bindlöchern und Knebeln versehen sind. An jedem Wechsel stehen zwei Mann, die auf Kommando diese auf- oder zuknebeln und mit dem Tuch wie mit einem Vorhang so nach rechts und links laufen, daß die Tuchwand je nach Bedürfnis geöffnet oder geschlossen ist. Denselben Zweck kann man auch mit einem gewöhnlichen Tuch erreichen, wenn man es als Schnapptuch stellt. Die Stellstangen (Schnappstangen) müssen besonders stark und gut in der Erde befestigt, auch oben mit Rollen versehen sein, über welche die an der Oberleine befestigten Windleinen laufen. Mit Anziehen oder Nachlassen derselben kann das mit der Unterleine an der Erde festgeheftete Tuch nach Bedarf schnell gehoben und auch wieder bis auf den Boden herabgesenkt werden. b) Die Netze (lichte Zeuge) sind Prellnetze, deren Maschen spiegelig sind, d. h. aufrecht stehende Rechtecke bilden, oder Fangnetze, bei denen sie verschobene Vierecke bilden. Man verbindet diese aus starkem Bindfaden gestrickten, auf einer Ober- und Unterleine verschiebbaren Netze an den Enden (Wechseln) mittels einer durch die Maschen gesteckten Wechselrute und stellt sie wie die Tücher. Gewöhnlich gebraucht man sie zum Dublieren der Kammern, in denen das Wild auf einen kleinen Raum zusammengebracht ist, wo die Stellung daher besonders gesichert werden muß. Beim Dublieren auf Rotwild werden die Netze nach außen, auf Sauen dagegen nach dem Innern des Jagens dicht an die Tücher gestellt, damit die Hirsche sich nicht mit den Geweihen in den Maschen der Netze verwickeln und die Sauen nicht mit ihren Gewehren die Tücher aufschlitzen können. Zum Fangen des Wildes sind nur die Fangnetze verwendbar, sie werden aber dann nicht prall, sondern busig, d. h. so lose gerichtet, daß sie nur zwei Drittel der Höhe und der Länge stellen; auch müssen die Stellstangen (Fangstangen), auf denen sie mit der Oberleine an kleinen Zapfen hängen, das Herabgleiten gestatten, sobald Wild in das Netz fällt, damit die Oberleine hinter dem Wild herabrutscht und sich letzteres in dem Busen des Netzes verwickelt. Über die Verwendung des Jagdzeugs s. Hauptjagen.

Jagdzoologie, die Naturgeschichte des nützlichen und schädlichen Wildes.

Jagdzüge, s. Eisenbahnzüge.

Jageleine, eine leichte Leine zu schnellem Gebrauch auf Schiffen.

Jagellonen, poln. Königsdynastie, stammte von Gedimin, der 1317 Großfürst von Litauen wurde, ab. Dessen Söhne Olgierd und Keistuti folgten ihm 1341 und herrschten gemeinsam. Als Olgierd 1377 starb, ward dessen Sohn Jagello (Jagiello) sein Nachfolger und, nachdem er 1382 Keistuti hatte ermorden lassen, alleiniger Großfürst. Als gleichzeitig Ludwig d. Gr. von Polen und Ungarn starb, trat Jagello zum Christentum über, um sich mit Ludwigs Tochter und Erbin Hedwig (s. d. 3) zu vermählen. Unter dem Namen Wladislaw II. (s. d.) begründete er im Februar 1386 die Dynastie der J. auf dem polnischen Königsthron. In Polen folgten dem Stammvater bis 1572 noch sechs Könige aus dieser Dynastie. Jagellos unmittelbarer Nachfolger ward 1434 sein Sohn aus dritter Ehe, Wladislaw III., der 1440 als Wladislaw V. auch König von Ungarn wurde und 1444 bei Warna gegen die Türken fiel. Ihm folgte 1447—92 Kasimir IV., Jagellos Sohn aus seiner vierten Ehe. Des letztern ältester Sohn, Wladislaw, ward 1471 König von Böhmen und 1490 König von Ungarn, starb 1516 und hinterließ beide Reiche seinem einzigen Sohne, Ludwig II., der 1526 bei Mohács gegen die Türken fiel, worauf die Reiche an das Haus Habsburg kamen. In Polen folgten Kasimirs drei jüngere Söhne: Johann Albrecht (1492—1501), Alexander (1501—06) und Siegmund I. (1506—48), und letzterm folgte ein Sohn, Siegmund II. August, mit dem der Mannesstamm der J. 1572 in Polen ausstarb. Der letzte Sproß der J. war Siegmund Augusts Schwester, die später mit Stephan Báthori vermählte Königin Anna, die 1596 kinderlos starb. Eine weibliche Linie der J. kam mit Siegmund III., einem Sohne des Königs Johann von Schweden und Siegmund II. Augusts

Schwester Katharina, 1587 wieder zur Regierung in Polen und erlosch mit Johann Kasimir 1668.

Jagemann, 1) Christian Joseph, Gelehrter, geb. 1735 in Dingelstedt, gest. 4. oder 5. Febr. 1804 in Weimar, wurde für den Mönchsstand bestimmt, entfloh jedoch, aus dem Augustinerkloster zu Erfurt nach Konstanz gebracht, vor Ablegung des Klostergelübdes nach Dänemark, wo er eine Hauslehrerstelle annahm. Nach zwei Jahren söhnte er sich mit seinen Eltern aus und machte eine Pilgerfahrt nach Rom. Dort erhielt er den Befehl, in Santo Spirito zu Florenz die päpstliche Dispensation abzuwarten, die nach mehreren Jahren gewährt wurde. Hier trieb er italienische Literatur und war Weltgeistlicher und Beichtvater der Deutschen. 1774 wurde er zum Direktor des katholischen Gymnasiums in Erfurt ernannt und 1775 von der Herzogin Amalie von Weimar als Privatbibliothekar nach Weimar berufen, wo er zum Protestantismus übertrat und sich verheiratete. J. hat sich um die Verbreitung der italienischen Literatur in Deutschland verdient gemacht. Unter seinen vielen Schriften nennen wir die »Geschichte der freien Künste und Wissenschaften in Italien« (nach Tiraboschi, Leipz. 1777—81, 5 Bde.), das »Magazin der italienischen Literatur und Künste« (Weimar u. Halle 1780—85, 8 Bde.), die »Italienische Sprachlehre« (Leipz. 1792) und das »Dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano« (Weißenfels 1790—91, 4 Bde.; Leipz. 1803).

2) Henriette Karoline Friederike, Schauspielerin, Tochter des vorigen, geb. 25. Jan. 1777 in Weimar, gest. 10. Juli 1848 in Dresden, ward in Mannheim unter Iffland und Josepha Beck für die Bühne ausgebildet, war 1792—96 Mitglied des dortigen Nationaltheaters, hierauf von 1797 am Theater in Weimar angestellt und entwickelte sich hier sowie auf Kunstreisen zu einer der hervorragendsten tragischen Schauspielerinnen und Sängerinnen ihrer Zeit. Der Großherzog Karl August schenkte ihr mit seiner Gunst das Rittergut Heigendorf und erhob sie 27. Jan. 1809 zur Frau v. Heygendorff. Sie gewann bald einen mächtigen Einfluß, insbes. auf die weimarische Bühne, so daß selbst Goethe ihr das Feld räumte. Nach dem Tode Karl Augusts zog sie sich von der Bühne zurück. Ein Sohn von ihr und Karl August war der sächsische Generalmajor Karl Wolfgang v. Heygendorff (gest. 17. Febr. 1895 in Dresden).

3) Ferdinand, Maler, Bruder der vorigen, geb. 1780 in Weimar, bildete sich in Wien und Paris, von wo er 1805 in die Heimat zurückkehrte, ging 1806 nach Rom, nahm später an den Befreiungskriegen teil und starb als Hofrat und Professor 1820 in Weimar. Seine besten Werke sind: die Bildnisse von Karl August, Goethe, Wieland u. a.; Schiller auf der Totenbahre; Luther auf dem Reichstag zu Worms.

4) Ludwig von, Kriminalist, geb. 13. Juni 1805 in Gerlachsheim, gest. 11. Juli 1853 in Achern, ward, nachdem er verschiedene Stellungen im Justizdienste bekleidet hatte, 1843 Ministerialrat im Justizministerium, wo ihm die Leitung der Strafanstalten übertragen wurde. Er unternahm Studienreisen nach England, Frankreich und Belgien, richtete nach seiner Rückkehr die Strafanstalt Bruchsal nach dem System der Einzelhaft ein und veröffentlichte seine Erfahrungen in der Schrift »Zur Begründung und Verwirklichung des Grundsatzes der Einzelhaft in Strafgefängnissen« (Frankf. 1848; auch in der »Zeitschrift für deutsches Strafverfahren«, neue Folge, Bd. 5). 1847 bis 1849 war er Generalauditeur im Kriegsministerium und schrieb in dieser Stellung: »Die Militärstrafen im Lichte der Zeit« (Erlang. 1849). Sein Hauptwerk ist das »Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde« (Frankf. 1838—41, 2 Bde.). Er begründete 1840 mit Nöllner die »Zeitschrift für deutsches Strafverfahren« (1840—47) und 1849 den »Gerichtssaal« (Erlang.).

5) Eugen von, bad. Staatsmann, geb. 1849 in Karlsruhe, studierte die Rechte, machte den französischen Krieg 1870/71 im 2. badischen Dragonerregiment mit, wurde badischer Staatsanwalt, später Ministerialrat und 1893 Gesandter in Berlin und Vertreter Badens im Bundesrat. Er schrieb: »Die Daraufgabe (Arrha)« (Berl. 1873) und gab mit F. v. Holtzendorff das »Handbuch des Gefängniswesens« (Hamb. 1888, 2 Bde.) heraus. Auf den internationalen Gefängniskongressen in Rom, Petersburg und Paris leitete er die Sektion für die prophylaktischen Bestrebungen. 1903 siedelte er nach Heidelberg über, wo er zum ordentlichen Honorarprofessor an der Universität ernannt wurde. Seine als solcher gehaltenen Vorträge über die deutsche Reichsverfassung (gesammelt, Heidelb. 1904) erregten Widerspruch.

Jagen, forsttechnischer Ausdruck für eine Wirtschaftsfigur von der Gestalt eines Quadrats oder Rechteckes. Eingestelltes J. s. Hauptjagen und Jagd (S. 134).

Jager, auf kleinen Fahrzeugen, wie Kuffen, Schmacken ꝛc., der Außenklüver (vgl. Takelung); seine Spiere heißt Jagerbaum. J. (Heringsjager), der schnellste Heringslugger bei einer Fischerflotte, der den frischen Fang an Land bringt; daher Jager-Matjesheringe ganz frische, mit dem J. beförderte Heringe.

Jäger, Spezialtruppe der Infanterie mit besonders für den Schießdienst geeignetem Ersatz (s. Schützen). Sie verdanken ihre Entstehung der Zeit, wo die Feuerwaffe noch weit hinter ihrer jetzigen Vervollkommenheit zurückstand und die Infanterie ihren Erfolg in der Wirkung der Masse, nicht der persönlichen, ohne die Schießtätigkeit des Einzelnen suchte. Infolge Einführung gezogener Waffen und der sorgfältigen Ausbildung aller Fußtruppen im Schießen hat sich die Bedeutung der J. als Scharfschützen gegen früher, wo sie mit gezogener Büchse neben der mit glatten Gewehren bewaffneten Infanterie auftraten, verringert. Die Jägertruppe kann bei der großen Ausdehnung der heutigen Gefechtsfelder nur selten an den dem Wesen der J. entsprechenden Stellen zur Verwendung gelangen, weshalb schon mehrfach die Abschaffung der J. und die Verteilung ihres Ersatzes auf die Infanterie empfohlen wurde. Geworbene Scharfschützen aus Gebirgs- und Waldgegenden finden sich schon im Dreißigjährigen Krieg (Landgraf Wilhelm von Hessen, Holtsche J. unter Wallenstein); der Große Kurfürst teilte 1674 jeder Kompagnie einige mit Büchsen bewaffnete J. zu, die vorzugsweise auf die feindlichen Offiziere schießen sollten. Die erste stehende Jägertruppe, 60 Mann stark, errichtete Friedrich II. von Preußen. Gleichzeitig und in gleicher Stärke wurde das reitende Feldjägerkorps (s. Feldjäger) errichtet. Bei Beginn des zweiten Schlesischen Krieges wurde das Fußjägerkorps auf 300 Mann in 2 Kompagnien, während des Siebenjährigen Krieges auf 800 vermehrt, 1763 aber wieder auf 300 Mann herabgesetzt und gleichzeitig bestimmt, daß alle Försterstellen von ausgedienten Jägern nach der Reihenfolge der Dienstzeit besetzt werden sollten. 1773 und 1778 wieder vermehrt, bildeten die J. beim Tode Friedrichs d. Gr. ein Regiment. 1808 wurden die J. provinz-,

resp. korpsweise in Bataillone formiert. 1821 erhielt jedes der acht Armeekorps eine Abteilung (2 Kompagnien) J., resp. Schützen (nur die beiden Bataillone der Garde blieben unverändert), in die außer gelernten Jägern auch andrer geeigneter Ersatz eingestellt werden konnte. Das Gardejägerbataillon darf jedoch nur gelernte J. einstellen. Gegenwärtig zählt die deutsche Armee 18 Jäger- und Schützenbataillone, wobei 2 sächsische und 2 bayrische. Sie sind, mit Ausschluß der bayrischen, in bezug auf ihre Spezialausbildung im Schießen und Felddienst einer Inspektion der J. und Schützen unterstellt. In der Kriegsgliederung wird das Jägerbataillon ungeteilt einer Infanteriebrigade des Armeekorps zugeteilt. Die deutschen Jägerbataillone bilden außerdem Hunde (s. Kriegshunde) zum Überbringen von Meldungen aus. — Österreich bildete während der Schlesischen Kriege zunächst kleine Abteilungen Tiroler Scharfschützen. Später wurden diese zum Fenner Jägerkorps vereinigt, aus dem 1816 das Tiroler oder Kaiserjägerregiment (7 Bataillone) entstand; 1808 und 1813 wurden auch in den andern Kronländern Feldjägerbataillone aufgestellt und diese 1849, 1859 und 1866 bis auf 33, 1880 auf 43 vermehrt; 1882 entstanden daraus das Tiroler Jägerregiment, seit 1893 zu 16 Bataillonen, und 26 Feldjägerbataillone. S. auch den Art. »Jäger zu Pferde« (S. 146) und die Abschnitte über das Heerwesen der einzelnen Länder.

Jäger, 1) Albert, österreich. Geschichtschreiber, geb. 8. Dez. 1801 zu Schwaz in Tirol, gest. 10. Dez. 1891 in Innsbruck, trat nach beendeten Studien in das Benediktinerstift Marienberg bei Glurns, wurde 1845 Professor der Geschichte in Innsbruck und 1851 in Wien, wo er 1854 das Institut für österreichische Geschichtsforschung begründete. Er schrieb: »Der Engedeiner Krieg im Jahre 1499« (Innsbr. 1838); »Tirol und der bayrisch-französische Einfall im Jahre 1703« (das. 1844); »Der Streit des Kardinals Nikolaus von Cusa mit Herzog Sigmund von Österreich« (das. 1861, 2 Bde.); »Kaiser Joseph II. und Leopold II. Reform und Gegenreform« (Wien 1867); »Tirols Rückkehr unter Österreich ꝛc.« (das. 1871) und »Geschichte der landständischen Verfassung Tirols« (bis 1519 reichend, das. 1881—85, 2 Bde. in 3 Tln.); dazu zahlreiche Abhandlungen und Ausgaben von Urkunden und Quellen, namentlich in den Denkschriften und Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie, deren Mitglied J. seit 1847 war, sowie im »Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen«. In einem letzten Aufsatz in der »Österreichisch-Ungarischen Revue« von 1890 besprach J. seine akademische Lehrtätigkeit.

2) Gustav, Maler, geb. 12. Juli 1808 in Leipzig, gest. daselbst 19. April 1871, bildete sich erst in seiner Vaterstadt, dann auf der Akademie in Dresden und ging 1830 nach München, wo er sich an Schnorr v. Carolsfeld anschloß. In Rom, wohin er sich 1836 begab, malte er das Bild des Bileam mit dem Engel. 1837 ward er nach München berufen und beteiligte sich hier an den Freskomalereien im Königsbau. Der Ölmalerei sich wieder zuwendend, schuf er darauf eine Grablegung Christi (1838, im Museum zu Leipzig). 1847 ward er Direktor der Akademie in Leipzig, und zu gleicher Zeit übernahm er die Ausmalung des Herderzimmers im Schlosse zu Weimar (1848 vollendet). Andre Wandgemälde Jägers befinden sich in den Kirchen zu Schönefeld und Klein-Pötzschau bei Leipzig und in der Aula der Teichmannschen Unterrichtsanstalt in Leipzig. Daneben malte er Staffeleigemälde, wie: Magdalena zu Christi Füßen, Moses' Bestattung durch Engel (im Museum zu Leipzig), das Vermächtnis der heil. Katharina (1855, Dresdener Galerie) u. a. Von seinen Zeichnungen sind die Illustrationen zu Cottas Bibel am bekanntesten.

3) Hermann, Gärtner und Gartenschriftsteller, geb. 7. Okt. 1815 in Münchenbernsdorf bei Gera, gest. 5. Jan. 1890 in Eisenach, erlernte die Gärtnerei im Belvedere bei Weimar, bildete sich an verschiedenen Orten weiter aus und wurde 1844 Hofgärtner in Eisenach, 1873 großherzoglicher Gartenінspektor. J. schuf mehrere Parkanlagen, war aber hauptsächlich literarisch tätig. Von seinen zahlreichen Schriften über alle Zweige des Gartenbaues erwähnen wir: »Die Ziergehölze der Gärten und Parkanlagen« (2. Aufl. mit Beißner, Weim. 1884); »Allgemeines illustriertes Gartenbuch« (4. Aufl., Hannov. 1882); »Der immerblühende Garten« (2. Aufl., Leipz. 1875); »Der Hausgarten« (2. Aufl., Weim. 1880); »Lehrbuch der Gartenkunst« (Berl. 1877); »Gartenkunst und Gärten sonst und jetzt« (das. 1887); »Katechismus der Ziergärtnerei« (6. Aufl., Leipz. 1901); »Der Gemüsegärtner« (3 Tle.; 4. u. 5. Aufl. von Wesselhöft, mit Biographie, Hann. 1893—97). Auch schrieb er: »Angelroder Dorfgeschichten« (Weim. 1856). Seit 1857 war J. Mitherausgeber von Regels »Gartenflora«.

4) Otto Heinrich, Pädagog u. Turnschriftsteller, Bruder von J. 6), geb. 10. Juni 1828 zu Bürg am Kocher in Württemberg, Sohn des durch seine Geschichte der Stadt Ulm, der Stadt Heilbronn, des Hauses Fugger ꝛc. bekannten Pfarrers Karl J. (1794 bis 1842), studierte in Tübingen und erlangte daselbst einen Preis mit der Schrift: »Die Gymnastik der Hellenen« (Eßling. 1850; neue Bearbeitung, Stuttg. 1881). 1854 wurde er auf Köchlys Ruf Kantonschulturnlehrer in Zürich und später daselbst auch Professor der Philosophie und Pädagogik; 1862—90 war er Vorstand der Turnlehrerbildungsanstalt in Stuttgart. Als solcher vertrat er eine in Württemberg zur Einführung gelangte eigenartige Betriebsweise des Schulturnens, mit der er dieses noch unmittelbarer in den Dienst der Erziehung zur Wehrhaftigkeit zu stellen sucht. Ihre Besonderheit besteht in der Bevorzugung der ohne Gerät oder nur mit dem von J. eingeführten Eisenstab, aber mit größter Straffheit auszuführenden Ordnungs- und Freiübungen sowie der Übungen des Gehens, Laufens, Springens, Ringens, Werfens und Kletterns. Vgl. seine »Turnschule für die deutsche Jugend« (Leipz. 1864) und »Neue Turnschule« (Stuttg. 1876, 3. Aufl. 1891). Auch in seinen übrigen kleinern Schriften, die durch seltsame Sprache immer schwerer verständlich werden, tritt er für eine naturgemäße, abhärtende Erziehung, für »Steharbeit und Gangerholung« ein.

5) Oskar, Geschichtschreiber und Pädagog, geb. 26. Okt. 1830 in Stuttgart als Sohn des als Naturforscher bekannten Professors und Obermedizinalrats Georg Friedrich J. (1785—1867) und einer Schwester des Dichters G. Schwab, studierte Theologie und Philologie in Tübingen, wurde 1855 Gymnasiallehrer in Stuttgart, dann in Ulm, 1859 in Wetzlar, 1862 Rektor des Progymnasiums in Mörs und 1865 Direktor des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums in Köln. Seit seiner Pensionierung 1901 wirkt J. als ordentlicher Honorarprofessor der Pädagogik in Bonn und beteiligt sich, zu den Führern der rheinischen Nationalliberalen zählend, wie vorher an allen politisch-nationalen Bestrebungen. Er schrieb: »John Wycliffe und seine Bedeutung für die Reformation« (Halle 1854); »Geschichte der Römer«

(Gütersl. 1861, 8. Aufl. 1901); »Geschichte der Griechen« (das. 1866, 7. Aufl. 1900); »Die Punischen Kriege, nach den Quellen erzählt« (Halle 1869—70, 3 Bde.). Auch gab er mit Creizenach, später mit F. Wolff, zusammen die neue Bearbeitung von F. Chr. Schlossers »Weltgeschichte« heraus (5. Ausg., Stuttg. 1904, 14 Bde.), für die er als Fortsetzung die vortreffliche »Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart« (Oberhauf. 1874—75, 3 Bde.) schrieb. Ihr folgte eine »Weltgeschichte« in 4 Bänden (Bielef. 1887—89, 6. Aufl. 1904), aus der die »Geschichte des 19. Jahrhunderts« auch in Sonderausgabe erschien. Seine kurze Beschreibung des deutsch-französischen Krieges (für die Schriften des Deutschen Vereins, Bonn 1876) erweckte den Zorn der Ultramontanen, wie seine politische Broschüre »Preußen und Schwaben. Von einem Annektierten« (Köln 1866) früher in Süddeutschland Widerspruch gefunden hatte. Außer einigen Hilfsbüchern für den Geschichtsunterricht und der »Geschichte des 19. Jahrhunderts« (2 Bändchen der »Sammlung Göschen«, Leipz. 1904) schrieb er noch in humanistischem Sinne: »Gymnasium und Realschule erster Ordnung« (Mainz 1871); »Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament« (Wiesb. 1883, 2. Aufl. 1885), dazu als zweiter Teil: »Lehrkunst und Lehrhandwerk« (1897, 2. Aufl. 1901); »Das humanistische Gymnasium« (das. 1889); ferner: »Auswahl wichtiger Aktenstücke zur Geschichte des 19. Jahrhunderts« (mit Moldenhauer, Berl. 1893); »Pro domo. Reden und Aufsätze« (das. 1894) und »Didaktik und Methodik des Geschichtsunterrichts« (Münch. 1895, 2. Aufl. 1904). Mit G. Uhlig gibt er die Zeitschrift »Das humanistische Gymnasium« heraus.

6) **Gustav**, Zoolog, Bruder von J. 4), geb. 23. Juni 1832 zu Bürg am Kocher in Württemberg, studierte in Tübingen und Wien Medizin und habilitierte sich daselbst 1858 als Dozent der Zoologie. Er erbaute den Tiergarten und leitete ihn bis 1866, ging aber 1867 als Professor der Zoologie an der Akademie in Hohenheim nach Stuttgart und übernahm 1870 auch das Lehramt für Zoologie und Anthropologie am Polytechnikum und 1874 das für Physiologie an der Tierarzneischule. 1884 trat er von seinen Ämtern zurück und lebt seitdem als Arzt in Stuttgart. Als einer der ersten und tätigsten Anhänger Darwins schrieb er: »Zoologische Briefe« (Wien 1864 bis 1876); »Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion« (Stuttg. 1868); »In Sachen Darwins, insbesondere contra Wigand« (das. 1874). Auch schrieb er: »Skizzen aus dem Tiergarten« (Hamb. 1866—71), »Das Leben im Wasser« (das. 1868), »Deutschlands Tierwelt nach ihren Standorten eingeteilt« (Stuttg. 1874, 2 Bde.), »Lehrbuch der allgemeinen Zoologie« (Leipz. 1871—77, 2 Bde.), »Wanderungen durch das Tierreich« (Stuttg. 1880), »Die menschliche Arbeitskraft« (Münch. 1878); »Seuchenfestigkeit u. Konstitutionskraft« (Leipz. 1878); »Stoffwirkung in Lebewesen« (Stuttg. 1891), »Ein verkannter Wohltäter« (das. 1891), »Aus Natur- und Menschenleben, gesammelte Aufsätze und Vorträge« (Leipz. 1893); »Wetteransagen und Mondwechsel« (Stuttg. 1893, Nachtrag 1894). Mit seiner Arbeit »Über Geschmacks- und Geruchsstoffe« in der »Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie« eröffnete er ein bis dahin noch unbebautes Forschungsgebiet und gelangte zur »Entdeckung der Seele«. Unter diesem Titel veröffentlichte er (als 3. Teil seines »Lehrbuchs der allgemeinen Zoologie«) eine Schrift (Leipz. 1879; 3. Aufl. 1883—85, 2 Bde.), in der er den Nachweis zu führen sucht, daß die spezifischen Duftstoffe in der Ausdünstung der Tiere die Erzeuger der Affekte, Triebe und Instinkte und wahrscheinlich auch die Träger der Formungskräfte wie der Entwickelung und Vererbung sind. Im Verfolg dieser Studien gelangte er zu einem neuen Bekleidungssystem, das lediglich wollene Stoffe gestattet. Er rief eine lebhafte Agitation für seine »Normalkleidung« ins Leben, hat aber auf dem ganzen Gebiet sehr entschiedenen Widerspruch gefunden. Seit 1881 gibt er ein der Fortbildung seiner Lehre gewidmetes »Monatsblatt« heraus. Vgl. seine Schrift »Mein System« (4. Aufl., Stuttg. 1885).

7) **Johannes**, Humanist, s. Crotus Rubianus.

Jaeger, **Henrik Bernhard**, norweg. Literarhistoriker und Publizist, geb. 4. Jan. 1854 in Bergen, gest. 18. Dez. 1895 in Christiania, studierte seit 1874 Literaturgeschichte und Dramaturgie in Kopenhagen, Berlin, München und Wien und wirkte 1879—83 als Szeneninstruktor in Christiania, 1888—89 in Bergen. Er unterlag den Anstrengungen seiner journalistischen Tätigkeit, ehe er sein Hauptwerk, die »Illustrierte norwegische Literaturgeschichte« (1892—96, 3 Bde.), vollendet hatte, das von Otto Andersen ergänzt und herausgegeben wurde. Seine Festschrift »Henrik Ibsen 1828—1888« (1888; deutsch von Zschalig, 2. Aufl., Dresd. 1897) ist eine Hauptquelle für die Kenntnis und Würdigung Ibsens gewesen. Unter seinen andern Werken, darunter auch dramatische, ist die interessante Liebesgeschichte P. A. Heibergs und seiner Frau Thomasine Gyllembourg (»En gammel Kaerlighedshistorie«, 1891) am bekanntesten.

Jägerei, das Jagdpersonal.

Jägerfleisch, gedünstetes Rinderfilet, mit einer braunen, stark mit Pfeffer, Zwiebeln und Lorbeerblättern gewürzten Sauce.

Jägerlatein, im allgemeinen die Jägersprache, mit Rücksicht auf ihre vielen besondern Ausdrücke, die sie dem Nichtjäger schwer verständlich machen; insbes. Bezeichnung für Jägerlügen, d. h. die aufschneiderische Darstellung von Jagderlebnissen. Der Komment erfordert dabei, daß dieselben nicht wider die Wahrscheinlichkeit verstoßen, der (kundige) Zuhörer das Mitgeteilte scheinbar glauben muß, worauf er mit einer Gegenerzählung aufwartet, welche die vorige womöglich überbietet. Vgl. **Gräße**, Jägerhörnlein. Jägerlügen ꝛc. (Dresd. 1860); **Keller**, Jägerlatein (3. Aufl., Klagenf. 1886—87, 2 Tle.).

Jägerliest, Vogel, s. Baumliest.

Jägerndorf, ein teils zum preuß. Regbez. Oppeln, teils zu Österreichisch-Schlesien gehöriges Fürstentum, vormals ein Bestandteil des Herzogtums Ratibor-Troppau, seit 1377 selbständiges Fürstentum, kam 1523 durch Kauf an den hohenzollerischen Markgrafen Georg von Ansbach. Dessen Sohn Georg Friedrich überließ für den Fall seines Todes das Fürstentum 1596 dem Kurprinzen, spätern Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, der es seinem zweiten Sohn, Johann Georg, als Apanage zuteilte. Letzterer 1621 als Anhänger Friedrichs V. von der Pfalz geächtet, verlor sein Land, das durch kaiserlichen Lehnsbrief 13. Mai 1622 an den Fürsten Karl von Liechtenstein kam. Nach dem kinderlosen Ableben des Markgrafen Ernst (1642), des Sohnes des geächteten Johann Georg, gingen dessen Ansprüche an J. auf Brandenburg über; der Große Kurfürst erklärte die Einziehung des Fürstentums für ungesetzlich und erneuerte 1683 bei Rückforderung der übrigen ihm durch Erbverbrüderung zustehenden schlesischen Fürstentümer auch seine Ansprüche auf J., Beuthen und Ober-

berg, erlangte aber als Entschädigung nur den Kreis Schwiebus, der auf Grund eines geheimen Vertrags mit dem damaligen Kurprinzen Friedrich 1694 wieder an den Kaiser zurückgegeben ward. Friedrich II. machte 1740 die Erbansprüche Preußens auf J. und die andern schlesischen Fürstentümer mit den Waffen geltend und erhielt im Frieden von Breslau (1742) den diesseit der Oppa gelegenen Teil des Fürstentums mit dem Hauptort Leobschütz. Vgl. Biermann, Geschichte der Herzogtümer Troppau und J. (Teschen 1874); H. Schulz, Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf (Halle 1899).

Jägerndorf, Stadt in Österreichisch-Schlesien, an der preußischen Grenze, 313 m ü. M., am Fuße des Burgberges (mit Wallfahrtskirche und Aussichtswarte), an der Oppa, die hier die Goldene Oppa aufnimmt, und an den Linien Olmütz-J.-Troppau und J.-Ziegenhals der österreichischen Staatsbahnen und J.-Leobschütz der Preußischen Staatsbahn gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine schöne Dekanatskirche mit zwei hohen Türmen, ein Minoritenkloster mit schöner Kirche, ein fürstlich Liechtensteinsches Schloß, ein neues Rathaus, eine Oberrealschule, Webschule, starke Fabrikation von Schafwollwaren, Wirkwaren, Papier, Orgeln, Maschinen, Likör, Essig und Spiritus, eine Dampfmühle, ein Elektrizitätswerk, bedeutende Märkte, eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank und (1900) 14,623 deutsche Einwohner. — J., ehemals Hauptort des gleichnamigen Fürstentums (s. oben), wurde 1241 von den Tataren geplündert und hatte im Dreißigjährigen Kriege viel zu leiden.

Jägerrecht, der Anteil, der den Jagdbeamten nach altem Gebrauch am erlegten Wild zusteht; dahin gehören vom Aufbruch das Geräusch (s. d.) sowie das Darmfeist, dagegen gewöhnlich nicht die Mörbraten.

Jägerschreie und Weidsprüche, altdeutsche Rätselfragen, welche die Waldleute vor und nach der Jagd zu gegenseitiger Erheiterung einander aufzugeben pflegten, und in denen ein reicher Schatz von Kenntnissen, Künsten, Sitten und Wörtern, die auf die Jagd Bezug haben, aufgespeichert ist. Viele dieser Sprüche, die meist mit »Lieber Weidmann, sag' mir an« u. dgl. anfangen, sind in Handschriften des 16. und 17. Jahrh. erhalten, reichen aber offenbar in ein höheres Alter zurück; sie sind zusammengestellt in Grimms »Altdeutschen Wäldern« (Bd. 3). Vgl. Grässe, Jägerbrevier (2. Aufl., Wien 1869); Köhler im 3. Band des »Weimarischen Jahrbuchs« (Hannov. 1855); Wagner im »Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung« (Wien 1874).

Jägersdorf (Groß-J.), Dorf im preuß. Regbez. Gumbinnen, Kreis Insterburg, mit (1900) 470 evang. Einwohnern, bekannt durch die Schlacht zwischen Russen und Preußen 30. Aug. 1757. Jene, 100,000 Mann stark, waren unter Apraxin im Juni d. J. verwüstend in Preußen eingedrungen und hatten bei J. eine feste Stellung eingenommen, die im Rücken und in den Flanken durch natürliche Hindernisse gesichert war. Hier griff sie Feldmarschall Lehwaldt auf Befehl Friedrichs d. Gr. mit der zum Schutz Preußens bestimmten Armee von 24,000 Mann an und richtete seinen Stoß vornehmlich auf den feindlichen linken Flügel. Die russische Kavallerie und die erste Linie der Infanterie wurden geworfen, drei Batterien erobert. Aber das überlegene Kartätschenfeuer der russischen Artillerie erschütterte die Reihen der Angreifer, und als Graf Romanzow 20 frische Bataillone auf dem bedrohten linken Flügel ins Gefecht führte, zogen sich die Preußen mit einem Verlust von 4600 Toten und Verwundeten und 28 Geschützen in guter Ordnung über den Pregel zurück; der Verlust der Russen betrug 7000 Mann und 30 Geschütze.

Jägersprache, s. Weidmannssprache.

Jägertal, Papierfabrik, s. Dürkheim.

Jäger zu Pferde, Bezeichnung für die seit 1895 in der deutschen Armee eingeführten »Meldereiter«. Sie sind in 17 Eskadrons bei der Mehrzahl der Armeekorps aufgestellt und sollen die Divisionskavallerie bei der Abgabe vieler Meldereiter ꝛc. für Kommandobehörden und Truppenführer entlasten. Der sorgfältig ausgewählte Ersatz erhält Spezialausbildung im Aufklärungs- und Nachrichtendienst. Die Einrichtung der J. z. P. hat im deutschen Heer einen Vorgang im Guidenkorps, das nach französischem Muster früher in Württemberg bestand. Ähnliche Einrichtungen haben Frankreich und Rußland (Eclaireurs), Belgien und die Schweiz (Guiden), s. Guide. Uniform: Koller, bez. Waffenrock nach Schnitt der Kürassiere, graugrün mit hellgrünen Schulterklappen und Besätzen, Mützen weiß, Besatzstreifen hellgrün mit gelber Einfassung, Helm aus geschwärztem Stahlblech.

Jaggery (spr. dschäggeri), der Zucker der Kokospalme.

Jaghistan, s. Dardistan.

Jagić (spr. -gitsch), Vatroslav von, slaw. Philolog, geb. 6. Juli 1838 in Warasdin, studierte in Wien und wirkte 1860—70 als Lehrer am Gymnasium zu Agram und eine Zeitlang als zweiter Sekretär der südslawischen Akademie daselbst, begab sich jedoch schon 1871 behufs sprachwissenschaftlicher Studien auf Reisen nach Deutschland und Rußland. 1871 übernahm er den Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung an der Universität in Odessa, den er 1874 mit der Professur für slawische Sprachen an der Berliner Universität vertauschte. 1880 folgte er einem Ruf an die Universität in Petersburg; seit 1886 wirkt er als Professor der slawischen Philologie an der Universität in Wien. Außer zahlreichen trefflichen Arbeiten im »Kniževnik«, im »Rad«, dem Organ der südslawischen Akademie, in den »Starine«, in den Sitzungsberichten und Denkschriften der Wiener Akademie und andern Fachzeitschriften veröffentlichte er: »Primjeri staro-hrvatskoga jezika« (»Proben aus der altkroatischen Sprache«, Agram 1864—66); »Grammatika hrvatskoga jezika« (»Grammatik der kroatischen Sprache«, Teil 1, das. 1864); »Historija književnosti naroda hrvatskoga i srbskoga« (»Geschichte der serbisch-kroatischen Literatur«, Teil 1, das. 1867) nebst »Prilozi« (»Beilagen«, das. 1868). Für die slawische Philologie sind besonders wichtig sein »Quatuor evangeliorum codex glagoliticus« (Berl. 1879), »Codex Marianus« (Petersb. u. Berl. 1883), »Carminum christianorum versio palaeoslovenico-rossica« (1886), »Kritičeskija zamětki k istorii russkago jazyka« (»Kritische Bemerkungen zur Geschichte der russischen Sprache«, Petersb. 1888), »Glagolitica. Würdigung neu entdeckter glagolitischer Fragmente« (im 38. Bd. der »Denkschriften« der Wiener Akademie, 1890), »Svetostefanski chrisovulj« (Wien 1890), »Poljički statut« (Agram 1891), »Missale glagoliticum Hervojae, ducis Spalatensis« (Wien 1891), »Razum i filosofija« (serbisch-slowenische Übersetzung der Monostichen Menanders u. a., Belgr. 1891), »Der erste Cetinjer Kirchendruck von 1494« (Wien 1894), »Die Geheimsprache bei den Slawen« (das. 1895), »Codex slovenicus rerum grammaticarum« (Berl. 1896), »Veteris Testamenti prophetarum interpretatio istro-croatica saeculi XVI« (Wien 1897), »Evan-

gelium Dobromiri« (das. 1898—99, 2 Tle.), »Bericht über einen mittelbulgarischen Zlatoust« (das. 1898), »Beiträge zur slawischen Syntax«, 1. Teil (das. 1899), »Zur Entstehungsgeschichte der kirchenslawischen Sprache« (das. 1900) u. a., und für die Frage nach dem Ursprung des glagolitischen Alphabets seine »Kritiko-paleografičeskija statji« (»Kritische Abhandlungen über Paläographie«, Petersb. 1884). Auch gab er zahlreiche serbisch-kroatische Schriftdenkmäler in den »Stari pisci«, ferner »Specimina linguae palaeoslovenicae« (Petersb. 1882) sowie den Briefwechsel zwischen Kopitar und Dobrowský (das. u. Berl. 1885) heraus. Mit Leskien und Nehring gründete er das »Archiv für slawische Philologie« (Berl., seit 1876), dessen Redaktion er noch führt. Seine im »Rad« (1875) erschienene Abhandlung »Gradja za istoriju slovinske narodne poesije« (»Materialien zur Geschichte der slawischen Nationalpoesie«) wurde in mehrere slawische Sprachen übersetzt.

Jagiello, s. Jagellonen und Wladislaw II.

Jagielnica (spr. -nitza), Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Czortkow, an der Lokalbahn Biala-Czortkowska-Zaleszczyki, hat eine Ackerbauschule, eine ärarische Tabakfabrik, Bierbrauerei, Getreidehandel und (1900) 3111, mit dem Dorf Alt-J. (J. Stara) 4447 polnische und ruthen. Einwohner.

Jagni Dagh, Berg in Armenien, bei dem am 15. Okt. 1877 eine Schlacht zwischen Russen und Türken stattfand. S. Aladja Dagh.

Jago (span.; portug. Thiago), soviel wie Jakob (kommt nur noch in der Verbindung »Santiago«, bez. »São Thiago« vor [s. Jakobus]; die peninsulare Form dieses Namens ist sonst Jaime, bez. Jayme, katal. Jaume).

Jagodina, Stadt im serb. Kreis Morawa, unweit der Morawa, an der Eisenbahn Belgrad-Nisch, mit Kreisgericht, Progymnasium, den Überresten einer Moschee, die eine der größten in Serbien gewesen sein soll, bedeutendem Schweinehandel und (1896) 4691 Einw.

Jagor, Friedrich, Reisender, geb. 1817 in Berlin, gest. daselbst 11. Febr. 1900, wurde durch einen Besuch von Paris zu ethnologischen Forschungsreisen angeregt, auf denen er 1859—61 namentlich Indien, Ostasien und die Inseln des Großen Ozeans besuchte. In hohem Alter unternahm er 1890—93 eine neue Reise nach Java und dem Indischen Archipel. Einen großen Teil seiner reichen Sammlungen schenkte er dem Berliner Museum für Völkerkunde, den größten Teil seines Vermögens und wertvolle Kunstsammlungen vermachte er der Stadt Berlin. Er schrieb außer kleinern Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften: »Singapore, Malakka, Java. Reiseskizzen« (Berl. 1866), »Reisen in den Philippinen« (das. 1873) und »Ostindisches Handwerk und Gewerbe mit Rücksicht auf den europäischen Arbeitsmarkt« (das. 1878).

Jagow, Matthias von, Bischof von Brandenburg, geb. 1490, gest. 1544 in Ziesar, entstammte einem alten Adelsgeschlecht, studierte Theologie und die Rechte, wurde Dompropst in Spandau und 1526 als Nachfolger von heftigen Gegnern Luthers (H. Scultetus und Hardenberg) Bischof von Brandenburg. Obwohl von der Notwendigkeit kirchlicher Reformen überzeugt, begnügte er sich doch bei Lebzeiten des reformfeindlichen Kurfürsten Joachim I. (gest. 1535) mit der Abstellung von Mißbräuchen und der Besserung des Klerus, bewog aber als einflußreichster Ratgeber Joachims II. diesen zum Übertritt zur Lutherschen Reformation, reichte ihm 1. Nov., dem Berliner Magistrat 2. Nov. 1539 das Abendmahl in beiderlei Gestalt und leitete 1541 die erste Kirchenvisitation in der Mark, worauf die Reformation durchgeführt wurde; er verheiratete sich 1541.

Jagrezucker (Jagárazucker), der Zucker der Kokospalme.

Jagst (Jaxt), rechter Nebenfluß des Neckars in Württemberg, entspringt in den Ellwanger Bergen, fließt anfangs in nördlicher und nordwestlicher, zuletzt in südwestlicher Richtung, bildet auf eine Strecke die Grenze zwischen Württemberg und Baden und mündet nach einem Laufe von 195 km bei Jagstfeld. — Nach ihm ist der Jagstkreis benannt, einer der vier Regierungsbezirke Württembergs, der auf 5141 qkm (93,34 QM.) 1900: 400,126 Einw. (77 auf 1 qkm) zählte (darunter 269,930 Evangelische, 126,260 Katholiken und 2990 Juden), Ellwangen zur Hauptstadt hat und in folgende 14 Oberämter zerfällt:

Oberämter	QKilom.	QMeil.	Einwohner	Einw. auf 1 qkm
Aalen	308	5,59	31573	103
Ellwangen	551	10,01	29904	54
Gaildorf	374	6,79	23503	63
Gerabronn	472	8,57	28392	60
Gmünd	264	4,79	39738	151
Hall	335	6,08	29165	87
Heidenheim	459	8,34	40447	88
Krailsheim	339	6,16	25480	75
Künzelsau	383	6,96	27738	73
Mergentheim	427	7,76	27877	65
Neresheim	425	7,72	20791	49
Öhringen	358	6,50	28533	80
Schorndorf	194	3,52	26377	136
Welsheim	254	4,61	20608	81

Jagstfeld, Dorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Neckarsulm, an der Mündung der Jagst in den Neckar, Knotenpunkt der württembergischen und badischen Staatsbahnlinien Bietigheim-J., J.-Osterburken, Neckargemünd-J. und Neckarelz-J., hat eine kath. Kirche, Fabrik für Brückenbau, Eisenkonstruktionen ꝛc. und (1900) 1015 Einw. Dazu Saline Friedrichshall (s. d.); der Betrieb des dortigen Steinsalzbergwerks ist 1895 infolge Eindringens von Wasser eingestellt worden. J. gehörte bis 1803 dem Deutschen Ritterorden.

Jagsthausen, Dorf daselbst, an der Jagst und der Eisenbahn Möckmühl-Dörzbach, hat eine evang. Kirche, 3 Schlösser, in deren einem Götz von Berlichingen geboren wurde, ein römisches Castrum, ein Elektrizitätswerk, Branntweinbrennerei und (1900) 768 Einw.

Jagstkreis, s. Jagst.

Jaguapalme, soviel wie Maximiliana regia.

Jaguar, s. Pantherkatzen.

Jaguarão (spr. -räung), Grenzstadt im brasil. Staat Rio Grande do Sul, am gleichnamigen Fluß, der hier von Dampfern befahren wird, die durch die Lagoa Mirim den Verkehr mit Pelotas und Rio Grande vermitteln, hat bedeutende Schlächtereien und 5000 Einw.

Jaguaribe, Fluß im brasil. Staat Ceará, entspringt in der Serra Arari und mündet nach 500 km langem Lauf 25 km unterhalb Aracaty, wo er schiffbar wird, ins Meer.

Jahde, Fluß, s. Jade.

Jahn, 1) Friedrich Ludwig, der sogen. Turnvater, geb. 11. Aug. 1778 zu Lanz bei Wittenberge in der Priegnitz, gest. 15. Okt. 1852 in Freyburg a. d. Unstrut, besuchte, von seinem Vater, einem Prediger, vorgebildet, auch schon frühzeitig in körperlichen Fer-

tigkeiten geübt, 1791—94 das Gymnasium in Salzwedel, darauf kurze Zeit das zum Grauen Kloster in Berlin. Nach längern Wanderungen durch Deutschland widmete er sich 1796—1800 in Halle (wo er zeitweise wegen seiner Verfeindung mit den Landsmannschaften in einer Höhle bei Giebichenstein lebte), darauf in Jena und 1802 in Greifswald, wo er Arndt kennen lernte, dem Studium und zwar nach seines Vaters Bestimmung der Theologie, betrieb aber bald zumeist sprachliche Studien. Eine Frucht derselben ist seine damals mit Anerkennung aufgenommene Schrift »Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes, versucht im Gebiete der Sinnverwandtschaft« (Leipz. 1806). Vorher schon war von ihm unter dem Namen Höpffner eine Schrift: »Über die Beförderung des Patriotismus im Preußischen Reiche. Allen Preußen gewidmet« (Halle 1800), erschienen. Nachdem er einige Zeit als Hauslehrer in Neubrandenburg in Mecklenburg gelebt und schon hierbei die Gabe entfaltet hatte, Scharen von Knaben durch Veranstaltung von Spielen und Leibesübungen an sich zu fesseln, ging er 1805 nach Göttingen, brach 1806 nach Ausbruch des Krieges auf, um in das preußische Heer zu treten, erreichte es aber erst nach der Schlacht bei Jena und flüchtete mit versprengten Resten bis Lübeck, von dessen Einnahme er Zeuge war. Die nächsten Jahre verbrachte er teils unstet wandernd (unter anderm besuchte er Guts Muths in Schnepfenthal) und den Haß gegen den Feind schürend, teils im Vaterhaus, wo er an seinem »Deutschen Volkstum« (Lüb. 1810; wiederholt, Leipz. 1817; auch in »Meyers Volksbüchern«, das. 1896) arbeitete, das zwar reich ist an absonderlichen und unausführbaren Vorschlägen, aber doch eindringlich die Lehre vom einigen Deutschland predigt und in der Erweckung nationaler Erziehung und eines volkstümlichen Heer- und Staatswesens die Rettung aus der Not der Gegenwart sieht. J. ließ es aber nicht bei den Worten. Nachdem er Ende 1809 nach Berlin gekommen und nach vorübergehender Lehrtätigkeit am Grauen Kloster an der Plamannschen Erziehungsanstalt eine Stelle gefunden, begann er im Sommer 1810 mit Knabenscharen ins Freie zu ziehen und Leibesübungen zu treiben. Mit dem Stamme derselben wurde im Frühjahr 1811 der erste Turnplatz (»Turnen« hatte J. diese Gymnastik genannt, anknüpfend an den Namen der alten Turniere, den er für einen echt deutschen hielt) in der Hasenheide eröffnet, wo bei sich mehrendem Zulauf der Jugend und steigender Aufmerksamkeit seitens der Erwachsenen die Übungen geregeltere Gestalt und durch Einführung von Geräten an Umfang gewannen. Zuweilen traten auch anstrengende Wanderungen an ihre Stelle. Unter Jahns Gehilfen, mit denen er dann auch in den Wintermonaten die Sache weiter förderte, steht obenan K. F. Friesen (s. d. 1). Wohl durfte der eigentliche Zweck dieser Übungen, die Erziehung zur Wehrhaftigkeit, nicht laut werden; aber die jugendlichen Gemüter ahnten, wie J. sagt, verschwiegen, was sie zu erstreben berufen waren. Auch durch den 1810 von ihm und andern gegründeten geheimen Deutschen Bund suchte J. die Befreiung des deutschen Bodens vorzubereiten. 1813 war J. der erste, der Berlin verließ und sich, noch vor des Königs Aufruf an sein Volk, in Breslau als Freiwilliger stellte, und von seinen Turnern zog mit ins Feld, wem es nur irgend Alter und Kräfte erlaubten (s. Eiselen 2). J. wurde einer der Werber der Lützowschen Freischar, bei der er dann als Volontäroffizier und (wie im Gefecht von Mölln) Kommandeur des 3. Bataillons stand; doch war auch während des Krieges seine Tätigkeit mehr eine agitatorische. Nachdem er 1814 noch für einige Zeit der Generalkommission der deutschen Bewaffnungsangelegenheiten zugeteilt worden war, nahm er die Tätigkeit auf dem Berliner Turnplatz wieder auf. Als 1815 Napoleons Rückkehr die wehrhaften Turner wieder ins Feld gerufen hatte, wurde J. von Hardenberg, der ihn schon im Frühjahr nach Wien hatte kommen lassen, nach Paris beschieden, wo er besonders durch eine Rede, mit der er die Herabnahme des aus Venedig entführten Siegesgespanns begleitete, Aufsehen machte. Die folgenden Jahre waren neben seiner Beteiligung an der von ihm mit gegründeten »Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache« und Vorträgen über deutsches Volkstum hauptsächlich wieder der Pflege der Turnkunst gewidmet, und es erschien 1816 die von J. und seinem Schüler Eiselen gemeinsam herausgegebene »Deutsche Turnkunst«, die den Bericht über die Entstehung der Sache, die bis dahin in den Gebrauch gekommenen Übungen und ihre Betriebsweise enthält (vgl. Turnkunst). Bei dem unbeschränkten Einfluß, den J. auf die sich ihm ergebende Jugend hatte, und bei der Rücksichtslosigkeit und Ungebundenheit seines Auftretens war es kein Wunder, daß die eintretende Reaktion ihren Verdacht auf J. und seine Sache in erster Linie lenkte. Im März 1819 wurde Jahns Turnplatz von der Regierung gesperrt und er selbst im Juli als des Demagogentums verdächtig verhaftet und von Festung zu Festung, zuletzt nach Kolberg geführt. Wenn auch das Breslauer, ihn auf einige unvorsichtige Äußerungen hin zu zweijähriger Festungsstrafe verurteilende Erkenntnis durch das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. 1825 aufgehoben wurde (vgl. seine »Selbstverteidigung«, Leipz. 1863) und man ihm seinen 1814 bewilligten Gehalt beließ, so beschränkte doch die Regierung sein Aufenthaltsrecht und stellte ihn unter polizeiliche Aufsicht. Er lebte von 1825—1828 in Freyburg a. d. Unstrut, später in Kölleda. Von schriftstellerischen Arbeiten erschienen von ihm noch unter andern: »Runenblätter« (Frankf. 1814), »Neue Runenblätter« (Naumb. 1828) und »Merke zum deutschen Volkstum« (Hildburgh. 1833), worin einzelne Abschnitte des »Volkstums« weiter ausgeführt wurden; dazu die Mitteilungen aus seinem Leben bis 1815 enthaltenden »Denknisse eines Deutschen, oder Fahrten des Alten im Bart« (Schleusing. 1835) und »Leuwagen für Fr. Heinrich Leo« (Leipz. 1837). Nach Friedrich Wilhelms IV. Regierungsantritt wurde J., der schon 1836 wieder nach Freyburg gezogen war, von der polizeilichen Aufsicht befreit, erhielt auch das ihm bis dahin vorenthaltene Eiserne Kreuz. Vorarbeiten zu einer Geschichte des Dreißigjährigen Krieges wie auch zu einer von ihm beabsichtigten Geschichte der Lützower Schar vernichtete eine 1838 bei ihm ausgebrochene Feuersbrunst, die seine Wohnung und Bibliothek in Asche legte. Den erlittenen Verlust deckte eine öffentliche Sammlung, die ihm auch ermöglichte, sich nun ein eignes Haus zu bauen. Trotzdem wußte er bald darauf eine neue Sammlung für sich ins Werk zu setzen. Doch war auch sein Haus eine allezeit gastliche Stätte für turnerische und patriotische Freunde. 1848 wurde er von dem Wahlkreis seines Wohnortes in das deutsche Parlament gewählt; aber so sehr sich die Einheitsträume seiner besten Zeit jetzt verwirklichen zu können schienen, so wenig wußte er sich in die neue Zeit zu finden und gehörte nach stark radikalen Anwandlungen schließlich zu den konservativsten Elementen der Versammlung, in der er nur selten, z. B. zur

Befürwortung des erblichen Kaisertums mit preußischer Spitze, das Wort ergriff. Innerlich gebrochen und um einen guten Teil seiner Popularität, auch in turnerischen Kreisen, gebracht, kehrte er nach Freyburg zurück. Wenn durch die Schwächen, die in den letzten Jahrzehnten seines Lebens mehr und mehr hervortraten, wie durch die ungefügen, oft an das Rohe und Renommistische streifenden Seiten seines Wesens überhaupt die Erinnerung an seine Persönlichkeit bei seinen Zeitgenossen sicher getrübt worden ist, so gilt es, einmal zu bedenken, daß man ihn in der besten Zeit seines Schaffens von dem eigentlichen Boden desselben losgerissen und zu einem Leben verurteilt hat, das für einen Mann seines Schlages nur Müßiggang und selbstgefälliges Zehren vom altem Ruhm bedeuten konnte, und ferner, daß ihn eine Zeit gereift hat, in der es not tat, in bewußtem Gegensatz zu Überfeinerung und Verweichlichung ein gesundes, wehrhaftes Geschlecht heranzuziehen. Jahns großes patriotisches Verdienst kennzeichnet am besten der Ausspruch in einem Bericht der Bundestagskommission, daß er es sei, »der die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht habe«. Sein »Deutsches Volkstum« und seine ganze Tätigkeit bis zu seiner Verhaftung gaben ihm allerdings das Recht, sich hieran ein wesentliches Verdienst zuzuschreiben, und wenn sein Deutschtum in einem stark entwickelten preußischen Patriotismus und dazu in entschiedenem Franzosenhaß seinen stärksten Rückhalt fand, so entspricht das doch nur dem Verlauf unsrer Einheitsbewegung. J. ist auch der eigentliche geistige Urheber der Burschenschaft. Auch seine Bemühungen um unsre Sprache sichern ihm, wenn ihnen auch die feste wissenschaftliche Grundlage fehlt, das Verdienst, die Ergiebigkeit der Mundarten für die Bereicherung der Schriftsprache erkannt und durch zahlreiche lebensfähige Wortschöpfungen, besonders auf dem Gebiete der Turnkunst, gezeigt zu haben. Auch erhebt sich seine Sprache trotz unverkennbarer selbstgefälliger Künstelei doch nicht selten, wie z. B. in den bekannten Worten auf K. F. Friesen, zu wahrhaft klassischer Schönheit. Die nachhaltigste Erinnerung sichert ihm die Turnkunst. Nicht nur, daß er durch Einführung von Geräten die Entwickelung einer großen Übungsmannigfaltigkeit anbahnte, er hat durch den engen Zusammenhang, den er seinen turnerisch-erzieherischen Bestrebungen mit dem nationalen Gedanken und Bedürfnis zu wahren wußte, und durch die begeisternde Gewalt seiner Persönlichkeit dem Turnen erst seine bleibende Stätte in Deutschland gesichert. Mit Recht nennt man ihn so den »Turnvater« und hat ihm als solchem 1872 auf dem Turnplatz in der Hasenheide ein Erzstandbild von Enckes Hand auf einem Steinhügel errichtet, zu dem Deutsche aus allen Gauen und selbst aus überseeischen Erdteilen Steinblöcke gesandt haben. Ein Grabdenkmal (Bronzebüste von Schilling) war ihm bereits 1859 in Freyburg gesetzt worden, wo 1894 über seinem Grab auch eine stattliche Erinnerungsturnhalle und 1903 das Jahn-Museum von der deutschen Turnerschaft erbaut worden sind (s. Freyburg). Jahn-Gedenksteine und andre Denkmäler sind ihm auch noch an andern Orten errichtet. Die 1863 gegründete und in Leipzig verwaltete Pensionskasse für Turnlehrer und deren Hinterbliebene nennt sich Jahn-Stiftung (vgl. »Turnzeitung«, 1866, Nr. 8). Jahns Werke wurden zum erstenmal gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Euler (Hof 1883—87, 2 Bde.), in Auswahl von Hoffmeister (Berl. 1890). Sein Leben beschrieben Pröhle (Berl. 1855) und Euler (Stuttg. 1881, nur die Hauptzeit seines Wirkens bis 1819 eingehend behandelnd, ergänzt durch Aufsätze in der »Deutschen Turnzeitung«), in kürzerer Fassung Angerstein (das. 1861), Diesterweg (Frankf. 1864), Schultheiß (Berl. 1894) und Wolfg. Meyer (das. 1904). Vgl. auch J. Friedrich, J. als Erzieher (Münch. 1895).

2) Heinrich Albert, Geschichts- und Altertumsforscher, geb. 9. Okt. 1811 in Bern, gest. daselbst 23. Aug. 1900, war 1840—47 Unterbibliothekar der Stadtbibliothek, trat 1853 in den eidgenössischen Staatsdienst und bekleidete seit 1869 eine Stelle in der Kanzlei des Departements des Innern. Er schrieb: »Der Kanton Bern« (Bern u. Zürich 1850); die »Chronik des Kantons Bern« (das. 1857); »Etruskische Altertümer in der Schweiz« (»Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich«, Bd. 7, 1853); »Die Grabhügel bei Allenlüften« (ebenda, Bd. 17, 1870, mit Fellenberg); »Die keltischen Altertümer der Schweiz« (Bern 1860); »Die Pfahlbaualtertümer von Moosseedorf« (mit Uhlmann, das. 1857); »Emmenthaler Altertümer und Sagen« (das. 1865); »Bonaparte, Talleyrand et Stapfer« (das. 1869); »Die Geschichte der Burgundionen« (Halle 1874, 2 Bde.).

3) Otto, Archäolog, Philolog und Musikschriftsteller, geb. 16. Juni 1813 in Kiel, gest. 9. Sept. 1869 in Göttingen, widmete sich zuerst in Kiel unter Nitzsch, dann in Leipzig unter Hermann, seit 1833 in Berlin unter Lachmann und Gerhard philologischen und archäologischen Studien. Eine Reise durch Frankreich und Italien (1836—39) und ein längerer Aufenthalt in Rom führten ihn dem Studium der lateinischen Inschriftenkunde zu. 1839 habilitierte er sich in Kiel, ging 1842 als außerordentlicher Professor der Archäologie und Philologie nach Greifswald und ward hier 1845 ordentlicher Professor. 1847 als Professor der Archäologie nach Leipzig berufen, gründete er hier eine archäologische Gesellschaft und ward Direktor des archäologischen Museums. Wegen Beteiligung an den nationalen Bestrebungen der Jahre 1848 und 1849 ward er 1851 seines Amtes entsetzt. 1855 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der Altertumswissenschaft und Direktor des akademischen Kunstmuseums nach Bonn, wo er auch die Übungen des archäologischen und von 1861 an in Gemeinschaft mit Ritschl die des philologischen Seminars leitete. 1867 wurde er an Gerhards Stelle nach Berlin berufen, starb aber, noch ehe er die neue Stelle angetreten, in Göttingen, wohin er zum Besuche seiner Freunde gereist war. Von seinen zahlreichen archäologischen Arbeiten, die für die Archäologie durch feinsinnige Kritik und durch fein ausgebildetes Kunstgefühl epochemachend sind, sind hervorzuheben: »Telephos und Troilos« (Kiel 1841); »Die Gemälde des Polygnot« (das. 1841); »Pentheus und die Mänaden« (das. 1842); »Paris und Oinone« (Greifsw. 1845); »Peitho, die Göttin der Überredung« (das. 1846); »Über einige Darstellungen des Parisurteils« (Leipz. 1849); »Die Ficoronische Cista« (das. 1852); »Beschreibung der Vasensammlung des Königs Ludwig« (mit ausführlicher Einleitung über Vasenkunde, Münch. 1854); »Die Wandgemälde des Columbariums in der Villa Pamfili« (das. 1857); »Der Tod der Sophonisbe« (Bonn 1859); »Die Lauersforter Phalerä erläutert« (das. 1860); »Über bemalte Vasen mit Goldschmuck« (Zürich 1865); »Über Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs« (das. 1868) ꝛc. Gesammelt sind sie z. T. in den »Archäologischen Aufsätzen« (Greifsw. 1845) und in den »Archäologi-

schen Beiträgen« (Berl. 1847). Kritisch-philologische Arbeiten sind seine Ausgaben des Persius (Leipz. 1843; Textausgabe, das. 1851), Censorinus (Berl. 1845), Florus (Leipz. 1852), »Pausaniae descriptio arcis atheniensis« (Bonn 1860, 3. Aufl. 1903), des »Brutus« (das. 1849; 4. Aufl., Berl. 1877) und des »Orator« von Cicero (das. 1851, 4. Aufl. 1877), des Juvenal (das. 1851), der »Psyche et Cupido« des Apulejus (Leipz. 1856, 5. Aufl. von Michaelis 1905), der »Electra« des Sophokles (das. 1861, 3. Aufl. 1882), des »Symposion« von Platon (das. 1864, 2. Aufl. 1875), des Longinos (das. 1867, 2. Aufl. von Vahlen 1887) und »Persii Flacci, Juvenalis, Sulpiciae Saturae« (Berl. 1868; 3. Aufl. von Bücheler 1893). Von seinen Gelegenheitsschriften verdienen die Reden über Winckelmann (Greifsw. 1844) und Gottfr. Hermann (Leipz. 1849; beide mit andern Reden ꝛc. abgedruckt in den »Biographischen Aufsätzen«, das. 1866, 2. Aufl. 1867) sowie sein Aufsatz »Die Bedeutung und Stellung der Altertumsstudien in Deutschland« (Berl. 1859) und die Schrift »Eduard Gerhard, eine Lebensskizze« (das. 1868) Erwähnung. Gesammeltes und Neues enthält sein Buch »Aus der Altertumswissenschaft« (Bonn 1868). Wertvolle Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte bilden die Abhandlung »Über Goethes Iphigenia« (Greifsw. 1843), die Ausgabe von »Goethes Briefen an Leipziger Freunde« (Leipz. 1849, 2. Aufl. 1867), denen sich die »Briefe der Frau Rat an ihre lieben Enkeleins« (das. 1855) und »Goethes Briefe an Chr. Gottl. v. Voigt« (das. 1868) anschlossen, sowie die Schrift »Ludwig Uhland« (Bonn 1863). Als Früchte seiner musikalischen Studien sind besonders die Schrift »Über Mendelsohns Oratorium Paulus« (Kiel 1842), der Klavierauszug der zweiten Bearbeitung von Beethovens »Leonore«, mit den Abweichungen der ersten und kritischer Einleitung (Leipz. 1851), die »Gesammelten Aufsätze über Musik« (das. 1866), namentlich aber die Biographie Mozarts (das. 1856—60, 4 Bde.; 2. verkürzte Aufl., das. 1867, 2 Bde.; 3. Aufl. von H. Deiters, 1889—91, 2 Bde.; engl. Übersetzung, Lond. 1882, 3 Bde.), ein Meisterwerk der historisch-philologischen Methode, zu nennen. Aus Jahns Nachlaß gab sein Neffe Adolf Michaelis die »Griechischen Bilderchroniken« (Bonn 1873) heraus. Vgl. A. Springer, Gedächtnisrede auf Otto J. (»Grenzboten«, 1869, Nr. 45).

Jähns, 1) Friedrich Wilhelm, Gesanglehrer und Musikschriftsteller, geb. 2. Jan. 1809 in Berlin, gest. daselbst 8. Aug. 1888, trat schon in seinen Jünglingsjahren auf einer Berliner Privatbühne auf, entsagte jedoch später der theatralischen Laufbahn, um sich mit ausgezeichnetem Erfolg dem Gesangunterricht zu widmen, und leitete 1845—70 einen von ihm begründeten Chorgesangverein. J.' Lebenswerk war eine Sammlung von Weberiana aller Art, die in Besitz der königlichen Bibliothek zu Berlin überging. Seine Schriften über Weber: »K. M. v. Weber in seinen Werken« (chronologisch-thematisches Verzeichnis seiner sämtlichen Kompositionen, Berl. 1871) und »K. M. v. Weber, eine Lebensskizze nach authentischen Quellen« (Leipz. 1873), sind sehr wertvoll. Als Komponist trat er mit einem Trio und Liedern auf.

2) Max, Militärschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 18. April 1837 in Berlin, gest. daselbst 19. Sept. 1900, besuchte die Gewerbeschule in Berlin, wurde 1857 Offizier im 28. Infanterieregiment, nahm aber 1864 den Abschied, um sich germanistischen Studien zu widmen. 1866 wieder in Dienst getreten, wurde er 1867 in dem damals begründeten »Nebenetat für wissenschaftliche Zwecke des Großen Generalstabs« angestellt und 1869 zum Hauptmann befördert. Während des Feldzugs von 1870 war er Linienkommissar des Generalstabs zu Nancy; seit 1872 lehrte er die Geschichte der Kriegskunst an der Kriegsakademie zu Berlin. 1878 zum Major befördert, erhielt er 1886 als Oberstleutnant seinen Abschied. 1893 wurde J. Vorsitzender des Deutschen Sprachvereins. Literarisch trat J. zuerst mit poetischen Arbeiten auf: »Reinhart«, ein Märchenzyklus (Berl. 1859); »Ein Jahr der Jugend«, Gedichte (Dresd. 1861). Dann erschienen, abgesehen von kleinern Schriften und Vorträgen: »Geschichte des 2. rheinischen Infanterieregiments Nr. 28« (Köln 1865); »Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen« (Leipz. 1872, 2 Bde.); »Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart« (das. 1873); »Oberst Emil v. Sydow, ein Nachruf« (Berl. 1873); »Die Schlacht von Königgrätz« (Leipz. 1876); »Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens« (das. 1878—80, mit Atlas); »Cäsars Kommentarien und ihre literarische und kriegswissenschaftliche Folgewirkung« (Berl. 1883); »Heeresverfassungen und Völkerleben« (2. Aufl., das. 1885); »Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland«, bis 1800 (Münch. 1889—91, 3 Tle.); »Über Krieg, Frieden und Kultur« (Berl. 1893); »Feldmarschall Moltke« (das. 1894 bis 1900, 2 Tle.); »Der Vaterlandsgedanke in der deutschen Dichtung« (das. 1896); »Entwickelungsgeschichte der alten Trutzwaffen« (das. 1899). Auch gab er die »Jugenderinnerungen K. F. v. Klödens« (seines Großvaters) heraus (Leipz. 1874). Eine Sammlung seiner »Geschichtlichen Aufsätze« gab Kötschau heraus (Berl. 1903; mit Anhang von A. Meyer: »M. J. als militärischer Schriftsteller«).

Jahnsbach, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Annaberg, im Erzgebirge, hat eine evang. Kirche, eine große Mineraliensammlung, Strumpfwarenfabrikation, Dampfbleicherei und (1900) 2371 Einw. J. ist 1487 angelegt worden.

Jahnsdorf, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtsh. Chemnitz, an der Würschnitz und der Staatsbahnlinie Stollberg–Altchemnitz, hat eine evang. Pfarrkirche, eine Bezirksfiechenanstalt, Strumpfwarenfabrikation, Elektrizitätswerk, Steinbrüche und (1900) 2834 Einwohner.

Jahorina, südöstlich von Sarajevo in Bosnien sich ausbreitende Gebirgskette, die sich in dem gleichnamigen Gipfel zu 1872 m Höhe erhebt.

Jahr, schlechtweg soviel wie Sonnenjahr, d. h. die Zeit eines Umlaufs der Erde um die Sonne. Je nach der Wahl des Anfangs- und Endpunktes in der Erdbahn unterscheidet man verschiedene Jahre: 1) Das siderische J. oder Sternjahr ist die wahre Umlaufszeit, nach deren Ablauf die Erde wieder nach demselben festen Punkt ihrer Bahn (der Ekliptik) zurückkehrt, die Sonne also für uns wieder bei demselben Fixstern erscheint. Es beträgt nach Newcomb im J. 1900: 365,25636042 Tage = 365 Tagen 6 Stund. 9 Min. 9,539 Sek. Seine Länge ist nahezu konstant, in 1000 Jahren nimmt es nur um 1/10 Sekunde zu. 2) Das tropische oder Äquinoktialjahr ist die Zeit, nach deren Ablauf die Erde wieder zum Frühlingspunkt zurückkehrt. Letzterer ist aber kein fester Punkt der Erdbahn, sondern infolge der Anziehung, die der Mond und die Planeten auf die Erde ausüben, geht er jährlich um durchschnittlich 50,24 Bogensekunden rückwärts. Das tropische J. ist daher kürzer als das siderische, seine mittlere Dauer beträgt im J. 1900

nach Newcomb 365,24219879 Tage = 365 Tagen 5 Stund. 48 Min. 45,975 Sek. Da aber das Zurückweichen des Frühlingspunktes (die Präzession) mit der Zeit veränderlich ist, so ist auch die Länge des tropischen Jahres veränderlich, sie nimmt in 1000 Jahren um 5,30 Sekunden ab. Der Name tropisches J. rührt daher, daß man zu seiner Bestimmung früher die Zeit ermittelte, innerhalb deren die Sonne in ihrer scheinbaren Bahn wieder zu demselben Wendekreis (tropicus) zurückkehrte. 3) Das anomalistische J. ist die Zeit zwischen einer Sonnennähe (einem Perihel) und der nächstfolgenden. Weil die große Achse der Erdbahn sich jährlich um etwa 11,5 Bogensekunden im Sinne der Bewegung der Erde dreht, so ist das anomalistische J. größer als das siderische, nämlich im J. 1900 = 365,25964134 Tagen. Da aber die Bewegung des Perihels nicht gleichförmig ist, so ist auch das anomalistische J. veränderlich. Nach Ablauf eines solchen Jahres ist die Anomalie (s. d.) wieder dieselbe. Mit dem Namen Platonisches oder großes J. bezeichnet man bisweilen die Umlaufszeit des Frühlingspunktes in der Ekliptik, ungefähr 26,000 Jahre. Mondjahr ist die Zeit von zwölf synodischen Monaten, gleich 354,367 Tagen, dasselbe ist also rund 11 Tage kürzer als das Sonnenjahr (s. Kalender). Das bürgerliche J. unterscheidet sich von dem Sonnenjahr oder astronomischen J. dadurch, daß es eine ganze Zahl von Tagen hat; das von Julius Cäsar eingeführte Julianische J. enthält 365¼ Tage. J. der Verwirrung (annus confusionis), eigentlich letztes J. der Verwirrung (annus confusionis ultimus), ist das J. 46 v. Chr., in dem der Julianische Kalender eingeführt wurde. Vgl. Kalender, Chronologie und Kirchenjahr.

Jahrbücher, Bücher, in denen Denkwürdigkeiten während des Laufes eines Jahres verzeichnet werden; auch Bücher, worin geschichtliche Notizen nach der Folgereihe der Jahre zusammengestellt sind (vgl. Annalen, Chronik, Fasti); endlich Titel periodisch erscheinender Schriften sowie der in annalistischer Form abgefaßten quellenmäßigen Bearbeitungen der deutschen Geschichte des Mittelalters (»J. der deutschen Geschichte«), welche die Historische Kommission in München seit 1862 herausgibt.

Jahresbilanz, s. Bilanz.

Jahreskontingent, s. Kontingent.

Jahresliste, nach der deutschen Strafprozeßordnung das Verzeichnis der je für das nächste Geschäftsjahr zur Verfügung stehenden Schöffen, bez. Geschworenen. Die J. der Schöffen entsteht aus deren Urliste (s. d.) durch eine Auswahl, die der alljährlich bei jedem Amtsgericht zusammentretende Ausschuß vornimmt, bestehend aus dem Amtsrichter als Vorsitzendem und einem von der Landesregierung zu bestimmenden Staatsverwaltungsbeamten sowie sieben Vertrauensmännern aus den Einwohnern des Amtsgerichtsbezirks als Beisitzern. Derselbe entscheidet zunächst über die gegen die Urliste erhobenen Einsprachen, streicht die Namen solcher Personen, die auf die Urliste nicht hätten gesetzt werden sollen, und wählt hierauf aus der so berichtigten Urliste für das nächste Geschäftsjahr die erforderliche Zahl von Hauptschöffen (s. d.) und von Hilfsschöffen (s. d.). Für beide wird je eine gesonderte J. gebildet. Die auf diese Listen zu setzende Zahl von Haupt-, bez. Hilfsschöffen wird durch die Landesjustizverwaltung bestimmt. Aus den Jahreslisten aber werden dann die Schöffen unmittelbar durch Auslosung zum Dienst herangezogen (Gerichtsverfassungsgesetz, § 40 ff.). Die J. der Geschwornen entsteht aus der Urliste erst mittelbar. Der oben bezeichnete Ausschuß bildet durch Auswahl aus der Urliste neben der J. der Schöffen auch die Vorschlagsliste (s. d.) der Geschwornen. Aus dieser wird durch eine neue Auswahl seitens desjenigen Landgerichts, bei dem die Sitzungen des Schwurgerichts abgehalten werden, die J. der Geschwornen hergestellt, und zwar wiederum je eine besondere J. der Hauptgeschwornen (s. d.) und der Hilfsgeschwornen (s. d.) gebildet. Aus diesen Jahreslisten, die den Jahresbedarf an Geschwornen zu decken haben, entsteht dann durchs Los die Spruchliste (s. d.) für jede einzelne Sitzungsperiode, aus dieser Spruchliste endlich die Geschwornenbank für die einzelnen Schwurgerichtsprozesse (Gerichtsverfassungsgesetz, § 87 ff.).

Jahresmittel, das Mittel aus Beobachtungen, die sich auf ein ganzes Jahr erstrecken; s. Mittel.

Jahresrente, s. Rente.

Jahresring, soviel wie Holzring (s. Holz, S. 490).

Jahreswochen, s. Woche.

Jahreszeiten, die vier Zeitabschnitte Frühling, Sommer, Herbst und Winter, in die das tropische Jahr nach der verschiedenen Stellung der Erde auf ihrer Bahn um die Sonne geteilt wird. Man unterscheidet die astronomischen und die meteorologischen J. Über die astronomischen s. Erde, S. 908. Infolge der verschiedenen Tageslängen und Mittagshöhen der Sonne wird die Erdoberfläche durch die Sonnenstrahlen im Laufe der J. sehr verschieden stark erwärmt. Weil aber die größte Kälte nicht zur Zeit der kürzesten Tage und die größte Wärme nicht zur Zeit der längsten Tage eintritt, so pflegt man die meteorologischen J., die auch für das bürgerliche Leben eingeführt sind, zu andern Zeiten als die astronomischen J. zu rechnen. In der nördlich gemäßigten Zone fällt die größte Kälte auf Mitte Januar, von wo an die Temperatur bis Mitte Juli steigt und dann wieder bis Mitte Januar abnimmt. Die Änderung der Temperatur erfolgt am langsamsten zur Zeit ihres Maximums und Minimums, am schnellsten zur Zeit der Äquinoktien. Wegen dieser Temperaturverhältnisse rechnet man die meteorologischen J. so, daß man die drei kältesten Monate Dezember, Januar, Februar als Winter, März, April, Mai als Frühling, die drei wärmsten, Juni, Juli, August, als Sommer und September, Oktober, November als Herbst bezeichnet. In höhern und niedrigern Breiten gestaltet sich der Charakter der J. anders wie in den gemäßigten Zonen, und zwar ist in höhern Breiten die Dauer des kürzesten Tages kürzer und die Mittagshöhe der Sonne kleiner als in mittlern Breiten, und daher ist hier die Kälte des Winters aus beiden Gründen größer, während zur Zeit des längsten Tages zwar auch die Mittagshöhe der Sonne kleiner ist, aber die infolgedessen eintretende geringere Erwärmung z. T. dadurch ausgeglichen wird, daß die Tage länger sind. Daher sind die höhern Breiten durch lange und kalte Winter sowie durch kurze und verhältnismäßig warme Sommer ausgezeichnet. Der Frühling und Herbst ist kürzer als bei uns, und der Übergang vom Sommer zum Winter und umgekehrt erfolgt rascher und mehr sprungweise. In niedrigern Breiten, namentlich zwischen den Wendekreisen, verschwindet der Charakter unsrer J. immer mehr und mehr. Am Äquator geht die Sonne zweimal im Jahr in Abständen von sechs Monaten durch den Zenit; ihre niedrigste Mittagshöhe beträgt 66,5°, und weil hier während des gan-

zen Jahres die Tageslänge 12 Stunden beträgt, so sind die Temperaturschwankungen überhaupt nur unbedeutend. Vom Äquator nach den Wendekreisen hin tritt der Charakter der J., wie er sich in den gemäßigten Zonen zeigt, immer mehr und mehr hervor. Vgl. Lufttemperatur und Klima. Wo bestimmte Regenzeiten ausgebildet sind, spricht man auch wohl von trockner und nasser Jahreszeit. Mehrfach sind Versuche gemacht worden, J. nach der Entwickelung der Vegetation (phänologische J.) aufzustellen. Ihne unterscheidet folgende J.: Vorfrühling, Erwachen der Vegetation, Aufblühen von Gehölzen, deren Blüten sich vor den Blättern entfalten, und bei denen zwischen Aufblühen und Belaubung eine Pause liegt. Erstfrühling, Gehölze blühen, bei denen Blüten und erste Blätter gleichzeitig erscheinen; zwischen Aufblühen und Belaubung ist keine Pause; die Belaubung der Bäume beginnt. Vollfrühling, Aufblühen von Gehölzen, deren Blüten nach den ersten Blättern sich entwickeln; der Laubwald wird vollständig grün. Der Frühsommer beginnt mit dem Aufblühen des Getreides. Hochsommer, Beerenobst und Getreide reifen, letzteres wird geerntet. Frühherbst, die Ausbildung der Früchte kommt zum Abschluß. Herbst, Eintritt der allgemeinen Laubverfärbung. Winter, die Ruheperiode bis zum Beginn des Vorfrühlings.

Jahreszeitenfeuer, s. Sonnenfestfeuer.

Jahrgebung (Großjährigkeitsverleihung), die Erteilung der Venia aetatis (s. Alter, S. 386).

Jahrhundert, Zeitraum von 100 abgeschlossenen Jahren, wird nach einem großen geschichtlichen Ereignis bestimmt, z. B. die Jahrhunderte nach Christi Geburt, nach der Hedschra ꝛc. (vgl. Ära). Die Frage, ob ein neues J. beispielsweise mit dem 1. Jan. 1900 oder 1901 beginnt, hat wiederholt die Geister lebhaft beschäftigt, ums Jahr 1700 sogar so stark, daß man mehrere Medaillen auf den Streit geprägt hat mit satirischen Inschriften, wie z. B.: »Hört doch Wunder, im Jahre 1700 wußten die Leuthe nicht, wie alt sie waren« ꝛc. 1800 und 1900 hat sich der Streit wiederholt. Die einen sagen, das J., resp. Jahrzehnt beginnt, wenn die betreffende Stelle der Jahreszahl geändert wird, das Jahr 99 sei das letzte des vorigen Jahrhunderts; die andern sagen, die Zählung jedes neuen Zyklus beginne mit 1 und nicht mit 0. In der Praxis haben die Anhänger der erstern Auffassung stets recht behalten, denn man hat allemal das neue J. am 1. Jan. 1600, 1700, 1800, 1900 begrüßt, chronologisch ist das aber ein Irrtum. Die Möglichkeit einer Meinungsverschiedenheit entspringt aus der Frage: »Hat unsre Zeitrechnung mit einem Jahre Null oder mit dem Jahre Eins angefangen?« Die Chronologie läßt aber auf das Jahr 1 v. Chr. unmittelbar das Jahr 1 n. Chr. folgen, ohne ein Jahr Null, wie es der mathematische Standpunkt erfordert, und wie es in der Astronomie gezählt wird, einzuschieben, folglich ist vom chronologischen Standpunkt der 1. Jan. 1901 der Neujahrstag des neuen Jahrhunderts gewesen. Das Wort »J.« bürgerte sich in Deutschland erst um 1700 ein; bis dahin war das lateinische Wort saeculum in allgemeinem Gebrauch.

Jahrmarkt, s. Markt.

Jahr und Tag, eine Fristbestimmung im deutschen Rechte des Mittelalters, entstanden dadurch, daß der Jahresfrist noch die für die gerichtliche Geltendmachung eines Anspruchs oder Widerspruchs erforderliche Zeit hinzugezählt wurde. Da je von sechs zu sechs Wochen echtes Ding (s. Ding [Volksversammlung]) gehalten wurde, so umfaßt die Frist von J. meist (insbes. im sächsischen Recht) 1 Jahr und 6 Wochen, wozu noch die gesetzliche dreitägige Dauer des echten Dings gerechnet wurde.

Jahrvogel, s. Nashornvogel.

Jahrzeit (Jahrgedächtnis), bei den Israeliten und, wie aus den Nekrologien ersichtlich, während des Mittelalters auch bei den Katholiken für das Anniversarium gebräuchliche Bezeichnung für den Sterbetag der Eltern, an dessen Wiederkehr zur Erinnerung an dieselben ein Licht (Jahrzeitlicht) angezündet, in der Synagoge beim Gottesdienst von den Söhnen das Kaddisch (s. d.) gesprochen wird und die Gräber besucht werden.

Jahvē (hebr. »der da war, ist und sein wird«), wahrscheinlich die ursprüngliche Aussprache des Gottesnamens. Der um 1500 lebende Franziskaner Galatin las diesen, aus den vier Konsonanten JHWH bestehenden Namen Jehova. So bürgerte er sich dann in der protestantischen Kirche ein, während die lutherische Bibel stets die Übersetzung »Herr« hat. Die Juden hielten diesen Namen, der vermutlich die Idee der absoluten Beständigkeit Gottes verkörpert, so heilig, daß sie, mit Ausnahme des Hohenpriesters, der ihn nur einmal im Jahr, am Versöhnungstag, über die Lippen brachte, ihn nie aussprachen. Daher las man stets, wo in der Heiligen Schrift J. vorkam, Adonai (Herr) oder bei J. J. »Adonai Elohim«. Später versah man die vier Konsonanten von J. mit den Vokalen des Adonai, wodurch die Aussprache »Jehova« entstand. Nach dem Vorgange von Ewald und Hengstenberg ist heute allgemein die Aussprache J. angenommen. Vgl. Steinführer, Untersuchung über den Namen Jehova (Neustrelitz 1898).

Jaik, Fluß, s. Ural.

Jaila (türk.), Sommerdorf.

Jailagebirge, Gebirge in der Krim (s. d.).

Jaime (span., spr. chaime), soviel wie Jakob; vgl. Jago.

Jaina, religiöse Sekte in Indien, s. Dschaina.

Jaintia Hills, s. Khasi- und Dschaintiaberge.

Jaipur, engl. Schreibweise für Dschaipur.

Jairus, durch die biblische Erzählung (Mark. 5, 22; Luk. 8, 41) bekannter Name. Die Auferweckung der Tochter des J. ist von der bildenden Kunst des Mittelalters und der Renaissance gar nicht, von neuern Malern häufiger dargestellt worden (Gust. Richter, Berliner Nationalgalerie; E. v. Gebhardt; Gabriel Max; Alb. Keller, Neue Pinakothek in München).

Jais (franz., spr. schä, auch Jayet), Mineral, soviel wie Gagat.

Jaisalmer, ind. Staat, s. Dschaisalmir.

Jaiwa, linker Nebenfluß der Kama im russ. Gouv. Perm, mündet nach 320 km langem Lauf unterhalb Solikamsk. An seinen Ufern sollen in vorgeschichtlicher Zeit Silbergruben bestanden haben.

Jajce (spr. jaitze, Jajtza), befestigte Bezirkshauptstadt in Bosnien (Kreis Travnik), liegt malerisch auf einer isolierten Bergkuppe, an der Mündung der Pliva in den Vrbas und an der Staatsbahnlinie Donji-Vakuf–J. In der Nähe bildet die Pliva 30 m hohe Wasserfälle, hinter denen sich große Tuffsteingrotten befinden. J. ist terrassenförmig gebaut, hat 8 Moscheen, Reste einer kath. Kirche mit dem sehenswerten Lukasturm (Campanile), berühmte Felsenkatakomben, ein Franziskanerkloster mit dem Grabe des letzten Königs von Bosnien, Tomasević, eine alte Königsburg, ein Bezirksgericht und (1895) 3929 katholische und mohammedan. Einwohner. J. war einst Residenz der bosnischen Könige. Von 1528—1878 gehörte

es zur Türkei. Am 7. Aug. 1878 wurde es von den österreichischen Truppen besetzt. Vgl. Meyerhoffer von Bedropolje, Das Gefecht bei J. (Wien 1904); Truhelka, Die Königsburg J. (Sarajevo 1904).

Jajpur, ind. Stadt, s. Dschadschpur.

Jak (Grunzochs), s. Yak.

Ják (Jaák), Dorf im ungar. Komitat Eisenburg, südlich von Steinamanger, mit (1901) 2182 magyarischen, römisch-kath. Einwohnern und einer aus dem 13. Jahrh. stammenden romanischen Kirche des ehemaligen Benediktinerstifts J. mit prachtvollem Hauptor im Spitzbogenstil. Nach dem Brande von 1745 und 1903—04 wurde die Kirche stilgemäß restauriert. Vgl. Nikol. Graf Széchenyi, Geschichte der Jáker Abtei (ungar., Budap. 1901).

Jaka, s. Artocarpus.

Jakarandaholz, s. Jacaranda.

Jakholz (Jaqueiraholz), s. Artocarpus.

Jako, s. Papageien.

Jakob (hebr., »Fersenhalter«, »Überlister«, auch Israel genannt), Sohn Isaaks und Rebekkas, nachgeborner Zwillingsbruder Esaus, Stammvater Israels. Nach den biblischen Berichten flüchtete er vor seinem Bruder Esau, dem er für ein Linsengericht das Recht der Erstgeburt abgekauft und unter Beistand seiner Mutter vom Vater den Segen des Erstgebornen erlangt hatte, nach Mesopotamien, wo er in 20jähriger, an Entbehrung und Leid reicher Arbeitszeit bei seinem Onkel Laban dessen zwei Töchter (Lea und Rahel), zwei Nebenfrauen (Bilha und Silpa) und Besitz an Herden erwarb. Er entzog sich durch die Flucht seinem Dienstverhältnis zu Laban, der ihm nachsetzte, sich aber mit ihm verglich. Angesichts der wieder aufgesuchten Heimat erhält er nach nächtlichem Kampf den Namen Israel (s. d.), söhnt sich mit seinem Bruder aus, lebt dann als Herdenbesitzer in Kanaan, bis er, durch seinen Lieblingssohn Joseph (s. d.) veranlaßt, mit seiner Familie in die ägyptische Provinz Gosen übersiedelt. Hier stirbt er im Alter von 147 Jahren und wird in Kanaan, in der Höhle Machpela bei Hebron, begraben. Er war Vater von 12 Söhnen (Ruben, Simon, Levi, Juda, Dan, Naphtali, Gad, Ascher, Issaschar, Sebulon, Joseph und Benjamin) und einer Tochter (Dina). — Die neuere Forschung sieht in ihm den Heros von Bethel, dessen Kultstätte er bei seiner Flucht gegründet hatte, und bringt seinen theokratischen Beinamen Israel mit einer ostjordanischen Heroenfigur in Verbindung, während ältere Sagen ihm Gelehrsamkeit, Kenntnis der Kabbala (s. d.), Verkehr mit Engeln und die Abfassung von Schriften und Gebeten zuschreiben.

Jakob, Heilige und Kirchenmänner, 1) J. Baradai, s. Baradäus u. Jakobiten. — 2) J. von Edessa, monophysitischer Bischof, gest. 708, Verfasser einer syrischen Grammatik und einer Bibelrevision, auch Übersetzer einiger aristotelischer Werke. — 3) J. von Mies, gest. 1429, war seit 1414 Pfarrer an St. Michael in Prag, Anhänger von Hus und Verteidiger der Kommunion unter beiderlei Gestalt. — 4) J. von Nisibis, Heiliger, angeblich Neffe Gregors des Erleuchters (s. d.), gest. wahrscheinlich 338, ward nach einsiedlerischem Leben Bischof in seiner Vaterstadt Nisibis und war als solcher 325 auf dem Konzil zu Nicäa anwesend. Die ihm zugeschriebenen Homilien gehören dem Aphraates, Abt und Bischof des Klosters Mar Matthai bei Mossul. Vgl. Bert, Aphrahats, des persischen Weisen, Homilien (Leipz. 1888). — 5) J. von Sarug, syrischer Kirchenlieddichter, geb. 451, 519 monophysitischer Bischof von Batnan (Sarug), gest. 521. Eine Auswahl seiner Gedichte übersetzte Zingerle (Kempten 1882). — 6) J. von Vitry, kirchlicher Schriftsteller, geboren wahrscheinlich zu Vitry bei Douais, trat als Augustinerchorherr frühzeitig in Verkehr mit den Beginen (s. d.) und widmete sich nach seiner Priesterweihe 1210 der Bekehrung der Albigenser und der Kreuzzugspredigt. 1214 zum Bischof von Akkon gewählt, 1216 bestätigt, nahm er an den Kreuzzügen lebhaften Anteil, bis er, nach Italien zurückgekehrt, von Gregor IX. 1228 zum Kardinalbischof von Tusculum-Frascati ernannt wurde. Als erwählter Patriarch von Jerusalem starb er 1240 in Rom. Unter seinen Schriften ist die »Historia orientalis«, eine Geschichte des heiligen Landes von Melchisedek bis zum Jahre 1211 mit interessantem Rundblick auf die Zustände der Christenheit seiner Zeit, am meisten gelesen worden. Vgl. Barroux, J. de Vitry (Par. 1885). — 7) J. de Voragine, s. Jakobus de Voragine.

Jakob (franz. Jacques, engl. James, ital. Jacopo, span. Jacobo und Jaime), Name mehrerer Fürsten:

[Aragonien.] 1) J. I., der Eroberer, König von Aragonien, 1213—76, Sohn Peters II., einer der ritterlichsten, schönsten und edelsten Fürsten des Mittelalters, entriß den Sarazenen, denen er 30 Schlachten lieferte, Mallorca und Valencia und regierte mit Weisheit und Milde. Er übte Duldung gegen andersgläubige Untertanen und wahrte die Unabhängigkeit seiner Krone gegen den päpstlichen Stuhl; er veranstaltete die erste Sammlung der aragonischen Gesetze und ordnete die Verfassung seiner Lande, in denen er Schiffahrt und Handel zur Blüte brachte, und beschrieb sein eignes Leben; auch Geistesbildung und Dichtkunst erfreuten sich seiner Pflege. Jedoch die Teilung seines Reiches unter seine Söhne brachte dasselbe wieder in Verwirrung. Vgl. Tourtoulon, Jayme Ier le Conquérant (Montpellier 1863—67, 2 Bde.); Beazley, James the first of Aragon (Lond. 1890); D. Swift, Life and times of James the first, the Conqueror (Oxf. 1894).

2) J. II., der Gerechte, König von Aragonien, 1291—1327, zweiter Sohn Peters III., wurde nach dessen Tod 1285 König von Sizilien und 1291 nach seines Bruders Alfons III. Tod von Aragonien, worauf er 1295 auf Sizilien Verzicht leistete und gegen seinen jüngern Bruder, Friedrich, den die Sizilier zum König erhoben, 1296—99, obwohl erfolglos, Krieg führte. Den Genuesen entriß er 1324 Sardinien. Gegen die Übermacht des Adels stützte er sich auf die Geistlichkeit und den Bürgerstand, stärkte das Ansehen der Gerichte und sicherte durch das Gesetz von Tarragona 1319 die Vereinigung von Aragonien, Valencia, Katalonien und Mallorca zu Einem Reich. Er war als tapferer, großmütiger und gerechter Herrscher allgemein beliebt.

[Großbritannien und Irland.] 3) J. I., König von England (als König von Schottland J. VI.), geb. 19. Juni 1566 in Edinburg, gest. 6. April 1625, Sohn der Königin Maria Stuart und ihres zweiten Gemahls, Heinrich Darnley, ward nach der Ermordung seines Vaters und der erzwungenen Abdankung seiner Mutter 24. Juli 1567 König von Schottland und 29. Juli gekrönt. Während er unter seinem Lehrer Buchanan gelehrten Studien oblag, führten erst sein Oheim Graf Murray, später die Grafen Lennox, Mar und Morton die Regentschaft, und stritten sich katholische und protestantische Tendenzen, englischer und französischer Einfluß um die Herrschaft in Schottland. Voll überspannter Ideen von der königlichen

Gewalt, dabei zwar gutmütig, aber pedantisch und lässig, mut- und charakterlos, ward J., nachdem er 1578 dem Namen nach die Regierung von Schottland angetreten hatte, ein Spielball der Parteien. Selbst die Todesgefahr seiner Mutter riß ihn nur für einen Augenblick aus seiner Untätigkeit; als sein Plan, Maria mit französischer Hilfe zu befreien, gescheitert war, ließ er sich auf Unterhandlungen mit Elisabeth von England ein und schloß 2. Juli 1586 gegen ein Jahrgeld von 4000 Pfd. Sterl. ein Bündnis mit ihr, so daß er sich nach Marias Hinrichtung auf einen ohnmächtigen Protest beschränken mußte. Nach dem Tode Elisabeths (3. April 1603) bestieg er den englischen Thron. Schon seine ersten Maßregeln standen im Gegensatze zu der Politik seiner Vorgängerin. Er schloß 1604 Frieden mit Spanien, verfolgte die Presbyterianer und Puritaner und warf sich ganz in die Arme der bischöflichen Kirche. Anfangs hatte er die Katholiken begünstigt; als diese ihn aber durch zu weit gehende Forderungen beleidigten, ließ er die Strafedikte gegen sie wieder vollstrecken und veranlaßte hierdurch 1605 die von fanatischen Katholiken angesponnene Pulververschwörung (s. d.). Seine auswärtige Politik entsprach den Interessen und Wünschen seines Volkes nicht. Zwar hatte die Vermählung seiner ältesten Tochter, Elisabeth, mit dem Kurprinzen, spätern Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dem Haupte der protestantischen Union in Deutschland, allgemeine Zufriedenheit erregt; desto unwilliger aber war man, als J. seinen Schwiegersohn, nachdem dieser die böhmische Krone angenommen hatte, nur ganz ungenügend unterstützte und seine Entthronung in Böhmen, ja seine und seiner Kinder Vertreibung aus ihren pfälzischen Erblanden fast untätig geschehen ließ. Noch größere Unzufriedenheit erregte der freilich gescheiterte Plan des Königs, den Prinzen von Wales mit einer spanischen Infantin zu vermählen (1623). Auch im Innern war Jakobs Regierung verhängnisvoll. Seine despotischen Gesinnungen, seine Abneigung, dem Parlament, von dem er immer neue Geldbewilligungen verlangte, Einfluß auf die Regierung einzuräumen, seine Vorliebe für unwürdige Günstlinge: das alles trug wie seine unpopuläre religiöse Richtung dazu bei, den Gegensatz zwischen Volk und Königtum, der seinem Sohn und Nachfolger Karl I. verderblich werden sollte, zu verschärfen. Vermählt war er seit 1589 mit Anna von Dänemark. Jakobs Schriften (Opera), in denen er das absolute Herrscherrecht verteidigt, den Glauben an Zauberei und Gespenster versicht, gegen den Gebrauch des Tabaks eifert, sind 1616 in London herausgegeben. Vgl. Disraeli, Inquiry into the literary and political character of James I. (Lond. 1816, 3 Bde.); Nichols, The progresses, processions and festivities of king James (das. 1829, 3 Bde.); Goodman, The court of king James I. (das. 1839); Gardiner, History of England from the accession of James I., Bd. 1—3 (das. 1863—75); Henderson, James I. and VI., illustrated (das. 1904).

4) J. II., König von England, geb. 24. Okt. 1633, gest. 16. Sept. 1701, zweiter Sohn Karls I. und Enkel des vorigen, führte vor seinem Regierungsantritt den Titel Herzog von York. Nach dem Ausbruch der englischen Revolution wurde er seit 1646 in London gefangen gehalten, entfloh jedoch 1648 nach Holland, später nach Frankreich, wo er 1652 als Freiwilliger unter Turenne focht. Nach dem Frieden von 1655 sammelte er britische und irische Flüchtlinge um sich und kämpfte als spanischer Generalleutnant bis 1659 gegen Turenne. Nach der Restauration der Stuarts (1660) ernannte ihn sein Bruder Karl II. zum Großadmiral der britischen Seemacht. Er erfocht 13. Juni 1665 einen glänzenden Sieg über die holländische Flotte unter Opdam und lieferte 7. Juni 1672 dem Admiral de Ruyter bei Southwold eine Seeschlacht, in der beide Parteien sich den Sieg beimaßen, mußte aber, nachdem er 1671 zum Katholizismus offen übergetreten war, 1673 infolge der Testakte den Oberbefehl niederlegen. In demselben Jahre heiratete er, nachdem seine erste Gemahlin, Anna, Tochter des Kanzlers Hyde, nachmaligen Grafen von Clarendon, 1671 gestorben war, die katholische Prinzessin Maria von Modena. Infolge der durch die angebliche Verschwörung der Katholiken 1679 hervorgerufenen Bewegung nahm J. seinen Aufenthalt in Brüssel, kehrte aber bald wieder zurück und wurde zum Oberkommissar von Schottland ernannt. 1680 beantragten darauf seine Gegner seine Ausschließung vom Thron, die im Unterhaus beschlossen, vom Oberhaus jedoch zurückgewiesen ward. Im März 1682 begab sich J. wieder nach England und gewann auf seinen Bruder einen solchen Einfluß, daß dieser ihn der Testakte zuwider in den Staatsrat aufnahm und bald die Regierung völlig leiten ließ. Nach Karls II. Tod 1685 bestieg J. den englischen Thron. Obgleich er dem Staatsrat die Versicherung gegeben hatte, daß er die Freiheiten der Nation achten werde, traf er doch sofort Maßregeln, die auf die Herstellung der absoluten Monarchie und Herrschaft der katholischen Kirche abzielten. Nachdem ein Aufstand des Herzogs von Monmouth (s. d.) niedergeschlagen und blutig gestraft war, begann J. 1686 öffentlich Katholiken, den gesetzlichen Vorschriften zuwider, zu Offizieren und Beamten zu ernennen, indem er sie auf Grund eines vermeintlich der Krone zustehenden Rechts von den Bestimmungen der Testakte dispensierte. Hierauf wurde 1687 eine allgemeine Toleranzakte erlassen, durch die alle Gesetze gegen die Dissidenten und der Testeid aufgehoben wurden. Das Volk ertrug diese und andre Gesetzesverletzungen des Königs, da J. keine männlichen Nachkommen hatte, also nach seinem Tode die Regierung an seine protestantischen Töchter Maria und Anna fallen mußte. Als jedoch 1688 die Königin von einem Prinzen entbunden ward, den man mit Unrecht vielfach für untergeschoben hielt, wendeten sich die Häupter der Opposition an den Schwiegersohn des Königs, den Prinzen Wilhelm von Oranien, und dieser rüstete sich alsbald zu einem Einfall in England. Vergeblich widerrief nun J. seine verhaßten Verordnungen und besetzte die Ämter der Katholiken mit Protestanten; der Prinz von Oranien landete 15. Nov. 1688 zu Torbay an der Küste von Devonshire, und der von allen verlassene König floh nach Frankreich. 1689 erklärte ihn das Parlament des Thrones verlustig und erhob den Prinzen von Oranien und seine Gemahlin Maria auf den Thron. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen Jakobs, sich mit Hilfe Frankreichs und seiner Anhänger, der Jakobiten (s. d. 2), des Thrones wieder zu bemächtigen, starb er in St.-Germain. Vgl. Clarke, Life of James II. (Lond. 1816, 2 Bde.), ein Sammelwerk, das z. T. auf autobiographische Aufzeichnungen Jakobs zurückgeht; »Adventures of James II. of England, illustrated« (das. 1904).

5) J. III. Eduard Franz (auch der Prätendent oder der Chevalier von St. Georg genannt), des vorigen Sohn, geb. 20. Juni 1688, gest. 12. Jan. 1766 in Albano, ward nach seines Vaters

Tode 1701 von Frankreich, Spanien, dem Papst und den Herzogen von Modena und Parma als König von Großbritannien und Irland anerkannt. Ludwig XIV. unterstützte seine Ansprüche auf den englischen Thron und sandte 1707 eine Flotte nach Schottland, die den Prätendenten an Bord führte; doch ward diese von einem englischen Geschwader zur Umkehr gezwungen. Das Parlament setzte hierauf auf Jakobs Kopf einen Preis von 50,000, später von 100,000 Pfd. Sterl. J. nahm nun teil an den Feldzügen in Flandern bis zum Utrechter Frieden 1713, dem zufolge Ludwig XIV. die protestantische Erbfolge in Großbritannien anerkennen und den Prätendenten aus Frankreich verweisen mußte, der sich nach Lothringen begab. In den letzten Jahren der Königin Anna haben deren Minister, insbes. Bolingbroke, eine Änderung der Thronfolgeordnung von 1701 zugunsten des Prätendenten, wenn dieser hätte Protestant werden wollen, geplant und darüber mit J. verhandelt; doch war, da dieser den Glaubenswechsel verweigerte, nichts abgeschlossen, als Anna starb. Nach der Thronbesteigung Georgs I. von Hannover erhoben sich 1715 Jakobs Anhänger in Schottland unter Anführung des Grafen Mar. J. selbst landete 2. Jan. 1716 in Schottland; aber schon im Februar entfloh er wieder nach der französischen Küste. Er wendete sich nun an den Papst, von dem er erst in Avignon, dann in Rom königlich unterhalten wurde. Während die Jakobiten zu Jakobs Gunsten neue Verschwörungen einleiteten und sich deshalb sogar mit Karl XII. von Schweden verbanden, trat auch Spanien, das mit England zerfallen war, auf seine Seite und lud ihn 1719 nach Madrid ein; doch scheiterte seine Hoffnung auf spanische Hilfe infolge der Quadrupelallianz (s. d.). J. begab sich hierauf nach Livorno, wo er sich mit der polnischen Prinzessin Marie Klementine Sobieska verheiratete, und später nach Rom. Als Frankreich im Österreichischen Erbfolgekrieg Jakobs Sache wieder aufnahm, versuchte sein Sohn Karl Eduard einen neuen Einfall in Schottland und England, ward aber 1746 bei Culloden geschlagen. J. hinterließ zwei Söhne, Karl Eduard und Heinrich (Kardinal von York). Vgl. »The chevalier de St. George and the Jacobite movements 1701—1720« (hrsg. von Terry, Lond. 1901); H. D. Roome, James Edward, the old Pretender (das. 1904).

[Schottland.] 6) J. I., König von Schottland, geb. kurz vor dem 1. Aug. 1394, gest. 20. Febr. 1437, Roberts III. Sohn, ward 1406 von seinem Vater wegen der Nachstellungen seines Onkels, des Herzogs von Albany, nach Frankreich gesandt, auf der Fahrt jedoch von den Engländern gefangen genommen und von Heinrich IV. als Geisel zurückbehalten. Nach seines Vaters Tode ward J. zum König ausgerufen, allein erst nach dem Tode Heinrichs V. gegen hohes Lösegeld freigelassen. Bei seiner Thronbesteigung im März 1424 war das Reich der Auflösung nahe. Er zog die verschleuderten Krongüter wieder ein, wies den Adel in seine Schranken zurück und zog Murdac, den Sohn des Herzogs von Albany, und dessen Anhänger zu strenger Rechenschaft. Gleichzeitig unternahm er Reformen zur Hebung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe, erweiterte die Gerechtsame der Bürger, führte eine bewaffnete Landesmiliz ein und verbesserte die Rechtspflege. Infolge seiner Verbindung mit Frankreich und wegen der Verlobung seiner Tochter Margarete mit dem Dauphin, spätern König Ludwig XI., ward J. in Feindseligkeiten mit England verwickelt und erschien im November 1436 mit einem Heer vor Roxburgh. Doch schon nach 14 Tagen löste er sein Heer auf und kehrte nach Hause zurück, wahrscheinlich auf die Nachricht von einer gefährlichen Verschwörung des Adels. Wenige Monate später wurde er von den Verschwornen in einem Kloster bei Perth ermordet. Jakobs Gemahlin war Johanna Beaufort, Tochter des Herzogs von Somerset. Die in schottischer und lateinischer Sprache verfaßten Gedichte Jakobs erschienen gesammelt von Tytler u. d. T.: »The poetical remains of king James« (Edinb. 1733). Die beste Ausgabe seines Gedichts »The kingis Quair« besorgte Skeat für die Scottish Text Society (1884). Bisher nicht veröffentlichte Gedichte gab Rait heraus (»Lusus regius«, Lond. 1901).

7) J. II., König von Schottland, des vorigen Sohn, geb. 16. Okt. 1430, folgte 1437 seinem Vater auf dem Thron, regierte kräftig und starb 3. Aug. 1460 bei der Belagerung von Roxburgh, das nach seinem Tode seine Gemahlin Maria von Geldern einnahm.

8) J. III., König von Schottland, des vorigen Sohn, geb. 10. Juli 1451, regierte seit 1460 und fiel auf der Flucht nach einem unglücklichen Gefecht gegen den empörten Adel 11. Juni 1488. Er war mit Margarete von Dänemark vermählt.

9) J. IV., König von Schottland, Sohn des vorigen, geb. 17. März 1473, bestieg 1488 den Thron, vermählte sich 1503 mit der Tochter Heinrichs VII. von England, Margarete, und fiel 9. Sept. 1513 in der Schlacht bei Flodden gegen die Engländer, gegen die er sich mit Frankreich verbündet hatte; er gilt als Stifter des St. Andreas-(Distel-)Ordens.

10) J. V., König von Schottland, des vorigen Sohn und Nachfolger, geb. 10. April 1512, gest. geisteskrank 16. Dez. 1542, suchte die Ausbreitung der Reformation in Schottland zu hindern, weshalb ihn sein Adel 1542 auf einem Feldzug gegen England verließ. Er war zuerst mit Magdalena, Tochter Franz' I. von Frankreich, dann mit Maria von Guise vermählt, aus welcher Ehe Maria Stuart entsproß.

11) J. VI., König von Schottland, s. Jakob 3).

[Haïti.] 12) J. I., Kaiser, s. Dessalines.

Jakob, Ludwig Heinrich von, staatswissenschaftlicher und philosophischer Schriftsteller, geb. 26. Febr. 1759 in Wettin, gest. 22. Juli 1827 in Bad Lauchstädt, studierte in Halle, wurde daselbst 1791 ordentlicher Professor der Philosophie, 1807 Professor der Staatswissenschaften zu Charkow, 1809 Mitglied der Gesetzgebungskommission in St. Petersburg und kehrte 1816 als Professor nach Halle zurück. In der Philosophie schloß er sich im ganzen an Kant an. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Prolegomena zur praktischen Philosophie« (Halle 1787); »Grundriß der allgemeinen Logik« (das. 1788, 4. Aufl. 1800); »Antimachiavell« (das. 1794, 2. Aufl. 1796); »Grundsätze der Nationalökonomie« (das. 1805, 3. Ausg. 1825). Die von ihm herausgegebenen »Essais philosophiques sur l'homme, ses principaux rapports et sa destinée« (Halle 1818) sollen den Russen Polerika zum Verfasser haben. Über seine unter dem Namen Talvj als Schriftstellerin bekannte Tochter Therese s. Robinson.

Jakob, der wahre, im Sprichworte nach Grimm wahrscheinlich Santiago de Compostela, für dessen beliebte, aber ferne Wallfahrt (s. Jakobsbrüder) im Mittelalter nähere Kultstätten gleichnamiger Surrogatheiligen in Gebrauch kamen; daher soviel wie der allein Richtige oder Aufrichtige.

Jakob vom Schwert, Orden des heiligen, 1) span. Orden (Orden militar de Santiago de Espada), entstand, als sich zum Schutz der nach Santiago de Compostela Pilgernden 1170 dreizehn Ritter nach Art der Templer verbanden, welchen Ritterbund König Ferdinand II. von Leon und Galicien genehmigte, Papst Alexander III. 5. Juli 1175 bestätigte. Der Orden hatte einen Großmeister, der von dem Kollegium der Dreizehn (los trezes) gewählt wurde; nur die Ritter legten die klösterlichen Gelübde ab. Der Orden, der sich auch der Spitalpflege widmete, machte sich in den Kämpfen gegen die Mauren und der spanischen Könige gegeneinander hochverdient um Fürst und Vaterland, wurde jedoch bald so mächtig, daß er den Fürsten Besorgnisse einflößte. Eine Bulle Alexanders VI. von 1493 stellte deshalb die Verwaltung des Ordens unter die Aufsicht der Könige von Spanien, und eine weitere Bulle Hadrians VI. von 1522 verband das Großmeistertum für alle Zeiten mit der Krone von Spanien. Karl V. setzte einen Ordensrat ein. Der Orden, der bislang strengen Satzungen gefolgt, obgleich die Ritter schon 1180 die Erlaubnis erhalten hatten, sich zu verheiraten, wurde lockerer und ist heute nur noch ein Hofordern mit geistlichem Gepräge; er fordert 16 Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits, teilt seine Mitglieder in Caballeros profesos und Caballeros novicios und umfaßt drei Klassen (Großkreuze, Kommandeure und Ritter). Die Dekoration besteht in einem ovalen goldenen Schild, in dem das Santiago- oder Jakobskreuz (ein breites rotes Schwert mit zwei Lilienarmen und Griff in Form eines Herzens) steht; diese Dekoration wird gewöhnlich im Knopfloch an rotem Band, bei Festen an dreifacher goldener Kette um den Hals getragen, dazu ein weißer Ordensmantel mit dem Kreuz aus rotem Tuch, das anfangs die einzige Dekoration bildete. Der Orden steht jetzt an der Spitze der vier sogen. Militärorden Spaniens.

2) Portugiesischer Orden (Ordem de São Thiago da Espada). König Dionysius (Diniz) von Portugal hatte die Ritter von St. Jakob in seine Staaten gezogen, wo sich ein Teil von ihnen niederließ. Dieser Zweig machte sich zu Anfang des 14. Jahrh. von Spanien unabhängig, und Johann XXII. bestätigte 1320 den neuen portugiesischen Orden, jedoch mit den alten Statuten. 1550 vereinigte Papst Julius III. das Großmeistertum mit der Krone Portugal. Rasch gewann der Orden großes Ansehen und Macht; sein Hauptsitz befand sich in Palmella, und er besaß 47 Dörfer, 150 Präbenden und 4 Klöster und Konvente in Santos. 1789 säkularisierte die Königin Maria den Orden und machte ihn zu einem Zivil- und Militärverdienstorden. Am 31. Okt. 1862 erhielt der Orden neue Statuten, die ihn zur Belohnung wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Verdienste bestimmten. Der Orden hat fünf Grade: Großkreuze, Großoffiziere, Komture, Offiziere und Ritter. Die Dekoration besteht in dem Santiagokreuz, umgeben von einem Lorbeerkranz und daraufliegendem weißen Emailband mit der Devise »Sciencias, letras, artes« (»Wissenschaften, schöne Literatur, Künste«). Er hängt bei den Großkreuzen und Komturen an einem Stern mit dem Herz Jesu, bei den Offizieren und Rittern an einem Lorbeerkranz mit violettem Band.

3) Brasilischer Orden (São Thiago da Espada). Als der Hof von Portugal nach Brasilien übersiedelte, erneuerte und erweiterte Dom João VI. den Orden durch sein Dekret vom 13. Mai 1808. Der Orden hatte drei Klassen: Großkreuze (12), Komture und Ritter (ohne Zahlbeschränkung). Die Dekoration bestand in dem roten Santiagokreuz mit der Kaiserkrone; das Band war rot und blau umsäumt. Der Orden wurde 1890 aufgehoben.

Jakob von Ulm, Glasmaler, s. Griesinger 1).

Jakobäa (Jakoba) von Holland (auch »von Bayern«), Erbtochter Wilhelms VI. von Bayern, Grafen von Holland und Hennegau, geb. 25. Juli 1401, gest. 9. Okt. 1436 auf Schloß Teilingen bei Leiden, folgte als Witwe des Johann von Touraine, Dauphins von Frankreich, 1417 ihrem Vater in der Regierung von Holland (s. d., S. 477). Von ihrer Mutter wurde sie 1418 mit dem Herzog Johann IV. von Brabant vermählt; doch ward die unglückliche Ehe bald wieder getrennt. Nachdem sie sich 1422 aufs neue mit Herzog Humfried von Gloucester verheiratet hatte, wurde ihr von ihrem Oheim Johann von Bayern und seinem Anhang Holland streitig gemacht. Zwar wurde nach langen Zwistigkeiten ein Vergleich geschlossen (1428), worin Jakobäas Erbrecht durch Philipp von Burgund anerkannt wurde, während sie sich verpflichtete, ohne seine Einwilligung keine neue Ehe einzugehen; allein da sie nach der Scheidung von Gloucester sich dennoch 1432 heimlich mit Franz von Borselen, einem zeeländischen Edelmann, vermählte, so ließ der Herzog von Burgund ihren vierten Gemahl gefangen nehmen und schenkte ihm nur unter der Bedingung das Leben, daß J. zugunsten Philipps alle Rechte auf ihre Länder abtreten solle, die nun (1433) mit Burgund vereinigt wurden. Vgl. Löher, J. von Bayern und ihre Zeit (Nördl. 1862—69, 2 Bde.) und Beiträge zur Geschichte der J. von Bayern (Münch. 1865—66); Putnam, A mediaeval princess etc. (Lond. 1904).

Jakobäa-Kannetjes (»Kännchen der Jakobäa«), gelbliche und schmutziggraue, unglasierte Tongefäße in schlanker Krugform mit Henkeln am Hals oder am Bauch, nach Jakobäa von Holland benannt, aber nicht in Holland, sondern in Siegburg verfertigt.

Jakobe (Jakobäa, Jakobine), Herzogin von Jülich, geb. 16. Jan. 1558, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden-Baden und Mechthildens von Bayern, nach dem frühen Tod ihrer Eltern von ihrem Oheim, Herzog Albrecht V. von Bayern, katholisch erzogen, vermählte sich 16. Juni 1585 mit Johann Wilhelm, dem Sohn des Herzogs Wilhelm IV. von Jülich. Dieser folgte 1592 seinem Vater, verfiel aber bald darauf in Blödsinn. J. wurde von der Regentschaft ausgeschlossen, da sie sich durch ihr unbeständiges Verhalten in der religiösen Frage und ihre Leidenschaftlichkeit viele Feinde gemacht hatte. Die Herzogin Sibylle, ihre Schwägerin, und die katholischen Räte klagten sie, um Johann Wilhelm eine neue Ehe zu ermöglichen, 1595 des Ehebruchs beim Kaiser an, und schritten, da dieser mit einem Urteil zögerte, zur Gewalt; 3. Sept. 1597 fand man J. erdrosselt im Bett. Eine Untersuchung über die Ursache des Todes fand nicht statt. Vgl. Stieve, Zur Geschichte der Herzogin J. von Jülich (Bonn 1878); Goecke, Zur Prozeßgeschichte der Herzogin J. von Jülich (»Zeitschrift für preußische Geschichte«, Bd. 15, 1878).

Jakobeny (rumän. Jacobeni), Dorf in der Bukowina, Bezirksh. Kimpolung, in den Karpathen, an der Goldenen Bistritz und der Lokalbahn Hatna-Dornawatra, mit hübscher Kirche, Braunsteinbergbau, Eisenhütte und (1900) 3495 deutschen und rumänischen Einwohnern.

Jakobi (Jakobstag), soviel wie 25. Juli, Tag des heil. Jakobus des Ältern (s. Jakobus 1).

Jakobiner (Jacobins), der Name eines einflußreichen politischen Klubs während der französischen Revolution, der, 1789 zu Versailles von den Abgeordneten der Bretagne als Club breton gegründet, nach der Übersiedelung der Nationalversammlung nach Paris Club des Jacobins genannt wurde, weil er zum Versammlungslokal den Saal des nach dem heil. Jakob benannten Dominikanerklosters in der Straße St.-Honoré hatte, während er sich selbst Gesellschaft der Konstitutionsfreunde (Société des amis de la Constitution) nannte. Seine Häupter waren Dupont, Barnave und Lameth. Bald nahm er auch Mitglieder auf, die nicht zur Nationalversammlung gehörten. Durch Affiliationen bald das ganze Reich umspannend und unter straffer, einheitlicher Leitung stehend, gelangte der Verein bald zu großem Einfluß. Nachdem im Juli 1791 die Gemäßigten ausgeschieden waren, um einen besondern Verein im Kloster der Feuillanten (s. d.) zu bilden, wurden die J. die entschlossenen Führer der revolutionären Volksschichten. Eine große Anzahl der Mitglieder der neuen Gesetzgebenden Versammlung trat in den Klub ein, in dem nun die beiden republikanischen Fraktionen, die Girondisten und die Anhänger Robespierres, Dantons ꝛc., vereinigt waren. Die darauf folgende Entwickelung der Dinge in Frankreich: der Sturz des Königtums, die Berufung des Nationalkonvents ꝛc., war das Werk des Jakobinerklubs. Je mehr die Girondisten sich aus ihm zurückzuziehen begannen, desto ausschließlicher gewann Robespierre in ihm das Übergewicht, und unter seiner Leitung begann nun jenes System des Terrorismus, das alle widerstrebenden Elemente vollends niederschlug. Der Klub hatte in jeder Stadt eine Filiale, die blindlings die Befehle der hauptstädtischen Demagogen ausführte und das Schreckenssystem in allen Provinzialorten verwirklichte. Die Agitation für die Hinrichtung des Königs, der Sturz der Girondisten (Ende Mai 1793), die Aufwiegelung der Massen gegen den besitzenden Mittelstand, die massenhaften Proskriptionen, die seit dem September 1793 ins Leben tretende revolutionäre Propaganda in den angrenzenden Ländern: alles dies ward vornehmlich von den Jakobinern ins Werk gesetzt. Der Vernichtungskampf zwischen den Häuptern der Revolution, der mit dem Sturz Robespierres endete (Juli 1794), hatte auch den Untergang der übermächtigen Stellung des Klubs zur Folge. Am 16. Okt. 1794 erließ der Konvent ein Verbot aller Affiliationen des Klubs, und 11. Nov. d. J. ward dieser endlich geschlossen. Die Überbleibsel des Klubs gründeten im Herbst 1795 den Klub des Panthéon. Die mißlungenen Aufstände vom 12. Germinal und 1. Prairial 1795 sowie Babeufs kommunistische Verschwörung waren erneute Regungen des Jakobinismus, dessen Klub im Februar 1796 vom Direktorium geschlossen wurde. Im Frühjahr 1798 organisierte sich der Klub von neuem in zahlreichen Filialen und beherrschte abermals Gesetzgebung und Verwaltung; allein die gemäßigte Mehrheit in den beiden Räten setzte es durch, daß der nunmehrige Mittelpunkt der J., die Versammlung im Reitsaal, vom Direktorium im August 1798 geschlossen wurde; als sie sich in einen Saal der Rue du Bac zurückzogen, wurden sie auch von hier vertrieben und vereinigten sich nicht wieder. Vgl. Zinkeisen, Der Jakobinerklub (Berl. 1852—53, 2 Tle.); Taine, Origines de la France moderne, Bd. 2: La conquête Jacobine (Par. 1881 u. ö.); Aulard, La société des Jacobins (daf. 1889 bis 1897, 6 Bde.).

Jakobinermütze (Bonnet rouge), die rote Mütze, die auszeichnende Kopfbedeckung aller Radikalen der ersten französischen Revolution und die Zierde des Freiheitsbaumes (s. d.). Die wegen Aufruhrs in Nancy verhafteten und nach Brest auf die Galeeren gebrachten Schweizersoldaten trugen, als man sie befreite und feierlich in den Saal der Volksvertreter einführte, jene roten, den Galeerensklaven eigentümlichen Mützen; ihnen zu Ehren nahmen sie die Jakobiner an. Schon 20. Juni 1792 zwang man den König, die J. aufzusetzen. Es ist dies übrigens die allgemein übliche Kopfbedeckung der Fischer am Mittelmeer. Vgl. Phrygische Mütze.

Jakobiten, 1) Name, den sich die Monophysiten (s. d.) beilegten, nachdem sie der 541 zum Bischof von Edessa geweihte Mönch Jakob Baradai oder Zanzalos (gest. 578) wieder zu einer Gemeinschaft vereinigt hatte. Die Gemeinden der J., die in nicht geringer Zahl in Syrien, Mesopotamien und Persien vorhanden waren, bestanden auch nach der Eroberung dieser Länder durch die Araber fort. Die ägyptischen J. hatten seit dem 13. Jahrh. Verfolgungen zu erleiden, durch die ihre allmähliche Absonderung von ihren Glaubensgenossen in Asien und ihre nunmehrige Gestaltung zur Sekte der Kopten (s. d.) herbeigeführt wurden. Wie diese, so erkennen auch die syrischen J. die drei ersten ökumenischen Konzile und die Räubersynode von Ephesos an; ihre Dogmatik konzentriert sich ganz darin, daß die menschliche Natur Christi in seiner Gottheit verschwindet. Gegenwärtig sind sie an Zahl sehr zurückgegangen.

2) In England und Schottland Name der Anhänger des 1689 vertriebenen Königs Jakob II. von England, dann seines von den katholischen Mächten als König Jakob III. anerkannten Sohnes und seines Enkels, des Prätendenten Karl Eduard. Abgesehen von den Emigranten, die mit Jakob II. nach Frankreich gingen, gehörten in England und Schottland dieser Partei viele Tories, in Hochschottland aber der ganze Adel an. Sie verzögerten den Abschluß der Union zwischen England und Schottland, so daß diese erst 1707 zustande kam. Einen Aufstand von größerm Umfang unternahmen die J. in Schottland 1715 nach der Thronbesteigung Georgs I., einen andern 1745 unter Georg II., aber beide wurden blutig niedergeschlagen; und nachdem 1746 die Parteihäupter der J. hingerichtet waren, war ihre Macht auf immer gebrochen. Ganz vereinzelt gibt es in Großbritannien auch jetzt noch J., welche die Legitimität des regierenden Herrscherhauses nicht anerkennen. Vgl. Hogg, Jacobite relics (Edinb. 1819, 2 Bde.); Chambers, Jacobite memoirs (daf. 1834); Jesse, Memoirs of the pretenders and their adherents (neue Ausg., Lond. 1856, 2 Bde.); Doran, London in Jacobite times (daf. 1877—79, 2 Bde.).

Jakobsbad, s. Gonten.

Jakobsberg, s. Wesergebirge.

Jakobsbrüder, im Mittelalter Name der Wallfahrer nach dem Grabe des Apostels Jakobus in Spanien (s. Santiago de Compostela), dem Hauptwallfahrtsziel, seitdem der Zugang zum Heiligen Grabe immer mehr erschwert worden war. Es war für die Pilger im 11. Jahrh. ein bequemer Weg (Jakobsstraße) dahin angelegt worden, und auf beiden Seiten der Pyrenäen sowie tief nach Frankreich und nach Deutschland hinein waren Hospize errichtet. Die Zeichen der Pilger waren der Jakobsstab und der Muschelschmuck ihrer Kleidung. Vgl. das »Jakobslied« in Uhlands »Volksliedern«; Haebler, Das Wallfahrts-

buch des Hermann Künig von Vach (Straßb. 1898); Kistener, Die J. (Bresl. 1899).

Jakobshagen, Stadt im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Saatzig, am Saatziger See, hat eine evang. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, Oberförsterei, Buntweberei, Färberei, Holzbearbeitungsanstalt und (1900) 1867 Einw. J. ist 1781 fast völlig niedergebrannt.

Jakobsklee, s. Lotus.

Jakobskraut, s. Senecio.

Jakobskreuz, s. Jakob vom Schwert 1), S. 156.

Jakobslauch, s. Lauch.

Jakobsleiter, die Himmelsleiter, die nach 1. Mos. 28, 12 ff. der Stammvater Jakob im Traum erblickte. Sie verband die Erde mit dem Himmel, an ihrer Spitze stand Gott, und seine Engel stiegen auf ihr auf und nieder; auch Pflanzenname (s. Polemonium) und Strickleiter mit hölzernen Sprossen.

Jakobslilie, s. Sprekelia.

Jakobsonsches Organ, s. Nase.

Jakobsstab, 1) Stab, wie man ihn dem Apostel Jakobus dem Ältern beilegte, und wie ihn darum die Pilger nach seinem Grabe trugen (vgl. Jakobsbrüder); auch ein in einem solchen Pilgerstab versteckter Dolch oder Degen. — 2) Die drei in gerader Linie stehenden Sterne zweiter Größe (δ, ε, ζ) am Gürtel des Orion (s. d.). — 3) Ein älteres astronomisch-nautisches Instrument zum Winkelmessen (Baculus Jacob, Radius astronomicus, Gradstock, Kreuzstab), vgl. Tafel »Astronomische Instrumente«, S. I.

Jakobsstab, gelber, s. Narcissus.

Jakobsstern, Bezeichnung Christi, mit Bezug auf 4. Mos. 24, 17.

Jakobsstraße, im Mittelalter Bezeichnung für die Milchstraße. Vgl. auch Jakobsbrüder.

Jakobstad, Stadt in Finnland, Gouv. Wasa, am Bottnischen Meerbusen, durch Zweigbahn mit der Linie Seinäjoki–Uleåborg verbunden, hat (1899) 2736 Einw., die Schiffahrt und einigen Handel treiben. J. ist Sitz eines deutschen Konsularagenten; Geburtsort des Dichters Runeberg (s. d. 1).

Jakobstadt (lett. Jehkaba-Meests), Stadt im russ. Gouv. Kurland, an der Düna, östlich von Mitau, mit 4 Kirchen, 2 Synagogen und (1897) 5843 Einw., zur Hälfte Juden.

Jakobus, Name von mindestens drei nach dem Neuen Testament bei der Konstituierung der christlichen Kirche tätig gewesenen Männern: 1) J. der Ältere (major), einer der zwölf Apostel, wie Johannes Sohn des Fischers Zebedäus, soll nach Spanien gekommen sein, weshalb er (Santiago) als Schutzheiliger dieses Landes verehrt wird (s. Santiago de Compostela). Er wurde unter Herodes Agrippa (44 n. Chr.) enthauptet. Sein Tag ist der 25. Juli, in der griechischen Kirche der 30. April. — 2) J. der Jüngere (minor), Sohn des Alphäus, ebenfalls ein Apostel, in der griechischen Kirche 9. Okt., in der katholischen samt Philippus (s. d.) 1. Mai verehrt. — 3) J. der Große, der älteste unter den Brüdern Jesu, den nach Josephus (Antiquit. jud. XX, 9, 1) der Hoheprieſter Ananias in der Zwischenzeit nach der Abreise des Festus und vor der Ankunft des neuen Prokurators (62 n. Chr.) steinigen ließ. Er ist wohl identisch mit dem J., der Apostelgesch. 15, 13 f.; 21, 18 f.; Gal. 2, 9 und 12 schlechthin so genannt wird und als vorzüglich einflußreicher Vorsteher der jerusalemitischen Gemeinde erscheint, auch nach Hegesippus (Eusebios' »Kirchengeschichte«, II, 23) den Beinamen des »Gerechten«, d. h. des Mannes nach dem Sinne des Gesetzes, führte. Die griechische Kirche verehrt ihn am 23. Okt. Derselbe gilt in der Regel auch als Verfasser des neutestamentlichen Briefes des J., der an die Christen außerhalb Palästinas gerichtet ist und vorzugsweise den Zweck gehabt zu haben scheint, die in ihrem christlichen Leben sich noch bemerklich machenden Mängel, namentlich Verweltlichung durch Reichtum und Üppigkeit, Streitsucht und Überschätzung der Theorie gegenüber den Werken, zu rügen. Das Interessanteste in dem mangelhaft bezeugten und schwerlich schon dem 1. Jahrh. angehörigen Brief ist die Polemik 2, 14—26, deren Beziehung auf die paulinische Rechtfertigungslehre schon von Luther behauptet, freilich bis in die neueste Zeit auch angelegentlichst in Abrede gestellt worden ist. Vgl. die Kommentare von Trenkle (Freib. 1894), Mayor (2. Aufl., Lond. 1897), Beyschlag (6. Aufl., Götting. 1897), Schlatter (Kalw u. Stuttg. 1899); außerdem: Weiffenbach, Exegetisch-theologische Studie über Jac. 2, 14—26 (Gießen 1871); Grafe, Die Stellung und Bedeutung des Jakobusbriefes in der Entwickelung des Urchristentums (Tübing. 1904). — Weitere s. Jakob (Heilige und Kirchenmänner, S. 153).

Jakonett (franz. Jaconats, Jaconas, spr. schakoná), feine, glatt gewebte baumwollene Zeuge, dichter als Musselin, mit weicher Appretur, werden weiß, gestreift, gemustert und bedruckt hergestellt und dienen hauptsächlich zu Damenkleidern.

Jakub Beg, Mohammed, Herrscher von Kaschgar (Ostturkistan), geb. 1820, gest. 31. Mai 1877, war der Sohn von Issmet ulla, einem Gebetvorleser zu Chodshent. Bald nach seiner Geburt trennte sich seine Mutter von seinem Vater und heiratete einen Fleischer zu Pskent (50 Werst von Taschkent), in dessen Hause J. aufwuchs. Frühzeitig verlor er seine Eltern und wurde Tänzer. Durch die Verheiratung Nar Mahomeds von Taschkent mit seiner Stiefschwester wurde J. bald zum Offizier befördert und zum Beg von Aq-Mesdschid (Fort Perowsk) ernannt. Als 1864 Alim Kul von Kokand den Busuruk-Chan nach Kaschgarien sandte, befand sich J. in seinem Gefolge. 1865 benutzte er einen Aufstand der Dunganen, um sich zum Herrscher von Kaschgar zu machen, nannte sich seit 1870, wo er sich an Stelle Busuruks zum Chan von Dschiti Schahar (Ostturkistan) ausrufen ließ, Atalik Ghazi (»Verteidiger des Glaubens«), eroberte 1872 das Alpenland Sarighkul (Sarikol) und die Stadt Urumtsi (Handelsvertrag mit Rußland), wurde aber 1876 seiner östlichen Besitzungen durch die Chinesen beraubt. Vgl. Boulger, Life of Yakoob Beg (Lond. 1878); Wesselowsky, Der Badaulet Ja'qub-Beg, Atalyq von Kaschgar (in »Zapiski der orientalischen Sektion der kaiserlich russischen Archäologischen Gesellschaft«, Bd. 11, 1898; russ.); Pantusow, Gedichte über Jaqub-Beg, den Beherrscher Kaschgariens, und über die Ereignisse seiner Zeit (in den »Gelehrten Nachrichten der Universität Kazan«, 1901; russ.).

Jakub Chan, Emir von Afghanistan, geb. 1849, Sohn Schir Alis, herrschte seit 1871 in Herat, wurde aber, als er sich dem nationalen Aufstand gegen seinen Vater anschloß, 1874 in Kabul gefangen gesetzt; eine von Nauroz Chan 1875 im Kabultal versuchte Hilfsleistung mißlang. Bei der Flucht seines Vaters vor den Engländern Mitte Dezember 1878 erhielt J. von diesem die Regierung übertragen, folgte nach Schir Alis Tod (21. Febr. 1879) als Emir und knüpfte sofort mit den Engländern Friedensverhandlungen an. Er begab sich selbst ins englische Lager bei Gundamak und unterzeichnete dort 8. Mai den

Frieden, worin er als Emir anerkannt wurde, aber den Engländern die Pässe nach Indien abtreten und einen britischen Residenten in Kabul zulassen mußte. Dieser, Major Cavagnari, traf 24. Juli in Kabul ein, wurde aber mit seinem Gefolge 3. Sept. bei einem Aufstand ermordet, worauf die Engländer sofort wieder in Afghanistan einrückten. J. erschien in ihrem Lager bei Kuschi 27. Sept., wurde aber hier festgehalten, weil man seinem Verhalten die Schuld am Morde zuschrieb, und 13. Dez. 1879 nach Indien geschickt, wo er interniert wurde. An seiner Stelle wurde 22. Juli 1880 Abd er Rahmân (s. d. 5) zum Emir ernannt.

Jakubu (Garo-n-Bautschi), Hauptstadt der Landschaft Bautschi in der brit. Kolonie Nordnigeria, unter 10° 20′ nördl. Br. und 9° 30′ östl. L., am Ostfuß des 2700 m hohen Sarandaberges, fast ganz von Höhen umgeben, auf einer 750 m hohen steinigen Hochebene, war früher volkreicher, zählt jetzt 50,000 Einw., die bedeutende Industrie in berühmten Baumwollenstoffen, irdenen und geflochtenen Waren sowie lebhaften Handel betreiben.

Jakuhühner, s. Schakuhühner.

Jakulator (lat.), Schleuderer.

Jakût, arab. geographischer Schriftsteller, griechischer Abkunft, geb. 1179 n. Chr. zu Hamâ in Kleinasien, gest. 1229, kam jung als Gefangener nach Bagdad, machte später für seinen Herrn und dann selbständig größere Handelsreisen, mußte 1215 antialidischer Äußerungen wegen aus Damaskus flüchten, wandte sich nach Haleb, Mosul, Arbela, Merw und Charezm, stieß 1220 mit den Mongolen zusammen, floh nach Haleb zurück und starb in einer Herberge in der Nähe dieser Stadt. Von Jakuts Werken hat Wüstenfeld sein großes geographisches Wörterbuch (»Mu'dscham al-budan«, Leipz. 1866—73, 6 Bde.) und sein Lexikon der geographischen Homonyme (»Al-Muschtarik«, Götting. 1846) veröffentlicht. Vgl. Wüstenfeld, Der Reisende J. (Götting. 1865); Heer, Die historischen und geographischen Quellen in Jakuts geographischem Wörterbuch (Straßb. 1898).

Jakuten (Sachalov, Einz. Sachov), nordöstlichster Ausläufer des türkischen Zweiges der Mongolen, beiderseits der mittlern und untern Lena. Ihre Zahl wird auf etwa 230,000 angenommen. Ihr türkisches Idiom, die allgemeine Verkehrssprache von Jakutsk bis Ochotsk und vom Eismeer bis zur chinesischen Grenze, haben sie sich in ihrer ursprünglichsten, wenn auch rohesten Form erhalten. Böthlingk lieferte eine Grammatik derselben (Petersb. 1851). Die J. sind größtenteils Nomaden, sie treiben Pferde- und Rindviehzucht; Jagd, Fischerei sowie das Aufsuchen des fossilen Elfenbeins sind weniger bedeutende Erwerbszweige. Sie sind geschickte Zimmerleute, Steinmetzen und Metallarbeiter und gewandte Händler. Im Sommer bewohnen sie leichte Zelte aus Birkenrinde, im Winter unsaubere Jurten, d. h. Hütten aus schwachen, mit Erde und Rasen belegten Balken. Ihre Nahrung besteht aus Fisch und Fleisch, gesäuerter Milch, Beeren, Zedernüssen; zerlassene Butter gilt als Leckerbissen. Dem Namen nach sind sie Christen, doch stehen die alten Götter aus der Schamanenzeit noch in voller Verehrung. Ihr Einfluß auf die mit ihnen in Berührung kommenden Russen ist derartig, daß letztere Sprache und Lebensweise der J. annehmen. Vgl. Ferd. Müller, Unter Tunguſen und J. (Petersb. 1882); W. L. Sjeroschewki, Die J. (russ., 1. Bd., das. 1896) und Tafel »Asiatische Kultur I« und Tafel III, Fig. 13—16.

Jakutsk, russisch-sibir. Provinz (s. Karte »Sibirien«), 3,563,982 qkm mit (1897) 227,713 Einw. (auf 1 qkm nur 0,06). Von der Oberfläche entfallen 7409 qkm auf Seen und 4241 qkm auf Inseln im Eismeer (ohne Neusibirische und De Long-Inseln). Das Land umfaßt die ödesten, kältesten und unwirtbarsten Striche Sibiriens. An der Südostgrenze zieht sich das Jablonoigebirge, an der Ostgrenze das Stanowoigebirge hin. Von letzterm streicht erst in westlicher, dann in nordwestlicher Richtung das Werchojanische Gebirge (s. d.). Außer der Lena (s. d.), dem Hauptfluß, fließen in paralleler Richtung ebenfalls zum Eismeer Anabara, Olenek, Jana, Indigirka und Kolyma (s. diese Artikel). Während den südlichern Teil östlich der Lena bis zum Polarkreis dichte Waldungen bedecken, ist der Westen ziemlich kahl, die nördlichen Teile aber nimmt die »Große Tundra« (s. Bolschesemelskaja T.) ein. Die mittlere Temperatur beträgt in der Stadt J. —10,7°, in Ust-Jansk (70° 55′ nördl. Br.) —16,1° (Juli 14,6 und 8,2°, Januar —37,7 und 37,5°), die Extreme sind +45° und —62°. Werchojansk (Mitteltemperatur —17,2°) gilt als der Kältepol der Erde. Die Bevölkerung besteht vornehmlich aus Jakuten, dann aus Tungusen, Lamuten, Jukagiren, im NO. aus Tschuktschen, Tschuwanzen, Korjaken (s. diese Artikel). Von den etwa 20,000 in Städten oder einzelnen Kolonien lebenden Russen sind ein Drittel Verbannte. Die Religion ist fast ausschließlich die griechisch-katholische. Ackerbau (Gerste, Kartoffeln) wird nur im südlichen Teile getrieben. Die Viehzucht bildet den Haupterwerbszweig. Man zählte 1895: 97,323 Pferde, 214,749 Rinder, 24,205 Renntiere, 1796 Schlittenhunde. Schafe und Schweine werden wenig gehalten. Wichtig ist auch die Jagd auf Pelztiere. Gold gewinnt man in den Flußgebieten des Witim und der Olekma. Die Industrie ist noch gering, sie beschränkt sich auf Gerberei, Talgsiederei und Ziegelbrennerei. Ansehnlich ist der Handel mit Pelzwerk, Mammutknochen (von der untern Lena, dem Olenek und den Neusibirischen Inseln), Walroßzähnen, Bibergeil u. a., wogegen Kolonial-, Manufaktur- und Metallwaren, Getreide, Vieh ꝛc. eingeführt werden, und zwar geht der Verkehr mit dem Ausland über Irkutsk oder über Ajan am Ochotskischen Meer. Die wichtigsten Plätze für den Binnenhandel sind die Städte J. (s. den folgenden Artikel) und Olekminsk. Eingeteilt wird die Provinz in fünf Bezirke: J. (818,578 qkm mit [1897] 143,799 Einw.), Werchojansk, Wiluisk, Kolymsk u. Olekminsk. Vgl. F. Thieß, Das Gouvernement J. in Ostsibirien (in »Petermanns Mitteilungen«, 1897); Maydell, Reisen und Forschungen im Jakutskischen Gebiet Ostsibiriens (Petersburg 1895—96, 2 Tle.); Priklonski, Annalen des Gebiets J. bis 1893 (russ., Krasnojarsk 1897).

Jakutsk, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (s. oben), unter 62° 2′ nördl. Br., 98 m ü. M., eine der kältesten Städte der Welt, am linken Ufer der Lena, die hier 10 km breit ist und viele Inseln bildet, hat nur in dem von Steinhäusern umgebenen Marktplatz europäischen Charakter, besteht aber im übrigen aus Holzhäusern und Jurten, hat ungepflasterte und unbeleuchtete Straßen und (1897) 6534 Einw. (meist Jakuten, außerdem russische Beamte, Soldaten, Verbannte). J. ist ein wichtiger Handelsplatz; die jährliche, vom 10. Juni bis 1. August dauernde Messe in Pelzwerk, fossilem Elfenbein und Nahrungsmitteln zieht Tausende von Jägern, Händlern und Bootsleuten hierher. Die Stadt wurde 1632 gegründet.

Jalandhar, s. Dschalandhar.

Jalapa (Xalapa, spr. chalápa), 1) Hauptstadt des mexikan. Staates Veracruz, unter 19° 30′ nördl. Br., 1320 m ü. M., in reizender, gesunder und fruchtbarer Gartengegend, am Fuße des basaltischen Pik Makultepetl und an der Bahn J.-Veracruz, Bischofssitz, mit Kathedrale, höherer Schule, säkularisiertem, 1556 erbautem Franziskanerkloster, 3 Hospitälern, Seminar und (1900) 20,388 Einw. — 2) Hauptstadt des gleichnamigen Departements (1893: 36,583 Einw.) in der zentralamerikan. Republik Guatemala, am Fuße des sogen. Vulkans von Ymay, mit 4500 Einw.

Jalape (Jalappe), Jalapenknollen, Jalapenharz ꝛc., s. Tafel »Arzneipflanzen II«, Fig. 4 (Exogonium Purga). Falsche J., s. Mirabilis.

Jali (türk., »Meeresufer«), Bezeichnung der Villen der türkischen Großen an den Ufern des Bosporus.

Jalisco (Xalisco, spr. cha-), einer der pazifischen Küstenstaaten Mexikos (s. Karte »Mexiko«), zwischen 18° 38′—23° 26′ nördl. Br. und 101° 30′—105° 42′ westl. L., grenzt im W. an den Stillen Ozean, im N. an Tepic und Durango, im O. an Zacatecas und Guanajuato, im S. an Michoacan und Colima und umfaßt 86,752 qkm mit (1900) 1,137,311 Einw., d. h. 13,1 auf 1 qkm. Das Land steigt von der 480 km langen (19° 5′—20° 40′ nördl. Br.), meist sehr schmalen Flachküste, die nur schlechte Ankerplätze bietet (Navidad, Chamelas, Tomatlan, Ensenada de Banderas), in Stufen zur westlichen Sierra Madre auf, die in den schneebedeckten Bergen von Tequila, Sanganguey, Tapalpa und Nayarit (3450 m) bis zur Nordgrenze ziehend, den Staat in eine größere westliche und eine kleinere östliche Hälfte scheidet. Ostwärts breitet sich die 1200 m hohe Hochebene aus. Westwärts steht eine Reihe von Vulkanen, von denen einige bis in die neueste Zeit tätig gewesen sind, darunter an der Grenze gegen Tepic der Ceboruco (1860 m) und der Vulkan von Colima (3886 m), mit 16 bekannten Eruptionsperioden, darunter einer sehr heftigen 1895—1903; in der Nähe des letztern liegt der nicht vulkanische Nevado de Colima (4300 m). Von den zum Stillen Ozean gehenden Flüssen ist der Rio Grande de Santiago, der den großen Chapalasee (s. d.) durchfließt und in dem Jacatlanfalle starke Wasserkraft bietet, bei weitem der bedeutendste; aber auch er ist nicht schiffbar, sondern dient ebenso wie der Rio de Banderas (oder Ameca) höchstens teilweise zur künstlichen Bewässerung. Die Seen von Etzatlan, Sayula, Zapotlan sind klein und z. T. nur periodisch. Das Klima ist an der Küste heiß und ungesund, im höhern Innern dagegen gemäßigt und gesund, aber trocken und zu Dürre geneigt (Guadalajara mit 19,8° Jahresmittel, 22° Julimittel und 14,2° Januarmittel). Üppige Waldungen bedecken die Küstenstriche, während im Innern weite Strecken nur Dorngestrüppwald (Chaparral) tragen und nur durch künstliche Bewässerung anbaufähig sind. Die Bevölkerung besteht zum großen Teil aus Nachkommen der Chichimeken. Hauptbeschäftigungen sind Ackerbau (Mais, Weizen, Bohnen, Agaven, Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Sesam) und Viehzucht. Bergbau wird besonders auf Silber und Blei (1901 für 11 Mill. Mk.) betrieben, auch Kupfer wird gewonnen. Die Industrie beschränkt sich auf die Erzeugung berühmter Töpferwaren, grober Baumwollen- u. Wollenstoffe, Gold- und Silberstickerei auf Sättel und Geschirr und Hüte. Seesalz gewinnt man an der Küste. Die Eisenbahn von Guanajuato nach Ameca durchzieht den Staat von O. nach W. Hauptstadt ist Guadalajara. Der Flecken J. am Stillen Ozean war früher Hauptstadt eines Indianerreichs. — J. wurde zuerst von Gonzalo de Sandoval besucht, 1541 von Cortez für Spanien in Besitz genommen und daraus mit dem jetzigen Staat Zacatecas das sogen. Königreich Neugalicien gebildet.

Jalka, Fußmaß, s. Fot.

Jallien (spr. schallíĕ), franz. Ort, s. Bourgoin.

Jalmal (Janmal, Samojedenhalbinsel), Halbinsel an der Nordküste Sibiriens, mitten durchschnitten vom 70.° nördl. Br. und 70.° östl. L., 980 km lang, 140—240 km breit, trennt den Mündungsbusen des Ob vom Karischen Meer, besteht aus einer sumpfigen, stellenweise von dichtem Strauchwerk bedeckten Tundra und wird nur gelegentlich von Samojeden besucht. S. Karte »Sibirien«.

Jalo, Ort in Palästina, s. Ajalon.

Jalomitza, Fluß in der Walachei, entspringt an der Nordgrenze, östlich vom Törzburger Paß, fließt, von links durch Nebenflüsse (Prahowa mit Krikowa und Teleaschna) verstärkt, meist in östlicher Richtung und mündet unterhalb Hirsowa links in die Donau; 225 km lang. Nach ihm ist ein rumänischer Kreis mit der Hauptstadt Kalarasch (Calarași) benannt.

Jalon (franz., spr. schalóng), Meßfahne, mit einem Fähnchen versehene Visierstange zur Bezeichnung von Punkten und Linien im Gelände (s. Abstecken). Auch soviel wie Fanon (s. d.).

Jalón (spr. chalón), rechter Nebenfluß des Ebro in Spanien, entspringt in der Sierra Ministra (Provinz Soria), fließt in nordöstlicher Richtung, nimmt bei Calatayud den Giloca auf und mündet, nachdem er bei Alagón vom Kaiserkanal mittels eines Aquäduktes gekreuzt worden ist, nach 235 km langem Lauf. Er speist zahlreiche Bewässerungskanäle. Seinem Tale folgt die Eisenbahnlinie Madrid-Saragossa.

Jalonneure (franz., spr. schalonnöre), s. Fanon.

Jalousie (franz., spr. schalusí'), Eifersucht, Neid. — J. geben, in der Strategie des 18. Jahrh.: für einen gewissen Punkt seiner Stellung besorgt machen.

Jalousieglas, soviel wie Musselinglas.

Jalousien (franz., spr. schalu-), Vorrichtungen, mittels deren man Öffnungen durch sich gegenseitig deckende Stäbe, Brettchen oder Platten so zu schließen vermag, daß das Eindringen der Sonnenstrahlen und des Regens sowie der Einblick Unberufener von außen abgehalten, dagegen Luft und Licht eingelassen werden. Die Platten der J. bestehen aus Holz oder Metall, für gewisse Zwecke auch aus Glas und sind beweglich auch bei der einfachsten Form, die bei Schuppen, Trockenböden, Glockenstuben, Räumen, aus denen Dämpfe abziehen sollen, ꝛc. Anwendung findet. Bei Wohnhäusern werden in der Regel bewegliche Jalousieläden als zweiter Verschluß der Fensteröffnungen benutzt und die einzelnen Brettchen sind hier verstellbar verbunden. Die Zug- und Rolljalousien (Rolladen) lassen sich hinaufziehen und herunterlassen, bez. auf einer über dem Fenster oder der Tür befindlichen Walze auf- und abwickeln. Die Zugjalousien bestehen aus ca. 3—4 mm starken und 60—70 mm breiten Holzbrettchen, die auf Gurten befestigt sind und an beiden Enden in Führungen gehen. Eine Zugvorrichtung dient zum Aufziehen und Herablassen, eine zweite zum Einstellen der Brettchen in eine mehr oder weniger schiefe oder horizontale Lage. Sind die J. ganz hinaufgezogen, so liegen die Brettchen hinter einer am obern Ende des Fensters angebrachten Schutzblende aus Holz oder Blech. — Bei den Rolljalousien (Rolladen) werden Stäbe auf Stoff aufgeleimt oder an Stahlbändern befestigt, entweder so, daß sie ganz dicht nebeneinander

liegen, oder daß zwischen ihnen kleine Zwischenräume bleiben, um Licht und Luft durchzulassen. Sie bewegen sich in zwei lotrechten Falzen und werden mittels eines Riemens gezogen. Sollen diese Rolljalousien zum sichern Verschluß von Türen und Fenstern, z. B. bei Verkaufslokalen, dienen, so werden sie aus Stahlplatten oder Wellblech gefertigt. Fensterjalousien haben auch häufig Vorrichtungen, mittels deren man sie wie Markisen schräg hinausstellen kann.

Jaloux (franz., spr. schalu), eifersüchtig, mißgünstig.

Jalpuch (Jalpusch), linker Nebenfluß der untern Donau, entspringt in Bessarabien, südwestlich von Kischinew, fließt in südlicher Richtung dem Pruth parallel und mündet in den 50 km langen, aber nur 230 qkm großen Jalpuchsee, der bis hart an die Donau reicht und durch Sümpfe sein Wasser zu ihr entläßt.

Jalta, Kreis- und Hafenstadt im russ. Gouv. Taurien, an der Südküste der Krim, in einem reizenden Tal am Fuße des Jailagebirges, beliebter Luftkur- und Badeort (Seebäder vom Mai bis Oktober, jährlich 6000 Kurgäste), hat 2 griechisch-katholische, eine lutherische, eine kath. Kirche, eine Synagoge, mehrere Lehranstalten und (1897) 19,572 Einw. J. ist Sitz des Krimschen Bergklubs. Es hat regelmäßige Schiffsverbindung mit Odessa, Sewastopol und den andern Schwarzmeerhäfen. In der Nähe von J. das kaiserliche Schloß Livadia (s. d.) sowie die Schlösser und Kurorte Alupka (s. d.), Aluschta und Gursuf.

Jalton-Nor, See, s. Elton.

Jalu, mandschur. Fluß, s. Jalukiang.

Jaluit (spr. dschalut, Talut, Bonham), größte und wichtigste der Marshallinseln in der Südsee, zur Rälikkette gehörig, unter 6° 8′ nördl. Br. und 169° 38′ östl. L., eine ausgedehnte, sehr unregelmäßige, von sechs Kanälen durchschnittene Korallenbank, die sich um eine 30 km breite und 80 km lange Lagune zieht und auf der 55 kleine Eilande zerstreut sind, 90 qkm mit etwa 1000 Einw. Die Zahl der Deutschen betrug 1902: 38, der Amerikaner 12, der Engländer 7, der Chinesen 12. Hauptort ist Jabwor (s. d.). Durch Dampfer der Jaluitgesellschaft (s. d.) steht J. mit Sydney, den Karolinen und dem Bismarck-Archipel in Verbindung. 1900/01 liefen 81 (davon 72 deutsche) Schiffe von 8557 Reg.-Ton. ein. S. Karte bei Art. »Karolinen«. — Die Insel wurde 1809 von Patterson entdeckt. Am 29. Nov. 1878 traten die eingebornen Häuptlinge den Hafen als Kohlenstation an Deutschland ab; später wurde hier ein deutsches Konsulat errichtet und 15. Okt. 1885 die deutsche Flagge gehißt. Vgl. Marshallinseln.

Jaluitgesellschaft, eine 1887 in Hamburg gebildete Aktiengesellschaft, welche die durch die Firma Godeffroy auf den Marshall-, Gilbert- und Karolineninseln errichteten, später in den Besitz der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee übergegangenen Faktoreien mit der Mitte der 1870er Jahre durch die Brüder Hernsheim auf Jaluit (Marshallinseln) angelegten Station erwarb. Hauptsitz der Gesellschaft ist Jaluit (s. d.). Sämtliche Kosten der Verwaltung der Marshallinseln trägt die Gesellschaft, der dagegen gewisse Privilegien verliehen worden sind, wie die Berechtigung, herrenloses Land in Besitz zu nehmen, Perlfischerei zu treiben, vorhandene Guanolager auszubeuten. Doch haben nur die Kokospflanzungen, die allerdings noch bedeutend vermehrt werden können, eine Zukunft. Nachdem die Gesellschaft noch im Januar 1902 die der Pacific Islands Co., früher Hendersen u. Macfarlane gehörigen Handelsstationen und Grundeigentum erworben hat, ist sie die einzige Handelsgesellschaft der Marshallinseln. Die Gesellschaft verteilte 1900: 12 Proz. Dividende. Im Juni 1901 erhielt sie eine Konzession (bis 31. Dez. 1932) zur wirtschaftlichen Erschließung der Korallenatolle in den Karolinen durch Pflanzungsverträge, nach denen die Gesellschaft sich zur Lieferung von Gerätschaften, Pflanznüssen ꝛc. verpflichtet, während die Eingebornen die geernteten Kopra zu ortsüblichen Preisen abliefern müssen. Im Dezember 1901 übernahm die Gesellschaft gegen eine jährliche Subvention von 120,000 Mk. die Verpflichtung, dreimal im Jahr einen Dampfer von Sydney–Marshallinseln–Karolinen–Hongkong–Bismarck-Archipel–Karolinen–Marshallinseln nach Sydney laufen zu lassen.

Jalukiang (Amnokgang), Grenzfluß zwischen China (Schöngking) und Korea, entspringt südlich vom 42.° nördl. Br. am Tschangpaischan, nimmt rechts den Hunkiang auf, bildet kurz vor seiner Mündung ein breites Ästuar mit großer Insel, an dessen östlichem Ufer Widschu liegt, und mündet dann in die Koreabai. An seiner Mündung fand 17. Sept. 1894 eine Seeschlacht zwischen der chinesischen Flotte unter Admiral Ting und der japanischen unter Admiral Ito statt, in der fünf chinesische Kriegsschiffe und mehrere andre schwer beschädigt wurden, aber auch die japanische Flotte schwer mitgenommen wurde. Am 24. und 25. Okt. überschritt die japanische Armee den J. und schlug 15,000 Chinesen unter General Sung nach dreistündigem Kampf in die Flucht. Vgl. Lephay, La bataille navale du Yalu (Par. 1895).

Jalutorowsk (Jalutorsk, bei den Eingebornen Bakschansk), 1641 erbauter Hauptort des gleichnamigen Distrikts, 21,628 qkm mit (1897) 190,096 Einw., im russisch-sibir. Goub. Tobolsk, 1,5 km vom linken Ufer des Tobol, in fruchtbarer Gegend, hat (1897) 3453 Einw., die Ackerbau und Handel mit Pferden, Rindvieh, Talg, Häuten und Getreide treiben.

Jam (engl., spr. dschäm), mit Zucker eingemachte Früchte, Marmelade (s. d.).

Jam, ehemalige Bezeichnung für die Poststationen in Rußland, die zuerst von den Mongolen errichtet wurden.

Jama (Yama), ind. Gottheit, in den Liedern des Veda der erste Mensch, der starb und uns den Weg zum Jenseits zeigte, daher Gott der Toten. Die spätere Literatur läßt ihn durch seine Boten die Seelen aus den Leichnamen ziehen und mit Stricken gebunden in sein Reich führen, die besonders frommer Menschen aber auch selbst holen. Abgebildet wird er in schrecklicher Gestalt, mit einem Halsband von Totenköpfen, verzerrten Gesichtszügen, mehreren Armen, schwer bewaffnet, auf einem vierfach gehörnten schwarzen Büffel reitend, auch mit einer Wage und einer Fackel in der Hand. Vgl. Muir, Original Sanskrit texts, Bd. 5, S. 284ff.; Ehni, Der vedische Mythus des Yama (Straßb. 1890) und Die ursprüngliche Gottheit des vedischen Yama (Leipz. 1896).

Jamagata, Aritomi, japan. Feldmarschall, s. Yamagata.

Jamagrod, Stadt, s. Jamburg.

Jamaica (spr. dschämäka), Villen- und Gartenbauvorort von New York, bez. Brooklyn, in der Grafschaft Queens auf Long Island, seit 1896 zu der Stadt geschlagen.

Jamaicin, s. Berberin.

Jamaika (engl. Jamaica, spr. dschämäka), britisch-westind. Insel und nächst Porto Rico die kleinste der vier Großen Antillen (s. die Karten »Westindien« und

»Cuba«), zwischen 17° 42′—18° 33′ nördl. Br. und 76° 10′—78° 24′ westl. L., von Haïti durch die 185 km breite Windwardpassage geschieden, 150 km südlich von Cuba, 960 km nördlich von Colon, von ihrer östlichen Spitze, Morant Point, bis South Negril Point 225 km lang, 50—60 km breit und 10,859 qkm groß, nach der Zählung von 1891 mit 639,491 Einw. (305,948 männliche, 333,543 weibliche), nach Schätzung von 1903 mit 785,434 Einw. Die Nordküste ist steil, die Südküste mannigfaltiger gestaltet und von gefährlichen Riffen umgeben, doch zählt man 16 gute Häfen und 30 Reeden. Das Innere ist ein malerisches Hügelland, das in den dicht bewaldeten Blauen Bergen im Blue Mountain Peak 2243 m erreicht. Ausgedehntere Alluvialebenen von ungemeiner Fruchtbarkeit kommen nur in einigen Flußtälern vor. Sehr verbreitet sind, zumal im Westen der Insel, tertiäre Bildungen. Im östlichen Teil von J. lehnen sich an eruptive Gesteine (Syenit, Granitporphyr, Diorit und Andesit), die den Kern bilden, Kalk- und Sandsteine sowie Konglomerate der Kreideformation. An der Nordküste und in den Clarendon Mountains, nach der Mitte der Insel, fehlen auch sogen. Trapprücken (Basalt) nicht. Kupfer-, Silber-, Blei-, Zink- und Eisenerze kommen vor, aber nicht in abbauwürdiger Menge. Die Insel ist reich bewässert, aber nur der Black River (im SW.) ist auf kurzer Strecke für flache Boote schiffbar. Das Klima ist echt tropisch und gleichmäßig. Temperatur: Kingston Jahr 26,0°, kältester Monat Januar 24,3°, wärmster Juli 27,6°. Die niedrigste Temperatur sinkt in den meisten Jahren nicht unter 15°, während die höchste selten über 35° steigt, es können indessen Temperaturen von 4 und 40° vorkommen. J. hat keine eigentliche Trockenzeit, am meisten regnet es im Mai und Oktober, am wenigsten von Januar bis April. Die mittlere Regenmenge von Kingston ist 930 mm, die der Nordostküste 2300 mm. Die größten Regenmengen fallen im NO., die geringsten im S. Verheerende Orkane sind weniger häufig als auf den Kleinen Antillen. — J. ist verhältnismäßig reicher an endemischen Pflanzenarten als Cuba. Blütenpflanzen kennt man im ganzen 2200, Farne 450. Die Nordseite ist wegen der reichlichen Niederschläge das ganze Jahr hindurch in frisches Waldesgrün gekleidet. Die Südküste wird an den Lagunen von Mangrovewald, auf trocknem Boden von Kakaopflanzungen umsäumt. Die sandigen Alluvialebenen bilden die dürrsten Teile der Insel. Mehrere Mimosen sowie der Kampeschebaum (Haematoxylon) sind vom Festland eingeführt. Große Cereus-Arten treten auf den Klippen massenhaft auf. Zur Zeit der Entdeckung war fast ganz J. mit Wäldern bedeckt, in denen die beiden Meliazeen, Mahagoni (Swietenia) und Zedrele, vorherrschten. Gegenwärtig nehmen die Fußhügel Zuckerrohr, die höhern Gehänge Kaffee-, Kakao- und Südfruchtpflanzungen ein. Die Savannen sind durch die Einführung des Guinea- und Paragrases (Panicum maximum und P. molle) der Viehzucht besser nutzbar gemacht worden. In den unberührt gebliebenen Waldungen bietet der Baumwollenbaum (Eriodendron) die auffälligste Erscheinung. Zu den größten Bäumen gehören ferner die Myrtazee Psidium montanum und die Guttifere Symphoria. Orchideen, Farne, Bromeliazeen und Gesneriazeen überziehen als Schlingpflanzen und Epiphyten Baumstämme und Felsen. An den Uferrändern der Bäche wachsen Bambusse, Piperazeen und Arazeen. Mit zunehmender Höhe werden die Holzgewächse mannigfaltiger. Hier sind vertreten: Melastomazeen, Myrtazeen, Malvazeen, Tiliazeen, Bombazeen, Combretazeen und Laurazeen. In demselben Niveau, wo noch Kaffee gebaut wird (1200—1800 m), findet sich ein abgesonderter Waldgürtel, der vorwiegend aus Farnbäumen besteht. Nur zwei Koniferen (Juniperus barbadensis und Podocarpus coriaceus) nebst einigen Sträuchern begleiten sie. Über der Region der Farnbäume (1800 bis 2500 m) werden die Gipfel der Blauen Berge von dem Yakkabaum (Podocarpus coriaceus) bekleidet, der an der obern Grenze fast ausschließlich den Wald bildet. — Zu der westindischen Subregion der neotropischen Region gehörig, hat J. eine Tierwelt ähnlich der von Cuba und Haïti; größere einheimische Tiere fehlen, ebenso die auf Cuba und Haïti sich findenden Spitzrüßler (Solenodon), dagegen kommt eine Ferkelratte (Capromys) auf J. vor, und eine Fledermausgattung ist der Insel eigen. Von den Vögeln hat J. eine größere Zahl gemeinsam mit den andern Antillen, ein ziemlicher Prozentsatz ist jedoch J. eigen; von den nordamerikanischen nach Süden ziehenden Zugvögeln wird J. weniger besucht als Cuba und Haïti. Die Reptilien und Amphibien schließen sich eng an die der übrigen Antillen an. In einem viel höhern Maß noch als die andern Antillen zeichnet sich J. durch seinen ungewöhnlich hohen Reichtum an Mollusken aus, von denen eine Reihe von Formen dieser Insel eigentümlich ist.

Die Urbevölkerung der Insel war bereits 1558 durch die Spanier völlig ausgerottet worden; zum Betrieb der Pflanzungen führte man daher Negersklaven ein, deren Zahl 1833 bei Abschaffung der Sklaverei sich auf 309,000 belief. Von den 1891 gezählten 639,491 Einw. waren nur 14,692 Weiße, 121,955 aber Mischlinge, 488,624 Neger und 481 Chinesen. Im Innern hausen noch Maronneger, die Nachkommen der den Spaniern entsprungenen Negersklaven. Die meisten Neger sind noch immer Heiden, wennschon sechs protestantische Konfessionen, darunter die Brüdergemeinde mit 14 Stationen und 12,000 Anhängern, sowie die Katholiken an der Bekehrung der Eingebornen arbeiten. In der Hauptstadt Kingston residieren ein anglikanischer und ein katholischer Bischof. Juden sind zahlreich. Für den Unterricht sorgten 1900: 746 Regierungsschulen mit 98,598 schulpflichtigen und 61,219 schulbesuchenden Kindern, ferner 3 Lehrerinnen- und ein Lehrerseminar, eine Hochschule und eine Anzahl Kirchen- und Privatschulen. Die Landwirtschaft ist infolge der Aufhebung der Sklaverei sehr zurückgegangen; an Stelle großer Pflanzungen sind jetzt viele von Negern bewirtschaftete getreten, denen erst in letzter Zeit größere Sorgfalt zugewendet wird. Auch heben sich die größern Pflanzungen schnell, nachdem das 1886 erlassene Verbot der Einführung ostindischer Kulis aufgehoben wurde, so daß man 1893 bereits 13,966 derselben zählte. Es gab 1900: 60,671 Pflanzungen von weniger als 2 Hektar, 16,183 weitere von weniger als 20, 2110 von weniger als 200, 639 von weniger und 250 von mehr als 600 Hektar. Unter Kultur stehen 277,000 Hektar, davon kommen auf Weideland über die Hälfte, auf Kaffee 9950, auf Zuckerrohr 10,250, Bananen 11,220 Hektar, der Rest auf Piment, Ingwer, Kassawen, Bataten, Mais, Brotfrüchte, Kürbisse, Erbsen, Bohnen, Arrowroot, Gemüse. Auch Cinchonapflanzungen hat man angelegt. Der Viehstand betrug 1900: 55,100 (1893: 70,729) Pferde, 118,900 Rinder, 16,500 Schafe und 18,150 Schweine. Der Handel ist sehr bedeutend. Eingeführt werden

namentlich Baumwollwaren, Mehl, Fische, ausgeführt Bananen (1,134,750 Pfd. Sterl.), Rohzucker (167,663 Pfd. Sterl.), Rum (156,581 Pfd. Sterl.), Mahagoni- und Kampescheholz, Orangen, Piment; 1902 betrug die Einfuhr 2,061,787, die Ausfuhr 2,324,888 Pfd. Sterl. Die wichtigsten Verkehrsländer sind England und Nordamerika. Die bedeutendsten Häfen sind Kingston, Morantbai, Port Morant, Montego, Lucea, Falmouth; 1900 betrug der Tonnengehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe (ohne Küstenfahrer) 1,742,224 Ton. Regelmäßiger Dampferverkehr besteht mit Europa durch 6 englische und eine französische, mit New York durch eine amerikanische Linie. Eisenbahnlinien gibt es 298, Telegraphenlinien 1108, Telephonlinien 248 km. Durch Kabel ist Kingston mit Colon, Santiago de Cuba, Havana und den Vereinigten Staaten, Ponce und San Juan auf Puerto Rico, Sankt Thomas, den Kleinen Antillen und Guayana verbunden. Dem Gouverneur steht ein Geheimer Rat und eine Versammlung aus den neun höchsten Beamten und neun von der Krone ernannten Mitgliedern zur Seite. Für die Rechtspflege sorgen ein Obergericht, Distriktsgerichte und in jedem Kirchspiel Gerichte erster Instanz. Die Einkünfte betrugen 1900/1901: 906,037, die Ausgaben 917,653, die Kolonialschuld 3,824,782 Pfd. Sterl. An Militär stehen in J. drei Kompagnien Infanterie, eine Kompagnie Genietruppen und eine Batterie, zusammen 1739 Mann, außerdem ein koloniales Freiwilligenkorps von 647 Mann. Hauptstadt ist Kingston. Unter der Verwaltung des Gouverneurs von J. stehen auch die Turks- und Caicosinseln sowie die Caymans. — Das Wappen Jamaikas zeigt einen silbernen Schild mit rotem St. Georgskreuz, das mit fünf Ananasfrüchten belegt ist. Der Helm trägt als Kleinod (Crest) einen Alligator. Als Schildhalter dienen zwei federngeschmückte Indianer, die auf einem Devisenband stehen. Devise: INDUS UTERQUE SERVIET UNI.

Die Insel J. wurde von Kolumbus auf seiner zweiten Reise 5. Mai 1494 entdeckt und Santiago genannt. 1509 wurde die Insel von Esquimel für Diego Colon in Besitz genommen, und bereits 1560 war die Urbevölkerung fast gänzlich ausgerottet. Die Engländer erschienen 1597 zum erstenmal auf J., das sie 1655 eroberten und 1670 im Frieden von Madrid abgetreten erhielten. Von da ab war die Insel, die nun den Namen J. (»Wald- und Wasserland«) erhielt, der Hauptsitz englischer Macht in den westindischen Gewässern. Hartnäckige Kämpfe mit den Maronnegern (entlaufenen Sklaven) im Innern der Insel wurden erst 1795 beendet. 1807 hörte die Einfuhr der Sklaven auf; am 1. Aug. 1838 wurden alle Sklaven für frei erklärt und den ehemaligen Besitzern eine Entschädigung von 394 Mk. pro Kopf bezahlt. Seit jener Zeit verarmte die einst wohlhabende Insel. Die frei gewordenen Neger, welche sich den harten Bedingungen der bisherigen Sklavenhalter nicht unterwerfen wollten, verließen zum großen Teil die Arbeit auf den Plantagen und siedelten sich im unangebauten Innern der Insel an. Die Plantagenbesitzer dagegen suchten die Neger mit Hilfe der Gerichte von dem okkupierten Grundbesitz zu vertreiben, was in Port Morant auf der Ostseite von J. im Oktober 1865 einen Aufstand hervorrief. Die Pflanzer und auch der Gouverneur Eyre betrachteten denselben als eine günstige Gelegenheit, die Neger zu züchtigen, erklärten den Belagerungszustand und wüteten nun auf das furchtbarste unter Schuldigen und Unschuldigen. Außer zahlreichen im Kampf oder ohne Urteil Erschossenen wurden 330 Neger hingerichtet, über 600, worunter auch Frauen, gepeitscht und zu schweren Kerkerstrafen verurteilt, mehr als 1000 Häuser eingeäschert. Eyre ward allerdings von der englischen Regierung abberufen, jedoch nicht bestraft; die von Sir Henry Storks geleitete Untersuchung der vorgefallenen Gewalttaten verfuhr sehr mild, indes wurde eine Besserung der Verhältnisse auf der Insel durch eine im Oktober 1866 erteilte neue Verfassung angebahnt. Gegenwärtiger Gouverneur ist seit Februar 1898 Sir Aug. Will. Lawson Hemming. Vgl. Sawkins, Reports on geology of Jamaica (Lond. 1869); Philippi, Climate of Jamaica (das. 1876); Hill, Geology and physical geography of Jamaica (Cambridge 1899); Burry, Jamaica as it is (Lond. 1903); H. Paasche, Im Fluge durch J. und Cuba (Stuttg. 1900); Stark, Illustrated Jamaica (Reiseführer, Lond. 1898); Gardner, History of Jamaica (das. 1874); Cundall, Studies in Jamaica history (das. 1900); Livingstone, Black Jamaica (das. 1900); das amtliche »Handbook of Jamaica« (jährlich).

Jamaikabitterholz, das Holz von Simaruba excelsa.

Jamaikafieberrindo, s. Exostema.

Jamaikaholz, das Holz von Haematoxylon campechianum (s. Tafel »Farbpflanzen«, Fig. 5, mit Text).

Jamaikapfeffer, soviel wie Piment, s. Pimenta.

Jamaikaquassienholz, das Holz von Simaruba

Jamaikarosenholz, s. Amyris. [excelsa.

Jaman, Col de (spr. schamäng), Alpenpaß im NO. des Genfer Sees zwischen der aussichtsreichen Dent de Jaman (1878 m), die unweit der Station Jaman der elektrischen Bahn Territet–Glion–Naye liegt, und der Kette von Les Verreaux, 1516 m ü. M., verbindet Vevey und Montreux mit Montbovon. Ihn unterfährt in einem Tunnel die Eisenbahn Montreux–Les-Avants–Montbovon.

Jambi, Fluß auf Sumatra, s. Dschambi.

Jambol (Jamboli), Stadt in Ostrumelien, an der Tundscha und an der an die Linie Konstantinopel–Belgrad anschließenden Zweigbahn nach Burgas, mit (1893) 13,588 meist bulgar. Einwohnern.

Jambōsa *DC.* (Jambobaum, Jambusenbaum), Gattung der Myrtazeen, schöne, immergrüne Bäume mit kurzstieligen, hell punktierten, gegenständigen Blättern und einzeln oder in endständigen Schirmrispen stehenden Blüten. Von dieser Gattung, die auch Caryophyllus *L.* (s. d.) einschließt, kennt man 120 Arten im madagassischen, besonders aber im indisch-malaiischen Gebiet, im nordöstlichen Australien und in Polynesien. J. vulgaris *DC.* (Jambusenbaum), auf den ostindischen Inseln wildwachsend und allenthalben in den Tropengegenden, auch auf Madeira kultiviert, ist ein schöner, immergrüner Baum von 6—12 m Höhe, dessen kugelige, blaßgelbe, rosenrot angeflogene, von dem grünen Kelch gekrönte, wohlriechende und wohlschmeckende Früchte als Jambusen sehr geschätzt sind und wie die in Zucker eingemachten, weinsäuerlich riechenden Blüten auch bei fieberhaften Krankheiten verabreicht werden. J. malaccensis *DC.* (Jambusenbaum), ein niedriger Baum in Hinterindien, Südchina, im Malaiischen Archipel, auf den Sandwich- und Fidschiinseln, auf den Antillen und in Brasilien kultiviert, trägt apfelgroße, rote, rosenartig riechende Früchte (Malaienäpfel, Rosenäpfel, s. Tafel »Tropische Früchte« [Bd. 7], Fig. 4), die ein beliebtes Obst bilden. Das Holz (Kupferholz) wird zu feinen Möbeln verarbeitet.

Jambuja, Station des Kongoſtaates (ſ. d.), am Aruwimi.

Jambul, ſ. Syzygium.

Jamburg (Jamagrod), Kreisſtadt im ruſſ. Gouv. St. Petersburg, an der Luga und der Linie St. Petersburg-Riga der Baltiſchen Eiſenbahn, mit 4 Kirchen und (1897) 4166 Einw. In der Umgebung liegen viele deutſche Anſiedelungen.

Jambuſenbaum, ſ. Jambosa.

Jameray (ſpr. ſchamʼrâ), ſ. Duval 1).

James (engl., ſpr. dſchēms), ſoviel wie Jakob; auch Name des Apoſtels Jacobus; doch heißt der jüdiſche Patriarch auch im Engliſchen Jacob.

James (ſpr. dſchēms), 1) George Payne Rainsford, engl. Schriftſteller, geb. 9. Aug. 1801 in London, geſt. 9. Juni 1860 in Venedig, ſchrieb früh anonyme Erzählungen (»The string of pearls«, 2 Bde.) und Beiträge zu Zeitſchriften, dann ein »Life of Edward the Black Prince« (1822, 2 Bde.) und verſuchte ſich mit »Richelieu, a tale of France« (1829) auf dem Gebiete des hiſtoriſchen Romans mit Glück. Durch Walter Scotts Lob angeſpornt, ließ er viele ähnliche Romane raſch folgen, z. B. »Darnley« (1830), »Delorme« (1831), »Philip Augustus« (1831), »One in a thousand, or the days of Henri Quatre« (1835), »Attila« (1837), »The Huguenot« (1838), »Arrah Neil« (1845) ꝛc. Daneben ſchrieb er ernſtere hiſtoriſche Werke, wie »The memoirs of great commanders« (1834, neue Ausg. 1872); »The history of Charlemagne« (1832); »History of Richard Cœur de Lion« (1841—49, 4 Bde.; neue Ausg. 1859) u. a. J. wurde von König Wilhelm IV. zum Hiſtoriographen Großbritanniens ernannt, ſiedelte indeſſen 1849 nach Amerika über, wurde 1852 britiſcher Konſul in Richmond (Virginia) und 1858 britiſcher Generalkonſul in Venedig. Seine Romane, die auch ins Deutſche überſetzt wurden, hat er ſelbſt in 29 Bänden geſammelt, mit biographiſcher Einleitung.

2) Sir Henry, Geodät, geb. 1803 in Roſemundi (St. Agnes), geſt. 14. Juni 1877 in Southampton, beſuchte die Militärakademie in Woolwich, wurde 1844 Direktor der geologiſchen Vermeſſung von Irland, 1846 Direktor der Admiralitätsarbeiten in Portsmouth, 1854 Chef der Ordnance Survey des Vereinigten Königreichs und 1857 Dirigent des topographiſchen und ſtatiſtiſchen Departements des Kriegsminiſteriums. Letztern Poſten gab er 1870 auf und trat 1874 in den Ruheſtand. Er ſchrieb: »Notice of the arrangements which have been made for taking meteorological observations at the principal foreign stations of the Royal Engineers« (Lond. 1851); »Ordnance trigonometrical survey of Ireland« (1858); »Abstract of the principal lines of spirit levelling in England and Wales« (1861); »Account of the principal triangulation of the United Kingdom« (1864); »Record of the expedition to Abyssinia« (1870). Mit Hilfe ſeines photozinkographiſchen Verfahrens veranſtaltete er ein Fakſimile des ganzen »Doomesday-book« (32 Bde.), »Facsimiles of national manuscripts of William the Conqueror to Queen Anne«, »Facsimiles of national manuscripts of Scotland« (1867) und »of Ireland« (Dublin 1874).

3) Lord Henry J. of Hereford, brit. Staatsmann, geb. 30. Okt. 1828 in Hereford, wurde 1852 Rechtsanwalt in London und ward 1869 zum königlichen Rat ernannt. Im gleichen Jahr wurde er als Mitglied der liberalen Partei ins Parlament gewählt; 1873 war er Solicitor general, von da bis 1874 und wieder 1880—85 Attorney general. Das ihm 1886 von Gladſtone angebotene Amt des Lord-Kanzlers lehnte er ab, weil er deſſen Standpunkt in der Homerulefrage nicht teilte, und war von da an eins der einflußreichſten Mitglieder der Partei der liberalen Unioniſten. Im Juli 1895 ward er in Lord Salisburys drittem Kabinett Kanzler des Herzogtums Lancaſter und gleichzeitig mit dem Titel Lord J. von Hereford in den Peersſtand erhoben; im Juli 1902 nahm er den Abſchied.

4) Thomas L., nordamerikan. Generalpoſtmeiſter, geb. 29. März 1831 in Utica (New York), ſtudierte an der Akademie daſelbſt und folgte dann ſeiner Neigung zur Journaliſtik. Als die republikaniſche Partei gebildet wurde, trat er mit Eifer in die neue Organiſation ein. Während der Knownothingskämpfe verteidigte er mutig und energiſch die Gegenpartei. Nach der Wahl des Präſidenten Lincoln wurde er Zollinſpektor und unter Grant Vorſitzender des Board of Examiners, dann Poſtdirektor von New York. Seine hervorragenden Leiſtungen auf dieſem Poſten veranlaßten Garfield, ihn 1881 zum Generalpoſtmeiſter zu ernennen, von welchem Amt er 1882 zurücktrat, um das Präſidium der Lincoln National Bank zu übernehmen.

5) Henry, amerikan. Schriftſteller, geb. 15. April 1843 in New York, ſtudierte an der Harvard-Univerſität die Rechte, widmete ſich aber der Literatur und ſiedelte 1869 nach Europa über, wo er ſeinen ſtändigen Wohnſitz in London nahm, ſich aber viel in Italien und Frankreich aufhielt. Mit ſeinem Künſtlerroman »Roderick Hudson« (1875) trat er in die erſte Reihe amerikaniſcher Schriftſteller und befeſtigte den raſch erlangten Ruhm durch die in kurzen Zwiſchenräumen folgenden Romane und Novellenbände: »The passionate pilgrim« (1875), »The American« (1877), »The Europeans« (1878), »Daisy Miller« (1879), »Diary of a man of fifty« (1880), »Washington Square«, »The portrait of a lady« (1881), »The point of view« (1883), »The Bostonians« (1886), »The tragic muse« (1890), »The pupil« (1891) u. a. Ein tiefer Denker und feiner Seelenkenner, verlegte J. in der Folge den Schwerpunkt ſeines Schaffens in die Behandlung äußerſt ſchwieriger pſychologiſcher Probleme, die er durch einen Stil von ſeltener ſuggeſtiver Kraft meiſterhaft zur Darſtellung brachte. Er büßte durch ſein Verſchmähen ſpannender Handlungen und rein äußerlicher Wirkungen an Popularität ein, gewann aber in der Wertſchätzung der Literaturkenner Englands und Amerikas, die ihn den Balzac der engliſchen und amerikaniſchen Geſellſchaft ſeiner Zeit nennen. Die Romane »What Maisie knew« (1897), »The awkward age« (1899), »The sacred fount« (1901) und »The wings of the dove« (1903) und die Novellenbände »The two magics« (1898), »The soft side« (1900) und »The better sort« (1903) legen Zeugnis ab von ſeiner künſtleriſchen Auffaſſungs- und Geſtaltungskraft. Kein zweiter engliſch ſchreibender Autor hat ſich bei ſo außerordentlicher Fruchtbarkeit auf einer ſo gleichmäßigen Höhe erhalten. Er iſt als Kritiker kaum minder bedeutend in »French poets and novelists« (1878), »Hawthorne« (1879) und »Partial portraits« (1886), als Reiſeſchilderer in »Transatlantic sketches« (1875), »Portraits of places« und »A little tour of France« (1884). Eine Anzahl ſeiner Schriften erſchienen auch in deutſcher Überſetzung.

Jameſon (ſpr. dſchēmß'n), 1) Anna Brownell, engl. Schriftſtellerin, geb. 17. Mai 1794 in Dublin, geſt.

19. März 1860 in London, empfing durch ihren Vater, den Miniaturmaler Murphy, schon früh künstlerische Anregung und wurde als Schriftstellerin zuerst durch ihr auf einer italienischen Reise geschriebenes Tagebuch »Diary of an ennuyée« (1826, 3. Aufl. 1838) bekannt. 1827 vermählte sie sich mit dem Advokaten Robert J., lebte aber später getrennt von ihm, besuchte auf weiten Reisen Deutschland, Frankreich und Nordamerika, war befreundet mit Ottilie v. Goethe und Lady Byron und widmete schließlich ein besonderes Interesse den Barmherzigen Schwestern. Ihre vorzüglichsten Schriften sind: »Loves of the poets« (1829); »Characteristics of the female characters of Shakespeare« (1832, neue Ausg. 1879; deutsch, Leipz. 1834); »Visits and sketches at home and abroad« (1834, 4 Bde.); »Winter-studies and summer-rambles in Canada« (1838; deutsch, Braunschw. 1839); ferner die der Kunstgeschichte und Kunstkritik angehörenden Werke: »Memoirs of the early Italian painters« (1845, 2 Bde.); »Sacred and legendary art« (1848, 5. Aufl. 1890); »Legends of the monastic orders« (1850, 4. Aufl. 1890); »Legends of the Madonna« (1852, 4. Aufl. 1890) und »Scriptural and legendary history of our Lord« (beendet von Lady Eastlake, 1859—64, 2 Bde.); endlich »A commonplace book of thoughts, memories and fancies« (1854). Unter dem Titel: »Pictures of the social life of Germany« (1840) gab sie eine englische Bearbeitung der Schauspiele der Prinzessin Amalia von Sachsen heraus. Vgl. Geraldine Macpherson, Memoirs of the life of Anna J. (Lond. 1878).

2) Leander Starr, brit. Kolonialpolitiker, geb. 1853 in Edinburg, studierte Medizin, ward 1878 Arzt zu Kimberley in Südafrika, trat dann in den Dienst der De Beers-Diamantbergwerksgesellschaft und wurde 1891 von der Südafrikanischen Gesellschaft zum Verwalter des Maschona- und 1893 des Matabelelandes ernannt. Von hier aus fiel er im Einvernehmen mit Cecil Rhodes (s. d.), einigen Leitern der Südafrikanischen Gesellschaft und mehreren Bergwerksbesitzern im Gebiete der Südafrikanischen (Transvaal-) Republik 29. Dez. 1895 mit 800 Bewaffneten in das Land der Buren ein, angeblich, um den Beschwerden der daselbst wohnhaften Engländer abzuhelfen, in Wirklichkeit, um die Republik England zu unterwerfen. Am 1. Jan. 1896 wurde J. von den Buren bei Krügersdorp geschlagen und 2. Jan. gefangen genommen. An die englische Regierung ausgeliefert, ward er zwar im Mai zu 10 Monaten Gefängnis verurteilt, aber schon im Dezember wegen seines Gesundheitszustandes wieder entlassen. Er beteiligte sich dann am Südafrikanischen Kriege (1899—1900), wurde 1900 zum Mitgliede der Gesetzgebenden Versammlung des Kaplandes gewählt, in demselben Jahre Direktor der De Beers-Gesellschaft und 1902 der der Britischen Südafrika-Kompanie. Durch den Sieg der Progressisten bei den Neuwahlen zum Kapparlament im Februar 1904 ans Ruder gelangt, wurde J. zum Premierminister ernannt; s. Kapkolonie.

Jamesone (spr. dschēmß'n), George, engl. Maler, geb. 1586 in Aberdeen, gest. 1644 in Edinburg, genannt der schottische van Dyck, malte besonders Bildnisse, die sich durch lebendige Auffassung und fleißige Durchführung auszeichnen, daneben auch Landschaften und Geschichtsbilder in Öl und in Miniatur. Der Magistrat von Edinburg ließ von ihm eine Reihe schottischer Könige malen, als Karl I. 1633 Schottland besuchte. In Schottland sind viele Adelssitze mit Familienbildern von J. geschmückt.

Jamesonit (spr. dschēmß-), Mineral, ein Bleisulfantimonit $2PbS.Sb_2S_3$, mit 50,8 Blei und 29,5 Antimon, findet sich in langfäuligen, nadel- und haarförmigen, parallel oder radial gruppierten, auch zu filz- oder zunderartigen Aggregaten verwebten Kristallen (Federerz, Heteromorphit) sowie derb in stängeligen, faserigen und dichten Massen von stahlgrauer bis dunkel bleigrauer Farbe, Härte 1—3, spez. Gew. 5,6—5,7, zu Wolfsberg, Andreasberg und Klausthal am Harz, Freiberg, Arnsberg in Westfalen, Felsöbanya, in Cornwall, bei Nertschinsk ꝛc. Auch das braunrote Zundererz von Klausthal und Andreasberg ist ein mit Rotgiltigerz und Arsenkies ꝛc. verwachsener J.

James River (spr. dschēms riwwer), Fluß im nordamerikan. Staat Virginia, entsteht unter 39° 30′ nördl. Br. in dem Alleghanygebirge aus dem Jackson und Cow Pasture River, durchbricht die Blaue Kette mit starker Wasserkraft in den schönen Balkony-Fällen und ist von Lynchburg an auf 393 km bis zur Mündung in die Chesapeakebai unter 37° nördl. Br. schiffbar. Nach seiner künstlichen Vertiefung gelangen Seeschiffe von 5,8 m Tiefgang bis nach Richmond. Die bei dieser Stadt gelegenen Fälle werden durch einen Kanal umgangen. Seine Länge beträgt 720 km, die Flut dringt bis Richmond (240 km) aufwärts. Die wichtigsten Zuflüsse sind links: North River und Rivanna, rechts: Appomatox. Die Einfahrt des Flusses verteidigt Fort Monroe, und gleich oberhalb der Mündungsbucht liegen die Seestädte Norfolk und Portsmouth.

Jamestee (spr. dschēms-), die Blätter von Ledum latifolium.

Jamestown (spr. dschēmstaun), 1) einziger Ort und Landungsplatz auf der brit. Insel St. Helena, am Nordrand in enger Schlucht, durch die sich die einzige Straße der Stadt hinzieht, wird durch zwei Strandforts geschützt, ist Freihafen, Kohlenstation, Sitz des Gouverneurs und eines deutschen Konsuls und hat (1901) 5195 Einw. — 2) Stadt in der Grafschaft Chautauqua des nordamerikan. Staates New York, am Südende des Chautauquasees, besuchte Sommerfrische, hat Möbel-, Baumwoll- und Wollwarenfabriken und (1900) 22,892 Einw. — 3) Hauptort der Grafschaft Stutsman in Norddakota, am James oder Dakota River und an der Northern Pacificbahn, mit (1900) 2853 Einw. — 4) Älteste englische Siedelung an der Mündungsbucht des James River, in Virginien, 1607 von John Smith begründet, nur in dürftigen Ruinen erhalten. Vgl. Tyler, The cradle of the Republic: J. and James River (Richmond 1900).

Jamiltepec, Distriktshauptstadt im mexikan. Staat Oaxaca, am Rio Chicometepec, in der Küstenebene, hat Handel mit Honig, Wachs und Salz und 4000 Einw.

Jamin (spr. schamäng), Jules Célestin, Physiker, geb. 30. Mai 1818 in Termes (Ardennen), gest. 12. Febr. 1886, wurde Professor der Physik am Collège Louis le Grand in Paris, dann an der Polytechnischen Schule und an der Fakultät der Wissenschaften daselbst. Seit 1868 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, wurde er 1884 Sekretär derselben. Er arbeitete (z. T. mit Masson, Bertrand, Roger) besonders über Optik, Wärme und Magnetismus und erfand 1873 den Blättermagnet. Sein »Cours de physique de l'école polytechnique« (1858—61, 3 Bde.; 4. Aufl. mit Bouty, Par. 1885—91, 5 Bde. und 2 Supplemente, 1896—99) liegt Wüllners »Lehrbuch der Experimentalphysik« (4. Aufl., Leipz. 1882—86, 4 Bde.), sein »Petit traité de physique« (1870) Recknagels

»Kompendium der Experimentalphysik« (2. Aufl., Kaisersl. 1888) zugrunde.

Jamins Kette, eine Kette hintereinander gereihter Luftblasen in einer Kapillarröhre, die den Durchfluß von Wasser außerordentlich erschwert.

Jamitzer, Wenzel, s. Jamnitzer.

Jammu, engl. Schreibweise für Dschamu (s. d.).

Jamnia (im Alten Testament Jabneel, jetzt Jebna), Philisterstadt zwischen Joppe und Asdod, mit einem guten Hafen an der 5 km entfernten Küste, wurde von Usias den Philistern entrissen und war Sitz einer berühmten jüdischen Akademie und während der Belagerung Jerusalems auch des Synedrions.

Jamnitz (tschech. Jemnice), Stadt in Mähren, Bezirksh. Mährisch-Budwitz, am Scheletaubach und der Staatsbahnlinie Mährisch-Budwitz-J., hat ein Bezirksgericht, eine gotische Dekanatskirche, eine Synagoge, ein ansehnliches Schloß des Markgrafen Pallavicini, Bierbrauerei, Spiritusbrennerei und (1900) 2913 meist tschech. Einwohner.

Jamnitzer (Jamitzer), Wenzel, Goldschmied, geb. 1508 in Wien, kam bald mit seinem Bruder Albrecht, der sein Mitarbeiter war, nach Nürnberg, wurde 1534 Meister, 1556 »Genannter« des Großen Rats, 1573 Mitglied des Kleinen Rats und war der Hofgoldschmied der Kaiser Karl V., Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. Er starb 15. Dez. 1585 in Nürnberg und wurde auf dem St. Johannisfriedhof begraben, wo sein Grab durch ein von Jost Amman entworfenes Epitaph aus Bronze geschmückt ist. J., der frühzeitig den überlieferten gotischen Formen durch Renaissanceelemente einen neuen malerischen Reiz verlieh, war in allen Arten der Technik erfahren. Besonders bewunderte man seine naturalistisch behandelten Nachbildungen kleiner Tiere und Pflanzen, mit denen man damals Kästchen zu besetzen pflegte. Seine bedeutendsten beglaubigten Werke sind: ein Schmuckkästchen im Grünen Gewölbe zu Dresden (s. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 12), der 1549 vom Nürnberger Rat erworbene, 1 m hohe sogen. Merkelsche Tafelaufsatz (früher im Germanischen Museum, jetzt beim Freiherrn Henri v. Rothschild in Paris; s. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 3) mit der Figur der Mutter Erde auf der Spitze, vier Figuren: Flora, Ceres, Bacchus und Venus, in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien (Reste eines Tafelaufsatzes für Kaiser Rudolf II.), ein Pokal von 1580 im Besitz der gräflichen Familie Zichy, ein Schmuckkästchen mit den Taten des Herakles in der bayrischen Schatzkammer zu München und ein Pokal mit der Figur Kaiser Maximilians II. im Besitz des deutschen Kaisers. Seine Goldschmiedmarke ist ein Löwenkopf und daneben zuweilen noch ein W. Bergau schreibt ihm eine Anzahl von Entwürfen zu, die von mehreren Kupferstechern des 16. Jahrh. reproduziert sind (vgl. Bergau, W. Jamitzers Entwürfe zu Prachtgefäßen in Silber und Gold, Berl. 1879). Originalzeichnungen von ihm sind in Basel, Koburg, Nürnberg, Erlangen, Paris ꝛc. J. beschäftigte sich auch viel mit Architektur, Mathematik und Mechanik und gab 1568 eine »Perspectiva corporum regularium« heraus (radiert von J. Amman). — Ein Verwandter von ihm, Christoph J. (1563—1618), war ebenfalls Goldschmied und Kupferstecher. Von ihm befindet sich eine Prunkschüssel mit dem Triumph Amors im Hofmuseum zu Wien, eine Tischfontäne in Gestalt eines Elefanten mit einem Turm voll bewaffneter Krieger im Kunstgewerbemuseum zu Berlin (um 1600) und ein großer Adler von 1595 im Kreml zu Moskau. Vgl. Frankenburger, Beiträge zur Geschichte Wenzel Jamnitzers und seiner Familie (Straßb. 1901).

Jamont (spr. schamóng), Eduard Fernand, franz. General, geb. 19. Juli 1831, trat 1852 als Unterleutnant in die Artillerie ein, machte den Krimkrieg mit und rückte bis zum Brigadegeneral auf. 1885 übernahm er als Divisionsgeneral den Oberbefehl über die Truppen in Tongking, zu der Zeit, als die französische Niederlage bei Langson die größte Gefahr zu bereiten schien. Nach Frankreich zurückberufen, wurde er Befehlshaber verschiedener Korps. Im Januar 1895 ward er Generalinspektor, Ende 1897 Generalissimus des französischen Heeres und erhielt 4. Juli 1900 die erbetene Entlassung.

Jampol, Kreisstadt im russ. Gouv. Podolien, am Dnjestr und an der Rußawa, mit (1897) 5288 Einw.

Jamrud (Dschamrud), Fort am Chaiberpaß in Indien, s. Chaiber.

Jamschtschik (russ.), Bauer, der im Auftrag der Post Reisende von einer Station nach der nächsten fährt (vgl. Jam).

Jamtaler Alpen, s. Silvretta.

Jämtland, s. Jemtland.

Jamúlka (auch Jarmúlka, poln.), die dicke Samtmütze der polnischen und russischen Juden.

Jamuna (Dschamuna), s. Dschamna.

Jamunder See, Strandsee im preuß. Regbez. Köslin, 16 km lang, 2 km breit, durch eine schmale Öffnung mit der Ostsee verbunden.

Jan (niederländ.), soviel wie Johann.

Jan, Karl von, Philolog, geb. 22. Mai 1836 in Schweinfurt, gest. 4. Sept. 1899 auf einer Reise in Adelboden (Schweiz), studierte seit 1853 in Erlangen, Göttingen, Berlin und Paris, wurde 1862 Oberlehrer in Landsberg a. W., 1875 in Saargemünd, 1883 am Lyzeum in Straßburg, erhielt 1888 den Professortitel und trat 1896 in den Ruhestand. Er ist hochverdient um die Erforschung der griechischen Musik; sein Hauptwerk ist die Ausgabe der »Musici scriptores graeci« (Leipz. 1895) mit einer Geschichte der griechischen Akustik und einem Supplement: »Melodiarum reliquiae« (das. 1899). Auch verfaßte er: »Übungen zur Erlernung der lateinischen Syntax« (6. Aufl., Landsberg a. W. 1893) und »Vorlagen zu Übungen im lateinischen Stil« (Leipz. 1889).

Jana (Jen), Fluß im russisch-sibir. Gouv. Jakutsk, entspringt auf dem Werchojanischen Gebirge und mündet, ein Delta bildend, ins Eismeer; 1030 km lang. An seinem Ufer liegen Werchojansk und Ustjansk.

Janaon (franz. Yanaon), franz. Besitz an der Ostküste von Vorderindien, in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, unter 16° 44′ nördl. Br., im Godavari-Delta, 14,3 qkm groß, mit (1901) 4759 Einw.

Janauschek, Fanny (eigentl. Franziska Magdalena Romance), Schauspielerin, geb. 20. Juli 1830 in Prag, gest. 29. Nov. 1904 in New York, debütierte in Prag und trat seit 1845 in kleinern Städten Sachsens und Württembergs auf. 1847 fand sie ein Engagement in Köln, wo Roderich Benedix das in ihr schlummernde Talent weckte. Im Mai 1848 an die Frankfurter Bühne berufen, spielte sie hier besonders jugendliche Liebhaberinnen mit großem Beifall, bis sie 1860 ausschied. Nachdem sie hierauf an verschiedenen Orten Gastrollen gegeben, ward sie im November 1861 am Dresdener Hoftheater engagiert. Nach Lösung des Kontrakts begab sie sich nach Amerika, durchzog erst als deutsche Schauspielerin mit dem glänzendsten Erfolg die Vereinigten Staaten, warf sich dann mit der ganzen Energie ihres Natu-

rells auf das Studium der englischen Sprache und ward bald den ersten englischen Schauspielerinnen gleichgestellt. 1876 gastierte sie in London. In ihrer Jugend war sie besonders in der Darstellung hochtragischer Rollen, wie Klärchen, Gretchen, Julia, Desdemona ꝛc., später als Heroine (Medea, Elisabeth, Brunhilde, Iphigenie) ausgezeichnet. Nachdem sie sich von der Bühne zurückgezogen, nahm sie ihren Wohnsitz in San Francisco und später in Brooklyn.

Janbo el Bahr, türk. Seestadt in der arabischen Landschaft Hidschaz, am Roten Meer, mit ausgezeichnetem Hafen und 5—6000 Einw., ist Landungsplatz für Medina (»das Tor der heiligen Stadt«) und hat daher bedeutenden Handel, speziell mit Gegenständen für die Reise nach Medina.

Jan de Rijmer (spr. raimer), s. Goeverneur.

Januslampe, s. Elektrisches Licht, S. 650.

Jane (engl., spr. dschēn), soviel wie Johanna.

Jane, Paul, Pseudonym, s. Soust de Borkenfeldt.

Janesville (spr. dschēnswill), Hauptstadt der Grafschaft Rock im nordamerikan. Staat Wisconsin, an starken Stromschnellen des Rock River, Bahnknotenpunkt, mit Staatsblindenanstalt, Baumwoll- und Wollweberei, Maschinen- und Wagenfabriken, Mahl- und Sägemühlen, Handel in Tabak und Vieh und (1900) 13,185 Einw.

Janet (spr. schanē), 1) Paul, franz. Philosoph, geb. 30. April 1823 in Paris, gest. daselbst 4. Okt. 1899, erhielt seine Ausbildung auf dem Lycée St.-Louis und auf der Normalschule, wurde 1848 Professor an der Universität Straßburg, 1857 am Lyceum Louis le Grand, wirkte seit 1864 als Professor der Philosophie an der Pariser Universität und war von demselben Jahr an Mitglied der Akademie der moralischen Wissenschaften. Von seinen zahlreichen Werken erwähnen wir: »Études sur la dialectique dans Platon et dans Hégel« (1860); »La famille; leçons de philosophie morale« (1855, 10. Aufl. 1873), ein von der französischen Akademie preisgekröntes Werk; »Le matérialisme contemporain en Allemagne« (1864, 3. Aufl. 1878; deutsch von Reichlin-Meldegg, 1866); »Philosophie du bonheur« (1862, 4. Aufl. 1873); »Éléments de morale« (1870); »Histoire de la science politique dans ses rapports avec la morale« (als 2. Aufl. der 1858 erschienenen »Histoire de la philosophie morale et politique«, 1872, 2 Bde.; 3. Aufl. 1886); »Les causes finales« (1877); »La philosophie française contemporaine« (1879); »Victor Cousin et son œuvre« (1885); »Histoire de la philosophie« (mit Séailles, 1887); »Éléments de la philosophie scientifique et de la philosophie morale« (1890); »La philosophie de Lamennais« (1890); »Fénelon« (1892, 2. Aufl. 1903); »Principes de métaphysique et de psychologie« (Par. 1897, 2 Bde., Vorlesungen aus den Jahren 1888—94); »Les lettres de Mme. de Grignan« (1895). J., der in der Philosophie besonders durch Cousin angeregt wurde, kämpfte gegen den Naturalismus und suchte zwischen seiner Forschung und dem Spiritualismus zu vermitteln. Vgl. Picot, Paul J., notice historique (Par. 1903).

2) Maler, s. Clouet 1).

Janga, eins der drei Dörfer (J., Ehudu, Jalima), welche die Stadt Atakpame in Deutsch-Togo bilden, mit 2000 Hütten.

Jangtsekiang, Fluß, s. Yangtsekiang.

Janhagel, ursprünglich (im altholländischen) Bezeichnung für das Schiffsvolk; jetzt soviel wie Pöbel.

Jania, 1) Stadt, s. Janina. — 2) Wilajet der europäischen Türkei, das antike Epirus und das südliche Illyrien umfassend, mit 4 Sandschaks (Berat, Ergeri, Jania und Preveza), 17,900 qkm Areal und 527,000 im Norden albanesischen, im Süden griechischen Einwohnern.

Janiceps, s. Januskopf.

Janiculum, Hügel auf dem rechten Tiberufer, westlich von Rom, schon in der Königszeit befestigt, aber erst von Augustus teilweise zur Stadt gezogen.

Janin (spr. schanäng), Jules, franz. Kritiker und Romanschriftsteller, geb. 16. Febr. 1804 in St.-Étienne (Loire), gest. 19. Juni 1874 in Paris (Passy), erhielt seine Bildung in Paris und betrat die Journalistenlaufbahn. Seit 1836 führte er an dem »Journal des Débats« fast 40 Jahre hindurch das Amt des Bücher- und Theaterkritikers und übte durch seine geistvollen, witzigen und pikanten Besprechungen einen weitgreifenden, wenn auch keineswegs durchaus heilsamen Einfluß aus. Die Form und das Geld galten bei J. alles, Inhalt und Charakter soviel wie nichts. Er bequemte sich dem wechselnden Geschmack des Publikums an. Anfangs Anhänger der Romantik, ging er später zur École du bon sens über. Seit 1870 war er Mitglied der französischen Akademie als Nachfolger Sainte-Beuves. Von seinen Romanen nennen wir: »L'âne mort et la femme guillotinée«, ein offenbar ironisch gemeintes Phantasiestück (1827, neue Ausg. 1860); »La Confession« (1830, neue Ausg. 1861); »Barnave« (1831, neue Ausg. 1860); »Contes fantastiques« (1832, neue Ausg. 1863); »Contes nouveaux« (1833); »Un cœur pour deux amours« (1837, neue Ausg. 1863); »Le chemin de traverse« (1841, neue Ausg. 1874); »La religieuse de Toulouse« (1850); »Les oiseaux bleus« (1864) und »L'Interné« (1869). Eine Sammlung seiner hervorragendsten Feuilletonartikel erschien u. d. T.: »Histoire de la littérature dramatique« (1853—58, 6 Bde.), vielleicht sein bedeutendstes Werk. Andre geschichtliche und literarhistorische Schriften von J. sind: »Béranger et son temps« (1866); »Lamartine« (1869); »Alexandre Dumas« (1870); »François Ponsard« (1872) u. a. Auch schrieb er eine Anzahl anziehender Sitten- und Reisebilder (zuletzt: »Paris et Versailles il y a cent ans«, 1874) und übersetzte den Horaz (1860, 6. Aufl. 1885). Nach seinem Tod erschienen, herausgegeben von de La Fizelière: »Œuvres diverses de Jules J.« (1876—78, 12 Bde., darunter ein Band »Correspondence«) und »Œuvres de jeunesse« (1881 bis 1883, 5 Bde.). Vgl. Piédagnel, Jules J. (3. Aufl. 1883).

Janina (Joannina, türk. Jania), Hauptstadt eines Wilajets der europäischen Türkei, liegt in einer ausgedehnten, gut bebauten und bevölkerten Ebene, die als einzige größere offene Landschaft und wegen ihrer bequemen Zugänglichkeit der natürliche Mittelpunkt von Epirus ist. J. hat 14 Moscheen, 7 griech. Kirchen, 2 Synagogen, 1 griech. Gymnasium, 8 Schulen, eine starke Besatzung und 20—30,000 zur Hälfte christliche Einwohner, die überwiegend Griechen, wenngleich mit starker slawischer und albanesischer Beimischung, sind und, einschließlich der Mohammedaner und Juden, Griechisch sprechen (s. Tafel »Volkstrachten II«, Fig. 23 u. 24). Innerhalb der durch einen Graben von der Stadt getrennten Festung liegen Kasernen, Magazine und das ärmliche Judenviertel. Im vornehmsten Viertel im W. wohnen die hohen Beamten, die reichen griechischen Kaufleute und die wenigen Europäer. Konsulate haben Österreich-Ungarn, Großbritannien, Italien, Frankreich, Rußland und Griechenland. Die betriebsamen Griechen haben

J. zu einer bedeutenden Industriestadt (Fabrikation von Goldstoffen und Schnüren, Seidenzeug und Leder) gemacht, die auch, obwohl der Verkehr durch die Abtretung Thessaliens an Griechenland stark gelitten hat, als lebhafter Handelsplatz und Verkehrsknoten die ganze Einfuhr europäischer Waren nach Epirus vermittelt. J. ist Sitz der Regierungsbehörden und eines griechischen Erzbischofs und war Residenz Ali Paschas (s. Ali 3); doch ist von der damaligen Pracht Janinas und den damals von französischen Ingenieuren angelegten starken Befestigungen nichts mehr zu sehen. — J. liegt am Westufer des im Altertum Pambotis genannten, flachen (größte Tiefe 11 m) Sees von J., der aber im Altertum in seiner heutigen Ausdehnung möglicherweise noch gar nicht vorhanden war. Der fischreiche See erfüllt in 2 Stunden Längen- u. 1 Stunde Breitenausdehnung den tiefsten Teil des langgestreckten Beckens von J. (478 m ü. M.), wird als echter Karstsee von unterirdischen Quellen gespeist und teils durch Sauglöcher unterirdisch, teils durch einen sumpfigen Abfluß zum kleinen, in demselben Becken liegenden Lapsista-See entwässert, der unterirdisch sein Wasser an den Kalamas (s. d.) abgibt. Der See von J. hat im Sommer ein trübes, übelriechendes und wenig schmackhaftes Wasser und erzeugt Fieber. Sonst ist das Klima gesund. Östlich vom See erhebt sich der lange, kahle Kalkrücken des Mitsikeligebirges bis zu 1300 m. — Eine alte Stadt, ward J. von dem Kaiser Johannes Komnenos 1118 neu aufgebaut, bald danach von den Normannen zerstört, später von den Serben unter Stephan Duschan, dann von dem mazedonischen Tyrannen Thomas von Vodina beherrscht. 1422 unterwarf sich die Stadt dem Osmanen Murad und mußte eine türkische Besatzung aufnehmen. Von jetzt an stand sie unter dem gewöhnlichen Pascharegiment bis 1788, wo die despotische Regierung Ali Paschas von J. begann, die 30 Jahre dauerte. Nach Ali Paschas Ermordung (1822) kehrte sie unter die Botmäßigkeit des Sultans zurück.

Janisch, Antonie, Schauspielerin, geb. 1850 in Wien, empfing bei dem Ehepaar Gabillon ihren theatralischen Unterricht und erregte Laubes Interesse, der sie 1867 als Melitta (»Sappho«) auf dem Burgtheater auftreten ließ. Der Erfolg war nicht sehr günstig, und Laube ließ die Künstlerin nach Berlin ziehen, wo sie am Wallnertheater engagiert wurde. 1869 gewann sie Direktor Maurice für das Hamburger Thaliatheater, auf dem sie bald so Erfreuliches leistete, daß sie Dingelstedt 1872 zu einem Gastspiel nach Wien berief und sofort für das Burgtheater engagierte. Ein Jahr später vermählte sie sich mit dem Grafen Ludwig Arco-Valley und entsagte infolgedessen der Kunst, kehrte aber 1875 zum Burgtheater zurück, dem sie bis 1883 und von 1892—94 angehörte. Am bedeutendsten war sie als naiv-sentimentale Liebhaberin (Käthchen von Heilbronn ꝛc.), später in den Rollen der Heldinnen der französischen Sittendramen.

Jänisch, Karl Friedrich von, berühmter Schachtheoretiker, geb. 1813, gest. 5. März 1872 als russischer Major; schrieb: »Analyse nouvelle du jeu des échecs« (Dresd. u. Petersb. 1842—43, 2 Bde.), »Traité des applications de l'analyse mathématique au jeu des échecs« (Petersb. 1862—63, 3 Bde.) u. a.

Janitor (lat., auch Ostiarius), Türhüter, bei den Römern ein Sklave, der den Hauseingang zu bewachen hatte; in Klöstern der Pförtner.

Janitscharen (türk. jeni tscheri, »neue Soldaten«), türk. Fußvolk, 1329 von Sultan Orchan aus Kriegsgefangenen, später aus gewaltsam ausgehobenen Christenkindern gebildet. Diese wurden von türkischen Landleuten im Islam erzogen und an Strapazen und Blutvergießen gewöhnt. Sie zeichneten sich durch ungestümen, nach Vorschrift des Korans bis zu dreimal zu wiederholenden Angriff aus. Die ihnen gewährten Vorrechte ließen ihre Zahl stark wachsen, die, Ende des 15. Jahrh. 40,000, sich später auf etwa 100,000 hob. Sie wurden in 196 Orta (etwa Bataillon) mit verschiedener Benennung und Verwendungsweise eingeteilt und waren, wenigstens in der Hauptstadt, in Kasernen untergebracht. Ihre Kriegswaffen waren Flinte, langes Messer (auch zur Unterstützung der Flinte beim Schießen) und Pistole, ihre Kleidung die vorn aufgeschürzte Dolama, weite Beinkleider und Lederschuhe, ferner im Frieden Turban, im Kriege Filzmütze mit Reislöffel im Futteral, Mantel, Gebetsteppich und Wasserflasche. Jeder sorgte für Waffen und Kleidung selbst. Seit dem Karlowitzer Frieden durften sie heiraten und ein Gewerbe betreiben. Ihre Bevorzugung erzeugte bei ihnen eine beispiellose Unbotmäßigkeit, der die Sultane, als einer unermeßlichen Gefahr für den Bestand des Staates, mehrfach vergeblich entgegenzutreten suchten. Erst 1826 schlug Mahmud II. ihren letzten Aufstand durch nach abendländischem Muster aufgestellte Truppen mit blutiger Strenge nieder und hob ihr Korps auf. Vgl. Assad Efendi, Précis historique de la destruction des Janissaires (franz. von Caussin de Perceval, Par. 1833); Zinkeisen, Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa (Gotha 1840—63).

Janitscharenmusik, s. Militärmusik.

Janitschek, 1) Hubert, Kunsthistoriker, geb. 30. Okt. 1846 in Troppau, gest. 21. Juni 1893 in Leipzig, studierte von 1868—73 in Graz, hielt sich bis 1877 in Italien auf und wurde dann Kustos am österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien. 1878 habilitierte er sich an der Wiener Universität für neuere Kunstgeschichte, wurde 1879 außerordentlicher Professor in Prag, 1881 ordentlicher Professor in Straßburg und 1891 in Leipzig. Er schrieb: die Biographien des Andrea del Sarto, der Bellini, des Paolo Veronese, des Tintoretto und der Bologneser in Dohmes »Kunst und Künstler«; »Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst« (Stuttg. 1879); »Zwei Studien zur Geschichte der karolingischen Malerei« (das. 1885); »Geschichte der deutschen Malerei« (in Grotes »Geschichte der deutschen Kunst«, Berl. 1890); »Dantes Kunstlehre und Giottos Kunst« (Leipz. 1892). Auch gab er L. B. Albertis »Kleinere kunsttheoretische Schriften« (Wien 1877) heraus und war seit 1880 Redakteur des »Repertoriums für Kunstwissenschaft« (Stuttg.).

2) Marie, Gattin des vorigen, Schriftstellerin, geb. 23. Juli 1860 in Mödling bei Wien, lebte nach dem Tode ihres Mannes in Berlin und hat seit 1902 ihren Wohnsitz in München. Sie trat als Dichterin auf mit den Sammlungen: »Legenden u. Geschichten« (Stuttg. 1885); »Im Kampf um die Zukunft« (das. 1887); »Verzaubert. Eine Herzensfabel« (das. 1888); »Irdische und unirdische Träume« (das. 1889); »Gesammelte Gedichte« (2. Aufl., das. 1892); später folgten noch: »Im Sommerwind« (Leipz. 1895) und »Aus alten Zeiten« (das. 1900). Besonders aber machte sie sich als Erzählerin bekannt durch die Romane: »Der Schleifstein« (Leipz. 1896); »Ninive« (das. 1896); »Gelandet« (2. Aufl., Berl. 1897); »Kreuzfahrer« (Leipz. 1897); »Ins Leben verirrt« (Berl. 1898); »Kinder der Sehnsucht« (Gosl. 1901); »Stückwerk« (Leipz. 1901); »Aus Aphroditens Garten« (das. 1902);

»Die neue Eva« (das. 1902); »Harter Sieg« (Berl. 1902); »Mimikry« (Leipz. 1903); die Novellen: »Aus der Schmiede des Lebens« (Berl. 1890; 2. Aufl., Leipz. 1902); »Lichthungrige Leute« (Stuttg. 1891); »Atlas« (Berl. 1893); »Pfadsucher« (das. 1894); »Lilienzauber« (Leipz. 1895); »Die Amazonenschlacht« (das. 1897); »Überm Tal« (Bresl. 1898); »Frauenkraft« (Berl. 1900); »Olympier« (Bresl. 1901); »Auf weiten Flügeln« (Leipz. 1902); »Pfingstsonne« (Bresl. 1903) u. a. Ferner veröffentlichte sie die Charakterzeichnungen: »Vom Weibe« (Berl. 1896). J. genügt nicht immer der Forderung der Lebenswahrheit, ihre Darstellungskunst ist nicht einwandfrei, aber sie fesselt durch die Kraft ihres Temperaments und ihr ernstes Ringen mit den modernen Problemen des Lebens.

Janitza (türk. Jenidsche Wardar), herabgekommene Stadt im türk. Wilajet Saloniki, 22 km westlich vom Wardar, mit vielen Moscheen, 2 berühmten Grabmälern, 2 Kirchen und 9000 Einw. (die kleinere Hälfte Türken, die größere Slawen). In der südlich sich ausbreitenden Ebene mit dem Jenidschesee wird viel Tabakbau betrieben. In der Nähe die Ruinen von Pella (s. d.).

Jankau (tschech. Jankov), Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Selčan, mit Bierbrauerei, Stärkefabrik und (1900) 684 (als Gemeinde 2162) tschech. Einwohnern; hier siegten die Schweden unter Torstensson über die Österreicher unter Hatzfeld 6. März 1645.

Janko, Paul von, Musiker, geb. 2. Juni 1856 zu Totis in Ungarn, bildete sich in Wien bei Hans Schmitt und in Berlin bei H. Ehrlich zum Klavierspieler aus und machte sich besonders bekannt (1882) durch eine zu ziemlicher Verbreitung gelangte neue Klaviatur (Janko-Klaviatur). Diese besteht aus sechs terrassenförmig übereinanderliegenden, aber nur eine einzige chromatische Skala vorstellenden Tastenreihen, von denen die vier obern nur andre Angriffsstellen derselben Hebel bieten. Die Janko-Klaviatur reduziert die Spannweite der Oktave um ein Fünftel und gestattet mancherlei Effekte, die auf der alten Klaviatur unmöglich sind (chromatisches Glissando ein- und mehrstimmig). Vgl. Jankos Schrift: »Eine neue Klaviatur« (Wien 1886) und die von ihm herausgegebenen »Mitteilungen über die Janko-Klaviatur«.

Jankovác (spr. -wātz), Großgemeinde im ungar. Komitat Bács-Bodrog, an der Bahnlinie Szécsány-Alibunár, mit Obst- und Getreidebau und (1901) 9376 magyarischen (römisch-kath.) Einwohnern.

Janku (Jancu) **Avramu** (Abraham), »der König der Berge«, gemäßigter und achtungswerter Anführer der aufständischen Rumänen im westlichen Siebenbürgen 1848—49, der, im Mai 1848 in Blasendorf zum »General« gewählt, zunächst im Bunde mit den Ungarn gegen die Kaiserlichen focht und auch gegen die Russen kämpfen wollte, dann aber, mit den Ungarn entzweit, diesen mehrere Schlachten lieferte. Er starb 1872 in stillem Wahnsinn.

Jan Maat (holländ. Ursprungs), scherzweise Benennung für Matrose; seltener kommt auch der Ausdruck Jan Teer vor.

Jan Mayen, Insel im Nördlichen Eismeer, zwischen Island und Spitzbergen und zwischen 70° 49′ bis 71° 9′ nördl. Br. und 7° 53′—9° 5′ westl. L., 55 km lang, 3—15 km breit, 372 qkm groß. Sie ist durchaus vulkanischen Ursprungs und besteht aus zwei durch einen schmalen, niedrigen Isthmus verbundenen Teilen. Der nordöstliche Hauptteil wird vom höchsten Berg der Insel, dem vulkanischen Beerenberg (2545 m), eingenommen; der südwestliche Teil besteht aus Lavamassen mit zahlreichen Aschenkegeln und Kratern. Der Beerenberg ist ganz vergletschert; nach allen Seiten fließen die Gletscher zum Meer, ohne jedoch Eisberge zu bilden, da die Eismassen beim Erreichen des Meeres in lauter kleine Blöcke zerfallen. Vulkanische Ausbrüche sind auf J. von 1732 und 1818 bekannt. Die Jahrestemperatur ist — 2,8°. Die Insel wurde wahrscheinlich bereits 1607 von Hudson gesehen und wieder aufgefunden 1611 von Jan Mayen, der ihr seinen Namen gab. Auf dem Isthmus im Wilczektal befand sich 1882 bis 1883 die österreichische internationale Beobachtungsstation. Vgl. »Die österreichische Polarstation J., Beobachtungsergebnisse« (Wien 1886, 3 Bde.); Mohn, Öen J. M. (Christiania 1892); »Voyage de ‚La Manche' à l'île Jean Mayen et au Spitzberg« (Par. 1894).

Jannai, s. Alexander Jannai (Bd. 1, S. 301).

Jannasch, Robert, Volkswirt und Kolonialpolitiker, geb. 30. April 1845 in Köthen, studierte in Leipzig, Heidelberg und Berlin und bereiste darauf zum Zweck industrieller und handelspolitischer Studien Italien, Frankreich und England. 1869 habilitierte er sich an der Universität Basel, wurde 1871 Professor an der Akademie Proskau, 1874 Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Dresden und 1877 ordentliches Mitglied des königlich preußischen Statistischen Bureaus in Berlin, gab aber diese Stellung 1884 nach Engels Rücktritt auf, um sich ganz den handels- und kolonialpolitischen Bestrebungen der seit 1878 unter seinem Vorsitz bestehenden Handelsgeographischen Gesellschaft zu widmen. Als deren Vorsitzender gibt er seit 1879 die Wochenschrift »Export« heraus. 1886 bereiste er zum Zweck der Erweiterung deutscher Handelsbeziehungen Portugal, Marokko und die Mittelmeerländer, 1904 Südbrasilien. Er schrieb: »Abhandlungen über Nationalökonomie und Statistik« (Basel 1869); »Die Trades-Unions oder Gewerkvereine« (das. 1871); »Der Musterschutz und die Gewerbepolitik des Deutschen Reiches« (Berl. 1873); »Der Markenschutz« (das. 1873); »Die europäische Baumwollenindustrie« (das. 1882); »Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung« (mit Roscher, als 3. Aufl. von dessen »Kolonien«, Leipz. 1885); »Die deutsche Handelsexpedition 1886« (Berl. 1887); »Ratschläge für Auswanderer nach Brasilien« (4. Aufl., das. 1898); »Die Wege und Entfernungen zur See im Weltverkehr« (das. 1904) u. a. Auch veröffentlichte er Karten von Südbrasilien (1:2,000,000), von Santa Catharina und Paraná (1:1,000,000) und eine »Telegraphenkarte für den Weltverkehr« (Berl. 1901).

Jänner, deutscher Name des Januars.

Jaennicke, Friedrich, Schriftsteller auf dem Gebiete des Kunstgewerbes und der Kunsttechnik, geb. 7. Jan. 1831 in Frankfurt a. M., war anfangs Kaufmann, trat dann in den Eisenbahndienst und war zuletzt Kontrollvorsteher an der Hessischen Ludwigsbahn. Daneben beschäftigte er sich mit kunstgewerblichen Forschungen, als deren Hauptresultat er den »Grundriß der Keramik« (Stuttg. 1879) herausgab, dem eine »Übersicht der gesamten keramischen Literatur« (das. 1882) folgte. Er schrieb außerdem: »Handbuch der Aquarellmalerei« (6. Aufl., Stuttg. 1902), »Handbuch der Ölmalerei« (6. Aufl., das. 1903); »Figuren- und Blumenmalerei in Aquarell« (das. 1888), »Handbuch der Glasmalerei« (das. 1890), »Handbuch der Porzellanmalerei ꝛc.« (das. 1891); »Anleitung zur Tempera- und Pastelltechnik, Gobelin- und Fächermalerei« (das. 1893); »Geschichte der Keramik« (Leip-

zig 1900); »Die Farbenharmonie« (nach Chevreul, 3. Aufl. 1902). Er gab auch unter dem Pseudonym Friedr. Montanus einen Touristenführer: »Der Odenwald« (7. Ausg., Mainz 1891) heraus.

János (spr. jánosch), ungar. Vorname, soviel wie Johann.

Jánosház (spr. jánosch-hâz), Großgemeinde im ungar. Komitat Eisenburg, an der Bahnlinie Boba-Sümeg, mit (1901) 3810 magyar. (römisch-kathol.) Einwohnern.

Janow, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Landkreis Kattowitz, hat Steinkohlenbergbau und (1900) 3805 Einw.

Janów, 1) Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Gródek, an einem Teich und an der Lokalbahn Lemberg-Jaworów gelegen, hat ein Bezirksgericht und (1900) 2602 polnische und ruthen. Einwohner. In der Nähe eine große Höhle. — 2) Stadt im russisch-poln. Gouv. Grodno, mit (1901) 2387 Einw. — 3) (auch Nowo Janowsky genannt) Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Lublin, an der Bjäla (zum San), mit (1897) 7927 Einw.

Janow, Matthias von, böhm. Prediger, geb. ca. 1350, wahrscheinlich in Brüx, seit 1381 Domherr in Prag, gest. 30. Dez. 1394, ist als Schüler von Johann Militsch (s. d.) durch Bekämpfung zahlreicher Mißbräuche und abergläubischer Meinungen ein direkter Vorläufer von Hus (s. d.) geworden. Er ist auch bekannt unter dem Namen Matthias Parisiensis oder Magister Parisiensis, weil er sechs Jahre in Paris Theologie studierte und daselbst zum Magister promoviert wurde. Sein Hauptverdienst liegt im Hinweis auf das Studium der Bibel; sein Hauptwerk »Regulae Veteris et Novi Testamenti« ist als Ganzes noch ungedruckt.

Janowitz, 1) Stadt im preuß. Regbez. Bromberg, Kreis Znin, an der Welna und der Staatsbahnlinie Gnesen-Konitz, hat 2 kath. Kirchen, Synagoge und (1900) 1566 Einw. — 2) (tschech. Janovice) Stadt in Böhmen, Bezirksh. Klattau, an der Angel und den Staatsbahnlinien Pilsen-Eisenstein und Klattau-Taus gelegen, mit (1900) 1027 tschech. Einwohnern. Südöstlich das Dorf Klenau mit hochgelegenem, altem Schloß und 615 Einw. — 3) Dorf in Mähren, Bezirksh. Römerstadt, hat ein gräflich Harrachsches Schloß, ein Eisenwerk, Leinweberei, Bierbrauerei und (1900) 520 deutsche Einwohner. Mit J. hängen die Dörfer Johnsdorf (mit Walzmühle, Spulenfabrik und 1559 Einw.) und Altendorf (mit Bleibergbau und 2067 Einw.) zusammen.

Janowski, David, Schachmeister, geb. 1868 zu Walkowisk im Gouv. Grodno, errang in den letzten Jahren mehrere größere Turnierpreise. Er vertritt mit Vorliebe das lebhafte Angriffsspiel der ältern Schule.

Jans (Jansen), s. Enikel.

Jansen, 1) Cornelis, berühmter holländ. Theolog, geb. 28. Okt. 1585 in Acquoi bei Leerdam, gest. 6. Mai 1638, widmete sich seit 1602 dem Studium der Theologie, ward 1630 in Löwen Professor der Theologie und lehrte als solcher den strengen Augustinismus, wodurch er mit den Jesuiten in Streit geriet. 1636 ward er Bischof von Ypern, starb aber schon nach zwei Jahren, nachdem er sein berühmtes Werk »Augustinus, sive doctrina Sti. Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine, medicina« (gedruckt 1640), woran er 22 Jahre lang gearbeitet, eben vollendet hatte. Das Werk erklärte die Philosophie, insbes. die Aristotelische, als die Mutter der Pelagianischen Irrlehre und behauptete in streng Augustinischer Weise die gänzliche Verderbnis der menschlichen Natur und des freien Willens nebst der Prädestination. Diese Denkweise nannte man nun Jansenismus (s. d.).

2) Albert, Schriftsteller, geb. 29. April 1833 in Kassel, wirkte 1859—63 als Gymnasiallehrer in Landsberg a. d. Warthe, Potsdam und Brandenburg, leitete 1864—67 in Petersburg die Erziehung der Großfürstin Olga Constantinowna, der gegenwärtigen Königin von Griechenland, ward dann Professor der Geschichte an der königlichen Kriegsakademie in Berlin und lebt seit 1888 aus Gesundheitsrücksichten in Gries bei Bozen. Er schrieb die kunsthistorische Monographie »Giovanni Antonio Bazzi, genannt il Soddoma« (Stuttg. 1870); »Jean Jacques Rousseau. Fragments inédits, recherches biographiques, etc.« (Par. 1882); »Documents sur J. J. Rousseau« (Genf 1885); »J. J. Rousseau als Musiker« (Berl. 1884); »J. J. Rousseau als Botaniker« (das. 1885) und andre Arbeiten über Rousseau in Zeitschriften.

3) Erich, Schwärmer, s. Läsare.

Jansenismus nennt man die theologische Denkweise, die in dem 1640 veröffentlichten Buche »Augustinus« von Cornelis Jansen (s. d.) vertreten und von dessen Anhängern, den Jansenisten, gegen die Angriffe der Jesuiten verteidigt worden ist. Auf Betrieb der letztern wurde jenes Buch 1642 vom Papst Urban VIII. durch die Bulle In eminenti verdammt, da es Glaubenssätze lehre, die schon zu den 1567 verurteilten Irrtümern des Bajus (s. d.) gehört hätten. Diese Bulle erfuhr aber von seiten der Bischöfe und Universitäten, namentlich der Universität Löwen, erheblichen Widerspruch. Noch anhaltender war der Widerstand in Frankreich; das Kloster Port-Royal-des-Champs unter der jansenistisch gesinnten Äbtissin Angelique Arnauld (geb. 1591, gest. 1661) ward der Hauptsitz des J., den nun berühmte Gelehrte wissenschaftlich ausbildeten. Zu diesen gehörte der Abt von St.-Cyran, Jean du Verger de Hauranne, der in Löwen während seiner Studienzeit in enger Verbindung mit Jansen gestanden hatte; seit 1635 Beichtvater in Port-Royal, wurde er 1638 von Richelieu eingesperrt und starb 1643 einige Monate nach seiner Freilassung. Sein Schüler war Antoine Arnauld (s. d. 2), dessen Buch »De la fréquente communion«, gegen die laxe Theorie der Jesuiten von der Buße gerichtet, Gegenstand neuer Händel wurde. Als Papst Innozenz X. fünf Sätze aus Jansens Buch im Mai 1653 als calvinistische Ketzerei verdammte, machte Arnauld geltend, daß diese Sätze in dem Sinn, in dem sie der Papst verdammt habe, vom Verfasser nicht geschrieben worden seien. Papst Alexander VII. aber erklärte 1656, daß jene Sätze allerdings in dem von Jansen beabsichtigten Sinne verdammt worden seien. Die Genossen von Port-Royal u. a. wendeten ein, daß dies eine reine historische Frage über eine Tatsache (question du fait) sei, worüber die Kirche nicht mit höherer Autorität entscheiden könne als die Wissenschaft; der Kirche stehe nur die Entscheidung der Rechtsfrage (question du droit) zu. Während so der Streit die Machtvollkommenheit des Papstes selbst berührte, kämpften die Schriftsteller von Port-Royal für die Augustinische Lehre mit gleichem Ernst wie zuvor und erhoben insbes. gegen die jesuitische Moral schwere Anklagen, allen voran Blaise Pascal (s. d.), dessen »Provinzialbriefe« (1656 und 1657) die laxe Moral und Kasuistik der Jesuiten mit ebensoviel Witz wie sittlichem Pathos geißelten. Im Interesse des Kirchenfriedens kam 1668 unter des Papstes Clemens IX. Mitwirkung ein Vergleich zustande, wonach der Streit über die question du droit auf sich beruhen solle.

Auf Veranlassung Ludwigs XIV. erließ jedoch Clemens XI. die Bulle Vineam domini, die sich wieder ganz auf den Standpunkt Alexanders VII. stellte; da die Nonnen von Port-Royal dieser Bulle ihre Zustimmung versagten, wurde das Kloster auf päpstliche Verordnung hin 1709 aufgehoben und 1710 völlig zerstört. Als neues Streitobjekt kam das Neue Testament des Oratorianers Paschasius Quesnel (s. d.) hinzu, das, 1687 erschienen, mit moralischen Betrachtungen ausgestattet, den J. im Volk verbreiten sollte. Die Jesuiten setzten nicht allein das Verbot des Buches und die Ausstoßung Quesnels aus dem Oratorium durch, sondern erwirkten auch 1713 vom Papst Clemens XI. die Konstitution Unigenitus, worin 101 Sätze des Quesnelschen Neuen Testaments, darunter Aussprüche der Bibel und der Kirchenväter, weil sie jansenistisch gedeutet werden konnten, verdammt wurden. Ein ansehnlicher Teil des Klerus, an seiner Spitze der Erzbischof von Paris, Kardinal Noailles (s. d. 3), verweigerte die Annahme der Konstitution, bis der Papst die nötigen Erläuterungen gegeben haben würde. Der Appellation dieser Antikonstitutionisten an ein allgemeines Konzil (daher Appellanten) setzte der Papst 1718 im Breve Pastoralis officii die Exkommunikation aller derer entgegen, die sich der Bulle nicht unterwerfen würden. Das Parlament wies dieses Breve zunächst zurück; aber der Herzog von Orléans als Regent, von seinem nach dem Kardinalshut strebenden Minister Dubois bestimmt, befahl 1720 die Annahme der Bulle, und das Parlament fügte sich unter Vorbehalt der Rechte der Krone und der Freiheiten der gallikanischen Kirche. In derselben Weise unterzeichnete auch Noailles die Bulle. Die seinem Beispiel Folgenden nannte man Akzeptanten; die Nichtakzeptierenden traf harte Strafe. 1728 unterwarf sich auch Noailles, dem Befehle Benedikts XIII. folgend, bedingungslos, und die Bulle Unigenitus ward 1730 als Reichsgesetz registriert. Schon vor seiner nunmehr erfolgenden gänzlichen Unterdrückung war der J. vielfach in Mystizismus umgeschlagen (s. Konvulsionäre). In gesunder Gestalt dagegen hat er sich fortgepflanzt in den Niederlanden, wohin sich 1679 Arnauld und Nicole geflüchtet hatten, als sogen. Kirche von Utrecht (s. Utrechter Kirche). Vgl. Leydecker, Historia Jansenismi (Utrecht 1695); Reuchlin, Geschichte von Port-Royal (Hamb. u. Gotha 1839—44, 2 Bde.); Schill, Die Konstitution Unigenitus (Freiburg 1876); Sainte-Beuve, Port-Royal (6. Aufl., Par. 1901, 6 Bde.); Fuzet, Les Jansénistes du XVII. siècle (das. 1877); Finot, Port-Royal et Magny; fondation de l'abbaye, etc. (das. 1888); Séché, Les derniers Jansénistes, 1718—1870 (das. 1891, 3 Bde.); Thuillier, Rome et la France. La seconde phase du jansénisme (das. 1901).

Jansenisten, s. Jansenismus.

Jansenville (spr. dschännsenwill), fruchtbare Division der britisch-südafrikan. Kapkolonie, nordwestlich von Port Elizabeth, von den Winterhoekbergen und dem Sundayfluß durchzogen, 4980 qkm mit (1891) 9353 Einw. (4179 Weiße, meist Buren, 1928 Bantu, 2246 Hottentotten). Der gleichnamige Hauptort am Sunday hat (1891) 557 Einw.

Janson, Kristofer, norweg. Dichter, geb. 5. Mai 1841 in Bergen, studierte seit 1859 in Christiania Theologie und wirkte nach längern Reisen in Europa seit 1869 als Lehrer an einer Volkshochschule, zuletzt in der Nähe von Björnsons Wohnsitz in Gausdal, das alsbald ein Zentrum der volkstümlichen Bestrebungen wurde. 1881 siedelte er nach Amerika über, wurde Prediger für unitarische Skandinavier, kehrte aber 1895 wieder heim und stiftete in Christiania eine unitarisch-spiritistische Gemeinde. Vor dem Auftreten Kiellands zählte J. zu den vier literarischen Größen, die Dichtergage genossen. Sein Erstlingswerk war die Bauernerzählung »Torgrim« (gedruckt erst 1872), hervorgerufen durch seine Begeisterung für die Volkssprache und Björnsons »Synnöve Solbakken«. Zwei andre Bauernnovellen: »Fraa bygdom« (»Vom Lande«, 1865), »Norwegische Gedichte« (1867), »Er und Sie«, die historische Tragödie »Jon Arason« (1867; deutsch, Brem. 1886) und eine große Menge andre Schriften aller Art zeugen von seiner Begeisterung für die Ideale der Zeit. In Amerika, das wenig günstig auf seine dichterische Produktion wirkte, schrieb er 1882 »Unsere Großeltern«, Aufzeichnungen von Norwegen und Dänemark 1790—1815, das ein Volksbuch wurde, »Wildrose« (deutsch, Berl. 1904), die düstern Schilderungen »Norweger in Amerika« (1887) u. a. Seit seiner Rückkehr 1895 veröffentlichte er neben einer Reihe kirchenpolitischer Schriften den historischen Roman »Die Geächteten« und den Romanzyklus »Das Liebesgericht in Narbona« u. a.

Janson (spr. schangßóng), Paul, belg. Politiker, geb. 11. April 1840 in Herstal (bei Lüttich) als Sohn eines Franzosen, 1877—84, 1889—94 und seit 1900 Mitglied der Kammer für Brüssel, wo er als Advokat, vorübergehend als Universitätsprofessor der Rechte wirkte, 1894—1900 Vertreter Lüttichs im Senat, rief als Führer einer von ihm gegründeten radikal-republikanischen Fraktion durch seine Forderung des allgemeinen Stimmrechts bald im liberalen Lager eine Spaltung hervor, die 1884 den Sturz des doktrinär-liberalen Kabinetts Frère-Orban (s. d.) zur Folge hatte, trug durch seine Wahlrechtsagitation zur Einführung des Pluralvotums (1893), bez. der Proportionalwahl (1899) bei den Kammerwahlen bei und war 1902 am Zustandekommen der antiklerikalen Massendemonstrationen in Belgien (s. d., S. 604 f.) zugunsten des allgemeinen gleichen Wahlrechts hervorragend beteiligt. Er schrieb: »La main-morte monacale« (Brüss. 1883).

Janssen, 1) Pierre Jules César, Astrophysiker, geb. 22. Febr. 1824 in Paris, seit 1873 Mitglied der Pariser Akademie und des Bureau des longitudes sowie Direktor des astrophysikalischen Observatoriums in Meudon bei Paris. Seine Arbeiten bewegen sich größtenteils auf dem Gebiete der Spektralanalyse. Bei der totalen Sonnenfinsternis 1868 erkannte er, daß die Protuberanzen der Sonne aus glühendem Wasserstoff bestehen, und es gelang ihm, dieselben, die man bis dahin nur bei Finsternissen bemerkt hatte, auch sonst mit dem Spektroskop zu beobachten. 1870 entdeckte er eine Methode der quantitativen Spektralanalyse. 1874 beobachtete er in Japan den Venusdurchgang, und auf der Reise dahin wurden im Golf von Siam und im Bengalischen Busen magnetische Beobachtungen angestellt. Mit einem großen Photoheliographen erhielt er eine Reihe größer, vorzüglicher Sonnenphotographien. Auf Janssens Veranlassung wurde 1892 das neue Observatorium auf dem Gipfel des Montblanc erbaut, und seitdem führte J., obwohl er lahm ist und getragen werden muß, dort in mehreren Jahren eine Reihe wichtiger Beobachtungen über die atmosphärischen Linien des Sonnenspektrums aus.

2) Johannes, Geschichtsforscher, geb. 10. April 1829 in Xanten, gest. 24. Dez. 1891 in Frankfurt a. M.,

studierte seit 1849 in Münster, Löwen, Bonn und Berlin zuerst katholische Theologie, dann besonders Geschichte und Philologie, habilitierte sich im Sommer 1854 in Münster, ging aber schon im Oktober d. J. als Professor der Geschichte für die katholischen Schulen an das Stadtgymnasium in Frankfurt a. M. Er trat hier mit dem eifrig großdeutsch gesinnten, preußenfeindlichen und, obwohl lutherischen, doch ultramontan angehauchten Geschichtsforscher J. Fr. Böhmer (s. d. 4) in freundschaftliche Beziehungen und gab nach dessen Tod sein »Leben, Briefe und kleinere Schriften« (Freiburg 1868, 3 Bde.) heraus. 1860 erhielt er die Priesterweihe; 1875—76 war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 1880 wurde er zum päpstlichen Hausprälaten und apostolischen Protonotar ernannt. J., einer der tätigsten und bedeutendsten unter den wenigen klerikal gesinnten deutschen Gelehrten, bemühte sich mit großem Fleiß, schriftstellerisch die ultramontane Sache zu fördern. Er schrieb: »Wibald von Stablo und Corvey« (1854); »Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in frühern Jahrhunderten« (Frankf. 1861; 2. Aufl., das. 1883); »Schiller als Historiker« (Freiburg 1863, 2. Aufl. 1879); »Zur Genesis der ersten Teilung Polens« (das. 1865); »Frankfurts Reichskorrespondenz von 1376—1519« (das. 1863—73, 2 Bde.); »Zeit- und Lebensbilder« (das. 1875, 4. Aufl. 1889, 2 Bde.); »Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg« (das. 1876—1877, 2 Bde.; Neubearbeitung in 1 Bd., 1.—3. Aufl. 1882) u. a. Sein Hauptwerk ist die bereits in zahlreichen Auflagen erschienene »Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters« (Freib. 1877—94, Bd. 1—8; fortgesetzt und neu bearbeitet von L. Pastor, der auch seit 1898 monographische »Erläuterungen und Ergänzungen« dazu herausgibt). J. will beweisen, die Zustände Deutschlands im Beginn des 16. Jahrh. in Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft seien gesund und blühend gewesen, und diese Blüte habe nur die Reformation vernichtet. Die Gehässigkeit, mit der im 2. und 3. Bande die Reformatoren behandelt wurden, ließ das Buch als einen wohlüberlegten, fanatischen Angriff auf den Protestantismus und den kirchlichen Frieden erscheinen und rief lebhafte Entgegnungen hervor (vgl. besonders Köstlin, Luther und J., Halle 1883, und Lenz, Janssens Geschichte des deutschen Volks, Münch. 1883), gegen die sich J. in den Schriften: »An meine Kritiker« (Freib. 1882 u. ö.) und »Ein zweites Wort an meine Kritiker« (das. 1883, neue Ausg. von Pastor 1894) verteidigte, wobei er seinen ultramontanen Standpunkt noch deutlicher enthüllte. Vgl. Pastor, Johannes J. (5. Aufl., Freib. 1893); Meister, Erinnerung an Johannes J. (3. Aufl., Frankf. 1896); Schwann, Johannes J. und die Geschichte der deutschen Reformation (Münch. 1892).

3) Camille, Generalgouverneur des Kongostaates, geb. 5. Dez. 1837 in Lüttich, studierte daselbst Cameralia, wurde 1865 Unterstaatsanwalt in Hasselt, 1872 Kanzlist der belgischen Gesandtschaft in Konstantinopel mit Konsularbefugnissen und 1875 Vorsitzender des internationalen Gerichts in Alexandria, trat jedoch 1878 wieder in den belgischen Staatsdienst. 1879 wurde er Generalkonsul in Bulgarien, 1882 in Kanada, wo er die Anknüpfung von Handelsverbindungen mit Belgien förderte, und begab sich im August 1885 als Vertreter des belgischen Königs nach dem Kongogebiet, wo er die Verwaltung und die Gerichtspflege des am 19. Juli gegründeten Staates, insbes. das Abgaben- und Zollwesen, organisierte. Nach kurzem Aufenthalt in Belgien (Anfang 1887) ging er abermals für reichlich ein Jahr nach dem Kongo, diesmal als Generalgouverneur; dasselbe geschah 1889. J. kehrte im Juni 1890 heim und wurde abwechselnd mit der Verwaltung des Finanz- und des Justizwesens in der Brüsseler Kongoregierung betraut. 1893 nahm er seine Entlassung als Beamter des Kongostaates und wurde 1894 Generalsekretär des Institut Colonial International, das damals neu geschaffen wurde. Außerdem ist J. gegenwärtig im Verwaltungsrat mehrerer Finanzgesellschaften (z. B. Chemins de fer de la Flandre occidentale, Bruges-Port de Mer, Coloniale Industrielle).

4) Peter, Maler, geb. 12. Dez. 1844 in Düsseldorf, Sohn des Kupferstechers J. Th. J. (geb. 1817 in Ostfriesland, gest. 1894 in Düsseldorf), der sich durch mehrere verdienstliche Stahlstiche nach Hasenclevers Bildern aus der Jobsiade, Jordans Rettung aus dem Schiffbruch und Lessings Luther, der die Bannbulle verbrennt, u. a. einen geachteten Namen erworben hat, wurde im 16. Jahr Schüler der Düsseldorfer Akademie und später Bendemanns und malte 1868 sein erstes größeres Bild: Petrus verleugnet den Heiland. Bei der Konkurrenz, die der Kunstverein für Rheinland und Westfalen für die Ausschmückung des Rathaussaals in Krefeld mit Wandgemälden ausgeschrieben, gewann J. 1868 den ersten Preis, und bei der nächstfolgenden Bewerbung um denselben Gegenstand (1869) wurde ihm die Ausführung übertragen, die er 1873 vollendete. In einem Zyklus von zwei großen und mehreren kleinern Bildern schildert er die Befreiung Deutschlands vom römischen Joch durch Arminius. Dazwischen vollendete er im Sommer 1872 ein kolossales Wandgemälde in der Neuen Börse zu Bremen: die Kolonisierung der Ostseeprovinzen. Es folgten mehrere Darstellungen aus der Religionsgeschichte Deutschlands in der Aula des Seminars zu Mörs. Ein großes Ölbild: Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach, entstand 1874. In demselben Jahr erhielt er den Auftrag, einen Saal der Nationalgalerie in Berlin mit Wandgemälden in Wachsfarben zu schmücken, deren Gegenstand (zwölf Kompositionen) der Prometheussage entnommen ist. In den Jahren 1880—82 führte er in dem Festsaal des Rathauses zu Erfurt sechs große und drei kleinere Wandgemälde ebenfalls in Wachsfarben aus der Geschichte der Stadt aus, gleich ausgezeichnet durch die glänzende koloristische Durchführung, wie durch die dramatische Gestaltung der Kompositionen und die monumentale Haltung. Ein figurenreiches, ebenfalls mit glänzender malerischer Technik ausgeführtes Gemälde: die Kindheit des Bacchus, erschien 1883 auf der Münchener internationalen Kunstausstellung. 1884 malte er in der Feldherrenhalle des Berliner Zeughauses die Schlacht bei Fehrbellin und mehrere Jahre später die Schlacht bei Hohenfriedeberg. In der Zwischenzeit schmückte er die Aula der Akademie in Düsseldorf, an der er seit 1877 als Professor wirkt, mit Friesgemälden (das Menschenleben als Gegenstand künstlerischer Phantasie). 1893 erhielt er für ein von starker dramatischer Kraft erfülltes Ölgemälde mit lebensgroßen Figuren: der Mönch Walter Dodde und die bergischen Bauern vor ihrem entscheidenden Eingreifen in die Schlacht bei Worringen 1288 (in der Kunsthalle zu Düsseldorf), die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung. Von 1893—1902 beschäftigte ihn die Ausschmückung der Aula der Universität Marburg mit einem Zyklus von Darstellungen aus der Sage von Otto dem Schütz und mit sieben

figurenreichen Bildern aus der Geschichte der Stadt. 1902 entstanden das symbolische Gemälde: der Weg zum Licht (in der Kunsthalle zu Düsseldorf) und ein monumentales Bild für den Saal des Rathauses in Elberfeld (eine Szene nach dem großen Brande der Stadt im 17. Jahrh.). J., der auch als Porträtmaler tätig ist (Bildnis des Feldmarschalls Herwarth v. Bittenfeld in der Berliner Nationalgalerie), gehört zu den begabtesten Geschichtsmalern der Gegenwart. Ein echt monumentaler Stil verbindet sich bei ihm mit einem gesunden Naturalismus. 1885 wurde er Mitglied der Berliner Akademie der Künste und 1895 zum Direktor der Kunstakademie in Düsseldorf ernannt.

5) Karl, Bildhauer, Bruder des vorigen, geb. 29. Mai 1855 in Düsseldorf, studierte von 1873—1879 auf der dortigen Akademie und schuf außer einigen Grabdenkmälern den Monumentalbrunnen vor dem Ständehaus daselbst. Sein Hauptwerk ist das 1896 enthüllte Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. Seit 1893 ist er Lehrer an der Kunstakademie und königlicher Professor.

Janssens, Abraham, niederländ. Maler, geb. um 1575 in Antwerpen, gest. daselbst im Januar 1632, wurde 1585 Schüler von Jan Snellinck und trat 1601 als Meister in die Lukasgilde. In seinen religiösen Bildern, unter denen die Grablegung Christi (Museum in Köln) und die Anbetung der Könige (Museum in Antwerpen) die bedeutendsten sind, zeigt er sich in Kolorit und Größe der Auffassung als Vorläufer von Rubens, ebenso in einzelnen Allegorien (die Schelde, im Museum zu Antwerpen; Tag und Nacht, im Hofmuseum zu Wien), während seine mythologischen Gemälde (Vertumnus und Pomona, Meleager und Atalante im Berliner Museum) kälter im Ton sind.

Jantje (holl.), Hänschen; auch soviel wie Kellner oder Aufwärter; Spitzname der Holländer.

Jantra, rechter Nebenfluß der Donau in Bulgarien, entspringt oberhalb Gabrowo am Balkan, fließt bei Trnowo vorbei und mündet nach 150 km langem, stark gewundenem Lauf unterhalb Swischtow; der Jaterus der Alten. An ihm 7. Sept. 1810 Niederlage der Türken durch die Russen unter Kaminskij, infolgedessen Rustschuk fiel. Im russisch-türkischen Krieg 1877 bildete die Linie der J. die Operationsbasis der Russen: nach W. gegen Plewna, nach O. gegen das Festungsviereck.

Jantsekiang, s. Yangtsekiang.

Januar (lat. Januarius, Jänner), jetzt erster Monat des Jahrs, von Numa den frühern zehn Monaten des Jahrs zugefügt, nach Janus benannt, dem er gewidmet war. Die Sonne tritt im J. in das Zeichen des Wassermanns. Die Tage beginnen länger zu werden. Die Mitteltemperatur und der Niederschlag dieses Monats betragen in:

	C.°	mm		C.°	mm
Madrid	4,5	34	Schanghai	2,7	54
Paris	2,2	41	Batavia	25,3	353
London	3,6	54	Kalkutta	19,5	10
Nordkap (Gjesvär)	— 3,6	55	Jerusalem	8,6	162
Kopenhagen	— 1,1	40	Sansibar	28,1	17
Berlin	— 0,6	38	Kapstadt	20,8	76
Wien	— 1,7	35	Sydney	21,9	92
Rom	6,8	74	Honolulu	21,2	102
Konstantinopel	5,2	85	San Francisco	10,1	120
St. Petersburg	— 9,3	22	New York	— 0,8	104
Taschkent	— 1,1	41	Quito	13,8	82
Werchojansk	—50,0	5	Rio de Janeiro	26,4	119

Der J. ist gewöhnlich der kälteste Monat des Jahres, weshalb er früher auch in Deutschland Hartmonat genannt wurde. Im altdeutschen Kalender hieß er Wintermonat.

Januarius (»Pförtner«, San Gennaro), Heiliger, Bischof von Benevent, soll unter Diokletian in Puzzuoli den Märtyrertod erlitten haben. Seit 1497 ist er in der Kathedrale zu Neapel beigesetzt, dessen Schutzheiliger er ist. Sein Haupt nebst zwei Fläschchen Blutes, das eine Witwe bei seiner Enthauptung aufgefangen, werden in der prächtigen Schatzkapelle aufbewahrt. Dreimal im Jahr, am ersten Sonnabend im Mai, 19. Sept. und 16. Dez., sowie bei besondern Unglücksfällen wird das geronnene Blut dem Haupt genähert und wird dann wieder flüssig. Bleibt das Wunder aus, so bedeutet es Unheil: ein treffliches Agitationsmittel in der Hand des Klerus.

Januariusorden, sizil. Orden, von Karl III., dem König beider Sizilien und spätern König von Spanien, 6. Juli 1738 zu Ehren seiner Vermählung mit der Prinzessin Amalie von Sachsen gestiftet, mit der Devise der Verteidigung der katholischen Religion und unverletzlichen Treue gegen den König; anfangs auf 60 Ritter beschränkt, später auf eine unbestimmte Zahl ausgedehnt. Seit Siziliens Vereinigung mit Italien (1861) ist der Orden aufgehoben.

Janus, eine der vornehmsten römischen Gottheiten, deren eigentliche Bedeutung den Alten selbst unklar war, erscheint als Gott alles Anfangs und Eingangs, daher er für den ältesten aller Götter galt,

Januskopf (römischer As).

bei allen Gebeten und Opfern zuerst angerufen wurde, sein Priester, der rex sacrorum, in der römischen Hierarchie offiziell den ersten Rang hatte. Heilig sind ihm der Tagesanfang, die Monatsersten (calendae) und der erste Monat des römischen Kirchenjahrs (ianuarius); so gestaltete er sich zum Gott des Jahres- und Zeitenwechsels. Über der Entstehung jedes Dinges waltend, steht er der Erzeugung und Empfängnis vor (consevius); alle Anfänge der Kultur, Acker- und Schiffbau, Münzprägung ꝛc., werden auf ihn zurückgeführt; seinen Doppelkopf (daher er bifrons, biceps heißt) trägt die erste Münze der römischen Münzreihe, der As (s. Abbildung). Seine Attribute, Stab und Schlüssel, kennzeichnen ihn als Pförtner des Himmels, den er schließt und öffnet (daher clusius patulcius); auf Erden sind ihm alle Türen (ianuae) und Straßendurchgänge (iani) heilig. Sein Hauptheiligtum war der zweitürige, angeblich schon von Numa gegründete ianus Quirinus (auch i. geminus) am Forum, der nur zur Friedenszeit geschlossen wurde, was seit Numa bis zu Christi Geburt nur viermal ge-

schehen sein soll, dreimal unter Augustus. Nach den Dichtern ist er Vater des Fontus von der Juturna (s. d.), auch Liebhaber der Cardea. Rationalistische Deutung machte ihn zu einem latinischen Urkönig, der auf dem Janiculum wohnte und den flüchtigen Saturnus aufnahm. Vgl. Roscher, Lexikon der Mythologie, Bd. 2, S. 15 ff.; Linde, De Jano summo Romanorum deo (Lund 1891).

Janusfarbstoffe, Teerfarbstoffe, die Wolle und ungebeizte Baumwolle in neutralem Bade färben, teils Disazofarbstoffe des Metamidotrimethylphenylammoniumchlorids mit Metatoluidin und darauf mit einem Phenol gekuppelt (Janusrot mit βNaphthol dargestellt), teils Verbindungen, die einen Diazofraninrest enthalten (Janusblau, Janusgrün).

Januskopf (Janiceps), Doppelmißbildungen, die mit den Hinterköpfen so verwachsen sind, daß scheinbar ein einfacher Kopf mit zwei Gesichtern entsteht; nicht lebensfähig. Vgl. Mißbildung.

Janus Pannonius (Johannes von Čezmicze), Humanist, geb. 29. Aug. 1434 zu Čezmicze in Slawonien, gest. Ende 1472 zu Bärenburg in Kroatien, studierte in Ferrara und Padua, wurde 1458 Koadjutor des Bischofs von Großwardein, 1459 Bischof von Fünfkirchen und flüchtete 1471 infolge seiner Teilnahme an der Verschwörung gegen König Matthias nach Kroatien. Seine Schriften, bestehend in Übersetzungen aus dem Griechischen und eignen Reden und Gedichten, erschienen Utrecht 1784 in 2 Bänden (Nachträge in E. Abels »Analecta«, Budapest 1880).

Jap, Insel, s. Yap.

Japan, ein in den Dresdener Azaleenkulturen zuerst benutztes Uberwinterungshaus für Azaleen und Kamelien und andre, nicht völlig winterharte, holzartige Gewächse, hat die Form eines flachen, sehr breiten, zweiseitigen Gewächshauses, erhält keine Fenster, sondern wird gegen die Fröste nur mit Brettern dicht zugedeckt und mit Beginn größerer Kälte mit Sägemehl oder Lohe etwa 20 cm hoch beschüttet. Die Temperatur wird im Innern durch einige wenige Heizrohre gerade über Eispunkt gehalten.

Japan, ein figurierter, seidener Damenkleiderstoff mit 54 Ketten- und 48 Schußfäden auf 1 cm.

Japān (hierzu Karte »Japan und Korea«), Inselreich im äußersten Osten Asiens, das Nihón, Nippón oder Dai Nippon der Japaner, im Mittelalter Zipangu genannt. Diese Namen stammen teils von der chinesischen Bezeichnung Dschipönnkwo, teils von den sinisch-japanischen Wörtern Nitus (»Sonne«) und Hon (»Ursprung, Aufgang«), also »Land des Sonnenaufgangs«, »Morgenland«, »Orient«.

Lage und Grenzen. Das japanische Reich erstreckt sich in einer langen, aus 3850 großen und kleinen Inseln und Klippen bestehenden Reihe von 21° 05′ nördl. Br. (Südkap von Formosa) bis 51° nördl. Br. (Schumschir, die nördlichste der Kurilen) und von 119° östl. L. (Pescadores) bis 156° 36′ (Schumschir). Das Reich wird begrenzt im N. durch die Kurilenstraße gegen Kamtschatka, im O. und S. durch den Stillen Ozean, im W. durch das Ochotskische und Japanische Meer und das Chinesische Ostmeer. Durch die Lapérousestraße wird J. von der Insel Sachalin, durch die Koreastraße von Korea geschieden. Die lange Inselreihe gliedert sich in fünf Gruppen: 1) Altjapan, das eigentliche J. zwischen Colnett- und Tsugarustraße, 30—41½° nördl. Br., in ältester Zeit Oya-schima (»die großen acht Inseln«) genannt, die Inseln Hondo (Honschu), Kiusiu, Sikoku, Awaji, Sado, Okischima, Iki und Tsuschima umfassend, denen sich noch Tanegaschima und Yakuschima im S., Koshikischima, Amakusaschima und die Gotoschima (»Fünfinseln«) im W. von Kiusiu, ferner die Schichito (»Siebeninseln«) im S. von Hondo zugesellen. 2) Die Insel Jeso, von den Japanern Hokkaidô (»Nordseestraße«) genannt, nordöstlich von Hondo zwischen der Tsugarustraße und der Lapérousestraße. 3) Die Kurilen (japan. Chi-schima, »Tausendinseln«), 36 größere Inseln zwischen Jeso und Kap Lopatka. 4) Die Liukiu-Inseln (Lu-tschu, Riu-Kiu), amtlich Okinawa, zwischen der Colnettstraße und der Insel Formosa. 5) Die Insel Taiwan oder Formosa (s. d.) und die Pescadores (Hoko-Gunto, Fischerinseln). Hierzu kommen als kleinster, außerhalb jener Grenzen gelegener Besitz: 6) die Boninінseln, früher Muninto oder Munin-schima (»menschenleere Inseln«), jetzt nach ihrem japanischen Entdecker Ogasawaraschima genannt, im Stillen Ozean, unter 142° östl. L. und 27—28° nördl. Br. Die größten Inseln, Hondo (224,738 qkm), Jeso (78,072 qkm), Kiusiu (40,372 qkm) und Sikoku (18,210 qkm), umfassen zusammen rund fünf Sechstel des auf 417,412 qkm berechneten Gesamtareals.

Küstenentwickelung und Meeresteile. Die japanischen Inseln haben eine beträchtliche Küstenentwickelung und namentlich nach S. und SW. viele geschützte, freilich oft sehr seichte Buchten. Der am meisten geschlossene Meeresteil ist das Japanische Binnenmeer (Seto-uchi, »innerhalb der Straßen«), zwischen den Inseln Hondo, Kiusiu und Sikoku, das durch die schmale Van der Kapellen-Straße mit der Koreastraße, durch die Bungo- und die Linschotenstraße mit dem Stillen Ozean in Verbindung steht, mit vielen, meist vulkanischen Inseln besät und so seicht ist, daß eine Hebung des Bodens um nur 30—35 m an vielen Stellen Landbrücken entstehen lassen würde. In die Küsten der Insel Kiusiu dringen der Kagoschimagolf mit der 1130 m hohen vulkanischen Insel Sakuraschima und der noch größere Schimabaragolf mit der Insel Amakusa u. a. tief ein. Die Insel Hondo hat an der Südseite die Buchten von Kobe, die Totomibucht mit der Owaribai und dem Surugagolf, die Sagamibucht und die Tokiobai mit dem vortrefflichen Hafen von Yokohama; an der Ostküste die Sendaibucht, an der Tsugarustraße die Awomoribai mit einem der tiefsten und sichersten Häfen, an der Westküste die Bai Fusenoumi (Foyamawan) und die schöne Wakasabai mit der einen trefflichen Hafen bietenden Tsurugabai. In die Küste von Jeso schneiden unter andern die Bai von Hakodate und nördlicher die große Vulkanbai ein, erstere der beste Hafen der Insel. Unter den permanenten Meeresströmungen ist der warme Kuro-Siwo (s. d.) am bemerkenswertesten, während die teils aus dem Ochotskischen, teils aus dem Beringmeer kommenden kalten Strömungen (Kurilische, Sachalinische und Limanströmung) sowie die durch die Monsune bewirkten Triftströmungen das Klima Japans weniger zu beeinflussen scheinen.

Physische Verhältnisse.

J. ist vorwiegend gebirgig. Die Gebirge folgen meist der Hauptrichtung der Inseln SSW.-NNO. und sind dann aus ältern Schiefern und Quarziten aufgebaut und nicht selten von vulkanischen Kuppen gekrönt oder seitlich begleitet. In Hondo erreicht das Land in einigen vulkanischen Gipfeln (Fujiyama 3778, Ontake 3185 m) seine höchste Erhebung und in der Meridiankette zwischen den Provinzen Schimano und Hida, den »japanischen Alpen«, den großartigsten

JAPAN
UND
KOREA (CHO-SEN).
Maßstab 1:8 000 000
Kilometer
Landes- u. Provinz-Hauptstädte sind schwarz, Vertragshäfen rot unterstrichen
Eisenbahn
Kabel
WESTLICHE FORTSETZUNG DER HAUPTKARTE.
Maßstab 1:10 000 000
Östl. L. 140 v. Greenw.
Tatarischer Golf
SACHALIN (KARAFUTO)
OCHOTSKISCHES MEER
La Pérouse-Str.
YESSO (HOKKAIDO)
JAPANISCHES MEER
Peter d. Großen Bai (Victoria-B)
Broughton-Bai oder Golf v. Korea
MANDSCHUREI
SCHAN-TUNG
Golf v. Tschili
Korea-Bai
Wladiwostok
Port Arthur
Sapporo
Fortsetzung s. Karton
Forts. s. Karton

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Gebirgscharakter. Mauerartig ansteigende Granit- und vielzerklüftete Porphyrmassen erheben sich hier im Yatsugatake bis 2932 m, während die Paßübergänge, wie nirgends sonst in J., 1800—1900 m hoch liegen und fast nie ganz schneefrei werden. Gipfel von 2200 m Höhe und mehr sind im mittlern Hondo zahlreich. Hierher gehören der Hakusan, Tateyama, Norikura, Asamayama, Kimpusan, Komagatake, Schiranesan, Nantaisan, Yidesan. Im nördlichen Hondo zeigen Chôkaisan, Ganjusan und Iwakisan, drei mächtige vulkanische Gipfel, am frühesten Schneehauben. Auf der Insel Jeso erreicht im zentralen Erhebungsgebiet der Nutapkaufchipe 2285 m. Dagegen bleiben alle Berge der Halbinsel westlich des Biwasees und der Bucht von Owari unter 2000 m. So erreicht der Odaigaharasan als höchster Gipfel der gebirgigen Halbinsel Yamato östlich der Linschotenstraße nur 1689 m, wogegen allerdings der Tsurugisan auf Sikoku bis 2242 m, der Kuyusan auf Kiusiu zu 1863 m und ein Vulkan auf der Insel Jakuschima an der Colnettstraße zu 1936 m aufsteigt.

Gewässer. Bei der geringen Breite der Inseln und der Längsrichtung der Gebirge konnten sich keine größern Flüsse entwickeln. Die meisten haben im Oberlauf ein zu starkes Gefälle und lagern im kurzen Unterlauf zu viel Sand ab, um für den Verkehr von großer Bedeutung zu sein. Zu nennen sind der lachsreiche Ischikari auf Jeso, der Schimanogawa, Tonegawa, Kisogawa, Kitakamigawa und der Yodogawa (Abfluß des großen Biwasees) auf Hondo, der Chikugogawa auf Kiusiu, der Yoschinogawa auf Sikoku. Seit 1886 ist der Biwasee (77 m ü. M.) durch einen für 1½ Mill. Jen hergestellten Schiffahrtskanal mit dem Kioto durchströmenden Kamogawa verbunden worden. Auf dem Kioto mit Osaka verbindenden Yodogawa besteht ein lebhafter Verkehr flacher Dampf- und Ruderboote.

In geologischer Beziehung wurde J. erst während der letzten 20 Jahre genauer bekannt. Auf den Urgneis, der nur selten ansteht, folgen alte kristalline Schiefer (Glimmer-, Talk- und Chloritschiefer mit Einlagerungen von körnigen Kalken und Serpentin), die namentlich auf Sikoku mächtig entwickelt sind und alle höhern Berge bilden. Paläozoische Schichten von Tonschiefer, Grauwacke, Quarzit und Kalkstein erreichen eine Mächtigkeit von 10,000 m und nehmen den Hauptanteil am Aufbau des Inselreichs; karbone Fusulinenkalke finden sich namentlich im mittlern Hondo. Mesozoische Sedimente haben geringere Verbreitung; Trias, Jura und Kreide sind besonders auf Jeso und Hondo nachgewiesen. Tertiärschichten, reich an abbauwürdigen Braunkohlenablagerungen, sind an der Küste und in kleinen Becken, zumal auf Kiusiu und Jeso, entwickelt. — Unter den ältern Eruptivgesteinen beherrscht der Granit ganze Bergzüge, die besonders im südwestlichen und mittlern Hondo zu gewaltiger Höhe ansteigen. Auch Syenit und Diorit sind mehrfach nachgewiesen, Diabase und Diabastuffe (Schalsteine) zwischen den paläozoischen Sedimenten im nördlichen Teil der Hauptinsel, Porphyrit und Quarzporphyr in mächtigen Ergüssen in Chugoku. Die jüngern Eruptivgesteine sind hauptsächlich verschiedene Andesite, Dacit, Quarztrachyt, selten Basalt. Ihr Hauptgebiet ist das nördliche Hondo; im mittlern Hondo, auf Sikoku und auf den Inseln des Binnenmeers sind sie selten; dagegen auf Kiusiu wieder sehr verbreitet.

Nach dem geologischen Bau zerfällt Süd- wie Nordjapan in drei deutliche longitudinale Zonen; zwischen beiden Gebieten liegt ein gewaltiger, von Schimoda an der Ostküste quer über die Hauptinsel zur Fusenobucht an der Westküste NW.–SO. streichender Grabenbruch, aus dem sich mehrere große Vulkane erheben. Faltungen sind dreimal mit großer Intensität aufgetreten: nach Bildung der kristallinen Schiefer, dann nach Ablagerung der paläozoischen Schichten und schließlich in der Tertiärzeit. Den beiden letzten Faltungen ging ein Zeitalter der Ruhe voraus; nach den Hauptfaltungsvorgängen oder wenigstens lange nach Beginn der Faltungen fanden ausgedehnte vulkanische Ergüsse statt. Während aber vor Beginn der ältern Eruptionen große Längsbrüche gebildet wurden, sind die spätern durch unregelmäßig begrenzte Dislokationen vorbereitet und begleitet worden. So treten die Granite als langgestreckte Massenausbrüche auf, während die Eruptionen der spätern Zeit auf viele, durch breite Lücken voneinander getrennte Punkte verteilt sind. Den Spuren vulkanischer Tätigkeit begegnet man in J. überall. In dem großen vulkanischen Gürtel, der den Stillen Ozean umgibt, bildet das Land ein wichtiges Glied mit etwa 20 tätigen und Hunderten von erloschenen Vulkanen. Von erstern nennen wir Usotake und Kirischima (Ausbruch 1896) auf Kiusiu, Asamayama, Schiranesan und Bandaisan im mittlern Hondo, Komagatake auf Jeso. Zu den erloschenen, bez. jetzt ruhenden gehören viele hohe Gipfel auf Hondo wie der erhabene Fujisan oder Fujiyama, dessen beschneiter Gipfel im W. von Tokio und Yokohama wie ein riesiger Zuckerhut in die Lüfte ragt, der heiligste Berg des Landes, den in der schneefreien Zeit (Juli und August) jährlich fast 20,000 Pilger besteigen. Indifferente und Schwefelthermen zählt das Land zu Hunderten. Erdbeben sind häufig und verheeren, nebst vulkanischen Aschenregen, zuweilen weite Landstrecken. — Über die nutzbaren Mineralien vgl. unten (Bergbau). Vgl. Naumann, Über den Bau und die Entstehung der japanischen Inseln (Berl. 1885) und Neue Beiträge zur Geologie und Geographie Japans (Ergänzungsheft 108 zu »Petermanns Mitteilungen«, 1893); Harada, Die japanischen Inseln, eine topographisch-geologische Übersicht (Berl. 1890); W. Weston, The Japanese Alps (Lond. 1896); Jahresbericht der geologischen Landesuntersuchung an den VII. Geologenkongreß (engl., Tokio 1897); sonst erfolgen die Veröffentlichungen der Geologischen Landesanstalt leider meist nur in japanischer Sprache (Karte in 1:1,000,000).

Das Klima Japans ist gesund. Es steht unter der Herrschaft der Monsune: warmer, feuchter, vom Kuro-Siwo kommender Südwinde im Sommer; kalter, rauher und heftiger Nord- und Nordwestwinde im Herbst und Winter. Die Temperaturabnahme mit wachsenden Breiten ist rascher im Norden als im Süden Japans. Die Temperatur beträgt bei 32° nördl. Br. für die Westküste im Winter 6,5°, im Sommer 24,8°, für die Ostküste im Winter 6,8°, im Sommer 24,5°; bei 44° nördl. Br. für die Westküste im Winter —4°, im Sommer 17,8°, für die Ostküste im Winter —4,8°, im Sommer 13,9°. Auffallend sind in der jährlichen Periode die Verspätung des Wärmemaximums und die hohe Herbstwärme (kältester Monat Januar, wärmster August, September erheblich wärmer als Juni, dessen Wärme der des Oktober fast gleich ist). Mittlere Jahresextreme (nach Hann): Hakodate 28,9° und —16,7°, Niigata 35° und —4,8°, Tokio 34,1° und —6,7°, Decima 31,8° und —2,4°. Mäßigt auch das Meer mit dem Kuro-Siwo die großen Gegensätze des benachbarten Festlandes zwischen dem

heißen, regenreichen Sommer und dem trocknen, kalten Winter mit vorherrschend heiterm Himmel, so sind die Extreme vergleichsweise doch noch sehr groß. Der Winter ist viel kälter als in der Mittelmeerregion und bringt selbst dem südlichen Kiusiu in der Breite des Nildelta noch Frostnächte und Schnee, den Gebirgen überall und im N. auch dem Flachlande große Schneemassen, doch keine hohen Kältegrade. Die regenreichsten Teile liegen im SO. (2300—2360 mm), dann folgt die mittlere Westküste von Nippon (Kanazawa 2770 mm), während an der Ostküste die Regenmengen unter 2000 mm liegen, ja stellenweise 1000 mm nicht erreichen. Regenmaxima: im Juni und September an der Süd- und Ostküste, im Juli und November an der Westküste. Die Westküste, namentlich die Gebirgstäler, bedeckt im Winter tiefer Schnee. Im Herbst werden das Chinesische und Japanische Meer nicht selten von heftigen Wirbelwinden heimgesucht, die, aus der Tropenzone kommend, etwa bei 30° nördl. Br. aus der südöstlichen Richtung in die nordöstliche übergehen und dann dem Kuro-Siwo folgen. Da sich das Land vom Meeresniveau bis zu den Gipfeln über 3000 m erhebt und über 27 Breitengrade erstreckt, kann das Klima nicht gleichartig sein.

Pflanzenwelt. Die japanische Inselkette durchlaufen in gedrängter Folge Florenübergänge von borealem Charakter bis zum Beginn des tropischen. Überall fällt der Reichtum an Holzgewächsen auf, die fast ein Viertel des gesamten Pflanzenschatzes ausmachen. Am reichsten vertreten sind Koniferen und Amentazeen, denen sich von tropischen Baumformen Laurazeen und Bambusse zugesellen. Typisch sind die Schirmfichte (Sciadopitys) und die Gattung Thujopsis, mit China gemeinsam die Gattung Cunninghamia, Cryptomeria, Biota u. Gingko. Der Kampferbaum kommt auf Kiusiu vor. Von Baumformen des Mittelmeergebiets sind in speziellen Arten vertreten die japanische Buche (Fagus Sieboldi), die Kastanie (Castanea japonica) und die Ulmazee Planera Kinaki, deren Bauholz geschätzt wird. Besonders zahlreich sind die Ahorne. Unter den immergrünen Gebüschen zeichnen sich die Kamelien aus, zu denen auch der Teestrauch gehört, Rhododendron-Arten, Buchsbaum, Rubiazeen, Myrsinazeen und Styrazeen, Aquifoliazeen und Cornazeen; von letztern ist die Gattung Aucuba charakteristisch. Unter den tropischen Formen sind Palmen und Cykadazeen im südlichen J. zu nennen. Zu erstern gehört die bei Tokio wachsende Chamaerops excelsa. Als Arzneipflanze hochgeschätzt ist die Ginsengstaude aus der Familie der Araliazeen. Die Kultur hat nicht in dem Maße wie in China die Wälder verdrängt, die namentlich auf der Höhe allgemein angetroffen werden (s. unten, S. 179), während die Täler mit reichen, wohlbewässerten Äckern und Pflanzungen besetzt sind.

Hinsichtlich seiner Tierwelt gehört J. durch seine langgestreckte Lage zu drei verschiedenen geographischen Bezirken: die nördlichsten Inseln zur sibirischen oder nordeuropäischen Subregion das mittlere J. zur mongolischen Subregion, der paläarktischen Region, der südlichste Teil zur indochinesischen Subregion der orientalischen Region. Charakteristisch sind ein Affe (Inuus speciosus), ein Bär der Gattung Ursus, ein eigentümlicher Hund (Nyctereutes viverrinus), eine Dachsart, ein Wildschwein, ein stattlicher Hirsch (Cervus Sika); von Vögeln eine Fasanenart. Reptilien sind selten, von Amphibien ist die auffälligste Erscheinung der Riesensalamander (Sieboldia maxima, Cryptobranchus japonicus) in den kleinen Bergflüssen und den Bergseen in alten Kratern. Unter den Mollusken fallen im nördlichen J. riesige Clausilien auf. Die Insektenwelt ist reich an Arten und Individuen. Aus dem Formenreichtum, den das Meer in allen Klassen bietet, sei der berühmte Glasschwamm (Hyalonema Sieboldii) hervorgehoben, der bei Yedo aus einigen hundert Faden Tiefe gefischt wird.

Bevölkerung.

Das Wachstum der Volkszahl ist bedeutend, immerhin bleibt die durchschnittliche jährliche Zunahme (0,9 Proz.) noch hinter der Preußens (1 Proz.) zurück. Gezählt wurden 31. Dez. 1898:

Bezirke	QKilom.	Bewohner	Auf 1 qkm
Zentral-Nippon mit Liukiu-Inseln . .	94723	16854728	178
Nord-Nippon . . .	78225	6642928	85
West-Nippon . . .	53562	9825743	183
Sikoku	18210	3013830	166
Kiusiu	43615	6808851	156
Jeso mit Kurilen . .	94012	610155	6
Taiwan (Formosa) .	34974	2781222	80
Zusammen:	417321	46537457	111

Von dieser Zahl der rechtlichen Bevölkerung von J. gehen ab 54,480 im Ausland befindliche Japaner, hinzu 11,589 in J. lebende Fremde, so daß die Summe 46,494,566 und mit Einschluß der Bonin- und Vulkaninseln (91 qkm) 46,499,085 erreicht. Ende 1900 lebten 12,664 Fremde in J., darunter 6901 Chinesen, 2063 Briten, 1475 Amerikaner, 554 Deutsche, 470 Franzosen, 189 Russen, 176 Portugiesen, 89 Schweizer, 71 Holländer. Von den Fremden wohnt die Hälfte in Yokohama, erhebliche Zahlen entfallen ferner auf Hiogo-Osaka, Nagasaki und Tokio. Die Zahl der Ainos auf Jeso und den Kurilen betrug 17,573. Von Japanern befanden sich 1900: 123,971 (1893 erst 35,550) im Auslande, davon 90,146 in den Vereinigten Staaten und deren Kolonien, 15,829 in Korea, 8215 in England und englischen Kolonien, 3953 in Rußland und russischen Kolonien. 1899 fanden statt: 297,117 Eheschließungen, 1,371,191 Lebendgeburten, 135,666 Totgeburten (7,85 Proz. uneheliche Geburten), 927,046 andre Todesfälle; der Überschuß der Geburten betrug also 444,145. Den Ständen nach setzte sich die Bevölkerung 31. Dez. 1898 zusammen aus 4551 Kwasoku (Edle), 2,105,698 Schisoku (alte Kriegerkaste, Samurai) und 41,648,166 Hemin (übriges Volk). Hierzu kamen 53 Mitglieder der kaiserlichen Familie, Schinno (der Mikado, die Kaiserin, die Kaiserin-Mutter und der Thronfolger) und Kozoku (die übrigen Prinzen und Prinzessinnen). Die Kwasoku (»Blume der Familien«) sind entstanden aus der Vereinigung des in der Feudalzeit bestehenden Hofadels (Kuge) mit 155 Familien und des Feudaladels (Buke oder Daimiô) mit 255 Familien. Nach der Beseitigung des Schôgunats und Feudalwesens wurden fünf Rangstufen geschaffen und in die drei letzten auch die Personen nebst Familien eingereiht, die, obgleich früher nur Samurai, sich um den Mikado und das Land seit 1868 besonders verdient gemacht hatten. Danach gab es in J. 36 Ko (11 Fürsten und 25 Marquis), 76 Haku oder Grafen, 323 Schi oder Vicomtes und 75 Dan oder Barone. Die letzten vier Rangstufen haben sich in den letzten Jahren durch weitere Ernennungen vermehrt. Die Schisoku oder Samurai teilten sich früher in mehrere Rangklassen, deren oberste die Hatamoto (»Fahnenstützen«), die Samurai des Schôguns, bildeten. Sie waren die Beamten und erblichen Krieger des Feudalherrn, zu

deren Stolz und Vorrechten das Schwerttragen und Bauchaufschlitzen (Harakiri) gehörten. Seit der Restauration (1868) haben sie sich vielfach den Berufsarten des Volkes zugewendet; immer aber rekrutiert sich noch heute das Kriegs- und Beamtenheer vornehmlich aus ihnen. Die Hemin zerfielen in drei Klassen: Hiyakuscho oder Bauern, Schokuin oder Handwerker und auf der untersten Stufe die Akindo oder Kaufleute, zu denen später auch die früher verachtete Klasse der Eta (Abdecker, Gerber, Lederarbeiter, Totengräber) gerechnet wurde.

Abgesehen von den Aino (s. d.) sind die heutigen Bewohner Japans ein einheitliches Volk nach Sprache, Kleidung, Sitte und Lebensweise und zwar von der Tsugarustraße bis gegen Formosa hin, hervorgegangen aus einer frühzeitigen asiatischen Einwanderung über Korea und ihrer Vermischung mit Eingebornen, die den Aino zugerechnet werden. Ob auch malaiische und polynesische Elemente hinzukamen, ist fraglich (s. Tafel »Asiatische Völker I«, Fig. 13 u. 14). Nach ihren körperlichen Eigenschaften gehören die Japaner der mongolischen Völkerfamilie an, sind von mittlerm, gedrungenem Wuchs, die Männer im Durchschnitt 158 cm, die Frauen des Volkes 145 cm, die der vornehmen Klasse 147,4 cm groß (vgl. auch Tafel »Gestalt des Menschen I«, Fig. 3). Ihre Hautfarbe ist hellgelb mit großen Abstufungen, so daß sie sich einerseits der europäischen nähert, anderseits der tiefgelben oder hellbraunen der Chinesen und Malaien. Das Haar ist schwarz und schlicht, auf dem Kopf dicht und kräftig, schwach und dünn an andern Körperteilen. Doch gibt es einzelne Japaner mit schönem Vollbart. Auf die Pflege des Kopfhaares hat der Japaner, im Gegensatz zum Aino, immer viel Sorgfalt verwendet. In der Neuzeit breitet sich die westeuropäische Haartracht immer mehr aus. Im Vergleich zum Europäer und zu seinem Gesamtwuchs erscheint der Kopf des Japaners groß, zum brachykephalen Typus geneigt. Augen und Nase zeigen ganz den mongolischen Charakter. Jene sind geschlitzt und schiefgestellt, die Nase ist in der Regel breit und flach, doch findet man auch hier Annäherungen an den kaukasischen Typus. Vgl. auch Tafel »Tätowierung«, Fig. 7.

Städte mit mehr als 30,000 Bewohnern (ohne Vorstädte) gab es 31. Dez. 1898: 49, darunter acht mit über 100,000, nämlich Tokio 1,440,121, Osaka 821,235, Kioto 353,139, Nagoya 244,145, Hiogo-Kobe 215,780, Yokohama 193,762, Hiroshima 122,306, Nagasaki 107,422 Einw.

Religion. Als die Vorfahren des japanischen Volkes im südlichen Teil des jetzigen Reiches landeten, hatten sie sich bereits vom Natur- zum Ahnenkult erhoben, der sich unter dem Namen Schintoismus erhalten hat. Der bemerkenswerte Zug darin ist die göttliche Verehrung der Kami oder Geister berühmter Fürsten, Helden, Gelehrter, neben denen aber noch Legionen untergeordneter Götter das Pantheon des Volkes füllen. Die hervorragendsten Gegenstände des Naturkultes (Himmel, Erde, Sonne, Mond, Feuer ꝛc.) werden mit der Schöpfungsgeschichte der Urahnen innig verwoben und z. T. identifiziert. Eine bestimmte Glaubens- und Sittenlehre geht dem Schintoismus ursprünglich ab. Seine Sittenlehre stammt aus der Moralphilosophie des Konfutse und andrer chinesischer Weisen; auch die Wallfahrten führten sich nach dem Beispiel der Buddhisten ein. Die kleinen einfachen Tempel, Miya, enthalten im Innern nur einen Tisch, auf dem ein runder Metallspiegel als Sinnbild des Glanzes und der Sonne, das Gohei, weiße, an den Rändern zusammenhängende Papierstreifen und ein Edelstein oder eine Kugel aus Bergkristall die Reinheit, Tiefe und Macht der Kami vorstellen sollen. Vor dem Tempel steht das Torii, ein Galgentor aus zwei Pfosten mit beiderseits überragenden Querbalken. Die Schintogötter sind, ungleich den erhabenen Gestalten des Buddhismus, mit allen menschlichen Gefühlen und Schwächen behaftet, an ihren Jahresfesten sucht man sie durch Speise und Trank, theatralische Aufführungen, Pantomimen ꝛc. zu ergötzen. Wer sich durch Tapferkeit, Gelehrsamkeit oder Wohltätigkeit auszeichnet, wird nach seinem Tod unter die Götter versetzt, und noch jetzt bestimmen der Mikado und seine Räte den Rang, den ein solcher in dieser Gesellschaft einzunehmen hat. Der Schintodienst hat ein ausgebildetes Ritual; die Priester haben nur im Amt eine besondere Tracht, es gibt für sie kein Zölibat und keine Klöster. Ihre Würde ist erblich. 1900 zählte man 196,358 Schintotempel und 89,507 Schintopriester bei zwölf verschiedenen Sekten. Zur alten Kamilehre gesellte sich angeblich im 3. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich viel später, die politische Philosophie des Konfutse, die, anfangs mit Enthusiasmus aufgenommen, nie tief ins Volk gedrungen ist, dagegen die Denk- und Lebensweise der Samurai stark beeinflußt und der Kamilehre eine wesentliche Stütze gegeben hat, wie sie auch zum japanischen Feudalsystem vortrefflich paßte. Einen weitern mächtigen Einfluß auf den Kamidienst hat der Buddhismus ausgeübt, der in der Mitte des 6. Jahrh. über Korea nach J. gelangte und, dem Schintoismus sich anpassend, zugleich von oben begünstigt, sich sehr schnell verbreitete und im 13. Jahrh. zur höchsten materiellen und geistigen Macht entfaltete. 1900 gab es in J. zwölf buddhistische Sekten mit 71,951 Tempeln und 111,264 Bonzen. Hauptsitz der buddhistischen Hierarchie ist Kioto. Schintoismus und Buddhismus bestanden bis 1868 ungestört nebeneinander, und noch heute findet keine scharfe Scheidung zwischen beiden Bekenntnissen statt, da alle religiösen Handlungen beim Eintritt ins Leben sowie beim Begräbnis den Buddhisten zufallen. Als damals aber die Regierung die Reichtümer der Tempel und Klöster einzog und die Priester auf Sporteln und milde Gaben anwies, wurden viele buddhistische Tempel für den Schintodienst eingerichtet und die Statuen Buddhas selbst auf den höchsten Bergen durch Spiegel und Gohei ersetzt. Die größern Schintotempel werden vom Staat oder der Gemeinde erhalten, doch ist keins der beiden Bekenntnisse Staatsreligion. Das Christentum wurde bereits 1549 durch den Jesuiten Franz Xavier nach J. gebracht und verbreitete sich so schnell, daß man 1581 schon 200 Kirchen, 50 Missionare nebst vielen eingebornen Gehilfen und 150,000 Christen zählte. Durch die Verfolgungen im 17. Jahrh. aber wurde es fast ganz ausgerottet, 1638 bei Todesstrafe verboten. Nachdem die Amerikaner 1854 die Öffnung des Landes erzwungen hatten, konnte die christliche Mission wieder einsetzen. Die japanische Regierung legte keine Hindernisse in den Weg, und die neue Verfassung sichert jedem volle religiöse Freiheit, so daß man Ende 1893 die Zahl der eingebornen Christen auf 103,637 angeben konnte, wovon 45,000 der römisch-katholischen unter drei Bischöfen, 67 europäischen und 15 japanischen Priestern, 21,239 der griechischen und 37,398 der protestantischen Kirche angehörten. Gegenwärtig arbeiten in J. 25 englische und amerikanische protestantische Missionsgesellschaften auf 71 Stationen, seit 1885 auch der deutsche Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein.

Von den jetzt bestehenden 249 Gemeinden erhalten sich 92 bereits selbst. Alle haben Schulen, viele auch Waisenhäuser. Die Bekehrten gehören fast ausschließlich dem Volk an, nur wenige den Samurai, von ihnen aber gerade solche, die wegen Gelehrsamkeit und reinen Lebens beim Volk in hoher Achtung stehen.

Kulturverhältnisse.

Während der Feudalzeit bestanden öffentliche Schulen nur für die Samurai, die Kinder der übrigen Stände empfingen Unterricht in Privatschulen. Nachdem aber 1871 ein Unterrichtsministerium geschaffen war, wurden Elementar- und Mittelschulen errichtet und Schulpflicht eingeführt. Die Elementarschulen zerfallen in gewöhnliche, die vom 6.—10., und höhere, die vom 10.—14. Jahre zu besuchen sind; in den letztern wird Naturgeschichte, Englisch, Ackerbau und Handel gelehrt. Diese Elementarschulen (1901: 26,857 mit 92,889 Lehrkräften und 4,683,589 Schülern) müssen von den Gemeinden unterhalten werden. Mittelschulen (220 mit 3866 Lehrern und 79,527 Schülern) sollen möglichst in jeder Präfektur errichtet werden. Für die Erziehung des weiblichen Geschlechts wird allmählich auch besser gesorgt; gegenwärtig gibt es 52 höhere Mädchenschulen mit 12,003 Schülerinnen. Universitäten bestehen in Tokio und Kioto (339 Dozenten, 3643 Studierende) mit einer juristischen, einer naturwissenschaftlichen, einer medizinischen, einer technischen und in Tokio außerdem einer literarischen und einer landwirtschaftlichen Fakultät. Deutsche, englische und französische Professoren lehren in ihrer Muttersprache. In der Medizin sind Vorbildung der Studenten, Unterrichtsmethode und Lehrmittel deutsch. Alle Studierenden müssen vor Eintritt in die Universität 4 Jahre deutschen Unterricht auf einer höhern Mittelschule genossen haben. Außerdem bestehen 8 Gymnasien mit 292 Lehrern und 4361 Schülern, 375 technische und andre Spezialschulen, wie Navigations-, Militär-, Handels-, Ackerbau-, Ingenieurschulen, Schulen für die Kinder von Adligen, eine Anstalt für Post und Telegraphenwesen, ein Konservatorium für Musik, eine Schule für höhere Künste, Taubstummen- und Blindenanstalten, Kindergärten (1901: 242 mit 23,142 Kindern), eine Turnanstalt, ein Seminar in jeder Präfektur und ein höheres Seminar für Direktoren in Tokio. Von den Privatschulen sind 703 für japanische und chinesische Literatur, 245 für englische Sprache, 157 für Handfertigkeit, 128 für Mathematik ꝛc. Die Gesamtausgaben für Schulen betrug 1900: 27,905,163 Jen. Bibliotheken (43) bestehen an mehreren Orten (die größte in Tokio, mit 525,971 Bänden). Die erste Tageszeitung erschien 1872; 1900 betrug die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften 944. Unter den in japanischer Sprache erscheinenden Zeitungen befinden sich ein Regierungsanzeiger, christliche und buddhistische Zeitschriften, illustrierte und Witzblätter; von den in englischer Sprache herausgegebenen erscheinen drei in Yokohama (»Japan Daily Mail«, »Japan Daily Herald«, »Japan Gazette«), je eine in Kobe und Nagasaki. Ferner sind zu nennen die »Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens« und die »Transactions of the Asiatic Society of Japan«. Es besteht nominell Preßfreiheit, doch sind die Preßgesetze sehr streng und gestatten leicht die Suspendierung, bez. Unterdrückung irgend einer Zeitschrift. Von sonstigen Druckwerken erschienen 1900: 18,281.

Die geistigen Eigenschaften der Japaner weichen von denen der übrigen ostasiatischen Völker noch weit mehr ab als die körperlichen. Zu rühmen sind der Reinlichkeitssinn und natürliche Anstand, das höfliche, freundliche Benehmen, das heitere Familienleben, die Ehrerbietung der Kinder gegen Eltern, der Untergebenen gegen die Vorgesetzten, der Rechtssinn, die Achtung vor geistiger Überlegenheit, die Freude an den Schönheiten der Natur, das hohe Bildungsstreben und die Vaterlandsliebe. Dagegen hat der Japaner häufig nicht die nötige Ausdauer und begnügt sich oft mit Oberflächlichem. In den vielen Jahrhunderten seiner Kultur hat das japanische Volk mehr Nachahmungstalent als schöpferische Kraft bewiesen. — Die japanische Schrift- und Umgangssprache ist aus einem heimischen Idiom, dem Yamato, und dem Chinesischen hervorgegangen, mit 72 Silbenzeichen für jenes und den bekannten Wortsymbolen für dieses. Das Yamato hat weder Guttural- noch Nasallaute; seine Silben enden alle in Vokale, und es hat sich auch die japanische Aussprache des Chinesischen bis auf das finale n ihm völlig angepaßt (Weiteres s. Japanische Sprache und Literatur).

Der Japaner lebt mäßig. Nahrungsmittel sind vornehmlich in Wasser gekochter Reis, Hirse (besonders im Gebirge), Hülsenfrüchte, Knollengewächse, Pilze, ferner Fische, Krusten- und Weichtiere; Brot, Milch, Butter und Käse waren unbekannt, Fleischspeisen wenig in Gebrauch. Zur Würze dienen gesalzene Rettiche (Daikon), Früchte der Eierpflanze (Nasu), Gurken u. a., als Genußmittel grüner Tee ohne Zutat, Sake oder Reisbier und Tabak, den beide Geschlechter gern rauchen. Die Kleidung der Landbevölkerung wird immer noch vorwiegend aus selbstverfertigter grober Hanfleinwand gemacht und mit heimischem Indigo gefärbt. Sie besteht oft nur aus einem Kittel und weiten Hosen. Bei den Wohlhabenden spielen hellfarbige, schön gemusterte Baumwollen- und Seidenstoffe die Hauptrolle. Ein schlafrockähnliches Oberkleid, der Kimono, wird von Männern und Frauen getragen und ist nur im Schnitt und im Gürtel bei beiden Geschlechtern verschieden. Die Füße sind nackt oder mit Socken bedeckt, bei denen die große Zehe von den übrigen getrennt wird, um den Riemen der Stroh- oder Holzsandalen dazwischen durchzuführen. Die Kopfbedeckung ist sehr verschieden, beim Arbeiter gewöhnlich nur ein Tuch um die Stirn. Die vornehmere städtische Bevölkerung ahmt mehr und mehr die europäische Tracht nach. Zu den hervorragendsten Eigenschaften der Japaner gehört die Reinlichkeit. Sie zeigt sich an der Person durch häufiges Waschen und Baden, im Haus, Garten und Feld sowie an der Arbeit. Das Wohnhaus (s. Tafel »Japanische Kultur und Kunst I«) ist niedrig, leicht aus Holz gebaut, ein- bis zweistöckig, mit schwerem Stroh-, Schindel- oder Ziegeldach, ohne Keller und Schornstein. Die Fenster werden durch Schiebetüren ersetzt, deren Gitterwerk man mit Baſtpapier überzieht. Da die Häuser sich meist eng aneinander schließen, sind verheerende Brände in den größern Städten häufig. Die Größe der Zimmer, ja der ganze Grundriß der Häuser richtet sich in J. nach den Tatami oder Binsenmatten von durchweg ca. 2 m Länge und 1 m Breite, womit die gedielten Böden bedeckt werden. Wie die Kleidung, so ist auch die Wohnung des Japaners mehr für den Sommer als für den Winter berechnet. Vgl. Baltzer, Das japanische Haus (Berl. 1903).

Erwerbszweige.

Der Ackerbau wurde nach der japanischen Sage durch die Sonnengöttin Tenscho Daijin eingeführt; ihr Tempel zu Yamada war das große National-

heiligtum, das nach je 21 Jahren aus geweihtem Honokiholz neu errichtet werden mußte, damit das Land Frieden habe und die Gokoku wohlgedeihen möchten. Man verstand unter Gokoku (»fünf Hauptfeldfrüchte«) Reis, Gerste und Weizen, Kolbenhirse, andre Hirsearten und Bohnen, später alle Halm- und Hülsenfrüchte. Der Landwirt stand im Rang über dem Handwerker und Kaufmann. Der Mikado war nach japanischer Anschauung der Herr des ganzen Landes, doch gehörten später die ausgedehnten Bergwaldungen sowie das Wüst- und Ödland tatsächlich den Feudalherren, jetzt dem Staate, der bebaute Boden dem Bauer als Erbpächter, der sein Eigentum vererben, verpachten oder verkaufen konnte, aber dafür sorgen mußte, daß es unter der hergebrachten Kultur blieb und der Behörde die Abgaben rechtzeitig abgeliefert wurden. Einen Großgrundbesitz gibt es in J. nicht. Die Abgaben der Bauern bestanden in Naturalien und waren sehr ungleich verteilt. Als nach der Restauration 1872 bei einer gleichmäßigern Besteuerung des Grundbesitzes für die Abgaben in Natur solche in Geld eingeführt wurden, erregte dies einen derartigen Widerstand, daß man sehr bald davon absah. Der Staat wie jeder Bezirk (Ken) erhebt vom Boden eine Steuer, die, je nachdem Reisland oder trocknes Ackerland in Frage kommt, 5—3 Proz. des geschätzten Grundwertes beträgt. Von der Gesamtfläche von Altjapan (Hauptinseln ohne Jeso), d. h. 382,000 qkm, sind nur 70,000 qkm landwirtschaftlich verwertet, während 225,000 qkm (fast 60 Proz.) auf Waldungen entfallen, von denen nahezu zwei Drittel der Krone gehören, der Rest Privatbesitz ist, weshalb sich eine rationelle Forstwirtschaft neuerdings verhältnismäßig leicht hat einführen lassen. Der Wert des gefällten Holzes betrug 1902: 65 Mill. Jen, wovon freilich nur 2 Mill. Jen auf die besser verwalteten Staatsforsten kommen. Das Kulturland ist sehr ungleich verteilt; in Jeso sind nur 15 Proz. des Gesamtareals produktiv. 1902 stellten sich Anbaufläche und Ertrag für die Hauptkulturen folgendermaßen: Reis 2,800,000 Hektar, 37 Mill. Koku (66,6 Mill. hl); Weizen, Gerste und Roggen 1,800,000 Hektar, 18,4 Mill. Koku (nur gegen 4 Mill. Koku Weizen); Bohnen 580,000 Hektar, 4,428,624 Koku; Hirse 352,600 Hektar, 3,736,240 Koku; Erdäpfel 300,000 Hektar, 828,710,965 Kwan (à 3,7 kg); Buchweizen 168,000 Hektar, 1,285,394 Koku; Raps 150,000 Hektar, 1,193,839 Koku; Indigo 46,000 Hektar, 16,582,230 Kwan; Tabak 37,000 Hektar, 10,846,452 Kwan; Baumwolle 28,000 Hektar, 4,894,322 Kwan; Hanf 18,000 Hektar, 2,652,774 Kwan; Maulbeerbäume 300,000 Hektar; Teepflanzungen 49,000 Hektar. Während Reis überall kultiviert wird, baut man Tee und Reis nur auf Hondo, Kiusiu und Sikoku. Von den wenigen wohlschmeckenden Obstsorten Japans sind Mandarinorangen, Kaki oder Dattelfeigen, Kastanien, Biwa (Eriobotrya japonica) die wichtigsten, dagegen verlieren unsre Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche sowie Wein, nach J. verpflanzt, bald ihr Aroma und degenerieren auch in Gestalt und Größe. Als Handelsgewächse kultiviert man den Lackbaum (Rhus vernicifera) im nördlichen und mittlern Hondo, den Talgbaum (Rhus succedanea) im südlichen Hondo, in Kiusiu und Sikoku, den Papiermaulbeerbaum in Sikoku und Kiusiu. Ein kleiner Ziergarten findet sich selbst in größern Städten fast bei jedem Hause, geschlossene Obst- und Gemüsegärten dagegen kennt der Japaner nicht. Vgl. Fesca, Beiträge zur Kenntnis der japanischen Landwirtschaft (hrsg. von der japanischen geologischen Reichsanstalt, Berl. 1890—94, 2 Bde.).

Die Viehzucht ist von geringer Bedeutung; die Pferde (1900: 1,541,979) sind klein und häßlich, aber ausdauernd; das Rindvieh (1,261,214) groß und schön, die Milch reicht aber nur für die Kälber; Esel, Maultiere, Ziegen und Schafe sind erst durch Portugiesen und Holländer eingeführt worden, Schweine waren zwar schon vorhanden, ehe die Fremden kamen, werden aber nur für diese, vornehmlich in der Nähe der größern Städte, gezogen. Hühner, Tauben und Enten sowie Bienen werden viel, Singvögel, darunter die Unguisu oder japanische Nachtigall (Cettia cantans), wenig, Gänse gar nicht gehalten. Hunde, darunter ein zottiges Zwergschoßhündchen, kurzschwänzige Katzen, Kaninchen, weiße und bunte Mäuse, Ratten hält man zum Vergnügen. Großartig ist die Seidenraupenzucht, die reichlich die Hälfte des ganzen Ausfuhrwerts liefert. Sie ist auf Hondo beschränkt und hier die verbreitetste und wichtigste Hausindustrie. Man zieht meist den gewöhnlichen Seidenspinner (Bombyx mori), aber auch den Eichenspinner (Antheraea Yamamaï), und sammelt auch die Kokons des Kastanienspinners (Caligula japonica). — Die Waldungen (s. oben) enthalten außer mehreren Arten Nadelholz Eichen, Buchen, Ahorn, Birken, Roßkastanien, Walnüsse, Ulmen, Eschen, Erlen ꝛc.; für die Ausfuhr ist am wichtigsten der Kampferbaum. — Die Fischerei, namentlich in den umgebenden Meeren, aber auch in den Seen und Flüssen, ist von größter Bedeutung für die Volksernährung; besonders Fische und Krabben, daneben Algen, Tange, Muscheln, Kopffüßer und Holothurien dienen allgemein als Nahrung und werden auch nach China ausgeführt. Korallen, Glasschwämme ꝛc. sind ebenfalls an den Gestaden Japans reich vertreten. Der Wert der Fischereiprodukte betrug 1902: 25 Mill. Jen (darunter für 7,5 Mill. Jen Sardinen); einschließlich der getrockneten Fische (10 Mill.), Fischöl (7 Mill.), Seesalz (9,5 Mill.) und sonstiger bearbeiteter Seeprodukte aber 53 Mill. Jen.

Der Bergbau war früher viel bedeutender, doch waren schon zur Zeit der Ankunft der Europäer die früher als überreich gepriesenen Gold- und Silbergruben fast ganz erschöpft. Die Holländer führten 1600—41 jährlich 45—42 Ton. Silber und 720—1200 T. Kupfer aus. Seitdem man europäische Technik und Betriebsmethoden anwendet, ist die Produktion wieder bedeutend gestiegen. 1900 wurden gewonnen aus 11 Goldbergwerken (Sado, Ikuno, Komaki ꝛc.) 2124,5 kg, aus 40 Silberbergwerken (Inai, Kosaka, Karuisawa, Sado, Kamioka, Ikuno ꝛc.) 58,809 kg, aus 85 Kupfergruben (Aschio, Besschi, Arakawa, Ana ꝛc.) 253,094 Ztr., aus 8 Bleigruben (Komaki ꝛc.) 18,780 Ztr., Antimon (Kawanobori, Kanokami ꝛc.) 4299 Ztr., Braunstein 158,307 Ztr., Schwefel 144,385 Ztr. Eisen wird teils aus eisenhaltigem Sand in Aomori, Miyagi, Hiogo, Okayama, Tottori, Schimane, Hiroschima und Miyasaki, teils aus dem Iwatebergwerk, zusammen 248,416 Ztr., Eisenvitriol vornehmlich in Okayama, Fukui und Oita gewonnen. Steinkohle findet sich von den Liu-Kiuinseln bis Jeso, vorzüglich auf Jeso und Kiusiu. Trotz ihrer Minderwertigkeit ist die Förderung 1900 auf 7,429,457 Ton. gestiegen, mit ihr die Ausfuhr (besonders von Tokaschima und Moji auf Kiusiu) nach China, für die freilich der Wettbewerb der Schantungkohle gefürchtet wird. Aus den Kawaimuraminen gewinnt man Graphit, aus Petroleumquellen, namentlich in

Niigata und Echigo, 138,076,560 hl; an der Petroleumindustrie sind 95 (meist ausländische) Gesellschaften mit 17 Mill. Yen beteiligt. Salz gewinnt man an den Flachküsten aus dem Meereswasser (s. S. 179). Im Gebiete der »10 Provinzen« im südlichen Hondo nehmen die Salzfelder 4106 Hektar ein, in den übrigen Provinzen 2720 Hektar. Ein großer Teil des Salzes geht nach Korea. Vortrefflicher Porzellanstein und Kaolin sind im Überfluß vorhanden, ebenso Kalk, Marmor, Granit, Schiefer. Im ganzen waren 1902 in bergbaulichen Unternehmungen (ohne Petroleum) angelegt 11 Mill. Yen in 41 Aktiengesellschaften; in den Kohlengruben allein waren 70,000 Arbeiter beschäftigt.

Industrie. Die ursprüngliche Heimat der japanischen Industrie ist China. Wie dort, so sind auch in J. Lackierkunst, feinere Keramik, Email-, Ziselier- und Tauschierarbeiten, vor allem die Bronzeindustrie und Waffenschmiedekunst, aber auch die Holz-, Elfenbein-, Knochen- und Steinschneiderei sowie Weberei und Färberei die Gewerbszweige, in denen Kunstsinn und Kunstfertigkeit sich am meisten zeigen (s. Tafel »Japanische Kultur und Kunst II und III«, bei S. 194). Aber während der langen Friedens- und Abschlußperiode (1600—1854) haben die Japaner ihre Kunstindustrie selbständig weiter entwickelt und ihre Lehrer überflügelt. Auch die im 6. Jahrh. von China herübergekommene Malerei hat einen nationalen Charakter angenommen. Die Lackindustrie hat ihren Hauptsitz in den großen Städten von Hondo und in Nagasaki, wo namentlich viel Perlmuttereinlagen und Schildpattarbeiten verfertigt werden (vgl. Artikel »Lackarbeiten« und »Japanische Kunst«, S. 195). In der Bronzeindustrie wetteifern Kioto, Tokio und Kanazawa miteinander. Auch die übrige Metallindustrie wird in Kioto ganz besonders gepflegt. Zellenschmelz (émail cloisonné) auf Kupfer, Porzellan und Steingut macht man in Kioto, Nagoya und Tokio. Arita in der Provinz Hizen, nordöstlich von Nagasaki, und Satsuma im S. der Insel Kiusiu, ferner Kioto, Seto und Kanazawa sind durch prächtige Erzeugnisse in Porzellan, bez. Steingut bekannt, während der westliche Teil von Kioto immer Hauptsitz der feinern Seidenweberei war und unter anderm Brokatstoffe von unvergleichlicher Schönheit geliefert hat. Alles dies ist Erzeugnis der Hausindustrie. Seit der Restauration ist aber unter dem Einfluß Europas auch eine stetig wachsende Großindustrie entstanden. 1902 zählte man 53 Baumwollspinnereien mit 1,2 Mill. Spindeln, 65,000 Arbeitern, 36 Mill. Yen Kapital und einer Produktion von 33 Mill. Kwan. Die Weberei, als größte Industrie in J., beschäftigte 368,000 Haushalte und 192 Fabriken mit 27,000 Maschinen- und 750,000 Handwebstühlen, 870,000 Arbeitern und 153 Mill. Yen Produktionswert, wovon 73 auf Seide, 20 auf Halbseide, 57 auf Baumwolle kamen. Ferner sind zu nennen: 6 Zuckerraffinerien, 111 Maschinenbauwerke, 12 Fabriken für europäisches Papier (japanisches Papier wurde in 67,000 Haushalten erzeugt), 25 Zementfabriken, 8 Bierbrauereien, 261 Zündholzfabriken mit 22,160 Arbeitern, 14 Schiffbaugesellschaften ꝛc.

Handel und Verkehr.

Nach der Entdeckung des Landes durch Mendez Pinto 1542 bildeten während des mehr als 80jährigen portugiesischen Verkehrs Gold, Silber und Kupfer die wichtigsten und gewinnreichsten Ausfuhrartikel, gegen die andre, wie Lackwaren und Schwerter, nur wenig ins Gewicht fielen. Die Einfuhr bestand vornehmlich in chinesischer Seide von Macao, Wollstoffen, Gewürzen und Medikamenten (darunter Kampfer und Ginseng), Zucker, Schildpatt, Elfenbein u. a. Der Mitbewerb Spaniens (über Manila) von 1580 an, Hollands und Englands seit 1609 änderte wenig. Da kam die Ausrottung des Christentums, Vertreibung der Spanier und Portugiesen, Abschließung des Landes und Verkehrsbeschränkung auf Chinesen und Holländer zu Nagasaki, Maßregeln, die von 1640—1854 in Kraft blieben. Die eiserne Hand der Tokugawa und ihr eigentümliches Regierungssystem begünstigten auch den Inlandverkehr in keiner Weise, da außer den großen Landstraßen, die aber den Wagenverkehr ausschlossen, nur Pfade vorhanden waren. Die Gebirgsübergänge an der Grenze benachbarter Daimioherrschaften konnten in vielen Fällen nicht einmal von Lasttieren benutzt werden. Dabei hatte man gegen den Handelsstand, den man dem Bauer und Handwerker weit nachstellte, die größten Vorurteile. Von den europäischen Nationen erhielten sich die Holländer das Handelsmonopol, bis 1854 der amerikanische Kommodore Perry das Land dem fremden Verkehr erschloß. Den Amerikanern folgten bald Russen, Franzosen und Engländer, 1860 Preußen ꝛc. Nach den 1865 vom Mikado bestätigten Verträgen dürfen die Vertragsmächte in den dem fremden Verkehr geöffneten *Vertragshäfen* Yokohama, Nagasaki, Hakodate, Niigata, Hiogo (Kobe) und Osaka Konsulate errichten, unter deren Gerichtsbarkeit die Fremden bleiben. In diesen Häfen wird ihnen ein bestimmtes Areal eingeräumt, das sie nach Zahlung einer festen Taxe bebauen können. Sie genießen Religions- und bei Zahlung einer Zollabgabe von 5 Proz. des Werts der aus- und eingeführten Güter Handelsfreiheit. Im Umkreis von 10 Ri (ca. 40 km) der Niederlassung können die Fremden sich frei bewegen, für weiteres Reisen bedürfen sie einer besondern Erlaubnis, die meist anstandslos erteilt wird. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind Baumwolle, Baumwollengarn u. Baumwollenstoffe, Wollenstoffe, Zucker, Metalle, Roheisen, Petroleum, Maschinen, Getreide, Reis, Bohnen ꝛc. Der bei weitem wichtigste Ausfuhrartikel ist Rohseide nebst Seidenwaren (1902 für rund 114 Mill. Yen, sämtlich über Yokohama), ferner Tee über 10, Baumwollwaren und Garne 19,9, Reis 6,7, Kupfer 14, Kohle 17,3, Zündhölzer 8,2, Matten 6,7, Porzellanwaren 2,5, Kampfer 3,4, Fische und Fischöl 1,8, Tabak 6,7 Mill. Yen, außerdem Schirme, Strohbänder, Teppiche, Lackwaren, Algen, Schwämme ꝛc. In Yen betrug die

	Einfuhr	Ausfuhr
1900	287 261 845	204 429 994
1901	255 816 644	252 349 543
1902	271 731 258	258 303 064

Davon entfielen 1902 auf die vier bedeutendsten Vertragshäfen in Yen:

	Einfuhr	Ausfuhr
Yokohama . .	89 284 386	139 015 675
Kobe . . .	144 516 106	74 748 143
Osaka . . .	11 875 729	15 050 518
Nagasaki . .	8 325 830	4 474 183

Der Wert der Tätigkeit europäischer Kaufleute am japanischen Handel ist erheblich größer als der direkte Anteil japanischer Kaufleute am internationalen Güterverkehr. Von der Einfuhr entfielen 1901: 50,6 Mill. Yen auf England (Baumwollengarne, Baumwollengewebe, Wollenstoffe, Eisen, Maschinen, Drogen, Farben), 27,3 auf China (Zucker, Baumwolle), 42,8 auf Britisch-Indien (Baumwollengarne), 42,8 auf Nord-

amerika (Petroleum, Leder, Wanduhren), 28,3 auf Deutschland (halbseidene Gewebe, Flanell, Musselin, eiserne Nägel, Arzneien und Chemikalien, Farbstoffe ꝛc.), 10 auf Korea (Bohnen, Häute, Gold), 11,1 Mill. auf Hongkong ꝛc. Von der Ausfuhr kamen 52,6 Mill. Jen auf Nordamerika (Seide, Tee), 31,9 auf China (Meeresprodukte, Pilze, Kampfer, Arzneien, Kupfer, Steinkohlen, Ton- und Lackwaren), 19,2 auf Frankreich (Seide, Kunstgegenstände), 11,2 auf England (Seide, Tabak, Sumachtalg, Kupfer, Antimon, Reis), 8,7 auf Indien (Kupfer), 3,6 auf Deutschland (Reis, Fischöl, Lack-, Porzellan- und Töpferwaren), 39,2 auf Hongkong ꝛc.

Es liefen 1901 in die japanischen Häfen, ausschließlich Formosa und ausschließlich des Küstenhandels, ein: 3042 japanische und 2998 fremde Dampfer von 3,861,659, bez. 7,018,077 Ton., ferner 1344 japanische und 105 fremde Segelschiffe zu 67,139, bez. 104,505 T., also insgesamt 7489 Schiffe mit 11,051,380 T. Von den fremden Schiffen waren 1644 mit 4,080,583 T. britische, 385 mit 1,192,153 T. deutsche, 284 mit 455,243 T. russische, 175 mit 404,724 T. amerikanische, 154 mit 303,690 T. französische ꝛc. Von den Häfen waren beteiligt: Nagasaki mit 1094 Schiffen zu 2,050,201 T., Yokohama mit 770 zu 2,001,233, Kobe mit 1446 zu 2,998,955, Moji (Kohlenausfuhr) mit 1683 zu 2,870,640 T. Zu den englischen, französischen und nordamerikanischen Dampferlinien, die von London, Marseille und San Francisco aus seit langen Jahren in regelmäßigen Fahrten Yokohama zum Ziel haben, gesellten sich seit 1886 der Norddeutsche Lloyd und die zwischen Vancouver und Yokohama verkehrenden Canadian Pacific Steam Company. Von Hamburg geht auch die Kingslinie nach J. Die japanische Handelsmarine hatte 1901: 1321 Dampfer von 543,258 T. und 3850 Segelschiffe von 320,572 T. europäischer Bauart. Seit 1875 verkehren die Dampfer einer japanischen Gesellschaft mit dem asiatischen Festland; 1885 verwandelte sich diese unter Beteiligung des Staates in die Nippon-Yusen-Kaischa, die mit 81 Seedampfern auch überseeische Routen regelmäßig befährt, während die Osaka-Schosen-Kaischa fast ausschließlich im Küstenverkehr tätig ist. Außer den genannten Häfen sind noch für die Ausfuhr wichtig: Schimonoseki, Isugahara, Karatsu, Kutinotsu, und Otarumai. Tokio wird eine große Hafenanlage erhalten (Kostenanschlag 23 Mill. Jen). Vgl. Goto, Die japanische Seeschiffahrt (Berl. 1902).

Der Binnenverkehr vollzieht sich außer der Schiffahrt auf dem Biwasee und dem ihm entströmenden Fluß und Kanal (S. 175), teils auf den Eisenbahnen, teils auf den großen Heerstraßen (7170 km staatliche, 24,580 km präfekturale), auf denen jetzt die Jinrik'scha (s. d.), ein zweiräderiger Karren mit stuhlartigem Sitz für 1—2 Personen und einer Schere, in der der Arbeiter das Zugtier vertritt, den Tragkorb und die Sänfte mehr und mehr verdrängt. Die Jinrik'scha hat in den Städten ganz die Rolle unsrer Droschken übernommen. Die erste Eisenbahn (Tokio–Yokohama) wurde 1872 dem Verkehr übergeben; Ende 1902 waren 1704 km Staatsbahnen und 4772 km Privatbahnen, zusammen also 6476 km im Betrieb. Von den im Bau begriffenen Linien ist an erster Stelle die staatliche Hokkaidobahn zu nennen, die Jeso mit mehreren Zweigen durchkreuzen soll; ferner die Toyma–Nasetsulinie an der vernachlässigten Nordwestküste. Ein besonderes Eisenbahnamt wurde 1892 errichtet. Telegraphenleitungen verbinden alle größern Städte; eine submarine Telegraphenleitung führt seit 1871 von Nagasaki nach Schanghai und stellt dadurch die schnellste Verbindung mit den übrigen Erdteilen her. Durch 1827 Ämter wurden 1902 auf 25,000 km Linien mit 117,000 km Drähten befördert 16,713,619 Depeschen. Die Post beförderte 1902 durch 5120 Ämter 841,009,844 Sendungen. Die Einnahmen betrugen 16,800,147 Jen. Ein deutscher Generalkonsul wohnt in Yokohama, Berufskonsuln in Kobe (Hiogo) und Nagasaki.

Münzen, Maße und Gewichte. Nach heftigen Schwankungen führte das Gesetz vom 28. März 1897 ein neues Münzsystem mit reiner Goldwährung ein, wobei der Gold-Jen von 1871 wegen des im Welthandel verminderten Silberwertes auf 2 Jen heraufgesetzt wurde. Grundlage ist der Jen (Yen) Gold mit 0,75 g Feingehalt = 2,0925 Mk. Bis März 1903 sind geprägt worden: Stücke zu 9/10 fein Gold von 20 Jen 37,295, von 10 Jen 141,560 und von 5 Jen 840,000 Jen; als Scheidemünzen in Silber 8/10 fein zu 1/2 Jen oder 50 Sen 23,216, zu 20 Sen 8265 und zu 10 Sen 4,643,000 Jen; in Nickel zu 5 Sen 2,250,000 Jen; in Bronze zu 1 Sen 265,000 Jen. Die ältern Münzen sind noch nicht aus dem Verkehr gezogen, und viel Papiergeld läuft um, dessen Kurs man trotz des Krieges durch Anleihen und Abgabenerhöhung aufrecht zu halten sucht. Vgl. Tafel »Münzen V«, Fig. 6, Tafel VI, Fig. 8. Einheit des Längenmaßes ist der Shaku Kane (metallener Fuß) = 303,03 mm oder 4/5 Kudschira Shaku (Fuß aus Fischbein) für Zeugwaren, die des Wegmaßes das Ri = 3927,27 m. Das gewöhnliche Feldmaß von 36 Quadratshaku oder 1 Quadratken heißt Tsubo und ist = 3,306 m^2; 1 Chô als Feldmaß = 10 Tan zu 10 Se von 30 Tsubo = 99,1736 Ar. Die Einheit des Hohlmaßes ist das Shô = 1,803907 Lit.; 1 Koku = 10 To von 10 Shô zu 10 Go; bei der Truppenverpflegung wird jedoch 1 Go von 10 Shaku = 1/8 Lit. angegeben. Die Gewichtseinheit heißt Momme (Gewicht der frühern kleinsten Scheidemünze Mon); 1 Kwan (Kuwan-me) = 10 Hijakume von 10 Jume zu 10 Me = 3,757 kg; das Kin, neben dem auch das chinesische Kätti gebraucht wird, hat 160 Momme oder Me = 601,04 g. Im auswärtigen Handel gelten englische und metrische Maße.

Kreditinstitute. Das Recht der Notenausgabe (bis zu 120 Mill. Jen frei, darüber gegen eine Steuer von 5 Proz.) hat die 1882 gegründete Staatsbank Nippon Ginko (Kapital 30 Mill. Jen, Dividende 1902: 12 Proz.), das Organ des Finanzministers und ähnlich gestellt wie die Deutsche Reichsbank; nächstbedeutend ist die Yokohama Specie Bank (24 Mill. Jen), die für den internationalen Verkehr durch ihre Filialen im Ausland besondere Wichtigkeit hat. Außerdem bestehen noch 2632 Privatbanken und Sparkassen mit einem eingezahlten Kapital von 367 Mill. Jen. In Yokohama und Kobe bestehen Zweigniederlassungen der Hongkong and Shanghai Bank, der Chartered Bank of India, Australia and China, der Russisch-Chinesischen Bank und der neuen amerikanischen International Banking Corporation. Eine staatliche Postsparkasse wurde 1875 nach englischem Muster eingeführt und wies 1902 Einlagen von fast 30 Mill. Jen auf. Beabsichtigt war die Gründung einer japanisch-chinesischen Bank. Vgl. Kiga, Das Bankwesen Japans (Leipz. 1903); Stöpel, Über japanisches Bankwesen (Halle 1904).

Staatsverfassung und Verwaltung.

Nach der der preußischen nachgebildeten Verfassung vom 11. Febr. 1889 besteht in J. eine konstitutionelle erbliche Monarchie, deren Haupt »Tenno« an

der Spitze der Dynastie steht, die mit Jimmu angeblich 11. Febr. 660 v. Chr. den Thron bestieg und bis zur Restauration von 1868 (s. unten, Geschichte) ihren Sitz in Kioto hatte, seitdem aber in Tokio residiert. Der Kaiser (Mikado) hat die Entscheidung über Organisation und Friedensstärke des Heeres und der Flotte, über Organisation der Zivilverwaltung, Besoldung der Beamten ꝛc., übt mit den zehn von ihm ernannten und ihm verantwortlichen Ministern und einem Geheimen Rat (Sumitsuin), bestehend aus den Ministern und 15 Räten, die ganze vollstreckende Gewalt aus und bezieht eine Zivilliste von 3 Mill. Jen. Nach dem glücklichen Krieg gegen China bewilligte der Landtag dem Mikado als Ausdruck des Dankes für die Leitung der Operationen einstimmig eine Ehrengabe von 20 Mill. Jen aus der Kriegsentschädigung. Der Landtag (Kokkai) besteht aus einem Herrenhaus und einem Abgeordnetenhaus (Schugiin). Das Herrenhaus besteht aus den majorennen männlichen Mitgliedern der kaiserlichen Familie, allen über 25 Jahre alten Prinzen (11) und Marquis (33), dem fünften Teil aller nicht unter 25 Jahre alten Grafen (89), Vicomtes (363) und Barone (220) des Reiches, die von ihren Standesgenossen auf 7 Jahre erwählt werden, im ganzen 135, sowie höchstens aus so vielen auf Lebenszeit vom Kaiser ernannten, nicht unter 30 Jahre alten Mitgliedern, wie der Adel Mitglieder hat, jetzt 59, und aus 44 nicht unter 30 Jahre alten, von und aus den 15 höchstbesteuerten männlichen Einwohnern jedes Verwaltungsbezirks gewählten Mitgliedern, die der Kaiser auf 7 Jahre bestätigt, im ganzen nicht über 300 Mitgliedern. Das Abgeordnetenhaus zählt nach dem Gesetz vom März 1900: 369 nicht unter 30 Jahre alte Mitglieder, die bezirksweise von allen männlichen Untertanen über 25 Jahren, die jährlich eine direkte Staatssteuer von wenigstens 10 Yen zahlen, öffentlich zu wählen sind. Die Abgeordneten müssen selbst die gleiche Steuer im betreffenden Bezirk seit Jahresfrist gezahlt haben. Nicht wählbar sind Offiziere, Priester und die meisten Beamten. Die Mitglieder beider Häuser, mit Ausnahme der drei höchsten Klassen des Herrenhauses, erhalten Diäten (2000 Jen außer Reisekosten jährlich); die Präsidenten beider Häuser werden vom Kaiser ernannt. Die Wahlen finden alle vier Jahre statt, die Sitzungen sollen höchstens drei Monate dauern. Vgl. Arimori, Das Staatsrecht von J. (Straßb. 1892); Y. Tanaka, La constitution de l'empire du Japon (Par. 1899).

Nach Beseitigung des Feudalsystems wurde 1872 eine neue Verwaltung eingeführt, die indes in der Folge mehrfache Abänderungen erfuhr. Jetzt bestehen Tokio, Osaka und Kioto als Residenzbezirke (Fu), außerdem 42 Landbezirke (Ken) unter Gouverneuren; diese Bezirke zerfallen in 804 Gun oder Kori (Kreise) und 42 Schi (Stadtverwaltungen). Gemeindeselbstverwaltung wurde 1889 eingeführt. Dazu kommen noch die Kolonialbezirke Hokkaido (Jeso und die Kurilen) unter einer besondern Verwaltung mit dem Sitz in der Hauptstadt Sapporo, Okinawa (Liukiu-Inseln) und Taiwan (Formosa), so daß die Gesamtzahl der Bezirke 48 beträgt.

Rechtspflege. Das japanische Gerichtsverfahren, früher willkürlich und grausam, ist jetzt nach europäischen Rechtsgrundsätzen umgestaltet. Die Strafen sind Haft, Gefängnis, Zuchthaus, Deportation, Todesstrafe (das Harakiri [s. d.] ist abgeschafft). Auch für die bessere Vorbildung der Richter ist Sorge getragen. Sie werden auf den obern Stufen vom Kaiser, auf den untern vom Justizminister ernannt und sind unabsetzbar, außer nach Kriminal- oder Disziplinarvergehen. Es bestehen ein Kassationshof (Daischinin), ein Verwaltungsgerichtshof, 7 Appellhöfe (Kosoin), 49 Landgerichte (Chichosaibauscho) und 302 Amtsgerichte (Kusaibauscho). Die Kriminalstatistik für 1900 nennt 2675 schwere und 128,525 leichtere Verbrechen. Es bestanden 7 Staats-, 132 Ortsgefängnisse und in jedem Fu und Ken eine Besserungsanstalt mit insgesamt 52,990 männlichen und 3689 weiblichen Insassen.

[Finanzen.] Die finanziellen Verhältnisse Japans befanden sich bis Mitte der 1880er Jahre infolge der massenhaften Ausgabe von Papiergeld, wozu neben der Regierung auch die ca. 300 Clans berechtigt waren, in sehr ungeordnetem Zustande. 1872 zählte man 1694 verschiedene Papiersorten (ohne die Fälschungen), von denen einige Stücke nur 0,07 Pf. wert waren, und der Wert des umlaufenden Papiergelds überstieg 200 Mill. Jen. Durch die umsichtigen Maßregeln des Finanzministers Matsukata hat sich die Finanzlage seit 1886 so gebessert, daß die Einnahmen die Ausgaben immer überstiegen haben. Das Budget des am 31. März 1903 endigenden Finanzjahres wies Einnahmen von 293,991,663, Ausgaben von 289,226,626 Jen nach. Von den erstern ergaben Steuern 167,735,492 (Grundsteuer 46,845,971, Steuern auf Alkohol (Sake) 63,727,067, Zölle 15,501,469) Jen, von den zweiten erforderte die Staatsschuld 39,905,495, die Armee 38,432,317, die Marine 21,349,054 Jen. Die Staatsschuld erreichte 1902/03: 561,164,258 Jen.

[Heer und Flotte.] Früher war der Heeresdienst Vorrecht der Samurai, durch Gesetz vom 28. Nov. 1872, ergänzt 21. Jan. 1889, gilt die allgemeine Wehrpflicht nach deutschem Muster. Die Dienstzeit ist bei allen Truppen drei Jahre beim stehenden Heer, vier in der Reserve, fünf in der Landwehr. Alle sonstigen Wehrpflichtigen gehören vom 17. bis 40. Lebensjahr zum Landsturm. Militärpflichtige höherer Bildung genießen Erleichterungen (einjährigen Dienst ꝛc.). Die Behandlung der nicht zum aktiven Dienst Einberufenen sowie die Organisation der Aushebung und der Kontrolle sind den deutschen Einrichtungen ähnlich. Der Zahl nach nutzten bis jetzt die Japaner ihr Menschenmaterial für das Wehrwesen noch nicht so ausgiebig aus wie abendländische Mächte, und so kam im Drange der großen Verluste des jetzigen Krieges im Sommer 1904 ein neues Wehrgesetz zustande, das die Dienstpflicht in der Reserve wesentlich erhöht; ob dasselbe nach dem Kriege aufrecht erhalten oder noch weiter ausgedehnt wird, bleibt abzuwarten. Stärke (berechnet nach der 1903 vollendeten Organisation, die nach dem chinesisch-japanischen Krieg einsetzte): 13 Infanteriedivisionen (davon 1 Garde), je 2 Brigaden zu 2 Regimentern zu 3 Bataillonen Infanterie, 1 Kavallerieregiment (Garde- und 1. Division 3) zu 3 Eskadrons, 1 Feldartillerieregiment (Garde- und 1. Division 4) zu 6 Batterien, zusammen 156 Bataillone, 59 Eskadrons, 90 fahrende, 27 Gebirgsbatterien, außerdem 23 Festungsartillerie-, 13 Pionier-, 13 Trainbataillone, 1 Bataillon Verkehrstruppen und einige einzelnen Divisionen zugeteilte Maschinengewehrabteilungen, rund 8100 Offiziere, 133,500 Mann, 702 bespannte Geschütze, 15,650 Pferde, im Krieg etwa 12,000 Offiziere, 350,000 Mann, 1116 bespannte Geschütze, 82,500 Pferde. Im Felde werden außer den Feldtruppen (Divisionen zu etwa 14,000 Streitern) Reservebrigaden zu durchschnittlich 6 Bataillonen, 1 Eskadron und 1 Batterie formiert, die Landwehr wird im jetzigen Krieg wohl

völlig für den Feldkrieg aufgebraucht, der Landsturm zu Besatzungszwecken in der Heimat nötig sein. Die ordentlichen Ausgaben für 1903/04 betragen 38 Mill. Jen, die außerordentlichen 5 Mill., dazu 0,5 Mill. Nachtragsetat. — Das Oberkommando führt der Kaiser, seine Organe sind: Kriegsministerium (6 Abteilungen), Generalstab (Großer Generalstab mit 6 Abteilungen und Divisionsstäbe); die Truppeninspekteure (für den einzelnen Fall besonders beauftragte, nicht für diesen Zweck fest angestellte Marschälle, die mit ihren Stäben eine Art Stamm für die im Kriege zu formierenden Armeeoberkommandos bilden), die Divisionskommandeure (die höchsten Kommandobehörden sind die Divisionskommandos, der Korpsverband existiert, wenigstens im Frieden, nicht), der Generalinspekteur des Erziehungs- und Bildungswesens. Letzterm unterstehen folgende hauptsächlichsten Lehranstalten: Kadettenschulen, Kriegsschule, Artillerie- und Genieschule, Fähnrichsprüfungskommission, Infanterieschießschule mit Lehrbataillon, Kavallerieapplikationsschule (Reitschule), Feldartillerieschule, Festungsartillerieschule, Telegraphenlehrbataillon. Die Kriegsakademie untersteht ebenso wie die Landesaufnahme dem Chef des Generalstabs der Armee. — Die Remontierung begegnet erheblichen Schwierigkeiten, da das japanische Pferd zum militärischen Dienst wenig tauglich ist. Doch wird von den verantwortlichen Stellen, auch vom Kaiser persönlich sehr viel zur Hebung der Pferdezucht getan. — Bewaffnung: Die Infanterie führt das »30. Jahr-Gewehr«, d. h. Modell 1897 (Benennung der nach historischen Perioden zählenden japanischen Zeitrechnung entnommen), Modell Arisaka, Kaliber 6,5 mm, mit Rahmen zu 5 Patronen und Visier bis 2000 m nebst Seitengewehr, Kavallerie und Train einen entsprechenden Karabiner mit Visier bis 1500 m und Säbel, aber keine Lanzen. Die Feldartillerie hat 7,5 cm Schnellade-Feld- und Gebirgsgeschütze, Modell Arisaka, mit Schraubenverschluß, die sich bisher im Kriege gegen Rußland sehr bewährt haben sollen. — Die Fabrikation ist schon in hohem Grade vom Ausland unabhängig, die bedeutendsten Werkstätten sind in Tokio (für Handwaffen), Osaka (für Artillerie), Itobaschi und Iwaschani (für Pulver). Rohmaterial wird aus Deutschland, Frankreich, England, fertige Erzeugnisse, z. B. 15 cm-Feldhaubitzen, Panzertürme ꝛc. meist aus Deutschland bezogen. Die Landesbefestigung sichert die wichtigsten Küstenpunkte. — Der Werdegang der jetzigen japanischen Armee steht in der Geschichte einzig da. Vermöge der außerordentlichen Intelligenz des Volkes und seines hohen Patriotismus ist es in wenigen Jahrzehnten J. gelungen, eine Wehrmacht zu schaffen, die den besten der Gegenwart würdig zur Seite steht und dem politischen Ziel Japans, die ausschlaggebende Macht im fernen Osten zu werden, ein kräftiges Hilfsmittel ist. Wenn auch die Gewaltsamkeit und Plötzlichkeit, mit der hier eine uralte, großartige Kultur umgestürzt wurde, sicher in vieler Beziehung schädigend auf die innere Entwickelung des Volkes wirken wird, so ist doch das militärische Gebiet dasjenige, das am meisten Bewunderung verdient, und auf dem die Japaner am augenfälligsten gezeigt haben, wie schnell und sicher sie von ihren abendländischen Lehrmeistern zu lernen verstanden. Das erste Jahr des russisch-japanischen Krieges zeigte, daß das größte Mittel zum Sieg, der offensive Geist, strategisch und taktisch glänzend beim japanischen Heer in Erscheinung tritt, dem Naturell seines Menschenmaterials entsprechend. Als Folgen des Krieges dürften organisatorische Änderungen im Heerwesen zu erwarten sein, so z. B. vielleicht die Annahme des Korpsverbandes, eine Vermehrung der Kavallerie ꝛc. Vgl. »Die Japanische Armee, ihre Organisation und Uniformierung« (3. Aufl., Leipz. 1905); Janson, Die Wehrkraft Japans, begründet in der Eigenart von Land und Leuten (Berl. 1904).

Die Kriegsflotte zählte Mitte 1903: 7 Linienschiffe von 93,712 Ton. Größe (darunter das größte, Mikasa, Stapellauf 1900, 15,440 T. groß, 19 Seemeilen schnell, 16,400 Pferdekräfte, 4 schwere 30,5 cm, 14 mittlere, 32 leichte Schnelladekanonen, 4 Torpedorohre), 1 Panzerkanonenboot, 6 Panzerkreuzer von 58,778 T. Größe (der größte, Iwate, Stapellauf 1900, 9906 T. groß, 21 Seemeilen schnell, 14,700 Pferdekräfte, 4 schwere, 14 mittlere, 20 leichte Schnelladekanonen, 4 Torpedorohre), 16 geschützte Kreuzer von 59,529 T. (der größte, Kasagi, Stapellauf 1898, 4978 T. groß, 22,5 Seemeilen schnell, 17,235 Pferdekräfte, 2 schwere, 10 mittlere, 18 leichte Schnelladekanonen, 5 Torpedorohre), ferner 3 Avisos, 2 Kanonenboote, 21 Torpedofahrzeuge von 203—864 T., 57 Torpedoboote von 80—152 T. Als Hilfskreuzer sind 60 Dampfer der Nippon Yusen Kabushiki Kaisha dienstbereit. In den nächsten 10 Jahren sollen noch 3 Linienschiffe zu je 16,000 T., 3 Panzerkreuzer zu je 11,000 T., 2 geschützte Kreuzer zu je 5000 T. gebaut werden; Bausumme etwa 200 Mill. Mk. Große Flottenmanöver wurden im Frühjahr 1903 abgehalten. Große Marinewerften befinden sich in Yokosuka, Nagasaki, Hiogo, Moji, Uraga und Hakodate; befestigte Küstenplätze sind dieselben Häfen sowie Kure, Sasebo, Tsushima. Das Personal der Flotte zählte 1903: 909 Seeoffiziere, 301 Maschineningenieure, 256 Sanitätsoffiziere, 305 Seekadetten, 43 technische Offiziere, 28,156 Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Das Marinebudget für 1903/04 betrug insgesamt 64,3 Mill. Mk., davon 12,4 Mill. Mk. für Schiffsbauten.

Das Wappen des Reiches (s. Tafel »Wappen IV«, Fig. 1) ist (gewöhnlich in Gold) aus der stilisierten Blüte des Chrysanthemum (Kiku), das Wappen des kaiserlichen Hauses aus dem Blatt und der Blüte der Paulownia imperialis (Kiri; vgl. nebenstehende Abbildung) gebildet. Die Handelsflagge (s. Tafel »Flaggen I«) ist weiß mit roter Sonnenscheibe in der Mitte; bei der Kriegsflagge gehen von der Peripherie der roten Sonnenscheibe nach den Flaggenrändern 16 rote, nach außen zu breiter werdende Strahlen. Die Regimentsfahnen zeigen dasselbe Bild, nur mit blauer Borte. Es bestehen sechs Orden: der Orden der aufgehenden Sonne (1875) mit 8 Klassen, der Chrysanthemumorden (1877) mit einer Klasse (s. Tafel »Orden III«, Fig. 4 u. 5), der Orden des glücklichen geheiligten Schatzes (sogen. Spiegelorden, 1888), der Paulownia-Sonnenorden mit einer Klasse (1888), der Verdienstorden der goldenen Weihe mit 7 Klassen (1890) und der Kronenorden (Damenorden) mit 5 Klassen (1898).

Geschichte.

Da die ältesten einheimischen Geschichtsquellen erst Anfang des 8. Jahrh. verfaßt und in ältern chinesischen und koreanischen Schriften nur vereinzelte feste Daten über J. zu finden sind, so reicht die vorgeschichtliche Periode der japanischen Geschichte bis in die Mitte des 5. Jahrh. n. Chr. Aber schon in den erhaltenen

ältesten japanischen Geschichtsquellen, dem Kojiki (»Bericht über alte Dinge«) von 712 und dem Nihongi (»Japanische Chronik«) von 720, finden wir eine aus Mythen und Geschlechtsregistern zusammengebraute »Tradition«, die ganz unhaltbare chronologische Fixierungen bis auf 11. Febr. 660 v. Chr., den Regierungsantritt des ersten »Kaisers« von J., zurückführt. Es gehört, aus Gründen, auf die wir noch zu sprechen kommen, zu den nationalen und zum Teil religiösen Grundsätzen japanischer Staatsmänner und Erzieher, den etwas zurechtgestutzten Inhalt dieser 1300 Jahre alten Überlieferung über Ereignisse, die angeblich noch weitere 1300 Jahre zurückliegen, als glaubhafte Geschichte auszugeben. Kämpfer, v. Siebold und Rein sind ihnen darin gefolgt; kritischer verfuhren B. H. Chamberlain, Aston, Bramsen und von Japanern Tachibana und Kume. Das Ergebnis ist, daß in ältester Zeit ganz J. von dem jetzt ganz nach dem nördlichsten Teil der Insel Jeso zurückgedrängten und auf 17,000 Seelen reduzierten Volke der Aino bewohnt war, was viele geographische Namen in verschiedenen Teilen Japans durch ihre Entlehnung aus der Ainosprache beweisen, und daß an drei verschiedenen Stellen über die See gekommene Eroberer unabhängige Staaten begründeten: in Idsumo an der Westküste (Korea gegenüber), auf Kiusiu (der Südinsel) und in Yamato (in Zentraljapan bei Osaka). Reste der Mythen, die sich in diesen drei Gebieten unabhängig nebeneinander gebildet haben, liegen in ungelenker Verworrenheit in den oben genannten Kompilationen vor. Die politische Vereinigung Yamatos mit Kiusiu und später auch mit Idsumo geht schon in die vorgeschichtliche Zeit zurück. Der Fürst von Kiusiu, dem nach Jahrhunderten der posthume Name Jimmu Tenno gegeben wurde, ist in der Tradition als der japanische Wilhelm der Eroberer erhalten geblieben; seine sagenumwobene Gestalt ist die älteste historische Erinnerung des japanischen Volkes. Kämpfe zur Verdrängung der Aino weiter nach Osten und zur Aufrechterhaltung der Oberherrschaft über Idsumo, Kiusiu und die dazwischen liegenden Landschaften hielten die in Zentraljapan angesiedelte Bevölkerung jahrhundertelang in Spannung und machten sie zum Kern eines einheitlichen Volkes. Von vielen kriegerischen und diplomatischen Berührungen der aufstrebenden Macht von Yamato mit den Teilkönigen der nahen festländischen Halbinsel geben uns auch koreanische Annalen Kunde; in J. haben sich diese Kämpfe zu einer Rhapsodie von der heldenhaften Kaiserin Jingo und ihrem später als Kriegsgott verehrten Sohne Hachiman verdichtet. Durch koreanische Vermittelung wurde auch im 3. und 4. Jahrh. die chinesische Schrift und Literatur in J. zuerst bekannt. Zum Allgemeingut der Höflinge und Gebildeten wurde die komplizierte Bilderschrift aber erst mit der Einführung des Buddhismus seit 552 und namentlich unter dem Prinzen Shotoku Taishi 593—621, der für die Kaiserin Suiko Tenno die Regierung führte. Jetzt konnte man die Überlieferung fixieren und buddhistische Gebräuche und chinesische Einrichtungen planvoll einführen. Aus den in den spätern Kompilationen benutzten Aufzeichnungen können wir die Zustände des 6. Jahrh. unmittelbar vor Einführung des Buddhismus erschließen. Die Japaner waren damals ein zwar seßhaftes, aber doch noch barbarisches Volk, das sich von Reisbau, Fischerei und Jagd ernährte und in Wohnungen primitivster Art hauste. Die moralischen und rechtlichen Anschauungen waren noch äußerst roh, die Eheverhältnisse primitiv (Geschwisterehe), die Strafen unmenschlich grausam. Der Schintoismus, die nationale Religion des Landes, war ein mit symbolischen Reinigungen verbundener Ahnenkultus. Die Bevölkerung zerfiel in einzelne Geschlechtsverbände, deren jeder von einem eignen Häuptling beherrscht wurde; doch hatte der Tenno als Oberpriester und Herrscher des mächtigsten Stammes gewisse Ehrenvorrechte, namentlich bei den großen Sühnefeiern und im Verkehr mit den Nachbarn zu Land und über See. Es gelang den Tenno im Laufe der Zeit, aus diesen Ehrenvorrechten eine wirkliche Gewalt abzuleiten und die Herrschaft über die übrigen Häuptlinge zu erlangen. Opfer und Kriege gaben ihnen Gelegenheit, Steuern zu erheben, wodurch ein neues bedeutendes Privilegium geschaffen ward. Insbesondere dienten ihnen die fremden Sklaven und Gewerbtreibenden, ihre Schutzbefohlenen, die auch zum Kriegsdienst verpflichtet waren, zur Stütze ihrer Macht. So hatten die Tenno bereits eine tatsächliche Macht erlangt, als die systematische Einführung der chinesischen Zivilisation erfolgte.

Ihr wichtigstes politisches Resultat war die Umwandlung des alten Geschlechterstaates in einen zentralisierten Beamtenstaat nach chinesischem Muster, mit chinesischem Recht und Zeremoniell, die sich im 7. und 8. Jahrh. vollzog. Durch sie ward der Tenno der unumschränkte Herr des Ganzen, der die Regierung des Landes durch seine Beamten (Daijo Daijin, Großkanzler, zwei Kanzler, Sadaijin und Udaijin, Minister für Finanzen, Krieg, Justiz ꝛc.) direkt führen ließ. Das Land ward in Provinzen geteilt, die durch kaiserliche Statthalter regiert wurden, die Residenz des Tenno ward 709 nach Nara und 794 nach Kioto verlegt. Das Gesetzbuch dieser Periode, das Taihoryo (702), nach chinesischem Muster bearbeitet, erklärt alles (Reis-) Land für Eigentum des Kaisers. Auch die Geschichtswerke des Kojiki und Nihongi kamen durch ihren mythologischen Bericht über die Abstammung des Tenno von den Göttern den aus China übernommenen despotischen Theorien zu Hilfe. Dieser Verstärkung der Zentralgewalt traten aber drei Hindernisse entgegen, die sie praktisch in ein Feudalsystem mit Hausmeiertum umwandelten. Erstens übernahm man auch für den Mikado mit dem chinesischen Titel Tenshi (»Himmelssohn«) und Tenno (»himmlischer Herrscher«) das ganze umständliche chinesische Zeremoniell, das den Hof von jeder direkten Berührung mit dem Volk abschloß; der die Vermittelung mit der Außenwelt besorgende Staatsbeamte, seit 886 der Kwambaku, besorgte die Regierungsgeschäfte, während der Kaiser sich der Pflege des Luxus und verweichlichender Kultur hingab, dichtete, Bilder sammelte, chinesische Literatur studierte und Gnadenakte vollzog. Zweitens vermehrten die Häuptlinge der Geschlechtsgenossenschaften ihren Besitz und ihre Macht, indem sie in ihrem Bezirk kaiserliche Beamte wurden und statt Gehalts die Nutznießung des Landes, das angeblich dem Kaiser gehörte, an sich brachten. Drittens schufen sich die an den Grenzen des Ainogebiets angesiedelten Geschlechtsoberhäupter einen Kriegerstand aus ihren Hörigen. In den beiden hervorragendsten Familien in den Grenzmarken wurde die Würde von Reichsfeldherren wie ein Erbstück beansprucht. Die Namen dieser Familien waren Taira (chin. Hei) und Minamoto (chin. Gen). Bereits im 10. Jahrh. versuchte der Taira Masakado sich unabhängig zu machen und zum Kaiser aufzuwerfen. Im Anfang des 12. Jahrh. gelang es den Militärhäuptern, die Familie Fujiwara

des Amtes eines Kwambaku zu berauben, und nun beginnt ein Streit der beiden Familien Taira und Minamoto um den Besitz des Hofes, der den Besitz der Macht einschließt, ein Streit, der die Periode der Bürgerkriege einleitet, die fünf Jahrhunderte hindurch J. verwüsteten. Der Kaiser ward der Spielball der sich bekämpfenden Parteien. Zunächst siegten die Taira. Kiyomori, das Haupt der Tairapartei, machte sich nach dem Sieg über die Gegner zum Daijo Daijin und riß alle Gewalt an sich, Mikado nach Gutdünken ein- und absetzend. Die Familie der Minamoto suchte er auszurotten; das Haupt derselben, Yoshitomo, der ihn anfangs unterstützt hatte, ward auf seinen Befehl 1159 umgebracht. Zwei seiner Söhne aber, Yoritomo und Yoshitsune, der Lieblingsheld des japanischen Volkes, entgingen dem Tode. Yoritomo, der ältere, trat an die Spitze der Minamoto. Inzwischen starb Kiyomori 1181; sein Nachfolger, Munemuri, ward von dem Heer der Minamoto unter Yoshitsune wiederholt, zuletzt in der blutigen Seeschlacht von Dan-no-ura (bei Schimonoseki) geschlagen, gefangen genommen und enthauptet. Die Erfolge und die allgemeine Beliebtheit Yoshitsunes machten aber seinen ältern Bruder, Yoritomo, der inzwischen seine Residenz in Kamakura aufgeschlagen hatte, eifersüchtig. Er stellte ihm nach dem Leben. Yoshitsune mußte fliehen, ward aber auf der Flucht von einem ungetreuen Vasallen ermordet. Yoritomo war nun unumschränkter Inhaber der Gewalt, der Mikado eine Puppe in seinen Händen. Er ließ sich von ihm zum Sei-i-tai Schögun (»der die Barbaren besiegende große General«) ernennen, welche Würde in der Familie der Minamoto erblich blieb. Dies ist der Anfang des Schögunats, in dem alle wirkliche Regierungsgewalt konzentriert war, während nominell der Mikado (meist ein unmündiges Kind) der Herrscher des Landes blieb. Der Dualismus, der hiermit begründet wurde, kam in allen Zweigen der Verwaltung zum Ausdruck. Neben die noch existierende kaiserliche Regierung mit ihren Beamten trat das Schögunat, neben die kaiserlichen Statthalter, die noch fortexistierten, traten in den Provinzen die Militärgouverneure des Schöguns (Schugo), die den militärischen Oberbefehl, auch die peinliche Justizgewalt ausübten. Auch in den Amtsländern der Beamten setzte der Schögun Aufsichtsbeamte (Jito) ein. Yoritomo starb 1199 in Kamakura. Nach seinem Tode wiederholte sich am Hofe des Schöguns wie vorher am Mikadohof die Erscheinung des Hausmeiertums. Den schwachen Nachfolgern entsanken die Zügel der Regierung, die ihre ersten Minister (Schikken), tatkräftige und ehrgeizige Männer, an sich rissen. Die Schikken setzten nun unmündige Schögune ebenso ein und ab, wie diese vorher die Mikado, so daß nun der Schikken den Schögun und durch diesen den gleichfalls machtlosen Mikado beherrschte. Es war die Familie der Hojo, die mit Hojo Tokimasa, dem Schwiegervater Yoshitomos, 1200 das Schikkenamt und damit die höchste Gewalt an sich riß, in der sie sich bis 1333 zu behaupten wußte. Die Schögune waren Puppen in ihren Händen. Nach dem Aussterben der Familie Minamoto setzten sie kaiserliche Prinzen oder Mitglieder der Familie Fujiwara zu Schögunen ein (Schattenschögune). Ein Versuch der kaiserlichen Partei, die Regierungsgewalt wieder dem legitimen Kaiserhaus zurückzugewinnen, schlug fehl. Aufstände zugunsten des Schöguns, bei denen namentlich buddhistische Priester (die bedeutendsten buddhistischen Sekten, die Jodo-, Schin- und Nichirensekte, entstanden um 1200) eine bedeutende politische Rolle spielten, wurden blutig unterdrückt. Dem Hofadel ward sein Landbesitz genommen und an Anhänger der Hojo gegeben, die sich bei aller Gewalttätigkeit und Grausamkeit doch unleugbare Verdienste um das Land erwarben, indem sie Ruhe und Ordnung wiederherstellten, vor allem aber das Land erfolgreich gegen die Mongolen verteidigten. Kublai Khan, der große Mongolenfürst, der Peking zu seiner Residenz machte, hatte, nachdem eine Aufforderung zur Unterwerfung fruchtlos geblieben war, 1275 eine Expedition nach Kiusiu geschickt, die aber zurückgeschlagen ward. Wenige Jahre später erschien aber ein neues großes Mongolenheer in J. Da war es denn der Hojo Tokimi, der mit einer auserlesenen Armee die Mongolen (bei Takaschima) aufs Haupt schlug. Die Überreste vernichtete mitsamt der Flotte ein Taifun.

Im J. 1333 gelang es der Opposition gegen die Usurpatorenfamilie, unter Nitta Yoshisada und Aschikaga Takauji, sich der Residenz des Mikado, Kioto, zu bemächtigen, Kamakura zu erobern und die Hojo zu stürzen. Aber dem kaiserlichen Hause kam der Sieg nicht zugute. Der neue Schögun, Moriyoshi, verstand es nicht, die Situation zu benutzen. Ohne große Mühe gelang es Aschikaga Takauji, sich des Schögunats zu bemächtigen und diese Würde auch gegen die kaiserliche Partei (Nitta Yoshisada) zu behaupten. Er begründete das Schögunat der Aschikaga, das von 1335—1573 währte. Die Mikadowürde kam unter den Aschikaga so weit herunter, daß einmal 56 Jahre lang zwei Mikadodynastien gleichzeitig, eine im Süden und eine im Norden, existierten. Unter den Aschikaga-Schögunen ist Aschikaga Yoshimitsu (1376—93) der bedeutendste; er hat eine Art Reichskanzlei gegründet und außerdem eine Beamtenhierarchie, die neben die vom Kaiser ernannten Provinzialbehörden trat. Zwischen diesen rivalisierenden Beamten und Territorialherren brachen im 15. Jahrh. Fehden aus, denen weder die kaiserliche Autorität noch das Machtwort des Schöguns Einhalt gebieten konnte. Die siegreich gebliebenen lokalen Machthaber machten sich gegen Ende des 15. Jahrh. zu unabhängigen erblichen Kriegsherren und umgaben sich mit einer ebenfalls durch Erbrecht aufrecht erhaltenen Gefolgschaft. So bildete sich im Gegensatz zu dem Hofadel in Kioto, den Kuge, die hohe Titel, aber keine Amtsgewalt hatten, der in den Schlössern der Dynasten zusammengehaltene Kriegsadel (Buke), dessen Lebensprinzip militärische Tüchtigkeit, persönliche Anhänglichkeit an den Herrn und Ehrgefühl war. Die Territorialherren wurden als Daimyo (»großer Name«) bezeichnet; unter ihnen ragten als die mächtigsten die Dynastien der Uyesugi, Takeda, Ochi, Mori, Otomo, Riuzoji, Shimazu, Tokugawa, Maeda, Satake, Ota, Hosokawa, die Hojo von Odawara (nicht identisch mit den alten Hojo) hervor.

In diese Zeit der unseligen Bürgerkriege fällt auch die Ankunft der Portugiesen in J. und die Einführung des Christentums. 1543 landeten drei portugiesische Kaufleute an Bord einer chinesischen Dschunke auf einer kleinen Insel (Tanegashima) im S. von Kiusiu. Sie eröffneten Handelsbeziehungen, die von den Daimyo sehr begünstigt wurden, weil sie ihnen viele brauchbare Waren, besonders Feuerwaffen, deren sie in ihren Fehden bedurften, zubrachten. 1549 landete der Jesuit Francisco Xavier in Kagoschima auf Kiusiu. Das Christentum machte bald große Fortschritte; die vielfache Ähnlichkeit des buddhistischen

und des katholischen Kirchen- und Gottesdienstes (Bilder- und Heiligenverehrung, Messe, Weihrauch, bunte Priestergewänder, Mönche und Nonnen, Zölibat, Wallfahrten und Prozessionen, Reliquienverehrung, Rosenkränze) wußten die Jesuiten geschickt für ihre Zwecke zu benutzen. Von den japanischen Fürsten erfuhr das Christentum manche Förderung aus politischen Gründen; sie spielten es gegen die buddhistischen Priester aus. Namentlich im Süden, auf Kiusiu, in den Herrschaften Bungo, Omura und Arima, machte es schnelle Fortschritte. Bereits 1582 ging von diesen drei Herrschaften eine Gesandtschaft an den Papst Gregor XIII. (bez. Sixtus V.) und die Höfe von Lissabon und Madrid, die 1590 zurückkehrte. Zur Zeit der großen Christenverfolgungen im 17. Jahrh. soll es über 600,000 Christen in J. gegeben haben.

Zwei Männern gelang es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., wieder eine kraftvolle zentrale Regierungsgewalt zu schaffen, indem sie als Beauftragte des Kaisers ihre eignen oder vom Hof erwirkte Befehle mit Waffengewalt und Politik den unfügsamen Daimyo gegenüber zur Geltung zu bringen wußten: Oda Nobunaga und Toyotomi Hideyoshi. Der erstgenannte, ein Abkömmling der Taira, ließ sich 1567 vom Mikado Ogimachi (Ogimatschi) beauftragen, die Ruhe im Lande wieder herzustellen. Er zog in Kioto ein und setzte 1573 den letzten Ashikaga-Schôgun ab. Auch die übermütigen buddhistischen Priester, die in den Bürgerkriegen eine bedeutende politische Rolle spielten, ließ er seine Macht fühlen und zerstörte die Klöster der Tendai- und Schinsekte auf dem Hiyeisan bei Kioto und in Osaka. Ihnen gegenüber begünstigte er auch das Christentum. Die völlige Pazifizierung des Landes hinderte sein frühzeitiger Tod 1582 infolge eines verräterischen Überfalles eines von ihm beleidigten Generals (Akechi Mitsuhide). Sein Werk ward fortgesetzt von Toyotomi Hideyoshi (Taikosama), der sich vom Stallburschen bis zum General Nobunagas emporgeschwungen hatte und nach dessen Tode bis 1596 als Kwambakku, zu welcher Würde ihn der Mikado 1586 erhob, die Geschicke Japans leitete. Ihm gelang die völlige Pazifizierung des Landes. Selbst die mächtigen Daimyo Shimazu von Satsuma, Mori von Choshiu (Nagato) und Iyeyasu von Totomi wußte er mit seinem Regiment zu versöhnen. Die widerspenstigen Hojo von Odawara vernichtete er und gab die acht Provinzen des Kwanto dem Tokugawa Iyeyasu, der dadurch der mächtigste Daimyo des Landes wurde. Hideyoshi starb 1598 während eines Eroberungskrieges gegen Korea, der durch die Einmischung Chinas große Dimensionen anzunehmen drohte und die Ursache der Abschließungspolitik Chinas J. gegenüber wurde. Die damals aus Korea mitgebrachten und in Arita auf Kiusiu angesiedelten Töpferfamilien sind die Begründer der keramischen Kunstindustrie Japans geworden. Den Christen gegenüber zeigte sich Hideyoshi nicht so wohlwollend wie sein Vorgänger. Unter ihm erschien 1587 ein Edikt, das die Ausübung des Christentums verbot und den fremden Priestern anbefahl, das Land zu verlassen. Die Insolenz spanischer, von den Philippinen gekommener Franziskaner, die sich an das Verbot des Predigens nicht kehrten, führte 1597 zur Kreuzigung einer Anzahl spanischer, portugiesischer und eingeborner Christen in Nagasaki. Von einzelnen Daimyo wurden die Christen aus persönlichen Gründen verfolgt; die Renegaten waren auch hier wieder die schlimmsten.

Nach dem Tode Hideyoshis brachen von neuem Zwistigkeiten unter den Großen aus, da die von ihm für seinen Sohn Hideyori eingesetzte vormundschaftliche Regierung nicht durchzugreifen vermochte. Die Kämpfe endeten 1600 mit der Schlacht bei Sekigahara, in welcher der Tokugawa Iyeyasu an der Spitze der ihm ergebenen (meist den nördlichen Landschaften angehörenden) Daimyo seine Gegner, die Fürsten des Südens, schlug. Er ward vom Mikado zum Udaijin (Kanzler zur Rechten) und Sei-i-tai-Schôgun ernannt (1603). Mit ihm beginnt das Schôgunat der Tokugawa, das in J. bis 1868 bestand. Der Schwerpunkt der japanischen Politik lag fortan in Jedo (jetzt Tokio), der Residenz der Tokugawa-Schôgune. Iyeyasu ist der Gründer des eigentümlichen Verfassungssystems, welches das Regiment des Schôguns mit den schroffsten Formen des Lehnsrechtes und einer überschwänglichen, aber politisch indifferenten Verehrung des Mikado vereinigte, dem Lande nach den endlosen Kämpfen der vorhergehenden Jahrhunderte einen über 250 Jahre währenden Frieden gab und dadurch eine hohe Kulturentwickelung ermöglichte. Der Regierung der Tokugawa verdankt das Land die Entwickelung seiner Seiden- und Baumwollenkultur, den Aufschwung seiner Porzellanindustrie, die Blüte seiner Literatur und Kunst. In der Zeit des langen Friedens konnte die chinesische Philosophie, Literatur und Kunst einen nachhaltigen und bestimmenden Einfluß auf die Kunst, die Denkart und die Sitten des Landes ausüben.

Alle tatsächliche Regierungsgewalt lag in der Hand des Schôguns, der den kaiserlichen Hof in strengster Abhängigkeit von sich hielt und dem Kaiser nur einige Ehrenrechte einräumte. Er stützte sich auf seine Hausmacht, die Provinzen des Kwanto (ein Drittel des Reiches), und die ihm zugetanen und vom Hause Tokugawa abhängigen Daimyo (Fudai Daimyo), mit denen alle höhern Ämter der Schôgunregierung (Bakufu) besetzt wurden, während die übrigen Daimyo mißtrauisch überwacht wurden. Die militärische Macht der Daimyo wurde durch eine besondere Kriegerkaste, die Samurai oder Ritter (zu der im weitern Sinne die Daimyo selbst auch gehörten), gebildet. Nur sehr wenige unter ihnen hatten selbst kleinere Lehnsherrschaften als Aftervasallen inne; die meisten waren nichts als Soldaten, die von ihren Daimyo Renten (in Reis bestehend) bezogen und dafür ihnen blind ergeben waren. Iyeyasu selbst gab durch seine auf Konfuzius basierte Gesetzgebung und strengen Ehrenvorschriften (Harakiri oder Seppuku, Selbsttötung durch Bauchaufschlitzen) dem Geist persönlicher Vasallentreue, den der Samurai verkörperte, die denkbar schärfste Ausprägung. Auch der Schôgun hatte seine Samurai. Ihre Zahl betrug etwa 80,000, sie zerfielen in größere, die Lehnsherrschaften innehatten (Hatamoto), mittlere (Gokenin), und, im Schôgunatslande selbst, in gewöhnliche Soldaten (Ashigaru). Außerhalb des Lehnsverbandes stand endlich das gemeine Volk (Heimin), in Bauern, Handwerker und Kaufleute zerfallend und durch strenge Vorschriften, die Polizei und ein eigenartiges System gegenseitiger Verantwortlichkeit ebenso im Zaum gehalten wie die Samurai durch den Ehrenkodex. Endlich gab es noch eine Klasse Unreiner und Ausgestoßener (Eta, Gerber ꝛc., Tänzerinnen, Dirnen), die als Paria außerhalb aller Gesellschaftsordnung stand und keinerlei Rechte hatte. Die Grundzüge dieser Verfassung wurden von Iyeyasu in einem von ihm mit Hilfe seiner in der Konfuzianischen Philosophie bewanderten Ratgeber verfaßten Traktat, den sogen. 100 Gesetzen des Iyeyasu (Gongensama), niedergelegt.

Die auswärtige Politik der Tokugawa-Schôgune war durchaus friedlich. Seit 1635 bestrebten sich die Tokugawa, die Japaner möglichst von allem Verkehr mit dem Ausland abzuschließen, weil sie besorgten, daß ein fortgesetzter Verkehr mit demselben die feste Ordnung, in der sie das japanische Volk zu halten wünschten, gefährden möchte. Durch das Verbot, große Schiffe zu bauen und das Land zu verlassen, durch die Ausschließung aller Fremden (nur den 1609 nach J. gekommenen Holländern wurde gestattet, eine Faktorei auf der kleinen Insel Deshima bei Nagasaki beizubehalten, wo sie bis gegen Ende der Tokugawa-Herrschaft wie Gefangene gelebt haben) suchten sie die Absperrung des Volkes nach außen hin durchzusetzen. Eine notwendige Folge derselben waren die Maßregeln gegen das Christentum, die in der Folge zur fast gänzlichen Ausrottung desselben in J. führten. Verschiedene Umstände, wie das herausfordernde Benehmen der fremden Priester, die Gewalttaten der christlichen Daimyo gegen heimische Tempel, insbes. aber die Besorgnis vor einer Verbindung der einheimischen christlichen Bevölkerung mit auswärtigen Mächten, wirkten zusammen, den sonst in religiösen Dingen sehr toleranten Iyeyasu, vornehmlich aber seinen Enkel Iyemitsu zu einem scharfen Vorgehen gegen das Christentum zu bestimmen. Nachdem bereits einzelne Daimyo in ihren Gebieten gegen das Christentum vorgegangen und wiederholt Verbote erlassen worden waren, erschien 1614 ein Erlaß, der die fremden Priester für Landesfeinde erklärte und die Ausrottung des Christentums anbefahl. Nun begannen die grausamen Christenverfolgungen, die schließlich mit der sogen. Schimabara-Rebellion 1637 bis 1638 ihr Ende fanden. Dort auf der Halbinsel Schimabara und auf der Insel Amakusa in der Nähe von Nagasaki hatten sich die verzweifelten Christen unter der Führung eines fanatischen Propheten (Schiro) in offener Rebellion gegen ihre Unterdrücker erhoben. Erst nach langwieriger Belagerung gelang es, den festen Stützpunkt der Aufständischen, das Schloß Hara auf Schimabara, zu erobern und durch Niedermetzelung sämtlicher Überlebenden dem Aufstand ein Ende zu bereiten. Die lange Friedenszeit, die der Beendigung des Christenaufstandes folgte, ist arm an bemerkenswerten politischen Ereignissen. Die wiederholt von den Engländern wie auch von den Russen unternommenen Versuche, Handelsbeziehungen mit J. anzuknüpfen, scheiterten sämtlich und konnten erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh., als mit dem Niedergang der Tokugawa-Herrschaft die innerpolitische Lage Japans sich sehr geändert hatte, mit mehr Erfolg wieder aufgenommen werden.

Mannigfach sind die Ursachen, die den Sturz des Schôgunats der Tokugawa herbeiführten. Die nächste und direkteste Ursache lag in den Schôgunen selbst. Die Nachfolger der Iyeyasu und Iyemitsu verweichlichten und gerieten unter die Vormundschaft ehrgeiziger Beamter, die für sie die Regierung führten. In dem Maß aber, als die Energie der Schôgune nachließ, nahm der Haß der von ihnen unterworfenen Daimyo, vorzüglich der mächtigen südlichen Daimyate, den Iyeyasu durch sein klug erdachtes System wohl hatte in Schranken halten, aber nicht unterdrücken können, drohendere und herausfordernde Gestalt an. Eine weitere Gefahr lag in den finanziellen Verhältnissen des Landes. In den langen Friedensjahren nahm die Bevölkerung stetig zu; nicht in gleichem Maße die Erwerbsquellen. Die steigende Entwickelung von Handel und Industrie anderseits rief ein dringendes Bedürfnis nach Geld hervor, welches das ganz auf Naturalwirtschaft basierte politische System der Tokugawa außerstande war, zu befriedigen. Eine Reihe schlechter Ernten vermehrte die Verlegenheit, und das Bakufu (Regierung des Schôguns), dessen schwächster Punkt von jeher die Finanzwirtschaft gewesen war, stand der immer zunehmenden Geldknappheit ratlos gegenüber. Nun traf aber die üble wirtschaftliche Lage mit am härtesten gerade diejenige Bevölkerungsklasse, von deren Gegnerschaft, da sie die militärische Kraft des Landes repräsentierte, das Bakufu im Ernstfall am meisten zu besorgen hatte, die Samurai. Überdies waren die bessern Elemente dieses Standes, in deren Händen die Verwaltung der Daimyate allmählich übergegangen war, die aber, bei der Erblichkeit aller Ämter, von den höhern Beamtenstellen ausgeschlossen waren, mit dem herrschenden System seit lange unzufrieden. Aus der Klasse dieser Leute gingen die Männer hervor, welche die Umwälzung des Jahres 1868 bewirkten und nachher an der Spitze der Geschäfte standen und zum Teil noch stehen, die Saigo, Okubo, Komatsu, Kuroda aus Satsuma, die Kido, Hirozawa, Ito, Inouye, Yamagata aus Choshiu, die Okuma und Soejima aus Hizen, die Sasaki, Goto, Itagaki aus Tosa. Nur wenige Daimyo, wie die von Echizen und Tosa und Shimazu Saburo, der Regent von Satsuma, nahmen tätigen Anteil an der Niederwerfung der Tokugawa. Die Daimyo sahen sich infolge der Mißernten außerstande, ihren Samurai die Reisrenten ferner zu zahlen, viele der letztern verließen den Dienst und trieben sich, an Zahl stets zunehmend, als herrenlose Leute (Ronin) im Land umher. Es bedurfte nur eines Schlagwortes, um diese Massen ins Feld zu bringen. Dafür war aber inzwischen von andrer Seite her gesorgt. Wohl nicht ganz ohne Zusammenhang mit dem Absperrungssystem der Tokugawa gegen alles Fremde entwickelte sich bereits im 17. Jahrh. eine literarische Richtung, die im Gegensatz zu der herrschenden chinesischen Literatur und Philosophie das Altjapanische wieder aus der Vergessenheit hervorsuchte und zum Gegenstand eifriger Forschung machte. Die Bewegung hatte ursprünglich einen rein literarischen Charakter und wurde von den literaturverständigen Tokugawa selbst gefördert. Allmählich aber nahm sie einen politischen Charakter an. Die altjapanische Schintoreligion und -Poesie ließ den Kaiser als den Abkömmling der Sonnengöttin, als den einzig berechtigten Herrscher, und im Gegensatz dazu die Tokugawa-Schôgune als Usurpatoren erscheinen. Geschichtswerke, wie das Dainihonji (um 1700) und mehr noch das Nihon Gwaishi (1827), verrieten ganz offen eine ausgesprochene legitimistische Tendenz. Die Schôgune versuchten vergeblich durch Preßprozesse gegen diese gefährlichen Tendenzen einzuschreiten. Die durch diese literarische Strömung geschaffene Stimmung wußten nun die Feinde der Tokugawa geschickt für ihre Zwecke zu benutzen. Das Haupt des in Mito residierenden Zweiges der Tokugawafamilie unterstützte diese Bestrebungen. Die Gegner des Schôgunats gebärdeten sich als die berufenen Träger der Mikadoidee und arbeiteten auf die Wiederherstellung des alten legitimen Mikadohauses hin. Zu diesem Zweck traten sie in Verbindung mit der legitimistischen Hofpartei, an deren Spitze die Kuge Sanjo und Iwakura standen. Wiederherstellung der Mikadoherrschaft ward nun das Feldgeschrei, unter dem sich alle Gegner des Bakufu sammelten, und auch die zuchtlosen Roninbanden, die sich im Land umhertrieben, machten es zu dem ihrigen.

So war die Lage des Bakufu schon mißlich genug, als die Ankunft der Fremden in J. sie noch bedeutend verschlimmerte. Die Absperrungspolitik hatte sich seit der Mitte des 19. Jahrh. als nicht mehr haltbar erwiesen. Die Amerikaner waren mit der Besiedelung Kaliforniens nahe Nachbarn Japans geworden und suchten ihren Handel über den Großen Ozean hinaus auszudehnen. 1853 erschien der amerikanische Kommodore Perry mit einer Flottille von Dampfschiffen in der Bucht von Jedo und brachte einen Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten, in dem die Anknüpfung von Handelsbeziehungen verlangt wurde. 1854 kam er wieder, um Antwort zu holen. Das Bakufu, das doch einige Kenntnis des Auslandes besaß, fühlte sich nicht stark genug, das Ansinnen zurückzuweisen, und bewilligte Perry 1854 einen Vertrag. Alsbald folgten noch im nämlichen Jahr England, 1855 Rußland mit gleichen Verträgen. Die Verträge gestatteten den Schiffen der genannten Mächte nur, Schimoda, Nagasaki, Kanagawa und Hakodate (auf Jeso) anzulaufen, dort Proviant einzunehmen und Waren zu verkaufen; ein Niederlassungsrecht ward dagegen nicht gewährt. Die Nachgiebigkeit den Fremden gegenüber brachte das Bakufu aber in eine üble Lage. Die Gegner verfehlten nicht, diese Nachgiebigkeit als unpatriotisch und feig zu bezeichnen, und verlangten entrüstet die gänzliche Vertreibung der fremden Barbaren. Eine Zeitlang schien es, als solle es dem Bakufu gelingen, seine Stellung zu behaupten. Dem unfähigen Schôgun Iyesada, der dem 1853 gestorbenen Schôgun Iyeyoshi in der Regierung gefolgt war, ward in der Person Ji Kamons, des Fürsten von Hikone (Omi), ein Regent (Tairo) zur Seite gesetzt, der alsbald scharf durchgriff. Er gab zwar notgedrungen und unter dem Druck der Erfolge, die England und Frankreich soeben in China errungen hatten, dem Andrängen der Fremden auf Erweiterung der Verträge nach und schloß 1858 mit Holland, Rußland, England und Frankreich (dem 1861 Preußen, 1866 Italien, 1869 Österreich-Ungarn nachfolgten) Verträge ab, kraft deren den Fremden die Häfen Kanagawa (an dessen Stelle später Yokohama trat), Nagasaki, Hakodate, später auch Niigata, Hiogo (Kobe), Yeddo und Osaka geöffnet werden sollten. Den Widerstand der Opposition wußte Ji Kamon aber erfolgreich niederzuhalten. Nach dem Tode des Schôguns Iyesada 1858 setzte er es durch, daß ein zwölfjähriger Knabe, Iyemochi, sein Nachfolger wurde, für den er als Regent die Regierung weiterführte. Scharfe Strafen trafen die Gegner. Aber Ji Kamon ward 1860 durch 17 Roninen ermordet; mit ihm fiel die letzte Stütze des Bakufu. Der Vormund des jungen Schôguns, Hitotsubashi, vermochte es nicht, dem Andrang der Gegner die Spitze zu bieten. Immer ungestümer verlangten sie die Vertreibung der Barbaren, und der Hof in Kioto wagte es, sich diesem Verlangen anzuschließen. So sehr hatten sich die Verhältnisse bereits geändert, daß der Schôgun, der einst mit dem Mikado wie mit einer Puppe gespielt hatte, sich jetzt entschloß, selbst nach Kioto zu gehen, um dem Hofe die Unmöglichkeit, die Fremden zu vertreiben, vorzustellen.

Zwei Ereignisse sind es dann gewesen, die durch ihre Folgen die entscheidende, dem Bakufu ungünstige Wendung herbeigeführt haben. Der Zug des Regenten von Satsuma überfiel, von Yeddo kommend, 1862 zwischen Yeddo und Yokohama eine ihm begegnende spazierenreitende englische Gesellschaft und tötete eine Person derselben, namens Richardson. Im August 1863 beschoß der Fürst von Choshu, in wörtlicher Ausführung eines vom Mikado erlassenen Befehls, die Barbaren zu vertreiben, amerikanische, holländische und französische Schiffe in der Meerenge von Schimonoseki. Die Antwort auf die Ermordung Richardsons war die Zerstörung Kagoschimas, der Hauptstadt von Satsuma, durch eine englische Flotte, die Antwort auf die zweite Tat war die Zerstörung der Batterien und Schiffe bei Schimonoseki durch eine englisch-holländisch-französisch-amerikanische Flotte 1864. Diese Ereignisse waren durch ihre Folgen von ungeheurer Bedeutung. Dem Bakufu kosteten sie große Summen als Entschädigungsgelder, die seine ohnehin leeren Kassen völlig erschöpften, den leitenden Persönlichkeiten in Satsuma und Choshu aber öffneten sie zum erstenmal gründlich die Augen über die Macht und Stärke der Fremden und brachten sie zu der Überzeugung, daß es unmöglich sei, die Fremden zu vertreiben, sowie zu der Einsicht, daß nur eine starke, nationale und einheitliche Regierung die politische Selbständigkeit und Integrität des Reiches bewahren könne. Fortan änderten die Leiter der Anti-Schôgun-Bewegung ihr Programm. Die Wiederherstellung der legitimen Mikadoregierung, die sie früher mehr als geeignetes politisches Propagandamittel benutzt hatten, machten sie jetzt, da sie sich von ihrer politischen Notwendigkeit überzeugt hatten, ernsthaft zum Ziel ihrer Bestrebungen, dagegen setzten sie die Vertreibung der Fremden von ihrem Programm ab. Wenn auch in der Folge noch manche Bluttat von den mit den neuen Verhältnissen unzufriedenen Samurai gegen die Fremden verübt ward, so dachten doch die Führer der Bewegung seit der Schimonoseki-Affaire nie mehr ernstlich an die Vertreibung der Fremden, sie waren im Gegenteil eifrig darauf bedacht, fremde Einrichtungen, namentlich Waffen, bei sich einzuführen. Der Hof von Kioto erkannte, der veränderten Lage Rechnung tragend, bereits 1865 die vom Bakufu mit den Fremden geschlossenen Verträge an. Im September 1866 starb der Schôgun, und der bisherige Regent Hitotsubashi (Keiki) folgte ihm in der Schôgunwürde nach. Im Januar 1867 starb auch der Mikado Komei, und Mutsuhito, der noch jetzt regierende Mikado, bestieg, ein 14jähriger Knabe (geb. 3. Nov. 1852), den Thron. Hitotsubashi erkannte alsbald, daß unter den veränderten Verhältnissen das Schôgunat sich überlebt habe und nicht mehr zu halten sei. So gab er denn, der Vorstellung des Fürsten von Tosa folgend, freiwillig 9. Nov. 1867 seine Gewalt dem Kaiser zurück. Der Mikado nahm die Resignation an, beauftragte aber den Schôgun, einstweilen bis zur Neuordnung der Regierung die Geschäfte weiterzuführen. Hitotsubashi hatte gehofft, auch unter den veränderten Verhältnissen seinem Haus eine herrschende Stellung erhalten zu können. Ein Staatsstreich seiner ungeduldigen Gegner, durch den sie sich der Person des jungen Kaisers bemächtigten, machte diese Hoffnung zunichte. Ein Edikt des Kaisers hob bald darauf alle die Hofämter, durch die der Schôgun den Kaiser zu überwachen pflegte, auf. Hitotsubashi verließ darauf Kioto und ging nach Osaka. Von dort schickte er seine Truppen gegen Kioto vor, die aber im Gefecht bei Fushimi vor Kioto geschlagen wurden (1868). Daraufhin begab sich der Schôgun zu Schiff nach Yeddo, ward vom Kaiser abgesetzt und für einen Rebellen erklärt. Er unterwarf sich und zog sich ins Privatleben zurück. Die Anhänger der Tokugawa setzten den ungleichen Kampf noch eine Zeitlang fort; die letzten Überreste setzten mit der Schôgunflotte nach Jeso

über, wo sie im Januar 1869 die Republik ausriefen. Der Republik ward bald ein Ende gemacht, und im Juni 1869 gehorchte ganz J. der neuen Regierung.

Bereits 1868 war der Mikado von den neuen Machthabern bestimmt worden, aus seiner Abgeschlossenheit herauszutreten und als Monarch im modernen Sinn aufzutreten. Am 6. Nov. 1868 ward die neue Periode Meiji (der Aufklärung) eingerichtet, nach der fortan die Jahre offiziell gezählt wurden (1904 = 37. Jahr Meiji); am 26. Nov. d. J. verlegte der Mikado seine Residenz von Kioto nach Yeddo, das fortan Tokio (Hauptstadt des Ostens, im Gegensatze zu Saikio [Kioto], Hauptstadt des Westens) genannt wurde. Am 5. Jan. 1869 wurden die Vertreter der fremden Mächte in Tokio vom Kaiser in Audienz empfangen. Damit war die neue Ära des modernen J. eingeleitet. Die Staatsform ward nach dem Fall des Feudalismus gänzlich umgestaltet und ein bureaukratischer Beamtenstaat mit zentralisierter Regierung und monarchischer Spitze geschaffen. Die Umgestaltung begann damit, daß die Daimyo veranlaßt wurden, »freiwillig« ihre Herrschaften dem Kaiser zurückzugeben. Sie blieben noch einige Zeit als Statthalter in ihren Gebieten; 1871 aber wurden durch kaiserlichen Erlaß die Daimyate abgeschafft und das Land administrativ in 75 Bezirke oder Ken (einschließlich der Stadtbezirke [Fu] von Tokio, Osaka und Kioto) geteilt; ihre Zahl ward 1888 auf 47 (inkl. Liu-Kiuinseln [Okinawa], Jeso und Kurilen [Hokkaido]) festgesetzt. An die Spitze der neuen Regierung trat der Kuge (Hofadlige) Sanjo als Großkanzler, neben ihm wurden neun Ministerien eingerichtet, die mit den führenden Männern der siegreichen Clangenossenschaften, vornehmlich Leuten aus Satsuma, Tosa, Hizen und Choshu, besetzt wurden. Von den führenden Männern dieser Clangenossenschaften (insbes. Satsuma und Choshu) ist J. bis heute regiert worden. 1885 ward, nachdem die Gegner des neuen Kurses aus der Regierung ausgeschieden waren, ein Kabinett nach europäischem Muster, bestehend aus neun Fachministern (für Äußeres, Inneres, Finanzen, Krieg, Marine, Justiz, Unterricht, Handel und Ackerbau, Verkehr) und einem Ministerpräsidenten (Graf Ito), eingerichtet, dem 1888 noch ein Staatsrat als Beirat des Kaisers hinzugefügt ward. Die alte ständische Gliederung des Volkes in Hofadel, Militäradel, Volk und Unreine verschwand. Die Unreinen wurden in die bürgerliche Gemeinschaft aufgenommen, die Samurai verloren ihre Privilegien, aus dem alten Militäradel (Buke) und dem Hofadel (Kuge) ward ein neuer Adel mit Marquis-, Fürsten-, Grafen-, Vicomte- u. Barontiteln geschaffen, in den auch die neuen Samurai-Machthaber aufgenommen wurden. Dieser Adel hieß Kwazoku, die gewöhnlichen Samurai wurden fortan Schisoku genannt, das bürgerliche Volk Heimin. Die Beamtenhierarchie zerfiel fortan in Shinnin (Minister), Chokunin (höhere Beamte), Sonin (mittlere Beamte) und Hannin (Subalternbeamte). Wie sich diese ganze Staatsreform europäische Einrichtungen, obzwar überall mit Anknüpfung an bestehende altnationale Einrichtungen, zum Muster nahm, so ward auch auf fast allen übrigen Gebieten im Sinne der Übernahme europäischer Einrichtungen reformiert. Zunächst waren es technische Einrichtungen, wie Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, Waffen, deren Einführung z. T. schon vom Bakufu in Angriff genommen war, die man einführte. Sehr schnell bürgerten sich auch die Zeitungen ein. Der alte feudale Heerbann ward gänzlich durch ein stehendes, nach europäischem Muster rekrutiertes und einexerziertes Heer ersetzt. Allgemeiner Schulzwang für Knaben und Mädchen und vorzügliche Lehrerseminare wurden eingeführt. Mit der Einführung der europäischen Wissenschaften, der Gründung einer Universität und andrer wissenschaftlicher Institute, der Inangriffnahme einer tiefgreifenden Justizreform ward dann ein geistiger Umwälzungsprozeß von gewaltiger Tragweite eingeleitet, dessen Ende heute noch nicht erreicht ist.

Doch vollzog sich das Reformwerk nicht ohne schwere Störungen. Die neuen Machthaber fanden sich nach Übernahme der Regierung alsbald in schwieriger Lage. Die Eifersucht der führenden Clane untereinander erwachte nach dem Sieg aufs neue; besonders aber konnte man bei der fortwährenden Geldnot die 400,000 Samuraifamilien nicht befriedigen. Man fand sie und die Daimyos mit 10 Proz. ihrer frühern Einkünfte ab und kapitalisierte diese geringe Rente, um ihnen Gelegenheit zu geben, andre Berufe zu ergreifen. Aber nur verhältnismäßig wenige machten Gebrauch davon; die meisten waren zu stolz dazu und empfanden die Aufhebung ihrer Privilegien, besonders des Schwertertragens, als eine persönliche Schmach. Eine Expedition nach Formosa, zur Züchtigung dortiger Seeräuber, welche die Regierung 1874 veranstaltete, brachte zwar eine befriedigende Verständigung mit China; aber der Tausch Sachalins gegen die Kurilen (1875) und die friedliche Lösung eines Konflikts mit Korea (1876) erschien vielen Samurai als eine gar zu ängstliche Politik. Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen machte sich in einer Reihe von Aufständen (in Saga 1874, in Kumamoto und Tosa 1876, in Satsuma 1877) Luft. Der Aufstand von Satsuma, an dessen Spitze der populäre, von den tapfern und gefürchteten Samurai von Satsuma unterstützte Saigo Takamori stand, war der gefährlichste von allen. Er dauerte acht Monate, machte die Aufbietung der gesamten neugeschaffenen Streitmacht nötig und erschöpfte die Finanzen des Staates gänzlich. Mit der Niederwerfung dieses Aufstandes war aber auch die Opposition gegen das neue Regierungssystem gebändigt; seitdem machte sich zwar noch hier und da vereinzelt die Mißstimmung in politischen Meuchelmorden Luft; zu einem ernsthaften geschlossenen Widerstande kam es aber nicht mehr.

Das Hauptmittel der Beruhigung war die Einrichtung einer Repräsentativverfassung (1890). Die neuen Machthaber konnten und wollten den Samurai, aus deren Reihen sie selbst hervorgegangen, eine Mitwirkung an der Regierung nicht versagen. Bereits 1868 war eine Notabelnversammlung, die sich aus Repräsentanten der Samurai zusammensetzte, zur Beratung staatlicher Maßregeln zusammengetreten. Solche beratende Mitwirkung hatte der Kaiser eidlich gelobt. Damit aber waren die Radikalen unter den Samurai nicht zufrieden. Sie verlangten eine wirkliche Volksvertretung (wobei übrigens noch niemand an das gewöhnliche Volk dachte) und faßten den kaiserlichen Eid als ein dahingehendes Versprechen auf. Die Führer der liberalen Bewegung, Itagaki, Goto, Soejima, reichten 1874 der Regierung eine Denkschrift ein, in der sie die Einrichtung eines Parlaments befürworteten. Die Regierung ging auf diese Ideen, die sie mit Recht für verfrüht hielt, nicht ein, aber die Bewegung wuchs, erfaßte auch weitere Kreise des Bürgerstandes und nahm infolgedessen allmählich einen demokratischern Charakter an. Die Regierung ihrerseits bereitete die Einführung der Repräsentativverfassung langsam und schrittweise vor.

Zu den vorbereitenden Schritten gehört vor allem die Einrichtung gewählter Bezirksvertretungen (Provinziallandtage) mit der Befugnis, das Bezirksbudget zu votieren. Sie sollten als parlamentarische Vorschule dienen. 1881 erschien dann die Proklamation des Kaisers, welche die Errichtung eines Parlaments für 1890 versprach. Am 11. Febr. 1889 ward die Verfassung verkündet, 29. Nov. 1890 ward das erste japanische Parlament feierlich eröffnet. Die Verfassung des neuen konstitutionellen Staates ist deutschen Vorbildern nachgeahmt. Die gesetzgebenden Körperschaften bestehen aus einem Oberhaus und einem Unterhaus; die Mitglieder des erstern sind teils Repräsentanten des hohen Adels und der höchsten Steuerzahler, teils vom Kaiser ernannt. Das aktive und passive Wahlrecht zum Unterhaus ist an einen für japanische Verhältnisse ziemlich hohen Zensus (15 Dollar [Jen] jährlicher direkter Staatssteuer, 1899 auf 10 Jen, 1903 auf 5 Jen ermäßigt) gebunden. Die Befugnisse der Volksvertretung sind ziemlich beschränkt. Sämtliche Gesetze bedürfen der Genehmigung des Kaisers, der ein unbedingtes Veto besitzt und in dringenden Fällen auch Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen kann, wovon die Regierung bei Gelegenheit des großen Erdbebens 1891, des Attentats auf den russischen Kronprinzen in demselben Jahr und auch sonst Gebrauch gemacht hat. Die Organisation der Verwaltung von Heer und Marine, die Festsetzung der Friedensstärke des Heeres, die Bestimmung der Gehälter der Beamten und Offiziere sind Prärogative der Krone. Die Minister sind nur dem Kaiser verantwortlich. Dieser Bestimmungen glaubten die Machthaber zu bedürfen, um in den parlamentarischen Kämpfen sich behaupten zu können. Gegen sie richteten sich die Anstrengungen einer starken radikalen Opposition unter der Führung der Grafen Itagaki, Okuma u. a. Sie wollten den Siegern des Jahres 1868 die Macht aus den Händen reißen. Zu diesem Zwecke strebten sie nach Einführung einer parlamentarischen Regierungsform nach englischem Muster, um durch parlamentarische Majorität die Regierungsgewalt zu erlangen. Sie gebrauchten hierzu die gewöhnlichen Kampfmittel parlamentarischer Oppositionen: Budgetverweigerung, resp. Abstreichung ꝛc. Als wirksames Propagandamittel diente auch die Forderung auf Herabsetzung der ländlichen Grundsteuer, um dadurch die Grundbesitzer zu sich herüberzuziehen. Endlich benutzten sie das allgemeine Verlangen nach der Revision der Verträge mit den fremden Mächten, um der Regierung Verlegenheiten zu bereiten. Die Heftigkeit, mit der die parlamentarischen Parteien sich bekämpften und die Kreise des Volkes bereits bedenklich aufzuregen begannen, das Unfertige und Unstete des ganzen Parteiwesens bedeutete eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die politische Entwickelung Japans. Die bedenklichste Erscheinung, welche die politische Entwickelung der parlamentarischen Ära hervorgebracht hat, waren die Soshi (wörtlich Schüler, nach andrer Version Männer der Kraft), unwissende, halbgebildete Burschen, die aus der Politik ein Handwerk machen und teils die Anschauungen der Regierungs-, teils die der Oppositionsparteien im wörtlichsten Sinne des Wortes »verfechten«. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß gelegentlich der Wahlen 1891 an einzelnen Plätzen förmliche blutige Wahlschlachten geschlagen wurden. Erst der Krieg mit China und die Eroberung Formosas hat eine Annäherung der Parteien und ein Abströmen der Soshi von der Arena der innern Politik zur Folge gehabt.

Neben den parlamentarischen Kämpfen konzentrierte sich das politische Interesse bis 1894 um die Vertragsrevisionsfrage, d. h. das Verlangen nach der Revision der Verträge mit den fremden Mächten. In ihr zeigte sich die patriotisch-chauvinistische, völlige Gleichstellung mit den christlichen Kulturvölkern anstrebende Richtung des modernen J., aus der das ganze Reformwerk schließlich geboren ist. Man wollte die Konsulargerichtsbarkeit der fremden Mächte, die für das japanische Selbstgefühl verletzend ist, beseitigt und die japanische Gerichtsbarkeit auf die Fremden ausgedehnt wissen, sträubte sich aber anderseits dagegen, den Fremden den Erwerb von Grundbesitz zu gestatten. Daß dieser an sich gesunde und berechtigte nationale Egoismus auch seine sehr bedenkliche Seite hat, zeigten die gehässigen Angriffe gegen die Fremden, insbes. auch gegen das (seit 1873 freigegebene) Christentum in der heimischen Presse seit 1889, der Mordanfall auf den Grafen Okuma 1889, als dieser den Fremden gemischte Gerichtskommissionen und die Anstellung fremder Richter zugestehen wollte, und das Attentat auf den russischen Kronprinzen 1891. Durch das Entgegenkommen der Großmächte, besonders Deutschlands, Amerikas und Englands, erreichte die japanische Regierung im August 1899 ihr Ziel vollkommen.

Im Sommer 1894 brach ein Krieg zwischen J. und China aus, unmittelbar nachdem das japanische Parlament 4. Juni 1894 wegen oppositioneller Haltung durch einen Erlaß des Mikado geschlossen worden war. Die Ursache des Krieges war Korea (s. d.). Dort war ein Aufstand ausgebrochen, den der politisch-religiöse Geheimbund Togakuto gegen die Erpressungen der korrumpierten Beamtenschaft angestiftet hatte. Die ohnmächtige koreanische Regierung vermochte die Beraubung japanischer Kaufleute nicht zu hindern und rief chinesische Hilfe an. J. kam aber zuvor, besetzte die Hafenstadt von Söul, Chemulpo, und forderte die Durchführung innerer Reformen in Korea. China erhob gegen diese Einmischung in die Verhältnisse eines Landes, über das es die Oberhoheit beanspruchte, entschiedenen Protest. Die Japaner wiesen denselben nicht nur zurück, sondern schickten auch eine Kriegsflotte und ansehnliche Truppenmassen nach Korea, so daß sie den Chinesen, als diese zur gewaltsamen Vertreibung der Japaner schritten, mit Erfolg entgegentreten konnten, wobei sie bewiesen, daß sie unter der Anleitung europäischer, namentlich deutscher Lehrmeister ihr Heer- und Marinewesen vortrefflich organisiert, das Personal ausgezeichnet geschult und für den Krieg alles, Ausrüstung, Bewaffnung, Ausarbeitung der Kriegspläne, so vorbereitet hatten, wie es in Europa nicht besser hätte sein können. Ein chinesisches Landheer, das von Norden her in Korea eingedrungen war, wurde 15. Sept. 1894 von den Japanern unter dem Marschall Yamagata bei Pingyang besiegt, eine chinesische Flotte, die an der Yalumündung Truppen landen sollte, von der japanischen unter Admiral Ito 17. Sept. angegriffen und nach Verlust von vier großen Schiffen zum schleunigen Rückzuge gezwungen. Nachdem inzwischen Korea durch ein diesem aufgenötigtes Schutz- und Trutzbündnis ganz unter japanische Botmäßigkeit gebracht worden war, drangen die japanischen Truppen in die Mandschurei ein; ihre Flotte beherrschte nicht nur das Gelbe Meer, sondern auch den Golf von Petschili. Diese glänzenden Erfolge bewirkten einen lebhaften Aufschwung des japanischen Patriotismus. Das nach Hiroshima, wo der Mikado seine Residenz aufschlug, berufene Parla-

ment bewilligte ohne Anstand die Kriegskosten, die J. zunächst aus eignen Mitteln aufbrachte. Ende Oktober landete die zweite japanische Armee unter dem General Oyama auf der schmalen Landzunge, die Port Arthur, den großen Kriegshafen der Chinesen am nördlichen Eingang des Golfes von Petschili, mit dem Festland verbindet, eroberte Kintschau 4. Nov. und Talienwan 5. Nov. und besetzte nach kurzem Widerstand der Forts 10. Nov. Port Arthur. Sofort wurde mit derselben Umsicht und Geheimhaltung, die bisher beobachtet worden waren, ein Angriff auf den gegenüber am südlichen Golfeingang gelegenen Kriegshafen Weihaiwei vorbereitet. Ende Januar 1895 landeten die Japaner bei Tschifu, eroberten zuerst die Forts auf der Landseite, während die Flotte den Hafen blockierte, vernichteten sodann besonders durch Torpedos mehrere chinesische Kriegsschiffe und zwangen 13. Febr. den Rest der chinesischen Flotte, deren Admiral sich selbst tötete, und die Forts der Insel Lin-kung-tao zur Kapitulation. Nachdem die nun verfügbar gewordenen Truppen nach Talienwan bei Port Arthur hinübergeschafft und mit der ersten und zweiten Armee vereinigt worden waren, gingen diese wieder gegen die Chinesen vor, die sich hartnäckig wehrten, eroberten 4. März Niutschwang, darauf den Hafenplatz Yinkkau und öffneten sich dadurch den Weg nach Mukden und Peking. Da das rauhe Wetter das Vordringen nach Peking noch nicht erlaubte, richteten die Japaner ihre Angriffe auf die Pescadores- (Fischer-) Inseln zwischen Formosa und dem Festland, bemächtigten sich eines wichtigen Hafens und bedrohten dadurch die Küste des südlichen China. Infolgedessen entschloß sich die chinesische Regierung, die bisher durch Mittelspersonen vergebliche Versuche gemacht hatte, die Friedensbedingungen Japans zu erfahren, den angesehenen Generalgouverneur von Tschili, Li-hung-tschang, zur Anknüpfung von Verhandlungen nach J. zu senden. Dieser wurde im japanischen Hauptquartier Hiroshima von einem fanatischen Japaner überfallen und durch einen Revolverschuß im Gesicht verwundet, genas aber bald und brachte, nachdem die Japaner einen Waffenstillstand bewilligt hatten, die Verhandlungen in Schimonoseki rasch zum Abschluß. Der Friede von Schimonoseki wurde 17. April 1895 unterzeichnet und bestimmte, daß China die Unabhängigkeit Koreas anerkennen, die Insel Formosa nebst den Fischerinseln und die Halbinsel Liaotung bis zum 40. Breitengrad an J. abtreten, ferner eine Kriegsentschädigung von 200 Mill. Taels in Silber (600 Mill. Mk.) in sieben jährlichen Raten zahlen und eine Reihe von wichtigen kommerziellen und industriellen Zugeständnissen machen, auch drei weitere Häfen öffnen solle; diese letztern Zugeständnisse sollten auch den andern Nationen, nicht bloß J., zugute kommen; endlich solle nach Ratifikation des Friedens ein Handels- und Freundschaftsvertrag zwischen J. und China abgeschlossen werden. So hatte es J. in einem verhältnismäßig kurzen Kriege durch die außerordentlichen Leistungen seiner Streitkräfte, besonders seiner Flotte, erreicht, daß es in Ostasien eine herrschende Stellung besaß. Allerdings erregte dieselbe die Eifersucht der europäischen Mächte, namentlich Rußlands, dem sich Deutschland und Frankreich anschlossen; ja sie rief sogar deren Widerspruch gegen den Frieden von Schimonoseki hervor.

In einem Erlaß an das Volk teilte im Mai 1895 der Mikado mit, daß er auf den freundschaftlichen Rat Rußlands, Frankreichs und Deutschlands die eben erst gemachten Eroberungen auf dem asiatischen Kontinent an China wieder zurückgeben wolle. Allerdings erhielt J. dafür eine Erhöhung der Kriegsentschädigung um 90 Mill. Mk.; aber die nationale Entrüstung über diese Zurückdrängung wurde seitdem ein starker Faktor im öffentlichen Leben. Die Armee und die Flotte wurden nach dem Kriege fast aufs Doppelte gebracht; die Sympathien der Presse wendeten sich mit geflissentlicher Entschiedenheit England und Amerika zu. Man sah der Annektierung Hawais durch die Vereinigten Staaten, obgleich dabei japanische Interessen auf dem Spiele standen, ruhig zu und übergab nach der Besitzergreifung Kiautschous durch Deutschland und der Liaotung-Halbinsel durch Rußland das noch besetzt gehaltene Weihaiwei bereitwillig an England. In Korea verlor J. seinen überwiegenden Einfluß infolge der ruchlosen Tat seines Gesandten Vicomte Miura und seiner Helfershelfer. In der Nacht des 7. Okt. 1895 drangen sie in den Palast und ermordeten die Königin, die den Freunden der Japaner beim König entgegenwirkte. Seitdem verzichtete J. freiwillig auf die bis dahin in Söul gespielte Rolle eines Vormundes und arrangierte sich mit dem an seine Stelle tretenden Rußland durch den in Petersburg 9. Juni 1896 geschlossenen Vertrag, wonach jede der beiden Mächte zum Schutz ihrer Untertanen und Telegraphenlinien Truppen bis zur Stärke von 1000 Mann in Korea unterhalten dürfe.

Diese Zurückhaltung nach außen hin erklärt sich auch aus den großen Schwierigkeiten in der innern Politik. Von September 1896 bis Ende 1898 hat J. vier verschiedene Ministerien und drei Kammerauflösungen erlebt. Zugleich gelang es nur nach großen Kraftanstrengungen, die Empörer auf Formosa, die eine Republik ausgerufen hatten, zu vernichten und die Räuberbanden bis in die Schlupfwinkel der Berge aufzusuchen und zu vernichten. Damit die neuen Verträge 17. Juli 1899 in Kraft treten konnten, mußte die von den Mächten stipulierte Promulgierung des neuen Zivilgesetzbuches, eines abgeänderten Patentgesetzes und des Handelsrechts erfolgen. Außerdem ging J. im Oktober 1897 zur Goldwährung über, um Anleihen im Ausland und die Beteiligung fremden Kapitals bei japanischen Unternehmungen zu erleichtern.

Eine Gelegenheit, sich um die ganze Kulturwelt verdient zu machen, fand J. im Sommer 1900, als die Gesandten in Peking gefangen gehalten wurden und der erste Entsatzversuch mißlungen war. Die Regierung erbot sich sofort zu den größten Anstrengungen, wünschte aber, um nicht wieder bei der Kompensationsfrage so üble Erfahrungen zu machen wie 1895, ein Mandat der Großmächte zum Einschreiten in China zu erlangen. England beantragte bei Deutschland, daß dieses an Rußland den Vorschlag dazu machen sollte, was aber Deutschland mit Rücksicht auf die bekannte Rivalität Rußlands und Japans ablehnte. Dennoch machten die Japaner Ende Juni eine Division mobil, so daß Mitte Juli Tientsin genommen und 14. Aug. die Befreiung der in Peking eingeschlossenen Gesandten erfolgen konnte. J. hat an der glücklichen Rettung den Hauptanteil.

Gleichzeitig mit der Entwickelung der chinesischen Frage vollzog sich in J. eine wichtige politische Parteigründung. Marquis Ito scharte die Mehrzahl der Abgeordneten um sich zum Zweck einer nur vag angedeuteten Verwaltungsreform. Diese neue Partei (Rikken Seiyn Kwai-Verein konstitutioneller Politiker) drängte ihn, das ihm von dem abtretenden Mar-

quis Yamagata angebotene Kabinettspräsidium zu übernehmen. So war jetzt in J. der Ministerpräsident zugleich anerkannter Führer der im Unterhaus entscheidenden Partei; seine Kreaturen die Inhaber der Portefeuilles. Durch den Eigensinn des Finanzministers K. Watanabe kam es aber zu einer Krisis, in der alle Staatsminister, zuletzt auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers der Finanzminister selbst, demissionierten. Die nachhaltige Folge war die Reaktivierung des aus den »alten Staatsmännern« bestehenden Kronrats als entscheidender Instanz des japanischen Staatslebens. Fünf Männer, die Marquis Ito, Yamagata und Oyama und die Grafen Inouye und Matsukata, wurden seitdem als über dem Kabinett stehende Berater des Kaisers an den laufenden Geschäften beteiligt. Durch ihre Unterstützung erlangte der ehemalige General Graf Katsura dem Beamtentum und Parlament gegenüber die nötige Autorität eines Premierministers; allerdings kam auch die Ermordung des energischen Parteileiters Hoshi Toru im Juni 1901 dem neuen Kabinett zugute. Marquis Ito, der das am 30. Jan. 1902 in London geschlossene japanisch-englische Bündnis zustande brachte, gab nach seiner Rückkehr auch jede offizielle Verbindung mit der von ihm geschaffenen mächtigsten Partei im Unterhaus auf.

Seit dem Frühjahr 1901 wandte sich die japanische Politik der durch Rußlands Fortschritte in der Mandschurei und Korea brennend gewordenen ostasiatischen Frage zu. In Peking und in St. Petersburg suchten die japanischen Diplomaten, von ihren englischen und amerikanischen Kollegen unterstützt, zu verhindern, daß die tatsächliche Okkupation des größten Teils der Mandschurei durch russische Truppen in eine dauernde Abtretung dieses Gebiets an Rußland »entwickelt« wurde, wozu die chinesische Regierung durch Einschüchterung leicht bewogen werden konnte. Im April 1901 gab Rußland das Versprechen, in drei Etappen die Mandschurei zu räumen, so daß 8. Okt. 1903 nur noch die Bahnwächter als Vertreter der russischen Autorität in der Mandschurei zurückbleiben sollten; tatsächlich machte Rußland aber keine Anstalten zur Evakuierung. In Korea wurde eine im J. 1896 einem russischen Unternehmer auf fünf Jahre erteilte Konzession, im Tale des Yaluflusses auf koreanischem Staatsgebiet Holz zu fällen, zu immer weitergreifenden Niederlassungen russischer Holzfäller und zu ihrem Schutze nötiger Truppen »entwickelt«. Hiergegen, besonders gegen die militärische Festsetzung der Russen in Jong-am-po an der Mündung des Yaluflusses, richtete der japanische Gesandte in Söul, Haiyashi, seine Proteste und Warnungen an den koreanischen Kaiser. Seit dem Frühjahr 1903 stieg der nationale Unwille in J. gegen das rücksichtslose Vorgehen der Russen in der Mandschurei und Korea zur Siedehitze; der große To-a-bunkwai (Verein der ostasiatischen Schutzgemeinschaft), an dessen Spitze der Fürst Konoye (s. d.) stand, und der Antirussische Verein, dessen Seele sieben Professoren der Universität Tokio waren, beherrschten die öffentliche Meinung. Am 28. Juli 1903 tat die japanische Regierung den ersten Schritt, um in St. Petersburg eine Verständigung über die widerstreitenden Interessen in Ostasien herbeizuführen. Aber schon 13. Aug., einen Tag nach Übergabe der japanischen Note mit der Basis der Verhandlungen, wurde Admiral Alexejew zum Vizekönig des Kwantunggebietes ernannt; mit Recht sahen die Japaner das geflissentliche Hineinziehen dieser Persönlichkeit in die Verhandlungen als ein schwer zu überwindendes Hindernis der Verständigung an. J. gestand 9. Sept. die von Rußland gewünschte Verlegung der Unterhandlungen nach Tokio zu, verhehlte aber seine Ungeduld nicht, als der russische Gesandte, Baron Rosen, vom 30. Okt. bis zum 12. Dez. ohne Instruktionen für seine Antwort blieb. Als unüberbrückbare Differenzen stellten sich Rußlands Weigerung, in bezug auf die Mandschurei mit einer andern Macht als mit China zu unterhandeln, und Japans Ablehnung einer Abgrenzung des nördlichen Drittels von Korea als einer neutralen Zone heraus. Als Japans wiederholte Gesuche um Feststellung der Rechte seiner Untertanen in der Mandschurei nicht erfüllt wurden und auf eine 13. Jan. 1904 übergebene Note bis zum 5. Febr. trotz wiederholter Mahnung keine russische Antwort erfolgte, brach die japanische Regierung 5. Febr. die Verhandlungen ab und berief ihren Gesandten Kurino aus St. Petersburg zurück.

Die Volksstimmung hatte schon längst für den Krieg entschieden. Das in diesem Sinne die Regierung tadelnde Parlament wurde zwar im Dezember aufgelöst. Aber die Führer der Parteien, der Gründer des ostasiatischen Schriftsystembundes, Fürst Konoye (gest. 2. Jan. 1904), und die für einen Krieg gegen Korea agitierenden Universitätsprofessoren konnten aus den Gerüchten über die Beschlüsse des Staatsrats der alten Staatsmänner entnehmen, daß die Aktionspolitik durch die russischen Rücksichtslosigkeiten neue Chancen gewann. In J. war niemand überrascht, als 6. Febr. der Ausbruch des Krieges bekannt wurde.

Um so überraschter war die Außenwelt, als die Nachrichten von der Vernichtung des russischen Kreuzers Varyag und des Kanonenboots Korietz in den Gewässern von Chemulpo, dem Hafen der Hauptstadt Koreas, und von dem Überfall der russischen Kriegsflotte auf der Außenreede von Port Arthur den 9. Febr. zu einem kriegsgeschichtlichen Erinnerungstage machten. Die Besetzung Söuls durch japanische Truppen, der Vormarsch nach Pingjang und Scharmützel an der koreanisch-mandschurischen Grenze im März ließen erkennen, daß das Kriegstheater dasselbe sein werde wie zehn Jahre vorher im Kampfe gegen die Chinesen. Zunächst kam es den Japanern aber darauf an, die russische Flotte möglichst im Hafen von Port Arthur festzunageln, was ihnen anfangs durch die Untätigkeit der Russen erleichtert wurde. Die größere Energie, die Admiral Makarow in die Verteidigungsoperationen der russischen Flotte brachte, war erfolglos, weil ihn und seinen Stab 13. April das Verhängnis ereilte, mit dem Schlachtschiff Petropawlowsk durch eine Unterseemine in die Luft gesprengt zu werden. Die Japaner erlitten durch die Kollision ihres Kreuzers Joshino Kan mit dem neu herausgekommenen Kasuga Kan und durch das Auflaufen ihres Schlachtschiffes Hatsuse Kan auf eine Mine ebenfalls schwere Verluste. Im wesentlichen führte aber Vizeadmiral Togo seinen Plan, durch Einsperrung der russischen Port Arthur-Flotte den Japanern die Seeherrschaft und damit die beste Transportgelegenheit für Truppen zu sichern, erfolgreich durch. Allerdings gelang es nicht, die vier in Wladiwostok stationierten russischen Kreuzer schnell zu vernichten oder zur Untätigkeit zu zwingen.

Während die erste japanische Armee unter Kuroki sich Ende April und Anfang Mai den Yaluübergang erzwang (Schlacht bei Tschulientscheng 1. Mai) und sich um Fönghwangtschien in befestigter Stellung hielt,

landete eine zweite japanische Armee unter General Oku 5. Mai bei Pitzewo und bereitete die Eroberung des Isthmus von Kintschau vor, der die Südspitze der Liaotunghalbinsel mit der Mandschurei verbindet. In der mörderischen Schlacht am Nanschan, einem Bergrücken südlich von Kintschau, erzwangen sich die Japaner 26. Mai den Besitz dieser strategisch wichtigen Position, die ihnen 30. Mai die junge russische Ansiedelung Dalni (s. Talienwan) überlieferte und ihnen gestattete, Port Arthur auch auf der Landseite völlig abzuschließen, so daß sich General Stößel 2. Jan. 1905 nach Wegnahme des Hauptforts zur Übergabe der Festung entschließen mußte. Eine dritte japanische Armee landete unter General Nogi vom 19. Mai bis 1. Juni 1904 in Takushan, um in Fühlung mit Kurokis Armee den Vormarsch gegen das befestigte Liaojang, Kuropatkins Hauptquartier, anzutreten; nachdem die Russen 4. Sept. aus Liaojang verdrängt waren, konzentrierten sich beide Streitkräfte südlich von Mukden. Zwischen diesem linken Flügel der japanischen Hauptmacht und Okus Streitkräften im Süden entfaltete die Kosakenbrigade Stackelbergs ihre Tätigkeit, während von Wladiwostok her die beiden Divisionen des Generals Linewitsch herangezogen wurden und Rennenkampfs Kosaken zwecklose Einbrüche in Nordkorea unternahmen. Über alles weitere s. den Artikel Russisch-Japanischer Krieg.

Das am 1. März 1904 gewählte Parlament bewilligte die geforderten Kredite und Kriegssteuern und erhöhte die Unterstützungsansprüche der Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen. Die Herrschaft der Japaner in Korea ist auf ein Bündnis mit dem Kaiser dieses Landes basiert. Die Absendung des Marquis Ito und die Ratschläge des Gesandten Haiyashi bezweckten, die tatsächliche Abhängigkeit Koreas in der mildesten Form erscheinen zu lassen. — Durch den Krieg ist die das Haager Schiedsgericht beschäftigende Frage, ob J. auf Grund der Verträge berechtigt ist, von den Grundstücken in den ehemaligen Fremdenniederlassungen Haussteuer zu erheben, in den Hintergrund getreten.

[Literatur.] Japanische Werke: »Kojiki« (Berichte über die Ereignisse im Altertum), bis 628 n. Chr. reichend, 712 verfaßt, übersetzt von Chamberlain im Supplement zu Bd. 10 der »Transactions of the Asiatic Society of J.« (Yokoh. 1883); »Nihongi« (Japanische Annalen), bis 697 reichend, 720 vollendet (englische Übersetzung von Aston, Lond. 1896, 2 Bde.), daraus Buch 1 u. 2 deutsch übersetzt und kommentiert von K. Florenz (Supplement der »Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens«, Tokio 1901), Buch 22—30 von demselben (ebenda 1892—97, neue Aufl. 1903); »Kinsei Shiriaku« über die Ereignisse von 1853—69, übersetzt von Satow (Yokoh. 1873; deutsch von Lange und Senga in den »Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen«, Berl. 1899); »Treaties and conventions between the empire of J. and other powers, compiled by the Foreign Office of J.« (Tokio 1899, 2 Bde.). Das vom Historiographischen Bureau in Tokio begonnene japanische Quellenwerk »Dai Nihon Shiryo« (Materialien zur Geschichte Japans) ist auf 300 Bände von je 1000 Seiten berechnet.

Europäische Werke: E. Kämpfer, Geschichte und Beschreibung von J. (hrsg. von Dohm, Lemgo 1777—79, 2 Bde.); P. F. v. Siebold, Nippon, Archiv zur Beschreibung von J. (Leiden 1832—51, 20 Abteilungen; verkürzte Ausg., Würzb. 1897, 2 Bde.); Rein, J. nach Reisen und Schilderungen (Leipz. 1881—82, 2 Bde.; 2. Aufl. 1905); »Die preußische Expedition nach Ostasien« (Berl. 1865—73, 4 Bde.); K. Rathgen, Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt (Leipz. 1891) und Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwickelung (das. 1905); Griffis, The Micado's empire (2. Aufl., New York 1884); J. Dickson, J., its history and government (Lond. 1869); R. Hildreth, J. as it was and is (Boston 1855; neue Ausg., Tokio 1902); B. H. Chamberlain, Things Japanese (4. Aufl., Lond. 1902); H Norman, The real J., studies of manners, morals, administration etc. (das. 1891 u. ö.); J. Batchelor, The Ainu of J. (New York 1892); R. Fujischima, Le Bouddisme Japonais (Par. 1892); Griffis, The religions of J. (Lond. 1895); J. Hitomi, Daï Nippon. Le Japon (Par. 1900); J. Layrle, La restauration impériale au Japon (das. 1893); S. Ransome, J. in transition (Lond. 1899); J. Morris, J. and its trade (das. 1902); Munzinger, Die Japaner (Berl. 1898); Heco, Erinnerungen eines Japaners (deutsch von Oppert, Stuttg. 1898); A. M. Knapp, Feudal and modern J. (Lond. 1898, 2 Bde.); Graf H. Königsmarck, J. und die Japaner (Berl. 1900); A. Fischer, Bilder aus J. (das. 1897); Stead, J. of to-day (Lond. 1902; deutsch: »Unser Vaterland J., ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern«, Berl. 1905); Brownell, The heart of J. (Lond. 1902); Dumolard, Le Japon politique, économique et social (Par. 1903); J. Lauterer, J., das Land der aufgehenden Sonne (Leipz. 1904); »J. in beginning of the XX. century. Compiled by the Department of Agriculture and Commerce« (Lond. 1904). — Das Reisehandbuch von Murray (2. Aufl. von Sir Ernest Satow und Leutnant Hawes, Lond. 1884) enthält viel aus japanischen Quellen übernommenes Material (neu bearbeitet von Chamberlain und Mason in 7. Aufl. 1903). Einen »Atlas von J.« in 7 Blatt (1 : 1,000,000) und eine Übersichtskarte lieferte B. Hassenstein (Gotha 1887); über die seit 1879 in Angriff genommene japanische Landesaufnahme vgl. Asien (Entdeckungsgeschichte), S. 870.

Zur Geschichte Japans vgl. noch: D. Murray, Japan (in dem Sammelwerk »Story of the nations«, 5. Aufl., Lond. 1904); T. O. Adams, Geschichte Japans (deutsch von Lehmann, Gotha 1876, 2 Bde.); F. Brinkley, J. and China (Bd. 1—8 über J.; New York u. Lond. 1903); P. Leroy-Beaulieu, La rénovation de l'Asie. Sibérie, Chine, Japon (3. Aufl., Par. 1901); W. Bramsen, Japanese chronological tables (Tokio 1880); v. Brandt, J., China und Korea (im 2. Bd. von Helmolts »Weltgeschichte«, Leipz. 1902); W. Koch, J., Geschichte nach japanischen Quellen und ethnographischen Skizzen (Dresd. 1904); ferner von selbständigen Monographien: G. Appert, Ancien Japon (Tokio 1888); L. E. Bertin, Les grandes guerres civiles du Japon, 1156—1392 (Par. 1894); O. Nachod, Die Beziehungen der Niederländischen Ostindischen Kompanie zu J. im 17. Jahrhundert (Leipz. 1897); M. C. Perry, Narrative of the expedition of an American squadron to the China seas and J. 1852—1854 (Washingt. 1856, 3 Bde.); A. H. Mounsey, The Satsuma rebellion (Lond. 1879); Vladimir, The China-Japan war (das. 1896); deutsche Werke über den chinesisch-japanischen Krieg von Kunowski u. Fretzdorff (Leipz. 1895), v. Müller (Berl. 1895, 3 Tle.) und Mülmann (das. 1895). — Zur Geschichte des Christentums in J.: H. Haas, Geschichte des Christentums in J. (Tokio u. Berl. 1902—04, 2 Tle.); Pagès, Histoire de la religion chrétienne au Japon (Par.

1869, 2 Bde.); F. Marnas, La religion de Jésus, ressuscitée au Japon, 1844—1895 (Par. 1897, 2 Bde.); Murdoch, History of J. from 1542—1651 (Kobe 1903); H. Ritter, Dreißig Jahre protestantischer Missionen in J. (Berl. 1890; ergänzt in der engl. Übersetzung von Albrecht und Greene, Tokio 1900). — Bibliographie: v. Wenckstern, Bibliography of the Japanese empire (Lond. u. Leiden 1895); O. Nachod in den »Jahresberichten der Geschichtswissenschaft« für 1900, § 65 (Berl. 1902). Sehr wertvoll sind die »Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens« (9 Bde. u. Supplemente, Tokio 1873—1904) und die »Transactions of the Asiatic Society of J.« (Yokoh. 1873—1904, 30 Bde. und Supplemente).

Japanholz, s. Rotholz.

Japanische Erde (Terra japonica), s. Katechu.

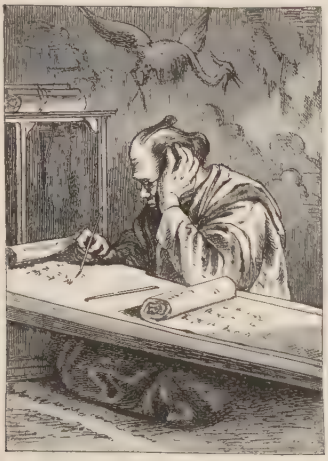
Japanische Heraldik, s. Japanische Kunst, S. 196.

Japanische Kunst (hierzu die Tafeln »Japanische Kultur und Kunst I—III«). Da die Natur des häufig von Erdbeben heimgesuchten Landes und der Mangel an geeignetem Baumaterial der Errichtung von Monumentalbauten große Schwierigkeiten bereitet, hat sich von sämtlichen Zweigen der japanischen Kunst die Architektur am wenigsten entwickelt. Erst in neuester Zeit sind nach den Plänen der Berliner Architekten Böckmann und Ende (s. d.) in der Hauptstadt Tokio einige Monumentalbauten für Regierungs- und Verwaltungszwecke (kaiserlicher Palast, Ministerien, Parlamentsgebäude, Universität 2c.) errichtet worden, in denen sich einheimische Dekorationsmotive mit europäischen Renaissanceformen verbinden. Im übrigen bestehen die japanischen Tempel, die auf chinesische Vorbilder zurückgehen, und Wohnhäuser zumeist aus Holz, Geflechten aus Bambusrohr und einer Art Fachwerk, das mit starken Papierplatten gefüllt ist, bisweilen auf einem aus Back- oder Bruchsteinen aufgemauerten Unterbau (Tafel I, Fig. 4, 8 und 9) ruht (vgl. Japan, S. 178). Auch die Plastik hat in Japan keine monumentalen Werke hervorgebracht, sondern sich, abgesehen von den Bildern buddhistischer Gottheiten, deren Muster aus China herübergekommen waren, auf die Kleinkunst in Bronze, Ton, Elfenbein, Holz 2c. beschränkt.

Ihre höchste Blüte hat die j. K. in der Malerei erreicht, sowohl in der selbständigen Ausübung dieser Kunst als in ihrer Anwendung für dekorative Zwecke (Porzellan, Fayence, Lackarbeiten). Auch über die Geschichte der japanischen Malerei sind wir besser unterrichtet als über die der andern Zweige japanischer Kunst. Mit dem Maßstabe, den wir an die europäische Malerei legen, kann die japanische nicht gemessen werden, weil sie in ihren Zielen und Mitteln von jener durchaus verschieden ist. Die Raum- und Luftperspektive sind dem japanischen Maler fast ganz unbekannt. Erst im 19. Jahrh. haben einige Künstler davon Gebrauch zu machen gesucht. Ferner fehlt das Verständnis für die Erscheinungen des Helldunkels. Das natürliche Spiel der Lichter und Schatten gibt der Japaner nicht wieder, er kennt keine Glanzlichter und Reflexe, sondern er sucht durch konventionelle Schatten und Hilfsmittel den dargestellten Gegenständen die Wirkung des Runden, Plastischen zu geben. Da er in einem schwarzen Gegenstand, einem Gewand, einem Vogel, nicht durch Abtönung des Schattens und Lichtes zu modellieren weiß, wird den Faltenlinien ein weißer Grund gegeben, oder es werden die innern Umrisse weiß ausgespart. Dafür, daß der japanische Maler die Linearperspektive nicht kennt, wie auch für die der Natur nicht entsprechende konventionelle Schattierung ist anfangs der Einfluß der altchinesischen Vorbilder maßgebend gewesen, später die Achtung vor einem von den als klassisch anerkannten Meistern aufgestellten Schönheitsideal, das für die folgenden Künstlergenerationen zu einem ästhetischen Gesetz geworden war. Darum ist die japanische Malerei für das europäische Auge immer in die Grenzen der Skizze, der Dekoration eingeschränkt geblieben. Innerhalb dieser Grenzen aber hat sie das Höchste geleistet, das mit ihren Mitteln zu erreichen war. Der japanische Maler malt nur auf Seide und Papier, und zwar mit Tusche oder mit Wasserfarben, die mit Leim versetzt sind. Nach der Form teilt man die Bilder in Kakemonos (hängende Dinge), in Makimonos (gerollte Dinge) und in Oribon (Klappbücher). Auch die faltbaren Wandschirme haben in der Malerei eine Rolle gespielt. Die häufigste Form für den Schmuck der Wohnung ist der Kakemono. Es ist ein schmaler und hoher Papier- oder Seidenstreifen, der auf grobe Leinwand geklebt und mit farbigen Brokatstoffen umrahmt ist. An den Schmalenden sind Holzstäbe eingefügt, damit das Bild beim Aufhängen gerade bleibt, oder über die es gerollt werden kann, wenn es aufbewahrt wird. Denn die Japaner hängen gewöhnlich nicht mehr als zwei Kakemonos in einem Raum und zwar nur an einer Wand auf. Höchstens sind es drei Bilder, die jedoch nach dem Gegenstand des Dargestellten zusammengehören müssen, wenn sie gleichzeitig aufgehängt werden. Die Makimonos sind niedrige Streifen von beliebiger Länge, die nur aufgerollt bewahrt werden und nicht dauernden Zimmerschmuck bilden sollen. Die größte Sorgfalt wird der Herstellung guter Pinsel gewidmet.

Die Malerei ist durch Vermittelung von Korea vor mehr als einem Jahrtausend aus China nach Japan gelangt. Sie stand in den ersten Jahrhunderten durchaus im Dienste der buddhistischen Religion und hatte sich bis gegen das 10. Jahrh. von der Nachahmung der chinesischen Vorbilder aus der Tangdynastie (7.—10. Jahrh.) nicht frei gemacht. Das Ideal des Chinesen und ihrer japanischen Nachahmer ist ein kalligraphischer Schwung der Linienführung und eine kraftvolle Wirkung allein durch Schwarz- und Weißmalerei. Dieser Art sind die noch erhaltenen Gemälde eines der ältesten, im 9. Jahrh. tätigen japanischen Künstlers, Kose no Kanaoka, die den japanischen Kennern als die höchsten Leistungen ihrer Kunst gelten. In der Wahl ihrer Gegenstände waren Kanaoka und seine Nachfolger in der buddhistischen Stilrichtung, die sich fast unverändert bis in die Neuzeit erhielt, durch Überlieferung und Zwecke des Kultus beschränkt. Nur Toba Sojo trat durch die Freiheit seiner witzigen Karikaturen, die später vorbildlich wirkten, aus dem beschränkten Kreise der Nachfolger Kanaokas heraus. Aus der Nachahmung der chinesisch-koreanischen Muster entwickelte sich bereits im 11. und 12. Jahrh. die national-japanische Schule Yamato-riu, die seit dem 13. Jahrh., ihrer höchsten Blüte, den Namen Tosa-riu annahm und behielt. An Stelle der religiösen Darstellungen traten Bilder des heimischen Lebens, Turniere und Kämpfe, Szenen des Hoflebens und der Heldensage. Der Tosastil ist der Geschmack der Aristokratie, des frühern Hofes von Kioto. Er kennzeichnet sich durch äußerste Sorgfalt und Feinheit der Ausführung, die an die persisch-indischen Miniaturen erinnert, denen er auch durch das reiche Kolorit nahesteht. Die Einzelheiten, leblose Dinge, Blumen und Vögel, werden minutiös aus-

Japanische Kultur und Kunst I.



1. Schreiber.

2. Buddha als Kind (japan. Zeichnung).

3. Dschonke.

4. Burg in Nagolja.

5. Altjapan. Krieger. 6. Offizier. 7. Dame.

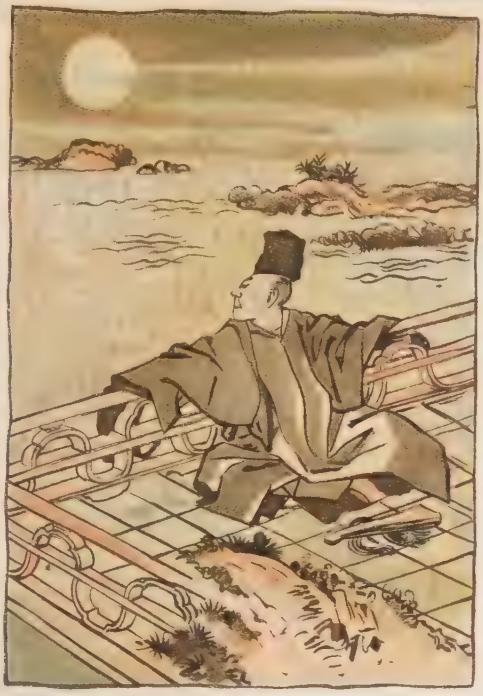
8. Teehaus bei Tokio.

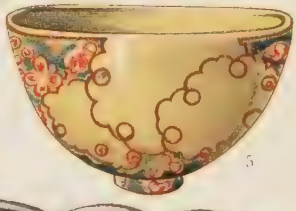
9. Tempel O-Jawuts.

Japanische Kultur und Kunst II.

1. Tabakspfeife. — 2. Pfeifenbehälter und Tabakstasche. — 3 u. 4. Schwertstichblätter. — 5. Bronzevase aus Kioto. — 6. Münzen. — 7. Wappenzeichen (a Federn, b Nelke, c Pflaumenblüte). — 8. Schwert. — 9. Dolch. — 10. Lanze. — 11. Handwaschgefäß. — 12. Teekanne aus gebranntem Ton. — 13. Prunkmöbel (Schrank). — 14. Korbgeflecht. — 15. Masken. — 16. Bild einer Gottheit. — 17 u. 18. Netzke. — 19. Malerei. — 20. Große Glocke von Kioto. — 21. Steigbügel. — 22. Kopfstütze beim Schlaf. — 23. Seidenstoffmuster.

Japanische Kultur und Kunst III.





1. Farbenholzschnitt von Hokusai (aus dem fünften Buche der Mangwa Der Dichter Abe no Nakamaro träumt in China von der Heimat). – 2. Seidenstoffmuster. – 3. Seladonporzellan Vase 4 Kästchen in Lackarbeit 5. Schale von Steingut aus Satsuma. 6. Vase mit Email cloisonne (Zellenschmelz). – 7. Schale aus Hizen Porzellan (Jmari Ware) 8.u.9 Medizindosen (Lackarbeiten).
(1, 8 u. 9 Museum für Völkerkunde, 2 7 Kunstgewerbemuseum, Berlin.)

geführt; dagegen ist die Empfindung und Erfindung konventionell und die Darstellung der menschlichen Figur ungenau und wenig erfreulich. Auch später beschränkten sich die japanischen Maler bei der Darstellung der menschlichen Figur immer auf das Typische, ohne sich um das Individuelle zu kümmern, weshalb sich auch eine Porträtmalerei nicht ausbilden konnte. Das 14. und 15. Jahrh. bringt eine Wiederholung des chinesischen Einflusses in Kunst und Wissenschaft und damit ein Wiederaufleben der kraftvollen Skizzierkunst Kanaokas. Die Hauptmeister dieser Richtung sind Cho-Densu (1351—1427) und Josetsu, welche die Tuschmalerei vor dem Farbenreichtum und der Feinheit der Tosa-riu bevorzugen. Cho-Densu ist als Figurenmaler, Josetsu als Landschafter bedeutend. Neben letzterm werden noch Soga-Shiubun und Sesshiu (1421—1507) als Landschafter ersten Ranges genannt.

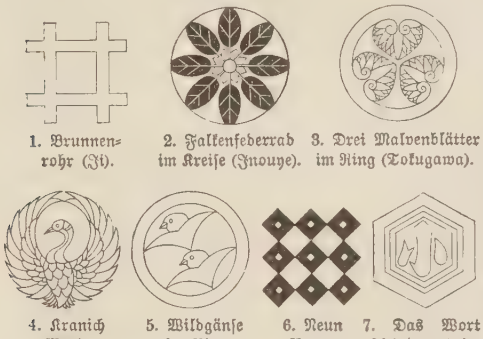
Die Erneuerung des chinesischen Einflusses führte im 15. Jahrh. zur Kanoschule, die von Kano-Masanobu und seinem Sohn Kano-Motonobu den Namen trägt. Sie sind aus der Werkstatt des Shiub-un und Sesshiu hervorgegangen. Ohne die Darstellung der nationalen Geschichte und des Genres ganz zu vermeiden, pflegen sie doch vorwiegend die Landschaft, Tiere und Pflanzen. Anfänglich mehr der Schwarz- und Weißmalerei zugewendet, bilden sie später eine mehr dekorative Richtung aus, die in reicher Verwendung von Gold und Farben mit der Tosa-riu wetteiferte. Charakteristisch aber bleibt, dem chinesischen Ursprung gemäß, die virtuose, rasche, an den modernen Impressionismus erinnernde Mache mit einfachen Mitteln. Die namhaftesten der spätern Meister der Kanoschule sind Kano Utanosuke, der größte Vogel- und Blumenmaler, und Kano Yeitoku (gest. 1590), der das glänzendste, lebhafteste Kolorit ausbildete; im 17. Jahrh. Tanyu, Sotatsu und dessen Schüler Korin. Letzterer befreite sich von den Überlieferungen der Kanoschule, indem er sich vollends der impressionistischen Richtung anschloß. Er hat zahlreiche Vorbilder für das Kunstgewerbe, insbes. für die Keramik, geliefert und war selbst ein ausgezeichneter Lackmaler.

Im Anfang des 18. Jahrh. begann sich aus der Tosaschule eine neue Richtung abzuzweigen, deren Vertreter ihre Motive mit Vorliebe dem Leben des niedern Volkes entnehmen. Diese volkstümliche Schule, Ukio-yé, ist die, welche den Europäern zumeist bekannt wurde und bei diesen die größte Bewunderung erregte. Sie ist für die gesamte Kunsttätigkeit von Japan von der höchsten Bedeutung, vornehmlich dadurch, daß die Künstler der Ukio-yé den Holzschnitt zum Ausdrucksmittel ihrer künstlerischen Schöpfungen machten. Sie haben dadurch sowohl zur Blüte des Holzschnittes beigetragen als alle Gebiete des Kunsthandwerks mit einer Fülle von Vorbildern versorgt. Anfangs wurde der gedruckte Holzschnitt (Surimono, gedrucktes Bild) mit der Hand koloriert, bis 1743 der Druck mit zwei und bald darauf der Druck mit drei Farbenplatten erfunden wurde. Zwanzig Jahre später konnte bereits mit einer unbeschränkten Zahl von Farbenplatten gedruckt werden. Als der erste Maler von Darstellungen aus dem Volksleben wird Matahei genannt, als der erste, der sich dazu des Holzschnittes bediente, Hishikawa Moronobu. Die vornehmsten Träger der weitern künstlerischen Entwickelung waren Suzuki Harunobu, Koriusai, Shunsho, der das Theater und die Schauspielerwelt zum Hauptgegenstand seiner Darstellungen machte, Sharaku, Kiyonaga, Utamaro, der Schilderer des Lebens der Kurtisanen, und als der letzte große Künstler Japans und zugleich der volkstümlichste von allen Hokusai (s. d.), der seit 1789 eine überaus fruchtbare Tätigkeit, zuerst als Buchillustrator, entfaltete. 1814 erschien sein berühmtestes Werk, die Mangwa, das Skizzen und Vorlagen aller Art für das Kunsthandwerk enthält (Tafel III, Fig. 1). Obwohl von den vornehmen Kunstfreunden seiner Heimat nicht geschätzt, errang er sich durch die zahlreichen Bücher mit Skizzen, die er bis in sein höchstes Alter herausgab, weitreichenden Ruhm und wurde das Haupt einer großen Schule. Die Anhänger und Nachahmer Hokusais sind nicht die einzigen modernen Vertreter der japanischen Malerei. Auch die Tosa- und die Kanoschule leben noch fort, aber im allgemeinen ist seit der sozialen und politischen Neugestaltung des Landes unter europäischem Einfluß die nationale j. K. sehr zurückgegangen. Die Blütezeiten gehören der Vergangenheit an. In neuerer Zeit sind in den großen Städten Japans sogar Künstlervereinigungen entstanden, deren Mitglieder, z. T. in europäischen Kunststädten gebildet, mit der nationalen Überlieferung gebrochen haben und die Malerei im europäischen Stile pflegen.

Die japanische Malerei steht in innigstem Zusammenhange mit dem japanischen Kunstgewerbe, das von ihr befruchtet wird, wobei zu beachten ist, daß in Japan Rangunterschiede zwischen Kunst und Kunstgewerbe nicht bestehen. Wie die Malerei, sind auch die einzelnen Zweige des Kunsthandwerkes, die in Japan blühen, dorthin von China gekommen, aber allmählich durch die größere Beweglichkeit und die höhere Intelligenz des japanischen Volkes künstlerisch verfeinert worden. Vornehmlich werden die Lackmalerei, die in Japan ihre überhaupt höchste Ausbildung erfahren hat (Tafel III, Fig. 4, 8 und 9, Näheres s. Lackarbeiten), die Keramik, das Email, die Bronzeindustrie, die Waffenschmiedekunst, die Schnitzerei in Holz, Elfenbein, Knochen und Stein, die Weberei und Färberei gepflegt. Einzelne Industriezweige sind verhältnismäßig jung, so besonders die Porzellanfabrikation, die erst um 1600 von China nach Japan kam, und die Steingutfabrikation, die noch später begonnen wurde und erst um 1800 die höchste Blüte erreichte. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Fabrikaten zu einheimischem Gebrauch und solchen, die für die Ausfuhr nach Europa gearbeitet sind. Letztere sind an der flüchtigern Malerei und besonders an der Größe kenntlich, da der Japaner schon mit Rücksicht auf seine Wohnungsverhältnisse an das Kleine und Zierliche gewöhnt ist und nur dieses in seiner Umgebung duldet. Von den Porzellanen sind besonders die aus der Provinz Kaga, aus der Provinz Hizen, nach dem Ausfuhrhafen Imari-Ware genannt (Tafel III, Fig. 7), das Seladonporzellan aus Sanda (Tafel III, Fig. 3) und die Setoware, von den Fayencen das durch seine durchsichtige, fein craquelierte Glasur ausgezeichnete Steingut aus Satsuma (Tafel III, Fig. 5, Tafel »Keramik I«, Fig. 15) beliebt. Ihren reich entwickelten Farbensinn haben die Japaner vornehmlich in der Dekoration von Gefäßen ꝛc. aus Porzellan, Steingut und Kupfer mit Schmelzfarben (Zellenschmelz, Email cloisonné, Tafel III, Fig. 6), in der Färbung von Kupferlegierungen durch Beizen und im Tauschieren von Bronzen und Eisenarbeiten mit Silber, Gold und farbigen Legierungen bewährt (japanische Bronzearbeiten s. auf Tafel »Bronzekunst IV«, Fig. 3—6 bei Art. »Bronze«). Eine mit besonderer Kunstfertigkeit ausgebildete Spezialität der japanischen Metallindustrie

sind die oft reich geschmückten Schwertstichblätter, die seit Einführung der modernen Bewaffnung in der japanischen Armee abgekommen und jetzt Gegenstand eifrigen Sammlens geworden sind (Tafel II, Fig. 3 u. 4). Hauptsächliche Gegenstände der Schnitzerei in Holz, Elfenbein, Knochen oder Stein sind die Netzke (s. d. und Tafel II, Fig. 17 u. 18), knopfartige Anhänger, die zur Befestigung der Medizindosen (Tafel III, Fig. 8 u. 9) oder des Tabakbestecks durch Schnüre am Gürtel dienen.

In enger Verbindung mit dem Kunstgewerbe steht in Japan die Heraldik. Alles und jedes, Kleiderstoffe, Waffen, Lampen, Lackkasten, Fächer, Vasen, Münzen ꝛc., dekoriert der Japaner mit seinen Wappenbildern, die in ihrer einfachen Form überall leicht anzubringen sind, von dem Europäer aber meist gar nicht als Wappen erkannt werden, sondern für Blumen oder geometrische Verzierungen gehalten werden. Das japanische Wappenbild steht nicht innerhalb einer Schildform, sondern schwebt entweder ganz frei oder



1. Brunnenrohr (Ji). 2. Falkenfederrad im Kreise (Inouye). 3. Drei Malvenblätter im Ring (Tokugawa). 4. Kranich (Mori). 5. Wildgänse im Ring (Masuyama). 6. Neun Augen (Honjo). 7. Das Wort ‚Klein' (Ko) im Sechseck (Koibe).

Japanische Familienwappen.

von einer Kreislinie (kokumochi), einem Ringe (maru), einem Vier- oder Sechseck ꝛc. umschlossen. Die äußere Erscheinung des Wappens (mon) gleicht also mehr einer Marke. Als Motive dienen geometrische Figuren, Pflanzen, Gegenstände des Hausrates, Waffenteile, auch chinesische Schriftzeichen ꝛc. Tierfiguren mit Ausnahme des Schmetterlings und einiger Vögel (Sperling, Kranich, Wildgans) sind spärlicher vertreten, menschliche Figuren und Fische aber gar nicht vorhanden (s. die beigedruckten Abbildungen). Die Farbe spielt merkwürdigerweise eine viel geringere Rolle als im europäischen Wappenwesen; nur licht und dunkel, also lichte Figuren auf dunkelm Grund und umgekehrt, kommen in Betracht. Auf Fahnen, Flaggen, Feldzeichen, Segeln und ähnlichen Gegenständen, die auf größere Entfernungen wirken müssen, tritt jedoch die Farbe (Rot, Blau, Violett, Weiß, Gelb, Schwarz, Braun, Grün) in Wirksamkeit. Der Japaner kennt nur Geschlechtswappen; Länder-, Städte-, Ämter- und Korporationswappen sind ihm unbekannt. Die vorhandenen Klosterwappen sind eigentlich die persönlichen Wappen der betreffenden Gottheiten, denen das Kloster geweiht ist. Auch das sogen. Reichswappen von Japan, die Chrysanthemumblüte (Kiku-mon), ist gleich dem Kiri-mon nur eins der Familienwappen des kaiserlichen Hauses und wird nur in Anbequemung an die europäischen Verhältnisse als Staatswappen verwendet. Jeder Japaner, selbst der ärmste Bauer, führt sein spezielles mon, das sich in der Familie weiter vererbt, an das aber der einzelne doch wieder nicht durchaus gebunden ist. Außer dem Hauptwappen (für offizielle Gelegenheiten) werden auch noch Nebenwappen geführt, in größern Häusern auch noch eigne Wappen für die Dienerschaft und die Arbeiter. Das japanische Wappenwesen ist so alt, wenn nicht noch älter, wie das europäische und hat trotz mancher in die Augen fallender Abweichungen im innern Kern oft überraschende Ähnlichkeiten mit der abendländischen Heraldik. Vgl. Stroehl, Wappenwesen der Japaner (in »Der deutsche Herold«, 1904, Nr. 10).

Literatur: Alcock, Art and art-industries in Japan (Lond. 1878); Gierke, Katalog zur Ausstellung der japanischen Malereien im Berliner Kunstgewerbemuseum (Berl. 1882); Gonse, L'art japonais (Par. 1883); Dresser, Japan, its architecture, art and art manufactures (Lond. 1883); Audsley, The ornamental arts of Japan (das. 1883); Anderson, The pictorial arts of Japan (das. 1886, 4 Bde.); Bing, Japanischer Formenschatz (Leipz. 1888—91); Brinckmann, Kunst und Handwerk in Japan (Berl. 1889, Bd. 1); Bowes, Japanese pottery (Liverp. 1892); Huish, Japan and its art (2. Aufl., Lond. 1892); Gowland, Art of casting bronze in Japan (das. 1895); Deneken, Japanische Motive (Leipz. 1896); Brinckmann, Kenzan (Hamb. 1897); Strange, Japanese illustration (2. Aufl., Lond. 1904); v. Seidlitz, Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes (Dresd. 1897); »Histoire de l'art du Japon« (amtlich, zur Weltausstellung in Paris, 1900); Shinkichi Hara, Die Meister der japanischen Schwertzieraten (Hamb. 1902); Baltzer, Das japanische Haus (Berl. 1903); Sadakichi Hartmann, Japanese art (Lond. 1904); Jacoby, Japanische Schwertzieraten (Leipz. 1904); Münsterberg, Japanische Kunstgeschichte (Braunschw. 1905, Bd. 1).

Japanische Mispel (Eriobotrya japonica *Lindl.*), s. Tafel »Nahrungspflanzen III«, Fig. 13.

Japanischer Nußbaum (Ginkgobaum), s. Ginkgo.

Japanische Rose, soviel wie Hortensie (s. Hydrangea) oder Kamelie (s. Camellia).

Japanisches Bein, s. Schaltknochen.

Japanische Skorzonere, s. Arctium.

Japanisches Meer, Meer im O. von Asien, zwischen den japanischen Inseln Jesso und Hondo, Korea, der russischen Küstenprovinz und der Insel Sachalin, steht durch den Tatarischen Golf und die Lapérouseстraße mit dem Ochotskischen, durch die Koreastraße mit dem Ostchinesischen Meer und durch die Tsugaru- und Bungostraße mit dem Stillen Ozean in Verbindung. Die Tiefe ist nur zwischen Wladiwostok und der Broughtonbai bedeutend (2000 m), sonst gering, an der japanischen Küste kaum 200 m. Durch den westlichen Teil führt das Kabel Wladiwostok–Nagasaki. S. Karte »Japan und Korea«.

Japanische Sprache und Literatur. Die japanische Sprache, deren älteste uns bekannte literarische Denkmäler vor etwa anderthalbtausend Jahren entstanden sind, schließt sich in ihrem Charakter eng an den uralaltaischen Sprachstamm an. Auch sie ist eine agglutinierende, kennt als einzige Wort- und Formbildungsmittel die Zusammensetzung und Suffixion, hat Spuren von Vokalharmonie, und ihre Syntax steht, was die Wortstellungsgesetze und die Häufigkeit partizipialer Konstruktionen anlangt, in auffallender Übereinstimmung mit der Sprache der Mandschu (s. d.). Daß sie auch etymologisch dieser Sprache und somit dem ganzen Stamm verwandt sei,

ist aber bis jetzt ebensowenig voll erwiesen wie eine Verwandtschaft mit dem Koreanischen. Unter ihren verschiedenen Dialekten hat bald der von Yamato, insbes. der der Hauptstadt Miako, die Oberhand gewonnen, so daß Yamato kotoba (»die Sprache von Yamato«) der Ausdruck für das reine Japanisch ist, dies im doppelten Gegensatz, einmal zu der seit dem 15. Jahrh. in Aufnahme gekommenen neujapanischen Sprache, die stark mit chinesischen Ausdrücken durchsetzt und in ihren Formen vielfach verändert und abgeschliffen ist, dann im Gegensatze zu den nicht schriftmäßigen Dialekten. Die Sprache ist sehr arm an Lauten. Ursprünglich bestand jede Silbe nur aus einem der Vokale a, e, i, o, u, mit oder ohne vorhergehenden Konsonanten, und als organisch verschiedene Mitlauter besitzt sie nur k, g; f (h), b, p; t, d (vor i und u: ts und ds gesprochen); m, n, r, s, z; w, y, also kein besonderes h, l ꝛc. Erst in verhältnismäßig neuerer Zeit ist ein Schluß-n (aus mu entstanden) als besondere Silbe in Gebrauch gekommen. Da nun außerdem i und yi, u und wu, e und we ꝛc. nicht voneinander geschieden werden, so zählt die Sprache im ganzen nur 68 offene Silben. Veränderungen in der Aussprache haben jene ursprüngliche Einfachheit modifiziert, z. B. što für fito, szru für suru, ōi für wokoki. So bedeutend die Bildsamkeit des Japanischen, seine Fähigkeit zur Schöpfung zusammengesetzter und abgeleiteter Wörter, sein Formenreichtum ist, so ist doch die Erlernung seiner grammatischen Elemente nicht eben schwierig; denn der Agglutinationsprozeß ist überall durch einfache, durchgreifende Gesetze geregelt. Allein das Verständnis, die Analyse der Texte wird oft sehr durch die geschilderten Eigentümlichkeiten des Lautwesens, durch den Mangel einer genügend feststehenden Orthographie und einer sichtbaren Abgrenzung der Wörter und Sätze (durch Trennungen und Trennungszeichen) erschwert. Dazu kommt, daß, wer sein Studium nicht nur auf die ältesten, rein japanischen Sprachdenkmäler beschränken will, notwendig auch der chinesischen Sprache und Schrift einigermaßen kundig sein muß. Die Beeinflussung des sprachlichen Ausdrucks durch Regeln der Etikette ist eine Eigenschaft, die das Japanische mit vielen Sprachen Asiens gemein hat; die Stellung des Redenden zum Angeredeten und beider zu dem Dritten, von dem etwa die Rede ist, will berücksichtigt sein. — Die Japaner bedienen sich verschiedener Syllabare, Iroha genannt. Jedes derselben besteht aus den Zeichen für die 48 Grundsilben, zu denen noch das Schluß-n hinzukommt. Alle diese Zeichen sind der chinesischen Schrift entlehnt, und ihre Reihenfolge ist nach einem Verschen geordnet, das mit »iro ha« anhebt. Die gebräuchlichsten Syllabare sind das Katakana (s. d. und die »Schrifttafeln«), eine Kürzung chinesischer Zeichen, meist nur in zweisprachigen Texten angewendet, und das Hiragana (s. d.), die im Verkehr üblichste, aber schwierigste Schrift. Doppelpunkte und Ring zur Rechten des Buchstabens dienen dazu, aus f: b, p, aus t: d, aus k: g, aus s: z zu machen. Um das Verständnis chinesischer Texte und deren Ablesung in japanischer Sprache zu erleichtern, ist ein Notensystem erfunden worden. Neuerdings herrscht in Japan eine starke Strömung zugunsten der Einführung der europäischen (lateinischen) Schrift. An der Spitze der Bewegung steht die Gesellschaft Rōmaji-kai, die durch eine Zeitung für Verbreitung ihrer Bestrebungen wirkt.

Grammatiken: von Alvarez (Amacusa 1593), Rodriguez (Nagasaki 1604, Macao 1620, Par. 1825), Collado (Rom 1632), Oyanguren (Mexiko 1738), v. Siebold (»Isagoge«, Leiden 1841), de Rosny (Par. 1857, 4. Ausg. 1872), Donker Curtius (Leiden 1857; bearbeitet von Hoffmann und Pagès, Par. 1861), Alcock (Schanghai 1861), J. J. Hoffmann (Leiden 1868; deutsche Ausg., das. 1877; mit dem Nachtrag: »Japanische Studien«, das. 1878), Brown (Schanghai 1863), Aston (3. Aufl., Lond. 1905), Noack (Leipz. 1886), Chamberlain (Lond. 1887), Balet (Tokio 1899), Lange (Berl. 1890; dazu »Einführung in die japanische Schrift«, das. 1897, u. »Übungs- und Lesebuch«, das. 1904, in den Lehrbüchern des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin); Lesebuch von Plaut (ebenda 1891). Vgl. auch Grunzel, Entwurf einer vergleichenden Grammatik der altaischen Sprachen (Leipz. 1895). Wörterbücher: von Calepini (Amacusa 1595, Rom 1870, Par. 1870); anonyme: Nagasaki 1603, Manila 1630; von Collado (Rom 1632—38), Medhurst (Batavia 1830, 1839), Goschkewitsch (Petersb. 1857), de Rosny (Par. 1857), Pagès (das. 1858), Hepburn (5. Aufl., Tokio 1894), Satow und Masakata (»English-Japanese dictionary«, 3. Aufl., Lond. 1904), Lehmann (Tokio 1877), Seidel (Berl. 1904) u. a.

[Literatur.] Am Beginn der japanischen Literatur stehen die beiden in chinesischen Ideogrammen aufgezeichneten Geschichtswerke »Kojiki« (»Geschichte des Altertums«, abgeschlossen 712 n. Chr., von der Götter- und Heroenzeit bis 628 n. Chr. reichend; engl. von Chamberlain, Lond. 1882) und »Nihongi« (»Japanische Annalen«, 720 abgeschlossen, bis 696 reichend; engl. von Aston, Lond. 1896; deutsch von Florenz, Yokohama u. Leipz. 1901 u. 1903; vgl. auch Mitfords »Tales of Old Japan«, deutsch von Kohl, Leipz. 1875). Die im »Kojiki« und »Nihongi« eingestreuten, meist volkstümlichen Lieder sind die ältesten Denkmäler der japanischen Sprache und Poesie. Dieselbe Regsamkeit, Gewandtheit und Empfänglichkeit, mit der sich die Japaner heute die Errungenschaften europäischen Wissens und Denkens zu eigen machen, haben sie auch damals bewährt, als sie zuerst chinesische Kultur und dann buddhistisch-indische Religion auf ihren Boden verpflanzten. Und was diesem selbst ureigen ist, seine Geschichte, seine Geographie, sein Natur- und Kulturleben, haben sie früh schon in das Bereich ihrer vielseitigen Schriftstellerei gezogen. Die nationale Bewegung, die auf die Zeit der Übernahme der chinesischen Kultur folgte, fand ihren Ausdruck in der Liedersammlung der »zehntausend Blätter«: »Manyoshu« (veranstaltet von Yakamochi, 759 unvollendet abgebrochen; z. T. verdeutscht von Pfizmaier in den »Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften«, Wien 1872), während Mihuni eine Anthologie der in Japan damals eifrig gepflegten chinesischen Poesie, das »Kwaifuso« (»Sammlung bezeichnender Stücke«, von etwa 650—780 reichend), zusammenstellte. Unter den Dichtern des »Manyoshu« ragen hervor Hitomaro (ca. 662—709), Akahito (Mitte des 8. Jahrh.) und Yakamochi, der Sammler, selbst (gest. 785). Der Wechsel von Zeilen zu je 5 und 7 Silben, der hier gegenüber den freiern Metren der Lieder des »Kojiki« und »Nihongi« zur Regel ausgebildet wird, bestimmt die japanische Metrik der ganzen Folgezeit. In ihrer Blüte zeigt sich die altjapanische Lyrik im »Kokinshu« (»Alte und neue Gedichte«, z. T. verdeutscht von R. Lange: »Altjapanische Frühlingslieder«, Berl. 1884, »Sommergedichte« in der Zeitschrift »F'oung pao«, Leiden 1891, und Gramatzky: »Winterlieder«, das. 1892). Die bedeutendsten der im »Kokinshu« vertretenen Dichter sind

Narihira (825—880) und Tsurayuki (882—946), einer der Sammler, als Verfasser des »Tosa-nikki« (»Tagebuch von Tosa«) auch der erste japanische Prosaschriftsteller, der sich der japanischen Silbenschrift bediente. Für den Geist der Poesie scheinen namentlich zwei Haupteigentümlichkeiten des Volksgeistes bestimmend gewesen zu sein: eine fast schwärmerische Empfänglichkeit für Naturschönheiten und der bekannte romantisch-heroische Sinn der Japaner. Während das »Manyoshu« noch seine Entstehung der Liebhaberei und dem Patriotismus eines Privatmannes verdankte, wurde das »Kokinshu« bereits auf Veranlassung des Kaisers zusammengestellt. Bis 1439 folgen noch 20 solche offizielle Anthologien, deren keine jedoch an Ruhm und Bedeutung die beiden ersten erreicht. Es ist dies die Periode des japanischen Minnesanges in ihrem Aufblühen und Verfall. Mehr und mehr wurde das Kurzgedicht zu fünf Zeilen (5 + 7 + 5 + 7 + 7 Silben), »Tanka« genannt, zur fast ausschließlich angewendeten Form, und das Stoffgebiet beschränkte sich auf gewisse konventionelle Gegenstände. Eine weitere Beschränkung bedeutet das »Haikai« (aus 5 + 7 + 5 Silben bestehend und sehr wohl das japanische Epigramm zu nennen), dessen hervorragendster Vertreter Basho (1644—94; vgl. Chamberlain in den »Transactions of the Asiatic Society of Japan«, 1902) gleichzeitig mit den europäischen Epigrammatikern John Owen, Fr. v. Logau u. a. dichtete und wie diese am Ausgange der großen lyrischen Bewegung des Mittelalters steht. — Eine ähnliche parallele Entwickelung zeigt die japanische Epik. Ihre Anfänge sind die romantischen »Monogataris« aus dem 10.—13. Jahrh. Als eines der ersten ist das »Ise-Monogatari«, das die Schicksale des Dichters Narihira behandelt, zu erwähnen, das berühmteste ist das »Genji-Monogatari« der Frau Murasaki-Shikibu (um die Wende des 10. und 11. Jahrh.), diese neben Frau Sei Shonagon, Verfasserin der vielgepriesenen Skizzensammlung »Makura-Soshi«, die bedeutendste Repräsentantin der sehr reichen Frauenliteratur jener Zeit. Das »Genji-Monogatari« (z. T. ins Englische übersetzt von Suyematsu, Lond. 1882) gilt seines reinen Stils und zahlreicher liebenswürdiger Episoden wegen als klassisches Hauptwerk der japanischen Prosa. Ein Nachfolger Sei Shonagons ist Kenko (1283 bis 1350) mit seinem »Tsurezure-Gusa« (»Aphorismen aus meinen Mußestunden«). Als eine Art volkstümliches Epos darf das »Heike-Monogatari« (im 13. Jahrh. entstanden) gelten, das von fahrenden Sängern zur Biwa vorgetragen ward; ein eigentliches Nationalepos fehlt. Die Zahl der Monogataris ist sehr groß, ihr Inhalt bald kriegerisch, bald abenteuerlich, bald märchenhaft; in den Wirren, die der Restauration durch Iyeyasu vorangingen, verfiel wie die Lyrik, so auch die Epik. Erst durch sie nahm die literarische und nun auch die eigentlich wissenschaftliche Betätigung einen neuen Aufschwung. An Stelle der buddhistischen Mystik und Scholastik des Mittelalters tritt, durch die Wiederbelebung der chinesischen Studien vorbereitet, der Neokonfuzianismus, der seinerseits ganz ähnliche Wandlungen durchmacht wie die neue mitteleuropäische Philosophie, die zur selben Zeit begründet wurde. Der moderne japanische Roman hat seinen Vorläufer in Ibara Saikaku (1642—93), der den gekünstelten, galanten Geist seiner Epoche repräsentiert. Jetzt auch wird die Schriftstellerei zum Gewerbe. Seinen Höhepunkt erreicht der japanische Roman in dem überaus fruchtbaren Kyokutei Bakin (1767—1848), dem japanischen Walter Scott; von seinen zahlreichen, zumeist historischen Romanen gilt der »Hakken-Den« (»Die Geschichte der acht Hunde«) betitelte als der vorzüglichste. Neben ihm sind noch zu nennen Kyutei Tanehiko (1780—1842), Verfasser des Romans »Von den sechs Wandschirmen« (deutsch von Pfizmaier, Wien 1847), und Tamenaga Shunsui (gest. 1842), Verfasser des Roninromans »Treu bis in den Tod« (deutsch von Hensel, nach Edw. Grey, Stuttg. 1895), beide kaum weniger fruchtbar als Bakin. Ihre Nachfolger beherrschen noch heute den japanischen Zeitungsroman. Die rege kritische Tätigkeit, welche die Restauration im Gefolge hatte, fand ihre Hauptvertreter in dem Manyoshu-Gelehrten Kamo Mabuchi (1697—1769) und seinem Schüler Motoori Norinaga (1730—1801), dem Kommentator des »Kokinshu«. Das japanische Drama, das einerseits auf die komischen Zwischenspiele in den religiösen Mysterien des Schintokults, anderseits auf die Anregung durch das chinesische Drama zurückzuführen sein wird, erhielt seine eigentliche Ausgestaltung erst im 17. und 18. Jahrh., der großen Dramenepoche der japanischen Literatur. In dieser Zeit wirkte Chikamatsu Monzaimon (1653—1724), Japans Shakespeare und Molière zugleich, der größte im heroischen Trauerspiel und Begründer des bürgerlichen Schau- und Lustspiels. Neben ihm traten eine ganze Reihe von Dichtern auf, meist Direktoren ihrer Theater, vor allem in Kioto und Osaka. Die vornehmsten ihrer Schöpfungen werden noch heute gespielt. Das »No« der alten Zeit, mit seiner musikalischen Begleitung und Tanzeinlagen unsern ältern Opern zu vergleichen, wird ebenso noch weiter gepflegt, und auch das deklamatorische »Joruri« und die Marionettenspiele erfreuen sich unverminderter Beliebtheit. Vgl. Florenz, Japanische Dramen (Leipz. 1900); Lequeux, Le théâtre japonais (Par. 1889); Bénazet, Le théâtre au Japon (das. 1901); Mc. Clatchie, Japanese Plays (Lond. 1890) und Osman Edwards in den »Transactions and Proceedings of the Japan Society« (1902). — Die japanische Moderne beginnt um 1880 unter dem Einfluß der nun erst in Japan allmählich bekannt werdenden europäischen Literaturen, zumal der englischen. Zahlreiche Werke werden übersetzt, Tsubouchi Yuzo, Erzähler und Dramendichter, schreibt seine Abhandlung vom Geist der Romanliteratur, und Toyama Masakazu, Yatabe Ryokichi und Tetsujiro Inouye geben ihre »Gedichte im neuen Stil« heraus. Von den später Aufgetretenen müssen der Realist Yamada Taketaro, Erzähler und Lyriker, ferner die Novellisten Ozaki Koyo und Koda Rohan genannt werden. Die japanische Bühne erfuhr eine Umgestaltung nach europäischem Vorbild durch Kawakami, den Begründer des »Soshi Shibai«, der »Jungen Bühne«. Vgl. Florenz in den »Mitteilungen der Deutschen Ostasiatischen Gesellschaft in Tokio« (Yokohama 1892) und O. Hausers Anthologie (s. unten). Charakteristisch für die japanische Belletristik ist die Vorliebe für illustrierte Bücher, deren Abbildungen trotz der naivsten Zeichenfehler meist lebendig und sprechend sind. Das Wortspiel, bei uns nur einer untergeordneten Art des Witzes dienend, versieht wie in der chinesischen, so auch in der japanischen Dichtung eine sehr wichtige Funktion. Daß auch die japanische Literatur ihre schmutzigen Auswüchse hat, darf weder verneint noch verschwiegen werden; anzuerkennen ist nur, daß dort im Volke Schmutz als Schmutz gilt und nicht, wie nur zu oft bei uns, in lüsterner Weise beschönigt wird. Sieht man von dieser Schattenpartie ab, so muß man rühmen, daß in den

belletristischen Büchern, soweit sie uns zugänglich geworden sind, ein frischer, gesunder Geist herrscht. Heldenmut, aufopfernde Treue, strenges, empfindliches Ehrgefühl, Mitleid und Milde gegen Schwache und Notleidende, mannhafte Ergebung in das Schicksal, tief wurzelnde Achtung vor Gesetz und Sitte, Verachtung, oft schneidige Satire gegen alles Kleinliche und Gemeine: das sind die Gesinnungen, die sich darin spiegeln. Gewalttaten oft der gräßlichsten Art, der aufbrausenden Natur des stets streitbaren Volkes entsprechend, werden oft genug erzählt; allein immer ist das Erhabene oder das Rührende Genosse des Entsetzlichen. Über die japanische Literatur im allgemeinen orientieren: W. G. Aston, A history of Japanese literature (Lond. 1899; franz. Ausg., Par. 1902); Tomitsu Okasaki, Geschichte der japanischen Nationalliteratur (Leipz. 1899); K. Florenz, Geschichte der japanischen Literatur (das. 1905, Bd. 1); O. Hauser, Die japanische Dichtung (Berl. 1904). An poetischen Anthologien sind vorhanden: Léon Rosny, Si-ka-zen-jô, Anthologie japonaise (Par. 1871); B. H. Chamberlain, The classical poetry of the Japanese (Lond. 1880); K. Florenz, Dichtergrüße aus dem Osten (8. Aufl., Leipz. 1904) und Weißaster und andre Gedichte (4. Aufl., das. 1904); O. Hauser, Die japanische Lyrik von 1880—1900 (das. 1904). Bibliographie: Hoffmann, Catalogus librorum et manuscriptorum japonicorum (Leid. 1845); Pagès, Bibliographie japonaise (Par. 1859); die Bibliographie bis 1862 von R. Gosche in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 20, Supplement (Leipz. 1868); »Bibliotheca japonica, Verzeichnis einer Sammlung japanischer Bücher in 1408 Bänden« (Wien 1875) und F. v. Wenkstern, A bibliography of the Japanese empire (Lond. u. Leiden 1895).

Japanisches Wachs, s. Pflanzentalg.

Japanische Zypresse, s. Cryptomeria.

Japankampfer, s. Kampfer.

Japanknollen, s. Stachys.

Japara, Stadt, s. Dschapara.

Japarandiba *Adans.* (Gustavia *L.*, Gustavie), Gattung der Lecythidiazeen, tropisch amerikanische Sträucher oder Bäume mit großen immergrünen, meist lanzettförmigen, wechselständigen Blättern, prächtigen vier- bis achtblätterigen Blüten in kurzen, achselständigen Trauben und etwas fleischigen, apfelähnlichen Früchten. Von den 21 Arten ist *J. augusta O. K.* ein 6—9 m hoher Baum in Guayana, mit 20—30 cm langen Blättern und großen weißen, an der Spitze der Kronblätter gerötеten Blüten. Das Holz riecht aasartig und ist unter dem Namen Stinkholz von Guayana bekannt. *G. speciosa O. K.*, ein Strauch in Neugranada, dessen Früchte nach häufigem Genuß die Haut der Kinder gelb färben; die Färbung verschwindet nach einigen Tagen wieder. Diese und andre Arten werden bei uns in Warmhäusern kultiviert.

Japhet (hebr., »weite Ausbreitung«), nach 1. Mos. 9 und 10 der dritte Sohn des Noah, nach der Völkertafel (1. Mos. 10, 2 ff.) Stammvater der von den Hebräern nördlich und westlich wohnenden Völker, die man heute als Indogermanen bezeichnet. Die arabische Sage, die ihn zum Stammvater der Türken (durch seinen Sohn Turk) macht, teilt ihm elf Söhne zu, die ebensoviel Stammväter asiatischer Nationen geworden sein sollen. Andre sehen in J. den Japetos (s. d., Bd. 9, S. 723) der griechischen Mythologie, dessen Gattin die Asia, dessen Sohn Prometheus ist.

Jappen, Insel, s. Jobi.

Japura (Japura), linker Nebenfluß des Amazonenstromes, entspringt als Caquetá in den kolumbianischen Anden, nahe der Abgliederung der Cordillera de Suma Paz, ein gewaltiger, wasserreicher Strom, der, in ostsüdöstlicher Richtung das Territorium del Caquetá in vielen Windungen durchströmend, mehrere Wasserfälle (Kimani-, Jarhhana-, Sihare Cachuerafall) und viele Inseln bildet, unter 69° 39′ westl. L. in den brasilischen Staat Amazonas übertritt und in mehreren Armen bei Teffé mündet.

Jaqueirahoľz, s. Artocarpus.

Jaquette (franz., spr. schakett'), s. Jackett.

Jaraczewo, s. Jaratschewo.

Jara-Jara, der Methyläther des βNaphthols $C_{10}H_7O.CH_3$ entsteht aus βNaphthol und Jodmethyl durch Kochen in alkalischer alkoholischer Lösung, auch durch Behandeln von βNaphtholnatrium mit Chlormethyl bei 300°, bildet weiße, glänzende Blättchen, riecht orangeähnlich, schmilzt bei etwa 70°, siedet bei 274°, löst sich nicht in Wasser, wenig in Alkohol, leicht in Äther. Eine Lösung dient in der Parfümerie als Ersatz des Orangeblütenöls.

Jarāma (spr. cha-), rechter Nebenfluß des Tajo in Spanien, entspringt zwischen dem Cebollero und der Peña de la Silla im Kastilischen Scheidegebirge, nimmt rechts den Lozoya und Manzanares, links den Henares und Tajuña auf und mündet nach 199 km langem Lauf 3 km westlich von Aranjuez.

Jaranſk, Kreisstadt im russ. Gouv. Wjatka, an der Jaranka, hat Handel mit Fellen, Honig, Wachs, Leinwand 2c. und (1897) 4824 Einw. Im Kreis wird viel Hausindustrie betrieben.

Jaratschewo (Jaraczewo), Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Jarotschin, hat eine kath. Kirche, Spiritusbrennerei und (1900) 860 meist kath. Einw.

Jarchi, irrtümliche Bezeichnung für den jüdischen Bibel- und Talmuderklärer Raschi (s. d.).

Jarcke, Karl Ernst, deutscher Publizist, geb. 10. Nov. 1801 in Danzig, gest. 28. Dez. 1852 in Wien, ward als Student der Rechte in Bonn von der Begeisterung, die nach dem Befreiungskrieg die deutsche Jugend zur Stiftung der Burschenschaft entflammte, bis zur Schwärmerei ergriffen und verband mit den politischen Weltverbesserungsplänen auch religiöse Grübeleien. Nach beendigten Studien ward er Privatdozent und 1823 Professor des Strafrechts in Bonn, ging 1824 als Rechtsanwalt nach Köln, wo er zum Katholizismus übertrat, und von da 1825 nach Berlin, wo er Vorlesungen an der Universität hielt und 1831 das »Politische Wochenblatt« gründete, in dem er die Revolution vom ultramontanen Standpunkt aus bekämpfte. 1832 ward er an Gentz' Stelle nach Wien berufen, wo er als Rat in die Hof- und Staatskanzlei eintrat und zugleich die Erziehung der Prinzen von Nassau leitete. Er gründete 1839 mit Phillips und Görres die »Historisch-politischen Blätter«. Von seinen Schriften erwähnen wir: »Handbuch des gemeinen deutschen Strafrechts« (Berl. 1827 bis 1830, 3 Bde.); »Die französische Revolution von 1830« (das. 1831, anonym); »K. L. Sand und sein an Kotzebue verübter Mord« (das. 1831); »Vermischte Schriften« (Münch. 1839, 3 Bde.; Bd. 4, Paderb. 1854).

Jardin (franz., spr. schardäng), Garten; J. des Plantes (anfänglich J. du roi genannt), der zu Anfang des 17. Jahrh. begründete botanische Garten in Paris, verbunden mit zoologischem Garten.

Jardinière (franz., spr. schardinjär', »Gärtnerin«), Blumentischchen oder verzierte beckenförmige, zur Aufnahme von Blumen oder Pflanzen bestimmte Vase

aus Porzellan, Fayence, Silber, Alfenid, Bronze, Cuivre poli. — In der Kochkunst heißt à la j. die Garnierung mit allerlei Gemüsen; Suppe à la j., Fleischbrühe mit eingeschnittenen Gemüsestückchen: grünen Erbsen, Blumenkohl, Möhren ꝛc.

Jarensk, Kreisstadt im russ. Gouv. Wologda, an der Jarenga (zur Wytschegda), mit Holzhandel und (1897) 991 Einw.

Jargeau (spr. schargschō), Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrond. Orléans, am linken Ufer der Loire, über die hier eine Brücke führt, hat eine Kirche aus dem 11.—17. Jahrh., Fabrikation von Möbeln, Kalk ꝛc. und (1901) 1390 (als Gemeinde 2321) Einw. — J., 1427 von den Engländern belagert, ward zwei Jahre darauf von Jeanne d'Arc genommen. Das nahe Schloß La Queuvre bildete später einen Hauptsitz der Calvinisten.

Jargon (franz., spr. schargóng), eine einer besondern Klasse oder einem gewissen Kreis eigentümliche Sprache (z. B. Künstlerjargon), besonders eine gemachte Sprache, wie z. B. das Rotwelsche, die Gaunersprache ꝛc.; dann allgemein soviel wie verdorbene (fehlerhafte) Sprache (vgl. Kauderwelsch), Mischsprache von Grenzvölkern ꝛc. — In der Juwelierkunst heißen Jargons (J. de diamant oder J. de Ceylan) durch Erhitzen entfärbte Zirkone, auch kleine hyazinthähnliche, goldgelbe, gelbrote oder violette Steine von Pau in Frankreich, die zur Verzierung von Galanteriewaren dienen.

Jarimlik, türk. Silbermünze von 20 Para, um 1800 noch 42 Pfennig wert, seit 1845 (halber Piaster, Jirmic para) = 8,98 Pf. der Talerwährung, auch in Kupfer geprägt.

Jarkand (Yarkand, Jarkend, »Ort der Freude«), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts im chinesischen Ostturkistan und dessen wichtigster Handelsmittelpunkt, unter 38° 22′ nördl. Br. und 77° 10′ östl. L., 1270 m ü. M., zwischen den Armen des Flusses J., der am Karakorumpaß 5150 m ü. M. entspringt und sich unter 40° 10′ nördl. Br. mit dem Kaschgar zum Tarim vereinigt. Die Stadt liegt in einer durch Bewässerungskanäle sehr fruchtbaren Ebene, die viel Weizen, Gerste, Reis, Baumwolle, Ölsaaten, Melonen, Äpfel, Trauben erzeugt und große Herden von Schalziegen und Fettschwanzschafen ernährt. J. ist von einer mächtigen Lehmmauer umgeben, durch die fünf Tore in die Altstadt mit äußerst engen, schmutzigen Straßen führen. Die ausgedehnten Vorstädte umfassen auch das von Gräben und Mauern umgebene Jengischahr (Neustadt), Wohnsitz der höchsten Beamten, mit dem alten Palast des Emirs, der hier einen großen Teil des Jahres zu residieren pflegte; in dem südlicher gelegenen Fort wohnt der Befehlshaber der starken chines. Truppenabteilung sowie 5000 chinesische und dunganische Kaufleute. 67 schmale Kanäle mit über 200 Rinnen verteilen das sehr unsaubere Wasser des Flusses zu häuslichen Zwecken in der Stadt. Die Häuser sind meist aus an der Sonne getrockneten Ziegelsteinen erbaut; die der Reichen bestehen aus einem von einer hohen Mauer umgebenen Häuserviereck. Die bemerkenswertesten Gebäude sind: 160 Moscheen mit Schulen, 12 Karawanserein und zwei große Basare, die, wie jene, mit Waren aller Art angefüllt sind. Die nach den verläßlichsten Angaben 75,000 Köpfe starke Bevölkerung besteht vornehmlich aus sunnitischen Mohammedanern türkisch-tatarischen Stammes, ferner aus Vertretern der verschiedensten Volksstämme. Hauptbeschäftigungen sind Seidenraupenzucht, Teppichweberei, Filzfabrikation und Handel. Ausgeführt werden Seide, feine Wolle zu Kaschmirschals, Hanf, Goldstaub; eingeführt werden (durch Engländer, Russen und Chinesen) Tee, Zucker, Opium, Anilinfarben, Leder, Schießpulver, von denen ein großer Teil in Pferdelasten zur Wiederausfuhr kommt. — Die Stadt, kurz nach Christi Geburt Mittelpunkt eines Reiches, das die Herrschaft über das gesamte Tarimbecken anstrebte, aber dann lange unter chinesischer Vormundschaft, wurde 1759 von den Chinesen, 1864 von den Dunganen erobert, war unter Jakub Beg (s. d.) zweite Residenz des Reiches Kaschgar, wurde aber 1877 wieder von den Chinesen genommen.

Jarkaschi, s. Tarkaschi.

Jarl (altnordisch, entspricht dem altsächs. erl, angelsächs. eorl; daraus das engl. Earl [s. d.]), bei den Nordgermanen Bezeichnung des mit Herrscherrecht ausgestatteten Adels, bestehend aus edlen Geschlechtern, die mit königlicher Gewalt, aber bereits einem Oberkönig unterworfen, einzelne Landschaften beherrschten.

Jarlsberg und Laurvik (Larvik), Amt im norweg. Stift Christiania, an der Küste westlich vom Christianiafjord, umfaßt 2320 qkm (42,1 QM.) mit (1900) 104,554 Einw. (44 Einw. auf 1 qkm) und ist das am dichtesten bevölkerte Amt Norwegens. Die bedeutendsten Orte sind: Laurvik, Tönsberg, Holmestrand und Horten. Das Amt wird auch Grevskabernes Amt genannt, weil es bis 1821 aus den zwei Grafschaften Jarlsberg und Laurvik bestand; die Grafschaft Jarlsberg mit dem gleichnamigen Edelhof gehört seit 1684 der Familie von Wedel-Jarlsberg.

Jarlyk (türk.), zur Zeit der Mongolenherrschaft in Rußland Bezeichnung für die Erlasse oder Privilegien der Chane; jetzt Bezeichnung für bestimmte Passierscheine im Zollwesen; Etikette, so die an Verkaufsgegenständen hängenden kleinen Preiszettelchen (Auszeichnungen), die Signaturen auf Arzneigläsern ꝛc.

Jármarka (Jármonka, vom deutschen »Jahrmarkt«), in Rußland Name der Messen.

Jarmen, Stadt im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Demmin, an der Peene, Knotenpunkt der Kleinbahnlinien Friedland-J., Greifswald-J. und Schmarsow-J., hat eine evang. Kirche, Warendepot der Reichsbank, Zuckerfabrik, Elektrizitätswerk, Maschinenfabrikation, Molkerei, Dampfsägemühle und (1900) 2868 Einw. J. stand ehemals unter der Herrschaft des Klosters Wollin, bez. des Bischofs von Kammin und kam 1305 als Lehen an Pommern.

Jarmeritz (tschech. Jaroměřice), Stadt in Mähren, Bezirksh. Mährisch-Budwitz, an der Österreichischen Nordwestbahn, hat ein gräflich Wrbna-Kaunitzsches Schloß mit Bibliothek und Park, eine schöne Kirche, Spiritusfabrik, Schuhmacherei und (1900) 2781 tschech. Einwohner.

Jarmolinzi, Flecken im russ. Gouv. Podolien, 30 km von Proskurow, mit über 3000 Einw.; im Juni Jahrmarkt, mit ansehnlichem Pferde- und Getreidehandel.

Jarmuk (griech. Hieromykes), talmudischer Name des größten, 7 km südlich vom See Genezareth von O. her in den Jordan mündenden und im Hauran entspringenden Nebenflusses. Heute Scheriat el Menadhire.

Jarnac (spr. scharnack), Stadt im franz. Depart. Charente, Arrond. Cognac, an der Charente und der Staatsbahnlinie Nantes-Angoulême, hat Weinbau, Branntweinbrennerei, Faßbinderei und (1901) 4549 Einw. — In der Nähe 13. März 1569 Sieg der königlichen Truppen unter dem Herzog von Anjou und

Marschall von Tavannes über die Hugenotten unter dem Prinzen von Condé, der selber gefangen und meuchlings erschossen ward. Eine Pyramide bezeichnet das Schlachtfeld.

Järnefelt, Arvid, finn. Schriftsteller, geb. 1861 in St. Petersburg, wo sein Vater als General diente, studierte die Rechte, gab aber, von Tolstois Ideen mächtig ergriffen, die Richterlaufbahn auf und widmete sich erst dem Schmiedehandwerk, dann dem Ackerbau. Mit dem Volk arbeitend, will er ihm seine Lehren verkünden, die, wie die Tolstois, den Anschauungen der Kulturländer gänzlich fernstehen. Seine Hauptwerke, die auch schwedisch erscheinen, sind: »Vaterland« (1892), »Menschenschicksale« (1894), »Der Atheist« (1894), »Mein Erwachen« (1895), »Maria« (1897), »Die Brüder« (1900), »Helena« (1903). Mangelhaft in der Komposition, tragen sie doch alle das Gepräge des Selbsterlebten.

Jarochowski, Kasimir von, poln. Geschichtsforscher, geb. 12. Sept. 1829 in Sokolniki, gest. 24. März 1888 in Posen, studierte, schon als Primaner zu Posen 1846 in den Polenprozeß verwickelt, in Berlin die Rechte, nahm auch 1848 an dem Aufstand der Polen teil, ward 1862 Kreisrichter in Posen und nahm 1882 seine Entlassung. Seit 1887 war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Er veröffentlichte die wichtigen Aktenstücke zur sächsischen Zeit u. d. T.: »Teka Gabryela J. Podoskiego« (Posen 1856—61, 6 Bde.), dann »Wielkopolska w czasie pierwszej wojny szwedzkiej« (»Großpolen während des Schwedenkriegs 1655—1657«, das. 1864) und die »Geschichte Augusts II.« (das. 1856—74, 3 Bde.). Seine kleinern historischen Schriften erschienen u. d. T.: »Opowiadania historyczne« (1860—86, 6 Bde.). Außerdem schrieb er (in polnischer Sprache): »Ein Emanzipationsversuch Augusts« (Lemb. 1878); »Die Affaire Kalksteins« (Warsch. 1878); »Die Belagerung Posens durch Patkul« (das. 1879); »Das Ende Radziejowskis« (das. 1879) und unter dem Pseudonym Severin Przerowa: »Literatura poznanska« (»Die Literatur des Großherzogtums Posen«, Krak. 1880).

Jaroczyn, s. Jarotschin.

Jaromĕř (spr. -mjersch), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Königinhof, an der Mündung der Aupa in die Elbe, über die zwei eiserne Brücken führen, und an den Linien Josefstadt-J.-Liebau und Pardubitz-Seidenberg der Südnorddeutschen Verbindungsbahn gelegen, hat ein Bezirksgericht, eine gotische Dechanteikirche aus dem 14. und eine Kirche (St. Jakob) aus dem 15. Jahrh., eine Handwerkerschule, Flachsspinnerei, Jutespinnerei und -Weberei, Bierbrauerei und Malzfabrik, Gerberei, Riemen- und Zichorienfabrik, Brettsäge, Mühlen, bedeutende Märkte und (1900) 6671 tschech. Einwohner. — J. ward 1307 königliche Leibgedingstadt. 1421 wurde es von den Hussiten erstürmt und 1645—48 wiederholt von den Schweden geplündert. 3 km südlich von J. liegt Josefstadt (s. d.) und 4 km nördlich das Dorf Hermanitz, Geburtsort Albrechts von Wallenstein, mit Wallfahrtskirche, Weberei und (1900) 453 deutschen Einwohnern.

Jaroslau (Jaroslaw), Stadt in Galizien, am San und an den Staatsbahnlinien Krakau-Lemberg und J.-Sokal, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, einer Finanzbezirksdirektion, der Kommandos einer Infanterie- u. einer Kavalleriedivision und eines Platzkommandos, hat eine katholische, eine evangelische und eine griechisch-kath. Pfarrkirche, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, ein Dominikaner-, Reformaten- und ein Nonnenkloster (mit Mädchenerziehungsanstalt), ein allgemeines Krankenhaus, Tuchweberei (Hauptartikel: »Talles«, jüdische Betgewänder), Spodiumfabrik, Kuchen- und Lebzeltenbäckerei, Bierbrauerei, Dampfmühlen, Herstellung von geräucherten Fleischwaren, lebhaften Handel, besonders mit Getreide, Holz und Eiern, und (1900) mit der Garnison (4964 Mann) 22,660 meist poln. Einwohner.

Jaroslaw (Jaroslawl), russ. Gouvernement, grenzt nördlich an die Gouvernements Nowgorod und Wologda, westlich an Twer, südlich an Wladimir, östlich an Kostroma und umfaßt 35,613 qkm (646,6 QM.). Das Land bildet eine Hochfläche mit vielen Sümpfen und Sandheiden. Der Hauptfluß ist die Wolga, die gegen 34 Flüsse und Bäche aufnimmt, worunter die bedeutendsten die Mologa, Schekšna und Kostroma (sämtlich schiffbar) sind. Unter etwa 110 Seen ist der größte der Nero- oder Rostowsche See, der durch den Kotorost in die Wolga abfließt. Das Klima ist ungleichmäßig, doch im allgemeinen gesund und dem Ackerbau günstig. Mittlere Jahrestemperatur + 4,9°, Niederschlagsmenge 458 mm. Die Einwohnerzahl war 1897: 1,072,478, ca. 30 Menschen auf 1 qkm. Die Bevölkerung, die rein großrussisch ist, gilt als besonders regsam und geweckt. Unter den Konfessionen überwiegt die griechisch-katholische, auf die 98,7 Proz. der Bevölkerung entfallen. J. gehört zu dem sogen. Industriebezirk, doch bildet der Ackerbau immerhin einen wichtigen Erwerbszweig. Gebaut werden vorzugsweise Hafer und Roggen, weniger Gerste und Sommerweizen, daneben Kartoffeln und namentlich Flachs. Sehr entwickelt ist die Gemüsezucht. Die Wälder bedecken etwa 32 Proz. des Areals und bestehen vorzugsweise aus Kiefern, Fichten, Erlen, im S. auch Eichen. Der Viehstand beziffert sich auf etwa 270,000 Stück Rindvieh, 180,000 Pferde, 190,000 Schafe, 5000 Schweine. Einige Kreise haben ansehnliche Geflügelzucht, dagegen hat der Fischfang seine frühere Bedeutung verloren. Die industrielle Produktion ist ansehnlich, sie beschäftigt (1902) 6604 Fabriken mit 47,228 Arbeitern und erreicht einen Wert von über 62 Mill. Rubel. Die hauptsächlichsten Industriezweige sind: Baumwollspinnerei und -Weberei, Flachsspinnerei und Leinweberei. Sehr entwickelt ist das Wandergewerbe, das jährlich viele Tausende Bauern nach Petersburg und Moskau führt, und die Hausindustrie, insbes. in Schlosser- und Schmiedewaren und Werg (Wollokstiefel). Der Handel wird durch die Wolga und durch deren Verbindung mit der Newa und Dwina begünstigt und ist ausgedehnt. Im ganzen Gouvernement finden jährlich 64 Jahrmärkte statt. J. zerfällt in zehn Kreise: Danilow, J., Ljubim, Mologa, Myschkin, Poschechonje, Romanowo-Borissoglebsk, Rostow, Rybinsk, Uglitsch.

Jaroslaw (Jaroslawl), Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), am Einfluß des Kotorost in die Wolga, Knotenpunkt der Eisenbahnen Moskau-J.-Archangel, J.-Kostroma und J.-Rybinsk, ist regelmäßig gebaut, hat fünf Vorstädte und breite Straßen mit vielen alten Palästen und unzähligen Kuppeln und Türmen. Es befinden sich hier 77 Kirchen und 3 Klöster, darunter die Kathedrale Mariä Himmelfahrt (1646 erbaut), die Kirchen des heil. Michael (13. Jahrh.), des heil. Johann und der Wladimirschen Mutter Gottes (beide aus dem 17. Jahrh.), ferner eine lutherische Kirche. J. hat (1897) 70,610 Einw. und ansehnliche Industrie und

Handel. Man zählt etwa 56 Fabriken mit einem Produktionswert von 12 Mill. Rubel und 10,325 Arbeitern, darunter hauptsächlich Baumwollspinnereien und -Webereien, Tabakfabriken, Mühlen. Der Handel vermittelt hauptsächlich den Warenaustausch zwischen Moskau und dem Norden. Die Schiffahrt dauert gegen 200 Tage. Die Stadt ist Sitz des Gouverneurs und eines Erzbischofs und hat ein Priesterseminar, ein juristisches Lyzeum, 3 Gymnasien und ein Theater. In J. erscheinen 6 Zeitungen. — J., um 1025 von dem Großfürsten Jaroslaw Wladimirowitsch gegründet, ward 1471 an das Großfürstentum Moskau abgetreten, worauf es eine Zeitlang Residenz der Großfürsten war, daher die ältesten Prinzen der russischen Großfürsten Fürsten von J. hießen.

Jaroslaw, Großfürst von Kiew, Sohn Wladimirs des Heiligen, erhielt nach seines Vaters Tod 1015 Nowgorod als Fürstentum, vertrieb 1016 seinen ältesten Bruder, Swjatopolk, aus Kiew, wurde aber von dessen Schwiegervater Boleslaw Chrobry von Polen 1017 geschlagen und konnte erst nach dessen Abzug 1019 wieder Kiew erobern, wo er 1019—54 als Großfürst herrschte. Von ihm stammt die bekannte Gesetzsammlung »Das russische Recht«. Den Nowgorodern gab er jetzt nicht mehr vorhandene Privilegien. Er vermählte sich mit Ingegard, Tochter des schwedischen Königs Olaf. Nach Überwindung seiner Brüder vereinigte er Rußland bis auf Polotzk. Er schmückte Kiew durch großartige kirchliche Bauten, gründete Jurjew (später Dorpat) und förderte Kunst und Wissenschaft, zugleich die Interessen der Geistlichkeit und des Schulwesens.

Jarotschin (Jaroczyn), Kreisstadt im preuß. Regbez. Posen, unweit der Lutinia, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Posen–Kreuzburg, Ols–Gnesen und Lissa–J., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, Eisenbahnwerkstätte, Ziegelbrennerei, Molkerei, Dampfsägewerk, besuchte Viehmärkte und (1900) 4355 meist kath. Einwohner. Nahebei liegt ein Schloß des Fürsten Radolin mit großer Waffensammlung.

Jarra (spr. charra), spanisch-maurischer Wasserkrug aus Fayence mit zwei Henkeln, auch Bezeichnung für die Alhambravasen (s. d.).

Jarrah, s. Eucalyptus.

Jarretière (franz., spr. schar'tjär'), Kniebund, Strumpfband; Ordre de la J., Hosenbandorden.

Jarröba (spr. charr-, Haroba, Charuba), Getreidemaß in den südwestlichen Häfen Marokkos, = 159 Lit., aber gewöhnlich in Gewicht umgesetzt, so bei der Ausfuhr von Mais aus Mogador = 108 kg.

Jarrow (spr. dschärro), Stadt (municipal borough) in der engl. Grafschaft Durham, am Tyne, dicht bei South Shields, hat eine alte St. Paulskirche (1866 restauriert), Ruinen eines Klosters aus dem 7. Jahrh., Segeltuchfabriken, Schiffswerften, chemische Fabriken, große Docks, bedeutenden Kohlenhandel und (1901) 34,295 Einw. (1861 erst 6494). Dabei Monkton, Geburtsort des Beda Venerabilis.

Järta, Hans, schwed. Staatsmann und Historiker, geb. 11. Febr. 1774 in Dalekarlien, gest. 6. April 1847 in Upsala, entstammte dem freiherrlichen Geschlecht Hierta (s. d.). 1791—96 im Auswärtigen Amt, dann im Justizministerium tätig, entsagte er 1800 auf dem Reichstag zu Norrköping, wo er mit G. Adlersparre (s. d.) die Regierungspolitik scharf bekämpfte, der Freiherrenwürde und nahm den bürgerlichen Namen J. an, worauf seine Entlassung aus dem Staatsdienst erfolgte. Fortan einer der Führer der Opposition, ward er 1809 nach der Absetzung Gustav IV. Adolfs (s. Gustav 4) mit der Ausarbeitung des neuen Grundgesetzes betraut und zum Finanzstaatssekretär ernannt, trat aber schon 1811 zurück. 1812—22 Landeshauptmann seiner Heimatsprovinz, lebte er 1825—37 in Upsala und erwarb sich 1837 bis 1844 als Chef des Stockholmer Reichsarchivs um die historische Wissenschaft bleibende Verdienste. In seiner Jugend ein leidenschaftlicher Gegner des »ancien régime«, verfocht er später, so in seiner Zeitschrift »Odalmannen« (Falun 1822—23), eifrig konservative Ideen. Seit 1819 Mitglied der schwedischen Akademie, schrieb er mehrere wertvolle politische und geschichtliche Abhandlungen, von denen »Om svenska kyrkans yttre skick och förhållande till staten efter reformationen« (bis Ende des 16. Jahrh., Stockh. 1836) und »Svenska lagfarenhetens utbildning från 1521 intill slutet af 17de århundradet« (das. 1838, preisgekrönt) erwähnt seien. Eine Auswahl seiner Schriften gab Forsell heraus (mit Biographie, Stockh. 1882—83, 2 Bde.), seinen Briefwechsel mit G. F. Wirsén aus dem Jahr 1814 veröffentlichte Alin (das. 1897), den Briefwechsel mit K. G. v. Brinkman veröffentlichte E. Lewenhaupt (Upsala 1899—1900, 2 Hefte). Vgl. ferner Alin, Ett bidrag till H. Järtas biografi (Upsala 1899); C. D. af Wirsén, J. och Geijer före och efter utgifvandet af den senares »Litteraturblad« (Stockh. 1900).

Järvi (finn., Jäyri, Jaur), soviel wie See.

Jary, linker Nebenfluß des Amazonenstroms, entspringt in den Tumuc-Humacbergen an der Südgrenze von Niederländisch-Guayana, fließt in südöstlicher Richtung und mündet bei São José.

Jasaül (türk.), Kämmerer am Hofe der Chane in Turkistan; auch Haupt der Polizei, Polizist.

Jäschke, 1) Heinrich August, Missionar und Sprachforscher, geb. 17. Mai 1817 in Herrnhut, gest. daselbst 24. Sept. 1883, wirkte 1856—68 als Missionar der Brüdergemeinde in Tibet und machte sich besonders um die Erforschung der tibetischen Sprache verdient; er besorgte die tibetische Bibelübersetzung und beteiligte sich an der Herausgabe und Übersetzung tibetischer Texte. Seine Hauptwerke sind das zuerst autographiert erschienene tibetisch-deutsche »Handwörterbuch der tibetischen Sprache« (Gnadau 1871—1875), das auf Kosten der indischen Regierung auch tibetisch-englisch gedruckt herausgegeben wurde (»Tibetan-English dictionary«, Lond. 1882; 1897), und die »Tibetan grammar« (2. Aufl., das. 1883).

2) Paul, Gouverneur von Kiautschou, geb. 4. Aug. 1851 in Breslau, gest. 27. Jan. 1901 in Tsingtau, trat 1868 als Kadett in die deutsche Kriegsmarine ein, machte als Leutnant an Bord der Fregatte Leipzig eine zweijährige Reise um die Welt mit, ward 1881 als Kapitänleutnant zur Marineakademie in Kiel kommandiert, war 1883—85 Dezernent für das Torpedowesen in der Admiralität, 1885—86 Kommandant des Torpedoschulschiffs Blücher und wurde 1888 zum Kommandeur der ersten Torpedoabteilung in Kiel und Präses des Torpedoversuchskommandos ernannt. Später, mit Ausnahme eines Kommandos als Befehlshaber des Panzerkreuzers Kaiser in Ostasien, bei den Zentralbehörden in Berlin tätig, erst als Chef der Zentralabteilung des Reichsmarineamts, dann als Vorstand der Admiralstabsabteilung beim Oberkommando der Marine und wurde 1898 Gouverneur von Kiautschou.

Jaschmak, der Schleier der Türkinnen, besteht aus zwei Stücken weißen Musselins, die, mittels einer

Nadel rückwärts an der Haube befestigt, Kopf, Gesicht und Nacken derart verhüllen, daß nur Augen und Nase oder erstere allein frei bleiben. Vgl. Feredsche.

Jasht (Yasht), ein Teil des Zendavesta (s. d.).

Jaslo, Stadt in Galizien, an der Wisloka, die hier die Jasiolka und Ropa aufnimmt, an den Staatsbahnlinien Stróże–Neu-Zagórz und J.–Rzeszów gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und eines Revierbergamtes, hat ein altes Schloß, ein Obergymnasium, ein Krankenhaus, Fabrikation von Tischlerwaren, Elektrizitätswerk und (1900) 6571 poln. Einwohner. In der Nähe befinden sich Petroleumgruben.

Jasmin, Pflanzengattung, s. Jasminum; wilder J., s. Philadelphus; virginischer J., s. Tecoma.

Jasmin (spr. schasmäng), angenommener Name (in seiner Mundart Jansemin) des französischen Patoisdichters Jacques Boé, geb. 6. März 1798 zu Agen im Languedoc, gest. daselbst 4. Okt. 1864, ward Friseur und betrieb dies Geschäft selbst noch nach seiner Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion (1843) und seiner Krönung als Maître ès jeux floraux (mit 5000 Frank Ehrensold) durch die Toulouser Akademie. Er trug seine Dichtungen, die er mit Anspielung an sein Gewerbe »Las papillôtos« betitelte, in der gascognischen Mundart seiner Heimat mit großem mimischen Talent vor und hat damit in den ersten Städten, auch in Paris am kaiserlichen Hof, begeisterten Beifall gefunden. Vor allem gelingt ihm eine halb rührende, halb scherzende Epik, und volkstümlich freundliches und kindlich fröhliches Wesen verleiht seinen Poesien einen großen Reiz. Von ihnen sind hervorzuheben: »Lou chalibari«, komisches Heldengedicht (1825); »L'abuglo de Castel-Cuillé« (1835); »Françonneto« (1840); »Lous dus frays bessous« (1847) u. a. Seine Poesien erschienen gesammelt mit franz. Übertragung in einem Band (Par. 1860), in 4 Bänden von Boyer d'Agen (Bordeaux 1890), und in 2 Bänden (Par. 1898). Vgl. Rabain, J., sa vie et ses œuvres (Par. 1867); De Montrond, J., poëte, d'Agen (2. Aufl., das. 1876); Smiles, J., barber, poet, philanthropist (Lond. 1891); Marièton, Jacques J. (Par. 1898).

Jasminoideen (jasminartige Gewächse), Unterfamilie der Oleazeen (s. d.).

Jasminöl, im Handel ein fettes Öl, das mit frischen Blüten von Jasminum officinale mazeriert worden ist und dabei deren ätherisches Öl aufgenommen hat. Man bereitet es in Südfrankreich und Tunis für die Parfümerie. Ätherisches J. kann aus dem fetten J. durch Extraktion mit Vaselinöl und Aceton erhalten werden, ist rötlich, riecht intensiv nach Jasmin, spez. Gew. 1,007—1,018 und besteht aus Benzylacetat, Linalylacetat, Benzylalkohol, andern Riechstoffen und Linalool.

Jasmintrompete, s. Tecoma.

Jasmīnum *L.* (Jasmin), Gattung der Oleazeen, aufrechte oder windende Sträucher mit gegenständigen, selten abwechselnden, unpaarig gefiederten oder anscheinend einfachen Blättern, gelben oder weißen, sehr häufig wohlriechenden Blüten in endständigen Dichasien oder Trauben, selten endständig und einzeln. Die Frucht ist eine Beere. Etwa 140—160 Arten in den tropischen und subtropischen Gebieten von Asien, Australien, Afrika, die meisten in Ostindien und im Indischen Archipel. J. officinale *L.* (echter Jasmin), ein wenig rankender, 4—5 m hoher Strauch mit gegenüberstehenden, dreijochig gefiederten Blättern und weißen Blüten in Traubendolden, stammt aus dem wärmern Vorderasien, ist in Südeuropa und Südamerika vielfach verwildert und wird, wie auch J. grandiflorum *L.* (Malabarjasmin), aus dem Himalaja, vielfach kultiviert, besonders auch in der Gegend von Cannes, wo man aus den äußerst wohlriechenden Blüten mit Hilfe von Fett oder Öl die Jasminpomade und das Jasminöl bereitet. Aus der Pomade erhält man dann durch Extrahieren mit Alkohol das Jasminextrakt. In der Türkei fertigt man Pfeifenrohre aus geraden Schößlingen von kultiviertem Jasmin. J. officinale und einige andre Arten ertragen, gut gedeckt, unsre Winter, während andre im Kalthaus überwintert werden müssen. Mit den Blüten von J. Sambac *Vahl.* (arabischer Jasmin, Nachtblume, Sambac), einem 5—6 m hohen, schlingenden Strauch mit einfachen, ei- oder fast herzförmigen Blättern und meist dreiblütigen Blütenständen mit weißen, nach dem Abfallen purpurnen Blüten, in Ostindien, bestreut man die Zimmer und Tempel; auch bereitet man aus den Blüten (Flores Manorae) ein wohlriechendes Wasser. Der Strauch wird in den Tropen der Alten und Neuen Welt häufig kultiviert, und in China dienen die Blüten wie die von J. paniculatum zum Beduften des Tees. J. nudiflorum *Lindl.* (Winterjasmin), aus China, von steifem Wuchs, mit großen gelben, wohlriechenden Blüten, die vor den Blättern erscheinen, hält in Süddeutschland im Freien aus. Fälschlich nennt man den gemeinen Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius) Jasmin.

Jasmund, Halbinsel
Jasmunder Bodden } s. Rügen.

Jasna (Yaçna), ein Teil des Zendavesta (s. d.).

Jason, s. unter dem Vokal J (Bd. 9, S. 723).

Jasonius Mons, s. Demawend.

Jaspachat (franz. Jaspe fleuri), s. Achatjaspis.

Jasper, Viktor, Kupferstecher, geb. 30. März 1848 in Wien, war anfangs Buchhändler, bildete sich dann mit 20 Jahren auf der Wiener Akademie und später bei L. Jacoby zum Kupferstecher aus und begann seine selbständige Tätigkeit mit einem Stich nach dem von Holbein bemalten Tisch (in der Züricher Stadtbibliothek), dem eine Reihe vortrefflicher Bildnisse sowie Kaiser Maximilian I. nach Dürer und St. Sebastian nach Mantegna (im Hofmuseum zu Wien) folgten. Seine Hauptwerke sind der Stich nach Dürers Allerheiligenbild (1885 vollendet) und der Stich nach Morettos heil. Justina (beide im Hofmuseum zu Wien). Eine Spezialität Jaspers sind seine mit größter Feinheit und lebensvoll durchgeführten Porträtstiche, unter denen die von Dürer, A. Feuerbach, Rahl, Defregger, Mandel, L. Richter, Kundmann, Zumbusch, Bürkner, Laufberger, Führich, Tilgner und Bauernfeld hervorzuheben sind.

Jaspierte Stoffe, feinflammig melierte Stoffe.

Jaspis, Mineral, kryptokristallinische Varietät des Quarzes, durch fremde Beimengungen, wie Eisenoxyd oder Eisenhydroxyd, rot, gelb oder braun, selten grün (chinesischer Yüstein) gefärbt, undurchsichtig, mit muscheligem Bruch. Man unterscheidet: Ägyptischer J. (Kugeljaspis, Nilkiesel), ockergelb bis braun, häufig gestreift und geflammt, findet sich in vom Sand abgeschliffenen Knollen häufig in den Nilländern und als Gerölle im Nil, auch in Nordamerika, besonders bei Sioux Falls in Dakota, wo er in großen Massen als Sioux-Falls-Jasper verarbeitet wird. Gemeiner J., meist rot, auch gelblich und schwarz, findet sich im Bohnerz bei Auggen, Liel und Kandern in Baden, auf Eisensteingängen im Sächsischen

Erzgebirge und an vielen andern Orten. Bandjaspis, grau, grün, gelb, rot, braun gebändert, kommt in Sibirien (Ochotsk, Jekaterinenburg), auf Sizilien, Korsika, am Harz und in Tirol vor. J. war schon bei Griechen und Römern geschätzt und dient jetzt zu Siegelsteinen, Dosen, Vasen, Tischplatten, Kannen, Mosaik, architektonischen Arbeiten ꝛc. Blauer J., ein lavendelblauer J., auch Basaltjaspis, Porzellanjaspis. Orientalischer J., soviel wie Heliotrop, s. Chalcedon.

Jaspisporzellan (Jaspisgut, engl. jasperware), in England gefertigte Fayence mit Streifen oder Adern.

Jaspopal, Mineral, s. Opal.

Jaß, ein nur in der Schweiz übliches Kartenspiel. mit 36 Karten (Kreuzjaß und Schmausjaß). Vgl. H. Koch, Der J. (St. Gallen 1891).

Jaßák, in Rußland eine Abgabe, die jährlich einmal von gewissen Nomadenstämmen (z. B. den sibirischen Kirgisen) in Geld oder Tierfellen erhoben wird.

Jassana, Vogel, s. Sporenflügler; Jassanas (Parridae), Familie der Watvögel (s. d.).

Jassatschnije, in Sibirien getaufte Buräten (s. d.), die mit russischen, zum Teil aber auch mit getauften burätischen Frauen verheiratet sind und am zahlreichsten in Transbaikalien, auch in russischen Niederlassungen, wohnen. Vgl. Jadrinzew, Sibirien [(deutsch, Jena 1886).

Jassus, s. Zikaden.

Jassy (rumän. Jaşi, spr. jáschi), Kreisstadt in Rumänien, ehemalige Hauptstadt der Moldau, 318 m ü. M., links am Fluß Bachlui, 8 km vom Pruth entfernt, in reizender Lage, Knotenpunkt der Bahnlinien Paşcani-J.-Ungheni (Anschluß nach Odessa), Vaslui-J. und Dorohoi-J., ist unregelmäßig und weitläufig gebaut, mit meist einstöckigen Häusern und breiten, in neuerer Zeit mit Asphalt bedeckten Straßen. Unter den 43 griechischen Kirchen der Stadt, neben denen es eine römisch-katholische, eine protestantische und eine armenische Kirche neben 58 Synagogen gibt, sind die prächtig ausgestattete Kathedrale (jüngst restauriert) und die Kirche der drei Heiligen (aus dem 14. Jahrh.), unter den Profangebäuden der auf hohem Talrand stehende Fürstenhof (die ehemalige Residenz), das neue Universitätsgebäude, die Fleisch- und Gemüsehalle und mehrere Bojarenpaläste bemerkenswert. Auch ein Theater, stattliche Hotels, prächtige Läden und Lager von Modewaren und Delikatessen fehlen nicht. J. zählt (1899) 78,067 Einw., darunter ca. 50,000 Juden, außerdem Armenier, Russen, Ungarn, Tataren, Zigeuner. Die Industrie ist von keinem Belang, dagegen der Handel (Ausfuhr von Mais, Gerste, Steinsalz, Schweinen; Einfuhr von Geweben, Teppichen, Häuten, Zucker, Heringen) bedeutend; er wird, abgesehen von der Eisenbahn, vorzugsweise durch Galatz und die Donau vermittelt. J. ist Sitz eines griechisch-orthodoxen Metropoliten, eines römisch-katholischen Bischofs, eines Korpskommandos, eines Präfekten, eines Appellationsgerichts sowie eines deutschen Berufskonsuls und hat eine Universität, eine Malerakademie, 2 Lyzeen, 2 Gymnasien, ein Konservatorium, Seminare für Lehrer und Lehrerinnen, 2 Bibliotheken, Militärschule und 5 Hospitäler. In der Umgegend viele Lusthäuser der Bojaren. — Seinen Namen hat J. von einem Bauer, namens Jaş, nicht von den Jazygen; als Markt kommt es zuerst im 14. Jahrh. vor. Das gegenüber auf einem Berge gelegene Kloster Tzitaznie diente früher als Festung. Eine Residenz der moldauischen Fürsten war die Stadt seit 1565. Die Bewohner genossen eine eigne Gerichtsbarkeit, Beglaubigungs- und Asylrechte, mußten aber dafür das von den Fremden an den Landesfürsten entrichtete, verschiedenartige Geld in weißes, reines Silber umwechseln. Am 19. Jan. 1792 wurde hier ein Friede zwischen Rußland und der Türkei geschlossen. In dem 1806—12 währenden Kriege zwischen Rußland und der Türkei war die Stadt mehrere Jahre von den Russen besetzt. Am 10. Aug. 1822 ward sie von den Janitscharen zerstört. In den Kriegen zwischen Rußland und der Türkei wurde die Stadt 1828 und 1853 wieder von den Russen, 1854 von den Österreichern besetzt. Nach dem Brande von 1827 ist J. meist neu erbaut.

Jastrow, Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Deutsch-Krone, an der Staatsbahnlinie Posen-Neustettin, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Präparandenanstalt, Waisenhaus, Amtsgericht, Wollspinnerei, Tuch-, Maschinen-, Zigarren-, Schnupftabak-, Schuh- und Stiefelfabrikation, Elektrizitätswerk und (1900) 5418 meist evang. Einwohner. J. wurde 1603 durch König Siegmund III. von Polen zur Stadt erhoben und kam 1772 an Preußen.

Jastrow, 1) Hermann, Jurist, geb. 29. Okt. 1849 in Nakel, lebt als Amtsgerichtsrat in Berlin. Er schrieb: »Formularbuch und Notariatsrecht« (im Anschluß an das Kochsche Formularbuch, 14. Aufl., Berl. 1903); »Rechtsgrundsätze der Entscheidungen des Kammergerichts in Sachen der nicht streitigen Gerichtsbarkeit« (das. 1889, neue Folge 1892; 2. Aufl. in 1 Bd. 1895); »Die allgemeine Gerichtsordnung für die preußischen Staaten, Teil II u. III« (das. 1891); »Handbuch für amtsrichterliche Geschäfte« (das. 1893); »Die Gesetze des Reichs und Preußens über die freiwillige Gerichtsbarkeit« (3. Aufl., das. 1902); »Das Recht der Frau nach dem Bürgerl. Gesetzbuch« (das. 1897); »Das Recht der unehelichen Kinder« (das. 1901).

2) Ignaz, Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker, Bruder des vorigen, geb. 13. Sept. 1856 in Nakel, habilitierte sich 1885 an der Universität zu Berlin und wurde 1905 zum außerordentlichen Professor für Verwaltungswissenschaft ernannt. Er schrieb: »Zur strafrechtlichen Stellung der Sklaven bei Deutschen und Angelsachsen« (Bresl. 1878); »Pufendorfs Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung« (Berl. 1882); »Geschichte des deutschen Einheitstraums und seiner Erfüllung« (das. 1884; 4. Aufl. 1891, preisgekrönt); »Die Volkszahl deutscher Städte am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit« (das. 1886); Über Welthandelsstraßen in der Geschichte des Abendlandes« (das. 1887); »Kleines Urkundenbuch zur neuern Verfassungsgeschichte« (das. 1889); »Das Interesse des Kaufmannsstandes am bürgerlichen Gesetzbuch« (das. 1890); »Sozialliberal. Die Aufgaben des Liberalismus in Preußen« (das. 1893; 2. Aufl., das. 1894); »Preußisches Steuerbuch« (Leipz. 1894); »Das Dreiklassensystem« (Berl. 1894); »Die Stellung der Privatdozenten« (das. 1896); »Die Einrichtung von Arbeitsnachweisen und Arbeitsnachweis-Verbänden« (2. Aufl., das. 1900); »Der öffentliche Arbeitsnachweis in der Mark Brandenburg« (das. 1902); »Sozialpolitik und Verwaltungswissenschaft« (das. 1902, Bd. 1) u. a. Wesentlich kultur- und wirtschaftsgeschichtlich gehalten ist seine in Gemeinschaft mit Georg Winter (s. d.) verfaßte »Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen« (Stuttg. 1893—1901, 2 Bde.). Seine finanzwissenschaftlich-sozialpolitischen Untersuchungen erschienen zum größten Teil in den »Jahr-

büchern für Nationalökonomie« und im »Archiv für soziale Gesetzgebung«. Im J. 1904 machte J. eine volkswirtschaftliche Studienreise durch Nordamerika und berichtete über die Ergebnisse an die Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin, deren volkswirtschaftlicher Beirat er ist, im »Berliner Jahrbuch für Handel und Industrie«. J. leitete 1881—94 die »Jahresberichte der Geschichtswissenschaft« (im Anschluß daran verfaßte er das »Handbuch zu Literaturberichten«, Berl. 1891) und gab 1895—97 die Zeitschrift »Soziale Praxis« und seitdem die Zeitschriften »Das Gewerbegericht« (das. 1896 ff.) und »Der Arbeitsmarkt« (das. 1897 ff.), die Organe des Verbandes deutscher Gewerbegerichte und des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise, heraus.

Jasva, s. Aleppobeule.

Jaśhkow, Nikolaj Michajlowitsch, russ. Dichter, geb. 16. (4.) März 1803 in Simbirsk, gest. 7. Jan. 1847 (26. Dez. 1846) in Moskau, kam 1815 in das Berginstitut zu Petersburg und trat dann ins Ingenieurkorps, aus dem er jedoch aus Neigung zu literarischer Beschäftigung schon nach einem Jahre wieder ausschied. Er studierte dann (1822—26) in Dorpat und lebte seit 1829 in Moskau, wo er 1831—33 in der Vermessungskanzlei beschäftigt ward. Um seine wankende Gesundheit herzustellen, hielt er sich längere Zeit in seiner Vaterstadt, dann in Italien und in der Schweiz auf, von wo er 1843 nach Moskau zurückkehrte. Anfangs ein Sänger des Weines und der Liebe (daher sein Beiname »russischer Anakreon«), schlug er später unter dem Einfluß einer unheilbaren schmerzlichen Krankheit eine ernstere Richtung ein und wendete sich religiösen Stoffen zu. Seine Poesien zeichnen sich durch meisterhafte Versifikation und Herrschaft über die Sprache sowie durch Innigkeit und stimmungsvollen Aufschwung aus. Die erste Sammlung erschien in Petersburg 1833, die letzte (mit Biographie) das. 1898, 2 Bde.

Jász-Alsó-Szent György (spr. jäß-álschó-ßent djörd), Großgemeinde im ungar. Komitat Jász-Nagy Kun-Szolnok, an der Zagyva und der Bahn Ujszász-Jász-Apáti, mit Bienenzucht und (1901) 4654 magyarischen (römisch-kath.) Einwohnern.

Jász-Apáti (spr. jäß-), Großgemeinde im ungar. Komitat Jász-Nagy Kun-Szolnok, Endstation der Bahnlinie Ujszász-J., in fruchtbarer Gegend, mit schöner kath. Kirche, Tabakbau, Bezirksgericht, Gestüt und (1901) 10,873 magyarischen (römisch-kath.) Einwohnern.

Jászberény (spr. jäß-bérény), Stadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Jász-Nagy Kun-Szolnok, ehemaliger Hauptort des Distrikts Jazygien (s. d.), an der Zagyva und der Bahnlinie Hatvan-Ujszász, mit 3 Kirchen, Franziskanerkloster, Rathaus (wo das sogen. Lehel-Horn aufbewahrt wird), Denkmal des Palatins Erzherzogs Joseph, Honvéddenkmal und (1901) 29,791 magyarischen (römisch-kath. und auch reformierten) Einwohnern, die sich mit Ackerbau, Viehzucht, Weinbau und Gerberei beschäftigen. J. hat ein Bezirksgericht, ein Obergymnasium und eine Ackerbauschule.

Jász-Fényszaru (spr. jäß-fénjßaru), Großgemeinde im ungar. Komitat Jász-Nagy Kun-Szolnok, an der Bahnlinie Hatvan-Ujszász, mit (1901) 5677 magyarischen (römisch-kath.) Einwohnern.

Jász-Karajenő (spr. jäß-károjenő), Großgemeinde im ungar. Komitat Pest, unweit der Theiß, mit (1901) 6309 magyarischen (römisch-kath. und reformierten) Einwohnern.

Jász-Kis Ér (spr. jäß-kischér), Großgemeinde im ungar. Komitat Jász-Nagy Kun-Szolnok, an einem toten Arme der Theiß und der Bahnlinie Jász-Apáti-Ujszász, mit Tabakbau, Tabakeinlösungsamt und (1901) 6692 magyarischen (reformierten und römisch-kath.) Einwohnern.

Jász-Ladány (spr. jäß-ládány), Großgemeinde im ungar. Komitat Jász-Nagy Kun-Szolnok, an der Bahnlinie Jász-Apáti-Ujszász, mit Bezirksgericht und (1901) 8957 magyar. (römisch-kath.) Einwohnern.

Jász-Nagy Kun-Szolnok (spr. jäß-nádj-), s. Jazygien-Großkumanien-Szolnok.

Jászó (spr. jäßó, Joos), Dorf im ungar. Komitat Abauj-Torna, südwestlich von Kaschau, an der Bodwa, hat eine prächtige Kirche (mit Kuppel und zwei Türmen), eine Prämonstratenserpropstei (seit 1255), ein Schloß, ein reichhaltiges Archiv mit Bibliothek, Marmorgruben und (1901) 1445 meist magyarische (römisch-kath.) Einwohner. In der Nähe die schachtförmige Jászóer Grotte mit schönen Tropfsteingebilden und eine Eisenhütte.

Jat, ind. Volksstamm, s. Dschat.

Jatagan (besser Yatagan), aus Ostindien stammendes, dann im ganzen Orient und bei den Südslawen verbreitetes Krummschwert mit doppelt geschwungener Klinge (s. Abbildung), meist ohne Stichblatt und Parierstange, war die Hauptwaffe der Janitscharen. Khandjar, Konkei, Kamzak, Kabylensäbel sind ihm ähnlich oder gleichbedeutend. Nach der Eroberung Algiers erhielten ihn die französischen Fußjäger, dann wurde er als Bajonett (s. d., Haubajonett) in Frankreich eingeführt.

Jatagan.

Jatai, s. Hymenaea.

Jâtaka (Dschâtaka, »Geburt«), Name einer Sammlung von Legenden über die frühern Geburten Buddhas, die einen Teil des buddhistischen Kanons (Tipitaka, s. Pâli) ausmacht. Diese Legenden bilden einen Lieblingsgegenstand für die Dichtung und Malerei der Buddhisten und sind literarisch besonders dadurch wichtig, daß sie die ältesten nachweisbaren Quellen vieler Fabeln und Erzählungen enthalten, die später in die Fabel- und Märchensammlungen der Inder und von da auch in die Literatur des Westens und Ostasiens übergegangen sind. Eine Ausgabe des J. im Original besorgte Fausböll (»The J., together with its commentary«, Lond. 1877—97, 7 Bde.), wovon der 1. Band von Rhys Davids ins Englische übersetzt wurde (Lond. 1880); eine neue, auf 8 Bände berechnete Übersetzung begannen Cowell u. a. (bisher 4 Bde., Cambridge 1895—1901).

Jäteisen (Jäthäckchen), s. Gartengeräte.

Jateorhiza, s. Jatrorrhiza.

Jaterus, Fluß, s. Jantra.

Játiva (spr. chátiwa), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Valencia, liegt malerisch am Fuße der Sierra de las Agujas, in der Nähe des Albaida, eines Nebenflusses des Jucar, überragt von einem Kastell, zu dem eine Zinnenmauer hinaufführt, an der Eisenbahnlinie Valencia-La Encina, hat eine sehenswerte Kollegiatkirche, ein Theater, einen Zirkus für Stiergefechte, ein Denkmal des Malers Ribera (seit 1898), eine Seidenbörse und (1900) 12,600 Einw. — Die Stadt (das Setabis der Römer) war zur Maurenzeit ein blühen-

der Ort, erhielt nach der Vertreibung der Mauren den Namen San Felipe, der aber wieder dem alten maurischen Namen J. gewichen ist, und wurde im Spanischen Erbfolgekrieg niedergebrannt. J. ist Geburtsort des Papstes Alexander VI. (Borgia) und des Malers Ribera.

Jätmaschine, Maschine zum Ausjäten von Unkrautpflanzen, besonders der Kreuzblütler, wie Ackersenf und Hederich, aus Getreidefeldern. Da diese Pflanzen zumeist verästelt, die jungen Getreidehalme aber glatt sind, so ist es möglich, durch mit kammartigen Werkzeugen ausgerüstete Maschinen die Unkrautpflanzen zu erfassen und ihre Blüten abzustreichen oder sie vollständig aus dem Boden zu reißen, um sie vertrocknen zu lassen, wobei die Getreidepflanzen zumeist unbeschädigt bleiben. Die Kämme sind fest oder rotierend an einem Fahrgestell angeordnet. Besondere an den Zinken entlang bewegte Reinigungskämme streifen die abgerissenen Pflanzenteile ab.

Jatropha *J. Müll.* (Brechnuß, Purgiernuß, Drüsenstrauch), Gattung der Euphorbiazeen, Bäume, Sträucher oder Kräuter mit abwechselnden, gestielten, ganzen oder fingerförmig gelappten oder geteilten Blättern, monözischen Blüten in meist trugdoldig rispigen Blütenständen und dreiknöpfiger Kapsel. Etwa 70 tropische Arten, vorzugsweise in Amerika. J. Curcas *L.* (Curcas purgans *Endl.*, schwarze Brechnuß, großer Purgiernußbaum), im tropischen Amerika weit verbreitet und in allen tropischen Ländern, besonders auf den Kapverdischen Inseln kultiviert, enthält in allen Teilen einen ätzend scharfen Milchsaft. Die etwa 2 cm langen, den Rizinussamen ähnlichen Samen (großer Rizinussame, Pulgueranuß) schmecken mandelartig, dann brennend scharf und wirken höchst drastisch abführend und brechenerregend. Das in ihnen enthaltene Öl (Höllen-, Cicin-, Curcasöl) hat dieselbe Wirkung und wurde früher medizinisch benutzt. Jetzt dient es als Brenn- und Schmieröl. J. multifida *L.*, in den Tropen, vielfach kultiviert, liefert die Purgiernüsse, von denen das Oleum Pinhoen stammt. Über J. Manihot *L.* s. Manihot.

Jatrorrhiza *Miers.* (Jateorhiza), Gattung der Menispermazeen, schlingende, steif behaarte Sträucher mit großen, herzförmigen, handförmig gelappten Blättern, in zusammengesetzten, hängenden Rispen gebüschelt stehenden männlichen, in einfachen, hängenden Trauben einzeln stehenden weiblichen Blüten und eiförmiger, einsamiger Steinfrucht. Zwei im tropischen Ostafrika und auf Mauritius heimische Arten. J. palmata *Miers.* (Cocculus palmatus *DC.*), ein windender Strauch mit krautigen, jährlich absterbenden Stengeln, in Mosambik und Oibo, kultiviert auf Madagaskar, den Maskarenen und Ceylon, hat große, langgestielte, rotbehaarte Blätter, blaßgrüne Blüten und Früchte von der Größe einer Haselnuß, länglichrund und dicht mit langen, schwarzdrüsigen Haaren besetzt. Die bei den Eingebornen Ostafrikas in hohem Ansehen stehende, starke, bräunlichgelbe, aus mehreren walzenförmigen, etwas gegliederten, gebogenen, fleischigen Knollen von 30 cm Länge bestehende Wurzel (Kalumb) wird als Colombo-, Kalumbo-, Ruhrwurzel arzneilich benutzt und kommt meist in 1 cm dicken Scheiben in den Handel. Sie schmeckt rein und sehr stark bitter und enthält außer oxalsaurem Kalk einen farb- und geruchlosen Bitterstoff, das Kalumbin (Columbin) $C_{21}H_{22}O_7$, amorphe Kalumbosäure (Columbosäure) und Berberin. Man benutzt sie bei Verdauungsstörungen und damit verbundenen chronischen Diarrhöen ꝛc. Sie wurde 1675 durch Redi als giftwidrig bekannt, aber erst durch den englischen Arzt Percival allgemeiner eingeführt und gegen Ende des 18. Jahrh. fast überall in Deutschland in die Pharmakopöen aufgenommen.

Jättestuer (»Riesenbett«), s. Gräber, vorgeschichtliche, S. 195.

Jatung, chines. Grenzort, s. Yatung.

Jaubert (spr. schobär), Pierre Amédée, franz. Orientalist, geb. 3. Juni 1779 zu Aix in der Provence, gest. 28. Jan. 1847 in Paris, erhielt, 19 Jahre alt, bei der ägyptischen Expedition eine Anstellung als Interpret und ward bald darauf erster Sekretärinterpret Bonapartes. 1801 wurde er Professor des Türkischen an der École des langues orientales vivantes, seit 1802 war er wiederholt, teilweise unter größter Lebensgefahr, in Konstantinopel und Persien tätig. In der Folge wurde er Professor des Persischen am Collège de France und 1841 Staatsrat und Pair. Er veröffentlichte: »Voyage en Arménie et en Perse« (Par. 1821, neue Ausg. 1860); »Éléments de la grammaire turke« (2. Aufl., das. 1833); eine Übersetzung der Geographie Edrîsîs (das. 1836—1840, 2 Bde.; der wirkliche Übersetzer soll Kazimirski von Biberstein sein und J. nur eine Revision vorgenommen haben) ꝛc. Auch revidierte er Venture de Paradis' (gest. 1799) »Grammaire et dictionnaire de la langue berbère« (1844).

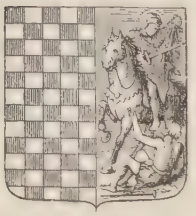
Jauche (Ichor, Sanies), zersetzter Eiter, zersetztes Blut, überhaupt faulig zersetzte Gewebsflüssigkeit in brandig gewordenen Wunden u. dgl. (Brandjauche). J. ist übelriechend und enthält stets Fäulnisorganismen (Spaltpilze). In die Säftemasse aufgenommen, entsteht Blutvergiftung (Jchorrhämie); s. Septichämie. — J. (Mistjauche, Adel, Gülle, Pfuhl) heißt auch die auf der Düngerstätte aus dem Dünger austretende Flüssigkeit (s. Dünger und Düngung, S. 277).

Jauchepumpe, s. Pumpen.

Jauchert, Feldmaß, s. Juchart.

Jaucheverteiler (Jauchekarren, Jauchewagen), Wagen mit Fässern oder Kasten mit einer Verteilvorrichtung, die ein gleichmäßiges und regelbares Ausbreiten des Düngers auf eine bestimmte Breite gestattet, von Unebenheiten des Bodens, von Wind und Wetter möglichst unabhängig ist und Verstopfungen ausschließt. Die einfachste, aber unvollkommene Vorrichtung besteht aus einem unter der Austrittsöffnung schräg aufgehängten, mit strahlenförmig gestellten Leisten besetzten Verteilbrett, das auch wohl gleichzeitig mit einem Auslaßventil abwechselnd vom Fahrrad aus gehoben und gesenkt wird. Am häufigsten benutzt man Zungen- oder Nasenverteiler, bei denen der aus dem Faß austretende Jauchestrahl auf eine ebene oder auf eine keilförmig gestaltete Fläche trifft und sich dabei auf die gewünschte Entfernung ausbreitet. Da der Druck des austretenden Strahls sich mit dem Leeren des Fasses verringert und infolgedessen auch die Austrittsmenge und die bestreute Breite abnimmt, fördert man zweckmäßig die Jauche durch eine von einem Fahrrad aus angetriebene Pumpe aus dem Faß, um den Druck gleichmäßiger zu erhalten. Der Verschluß des Fasses geschieht wegen der Frostgefahr am besten durch ein mit Gummidichtung ausgestattetes Ventil, das fest auf den Sitz aufgepreßt und dadurch trotz etwaiger dazwischen sitzender Unreinigkeiten abgedichtet werden kann, oder durch einen Drehschieber, der zuweilen mit der Prallfläche verbunden ist.

Jauer, Kreisstadt im preuß. Regbez. Liegnitz, an der Wütenden Neiße, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Ziegenhals-Raudten und J.-Rohnstock sowie der Kleinbahn J.-Maltsch, 193 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Gymnasium, Handelsschule, Waisenheim, Zuchthaus, Amtsgericht, die Schweidnitz-Jauersche Fürstentumslandschaft, Maschinen-, Patentachsen-, Federn-, Tuch-, Wurst- und Zigarrenfabrikation und (1900) mit der Garnison (ein Infanteriebataillon Nr. 154) 13,024 Einw., davon 3700 Katholiken und 74 Juden. — J., 1242 zuerst urkundlich erwähnt, entstand als deutsche Stadt neben einem gleichnamigen slawischen Dorf, erhielt nach 1273 das Meilenrecht, war seit 1303 Hauptstadt des Fürstentums J., das im südlichen Teil des gegenwärtigen Regierungsbezirks Liegnitz 3200 qkm (58 QM.) einnahm und ungefähr mit den jetzigen Kreisen Bunzlau, Hirschberg, J., Schönau und Löwenberg zusammenfiel; es gehörte 1392—1741 zu Böhmen. 1526 ward die Reformation eingeführt, aber es entstand ein bis 1650 dauernder harter Kampf zwischen den Bekenntnissen, und die Stadt hatte besonders 1629 durch die Liechtensteinschen Dragonaden, welche die evangelischen Schlesier zum Katholizismus bekehren sollten, zu leiden. Vgl. Schönaich, Die alte Fürstentumshauptstadt J. (Jauer 1903).



Wappen von Jauer.

Jauernig, Stadt in Österreichisch-Schlesien, Bezirksh. Freiwaldau, an der Lokalbahn Barzdorf-J., hat ein Bezirksgericht, Denkmal des hier gebornen Dichters v. Zedlitz, Bierbrauerei, Gerberei und (1900) 2135, mit dem anschließenden Dorf J. 3095 deutsche Einwohner. Über der Stadt auf steil abfallendem Felsen das Schloß Johannesberg, die Sommerresidenz des Fürstbischofs von Breslau, mit Park. Vgl. König, Geschichte samt Führer von J. und Umgebung (Bresl. 1904).

Jauersberg, s. Reichenstein.

Jaufen, Paß zwischen den Stubaier Alpen und dem Penser Gebirge in Tirol, 2094 m hoch, mit neuer Straße von Sterzing in das Passeiertal und nach Meran.

Jaufre (spr. dschaufre), Held eines provenzalischen Artusromans, s. Provenzalische Sprache u. Literatur.

Jaufre Rudel, Prinz von Blaye, Troubadour, lebte in der Mitte des 12. Jahrh. Von seinen Gedichten sind nur sechs erhalten; sie sind herausgegeben von Stimming (Kiel 1873). Man vermutet ohne sichern Grund, daß er die Königin Eleonore besungen habe. Durch Ausdeutung einiger Stellen seiner Gedichte ist die Sage entstanden, die Uhland und Heine poetisch dargestellt haben. Vgl. Gaston Paris in der »Revue historique«, Bd. 53 (1893).

Jauja (spr. chäucha), 3500 m ü. M. gelegener Kurort, im peruan. Depart. Junin, am gleichnamigen Fluß, hat bedeutenden Handel mit Lima in Schlachtvieh, Früchten und Gemüse und (1876) 2806 Einw.

Jauker (jüdisch-deutsch), teuer.

Jaumont (spr. schomóng), gelblicher, feiner, oolithischer Kalkstein der Juraformation von Jaumont in Lothringen, wird als Baustein, zu Grabdenkmälern und Skulpturen häufig verarbeitet.

Jaun, schweizer. Ort, s. Jauntal.

Jáunde, Station der deutschen Kolonie Kamerun (s. d.).

Jaune (franz., spr. schön'), gelb; Giallo, gelber Marmor; Livre j., s. Gelbbuch; J. anglais, Victoriaorange, ein Teerfarbstoff, besteht aus trinitrokresylsaurem Ammoniak; J. brillant, Neapelgelb (antimonsaures Blei), auch Schwefelkadmium; J. fixe, Barytgelb; J. indien, Purée; J. mandarine, aus dem beim Vergasen von Obstweintrestern erhaltenen Teer durch Behandeln mit Salpetersäure gewonnener gelber Farbstoff; J. de Mars, gelbe Farbe, inniges Gemenge von Eisenhydroxyd mit Tonerde, Gips rc.; J. d'œuf, eigelb; J. d'Outremer, Barytgelb; J. de paille, strohgelb; J. de paille minéral, basisch schwefelsaures Blei.

Jauner, Franz, Schauspieler und Theaterdirektor, geb. 4. Nov. 1832 in Wien, gest. daselbst 23. Febr. 1900 durch eigne Hand, debütierte am Burgtheater daselbst 1854, kam 1855 nach Mainz und nach einem längern Aufenthalt in Paris 1856 an das Stadttheater in Hamburg, 1858 an das Hoftheater in Dresden und 1871 an das Carl-Theater in Wien, wo er sich als Schauspieler durch virtuoses, reich nuanciertes Spiel und scharfe Charakteristik allgemeine Beliebtheit erwarb. 1872 übernahm er die Direktion des Carl-Theaters, das er bis 1878 leitete. Die Fähigkeiten, die J. dabei bewährte, veranlaßten zugleich seine Berufung als Direktor des Wiener Hofoperntheaters, dem er von 1875 bis Mitte 1880 vorstand. 1881 übernahm er das Ringtheater daselbst, das am 8. Dez. d. J. niederbrannte, und 1884 die Leitung des Theaters an der Wien, von der er jedoch bald wieder zurücktrat. Nach kurzer Tätigkeit in Hamburg übernahm er 1895 wieder die Direktion des Carl-Theaters in Wien. — Seine Gattin Emilie, geborne Krall, geb. 1832 in Wien, wirkte bis 1871 erfolgreich als Sängerin.

Jaunpur, ostind. Stadt, s. Dschaunpur.

Jauntal (franz. Vallée de Bellegarde), voralpines, durch Wasserfälle geschmücktes, vom Jaunbach oder der Jogne durchflossenes Nebental der Saane im schweizer. Kanton Freiburg, auf dessen Alpen hauptsächlich der Gruyèrekäse bereitet wird. Die Bevölkerung ist katholisch, in der Gemeinde Jaun oder Bellegarde (s. unten) deutscher Abstammung, während die Bewohner des untern Teils, in Charmey oder Galmis (1239 Einw.), in Cerniat (704 Einw.) und Crésuz (130 Einw.), Französisch sprechen. Hauptort des Tales ist Jaun (Bellegarde), 1017 m ü. M., mit 811 meist kath. Einwohnern. Eine mit Bundesunterstützung in den 1870er Jahren erbaute, 39 km lange Poststraße mit kühnen Anlagen, von Bulle über den Jaun- oder Bruchbergpaß (1506 m) nach Boltigen im Saanetal und ins bernische Simmental führend, förderte den Touristenverkehr sehr bedeutend.

Jaup, Heinrich Karl, hess. Staatsmann, geb. 27. Sept. 1781 in Gießen, gest. 5. Sept. 1860 in Darmstadt, studierte die Rechte, habilitierte sich 1803 in Gießen, wurde 1804 außerordentlicher und 1806 ordentlicher Professor der Rechte und wirkte bei der Einführung des Code Napoléon mit. 1815 als Geheimer Referendar ins Staatsministerium nach Darmstadt berufen, 1820 zum Geheimen Staatsrat ernannt und 1821 dem Ministerialdepartement des Auswärtigen sowie dem neukonstituierten Staatsrat zugeteilt, 1824 aber an die Spitze der Gesetzgebungskommission gestellt und 1828 mit dem Präsidium des Kassations- und Revisionshofs für die Provinz Rheinhessen betraut, ward er als Anhänger der konstitutionellen Richtung 1832 zum Landtagsabgeordneten erwählt.

Wegen seiner Tätigkeit im Landtag nach dessen Auflösung 1833 pensioniert und mittels Urlaubsverweigerung auch vom folgenden Landtag fern gehalten, ward er 1848 Mitglied des Vorparlaments und der Nationalversammlung, trat aber 16. Juli als Minister des Innern an die Spitze des großherzoglich hessischen liberalen Ministeriums. Am 28. Juni 1850 der Reaktion weichend, ward er zweiter Präsident des Oberkonsistoriums. Außer zahlreichen Abhandlungen (darunter »Die Auflösung des Rheinischen Bundes«, Gieß. 1814) gab er mehrere Zeitschriften: »Germanien, Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik« (das. 1808—11, 5 Bde.), dazu als Fortsetzung »Germanien und Europa« (das. 1812) und den »Staatsboten« (Darmst. 1826—27) heraus.

Jauregui (J. y Aguilar, spr. chäuregi i agilär), Juande, span. Dichter, geb. um 1570 in Sevilla aus altem vizcayischen Geschlecht, gest. im Januar 1649 in Madrid, ging nach Rom, um sich dort in der Malerei auszubilden. Gleichzeitig beschäftigte er sich viel mit Poesie und ließ 1607 eine Übersetzung von Tassos »Aminta« erscheinen, die seinen Namen allgemein bekannt machte. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er Stallmeister der ersten Gemahlin Philipps IV. Außer der formvollendeten Übersetzung, die in verbesserter Gestalt in der Ausgabe seiner kleinern Gedichte (»Rimas«, Sevilla 1618; auch in der »Biblioteca de autores españoles«, Bd. 42) enthalten ist, veröffentlichte J. eine freie Bearbeitung von Lucans »Pharsalia« (Madr. 1614) und ein größeres Originalgedicht »Orfeo« (das. 1624). In dem »Discurso poetico« (Madr. 1624) trat er gegen Gongora auf, doch verraten seine spätern Werke selbst die Einwirkung dieses Dichters. In der Malerei, über die er einen »Discurso apologetico« (1633) veröffentlichte, soll er besonders im Porträt Treffliches geleistet haben; er hat die Züge des Cervantes verewigt. Seine sämtlichen poetischen Werke sind in Fernandez' »Coleccion«, Bd. 6—8 (Madr. 1789—1819) abgedruckt. Vgl. J. J. de Urrias y Azara, Biografia y estudio critico de J. (1899).

Jauréguiberry (spr. schoregiberri), Jean Bernard, franz. Admiral, geb. 26. Aug. 1815, gest. 21. Okt. 1887, trat 1832 in die Marine ein, kämpfte im Krimkrieg und in China mit, war Gouverneur der französischen Besitzungen am Senegal und wurde 1869 zum Konteradmiral ernannt. Nach dem Sturz des Kaiserreichs 1870 trat er in die Landarmee ein, befehligte erst in der Loirearmee in den Kämpfen bei Orléans im November und Dezember 1870 die 1. Division des 16. Korps, bei Le Mans dies Korps selbst und zeichnete sich durch Tapferkeit und geschickte Führung seiner Truppen aus. Deswegen zum Vizeadmiral und Großoffizier der Ehrenlegion befördert, wurde er im September 1871 in die Nationalversammlung gewählt, trat aber im Dezember 1871 wieder aus, als er Marinepräfekt in Toulon wurde. Vom 4. Febr. 1879 bis zum September 1880 und vom Januar 1882 bis zum Januar 1883 verwaltete er im Kabinett Freycinet das Marineministerium. Er war seit 1879 Senator. Seinen Namen führt ein französisches Kriegsschiff.

Jaurès (spr. schorä̈s), 1) Constant Louis Jean Benjamin, franz. Admiral, geb. 3. Febr. 1823 in Paris, gest. daselbst 13. März 1889, trat 1841 in die Marine, machte die Kriege in der Krim, Italien, China, Kotschinchina und Mexiko mit, befehligte im Kriege von 1870 in dem Nordseegeschwader als Linienschiffskapitän, trat aber im November zur Landarmee über und führte das 21. Korps, mit dem er erst allein gegen die Truppen des Großherzogs von Mecklenburg im Perche, dann in der Loirearmee Chanzys bei Le Mans kämpfte. Nach dem Kriege wurde er in die Nationalversammlung gewählt, wo er zum linken Zentrum gehörte, und zum Konteradmiral ernannt. Seit 1876 Senator, bekleidete er seit 1877 den Botschafterposten in Madrid, seit 1882 den zu Petersburg, ward aber 1883 abberufen und, seit 1878 Vizeadmiral, im Marinedienst verwendet. Im Ministerium Tirard übernahm er 21. Febr. 1889 das Portefeuille der Marine, starb aber schon nach wenigen Wochen und ward auf Staatskosten bestattet. 1903 ward ihm in Albi ein Standbild errichtet.

2) Jean, franz. Politiker, geb. 3. Sept. 1859 in Castres (Tarn), wurde Professor der Philosophie am Gymnasium in Albi und dann an der Universität Toulouse. Als Politiker bekannte er sich zum gemäßigten Sozialismus, den er 1885—89 und 1892—1898 in der Abgeordnetenkammer vertrat. Im Mai 1902 wiedergewählt, bekämpfte er kühn Chauvinismus und Revanche und redete einer Annäherung an Deutschland das Wort. Trotzdem verschafften ihm die verbündeten Radikalen und Sozialisten im Januar 1903 das Amt eines Vizepräsidenten der Abgeordnetenkammer. J. suchte dann auch die Rehabilitierung Dreyfus' (s. d. 3) wieder anzuregen. Er schrieb: »De primordiis socialismi germanici apud Lutherum, Kant, Fichte et Hegel« (1891), »Le socialisme et l'enseignement, etc.« (1899), »De la réalité du monde sensible« (1891, 2. Aufl. 1902), »Études socialistes« (1902); gesammelt erschienen seine »Discours parlementaires« (Bd. 1, 1904).

Jauri, kleines Negerreich am linken Nigerufer in der brit. Kolonie Nordnigeria, zwischen 10° 50′ und 11° 10′ nördl. Br., zwischen Gando im N. und Nupe im S., bewohnt vom Negerstamm der Kambari. S. Karte bei Artikel »Guinea« und Tafel »Wohnungen der Naturvölker II«, Fig. 18.

Jause, in Österreich soviel wie Vesper; Vorjause, s. Halbmittag.

Jautschou, Stadt in der chines. Provinz Kiangsi, nahe der Mündung des Tschangkiang in den Pojangsee, mit 360,000 Einw.; oberhalb die große kaiserliche Porzellanfabrik Kingtetschönn, die mehr als eine Million Arbeiter beschäftigt, daneben 500 besondere Fabriken mit unzähligen Öfen.

Java (Dschawa), kleinste der Großen Sundainseln, aber als reichste und am stärksten bevölkerte Hauptsitz der niederländischen Herrschaft im Indischen Archipel (s. Karte »Hinterindien«), zwischen 5° 52′ 30″ bis 8° 46′ 51″ südl. Br. und 105° 13′—114° 35′ östl. L., im O. durch die schmale Balistraße von Bali, im W. durch die Sundastraße von Sumatra getrennt, an der Nordküste von der Javanischen See, im S. vom Indischen Ozean bespült, von W. nach O. 1060 km lang, zwischen 22 und 81 km breit und 125,622, mit Einschluß des nahen Madura und einiger kleinen Nebeninseln 131,508 qkm groß.

Physische Verhältnisse. Die z. T. steile (im O. 300—500 m hoch), z. T. (in der Mitte) von Dünen gebildete Südküste hat nur wenig erträgliche Ankerplätze, die Nordküste dagegen treffliche Häfen (die Bantambai, die von Batavia, von Samarang, von Surabaja). Von den Nachbarinseln ist Madura (s. d.), die einzige größere, zu nennen, ferner die Prinzeninsel (122 qkm) an der Javaspitze im W. und Krakatau (s. d.), bekannt durch den furchtbaren vulkanischen Ausbruch von 1885. Längs der ganzen Nordküste

erstreckt sich eine breite Alluvialebene, mit reichstem Boden (33 Proz. der Oberfläche); dahinter erheben sich auf archaischer Grundlage von W. nach O. streichende vulkanische und tertiäre (38 Proz. der Oberfläche) Ketten, die durch Wechsel und Mannigfaltigkeit der Formen die Landschaft außerordentlich verschönern. Die tertiären Kalkberge erscheinen an der Südküste als eine steile Mauer und verbreiten sich weit in das Innere der Insel, das sie als hügeliges Hochland fast in der ganzen Ausdehnung (im O. gewöhnlich unter dem Namen Gunong Kidul oder Südgebirge) durchziehen, nur an einigen Stellen (an der Wijnkoopsbai, zwischen Kombangan und der Mündung des Progo und am Ostende) durch breitere Ebenen unterbrochen. Die Vulkane (28 Proz. der Oberfläche) liegen vor den südlichen Kalkbergen in einer 500 km langen Reihe, teils einzeln, teils in Gruppen, aber stets durch Sättel getrennt. Die Ebenen zwischen den Vulkanbergen sind in einigen Fällen (z. B. in Surakarta und Kediri) Tiefebenen, in andern sanft geneigte, längliche Täler, in manchen selbst kleine Hochebenen, aus den Aufschüttungen der Vulkane gebildet. J., einschließlich der Sundastraße, besitzt 121 Vulkane, von denen aber nur 14 in historischer Zeit Eruptionen (meist Asche und Steine, selten Lavaströme) gehabt haben. Die bedeutendsten sind in der Reihenfolge von W. nach O. der Salak (2000 m), südlich von Batavia, der Gede, ein Berg mit drei Gipfeln, bis 3020 m, der Papandajan (2600 m) mit dem Guwaupas (Todestal) an seinem Fuß, der Gelunggung, dessen Krater, ein 600 m im Durchmesser großer See (Telaga Rodas, von seiner durch Schwefel und Alaun bedingten milchigen Farbe genannt) ausfüllt, mit Giftbäumen an seinen Ufern, der Guntur (1982 m), der Slamat (3472 m) mit zwei rauchenden Gipfeln, der Sumbing (3336 m), Merbabu (3145 m), Merapi (2875 m), Lawu (3265 m), Walisang (3367 m), Ardjuno (3339 m), Tengyher (2577 m), den ein Sandmeer (8 km im Durchmesser) ausfüllt, endlich der Semeru (3676 m), der höchste Berg der Insel, mit einem Krater von 6950 und 9270 m im Durchmesser, der also nur dem des Kilauea auf Hawai nachsteht. Hier ist aber der Krater in 2125 m von Asche ausgefüllt. Am äußersten Ostende der Insel erhebt sich der Raun (3332 m). Alle diese sind noch tätig; erloschen sind der Tangkuban Prahu (2080 m), Tjerimai (3077 m), Tjikurai (2820 m), Argopuro (2922 m) u. a.; bei mehreren haben sich in den alten Kratern Seen, sogen. Telaga (gewöhnlich mit schwefelsaurem Wasser), gebildet. Durch verheerende Ausbrüche sind besonders der Papandajan, Guntur und Gelunggung im W. und der Merapi in Kedu, durch seine rastlose Tätigkeit der Lamongan ausgezeichnet. Auch an andern vulkanischen Erscheinungen, wie Mofetten (Guwaupas der Eingebornen), Schlammvulkanen, Solfataren, heißen Mineralquellen, meist schwefelhaltigen, ist die Insel reich. Erdbeben sind verhältnismäßig selten, manchmal jedoch sehr heftig. Größere Ebenen sind die von Bandong, Surakarta, Madijun, Kediri und Malang.

Die Flüsse sind zahlreich, aber kurz und nur im untern Teil befahrbar. Der größte ist der nahe der Südküste entspringende, gegenüber Madura mündende, 260 km lange Solo oder Bengawan, der von November bis Juli auch von großen Fahrzeugen befahren werden kann. Außer ihm sind der Brantes, der in der Ebene von Malang entspringt, Kediri durchfließt und bei Surabaja mündet, der Seraju in Bagelen, der Tandui im südlichen Tscheribon, der Manuk und Tarum in den Preanger Regentschaften die bedeutendsten. Größere Seen fehlen. Die geologische Bildung des Landes erklärt den Mangel an Mineralschätzen; die vorhandenen Eisen-, Mangan-, Quecksilber- (in kleinen Mengen bei Samarang in Trentang) Erze sind kaum abbauwürdig, desgleichen der Goldstaub in den Flüssen. Die eocäne Kohle von Bantam hat ausnahmsweise genügende Mächtigkeit, die den übrigen zahlreichen Kohlenvorkommen fehlt; Naphtha und Asphalt finden sich in den vulkanischen Gebieten sehr reichlich; Salz wird vielfach aus Quellen gewonnen. Erheblich ist die Petroleumgewinnung im O. (Surabaja, Madura), die Quelle von Wonokromo liefert allein 1200 Kisten (zu je 37,8 Lit.) täglich.

Das Klima ist tropisch, aber nach der Höhenlage abgestuft. Temperatur: Batavia (Nordküste) Jahr 25,9°, kälteste Monate Januar-Februar 25,3°, wärmste Mai und Oktober 26,4° (mittlere Jahresextreme 32,7° und 20,6°); Buitenzorg Jahr 25°, kältester Monat Februar 24,5°, wärmster Juli 25,5° (mittlere Jahresextreme 32,7° und 20,6°); Banjuwangi (Ostküste) Jahr 26,7°, kältester Monat Juli 26°, wärmster April 27,3°. Auf den hohen Bergspitzen ist die Bildung von Reif und Eis beobachtet, Schnee niemals. Die Jahreszeiten werden von den Monsunen (s. d.) beherrscht. Die Regenzeit (Nordwestmonsun) dauert von November bis April, beginnt meist mit furchtbaren Gewittern und gilt als schlechte Jahreszeit. Die Bäche und Flüsse treten aus ihren Ufern, Eidechsen und Schlangen kommen bis in die Wohnungen, die schwüle Luft ist außerordentlich feucht, alles schimmelt. Die regenärmere Zeit dauert vom Mai bis Oktober bei regelmäßig wechselnden Land- und Seewinden. Nach dem Innern zu nimmt der Unterschied zwischen Trocken- und Regenzeit mit der Höhe ab. Heitere Morgen und Nächte, stets gleichmäßige Witterung bezeichnen die obern Regionen der Insel, die von 1600—2000 m an ausschließlich unter dem Einfluß des Südostpassats stehen. Regenmengen: Batavia 1802, Buitenzorg 4427 mm.

Pflanzenwelt. In der heißen Region bis 700 m Höhe herrschen in den Wäldern Feigen und Anonazeen vor. Wo die Wälder zerstört sind, sind Savannen entstanden, gebildet durch das schilfartige Alanggras (Saccharum Koenigii) und das noch höhere Glagahgras (S. spontaneum), aus denen sich, Inseln gleich, Gehölze aus Palmen, Urtikazeen, Leguminosen, Pandaneen, Ebenazeen, Euphorbiazeen ꝛc. erheben. Besonders bezeichnend ist die Gebangpalme (Corypha Gebanga). Kultiviert werden in der heißen Region Reis, Zuckerrohr, Zimt, Tabak, Pfeffer und zur Anzucht der Kochenille die Opuntia. Die Wälder der gemäßigten Region bis 1500 m sind charakterisiert durch die Rasamalabäume (Liquidambar Altingiana), die, bis 50 m hoch, das Walddickicht überragen, wo Farnkräuter und verschiedene Sträucher ein undurchdringliches Unterholz bilden. Den Savannen sind Farnbäume (Alsophila) eigentümlich. Die Kultur pflegt vorzugsweise Kaffee und Tee. In der kühlern Region bis gegen 2500 m werden die Wälder einförmiger. Am häufigsten sind Eichen und Laurazeen, mit verschiedenen Ternströmiazeen gemischt und von riesigen Podocarpus-Arten, den Koniferen Javas, überragt. Zwei Palmen (Caryota propinqua und C. furfuracea) gehören noch zu dieser Region. Die besonders an Seen und Sümpfen entwickelten Savannen sind aus Gräsern und Zyperazeen gebildet. Die trockne, kalte Region liegt zwischen 2500 und 3000 m und hat niedrigen Wald, gebildet von der

Erikazee Agapetes vulgaris, daneben Rhododendron-Arten, Gaultheria, Lonicera und Rubus als Unterholz. Die alpinen Savannen dieser Region weisen nahrhafte Gräser auf: Festuca nubigena und Ataxia Horsfieldii, auch viele europäische Gattungen unter den Stauden und Kräutern, wie Ranunculus, Viola, Pimpinella, Hydrocotyle, Fragaria, Alchemilla, Valeriana u. a.

Die Tierwelt gehört zur indomalaiischen Subregion der orientalischen Region und zeigt großen Artenreichtum, z. B. an Säugetieren über 50 Gattungen mit rund 100 Arten. Von den Affen sind die häufigsten der in Herden lebende Budeng (Semnopithecus Maurus) und der Makak (Inuus cynomolgus). Fledermäuse sind sehr zahlreich an Arten und Individuen, so daß ihre in den Höhlen angesammelten Exkremente eine Verarbeitung zu Salpeter lohnen; die Nagetiere sind besonders durch Eichhörnchen vertreten, erwähnenswert ist der javanische Hase (Lepus Kurgosa). An der Spitze der Raubtiere stehen der Königstiger und der auf J. und Sumatra beschränkte schwarze Panther, außerdem kommen mehrere Gattungen kleiner, den Viverren und Dachsen verwandter Raubtiere vor. J. eigen ist das Spitzfrett (Helictis orientalis *Gray*). Das Wildschwein ist durch mehrere Arten vertreten, auch kommen der Hirscheber (Babyrussa alforus) und das Rhinozeros (Rhinoceros javanicus) vor. Das Banteng-Rind findet sich, wie auf allen malaiischen Inseln, wild und als Haustier. Kamel, Esel und Pferd sind eingeführt; J. eigentümlich ist ein Schuppentier (Manis javanica). Trotz dieses scheinbaren Reichtums an Säugetieren hat J. weit weniger charakteristische Formen als Sumatra und Borneo. Es fehlen typische Formen der Subregion, wie der Elefant, der malaiische Bär, der Tapir und noch eine Reihe weniger bedeutender Gattungen. Bemerkenswert ist auch das gleichzeitige Vorkommen des javanischen Spitzfretts in Nordindien sowie des Rhinozeros und javanischen Hasen in der indochinesischen Region. Auch in der Vogelfauna fehlen malaiische Charakterformen, während Gattungen vorkommen, die sonst nur der indochinesischen Subregion angehören oder dort durch nahe Verwandte vertreten sind. Besondere Erwähnung verdienen das auch auf Sumatra und den Philippinen heimische Bankivahuhn, der Reisvogel und der Nashornvogel. Reptilien und Amphibien sind zahlreich, unter erstern viele giftige Arten. Die Insektenwelt ist reich und farbenprächtig.

[Bevölkerung.] Die Bevölkerung betrug 1897 mit Madura 26,125,053 Seelen; ihre Verteilung auf die 23 Residentschaften s. unten, S. 212.

Außer den Eingebornen gab es nur 52,000 Europäer, 261,000 Chinesen, 17,000 Araber, 3000 Hindu ꝛc. Die Volksdichte betrug 195 Einw. auf 1 qkm. Die bedeutendsten Städte sind Batavia mit 114,596, Surabaja 124,529, Surakarta 104,589, Samarang 82,962, Pekalungan 36,816, Dschokdschokarta 28,299 Einw. Die Europäer sind meist Beamte und Soldaten, nächstdem Kaufleute, Pflanzer oder Zuckerfabrikanten und ebensowenig ständige Bewohner der Insel wie die Chinesen, die, in allen größern Orten zerstreut, besonders Handwerk und Kleinhandel treiben. Die Araber sind Kaufleute oder mohammedanische Priester. Die einheimische Bevölkerung gehört zur westlichen Abteilung der malaiischen Rasse und zerfällt in zwei Stämme, die trotz naher Verwandtschaft ganz verschiedene Sprachen reden: die Sundanesen im W., ein Mittelglied zwischen Malaien, Javanern und Batta, und die Javaner im O., das höchstgebildete Volk der ganzen malaiischen Rasse; zu ihnen gehören die Maduresen, die außer Madura nebst den umliegenden kleinern Inseln den Osten von J. bewohnen, wohin sie die Javaner zurückgedrängt haben (s. Tafel »Asiatische Völker II«, Fig. 1 u. 2). Die mittlere Größe der Javaner beträgt 1,65 m, die der Sundanesen nur 1,57 m. Dabei sind letztere untersetzt und stärker, haben etwas Unabhängigeres im Auftreten, ihre Züge sind gröber, weniger regelmäßig und erinnern mehr an den mongolischen Typus. Dagegen ist die Figur der Javaner oft sehr anmutig, die kleine Nase weniger flach als bei den meisten Malaien, die Hautfarbe braun, zuweilen auch ganz hell, das Haar üppig und gleich den Augen schwarz, Männer und namentlich Frauen sind oft auffallend schön. Sanft, friedlich, lenksam, von feinen Manieren, nicht ohne Talent und einer höhern Entwickelung wohl fähig, entbehren die Javaner doch sittlicher und intellektueller Energie. Sie leben in niedrigen Bambushütten, die auf hölzernen Pfosten ca. 1 m über dem Erdboden stehen, mit Palmblättern gedeckt und zu kleinen, im Schatten der Fruchtbäume verborgenen Dörfern verbunden sind; die Wohlhabenden haben bessere Häuser, auch von Stein und den europäischen nachgeahmt. Die niedern Stände leben sehr einfach, die höhern treiben großen Luxus. Hauptnahrung ist Reis; Fleisch wird wenig gegessen, dagegen viel Fische. Zucker und Wein wird aus dem Safte der Palmen (besonders der Arenga- und Borassus-Arten) bereitet. Das Betelkauen ist allgemein, Tabakrauchen gewöhnlich, Opiumrauchen sehr verbreitet. Die Kleidung ist beim gemeinen Mann sehr einfach; die Männer tragen den Sarong, der einem Sack ohne Boden gleicht und über die Schulter gelegt, häufiger um den Leib gewickelt wird; die Frauen haben eine ganz ähnliche Tracht, dazu beide Geschlechter entweder kurze Hosen oder nur einen Schurz vor dem Unterleib mit einem Gürtel darüber, manchmal auch kurzen Hemden ähnliche Jacken. Als Kopfbedeckung dienen Turbane oder Kopftücher; die Füße sind gewöhnlich bloß, Zieraten verschiedener Art sehr beliebt. Kleine Gerätschaften, wie Trinkgefäße, Löffel, Tassen, liefert die Schale der Kokosnuß. Hohle Bäume dienen als Kahn, auch als Trog, worin Weiber den Reis dreschen und mahlen. Säcke, Hüte, Teppiche ꝛc. bestehen aus Rotang, Bambus, Gräsern; starke Taue liefert die Büffelhaut, in dünne Riemen zerschnitten, die man zu einem Zopf flicht (vgl. Tafel »Malaiische Kultur I«, Fig. 13, und Tafel II, Fig. 15 u. 25). Vielweiberei herrscht bei den Vornehmen, die Gemeinen pflegen nur eine Frau zu haben; die Frau wird von den Eltern gekauft. Das Familienleben ist in der Regel rein und wohlgeordnet; namentlich erweisen die Kinder den Eltern große Hochachtung. Die Beschneidung findet im zehnten Jahr statt, war aber schon vor Einführung des Islams Sitte; mit dem Eintritt der Mannbarkeit werden den Kindern die Zähne spitz abgefeilt, von da an dürfen sie Betel kauen. Herrschende Religion ist der Islam, aber erst seit Ende des 14. Jahrh. durch malaiische und arabische Geistliche eingeführt und allmählich unter heftigen Kämpfen über die ganze Insel verbreitet. Vorher war sowohl Brahmanismus als Buddhismus herrschend, namentlich bei den eigentlichen Javanern, die ihre Bildung, in der sie die Sudanesen bedeutend übertrafen, ursprünglich Einwanderungen aus Indien verdanken, und noch geben prächtige Ruinen von Tempeln (s. Boro Budor) und in der alten religiösen Sprache, dem sogen. Kawi

(s. Javanische Sprache), erhaltene literarische Werke Zeugnis von der Höhe der Bildung vor dem Eindringen des Islams. Nur an zwei Punkten sind kleine Abteilungen des Volkes der alten, freilich arg verfallenen Religion treu geblieben: die Baduwi in den Wäldern von Bantam und die Bewohner des Gebirges Tengger in Pasuruan. Die Zahl der nach Mekka ziehenden Pilger betrug 1900: 5068. Das Christentum macht schnellere Fortschritte, seit die Regierung den Missionsbestrebungen freundlicher gegenübersteht. Man zählte 1896: 19,193 Christen, gegen 5673 im J. 1873. Es arbeiteten hier 1892: 6 niederländische Gesellschaften mit 30 Missionaren auf 27 Stationen. In Batavia besteht seit 1842 unter einem Erzbischof ein katholisch-apostolisches Vikariat für J., Flores, Sumatra, Timor u. a. Die Volksbildung steht noch auf niedriger Stufe; 1900 wurden 238 Regierungsschulen von 43,617 und 259 Privatschulen von 29,905 Schülern besucht. Für Europäer bestanden 7 Mittel- und höhere Schulen mit 1051 Schülern, darunter eine Normalschule und ein Lyzeum in Batavia und je eine höhere Bürgerschule in Batavia, Samarang und Surabaja, in Batavia auch eine solche für Mädchen; außerdem 187 Elementar- und Privatschulen mit 18,402 Schülern.

[Erwerbszweige.] Der wichtigste Erwerbszweig ist der Landbau; etwa 40 Proz. des Bodens sind unter Kultur (1896 rund 10 Mill. Hektar), davon mit Reis etwa 60 Proz. Den Reisbau betreibt man besser auf künstlich überschwemmtem Boden (sawa) als auf trocknem, dessen Befeuchtung dem Regen überlassen bleibt (tipar, wenn die Felder auf höhern Ebenen mit dem Pflug bearbeitet werden, und gaga auf bergigem Boden, wo das Gehölz zur Düngung der Erde verbrannt und statt des Pfluges die Hacke angewendet wird). Seit der unter van den Bosch (s. d. 3) für Eingeborne eingeführte Zwang zum Anbau gewisser Pflanzen auf Kaffee-, Nopal- und Cinchonabäume beschränkt ist, hat besonders der Zuckerrohrbau großen Aufschwung genommen. Die Produktion von Zucker betrug 1899: 1 Mill. Ton., von Kaffee 43 Mill. kg, von Chinin 3,403,084, von Tabak 13,721,430, von Tee 5,452,773, von Indigo 783,132 kg. Die Kochenille wird auf Nopalpflanzen teils für Rechnung der Regierung, teils durch Unternehmer gezogen, und ähnlich verhält es sich mit dem Pfeffer und der Cinchona (succirubra und ledgeriana), deren Kultur 1852 eingeführt wurde. Die 1899 begonnenen Anpflanzungen von Guttaperchabäumen haben noch keinen erheblichen Erfolg erzielt. Die Regierung ist Eigentümerin des ganzen Landes, nur im westlichen Teil gibt es Privatgüter, meist von Europäern und Chinesen. Durch Gesetz von 1870 kann die Regierung nicht urbar gemachte Ländereien auf 75 Jahre in Erbpacht verleihen; die Grundsteuer ist 1872 gesetzlich geregelt worden. Die Regierung läßt Pflanzungen, namentlich von Kaffee-, Nopal- und Cinchonabäumen, anlegen und von Eingebornen bearbeiten, die auch Kaffee, Zuckerrohr, Tee, Indigo, Pfeffer, Tabak ꝛc. auf ihren Ländereien bauen dürfen, aber gehalten sind, alle Produkte gegen bestimmte, sehr niedrige Preise in die Regierungsmagazine zu liefern. Die Bereitung des Zuckers geschieht durch Unternehmer, Europäer und Chinesen in bestimmten Dörfern, deren Bewohner das Zuckerrohr bauen und die Arbeit in den Fabriken übernehmen müssen; deren Ertrag wird der Regierung zu bestimmten Preisen von den Unternehmern geliefert, die auch die Grundsteuer für die ihnen zugewiesenen Arbeiter zu erlegen haben. Außerdem sind das Sammeln der eßbaren Schwalbennester, die Bereitung des Seesalzes, die Ausbeutung der für den Schiffbau wichtigen Dschatiwälder (Tiekholz, Tectona grandis) und der Verkauf des Opiums Monopol der Regierung. Den Absatz der Produkte übernimmt für Rechnung der Regierung die zu diesem Zweck gegründete Niederländische Handelsgesellschaft (Nederlandsch Handelsmaatschappij), die sie in Europa in großen Auktionen verkauft. Gleichwohl hat sich der früher sehr bedeutende Reinertrag seit geraumer Zeit in ein Defizit verwandelt (s. Niederländisch-Indien). Der Viehstand betrug 1897: 520,500 Pferde, 2,533,100 Rinder und 2,619,600 Büffel, 227 Stück Vieh auf 1000 Einw. Die Industrie steht noch in ihren Anfängen; man zählte 1899: 91 Reismühlen, 15 Sägewerke, 9 Arrakbrennereien, 29 Seifenfabriken, 70 Eis- und Mineralwasserfabriken und 52 Druckereien. 1500 Dampfkessel waren vornehmlich in den Zuckerfabriken aufgestellt. Aus der weiblichen Hausindustrie sind die hübschen Battiks zu erwähnen, Baumwollenstoffe, deren Muster aus freier Hand aufgetragen werden.

Der Handel ist in den letzten zehn Jahren erheblich gesunken, hebt sich indes in jüngster Zeit wieder; 1901 betrug die Einfuhr 140,8, die Ausfuhr 154,7 Mill. Gulden. Hauptausfuhrartikel sind Zucker, Kaffee, Tabak, Pfeffer, Indigo, Reis, Arrak, Tee, Häute, Stuhlrohr, Muskatnüsse, Dammaraharz, Chinarinde und Zinn (aus Banka und Billiton). Eingeführt werden namentlich Baumwoll- und Wollwaren, Säcke, Mehl und allerlei Eßwaren (auch Reis) und Getränke, Tonwaren, Metalle und Metallwaren, Petroleum, Farben, Steinkohlen. Die drei wichtigsten Häfen (Batavia, Samarang und Surabaja) wurden 1901 von 585 nichtindischen Schiffen zu 2,227,000 Ton. besucht. Den Verkehr zur See vermitteln mit Europa die Stoomvaart Maatschappij Nederland-Linie und der Rotterdamsche Lloyd, zwischen den Häfen von Niederländisch-Indien die Koninklijke Paketvaart Maatschappij. Die javanische Handelsflotte zählte 1901: 1619 Schiffe von 188,594 Ton. Eine gute Heerstraße quer durch J. erbaute zuerst 1808 der Generalgouverneur Daendels, jetzt sind alle bedeutendern Plätze durch breite Hauptstraßen verbunden, auf denen der Verkehr durch Gouvernementspferde vermittelt wird, die zur Verfügung der Regierungsbeamten und Offiziere stehen, doch auch an Private vermietet werden. Den Wagenverkehr besorgen Büffelkarren, im Gebirge auch Saumpferde. Von den Eisenbahnen sind erbaut: von der Nederlandsch-Indischen Spoorweg-Maatschappij die Linien von Samarang nach Fort Willem I und nach Dschokdschokarta (203 km) und Batavia-Buitenzorg (58 km), von andern Gesellschaften die kurzen Linien Tegal-Balapulang und Batavia-Bekassi-Kedong-Gede, von der Regierung die Linien von Surabaja nach Pasuruan, von Bangil nach Malang, von Sidoardscho über Kertosono nach Paron und von Kertosono nach Tulung Agung (336 km), Buitenzorg-Tschiandschur (95 km), von Batavia bis Tandschong Priok, dem Hafen von Batavia, Madiun-Surakarta, Pasuruan-Probolinggo, Dschokdschokarta-Tjilatjap u. a.; 1901 waren 1915 km im Betrieb und brachten einen Reinertrag von gegen 9 Mill. Gulden. Dampfstraßenbahnlinien führen von Samarang nach Joana (188,2 km) und von Batavia nach Meester Cornelis (14 km). Die Telegraphenlinien haben eine Länge von gegen 5000 km; Kabel verbinden J. mit Sumatra (58 km), Madura (4,3 km) und Bali (151 km) sowie mit Port

Darwin (Australien). Batavia, Samarang und Surabaja wurden 1896 durch Telegraphen verbunden.

Verwaltung. Die Geschicklichkeit, mit der eine so geringe Zahl von Europäern ihre Gewalt über eine so zahlreiche eingeborne Bevölkerung behauptet, derart, daß seit 1849 die Ruhe auf der Insel niemals gestört worden ist, hat mit Recht Bewunderung erregt. Das Prinzip der Politik besteht darin, die alten Verhältnisse fortbestehen zu lassen und die Vornehmsten des Volkes durch Erhebung zu Regenten an das Interesse der Herrschaft zu fesseln, endlich die religiösen Vorurteile des Volkes zu schonen. Begünstigt wird diese Politik durch die Lenksamkeit des Volkes und seine Ergebenheit gegen seine Vorgesetzten. Nach dem Herkommen bildet jedes Dorf (dessa) eine selbständige Gemeinde, mehrere Dessa einen Distrikt, mehrere Distrikte eine Regentschaft, mehrere Regentschaften eine Residentschaft, deren es 23 gibt; vgl. folgende Übersicht für 1895:

Residentschaften	QKilom.	Einwohner	Auf 1 qkm
Bantam	7906	699185	88
Batavia	6730	1268043	188
Krawang	4930	423507	86
Preanger	20429	2195109	107
Tscheribon	6789	1556285	229
Tegal	3771	1178534	312
Pekalongan	1781	567727	319
Samarang	5154	1494816	290
Japara	3039	954642	314
Rembang	7443	1328895	178
Surabaja	5951	2181332	359
Pasuruan	5287	1045985	198
Probolinggo	3491	574637	165
Besuki	10159	743352	73
Banjumas	5562	1251963	225
Bagelen	3418	1438772	421
Kedu	2040	759514	372
Dschokdschokarta	3109	814959	262
Surakarta	6217	1210740	194
Padschitan / Madiun	5882	1111490	189
Kediri	7007	1267704	181
Madura	5413	1630510	301
Zusammen:	131508	25697701	195

An der Spitze jeder Residentschaft steht mit großer Machtvollkommenheit ein Resident mit Assistent-Residenten und Kontrolleuren, sämtlich Niederländer (besonderes Examen), dagegen sind die Vorsteher der Regentschaften, Distrikte und Dessa hervorragende Eingeborne, von denen die der beiden ersten von der Regierung ernannt, die der letzten von den Gemeinden gewählt und vom Residenten bestätigt werden. In den beiden »Fürstenländern« Surakarta und Dschokdschokarta regieren einheimische Fürsten unter Oberaufsicht des Residenten. Der Landbesitz einer Dessa ist Gesamteigentum der Gemeinde und wird jährlich neu verteilt. Jeder Grundbesitzer hat für seinen Anteil eine Grundsteuer zu entrichten und außerdem gewisse Frondienste zu leisten: eine Einrichtung, die allerdings vollständig nur im zentralen J. besteht, während im westlichen und östlichen J. sehr oft die ganze Flur der Gemeinde Privateigentum der einzelnen Bauern ist. In den beiden Fürstenländern werden Steuern und Frondienste den Fürsten oder denjenigen ihrer Verwandten entrichtet, denen einzelne Dessa als Besoldung überwiesen sind. Weiteres s. Niederländisch-Indien.

Geschichte.

J. bestand bald aus einem, bald aus mehreren Hindureichen und wurde von seinen Fürsten despotisch regiert. Bis zum Ende des 15. Jahrh. war das mächtigste Reich das von Madjapahit; in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. beherrschte nach langen Kriegen ein eingeborner Monarch längere Zeit als Kaiser die ganze Insel J. Um 1400 wurde der Islam eingeführt; die Mohammedaner gründeten die Reiche Bantam und Mataram und eroberten Madjapahit um 1480. Es entstanden neue Sultanate, wie Jakatra, Kedu und Madura. Bei Ankunft der Europäer auf J. bestanden hauptsächlich die Reiche Bantam, Jakatra, Tscheribon und später Mataram, das mächtigste von allen. Um 1520 hatten die Portugiesen Handelsverbindungen mit den Eingebornen angeknüpft; aber 1596 erschienen die Holländer in J., verdrängten jene und siedelten sich auf der Insel an. Sie bemächtigten sich Jakatras, erbauten 1619 Batavia, wußten die einheimischen Fürsten durch Zwiespalt zu schwächen und zu unterwerfen und verjagten auch die Engländer, die ebenfalls Kolonisationsversuche auf J. gemacht hatten. 1684 nötigten sie den Sultan von Bantam, ihnen seine Hauptstadt einzuräumen; um 1700 wurde Tscheribon unterworfen, und 1742 ward Bantam ein Lehen der Holländisch-Ostindischen Kompanie. Vom Kaiser von Mataram bald darauf gegen die Makassaren und Madureser zu Hilfe gerufen, zwangen sie ihn, in ein Lehnsverhältnis zu ihnen zu treten. 1755 teilten sie das Reich in zwei Hälften, deren eine sie dem rechtmäßigen Erben gaben, der nun den Titel Susuhunan führte, während sie über die andre einen Seitenverwandten des Kaisers mit dem Titel Sultan setzten. Die Fürsten wurden in der strengsten Abhängigkeit erhalten und mußten nicht nur an ihren Höfen holländische Residenten aufnehmen, sondern auch dulden, daß die Holländer bei ihrer Residenz ein Fort besetzt hielten. 1811 kam die Insel in den Besitz der Engländer. Nach dem Pariser Frieden erhielten die Holländer 1815 J. zurück und behaupteten es bis heute. Eine der gefährlichsten Erhebungen war die 1825 von Diepo-Negoro; nach langen blutigen Kämpfen 1830 unterdrückt, hatte sie doch eine lange nachwirkende finanzielle Zerrüttung zur Folge. 1846 und 1848—49 mußten gegen verschiedene Fürsten auf der benachbarten Insel Bali Kriegszüge unternommen werden.

Vgl. Sir Stamford Raffles, The history of J. (2. Aufl., Lond. 1830); Junghuhn, J., seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart (Leipz. 1852—1854, 3 Bde.); d'Almeida, Life in J. (Lond. 1864, 2 Bde.); Veth, J., geographisch, ethnologisch, historisch (2. Aufl., Haarl. 1896—1903, 3 Tle.); Hofdijk, In't harte van J. (Amsterd. 1881); van Rees und Perelaer, Neerlands Indië, 3. Teil (Bilderwerk, Leiden 1883); van Deventer, Geschiedenis der Nederlanders op J. (2. Ausg., Haarl. 1895); van den Berg, Le Hadhramout et les colonies arabes dans l'archipel indien (Batavia 1887); Bastian, Indonesien, Bd. 5 (Berl. 1894); Verbeek und Fennema, Geologische beschrijving van J. en Madoera (Amsterd. 1896, 2 Bde. und Atlas; auch franz.); Scidmore, J., the garden of the East (New York 1898); J. Chailley-Bert, J. et ses habitants (Par. 1900); H. Breitenstein, 21 Jahre in Indien, Bd. 2: J. (Leipz. 1900); Giesenhagen, Auf J. und Sumatra (das. 1901); Day, The policy and administration of the Dutch in J. (Lond. 1904); Schurtz, Indonesien (im 2. Bande von Helmolts »Weltgeschichte«, Leipz. 1902); Louw, De Java-Oorlog van 1825—1830 (Batavia 1894—1904, 3 Tle.); L. F. M. Schulze, Führer auf J. (Leipz. 1890, Batavia 1897). — Karten: »J. Residentiekaarten« (Haag

1880 ff.), »Kaart van het eiland J. etc.«, 1:50,000 (Amsterd. 1887) und die geologische Karte von J. nach den Aufnahmen Verbeeks.

Javanais (spr. schawanä), bei den Schülern ꝛc. in Frankreich übliche Entstellung der Sprache durch Einschiebung der Laute av in jede Silbe (z. B. javeudavi statt jeudi).

Javäneraffe, s. Makako.

Javanische Sprache und Literatur. Die javanische Sprache, die von der Bevölkerung Mittel- und Ostjavas (im Westen der Insel spricht man sundanesisch, im Osten viel maduresisch), d. h. von etwa 18 Mill. Menschen gesprochen wird, ist ein Zweig des malaiisch-polynesischen Sprachstammes. Sie ist die Tochter der altjavanischen oder sogen. Kawisprache, deren Denkmäler sich von ungefähr 800—1400 n. Chr. verfolgen lassen. Wie das Kawi, das Malaiische und alle gebildeten Sprachen der indischen Inselwelt enthält auch das Javanische bei intakt gebliebenem grammatischen Bau eine große Menge Lehnwörter aus dem Sanskrit. In der Umgangssprache ist der Unterschied zwischen der vertraulichen und der höflichen Rede ungemein scharf ausgeprägt. Die höfliche Rede, welche auch die der schlichten, erzählenden Prosa ist, nennt man Krama (»höflich«), die vertrauliche aber Ngoko (»duzende Rede«). Krama und Ngoko, zwischen denen noch eine gemischte oder mittlere Rede (Madya) steht, unterscheiden sich durch besondere Fürwörter und durch eine Menge besonderer Wörter und Endungen. Dem poetischen Stil ist eine freiere Wahl gestattet, wenigstens in den beschreibenden und erzählenden Partien. Die javanische Schrift hat sich regelmäßig entwickelt aus der alten Kawischrift, die einer altertümlichen indischen Schrift entstammt. Die beste Grammatik des Javanischen ist T. Roordas »Javaansche grammatika« (Amsterd. 1855), in kürzerer Fassung desselben »Beknopte javaansche grammatika« (das. 1875, 4. Aufl. 1893). Eine »Grammaire javanaise« schrieb Favre (Par. 1866) und eine »Praktische Grammatik der javanischen Sprache« Bohatta (Wien 1892). Favre veröffentlichte auch ein »Dictionnaire javanais-français« (Wien 1870). Als eine vermehrte und verbesserte Ausgabe des »Javanisch-niederländischen Wörterbuches« von Gericke (Amsterd. 1847) ist zu betrachten das »Javanisch-niederländische Handwörterbuch« von T. Roorda (nach dessen Tode zu Ende geführt von Vreede, das. 1875; 2. Aufl. 1883 bis 1886, mit wertvollem Nachtrag von Janß, Samarang 1883).

Die javanische Literatur ist reich an Werken verschiedenen Inhalts. Ein Teil der geschätztesten Gedichte besteht aus Übersetzungen aus der ältern Sprache, dem Kawi. Dazu gehören das »Brata-yuda« (im Kawi: Bharata yuddha; in Text und niederländischer Übersetzung herausgegeben von Cohen Stuart, Batav. 1860); der »Ardjuna-Sasrabahu« (hrsg. von Palmer van den Broek, das. 1872); der »Wiwaha« (hrsg. von Gericke, das. 1849, und von P. van den Broek, das. 1868; eine Ausgabe und Übersetzung der Quelle dazu, das altjavanische »Arjuna-Wiwâha« gab Kern, Haag 1871, heraus); der »Rama« (Samarang 1884). Eine Prosa-Umarbeitung des letztgenannten sowie auch des »Ardjuna-Sasra« und des »Brata-yuda« lieferte Winter (Amsterd. 1845). Teilweise aus dem Kawi entlehnt ist »Manik-Maya«, ein Gedicht kosmogonischen und mythologischen Inhalts (hrsg. von de Hollander, Batav. 1852). Unter den ursprünglich javanischen Werken sind hervorzuheben die »Babad«, umfangreiche Chroniken, die meist in gebundener Rede abgefaßt sind. Von ihnen sind bis jetzt acht im Druck erschienen, so »Babad Petjina« (Samarang 1874), »Babad Gianti« (Djocja 1886) u. a. Werke, die zu der Gattung historischer Romane gerechnet werden können, sind: »Damar Wulan« (Samarang 1873; in einem Prosaauszug von Winter, Batav. 1857); ferner der legendenartige »Adji-Saka« (in prosaischer, kürzerer Fassung hrsg. von Gaal und T. Roorda, Amsterd. 1844); »Geschichte des Angling-Darma« (hrsg. von Winter, Batav. 1853); die Gedichte »Baron Sakender« (hrsg. von Cohen Stuart, das. 1851) und »Djaja lengkara« (Samarang 1889). Eine Art historischen Romans auf der Grundlage muslimischer Überlieferung ist die in Prosa abgefaßte Geschichte von Moses und König Pharao, der »Radja Pirangon« (hrsg. von T. Roorda, Haag 1844) und das umfangreiche Gedicht »Menak« (Samarang 1883 ff.). Mit der dramatischen Literatur hat es eine eigne Bewandtnis. Der Stoff der theatralischen Aufführungen (wayang), die verschiedener Art sind, bald den sogen. chinesischen Schattenspielen gleichen, bald Maskenspiele, seltener wirkliche Schauspiele sind, ist alten epischen Dichtungen, indischen und einheimischen, entlehnt. Die äußerst zahlreichen Texte zu diesem Wayang leben größtenteils nur im Gedächtnis derer, die sie vortragen und darstellen (dalang), fort. Von den schriftlich aufgezeichneten sind herausgegeben: der Wayang »Pregiwa« (von Wilkens, Batav. 1846); »Palasara« u. »Pandu« (beide von Roorda, Haag 1869); die Texte der sechs Schauspiele aus dem Wayang »Purwa« (hrsg. von te Mechelen und Vreede in den »Verhandelingen van het Batav. Genootschap«, Teil 43 u. 44); »Abiasa« (hrsg. von Humme, Haag 1878). Fast ebenso beliebt wie der Wayang ist bei den Javanern die Tierfabel; zu dieser letzten Gattung gehört das witzige Gedicht von dem »Kantjil« (hrsg. von P. van den Broek, Haag 1878; 2. Ausg. 1889). Noch größer ist die Zahl von aufgeschriebenen verkürzten Darstellungen der Stoffe jener Wayang in erzählender Form, von denen auch mehrere gedruckt sind, unter andern die Geschichte des »Raden Pandji« (hrsg. von Roorda, Haag 1869); »Drie-en-twintig schetsen van Wayangstukken (Lakons)« (hrsg. von te Mechelen, Batav. 1879) und »24 Schetsen van Wajangverhalen« (hrsg. von Mayer, Samarang 1883). Unter den javanischen Geistesprodukten der neuesten Zeit ist hervorzuheben die Reisebeschreibung von Purwa Lelana (»Lampah-lampahannipun Raden Mas Arya Purwa Lelana«, Batav. 1865). Von den einheimischen Gesetzbüchern (Angger) sind mehrere von Roorda (Amsterd. 1844) und Keyser (Haag 1853) herausgegeben worden. Als Hauptforscher auf dem javanischen Sprachgebiet sind zu nennen die Holländer T. Roorda, de Hollander, Meinsma, P. van den Broek, Vreede, außerdem der Deutsche Rost, der Franzose Favre.

Javari (Jacarara, Yacarana), rechter Nebenfluß des Amazonenstroms, in seinem Oberlauf Aruita genannt, bildet vom 8.° südl. Br., nahe seiner Quelle am Abfall der Andes Conomamas, die Grenze zwischen Peru und Brasilien, durchfließt ein dichtes Urwaldgebiet und mündet bei Tabatinga.

Javatee, s. Orthosiphon.

Jávea (spr. chäwea), Stadt in der span. Provinz Alicante, Bezirk Denia, malerisch an einer kleinen Bai des Mittelmeeres, in die hier der Gorgós mündet, am Südfuß des Mongó (712 m) gelegen, hat alte Mauern und Türme, einen Hafen, Ausfuhr von Rosinen, Wein und Mandeln, Fischerei und (1900) 6606

Einw. Von J. führt das unterseeische Telegraphenkabel nach den Balearischen Inseln.

Javellesche Lauge (Eau de Javelle), s. Bleichflüssigkeiten.

Javorina (»Urgarten«), 1) Bergkette der Westkarpathen in Ungarn (im Weißen Gebirge), breitet sich an der Grenze zwischen Mähren und Ungarn (Komitat Neutra), nordöstlich von Miava, bis zum Vlárapaß aus; im gleichnamigen Berg 968 m hoch. — 2) Dorf im ungar. Komitat Zips, am Nordfuß der Hohen Tátra, vielbesuchter Touristenstandort, mit Schloß und Wildpark des Fürsten Hohenlohe und Eisenwerk. In der Nähe zwei Höhlen.

Javornik, 1) (J.-Gebirge), Fortsetzung des zu den Westkarpathen in Ungarn gehörigen Weißen Gebirges, erstreckt sich an der Grenze zwischen Mähren und Ungarn vom Lissapaß bis zu den eigentlichen Beskiden (Jablunkagebirge) und erreicht in den höchsten Spitzen J. und Zemerka 1077, bez. 1053 m Höhe. — 2) Berggipfel in Kroatien-Slawonien, s. Pljesivicagebirge.

Jâwer (pers., »Helfer«), Adjutant in der türkischen Armee.

Jaworów, Stadt in Galizien, an einem großen Teich und an der Lokalbahn J.-Lemberg gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Basilianerinnenkloster mit Mädchenerziehungsanstalt, Ackerbau, Handel und (1900) 10,202 ruthenische und poln. Einwohner. — Die Stadt war einst der Lieblingsaufenthalt Johann Sobieskis. Hier ließ sich Peter d. Gr. mit Katharina I. trauen. Östlich von J. das Bad Szklo mit Schwefelquelle, Militärbadeanstalt und 1937 Einw.

Jaworski, Apollinar, Ritter von, österreich. Politiker, geb. 23. Juli 1825 in Galizien, gest. 24. Okt. 1904 in Lemberg, studierte in Lemberg und Wien die Rechte, trat in den juristischen Staatsdienst und wurde 1887 Mitglied des österreichischen Reichsgerichts. Seit 1870 Mitglied des galizischen Landtags und des österreichischen Abgeordnetenhauses, ward er 1888, nach dem Tode Grocholskis, zum Obmann des Polenklubs erwählt. Am 11. Nov. 1893 trat J. als Minister für Galizien in das Kabinett Windischgrätz, verblieb als solcher auch im Ministerium Kielmannsegg bis zu dessen Rücktritt 30. Sept. 1895 und wurde 1896 wieder Obmann des Polenklubs.

Jaworzno, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Chrzanów, an der Lokalbahn Bolęcin-J., hat ein Bezirksgericht, Steinkohlenbergbau (1903: 429,700 Ton.), Galmeigruben, eine Zinkweißfabrik (Niedzieliska, 1903: 2150 Ton.) und (1900) 9259 poln. Einwohner.

Jaxártes, im Altertum Name des Flusses Sir Darja (s. d.) in Turkistan.

Jaxt, Fluß, s. Jagst.

Jay (spr. schä), Antoine, franz. Schriftsteller, geb. 19. Okt. 1769 in Guîtres (Gironde), gest. 9. April 1855 in Lagorce, studierte die Rechte, wurde Advokat und unternahm 1795 eine Reise in die Vereinigten Staaten. 1813 erhielt er die Professur der Geschichte am Athenäum, und während der Hundert Tage war er für das Departement der Gironde Mitglied der Deputiertenkammer. Nach der zweiten Restauration gab er seine »Histoire du ministère du cardinal Richelieu« (1815, 2 Bde.) heraus und nahm seitdem neben Etienne teil an der Redaktion des »Constitutionnel« und der von ihm 1818 gegründeten »Minerve«. Die liberale Tendenz der von ihm, Jouy, Arnauld und Norvins vertretenen »Biographie des contemporains« zog ihm und Jouy eine Gefängnisstrafe in Ste.-Pélagie zu. Während der Dauer derselben verfaßten sie: »Les hermites en prison, ou consolations de Sainte-Pélagie« (1823, 2 Bde.). Noch sind zu erwähnen seine »Œuvres littéraires« (1831, 4 Bde.). Nach der Julirevolution wurde J. zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und der französischen Akademie gewählt.

Jayme (portug.), Jakob; vgl. Jago.

Jazdzewski (spr. jasdschefski), Ludwig von, poln. Politiker, geb. 10. Febr. 1838 in Posen, studierte katholische Theologie, wurde 1861 in München zum Doktor der Theologie promoviert und zum Priester geweiht, wirkte als Religionslehrer in Posen und Krotoschin, ward Domprediger an der Kathedralkirche in Warschau, zugleich Professor am dortigen Metropolitanseminar und der geistlichen Akademie. Zwei Jahre lang apostolischer Missionar in England, ward er 1866 Propst in Zduny und 1890 Propst am Kollegiatstift in Schroda. Seit 1873 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und 1872—73, 1878—87 sowie seit 1890 Mitglied des Reichstags, beteiligte er sich stets lebhaft an der Debatte, namentlich bei Fragen des Kirchen- und Schulwesens. Er schrieb: »Zeno, Veronensis episcopus« (Regensb. 1861) und ließ Kanzel- und andre Reden im Druck erscheinen.

Jazént (lat., »liegend«), herrenlos, verlassen.

Jazeran (Jaseran, franz., spr. schasrang), ein Schuppenpanzer, dem großen Haubert entsprechend (s. Rüstung).

Jazlowiec (spr. jaslówjetz), Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Buczacz, hat eine Kaltwasserheilanstalt, alte Befestigungswerke und (1900) 3279 polnische und ruthen. Einwohner.

Jazygen, im Altertum ein Reitervolk der Sarmaten in den Steppen nördl. vom Schwarzen Meer, das sich im 1. vorchristlichen Jahrh. zwischen Donau, Theiß und Siebenbürgen niederließ; besonders geschickt im Pfeilschießen. Unter dem Namen Metanastae Jazyges (d. h. die »versprengten J.«, »umgesiedelten J.«) brach ein Zweig der J. wiederholt in Pannonien ein; zu Trajans Zeit fochten sie als Verbündete der Römer gegen die Daker. Unter Mark Aurel unternahmen sie 170—172 zusammen mit den Quaden und Markomannen Beutezüge gegen die Römer. Zwei Jahrhunderte später wurden sie von den Goten unterworfen und nach Attilas Tod von diesen aufgerieben. Im Mittelalter tauchten abermals J. auf, über deren Abstammung sich nichts Bestimmtes sagen läßt; vielleicht waren sie den Kumanen und Petschenegen verwandt. Unter den ersten Árpáden brachen sie von Osten her wiederholt in Ungarn ein, wurden aber namentlich von Ladislaus I. besiegt, angesiedelt und zum Christentum bekehrt. Auch diese, Jazygier (lat. Jassones) genannten Reiter zeichneten sich als Pfeilschützen aus, weshalb sie auch Philistaei (vom altdeutschen Pfil = Pfeil) hießen.

Jazygien, ehemals selbständiger Distrikt in Ungarn, südlich vom Mátragebirge, umfaßte eine von der Zagyva durchströmte Acker- und Weideebene von 1100 qkm (20 QM.) mit etwa 60,000 meist römisch-kath. Einwohnern und den Hauptorten Jászberény (Sitz des Distrikts), Arokszállás, Alsó-Szent-György, Jász-Apáti, Jász-Fényszaru, Jász-Kis-Ér u. Jász-Ladány. 1876 wurde es dem neugebildeten Komitat Jazygien-Großkumanien-Szolnok (s. d.) einverleibt. Die Jazygen (s. d.) genossen besondere Vorrechte und lebten gleich den Kumanen in besondern Bezirken, an deren Spitze je ein Oberkapitän stand. Von 1594—

1686 war J. und Kumanien gänzlich in Türkenhand, wurde 1702 dem Deutschen Ritterorden verpfändet, 1730 ausgelöst und erhielt 1745 seine alten Privilegien wieder. Vgl. Gyárfás, Geschichte der Jazygen und Kumanen (Szolnok, 4 Bde.).

Jazygien-Großkumanien-Szolnok (magyar. Jász-Nagykun-Szolnok, spr. jáß-nádj-kun-ßolnok), 1876 aus den Distrikten Jazygien und Großkumanien sowie aus dem südlichen Teil von Heves-Szolnok neugebildetes ungar. Komitat, das an die Komitate Békés, Csongrád, Pest, Heves und Hajdú grenzt und 5374 qkm (97,6 QM.) umfaßt. Es hat (1901) 350,269 magyarische (römisch-katholische und reformierte) Einwohner. Komitatssitz ist Szolnok (s. d.).

Jazzi, Cima di, zur Gruppe des Monte Rosa gehöriger Berg, im N. der Hauptgruppe, nach W. zum Gorner- und Findelengletscher sanft geneigt, nach O. gegen Macugnaga hin steil abfallend, 3818 m hoch.

Jeaffreson (spr. dschéffrß'n), John Cordy, engl. Schriftsteller, geb. 14. Jan. 1831 zu Framlingham in Suffolk, studierte in Oxford und ward 1859 Advokat in London, wo er seitdem lebt. Außer Romanen veröffentlichte er: »Novels and novelists from Elizabeth to Victoria« (1858, 2 Bde.); ferner »A book about doctors« (1860, 2 Bde.; 2. Aufl. 1862), »A book about lawyers« (1866) und »A book about the clergy« (1870, 2 Bde.), kulturhistorische Essays über die drei gelehrten Stände Englands. Als Biograph ragt er hervor durch »The real Lord Byron, new views of the poet's life« (1883, 2 Bde.), dem »The real Shelley« (1885, 2 Bde.) folgte. Dann erschienen »Lady Hamilton and Lord Nelson« (1887, 2 Bde.; neue vermehrte Ausg. in 1 Bd., 1897); »The Queen of Naples and Lord Nelson« (Briefe, 1889, 2 Bde.); »Victoria, Queen and Empress« (1893, 2 Bde.) und das »Book of recollections« (1893, 2 Bde.). J. ist seit Jahren bei der Regierungskommission für geschichtliche Urkunden angestellt.

Jean (franz., spr. schang), soviel wie Johann.

Jean (engl., spr. dschin), Nebenform für Jane, Johanna, Hannchen.

Jean d'Arras (spr. schang darräß), franz. Schriftsteller des 14. Jahrh., s. Melusine.

Jean de Meung (spr. schang dö möng), zweiter Verfasser des Rosenromans, s. Französische Literatur, S. 6.

Jean de Paris, s. Johann von Paris.

Jean de Roye, Verfasser der »Chronique scandaleuse« (s. d.).

Jean Jacques (spr. schang schak'), die Vornamen Rousseaus und schlechthin Bezeichnung für diesen.

Jean Paul, ursprünglich Schriftstellername für Jean Paul Friedrich Richter (s. d.).

Jeanette-Expedition, s. Delong.

Jeanne (franz., spr. schann'), soviel wie Johanna.

Jeanne d'Arc (spr. schann' bárk, auch Johanna d'Arc), die Jungfrau von Orléans, die Befreierin ihres Vaterlandes aus der Gewalt der Engländer, geb. 6. Jan. 1412 in Domremy, einem Dörfchen in der Champagne, an der Grenze von Lothringen, gest. 30. Mai 1431. Ihre Eltern waren fleißige, ehrbare Ackersleute. Ein gewisser Ernst und schwärmerische Religiosität erfüllten J. von frühester Jugend: seit ihrem 13. Jahre glaubte sie bei Beten und Fasten himmlische Stimmen zu vernehmen, die sie indes nur zum Gutsein und zur Frömmigkeit ermahnten. Seitdem burgundische Horden ihr Dörfchen verwüstet hatten, wendete ihre feurige Einbildungskraft sich kriegerischen Dingen zu; himmlische Stimmen forderten sie auf, mit Gottes Hilfe zur Errettung Frankreichs auszuziehen. 1428 erschien ihr als das nächste Ziel die Errettung des wichtigen, von den Engländern schwer bedrängten Orléans. Zwei Edelleute, die an ihre göttliche Sendung glaubten, geleiteten sie 23. Febr. 1429 an den Hof zu Chinon. Hier gelang es ihr nach vieler Mühe, die Höflinge und zumal den leichtfertigen Karl VII. selbst von der Wahrheit ihrer Sendung zu überzeugen. Der Dauphin vertraute ihr endlich ein kleines Heer an, mit dem sie in der Tat 29. April 1429 in Orléans eindrang. Man hielt sie seitdem für eine Abgesandte der Gottheit. Nur durch den unvergleichlichen Mut und das entschiedene Feldherrentalent der Jungfrau sowie die Begeisterung, die sie den Kriegern einzuflößen wußte, zwang sie die Engländer, 8. Mai die Belagerung von Orléans gänzlich aufzuheben und noch mehrere andre Plätze an der Loire zu räumen. Jargeau eroberte J. im Sturm, wobei der englische Befehlshaber, der Graf von Suffolk, selbst gefangen ward. Am 18. Juni schlug sie den Lord Talbot mit einem starken englischen Korps bei Patay. Schon zu Chinon hatte sie es als ihre zweite Hauptaufgabe bezeichnet, die Krönung Karls VII. in Reims zu bewirken. Dahin brach sie nun mit dem König auf; auf dem Wege öffneten alle Festungen ihre Tore, und 16. Juli zogen Karl VII. und seine Retterin in Reims ein, wo der König am nächsten Tage feierlich gesalbt und gekrönt wurde. Als einzige Belohnung erbat sie sich die Befreiung der Bewohner Domremys von allen Steuern. Außerdem wurden sie und ihre Familie in den Adelstand erhoben. Das war der Höhepunkt ihres Lebens und Wirkens. Ihr weiteres Ziel war nun, Frankreich gänzlich zu befreien. Aber sie war fortan auf die Hilfe und den Beirat der Heerführer angewiesen, die, und vor allen der König, sich neidisch auf ihren Ruhm und unfähig zeigten. Die Jungfrau, von den mißgünstigen Kriegsführern nicht genügend unterstützt, wurde bei dem Sturm auf Paris 8. Sept. am Schenkel schwer verwundet und mußte den Sturm aufgeben. Dieser erste Mißerfolg wurde für ihr Ansehen verhängnisvoll. Während Karl VII. abermals in seine gewöhnliche Trägheit und Ausschweifung versunken war, warf sich J., als sie hörte, daß Burgunder und Engländer Compiègne bedrängten, mit geringer Begleitung in die Feste, wagte einen Ausfall, wurde aber von der Besatzung absichtlich im Stiche gelassen und so von den Burgundern gefangen genommen (23. Mai 1430). Vier Monate brachte J. in vergleichsweise milder Gefangenschaft in dem Schloß Beaurevoir des Herrn von Ligny zu. Von seiten des französischen Königs wurde kein Versuch gemacht, sie, sei es durch Lösegeld, sei es durch Gewalt, zu befreien. Dagegen zwangen die Engländer den Herrn von Ligny, J. für 10,000 Livres ihnen auszuliefern. Nach Rouen gebracht (im Dezember 1430), ward sie hier der Zauberei und Ketzerei angeklagt; mit der Leitung des Prozesses wurde der Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, beauftragt, ein gewissenloser, ehrgeiziger Mann, der durch die Engländer Erzbischof von Rouen zu werden hoffte. Die Anklageschrift stellte die abscheulichsten Verleumdungen wider sie auf; man beschuldigte sie der gröbsten Ausschweifungen und der Anbetung des Teufels und seiner Dämonen. J. antwortete mit Geistesgegenwart und klarem Verstand; indessen die Engländer und Cauchon hatten ihr Verderben beschlossen. Nach unsäglichen körperlichen und Gemütsleiden mußte sie 24. Mai 1431 ihr Urteil hören: lebendig verbrannt zu werden, wenn sie ihre Sünden nicht abschwöre. Die schreckliche Aussicht auf den Scheiter-

haufen erschütterte endlich diese heldenmütige Seele; sie unterzeichnete mit einem Kreuz eine kurze allgemeine Abschwörungsformel. Nun wurde sie begnadigt, d. h. zu ewigem Gefängnis bei Brot und Wasser. Man befahl ihr, der Abschwörung gemäß Frauenkleider anzulegen und zu behalten. Sie versprach es. Aber um sich vor den rohen Zudringlichkeiten ihrer Wächter zu retten, griff sie wieder zu der Männertracht. Sie nahm überhaupt ihre Abschwörung, als von der Furcht erpreßt, zurück. Dahin hatte man sie bringen wollen: sie war nun eine rückfällige Ketzerin, die nichts mehr retten konnte. Sie wurde auf dem Markt in Rouen zum Scheiterhaufen geführt, den die erst 19jährige mit Mut und festem Gottvertrauen bestieg. 1450 ließ Karl VII. ihren Prozeß einer Revision unterziehen, die nach sechsjährigen genauen Untersuchungen und Verhören mit der Erklärung ihrer Unschuld endigte; ihr Andenken wurde durch feierliche Prozession und Errichtung eines Denkmals auf der Stätte ihrer Hinrichtung geehrt. Im 19. Jahrhundert wurden ihr in Domremy, Orléans, Paris (3), Rouen, Compiègne, Chinon, Reims u. a. O. Standbilder errichtet. Ihre Heiligsprechung wurde in Rom zwar abgelehnt, doch sprach sie Leo XIII. 1894 »selig«. Ihr Leben und ihre Taten haben mehreren Dichtern, namentlich Chapelain, Southey, Lebrun, de Charmettes, Dumenil, Soumet u. a., Stoff zu poetischer Bearbeitung geliefert; die berüchtigtste ist Voltaires freches Machwerk »La pucelle d'Orléans«, die edelste Schillers Trauerspiel »Die Jungfrau von Orléans«. Die sehr weitläufige ältere Literatur über J. ist nicht mehr zu gebrauchen seit Jules Quicherats »Procès de condamnation et réhabilitation de J. d'A.« (Par. 1841—49, 5 Bde.; vollständige Quellen- und Aktensammlung). Von neuern Bearbeitungen vgl. Desjardins, Vie de J. d'A. (3. Aufl. 1885); Wallon, J. d'A. (7. Aufl. 1901, 2 Bde.); Vallet de Viriville, Procès de condamnation de J. d'A. (1867); O'Reilly, Les deux procès de J. d'A. (1868); Michelet, J. d'A. (8. Aufl. 1904); Boucher de Molandon, Première expédition de J. d'A. (Orléans 1874); Bouteiller und Braux, La famille de J. d'A. (das. 1878); Luce, J. d'A. à Domremy (2. Aufl., Par. 1887); Alex. Sorel, La prise de J. d'A. devant Compiègne (Orleans 1889); Sepet, J. d'A. (23. Aufl., Tours 1905); Fabre, J. d'A. libératrice de la France (Par. 1892); Le Nordey, J. d'A. racontée par l'image (das. 1899); Choussy, Vie de J. d'A. (2. Aufl., Moulin 1902); Chevalier, L'abjuration de J. d'A. (Par. 1902); Lefèvre-Pontalis, Les sources allemandes de l'histoire de J. d'A. Eberhard Windecke (1903); Dunand, Histoire complète de J. d'A. (Toulouse 1899, 3 Bde.) und Études critiques sur l'Histoire de J. d'A. 1re série: les Visions et les Voix (das. 1903); von den deutschen Arbeiten: Hase, Die Jungfrau von Orléans (in den »Neuen Propheten«, 3. Aufl., Leipz. 1893); Semmig, Die Jungfrau von Orléans und ihre Zeitgenossen (2. Aufl., das. 1887); Mahrenholtz, J. d'A. in Geschichte, Legende, Dichtung (das. 1890); Probst, Der Prozeß der Jungfrau von Orléans (Basel 1895).

Jeannette (franz., spr. schanétt'), Hannchen; Jeannettenkreuz (croix à la J., auch bloß J.), ein an einem Samtband um den Hals getragenes kleines Kreuz mit einem Herzen darüber.

Jean Potage (franz., spr. schang potāsch', »Hans Suppe«), Spitzname der Franzosen mit Bezug auf ihre Vorliebe für Suppen und Saucen.

Jebna, paläst. Ort, s. Jamnia.

Jebu, Landschaft in Nordwestafrika, nördlich von Lagos, an der Nordseite der Lagoslagune, die 1892 unter englische Oberhoheit gestellt wurde, da die Eingebornen wiederholt den Verkehr ihres eignen Hinterlandes mit Lagos gesperrt und ein kriegerisches Eingreifen Englands veranlaßt hatten.

Jebus, alter Name Jerusalems; s. Jebusiter.

Jebusiter (Jebusäer), kanaanitische Völkerschaft in Palästina, auf dem Gebirge Juda ansässig, ward von Josua in einer Feldschlacht mit andern kanaanitischen Stämmen bekämpft, behauptete sich aber in der Feste Jebus (dem spätern Jerusalem) noch zur Richterzeit. Erst David vertreibt sie aus der Stadt und Burg (dem Zion), und die letzten Reste der J. macht Salomo tributpflichtig.

Jechaburg, Dorf im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen, westlich von Sondershausen, am Frauenberg, hat eine evang. Kirche und (1900) 304 Einw. — J. war früher eine berühmte Propstei, die 989 vom Erzbischof von Mainz als Benediktinerkloster gestiftet, 1525 im Bauernkrieg verwüstet und 1572 aufgehoben wurde.

Jechnitz, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Podersam, an der Staatsbahnlinie Rakonitz-Petschau, hat ein Bezirksgericht, Hopfenbau, fischreiche Teiche, Fabrikation von Stiefeleisen, Brettsäge und (1900) 1342 deutsche Einwohner. Nördlich von J. liegt das Dorf Petersburg, mit gräflich Czerninschem Schloß, Park, Bierbrauerei und 696 Einw.

Jecorin, eine schwefel- und phosphorhaltige organische Substanz, die sich in der Leber von Hund, Pferd, Kaninchen, in der Rindermilz, dem Pferdeblut und Menschenhirn findet und eine ähnliche Verbreitung zu haben scheint wie die Lecithine. Es ist amorph, quillt in Wasser zu einer schleimigen Masse, die in viel Wasser sich löst, löst sich leicht in Äther, nicht in Alkohol und wird von Salzsäure unter Abscheidung von Stearinsäure zersetzt.

Jecur (lat.), die Leber.

Jedburgh (spr. dschédbörro), Hauptstadt (royal burgh) von Roxburghshire (Schottland), im tiefen Tal des Jed (zum Teviot), mit Abteiruine, Schloß (früher Gefängnis), Museum, Lateinschule, Fabrikation von Wollenzeug und Decken und (1901) 2222 Einw. J. ist Geburtsort des Physikers D. Brewster und von Mary Somerville.

Jedina, afrikan. Volk, s. Budduma.

Jedinowerzi, russ. Sekte, s. Raskolniken.

Jedlersdorf (Groß-J.) und Jedlesee, ehemals Dörfer nördlich von Wien, seit 1894 mit Floridsdorf vereinigt.

Jedo (Yeddo), Stadt, s. Tokio.

Jedrzejowicz, Adam, Ritter von, österreich. Minister, geb. 1847, studierte in Krakau und Wien, stand 1872—78 im Staatsdienst und wurde 1883 Mitglied des galizischen Landtags, 1891 des österreichischen Abgeordnetenhauses. Von März 1898 bis Oktober 1899 war er im Ministerium des Grafen Thun Minister für Galizien.

Jeeze (Jeezel), linker Nebenfluß der Elbe, entspringt bei Altferchau im preuß. Regbez. Magdeburg, ist von Salzwedel ab 49 km weit schiffbar und mündet nach 80 km langem Lauf bei Hitzacker.

Jefferies (spr. dschéfferis), Richard, engl. Schriftsteller, geb. 6. Nov. 1848 zu Coate in Wiltshire, gest. 14. Aug. 1887, erhielt nur eine dürftige Erziehung und trat sehr früh in die Tagesschriftstellerei ein. Im Roman weniger bedeutend, glänzt er sonst durch genaue Kenntnis der sozialen ländlichen Verhältnisse

und durch lebhafte, oft tiefgefühlte Naturschilderungen in der Weise der Amerikaner Thoreau und John Burroughs. 1878 erschien sein »Gamekeeper at home« mit großem Erfolg und ebenso später: »Hodge and his masters« (1880), »Round about a great estate« (1880), »The story of my heart, my autobiography« (1883, 2. Aufl. 1891) und die beiden im Geiste der Andersenschen Märchen gehaltenen Schriften: »The life of the fields« (1884 u. ö.) und »Red deer« (1884); ferner: »After London« (1885), ein düster-prophetischer Blick in die Zukunft; »The open air« (1885) und »Amaryllis at the fair« (1887), sein letztes Werk. Erst nach seinem Tode wurde der Wert des eigenartigen Schriftstellers, der durch Armut leider in die Vielschreiberei hineingedrängt wurde, völlig anerkannt. Vgl. W. Besant, The eulogy of Richard J. (Lond. 1888); Salt, Richard J., a study (das. 1893 u. ö.).

Jefferson (spr. dschéfferß'n), Hauptort der Grafschaft Marion des nordamerikan. Staates Texas, am Big Cypreß Bayou und Soda Lake, der in den Red River abfließt, durch Dampfer von letzterm aus zu erreichen, hat Baumwollhandel und (1900) 2850 Einw.

Jefferson (spr. dschéfferß'n), Thomas, der dritte Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 2. April 1743 in Shadwell (Virginia), gest. 4. Juli 1826 in Monticello, studierte die Rechtswissenschaften und ward 1769 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Virginia. Während des Freiheitskrieges war er Statthalter von Virginia und zwei Jahre lang Mitglied des Kongresses, auf dem er die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 entwarf. 1779—81 war er Gouverneur von Virginia und ging 1785 als Gesandter nach Paris. 1789 in sein Vaterland zurückgekehrt, bekämpfte er die Einheitsbestrebungen der Föderalisten unter Alexander Hamilton (s. Hamilton 7, S. 695) und verfocht die Rechte der Einzelstaaten. 1792 zum Staatssekretär der neugestalteten Bundesregierung ernannt, legte er dem Kongreß mehrere Berichte über die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, über die Fischereien und den auswärtigen Handel vor, beförderte die Einführung der Kuhpockenimpfung und bewirkte die Gründung der Hochschule zu Charlottesville. 1794 legte er seine Stelle nieder und zog sich auf sein Landgut zurück, wurde aber 1797 zum Vizepräsidenten, 17. Febr. 1801 und abermals 1805 zum Präsidenten der Union gewählt. Er erwarb Louisiana von Frankreich. Die Rechte der nordamerikanischen Freistaaten nahm er gegen die wiederholten Anmaßungen Englands mit Nachdruck in Schutz. Bei den Blockadedekreten, die damals Napoleon I. und Großbritannien erließen, schützte J. den vaterländischen Handel vor den ihm drohenden Verlusten durch ein allgemeines Embargo. Eine dritte Wahl zum Präsidenten 1809 lehnte er ab und lebte seitdem auf seinem Gut Monticello seinen Studien, bis ihn finanzielle Bedrängnis nötigte, den Landtag von Virginia um die Erlaubnis zu bitten, seine Besitzungen durch eine Lotterie zu veräußern. Auch seine auserlesene Büchersammlung verkaufte er 1814 dem Kongreß. Er ist der Begründer der amerikanischen Demokratie, welche die Unabhängigkeit der Einzelstaaten gegen die Übergriffe der Unionsregierung zu sichern strebt. Seine wichtigsten Schriften (gesammelt hrsg. vom Kongreß 1853—55, 9 Bde.) sind: »Notes on Virginia« (1781, engl. u. franz.) und »Manual of parliamentary practice« (neue Ausg. 1840). Neu herausgegeben wurden seine Werke von Ford (New York 1891—97, 10 Bde.). Seine Biographie schrieben Tucker (Philad. 1837, 2 Bde.), Randall (New York 1859, 3 Bde.), Parton (Bost. 1874), Morse (das. 1886), Schouler (New York 1893), W. E. Curtis (Philad. 1901), Cushing (1902) u. a.

Jefferson City (spr. dschéfferß'n ßitti), Hauptstadt des nordamerikan. Staates Missouri, Grafschaft Cole, auf hoher Uferwand am Missourifluß gelegen, Knotenpunkt von sechs Bahnlinien und Brückenplatz, hat ein Staatskapitol, Institut für farbige Lehrer, Zuchthaus, Bibliothek (25,000 Bände), Kornmühlen, Gießereien und (1900) 9664 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Jeffersonit, Mineral, s. Augit, S. 114.

Jeffersonville (spr. dschéfferß'nwill), Stadt im nordamerikan. Staat Indiana, Grafschaft Clark, auf einer Anhöhe am Ohiofluß, mit dem gegenüberliegenden Louisville durch zwei gewaltige Brücken verbunden, hat ein Gefängnis, große Eisenbahnwerkstätten und (1900) 10,774 Einw.

Jeffr., bei Tiernamen Abkürzung für J. Gwyn Jeffreys (spr. dschéffris); Konchylien.

Jeffrey (spr. dschéffri), Francis, Lord, engl. Kritiker, geb. 23. Okt. 1773 in Edinburg, gest. daselbst 26. Jan. 1850, wurde 1794 Rechtsanwalt, widmete sich aber zugleich literarischen Arbeiten und war einer der Gründer der »Edinburgh Review«, die unter seiner Redaktion 1803—29 auch auf die politischen Angelegenheiten Englands Einfluß hatte. J. übte eingehende, geistvolle, doch oft hämische, mehr von politischen und persönlichen Momenten als von fein poetischem Geschmack geleitete Kritik, die ihn in manche Händel verwickelte; so ward er von Byron in den »English bards and Scotch reviewers« angegriffen und mußte sich mit dem Dichter Moore 1806 im Zweikampf messen; letzterm ward er später befreundet. 1821 ward er von der Universität Glasgow zum Lord-Direktor und 1830 vom Whigministerium zum Lord-Advokaten von Schottland ernannt; auch trat er ins Parlament. 1834 erhielt er ein Richteramt an dem Court of session. Seine »Contributions to the Edinburgh Review« erschienen gesammelt in 4 Bänden (Lond. 1843, 3. Ausg. in 1 Bd. 1852); der »Essay on beauty« und »Nature and principles of taste« wurden mehrfach aufgelegt (zuletzt 1879). Eine Auswahl seiner Essays gab Gates heraus (Boston 1894). Vgl. Cockburn, Life of Lord J. (2. Aufl., Edinb. 1874).

Jeffreys (spr. dschéffris), Sir George, später Lord J. of Wem, geb. 1648 zu Acton in Wales, gest. 18. April 1689, ward, nachdem er als Sachwalter und richterlicher Beamter in London sich durch seine Härte und Roheit hervorgetan hatte, 1683 von Karl II. zum Lord-Oberrichter von England ernannt. Mit der ungerechten Verurteilung des Republikaners Algernon Sidney begann er seine Wirksamkeit und übte in den folgenden Jahren, indem er auf die Geschwornen mit allen Mitteln einwirkte, die furchtbarsten Greuel aus; so ließ er 1685, nachdem er im Mai zum Peer ernannt war, nach Unterdrückung der Empörung des Herzogs von Monmouth während der »blutigen Assisen« in den westlichen Provinzen zahlreiche Rebellen hängen, während mehr als 800 andre verknechtet wurden. Zur Belohnung dafür wurde er im September 1685 zum Lord-Kanzler und 1686 zum Leiter der Hohen Kommission ernannt, in welcher Stellung er sich durch brutale Behandlung der widerspenstigen Bischöfe auszeichnete. Nach der Flucht Jakobs II. aus London suchte auch J. in Matrosenkleidung zu entkommen, wurde aber 12. Dez. 1688 gefangen und starb im Tower an den Folgen seiner Trunksucht. Vgl. H. B. Irving, The life of judge J. (Lond. 1898).

Jefremow (spr. jefrémoff), Kreisstadt im russ. Gouv. Tula, an der Krassiwaja-Metscha (zum Don) und an der Syssran-Wjasmabahn (Zweig Uslowaja-Jelez), hat 7 Kirchen, eine Bank, 2 Gymnasien, lebhaften Handel in Getreide und Mehl, 6 Jahrmärkte und (1897) 10,070 Einw. Im Kreis ist die Mühlenindustrie ansehnlich entwickelt.

Jegenye (spr. jégenje), Bad im ungar. Komitat Klausenburg, an der Bahnlinie Großwardein-Klausenburg, 550 m ü. M., mit 3 erdig-kalkhaltigen Quellen, starkem Eisenmoor und Kaltwasserheilanstalt.

Jegher, Christoph, niederländ. Holzschneider, geb. 24. Aug. 1596 in Antwerpen, war seit 1625 für die Buchdruckerei Plantin-Moretus tätig, wodurch er mit Rubens in Verbindung kam, wurde 1627/28 als Meister in die Lukasgilde aufgenommen und starb um 1652. Seit dem Anfang der 30er Jahre führte er nach Rubens' Zeichnungen eine Reihe durch große Kraft in der malerischen Wirkung ausgezeichneter Holzschnitte aus. Die bedeutendsten sind: der Liebesgarten, Jesus als Knabe mit dem kleinen Johannes spielend, die Versuchung Christi, Herkules, den Neid mit der Keule niederschlagend, Susanne im Bad und die Ruhe auf der Flucht. Letzteres Blatt und ein männliches Bildnis sind als Clairobscurschnitte ausgeführt. J. hat auch nach andern Meistern geschnitten (Kreuzigung nach F. Franck).

Jegorjewsk, Kreisstadt im russ. Gouv. Rjasan, an der Gußljanka und einem Zweige der Eisenbahn Moskau-Kasan, mit einem Progymnasium, zahlreichen Fabriken (hauptsächlich Baumwollspinnereien, Webereien, Färbereien) und (1897) 23,932 Einw.

Jehan de Paris, s. Johann von Paris.

Jehan de Saintré, s. La Sale.

Jehkaba Meests, Stadt, s. Jakobstadt.

Jehol, nordchines. Stadt, s. Dschehol.

Jehoram, s. Joram.

Jehova, s. Jahvē.

Jehovablümchen, s. Saxifraga.

Jehu, Sohn Josaphats, Feldherr des Königs Joram von Israel, ward von Elisa zum König von Israel gesalbt und durch eine von den Propheten geleitete Revolution auf den Thron gehoben. Er gründete die fünfte Dynastie und regierte von 884—856, nach andrer Chronologie von 844—816 v. Chr. J. rottete die ganze götzendienerische Familie Ahabs und die Baalspriester aus, ließ den mit Joram verbündeten König Ahasja von Juda töten und 42 seiner Brüder und Verwandten niedermetzeln, um auch die Herrschaft über Juda zu erlangen, was ihm jedoch mißglückte. Auch in Israel war seine Herrschaft nicht erfolgreich. Obwohl er sich durch knechtische Unterwürfigkeit den Schutz Assyriens zu sichern suchte, entrissen ihm doch die Syrer von Damaskus, die Schwäche Israels benutzend, das ganze Ostjordanland.

Jehuda, Isak ben, jüdischer Schriftsteller, s. Abarbanel.

Jeisk, 1848 gegründete Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (13,763 qkm mit [1903] 277,308 Einw.) im russisch-kaukasischen Kubangebiet, an der Mündung der Jeja in das Asowsche Meer, auf einer sandigen Landzunge, die den Jeiskischen Liman vom Asowschen Meer trennt, hat eine Realschule, Stadtbank u. (1897) 35,446 Einw., die Wollweberei, Gerberei, Ziegelbrennerei und lebhaften Handel mit Getreide, Wolle und Leinsamen betreiben. Dampfschiffverbindung besteht mit Taganrog und Mariupol, doch können größere Schiffe sich der Küste nur auf 3 km Entfernung nähern, wo sie in 4 m Tiefe Ankergrund finden.

Jeja (Jega), Fluß in Ziskaukasien, entspringt im Kubangebiet, bildet später die Grenze zwischen diesem und dem Gebiete der Donschen Kosaken und mündet, 235 km lang, in den Jeiskischen Liman des Asowschen Meeres.

Jejūnum (lat.), Leerdarm, s. Darm, S. 520.

Jekaterinburg (Ekaterinburg, Katharinenburg), Kreisstadt und ehemalige Festung im ostruss. Gouv. Perm, liegt malerisch an den Ufern des Isset und am Ostrande des mittlern Urals, 250 m ü. M., Knotenpunkt der Eisenbahnen Perm-J.-Tjumen und J.-Tscheljabinsk, hat breite und gerade Straßen, 15 griechisch-katholische, eine lutherische, eine römisch-kath. Kirche, ein jüdisches und ein mohammedanisches Bethaus, 3 Gymnasien, eine Bergschule, ein Theater und (1897) 55,488 Einw. Die Stadt ist Sitz eines Oberbergamtes und überhaupt der Mittelpunkt des uralischen Berg- und Hüttenwesens; sie besitzt einen Münzhof für Kupfergeld, einen Kaufhof, die Sibirische Handelsbank und andre Banken, eine staatliche Steinschleiferei und zahlreiche Fabriken. J. wurde 1721 von Peter d. Gr. gegründet und zu Ehren seiner Gemahlin Katharina I. benannt. — Der Kreis J. hat eine ansehnliche Mühlenindustrie, zahlreiche Goldwäschereien, Hüttenwerke und Eisengießereien. Die im Kreis lebenden Baschkiren sind ausgezeichnete Bienenzüchter; die übrigen Bewohner treiben Viehzucht, arbeiten in den Bergwerken und verfertigen Holzkasten und Räder.

Jekaterinenstadt (Katharinenstadt), reiche deutsche Kolonie im russ. Gouv. Samara, am linken Ufer der Wolga, mit 3 Kirchen (einer lutherischen, einer römisch-katholischen und einer griechisch-katholischen), einem Denkmal der Kaiserin Katharina II. (seit 1852, von Clodt) und etwa 6000 Einw.; 1765 vom Baron Beauregard gegründet. Die Kolonisten betreiben Tabak- und Ackerbau, Gärtnerei und Getreidehandel auf der Wolga.

Jekaterinodar (»Katharinengabe«), Hauptstadt des Kubangebiets des russ. Generalgouvernements Kaukasien und des Bezirks J. (8364 qkm mit [1889] 247,327 Einw.), unter 45° nördl. Br., rechts am Kubanfluß und an der Bahn Tichorjezkaja-Noworossijsk (Zweigbahn der Linie Rostow-Wladikawkas), in ungesunder Sumpfniederung, besteht meist aus ärmlichen, niedrigen Häusern zwischen Gärten und großen Grasplätzen, hat 8 russische und eine armenische Kirche, ein männliches und ein weibliches Gymnasium, ein großes Militärhospital und (1897) 65,697 Einw. J. ist Sitz des Kommandos der Kuban-Kosakenbrigade und der reitenden Kuban-Kosakenartilleriebrigade, hat etwas Industrie und bedeutenden Handel, namentlich mit Vieh. J. wurde 1794 auf der Stelle des alten Tmutarakan von Katharina II. gegründet.

Jekaterinograd, Kosakenstaniza im Terekgebiete des russ. Generalgouvernements Kaukasien, in 184 m Höhe, an der Malka nahe deren Mündung in den Terek gelegen, mit (1903) 3413 Einw., wurde 1778 als Festung an dem Militärkordon von Mosdok bis zum Asowschen Meer gegründet und 1822 in eine Staniza verwandelt.

Jekaterinoslaw (»Katharinas Ruhm«), Gouvernement in Südrußland, grenzt im W. an das Gouv. Cherson, im N. an Poltawa und Charkow, im O. an das Donische Gebiet, im SO. an das Asowsche Meer, im S. an Taurien und hat ein Areal von 63,395 qkm (1151,3 QM.). Das Gouvernement wird vom Dnjepr, der sich hier nach S. wendet und mehrere gefährliche Stromschnellen (Porogen) bildet, be-

wässert; im NO. wird es vom Donez begrenzt, dem hier der Bachmut und die Luganj zufließen. Es bildet eine ausgedehnte Ebene, die im NO. in die Donezkische Höhenkette (s. d.) übergeht und von Steppen durchzogen wird. Der Boden ist Schwarzerde, nur im Süden herrscht Sandboden vor. Dank der Verschiedenartigkeit der geologischen Formationen ist das Gouvernement außerordentlich reich an natürlichen Bodenschätzen. Man findet Sand- und Kalkstein, Graphit, Schiefer, Zinnober, Kupfer, Kaolin, Ocker, feuerfeste Tone, Bergkristall, Basalt, Amethyst, Auerbachit und Granaten, vor allem aber mächtige Lager von Steinkohle und Anthrazit (im O. im Donezbassin), von Eisen- und Manganerzen (im O. sowie im SW.: Fundstätte von Kriwoj Rog [s. d.]) und von Steinsalz (Kreis Bachmut). Das Klima ist trocken und der Vegetation nicht günstig. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt +8,2°, die mittlere Niederschlagsmenge nur 373 mm. Die Bevölkerung, (1897) 2,112,651 an Zahl (33 auf 1 qkm), besteht vorzugsweise aus Kleinrussen, die etwa 75 Proz. ausmachen, ferner Deutschen, Juden, Großrussen, Griechen, Armeniern, Serben, Zigeunern. Nach dem Religionsbekenntnis gab es 92 Proz. Griechisch-Katholische, 3,3 Juden, 2,3 Lutheraner, 1,7 Katholiken, 0,5 Sektierer (darunter zahlreiche Stundisten) und 0,2 Proz. Mennoniten. Durch die natürlichen Schätze des Bodens ist der wirtschaftliche Charakter des Gouvernements bedingt. Die weitaus wichtigste Rolle spielt der Bergbau, die Hütten- und Eisenindustrie, und J. hat von allen russischen Gouvernements die größte Produktion an Kohle, Erzen und Salz, nämlich 1897: 3,899,100 Ton. Kohlen, 682,645 T. Eisenerze, 163,344 T. Manganerze, 334,593 T. Steinsalz, 616,6 T. Quecksilber. Daneben ist jedoch auch der Ackerbau von ansehnlicher Bedeutung. J. produziert namentlich viel Weizen (Girka und Arnautka) und Leinsaat, auch Zuckerrüben. Die Ernte ergab 1902: 1,321,800 Ton. Weizen, 351,400 T. Roggen, 837,500 T. Gerste, 86,400 T. Hafer und 55,400 T. Mais. Der Wald bedeckt nur etwa 1¼ Proz. des Areals und beschränkt sich auf die Flußtäler, wo besonders Eichen gedeihen. Die früher bedeutende Schafzucht ist neuerdings, infolge der Abnahme der jungfräulichen Steppen, sehr zurückgegangen. Man zählt etwa 1,665,000 Schafe, daneben 628,000 Stück Rindvieh, 364,000 Pferde, 180,000 Schweine, 14,000 Ziegen. Die Pferdezucht wird in 25 Gestüten betrieben. Von einiger Bedeutung ist ferner der Gemüse- und Gartenbau (Melonen, Gurken, rote Rüben), wogegen Jagd und Fischfang nur noch eine geringe Rolle spielen. Die Industrie ist in rascher Entwickelung begriffen. Einschließlich der bergbaulichen Betriebe zählt man etwa 3500 gewerbliche Anlagen mit 33,000 Arbeitern und einem Produktionswert von 40—50 Mill. Rubel. An erster Stelle steht die metallurgische Industrie, die 1897: 38,163 Ton. Eisen und 475,092 T. Stahl lieferte, dann folgt die Mühlen-, die Tabakindustrie, der Maschinenbau, die Industrie der Erden und Tone, die chemische Industrie ꝛc. Von Bedeutung für die Kultur sind die deutschen Kolonien, deren erste vom Grafen Rumjanzow 1788 hier angelegt wurde. Jetzt gibt es deren 134 mit 64,354 Einw. Sie bilden 4 römisch-katholische, 5 protestantische und 5 mennonitische Kirchspiele. Die bedeutendern sind: Neudorf (1500 Einw.), Josephthal (1350 Einw.), Kronsweide (1230 Einw.), Jamburg (1500 Einw.), Chortitza (s. d.). Eingeteilt ist das Gouvernement in 7 Kreise: Alexandrowsk, Bachmut, J., Nowomoskowsk, Pawlograd, Slawjänoserbsk und Werchne-Dnjeprowsk. — J. ist seit 1572 mit Kolonisten bevölkert und wurde anfangs Neuserbien, seit 1764 Neurußland und 1783 mit dem jetzigen Namen benannt.

Jekaterinoslaw, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), am Dnjepr oberhalb der Stromschnellen und an der Jekaterinenbahn, hat 6 griechisch-katholische, eine lutherische, eine römisch-kath. Kirche, 12 jüdische und eine karaitische Synagoge, ein geistliches Seminar, eine höhere Bergschule, 2 Gymnasien, eine Realschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Denkmal der Kaiserin Katharina II. (bei der Kathedrale), einen schönen Park, ein Theater, Filialen der kaiserlichen und mehrerer Privatbanken, eine elektrische Straßenbahn und (1897) 135,552 Einw. J. ist seit etwa 1895 das Zentrum der zahlreichen belgisch-französischen Industrieunternehmungen im Süden Rußlands geworden und seine wirtschaftliche Bedeutung außerordentlich gestiegen. Sein Wachstum wird mit demjenigen amerikanischer Städte verglichen. Neben mehreren großen Hüttenwerken und Maschinenfabriken gibt es zahlreiche Mühlen, Tabakfabriken, Brauereien. J. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Es wurde 1787 als Sommerresidenz der Kaiserin Katharina II. von Potemkin gegründet.

Jelabuga, Kreisstadt im russ. Gouv. Wjatka, an der Toima, kurz vor deren Mündung in die Kama, mit 5 Kirchen, einer Kreditbank, bedeutendem Getreidehandel und (1897) 9776 Einw. In der Umgegend zahlreiche Hünengräber.

Jelängerjelieber, s. Lonicera und Syringa; in Süddeutschland auch das Stiefmütterchen, s. Viola.

Jelatma, Kreisstadt im russ. Gouv. Tambow, an der Oka, mit 12 Kirchen, Handel mit Hanf, Getreide und (1897) 8617 Einw.

Je l'ay empris (franz., spr. schö lè angprī), »ich hab's gewagt«, Devise des span. Ordens vom Goldenen Vlies.

Jelebu, brit. Schutzstaat auf der Halbinsel Malakka in Hinterindien, seit 1889 zur Konföderation Negri Sembilan gehörig, 1000 qkm mit 7000 Einw., reich an Zinn, von dem 1901: 46,000 kg gefördert wurden.

Jeléz (Elez), Kreisstadt im russ. Gouv. Orel, an der Sossna, Knotenpunkt der Eisenbahnen Orel-Grjasi, J.-Uslowaja und J.-Waluiki, hat 16 Kirchen (darunter die Kathedrale der heiligen Mutter Gottes mit alten Heiligenbildern), ein Nonnen- und ein ehemaliges Mönchskloster, 2 Gymnasien, eine Schule für Eisenbahntechniker, eine Bank und (1897) 38,239 Einw. J. ist einer der bedeutendsten Getreidehandelsplätze im Innern Rußlands und hat auch eine ansehnliche Industrie, namentlich Mühlen und Graupenfabriken, Leder- und Leimfabriken und Ziegeleien. In J. wurde 1887 der erste Getreideelevator (Silo) in Rußland eröffnet. Die Bewohner des Kreises treiben Leinweberei; die Frauen sind geschickte Spitzenklöpplerinnen. J. wird schon 1146 erwähnt und war lange der Hauptort eines unabhängigen Fürstentums, bis es 1305 von Timur eingenommen wurde.

Jelgawa, Stadt, s. Mitau.

Jelinek, Karl, Meteorolog, geb. 23. Okt. 1822 zu Brünn in Mähren, gest. 19. Okt. 1876 in Wien, studierte seit 1839 in Wien die Rechte, Mathematik und Naturwissenschaft, und ward 1843 Assistent an der Wiener Sternwarte, 1847 Adjunkt an der Prager Sternwarte, wo Kreil seine Tätigkeit auf Beobachtungen und Untersuchungen im Gebiete der Meteorologie und des Erdmagnetismus lenkte. 1852 ward

J. Professor der Mathematik am Polytechnischen Institut in Prag und 1863 Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien. Er betrieb mit großem Erfolg die Reorganisation und Erweiterung dieser Anstalt, begründete die Österreichische Gesellschaft für Meteorologie und redigierte mit Hann deren Zeitschrift. 1872 wirkte er für die Abhaltung der Meteorologenkonferenz in Leipzig, die dem internationalen Meteorologenkongreß in Wien 1873 voranging. In Prag gehörte J. 1862—66 dem Landtag an. 1864 ward er Mitglied des Unterrichtsrats und 1870—73 Referent für technische Hochschulen, Gewerbe- und Handelsschulen im Unterrichtsministerium. J. schrieb noch: »Anleitung zur Anstellung meteorologischer Beobachtungen« (Wien 1869; 4. Aufl., hrsg. von der Direktion der Zentralanstalt, 1893—95, 2 Bde.); »Psychrometertafeln« (5. vermehrte Auflage von Pernter, das. 1904).

Jelissawetgrad (Jelisawetgrad, Elisabethstadt), Kreisstadt im russ. Goud. Cherson, am Ingul und der Eisenbahnlinie Charkow–Birsula–Odessa, hat 6 russische Kirchen, 2 der Altgläubigen, eine evang. Kirche und 10 Synagogen, außerdem eine karaitische, einen kaiserlichen Palast, ein Theater, eine Kavalleriejunkerschule, ein geistliches Seminar, 4 Mittel- und eine Gewerbeschule und (1897) 66,182 Einw. J. treibt ansehnlichen Getreidehandel, hat mehrere Mühlen, Tabakfabriken, Talgsiedereien und Ziegeleien sowie Maschinenfabriken. Es wurde 1754 als Grenzfestung angelegt, jetzt sind nur noch Reste der Festungswerke vorhanden. Der Kreis ist sehr fruchtbar; Tabak, Wasser- und andre Melonen gedeihen gut.

Jelissawetpol (Elisabethpol), Gouvernement des russ. Generalgouvernements Kaukasien, zwischen Eriwan, Tiflis, Daghestan, Baku und der persischen Provinz Aserbeidschân, 44,105 qkm mit (1897) 878,185 Einw. Das Gebiet wird im N. vom Kaukasus (Basardüsi 4575 m) begrenzt, den großen südlichen Teil durchziehen gleichfalls hohe Gebirge. Bedeutendster Fluß ist die Kura mit ihren Nebenflüssen. Die mittlere Jahrestemperatur in der Stadt J. beträgt 13°. Die Abhänge sind teils gut bewaldet, teils vorzügliche Alpenweiden, die Flußtäler gut angebaut, doch finden sich einige Steppen (Karajas im NW., Schirimkum im SO.). Die Bevölkerung besteht zu 56 Proz. aus Tataren, zu 35,4 Proz. aus Armeniern, zu 4,6 Proz. aus Kurden, außerdem aus Lesghiern, Russen, Juden und in den Ortschaften Helenendorf und Annenfeld aus Deutschen (3000). Hauptbeschäftigung der Armenier, Deutschen und Russen ist Ackerbau (Getreide, Baumwolle, Tabak, Leinsaat), Weinbau (3,750,000 hl jährlich) und Seidenraupenzucht, der Tataren Viehzucht. Von Industrien sind nennenswert die Kupferhütten (Siemens in Kedabek) und Seidenspinnerei und -Weberei. Von der Eisenbahnlinie Tiflis–Baku der Transkaukasischen Bahn kommen 212 km auf das Gouvernement, das in acht Kreise zerfällt: Aresch, Dschebrail, Dschewanschir, J., Kasach, Nucha, Sangesur und Schuscha. Im Juli 1904 wurde der Vizegouverneur Andrejew in Agdschakent auf offener Straße ermordet. S. Karte »Kaukasien«.

Jelissawetpol (Elisabethpol, Gandscha), Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), an beiden Ufern der Gandscha, Nebenfluß der Kura, und an der Eisenbahnlinie Tiflis–Baku, hat ungesundes Klima, das bösartige Fieber und eine Art Aussatz erzeugt, besteht aus einer Tataren- und einer Armenierstadt mit flachen Erddächern und engen Gassen mit fensterlosen Wänden, die von einer Lehmmauer mit Türmen umgeben sind, und einem neuern Teil, hat zahlreiche große Gärten, eine 1712—24 von den Türken erbaute Festung, einen großen, von riesigen Platanen eingefaßten Basar, 10 Moscheen, 5 armenische und eine russische Kirche, ein Gymnasium, ist Sitz des Kommandos der 2. kaukasischen Kosakendivision und Garnison von zwei Brigaden derselben und hat (1897) 33,090 Einw., die bedeutenden Obst-, Wein-, Gemüse- und Tabakbau sowie Seidenraupenzucht betreiben. — Früher Residenz eines muslimischen Chans, fiel J. 14. Jan. 1804 in die Gewalt der Russen. Im persisch-russischen Krieg hielten die Einwohner zu den Persern, die aber unter ihrem Kronprinzen Abbas Mirza 25. Sept. 1826 von Paskewitsch unter den Mauern der Stadt geschlagen wurden. Unter der russischen Herrschaft ist J. ein lebhafter Handelsort geworden.

Jellachich de Buzim (spr. jéllatschitsch, búschim), 1) Franz, Freiherr von, österreich. General, geb. 1746, gest. 4. Febr. 1810 in Szala-Apáthy, aus einer altkroatischen Familie, wurde 1763 Militär, kämpfte in den Türken- und Franzosenkriegen, wurde 1800 Feldmarschalleutnant und Divisionär in Peterwardein, nachher in Karlstadt. 1805 erhielt er ein Kommando in Tirol, ward aber in die Folgen der Ulmer Katastrophe verwickelt und mußte sich mit dem Rest seines Korps 14. Nov. an General Mathieu ergeben. Deshalb pensioniert, ward er 1808 als Divisionär zu Agram wieder in Aktivität gesetzt und machte bis Ende Mai den Feldzug von 1809 in Steiermark mit.

2) Joseph, Graf von, österreich. Feldzeugmeister und Ban von Kroatien, ältester Sohn des vorigen, geb. 16. Okt. 1801 in Peterwardein, gest. 20. Mai 1859 in Agram, erhielt seine Bildung in der Theresianischen Ritterakademie zu Wien, trat 1819 in das 3. Dragonerregiment daselbst ein und war 1841 bereits Oberst des 1. Banatregiments in der Militärgrenze. Durch die Ereignisse von 1848 erlangte er eine hohe politische Bedeutung. Auf den Wunsch der Kroaten 23. März 1848 zum Ban des vereinigten Königreichs Kroatien, Slawonien und Dalmatien ernannt, bald auch zum Geheimrat, Feldmarschalleutnant, zum Inhaber von zwei Regimentern und zum kommandierenden General im vereinigten Banat-Warasdin-Karlstadter Generalkommando befördert, begann J. mit aller Entschiedenheit den Kampf gegen die spezifisch ungarische Partei, die sogen. Magyaronen, welche die Magyarisierung der Südslawen beharrlich betrieb, wirkte aber auch der nationalen Partei vom Schlag eines Gaj, welche die volle Autonomie des dreieinigen Königreichs: Kroatien, Slawonien, Dalmatien anstrebte, entgegen. Trotzdem er von der ungarischen Regierung wegen eigenmächtiger Verfügungen in Wien angeklagt und deswegen an den Hof nach Innsbruck berufen wurde, blieb er in Agram, berief für den 5. Juni die Landeskongregation ein und ließ sich durch den Erzbischof von Karlowitz als Ban installieren. Er forderte die versammelten Abgeordneten zur Verteidigung ihrer Nationalität und zur Treue gegen den Kaiser auf und reiste dann in Begleitung einer kroatischen Deputation nach Innsbruck ab. Seine bereits beschlossene Absetzung wurde zurückgenommen; aber da eine Ausgleichung mit den Ungarn erfolglos blieb, machte J., in die Heimat zurückgekehrt, sofort außerordentliche Kriegsrüstungen, denen er zwei Manifeste vorausschickte. Im September 1848 in alle seine Würden förmlich wieder eingesetzt, überschritt er 11. Sept. mit 40,000 Mann Grenztruppen die ungarisch-kroatische Grenze, wandte

sich, von den nun ebenfalls aufgebotenen ungarischen Streitkräften gedrängt, nach Abschluß eines dreitägigen Waffenstillstandes gegen Wien und vereinigte sich hier mit den übrigen zur Unterwerfung der Hauptstadt zusammengezogenen Truppen, wirkte mit zur Einnahme von Wien und focht in der Schlacht bei Schwechat gegen die Ungarn. Im Winterfeldzug von 1848/49 leitete er die Bewegungen, die zur Besetzung von Raab, Pest und Ofen führten. Im März 1849 zum Feldzeugmeister ernannt und beauftragt, seine Truppen mit der zusammengeschmolzenen Südarmee zu vereinigen und die Operationen im Süden zu leiten, drängte er zwar die Ungarn unter Bem über die Römerschanze und den Franzenskanal zurück und besetzte die Bacska, sah aber seinen Angriff auf die ungarische Südarmee unter Perczel bei Hegyes 14. Juli 1849 mit Verlust zurückgeschlagen und sich zum Rückzug gezwungen. Nach Beendigung des Kampfes kehrte er nach Agram zurück, wo er seitdem die Würde des Bans und Zivil- und Militärgouverneurs von Kroatien und Slawonien bekleidete. Im Februar 1853 erhielt er den Oberbefehl über das wegen der Unruhen in Montenegro zusammengezogene Heer und ward im April 1854 in den erblichen Grafenstand erhoben. Eine tiefe Gemütsverstimmung verdüsterte seinen Lebensabend. Eine Sammlung »Gedichte«, darunter viele Soldatenlieder, erschien Wien 1851.

Jellinek, 1) Adolf, jüd. Gelehrter, geb. 26. Juni 1821 zu Drslawitz bei Ungarisch-Brod in Mähren, gest. 28. Dez. 1893 in Wien, widmete sich in Prag und seit 1842 in Leipzig orientalischen, talmudischen und philosophischen Studien und ward 1845 Prediger der israelitischen Gemeinde in Leipzig, 1856 in Wien, woselbst er in der Folge auch als Präsident des Bet-ha-Midrasch, einer Lehranstalt für talmudische Wissenschaft, wirkte. Er zählte zu den bedeutendsten israelitischen Gelehrten und Kanzelrednern der Gegenwart. Außer Predigten veröffentlichte er: »Sefat Chachamim, oder Erklärung der in den Talmuden ꝛc. vorkommenden persischen und arabischen Wörter« (Leipz. 1846, Nachtrag 1847), eine Einleitung zu Bachjas »Chobot-ha-Lebabot« (das. 1846); Ausgaben der religiösen Gedichte Salomo Ibn Gabirols, des Wörterbuchs »Maarich« von Menachem Losano (das. 1853); eine Sammlung älterer Midraschim: »Beth-ha-Midrasch« (Bd. 1—4, das. 1853—57; Bd. 5 u. 6, Wien 1873—77); »Der jüdische Stamm. Studien und Skizzen« (Wien 1869); »Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern« (das. 1881—85, 3 Tle.), bibliographische Einzelschriften und zahlreiche andre Monographien sowie außer der Übersetzung von Francks Werk über die Kabbala (das. 1844): »Beiträge zur Geschichte der Kabbala« (das. 1851—52, 2 Hefte), »Moses ben Schem-Tob de Leon ꝛc.« (das. 1851) und eine »Auswahl kabbalistischer Mystik« (das. 1852). Vgl. »Lichtstrahlen aus den Reden Jellineks« (hrsg. von Kurrein, Wien 1891).

2) Hermann, Bruder des vorigen, geb. 22. Jan. 1823 in Drslawitz, gest. 23. Nov. 1848 in Wien, widmete sich zuerst theologischen Studien, dann aber der Philosophie. 1847 wegen Beteiligung an politischen und kirchlichen Parteikämpfen aus Leipzig und später auch aus Berlin ausgewiesen, kam er beim Ausbruch der Märzrevolution nach Wien. Obwohl er sich an den Kämpfen nicht unmittelbar beteiligt hatte, wurde er nach Niederwerfung des Aufstandes wegen seiner publizistischen Tätigkeit in Zeitungen als Volksaufwiegler 5. Nov. verhaftet und mit Becher standrechtlich erschossen. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Die religiösen Zustände der Gegenwart oder Kritik der Religion der Liebe« (Zerbst 1847), »Uriel Acostas Leben und Lehre« (das. 1847), »Kritische Geschichte der Wiener Revolution vom 13. März bis zum konstituierenden Reichstag« (Wien 1848) und »Kritisch-philosophische Schriften« (Leipz. 1849).

3) Georg, Publizist, Sohn von J. 1), geb. 16. Juni 1851 in Leipzig, studierte in Wien, Heidelberg und Leipzig, betrieb während dieser Zeit neben juristischen auch philosophische, nationalökonomische und literarhistorische Studien, trat 1874 in den österreichischen Verwaltungsdienst, den er aber nach einiger Zeit wieder verließ, um ganz wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Er habilitierte sich 1879 in der Wiener Juristenfakultät und wurde 1883 in derselben zum Professor des Staatsrechts ernannt, nahm jedoch im September 1889 seine Entlassung und folgte bald darauf einem Ruf an die Universität Basel, von wo er Ende 1890 nach Heidelberg berufen wurde. Seine Hauptschriften sind: »Die sozial-ethische Bedeutung von Recht, Unrecht und Strafe« (Wien 1878); »Die rechtliche Natur der Staatenverträge« (das. 1880); »Die Lehre von den Staatenverbindungen« (das. 1882), »Österreich-Ungarn und Rumänien in der Donaufrage« (das. 1884); »Ein Verfassungsgerichtshof für Österreich« (das. 1885); »Gesetz und Verordnung« (Freiburg i. Br. 1887); »System der subjektiven öffentlichen Rechte« (das. 1892); »Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte« (Leipz. 1895, 2. erweiterte Auflage 1904); »Das Recht der Minoritäten« (Wien 1898); »Das Recht des modernen Staates« (Berl. 1900, Bd. 1) u. a. Er gibt seit 1902 zusammen mit Piloty das von Marquardsen begründete »Handbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart« und mit Gerhard Anschütz (früher mit Georg Meyer) »Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen« (Leipz. 1895 ff.) heraus.

Jelling, dän. Dorf in Jütland, Amt Veile, an der Eisenbahn Veile–Give, mit einem Schullehrerseminar, war einst ein Königshof und enthält noch jetzt (bei der Kirche) zwei berühmte Runensteine, einen von König Gorm dem Alten (s. d.) über seine Gemahlin Thyra und einen von Harald Blauzahn zu Ehren jener beiden, seiner Eltern. Gorm und Thyra haben an beiden Seiten der alten Kirche großartige Grabhügel, die etwa 60 m voneinander entfernt liegen; sie haben je 60—70 m Durchmesser und sind gegenwärtig 6—9 m hoch; ursprünglich sind sie sicher höher gewesen. Die 1820 und 1861 vorgenommenen Grabungen haben für den nördlichen Hügel eine Grabkammer mit spärlichen Resten, für den südlichen nichts ergeben. Vgl. Kornerup, Kongehöiene i Jellinge (Kopenh. 1875); Engelhardt, in den Aarböger for nord. Oldkyndighed (1876); Wimmer, De danske Runemindesmaerker, Bd. 1 (Kopenh. 1895); Soph. Müller, Nordische Altertumskunde, Bd. 2 (Straßb. 1898).

Jelna (Jelnja), Kreisstadt im russ. Gouv. Smolensk, an der Desna und der Linie Dankow–Smolensk der Rjasan-Uralskbahn, mit 3 Kirchen und (1897) 3660 Einw.

Jelschau, s. Jölsva.

Je maintiendrai (franz., spr. schö mängtjängdrē), »ich werde aufrecht halten oder beharren«, Wahlspruch des luxemburgischen Ordens der Eichenkrone (s. d.) und des nassauischen Löwenordens (s. d.).

Jemappes (spr. schömapp'), Fabrikort in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Mons, an der Haine und der Staatsbahnlinie Brüssel-Quiévrain, mit

Gewerbeschule, Kohlengruben, Eisen- und Glashütten, Porzellanfabriken und (1902) 13,123 Einw. — Hier 6. Nov. 1792 entscheidender Sieg der Franzosen unter Dumouriez (s. d.) und General Egalité (später König Ludwig Philipp) über die Österreicher, die 7000 Mann nebst 8 Kanonen einbüßten und Belgien räumen mußten. Der Verlust der Sieger betrug 4000 Mann. Vgl. Chuquet, J. et la conquête de la Belgique (Par. 1890); de la Jonquière, La bataille de J. [(das. 1902).

Jemba, Fluß, s. Emba.

Jemen heißt bei den Arabern seit alters die Südwestecke ihrer Halbinsel, das »glückliche Arabien« der Griechen und Römer, die diese Bezeichnung wohl nur infolge eines Mißverständnisses wählten, indem sie den Namen J., d. h. »das (von dem von der Kaaba [Slekka] aus nach Osten blickenden Araber) rechts gelegene Land«, in ominöser Auffassung als »das glückliche Land« deuteten. (Zur Geographie des J. vgl. Arabien, S. 654, zur Entdeckungsgeschichte vgl. Asien, S. 873.) — Das frühere türkische Wilajet J. ist 1900 in die Wilajets Assyr, Hodeida, Sana und Taïzz geteilt worden. Das Gesamtareal beträgt 191,100 qkm, dessen Bevölkerung auf 750,000 geschätzt wird. Die wichtigsten Städte (von N. nach S.): Kunfuda, Lohaja, Beit el Fakih, Hodeida, Sana, Dammar.

Die alten literarischen Quellen sowie die gewaltigen, im letzten Jahrhundert hier entdeckten Ruinenstätten, die uns bereits mehr als 2000 Inschriften geliefert haben, zeigen, daß in J. im letzten vorchristlichen Jahrtausend und vielleicht schon früher blühende wirtschaftliche Zustände und eine eigenartige Kultur geherrscht haben. Diese beruhten z. T. auf den verhältnismäßig sehr günstigen klimatischen und Vegetationsverhältnissen dieser Länderstriche, in viel höherm Grade aber auf dem Handel, der teils reiner Ausfuhr-, teils Durchgangshandel (namentlich zwischen Indien und dem Nordwesten) war. Die dabei hauptsächlich in Frage kommenden Handelsprodukte waren Myrrhe, Kassia, Zimt, Ladanum, Luxustiere, wie Affen und Pfauen, arabisches und indisches Gold und namentlich der im Altertum so außerordentlich gesuchte Weihrauch, ein Erzeugnis Südarabiens und der gegenüberliegenden ostafrikanischen Küste. Ihren politischen Ausdruck fand diese Blüte des J. in zwei größern Staatengebilden, dem Reiche der Könige und des Volkes von Ma'în, der Minäer, in dem nördlich von Ssan'a gelegenen Gebirgslande, dem sogen. Dschof, mit den Hauptstädten Karnâu und Jathil, und dem sagenumwobenen Reiche von Saba, südlich vom Dschof, mit der Hauptstadt Marib (Mariaba). Die bis jetzt genauer bekannt gewordenen minäischen und sabäischen Inschriften enthalten eine Fülle architektonischer und kultischer Einzelheiten, lassen uns aber in rein geschichtlicher Beziehung (Entwickelung der beiden Reiche, ihre Chronologie, ihr Verhältnis zueinander und ihre Machtsphäre) im wesentlichen noch im Stiche. Fest steht nur, daß J. in seiner Blütezeit Handelsplätze und Kolonien in Ostafrika besessen, daß sich sein Handelsverkehr im Westen bis nach der Thebais hin erstreckt und daß es das abessinische Alpenland kolonisiert hat, sowie daß sowohl die Minäer als auch die Sabäer zeitweilig den Assyrern tributpflichtig gewesen sind. Sehr wahrscheinlich ist außerdem, daß das Reich von Ma'în größere Ausdehnung besessen hat als das der Sabäer, daß es zeitlich letzterm voraufgegangen und daß die Verfassung in beiden ein auf der Stammesorganisation der Beduinen beruhender Feudalismus gewesen ist.

Die Griechen haben in ihrer Blütezeit lebhaften Verkehr mit Südarabien unterhalten, wie schon die zahlreichen hier gemachten Funde von Münzen mit dem Kopfe des Perikles beweisen. Zur Zeit der Ptolemäer waren die Beziehungen des Westens zu dem Reiche von Saba wieder besonders rege; aber gerade sie, nebst den Römern, haben die Blüte Südarabiens gebrochen, indem sie, in Ausführung eines schon von Alexander gehegten Planes, den Seeweg um Arabien herum freilegten und so für die indischen und ostafrikanischen Produkte an Stelle des arabischen Karawanenhandels den Seehandel einführten. 25 v. Chr. ließ Augustus den Prokurator Ägyptens, Älius Gallus, sogar einen Feldzug gegen J. unternehmen. Der Zug mißglückte aber, indem die Belagerung des nach unsäglichen, z. T. durch verräterische Führer bewirkten Mühen erreichten Marib wegen Wassermangels aufgegeben werden mußte. Die Okkupation des Landes, zu der es gekommen war, hatte auf diese Weise keine Dauer. Etwa seit Christi Geburt verschwindet Saba mehr und mehr. Die Himjar (Homeriten), die dichter am Meere saßen, traten an die Stelle der Sabäer und ihre Hauptstädte Taphâr und später Ssan'a an die Stelle des alten Marib. Die neuen Herrscher nannten sich »Könige von Saba« und zugleich, nach ihrer Stammburg, »von Raidan«; in den arabischen Quellen heißen sie »Tubba'«. Diese haben bis ins 5. Jahrh. n. Chr. regiert, z. T. wohl aber nur unter der Oberhoheit der Abessinier, die schon früh Teile des Landes eroberten und, nach ihrem eignen Übertritt zum Christentum (etwa 400—500 n. Chr.), auch Südarabien zu christianisieren anfingen. Die mit wechselndem Glück geführten Eroberungskriege der Abessinier lernen wir aus den alten axumitischen Inschriften kennen, die bis 350 n. Chr. zurückreichen. Einen der abessinischen Vasallenkönige stürzt der Tubba' Dhu Nuâs, der zum Judentum übergetreten war, ohne daß ihm freilich seine Untertanen darin zahlreich gefolgt zu sein scheinen. Er leitete (im Oktober 523 n. Chr.) eine Christenverfolgung ein, die aber offenbar weniger konfessionellen als nationalen Gründen entsprang, nämlich dem Haß gegen die christlichen Abessinier. Er unterlag indes im Kampfe gegen die letztern, die darauf J. noch ungefähr 50 Jahr lang behaupteten (hier zu nennen namentlich der Vasallenfürst Abraha, d. h. Abraham, der einen berühmten Zug nach Mekka unternahm), bis sie (bald nach 570) durch die Perser vertrieben wurden, die der südarabische Nationalheld Dhu Jesen herbeigerufen hatte. Der Herrschaft der Perser in J. machte 629 Mohammed ein Ende. Seitdem hat J. keine größere geschichtliche Rolle mehr gespielt. Seit dem 9. Jahrh. herrschten hier, formell unter der Oberhoheit der Kalifen, tatsächlich aber mehr oder weniger unabhängig, die Dynastien der Sijadiden, Ja'furiden, Nedschahiden u. a., bis 1173 die Ejjubiden das Land eroberten. Ihnen folgten 1231 die Resuliden, denen ganz Südarabien von Hadhramot bis Mekka gehorchte, und die Tahiriden, die sich bis zur osmanischen Invasion (1517) behaupteten. Die Türken mußten 1633 J. den hier ansässigen seiditischen Fürsten (Imâmen) aus dem Geschlechte Alis (s. Ali 1) überlassen, die ihnen von ihren Burgen in den unzugänglichen Gebirgen des Landes aus ununterbrochene Schwierigkeiten bereitet hatten. Erst Mehemed Ali (s. d.) unterwarf Südarabien von neuem für die Türken, die seitdem in Ssan'a einen Residenten haben. Doch ist ihre Herrschaft vielfach nur nominell und 1895 durch das Auftreten eines Usurpators schwer beeinträchtigt worden. Trotz starker Besatzungen läßt die Sicherheit

dieses Besitzes viel zu wünschen übrig, teils wegen des unruhigen Charakters seiner Bevölkerung, in neuester Zeit aber besonders deshalb, weil die Engländer, die seit 1839 den uralten, durch den Bau des Suezkanals zu größter Wichtigkeit gelangten Hafenplatz Aden (s. d.) besetzt halten, durch politische Rücksichten, z. T. wohl gegen ihren Willen, zu einer immer weiter gehenden Besetzung Jemens gezwungen sind.

Jemeniten hießen die Bewohner des südlichen Arabien (Jemen), zum Unterschied von den Keisiten, den nördlichen Arabern. Der alte, auf dem Gegensatz von Seßhaftigkeit und Nomadentum beruhende Zwist zwischen J. und Nordarabern dauerte im Islam (s. d.) fort. Vgl. Goldziher, Muhammedanische Studien, Bd. 1, S. 78 (Halle 1889).

Jemeppe-sur-Meuse (spr. schömepp'-ßür-möß'), Gemeinde in der belg. Provinz und dem Arrond. Lüttich, am linken Maasufer, mit dem gegenüberliegenden Seraing durch eine schöne Hängebrücke verbunden, an der belgischen Nordbahnlinie Lüttich-Flémalle und der Vizinalbahn J.-Lüttich, mit Kohlengruben, Eisenindustrie, Glashütten und (1903) 10,560 Einw.

Jemo, eine der deutschen Marshallinseln (s. d.).

Jemtland (Jämtland), Landschaft im Innern des nördlichen Schweden, die mit der südlicher gelegenen Landschaft Herjeädalen (s. d.) und dem Kirchspiel Ytterhogdal (von Helsingland) das Jemtlands- oder Östersundslän bildet. Dieses grenzt im W. an Norwegen, im N. an Westerbotten, im O. an Westernorrland und Gefleborg und im S. an Kopparberg und enthält 52,218,7 qkm (948,4 QM.) mit (1899) 111,391 Einw. (2 auf 1 qkm). Es umfaßt das Gebiet des obern Ljusneelf, des Indalself und des Storsees. Die einzige Stadt Jemtlands ist Östersund.

Jen (engl. und amtlich Yen), die japan. Münzeinheit seit Mitte 1871, = 100 Sen: in Gold $1^2/_3$ g schwer von $^9/_{10}$ Feingehalt = 4,185 Mk., entsprechend Stücke von 2, 5, 10 und 20 J.; in Silber 416 englische Troygrains oder 26,956 g, $^9/_{10}$ fein = 4,3669 Mk. der Talerwährung, woraus ein Wertverhältnis des Silbers zum Gold = 1 : 16,1736 folgte. In Wirklichkeit herrschte Silber-, bez. Papierwährung, und 1875 suchte man vergebens die mexikanischen Piaster aus dem Außenhandel durch Nachprägung von Tradedollars = 4,409 Mk. der Talerwährung zu verdrängen; 1878 stellte die Regierung den ältern J. in Silber dem Piaster gleich und legte ihm Zahlungsfähigkeit im ganzen Lande bei. Dem Rückgange des Silberwertes Rechnung tragend, führte die Reform von 1897 reine Goldwährung ein mit Stücken zu 10 J. von 100 Sen = 20,925 Mk., entsprechend zu 20 und zu 5 J. und mit Silber nur in Scheidemünze. S. Tafel »Münzen V«, Fig. 6, und VI, Fig. 8.

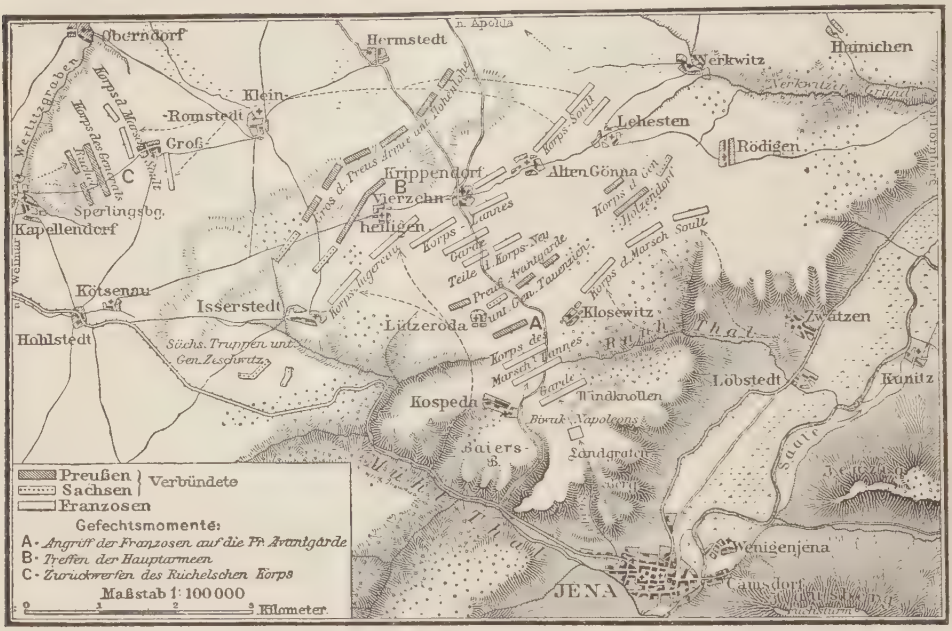
Jen, Fluß, s. Jana.

Jena, Stadt im Großherzogtum Sachsen-Weimar, Verwaltungsbezirk II (Apolda), liegt, rings von hohen Kalkbergen umgeben, am linken Ufer der Saale und mit zwei Bahnhöfen und der Haltestelle Paradies im Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Großheringen-Saalfeld und Weimar-Gera, 165 m ü. M. Außer der spätgotischen Haupt- oder Michaelskirche (aus dem 15. Jahrh.) mit 74 m hohem Turm, der Kollegienkirche mit hochgewölbtem Schiff und dem Bibliotheksgebäude sind hervorzuheben: das Schloß, das von 1672—90 die Residenz der Herzoge von Sachsen-J. war, 1905 aber niedergelegt wird, um einem neuen Universitätsgebäude Platz zu machen, der Gasthof zum Schwarzen Bären, wo Luther auf seiner Flucht von der Wartburg übernachtete, das Kollegiengebäude, das Oberlandesgerichtsgebäude, die Irrenheilanstalt, die neuen naturwissenschaftlichen Universitätsinstitute, das Volkshaus (Ernst Abbe-Haus) mit reich ausgestatteter Volksbibliothek und öffentlicher Lesehalle der Zeiß-Stiftung (s. d.) ꝛc. Der Marktplatz ist seit 15. Aug. 1858 mit dem Standbild des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen, des Gründers der Universität (von Drake), und dem 1894 enthüllten Bismarckbrunnen geziert. Am Fürstengraben befinden sich die Denkmäler des Physikers Schäffer, des Chemikers Döbereiner, des Pädagogen Stoy, des Philosophen Fries, des Kirchenhistorikers K. v. Hase, des Naturforschers Oken, des Dichters Fritz Reuter und des Nationalökonomen Schulze, im botanischen Garten das Denkmal des Botanikers Schleiden, auf dem Eichplatze das Burschenschaftsdenkmal (von Donndorf). Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1900) mit der Garnison (ein Infanteriebataillon Nr. 94) auf 20,686 Seelen, davon 728 Katholiken und 61 Juden. J. besitzt eine weltbekannte optische Werkstätte (Karl Zeiß, s. d.), ein berühmtes glastechnisches Laboratorium (namentlich für optische Gläser), hat Fabrikation von Vaselin, Pianofortes, Seife, Blechemballagen und geräucherten Fleischwaren, eine Dampfziegelei ꝛc. Nennenswert ist auch der lebhafte Buchhandel. Dem geschäftlichen Verkehr in der Stadt dient eine Reichsbanknebenstelle. Das Hauptinteresse für J. liegt in der 1558 gegründeten Universität. Dieselbe zählte im Sommersemester 1904: 112 Dozenten und 1094 Studierende. Mit der Universität sind zahlreiche wissenschaftliche Anstalten verbunden, darunter eine Bibliothek mit 200,000 Bänden, eine Sternwarte, ein meteorologisches Institut, ein botanischer Garten ꝛc. Von andern Bildungsanstalten sind zu nennen: ein Gymnasium, zwei Realschulen mit Alumnaten (Pfeiffersche und Stoysche Erziehungsanstalt) und eine Gewerbeschule. Von Behörden haben in J. ihren Sitz: ein Oberlandesgericht für die thüringischen Staaten mit Ausnahme von Schwarzburg-Sondershausen und ein Amtsgericht. In der Umgegend sind der Hausberg (s. d.) mit dem Fuchsturm, die Dörfer Ziegenhain und Lichtenhain (s. d.), die Lobdaburg, das Forsthaus mit dem Kriegerdenkmal (nicht weit davon die Denkmäler des Agrikulturbotanikers Lengethal und des Juristen Guyot), der Landgrafenberg, der Windknollen (Napoleonstein) und die Kunitzburg vielbesuchte Punkte. — J. wird als Stadt erst im 13. Jahrh. genannt. Es gehörte damals den Herren v. Lobdaburg und Arnshaugk. Von diesen kam es zu Anfang des 14. Jahrh. an die Markgrafen von Meißen, fiel in der Teilung von 1411 an Wilhelm den Reichen und 1423 durch Tausch an dessen Bruder, den Kurfürsten Friedrich den Streitbaren von Sachsen. Es ist seit der Teilung von 1485 im Besitz der Ernestinischen Linie. Die Universität (s. oben) war 1578—79 wegen einer Seuche nach Saalfeld verlegt. Als die Söhne des Herzogs Wilhelm von Weimar (gest. 1662) dessen Lande teilten, ward der jüngste, Bernhard, mit J. abgefunden, und die Stadt wurde 1672 Residenz eines selbständigen Herzogtums, das 1690 erst an Eisenach und 1741 zugleich mit diesem an das weimarische Stammhaus zurückfiel. Vgl. Ritter, Führer durch J. und Um-

Wappen von Jena.

gebung (4. Aufl., Jena 1901); Leonhardt, Führer (2. Aufl. 1902); »J. als Universität und Stadt« (2. Aufl. 1902); »J. in Wort und Bild« (5. Aufl. 1904); Schreiber u. Färber, J. von seinem Ursprung bis zur neuesten Zeit (2. Aufl., das. 1858); »Urkundenbuch der Stadt J. und ihrer geistlichen Anstalten« (Bd. 1, hrsg. von Martin, das. 1888 ff.; Bd. 2 von Devrient, 1903); Eichstädt, Annales Academiae Jenensis (Bd. 1, das. 1823); Biedermann, Die Universität J. (das. 1858); Rob. u. Rich. Keil, Geschichte des jenaischen Studentenlebens (Leipz. 1858); Schwarz, Das erste Jahrzehnt der Universität J. (Jena 1858).

[Schlacht bei Jena.] Besonders ist J. geschichtlich denkwürdig durch die mit der von Auerstedt (s. d.) gleichzeitige unglückliche Schlacht 14. Okt. 1806 der



Karte zur Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806).

gel durch das Mühltal, Soult mit dem rechten durch das Rauhtal in die Flanken des Feindes fallen; es waren im ganzen 125,000 Mann. Um 6 Uhr morgens wurden die Dörfer Klosewitz und Lützeroda, die Tauenzien mit 8000 Mann besetzt hielt, von den Franzosen angegriffen und nach zweistündigem Widerstand genommen; Tauenzien zog sich mit Verlust, aber in guter Ordnung auf das Gros nach Vierzehnheiligen und Krippendorf zurück. Das Korps des Generals Holtzendorf (6000 Mann) wurde von Soult seitwärts nach Apolda gedrängt. Hohenlohe hatte inzwischen seine Truppen aufgestellt, die Preußen unter Grawert bei Vierzehnheiligen, die Sachsen bei Isserstädt, und Rüchel, der mit 15,000 Mann bei Weimar stand, zu Hilfe gerufen. Noch am Mittag griff Ney Vierzehnheiligen an und nahm es im ersten Anlauf. Zwar hatte er anfangs Mühe, es gegen die tapfer kämpfende preußische Infanterie zu behaupten; indes erhielt er von allen Seiten Verstärkungen, und Augereau und Soult umklammerten bereits die Flanken des Feindes, so daß trotz heldenmütigen Widerstandes nach Vernichtung der berittenen Artillerie die vom mörderischen Feuer gelichteten Regimenter Hohenlohes wichen; von der französischen Reiterei bedrängt, artete ihr Rückzug bald in wilde Flucht aus. Rüchel, der um 2 Uhr bei Kapellendorf anlangte und vergeblich durch einen mutigen Angriff die Franzosen aufzuhalten suchte, wurde in die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Die Trümmer des preußisch-sächsischen Heeres retteten sich teils nach Erfurt, teils nach Kölleda und Buttelstädt und vermischten sich mit denen der bei Auerstedt geschlagenen Hauptarmee. Vgl. Müffling, Darstellung der Schlacht bei J. und des Treffens bei Auerstädt (Weimar 1807); Klopfleisch, Die Schlacht bei J. (Jena 1862); v. d. Goltz, Roßbach und J., kriegsgeschichtliche Studie (Berl. 1883); v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807, Bd. 1: J. und Auerstädt (2. Aufl., Berl. 1899); v. Treuenfeld,

Preußen gegen die Franzosen. Das Korps Hohenlohe, das bei Beginn des Krieges von 1806 an der mittlern Saale stand, konzentrierte sich nach dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld (10. Okt.) auf den Höhen zwischen Weimar und J., um der Hauptarmee bei ihrem Linksabmarsch nach der Unstrut die Flanke zu decken und ihr dann zu folgen. Es waren 43,000 Mann Preußen und Sachsen. Hohenlohe ließ es indessen ruhig geschehen, daß die Franzosen unter Lannes nicht nur 13. Okt. J. besetzten, sondern sich auch des Höhenrandes, des Landgrafenbergs und des sogen. Windknollens, der die preußische Aufstellung beherrschte, bemächtigten, weil er, von Massenbach verleitet, glaubte, aus Rücksicht auf den Befehl des Hauptquartiers eine Schlacht vermeiden zu müssen. Einer solchen gar nicht gewärtig, begab er sich ruhig zur Nachtruhe nach Kapellendorf zurück, während Napoleon, der am Nachmittag in J. eintraf, noch in der Nacht die Geschütze des Lannesschen Korps und der Garden auf die Höhe schaffen ließ und am Morgen des 14. seine Disposition zur Schlacht traf: Lannes im Zentrum sollte den Kampf beginnen, Ney ihm eiligst nachrücken, Augereau mit dem linken Flü-

Auerstedt und J. (Hannov. 1893); Leydolph, Die Schlacht bei J. (2. Aufl., Jena 1901); Foucart, Campagne de Prusse, 1806, Bd. 1: Iéna (Par. 1887).

Jenaer Glas, s. Glas, Jenaer (Bd. 7, S. 898).

Jenatsch, Georg, der Retter Graubündens im Dreißigjährigen Kriege, geb. 1596 in Samaden, gest. 24. Jan. 1639, studierte am Carolinum in Zürich Theologie, war evangelischer Pfarrer in Scharans, beteiligte sich seit 1618 an den wilden Parteikämpfen seines Landes, wütete durch sogen. Strafgerichte gegen die spanisch-katholische Partei und erschlug nach dem Veltliner Protestantenmord 1621 den Pompejus Planta, das Haupt derselben. Bei der Eroberung Bündens durch die Österreicher griff er 1621 zum Waffenhandwerk und führte bald einen kühnen Parteigängerkrieg gegen den Feind in der Heimat, bald kämpfte er mit Auszeichnung im Dienste Mansfelds, Venedigs und Frankreichs. Als der Herzog von Rohan im Auftrage Richelieus 1635 das Veltlin den Spaniern entriß, war J. als Oberst eines Regiments seine rechte Hand. Da aber Richelieu Miene machte, Bünden und seine Untertanenländer als Pfand für den Friedensschluß zu behalten, knüpfte J. zur Befreiung seiner Heimat Unterhandlungen mit Österreich-Spanien an, trat zu diesem Zweck zur katholischen Kirche über, wußte in meisterhafter Weise Rohan zu täuschen und zugleich die beim französischen Heer befindlichen Bündner sowie das ganze Land für seinen Plan zu gewinnen, bis er, von Spanien unterstützt und zum General der drei Bünde ernannt, imstande war, die Franzosen 5. Mai 1637 zum Abzug zu zwingen. Von da an der politische und militärische Lenker seines Landes, als »Direktor« des spanisch-österreichischen Bündnisses mit Reichtümern überschüttet, beschloß J., als Gouverneur von Chiavenna sein der Befreiung seiner Heimat geweihtes, aber durch wilde Grausamkeit befleckes Leben, indem er bei einem nächtlichen Gelage in Chur von Verschwornen ermordet wurde, unter denen sich der Sohn des erschlagenen Planta befand. Erst der Herausgeber der Memoiren Rohans (1758), Zurlauben, läßt auch Plantas Tochter Lucretia Katharina an der Ermordung teilnehmen. J. ist der Held des gleichnamigen Romans von Konrad Ferdinand Meyer (Leipz. 1876) und eines Trauerspiels von Rich. Voß (1893). Vgl. Haffter, Georg J. (Davos 1894; Urkundenbuch dazu, Chur 1895); Dierauer, Georg J., Vortrag (2. Aufl., St. Gallen 1896); Riedhauser, Georg J. (Davos 1897).

Jenbach, Dorf in Tirol, Bezirksh. Schwaz, 562 m ü. M., im Unterinntal, an der Südbahnlinie Kufstein–Innsbruck, Ausgangspunkt der Achenseebahn und der Zillertalbahn, beliebte Sommerfrische, hat eine gotische Kirche, Eisenhüttenwerk und Maschinenfabrik, Sensenwerke, eine Holzstoff- und Pappenfabrik, Bierbrauerei, Elektrizitätswerk und (1900) 1645 Einw. Westlich von J. liegt das schöne Schloß Tratzberg des Grafen Enzenberg (vgl. Paukert, Die Zimmergotik in Deutschtirol, Heft 4: Schloß Tratzberg, Leipz. 1892), nördlich der Wallfahrtsort Eben mit dem Grabmal der hier 1313 verstorbenen heil. Nothburga.

Jendi, Hauptort der Landschaft Dagomba in Deutsch-Togo, 210 m ü. M., an der Straße von Say am Niger nach dem südlich gelegenen Salaga, hat über 10,000 Einw. Die genannte Landschaft, nördlich von der britischen Kolonie Goldküste, zwischen den Flüssen Oti im O. und Weißer Volta im W., ist ein von Hügelreihen durchzogenes Steppenland mit heißem, aber gesundem Klima, das zahlreiche Antilopen, Löwen und Leoparden birgt, für Ackerbau sich wenig, desto besser aber für Viehzucht (Rinder, Schafe, Pferde, Esel) eignet.

Jeni (auch Jenidsche, türk.), in zusammengesetzten Ortsnamen oft vorkommend, bedeutet »neu« (Gegensatz: Eski, »alt«).

Jenichen, Balthasar, Kupferstecher und Formschneider, war um 1560—90 in Nürnberg tätig und kopierte Blätter nach Dürer, stach aber auch selbständig Bildnisse von Männern der Reformationszeit (Calvin, Bugenhagen, Camerarius).

Jenikalé, Stadt, s. Kertsch.

Jenil, Fluß, s. Genil.

Jenipasar, Stadt, s. Novipasar.

Jenische Sprache, soviel wie Gaunersprache, s. Kochemer Loschen.

Jenissei (Jenisei), größter Strom Sibiriens, entsteht in der chinesischen Provinz Kobdo aus den beiden Quellflüssen Beikchem und Chuakhem und fließt sodann als Ulukhem nordwestlich bis zur russischen Grenze, wo er, das Sajanische Gebirge in Kataraкten und Stromschnellen durchbrechend, sich nordwärts zum Eismeer wendet. Von O. gehen ihm die Angara (s. d.), die Steinige Tunguska (s. d.), die Nischnaja oder Untere Tunguska und die kleinern Kureika, Daneschkina u. a. zu. Die wichtigsten der weit unbedeutendern Zuflüsse von links sind: Kas, Sym und Ingarewka. Der J. ist 4750 km lang, sein Stromgebiet wird auf 2,510,000 qkm geschätzt. Bereits nach der Vereinigung mit der Angara 1500—2000 m breit, erweitert sich sein unterer, durch die Tundra ziehender, mit zahllosen Inseln erfüllter Lauf bis zu 50 km, verengert sich aber bei der Mündung zu einem 15—17 km breiten, 380 km langen Ästuar, dem Jenisseibusen oder Liman der 70 Inseln. Hier findet der Aufgang des Eises durchschnittlich 10. Juni statt, eisfrei ist der J. bei Turuchansk vom 29. Mai bis 31. Okt., bei Krasnojarsk vom 30. April bis 12. Nov. Schiffbar ist er von Minussinsk auf 2966 km, von hier gehen auch Dampfer abwärts. Ein Kanal verbindet den Großen Kas, Nebenfluß des J., mit dem Ket, Nebenfluß des Ob (s. d.). Der fischreiche Strom wird von zahlreichen Barken, Segelschiffen und Dampfern bis zur Mündung befahren, wo Nordenskjöld 1875 den trefflichen Dicksonhafen (s. d.) fand. Seit einigen Sommern sind englische Unternehmer durch die Karische Straße in den J. eingedrungen, um in Turuchansk Handel zu treiben. Im Kreis Minussinsk wird viel Getreide erzeugt, das meist in den Goldwäschereien und den Ortschaften an seinen Ufern verbraucht wird. Von den letztern sind die bedeutendsten Minussinsk, Krasnojarsk, Turuchansk (s. die Einzelartikel) und Dudinsk. Der nördlichste dauernd bewohnte Ort ist Krestowsk, rechts an der Mündung. Vgl. die Karte »Sibirien«; Seebohm, Siberia in Asia, a visit to the valley of the Yenesay (Lond. 1882); Wilkizkij, Atlas des Flusses J. (russ., Petersburg 1900).

Jenisseier, s. Jenissei-Ostjaken.

Jenissei-Ostjaken, die letzten Reste des zu den Hyperboreern gehörigen Volksstammes der Jenisseier in Sibirien, der in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das Flußgebiet des obern Jenissei, die nördliche Mongolei und die nordöstlichen Teile des Altai bewohnte, später aber von türkischen und finnischen Stämmen nach N. gedrängt wurde. Sie gingen in den sie umgebenden türkischen Völkern allmählich auf, erhalten haben sich nur die J. am Jenissei und seinen Nebenflüssen, zwischen Jenisseisk und Turu-

chansk, etwa 1000 Köpfe stark; sie zerfallen in die südlichern symschen und die nördlichern imbazkischen Ostjaken, haben aber mit dem sonst Ostjaken genannten Volk wenig gemein; ihre Gesichtszüge tragen ein mehr türkisches als mongolisches Gepräge. Ihre Beschäftigungen sind Fischfang, Jagd auf Pelztiere und Renntierzucht. Zu ihnen gehören auch die 1863 bis auf zwei Individuen ausgestorbenen Kotten am Agul, einem Nebenfluß des in den Jenissei mündenden Kan. Die Sprache der J. bildet mit der der eben genannten Kotten eine isolierte Sprachfamilie, die sich namentlich durch den Gebrauch von Präfixen und Infixen und die radikale Verschiedenheit der Zahlwörter, denen das Quinar- (Fünfer-) System zugrunde liegt, von der uralaltaischen scharf unterscheidet. Vgl. Castrén, Versuch einer jenissei-ostjakischen und kottischen Sprachlehre (Petersb. 1858).

Jenisseisk, russ. Gouvernement im westlichen Teil von Ostsibirien (s. Karte »Sibirien«), umfaßt 2,556,756 qkm mit (1897) 559,902 Einw. (0,2 auf 1 qkm). Von dem Areal kommen 14,450 qkm auf Seen (Taimyr, Jewsejew 2c.), 9623 qkm auf Inseln im Eismeer. Das geologisch noch ungenügend bekannte Gebiet hat nur im S. größere fruchtbare Strecken, während sich im N. der Anbau auf die Ufer der Hauptströme beschränkt. Nördlich vom 76. Breitengrade dehnt sich die Tundra aus. Auf der Südgrenze erhebt sich das dichtbewaldete Sajanische Gebirge (s. d.). Steinkohlenlager finden sich in vielen Gegenden. Hauptflüsse sind der Jenissei (s. d.) und seine Nebenflüsse; im hohen Norden entspringen und fließen direkt ins Eismeer Tas, Pjasina, Chatanga, Anabara. Das Klima ist außerordentlich streng (in der Stadt J. fällt das Thermometer im Januar bis —56°), und die Temperaturunterschiede der Jahreszeiten sind sehr groß. Die Bevölkerung besteht in der Hauptsache aus Russen, die namentlich im Kreis Krasnojarsk und längs des Jenissei angesiedelt sind. Die Deportierten und die an Zahl eher zunehmenden Eingebornen (Tataren, Jakuten, Samojeden, Ostjaken) machen etwa je 10 Proz. der Gesamtbevölkerung aus. Die Religion ist vorwiegend die orthodox-russische. Acker- und Gartenbau werden mit gutem Erfolg im S., namentlich im Kreise Minussinsk, betrieben. Gebaut werden Roggen, Gerste, Hafer, Weizen und Kartoffeln. Die Viehzucht ist bedeutend; im N. finden sich außer unsern Haustieren große Herden von Renntieren. Der Fischfang in den großen Strömen und vielen Seen ist ergiebig; abgenommen hat die Jagd, doch wird jährlich eine große, stark besuchte Pelzmesse in Turuchansk gehalten. Von Metallen findet sich im S. Eisen, am Abakan, Tuba 2c., Kupfer und Silber in vielen Gegenden. In den Goldwäschen der Bezirke Atschinsk, Minussinsk, Krasnojarsk und J. wurde seit 1839 für etwa 350 Mill. Rubel Gold gewonnen. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise Atschinsk, J. (437,471 qkm mit (1897) 65,214 Einw.), Kansk, Krasnojarsk, Minussinsk, Turuchansk und das Ussinsche Gebiet. Einigermaßen nahe aneinander liegen die Dörfer nur in dem schmalen Gürtel fruchtbaren Landes am Rande des Hochgebirges, so z. B. im Kreise Krasnojarsk. Die Hauptstadt des Gouvernements ist Krasnojarsk (s. d.); nächstbedeutend ist die 1618 gegründete Kreisstadt J., am linken Ufer des Jenissei, unter 58° 27′ nördl. Br., mit (1897) 11,539 Einw., die etwas Industrie und einen immer noch sehr ansehnlichen Handel mit Pelzwerk treiben. Andre Orte von Bedeutung sind Minussinsk und Turuchansk. Vgl. Latkin, Das Gouvernement J., seine Vergangenheit und Gegenwart (russ., Petersb. 1892); »Wegweiser auf der Großen Sibirischen Eisenbahn« (deutsch, von Lütschg, Berl. 1901).

Jeni-Zaghra, Stadt, s. Nova Zagora.

Jenner (Jänner), deutscher Name des Januars.

Jenner (spr. dschenner), Edward, Mediziner, geb. 17. Mai 1749 zu Berkeley in Gloucester, gest. daselbst 26. Jan. 1823, bildete sich anfangs bei einem Wundarzt in Sudbury bei Bristol, studierte seit 1770 in London und ließ sich in seiner Vaterstadt als Wundarzt nieder. Auf die Schutzkraft der in jener Gegend öfters beim Rindvieh herrschenden Kuhpocken gegen die Menschenblattern von einer Bäuerin aufmerksam gemacht, widmete er dieser Angelegenheit seit 1775 seine Aufmerksamkeit und vollzog 1796 die erste Impfung, die Immunität gegen Menschenblattern ergab, worauf er 1798 seine Entdeckung in der Schrift »An inquiry into the causes and effects of the cow-pox, or variolae vaccinae« (Lond.; deutsch von Ballhorn, Hannov. 1799) veröffentlichte. Schnell verbreitete sich der Ruf dieser Entdeckung über Europa (vgl. Impfung). J. ward Präsident der Royal Jennerian Society. Er lebte fortan in Cheltenham und Berkeley. In den Kensington Gardens zu London wurde ihm eine sitzende Statue (von W. C. Marshall) errichtet; eine andre, von Monteverde modelliert (s. Tafel »Bildhauerkunst XVII«, Fig. 5), im Hospital zu Genua. Er schrieb noch: »Further observations on the variolae vaccinae or cow-pox« (Lond. 1799); »Continuation of facts and observations on the cow-pox« (das. 1880); »On the varieties and modifications of the vaccine pustule occasional by an herpetic state of the skin« (Cheltenh. 1819). Vgl. Choulant, E. J., Biographie und Charakteristik (Leipz. 1829); Baron, Life and correspondence of J. (Lond. 1827—38, 2 Bde.; 2. Ausg. 1850); Burggraeve, Monument à Edw. J., ou histoire générale de la vaccine (Brüssel 1875), und die Gedächtnisreden von Gerhardt und Leyden (beide Berl. 1896).

Jennings, Sarah, s. Marlborough 2).

Jenny (engl., spr. dschenni), soviel wie Hannchen.

Jennymaschine (spr. dschenni-), s. Spinnen.

Jenö, s. Boros-Jenö und Kis-Jenö.

Jenotajewsk, Kreisstadt im russ. Gouv. Astrachan, an einem Arm der Wolga, mit (1897) 2643 Einw., wurde 1741 als Erdfestung gegen die Kalmücken angelegt. Die Einwohner beschäftigen sich mit Fischfang und dem Transport von Waren zwischen Astrachan, Zarizyn und Samara. Der Kreis J. wird von Russen und Kalmücken bewohnt, die größtenteils Buddhisten sind und in dem Orte Tjumenewka nahe bei J. einen schönen Tempel (Churne) in chinesischem Stil mit vielen alten Heiligtümern haben.

Jenotten, s. Genettenfelle.

Jenseits, Jenseitsglaube, s. Unsterblichkeit.

Jensen, 1) Adolf, Komponist, geb. 12. Jan. 1837 in Königsberg i. Pr., gest. 23. Jan. 1879 in Baden-Baden, erhielt seine musikalische Ausbildung durch L. Ehlert und Fr. Marpurg und trat bereits nach zweijährigem Studium mit Kompositionen verschiedener Gattung erfolgreich an die Öffentlichkeit, ging 1856 nach Rußland und wurde 1857 Kapellmeister am Theater in Posen. 1858 begab er sich nach Kopenhagen, wo er während eines zweijährigen Verkehrs mit Niels Gade zu voller künstlerischer Reife gelangte, und ließ sich dann als Lehrer in seiner Vaterstadt nieder, bis er 1866 nach Berlin übersiedelte und als Kompositionslehrer in Taufigs Klavierschule eintrat. Seit 1868 lebte er abwechselnd in Dresden, Graz und

zuletzt in Baden-Baden. J. hat sich namentlich durch seine Lieder ein bleibendes Denkmal gesetzt; viele derselben, wie z. B. der Zyklus »Dolorosa«, die »Lieder aus dem spanischen Liederbuch«, die »Margaretenlieder« und die aus Scheffels »Gaudeamus«, gehören zu dem Bedeutendsten, was nach Schumann in dieser Gattung geschaffen worden ist. Wertvoll sind auch seine Klavierkompositionen, darunter die Zyklen »Eroticon«, »Wanderbilder«, »Innere Stimmen«, »Hochzeitsmusik« (vierhändig) und mehrere Chorwerke (»Jephthas Tochter« u. a.). Vgl. »Aus Briefen Adolf Jensens« (Berl. 1879); Niggli, Adolf J. (das. 1900). — Sein Bruder Gustav J., geb. 25. Dez. 1843 in Königsberg, gest. 26. Nov. 1895 in Köln, wo er seit 1872 Lehrer des Kontrapunkts am Konservatorium war, hat sich als Komponist von Kammermusik und Herausgeber älterer Kammermusikwerke einen geachteten Namen gemacht.

2) Wilhelm, Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Febr. 1837 zu Heiligenhafen im nordöstlichen Holstein, Sohn eines Landvogts auf Sylt, früh verwaist, verbrachte die Gymnasialjahre in Kiel, studierte in Jena, Würzburg und Breslau Medizin, promovierte in München, widmete sich aber seitdem ganz der Literatur. Er trat in den Kreis Emanuel Geibels und dessen Tafelrunde der »Krokodile« ein, übernahm nach seiner Verheiratung die Redaktion der »Schwäbischen Volkszeitung« in Stuttgart, dann 1869 die der Flensburger »Norddeutschen Zeitung«, von der er sich 1872 aber zurückzog, um fortan in Kiel, seit 1876 in Freiburg i. Br. und seit 1889 in München und des Sommers in Prien am Chiemsee ganz seinem literarischen Schaffen zu leben. J., einer der fruchtbarsten Erzähler der Gegenwart, trat zuerst mit dem Buch: »Deutsches Land und Volk zu beiden Seiten des Ozeans« (Stuttg. 1867) und mit Novellen, in denen der Einfluß Th. Storms unverkennbar war, hervor. Daran reihte sich eine Anzahl größerer und kleinerer Erzählungen: »Magister Timotheus« (Schlesw. 1866), »Novellen« (das. 1868), »Die braune Erika« (das. 1868, 7. Aufl. 1903), »Neue Novellen« (Stuttg. 1869), »Unter heißerer Sonne« (Braunschw. 1869), »Der Gesell des Meisters Matthias« (Flensb. 1870), »Minatka« (Braunschw. 1871, 2 Bde.), »Nordlicht«, Novellenzyklus (Berl. 1872, 3 Bde.), »Eddystone« (das. 1872), »Sonne und Schatten« (das. 1873, 2 Bde.), »Die Namenlosen« (Schwer. 1873, 3 Bde.; 2. Aufl., Leipz. 1893), »Drei Sonnen« (Schwer. 1873, 3 Bde.), »Nach hundert Jahren« (das. 1873, 4 Bde.), »Nymphäa«, Novelle (Stuttg. 1874), »Barthenia« (Berl. 1877, 3 Bde.), »Aus dem 16. Jahrhundert«, kulturhistorische Novellen (Bielef. 1877), »Flut und Ebbe« (Mitau 1877), »Nirwana. Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs« (Bresl. 1877, 4 Bde.; 3. Aufl. 1901), »Um den Kaiserstuhl, Roman aus dem Dreißigjährigen Krieg« (Berl. 1878), »Karin von Schweden«, Novelle (das. 1878, 14. Aufl. 1903), »Das Pfarrhaus von Ellernbrook«, Roman (Stuttg. 1879, 2 Bde.), »Nach Sonnenuntergang«, Roman (das. 1879), »Frühlingsstürme«, neue Novellen (Leipz. 1880, 2 Bde.), »Vom römischen Reich deutscher Nation« (Berl. 1882, 3 Bde.), »Versunkene Welten« (Bresl. 1882, 2 Bde.; 2. Aufl., das. 1896), »Über die Wolken« (Leipz. 1882, 3. Aufl. 1890), »Der Teufel in Schiltach« (Berl. 1883), »Metamorphosen« (Bresl. 1883), »Vom alten Stamm« (Berl. 1884, 3 Bde.), »Die Pfeifer vom Dusenbach« (Leipz. 1884; 4. Aufl., das. 1900), »Das Tagebuch aus Grönland« (Berl. 1885, 3 Bde.), »Am Ausgang des Reiches« (Leipz. 1886, 2 Bde.; 3. Aufl. 1903), »Götz und Gisela« (Berl. 1886), »In der Fremde« (Leipz. 1886; 4. Aufl., das. 1901), »Aus stiller Zeit«, Novellen (Berl. 1881—1885, 4 Bde.), »Aus den Tagen der Hansa« (Freib. i. Br. 1885; 3. Aufl., Leipz. 1902—03, 2 Bde.), »Die Heiligen von Amoltern« (Leipz. 1886), »Das Asylrecht« (Stuttg. 1888, 2 Bde.), »Runensteine« (Leipz. 1888, 3. Aufl. 1889), »Aus schwerer Vergangenheit«, ein Geschichtenzyklus (das. 1888, 3. Aufl. 1901), »Vier Weihnachtserzählungen« (das. 1888), »Jahreszeiten« (das. 1889), »Sankt-Elmsfeuer« (das. 1889), »Aus meiner Vaterstadt« (Bresl. 1889), »Diana Abnoba. Eine Schwarzwaldgeschichte von der Baar« (Leipz. 1890, 2 Bde.), »Doppelleben« (das. 1890, 2 Tle.), »Die Kinder vom Ödacker« (das. 1890, 2 Bde.), »Der Herr Senator« (das. 1890), »Zwei Tagebücher, zum Mitnehmen in die Sommerfrische« (das. 1891), »Jenseits des Wassers«, Roman (das. 1892, 2 Bde.), »Die Schatzsucher« (das. 1892), »Übermächte«, zwei Novellen (Berl. 1892), »In Zwing und Bann« (Dresd. 1892, 2 Bde.), »Astaroth. Mentha«, Novellen (Bresl. 1893), »Auf der Feuerstätte« (Leipz. 1893, 3 Bde.), »Heimkunft« (das. 1894, 2 Bde.), »Die Erbin von Helmstede« (Dresd. 1895), »Die Katze« (das. 1895), »Auf der Ganerbenburg« (Weim. 1896), »Luv und lee« (das. 1897), »Aus See und Sand« (Dresd. 1897), »Das Bild im Wasser« (das. 1898), »Um die Wende des Jahrhunderts« (das. 1899, 2 Bde.), »Heimat« (das. 1901), »Die fränkische Leuchte« (das. 1901), »Die Rosen von Hildesheim«, Roman aus der Stauferzeit (Berl. 1900, 2 Bde.), »Eine Schuld« (Leipz. 1901), »Der Schleier der Maja« (Dresd. 1902), »Gäste auf Hohenaschau« (das. 1904), sowie die Novellen: »Jenseits der Alpen« (das. 1895), »Der Nachbar« (Berl. 1897), »Eine Sommermondnacht« (Dresd. 1898), »Sehnsucht«, drei Novellen (das. 1899), »Nacht- und Tagesspuk« (das. 1900), »Mettengespinst« (Berl. 1902) u. a. Jensens großes koloristisches Talent hat sich am kräftigsten in den Romanen »Eddystone«, »Unter heißerer Sonne« und »Minatka« ausgesprochen; in den »Namenlosen«, in »Sonne und Schatten« und »Nach Sonnenuntergang« hat er seine verwaisten Jugendjahre poetisch verklärt; in »Drei Sonnen« die Jenenser Studentenzeit. J. ist der Gegensatz der modernen Realisten; seine besten Gestalten haben etwas unkörperlich Geisterhaftes; sie sind aus Stimmung gewoben: aus landschaftlicher oder historischer Stimmung, die sie symbolisch verkörpern. Doch ist nicht zu leugnen, daß er bei seiner außerordentlichen Produktivität schließlich arg in Manier geraten ist. Seine Dramen: »Dido« (Berl. 1870), »Juana von Kastilien« (das. 1872), »In Wettolsheim« (Freiburg 1884) und »Der Kampf fürs Reich« (das. 1884) sind zu breit. Bedeutend dagegen sind seine epischen Dichtungen: »Die Insel« (Berl. 1874, 2. Aufl. 1877), der graziöse, märchenduftende »Holzwegtraum« (Stuttg. 1879; 2. Aufl., Berl. 1893) und namentlich die lyrischen Gedichte: »Gedichte« (Stuttg. 1869; neue Ausg., Berl. 1872), »Lieder aus Frankreich« (das. 1871, 2. Aufl. 1873), der prächtige Terzinenzyklus: »Um meines Lebenstages Mittag«, Terzinen (das. 1875; 2. Aufl., Weim. 1897), »Stimmen des Lebens« (Dresd. 1881), »Im Vorherbst« (Leipz. 1889, 2. Aufl. 1902), »Vom Morgen zum Abend«, ausgewählte Gedichte (Weim. 1897). J. hat auch das Prachtwerk »Der Schwarzwald« (mit Bildern von Hasemann, Berl. 1890; 3. Aufl., Leipz. 1901) herausgegeben, von dem der beschreibende Teil u. d. T.: »Durch den Schwarzwald« (hrsg. von Altier, 2. Aufl. 1903) in kleiner Ausgabe besonders erschien.

3) Jens Arnold Dietrich, dän. Grönlandforscher, geb. 24. Juli 1849 in Flensburg, wurde 1871 Marineoffizier, untersuchte 1877—88 auf wiederholten Reisen die Westküste Grönlands von 60° 43′—68° 42′ und drang dabei (1878) 100 km weit in das Inlandeis ein. 1889 wurde er Flottenkapitän und 1891 als Navigationsdirektor verabschiedet. Außer seinen Reiseberichten in den »Meddelelser om Grönland« schrieb er »Om Inlandsisen i Grönland« (Kopenhagen 1888).

Jenson, Nikolaus, Stempelschneider zu Tours in Frankreich (Geburts- und Todesjahr nicht bekannt), wurde von Karl VII. 1458 von Paris nach Mainz zur Erlernung der Buchdruckerkunst gesandt, ging aber nach dessen Tod nach Venedig, wo er 1471 das erste von ihm datierte Buch druckte. J. führte statt der gotischen oder Mönchsschrift die rein römische oder Antiquatype ein, die so großen Beifall fand, daß man bald in allen romanischen Ländern die Jensonschen Typen kopierte. Seine Verdienste wurden vom Papst Sixtus IV. durch Ernennung zum Comes Palatinus anerkannt.

Jentsch, Karl, Publizist, geb. 8. Febr. 1833 in Landeshut, studierte in Breslau katholische Theologie und wurde 1856 zum Priester geweiht. 1870 als Kaplan in Liegnitz wegen einer Erklärung gegen den Syllabus und die päpstliche Unfehlbarkeit gemaßregelt, schloß er sich 1875 den Altkatholiken an, war am »Merkur« in München und andern altkatholischen Blättern, auch als Pfarrverweser, tätig, zuletzt als altkatholischer Pfarrer in Neiße, legte aber 1882 sein Amt nieder. Er veröffentlichte besonders in den »Grenzboten« zahlreiche Abhandlungen, die zu Büchern vereinigt erschienen: »Geschichtsphilosophische Gedanken« (Leipz. 1892, 2. Aufl. 1903); »Weder Kommunismus noch Kapitalismus« (das. 1893); »Neue Ziele, neue Wege« (das. 1894); »Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft« (das. 1895); »Wandlungen, Lebenserinnerungen« (das. 1896); Sozialauslese. Kritische Glossen« (das. 1898); »Die Agrarkrisis« (das. 1899); »Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum« (das. 1900); »Hellenentum und Christentum« (das. 1903); ferner die Biographien »Rodbertus« (Stuttg. 1899), »Friedrich List« (Bd. 41 der »Geisteshelden«, Berl. 1901) und »Adam Smith« (ebenda, Bd. 49, das. 1905). Auch gab er die ersten beiden Jahrgänge des »Illustrierten Jahrbuchs der Weltgeschichte« heraus (Teschen 1901—02).

Jentzsch, Alfred, Geolog, geb. 29. März 1850 in Dresden, studierte seit 1867 an der dortigen Technischen Hochschule und in Leipzig Mathematik und Naturwissenschaften, beteiligte sich bei der königlich sächsischen geologischen Landesuntersuchung und wurde 1875 Geolog der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg und Vorstand des Provinzialmuseums, später Direktor dieser Gesellschaft und Vorsitzender des Preußischen Botanischen Vereins daselbst. Zugleich habilitierte er sich an der Königsberger Universität und wurde später zum Professor ernannt. 1881 wurde er Bezirksgeolog der Geologischen Landesanstalt in Berlin, und 1899 ging er als Landesgeolog nach Berlin. Er schrieb: »Die geologische und mineralogische Literatur des Königreichs Sachsen ꝛc.« (Leipz. 1874); »Über die Ursachen der Eiszeit« (im »Neuen Jahrbuch für Mineralogie«, 1873); »Schwanken des festen Landes« (Königsb. 1875); »Bericht über die geologische Durchforschung der Provinz Preußen« (das. 1877—78, 2 Bde.); »Die Moore der Provinz Preußen« (das. 1878); »Die Zusammensetzung des altpreußischen Bodens« (das. 1879); »Bericht über die geologische Durchforschung des norddeutschen Flachlandes 1878—1880« (das. 1881); »Die neuern Fortschritte der Geologie Westpreußens« (1888); »Übersicht der Geologie Ost- und Westpreußens« (Königsb. u. Berl. 1892); »Der Frühlingseinzug des Jahres 1893« (Königsb. 1894). Auch lieferte er mit Berendt eine geologische Karte der Provinz Preußen, 1:100,000 (Berl. 1878), mit G. Vogel eine Höhenschichtenkarte Ost- und Westpreußens (Königsb. 1892) und beteiligte sich an Gerhardts »Handbuch des deutschen Dünenbaues« (Berl. 1900).

Jephtha, Richter in Israel, natürlicher Sohn Gileads, ward von seinen Stammesgenossen, nachdem er aus seinem Besitz vertrieben war und ein Freibeuterleben im Lande Tob geführt hatte, zum Anführer gegen die Ammoniter gewählt. Als solcher gelobte er, Gott, falls er ihn siegen lasse, das zu opfern, was ihm bei der Rückkehr zuerst aus seinem Haus entgegenkomme. Es war dies seine schon erwachsene Tochter, sein einziges Kind, die er auch, nachdem sie 2 Monate lang mit ihren Gespielinnen in den Bergen ihre Jungfrauschaft beweint hatte, opferte (Buch der Richter, Kap. 11). Neuere Bibelforscher sehen in ihm eine ostjordanische Heroenfigur und erklären die Opferung seiner Tochter als eine mit einem gileaditischen Volksfest in Verbindung stehende Legende. — Die biblische Erzählung von Jephtas Tochter ist häufig Gegenstand dramatischer Bearbeitung gewesen, so von Hans Sachs, im 17. Jahrh. von dem Holländer Vondel, dann von Christian Weise (»Der Tochtermord«, 1679, Musik von Edelmann), in neuerer Zeit von Joh. Ludw. Ewald (1808), Ludwig Robert (1820), J. W. Hutterus (1856). Mehrfach erfolgten auch musikalisch-dramatische Bearbeitungen, z. T. als geistliche Opern (biblische Bühnenspiele), so von Joh. Heinr. Rolle (1784, »Mehala, die Tochter Jephtha«), J. Meyerbeer (»Jephthas Tochter«, 1813), italienische Opern von Pollarolo (1692), P. Generali (1827), eine spanische von Cepeda (1845), eine französische von M. Montéclair (1732, Text von Abbé Pellegrin), besonders häufig aber als nicht auf szenische Aufführung reflektierende Oratorien, z. B. von G. Carissimi (ca. 1660), A. Draghi (1690), A. Lotti (1712), G. Porsile (1724), Händel (1751), Sacchini (ca. 1770), P. Guglielmi (1785), J. H. Clasing (ca. 1820), Bernh. Klein (1828), W. Claussen (1865) und Karl Reinthaler (ca. 1870). Auch bildet die Erzählung einen beliebten Vorwurf der neuern Malerei (Portaels, Henry Lehmann, Österley, Schrader).

Jepifán, Kreisstadt im russ. Gouv. Tula, unweit des Don, an der Eisenbahn Wjasma–Batraki, mit 4 Kirchen u. (1897) 4640 Einw. Im Kreis der Iwanowstoje Osero, aus dem der Don entspringt. An letzterm, bei der Mündung der Neprjadwa, das berühmte Kulikowofeld, auf dem am 8. Sept. 1380 Dimitri Donskoi die Tataren unter Mamai schlug (Denkmal).

Jequiritöl, ein aus den Samen von Abrus precatorius gewonnenes Abrinpräparat, das auf einen stets gleichbleibenden physiologischen Wirkungswert eingestellt wird.

Jequirity (Semen Jequirity), s. Abrus.

Jequitinhonha (spr. schekiti-njónja, Rio Grande de Belmonte), Fluß in Brasilien, entspringt unter 18° 30′ südl. Br. im Staat Minas Geraës in der Serra do Espinhaço, vereinigt sich mit dem Araſſuahy und mündet im Staat Bahia nach einem Laufe von 740 km unter 16° 10′ südl. Br. bei Belmonte in den Atlantischen Ozean. Infolge von Stromschnellen

und Wasserfällen ist er nur 100 km weit, bis zu dem an Großartigkeit mit dem Niagara wetteifernden Salto Grande, schiffbar.

Jeřábek (spr. jérschabek), Františ ek (Franz), hervorragender tschech. Dichter, geb. 25. Jan. 1836 in Sobotka, gest. Ende März 1893 in Prag, studierte 1854—56 Theologie im Seminar von Leitmeritz, dann in Prag klassische Philologie, wurde Professor an der höhern Töchterschule daselbst, war gleichzeitig Mitredakteur des »Pokrok« und nahm mehrere Jahre auch als Landtags- und Reichsratsabgeordneter am öffentlichen Leben Anteil. J. begann seine dichterische Laufbahn mit lyrischen Gedichten, wandte sich indessen bald dem Drama zu. Sein erstes Drama: »Hána«, wurde in Prag 1858 aufgeführt, sein zweites: »Svatopluk«, 1859. Darauf folgte 1860: »Veselohra« (»Ein Lustspiel«, gedr. 1864). Einen bedeutenden Fortschritt deutet das Lustspiel »Cesty veřejného mínění« (»Die Wege der öffentlichen Meinung«, 1866) an. In dem sozialen Drama »Služebník svého pána« (»Der Diener seines Herrn«, 1870) schildert J. in packender Weise den Konflikt zwischen dem armen und daher wehrlosen Genie und dem ausbeutungssüchtigen Großkapital, in dem historischen Trauerspiel »Syn člověka« (»Der Menschensohn«, 1878) den Konflikt zwischen der bis zur Selbstaufopferung gesteigerten Vaterlandsliebe und kosmopolitischem Verrat und in dem Trauerspiel »Závist'« (»Neid«, 1885), aus den Zeiten Georgs von Podiebrad, die verheerenden Folgen des Neides. Auch veröffentlichte er eine gediegene »Geschichte der altromantischen Poesie« (1884). Eine Sammlung seiner »Dramatischen Schriften« erschien als Band 74 der »Narodní biblioteka« (Prag 1883, neue Ausg. 1892).

Jeremiade, soviel wie Klage, Klagelied (in Anspielung auf die Klagelieder Jeremiä).

Jeremias (d. h. wahrscheinlich »Jahve gründet« oder »Jahve verwirft«), hebr. Prophet, ein Priester aus Anathoth unweit Jerusalem, wo er seit König Josias (628 v. Chr.) als Prophet auftrat. Ungefähr 40 Jahre lang hat er, meist in Jerusalem, unter höchst verhängnisvollen Zeitverhältnissen die prophetische Tätigkeit mit Mut und Leidenschaft geübt und dabei stets die religiös-politische Lage des seinem Untergang entgegengehenden Staates mit pessimistischem, aber durch den Erfolg gerechtfertigtem Blick gewürdigt. Fortwährend den unvermeidlichen Untergang des Reiches und die Zerstörung der Stadt durch die Chaldäer weissagend, wurde er unter Jojakim und Zedekia für die nationale Partei ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung. Während der Eroberung Jerusalems saß er im Gefängnis, woraus ihn Nebukadnezar befreite. Er zog den Aufenthalt unter den Trümmern des Vaterlandes dem Exil in Babel vor. Nach einer jüdischen Überlieferung wäre er schließlich doch nach Babel geführt worden; dem steht die bei Kirchenvätern erhaltene Angabe gegenüber, daß er zu Thachpanhes an der ägyptischen Grenze von seinen Volksgenossen gesteinigt ward. Die unter seinem Namen erhaltenen Weissagungen sind in dem Buche Jeremiä gesammelt. Den Grundstock bilden dabei die vom Propheten seinem Schreiber Baruch im J. 605 diktierten Orakel (s. Kap. 36, 2). Weitere Stücke sind im Exil auf Grund von Aufzeichnungen des J. oder Baruchs oder eines andern Augenzeugen dazu gekommen. Der Abschluß des Buches erfolgte erst um 400. Über die sogen. Klagelieder Jeremiä, die mit dem Propheten nichts zu tun haben, s. diesen Art. in Bd. 21. Vgl. die Kommentare von Giesebrecht (Göttingen 1894) und Duhm (Tübing. 1901; Übersetzung in den Versmaßen der Urschrift, das. 1903); außerdem Erbt, Jeremia und seine Zeit (Götting. 1902).

Jeremias Gotthelf, Pseudonym, s. Bitzius.

Jérémie (spr. schereminí), Stadt auf der südwestlichen Halbinsel der Republik Haïti, mit schlechter Reede, Kakao- und Kaffeeausfuhr und 6000 Einw. J. ist Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Jerez de la Frontera (spr. cherēs), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Cadiz, anmutig in einer hügeligen, mit Weingärten bedeckten Ebene, über dem rechten Ufer des Guadalete, an den Eisenbahnlinien Sevilla-Cadiz und J.-Bonanza gelegen, hat breite Straßen und schöne Promenaden, ein maurisches Kastell (Alcazar), 10 Kirchen (darunter die gotische Kollegiatkirche San Miguel), eine höhere Bürgerschule, eine Bibliothek, ein Theater, einen Stiergefechtszirkus, Handel mit Jerezweinen (s. d.) und, mit Einschluß des ausgedehnten Gemeindegebiets, (1900) 63,473 Einw. 4 km südöstlich das ehemalige Kartäuserkloster La Cartuja mit schöner Renaissancekirche. J. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. — Die Stadt stammt aus grauem Altertum; in ihrer Nähe lag die römische Kolonie Hasta Regia. Berühmt ist sie durch die siebentägige Schlacht an der Mündung des Salado (19.—25. Juli 711), in der die Araber unter Tarik über die Westgoten unter König Roderich siegten. Die Stadt war zur Zeit der Mauren, denen sie 1265 durch Alfons X. von Kastilien entrissen wurde, unter dem arabischen Namen Scherisch bereits bedeutend.

Jerez de los Caballeros (spr. cherēs de los kawaljēros), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Badajoz, unweit des Ardila gelegen, Geburtsort des Entdeckers Balboa (s. d.), hat eine Stadtmauer aus der Maurenzeit mit sechs Toren, drei große Türme (Reste des alten Kastells), Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und Vieh, insbes. Schweinen, und (1900) 10,271 Einw. In der Nähe ein Militärgestüt. J. war ehemals Sitz der Tempelherren (daher der Beiname).

Jerezwein (Xeres, spr. cheres-, Sherry), weiße trockne Weine des Gebietes zwischen den Mündungen des Guadalquivir und Guadalete, benannt nach der Stadt Jerez de la Frontera. Der beste J. wächst auf Kalkboden, erhält nach 3—6 Jahren eine tiefe Bernsteinfarbe, feinstes Parfüm, gewürzhaften Wohlgeschmack, Geist und anregende, gesunde Wirkung. Diese Weine heißen dann Rancios, häufiger Soleras, einzelne auch Dottores, die vorzüglichsten, von denen die Flasche für 20—24 Mk. verkauft wird, Napoleones. Jüngere Weine gehen unter dem Namen Menzawilla, Amontillado. Den jungen J. versetzt man häufig mit eingekochtem Most, um ihn dem ältern ähnlich zu machen; der zur Ausfuhr bestimmte erhält einen Zusatz von so viel Spiritus, daß der Alkoholgehalt 17,5 Proz. beträgt. Der Natural Sherry der Engländer erhält nur 2—4 Proz. Spirituszusatz, während unverfälschter Wein mit 12 Proz. Alkohol nie zur Ausfuhr gelangt. Dies Mischen und Verschneiden der Jerezweine wird in besondern Faktoreien zu Cadiz und San Lucar vorgenommen. Der Handel liegt fast ganz in den Händen angesiedelter Ausländer, meist Briten. Seit Georg IV. ist der J. besonders in England beliebt und wird dort jedem andern Wein vorgezogen. Andre beliebte Weine des Gebietes sind San Lucar de Carámeda, Chimona, Rota (Tinto di Rota, der einzige Rotwein), Pajarete (ein heller Süßwein), Moskatel (Moscatel del paja, aus gewelkten Muskattrauben), Abocado ꝛc. Der

Gesamtertrag der Weinberge von Jerez und Puerto Santa Maria beträgt etwa 1 Mill. hl.

Jergeni-Hügel (Ergeni-Hügel), Höhenzug im russ. Gouv. Astrachan, zieht sich von Sarepta an der untern Wolga zum Manytsch in einer Höhe von 130—160 m hin und bildet die Wasserscheide zwischen dem Kaspischen und Asowschen Meer.

Jerichau, 1) Jens Adolf, dän. Bildhauer, geb. 7. April 1816 in Assens auf der Insel Fünen, gest. 25. Juli 1883 in Kopenhagen, erhielt seine künstlerische Ausbildung auf der Akademie in Kopenhagen, seit 1839 in Rom im Anschluß an Thorwaldsen und gründete seinen Ruf durch ein Friesrelief für das königliche Schloß in Christiansborg bei Kopenhagen, die Hochzeit Alexanders d. Gr. mit Roxane darstellend. Seine in Rom entstandene Kolossalgruppe: Herakles und Hebe sowie eine in Marmor gearbeitete Penelope sind in streng antikem Geist gehalten. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, wurde er dort 1849 Professor der Akademie. Von seinen spätern Schöpfungen sind die hervorragendsten: der von einem Panther angefallene Jäger, Adam und Eva nach dem Sündenfall, ein kolossaler Christus, die Auferstehung Christi (in Marmor ausgeführt) und das Denkmal des Physikers Örsted mit drei allegorischen Figuren am Sockel für Kopenhagen. — Seine Gattin Elisabeth J.-Baumann, geb. 21. Nov. 1819 in Warschau, gest. 11. Juli 1881 in Kopenhagen, Malerin, studierte in Düsseldorf und malte anfangs Bilder aus dem Slowakenleben, machte aber, seitdem sie nach Rom gekommen war, vornehmlich das dortige Volksleben zum Gegenstand ihrer Darstellungen. Später bereiste sie Griechenland und Ägypten. Ihre Arbeiten sind meist dekorativ behandelt und in der Zeichnung mangelhaft, aber mit feinem Farbengefühl und mit Vorliebe für romantische Lichteffekte ausgeführt, die oft ins Weichliche übergehen. Sie stellte meist lebensgroße Figuren dar (griechischer Hirt am Parthenon, ägyptische Frauen), malte auch Bildnisse und gab heraus: »Brogede Reisebilleder« (1891). Vgl. N. Bögh, Elisabeth Jerichau-Baumann (Kopenh. 1886).

2) Harald, dän. Maler, Sohn des vorigen, geb. 17. Aug. 1852 in Rom, gest. daselbst 6. März 1878, bildete sich anfangs bei dem Maler Bénouville in Rom, dann durch Studien nach der Natur zum Landschaftsmaler aus und malte seit 1870 Ansichten aus der Umgebung Roms. Dann bereiste er Griechenland, Kleinasien und die Türkei. Zu seinen Hauptbildern gehören: ein Strand von Sorrent und die im Museum zu Kopenhagen befindliche Karawane von Sardes.

Jericho (lat. Hiericus), im Altertum eine der blühendsten Städte Palästinas, 8 km westlich vom Jordan in der fruchtbaren, durch ihre Palmengärten und Balsamstauden berühmten Oase von J., etwas nordwestlich vom heutigen Richa, bei der Quelle Ain es-Sultân. Als Schlüssel zum Lande wurde sie von den Juden unter Josua zuerst angegriffen und nach siebentägiger Belagerung erobert (Josua 6, 14), blühte aber bald wieder als offene Stadt auf. Herodes I., der hier residierte und starb, verschönerte sie sehr. Im 4. Jahrh. wurde J. Bischofssitz, im 9. blühte es durch Anbau von Zuckerrohr auf. Das heutige Richa ist ein ärmliches Dorf mit einem russischen Hospiz, einem griechischen Kloster und einem verfallenen Kreuzfahrerturm.

Jerichorose, s. Anastatica und Odontospermum.

Jerichow, Name zweier Kreise im preuß. Regbez. Magdeburg, von denen der eine, J. I, Burg, der andre, J. II, die Stadt Genthin zur Kreisstadt hat. Die Stadt J., im letztgenannten Kreise, nahe der Elbe und an der Kleinbahn Genthin-Schönhausen, hat eine evang. Kirche mit schönem Alabasterdenkmal des 1606 verstorbenen Amtshauptmannes Melchior von Arnstedt, Amtsgericht, Heilanstalt für Idioten und Epileptiker und (1900) 1711 Einw. Dabei die Domäne Amt J. mit romanischer Kirche aus dem 12. Jahrh., ursprünglich dem daselbst 1144 gegründeten und 1552 aufgehobenen Prämonstratenserkloster gehörig. Die Burg J. wird zuerst 997 urkundlich erwähnt.

Jermak, Timofejew, der Eroberer Sibiriens, hatte sich als Kosak durch allerlei Gewalttaten die Ungnade des Zaren Iwan IV. zugezogen, trat in den Dienst der Stroganows (1579), sammelte eine Schar von Kosaken, wanderte ostwärts, schlug die Wogulen und 1582 den Chan Kutschium von Sibir und begründete die Herrschaft Rußlands über das Land vom Uralgebirge bis zum Irtisch. Er fiel 1584 in den Kämpfen mit den Eingebornen. Sein Andenken wird in Volksliedern gefeiert; in Tobolsk ist ihm ein Denkmal errichtet. Vgl. Kostomarow, Russische Geschichte in Biographien, Bd. 1 (deutsch, Leipz. 1885).

Jermolow (Jermolow), Alexei Petrowitsch, russ. General und Diplomat, geb. 1772 in Moskau, gest. 23. April 1861, focht mit Auszeichnung 1794 unter Suworow bei Praga und 1796 in dem persischen Kriege. Doch fiel er in Ungnade und lebte bis zur Regierung Alexanders I. in Kostroma. Hierauf machte er die Feldzüge von 1805—07 und 1812 mit. 1813—14 kommandierte er unter Barclay de Tolly das 2. Korps der russischen Armee, die 1815 der Hauptarmee an den Rhein nachrückte. 1817 wurde er als Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen nach Persien gesandt, wo er einen für Rußland sehr vorteilhaften Handelsvertrag abschloß. 1826 schlug er den Angriff der Perser zurück, die unter Abbas Mirza den Frieden gebrochen hatten, züchtigte 1827 die räuberischen Tschetschenzen, fiel jedoch im November 1827, mitten im Siegeslauf, in Ungnade und mußte das Oberkommando an Paskewitsch abgeben. Seitdem lebte er, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, in Moskau, übernahm aber 1853 auf kurze Zeit den Oberbefehl über die Miliz des Gouv. Moskau. Auszüge aus seinen Memoiren gab Pogodin (Mosk. 1863), seine Aufzeichnungen über den Krieg von 1812 sein Sohn (das. 1863) heraus. — Sein Sohn Klaudius Alexewitsch, geb. 1824, kämpfte im Kaukasus und in der Krim, tat sich bei der Verteidigung von Sebastopol und bei dem Kampfe um Kars unter Murawjew hervor, focht in 106 Schlachten, wurde General und starb im Juni 1895 in Wilna.

2) Alexei Ssergejewitsch, russ. Minister, trat im Oktober 1867 in das Domänenministerium, dann ins Finanzministerium, wurde Direktor des Departements der indirekten Steuern, schrieb ökonomische Werke von Wert und war längere Zeit Vizepräsident der freiökonomischen Gesellschaft; seit 1892 Gehilfe des Finanzministers, wurde er 5. April 1894 Minister für Ackerbau und Reichsdomänen und im Mai 1896 Wirklicher Geheimer Rat.

Jernberg, August, schwed. Maler, geb. 16. Sept. 1826 in Stockholm, gest. im Juni 1896 in Düsseldorf, war anfangs Schüler der Akademie in Stockholm und ging 1851 nach Düsseldorf, wo er sich weiter ausbildete und seinen Wohnsitz nahm. Er begann mit einigen historischen Genrebildern, wendete sich aber bald mit größerm Glück der Darstellung von Dorfgeschichten, die er mit drastischer Charakteristik und vielem Humor behandelt, und dem Architektur-

stück zu. Zu seinen besten Bildern gehören: das Unglück im Maleratelier, die Überredung (1864), der Klarinettist, die neue und die zerbrochene Pfeife, der erste Gang zur Schule, Maler auf der Studienreise (1869), die Besucher vor Rembrandts Nachtwache in Amsterdam, der Bär auf dem Jahrmarkt, der Großvater als Kinderwärterin, der Marktplatz in Düsseldorf, die Taufkapelle der St. Andreaskirche in Köln und Kinder mit einer Katze spielend. Auch als Stillebenmaler war er von Bedeutung. — Sein Sohn Olof J., geb. 23. Mai 1855 in Düsseldorf, Schüler von E. Dücker, malt Flachlandschaften nach Motiven vom Niederrhein und aus Holland in naturalistischer Auffassung und Behandlung. Eine Landschaft von ihm: In den Feldern, befindet sich in der Neuen Pinakothek in München. Er lebt in Düsseldorf.

Jernit, s. Frijsenborg.

Jerobeam (hebr. Jārōbam, »Volksstreiter«), Name zweier Könige von Israel: J. I., erster König des Reiches Israel (975—954, nach andrer Chronologie 953—927 v. Chr.), unehelicher Sohn einer Witwe aus dem Geschlechte Nebath, aus Zareda im Stamm Ephraim, war anfänglich Beamter der Fronbauten Salomos. Nach dem Mißlingen einer Empörung floh er nach Ägypten zum König Sisak. Nach Salomos Tod erhoben ihn die zehn Stämme, die von Rehabeam wegen Ablehnung ihrer Reformvorschläge abfielen, in Sichem zum König von Israel. Er befestigte Sichem und Pniel und wählte anfangs die erstere Stadt, dann Thirza zu seiner Residenz. Politische Rücksichten bestimmten ihn, die Wallfahrten seiner Untertanen nach dem Zentralheiligtum in Jerusalem abzuschaffen und als Ersatz an den alten Kultusstätten Dan und Bethel goldene Stierbilder als Gegenstände der Verehrung mit nichtlevitischem Priesterstand aufzustellen. Mit dem König Rehabeam stand er fortwährend in feindseligem Verhältnis. Mit seinem Sohne Nadab, der zwei Jahre nach Jerobeams Tode von Baesa erschlagen wurde, erlosch seine Dynastie. — J. II., König von Israel (823—772 oder 790—749), Sohn und Nachfolger des Joas, eroberte einen Teil des syrischen Gebietes von Damaskus und Hamath und erhob sein Reich wieder zur Blüte. Mit seinem Sohne Sacharja, der ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung ermordet wurde, erlosch das Haus Jehus, wie dies die Propheten Hosea und Amos vorhergesagt hatten.

Jérôme (franz., spr. schérôm'), Hieronymus.

Jerome, Ort im nordamerikan. Territorium Arizona, Grafschaft Yavapai, als Mittelpunkt des Kupferbergbaues im Rio-Verde-Revier rasch im Aufschwung, hat große Schmelzwerke und (1900) 2861 Einw.

Jerome (spr. dschérôm), Jerome Klapka, engl. Humorist, geb. 2. Mai 1859 in Walsall, erhielt humanistische Schulbildung und widmete sich dem Lehrerberuf, gab jedoch sein Amt auf, um Schauspieler zu werden, und wandte sich dann der Journalistik zu. Er gab 1892—97 den »Idler« und 1893—97 die Zeitschrift »To Day« heraus. Als Schriftsteller trat er erfolgreich auf mit: »On the stage and off« (1888), »Thougths of an idle fellow« (1889), »Three men in a boat« (1889) und entwickelte weiterhin eine sehr fruchtbare Tätigkeit. Zu seinen jüngsten Werken gehören: »The second thoughts of an idle fellow« (1898), »Three men on the bummel« (1900) und »Tommy and Co.« (1904). Seine Humoresken zeichnen sich nicht nur durch ungesucht-natürliche Lustigkeit aus, sondern sind auch als genremäßige Konterfeis des modernen England von bleibendem Wert.

Jérôme Bonaparte (spr. schérôm'), Bruder Napoleons I., s. Bonaparte 4), S. 196.

Jeropiga, s. Portwein.

Jeroschin, Nikolaus von, preuß. Chronist des Mittelalters, war Kaplan des Hochmeisters des Deutschen Ordens, übersetzte 1328 die »Vita Sancti Adalberti« des Joh. Canaparius in deutsche Verse, dann 1331—35 auf Veranlassung des Hochmeisters Luther von Braunschweig das »Chronicon terrae Prussiae« des Peter von Dusburg (s. d.) in 27,737 Versen und widmete die deutsche Reimchronik, »Die Kronike von Pruzinlant«, der Patronin des Ordens, der Jungfrau Maria. Auch hat er einige selbständige, wenn auch nicht beträchtliche Zusätze hinzugefügt, doch ist die Übersetzung, weil Dusburgs Werk erhalten ist, historisch von wenig Wert, war aber sehr verbreitet, und der »deutsche J.« wurde sogar im Mittelalter wieder ins Lateinische übersetzt. Dagegen ist sie sprachlich (die Sprache ist das Mittelhochdeutsche des 14. Jahrh.) von Wichtigkeit. Er wurde von Strehlke in den »Scriptores rerum prussicarum« (Bd. 1 u. 2, Leipz. 1861 bis 1863) herausgegeben. Vgl. Pfeiffer, Die Deutschordenschronik des Nikolaus v. J. (Stuttg. 1854).

Jerrmann, Eduard, Schauspieler, geb. 1798 in Berlin, gest. daselbst 4. Mai 1859, ging 1819 in Würzburg zum Theater über und ließ sich hierauf in München und 1821 in Leipzig engagieren. Nachdem er von 1826—30 in Deutschland gastiert hatte, kam er 1830 nach Paris, wo er 1832 im Théâtre-Français zwölf Gastrollen gab und über seinen dortigen Aufenthalt ein interessantes Buch: »Paris, Fragmente aus einem Theaterleben« (Münch. 1832), herausgab. Hierauf gastierte er wieder auf mehreren Bühnen, nahm dann Engagement in Köln und ging 1836 als Oberregisseur nach Mannheim, 1842 in derselben Eigenschaft an das deutsche Theater in Petersburg. Nach kurzem Wirken am Wiener Burgtheater gastierte er von neuem, ließ sich 1848 in Berlin nieder, wo er anfangs das Feuilleton der »Deutschen Reform« redigierte und später zur königlichen Bühne überging. Hier veröffentlichte er: »Unpolitische Bilder aus St. Petersburg« (Berl. 1851). J. hat sich auch als Übersetzer und Verfasser einiger ehemals beliebter Repertoirestücke, wie »Krone und Schafott«, »Die Armen von Paris« ꝛc., bekannt gemacht.

Jerrold (spr. dschérôld), 1) Douglas, engl. Humorist und dramatischer Schriftsteller, geb. 3. Jan. 1803 in London, gest. daselbst 8. Juni 1857, war Sohn eines Schauspieldirektors, ging aus Neigung für das Seewesen als Midshipman an Bord eines Kriegsschiffs, verließ aber bald den Marinedienst und widmete sich in London der Schriftstellerei. Durchschlagenden Erfolg hatte er mit der Komödie »Black-eyed Susan«, und nun ließ er in schneller Folge Lustspiele, Schwänke und Melodramen erscheinen. Am »Punch« nahm er hervorragenden Anteil; seine »Mrs. Caudle's curtain-lectures« (vielmals aufgelegt; deutsch von Gerstäcker: »Madame Kaudels Gardinenpredigten«, 8. Aufl., Leipz. 1879) und die »Story of a feather« erschienen zuerst in diesem Witzblatt. Auch redigierte er das »Illustrated magazine«, das seine »Chronicles of Clovernook« enthält (gesammelt, Lond. 1846), und »Douglas Jerrold's Shilling Magazine«, für das er unter anderm die Erzählung »St. Giles and St. James« schrieb. In Zeitschriften erschienen auch zuerst seine »Men of character« (1838, 3 Bde.; deutsch von Olckers, Leipz. 1867, 2 Bde.) und »Punch's letters to his son« (1843). Von seinen Bühnenstücken haben mehrere, wie »Black-eyed Su-

san«, »The rent day«, »Time works wonders«, »The bubble of the day« und »Retired from business«, einen bleibenden Wert. Mit Eifer wirkte er am Gedeihen der von Bulwer und Dickens gestifteten Literary Guild mit. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien London 1851—54, 8 Bde. Sein Leben beschrieb sein Sohn William Blanchard J. (»The life and remains of Douglas J.«; 1859, 2. Aufl. 1869).

2) William Blanchard, engl. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1826 in London, gest. 9. März 1884, machte Kunststudien, lieferte frühzeitig Illustrationen zu Artikeln seines Vaters im »Illuminated Magazine« und machte sich literarisch bekannt durch Erzählungen und Lustspiele, von denen sich »As cool as a cucumber« (1850) auf der Bühne erhalten hat. Nach einer 1852 unternommenen Reise nach Schweden gab er »A brage beaker with the Swedes« (1854) heraus, worauf 1855 das Buch »Imperial Paris« folgte. Von nun ab trat er für seine Idee einer Verbindung der Demokratie und volkstümlichen Monarchie (Imperialismus) in dem »Lloyd's Weekly Newspaper«, dessen Redaktion er nach dem Tode seines Vaters übernahm, mit Erfolg ein. Er gab die Biographie und den Nachlaß seines Vaters heraus (s. oben). 1863 studierte er die Pariser Armenverwaltung und gewann so die Anregung zum Roman »The children of Lutetia« (1864) und zu verschiedenen Reiseschriften, wie: »At home in Paris« (1864 u. ö.), »On the boulevards« (1867), »Paris for the English« (3. Aufl. 1868) ꝛc. Nach einer Reihe von Romanen folgte ein ausführliches »Life of Napoleon III.« (1875—82, 4 Bde.), wofür er von der kaiserlichen Familie mit Material unterstützt wurde; ferner: »London, a pilgrimage« (mit Illustrationen von G. Doré, 1872); »The life of George Cruikshank« (1882, 2 Bde.) und »Life of Gustav Doré« (mit Bildern von Doré, 1891). Auch gab er unter dem Namen Fin-Bec seit 1867 »The Epicure's year-book« heraus.

Jersey (spr. dschörsi), die größte der englischen Kanalinseln (s. d.), das Caesarea der Alten, an der Westküste des Depart. Manche in Frankreich, 116,2 qkm (2,1 QM.) groß, mit steiler Nordküste, die sich nach S. zu sanft abdacht, gut bewässert und fruchtbar, mit mildem Klima, aber fast ohne Wald (17 Hektar). Das vorherrschende Gestein ist Granit und Syenit; die Brüche von Malo liefern Material, das teilweise ausgeführt wird. Von der Oberfläche kommen (1902) 57,7 Proz. auf Ackerland, 9,1 Proz. auf Wiesen. Man baut namentlich Weizen, Kartoffeln (die in Menge ausgeführt werden), Hafer und Futter. Auch die Obstzucht ist bedeutend. Hochgeschätzt ist die einheimische Rasse von Kühen. Die Zahl der Einwohner beträgt (1901) 52,796, worunter viele Franzosen. Französisch wird allgemein gesprochen und ist auch die Sprache der Verwaltung. Das Volk spricht noch den altnormannischen Dialekt. Herrschend ist die anglikanische Kirche; die Insel gehört zum Bistum Winchester. An der Spitze der Insel steht ein von der englischen Regierung ernannter Statthalter (Lieutenant Governor), ihm zur Seite die Ständeversammlung, bestehend aus dem Oberrichter (Bailiff), den 12 Jurats, den 12 Pfarrherren, den 12 Bürgermeistern (Constables) und 14 von den Steuerzahlern gewählten Vertretern (Jurats). Letztere werden auf Lebensdauer, die Constables auf 3 Jahre gewählt. Die Staatseinkünfte (insbes. Zölle) belaufen sich auf 22,000 Pfd. Sterl. Die Miliz ist 3000 Mann stark; die Besatzung besteht aus einem halben Bataillon mit etwas Artillerie. Hauptstadt ist Saint-Hélier. J. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Im O. liegt auf einer Anhöhe Schloß Montorgueil, ehemals der Sitz der alten Herren der Insel, später Gefängnis. Vgl. Noury, Géologie de J. (Par. 1886), Weiteres bei Artikel »Kanalinseln«.

Jersey City (spr. dschörsi ßitti), Hauptstadt der Grafschaft Hudson im nordamerikan. Staat New Jersey, am Hudson, gegenüber New York (s. Karte »New York und Umgebung«), mit dem es zahlreiche Dampffähren verbinden, enthält die Mehrzahl der Bahnhöfe von den in New York mündenden Bahnen, die Docks zahlreicher transatlantischer Dampferlinien, ein neues Stadthaus, mächtige Getreideelevatoren, 3 Krankenhäuser, ein Waisenhaus und (1900) 206,433 Einw., darunter 58,424 im Ausland (17,375 in Deutschland) Geborne. 1890 erzeugten 995 Industriebetriebe mit 19,499 Arbeitern Waren im Werte von 77,225,116 Doll. Am bedeutendsten sind Zuckersiederei, Versandschlächterei (in Communipaw), chemische Fabriken, Maschinen- und Lokomotivenbau, Stahlwerke, Küferei, Zink- und Bleiweißwerke, Papier-, Tabak-, Glas- und Pianofortefabriken sowie Schiffbau. Die städtische Schuld beträgt 16,039,617, das steuerpflichtige Eigentum 100,550,026 Doll.

Jerseyville (spr. dschörsiwill), Hauptort der Grafschaft Jersey im nordamerikan. Staat Illinois, hat Ackerbaumaschinenfabrikation, Mühlen und (1900) 3517 Einw.

Jershöft, Dorf im preuß. Regbez. Köslin, Kreis Schlawe, an der Ostsee, hat eine Rettungsstation für Schiffbrüchige, Leuchtturm, Seebad und 260 Einw.

Jersitz, Stadt, s. Jerzyce.

Jerubaal, s. Gideon.

Jerusalem (in den Keilinschriften Ursalimmu, in den Hieroglyphen Schalam, griech. und lat. Hierosolyma, hebr. Jeruschalajim, »Wohnung des Friedens«, bei den Arabern El Kuds, »das Heiligtum«, bei den Türken Küdsi-Schêrif genannt), die alte Hauptstadt Palästinas, unter 31° 47′ nördl. Br. und 35° 13′ östl. L., auf mehreren Hügeln über dem Bache Kidron gelegen, der östlich von der Stadt zwischen ihr und dem Ölberg durch das Tal Josaphat fließt, in einer ungeachtet des steinigen Kalkbodens doch ziemlich ergiebigen Gegend. Das Klima ist im ganzen gesund, die Hitze auch im Sommer durch Seewinde gemäßigt; nachts oft starke Abkühlung. Ein Nachteil ist der Mangel an ausreichendem Quellwasser. Der ursprüngliche altkanaanitische Name des Ortes zu Abrahams Zeit war Salem, später Jebus. Von den Jebusitern eroberte erst David die Burg Zion auf dem 743 m hohen östlichen Hügel, machte die Stadt zu seiner Residenz und vergrößerte sie beträchtlich (daher auch Stadt Davids genannt). Eigentlich war sie dem Stamm Benjamin zugeteilt worden, doch finden wir sie stets im Besitz des Stammes Juda. Nach David ward die Stadt durch Salomo vergrößert und verschönert, namentlich durch einen prächtigen königlichen Palast und, nördlich davon, den auf dem geebneten und durch hohe, aus dem Tal aufgeführte Böschungsmauern erweiterten Gipfel des Moria errichteten berühmten Tempel, der mit Hilfe tyrischer Arbeiter erbaut und 988 eingeweiht wurde (Weiteres s. Tempel). Diese Blüte währte aber nur kurze Zeit: schon unter Salomos Sohn Rehabeam wurde J. von Sisak von Ägypten (954), 90 Jahre später von arabischen und philistäischen Völkern, darauf von Joas, König von Israel (836—819), geplündert. Usias (800—748) brachte J. wieder zu größerm Ansehen, Hiskias (726—697) und Manasse (697—642) befestigten es von neuem, bis es endlich

587 nach fast zweijähriger Belagerung in die Hände von Nebukadnezar fiel, geplündert und der meisten seiner Einwohner beraubt wurde. Zu jener Zeit umfaßte J. eine Bevölkerung von 17—18,000 Seelen. Nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil (538) ward J. mit Benutzung der noch vorhandenen Fundamente und Trümmer durch Serubabel, Esra (seit 458) und Nehemia (455) wieder aufgebaut und mit Mauern und Türmen versehen. Auch der Tempel ward wiederhergestellt, jedoch bei weitem nicht in der alten Größe und Pracht. Judas Makkabäus ließ später, nachdem er der syrischen Herrschaft über Palästina ein Ende gemacht, den von Antiochos Epiphanes 170—168 geplünderten und durch Götzendienst entweihten Tempel reinigen, ausbessern und stark befestigen; aber erst Herodes d. Gr. war es, der seit 20 v. Chr. Serubabels einfachen Tempel wieder in einen Prachtbau verwandelte, der aber nie ganz vollendet wurde. Er befestigte auch die Burg **Baris** an der Nordwestecke der Tempelarea von neuem und nannte sie seinem römischen Patron M. Antonius zu Ehren **Antonia**, errichtete sich auf dem höchsten Punkte des Westhügels einen prächtigen Palast, den die drei Türme Hippikos, Phasael und Mariamne schirmten, und wo später der römische Statthalter residierte, erbaute ein Theater, den Xystos (einen von Säulenhallen umgebenen Platz, östlich vom Palast) sowie ein Rathaus. Unter Herodes' Regierung hatte J. den Höhepunkt von Glanz und Pracht erreicht; aus jener Zeit besitzen wir die Schilderung des Josephus, nach dem J. an 250,000 (?) Einw. gezählt haben soll. Zwar hatte die Stadt schon damals enge und krumme Gassen wie heute, aber jene Prachtgebäude und die Mauern mit ihren Türmen gaben ihr ein imposantes Ansehen. Außerhalb (d. h. nördlich der Stadt) dehnten sich Villen und Gärten weithin aus. Dieser Teil wurde erst durch Herodes Agrippa 41—44 n. Chr. mit Mauern eingefaßt, die ungefähr den heutigen an jener Stelle entsprechen. So besaß J. eine dreifache Umwallung: die **erste Mauer** (Davids und Salomos) um die obere Stadt, Ophel und Moria; die **zweite Mauer** (erbaut von Hiskias ꝛc., wiederhergestellt von Nehemia), die das jene Hügel trennende »Käsemachertal« und die Vorstadt im N. einfaßte, und die **dritte Mauer** (Agrippas), welche die Neustadt oder Bezetha umgab und im NO. und NW. je einen mächtigen Eckturm und außerdem noch 88 kleinere besaß (vgl. den Plan). Doch sind diese Ansetzungen noch keineswegs über jeden Zweifel erhaben.

Für immer verlor J. seine politische Bedeutung 70 n. Chr., als infolge des Aufstandes der Juden gegen die Römer Titus vom April bis September die Stadt belagerte, schrittweise eroberte und zerstörte. Erst Hadrian erbaute seit 130 an der Stelle Jerusalems eine römische (Militär-) Kolonie, die Aelia Capitolina. Doch blieb der südliche Teil des Westhügels und der Berg Ophel davon ausgeschlossen. Die neue Stadt ward bloß mit Römern bevölkert, den Juden der Aufenthalt daselbst untersagt und an der Stelle des alten Jehovatempels ein Tempel des Jupiter Capitolinus erbaut. Von nun an erfuhr J., Neubauten von Kirchen, Klöstern und Hospizen unter Konstantin d. Gr. und Justinian abgerechnet, im Altertum keine größern Veränderungen; wohl aber führte die Besitznahme Jerusalems durch die Araber unter Omar 637, dann wieder die Eroberung durch die Kreuzfahrer 1099 und endlich die durch Saladin herbeigeführte Rückkehr der Stadt unter mohammedanische Herrschaft 1187 vielfache Umgestaltungen herbei, wodurch J. nach und nach seine heutige Ge-

Plan des alten Jerusalem.

staltung erhalten hat. In neuester Zeit ist ihre Topographie durch die Nachgrabungen von de Saulcy, de Vogüé, dem Palestine Exploration Fund und dem Deutschen Verein zur Erforschung Palästinas mehr und mehr klargelegt worden, wobei man den stellenweise 25 m, ja 40 m hoch aufliegenden Schutt durchdringen mußte. Namentlich sind die großartigen Aquädukte und das mit denselben in Verbindung stehende System von Zisternen und Kanälen deutlich erkennbar verfolgt worden. Eine dieser Wasserleitungen schaffte Wasser bis zum Tempelplatz, eine andre in die Vorstadt. Doch bietet die alte Topographie Jerusalems wegen der Unmöglichkeit umfassender Ausgrabungen noch immer viele schwierige und einstweilen unlösbare Fragen.

Das jetzige Jerusalem.

(Hierzu der Stadtplan von Jerusalem.)

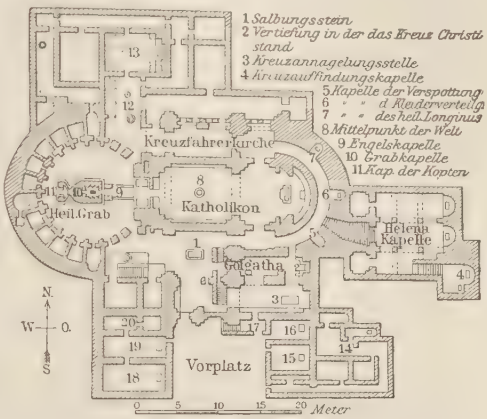
J. ist Hauptstadt eines selbständigen Sandschaks (17,100 qkm mit 341,600 Einw.) und gilt noch jetzt Christen, Juden und den Bekennern des Islams als eine heilige Stadt. Es liegt 725—789 m ü. M. auf und an dem Abhang eines Kalkfelsens, der nur auf der Nordseite sanft ansteigt, sonst allseitig steil abfällt. Mit Jafa ist es seit 1892 durch Eisenbahn verbunden, die jährlich über 50,000 Personen und ca. 25,000 Ton. Güter befördert. Von den die Stadt umgebenden Bergen ist der Ölberg, an der Ostseite, der höchste (828 m ü. M., 148 m über dem Kidron); an ihn schließt sich südlich der Berg des Ärgernisses (Dschebel Batn el Hawa). Im S. liegt der Berg des bösen Rates. Auf drei Seiten, gegen O., S. und W., ist J. von tiefen Tälern umgeben: im O. vom Tal Josaphat (Wadi Sitti Mariam), zwischen Ölberg und dem Berg Moria, im W. und S. vom Tal Ben Hinnom (Wadi er-Rababi), das sich mit jenem vereinigt. Ein drittes, weniger tiefes, von N. nach S. gerichtetes Tal, das Tyropöon oder Käsemachertal, teilt die Stadt in eine westliche Hälfte (97 m über dem Kidron) und eine östliche mit den Höhen Moria und Bezetha. Die aus großen Werkstücken erbauten Mauern mit 34 viereckigen Türmen stammen aus der Zeit Sultan Solimans, messen etwa 4 km im Umfang und sind 12 m hoch. Von sieben Toren sind nur fünf geöffnet, das Damaskustor im N., das Stephanstor im O., das Moghrebiner oder Misttor und das Zionstor im S. und das am meisten benutzte Jafator im W. Dazu kam 1889 an der Nordwestecke das neu durchgebrochene Bâb Abd ul Hamid. Die belebtesten Gassen sind die meist überwölbten Suks (Basare), dann die zum Damaskustor führende und die die Stadt vom Jafator zum Haram von W. nach O. durchschneidende Straße. Dadurch zerfällt J. in vier Quartiere: im O. das mohammedanische mit dem Tempelplatz (Haram esch Scherif), der sogen. Via dolorosa (s. unten), zwei Kasernen und dem Konak; im NW. das christliche mit der Kirche des Heiligen Grabes, dem Hiskiasteich, den Wohnungen des lateinischen und griechischen Patriarchen, der deutschen Kirche, vielen Klöstern; im SW. das Quartier der Armenier, mit der Zitadelle, einer dritten Kaserne, der englischen Kirche und dem Jakobskloster, der Residenz des armenischen Patriarchen; endlich das Judenquartier, im Tale zwischen Haram und dem traditionellen Zion, mit mehreren Synagogen. Die schmutzigen Straßen sind eng, abschüssig und vielfach gebrochen, schlecht oder gar nicht gepflastert. Die Häuser sind aus Stein, aber klein und niedrig, oft mit Kuppeln gekrönt oder mit flachen Dächern versehen. Schmale, niedrige Türen und meist vergitterte Fenster geben den Häusern ein gedrücktes Aussehen. Verräucherte Kaffeeschenken, düstere Basare und Sackgassen, stallartige Erdgeschosse, der Mangel an geräumigern Plätzen, die Stille der meisten Straßen vollenden das trübselige Bild der Stadt, die, vom Ölberg oder von N. gesehen, sich sonst stattlich genug ausnimmt. Erwähnenswerte öffentliche Gebäude weltlicher Bestimmung besitzt J. außer der z. T. sehr alten Zitadelle nicht. Das reichste und größte Kloster ist das armenische auf dem (traditionellen) Berge Zion, mit großer Pilgerherberge und der mit Fayencen getäfelten Kirche des heil. Jakobus.

[Heiligtümer.] Die vornehmsten Heiligtümer Jerusalems sind in der sogen. Via dolorosa (»Schmerzensweg«) vereinigt, einer 1 km langen, vom Stephanstor zur Kirche des Heiligen Grabes führenden Straße, die nach der aus dem 16. Jahrh. stammenden Sage Jesus auf seinem Gange zum Tode durchwandelt haben soll, wie der Platz der Geißelung, das Haus des Pilatus, der Ort der Kreuzauflegung u. a. Die Überlieferung betreffs dieser Stationen hat übrigens im Laufe der Zeit mehrfach gewechselt. Die letzten 5 der 14 Stationen befinden sich in der Heiligen Grabeskirche selbst. Vor dem Tor derselben ist ein mit Steinplatten gepflasterter Platz, wo Händler mit Wachslichten, Jerichorosen, Rosenkränzen ꝛc. ihre Waren anpreisen. Die Fassade der Kirche hat zwei Portale, von denen das eine jetzt zugemauert ist, darüber zwei fast ganz vermauerte Fenster mit flachen Spitzbogen. Das flache Dach wird von einer großen und einer kleinern Kuppel überragt, während sich zur Linken ein halb eingefallener Glockenturm erhebt. Jeder der verschiedenen Sekten gehören einzelne Teile des verzwickten Kirchen- und Kapellenkomplexes (vgl. den Grundriß der Kirche, S. 235, in den die wichtigsten Teile eingezeichnet sind). Die erste Reliquie dieses »größten Reliquienschreins der christlichen Welt« ist eine rötliche Marmorplatte, auf der die Salbung des Gekreuzigten durch Nikodemus stattgefunden haben soll (der jetzige Stein datiert von 1808). Eine Treppe zur Rechten führt von da nach Golgatha, das 4,5 m über dem Boden der Grabeskirche liegt, den Griechen gehört und in eine Kapelle verwandelt ist, die durch weiße Marmorpfeiler geteilt wird (vgl. Mommert, »Golgatha und das Heilige Grab«, Leipz. 1900). Die Vertiefung, in der das Kreuz Christi stand, ist in Silber gefaßt. Zu beiden Seiten sieht man die Löcher, wo die Kreuze der Schächer standen, und dicht dabei im Felsen den beim Verscheiden Jesu entstandenen Riß, welcher der Legende nach bis in den Mittelpunkt der Erde hinabreicht. Eine Messingleiste verdeckt die (in Wahrheit etwa 20 cm tiefe) Spalte. Nach rechts führen 29 Stufen aus einem Rundgang (s. unten) in den östlichsten, den Abessiniern gehörigen Teil des Gebäudes, die ziemlich geräumige Helenakapelle, hinunter. Noch 13 Stufen tiefer steht in einer Felsenhöhle ein Altar über der Stelle, wo das Kreuz mit der Dornenkrone, den Nägeln ꝛc. gefunden worden sein soll. In diesem Rundgang finden sich die kleinern Kapellen der Verspottung, der Kleiderteilung und des Kriegsknechts Longinus, der Christi Seite mit dem Spieß durchstach und, später bekehrt, hier jahrelang als Büßer gelebt haben soll. Alle diese Kapellen sind mit Lampen, meist auch mit kunstlosen Bildern ausgestattet. Dieser Rundgang mit seinen Kapellen gehört zu der von der Grabeskirche ursprünglich getrennten, 1140—49 erbauten Kreuzfahrerkirche, deren Hauptteil das

JERUSALEM.
Maßstab 1:12 000
0 100 200 300 400
Meter
C Cisterne, G Gräber, S Synagoge,
†† Kirchen u. Klöster, ☽ Moschee, R Ruine.
Erklärung:
1 Erlöser-Kirche D3
2 Hospiz f. Arch. (i. B.) D3
3 Dschami el-Omari D3
4 Englische Kirche C4
5 Dtsche Palästinab. C4
6 Griech. Gethsem.-Kl. D3
7 Franz. Konsulat C3
8 Alte Jakobskirche D4
9 Geißelungskap. E2
10 Charalamb Kl. D3
11 S. Joh. Kloster D4
12 Zionsschwestern E2
13 Griech. Patriarch C3
14 Saladins Hosp. CD3
15 Klagepl. d. Juden E4
16 Franziskaner-Kl. E2
17 Patriarchenbad D4
18 Heilbad E3
Haramstore:
19 Bāb el-Asbāt F2
20 " Hitta E2
21 " el-Atem E2
22 " es-Serāi E3
23 " en-Nāsir E3
24 Bab el-Hadīd E3
25 " el-Kattānīn E3
26 " el-Matara E3
27 " es-Silsele E4
28 " el-Magharibe E4
Hotels u. Hospize:
a Hotel Fast B3
b Grand New Hotel C4
c Hotel Hughes B3
e Johanniter Hosp. D3
f Österr. Pilger H. D2
g Koptischer Khan C3
h Casa Nuova C3
Abessinische Kirche
Kaiserswerther Diakon.-Hospital
Dominikaner-Kloster
Stephans-K.
Muham. Begräb. Pl.
Deutsches St. Paulus-Hospiz
Juden-Kolonie
Russischer Damaskus-Tor
Russenbau
Kathedrale
Notre Dame de France
Salvator Klost.
Muhammed. Begräbnisplatz
Birket Mamilla
Latein. Patriarchat
Muristan
Basare
Jafa Tor
Zitadelle
Nikophorich
Griech. St. Georg Klost.
Armenisches Grosses Jakobs-Kloster
Mist Tor
Zions Tor (B. en Nebi Daud)
Christl. Fhf. Dormition
Nebi Dāūd
Montefiores Juden-Kolonie
Birket es Sultan
Kefr Silwan
Franz. Benedikt. Kloster
Ärgernisses
Haram esch-Scherif
Kubbet es Sachra
el Aksa
Goldenes Tor
Gethsemane
Felsengräber
Maria Magdalena K. d. Russen
Kefr-et-Tūr
Karmeliter Kloster
Latein
Gräber der Propheten
Besitz
Judischer
Tyropöon Tal
Josaphat Tal
Kidron Tal
Ölberg
Gräber
Viri Galilai
Grabeskirche
Storchturm
Herodes-Tor
Stephans-Tor
Kermesch-Schech
Neues Herodes Grab
Gräber des Herodes
Siloaquelle
Höhler
n. d. Königsgräbern u. Naplus
n. d. Bahnhof
n. d. Kreuzkloster
n. Gaza

sogen. Katholikon oder Griechenchor, der imposanteste Raum des ganzen Baues, ist, in dessen Mitte eine Kugel den »Mittelpunkt der Welt« bezeichnet. Gold und Silber, Bronze und Marmor sind hier bis zur Überladung verwendet. Westlich von dieser Kirche liegt die große Rotunde der Grabeskirche; 16 Pfeiler bilden die Rippen des Rundbaues und haben Arkaden zwischen sich, die sich in einer Galerie darüber wiederholen und sich oberhalb der Hohlkehle als Nischen fortsetzen. Unmittelbar darunter befindet sich die das Heilige Grab umschließende Kapelle, ein längliches Viereck (8 × 5,5 m), das mit rötlichem Marmor überkleidet und ringsum mit Pilastern und andern Zieraten im Rokokostil geschmückt ist. Das Innere ist in zwei Abteilungen geschieden, von denen die vordere, die sogen. Engelskapelle, den Stein umfaßt, auf dem der Engel saß, der den Jesu Leichnam suchenden Frauen die Worte zurief: »Warum suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?«; die zweite Abteilung, ein niedriger Raum von 2 m Länge und 1,8 m Breite, enthält das heilige, ganz mit neuen Marmorplatten bedeckte Felsengrab selbst, an dem täglich Messe gelesen wird. Von der Decke des Gemachs hängen 43 Ampeln von edlem Metall herab; je 13 davon gehören den Griechen, Lateinern und Armeniern, 4 den Kopten. Durch die Arkaden des nördlichen Teiles der Rotunde gelangt man in einen den Lateinern gehörigen Vorraum, auf dessen Fußboden ein Marmorring die Stelle bezeichnet, wo der Auferstandene der Maria Magdalena als Gärtner erschien, und gleich nördlich daneben befindet sich die Kapelle, wo er sich seiner trauernden Mutter zeigte. Außerdem wird hier hinter einem Gitter die eine Hälfte der Säule verwahrt, an der Christus gegeißelt ward. Eine beträchtliche Anzahl von Heiligtümern zweiten und dritten Ranges wird außen an der Mauer gezeigt. Über die Echtheit der Örtlichkeit ist viel gestritten worden; Bestimmtes läßt sich aber nicht behaupten, ehe nicht der ganze Boden im Zusammenhang untersucht worden ist, was wiederum kaum möglich ist. — Die Hauptdaten in der Geschichte der Kirche sind folgende: Zuerst ließ Konstantin d. Gr. nach der angeblichen Auffindung des Heiligen Grabes hier eine 336 geweihte Basilika errichten, die 614 von den Persern zerstört ward. Nachdem um 620 ein Abt Modestus den Bau wiederhergestellt hatte, wurde er im 10. Jahrh. zweimal durch Feuer und 1010 von den Türken völlig zerstört. Bis 1055 war indessen die Kirche wieder aufgebaut, worauf die Kreuzfahrer viel zu ihrer Erweiterung und Verschönerung taten. Diese letztern Bauten haben sich, durch spätere Zutaten entstellt oder verdeckt, bis heute erhalten. Von neuem wurde die Kirche zerstört, als 1244 die Charesmier die Stadt eroberten; gleichwohl besaß sie um 1310 wieder viele reichgeschmückte Altäre. 1664 ließ sie der griechische Patriarch gründlich ausbessern. Die Grabkuppel ward besonders durch Beiträge aus Frankreich hergestellt. Dieser Neubau ward 1719 beendet. Am 12. Okt. 1808 entstand durch eine Kerze ein Brand, der die Kirche so beschädigte, daß man sie ganz neu aufzubauen beschloß. Die Kosten wurden vornehmlich von den Griechen und Armeniern bestritten. 1810 war der Bau vollendet. Von alters her hat der konfessionelle Hader sich in der Kirche des Heiligen Grabes in widerwärtigen, oft blutigen Händeln Luft gemacht. Der stärkste Besuch findet am Abend vor dem griechischen Osterfest statt, wo das angeblich Wunder wirkende heilige Feuer vom Himmel herabgebetet wird und unter den Gläubigen das schrecklichste Gedränge, oft wilde Prügelei veranlaßt. Vgl. Mommert, Die heilige Grabeskirche zu J. in ihrem ursprünglichen Zustande (Leipz. 1898).

Die Stätte des alten jüdischen Tempels bezeichnet auf dem heiligen Tempelplatz im SO. der Stadt, dem Haram esch Scherif, eine 3 m hohe Plattform von 160 m Länge und 125—155 m Breite, die mit Marmor getäfelt ist, und zu der marmorne Stufen



12 Stelle wo Jesus der Maria Magdalena erschien
13 Auferstehungskapelle
14 Apostelkirche
15 Armenische Kapelle
16 Koptische Michaelskapelle
17 Kapelle der Maria v. Ägypten
18 Jakobskapelle
19 Maria-Magdalena-Kapelle
20 Kapelle der 40 Märtyrer

Grundriß der Heiligen Grabeskirche in Jerusalem.

führen. In ihrer Mitte steht der achteckige Felsendom (auch Omar-Moschee genannt), ein leichter, schöner Bau aus dem 7. Jahrh. mit 30 m hoher und 20 m im Durchmesser haltender Kuppel, nächst der Moschee zu Mekka die heiligste der ganzen mohammedanischen Welt, an die wie an den darin befindlichen heiligen Felsen sich viele Sagen knüpfen. Eine andre Moschee, El Aksa, ehemals die schöne, der Jungfrau Maria geweihte Basilika Justinians, liegt im südlichen Teil des Tempelplatzes.

[Bevölkerung.] Die mächtigste christliche Gemeinde in J. ist die griechische, 4000 Seelen stark; sie besitzt einen Patriarchen, 10 Klöster, die Raum für 2500 Pilger bieten, eine Mädchen- und eine Knabenschule, ein Hospital und eine Druckerei. Selbständig ist die russische Mission, der ausgedehnte Baulichkeiten (Kirchen, Pilgerhäuser, Spital) nordwestlich von der Stadt und auf dem Ölberg gehören. Die Katholiken (3800 Seelen) besitzen das Patriarchat mit großer Kirche, daneben 4 Kirchen und Kapellen, 8 Schulen, 3 Hospitäler, 4 Pilgerhäuser und 21 Klöster. Den deutschen Katholiken wurde 1898 vom deutschen Kaiser die Dormitio Sanctae Virginis geschenkt, eine den Katholiken besonders heilige Stätte, die der Sultan dem Kaiser abgetreten hatte; hier soll das dem Evangelisten Johannes gehörige Haus gestanden haben, worin die Mutter Maria seit dem Tode Jesu gewohnt habe und gestorben sei. Dort wird sich nun aus den Mitteln des »Deutschen Vereins vom Heiligen Lande« (s. d., Bd. 4) eine neue Marienkirche erheben nebst einer kleinen Herberge für vornehme Gäste (über diesen Platz vgl. Zahn, Die Dormitio Sanctae Virginis und das Haus des Johannes Markus, Leipz. 1899; Mommert, Die Dormitio und das deutsche Grundstück auf dem traditionellen Zion, das. 1900). Die armenische Kirche zählt etwa 600 Bekenner

unter einem Patriarchen und hat 3 Mönchsklöster (darunter das erwähnte Jakobskloster) und ein Nonnenkloster; die 200 koptischen (ägyptischen) Christen unter einem Bischof haben 2 Klöster, die Jakobiten ein kleines Kloster mit einem Bischof, desgleichen haben die wenigen (75) Abessinier einen Bischof und ein Kloster. Eine protestantische Gemeinde (ca. 400 Seelen) besteht in J. seit den 1840er Jahren. Die deutsche evangelische Gemeinde (190 Seelen) besitzt die am 31. Okt. 1898 in Gegenwart des deutschen Kaiserpaares geweihte Erlöserkirche (s. Jerusalem-Stiftung), eine Schule, das Johanniterhospiz, ein Hospital der Kaiserswerther Diakonissinnen, ein Kinderhospital, ein Aussätzigenhaus, 2 Waisenhäuser, einen deutschen Verein, die englisch-protestantische Gemeinde (140 Seelen) Kirche, Schule und Druckerei, die englische Judenmission Kirche, Schule und Spital. Die Sekte der Templer (300 Seelen, s. Tempelgesellschaft) hat ein Lyzeum mit 9 Lehrern. J. ist Sitz eines deutschen Berufskonsuls und des vom evangelischen Kirchenregiment neuerlich ins Leben gerufenen Instituts zur Erforschung der Altertümer des Heiligen Landes (Direktor Prof. Dalman).

Die Gesamtzahl der Einwohner wird auf 51,000 angegeben, davon 10,200 Christen, 10,000 Mohammedaner und 30,800 Juden. Die Verkehrssprache ist arabisch. Im allgemeinen stehen die Bewohner Jerusalems nicht im besten Ruf, indem sie für träge, ränkesüchtig, lügenhaft und feig gelten. Doch halten sie streng auf Beobachtung ihrer religiösen Gebräuche. Handel und Industrie sind unbedeutend, man treibt nur etwas Weberei und Pantoffelmacherei. Ausgeführt werden namentlich Devotionalien.

[Umgebung.] Im N. schließt sich an die Stadt eine Hochebene an; hier liegen die sogen. Königsgräber und die »Gräber der Richter«; näher der Stadt zeigt man eine Höhle, in der Jeremias seine Klagelieder gedichtet haben soll. Südwestlich vom Bahnhof breitet sich die deutsche Templerkolonie aus. Im NW. liegen die ausgedehnten Gebäude der russischen Mission, die fremden Konsulate, das evangelische Mädchenwaisenhaus Talitha Kumi ꝛc. und eine große, meist von Juden bewohnte Vorstadt. Im W. liegen die beiden, vielleicht altjüdischen, in den Felsen gehauenen viereckigen Teiche Mamilla und Birket es Sultan im Felsental Er Rababi (Ben Hinnom), wo zahlreiche Felsengräber erhalten sind; im S. der Töpferacker (Blutacker oder Hakeldama). Auf der Ostseite der Stadt erstreckt sich das Tal des Baches Kidron oder Tal Josaphat. Ganz im SO. liegt der Teich Siloah, der von der intermittierenden Quelle Siloah gespeist wurde. Das Tal Kidron wird im O. vom Ölberg (s. d.) begrenzt, an dessen Südwestfuß das Felsendorf Kefr Silwan liegt. Nördlich davon das sogen. Grab Absaloms, Zacharias' und viele andre alte Gräber. Weiter talaufwärts kommt man nach dem den Franziskanern gehörigen Gethsemane, einem ummauerten Garten mit einigen sehr alten Ölbäumen und verschiedenen durch die Leidensgeschichte Jesu geheiligten Lokalitäten. Weiter nördlich, am Fuße des Ölbergs, zeigt man das angeblich von der heil. Helena errichtete Grabmal der Jungfrau Maria, daneben die Gräber ihrer Eltern und ihres Gatten Joseph. Vgl. Tafel »Flaggen«, Fig. 30, ferner das Nebenkärtchen auf der Karte »Palästina« und den Abschnitt »J.« in den Reisehandbüchern für Palästina von Meyer und Bädeker (s. unten); Schick, Karte der nähern (1:10,000) und der weitern Umgebung (1:63,360) von J. (Leipz. 1896 u. 1897).

[Spätere Geschichte.] J. blieb unter der Herrschaft der oströmischen Kaiser, bis es von dem Perser Chosrav II. 615 erobert ward. Zwar gewann der Kaiser Herakleios die Stadt im Frieden 628 wieder; doch schon 637 konnte nach zweimonatiger Belagerung Kalif Omar in die heilige Stadt einziehen. Die Araber gestatteten den Christen, die heiligen Orte zu besuchen. Aber seit sich 1076 die Seldschuken Jerusalems bemächtigt hatten, denen 1098 die ägyptischen Fatimiden folgten, sahen sich die Christen vielfachen Bedrückungen ausgesetzt. Nachdem im ersten Kreuzzug Gottfried von Bouillon 15. Juli 1099 J. erobert hatte, wurde ein eignes christliches Königreich J. gestiftet. Auf dem Throne saßen nacheinander Gottfried von Bouillon, Balduin I. (seit 1100), Balduin II. (seit 1118), unter dem die Johanniter und Tempelherren emporblühten, Fulko von Anjou (seit 1131), Balduin III. (seit 1143), Amalrich I. (seit 1162), mit dem der Verfall des Reiches begann, Balduin IV. (seit 1173), Balduin V. (seit 1184) und endlich 1186 Guido von Lusignan. Nachdem 3. Okt. 1187 die Sarazenen unter Saladin J. erobert hatten (s. Kreuzzüge), trat Guido die Krone 1193 für Cypern an Heinrich von Champagne ab; doch vermochte dieser so wenig wie seine Nachfolger Amalrich II. von Cypern und Johann von Brienne seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Kaiser Friedrich II. setzte sich zwar 1229 die Krone von J., auf die er durch Heirat mit Jolante, der Tochter Johanns von Brienne, ein Recht erworben hatte, aufs Haupt (s. Kamil); doch fiel die Stadt schon 1244 wieder in die Hände der Mohammedaner. Trotzdem führten die deutschen Kaiser bis 1806 den Titel »König von J.« 1382 bemächtigten sich die tscherkessischen Mamelucken Jerusalems; 1517 eroberte es der türkische Sultan Selim I., dessen Sohn und Nachfolger die Stadt 1534 mit der jetzigen Ringmauer umgab. Seitdem blieb J., mit Ausnahme der Jahre 1833—40, wo Mehemed Ali von Ägypten Syrien beherrschte, der Pforte unterworfen. Auf Anregung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen wurde 1841 in J. ein evangelisches Bistum von England und Preußen gemeinsam errichtet und der erste Bischof (der Judenmissionar Salomon Alexander aus dem Posenschen, gest. 1845; vgl. seine Biographie von de la Roi in den »Schriften des Institutum Judaicum in Berlin«, Leipz. 1897) von England, der zweite (der Schweizer Samuel Gobat, s. d.) 1846 von Preußen, der dritte (Barclay) von England ernannt; nach dem Tode des letztern (1883) blieb die Stelle unbesetzt, und Preußen, das 1886 den Vertrag kündigte, gründete 1889 die Evangelische Jerusalem-Stiftung (s. unten). Vgl. Hechler, The J. Bishopric (Lond. 1883). Streitigkeiten über die »Heiligen Stätten« (s. d.) wurden 1853 Mitveranlassung zum Krimkrieg.

[Literatur.] Von Wichtigkeit sind die Veröffentlichungen des 1865 gegründeten Palestine Exploration Fund (insbes. die Arbeit über J. von Warren und Conder, 1884, mit 50 Tafeln; die Ergebnisse der Ausgrabungen von Bliß und Dickies seit 1894, 1898) und des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas (gegründet 1877). Die Forschungen der englischen und amerikanischen Gelehrten sind zusammengestellt in den Werken: Wilson und Warren, The recovery of J. (Lond. 1871); »Our work in Palestine« (das. 1872) und Besant und Palmer, J., the city of Herod and Saladin (4. Aufl., das. 1899). Von sonstigen Schriften über J. nennen wir: Sepp, J. und das Heilige Land (2. Aufl., Regensb. 1876, 2

Bde.) und Neue architektonische Studien ꝛc. (Würzb. 1867); T. Tobler, Denkblätter aus J. (St. Gallen 1853); Wolff, J. nach eigner Anschauung und den neuesten Forschungen (3. Aufl., Leipz. 1872); Bartlett, Walks about the city and environs of J. (neue Ausg., Lond. 1872); Warren, Underground J. (das. 1876); de Saulcy, Jérusalem (Par. 1881); V. Guérin, Jérusalem, son histoire, sa description, ses établissements religieux (das. 1889); Schick, Die Stiftshütte, der Tempel in J. ꝛc. (Berl. 1896); E. S. Wallace, J., the holy (Lond. 1898); Mommert, Topographie des alten J. (Leipz. 1902—03, Bd. 1u. 2); Guy le Strange, Palestine under the Moslems (Veröffentlichung des Palestine Exploration Fund, 1890); »Regesta regni Hiersolymitani« (hrsg. von Röhricht, Innsbr. 1893 u. 1904); Dodu, Histoire des institutions monarchiques dans le royaume latin de Jérusalem 1099—1291 (das. 1894); Conder, The latin kingdom of J. (Lond. 1897); Röhricht, Geschichte des Königreichs J. (Innsbr. 1897); die Reisehandbücher »Palästina und Syrien« von Bädeker (6. Aufl., Leipz. 1904) und Meyer (4. Aufl., das. 1904); Zimmermann, Karten und Pläne zur Topographie des alten J. (Basel 1876); Guthe, Ausgrabungen bei J. (das. 1883); Schick, Karte der nähern (1:10,000) und der weitern (1:63,360) Umgebung von J. (Leipz. 1896 u. 1897).

Jerusalem, 1) Johann Friedrich Wilhelm, namhafter Kanzelredner und Theolog der Aufklärungsepoche, geb. 22. Nov. 1709 in Osnabrück, gest. 2. Sept. 1789 in Braunschweig, ward 1742 Hofprediger in Braunschweig und Erzieher des Erbprinzen, 1743 Propst, 1752 Abt, 1771 Vizepräsident des Konsistoriums in Wolfenbüttel. Das Collegium Carolinum in Braunschweig verdankt ihm seine Blüte.

2) Karl Wilhelm, Sohn des vorigen, geb. 21. März 1747 in Wolfenbüttel, gest. 29. Okt. 1772 in Wetzlar, studierte in Leipzig und Göttingen die Rechte und wurde 1770 Assessor in Wolfenbüttel, wo er mit Lessing verkehrte, 1771 braunschweigischer Sekretär bei der Kammergerichtsvisitation in Wetzlar, wo er sich in schwermütiger Stimmung, die durch Zurücksetzungen und durch eine unglückliche Liebe immer mehr gesteigert wurde, erschoß. Goethe, der ihn in Wetzlar kennen lernte, aber zur Zeit des Selbstmordes dort nicht mehr anwesend war, erfuhr die nähern Umstände durch briefliche Mitteilungen Joh. Christ. Kestners (s. d., 1) und verwertete sie für seinen Roman »Werthers Leiden« (1774; vgl. E. Wolff, Blätter aus dem Werther-Kreis, Bresl. 1894). »Philosophische Aufsätze« aus Jerusalems Nachlaß hat Lessing (Braunschw. 1776; Neudruck von P. Beer, Berl. 1900) veröffentlicht.

3) Wilhelm, Pädagog, geb. 11. Okt. 1854 zu Drenic bei Chrudim in Böhmen, studierte in Prag Philologie und alte Geschichte, ward 1878 Gymnasiallehrer in Nikolsburg und 1885 Professor an einem Gymnasium und Dozent der Universität in Wien. Im Anschluß an Fechner und Wundt wandte er sich vorzugsweise philosophischen, namentlich psychologisch-pädagogischen Studien zu. Er schrieb: »Zur Reform des Unterrichts in der philosophischen Propädeutik« (Nikolsb. 1885); »Psychologische Sprachbetrachtung« (Wien 1886); »Lehrbuch der empirischen Psychologie« (das. 1888, 3. Aufl. 1902); »Laura Bridgman; Erziehung einer Taubstumm-Blinden« (das. 1890); »Die Urteilsfunktion« (das. 1895); »Einleitung in die Philosophie« (das. 1899, 2. Aufl. 1903); »Kants Bedeutung für die Gegenwart«, Gedenkrede (das. 1904).

Jerusalemartischocke, s. Helianthus.

Jerusalemlabyrinthe (Jerusalems), s. Troja-burgen.

Jerusalemsblume, s. Lychnis.

Jerusalemseiche, s. Chenopodium.

Jerusalemsgerste, s. Gerste, S. 663 u. 664.

Jerusalem-Stiftung, Evangelische, eine am 22. Juni 1889 von König Wilhelm II. von Preußen errichtete kirchliche Stiftung, deren Zweck die Erhaltung der bestehenden sowie die Schaffung neuer evangelisch-kirchlicher Einrichtungen und Anstalten in Jerusalem, insbes. Kirchen und Schulen, sowie die Einrichtung und Unterstützung der evangelischen Gemeinde daselbst ist. Außer dem Jerusalemer Kollektenfonds (220,000 Mk.) und dem 1869—88 gesammelten Kirchenbaufonds (530,000 Mk.) wurde der Stiftung das 1841 von Friedrich Wilhelm IV. zur Errichtung eines deutsch-englischen protestantischen Bistums in Jerusalem gestiftete Dotationskapital (430,000 Mk.) überwiesen; Preußen verzichtete also auf seinen Anteil an dem protestantischen Bistum in Jerusalem (s. oben, S. 236, Geschichte). Am 31. Okt. 1898 wurde die evangelische Erlöserkirche, zu der 1893 der Grundstein auf dem Platz des ehemaligen Johanneskloster in Jerusalem gelegt worden war, in Gegenwart des Kaisers Wilhelm II., seiner Gemahlin und eines großen Gefolges, dem Vertreter der evangelischen Landeskirchen nicht bloß Deutschlands, sondern auch vieler andrer Kirchen angehörten, eingeweiht. Zwei Tage danach schenkte der Kaiser der römisch-katholischen Gemeinde in Palästina die sogen. Dormitio S. Mariae (s. Jerusalem, S. 235).

Jeruslan, linker Nebenfluß der untern Wolga im russ. Gouv. Samara, bildet im Unterlauf die Grenze gegen das Gouv. Astrachan und mündet unterhalb

Jervin, s. Veratrum. [Potemkino.

Jerwen, Kreis des russ. Gouv. Esthland, mit der Kreisstadt Weißenstein.

Jerxheim, Dorf im braunschweig. Kreis Helmstedt, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Magdeburg-Börßum, J.-Oschersleben, J.-Braunschweig und Nienhagen-J., 135 m ü. M., hat eine gotische evang. Kirche, Zuckerfabrik, Elektrizitätswerk, Brennerei, Mälzerei und (1900) 1946 Einw.

Jerzyce (Jersitz), früher selbständiger Ort, seit 1900 in die Stadt Posen einverleibt.

Jesaias (Jesaja, d. h. »Jahve hilft«, Esaias, in der »Vulgata« Isaias), der erste unter den sogen. großen Propheten, Sohn des Amoz, trat im Todesjahr des Königs Usias (um 740) als Prophet auf und wirkte unter Jotham, Ahas und Hiskias bis um 700. Gelegenheit zu ernsten Warnungen fand er besonders unter dem schwachen und abgöttischen Ahas. Als unter dessen Nachfolger Hiskias eine mächtige Partei, um aus der Zinsbarkeit Assyrien gegenüber herauszukommen, zu einer Verbindung mit Ägypten riet, sprach und wirkte der Prophet eifrig, aber vergeblich, dagegen, und als später Hiskias von Babylon zu einem Bündnis aufgefordert ward, warnte J. auch vor dieser kurzsichtigen Politik. Die in dem Buch J. gesammelten Orakel gehören verschiedenen Zeiten an. Die Kapitel 13 und 14, 24—27, 34 und 35 stammen erst aus exilischer, bez. nachexilischer Zeit; 36—39 sind, vermehrt um das Lied Hiskias Kap. 38, aus den Königsbüchern entnommen. Kap. 40—66 sind während des Siegeszuges des Cyrus (vgl. Kap. 44, 28; 45, 1) geschrieben und verkündigen die Befreiung aus dem Exil und die bevorstehende Verwirklichung des ewigen Ratschlusses Gottes mit Israel (sogen. Deutero-Jesaias, von dem neuerdings die letzten Kapitel als

Trito-Jesaias unterschieden werden). Die echten Orakel zählen nach Form und Inhalt zu den ausgezeichnetsten Erzeugnissen der Blütezeit der hebräischen Literatur; sie sind in jener eigentlich prophetischen Redeweise, die zwischen Prosa und Poesie die Mitte hält, sich aber mehr zur letztern erhebt, abgefaßt und halten sich in einer ernsten, kraft- und würdevollen, bilder- und gedankenreichen Sprache. Aber auch der sogen. zweite J. schreibt leicht und fließend und zeichnet sich durch fast dramatische Anschaulichkeit der Darstellung sowie durch Erhabenheit der sittlichen und religiösen Weltanschauung aus. Wegen der messianischen Weissagungen, die insbes. diese Kapitel enthalten, führt J. auch den Namen des Evangelisten unter den Propheten. Unter den neuesten Übersetzern und Erklärern des J. sind zu erwähnen: Hitzig (Heidelb. 1833, 2 Bde.), Knobel (5. Aufl. von Dillmann, Leipz. 1890; neubearbeitet von Kittel, 1898), Ewald (2. Aufl., Götting. 1867), Delitzsch (4. Aufl., Leipz. 1889), Bredenkamp (Erlang. 1887), Buhl (Kopenh. 1891), Cheyne (engl., Lond. 1895), Marti (Freiburg 1900), Duhm (2. Aufl., Götting. 1902), v. Orelli (4. Aufl., Münch. 1904) und Condamin (»Le livre d'Isaïe«, mit französischer Übersetzung, Par. 1905).

Jesberg, Dorf im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Fritzlar, an der Gilsa, 242 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Burgruine, Amtsgericht, Oberförsterei und (1900) 860 Einw. Nordwestlich davon der Kellerwald.

Jeschil Irmak (»grüner Fluß«, der antike Iris), Fluß in Kleinasien, entsteht durch die Vereinigung des Irmak und Tozanlysu mit dem Tschekerik Irmak und mündet mit sumpfigem Delta östlich von Samsun ins Schwarze Meer.

Jeschken, Gebirgskette, westlich von Reichenberg in Böhmen, südöstlicher Teil des Lausitzer Gebirges, besteht aus Urtonschiefer (Phyllit) und erreicht im aussichtsreichen J. (mit Restauration) 1013 m. Vgl. Hübler, Führer durch das Jeschken- und Isergebirge (2. Aufl., Reichenberg 1902).

Jesd, Stadt, s. Jezd.

Jesdegerd (Yezdegerd), Name dreier Könige von Persien aus dem Geschlechte der Sasaniden: J. I., 399—420; J. II., 438—457; J. III., 632—651. Der letztere, Enkel von Chosroes II. Parwes, der letzte König von Persien aus dieser Dynastie, wurde 636 von den Arabern angegriffen und bei Kadesia und Dschalula geschlagen. Er floh darauf nach Medien, dann nach Ostiran und suchte mit Hilfe der Türken sein Reich wiederzuerobern, fiel aber 651 (wie einst Dareios Kodomannos) durch Meuchelmord.

Jesdekast, kleine Bergfestung auf senkrechtem Fels in der persischen Provinz Farsistan, an der Straße Schiras–Ispahan.

Jesebel, Gemahlin Ahabs, s. Isebel.

Jesi, Stadt in der ital. Provinz Ancona, auf einem Hügel am linken Ufer des Esino und an der Eisenbahn Rom–Ancona gelegen, hat alte Ringmauern mit Türmen, eine Kathedrale, eine Kirche (San Marco) aus dem 12. Jahrh., eine ehemalige Klosterkirche (San Floriano, jetzt Bibliothek) mit Gemälden von Lorenzo Lotto, ein schönes Stadthaus der Frührenaissance, ein Theater, Seidengewinnung und Seidenspinnerei, Fabrikation von Seife, Zündhölzern, Seilerwaren, Hüten und Papier, Handel und (1901) 14,494 (als Gemeinde 23,208) Einw. Die Stadt ist Bischofssitz und hat ein Seminar, Lyzeum, Gymnasium und ein technisches Institut. J. hieß bei den Alten Aesis und ist der Geburtsort des Kaisers Friedrich II. sowie des Komponisten Pergolese.

Jesi, Samuele, ital. Kupferstecher, geb. 1789 in Mailand, gest. 17. Jan. 1853 in Florenz, studierte an der Akademie in Mailand bei G. Longhi. Seine ersten größern Arbeiten waren: die Verstoßung der Hagar (1821), nach Guercino, und die Madonna mit Johannes und dem heil. Stephan (1834), nach Fra Bartolommeo. 1840 stach er nach Raffael das Bildnis des Papstes Leo X. mit den Kardinälen Rossi und Giulio de' Medici. 1846 übernahm er den Stich des damals eben in Sant' Onofrio zu Florenz entdeckten Freskogemäldes eines Abendmahls. Er vollendete 1849 eine meisterhafte Zeichnung davon, starb aber vor Beendigung des Stiches. In der Zwischenzeit vollendete er noch den Stich nach der Vierge à la vigne. Sicherheit der technischen Ausführung und Korrektheit der Zeichnung sind die Haupteigenschaften seiner Werke.

Jesiden, s. Jeziden.

Jeso (Jesso, Yezo, Hokkaido), die nördlichste der vier großen japan. Inseln (s. Karte »Japan und Korea«) zwischen 41°—45° 30′ nördl. Br. und 139° 30′ bis 145° 45′ östl. L., von Nippon durch die Tsugarustraße, von Sachalin durch die Lapérousestraße getrennt, 78,072 qkm, mit den 44 Nebeninseln als Provinz 94,012 qkm mit (1898) 610,155 Einw., wobei aber die 50—80,000 Fischer, die sich nur im Sommer auf J. aufhalten, sowie die Bewohner der Kurilen (s. d.) eingerechnet sind. Die Urbewohner sind die Ainos (s. d.). Die Insel wird von zwei Gebirgssystemen, den Fortsetzungen derer von Sachalin und den Kurilen, durchzogen. Das erste, von N. nach S. ziehend, aus Granit und alten Schiefern, das zweite, von NO. nach SW. streichend, aus vulkanischen Bildungen mit trachytischen und basaltischen Gesteinen. Im mittlern höchsten Teil erhebt sich der Nutapkauschipe zu 2285 m, in der seitlichen Erhebungskette erreicht der Kanmitake 2017 m; diese Kette enthält neun tätige Vulkane. Von dem zentralen Teil fließen nach drei Richtungen die lachsreichen Flüsse Ischikari, Teschiogawa und Tokachigawa ab. Das Klima ist im N. und O. rauh, weil hier die kalte Strömung von den Kurilen her auch im Sommer die Temperatur herabdrückt, milder im S. und W.; Hakodate (41° 46′) hat eine mittlere Temperatur von 9°, Rurumoppe (43° 57′) von 6,6°. Von Mineralien werden Silber, Blei, Eisen und Kupfer gefunden; ausgeführt werden Schwefel und besonders Kohle aus den reichen Lagern von Poronai, wohin eine 90 km lange Bahn vom Hafen Otaru über Sapporo führt, und von Iwani. Am fruchtbarsten sind die Ebenen des vielgewundenen Ischikari. An einem Nebenfluß desselben wurde durch das unter amerikanischem Einfluß entstandene Kaitakuschi (Kolonisationsamt) die Hauptstadt Sapporo (1898: 37,482 Einw.) angelegt, mit einer landwirtschaftlichen Schule, Sägemühle und andern öffentlichen Bauten, um von hier aus in amerikanischer Weise die Insel zu kolonisieren und auszubeuten. Nach Aufhebung der Mißwirtschaft des Kaitakuschi 1882 wurde J. in drei Ken (Hakodate, Sapporo und Nemuro) geteilt und mit den Kurilen als Hokkaido-Cho dem Ministerium direkt unterstellt. Die wichtigste Stadt und der Ausfuhrhafen Jesos ist Hakodate (s. d.).

Jesreel (jetzt Zera'in), Stadt Palästinas, im Stamm Issaschar, am nordwestlichen Fuß des Gilboagebirges, Residenz des Königs Ahab von Israel und von dessen Witwe Isebel. Auch die große, schlachtenberühmte Ebene im W. (s. Esdrelon) hieß J.

Jessen (auch Lutters-J.), Stadt im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Schweinitz, an der Schwar-

zen Elster und der Staatsbahnlinie Falkenberg–Roßlau, hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Blech- und Eisenwarenfabrik, Weinbau, Ziegeleien, Dampfmühle und (1900) 2672 Einw. Nördlich die Jessener Berge (138 m), zum Fläming gehörig.

Jessen, Karl Johann Peter, russ. Admiral, geb. 1852 in Dorpat, war 1870—74 auf der Seeschule in Petersburg und machte als Leutnant auf der Korvette Bajan 1874—79 eine Reise nach Asien, kommandierte die Kreuzer Asia als Kapitän 2. Ranges 1890 und Gromowoi als Kapitän 1. Ranges 1898 und ward 1904 als Konteradmiral und jüngerer Flaggmann des Geschwaders des Stillen Ozeans Kommandant von Wladiwostok. J. nahm 25. April 1904 außer einigen kleinern Dampfern das japanische Transportschiff Kinschiu Maru. Am 25. Mai kam Konteradmiral Besobrasow an Jessens Stelle, der Anfang Januar 1905 zum Befehlshaber der Kreuzerabteilung im Stillen Ozean ernannt wurde.

Jessentuki (Essentuki, Jessentukskaja Staniza), Badeort im Bezirk Pjätigorsk des russisch-kaukasischen Terekgebietes, 639 m ü. M., an der Bogunta und an einer Zweiglinie der Wladikawkasbahn, hat zwei Kirchen, kalte alkalische Quellen zum Baden und Trinken und (1897) 9974 Einw.

Jeßnitz, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Dessau, an der Mulde und der Staatsbahnlinie Zerbst–Bitterfeld, 74 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, Flaggen-, Tuch-, Pappen- und Papierfabriken, Spinnerei und Zwirnerei, Strumpfwirkerei, Gelbgießerei, Dampfdrechslerei, Dampfziegeleien, Dampfmahl- und -Schneidemühle und (1900) 4446 Einw.

Jesso, Insel, s. Jeso.

Jessore, ind. Distrikt, s. Dschessor.

Jestetten, Dorf im bad. Kreis und Amt Waldshut, unweit des Rheins, an der Linie Schaffhausen–Eglisau der Schweizer Bundesbahn, hat eine kath. Kirche, ehemaliges Kloster der Klosterfrauen zum Berge Sion, jetzt Kreisirrenanstalt, Forstamt, Weinbau und (1900) 1168 Einw.

Jesuäten (auch Jesusdiener, J. des heil. Hieronymus, Apostolische Kleriker vom heil. Hieronymus) nannten sich die Mitglieder eines von dem Kaufmann Giovanni Colombini in Siena (gest. 1367) um 1360 gegründeten, jahrhundertelang nur aus Laien bestehenden Vereins für strenge Askese und Werke der Nächstenliebe. Paul V. genehmigte 1606 den Zutritt von Priestern, aber schon 1668 hob Clemens IX. die J. auf. Die etwa gleichzeitig von Caterina Colombini (gest. 1387) gestifteten Jesuatinnen, auch »Schwestern von der Heimsuchung Mariä« genannt, bestanden bis 1872 als Kongregation in Italien fort.

Jesuiten (Gesellschaft Jesu, lat. Societas Jesu, daher die Abkürzung S. J.), geistlicher Orden, gestiftet mit dem Zwecke, sich nicht nur dem eignen Heil und der eignen Vollkommenheit, sondern auch der der Mitmenschen mit Gottes Gnade angelegentlich zu widmen. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Ordens besteht darin, daß er zur Erreichung dieses Zweckes die dem römischen Katholizismus innewohnenden geistlichen und weltlichen Kräfte, zumal im Kampfe gegen den sie bedrängenden Protestantismus, neubelebt und ihnen zur schärfsten Ausprägung verholfen hat, mit unerbittlicher Folgerichtigkeit und unter oft skrupelloser Verwertung des Grundsatzes: wenn der Zweck erlaubt ist, sind es auch die Mittel (si finis est licitus, etiam media sunt licita). Den Namen Compañia Jesu, Fähnlein Jesu, gab ihm der Stifter, Ignaz von Loyola (s. hierüber und über die Anfänge des Ordens den Art. »Loyola«), nachdem er (1538) in einer Vision gesehen hatte, wie Gott Jesu den besondern Schutz der kleinen Gesellschaft übertrug, die sich aus einer frommen Studentenverbindung (15. Aug. 1534) zu einer Priestergesellschaft für innere Mission zu entwickeln begonnen hatte. Entscheidend für die Zukunft wurde, daß die Mitglieder zu den drei Mönchsgelübden als viertes fügten, ihr Leben dem beständigen Dienst Christi und der Päpste zu widmen, unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienste zu leisten, nur dem Herrn und dem römischen Oberpriester, als dessen irdischem Stellvertreter, zu dienen, so daß, was immer der gegenwärtige Papst und seine Nachfolger in Sachen des Heils der Seele und der Verbreitung des Glaubens ihnen befehlen, und in welche Länder immer er sie entsenden möge, sie ohne jegliche Zögerung und Entschuldigung sogleich, soweit es in ihren Kräften liege, Folge zu leisten gehalten sein wollten. In einem Zeitpunkt, da alle Welt dem Papste den Gehorsam aufkündigte, legte sich ihm hier ein neuer Orden unbedingt zu Füßen. Am 27. Sept. 1540 bestätigte ihn Papst Paul III. durch die Bulle Regimini militantis ecclesiae, und Julius III. erweiterte seine Vorrechte in ausgedehnter Weise. Die J. wurden mit den Rechten der Bettelmönche und der Weltgeistlichen zugleich ausgestattet, mit ihren Gütern von aller weltlichen Gerichtsbarkeit und Besteuerung, auch von bischöflicher Abhängigkeit befreit und hatten demnach außer ihrem Ordensobern und dem Papst keinen Herrn anzuerkennen; sie erhielten die Befugnis, alle Priesterfunktionen, sogar während eines Interdikts, zu verrichten, von allen Kirchenstrafen und Sünden loszusprechen, die Gelübde der Laien in andre gute Werke zu verwandeln, von Fastengeboten, von Abwartung der kanonischen Stunden, vom Gebrauch des Breviers sich selbst zu dispensieren sowie überall Kirchen und Güter zu erwerben und Ordenshäuser anzulegen. Dazu erhielt ihr General neben einer ausgedehnten Gewalt über alle Ordensglieder die Befugnis, sie in jederlei Aufträgen überall entsenden, sie allerwärts als Lehrer der Theologie anstellen und mit akademischen Würden bekleiden zu können.

Organisation des Jesuitenordens.

In den Konstitutionen und der darauf beruhenden gesellschaftlichen Gliederung des Ordens charakterisiert sich aufs sprechendste die schon im Stifter zu bemerkende Verbindung schwärmerischer Frömmigkeit und weltkluger Berechnung. Religiös-sittliche Motive und politische Kunst und Klugheit haben zusammengewirkt, um eine mannigfaltig verzweigte, aber einheitliche Ordensregel zu schaffen und der Gesellschaft ihre einzigartige Organisation zu geben. Wille und Einsicht der ganzen Gesellschaft werden in der Hand des Generals zu einem gefügigen Werkzeug, das keinem Befehl versagt. Dem alten Soldaten, der den Orden gestiftet hatte, galt die Subordination als das Geheimnis aller Machtentfaltung, als die Seele aller Tugend. »Ein jeder sei überzeugt, daß diejenigen, die unter dem Gehorsam leben, von der göttlichen Vorsehung durch Vermittelung ihrer Vorgesetzten sich ebenso bewegen und regieren lassen müssen, wie wenn sie ein Leichnam wären (perinde ac si cadaver essent).« Innerhalb des durch die Konstitution gezogenen Spielraums schaltet der in Rom residierende General (Pater Generalis, in der Anrede: Admodum Reverende P. Generalis) souverän, so daß der einzelne, nicht aber die Gesellschaft in seine Hand

gegeben ist. Nur dem Papst verpflichtet, setzt er alle höhern Beamten ein und ab, verfügt über den Rang und die Wirksamkeit der Mitglieder, handhabt die vom heiligen Stuhl erhaltenen Privilegien, Gerechtsame und Konstitutionen und übt überhaupt volle Regierungs- und Jurisdiktionsgewalt aus. Er hat in den fünf (früher sechs) Beisitzern (Assistenten) gleichsam genossenschaftliche Anwalte, die ihn bei schwierigen Geschäften durch Rat und Tat unterstützen, aber auch beobachten und, wenn er trotz der von dem Warner (Zensor, Admonitor) ausgehenden Abmahnung bei Mißgriffen oder den Ordensregeln zuwiderlaufendem Leben verharrt, vor die Generalkongregation bescheiden und hier auf Absetzung antragen dürfen. Diese Generalkongregation, die den General wählt, besteht aus den Assistenten, Provinzialen und je zwei Abgeordneten jeder Provinz. Ähnlich dem General, der ihn ernennt, übt der Provinzial (praepositus provinciae) in seinem bald größern, bald kleinern Kreis die gleichfalls von Beisitzern und dem Warner gezügelte Amtsgewalt aus, untersucht jährlich einmal sorgfältig den Stand des Bezirks und überwacht auf Hochschulen und in Kollegien Lehrer und Schüler. Dem Provinzial unmittelbar untergeordnet sind die Vorsteher der Profeßhäuser (superiores), in denen die vollendeten J. (professi quatuor votorum) wohnen. Die gleichfalls von Räten und Mahnern (monitores) umgebenen Rektoren oder Vorsteher der Kollegien leiten die wissenschaftliche Tätigkeit und den Schulbetrieb des Ordens. Ein geregelter Briefwechsel verknüpft alle Gebiete und vermittelt alle Gesellschaftsbeziehungen. Wöchentlich einmal statten die Rektoren und Vorsteher der Profeßhäuser dem Provinzial Bericht ab, worauf jeden Monat Bescheid erteilt wird. Sämtliche Provinziale in Europa schreiben dem General monatlich einmal, die Rektoren und Hausvorsteher alle drei Monate. Die Beamtenkontrolle wird so geführt, daß der General nicht nur im Besitz vollständiger Kataloge ist, worin die einzelnen Ordensglieder nach Namen, Alter, Studien, Beschäftigungen, geistiger Befähigung charakterisiert sind, sondern auch über die Entwickelung und Bewährung aller Arbeiter beständig auf dem Laufenden gehalten und dadurch in den Stand gesetzt wird, für jeden Posten sofort den geeigneten Mann zu ersehen. Aus den einlaufenden zahllosen Einzelberichten geht der jährlich in Rom in lateinischer Sprache abgefaßte Generalbericht über den Stand der Provinz hervor. Den untersten Grad des Ordens bilden die Novizen, die der von einem Gehilfen (socius) unterstützte Novizenmeister (magister novitiorum) im Probehaus (domus probationis) beaufsichtigt und leitet. Zwanzig Tage lang dauert die Kandidatur binnen der man den Kandidaten vorläufig beobachtet und durch bestimmte vom Prüfer (Examinator) gestellte Fragen zu erforschen trachtet. Für den Zugelassenen, der vor allem körperlich gesund und geistig befähigt sein muß, beginnt nun die Probezeit (Noviziat). Die von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr abends genau geregelte Tagesordnung leitet den Neuling zur Entsagung und zum Gehorsam an: er lernt beten und meditieren, in rechter Weise beichten und dem Gottesdienst beiwohnen. Daneben hat er sich auch in niedern Dienstleistungen zu üben. Mit Strenge wird darauf gesehen, daß er die Andachtsübungen und Kasteiungen nicht übertreibt. Nach zweijähriger Probezeit tritt der Novize, nach Ablegung der Ordensgelübde (Armut, Keuschheit und des Gehorsams) als Scholastikus der Gesellschaft bei, deren Zwecke er von nun an tätig fördert, ohne noch die innersten Einzelheiten des großen Maschinenwerkes zu kennen. Seine Gelübde binden ihn und auch den Orden insofern, als der Scholastiker nicht ohne wichtige und gerechte Gründe entlassen werden darf. In dieser Klasse bleibt der Jesuit je nach seinen Fortschritten 8—15 Jahre. Die dritte Klasse der Ordensmitglieder bilden die Koadjutoren (Mithelfer). Man unterscheidet zeitliche Koadjutoren (coadjutores temporales), Laienbrüder, die als Verwalter, Diener, Köche, Handarbeiter für die physischen Bedürfnisse des Ordens sorgen, und bei denen nicht einmal Lesen und Schreiben vorausgesetzt wird, und geistliche Koadjutoren (coadjutores spirituales), Priester, die den Jugendunterricht besorgen und im Beichtstuhl und auf der Kanzel wirken. Den höchsten Grad erlangt in der Regel nur, wer als Scholastikus in einem Ordenskollegium jahrelang sich mit allgemein wissenschaftlichen Fächern beschäftigt, diese wiederum jahrelang als Hilfslehrer vorgetragen, hierauf vier Jahre lang Theologie studiert und noch ein Jahr auf Wiederholung der Noviziatsübungen verwendet hat (das sogen. Tertiat). So kann er etwa im 18. Jahr seines Ordenslebens Aufnahme in die Zahl der Professen von vier Gelübden (professi quatuor votorum) finden. Diese allein, als die eigentlichen J., verwalten die höchsten Ämter, wählen aus ihrer Mitte den General und erscheinen auf den in Rom abgehaltenen Generalkongregationen. Hinsichtlich des Vermögens gilt der Unterschied, daß die Profeßhäuser von milden Gaben lebten, die Kollegien und Novizenhäuser aber gemeinschaftliche Einkünfte erwerben durften.

Wappen des Jesuitenordens.

Regel und Einrichtung des Ordens, dessen Wappen die obenstehende Abbildung zeigt, ist enthalten in dem amtlichen Institutum Societatis Jesu (Prag 1757, 2 Tle.; neueste Ausgabe, Rom 1869 ff., 3 Bde.).

Inneres Ordensleben.

Das innere Ordensleben charakterisiert sich besonders nach den vier Seiten der häuslichen Zucht, des Gottesdienstes, des Unterrichts und des Missionswesens. Die Hausregel oder Tagesordnung strebt möglichstes Aufgehen der individuellen Triebe und Kräfte im Gesamtinteresse an. Obenan steht die Pflicht, gegenüber den Befehlen der Obern dem eignen Willen zu entsagen. Niedrige, ja widerwärtige Geschäfte (officia abjecta) muß man so lange betreiben, bis die ursprüngliche Abneigung besiegt ist, für jeden Brief die Erlaubnis des Obern nachsuchen, alle Falten und Geheimnisse des Herzens, alle Fehler und Gebrechen nicht nur im Beichtstuhl enthüllen, sondern auch sonst über solche, wenn sie an einem Mitbruder entdeckt werden, freilich mit der dem Bruder schuldigen Liebe, berichten, endlich zweimal des Tages sein Gewissen prüfen. Der dem Jesuiten zur unausweichlichen Pflicht gemachte blinde Gehorsam gegen die Obern (»Kadavergehorsam«, vgl. oben) findet seine freilich leicht verrückbare Grenze nur an sündigen Forderungen. Die Selbstüberwindung gegenüber den Banden des Blutes fordert Unterordnung auch der angebornen Naturgefühle, einschließlich der Liebe zu Eltern und Verwandten, unter den höchsten Zweck. Nicht weniger soll die Eifersüchtelei der Nationalität im Kreis der Bruderschaft verschwinden, daher Streitigkeiten über politische Gegenstände verboten sind. Jedes Mitglied soll nach Kräften Engelsreinheit des

Geistes und Leibes erstreben. Gang, Schritt, Gestikulation, Stimme, Haltung sind genau vorgeschrieben. Der Jesuit wandelt in der Kleidung der Weltpriester, zu Hause mit dem Biret (s. d.), in der Öffentlichkeit meist mit dem flachbodigen Krempenhut angetan; sein Haupt soll er mit leichter Beugung nach vorn tragen; die Augen sollen den Boden suchen und nur den untern Teil des Gesichtes des Angeredeten fixieren. Auch auf etwaigen Wanderungen soll der Jesuit sich in den Ordenskreis hineindenken und in bestimmten Fristen vorgeschriebene Reisegebete wiederholen. Die Armut soll als eine eherne Ordensmauer (religionis murus) geliebt und geübt werden. Niemand soll irgendwie Eigentum haben, jedermann mit dem geringsten Hausgerät und Bedarf zufrieden und, im Fall Not oder Gebot es erfordern, bereit sein, das Brot von Tür zu Tür zu erbetteln, auch nicht Lohn und Almosen nehmen für geistliche Handlungen, als Messe, Beichte, Predigt, Unterricht. So wenigstens lauten die Konstitutionen, die freilich durch päpstliche Dispense gerade auf diesem Punkt Änderungen erfuhren, in deren Folge der Orden bald zu großem Reichtum gelangte.

Gottesdienst, Predigt und Seelsorge sind streng an die Überlieferung der römisch-katholischen Kirchenlehre gebunden; der Erreichung des höchsten Zweckes dient vornehmlich die Förderung des Empfanges der Sakramente und werktätigen christlichen Lebens. Während die J. in der Verfolgung dieses Zieles die Lehren von der Gnade und Vorherbestimmung im Gegensatz zu Bajus (s. d.) und Jansen (s. d. 1) einer fast rationalistischen Kritik unterwarfen, beförderten sie auf der andern Seite das phantastische Moment in der Religion, vornehmlich im Marienkult (s. Marianische Kongregationen). Aber auch sonst fand aller Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienst die eifrigste Unterstützung, Fortbildung und Verbreitung. Nichts wurde versäumt, um neben der schlagfertigen Frömmigkeit, die jede Kapitulation mit dem Feinde verschmäht, den religiösen Sinn an die Interessen des Ordens zu knüpfen. Für diesen bringt man im Beginn des Jahres, Monates, der Woche ein besonderes Meßopfer dar; die Wohltäter und Gönner finden in Gebeten und Messen dankbares Gedächtnis, kein wichtiges, der römisch-katholischen Kirche und Bruderschaft günstiges Ereignis bleibt ohne gottesdienstliche Feier. Das ganze Räderwerk der mannigfaltig abgestuften Kultusangelegenheiten ist durch bestimmte Vorschriften geregelt.

Eine bestimmte Eigentümlichkeit der jesuitischen Askese bildet die unter dem Namen der geistlichen Übungen künstlich gegliederte Andacht. Den methodisch-didaktischen Leitfaden gewähren Loyolas »Exercitia spiritualia« (s. d.; Übersetzung von Handmann, Regensb. 1904), denen schon 1548 Papst Paul III. durch besonderes Breve gleichsam kanonische Weihe verlieh. Es enthält eine nach vier Wochen, der religiös-geistlichen Dienstzeit, geordnete förmliche Anweisung zur Prüfung des eignen Gewissens und zum Beten. Diese geistlichen Übungen, die jeder Jesuit während des Noviziats und Tertiats, in abgekürzter, auf 8—10 Tage ausgedehnter Form, aber auch sonst mehrfach durchmachen muß, konnten um so weniger ihre Wirksamkeit verfehlen, je planmäßiger das wissenschaftlich-pädagogische Element von dem Orden entwickelt und für praktische Endergebnisse benutzt wurde. Wollte man den Siegesgang der Reformation aufhalten, so erschien vor allem wirksamste Konkurrenz auf dem Gebiete des Unterrichts notwendig. Daher hat der Orden, der ursprünglich nur den Unterricht der niedern Klassen im Katechismus, also eine Art Christenlehre, beabsichtigt hatte, sein Augenmerk immer mehr auf die Erziehung und Bildung der heranreifenden Generationen überhaupt gerichtet und den Zweck des Jugendunterrichts in seine Ordensregel aufgenommen. Um möglichst viele Zöglinge zu gewinnen, ward der Unterricht im Prinzip unentgeltlich erteilt, und zwar den Kindern aller Stände. Abgesehen aber war es besonders auf Söhne aus bessern Ständen und talentvolle Köpfe. Hatte bei der Wiederaufnahme des Studiums des klassischen Altertums in Italien und Deutschland teils die ästhetisch-sprachliche, teils die kritisch-historische Seite das Übergewicht erhalten, so trat in den Jesuitenschulen der Humanismus in den Dienst des römisch-mittelalterlichen Kirchentums. Freilich war es fast ausschließlich das Lateinische, nicht das Griechische, was die Gesellschaft pflegte. War doch das Latein zugleich Kirchen- und Gelehrtensprache des ganzen Abendlandes. Als solche paßte es vortrefflich zu den römischen Tendenzen des Ordens: die nationale Bildung ward vielfach zurückgedrängt und die katholische Theologie unumschränkte Königin der Wissenschaften. Die Ausbildung einer schlagfertigen Geistlichkeit und einer von Ehrfurcht vor dem priesterlichen Stand erfüllten, unterwürfigen Laienschaft, dies ist das Ziel aller Lehranstalten. Ihre Grenzen und Befugnisse, ihre Hilfsbücher, Arbeits- und Mußestunden, Strafen und Belohnungen ꝛc., alles ist durch feste Vorschriften gegen Ungewißheit oder Willkür sichergestellt. Selbst in Dingen, die nicht dem Glauben und der Frömmigkeit angehören, soll jeder Lehrer, auf eignes Urteil verzichtend, die Ansichten bewährter Meister und die Gebräuche katholischer Schulen darlegen. So wurden Aristoteles auf philosophischem, Hieronymus auf exegetischem, Thomas auf dogmatischem Gebiet Vorbilder des großen Gedankenregenten in Rom, für dessen Dienst die J. erzogen wurden. Der unter dem General Aquaviva 1584 ausgearbeitete Studienplan (»Ratio atque institutio studiorum Societatis Jesu«, neueste Ausg. von Pachtler in den »Monumenta Germaniae paedagogica«, Berl. 1887—94, 4 Bde.) lehnt sich eng an humanistische Vorbilder, wie die Schulordnung des evangelischen Straßburgers Joh. Sturm und die Schola aquitanica (Collège de Guienne), an. Erst eine zweite Bearbeitung von 1599 erlangte wirkliche Geltung. Mit wenigen Zusätzen vom Jahr 1616 und einigen, die Grundsätze nicht berührenden Änderungen des Generals Roothaan vom Jahr 1832 gilt die Ratio studiorum noch heute; wo staatliches Öffentlichkeitsrecht erworben wurde, ist sie dem staatlichen Studienplan angepaßt. Nach ihr ist der Lehrgang so eingerichtet, daß die niedern Studien (studia inferiora) den fünf oder sechs Gymnasialklassen (Principia, Rudimentum, Syntaxis, Humanitas, Rhetorica), die höhern Studien (studia superiora, d. h. Philosophie und Theologie) den beiden Lyzealklassen (Facultas artium und Theologia) zufallen. Die drei untern Gymnasialklassen werden auch unter der Bezeichnung Grammatik, wie die beiden obern unter dem Namen Humanität zusammengefaßt. Die Gymnasialklassen bis auf die zweijährige Rhetorik haben einjährigen Lehrgang. Die philosophischen Studien sind auf drei, die theologischen auf vier Jahre berechnet. Die Realien mit Ausnahme von etwas Physik und der den Handelszwecken dienstbaren Mathematik wurden vernachlässigt, und ganz besonders suchte man rhetorisch-dialektische Gewandtheit zu erzielen. Diesem Zweck dienten namentlich die sogen. akademischen

Vereine, in denen die Zöglinge unter der Vorsteherschaft eines Lehrers und nach ihren verschiedenen Stufen als Grammatiker, Humanisten, Rhetoriker, Philosophen, Theologen Aufgaben in mündlicher und schriftlicher Rede behandelten, Vorträge hielten und beurteilten, Sätze verteidigten und angriffen ꝛc. Als Zuchtmittel gebrauchte man vorwiegend stark gespornte Ehrliebe und führte nach den Kenntnissen und Sitten bestimmte Klassenplätze sowie Prämien ein. Auch hier hatte jeder Schüler seinen Nebenbuhler und in ihm zugleich seinen Aufseher. Auf Wetteifer (aemulatio) beruhte die ganze Disziplin. So erhielt der Orden nach und nach einen Stamm von Zöglingen, denen in den meisten katholischen Ländern die Leitung des Unterrichts zufiel, und die dabei einer religiös-körperschaftlichen Richtung folgten, deren Endergebnisse weniger der Wissenschaft als dem kirchlichen Leben förderlich werden mußten.

Der letzte Hebel des wachsenden Einflusses des Jesuitenordens war endlich der, daß er die Mission oder Heidenbekehrung in den Bereich seiner Tätigkeit zog. Dies hatte schon in dem ursprünglichen Gedanken Loyolas gelegen, und in dem Mitbegründer des Ordens, Franz Xaver (s. d.), erstand ihm einer der größten Heidenmissionare, die das Christentum aufzuweisen hat. Aber auch auf dem im äußersten Notfall betretenen Weg der den Deckmantel des Glaubenseifers umwerfenden Eroberung oder einer schlauen Handelspolitik haben die J. in Ost- und Westindien, in Japan wie in China und Abessinien dem Christentum und ihrer Gesellschaft Tausende von Anhängern gewonnen. Dabei wendete man alle erdenklichen Mittel und Künste der Bekehrung an, verschmolz althergebrachte Vorstellungen und Gebräuche mit christlich-katholischen Begriffen und Gewohnheiten, bahnte sich in Ostindien bald als christlicher Brahmane zu den Großen, bald als Freiheit verkündender Apostel zu den unterdrückten Volksmassen den Weg, trat in Japan als Lehrer und Vollstrecker eines strengen Sittengesetzes den wollüstiger Trägheit sich hingebenden Priestern entgegen und machte Partei bei dem der üppigen geistlichen Standesgenossenschaft grollenden Adel, gewann in China durch Meßkunst und Sterndeuterei Eingang und Ansehen, übernahm im spanischen Südamerika die Anwaltschaft der unterdrückten Eingebornen, handhabte das christliche Gebot der Bruderliebe durch Kampf wider Sklaverei und Gründung des sozialistisch-theokratischen Jesuitenstaats Paraguay. Indessen erlahmte die Kraft der jesuitischen Mission in demselben Maß, als die von ihr geübte Anbequemung an heidnischen Kult und Aberglauben von den Päpsten untersagt und der anfänglich versuchte Widerstand des Ordens gegen solche Maßregelung gebrochen wurde.

Geschichte und Ausbreitung des Jesuitenordens.

Nach dem Tode des Stifters zählte die Gesellschaft über 1000 Mitglieder, unter denen sich jedoch nur 35 Professen befanden, 51 Wohnsitze (Häuser) und 12 Provinzen, von denen 7 auf die Pyrenäische Halbinsel und die spanisch-portugiesischen Kolonien kamen. Die Mittelpunkte der jesuitischen Wirksamkeit, die Kollegien, gingen meist aus freiwilligen Gaben und Schenkungen hervor. So stiftete der spanische Vizekönig, Juan de la Vega, in Palermo, Karls V. Bruder Ferdinand in Wien und Prag, seine Töchter in Innsbruck, seine Schwester Magdalena in Hall Kollegien. In Spanien waren Salamanca und Alcalá die ersten Niederlassungen, die gegen Ende des Generalats Loyolas in Kollegien umgewandelt wurde. Nach und nach entstanden deren 25. In Portugal, wo die Gesellschaft an König Johann III. den ersten freigebigen Gönner und an seinem Enkel Sebastian (gest. 1578) einen untertänigen Schüler gewann, dienten die Kollegien in Coimbra, Lissabon, Evora, Braga und Oporto als Stützen und Werkstätten einer wahrhaft theokratischen Macht, der nicht nur Glaube und Wissenschaft, sondern auch Leben und Sitten des portugiesischen Volkes gehorchten. In Italien bildete das durch den Herzog Borgia, nachmaligen dritten Ordensgeneral (gest. 1572), in Rom gestiftete Kollegium (1551) den Mittelpunkt, von dem aus auf 120 Pflanzschulen eingewirkt wurde. Daneben diente das nur von jungen Deutschen besuchte deutsche Kollegium (s. Collegia nationalia) in Rom als ein Hauptrüstzeug für die Ordenszwecke jenseit der Alpen. In Frankreich, wo die J. 1562 nur unter sehr beschränkenden Bedingungen Aufnahme gefunden hatten, zählte man 1610: 36 Kollegien, 5 Noviziate, ein Profeßhaus. In Deutschland breitete sich der Jesuitenorden von drei Zentralpunkten, Ingolstadt, Wien und Köln, aus. Nachdem die Gesellschaft mit Beihilfe der bayrischen Herzoge Wilhelm IV. und Albrecht V. auf der Universität Ingolstadt steigendes Ansehen erworben und daselbst ein Kollegium gegründet hatte (1556), wurden in Dillingen (1563) und Augsburg (1579) Filialanstalten, in München (1559) ein selbständiges Kollegium errichtet und der höhere wie der untere Schulunterricht in die Hand genommen, indes Wien, wo Canisius (s. d.) ein rasch aufblühendes Kollegium (1551) stiftete, den Weg nach Prag (1556), Olmütz, Brünn in Mähren (1561), Tyrnau in Ungarn (1561), Graz in Steiermark, Innsbruck und Hall in Tirol bahnte. Von Köln aus, wo der Orden zuerst das akademische Kollegium der drei Kronen (1556) und bald die gesamte Universität unter seine Aufsicht brachte, entstanden Pflanzungen in Trier (1561), Mainz (1561), Speyer, Aschaffenburg und Würzburg, ferner in Antwerpen, Löwen, St.-Omer, Cambrai und Tournai. Auch in Polen siedelten sich die J. in Braunsberg an (1565) und fanden bald danach auch Eintritt in Posen, Pultusk, dem livländischen Riga und Wilna (1570). Dagegen blieben Rußland, Norddeutschland, Skandinavien und Großbritannien dem Orden nach kurzen Schwankungen verschlossen. Überall ging das Hauptbestreben des Ordens dahin, dem Protestantismus Gebiete wieder zu entreißen, die er früher erobert hatte. Seit der Vorsteherschaft des fünften Generals, Aquaviva (1582—1615), der den drei Spaniern Ignaz Loyola, Laynez und Borgia nach der schwachen Regierung Mercurians (1573—81) folgte und seine monarchische Stellung allen Anfechtungen der spanischen Ordensbrüder gegenüber aufrecht erhielt, begann die Zeit der großen politischen Unternehmungen, der Intrigen, Gewalttaten und Erfolge. 1616 zählte der Orden 32 Provinzen, 13,112 Mitglieder, 803 Häuser, darunter 15 Profeßhäuser, 467 Kollegien, 63 Missionen, 165 Residenzen und 136 Seminare.

Diese Richtung des Ordens erweckte, abgesehen von dem natürlichen Neid, der ihm aus seiner gebietenden Macht- und Ausnahmestellung in der Kirche erwuchs, den J. unter der nicht jesuitischen Geistlichkeit und den alten Mönchsorden viele Gegner. Ihre Einmischung in politische Fragen führte, zumal in Frankreich, zu schlimmen Verdächtigungen. Schon die Ermordung Heinrichs III. wurde ihnen in die Schuhe geschoben, und nach dem Mordversuch ihres Schülers Châtel auf Heinrich IV. wurden sie 1595 feierlich aus Frankreich verbannt, freilich schon 1603 wieder zurück-

gerufen. Der Teilnahme an der Ermordung Heinrichs IV. durch Ravaillac konnte man sie nicht überführen; das Buch des Jesuiten Mariana, das den Fürstenmord verteidigt, halfen sie selbst mit verdammen, und durch ihre geschickte Haltung gegen die Höfe sowie durch eine auf die Schwächen der Vornehmen klug berechnete beichtväterliche Praxis wußten sie sich in dem Besitz der Macht zu erhalten. So beherrschten sie vom Beichtstuhl aus nicht bloß die Bourbonen bis auf Ludwig XV., sondern errangen auch große Erfolge in den Niederlanden, besonders in Belgien, in Polen, wo sie die Könige seit Stephan Bathory (1575—86) fast durchgängig beherrschten, und in Deutschland, wo die Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. ganz unter ihrem Einfluß standen, und wo sie im Dreißigjährigen Kriege die Seele der Liga waren. Durch den Pater Lamormain wurde der Sturz Wallensteins herbeigeführt und das schwankende Bayern in der Bundesgenossenschaft mit Österreich erhalten. In Frankreich traf sie ein empfindlicher Schlag durch den Jansenismus (s. d). Beschuldigungen wurden gegen sie laut, die sie nicht widerlegen konnten; die in den »Lettres provinciales« von Pascal gegen sie erhobenen Anklagen waren das Signal zum Sturm. Man tadelte laut ihr theatralisches Unterrichtswesen, die Seichtigkeit ihrer Lehrart, die kasuistische Gewissenlosigkeit ihrer Moral. Dazu kamen die von wenig Gewissenhaftigkeit zeugenden Mittel, die sie bei ihren Heidenbekehrungen anwendeten, ihre Unverträglichkeit gegenüber den übrigen Missionaren, die offene Widersetzlichkeit, die sie in China und Indien sogar dem römischen Stuhl gegenüber entfalteten, der Handelsgeist, der ihre Unternehmungen charakterisierte. Unter dem Eindruck dieser Beschuldigungen kam es seit der Mitte des 18. Jahrh. zu einer umfassenden Reaktion gegen die J., die in der Aufhebung des Ordens durch den Papst gipfelte. Er zählte damals (1750) in 37 Provinzen 22,126 Mitglieder (darunter 10,594 Priester), 578 Kollegien, 150 Seminare, 60 Probehäuser, 25 Professhäuser, 195 Residenzen, 172 Missionen. In Portugal benutzte Pombal (s. d.) den Verdacht ihrer Mitschuld an dem Attentat auf König Joseph I. (1758) zur Erwirkung eines königlichen Edikts, durch das der Orden 3. Sept. 1759 in Portugal aufgehoben, die Mitglieder in gewalttätiger Weise in Schiffe gepackt und »als Geschenk für den heiligen Petrus« an den Küsten des Kirchenstaats ausgesetzt wurden.

In Frankreich wurde der Sturz der J. besonders durch die Ungunst, in der sie beim Minister Choiseul-Amboise und bei der Marquise Pompadour standen, und durch eine in ihren Folgen verderbliche Handelsunternehmung herbeigeführt. Der Pater Lavalette hatte 1743 unter dem Vorgeben einer Mission zu Martinique ein Handelshaus gegründet, das den Handel fast aller benachbarten westindischen Inseln an sich zog; als zwei Schiffe, die er an das Handelshaus Lioncy in Marseille an Zahlungs Statt gesandt hatte, unterwegs von den Engländern gekapert wurden und Lavalette sich weigerte, Ersatz zu leisten, wurde vom Haus Lioncy ein Prozeß gegen die J. anhängig gemacht, der sie nicht nur zur Leistung des Schadenersatzes verurteilte, sondern auch sonstige Mißbräuche ans Tageslicht förderte. Sie wurden zur Abänderung ihrer Ordensstatuten angehalten; allein ihr damaliger Beschützer, Papst Clemens XIII., erklärte: »Sint, ut sunt, aut non sint.« So wurde der Orden in Frankreich 1764 durch königliches Dekret aufgehoben. Darauf erfolgte 1767 auch die Verbannung der J. aus Spanien, wo der Minister Aranda ihrer 5000 in einer Nacht verhaften und nach dem Kirchenstaat abführen ließ. Aus Neapel vertrieb sie gleichzeitig der Staatsmann Tanucci; auch aus Parma mußte der Orden 1768 weichen. Endlich hob ihn Papst Clemens XIV. 21. Juli 1773 mit dem Breve »Dominus ac redemptor noster« gänzlich auf. Ordensgeneral war damals Lorenzo Ricci. Jetzt kam es auch in Österreich und im katholischen Deutschland zur Aufhebung des Ordens. Mit Ausnahme von Spanien und Portugal verfuhr man jedoch allenthalben ziemlich gelind gegen die J., verwilligte ihnen Jahresgehalte von ihren eingezogenen Gütern und forderte bloß, daß sie sich unter die Aufsicht eines Bischofs stellen oder andern Orden anschließen sollten. Friedrich II. von Preußen ließ sie sogar unter dem Namen von Priestern am königlichen Schulinstitut unterrichten und verbot ihnen nur das Tragen ihres Ordenskleides. 1786 wurden sie auch aus Preußen ausgewiesen. Aus Rußland waren sie zwar schon 1719 durch Peter d. Gr. verbannt worden, allein durch die Einverleibung des östlichen Teils von Polen fanden sie wieder Eingang und wurden nach der Auflösung des Ordens nicht nur geduldet, sondern erhielten 1782 sogar die Erlaubnis, sich einen Generalvikar zu wählen. Papst Pius VI. schenkte ihnen seine Gunst und beförderte die Exjesuiten zu wichtigen Stellen. Liguorianer oder Redemptoristen (s. d.) und Paccanaristen (s. d.) bildeten eine Zeitlang Ersatz für den Jesuitenorden. Der Plan, sich 1787 unter dem Namen Vinzentiner wieder aufzutun, scheiterte. Dagegen bestätigte Pius VII. 1801 ihren Orden in Weißrußland und Litauen, wo er unter dem Generalvikar Gruber sich von politischer Wirksamkeit fern hielt, und drei Jahre nachher stellte der Papst den Orden auch in Sizilien wieder her. Das Jahr 1811 brachte die Bestätigung des Ordens für ganz Rußland.

Am 7. Aug. 1814 verfügte endlich die Bulle Pius' VII.: »Sollicitudo omnium ecclesiarum« die allgemeine Wiederherstellung des Jesuitenordens. Am 11. Nov. 1814 erfolgte in Rom die feierliche Wiedereröffnung ihres Noviziats. Damals (1816) zählte der Orden nur 674 Mitglieder, die bis 1841 auf 3565 anwuchsen. Überall fanden die J. um so bereitwilliger Aufnahme, als man im Orden einen Bundesgenossen gegen den Geist der Revolution erblickte. In Modena erhielten sie 1815 ein Kollegium eingeräumt, und gleichzeitig fand ihre Restitution in Sardinien, Neapel und Spanien statt. In letzterm Lande hatte zwar die liberale Bewegung im März 1820 ihre abermalige Vertreibung, die Herstellung des Absolutismus 1823 aber auch ihre Rückkehr zur Folge. Abermals wurde der Orden 1835 und 1868 in Spanien verboten. In Portugal stellte ihn Dom Miguel 1832 wieder her; unter Dom Pedro 1834 mußte er das Land wieder verlassen. Später haben sich die J. in Lissabon und in andern Städten der Pyrenäischen Halbinsel wieder angesiedelt. 1892 gab es ihrer 1501 in Spanien, 149 in Portugal. In Frankreich gewährte ihnen selbst die Restauration bloß Duldung, und infolge der Julirevolution wurde der Orden für alle Zeiten aufgehoben. Gleichwohl bestanden sie auch unter Ludwig Philipp mehr oder weniger offen fort und zählten 1845: 351 Priester, 202 Scholastiker und 182 Laienbrüder. Besonders unter Napoleon III. trat ihr Einfluß im gleichen Verhältnis mit der wachsenden Macht des Klerus (s. Gallikanische Kirche) hervor. 1880 erfolgte ihre Austreibung. 1889 zählte man 2848 französische J.,

darunter 1598 Priester. Bei ihrer Austreibung 1880 betrug ihre Zahl in Frankreich 2464; sie verfügten über 60 Institute. In Belgien, wo die J. bei der Revolution von 1830 sehr tätig gewesen waren, haben sie auf das Unterrichts- und Erziehungswesen immer größern Einfluß erlangt. Das kleine Land beherbergte 1892 neben 405 Priestern 322 Kleriker des Ordens. In England besitzen sie seit dem Anfang des 19. Jahrh. Kollegien mit Erziehungsanstalten wie Stonyhurst mit Hodderhouse bei Preston in Lancashire u. a. 1892 hatte England 266 Priester und 216 Kleriker des Ordens. In Irland errichteten sie seit 1825 Ordenshäuser und Schulen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist ihr Einfluß ebenfalls im Zunehmen begriffen, ebenso in Südamerika trotz wiederholter Verbote und Austreibungen. Ungünstiger gestalten sich die Verhältnisse in Mexiko, wo der Orden 1868 verboten wurde. Gleichwohl standen schon 1892 wieder 25 Priester und 78 Scholastiker des Ordens in Mexiko. In Rußland erfolgte durch Ukas vom 25. März 1820 seine Aufhebung im ganzen russischen Reich und für immer. Ebenso ist der Einfluß der J. in Italien, wo Viktor Emanuel I. von Sardinien sie begünstigte, seit der Umwälzung von 1859 im Sinken begriffen; Korporationsrechte haben sie, seitdem der Orden im Königreich Italien verboten ist, nur in Rom. In der Schweiz fanden sie zuerst im Kanton Wallis Aufnahme, wo ein Kollegium in Brig entstand. Dann gründeten sie (1818) ein größeres Kollegium in Freiburg. Später faßten sie auch in andern Kantonen, namentlich in Luzern, Fuß; doch hatte ihre offizielle Berufung dorthin (im Herbst 1844) zuerst die Gründung des Sonderbundes, dann aber auch den Sonderbundskrieg und dadurch einen ihnen entschieden ungünstigen Umschwung der gesamten politischen Verhältnisse der Eidgenossenschaft zur Folge. Trotz ihrer Austreibung aus der Schweiz gibt sich ihr Einfluß noch hier und da kund; die Universität Freiburg ist freilich zurzeit antijesuitisch. In Deutschland fanden sie Aufnahme zunächst in Innsbruck, Graz und Linz und für einige Zeit auch in Anhalt-Köthen, als dessen Fürst zum katholischen Glauben übertrat. Die politische Reaktion nach 1848, in Verbindung mit der eintretenden Abspannung, die der revolutionären Aufregung folgte, war der Gesellschaft Jesu so günstig, daß sie durch Missionen und durch die geflissentliche Hervorhebung ihres die Revolution bekämpfenden Wirkens ihren Einfluß selbst über die Grenzen des katholischen Deutschland hinaus geltend gemacht hat. In Österreich hatten die J. bereits 1854 wieder drei Kollegien, und 1857 wurde ihnen die theologische Fakultät in Innsbruck übertragen; doch haben sie nicht alle Professuren der Fakultät inne. In Bayern, Preußen und in den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz haben sie seit 1850 besonders als Reiseprediger (die Patres Roh, Klinkowström u. a.) eine große Tätigkeit entwickelt, und namentlich in der Rheinprovinz und in Westfalen war ihr Einfluß von Jahr zu Jahr in starkem Wachstum begriffen.

Aber die goldenen Tage der J. sollten erst in den spätern Zeiten der Regierung Pius' IX. (1846—78) anbrechen, der mit der Zeit ganz unter ihren Einfluß geriet. Neben ihm, dem »weißen Papst«, regierten in Rom als »schwarzer Papst« der Jesuitengeneral Pater Roothaan (1829—53) und sein Nachfolger, Pater Beckx (bis 1884). Dessen Nachfolger Anderledy (bis 1892) erhielt vom Papst Leo XIII. die Bestätigung aller Privilegien, die dem Orden jemals von Päpsten verliehen worden waren. Auf diese drei Generale aus der deutschen Assistenz folgte der Spanier Pater Martin, gewählt 1. Okt. 1892 im Kollegium Loyola. Unter Leitung der Genannten haben die J. es fertig gebracht, der katholischen Kirche des 19. Jahrh. ihren Ordensstempel aufzudrücken, ihr Prinzip zum herrschenden in der Kirche zu machen. Die katholische Presse, namentlich die vom Vatikan inspirierte, von J. geschriebene »Civiltà cattolica«, läßt keinen Zweifel darüber, daß die herrschende Meinung in der Kirche genau den Ideen Gregors VII. und Bonifatius' VIII. entspricht. Schon 1854 wurde das von den J. gegen die Dominikaner verfochtene Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Maria vom Papst kanonisiert. Zehn Jahre später verkündigten Enzyklika und Syllabus der erstaunten Welt, daß auch die politischen und kirchenpolitischen Theorien der J. vom heiligen Stuhl akzeptiert werden sollten. Erst die J. haben die ultramontane Theologie aus dem Gebiete der bloßen Spekulation in das praktische Leben zu übertragen und zur äußerlichen Geltung in der Kirche zu bringen gewußt, bis 1870 ihr Werk mit der Proklamierung der päpstlichen Unfehlbarkeit seine Krönung fand. In eindrucksvoller Weise haben im Gefolge Liguoris (s. d.) die modernen jesuitischen Ethiker, wie Gury (s. d.) und Lehmkuhl (s. d.), die moralischen Grundsätze des Ordens vertreten und gezeigt, wie diese Grundsätze in den tausendgestaltigen Fällen der Wirklichkeit zu verwenden sind. Steht es auch buchstäblich in keinem ihrer Lehrbücher geschrieben, so faßt man doch den Geist derselben sachentsprechend in dem Grundsatz zusammen, daß der Zweck (bez. Ordenszweck) die Mittel heilige. Freilich ist es ein Mißverständnis, daß die J. diesen Grundsatz geschaffen haben, denn sie sind in diesem Stücke wie in manchen andern nur Erben der Scholastik. Aber sie haben ihn in einer Weise theoretisch erläutert und praktisch ausgenutzt, die ihn für alle Zeiten als das Grundmerkmal jesuitischer Moral erscheinen lassen wird. Eingekleidet wird der Grundsatz in die Losung des Ordens, wonach sein letzter Zweck die größere Ehre Gottes ist, sämtliche Mittel, sie zu vergrößern, daher gut sein müssen (omnia in majorem Dei gloriam), was natürlich unter der Voraussetzung zu verstehen ist, daß der Orden stets wisse, was zur größern Ehre Gottes dient. Jedenfalls verzichtet die jesuitische Moraltheologie grundsätzlich auf das Gesetz, das die sittliche Natur des Menschen mit sich bringt, und gibt anstatt dessen ein Gesetzbuch, in dem alle möglichen und unmöglichen Gewissensfälle spitzfindig erörtert und zugunsten des kirchlichen Interesses entschieden werden. Ein besonders charakteristischer Zug liegt dabei in dem sogen. Probabilismus (s. d.), d. h. der Lehre, daß in solchen Fällen, wo das Urteil über eine Sache Gründe für sich wie gegen sich hat, dasjenige ohne Gewissensnot und selbst gegen eigne Überzeugung geschehen und als »wahrscheinlich« richtig angenommen werden dürfe, was auch nur einige oder nur ein einzelner angesehener Theolog (doctor gravis et probus) billigen. Ferner wird gelehrt, der sittliche Charakter jeder einzelnen Handlung werde durch die dabei obwaltende Absicht bestimmt, so daß selbst eine verbotene Handlung dadurch, daß man ihr eine gute Absicht unterschiebt, gerechtfertigt erscheint (methodus dirigendae intentionis). Endlich wird jede Wahrhaftigkeit des Verkehrs dadurch gestört, daß bei Eiden, Versprechungen oder Zeugnissen ein geheimer Vorbehalt (reservatio mentalis) und Zweideutigkeit des Ausdrucks als zulässig gelten.

Zu der wachsenden Empörung, die diese in Predigt, Beichtstuhl und Jugendunterricht verbreiteten Grundsätze allmählich hervorriefen, trat nun seit 1871 ein politischer Gesichtspunkt, der in den J. eine Gefahr für das neue Deutsche Reich erkennen ließ. Dem Jesuitismus erschien dasselbe, weil durch das protestantische Preußen entstanden, von vornherein als ein Gegenstand des Abscheues und der entschiedenen Bekämpfung. In steigendem Maße suchte der Orden bei den Wahlen, in der Volksvertretung und im kirchlichen und bürgerlichen Gemeinwesen seine antinationalen Zwecke zu fördern, was um so gefahrdrohender erschien, als seit der Unterwerfung der deutschen Bischöfe unter die vatikanischen Dekrete auch die übrige katholische Geistlichkeit, selbst wo sie den J. durchaus nicht günstig gestimmt war, sich den Zielen des Ordens dienstbar hatte machen lassen. Unter diesen Verhältnissen schien ihre Ausweisung Pflicht der Selbsterhaltung, sie erfolgte durch das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 (s. Jesuitengesetz). Am 8. März 1904 wurde der zweite, auf den Aufenthalt der einzelnen J. bezügliche Paragraph des Gesetzes wieder aufgehoben.

Der Jesuitenorden zählte 1904: 15,404 Mitglieder (darunter 6992 Priester) in 23 Provinzen, die zu fünf Assistenzen zusammengelegt sind. Die Verteilung ist folgende: 1) die italienische Assistenz (Rom, Neapel, Sizilien, Turin, Venedig): 1920 Mitglieder (darunter 865 Priester); 2) die deutsche (Deutschland, Österreich-Ungarn, Galizien, Belgien, Holland): 4302 (1918), davon auf die deutsche Provinz entfallend: 1438 (605); 3) die französische (Isle de France, Lyon, Champagne, Toulouse): 3083 (1638); 4) die spanische (Kastilien, Aragonien, Toledo, Portugal, Mexiko): 3354 (1311); 5) die englische (England, Irland, Maryland-New York, Missouri und die drei Missionsbezirke Kanada, New Orleans und Sambesi): 2745 (1260). Das Wachstum des Ordens in den verschiedenen Perioden seiner Entwickelung veranschaulicht nachstehende Tabelle (vgl. Boehmer-Romundt in der unten aufgeführten Schrift, S. 118 u. 163):

1534: 7	1626: 16 060	1816: 674	1871: 8809
1556: 1000	1679: 17 650	1838: 3067	1887: 11 480
1574: 4000	1710: 19 978	1844: 4133	1894: 13 767
1608: 10 640	1750: 22 126	1861: 7144	1902: 15 231
1616: 13 112	1786: 178	1866: 8155	

In neuerer Zeit haben die J. eine besonders rege und vielseitige schriftstellerische Tätigkeit auf dem gelehrten und dem schönwissenschaftlichen Gebiet entfaltet, indem sie sich dabei den Forderungen der modernen Zeit mit Geschick und ohne ihren höchsten Zielen untreu zu werden anpaßten. Philosophie, Geschichtswissenschaft, Nationalökonomie, Rechtswissenschaft, Naturwissenschaft und nicht zuletzt Theologie suchen sie nach ihren Grundsätzen neu zu gestalten. In mehr als 25 erbaulichen u. wissenschaftlichen Zeitschriften kämpfen sie für ihre Ideale. Als die wichtigsten darunter sind zu nennen: die »Civiltà cattolica« (Rom, seit 1850), die »Études religieuses« (Par., seit 1854), die »Stimmen aus Maria Laach« (Freiburg, seit 1871), »Die katholischen Missionen« (das., seit 1873), »The Month« (Lond., seit 1873), die »Zeitschrift für katholische Theologie« (Innsbr., seit 1876), dazu die verschiedenen »Sendboten des Herzens Jesu«. Als Schulorden arbeitet der Orden mit wechselndem Glück, am erfolgreichsten wohl in Belgien, in England, Süd- und Nordamerika. Seine größten Niederlagen erlebte er in Frankreich, während ihm in Deutschland nur die Gründung einer einzigen Lehranstalt (Maria-Laach bei Andernach, 1863—72, jetzt Benediktinerkloster) gelang. Mit besonderer Eindringlichkeit hat der Orden, wo er es vermochte, das Mädchenschulwesen bearbeitet. Unter den von ihm gegründeten weiblichen Unterrichtskongregationen ist die der Damen vom heiligen Herzen Jesu (Dames du sacré cœur; s. Gesellschaft des heiligen Herzens Jesu) die einflußreichste. Auf dem Gebiete des Kultus haben sich die J. des »Heiligen Herzens Jesu« (s. Heiliges Herz Jesu) mit besonderer Wärme angenommen. Ihre Erfolge in der äußern Mission sind im 19. Jahrhundert verhältnismäßig unbedeutend gewesen.

[Literatur.] Bibliographische Repertorien: A. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus (Par. 1869—76, 3 Bde.); Sommervogel, Dictonnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes publiés par les religieux de la Compagnie de Jésus (das. 1884) und »Bibliographie de la Compagnie de Jésus« (Brüssel 1891—1900, 9 Bde.); »Moniteur bibliographique« (Par. 1889); »Catalogo razonado de obras anónimas y seudónimas de autores de la Compañia de Jesús pertenicientes á la antigua assistencia Española« (Madr. 1904). Als neueres Hauptwerk trotz vieler Mängel bezeichnen die J. selbst: Crétineau-Joly, Histoire religieuse, politique et littéraire de la Compagnie de Jésus (3. Aufl., Par. 1859, 6 Bde.; deutsch, Wien 1845—52).

Aus der neuern, fast unübersehbaren Literatur ist zu vergleichen: J. Huber, Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wirksamkeit und Geschichte charakterisiert (Berl. 1873); J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters (seit 1877; vgl. Janssen 2); J. v. Döllinger und F. H. Reusch, Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche (Nördling. 1889, 2 Bde.); Reusch, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens (Münch. 1894); Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation (Halle 1895); F. Nippold, Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland (Leipz. 1895); M. Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, Bd. 2 (Paderb. 1897); F. Heiner, Der Jesuitismus in seinem Wesen, seiner Gefährlichkeit und Bekämpfung (5. Aufl., Paderb. 1902); H. Boehmer-Romundt, Die J., eine historische Skizze (Leipz. 1904); B. Duhr, Jesuitenfabeln (4. Aufl., Freib. 1904); Pilatus (Viktor Naumann), Der Jesuitismus (Regensb. 1905). — Über das Unterrichtswesen der J.: G. Weicker, Das Schulwesen der J. nach den Ordensgesetzen dargestellt (Halle 1863); J. Kelle, Die Jesuitengymnasien in Österreich vom Anfang des vorigen Jahrhunderts auf die Gegenwart (Prag 1873 und Münch. 1876; vgl. dazu R. Ebner, Beleuchtung der Schrift des Dr. Joh. Kelle, Linz 1874); G. Müller, Unterricht und Erziehung in der Gesellschaft Jesu während des 16. Jahrhunderts (in K. A. Schmids »Geschichte der Erziehung«, Bd. 3, 2. Hälfte, Stuttg. 1892); B. Duhr, Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu (Freib. 1896); G. Mertz, Die Pädagogik der J. (Heidelb. 1898). Eine lebhafte Kontroverse über die jesuitische Moral und ihre ethische Bedenklichkeit knüpfte sich seit 1899 an die Broschüre von R. Graßmann, Auszüge aus der ... Moraltheologie des heil. Dr. Alphonsus Maria de Liguori (Stett. 1895, 104. Aufl. 1901); dagegen: Max, Prinz von Sachsen, Verteidigung der Moraltheologie des heil. Alphonsus von Liguori gegen die Angriffe Robert Graßmanns (7. Aufl., Nürnb. 1901); vgl. dazu auch Paul Graf

v. Hoensbroech, Die ultramontane Moral (2. Bd. des Werkes: »Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit«, Leipz. 1902); F. Nippold, Meine Gutachten vor Gericht in Sachen der Liguorischen Moral (Halle 1904). Eine besonnene Beurteilung der »Jesuitenmoral« findet sich bei O. Gildemeister, Essays, Bd. 2 (Berl. 1896). Über den Satz »Der Zweck heiligt die Mittel« im besondern vgl. die Schriften von Böckler (Gütersloh 1902) und dagegen Reichmann (Ergänzungsheft zu den »Stimmen aus Maria Laach«, Freib. 1904), sowie die Broschüren vom Grafen Hoensbroech (3. umgearbeitete Aufl., Berl. 1903), Dasbach (Trier 1904) und »Des Grafen Paul von Hoensbroech neuer Beweis des jesuitischen Grundsatzes: Der Zweck ꝛc.« (Freib. 1904). Vgl. auch die Literatur zu den Artikeln »Clemens XIV.«, »Loyola«, »Monita secreta«.

Jesuitengesetz, das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu. Das Gesetz bestand bis zum 8. März 1904 aus nachfolgenden drei Paragraphen: § 1. Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen sind vom Gebiete des Deutschen Reiches ausgeschlossen. Die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt. Die zurzeit bestehenden Niederlassungen sind binnen einer vom Bundesrat zu bestimmenden Frist, die sechs Monate nicht übersteigen darf, aufzulösen. § 2. Die Angehörigen des Ordens der Gesellschaft Jesu oder der ihm verwandten Orden oder ordensähnlichen Kongregationen können, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden; wenn sie Inländer sind, kann ihnen der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden. § 3. Die zur Ausführung und Sicherstellung des Vollzuges dieses Gesetzes erforderlichen Anordnungen werden vom Bundesrat erlassen. Begreiflicherweise ging das Bestreben des Zentrums nach Beendigung des Kulturkampfes, der das J. gebracht, dahin, dasselbe zu beseitigen. Allein der wiederholt gestellte Antrag auf dessen Beseitigung fand zwar die Zustimmung des Reichstags, nicht aber die des Bundesrats. Da kündigte Reichskanzler Graf Bülow im Februar 1903 im Reichstag zur allgemeinen Überraschung plötzlich an, daß Preußen im Bundesrat einer Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes seine Zustimmung nicht versagen werde. Obwohl von Seiten einzelner Bundesfürsten und insonderheit von der geistigen Elite des deutschen Volkes, und zwar der protestantischen wie der katholischen, gegen die Aufhebung auch nur des § 2 energisch protestiert wurde, sah sich der Bundesrat aus politischen oder besser nationalen Gründen doch veranlaßt, dem Drängen der numerisch stärksten Partei des Reichstags, des Zentrums, nachzugeben, und stimmte in seiner Sitzung vom 9. März 1904 dem vom Reichstag beschlossenen Gesetzentwurf, betreffend die Aufhebung des § 2 des Gesetzes über den Orden der Gesellschaft Jesu vom 4. Juli 1872, zu. Für die Aufhebung stimmten Preußen mit 17, Bayern mit 6, Baden mit 3, Waldeck, Reuß ä. L. und Hamburg mit je 1 Stimme, zusammen 29 Stimmen. Gegen die Aufhebung: Sachsen mit 4, Württemberg mit 4, Hessen mit 3, Mecklenburg-Schwerin mit 2, Braunschweig mit 2, Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß j. L. und Detmold mit je 1 Stimme, zusammen 25 Stimmen, Bremen, Lübeck, Anhalt und Schaumburg-Lippe mit je 1 Stimme enthielten sich der Abstimmung. Für die Stimmenenthaltung ist, wie verlautet, das formelle, aber staatsrechtlich nicht zutreffende Bedenken maßgebend gewesen, ob der Bundesrat berechtigt sei, auf den Beschluß eines frühern Reichstags zurückzugreifen. Als dem Jesuitenorden verwandt sind zurzeit noch anzusehen die Kongregation der Lazaristen (Congregatio Missionis) und die Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu (Société du sacré cœur de Jésus), nicht mehr aber die Kongregationen der Redemptoristen und der Priester vom Heiligen Geiste (Bekanntmachungen des Bundesrats vom 20. Mai 1873 und Bundesratsbeschluß vom 9. Juli 1894).

Jesuitennuß, s. Trapa.

Jesuitenporzellan, japan. Porzellan aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., das auf Veranlassung der jesuitischen Missionare mit Madonnen, Heiligenbildern, christlichen Emblemen ꝛc. dekoriert wurde. Nach der Vertreibung der Jesuiten wurde das J. überall zerstört, so daß es zu einer keramischen Seltenheit geworden ist.

Jesuitenpulver, s. Cinchona, S. 154.

Jesuitenrinde, s. Exostema.

Jesuitenschulen, s. Jesuiten (S. 241) und Pädagogik.

Jesuitenstil, der ausgeartete Barockstil, den die Jesuiten seit dem 17. Jahrh. auf Grund der Bestrebungen von Borromini und Pozzo in ihren Kirchenbauten befolgten, und der sich durch Emanzipation der Form von der Konstruktion, durch Überladung in der Dekoration, durch Effekthascherei in der Komposition des Ganzen charakterisiert, womit eine die Sinne berauschende Wirkung zur Erreichung der Ordenszwecke beabsichtigt war.

Jesuitentee, s. Chenopodium.

Jesuitinnen (Töchter der Gesellschaft Jesu) nannten sich die Mitglieder der 1545 von Isabella Rossella (Rozel) aus Barcelona in Rom gestifteten und von Papst Paul III. der geistlichen Leitung Loyolas trotz dessen Widerstreben unterstellten Genossenschaft. Die Stiftung wurde bereits 1547 wieder aufgelöst. 1609 gründete die Engländerin Maria Ward einen zweiten Verein von J. in Saint-Omer (Depart. Pas-de-Calais), der bald in England, Belgien, Deutschland Nachfolge fand, aber, da er sich den Diözesanbischöfen nicht unterstellen wollte, von Urban VIII. 1631 aufgelöst wurde (s. Englische Fräulein).

Jesus Christus, der Stifter der christlichen Religion. Der Doppelname beruht auf einer erstmalig bei Paulus begegnenden Kombination des Personennamens (Jeschua, später verkürzte Form für Jehoschua, Josua, »Gott hilft«) mit dem Amtsnamen Christus (d. i. Messias). Die Kombination selbst aber beruht auf dem Urteil, das das älteste Bekenntnis der christlichen Gemeinde darstellt: »Jesus ist der Christus«, d. h. in dieser bestimmten Persönlichkeit haben sich die messianischen Weissagungen und Hoffnungen erfüllt. Diese Idee vom Messias (s. d.) ist das ausschließliche Eigentum und Erbe des jüdischen Volkes gewesen. Während die Mythologie andrer Völker die sozialen und politischen Ideale in Gestalt eines goldenen Zeitalters an den Anfang der Geschichte verlegt, überträgt der monotheistische Gottesglaube Israels dieselben in die letzte Zukunft, von der Vergangenheit nur das Kolorit entlehnend. Ein neuer David, der die vom alten Nationalhelden ins Werk gesetzte Herrschaft des auserwählten Volkes über die Völker der Erde vollenden sollte, wurde in demselben Maße mit glühender Sehnsucht erhofft, wie die äußern Verhältnisse

des jüdischen Staates immer ärmlicher und kläglicher, der Abstand zwischen dem, was die Vergangenheit versprochen, und dem, was die Gegenwart gehalten hatte, immer weiter und trostloser wurde. Seit den Tagen des Exils hatte das jüdische Volk nacheinander persische, ägyptisch-ptolemäische und syrisch-seleukidische Knechtschaft gekostet, und der hasmonäischnationalen Herrschaft war rasch das Zwangsregiment der idumäischen Herodesdynastie gefolgt, die selbst wieder von der Gnade der Römer lebte. Noch in die letzte Zeit ihres Begründers verlegt die Sage der Christengemeinde die Geburt ihres Stifters (Matth. 2, 1 ff.; Luk. 1, 5). Das Geburtsjahr Jesu differiert somit um etwa 6 Jahre von dem Jahre 753 der Stadt Rom = 1 v. Chr., in dessen Dezember man herkömmlicherweise die Geburt verlegt. Die zwei Formen der Geburtsgeschichte, wie sie in den beiden ersten Kapiteln der nach Matthäus und nach Lukas genannten Evangelien vorliegen, schließen sich gegenseitig in allen Stücken aus, mit Ausnahme zweier Punkte, auf denen das dogmatische Interesse, das beiden gemeinsam zugrunde liegt, durchschlägt. Während nämlich Jesus aus dem galiläischen Städtchen Nazareth oder Nazara stammte (Matth. 13, 54—57; 21, 11), daher er auch im Leben wie im Tod immer »Jesus von Nazareth« heißt, wie er als bloßer Einwanderer nicht hätte heißen können, mußte er wegen des Micha 5, 1 (vgl. Matth. 2, 5) vorfindlichen Kennzeichens der Messianität aus der Davidsstadt Bethlehem in Judäa sein. Um nun aber zu zeigen, daß er hier geboren sei, läßt die Geburtssage bei Matthäus seine Familie hier von alters her wohnen und erst vor den Herodäern nach Galiläa flüchten, während Lukas zwar von der richtigen Voraussetzung ausgeht, die Eltern Jesu hätten in Nazareth gewohnt, dieselben aber vermöge eines äußerst künstlichen Apparats, wobei die Geburt Jesu um etwa 12 Jahre verspätet wird, vorübergehend und gerade so lange nach Bethlehem versetzt, als nötig war, um das Jesuskind dort geboren werden zu lassen. Der zweite Punkt der Übereinstimmung betrifft die sogen. vaterlose Erzeugung, die jungfräuliche Geburt Jesu. Während die beiden Geschlechtsregister (Matth. 1, 1—17; Luk. 3, 23—38) ursprünglich auf der Voraussetzung der Vaterschaft des Joseph beruhen, während Matthäus unbefangen von Jesu Vater, Mutter, Brüdern, Schwestern (12, 46; 13, 55. 56), Lukas von seinen Eltern redet (2, 27. 33. 41. 43. 48), während Markus überhaupt von einer Geburtsgeschichte schweigt, Jesu Mutter und Brüder aber als auf die besondere Rolle, die er später aufnimmt, auch nicht im geringsten vorbereitet darstellt (3, 21. 31), wird Matth. 1, 18—25 die vaterlose Erzeugung in legendarischer Form eingeführt und findet sich Luk. 1, 35 eine förmliche Theorie der Gottessohnschaft Jesu, wie sie nur in heidnisch-christlichen Kreisen um sich greifen konnte. Innerhalb des Judentums nämlich hieß zunächst Israel als auserwähltes Volk der Sohn Gottes (2. Mos. 4, 23; Jer. 31, 9). Wie nun aber der Messias persönlich dasjenige ist, was das ganze Volk sein sollte, so heißt auch er, mit Bezug auf Psalm 2, 7, »Sohn Gottes«, und in diesem messianischen Sinn ist die Bezeichnung immer gefaßt, wo sie bei Matthäus und Markus Jesu dargeboten wird. Die griechisch-römische Welt dagegen wußte von Gottessöhnen in handgreiflicherm Sinne; sie fand solche nicht bloß in den Heroen des Mythus, sondern sogar in geschichtlichen Persönlichkeiten, wie Pythagoras, Platon, Alexander, Augustus. Das Christentum hat derartigen Vorstellungen immerhin die grobsinnlichen Elemente abgestreift, daher die Gotteskraft des Heiligen Geistes (s. Heiliger Geist) als Vermittelung der Zeugung aufgefaßt.

Dieselbe idealisierende mythische Bearbeitung und Darstellung des Lebens Jesu, die solchergestalt in den beiden Geburtsgeschichten obwaltet, beeinflußt übrigens bis zu einem gewissen Grad auch diejenigen Teile der Lebensgeschichte Jesu, deren irdische Wirklichkeit noch durch die Hülle einer von alttestamentlichen Erinnerungen und messianischer Dogmatik bedingten, halb poetischen Darstellungsform deutlichst zu erkennen ist. Zugestandenermaßen stehen der geschichtlichen Wirklichkeit am nächsten die Evangelien des Markus und des Matthäus, so daß sich die neuern kritischen Darstellungen des Lebens Jesu in der Regel nur durch ein Übergewicht der Bevorzugung, die dem einen oder dem andern der beiden genannten Evangelisten zuteil wird, unterscheiden. Noch größere Übereinstimmung herrscht in einer von theologischem Vorurteil und dogmatisch-apologetischer Tendenz emanzipierten Wissenschaft hinsichtlich des dritten und des vierten, d. h. der spätern Evangelien. Dasjenige des Lukas hält sich zwar noch im allgemeinen an den überkommenen Stoff, behandelt ihn aber im einzelnen schon vom Standpunkt einer »gesteigerten« Vorstellung von der Gottessohnschaft, während das vierte, nach Johannes genannte Werk gleich mit der Spekulation über das übersinnliche, göttliche Wesen Jesu beginnt, von vornherein weniger Geschichte als Theologie in Aussicht stellt und den ganzen Rahmen der ältern Form der Berichterstattung auf allen Punkten durchbricht (s. Evangelium). So ist es z. B. erst Folge dieser Johanneischen Umgestaltung und Erneuerung, wenn die Zeitdauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu auf etwas mehr oder weniger als drei Jahre ausgedehnt erscheint. So lange hätte er sich, zumal als erklärter Messias, der Hochflut der hierarchisch-pharisäischen Opposition und der rücksichtslosen Praxis der römischen Polizei gegenüber schwerlich halten können. Dem ältern (synoptischen) Bericht zufolge hat Jesus die messianische Fahne erst am Tage seines Einzugs in Jerusalem offen und vor allem Volk entfaltet, um sie etwa eine Woche über aufrecht zu halten, während seine öffentliche Wirksamkeit denselben Quellen zufolge etwa von einer Osterzeit zur andern reichte. Bezüglich der Chronologie schwanken die neuern Forschungen innerhalb des Zeitraums von 29 an bis 33, ja 35. Beachtenswert bleibt jedenfalls die schon in der Mitte des 2. Jahrh. nachweisbare und dann, trotz der glänzenden Autorität des vierten Evangeliums, noch lange festgehaltene Überlieferung, wonach Jesus ein volles Jahr oder auch ein Jahr und etliche Monate öffentlich gewirkt hätte.

Auch die äußern Umrisse dieses öffentlichen Auftretens lassen sich auf Grund der angedeuteten Quellenverhältnisse noch einigermaßen feststellen und fast bestimmter noch das geistige Bild, in dem sich die alttestamentliche und jüdische Messiasidee auf dem Grunde des religiösen und sittlichen Bewußtseins Jesu abzeichnete. Charakteristisch ist gleich der Anfang und Anlaß der öffentlichen Laufbahn. Die Stimme, die ihn aus der Stille und Zurückgezogenheit des bis in sein gereiftes Mannesalter zu Nazareth geübten Bauhandwerks (Mark. 6, 3) auf den öffentlichen Schauplatz rief, war »die Stimme eines Predigers in der Wüste«, es war die gewaltige Bewegung, die ein Mann hervorgerufen hatte, der sich bewußt war, unmittelbar an der Schwelle des messianischen Zeitalters zu stehen, der aber für das Eintreten desselben nur Vorbedin-

gungen rein sittlicher Art kannte. Dies war der Bußprediger Johannes der Täufer (s. d.). Was man auch bezüglich der Einflüsse, die, sei es von essäischer, sei es von pharisäischer Seite her, auf Jesus erfolgt wären, vermutet hat, mit Sicherheit läßt sich, abgesehen von den Bildungselementen, die dem heranwachsenden Sohne Nazareths der Verkehr mit den Lehrern der Synagoge und die eigne selbständige Lektüre des Alten Testaments lieferten, nur noch reden von dem tiefgehenden, lange nachwirkenden Eindruck, den die Gestalt des Wüstenpredigers auf ihn gemacht hat, der da kein Rohr war, im Wind hin und her bewegt, kein Mann in weichen Kleidern, wie sie in den Häusern der Könige eine entsprechende Moral predigen, aber ein Prophet und mehr als ein Prophet (Matth. 11, 7—14). Und doch wußte sich Jesus in dem Moment, als er dieses Wort über den Täufer gesprochen hat, auch schon innerlich von ihm geschieden. Zwar gehörte auch er zu den Zahllosen, die dem Aufruf des Täufers Folge geleistet und am Jordan die Taufe empfangen hatten; auch er hat anfangs nur dieselbe Rede geführt wie der Täufer: »Nahe ist das Himmelreich«. Gleichwohl war dieses sein »Himmelreich« doch ein andres als jenes gut alttestamentliche Königtum Gottes, wie es im Anschluß an die Reden der Propheten eben noch ihr letzter und größter verkündigt hatte (Matth. 11, 11). Bezeichnend für die sittliche Vertiefung, die Jesus dem Begriff des messianischen Reiches gab, sind vielmehr jene Seligpreisungen, womit die Bergpredigt beginnt. Wenn hier die Nichtshabenden gepriesen werden, die doch alles haben; die nach der Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden, weil sie satt werden sollen; die reinen Herzens sind, weil sie Gott schauen; die Friedensstifter, weil sie Gottes Kinder heißen werden (Matth. 5, 3 ff.): so spricht sich in alledem ein vom reinsten und tiefsten Gefühl aller drückenden Widersprüche des zeitlichen Daseins getragenes Bewußtsein aus, aber auch ein Bewußtsein, das in demselben Augenblick, da es seine Schranken anerkennt, schon über dieselben erhaben ist und sich sammelt im seligen Gefühl der Einheit der eignen Lebenszwecke mit dem seiner Erfüllung allein ganz sichern Zwecke Gottes.

Während also nach der vulgär jüdischen Weltanschauung vornehmlich Siege über die Feinde, Herrschaft über alle Heiden und ein glänzendes Genußleben zu den Merkmalen der dem ganzen Volk als Lohn für seine Gesetzestreue in Aussicht gestellten messianischen Herrlichkeiten gehören, bieten dafür die von der Reichspredigt Jesu angeschlagenen Töne eine Reihe von wechselnden Ausdrücken für das in ihm mächtig pulsierende und ihn ganz ausfüllende Leben der Religion selbst. Was aber so in der unmittelbaren Erfahrung einer unvergleichlich intensiv arbeitenden, jederzeit zugleich aufnehmenden und ausgebenden, religiösen Natur mit Einem Schlage gesetzt ist, das selige Gefühl unverkümmerter Einheit mit Gott, das legt sich für die nach Ausdruck ringende Vorstellung in einer Zweiheit von religiösen Begriffen auseinander, zu deren Bezeichnung die Namen »Vater« und »Sohn« dienen. Daher die eigentümliche Wärme persönlichster Empfindung, die der Gottesbegriff hier gewinnt. Der Name »Vater«, im Alten Testament nur vereinzelt anklingend, ist in der Verkündigung Jesu zum eigentlich begriffbestimmenden Namen Gottes geworden, wie denn auch in den urchristlichen Gemeinden Jesu Gebetsruf »Abba« widertönte und die Apostel stetig grüßen »vom Vatergott und seinem Sohn J.« Nennt sich dementsprechend Jesus selbst aber den »Sohn«, so geschieht solches wenigstens in den synoptischen Evangelien noch ganz im Zusammenhang und unter Voraussetzung derselben Weltanschauung, der zufolge auch in der Bergpredigt gerade solche Menschen »Söhne Gottes« heißen, die auf dem Weg sittlichen Wachstums das annähernd zu werden im Begriff sind, was der »allein gute« Gott und »Vater« im Himmel ewig schon ist und immerdar bleibt (Matth. 5, 9. 45. 48; Luk. 6, 35. 36). Indem nun Jesus den jüdischen Messiasbegriff in der Richtung vertiefte, daß daraus der Sohn wurde, der diesen Gott als Vater erkannt und der Welt geoffenbart hat (Matth. 11, 27), also der Schöpfer des wahren Gottesbewußtseins ist, war er sich wohl bewußt, in einen unversöhnlichen Widerspruch mit den glänzenden Messiasträumen seines Volkes zu treten. Es ist daher nicht zufällig geschehen, wenn er im Anfang seiner Reichspredigt überhaupt mit Enthüllungen über seine eigne Person zurückhielt. Was er predigte während der ersten glücklichen Wochen und Monate des »galiläischen Frühlings«, das ist die Kunde vom Reiche Gottes, das als ein jenseitiges doch als eine innerlich wirkende Macht nahe, ja schon da sei; das war der Vater, dessen Liebesherrlichkeit ihm die Lilien auf der Flur und die goldene Saat auf den Feldern, wovon die »Gleichnisse« sprechen, noch mehr aber freilich die innere Harmonie des eigensten persönlichen Lebens offenbarte. Sofort sehen wir solche, die glauben oder gern glauben möchten an sein Wort, ihm begierig folgen; ja selbst Heilungen gehen von der Gesundkraft seines Wesens aus, und wunderhafte Wohltaten werden in seiner Umgebung erlebt. Wenn gerade solche Vorkommnisse, wie sie auch später im Leben des Bernhard von Clairvaux, des Franz von Assisi u. a. bezeugt sind, von der evangelischen Berichterstattung mit Vorliebe erfaßt und je länger, desto sagenhafter durchgebildet werden, so ist doch nicht zu übersehen, daß derselbe wundersüchtige Trieb schon bald nach seinem ersten Auftreten ihm trotz seiner abweisenden Erklärung (Matth. 16, 4; Mark. 8, 12) selbst fortwährend neuere und größere Wunder ab- und ansah, zumutete und aufdrang. Daß solche »Wunder« geschahen, selbst ohne daß Jesus sie beabsichtigte (Mark. 5, 25 f.), sagt er selbst: »Dein Glaube hat dir geholfen« (Mark. 5, 34), und wo er keinen Glauben findet, da bleiben auch die Erfolge aus (Mark. 6, 5. 6). Er selbst hatte es auf eine Wirksamkeit durch das Wort abgesehen, das »Zeichen des Propheten Jonas«, das hingereicht hatte, die Niniviten zur Umkehr zu bewegen (Matth. 12, 39. 41). »Gottesreich, Vater und Menschensohn« — um das Dreigestirn dieser Grundbegriffe bewegte sich seine Verkündigung. Daß er dabei, um sein persönliches Sohnesbewußtsein zum Ausdruck zu bringen, gerade den dunkeln und vielgedeuteten Ausdruck »Menschensohn« (s. d.) wählte, hängt vielleicht mit der universalern Wendung zusammen, die der jüdisch-partikularistische Messiasbegriff in seinem Mund annehmen sollte, freilich ohne sich deshalb abzulösen von dem volkstümlichen Lebensgrund der alttestamentlichen und jüdischen Vorstellungswelt, die vielmehr so sehr auch den Rahmen seiner eignen Vorstellungen bildete, daß er die Tragweite seiner eignen Wirksamkeit sowie diejenige seiner Jünger zunächst nicht über die Grenzen des Volkes Israel ausgedehnt dachte (Matth. 10, 5. 6. 23; 15, 24). Daß das messianische Heil mittelbar auch für die Heiden bestimmt sei, ist nachweisbar von Jesus selbst erst mit Deutlichkeit ausgesprochen worden beim Abschied aus Galiläa (Luk. 13, 25—30) und in Jerusalem (Matth. 21, 41. 43).

Während der ersten galiläischen Zeit dagegen ist Jesus ganz der echte Sohn seines Volkes, und die im Munde des letztern gebräuchlichen Bezeichnungen der Heiden sind auch ihm selbst nicht fremd geblieben (Matth. 7, 6; 15, 26); auch die weltbürgerlichen Ideen, die damals durch die Welt gingen, übten keinen nachweisbaren Einfluß auf ihn aus, das römische Staatsleben sowenig wie die griechische Wissenschaft und Weltanschauung. Erst als der Himmel über seinem galiläischen Paradies anfing, trüber zu werden, als die dunkeln Wolkenschatten der pharisäischen Opposition und hierarchischen Verfolgungssucht darüber hinliefen und auch der Volksanhang anfing, seinen jederzeit zweifelhaften Charakter zu offenbaren, verändert sich allmählich die Stellung Jesu. Es begannen die Enttäuschungen, die feindlichen Zusammenstöße, die Rückzüge, wie wir ihn denn in der Tat von jetzt an weniger ständig in Kapernaum, öfters dagegen am einsamen Nordufer des Sees finden. Die Opposition der eigentlichen Führer des Volkes, der pharisäischen Schriftgelehrten und Synagogenvorstände, hatte er hauptsächlich dadurch hervorgerufen, daß er im Sinn einer freien und gesunden, innerlich begründeten Sittlichkeit sich über den ganzen unabsehbaren Kram von Satzungen und Observanzen hinwegsetzte, mit denen sie das Leben des Menschen auf Schritt und Tritt umgeben und zum mühseligsten Werkdienst herabgewürdigt hatten; daß er ferner trotz aller in der Sache nie verleugneten Pietät gegen das mosaische Gesetz doch dieselbe Kritik unbefangen auch an der gesamten Außenseite desselben übte und namentlich in dem Bewußtsein, daß nicht der Sabbat, sondern der Mensch Selbstzweck sei (Mark. 2, 27), sich freien Geistes von aller Qual und Knechtung lossprach, welche die altheilige, im Laufe der Jahrhunderte nur immer peinlicher gewordene Sabbatsitte mit sich führte; daß er endlich die ganze Art von Sittlichkeit, womit die Pharisäer durch pedantische Befolgung zahlloser Gebote und Verbote das Heil des messianischen Regiments für das Volk und das ewige Leben für den Einzelnen dem Himmel abzuringen und abzuzwingen gedachten, als ein ungenießbares, mühsames Gebräu, als ebenso fadenscheinigen wie hochmütigen und prunkenden Werkdienst kennzeichnete, dem gegenüber er seine Jünger anwies, sich an keine menschliche Autorität zu verkaufen, niemand in diesem Sinn »Vater« zu nennen, vielmehr die Größe des Menschen ausschließlich nach dem Maße seiner Dienstleistung zu beurteilen, ja sogar die traurige Blöße des seiner Schuld bewußten und nach Vergebung seufzenden, aber auch seinerseits zur Vergebung geneigten Sünders als kostbar und vor Gott wertgehalten zu erachten. »Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!«

Je länger, desto vernehmbarer machen sich daher die Anklagen auf Zöllner- und Sünderfreundschaft, auf Entweihung des Sabbats, auf Bruch der überlieferten Satzungen, auf Widerspruch gegen das Gesetz geltend; es kommt schon in der Landschaft Genezareth zu einigen herben Konflikten, infolge deren Jesus endlich im Spätherbst diese Zentralstätte seines Schaffens ganz aufgibt und den Winter über auf Fluchtwegen zubringt, die ihn bald westlich in das Gebiet der heidnischen Stätte Tyrus und Sidon, bald östlich in die Dekapolis, zuletzt auch nördlich an die Quellen des Kleinen Jordans, in die Nähe von Cäsarea Philippi, führen. Hier richtete er, der bisher fast nur von seinem Werk und Reich, kaum je von seiner Person gesprochen hatte, die entscheidende Frage an den Kreis der Zwölf, die ihm treu geblieben und bis dahin gefolgt waren, und jetzt entrang sich dem Munde des Sprechers derselben, des galiläischen Fischers Simon, genannt Petrus, das richtige, von Jesus selbst herausgeforderte Wort und Bekenntnis, wonach sie in ihrem Meister niemand anders als den Messias selbst gefunden zu haben überzeugt waren. Vor diesen Moment (Mark. 8, 27. 28) setzt daher die älteste Darstellung, abgesehen von zwei Fällen der rätselhaften Selbstbezeichnung als »Menschensohn« (Mark. 2, 10. 28), keinerlei messianische Bekenntnisse, Anerkennungen und Demonstrationen.

Einstweilen war aber als eine neue Errungenschaft die Erfahrung gemacht worden, daß dem tatsächlich sich steigernden Unglauben der lauter Enttäuschungen bereitenden Volksgenossen verheißend das religiöse Bedürfnis und manche Empfänglichkeit der Heidenwelt gegenübertreten sollte. Samariter bewiesen mehr sittlichen Gehalt als Juden, der Hauptmann von Kapernaum, das kananäische Weib zeigten mehr Glaubenskraft, als Jesus in Israel je gesehen hatte. Er staunte, und sein Geist rang sich los von den nationalen Schranken, wenngleich die Tränen, beim Anblick Jerusalems vergossen, beweisen, wie wenig leichten Herzens er sein Volk aufgab. Aber auch noch in einer andern Beziehung war es keineswegs der alttestamentliche und nationale Messias, der jetzt eine Gemeinde sammelte. Denn schon stand der Todesentschluß fest, der daher dem aufsteigenden Messiasjubel der Jünger sofort als Dämpfer entgegengesetzt wird (Mark. 8, 29—31). Jesus hatte verzichtet auf zeitlichen Erfolg. Die Vielen, die ihm auch jetzt noch immer zuströmten, waren doch nur die regbarsten Teile einer Masse, die in ihrer überwiegenden Mehrheit sich nicht von der herrschenden Partei zu lösen vermochte. Angesichts dieses Mißerfolges blieb ihm nur übrig, entweder zurückzutreten und auf sein Messiastum zu verzichten, noch ehe er sich offenkundig dazu bekannt hatte, oder aber, dabei beharrend, die unausbleiblichen Folgen, Verwerfung und Verurteilung von seiten des eignen Volkes, Hinrichtung von seiten der römischen Obergewalt, auf sich zu nehmen, den letzten Ausgleich aber von Gottes Allmacht und Gerechtigkeit zu erwarten. In dieser Richtung gehen jetzt fast alle seine Gedanken und Reden, und so wurde in der letzten galiläischen Zeit der Gegensatz gegen die Farbenglut der nationalen Messiasträume bis dahin durchgekämpft, daß der Träger des neuen, des religiös-sittlichen Messiastums, anstatt über die Höhen der Erde im Sturmschritt überwältigender Erfolge zu wandeln, vielmehr als demütiger und armer Diener der Menschheit das Kreuz derselben zu schleppen und, erliegend unter der Last der heraufbeschwornen Feindschaft, an Einem Marterpfahl mit dem geringsten und zertretensten ihrer Glieder zu enden entschlossen war. Den Glauben an den gleichwohl im letzten Hintergrund stehenden, von und in Gott selbst verbürgten Sieg seiner Person und Sache, den Glauben an das »Reich Gottes« (s. d.) und seine Realisierbarkeit, rettete er, indem von nun an sich steigernde Weissagungen eine glänzende Wiederkunft in Herrlichkeit in baldige, von Freunden und Feinden zu erlebende Nähe stellten. Dieser Glaube an die Wiederkunft in Herrlichkeit war somit die Form, in welcher der Widerspruch, an dem sein Messiastum zu scheitern schien, nämlich der Gegensatz des wirklichen Geschicks zu den messianischen Erwartungen und dem ganzen Gottesglauben des Volkes, sich wie für die älteste Gemeinde, so ohne Zweifel auch, falls nicht eine ganze Menge von Christussprüchen für unecht erklärt werden soll, für den Stifter derselben selbst

ausgeglichen und aufgelöst hat. Die lichte Zukunft im Auge, hat Jesus die Katastrophe seines äußern irdischen Geschicks selbst heraufbeschworen. Denn wenn er nach allen Erfahrungen, die er über die Aufnahme seiner Reichspredigt beim Volk und über den Widerstand gegen sie bei den Gegnern gemacht hatte, jetzt vom Nordende seines Wirkungskreises aus in direktem Wege nach Süden Judäa aufsuchte, um in der Hauptstadt selbst, am Sitz der Machthaber, zu erscheinen, so kann dieser so folgenreiche Schritt nur aus der Überzeugung von der Notwendigkeit hervorgegangen sein, daß seine zur Entscheidung reife Sache nicht länger in der Schwebe zu halten sei. Als der Frühling wieder nahte, sehen wir ihn inmitten galiläischer Passahpilger in Jerusalem einziehen und bei dieser Gelegenheit die erste ganz unmißverständliche messianische Demonstration wagen, ja sogar im Tempelvorhof selbst tätlich gegen die Praxis der bestehenden Autoritäten vorgehen. Die Katastrophe folgte fast auf dem Fuße nach, und schon die Sonne des ersten großen Festtags der Osterwoche sah auf das Kreuz herab. Jesus starb unter Vorangehen der sadduzäischen Priesterpartei, die in ihm, dem Messias, zugleich die volkstümlichen Reichsgedanken und Zukunftsschwärmereien treffen wollte und dabei den Vorteil hatte, von der pharisäischen Demagogie selbst tatkräftig unterstützt zu werden. Am letzten Abend vor seiner Verhaftung und Hinrichtung war er noch einmal mit dem engern Jüngerkreis allein, um hier ein die Seinen unter sich und mit ihm unlösbar verbindendes Liebesmahl zu feiern. Das Weitere s. Christentum und Christologie.

Literatur über das Leben Jesu.

Die Literatur über das Leben Jesu ist seit fast 100 Jahren in steigendem Wachstum begriffen, schon an sich ein Zeichen einer Krisis, die über das christliche Bewußtsein der Gegenwart hereingebrochen ist. Auf dem Standpunkt des ältern Rationalismus steht H. E. G. Paulus (»Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristentums«, Heidelb. 1828, 2 Bde.); ästhetisch-rationalistische Gesichtspunkte befolgt Karl Hase (»Das Leben Jesu, für akademische Vorlesungen«, 5. Aufl., Leipz. 1865; »Geschichte Jesu«, das. 1876, 2. Aufl. 1891). Die kritische Richtung konsequent verfolgend, hat David Friedr. Strauß (»Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet«, Tübing. 1835 bis 1836, 2 Bde.; 4. Aufl. 1840; für das deutsche Volk bearbeitet, Leipz. 1864; 13. Aufl., Bonn 1903) den Erzählungsgehalt der Evangelien als Mythus aufgefaßt, in dessen vergrößerndem, durch alttestamentliche Vorbilder und messianische Erwartungen gebildetem Reflex nur wenige einfache Linien der geschichtlichen Wahrheit erkennbar blieben. Anderseits hat Weiße (»Die evangelische Geschichte, kritisch und philosophisch bearbeitet«, Leipz. 1838, 2 Bde.), von der Ursprünglichkeit des Markus-Evangeliums ausgehend, historische und unhistorische Bestandteile zu scheiden versucht, und gleichzeitig ließ Gfrörer (»Geschichte des Urchristentums«, Stuttg. 1838, 5 Bde.) das Christentum auf dem Boden des vom Talmud aus zu erkennenden Judentums aufwachsen. Beide haben bei aller Ablehnung des Mirakels gegen die Auflösung des ganzen Lebens Jesu in Mythologie erstmalig beachtenswerte Instanzen vorgebracht. Über eine Flut von Gegnerschriften vgl. Strauß, Streitschriften zur Verteidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie (Tübing. 1837). Ein ähnliches Aufsehen wie Strauß in Deutschland erregte in Frankreich das Werk von Renan: »Vie de Jésus« (Par. 1863, 18. Aufl. 1882; deutsch, zuletzt Leipz. 1902), das auf reizendem landschaftlichen Hintergrunde das Bild eines liebenswürdigen und heitern Propheten zeichnet, der, einmal in Gegensatz zu Pharisäern und Priestern getreten und zum Fortgehen auf dieser Bahn gedrängt, sich allmählich darin gefällt, den mit der Wundergabe ausgerüsteten Messias zu spielen, bis er diesen Genuß mit dem Tode büßt. Gegen Renan schrieben auf freiestem Standpunkt Albert Réville, Colani, Schérer und Coquerel. Gleichfalls mit der Menschheit Jesu vollen Ernst machen wollte Schenkels »Charakterbild Jesu« (Wiesbad. 1864, 4. Aufl. 1873), in dem mit Zugrundelegung des zweiten Evangeliums das Leben Jesu vorzugsweise nach der Seite seiner der Satzungsreligion entgegentretenden Lehrwirksamkeit hin dargestellt wird. Das Trifolium »Strauß, Renan, Schenkel« wurde nun sofort wieder zum Gegenstand des Angriffs von kirchlich und traditionell gerichteten Schriftstellern, unter denen auf katholischer Seite Veuillot (»Leben unsers Herrn J.«, deutsch, Köln 1864), Père Didon (»Jésus-Christ«, Par. 1891 u. ö.; deutsch, Regensb. 1892), Le Camus (»Vie de Notre Seigneur Jésus-Christ«, Par. 1883; 6. Aufl. 1901; deutsch, Freib. 1893—95, 2 Bde.), Leroy (»Jésus-Christ, sa vie et son temps«, Par. 1899—1903), J. Grimm (»Das Leben Jesu nach dem 4. Evangelium«, 2. Aufl., Regensburg 1890—99, 7 Bde.), Sepp und Haneberg (»Das Leben Jesu«, 4. Aufl., das. 1898—1902, 5 Bde.), auf protestantischer van Oosterzee (»Das Bild Christi nach der Schrift«; »Geschichte oder Roman«, beides deutsch, Hamb. 1864) und Edmond Pressensé (»Jésus-Christ, son temps, sa vie, son œuvre«, Par. 1865, 7. Aufl. 1884; deutsch, Halle 1866) genannt werden mögen. Um die kritische Feststellung der Grundlagen machte sich verdient: Weizsäcker (»Untersuchungen über die evangelische Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwickelung«, Gotha 1864, 2. Aufl. 1901). Vermittelnd schrieb Krüger-Belthusen: »Das Leben Jesu« (Elberf. 1872). Die über das Leben Jesu Christi angefachte wissenschaftliche Bewegung hat dann auch das nachgelassene »Leben Jesu« von Schleiermacher (Berl. 1864) sowie dasjenige von Bunsen (im 9. Bd. des »Bibelwerks«, Leipz. 1865) an das Licht gebracht, mit denen das unklar apologetisch gehaltene »Christus und seine Zeit« von H. Ewald (3. Ausg., Göttingen 1867) den allgemeinen Standpunkt teilt. Auf umfassendster Durchforschung des gesamten Materials ruht Keims Werk: »Geschichte Jesu von Nazara, in ihrer Verkettung mit dem Gesamtleben seines Volkes« (Zürich 1867—72, 3 Bde.; dritte [kurze] Bearbeitung, 2. Aufl. 1875). Ähnlich, jedoch statt des Matthäus den Markus zugrunde legend, stehen auch Hausrath (»Neutestamentliche Zeitgeschichte«, Teil 1: »Die Zeit Jesu«, Heidelb. 1868; 3. Aufl. 1879) und Wittichen (»Das Leben Jesu in urkundlicher Darstellung«, Jena 1876), während auf gleicher Grundlage Volkmar (»Jesus Nazarenus und die erste christliche Zeit«, Zürich 1882) wieder näher an Dav. Fr. Strauß (s. d.), bez. Bruno Bauer (s. d. 4) heranrückt, B. Weiß eine die apologetischen Bemühungen in ermäßigender Form zusammenfassende Darstellung gibt (»Das Leben Jesu«, Berl. 1882; 4. Aufl. 1902, 2 Bde.), zu der Beyschlags Werk ein farbenreicheres Seitenstück bildet (»Das Leben Jesu«, Halle 1885—86, 2 Bde.; 4. Aufl. 1901—02). Beide versuchen das synoptische Bild wieder in den johanneischen Rahmen zu schieben. Ebenso J. Chr. K. v. Hofmann (»Die biblische Geschichte des Neuen Testaments«, Nördling.

1883), Edersheim (»The life and times of Jesus the Messiah«, Lond. 1883; 10. Ausg. 1900, 2 Bde.; Auszug 1890), Farrar (»Life and teaching of Jesus Christ«, das. 1874 u. ö.; deutsch, 5. Aufl., Hannover 1899, und »The life of lives«, 1900), Stalker (»The life of Christ«, Lond. 1884; deutsch, 3. Aufl., Tübing. 1901), Nösgen (»Geschichte Jesu Christi«, Münch. 1891). Von eigentümlichen kritischen Voraussetzungen theosophischer Natur geht Delff (»Die Geschichte des Rabbi Jesus von Nazareth«, Leipz. 1889) aus. Den geschichtlichen Standpunkt vertreten in neuester Zeit Albert Réville (»Jésus de Nazareth«, Par. 1897, 2 Bde.), Oskar Holtzmann (»Leben Jesu«, Tübing. 1901), P. W. Schmidt (»Die Geschichte Jesu«, 4. Aufl., das. 1903, 2 Bde.). Mit besonderm Erfolg ist man neuerdings bemüht, die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung größern Leserkreisen in anschaulichen, kritisch begründeten Darstellungen nahe zu bringen. Erwähnung verdienen R. Otto (»Leben und Wirken Jesu«, Götting. 1902), H. Weinel (»Jesus im 19. Jahrhundert«, Tübing. 1903 u. ö.), K. Furrer (»Vorträge über das Leben Jesu«, Zürich 1904; 2. Aufl. 1905), A. Neumann (»Jesus, wer er geschichtlich war«, Freiburg 1904), W. Bousset (»Jesus«, Halle 1904). Eine geschichtliche Bearbeitung vom katholischen Standpunkte lieferte H. Schell (»Christus. Das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung«, Mainz 1903). Vgl. auch A. Harnack, Das Wesen des Christentums (Leipz. 1900 u. ö.), und die dadurch veranlaßte Literatur.

Als Stifter der christlichen Religion bildete J. auch für die mittelalterliche Dichtung den Hauptgegenstand des Interesses. Die epische wie die lyrische Poesie ist überwiegend christlich-religiösen Inhalts; in der erstern sind der naiv-charaktervolle niederdeutsche »Heliand« (d. h. Heiland) eines unbekannten Verfassers und der poetisch minder bedeutende »Krist« des Weißenburger Mönches Otfried, beide dem 9. Jahrh. angehörend, vor allem zu nennen. Seit dem Aufkommen der Laienbildung des Rittertums (12. Jahrh.) treten im Epos weltliche Stoffe in den Vordergrund, die geistlichen und vor allem die das Leben und Leiden Christi behandelnden erfahren aber eine ganz neue Gestaltung im Drama, das sich im Anschluß an den Gottesdienst entwickelte und besonders seit dem 14. Jahrh. durch die aufblühende Kultur des Bürgertums gefördert wurde (s. Weihnachtsspiele, Passionsspiele, Osterspiele). Neues Leben gewann diese Form des Dramas im Zeitalter der Reformation und später durch die Opern- und Oratoriendichtung des 17. Jahrh. Die bei mystischen Schriftstellern schon seit dem 14. Jahrh. beliebte geistliche Erotik, die Auffassung der Seele als der Braut Christi, findet im Zeitalter der Gegenreformation bedeutende und gefühlvolle Neugestaltung in den Gedichten des Jesuiten Fr. v. Spee, und zur selben Zeit zeichnet sich J. Balde durch seine lateinische Lyrik ähnlichen Charakters aus. Aber die bedeutendste Wendung in der poetischen Ausdeutung des Lebens Jesu erfolgte erst im Zeitalter der Empfindsamkeit durch Klopstocks »Messias« (1748—73), ein Werk, in dem das lyrische Element durchaus überwiegt und dem ähnliche von geringerm Wert folgten. Im 19. Jahrh. sind zwar zahlreiche Versuche gemacht worden, das größte Problem der Weltgeschichte im Epos und Drama (darunter auch ein Entwurf Richard Wagners von 1849, gedruckt 1887) zu gestalten, aber keiner war von durchschlagendem Erfolg. Im allgemeinen dringt die Überzeugung durch, daß sich das Leben Jesu zu dichterischer Behandlung in dem Maße weniger eignet, als die naiv-andächtige Betrachtung unvermeidlich durch dogmatische und kritische Sorgen gekreuzt und gehemmt wird. Nur die Lyrik zeitigte neue Blüten von unvergänglichem Duft und Glanz im Kirchengesang und Kirchenlied (s. d.). Vor allem aber war das durch die Musik gehobene Wort zum Ausdruck dieser innigsten religiösen Regungen geeignet. Da nun die verweltlichte Oper solchem Gegenstande nicht mehr gewachsen war, gewann seit dem Beginn des 18. Jahrh. die neue Gattung des Oratoriums immer größere Bedeutung. Derartige Christus-Oratorien dichteten Bernardoni (gesetzt von M. A. Ziani, 1706), Pariati (gesetzt von J. J. Fux, 1718), Metastasio (von Caldara, 1730), Pasquini (von Hasse, 1744); auch das ganze Leben umspannende Oratorien-Trilogien nahmen bereits im 18. Jahrh. Komponisten in Angriff, so Joh. W. Hertel (»Jesus in Banden«, »Jesus vor Gericht« und »Jesus in Purpur«, Schwerin 1782—83), später S. Neukomm (»Grablegung«, »Auferstehung«, »Himmelfahrt«, 1820), Fr. Schneider (»Christus das Kind«. »Christus der Meister«, »Christus der Erlöser«, 1827—38). Von neuern Christus-Oratorien seien genannt die von Liszt (1866), Fr. Kiel (1879), A. Rubinstein (1888, geistliche Oper), F. Draeseke (1903, Mysterium in drei Abteilungen und einem Vorspiel). — S. auch Christusbilder.

Jesus Christus-Wurzel, s. Pteris.

Jesusdiener, s. Jesuaten.

Jesus Maria, mexikan. Silbermünzen, s. Conception 4).

Jesus-Maria-Orden (Missionspriester von Jesus und Maria), s. Eudisten.

Jesus-Namensfest, Gedächtnisfeier Christi, 1721 vom Papst Innozenz XIII. zu einem Kirchenfest erhoben, fällt auf den zweiten Sonntag nach Epiphanias.

Jesus Nazarēnus Rex Judaeōrum (lat., »Jesus von Nazareth, König der Juden«), die Inschrift, die Pilatus über dem Kreuz Jesu anbringen ließ (vgl. »I. N. R. I.«, S. 722).

Jesus Sirach (d. h. Jesus, Sohn Sirachs), jerusalemischer Jude, Verfasser der unter seinem Namen noch vorhandenen Sammlung von Sittensprüchen (lat. Ecclesiasticus, Kirchenbuch, weil es bei öffentlichen Vorträgen über die Sittenlehre zugrunde gelegt und den Katechumenen als Lesebuch in die Hände gegeben ward). Das Buch, um 190 hebräisch geschrieben, hatte den Titel: »Meschalim«, d. h. Gnomen, Sprüche. Ins Griechische ward es von dem Enkel des Verfassers übersetzt, nach dem Prolog im J. 38 des Königs Ptolemäos Euergetes (Physkon), d. h. 132 v. Chr. Vom Urtext sind neuerdings große Bruchstücke aufgefunden worden (hrsg. von Cowley und Neubauer, Oxf. 1897; von Schechter und Taylor, Cambr. 1899; von Strack, Leipz. 1903). Vgl. die Kommentare von Fritzsche (Leipz. 1859), Moulton (Lond. 1896); deutsch mit Einleitung und Kommentar von Ryssel in den »Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments« (Freib. 1900).

Jet (engl., spr. dschett oder schett, Jett), Mineral, soviel wie Gagat.

Jethro, midianitischer Priester, Vater Ziporas, der Frau Moses, den er zur Einführung einer einfachen Gerichtsorganisation veranlaßte.

Jetolin, s. Anilinschwarz.

Jeton (franz., spr. schetóng), Spielmarke, Rechenpfennig, v. franz. jeter, »werfen«, weil man beim Spiel solche Marken für die Schlußberechnung des Verlustes auf den Tisch warf. Solche Jetons hat man bereits aus dem 10. Jahrh. v. Chr. gefunden. Sie wurden aus Kupfer, Silber und Gold, erst in

neuerer Zeit aus Elfenbein, Perlmutter, Bronze, Messing, Nickel, Knochen ꝛc. verfertigt. Man versah sie schon früh mit Spielinschriften, später mit Wappen und Devisen der Besitzer. Jetons heißen auch kleine, bei Krönungen, Einzügen und ähnlichen Festlichkeiten unter das Volk geworfene Denkmünzen. Jetons de présence sind Marken, die bei Akademie- und Gesellschaftssitzungen an die anwesenden Mitglieder verteilt und bisweilen durch Geld eingelöst werden.

Jetschwarz, s. Azoschwarz.

Jettatōre (Gettatore, ital., spr. dtsche-), ein mit dem bösen Blick Behafteter, s. Böser Blick.

Jetti-schahr (Dschitti-Schahar, »Sieben Städte«), türk. Name für das Reich Jakub Begs in Zentralasien, zuerst Alti-schahar (»Sechs Städte«), nach seiner Vergrößerung durch Eroberungen aber J. genannt, die jetzige chinesische Provinz Tiënschannanlu mit den Städten Kaschgar, Jengi-Hissar, Jarkand, Chotan, Aksu, Karaschar, Hami und Turfan. Nach Unterdrückung des Aufstandes der Dunganen (s. d.) und nach dem Tode des Jakub Beg (s. d.) und seines Sohnes wurde die chinesische Herrschaft wiederhergestellt.

Jeu (franz., spr. schö), Spiel; j. d'amour, Liebesspiel, auch ein Gedicht, das eine Liebesfrage beantwortet; j. d'esprit, Verstandes-, Witzspiel (zur Unterhaltung), Wortspielerei; j. parti, bei altfranzösischen Dichtern ein Streitgedicht in Form eines Wettgesangs (s. Tenzone). J. à anches, in der Orgel: Zungenstimme; grand j. beim Harmonium: volles Werk.

Jeudi (franz., spr. schödi, lat. Jovis diës), Donnerstag.

Jeumont (spr. schömóng), Flecken im franz. Depart. Nord, Arrond. Avesnes, an der kanalisierten Sambre und der Nordbahn (Grenzstation gegen Belgien), mit Marmorbrüchen, Glashütte, Maschinenbauanstalt u. (1901) 4327 Einw.

Jeune Belgique, La (spr. schön' belschik'), s. Junges Belgien.

Jeunesse dorée (spr. schönäß' dorē, »Goldjugend«), Parteibezeichnung aus der französischen Revolution, der männlichen Jugend von Paris beigelegt, die nach dem Sturz Robespierres 9. Thermidor 1794 sich zur Vorkämpferin der Konterrevolution aufwarf. A. Schmidt (»Pariser Zustände während der Revolutionszeit 1789—1800«, Bd. 1, Jena 1874) hat nachgewiesen, daß zwar viele andre ähnliche Spottnamen für die Partei gebraucht wurden (Muscadins, »Moschushelden«, Petits-maîtres, »Stutzer«), der Name J. d. aber erst durch Pagès in seiner »Histoire secrète de la Révolution française« (Par. 1797) aufkam. Gleichwohl ist der letztere der in den meisten Geschichtswerken gebräuchliche geworden, und er wird in der Gegenwart allgemein vielfach angewendet, um die reiche, verschwenderische und vergnügungssüchtige männliche Jugend einer großen Stadt zu bezeichnen.

Jeux floraux (franz., spr. schö floro, »Blumenspiele«), die poetischen Wettstreite, die jährlich zu Toulouse unter dem Vorsitz der Académie des J. f. gefeiert werden. Schon im 14. Jahrh. hatte sich daselbst zur Hebung der gesunkenen Poesie der Troubadoure eine Gesellschaft von sieben Mitgliedern gebildet, die sich an bestimmten Tagen in einem Garten versammelten. Im November 1323 erließen sie einen Aufruf an alle Freunde der »fröhlichen Wissenschaft« (gay saber) zu einem poetischen Wettkampf 1. Mai 1324 in Toulouse, bei dem Arnaud Vidal de Castelnaudari den Preis erhielt. Im folgenden Jahr konstituierte sich sodann das Consistori de la gaya sciensa als Gesellschaft; seine Statuten hießen Liebesgesetze (leys d'amor), die für die besten Gedichte erteilten Preise bestanden in silbernen Blumen. Anfangs durften die Gedichte nur in provenzalischer Sprache verfaßt werden; später (seit 1513) war auch die französische zugelassen, welche die provenzalische bald ganz verdrängte. 1695 wurde die Gesellschaft von Ludwig XIV. unter dem Namen Académie des J. f. neu organisiert. Sie bestand unter einem vom König ernannten Kanzler aus 35 mainteneurs oder Richtern und 20 maîtres. Der erste Preis, ein goldenes Tausendschön (Amarant), 400 Livres an Wert, war für die beste Ode ausgesetzt; die andern drei Preise waren ein Veilchen, eine wilde Rose und eine Ringelblume von Silber. Die silberne Rose war für den besten Aufsatz in Prosa bestimmt, wurde aber 1745 in eine goldene umgewandelt und dabei zugleich bestimmt, daß, wer sie einmal gewonnen, zum maître ès J. f. ernannt werden sollte. Jeder durfte sich um den Preis bewerben. 1773 ward das Kanzleramt abgeschafft, das Siegel der Gesellschaft einem beständigen Sekretär und das Präsidium einem alle drei Monate durch das Los gewählten modérateur übergeben. Durch die Revolutionsstürme von 1790—1806 unterbrochen, besteht die Gesellschaft noch jetzt in der alten Weise fort, und alljährlich 3. Mai werden die Preise in öffentlicher und feierlicher Sitzung auf dem Rathaus in Toulouse verteilt. Ein Verzeichnis der preisgekrönten Werke (»Recueil annuel de l'Académie«) erscheint seit 1696, mit nur zweimaliger Unterbrechung (1700—03 und 1790—1806). Eine neue Belebung erhielten die J. f. in den letzten Jahrzehnten durch die poetischen Feste und Wettkämpfe, die der Verein der Félibres (s. d.) in den Städten Südfrankreichs veranstaltet. Vgl. Poitevin-Peitavi, Mémoires pour servir à l'histoire des J. f. (Toulouse 1815); Gatien-Arnoult u. Noulet, Monumens de la littérature romane« (das. 1841—48, 4 Bde.); Chabaneau, Origine et établissement de l'Académie des J. f. (das. 1885, auch im 10. Bd. der »Hist. gén. de Languedoc« abgedruckt); Duboul, Les deux siècles de l'académie des J. f. (das. 1901, 2 Bde.); Schwan, Die Entstehung der Blumenspiele von Toulouse (»Preußische Jahrbücher«, Bd. 54, 1884). — Nach dem Muster der Toulouser Sängergesellschaft wurde 1393 eine ähnliche in Barcelona eingerichtet, die im 15. Jahrh. einen großen Aufschwung nahm, dann gänzlich einging und erst 1859 wieder erneuert wurde. Über ihre Geschichte handelt Band 7 der »Jochs florals de Barcelona« (1865). Vgl. Denk, Einführung in die Geschichte der altkatalanischen Literatur, S. 241 f. (Münch. 1893). — Die Kölner Blumenspiele, die 1899 durch J. Fastenrath (s. d.) ins Leben gerufen worden sind, werden am ersten Sonntag im Mai gefeiert, indem unter dem Vorsitz einer Festkönigin deutsche Dichtungen in Vers und Prosa mit Preisen (es gibt deren 19) gekrönt werden (vgl. »Jahrbuch der Kölner Blumenspiele«, Köln 1899 ff.).

Jever, Stadt im Großherzogtum Oldenburg, Hauptort der gleichnamigen Herrschaft, westlich vom Jadebusen, mit der Nordsee durch einen Kanal verbunden, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Sande-Wittmund und J.-Harle, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Baptistenkapelle, Synagoge, ein merkwürdiges altes Schloß mit hohem Turm, ein altes Rathaus, Denkmäler Bismarcks, Mitscherlichs und des hier gebornen Geschichtschreibers Schlosser, ein großes Krankenhaus (Sophienstift), Gymnasium mit Realklassen, Amtsgericht, Gerberei, Spinnerei,

Färberei, bedeutende Bierbrauerei, Mahl- und Sägemühlen, Pferde-, Vieh- und Getreidehandel und (1900) 5486 meist evang. Einwohner. Das Dorf Hooksiel (s. d.) bildet den Seehafen der Stadt. — Die alte Burg J. ist von dem Häuptling Edo Wiemken (gest. 1410) erbaut worden. Das stark bevölkerte Jeverland (Stadt und Amt J. ohne Kniphausen), etwa 330 qkm (6 QM.) groß, fiel nach dem Aussterben der »Häuptlinge« von J. 1575 an Oldenburg (s. d.), 1603 durch Heirat an Anhalt-Zerbst und 1793 als Kunkellehen an Katharina II. von Rußland, eine geborne Prinzessin von Anhalt-Zerbst. Kaiser Alexander I. trat J. 1807 an Holland ab; 1814 ward es zu Oldenburg geschlagen. Die festgebauten Kirchen der auf Wurthen liegenden Dörfer waren früher die einzigen und sehr notwendigen Verteidigungs- und Zufluchtsorte; noch im 16. Jahrh. wurden einzelne Kirchen befestigt und die Kirchhöfe mit Geschützen armiert. Vgl. Hohnholz, Aus Jevers Vergangenheit (Jever 1886); Riemann, Geschichte des Jeverlandes (das. 1896, Bd. 1); Sello, Alt-Oldenburg (Oldenb. 1903; über die Burg J.); Hagena, Jeverland bis zum Jahr 1500 (das. 1902); Jansen, Nordwestdeutsche Studien (Berl. 1904).

Jevičko, Stadt, s. Gewitsch.

Jevons (spr. dschiwens), William Stanley, engl. Philosoph und Nationalökonom, geb. 1. Sept. 1835 in Liverpool, gest. 13. Aug. 1882, ein Enkel des berühmten Historikers Roscoe, war 1854—58 Wardein der australischen Münze in Sydney, studierte dann weiter in London, ward 1864 Fellow an der Universität daselbst, 1866 Professor am Owen's College in Manchester, welche Stelle er Anfang 1881 niederlegte. Er ertrank beim Baden im Meer zu Bexhill bei Hastings. Seine Hauptwerke sind: »The coal question« (1865, 2. Aufl. 1866); »Substitution of similars the true principle of reasoning« (1869); »Theory of political economy« (1871, 3. Aufl. 1888), worin er nationalökonomische Lehrsätze in mathematischer Form entwickelt; »The principles of science: a treatise on logic and scientific method« (1874, 2 Bde.; 2. Aufl. 1877); »Elementary lessons in logic« (1870, 7. Aufl. 1879); »Money and the mechanism of exchange« (1875, 8. Aufl. 1887; deutsch, Leipz. 1876); »Primer of political economy« (1878); »Studies in deductive logic« (1880, 2. Aufl. 1884); »The State in relation to labour« (1882, 3. Aufl. 1894). Nach seinem Tode wurden noch veröffentlicht: »Methods of social reform, and other papers« (1883, 2. Aufl. 1904); »Investigations in currency and finance« (1884); »Letters and journals« (hrsg. von seiner Witwe, 1886); »Pure logic« (zuerst 1863 erschienen) and other minor works« (hrsg. von Adamson, 1890).

Jewdokimow, Nikolai Iwanowitsch, Graf, russ. General, geb. 1804, gest. 1873, focht unter Jermolow am Kaukasus. Im April 1859 brachte er die Residenz Schamyls, Weden, in seine Gewalt, was des letztern Gefangennehmung in Gunib (durch Barjatinsky) und die Unterwerfung des östlichen Kaukasus zur Folge hatte. 1861—64 unterjochte er auch die Tscherkessenstämme des westlichen Kaukasus, die darauf meist nach der Türkei auswanderten. Darauf wurde er dem Statthalter im Kaukasus, dem Großfürsten Michael, zur Seite gestellt; 1870 trat er in den Ruhestand.

Jewett (spr. dschū-ĕt), Sarah Orne, amerikan. Schriftstellerin, geb. 3. Sept. 1849 in South Berwick (Maine), lebt abwechselnd daselbst und in Boston. Eine treue und verständnisvolle Schildererin neuenglischen Landlebens, hat sie durch ihre Dorfgeschichten »Deep-Haven« (1877), »A country doctor« (1884), »Tales of New England« (1890), »Strangers and wayfarers« (1891), »The country of the Pointed Firs« (1896) u. a. große Popularität erlangt.

Jewish Colonization Association (engl., spr. dschū-isch kolonisesch'n assoßjēsch'n, abgekürzt ICA), eine von Baron Moritz v. Hirsch (s. d. 8) 1891 mit einem Kapital von 2 Mill. Pfd. Sterl. gegründete Gesellschaft, deren Vermögen und Verwaltung den jüdischen Gemeinden Brüssel, Berlin, Frankfurt a. M., der Anglo-Jewish Colonization in London und der Alliance Israélite Universelle in Paris anvertraut sind. Sie hat den Zweck, die Lage der Juden in den Ländern, in denen sie unterdrückt und verfolgt werden, zu verbessern, die notwendig werdende Auswanderung zu organisieren und den Emigranten in außereuropäischen Ländern, vornehmlich durch Gründung von Kolonien, eine rechtlich gesicherte Heimstätte zu schaffen. Die anläßlich der Judenverfolgungen in Rußland 1891 unternommene Kolonisation in Argentinien hatte nur geringe Erfolge. Nachdem aber aus dem Nachlaß des Stifters der Gesellschaft noch ein Fonds von 6 Mill. Pfd. Sterl. zufiel und die von Edmund von Rothschild in Palästina gegründeten Kolonien unter ihre Verwaltung kamen, konnte sie eine ausgedehntere Tätigkeit in den Ländern der Unterdrückung und den Auswanderungsgebieten entfalten. Sie unterhält und fördert deshalb die von ihr gegründeten Kolonien in Argentinien, Brasilien, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Kanada, Cypern und Kleinasien, Ackerbau- und Handwerkerschulen sowie Darlehnskassen und gewerbliche Unternehmungen, besonders die Hausindustrie.

Jewpatoria, s. Eupatoria.

Jeypore (Jeypoor), Stadt, s. Dschaipur.

Jeysulmere, ind. Staat, s. Dschaisalmir.

Jež, Theodor, Pseudonym, s. Mikowski.

Jezd (Jesd), Hauptstadt der kleinen persischen Provinz J., liegt (z. T. in Ruinen) an der großen Straße Teheran-Kirman in einer von Hügeln umschlossenen Sandebene, 1333 m hoch, besteht aus zwei durch Mauern getrennten Teilen. Die betriebsamen Einwohner, 40—50,000, darunter 1000 Juden, fertigen die besten persischen Seidenzeuge, Baumwollwaren, Süßigkeiten, Schuhe, Teppiche u. a. J. ist ein wichtiger Zentralpunkt des Karawanenhandels. In der Umgegend wird viel Töpferei betrieben und das beste persische Opium erzeugt. Den Parsen (in Stadt und Umgegend ca. 6500) ist nur für jeden Hausvater eine eigne heilige Feuerstätte gestattet. Die Schönheit der Frauen von J. ist in ganz Persien sprichwörtlich.

Jezero (bosnisch soviel wie See), Markt in Bosnien, Kreis Trawnik, westlich von Jajce, am rechten Plivaufer und der Westseite des obern Plivasees, mit 600 meist mohammed. Einwohnern. — Am 7. Aug. 1878 siegten hier die österreich-ungarischen Okkupationstruppen über bosnische Insurgenten.

Jezid (Jesid), Name mehrerer Kalifen aus dem Geschlechte der Omaijaden (s. d.). J. I., Sohn Moâwijas, bekannt als Gegner Husseins (s. d.).

Jeziden (Jesiden), eine wohl nicht ganz 100,000 Köpfe starke religiöse Sekte, die in den türkischen Provinzen Aleppo, Mosul, im mittlern Kurdistan, im Sindschargebirge, endlich im russischen Gouv. Eriwan zerstreut in Dörfern lebt. Ihre merkwürdige Religion ist ein verworrenes Gemisch von persischem Dualismus, Mohammedanismus und Christentum, verbunden mit einer eigentümlichen Verehrung des als

Vogel auf einem Leuchter dargestellten gefallenen Engels Melek Taus (daher auch der Name Teufelanbeter), der sich später mit Gott wieder vereinigen wird. Der Name »Jezidis« geht vielleicht auf das persisch-kurdische Jezd (Gott) zurück, wird aber von ihnen selbst von dem omaijadischen Kalifen Jezîd I. (s. d.) abgeleitet. Die J. scheinen mit den Kurden verwandt zu sein, auch ihre Sprache ist großenteils kurdisch. Sie gelten als tapfer, aber auch als hinterlistig und räuberisch. Ihrer Religion wegen haben sie im letzten Jahrhundert allerlei blutige Verfolgungen seitens der türkischen Behörden zu erdulden gehabt. Vgl. v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf, Bd. 2 (Berl. 1900), wo S. 147 f. die wichtigere Literatur über die J. zusammengestellt ist.

Jezierna, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Zloczów, an der Staatsbahnlinie Lemberg-Podwoloczyska, mit Branntweinbrennerei und (1900) 6115 (polnischen und ruthen.) Einwohnern.

Jezirah (hebr., »Schöpfung«), nach der Kabbala (s. d.) die dritte, aus keiner vorhanden gewesenen Materie gebildete Welt, die Welt der denkenden Substanzen; dann ein die kabbalistische Literatur eröffnendes, dem 8. oder 9. Jahrh. angehöriges, sehr geschätztes Buch (»Sefer jezira«, soviel wie »Buch von der Schöpfung«) in 6 Kapiteln, das die Grundidee: »die 10 Zahlen (sefirot) und die 22 Buchstaben (die sogen. 32 Bahnen der Weisheit) seien der Grund aller Dinge«, verarbeitet. Traditionen schreiben es dem Patriarchen Abraham oder dem Mischnalehrer Akiba zu. Ob das im Talmud erwähnte »Buch J.« mit dem jetzt vorhandenen identisch ist, ist nicht erwiesen. Bald nach seiner Entstehung ward das Buch J. philosophisch kommentiert von Saadja Gaon, Isak Israeli, Juda Halevi u. a. Herausgegeben ward es Mantua 1562, lateinisch übersetzt und erläutert von Rittangel (Amsterdam 1642); hebräisch und deutsch von v. Meyer (Leipz. 1830), von Goldschmidt (Frankf. a. M. 1894); englisch von J. Kalisch (New York 1877). Einen hebräischen Kommentar zum Buch J. von Jehuda ben Barsilai aus Barcelona (Anfang des 12. Jahrh.) gab Halberstam (Berl. 1885) heraus. Vgl. Bischoff, Die Kabbalah (Leipz. 1903).

Jezupol, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Stanislau, an der Bystrzyca und der Staatsbahnlinie Lemberg-Czernowitz gelegen, mit einem Dominikanerkloster und (1900) 3788 ruthenischen und poln. Einwohnern.

Jhansi, ostind. Bezirk und Stadt, s. Dschansi.

Jhelam, indischer Fluß, s. Dschelam.

Jhering (spr. jēring), Rudolf von, einer der bedeutendsten Juristen der neuern Zeit, geb. 22. Aug. 1818 in Aurich, gest. 17. Sept. 1892 in Göttingen, habilitierte sich 1843 in Berlin als Dozent des römischen Rechts, ging 1845 als ordentlicher Professor nach Basel, 1846 nach Rostock, 1849 nach Kiel, 1852 nach Gießen, 1868 nach Wien, von wo er 1872 einem Ruf an die Universität Göttingen folgte. 1872 ward ihm vom Kaiser von Österreich der erbliche Adel verliehen. Der Einfluß, den J. in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. auf die Rechtswissenschaft geübt hat, läßt sich fast mit dem während der ersten Hälfte von Savigny geübten vergleichen; doch steht J. zu jenem Rechtslehrer vielfach im Gegensatz. Obwohl von der historischen Schule ausgegangen, auf deren Standpunkt er in seinen »Abhandlungen aus dem römischen Recht« (Leipz. 1844) noch steht, hat er sich später Aufgaben gestellt, die über die von dieser Schule der Rechtswissenschaft gesteckten Grenzen hinausgehen. Als Rechtshistoriker begnügte er sich nicht mit der konkreten Entwickelung der einzelnen Rechtsinstitute an der Hand der Quellen, sondern suchte in seinem (leider unvollendet gebliebenen) Hauptwerk, dem »Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung« (Leipz. 1852—65, 3 Tle. in 4 Abtlgn.; mit Register 1878; 4. Aufl. 1878—88; Bd. 1 u. 2, Abt. 1 u. 2 in 5. Aufl. 1891—99; ital. von Bellavite), durch Aufhellung der den römischen Volksgeist konstituierenden allgemeinen psychologischen Faktoren einen tiefern Einblick in die Gründe der Entwickelung des römischen Rechts und des Rechts überhaupt zu gewinnen, so daß dies Werk nach des Verfassers Absicht zugleich als der »Versuch einer Naturlehre des Rechts« zu betrachten ist. Als Dogmatiker sucht er den rezipierten fremden Rechtsstoff durch volle Entfaltung auch seines verborgenern Inhalts allen Bedürfnissen des modernen Lebens dienstbar zu machen. »Durch das römische Recht über das römische Recht hinaus« ist die Devise der von ihm ausgehenden wissenschaftlichen Bewegung geworden. Dieses Ziel verfolgen zahlreiche größere und kleinere Abhandlungen Jherings in den von ihm im Verein mit Gerber gegründeten und bis zu seinem Tode geleiteten »Jahrbüchern für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts«, die gesondert erschienen sind als »Gesammelte Aufsätze« (Jena 1881 bis 1886, 3 Bde.). Bedeutendes Aufsehen, aber auch vielfachen Widerspruch erregten seine Schriften zur Besitzlehre (»Beiträge zur Lehre von Besitz«, zuerst im 9. Bande der genannten Jahrbücher, in 2. Auflage u. d. T.: »Über den Grund des Besitzschutzes«, Jena 1869; sodann: »Der Besitzwille. Zugleich eine Kritik der herrschenden juristischen Methode«, das. 1889; endlich der Artikel »Besitz« im 2. Bande des »Handwörterbuchs der Staatswissenschaften«, das. 1891), in denen er als Gegner Savignys auftrat. An Stelle bloßer Entwickelung aus Rechtsbegriffen, welches Verfahren er vielfach, besonders auch in seiner satirischen Schrift »Scherz und Ernst in der Jurisprudenz« (Leipz. 1885, 9. Aufl. 1904) als »unfruchtbaren Begriffskultus« angriff, fordert J. ein stetes Hervorkehren der realen Faktoren des Rechts. Mehr der Rechtsphilosophie als der Wissenschaft des positiven Rechts gehören an die kleine, geistvolle Schrift »Der Kampf ums Recht« (Wien 1872, 15. Aufl. 1903, in fast alle europäische Sprachen übersetzt) sowie sein zweites Hauptwerk: »Der Zweck im Recht« (Leipz. 1877—83, 2 Bde.; 4. Aufl. 1905, gleichfalls unvollendet), das sich zum Entwurf einer Phänomenologie der gesamten ethischen und sozialen Welt erweitert hat. Außer den vorstehend genannten hat J. noch folgende Schriften erscheinen lassen: »Zivilrechtsfälle ohne Entscheidungen« (Leipz. 1847; 10. Aufl. von Regelsberger, Jena 1904); »Der Lucca-Pistoja-Aktienstreit« (Darmst. 1867); »Das Schuldmoment im römischen Privatrecht« (Gießen 1867); »Die Jurisprudenz im täglichen Leben« (Jena 1870; 12. Aufl. von G. Detmold, 1903); »Das Trinkgeld« (Braunschweig 1882, 6. Aufl. 1901). Seine kleinern Arbeiten erschienen gesammelt als »Vermischte Schriften juristischen Inhalts« (Leipz. 1879). Aus seinem Nachlaß wurde von B. Ehrenberg herausgegeben die nur teilweise vollendete »Vorgeschichte der Indoeuropäer« (Leipz. 1894) sowie das Bruchstück einer »Entwickelungsgeschichte des römischen Rechts« (das. 1894). Jherings Schriften zeichnen sich durch eine glänzende Darstellung aus, deren Reiz in vollendeter Deutlichkeit und steter Anknüpfung des abstrakten an anschau-

liches Denken liegt. Vgl. M. de Jonge, Rudolf v. J. (Berl. 1888); A. Merkel, Rudolf v. J. (Jena 1893); J. Kuntze, J., Windscheid, Brinz (Leipz. 1893).

Jibara (oder Gibara), Stadt an weit geöffneter Bucht der Nordostküste der Insel Cuba, 30 km nordnordöstlich von Holguin (s. d.), dessen Hafen es ist, mit (1899) 6841 Einw. Ausfuhr (1902: 2,577,235 Doll.) von Zucker, Tabak ꝛc. 1902 liefen im überseeischen Verkehr 226 Schiffe von 190,102 Ton. ein.

Jičín (spr. jitschīn, in deutscher Schreibart Gitschin), Stadt in Böhmen, 276 m ü. M., an der Cidlina und den Linien Wostroměř–J. der Österreichischen Nordwestbahn, Nimburg–J. der böhmischen Kommerzialbahnen und J.–Turnau der Staatsbahnen gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und einer Finanzbezirksdirektion, besteht aus der Alt- und Neustadt und drei Vorstädten, hat eine schöne Dechanteikirche aus dem 17. Jahrh., ein von Wallenstein 1630 erbautes, jetzt fürstlich Trauttmansdorffsches Schloß, ein ehemaliges Jesuitenkollegium (jetzt Amtsgebäude und Kaserne), ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Zuckerfabrik, Maschinenschlosserei, Getreidehandel und (1900) 9759 meist tschech. Einwohner. Es war einst die Residenz des Herzogs von Friedland. Von der ehemaligen Befestigung ist nur das Waldtiger Tor übriggeblieben. Bemerkenswerte Punkte in der romantischen Umgebung von J. sind der einst befestigte Basaltberg Welisch, die Prachower Sandsteinfelsen, die Ruinen Bradletz und Kumburg und das ehemalige Kartäuserkloster (jetzt Strafanstalt) in Karthaus-Walditz (981 Einw.), das früher die Grabstätte Wallensteins war (seit 1785 in Münchengrätz). — Hier fand 29. Juni 1866 ein wichtiges Gefecht zwischen den Österreichern und Preußen statt. Am Vortage hatten der Kronprinz von Sachsen und der General Clam-Gallas eine vorteilhafte Höhenstellung bei J. eingenommen, in der Erwartung, daß das Hauptheer unter Benedek am 30. hierher nachrücken werde, um eine Schlacht zu schlagen. Am 29. Juni früh erließ auf eine Mahnung Moltkes hin, der das Plateau von J. von Anbeginn des Krieges als Vereinigungspunkt für die preußische Armee ins Auge gefaßt hatte, Prinz Friedrich Karl den Befehl, wonach auf der von Turnau nach J. ziehenden Straße zwei Divisionen des 3. Korps unter General Tümpling und Herwarth, auf der von Podol nach J. die Divisionen Werder und Fransecky vorrücken und J. nehmen sollten. Die letztere Straße hatte die Brigade Ringelsheim zu verteidigen, und hier kam es bei Unterlochow zum Kampfe, der nach tapferm Angriff von seiten der Österreicher schließlich infolge der Befehle aus J. mit einem Verlust von 600 Toten aufgegeben wurde. Auf der Turnauer Straße entwickelte sich der Hauptkampf, und bis 7 Uhr abends hielten sich die Österreicher tapfer. Da erhielt der Kronprinz eine verspätete Botschaft Benedeks, daß der Vormarsch des Hauptheers gegen J. aufgegeben sei und der Kronprinz unter Vermeidung jeden Gefechts die Vereinigung mit der Hauptarmee beschleunigen solle. Das veranlaßte die Feldherren, den Kampf abbrechen zu lassen; doch verwandelte sich der Rückzug alsbald in eine schwere Niederlage, besonders als die Division Werder gegen 10 Uhr nachts auch in J. eindrang und die Austrosachsen noch in der Nacht aus J. sich zurückziehen mußten. Das Gefecht kostete den Österreichern und Sachsen 5500 Mann, darunter 2000 Gefangene; die Preußen verloren 1550 Mann Tote und Verwundete. Der Sieg sicherte die Vereinigung der ersten Armee unter Prinz Friedrich Karl mit der zweiten Armee unter dem Kronprinzen; die Truppen von Clam-Gallas waren nach dieser Niederlage völlig unfähig zu weiterm Widerstand. Am 2. Juli nahm König Wilhelm von Preußen sein Hauptquartier in J. und übernahm den Oberbefehl über sämtliche Truppen. Hier wurde um Mitternacht, auf die Meldung des Prinzen Friedrich Karl hin, Kriegsrat gehalten und der Plan zur Schlacht bei Königgrätz (3. Juli) entworfen. Vgl. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866, Bd. 1 (6. Aufl., Stuttg. 1904); Regensberg, Gitschin (das. 1905).

Jiemönnpassage, s. Karawanenhandel.

Jig (engl., spr. dschigg), irischer Nationaltanz, nur von einem Paar ausgeführt. Vgl. Gigue 2).

Jigger (engl., spr. dschigger), eine Kohlenwippe (s. d.) auf Schiffen; auch eine in der Färberei (s. d., S. 321) benutzte Maschine.

Jiggermast (spr. dschi-, Hagermast), der hinterste Mast auf Viermastschiffen (vgl. Takelung).

Jihlava, tschech. Name von Iglau (s. d.).

Jijona (spr. chichōna), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Alicante, am Südfuß der Sierra Carrasqueta, hat einen alten Turm, Honigkuchenbäckerei, Gerberei, Schuhwarenfabrikation u. (1900) 6901 Einw.

Jildis-Kjöschk, Palast, s. Beschiktasch.

Jilemnice, Stadt, s. Starkenbach.

Jilgarn (Yilgarn), Distrikt in Westaustralien, s. Coolgardie.

Jilové, tschech. Name der Stadt Eule (s. d.).

Jima, gewöhnlich Jima Kshaeta (daraus später Dschemschid), im Zendavesta der König des goldenen Zeitalters.

Jiměna de la Frontēra (spr. chi-), Stadt in der span. Provinz Cadiz, Bezirk San Roque, an der Eisenbahn Algeciras–Bobadilla, hat ein altes maurisches Kastell, merkwürdige Grotten, Gerbereien, Produktion von Apfelsinen, Mandeln u. Kork u. (1900) 7549 Einw.

Jimēnes, s. Malagawein.

Jiménez de Cisnēros (Ximenes, spr. chi-), Francisco, span. Prälat, geb. 1436 in Torrelaguna, gest. 8. Nov. 1517, arbeitete sechs Jahre als Jurist in Rom. Nach seiner Rückkehr nach Spanien wirkte er zuerst als Weltpriester und trat, 50 Jahre alt, in den Franziskanerorden. Durch sein asketisches Leben erlangte er den Ruf großer Heiligkeit und ward Beichtvater der Königin Isabella von Kastilien und 1495 nach Mendozas Tod Erzbischof von Toledo und Großkanzler von Kastilien. Über 20 Jahre besorgte er trotz seines beträchtlichen Alters die Geschäfte seiner hohen Stellung mit der größten Umsicht, Klugheit und Tätigkeit, ohne von seiner strengen klösterlichen Lebensweise abzuweichen. Er führte eine gründliche Klosterreform durch und erzog den spanischen Klerus zu strenger Disziplin. Aber mit gleicher Energie schritt er in seinem Bekehrungseifer gegen die Moriskos in Granada ein und gab durch seine Strenge den Anlaß zu den ersten Aufständen. Als Philipp von Österreich 1506 das Königreich Kastilien erhielt, nahm er zwischen Philipp und dem Gemahl der verstorbenen Königin, Ferdinand dem Katholischen, eine vermittelnde Stellung ein. Papst Julius II. sandte ihm 1507 den Kardinalshut und ernannte ihn zum Großinquisitor von Spanien. 1509 unternahm er mit von seinem Geld geworbenen Truppen eine Expedition nach Afrika, um den Mauren Oran zu entreißen. In demselben Jahre gründete er die Universität zu Alcalá de Henares und ließ von den Gelehrten derselben die komplutensische Polyglotte zusammenstellen, die 1517

vollendet, 1522 durch den Druck veröffentlicht wurde. Nach Ferdinands Tode (1516) ward er Regent von Kastilien und bemühte sich, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Privilegien der Krone wahrzunehmen. Sein Versuch, ein stehendes Heer zu schaffen, mißlang aber. Als Karl I. (V.) in Spanien anlangte, um selbst die Regierung zu übernehmen, starb J., noch ehe er sein Amt in die Hände des Königs niederlegen konnte. Vgl. Gomez de Castro, De rebus gestis a Fr. Ximeni Cisnerio libri VIII (Alcala 1569); Hefele, Der Kardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts (2. Aufl., Tübing. 1851); Lafuente, Cartas del card. D. Fr. Franc. J. (Madrid 1867—76, 2 Bde.).

Jimmu Tenno, (posthumer) Name des ersten Mikado von Japan, regierte angeblich 660—585 v. Chr. Die nach ihm benannte, 1873 in Japan offiziell eingeführte Ära ist also der christlichen um 660 voraus, vermag sich aber im Volke nicht einzubürgern.

Jindřichův Hradec, s. Neuhaus (in Böhmen).

Jingo (spr. dschingo, ein Wort der engl. Vulgärsprache, als Fluch gebraucht; wahrscheinlich stellvertretend für Jesus), Spitzname der englischen Konservativen während Lord Beaconsfields Verwaltung 1874—80; Jingoism, Chauvinismus der Torypartei. Der Ausdruck wurde seit 1898 auch auf nordamerikanische Verhältnisse übertragen (vgl. Gelbe Presse). Seine politische Bedeutung erhielt er durch eine rasch populär gewordene Ballade (»We don't want to fight, by J.«), die G. W. Hunt (gest. 1904 in London) 1877 für den Musikhallensänger Macdermott komponierte.

Jinrik'scha (»Manneskraftwagen«), ein 1870 in Tokio (Japan) aufgekommener zweiräderiger Wagen, der von einem in der Schere laufenden Manne, dem Kurumaya (»Wagenmann«), gezogen und balanciert wird; ist im ganzen Osten bis nach Indien das beliebteste Personenbeförderungsmittel geworden, wo leidliche Wege vorhanden sind.

Jipesee (Dschipesee), See an der Ostgrenze von Deutsch-Ostafrika, in der Kilimandscharo-Niederung, südlich von Taweta, 737 m ü. M., 16 km lang, 5 km breit. Von N. tritt der Lumi in mehreren Armen ein, von W. kommen mehrere Zuflüsse, darunter der Tschumguli, aus den Bergen von Nord-Pare. Die Ufer sind öde, der See hat leicht brackiges, doch trinkbares Wasser, wird von Flußpferden belebt und ist im Austrocknen begriffen. Sein Ausfluß im NW. ist bezeichnet durch den großen Jipesumpf, dessen Westende der Hauptquellarm des Pangani entströmt.

Jiráśek, Alois, tschech. Schriftsteller, geb. 23. Aug. 1851 in Hronov bei Nachod, zuerst Lehrer in Leitomischl, seit 1888 Gymnasialprofessor in Prag, seit 1896 Schulrat, gehört gegenwärtig zu den beliebtesten Schriftstellern Böhmens. Von seinen zahlreichen, durch Frische und Anmut der Darstellung ausgezeichneten Erzählungen aus dem tschechischen Volksleben, namentlich aber der Geschichte seines Volkes, erwähnen wir: »In der Nachbarschaft« (1874), »Die Felsenbewohner«, »Das Geschlecht der Tureček«, »Auf dem herzoglichen Hof«, »Gebirgsgeschichten«, »Aus stürmischen Zeiten«, »Eine philosophische Geschichte«, »Das Paradies der Welt«, »Ende und Anfang«, »F. L. Věk«, »Zwischen den Strömen« (3 Tle.), »Psohlavci«, »In fremden Diensten«, »Der Schatz«, »Gegen Alle« 2c. Eine Reihe (kleinerer) »Erzählungen und Novellen« von J. erschien in Prag 1885—1889 in 3 Bänden. Auch Gedichte und Dramen (»Vojnarka« 2c.) hat J. veröffentlicht. Eine Sammlung seiner Werke erscheint seit 1890.

Jireček (spr. jiretschek), 1) Josef, tschech. Literarhistoriker, geb. 9. Okt. 1825 in Hohenmauth, gest. 25. Nov. 1888 in Prag, studierte in Prag die Rechte und redigierte bereits 1848 die »Pražské Noviny«. Seit 1850 beim Kultusministerium angestellt, verfaßte er eine Reihe von Schulbüchern in tschechischer Sprache, organisierte 1856 den Wiener Schulbücherverlag, ward 1859 Ministerialsekretär, 1869 Ministerialrat und 1871 unter Hohenwart Kultusminister. In dieser Stellung war sein Hauptbestreben, die Gleichberechtigung der Nationalitäten beim höhern Unterricht durchzuführen, wodurch er sich die Mißgunst der deutschen Parteien zuzog. 1875 wählte ihn die Königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Präsidenten; auch war er Landtags- und Reichstagsabgeordneter für Böhmen. J. war einer der fruchtbarsten der zeitgenössischen böhmischen Schriftsteller. Von seinen Werken nennen wir: »Über den Versuch, das Ruthenische mit lateinischen Schriftzeichen zu schreiben« (1859); »Aktenmäßige Darstellung der griechischen Hierarchie 2c.« (1861); »Handbuch des Unterrichts- und Prüfungswesens in Österreich« (Wien 1868); »Nákres mluvnice staročeské« (1870); »Anthologie z literatury české« (3.—4. Aufl., Prag 1876, 3 Bde.); »Rukověť k dějinám literatury české«, biographisches Lexikon der böhmischen Schriftsteller (das. 1875 bis 1876, 2 Bde.). Außerdem gab er die Dalimilsche Chronik, Blahoslaws böhmische Grammatik 2c. heraus, besorgte die Herausgabe der Schriften seines Schwiegervaters P. Safařik, des Grafen Wilhelm Slavata 2c. und versuchte in der mit seinem Bruder Hermenegild gemeinsam verfaßten Schrift »Die Echtheit der Königinhofer Handschrift« (Wien 1862) die Angriffe auf das genannte Sprachdenkmal zurückzuweisen.

2) Hermenegild, Ritter von Samakov, Rechtsgelehrter, Bruder des vorigen, geb. 13. April 1827 in Hohenmauth, ward 1854 im österreichischen Unterrichtsministerium angestellt, in dem er 1871 Abteilungsrat wurde. Er schrieb seit 1854 eine Reihe von Erzählungen, die teils in Zeitschriften, teils gesammelt u. d. T.: »Novely« (Wien 1853) erschienen, war an der Redaktion verschiedener Blätter beteiligt und lieferte eine Anzahl tüchtiger Arbeiten aus der slawischen Rechtsgeschichte. Wir nennen: »Über Eigentumsverletzungen und deren Rechtsfolgen nach dem altböhmischen Recht« (Wien 1855); »Das slawische Recht in Böhmen und Mähren bis zum 14. Jahrhundert« (tschech., Prag 1863—73, 3 Bde.); »Das Recht in Böhmen und Mähren« (Bd. 1 in 2 Abteilungen, das. 1865—66); »Antiquae Bohemiae topographia historica« (das. 1892); »Unser Reich vor 200 Jahren« (Wien 1893); »Unser Reich zur Zeit der Geburt Christi« (das. 1896). Auch veranstaltete er eine Sammlung slawischer Volksgesetze (Prag 1880, tschechisch) und gab den noch unvollendeten »Codex juris bohemici« (das. 1867—98) sowie »Karten zur Geschichte des heutigen österreichisch-ungarischen Reichsterritoriums während des 1. christlichen Jahrhunderts« (das. 1897) heraus. Mit Josef J. zusammen schrieb er »Die Echtheit der Königinhofer Handschrift« (Wien 1862) und »Die Entstehung christlicher Reiche im Gebiete des heutigen österreichischen Kaiserstaates von 500—1000« (das. 1865, 2. Aufl. 1870).

3) Konstantin Joseph, Sohn von J. 1), geb. 24. Juli 1854 in Wien, studierte daselbst und in Prag, bereiste die südslawischen Länder, über die er zahlreiche

Artikel veröffentlichte, und habilitierte sich 1878 an der Prager Universität für Geschichte. 1879 ward er als Generalsekretär des Unterrichtsministeriums nach Bulgarien berufen und war daselbst 1881—82 Unterrichtsminister. 1884 wurde er Professor der allgemeinen Geschichte an der böhmischen Universität in Prag und 1893 in Wien Professor der slawischen Geschichte. Er veröffentlichte: »Bibliographie de la littérature bulgare moderne 1806—1870« (1872); »Geschichte der Bulgaren« (Prag 1876); »Die Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel und die Balkanpässe« (das. 1876); »Die Handelsstraßen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters« (das. 1879); »Die Beziehungen der Ragusaner zu Serbien 1355—1371« (das. 1885); »Reisen in Bulgarien« (das. 1888, tschech.); »Das Fürstentum Bulgarien, seine Bodengestaltung, Natur, Bevölkerung ꝛc.« (Wien 1891); »Serbisches Urkundenbuch« (Bd. 1, Belgrad 1892); »Die Romanen in den Städten Dalmatiens während des Mittelalters« (Wien 1901—04, 3 Tle.) u. a.

Firmilik, türk. Münze zu 20 Gurusch; früher aus 7/8 feinem Gold und um 1830 etwa 4,37, 1840 nur 3,685 Mk. wert; als Silbermünze (Bejas-J., Silber-Medschidié, griech. Ikosár) seit 1845 gesetzlich 24,055 g schwer und 830 Tausendteile fein = 3,5932 Mk. der Talerwährung, entsprechend der halbe (Onlik).

Jirón (spr. chi-), Stadt im Staate Santander der südamerikan. Republik Kolumbien, am Rio de Oro, 560 m ü. M., mit Goldwäschen, erheblichem Tabakbau, Viehzucht und (1870) 9955 Einw.

Jiulu, Fluß, s. Schyl.

Jizera (spr. jisera), tschech. Name der Iser (s. d.).

J. Müll., bei Tiernamen Abkürzung für Johannes Müller (s. d.).

Joab, Feldherr Davids, dessen Schwestersohn er war. Im Kampfe gegen Sauls Sohn Isboseth erringt er die ersten Erfolge, tötet meuchlings dessen Feldherrn Abner, erstürmt Jebus (s. d.) und die Hauptstadt der Ammoniter. Nach der Eroberung des Landes Edom erlistet er die Zurückberufung des verbannten Absalom, den er, als er sich gegen David empört, rücksichtslos gegen den Willen des Vaters ersticht, wie später seinen Vetter Amasa. Der Versuch Adonias, sich die Thronfolge zu sichern, wird von ihm unterstützt. Salomo läßt ihn, den letzten Willen Davids ausführend, zur Sühne für den Meuchelmord an Abner und Amasa gleich nach dem Regierungsantritt hinrichten (1. Kön. 2).

Joachim (hebr. Jojakim, »der von Jehova Aufgerichtete oder Bestellte«), nach der Legende Gatte der heil. Anna, Vater der Jungfrau Maria, soll, noch bevor diese Christi Mutter ward, gestorben sein.

Joachim, Name mehrerer Kurfürsten von Brandenburg: 1) J. I., mit dem Beinamen Nestor, geb. 21. Febr. 1484, gest. 11. Juli 1535 in Stendal, Sohn des Kurfürsten Johann Cicero, folgte diesem 1499, schaffte durch blutige Bestrafung der Raubritter das Faustrecht in seinem Land ab, beförderte das Aufleben der Städte sowie Künste und Wissenschaften und stiftete 1506 die Universität in Frankfurt a. O. 1516 gründete er das Kammergericht und erließ 1527 die Constitutio Joachimica, ein bis in die neueste Zeit teilweise in der Mark gültiges Erb- und Familienrecht. 1519 bewarb er sich ohne Erfolg um die Kaiserkrone. Der Reformation nicht zugetan, suchte er auf dem Reichstag zu Worms (1521) Luther zum Widerruf zu bewegen und zeigte sich in Augsburg 1530 den evangelischen Fürsten höchst feindselig. Seine Gemahlin Elisabeth von Dänemark, die sich 1528 zu Luthers Lehre bekannte, entfloh vor seinem Zorn nach Sachsen. Er vereinigte die Grafschaft Ruppin nach dem Tode des letzten Grafen derselben (1524) mit der Mittelmark und erlangte im Grimnitzer Vertrag 1529 die Anerkennung des Erbrechts auf Pommern. Vgl. v. Buttlar, Der Kampf Joachims I. von Brandenburg gegen den Adel (Dresd. 1889).

2) J. II., mit dem Beinamen Hektor, Sohn des vorigen, geb. 13. Jan. 1505, gest. 3. Jan. 1571 in Köpenick, kämpfte 1522 als Hauptmann des niedersächsischen Kreises rühmlich gegen die Türken, folgte seinem Vater 1535 als Herr der Alt- und Mittelmark, während sein Bruder Johann die Neumark erhielt, und führte 1539 die Reformation ein, erwies sich aber in ihrer Verteidigung lau, da ihm Ruhe und Friede vor allem am Herzen lagen. Dem Kaiser Karl V. hing er treu an und führte 1542 von neuem ein Reichsheer gegen die Türken, doch ohne Erfolg. 1537 schloß er die Erbverbrüderung mit den schlesischen Herzogen und erwarb 1569 die Anwartschaft auf Preußen. Seine Prachtliebe und sein Hang zur Verschwendung sowie seine Beziehungen zur schönen Gießerin, Anna Sydow, und zu dem jüdischen Wucherer Lippold brachten die Finanzen des Landes in große Verwirrung. 1880 wurde ihm ein Standbild in Spandau errichtet. Vgl. Steinmüller, Einführung der Reformation in die Kurmark Brandenburg durch J. II. (Halle 1903).

3) J. Friedrich, geb. 27. Jan. 1546, gest. 18. Juli 1608, seit 1553 Bischof von Brandenburg und Havelberg, seit 1556 auch in Lebus, ward 1563 Administrator von Magdeburg, residierte seit 1567 in Halle und vermählte sich 1570, weswegen er den erzbischöflichen Sitz auf dem Reichstag nicht einnehmen durfte. 1598 übernahm er nach seines Vaters Johann Georg Tod das Kurfürstentum Brandenburg und überließ seinem Sohn Christian Wilhelm das Erzstift Magdeburg. Er hob das väterliche Testament, das die Mark wieder geteilt hatte, auf und ordnete die Verteilung der fränkischen Fürstentümer Bayreuth und Ansbach unter seine jüngern Brüder, Christian und Joachim Ernst, 1598 durch den Geraer Familienvertrag. Das Joachimstalsche Gymnasium (s. Joachimsthal 2) in Berlin verdankt ihm seine Entstehung. Auch bahnte er die Erwerbung der jülich-klevischen Erbschaft an.

Joachim, 1) Joseph, Violinspieler, geb. 28. Juni 1831 zu Kittsee bei Preßburg in Ungarn, wurde auf dem Wiener Konservatorium von Böhm und Mayseder gebildet, kam 1843 nach Leipzig, wo er noch Davids Unterricht genoß, und wurde 1850 als Konzertmeister in Weimar angestellt, von wo er 1854 in gleicher Eigenschaft nach Hannover ging. Nachdem er 1866 von dieser Stelle zurückgetreten, ließ er sich in Berlin nieder, wo er 1869 unter dem Titel eines königlichen Professors zum Direktor der neugegründeten Hochschule für Musik sowie zum Mitgliede der Akademie der Künste ernannt wurde. Joachims bleibendes Verdienst ist die Überwindung des der Schaustellung dienenden Virtuosentums durch die Kunst pietätvoller Interpretation der Meisterwerke. Von seinen Kompositionen haben besonders das »Konzert in ungarischer Weise« (G moll), das zweite Konzert (G dur), die Ouvertüren »Demetrius«, »Hamlet« und »Dem Andenken Kleists« sowie die »Szenen der Marfa« aus Schillers »Demetrius« (für Altsoli und Orchester) Anklang gefunden. Anläßlich seines 50jährigen Künstlerjubiläums wurde eine seinen Namen tragende Stiftung errichtet, aus der unbemittelten Schülern staatlicher oder städtischer

Musikschulen Prämien in Gestalt von Streichinstrumenten oder in Geld gewährt werden sollen. Vgl. Moser, Joseph J., ein Lebensbild (2. Aufl., Berl. 1900). — Seine Gattin Amalie, geborne Schneeweiß, Sängerin (Alt), geb. 10. Mai 1839 zu Marburg in Steiermark, gest. 3. Febr. 1899 in Berlin, erhielt ihre musikalische Ausbildung in Wien und sang als A. Weiß am Kärntnertor-Theater daselbst und an der Hofbühne in Hannover. Nach ihrer Verheiratung (1861) wendete sie sich fortan ausschließlich dem Konzert- und dem Oratoriengesange zu, auf welchem Gebiet sie Hervorragendes leistete. 1883 wurde ihre Ehe mit Joseph J. getrennt. Vgl. Plaschke, Amalie J., Blätter der Erinnerung (Berl. 1899).

2) Joseph, schweizer. Volksdichter, geb. 4. April 1835 in Kestenholz (im solothurnischen Buchsgau), gest. daselbst im August 1904, wuchs als Bauer von Beruf auf und trat erst spät als Autodidakt in die Literatur, beteiligte sich bei der Redaktion eines politischen Lokalblattes und veröffentlichte hier 1881 seine erste Bauerngeschichte: »Ein Erntetag«, der eine Reihe meist im Dialekt gehaltener kleiner Volkserzählungen folgte. Hierauf versuchte er sich auch in größern Erzählungen und Bauernromanen: »Glyms auf der Höh'« (Zür. 1885); »Die Geschichten der Schulbase« (Frauenf. 1888; 2. Aufl., Basel 1899); »Lonny, die Heimatlose« (Basel 1889, 2. Aufl. 1898); »Die Brüder« (das. 1891, 2 Bde.), seinem Hauptwerk; »Erzwungene Sachen« (das. 1890); »Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe« (das. 1891); »Der Sonnhaldenbauer« (das. 1892); »Der Miescheggbans« (das. 1893); »Die von Froschlach« (das. 1895); »Der Saalhoferbe« (das. 1898); »Der Herrenbauer« (das. 1899); »Wandlungen« (das. 1901); »Nachbarskinder« (das. 1903) sowie den Lustspielen »Der sieghafte Schulmeister« (Aarau 1892) und »In der Kiltstube« (das 1898). Joachims »Gesammelte Erzählungen« erschienen Zürich 1902 (3 Bde.). Seine Leistungen, ungleich an künstlerischem Wert, zeichnen sich durch treue Wiedergabe von Land und Leuten aus. [s. Murat.

Joachim I. Napoleon, König beider Sizilien,

Joachim von Floris, mittelalterlicher Prophet, s. Ewiges Evangelium; seine Anhänger hießen Joachimiten.

Joachimstaler, Guldengroschen der Grafen von Schlick aus dem Silber von Joachimsthal in Böhmen seit 1518, wurden als Taler in specie (d. h. in einem Stück) eine deutsche Hauptmünze; 14½lötig und 8 Stück aus der rauhen Mark, = 4,768 Mk. der Talerwährung, fanden sie bald Eingang in andre Länder, so 1534 in Schleswig und von dort auch in Dänemark. Tafel »Münzen IV«, Fig. 9, zeigt eine der frühesten (seit 1521) kurbrandenburgischen Münzen dieser Art. Die derb gestempelten Schlicktaler trugen den heil. Joachim stehend über dem Wappen, auf der Rückseite den böhmischen Löwen mit dem Namen des Königs.

Joachimsthal, 1) (Sankt J.) Stadt in Böhmen, 733 m ü. M., an der südlichen Abdachung des Erzgebirges, 6 km von der sächsischen Grenze, am Weseritzbach und der Staatsbahnlinie Schlackenwerth–J. gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Dechanteikirche (1876 neu erbaut), ein Rathaus aus dem 16. Jahrh., Ruinen des Schlosses Freudenstein, Bergbau auf Uran (1903: 422 metr. Ztr.), eine ärarische Uranfarben- und eine Tabakfabrik (1200 Arbeiterinnen), Handschuh-, Korkstöpsel- u. Puppenfabrikation, Bierbrauerei, Spitzenklöppelei, ein Elektrizitätswerk und (1900) 5953 (als Gemeinde 7385) deutsche Einwohner. — Von J. haben die Taler (s. Joachimstaler) ihren Namen. Hier wirkte bis zu seinem Tode der Theolog Mathesius (s. d.). Die Stadt brannte 31. März 1873 fast ganz ab. Auf dem nahen Keilberg (1238 m) befindet sich der Franz Joseph-Aussichtsturm mit Wirtschaft. Vgl. Laube, Aus der Vergangenheit Joachimsthals (Prag 1873). — 2) Stadt und Luftkurort im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Angermünde, zwischen dem Werbellin- und Grimnitzsee, hat eine im modern-gotischen Stil erbaute Kirche, Präparandenanstalt, große Steinbrüche, Sägemühlen und Ziegeleien und (1900) 2318 Einw. J. ward 1604 von dem Kurfürsten Joachim Friedrich angelegt, der daselbst 1607 eine Fürstenschule gründete, die 1636 von den Sachsen zerstört, 1650 als Joachimsthalsches Gymnasium nach Berlin verlegt wurde. In der Nähe die durch ihren Wildstand ausgezeichnete Schorfheide mit dem königlichen Jagdschloß Hubertusstock.

Joahas (Joachas), 1) König von Israel (856—839, nach andrer Zeitrechnung 815—798 v. Chr.), Sohn und Nachfolger des Jehu, ließ sein von den Syrern bedrängtes Reich verfallen.

2) König von Juda, jüngerer Sohn des Josias, ward nach dessen Tod 609 v. Chr. statt des ältern Sohnes, Eljakim, vom Volk auf den Thron erhoben, aber schon nach drei Monaten vom ägyptischen König Necho abgesetzt und nach Ägypten geführt, wo er starb.

Joaillerie (franz., spr. schuajrí), Juwelierkunst; Juwelenhandel; Joaillier, Juwelier.

Joanes (Juanes, spr. chuánes), Vicente, eigentlich Vicente Juan Macip, span. Maler, geb. um 1507 in Fuen de la Higuera, gest. 21. Dez. 1579 in Bocairente, scheint sich in Italien nach Raffael gebildet zu haben und ließ sich sodann in Valencia nieder, arbeitete aber auch in andern spanischen Städten. Er soll sich zu jeder Arbeit, die für kirchliche Zwecke bestimmt war, durch das heilige Sakrament vorbereitet haben. In Bocairente schmückte er die Altarwand der Parochialkirche mit Gemälden. J.' Gemälde zeichnen sich vornehmlich durch Anmut und edlen Faltenwurf aus. Im Kolorit folgte er der römischen Schule, doch ist es etwas stumpf, hart und bräunlich. Zu J.' besten Werken gehören: in der Kathedrale zu Valencia die Taufe Christi und die heilige Familie; in der Nikolauskirche daselbst das Abendmahl Christi; in der Kirche des heil. Franziskus am Hauptaltar der Heiland; die Himmelfahrt Mariä im Museum zu Valencia; sechs Bilder aus dem Martyrium des heil. Stephanus im Museum zu Madrid.

Joanne (spr. schoánn'), Adolphe, geograph. Schriftsteller, geb. 15. Sept. 1813 in Dijon, gest. 1. März 1881 in Paris, war erst Advokat, wendete sich aber bald der Journalistik zu. Eine Reise nach der Schweiz und dem Schwarzwald veranlaßte ihn zur Abfassung eines Reisehandbuches (1841), das der Ausgangspunkt einer größern Reihe ähnlicher Werke (im Verlage von Hachette u. Komp.) wurde, die sich nicht nur auf Frankreich, sondern auch auf Deutschland, England, die Schweiz, den Orient erstrecken und oft aufgelegt wurden. Ein gedrängter Auszug aus den größern Reisebüchern folgte seit 1866 u. d. T.: »Guides Diamant«. Außerdem gab J. die »Géographies départementales« über Frankreich und das »Dictionnaire géographique, administratif, postal, etc., de la France« (2. Ausg., Par. 1872) heraus. Eine erweiterte Neubearbeitung des letztern (1890—1902, 6 Bde.) besorgte sein Sohn Paul Benigne J. (geb. 1847), der sich auch an den Reisebüchern beteiligte und nach dem Tode des Vaters deren Herausgabe übernahm.

Joannesĭa *Velloz*, Gattung der Euphorbiazeen, mit der einzigen Art J. princeps *Vell.* (Anda Gomesii *Juss.*), einem stattlichen, fast vom Grund an verästelten Baum mit abwechselnden, langgestielten Blättern, reichblütigen, zwei-, seltener eingeschlechtlichen Rispen, eiförmigen Steinfrüchten und krustiger Samenschale. Der Baum wächst in den maritimen Provinzen Brasiliens. Seine süß mandelartig schmeckenden Samen (Anda Assu, Purga de Gentio, Purga dos Paulistas, Fruta de Arara) werden als Abführmittel benutzt. Sie liefern ein blaßgelbes, geruchloses, sehr schnell trocknendes Öl (Andaöl) vom spez. Gew. 0,918 bei 18°, das bei 8° erstarrt und wie Rizinusöl wirkt.

Joannĭna, Stadt, s. Janina.

João (portug., spr. schuã-ung), Johann.

Joas (Jehoasch), 1) König von Juda, 878—838, oder nach andrer Zeitrechnung 837—797 v. Chr., Sohn des Ahasja, ward als Kind durch seine Tante Joseba bei der Thronusurpation seiner Großmutter Athalia und der Ermordung aller Brüder und Kinder Ahasjas in den Tempel gerettet, dort heimlich erzogen und in seinem siebenten Lebensjahr von seinem Vormund, dem Hohenpriester Jojada, an Stelle der ermordeten Athalia auf den Thron erhoben. J. regierte, als er selbständig geworden, nach dem Willen der Priesterschaft. Da er aber einem Streifzug der Syrer gegen Jerusalem durch eine Kontribution aus dem Tempelschatz vorbeugte, so ward eine Verschwörung gegen ihn angezettelt, in der er von zweien seiner Diener ermordet wurde.

2) Sohn und Nachfolger des Joahas als König von Israel (839—823, nach andrer Zeitrechnung 798—790 v. Chr.), schlug den König von Juda, Amazia, in der Schlacht bei Bethschemesch und machte eine reiche Beute aus dem königlichen und dem Tempelschatz. Von dem Propheten Elisa zum Kampf gegen die Syrer, die das Reich Israel wiederholt bedrängten, ermutigt, eroberte er das ostjordanische Gebiet zurück.

Jobber (spr. dsch-, Stock-J., von job, kleines lukratives Geschäft, Geschäftchen), engl. Bezeichnung desjenigen, der in Staatspapieren oder Aktien spekuliert, besonders wenn er dem Differenzgeschäft, der sogen. Agiotage oder dem Börsenspiel (stock-jobbing) obliegt. In einem gewissen Gegensatz dazu steht die Bezeichnung Dealer (Händler), der zwar ebenso wie der J. kauft, um zu verkaufen, aber sein effektives Kapital dabei beschäftigt und zeitweise angelegt läßt. J. und Dealer stehen im Gegensatz zum Broker (Makler), der nicht für eigne Rechnung, sondern nur im fremden Auftrag Papiere kauft und verkauft, sich dabei aber in der Regel der Vermittelung eines Jobbers bedient. In Deutschland wird der Ausdruck J. nur im schlechten, verächtlichen Sinne zur Bezeichnung eines waghalsigen Börsenspielers im Gegensatz zum soliden Geschäftsmann gebraucht.

Jobelin (spr. schobläng, »Hiobchen«) heißt der Lehrer des Gargantua in Rabelais' berühmtem Roman; bei Villon soviel wie Jargon oder Gaunersprache; bei Piron (s. d.) Spitzname des Abbé d'Olivet. Über den literarischen Streit der Jobelins und Uranins (1651) s. Benserade.

Jobeljahr, s. Jubeljahr.

Jobi (Jappen), 3480 qkm große, zu Niederländisch-Neuguinea gehörige Insel, in der Geelvinkbai, gut bewohnt; der hauptsächlichste Handelsplatz ist die Ansusbucht an der Südwestküste.

Jobsiade, komisches Epos, s. Kortum.

Jobst, männlicher Name, s. Jodocus.

Jocelyn, epische Dichtung von Lamartine (s. d.).

Joch, der mittlere, die Schenkel eines Hufeisenmagnets verbindende Teil. — Gebirgsjoch heißt ein Bergrücken, der sich zwischen zwei größern Tälern hinzieht; die einzelnen Joche laufen in einem größern J. (Mitteljoch) zusammen. — In der Botanik bezeichnet man mit J. (jugum) die einzelnen Blättchenpaare fiederförmig zusammengesetzter Blätter, auch die vorspringenden Riefen auf dem Rücken der beiden Teilfrüchtchen der Umbelliferen (s. d.). — Im Wasserbau heißt J. eine Reihe eingerammter, oberwärts mittels horizontal liegender Balken (Jochträger) verbundener Pfähle, z. B. Brückenjoch, Schleusenjoch; auch der Raum zwischen zwei Brückenjochen. — Über J. im Bergbau s. d. (S. 666: Grubenausbau). — In der Landwirtschaft heißt J. ein hölzernes Geschirr zum Anspannen der Zugochsen; daher ein J. Ochsen, soviel wie ein Paar Ochsen; s. Anschirrung. — Im Seewesen (Ruderjoch) versteht man unter J. eine kurze, nach beiden Seiten vom Steuerruder abstehende Ruderpinne (bei Gigs gebräuchlich), an deren Enden kurze Taue befestigt sind, von denen der Bootssteurer je eins in jeder Hand hält. — Auch bezeichnete das Wort eine Fläche Landes (s. Jochacker, Juchart, Jück). Vgl. Jugum.

Jochacker (Joch Landes), ein Feldstück von ursprünglich solcher Größe, daß es mit einem Ochsengespann binnen einem Tag umgepflügt werden kann. In Österreich war das Wiener Joch bis Ende 1875 auf 1600 □Klafter = 57,5464 Ar festgesetzt, in Ungarn 1100—1300 □Klafter, seit 1874 = 43,16 Ar.

Jochalgen (Conjugatae), Ordnung der Algen (s. d., S. 316).

Jochanan (hebr., »der Gottbegnadete«), Eigenname, in seiner griechischen Form: Joannes, Johannes.

Jochanan ben Sakkai, der bedeutendste jüdische Gesetzeslehrer aus dem 1. Jahrh. n. Chr., Schüler Hillels (s. d. 1), zur Zeit der Belagerung Jerusalems (70 n. Chr.) der Friedenspartei angehörend, gelang es ihm, in das Lager Vespasians zu kommen. Dieser gewährte ihm unter anderm die Gründung eines Lehrhauses in Jamnia (althebr. Jabne) am Mittelländischen Meer. Hierher ward auch das Synedrion (s. d.) verlegt und z. T. mit den Rechten ausgestattet, die früher Jerusalem gebührten. J. lehrte die Juden auf jede politische Tätigkeit verzichten, führte sie durch verschiedene Verordnungen in die neuen Zustände ein und erhielt das Judentum durch das von ihm inaugurierte Gesetzesstudium. J. hatte zahlreiche Schüler von Bedeutung. Er soll ein Alter von 120 Jahren erreicht haben.

Jochbaum, soviel wie Hainbuche (s. d.).

Jochbein, Jochbeinpunkt, s. Schädel.

Jochbrücke, s. Brücken (S. 481: Hölzerne B.).

Jöcheln, s. Viehzucht.

Jöcher, Christian Gottlieb, Gelehrter, geb. 20. Juli 1694 in Leipzig, gest. 10. Mai 1758, studierte seit 1712 in seiner Vaterstadt erst Medizin, dann Philosophie, wurde 1730 ordentlicher Professor an der philosophischen Fakultät und 1742 Universitätsbibliothekar. Seine Schriften sind teils philosophische, teils Sammelwerke. Unter letztern nimmt den ersten Rang ein das »Allgemeine Gelehrtenlexikon«, das in Ermangelung eines dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechenden derartigen Werkes immer noch einen gewissen Wert hat (Leipz. 1750 u. 1751, 4 Bde.), vermehrt von Adelung (1784—87), neu herausgegeben und fortgesetzt von Rotermund (Brem. 1810—22, 6 Bde.; Bd. 7, hrsg. von O. Günther,

Leipz. 1897). Früher hatte J. das Menckensche »Kompendiöse Gelehrenlexikon« in 2. und 3. Auflage (1725 und 1733) herausgegeben. J. war auch langjähriger Redakteur der Leipziger »Acta eruditorum«.

Jochmus, August Giacomo J., Freiherr von Cotignola, deutscher Reichsminister, geb. 27. Febr. 1808 in Hamburg, gest. 14. Sept. 1881 in Bamberg, widmete sich anfangs dem Handelsstand und, da ihm dieser nicht zusagte, sodann in Paris den militärischen Fachwissenschaften. 1827 ging er nach Griechenland, wurde Adjutant des Generals Church, sodann nach König Ottos Ankunft 1832 im Kriegsministerium angestellt. Durch die Ränke der nationalen Partei gegen die Deutschen vertrieben, begab er sich 1835 nach England, wo er sich der Fremdenlegion, die der Königin Isabella zu Hilfe gesandt wurde, anschloß. In Spanien aber trat er bald definitiv in die Dienste der Cristinos über und stieg in deren Reihen 1837 zum Generalstabschef der sogen. Nordarmee. Ende 1838 nach England zurückgekehrt, wurde er von Palmerston nach Konstantinopel gesandt, um im Einvernehmen mit Lord Ponsonby den Feldzugsplan für den Krieg in Syrien zu entwerfen. Im Juli 1840 begab er sich nach Syrien, wurde Chef des Generalstabs der vereinigten türkisch-englisch-österreichischen Streitkräfte, war im November 1840 bei der Einnahme von Akka tätig und übernahm im Dezember d. J. den Oberbefehl über das türkische Operationsheer, den er bis Ende des Feldzugs (im Februar 1841) führte. Er war darauf im Kriegsministerium zu Konstantinopel beschäftigt, bis ihn die Märzbewegungen von 1848 zur Rückkehr nach Deutschland veranlaßten. Der Reichsverweser Erzherzog Johann verlieh ihm 17. März 1849 nach Gagerns Rücktritt aus dem Reichsministerium das Portefeuille des Auswärtigen und der Marine. Nach dem Rücktritt des Erzherzogs (im Dezember 1849) zog auch er sich in das Privatleben zurück. Kaiser Franz Joseph erhob ihn in den Freiherrenstand, später zum Feldmarschalleutnant. 1853 bis 1855 und 1870—71 machte J. Reisen um die Welt und lebte zuletzt in Bamberg. Außer einigen Denkschriften geographisch-politischen Inhalts veröffentlichte er: »Der syrische Krieg und der Verfall des Osmanenreichs seit 1840« (Frankf. 1856). Seine »Gesammelten Schriften« (darunter die englische Bearbeitung der erwähnten Schrift, 2 Bde., und der Briefwechsel des Erzherzogs Johann von Österreich) gab Thomas heraus (Berl. 1883—84, 4 Bde.).

Jochpiune, österreich. Benennung des Ruderjochs (s. Joch).

Jochpunkt (Jochbeinpunkt), s. Schädel.

Jochwind, in den Tauern über die Joche herabkommender Wind, s. Tauernwind.

Jochzahn, s. Zeuglodon.

Joci causa (lat.), des Scherzes halber; vgl. Jokus.

Jockei (engl. jockey, spr. dschócki, Diminutiv von Jock, soviel wie John), Reitknecht, in der Turfsprache jeder bezahlte Reiter (professional), im Gegensatz zu dem gentleman rider (Herrenreiter), der nur vergnügungs- oder ehrenhalber reitet. Die Jockeis werden vor und nach dem Rennen gewogen, weil sie ein je durch die Proposition des betreffenden Rennens vorgeschriebenes Gewicht haben müssen: sind sie zu leicht, so wird das fehlende Gewicht durch Bleiplatten, die in die Satteldeckentaschen geschoben werden, ausgeglichen. Gute Jockeis, namentlich Leichtgewichtsjockeis, die unter 40 kg wiegen, werden sehr gesucht und hoch bezahlt. Die meisten Jockeis liefert England und neuerdings besonders Amerika.

Jockeiklub, s. Wettrennen.

Jocketa, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Plauen, auf einer Höhe über den wildromantischen Tälern der Trieb und der Elster, in der sogen. Vogtländischen Schweiz, an der Staatsbahnlinie Leipzig-Hof (hier mit großartigem, 68 m hohem und 281 m langem Viadukt über die Elster), hat (1900) 242 Einw. und wird als Sommerfrische viel besucht.

Jocōsa (lat.), scherzhafte Dinge, Possen.

Joc partit (spr. bschö), s. Tenzone.

Jocrisse (franz., spr. schokriß', vielleicht von joquer, »faulenzen«), seit 1588 nachweisbar als lustige Figur der franz. Straßenkomödie, meist einen tölpischen Bedienten aus der Provinz vorstellend, der einen Taschenspieler ꝛc. begleitet und das Publikum durch seine Possen ergötzt; auch eine komische Figur des Theaters, die, besonders von Brunet vortrefflich dargestellt, von Dorvigny für seine Dramen verwendet wurde; Einfaltspinsel; endlich ein Ehemann, der sich zu sehr um die wirtschaftlichen Dinge bekümmert (»Topfgucker«).

Jocus, s. Jokus.

Jōd (Jodum), J, chemisch einfacher Körper, findet sich nicht im freien Zustand in der Natur (die Quelle Woodhall Spa bei Lincoln, Vereinigte Staaten, soll von freiem J. braun gefärbt sein), aber seine Verbindungen begleiten in geringen Mengen nicht selten die entsprechenden Chlorverbindungen, mit denen sie große Ähnlichkeit haben. Besonders finden sich Jodverbindungen im Meerwasser, aus dem Meerpflanzen, namentlich die Tange (Laminaria, Fucus ꝛc.), J. aufnehmen und in Form organischer Verbindungen in sich konzentrieren. Auch Carrageen, Schwämme (8—14 Proz.), Seesterne, Heringe, Seekrebse, der Tran der Schellfischarten enthalten J. Außerdem findet es sich in vielen Salzquellen (Sulza, Adelheidsquelle bei Heilbronn, Hall ꝛc.), im Chilisalpeter (0,059—0,175 Proz. J. als Jodat), in der Pottasche aus Rübenmelasse, in Steinkohlen (daher auch im Gaswasser), in Eisenerzen (also auch im Gichtstaub der Eisenhochöfen), in bituminösen Schiefern, im Kalkstein bei Lyon, in Phosphoriten, als Jodsilber, Jodblei, Jodquecksilber und in sehr geringen Mengen weitverbreitet, z. B. in Ackererde und Quellwasser. J. findet sich auch in Krebsen, Fröschen, einem Tausendfuß und namentlich in der Schilddrüse als Tyrojodin. Eine organische Jodverbindung ist auch in Korallen entdeckt worden, jodhaltige Sporen sollen sich allgemein in der Luft finden, und das Meerwasser soll das J. nicht als Jodnatrium und Jodmagnesium, sondern in Form organischer Verbindungen (1,8 mg in 1 Lit. gelöst, 0,6 mg suspendiert) enthalten. Zur Darstellung des Jods benutzt man in Europa die Tange (besonders Fucus digitatus und F. saccharinus), die man an den englischen und französischen Küsten sammelt und verbrennt. Aus dem so erhaltenen Kelp (s. d.) oder Varech scheidet man die Kalisalze ab und gewinnt dabei schließlich eine Mutterlauge, in der sich die leicht löslichen Jodverbindungen angesammelt haben. Man unterwirft auch die Tange der trocknen Destillation und erhält dabei brennbare Gase, Teeröle, Essigsäure, Ammoniak und Methylalkohol neben Kohle, die, nachdem ihr alle Salze durch Wasser entzogen sind, zu verschiedenen Zwecken gut verwertbar ist. Die Salzlösung wird wie die Kelplauge verarbeitet. Die letzte Mutterlauge (Jodlauge) versetzt man mit Schwefelsäure (wobei sich Kohlensäure und Schwefelwasserstoff entwickeln und Schwefel abgeschieden wird) und destilliert sie dann mit Schwefelsäure und Braunstein. Die hierbei entwickelten Joddämpfe werden in tönernen

Vorlagen verdichtet. Man kann auch die Jodverbindungen der Lauge durch Chlor zersetzen und das frei gewordene J. auf durchlöcherten Platten entwässern und auf porösen Tonplatten trocknen. Auch durch chlorsaures und chromsaures Kali sowie durch Eisenchlorid hat man das J. abgeschieden. Chilisalpeter enthält 0,059—0,175 Proz. J. als jodsaures Natron mit wenig Jodnatrium und liefert bei der Verarbeitung Mutterlauge mit 22 Proz. Natriumjodat. Man versetzt diese mit saurem schwefligsaurem Natron, preßt das gefällte J. ab und reinigt es durch Sublimation. Wo dies Verfahren nicht ausführbar ist, fällt man aus der Mutterlauge mit saurem schwefligsaurem Natron (oder Eisenvitriol) und Kupfervitriol Kupferjodür. Dies wird in Europa mit Schwefelwasserstoff behandelt und die vom Schwefelkupfer getrennte Jodwasserstoffsäure auf Jodkalium verarbeitet.

Reines J. bildet schwarzgraue, metallglänzende, oft sehr große Tafeln, riecht eigentümlich, der unterchlorigen Säure nicht unähnlich, schmeckt herb, scharf, ist weich, leicht zerreiblich, färbt die Oberhaut braun und greift als Dampf Augenlider, Nasen- und Mundhöhle heftig an. Das spezifische Gewicht ist 4,933, das Atomgewicht 126,8; es verdampft schon bei gewöhnlicher Temperatur ziemlich schnell, schmilzt bei 116°, siedet über 183° und gibt einen im gesättigten Zustand blauen, im verdünnten veilchenblauen (daher der Name, v. griech. iodēs) Dampf vom spez. Gew. 8,716 (der schwerste aller Dämpfe), der sich beim Erkalten zu Jodkristallen verdichtet. Die Dampfdichte des Jods ist bei mittlerer Temperatur 8,65, bei 1500° nur 5,0; man schließt daraus, daß das Jodmolekül, das bei gewöhnlicher Temperatur aus 2 Atomen J. besteht, in hoher Temperatur zerfällt. J. löst sich wenig im Wasser (doch färbt schon $^1/_{7000}$ J. Wasser schwach gelbbraun), die braune Lösung (Jodwasser) bleicht Indigo und zersetzt sich allmählich unter Bildung von Jodwasserstoffsäure. Letztere und lösliche Jodmetalle erhöhen die Löslichkeit des Jods im Wasser ungemein. Auch Salmiak, salpetersaures Ammoniak und andre Salze erhöhen die Löslichkeit. J. ist leicht löslich in Alkohol (Jodtinktur, s. d.), Äther, Benzin, mit höchst intensiv violetter Farbe in Schwefelkohlenstoff und Chloroform. Letztere Lösungsmittel entziehen wässerigen Lösungsmitteln das J. beim Schütteln und zeigen durch die dabei auftretende Färbung die Gegenwart von J. an. Es verhält sich in chemischer Hinsicht im allgemeinen wie Chlor und Brom, aber sein Vereinigungsstreben ist schwächer; nur zum Sauerstoff hat es größere Verwandtschaft. Es bildet mit Sauerstoff nur ein einziges, gut charakterisiertes Oxyd, das Jodpentoxyd C_2O_5; bei Behandeln von Kalilauge mit J. entsteht Jodkalium und jodsaures Kali. Mit Phosphor, Schwefel und den Metallen verbindet es sich direkt. J. ist einwertig, und seine Verbindungen gleichen denen des Chlors und Broms, die z. T. sehr schön gefärbten Metallverbindungen werden aber durch Chlor und Brom zersetzt, während J. die Sauerstoffverbindungen des Chlors und Broms zersetzt. Im Jodpentafluorid JFl_5, das aus Fluorsilber und J. entsteht, und im Jodsäureanhydrid J_2O_5 ist J. fünfwertig und in der Überjodsäure H_5JO_6 siebenwertig. Charakteristisch ist die intensiv blaue Färbung des Stärkemehls durch J. (s. Jodstärke). J. wirkt äußerlich ätzend, innerlich erzeugen größere Dosen, ähnlich wie Chlor und Brom, heftige Verdauungsstörung. In giftiger Dosis tötet es unter Benommenheit des Gehirns, Anätzung des Magens und Lähmung des Atmungszentrums (vgl. Jodvergiftung). Eigentümlich ist seine Wirkung auf drüsige Organe, die es zum Schwinden bringt. Auf niedere Organismen, z. B. bei Malaria, wirkt es als heftiges Gift. Man benutzt J. als Arzneimittel bei entzündlichen Prozessen, Syphilis, Skrofulose, Hypertrophie drüsiger Organe (Kropf 2c.), bei Rheumatismus, Neuralgien, gegen Frostbeulen 2c., in der Technik zur Darstellung von Jodpräparaten, von denen manche (Jodkalium, Jodammonium, Jodkadmium, Jodmethyl) ebenfalls als Arzneimittel und in der Photographie, andre zur Darstellung von Teerfarben benutzt werden. J. wird bei seinem hohen Preis nicht selten verfälscht. Beim Lösen des Jods in Alkohol oder beim Erhitzen desselben im Wasserbad bleiben diese Verfälschungen zurück. Zur Bestimmung des Wassergehalts des Jods (durchschnittlich 10 Proz.) sättigt man Schwefelkohlenstoff mit Wasser, filtriert ihn klar und übergießt in einem engen, in 0,1 ccm geteilten, mit Glasstöpsel dicht verschließbaren Rohr 2 g J. mit 50 ccm dieses Schwefelkohlenstoffes. Nach erfolgter Lösung läßt man absetzen und liest die Menge des auf dem Schwefelkohlenstoff schwimmenden Wassers ab. Zur quantitativen Bestimmung des Jods in der käuflichen Ware wägt man 0,3—0,4 g derselben ab, setzt Jodkalium und Wasser zu und titriert mit Natriumhyposulfitlösung. — J. wurde 1811 von Courtois entdeckt und von Davy und Gay-Lussac genauer untersucht. Hauptsitze der Jodfabrikation in Europa waren lange Glasgow und das Departement Finistère, auch Norwegen und Japan liefern J., Hauptproduzent ist gegenwärtig aber Chile, wo 1901: 245,949 kg J. gewonnen und 269,018 kg ausgeführt werden. Deutschland führte 1903: 3202 dz J. ein und 1538 dz Jodpräparate aus. Vgl. Pellieux, L'industrie française de l'iode (Par. 1878).

Jodacne, s. Jodvergiftung.

Jodalbacid, ein jodhaltiger (10 Proz.) Eiweißkörper, der ein gelbliches, fast geruch- und geschmackloses Pulver bildet und in Wasser schwer löslich ist, wird vorzüglich gegen Syphilis und bei Neigung zu Jodschnupfen, auch bei Psoriasis, empfohlen.

Jodammonium, s. Ammoniumjodid.

Jodargyrit, Mineral, soviel wie Jodit.

Jodaseptol, antiseptisches Mittel, besteht aus Dijodorthophenolsulfosäure und deren Salzen.

Jodate (Jodsäuresalze), s. Jodsäure.

Jodäther } soviel wie Äthyljodid.
Jodäthyl }

Jodbäder, s. Bad, S. 240.

Jodblei, soviel wie Bleijodid.

Jodchinin, schwefelsaures, soviel wie Herapathit, s. Chinin.

Jodchloride. Bei Einwirkung von Chlor auf überschüssiges Jod und beim Lösen von Jod in Königswasser entsteht Jodmonochlorid (Einfach Chlorjod) JCl. Dies bildet schwarzrote Kristalle, riecht stechend, reizt die Augen heftig, schmeckt beißend, löst sich in Alkohol und Äther, ist sehr flüchtig, schmilzt bei 14 oder 27° und siedet bei 101° unter teilweisem Zerfall in Jod und Jodtrichlorid (Dreifach Chlorjod) JCl_3. Dies entsteht auch aus Jod und überschüssigem Chlor, aus Jodsäure und Chlorwasserstoff, bildet gelbe Kristalle, riecht durchdringend, reizt zu Tränen und Husten, ist sehr flüchtig, schmilzt bei 25° unter Zersetzung, löst sich unzersetzt in wenig Wasser, zerfällt aber mit mehr Wasser in Chlorwasserstoff, Jodsäure und Jodmonochlorid; die alkoholische Lösung zersetzt sich bald unter Bildung von Chloral und Essigäther. Mit Ammoniak bildet es schwarzen

Jodstickstoff. Das Trichlorid wurde als desinfizierendes und antiseptisches Mittel empfohlen und soll in seiner Wirkung dem Sublimat am nächsten stehen. Vergiftungsgefahren sind nicht zu fürchten. Innerlich benutzt man es bei Dyspepsie, die auf Vorhandensein von Bakterien beruht. In der Chemie wird es als Chlorüberträger bei der Chlorierung organischer Substanzen angewendet.

Jode, 1) Pieter de, der Ältere, niederländ. Kupferstecher, geb. 1570 in Antwerpen, gest. daselbst 1634, bildete sich nach seinem Vater Gerrit de J. (gest. 1599) und nach Goltzius und ging dann nach Italien, von wo er um 1601 zurückkehrte. Er stach nach Tizian (Verlobung der heil. Katharina), Cousin (das Jüngste Gericht), Rubens (Übergabe der Schlüssel an Petrus), F. Vanni, van Dyck, der ihn in seine Ikonographie aufnahm, u. a. Kurze Zeit war er auch mit seinem Sohn in Paris tätig.

2) Pieter de, der Jüngere, Kupferstecher, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 22. Nov. 1606 in Antwerpen, gest. daselbst nach 1674, bildete sich nach den Stechern der Rubensschen Schule und war 1631 und 1632 in Paris tätig. Seine besten Stiche sind die nach Gemälden von Rubens (Mariä Heimsuchung, Krönung der heil. Katharina, die drei Grazien), Jordaens und van Dyck, zu dessen Ikonographie er zwölf Bildnisse beisteuerte. Sein Hauptwerk ist Rinaldo und Armida nach van Dyck. 1651 gab er die von seinem Vater begonnene Porträtsammlung »Theatrum pontificum, imperatorum, regum, etc.« heraus.

Jodeisen, soviel wie Eisenjodür.

Jodeisensirup (Eisenjodürsirup), s. Eisenpräparate.

Jodelle (spr. schodäl', Etienne, franz. Dramatiker, Mitglied der »Plejade« (s. d.), geb. 1532 in Paris, gest. 1573, versuchte es zuerst, die bisher beliebten Mysterien, Moralitäten und Farcen durch das sogen. klassische, wesentlich Seneca nachgebildete Schauspiel in Frankreich zu verdrängen. 1552 wurde seine Tragödie »Cléopâtre captive« und die Komödie »Eugène, ou la rencontre« (nach Machiavellis Stück »Il Frate« gedichtet) vor Heinrich II. aufgeführt; beide hatten viel Erfolg, während seine zweite Tragödie: »Didon se sacrifiant«, wahrscheinlich gar nicht aufgeführt worden ist. Von dramatischer Verknüpfung findet sich bei ihm kaum eine Spur, während ihm die lyrischen Partien besser gelingen, ebenso wie seine kleinern Gedichte. Von den fünf Akten der »Cléopâtre« sind drei in Zehnsilblern gedichtet. »Didon« hat schon die Form der klassischen Tragödie: Alexandriner mit (freilich nicht streng durchgeführter) Abwechselung männlicher und weiblicher Reime. In beiden Stücken treten Chöre auf. Seine »Œuvres« erschienen Paris 1574 und 1583, eine neue Ausgabe von Marty-Laveaux 1868—70.

Jodeln, eigentümliche Singmanier der Schweizer und Tiroler, bestehend in wortlosem Jauchzen mit häufigem Überschlagen aus dem Brustregister in das Kopfregister; ein Lied, dem als Refrain eine solche Vokalise angehängt ist, heißt ein Jodler (in Oberösterreich auch Almer, in Niederösterreich Dudler, in Steiermark Wullazer oder Hullazer). Vgl. Pommer, Jodler und Juchzer (Wien 1889, neue Folge 1893) und Volksmusik der deutschen Steiermark (Bd. 1, das. 1902). Das Wort ist wahrscheinlich onomatopoetisch gebildet.

Jodexanthem, der Hautausschlag bei chronischer Jodvergiftung (s. d.).

Jodfluoreszein, s. Fluoreszeïn.

Jodformyl, soviel wie Jodoform.

Jodgrün (Nachtgrün, Metternichsgrün, Vert lumière), Pentamethylrosanilinjodid $C_{20}H_{17}(CH_3)_4N_3JCH_3J+H_2O$, entsteht aus Rosanilin bei Einwirkung von Jodmethyl und Methylalkohol bei 100° und kam als Zinkchloriddoppelsalz in den Handel. Es fand vor Entdeckung des Methylgrüns starke Verwendung als Farbstoff. Bei 120° gibt es Jodmethyl ab und verwandelt sich in das violette Tetramethylrosanilin.

Jodhpur, ind. Staat und Stadt, s. Dschodhpur.

Jodide, s. Jodmetalle.

Jodine, veralteter Name des Jods.

Jodinrot, soviel wie Quecksilberjodid.

Jodipin, eine dem Bromipin (s. d.) entsprechende chemische Verbindung von Jod mit Sesamöl, in der es an die Fettsäure angelagert ist. J. mit einem Jodgehalt von 10, resp. 25 Proz. wird besonders gegen Syphilis und Skrofulose, gegen Kropf, überhaupt als Ersatzmittel des Jodkaliums empfohlen, wenn dieses nicht vertragen wird oder toxisch wirkt. Das J. wird im Blut zu Jodnatrium, im wesentlichen aber im ganzen Körper als Jodfett abgelagert und allmählich durch Oxydation und Einwirkung des alkalischen Blutes zur Wirkung gebracht. Es erzeugt niemals Jodvergiftung. Vgl. Klar, über J. (Freiburg 1900).

Jodismus, soviel wie Jodvergiftung.

Jodit (Jodargyrit, Jodsilber), Mineral, besteht aus Jodsilber AgJ mit 46 Proz. Silber, findet sich in dünnen, hexagonalen Kristallen, in Blättchen und Platten, auch derb und eingesprengt, gelb, grünlichgelb, fettglänzend, durchscheinend, Härte 1—1,5, spez. Gew. 5,7, besonders in Mexiko und Chile, als Seltenheit auch bei Dernbach in Nassau. Neuerdings hat sich Jodsilber auch in kleinen blaßgelben regulärtetraedrischen Kristallen (sogen. Miersit) zu Brockenhill in Neusüdwales gefunden.

Jodkadmium, soviel wie Kadmiumjodid.

Jodkalium, soviel wie Kaliumjodid.

Jodkaliumsalbe (Jodsalbe), s. Salben.

Jodkupfer, soviel wie Kupferjodür.

Jodl, Friedrich, philosophischer Schriftsteller, geb. 23. Aug. 1849 in München, studierte daselbst Philosophie, wurde 1873 Lehrer der Geschichte an der Kriegsakademie in München, habilitierte sich 1880 an der dortigen Universität, ging 1885 als ordentlicher Professor der Philosophie an die deutsche Universität in Prag, wo er Mitbegründer der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen war, und wurde 1896 an die Wiener Universität berufen. 1893—96 war er zweiter Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (s. Ethische Bewegung), seit 1890 ist er Mitglied des Komitees zur Herausgabe des »International Journal of Ethics«. Er schrieb: »Leben und Philosophie David Humes« (Preisschrift, Halle 1872); »Die Kulturgeschichtschreibung, ihre Entwickelung und ihr Problem« (das. 1878); »Geschichte der Ethik in der neuern Philosophie (Stuttg. 1882—89, 2 Bde.); »Volkswirtschaftslehre und Ethik« (Berl. 1886); »Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland« (Frankf. a. M. 1893, 2. Aufl. 1898); »Abriß der Geschichte der Ethik« (Langensalza 1896); »Lehrbuch der Psychologie« (Stuttg. 1896; 2. Aufl. 1902, 2 Bde.); »Gedanken über Reformkatholizismus« (Frankf. 1902) und die Monographie »Ludwig Feuerbach« (Stuttg. 1904), dessen Werke er in Gemeinschaft mit W. Bolin neu herausgibt (das. 1903 f.). J. gehört der positivistischen Richtung in der Philosophie an und hat sich besonders an J. Stuart Mill angeschlossen.

Jodlauge, die bei der Verarbeitung von Kelp oder Varech nach Abscheidung der Alkalisalze resultierende jodreiche Mutterlauge, aus welcher das Jod abgeschieden wird.

Jodler, s. Jodeln.

Jodmetalle (Jodide), Verbindungen der Metalle mit Jod, finden sich z. T. als Mineralien in der Natur, wie Jodsilber, Jodblei, Jodqueckſilber, und entstehen bei Einwirkung von Jod auf Metalle, von Jodwasserstoffsäure auf Metalle, Metalloxyde oder Kohlensäuresalze der Metalle, die unlöslichen durch Wechselzersetzung. Sie gleichen im allgemeinen den Chlormetallen (s. d.); die der Alkali-, Erdalkali- und Erdmetalle sind farblos und gleichen den Chloriden auch in der Löslichkeit; die Jodverbindungen der Schwermetalle sind oft anders gefärbt und zeigen auch andre Löslichkeitsverhältnisse (scharlachrotes unlösliches Queckſilberjodid, schwarzes unlösliches Palladiumjodür); Jodsilber, Jodblei, Queckſilber- und Kupferjodür sind unlöslich. Alle werden durch Chlor zersetzt. Verbindet sich ein Metall in mehreren Verhältnissen mit Jod, so nennt man die jodärmern Verbindungen Jodüre, die jodreichern Jodide. Viele J., namentlich Jodkalium, Jodsilber, auch Jodeisen, Jodqueckſilber ꝛc., finden technische oder medizinische Verwendung.

Jodmethyl, soviel wie Methyljodid.

Jodnatrium, soviel wie Natriumjodid.

Jodobenzol, s. Jodosoverbindungen.

Jodobromit, Mineral, Chlorbromjodsilber, findet sich bei Dernbach in Nassau in kleinen gelben bis olivengrünen regulären Kristallen, die dem Miersit (s. Jodit) entsprechen.

Jodocus (griech., »Pfeilbehälter«, im Deutschen zusammengezogen zu Jobst oder Jost), männlicher Name. Bekannt ist: J. von Mähren, Sohn des Markgrafen Johann Heinrich von Mähren, zweiten Sohnes des Königs Johann von Böhmen aus dem Hause Luxemburg, ein gelehrter, aber habsüchtiger und gewissenloser Fürst, erhielt 1375 nach seines Vaters Tod Mähren. 1388 wurde ihm von Wenzel Luxemburg, von Kurfürst Siegmund die Mark Brandenburg verpfändet, die er zwar ausbeutete, sonst aber sich selbst überließ. J. suchte Wenzel zu stürzen, stellte sich an die Spitze des Herrenbundes, der 1394 den König gefangen nahm, und erzwang 1397 durch eine neue Empörung von Wenzel die Abtretung der Lausitz sowie die Belehnung mit Brandenburg. Am 1. Okt. 1410 in Frankfurt von fünf allerdings zweifelhaften Kurstimmen gegen Siegmund zum König erwählt, starb er 17. Jan. 1411. Vgl. Heidemann, Die Mark Brandenburg unter Jobst von Mähren (Berl. 1881).

Jodoform (Trijodmethan, Formyljodid, Methintrijodid) CHJ_3, dem Chloroform entsprechende chemische Verbindung, wird erhalten, wenn man Jod und Kalilauge oder kohlensaure Alkalien auf Äthylalkohol, Aceton, Zucker, Dextrin, Gummi ꝛc. einwirken läßt. Zur Darstellung erwärmt man Alkohol mit Sodalösung und setzt allmählich Jod hinzu. Sehr rein wird es durch Elektrolyse einer wässerigen Lösung von Jodkalium, kohlensaurem Natron u. Alkohol erhalten. J. bildet gelbliche Kristalle, riecht durchdringend jod- und safranartig, schmeckt süßlich aromatisch, löst sich in 50 Teilen kaltem, 10 Teilen siedendem Alkohol, in 5,2 Teilen Äther, auch in Chloroform, Petroleumäther, ätherischen und fetten Ölen, Glyzerin, leicht in Schwefelkohlenstoff, nicht in Wasser, verdampft bei mittlerer Temperatur, kann mit Wasserdämpfen destilliert werden, schmilzt bei 120° und zersetzt sich bei höherer Temperatur. Trocken ist es lichtbeständig, die Lösungen färben sich aber am Licht braun. Mit arseniger Säure und Natronlauge bildet es Methylenjodid CH_2J_2, mit alkoholischer Kalilauge ameisensaures Kali und Jodkalium. J. wird von der äußern Haut, von allen Schleimhäuten, besonders leicht von Wundflächen resorbiert und kann von letztern aus (allerdings selten) zu Vergiftungen führen. Die Resorption erfolgt unter allmählichem Freiwerden von Jod, das sich in Blut und Gehirn, weniger in Leber und Nieren anhäuft. Im Harn erscheint das J. meist als Jodkalium, nach Anwendung größerer Mengen auch in andrer Form. Innerlich erzeugen größere Dosen Übelkeit und Erbrechen, Erniedrigung der Körpertemperatur, Schläfrigkeit, Kopfschmerz, Halluzinationen und töten durch Lungenödem. Man benutzt es innerlich und äußerlich statt des Jods bei Skrofeln, Kropf, Rachitis, Syphilis, Krebs, Tuberkulose und namentlich bei der Wundbehandlung (als Pulver, Jodoformgaze), da es Fäulnis und profuse Eiterung verhindert. J. wurde 1822 von Serullas entdeckt und 1880 von Mosetig in Wien in die Wundbehandlung eingeführt.

Jodoformin, Verbindung von Jodoform mit Hexamethylentetramin, gelbes, in trocknem Zustand geruchloses Pulver, spaltet auf feuchten Wundflächen Jodoform ab und dient daher als Ersatz des letztern.

Jodoigne (spr. schodoánnj', flämisch Geldenaken), Flecken in der belg. Provinz Brabant, Arrond. Nivelles, an der Großen Geete und an der Staatsbahnlinie Ramillies–Tirlemont und den Nebenbahnen Löwen–J., Mellery–J. und Wavre–J., mit Staats-Knabenmittelschule und (1903) 4188 Einw., die Wollspinnerei und Tapetenfabrikation betreiben. In der Nähe das Schlachtfeld von Ramillies (s. d.).

Jodol (Tetrajodpyrrol) C_4J_4NH entsteht bei Einwirkung von Jod auf Pyrrol $C_4H_4.NH$ und wird aus ätherischem Tieröl (das Pyrrol enthält) mit Jodjodkaliumlösung dargestellt. Es bildet ein leichtes, fein kristallinisches, hellgelbes Pulver, ist geruch- und geschmacklos, löslich in Alkohol, Äther und fettem Öl, nicht in Wasser, ist lichtempfindlich, gibt, über 100° erhitzt, Joddämpfe aus und verkohlt bei höherer Temperatur. J. wird als Ersatzmittel für Jodoform angewendet, mit dem es in der Wirkung übereinstimmt, ohne durch Geruch zu belästigen und ohne so giftig zu sein wie jenes.

Jodoniumbase, s. Jodosoverbindungen.

Jodopyrin (Jodantipyrin) entsteht bei Einwirkung von Chlorjod auf Antipyrin, bildet farb- und geschmacklose, in heißem Wasser leicht, in kaltem und in Alkohol schwer lösliche Nadeln, vereinigt die Wirkungen des Jods (40 Proz.) und des Antipyrins ohne schädliche Nebenwirkungen und wird besonders bei Bronchialasthma und Influenza angewendet.

Jodosoverbindungen, chemische Verbindungen der aromatischen Reihe, welche die Jodosogruppe JO enthalten. Jodosobenzol C_6H_5JO entsteht beim Behandeln von Phenyljodidchlorid $C_6H_5JCl_2$, das aus Jodbenzol und Chlor erhalten wird, mit Natronlauge, ist amorph, gelblich, riecht eigentümlich, explodiert beim Erhitzen, bildet mit Säuren gut kristallisierende Salze und gibt bei Oxydation Jodobenzol $C_6H_5.JO_2$, das in weißen Nadeln kristallisiert und bei 230° explodiert. Ein Gemisch von Jodo- und Jodosobenzol gibt mit feuchtem Silberoxyd eine Jodoniumbase, das Diphenyljodoniumhydroxyd $(C_6H_5)_2JOH$, in dem das J. eine ähnliche Stelle einnimmt wie der Stickstoff in den Ammoniumbasen. Die Salze dieser sind den Thalliumsalzen auffallend

ähnlich und giftig wie Blei- und Thalliumsalze und wirken wie die organischen Ammoniumsalze.

Jodothyrin, s. Thyreoidin.

Jodoxychinolinanasulfosäure, s. Loretin.

Jodpentafluorid, s. Jod.

Jodpentoxyd (Jodsäureanhydrid), s. Jodsäure.

Jodphosphor, s. Phosphorjodide.

Jodpräparate, die in der Medizin benutzten Jodverbindungen und jodhaltigen Mischungen: Amylum jodatum, Jodstärke; Ferrum jodatum, Eisenjodür mit Zucker, gelöst als Syrupus ferri jodati, Jodeisensirup; Hydrargyrum bijodatum, Quecksilberjodid, und Hydrargyrum jodatum, Quecksilberjodür; Jodum, Jod, gelöst als Tinctura Jodi, Jodtinktur; Jodoformium; Kalium jodatum, Kaliumjodid, auch als Unguentum Kalii jodati, Jodkaliumsalbe; Natrium jodatum, Natriumjodid; Plumbum jodatum, Bleijodid, Jodipin ꝛc.

Jodqueckſilber, soviel wie Quecksilberjodür und

Jodsalbe, s. Salben.

Jodsäure $H_2J_2O_6$ entsteht als Kaliumsalz neben Jodkalium beim Eintragen von Jod in kochende Kalilauge. Eine heiße konzentrierte Lösung von Kaliumchlorat gibt mit Jod und einigen Tropfen Salpetersäure Chlor und Kaliumjodat. Kaliumjodid wird in Lösung durch Kaliumpermanganat zu Kaliumjodat oxydiert. Bringt man Jod in heißes Barytwasser, so bildet sich in gleicher Weise jodsaurer Baryt, und wenn man diesen abfiltriert und in die Lösung des Jodbaryums Chlor leitet, so wird auch das Jodbaryum in Jodsäuresalz verwandelt. Wenn man dieses mit Schwefelsäure zersetzt, so erhält man eine Lösung von J., aus der sie in farblosen, in Wasser und Alkohol löslichen Kristallen vom spez. Gew. 4,63 erhalten werden kann. J. schmeckt sehr sauer und herbe, rötet Lackmuspapier und entfärbt es dann, zerfällt bei 170° in Wasser und Anhydrid, wird von Schwefelwasserstoff, schwefliger Säure und Jodwasserstoffsäure unter Abscheidung von Jod, aber nicht durch Chlor zersetzt, gibt mit Salzsäure Chlor und Chlorjod, mit Basen Jodsäuresalze (Jodate), die im allgemeinen den Chlorsäuresalzen gleichen, meist unlöslich sind, beim Erhitzen in Sauerstoff und Jodid oder in Sauerstoff, Jod, ein Oxyd oder Metall zerfallen und durch Reduktionsmittel leicht in Jodmetalle verwandelt werden; mit brennbaren Körpern erhitzt, verbrennen sie diese lebhaft, manche unter Verpuffung. Jodsaures Kali (Kaliumjodat) KJO_3 bildet kleine, wasserfreie Kristalle, ist löslich in Wasser, nicht in Alkohol, schmilzt beim Erhitzen und gibt Sauerstoff, etwas Jod und alkalisch reagierendes Jodkalium. J. wurde von Davy entdeckt. Jodsäureanhydrid (Jodpentoxyd) J_2O_5 entsteht beim Behandeln von Jod mit Salpetersäure und beim Erhitzen von J. auf 170°, bildet farblose Kristalle, zerfällt bei 300° in Jod und Sauerstoff und gibt mit Wasser J.

Jodschnupfen, s. Joddvergiftung.

Jodschwefel, soviel wie Schwefeljodid.

Jodsilber, soviel wie Silberjodid.

Jodsilber, Mineral, soviel wie Jodit.

Jodstärke, Mischung von 60 Teilen Stärkemehl mit 1 Teil Jod, das man zum Zweck besserer Verteilung in 12 Teilen Alkohol gelöst hat. J. bildet ein dunkelviolettes Pulver und ist zur medizinischen Benutzung empfohlen worden. Jod färbt Stärkemehl intensiv blau, und diese Färbung dient als empfindliches Reagens; sie verschwindet beim Erhitzen, kommt aber beim Erkalten wieder zum Vorschein, wenn das Jod nicht völlig verflüchtigt wurde; auch Sonnenlicht, Chlor, starke Basen zerstören die Färbung, und manche indifferente Salze verhindern oder verzögern ihr Auftreten. J. ist jedenfalls eine sehr lose chemische Verbindung und vielleicht nur ein Gemenge.

Jodstickstoff. Verbindungen von Jod mit Stickstoff (und Wasserstoff) entstehen bei Einwirkung von Jod auf Ammoniak. Sie explodieren nach dem Trocknen auf die geringste Veranlassung sehr heftig. Auf Platten oder Saiten, die Töne mit mehr als 60 Schwingungen geben, explodiert J. beim Anstreichen derselben. Unter kaltem Wasser zersetzt er sich langsam, aber vollständig unter Bildung von Ammoniumjodid, Ammoniumjodat und Stickstoff; in direktem Licht erfolgt die Zersetzung zuletzt gewöhnlich unter Explosion. In siedendem Wasser verpufft er. Schwefelwasserstoff zersetzt ihn unter Bildung von Jodammonium, auch Chlor, Bromwasser und Mineralsäuren lösen ihn unter Zersetzung. Triazojodid N_3J entsteht beim Schütteln ätherischer Jodlösung mit in Wasser suspendiertem Stickstoffsilber N_3Ag als hellgelber Körper, riecht stechend, löst sich leicht in Äther und Wasser und explodiert sehr leicht.

Jodtinktur (Tinctura Jodi), Lösung von 1 Teil Jod in 10 Teilen Weingeist, wird mit der Zeit sauer, indem sich Jodwasserstoffsäure bildet. Die farblose J. (Tinctura Jodi decolorata) ist eine Lösung von 10 Teilen Jod und 10 Teilen unterschwefligsaurem Natron in 10 Teilen Wasser, 16 Teilen alkoholischer Ammoniakflüssigkeit und 75 Teilen Spiritus. Beide Präparate werden medizinisch benutzt.

Jodüre, s. Jodmetalle.

Jodute (Tiodute, Ziojodute), nordisches Göttersymbol, Heerzeichen und Schlachtruf, wahrscheinlich der schon von den Schriftstellern der Alten erwähnte Schwertpfahl der germanischen Stämme, in Gestalt eines mit dem Griff nach oben gekehrten Schwertes. Jodut und Jedut war Feldgeschrei der Bremer und Friesen, und im lübeckschen und wismarischen Stadtrecht wurden unbefugte nächtliche Joduterufe mit Strafe bedroht. Vgl. Petersen, Zioter (Zeter) und Tiodute, der Gott des Krieges und des Rechts bei den Deutschen (in den »Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 6, Götting. 1866).

Jodvasogen, s. Vasogen.

Jodvergiftung (Jodismus), die Erscheinungen, die bei übermäßigem Gebrauch von Jod und Jodpräparaten, besonders in Fabriken bei der Beschäftigung mit Jodverbindungen, vorkommen. Bei der selten vorkommenden akuten J. entsteht Magen- und Darmentzündung, Harnverhaltung, Kopfschmerz und schneller Kräfteverfall, zuweilen Nierenentzündung. Bei der medizinischen Verwendung des Jods ist die chronische J. oft nicht zu vermeiden, ihre Hauptsymptome sind Schnupfen (Jodschnupfen), Kopfschmerz und Hautpusteln (Jodexanthem, Jodacne); nebenher kommen viele unbestimmte Erscheinungen vor; außerdem beobachtet man zuweilen Schwund der Schilddrüse, der weiblichen Brustdrüsen und der Hoden. Die Behandlung erheischt sofortige Unterbrechung der Jodzufuhr und allgemeine Kräftigung des Körpers; die Vergiftungserscheinungen pflegen sich dann rasch zu verlieren.

Jodviolett, s. Hofmanns Violett.

Jodwasser, s. Jod, S. 261.

Jodwasserstoff HJ entsteht, wenn man Wasserstoff und Joddampf bei 300—400° über Platinschwamm leitet, und vielfach bei Einwirkung von Jod auf wasserstoffhaltige Körper; auch Wasser wird am Lichte durch Jod unter Bildung von J. und Sauer-

stoff zersetzt. Zur Darstellung von J. destilliert man Jodkalium mit Phosphorsäure. Der sich entwickelnde J. ist ein farbloses Gas, riecht wie Chlorwasserstoff, bildet an der Luft Nebel und kann leicht zu einer Flüssigkeit verdichtet werden. Bei 0° beträgt die Tension des flüssigen Jodwasserstoffes 4 Atmosphären, sein spez. Gew. bei 12° beträgt 2,27. In einer Kältemischung erstarrt der flüssige J. und schmilzt dann bei —51°. J. wird von Wasser reichlich (450 Volumen bei 10°) absorbiert. Eine solche Lösung (Jodwasserstoffsäure, Hydrojodsäure) erhält man auch durch Eintragen von Jod in eine Lösung von schwefligsaurem oder unterschwefligsaurem Natron (wobei schwefelsaures Natron gebildet wird), beim Übergießen von amorphem Phosphor mit Wasser und allmählichem Hinzufügen von Jod (wobei phosphorige Säure entsteht), ferner wenn man wenig Jod in Wasser suspendiert und Schwefelwasserstoff einleitet, bis das Jod verschwunden ist. In der gebildeten Jodwasserstoffsäure löst man dann Jod und verwandelt dies von neuem durch Schwefelwasserstoff in J. Die von dem ausgeschiedenen Schwefel abfiltrierte Lösung läßt sich durch Verdampfen auf einen Gehalt von 57 Proz. J. bringen. Wird in konzentrierte Jodwasserstoffsäure bei 0° J. geleitet, so erhält man rauchende Säure vom spez. Gew. 1,9—2,0. Bei der Destillation dieser Säure entweicht J., und dann geht eine Säure über, die bei 127° siedet und 57 Proz. J. enthält. Folgende Tabelle zeigt den Gehalt der Jodwasserstoffsäure bei verschiedenen spezifischen Gewichten und bei 13°:

Proz.	Spez. Gew.	Proz.	Spez. Gew.	Proz.	Spez. Gew.
2,28	1,017	19,97	1,164	40,45	1,413
7,02	1,052	25,86	1,225	45,71	1,486
10,15	1,077	30,20	1,274	50,75	1,573
15,73	1,126	36,07	1,347	57,28	1,696

Jodwasserstoffsäure verhält sich ganz wie Salzsäure (Chlorwasserstoffsäure), bräunt sich aber an der Luft, besonders bei Einwirkung des Lichtes, und zersetzt sich zuletzt vollständig unter Ausscheidung von Jod; auch von Oxydationsmitteln wird sie leicht zersetzt. Sie dient zur Darstellung von Jodpräparaten und als kräftiges Reduktionsmittel.

Jodzahl, s. Fette, S. 489.

Jodzinnober, soviel wie Quecksilberjodid.

Joël (d. h. »Jahve ist Gott«), Sohn Pethuels, jüdischer Prophet. Die unter seinem Namen gehenden Orakel wurden früher ins 9. Jahrh. gesetzt, sind aber, da sie die Zerstörung Jerusalems voraussetzten, wohl erst um 400 geschrieben. Sie zerfallen in die mit einer Verwüstung des Landes durch Heuschrecken begründete Bußpredigt (1, 1—2, 17) und eine Verheißungsrede (2, 18—4, 20). Vgl. die Kommentare zu den kleinen Propheten von Nowack (Götting. 1897), Wellhausen (3. Aufl., Berl. 1898), Marti (Tübing. 1904) und Merx, Die Prophetie des J. (Halle 1879).

Joël, Manuel, jüd. Gelehrter, geb. 19. Okt. 1826 in Birnbaum (Posen), studierte in Berlin neben jüdischer Theologie klassische Philologie, wurde 1854 Lehrer am Rabbinerseminar in Breslau, 1863 Rabbiner daselbst und starb 3. Nov. 1890. Er veröffentlichte: »Die Religionsphilosophie des Maimonides« (Bresl. 1859); »Levi ben Gerson als Religionsphilosoph« (das. 1862); »Verhältnis Alberts d. Gr. zu Maimonides« (das. 1863); »Don Chasdai Creskas' religionsphilosophische Lehren« (das. 1866); »Spinozas theologisch-politischer Traktat« (das. 1870); »Zur Genesis der Lehre Spinozas« (das. 1871). Diese Schriften wurden mit verschiedenen Abhandlungen gesammelt als »Beiträge zur Geschichte der Philosophie« (Bresl. 1876, 2 Bde.) herausgegeben. Von spätern Schriften sind zu nennen: »Notizen zum Buch Daniel. Etwas über die Bücher Sifra und Sifre« (Bresl. 1873); »Religiös-philosophische Zeitfragen« (das. 1876); »Gutachten über den Talmud« (das. 1877); »Blicke in die Religionsgeschichte« (das. 1880 bis 1883, 2 Bde.). Seine Sabbat- und Festpredigten wurden aus seinem Nachlaß von Eckstein u. Ziemlich herausgegeben (Bd. 1 u. 2, Bresl. 1892—94; Bd. 3, Berl. 1898). Vgl. »Gedenkblätter zur Erinnerung an Manuel J.« (Bresl. 1890).

Joest (spr. jöst), 1) Jan, niederländ. Maler, der Schöpfer des mit 20 Darstellungen aus der Heiligen Geschichte versehenen Haupttaltars in der Nikolaikirche zu Kalkar, der, zwischen 1505 und 1508 ausgeführt, ein wichtiges Denkmal der niederrheinischen Malerei ist (hrsg. und beschrieben von Beissel, M.-Gladbach 1900, 21 Tafeln). J., über dessen Persönlichkeit noch nichts ermittelt worden ist, stand unter dem Einfluß Memlings und der italienischen Renaissance.

2) Wilhelm, Ethnolog und Reisender, geb. 15. März 1852 in Köln, gest. 25. Nov. 1897 auf den Santa Cruz-Inseln, studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin Naturwissenschaften und Sprachen, bereiste 1874 die nordafrikanischen Küstenländer und 1876—1878 ganz Amerika. 1879 begab er sich nach Ceylon, durchreiste Indien bis zum Himalaja, begleitete die britische Armee im afghanischen Kriege, besuchte Birma und Siam, beschäftigte sich auf Borneo, Ceram und Celebes mit dem Studium der dortigen wilden Völkerschaften, wohnte dem Kriege der Holländer gegen Atschin bei, durchreiste Kambodscha und die Philippinen und lebte längere Zeit unter den wilden Stämmen Formosas. Von Peking unternahm er einen Ausflug in die Mongolei, ging darauf nach Japan, hielt sich auf Jeso unter den Ainos auf und kehrte 1881 von Wladiwostok durch die Mandschurei, Mongolei und Sibirien nach Deutschland zurück. 1883 umschiffte er ganz Afrika, 1890 besuchte er Guayana, 1892 Oberägypten, 1895 Südamerika, 1897 trat er eine auf drei Jahre berechnete Forschungsreise in die Südsee an, starb aber gleich im Beginn derselben. Er veröffentlichte: »Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien« (Köln 1883, 2. Aufl. 1887); »Das Holontalo, ein Beitrag zur Kenntnis der Sprachen von Celebes« (Berl. 1883); »Ein Besuch beim König von Birma« (Köln 1883); »Um Afrika (das. 1885); »Tätowieren, Narbenzeichnen und Körperbemalen« (Berl. 1887); »Die außereuropäische deutsche Presse« (Köln 1888); »Spanische Tiergefechte« (Berl. 1889); »Ethnographisches und Verwandtes aus Guayana« (Supplement zum Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. 5, Leid. 1893) und »Weltfahrten« (Berl. 1895, 3 Bde.).

Joesten (spr. jö-), Joseph, Schriftsteller, geb. 21. Juni 1850 in Düren, studierte die Rechte und deutsche Literaturgeschichte in Bonn und Berlin, promovierte darauf zum Doktor der Rechte, wurde zuerst Richter am Stadtgericht in Berlin, alsdann Eisenbahn-Betriebsdirektor, darauf Regierungsrat und Mitglied der königlichen Eisenbahndirektionen in Elberfeld und Köln. Nach mehrfachen wissenschaftlichen Reisen durch größere Teile Europas, siedelte er 1900 nach Bonn über, wo er noch jetzt als Landesobmann des Deutschen Schriftstellerverbandes lebt. Unter dem Pseudonym Miles Ferrarius verfaßte er mehrere Schriften über die Bedeutung des Eisenbahnwesens im

Kriege, so die von Moltke anerkannte Schrift: »Die Eisenbahnen und die Kriegsführung« (Hamb. 1890); ferner: »Studien über die heutigen Eisenbahnen im Kriegsfalle« (Wien 1892); »Die Anforderungen der Strategie und Taktik an die Eisenbahnen« (Berl. 1894), und unter seinem wirklichen Namen: »Geschichte u. System der Eisenbahnbenutzung im Kriege« (Leipz. 1896, ins Französische übersetzt von Benoit, Par. 1905). Unter dem Namen Hans von Windeck veröffentlichte er eine Reihe von Schriften und Dichtungen, die sich durch vaterländischen Geist und Heimatliebe auszeichnen: »Im Spiegel der Zeit. Ein heimatlicher Liederstrauß« (Stuttg. 1892); »Ruhmreiche Berge«, ausgewählte Dichtungen (2. Aufl., Erfurt 1899); das vaterländische Schauspiel: »Die Feldflasche von Auerstädt« (Köln 1894); ferner unter seinem eignen Namen: »Wolfgang Müller von Königswinter« (das. 1895); »Mein Herz ist am Rhein«, ein Gedenkbuch an die Errichtung des Wolfgang Müller-Denkmals in Königswinter (das. 1896); »Literarisches Leben am Rhein« (Leipz. 1899), mit Beiträgen über das rheinische Literaturleben des 18. Jahrh. und über Kinkel; »Zur Geschichte der Hexen und Juden in Bonn« (Bonn 1900); »Von deutschen Bergen und Burgen. Burg Windeck an der Sieg« (Köln 1902); »Friedrich Roeber« (Bresl. 1902); »Kulturbilder aus dem Rheinland«. Beiträge zur Geschichte der geistigen und sozialen Bewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts am Rhein (Bonn 1902); »Geschichte der Familie J.« (das. 1902); »Erinnerung an Bonn und das Siebengebirge«, dem Andenken Karl Simrocks (das. 1903); »Gottfried Kinkel. Sein Leben, Streben und Dichten für das deutsche Volk« (Köln 1904); »Bilder und Skizzen vom Rhein« (das. 1905).

Jofra, Oase, s. Dschofra.

Joga, ind. System der Askese, s. Indische Philosophie, S. 803.

Jogin (Yôgin), Anhänger des ind. Jogasystems, s. Indische Philosophie. Im Abendland erregte am meisten Aufsehen das Verfahren der Jogins, sich durch Autohypnose in einen starrkrampfartigen Zustand (Scheintod) zu versetzen, sich dann für längere Zeit lebendig begraben zu lassen, um nachher von ihren Schülern wieder ins Leben zurückgerufen zu werden. Wurde auch zuweilen Gaukelei benutzt, um diese Leistungen nachzuahmen (wie z. B. bei den beiden abwechselnd in einem Glassarge schlafenden Indern, die 1896 auf der Pester Jubiläums-Ausstellung als Betrüger entlarvt wurden), so liegen doch eine Anzahl wohlbeglaubigter Beobachtungen aus dem 17. Jahrh. bis zur Neuzeit vor. Wie Kuhn wahrscheinlich gemacht hat, beziehen sich die merkwürdigsten dieser Berichte aus den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts alle auf denselben J., Haridâs, der diese Praxis zu großer Vollkommenheit ausgebildet hatte. Der als Leibarzt am Hofe des Maharadscha in Lahor lebende Österreicher Honigberger hat die ausführlichsten Berichte nebst Porträt des J. veröffentlicht, wonach derselbe sich zunächst das Zungenbändchen löste und die Z[illegible]ge nach alten Vorschriften so trainiert hat, um sich damit den Schlund verstopfen und das Atmen verhindern zu können. Vorher reinigte er seine Eingeweide durch allerlei Prozeduren und zog zuletzt nur reines Wasser durch ein Röhrchen in den Darm ein, dann wurden alle Körperöffnungen mit Wachsstöpseln geschlossen und der totenähnliche Körper, in Leinen gehüllt, in eine Art Kiste oder Sarg gelegt, die dann wohlverschlossen in kühlen unterirdischen Räumen aufgestellt wurde. So brachte er in vier Fällen je 3, 10, 30, 40 Tage im Grabe zu. In einem Fall wurde über dem Sarge Getreide gesät, um die Unberührtheit des Bodens zu beweisen. Seine Schüler brachten ihn aber jedesmal zum Leben zurück, indem sie ihn nach abgelaufener Frist aus dem Sarge nahmen, mit warmem Wasser begossen, einen heißen Weizenmehlteich auf seinen Scheitel legten, den Mund gewaltsam öffneten, die Zunge hervorzogen und zerlassene Butter auf die Augenlider und Zunge brachten. Nach der Ansicht von Braid, der zuerst die Glaubwürdigkeit dieser Berichte betonte, handelt es sich um einen scheintodartigen Zustand mit minimaler Atmung, der durch Selbsthypnotisierung eingeleitet wird, wobei nach Ansicht Kuhns ein Hanfpräparat (mit Bilsenkraut und Stechapfel) mitwirken soll. Vgl. Braid, Observations on trance or human hybernation (Lond. 1850); Honigberger, Früchte aus dem Morgenlande (Wien 1851); Preyer, Die Entdeckung des Hypnotismus (Berl. 1881); Garbe in seiner Darstellung des Jogasystems und in »Westermanns Monatsheften« (September 1900).

Joglar (provenzal., spr. dschoglâr, altfranz. jogleor), s. Jongleur.

Johann (Abkürzung von Johannes, franz. Jean, engl. John, span. Juan, portug. João, ital. Giovanni, holländ. Jan), Name von 23 (22) Päpsten:

1) J. I., der Heilige, aus Toskana, bestieg 523 den römischen Stuhl, ward 524 gegen seinen Willen vom ostgotischen König Theoderich nach Konstantinopel gesandt, um den Kaiser Justinus I. zur Milderung seiner Edikte gegen die Arianer zu vermögen, aber nach der Rückkehr von dieser erfolglosen Sendung zu Ravenna ins Gefängnis geworfen, wo er 18. Mai 526 starb. Gedenktag: 27. Mai. — 2) J. II. (Mercurius), ein Römer, bestieg 532 den römischen Stuhl, beteiligte sich an den Streitigkeiten der Theopaschiten (Monophysiten) im streng orthodoxen Sinn; starb 535. — 3) J. III., ein Römer, ward 561 Papst, soll den kaiserlichen Statthalter Narses zur Rückkehr nach Rom veranlaßt haben, vollendete die Basilika der Apostel in der Via lata; starb 574. — 4) J. IV., aus Salona gebürtig, bestieg den päpstlichen Stuhl 640, ließ die Monotheleten auf einem Konzil in Rom verdammen und lehnte die Annahme der auf Befehl des Kaisers Heraklios verfaßten Unionsformel (Ekthesis) ab; starb 642. — 5) J. V., aus Antiochia in Syrien, Legat auf dem sechsten ökumenischen Konzil, ward 685 zum Papst gewählt, starb 686. — 6) J. VI., ein Grieche, ward 701 Papst, bewog durch Geldzahlungen den Herzog Gisulf von Benevent zum Abzug aus dem römischen Gebiet; starb 705. — 7) J. VII., ein Grieche, Nachfolger des vorigen seit 705, erhielt vom langobardischen König Aribert die Besitzungen der römischen Kirche in den Kottischen Alpen zurück; starb 707. — 8) J. (VIII., Johanna Papissa), s. Johanna (Päpstin). — 9) J. VIII., ein Römer, ward 872 Papst, folgte dem Vorbild Nikolaus' I. in dem Bestreben, die päpstliche Macht zu erhöhen. Er krönte Karl den Kahlen ungeachtet der Ansprüche der deutschen Karolinger Weihnachten 876 zum Kaiser, offenbar mit dem Anspruch, über die Kaiserkrone verfügen zu können; auf den Synoden zu Ravenna (877) und zu Troyes (878) verlangte er die Unabhängigkeit der Bischöfe von der weltlichen Macht. Er zerfiel mit Ludwigs des Deutschen ältestem Sohn, Karlmann, der ihn 878 in Rom gefangen nehmen ließ. Wieder frei, bannte er dessen Anhänger und krönte Ludwig den Stammler zum König von Frankreich; dann aber ward er genötigt, Karl III. 881 zum Kaiser zu krönen. Den

von Hadrian II. gebannten Patriarchen Photius von Konstantinopel erkannte er an in der Hoffnung, von dem Kaiser Basilius Hilfe gegen die Sarazenen und die Jurisdiktion über Bulgarien wiederzuerhalten, und beschickte in dieser Absicht auch das zweite Konzil in Konstantinopel (879). Da er sich aber in seiner Hoffnung getäuscht sah, widerrief er jene Anerkennung. Er wurde 15. Dez. 882 ermordet. Vgl. Gasquet, Jean VIII et la fin de l'empire carolingien (Clermont-Ferrand 1886); Lapôtre, L'Europe et le saint siége à l'époque carolingienne, Bd. 1: Le pape Jean VIII (Par. 1895). — 10) J. IX., geb. in Tivoli, Benediktiner, ward 898 Papst, erkannte Lambert von Spoleto als Kaiser an und stellte das Ansehen des Papstes Formosus wieder her; starb 900. — 11) J. X., früher Bischof von Bologna und Erzbischof von Ravenna, gelangte durch die patrizische Partei, an deren Spitze die berüchtigte Theodora stand, 914 auf den päpstlichen Stuhl. Er krönte 915 Berengar I. zum Kaiser und zog in eigner Person gegen die Sarazenen zu Felde. Auf Befehl der Marozia ward J. 928 gefangen und 929 im Gefängnis ermordet. — 12) J. XI., Sohn der Marozia und, wie man glaubte, des Papstes Sergius III., ward 931, 25 Jahre alt, auf den päpstlichen Stuhl erhoben, aber von seinem Bruder Alberich, dem Herrscher von Rom, 933 ins Gefängnis geworfen und später ganz auf sein geistliches Amt beschränkt; starb 936.—13) J. XII., vorher Oktavianus, Sohn Alberichs, bemächtigte sich 955, erst 18 Jahre alt, der Tiara. Er war der erste Papst, der bei seiner Erhebung den Namen wechselte. Gegen den König Berengar II. von Italien rief er den deutschen Herrscher zu Hilfe und krönte ihn 962 zum Kaiser. Doch ließ Otto ihn 963 sowohl seiner Ausschweifungen als seines verräterischen Verhaltens wegen absetzen; J. kehrte zwar 964 nach Rom zurück und nahm Rache an seinen Gegnern, starb aber schon 14. Mai d. J. — 14) J. XIII., ein Römer, vorher Bischof von Narni, 965 durch den Kaiser Otto I. auf den päpstlichen Stuhl erhoben, war den Großen Roms verhaßt, die ihn bald verjagten. 967 unter des Kaisers Schutz nach Rom zurückgekehrt, starb er 972. — 15) J. XIV., vorher Peter, Bischof von Pavia und Ottos II. Erzkanzler, wurde durch Otto 983 Papst, nach dessen Tod durch einen Aufruhr gestürzt und starb, in der Engelsburg eingekerkert, eines gewaltsamen Todes 20. Aug. 984. — 16) J. XV., ein Römer, wurde 985 zum Papst erhoben, rief gegen Crescentius, vor dem er 995 nach Toskana fliehen mußte, Otto III. zu Hilfe; starb 996. Er vollzog 993 die erste päpstliche Kanonisation an dem Bischof Udalrich von Augsburg. — 17) J. (XVI.), vorher Philagathus, aus Rossano in Kalabrien gebürtig, Günstling der Kaiserin Theophanu, Bischof und später Erzbischof von Piacenza, wurde nach Gregors V. Vertreibung durch Crescentius (997) auf den päpstlichen Stuhl erhoben, aber 998 von Otto III. gestürzt und von den Kaiserlichen grausam verstümmelt; er scheint bis 1013 gelebt zu haben. — 18) J. XVII., vorher Sico, ein Römer, ward im Juni 1003 Papst, starb jedoch schon nach sechs Monaten. — 19) J. XVIII., vorher Phasanus, ein Römer, 1003 gewählt, stand ganz unter der Botmäßigkeit der Crescentier; starb 1009. — 20) J. XIX., vorher Romanus, Bruder seines Vorgängers Benedikt VIII., gelangte als Laie und »Senator aller Römer« 1024 durch Bestechung auf den päpstlichen Stuhl. Er krönte 1027 Konrad II. zum Kaiser und war in politischer Hinsicht von diesem durchaus abhängig. Er starb 1033. — 21) J. (XX.) XXI., früher Petrus Juliani, aus Lissabon gebürtig, war Lehrer der Philosophie in Paris, wurde Erzbischof von Braga und 1273 Kardinalbischof von Tuskulum, bestieg 1276 den päpstlichen Stuhl und kam 20. Mai 1277 in Viterbo durch den Einsturz einer Decke ums Leben. Er hat, ehe er Papst wurde, die griechische Synopsis »Organi Aristotelici« des Michael Psellos (s. Michael) u. d. T. »Summulae logicales« ins Lateinische übersetzt und dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die Syllogik des Mittelalters gewonnen; die oft herausgegebenen Summulae pflegen unter dem Namen des Petrus Hispanus zitiert zu werden. Vgl. Prantl, Geschichte der Logik, Bd. 2 (2. Aufl., Leipz. 1885, S. 266 ff.); Stapper, Papst J. XXI. (Münster 1898). — 22) J. XXII., früher Jakob Duèse, geb. 1243 in Cahors als Sohn eines Handwerkers, ward Kanzler Roberts von Neapel, 1300 Bischof von Fréjus, 1310 Erzbischof von Avignon, 1312 Kardinalbischof von Porto und 1316 Papst. Seine Einmischung in weltliche Angelegenheiten zugunsten Frankreichs, namentlich seine Agitation gegen den König Ludwig den Bayern, gegen den er 1324 Bann und Interdikt in Anwendung brachte, weil er sein Thronrecht nicht dem Richterspruch des Papstes unterwerfen wollte, rief die Opposition der berühmtesten Rechtslehrer, wie des Marsilius von Padua u. a., hervor, die er 1327 mit dem Bann belegte. Auch eine Anzahl von Minoriten bekämpfte ihn, und Ludwig stellte 1328 einen Gegenpapst, Nikolaus V., gegen ihn auf; doch ward dieser von J. gefangen genommen und 1330 gezwungen, seine Würde niederzulegen. Durch seine Gelderpressungen und die Ausbeutung kirchlicher Rechte zu finanziellen Zwecken brachte er einen bedeutenden Schatz zusammen. Er starb 4. Dez. 1334. Seine »Extravaganten« (s. d.) sind in das »Corpus juris canonici« aufgenommen. Vgl. die Literatur über Ludwig den Bayern und Verlaque, Jean XXII, sa vie et ses œuvres (Par. 1883); Preger, Die Politik des Papstes J. XXII. (Münch. 1885); »Lettres secrètes et curiales du pape Jean XXII relatives à la France« (Par. 1900) und »Lettres communes du pape Jean XXII« (hrsg. von Mollat, das. 1904 ff.); Haller, Papsttum und Kirchenreform, Bd. 1 (Berl. 1903). — 23) J. XXIII., früher Balthasar Cossa, in Neapel geboren, soll in seiner Jugend Seeräuber gewesen sein, hatte dann in Bologna studiert, war, von Bonifatius IX. nach Rom gezogen, 1402 zum Kardinal erhoben und als Legat nach Bologna gesandt, wo er mit allen Mitteln, auch den schändlichsten, seine Herrschaft aufrecht erhielt. Nach dem Tode Alexanders V., den vergiftet zu haben er beschuldigt wurde, ward er 17. Mai 1410 in Bologna zum Papst erwählt. Seinem Versprechen, seine Ansprüche auf die päpstliche Krone aufzugeben, sobald seine Gegenpäpste Gregor XII. und Benedikt XIII. ein Gleiches täten, kam er zwar 7. März 1415 auf dem Konzil zu Konstanz nach, entfloh aber, den Schritt bereuend, 19. März nach Schaffhausen und widerrief hier seine Verzichtleistung. Hierauf ward er 29. Mai vom Konzil wegen zahlreicher Verbrechen förmlich abgesetzt. In Freiburg verhaftet, wurde er zuerst auf das Schloß Gottlieben bei Konstanz, dann nach Mannheim und hierauf nach Heidelberg in Gewahrsam gebracht, bis er sich 1418 durch ein Lösegeld von 30,000 Goldgulden befreite. Vom Papst Martin V. begnadigt, ward er wieder Kardinalbischof von Tuskulum und starb 22. Nov. 1419. Vgl. Blumenthal, Papst J. XXIII. (in der »Zeitschrift für Kirchengeschichte«, Bd. 21, Leipz. 1901, S. 488 ff.).

Johann, Name zahlreicher Fürsten

Übersicht nach den Ländern:

Anhalt 1.
Aragonien 2, 3.
Böhmen 4.
Brandenburg 5—8.
Burgund 9.
Dänemark, s. Schweden 47.
England 10.
Frankreich 11.
Hannover 12.
Kastilien 13, 14.
Mecklenburg 15, 16.
Nassau 17, 18.
Österreich 19—21.
Pfalz 22.
Polen 23, 24.
Portugal 25—30.
Sachsen, Albertinische Linie:
Kurfürsten 31—34.
König 35.
Herzoge 36, 37.
= Ernestinische Linie:
Kurfürsten 38, 39.
Herzoge zu S. 40—42.
= v. S.-Weimar 43—45.
Schwaben 46.
Schweden 47, 48.
Siebenbürgen 49, 50.
Spanien 51—55.

[Anhalt.] 1) J. Georg II., Fürst von Anhalt-Dessau, geb. 17. Nov. 1627, gest. 7. Aug. 1693 in Berlin, Sohn des Fürsten Johann Kasimir und der Prinzessin Anna von Hessen-Kassel, seit 1659 mit Henriette Katharina, Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, vermählt, trat zuerst in schwedische, 1658 in brandenburgische (der Kurfürst war sein Schwager) Kriegsdienste. Nach dem Tode seines Vaters (15. Sept. 1660) zur Regierung in Anhalt-Dessau berufen, wurde er 1670 vom Großen Kurfürsten zum Feldmarschall ernannt und schloß im Juni 1672 das Bündnis zwischen dem Kaiser und Brandenburg in Wien ab, infolgedessen sich beide verpflichteten, je 12,000 Mann unter dem Befehl des Kurfürsten aufzustellen zur Aufrechterhaltung des Westfälischen Friedens. 1674 erhielt J. die Statthalterschaft in der Mark, konnte aber aus Mangel an Truppen den Einfall der Schweden nicht verhindern, beteiligte sich dann am Feldzug von 1675 gegen Schweden und wurde 1683 zum Kaiser nach Passau gesandt, um die Hilfe Brandenburgs gegen die Türken in Aussicht zu stellen, aber von einem Kriege gegen Frankreich abzuraten. Überhaupt war er bemüht, das Bündnis zwischen dem Kaiser und Brandenburg zu befestigen. Er hatte seinen Sohn Leopold, den berühmten »alten Dessauer«, zum Nachfolger.

[Aragonien.] 2) J. I., König von Aragonien 1387—95, geb. 1350, Sohn Peters IV., hatte um die Aufrechterhaltung der Oberherrlichkeit über Sardinien und Sizilien zu kämpfen, widmete sich aber mehr der Pflege der schönen Künste als der Politik.

3) J. II., König von Aragonien 1458—79, Sohn Ferdinands I., folgte seinem Bruder Alfons V. in Aragonien, während er durch seine erste Gemahlin, Blanca, schon seit 1425 König von Navarra war. Als solcher war er lange Jahre hindurch in die Parteikämpfe Kastiliens verwickelt; später hatte er sich wiederholter Aufstände seines Sohnes, des Prinzen Karl von Viana, zu erwehren, der ihm die Herrschaft über Navarra streitig machte, aus der ihn J. zugunsten seiner Kinder zweiter Ehe zu verdrängen suchte. Vgl. Desdevises du Dezert, Don Carlos d'Aragon, prince de Viane (Par. 1889).

[Böhmen.] 4) J. von Luxemburg, der Blinde, König von Böhmen, geb. 10. Aug. 1296, gest. 26. Aug. 1346, ältester Sohn Kaiser Heinrichs VII. und der Margarete von Brabant, ward 1310 mit Wenzels II. von Böhmen Erbtochter Elisabeth vermählt und 7. Febr. 1311 in Prag zum böhmischen König gekrönt. Er behauptete die Krone der Přemysliden gegen Heinrich von Kärnten und stellte mit Hilfe seines ersten Ratgebers, des Erzbischofs Peter von Mainz, die Ordnung in Böhmen und Mähren wieder her, fühlte sich aber zeitlebens in dem Lande fremd, dessen Regierung immer mehr in die Hände des böhmischen Adels überging. Auch das Verhältnis zu seiner Gemahlin war zeitweise sehr getrübt. Während der Rivalität zwischen den beiden Häusern Österreich und Bayern nach dem Tode des Kaisers Heinrich VII. (1313) stand er bald auf der einen Seite, bald auf der andern; doch verschaffte er in der Schlacht bei Mühldorf (28. Sept. 1322), in der er das bayrische Heer befehligte, Ludwig dem Bayer den Sieg. Im übrigen schloß er sich meist der päpstlichen und der französischen Politik an. Er erwarb für sein Haus durch die Hand der Erbtochter von Tirol, Margarete Maultasch, die er mit seinem Sohne Johann Heinrich vermählte, den Besitz dieser Grafschaft, die aber durch Mißhelligkeiten der Ehegatten, die zur Lösung der Ehe führten, schon 1340 wieder verloren ging. Die Unternehmungslust Johanns suchte Kaiser Ludwig durch die Aussicht auf italienische Besitzungen und durch Verleihung von Reichsrechten in Italien zu befriedigen, doch konnte er seine Eroberungen daselbst nur wenige Jahre behaupten. Die bedeutendste Erwerbung Johanns, durch die Böhmen einen dauernden Zuwachs an Macht erfuhr, war die Schlesiens. Im Zusammenhange mit einem Kriegszug gegen Polen 1327 erfolgte die Huldigung der Mehrzahl der oberschlesischen Herzoge und der Stadt Breslau, denen 1329 die der niederschlesischen Fürsten folgte. Durch seine Vermählung mit Beatrix von Bourbon knüpfte er sodann 1334 festere Beziehungen zu Frankreich an, die ihm jedoch in seinen Kämpfen mit Ludwig dem Bayer wenig nützten. Dagegen erreichte er es, daß sein Erstgeborner, Karl, der als Markgraf von Mähren und Mitregent in Böhmen herrschte, mit französisch-päpstlicher Unterstützung zum Gegenkönig gegen Ludwig den Bayer gewählt wurde (11. Juli 1346). J. und sein Sohn Karl zogen sodann dem König Philipp von Valois gegen die Engländer zu Hilfe, und hier fiel der seit 1340 erblindete König in der Schlacht bei Crécy 26. Aug. 1346. Vgl. Schötter, J., Graf von Luxemburg und König von Böhmen (Luxemb. 1865, 2 Bde.); v. Weech, Kaiser Ludwig der Bayer und König J. von Böhmen (Münch. 1860).

[Brandenburg.] 5) J. Cicero, Kurfürst von Brandenburg, geb. 2. Aug. 1455 in Ansbach, gest. 9. Jan. 1499 in Arneburg, ältester Sohn des Markgrafen Albrecht Achilles, übernahm an dessen Stelle die Verwaltung des 1470 diesem zugefallenen Kurfürstentums Brandenburg und erbte es nach seines Vaters Tode 1486 ungeteilt kraft des Achilleischen Hausgesetzes. Er regierte umsichtig und sparsam, brachte die Finanzen des Landes in Ordnung, kaufte 1490 die lausitzische Herrschaft Zossen und bereitete die Stiftung einer Universität in seinen Landen vor. An den Reichsangelegenheiten, namentlich den Reformen des Wormser Reichstags 1495, nahm er lebhaften Anteil. Wegen seiner Gabe, deutsch und lateinisch wohl und gelehrt zu reden, erhielt er den Beinamen Cicero. Im Dom zu Berlin ließ ihm sein Enkel Joachim II. 1550 ein herrliches Denkmal von Peter Vischer errichten.

6) J. (Hans), Markgraf von Brandenburg-Küstrin, geb. 3. Aug. 1513 in Tangermünde, gest. 13. Jan. 1571 in Küstrin, zweiter Sohn des Kurfürsten Joachim I., erhielt bei dessen Tode 1535 kraft des väterlichen Testaments, zuwider der Achilleischen Hausordnung, die Neumark mit der Hauptstadt Küstrin, verwaltete sie mit Ordnungsliebe und Sparsamkeit, tat viel für die Hebung des Wohlstandes, befestigte Küstrin und Peitz und kaufte die Herrschaften Bees-

kow und Storkow. Die Reformation führte er 1536 ein und schloß sich dem Schmalkaldischen Bund an, blieb zwar im Schmalkaldischen Kriege neutral, unterstützte aber später die protestantische Sache. Da er keine Erben hinterließ, fiel die Neumark wieder an Kurbrandenburg. Vgl. Berg, Beiträge zur Geschichte des Markgrafen J. von Küstrin (Landsb. 1903).

7) J. Georg, Kurfürst von Brandenburg, geb. 11. Sept. 1525, gest. 8. Jan. 1598, ältester Sohn des damaligen Kurprinzen, spätern Kurfürsten Joachim II., folgte diesem 1571, suchte die Schulden seines Vaters zu tilgen, ließ dessen Geldjuden Lippold hinrichten und dessen Geliebte Anna Sydow in Spandau einkerkern. J. war sparsam, aber auch kleinlich und engherzig, und sah der von den Jesuiten betriebenen katholischen Reaktion aus kurzsichtigem Egoismus und Haß gegen die Reformierten untätig zu. An der Vereinbarung der Konkordienformel beteiligt, unterdrückte er mit Strenge jede abweichende Lehre in seinem Lande, gründete 1574 das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, vollendete den Schloßbau und nahm viele flüchtige Niederländer in sein Land auf. Von seinen 23 Kindern aus drei Ehen überlebten ihn 15, von denen ihm Joachim Friedrich (s. Joachim 3) in der Kur folgte, während Christian und Joachim Ernst die fränkischen Fürstentümer erhielten. Das Testament, durch das er andern jüngern Söhnen Teile der Mark verlieh, hob sein ältester Sohn auf.

8) J. Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, geb. 8. Nov. 1572, gest. (23. Dez. 1619 alten) 2. Jan. 1620 neuen Stils, ältester Sohn des Kurprinzen, spätern Kurfürsten Joachim Friedrich, studierte mit seinem Bruder J. Georg (geb. 1577, gest. 1624, seit 1603 Herzog von Jägerndorf) 1588—90 in Straßburg und folgte seinem Vater 18. Juli 1608 als Kurfürst von Brandenburg und Verweser des Herzogtums Preußen an Stelle des blödsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich, dessen älteste Tochter, Anna, er 1594 geheiratet hatte. Diese war als Tochter der ältesten Schwester des letzten Herzogs von Jülich-Kleve nach dessen Tode 1609 auch Haupterbin von dessen reichen Besitzungen, die indes J. von verschiedenen Seiten streitig gemacht wurden (s. Jülich). Er verglich sich jedoch mit dem Hauptprätendenten, dem Pfalzgrafen von Neuburg, im Dortmunder Vertrag 1609, der durch den Vertrag von Xanten 1614 bestätigt wurde, über eine provisorische Teilung, so daß er Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein erhielt. Während der Streitigkeiten über die Erbschaft war er 25. Dez. 1613 zur reformierten Konfession übergetreten, weniger aus politischen Rücksichten auf die Holländer als aus Abneigung gegen die starre, intolerante lutherische Orthodoxie. Dieser Schritt, den die im Mai 1614 veröffentlichte »Confessio« rechtfertigen sollte, führte zum Widerstande der streng lutherischen Einwohner und Stände der Mark, da diese eine »Verketzerung« des ganzen Landes fürchteten; noch mehr war dies in Preußen der Fall, wo er 1618 nach Albrecht Friedrichs Tode Herzog wurde, die Stände ihm aber unter dem Vorwande des Religionswechsels fast alle landesherrlichen Befugnisse entzogen. Die beiden unter ihm erfolgten Erwerbungen sowie sein Übertritt zur reformierten Kirche sind für die weitere Geschichte Brandenburg-Preußens von größter Bedeutung gewesen. Vgl. Töppen, Die preußischen Landtage während der Regentschaft des Kurfürsten J. Sigismund (Königsb. 1897); Kniebe, Der Schriftenstreit über die Reformation des Kurfürsten J. Sigismund von Brandenburg seit 1613 (Halle 1902).

[Burgund.] 9) J. der Unerschrockene oder ohne Furcht (Sans-peur), Herzog von Burgund, geb. 1371, gest. 10. Sept. 1419, Sohn Philipps des Kühnen, zog mit dem französischen Kreuzheer dem König Siegmund von Ungarn gegen die Türken zu Hilfe und geriet in der Schlacht bei Nikopolis 1396 in türkische Gefangenschaft, aus der er sich durch ein Lösegeld von 200,000 Dukaten befreite. Herzog von Burgund ward er 1404 nach seines Vaters Tod. Er war ein energischer, kühner, ja heftiger Charakter; wenn ihn seine unbezwingliche Leidenschaftlichkeit nicht fortriß, war er voll Güte und Wohlwollen; seine Untertanen hingen an ihm mit großer Liebe. Er machte sich in Frankreich zum Vorkämpfer der volkstümlichen Interessen gegen das verschwenderische, nichtsnutzige und selbstsüchtige Adelsregiment des Herzogs von Orléans. Endlich von Orléans aufs äußerste gereizt, ließ er diesen 1407 in Paris ermorden und erlangte damit die oberste Leitung der Staatsgeschäfte in Frankreich und die Erziehung des Dauphins. 1410 bildeten die Anhänger der Orléans die Partei der Armagnacs, denen unter Johanns Leitung die Bourguignons entgegentraten, die zugleich die volkstümliche und die religiös-reformistische Richtung verfochten. Indes die wilden Ausschreitungen des burgundisch gesinnten Pariser Pöbels, der Cabochiens, führten 1413 Johanns Niederlage herbei. Darauf trat er 1415 mit Heinrich V. von England in Verbindung und bemächtigte sich 1418 wieder der Hauptstadt, wo er aufs grausamste gegen die Armagnacs wütete. Vom Dauphin Karl zu einer Unterredung auf der Yonnebrücke bei Montereau gelockt, ward er von dessen Begleiter Tanneguy-Duchâtel meuchlings ermordet. Ihm folgte Philipp der Gute.

[Dänemark.] König von Dänemark, Schweden und Norwegen, s. unten bei »Schweden« 47).

[England.] 10) J. ohne Land (John Lack-land), König von England, geb. 24. Dez. 1167, gest. 19. Okt. 1216, jüngster Sohn Heinrichs II., war von seinem Vater, der ihm einst scherzend den Beinamen »ohne Land« gegeben hatte, doch reich mit Gütern ausgestattet und besaß nach der Thronbesteigung seines Bruders Richard Löwenherz außer der Grafschaft Mortagne in der Normandie die Grafschaften Cornwall, Dorset, Somerset, Gloucester, Derby, Nottingham, Lancaster in England. Trotzdem suchte er im Bunde mit Philipp von Frankreich Richard während seines Kreuzzuges der Krone zu berauben. Als aber der König, aus der Gefangenschaft freigelassen, nach England heimkehrte, mußte J. sich ihm im Mai 1194 unterwerfen. Richard verzieh ihm und ernannte ihn sogar, mit Übergehung des zwölfjährigen Artur von Bretagne, des Sohnes seines verstorbenen ältern Bruders Gottfried, 1199 auf seinem Sterbebett zu seinem Nachfolger. J. war ein schwacher, aber eigenwilliger und grausamer Regent. Nach zwölfjähriger Ehe trennte er sich von seiner Gemahlin Hadwisa, Erbin der Grafschaft Gloucester, und verband sich 1200 mit der mit dem Grafen Hugo de la Marche bereits verlobten Isabella, Gräfin von Angoulême. Hugo appellierte hierauf an Philipp von Frankreich, ihren gemeinschaftlichen Lehnsherrn, J. wurde seiner französischen Lehen für verlustig erklärt, und es erhob sich ein heftiger Kampf zwischen ihm und seinen Feinden, in dem er 1. Aug. 1202 bei Mirebeau einen Sieg erfocht. Da er aber den hierbei in seine Hände gefallenen Herzog Artur von Bretagne ermorden ließ, fielen seine Vasallen von ihm ab, und er verlor den besten Teil seiner französischen Besitzungen. Auch mit dem Papst

Innozenz III. geriet er wegen der Bischofswahlen in Streit und zog sich durch seine Halsstarrigkeit Interdikt (1208) und Bann (1209) zu, mit dessen Vollstreckung 1212 Philipp von Frankreich beauftragt wurde. Von seinen Untertanen verlassen, sah sich J. genötigt, sein Reich dem Papst abzutreten und von ihm als Lehen zurückzunehmen (15. Mai 1213). Nun vom Papst unterstützt und im Bunde mit dem deutschen Kaiser Otto IV. nahm er den Krieg mit Frankreich auf, wurde aber bei Bouvines 27. Juli 1214 entscheidend geschlagen. Als darauf die englischen Barone sich gegen J. erhoben, mußte dieser ihnen durch die Magna Charta (s. d.) 15. Juni 1215 bedeutende Rechte zugestehen. Bald nachher aber begann er mit gemieteten Söldnern einen Vernichtungskrieg gegen die Barone und ließ vom Papste den Freiheitsbrief für nichtig erklären. Die Barone boten nun Ludwig, dem ältesten Sohne Philipps II. von Frankreich, die Krone an, und dieser erschien im Mai 1216 mit einem zahlreichen Heer in England. Während der Kämpfe gegen ihn starb J. in Newark am Trent. Vgl. Bémont, La condamnation de Jean Sans-Terre par la cour des pairs de France (»Revue historique«, Bd. 32, Par. 1883); Jos. Lehmann, J. ohne Land. Beiträge zu seiner Charakteristik (Berl. 1904); J. H. Ramsay, The Angevin empire: Henry II, Richard I, and John (Lond. 1904).

[Frankreich.] 11) J., der Gute, König von Frankreich, geb. 1319, gest. 8. April 1364, Sohn und Nachfolger Philipps VI., regierte 1350—64. Er war ein äußerst beschränkter Fürst, der inmitten des gefährlichsten Krieges mit seinen Günstlingen schwelgte und durch hohe Steuern sein Volk zur Verzweiflung brachte. Unter ihm begann 1351 nach Ablauf des Waffenstillstandes wieder der Krieg mit England. Eduard, der Schwarze Prinz, landete im Garonnegebiet und verwüstete Süd- und Mittelfrankreich. J. zog ihm mit einem fünfmal stärkern Heer entgegen, wurde aber bei Maupertuis (19. Sept. 1356) gänzlich geschlagen und nach tapferer Verteidigung gefangen genommen. Erst der Friede von Bretigny 1360 befreite ihn aus seiner Haft, nachdem er, außer 3 Mill. Goldstücken, mehrere Provinzen abzutreten versprochen hatte. Sein ältester Sohn erster Ehe, Karl V., war sein Nachfolger. Die von J. 1363 gestiftete Sekundogenitur des Hauses Valois, Burgund, schlug ebenfalls zu Frankreichs Verderben aus, so daß nach ihm kein Thronfolger mehr Johann genannt wurde.

[Hannover.] 12) J. Friedrich, Herzog von Hannover, geb. 1625, gest. 28. Dez. 1679 in Augsburg, dritter Sohn des Herzogs Georg, wurde auf einer Reise nach Italien 1651 katholisch, erhielt 1665 die Lande Kalenberg, Göttingen und Grubenhagen und erhob Hannover zur Residenz. An eine Bekehrung seiner Untertanen dachte er nicht, begünstigte die Wissenschaften und rief Leibniz an seinen Hof. In der äußern Politik hielt er zu Frankreich, mit dessen Hilfsgeldern er ein stehendes Heer von 14,000 Mann unterhielt, aber seine Hoffnungen auf Landerwerb erfüllten sich nicht. Er hinterließ bei seinem Tode keine Söhne, worauf ihm sein Bruder Ernst August von Osnabrück (s. Ernst 4) folgte.

[Kastilien.] 13) J. I., König von Kastilien, 1379—90, geb. 20. Aug. 1358, Sohn Heinrichs II., erhob nach dem Tode König Ferdinands 1383 Ansprüche auf Portugal, wurde aber in der Schlacht von Aljubarrota 1385 vollständig geschlagen, mußte sich nach einem verlustreichen Kampfe 1389 mit dem Herzog von Lancaster vergleichen, wollte 1390 abdanken, starb aber während der darüber gepflogenen Verhandlungen.

14) J. II., König von Kastilien, 1406—54, geb. 1405, folgte seinem Vater Heinrich III., anfangs unter der Vormundschaft seines Onkels Ferdinand, dann seiner Mutter, wurde 1419 mündig erklärt, stand aber völlig unter dem Einfluß seines Günstlings Alvaro de Luna. Die Parteikämpfe gegen diesen füllen einen großen Teil seiner langen Regierung aus und verwickelten das Land in Kriege mit Aragonien und Navarra. Doch wurde auch Granada 1431 vorübergehend tributpflichtig gemacht. Auf politischem Gebiete schwach und ohne Initiative, war J. ein eifriger Beförderer der Dichtkunst. Vgl. Perez de Guzman, Chronica del señor rey Don Juan II. (Valencia 1779); Puymaigre, La cour littéraire de Don Juan II (Par. 1873, 2 Bde.).

[Mecklenburg.] 15) J. Albrecht I., Herzog von Mecklenburg, geb. 22. Dez. 1525, gest. 12. Febr. 1576, war der Sohn Albrechts VII. und wurde, obwohl dieser der alten Kirche anhing, am brandenburgischen Hof evangelisch erzogen, diente zwar im Anfang des Schmalkaldischen Krieges im kaiserlichen Heer, führte aber nach dem Tode seines Vaters (7. Jan. 1547) in seiner Herrschaft Güstrow sofort die Reformation durch und nahm auch 1552 an der Erhebung des Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen den Kaiser teil. Er war ein gelehrter, kunstsinniger Fürst. Vgl. Schirrmacher, J. Albrecht I., Herzog von Mecklenburg (Wism. 1885, 2 Tle.); Schreiber, J. Albrecht I., Herzog von Mecklenburg (Halle 1899).

16) J. Albrecht, Herzog von Mecklenburg, geb. 8. Dez. 1857 in Schwerin, dritter Sohn des Großherzogs Friedrich Franz II. (gest. 1883) aus erster Ehe mit der Prinzessin Auguste von Reuß, vermählte sich 6. Nov. 1886 mit der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Weimar (geb. 28. Febr. 1854), schied als Oberstleutnant aus dem aktiven Militärdienst, steht als Generalleutnant à la suite des Leibgardehusarenregiments und ist Chef des Mecklenburgischen Jägerbataillons Nr. 14. 1895 wurde er erster Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft und bald darauf Mitglied des Kolonialrats; noch 1895 bereiste er Ceylon und Deutsch-Ostafrika und erwarb sich um die Kolonialsache überhaupt große Verdienste. Nach dem Tode seines ältesten Bruders, des Großherzogs Friedrich Franz III. (10. April 1897), übernahm er, da der ältere Bruder, Paul, bei seinem Übertritt zum Katholizismus auf alle Thronrechte verzichtet hatte, die Regentschaft für seinen Neffen, den Großherzog Friedrich Franz IV. (s. Friedrich 36), bis zu dessen Volljährigkeit (1901). In letzterm Jahre wurde J. Ehrendoktor aller vier Fakultäten der Universität Rostock.

[Nassau.] 17) J. von Nassau, Erzbischof von Mainz, ein ehrgeiziger, ränkesüchtiger Mann, erlangte das Erzbistum 1397 durch päpstliche Ernennung und verdrängte den vom Kapitel gewählten Erzbischof Gottfried von Leiningen. Er betrieb 1400 Kaiser Wenzels Absetzung und Ruprechts von der Pfalz Wahl, gegen den er dann wieder, als er sich nicht ganz von ihm leiten ließ, 1405 den Marbacher Bund zustande brachte. Er verband sich sogar mit dem Ritterbund »Zum Luchs« und begab sich in Vasallenverhältnis zu Frankreich, um Ruprecht erfolgreichen Widerstand leisten zu können; doch starb dieser, ehe es dazu kam. Bei der neuen Königswahl stimmte J. für Jobst von Mähren, vertrug sich aber 1411 mit Siegmund. Auf dem Konstanzer Konzil

vertrat er die Sache Johanns XXIII., doch ohne Erfolg. Er starb 23. Sept. 1419 in Aschaffenburg.

18) J. Moritz, Fürst von Nassau-Siegen, niederländ. Feldmarschall, der »Brasilianer« genannt, geb. 17. Juni 1604 in Dillenburg, gest. 20. Dez. 1679 in Bergenthal bei Kleve, Sohn des Grafen Johann VIII. von Nassau-Dillenburg, trat 1621 in die Dienste der holländischen Republik und zeichnete sich unter dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien 1626 bei der Belagerung von Grol und 1632 vor Maastricht aus, eroberte, seit 1636 Gouverneur der Besitzungen der Westindischen Gesellschaft in Brasilien, mit geringen Streitkräften einen großen Teil des Landes und brachte es zu hoher Blüte. Er sandte 1637 eine Expedition an die afrikanische Küste, die den Holländern die Hauptfestung von Guinea, St. George del Mina, erwarb, und drang im Frühjahr 1638 an der brasilischen Küste südlich vor, belagerte aber vergeblich Bahia. Nach Vernichtung der portugiesischen und der spanischen Flotte durch die Holländer vor Itamarica (12.—17. Jan. 1640) begann der grausame Krieg in Brasilien aufs neue. Um die große Anzahl von Abenteurern unter seinen Fahnen zu beschäftigen, unternahm J. eine Expedition nach Chile (1643). Die Festung Moritzschloß an der Mündung des São Francisco und die Stadt Moritzstadt bei Pernambuco sind seine Gründungen in Brasilien. 1644 nach Holland zurückgekehrt, ward er Gouverneur von Wesel und General der Reiterei, trat 1647 in kurbrandenburgische Dienste, wurde Statthalter von Kleve, Mark und Ravensberg und 1652 Meister des Johanniterordens in Sonnenburg sowie deutscher Reichsfürst. 1658 war er als brandenburgischer Gesandter bei der Wahl Kaiser Leopolds I. in Frankfurt tätig, schloß 1661 den Defensivvertrag zwischen England und Brandenburg ab, erhielt 1665 das Kommando der holländischen Truppen gegen Münster, wurde 1671 erster Feldmarschall, befehligte die Holländer im Kriege gegen Ludwig XIV. (1672—74) und focht in der Schlacht bei Senef 11. Aug. 1674. Im selben Jahre Gouverneur von Utrecht geworden, zog er sich 1676 ins Privatleben zurück. Er ist in Siegen beigesetzt. Sein Palast im Haag war das »Moritzhaus« (jetzt Museum). Vgl. Driesen, Leben des Fürsten J. Moritz von Nassau-Siegen (Berl. 1849).

[Österreich.] 19) J. Baptist Joseph Fabian Sebastian, Erzherzog von Österreich, Reichsverweser von Deutschland, geb. 20. Jan. 1782 in Florenz, gest. 11. Mai 1859 in Graz, Sohn Kaiser Leopolds II. und der spanischen Infantin Marie Luise, erhielt seine Erziehung in Florenz und Wien, ward 18jährig im J. 1800 an die Spitze des geschlagenen österreichischen Heeres gestellt, unterlag jedoch bei Hohenlinden (3. Dez.) der Übermacht Moreaus. Nach dem Frieden von Lüneville (1801) wurde er Generaldirektor des Geniewesens und Generalgouverneur Tirols. Als 1805 der neue Krieg gegen Napoleon I. zum Ausbruch kam, war die Bewaffnung der Tiroler und Vorarlberger seine erste Sorge. Er trat an die Spitze des Armeekorps, das sich Ney und den Bayern in Tirol entgegenstellte, brachte, vom heldenmütigen Landvolk unterstützt, den Bayern 2. und 3. Nov. 1805 die erste Niederlage am Strubpaß bei, mußte aber nach Macks Mißgeschick bei Ulm Tirol räumen und durchs Pustertal nach Kärnten rücken, um sich mit der italienischen Armee seines Bruders Karl zu vereinigen. Dann drangen beide Erzherzoge gegen Wien vor; aber die Schlacht bei Austerlitz und der Friede von Preßburg machten jeden Versuch, dem Krieg eine günstige Wendung zu geben, erfolglos. Tirol, bisher Johanns Lieblingsaufenthalt, ging verloren. Die folgenden Friedensjahre benutzte er hauptsächlich zu wissenschaftlichen Arbeiten, und zwar wandte er nun seine Aufmerksamkeit vor allem Steiermark und Kärnten zu, die er, von Gelehrten und Künstlern begleitet, nach allen Richtungen durchwanderte. Nach dem Wiederausbruch des Krieges im März 1809 zum Befehlshaber der unter dem Namen des Heeres von Innerösterreich bekannten Armee ernannt, rief er die Tiroler zur Erhebung auf und rückte, während Chasteler in Tirol vordrang, selbst gegen Udine vor. Er schlug den Vizekönig von Italien, Eugen, zuerst bei Pordenone, dann 16. April entscheidend bei Sacile; aber Napoleons gleichzeitiges siegreiches Vordringen an der Donau bis nach Wien veranlaßte ihn, Anfang Mai von Verona den Rückzug nach Villach und Graz anzutreten, von wo er sich nach Ungarn wendete, um bei Körmend Stellung zu nehmen. Am 14. Juni erlitt er auf dem Marsche nach Preßburg bei Raab durch die nachrückenden Franzosen eine Niederlage und begab sich nun nach Preßburg, wo er anfangs den ihm gegenüberstehenden Feind zu beschäftigen hatte, dann aber am Morgen des 5. Juli Befehl erhielt, mit allen Truppen aufzubrechen und in die Schlacht bei Wagram einzugreifen. War dieser Befehl spät genug gegeben worden, so kam anderseits J. demselben nicht rasch genug nach, und als er 6. Juli nachmittags mit 13,000 Mann in Siebenbrunn eintraf, war die Schlacht bereits zum Nachteil der Österreicher entschieden. Über die Frage des Verschuldens am rechtzeitigen Eintreffen Johanns entspann sich zwischen beiden Brüdern ein erbitterter Streit, und erst im November 1810 versöhnten sie sich. Inzwischen war von J. eine Beschreibung des Feldzuges verfaßt worden, die später in das von Hormayr herausgegebene Werk: »Das Heer von Innerösterreich im Kriege von 1809« überging. Nach der Schlacht bei Wagram hatte sich J. an die Spitze der Kriegspartei gestellt, entwarf den Plan, die große Armee sogleich aus Böhmen durch Mähren und das Waagtal nach der Donau zu ziehen und bei Komorn zu konzentrieren, um nach Ablauf des Waffenstillstandes von Znaim die Feindseligkeiten von neuem zu beginnen, aber die Friedenspartei, von Metternich geleitet, gewann den Kaiser, und 17. Okt. wurde der Wien-Schönbrunner Friede geschlossen. J. widmete sich hierauf ganz seinem Beruf als Direktor der militärischen Erziehungsinstitute. Erst 1815 übernahm er wieder ein Kommando bei der Armee des Fürsten Schwarzenberg. Nachdem er zuvor als Stellvertreter des Kaisers in Mailand die Huldigung entgegengenommen und die Lombardei bereist hatte, leitete er die Belagerung von Hüningen, das er 26. Aug. zur Übergabe zwang und schleifen ließ. Darauf ging er nach Paris und von da über England nach Österreich zurück. Er siedelte später ganz nach Graz über und lebte, nachdem er 1827 sich morganatisch mit der Postmeisterstochter Anna Plochl von Aussee (geb. 6. Jan. 1804, 1834 zur Freifrau v. Brandhofen, 1845 zur Gräfin von Meran erhoben, gest. 4. Aug. 1885 in Aussee) vermählt hatte, auf dem Bauerngut Brandhof (s. d.). J. erwarb sich große Sympathien beim Volke durch seine gemeinnützigen Unternehmungen und seine Neigung zum Volkstümlichen. Er gründete in Graz das Johanneum (Landesmuseum), förderte das landwirtschaftliche Vereinswesen und verschiedene Industriezweige, namentlich die Eisenindustrie, veranstaltete Sänger- und Schützenfeste und präsidierte

den Versammlungen der Naturforscher und Landwirte in Graz. Zahllose Lieder feierten denn auch in Steiermark und Tirol den »Herzog Hannes«. Der dem Erzherzog seit der Kölner Domfeier 1842 fälschlich in den Mund gelegte Ausspruch: »Kein Österreich, kein Preußen, sondern ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge!« erwarb ihm schnell auch durch ganz Deutschland Popularität. Die Ereignisse des Jahres 1848 entrissen ihn seinem Stilleben. Als der Kaiser Ferdinand I. sich nach Innsbruck begab, ernannte er den Erzherzog J. zu seinem Stellvertreter in Wien, und dieser eröffnete als solcher den Konstituierenden Reichstag. Inzwischen war aber die Majorität der Frankfurter Reichsversammlung 24. Juni zu dem Beschluß gekommen, den Erzherzog J. zum unverantwortlichen Reichsverweser über Deutschland zu ernennen. J. traf auch 11. Juli in Frankfurt ein und bildete sofort ein Reichsministerium. Indes fühlte er sich mehr als österreichischer Erzherzog denn als deutscher Reichsverweser und wirkte seit der Ablehnung des Erbkaisertums seitens Friedrich Wilhelms IV. offen im österreichischen Interesse dahin, daß keine Reichsverfassung zustande kam und die Wiederherstellung des Bundestags als einziger Ausweg übrigblieb. Am 20. Dez. 1849 trat er in das Privatleben zurück und widmete sich, wie früher, der Förderung gemeinnütziger Unternehmungen in Steiermark. Er hinterließ einen Sohn, Franz, Grafen von Meran und Freiherrn v. Brandhofen, geb. 11. März 1839, gest. 27. März 1891 in Abbazia, seit 1861 erbliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Vgl. Schneidawind, Leben des Erzherzogs J. von Österreich (Schaffh. 1849); Schimmer, Leben und Wirken des Erzherzogs J. (Mainz 1849); Schlossar, Erzherzog J. von Österreich und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark (Briefe des Erzherzogs aus den Jahren 1810—25, Wien 1878), Erzherzog J. Baptist von Österreich (das. 1880) und Briefwechsel zwischen Erzherzog J. Baptist und Anton, Graf von Prokesch-Osten (Stuttg. 1898); folgende Schriften von Krones: Zur Geschichte Österreichs 1792—1816 (Gotha 1886), Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren (Innsbr. 1892), Aus dem Tagebuche Erzherzog Johanns von Österreich 1810—1815 (das. 1891), Tirol 1812—1816 und Erzherzog J. von Österreich (das. 1890); v. Zwiedineck-Südenhorst, Erzherzog J. im Feldzuge von 1809 (Graz 1892). Die von J. hinterlassenen Papiere, Tagebücher, Briefe und autobiographischen Fragmente haben Verwendung gefunden durch Fournier, Gentz und Cobenzl, 1801—1805 (Wien 1880). Ein Denkmal des Erzherzogs (von Pönninger) ziert seit 1878 den Hauptplatz in Graz.

20) J. Nepomuk Salvator, Erzherzog von Österreich und Prinz von Toskana, geb. 25. Nov. 1852 in Florenz, jüngster Sohn des Großherzogs Leopold II. von Toskana, in der Hofburg erzogen, ward 1876 Oberst und Regimentskommandeur in Komorn, 1878 Kommandeur einer Infanteriebrigade in Wien und Generalmajor und befehligte in demselben Jahr eine Brigade bei der bosnischen Okkupationsarmee. 1879 ward er Divisionskommandeur in Preßburg und Feldmarschalleutnant. Von 1883 bis 1887 befehligte er die 3. Division in Linz, wohin er wegen seiner Schrift »Drill oder Erziehung?« (Wien 1883), die ihre Spitze gegen die oberste Heeresleitung richtete, versetzt worden war. Im September 1887 wurde er des Kommandos der 3. Infanteriedivision wegen seiner eigenmächtigen Bewerbung um den bulgarischen Fürstenthron und spätern Begünstigung der bulgarischen Thronkandidatur des Prinzen Ferdinand von Koburg plötzlich enthoben. J. verzichtete 1889 auf Rang und Würden, nahm (nach dem Schloß Orth bei Gmunden) den Namen Johann Orth an, ging ins Ausland und rüstete einen Kauffahrer Margerita aus, mit dem er, wie nun wohl außer Zweifel steht, 1891 an der Südküste Südamerikas zugrunde ging, da auch das im Januar 1903 infolge eines Interviews Roda-Rodas mit dem Erzherzog Leopold Ferdinand verlautbarte Gerücht: in einem Teile der kaiserlichen Familie herrsche die Anschauung, Johann Orth lebe bei seinem Bruder Erzherzog Ludwig Salvator von Toskana auf Mallorca, sich als eine Legende ergab. Er schrieb ferner: »Betrachtungen über die Organisation der österreichischen Artillerie« (Wien 1875); »Geschichte des k. k. Linien-Infanterieregiments Erzherzog Wilhelm Nr. 12« (das. 1877—80, 2 Bde.), verfaßte den Text zu dem Ballett »Die Assassinen« und wirkte in antispiritistischem Sinn durch die Schrift »Einblicke in den Spiritismus« (5. Aufl., Linz 1885). Auch als Komponist ist J. hervorgetreten. Vgl. Heinrich, Erzherzog J. Mit Beiträgen zur Geschichte der Begründung der zweiten Dynastie Bulgariens (Wien 1901).

21) J. von Österreich, s. Juan d'Austria.

[Pfalz.] 22) J. Kasimir, Pfalzgraf bei Rhein, geb. 7. März 1543 in Simmern, gest. 6. Jan. 1592, vierter Sohn des spätern Kurfürsten Friedrich III., des Frommen, an den Höfen von Paris und Nancy erzogen, wurde ein tapferer, eleganter Ritter. Eifrig der reformierten Lehre zugetan, zog er 1567 den französischen Hugenotten zu Hilfe und leistete ihnen erfolgreiche Dienste. Seine übrigen ähnlichen Unternehmungen, ein zweiter Feldzug nach Frankreich (1575—76), der nach den Niederlanden gegen die Spanier (1578) und sein Eintreten für den Kurfürsten Gebhard Truchseß von Köln, hatten bei seinen beschränkten Mitteln nicht den gehofften Erfolg. 1583 nach dem Tode seines lutherisch gesinnten Bruders Ludwig Vormund von dessen unmündigem Sohn Friedrich IV. und Administrator der Pfalz, brachte er das Land zur reformierten Lehre zurück. Seit 1568 mit Elisabeth von Sachsen, der Tochter des Kurfürsten August, vermählt, ließ er dieselbe 1589 wegen Ehebruchs und Mordversuchs gegen ihn selbst verhaften. Vgl. v. Bezold, Briefe des Pfalzgrafen J. Kasimir (Münch. 1882—1903, Bd. 1—3).

[Polen.] 23) J. II. Kasimir, König von Polen, geb. 21. März 1609, gest. 16. Dez. 1672 zu Nevers in Frankreich, zweiter Sohn des Königs Siegmund III., trat 1640 in Rom in den Jesuitenorden, ward von Innozenz X. zum Kardinalpriester ernannt und 20. Nov. 1648 nach dem Tode seines Stiefbruders Ladislaw, dessen Witwe Marie Luise von Nevers-Gonzaga er heiratete, zum König gewählt. Er führte 1655—60 einen Krieg mit Karl Gustav von Schweden, verlor gegen diesen und den Großen Kurfürsten von Brandenburg 28.—30. Juli 1656 die Schlacht bei Warschau, behauptete aber sein Reich und verzichtete im Frieden von Oliva (3. Mai 1660) bloß auf die Oberlehnshoheit über Ostpreußen. Im Frieden von Andrussow (14. Jan. 1667) verlor er Weiß- und Rotrußland samt der Ukraine bis an den Dnjepr an Rußland und dankte im September 1668 ab.

24) J. III. Sobieski, König von Polen, geb. 2. Juni 1624, gest. 17. Juni 1696 in Willanow, jüngster Sohn Jakobs, Kastellans von Krakau, zeichnete sich früh durch Tapferkeit aus, wurde 1665 Krongroßmarschall und 1667 Krongroßfeldherr. Er war der

Schrecken der Türken und Tataren und gewann 11. Nov. 1673 die Schlacht bei Chotin über erstere, worauf er 19. Mai 1674 durch den Einfluß Frankreichs, dem er sehr ergeben war, zum König von Polen gewählt wurde. Durch einen zweiten Sieg bei Lemberg (August 1675) bewog er die Türken zum Frieden von Konstantinopel (1678). Seine glorreichste Tat war die Entsetzung des von den Türken belagerten Wien 12. Sept. 1683. Künste und Wissenschaften fanden in ihm einen eifrigen Beschützer. Dennoch ward er während seiner Regierung von den eifersüchtigen Großen heftig angefeindet. Seine eigne Gattin, Maria Kasimira, konspirierte mit dem Adel gegen ihn. Vgl. Salvandy, Histoire du roi Jean Sobieski et du royaume de Pologne (6. Aufl., Par. 1876, 2 Bde.; deutsch, Stuttg. 1829); »Briefe des Königs J. an die Königin Kasimire« (deutsch von Ochsle, Heilbr. 1827); Rieder, J. III., König von Polen, Sobieski, in Wien (Wien 1882); Lorki, J. Sobieski (Warschau 1884); Chelmecki, König J. Sobieski und die Befreiung Wiens (Wien 1883); du Hamel de Breuil, Sobieski et sa politique de 1674 à 1683 (Par. 1894); Waliszewski, Marysienka, reine de Pologne, femme de Sobieski (das. 1898). — Sein ältester Sohn, Jakob Sobieski, geb. 1667, gest. 1734, ward 1704 nach Augusts II. Absetzung als Thronkandidat in Aussicht genommen, aber von August aufgefangen und bis 1706 gefangen gehalten. — Johanns III. Tochter, Theresia Kunigunde, geb. 1676, gest. 1730, wurde die zweite Gemahlin des Kurfürsten Maximilian II. von Bayern und durch diesen Mutter des Kaisers Karl VII. Albrecht. — Das Geschlecht Sobieski erlosch 1875.

[Portugal.] 25) J. I., König von Portugal, genannt der Große, geb. 1357, gest. 1433, natürlicher Sohn Peters und der Therese Lorenzo, war 1383, bei dem Tode seines legitimen Bruders Ferdinand, Ordensmeister von Avis. Da die Königin-Witwe, Leonore Tellez, das Reich den Kastiliern überliefern wollte, veranlaßte der portugiesische Adel J., die Regentschaft der Königin zu stürzen und erhob J. zum Reichsverweser, und im April 1385 ernannten ihn die Stände zum König. Den König Johann von Kastilien, der als Gemahl der Tochter Ferdinands Thronansprüche erhob, schlug er im Juli 1385 bei Aljubarrota; der Krieg, der mit wechselndem Glück geführt wurde, endete erst 1411. Im J. 1415 begann J. einen Krieg gegen die Mauren und eroberte Ceuta und andre Plätze. Unter seiner Regierung begann sein jüngster Sohn, der Infant Heinrich der Seefahrer, die Entdeckungen an der Westküste von Afrika. Vgl. Goes, Chronica do ser. Don João (Coimbra 1790).

26) J. II., der Vollkommene, König von Portugal, geb. 1455, gest. 1495, ein hochbegabter, aber despotischer Fürst, Sohn und Nachfolger Alfons' V., bestieg den Thron 1481, ließ zur Sicherung desselben gegen die Unbotmäßigkeit des hohen Adels, der sich mit Kastilien in verräterische Unterhandlungen einließ und selbst gegen das Leben des Königs verschwor, seinen Schwager, den Herzog Ferdinand von Braganza, hinrichten und erstach seinen Vetter, den Herzog von Viseu, mit eigner Hand. Den Mauren entriß er Arzilla und Tanger. Er setzte die begonnenen Entdeckungen an der Westküste Afrikas fort, wo er in Guinea Ansiedelungen begründen ließ. Vgl. Oliveira Martins, O principe perfeito (Lissab. 1896).

27) J. III., König von Portugal, geb. 1502, gest. 1557, Sohn Emanuels, folgte seinem Vater 1521. Von fanatischer Frömmigkeit, errichtete er 1536 die Inquisition in Portugal und überlieferte dieses den Jesuiten, denen er auch die Universität Coimbra unterwarf; überhaupt überschüttete er die Geistlichkeit mit Reichtümern. Von ihm datiert der geistige und materielle Verfall Portugals. Er begünstigte sonst die Kolonisation und organisierte zumal Brasilien.

28) J. IV., König von Portugal, geb. 1604, gest. 1656, Begründer der Dynastie Braganza, Abkömmling von Johann I., wurde 1640, als sich Portugal von der spanischen Herrschaft befreite, zum König ausgerufen. Er schlug die Spanier 1644 bei Montijo und eroberte 1654 Brasilien wieder.

29) J. V., König von Portugal, geb. 1689, gest. 31. Juli 1750, Sohn und Nachfolger Peters II., bestieg 1706 den Thron, setzte den von seinem Vater begonnenen Krieg gegen Spanien und Frankreich bis zum Frieden von Utrecht (1713) fort, stand aber ganz unter der Herrschaft des Klerus und vergeudete für den Bau von Kirchen und Klöstern ungeheure Summen; die Zahl der Klöster stieg auf 800, Mafra allein kostete 90 Mill. Mk. Dafür verfielen Verwaltung, Flotte und Heer gänzlich. Für seine Devotion gegen die Kirche erhielt er vom Papste den Titel »Allergläubigster König«.

30) J. VI., König von Portugal, geb. 13. Mai 1767, gest. 10. März 1826, Sohn Peters III., ward bei der Geisteskrankheit seiner Mutter Maria Franziska Elisabeth 10. Febr. 1792 als Regent proklamiert und folgte ihr 20. März 1816. Als J. sich 1807 nicht von England trennen wollte, erklärte Napoleon I. das Haus Braganza des Thrones für verlustig und ließ Portugal besetzen, worauf der portugiesische Hof nach Brasilien übersiedelte. Der Prinz-Regent schloß sich nur um so enger an England an, das mit Hilfe der aufständischen Bevölkerung 1808 die Franzosen aus Portugal vertrieb und auch 1809—11 deren fernere Einfälle abwehrte. Nach dem Abzuge der Franzosen wurde eine Regentschaft eingesetzt, an deren Spitze der Engländer Beresford stand. Im August 1820 aber wurde die Regentschaft gestürzt. Infolge der Proklamierung der Konstitution und der Zusammenberufung der Cortes 1820 kehrte J. 1821 nach Portugal zurück; doch ließ er seinen ältesten Sohn, Dom Pedro, als Prinz-Regenten in Brasilien zurück. Bald entstanden Differenzen zwischen Brasilien und Portugal, und ersteres erklärte sich 1. Aug. 1822 für unabhängig und Dom Pedro 12. Okt. zum Kaiser. In Europa war indessen J. wie ein Gefangener der Cortes gewesen, bis die Absolutisten sich unter der Führung der Königin Carlotta und ihres zweiten Sohnes, Dom Miguel, erhoben und J. befreiten (1823). Als er aber eine gemäßigt konstitutionelle Verfassung einführen wollte, erhoben sich Carlotta und Miguel von neuem und nötigten den König, zu fliehen. Von allen Mächten unterstützt, zwang J. darauf Dom Miguel zur Verbannung (im Mai 1824). 1825 kam durch englische Vermittelung ein Vertrag mit Brasilien zustande, worin die Unabhängigkeit Brasiliens anerkannt wurde; doch behielt auch J. für seine Person bis zu seinem Tode den Kaisertitel.

[Sachsen: Albertinische Linie.] 31) J. Georg I., Kurfürst von Sachsen, geb. 5. März 1585, gest. 8. Okt. 1656, zweiter Sohn Kurfürst Christians I., seit 1601 Administrator des Stiftes Merseburg, folgte seinem kinderlosen Bruder Christian II. 23. Juni 1611 in der Regierung. Anschluß an Österreich und Haß gegen die Reformierten leiteten seine Politik, wodurch er in bewegter Zeit die Führung der evangelischen Reichsstände verlor; die böhmische Krone, die ihm 1619 angeboten wurde, lehnte er ab, gab dem Erz-

herzog Ferdinand seine Stimme bei der Kaiserwahl und leistete Beistand durch Unterwerfung der Lausitzen und Schlesiens, wofür ihm Ferdinand II. die erstern als Pfand für die Kriegskosten einräumte. Trotz seines Widerspruchs übertrug der Kaiser die Pfälzer Kur auf Bayern und förderte die Gegenreformation in Böhmen und Schlesien. Sein zum Administrator von Magdeburg gewählter Sohn August wurde durch Erzherzog Leopold Wilhelm verdrängt, er selbst durch das Restitutionsedikt von 1629 im Besitz der säkularisierten Stifter gefährdet; aber zu mehr als zu Klagen und Beschwerden beim Kaiser und dann zur Berufung eines Konvents der Evangelischen nach Leipzig, der durch seine schüchternen Gravamina und den Versuch einer Defensionsordnung zum Gespött der Gegner wurde, vermochte er sich nicht aufzuraffen. Daß er Gustav Adolf den Elbübergang bei Wittenberg verweigerte, verschuldete mit den Untergang Magdeburgs. Erst die Vergewaltigung seines Landes durch das Heer der Liga brachte ihn zum Anschluß an Gustav Adolf, worauf sich das neugebildete sächsische Heer unter Arnim bei Düben 1. (11.) Sept. mit den Schweden vereinigte und die Schlacht bei Breitenfeld 7. (17.) Sept. trotz der Niederlage der Sachsen das Land von den Feinden befreite. Im November drang J. in Böhmen ein, trat aber dort mit großer Schonung auf und ward im Mai 1632 von Wallenstein ohne ernstlichen Widerstand wieder vertrieben. Des schwedischen Bündnisses längst überdrüssig, duldete J., nachdem Gustav Adolf bei Lützen gefallen, die Verhandlungen seines Generals Arnim mit Wallenstein über einen Separatfrieden, fiel, eingeschüchtert durch die Schlacht bei Nördlingen, von der protestantischen Sache ab und schloß nach längern Verhandlungen zu Eilenburg und Pirna 30. Mai 1635 mit dem Kaiser den Frieden zu Prag, wodurch er nebst dem erblichen Besitz der Lausitzen (als böhmischer Mannlehen) und dem Verzicht auf das Restitutionsedikt für seinen Sohn August auf dessen Lebenszeit das Erzstift Magdeburg und von diesem Erzstift für sich selbst die Ämter Burg, Dahme, Jüterbog und Querfurt erhielt und sich mit dem Kaiser zur Vertreibung der Schweden und Franzosen aus dem Reiche verbündete. Diesen Abfall des Kurfürsten büßte das Land nach den unglücklichen Kämpfen bei Dömitz (22. Okt.) und Kyritz (7. Dez.) durch furchtbare Verheerungen, mit denen es die Schweden unter Banér und Torstensson 1636—44 heimsuchten. Zuletzt zwang Torstensson durch schwere Kontributionen und unterstützt durch die Vorstellungen des Kurprinzen dem schwankenden Kurfürsten den Waffenstillstand von Kötzschenbroda (27. Aug. 1645) ab, der wenigstens den schwersten Kriegsdrangsalen für Sachsen eine Ende machte. Der Westfälische Friede bestätigte J. die Erwerbungen des Prager Friedens, aber fortan waren er und seine Nachfolger nicht mehr das Haupt der deutschen Protestanten, wenn auch seinem Hause 1653 das Direktorium des Corpus Evangelicorum übertragen wurde. Mit seinen Landständen lag J. vielfach in Streit, wozu meist die tiefe Verschuldung des Landes und die trotz derselben geübte Verschwendung des Hofes die Veranlassung waren. Mit gänzlichem Mangel an feiner Sitte, Trunksucht und Jagdleidenschaft verband sich in ihm eine gewisse Biederkeit, streng lutherische Bekenntnistreue, die von seinem Oberhofprediger Hoe v. Hoenegg (s. d.) nach Kräften genährt wurde, aber oft auch eine große Härte, die er selbst seine Familie fühlen ließ. Seine erste Gemahlin war Sibylle Elisabeth von Württemberg, gest. 1606; von der zweiten, Magdalene Sibylle, der Tochter Herzog Albrechts von Preußen, einer feurigen Protestantin und entschiedenen Gegnerin der Politik ihres Gemahls, erhielt er drei Töchter und sechs Söhne, von denen ihn außer seinem Nachfolger Johann Georg noch drei, August, Christian und Moritz, überlebten. Den letzten Beweis seines Mangels an politischer Einsicht gab er dadurch, daß er in seinem Testament auch diese auf Kosten des Kurstaates mit Landesteilen ausstattete. Von diesen drei albertinischen Zweiglinien erlosch Sachsen-Zeitz 1718, Sachsen-Merseburg 1731 und Sachsen-Weißenfels 1746 (s. Johann 37).

32) J. Georg II., Kurfürst von Sachsen, geb. 31. Mai 1613, gest. 22. Aug. 1680 in Freiberg, des vorigen ältester Sohn und Nachfolger, schlichtete die aus dem väterlichen Testament mit seinen Brüdern entstandenen Zwistigkeiten durch den Hauptvergleich vom 22. April 1657 und erhielt durch die Postulatio perpetua von 1663 die erbliche Administration des Meißener Domstiftes. Seine maßlose Verschwendung vollendete die Zerrüttung der Finanzen, bis der am 19. März 1661 mit den Ständen geschlossene Steuervergleich eine feste Grundlage für die ganze spätere Finanzwirtschaft Sachsens schuf. Den Anfang zur Ordnung des Münzwesens machte der 1667 mit Brandenburg in Zinna geschlossene Vergleich, aus dem 1690 die Annahme des sogen. Leipziger Fußes hervorging. Aus Landadel und fremden Abenteurern bildete er einen übermäßigen Hofstaat, machte Dresden durch seine Bauten zur schönsten Stadt, durch die Oper zum Mittelpunkt der italienischen Musik in Deutschland. In seiner auswärtigen Politik begab er sich, um der Subsidien willen, in Abhängigkeit von Ludwig XIV., verzichtete deshalb 1664 auf das Schutzrecht seines Hauses über Erfurt, versprach sogar dem König 1679, die Wahl des Dauphins zum römischen König zu bewirken, unterhandelte aber trotzdem zwischendrein auch mit dem Kaiser und den Feinden Ludwigs XIV. Vermählt war er mit Magdalene Sibylle, Tochter des Markgrafen Christian von Brandenburg-Bayreuth.

33) J. Georg III., Kurfürst von Sachsen, Sohn des vorigen, geb. 20. Juni 1647, gest. 12. Sept. 1691 in Tübingen an der Pest, folgte seinem Vater 1680. Diesem an Empfänglichkeit für die Kunst ähnlich, übertraf er ihn aber an Energie und patriotischem Pflichtgefühl. Unter Beseitigung des alten Defensionswesens und der Haustruppen errichtete er das erste stehende Heer in Sachsen, das er 1683 in Person dem Kaiser zum Entsatz Wiens von den Türken zuführte. Er kämpfte ritterlich in der Schlacht vom 12. Sept., kehrte aber aus Verdruß über den Undank des Kaisers bald wieder heim, überließ diesem 1685 wieder 5000 Mann zum Kriege gegen die Türken in Ungarn, vermietete aber auch 3000 Mann an die Republik Venedig, die in Morea verwendet wurden. Als Ludwig XIV. 1688 das Reich anfiel, eilte J. als erster zu dessen Verteidigung herbei, mußte sich aber auf die Deckung Frankens beschränken, beteiligte sich 1689 an der Belagerung von Mainz und übernahm 1691 den Oberbefehl der Reichsarmee. Aber Mißhelligkeiten mit dem kaiserlichen General Caprara hinderten jede energische Kriegführung. Seine beiden Söhne aus der Ehe mit Anna Sophie, Tochter König Friedrichs III. von Dänemark, Johann Georg und Friedrich August, gelangten nacheinander zur Regierung.

34) J. Georg IV., Kurfürst von Sachsen, ältester Sohn des vorigen, geb. 18. Okt. 1668, gest. 27. April 1694, geistig begabt und von großer Kör-

perkraft, liebte als Kurprinz die Tochter des Gardeobersten v. Neidschütz, Magdalene Sibylle, und gab nach seinem Regierungsantritt das erste Beispiel öffentlicher Maitressenwirtschaft in Sachsen. Politischen Einfluß besaß sie nicht, diesen übte J. Georgs Hauptratgeber, Feldmarschall v. Schöning (s. d.), der eine Annäherung an Brandenburg und eine größere Selbständigkeit Sachsens dem Kaiser gegenüber vertrat. Letzterer rächte sich dafür durch Schönings Gefangennahme im Bade Teplitz. Die Erhebung der Neidschütz zur Reichsgräfin von Rochlitz versöhnte den Kurfürsten 1693 so weit, daß er ein Hilfskorps an den Rhein führte, ohne jedoch den ausbedungenen Oberbefehl über das Reichsheer zu erhalten. Er starb in Dresden an den Blattern, angesteckt von seiner am 4. April 1694 verstorbenen Geliebten. Seine mit Eleonore von Sachsen-Eisenach, Witwe des Markgrafen Johann Friedrich von Brandenburg-Ansbach, 1692 geschlossene Ehe war höchst unglücklich.

35) J. Nepomuk Maria Joseph, König von Sachsen, geb. 12. Dez. 1801 in Dresden, gest. 29. Okt. 1873 in Pillnitz, jüngster Sohn des Prinzen Maximilian von Sachsen und dessen erster Gemahlin, Karoline von Parma, pflegte früh neben juristischen und staatswissenschaftlichen Studien die schönen Künste, namentlich Poesie und Musik; eine besondere Vorliebe hatte ihm seine Mutter für die italienische Sprache und Literatur eingeflößt. Zwanzig Jahre alt, erhielt er im Geheimen Finanzkollegium Sitz und Stimme und ward 1825 dessen Vizepräsident. 1821 unternahm er mit seinem ältern Bruder, Klemens, eine Reise nach Italien, auf der dieser starb. Eine Frucht seiner italienischen Studien war seine mit kritischen und historischen Erläuterungen versehene Übersetzung von Dantes »Divina Commedia« (Leipz. 1839—49, 3 Bde.; zuletzt 1904), die er unter dem Namen Philalethes veröffentlichte. Schon früher (1824) hatte er sich an der Stiftung des Königlich sächsischen Altertumsvereins beteiligt und übernahm später das Protektorat darüber. Nachdem sein älterer Bruder, Friedrich August, 1830 zum Mitregenten ernannt worden war, trat J. an die Spitze der zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe niedergesetzten Kommission und übernahm zugleich das Generalkommando der Kommunalgarden. Auch erhielt er Sitz und Stimme im Geheimen Rat und nach dessen Auflösung den Vorsitz im Staatsrat und fungierte als Präsident des Geheimen Finanzkollegiums bis zum Frühjahr 1831. Ebenso nahm er als Mitglied der Ersten Kammer ununterbrochenen, regen Anteil an den Arbeiten der Landtage, war Mitglied der Deputation, die den Entwurf des Kriminalgesetzbuches begutachtete, und beteiligte sich an den Beratungen der den Ständen 1842 vorgelegten Strafprozeßordnung. Nach dem Tode seines Vaters, 3. Jan. 1838, war er in den Besitz der Sekundogenitur getreten, bereiste im Sommer d. J. abermals Italien und diesmal auch Sizilien. Die tumultuarischen Vorgänge des 12. Aug. 1845 in Leipzig, bei denen J. der verletzte und leidende Teil war, konnten nur einen vorübergehenden Schatten auf seine Popularität werfen. Nach dem Tode seines Bruders, des Königs Friedrich August II., 11. Aug. 1854 auf den Thron berufen, übertrug er die unermüdliche Tätigkeit des Gelehrten auf die Regierungsgeschäfte, an denen er persönlich Anteil nahm, und für die er eigne Anschauung zu gewinnen wußte. Die Justizorganisation von 1855, die Erweiterung des Eisenbahnnetzes, die Einführung der Gewerbefreiheit sind hauptsächlich seiner Anregung und Förderung zu verdanken. Zur Annahme des französischen Handelsvertrags (1862) und zur Anerkennung Italiens verstand er sich trotz verwandtschaftlicher Beziehungen und legitimistischer Bedenken. Seine Teilnahme für die Wissenschaft trug wesentlich zum Aufblühen der gelehrten Anstalten des Landes, vor allem der Universität Leipzig, bei. In der auswärtigen Politik durch die Traditionen seines Hauses und den unruhigen Ehrgeiz seines Ministers Beust zur Opposition gegen Preußens deutsche Politik gedrängt, suchte er eine engere Einigung Deutschlands außer Österreich und Preußen (Triasidee) herzustellen und handelte demgemäß in der schleswig-holsteinischen Verwickelung 1863—64 mit den übrigen Mittelstaaten gemeinsam. Nach dem Scheitern dieser Politik schloß er sich in der deutschen Krisis 1866 eng an Österreich an, verließ beim Ausbruch des Krieges mit seiner Armee das Land, trat aber nach Österreichs Niederlage in den Norddeutschen Bund ein. Indem er sich entschlossen in die neuen Verhältnisse fügte und seine Pflichten aufs loyalste erfüllte, sicherte er seinem Land im Norddeutschen Bunde wie im Deutschen Reich eine geachtete, einflußreiche Stellung. Die »Dichtungen des Königs J. von Sachsen« gab die Königin Carola von Sachsen heraus (Leipz. 1902). Aus Johanns Ehe (10. Nov. 1822) mit der Prinzessin Amalie Auguste von Bayern (geb. 13. Nov. 1801, gest. 8. Nov. 1877) sind drei Söhne, darunter seine beiden Nachfolger, die Könige Albert und Georg, und sechs Töchter entsprossen. Vgl. »König J. von Sachsen als Vorkämpfer für Wahrheit und Recht. Reden und Sprüche aus 20 Jahren seines parlamentarischen Wirkens«, herausgegeben von Schwerdfeger (Dresd. 1884); v. Falkenstein, J., König von Sachsen, ein Lebensbild (das. 1878, Volksausgabe 1879); Döllinger, Gedächtnisrede auf König J. von Sachsen (Münch. 1874).

36) J. Georg, Prinz, Herzog zu Sachsen, geb. 10. Juli 1869, zweiter Sohn des Königs Georg und Bruder des Königs Friedrich August III., erhielt nach der Thronbesteigung seines Vaters die Sekundogenitur mit eignem Einkommen, ist Chef des 8. Infanterieregiments Nr. 107 und königlich sächsischer sowie königlich preußischer Oberst. Seit 5. April 1894 war er kinderlos vermählt mit Isabella, Herzogin von Württemberg (geb. 30. Aug. 1871, gest. 24. Mai 1904 in Dresden).

[Sachsen-Weißenfels.] 37) J. Adolf II., Herzog zu Sachsen-Weißenfels, geb. 4. Sept. 1685, gest. 16. Mai 1746 in Leipzig, des Herzogs Johann Adolf I. dritter Sohn, trat 1702 in hessen-kasselsche Dienste, sodann in die Augusts I. von Polen und Sachsen, focht im pommerschen Kriege 1711—16 als Generalmajor, befehligte als Generalleutnant 1716 das sächsische Hilfskorps gegen die Türken in Ungarn, lebte bis 1733 auf seiner Residenz in Dahme, führte aber beim Ausbruch des Polnischen Erbfolgekrieges den Danzig belagernden Russen ein sächsisches Korps zu. 1737 kam er nach dem Tode seines Bruders Christian in dem Fürstentum Weißenfels zur Regierung und half dem tief verschuldeten Land, an das 1739 die Grafschaft Barby zurückfiel, wieder auf. Während des Österreichischen Erbfolgekrieges kommandierte er als Feldmarschall die sächsische Armee in Böhmen, half die Preußen aus Böhmen vertreiben, wurde aber 1745 mit den Österreichern bei Hohenfriedeberg geschlagen und legte 12. Dez. sein Kommando nieder. Mit seinem Tod erlosch die Linie Sachsen-Weißenfels, und sein Fürstentum fiel an Sachsen.

[Sachsen: Ernestinische Linie.] 38) J. der Beständige, Kurfürst von Sachsen, geb. 30. Juni 1468, gest. 16. Aug. 1532 in Schweidnitz bei Wittenberg, der vierte Sohn des Kurfürsten Ernst, verlebte einen Teil seiner Jugend am Hofe seines Großoheims, des Kaisers Friedrich III., zeichnete sich in dem Kriege Kaiser Maximilians gegen die Ungarn vor Stuhlweißenburg aus und nahm an den Feldzügen in Geldern (1494) und in Italien (1499) teil. Seit 1486 mit seinem ältern Bruder, Friedrich dem Weißen, dem er 1525 in der Kurwürde folgte, Regent des ernestinischen Sachsen, erklärte er sich sogleich mit größerer Entschiedenheit als jener für die Reformation. Durch den mit den Evangelischen Norddeutschlands im März 1526 geschlossenen Torgauer Bund hemmte er die Agitationen der Altgläubigen und setzte seine Glaubensgenossen in den Stand, auf dem Reichstage zu Speyer als geschlossene Partei aufzutreten. Den Reichsabschied, der den Fürsten freie Hand bei Ordnung der kirchlichen Dinge in ihren Territorien ließ, benutzte er, um der evangelischen Landeskirche Sachsens, namentlich mittels der Visitationen von 1527—1529, eine feste Gestalt zu geben. Infolge der Enthüllungen Otto v. Packs (»Packsche Händel«) im März 1528 zu einem Verteidigungsbündnis mit Landgraf Philipp von Hessen gedrängt, hielt er diesen von voreiligen Schritten zurück. Aus konfessioneller Abneigung gegen die Zwinglianer Philipps Plan eines allgemeinen Bundes der Evangelischen abhold, trat er auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) mit großer Furchtlosigkeit und Entschiedenheit den feindseligen Absichten des Kaisers entgegen und ließ gegen den Rat seiner Theologen dem Kaiser die auf seine Veranlassung von Melanchthon verfaßte Konfession auch in eignem Namen übergeben und durch seinen Kanzler verlesen. Obwohl ihm die Gegnerschaft gegen den Kaiser schwer wurde, legte er gegen die ungesetzliche Wahl von dessen Bruder Ferdinand zum römischen König Protest ein und vereinigte im Februar 1531 die Protestanten zu ihrer Verteidigung in dem Schmalkaldischen Bund. Von seiner ersten Gemahlin, Sophie von Mecklenburg (gest. 1503), hinterließ er einen Sohn, Johann Friedrich, von der zweiten, Margarete von Anhalt, einen Sohn, Johann Ernst, und zwei Töchter, Maria, vermählt mit Herzog Philipp von Pommern, und Margarete (gest. 1535). Vgl. Becker, Kurfürst J. von Sachsen und seine Beziehungen zu Luther (1. Teil, Leipz. 1890).

39) J. Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen, geb. 30. Juni 1503 in Torgau, gest. 3. März 1554, ältester Sohn des vorigen, von Spalatin erzogen, regierte nach seines Vaters Tode 1532 zugleich für seinen unmündigen Bruder, Johann Ernst, dem er später (1542) die Pflege Koburg abtrat und eine Rente von 14,000 Gulden aussetzte. Schwerfällig schon durch seine Korpulenz, der Jagd und dem Trunk ergeben, war er zugleich auch der entschiedenste Anhänger der reinen lutherischen Lehre und auf Konsolidierung der sächsischen Landeskirche bedacht. Für die Aufgaben der großen Politik fehlten ihm Scharfblick und Energie. Voll reichsfürstlicher Ergebenheit gegen den Kaiser, suchte er einem Bruch mit diesem auszuweichen, vermittelte 1534 den Frieden zu Kadan zwischen Philipp von Hessen und Ferdinand und erhielt 1535 in Wien die Belehnung mit der Kur. Gewaltsam verdrängte er den rechtmäßig zum Bischof von Naumburg gewählten Katholiken Jul. v. Pflugk und ersetzte ihn durch den Protestanten Nik. v. Amsdorf, verfeindete sich, indem er mit ähnlicher Eigenmächtigkeit in dem Stift Wurzen eingriff, mit seinem ohnehin gegen ihn gereizten Vetter Moritz so, daß es ohne das Dazwischentreten Philipps von Hessen zum offenen Kampfe zwischen beiden gekommen wäre, 1542 (s. Fladenkrieg), und vertrieb als Haupt des Schmalkaldischen Bundes im Verein mit Landgraf Philipp von Hessen in demselben Jahre den Herzog Heinrich von Braunschweig, einen leidenschaftlichen Gegner der Reformation, aus seinem Lande. Den rechten Zeitpunkt, um dem Kaiser, der sich zur gewaltsamen Unterwerfung der Protestanten anschickte, entgegenzutreten, versäumend, verfiel er zugleich mit Philipp von Hessen 20. Sept. 1546 der Acht. Beide Fürsten führten das schmalkaldische Bundesheer an die Donau, ließen aber den Vorsprung ihrer Rüstungen vor denen des Kaisers unbenutzt, bis der Einfall des Herzogs Moritz in das ernestinische Sachsen den Kurfürsten heimrief. Mit einer an ihm ungewohnten Energie eroberte er sein Land wieder, bemächtigte sich selbst des größten Teiles des albertinischen Sachsen, verlor aber durch die vergebliche Belagerung Leipzigs Zeit, so daß der Kaiser herbeikommen konnte, und verlor bei Mühlberg 24. April 1547 trotz persönlicher Tapferkeit Sieg und Freiheit (vgl. Schmalkaldischer Krieg). Um die schnellere Übergabe des noch standhaltenden Wittenberg zu erzwingen, ließ Karl V. das Todesurteil über den Gefangenen sprechen: die Fassung, mit der er dieses vernahm, der Gleichmut, mit dem er in der Wittenberger Kapitulation (19. Mai) auf Land und Kur zu Moritz' Gunsten verzichtete, die Standhaftigkeit, mit der er seine Gefangenschaft ertrug und jede Verschärfung derselben lieber über sich ergehen ließ, als daß er, wie der Kaiser verlangte, in die Annahme des Augsburger Interims gewilligt hätte, haben ihm den Beinamen des Großmütigen verschafft. Erst infolge von Moritz' Erhebung gegen den Kaiser 1552 zu Innsbruck befreit, kehrte er in das seinen Söhnen überwiesene thüringische Besitztum zurück. In dem am 24. Febr. 1554 mit Kurfürst August geschlossenen Naumburger Vertrag erhielt er den Titel »geborner Kurfürst« und die Ämter Altenburg, Eisenberg, Sachsenburg und Herbisleben nebst einer Entschädigungssumme von 100,000 Gulden. Nach dem Tode seines Bruders Johann Ernst (1552) fiel auch die Pflege Koburg an ihn zurück. Er war der letzte Ernestiner, der die Kurwürde getragen hat. Seine Gemahlin Sibylle von Kleve hatte ihm drei Söhne geboren. J. Friedrichs eherne Bildsäule von Drake auf dem Markt in Jena wurde 15. Aug. 1858 bei der 300jährigen Jubelfeier der von ihm gestifteten Universität enthüllt. Vgl. Mentz, J. Friedrich der Großmütige (1. Teil, 1503—1532; Jena 1903); Rogge, J. Friedrich der Großmütige, eine Gedenkschrift (Halle 1902).

40) J. Friedrich II., der Mittlere, Herzog zu Sachsen, geb. 8. Jan. 1529 in Torgau, gest. 9. Mai 1595, Sohn des vorigen, sehr gelehrt erzogen und frühzeitig in die Staatsgeschäfte eingeweiht, rettete sich aus der Schlacht bei Mühlberg, wo er verwundet worden war, nach Wittenberg, übernahm nach der Wittenberger Kapitulation die Regierung des kleinen Gebietes, das der ernestinischen Linie blieb, für sich und seine zwei minderjährigen Brüder, bis sein Vater restituiert wurde, der auf sein Anraten die Universität Jena stiftete. Nach des Vaters Tod übertrugen ihm (1557) die Brüder die Regierung; nachdem aber Johann Friedrich III. 1565 kinderlos gestorben, teilte er mit seinem Bruder Johann Wilhelm (s. d.), wobei dieser Koburg, er Weimar mit Gotha erhielt. Er war

ein eifriger Verfechter des strengen Luthertums und strebte nach Wiedererlangung der Kur. Seine Parteinahme für den geächteten Wilhelm v. Grumbach (s. d.) zog ihm selbst 12. Dez. 1566 die kaiserliche Acht zu, deren Vollstreckung Kurfürst August übertragen erhielt. J. Friedrich mußte sich 13. April 1567 in Gotha dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben, ward nach Wien geführt, wo seine harte Gefangenschaft zu Wiener-Neustadt von 1572 an seine zweite Gemahlin, Elisabeth von der Pfalz (gest. 1594), und längere Zeit sein Sohn Johann Ernst teilten. Er beschäftigte sich meist mit theologischen Arbeiten, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit seinen Söhnen und starb im Gefängnis auf Schloß Steier, wohin er wegen des Türkenkrieges gebracht worden war. Seine erste Ehe mit Agnes, der Witwe des Kurfürsten Moritz, war kinderlos; aus der zweiten überlebten ihn von vier Söhnen Johann Kasimir und Johann Ernst, die nach der Gefangennahme des Vaters 1570 dessen Besitzungen unter Vormundschaft erhalten hatten. Vgl. Beck, J. Friedrich der Mittlere (Weim. 1858, 2 Bde.).

41) J. Wilhelm, Herzog zu Sachsen, geb. 11. März 1530 in Torgau, gest. 2. März 1573 in Weimar, Bruder des vorigen, übertrug diesem 1557 durch Vertrag die Regierung auf vier Jahre, unterstützte den König Heinrich II. von Frankreich und erhielt dafür die Grafschaft Châtillon an der Seine, kehrte jedoch 1558 zurück. Nachdem ihm bei der Teilung 1565 der fränkische Teil der ernestinischen Lande zugefallen, verlegte er seinen Sitz nach Koburg, mußte die Acht an seinem Bruder vollstrecken helfen und erhielt dafür vom Kaiser dessen Gebiet zugesprochen. Durch seine Gemahlin Dorothea Susanna von der Pfalz (gest. 1592) ward er der Stammvater des ältern altenburgischen und des neuen weimarischen Hauses.

42) J. Kasimir, Herzog zu Sachsen, geb. 12. Juni 1564, gest. 16. Juli 1633, Sohn von Johann 40), nach der Gefangennahme seines Vaters (1567) mit seinem Bruder Johann Ernst auf der Wartburg von seiner Mutter Elisabeth, später in Koburg von Sebastian Leonhard sorgfältig erzogen, studierte in Leipzig und vermählte sich mit Anna, der Tochter des Kurfürsten August, die von ihm hart behandelt und wegen ehelicher Untreue in lebenslänglicher Haft gehalten wurde (vgl. Wank, Die Leidensgeschichte der Herzogin Anna, Koburg 1898). Vom Dreißigjährigen Kriege hielt sich J. Kasimir lange fern, vereinigte sich erst mit Gustav Adolf, als dieser in Franken erschien, konnte aber das feste Kronach nicht nehmen, und als Wallenstein nach Sachsen aufbrach, ging Koburg an die Kaiserlichen verloren, wobei J. Kasimir, der sein Land verließ, seine mit vieler Mühe zusammengebrachte Bibliothek verlor. Nach der Entscheidung bei Lützen kehrte er wieder in sein Land zurück. Auch seine zweite Ehe mit Margarete von Braunschweig war kinderlos, seine Länder fielen daher an seinen jüngsten Bruder, Johann Ernst III., geb. 9. Juli 1566, der, nachdem er nach langem Streit 1602 mit seinem Bruder geteilt hatte, in Eisenach residierte, später sich frommer Schriftstellerei zuwandte und 1638 kinderlos starb, worauf Sachsen-Koburg und Eisenach an Altenburg und Weimar fielen.

[Sachsen-Weimar.] 43) J. (III.), Herzog von Sachsen-Weimar, zweiter Sohn von Johann 41), geb. 22. Mai 1570 in Weimar, gest. 1605, regierte, anfangs unter Vormundschaft des Kurfürsten August, seit 1590 mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm die gesamten weimarischen Lande gemeinsam bis zu dessen Tod 1602, dann allein Weimar, während Altenburg an die Söhne Friedrich Wilhelms fiel, und tat viel für Kirche und Schule. Er ist der Stifter der neuen weimarischen Linie und Stammvater der jetzt noch blühenden sachsen-ernestinischen Häuser.

44) J. Ernst I., Herzog von Sachsen-Weimar, geb. 21. Febr. 1594 in Altenburg, gest. 4. Dez. 1626, ältester Sohn des vorigen, übernahm erst 1615 die Regierung, trat beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges in die Dienste des Böhmenkönigs, blieb ihm auch nach der Schlacht am Weißen Berge treu und nahm in den Niederlanden eine Rittmeisterstelle an, war auch eine Zeitlang im Heer Christians von Braunschweig. 1625 trat er in die Dienste Christians von Dänemark, der ihm nebst Mansfeld den Feldzug in die kaiserlichen Erblande übertrug, zog an der Oder bis nach Troppau, schlug sich bis nach Ungarn durch und starb im Lager von St. Martin auf der Rückkehr von Schemnitz. Vgl. Hellfeld, Leben Johann Ernsts des jüngern (Jena 1784).

45) J. Friedrich IV., Herzog von Sachsen-Weimar, geb. 19. Sept. 1600 in Altenburg, der fünfte unter den Söhnen Johanns III., mit seinem jüngern Bruder, Ernst (dem Frommen), gemeinsam erzogen, begleitete seine Brüder Wilhelm und Bernhard auf ihren Kriegszügen in der Pfalz und den Niederlanden. Seine Neigung zur Alchimie steigerte sich, als er 1627, bei Nordheim von Tilly gefangen, eingekerkert wurde. Endlich verfiel er in stille Melancholie, wies alle Nahrung von sich und ward 17. Okt. 1628 mit einer Wunde an der Seite tot aufgefunden. Sein Leben gab O. L. B. Wolff den Stoff zu der dramatisierten historischen Novelle »J. Friedrich IV. von Sachsen-Weimar« (Leipz. 1831).

[Schwaben.] 46) J. Parricida oder J. von Schwaben, geb. 1290, Sohn des Herzogs Rudolf II. von Schwaben und der Tochter Ottokars von Böhmen, Agnes, Enkel Rudolfs von Habsburg, am böhmischen Hof erzogen, forderte, mündig geworden, vergebens von seinem Oheim, König Albrecht I., Anteil an den habsburgischen Besitzungen und verschwor sich, abgewiesen und aufgestachelt von dem Erzbischof von Mainz, Peter von Aspelt, mit oberschwäbischen Rittern gegen das Leben des Königs. Als dieser 1. Mai 1308 bei Rheinfelden über die Reuß ging, drängte sich J. mit drei Rittern in sein Schiff, trennte ihn so von seinem Gefolge und ermordete ihn am andern Ufer. J. samt seinen Genossen vom Kaiser Heinrich VII. geächtet und von der Gemahlin und Tochter Albrechts mit unversöhnlicher Rache verfolgt, warf sich nach der gewöhnlichen Überlieferung 1313 als Mönch in Pisa dem Kaiser Heinrich VII. zu Füßen und verscholl sodann. Seine Person benutzte Schiller im »Wilhelm Tell«.

[Schweden.] 47) J. II. (dän. Hans), König von Schweden, Dänemark und Norwegen, geb. 5. Juni 1455 in Aalborg, gest. daselbst 20. Febr. 1513, folgte 1481 seinem Vater Christian I. in Dänemark, ward 1483 auch in Norwegen sowie von einer Adelspartei in Schweden als König anerkannt, gelangte aber infolge der geschickten Politik Sten Stures des ältern (s. Sture 1) erst 1497 in den Besitz des schwedischen Thrones. 1490 teilte er Schleswig-Holstein mit seinem jüngern Bruder, Friedrich (I.). Infolge seiner Niederlage gegen die Dithmarschen (s. d.) bei Hemmingstedt (17. Febr. 1500) fielen die Schweden 1501 unter Sten Stures Führung von neuem ab und zwangen seine Gattin Christine von Sachsen 1502 in Stockholm nach tapferer Gegenwehr zur

Kapitulation. Dagegen ward ein gleichzeitig von ihnen angestifteter Aufruhr der Norweger durch seinen Sohn Christian (II.) mit großer Strenge unterdrückt. In dem nunmehr folgenden Kriege gegen Schweden (seit 1507) und die mit diesem verbündeten wendischen Hansestädte (1510—12) kämpfte er zumeist glücklich. Vgl. E. Palmén, Sten Stures strid med konung Hans (Helsingf. 1883).

48) J. III., König von Schweden, geb. 20. oder 21. Dez. 1537, gest. 17. (27.) Nov. 1592, geriet, von seinem Vater Gustav Wasa (s. Gustav 1) 1556 mit dem Herzogtum Finnland belehnt, mit seinem Stiefbruder Erich XIV. nach dessen Thronbesteigung (1560) bald in offene Feindschaft, da er Finnland zu einem unabhängigen Fürstentum machen wollte, sich wider Erichs Willen 1562 mit der katholischen Prinzessin Katharina Jagellonica von Polen vermählte und mit deren Bruder König Siegmund II. August (s. d.) einen für Schweden höchst nachteiligen Vertrag schloß. 1563 in seiner Residenz Åbo, wo er einen glänzenden Hof hielt, von schwedischen Truppen belagert, mußte er kapitulieren und ward hierauf in Gripsholm bis 1567 in strengem Gewahrsam gehalten. 1568 verband er sich mit seinem jüngsten Bruder, Karl (dem spätern König Karl IX.), und dem Hochadel zum Sturz Erichs und ward, nach dessen Gefangennahme, Anfang 1569 vom Reichstag als König anerkannt. Seine Regierung war wenig glücklich. Nach Beendigung des Nordischen siebenjährigen Krieges hatte er (seit 1570) fast ununterbrochen mit den Russen zu kämpfen, die zwar 1580 die Festungen Kexholm und Narwa verloren, anderseits aber das 1581 von ihm zum Großfürstentum erhobene Finnland mehrmals verheerten. Seinen katholischen Bestrebungen, die besonders in der Einführung einer neuen Liturgie (1576) und in regen politischen Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl (s. Possevino) ihren Ausdruck fanden, trat sein protestantisch gesinnter Bruder Karl, der in Södermanland lange fast unumschränkt als Herzog regierte, nachdrücklich entgegen, indem er die dem Luthertum treugebliebenen Pfarrer beschützte. Seinen Sohn Siegmund ließ er in der katholischen Lehre erziehen und erlangte dadurch 1587 dessen Wahl zum König von Polen (s. Siegmund 4). Mit dem katholischen Neigungen huldigenden Hochadel, dessen Gunst er bei seiner Thronbesteigung durch große Zugeständnisse erkauft hatte, und der ihn später gegen Karl unterstützte, brach er 1589 und räumte letzterm großen Anteil an der Regierung ein. Auch gab er seit seiner zweiten Heirat (1585) mit Gunilla Bjelke (geb. 1568, gest. 1597) seine katholischen Bestrebungen auf. Durch Förderung der Künste und Wissenschaften, besonders aber durch seine Bautätigkeit machte er sich um Schweden in kultureller Hinsicht sehr verdient. Vgl. Bomansson, Hertig Johan och hans tid (Helsingf. 1862); Ahlqvist, Om aristokratiens förhållande till konungamakten under Johan III.'s regering (Upsala 1864 bis 1866, 2 Bde.); Ahlén, Bidrag till det ryska krigets historia under Johan III.'s regering (Stockh. 1869—70, 2 Tle.); Granlund, Konung Johan III.'s byggnads-och befästningsföretag (»Svenskt Historiskt Bibliotek«, 1875—76, 2 Tle.); Ödberg, Om stämplingarna mot Johan III. 1572—1575 (Stockh. 1897); K. Hildebrand, Johan III. och Europas katolska makter (Upsala 1898); Hammargren, Om den liturgiska striden under Johan III. (das. 1898); Söderqvist, Johan III. och hertig Karl 1568—1575 (das. 1898); Sjögren, Gustav Vasas söner och deras tidehvarf (Stockh. 1901).

[Siebenbürgen.] 49) J., Fürst von Siebenbürgen und König von Ungarn, s. Zápolya.

50) J. Siegmund, Sohn von Johann 49), Fürst von Siebenbürgen (1540—51 und 1556—71), s. Zápolya.

[Spanien.] 51) J. I., König von Kastilien (1379 bis 1390), s. oben Nr. 13).

52) J. I., König von Aragonien (1387—95), s. oben Nr. 2).

53) J. II., König von Kastilien (1406—54), s. oben Nr. 14).

54) J. II., König von Aragonien (1458—79), s. oben Nr. 3).

55) J. Karl Maria Isidor (Don Juan de Bourbon), Infant von Spanien, geb. 15. Mai 1822, gest. 21. Nov. 1887 in Brighton, zweiter Sohn des Prätendenten Don Carlos (s. Karl 76), erbte 1861 dessen Thronansprüche nach dem Tode des Grafen von Montemolin, übertrug sie aber 1868 auf seinen Sohn Don Carlos, Herzog von Madrid (s. Karl 78). Er war seit 1847 vermählt mit der Erzherzogin Maria Beatrix von Österreich-Este, geb. 13. Febr. 1824.

Johann George, Chevalier de Saxe, geb. 21. Aug. 1704, gest. 25. Febr. 1774, natürlicher Sohn Augusts des Starken von Sachsen und Polen von der zur Fürstin von Teschen erhobenen Fürstin Lubomirska, Malteserritter und letzter sächsischer Feldmarschall, befehligte im ersten und zweiten Schlesischen Kriege die sächsische Kavallerie, mußte wie das ganze sächsische Heer 15. Okt. 1756 am Lilienstein kapitulieren und leitete nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges die Reorganisation des sächsischen Heeres. Vgl. O-Byrn, J., Chevalier de Saxe (Dresd. 1776).

Johann Orth, s. Johann 20).

Johann von Brabant, Herzog, als Minnesinger bekannt, brachte durch den Sieg bei Woringen 1288 das Herzogtum Limburg an Brabant und starb 1294 an einer im Turnier empfangenen Wunde. Er galt für den besten Lanzenbrecher seiner Zeit und hatte an mehr als 70 großen Turnieren in Frankreich, Deutschland und England teilgenommen. Lieder von ihm sind in v. d. Hagens »Minnesingern« und in Bartsch' »Deutschen Liederdichtern« abgedruckt.

Johann von Brienne (Jean de Brienne le Châtelet), geb. 1149, gest. 23. März 1237, ward als Gemahl Marias, Tochter Konrads von Montferrat und der Prinzessin Isabella, nach dem Tode Amalrichs II. (1. April 1205) König von Jerusalem (3. Okt. 1210), war aber ohnmächtig und führte seit 1229, wo Kaiser Friedrich II. sich die Krone von Jerusalem aufsetzte, bloß noch den Titel, wurde 1229 zum Kaiser des lateinischen Reiches in Konstantinopel gewählt und schlug 1235 die Bulgaren zurück. Vgl. Winkelmann, Kaiser Friedrich II. (Bd. 1 u. 2, Leipz. 1889 u. 1897); Röhricht, Geschichte des Königreichs Jerusalem (Innsbr. 1897).

Johann von Gaunt (spr. gônt, d. h. Gent), dritter Sohn König Eduards III. von England, geb. 24. Juni 1340 in Gent, als sein Vater in Flandern weilte, gest. 3. Febr. 1399, heiratete 1359 Blanche, die Erbin des Herzogtums Lancaster (gest. 1369), und ward 1362 selbst zum Herzog von Lancaster ernannt. Aus dieser Ehe stammt Heinrich Bolingbroke, der 1399 als Heinrich IV., der Erste aus dem Hause Lancaster, den englischen Thron bestieg. In zweiter Ehe vermählte sich J. 1372 mit Konstanze, Tochter des 1369 getöteten Pedro des Grausamen von Ka-

stilien, und legte sich den Titel eines Königs von Kastilien zu, unterlag aber Heinrich II. von Trastamare, dem Halbbruder Peters. Gegen das Ende der Regierung seines Vaters Eduard (gest. 1377) wurde J. die einflußreichste Persönlichkeit im Lande; seine Opposition richtete sich vornehmlich gegen seinen ältesten Bruder, Eduard (gest. 1376), den »Schwarzen Prinzen«, und gegen die hohe Geistlichkeit. Aber obwohl er es mit Wiclif und seinen Anhängern hielt, blieb er doch so unpopulär, daß gelegentlich des Aufstandes von Wat Tyler sein Londoner Palast 12. Juni 1381 verbrannt ward. Des Schwarzen Prinzen Sohn Richard II., seit 1377 Nachfolger seines Großvaters, sandte den ehrgeizigen Oheim ein zweites Mal nach Kastilien; dort vertrug sich J. 1387 mit dem Sohne seines siegreichen Gegners auf Grund der Anerkennung der künftigen Erbfolge von Johanns Tochter Katharina, die später Heinrich III. von Kastilien heiratete. Von Richard II. wieder mit mehr Vertrauen bedacht und zum Herzog von Aquitanien ernannt, wurde er mehrmals als Gesandter nach Frankreich geschickt. 1396 nahm er in dritter Ehe seine Haushälterin Katharina Swynford zur Frau, mit der er schon vorher 3 Söhne und 1 Tochter erzeugt hatte, die 1397 legitimiert wurden. Ein Nachkomme des ältesten dieser Söhne war der spätere König Heinrich VII. Vgl. S. Armitage-Smith, John of Gaunt, King of Castile and Leon (Lond. 1904).

Johann von Goch, eigentlich Johann Pupper aus Goch, Vorläufer der Reformation, gründete bei Mecheln das Priorat Thabor der Kanonissen des heil. Augustin, dem er dann als Rektor vorstand, und starb 28. März 1475. Im Gegensatz zur Kirche seiner Zeit drang er in seinen Schriften (besonders »De libertate christiana« und »De quatuor erroribus circa legem evangelicam«) auf eine mehr Augustinische Auffassung des Heils und auf biblische Studien. Vgl. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, Bd. 1 (Hamb. 1842); Knaake in den »Theologischen Studien und Kritiken«, 1891; O. Clemen, Johann Pupper von Goch (Leipz. 1896).

Johann von Gott, s. Barmherzige Brüder.

Johann von Leiden (Jan van Leyden), eigentlich Jan Beuckelszoon (Bockelson) oder Beuckels (Bockold), geb. 1509, gest. 22. Jan. 1536, Schneider, später Kaufmann und Schenkwirt in Leiden, wo er sich als Mitglied der Rederijker- (Rhetoriker-) Zunft hervortat, kam als Wanderprophet der Wiedertäufer (s. d.) mit Jan Matthys Anfang 1534 nach Münster und folgte diesem als Prophet. Schön, beredt und schwärmerisch, gewann er das Volk für sich, setzte trotz des Widerstandes der Prediger die Einführung einer neuen Staats- und Sittenordnung durch, errichtete als Vorbereitung für die Herrschaft Christi selbst ein Königreich Zion, kündigte sich als den apokalyptischen König des neuen Israel an, führte die Vielweiberei und Gütergemeinschaft ein, schwelgte in Üppigkeit und königlicher Pracht und regierte mit grausamer Willkür. Sein Scharfrichter Knipperdolling (s. d.) war stets in seiner Begleitung; einer seiner Frauen schlug er selbst das Haupt ab. Er ward nach Eroberung der Stadt (24. Juni 1535) durch den Bischof gefangen genommen und grausam hingerichtet. Vgl. Detmer, J. von Leiden, seine Persönlichkeit und seine Stellung im münsterschen Reiche (Münster 1903).

Johann von Meung (Jean de Meung), Fortsetzer des »Rosenromans«, s. Französische Literatur, S. 6.

Johann von Nepomuk, s. Nepomuk.

Johann von Paris, eigentlich »Jean de Paris«, Oper von Boieldieu (s. d.), beruht inhaltlich auf einem französischen Roman des 15. Jahrh. (»Le Romant de Jehan de Paris«, hrsg. von A. de Montaiglon, Par. 1867), der eine freie Bearbeitung von Beaumanoirs Versroman »Jehan et Blonde« (hrsg. von Suchier in den »Œuvres poétiques de Beaumanoir«, Bd. 2, Par. 1885) ist. Dieser letztere weist durch Vermittelung des französischen Romans »Horn et Rimenhild« (hrsg. von Stengel, Marburg 1883) schließlich auf eine angelsächsische Erzählung zurück.

Johann von Salisbury (spr. sâlsbŏri, Johannes Saresberiensis), engl. Geschichtschreiber des Mittelalters, geb. um 1120 in Salisbury (oder dort erzogen), gest. 25. Okt. wahrscheinlich 1180, studierte in Paris und Chartres unter Abälard und Gilbert und begleitete 1148 Papst Eugen III. nach Italien. 1153 oder 1154 nach England zurückgekehrt, trat er in den Dienst des Erzbischofs von Canterbury. Nach dem Zerwürfnis des Erzbischofs Thomas Becket, dem er sehr nahe stand, mit Heinrich II. flüchtete er nach Frankreich, kehrte erst 1170 mit Becket zurück und beschrieb nach dessen Ermordung sein Leben. Er wurde um 1174 Thesaurar des Kapitels in Exeter, 1176 aber zum Bischof von Chartres erwählt. J. war ein liebenswürdiger, fein gebildeter Prälat, kenntnisreich und aufgeklärt, als Philosoph und Theolog, als Jurist und Historiker von den Zeitgenossen gefeiert. Sein »Metalogicus«, in dem er den toten Formalismus der Scholastik scharf rügt, und sein »Polycraticus«, eine kirchlich-politische Ethik, bezeugen seine auf dem Studium des Altertums begründete Geistesbildung (Auszüge aus beiden hrsg. von R. Pauli in »Monumenta Germaniae historica«, Bd. 27). Seine Briefe sind eine wichtige Quelle für die Geschichte seiner Zeit. Auch die neuerdings aufgefundene »Historia pontificalis« (hrsg. von W. Arndt in »Monumenta Germaniae historica«, Bd. 20), eine Geschichte Papst Eugens III. bis 1152, 1164 abgefaßt, wird ihm mit größter Wahrscheinlichkeit zugeschrieben. Seine Werke sind herausgegeben von Giles (Oxf. 1847—48, 5 Bde.). Vgl. Reuter, Johannes von S. (Berl. 1842); Schaarschmidt, Joh. Saresberiensis (Leipz. 1862); Demimuid, Jean de Salisbury (Par. 1873); Gennrich, Die Staats- und Kirchenlehre Johanns von Salisbury (Gotha 1894).

Johann von Soest, Dichter, geb. 1448 zu Unna in Westfalen, gest. 1506 in Frankfurt a. M., hieß eigentlich Johann Grumelfut, nannte sich aber nach der Stadt Soest, wo er seine Jugend verbracht hatte. 1471 wurde er Singmeister am kurfürstlichen Hof in Heidelberg. Später praktizierte er als Arzt. Außer kleinern Sachen, namentlich geistlichen Dichtungen, z. B. einem poetischen Beichtspiegel und einer in Reimen abgefaßten Autobiographie, haben wir von ihm eine Bearbeitung des niederländischen, von Heinrich van Alen verfaßten poetischen Romans »Die Kinder von Limburg«, die er für den Kurfürsten Philipp von der Pfalz 1480 verfaßte. Vgl. Pfaff in der »Allgemeinen konservativen Monatsschrift für das christliche Deutschland«, 1887 (Leipz.).

Johann von Viktring (Johannes Victoriensis), mittelalterlicher Geschichtschreiber, Abt des Cistercienserklosters Viktring bei Klagenfurt 1315—1348, vertrauter Kaplan des Herzogs Heinrich von Kärnten und von dessen Tochter, Margarete Maultasch, dann des Herzogs Albrecht II. von Österreich, verfaßte eine wertvolle Chronik in 6 Büchern: »Li-

ber certarum historiarum«, die, Herzog Albrecht II. gewidmet, auf Grund guter Quellen und in einer wohlüberlegten Anordnung die Zeit 1217—1344 behandelt. Herausgegeben ist sie in Böhmers »Fontes rerum germanicarum«, Bd. 1 (Stuttg. 1843), übersetzt von Friedensburg (Leipz. 1899). Vgl. Fournier, Abt J. (Berl. 1875); Mahrenholtz in den »Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 13 (Göttingen 1873) und Zur Kritik von J. von Viktrings »Liber certarum historiarum« (Halle 1878).

Johann von Wesel (eigentlich Johann Ruchrath aus Oberwesel), Theolog, ward 1445 Magister in Erfurt, wo er 1456—57 Rektor der Universität war. Um 1460 ging er als Prediger nach Mainz, bald darauf nach Worms. Seine noch in Erfurt geschriebene »Disputatio adversus indulgentias« brachte ihn 1479 vor das Ketzergericht in Mainz. Nach einem ihm abgenötigten Widerruf starb J. 1481 im Kerker. Gegen die Abfassung des »Opusculum de auctoritate, officio et potestate pastorum« durch J. werden gute Gründe geltend gemacht. Vgl. O. Clemen, Über Leben und Schriften Johanns von Wesel, in der »Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft« (1897).

Johanna, Insel, s. Komoren.

Johanna, die Päpstin (Frau Jutte), war, wie die Sage berichtet, von englischer Herkunft und in Mainz geboren. In jungen Jahren wurde sie von einem Liebhaber in männlicher Kleidung nach Athen gebracht, wo sie sich eine ausgezeichnete Bildung erwarb. Später ging sie nach Rom, unter dem Namen Johannes Anglicus die männliche Rolle fortspielend, hatte zahlreiche Schüler und wurde nach dem Tode Leos IV. (855) als Johann VIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Nachdem sie über zwei Jahre regiert hatte, kam sie während eines öffentlichen Aufzugs auf der Straße zwischen dem Amphitheater und der Klemenskirche nieder. Nach einem Bericht starb sie gleich darauf, nach einem andern wurde sie abgesetzt und lebte noch längere Zeit als Büßerin. Auf dem Platz ihrer Niederkunft wurde ein Denkmal errichtet; doch vermieden seitdem die Päpste die Stelle beim Kolosseum, wo der Vorfall stattgehabt hatte. Um indessen für die Zukunft einem ähnlichen Ärgernis vorzubeugen, mußte sich, wie später hinzugefügt wird, fortan jeder Papst vor seiner Weihe auf einen durchbrochenen Stuhl setzen, um sein Geschlecht prüfen zu lassen. Diese Erzählung, die zuerst um die Mitte des 13. Jahrh., freilich in andrer Fassung, in der Chronik des Predigermönches Johannes von Mailly auftritt, der die bei ihm noch namenlose Päpstin um das Jahr 1100 ansetzt, fand Aufnahme in die Chronik des Martin von Troppau und durch diese die weiteste Verbreitung. Sie galt bis in das 17. Jahrh. als historische Wahrheit, bis David Blondel 1649 ihre Ungeschichtlichkeit darlegte. Vier Dinge haben nach Döllinger zur Entstehung der Fabel beigetragen: Der Gebrauch durchbrochener Steinsessel bei der Einsetzung eines neugewählten Papstes, ein Stein mit einer Inschrift, den man für ein Grabdenkmal nahm, eine an demselben Orte gefundene Statue mit Gewändern, die man für weibliche hielt, und die Sitte, bei Prozessionen mit Vermeidung einer auf dem Wege befindlichen engen Straße einen Umweg zu machen (vgl. Döllinger, Die Papstfabeln des Mittelalters, 2. Aufl., Münch. 1890). Die Sage lieferte den Stoff zu einem der ältesten und berühmtesten deutschen Dramen, zu Th. Schernbecks »Ein schön Spiel von Fraw Jutten« (1480, gedruckt Eisleb. 1565); in der Neuzeit dichtete A. v. Arnim ein Schauspiel: »Die Päpstin J.« (1823).

Johanna, 1) Königin von Frankreich, Erbtochter Heinrichs I. von Navarra, geb. 1270, gest. 1305, floh in früher Jugend mit ihrer Mutter Blanka von Artois wegen Parteibewegungen aus Navarra, wurde am Hofe Philipps III. von Frankreich erzogen und vermählte sich 1284 mit dessen Sohn Philipp IV. (dem Schönen), wodurch Navarra mit Frankreich vereinigt wurde. Als 1297 Graf Heinrich III. von Bar, während ihr Gemahl gegen Flandern zog, ihr Heiratsgut, die Champagne, überfiel, zog sie selbst mit einem Heer ihm entgegen, schlug jenen bei Comines und nahm ihn gefangen. Von ihren sieben Kindern wurden die drei ältesten Söhne, Ludwig X., Philipp V. und Karl IV., nacheinander Könige von Frankreich.

2) J. (Juana) die Wahnsinnige, Königin von Kastilien, geb. 1479 in Toledo, gest. 1554, Tochter Ferdinands des Katholischen und der Isabella von Kastilien, ward 1495 mit Philipp dem Schönen, Sohn Kaiser Maximilians I., vermählt; sie gebar ihm zwei Söhne, Karl V. und Ferdinand, und eine Tochter, Maria. Durch den Tod ihrer ältern Geschwister wurde sie die Erbin Spaniens und nach dem Tode ihrer Mutter 1504 Königin von Kastilien. Schon lange trübsinnig, verfiel sie nach dem Tode Philipps (1506) in unheilbare Geisteskrankheit; teilnahmlos gegen alles außer dem Andenken ihres Gemahls, brachte sie den Rest ihres Lebens auf dem Schloß Tordesillas zu. Vgl. Roesler, J. die Wahnsinnige (Wien 1870); Rodriguez Villa, La reina Doña Juana la Loca (Madr. 1892).

3) J. I., Königin von Neapel, geb. 1326, gest. 22. Mai 1382, aus dem ältern Hause Anjou, älteste Tochter des Herzogs Karl von Kalabrien, Sohnes des Königs Robert von Neapel, und der Marie von Valois, ward nach dem Tod ihres Vaters (1328) am zügellosen Hof ihres Großvaters Robert erzogen, der sie an den damals siebenjährigen ungarischen Prinzen Andreas vermählte. Nach dem Tode Roberts (1343) bestieg J. den Thron, und als Andreas, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebte, ebenfalls die Krönung und Anteil an der Regierung verlangte, wurde er 18. Sept. 1345 von den Anhängern der Königin, wahrscheinlich mit deren Wissen, ermordet. Um dafür Rache zu nehmen, rüstete Andreas' Bruder, König Ludwig von Ungarn, ein Heer und brach Ende 1347 nach Italien auf. J., die sich 20. August 1346 mit ihrem Geliebten, dem Prinzen Ludwig von Tarent, vermählt hatte, floh im Januar 1348 nach der Provence, und das Reich fiel in die Gewalt des Ungarnkönigs, der den Herzog Karl von Durazzo und viele andre wegen der Ermordung seines Bruders hinrichten ließ. Als er aber im Mai 1348 abgezogen war, kehrte J. im August nach Neapel zurück, nachdem sie dem Papst Avignon verkauft und ihn dadurch zu ihrer Lossprechung von aller Schuld am Mord ihres Gemahls bewogen hatte; 1350 schloß auch Ludwig einen Vertrag, kraft dessen J. im Besitz Neapels blieb. Das Land war indessen erschöpft und wurde von Söldnerbanden verwüstet; die Königin und ihr Gemahl waren ohne Ansehen. 1362 starb Ludwig von Tarent, und J. heiratete Jakob von Mallorca, der aber meist in Spanien verweilte und 1374 starb. Da Johannas eigne Kinder inzwischen gestorben waren, bestimmte sie ihre Nichte Margarete, Tochter Karls von Durazzo, zur Nachfolgerin und vermählte sie 1368 mit Karl dem Kleinen von Durazzo, dem Sohne von Margaretes Oheim Ludwig von Gravina. Karl der Kleine stand jedoch

im Einverständnis mit Ludwig von Ungarn, der von neuem Ansprüche auf Neapel erhob. Um gegen ihn eine Stütze zu erhalten, vermählte sich J. 1376 mit dem tapfern Söldnerführer Otto von Braunschweig und verlieh ihm das Fürstentum Tarent. Als aber Papst Urban VI., den sie durch Anerkennung des Gegenpapstes Clemens VII. gereizt hatte, sie 1380 in den Bann tat und Ludwig von Ungarn und Karl von Durazzo zum Kriege gegen sie aufrief, ernannte J. den Herzog Ludwig von Anjou, Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich, zu ihrem Erben und bat ihn um Hilfe. Ehe dieser jedoch erscheinen konnte, eroberte Karl von Durazzo 16. Juli 1381 die Hauptstadt, nahm die Königin mit ihrem Gemahl gefangen und ließ sie erdrosseln. So endete diese zwar von Sinnlichkeit und heftigen Leidenschaften durchglühte, aber schöne, geistvolle und hochgebildete Fürstin, eine Schülerin Petrarcas, die von Gelehrten und Dichtern gepriesen wird: eine typische Erscheinung ihres Zeitalters. Vgl. Crivelli, Della prima e della seconda Giovanna, regine di Napoli (Padua 1832); Battaglia, Giovanna I., regina di Napoli (das. 1835); Baddeley, Queen Joanna I. of Naples (Lond. 1892); Scarpetta, Giovanna I. di Napoli (Neapel 1903).

4) J. II., Königin von Neapel, geb. 1371, gest. 2. Febr. 1435, Tochter Karls des Kleinen von Durazzo, vermählte sich 1389 mit dem Erzherzog Wilhelm von Österreich, kehrte aber nach dessen Tode 1406 an den Hof ihres Bruders Ladislaus nach Neapel zurück und ergab sich hier gleich jenem allen Ausschweifungen. Als Ladislaus 1414 gestorben war, ward J. Aug. zur Königin ausgerufen. Auch als solche setzte sie ihr zügelloses Leben fort, bis sie sich 1415 mit Jakob von Bourbon, Grafen de la Marche, vermählte. Dieser ließ Johannas allmächtigen Günstling, Pandolf Alopo, enthaupten und riß alle Gewalt an sich, machte sich jedoch bei den neapolitanischen Großen bald verhaßt, mußte schon 1417 der königlichen Gewalt entsagen und sich mit dem Fürstentum Tarent begnügen und starb 1438 als Franziskaner. Der Condottiere Sforza, als Großconnetable, und Giovanni de Caraccioli waren jetzt die Günstlinge der Königin. Allein ihre Eifersucht rief neue Wirren hervor. Sforza trat in die Dienste Ludwigs III. von Anjou, der Ansprüche auf Neapel machte und in das Königreich einfiel, während J. den König Alfons V. von Aragonien adoptierte und um Hilfe anrief. Dieser zog 7. Juli 1421 in Neapel ein. Das anmaßende Betragen des Aragoniers, der Caraccioli gefangen nehmen ließ, erregte indes bald das Mißtrauen der Königin, und sie zog sich in das Kastell von Capua zurück, wo er sie belagerte. Durch Sforza befreit, erklärte sie Alfons aller Ansprüche auf Neapel verlustig und nahm 1423 Ludwig III. von Anjou an Sohnes Statt an, durch dessen Waffen die Hauptstadt wieder in ihre Hände kam. Doch behauptete sich Alfons in einem Teile des Reiches, und der Bürgerkrieg dauerte fort. Nach Ludwigs Tode 1434 übertrug J. dessen Ansprüche auf seinen Bruder René von Anjou. Vgl. Crivelli (oben, bei Johanna 3); Faraglia, Storia della regina Giovanna II. d'Angiò (Lanciano 1904).

Johanna d'Albret (Jeanne d'Albret), geb. 7. Jan. 1528, gest. 9. Juni 1572, einzige Tochter und Erbin Heinrichs II. von Navarra und Béarn, aus dem Hause Albret, das seit 1494 das Königreich Navarra durch Heirat besaß, und Margaretens von Valois, Schwester Franz' I., zeigte, trefflich erzogen, in den schwierigsten Lagen männlichen und kühnen Sinn, regierte segensreich und trat eifrig für ihren reformierten Glauben ein. 1548 vermählte sie sich mit Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, der ihr weder an Charakter noch an Geist ebenbürtig war. Sie gebar ihm 1553 den spätern König Heinrich IV. Durch den Tod ihres Vaters ward sie 1555 nebst ihrem Gemahl Anton, seit dessen Tode 1562 allein Herrscherin des kleinen Königreichs Navarra, das sie mit Kraft und Weisheit regierte, und wo sie die Reformation einführte. Unter den Hugenotten besaß sie bedeutenden Einfluß und brachte in den Hugenottenkriegen große Opfer. 1572 wegen der beabsichtigten Vermählung ihres Sohnes mit Margarete von Valois an den Hof berufen, starb sie zwei Monate vor der Bartholomäusnacht, angeblich durch Gift, in Paris. Vgl. Freer, Life of Jeanne d'Albret (2. Aufl., Lond. 1861); kleinere Biographien von Pressel (Berl. 1868) und Arndt (Leipz. 1875); de Ruble, Le mariage de Jeanne d'Albret (Par. 1877), Antoine de Bourbon et Jeanne d'Albret (das. 1881—86, 4 Bde.), Mémoires et poésies de Jeanne d'A. (das. 1894) und J. d'Albret et la guerre civile (das. 1897, Bd. 1).

Johanna d'Arc, s. Jeanne d'Arc.

Johanna von Anjou, s. Johanna 3) und 4).

Johannes (Johann, hebr. Jehochanán [»Gottesgabe«], griech. Ioannes), 1) J. der Täufer, eine von der christlichen Sage schon früh mit Vorliebe erfaßte und in möglichst nahe Beziehung zu Jesus von Nazareth gebrachte, nichtsdestoweniger aber wahrhaft geschichtliche Gestalt. Er trat in der Wüste Juda und am untern Jordan als Asket und Prophet auf, sammelte Jünger um sich und verkündigte die Nähe des von den alten Propheten geweissagten Reiches Gottes, aber so, daß er als Vorbedingung für dessen Kommen Buße und Bekehrung forderte und der Verpflichtung dazu durch das Symbol der Wassertaufe im Jordan Ausdruck gab. Auch auf Jesus Christus (s. d.) übte J. einen tiefgehenden Einfluß aus, wie ihn jener denn auch geradezu für seinen Vorläufer erklärte, in dessen tragischem Ende er die Weissagung des eignen Geschickes erkannte (Matth. 17, 11 f.; Mark. 9, 12 f.). Dieses Ende bringen die Evangelien mit der Geschichte der Herodias (s. d.) in Verbindung. Anders berichtet Josephus (Antiqu. XVIII, 5, 2) den Hergang, indem er als Motiv der Enthauptung des J. auf der Bergfestung Machärus (spätestens 34 n. Chr.) die Furcht vor der durch seine Reichspredigt hervorgerufenen Volksbewegung angibt, welch letztere leicht zu einer Umwälzung hätte führen können. Vgl. Köhler, Johannes der Täufer (Halle 1884).

2) J. der Apostel, einer der Vertrauten Jesu, Sohn des Fischers Zebedäus und der Salome, Bruder des ältern Jakobus, trieb das Gewerbe seines Vaters am See Genezareth und gehörte zu den Erstberufenen in Jesu Nachfolgeschaft. Die synoptischen Evangelien schildern ihn und seinen Bruder als heftige, ehrgeizige, sogar zur Gewalttat neigende »Donnerskinder«, während das seinen Namen tragende vierte Evangelium in ihm den sanften und treuen Lieblingsjünger sieht, der selbst beim Tode Jesu in dessen Nähe ausharrt und von dem sterbenden Meister die Weisung empfängt, sich der Mutter desselben als Sohn anzunehmen. In der Urgemeinde hat er als eine der »Säulen«, der Autoritäten der judenchristlichen Richtung, eine führende Stellung eingenommen. Daß er mit seinem Bruder Jakobus von Juden getötet wurde, läßt sich aus Mark. 10, 19 in Verbindung mit einer bestimmten Angabe bei Papias (s. d.) von Hierapolis wahrscheinlich machen. Der spätern

kirchlichen Überlieferung zufolge soll er nach Kleinasien übergesiedelt sein und von Ephesos aus eine oberhirtliche Tätigkeit entfaltet haben. Daß er unter Domitian auf die Insel Patmos verwiesen worden und unter Nerva zurückgekehrt sei, beruht auf Offenb. 1, 9 und hängt zusammen mit der Annahme, daß der Verfasser der Apokalypse mit dem Jünger Jesu identisch sei. Aber sowohl diese Annahme wie überhaupt die Tradition von dem ephesinischen Aufenthalt eines Zwölfapostels haben in neuer Zeit starke Anfechtung erfahren, und man will in der judenchristlichen Autorität, die nach den Zeiten des Apostels Paulus in Ephesos unter dem Namen J. auftritt und wahrscheinlich in der Apokalypse sich bezeugt, sogar einen andern J. finden, den der gegen 150 schreibende Papias den Presbyter J. nennt. Dann wären auf diesen J. auch die kirchlichen Zeugnisse zu beziehen, denen zufolge J. zu Ephesos als der letzte der Apostel während der Regierung Trajans eines natürlichen Todes gestorben sein soll. Im Verlauf der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. verdichtet sich diese Form der Johannislegende, und die spätere Kirche hat sie noch mehr ausgeschmückt. In der katholischen Kirche ist der 27. Dezember sein Gedächtnistag. Den Namen des Apostels J., als des Verfassers, tragen in unserm neutestamentlichen Kanon ein Evangelium, drei Briefe und eine prophetische Schrift, die Apokalypse oder Offenbarung des J.

Das **Evangelium des Johannes** unterscheidet sich wesentlich von den drei ältern Evangelien. Es gibt in großen Zügen einerseits ein Gemälde des Widerstreits der Welt gegen die in dem menschgewordenen Gottessohn geoffenbarte Wahrheit, anderseits ein Bild der innern Beseligung der Auserwählten, die sich ihm als dem Lichte des Lebens hingeben. Nicht Taten und Aussprüche, vom Gedächtnis bewahrt, sind dem Verfasser die Hauptsache, sondern Ideen, von der Spekulation erzeugt, vom Gefühl empfangen und als Glaube geboren. Soll J. dieses Buch überhaupt geschrieben haben, so müßte es erst gegen Ende seines Lebens in Ephesos geschehen sein, woselbst eine Berührung mit der alexandrinischen Spekulation, wie sie die Ausführung über den Logos (s. d.) im Anfang des Evangeliums voraussetzt, denkbar wäre. Freilich weisen innere Zeitspuren das Werk in das 2. Jahrh., vielleicht schon in die Blütezeit der Gnosis. Aus den zahlreichen Kommentaren verdienen Hervorhebung die von Lücke (3. Aufl., Bonn 1840, 1843, 1856, 3 Tle.), Tholuck (7. Aufl., Gotha 1857), Meyer (8. Aufl. von Weiß, Götting. 1893), De Wette (5. Aufl. von Brückner, Leipz. 1863), Hengstenberg (2. Aufl., Berl. 1867 bis 1870, 3 Bde.), Ewald (Götting. 1862, 2 Bde.), Luthardt (2. Aufl., Nürnb. 1875), Keil (Leipz. 1881), Westcott (Lond. 1882), Schanz (Tübing. 1889), Godet (3. Ausg., Neuchâtel 1881—85, 3 Bde.; deutsch, 3. Aufl., Hannov. 1890—92), Wahle (Gotha 1888), Bugge (deutsch, Stuttg. 1894) und H. Holtzmann (2. Aufl., Freiburg 1893). Vgl. außerdem Thoma, Die Genesis des Johannesevangeliums (Berl. 1882); O. Holtzmann, Das Johannesevangelium (Darmst. 1887); Baldensperger, Der Prolog des vierten Evangeliums (Freib. 1898); Wrede, Charakter und Tendenz des Johannesevangeliums (Tübing. 1903); Schwartz, über den Tod der Söhne Zebedäi (Berl. 1904). S. auch Evangelium und Jesus Christus (besonders S. 247).

Von den **Briefen des J.** ist der erste der bei weitem bedeutendere. Derselbe bildet ein untrennbares Seitenstück zu dem Johanneischen Evangelium und führt insonderheit die praktische Seite der dort niedergelegten Ideen aus. Er knüpft weit mehr als das Evangelium an die Verhältnisse der Wirklichkeit an und bekämpft namentlich die antinomistische Gnosis, aber der Grundgedanke ist auch hier die Realität des im Fleisch erschienenen Heils und die durch die Gemeinschaft des Glaubens und der Heiligung bedingte Liebe der Gläubigen untereinander. Die zweite und dritte Epistel sind kleine Handschreiben mit vieldeutigen Adressen. Ihr Verfasser nennt sich Presbyter, was auf die Hypothese vom Presbyter J. zurückweist.

Die **Offenbarung des J.** (Apokalypse) entstand nach herkömmlicher Ansicht, als die Nähe der über Jerusalem hereinbrechenden Katastrophe und die blutige Christenverfolgung unter Nero in den Gemütern, besonders der ehemaligen Juden, die ganz Farbenglut der messianischen Hoffnungen wieder erweckten und man zuversichtlich einer in der nächsten Zukunft eintretenden allgemeinen Umwälzung entgegensah, die mit der Läuterung Jerusalems und mit Roms Untergang beginnen und mit Christi Wiederkunft, der Auferstehung der Toten und mit dem Weltgericht endigen sollte. Kleidet der Verfasser diese Erwartungen auch in Visionen nach Art der alttestamentlichen Propheten, namentlich Daniels, ein und entlehnt von denselben seine Farben, Symbole und Bilder, so bleibt ihm doch das Verdienst der Vereinigung verschiedener Elemente zu einem Ganzen und einer gewissen Virtuosität in der symmetrischen Anordnung der Bilder und in der stufenmäßigen Entwickelung der Szenen. Als poetisches Werk hat diese Apokalypse alle Eigenschaften morgenländischer Dichtung. Der brennende Hauch des Ostens belebt ihre Bilder, eine üppige Phantasie opferte die Schönheit der Kühnheit, und das Menschlich-Ansprechende weicht dem Gigantisch-Abstoßenden. Das Buch ist frühestens zwei Jahre vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben und setzt die Sage von dem aus dem Tode zum Leben zurückgekehrten Nero voraus. Dagegen paßt die vorausgesetzte Verfolgung der Christen wegen verweigerten Kaiserkultus eher in die Zeit Domitians, in welche die alte Kirche sie verlegte, während neuere Kritiker die doppelten Zeitspuren benutzen, um eine schichtenweise Entstehung des Ganzen auf jüdischer Grundlage wahrscheinlich zu machen. Der Verfasser nennt sich J., und die Überlieferung sieht in diesem den Apostel J., während andre den sogen. Presbyter als den Begründer der judaistisch-apokalyptischen Reaktion gegen die Paulinische Fortbildung der kleinasiatischen Gemeinden darstellen. Sprachliche und sachliche Gründe verbieten, dies Werk und das sogen. Evangelium des J. Einem Verfasser zuzuschreiben. Kommentare schrieben neuerdings Ewald (Götting. 1862), De Wette (3. Aufl. von Möller, Leipz. 1862), Düsterdieck (3. Aufl., Götting. 1877; neubearbeitet von Bousset, das. 1896), Hengstenberg (2. Aufl., Berl. 1862), Bleek (das. 1862), Volkmar (Zürich 1862), Kliefoth (Leipz. 1874), Bisping (Münster 1876), Spitta (Halle 1889), H. Holtzmann (2. Aufl., Freiburg 1893). Vgl. außerdem E. Vischer, Die Offenbarung Johannis eine jüdische Apokalypse in christlicher Bearbeitung (Leipz. 1886); J. Weiß, Die Offenbarung des J. (Götting. 1904). S. Chiliasmus und Apokalyptik.

Johannes, Kaiser von Byzanz: 1) J. I. Tzimiskes, geb. um 925 in Armenien, kämpfte siegreich gegen die Araber, ermordete 11. Dez. 969 den Kaiser Nikephoros Phokas auf Anstiften der Kaiserin Theophano, die er darauf nach der Insel Prote verbannte, und nahm selbst vom Thron Besitz. Er regierte mild,

gerecht und kraftvoll, besiegte den russischen Fürsten Swätoslaw, der das zerrüttete Bulgarenreich zu erobern suchte, machte selbst die Bulgaren untertänig und setzte ebenso glücklich die Eroberungen seines Vorgängers in Syrien und Armenien fort. Mit dem deutschen Kaiser Otto I. schloß er Frieden und sandte die Prinzessin Theophano als Gattin für dessen Sohn, Otto II. (972). Er starb schon 976, angeblich vergiftet.

2) J. II. Komnenos, genannt Kalojohannes, Sohn des Alexios I. Komnenos, regierte von 1118—1143. Er kämpfte mit Glück gegen die Feinde des Reiches, namentlich gegen den Sultan von Ikonion und gegen die Petschenegen, bestätigte 1126 den Venezianern, mit denen er vorher in Krieg geraten, die von seinem Vater verliehenen Freiheiten, unterwarf 1137 auch Kilikien, nötigte den Fürsten Raimund von Antiochia, ihm den Lehnseid zu leisten, und beteiligte sich darauf an den Kämpfen in Syrien gegen den Sultan Zenki. Er starb 8. April 1143.

3) J. III. Dukas Vatatzes, Schwiegersohn und Nachfolger des Theodor I. Laskaris in Nicäa, 1222 bis 1254, eroberte den größten Teil von Thrakien und Mazedonien, namentlich 1246 Thessalonich, nötigte auch den Despoten Michael von Epirus zur Anerkennung seiner Oberhoheit und bereitete so die Wiederherstellung des byzantinischen Kaisertums vor.

4) J. IV. Laskaris wurde nach seines Vaters Theodor II. Tode 1258 in unmündigem Alter zum Kaiser von Nicäa erhoben, kam aber 1259 in die Gewalt des Michael Paläologos, der ihn 1261 beseitigte.

5) J. V. Paläologos, Sohn des Andronikos III. Paläologos, geb. 1332, bestieg 1341 unter der Vormundschaft seiner Mutter Anna den Thron, mußte 1347 Johannes Kantakuzenos zum Mitkaiser annehmen und kam erst nach dessen Sturz 1355 wirklich zur Regierung. Er suchte im Abendland vergeblich Hilfe gegen die Türken, wurde 1376 von seinem Sohn Andronikos gestürzt, erlangte aber 1379 mit Hilfe des türkischen Sultans Murad, dem er sich zur Tributzahlung verpflichten mußte, die Herrschaft wieder und regierte bis zu seinem Tode 1391.

6) J. VI. Kantakuzenos, Feldherr und Staatsmann im Dienste der Kaiser Andronikos II. und Andronikos III., ließ sich nach des letztern Tod 1341 gegen dessen Sohn Johannes V. zum Kaiser ausrufen, gewann in dem darauf ausbrechenden Bürgerkriege schließlich mit Hilfe der Türken die Oberhand und nötigte 1347 den jungen Kaiser, den er mit seiner Tochter vermählte (eine zweite Tochter gab er dem türkischen Sultan Urchan zur Gemahlin), ihn zum Mitkaiser anzunehmen. Doch kam es bald zu einem neuen Bürgerkrieg, er zog sich 1355 in ein Kloster zurück und starb 1383. J. schrieb eine Geschichte seiner Zeit 1320—56 (hrsg. von Schopen in dem »Corpus scriptorum historiae byzantinae«, 3 Bde., Bonn 1828—32) und unter dem Namen Christodulos zahlreiche theologische Streitschriften. Vgl. Parisot, Cantacuzène, homme d'État et historien (Par. 1845), und die von Johannes Komnenos 1699 veröffentlichte Biographie (hrsg. von Loparev, St. Petersburg 1888).

7) J. VII. Paläologos, Sohn Andronikos' IV., wurde von diesem, als er sich 1376 gegen seinen Vater Johannes V. empörte, zum Mitkaiser ernannt, entthronte dann 1390 seinen Großvater, wurde aber selbst noch in demselben Jahre von seinem Oheim Manuel gestürzt.

8) J. VIII. Paläologos folgte 1425 seinem Vater Manuel bei dessen Abdankung. Gegen die Türken, die immer weiter vordrangen, suchte er Hilfe im Abendland und betrieb zu diesem Zweck die Vereinigung der morgen- und abendländischen Kirche. Er reiste selbst 1437 nach Italien und wohnte dem Konzil, das Papst Eugen IV. zuerst 1438 in Ferrara abhielt und 1439 nach Florenz verlegte, bei; dort wurde wirklich die Union abgeschlossen. J. kehrte 1440 nach Konstantinopel zurück, war aber bei dem Widerwillen des Volkes außerstande, die Union durchzuführen, und starb 1448.

Johannes, Kaiser von Abessinien, geb. um 1832, gest. 9. März 1889, hieß eigentlich Kasai (Kassai) und ward vom Fürsten Gobesié von Lasta und Godscham zum Gouverneur von Tigré ernannt; 1867 aber erklärte er sich zum unabhängigen Fürsten von Tigré. Als 1868 die Engländer ihre Expedition gegen Theodor (s. d.) von Abessinien unternahmen, knüpfte Kasai Unterhandlungen mit Napier an; dieser beschenkte ihn bei seinem Abzug aus Abessinien (1. Juni 1868) mit Geschützen, Gewehren und Munition. Nachdem Kasai 14. Juli 1871 Gobesié, den Herrn über Südabessinien, bei Adua besiegt hatte, ließ er sich 21. Jan. 1872 in Axum zum Kaiser (Negus Negesti, »König der Könige«) von Äthiopien krönen und nahm dabei den Namen J. an. Nachdem er 1875—76 die Angriffe der Ägypter zurückgeschlagen hatte, unterwarf er 1879 auch Menelik von Schoa und 1880 Ras Adal von Godscham. Seitdem herrschte er über ganz Abessinien. Den Italienern brachte sein Feldherr Ras Alula 26. Jan. 1887 bei Dogali (Saati) eine Niederlage bei. Dann zog er gegen die Mahdisten in Galabat und fiel in der Schlacht bei Metemmeh. Sein von ihm zum Nachfolger ernannter Neffe Mangascha wurde von Menelik (s. d.) verdrängt.

Johannes a Lasko, s. Laski.

Johannes Bekkos, Patriarch von Konstantinopel, trat auf dem 14. allgemeinen Konzil zu Lyon 1274 für die Union zwischen Griechen und Lateinern ein, die er als Patriarch von 1275—82 in Wort und Schrift eifrig gefördert hat. 1283 abgesetzt, starb er 1293 im Kerker.

Johannes Chrysorrhoas, aus Damaskus, deshalb gewöhnlich J. Damascenus genannt, Sohn eines Beamten bei einem sarazenischen Fürsten, verteidigte im Bilderstreit die Bilderverehrung gegen Leo den Isaurier und Konstantin Kopronymos. Auch hat er zuerst in der morgenländischen Kirche die Dogmatik als ein Ganzes systematisch dargestellt, und diese seine Darlegung des orthodoxen Glaubens in vier Büchern (»Quellen der Gnosis«) hat in der griechischen Kirche ein klassisches Ansehen gewonnen. Er starb vor 754 als Mönch im Kloster des heiligen Sabas bei Jerusalem. Die beste Ausgabe seiner griechischen Werke ist von Lequien (Par. 1712, 2 Bde.). Vgl. Langen, J. von Damaskus (Gotha 1879); Holl, Die Sacra parallela des Johannes Damascenus (Leipz. 1897); Ermoni, Saint Jean Damascène (Par. 1904); K. Dyobuniotes, J. der Damascener (griech., Athen 1903).

Johannes Chrysostomos, s. Chrysostomos 1).

Johannes Damascenus, s. Johannes Chrysorrhoas.

Johannes der Priester, nach der Legende christlicher Fürst eines Reiches im östlichen Asien im 12. Jahrh., auch Indorum rex genannt; von ihm werden durch mittelalterliche Chronisten Briefe, die wahrscheinlich apokryph sind, mitgeteilt. Doch wird er auch nach Ostafrika und Äthiopien versetzt, wo ihn später die Portugiesen aufsuchten. Endlich befestigte

sich die Ansicht, daß Abessinien das Reich J.' sei: noch im 17. Jahrh. hieß es Regnum Presbyteri Johannis. Die Sage, die zu vielen Entdeckungsfahrten Anlaß gab, bezieht sich (nach Oppert, Der Priester J. in Sage und Geschichte, 2. Aufl., Berl. 1870) auf das Reich Karakitai (der schwarzen Kitan), das kurz nach 1125 von dem aus Nordchina vertriebenen Stamm der Kitan unter Yië lü Ta shi in der Großen Bocharei (Kaschgar) gegründet wurde. Der letzte Abkömmling Yië lü Ta shis wurde 1201 von dem Naiman-Mongolen Kutschluk (Kushlek) gestürzt, der seinerseits Dschengis-Chan erlag. Die Karakitaier waren wahrscheinlich nestorianische Christen; den Titel ihres Fürsten, Kurchan (Volkschan), verwechselte man mit dem syrischen Juchan (»Johann«). Doch ist diese Deutung angefochten und die indische Heimat und die Echtheit der Briefe des priesterlichen Fürsten verteidigt worden. Vgl. Zarncke, Der Priester J. (Leipz. 1876—79, 2 Tle.).

Johannes Faber (auch Fabri, eigentlich Heigerlin), Bischof von Wien, geb. 1478 zu Leutkirch im Algäu, gest. 21. Mai 1541 in Baden bei Wien. Aus einer armen Familie stammend, studierte er gleichwohl in Tübingen und Freiburg Theologie und die Rechte, trat in den Dominikanerorden, wurde durch seine Predigten bekannt und 1516 Generalvikar des Bischofs von Konstanz. Anfangs stand er mit den schwäbischen Humanisten, besonders mit Erasmus, in freundschaftlichen Beziehungen, trat aber dann als eifriger Gegner Luthers auf, gegen den er 1522 sein »Opus adversus nova quaedam dogmata Lutheri« richtete. Kaiser Ferdinand I. berief ihn später in seinen Rat, verwendete ihn bei Disputationen und Gesandtschaften und übergab ihm 1530 das Wiener Bistum. Während der ersten Belagerung Wiens durch die Türken (1529) wirkte er durch seine zahlreichen Predigten. Mit größtem Eifer kämpfte er in Wort und Schrift gegen die »Ketzer«, griff Luther heftig an, wurde aber von diesem keiner direkten Antwort gewürdigt. Für seine Diözese, die durch die Verwüstungen der Türken stark gelitten hatte, war er ungemein tätig, auch in wirtschaftlicher Hinsicht, und gründete ein Alumnat nach dem Muster des Collegium trilingue in Löwen, das er zu einer Pflanzschule für tüchtige Seelsorger machte.

Johannes Magnus, schwed. Geschichtschreiber, s. Magni.

Johannes Saresberiensis, s. Johann von Salisbury (S. 279 dieses Bandes).

Johannes Secundus (eigentlich Jan Nicolai Everaerts), neulat. Dichter, geb. 14. Nov. 1511 im Haag, gest. 24. Sept. 1536 in Doornyk, studierte in Bourges die Rechte, wandte sich dann der Dichtkunst zu, bereiste Italien und Spanien und ward Sekretär des Kardinals Tavera, Erzbischofs von Toledo. Seine Dichtungen sind gleich ausgezeichnet durch zartes Gefühl wie durch klassische Sprache und gewählte Bilder. Am bekanntesten sind die »Basia« (Utr. 1539; zuletzt von Ellinger in den »Lateinischen Literaturdenkmälern des 15. und 16. Jahrhunderts«, Bd. 14, Berl. 1899; deutsch: »Die Küsse«, von Passow, Leipz. 1807 u. 1877). Eine Gesamtausgabe seiner »Opera poetica« veranstalteten seine Brüder Nicolai Gaudius und Andr. Marius (Par. 1541 u. ö.; zuletzt von Bosscha, Leiden 1821, 2 Bde.).

Johannes vom Lateran, Orden des heiligen, päpstlicher Zivilorden, von Pius IV. 1560 zur Belohnung bürgerlicher Tugend gestiftet, hatte nur eine Klasse, doch konnte man bei der Aufnahme wählen, ob man päpstlicher Pfalzgraf werden wollte oder nicht; der erstere Fall veranlaßte größere Aufnahmegebühren. Die Dekoration besteht in einem rot emaillierten, achtspitzigen, goldeingefaßten Kreuz mit Kugeln und goldenen Lilien in den Winkeln. Der blaue Mittelschild zeigt im Avers den heil. Johannes mit der Ordensdevise: »Praemium virtuti et pietati« (»Lohn für Tugend und Frömmigkeit«), im Revers die Schlüssel Petri mit der Tiara und als Umschrift: »Ordinis institutio 1560«. Der Orden wurde am schwarzen Band getragen. Da er seit Anfang des 19. Jahrh. nicht mehr verliehen worden, ist er als erloschen zu betrachten.

Johannes von Asien, s. Johannes von Ephesos.

Johannes von Ephesos, auch Johannes von Asien genannt, monophysitischer Geistlicher, gest. nach 585, wirkte als Vertrauter Justinians seit 546 für die Bekämpfung des Heidentums in Kleinasien und in der Reichshauptstadt und schrieb nach dem Tode seines Gönners, durch die über die Monophysiten ergehende Verfolgung selbst bedrängt, eine »Kirchengeschichte«, deren dritter, die jüngste Gegenwart behandelnder Teil von Cureton (Oxf. 1853; deutsch von Schönfelder, Münch. 1862) herausgegeben wurde. Der zweite Teil ist in der Chronik des Dionysius von Tell Mahre (gest. 845) überarbeitet erhalten. Vgl. Land, J. von Ephesus, der erste syrische Kirchenhistoriker (Leiden 1856); Nau, Analyse de la seconde partie inédite de l'histoire ecclésiastique de Jean d'Asie, in der »Revue de l'Orient Chrétien«, Bd. 2 (Par. 1897). [J. Jauernig.

Johannesberg, Schloß in Österreich-Schlesien,

Johannesburg, Bergwerksstadt in der brit. Transvaalkolonie, unter 26° 10′ südl. Br. und 28° östl. L., 100 km südlich von Pretoria, am Südabhang der Witwaters-Randberge, 1700 m ü. M., durch Eisenbahn mit der 1620 km entfernten Kapstadt verbunden, erst 1886 infolge von Goldentdeckungen entstanden, zählte 1896 einschließlich der Vorstädte Marschalswijk, Doornfonteins, Natalwijk, Jeppeswijk, Fordsburg, Braamfontein und Bohsenswijk 102,078 Einw. (79,315 männliche, 22,763 weibliche), davon sind 50,907 Weiße, 952 Malaien, 4807 Kulis und Chinesen, 42,533 Kaffern und 2879 Mischlinge. Das britische Element ist mit 67 Proz. unter der weißen Bevölkerung vorherrschend; von der Gesamtbevölkerung sind 93 Proz. Zugewanderte. 12,748 Personen waren im Bergbau, 11,988 im Handel und Verkehr, 32,439 in andern Industriezweigen und nur 1884 in der Landwirtschaft tätig. Die Stadt ist sehr regelmäßig angelegt, hat breite Straßen, mehrere große Plätze, große Börse, Regierungsgebäude und zahlreiche andre stattliche Bauten, ist Knotenpunkt eines Eisenbahnnetzes und auch mit den Kohlengruben von Boksburg durch eine Eisenbahn verbunden. Das in den Gruben des Witwatersrandes (Robinson, Langlaagte Estate, New Primrose, Crown Reef u. a.) gewonnene Gold betrug bis 1896: 278,813 kg im Werte von 652,594,000 Mk., so daß von der Goldproduktion der ganzen Welt auf J. mehr als ein Sechstel kommt. J. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Johanneschristen (Johannisjünger) kommen auch noch nach dem Tod ihres Meisters, des Täufers Johannes, im Neuen Testament und unter dem Namen Hemerobaptisten als gnostisierende Sekte bei altkirchlichen Schriftstellern vor; seit Mitte des 17. Jahrh. glaubte man sie in den Sabiern oder Mandäern wieder aufgefunden zu haben. Vgl. Brandt, Die mandäische Religion (Leipz. 1889).

Johannesen, Edward Holm, norweg. Kapitän, geb. 1844 in Balstrand bei Tromsö, machte sich um die Kenntnis des Arktischen Meeres verdient, indem er 1869 als Erster das Karische Meer durchkreuzte, 1870 Nowaja Semlja umsegelte und 1878 die Insel Einsamkeit (s. d.) im Nördlichen Eismeer entdeckte.

Johanngeorgenstadt, Bergstadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Schwarzenberg, am Schwarzwasser, Knotenpunkt der Sächsischen, bez. Österreichischen Staatsbahnlinien Schwarzenberg–J. und Karlsbad–J., 750 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Denkmäler des Kurfürsten Johann Georg und des erzgebirgischen Dialektdichters Röder, Rettungshaus, Amtsgericht, Oberförsterei, Nebenzollamt I, bedeutende Glacéhandschuhfabrikation, Kunsttischlerei, Zigarrenfabrikation, Bergbau auf Wismut und (1900) 5948 meist evang. Einwohner. J. wird als Sommerfrische besucht. — J. ward 1654 vom Kurfürsten Johann Georg I. für aus Böhmen vertriebene evangelische Bergleute angelegt und ist nach dem großen Brande von 1867 wieder neu aufgebaut.

Johannisapfel, s. Apfelbaum, S. 612.

Johannisbad, s. Johannisfest.

Johannisbad, Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Trautenau, beliebter Kurort, 651 m ü. M. in einem anmutigen Tale des Riesengebirges am Südostabhang des Schwarzenbergs (1299 m), an der Linie Trautenau-Freiheit-J. der Österreichischen Nordwestbahn gelegen, von ausgedehnten Nadelwäldern umgeben, hat eine indifferente Therme (29°), die zu Bädern, besonders bei Nervenleiden und Frauenkrankheiten, benutzt wird, ferner einen zur Trinkkur verwendeten schwachen alkalisch-salinischen Eisensäuerling (8°), ein Bade-, ein Kurhaus, eine Wandelbahn, elektrische Beleuchtung, eine katholische und eine prot. Kirche und (1900) 262 deutsche Einwohner. J. wird auch als klimatischer Kurort benutzt, die Jahrestemperatur beträgt 8—10°, die Sommertemperatur 20—22°; es wurde 1900 von 3100 Kurgästen besucht. J. ist auch Ausgangspunkt für Ausflüge in das Riesengebirge. Vgl. Pauer, Johannisbad (Wien 1880); Knaur, J. im Riesengebirge (das. 1897); Schreier, J., das deutsch-böhmische Gastein (3. Aufl., Prag 1904).

Johannisbeerblattbräune, eine ungemein verderbliche Blattfleckenkrankheit der roten Johannisbeere, die bereits Ende Juli die Johannisbeersträucher entblättert, wird durch einen Pilz, Gloiosporium Ribis *Montg.* et *Desm.*, verursacht. Die Blätter zeigen zuerst zahlreiche rotbraune Pusteln, die später graubraune Flecke bilden und, befeuchtet, sich schlüpfrig anfühlen. Sie enthalten eine große Menge schwach gekrümmter einzelliger Sporen. Auch Stachelbeersträucher sowie die als Unterlage für hochstämmige Stachelbeersträucher dienende gelbe Johannisbeere (Ribes aureum) werden befallen. Manche Johannisbeersorten leiden stärker, wie die Kirschjohannisbeere, andre schwächer; die rote holländische Johannisbeere wird nicht befallen. Eine energische Behandlung mit neutraler Kupfersodabrühe wurde mit Vorteil angewendet.

Johannisbeerstrauch (Ribes *Mill.*), Untergattung der Gattung Ribes *L.* (Familie der Saxifragazeen), unbewehrte Sträucher mit mehr oder weniger verlängerten Blütenzweigen, an deren Basis stehenden, verlängerten Blütentrauben und nicht büschelförmig stehenden Blättern. Der echte Johannisbeerstrauch (Ribisel, R. rubrum *L.*), ein 1—1,6 m hoher Strauch mit meist fünflappigen und doppelt gesägten, wenig behaarten Blättern, schließlich überhängenden Blütentrauben und roten Früchten, ist in Skandinavien, Nordrußland, Sibirien und Nordamerika, auch in der Türkei, im Orient und auf dem Himalaja heimisch; er kam angeblich durch die Normannen nach Frankreich, von dort nach Spanien und der Schweiz, vielleicht auch nach Deutschland, wo er im 16. Jahrh. schon ziemlich allgemein bekannt war und die Beere medizinisch benutzt wurde. Es wird auch angenommen, daß die Gartenformen durch Kreuzung mehrerer Arten entstanden seien, und daß das in Westeuropa heimische R. domesticum mehr Anteil an der Bildung habe als R. rubrum. Er gedeiht am besten in leichtem Lehmboden in freier, sonniger Lage, man pflanzt ihn gewöhnlich auf Rabatten in 1—1,5 m Abstand, beseitigt an ältern Büschen das abgetragene Holz, um es durch junge, kräftige Zweige zu ersetzen, und entfernt zu dicht stehende Zweige. Sehr beliebt sind hochstämmige Kronenbäumchen, die durch Veredelung auf Ribes aureum gewonnen werden. Auch zieht man den J. am Spalier und als Kordon. Für die Tafel eignen sich von rotem: *holländische große rote, *rote Versailler, kaukasische, langtraubige, ferner holländische rosa, *holländische große weiße, weiße Versailler. Zum Massenanbau für den Markt, zur Weinbereitung, zum Einkochen eignen sich von den genannten die mit * bezeichneten. Zur Färbung des Weines wird die schwarze neapolitanische Johannisbeere benutzt; s. Tafel »Beerenobst«, Fig. 1—3. Über Zusammensetzung der Beeren s. Obst. Der Ahlbeerstrauch (Gichtbeere, schwarze Johannisbeere, Wanzenbeere, R. nigrum *L.*, s. Tafel »Beerenobst«, Fig. 4), dem J. ähnlich, 1—2 m hoch, mit gelben Drüsen auf der Unterseite der drei- bis fünflappigen, doppelt gesägten, gerieben ziemlich stark riechenden Blätter, grünlichen, weichhaarigen, drüsig punktierten Blüten mit zurückgeschlagenen, rötlichen Abschnitten und aromatisch schmeckenden, stark riechenden schwarzen Beeren, wächst in feuchten Wäldern des europäisch-asiatischen Waldgebietes bis zur Mandschurei und Nordchina, war im 16. Jahrh. in Deutschland bekannt und wurde, wie noch jetzt, von Landleuten gegen Gicht benutzt. Man kultiviert mehrere Varietäten als beliebtes Obst und zur Bereitung von allerlei Getränken. Am empfehlenswertesten ist Lees Schwarze.

Johannisbeerwein, s. Obstwein.

Johannisberg, ein Gipfel der Hohen Tauern, zur Glocknergruppe gehörig (s. Großglockner).

Johannisberg (früher Bischofsberg), Dorf im preuß. Regbez. Wiesbaden, Rheingaukreis, mit Station Geisenheim-J. an der Staatsbahnlinie Höchst–Horchheim, hat Bau- und Möbeltischlerei, Weinbau (49 Hektar) und (1900) 1460 Einw. Im Ort und in der Nähe desselben liegen mehrere schöne Schlösser und Villen, darunter Schwarzenstein, Johannisburg, vor allen aber auf einem 185 m hohen Hügel das prächtige Schloß J. mit Schloßkapelle und Weingärten (etwa 16 Hektar am Schloßberg), die den weltberühmten Johannisberger liefern. — Das Schloß ward 1757—59 auf den Ruinen eines 1090 gegründeten und 1563 aufgehobenen Benediktinerklosters erbaut, gehörte ursprünglich zum Bistum Fulda, wurde 1807 von Napoleon I. dem Marschall Kellermann geschenkt, 1814 aber vom Kaiser Franz dem Fürsten Metternich zu Lehen gegeben.

Johannisblume (Arnica montana), s. Tafel »Arzneipflanzen I«, Fig. 4; auch soviel wie Chrysanthemum Leucanthemum.

Johannisblut, s. Cochenille, S. 206.

Johannisblut, Pflanze, s. Hypericum.

Johannisbrotbaum, s. Ceratonia; falsches Johannisbrot, s. Cercis.

Johannisbruch, s. Halsbrücke.

Johannisbrunn, Kurort in Österreichisch-Schlesien, Bezirksh. Troppau, Gemeinde Meltsch, mit kohlensäurehaltigem Eisensäuerling.

Johannisburg, 1) Kreisstadt im preuß. Regbez. Gumbinnen, am Ausfluß des Pischflusses aus dem Roschsee und an der Staatsbahnlinie Allenstein-Insterburg, 122 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Präparandenanstalt, landwirtschaftliche Winterschule, Amtsgericht, Hauptzollamt, 2 Oberförstereien, Sägemühlen, Holzflößerei, Fischerei und (1900) 3481 meist kath. Einwohner. — Das 1345 erbaute Schloß J. lag nordöstlich am Roschsee. Der Johannisburger Kanal (6 km lang) verbindet J. mit dem Spirdingsee (s. Masurische Kanäle). Westlich von J. dehnt sich die Johannisburger Wildnis (Heide und Forst) aus, die 100 km lang und 45 km breit ist. — 2) Schloß, s. Aschaffenburg. — 3) Stadt in Südafrika, s. Johannesburg.

Johannis Empfängnis, zu Ehren des Täufers von der römischen Kirche am 24. September, von der griechischen Kirche am 23. gefeiert.

Johannis Enthauptung, der 29. August, in der griechischen Kirche durch Fasten gefeiert.

Johannisfest (Johannistag, Johannisnacht), das von der abendländischen Kirche früh dem Weihnachtsfest gegenübergestellte Geburtsfest Johannis des Täufers (24. Juni), kirchlich jetzt meist am nächstliegenden Sonntag gefeiert; in der morgenländischen Kirche das Fest Johannis Enthauptung (s. d.). Da das J. um die Zeit der Sommersonnenwende fällt, wo in vorchristlicher Zeit im Norden das Fest der Sonnenhöhe gefeiert wurde, so heißt das J. noch jetzt häufig Sonnenwendfest oder Mittsommerfest (engl. Midsummerday, schwed. Midsommarsdag), und viele daran haftende Gebräuche stammen aus heidnischer Zeit. So namentlich das Johannisbad, die Blumenopfer an die Flüsse und die Johannisfeuer, die noch heute in vielen Gegenden am Vorabend angezündet werden und früher oft unter Teilnahme der Obrigkeit und Fürsten auf Markt- und Spielplätzen üblich waren. Man tanzte singend um sie herum, sprang durchs Feuer, die jungen Brautpaare zusammen, um sich von allen bösen, kranken Stoffen zu reinigen, und warf nicht nur Blumen und Kräuter in die Flammen, damit gleich ihnen alles Unglück in Rauch aufgehe, sondern auch Pferdeköpfe, Knochen und selbst lebende Tiere, die einst als Opfergaben gedient haben. In Skandinavien wird die ganze helle Nacht von dem jungen Volke durchjubelt. Die hier und da herrschende Sitte, am J. die Gräber mit Blumen zu schmücken, ist wahrscheinlich von den Johanniskirchhöfen ausgegangen, auf denen an diesem Tag ihr Kirchweihfest gefeiert wurde. Dagegen sind die zahlreichen Mittel, am J. die Zukunft zu erforschen, Überbleibsel aus heidnischer Zeit, wo der Johannistag als sogen. Lostag galt. Vgl. die Literatur unter Art. »Sonnenfestfeuer«.

Johannisfeuer, s. Johannisfest.

Johannisgürtel, s. Lycopodium.

Johannisjünger, s. Johanneschristen.

Johanniskäfer, s. Johanniswürmchen und Maikäfer.

Johanniskäferlicht, das von japanischen Johanniskäfern ausgehende Licht, verhält sich wie gewöhnliches, es wird reflektiert, gebrochen und polarisiert und von Metallen nicht durchgelassen. Fällt es aber auf Karton, wird es durch denselben »filtriert«, so entstehen auf der andern Seite Strahlen, die nun Metalle durchdringen. Die Eigenschaften der filtrierten Strahlen scheinen von der Natur der filtrierenden Substanz abzuhängen. Sie zeigen deutliche Reflexion. Die Einzelheiten sind noch nicht recht verständlich, insbesondere nicht, daß Strahlen, durch Kupferplatten filtriert, wenn sie nachher auf Karton oder Holz auffallen, hinter diesem photographische Wirkung zeigen sollen, während anderseits eine Kupferplatte, direkt auf die photographische Platte gelegt, diese schützen soll.

Johanniskraut, Pflanze, s. Hypericum.

Johannislauch, s. Lauch.

Johannislogen, s. Freimaurerei, S. 71.

Johannisminne, s. Johannisweihe.

Johannisnacht, s. Johannisfest.

Johannisorden, verschiedene Orden, Brüderschaften, Kongregationen ꝛc., die meist den Apostel Johannes zum Schutzpatron wählten. Der geistliche Ritterorden von St. Johannes dem Täufer und St. Thomas wurde um 1205 in St.-Jean-d'Acre von Kreuzrittern zum Schutz der Pilger und zur Bekämpfung der Ungläubigen gestiftet, breitete sich über Italien und Spanien aus und machte sich durch Kämpfe gegen die Mauren berühmt. Nachdem der Orden seinen Sitz in Palästina verloren hatte, wurde er den Johanniterm einverleibt; nur in Spanien lebte noch ein Zweig als St. Thomasordenfort.

Johannissegen, s. Johannisweihe.

Johannistag, s. Johannisfest.

Johannistänzer, s. Tanzwut.

Johannisthal, Dorf im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Teltow, mit Station Niederschöneweide-J. Knotenpunkt der Linien Berlin-Königswusterhausen und Niederschöneweide-J.-Spindlersfeld, hat Denkmäler Friedrichs d. Gr. und des Kaisers Wilhelm I., einen Park und (1900) 2685 Einw. Die Kolonie J. wurde 1753 von Friedrich d. Gr. angelegt.

Johannistrieb, ein neuer Austrieb der Bäume im Sommer (Prolepsis). Dann auch bildliche Bezeichnung für Liebesneigungen, die, über die Zeit der Jugend hinaus, noch im spätern Alter erwachen. In Frankreich hat man dafür die Bezeichnung: été de la Saint-Martin, ebenso in Italien: estate di S. Martino.

Johannistrunk, s. Johannisweihe.

Johannisweihe, der Gedächtnistag Johannis des Evangelisten (27. Dezember), an dem man in den katholischen Kirchen Wein (Johannistrunk) zu weihen pflegt, der vor Vergiftung und andrer Gefahr schützen soll, weil jener Heilige den ihm von den Heiden dargereichten Giftbecher, aus dem in den Darstellungen eine Schlange aufzüngelt, ohne allen Schaden geleert haben soll. Dieser geweihte Wein wird auch zum Abschiedstrunk vor Reisen, zum Versöhnungstrunk und als Hochzeitstrank für die Brautleute aufbewahrt, weshalb er auch Johannissegen oder Johannisliebe (Johannisminne) heißt. Dieser, wie ein im evangelischen Süddeutschland (24. Juni) getrunkener Johannisbecher erinnern an die den alten germanischen Göttern und Göttinnen dargebrachten Gedächtnis- oder Minnetränke (s. Gesundheittrinken). Vgl. Zingerle, Johannissegen und Gertrudenminne (Wien 1852).

Johanniswürmchen (Glühwürmchen, Lampyris *Geoffr.*), Gattung der Weichkäfer (Malacodermata), Käfer mit kugeligen, großen, zusammenstoßenden Augen, kurzen Fühlern, halbkreisförmigem Thorax, dünnen, biegsamen Flügeldecken beim Männchen,

die Weibchen ohne Flügeldecken und Hinterflügel, larvenähnlich. Von den etwa 20 europäischen Arten ist L. splendidula *L.* (kleines J.) 9 mm lang, graubraun, mit zwei glasartigen Fensterflecken auf dem Halsschild, beim weißgelben Weibchen mit zwei Läppchen hinter dem Halsschild. Die wurmförmige Larve hat sechs gespreizte Beine, einen sehr kleinen Kopf und am letzten Hinterleibsring eine Art von vorstreckbarem Trichter, den das Tier als aufsaugendes Werkzeug benutzt, um sich von dem Schleim der Schnecken, die ihm zur Nahrung dienen, zu reinigen. L. noctiluca *L.* (großes J.), 11 mm lang, hell pechbraun,

Fig. 1—3. Kleines, 4—6 großes Johanniswürmchen. 1a, b, 4 Männchen; 2, 5 Weibchen; 3, 6 Larve.

ohne Fensterflecke, das Weibchen ohne Flügelstümpfe. Diese Art findet sich besonders in Westeuropa und Süddeutschland, an buschigen Orten in der Nähe von Wasser; das Männchen fliegt leuchtend an warmen Sommerabenden um Johannis und sucht das Weibchen, das leuchtend im Grase sitzt. Nach der Begattung erlischt das Leuchtvermögen. Das Weibchen legt seine gelben Eier an die Erde, die bald auskriechenden, nur schwach leuchtenden Larven überwintern und verpuppen sich wenige Wochen vor der Schwärmzeit. Vgl. die Abbildung und Artikel »Leuchtkäfer«.

Johanniswurz, s. Anacyclus und Aspidium.

Johannit, Mineral, soviel wie Uranvitriol.

Johanniterinnen, auch Hospitaliterinnen vom Orden des heil. Johannes von Jerusalem, sollen gleichzeitig mit den Johannitern entstanden sein und besaßen schon früh in Spanien, England und Frankreich mehrere Hospitäler, wurden um 1616 wegen zu freien Lebens reformiert und bestanden bis zur französischen Revolution.

Johanniterkreuz, soviel wie Malteserkreuz, s. Johanniterorden, S. 290.

Johanniterkreuz, in der Technik, s. Sperrgetriebe.

Johanniterorden (später Rhodiser- und Malteserorden). Die Anfänge dieses ersten und ältesten geistlichen Ritterordens sind in Dunkel gehüllt. Nach den besten Quellen gründete Karl d. Gr. in Jerusalem südlich und gegenüber von der heiligen Grabeskirche, auf dem jetzt Muristan genannten Platze, der seit 1869 der preußischen Krone gehört und seit 1898 eine protestantische St. Salvatorkirche trägt, ein Hospiz und eine St. Marienkirche, die zwar verfielen, aber durch Amalfitener restauriert wurden (etwa 1065). Die Kirche, Santa Maria latina genannt, gehörte den Benediktinern, die bald darauf eine St. Maria Magdalenenkirche mit einem Hospiz erbauten, um den Pilgerinnen Unterkunft zu gewähren; sie wurden als Santa Maria latina major und minor unterschieden. Das ältere Hospital, für die Aufnahme von Männern bestimmt, war anfangs dem St. Johannes Eleemon aus Alexandria geweiht, nahm aber später St. Johannes Baptista zum Schutzpatron an und trennte sich unter einem gewissen Gerhard bald nach der Eroberung Jerusalems 1099 von der Verbindung mit jenen Kirchen. Die neue Bruderschaft erhielt eine eigne Verfassung und deren Bestätigung durch Paschalis II. (15. Febr. 1113). Nach Gerhards Tode (3. Sept. 1120) folgte Raymund von Puy als Meister, der den Brüdern die Pflichten der Armut, Keuschheit und des Gehorsams auferlegte und als Ordenstracht einen schwarzen Mantel mit weißem Kreuz auf der linken Seite vorschrieb; später verband er mit der Krankenpflege auch die Verpflichtung zum Schutz der Pilger und zum Kampf gegen die Muselmänner. Die Mitglieder zerfielen in Ritter adliger Geburt, Ordenspriester und dienende Brüder, die zum Kampf auszogen, den Kirchen- und Krankendienst übernahmen. Der Orden fand bald überall weite Verbreitung im ganzen Abendland und erwarb auch einen umfangreichen Besitz im Königreich Jerusalem. Innere Streitigkeiten, auch häufige Zwiste mit dem Orden der Templer schwächten bald seine Macht, doch tat er auf allen Kreuzzügen seine Schuldigkeit; besonders durch die Eroberungen des Sultans Bibars verlor er die meisten seiner Besitzungen im Heiligen Land und durch den Fall Akkons (18. Mai 1291) auch diesen letzten Stützpunkt, weshalb er nach Limissol auf Cypern übersiedelte, von wo er nach vergeblichen Bemühungen, in Palästina wieder festen Fuß zu fassen, unter Fulco von Villaret die Insel Rhodus (1309) eroberte, so daß er seitdem auch der Rhodiserorden hieß. Nach dem Untergang der Templer ging 1312 ein großer Teil ihrer Besitzungen auf den Orden über, der die Insel lange unangefochten behauptete, auch zeitweise auf dem Festland von Kleinasien festen Fuß faßte. Unter Johann von Lastic (1437—54) wurde sie zweimal, unter Pierre d'Aubusson durch ein großes Heer Mohammeds II. (1480) bestürmt, aber jedesmal durch den Heldenmut der Verteidiger gerettet. Als aber Philipp Villiers de l'Isle (1521—34) Großmeister geworden war, übte der frühere Kanzler Andreas von Amaral, der sich dadurch gekränkt fühlte, Verrat und ging zu den Türken über. Alsbald erschien Soliman mit einer Flotte von 400 Segeln und 140,000 Mann Landtruppen 26. Juni 1522 auf der Höhe von Rhodus, während die Johanniter dem Feinde nur 600 Reiter und 4500 Mann entgegenzustellen hatten; die Stadt ergab sich nach heldenmütiger Gegenwehr 21. Dez. d. J. In der Neujahrsnacht zu 1523 verließ der Rest des Ordens unter Villiers die Insel und kam im Mai nach Messina, das ihm der Vizekönig Pignatelli angewiesen hatte. Überall in Europa, besonders bei Kaiser und Papst, fand der Orden das tiefste Mitleid, und Karl V. überließ ihm 24. März 1530 Malta samt Gozzo, Comino und Tripolis als Lehen, wofür derselbe alljährlich einen weißen Falken als Symbol der Abhängigkeit an die spanischen Statthalter von Sizilien geben sollte; Clemens VII. bestätigte diese Schenkung 25. April 1530. Am 26. Okt. 1530 landete der Großmeister auf Malta, und der Orden nahm davon den Namen Malteserorden an. Auch hier ward die ursprüngliche Aufgabe des Ordens nicht verabsäumt; das große, schöne, bis zuletzt unterhaltene Hospital gab Zeugnis davon.

Als der Orden unter dem Großmeister Juan d'Omedes (1536—53) Karl V. im Kriege gegen die Barbareskenstaaten wirksamen Beistand leistete, erhielt der Admiral der Ordensgaleeren (der tapfere Georg Schilling von Kannstatt aus Schwaben) die Reichsfürstenwürde (1548). Das Schloß Tripolis ging 1552 an die Türken verloren, die hierauf auch

die Belagerung Maltas unternahmen. Vier Monate lang (28. Mai bis 8. Sept. 1565) leisteten die Ritter unter dem Großmeister Jean de la Valette Parisot Widerstand und zwangen endlich den Sultan, mit einem Verlust von 20,000 Mann die Belagerung aufzuheben. Am 28. März 1566 ward die Stadt La Valetta gegründet. Nach dem Tode La Valettes (1568) wurde zwar der Sitz des Ordens von Pietro del Monte nach La Valetta verlegt und neuer Ruhm durch die Teilnahme an der Schlacht bei Lepanto (7. Okt. 1571) gewonnen, allein unter den folgenden Großmeistern schwächten innere Zwistigkeiten und der unglückliche Westfälische Friede die Macht des Ordens. Der Versuch, durch Ankauf westindischer Besitzungen seine Verluste zu ersetzen, mißlang insofern, als nach zwölfjährigem Besitz die Inseln St.-Christoph nebst St.-Barthélemy, St.-Martin, Ste.-Croix einer Handelsgesellschaft überlassen werden mußten (1665). Eine glänzende Periode führte 1697—1720 der Großmeister Ramon Perellos y Roccaful noch einmal für den Orden herauf. Seine Siege über die Türken bewirkten, daß sich alle im Kriege gegen den Halbmond befindlichen Mächte um seine Hilfe bewarben. Emanuel Maria, Prinz von Rohan (1775—97), eifrigst bemüht, einen wissenschaftlichen Geist in dem Institut zu verbreiten, berief ein neues Ordenskapitel (1773) und ließ neue Statuten beraten, die 1782 erschienen. Diese zeitgemäße Umgestaltung schien den Orden von neuem zu heben; er zählte damals nicht weniger als 3000 Mitglieder. Er erwarb die Güter des aufgehobenen Ordens der Spitalherren des heil. Anton von Vienne (1781), erhielt die ihm in Polen unrechtmäßigerweise entzogenen Besitzungen zurück und trat in Pfalzbayern durch Karl Theodors Gunst in den Besitz der 1772 durch Aufhebung der Jesuiten an den Staat heimgefallenen Güter (1782). Aber der Beschluß der französischen Regierung (19. Sept. 1792), der die Einziehung aller Ordensgüter dekretierte und den des französischen Bürgerrechts für verlustig erklärte, der eine Ahnenprobe fordern oder ableisten würde, traf den Orden schwer. Viele französische Malteserritter verließen ihr Vaterland und fanden auf Malta ein Asyl. Die Siege der Republik in Oberitalien entrissen dem Orden bald auch alle dort gelegenen Güter. Dagegen unterstützte der Kaiser Paul I. von Rußland den Orden bedeutend. Er schloß 1797 mit dem Großmeister einen Vertrag ab, durch den Rußland zu einem Großpriorat erhoben wurde und der Orden einen Länderbesitz mit 300,000 Gulden Einkommen erhielt. Der Nachfolger Rohans, Ferdinand, Freiherr v. Hompesch (1797—98), der erste Deutsche in dieser Würde, war seiner Stellung in so verwickelten Verhältnissen nicht gewachsen. Französische Emissäre drangen bis in die vertrautesten Kreise des Ordens ein und wußten ihn in völliger Untätigkeit zu erhalten, bis 9. Juni 1798 Napoleon I. auf seinem Zuge nach Ägypten plötzlich vor Malta erschien und sich, da man sich seiner Landung widersetzte, 13. Juni mit Hilfe des Verrats einiger Ordensritter der Festung La Valetta und damit der ganzen Insel bemächtigte. Nur der Kaiser Paul I. mißbilligte die Gewalttat offen und warf sich zum Verteidiger des Ordens auf, in dem er eine kampfbereite Schar gegen die Revolution zu gewinnen hoffte. Als er aber 27. Okt. 1798 zum Großmeister gewählt ward, widersetzte sich der Papst seiner Wahl; am 4. Sept. 1800 eroberten die Engländer Malta. Zwar wurde im Frieden zu Amiens (1802) Malta wiederum dem Orden zugesprochen, aber die Engländer gaben sie nicht heraus. Kaiser Alexander I. ließ zwar den Orden im Besitz seiner Güter in Rußland, schlug aber das Großmeistertum aus und nahm nur den Titel eines Protektors an. Nachdem der Orden durch den Frieden von Preßburg und die Rheinbundsakte alle seine Besitzungen in Süddeutschland und Italien eingebüßt, wurden auch seine Güter in Bayern, im Königreich Westfalen und in Preußen 1808, 1810 und 1811 eingezogen, ebenso in Rußland 1810. Dem Orden verblieb jetzt nur noch das Großpriorat in Böhmen. Sitz des Ordenskapitels war seitdem Catania in Sizilien, seit 1826 Ferrara. Nach Kaiser Pauls I. Tod (1801) wurde Tommasi di Cortona im Februar 1803 zu Messina gewählt. Nach seinem Tod (13. Juli 1805) wurde der Sitz des Ordens 1834 nach Rom verlegt.

Auf Österreichs Andringen wurden dem Orden später mehrere seiner Besitzungen in den italienischen Staaten zurückgegeben, und Kaiser Ferdinand I. stiftete 1841 das lombardo-venezianische Großpriorat. Infolgedessen besteht der Orden heute aus der italienischen und der deutschen Zunge. (Weiteres über die gegenwärtige Organisation des Ordens s. S. 289.) Ordensoberhaupt war seit dem Tode des letzten Großmeisters, Johann Tommasis (gest. 13. Juni 1805), nur ein Großmeisterstellvertreter (Luogotenente del magisterio), bis Papst Leo XIII. durch eine Bulle vom 28. März 1879 die Würde des Großmeisters wiederherstellte und den am 14. Febr. 1872 zum Luogotenente gewählten Fra J. B. Ceschi a Santa Croce damit bekleidete. Der Orden, der sich als souverän betrachtet, unterhält eine Gesandtschaft am kaiserlichen Hofe zu Wien.

Innere Einrichtung des ältern Ordens.

Was die innere Einrichtung des Ordens betrifft, so stand zur Zeit seiner Blüte an der Spitze der Großmeister »des Hospitals zu St. Johannes in Jerusalem und Hüter der Armen Jesu Christi«. Als der Zudrang zu dem Orden während der Kreuzzüge immer größer wurde, sah man sich genötigt, die Mitglieder nach den verschiedenen Nationen oder Zungen abzuteilen. Diese Teilung des ganzen Ordens in acht Zungen blieb auch in späterer Zeit. Man zählte als solche die Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Kastilien, Deutschland und England. Jede Zunge wählte sich aus ihren Rittern ein Oberhaupt und besetzte mit diesem zugleich ein Ordensamt. Die durch alle Nationen so gleichmäßig verteilten Großwürden waren: der Großkommandeur, aus der Provence gewählt (Präsident der Schatzkammer, Aufseher der Magazine und des Arsenals); der Großmarschall aus der Auvergne (Befehlshaber aller Streitkräfte zu Lande); der Großhospitalier aus Frankreich (Aufseher der Wohltätigkeitsanstalten); der Großadmiral aus Italien (Befehlshaber der Seemacht); der Großkonservator oder Drapier, mit dem Titel Castellan d'Emposta, aus Aragonien (Vorstand der innern Verwaltung); der Turkopolier aus England (Befehlshaber der Reiterei); der Großbailli aus Deutschland (Aufseher über die Festungswerke); der Großkanzler aus Kastilien (Oberrichter). Sämtliche Inhaber dieser Würden, die Ballivi conventuales, trugen (nebst den Prioren und Baillis) ein größeres Kreuz als die Ritter, daher ihr Name Großkreuze. Aus ihrer Mitte wurde der Großmeister gewählt. Die Zungen zerfielen in Großpriorate oder Priorate und Balleien, diese in Kommenden (Commanderies, Komtureien) geteilt. An ihrer Spitze standen Großprioren, Prioren, Baillis, Kommendatoren. Die Ritter schieden sich in Cavalieri di grazia

und Cavalieri di giustizia, Gnaden- und Rechtsritter. Jeder Bewerber um die Ritterwürde mußte eine Ahnenprobe bestehen, ausgenommen waren nur die natürlichen Söhne der Fürsten. In der Regel verlangte man dazu 8 Ahnen; in Spanien und Italien genügten 4, in Deutschland waren 16 nötig. Wer diese Formalität erfüllte, wurde Rechtsritter und hatte die Befähigung zu allen Ordensämtern. Wenn aber das Kapitel mit Umgehung dieser vorgeschriebenen Adelsprobe verdienstvollen Männern die Ritterwürde erteilte, so konnten diese nie eine Würde im Orden bekleiden und hießen Gnadenritter. Gewöhnlich begann die Laufbahn eines Ritters mit dem 17. Jahre. Mit dem 18. konnte der Novize zum Profeß gelangen. Bei der Aufnahme der Geistlichen und der dienenden Brüder fiel der Ritterschlag weg, sie konnten daher das Kreuz nur auf besondere Bewilligung des Großmeisters tragen. Die Geistlichen wurden gewöhnlich nur auf 10 Jahre in Pflicht genommen. Außer diesen zum Orden gehörigen Mitgliedern konnten später noch andre Personen ihm Beistand und Treue geloben, ohne das bindende Gelübde abzulegen. Sie hießen Donaten, weil sie durch Geschenke und Vermächtnisse ihre Aufnahme einleiteten; sie trugen nur halbe Kreuze, d. h. es fehlte ein Flügel des Kreuzes, und konnten nach Wunsch austreten. In geistlichen Angelegenheiten war der Orden dem Papst untergeben, sonst aber souverän. Das Wappen des Ordens war und ist noch jetzt ein silbernes einfaches Balkenkreuz im roten Felde mit einer Fürstenkrone darüber, woraus ein Rosenkranz hervorging und sich um den Schild legte; unten hing ein kleines Johanniterkreuz (s. S. 290), dabei die Devise: »Pro fide«.

Gegenwärtige Einrichtung des Ordens.

Der jetzigen Einrichtung nach teilt sich der Orden (souveräner Orden des heil. Johannes von Jerusalem, souveräner Malteserorden) in die deutsche und italienische Zunge, die beide unter dem Ordensmagisterium und dem Sagro consiglio in Rom stehen. Die italienische Zunge umfaßt drei Großpriorate: 1) das Großpriorat von Rom mit 20 Ritter- und 3 geistlichen Kommenden, außerdem 12 sogen. Juris patronatus oder Familienkommenden; 2) das Großpriorat der Lombardei und Venedig mit 10 Ritter- und einer geistlichen Kommende, außerdem 23 Juris patronatus-Kommenden; 3) das Großpriorat beider Sizilien mit 12 Ritter-, einer geistlichen und 3 Juris patronatus-Kommenden. Die deutsche Zunge besteht gegenwärtig aus: 1) dem Großpriorat von Böhmen mit 14 Ritter- und 3 geistlichen Kommenden; 2) der Genossenschaft der Ehrenritter in Schlesien; 3) der Genossenschaft der Ehrenritter in Westfalen und am Rhein; 4) der Genossenschaft der Englischen Ritter und 5) den in gremio religionis aufgenommenen Rittern, d. h. solchen, die weder in ein bestimmtes Großpriorat noch in eine der drei vorgenannten Genossenschaften eingereiht sind. Die Gesamtzahl der heute in allen vier Großprioraten, in den drei Genossenschaften und in gremio religionis aufgenommenen wirklichen und Ehrenritter sowie sonstigen Angehörigen des Ordens beläuft sich auf ungefähr 1500 Personen. An der Spitze des Ordens steht der Großmeister; den einzelnen Großprioraten sind die Großprioren, den Genossenschaften die Präsidenten vorgesetzt. Jedes Priorat hat eine gewisse Anzahl von Baillis (Großkommendatoren), Kommendatoren, Profeßrittern (die bereits die feierlichen Ordensgelübde abgelegt haben), Rechtsrittern (d. h. Ritternovizen), Ehrenrittern, Chevaliers de grâce, Donaten und Ordensgeistlichen.

Die Bedingungen der Aufnahme sind im wesentlichen bei den verschiedenen Großprioraten und Genossenschaften gleich. Bei der Aufnahme sind zwei Punkte sofort von Bedeutung. Die Aufnahme als Chevalier de justice (Justiz- oder Rechtsritter) ist wesentlich von der Verleihung des Ehren- oder Devotionskreuzes verschieden; ebenso ist bezüglich der Aufnahme vor oder nach der Großjährigkeit ein Unterschied. Um als Chevalier de justice in der Minderjährigkeit, d. h. vor vollendetem 15. Lebensjahre (für den Orden ist man mit 15 Jahren volljährig), aufgenommen zu werden, ist es vor allem nötig, daß der Kandidat innerhalb der Grenzen der betreffenden Länder geboren sei. Der Vater des Kandidaten muß außerdem in einer dieser Provinzen begütert sein und das Inkolat (Staatsbürger- oder Untertanenrecht) besitzen; auch die Mutter muß eine Inländerin, d. h. in den obengenannten Grenzen geboren sein. Der Kandidat hat ferner 16 ritterbürtige und stiftsmäßige Ahnen, nämlich 8 väterlicher- und 8 mütterlicherseits, zu »probieren« und einen von vier adligen Zeugen sub fide nobili an Eides Statt zu bestätigenden Stammbaum vorzulegen. Außerdem ist es für die österreichischen Untertanen nötig, daß sie bei dem Kaiser die vorläufige Bewilligung des beabsichtigten Schrittes besonders nachsuchen. Ist auf die Erlaubnis hin die Zulassung des Aspiranten vom Kapitel ausgesprochen, so wird die Aufnahmebulle für den Kandidaten vom Ordensmagisterium in Rom erwirkt, und sobald sie eingetroffen ist, tritt der Kandidat in das Recht ein, das Ordenskreuz als Rechtsritter in der vorgeschriebenen Weise zu tragen. Der Ablegung der feierlichen Ordensgelübde (Profeß) muß eine durch zehn aufeinander folgende Jahre ununterbrochen alljährlich wiederholte einfache Angelobung der Ordenspflichten vorangehen. Während dieser zehn Jahre des einfachen Gelübdes ist es dem Rechtsritter gestattet, ohne weitern Dispens aus dem Orden zu treten; nur muß er dem Großpriorat die Anzeige davon machen, und er verzichtet damit selbstverständlich auf das Recht, das Ordenskreuz zu tragen, außer er würde ausdrücklich darum einkommen und es würde ihm gestattet werden, das Kreuz als Ehrenritterkreuz (croix de dévotion) auch fernerhin zu tragen. Die Ehrenritter sind zu jährlichen Beiträgen für den Fonds des Hospizes von Jerusalem und für den Militärsanitätsfonds des böhmischen Großpriorats verpflichtet. Dieses Devotionskreuz wird zuweilen auch Damen vom höhern Adel verliehen. Um das Kreuz der Ehrenritter oder Devotionsdamen erlangen zu können, sind die Ahnen- und Adelsproben wie bei den Rechtsrittern nötig; nur fällt die Beschränkung der Nationalität weg, da auch Ausländer zugelassen werden.

Außer dem Ehren- oder Devotionskreuz wurde vom Großmeister in Rom bis in die neuere Zeit das Ordenskreuz auch an sogen. Chevaliers de grâce (Gnadenritter) und solche adlige Personen verliehen, die sich entweder im Dienste des Ordens oder in andrer Weise hervorragende Verdienste um diesen erworben hatten, dabei aber nicht imstande waren, solche Ahnenproben zu liefern, wie dies für den eigentlichen Ehrenritter vorgeschrieben ist. Die Ernennung eines solchen Chevalier de grâce ist neuerdings zum ausschließlichen Rechte des Großmeisters erklärt worden, das er motu proprio ausübt; deshalb darf aber auch von keinem Aspiranten darum nachgesucht werden. Das Donatkreuz endlich ist seiner Bestimmung nach ein Verdienstkreuz des Ordens; es wird ausschließlich an Beamte des Ordens oder solche Per-

sonen verliehen, die sich in andrer Weise um ihn verdient gemacht haben. Für sie wird keine Ahnen- oder Adelsprobe verlangt, nur die Abstammung von ehrlichen katholischen Eltern, eine anständige Lebensstellung und unbescholtener Charakter. Souveränen und Prinzen wie überhaupt hervorragenden Personen des höchsten Adels wird zuweilen das Großkreuz des Ordens verliehen, womit die Würde des Ehrenbaillis verbunden ist.

Das Großpriorat von Böhmen hat sich die Krankenpflege und speziell den »freiwilligen Sanitätsdienst im Kriege« zur ganz besondern Aufgabe gestellt, worüber eine ausführliche Schrift unter diesem Titel (Wien 1879) erschienen ist. Das Hospiz zwischen Bethlehem und Jerusalem, dessen Protektorat der Kaiser von Österreich übernommen hat, wird durch gemeinschaftliche Beiträge des gesamten Ordens erhalten.

Die Dekoration des Großpriors, Bailli anziano, Baillis, Minister-Receveurs, der Komture und Profeßritter ist ein am schwarzen Band um den Hals getragenes goldenes, weiß emailliertes sogen. Malteserkreuz mit Krone und Trophäe, in der sich die Distinktion für Jerusalem, das Balkenkreuz im roten Felde, befindet, und außerdem auf der Brust das achtspitzige linnene Kreuz (s. Abbild.). Die Rechtsritter tragen nur das goldene, weiß emaillierte Kreuz um den Hals, erst nach dem Profeß auch das Brustkreuz; sämtliche Ordensgeistliche tragen das Brustkreuz aus Leinwand. Die Chevaliers de grâce tragen das goldene Kreuz, anstatt der Trophäe eine Agraffe; die Donaten erster Klasse das goldene, weiß emaillierte Kreuz, nur ist der obere Arm nicht emailliert; die Rechtsdonaten ein Kreuzchen ohne den obern Arm; die Donaten zweiter Klasse das Kreuz mit dem Arme mit Krone, ohne Agraffe; die Ehrendamen das Kreuz der Chevaliers de grâce. Der Orden hat außerdem eine Uniform. Vgl. »Statuta ordinis hosp. St. Jo.« (Rom 1588); Beckmann, Beschreibung des ritterlichen Johanniterordens (Frankf. a. O. 1726); Herquet, Der St. J. und seine innere Verfassung (Würzb. 1865) und Chronologie der Großmeister des Hospitalordens während der Kreuzzüge (Berl. 1880); Villeneuve-Bargemont, Monuments historiques des Grand-maîtres de l'ordre de St-Jean de Jérusalem (Par. 1829, 2 Bde.); Ortenburg, Der Ritterorden des heil. Johannes von Jerusalem (Regensb. 1866); Delaville le Roulx, Les archives, la bibliothèque et le trésor de l'ordre de St-Jean à Malte (Par. 1883), Cartulaire général de l'ordre des Hospitaliers de St-Jean de Jérusalem, 1100—1310 (das. 1894—1904, 4 Bde.) und Les Hospitaliers en Terre sainte et à Chypre (das. 1904); Porter, The knights of Malte (3. Aufl., Lond. 1884), und die Darstellungen der Geschichte des Johanniterordens von Vertot (Par. 1725; deutsch von Niethammer, Jena 1792, 2 Bde.), Wedekind (Berl. 1853), v. Winterfeld (das. 1859), Falkenstein (2. Aufl., Leipz. 1867), Spencer-Northcote (deutsch von Studemund, Münst. 1874), Drane (a. d. Engl., Aach. 1888); v. Finck, Übersicht der Geschichte des Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem und der Ballei Brandenburg (Leipz. 1890); v. Pflugk-Harttung, Die Anfänge des Johanniterordens in Deutschland, besonders in der Mark Brandenburg und in Mecklenburg (Berl. 1899), und Der J. und der Deutsche Orden im Kampfe Ludwigs des Bayern mit der Kurie (Leipz. 1900); Ferd. v. Hellwald, Bibliographie méthodique de l'ordre souverain de St-Jean de Jérusalem (Rom 1885).

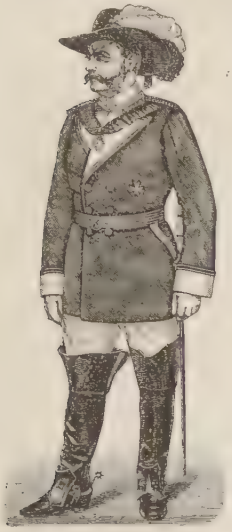
Johanniter- od. Malteserkreuz.

Der evangelische Zweig des Johanniter-Ordens, die Ballei Brandenburg.

Durch die Kabinettsorder vom 15. Okt. 1852 und die Urkunde König Friedrich Wilhelms IV., datiert Putbus 8. Aug. 1853, wurde die Ballei Brandenburg wieder aufgerichtet, die infolge des Säkularisationsedikts vom 30. Okt. 1810, laut der Urkunde vom 23. Jan. 1811 aufgelöst worden war, deren rechtliches Bestehen auf dem Vergleich von Heimbach vom Tage St. Barnabä (11. Juni) 1382 basierte und durch den Artikel 12 im Instrument des Westfälischen Friedens ausdrücklich anerkannt worden ist. Der königlich preußische J., der 1812 gestiftet worden war, erlosch, und seine Mitglieder gingen als Ehrenritter zur neu aufgerichteten Ballei Brandenburg über, der die Förderung und Ausübung der christlichen Krankenpflege, entsprechend dem ursprünglichen Stiftungszwecke des Johanniterordens, zur Aufgabe gemacht wurde. Nachdem Prinz Karl von Preußen (gest. 21. Juni 1883) infolge der auf ihn gefallenen Wahl 17. Mai 1853 als Herrenmeister der neu aufgerichteten Ballei installiert worden war, trat das Ordenskapitel 24. Juni 1853 zum erstenmal zusammen und stellte die Statuten fest, die durch die Urkunde vom 8. Aug. 1853 landesherrlich bestätigt wurden. Die gegenwärtige Organisation der Ballei Brandenburg, deren höchster Protektor der Kaiser und König Wilhelm II. und dessen Herrenmeister der Prinz Albrecht von Preußen ist, wurde wie folgt gestaltet: Die Ordensmitglieder stufen sich ab: 1) in Kommendatoren und Ehrenkommendatoren, die unter dem Vorsitz des Herrenmeisters nebst dem Ordenshauptmann und den Ordensbeamten das Ordenskapitel bilden; 2) Rechtsritter, die das Ordensgelübde ablegen und durch Ritterschlag und Investitur als solche aufgenommen werden; 3) Ehrenritter. Jeder Rechtsritter muß vorher Ehrenritter gewesen sein und sich wie dieser zur evangelischen Kirche bekennen.

Das Ordenskapitel entscheidet über die Aufnahme neuer Mitglieder, bei denen adlige Geburt, ein Lebensalter von 30 Jahren und eine der Würde des Ordens entsprechende soziale Stellung Bedingung ist. Jeder Ehrenritter zahlt an die Ordenskasse ein Eintrittsgeld von 1000 Mk. und einen jährlichen Beitrag von 60—90 Mk., je nachdem er einer der 15 Genossenschaften des Ordens in den preußischen Provinzen und in Württemberg, Mecklenburg, Hessen, Sachsen und Bayern beigetreten ist. Die Ballei zählte 1. Jan. 1905: einen Herrenmeister, 18 Kommendatoren, 4 Ehrenkommendatoren, einen Ordenshauptmann, 973 Rechtsritter, 2 Ehrenmitglieder und 1912 Ehrenritter, zusammen 2911 Mitglieder. Die Ballei und ihre Genossenschaften besitzen zurzeit 50 Kranken- und Siechenhäuser mit 2860 Betten, in denen 1904 zusammen 18,000 Kranke u. Sieche, zusammen 751,328 Tage ärztlich behandelt und zum Teil unentgeltlich oder für einen die Selbstkosten nicht deckenden mäßigen Betrag verpflegt worden sind, außerdem in Jerusalem an der Via dolorosa ein Hospiz zur Aufnahme von Reisenden. Bei Landeskalamitäten sowie während der Kriege 1864, 1866 und 1870/71 hat der Orden Gelegenheit gefunden, sich segensreich zu betätigen. Das Ordenszeichen (s. Tafel »Orden I«, Fig. 30), ein goldenes achtspitziges, weiß emailliertes Kreuz mit goldenen Adlern zwischen den Armen und einer Krone bei den Rechtsrittern, mit schwarzen

Adlern und ohne Krone bei den Ehrenrittern, wird an einem schwarzen Band um den Hals, außerdem das einfache weiße linnene Kreuz (s. S. 290) auf der linken Brust getragen. Die Ordenskleidung (s. Abbild.) besteht seit 1896 für die Rechtsritter in einem scharlachroten, oben aufgeschlagenen, mit zwei Reihen von Johanniterknöpfen besetzten Waffenrock, dessen Kragen, Ärmelaufschläge, Rabatten- und Taschenbesatz weiß mit goldener Stickerei sind, weißen Beinkleidern, hohen Stiefeln mit weiten Stulpen und goldenen Anschnallsporen und schwarzem Filzhut mit goldener Schnur, weißer und schwarzer Straußfeder und statt der Agraffe mit einer schwarzseidenen Schleife mit weißem Johanniterkreuz. Das Schwert mit brauner Lederscheide wird an einem goldenen Schwertgurt mit einem mit silbernem Johanniterkreuz belegten Schloß getragen. Auf den Schultern befindet sich ein goldenes Geflecht mit Johanniterkreuz. Das Ordenskreuz wird an dem schwarzen Band über dem Rock getragen. Die Uniform der Ehrenritter unterscheidet sich von der der Rechtsritter dadurch, daß die Rabatten rot, die Sporen stählern sind und sich auf dem Hute zwei schwarze Straußenfedern befinden. Die Kommendatoren, Ehrenkommendatoren und der Ordenshauptmann tragen auf den Schultern goldene Raupen. Zur kleinen Uniform werden lange schwarze Beinkleider mit goldenen Tressen getragen.



Ordenskleidung der Rechtsritter des Johanniterordens.

Für den Dienst in der freiwilligen Krankenpflege im Kriege besteht eine Interimsuniform. 1886 hat der Orden auch begonnen, deutsche evangelische Jungfrauen und Witwen auf seine Kosten durch Diakonissenhäuser, mit denen der Orden ein Abkommen darüber getroffen hat, in der Krankenpflege ausbilden zu lassen. Nachdem diese Lehrpflegerinnen für den Dienst des Ordens geeignet befunden worden sind, erhalten sie ein vom Herrenmeister ausgefertigtes Patent, durch das sie als »dienende Schwestern des Ordens« aufgenommen werden. Bis 1903 sind 1620 dienende Schwestern ernannt worden. 1904 verfügte der Orden über 985 dienende Schwestern, von denen 858 als felddienstmäßig bezeichnet werden konnten. Vgl. Herrlich, Die Ballei Brandenburg des Johanniterordens von ihrem Entstehen bis zur Gegenwart ꝛc. (4. Aufl., Berl. 1904).

Johannot (spr. schoanno), 1) Charles, Kupferstecher und Maler, geb. 1793 in Frankfurt a. M., lieferte Umrisse zum Leben der heil. Genoveva von Brabant (12 Blätter, Par. 1813), Vignetten für die Werke von Bouilly und starb 1825 in Paris.

2) Alfred, Kupferstecher und Maler, Bruder des vorigen, geb. 21. März 1800 in Offenbach, gest. 7. Dez. 1837 in Paris, erlernte die Kupferstecherkunst bei seinem Bruder und verfertigte die Kupfer und Vignetten zu den Ausgaben der französischen Übersetzungen von Walter Scott, Cooper und Byron. Später widmete er sich der Malerei und übertrug auf sie die leichte, gefällige Weise, die seinen Kupferstichen eine günstige Aufnahme verschafft hatte. Unter seinen Bildern zeichnen sich aus: die Verhaftung des Jean de Crespierre unter Richelieu (1831), der Einzug der Mademoiselle de Montpensier während der Fronde in Paris (1833), der Besuch Karls V. bei Franz I. im Gefängnis zu Madrid (1834), Heinrich II., Katharina von Medici und ihre Kinder (1835), die Abreise der Maria Stuart aus Schottland (1836) und die Herzogin von Guise am Hofe Karls IX.

3) Tony, Kupferstecher und Maler, Bruder der vorigen, geb. 9. Nov. 1803 in Offenbach, gest. 4. Aug. 1852 in Paris, half seinem Bruder Alfred zuerst bei Herstellung der Kupfer und Vignetten zu Walter Scott, Cooper und Byron und lieferte treffliche Illustrationen zu Molière und »Don Quichotte« sowie zu Goethes »Werther«. 1831 trat er ebenfalls als Maler mit romantischen Genrebildern in der Weise seines Bruders auf. Für den Herzog von Orléans malte er 1834 den Tod des Connetable Duguesclin und im Auftrag des Königs für das historische Museum in Versailles Darstellungen der Schlachten bei Rosbecque und bei Fontenay, der Erstürmung des Engpasses Méandre und des Besuchs der Königin Viktoria in Eu. Einen größern Ruf hat er aber als Illustrator durch zahllose Radierungen, Kupferstiche und Holzschnitte.

Johansson, Johan, schwed. Politiker u. Schriftsteller, geb. 1. Nov. 1840 auf dem Gehöft Ringshyttan im Kirchspiel Nora (Nerike), gest. 2. Febr. 1905 in Stockholm, erwarb sich durch rationelle Bewirtschaftung des 1858 ererbten Bauerngutes bald ein bedeutendes Vermögen, das ihm die Vervollkommnung seiner lückenhaften Schulbildung ermöglichte. 1870—1902 Mitglied, zuletzt häufig auch Alterspräsident der Zweiten Reichstagskammer, schloß er sich anfangs der Landmannpartei, nach deren Spaltung (1888) der freihändlerischen »alten« Landmannpartei an und war 1895 an der Wiedervereinigung der beiden Flügel hervorragend beteiligt. Seit 1892 (vorher 1884—88) war er Bevollmächtigter im Reichsschuldenkontor. Seine historisch-topographischen Publikationen betreffen sämtlich seine Heimatsprovinz. Hervorzuheben sind: »Om Noraskog. Äldre och nyare anteckningar« (Stockh. 1875—87, 4 Hefte); »Noraskogs arkiv. Bergshistoriska samlingar och anteckningar« (1889—1903, 10 Hefte); »Bidrag till Karlskoga krönika« (1895). Noch schrieb er: »Försvar och grundskatter« (1884); »Svenskt Porträttgalleri. Riksdagen 1896« (mit biographischen Angaben, 1896); »Sakregister till Rikets ständers protokoll 1809—1866« (1884—93, 2 Bde.); »Register till Riksdagens protokoll 1867—1899« (1893—1900).

Joht (engl. Yoke), siamesisches Körpermaß für Tiekholz, amtlich auf 16 Wa Länge, 1 Sok Breite und 5 Kabiet Dicke = 3⅓ Kubikfok oder 0,417 cbm festgesetzt.

Jöhlingen, Dorf im bad. Kreis Karlsruhe, Amt Durlach, an der Staatsbahnlinie Grötzingen-Eppingen, hat eine kath. Kirche, Synagoge, Zementfabrik, Tabakbau und (1900) 2366 Einw. J. (ursprünglich Johanningen) gehörte 1024—1802 zum Bistum Speyer.

John (spr. dschonn), engl. Vorname, soviel wie Johann oder Hans.

John, 1) Franz, Freiherr von, österreich. General, geb. 20. Nov. 1815 in Bruck an der Leitha, gest. 25. Mai 1876 in Wien, trat 1835 in die Armee, ward 1845 Oberleutnant im Generalquartiermeisterstab, machte in Italien unter Radetzkys Leitung die hohe Schule seiner militärischen Bildung durch und

nahm 1848 als Hauptmann an den Kämpfen in Oberitalien einen so hervorragenden Anteil, namentlich bei Goito und Volta, daß er in einem Jahre die Eiserne Krone, den Maria Theresien-Orden und das Militärverdienstkreuz erwarb und Generalstabschef der Truppen in Toskana wurde. 1857 wurde er Oberst und Regimentskommandeur und in den Freiherrenstand erhoben, 1859 war er Generalstabschef des 6. Armeekorps in Südtirol, und seit 1860 stand er als Generalmajor an der Spitze des Generalstabs der von Benedek befehligten italienischen Armee. Er blieb Generalstabschef der italienischen Südarmee auch 1866 unter Erzherzog Albrecht und zeichnete sich als dessen genialer Ratgeber bei Custoza (24. Juni) so sehr aus, daß er zum Feldmarschalleutnant ernannt wurde. Er begleitete auch den Erzherzog nach dem nördlichen Kriegsschauplatz, übernahm im September 1866 das Kriegsministerium, wurde im Mai 1867 ins Herrenhaus berufen und im Dezember d. J. Reichskriegsminister. Er entwarf den Plan zur Heeresreform, die auf der allgemeinen Wehrpflicht basierte, trat aber schon im Januar 1868 wegen Reibungen mit den Ungarn bezüglich des neuen Wehrgesetzes und Differenzen mit den beiderseitigen Ministerien über den Kriegsetat ab. Im März 1869 ward er Landeskommandierender in Graz, 1873 Feldzeugmeister und 1874 wieder Chef des Generalstabs der Armee.

2) Eugenie, unter dem Namen E. Marlitt bekannte Romanschriftstellerin, geb. 5. Dez. 1825 zu Arnstadt in Thüringen, gest. daselbst 22. Juni 1887, Tochter eines Kaufmanns, erregte durch ihr musikalisches Talent und ihre schöne Stimme die Aufmerksamkeit der regierenden Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen und wurde von dieser in ihrem 17. Jahre als Pflegetochter angenommen. Nach dreijähriger musikalischer Ausbildung in Wien betrat sie mit Erfolg die Bühne, sah sich aber durch ein plötzlich auftretendes Gehörleiden gezwungen, die theatralische Laufbahn zu verlassen und kam nun als Vorleserin in die Umgebung der Fürstin. Hier am Hofe wie auf den mannigfachen Reisen, bei denen sie die Fürstin begleitete, hatte sie Gelegenheit, die Welt zu studieren und Erfahrungen zu sammeln, aus denen sich die Mannigfaltigkeit ihrer Charakterzeichnungen erklären läßt. 1863 aus ihrer Stellung scheidend, wandte sie sich wieder nach Arnstadt, wo sie dauernd verblieb. Erst aus dieser Zeit stammen jene spannenden Romane und Erzählungen, die, zuerst in der »Gartenlaube« veröffentlicht, ihren Namen rasch in allen Weltteilen bekannt und beliebt machten und vielfach aufgelegt wurden. Es sind: »Die zwölf Apostel« (Leipz. 1865); »Goldelse« (1866); »Blaubart« (1866); »Das Geheimnis der alten Mamsell« (1867, 2 Bde.); »Thüringer Erzählungen« (1869); »Reichsgräfin Gisela« (1869); »Das Heideprinzeßchen« (1871); »Die zweite Frau« (1873); »Im Hause des Kommerzienrats« (1877); »Im Schillingshof« (1880); »Amtmanns Magd« (1881); »Die Frau mit den Karfunkelsteinen« (1885, 2 Bde.). Ihren unvollendet hinterlassenen Roman »Das Eulenhaus« führte W. Heimburg zu Ende (Leipz. 1888). Alle diese Werke sind ihrer Tendenz nach gegen soziale Vorurteile gerichtet und entbehren nicht der Vorzüge lebendiger Erzählung und Schilderung, wohl aber vielfach der innern Wahrheit. Eine illustrierte Ausgabe ihrer »Gesammelten Romane und Novellen« erschien Leipzig 1888—90 in 10 Bänden.

3) Richard Eduard, Kriminalist, geb. 17. Juli 1827 in Marienwerder, gest. 7. Aug. 1889 in Göttingen, ward 1856 in Königsberg außerordentlicher, 1859 ordentlicher Professor der Rechte. 1862—67 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, gehörte er hier der Fortschrittspartei und nach Begründung der nationalliberalen Fraktion der letztern an. 1868 ging er als ordentlicher Professor nach Kiel, 1869 nach Göttingen, 1870 aber als Rat des Oberappellationsgerichts nach Lübeck, 1876 wieder als Professor des Kriminalrechts nach Göttingen. Von seinen Schriften nennen wir: »Das Strafrecht in Norddeutschland zur Zeit der Rechtsbücher« (Leipz. 1858, Bd. 1); »Die Lehre vom fortgesetzten Verbrechen und von der Verbrechenskonkurrenz« (Berl. 1860); »Über Strafanstalten« (das. 1865); »Über die Todesstrafe« (das. 1867, 2. Aufl. 1871); »Das Strafrecht in Norddeutschland« (Götting. 1870); »Über Geschwornengerichte u. Schöffengerichte« (Berl. 1872); »Das deutsche Strafprozeßrecht« (Leipz. 1880) und den »Kommentar zur Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich« (Erlang. [1881—90, 3 Bde.).

John Bull, s. Bull.

John Halifax Gentleman, Verfasserin des, s. Craik 2).

John o' Groats House (spr. dschonn o gröts haus, eigentlich Johnny Groat's House), ehemaliges Fährhaus am äußersten Ende von Schottland, 2,4 km westlich von Duncansby Head, im 15. Jahrh. gebaut, jetzt verschwunden, aber noch immer sprichwörtlich genannt als nördlichster Punkt Schottlands.

Johnsdorf, Dorf in Mähren, s. Janowitz 3).

Johnson (spr. dschónn'n), Stadt im nordöstlichsten Teil des nordamerikan. Staates Tennessee, Grafschaft Washington, Bahnknotenpunkt, mit (1900) 4645 Einw.

Johnson (spr. dschonn'n), 1) Samuel, engl. Dichter, ausgezeichneter Essayist und Lexikograph, geb. 18. Sept. 1709 zu Lichfield in Staffordshire, gest. daselbst 13. Dez. 1784, studierte in Oxford, sah sich aber durch Armut gezwungen, noch ungeprüft die Stelle eines Unterlehrers an einer Freischule zu Market-Bosworth in Leicestershire anzunehmen. Bald zog er es vor, sich durch literarische Arbeiten zu erhalten. Er übersetzte Lobos »Reise nach Abessinien« aus dem Französischen, wofür er aber nur 5 Guineen Honorar erhielt. 1735 verheiratete er sich mit einer Witwe, die ihm 800 Pfd. Sterl. zubrachte, und gründete nun in Birmingham eine Erziehungsanstalt, die aber nicht glückte. So ging er 1737 mit einem seiner Zöglinge, dem spätern berühmten Schauspieler Garrick, nach London, um ein Trauerspiel: »Irene«, auf die Bühne zu bringen, was ihm abermals mißlang. Er lieferte nun für das von Cave herausgegebene »Gentleman's Magazine« Parlamentsreden nach dem Gedächtnis, da es noch nicht gestattet war, sie nachzuschreiben (»Debates in parliament«, neue Ausg., Lond. 1811, 2 Bde.). Mehrere Gedichte aus dieser Zeit, z. B. die Satire »London« (1738), eine Nachahmung der dritten Satire des Juvenal, worin er die Torheiten der Hauptstadt mit Witz geißelte, machten ihn weitern Kreisen bekannt. Es folgten: »Die Debatten des Senats zu Liliput«, eigentlich Auszüge aus den Reden der berühmtesten Parlamentarier; die meisterhafte Biographie seines Freundes, des Dichters Richard Savage (1744); das »Dictionary of the English language« (1755, 2 Bde.), das 1758 bereits die 6. Auflage erlebte und die Bedeutung der Wörter so fixierte, daß es hierin bis jetzt allen ähnlichen Werken über die englische Sprache zur Grundlage gedient hat (neue Ausg. 1878), und ein Seitenstück zu dem Gedicht »London«, betitelt »The vanity of human wishes« (1749), eine Nachbildung der zehnten Satire Juvenals. Er redigierte inzwischen auch die moralischen

Wochenschriften: »The Rambler« (1750—52, 280 Stück) und »The Idler« (1758—60). Erst 1762 entriß ihn eine von der Regierung ausgesetzte Pension von 300 Pfd. Sterl. den Nahrungssorgen, wofür er sich durch zwei Flugschriften mit konservativer Tendenz: »The false alarm« (1770) u. »Taxation no tyranny« (1775, gegen die Amerikaner), dankbar erwies. In diese Zeit fällt auch seine Ausgabe Shakespeares (1765, 8 Bde.), an der besonders die Vorrede bedeutsam ist. Seine Charakteristik des Shakespeareschen Dramas verrät zwar den damals herrschenden französischen Einfluß, namentlich die Achtung vor den drei Einheiten und die auch von Diderot geteilte Ansicht von der moralisierenden Tendenz des Schauspiels; doch durchbricht er anderseits mit Kühnheit die steifen Grundsätze der pseudoklassischen Tragödie. Während J. in den Alten die »Kunst« repräsentiert sieht, erblickt er in Shakespeare, ähnlich wie Milton, den Dichter der »Natur«, verzeiht ihm von diesem Standpunkt aus allerlei »Regellosigkeiten« und wagt es sogar, die Shakespearesche Mischung des Tragischen und Komischen zu verteidigen. Die Frucht einer Reise nach Schottland und den Hebriden (1773) war seine »Journey to the Western Isles of Scotland« (1775), worin er die Echtheit des »Ossian« von Macpherson bekämpfte. Bereits 70 Jahre alt, schrieb er noch für eine Sammlung der englischen Dichter seit Milton deren Biographien (»The lives of the most eminent English poets«, Lond. 1779—81 u. ö.; deutsch von Blankenburg, Altenb. 1781, 2 Bde.). J. war ein ernster und origineller Biograph, während er für die Poesie zu kritisch veranlagt war und nach dem Geschmack seiner Zeit zuviel auf geistreiche Aussprüche gab. Seine Verse sind korrekt und fließend, aber kalt; sein Trauerspiel »Irene« ist nur ein Werk des Verstandes; auch sein politisch-lehrhafter Roman »History of Rasselas, prince of Abyssinia« (1759; deutsch unter andern von Bärmann, Hamb. 1843, 2 Bdchn.), ein Vorbote der Romantik, ist mehr tüchtig als reizend. Doch kommt bei ihm außer seinen Schriften fast noch mehr seine Persönlichkeit in Betracht: seine redliche Derbheit, die sich besonders dem leichtlebigen Oliver Goldsmith gegenüber zu einer väterlichen Fürsorge entwickelte; sein fester Hausverstand, der dem literarischen Stande zu Achtung verhalf; die Charakterhaftigkeit seiner Äußerungen, die sein Bewunderer Boswell treulich aufgezeichnet hat. Johnsons sämtliche Werke wurden herausgegeben von Hawkins (Lond. 1787, 13 Bde.), Murphy (das. 1796, 11 Bde.; neue Aufl. 1876), am vollständigsten von H. Pearson Walesby (Oxf. 1825, 11 Bde.); seine Briefe wurden erstmalig von Birkbeck Hill gesammelt (»Letters«, 1892, 2 Bde.), der auch eine Auswahl seiner »Essays« besorgte (1889, 2 Bde.). Vgl. Boswell, Life of J. (beste Ausgaben von H. Morley, 1884, 5 Bde., und von Birkbeck Hill, 1887, 6 Bde.); Croker, Johnsoniana (das. 1836); die kleinere Biographie von Leslie Stephen (1878); Hill, Wit and wisdom of J. (1887); Th. Seccombe, The age of J. (1900).

2) William, einer der Gründer des spätern Staates New York, geb. 1715 zu Smithtown in Irland, gest. 11. Juli 1774 in Johnstown (New York), ging nach Amerika, wo sein Oheim Landbesitzer war, fing, nachdem er sich mit einer Deutschen verheiratet hatte, als Farmer und Dorfkrämer an, ging dann zum Pelzhandel über und trat mit den Rothäuten in so innigen Verkehr, daß er ihre Sitten und Gewohnheiten genau kennen lernte und es verstand, sie in dem Kriege mit den Franzosen auf die Seite der Engländer zu bringen. Als Superintendent of Indian affairs gelang es ihm, eine große Versammlung indianischer Völkerschaften nach Albany zu berufen, und als der Krieg zwischen England und Frankreich entbrannte, focht J. an der Spitze seiner indianischen Verbündeten, verlor 1758 in der Schlacht am Lake George ein Bein, erhielt für seine Dienste von der britischen Regierung den Baronetstitel und schloß 1768 den Vertrag zu Stanwix ab, durch den das Gebiet im S. und O. des Ohio, des Susquehanna und des Unadilla endgültig der Besiedelung durch die Weißen eröffnet wurde. Begraben liegt er in der nach ihm benannten Stadt Johnstown. Vgl. Griffis, Sir William J. and the six nations (New York 1891).

3) Andrew, der 17. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 29. Dez. 1808 in Raleigh (Nordcarolina), gest. 31. Juli 1875 in Carter's Station (Tennessee), wuchs in großer Dürftigkeit auf, erlernte das Schneiderhandwerk und ließ sich 1826 zu Greenville in Tennessee nieder. Erst von seiner Frau empfing er Unterricht im Lesen und Schreiben. Doch nahm er bald lebhaften Anteil an der Politik, ward entschiedener Anhänger Jacksons, und so gelang es ihm, seit 1835 mehrmals als Abgeordneter zur Legislatur von Tennessee und 1843 in den Kongreß gesendet zu werden, dem er bis 1853 angehörte. Von 1853—57 war er Gouverneur von Tennessee und ward 1857 Mitglied des Senats. Bei dem Ausbruch des Bürgerkrieges 1861 war J., obwohl Anhänger der demokratischen Partei, der einzige südstaatliche Senator, der sich entschieden für die Aufrechthaltung der Union erklärte. Auch bot er alles auf, um den Anschluß Tennessees an die Südstaaten zu verhindern. Dafür ernannte ihn Lincoln im Frühjahr 1862 zum Militärgouverneur des Staates, und die republikanische Partei wählte ihn 1864 zum Vizepräsidenten. Wenige Monate darauf hob ihn Lincolns Ermordung 14. April 1865 auf den Präsidentenstuhl. Anfangs verfuhr er streng gegen die unterworfenen Demokraten, bald aber bekundete er durch Amnestieerlasse für frühere Rebellen eine veränderte Politik. Gegen die wichtigsten Beschlüsse des Kongresses, wie namentlich gegen die Rekonstruktionsbill und das die volle politische Berechtigung der schwarzen Bevölkerung aussprechende Gesetz, legte er sein Veto ein, das indessen durch die Zweidrittelmajorität des Kongresses unwirksam wurde. Die Konflikte zwischen ihm und dem Kongreß wurden aber immer erbitterter, so daß J. endlich 13. März 1868 als Angeklagter vor die Schranken des Senats gestellt wurde. Doch fehlten 26. Mai an der zu seiner Verurteilung erforderlichen Zweidrittelmajorität drei Stimmen. Da er überdies der politischen Korruption schamlos Vorschub leistete, so trat er, als 4. März 1869 sein Präsidium endete, seiner Volkstümlichkeit gänzlich verlustig, ins Privatleben zurück; erst im Januar 1875 ward er wieder von Tennessee als Senator nach Washington geschickt. Die Reden Johnsons wurden von Moore herausgegeben (Boston 1865). Vgl. Savage, Life and state papers of Andrew J. (New York 1865); Foster, Life and speeches of A. J. (das. 1867); Schucht, Andrew J. und die Kämpfe seiner Zeit (Leipz. 1879); Stoddard, Lifes of Lincoln and Andrew J. (New York 1889); Hughes, General J. (das. 1893); Dewitt, The impeachment and trial of Andrew J. (Lond. 1903).

4) Eastman, amerikan. Maler, geb. 29. Juli 1824 in Lowell (Maine), ging, nachdem er sich bereits als Bildniszeichner betätigt, 1849 nach Düsseldorf, wo er sich auf der Kunstakademie zwei Jahre lang zum

Genremaler ausbildete. Nach Reisen durch Italien und Frankreich war er vier Jahre im Haag tätig, wo seine ersten bedeutenden Bilder: der Kartenspieler und der Savoyardenknabe, entstanden. 1856 in die Heimat zurückgekehrt, ließ er sich in New York nieder und malte dort vornehmlich Bilder aus dem häuslichen Leben und dem der Neger, die durch Stich und Lithographie weite Verbreitung fanden. Die hervorragendsten davon sind: die alte Heimat in Kentucky, Sonntagsmorgen beim Farmer, die Kindheit Abraham Lincolns, die alte Postkutsche, der verwundete Tambour, Milton diktiert seiner Tochter, der Dorfschmied und ein Glas mit dem Squire. 1860 wurde er Mitglied der Nationalakademie.

Johnson und Barland-Pulver, rauchloses Schießpulver aus Nitrozellulose, einem salpetersauren Salz und Kohle, bisweilen durch Kampfer gelatinisiert, dient in England als Jagdpulver.

Johnst., bei Tiernamen Abkürzung für Georg Johnston (spr. dschonnst'n), geb. 1798, gest. 3. Juli 1855 als Arzt in Berwick on Tweed; schrieb: »History of British sponges and lithophytes« (1842); »History of British zoophytes« (2. Aufl. 1847, 2 Bde.); »Introduction to conchology« (1850; deutsch von Bronn, Stuttg. 1854); »Natural history of the eastern borders« (1. Teil: »Botany«, 1854).

Johnston (spr. dschonnst'n, Cornwallis), Koralleneiland, südwestlich von der Hawaïgruppe, unter 17° nördl. Br. und 168° 40′ westl. L., 2 qkm groß, mit Ankerplatz in der Lagune und Guanolagern, weshalb die Insel 1859 von Hawaï, dann von Amerikanern aus San Francisco, aber 1892 von den Engländern in Besitz genommen wurde.

Johnston (spr. dschonnst'n), 1) James, Chemiker, geb. 1796 in Paisley, Schüler von Berzelius, war seit 1833 Professor in Durham, wo er 18. Sept. 1855 starb. Er schrieb: »Lectures on agricultural chemistry and geology« (1842, 2 Bde.; 17. Aufl. von Cameron und Aikman, 1894); »Contributions to scientific agriculture« (1849); »Treatise on experimental agriculture« (1849); »Notes on North America« (1851, 2 Bde.); »Chemistry of common life« (1854 u. ö.; mehrfach deutsch, zuletzt von Dornblüth, 2. Aufl., Stuttg. 1887).

2) Albert Sidney, General der Konföderierten von Nordamerika, geb. 3. Febr. 1803 in Washington (Kentucky), gest. 6. April 1862 bei Pittsburg Landing, trat 1826 als Leutnant in das Heer, diente im mexikanischen Kriege, wurde 1849 Kriegszahlmeister und 1855 Oberst eines Reiterregiments, an dessen Spitze er 1857 gegen die Mormonen ausrückte und 1. April 1858 in die Stadt der Heiligen am Salzsee einzog. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges ging er als Brigadegeneral zu den Südstaaten über. Nachdem er bei Bull-Run mitgefochten, wurde er nach Tennessee entsendet, um die dortigen Freischaren zu organisieren, ward aber bei Fort Donelson geschlagen und hinter den Tennessee zurückgeworfen. Nachdem ihm Beauregard zu Hilfe gekommen, erfolgte die Schlacht von Shiloh, in der J. getötet wurde. Vgl. W. Johnston, Life of general Albert Sidney J. (New York 1879).

3) Alexander Keith, engl. Kartograph, geb. 28. Dez. 1804 in Kirkhill bei Edinburg, gest. 9. Juli 1871 zu Ben Rhyding in Schottland, besuchte, für das medizinische Fach bestimmt, die Edinburger Hochschule, wendete sich aber bald der Geographie zu, erlernte die Kupferstecherkunst und die modernen Hauptsprachen und bereiste fast alle Länder Europas sowie Ägypten und Palästina. Nach der Rückkehr begann er seine kartographischen Unternehmungen mit der Herausgabe seines »National atlas« (1843), der mehrere Auflagen erlebte. Seine Forschungen hauptsächlich auf Humboldt und Ritter gründend, gab er 1848 einen »Physical atlas of natural phenomena« heraus, von dem 1850 ein Auszug und 1856 eine erweiterte Ausgabe erschien. Es folgten sein vielverbreitetes »Dictionary of geography« (1855, mehrfach aufgelegt); »Atlas of the historical geography of Europe« und »Chart of the geographical distribution of health and disease« (1852); der vorzügliche »Royal Atlas of modern geography« (1855; neue Ausg. 1896, 56 Karten), sein zweites Hauptwerk; »Atlas of the United States of North America« (1857) und eine Reihe von Schulatlanten und Wandkarten, die zum Teil zahlreiche Auflagen erlebten.

4) Joseph Eccleston, General der Konföderierten in Nordamerika, geb. 3. Febr. 1807 in Cherry Grove (Virginia), gest. 21. März 1891 in Washington, war General Scotts Adjutant im Seminolenkrieg, befehligte im mexikanischen Krieg ein Regiment freiwilliger Voltigeurs und avancierte 1860 zum Generalquartiermeister. Im April 1861 schloß er sich den Südstaaten an und ward 1862 zum Oberbefehlshaber der Truppen in Virginia ernannt, aber bei Seven Pines 31. Mai 1862 schwer verwundet. 1863 versuchte er vergebens Vicksburg zu entsetzen und ward 14. Mai bei Jackson zurückgeschlagen. 1863—64 führte er die Armee von Tennessee, wurde aber Schritt für Schritt durch halb Georgia gedrängt. Dieser dreimonatige Rückzug gilt als ein Meisterwerk der Feldherrenkunst. Als Sherman 1864 den kühnen Marsch durch Georgia antrat, stellte sich J. ihm bei Resaca, Allatoona Paß und Kenesaw entgegen, wurde aber überall zurückgedrängt und mußte sich nach Atlanta zurückziehen, wo er im Juli das Kommando an General Hood abgeben mußte. Erst im Februar 1865 wurde er wieder an die Spitze der Reste der konföderierten Truppen in Südcarolina gestellt und kämpfte geschickt und hartnäckig gegen Sherman. Nach Lees Übergabe streckte er 27. April bei Durham's Station mit 27,000 Mann die Waffen und erhielt für sich und seine Truppen eine ehrenvolle und vorteilhafte Kapitulation. Er lebte seitdem in Savannah und benutzte seinen Einfluß dazu, den Wiederanschluß an die Union zu fördern. J. schrieb: »Narrative of military operations conducted by him during the war between the States« (New York 1874). Vgl. Johnson, A memoir of life and public service of Joseph E. J. (Baltimore 1891).

5) Alexander Keith, engl. Geograph und Reisender, Sohn von J. 3), geb. 24. Nov. 1844 in Edinburg, gest. 28. Juni 1879 in Afrika, unternahm 1874 bis 1875 eine Forschungsreise nach Paraguay und wurde 1878 von der Londoner Geographischen Gesellschaft mit einer Expedition nach dem Nyassa- und Tanganjikasee betraut. Von Sansibar aus besuchte er erst Usambara, brach dann 14. Mai 1879 von Dar es Salam auf, starb aber schon in Berobero, etwa 200 km landeinwärts, während sein Begleiter Joseph Thomson (s. d.) die Expedition zu Ende führte. J. schrieb: »The surface zones of the globe« (Edinb. 1870); den Band »Afrika« für Stanfords »Compendium of geography and travel« (Lond. 1878); »Physical, historical, political and descriptive geography« (5. Aufl. 1896). Seine Biographie befindet sich in Thomsons Reisewerk (1881).

6) Sir Harry Hamilton, engl. Afrikareisender, geb. 12. Juni 1858 in Kennington bei London, unter-

nahm 1876 aus Gesundheitsrücksichten eine Reise nach Spanien, Portugal und den Balearen, auf der er neben der Malerei sprachliche und zoologische Studien trieb. 1879 bereiste er Nordafrika, 1882 begleitete er Lord Mayo nach Mossamedes und in das Ovamboland und ging dann den Kongo bis Bolobo aufwärts. 1884 besuchte er den Kilimandscharo. 1885—88 machte er als englischer Vizekonsul Forschungen im Kamerungebiet, bestieg zweimal den Kamerunberg und befuhr den Rio del Rey. 1889 zum Konsul für das portugiesische Ostafrika ernannt, machte er eine Reise nach dem Nyassa-, Rikwa- und Tanganjikasee. 1891 ging er als Generalkonsul nach Britisch-Zentralafrika, wo er die Sklavenjäger am Nyassasee bekämpfte. 1897 wurde er Generalkonsul in Tunis, und 1899—1901 war er Gouverneur von Uganda. Er schrieb: »The River Congo from its mouth to Bolobo« (1884, neue Ausg. 1895); »The Kilima-Njaro expedition« (1886; deutsch, Leipz. 1886); »Livingstone and the exploration of Central Africa« (1891); »British Central Africa« (1897, 2. Aufl. 1899); »History of the colonisation of Africa by alien races« (1899; deutsch, Heidelb. 1902); »The Uganda Protectorate« (1903, 2 Bde.; neue Ausg. 1904); »The Nile quest: Record of the exploration of the Nile« (1903). Nach seinen eignen Zeichnungen veröffentlichte er das Bilderwerk »British mammals« (1903, 16 Tafeln).

7) Georg, Naturforscher, s. *Johnst.*

Johnstone (spr. dschonnst'n), Fabrikstadt in Renfrewshire (Schottland), am Cart, 5 km südwestlich von Paisley, mit Flachs- und Baumwollindustrie, Maschinenbau und (1901) 10,502 Einw. Dabei Kohlengruben.

Johnstonpresse, eine in ihrem Bau den Münzpressen ähnliche, von dem Engländer Johnston erfundene Presse zum Druck von Tiefgravierungen in Kupfer und Stahl, angeblich mit einer Leistungsfähigkeit von 8—10,000 Drucken im Tage, bei einem Druckformat von 85 : 112 mm. Sie wird von der Maschinenbaugesellschaft Örlikon bei Zürich gebaut.

Johnstown (spr. dschónnstaun), 1) Stadt in der Grafschaft Cambria des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, 90 km östlich von Pittsburg, zwischen steilen Uferhöhen am Conemaugh und Stony Creek und an der Pennsylvania- und der Baltimore-Ohiobahn, hat ein großes Hospital, Eisen- und Kohlengruben und im Vororte Cambria großartige Stahlwerke. Die Stadt wurde 31. Mai 1889 durch den Durchbruch des 300 m langen und 33 m hohen Dammes, der den 16 km entfernten Conemaugh Lake einfaßte, vollständig zerstört; die von den Fluten fortgerissenen Trümmer stauten sich an einer Eisenbahnbrücke unterhalb J. und fingen Feuer, wobei Hunderte von Menschen umkamen. — 2) Hauptort der Grafschaft Fulton im Staate New York, am Cayadulla Creek, mit (1900) 10,130 Einw., die namentlich starke Handschuh- und Wirkwarenfabrikation treiben.

Johor (Djohor, Dschohor), malaiisches Sultanat, (seit 1887) unter britischem Schutz, auf der Südspitze der Malaiischen Halbinsel, südlich von der britischen Kolonie Malakka, 24,850 qkm mit etwa 200,000 Einw. (mehr als die Hälfte Chinesen). Erzeugnisse für die Ausfuhr sind Pfeffer, Gambir, Sago, Tee, Kaffee, Guttapercha. Hauptort ist J. Bahru. — Das Reich J. umfaßte früher sämtliche kleinen Inseln östlich von Sumatra bis Banka, die aber seit 1641, als die Holländer den Portugiesen Malakka entrissen, an jene verloren gingen; 1824 wurde Singapur an England abgetreten. 1887 überließ das Sultanat J. die Vertretung seiner auswärtigen Beziehungen der britischen Regierung. Die alte Hauptstadt J., 32 km von der Südküste, ist jetzt ein ärmliches Fischerdorf.

Johow, Reinhold, Jurist, geb. 30. Mai 1823 in Berlin, gest. daselbst 12. Jan. 1904, studierte daselbst zuerst Theologie und Philosophie, dann Rechtswissenschaft, ward Kreisrichter in Kyritz, dann in Sigmaringen, 1857 Staatsanwalt in Hechingen, 1860 Appellationsgerichtsrat in Posen, 1867 Hilfsarbeiter im Finanz- und Justizministerium, 1869 Obertribunalrat und seit 1874 Mitglied der Kommission zur Ausarbeitung eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches, seit 1888 Vorsitzender derselben bis zu ihrer 21. März 1889 erfolgten Auflösung. Hier hat J. unter Mitwirkung von Achilles, Martini und v. Liebe den das Sachenrecht enthaltenden Teil des Entwurfs zum Gesetzbuch sowie die sachenrechtlichen Vorschriften im Entwurf des Einführungsgesetzes, den Entwurf der Grundbuchordnung und des Gesetzes, betreffend die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen, nebst den dazugehörigen umfangreichen Motiven bearbeitet. Er gab das »Jahrbuch für endgültige Entscheidungen der preußischen Appellationsgerichte« (Berl. 1872—79) und das »Jahrbuch für Entscheidungen des Kammergerichts in Sachen der nichtstreitigen Gerichtsbarkeit und in Strafsachen« (das. 1881 ff.) heraus.

Jöhstadt, Stadt in der sächs. Kreish. Chemnitz, Amtsh. Annaberg, im Erzgebirge, am Schwarzwasser und an der Staatsbahnlinie Wolkenstein–J., 749 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Bismarckdenkmal, eine Klöppel- und eine Musikschule, Amtsgericht, Oberförsterei, Fabrikation von Spritzen, Pumpen, Metallgußwaren, Weiß- und Strumpfwaren und Posamenten, Kunsttischlerei, Spitzenklöppelei und (1900) 2296 Einw. J. wird als Sommerfrische besucht. In der Nähe liegt die Jöhstadter Höhe (820 m) mit Aussichtsturm. J. erhielt 1655 Stadtrecht.

Joigny (spr. schuanji), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Yonne, an der Yonne und der Lyoner Eisenbahn, hat drei Kirchen aus der Renaissancezeit, Reste eines alten Schlosses, ein Handelsgericht, ein Collège, eine Bibliothek, ein Theater, Weinbau, Fabrikation von Zement, Schuhwerk, Korbwaren, Ziegeleien, ansehnlichen Handel und (1901) 6045 Einw. — J. war im Mittelalter befestigt und hielt mehrere Belagerungen, so 1429, erfolgreich gegen die Engländer aus.

Joint-stock banks (spr. dschoint-stock bänks), in England solche Banken, die mit einem von vielen Personen zusammengeschossenen Kapital betrieben und daher auch nur von einem Ausschuß der Anteilseigner geleitet werden. Sie sind in vielen Fällen unsern Aktienbanken gleich, wenn sie nämlich mit beschränkter Haftbarkeit (limited liability) ihrer Mitglieder errichtet sind. In neuester Zeit vermehrt sich diese Art Banken, u. die mit unbeschränkter Haftbarkeit verschwinden allmählich. Näheres s. Banken, S. 347.

Joint-stock company (engl.), soviel wie Aktiengesellschaft (s. d., S. 241).

Joinville, ein grauer Marmor von Joinville im Depart. Pas-de-Calais.

Joinville (spr. schuängwil'), 1) Stadt im franz. Depart. Obermarne, Arrond. Wassy, in reizender Gegend an der Marne und an der Ostbahn gelegen, hat eine Kirche aus dem 12.—16. Jahrh., ein ehemaliges Lustschloß der Herzoge von Guise, ein von Ludwig Philipp errichtetes Grabdenkmal mit den Gebeinen der Herren von Joinville, eine Statue des Chronisten Jean Sire

de J. (s. unten), eine Gewerbekammer, Eisenwerke, Fabrikation von Wirkwaren und (1901) 3757 Einw. J. war ehedem Sitz der Baronie J., die 1551 durch König Heinrich II. zugunsten des Herzogs Franz von Guise in ein Fürstentum umgewandelt wurde. Hiernach führte der dritte Sohn Ludwig Philipps, Franz, den Titel eines »Prinzen von J.« Vgl. Pernot, Notice historique sur le château de J. (Par. 1857). — 2) (J.-le-Pont) Flecken im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, an der Marne und der Ostbahn, hat eine militärische Turn- und Fechtschule, eine landwirtschaftliche Versuchsanstalt (La Faisanderie), Eisenwerke, Schiffbau, Schmuckfedernerzeugung und (1901) 5933 Einw. Der Bogen, welchen die Marne unterhalb J. bildet, wird durch den unterirdisch geführten Kanal von Saint-Maur (s. d.) abgeschnitten. Nördlich von J. befinden sich die Redouten von Gravelle und La Faisanderie der äußern Pariser Befestigungslinie. — 3) Hauptort der Kolonie Dona Francisca (s. d.) im brasil. Staat Santa Catharina, am Rio Cachoeira, hat regelmäßige, breite Straßen, eine protestantische und eine kath. Kirche, 6 Fabriken für Paraguaytee, 5 Zucker- und 7 Tapioka- und Arrowrootmühlen, ferner Öl-, Säge- und Reismühlen und 3000 Einw. J. ist fast ganz deutsch und Sitz eines deutschen Konsuls.

Joinville (spr. schüängwil'), 1) Jean, Sire de, der erste bedeutende Historiker der Franzosen, geb. 1224 als Sprößling einer alten Familie in der Champagne, gest. 1318, nahm als Seneschall des Grafen von Champagne, Königs Thibaut IV. von Navarra, teil an dem Kreuzzug König Ludwigs IX. (1248). Mit Ludwig IX., dessen Freund er geworden, kehrte er erst 1254 nach Frankreich zurück und lebte seitdem teils am Hofe, teils auf seinen Gütern. Seine durch Anschaulichkeit, Wahrheit und Treue der Schilderungen ausgezeichnete »Histoire de saint Louis« ward herausgegeben von Ducange (Par. 1668); neue Ausgaben besorgten Michel (1858) und de Wailly (1866, illustrierte Ausg. 1874); deutsche Übersetzung von Driesch (Trier 1853). Vgl. Didot, Études sur la vie et les travaux de Jean de J. (Par. 1870); Delaborde, Jean de J. et les seigneurs de J. (das. 1895); G. Paris, Jean, sire de J. (das. 1897).

2) Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria von Orléans, Prinz von J., geb. 14. Aug. 1818 in Neuilly, gest. 16. Juni 1900 in Paris, war der dritte Sohn des Königs Ludwig Philipp von Frankreich und der Prinzessin Marie Amalie von Sizilien, trat 1834 in die Marine ein, in der er viele Seeexpeditionen, z. B. 1838 nach Mexiko, mitmachte. 1840 befehligte er die Fregatte La belle Poule, welche die Asche Napoleons von St. Helena nach Frankreich führte. 1845 war er Befehlshaber der Expedition gegen Marokko und wurde 1846 Vizeadmiral. Beim Ausbruch der Revolution 1848 begab er sich nach England. 1862 machte er mit seinem Sohne, dem Herzog von Penthièvre, und seinen Neffen, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, im Unionsheer im Stabe Mac Clellans den Feldzug mit. Während des Krieges 1870/71 bemühte er sich vergeblich, im französischen Heer eine Stelle zu finden. 1871—76 war er Mitglied der Nationalversammlung; doch seine Taubheit ließ ihn auf das politische Leben verzichten. 1886 wurde er infolge des Prätendentengesetzes, das allen Mitgliedern der ehemaligen Herrscherfamilien Ämter und Würden entzog, aus den Kadres der Marinereserve gestrichen. Mehrere Aufsätze in der »Revue des Deux Mondes« erschienen gesammelt als »Essais sur la marine française. L'Escadre de la Méditerranée« (Par. 1853) und »Études sur la marine et récits de guerre« (1859; 2. Aufl. 1870, 2 Bde.); 1894 veröffentlichte er in den illustrierten »Vieux souvenirs, 1818 à 1848« interessante Erinnerungen aus dem Jahre 1848. Ferner schrieb er: »La guerre d'Amérique, campagne du Potomac« (2. Aufl. 1872), und »Encore un mot sur Sadowa« (Brüssel 1868). Er war seit 1. Mai 1843 vermählt mit einer Tochter des Kaisers Pedro I. von Brasilien, Franziska (geb. 2. Aug. 1824, gest. 27. März 1898), die ihm die (mit dem Herzog von Chartres vermählte) Prinzessin Franziska und den Herzog Peter von Penthièvre (geb. 4. Nov. 1845) gebar.

Joinvilleinsel (spr. dschoenwill'), nördlichste Insel des antarktischen Dirk Gerrits-Archipel (s. d.), östlich von Louis Philippe-Land, unter 63° südl. Br. und 55—57° westl. L., von Dumont d'Urville 1838 entdeckt, bergig, ganz von Schnee und Eis bedeckt, von zahlreichen Inseln und Klippen umgeben.

Jojachin (Jechonja), König von Juda, Sohn Jojakims, bestieg den Thron nach des Vaters Tode 598 v. Chr., im 18. Lebensjahr, regierte aber nur drei Monate und ward von Nebukadnezar nach der Eroberung des Reiches Juda mit seiner Familie, seinem Heere (8000 Mann), seinen Schätzen und den kostbaren Tempelgeräten ins babylonische Exil geführt. Doch erhielt J., der 37 Jahre in Ketten geschmachtet hatte, von Nebukadnezars Nachfolger Evilmerodach seine Freiheit wieder. Vgl. Rothstein, Die Genealogie des Königs J. und seiner Nachkommen (Berl. 1902).

Jojakim, König von Juda 609—598 v. Chr., hieß vor der Thronbesteigung Eljakim. Als älterer Sohn Josias ward er erst nach der Absetzung seines jüngern Bruders, Joahas, durch Necho als ägyptischer Vasallenfürst auf den Thron erhoben. Um den Tribut an Ägypten zahlen und seiner Prachtliebe und Bauluft frönen zu können, bedrückte er das Volk mit Steuern. Sein Leichtsinn und seine Gewalttätigkeit gegen das Volk, das er auch mit Frondiensten belastete, und gegen Jeremias und die von ihm vertretene prophetische Richtung, beschleunigten die bald über Juda hereinbrechende Krisis. Nach der Niederlage Nechos bei Karkemisch (604) unterwarf sich J. 600 dem siegreichen Nebukadnezar von Babylonien, versuchte aber 598, auf ägyptische Hilfe bauend, eine Empörung. Noch ehe Nebukadnezar Jerusalem selbst bezwungen und die Abtrünnigkeit Jojakims geahndet hatte, starb dieser 598.

Jókai (spr. jókai), Moritz, berühmter ungar. Schriftsteller, geb. 19. Febr. 1825 in Komorn, gest. 5. Mai 1904 in Budapest, erlangte 1846 das Advokatendiplom, beschäftigte sich jedoch ausschließlich mit Literatur und veröffentlichte 1846 seinen ersten Roman: »Hétköznapok« (»Werktage«), der bereits das bedeutende humoristische Talent des Dichters verriet. 1847 übernahm er die Redaktion der Wochenschrift »Életképek« (»Lebensbilder«) und war seit 15. März 1848 einer der literarischen Stimmführer der Freiheitsbewegung. Anfang 1849 floh er zugleich mit der ungarischen Regierung und den Abgeordneten nach Debreczin und redigierte daselbst die »Esti lapok« (»Abendblätter«). Seit 1849 mit der damaligen ersten tragischen Schauspielerin Ungarns, Rosa Laborfalvi (geb. 1820 in Miskolcz, gest. 20. Nov. 1886), verheiratet, lebte er teils in Budapest, teils in seinen Villen im Ofener Gebirge und in Füred am Plattensee, unausgesetzt eine staunenswerte literarische Tätigkeit entfaltend. J. hatte bis zu seinem 50. Geburts-

tag bereits nahe an 200 Bände veröffentlicht, darunter 29 Romane, zusammen 100 Bände stark, 2 Bände Gedichte, 2 Bände dramatische Dichtungen, 6 Bände Sammlungen humoristischer Aufsätze, 48 Bände Novellen ꝛc. Dabei war er seit 1858 ununterbrochen als Redakteur tätig; er redigierte 1858—81 die humoristische Wochenschrift: »Üstökös« (»Komet«), zuletzt war er Chefredakteur des Regierungsblattes »Nemzet« (»Nation«) und auch im Feuilletonteil andrer Blätter tätig. Als Abgeordneter gehörte er der liberalen Regierungspartei an; 1897 wurde er ins Magnatenhaus berufen. 1899 heiratete er zum zweitenmal, und zwar die jugendliche Schauspielerin Bella Nagy. Seinen literarischen Ruhm begründete er hauptsächlich mit seinen Romanen, in denen zuerst der Einfluß Victor Hugos, dann der Jules Vernes, später der der französischen Realisten erkennbar ist, und von denen viele zuerst ins Deutsche und dann aus dieser Sprache in zahlreiche andre europäische Sprachen übersetzt wurden. Sie zeichnen sich insgesamt durch lebhafte Phantasie, spannende Fabel, durch gesunden Humor und Glanz und Farbe der Sprache aus. Die bedeutendern sind: »Die weiße Rose« (1854); »Die Türkenwelt in Ungarn« (1855); »Ein ungarischer Nabob« (1856); »Schwarze Diamanten« (1870); »Wie man grau wird« (1872); »Die Narren der Liebe« (1873); »Ein Goldmensch« (1873); »Der Mann mit dem steinernen Herzen« (1874); »Der Roman des künftigen Jahrhunderts« (1876); »Mein, Dein, Sein« (1876); »Komödianten des Lebens« (1877); »Rab Ráby« (1880); »Pater Peter« (1881); »Die armen Reichen« (1881); »Ein Frauenhaar« (1883); »Ein Spieler, der gewinnt« (1883); »Durch alle Höllen« (1884); »Die weiße Frau von Leutschau« (1884); »Nach zehn Jahren« (1885); »Der Zigeunerbaron« (1885); »Kleine Könige« (1886); »Die Dame mit den Meeraugen« (1889); »Reiche Arme« (1891); »Die beiden Trenk« (1894); »Wie schade, altern zu müssen!« (1896); »1848« (1897); »Ein bejahrter Mann ist kein alter Mann« (1898); »Kathlannet« (1899). Geringern Erfolg erzielte J. mit seinen dramatischen Werken. Seine politischen Gedichte erschienen 1880 (2 Bde.), »Ausgewählte Schriften« von ihm erschienen deutsch Budapest 1881—83 (120 Lfgn.). Eine Prachtausgabe seiner Werke in 100 Bänden erschien 1898. Er war seit 1858 Mitglied der ungarischen Akademie, seit 1860 Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft, seit 1878 Präsident der Petőfi-Gesellschaft. Vgl. L. Névy, Moritz J., Festschrift zu seinem 50jährigen Schriftstellerjubiläum (ungar., Pest 1894).

Joke (engl., spr. dschōk), Scherz, Spaß.

Joki, das finnische Wort für Fluß.

Jokkaichi, japan. Hafen, s. Yokkaichi.

Jokohama, japan. Hafen, s. Yokohama.

Jokohamahuhn, s. Huhn, S. 616.

Jokös (lat. jocosus; vgl. Jokus), scherzhaft, lau[nig.

Jokoska, japan. Kriegshafen, s. Yokoska.

Jokteel, Stadt, s. Petra.

Jokthan, nach 1. Mos. 10, 25 ff. und 1. Chron. 1, 19 ff., Sohn Ebers und Bruder Pelegs. Er ist Vater von 13 Söhnen und eröffnet die Ahnenreihe des südlichen Zweigs des semitischen Volksstammes, dessen Stammvater Eber, der Urenkel Sems, war, während der nördliche Zweig dem Peleg entstammte. Die Stammsitze der 13 als Söhne Jokthans (Joktha niden) aufgezählten Völker sind meistens im südlichen Arabien nachgewiesen. Jüdische, nachbiblische Berichte machen J. zum Ahnherrn des alten arabischen Stammes der Kachtan.

Jökul (dän. u. norweg.), soviel wie Gletscher.

Jokus (lat. jocus, korrumpiert: Jux), Spaß, Scherz; auch der Genius des Scherzes (Gott J.), daher Jokusstab, Narrenstab, ein Stab mit Narrenkopf.

Jola (Yola), Hauptstadt der Provinz J. in Britisch-Nordnigeria, früher Hauptort des afrikan. Fulbereichs Adamáua, unter 9° 16′ nördl. Br. und 12° 47′ westl. L. links am Binuë, von dem es eine sumpfige Ebene trennt, durch die während des Hochwassers ein für Kähne fahrbarer Flußarm zum Binuë zieht, erstreckt sich auf einer Sandsteinterrasse von O. nach W. etwa 20 km lang, besteht aus einzelnen großen Gehöften inmitten Kornfeldern; die Hütten sind sorgfältig gehalten und oft mit Farben geschmückt. Die auf 12—15,000 Köpfe geschätzten Einwohner treiben Schmiedehandwerk und Handel mit Baumwollen- u. Wollenstoffen, Glaswaren, Salz und Elfenbein. Die fruchtbare Umgegend erzeugt viel wilden Reis. Der Ort wurde von Barth 1851, von Flegel 1882 und 1901 von den Engländern erobert. Als neuer Bestandteil Nordnigerias fiel J. im September 1901 in die Gewalt der Briten; neben einem englischen Residenten ward an Stelle des alten Emirs ein gefügigerer eingesetzt. Seitdem konnte sich auch der deutsche Einfluß in Nordkamerun nach Adamáua und dem Tschadseegebiet erfolgreich ausdehnen; bereits im Februar 1902 nahm Oberleutnant Dominik von Garua aus mit J. freundliche Fühlung. S. auch die Artikel »Kamerun« (mit Karte) und »Kano«.

Joli (franz., spr. schōli), niedlich, hübsch, artig.

Joliba, Fluß, s. Dscholiba.

Joliet (spr. dschōljet), Hauptstadt der Grafschaft Will im nordamerikan. Staat Illinois, am Des Plaines, 50 km südwestlich von Chicago, mit dem es Eisenbahnen und der Illinois-Michigan- sowie der Chicago-Drainagekanal verbinden, Bahnknotenpunkt, hat Zuchthaus, 2 Klöster, Bibliothek, große Kalksteinbrüche, Stahlwerke (1900 für 13,4 Mill. Doll. Erzeugnisse), Gießereien, Fabriken von Stacheldraht, Ackergeräten und Maschinen, Tonröhren, Handel mit Korn und Vieh und (1900) 29,353 Einw.

Jolle, 1) kleines, einmastiges Küstenfahrzeug in Nordwestdeutschland, dann jedes kleine offene Boot für den Hafendienst; in Hamburg ein etwa 7 m langes, spitzes Fährboot, das durch den Jollenführer mit zwei Rudern fortbewegt wird; ferner das kleinste Boot eines Kriegs- und Handelsschiffs (s. Boot, S. 211). — 2) (Jollentau) Tau, das durch einen einscheibigen Block fährt.

Jöllenbeck, Gemeinde im preuß. Regbez. Minden, Landkreis Bielefeld, an der Kleinbahnlinie Bielefeld–Enger, bestehend aus Nieder-J. und Ober-J., hat eine evang. Kirche, Seiden- und Plüschweberei und (1900) 3827 Einw.

Jollentau, s. Jolle 2).

Jolly, 1) Philipp von, Physiker, geb. 26. Sept. 1809 in Mannheim, gest. 24. Dez. 1884 in München, studierte in Heidelberg, Wien und Berlin, habilitierte sich 1834 in Heidelberg als Privatdozent, wurde 1847 ordentlicher Professor und 1854 als Professor der Physik nach München berufen. Jollys Arbeit über die Endosmose gab zuerst ein exaktes Maß dieses Vorganges, indem er die Volumänderungen maß, die sich dabei zeigen, und die Gewichtsmengen der sich austauschenden Substanzen bestimmte. Durch Konstruktion eines Luftthermometers war er imstande, die Ausdehnungskoeffizienten der Gase mit einer früher nicht erreichten Genauigkeit zu messen. Durch seine Analysen der atmosphärischen Luft mit Hilfe des

Kupfereudiometers wurden kleinste Schwankungen in ihrer Zusammensetzung ermittelt. Den Wagen gab J. eine sehr große Genauigkeit und Empfindlichkeit besonders durch Anwendung der Ablesung mit Spiegel und Skala. Es gelang ihm, die Genauigkeit so weit zu treiben, daß er durch Wägungen die wechselnde Zusammensetzung der atmosphärischen Luft erkennen konnte. Mit der Wage bestimmte J. auch die Abnahme der Schwerkraft bei Entfernung von der Erdoberfläche, indem er den Gewichtsunterschied eines Körpers bestimmte, je nachdem derselbe in der Wagschale lag oder an einem 21 m langen Draht an derselben aufgehängt wurde; ferner die Dichtigkeit der Erde, indem er die Gewichtszunahme des Körpers maß, wenn unter ihn eine Bleikugel von 1 m Durchmesser gebracht wurde. Er schrieb: »De Euleri merito de functionibus circularibus« (Heidelb. 1834); »Anleitung zur Differential- und Intregalrechnung« (das. 1846); »Die Prinzipien der Mechanik gemeinfaßlich dargestellt« (Stuttg. 1852); »Über die Physik der Molekularkräfte« (Münch. 1857). Vgl. Böhm, Philipp von J. (Münch. 1886).

2) Julius, bad. Staatsminister, Bruder des vorigen, geb. 21. Febr. 1823 in Mannheim, gest. 14. Okt. 1891 in Karlsruhe, studierte 1840—44 die Rechte, habilitierte sich 1847, ward 1857 Professor der Rechte in Heidelberg und trat 1861 als Rat ins Ministerium des Innern unter Lamey. In Verbindung mit Roggenbach, Mathy und Bluntschli strebte er nach Deutschlands Einigung im Anschluß an Preußen, schied, als die badische Regierung 1866 mittelstaatliche Politik trieb, aus dem Ministerium aus, ward aber nach Preußens Sieg im September 1866 Minister des Innern und übernahm im Februar 1868 nach Mathys Tode den Vorsitz im Gesamtministerium. Im Innern die liberalen Grundsätze seiner Vorgänger in der Organisation der Verwaltung und in der kirchlichen Gesetzgebung befolgend, beförderte er nach außen die deutsche Einheit durch möglichst engen Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund. 1870 stellte er sich wie der Großherzog entschlossen auf Preußens Seite und führte die Verhandlungen in Versailles über den Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund und die Bildung des Deutschen Reiches. Da seine Kirchen- und Schulpolitik (Zulassung der gemischten Schulen, die Ausdehnung des Loyalitätsreverses, den das Gesetz über die Dotation der Geistlichen forderte, auf die evangelische Geistlichkeit und die entschiedene Haltung gegen die katholische Kirche) nicht mehr die Billigung des Großherzogs fand, erhielt J. 1876 seine Entlassung und ward 4. Okt. Präsident der Oberrechnungskammer. Er schrieb: »Der Reichstag und die Parteien« (Berl. 1880). Vgl. H. Baumgarten und L. Jolly, Staatsminister J., ein Lebensbild (Tübing. 1897); Hausrath, Zur Erinnerung an Julius J. (in »Alte Bekannte«, 1. Teil, Leipz. 1899).

3) Ludwig von, Jurist, Sohn von J. 1), geb. 12. März 1843 in Heidelberg, wurde nach vorübergehender Tätigkeit in der bayrischen und elsaß-lothringischen Staatsverwaltung 1874 ordentlicher Professor in Tübingen, wo er jetzt den Lehrstuhl für Verwaltungsrecht inne hat. Er gab mit Eisenlohr das Polizeistrafgesetzbuch für Baden heraus (Heidelb. 1867, 2 Tle.) und verfaßte zusammen mit Baumgarten eine Biographie seines Oheims, des Staatsministers Julius Jolly (s. Jolly 2).

4) Friedrich, Mediziner, Bruder des vorigen, geb. 24. Nov. 1844 in Heidelberg, gest. 4. Jan. 1904 in Berlin, studierte in München und Göttingen, promovierte 1867 mit einer Arbeit über die Ganglienzellen des Rückenmarks in München, wurde daselbst Assistent an der Klinik unter Pfeufer, dann in Werneck unter Gudden und in Würzburg unter Rinecker. Hier habilitierte er sich 1871 als Privatdozent mit einer Abhandlung über den Gehirndruck und über die Blutbewegung im Schädel. 1873 folgte er einem Ruf als außerordentlicher Professor und Direktor der psychiatrischen Klinik nach Straßburg, erhielt daselbst 1875 die ordentliche Professur der Psychiatrie, und 1890 ging er als ordentlicher Professor und Direktor der psychiatrischen und Nervenklinik nach Berlin. J. arbeitete über Hirnsklerose, Halluzinationen, Delirium acutum, Kriegspsychosen, Aphasie ꝛc., auch berichtete er über Irrenpflege in Schottland, über Epileptikeranstalten ꝛc. Er schrieb: »Bericht über die Irrenabteilung des Juliushospitals« (Würzb. 1873); »Hysterie und Hypochondrie« (in Ziemssens »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie«, Leipz. 1877); »Untersuchungen über den elektrischen Leitungswiderstand des menschlichen Körpers« (Straßb. 1884); »Vorgeschichte und gegenwärtige Einrichtung der psychiatrischen Klinik in Straßburg« (Rede, das. 1887); »Über Irrtum und Irrsinn« (Berl. 1893). Seit 1890 redigierte er das »Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten«. Vgl. Siemerling, Zur Erinnerung an F. J. (Berl. 1904).

5) Julius, Sanskritist und Sprachforscher, Bruder des vorigen, geb. 28. Dez. 1849 in Heidelberg, studierte 1867—70 in München, Berlin und Leipzig vergleichende Sprachwissenschaft und orientalische Sprachen, habilitierte sich 1872 als Privatdozent in Würzburg und wurde daselbst 1877 außerordentlicher, 1886 ordentlicher Professor des Sanskrits und der vergleichenden Sprachwissenschaft. 1882—83 bereiste er Indien. Seine ersten Publikationen gehören dem Gebiete der Sprachvergleichung an, so: »Ein Kapitel vergleichender Syntax« (Münch. 1872), »Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen« (das. 1873). Dann aber fiel das Schwergewicht seiner Arbeiten in das Gebiet des altindischen Rechts; unter anderm veröffentlichte er: »Über die rechtliche Stellung der Frauen bei den alten Indern« (Münch. 1876); »Tagore Law Lectures: Outlines of an history of the Hindu law of partition, inheritance and adoption« (Kalk. 1885); »Recht und Sitte« (Straßb. 1896, in Bühlers »Grundriß der indo-arischen Philologie«), ferner Textausgaben und Übersetzungen indischer Rechtstexte. Für Bühlers »Grundriß« lieferte er auch die Behandlung der indischen Medizin (3. Bd., 10. Heft, Straßb. 1902).

Jolof, Negervolk, s. Wolof.

Joloinseln, s. Suluinseln.

Jolsva (Elsch, Jelschau), Stadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Gömör, an der Jolsva und der Bahnlinie Pelsücz-Murány, mit herzoglich koburgischem Lustschloß (fast ganz aus Marmor), Eisenhämmern, Marmorbrüchen, Gewerbeschule, Heilquellen und (1901) 2790 magyarischen und slowakischen (reformierten und römisch-kath.) Einwohnern.

Jomard (spr. schomār), Edme François, franz. Geograph und Archäolog, geb. 22. Nov. 1777 in Versailles, gest. 23. Sept. 1862 in Paris, nahm als Ingenieurgeograph teil am Feldzug nach Ägypten (1798 bis 1801), beteiligte sich dann 1803—14 an der Redaktion der »Description de l'Égypte«, ward 1815 Mitglied des Erziehungsausschusses und 1818 Mitglied der Akademie der Inschriften. Seit 1828 Kustos

an der königlichen Bibliothek in Paris, ward er 1839 Oberbibliothekar und bekleidete diese Stellung auch unter Napoleon III. Seine Hauptschriften sind: »Notices sur les lignes numériques des anciens Égyptiens« (1816—19); »Parallèle entre les antiquités de l'Inde et de l'Égypte« (1819); »Sur les rapports de l'Éthiope avec l'Égypte« (1822); »Recueil d'observations et de mémoires sur l'Égypte ancienne et moderne« (1830, 4 Bde.) u. a. Auch gab er die »Monuments de la géographie« (Par. 1862), eine Sammlung alter, für die Geschichte der Geographie wichtiger Karten sowie Caillauds »Voyage à l'oasis de Thèbes« (1820) und Drovettis »Voyage à l'oasis de Syouah« (1823) heraus. Die Pariser Geographische Gesellschaft hat einen ihrer Jahrespreise ihm zu Ehren benannt.

Jomini (spr. schó-), Henri, Baron, franz. General und Militärschriftsteller, geb. 6. März 1779 in Payerne im Waadtland, gest. 24. März 1869 in Paris, trat in die Schweizergarde in Paris ein, diente auch in seiner Heimat, ergriff dann aber die kaufmännische Laufbahn. Allein durch seinen »Traité des grandes opérations militaires« (Par. 1804—10; 4. Aufl. 1851, 3 Bde.) erwarb er sich auch in weitern Kreisen einen Namen und wurde 1804 zum Bataillonschef und Adjutanten Neys ernannt. Er machte den Krieg von 1805 mit und begleitete Ney als Generalstabschef in den Krieg gegen Preußen 1806—07. Napoleon verlieh ihm zum Lohn für seine Verdienste den Baronstitel. 1808 folgte er Ney nach Spanien und wurde 1811 als Brigadegeneral und Historiograph von Frankreich angestellt. Nach Beginn des russischen Feldzugs 1812 wurde er Gouverneur von Wilna und später von Smolensk. 1813 trug er viel zum Siege bei Bautzen bei. Trotzdem ward er von Napoleon wegen angeblicher Nachlässigkeit im Dienst nach Frankreich zurückgeschickt, was ihn bewog, nach dem Waffenstillstand von Poischwitz zu den Alliierten überzutreten. Kaiser Alexander I. von Rußland erhob ihn zum Generalleutnant und Adjutanten; doch nahm er am Kriege gegen Frankreich keinen tätigen Anteil. 1828 leistete er im Feldzuge gegen die Türken besonders vor Warna wichtige Dienste. Verdient machte er sich auch um die Gründung der Militärakademie in Petersburg. Seit 1855 lebte er in Lausanne, dann in Brüssel. In der neuern Kriegsliteratur erwarb er sich einen Namen durch die »Histoire critique et militaire des campagnes de la Révolution« (Par. 1806, 5 Bde.; 3. Aufl., das. 1819—24, 15 Bde.), die »Vie politique et militaire de Napoléon« (das. 1827, 4 Bde.; deutsch von Batz, Tübing. 1828—29, 4 Bde.) und den »Précis de l'art de guerre« (Petersb. 1830; 6. Aufl., Par. 1855, 2 Bde.; hrsg. von Lecomte, das. 1894, 2 Bde.; deutsch mit Erläuterungen von v. Boguslawski, Berl. 1881). Seinen Austritt aus französischen Diensten suchte er in den beiden Publikationen: »Correspondance avec le général Sarrazin sur la campagne de 1813« (Par. 1815) und »Correspondance avec le baron Mounier« (das. 1821) zu rechtfertigen. Lecomte gab ferner von ihm heraus: »Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814. Extraits des souvenirs inédits du général J.« (Lauf. 1886, 2 Bde.). Vgl. Lecomte, Le général J., sa vie et ses écrits (3. Aufl., Par. 1888); Sainte-Beuve, Le général J. (neue Ausg. 1881).

Jommelli, Nicola, Komponist, geb. 10. Sept. 1714 in Aversa im Neapolitanischen, gest. 25. Aug. 1774 in Neapel, erhielt seine Ausbildung in Neapel durch Durante, Leo und Feo, brachte seit 1737 eine lange Reihe Opern zur Aufführung, die ihn später berühmt machten, so daß er 1747 Direktor des Konservatoriums degli Incurabili in Venedig und 1749 zweiter Kapellmeister der Peterskirche in Rom wurde. 1753 berief ihn Herzog Karl als Hofkapellmeister nach Stuttgart, wo er bis 1769 blieb. Als er dann nach Italien zurückkehrte, war er seinen Landsleuten ein Fremdling geworden und vermochte die frühern Erfolge nicht zu erneuern. Die 57 Opern Jommellis tragen durchweg die altbekannten Titel der Lieblingsstoffe der Opera seria (»Semiramide«, »Didone abbandonata«, »Armida«, »Demofoonte«, »Ifigenia in Tauride« ꝛc.), in gelegentlicher Abwechselung mit Pastorales, und obwohl sein Tonsatz sorgfältig ist und besonders in Deutschland sich inhaltlich vertiefte, so ist doch J. ein Hauptrepräsentant der Schabloneoper, die durch die Reformen Glucks überwunden wurde. Außer den Opern schrieb J. eine Anzahl Oratorien opernmäßiger Faktur, aber auch Messen, Psalmen und andre Kirchenstücke gediegener Haltung, darunter ein achtstimmiges »Miserere« und ein desgleichen für zwei Soprane mit Orchester. Ein Teil der in Stuttgart aufbewahrten Partituren Jommellis ging bei einem Brande des Hoftheaters 1802 zugrunde.

Jomsburg, zur Wikingerzeit Feste der Normannen an der pommerschen Ostseeküste, in der Nähe des jetzigen Wollin gelegen, der Sage nach von Palnatoke (s. d.) gegründet, vom Dänenkönig Magnus zerstört.

Jomuden, Stamm der Turkmenen (s. d.).

Jonas (Jona, d. h. »Taube«), hebr. Prophet aus dem Stamm Sebulon, weissagte um 780 die siegreiche Erweiterung des Reiches Israel unter Jerobeam II. In dem seinen Namen tragenden, um 400 entstandenen Buch wird erzählt, er habe von Gott den Befehl erhalten, den Niniviten den nahe bevorstehenden Untergang ihrer Stadt zu verkündigen, diesen Auftrag auch, nachdem er zuvor das Abenteuer mit dem großen Fisch erlebt, ausgeführt, worauf aber die Stadt Buße getan, so daß Gott sie diesmal noch verschont habe. Diese Erzählung hat offenbar rein lehrhafte Tendenz, und sicherer als jede Ausscheidung des historischen oder mythischen Stoffes ist die Annahme, daß der Verfasser des Buches die Nichterfüllung prophetischer Strafandrohungen, die man oft genug erlebt hatte, begründen wollte. Das angebliche Grab des Propheten J. wird noch heutzutage in der Gegend des alten Ninive gezeigt. Vgl. die beim Art. »Joel« aufgeführten Kommentare; außerdem Mitius, J. auf den Denkmälern des christlichen Altertums (Freiburg 1897).

Jonas, 1) Justus, Freund und Gehilfe Luthers bei der Reformation und Bibelübersetzung, geb. 5. Juni 1493 in Nordhausen, gest. 9. Okt. 1555, studierte die Rechte und später Theologie in Erfurt und ging 1521 als Professor und Propst der Schloßkirche nach Wittenberg. An dem Fortgang der Reformation den regsten Anteil nehmend, begleitete er Luther nach Worms, unterstützte ihn bei der Schulvisitation (1529), wohnte dem Religionsgespräch in Marburg und dem Reichstag in Augsburg bei. 1546 von Halle, wo er seit 1541 als Pastor gelebt, vertrieben, begleitete er Luther auf seiner letzten Reise nach Eisleben, wurde 1550 Hofprediger in Koburg, 1552 Pfarrer in Regensburg, 1553 Superintendent in Eisfeld. Er übersetzte mehrere Schriften Luthers und Melanchthons und schrieb außer Anmerkungen zur Apostelgeschichte: »Discussio pro conjugio sacerdotali« (1523). Sein Briefwechsel wurde herausgegeben von G. Kawerau (Halle 1884—1885, 2 Bde.). Vgl. Pressel, Justus J. (Elberf.

1863); K. Meyer, Festschrift zur Jubelfeier des 400-jährigen Geburtstags des Dr. J. J. (Nordh. 1893).

2) Friedrich, Schulmann, geb. 24. Juni 1845 in Berlin, studierte in Zürich und Berlin, wurde 1875 am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin angestellt und trat 1882 als Schulinspektor bei der hauptstädtischen Schulverwaltung ein. Von seinen Veröffentlichungen sind zu nennen: »W. v. Humboldts Ansichten über Ästhetik und Literatur, seine Briefe an Christ. Gottfr. Körner« (Berl. 1880); »Literarische Korrespondenz des Pädagogen F. E. v. Rochow mit seinen Freunden« (das. 1884); »Christ. Gottfr. Körner, biographische Nachrichten über ihn und sein Haus« (das. 1882); »Friedr. Eberh. v. Rochow«, Rede (das. 1884); »Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers« (das. 1900); »Zweihundert Jahre preußischer Geschichte« (das. 1901). J. gibt eine Sammlung älterer Volksschriften (Berl., seit 1886) zum Gebrauch in Fortbildungsschulen heraus sowie mit Bellermann, Imelmann und Suphan ein »Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten« (das., seit 1882). Auch veranstaltete er eine Gesamtausgabe von Schillers Briefen (Stuttg. 1892—96, 7 Bde.).

Jonashai, s. Haifische, S. 630.

Jonáthan (hebr., »Gottesgabe«, Theodor), ältester Sohn des Königs Saul, führte erfolgreich Krieg gegen die Philistäer, bis er in der Schlacht bei Gilboa unterlag und fiel (1. Sam. 31). Seine treue, uneigennützige Freundschaft zu David bildet eine der schönsten Episoden der alttestamentlichen Geschichte.

Jonathan (Bruder J., engl. Brother J., spr. dschónnäthän), Spitzname der Unions-Nordamerikaner, dem John Bull der Engländer nachgebildet, angeblich nach Jonathan Trumbull, Gouverneur von Connecticut, zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges, der sich der Achtung und Freundschaft Washingtons in dem Grad erfreute, daß dieser nach einem resultatlosen Kriegsrat ausgerufen haben soll: »Wir müssen Bruder J. zu Rate ziehen«, wahrscheinlicher aber wegen des häufigen Vorkommens dieses und andrer alttestamentlicher Vornamen in Neuengland.

Jonathan, Pseudonym, s. Hasebroek.

Jonathan Apphus, der Makkabäer, Sohn des Priesters Mattathias, ward nach dem Tode seines Bruders Judas (161 v. Chr.) Hauptanführer der jüdischen Patrioten gegen die Syrer und hielt sich mit geringen Streitkräften an der Ostgrenze des Landes. Bei den Thronstreitigkeiten zwischen den syrischen Königen Demetrius und Alexander Balas (152) ergriff er des letztern Partei und ward dafür erst zum Hohenpriester, dann zum Statthalter des Königs ernannt. Als Demetrius II. gegen Alexander Balas auftrat (147), mußte sich J. 145 ersterm anschließen, der ihn in seinem hohenpriesterlichen Amt bestätigte. Da aber Demetrius seine Versprechungen nicht hielt, ergriff J. die Partei des unmündigen Antiochus VI., der von Diodotos Tryphо, einem Feldherrn Alexanders, als Gegenkönig gegen Demetrius aufgestellt war, und schlug in Galiläa ein Heer des Demetrius. Nachdem er einen Angriff des letztern abgeschlagen, befestigte er Jerusalem stärker, ließ sich aber von Tryphо, der sich der Krone des Antiochus bemächtigt hatte, überlisten, fiel in dessen Gefangenschaft und ward kurze Zeit darauf in Baskama ermordet (143). Sein Bruder Simon ließ ihn in der prachtvollen Familiengruft in Modeïn beisetzen.

Joncières (spr. schongßiär'), Victorin de, franz. Komponist, geb. 12. April 1839 in Paris, gest. daselbst 26. Okt. 1903, war auf dem Konservatorium Schüler von Elwart und Leborne, verließ aber das Institut infolge eines Streites mit Leborne über Richard Wagner, dessen Sache er auch als Musikreferent (für die »Liberté«) vertrat. Von seinen Kompositionen sind zu nennen: die Musik zu »Hamlet«, die Opern: »Sardanapal« (1867), »Pompejis letzter Tag« (1869), »Dimitri« (1876, alle drei im Théâtre Lyrique aufgeführt), »Königin Berta« (1878 in der Großen Oper aufgeführt), »Chevalier Jean« (1885, als »Johann von Lothringen« auch in Köln) und »Lancelot« (1900); ferner eine Symphonie romantique, eine Chorsymphonie: »La Mer«, eine ungarische Serenade, ein Violinkonzert, eine Suite: »Les Nubiennes«, eine Konzertouvertüre ꝛc. Seinen Werken fehlt Reinheit des Stiles.

Jonckbloet (spr. -blut), Willem Jozef Andreas, niederländ. Literarhistoriker, geb. 6. Juli 1817 im Haag, gest. 19. Okt. 1885 in Wiesbaden, studierte seit 1835 in Leiden zuerst Medizin, dann Rechtswissenschaft, um sich schließlich dem Studium der niederländischen Literatur zuzuwenden. Nachdem er bereits 1840 für eine Abhandlung über Ludwig van Velthem in Leiden zum Ehrendoktor ernannt worden war, erhielt er 1847 eine Professur am Athenäum zu Deventer, 1854 an der Akademie zu Groningen, die er bis 1864 bekleidete. Von 1864—77 war er Mitglied der Zweiten Kammer der Generalstaaten und von 1877—83 Professor an der Universität zu Leiden. Seine Hauptwerke sind: »Over den middennederlandschen epischen versbouw« (1849); »Geschiedenis der middennederlandsche dichtkunst« (Amsterdam 1851—54, 3 Bde.); »Étude sur le roman de Renart« (Groning. 1863); »Gedenkboek der hoogeschool te Groningen« (das. 1864) und »Geschiedenis der nederlandsche letterkunde« (das. 1868—70, 3 Bde.; 3. sehr erweiterte Aufl. 1881—86, 6 Bde.; 4. Aufl. 1895; deutsch von W. Berg [Lina Schneider], Leipz. 1870—72). Den höchsten wissenschaftlichen Wert haben seine Ausgaben mittelniederländischer Dichtungen: »Beatrijs« (Haag 1841, und 1859 zusammen mit »Carel ende Elegast«), »Dietsche Doctrinale« (das. 1842), »Karel de Groote en zijne 12 Pairs« (Leiden 1844: Fragmente des Romans der Lorreinen), »Dietsche Catoen« (das. 1845), »Lancelot« (Haag 1846—49, 2 Bde.), »Walewein« (Leiden 1846—48, 2 Bde.), »Reinaert« (Groning. 1856). Seine mittelfranzösischen Ausgaben sind: »Li romans de la charrette« (Haag 1849) und »Guillaume d'Orange, chanson de geste« (das. 1854, 2 Bde.). Später erschien von ihm »Guillaume d'Orange, chanson de geste du XII. siècle mise en nouveau langage« (Amsterd. 1864). Viel Aufsehen erregte seine satirische, anonym erschienene Jugendschrift: »Physiologie van den Haag« (1843). Sein Leben beschrieb H. E. Moltzer (1887).

Jones (spr. dschonns), 1) Inigo, engl. Architekt, geb. um 1572 in London, gest. daselbst 21. Juli 1652, war erst Tischler, erwarb sich aber durch einige Landschaftsgemälde hohe Gönner, die ihn zu seiner künstlerischen Ausbildung Frankreich, Flandern, Deutschland und Italien bereisen ließen. Bald aber trat seine Liebe zur Baukunst in den Vordergrund. Als praktischer Architekt war er zuerst in Dänemark unter Christian IV. tätig, dann bei König Jakob I. von England. Nach der Rückkehr von einer zweiten italienischen Reise, auf der er besonders Palladios Werke in Venedig studierte, kam er nach London, wo er bald eine umfangreiche Bautätigkeit entfaltete. Seine bedeutendsten Schöpfungen sind: der Bankettsaal im

Palast Whitehall, die Villa in Chiswick, das Hospital in Greenwich, die Säulenhalle der St. Paulskirche, die alte Londoner Börse, das Schloß des Grafen Pembroke zu Wilton in Wiltshire und der Palast Ambresbury in derselben Grafschaft (z. T. unter Mitwirkung seines Adoptivsohns Webb). Unter Karl I. wurde J. Oberinspektor aller königlichen Gebäude. Er vermischte noch gotische Elemente mit jenen der spätern italienischen Weise, hatte sich aber sonst in Italien die Überreste der Kaiserzeit und der spätern Werke des neuern italienischen Stiles zu Mustern genommen. Er schrieb: »Essay on Stonehenge« (Lond. 1655; neue Ausgaben 1725 u. 1815). Vgl. Kent, Designs of Inigo J. (Lond. 1727; neue Ausgabe mit Erläuterungen 1770); Cunningham, Inigo J., a life of the architect (das. 1848); Loftie, Inigo J. and Wren (das. 1893); Triggs und Tanner, Some architectural works of Inigo J. (das. 1901).

2) Sir William, engl. Orientalist, geb. 28. Sept. 1746 in London, gest. 27. April 1794 in Kalkutta, studierte in Oxford die Rechte, erlernte daneben Arabisch und Persisch und ward 1765 Erzieher des Grafen Spencer. 1783 ungeachtet seines jugendlichen Alters zum Oberrichter von Bengalen ernannt, studierte er in Kalkutta die Sanskritsprache und benutzte seine einflußreiche Stellung dazu, um dort 1784 die Asiatische Gesellschaft ins Leben zu rufen, deren Präsident er lebenslang blieb. In der von ihr herausgegebenen Zeitschrift »Asiatic Researches« und in seinem Werk »Asiatic miscellanies« (Kalkutta 1788) veröffentlichte er zahlreiche Proben arabischer, persischer, türkischer und indischer Dichtungen und Beiträge zur orientalischen Geschichte und Völkerkunde; am bekanntesten aber machte er sich durch seine meisterhafte Übertragung von Kalidasas Drama »Sakuntalâ« (das. 1789; deutsch von G. Forster, 1791) und »Manus Gesetzbuch« (das. 1794). J. war auch der erste, der den Druck eines Sanskritwerkes veranstaltete (»Ritusamhâra«, Kalk. 1792), und einer der ersten, die auf die Verwandtschaft der Sprache und Mythologie der Inder mit derjenigen der europäischen Kulturvölker aufmerksam wurden. Seine Schriften erschienen gesammelt London 1799, 6 Bde.; neue Ausgabe 1807, 13 Bde. Die Ostindische Handelskompanie ließ ihm als Übersetzer des »Manu« ein Denkmal in der Paulskirche zu London setzen. Vgl. Teignmouth, Memoirs of the life of Sir W. J. (Lond. 1804; neue vermehrte Ausg. von Wilks, 1838, 2 Bde.).

3) John Paul, Begründer der Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 6. Juli 1747 in Kirkbean (Schottland), gest. 18. Juli 1792 in Paris, reiste 1760 nach den amerikanischen Kolonien, trieb einige Zeit Sklavenhandel, empfand jedoch bald Abscheu davor, wurde Seemann und machte verschiedene Reisen in die westindischen Gewässer. Beim Ausbruch des nordamerikanischen Befreiungskrieges bot er 1775 dem Kongreß seine Dienste an. Nachdem er an der Expedition nach den Bahamainseln teilgenommen, begleitete er teils als Kapitän der Sloop Providence Kauffahrteischiffe, teils kreuzte er gegen die Engländer. 1776 zum Kapitän ernannt, beunruhigte er mit dem Ranger, einer Brigg von 20 Kanonen, die englischen Küsten. Im August 1779 wurde er zum Kommodore eines aus französischen und nordamerikanischen Schiffen zusammengesetzten Geschwaders ernannt. Wiewohl sein Anschlag auf das reiche Liverpool nicht gelang, so setzte er doch die ganze britische Küste in Schrecken, nahm 22. Sept. nach hartem Kampf das große britische Schiff Serapis und kehrte mit 800 Gefangenen und reicher Beute nach Brest zurück. 1788 trat er auf Einladung der Kaiserin Katharina II. als Konteradmiral in russische Dienste, verließ diese jedoch, durch Potemkins und des Prinzen von Nassau Eifersucht bewogen, schon 1789 wieder. Nachdem er Österreich vergebens seine Dienste angeboten, zog er sich nach Paris zurück. Die unter seinem Namen erschienenen »Mémoires« (Par. 1789, 2 Bde.; Edinb. 1830) sind wahrscheinlich unecht. Seine Biographie lieferten E. Sherburne (New York 1825, 2. Aufl. 1851), G. W. Simms (das. 1845), J. C. Abbott (das. 1875), ein Ungenannter (das. 1884) und A. C. Buell (das. 1900, 2 Bde.). In Romanen behandelten sein wechselvolles Leben Cooper in »The Pilot«, Allan Cunningham in »Paul J.« und A. Dumas in »Le capitaine Paul«.

4) Sir Harry David, engl. General, geb. 14. März 1791, gest. 2. Aug. 1866, trat 1808 als Leutnant in das Heer, kämpfte 1810—14 in Spanien, 1814—15 in Amerika, stieß dann zur Armee Wellingtons und wurde Kommandeur der Befestigungen auf dem Montmartre. 1840 avancierte er zum Oberstleutnant und erhielt 1851 die Leitung der Ingenieurschule zu Chatham. Im Krimkrieg führte er als Oberst und Brigadekommandeur mit Baraguay d'Hilliers die erfolgreiche Operation gegen Bomarsund aus und wurde darauf zum Generalmajor und zum Kommandeur des englischen Ingenieurkorps in der Krim ernannt, wo er in Gemeinschaft mit General Niel den Fall Sebastopols herbeiführte. 1856 wurde er Gouverneur der Militärschule von Sandhurst, 1860 Generalleutnant.

5) Owen, engl. Architekt, geb. 15. Febr. 1809 in London, gest. daselbst 19. April 1874, studierte unter Pugin, reiste 1834 nach Spanien, wo er sich namentlich in Granada aufhielt, und von da nach Ägypten. Nach England zurückgekehrt, gab er das Prachtwerk »Plans, elevations, sections and details of the Alhambra« (Lond. 1842—45, 2 Bde.; 2. Aufl. 1847—48) heraus. 1851 übertrug man ihm die innere Ausschmückung des Kristallpalastes der ersten Weltausstellung, und als das Gebäude vom Hydepark nach Sydenham übertragen wurde, erhielt er den Auftrag, die verschiedenen Räumlichkeiten dem Charakter der Zeit und des Landes anzupassen, für die sie bestimmt waren. Hervorragend ist darunter der »Alhambra court«. 1856 erschien sein Hauptwerk: »The grammar of ornament« (4. Aufl., Lond. 1880, 112 Blätter; auch in deutscher Ausgabe), die erste umfassende Darstellung des ornamentalen Stiles aller Völker, ein Werk, das auf das moderne Kunstgewerbe Englands großen Einfluß geübt hat.

6) Henry Arthur, engl. Dramatiker, geb. 28. Sept. 1851 in Grandborough (Bucks) als Sohn eines Landmannes, besuchte die Schule zu Winslow und schrieb nach einigen unbedeutenden Jugenddramen die Komödie »A garden party« (1881) und das Schauspiel »The Silver King« (1882), die mit einem Schlage die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Neben Pinero (s. d.) gilt er gegenwärtig als der Hauptvertreter des bessern englischen Dramas. Es folgten: »Saints and sinners« (1885) und »Heart of hearts« (1887) in brillanter Bühnentechnik, weiter der erfolgreiche »Middleman«, der kühn-originelle »Judah« (1890) und »The Crusaders« (1892) mit ihrer Spitze gegen ungesunden Altruismus, ferner die witzige, oft zynische Komödie »The case of rebellious Susan« und »Triumph of the Philistines« (1895) unter allgemeinem Beifall. Seit 1883 hatte J. in Zeitschriften

gegen die großen Mißstände des Londoner Theaterwesens gekämpft, und er gab seine Artikel 1895 in Buchform u. d. T. »The renascence of the drama« heraus. Seine spätern Stücke: »Michael and his lost angel«, »The Rogue's comedy« (beide 1896), »The Physician« und die witzigen »Liars« (1897), ferner »The manoeuvers of Jane« (1898), »Carnac Sahib« (1899), »Mrs. Dane's Defence« (1900) erreichten nicht mehr den Erfolg der frühern Dramen. Dem Dichter eigentümlich sind Pathos, Ernst, Feuer und scharfe Satire, Eigenschaften, die jedoch nicht immer standhalten; ferner ein straffer, pointenreicher Dialog und ein gutes philosophisches Rüstzeug zur Durchführung seiner Ideen.

7) Thomas Rymer, s. *Jons.*

Jonesboro (spr. dschónnsböro), Hauptort der Grafschaft Union des Staates Illinois, 4 km vom Mississippi, mit Irrenhaus, Kalksteinbrüchen und (1900) 1130 Einw.

Jonesräder (Hängeräder), von einem Engländer Jones erfundene Wagenräder, deren Speichen aus Rundeisen derart zwischen Nabe und Felgenkranz sitzen, daß die Last stets an den obern Speichen hängt, also deren Zerreißungsfestigkeit beansprucht. Die J. wurden in der Artillerie zum Fahren schwerer Lasten benutzt.

Jonge, 1) Johannes Cornelis de, niederländ. Geschichtschreiber, geb. 9. Mai 1793 in Zierikzee, gest. 11. Juni 1853 in Zeeland, war niederländischer Reichsarchivar und Aufseher des königlichen Münzkabinetts im Haag. Sein Hauptwerk ist die »Geschiedenis van het nederlandsche zeewezen« (3. Aufl., von seinem Sohn herausgegeben, Zwolle 1869, 6 Bde.).

2) Johan Karel Jacob de, niederländ. Geschichtschreiber, Sohn des vorigen, geb. 17. Juni 1828 im Haag, gest. 15. März 1880, studierte in Leiden die Rechte und wurde Unterarchivar beim Reichsarchiv im Haag. Er ist Herausgeber von »De opkomst van het nederlandsch gezag in Oost-Indië; verzameling van onuitgegeven stukken uit het oudkoloniaal archief« (Haag 1862—77, 10 Bde.; Bd. 11—13 hrsg. von van Deventer, 1883—89), ein Werk, das Quellen nebst einer gründlichen Darstellung der niederländischen Kolonialgeschichte im Indischen Archipel enthält.

Jongleur (franz., spr. schong-glör, mittellat. joculator, provenzal. joglar, altfranz. jogleor), bei den Provenzalen und Nordfranzosen Bezeichnung für Spielleute, ausübende Künstler, die aus Gesang, Musik und Erzählung ein Gewerbe machten (im Gegensatz zu den als Dichter produktiven Troubadouren und Trouvères) und vielfach auch zur Gaukelei und Possenreißerei herabsanken. Troubadoure, welche die Gabe, ihre Lieder singend vorzutragen, nicht selbst besaßen, pflegten einen J. zum Begleiter anzunehmen, um von diesem ihre Gedichte singen und zugleich auf einem Instrument begleiten zu lassen. Bei den Nordfranzosen hießen die Jongleure, wenn sie im Dienst großer Herren standen und selbst zu dichten verstanden, auch Menestrels (s. d.). Vgl. Freymond, Jongleurs und Menestrels (Halle 1883). — Gegenwärtig versteht man unter Jongleuren meist Equilibristen; unter diesen sind die indischen Jongleure die berühmtesten.

Jonke, Feldmaß auf Java, s. Bouw.

Jonkheer (»Junker«), in Holland das gewöhnliche Adelsprädikat.

Jönköping (spr. jöntjöping), Län im Innern des südlichen Schweden, grenzt im N. an Skaraborgslän und Östgotland, im O. an letzteres und Kalmar, im S. an Kronoberg, im W. an Halland und Elfsborgslän und umfaßt den nördlichen höhern Teil der Landschaft Småland mit einem Areal von 11,574,6 qkm (210,2 QM.) und (Ende 1900) 203,036 Einw. (17 auf 1 qkm). Das Län zerfällt in neun Gerichtsbezirke.

Jönköping (spr. jöntjöping), Hauptstadt des gleichnamigen schwed. Läns (s. oben), liegt in reizender Gegend am Südende des Wettersees, an der Staatsbahnlinie Falköping–Malmö und der Eisenbahn J.–Vireda, hat einen Hafen, ein Gymnasium, Handel (Ausfuhr von Pappe, Papier, Gußwaren, Holzmasse, Zündhölzern), Binnenschiffahrt (angekommen 1899: 2911 Schiffe von 172,540 Ton.), Zündhölzer- (»Säkerhets-Tändstickor«), Papier-, Tapeten- und Tabakfabrikation und (1903) 23,152 Einw. J. ist Sitz des höchsten Gerichtshofs von Gotland (Götaland) sowie eines deutschen Vizekonsuls. — Schon im Mittelalter ein bedeutender Ort, 1612 nach einem verheerenden Brand an seine jetzige Stelle verlegt, war J. Sitz mehrerer Reichstage. Hier 10. Dez. 1809 Friede zwischen Dänemark und Schweden.

Jonnart (spr. schonnár), Charles, franz. Kolonialpolitiker, geb. 27. Dez. 1857 in Fléchin (Pas-de-Calais), wurde Kabinettschef des Generalgouverneurs von Algerien, 1884 Direktor der algerischen Angelegenheiten im Ministerium des Innern und 1889 Mitglied der Abgeordnetenkammer. Vom 3. Dez. 1893 bis 22. Mai 1894 war er Minister des Innern im Kabinett Casimir-Périer. Im Oktober 1900 zum Generalgouverneur von Algerien ernannt, nahm er das Amt nur vorläufig an und legte es 1902 nieder, um sich von neuem in die Deputiertenkammer wählen zu lassen. Doch schon Mitte April 1903 akzeptierte er nach Révoils Demission den wegen der marokkanischen Frage verantwortungsreich gewordenen Posten von neuem. Am 31. Mai 1903 wurde er vor der Oase Figig (s. d.) von Grenzmarokkanern überfallen und ließ dafür acht Tage später den Hauptort Snaga zusammenschießen.

Jonquille (franz., spr. schonkij'), gelbe Narzissenart, s. Narcissus. Daher Jonquillenfarbe, hochgelbe, ins Grünliche spielende Farbe.

Jons., bei Tiernamen Abkürzung für Thomas Rymer Jones (spr. dschonns), engl. Zoolog u. Anatom.

Jonson (spr. dschonns'n), Ben (eigentlich Benjamin), engl. Dramatiker, geb. um 1573 in Westminster in London als posthumer Sohn eines schottischen Geistlichen, gest. 6. Aug. 1637, wurde zwar in eine gelehrte Schule gebracht und errang den Ruhm eines gelehrten Mannes, konnte aber wegen Armut keinen akademischen Grad erlangen. Eine Zeitlang half er seinem Stiefvater, der Bauführer war, wurde Soldat und zu den englischen Hilfstruppen nach Flandern geschickt, kehrte 1592 zurück und erscheint 1597 als Schauspieler und Dramenschreiber bei der Admiralstruppe. Im Gefängnis wegen Tötung eines Gegners im Duell trat er 1598 zum Katholizismus über, den er aber nach 12 Jahren wieder aufgab. Sein erstes Stück: »Every man in his humour« (1598), soll durch Shakespeares Einfluß zur Aufführung gekommen sein; sicher spielte Shakespeare darin eine Rolle. Hier ist bereits die Ben J. eigentümliche Gattung des bürgerlichen Lustspiels, im Gegensatz zu der romantischen Art Shakespeares, voll ausgeprägt. Die Charaktere sind Typen und die Schilderung ihrer Sitten ist die Hauptsache; von einer Fabel ist kaum zu sprechen. In der ersten Fassung (neugedruckt im Shakespeare-Jahrbuch 1902) spielte das Stück noch in Venedig, in der zweiten wurde es

konsequenterweise nach London versetzt, wo die »Originale«, wie man »humours« am ehesten übersetzen kann, alle zu Hause sind: der prahlerische Hauptmann Bobadill, der eifersüchtige Wucherer Kitely, der witzige Wasserträger Bob ꝛc. Ähnlich sind seine weitern Lustspiele: »Every man out of his humour« (1599), »Cynthia's revels« (1600), wobei Elisabeth als die Mondgöttin Cynthia verherrlicht, ihre Umgebung aber desto freier satirisiert wird; »The poetaster« (1601), wo sich die Sittenschilderung zur literarischen Satire umgestaltet; »Volpone, or the fox« (1605), wo J. zu einer klaren Fabel zurückkehrt und einen Geizhalz darstellt, der seine vermeintlichen Erben ausplündert mit Hilfe eines schlauen Dieners, bis die ganze Gesellschaft vor Gericht kommt, u. a. Eine Wendung zum historischen Trauerspiel machte J. 1605 in »Sejanus«, besser der »Triumph des Tiberius« zu nennen, und in »Catilina«, gespielt 1611; seine Kraft und auch seine Grobkörnigkeit wird hier, wo er mit Shakespeares »Julius Cäsar« wetteiferte, besonders fühlbar. Mit besonderm Geschick pflegte J. die aus Italien geborgte Gattung der Masken, d. h. des höfischen Festspiels mit glänzenden Aufzügen, lyrischen Einlagen und Musik; so in »The masque of blackness«, aufgeführt 1605 von der Königin und den Hofdamen. Von seinen spätern Stücken sind hervorzuheben: »The alchemist« (1610; große Neuausgabe von Th. Hathaway, New York 1903), worin J. an Kaiser Rudolf II. dachte und seine Parasiten geißelte; »Bartholomew fair« (1614), ein Volksstück mit behaglicher Schilderung der Lustbarkeiten beim Jahrmarkt von Smithfield, denen der fanatische Puritaner »Rabbi Landes-Eifer« den Untergang geschworen hat, endlich das Fragment »The sad shepherd« (geschrieben gegen 1637), ein Pastoraldrama nach italienischem Muster, zugleich mit Liebesszene aus den »Robin Hood-Balladen« und mit resignierter Vorahnung des Ruins, der bald durch die Puritaner über das englische Theater hereinbrach. Seine Verdienste und auch seine maßlosen Schmeicheleien gegen den Hof wurden belohnt, indem ihn Jakob I. zum Hofdichter erhob und Karl I. ihm den Gehalt auf 100 Pfd. Sterl. erhöhte. Dennoch starb er in dürftigen Verhältnissen. Sein Grabstein in Westminster Abbey trägt die Inschrift: »O rare Ben J.« Über sein Wesen und Denken unterrichten uns am besten seine Gespräche mit dem schottischen Dichter Drummond von Hawthornden, den er 1618—19 besuchte, und seine Prosaschrift »Timber« (1641; Neudruck von F. E. Schelling, Boston 1892). Eine Sammelausgabe seiner Werke unternahm er selbst 1616 (1630—41, 2 Bde.; 2. Ausg. 1692). Vollständiger ist die von W. Gifford (Lond. 1816, 9 Bde., mit Anmerkungen und Biographie; neueste Ausg. 1875, 9 Bde.), auf der die Ausgaben von Cornwall (das. 1838, neue Aufl. 1853) und Cunningham (1875, 3 Bde.) fußen. Vgl. Graf Baudissin, Ben J. und seine Schule (Leipz. 1836, 2 Bde., mit der Übersetzung einiger Stücke); Mézières, Contemporains et successeurs de Shakespeare (2. Ausg., Par. 1864), worin besonders die kulturhistorische Zeit berücksichtigt ist; Symonds, Ben J. (Lond. 1886); Swinburne, A study of Ben J. (das. 1889); E. Köppel, Quellenstudien zu den Dramen Ben Jonsons ꝛc. (Erlang. 1895).

Jonsson, Olof, schwed. Politiker, geb. 17. Nov. 1839 zu Hof im Kirchspiel Arbrå (Helsingland), 1878 bis 1896 und 1899—1902 Mitglied der Zweiten Reichstagskammer, schloß sich hier der Landmannpartei an und ward, als diese sich 1888 wegen der Schutzzollfrage in zwei Teile spaltete, Führer der freihändlerischen »Alten« Landmannpartei, machte aber 1895 seinen Frieden mit der Regierung und erwarb sich um die Wiedervereinigung der beiden getrennten Flügel zu einer streng nationalen, wirtschaftlich und unionspolitisch gemäßigten Partei große Verdienste. Seit den 1890er Jahren war er häufig Bevollmächtigter im schwedischen Reichsbankdirektorium, 1895—98 auch Mitglied der schwedisch-norwegischen Kommission zur Ausarbeitung von Vorschlägen zur Revision der bestehenden Unionsverfassung. Seit 1903 ist er Mitglied der Ersten Kammer.

Jónsson, Finnur, gelehrter Skandinavist, geb. 29. Mai 1858 zu Akureyri im nördlichen Island, studierte in Kopenhagen, wo besonders Gislason, Wimmer und Gertz ihn nachhaltig anregten, und habilitierte sich daselbst 1884 für nordische Philologie mit der Schrift »Kritiske studier over en del af de ældste norske og islandske skjaldekvad«, in der er sich bereits als ein scharfsinniger Textkritiker erwies. 1887 ward er zum besoldeten Dozenten, 1898 zum außerordentlichen Professor befördert. Sein Hauptwerk ist die treffliche »Geschichte der altnordischen Literatur« (»Den oldnorske og oldislanske litteraturs historie«, Kopenh. 1894—1902, 3 Bde.); außerdem verdanken wir ihm zahlreiche, mit musterhafter Sorgfalt bearbeitete Ausgaben altnordischer Schriftwerke: »Reykdœla« und »Valla-Ljóts saga« (das. 1881); »Svarfdœla saga« (das. 1883); »Íslendingabók« (das. 1887); »Egils saga« (das. 1888 u. Halle 1894); »Eddalieder« (Halle 1888—90); »Heimskringla« (Kopenh. 1893—1901, 4 Bde.); »Hauksbók« (im Verein mit Eiríkur Jónsson, das. 1892—96); »Fernir fornislanskir rímnaflokkar« (das. 1896); »Landnámabók« (das. 1900); »Snorra Edda« (das. 1900); »Gísla saga« (Halle 1903). Er vollendete auch die große Arnamagnäische Ausgabe der prosaischen Edda (3. Bd., Kopenh. 1887), nachdem er bereits in Verbindung mit Verner Dahlerup die erste und zweite grammatische Abhandlung dieses Buches veröffentlicht hatte (1886). Mit Wimmer verband er sich zur Besorgung der ausgezeichneten Faksimileausgabe des Codex regius der Lieder-Edda (1891), während er die in gleicher Weise ausgeführte Ausgabe der eddischen Bruchstücke des Codex Arnam. 748, 4°, allein veranstaltete (1896). Ferner schrieb er einen Abriß der isländischen Metrik (»Stutt íslenzk bragfræði«, 1892) und eine Grammatik der altnordischen Dichtersprache (»Det norsk-islandske skjaldesprog omtr. 800—1300«, 1901), gab aus dem Nachlasse seines Lehrers Konrad Gislason eine Auswahl altnordischer Skaldenlieder mit gelehrten Anmerkungen heraus (1892) und lieferte in verschiedenen Fachzeitschriften eine stattliche Reihe wertvoller Abhandlungen literargeschichtlichen, textkritischen und metrischen Inhalts.

Jonvalturbine (spr. schongwall-), s. Wasserrad.

Jonzac (spr. schongsack), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Niedercharente, an der Seugne und der Staatsbahnlinie Nantes-Bordeaux, hat eine Kirche mit romanischer Fassade, Reste eines Schlosses (15. Jahrh.), eine Ackerbaukammer, Branntweinbrennerei, Handel mit Branntwein, Vieh, Geflügel und (1901) 2528 Einw.

Joos, Markt in Ungarn, s. Jászó.

Jopenbier, Danziger, s. Bier, S. 846.

Joplin, Stadt in der Grafschaft Jasper des Staates Missouri im Quellgebiete des Neosho River und am Westhang der Ozark Mountains, ist Bahnknotenpunkt und wichtigster nordamerikanischer Zinkmarkt,

mit reichen Zink- und Bleigruben, großen Schmelzwerken und (1900) 26,023 Einw.

Joppe, alter Name der Stadt Jafa (s. d.).

Jora, linker Nebenfluß der Kura im russ. Transkaukasien, entspringt nahe dem Berg Borbalo, durchfließt die Karajas- und Upadarsteppe, empfängt links den bedeutenden Alasan und mündet kurz darauf, 315 km lang.

Joram (hebr. Jehoram), 1) König von Israel (896—884, nach andrer Chronologie 852—840 v. Chr.), zweiter Sohn Ahabs, Nachfolger seines Bruders Ahasja. Edel und fromm veranlagt, versuchte er, jedoch ohne Erfolg, an Stelle des Baaldienstes den reinen Gotteskultus wieder einzuführen. Ein mit Hilfe Judas unternommener Krieg gegen die Moabiter (s. Mesa) schlug fehl, da deren König seinen Sohn opferte. Der König Ben Hadad von Damaskus fiel darauf in Israel ein und bedrängte Samaria aufs äußerste, bis er durch einen Angriff auf sein Land zum Rückzuge gezwungen wurde. In einem Rachefeldzuge gegen Damaskus ward J. verwundet und bald darauf durch seinen bisherigen Feldherrn Jehu, den ein Prophetenschüler im Auftrag Elisas zum König von Israel gesalbt hatte, zu Jesreel ermordet. Derselbe Usurpator räumte auch alle übrigen Glieder der Familie Ahabs aus dem Wege.

2) König von Juda, Sohn und Nachfolger des Josaphat (889—885, nach andrer Zeitrechnung 848—844 v. Chr.), ward durch seine Gemahlin Athalia, Tochter Ahabs und Isebel von Israel, zur Begünstigung des Baaldienstes verleitet. Dabei war die politische Lage keine glückliche: die Edomiter machten sich unabhängig, die Grenzstadt Libna fiel ab, und arabische Hirtenvölker überfielen Jerusalem und entführten die Söhne und Weiber des Königs, der nach zweijähriger Krankheit an Darmkrupp starb.

Jorasses (Les Grandes J., spr. schoráß'), s. Montblanc.

Jorat (spr. schorá, deutsch Jurten, soviel wie Jura, d. h. Wald), ein nach N. allmählich abgedachtes, nach S. in steilen Hängen zum Genfer See abfallendes Molasseplateau (932 m), im schweizer. Kanton Waadt; es ist bis hoch hinauf mit Weinbergen bepflanzt und bildet das Uferland La Vaux. Es wird von den Bahnlinien Lausanne–Oron–Freiburg (mit einer Steigung von 27 pro Mille) und Lausanne–Echallens–Bercher durchschnitten.

Jord, in der nordischen Mythologie die Gottheit der mütterlichen Erde, Tochter des Onar und der Nott (Nacht) und erste Gattin Odins, der mit ihr den gewaltigen Thor zeugte.

Jordaens (spr. jórdäns), Jacob, niederländ. Maler, geb. 19. Mai 1593 in Antwerpen, gest. daselbst 18. Okt. 1678, lernte seit 1607 bei seinem spätern Schwiegervater A. van Noort und wurde 1615 als Meister in die Lukasgilde zu Antwerpen aufgenommen. Nächst Rubens war J. der bedeutendste Maler Antwerpens und wurde nach dem Tode des erstern auch ausdrücklich als solcher anerkannt. Wenn er auch im Kolorit und in der Wahl der Stoffe manche Einflüsse von Rubens empfangen hat, bewahrte er doch getreuer als jener die national-flämische Eigenart, die sich vornehmlich in einer breitern, oft bis zur Übertreibung und Verzerrung gesteigerten Formenbehandlung und in einem derben, ausgelassenen Humor äußert. Sein Stil ist durch italienische Muster nicht geläutert worden, und deshalb stehen seine religiösen Bilder durch ihre gewöhnliche Auffassung weit unter den Rubensschen Schöpfungen. Seine Stärke liegt in humoristischen Darstellungen aus dem Volksleben, namentlich von Familienfesten und Gelagen, die für die ungebändigte Lustigkeit des flämischen Volkes charakteristisch sind. Diese letztern lassen sich in zwei Gruppen teilen, deren eine das Bohnenkönigsfest am Dreikönigstag darstellt, während die andre eine realistische Versinnlichung des Sprichwortes: »Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen« in figurenreichen Szenen bildet. Solche Darstellungen findet man in den Galerien zu Paris (Louvre), Wien (Hofmuseum), Kassel, Braunschweig, Antwerpen (Baron de Pret), Berlin, München und Dresden. Von seinen religiösen Gemälden sind hervorzuheben: das letzte Abendmahl (Museum in Antwerpen), Martyrium der heil. Apollonia (Antwerpen, Augustinerkirche), der heil. Karl Borromeus für die Pestkranken betend (ebendaselbst, Jakobskirche), der heil. Martin einen Besessenen heilend (Brüssel, Museum), die Darstellung im Tempel (Dresden) und die Anbetung der Hirten (Antwerpen, Braunschweig, Frankfurt a. M.). J. hat auch zahlreiche mythologische Bilder gemalt, namentlich Bacchanalien, Satyrn, Diana und ihre Nymphen, den Satyr und den Bauer (nach der Fabel Lafontaines) und eine Anzahl trefflicher Bildnisse. In dem Huis ten Bosch (»Schloß im Busch«) bei dem Haag malte J. zwei große Allegorien: den Tod, der den Neid besiegt, und den Triumph Heinrichs von Oranien über Feinde aller Art. J. starb zwar in Antwerpen, mußte aber, weil er Calvinist war, in dem dicht an der Grenze gelegenen holländischen Dorfe Putte begraben werden, wo ihm 1877 ein Denkmal errichtet wurde.

Jordan (hebr. Jardēn, jetzt von den Arabern e'-Scheria, »Tränkplatz«, genannt), der einzige große und ständige Strom Palästinas, dessen eine Hauptverwerfungsspalte einnehmendes Flußbett eine Einsenkung unter die Meeresfläche bildet. Sein Quellgebiet liegt an dem noch im September mit Schneemassen bedeckten Hermon (2759 m). Der östliche Quellfluß, der in einer Felsengrotte bei dem Dorfe Banias (dem alten Paneas) in 330 m Höhe entspringt, fließt 8 km südwestwärts durch eine fruchtbare Landschaft bis zur Vereinigung mit dem mittlern Quellarm, dem stärksten von allen, der bei Tell el Kadi (dem alten Dan) aus einem großen Becken herausfließt. Beide zusammen fallen bald in den westlichen Quellarm, den Nahr Hasbani, der am Westabhang des Hermon in 520 m Höhe entspringt. Der vereinigte Strom durchfließt nach S. zunächst das Sumpftal Ard el Huleh und den kleinen Schilfsee Bahr el Huleh (fälschlich Meromsee genannt), der in 2 m Höhe liegt, sodann mit starkem Fall in zahllosen Kaskaden ein nur 16 km langes enges, steiniges Tal, um sich in den See von Genezareth (Tiberiassee, jetzt Bahr Tabarije) zu ergießen, der bereits 208 m unter dem Spiegel des Mittelmeers liegt. Aus dem See Genezareth tritt der Fluß in die El Ghor (s. Ghor) genannte, auf beiden Ufern von steil abfallenden Tafelländern eingefaßte Ebene, die sich, 7—16 km breit, bis zum Toten Meer (und darüber hinaus) erstreckt. Schilfröhricht und Tamarisken bedecken die Ufer des außerordentlich stark gewundenen Flusses. In der Nähe von Jericho zeigt man die Stelle, wo Jesus von Johannes die Taufe empfing, und die dichtbewaldeten Ufer sind namentlich um Ostern von Pilgerscharen bedeckt, die sich hier baden. Endlich mündet der J. in zwei seichten Armen in das Nordende des 394 m unter dem Mittelmeer gelegenen Toten Meeres (Bahr Lut). Er fällt vom Fuß des Hermon bis zum Huleh schnell

518, von da bis zum See Genezareth 210, weiter bis zum Toten Meer 186 m, zusammen 914 m; seine Länge beträgt 215 km, mit Einrechnung der außerordentlich zahlreichen Krümmungen aber das Drei- bis Vierfache. Drei Brücken führen über den J.: die »Brücke der Töchter Jakobs« südlich vom Hulehsee, die Dschisr Medschamia unterhalb des Sees Genezareth und die Gitterbrücke bei Jericho. Die wichtigsten Nebenflüsse des Jordans sind rechts der Zerka oder Jabbok und der Scheriat el Menadhire, der vom Haurangebirge kommt. Im Jordangebiet kommen 36 Fischarten vor, von denen 16 nur ihm eigentümlich sind. S. Karte »Palästina«.

Jordan, 1) Silvester, deutscher Politiker, geb. 30. Dez. 1792 in Omes bei Innsbruck, gest. 15. April 1861 in Kassel, Sohn eines armen Schuhmachers, besuchte nach einer traurigen Jugend das Gymnasium in Innsbruck, studierte 1812—17 Philosophie und Rechte, ließ sich 1818 als Sachwalter in München, dann 1820 in Frankfurt a. M. und bald darauf in Heidelberg nieder, wo er sich gleichzeitig habilitierte. 1821 als außerordentlicher Professor der Rechte nach Marburg berufen, ward er schon 1822 ordentlicher Professor und Mitglied des Spruchkollegiums. Damals schrieb er: »Versuche über allgemeines Staatsrecht« (Marb. 1828) und »Lehrbuch des allgemeinen deutschen Staatsrechts« (Kassel 1831, Abt. 1). Auf dem 1830 berufenen Ständetag als Vertreter der Landesuniversität beteiligt, ward J. zum Vorsitzenden und Berichterstatter des mit der Prüfung der Verfassung beauftragten Ausschusses gewählt und beeinflußte wesentlich dessen Beratung. Von der konservativen Partei als Revolutionär verdächtigt, erhielt er beim Wiederzusammentritt der Stände Anfang 1833 keinen Urlaub. Als die Stände diesen Schritt als verfassungswidrig bezeichneten, erfolgte 18. März ihre Auflösung. J. verzichtete nun auf seine Wahl und lebte zurückgezogen seinem wissenschaftlichen Beruf, bis auf eine Denunziation hin im Juni 1839 eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, er vom Amt suspendiert und verhaftet wurde. Erst im August 1840 war die Voruntersuchung geschlossen, 27. Febr. 1841 ward die Hauptuntersuchung verfügt, und 14. Juli 1843 erfolgte endlich die Publikation des Urteils. J. ward wegen Nichtverhinderung eines Komplotts zu 5 Jahren Festung, wobei die Untersuchungshaft nur mit 6 Monaten in Abzug kam, und zur Bezahlung des auf ihn fallenden Teils der Prozeßkosten verurteilt. Da Jordans Gesundheit seine Einkerkerung verbot, wurde er in seinem Hause durch Gendarmen bewacht und, als er eine Beschwerde über administrative Willkür einreichte, 2. Aug. wieder ins Gefängnis gebracht. Abermals verflossen 2 Jahre, ehe das Oberappellationsgericht in Kassel (5. Nov. 1845) J. völlig freisprach, ihn unter Niederschlagung der Kosten aus der Untersuchung entließ und ihn nur wegen unziemlicher Schreibart in einer Stelle seiner Verteidigungsschrift zu 5 Tlr. verurteilte. 1848 mahnte J., wieder in den Landtag gewählt, zu Mäßigung und Versöhnung, nahm am Vorparlament und der Nationalversammlung teil und ward mit dem Titel eines Geheimen Legationsrats Bevollmächtigter Kurhessens beim Bundestag (bis Januar 1850). J. gilt als der Schöpfer des Ausdrucks »Reaktionspartei«. Vgl. außer seiner »Selbstverteidigung« (2. Aufl., Mannh. 1845): Trinks u. Julius, S. Jordans Leben und Leiden (Leipz. 1845).

2) Rudolf, Maler, geb. 4. Mai 1810 in Berlin, gest. 26. März 1887 in Düsseldorf, begann seine künstlerische Ausbildung bei Wach in Berlin, verließ ihn jedoch schon 1830 und machte auf Rügen Naturstudien, auf Grund deren sein erstes Genrebild: die Fischerfamilie, entstand. 1833 wendete er sich nach Düsseldorf und arbeitete in der dortigen Akademie bei Schadow und K. Sohn. Dort begründete er 1834 seinen Ruf durch den Heiratsantrag auf Helgoland (Nationalgalerie in Berlin), der durch Nachbildungen sehr beliebt wurde. Von da ab widmete er sich ausschließlich der Schilderung des Fischer- und Schifferlebens, wozu er sich die Stoffe auf häufigen Reisen nach Holland, Belgien und Frankreich holte. Er stellte mit gleichem Geschick humoristische wie ernste, selbst tragische Szenen dar. Seine Auffassung ist gesund, die Zeichnung scharf individualisierend. Seine Färbung war anfangs kräftig und wurde nur zuletzt etwas flauer. Seine spätern Hauptwerke sind: zurückkehrende Lotsen (1836, Berliner Nationalgalerie), das Lotsenexamen (1842), die Lotsensturmglocke, Rettung aus dem Schiffbruch (1848), betende Weiber mit ihrem Geistlichen in Sturmesnot (1852), die Krankensuppe (in der Kunsthalle zu Düsseldorf), Suppentag im Kloster (Museum in Köln), das Altmännerhaus an der holländischen Küste (1864, Nationalgalerie in Berlin), Strandwache, eine Hochzeit auf der Insel Marken, das Frauenhaus in Amsterdam, gestrandete Passagiere, der Witwe Trost (1866, Nationalgalerie in Berlin), das Begräbnis des alten Seemanns (1874), nach durchwachter Nacht, Schiffbruch an der Küste der Normandie (1880), Rückkehr vom Heringsfang (1881), holländische Strandkneipe (1884) und eine große Zahl Familienszenen. Minder glücklich sind seine Darstellungen aus dem italienischen Volksleben. Viele von Jordans Gemälden sind durch Stich, Lithographie ꝛc. weit verbreitet. Auch als Aquarellmaler, Illustrator und Radierer hat er sich vorteilhaft bekannt gemacht. Er war königlicher Professor und im Besitz der großen goldenen Medaille der Berliner Ausstellung.

3) Wilhelm, Dichter und Schriftsteller, geb. 8. Febr. 1819 in Insterburg, gest. 25. Juni 1904 in Frankfurt a. M., studierte 1838—42 in Königsberg, wo besonders die Vorlesungen von Karl Rosenkranz auf ihn wirkten, anfangs Theologie, dann Philosophie und Naturwissenschaften, setzte, schon promoviert, seine Studien 1842—43 in Berlin fort und ließ sich sodann in Leipzig nieder. Dort politischer und religiöser Dichtungen und Aufsätze wegen verfolgt und aus Sachsen verwiesen, siedelte er nach Bremen über, wo er, schriftstellernd und als Lehrer tätig, bis Februar 1848 lebte. In Freienwalde zum Abgeordneten fürs deutsche Parlament erwählt, trat er namentlich in der Polenfrage als Redner auf. Zum Sekretär des Marineausschusses ernannt, wurde er, nachdem die Gründung einer Flotte beschlossen war, als Ministerialrat in die Marineabteilung des Reichsministeriums für Handel berufen. Nach Versteigerung der deutschen Flotte von der Bundesversammlung pensioniert, nahm er in Frankfurt a. M. seitdem seinen Wohnsitz. Von einigen frühern Übersetzungen abgesehen, veröffentlichte J.: »Glocke und Kanone« (Königsberg 1841) und »Irdische Phantasien« (das. 1842), Dichtungen mit politischer Tendenz und von ziemlich stürmischem Inhalt; ferner: »Litauische Volkslieder und Sagen« (Berl. 1844); »Die begriffene Welt«, 6 Hefte einer Monatsschrift für populäre Darstellungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften (Leipz. 1843 bis 1844); »Schaum«, Dichtungen (das. 1846); »Ihr träumt. Weckruf an das Ronge-berauschte Deutschland« (das. 1845); »Geschichte der Insel Haïti und

ihres Negerstaates« (Leipz. 1846—49, 2 Bde.); »Demiurgos«, ein Mysterium (das. 1852—54, 3 Tle.); »Die Liebesleugner«, lyrisches Lustspiel (das. 1855); »Tausch enttäuscht«, Lustspiel (1856; 2. Aufl., Frankf. 1884); »Graf Dronte«, Schauspiel (1856); »Der falsche Fürst«, Schauspiel (1856); »Die Witwe des Agis«, Preistragödie (Frankf. a. M. 1858); »Shakespeares Gedichte« (Berl. 1861), und die Übersetzung der Tragödien des Sophokles (das. 1862). Unter allen diesen Werken sind »Die Witwe des Agis« und »Demiurgos« als Hauptwerke zu bezeichnen, letzteres eine philosophische Dichtung in episch-dramatischer Form, eine Art Faustiade, rücksichtlich der Gedanken nicht ohne Verdienst, aber breit und ohne Handlung. 1865 begann J. als wandernder Rhapsode mit dem Vortrag der »Nibelunge«, einer Wiederherstellung der Nibelungensage, die (in Stabreimen abgefaßt) in zwei getrennten Teilen: »Sigfriedsage« (Frankf. 1867—68, 14. Aufl. 1896) und »Hildebrants Heimkehr« (1874, 11. Aufl. 1899; neue wohlfeile Ausgabe von beiden 1904), erschien, an den verschiedensten Orten mit Beifall aufzutreten, und er hat seine Reisen bis nach Amerika ausgedehnt. Seine Anschauung über die mögliche Wiederbelebung des altdeutschen Epos legte J. in den Schriften: »Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik« (1869), »Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim« (1868) und »Epische Briefe« (1876) dar. Bei glänzenden Stellen und echt epischen Vorzügen im einzelnen, die in dem mündlichen Vortrag des durch seine reckenhafte Erscheinung imponierenden Dichters lichtvoll heraustraten, machen die »Nibelunge« doch mehr den Eindruck eines interessanten poetischen Experiments als einer ganz lebendigen Schöpfung. In den mehr gedankenvollen als dichterisch befriedigenden Romanen: »Die Sebalds« (Stuttg. 1885, 2 Bde.; 3. Aufl. 1896) und »Zwei Wiegen« (Berl. 1887, 2 Bde.; 2. Aufl. 1895) hat J. seinen naturwissenschaftlich begründeten Optimismus und seine Religion der Weltfreude dargestellt. Außer den genannten Werken veröffentlichte er (im Selbstverlag) noch die Lustspiele: »Durchs Ohr« (1870, 7. Aufl. 1901), »Sein Zwillingsbruder« (1883) und »Tausch enttäuscht« (1884), die Dichtungen »Strophen und Stäbe« (1871); die Schauspiele: »Arthur Arden« (1872); »Liebe, was du lieben darfst« (1892); »Andachten«, Gedichte (1877); »Die Erfüllung des Christentums« (1879); »Feli Dora«, Erzählung (1889); »Episteln und Vorträge« (1891); »Deutsche Hiebe«, eine poetische Streitschrift gegen die Naturalisten (1891); »Letzte Lieder« (1892); »In Talar und Harnisch«, Gedichte (1898, 2. Aufl. 1899) sowie die Übersetzung mehrerer Dramen Shakespeares (für die sogen. Dingelstedtsche Ausgabe, Hildburgh. 1865 ff.), der Homerischen Epen in Hexametern (»Odyssee«, 1875, 2. Aufl. 1889; »Ilias«, 1881, 2. Aufl. 1894) und die wenig gelungene der »Edda« (1889, 2. Aufl. 1890).

4) Henri, Philolog, geb. 30. Sept. 1833 in Berlin, gest. 10. Nov. 1886 in Königsberg, studierte 1852—1856 in Bonn und Berlin, wirkte am Friedrichswerderschen Gymnasium in Berlin, habilitierte sich Ostern 1861 daselbst, war vom Herbst 1861 bis Ostern 1863 in Italien und wurde 1867 Professor in Königsberg. Seine Hauptwerke sind: »M. Catonis praeter librum de re rustica quae extant« (Leipz. 1860); »Scriptores historiae Augustae« (Bd. 1, Berl. 1864; Bd. 2 von Eyssenhardt); eine Ausgabe des Sallust (das. 1866, 3. Ausg. 1887); »Topographie der Stadt Rom im Altertum« (das. 1871—85, 2 Bde., unvollendet); »Forma urbis Romae« (das. 1874); »Kritische Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache« (das. 1879); »Capitol, Forum und Sacra Via in Rom« (das. 1881); »Der Tempel der Vesta und das Haus der Vestalinnen« (das. 1886). Aus seinem Nachlaß erschien das Fragment: »Die Könige im alten Italien« (Berl. 1887).

5) Max, Kunstschriftsteller, geb. 19. Juni 1837 in Dresden, besuchte von 1856 an die Universitäten Jena, Berlin, Bonn und Leipzig und veröffentlichte, anfangs dem Geschichtsstudium zugewendet, eine Monographie über Georg Podiebrad, den Böhmenkönig (Leipz. 1861). Eine längere Reise 1861 nach Italien bestimmte ihn jedoch, zur Kunstgeschichte überzugehen. Er wurde 1870 Direktor des städtischen Museums in Leipzig und habilitierte sich 1872 mit »Untersuchungen über das Malerbuch des Lionardo da Vinci« (Leipz. 1873) daselbst als Dozent an der Universität. Er gab Werke von Genelli, Schnorr von Carolsfeld und andern Meistern der neuern deutschen Kunst heraus, deren Popularisierung er eifrig zu fördern suchte. 1874 wurde J. Direktor der königlichen Nationalgalerie in Berlin, 1879 Mitglied des Senats der königlichen Akademie der bildenden Künste, 1880 vortragender und Geheimer Regierungsrat im preußischen Kultusministerium. 1895 legte er seine Ämter nieder. Er lieferte eine deutsche Ausgabe der »History of painting in Italy« und der »History of painting in North Italy« von Crowe und Cavalcaselle (Leipz. 1869—74, 6 Bde.) sowie des »Life of Titian« derselben Verfasser (das. 1877, 2 Bde.) und gab außer dem Katalog das »Album der Nationalgalerie« und mit Dohme »Das Werk Adolf Menzels« (Münch. 1889—90) heraus. Zum 80. Geburtstage Menzels veröffentlichte er einen Festgabe unter demselben Titel (Münch. 1895). Auch verfaßte er eine Biographie des Malers Max Koner (Bielef. 1901).

6) Wilhelm, Geodät, geb. 1. März 1842 in Ellwangen, gest. 17. April 1899 in Hannover, studierte am Stuttgarter Polytechnikum, war 1863—68 Ingenieur und Assistent daselbst, wurde 1868 Professor am Karlsruher Polytechnikum und 1882 an dem in Hannover. 1873—74 nahm er als Geodät und Astronom an der Rohlfsschen Expedition nach der Libyschen Wüste teil. Er schrieb: »Physische Geographie und Meteorologie der Libyschen Wüste ꝛc.« (Kassel 1876); »Taschenbuch der praktischen Geometrie« (Stuttg. 1873), das in zweiter Auflage (1877—78) als »Handbuch der Vermessungskunde« in 2 Bänden erschien (4. Aufl. 1895 bis 1897, 3 Bde.; 5. und 6. Aufl. 1903 ff.); »Barometrische Höhentafeln« (2. Aufl., Stuttg. 1886); »Hilfstafeln für Tachymetrie« (das. 1880, 3. Aufl. 1905); »Mathematische und geodätische Hilfstafeln« (9. Aufl., Hannov. 1894); »Das deutsche Vermessungswesen« (mit K. Steppes, Stuttg. 1880, 2 Bde.); »Grundzüge der astronomischen Zeit- und Ortsbestimmung« (Berlin 1885); »Logarithmisch-trigonometrische Tafeln« (Stuttg. 1894); »Opus palatinum. Sinus- und Kosinus-Tafeln« (Hannov. 1897) u. a. J. redigierte 1873—99 die »Zeitschrift für Vermessungswesen«.

Jordan (spr. schordáng), Camille, franz. Politiker, geb. 1771 in Lyon, gest. 1821 in Paris, nahm 1793 an der Erhebung Lyons gegen das Schreckensregiment teil, hielt sich bis 1794 im Ausland auf, ward 1796 in den Rat der Fünfhundert gewählt und machte sich als liberaler Politiker durch ein ausgezeichnetes Referat über die Kultusfreiheit bekannt. Nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor geächtet, kehrte er erst 1800 nach Frankreich zurück und hielt sich unter

dem Kaiserreich von der Politik fern. 1816 ward er in die Deputiertenkammer gewählt und bald darauf in den Staatsrat berufen, aber 1819 wegen seiner liberalen Gesinnungen aus diesem wieder ausgeschlossen. Er gehörte fortan zur Opposition in der Kammer und vertrat eine gemäßigt freiheitliche Richtung. Er schrieb mehrere bedeutende Tagesschriften, wie: »Histoire de la conversion d'une dame parisienne« (Par. 1792, eine Satire auf die konstitutionelle Kirche), »Vrai sens du vote national sur le consulat à vie« (1802) u. a., und übersetzte mehrere Werke Klopstocks und Schillers. Seine vortrefflichen »Discours politiques« erschienen 1826.

Jordānis (got. Jornandes, »eberkühn«), Geschichtschreiber des 6. Jahrh., geb. um 500, alanischer Abkunft, aber aus einem den Amalern verschwägerten Geschlecht, war Notar am ostgotischen Hof in Italien, trat zum Katholizismus und in den geistlichen Stand über und war zuletzt wahrscheinlich Bischof von Kroton. Sein erstes Werk: »De origine actibusque Getarum« (d. h. der Goten), ist ein aus der Erinnerung niedergeschriebener Auszug aus Cassiodorus (s. d.) mit Zusätzen aus Marcellinus Comes und eigner Kenntnis der alten Überlieferungen. Es ist 551 in Konstantinopel oder Chalcedon abgefaßt, wohin J. den Papst Vigilius 547 begleitet hatte. Obwohl sich selbst zu den Goten zählend, war J. eifriger Katholik und Verehrer des römischen Weltreichs und deshalb mit dem Kampf seines Volkes unter Totilas gegen die Römer nicht einverstanden; er sah allein in dessen friedlicher Einfügung in das Weltreich unter den Nachkommen Theoderichs sein Heil. Das zweite Werk: »De breviatione chronicorum« oder »De regnorum successione«, ebenfalls 551 abgefaßt und dem Vigilius gewidmet, eine ungeschickte Kompilation über die Weltgeschichte von Erschaffung der Welt bis 552 n. Chr., ist ohne Wert, während die Geschichte der Goten, da Cassiodors' Schrift verloren ist, eine wichtige Quelle darstellt. Neuere Ausgaben besorgten C. A. Closs (3. Aufl., Reutling. 1888), Holder (Freib. i. Br. 1882) und Mommsen in den »Monumenta Germaniae historica: Auct. ant.«, Bd. 5; eine Übersetzung der »Gotengeschichte« Martens (Leipz. 1884). Vgl. Sybel, De fontibus libri Jordanis de origine actuque Getarum (Berl. 1838); Jak. Grimm, in den »Kleinen Schriften«, Bd. 3 (das. 1866); Stahlberg, Jornandes (Mülheim a. Rh. 1854).

Jordanīt, Mineral, ein Arsensulfosalz von Blei $4PS.As_2S_3$, findet sich in eisenschwarzen, tafelförmigen, hexagonal aussehenden, in Wirklichkeit monoklinen Kristallen im Dolomit des Binnentals in der Schweiz und zu Nagy-Ág in Siebenbürgen.

Jordanow-Paß, Paß in den Westkarpathen, südöstlich von der Babia Gura, wird in einer Höhe von 805 m von der aus dem Komitat Árva zur Raba und nach Sayhusch und Krakau in Galizien führenden Straße überschritten.

Jordansbad, s. Amorbach.

Jordansfest, s. Wasserweihe.

Jördens, Karl Heinrich, Literarhistoriker, geb. 24. April 1757 zu Fienstädt im Mansfeldischen, gest. 6. Dez. 1835, studierte in Halle Theologie und Philologie, wurde 1778 Lehrer in Berlin, wo er mehrere griechische und römische Klassiker herausgab, 1792 Inspektor in Bunzlau und 1796 Rektor des Lyzeums in Lauban. 1825 trat er in den Ruhestand. Sein »Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten« (Leipz. 1806—11, 6 Bde.) ist in bezug auf die bibliographischen Notizen schätzbar.

Joret (spr. schorä), Charles, franz. Philolog und Literarhistoriker, geb. 14. Okt. 1829 in Formigny (Calvados), begann seine Studien auf der Sorbonne und setzte sie in Heidelberg und Bonn fort, indem er sich besonders mit deutscher Literatur und Sprachkunde beschäftigte. Er lehrte als Professor der ausländischen Literaturen in Aix von 1875—99 und trat hierauf vom Amt zurück. Er veröffentlichte das Werk: »Herder et la renaissance littéraire en Allemagne au XVIII. siècle« (1875) und behandelte ferner die Mundarten der Normandie (»Essai sur le patois du Bessin«, 1881; »Des caractères et de l'extension du patois normand«, 1883; »Mélanges de phonétique normande«, 1884) und schrieb: »Du C dans les langues romanes« (1874); »Jean Baptiste Tavernier« (1886); »Flore populaire de la Normandie« (1887); »Les plantes dans l'antiquité et au moyen-âge« (1897), dem »La rose, etc.« (1892) vorausgegangen war, u. a.

Jörg, 1) Johann Christian Gottfried, Mediziner, geb. 24. Dez. 1779 in Predel bei Zeitz, gest. 20. Sept. 1856 in Leipzig, studierte in Leipzig, habilitierte sich 1805 daselbst als Privatdozent und wurde 1810 Professor der Geburtshilfe und Direktor der Entbindungsanstalt. Einer der namhaftesten Geburtshelfer des 19. Jahrh., suchte er die unnützen Eingriffe bei gesundheitsgemäßen Geburten zu beseitigen und der Naturtätigkeit im Geburtsakt ihr Recht zu wahren. Von ihm ging die von Ritgen weiter ausgebildete Idee einer neuen Methode des Kaiserschnittes, der sogen. Bauchscheidenschnitt, aus (1806). In der Orthopädie führte er mildere Methoden ein. Er schrieb: »Über die Klumpfüße« (Marb. 1806); »Über die Verkrümmungen des menschlichen Körpers« (Leipz. 1816); »Lehrbuch der Hebammenkunst« (das. 1814, 5. Aufl. 1855); »Handbuch der Geburtshilfe« (das. 1807, 3. Aufl. 1833); »Handbuch der Krankheiten des Weibes« (das. 1809, 3. Aufl. 1831); »Handbuch zum Erkennen und Heilen der Kinderkrankheiten« (das. 1826, 2. Aufl. 1836); »Die Zurechnungsfähigkeit der Schwangern und Gebärenden« (das. 1837); »Die Geburt als gesundheitsgemäßer Entwickelungsakt« (das. 1854).

2) Joseph Edmund, ultramontaner Politiker, geb. 23. Dez. 1819 in Immenstadt, gest. 18. Nov. 1901 in Landshut, studierte Theologie und Geschichte, trat 1852 in den Archivdienst, ward 1866 Vorstand des königlichen Archivs auf Schloß Trausnitz bei Landshut und schrieb: »Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—1526« (Freiburg 1851), eine quellenmäßige Geschichte des großen Bauernkriegs. Seit 1852 nach Görres' Tode Redakteur der ultramontanen »Historisch-politischen Blätter« und dadurch mehr der Zeitgeschichte zugewandt, schrieb er eine »Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung« (Freib. i. Br. 1857, 2 Bde.), »Die neue Ära in Preußen« (das. 1860) und eine »Geschichte der sozialpolitischen Parteien in Deutschland« (das. 1867). Seit 1865 Mitglied des bayrischen Landtags, 1867 des Zollparlaments, trat er als Führer der »Patriotenpartei« (bis 1881) im Januar 1870 als Referent der ultramontanen Majorität des Landtags in der Debatte über die von ihm verfaßte, Hohenlohes Sturz bezweckende Adresse hervor. Im Juli 1870 verlangte er als Referent bewaffnete Neutralität Bayerns, im Januar 1871 Ablehnung der Verträge mit dem Norddeutschen Bund und des Anschlusses an das Deutsche Reich. Als Reichstagsabgeordneter (1871 bis 1878) machte er sich 4. Dez. 1874 durch seine

bissige Rede gegen Bismarcks auswärtige Politik bemerklich. Eine von J. verfaßte Adresse der Kammer an den König, die Entlassung des Ministeriums, besonders des verhaßten Lutz, forderte, wies der König schroff zurück. J. nahm nun eine versöhnliche Haltung ein, ward deswegen von den Extremen seiner eignen Partei heftig angegriffen und zog sich unter entschiedener Verurteilung der Politik seiner Parteigenossen im Landtag 1880 ganz vom politischen Leben zurück.

Jorga, Nicolaus, rumän. Historiker, geb. 17. Juni 1871 in Botoşani, studierte in Jassy, Paris und Berlin, erwarb 1893 in Leipzig den philosophischen Doktorgrad und ist seit 1894 Professor der Weltgeschichte an der Bukarester Universität. Er veröffentlichte: »Akten und Fragmente zur Geschichte der Rumänen« (Bukarest 1895—97, 3 Bde.); »Philippe de Mézières et la croisade au XIV. siècle« (Par. 1896); Bd. 10—12 der Quellensammlung »Documente Hurmuzaki« (Bukar. 1897—1903; »Geschichtliche Studien über die Städte Chilia und Cetatea-Albă« (das. 1899); »Notes et extraits pour servir à l'histoire des croisades« (Par. 1899—1902, 3 Bde.); »Studien und Urkunden zur Geschichte der Rumänen« (Bukar. 1901 ff., bisher 7 Bde.); »Dörfer und Dorfpriester des rumänischen Siebenbürgen« (das. 1902); »Geschichte des rumänischen Volkes« (deutsch, Gotha 1905, 2 Bde.). Außerdem betätigte er sich auch auf literarischem und literarhistorischem Gebiete; so verfaßte er (in rumänischer Sprache): »Skizzen aus der rumänischen Literatur« (Jassy 1893—94, 2 Bde.); »Erinnerungen aus Italien« (Bukar. 1895); »Geschichte der rumänischen Literatur des 18. Jahrhunderts« (das. 1901, 3 Bde.); »Wahre Worte« (das. 1903); »Wege und Städte Rumäniens« (das. 1904). Politischen Inhalts sind seine Schriften: »La vie intellectuelle des Roumains en 1899« (Bukar. 1899); »Opinions pernicieuses d'un mauvais patriote« (das. 1900); »Scènes et histoires du passé roumain, un procès de dénationalisation« (das. 1902).

Jörgensen, 1) Adolf Ditlev, dän. Historiker, geb. 11. Juni 1840 in Gravenstein (Schleswig), gest. 5. Okt. 1897, war 1863 Gymnasiallehrer in Flensburg, ging 1864 nach Kopenhagen, wo er 1869 Assistent am Reichsarchiv, 1883 Geheimer Archivar, 1889 Chef der dänischen Archivverwaltung ward, um deren Reorganisation er sich, namentlich durch Errichtung von drei Provinzialarchiven, sehr verdient machte. In politischer Hinsicht einer der Führer der antideutschen Bewegung in Dänemark, schrieb er unter anderm die Broschüren: »Kong Kristian VIII. og den danske Sag i Nordslesvig« (1894) und »Die dänisch-deutsche Frage« (1900, auch englisch und französisch). Von seinen historischen Veröffentlichungen seien genannt: »Bidrag til Nordens Historie i Middelalderen« (Kopenh. 1871); »Det ældste Köbenhavn« (1872—1881, 3 Tle.); »Den nordiske Kirkes Grundläggelse og förste Udvikling« (1874—78, 2 Tle.); »Bidrag til Oplysning af Middelalderens Love og Samfundsforhold« (1876); »Valdemar Sejr« (1879); »Georg Zoega« (1881); »40 Fortällinger af Fädrelandets Historie« (illustr., 1882; 3. Aufl. 1892); »Udsigt over de danske Rigsarkivers Historie« (1884); »Niels Stensen« (1884); »Hans Adolf Brorson« (1887); »Regeringsskiftet 1784« (1888); »Johannes Ewald« (1888); »Fortällinger af Nordens Historie« (illustr., 1892—93, 2 Bde.; 2. Aufl. 1900—01); »Peter Schumacher Griffenfeld« (1893—94, 2 Bde.). Ferner bearbeitete er die Jahre 1814—52 in der illustrierten »Danmarks Riges Historie« (1896 bis 1898) und gab »Fru Heibergs Erindringer« (1891—92, 4 Bde.) heraus. 1898—1900 erschien eine Sammlung seiner »Historiske Afhandlinger« (4 Bde.), 1901 seine Selbstbiographie »En Redegörelse for min Udvikling og mit Forfatterskab«.

2) Jens Johannes, dän. Dichter, geb. 6. Nov. 1866 in Svendborg (Fünen), studierte seit 1884 Zoologie, wandte sich aber bald der Journalistik und der Literatur zu. 1887 veröffentlichte er seine Gedichtsammlung »Vers«; es folgten: »Frühlingssagen« (1888); »Ein Fremdling« (1890); »Sommer« (1892); »Stimmungen« (1892); »Der Baum des Lebens« (»Livets Træ«, 1893); »Heimweh« (1894). Diese kleinen Werke stehen alle unter dem Einfluß H. P. Jacobsens und der englischen Naturalisten. 1893—95 versuchte J. vergebens als Redakteur der Zeitschrift »Taarnet« (»Der Turm«) die dichterische Jugend unter dem Panier des französischen Symbolismus zu sammeln. Allmählich hatte er sich Beaudelaire, Verlaine, Poe genähert. Um dieselbe Zeit wurde er auf Reisen, in italienischen und deutschen Klöstern, für den Katholizismus gewonnen (»Das Reisebuch«, 1895, 2. Aufl. 1905; deutsch, Mainz 1898). Seitdem hat er in Werken, wie »Beuron« (1896), »Lebenslüge und Lebenswahrheit« (1896, 6. Aufl. 1899; deutsch, 2. Aufl., Mainz 1903), »Höllenfeinde« (1897) und in der Wochenschrift »Der Katholik« (seit Juli 1898), eine dogmatisch-katholische Überzeugung verfochten. Aus dieser Periode stammen noch zwei Gedichtsammlungen: »Bekendelse« (»Bekenntnis«, 1894) und »Digte« (1898), seine dichterischen Hauptwerke (Übersetzungen daraus in O. Hausers »Dänischer Lyrik von 1872—1902«, Leipz. 1904), die Romane »Der Jüngste Tag« (1897; deutsch, Mainz 1898), »Umkehr« (1899), »Unsere liebe Frau von Dänemark« (1900), »Eva« (1901; deutsch, Mainz 1903), »Ein Apostel« (1900), »Das heilige Feuer« (1902; deutsch, Mainz 1903) und die im Sinne seines französischen Lehrmeisters J. K. Huysmans verfaßten »Parabeln« (1898; deutsch, Mainz 1899); ferner »Römisches Mosaik« (1901), »Das römische Heiligenbild« (1902), »Das Pilgerbuch« (1903), »Gras« (1904) und »Digte«, eine Auswahl aus seinen Versbüchern (1904). Vgl. C. E. Jensen, Vore Dages Digtere (Kopenh. 1900) und Arno v. Walden, Johannes J., der Dichterphilosoph (Mainz 1904).

3) Jörgen, dän. Abenteurer, s. Jürgensen.

Jori, gewöhnlicheres, aus den stärksten Garnsorten hergestelltes Baumwollengewebe zur Bekleidung der ärmern Bevölkerung in Bombay.

Jöripaß, s. San Jorio, Passo di.

Joris, Pio, ital. Maler, geb. 8. Juni 1843 in Rom, besuchte von 1856—64 die St. Lukasakademie, vollendete seine Studien bei Vertunni und stellte 1866 das Gemälde: römisches Landmädchen, einem Hirten zu trinken reichend, aus. 1867 folgte die ländliche Szene: Gruß der Jungfrau Maria, 1868: eine Hochzeit in Palombara, eine hastige Mahlzeit, ein Konzert in Genazzano und der Sonntagsmorgen vor der Porta del Popolo in Rom. 1869 besuchte J. Venedig, Paris und München, 1870 reiste er zu Studienzwecken nach London und hielt sich 1871—72 in Spanien auf. 1873 führte er verschiedene Motive aus der Umgegend von Rom aus und sandte die Rückkehr vom Almosengang, wofür er eine Ehrenmedaille erhielt, zur Wiener Ausstellung. 1875 beschickte er den Pariser Salon mit dem Pfarrer als Antiquitätenhändler, 1876 mit der Heimkehr der Waisen und dem Aquarell:

Taufe in Roma Priora. Die nationale Ausstellung in Neapel 1877 brachte: Nach dem Segen und Fluch d'Ischia, die Pariser Weltausstellung von 1878: die Taufe in Ischia und die Via Flaminia. Von seinen übrigen Bildern sind noch zu nennen: Tempel des Antoninus und der Faustina, die Flucht des Papstes Eugen IV. (1883, in der Nationalgalerie zu Rom), Patrizierkind und Waisenkinder, ein Antiquitätenhändler des 18. Jahrh., der arme Soldat, die Odaliske, Dämmerung in der römischen Campagna, die Braut aus der Provinz Rom, vor der Lotterie, die Bänkelsänger und der Gründonnerstag in Rom. J. gehört der von Fortuny beeinflußten Richtung in der italienischen Malerei an.

Jorissen, Theodor, niederländ. Historiker, geb. 23. Febr. 1833 in Utrecht, gest. 4. April 1889 in Amsterdam, war zuerst Gymnasiallehrer, seit 1865 Professor der Geschichte am Athenäum (später Universität) in Amsterdam. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »De omwenteling van 1813« (Groningen 1865—68, 2 Tle.); »Napoléon I et la roi de Hollande« (Haag 1868); »De ondergang van het koningrijk Holland« (Arnh. 1871, 2. Aufl. 1873); »Constantin Huygens« (das. 1871). Seine kleinern Arbeiten sind gesammelt als »Historische studiën en schetsen« (2. Aufl., Haarl. 1893—94, 6 Tle.).

Jorissen, s. David Joriszoon.

Jork, Landgemeinde und Hauptort des gleichnamigen Kreises im preuß. Regbez. Stade, unweit der Elbe in der Elbmarsch, hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Kreisobstbauschule und (1900) 1394 Einw. Der Kreis J. umfaßt das Alte Land, einen sehr fruchtbaren Marschdistrikt längs der Elbe zwischen Este und Schwinge, mit trefflicher Pferde- und Rindviehzucht, bedeutendem Obstbau, starker Obstausfuhr und Schiffahrt.

Jormungand, in der nord. Mythologie die von Loki mit der Riesin Angrboda gezeugte Schlange (auch Midgardschlange genannt), wurde von den Asen in das Weltmeer geschleudert und wuchs darin zu so ungeheurer Größe, daß sie mit ihrem Leib die ganze Erde umspannt. Beim Weltuntergang steigt sie aus dem Abgrunde des Meeres hervor und kämpft gegen die Götter; Thor, der schon früher einen Kampf mit ihr bestand, als er sie in Hymirs Boot mit dem Angelhaken emporgezogen hatte, erschlägt sie zwar mit seinem Hammer, stirbt aber durch das Gift, mit dem er von ihr überschüttet wird.

Jormunrek, der mythisch umgestaltete König Ermanarich oder Ermrich (s. d.), schickte nach der nordischen Sage seinen Sohn Randwer zu Jonakr und Gudrun, um für ihn, den Vater, um Gudruns und Sigurds Tochter Swanhild (s. d.) zu freien. Randwers Begleiter aber, der boshafte Bikki, beredete ihn, das Mädchen für sich selbst statt für seinen Vater zu erbitten. Randwer ging hierauf ein, Bikki aber hinterbrachte es dem J., und dieser ließ nun seinen Sohn aufhängen und Swanhild durch seine Pferde zertreten. Um ihre Tochter Swanhild zu rächen, sandte Gudrun ihre Söhne Sorli und Hamdir zu J., die ihm Hände und Füße abschlugen. Sie wurden dafür von den Leuten Jormunreks gesteinigt.

Jornandes, s. Jordanis.

Joruba (Yoruba, Jarriba), Negerreich in Oberguinea (s. Karte bei Artikel »Guinea« und Karte »Togo«), in der britischen Kolonie Lagos, begrenzt im N. und O. von Nupe, im S. von Benin, im W. von Dahomé, 48,180 qkm mit ca. 3 Mill. Einw. Es ist eine schöne, parkähnliche Landschaft, im N. und NW. von 1000 m hohen Hügelreihen durchzogen, von denen die Flüsse Ogun mit Ojun und Ossun zur Lagos- und Jebulagune abfließen. Die Eingebornen zeichnen sich vor ihren Nachbarn durch guten Körperbau und hellere Hautfarbe aus. Sie sind meist noch Fetischanbeter; doch dringt von N. der Islam vor, während im S. englische protestantische Missionare auf elf Stationen wirken. Jeder Stamm hat ein besonders tätowiertes Abzeichen. Da das früher weit dichter bevölkerte Land von Sklavenjägern heimgesucht wurde, so scharten sich die Einwohner in großen befestigten Städten zusammen. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau; Hauptfrüchte sind Mais und Yams, dann Hirse, Maniok, Bataten, Erbsen, Erdnüsse. Das Land gehört dem zeitigen Bebauer. Auch geschickte Töpfer, Schmiede, Gerber, Sattler, Weber und Färber sind die J., und die Portugiesen führten früher Baumwollenzeuge von hier aus nach Brasilien. Im Bau ihrer Häuser, deren Türen, Friese ꝛc. sie mit reicher Bildhauerarbeit verzieren, zeichnen sie sich vor allen Völkern Afrikas aus. Die genannten Städte wurden mit der Zeit Mittelpunkte kleiner Reiche, deren Oberhäupter, Obba, in ihrer Macht durch einen Rat der Vornehmsten und in besondern Fällen durch die Volksversammlung beschränkt wurden. Dabei hatte jedes Volk seinen eignen Häuptling. Eine geheime Gesellschaft, die Aboni, zog dem Oberhäuptling noch engere Schranken. Hauptort ist Ojo mit 70,000, Haupthandelsplatz Ibadan mit 80,000 Einw., das durch eine 196 km lange Eisenbahn mit Lagos verbunden ist; Ogbomoscho, nordöstlich von Ojo, hat 60,000 Einw., alle drei sind Missionsstationen. Das früher weit größere, im NO. und O. bis zum Niger, im S. fast bis zum Meere reichende Land wurde in seinem Nordteil durch die Fulbe von Gando erobert und zerfiel dann in mehrere Herrschaften, von denen das jetzige J. und Abbeokuta die bedeutendsten sind. Lange Zeit in seinem Verkehr mit der Küste durch die Jebu bei Ode abgesperrt, ist das Land erst nach Unterwerfung derselben durch die Engländer im Mai 1892 völlig zugänglich geworden. Mit Nupe (Nufe) steht J. unter dem seit kurzem englandfreundlichen Gando, an das es Tribut zahlt. Die Sprache der J., dargestellt von Crowther (1852), Bowen (Washington 1858) und am ausführlichsten von Baudin (»Essai de grammaire«, Par. 1891; »Dictionnaire«, das. 1891, 2 Bde.), ist nach Fr. Müller nur mit den benachbarten Negersprachen verwandt, nach Lepsius schließt sie sich durch den Gebrauch von Nominalpräfixen u. a. zugleich an den großen südafrikanischen Bantusprachstamm an. Vgl. Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. 2 (Leipz. 1875); Lippert und Mischlich, Beiträge zur Geschichte der Haussastaaten (in den »Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen«, Bd. 6, Berl. 1903).

Jorullo (spr. chorúljo, Jurugo), Vulkan im mexikan. Staat Michoacan, unter 18° 53′ nördl. Br., in einer 760 m hohen fruchtbaren Ebene, zwischen dem Toluca und Colima, entstand 29. Sept. 1759, indem sich die Ebene weithin mit Hunderten von 2—3 m hohen Kegeln, von den Eingebornen Hornitos (Öfen) genannt, bedeckte, in deren Mitte ein Berg von Schlacken und Asche sich bis 517 m über die umgebende Landschaft erhob. A. v. Humboldt besuchte 1804 die Gegend und beschrieb den Vorgang nach noch lebenden Augenzeugen. Burkart fand 1828 die Hornitos fast ganz verschwunden, und die Gegend bedeckte sich schnell mit Zuckerrohr- und Indigofeldern. Jetzt erheben sich in von NO. nach SW. gehender Richtung fünf

Kraterhügel von 400—500 m Höhe, mit dem 1301 m hohen J. in der Mitte. Er besteht aus basaltischen Laven und Tuffen, Asche und Sand und steigt in Winkeln von 28—34° zu einem spaltenförmigen, 110 m tiefen Krater auf. Vgl. Felix u. Lenk, Beiträge zur Geologie der Republik Mexiko (1. Teil, Leipz. 1890).

Josaphat (»Jehova richtet«), das vom Kidron durchflossene Tal zwischen dem Tempel- und dem Ölberg, östlich bei Jerusalem, wohin Juden, Christen und Mohammedaner das Weltgericht verlegen.

Josaphat, König von Juda, Sohn Asas (914—889, nach andrer Zeitrechnung 873—848 v. Chr.). Wenig glücklich in seiner äußern Politik (denn seine mit Israel unternommenen Kriegszüge gegen Syrien und Moab blieben erfolglos wie seine Expedition nach Ophir), hat er die innere Entwickelung des Staates durch Pflege des Kultus sowie durch Hebung des nationalen Wohlstandes und der Rechtspflege gefördert. Mit Israel trat er in ein friedliches Verhältnis, vermählte seinen Sohn und Nachfolger Joram mit Athalia, deren Vater er im Kriege gegen Damaskus und dessen Sohn Joram er gegen die Moabiter unterstützte.

Josef, in Österreich übliche Schreibweise für Joseph (s. d.).

Josefinos, s. Afrancesados.

Josefstadt, 1) (tschech. Josefov) Stadt in Böhmen, Bezirksh. Königinhof, 266 m ü. M., an der Mündung der Mettau in die Elbe und an den Linien J.-Jaroměř-Liebau und Pardubitz-Seidenberg der Südnorddeutschen Verbindungsbahn gelegen, ehemalige Festung, Sitz des 9. Korpskommandos, hat eine Kirche, ein Rathaus, Kasernen, ein Artilleriezeugdepot, ein Garnisonspital, Bierbrauerei, Weberei und (1900) mit der Garnison (3630 Mann) 6127 Einw. (4260 Tschechen, 1586 Deutsche). Die 1781—87 an der Stelle des Dorfes Ples erbaute und zu Ehren Josephs II. benannte Festung wurde 1888 aufgelassen. — 2) Vorstadt (8. Bezirk) von Wien (s. d.).

Joseph (hebr., entweder »er nimmt hinweg«, nämlich die Schmach der Kinderlosigkeit von Rahel, nach 1. Mos. 30, 23, oder »er vermehre« das Mutterglück), 1) vorletzter Sohn des Patriarchen Jakob von der Rahel, erregte als der Liebling seines Vaters den Neid und Haß seiner Brüder, die ihn an eine arabische Handelskarawane nach Ägypten verkauften, wo er als Sklave in den Dienst des Hofbeamten Poliphar kam. Von dessen Frau, deren Verführung er keusch widerstanden hatte, beschuldigt, schmachtete er jahrelang im Kerker, bis der Pharao Ägyptens, den Träume beunruhigten, von seinem Mundschenk, dem J. einst einen Traum trostvoll gedeutet hatte, von ihm und seiner Begabung, Träume auszulegen, erfuhr. Nachdem er die Träume des Königs von den sieben fetten und den sieben magern Kühen, den sieben vollen und den sieben dürren Ähren auf sieben fruchtbare und sieben unfruchtbare Jahre gedeutet und ihm weise Ratschläge erteilt hatte, ward er zum Minister erhoben. Als solcher machte er in den unfruchtbaren Jahren die bisher unabhängigen Ackerbesitzer zu Kronbauern, die dem König jährlich den Fünften als Erbzins abgeben mußten. Nachdem J. seinen durch die Hungersnot nach Ägypten zum Korneinkauf getriebenen Brüdern verziehen, veranlaßte er sie, sich mit ihrem Vater in Ägypten niederzulassen, wozu er ihnen das Land Gosen einräumte. Josephs von der Assnat, einer Priesterstochter aus On (dem spätern Heliopolis), geborne Söhne hießen Ephraim und Manasse, denen Jakob gleiches Erbrecht mit seinen übrigen Söhnen einräumte und von denen sich demnach zwei mächtige, volkreiche Stämme Israels ableiten. — Als Vorbild jugendlicher Reinheit sowohl als umsichtiger Klugheit und hohen Edelsinns, wie er sich seinen Brüdern gegenüber äußerte, bot die Gestalt Josephs poetische Motive für epische und dramatische Gestaltung, die vielfach verwertet wurden. Von den zahlreichen dramatischen Bearbeitungen aus dem 16. Jahrh. absehend, erinnern wir hier nur an Grimmelshausens sehr mäßigen Roman: »Des Vortrefflich Keuschen Josephs in Egypten Erbauliche Lebensbeschreibung« (1670), Zesens »Assenat« (Amsterd. 1670), eine sehr beachtenswerte Leistung, sowie an Bodmers »Keuschen J.« (1750) und Méhuls Oper (1807). Vgl. A. v. Weilen, Der ägyptische J. im Drama des 16. Jahrhunderts (Wien 1887).

2) J. der Heilige, Gatte der Maria, der Mutter Jesu, daher sein Nähr- oder Pflegevater genannt. Nach den Evangelien war er ein Zimmermann, wird aber nach dem öffentlichen Auftreten Jesu nicht mehr erwähnt und scheint deshalb vorher gestorben zu sein. Die christliche Sage läßt ihn erst im hohen Greisenalter die Maria heiraten, um jeden Gedanken an eine natürliche Erzeugung Jesu fernzuhalten. Sein Gedächtnis wird in der römisch-katholischen Kirche 19. März, in der griechischen 26. Dezember gefeiert. Pius IX. erhob 8. Dez. 1870 den Tag zu einem Fest erster Klasse und J. zum Schutzpatron der ganzen Kirche. Der Hebung seines Kultes widmet sich seit 1860 die »Erzbruderschaft vom heiligen J.« Seit 1875 wird der Kult auch durch eine vielgelesene Zeitschrift: »Sendbote des heiligen J.«, gefördert, und Leo XIII. hat ihn durch Rundschreiben vom 15. Aug. 1889 den Gläubigen ans Herz gelegt. Vgl. Jesus Christus, S. 247.

3) J. von Arimathia (richtiger Arimathäa, d. h. Ramathem bei Lydda), Anhänger Jesu, dessen Leichnam er in einer Grabhöhle in seinem eignen Garten beisetzte. Nach biblischem Bericht war er Mitglied des Synedrions in Jerusalem, nach der Tradition einer der 70 Jünger und Apostel in England. Sein Tag: 17. März, bei den Griechen 31. Juli.

4) J. Barsabas, mit dem Beinamen der Gerechte (justus), wurde samt Matthias an Stelle Judas Ischariots als Apostel vorgeschlagen, doch entschied das Los gegen ihn (Apostelg. 1, 23). Schon im 2. Jahrh. berichtet die Legende, er sei zum Giftbecher verurteilt worden, habe ihn aber ohne Nachteil für seine Gesundheit getrunken.

Joseph, Name mehrerer fürstlicher Personen:

[Römisch-deutsche Kaiser.] 1) J. I., geb. 26. Juli 1678, gest. 17. April 1711 in Wien, der älteste Sohn des Kaisers Leopold I. aus dessen Ehe mit Eleonore von Pfalz-Neuburg, wurde schon 1687 zum König von Ungarn gekrönt und 1690 zum römischen König gewählt; 1699 vermählte er sich mit der Prinzessin Wilhelmine Amalie von Braunschweig, die zum Katholizismus übergetreten war. Aus dieser Ehe entsprossten zwei Töchter, denen durch den Hausvertrag vom 12. Sept. 1703 das Erbrecht in den österreichischen Ländern für den Fall des Aussterbens der männlichen Habsburger zugesprochen wurde. J. gehörte während des Spanischen Erbfolgekriegs zu den eifrigsten Mitgliedern der gegen Frankreich verbündeten und vom Prinzen Eugen geführten Kriegspartei am Hofe Leopolds I. 1702 beteiligte er sich selbst an der Belagerung von Landau, aber erst 1705, nach dem Tode Kaiser Leopolds (5. Mai), kam mit dem Regierungsantritt Josephs ein frischerer Geist in die Verwaltung, auf die nunmehr Prinz Eugen den hervorragendsten Einfluß gewann. Auch verfolgte J. zuerst

den Plan einer dauernden Erwerbung Bayerns, die für die Politik des 18. Jahrh. maßgebend blieb, aber sich auch stets als unausführbar erwies. Nicht nur fand das österreichische Regiment in Bayern Widerstand, sondern auch die Abneigung aller deutschen und auswärtigen Mächte gegen eine solche Erweiterung des österreichischen Staates in Deutschland verhinderten die Ausführung des Planes auch dann, als die österreichische Regierung eine Entschädigung der geächteten Kurfürsten durch eins der spanischen Länder, wie Belgien, in Aussicht genommen hatte. 1706—07 begannen Reibungen mit dem franzosenfreundlichen Papst Clemens XI., die 1708 zu den schärfsten Drohungen, ja zur Kriegsbereitschaft führten, 1709 jedoch mit der Nachgiebigkeit des isolierten und eingeschüchterten Papstes schlossen. Was die innern österreichischen Verhältnisse betrifft, so fand J. bei seinem Regierungsantritt Ungarn in vollem Aufstand und Schlesien in Gärung. Für die mißvergnügten und gedrückten Protestanten in Schlesien gewann Karl XII. (1706) im Altranstädter Frieden von J. eine Reihe von Zugeständnissen; in Ungarn, wo Franz Rákóczy, von Frankreich unterstützt, die ältern Rechte des Landes gegen die Verfassungsänderungen von 1687 verteidigte, sah sich J. zu Unterhandlungen genötigt, deren Abschluß erst nach seinem Tod im Frieden zu Szathmár 1711 erfolgte. J. starb unerwartet an den Pocken in einem Augenblick, wo das Ansehen Frankreichs durch das Kriegsglück der im Spanischen Erbfolgekrieg verbündeten Mächte gänzlich zerstört war und Ludwig XIV. sich bereits zu den demütigendsten Friedensbedingungen bereit erklärt hatte. Da aber die Regierung Österreichs an Karl VI., den einzigen lebenden Habsburger vom Mannesstamm, überging, so hatte der frühe Tod Josephs, dessen große politische, wirtschaftliche und künstlerische Pläne unerfüllt blieben, eine gänzliche Veränderung der politischen Lage zur Folge. Vgl. Moser, Probe einer Staatshistorie über die Regierung Josephs I. (Züllichau 1738); Herchenhahn, Geschichte der Regierung Kaiser Josephs I. (Leipz. 1786—89, 2 Bde.); v. Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert, 1. Abt. (Düsseld. 1870 ff.). Die musikalischen Werke des Kaisers wurden mit denen der Kaiser Ferdinand III. und Leopold I. von G. Adler herausgegeben (Wien 1892—93, 2 Bde.).

2) J. II., römisch-deutscher Kaiser, geb. 13. März 1741, gest. 20. Febr. 1790 in Wien, ältester Sohn Maria Theresias und Franz' I. Seine Geburt wurde angesichts der schwierigen politischen Verhältnisse beim Regierungsantritte der Kaiserin Maria Theresia mit außerordentlichem Jubel begrüßt. Die erste Erziehung des Prinzen leitete der ungarische Graf, spätere Fürst Batthyány, der aber wenig Umsicht dabei bewies, doch nahm auch die Kaiserin an der Erziehung ihrer Kinder lebhaften Anteil. Mit dem 14. Lebensjahr begann der Unterricht in den höhern Studien, die anfangs von den Jesuitenpatern Weger und Weikard geleitet wurden. Später gewann der Staatssekretär Bartenstein (s. d.) den maßgebendsten Einfluß auf den Unterricht, für den er einen eignen Plan, die »Instructionspuncta«, ausarbeitete, der im wesentlichen der damaligen Studienordnung für die juridische Fakultät entsprach. Die bedeutendsten seiner Lehrer waren neben Bartenstein für Geschichte, Martini für Natur- und Völkerrecht, Riegger für Kirchenrecht, Beck für das Staatsrecht. J. war ungemein lese- und wißbegierig. Sein Interesse galt allerdings weniger den exakten Wissenschaften, als vielmehr jenen Gebieten und Disziplinen, die mit seinem kaiserlichen Beruf in Verbindung standen, sowie den modernen Zeitfragen. 1759 trat J. beim Bankorat ein, um den praktischen Verwaltungsdienst kennen zu lernen, von 1761 wurde er zu den Sitzungen des neugegründeten Staatsrates zugezogen und in alle Fragen der äußern und innern Politik eingeweiht. Er bewies seinen regen Eifer für die Staatsgeschäfte durch Abfassung verschiedener Denkschriften an die Kaiserin, darunter die »Rêveries«, in denen als Regierungsgrundsätze die absolute Macht und Pflicht des Souveräns, für das Staatswohl zu sorgen, und die Herbeischaffung der nötigen Mittel zur Erreichung der Unabhängigkeit des Staates vom Ausland aufgestellt erscheinen. Am 27. März 1764 wurde J. zum römischen König gewählt und 3. April gekrönt, und da schon im folgenden Jahr sein Vater starb, so schien sich seiner Tätigkeit ein weites Feld zu eröffnen; aber der Wille der Kaiserin, wie die feste und der monarchischen Willkür widerstrebende ständische Verfassung des Reiches setzten derselben die engsten Grenzen. Obwohl J. in den Erbländern von der Kaiserin nach dem Tod ihres Gemahls (18. Aug. 1765) zum Mitregenten erklärt war, beschränkte sich sein Einfluß auf das Militärwesen, an dem er bei aller Bewunderung Friedrichs II., mit dem er im August 1769 in Neiße und im September 1770 zu Neustadt in Mähren Zusammenkünfte hatte, doch kein großes innerliches Interesse fand, auf Justizsachen, bei denen die Abschaffung der Tortur in Österreich (1775) im Grunde als sein Werk anzusehen ist, und auf die äußere Politik. Hier trieb Josephs Ehrgeiz Österreich zur Mitwirkung an der Teilung Polens und durch das Projekt der Erwerbung Bayerns zum Bayrischen Erbfolgekrieg. Um den Bund mit Frankreich zu stärken, unternahm er 1777 eine Reise dahin, allerdings ohne Erfolg, wie sich bei dem bald darauf ausbrechenden Erbfolgekrieg zeigte, der mit dem Zurückziehen der österreichischen Ansprüche endete. Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn litt unter dem Gegensatz der beiderseitigen Naturen und Regierungsprinzipien, doch verhinderte Maria Theresias klarer entschlossener Sinn und Josephs leidenschaftliche Anhänglichkeit und Liebe zu seiner Mutter ernstern Zwiespalt. J. begnügte sich schließlich damit, seine Überzeugungen in Memoires an die Kaiserin auseinanderzusetzen und durch Reisen sich den Verhältnissen am Hofe für längere oder kürzere Zeit zu entziehen. Am schärfsten kam der Gegensatz zum Ausdruck, als J., überzeugt, daß insbesondere das Einvernehmen zwischen Preußen und Rußland sein bayrisches Projekt durchkreuzt habe, trotz der Mißbilligung der Kaiserin, eine Reise zur Zarin Katharina II. unternahm (Juni bis Juli 1780). Noch in demselben Jahre, am 29. Nov., starb Maria Theresia, und bald sollte sich das Wort Friedrichs II.: »Voilà un nouvel ordre des choses!« in unglaublicher Eile bewahrheiten. In unermüdlicher, übereilter Tätigkeit wollte J. nunmehr das Reformwerk durchführen, das seit Jahrzehnten Ideal und Ziel seines Lebens war. Durch zahllose Verordnungen und Gesetze, die in raschester Folge mit überstürzter Hast erflossen, wollte er seine Pläne und Neuerungen durchführen: die zahlreichen, bisher nur lose verbundenen Länder und Völker sollten zu einem einheitlichen, streng zentralistisch verwalteten Staat vereinigt werden, in dem alle Sonderrechte und Privilegien der einzelnen Länder und ihre historisch ausgebildeten Eigentümlichkeiten verschwinden sollten. Dieser höhere Zweck erforderte auch, daß die Standes-

vorrechte des Adels und des Klerus beseitigt wurden. Von der richtigen und klaren Einsicht geleitet, daß das Übergewicht des römischen Stuhles und der katholischen Hierarchie beseitigt werden müsse, wenn die österreichische Verwaltung zur Selbständigkeit des modernen Staatsbegriffs erhoben werden solle, begann er mit kirchenpolitischen Reformen in großem Maßstabe. Durch eine Reihe von Verordnungen verfügte er im Verlaufe des Jahres 1781: Einschränkung des Verkehrs der geistlichen Orden mit den Obrigkeiten in Rom, Streichung einiger Bullen, in denen eine widerrechtliche Ausdehnung der päpstlichen Gewalt zum Ausdruck kam, aus allen Ritualen, die Aufhebung der päpstlichen Dispense, der Rekurse, des Bischofseides und der Litterae apostolicae, das Verbot der Annahme päpstlicher Ämter und Titel und des Besuchs der in Rom befindlichen theologischen Anstalten. Diesen wichtigen Reformen folgte die Erlassung des Toleranzpatents vom 20. Okt. 1781, die Aufhebung aller jener Ordenshäuser, deren Angehörige »weder Schule halten, noch predigen, noch den Beichtstuhl versehen, noch den Sterbenden beistehen, noch sonst in studiis sich hervortun«, laut Erlaß vom 29. Nov. 1781, die Einziehung ihres Vermögens und die Gründung des Religionsfonds sowie die Dotation von trefflichen Unterrichts- und Humanitätsanstalten aus dem konfiszierten Klostergut. Bald griff die Regierung Josephs auch in die internen Angelegenheiten der Kirche und des Gottesdienstes ein. »Andachtsordnungen«, Gesetze gegen den »kirchlichen Flitterstaat«, Verordnungen über Prozessionen, Wallfahrten, Ablässe ꝛc. und namentlich das unglückliche Gebot des Begrabens der Toten in Säcken, ohne Kleider und in Kalkgruben, alle diese Dinge, die bestimmt waren, »Aufklärung« zu bewirken, erregten Haß und Verdruß und selbst tiefer gehenden Widerstand seitens des Volkes. Dabei hielt J. doch sehr bestimmt den Begriff der Staatskirche als einer katholischen aufrecht. Das Verhältnis der nichtkatholischen Konfessionen vermochte er daher nicht anders als unter dem Gesichtspunkt einer möglichst weitgehenden Toleranz zu fassen. Obwohl sich nun in Ländern, wo die religiösen Fragen längst durch gesetzliche Bestimmungen geregelt waren, wie in Ungarn und Siebenbürgen, eine berechtigte Opposition gegen das »Toleranzpatent« gerade von seiten der Protestanten erhob, so wirkten doch die damit zusammenhängenden Verordnungen segensreich auf die Zustände in den andern Ländern, wo endlich ein anderthalbhundertjähriger Druck von vielen protestantischen Gemeinden hinweggenommen wurde. Um übrigens den leichtfertigen Übertritt von der katholischen Religion zu andern Konfessionen zu verhindern, schrak J. selbst vor Zwangsmaßregeln nicht zurück, und wie er die Sekte der Deisten durch »Karbatschenstreiche« ausrotten wollte, so fehlt es auch nicht an Beispielen harter Kabinettsjustiz gegenüber von Mönchen, die aus eignem Entschluß ihren Orden verlassen wollten, oder gegen Protestanten, die wegen Proselytenmacherei Verdacht erregten.

Um den Neuerungen Josephs in Österreich ein Ziel zu setzen, begab sich der Papst Pius VI. 1782 persönlich nach Wien, ohne jedoch etwas zu erreichen. Keinen Augenblick wurde die Reform unterbrochen, vielmehr auch auf das Gebiet der Diözesaneinteilung ausgedehnt, wobei dem Kaiser ernstlichere Schwierigkeiten den deutschen Kirchenfürsten gegenüber entstanden, deren Rechte in den österreichischen Erbländern aufgehoben worden waren. Insbesondere wurden so die Bischöfe von Passau, Salzburg und Bamberg zu entschiedener Opposition gegen J. gedrängt, die sich schließlich in dem Fürstenbund Ausdruck verschaffte; und als J. das Projekt der Gewinnung Bayerns durch Austausch gegen Belgien 1785 wieder aufnahm, trat Friedrich II. dem Fürstenbund bei und versetzte dadurch der österreichischen Politik in Deutschland eine unheilbare Wunde. Das kirchliche Territorialsystem aber, das J. gegründet hatte, vermochten die deutschen Bischöfe nicht zu erschüttern. Zu den neuen Diözesaneinteilungen in Österreich gewann J. schließlich die Einwilligung der römischen Kurie, als er den Besuch des Papstes schon 1783 unerwartet in Rom erwidert hatte und nun dafür sorgte, daß der Bruch mit Rom nicht allzu tief und nachhaltig werde. Die vornehmste Sorge Josephs richtete sich fortan auf die Heranbildung eines staatstreuen Klerus, das Unterrichtswesen überhaupt erhielt eine den Staatszwecken ausschließlich dienende Richtung. Das System all dieser Reformen, in dem sich nicht nur die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche, sondern auch eine gewisse Bevormundung der letztern durch den Staat ausdrückte, begreift man mit dem Namen Josephinismus. Am wohltätigsten wirkten ohne Zweifel die Maßnahmen Josephs auf dem Gebiete der sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Er sorgte rege für das Ansiedelungswesen und insbes. für die Niederlassung von Deutschen in den slawischen und magyarischen Ländern, um das deutsche Element in diesen Gebieten zu stärken. Er legte den Grund zu einem bessern und gerechtern Steuersystem, das aber vielfach Widerspruch erregte, weil es den Adelsvorrechten entgegentrat und alle ständischen Privilegien beseitigte, aber auch dem Bürger nicht paßte, der in der Einschränkung der Konsumtionsfähigkeit des Adels seinen Nachteil erblickte. Die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft in Fortsetzung der schon von Maria Theresia begonnenen Urbarialgesetzgebung war das dauerndste Resultat der Josephinischen Gesetzgebung; das Patent für Böhmen und Nebenländer erschien 1. Nov. 1781. In bezug auf Josephs Reformen im Justizwesen zeigte sich der unruhige Geist und der stets wachsende Widerspruch der Verordnungen besonders nachteilig. So wurde die Todesstrafe erst aufgehoben und in solche Strafen verwandelt, die, wie Schiffziehen und Gassenkehren, die öffentliche Meinung gegen sich hatten; bald aber führte eine neue Ordonnanz die Todesstrafe wieder ein. Ähnliche Schwankungen zeigten Josephs Verordnungen über die Bücherzensur und Preßfreiheit; Schillers »Räuber« und die deutsche Übersetzung von Voltaires Schriften blieben verboten. Dagegen verdienen Josephs Schöpfungen für das Wohl der Armen und Leidenden: Kranken- und Irrenhäuser, Gebär- und Findelanstalten, Waiseninstitute, Besserungsanstalten, Institute zur Heranbildung von Militärärzten, uneingeschränktes Lob.

Trotz des Widerstandes, den J. in den Erbländern fand, würden indes seine Gesetze nachhaltiger gewirkt haben, wenn das Ansehen seiner Regierung nicht durch seine äußere Politik völlig erschüttert worden wäre. Bei persönlicher Bewunderung Friedrichs II. war er doch zu sehr in den österreichischen Traditionen befangen, als daß er nicht die lebhafteste Eifersucht gegen das wachsende Ansehen Preußens empfunden hätte, und diese Eifersucht ward erwidert, indem der Preußenkönig dem Lieblingsplan Josephs II., Bayern zu erwerben, entgegentrat und so dieses für Österreichs Stellung in Deutschland epochemachende Projekt durchkreuzte. Indem J. Anlehnung an fremde Staaten, bald an Frankreich, bald an Rußland, suchte,

mißglückten ihm die nächsten Unternehmungen. Als er die alten Verträge über die Scheldeschiffahrt mit den Holländern lösen wollte, mußte er als römischer Kaiser die Beleidigung seiner Flagge durch das stolze kleine Nachbarvolk hinnehmen und froh sein, daß Frankreich einen Ausgleich vermittelte. Der abenteuerliche Plan, das griechische Reich wiederherzustellen, und die russische Allianz führten zu dem Türkenkrieg von 1788, dessen unglücklicher Verlauf alle schlummernden Kräfte des Widerstandes in den Erbländern entfesselte. In Belgien war es schon 1787 zu blutigen Auftritten gekommen. Während der Kaiser mit Katharina II. von Rußland im Chersones die weitreichendsten Pläne entwarf, zeigte sich sein Regiment in den Erbländern von seiner schwächsten Seite. Nachdem er die Statthalter der Niederlande, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen und dessen Gemahlin, die Erzherzogin Marie Christine, wegen der Nachgiebigkeit, die sie den niederländischen Ständen gegenüber bewiesen, abberufen, wollte er durch Kabinettsaufträge über die Köpfe seiner Minister hinweg sein verlornes Ansehen militärisch wiederherstellen und befahl seinem General Murray den rücksichtslosesten Gebrauch der Waffen und Einführung des Martialgesetzes. Aber auch hier fand J. nur wenig Gehorsam, und nachdem er endlich einen fügsamen General zu diesem Zwecke gefunden, hatte er nicht die hinreichende militärische Macht, um die Revolution zu ersticken. Ganz ähnlich hatten sich die Dinge in Ungarn entwickelt. Die einfache Negation des historischen Rechts in diesem Lande, zu dessen König sich J. nicht krönen, vielmehr die Krone aus Ungarn nach Wien bringen ließ, hatte erst einen passiven, bald in den Komitaten einen faktischen Widerstand erzeugt, der seit 1789 durch die französischen Revolutionsvorgänge sichtlich befördert wurde. Schließlich von seinen treuesten Räten gedrängt, unterzeichnete er 28. Jan. 1790 jenes merkwürdige Dokument, durch das er für Ungarn mit wenig Ausnahmen alle Neuerungen widerrief und den Verfassungsstand vom Jahre 1780 wiederherstellte. Um Belgien zu pazifizieren, mußte er sich zu dem noch demütigendern Schritt bequemen, die Hilfe des Papstes Pius VI. anzurufen. Gleichzeitig hatten auch die böhmischen und tirolischen Stände sich zu regen begonnen und preßten dem todkranken Kaiser das Geständnis ab: »Ich will ihnen ja alles geben, was sie verlangen; nur mögen sie mich ruhig ins Grab steigen lassen«. Kurz vor Vollendung seines 49. Lebensjahres starb er an einem Lungenleiden, das er sich in dem Feldzug an der untern Donau geholt hatte, und das durch die seelischen Schmerzen des Unterganges aller seiner Hoffnungen verstärkt wurde.

Selbst bei der kühlsten Beurteilung und schärfsten Kritik wird man die Wirksamkeit Josephs nicht unterschätzen, da sich aus dem Zusammenbruch seines Regierungssystems die wesentlichsten Prinzipien lebensfähig behaupteten. Im großen und ganzen hat er den österreichischen Regierungen und selbst dem österreichischen Volkscharakter in jeder politischen Beziehung seinen Stempel aufgedrückt, der »Josephinische Geist« war bis in die jüngste Zeit im Mittelstand Deutsch-Österreichs lebendig und ist es heute noch in der ältern Beamtengeneration. Wenn auch seine kirchlichen Ansichten von seinen Nachfolgern nicht geteilt wurden, so setzten sich dieselben doch im Bewußtsein des Volkes in der Form eines liberalisierenden Staatskatholizismus um so fester, und auch in andern Richtungen der Gesetzgebung ward durch Josephs Neffen, den Kaiser Franz II., dasjenige durchgeführt, was J. angebahnt hatte; für dessen Anhänglichkeit an seinen »zweiten Vater« gibt das schöne Monument Zeugnis, das derselbe 1807 durch den Bildhauer Zauner in Wien setzen ließ, mit der Inschrift: »Josepho II. qui saluti publicae vixit non diu sed totus«. Vor allem aber lebt J. als der großherzige Märtyrer des einheitlichen Staatsgedankens, wie man ihn nennen darf, in tausend wahren und nachgebildeten Anekdoten gefeiert, in der Tradition des Volkes Deutsch-Österreichs als dessen Liebling. Beweis dessen die zahlreichen Kaiser J.-Denkmäler, die in so vielen österreichischen, besonders in deutschen Städten Böhmens, Mährens und Schlesiens, bis in die allerneueste Zeit errichtet wurden. Von den beiden Gemahlinnen Josephs II. war die erste, Isabella, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, schon 1763, die zweite, Maria Josepha, Tochter Karl Albrechts von Bayern (Kaiser Karls VII.), schon 1767 gestorben. Vgl. Groß-Hoffinger, Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs II. (Stuttg. 1835—37); Meynert, Kaiser J. II. (Wien 1862); Wendrinski, Kaiser J. II. (das. 1880); Ad. Wolf und v. Zwiedineck, Österreich unter Maria Theresia, J. II. und Leopold II. (Berl. 1884); Fournier, J. II. (»Historische Studien und Skizzen«, Prag 1885); S. Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hof Josephs II. (Wien 1868), Correspondances intimes de l'empereur J. II avec Cobenzl et Kaunitz (Mainz 1871) und J. II. Charakteristik seines Lebens, seiner Regierung und seiner Kirchenreform (2. Aufl., Freiburg 1885); Beer u. Fiedler, J. II. und Graf Ludwig Cobenzl. Ihr Briefwechsel (Wien 1901, 2 Bde.); von Arneth, Maria Theresia und J. Ihre Korrespondenz samt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold (Wien 1867, 3 Bde.), J. II. und Leopold von Toskana, ihr Briefwechsel (das. 1872, 2 Bde.), J. II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel (das. 1869), Marie Antoinette, J. II. und Leopold II., ihr Briefwechsel (das. 1866); Beer, J. II., Leopold II. und Kaunitz, ihr Briefwechsel (das. 1873); Ott. Lorenz, J. II. und die belgische Revolution (das. 1862); Wolf, Das Unterrichtswesen in Österreich unter Kaiser J. II. (das. 1880); Lustkandl, Die Josephinischen Ideen und ihr Erfolg (das. 1881); Schlitter, Pius VI. und J. II. von der Rückkehr des Papstes nach Rom bis zum Abschluß des Konkordates (das. 1894) und Die Regierung Josephs II. in den österreichischen Niederlanden (das. 1900). Die mehrfach (so von Schuselka) herausgegebenen »Briefe Josephs II.« sind ein Machwerk des Publizisten Großing aus dem Jahr 1790.

[Köln.] 3) J. Klemens, Herzog zu Bayern, Kurfürst von Köln, geb. 5. Dez. 1671, gest. 12. Nov. 1723, Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern, seit 1684 Koadjutor seines Vetters Albert Siegmund, Bischofs von Freising, ward noch 1684 dessen Nachfolger, 1685 zugleich Bischof von Regensburg. Vom Papst Innozenz XI. 1688 im Einverständnis mit Kaiser Leopold I. für das Erzbistum Köln vorgeschlagen und vom Kaiser trotz seiner Jugend für mündig erklärt, kam er nach Verdrängung des von Frankreich begünstigten Erzbischofs Fürstenberg durch kaiserliche Truppen in Besitz des Stifts und ward 1694 auch Bischof von Lüttich. Im Spanischen Erbfolgekrieg mit seinem Bruder, dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, zu Frankreich haltend, verlor er infolge der Schlacht bei Höchstädt und der über ihn verhängten Reichsacht 1706 sein Land, floh nach Frankreich, wurde aber durch den

Frieden zu Baden (1714) restituiert und auch noch Bischof von Hildesheim. Vgl. Ennen, Der Spanische Erbfolgekrieg und der Kurfürst J. Clemens von Köln (Jena 1851); Rosenlehner, Die Stellung der Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und J. Klemens von Köln zur Kaiserwahl Karls VI. (Münch. 1900).

[Liechtenstein.] 4) Fürsten von Liechtenstein, s. Liechtenstein.

[Neapel.] 5) König von Neapel und Spanien, s. Bonaparte 1).

[Österreich.] 6) J. Karl Ludwig, Erzherzog von Österreich, geb. 2. März 1833, Sohn des Erzherzog-Palatins Joseph (geb. 9. März 1776, gest. 13. Jan. 1847) und der Prinzessin Maria Dorothea von Württemberg, trat 1848 in die kaiserliche Armee, wurde 1859 Generalmajor, stand 1860—64 in Italien, befehligte 1866 eine Brigade des 4. Korps bei Schweinschädel und Königgrätz, wo er verwundet ward, erhielt das Kommando des 4. Korps, wurde 1867 Oberkommandant der neuerrichteten ungarischen Landwehr (Honvéd) und 1874 General der Kavallerie. Auch ist er Mitglied der ungarischen Akademie und gab den »Atlas der Heilpflanzen« (gezeichnet von seiner Tochter, der Fürstin von Thurn und Taxis, Regensb. 1904 f.), heraus. Seit 1864 ist er mit der Prinzessin Klothilde von Sachsen-Koburg vermählt. Sein Wohnsitz ist Alcsúth in Ungarn.

[Portugal.] 7) J. I. Emanuel, König von Portugal, Sohn Johanns V., geb. 1715, gest. 24. Febr. 1777, folgte diesem 1750 auf dem Thron und berief sofort Pombal in das Ministerium, dem er bald die Leitung der Staatsgeschäfte gänzlich überließ, da er selbst arbeitsscheu und wenig befähigt war. Er gab sich ganz seinen Liebhabereien: Theater, Jagd und Galanterie hin. Nach dem Attentat 3. Sept. 1758, bei dem er verwundet wurde, gab er sogar seine Zustimmung zur Vertreibung der Jesuiten. Apoplektische Anfälle nötigten ihn 1776, seine Gemahlin Maria Anna zur Regentin zu ernennen.

[Sachsen-Altenburg.] 8) Herzog von Sachsen-Altenburg, geb. 27. Aug. 1789, gest. 25. Nov. 1868, Sohn des damaligen Herzogs Friedrich von Hildburghausen, folgte seinem Vater im Herzogtum Altenburg 29. Sept. 1834. Wiewohl er für umsichtig fortschreitende Reformen war, veranlaßte doch seine Begünstigung einer ultrakirchlichen Richtung und die allzu kostspielige Hofhaltung 1848 eine heftige Bewegung und 30. Nov. Josephs Verzicht auf die Regierung zugunsten seines Bruders Georg. Er lebte seitdem abwechselnd in Altenburg und auf seinem Jagdschloß Hummelshain. J. war vermählt mit Prinzessin Amalie von Württemberg (gest. 28. Nov. 1848), die ihm sechs Töchter gebar, von denen Marie mit dem König Georg V. von Hannover, Elisabeth mit dem Großherzog Peter von Oldenburg und Alexandra mit dem Großfürsten Konstantin von Rußland vermählt war.

[Sachsen-Hildburghausen.] 9) J. Friedrich Wilhelm, Prinz von Sachsen-Hildburghausen, Sohn des Herzogs Ernst II., geb. 8. Okt. 1702, gest. 4. Jan. 1787, trat 1719 in österreichische Militärdienste, kämpfte unter Seckendorf in Italien mit, trat 1727 zum Katholizismus über, wurde 1732 Oberst im Regiment Palffy und nahm an den Kämpfen in Italien und 1734 am Rhein teil. Als Generalfeldzeugmeister in Ungarn im Kriege gegen die Türken, den er anriet, 1736—39 unglücklich, erhielt er doch im Österreichischen Erbfolgekrieg die obere Leitung des Heerwesens innerhalb des Kaiserreichs. 1757 unterstand ihm die Reichsarmee, die mit Soubise zusammen operieren sollte, aber, der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen, kommandierte er seit der Schlacht bei Roßbach 5. Nov. 1757 nicht wieder, sondern lebte in Wien der Pflege der Musik. Die Übertragung der Administrations- und Debitkommission des Herzogtums Hildburghausen rief ihn 1769 dahin. 1779 übernahm er die Vormundschaft über seinen Urgroßneffen Friedrich und führte diese auch nach dessen Volljährigkeit bis zu seinem Tode fort. Seine 1738 geschlossene kinderlose Ehe mit der Nichte und Erbin des Prinzen Eugen löste er bald wieder, da man ihn über das Vermögen seiner Gemahlin getäuscht hatte. Vgl. Brabant, J. Friedrich, Herzog zu Sachsen-Hildburghausen, des Heiligen Römischen Reichs Generalissimus 1757 (Berl. 1904).

Joseph, Père, eigentlich François le Clerc du Tremblay, geb. 4. Nov. 1577 in Paris, gest. daselbst 18. Dez. 1638, diente zuerst 1597 im Kriege gegen die Spanier, trat aber gegen den Willen seiner Familie 1599 in den Kapuzinerorden, wo er den Namen Père J. erhielt und 1613 Provinzial der Ordensprovinz Touraine wurde. 1616 vermittelte er den Frieden von Loudun zwischen dem aufständischen Prinzen von Condé und der Regentin. Hierbei wurde er mit deren Vertrautem Richelieu bekannt, der seine Umsicht und Schlauheit schätzen lernte und ihn 1623 endgültig in seine Umgebung berief, seitdem Josephs Rat fortwährend in Anspruch nahm und ihn zu diplomatischen Sendungen benutzte. Allmählich wurde J. unter Richelieus Oberleitung der eigentliche Lenker von Frankreichs auswärtiger Politik. Er arbeitete unermüdlich und in aufreibender Tätigkeit mit allen Mitteln der List und Macht an der Gründung des französischen Übergewichts über Deutschland und Italien. Er trug auf dem Reichstage zu Regensburg (1630) sehr viel zum Sturze Wallensteins bei und gewann 1635 Herzog Bernhard von Weimar und dessen Heer für den französischen Dienst. Dabei zeigte er eine asketische Frömmigkeit, stiftete den Nonnenorden vom Kalvarienberg sowie katholische Missionen im Ausland und bekämpfte die gallikanische Partei der französischen Geistlichkeit. Einen Tag nach der Einnahme der wichtigen Rheinfestung Breisach durch Bernhard von Weimar starb Père J., »die graue Eminenz«, an einem Schlaganfall. Die handschriftlichen sogen. »Denkwürdigkeiten des Père J.« sind nicht von ihm, sondern von Lepré-Balain. Vgl. Fagniez, Le père J. et Richelieu (Par. 1893—94, 2 Bde.); Dedouvres, Le père J. polémiste. Ses premiers écrits 1623—1626 (das. 1895) und Le père J. Études critiques sur les œuvres spirituelles (das. 1903).

Joseph ben Gorion (Gorionides, »Sohn des Gorion«), jüd. Befehlshaber im Aufstand gegen die Römer (67—70 n. Chr.), der mit dem Hohenpriester Anan Jerusalem befestigte, kriegstüchtige Männer warb und ungeheure Vorräte an Waffen und Lebensmitteln häufte. Unter dem Namen Joseph (auch Josifon oder Josippon), Sohn des Gorion, ward etwa im 10. Jahrh. n. Chr. in Italien von einem unbekannten Verfasser eine romanhafte hebräische Überarbeitung und Fortsetzung der »Altertümer« des Josephus (s. d.) verfaßt, die unter dem Namen Josippon, auch »Pseudo-Josephus«, bekannt ist. Der Verfasser benutzte lateinische Übersetzungen des Josephus, des Aristeasbriefes, die Vulgata, Strabo, Lucian, die »Historia de proeliis« (Alexandersage), Stücke aus der Chronik des Eusebius u. a., vermutlich auch arabische Sagen. Ein Stück des Buches, das ins

Lateinische, Englische, Französische, Jüdisch-Deutsche und teilweise ins Deutsche übersetzt wurde, ward von Sacharja ben Said arabisch bearbeitet und ist als »Zweites Makkabäerbuch« anonym in den Londoner und Pariser Polyglottenbibeln abgedruckt. Das viel gelesene Buch erschien zuerst in Mantua 1476—79, dann in Konstantinopel 1510, in Basel 1541, in Venedig 1544, Prag 1744 u. ö.; ins Lateinische übersetzten es Gagnier (Oxford 1706) und Breithaupt (Gotha 1707), Auszüge wurden von Münster (Worms 1529 u. Basel 1559) veröffentlicht. Eine vollständige arabische Übersetzung erschien Beirut 1872. Vgl. Zunz, Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden (2. Aufl., Frankf. a. M. 1892, S. 158 ff.) und »The Jewish Encyclopedia«, Bd. 7, S. 259 ff. (New York 1904).

Joseph Karo, s. Karo.

Josephine, Marie Rose, Kaiserin der Franzosen, erste Gemahlin Napoleons I., geb. 3. Juni 1763 auf Martinique, wo ihr Vater Joseph Tascher de la Pagerie königlicher Hafenkapitän war, gest. 29. Mai 1814, kam in einem Alter von 15 Jahren nach Frankreich und heiratete 13. Dez. 1779 ihren Landsmann, den Vicomte Alexandre Beauharnais (s. d. 3). Die Sprößlinge dieser Ehe waren Eugen, der nachmalige Herzog von Leuchtenberg (s. d.), und Hortense (s. d.), die nachherige Gemahlin des Königs Ludwig Bonaparte von Holland, die Mutter Napoleons III. Nach der Hinrichtung ihres Gatten (23. Juni 1794) ward J. ebenfalls verhaftet, wurde aber durch die Katastrophe vom 9. Thermidor gerettet. Im Hause von Barras, ihrem mehrjährigen Geliebten, lernte sie den General Bonaparte kennen und reichte diesem aus Ehrgeiz 9. März 1796 ihre Hand. J. folgte ihrem Gemahl vorübergehend 1797 nach Mailand, führte aber sonst in Paris und in Malmaison, das sie käuflich an sich gebracht hatte, ein schwelgerisches und mit Liebeshändeln erfülltes Leben. Nach dem 18. Brumaire eröffnete sie im Palast Luxembourg und seit 1800 in den Tuilerien einen Hof, den ihre Anmut bald zum Mittelpunkt der guten Gesellschaft machte. Dabei entwickelte sie aber einen übergroßen Luxus, der sie in schwere Geldverlegenheiten stürzte. Mit den Geschwistern Napoleons stand sie von je in einem gespannten Verhältnis. Ihre Gutmütigkeit suchte manche Härten ihres Gatten auszugleichen. Mit ihres Gemahls Streben nach souveräner Gewalt war sie keineswegs einverstanden, da sie voraussah, daß die Gründung einer Napoleonischen Dynastie die Auflösung ihrer kinderlosen Ehe und eine anderweite Vermählung ihres Gemahls notwendig machen würde. Trotzdem setzte ihr Napoleon 2. Dez. 1804 selber die Kaiserkrone auf. Erst nach langem Sträuben willigte sie ein, daß 16. Dez. 1809 die Trennung ihrer Ehe gesetzlich ausgesprochen ward. J. lebte seitdem mit kaiserlichem Titel und Glanze zu Navarre in der Nähe von Evreux und in Malmaison, von ihrem alten Hof und zahlreichen Gegnern des Kaisertums umgeben. Als nach dem Sturze Napoleons die Bourbonen sie und die Ihrigen ihrer hohen Stellungen beraubten, fühlte sie sich tief entmutigt. Sie starb in Malmaison an einer Halsentzündung und ward in der Kirche zu Rueil, unweit Malmaison, beigesetzt. Ihre Kinder aus erster Ehe errichteten ihr daselbst 1822 ein Denkmal. Vgl. »Lettres de Napoléon à J. pendant la première campagne d'Italie, le Consulat et l'Empire« (Par. 1827) und »Lettres de J. à Napoléon et à sa fille« (das. 1833, 2 Bde.; beide in neuer Ausg. 1895; beide deutsch von Elsner, Stuttg. 1838—39, 2 Bde.); Aubenas, Histoire de l'impératrice J. (1857—59 2 Bde.); »Mémoires de Mme. de Rémusat« (1879—80, 3 Bde.; deutsch von Ebeling, Köln 1880—82, 3 Bde.); ihre Lebensbeschreibung von Imbert de Saint-Amand (1883—84, 4 Bde.); Welschinger, Le divorce de Napoléon I (1889); Turquan, La générale Bonaparte (1895; deutsch, Leipz. 1896) und L'impératrice J. (1896; deutsch, Leipz. 1896); Masson, J. de Beauharnais, 1763—1796 (1898), J. impératrice et reine (1898) und J. répudiée (1901; deutsch, Leipz. 1902); Ober, J. empress of the French (Lond. 1901).

Josephinenbank, s. Atlantischer Ozean (Tiefenverhältnisse), S. 45.

Josephinenhütte, s. Schreiberhau.

Josephinismus, s. Joseph 2), S. 312.

Josephiten, Name einiger französischer Ordensgenossenschaften und Kongregationen, deren älteste von dem Chirurgen Jakob Cretenet (gest. 1666) in Lyon zum Zweck der Abhaltung von Volksmissionen gestiftet wurde, aber in der Revolution unterging. Unter den neuern haben die Brüder des heiligen Joseph (Frères de saint Joseph), gestiftet 1835 in Oullins vom Abbé Rey (gest. 1874), sich der Versorgung verwahrloster Knaben gewidmet. Zahlreicher sind die verschiedenen Frauengenossenschaften, bekannt unter dem Namen Schwestern des heiligen Joseph.

Josephsehe (Engels- oder Jungfernehe, Matrimonium virginëum), eine nach Joseph, dem Gatten der Maria, benannte Ehe, bei der durch vorherige Übereinkunft Kindererzeugung als Zweck ausgeschlossen wird.

Josephshöhe, s. Auerberg.

Josephslust, Jagdschloß, s. Sigmaringen.

Josephsorden, großherzoglich toskan. Orden, gestiftet 1514, erneuert 1807 von Ferdinand III., zweiter im Rang, in drei Klassen, von denen die erste und zweite den Erbadel, die dritte den Personaladel verlieh. Der Orden ward 1860 aufgehoben.

Josephus (Josephos), Flavius, jüdischer Geschichtschreiber, aus vornehmem Priestergeschlecht, geb. 37 n. Chr. in Jerusalem, gest. nach 95 in Rom, schloß sich, der Sekte der Pharisäer angehörig, nach vergeblichem Bemühen, den Aufstand der Juden gegen die Römer zu hintertreiben, den Aufständischen an und befehligte in Galiläa. Nach der Einnahme von Jotapata 67 gefangen, erwarb er sich die Gunst des römischen Feldherrn Vespasian durch die Prophezeiung von seiner Erhebung zum Kaiser, wurde freigelassen und erhielt später auch römisches Bürgerrecht. Nachdem er der Eroberung von Jerusalem durch Titus 70 beigewohnt, lebte er in Rom, von den Kaisern Vespasian, Titus und Domitian, deren Familiennamen Flavius er annahm, begünstigt und mit Schriftstellerei beschäftigt. Wir besitzen von ihm in griechischer Sprache: 1) Die Geschichte des jüdischen Krieges (»De bello iudaico libri VII«; deutsch von Paret, Stuttg. 1855, und von Kohout, Linz 1901). Von dem interessanten Werk ist eine lateinische Bearbeitung aus dem 4. Jahrh. n. Chr. vorhanden unter dem aus J. entstellten Namen Hegesippus (hrsg. von Weber-Cäsar, Marb. 1864); 2) »Die jüdische Archäologie« (»Antiquitatum iudaicarum libri XX«, deutsch von Kaulen, 3. Aufl., Köln 1892), eine Geschichte des jüdischen Volkes von Erschaffung der Welt bis 65 n. Chr., in der Absicht geschrieben, Griechen und Römern dieselbe in günstigem Lichte bekannt zu machen, namentlich wichtig durch viele Aktenstücke

über die Beziehungen der Juden zum römischen Senat; 3) eine Selbstbiographie, als Ergänzung der Geschichte des jüdischen Krieges; 4) die Schrift: »Gegen Apion«, einen alexandrinischen Philosophen, in zwei Büchern (hrsg. von Müller und Riggenbach, Basel 1877), in der besonders die in der »Archäologie« vorgetragene Ansicht über das hohe Alter des jüdischen Volkes verfochten wird. Zweifelhaft ist die Echtheit einer »Lobrede auf die Makkabäer«. Gesamtausgaben von Niese (kritische Hauptausgabe, Berl. 1885—95, 7 Bde.; Textausgabe, das. 1885—95), Bekker-Naber (2. Aufl., Leipz. 1888—96, 6 Bde.); Ausgabe der alten lateinischen Übersetzungen von Boysen (Wien 1898). Vollständige deutsche Übersetzung von Clementz in der »Bibliothek der Gesamtliteratur« (Halle 1900—01, 4 Bde.). Vgl. Bärwald, J. in Galiläa (Bresl. 1877); Böttger, Topographisch-historisches Lexikon zu den Schriften des J. (Leipz. 1879); Bloch, Die Quellen des J. in seiner Archäologie (das. 1879); Destinon, Die Quellen des J. (Kiel 1882); Olitzki, Flavius J. und die Halacha (Leipz. 1886); Hölscher, Die Quellen des J. für die Zeit vom Exil bis zum jüdischen Kriege (das. 1904).

Josia (639—608 v. Chr.), König von Juda, Sohn Amons. Im 18. Jahre seiner Regierung, die er unter schwierigen Verhältnissen als achtjähriger Knabe angetreten hatte, befahl er die Restaurierung des Tempels, wobei das Gesetzbuch Moses (2. Chr. 34, 14) aufgefunden und verkündet wurde. Dies bewirkte eine religiöse Reform, schuf eine neue Blütezeit des Prophetismus (Jeremia, Zephanja u. a.) und stärkte das nationale Bewußtsein. Nachdem schon 626 das Reich von den Skythen verwüstet worden war, fiel 608 Necho II. von Ägypten in Juda ein. J. zog ihm mit einem Heer entgegen, fiel aber bei Megiddo.

Josias, Friedrich, Herzog zu Sachsen, berühmter kaiserlicher Feldherr, geb. 26. Dez. 1737 in Koburg, gest. daselbst 26. Febr. 1815, Sohn des Herzogs Josias Franz von Koburg, machte in österreichischen Diensten seit 1759 als Oberst eines Kürassierregiments den Siebenjährigen Krieg mit und war 1773 bereits Feldmarschalleutnant. Im Türkenkrieg von 1788 Befehlshaber eines Armeekorps unter Laudon, besetzte er die Moldau, eroberte Chotin, siegte mit Suworow bei Fokschany 1. Aug. 1789 und nahm, nachdem er noch bei Martinestie das türkische Hauptheer gänzlich geschlagen, den größten Teil der Walachei mit Bukarest ein, wofür er zum Feldmarschall ernannt wurde. Durch seine Siege bei Aldenhoven und Neerwinden im März 1793 brachte er Belgien wieder in österreichische Gewalt. In Frankreich eroberte er Condé, Valenciennes, Quesnoy und Landrecies, erlitt aber dann 26. Juni 1794 eine Niederlage bei Fleurus, worauf Thugut gegen J.' Willen die Niederlande räumen ließ. Er legte deswegen das Kommando, das Clerfait (s. d.) übernahm, nieder und zog sich nach Koburg zurück. Vgl. A. v. Witzleben, Prinz Friedrich J. von Koburg-Saalfeld, Herzog zu Sachsen (Berl. 1859, 3 Bde.).

Jósika (spr. jóschika), adeliges ungar. (siebenbürgisches) Geschlecht, das im 17. Jahrh. in den Freiherrenstand erhoben wurde. Die bekanntesten Mitglieder sind: Gabriel II., Tafelrichter und konservativer Politiker, Begründer der Macht des Hauses (im 17. Jahrh.), erhielt die Baronie; Johann, seit 1819 Vizepräsident, dann Präsident des Guberniums, starb 1843. Sein Sohn Samuel, ein guter Redner und seit 1843 Führer der siebenbürgischen Regierungspartei auf den Landtagen, kam 1837 an die ungarische Hofkammer, wurde 1841 zum Gubernator erwählt, 1844 Vizepräses, 1846 Kanzler der siebenbürgischen Hofkanzlei, verlor aber beim Ausbruch der Revolution (1848) sein Amt; starb 26. März 1860 in Wien. Baron Samuel J. (junior) von Branyicska, geb. 23. Aug. 1848 in Salzburg, wurde 1893 zum Staatssekretär ernannt, stimmte als Präses des katholischen Status (der siebenbürgischen Kirche) für die Zivilehe und wirkte unter Bánffy als Minister am allerhöchsten Hoflager (18. Jan. 1895 bis 20. Jan. 1898).

Jósika (spr. jóschika), Nikolaus, Baron, ungar. Romanschriftsteller, geb. 28. April 1794 zu Torda in Siebenbürgen, gest. 27. Febr. 1865 in Dresden, schlug die militärische Laufbahn ein, verließ 1818 den Dienst und wandte sich, nach wenig glücklichen Debüts in der Politik, von 1834 an ausschließlich der Literatur zu. Seine ersten literarischen Versuche erschienen 1834 u. d. T.: »Irány« (»Tendenz«) und »Vázlatok« (»Skizzen«). Neben politischen und belletristischen Beiträgen für Zeitungen und Sammelwerke hat J. dann bis zur Revolution von 1848 unter steigendem Beifall an 60 Bände Romane veröffentlicht, die von einem tiefen Studium des ungarischen Charakters und Volkslebens zeugen und in lebendigem Stil geschrieben sind. Als die bedeutendsten davon gelten: »Abafi« (1836, deutsch in Reclams Universal-Bibliothek); »Zrinyi a költö« (»Der Dichter Zrinyi«, 1843, 4 Bde.); »Az utólsó Báthory« (»Der letzte Báthory«, 2. Aufl. 1840, 3 Bde.); »A Csehek Magyarországban« (»Die Böhmen in Ungarn«, 2. Aufl. 1845, 4 Bde.); »Jósika István« (»Stephan Jósika«, 1847, 5 Bde.; deutsch, Leipz. 1851). 1841 wurde J. zum Präsidenten der Kisfaludy-Gesellschaft ernannt. An der Bewegung von 1848/49 beteiligte er sich lebhaft; er war nach der Katastrophe von Világos zur Flucht ins Ausland genötigt und nahm seinen Wohnsitz in Brüssel, wo er sich wieder schriftstellerischen Arbeiten widmete. Von den seitdem, z. T. anonym veröffentlichten Romanen sind beachtenswert: »Egy magyar család a forradalom alatt« (»Eine ungarische Familie während der Revolution«, Braunschw. 1851, 4 Bde.) und die deutsch abgefaßte »Familie Mailly« (Leipz. 1852, 2 Bde.). Wegen seiner revolutionären Tätigkeit ward J. im September 1851 mit Kossuth und 35 andern zu Pest in effigie gehängt, später jedoch begnadigt. Seit 1864 wohnte er in Dresden. Fast alle seine Romane wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. Von seinen »Memoiren« sind 4 Bände (Pest 1865) erschienen. Vgl. Szaak, Jósikas Leben und Werke (ungar., Pest 1891).

Josippon, s. Joseph ben Gorion.

Joslowitz (tschech. Jaroslavice), Marktflecken in Mähren, Bezirksh. Znaim, an der niederösterreichischen Grenze, nahe dem rechten Ufer der Thaya gelegen, hat ein Bezirksgericht, ein Schloß mit schönem Park, Weinbau, eine Dampfmühle und (1900) 2223 deutsche Einwohner.

Josquin Deprés (oder des Prés, spr. schóskäng dépré oder dä pré, lat. Jodocus Pratensis oder a Prato), Komponist, geb. um 1450 im Hennegau (nach Fétis in Condé, nach andern in St.-Quentin oder Cambrai), gest. 27. Aug. 1521 als Kanonikus in Condé, erhielt seine Ausbildung in Paris durch Johann Okeghem, ist 1474 als Kapellsänger in Mailand, 1484—94 als päpstlicher Kapellsänger in Rom nachweisbar und war 1488 wahrscheinlich gleichzeitig mit Heinrich Isaak am Hofe zu Ferrara. J. gilt mit

Recht als der größte Meister der sogen. zweiten niederländischen Schule; bei ihm gipfeln die Künste kanonischer Faktur und meldet sich anderseits auch bereits der Übergang zur harmonischen Abklärung des Satzes an. Von seinen Kompositionen (Messen, Motetten, französischen Chansons) ist eine große Zahl in Sonderausgaben wie auch in den von Petrucci und andern Verlegern des 16. Jahrh. veröffentlichten Sammlungen enthalten; Neudrucke einzelner Werke finden sich in Commers »Collectio«, in den »Publikationen der Gesellschaft für Musikforschung« (6. Band) und andern Sammelwerken.

Josselin (spr. schoßläng), Stadt im franz. Depart. Morbihan, Arrond. Ploërmel, an der Oust und dem Kanal von Nantes nach Brest, hat ein schönes, im 15. Jahrh. von den Herzogen von Rohan erbautes Schloß, eine Kirche mit dem Grabdenkmal Oliviers von Clisson, ein Collège, Gerbereien, Mühlen und (1901) 2298 Einw.

Joßhaus, Name der chinesischen Tempel, in denen den Göttern Joßstäbe (aromatische Pastillen) dargebracht werden.

Jost, 1) Isaak Markus (Mordechai), jüd. Geschichtschreiber, geb. 22. Febr. 1793 in Bernburg, gest. 22. Nov. 1860 in Frankfurt a. M., widmete sich in Göttingen und Berlin dem Studium der Philologie, war hier von 1826—35 Schuldirektor und folgte dann einem Ruf als Oberlehrer an die jüdische Realschule (Philanthropin) in Frankfurt a. M. Seinen literarischen Ruf verdankt J. hauptsächlich seiner »Geschichte der Israeliten« (Berl. 1820—29, 9 Bde.), an die sich die »Neuere Geschichte der Israeliten von 1815 bis 1845« (das. 1846—47, 3 Bde.) als 10. Band anschließt, und seiner »Geschichte des Judentums und seiner Sekten« (Leipz. 1857—59, 3 Bde.). Außerdem veröffentlichte er eine »Allgemeine Geschichte des israelitischen Volkes« (Berl. 1831—32, 2 Bde.) und eine deutsche Übersetzung der »Mischna« mit Text und Kommentar (das. 1832—34, 6 Bde.), gab die »Israelitischen Annalen« (1839—41) und 1841—42 mit Creizenach die Zeitschrift »Zion« heraus und gehörte mit zu dem Vorstande des Instituts zur Förderung der israelitischen Literatur, für das er durch Begründung eines Jahrbuches (Leipz. 1860—69, 4 Bde.) und durch literarische Arbeiten tätig war. Vgl. Goldschmidts Nachruf im »Jahrbuch für die Geschichte der Juden«, Bd. 2 (Leipz. 1861); Zirndorf, Isaak Markus J. und seine Freunde (Cincinnati 1886).

2) Guillaume, franz. Schulmann, geb. 2. Mai 1831 in Dorlisheim (Elsaß), wurde 1850 Volksschullehrer, 1851 Professor am Lehrerseminar in Straßburg, 1857 Schulinspektor in Weißenburg, 1871 in Nancy, 1877 in Paris. 1882 trat er als Generalinspektor des Volksschulwesens in das Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Neben seiner Hauptfunktion erhielt er hier besonders die Aufgabe, das Erziehungswesen des Auslandes, namentlich in Deutschland, Österreich und der Schweiz, zu studieren und das wichtige System der »Bourses de séjour à l'étranger« (in Deutschland, England, Italien, Spanien) zu verwalten. Die freundliche Art, in der er dabei zugleich Ausländern, namentlich deutschen Lehrern und Lehrerinnen, den Aufenthalt in Frankreich zum Studium des Französischen erleichterte, erwarb ihm den Dank beteiligter Kreise auch diesseit der Vogesen. 1900 organisierte er als Generalsekretär den internationalen Kongreß für Volksschulwesen in Paris. J. gab heraus: »Les Congrès des instituteurs allemands« (2. Aufl., Par. 1880); »Lectures pratiques. Éducation et enseignement. Leçons sur les choses usuelles (19. Aufl. 1903), instruction morale et civique« (10. Aufl. 1903); »Récits patriotiques, essai d'éducation morale et civique par le patriotisme« (2. Aufl. 1892); »Lectures courantes extraites des écrivains français« (3. Aufl. 1902, mit M. Cahen). Er leitet seit 1885 das von ihm begründete »Annuaire de l'enseignement primaire«.

Jostedalsbrä, die größte Firnmasse des ganzen europäischen Kontinents, bedeckt in einer Länge von 90—100 km das Plateau der norwegischen Vogteien Nordfjord, Söndfjord und Sogn, während er in die angrenzenden pittoresken Täler seine Ausläufer sendet. Unter diesen zeichnen sich der Bojabrä, die Suphellebrän, deren unterste Ränder nur 50 m ü. M. liegen, und die Gletscher von Tunsbergdal, Austerdal, Lodal und Brigsdal durch ihre großartige Naturschönheit aus. Der ganze J. hat einen Gesamtumfang von 855 qkm und liegt in seinem höchsten Teil 2038 m ü. M. Mit andern angrenzenden Firnfeldern steigt der Gesamtumfang auf 1252 qkm. Vgl. die Karte auf Tafel »Gletscher I«, Fig. 4.

Jost von Mähren, s. Jodocus.

Josua (hebr. Jeschúa, soviel wie Jesus), Sohn Nuns vom Stamm Ephraim, nach dem Tode des Moses Führer der Israeliten. Als solcher soll er das Volk über den Jordan geführt, von dem befestigten Lager in Gilgal aus einen beträchtlichen Teil von Palästina erobert, das Land unter die israelitischen Stämme verteilt haben und im Alter von 110 Jahren gestorben sein. Das im alttestamentlichen Kanon befindliche, legendenhaften Charakter tragende Buch J. schließt sich eng an den Pentateuch, besonders an das Deuteronomium, an, sowohl im Stil als im Inhalt, und hat jedenfalls eine ähnliche Entwickelungsgeschichte durchgemacht wie der Pentateuch (s. d.), auch seine Schlußredaktion mit diesem von derselben Hand empfangen. Ein ganz andres und noch späteres Werk ist das samaritanische Buch J., herausgegeben von Juynboll (Leiden 1848). Kommentare schrieben Dillmann (2. Aufl., Leipz. 1886), Steuernagel (Götting. 1899) und Holzinger (Tübing. 1901).

Jota, Jotazismus, s. unter J (i), S. 4.

Jotapata, Festung in Galiläa (s. d.).

Jöten (altnord. jotnar; Einzahl jotunn, d. h. »Fresser«, auch Thursen, altnord. thursar), in der nord. Mythologie ungeheure Riesen und Zauberer, die, über die Kräfte der Natur gebietend, in ihrem Reich Jotunheim, das sich rings um den Rand der Erde erstreckt, in finstern Höhlen und Felsenschluchten wohnten und in ewiger Feindschaft mit den Asen lebten. Ursprünglich sind die Thursen trotzige, finstere Sturm- und Wetterriesen; daher auch ihre Beziehung zu Reif und Eis und die Gegnerschaft des Donnerers Thor, der sie stets bekämpft, um den Himmel vor ihrem titanischen Andrang zu schützen. Ihre Töchter sind oft von wunderbarer Schönheit, die nicht selten die lichten Götter, die Asen, verlockt, sich mit ihnen zu vermählen.

Jotham, 1) Sohn des Richters Gideon, entging nach Richt. 9 dem Blutbade, das sein Halbbruder Abimelech den übrigen Gideonssöhnen bereitet hatte. Er trat dem Brudermörder, den man in Sichem zum Könige gewählt hatte, in einer am Berge Gerisim gehaltenen Rede, der berühmt gewordenen Parabel »Von den Bäumen, die da gingen, einen König über sich zu salben«, entgegen.

2) König von Juda (758—742, nach andrer Chronologie 750—734 v. Chr.), Sohn und Nachfolger Usias, regierte in theokratischem Sinne, sorgte für die

äußere Sicherheit des Landes durch Anlegung fester Plätze sowie durch ein kriegstüchtiges Heer und überwand die Ammoniter. In die Regierungszeit Jothams fällt die Tätigkeit des Jesaias (s. d.).

Jotschou, chines. Stadt, s. Yotschou.

Jotunfjelde (»Riesengebirge«, Jotunheim), Gebirgsstrecken im westlichen Norwegen, im O. und N. vom Gudbrandstal, im S. vom Valdrestal und im W. vom Sognefjord begrenzt, bestehen aus mehreren Ketten zackiger Berge, wesentlich Gabbroformationen, mit einem Areal von ca. 2480 qkm (45 QM.) und bilden die höchste und wildeste Gebirgspartie Norwegens. Sie wurden erst 1820 von Keilhau und Chr. Boeck entdeckt. Schneehörner und Gletscher, Felsplateaus, schöne Seen (Gjende, Bygdin und Tyin) und Alpenbäche bilden hier eine wunderbare Landschaft, und die Täler gehen nicht tiefer als bis 970 m. Zu den Jotunfjelden gehören: der Galdhöpig (2560 m, höchster Berg Norwegens und Nordeuropas), das Horunger Gebirge mit den Skagestölstinder (2354 m) und mehrere Schreckhörner. Sie bilden ein Hauptziel der Touristen.

Jotunheim, s. Joten und Jotunfjelde.

Jouan (spr. schuáng), Golf von, s. Cannes.

Jouarre (spr. schuár'), Flecken im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrond. Meaux, hat eine Kirche (15. Jahrh.) mit Krypte, die Grabmäler aus dem 8. bis 13. Jahrh. enthält, Mühlsteinbrüche und (1901) 1323 (als Gemeinde 2319) Einw.

Joubert (spr. schubär), Barthélemy Catherine, franz. Feldherr, geb. 14. April 1769 in Pont-de-Vaux (Ain), gest. 15. Aug. 1799, trat 1791 als Freiwilliger in ein Infanteriebataillon bei der Rheinarmee und avancierte 1792 zum Leutnant. 1794 als Generaladjutant zur italienischen Armee beordert, avancierte er 1795 nach der Schlacht bei Loano zum Brigadegeneral. Im italienischen Feldzug von 1796 erwarb er sich durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit die Achtung Bonapartes und ward 1797 zum Divisionsgeneral erhoben. An der Spitze von drei Divisionen brach er (20. März) in Tirol ein und drang unter fortwährenden Gefechten bis zum Eingang des Pustertals vor, durch das er Bonaparte mit dem Hauptheer die Hand reichte. Im Oktober 1798 erhielt er an Brunes Stelle das Oberkommando der italienischen Armee. Er nahm Turin und die übrigen festen Plätze in Piemont und zwang den König von Sardinien zur Abdankung, als das Direktorium ihm Halt gebot. Ergrimmt darüber, ließ er sich von Sieyès' Partei gewinnen, die mit Hilfe eines populären Generals das Direktorium zu stürzen suchte und seine Ernennung zum Kommandanten von Paris durchsetzte (Juni 1799). Doch sollte er sich zuvörderst noch mehr Kriegsruhm erwerben und ward daher abermals mit dem Oberbefehl über die Armee in Oberitalien betraut. Bei Novi wurde er aber 15. Aug. plötzlich von der ganzen russisch-österreichischen Armee unter Suworow angegriffen, stürzte sich in das Tirailleurgefecht und fiel durch eine feindliche Kugel. Sein Leichnam ward nach Toulon gebracht und in dem Fort Lamalgue beigesetzt, das seitdem »Fort J.« hieß. Vgl. Chevrier, Le général J., d'après sa correspondance (2. Aufl., Par. 1884).

Joubert (spr. joubert), Petrus Jacobus, Burengeneral, geb. 20. Jan. 1831 in Cango, gest. 27. März 1900 in Pretoria, Sprößling einer im 17. Jahrh. in das Kapland eingewanderten Hugenottenfamilie, zeichnete sich zuerst im Kriege mit England 1881—82 aus und besiegte den General Colley bei Majuba Hill. Bei der Wahl eines Präsidenten der Südafrikanischen Republik 1893 u. 1898 unterlag er Krüger, wurde aber zum Vizepräsidenten gewählt und zum Generalkommandanten ernannt. Am 1. Jan. 1896 überwältigte er bei Krügersdorp die Freischar des Dr. Jameson. Er leitete darauf die Rüstungen der Republik für den erwarteten Krieg mit England, trat aber persönlich für die Erleichterung der Bürgerrechtsverleihung ein. Als die Beziehungen zu England gespannter wurden, richtete J. 1899 an die Königin Viktoria eine »ernste Vorstellung und historische Erinnerung mit Bezug auf die gegenwärtige Krisis« (in deutscher Übersetzung, Wiesb. 1899). Beim Ausbruch des Krieges 1899 ward er an die Spitze der Streitkräfte der Südafrikanischen und der Oranjerepublik gestellt, nützte jedoch die anfangs errungenen Erfolge nicht aus.

Jouffroy (spr. schufroá), 1) Théodore Simon, franz. Publizist und Philosoph, geb. 7. Juli 1796 in Pontets im Jura, gest. 1. März 1842, widmete sich auf der Normalschule in Paris unter Cousins Leitung dem Studium der Philosophie und erhielt nach der Julirevolution eine Anstellung in der genannten Anstalt als Lehrer der Philosophie. 1832 wurde er am Collège de France Nachfolger Thurots, welche Stelle er 1837 wieder niederlegte, und 1833 Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, später auch Mitglied des Universitätsrates. Als Schüler Cousins hat er in dessen Geiste, aber doch selbständig gearbeitet, indem er den psychologischen Standpunkt stets beibehielt. Besonders berücksichtigte er die schottische Philosophie, veröffentlichte eine französische Bearbeitung der »Outlines of moral philosophy« von Dugald Stewart (Par. 1826, 3. Aufl. 1841) und der sämtlichen Werke von Thomas Reid (das. 1836, 6 Bde.), beide mit vorzüglichen Einleitungen. Außerdem erschienen von ihm »Mélanges philosophiques« (1833, 7. Aufl. 1901; neue Folge 1842, 4. Aufl. 1883), eine Auswahl seiner wichtigsten Artikel aus dem »Globe«. Von seinen an der Sorbonne gehaltenen Vorlesungen erschienen der »Cours de droit naturel« (1833—42, 4. Aufl. 1866) und »Cours d'esthétique« (1843 von Damiron herausgegeben, 4. Aufl. 1883) im Druck. Sein Briefwechsel wurde von A. Lair herausgegeben: »Correspondance de Théodore J.« (Par. 1901). Vgl. Tissot, Théodore J., sa vie et ses écrits (das. 1875); Ollé-Laprune, Théodore J. (das. 1899).

2) François, franz. Bildhauer, geb. 1. Febr. 1806 in Dijon, gest. 26. Juni 1882 in Laval, wurde in Paris Schüler Rameys, erhielt 1832 den römischen Preis und vollendete 1835 in Rom den neapolitanischen Hirten auf einem Grab, der in Paris ausgestellt wurde. Von seinen spätern Werken sind zu nennen: die Verfluchung des Kain (1838), eine Statuette von Lamartine, ein junges Mädchen, das der Venus ihr erstes Geheimnis anvertraut (1839, im Luxembourg), die Enttäuschung (1840), Frühling und Herbst (1845), die Träumerei (1848), die Verlassenheit (1853), Christus und die Apostel an der Fassade von St.-Augustin, die Statuen der Strafe und des Schutzes am Justizpalast und der lyrischen Poesie an der Neuen Oper in Paris (1867). Er war Professor an der Ecole des beaux-arts.

Jougne, Col de (spr. koll dö schúnj'), ein chaussierter Paß des Waadtländer Jura (1000 m). Die Zugänge vom Genfer und Neuenburger See münden im Tal von Vallorbe zusammen, erreichen von Vallorbe und Ballaigues aus die Höhe und jenseit der Grenze die französischen Orte Jougne und Pontarlier. Seit 1873

wird der Paß von der Eisenbahnlinie Pontarlier-Simplon (mit 22 pro Mille Maximalsteigung) als Konkurrent zur Straße Col de la Faucille überschritten.

Jouissance (franz., spr. schuißängß'), im franz. Effektenhandel soviel wie Zinsengenuß. Action de j., Genußschein, s. Aktie, S. 642.

Joujou (franz., spr. schúschú), ein in Deutschland Rollrädchen genanntes Spielzeug aus zwei dünnen Holzscheiben (etwa 6 cm im Durchmesser), die in der Mitte durch einen 0,5 cm langen Zylinder verbunden sind. An diesem ist eine etwa 1 m lange Schnur befestigt, durch deren Schleife am andern Ende man den Zeigefinger steckt. Ist die Schnur aufgewickelt, und läßt man das J. fallen, so kann man, ehe es ganz abgelaufen, durch ein geschicktes Nachlassen der Schnur und einen kleinen Ruck bewirken, daß es sich selbst wieder aufwickelt. In diesem Auf- und Abrollen besteht das Spiel. Benndorf hat ein griechisches Vasenbild veröffentlicht, auf dem ein Knabe mit dem J. spielt. Lemarque brachte es 1790 aus Ostindien nach Paris, woselbst es in den Händen der Incroyables das vornehmste Straßen- und Fensterspielzeug bildete; dieselbe Rolle spielte es später in deutschen Großstädten.

Joujougold (spr. schúschú-), s. Goldlegierungen.

Joule (spr. dschaul), Einheit der elektrischen Arbeit = 1 Voltcoulomb oder 1 Voltamperesekunde, s. Elektrische Maßeinheiten, S. 642.

Joule (spr. dschaul oder dschúl), James Prescott, Physiker, geb. 24. Dez. 1818 in Salford, gest. 11. Okt. 1889 in Sale, lebte als Brauer in Salford und war der experimentelle Begründer der mechanischen Wärmetheorie; in seiner 1843 erschienenen Experimentaluntersuchung über erwärmende Wirkungen der Magnetelektrizität leitete er zum erstenmal aus seinen Versuchen den Arbeitswert der Wärmeeinheit ab und sprach die Überzeugung aus, »daß man immer, wo man eine mechanische Kraft aufwendet, ein genaues Äquivalent an Wärme erhält«. Um diesen Satz, der im Grunde nichts andres als das ein Jahr vorher von R. Mayer ausgesprochene Prinzip von der Erhaltung der Kraft ist, zu beweisen, maß er die bei dem Durchtritt von Wasser durch enge Röhren, die bei der Kompression der Luft und die bei der Reibung fester und flüssiger Körper durch die aufgewandte Arbeit erzeugte Wärme und fand, daß stets die gleiche Arbeit erforderlich ist, um eine Wärmeeinheit zu erzeugen. Im Mittel ergibt sich aus seinen Versuchen die Arbeit von 425 Meterkilogramm als das Äquivalent der Wärme, die 1 kg Wasser um 1° erwärmt. Andre Arbeiten von J., z. T. mit William Thomson unternommen, beziehen sich auf die neuere Gastheorie. Auch untersuchte er die Wirkung des Magnetismus auf die Ausdehnung von Stahl und Eisen, erfand ein Instrument zur genauen Messung elektrischer Ströme und entdeckte das Gesetz der Erwärmung der Körper, durch die ein galvanischer Strom fließt (Joulesches Gesetz). Seine Arbeiten über das mechanische Wärmeäquivalent (»Discoveries of the laws of the evolution of heat by electricity« und »Discovery of the mechanical equivalent of heat«) erschienen in deutscher Übersetzung von Spengel (Braunschw. 1872). Gesammelt erschienen »Scientific papers of James Prescott J.« (Lond. 1884—87, 2 Bde.).

Joulesches Gesetz, s. Energie, S. 777.

Jour (franz., spr. schur), Tag. J. fixe (Jourfix), Empfangstag, d. h. ein bestimmter Wochentag, an dem man, ohne Einladungen zu erlassen, regelmäßig Gäste empfängt (in Frankreich gebraucht man in diesem Sinne J. allein). Vgl. Du jour. — Über die Bezeichnung J. in der Telegraphie s. Artikel »J« (S. 120).

Jourd., bei Tiernamen Abkürzung für Jourdan, franz. Zoolog und Paläontolog.

Jourdan (spr. schurdäng), Jean Baptiste, Graf, Marschall von Frankreich, geb. 29. April 1762 in Limoges, gest. 13. Nov. 1833, trat in seinem 16. Jahr in die Armee und nahm an den Feldzügen in Nordamerika teil. Nach Beginn der Revolution ward er wegen seiner Kriegserfahrung 1791 Bataillonschef in der Nordarmee, machte unter Dumouriez 1792 und 1793 den Feldzug in den Niederlanden mit, tat sich hier so hervor, daß er 30. Juli 1793 zum Divisionsgeneral befördert wurde, und schlug die Österreicher bei Wattignies (15. und 16. Okt.). Im Frühling 1794 wieder zum Oberbefehlshaber der Moselarmee, dann der Maas- und Sambrearmee ernannt, erfocht er 26. Juni den Sieg bei Fleurus, trieb die Österreicher nach einigen glücklichen Treffen an der Ourthe und Roer über den Rhein zurück (Oktober 1794), nahm 7. Juni 1795 die Festung Luxemburg, überschritt 6. Sept. den Rhein, wurde aber 11. Okt. bei Höchst von Clerfait geschlagen und genötigt, auf das linke Rheinufer zurückzugehen. 1796 drang er gegen seinen Willen, auf gemessenen Befehl des Direktoriums, zur Oberpfalz vor, wurde aber bei Amberg 24. Aug. und besonders bei Würzburg 3. Sept. vom Erzherzog Karl geschlagen und zog sich unter großen Verlusten nach Düsseldorf zurück. Er legte nun sein Kommando nieder. Die Vorwürfe, die ihm dieser Rückzug einbrachte, suchte er später in den »Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1796« (Par. 1819) zu widerlegen. Im März 1797 ward er in den Rat der Fünfhundert gewählt, wo er sich zu den Jakobinern hielt. 1799 erhielt er den Oberbefehl über die Donauarmee, wurde indes durch die doppelte Übermacht des Erzherzogs Karl 21. März bei Ostrach, 25. März bei Stockach geschlagen und deshalb abgesetzt. Sein Verfahren in diesem Feldzug suchte seine Schrift »Précis des opérations de l'armée du Danube sous les ordres du général J.« (Par. 1799) zu rechtfertigen. 1800 wurde er vom Ersten Konsul mit der Verwaltung Piemonts betraut. 1803 trat er in den Senat. Kaiser Napoleon I. erhob ihn 1804 in den Grafenstand, ernannte ihn zum Marschall und verlieh ihm Sitz und Stimme im Staatsrat, aber nie ein selbständiges Kommando. 1808 ging er als Generalstabschef des Königs Joseph nach Spanien, welche Stelle er mit einer Unterbrechung (1809—12) bis 1814 innehatte. 1816 erhielt er die 7. Militärdivision und 1819 von Ludwig XVIII. die Pairswürde. Der Julirevolution wendete er sich mit Begeisterung zu, übernahm auf einige Tage das Ministerium des Auswärtigen und ward 11. Aug. 1830 Gouverneur der Invaliden. Er war ein tapferer, ehrlicher Soldat, aber gänzlich ungebildet und zum Feldherrn völlig unbefähigt. Er hinterließ »Mémoires militaires. Guerre d'Espagne« (hrsg. von Grouchy, Par. 1899).

Jourfix, s. Jour.

Journal (franz., spr. schurnáll, »Tagebuch«), im allgemeinen soviel wie Zeitschrift, Zeitung, namentlich eine täglich erscheinende (s. Journalismus). — In der kaufmännischen Buchführung ist J. soviel wie Monatssammelbuch oder Memorial (s. Buchhaltung, S. 539), ein Vorbuch, in das die Geschäftsvorfälle in chronologischer Reihenfolge eingetragen und aus dem die einzelnen Posten dann in die Kontenbücher übertragen werden. Über Schiffsjournal s. d.

Journal des Débats (spr. schurnáll dä debá, vollständig J. d. D. politiques et littéraires), eine der ältesten Pariser Tageszeitungen, die 1789 zur Berichterstattung über die Sitzungen des Nationalkonvents gegründet wurde. 1800 ging sie in den Besitz von L. F. Bertin dem ältern (s. Bertin 3) über, der sie bis zu seinem Tode (1841) leitete und ihr durch Heranziehung der hervorragendsten Schriftsteller seiner Zeit ein vornehmes literarisches Gepräge gab. Bis 1871 wurde das J., das noch jetzt im Besitz von Mitgliedern der Familie Bertin ist, von den Brüdern Armand und Eduard Bertin (s. Bertin 5) geleitet. Gegenwärtiger Leiter ist De Nalèche. Das J. erscheint täglich zweimal und vertritt eine gemäßigt-republikanische Richtung. Vgl. die Jubiläumsschrift »Le livre du centenaire du J.« (Par. 1889).

Journal de St-Pétersbourg (spr. schurnáll dö ßäng-peterßbúr), eine seit 1825 in französischer Sprache in St. Petersburg erscheinende politische Tageszeitung, das Organ des russischen Ministeriums des Äußern.

Journalière (franz., spr. schurnaljär', »tägliche«), früher sehr verbreiteter Ausdruck für die Post oder sonstige regelmäßige Fahrgelegenheit für den Verkehr zwischen zwei Städten.

Journalismus (Journalistik), das gesamte Zeitschriftenwesen (s. Journal), die periodische Literatur; Journalisten heißen die Schriftsteller, die sich mit der Herstellung von Zeitungen beschäftigen (vgl. Redakteur) oder für diese ausschließlich tätig sind. Während sich bis vor kurzem die Journalisten aus allen Berufen rekrutierten (daher das aus einer Äußerung Bismarcks abgeleitete, geflügelte Wort: »Der Zeitungsschreiber ist ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hat«), sind in neuerer Zeit Bestrebungen hervorgetreten, die auf eine unmittelbare Vorbildung für den journalistischen Beruf durch Schrift und Wort gerichtet sind. An den Universitäten in Heidelberg und Bern werden Vorlesungen über Zeitungswesen gehalten, an letzterer auch journalistische Übungen veranstaltet, und in Berlin besteht seit Anfang 1900 eine von R. Wrede gegründete und geleitete Journalistenhochschule. Katholischen Zwecken dient der Augustinusverein (s. d.). Vgl. Frizenschaf, Die Praxis des Journalisten (Leipz. 1901); Jacobi, Der Journalist (»Das Buch der Berufe«, Bd. 8, Hannov. 1902); Wrede, Handbuch der Journalistik (Berl. 1902).

Journalisten- und Schriftstellertag, Allgemeiner deutscher, eine seit 1892 auf Anregung der deutschen Schriftstellergenossenschaft (s. Schriftstellervereine) jährlich stattfindende Zusammenkunft deutscher Schriftsteller und Journalisten, bei der über geistige und materielle Berufs- und Standesinteressen beraten wird. Der erste J. (1892 in Dresden) beschloß die Ausarbeitung eines Verlags- und Urheberrechts durch einen aus Rechtskundigen, Schriftstellern und Verlegern gleichmäßig zusammengesetzten Ausschuß. Auf dem J. von 1893 in München wurde die Errichtung einer Pensionsanstalt nach den vom Münchener Ausschuß ausgearbeiteten Statuten genehmigt (s. Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller). Auf dem J. in Heidelberg (1895) wurde der Verband deutscher Journalisten- u. Schriftstellervereine begründet, der gegenwärtig (1905) 27 Vereinigungen mit 2000 Mitgliedern umfaßt.

Journalistenvereine, s. Schriftstellervereine.

Journalistikum (franz.-lat.), Leseverein, Lesezirkel für Zeitschriften; Vorlesung über Journalistik ꝛc.

Journal officiel (spr. schurnall offißjél), der franz. »Staatsanzeiger«, 1869 durch Rouher ins Leben gerufen und an die Stelle des »Moniteur« (s. d.) getreten, veröffentlicht außer allen amtlichen Ankündigungen und Mitteilungen, Gesetzen, Verordnungen und Ernennungen namentlich auch die Drucksachen und die stenographischen Protokolle der Sitzungen des Senats und der Deputiertenkammer. Wöchentlich erscheint eine Nummer des J. in Plakatform als »Édition des communes«, die, einen Auszug des Wichtigsten enthaltend, an den Türen der Mairien angeschlagen wird.

Jouvenet (spr. schuw'nä), Jean, franz. Maler, geb. 1644 in Rouen, gest. 1717 in Paris, Sohn und Schüler von Laurent J., bildete sich seit seinem 17. Jahr in Paris unter dem Einfluß von Poussin weiter aus und erzielte seinen ersten Erfolg durch ein Gemälde: Christus heilt den Lahmen. 1674 wurde er durch das Gemälde: Esther und Ahasverus Mitglied, 1681 Professor und 1707 Rektor der Pariser Akademie. Seine religiösen Gemälde, die der Richtung von Poussin und Lebrun angehören, sind in Zeichnung und Farbe manieriert. Die bedeutendsten sind: die zwölf Apostel (Invalidenkirche in Paris), Kreuzabnahme (im Louvre), das Magnifikat (Notre-Dame in Paris), Christus am Ölberg (Kathedrale in Orléans).

Joux, Fort de (spr. för dö schu), s. Pontarlier.

Joux, Val de (spr. wall dö schu), waldreiches, 15 km langes, hohes Muldental des Jura im schweizerischen Kanton Waadt, vom französischen Gebiet durch den Mont Risoux getrennt, von der Orbe durchflossen, die zwei Seen bildet, den Lac de J., 1003 m ü. M., 8,65 qkm groß, bis 34 m tief, und den Lac Brenet, 79 Hektar, bis 20 m tief. Letzterer ist mit dem Lac de J. durch eine schmale Wasserrinne verbunden, hat in seinen Trichterlöchern (entonnoirs) einen unterirdischen Abfluß gegen das Tal von Vallorbe und tritt 2,5 km nördlicher und 230 m tiefer als zweite Quelle der Orbe wieder zutage. Der unmittelbar westlich vom Lac de J. gelegene ganz kleine Dolinensee Ter soll 16 m tief sein. Von den drei Gemeinden des Tales ist Le Chénit mit (1900) 3803 meist evang. Einwohnern die volkreichste; Hauptort des Tales ist Le Sentier (1026 m ü. M.). Das Tal, dessen Bewohner Viehzucht und Uhrenindustrie betreiben, wird von der Lokalbahn Vallorbe–Le Sentier durchzogen. Von Touristen und Sommerfrischlern gern besucht wird Le Brassus (1040 m). Vgl. S. Aubert, La Flore de la Vallée de Joux, mit reicher Literatur, im Bulletin de la Société vaudoise des sciences naturelles XXXVI (Lauf. 1901).

Jouy (spr. schui), eigentlich Victor Joseph Etienne, genannt de J., franz. Schriftsteller, geb. 1764 in Jouy bei Versailles, gest. 4. Sept. 1846 in Paris, wandte sich zuerst der militärischen Laufbahn zu, reiste dann in Südamerika und focht später in Ostindien unter Tippu Sahib, den er 1813 in einer Tragödie behandelte. Ins Vaterland zurückgekehrt, machte er die ersten Revolutionskriege mit, flüchtete, der Verräterei beschuldigt und dafür zum Tode verurteilt, 1794 nach der Schweiz, kehrte nach dem Sturz Robespierres nach Paris zurück, gab 1797 die militärische Laufbahn auf und widmete sich der Literatur. Zuerst eifriger Parteigänger der Restauration, trat er bald in die liberale Partei über, war während der Julirevolution Maire von Paris, dann Bibliothekar des Louvre. Seit 1815 war er Mitglied der Akademie. Bekannt sind seine zum Teil trefflichen Operntexte: »La Vestale« (1807) und »Ferdinand Cortez« (1809), beide von Spontini komponiert; »Les Amazones« (1812), von Méhul, »Les Abencérages« (1813), von

Cherubini, »Guillaume Tell« (1829), von Rossini komponiert. Seine Tragödie »Sylla« (1824) hatte großen Erfolg; weniger seine übrigen Lustspiele, Vaudevilles, Tragödien ꝛc. Er war als Verehrer Boileaus ein eifriger Klassizist und Gegner der Romantik. Von seinen prosaischen Schriften ist die berühmteste: »L'hermite de la Chaussée d'Antin, etc.« (Par. 1812—14, 5 Bde.), eine geistvolle Schilderung französischer Sitten aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, während die weitern, unter dem Titel »L'Hermite, etc.« veröffentlichten Sittenschilderungen an Ungenauigkeiten und mangelhaftem Stile leiden. Seine »Œuvres complètes« veröffentlichte er selbst (Par. 1823—28, 27 Bde.).

Jovanović (spr. jowänowitsch), 1) Stephan, Freiherr von, österreich. General, geb. 5. Jan. 1828 in Pazariste im Ottocaner Bezirk der frühern Militärgrenze, gest. 8. Dez. 1885 in Zara, südslawischer Abkunft, trat 1845 in die Armee, machte 1848—49 die Feldzüge in Italien mit, wurde 1852 zum Hauptmann befördert und in einer militärisch-diplomatischen Mission nach Cattaro und später in das Hauptquartier Omer Paschas gesandt. Als Adjutant im Stabe des Generals Rodich in Süddalmatien und als Generalkonsul in Bosnien 1861—65 erwarb er sich genaue Kenntnis der geographischen, ethnographischen und politisch-sozialen Verhältnisse jener Länder. 1865 als Oberst in die Armee zurückgetreten, zeichnete er sich 1866 im Kriege gegen Italien aus und befehligte 1869 beim Aufstand in den Bocche di Cattaro, wo er verwundet wurde, eine Brigade. Er blieb darauf im südlichen Dalmatien stationiert, ward 1875 Freiherr, 1876 Feldmarschalleutnant und 1877 Kommandeur der 18. Division in Spalato. Während des Feldzugs zur Okkupation Bosniens und der Herzegowina ward er mit der Besetzung der letztern beauftragt, die er fast ohne Verluste in wenigen Tagen ausführte, worauf er den Oberbefehl in der Herzegowina erhielt. 1882 nach der Unterdrückung des Aufstandes in der Krivoscie wurde er Landeskommandierender und Statthalter in Dalmatien.

2) Wladimir, serb. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 28. Sept. 1833 in Schabatz, studierte in Wien und Berlin, ward 1856 Professor der Nationalökonomie an der landwirtschaftlichen Akademie in Topschider, beteiligte sich 1858 an der Vertreibung des Fürsten Alexander, ward von Miloſch zum Sekretär im Finanzministerium und zum Redakteur des Amtsblattes ernannt, aber seiner radikalen Tendenzen wegen bald entlassen und lebte nun im Auslande, wo er zu Genf 1864—66 die serbisch-französische Zeitung »Sloboda — La Liberté« herausgab. Nachdem er darauf kurze Zeit Professor an der Belgrader Hochschule gewesen, schloß er sich der Omladina an und ward Mitredakteur des »Zastava«. Der Teilnahme an der Ermordung des Fürsten Michael (1868) angeklagt, aber freigesprochen, begab er sich wieder ins Ausland und kehrte erst 1872 nach Serbien zurück, wo er Mitglied der Skupschtina wurde. Beim Ausbruch des serbisch-türkischen Krieges zum Finanzminister ernannt, brachte er die nötige Anleihe zustande und führte die Prägung serbischer Goldmünzen nach französischem System ein. Nachdem er Ende 1879 seine Entlassung genommen, wurde er Präsident des Rechnungshofes, dann im Juni 1880 wieder Finanzminister, trat aber noch im Oktober d. J. mit Ristić zurück. Später ward er Mitglied des Staatsrats. Außer nationalökonomischen und politischen Schriften in serbischer Sprache (darunter Übersetzungen von Werken St. Mills u. Roschers) schrieb J.: »Les Serbes et la mission de la Serbie dans l'Europe d'Orient« (Par. 1870); »The emancipation and unity of the Serbian nation« (Genf 1873) u. a. — Ein Sohn von ihm, Ljumbomir, wirkt als Professor für serbische Literatur an der Belgrader Hochschule.

3) Jovan, mit dem Beinamen Zmaj, wohl der hervorragendste der modernen serbischen Dichter, geb. 24. Nov. 1833 in Neusatz, gest. 14. Juni 1904 in Kamenica, studierte in Pest, Prag und Wien Staats- und Rechtswissenschaften und wurde 1861 Stadtnotar in Neusatz. Aus Mangel an Neigung für die juristische Laufbahn legte er sein Amt noch in demselben Jahre nieder, gab 1861—62 die belletristische Zeitschrift »Javor« (»Ahorn«) heraus, wurde 1863 Vorsteher des Tökölyschen Instituts in Pest, studierte nebenbei, einem Lieblingswunsche folgend, an der dortigen Universität 6 Jahre Medizin und ließ sich dann 1870 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Als solcher lebte er dann in verschiedenen Städten Österreich-Ungarns und darauf in Belgrad, von wo er schließlich nach Wien übersiedelte. J. schrieb dichterische Beiträge, meist lyrischen Inhalts, für verschiedene Zeitschriften, gründete 1864 das humoristisch-satirische Journal »Zmaj« (»Drache«), das außerordentlich beliebt und dessen Titel alsbald der ständige Beiname des Dichters wurde. 1865 schrieb er den auf serbischen Bühnen stets mit Erfolg aufgeführten Schwank »Saran« (2. Ausg., Neusatz 1882). Während des russisch-türkischen Krieges von 1877—78 gab er eine »Ilustrovana ratna kronika« (»Illustrierte Kriegszeitung«) heraus, 1878 gründete er das humoristische Blatt »Starmali« (»Zwerg«) und 1880 die Kinderzeitung »Neven«. Von seinen zahlreichen Dichtungen ist besonders hervorzuheben die Sammlung seiner durch den Tod seiner Frau und seiner einzigen Tochter veranlaßten Gedichte »Djulići uveoci« (»Welke Rosen«, 1872) und von seinen Übertragungen fremder Gedichte die Übersetzung von Bodenstedts »Liedern des Mirza Schaffy« (1871). Eine Sammlung seiner Dichtungen erschien 1880 in Neusatz, eine Auswahl (in kroatischer Schrift), herausgegeben von M. Srepel (Agram 1887), beide Ausgaben mit Jovanovićs Biographie.

Jovellanisten, s. Geheimbünde, S. 460.

Jovellanos (spr. chowelljänos), Gaspar Melchor de, span. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 5. Jan. 1744 zu Gijon in Asturien, gest. 27. Nov. 1811 in Viloga, war für den geistlichen Stand bestimmt, trat aber 1767 in den Justizdienst und ward Mitglied der spanischen Akademien und von Karl III. zum Staatsrat ernannt. Er war für die geistige und materielle Hebung seines Vaterlandes mit Eifer, Einsicht und Erfolg tätig; allein unter der Regierung des beschränkten Karl IV. zog ihm seine Opposition 1790 Verbannung nach Asturien zu, wo er für die Wohlfahrt des Landes unermüdlich tätig war. 1797 ward er von Godoy zum Minister der Justiz ernannt; allein schon 1798 zog er sich wieder nach Gijon zurück, wurde aber auf Antrieb Godoys 1802 in das Staatsgefängnis zu Bellver gebracht. Nachdem er 1808 beim Einfall der Franzosen seine Freiheit wiedererlangt hatte, zog er sich in seine Vaterstadt zurück, wies Joseph Bonapartes Anerbietungen zurück, ward ein eifriges Mitglied der Zentraljunta und war für die Erhebung des Volkes gegen die Fremdherrschaft bis zu seinem Tod unermüdlich tätig. Sein Trauerspiel »El Pelayo« (1799) behandelt die Geschichte des Gotenhelden, der sich gegen die Mauren behauptete. Eine

Sammlung seiner Werke besorgten Cañedo (Madr. 1830—32, 7 Bde.; 2. Aufl., Barcel. 1839, 8 Bde.) und Rocedal (Bd. 46 u. 50 der »Biblioteca de autores españoles«, Madr. 1858—59), eine Auswahl in 3 Bänden erschien in Barcelona 1884—1887. Vgl. Cean-Bermudez, Memorias para la vida del Señor D. Gasp. Melch. de J. (Madr. 1814); Somoza, Las amarguras de J (Gijon 1889).

Jovial (lat.), dem Jupiter (Jovi) eignend, dessen Gestirn den Astrologen Frohsinn verheißt, daher soviel wie frohsinnig, heitern Gemüts; Jovialität, heiteres Benehmen; Joviallinie, eine angeblich Jovialität verratende Antlitzlinie; Jovialist, lustiger Rat, Hofnarr (besonders ehedem am polnischen Hof).

Jovianus, Flavius, röm. Kaiser 363—364 n. Chr., war erst Primus ordinis domesticorum (d. h. Anführer der Haustruppen) und wurde nach dem Tode des Kaisers Julianus durch das Heer auf den Thron erhoben. Der schwierigen Aufgabe, es kämpfend durch die Scharen der Perser hindurch über den Tigris zurückzuführen, nicht gewachsen, schloß er mit ihrem König Sapor einen schimpflichen Vertrag ab, worin er ihm die vom Kaiser Galerius jenseit des Tigris gemachten Eroberungen (die fünf Regiones transtigranae) und 15 feste Plätze, darunter Nisibis, abtrat, starb aber, noch ehe er Konstantinopel als Kaiser gesehen hatte, auf dem Rückweg nach einer Regierung von kaum 8 Monaten zu Dadastana in Bithynien. J. war Christ, und so war eine seiner ersten Regierungsmaßregeln, daß er die von Julianus gegen das Christentum erlassenen Verbote aufhob, weswegen er von den christlichen Schriftstellern viel günstiger beurteilt wird als von den Heiden.

Jovilabium (neulat.), Modell zur Darstellung der Bewegungen der vier Jupitermonde, namentlich auch ihrer Verfinsterungen.

Jovinianus, röm. Mönch, gest. vor 406, trat nach 385 gegen die Überschätzung des ehelosen und asketischen Lebens auf und ward deshalb vom römischen Bischof Siricius exkommuniziert und von Ambrosius, Hieronymus und Augustin heftig angegriffen. Vgl. W. Haller, J., die Fragmente seiner Schriften, die Quellen zu seiner Geschichte, sein Leben und seine Werke (Leipz. 1897).

Jovizéntrisch, auf den Mittelpunkt des Planeten Jupiter bezüglich.

Joyeuse entrée (franz., spr. schuajöß angtrē, fläm. Blyde incomste, »fröhlicher Einzug«), eine Handfeste über die Vorrechte der Stände von Brabant, die seit Herzog Wenzel (1356) der jedesmalige Herzog vor seinem Einzug beschwören mußte. Die wichtigste Bestimmung dieser Charte war, daß, wenn ein Herzog den Versuch mache, sie aufzuheben, die Stände sofort ihrer Pflicht gegen ihn entbunden sein sollten. Der letzte Beherrscher Brabants, der diese vom Vertrag in Rastatt 1714 ausdrücklich anerkannte Charte beschwor, war Kaiser Franz II. (31. Juli 1792). Als droit de j. e. wurde auch das Recht der französischen Könige bezeichnet, beim ersten Betreten gewisser Kirchen ein Kanonikat (s. Kanoniker) für den nächsten Erledigungsfall zu vergeben.

Jozgad, Hauptort eines Sandschaks im türk. Wilajet Angora in Kleinasien, ca. 1320 m ü. M., einst Sitz mächtiger Turkmenenfürsten aus dem Hause Tschapan Oghlu, hat einen schönen Palast u. 15,000 Einw. (meist Türken). 28 km nordwestlich von J. die berühmten Felsenskulpturen von Boghazköi (Bogasköi), den assyrischen Bildwerken ähnlich, nur roher, wahrscheinlich an der Stelle des von Krösos zerstörten Pteria.

jr., Abkürzung für junior (s. d.).

Juan (span., spr. chuān), soviel wie Johann.

Juan d'Austria (spr. chuān, Johann von Österreich), geb. 24. Febr. 1547 in Regensburg, gest. 1. Okt. 1578 im Lager bei Namur, natürlicher Sohn des Kaisers Karl V. und der Barbara Blomberg aus Regensburg, erhielt seine Erziehung in Spanien anfangs von dem Vertrauten des Kaisers, Luis Quijada, später, nach seines Vaters Tod, am Hofe seines Halbbruders Philipp II. Obwohl von Karl V. zur kirchlichen Laufbahn bestimmt, setzte der feurig ehrgeizige Jüngling es bei Philipp II. durch, daß er sich dem Waffendienst widmen durfte; 1569 und 1570 führte er den Oberbefehl über die in Granada mit den Mauren kämpfenden Truppen. Darauf wurde er an die Spitze der Flotte gestellt, die von der Heiligen Liga gegen die Türken geschickt wurde. Er lieferte diesen 7. Okt. 1571 bei Lepanto eine Schlacht, in der er einen großen Sieg erfocht. 1573 wendete sich J. gegen Tunis, von dem Wunsch erfüllt, ein christliches Königreich für sich dort zu gründen, doch scheiterten seine Bemühungen an der Mißgunst Philipps; seitdem standen sich die beiden Halbbrüder mißtrauisch gegenüber. Als nach dem Tode Requesens' die Niederlande mit völligem Abfall von Spanien drohten, übertrug ihm Philipp 1576 die Statthalterschaft über dieselben. Durch Milde und Nachgiebigkeit wußte er anfangs die rebellisch gesinnten Niederländer zu gewinnen, allein bald brachen durch Oranien wieder neue Unruhen aus; dabei erfocht J. 31. Jan. 1578 abermals bei Gembloux einen glänzenden Sieg. J. ließ sich auch für ein Projekt gewinnen, durch Befreiung der gefangenen Maria Stuart die Kronen von Schottland und England sich zu erringen. Überall durch die geheime Feindseligkeit des Königs behindert und ohne Unterstützung gelassen, fiel er der Pest zum Opfer. Vgl. Tafel »Kostüme II«, Fig. 12; Havemann, Leben des Don Juan d'Austria (Gotha 1865); Stirling-Maxwell, Don John of Austria (Lond. 1883, 2 Bde.); Boglietti, Don Giovanni d'Austria (Bologna 1894).

Juan de Fuca-Straße (San Juan de Fuca-Straße), Meeresstraße zwischen der zum nordamerikanischen Unionsstaat Washington gehörigen Olympia-Halbinsel und der kanadischen Insel Vancouver, greift bei dem Kap Flattery unter 48° 23′ — 48° 36′ nördl. Br. in ziemlich gleichförmiger Breite (27 km) etwa 100 km südöstwärts, erweitert sich dann zu einem 60 km langen und 40 km breiten Becken, das nach N. durch die Engen von Haro und Rosario zu beiden Seiten des San Juan-Archipels (s. d.) mit der Georgia-Straße, nach S. zu durch das Admiralty Inlet mit dem Puget-Sund in Verbindung steht.

Juan di Dio (spr. chuān), s. Barmherzige Brüder.

Juan Fernandez, kleine Inselgruppe im Stillen Ozean, zwischen 33 und 34° südl. Br., zur chilenischen Provinz Valparaiso gehörig, besteht aus drei zusammen 185 qkm großen Inseln. Die östliche, 95 qkm große Insel Más á tierra, 560 km von der Küste von Chile entfernt, besteht aus vulkanischen, mit schöner Vegetation bedeckten Erhebungen, 22 km lang und fast 8 km breit, deren höchste der Cerro del Yunque (»Amboß«) 983 m erreicht. Die Küsten sind hafenlos, doch gewährt die Bai San Juan Bautista (mit Leuchtturm) an der Cumberlandbai der Nordküste einen erträglichen Ankerplatz. Das Klima ist gesund, mild-ozeanisch; die Regenzeit dauert von April bis September bei vorherrschend östlichen Winden. Durch zahlreiche Farne und Farnbäume nähert sich die Vegetation der neuseeländischen Flora, die Chonta-

palme aber gehört zu einer Gattung der äquatorialen Anden. Ein Drittel der Flora ist endemisch. Die Tierwelt ist vertreten durch eingeführte, z. T. verwilderte Ziegen, Pferde, Esel, Rinder, Schweine, Hunde, Hühner, 20 südamerikanische Schnecken, einige Käfer, darunter 6 Laufkäfer, von denen drei Chile, drei der Inselgruppe eigentümlich sind. Von den Vögeln kommen ein Tyrann und ein Kolibri nur auf dieser Gruppe, ein zweiter Kolibri, eine Drossel und einige Raubvögel auch in Chile vor. Nur 1850 m vom Südwestende von Mas á tierra liegt die 5 qkm große Insel Santa Clara, nach dem Reichtum an Ziegen Goat Island genannt. Die dritte, 17 km lange, 4 km breite und 85 qkm große Insel Mas á fuera, 160 km westlicher, erhebt sich in einem Gipfel bis zu 1850 m, ist mit dichten Waldungen bedeckt und an Ziegen, Seehunden reicher als Mas á tierra, aber ohne irgend einen Ankerplatz. Auf den ursprünglich unbewohnten Inseln ließen sich schon im 17. Jahrh. zuzeiten europäische Seeleute nieder, darunter 1704 der Schotte Alex. Selkirk, dessen Schicksale später die Anregung zu »Robinson Crusoe« (s. Defoe) gaben. Im 18. Jahrh. legten die Spanier ein Fort auf der größern Insel an. Nachdem die chilenische Regierung die größte Insel zeitweilig als Deportationsort benutzt hatte, verpachtete sie die Gruppe 1855 an verschiedene Unternehmer. Die heutige Ansiedelung auf Mas á tierra zählt etwa 20 Einw. Vgl. B. V. Mackenna, Juan Fernandez (Santiago 1883); Ermel, Eine Reise nach der Robinson Crusoe-Insel (Hamb. 1889).

Juan Godoi, Bergstadt, (1885) 1985 Einw., in der chilen. Provinz Atacama, 70 km südlich von Copiapó (Eisenbahn), unweit der reichen Silberminen von Chañarcillo.

Juan Griego, Hafenort in Venezuela, s. Nueva Esparta.

Juan Manuël, Infant von Kastilien, Kriegsmann und Schriftsteller, geb. 1282 in Escalona, gest. 1347, Neffe König Alfons' X. von Kastilien, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters Pedro M. von seinem Vetter, König Sancho IV., erzogen, diente mit Auszeichnung gegen die Mauren und wurde 1310 vertrauter Rat Ferdinands IV. Während der Minderjährigkeit Alfons' XI. war er einer von dessen Vormündern, später dessen Statthalter in den Grenzbezirken gegen die Mauren, über die er 1327 den glänzenden Sieg bei Guadalhorce erfocht. Die Ermordung seines Großoheims, des Infanten Don Juan, auf Anstiften des Königs veranlaßte M. zu offener Empörung unter Beihilfe der Könige von Aragon und Granada. Der Krieg endete 1335 mit Manuels Niederlage und Flucht nach Aragonien. Unterhandlungen, die von hier aus angeknüpft wurden, führten endlich zu einer vollständigen Versöhnung. J. unterwarf sich dem König und leistete ihm bis zu seinem Tod ausgezeichnete Dienste. J. war einer der gebildetsten Männer seiner Zeit. Von 14 verschiedenen Werken, die er verfaßt hat, von denen aber ein großer Teil verloren gegangen, ist »El conde Lucanor« am bekanntesten geworden, eine geistvolle Sammlung von 50 Geschichten, Anekdoten und Gleichnissen meist morgenländischen Ursprungs (zuerst hrsg. von Argote de Molina, Sevilla 1575; neuere Ausg. von Adelb. Keller, Stuttg. 1839, und von Gayangos, 1869; deutsch von Eichendorff, Berl. 1840, 3 Bde.). Ein Jagdbuch von der Vogelbeize (»Libro de la caza«) liegt vor in kritischer Behandlung von G. Baist (Halle 1880) und von Gutierrez de la Vega (Madrid 1879). Beide bieten sichere Nachrichten über Leben und Werke. Weitere fünf didaktische Schriften enthält Band 51 der »Biblioteca de autores españoles«.

Juan-schi-kai, chinesischer General und Staatsmann, s. Yuan-schi-kai.

Juarez (spr. chuarés), 1) (früher El Paso del Norte) Stadt an der Nordgrenze des mexikan. Staates Chihuahua, Ausgangspunkt der mexikanischen Zentralbahn, von der nordamerikanischen Stadt El Paso durch den Rio Grande getrennt, über den zwei Brücken führen, hat enge, krumme Straßen, vorwiegend Lehm-(Adobe)-Häuser, lebhaften Verkehr und (1900) 8218 Einw. In der Nähe des Flusses, aus dem Bewässerungskanäle abgeleitet sind, liegen üppige Gärten und Weinpflanzungen. Die Stadt wurde 1630 von den Spaniern gegründet. — 2) Distriktshauptort in der argentin. Provinz Buenos Aires, an der Bahn Buenos Aires–Bahia Blanca, mit (1890) 3000 Einw.

Juarez (spr. chuarés), Carlo Benito, Präsident von Mexiko, geb. 21. März 1806 bei Ixtlan im Staat Oajaca, aus dem indianischen Stamm der Zapoteken, gest. 18. Juli 1872 in Mexiko, wuchs in dürftigen Verhältnissen auf, erhielt aber von einer reichen Familie, in deren Dienst er trat, die Mittel, in Mexiko die Rechte zu studieren. Er ward dann in Oajaca Advokat, 1846 Deputierter im Kongreß der Republik, war von 1848—52 Gouverneur von Oajaca und machte sich in dieser Stellung durch Anlegung neuer Straßen, Hebung des Volksunterrichts und zweckmäßige finanzielle Maßregeln sehr verdient. Nach Santa Annas Rückkehr 1853 verbannt, ging er nach New Orleans, kehrte jedoch schon 1855 in seine Heimat zurück, wo Alvarez Präsident geworden war, dessen Justizminister J. wurde. Als Alvarez im Dezember 1855 die Präsidentenwürde niederlegte, trat auch J. mit ab, ward aber von Comonfort (s. d.) zum Präsidenten des höchsten Gerichtshofes ernannt, und wurde, nach dessen Vertreibung 1858, der Bestimmung der Verfassung gemäß Präsident der Republik. Er schlug den Sitz der liberalen Regierung in Guanajuato auf und kehrte, nachdem er Miramon geschlagen, im Januar 1861 in die Hauptstadt zurück. J. schritt nun mit Energie zur Ausführung der Verfassung von 1857, namentlich der Bestimmungen über Einziehung des Kirchengutes, Aufhebung der Klöster, Verkündigung völliger Religionsfreiheit, und wurde 30. Juni vom Kongreß zum definitiven Präsidenten der Republik ernannt. Doch das Gesetz vom 17. Juli 1861, das die Auszahlung der an gewisse Ausländer zu entrichtenden Zinsen auf zwei Jahre aufhob, rief die Einmischung Spaniens, Englands und Frankreichs hervor, die am 18. Dez. Veracruz besetzten. J. lehnte ihre Forderungen nicht ab, sondern verständigte sich mit den beiden ersten Mächten, so daß Anfang April 1862 die Spanier und Engländer Mexiko räumten; nur Frankreich wies jede Verständigung ab und war entschlossen, J. zu stürzen und eine neue Regierung einzusetzen. Als die Franzosen nach Eroberung Puebla 10. Juni 1863 in Mexiko einrückten, mußte J. nach Norden flüchten, und sein Anhang schmolz bedeutend zusammen. Dennoch lehnte er alles Verhandeln mit der Regierung Maximilians (s. d.) ab; und als die Vereinigten Staaten gegen die französische Einmischung Protest erhoben, konnte er im Mai 1866 nach Chihuahua zurückkehren, und 1867 nahmen seine Generale Mexiko und Queretaro ein, wo der Kaiser Maximilian ihnen in die Hände fiel. J. ließ letztern vor ein Kriegsgericht stellen und unterschrieb sein Todesurteil, das am 19. Juni 1867 vollstreckt wurde.

Das Amt des Präsidenten, das er nach Ablauf seiner Periode im November 1865 fortgeführt hatte, wurde ihm, nachdem er 15. Juni 1867 nach Mexiko zurückgekehrt, durch die Wahl vom 6. Okt. von neuem verliehen. Nachdem er unter großen Schwierigkeiten 16. Sept. 1871 wiederum zum Präsidenten ernannt worden war, brachen gefährliche Aufstände aus, deren Niederwerfung J. nicht mehr erlebte. Vgl. U. R. Burke, Life of Benito J. (Lond. 1894).

Juba, Fluß in Afrika, s. Dschubb.

Juba, König von Numidien, Sohn Hiempsals II., eines Urenkels des Masinissa, stand im Kampf zwischen Cäsar und Pompejus auf der Seite des letztern, der seinen von Marius verjagten Vater wieder eingesetzt hatte. Als Cäsars Legat Gajus Scribonius Curio 49 v. Chr. mit 2 Legionen und 500 Reitern in Afrika gelandet war, wurde er von J. in einen Hinterhalt gelockt und mit dem größten Teil seiner Truppen niedergemacht. Nach der Niederlage der Pompejaner bei Thapsos (46) machte er seinem Leben freiwillig ein Ende. Sein Land ward von Cäsar größtenteils in eine römische Provinz verwandelt. — Sein Sohn Juba II. ward nach dem Sturz seines Vaters von Cäsar nach Rom gebracht und daselbst erzogen, später von Oktavian wieder mit einem Teil seines väterlichen Reiches belehnt und mit Kleopatra Selena, der Tochter des Marcus Antonius und der Kleopatra, vermählt; seinen Sohn nannte er Ptolemäus. Er hatte sich in Rom eine gründliche wissenschaftliche Bildung erworben und beteiligte sich als (griechischer) Schriftsteller namentlich auf dem Gebiete der Geographie und Geschichte. Die Fragmente seiner Schriften sind in Müllers »Fragmenta histor. graecorum« (Bd. 3, Par. 1849) abgedruckt. Vgl. H. Peter, Über den Wert der historischen Schriftstellerei von König J. II. von Mauretanien (Meißen 1879).

Juba, röm. Grammatiker, aus Mauretanien, um 200 n. Chr., verfaßte ein umfangreiches metrisches Handbuch im Anschluß an die griechischen Metriker, namentlich Heliodor, dessen Theorie durch ihn bei den spätern römischen Metrikern die herrschende wurde. Vgl. Hense, De J. artigrapho (Leipz. 1875); Wentzel, De J. metrico (Oppeln 1881).

Jubaea *Gay*, Gattung der Palmen, mit der einzigen Art J. spectabilis *H. B.* (Cocos chilensis *Mol.*, Coquito, s. Tafel »Palmen IV«, Fig. 1). Diese zierliche Palme mit hohem, dickem, von Blattstielresten schuppigem Stamm, gefiederten Blättern, monözischen, dunkelgelben Blüten und einsamiger, lang zugespitzter Frucht ist die südlichste Palme der Westküste Amerikas (31—35° südl. Br.) und wird in Chile und andern Gegenden Südamerikas kultiviert. Aus dem Saft gefällter Stämme bereitet man Palmenhonig. Die Früchte dienen zur Verfertigung von Konfitüren, die kugelförmigen Samen den Kindern als Spielzeug, die muldenförmigen Scheiden als Kinderwiegen, die Blätter zu Flechtwerk. Man kultiviert die Pflanze auch in unsern Gewächshäusern.

Jubal, nach 1. Mos. 4 einer der drei Söhne des Lamech (s. d.), der Erfinder der Musik, Stammvater aller Tonkünstler.

Jubarte, s. Finnfische.

Jubbulpore, ind. Stadt, s. Dschabalpur.

Jubeljahr (lat. Annus jubilaei oder Jubilaeum, eigentlich Jobeljahr, v. hebr. jobel, Art Horn oder Posaune; in Luthers Übersetzung [3. Mos. 25, 8 ff.] Halljahr, Erlaßjahr), bei den Hebräern nach siebenmal sieben Sabbatjahren (s. d.) jedes 50. Jahr, das am 10. Tischri (am Versöhnungstag) unter Posaunenschall in Palästina verkündigt ward. Während desselben mußte alle Feldarbeit ruhen, die hebräischen Knechte wurden frei, veräußerte Grundstücke (Häuser in ummauerten Städten und dem Heiligtum gelobte Äcker ausgenommen) kamen ohne Kaufschilling wieder an den ursprünglichen Besitzer oder seine rechtmäßigen Erben zurück, und alle Schulden wurden erlassen. Der Hauptzweck dieser Einrichtung war, die von Moses beabsichtigte Gleichheit unter den Güterbesitzern zu erhalten und eine soziale Wiedergeburt des Staates zu bewirken.

Das J. (Jubiläum) in der römisch-katholischen Kirche ist aus der immer mehr wachsenden Neigung der Gläubigen, nach Rom zu den Gräbern der Apostel zu wallfahrten, entstanden. Die um die Jahrhundertwende 1300 besonders gesteigerte Wallfahrtssucht benutzte Papst Bonifatius VIII., um den Pilgern, wenn sie 15, den Einheimischen, wenn sie 30 Tage lang die Basiliken der Apostelfürsten Petrus und Paulus besuchten, vollkommenen Ablaß (s. d.) zu verheißen und alle 100 Jahre Wiederholung in Aussicht zu stellen. Der große Erfolg, welcher der päpstlichen Kasse und der Stadt Rom zugute kam, veranlaßte schon Clemens VI., diese Frist auf 50 Jahre, Urban VI., sie auf 33 Jahre herabzusetzen. Durch Paul II. wurde sie auf 25 Jahre festgesetzt. So wurde das J. 1350, 1390, 1423, 1450, 1475, 1500 ꝛc. gefeiert. Zu den genannten Kirchen waren inzwischen die Lateranbasilika und Santa Maria Maggiore hinzugekommen. Nachdem bis 1825 die Jubiläen regelmäßig gehalten worden waren, entstand eine Pause bis 1900, wo Leo XIII. das J. mit besonderm Pomp gefeiert hat. Die Feier beginnt am Christabend. Der Papst läßt die bisher vermauerte heilige Pforte (Jubelpforte, Goldene Pforte) der Peterskirche unter mannigfachen Zeremonien (s. Hammer, S. 702) öffnen, und Papst und Klerus ziehen in feierlicher Prozession in die Kirche. Am 24. Dez. des folgenden Jahres wird die Pforte unter entsprechenden Zeremonien wieder vermauert. Drei Kardinäle als Legaten des Papstes vollziehen den gleichen Ritus in den andern Kirchen. Von den Jubiläen sind die außerordentlichen Jubiläumsablässe (indulgentiae ad instar jubilaei, plenariae in forma jubilaei) zu unterscheiden, welche die Päpste bei besondern, das allgemeine Wohl der Kirche betreffenden Anlässen ausschreiben und die auch in der Heimat gewonnen werden können. Solche Jubiläen fanden unter Leo XIII. 1879, 1881 und 1886 statt. Vgl. A. de Waal, Das heilige Jahr in Rom (Münster 1900); F. X. Kraus, Das Anno Santo (in seinen »Essays«, zweite Sammlung 1901).

Jubelklippen, s. Klippen.

Jubiläen, Buch der (auch Leptogenesis, d. h. Kleine Genesis, genannt), eine mit Ausschmückungen in der Manier der Haggada (s. d.) versehene Reproduktion von 1. Mos. 1 bis 2. Mos. 12, die, genau in das Schema der Jubelperioden (s. Sabbatjahr) eingegliedert, wahrscheinlich im letzten vorchristlichen Jahrhundert oder früher, jedenfalls noch zur Zeit des bestehenden Tempels, hebräisch geschrieben wurde, aber nur in äthiopischer und lateinischer Übersetzung sich erhalten hat. Ausgaben veranstalteten Dillmann (Kiel u. Lond. 1859) und Charles (Oxf. 1895; engl. Übers., Lond. 1902), eine deutsche Übersetzung Littmann in den »Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments«, Bd. 2 (Tüb. 1900). Vgl. Rönsch, Das Buch der J. oder die Kleine Genesis (Leipz. 1874); Singer, Das Buch der J. oder die Leptogenesis (Stuhlweißenburg 1898).

Jubilār, s. Jubiläum.

Jubilāte (lat., »jubelt«), Name des dritten Sonntags nach Ostern, nach Ps. 66, 1.

Jubiläum (lat.), Jubelfeier, Fest zur freudigen Erinnerung an ein Ereignis nach Ablauf von 25, 50, 100 ꝛc. Jahren. Jubilar, einer, auf den sich ein solches J. bezieht.

Jubiläumsablaß, s. Ablaß und Jubeljahr.

Jubiläumserinnerungsmedaille für die bewaffnete Macht, gestiftet 18. Aug. und verteilt 2. Dez. 1898 beim 50jährigen Thronjubiläum von Kaiser Franz Joseph II. von Österreich. Sie kam an alle Armee- und Marineangehörigen aus der Zeit vom 2. Dez. 1848—98 (ausgenommen Ersatzreservisten, vorzeitig Beurlaubte, Soldaten wie Gefreite der Landwehr und der bosnisch-herzegowinischen Truppen, die am Verteilungstage im 1., Soldaten wie Gefreite des gemeinsamen Heeres, die an diesem Tag im 1. oder 2. Aktivdienstjahre standen ꝛc.) in Gold (bei 50 Dienstjahren und mehr) oder Bronze zur Verteilung. Das Medaillenband ist rot, die Inschrift lautet »1848—1898, Signum Memoriae«. Dieselbe Medaille am rotweißen Bande heißt J. für Zivilstaatsbedienstete. Hofchargen erhielten aus demselben Anlaß die Jubiläumshofmedaille (goldene, silberne, bronzene).

Jubiläumshammer, s. Hammer, S. 702.

Jubiläums-Stiftung der deutschen Industrie, eine aus Anlaß des Jubiläums der Technischen Hochschule in Charlottenburg von Industriellen aus ganz Deutschland begründete Stiftung zur Förderung der technischen Wissenschaften. Sie soll wichtige technische Forschungen und Untersuchungen, Forschungs- und Studienreisen hervorragender Gelehrten und Praktiker, die Berichterstattung über solche Reisen, besonders auch an Behörden und industrielle Kreise, die Herausgabe wissenschaftlicher Werke ermöglichen; sie soll benutzt werden zu Lehrzwecken, zur Gründung und Förderung von technisch wissenschaftlichen Anstalten und zu allen Zwecken, welche die Förderung der technischen Wissenschaften im Auge haben. Anträge, deren Erledigung Sache des Staates, staatlicher oder gemeindlicher Körperschaften ist, oder die darauf hinauslaufen, den Etat von öffentlichen Instituten zu entlasten, sowie Anträge, bei denen es sich um wirtschaftliche Interessen von Erfindern handelt, werden nur berücksichtigt, wenn die wissenschaftliche oder allgemein wirtschaftliche Bedeutung der Aufgabe eine unverzügliche Inangriffnahme oder mehrseitige Bearbeitung erwünscht erscheinen läßt. Über die Mittel verfügt ein Kuratorium, das aus zwölf Professoren, und zwar je einem von jeder Technischen Hochschule und von jeder Bergakademie des Deutschen Reiches, und zwölf Industriellen aus möglichst allen technischen und geographischen Gebieten der deutschen Industrie besteht. Neu entstandene Hochschulen sind ebenfalls berechtigt, einen Vertreter ins Kuratorium zu entsenden; es muß dann auch ein neues Mitglied aus der Industrie gewählt werden. Es ist ein besonderer Wunsch der Stifter, daß eine Zersplitterung der Mittel auf viele Gebiete vermieden wird. Die Mittel der J. sind vielmehr hauptsächlich für größere Aufgaben heranzuziehen, deren Lösung einen hervorragenden Fortschritt bedeuten würde. Alle Ergebnisse der mit Mitteln der J. ausgeführten Arbeiten sollen durch weitgehende Veröffentlichungen der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Für wissenschaftliche Aufgaben von allgemein nationaler Bedeutung, für deren Lösung hervorragend tüchtige Männer der Wissenschaft und der Praxis in Frage kommen, darf das Stiftungskapital (im Oktober 1903 etwa 1,7 Mill. Mk.) verwendet werden.

Jubilieren (lat.), jubeln, jauchzen.

Jubilus (Jubilation, lat.), im Kirchengesang des frühen Mittelalters soviel wie Neume, eine längere melodische Phrase auf einem Vokal (Koloratur).

Jubis (franz., spr. schübis oder -bi, Kistenrosinen), getrocknete Trauben aus der Provence.

Jublains (spr. schüblāng), Dorf im franz. Depart. Mayenne, Arrond. Mayenne, mit Resten der gallorömischen Stadt Noeodunum (Castrum, Theater, Tempel, Thermen) und (1901) 394 (als Gemeinde 1448) Einw.

Juby, Kap, s. Tarfaja.

Jucar (spr. chúkar), Fluß im östlichen Spanien, entspringt in der Sierra Tragacete, am Ojuelos de Valdeminguette (1720 m), in der Provinz Cuenca, fließt in weitem Bogen erst südlich, dann östlich, tritt in die Provinz Valencia über, nimmt links den Cabriel auf und fällt, nachdem er eine weite, mit Reisplantagen erfüllte Niederung, wo er zahlreiche Bewässerungskanäle abgibt, durchschnitten hat, nach 506 km langem Lauf bei Cullera in den Golf von Valencia.

Juchart (Jauchert, Jochacker), früheres Feldmaß: in Bayern (auch Tagewerk, Morgen) zu 400 □Ruten = 34,073 Ar, in Teilen Württembergs und Hohenzollerns (Tagewerk, Mannsmahd) zu 576 □Ruten = 47,276 Ar, in der Schweiz (franz. Arpent) seit 1835 zu 400 □Ruten = 36 Ar.

Jüchen, Flecken im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Grevenbroich, an der Staatsbahnlinie Hochneukirch–Grevenbroich, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, mechanische Spinnerei und Weberei, Ziegelbrennerei und (1900) 2477 meist kath. Einwohner.

Juchnow, Kreisstadt im russ. Gouv. Smolensk, an der Ugra, mit 2 Kirchen und (1897) 3039 Einw.

Juchten, s. Juften.

Juchtenöl, s. Birkenteer.

Jück (Juch, Juck), früheres Feldmaß im Großherzogtum Oldenburg: das alte (Katasterjück) 1836 auf 640 Katasterruten = 56,028 Ar bestimmt, 40 im Bau, das neue bis 1871 zu 160 □Ruten = 45,383 Ar.

Juckausschlag (Juckblattern), s. Jucken.

Juckbohne, s. Mucuna.

Jucken, eine eigentümliche Empfindung auf der äußern Haut, auch auf gewissen Partien der Schleimhaut, die zum Kratzen, Reiben und Schaben reizt. Man unterscheidet das J. (Pruritus), das sich bei mannigfachen Hautkrankheiten, Reiz durch Ungeziefer, Gelbsucht, zum Teil auch ohne nachweisbare Ursachen einstellt, von einem selbständig ohne unmittelbare Störungen auftretenden Hautleiden, dem Prurigo (Juckblattern, Juckausschlag). Bei dem letztern finden sich auf der Haut flache, stecknadelknopf- bis hirsekorngroße, heftig juckende Knötchen, die sehr bald durch den infolge des Kratzens entstehenden Hautausschlag verdeckt werden. Das Leiden befällt vor allem die Streckseiten der Beine, auch der Arme; Kopf und Rumpf bleiben meistens frei. Der Juckreiz pflegt sehr heftig zu sein, besonders nachts, so daß die Kranken durch den Mangel an Ruhe körperlich und geistig herunterkommen. Die Prurigo tritt fast ausnahmslos in der Kindheit auf, schwerere Fälle sind sehr hartnäckig, die Mehrzahl ist leichterer Natur und völliger Heilung (durch Naphtholsalbe u. a.) zugänglich. Im Gegensatz zu diesen Juckblattern ist das J. häufiger eine zwar sehr lästige, aber doch mehr nebensächliche

Begleiterscheinung zahlreicher andrer krankhafter Vorgänge. J. ist in hohem Grade vorhanden bei vielen parasitären Erkrankungen der Haut, z. B. bei Krätze, bei Anwesenheit von Kleiderläusen, der Erntemilbe (Leptus autumnalis), bei Nesselsucht, die manchmal (im Sommer) durch Raupenhaare verursacht ist, ferner ist bei Gelbsucht durch den Reiz der in der Haut abgelagerten Gallenbestandteile oft qualvolles J. vorhanden; die äußern Geschlechtsteile sind bei Zuckerharnruhr oft infolge des rasch in Zersetzung übergehenden zuckerhaltigen Harns Sitz starken Juckreizes, auch bei andern Krankheiten (z. B. Nierenleiden, Verdauungsstörungen) oder ohne jede erkennbare Ursache kann J. vorhanden sein. Diese letztern ohne sichtbare Hautveränderungen einhergehenden Fälle von J. stellen den eigentlichen Pruritus dar, der meist bei völlig normal aussehender, später freilich oft mit Kratzspuren bedeckter Haut vorkommt. Es ist entweder ein allgemeines, über den ganzen Körper verbreitetes oder ein örtliches Übel. Besonders häufig leiden Greise an Pruritus. Das qualvolle J. kann in Anfällen auftreten oder mehr dauernd vorhanden sein und durch Schlaflosigkeit und Erschöpfung gefährlich werden. Das Leiden ist oft langwierig, die Heilung schwierig. Salben, warme Bäder, Kleienbäder, Waschungen mit Karbol- oder Mentholspiritus haben sich am besten bewährt.

Jucker (ungar.), Gebrauchsbegriff für edle Halbblutpferde eines leichten Wagenschlages, die besonders auf Schnelligkeit und Ausdauer dressiert werden, und von denen die geschätztesten aus Ungarn und Galizien bezogen werden. Sie werden auf ungarische Manier, ohne Aufsatzzügel und mit Sielengeschirren, eingespannt (s. Tafel »Geschirr«, Fig. 4) und meist, besonders zu Viererzügen, in ganz ungleichen (bunten) Farben zusammengestellt. In bezug auf Schnelligkeit, hohe Aktion, äußere Form und schnittige Figur werden an die J. bestimmte Anforderungen andern Wagenpferden gegenüber gestellt, während in bezug auf die Größe keine bestimmten Maße mehr gelten.

Juckfasel, s. Mucuna.

Jucz (spr. jutsch), berüchtigte Felsbank und Stromschnelle in der untern Donau, unterhalb Orsova. Näheres s. Eisernes Tor 2).

Juda, Gebirge, s. Palästina.

Juda (richtiger Jehuda, hebr. »Preis, Dank«, ähnlich wie Gottlob), Sohn Jakobs und der Lea, Ahnherr eines Stammes, der den südlichsten Teil Kanaans (mit Ausschluß Philistäas an der Meeresküste) bewohnte. Anfangs erstreckte sich dasselbe von dem Idumäischen Gebirge bis an die Nordspitze des Toten Meeres; später mußte jedoch ein Distrikt im W. zunächst gegen Philistäa hin an den Stamm Simeon abgetreten werden (s. das Kärtchen S. 331). Nach Sauls Tode trennte sich der Stamm J. von den übrigen Stämmen und erkannte David als König an. Nach 7½jähriger Spaltung schlossen sich ihm auch die andern Stämme an. So kam der Stamm zum Besitz des Throns, bis sich nach dem Tode Salomos zehn Stämme von ihm trennten und unter Jerobeam (s. d.) das Reich Israel bildeten. Das nunmehr verbleibende Reich J. bestand nur aus den Stämmen J., Benjamin und Levi, behielt die legitime Dynastie, die Hauptstadt mit dem Tempel, war den feindlichen Angriffen weniger ausgesetzt als Israel, das es um 130 Jahre überdauerte, bis es sich nach der läuternden babylonischen Gefangenschaft zu einem neuen Staatsleben erheben konnte. Die Geschichte des Reiches J. s. Juden, S. 332 f.

Judä (Jud), Leo, schweizer. Reformator, geb. 1482 zu Gemar im Elsaß, gest. 19. Juni 1542 in Zürich, wurde 1519 der Nachfolger Zwinglis zu Einsiedeln, seit 1523 Pfarrer an der Peterskirche in Zürich und trug als solcher viel zur Einführung der Reformation daselbst bei. Ebendiesem Zweck dienten auch seine lateinische Bibelübersetzung und sein großer und kleiner Katechismus. Nach dem Tode Zwinglis ward er an die Spitze der Züricher Kirche berufen, bald jedoch von Bullinger (s. d.) abgelöst. Seine Biographie lieferte sein Sohn Johannes J. (Zürich 1574). Vgl. Pestalozzi, Leo J. (Elberf. 1860).

Judäa, zu Jesu Zeit Bezeichnung für den südlichsten Teil Palästinas diesseit des Jordans zwischen diesem, dem Toten Meer, Idumäa, dem Mittelländischen Meer und Samaria, somit das Gebiet der Stämme Juda und Simeon sowie einen Teil von Dan und Benjamin umfassend. Das Land war nur im W. eben, im übrigen größtenteils gebirgig, aber fruchtbar. Die wichtigsten Städte waren: Jerusalem, Jericho, Hebron, Gibeon, Emmaus, Diospolis (Lydda), Bethlehem, an der Küste Joppe, Askalon, Gaza. Der südlichste Teil der Stammgebiete Juda und Simeon scheint nach dem Untergang des alten Reiches von den idumäischen Nachbarn in Besitz genommen zu sein und wird daher in griechisch-römischer Zeit unter dem Namen Idumäa oder Edom (s. d.) mitbegriffen. Unter Kaiser Claudius wurde ganz J. im J. 44 zur Provinz Syrien geschlagen. S. Karte »Palästina«.

Juda Aristobul, s. Aristobulos 1).

Juda (ben Samuel) **ha-Levi,** mit dem arab. Namen Abu'l Hassan, geb. um 1085 in Kastilien, widmete sich anfänglich dem ärztlichen Beruf, dann aber, nachdem er mit Abraham und Moses ibn Esra, mit Juda und Salomo ibn Giat, mit Salomo Parchon u. a. bekannt geworden, der Dichtkunst und Philosophie. Nach 1140 befriedigte er seine Sehnsucht, nach Palästina zu pilgern, reiste über Ägypten und Arabien nach Damaskus, wie wir aus seinen Gedichten entnehmen. Der Sage nach ward er, sein Zionslied dichtend, vor den Toren Jerusalems von einem Araber getötet. Judas synagogale Dichtungen sind in den Gebetbüchern aller jüdischen Riten, besonders der orientalischen, zu finden. Seine Gedichtsammlung »Diwân« ward von Luzzato (Lyck 1864) und kritisch bearbeitet von Brody (Berl. 1901 ff.), größere Partien in Übersetzung und mit Biographie des Dichters von A. Geiger (Bresl. 1851), eine Auswahl in deutscher Übertragung von A. Geiger, S. Heller u. a. (Berl. 1893) herausgegeben. Sie gehört zu dem Edelsten und Formvollendetsten, was die Muse der spanischen Juden geschaffen. Als Religionsphilosoph zeichnete er sich aus durch den in arabischer Sprache geschriebenen »Al-Chazari« (Text von Hirschfeld, Leipz. 1886—87, 2 Tle.), ins Hebräische von Juda ibn Tibbon, ins Lateinische von Buxtorf, ins Deutsche übersetzt von D. Cassel (2. Aufl., Leipz. 1869) und Hirschfeld (das. 1885).

Juda Hanassi, s. Talmud.

Judaismus, soviel wie mosaische Religion, dann die religiöse Denkungsart der spätern Juden nach den Lehren der Rabbiner und des Talmuds (vgl. Judentum). Judaisieren, sich jüdischer Weise, Sitte ꝛc. nähern.

Judas, in der Gaunersprache Bezeichnung für den Helfershelfer des Falschspielers, der dem Opfer in die Karten sieht und durch verabredete Zeichen dem Falschspieler anzeigt, was er spielen soll. Vgl. auch Mangeur und Schlepper.

Judas, 1) J. der Apostel, erscheint in den Apostelkatalogen des Lukas (Luk. 6, 16; Apostelgesch. 1, 13; vgl. auch Joh. 14, 12) statt des Matth. 10, 3, Mark. 3, 18 genannten Lebbäus oder Thaddäus, mit dem er daher gewöhnlich kurzweg vereinerleit wird. Seine Lebensgeschichte beruht auf widerspruchsvollen Sagen. Nach der abendländischen Überlieferung soll er mit Simon den Persern das Evangelium verkündigt und dort als Märtyrer geendet haben, wogegen die alte Legende von Edessa den J. mit Thomas (s. d.) identifiziert, der schon um 200 als Apostel Parthiens galt, den Thaddäus dagegen, auf den das Christentum in Edessa zurückgeführt wird, nur zu einem der 70 Jünger macht. Sein Tag ist in der griechischen Kirche der 16. (22.) Mai, in der katholischen der 28. Oktober. Nach der traditionellen Meinung gilt er als Verfasser des im Neuen Testament befindlichen, dem 2. Jahrh. angehörigen kleinen Briefes des J., der die Verirrungen der antinomistischen Gnosis rügt.

2) J. Iskariot, Sohn Simons, aus Kariot im Stamm Juda, einer der zwölf Apostel Jesu, der Jesum mit einem Kuß (Judaskuß) für die Summe von 30 Sekel (etwa 60 Mk.) verriet und sich darauf in der Verzweiflung selbst das Leben genommen haben soll, worüber schon im Urchristentum drei verschiedene Berichte umliefen. Über die Motive des Verrats gibt es nur Vermutungen. Die Gestalt des Verräters, dem die Volksphantasie bald auch einen bestimmten Typus lieh, tritt in allen poetischen Erzählungen vom Leben Jesu wie in den biblischen Dramen des 16. Jahrh. in gleich abschreckender Weise auf: überall erscheint er als Repräsentant der niedrigsten Habsucht, teuflischer Bosheit und trauriger geistiger Beschränktheit, zugleich als eine gemeine Alltagsnatur. Auch der Halbroman »J. der Erzschelm« von Abraham a Santa Clara (1689) folgt dieser Auffassung, während neuere Dichtungen, wie die Tragödien: »J. Iskarioth« (1852) von Elisa Schmidt, »Jesus der Christ« (1865) von Dulk und »Maria von Magdala« (1902) von Paul Heyse, den Charakter des Verräters zu heben und psychologisch verständlich zu machen suchen. In der frühchristlichen Kunst findet sich nur auf einigen wenigen Denkmälern der Verrat des J. (Judaskuß) und der Selbstmord des J. (z. B. auf einem Elfenbeinrelief des 6. Jahrh. im Britischen Museum, s. Tafel »Christliche Altertümer II«, Fig. 15) dargestellt. In der Kunst des Mittelalters und der Renaissance kommen dagegen keine Darstellungen des Selbstmordes vor; J. fehlt dafür in keiner der zyklischen Darstellungen der Passion und in keiner der Darstellungen des Abendmahls. Auf letztern wird er gewöhnlich mit einem Beutel mit dem Lohn seines Verrates dargestellt (bekanntestes Beispiel das Abendmahl Leonardos da Vinci), in der ältern italienischen Kunst von den übrigen Jüngern isoliert an einer Seite des Tisches allein sitzend (Beispiel: Fresko von D. Ghirlandajo in Ognissanti zu Florenz). In neuerer Zeit ist E. v. Gebhardt auf seinem Bilde des Abendmahls in der Berliner Nationalgalerie von der Überlieferung abgewichen, indem er J. dargestellt hat, wie er bei den Worten Christi heimlich hinausschleicht. Vgl. G. Maderspach, J., eine Charakteristik (Dresd. 1904).

Judas der Galiläer, bei Josephus Gaulonaios genannt, aus Gamala am Galiläischen See, wiegelte im Verein mit einem gewissen Zadok das jüdische Volk gegen einen Zensus auf, der 6—7 n. Chr. durch den römischen Statthalter in Syrien, Sulpicius Quirinus, vorgenommen wurde. Von J. und seinen Anhängern leitete die zur Zeit des jüdischen Kriegs (67—70 n. Chr.) gegen die Römer kämpfende Partei der Zeloten (Eiferer) ihren Ursprung ab.

Judas Makkabäus (Makkab, vielleicht »Hammer«), vorzüglichster Held in den Freiheitskämpfen der Juden gegen die Hellenisierungsversuche des Syrerkönigs Antiochus IV., Epiphanes. Nach dem Tode seines Vaters, des Priesters Matthatias aus Modein bei Jerusalem, übernahm er 166 v. Chr. den Oberbefehl, focht glücklich gegen mehrere syrische Heere, bemächtigte sich Jerusalems, jedoch ohne die Burg, reinigte den entweihten Tempel und stellte den monotheistischen Kultus wieder her. 165 züchtigte er die Nachbarvölker, vornehmlich die Edomiter und Ammoniter, für ihre den Juden zugefügten Mißhandlungen; 162 vermochte er einem syrischen Heer in offenem Felde nicht zu widerstehen und zog sich deshalb nach Jerusalem zurück, wo er, kurze Zeit belagert, mit dem Feinde Frieden schloß. Dieser war jedoch nur von kurzer Dauer, indem der von den Syrern eingesetzte Hohepriester Alkimos eine feindliche Partei bildete und, von syrischen Truppen unterstützt, J. befehdete. Nachdem letzterer ein anrückendes syrisches Korps unter Nikanor geschlagen, ging er die Römer um ein Bündnis an. Aber ehe noch der Bescheid vom römischen Senat eintraf, rückte abermals ein über 20,000 Mann starkes syrisches Heer unter Bakchides ein (160), dem J. nur wenige hundert Mann entgegenstellen konnte. Dennoch wagte er eine Schlacht, die ihm aber das Leben kostete. Seine Geschichte wird 1. Makkabäer 3—9, 22 und 2. Makkabäer 8—15 erzählt. Unter den künstlerischen Bearbeitungen des Stoffes ist besonders die von Otto Ludwig (»Die Makkabäer«, 1852) sowie das Oratorium von G. F. Händel »Judas Makkabäus« hervorzuheben. Vgl. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi (3. u. 4. Aufl., Bd. 1, Leipz. 1901), S. 210 ff.

Judasbaum (Judaslinde), s. Cercis.

Judasfeuer, an manchen Orten Bezeichnung der Osterfeuer, weil in denselben statt des Winterdämons eine Judas genannte Puppe verbrannt wird.

Judaskuß, s. Judas 2).

Judasohr, s. Ohrholz.

Judassilberling, Pflanze, s. Lunaria.

Jude, ewiger, s. Ewiger Jude.

Judeich, Johann Friedrich, Forstmann, geb. 27. Jan. 1828 in Dresden, gest. 28. März 1894 in Tharandt, studierte 1846—48 Forstwissenschaft in Tharandt sowie Nationalökonomie in Leipzig. 1849 wurde er Hilfsarbeiter bei der königlich sächsischen Forsteinrichtungsanstalt, übernahm 1857 als Forstmeister die Verwaltung der Waldherrschaft Hohenelbe im böhmischen Riesengebirge, wurde 1862 vom Böhmischen Forstschulverein an die Spitze der neuerrichteten Forstschule in Weißwasser und 1866 als Oberforstrat und Direktor an die Forstakademie in Tharandt berufen. Unter seinen Schriften ist hervorzuheben: »Die Forsteinrichtung« (Dresd. 1871; 6. Aufl., ergänzt von Neumeister, 1903). Im »Amtlichen Bericht über die Wiener Weltausstellung« berichtete er über die Forstwirtschaft (Braunschw. 1874). Von 1868—87 führte er die Redaktion des »Tharandter forstlichen Jahrbuchs« (Dresd.), 1873—81 gab er den »Deutschen Forst- und Jagdkalender« (Berl.), seit 1882 mit Behm den »Forst- und Jagdkalender« (das.) heraus. Mit Nitsche besorgte er u. d. T. »Lehrbuch der mitteleuropäischen Forstinsektenkunde« die Neubearbeitung (8. Aufl.) von Ratzeburgs »Waldverderbern« (Wien 1885

bis 1895, in 4 Abtlgn.), die J. auch schon in 7. Auflage (Berl. 1876) herausgegeben hatte. Für das »Handbuch der Forstwissenschaft« von Lorey (Tübing. 1887—88) bearbeitete er die Forsteinrichtung.

Juden (Israeliten), die Bekenner der mosaischen Religion. Ihr ursprünglicher, meist nach außen geltender Name war Hebräer oder Ebräer (hebr. Ibrim), »die Jenseitigen«, weil ihr Stammvater Abraham von jenseit des Euphrat in Palästina eingewandert war. Die mehr einheimische, auf die Bestimmung des Volkes hinweisende Benennung nach dem dritten Stammvater, Jakob (Israel, d. h. »Gottesstreiter«), Israeliten, entstand schon zu Anfang ihres Geschichtslebens, und mit J. (hebr. Jʾudim) bezeichnet man nach dem babylonischen Exil die gesamte israelitische Nation, weil die meisten Zurückkehrenden Bürger des ehemaligen Königreichs Juda waren. Die Ereignisse vor der Gefangenschaft in Babylon bilden demnach streng genommen die Geschichte des hebräischen oder israelitischen Volkes, während nach derselben die jüdische Geschichte beginnt.

I. Anthropologisch-ethnographische Verhältnisse.

Über die anthropologische Stellung der J. herrscht zurzeit noch nicht völlige Klarheit. Bisher wollte man in den J. typische Vertreter der semitischen Rasse erblicken. Neuere Untersuchungen haben aber festgestellt, daß anscheinend nur ein geringer Bruchteil der heutigen J., die in Nordafrika ansässigen, diesen Typus aufweisen, daß hingegen bei der großen Mehrzahl der J. der physische Habitus keineswegs dem Typus entspricht, den wir auf Grund unsrer Beobachtungen an heutigen semitischen Völkerschaften (Araber, Syrer ꝛc.) als semitischen bezeichnen. Wieweit man berechtigt ist, von einer jüdischen Rasse zu sprechen, wird weiter unten noch erörtert werden. Auffällig ist, daß sich der jüdische Typus mit seltener Hartnäckigkeit Jahrtausende hindurch erhalten hat. Es kennzeichnen den Juden im allgemeinen eine lange, hakenförmig gekrümmte Nase, vorstehende feuchte Augen, dicke hängende oder wenigstens umgestülpte Unterlippe, straffes, glänzendes Haar, schmächtiger Brustkasten und Plattfüße. Die Hautfarbe weist alle Schattierungen vom dunkelsten Braun über Gelb zum hellsten Weiß auf; im allgemeinen aber besitzt der Jude dunkeln Teint, dunkles Haar und dunkle Augen. Die Frauen pflegen dunkler als die Männer zu sein (Talko-Hryscewicz, Weißenberg, Ripley u. a.); dem widerspricht allerdings Fishberg (auf Grund seiner Untersuchungen von 2272 New Yorker J.). Nach den bisherigen anthropologischen Untersuchungen (bei dieser und der folgenden anthropologischen Betrachtung haben wir freilich nur die J. Europas, des Kaukasus und Nordamerikas im Sinn; über die J. der andern Erdteile existieren keine oder nur mangelhafte Erhebungen), die sich auf nahezu 6000 Individuen erstrecken, kommt dunkles Haar, je nach der Örtlichkeit, bei 74—97 Proz. derselben, helles Haar bei 0,5—32 Proz. und rotes Haar bei 0,7—4,3 Proz. vor, ferner braune und schwarze Augen bei 59—89 Proz., graue Augen bei 12—37 Proz. und blaue Augen bei 1,5—27 Proz. Die Hälfte aller J. (unter der New Yorker jüdischen Bevölkerung 56,8 Proz.) besitzen dunkles Haar und dunkle Augen. Der Bart ist immer heller als das Kopfhaar; rotes Barthaar trifft man dreimal so häufig an als rotes Kopfhaar. Die Beschaffenheit der Haare ist nach Fishbergs Untersuchungen in 67 Proz. schlicht, in 26 Proz. wellig, in 6 Proz. lockig und in 1 Proz. wollig. Der Jude besitzt einen kurzen, runden Schädel; der Cephalindex liegt um die Ziffer 82 herum. Aus der Gesamtheit der bisherigen Messungen, die an J. der verschiedensten Länder, Klimate und sozialen Verhältnisse genommen worden sind, hat sich herausgestellt, daß über 80 Proz. aller J. einen Schädel besitzen, dessen Index zwischen 78 und 85 liegt, 70 Proz. einen solchen zwischen 79 und 84 und 50 Proz. zwischen 80 und 83. Eine solche Homogenität des Schädeltypus ist bisher bei keinem andern Kulturvolke festgestellt worden. Die Frauen sind im allgemeinen kurzköpfiger als die Männer, weisen indessen nicht eine solche Homogenität wie diese auf. Was die Körpergröße betrifft, so dürfen die J. für klein gelten; für Europa stellt sich ihre durchschnittliche Länge auf 1,63 m. Stets sind die J. kleiner als der Durchschnitt der Bevölkerung, unter der sie leben. Unter großwüchsigen Rassen wird dieser Unterschied mehr betragen als unter kleinwüchsigen Rassen. Diese Minderwertigkeit im Wuchs wird von einigen als erworbene Eigenschaft, als die Folge der ungünstigen hygienischen und sozialen Bedingungen angesehen, unter denen die J. Jahrhunderte, besonders im Mittelalter, gelebt haben. Der gleiche Umstand wird für die Schmalbrüstigkeit und geringe Lungenkapazität angeschuldigt, die den Juden kennzeichnen.

Bei solcher augenscheinlichen Schwächlichkeit in ihrem Äußern fällt an den J. auf, daß sie eine große Lebenskraft entwickeln. Zunächst ist ihre Sterblichkeit in allen Kulturländern eine verhältnismäßig geringere als bei den Nichtjuden, und zwar betrifft diese Mindersterblichkeit vorzugsweise die Lebensalter unter 15 Jahren. Auch die Zahl der Totgeburten ist bei den J. erheblich geringer. Der geringen Sterblichkeit der J. entspricht eine längere Lebensdauer. Auch hat sie zur Folge, daß die Zahl der J. stärker zunimmt, resp. bis vor kurzem zugenommen hat, obgleich die Anzahl der Heiraten und Geburten bei ihnen im allgemeinen geringer ist als bei den Nichtjuden. Der größern Lebenszähigkeit entspricht eine geringere Neigung zu Erkrankungen und demgemäß auch eine geringere Morbidität. Dies kommt im besondern bei den Infektionskrankheiten zum Ausdruck, wie Tuberkulose, Lungenentzündung, Typhus, Malaria, Cholera, Pest und Pocken; alle diese Krankheiten befallen die J. seltener und verlaufen bei ihnen im allgemeinen milder. Besonders auffällig ist dieser Unterschied bei der Tuberkulose, obwohl die Mehrzahl der J. in schmutzigen und hygienisch ungünstig gestellten Wohnungen untergebracht sind, bez. waren (Gettos). Nur eine Infektionskrankheit macht eine Ausnahme, das ist die Diphtherie; für sie weist die Sterblichkeit bei den J. eine höhere Ziffer auf. Von nicht ansteckenden Affektionen ist bei den Krankheiten der Atmungs- und Kreislauforgane, der Nieren, der Leber, des Darmes, der Knochen und der Gelenke die Empfänglichkeit der J. relativ geringer. Hingegen disponieren die J. wiederum mehr für Grünen Star (entzündliches Glaukom) und Farbenblindheit. Ein auffällig hohes Kontingent stellen sie für Zuckerkrankheit, Hysterie, Neurasthenie und Geisteskrankheiten. Verhältnismäßig selten trifft man Epilepsie, Rückenmarksschwindsucht (Tabes) und Gehirnerweichung (Dementia paralytica) sowie alkoholige Geisteskrankheiten an. Auffällig ist endlich noch die außerordentlich große Häufigkeit von Blinden, im besondern Blindgebornen, und Taubstummen.

Als Ursache der relativ geringen Empfänglichkeit für gewisse Krankheiten werden die strengen Speise-

gesetze, das innerliche und reine Familienleben und die Mäßigkeit im Essen und besonders Trinken (alkoholischer Getränke) angenommen, und auf der andern Seite wieder wird als Ursache der erhöhten Disposition für andre Affektionen die bedrückende Armut, der Schmutz und der Jammer in den Gettos, sowie der nervenaufreibende Konkurrenzkampf uns Dasein ins Feld geführt. Wenngleich alle diese Momente zugestandenermaßen für die erhöhte Immunität, bez. Disposition ins Gewicht fallen mögen, so reichen sie doch zur Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung nicht aus; man kann nicht umhin, auch das Rassenmoment, d. h. eine biologische Rasseneigentümlichkeit, mitsprechen zu lassen.

Die europäischen J. werden in zwei große Gruppen unterschieden, die sich durch Tradition, Ritus, Aussprache des Hebräischen und auch durch ihren physischen Habitus voneinander unterscheiden, in die Sephardim oder südeuropäischen (spanisch-portugiesischen) und die Aschkenasim oder nordeuropäischen (deutsch-polnischen) J. Die Sephardim, die 90 Proz. der gesamten Judenschaft ausmachen, haben ihren Namen von einem (Obadja 20 genannten) unbekannten Lande, Sepharad, erhalten, in das die J. aus Jerusalem vertrieben wurden; die mittelalterlichen Rabbiner verlegten dieses Land nach der Iberischen Halbinsel; daher bezeichnet man auch die von dort im Laufe des Mittelalters infolge der Judenverfolgungen nach Nordafrika, der Balkanhalbinsel und der Levante ausgewanderten Sephardim noch heutigestags als Spaniolen. Die Aschkenasim haben ihren Namen von Aschkenas, dem Sohne Gomers (erwähnt 1. Mos. 10, 3) erhalten und sollen nach der jüdischen Überlieferung die Germanen und im besondern die Deutschen bezeichnen. Merkwürdigerweise unterscheiden sich die Sephardim deutlich in körperlicher Hinsicht von den Aschkenasim. Die erstern stellen den feinern und edlern Typus dar mit schlanker Gestalt, zierlichen Extremitäten, exquisit länglicher Kopfform, länglichem, ovalem Gesicht, hakenförmiger, aber fein gebildeter Nase und dünnen Lippen; es kommt dieser Typus dem semitischen nahe. Die letztern weisen unedlere Formen auf: großen Mund, dicke Lippen, dicke Nase und mehr untersetzten Wuchs.

Über die Herkunft des Typus der europäischen J. haben die Untersuchungen v. Luschans neuerdings Klarheit geschaffen. Bereits früher war den Forschern der hohe Prozentsatz an blonden J. aufgefallen. Man glaubte diese Tatsache, die mit der semitischen Abstammung der J. nicht gut in Einklang zu bringen war, einfach dadurch erklären zu können, daß im Laufe der Jahrhunderte die J. Verbindungen mit Vertretern der blonden (teutonischen) Rasse eingegangen seien. Daß zahlreiche Ehen zwischen J. und nichtsemitischen Elementen in fast allen Ländern Europas im Mittelalter geschlossen worden sind, hat die Geschichte berichtet. Bereits zur Römerherrschaft war nach Josephus der Übertritt zum Judentum (»Judengenossen«) eine nicht ungewöhnliche Erscheinung. Und noch 1092 verbot der ungarische König Ladislaus in seinen Landen die Ehe zwischen J. und Christinnen; jedoch scheint dieser Erlaß nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, denn 1119 erließ der Bischof Robert von Gran ein neues derartiges Dekret, da zahlreiche J. mit Christinnen in illegitimer Ehe lebten und in wenigen Jahren die jüdische Religion Tausende von Anhängern gewonnen hatte. Indessen trotz dieser zahlreichen Vermischungen im Mittelalter blieb der hohe Prozentsatz blonder jüdischer Elemente unter der durchaus brünetten Bevölkerung Palästinas und Syriens nicht recht erklärbar; auch die Annahme, daß diese aus einer Kreuzung mit blonden Kreuzfahrern herrühren könnten, genügte nicht. Da kam die prähistorische Forschung zu Hilfe. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß bereits um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. auf den ägyptischen Grabdenkmälern für Palästina ein Volksstamm mit heller Haut, blauen Augen und blondem Haar bezeugt wird, die Amoriter, die großen Enaksöhne, deren in der Bibel des öftern Erwähnung geschieht. Sie müssen als verwandt mit den auf den gleichen Darstellungen vorkommenden blonden Tamahu, d. h. dem »Volk der Nordländer«, angesehen werden, also als Angehörige der arischen Rasse. Auf die Kreuzung der Israeliten mit diesen Nordländern dürften die blonden Elemente unter den heutigen J. zurückzuführen sein. Was die Kurzköpfigkeit der modernen J. anbetrifft, die sie in geraden Gegensatz zu der ausgeprägten Langköpfigkeit der semitischen Stämme stellt, so hat v. Luschan wahrscheinlich gemacht, daß sie von einer kurzköpfigen Urbevölkerung Kleinasiens herrührt, von der die heutigen Armenier, das fast am meisten kurzköpfige Volk der Erde, ihre Schädelform überkommen haben. Die Armenier zeichnen sich außerdem noch durch fast durchweg dunkle Augen, schlichtes dunkles Haar und große gebogene Nase (wie die J.) aus. Diese vorderasiatische kurzköpfige Urbevölkerung (Armenoiden nach v. Luschan, Alarodier nach Hommel), die uns, mit der gleichen äußern Erscheinung ausgestattet, auf den Reliefs von Sendschirli entgegentritt, dürfte mit den Hethitern (Kheta) der Bibel identisch sein, die von einigen Autoren in Zusammenhang mit den Mongolen gebracht wird. Es haben demnach im wesentlichen drei Rassenelemente zur Zusammensetzung des jüdischen Typus beigetragen: 1) der ursprüngliche semitische Stamm, 2) die arischen Amoriter und 3) [und dieses in der Hauptsache] die (mongolischen?) Hethiter. Solange wir keine Schädel der alten Hebräer oder naturgetreue Darstellungen derselben aus dem Beginn der Geschichte des jüdischen Volkes besitzen, müssen wir uns mit dieser Annahme bescheiden. In körperlicher Hinsicht können also die J. nicht mehr als eine reine, d. h. ursprüngliche Rasse angesehen werden. Trotzdem kann man von einer jüdischen Rasse wohl in dem Sinne reden, daß sich der aus einer Vermischung verschiedener ethnischer Elemente bereits vor Jahrtausenden hervorgegangene Typus durch beständige Inzucht, resp. relativ sehr geringe spätere Vermischung erhalten und fixiert hat.

Mit mehr Zähigkeit haben sich bei den J. gewisse Charaktereigenschaften der Semiten erhalten, wie Habgier, Verschlagenheit, Schlauheit und Abneigung gegen körperliche Arbeit, Eigenschaften, denen wir bei den heutigen J. häufig genug begegnen. Daneben aber auch treffen wir bei ihnen edlere Züge an, wie ausgeprägten Familiensinn, Sittenreinheit, Mäßigkeit in Genüssen, Anhänglichkeit an die von den Vätern überkommene Religion und altruistisches Gefühl nicht bloß für ihre Glaubensgenossen. Die J. leben in den Kulturstaaten Mitteleuropas mitten unter der übrigen Bevölkerung und genießen heutigestags die gleichen Rechte wie diese. Aber schon in Böhmen und noch mehr im Osten Europas nehmen sie eine untergeordnete soziale Stellung ein, und in unzivilisierten Staaten, wie in Marokko, Tunis und Tripolis, fristen sie ein Dasein, das den unwürdigen Zuständen nicht unähnlich ist, unter denen die J. bei uns im Mittelalter lebten. Sie sind in eignen Stadt-

vierteln (Gettos, Millah, Hara) eingepfercht, die vor Schmutz starren und auch sonst so unhygienisch wie möglich eingerichtet sind, müssen besondere Abzeichen oder Kleidung tragen und die niedrigsten Beschäftigungen verrichten. Mit einer Zähigkeit sondergleichen halten die J. zumeist an dem Glauben und den Überlieferungen ihrer Väter fest: sie üben durchweg die Beschneidung, halten Sabbatruhe, befolgen die Reinigungsgesetze und z. T. auch die Speiseverbote, verrichten beim Gottesdienste die gleichen Riten wie ihre Altvordern u. a. m. Die J. sprechen im allgemeinen die Sprache des Volkes, unter dem sie leben. Die Aschkenasim haben sich in Deutschland ein eignes Idiom geschaffen, das Jüdisch-Deutsch (s. Jüdisch-deutscher Dialekt), das von der Volkssprache sich dadurch unterscheidet, daß es viele Ausdrücke hebräischen Ursprunges sowie zahlreiche sonstige fremdländische Wörter enthält, eine dumpfere Vokalisation aufweist und in einem eigenartigen singenden, dabei aber auch lispelnden Tone (Mauscheln) gesprochen wird. Im allgemeinen scheuen die J. die körperliche Arbeit; sie ziehen einen Beruf vor, der mit nicht großen Anstrengungen verbunden ist, und betreiben daher mit Vorliebe Handel und Geldgeschäfte. Auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften besitzen sie eine große Ausdauer und haben der Welt verhältnismäßig mehr Männer von hervorragender Bedeutung gestellt als die Christen. Die Arbeitsgebiete, auf denen sich die J. in wissenschaftlicher Hinsicht betätigen, sind die dramatische und die Tonkunst, ferner die Medizin, die Mathematik, die Philologie und die Sozialwissenschaften, und zwar sind die Männer, die sie geliefert haben, mehr talentvolle als geniale Naturen.

[Statistisches.] Die Zahl der J. auf der Erde beziffert sich nach den neuesten statistischen Ergebnissen auf 10,597,250. Diese verteilen sich wie folgt:

Rußland	5 082 343
Deutschland	590 000
Österreich-Ungarn	1 994 378
Frankreich	86 000
England	179 000
Schweden-Norwegen	5 000
Dänemark	5 000
Niederlande	103 988
Belgien	12 000
Luxemburg	1 200
Schweiz	12 551
Italien	47 000
Spanien	2 500
Portugal	1 200
Bosnien-Herzegowina	8 231
Bulgarien	28 307
Serbien	5 100
Rumänien	269 015
Griechenland	8 350
Türkei	82 277
Kreta	728
Cypern und Malta	130
Gibraltar	2 000
Europa:	**8 518 280**
Kaukasien	58 571
Sibirien	34 447
Afghanistan	184 435
Persien	35 000
Palästina	78 000
Arabien	20 000
Sonstige asiatische Türkei	77 500
Indien	22 000
China	2 000
Russisches Mittelasien	12 729
Asien:	**524 682**
Marokko	150 000
Algier	57 132
Tunis	45 000
Tripolis und Barka	10 000
Ägypten	25 300
Abessinien	50 000
Südafrika	30 000
Afrika:	**367 432**
Kanada	16 432
Vereinigte Staaten	1 136 240
Mexiko	1 000
Zentralamerika und Antillen	4 035
Venezuela	411
Peru	498
Brasilien	2 000
Holländisch-Guayana	1 250
Argentinien	7 015
Übr. südamer. Länder	1 000
Amerika:	**1 169 881**
Neusüdwales	6 447
Victoria	5 820
Südaustralien	1 110
Westaustralien	850
Queensland	809
Tasmania	328
Neuseeland	1 611
Australien:	**16 975**

Vgl. auch die statistische Übersicht zur »Religionskarte der Erde«; die Verbreitung der J. im Deutschen Reiche zeigt die Karte bei Art. »Deutschland« (S. 775, mit Textblatt). Vgl. Alsberg, Rassenmischung im Judentum (Hamb. 1891); Andree, Zur Volkskunde der J. (Bielef. 1881); Buschan, Einfluß der Rasse auf die Form und Häufigkeit pathologischer Veränderungen (»Globus«, Bd. 67, 1895); Fishberg, Physical anthropology of the Jews (American Anthropologist, Bd. 4 u. 5, 1902 u. 1903); Hoppe, Krankheiten und Sterblichkeit bei J. und Nichtjuden (Berl. 1903); Jacobs, On the racial characteristics of modern Jews (Journal of Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Bd. 15, 1886; Bd. 19, 1890) und Studies of Jewish statistics (Lond. 1891); Judt, Die J. als Rasse (deutsche Ausg., Berl. 1903); Lombroso, Der Antisemitismus und die J. (deutsch, Leipz. 1894); v. Luschan, Die anthropologische Stellung der J. (im Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1893); Weißenburg, Die südrussischen J. (Archiv für Anthropologie, Bd. 23, 1895); Ripley, The races of Europe, Kap. 14: The Jews and Semites (Lond. 1900); H. Singer, Allgemeine und offizielle Krankheitslehre der J. (Leipz. 1904); Stratz, Was sind die J.? (Wien 1903); Nossig, Jüdische Statistik (Berl. 1903); »Zeitschrift für Demographie und Statistik der J.« (redigiert von A. Ruppin, das. 1905 ff.).

II. Geschichte des Volkes Israel.

Die Quellen der israelitischen Geschichte fließen in der Bibel. Die neuere Forschung hat diese Quellen zu scheiden und zu klären versucht, die Ergebnisse der Ethnologie und der orientalischen Wissenschaft, sowie die Entzifferung der babylonisch-assyrischen Tontafel-Inschriften u. a. verwertet. Dadurch wurden die erzählenden biblischen Bücher als jüngere Berichte deklariert, und vieles, was seither als historisch galt, besonders die ganze ältere Überlieferung, als volkstümliche Sage hingestellt. Da die Kritik der historischen Bücher des Alten Testaments vielfach umstritten und noch nicht abgeschlossen ist, so erscheint hier unter Hinweis auf die Resultate der neuern Forschung noch der alte Gang der biblischen Geschichte, jedoch mit dem Verzicht auf die Angaben einer zweifelhaften Chronologie. Den einzelnen Personen sind meist Spezialartikel gewidmet, so daß sich hier weitere Ausführungen erübrigten.

Vorgeschichte bis zur Königsherrschaft.

Aus Mesopotamien zieht um 2140 Abraham nach Palästina, um den Glauben an Einen Gott zu verbreiten (Einführung der Beschneidung, s. d.). Sein Sohn Isaak und sein Enkel Jakob erhielten die monotheistischen Grundsätze. Jakobs Sohn Joseph, von seinen Brüdern als Sklave nach Ägypten verkauft, schwang sich hier zum Minister empor und siedelte während einer Hungersnot seine Familie (70 Personen) in der ägyptischen Provinz Gosen an. Hier bildete sie sich, eigne Sitten, Sprache und Gebräuche bewahrend, zu einem Volk aus, das nach Jahren ungestörter Entwickelung durch eine neue Dynastie geknechtet ward. Aus der Knechtschaft befreite es Moses, unterstützt von seinem beredten Bruder Aaron. Am 15. Nissan fand nach Einsetzung des Passah der Auszug aus Ägypten statt. Nach wunderbarer Rettung am Roten Meer, Führung und Erhaltung in der Wüste und Abwehr feindlicher Angriffe ward der Bund mit Gott am Sinai geschlossen und das Zehngebot verkündet, dem sich später die weitere Gesetzgebung anreihte. Die Pflege des religiösen Lebens ward den Priestern, dem Stamm Levi, anvertraut und das Hohepriesteramt Aaron über-

tragen. Dieser leitete dann im Stiftszelt den Opfergottesdienst. Das Volk ward in zwölf Stämme, die nach zehn Söhnen Jakobs und den zwei Söhnen Josephs (Ephraim und Manasse) benannt sind, diese in Geschlechter und diese wieder in Familien eingeteilt. Ausbrüche der Unzufriedenheit, Rückfall in ägyptischen Götzendienst, die Entmutigung des Volkes nach dem Bericht der von Moses nach Kanaan ausgesandten Kundschafter veranlaßten den Führer, die Israeliten 40 Jahre in der Wüste zu halten, um ein kriegstüchtiges, zuchtgewohntes Volk heranzubilden. Moses schuf für sie eine theokratische Verfassung und brachte sie bis an die Grenzen des verheißenen Landes, das zu erobern seinem Jünger und Nachfolger Josua vorbehalten blieb.

Unter Josuas Leitung überschritten die Israeliten den Jordan, bemächtigten sich in einem siebenjährigen Kriege der festen Städte des Landes, rotteten, wie ihnen das Gesetz vorschrieb, den größten Teil der alten heidnischen Einwohner (die Gibeoniten fanden durch List Schonung) aus und teilten, nachdem bereits 2½ Stämme ihren erwünschten Besitz im Ostjordanland empfangen hatten, das Land durchs Los unter die übrigen 9½ Stämme (vgl. das Kärtchen). Die Leviten erhielten 48 Städte, einschließlich der Asylstädte (s. Asyl). Nach der Regierung Josuas und der ihm folgenden »Ältesten« bedrohten den Staat innere Unruhen, Gesetzlosigkeit und äußere Feinde. Begeisterte Persönlichkeiten aus der Mitte des Volkes übernahmen nun als »Richter« (Othniel, Ehud, Samgar, die Richterin Debora, Gideon, Jephta, Simson u. a.) die Führung. Der vorletzte derselben, Eli, vereinigte in sich das Richter- und Priesteramt, konnte aber der Philister nicht Herr werden; erst seinem Schüler Samuel gelang es, diesen mächtigen Feind zu besiegen, die Einigkeit des Volkes zu schaffen und durch Gründung von Prophetengenossenschaften zu wirken. Trotzdem sah er sich gezwungen, auf Wunsch des Volkes statt der alten Stammesverfassung die Monarchie einzuführen.

Während die neue bibelkritische Richtung die ägyptische Sklaverei und die Befreiung aus derselben durch Moses für historisch hält, verweist sie den Aufenthalt der Stammväter in Ägypten in das Reich der Sage, macht sie und die Söhne Jakobs zu Stammheroen und betont, daß nur einzelne Stämme aus der Knechtschaft gezogen seien, die größere Volksmasse sich aber erst nach und nach gebildet habe. Ebenso sei der Monotheismus das Produkt späterer, vom Kultus der kanaanitischen Ureinwohner beeinflußter Entwickelung. Die Eroberung des Ostjordanlandes sei allmählich erfolgt, wie die Umbildung des von Moses geschaffenen Volksverbandes zum Volkskörper und der Nomaden zu Ackerbauern. Von den Richtern sei nur der Tyrann Abimelech eine geschichtliche Persönlichkeit, die Richterzeit selbst aber jene Epoche, in der verschiedene Nomadenstämme und auch die Philister mit Israel um den Besitz des Westjordanlandes stritten, welche Kämpfe die Monarchie gezeitigt hätten.

Das nationale Königtum.

Samuel salbte Saul, den Sohn des Kisch, einen benjaminitischen Landmann, zum König. Die äußere Gefahr brachte das Volk unter Sauls Leitung zur Einigkeit; nach einem glänzenden Sieg über die Ammoniter ward ihm allgemein gehuldigt. Ferner siegte er über die Moabiter, Edomiter, Philister und Amalekiter. In diesem letzten Krieg erregte er das Mißfallen Samuels, der in dem mächtigen Stamm Juda einen neuen, im Geiste des Prophetentums erzogenen König suchte und David, Isais Sohn aus Bethlehem, zum Regenten bestimmte. Eifersucht gegen David, in dem er den Kronprätendenten fürchtete, Schwermut und Mißerfolge führten den Fall Sauls in der Schlacht am Berge Gilboa gegen die Philister herbei, und der neue König, wenn auch 7½ Jahre lang nur den Stamm Juda beherrschend (denn Sauls Sohn

Gebiete der zwölf Stämme Israels.

Esbaal herrschte durch des Feldherrn Abner Einfluß zu Machanajim über die übrigen Stämme), befestigte den Staat, entfaltete seine Macht und dehnte das Land nach Kriegen über innere und äußere Feinde vom Mittelmeer bis zum Euphrat aus. Unter ihm ward Jerusalem, das frühere Jebus, Mittelpunkt des gottesdienstlichen und nationalen Lebens; er führte von Kirjath-Jearim die Bundeslade dorthin über, bereitete den Bau eines Tempels vor, richtete einen regelmäßigen Gottesdienst ein, den er durch Musik und Gesang hob, und pflegte die religiöse Dichtkunst. David brachte den Staat, den er, mit Umgehung seines ältesten Sohnes, Adonia, seinem Sohn von der Bathseba, Salomo, vererbte, durch Einigung der Stämme und Pflege religiösen Lebens zur Blüte. Salomos Regierung war friedlich. Ein wissender und weiser Regent, förderte er Kunst und Bildung, verschönerte Jerusalem, baute den prachtvollen Tempel,

befestigte das Land, erweiterte den Heerbann und schloß verwandtschaftliche Beziehungen mit Ägypten sowie Handelsverbindungen mit Phönikien. Mit dem Wohlstand wuchs aber der Luxus und mit diesem die drückende Steuerlast des Volkes. Heidnische Frauen entfremdeten den König dem Volk, und allmählich bereitete sich die Auflösung vor, die nach seinem Tod auch eintrat. Unter Salomo hatte sich das Reich zur höchsten Blüte entfaltet. Er hat sein Land dem Weltverkehr geöffnet, die Produkte des Auslandes eingeführt, die Kunst der Ägypter und Phöniker verwertet, den Wohlstand der Untertanen, ihr Wissen und ihre Religiosität gefördert und durch strenge Gesetzlichkeit seinen Staat fest gefügt.

Die Unzufriedenheit des Volkes in den letzten Regierungsjahren Salomos, die Weigerung seines Sohnes und Nachfolgers Rehabeam, den Druck zu erleichtern, führten zur Auflösung des vereinigten Reiches. Die Stämme Juda, Benjamin und die Leviten schlossen sich als Reich Juda Rehabeam an; die übrigen Stämme wurden mit dem tributpflichtigen Moab unter Jerobeam zu dem Reich Israel vereinigt.

Könige von Israel und von Juda.

(Von den verschiedenen Chronologien sind hier zwei verzeichnet: 1) die traditionelle, auf Angaben in der Bibel sich gründende, 2) die durch altorientalische Forschung gewonnene, aber auch nur annähernd sichere Zeitrechnung.)

a) Gesamtreich.

Saul	1080–1058 od. 1055–1033
David	1058–1018 = 1033–993
Salomo	1018–978 = 993–953

b) Das geteilte Reich.

1) Israel (Zehnstämmereich).

Jerobeam	978–957 od. 953–927
Nadab	957–955 = 927–925
Baësa	955–932 = 925–901
Ela	932–931 = 901–900
Simri	931 = 899
Omri	931–919 = 899–875
Ahab	919–897 = 875–853
Ahasja	897–895 = 853–851
Joram	895–883 = 851–843
Jehu	883–855 = 843–815
Joahas	855–838 = 815–798
Joas	838–822 = 798–790
Jerobeam II.	822–761 = 790–749
Secharja	760 = 749
Sallum	760 = 749
Menachem	760–750 = 748–738
Pekachja	750–748 od. 738–736
Pekach	748–728 = 736–734
Hosea	728–719 = 734–722

2) Juda.

Rehabeam	978–962 od. 953–932
Abiam	962–959 = 932–929
Asa	959–918 = 929–873
Josaphat	918–893 = 873–848
Joram	893–885 = 848–844
Ahasja	885–884 = 844–843
Athalja	884–878 = 843–837
Joas	878–838 = 837–797
Amazia	838–809 = 797–792
Usia	809–757 = 792–740
Jotam	757–741 = 740–734
Ahas	741–725 = 734–728
Hiskia	725–697 = 728–697
Manasse	697 — 642
Amon	642 — 640
Josia	640 — 609
Joahas	609 — 607
Jojakim	607 — 598
Jojachin (Jechonja)	597
Zedekia	596 — 586

Das Reich Israel.

Israel gelangte nie zu innerer Festigkeit. Bedrängt von Feinden, versagte der Schutz der schwachen, oft verbrecherischen Regenten; ja, sie störten den Frieden im Innern durch Begünstigung heidnischer Kulte. Parteikämpfe, unkluge politische Verbindungen schwächten Macht und Wohlstand. Begeisterte Propheten konnten trotz größern Anhanges dem Verderben nicht steuern, und nach ca. 250 Jahren unterlag Israel den Angriffen der Assyrer. Jerobeam I., aus dem Stamm Ephraim, der schon unter Salomo einen Aufstand geplant und, nachdem er entdeckt war, sich der Strafe durch Flucht nach Ägypten zum Pharao Scheschenk entzogen hatte, ward zum König ausgerufen. Durch Erhebung des Götzendienstes zur Staatsreligion, durch stete Kämpfe mit Juda begann bereits unter ihm die Schwächung der Volkskraft. Sein Sohn Nadab ward bei Belagerung der Feste Gibbethon von dem Heerführer Baësa ermordet, der nun den Thron bestieg und mit Asa von Juda, den der Beistand Damaskus' rettete, kämpfte. Er regierte 24 Jahre, während sein Sohn und Nachfolger Ela nach nur zweijähriger Herrschaft von Simri ermordet wurde. Dieser genoß sein Herrscherglück nur sieben Tage. Dann rief das vor Gibbethon liegende Kriegsvolk Omri zum Regenten aus, der in mehrjährigem Bürgerkrieg seinen Gegenkönig Tibni bekämpfte. Omri gründete das feste Samaria, machte es zur Residenz und ward dadurch der eigentliche Begründer des Reiches Israel. Omris Sohn und Nachfolger Ahab war der Gemahl der phönikischen Prinzessin Isebel, auf deren Veranlassung er den Baals- und Astartekultus einführte und dadurch einen harten Kampf mit dem Prophetentum (Elias und Elisa) hervorrief. Er bahnte ein freundschaftliches Verhältnis mit Juda an, besiegte die Syrer, fiel aber in einem spätern Kampfe gegen sie. Ihm folgte sein Sohn Ahasja, der die Wiedereroberung früher moabitischer Landesteile durch Mesa geschehen lassen mußte. Trotz judäischer Hilfe vermochte auch sein jüngerer Bruder und Nachfolger Joram die verlornen Bezirke nicht wiederzugewinnen. Als Werkzeug zur Ausrottung der Familie Ahabs ward Jehu auf Betreiben Elisas zum König erkoren. Er erschlug Joram und rottete dessen ganze Familie und durch eine Fülle von Mordtaten den Baalsdienst aus. Unter seinen Nachfolgern Joahas und Joas sinkt das Reich, das Jerobeam II. wieder zu kurzer Blüte bringt. Die nach Jerobeams Tod eintretende Anarchie, die Zunahme der Sittenlosigkeit unter seinen Nachfolgern Secharja, Sallum, Menachem, die unter Pekach erfolgte Niederlage gegen Tiglathpileser von Assyrien, die Fortführung eines großen Teiles des Volkes in die Gefangenschaft bereiteten die Auflösung des Reiches vor, die 722, nachdem der letzte König Hosea schon seit drei Jahren im Kerker schmachtete, durch den König Sargon von Assyrien erfolgte. Ein großer Teil des Volks, darunter allein die Einwohnerschaft Samarias mit 27,280 Seelen, ward nach Assyrien ins Exil geführt, assyrische Kolonisten kamen aus Babel, Kuta und andern Bezirken in das Land, aus deren Vereinigung mit den Israeliten die Samaritaner (Kutäer) entstanden sein sollen.

Das Reich Juda.

Das Reich Juda, bevorzugt durch den Besitz Jerusalems, des Nationaltempels und einer gesetzlichen Priesterschaft, nach außen durch natürliche Festigkeit geschützt, pflegte mehr das reine Israelitentum, ward von der Dynastie Davids beherrscht (mit wenigen Ausnahmen vererbte sich das Reich vom Vater auf den Sohn) und behauptete seine Selbständigkeit bis 586 v. Chr. Die Regierung Rehabeams befestigte die Monarchie, suchte die Vereinigung der getrennten Stämme zu erzwingen, ward aber im Kriege mit Scheschenk von Ägypten geschwächt. Rehabeams Sohn Abiam vererbte nach ruhmloser Regierung den Thron auf seinen Bruder Asa. Dieser besiegte arabische Stämme, mit Hilfe des Syrerkönigs Ben Hadad den König Baësa von Israel, befestigte das Land, verbesserte die Heereseinrichtungen und hob den verbotenen Höhendienst auf. Asas Sohn Josaphat, ein gerechter Fürst, konnte in meist friedlichen Zeiten die Rechtspflege heben und den Einfall der Edomiter, Moabiter und Ammoniter siegreich zurückweisen. Weniger Erfolg hatte er in seinen Kriegen gegen Syrien und mit seiner Schiffahrt nach Ophir, da die in Ezjongeber erbauten Schiffe im Arabischen Meerbusen scheiterten. Um die Feindseligkeiten mit Israel beizulegen, vermählte er seinen Sohn Joram mit Athalia, der Tochter Ahabs. Nachdem deren Sohn Ahasja, der kaum ein Jahr regierte, von Jehu ermordet worden

war, übernahm sie die Regierung und ließ, um die Dynastie Davids auszurotten, ihre Enkel, von denen nur Joas entkam, umbringen. Sie ward von dem Hohenpriester Josada gestürzt und getötet, und ihr Enkel, der siebenjährige Joas, unter Vormundschaft auf den Thron erhoben. Joas regierte zuerst nach mosaischen, später nach heidnischen Grundsätzen. Den Abzug der Syrer mußte er mit Geld erkaufen. Er ward nach 40jähriger Regierung von Verschwornen ermordet. Sein Sohn Amazja verlor Jerusalem an Israel und wurde ebenfalls ermordet. Das Volk rief seinen 16jährigen Sohn Usia, auch Asarja genannt, zum König aus. Es hatte recht gewählt, denn sein Regent war umsichtig und stark, wußte seine Rechte geltend zu machen und, vom Kriegsglück begünstigt, verstand er es, in einer 52jährigen Regierungszeit den Wohlstand des Landes und dessen Macht bedeutend zu heben. Unter Usias Nachfolgern Jotam und Ahas sank die Macht Judas wieder, das Land war 20 Jahre lang von Assyrien abhängig und hatte Kämpfe mit Syrien und Israel und mit den Assyrern zu bestehen. Zu dieser Zeit eiferte der begeisterte Jesaias wie in Israel so auch in Juda gegen den Götzendienst und die Sittenverderbnis, wie es vor ihm Hosea in Israel getan hatte. Der fremde Kultus hörte erst unter Hiskia auf. Hiskia versagte nach Sargons Tod (705) den Assyrern den Tribut, verband sich mit Ägypten, mußte aber von Sanherib, der auf seinem Zuge nach Ägypten Jerusalem belagerte, Frieden erkaufen. Sein Sohn Manasse begünstigte trotz des Widerstandes der Propheten den Dienst der Astarte, des Baal und Moloch, ward gefangen nach Babylon geführt und regierte, wieder entlassen, in besserm Sinn, aber stets als tributpflichtiger Vasall Assyriens. Amon, Manasses Sohn, wurde schon nach zweijähriger Regierung durch eine Palastverschwörung ermordet. Das Volk tötete die Verschwörer und setzte den achtjährigen Sohn Amons Josia auf den Thron. Dieser war nach dem Zeugnisse seines Zeitgenossen, des Propheten Jeremias, ein gerechter und milder König. Er beseitigte den Götzendienst und hob auf Grund des neugefundenen »Gesetzbuch Moses« (vielleicht identisch mit dem 5. Buch Mose) den religiösen Geist im Volk, in dem auch begeisterte Propheten Erfolg hatten. Josia fiel als Bundesgenosse der Babylonier in der Schlacht bei Megiddo (609) gegen Necho von Ägypten. In der letzten Zeit seines Bestehens von Schwächlingen regiert (Joahas, Jojakim, Jojachin) und von den Nachbarvölkern öfters besiegt, wurde das Reich Juda unter dem letzten König, Zedekia, von Nebukadnezar der Herrschaft Babylons unterworfen. Zedekias Versuche, die Selbständigkeit wiederzuerlangen, mißglückten; seine Kinder wurden vor seinen Augen geschlachtet, er selbst wurde auf der Flucht ergriffen und geblendet und starb im Kerker zu Babylon. Jerusalem wurde erobert und sein Tempel zerstört (Juli bis August 586), während das Volk in die »babylonische Gefangenschaft« geführt wurde. Über den im Lande bleibenden Rest des Volkes setzte Nebukadnezar den Statthalter Gedalja, unter dessen Leitung die Zustände sich hoben, bis Ismael ihn erschlug. Den Verfolgungen der Sieger suchten viele J. durch die Flucht nach Ägypten zu entgehen.

III. Jüdische Geschichte.

A. Vom babylonischen Exil bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Römer (586 vor bis 70 n. Chr.).

Von der dem Volk, für das jetzt der Name J. (s. die Einleitung, S. 328) allgemein wurde, von Kyros 536 erteilten Erlaubnis, nach Palästina zurückzukehren, machten nur 42,360 Verbannte Gebrauch. Diese begannen den Wiederaufbau des Tempels, den sie unter Darius I., nachdem die von den Samaritanern ausgehenden Verleumdungen entkräftet waren, vollendeten und 516 einweihten. Esra, Spezialkommissar des persischen Königs Artaxerxes I. Longimanus, brachte 458 neue Kolonisten (allein 1772 Männer) nach Palästina, löste die mit Heiden geschlossenen Ehen, befestigte Jerusalem und weckte die Begeisterung für die unverfälschte Moselehre. Mit ihm vereint, wirkte seit 444 Nehemia, der Mundschenk Artaxerxes' I. Mit königlichen Vollmachten versehen, setzte er energisch das Reformwerk fort, umgab Jerusalem mit einer Mauer und sorgte für innere Kräftigung und Konsolidierung der jungen Gemeinde, der das Ausscheiden der Samaritaner (s. d.) bald einheitliches Gepräge gab. Jetzt soll auch die große Synode von Schriftgelehrten (Soferim), welche die heiligen Schriften sammelte und den Gottesdienst ausbildete, entstanden und von Nehemia eine Tempelbibliothek angelegt worden sein. Der junge Staat ward als Satrapie Persiens zunächst von dem jedesmaligen Hohenpriester regiert. Äußere Ruhe, nur einmal unter Xerxes I. (dem Ahasverus des Buches Esther) unterbrochen, ließ trotz der Einwirkung Babylons den jüdischen Geist erstarken. Die politischen und religiösen Zustände änderten sich auch nicht, als Alexander 332 Jerusalem sich unterwarf und nach dessen gerechter Regierung das Land 320 bei der Eroberung des phönikischen Küstenlandes Ptolemäos Lagi, dem nachmaligen ersten König Ägyptens, anheimfiel, der es auch nach dem Friedensschluß von Ipsos (301) gegen Seleukos von Syrien behauptete. Ptolemäos I., dem viele J. nach Ägypten folgten, behandelte sie, wie auch sein Nachfolger Ptolemäos II. Philadelphos, wohlwollend. Nach weniger günstigen Verhältnissen unter Ptolemäos Euergetes und Philopator erfuhren die J. während der syrischen Oberherrschaft unter Antiochos III. (224—187) und Seleukos IV. (187—175), dessen Vorhaben, den Tempelschatz zu berauben, mißlang, im allgemeinen eine milde Behandlung. Mit der in Vorderasien sich immer mehr einbürgernden griechischen Kultur erwuchs den J. und dem Judentum ein starker Feind, und unter Antiochos IV. Epiphanes (175—163), der in Palästina den griechischen Gottheiten Altäre errichtete, die Bildsäule des Zeus im Tempel zu Jerusalem aufstellen ließ, die Feier der Festtage und die Beschneidung bei Todesstrafe untersagte, brach ein Verzweiflungskampf zwischen Judentum und Hellenismus aus. Die J., von den begeisterten Makkabäern (Hasmonäern), besonders von Judas Makkabäus (s. d., S. 327) geführt, siegten und konnten nach dreijährigem Kriege 25. Kislev (Dezember) 164 den durch heidnische Opfer verunreinigten Tempel wieder einweihen (Entstehung des Weihefestes Chanukka, s. Feste, S. 463). In dem von neuem entbrannten Kriege mit den Syrern war Juda 160 gefallen, und seine Brüder Jonathan und Jochanan setzten das Befreiungswerk fort. Zehn Jahre lang behauptete Jonathan, der eigentliche Begründer des Makkabäerstaates, sich als Herrscher, ward aber 142 von Tryphon, dem Vormunde des jungen syrischen Regenten Antiochos Theos, zu Ptolemais ermordet. Sein entschlossener, tapferer Bruder Simon (142—136) schlug Tryphon, zwang ihn zum Rückzug und zog 141 im Triumphzug in Jerusalem ein, das der freie Fürst befestigte. Er schuf eine neue Heeresorganisation, förderte Handel und Ackerbau und erlangte von den Römern die Anerkennung des neuen

jüdischen Staates. — Ein ruhigeres Leben als ihre Brüder im Mutterland führten die J. in Ägypten. Sie beteiligten sich, hauptsächlich in Alexandria, an Handel und Gewerbe, pflegten die griechische Wissenschaft und zeichneten sich nicht selten als Soldaten aus. Zahlreiche J. siedelten sich auch in der Nähe des von Onia 160 v. Chr. bei Heliopolis nach dem Muster des jerusalemischen errichteten, bis zu seiner Zerstörung durch Vespasian (73 n. Chr.) bestehenden Tempels an.

Mit Simon beginnt die Reihe der selbständigen Herrscher Judäas (140 v. bis 6 n. Chr.), zuerst die der Hasmonäer, denen von 37 v. Chr. ab die Herodäer folgen. Johannes Hyrkan, Simons Sohn (136 bis 105), eroberte, als die Streitigkeiten mit Syrien beigelegt waren, ostjordanische Gebiete, den Hafen zu Joppe, zerstörte Sichem, den samaritanischen Tempel auf dem Berge Gerisim und Samaria (109 v. Chr.), nachdem er früher schon die unterworfenen Idumäer zur Annahme des Judentums gezwungen hatte. Beleidigungen von der pharisäischen Partei veranlaßten zum Verdruß des Volkes seinen Anschluß an die Sadduzäer (s. Pharisäer und Sadduzäer). Nach zweijähriger grausamer Regierung des Juda Aristobul (105—104) bestieg Alexander Jannai (104—78), ein schwelgerischer Tyrann, den Thron; er führte einen sechsjährigen Bürgerkrieg herbei, den seine Grausamkeit auch wieder beendigte. Er hinterließ seiner Witwe Salome Alexandra (78—69), einer umsichtigen Frau, die sich auf seinen Rat wieder den Pharisäern anschloß, die Regierung. Die Übertragung des Hohenpriesteramts auf ihren ältesten, kraftlosen Sohn, Hyrkan, erweckte den Haß des jüngern, tatkräftigen Aristobul, der, unterstützt von den beleidigten Sadduzäern, nach der Mutter Tode dem Bruder den Krieg erklärte. Die Niederlage Hyrkans bei Jericho hob Aristobul auf den Thron, den er wohl gegen den Idumäer Antipater, nicht aber gegen den zum Schiedsrichter in dem Bruderzwist angerufenen Pompejus behaupten konnte. Pompejus eroberte 63 Jerusalem, setzte Hyrkan (II.) zum Hohenpriester und Vasallenfürsten (Ethnarchen) ein, ließ die Mauern der Stadt niederreißen und machte das auf die Grenzen vor der makkabäischen Erhebung beschränkte Land tributpflichtig. Die Unruhen im Lande nahmen zu, die Fluchtversuche Aristobuls und seines Sohnes Alexander und die damit beabsichtigten Volksaufstände wurden vereitelt. Die Römer suchten den Einfluß der Hauptstadt dadurch zu brechen, daß sie das Land in fünf Gerichtsbezirke (Jerusalem, Jericho, Sepphoris, Amathus und Gadara) einteilten. Diese Maßregel verhütete neue Aufstände nicht. Unter Crassus, der den Tempelschatz beraubt hatte, entstand wiederum eine Empörung, deren erst Cassius bei Tarichäa Herr wurde. Cäsar belehnte Hyrkan mit der Hohenpriesterwürde, er gewährte rücksichtsvoll religiöse und bürgerliche Freiheit und setzte Antipater zum Landesverweser ein. Dieser regierte eigenmächtig und machte seine Söhne zu Statthaltern, Phasael erhielt Jerusalem, Herodes Galiläa. Um die Gunst Roms buhlend, verletzte Herodes die Autorität des Synedrions, zog die von Cassius dem Land auferlegte Kontribution mit Härte ein und erntete für seine Grausamkeit den Haß des Volkes. Als M. Antonius, der Herodes' und Phasaels Autorität mit grausamer Strenge wahrte, Palästina, dem er nach der Schlacht bei Philippi einen Besuch abstattete, wieder verlassen hatte, brachen die Parther (40) in das Land ein, nahmen Hyrkan und Phasael gefangen und setzten Antigonos, den Sohn Aristobuls, zum Fürsten ein, während Herodes sich machtlos in die Festung Masada flüchtete. Mit Hilfe der Römer (der Senat hatte ihn [40] zum König der J. ernannt) konnte er später nach dreijährigem Krieg über Trümmer und Leichen in Jerusalem einziehen. Den durch Gewalt erworbenen Thron wußte Herodes I., der Große, König von Judäa (37—4), mit unmenschlicher Grausamkeit zu behaupten. Seine Familienglieder und Freunde wurden Opfer seines Blutdurstes. Letztwillig noch dekretierte er den Tod gefangener Pharisäer. Der Haß gegen ihn verstummte nicht, trotzdem er Prachtbauten aufführte, den salomonischen Tempel glänzend restaurierte und sich freigebig während einer Hungersnot zeigte. Der nach seinem Tod entstandene Bürgerkrieg wurde mit großen Opfern bezwungen. Augustus bestätigt das Testament Herodes', nach dem Archelaos Volksfürst über Judäa, Idumäa und Samaria, Herodes Antipas Tetrarch über Galiläa und Peräa, Philipp Tetrarch über das nordöstliche Gebiet wird. Das Land des Archelaos wird 6 n. Chr. als römische Provinz proklamiert. Seine Bewohner erhielten das römische Bürgerrecht. An die Stelle der jüdischen Fürsten traten nun die den Prokonsuln Syriens untergeordneten römischen Landpfleger (Prokuratoren) Valerius Gratus, Pontius Pilatus, unter dem Jesus gekreuzigt wurde, u. a. Sie entschieden über Leben und Tod, setzten Priester und Beamte ein, überließen aber die Leitung des bürgerlichen Lebens den jüdischen Behörden. Harter Steuerdruck rief den Unwillen des Volkes hervor und reizte unter Juda dem Galiäer, dem Gründer der Zelotenpartei, zum Aufstand, dessen Rom bald Herr wurde. Ganz Judäa ward noch einmal ein von Rom abhängiges Königreich unter dem Enkel Herodes', Agrippa I. (41—44), der nur zum Schein regierte, wie sein Sohn Agrippa II. über das Königreich Chalcis. Unter den Landpflegern Tiberius Alexander, Cumanus, Felix, Festus, Albinus, Gessius Florus steigt die römische Tyrannei. Verschärfter Druck, Erpressungen, bezahlte Mörder mehrten den Haß und die Aufregung des Volkes. Unter Gessius Florus begann der Aufstand, der nach der Niederlage des Feldherrn Cestius Gallus (66) organisiert wurde. Zur Unterdrückung des Aufstandes sandte Nero den Vespasian, dem sein Sohn Titus Truppen zuführte. Vespasian besetzte Sepphoris, nahm nach verzweifelter Gegenwehr die Feste Jotapata und andre wichtige Plätze. Zum Kaiser erwählt, überließ er Titus den Oberbefehl. Dieser belagerte 69 Jerusalem, das trotz der heldenmütigsten Verteidigung 70 erobert wurde. Parteikämpfe im Innern, Hunger und Pest, die vielleicht gegen Titus' Willen erfolgte Einäscherung des Tempels (am 9. des Monats Ab) brachen den Widerstand des Volkes, das nun seine politische Selbständigkeit verlor und zu Hunderttausenden in die Sklaverei geführt wurde. 72 nahmen die Römer (Lucilius Bassus und Flav. Silva) die letzten Bollwerke des jüdischen Staates, Herodium, Machärus, Masada, verteilten das Land z. T. an römische Soldaten, veräußerten den übrigen Grundbesitz und machten die jährliche Tempelsteuer zu einer Abgabe an den Kaiser (fiscus judaicus).

B. Geschichte der Juden in der Zerstreuung. Von 70 n. Chr. bis zur Gegenwart.

Israels nationale Selbständigkeit ist vernichtet. Die Judenheit ist vaterlandlos. Zerstreut über die ganze Erde, ist sie durch das Gesetz zu einer Religionsgemeinde vereinigt. Ereignisse, welche die gesamte Gemeinde betreffen, sind nicht zu verzeichnen. Ihre

Geschichte wird, von wenigen lichtvollen Epochen abgesehen, zur Leidensgeschichte, besonders in der zweiten Hälfte des Mittelalters. Sie werden überall befeindet und bedrückt, mit Abgaben und Zöllen überbürdet, vom ehrenden Erwerb ausgeschlossen und bald hier, bald dort aufgescheucht und verjagt. Trotzdem arbeiten sie meistens an der Erhaltung und Fortbildung ihrer religiösen Ideen und treten, wo ihnen der Zutritt erschlossen wird, erfolgreich ein für Kultur und Geistesleben. Für eine Idee kämpfend und duldend, überdauern sie Druck und Haß, bis mit der zunehmenden Zivilisation ihre bürgerliche Gleichberechtigung durch ihr Glaubensbekenntnis nicht mehr in Frage gestellt wird.

1) Die Juden im römischen Reich.

Schon vor dem Fall Jerusalems hatten J. ihre Heimat verlassen und fremde Länder aufgesucht. Sie wohnten bereits in Persien, Ägypten, Kyrene, Griechenland, Kleinasien und Italien. Im römischen Reich galten sie in den ersten Jahrhunderten n. Chr. für rechtsfähig, nahmen teil am Staatsleben und bekleideten Ämter. Die Spitzen ihrer religiösen Behörden waren den staatlichen gleichgestellt und von Steuern befreit. In Rom war schon zur Zeit Titus' eine einflußreiche jüdische Gemeinde. J. begleiteten die Römer auf ihren Zügen und siedelten sich früh in Gallien und Spanien an. Das Judentum selbst erwarb sich damals in der Heidenwelt zahlreiche Anhänger. Der Wunsch, die nationale Selbständigkeit zu erneuern, trieb die J. im Stammlande zu häufigen, erfolglosen Empörungen, so zur Zeit Hadrians 132 unter Bar-Kochba. Der römische Befehlshaber Jul. Severus dämpfte nach hartem Kampfe 135 diesen Aufstand, in dem mehr als eine halbe Million Menschen umkamen, mit der Einnahme der Bergfestung Bettar, der Hinrichtung vieler hervorragender Persönlichkeiten, besonders Gelehrter. Die Zerstreuung der J. setzte sich fort, Jerusalem ward zerstört, aber von Hadrian neu erbaut, nach Norden und Osten erweitert und unter dem Namen Aelia capitolina eine militärische Stadt. Die strengen Erlasse Hadrians gegen das Studium wurden von M. Antoninus Pius (138—161) gemildert, aber Marcus Aurelius (161—180) glaubte bei neuen Unruhen dieselben wieder verschärfen zu müssen. Während die zahlreichen nach Babylon ausgewanderten J. politisch frei eine rege geistige Tätigkeit entfalteten, konnten die im römischen Reich trotz zeitweiliger Begünstigungen nie recht zur Ruhe kommen. Zwar hatte Konstantin d. Gr. (311—337) durch das Edikt von Mailand (März 313) die Rechtsgleichheit für alle Untertanen proklamiert, aber mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion kam mit dem Konzil zu Nicäa (325) neue Feindschaft, die auf Jahrhunderte hinaus die J. recht- und ehrlos machte. Konstantin, sein Sohn Konstantius (337—361) und dessen Mitkaiser Gallus bedrückten sie. Julianus (361—363) war ihnen gewogen, aber der von ihm unterstützte Versuch der J., den jerusalemischen Tempel wieder aufzubauen, scheiterte, der Pöbel verfolgte sie nach wie vor, und die Bischöfe quälten sie durch Bekehrungseifer und veranlaßten Verfolgungen, wie z. B. Ambrosius von Mailand (384) und Cyrillus von Alexandria. Auch Hieronymus, der sein hebräisches Wissen J. verdankte, war gegen sie unduldsam. Das innere Leben der J., vornehmlich im Mutterland Palästina, ging während dieser Periode unter dem Drucke nicht zugrunde. In ihrem Unglück fanden die J. im Studium und in der Fortbildung ihres Schrifttums (vgl. Jüdische Literatur) Trost und Halt.

2) Die Juden im neupersischen Reich.

Früh wurden die Euphratländer die Heimat zahlreicher J., die in Ardschir, Apamia, Nahardea, Nares, Ktesiphon, Pumbedita, Sura, Machusa und Firuz-Schabur sich zu Gemeinden vereinten. Die B'ne gola, »Exulanten«, standen unter einem von der Regierung abhängigen Exilarchen, »Resch galuta«, dem die Rechtspflege übertragen war. Mit den Palästinensern wetteifernd, gründeten die babylonischen J. Lehrhäuser in Nahardea, Sura und Pumbedita, die zu hohem Ansehen gelangten und die im Stammland, mit dem man in geistigem Verkehr, wie dies die Entstehung des Talmud (s. d.) beweist, blieb, überflügelten. Unter den neupersischen Herrschern Jesdegerd II. (455 bis 458) und Firuz (471—484) wurden die J. verfolgt und rechtlich beschränkt. Zu Anfang des 6. Jahrh. (511—518) erkämpfte der Exilarch Mar Sutra eine sieben Jahre dauernde Unabhängigkeit der persischen J., die unter Kobad (518—531) aber von neuem verfolgt wurden. Das Exilarchat erlosch auf einige Zeit. Chosroes Nuschirwan war, obwohl er Christen und J. eine Kopfsteuer auferlegte, den J. doch im allgemeinen zugetan. Das religiöse Leben ordneten die Vorsteher der Hochschulen (s. Jüdische Literatur, S. 345). Chosroes II. behandelte die J. weniger hart als sein Vorgänger. Mit ihm schlossen die J. Palästinas, 26,000 an der Zahl, welche die Macht der Christen zu brechen und in den Besitz Jerusalems zu kommen hofften, ein Bündnis gegen Kaiser Heraklios und leisteten den Persern Kriegsdienste. Der siegreich vordringende Islam brachte auch die J. in Asien und Afrika bald unter seine Oberhoheit.

3) Die Juden unter den Mohammedanern in Asien und Afrika.

Mit dem Vordringen des Islams beginnt für die J. eine Epoche regen geistigen Schaffens. Arabien wurde schon seit alter Zeit von jüdischen Stämmen bewohnt, von denen die in Jemen den abendländischen Handel mit dem Morgenland vermittelten. Ihre im Norden ansässigen Brüder führten mehr ein landwirtschaftliches, oft unstetes Beduinenleben. In religiösen Angelegenheiten suchten sie Belehrung und Vertretung bei den palästinensischen oder babylonischen Schulvorstehern. Ein König von Jemen soll, wie später sein Volk, zum Judentum übergetreten sein und eine jüdische Dynastie begründet haben. Mohammed, der von J. lernte und den Koran größtenteils aus dem Judentum schöpfte, hat in Schrift und Tat Judenhaß gezeigt, wie auch sein Nachfolger Omar. In allen Ländern, die Omar im raschen Siegeszug sich unterwarf, wurden die Ungläubigen, die er nicht zu bekehren vermochte, durch den sogen. Omarbund in ihrer Religionsübung und in der Fähigkeit, Ämter zu bekleiden, durch unterscheidende Tracht und durch Kopf- und Grundsteuer beschränkt. Verdienstvollen J. ward aber auch häufig von den Mohammedanern Achtung erwiesen. Mekka und Medina durften die J. nicht betreten. Da der Islam den von Nichtmohammedanern besessenen Grund und Boden übermäßig besteuerte, wandten sie sich mehr dem Handel zu. Harun ar-Raschid (um 800) begünstigte die J., die noch immer politisch vom Exilarchen, der unter den Kalifen fürstliches Ansehen genoß, rechtlich und religiös von den Geonim (s. Gaon) vertreten wurden. Von diesen Geonim fungierte Mar Isak, nach der Einnahme von Firuz Schabur, als erster in Sura. Parteiungen veranlaßten die Entstehung der antirabbinischen Sekte der Karäer (s. d.) unter Anan ben David (761). Mit der Entstehung des Karaismus

fällt die angebliche Bekehrung der Chasaren (Kusarim) an der Wolga und ihres Königs Bulan der Zeit nach zusammen (731). Dieses jüdische Reich ward um 969 von dem Großfürsten Swjatoslaw von Kiew besiegt und nach abermaliger Erhebung 1016 von Russen und Byzantinern völlig aufgelöst.

In den Euphratländern wohnten J. in Neu-Ninive (Mosul) und Bagdad, von den Kalifen beschirmt. Mohammed Almuktafi (1136—60) setzte für das Kalifat einen Exilarchen ein, dem die Anstellung der Beamten, die Einziehung der Abgaben oblag. Den J. in Jemen ward 1172 von den Schiiten (s. d.) der Islam aufgedrungen. Die ägyptischen J. standen unter dem Nagid, einem Fürsten, der von den Gemeinden besoldet wurde und dieselbe Amtstätigkeit wie der babylonische Exilarch übte. In Kleinasien, Syrien und Palästina zählte man in den vom Christentum beherrschten Gebieten weniger J. als in den unter dem Islam stehenden Bezirken. Im christlichen Antiochia waren die wenigen J. Glasarbeiter, die zahlreichern in Tyrus trieben Landwirtschaft, die in und um Palmyra zeigten kriegerischen Sinn in ihren Fehden mit Christen und Mohammedanern; unter den J. in Damaskus waren viele Talmudgelehrte. Durch Wahlstreitigkeiten veranlaßt, hob die Regierung das Exilarchat auf und damit die äußere Einheit der J. des hochasiatischen Morgenlandes. Unter den Mongolen, die 1258 das Kalifat eroberten, verschlimmerte sich die Lage der J. nicht.

4) Die Juden während des Mittelalters bis zu ihrer Vertreibung aus Spanien und Portugal.

Mit der Bevölkerung Spaniens, das J. schon als römische Bürger bewohnten, lebten sie in vollem Einvernehmen, bis die katholische Geistlichkeit (Konzil von Iliberis 306) die freundschaftlichen Beziehungen zu lösen versuchte. Die arianischen Westgoten (seit 419) gewährten ihnen Gleichberechtigung und verwendeten sie im öffentlichen Dienst. Beschränkungen durch den katholischen König Reccared (590), Glaubenszwang und Vertreibungen unter Sisebut (612), Chintila (638) und die Schreckenszeiten unter Egica (693) änderten das glückliche Verhältnis, das erst nach der Schlacht von Jerez de la Frontera (711) wiederhergestellt wurde. Die arabischen Sieger gewährten den J., die nur eine Kopfsteuer zu bezahlen hatten, Religionsfreiheit und eigne Gerichtsbarkeit. In den friedlichen Zeiten konnten sie ihre Kräfte in den Dienst der erblühenden Wissenschaften stellen, und sie pflegten Philosophie, Philologie und Dichtkunst neben bürgerlichen Berufen. Der gelehrte Arzt Chisdai ben Isak war unter den Kalifen Abd er Rahmân III. und Alhakim (961—976) als Finanzmann beschäftigt, als Nasi (»Oberhaupt«) der J. hoch geschätzt. In dieser Würde folgte ihm unter dem Kalifen Haschim der Besitzer einer großen Seidenweberei, Jakob ibn Gau. Die Abhängigkeit der J. von den morgenländischen Akademien hörte auf, als das Talmudstudium durch Moses ben Chanoch aus Cordoba u. a. größere Verbreitung fand. In Malaga, wohin er vor den Berbern, die um 1020 Cordoba verwüstet hatten, geflohen war, bekleidete Samuel ha Levi, genannt Hanagid, »der Fürst« (1027—55), die Würde eines Wesirs; ähnliche Vergünstigungen wurden andern J. zuteil. Vorübergehend wurden die J. in Granada (1066) verfolgt, waren aber im übrigen Spanien so ziemlich geschützt. Alfons VI. von Kastilien bediente sich jüdischer Diplomaten, führte die Gleichheit der J. vor dem Gesetz durch, vertraute seine Person und Politik einem jüdischen Leibarzt an und kehrte sich nicht an den Unwillen des Papstes Gregor VII., der auf dem Konzil zu Rom (1078) neue Judenbeschränkungen durchgesetzt hatte; ja, er sicherte den J. Toledos, das er 1085 eroberte, die verbrieften Freiheiten. Unter den Almorawiden waren J. Staatsbeamte und Ärzte, während sie unter den Almohaden im nordwestlichen Afrika und im südlichen Spanien zum Islam oder Exil gezwungen wurden. Das geistige Leben der J. blieb trotzdem in voller Blüte (s. Jüdische Literatur, S. 346), denn Kastilien, Leon, Aragonien und Navarra boten den J. eine meist ruhige Heimat. In Toledo wohnten über 12,000 J., sie waren unter Alfons VIII. (1170—1214) ihrer Bildung und Begabung wegen protegiert. Alfons X. (1252—82) hatte einen jüdischen Leibarzt und ließ die astronomischen (Alfonsinischen) Tafeln von einem Juden bearbeiten. In Aragonien, das sie anfangs geschützt hatte, dauerten unter Jakob I. auf Betreiben der Dominikaner auch nach der erfolglosen Disputation zu Barcelona (1263) zwischen Nachmanides und dem Konvertiten Pablo Christiani Bekehrungsversuche und Bedrückungen fort. Ruhig hingegen verfloß dann für die J. Spaniens, abgesehen von einigen Verfolgungen, das Leben und war bis auf die Greuel des Bruderkriegs zwischen Peter dem Grausamen und Heinrich von Trastamara (1366—69), an dem sich auch kastilische J. beteiligten, erträglich. 1391 predigte der Erzbischof von Niebla in Sevilla gegen die J., und der Pöbel fiel hier, in Cordoba, Gerona, Ascalona, Valencia, Barcelona, in andern spanischen Städten und auf den Balearischen Inseln über sie her. Die dem Verderben Entronnenen flüchteten sich meistens nach Nordafrika und waren glücklicher als viele ihrer spanischen Brüder, die zum Schein sich taufen ließen; denn diese Neuchristen (Anussim, Maranen, s. d.) wurden mit Mißtrauen verfolgt, so daß sie häufiger die Flucht oder, zum alten Glauben zurückgekehrt, das elende Schicksal ihrer Glaubensgenossen wählten, für die jahrhundertelang die Scheiterhaufen der Autodafés (s. d.) loderten. 1412 in besondere Stadtviertel (Juderias) zurückgedrängt, durch Bekehrungsversuche (unter andern Disputation von Tortosa vom Februar 1413 bis November 1414, 68 Sitzungen umfassend), Judengesetze und Abzeichen an der Kleidung entwürdigt, mußten sie in der 1481 förmlich eingeführten Inquisition ihre Todfeindin erblicken. Nach dem Fall Granadas erwirkte der Großinquisitor Torquemada trotz der Bemühungen des hochgeachteten Finanzministers Isak Abarbanel (s. d.) vom König Ferdinand V. 31. März 1492 ein Ausweisungsdekret, das mit 2. Aug. ablief, und demzufolge mehr als 300,000 J. heimat- und besitzlos auswandern mußten. Sie flohen nach Marokko, der Berberei, Italien, der Türkei und Portugal, arm und verachtet, namenlosem Elend preisgegeben. In Portugal endeten die guten Zeiten, welche die J. namentlich unter Sancho II. (1223 bis 1245) und Dionysius (1279—1325) erlebt hatten, nach Alfons' V. (gest. 1481) Tod. König Johann II. hatte die Flüchtlinge aus Spanien gegen hohe Geldsummen auf acht Monate in Portugal aufgenommen, duldete sie aber, von der fanatischen Geistlichkeit beeinflußt, nicht länger im Lande, das sie dann auch unter dem früher judenfreundlichen Emanuel d. Gr. 1498 verlassen mußten. Die Scheinchristen verfolgte die Inquisition in Spanien und in Portugal bis Ende des 17. Jahrh., so daß viele von ihnen nach den Niederlanden auswanderten.

Justinian (527—565) beschränkte im byzantinischen Reich die den J. gewährten Freiheiten, stellte sie den Ketzern gleich, schloß sie von allen Ehrenämtern,

die nicht mit bedeutenden Lasten verknüpft waren, aus und suchte sie zu bekehren, welche Politik seine Nachfolger Justinus II., Heraklios, Leo der Isaurier fortsetzten. Heraklios erneuerte nach Vertreibung der Perser, für welche die J. Partei genommen hatten, 628, kurz bevor Palästina, Syrien und Ägypten von den Arabern erobert wurden, das Hadrianische Edikt, nach dem kein Jude Jerusalem betreten durfte, und nötigte viele J., nach Ägypten auszuwandern. Ende des 8. Jahrh. zogen viele verfolgte J. in das Chasarenland (s. oben). Die spätern politischen Ereignisse des byzantinischen Reiches, das zahlreiche jüdische Gemeinden in Thessalien, Mazedonien, Thrakien zählte, trafen auch die J. In Korinth, Lepanto, Negroponte, Saloniki, Gallipoli, auf Mytilene, Chios, Samos, Rhodos, in Theben, wo geschickte jüdische Seiden- und Purpurfabrikanten wohnten, in Konstantinopel hat der Pöbel die schutzlosen J. oft genug ungestraft mißhandelt.

Mit der Gründung des Ostgotenreichs konnte sich die Lage der J. in Italien nicht wesentlich verschlimmern. J. wohnten bereits zahlreich in Rom, Mailand, Genua, Verona, Ravenna, Neapel, Salerno, Trani, Otranto, Tarent, Palermo, Messina, Agrigent und in andern Orten, weniger zahlreich im geschäftsstillen Norden, in Lucca, Mantua, Pisa und Venedig. Auch die Herrschaft der Langobarden brachte ihnen keinen Nachteil. Ebenso haben sie unter den fränkischen Herrschern, abgesehen von Bekehrungsversuchen und lokalen Verfolgungen (Bologna 1171), ruhig gelebt. Später hatten sie jedem neuen Kaiser und Papst, unter dessen Schutz sie standen, zu huldigen. Seit dem 13. Jahrh. mußten sie Abzeichen tragen, seit dem 15. Jahrh. in abgeschlossener Stadtgegend (Getto) wohnen. Vollständig frei lebten sie später in Venedig und Livorno unter Ferdinand I. König Robert von Neapel war ihnen sehr gewogen, und einzelne Päpste haben sie, allerdings nach den Begriffen jener Zeit, mild behandelt. Gregor VII., Innozenz III., der sie des geheimen Verkehrs mit den Albigensern verdächtigte, harte Beschlüsse auf den Konzilen gegen sie durchsetzte und die Fürsten Raimund VI. von Toulouse und Roger von Béziers gegen sie einnahm, und andre behandelten sie feindlich. Unter dem Schutz gebildeter Herrscher glänzten in Italien bedeutende jüdische Gelehrte und Dichter; die jüdische Jugend studierte auf den Universitäten, und der italienische Handel ward durch J. sehr gefördert. Von der Insel Sizilien, wo sie frei unter Arabern und Normannen gelebt hatten, wurden sie 1493 von Ferdinand dem Katholischen vertrieben.

Den Boden des fränkischen Reiches haben J. wohl schon vor oder zu der Zeit Cäsars aufgesucht. Ihre Rechte sind ihnen in der ältesten fränkischen und burgundischen Verfassung nicht geschmälert worden. J. waren Handwerker, Ackerbauer, Kaufleute, die oft eigne Schiffe besaßen, und Ärzte. Sie verkehrten, trotz der auf den Konzilen gefaßten Beschlüsse, freundschaftlich mit der christlichen Bevölkerung. Im südlichen Frankreich, in der Provence und im Languedoc, unterhielten die J. geistigen Verkehr mit spanischen Glaubensgenossen, trieben Ackerbau und Handel, wurden aber nicht selten von den Launen der Grafen und den Bekehrungsversuchen der Bischöfe (Agobard von Lyon 831 und seines Nachfolgers Amulo 846) belästigt. Karl d. Gr. hat mit klarem Blick die Bedeutung seiner jüdischen Untertanen gewürdigt und zur sozialen Hebung derselben beigetragen; einer Gesandtschaft an Harun ar-Raschid gab er einen Juden bei. Ludwig der Fromme schützte die J. gegen die Anmaßungen der Vasallen und Geistlichen, förderte ihren Handel und ihr Gewerbe und ließ ihre Privilegien von einem »Judenmeister« überwachen. Nach dem Vertrag von Verdun (843) hatten die J. in Frankreich, in Limoges, Lyon u. a. O., besonders aber während der Kreuzzüge zu leiden. Die Kapetinger Ludwig VI. (1108—37) und Ludwig VII. (1137—80) suchten sie zu schirmen; sie gaben ihnen ausgedehnte Rechte und eigne Bürgermeister (prévôts). Mit Philipp August, der sie anfangs begünstigte, wendete sich in Frankreich das Glück der J. Eingekerkert, beraubt und nie begangener Verbrechen angeklagt, wie beispielsweise in Blois, wo man 26. Mai 1171 über 30 Märtyrer verbrannte, wurden sie 1181 aus Paris, 1191 aus der Landschaft Bray ausgewiesen. Auch aus den Baronien wurden sie verjagt, wenn sie nichts mehr an Schätzen herzugeben hatten. Der geldbedürftige Philipp August rief sie wieder ins Land und behandelte sie milder. Doch waren sie auf einen bestimmten Wohnort beschränkt und wurden Leibeigne ihres Schutzherrn. Der Haß, der sie immer mehr quälte, ihre Schriften vernichten und sie von Ausübung der Arzneikunde ausschließen wollte, entlud sich 1306 unter Philipp IV., dem Schönen, der sie, an 100,000 Seelen, aus ganz Frankreich vertrieb. Ludwig X. gestattete ihre Rückkehr (1315), aber nur unter harten Bedingungen. Leidvoll und kurz war ihr neuer Aufenthalt, denn 1320 wurden sie während der Ausschweifungen fanatischer Haufen von Bauern und Hirten (Pastoureaux oder Pastorels) und wieder 1321, weil sie die Aussätzigen zur Brunnenvergiftung verleitet haben sollten, wie auch 1349 zur Zeit des Schwarzen Todes schwer heimgesucht und endlich 1394 von Karl VI. für immer des Landes verwiesen. In einzelnen Landesteilen (in dem päpstlichen Bezirk Venaissin mit den Städten Avignon und Carpentras) blieben J.; den Vertriebenen gewährten Deutschland, Italien und Polen eine unsichere Zufluchtsstätte. Ludwig XII. vertrieb 1501 die J. aus der Provence.

Gleich traurig war das Los der J. in den damals zu England gehörenden französischen Landstrichen (Normandie, Bretagne, Anjou, Touraine, Maine, Guienne, Poitou und Gascogne) und in England selbst. Schon Erzbischof Theodor von Canterbury (669—691) nimmt die Christen gegen sie ein. Eduard der Bekenner erklärt 1041 die J. und ihr Vermögen als Krongut. Wilhelm der Eroberer hat abgefallene J. zur Rückkehr zum Judentum gezwungen, um seine Einkünfte nicht durch die Kirche geschmälert zu sehen. Sie wurden den Königen immer unentbehrlicher, dem Volk aber verhaßt, weil sie wohlhabend waren. Am Krönungstag Richard Löwenherz' (3. Sept. 1189) entlud sich der Haß, und das Volk fiel über die mit ihren Huldigungsgeschenken auf Veranlassung des Erzbischofs von Canterbury zurückgewiesenen, dann über alle J. Londons plündernd und mordend her. Richard zog die Mörder zur Verantwortung. Als er mit den Kreuzrittern, die auch in England den Krieg für den Glauben mit den J. begannen, das Land verlassen hatte, traf die jüdischen Gemeinden in Norwich, York und andern Städten das gleiche Schicksal wie die J. in London, die später (1264) nochmals verfolgt wurden. Nach Bedrückungen unter Johann ohne Land und Heinrich III. verwies sie ein Edikt Eduards I. 1290 für immer aus England.

Von Italien und Frankreich aus mögen J. schon in sehr früher Zeit Deutschland, und zwar meist dessen

südliche und mittlere Gegenden, aufgesucht haben, denn in Köln lassen sie sich schon 321, in Mainz im 9., in Worms, Magdeburg, Merseburg und Regensburg im 10., in Trier, Speyer im 11. Jahrh. nachweisen; sie bildeten in Böhmen, Mähren, Schlesien, Österreich zahlreiche Gemeinden, während sie im mittlern und nördlichen Deutschland vom 13. Jahrh. an nur vereinzelt vorkommen. Vor den Kreuzzügen war ihre Lage erträglich, sie wetteiferten in ihrer beruflichen Tätigkeit mit den Christen und verkehrten mit ihnen gesellschaftlich. Die Privilegien, die der Bischof Rüdiger Huozmann von Speyer den speyerischen J. erteilte (1084) und Kaiser Heinrich IV. auf Ansuchen der J. bestätigte und erweiterte (1090), gaben ihnen Handelsfreiheit für das ganze Reich, eigne Gerichtsbarkeit, das Recht, Grundstücke zu erwerben, christliche Dienstboten zu halten, den Eid nach jüdischem Gesetze zu leisten, schützten sie vor Anwendung der Gottesgerichte u. dgl. Ähnliche Privilegien sind auch den J. andrer Städte erteilt, jedenfalls aber nicht allen J. im Reich ausgestellt und bestätigt worden. Erst nach den Schreckenszeiten der Kreuzzüge (s. unten) nahmen sie die Kaiser, zuerst Heinrich IV. im Landfrieden von 1103, dann Konrad III. während des zweiten Kreuzzugs, in Schutz. Aus diesem Schutz entwickelte sich die sogen. Kammerknechtschaft für alle J. des Reiches. Sie sollten als Servi camerae (Kammerknechte, besser »Abhängige der Kammer«) den kaiserlichen Schutz genießen und dafür Abgaben an die Kammer entrichten. Die Abgaben blieben, aber der Schutz ward illusorisch, und seit der Mitte des 14. Jahrh. kam der Grundsatz zur Anwendung, daß Leben wie Vermögen den J. nur precario, »bittweise«, gehöre und der Kaiser befugt sei, es jederzeit zu nehmen. Sie mußten bei jeder neuen Kaiserkrönung den Schutz erneuern lassen und dafür die »Krönungssteuer« zahlen, die zuerst unter Friedrich I. von den J. in Goslar (1155), vom 15. Jahrh. an allgemein erhoben wurde. Der Kaiser konnte dieses Schutzrecht als königliches Regal auf andre (Landesherren, Bischöfe, Städte) übertragen, damit belehnen oder es verpfänden, auch erlauben, »J. zu halten«. Dadurch wurden sie mit der Zeit landesherrliche oder städtische Kammerknechte und in ihrer Freizügigkeit beschränkt. Zu der bedeutenden, nicht überall gleichen Steuer für den Schutz, der in besondern »Schutzbriefen« verbürgt war, kamen noch andre Abgaben, wie der güldene Opferpfennig, und außerordentliche Geldlasten in Finanznöten der Kaiser. In den unsichern Zeiten des Mittelalters konnten J. bei ihren Reisen sich von ihrem Schutzherrn gegen eine Steuer ein sicheres Geleit erwerben (»Geleitszoll«). Dieser Zoll ward ohne jede Gegenleistung bis Ende des 18. Jahrh. als »Leibzoll« (s. d.) erhoben und bestand hier und da noch zu Anfang des 19. Jahrh. Durch den Ausschluß aus den Gilden und Innungen zwang man die J., die vor den Kreuzzügen noch den Weltverkehr vermittelt hatten, zum verderblichen Kleinhandel, zu Pfand- u. Geldgeschäft. Auswüchse dieser Berufe suchte die Reichspolizeiordnung von 1530 zu beseitigen, insofern sie die Ernährung »mit ziemlicher Hantierung und Handarbeit« forderte. In religiöser und gesellschaftlicher Beziehung litten die J. unter vielen Beschränkungen. Sie bewohnten eigne Stadtviertel (Judengassen); man verhöhnte und beschimpfte sie in Bildern, Worten und Taten, ließ ihnen oft nur die Wahl zwischen Tod und Taufe, belästigte sie mit Bekehrungsversuchen, untersagte ihnen während der Passionszeit das Erscheinen an öffentlichen Plätzen, suchte sie von jeder Gemeinschaft mit Christen auszuschließen, verbot ihnen das Halten christlicher Dienerschaft sowie den jüdischen Ärzten die Behandlung christlicher Patienten und befahl ihnen, Abzeichen, über deren Form und Farbe besondere Verordnungen erschienen, zu tragen.

Mit bewundernswertem Opfermut haben die J. Deutschlands die Greuel und Verfolgungen ertragen, die vom 11.—16. Jahrh. über sie hereinbrachen. 1012 vertrieb sie Heinrich II. aus Mainz. Die Kreuzfahrer plünderten, tauften oder ermordeten sie zur Ehre Gottes und vertilgten die Gemeinden in Speyer, Worms, Mainz, im Bistum Köln, in Trier, Metz, Regensburg, Prag u. a. O. Bald nachher scheinen sich aber überall wieder J. angesiedelt und ruhig bis zum zweiten Kreuzzuge gelebt zu haben. Kaiser Heinrich IV. gestattete den zwangsweise getauften J. die Rückkehr zum alten Glauben und verpflichtete in Mainz (1103) Fürsten und Bürger, ähnlichen Greueln vorzubeugen. Aber alle Bemühungen waren vergeblich. Man verfolgte sie beim zweiten Kreuzzug (1146), um ihre Handelsvormundschaft zu brechen, während des 13. Jahrh. (z. B. 1221 in Erfurt, 1235 in Fulda, 1285 in München, 1283—88 am Rhein), weil man sie des rituellen Christenmordes beschuldigte. 1298 metzelte man 146 Gemeinden in Franken, Bayern und Österreich nieder, um die angebliche »Hostienschändung« (s. Hostien) an ihnen zu rächen, und die »Könige Armleder« erschlugen sie 1336—37 am Rhein, im Elsaß, in Schwaben, Franken, Böhmen und Österreich. 1348—49 klagte man sie, die lästigen Gläubiger, der Brunnenvergiftung an und befreite sich in Hunderten von Orten von den Judenschulden durch Massenmord. Einige Jahrzehnte nach dieser sozialen Revolution in deutschen Landen und Städten als unentbehrlich wieder geduldet, zurückgesetzt und gequält, begannen schon mit dem Ende des 14. Jahrh. ihre Verweisungen aus den einzelnen Ortschaften. 1384 und 1385 fanden in Franken und Schwaben, später, meistens auf Beschluß der Obrigkeit, in der Trierer Diözese (1418), im Mainzer Stift (1420), unter dem Erzherzog Albrecht in Österreich (1420 und 1421), in Freiburg i. Br. (1424), Zürich (1424 und 1435), Köln (1426), in Sachsen (1432), in Heilbronn, Speyer und Zürich (1435), in Mainz (1438), Augsburg (1439), in ganz Bayern (1450) und auf Veranlassung des fanatischen Reisepredigers, des Franziskanermönchs Johann von Capistrano (1452—55), in Schlesien, 1492 aus Mecklenburg, 1493 aus dem Erzstift Magdeburg, 1499 aus Nürnberg und Ulm nach den üblichen Plünderungen neue Austreibungen statt. Auch die Schweiz, wo schon im 12. und 13. Jahrh. J. sich niederließen, hat seit 1348 und Steiermark seit 1496 Judenverfolgungen aufzuweisen (Winterthur und Schaffhausen 1401, Zürich 1442, wo ihnen später [1451 und 1490] der Aufenthalt gestattet wurde, Genf 1490, Thurgau 1491). Die Baseler Kirchenversammlung von 1434 verpflichtete zur tätigen Judenbekehrung. In Polen und Litauen war die Lage der J. unter Kasimir III. günstig, und Flüchtlinge aus andern Ländern fanden hier seit 1349 eine neue Heimat. Später jedoch wurden sie wieder in ihren Rechten beschränkt. Selbst Rußland, das schon im 10. Jahrh. J. hatte, wies sie im 15. Jahrh. aus. Aus Ungarn wurden sie 1526 vertrieben. Mit der seit dem 13. Jahrh. immer mehr um sich greifenden Entehrung ging das innere Leben der J., das sich bis dahin in seltener Weise entfaltet hatte, einem allmählichen Verfall entgegen. Äußerlich geknechtet und entwürdigt, ohne Vaterland und Recht, blieb der Jude

trotzdem freier und sittenreiner als seine Bedrücker. Aus seinem religiösen Schrifttum gewann er in der Leidenszeit den Geist der Brüderlichkeit und Opferfreudigkeit, Gemeinsinn, Fleiß, Wohltätigkeit und vor allem jene seltene Kraft des Duldens, die bis in die neueste Zeit hinein sich noch oft bewähren mußte.

5) Geschichte der Juden in der Neuzeit.

Politisch und geistig unfrei finden wir zu Anfang des 16. Jahrh. die J. in Arabien, wo sie noch jetzt in Hedschas wohnen, in Persien, in Afghanistan, Indien, China, in der Bucharei, wo sie Seiden- und Metallarbeiter sind, in der Tatarei und in Abessinien. Nordafrika hatten sie schon bei den Verfolgungen auf der Pyrenäischen Halbinsel aufgesucht und sich in den dort zahlreichen Judengemeinden in Algier, Oran, Tlemsen, Tetuan und Tunis niedergelassen. In Marokko wurde ihre zeitweilige bürgerliche Freiheit durch Druck und Verfolgung abgelöst. Ihre trübselige Lage in Algier ward 1830 durch Frankreich gebessert, das ihnen 1870 Bürgerrecht verlieh. Die Türkei, wohin sie von Spanien aus sich wandten und große Gemeinden in Konstantinopel, Saloniki, Gallipoli, Smyrna, Adrianopel, Damaskus u. a. O. bildeten, zeigt uns die J. als einflußreiche Handelsherren und Fabrikanten, durch die Gunst der Sultane (Selim, Soliman I.) auch zu Staatsämtern (Joseph Nasi [gest. 1579] sogar zum Herzog von Naxos) erhoben. Hier aber verflachte sich das anfangs blühende wissenschaftliche Leben im Studium der Kabbala (s. d.) und begünstigte von 1648 ab die messianische Bewegung unter Sabbatai Z'wi (s. d.). Vor staatlichem Druck sind die J. in der Türkei und Palästina durch einen Ferman des Sultans geschützt, den Moses Montefiore 1840, als sie in Damaskus beschuldigt wurden, den Pater Thomas ermordet zu haben, erwirkt hat. Nach Italien brachte die Inquisition harte Judengesetze mit; für die jüdischen Schriften wurden nach Einführung der Zensur die Scheiterhaufen (z. B. in Rom, Venedig, Bologna 1553—60), für die J. selbst die Gettos errichtet. Mit Bekehrungsversuchen belästigt, bis Ende des 16. Jahrh. aus einzelnen Städten ausgewiesen, änderte sich ihre Lage erst, als das vereinigte Königreich sie den übrigen Bürgern vollständig gleichstellte. In der Schweiz, wo sie in der Neuzeit nur in Endingen und Lengenau geduldet wurden, sind sie aus Basel schon 1616, Appenzell 1622, Zürich 1634, Schaffhausen 1655 ausgewiesen worden. Peter I. ließ die J. in Rußland wieder zu, Elisabeth vertrieb sie (1743), Katharina II. gestattete nochmals ihre Ansiedelung. Die meist aus Deutschland stammenden J. in Polen waren zu Anfang des 17. Jahrh. politisch gut gestellt, vermittelten den Verkehr, trieben neben Ackerbau Gastwirtschaft und Handwerk und hatten eigne Gerichtsbarkeit. 1648 dezimierte der Kosakenaufstand unter Chmelnicki in Polen, Podolien, Wolhynien, der Ukraine und Litauen ihre blühenden Gemeinden. Vor den Schergen der Inquisition fanden Scheinchristen (s. oben) und J. in Frankreich (Bayonne und Bordeaux 1550) und in Holland Aufnahme, sie gründeten in den Niederlanden Gemeinden, in denen sie Wissenschaft, Handel und Industrie fördern halfen. In England wurden, auf Verwendung des gelehrten Menasse ben Israel (s. d.) aus Amsterdam bei Cromwell, J. wieder aufgenommen (1655), während auf der Pyrenäischen Halbinsel die Autodafés (Glaubensakte der Hinrichtung) für Ketzer und J. fortdauerten. Holländische J. wanderten 1642 nach Brasilien, englische 1639—1664 nach Cayenne.

In Deutschland kamen der von dem Humanismus und der Reformation erzeugte freiere Geist und die Mahnung Luthers (in seiner 1523 erschienenen Schrift »Daß Jesus ein geborner Jude gewesen«), die J. als Blutsfreunde und Brüder zu behandeln, christliche Liebe an ihnen zu üben, sich ihrer freundlich anzunehmen und sie mit werben und arbeiten zu lassen, den Unterdrückten so bald nicht zugute. Man beschuldigte sie immer noch, Hostien geschändet (Joachim von Brandenburg ließ deshalb 1510 in Berlin 30 J. verbrennen und verwies alle andern seines Landes) und Christen gemordet zu haben, nahm nur eine beschränkte Zahl auf und duldete sie an manchen Orten gar nicht. Die Zünfte und viele Handelszweige blieben ihnen immer noch verschlossen, die lästigsten und entehrendsten Gesetze behielten Rechtskraft, und die mannigfachsten Abgaben (über 60 verschiedene Steuern) wurden von ihnen erhoben. Trotz des von Karl V. ihnen gewährten Reichsschutzes wurden sie 1551 aus Bayern, 1555 aus der Pfalz, 1573 aus der Mark, 1670 aus den österreichischen Erblanden vertrieben. Die österreichischen J. wurden in der Mark von Friedrich Wilhelm II. 1671 aufgenommen. Unduldsame Judenordnungen finden sich noch bis in die Mitte des 18. Jahrh. Der Anfang der geistigen und politischen Befreiung der J. fällt in das letzte Viertel des 18. Jahrh., wo Moses Mendelssohn (s. d.) mit gleichgesinnten Freunden, wie Dohm und Lessing, unermüdlich für ihre Besserstellung gearbeitet und Emanzipationsbemühungen in Deutschland, Frankreich, England und den Niederlanden angeregt hat. Die Zeitverhältnisse waren diesen Bemühungen günstig. Nach dem Vorgange der Vereinigten Staaten von Nordamerika proklamierte die französische Nationalversammlung, in der Mirabeau für die J. sprach, 28. Sept. 1791 ihre Gleichberechtigung. Napoleon hat durch die Einberufung einer Notabelnversammlung unter dem Vorsitz Furtados (1806) und die Bildung eines aus 71 Personen bestehenden Synedrions, dem David Sinzheim präsidierte, ihre Verhältnisse geregelt und ihnen eine jetzt noch gültige Konsistorialverfassung gegeben. Ist ihr Bürgerrecht auch vorübergehend beschränkt (1808), so ist es doch während der Revolutionszeiten (1830 und 1848) nicht geschmälert, sondern erweitert worden. Gleiche Fortschritte machte die Emanzipation der J. in Belgien und Holland nach der Vereinigung mit Frankreich, wo ihre vollständige Gleichstellung aber erst durch das Grundgesetz von 1814 ausgesprochen wurde. In demselben Jahre wurden sie in Dänemark emanzipiert.

Die russische Regierung gewährte den J. (1805 bis 1809) gewerbliche Freiheiten, erlaubte ihnen den Besuch höherer Lehranstalten, förderte die Errichtung jüdischer Schulen und gestattete die Anlegung von Kolonien bei Nikolajew, wo J., wie in Kaukasien und Grusien, Ackerbau treiben. Die harten Maßregeln gegen polnische Untertanen jüdischen Glaubens sind wohl mehr aus politischen als aus glaubensfeindlichen Gründen zu erklären; letztern verdankten freilich die Petersburger J. ihre harte Behandlung, die in Kiew ihre Vertreibung (1843). Alexander II. war bemüht, die Lage seiner jüdischen Untertanen zu verbessern. Kurze Zeit nach seinem Tode (13. März 1881) brachen im Süden Rußlands Judenverfolgungen aus, die Hunderttausenden von jüdischen Handwerkern und Ackerbauern Armut und Exil brachten. Die seit Mai 1882 inszenierten grausamen Beschränkungen der Freizügigkeit, des Ackerbaubetriebes und des Studiums, die dadurch verhängten Ausweisungen mit

dem ihnen folgenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ruin zwangen die am härtesten Betroffenen, auszuwandern und mit Unterstützung ihrer Glaubensbrüder sich eine neue Heimat zu gründen. Sie wanderten nach Palästina, England, Amerika, Australien und nach Argentinien aus, wo Baron Moritz v. Hirsch (s. Hirsch 8) in hochherziger Weise Kolonien für sie gründete. Wie in Rußland, wo 1903 noch furchtbare Judenmassaker in Kischinew und Homel stattfanden, so stehen in Rumänien, das die Forderungen des Berliner Vertrags von 1878, Gleichstellung aller Untertanen, ignoriert, die J. noch unter schweren Ausnahmegesetzen. Sie haben sich massenweise dem Druck durch Auswanderung entzogen. In Österreich sind die Grundsätze des Toleranzedikts Kaiser Josephs II. von 1782, welche die Hebung des gedrückten Volkes bezweckten, es für Landwirtschaft und Gewerbe, besonders aber für deutsches Leben und deutsche Sitten gewinnen sollten, in der Folge nur langsam zur Geltung gekommen. Heute sind die J. des österreichischen Kaiserreichs gleichberechtigt mit den übrigen Staatsbürgern. Deutschland wurde durch die französische Revolution zur Judenemanzipation gedrängt. Nachdem diese bereits 1808 in den von Frankreich behaupteten deutschen Gebietsteilen erfolgt war, ward sie auch in Hessen (1808), Frankfurt (1811), in Baden (1808 und 1811), Mecklenburg (1813) und Preußen durch das Edikt vom 11. März 1812 durchgeführt. Die J. haben in den Befreiungskriegen durch Opferfreudigkeit und Heldenmut sich als fähig und würdig erwiesen, deutsche Staatsbürger zu sein; aber nach dem Siege suchte man ihre Gleichberechtigung wieder zu kürzen. Denn trotz des Art. 16 der deutschen Bundesakte, der bestimmte, daß die Lage der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland übereinstimmend zu regeln sei, fand eine solche Regelung in den einzelnen Ländern nur langsam statt. Während manche Regierungen (Hessen, Mecklenburg, Preußen) die J. von neuem beschränkten, nahmen ihnen andre (Hannover, Frankfurt, Hamburg) das Bürgerrecht wieder. Württemberg emanzipierte sie 1828, Kurhessen 1833. Der Hauptvorkämpfer für die Emanzipation seiner Glaubensgenossen war Gabriel Riesser (s. d.). Die deutschen Grundrechte von 1848 bestimmten, daß der Genuß der bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Rechte nicht durch das religiöse Bekenntnis bedingt oder beschränkt sein solle, ein Prinzip, das durch das nunmehrige Reichsgesetz vom 3. Juli 1869, betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung, für Deutschland zur allgemeinen Geltung gelangt ist. Diese Gleichberechtigung sucht eine seit 1874 nach und nach angewachsene antijüdische Strömung, die sich auch außerdeutschen Ländern mitgeteilt hat, der sogen. Antisemitismus, aufzuheben (s. Antisemiten). Er hat die Pöbelaufstände in den östlichen und südöstlichen Gouvernements Rußlands (1881, 1903), die durch den Blutaberglauben entstandene Judenhetze in Ungarn (1883), die judenfeindlichen Bewegungen in Frankreich (Dreyfus-Prozeß), Algier, Rumänien und anderswo gezeitigt. Alle zivilisierten Staaten Europas, mit Ausnahme Rußlands und Rumäniens, und Amerikas haben ihre jüdischen Untertanen den übrigen Staatsbürgern gleichgestellt, nur in den despotisch regierten Ländern Asiens und Afrikas befinden sich die J. noch meist in unfreier Lage, so daß Bedrückungen und Exzesse des Pöbels gegen sie auch in der Neuzeit zu verzeichnen sind.

Mit der Hebung der äußern entwickelten sich auch die innern Verhältnisse der J., das Gemeindeleben, das Schulwesen und die jüdische Wissenschaft (s. Jüdische Literatur, S. 350). Zu erwähnen sind die von dem Präsidenten des westfälischen jüdischen Konsistoriums in Kassel, Israel Jacobson (s. d. 1), gegründete Jacobsonschule in Seesen, die Franzschule in Dessau, das Philanthropin in Frankfurt a. M., die Freischule in Berlin, die Samsonschule in Wolfenbüttel, die Wilhelmschule in Breslau u. a., von denen die in Seesen, Wolfenbüttel und Frankfurt, zu Realschulen umgewandelt, noch heute blühen. Für die Ausbildung von Lehrern sind Seminare (Münster, Kassel, Hannover, Berlin, Würzburg und Köln), für die von Rabbinern Hochschulen (s. Judentum, S. 343) tätig. Bedrückter Glaubensgenossen und der Auswanderer nehmen sich humane Vereine an, wie die Alliance Israélite (s. d.) in Paris, die Anglo-Jewish-Association, die Jewish-Colonization-Association (s. d.) in London, die Israelitische Alliance in Wien und der »Hilfsverein der deutschen Juden« (s. d.). Die Wahrung der staatsbürgerlichen Rechte erstrebt der »Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« (s. d.), und die gemeinsamen Interessen der deutschen Judenheit, namentlich deren Erziehungs- und Wohltätigkeitsbestrebungen, sucht der Deutsch-israelitische Gemeindebund (s. d.) zu fördern, während die Partei der Zionisten (s. Zionismus) der Judennot in Rußland, Galizien, Rumänien und anderswo durch Schaffung einer rechtlich gesicherten Heimstätte für die Verfolgten Herr zu werden versucht. Vgl. Judentum.

[Literatur.] Die Geschichte des Volkes Israel ist außer in den allgemeinen Geschichtswerken von Max Duncker, L. v. Ranke, Maspero, Ed. Meyer, G. Weber, Helmolt u. a. wissenschaftlich behandelt in: H. Ewald, Geschichte des Volkes Israel (bis Bar-Kochba, 3. Aufl., Götting. 1864—68, 7 Bde.); B. Stade, Geschichte des Volkes Israel (Bd. 1 in 2. Aufl., Berl. 1885; Bd. 2, von der griechischen Zeit an, von O. Holtzmann, 1888); E. Rénan, Histoire du peuple d'Israël (Par. 1887—94, 5 Bde.; deutsch von Schälsky, Berl. 1894, 5 Bde.); Wellhausen, Prolegomena zur Geschichte Israels (5. Ausg., Berl. 1899) und Israelitische und jüdische Geschichte (5. Ausg., das. 1904); Winckler, Völker und Staaten des alten Orients, Bd. 2: Geschichte Israels in Einzeldarstellungen (Leipz. 1895—1900, 1. u. 2. Teil); ferner von Klostermann (Münch. 1896), W. Schulze (Berl. 1897), Buhl (»Die sozialen Verhältnisse der Israeliten«, das. 1899), Guthe (2. Aufl., Tübing. 1904), Cornill (Chicago 1898), Budde (»Die Religion des Volkes Israel bis zur Verbannung«, Gieß. 1900), Schall (»Die Staatsverfassung der J.«, Leipz. 1896) u. a. Für die nachbiblische jüdische Geschichte vgl. die Werke von Zunz, Jost, Herzfeld, Steinschneider, Grätz und Güdemann, sowie S. Cassels Artikel »J.« in Ersch und Grubers »Enzyklopädie«, 2. Sektion, Bd. 27.

Vgl. außerdem für die allgemeine Geschichte: D. Cassel, Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur (Leipz. 1879); Bäck, Geschichte des jüdischen Volkes und seiner Literatur (2. Aufl., Frankf. 1894); Brann, Geschichte der J. und ihrer Literatur (2. Aufl., Bresl. 1896—99, 2 Bde.); Neubauer, Mediaeval Jewish Chronicles (Bd. 1 u. 2, Oxf. 1887—1896); Depping, Les juifs dans le moyen-âge (2. Aufl., Par. 1844; deutsch, Stuttg. 1834); Abrahams, Jewish Life in the middle ages (Lond. 1896); »The Jewish Encyclopedia« (New York 1901 ff.);

für die Zeit von 175 v. Chr. bis 135 n. Chr.: Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi (4. Aufl., Leipz. 1901 ff.); für Rom und Italien: Berliner, Geschichte der J. in Rom (Frankf. 1893, 2 Bde.); Vogelstein und Rieger, Geschichte der J. in Rom (Berl. 1895—96, 2 Bde.); für die Geschichte der J. in den mohammedanischen Ländern: A. Geiger, Was hat Mohammed aus dem Judentum aufgenommen? (2. Aufl., Leipz. 1902); Hirschfeld, Beiträge zur Erklärung des Koran (das. 1886); für Deutschland und Österreich: Stobbe, Die J. in Deutschland während des Mittelalters (Braunschw. 1866); Aronius, Regesten zur Geschichte der J. im Fränkischen und Deutschen Reich, bis 1273 (Berl. 1887—92).

Quellen zur Geschichte der J. in Deutschland: Höniger, Das Judenschreinsbuch der Laurenzpfarre in Köln (Berl. 1888); Neubauer u. Stern, Hebräische Berichte über die Judenverfolgungen während der Kreuzzüge (deutsch von Bär, das. 1892); Salfeld, Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches (das. 1898); Zeitschrift für die Geschichte der J. in Deutschland (hrsg. von L. Geiger, Braunschweig 1887—92, 5 Bde.); M. Stern, Quellenkunde zur Geschichte der deutschen J. (Kiel 1892, Bd. 1: Die Zeitschriftenliteratur); Klaus, Die J. im deutschen Mittelalter (in den »Deutschen Geschichtsblättern«, Bd. 2, S. 241 ff., Gotha 1901); Kohut, Geschichte der deutschen J. (Berl. 1899); Wertheimer, Die J. in Österreich (Leipz. 1842); Scherer, Die Rechtsverhältnisse der J. in den deutsch-österreichischen Ländern (das. 1901); Liebe, Das Judentum in der deutschen Vergangenheit (das. 1903); für die Schweiz: Ulrich, Sammlung jüdischer Geschichten (Zür. 1770); Augusta Steinberg, Studien zur Geschichte der J. in der Schweiz (das. 1903); für Spanien: Kayserling, Geschichte der J. in Spanien und Portugal (Berl. 1861—67, 2 Bde.); Bloch, Die J. in Spanien (Leipz. 1875); für England: Goldschmidt, Geschichte der J. in England (1. Teil: 11. und 12. Jahrh., das. 1886); Schaible, Die J. in England (Karlsr. 1890); für Frankreich: Groß, Gallia judaica. Dictionnaire géographique de la France« (Par. 1897) und Kahn, Histoire de la communauté israélite de Paris (das. 1885—88, 5 Bde.); für Polen: Wettstein, Quellenschriften zur Geschichte der J. in Polen (Krakau 1892); für Amerika: »Publications of the American Jewish Historical Society« (New York 1893 ff.) ꝛc. Außerdem finden sich Beiträge zur jüdischen Geschichte in der »Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums« (1851 begründet von Frankel, Bresl., jetzt Organ der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums); in Berliners »Magazin für die Wissenschaft des Judentums« (Berl., seit 1874); in der »Revue des études juives« (Par. 1880 ff.); »Jewish Quarterly Review« in London, den »Publications of the Anglo-Jewish historical Exhibition« (das.). Einen »Jahresrückblick« über die politische und soziale Lage der J. in der Gegenwart gibt M. Philippson im »Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur« (Berl. 1898 f.). Vgl. auch die oben (S. 330) angegebene anthropologische und statistische Literatur.

Judenaffe, s. Schweifaffe.

Judenbach, Flecken in Sachsen-Meiningen, Kreis Sonneberg, auf einem Bergrücken am Südfuß des Thüringer Waldes, hat eine evang. Kirche, Oberförsterei, Fabrikation von Spielwaren, Kisten und (1900) 2019 Einw.

Judenbäder, s. Bad, S. 242.

Judenbart, Pflanze, s. Saxifraga.

Judenbaum, soviel wie Cercis Siliquastrum.

Judenburg, Stadt in Steiermark, 734 m ü. M., auf einer Hochfläche über dem rechten Murufer, an der Staatsbahnlinie St. Michael–Villach gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Pfarrkirche mit frei stehendem, 72 m hohem Turm (sogen. Römerturm von 1509, mit eingemauerten Römersteinen), ein Schloß (jetzt Amtsgebäude), einen monumentalen Brunnen, ein Sensenwerk, Kupferschmiede, Sägewerk, Bierbrauerei, Elektrizitätswerk und (1900) 4924 Einw. Östlich davon befinden sich die Ruinen der Feste und das neue Schloß Liechtenstein, das Eisenwerk Johann-Adolfhütte und der Industrieort Zeltweg (s. d.); nördlich Fohnsdorf mit Braunkohlenbergbau (1903: 4,7 Mill. metr. Ztr. Produktion), Eisenblechwerk, Holzschleiferei und (1900) 7405 Einw. Südwestlich erheben sich die Judenburger oder Seetaler Alpen mit dem aussichtsreichen Zirbitzkogel (2397 m).

Judenchristen, moderne Bezeichnung derjenigen Christen, die, nachdem sie vom Judentum zum Christentum übergetreten waren, die fortdauernde Gültigkeit des mosaischen Zeremonial- und Ritualgesetzes, sei es für alle Christen, sei es wenigstens für die gebornen Juden, behaupteten, sich an die Urapostel, besonders an Petrus und Jacobus, anschlossen und gegen die Lehrweise des Apostels Paulus einen mehr oder minder schroffen Gegensatz bildeten. Wie der Mittelpunkt des Heidenchristentums Antiochia ward, so blieb Jerusalem geraume Zeit Hauptsitz des Judenchristentums. Vgl. Ebioniten, Nazarener.

Judendeutsch, s. Jüdisch-deutscher Dialekt.

Judendorn, s. Zizyphus.

Judeneid, der seit dem Mittelalter in den ost- und westeuropäischen Staaten aus Haß und Mißtrauen von den Behörden vorgeschriebene, unter einem eigenartigen Zeremoniell und nach einem Verwünschungen und Flüche androhenden Formular vor Gericht zu leistende Schwur der Israeliten. Das älteste Formular des Eides more judaico in deutscher Sprache ist von Erzbischof Konrad von Mainz (1160 bis 1200) ausgearbeitet. Einfach gegen spätere Formulare, besonders gegen das der Reichskammergerichts-Ordnung, fand es viele Verbreitung. Erst die zunehmende Zivilisation nahm dem J. das Schimpfliche. In Deutschland ist er mit Einführung der Verfassung des Norddeutschen Bundes (1869) gänzlich beseitigt. Vgl. Frankel, Die Eidesleistung der Juden in theologischer und historischer Beziehung (Dresd. 1847); Stobbe, Die Juden in Deutschland während des Mittelalters, S. 153 ff. (Braunschw. 1866); Scherer, Die Rechtsverhältnisse der Juden in den deutsch-österreichischen Ländern, S. 293—299 (Leipz. 1901); Steinschneider in der »Zeitschrift für hebräische Bibliographie«, Bd. 1 (Berl. 1896/97).

Judenhut.

Judenfolie, Stanniol für sogen. Judenspiegel.

Judengasse, s. Getto.

Judengenossen, s. Proselyt.

Judengold, s. Zinnsulfide.

Judenhut, der im Mittelalter vom 12. Jahrh. an den Juden von den Obrigkeiten vorgeschriebene spitze Hut, orangegelb mit weißem Rand oder weiß mit gelbem Rand, auch bisweilen hornartig gekrümmt. (S. Abbildung.)

Judenhütlein, s. Impatiens.

Judenkirsche, s. Physalis.

Judenkopfgroschen, meißnische und sächsische Groschen vom Ende des 14. bis Anfang des 16. Jahrh., geprägt mit dem Helmkleinod des meißnischen Wappenschildes, einem bärtigen Kopf mit spitzem Hut und Pfauenwedel.

Judenmission, s. Mission.

Judenpappel, s. Corchorus und Kerria.

Judenpech, soviel wie Asphalt.

Judenporzellan, frühere Bezeichnung der Erzeugnisse der Berliner Porzellanmanufaktur, weil nach einer 1787 aufgehobenen Verordnung Friedrichs II. zur Hebung der einheimischen Porzellanindustrie kein Jude die Erlaubnis zur Verheiratung erhielt, bevor er nicht in der königlichen Manufaktur ein Service gekauft hatte, dessen Wert nach seinem Vermögen bestimmt wurde.

Judenquartier, s. Getto.

Judensteine, versteinerte Seeigel (s. d.).

Judentum (jüdische, israelitische, auch mosaische Religion) bezeichnet den religiösen und sittlichen Lehrinhalt des Alten Testaments, der in dem spätern, daran sich anschließenden Schrifttum, wie überhaupt in dem Geistesleben der Judenheit seine Ausgestaltung erlangt hat. Die letzten Wurzeln des Judentums führen schon auf die Stammväter, die Vorbilder des Glaubens, Duldens und Kämpfens, die Träger des monotheistischen Gedankens, der, wie ihr Familienleben, ein charakteristisches Moment der jüdischen Religion ist. Sie erhält nach der Erlösung Israels aus Ägypten und der ihm zuteil gewordenen sinaitischen Offenbarung in dem nach allen Seiten hin ausgebildeten Gesetz seinen umspannenden Rahmen. Die Grundidee dieses Glaubens ist der Monotheismus. Er lehrt einen einzigen, universalistischen Gott, den Schöpfer, Leiter und Richter der Welt, und diese Lehre wird von der geschichtlichen Erfahrung befestigt. Dieser Gott will, daß der in seinem Ebenbild, d. h. mit einer freien, zurechnungsfähigen Seele geschaffene Mensch heilig werde, sich durch den Wandel in Ehrfurcht, Liebe und Gerechtigkeit zur sittlichen Vollkommenheit hinanarbeite. Nach diesen Grundgedanken, welche die Bibel und das jüdische Schrifttum durchziehen, regelt sich das Leben Israels, auf ihnen erheben sich die religiösen Institutionen, sie offenbaren sich in der theokratischen Verfassung, den Staats-, Priester- und Tempelgesetzen, im Kultus, den ritualen, sanitären und volkswirtschaftlichen Vorschriften, in der Lehre vom Messias und der Unsterblichkeit der Seele, wie in allen ethischen Forderungen. Mit der Einwanderung der Israeliten in Kanaan erhält das J. eine nationale Fessel, weil es vor fremden Einflüssen bewahrt bleiben, erstarken und sich bewähren soll. Aber Angriffe von außen und heidnische Elemente im Innern verhindern die Kräftigung. Diese bewirken erst die von Samuel gegründeten Prophetengenossenschaften, die Hebung des Kultus durch David und die Errichtung eines Nationaltempels durch Salomo. Die Reichsspaltung schlägt dem J. tiefe Wunden. Das Zehnstämmereich geht am heidnischen Kultus zugrunde, und der Religionsverfall beschleunigt mit den Untergang des Reiches Juda. Ihn vermögen die Propheten nicht aufzuhalten. Aber ihr Verdienst bleibt es, daß sie dem J. die nationalen Fesseln abnahmen, Werkheiligkeit und Formendienst geißelten, die Volksreligion zur Weltreligion erhoben und einen Fond universaler religiöser Ideen für die Zukunft anlegten. In der babylonischen Gefangenschaft vollzog sich die sittliche Wiedergeburt der Juden, und im zweiten Staatsleben empfing das J. neue Impulse, besonders durch seinen Regenerator Esra. Er eröffnet unter anderm auch auf traditionellem Grunde die Quellen der Gesetzesforschung. Sein Wirken und das der Synagoga magna (s. d.) ist so nachhaltig, daß das J. später in Ägypten sich die griechische Kultur dienstbar macht und in Palästina den gewaltsamen Hellenisierungsversuchen widerstehen kann (Heldenkampf der Makkabäer). Von den nach den makkabäischen Befreiungskriegen sich bildenden Parteien (Pharisäer, Sadduzäer und Essäer) gebührt den Pharisäern das Verdienst, das J. weiter entwickelt und die Keime zu einem üppig emporschießenden Gesetzstudium gelegt zu haben. Korruption im politischen Leben und römische Tyrannei bringen eine Zeit des Gärens und Hoffens, in der sich die ersten Elemente des Christentums vom J. ablösen. Mit der Zerstörung Jerusalems und des Tempels sowie mit dem letzten Versuch unter Bar-Kochba, die nationale Selbständigkeit zu retten, vollzieht sich die Zerstreuung Israels über die Erde. Daß damals das J. nicht verkümmerte, ist den Gelehrten zu danken, die das politische Volk der Juden zu einem Religionsvolk umbildeten, indem sie die Erforschung und Pflege des J. als Hauptaufgabe deklarierten. Die Früchte des Gesetzstudiums, niedergelegt im Talmud (s. d.), gaben dem J. der Diaspora Norm und Einheitlichkeit. Doch löste sich im 8. Jahrh. die antitalmudische Sekte der Karäer (s. d.) vom J. ab, und mit dem vom 10. Jahrh. einsetzenden Aufblühen der arabisch-maurischen Kultur, der Renaissance der altklassischen Philosophie in Spanien, entstand demselben neue Feindschaft. Darum galt es jetzt, den Lehrinhalt des J. nach mehreren Seiten hin zu verteidigen, Glauben und Wissen miteinander zu versöhnen und die Lehre zu vertiefen. Das bezweckten die Schriften der Religionsphilosophen, wie die des Saadja ben Joseph, Gabirols, Juda Halevis, Maimonides, Levis ben Gerson, Josephs Albo u. a. Daneben fand eine weitere Apologetik gewandte Vertreter, während vom 13. Jahrh. ab, nicht zum Vorteil für das J., die Mystik (s. Kabbala) sich ausbreitete. Klar und bündig sind die Forderungen des Judentums systematisch geordnet in den Religionskodizes des Maimonides (Mischne Thora), den Turim Jakobs ben Ascher und dem Schulchan aruch (s. d.) des Joseph Karo. In den Schreckenszeiten des Mittelalters und unter politischem Druck verkümmerte das Geistesleben der Juden, aber ihre Treue zum J. war unverwüstlich. Erst mit der Aufklärungsperiode und der Zeit Moses Mendelssohns (s. d.), in der die Emanzipation der Juden sich anbahnte, kam eine Wendung zum Bessern. Als die Juden eintraten in die Kultur Europas, ergab sich die Notwendigkeit, die Mißstände, die sich besonders in Kultus und Unterricht zeigten, zu beseitigen und das praktische J. zeitgemäß zu gestalten. Dieser Aufgabe kam die jüdische Wissenschaft, besonders die von Rapoport und Zunz angebahnte Erforschung der jüdischen Geschichte und Literatur, die ihre jüngsten Ausläufer in der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums (gegründet 2. Nov. 1902) hat, zu Hilfe. Die radikale, durch Holdheim Philippson und Geiger vertretene Reform machte einer gemäßigten, heute vorwiegend geltenden Richtung (Frankel, Sachs u. a.) Platz, während die orthodoxe Partei (S. R. Hirsch, Hildesheimer, Lehmann u. a.) in der Minorität geblieben ist. Alle Parteien haben in Kultus, Unterricht und sonst den

Zeitforderungen Rechnung tragen müssen. Für Kräftigung des Judentums, Umgestaltung wichtiger Gemeindeinstitutionen, Ausgleich des Lebens mit der Lehre wirkten in Deutschland seit 1844 Rabbinerversammlungen und Synoden, während als Lehr- und Pflegstätten desselben blühende Rabbinerseminare gegründet wurden (Breslau: Rabbinerseminar Fränkelscher Stiftung, Berlin: orthodoxes Seminar und die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, in Wien, Budapest, Paris, Florenz, New York, Cincinnati). Offizielle Vertreter des Judentums sind die Rabbiner, die in einzelnen Staaten, wie in Frankreich, Baden, Württemberg u. a., Staatsbeamte sind. Die das J. betreffende Literatur findet ihre Gesamtdarstellung in Hamburgers »Realenzyklopädie für Bibel und Talmud« (Strelitz 1870 ff.), »The Jewish Encyclopedia« (New York 1901 ff.) und dem »Grundriß der gesamten Wissenschaft des Judentums«, den die Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums vorbereitet.

Vgl. die Artikel »Juden« und »Jüdische Literatur« und die daselbst angegebene Literatur; Jost, Geschichte des Judentums und seinen Sekten (Leipz. 1857 bis 1859, 3 Bde.); A. Geiger, Das J. und seine Geschichte (Bresl. 1864—71, 3 Bde.; Bd. 1 in 2. Aufl. 1865) und Allgemeine Einleitung in die Wissenschaft des Judentums (Berl. 1875); Hirsch, Über die Beziehung des Talmuds zum J. (Frankf. 1884); M. Bloch, Die Ethik in der Halacha (Budap. 1884); Baethgen, Beiträge zur semitischen Religionsgeschichte (Berl. 1889); E. Meyer, Die Entstehung des Judentums (Halle 1896); M. Lazarus, Die Ethik des Judentums (Frankf. 1898); Smend, Lehrbuch der alttestamentlichen Religionsgeschichte (2. Aufl., Tübing. 1899); Budde, Die Religion des Volkes Israel bis zur Verbannung (Gieß. 1900); Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi (Bd. 1 in 3. u. 4. Aufl., Leipz. 1901; Bd. 2 u. 3 in 3. Aufl. 1898); Schreiner, Die jüngsten Urteile über das J. (Berl. 1902); Güdemann, Das J. in seinen Grundzügen ꝛc. (Wien 1902); Cornill, Der israelitische Prophetismus (4. Aufl., Straßb. 1903); Marti, Geschichte der israelitischen Religion (das. 1903); Friedländer, Geschichte der jüdischen Apologetik (Zürich 1903); Bousset, Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter (Berl. 1903); F. Giesebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte (Leipz. 1904); Mandl, Das Wesen des Judentums, dargestellt in homiletischen Essays (Frankf. 1904); Bäck, Wesen des Judentums (Berl. 1905); Eschelbacher, Das J. und das Wesen des Christentums (das. 1905).

Judenviertel, s. Getto.

Judenweihrauch, s. Styrax.

Judenzopf, soviel wie Weichselzopf.

Judex (lat.), Richter; J. ad quem (nämlich appellatur), der Oberrichter, an den, J. a. quo, der Unterrichter, gegen dessen Entscheidung ein Rechtsmittel eingelegt wird; J. in propria causa, Richter in eigner Sache; J. inhabilis, ein wegen eignen Interesses an der fraglichen Sache von der Entscheidung derselben ausgeschlossener; J. suspectus, ein aus ähnlichen Gründen verdächtiger Richter; J. curiae, Titel des Oberlandrichters in Ungarn. J. qui litem suam facit wird bei den Römern der Richter genannt, der durch dolus oder lata culpa in Ausübung seines Amtes eine Partei benachteiligt. Sie gaben gegen ihn eine actio in factum auf Schadenersatz. Heutzutage nennt man die Klage »Syndikatsklage«. Vgl. Beugung des Rechts.

Judge (engl., spr. dschödsch), der Richter. Im engern Sinne werden Judges die Mitglieder der höhern Gerichte genannt, im Unterschied von den Justices (of the peace), den Friedensrichtern (s. Friedensgerichte; vgl. England [Rechtspflege], S. 804).

Judhanf, soviel wie Jute.

Judic (spr. schüdik), Anne, geborne Damiens, franz. Schauspielerin, geb. 17. Juli 1850 in Semur (Côte-d'Or), wurde Verkäuferin in einem Weißwarengeschäft und besuchte, als sich bei ihr ein ausgesprochenes Talent für das Theater bemerkbar machte, das Konservatorium in Paris, wo sie unter Regnier Gesang studierte. Sie debütierte 1867 am Gymnase in einer kleinen Partie, sang darauf im Café-Concert Eldorado, 1871 in Belgien und trat, nach Paris zurückgekehrt, 1872 erst an den Folies Bergères, dann, von Offenbach engagiert, am Gaîté-Theater und schließlich an den Bouffes-Parisiens auf. Die letztern Theater wurden die Stätte ihres Ruhmes. Später trug sie viel zur Blüte der Variétés bei; die schöne Helena, Périchole, Niniche, Roussotte und ähnliche Partien in Operetten und Vaudevilles zählen zu ihren Glanzleistungen. J. hat auch in London, Petersburg, Wien, Berlin und in andern Städten teils allein, teils mit einer eignen Schauspielergesellschaft mit großen Erfolgen gastiert.

Judicarien (ital. Giudicarie), zusammenfassende Bezeichnung des Tals der Sarca in ihrem mittlern, östlich gerichteten Lauf und des südwestlich gerichteten Tals des Chiese bis zum Idrosee in Südtirol. J. ist durch landschaftliche Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Hauptorte: Tione, Stenico und Condino.

Judicium (lat.), s. Judizium.

Judicum (J. liber, lat.), das »Buch der Richter« in der Bibel.

Judika (lat. judica, »richte«), Name des fünften Fastensonntags, nach dem Anfangswort von Psalm 43, 1.

Judikāt (lat. Judicātum), Urteil; Judikation, Be-, Aburteilung; judikatorisch, richterlich.

Judikātshypothek, soviel wie Urteilshypothek oder Zwangshypothek (s. d.).

Judikātsobligation, die Verpflichtung des Verurteilten, die Leistung zu erfüllen, zu der er verurteilt ist.

Judikātszinsen nannte man früher die Zinsen, die der zu einer Geldleistung Verurteilte zu zahlen hatte, wenn er längere Zeit mit der Zahlung der Urteilssumme zögerte.

Judikatūr (lat.), Rechtsprechung; namentlich die in den Urteilsgründen niedergelegte und in den Urteilen selbst zum Ausdruck gebrachte Rechtsanschauung, daher soviel wie Gerichtspraxis, Gerichtsgebrauch.

Jüdisch-deutscher Dialekt (Judendeutsch). Die nach den Verfolgungen des Mittelalters von der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. an aus Deutschland nach dem europäischen Osten auswandernden Juden wahrten in der Fremde mit besonderer Zähigkeit ihre hochdeutsche Muttersprache, die sie für neu hinzukommende Begriffe mit hebräischen und talmudischen Ausdrücken und Fremdwörtern durchsetzten und zu einem eigenartigen Dialekt ausbildeten, der sich bis in die Neuzeit erhielt und in religiöser Volksliteratur zur Schriftsprache wurde. Bei dem in ruhigen Zeiten erfolgten Rückfluten der jüdischen Bevölkerung nach dem Westen wurde dieser Dialekt nicht aufgegeben und bildet noch heute die Umgangssprache nicht nur vieler Juden deutscher Abstammung in Rußland, Polen,

Ungarn, Bosnien, Serbien und Rumänien, sondern auch in den Ländern, in denen Jargon redende Juden eine neue Heimat fanden, wie in Deutschland, Holland, England und Amerika. Ein ähnlicher Mischdialekt, das Ladino, hat sich bei den aus Spanien stammenden Juden im Orient erhalten. (Vgl. M. Grünbaum, Jüdisch-spanische Chrestomathie, Frankf. 1896.) Man kann im Jüdisch-Deutschen vier Elementarbestandteile unterscheiden: 1) das Hebräische und zwar für Gegenstände aus dem Kreise des Judentums und des jüdischen religiösen und privaten Lebens, bei Begriffsformen, mit denen die jüdischen Studien vertraut machten, und bei Ausdrücken, bei denen man absichtlich die Landessprache vermied; 2) Kompositionen des Hebräischen und der Landessprache in vierfacher Weise: das deutsche Hilfszeitwort »sein« mit dem hebräischen Partizipium, z. B. matzil sein (erretten), meschuggo (verrückt) sein, deutsche Flexionen hebräischer Wörter, z. B. Verba durch die Endsilben en oder n, als darschan-en (predigen), oder Adjektiva, z. B. chen-dig (anmutig) ꝛc., Zusammensetzungen, wie Schabbeslicht (Sabbatlicht), Habdalabüchse (Gewürzbüchse), zu Wörtern erhobene Abkürzungen, z. B. Ra-T (Reichstaler), Pa-G (preußischer Groschen); 3) veraltetes oder fehlerhaftes Deutsch, teils in Anwendung für die jüdischen Gebräuche, z. B. aufrufen (zur Thora), lernen (als religiöses Studium), teils in Judaismen aller Art, in Flexionen und Konstruktionen oder im besondern Gebrauch der Wörter (sich kriegen statt streiten, königen statt regieren, Schule statt Gotteshaus), Redensarten und Sprichwörter, willkürliche Bildungen, z. B. jüdischen (beschneiden), teils endlich in einer beträchtlichen Anzahl von alten provinzialen Ausdrücken, z. B. as (daß), Ette (Vater), awekk (hinweg), derschrecken, entzünden (anzünden), Trären (Tränen) ꝛc.; 4) aus der Fremde stammende Aussprache und Wörter, z. B. bensche (segnen, lat. benedicere), oren (beten, lat. orare), Pilzel (Magd, ital. pulcella), planjenen (weinen, lat. plangere), preien (einladen, franz. prier), Sargenes (Sterbehemd, ital. sargano, sargia) ꝛc. — Die jüdisch-deutsche Literatur entwickelte sich namentlich in Polen und Deutschland vor der Mitte des 16. Jahrh. zum Zweck der religiösen Erbauung und Belehrung, der Verbreitung von Übersetzungen aus der profanen Literatur sowie aus der Bibel. Sie umfaßt Paraphrasen und midraschische Ausschmückungen biblischer Bücher (Zeënu urena), religiös-ethische Schriften (z. B. Zuchtspiegel, Seelenfreude, Frauenbüchlein, Buch der Frommen u. a.), Übersetzungen der Gebetbücher, Andachtsbüchlein (Techinnot), historische Werke (Schewet Jehuda u. a.), Ritualwerke (Minhagim), Sagen- und Heldenbücher, Belletristik (Jossippon, Judith, Maasse-buch, Übersetzungen von »Tausendundeine Nacht«, Rittergeschichten, König Artur, Dietrich von Bern, Flor und Blancheflur u. a.), Glossare zu Bibel und Talmud, Rechtsgutachten ꝛc. sind im jüdisch-deutschen Dialekt abgefaßt. Seit M. Mendelssohn, dem Germanisator der in Deutschland lebenden Juden, schwand das Judendeutsch immer mehr, vegetierte aber weiter in Rußland, Polen, Galizien, Rumänien ꝛc., trotz der Bemühungen, es in einer Reformliteratur zur Aufklärung der Massen zu verwerten. Erst die seit 1880 in Rußland und Rumänien einsetzenden Verfolgungen und Bedrückungen der Juden und die zionistischen Bestrebungen, die »Judennot« zu lindern, zeitigten die Wiedergeburt des Jüdisch-Deutschen, das heute als Verkehrs- und Schriftsprache nicht nur der Juden in den genannten Ländern, sondern auch der in England, Amerika, Australien, Südafrika eingewanderten auf eine umfangreiche universelle Literatur hinweisen kann. Neben wissenschaftlichen, erbaulichen und andern Schriften wird die Belletristik von Schriftstellern wie Scheikewitz, Blustein, Rabinowitz, Peretz, Abramowitz, Buchbinder, Spektor u. a. gepflegt. Unter den Dichtern ragt M. Rosenfeld (»Songs from the Ghetto«, Boston 1898) hervor, während die jüdisch-deutsche Theater-Literatur in Goldfaden, Lateiner, M. Gordon u. a. namhafte Vertreter hat. Dem öffentlichen Verkehr, der Belehrung und Unterhaltung dienen zahlreiche jüdisch-deutsche Tages-, Wochen- und Witzblätter. Vgl. Jost in Ersch und Grubers »Enzyklopädie«, Bd. 27; Zunz, Gottesdienstliche Vorträge (2. Aufl., Frankf. a. M. 1892, S. 453 ff.); Grünbaum, Jüdisch-deutsche Chrestomathie (Leipz. 1882) und Die jüdisch-deutsche Literatur in Deutschland, Polen und Amerika (in Winter und Wünsche: »Die jüdische Literatur«, 3. Bd., S. 531 ff., Trier 1896); Dalman, Jüdisch-deutsche Volkslieder aus Galizien und Rußland (Leipz. 1888); L. Wiener, The history of yiddish literature in the nineteenth century (New York 1899); E. Bischoff, Jüdisch-deutscher Dolmetscher (Leipz. 1901); J. Gerzon, Die jüdisch-deutsche Sprache (Frankf. 1902). Das Jüdisch-Deutsche, eine Fundgrube für mittelhochdeutsches Sprachgut, harrt noch umfassender wissenschaftlicher Bearbeitung. Über das in der Gaunersprache (s. Kochemer-Loschen) aufgenommene und verarbeitete Judendeutsch vgl. Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunertum, Bd. 3 u. 4 (Leipz. 1862), und Steinschneider, Hebräische Bibliographie (Berl. 1864).

Jüdische Literatur, im weitern Sinne das gesamte Schrifttum der Juden vom Abschluß der Bibel bis zur Gegenwart. Sie wurzelt in der hebräischen Literatur, deren Pflege und Weiterbildung sie übernimmt. Zu der überkommenen eignen Gelehrsamkeit tritt in allen Ländern noch fremdes Wissen, so z. B. persische Religionsbegriffe, griechische Philosophie, römisches Recht, arabische Dichtkunst, mittelalterliche Scholastik und europäische Wissenschaft. Kein Wissensgebiet der Forschung bleibt unvertreten. Dichtkunst und Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz, Grammatik und Exegese, Mathematik und Naturwissenschaft zieht sie in den Bereich ihres Forschens und Schaffens. Alles aber dient nur einem Zwecke, das Judentum zu erforschen und zu begründen, woneben aber auch rein wissenschaftliche und weltliche Fragen, wie z. B. Astronomie und Politik, aber stets im Zusammenhang mit der Religion, erörtert werden. Die Werke der jüdischen Literatur sind in den verschiedensten Sprachen abgefaßt. Schon im Altertum schrieb man neben dem bis in die Gegenwart gepflegten Neuhebräisch in aramäischer und griechischer, dann in arabischer und lateinischer Sprache und später in allen Sprachen der Kulturvölker.

Da die in der jüdischen Literatur behandelten Disziplinen sich nicht scharf umgrenzen lassen, so ist sie hier chronologisch in folgende Abschnitte eingeteilt worden.

Erster bis dritter Abschnitt (alte Zeit).

Der erste Abschnitt reicht von Esra (s. d.) bis R. Jochanan ben Sakkai (s. d.). An die Tätigkeit des Schriftkundigen (Sofer) Esra, der die Heilige Schrift »abschrieb und erläuterte«, die Liturgie mit Vorlesungen ausschmückte und wahrscheinlich statt der althebräischen (samaritanischen) Schriftcharaktere die noch heute gebräuchliche Quadratschrift einführte, schloß sich eine aus 120 Gelehrten (Soferim) bestehende große Versammlung an. Diese Soferim

lehrten und schützten das Gesetz, sammelten die biblischen Bücher, schufen den Grundstock der Gebetordnung und führten eine eigenartige Schriftdeutung (Midrasch, s. d.) ein. Das Hebräische blieb vorläufig die Sprache der Gelehrten, während das Volk Aramäisch und seit dem Eindringen der griechischen Kultur in den Orient Griechisch sprach. Aus der vormakkabäischen Zeit sind nur einige in Palästina verfaßte apokryphische Bücher (s. Apokryphen) bekannt. Die Präsidenten des Synedrions (s. d.) wurden die Träger der Gesetzesüberlieferung. Doch schon mit dem Tode seiner ersten Präsidenten hörten aus politischen Rücksichten die öffentlichen Lehrvorträge auf, nicht aber das Studium, das weitere Kreise pflegten. Im Widerstreit der religiösen Parteiungen (Pharisäer und Sadduzäer) erstarkte durch Pharisäismus das tradierte Gesetz, für dessen Auslegung Hillel sieben feste Regeln aufgestellt hatte. Am Schluß dieses Zeitraums nahm die Deutung und praktische Anwendung des Gesetzes festere Formen an. Die Halacha (s. d.) normierte die gesetzlichen Bestimmungen, und die Haggada (s. d.) erweiterte in freien Vorträgen den nichtgesetzlichen Teil der Bibel nach erbaulichen ethischen, geschichtlichen und sozusagen wissenschaftlichen Motiven. Zu den Pentateuchvorlesungen in der Synagoge kamen der Vortrag des prophetischen Schlußabschnittes (Haftara, s. d.), belehrende Vorträge und die Übersetzung, resp. Paraphrase des Bibeltextes (Targum, s. d.).

Der zweite Abschnitt führt uns die jüdisch-hellenistische Literatur vor, die von der mächtigen, seit Alexanders d. Gr. Siegeszügen entstandenen Kulturströmung gekennzeichnet wird, meist einen apologetischen Charakter trägt, ältere historische Stoffe poetisch bearbeitet und das Judentum philosophisch zu begründen sucht. Ihr Schauplatz ist hauptsächlich Ägypten, besonders Alexandria, zum geringen Teil auch Palästina. Der Septuaginta (s. d.) wurden die Apokryphen (s. d.), von denen mehrere Teile in Palästina, wo auch später die Pseudepigraphen zum Alten Testament, wie unter andern der Aristeasbrief, das Buch der Jubiläen, das Buch Henoch, entstanden, geschrieben sind, einverleibt. Was nicht Aufnahme fand, ist nur noch in Fragmenten vorhanden und aus Zitaten bei den Kirchenvätern bekannt. Aristobulos aus Paneas schrieb für den König Philometor (181—146) eine philosophische »Erläuterung der Gesetze«, Eupolemos, Artapan, Demetrios, Aristäos, Kleodemos und Malchos verquicken althebräische Sage und Geschichte mit griechischer Mythologie; Ezechiel dichtete ein Trauerspiel: »Der Auszug aus Ägypten«, und Philo der ältere ein Gedicht: »Jerusalem«. Den bedeutendsten Vertreter hat der jüdische Alexandrinismus an dem sprachgewandten, scharfsinnigen Philosophen Philon (s. d. 4). In griechischer Sprache sind auch die Schriften des Josephus (s. d.) und die »sibyllinischen Weissagungen«, die ältern heidnischen Autoren jüdische Weisheit in den Mund legen, abgefaßt.

Der dritte Abschnitt umfaßt die Literatur des Talmud. R. Jochanan ben Sakkai (s. d.) eröffnet nach dem Untergang des jüdischen Staates die Reihe derjenigen Gelehrten, welche die geistigen Besitztümer zu retten und dadurch Juden und Judentum zu erhalten suchen. Das Synedrion, das er mit Erlaubnis Vespasians von Jerusalem nach Jamnia verlegt hatte, zeigte dem Gesetzstudium die neue Richtung. Der neben der Bibel aufgespeicherte mündlich überlieferte gesetzliche Stoff ward von Autoritäten, den Tannaïm (Mischnalehrer), gesammelt, durchforscht und gesichtet, wie von Elieser ben Hyrkanos, später Lehrhausvorsteher in Lydda, Josua ben Chananja, der sein Lehrhaus in Bekiin hatte, Josua Hakohen, Simon ben Netanael und Elasar ben Arach. R. Jochanas Nachfolger in Jamnia, R. Gamaliel II., regte vermutlich die Bibelübersetzung Aquilas, eines jüdischen Proselyten aus Pontos, an. Der bedeutendste in der Reihe der Tannaïm war der tiefgelehrte, schöpferische R. Akiba. Seine gesetzlichen Forschungen wurden grundlegend für die Mischna (s. d.). Damals lehrten Tarfon oder Tryphon in Jamnia und Lydda, Ismael, der 13 »Auslegungsregeln der Halacha einführte und zu dem spätern halachischen Midrasch zum 2. Buch Mosis, der Mechilta, anregte, Elasar aus Modim u. v. a. Den Gelehrten, die unter Hadrian den Märtyrertod erlitten, folgten Meir, Juda ben Ilai, aus dessen Schule der halachische Midrasch zum 3. Buch Mosis (Sifra) hervorging, Simon ben Jochai (s. d.), der die Grundlage zu dem halachischen Midrasch zum 4. und 5. Buch Mosis (Sifre) gab, Jose ben Chalafta, dem man eine biblische Chronologie, »Seder olam«, zuschreibt, und Elasar ben Schammua. Die endgültige Sichtung und Feststellung der Halacha unternahm zwischen 190 und 220 n. Chr. der Patriarch Juda, Sohn Simons III. Seine Arbeit, die heute als sechsteilige Mischna (s. Talmud) vorliegt, verdrängte die frühern Sammlungen und gelangte zu unbedingter Autorität, gegen welche spätere Kompendien, wie die Tossifta (Zusätze) und Boraita (äußere Mischna), nicht aufkamen. Die Mischna ward den Verhandlungen in den Hochschulen Palästinas zugrunde gelegt. Ihre Erklärer nannte man Amoräer. Ihre Forschungen sind im 4. Jahrh. in der »Gemara« (d. h. vollständige Erklärung) vereinigt. So entstand aus Mischna und Gemara der jerusalemische oder palästinensische Talmud. In Palästina brachte auch um 360 n. Chr. Hillel II. die Kalenderbestimmung in feste, noch heute geltende Regeln.

Reger als in Palästina entwickelte sich das Geistesleben in den Euphratländern. Hier versammelten die tiefgelehrten Abba Arecha (gest. 243 n. Chr.), gewöhnlich Rab (Lehrer) genannt, der die Kenntnis der Mischna in Palästina erworben hatte, und Samuel zahlreiche Schüler um sich, mit denen das Gesetzstudium so eifrig gepflegt wurde, daß die babylonischen Hochschulen diejenigen Palästinas bald überflügelten. Das Anwachsen des Lehrstoffs und Verfolgungen unter Jesdegerd II. (439—457) und seinem Nachfolger Firuz zwangen zur Sammlung und Redaktion des aufgehäuften gesetzlichen Materials, die Rab Aschi (375—427) begann und andre Amoräer, besonders Rabina, Schulhaupt in Sura (473—499), fortsetzten und vollendeten. So entstand der babylonische Talmud (s. d.), jene Riesenarbeit, die für alle Folgezeit die vorzüglichste Religionsquelle des Judentums blieb. Die angestrengte Schaffenskraft erlahmte und ruhte mehrere Jahrhunderte, bis sie unter den Geonim (s. unten) neu auflebt. Die von 500—600 tätigen Schulvorsteher, »Saboräer« (Deziforen), leiden unter politischem Druck und können zu dem Überlieferten nur Zusätze machen; der Talmud ist in heutiger Gestalt uns von ihnen überliefert worden. Nachzügler dieser Zeit sind einzelne Halacha- und Hagaddasammlungen, auch ward die von den Soferim und Talmudisten begonnene Regelung des Gottesdienstes durch Gebete in reiner hebräischer Sprache fortgesetzt, das Vokal- und Akzentuations-

system für den Bibeltext geschaffen und die Grundlage zur Massora (s. d.) gelegt.

Vierter Abschnitt (8.—15. Jahrhundert).

Im vierten Abschnitt, der sich vom Beginn der arabischen Wissenschaft bis zur Vertreibung der Juden aus der Pyrenäischen Halbinsel, also vom 8. Jahrh. bis 1498, erstreckt, nehmen die Juden an dem unter den Arabern neu erwachenden, eifrig gepflegten wissenschaftlichen Leben hervorragenden Anteil. Vorderasien, Nordafrika, Spanien, Italien und Deutschland sind hauptsächlich der Schauplatz der neuen gesteigerten Kulturentfaltung; die Sprache der Gelehrten ist teils die arabische, teils die neuhebräische. Von Babylonien und Irak aus folgte die jüdische Bildung den Zügen der Araber nach Nordafrika (Ägypten, Kyrene, Fes), Spanien und dem südlichen Frankreich. Schon zuvor hatte sie sich von Palästina aus über Kleinasien, Griechenland, Italien (Bari, Otranto) nach Frankreich und Deutschland (Mainz) verbreitet, während sie im Orient die letzten Blüten trieb. Denn noch einmal erhob sich Babylon durch seine gefeierten Schulhäupter, die den Titel Gaon (s. d.) führen, zu Sura und Pumbedita in der Mitte des 8. Jahrh. und sicherte sich bis in die Mitte des 11. Jahrh. die geistige Herrschaft. Die Tätigkeit der Schuloberhäupter Jehudai der Blinde (um 760), Simon aus Kairo, Achai, Amram (869—881), Verfasser einer weitverbreiteten Gebetordnung (»Siddur R. Amram«), Zemach ben Paltoi (»Talmud-Lexikon«), Nachschon, Saadja ben Joseph (892 bis 942, s. Saadja Gaon), Scherira, Hai, Samuel ben Chofni (gest. 1034) bestand vorwiegend in Erläuterung des Talmud, Erteilung von Gutachten oft bis nach Spanien und Frankreich hin und der Abfassung von Monographien über Gegenstände der Praxis, z. T. in arabischer Sprache.

In Kyrene (Kairowan) hatte um die Mitte des 10. Jahrh. die j. L. in dem philosophisch gebildeten Arzt Isak Israeli einen hervorragenden Vertreter, wie dessen arabisch geschriebene Werke über Medizin und Philosophie bezeugen. Chananel ben Chuschiel kommentierte talmudische Traktate und den Pentateuch, der blinde Chefez ben Jazliach schrieb in arabischer Sprache das Buch der Gebote (»Sefer mizwot«), Nissim, Sohn des Jakob ben Nissim, des Erklärers des Buches Jezira, einen »Makteach« (Schlüssel) zum babylonischen Talmud u. a. Das Studium der hebräischen Sprache suchten um 950 Juda ibn Koraisch aus Tahart durch Vergleichung verwandter Dialekte und Dunasch ben Labrat (Adonim) durch scharfe Polemik gegen Saadja zu fördern. Über die diesem Zeitraum zuzuweisende Entwickelung der Haggada s. Midrasch; über die Geheimlehre s. Kabbala; über die Literatur der Karäer s. Karäer. Im Anschluß an die bereits feststehenden, zur Zeit der Geonim verfaßten Gebetordnungen (Siddurim) begann nun auch mit Anwendung des Metrums und Reimes die synagogale poetanische (s. Paitan) Dichtung, als deren bahnbrechender Vertreter Elasar Kalir (um 800) zu nennen ist, sich zu entwickeln.

Vom 10. Jahrh. an erschließt sich in Spanien im Wetteifer mit den wissenschaftlichen Leistungen der Araber die Blütezeit der jüdischen Literatur. Der Beamte der Kalifen Abd er Rahmân III. und Alhakim II., der Arzt und Philolog Chisdai ben Isak (950) in Cordoba, begeisterte seine Glaubensgenossen für Wissen und Poesie. Selbst wissenschaftlich tätig, lieh er gelehrter Arbeit seine Unterstützung. Er berief Menachem ben Saruk, Verfasser des ersten hebräischen Wörterbuches in hebräischer Sprache (»Machberet«), von Tortosa nach Cordoba. Für die Bibliothek Alhakims übersetzte Joseph ibn Abitur, auch als synagogaler Dichter bekannt, die Mischna ins Arabische. Im 11. Jahrh. förderten Juda ibn Chajug, der Vater der hebräischen Grammatik, der Entdecker des Dreiwurzelbuchstabensystems, und Jona ibn Gannach (Abulwalid Merwan), Verfasser einer hebräischen Grammatik und eines Lexikons, das Sprachstudium. Der jüdische Minister von Granada, Samuel Hanagid (1027—55), war für Grammatik und Exegese tätig, schrieb Lehrgedichte und eine Einleitung in den Talmud. Während noch Samuel den Spuren althebräischer Dichter folgt, tritt Salomo ibn Gabirol, der tiefe Denker, als selbstschöpferischer Dichter auf (s. Avicebron), und wie er auf dem Grunde des Neuplatonismus philosophiert, so hat sein Zeitgenosse Bachja ibn Bakoda in arabischer Sprache eine leichtverständliche Moralphilosophie: »Chobot ha-lebabot« (Herzenspflichten), geschrieben. Auch das Talmudstudium nahm einen Aufschwung durch fünf Gelehrte, namens Isak, von denen Isak ben Jakob Alfasi (aus Fes, geb. 1013, gest. 1103 in Lucena) durch sein Talmudkompendium, »Alfasi« oder »Rif« genannt, am bekanntesten ist. Der von 1065—1136 lebende Polizeimeister Abraham bar Chija aus Barcelona zeigte in einem großen Werk über Mathematik und Astronomie bedeutendes Wissen. Seine Zeitgenossen waren die Talmudisten Juda ben Barsillai, Joseph ibn Migasch und Joseph ibn Zaddik (gest. 1049). Das Lied, das Gabirol angestimmt, verhallte nicht mit dem Tode des Meisters, auch Moses ibn Esra (gest. 1138) schuf neue Poesien, bis Juda ha-Levi (s. d.) die Krone religiösen Gesanges erwarb. Der kühne Forscher und scharfsinnige Kritiker Abraham ibn Esra (s. Ibn Esra) bleibt in der Dichtkunst weit hinter ihnen zurück, übertrifft sie aber durch ein eminentes Wissen in Philosophie, Philologie, Exegese und Mathematik.

Auch Geschichte und Geographie haben ihre Vertreter. Abraham ben David (ibn Daud, gest. 1180), Verfasser des religionsphilosophischen Buches »Emunarama«, schrieb das geschichtliche »Sefer ha-Kabbala«; Benjamin ben Jona aus Tudela (gest. um 1175) schilderte seine Reise durch Südeuropa, Asien und Afrika in dem Büchlein »Massaot«. Ihren Höhepunkt erreichte die j. L. in Moses ben Maimon (1135—1204, s. Maimonides), dem bedeutendsten Religionsphilosophen, den Mischna-Erklärer und gelehrtesten Kodifikator des Talmud. Der Kampf zwischen der alten und der freiern philosophischen Richtung kam zuerst in der Provence, wo sich gegen Maimonides' »More nebuchim« (»Führer der Verirrten«) Widerspruch erhob, zum Ausbruch. Es entspann sich ein Gelehrtenstreit, der sich zu einem Kampfe gegen die Philosophie überhaupt erweiterte, und in den hinein später auch die Kabbala (s. d.) spielte. Unter dem Druck der Almohaden ging das geistige Leben in Südspanien zurück, während von Kastilien und Katalonien aus ein reger literarischer Verkehr mit der Provence unterhalten wurde. In Narbonne hatte schon im 10. Jahrh. Machir aus Babylonien eine talmudische Hochschule gegründet, an der um 1140 Abraham ben Isak, Verfasser des »Eschkol«, lehrte. In Lunel wirkten die Familie Meschullam, Jonathan Hakohen (ca. 1200), Serachja ben Isak Halevi (gest. 1185), Verfasser des Talmudkommentars »Maor«, die Übersetzerfamilie Tibbon, Abraham ben Natan, Verfasser des Ritualwerkes

»Manhig«, in Marseille Isak ben Abba Mari, der über talmudisches Recht schrieb (»Ittur«), und in Narbonne die Familie Kimchi (s. d.), die sich vorwiegend der Grammatik, Lexikographie und Exegese zuwendete.

David Kimchi nahm noch im hohen Alter für Maimonides, wie später Abraham ben Chisdai aus Barcelona, der Dichter des Sittenbuches »Ben hamelech wehanasir« (»Prinz und Derwisch«), gegen dessen Gegner Meir ben Todros Halevi Abulafia aus Toledo (gest. 1244) und den Arzt Juda ibn Alfakar, Salomo ben Abraham aus Montpellier, David ben Saul und Jona aus Gerona, eifrig Partei. Dieser ernsten Zeit fehlte es nicht an Gelehrten, die in satirischer Dichtung der Mitwelt einen Spiegel vorhielten: Juda ibn Sabbatai dichtete einen »Wettstreit zwischen Weisheit und Reichtum«, Joseph ibn Sabara »Das Buch der Tändeleien« (»Sefer schaaschuim«), Juda ben Salomo Alcharisi (1170—1230) das witzsprudelnde »Tachkemoni«. In dem Kampf um die Werke des Maimonides suchte Moses ben Nachman (s. Nachmanides), der geistvolle Bibelerklärer und Talmudist, zu vermitteln. Sein Schüler Salomo ben Abraham ben Aderet (gest. 1310) in Barcelona erfreute sich hohen Ansehens als Talmudist. Sein Buch über die Ritualgesetze (»Torat habajit«) griff Ahron Halevi in seinem »Bedek habajit« heftig an. Mehr oder minder beteiligten sich in dem Kampfe zwischen Glauben und Philosophie: Jakob Anatoli aus der Provence (»Malmad hatalmidim«), der philosophisch gebildete Arzt Jakob ben Machir, Menachem Meiri, Kommentator von Talmudtraktaten u. a. in Perpignan, Levi ben Abraham aus Villefranche, Isak Albalag, Schemtob Falaquera, Abba Mari ben Moses aus Lunel (»Minchat kenaot«), Jedaja Bedarschi, d. h. aus Béziers, Verfasser des »Bechinat Olam«, Estori Haparchi (»Kaftor wapherach«) und Ahron Kohen aus Lunel, dessen Ritualwerk »Orchot chajim« in seiner Überarbeitung als »Kol bo« weit verbreitet ist. Um 1300 stellte Isak Aboab in seinem »Menorat hamaor« Haggadas zum Zweck der Erbauung zusammen, schrieb ein Ritualwerk u. a. Die durch Maimonides' Schriften erregte Bewegung rief von neuem die Kräfte wach. Der aus Deutschland eingewanderte Oberrabbiner von Toledo, Ascher ben Jechiel, Rosch genannt (1306 bis 1327), schrieb ein Kompendium zum Talmud (»Ascheri«), Rechtsgutachten und das ethische »Orchot chajim«, regte Isak Israeli (1300) zu seinem Buche »Jesod olam« über Geometrie und Kalenderwesen an und sah den Samen seiner Lehre bei Söhnen und Enkeln reifen. Aschers Sohn Jakob kodifizierte in »Arba Turim« das gesamte Rechtsgebiet der Israeliten, ein Enkel, Meir Aldabi aus Toledo, stellte »Schebile Emuna«, eine Enzyklopädie des Wissenswertesten aus Theologie, Astronomie und Medizin, zusammen. Freund und Verteidiger der Philosophie war Levi ben Gerson, was sein »Milchamot adonai« und seine Bibelkommentare bezeugen. Der Provenzale Jerucham ben Meschullam (1334), Jomtob ben Abraham aus Sevilla, Vidal di Tolosa, Schemtob ibn Gaon, Ascher ben Chajim, David Abudarham in Sevilla, Kommentator des Gebetrituals (um 1340), und ganz besonders Nissim ben Reuben (Ran) aus Gerona, Kommentator des Alfasi, einzelner Talmudtraktate u. a., Isak ben Scheschet (Rivasch), Schüler Nissims, Rabbiner in Saragossa (gest. 1406 in Nordafrika), waren für talmudische Gelehrsamkeit durch Erklärungen und Gutachtensammlungen literarisch tätig.

Die Wogen der philosophischen Strömung drangen in die Erklärung der Bibel und gaben der jüdischen Apologetik, die der zunehmende Bekehrungseifer mit seinen Disputationen entfesselte, kräftigen Nachdruck. Die Philosophie Ibn Esras und Maimonides' verwertet Samuel Zarza 1368 in Valencia in einem Pentateuchkommentar. Moses Kohen de Tordesilles stellte seine z. T. schon bei der Religionsdisputation 1375 zu Avila vorgetragene Glaubensverteidigung in »Eser emuna« auf, und Schemtob ben Schaprut, den man zur Disputation mit dem Kardinal Pedro di Luna (Papst Benedikt X.) in Pampelona zwang, gab eine Apologie des Judentums (»Eben bochan«); Menachem ibn Serach verfaßte ein Kompendium der jüdischen Religionswissenschaft (»Zedaladerech«) und der Philosoph Chisdai Kreskas sein »Or Adonai« (»Gotteslicht«), das Spinoza beeinflußte, u. a. — In Nordafrika, das viele spanische Flüchtlinge aufgesucht hatten, treffen wir Anfang des 15. Jahrh. Simon ben Zemach Duran (gest. 1444) als Oberrabbiner in Algier. Er schrieb eine Gutachtensammlung, das religionsphilosophische »Magen abot«, dichtete Hymnen und polemisierte gegen Christentum und Mohammedanismus. Sprossen seiner Familie waren bedeutende Talmudgelehrte. Profiat Duran, Efodi genannt, in Spanien, polemisierte gegen Paulus Burgensis, David Bonet u. a. Stärker noch zeigten sich die Kräfte bei und nach der Disputation in Tortosa (1413—14). Hier verteidigte das Judentum unter andern der Verfasser der »Ikkarim« (»Grundwahrheiten«), Joseph Albo, ein Arzt aus Monreal. Im politischen Druck erlahmte die Geisteskraft, und der dürre Boden war der Ausbreitung der Mystik günstig. Dessen sind Zeugen: Schemtob ben Schemtobs »Glaubenslehren« (»Emunot«), Abraham ben Isak, Moses Botarel, Kommentator des Buches Jezirah (s. d.) u. a., die unbedeutenden Nachfolger ihrer Vorgänger, von denen wir nennen: Esra und Asriel, Lehrer des Nachmanides; Todros ben Joseph Halevi Abulafia (1290), Isak ibn Latif (1290), Joseph Gikatilia (1300) und Mose de Leon (1300), mutmaßlich der Verfasser des bedeutendsten kabbalistischen Buches, »Sohar« (s. d. und Kabbala).

Im Dunkel der Verfolgung, das 1492 in Spanien, 1498 in Portugal den Höhepunkt erreicht, erglänzt noch ein Stern erster literarischer Größe, dessen Licht später voll in Italien (Neapel) strahlt: Don Isak Abarbanel (s. d.). Der letzten Zeit gehören an in Spanien: die Talmudisten Isak Campanton, Isak de Leon, die Religionsphilosophen Abraham Bibago, Isak Arama, Verfasser einer homilienartigen Pentateucherklärung: »Akedat Jizchak«; in Portugal der Astronom Abraham Sakuto (»Juchasin«), Abraham Saba (»Zeror hamor«), Isak Karo u. a.

In Palästina bearbeitete Assaf im 10. Jahrh. den Dioskorides; Tanchum ben Joseph (um 1280) erklärte die Bibel. Aus dem 13. Jahrh. kommen spärliche Nachrichten von einem Reisenden, namens Hillel. Reicher spendet das Geistesleben in Italien seine Schätze. Schon um 930 wirkt Sabbatai Donnolo aus Oras. Er war Arzt, Botaniker und Astronom und kommentierte das Buch »Jezirah« (s. d.). In Bari, Otranto und Lucca blüht das Talmudstudium. In letzterer Stadt zeichnet sich Meschullam ben Kalonymos als Talmudgelehrter und Hymnendichter aus, in Rom schreibt Natan ben Jechiel (1100) das Talmudlexikon »Aruch«, in Salerno verfaßt Salomo Parchon (1160) ein hebräisches Wörterbuch, der Arzt Farragut (1297) übersetzte arabische Werke für Karl von Anjou ins

Lateinische, und Kalonymos ben Kalonymus (1300), genannt Maestro Calo, war für Robert von Anjou tätig. Immanuel ben Salomo aus Rom (1320), angeblich der Freund Dantes, dichtete die als »Mechabberot« bekannten geistreichen Makamen, deren letzter Abschnitt: »Paradies und Hölle«, nach dem Vorbilde der »Divina Commedia« gearbeitet ist, und erklärte die Bibel in wenig selbständiger Weise. Die beiden Jesaia di Trani u. Zidkia ben Abraham, Verfasser von »Schibbole haleket«, lehrten den Talmud, Menachem Rekanate bearbeitete den Sohar (s. d. und »Kabbala«), Jechiel ben Jekutiel verfaßte eine Ethik, Mose Rieti, der in seinem »Mikdasch meat« die »Divina Commedia« nachdichtete, führte den Stanzenbau in die hebräische Poesie ein, Abraham Farissol (geb. 1451) schrieb ein geographisches Buch, »Iggeret orchot olam«, und Bibelerklärungen, Juda ben Jechiel, genannt Leon, war für Rhetorik, Philosophie und Grammatik tätig, Isak Natan bearbeitete eine hebräische Konkordanz und Jakob Landau in Neapel Halachisches im »Agur«. An der Hochschule in Padua lehrte der aus Mainz stammende Rabbiner Juda Minz, der Gegner des 1493 auf Kandia gestorbenen philosophierenden Schrifterklärers Elia del Medigo, Philosophie. Erwähnung verdienen noch: die Mitglieder der Gelehrtenfamilien Minz und Katzenelnbogen, Jochanan Aleman und Samuel Archevolte. Seit 1475 wurde die j. L. durch Errichtung hebräischer Druckereien in Italien (Soncino, Casale Maggiore, Barco, Bologna, Brescia, Ferrara, Fano, Mantua, Neapel, Pesaro, Riva di Trento u. a. O.) gefördert.

In Frankreich und Deutschland hält sich die j. L. vorwiegend in den Grenzen der Exegese und des Talmudstudiums. Daneben hat die im Dienste der Synagoge stehende Dichtung begeisterte und formgewandte Vertreter. Als erste bedeutende Autorität tritt uns Gerschom ben Juda (gest. 1028), die »Leuchte des Exils« genannt, entgegen; er sorgt für Abschriften und Kommentare des Talmud, dichtet wie sein Zeitgenosse Simon ben Isak Abun synagogale Hymnen und regelt mit andern durch »Verordnungen« (»Takkanot«), z. B. das Verbot der Polygamie, die sozialen Verhältnisse der europäischen Juden. Fast die ganze Bibel und den Talmud erklärte R. Salomo ben Isak (gest. 1105, s. Raschi), der große Schüler rheinischer Talmudmeister. Seine Zeitgenossen waren Elieser der Große, die Bibelerklärer Simon u. Joseph Kara, Menachem ben Chelbo, die Poetanim (s. Paitan) David ben Meschullam, Kalonymos ben Juda, Samuel ben Juda u. a., die in Elegien die Greuel der Kreuzzüge beklagt haben. Die Fortführung und Weiterbildung des Talmudkommentars R. Salomos (Raschis) unternahm eine Anzahl von Gelehrten, die ihrer erklärenden Zusätze (»Tossafot«) wegen Tossafisten genannt werden. In erster Reihe derselben stehen Raschis Schwiegersöhne Juda ben Natan und Meir ben Samuel aus Ramerü und des letztern Söhne Samuel, der vorzügliche Bibelerklärer, und Jakob (gest. 1171), genannt Tam (s. Raschi), denen sich später anschließen: Elieser ben Natan (Raben) aus Mainz (1140), Joseph Porat, Isak der Alte (Ri), Isak Halaban in Prag, Elieser aus Metz, Simson aus Sens (gest. 1230 in Palästina), Elieser ben Joel Halevi (Rabia), in rheinischen Städten lebend, Moses ben Jakob Couch, Verfasser des »Sefer mizwot gadol« (S'mag), und Elieser aus Tuch. Exegetische Arbeiten liefern neben Samuel ben Meir: Tobia ben Elieser, Joseph Bechor Schorr, Chiskia ben Manoach (1260), Isak Halevi u. a.; populärer Ethik und z. T. auch der Kabbala huldigen Juda der Fromme (um 1200), der im »Sefer chassidim« treffliche Sittenlehren aufgestellt hat; Eleasar ben Juda (Rokeach) aus Worms, Moses ben Chisdai aus Tachau, der Fabeldichter Berachja ha-Nakdan in Burgund; der Polemik dienen Natan Offizial und der Verfasser des »alten Nizzachon« aus dem 13. Jahrh.

Durch die Verfolgung der Juden u. ihrer Literaturschätze (1242 verbrannte man 24 Wagen voll Talmudexemplare in Paris) ward die wissenschaftliche Tätigkeit in Frankreich wohl beeinträchtigt, aber nicht ganz unterdrückt. Isak aus Corbeil (gest. 1280), Perez ben Elia (gest. 1300), Simson aus Chinon (1300) und Isak de Latas (um 1390) in der Provence sind Gelehrte von Bedeutung. Fruchtreicher als in Frankreich entfaltete sich trotz Verfolgung und Druck die j. L. in Deutschland. An der Rabbinerversammlung in Mainz (1223), die das Gemeinde- und Steuerwesen regelte, nahmen ausgezeichnete Gelehrte teil, die aber alle an Gelehrsamkeit und Ansehen von Meir von Rothenburg a. T. überragt werden. Seine zahlreichen, meist gedruckt vorliegenden Rechtsgutachten, ein Spiegel der Lebens- und Rechtsverhältnisse seiner Zeit, verkünden noch heute seine Bedeutung. Er war Schüler Samuels aus Falaise und Isaks ben Moses aus Wien, Verfasser des »Or sarua« und Zeitgenosse Abigdor Hakohens in Wien, Chajim Paltiels in Erfurt oder Magdeburg u. v. a. Seine Jünger Ascher ben Jechiel (s. S. 347), Mordechai ben Hillel, dessen Talmudkompendium als »Mordechai« bekannt ist, Meir Hakohen und Simson ben Zadok wirkten in der von ihm erschlossenen Richtung. Gutachtensammlungen und Zusammenstellungen von Ritualien liegen aus dem 14. und 15. Jahrh. vor von Isak aus Düren (Schaare dura), Alexander Süßlein Kohen aus Köln (Agudda), Meir Halevi aus Wien (1370), der die Verordnung traf, daß zur Ausübung von rabbinischen Funktionen die Autorisation eines anerkannten Rabbiners erforderlich sei, von Moses aus Zürich, Israel aus Krems, Menachem in Merseburg, Abraham Klausner in Wien, Eisak aus Tyrnau, Jakob Halevi, Maharil genannt, aus Mainz, Jakob Weil in Nürnberg und Erfurt, Israel Bruna in Regensburg, Isserlein in Wiener-Neustadt (gest. 1460) u. v. a. Erbauungsbücher und synagogale Gedichte sind die letzten schwachen Ausläufer dieses Zeitraums. Eine Verteidigung des Judentums liegt aus dem 15. Jahrh. vor in dem Buch »Nizzachon« des Lipman aus Mülhausen. Ein großer Teil der mittelalterlichen jüdischen Literatur ist in der Neuzeit ediert worden, doch liegt noch vieles ungedruckt in den Bibliotheken zu Rom, Florenz, Parma, Turin, Paris, London, Cambridge, Oxford, Leiden, Wien, Berlin, München, Hamburg, Frankfurt a. M. u. a. O.

Fünfter Abschnitt (16.—18. Jahrhundert).

Der fünfte Zeitraum gibt ein trübes Bild des Verfalls geistiger Tätigkeit; man zehrt von den Schätzen der Vergangenheit, die man mit Hilfe der Buchdruckerkunst zu erhalten und zu verbreiten bestrebt ist. Im türkischen Reich, wo früh schon in Konstantinopel, Salonik und Adrianopel hebräische Druckereien entstehen, wirken am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. Moses Kapsali (1480), der Mathematiker und Exeget Mordechai Komtino, Elia Misrachi (1520), Samuel Serillo, der Kabbalist Meir ibn Gabbai, der Verfasser einer Predigtsammlung, Moses Almosnino, Juda ibn Verga, der das Buch »Schebet Jehuda«, eine Geschichte der Judenverfolgungen, angelegt hat. Die bedeutendsten talmudischen Autoritäten des 16.

Jahrh. sind: Joseph Karo (s. d.) in Palästina, Verfasser eines Kommentars »Beth Joseph« zu dem Rechtskompendium des Jakob ben Ascher: »Arba Turim« und daraus eines zu allgemeiner Geltung gekommenen Kodex u. d. T. »Schulchan aruch« (s. d.), Jakob ibn Chabib (Zusammensteller des »En Jacob«), Salomo und Joseph Taitazak, Meir Arama in Saloniki, Benjamin ben Matitja in Arta, Bezalel Aschkenasi (Verfasser von »Schitta mekubbezet«) und Jakob Castro in Ägypten; des 17. Jahrh. Joseph ibn Esra in Saloniki, Joseph und David Pardo, später in Amsterdam, Abraham di Boton, David Conforte (gest. 1680 in Ägypten), Verfasser der Gelehrtengeschichte »Kore hadorot«, Salomo Algasi und Chajim Benveniste in Smyrna und Samuel Laniado in Aleppo. — In Jerusalem wirkte seit 1488 der geschätzte Mischnah-Erklärer Obadja Bertinoro; in Zafet waren tätig: der Erklärer des jerusalemischen Talmud Salomo Serillo, Moses ben Joseph Trani, die Kabbalisten Salomo Alkabez, Dichter des Sabbatliedes »Lecho dodi«, Moses Alscheich, Moses Cordovero, ferner Moses Galante, der Italiener Menachem di Lonsano, der frühere Frankfurter Rabbiner Jesaias Halevi Horwitz (gest. 1626), Verfasser des »Schl'oh«, einer Enzyklopädie des jüdischen religiösen Wissens. Der Kabbala schuf Isak Luria (gest. 1572) zahlreiche Anhänger und ebnete dadurch Sabbatai Z'wi (s. d.) indirekt die Wege. In Palästina treffen wir im 17. Jahrh. Chiskia de Silva aus Livorno (Verfasser des »Pri chadasch«), Jakob Chagis aus Italien (gest. 1674) und im 18. Jahrh. den verdienstvollen Literarhistoriker Asulai (gest. 1807), Verfasser bibliographischer Werke. In Italien wirkte Isak Abarbanel von 1493 an in Neapel mit gleichstrebenden Söhnen (s. Abarbanel). Elias Levita (s. d.), Grammatiker und Lexikograph, vermittelte den Christen hebräische Sprachkunde, Abraham de Balmes (gest. 1523) verfaßte eine hebräische Grammatik und übersetzte philosophische Werke aus dem Arabischen, der Arzt Obadja Sforno (gest. 1550), Lehrer Reuchlins, des Verteidigers der geschmähten jüdischen Literatur, erklärte die Bibel, und David Vital schrieb über Religionsgesetze. Die hebräische Typographie fand zahlreiche Pflegstätten. In Venedig, wo seit 1516 Daniel Bomberg aus Antwerpen die rabbinischen Bibeln und den Talmud druckte, in Cremona, Fano, Ferrara, Genua, Livorno, Padua, Rimini, Riva di Trento, Rom, Sabionetta, Verona waren gut geleitete Druckereien. Bald aber zertrat der Fanatismus diese Blüte, zündete für die Juden und deren Literatur den Scheiterhaufen an und unterdrückte die freie Meinungsäußerung durch die Zensur. Trotzdem zeigte Italien auch ferner emsige Literaten. Joseph Hakohen (1496—1575), Verfasser einer »Geschichte der fränkischen und ottomanischen Herrscher«, schilderte in seinem »Emek habacha« die Leiden des jüdischen Volkes; Samuel Usque in Ferrara (1551) schrieb »Consolação as tribulaçoens de Israel«; Asarja de Rossi (1511—78) lieferte im »Meor enajim« Beiträge zur Philosophie, Exegese, Chronologie und Archäologie. Weniger bedeutend waren Gedalja ibn Jachja, der Autor des »Schalschelet Hakkabala«, der Lexikograph David de Pomis, Abraham Portaleone (geb. 1542 in Mantua), der ein Werk über jüdische Altertümer hinterließ. Um 1660 hatte Italien zwei jüdische Dichterinnen, Debora Ascarelli und Sara Copia Sullam. Schriftsteller des 17. und 18. Jahrh. sind: Juda Arje Modena (1571—1648, hebräisch-italienisches Lexikon, Mnemotechnik, Schriften gegen Talmud und Kabbala u. a.), Simcha Luzzato (»Discorso circa il stato degli Ebrei«), Joseph Salomo del Medigo aus Kandia (geb. 1591), der Mathematik und Kabbala bearbeitete, der Masoret Salomo Norzi (»Minchat Schai«), Immanuel Aboab in Venedig (um 1625; »Nomologia« über die Glaubwürdigkeit der Tradition), Samuel Aboab (1610—94), dessen Sohn Jakob, der archäologische und naturwissenschaftliche Studien trieb, der Dichter Moses Chajim Luzzato (gest. 1747 in Palästina), Menachem Asarja di Fano (gest. 1620), Moses Sakut, der Prediger Asarja Figo, Maleachi Kohen, Isak Lamperonti, Arzt und Rabbiner in Ferrara (1679—1756), dessen »Pachad Jizchak« ein zuverlässiges talmudisches Realwörterbuch ist. — Repräsentanten des in Polen wieder zur Blüte gebrachten Talmudstudiums schätzen wir in Salomo Lurja (Maharschal, gest. 1573), Moses Isserles (Remo), Samuel Edels (Meharscha, gest. 1631), Joel Jafa (Sirks, gest. 1639), David Halevi (»Ture Sahab«), Sabbatai Kohen, in dem aus Polen stammenden Rabbiner in Frankfurt a. M. Jakob Josua (gest. 1726, »Pne joschia«), Moses Ribkes (»Beer hagola«), Abraham Gombinner (gest. 1642, »Magen Abraham«), Jechiel Heilprin (gest. um 1730, »Seder hadorot«, eine Art Gelehrtenlexikon) und in Elia Wilna (1720—97).

In Holland, das seit Ende des 16. Jahrh. den jüdischen Einwanderern volle Freiheit gewährte, fand die j. L. in blühenden Gemeinden, besonders in Amsterdam, wo seit 1618 der Prediger Saul Levi Morteira als Oberrabbiner wirkte, emsige Pflege und Förderung durch gut geleitete Druckereien. Ärzte, Dichter, Prediger, Philosophen, Grammatiker, Mathematiker wetteifern miteinander. Aus ihrer Mitte ragt der überaus tätige Menasse ben Israel (s. d.) hervor. Spinozas und Uriel Acostas Verdienste würdigt die Geschichte der Philosophie, die der jüdischen Literatur aber muß verzeichnen: Benjamin Musafia (gest. 1675), Jakob Juda Leon Templo, den Lexikographen David Kohen de Lara, den Bibelerklärer und Übersetzer Jakob Abendana (1679—95), den Hebraisten Isak Abendana, die Dichter David Abenatar Melo, Isak Usiel, die Dichterin Isabella Covrea, Thomas de Pinedo, den Reisenden Pedro Teixeira u. a. Die Talmudautoritäten Isak Abendana di Brito und David Israel Athias (Mitte des 18. Jahrh.) sind die letzten Vertreter dieses Zeitraums.

In Böhmen, und zwar in Prag, wirkten die Talmudisten Jakob Pollack (gest. 1530), Mordechai Jafe (gest. 1612), Löwe ben Bezalel, der hohe Rabbi Löb genannt (gest. 1609), und vorzüglich der Verfasser einer Chronik: »Zemach David«, und eines geographisch-astronomischen Werkes, David Gans (geb. 1541 in Lippstadt, gest. 1613 in Prag), der zu Kepler und Tycho de Brahe Beziehungen unterhielt, ferner als Prager Rabbiner der bereits erwähnte Jesaias Horwitz, Salomo Ephraim Lentschütz (um 1620), Abraham Broda, David Oppenheimer aus Worms (gest. 1736), Besitzer der bedeutendsten hebräischen Bibliothek, die heute den Hauptbestandteil der Bodleiana zu Oxford ausmacht, Ezechiel Landau (1713—93). In Wien wirkte Jomtob Lipman Heller Wallerstein (1579 bis 1654), Verfasser eines vorzüglichen Kommentars zur Mischna: »Tosfot Jomtob« und andrer Werke.

Aus Deutschland sind noch merkenswert: Jair Chajim Bacharach (von 1628—1701) in Worms, Raphael Levi in Hannover, der Grammatiker Salomo Hanau (gest. 1776) daselbst, die Rabbiner der Drei-Gemeinden Altona-Wandsbeck-Hamburg Ezechiel Katzenelnbogen (1710—48), Jonathan Eybeschütz,

den Jakob Emden von Altona, einst Rabbiner in Emden, des Sabbataismus (s. Sabbatai Z'wi) beschuldigte und ihn zu jahrelangem literarischen Streit zwang, Raphael Kohen (gest. 1803), Großvater Gabriel Riesser's, u. a.; die Gelehrtenfamilie Horwitz in Frankfurt a. M., Jakob Berlin, Rabbiner in Fürth, Joseph Steinhardt, Rabbiner ebendort, David Fränkel, Rabbiner in Dessau und Berlin (1708—62), der Lehrer Moses Mendelssohns und Erklärer des jerusalemischen Talmud (»Korban eda«). Hebräische Druckereien bestanden in Frankfurt a. M., Hanau, Offenbach, Rödelheim, Homburg v. d. H., Wilmersdorf, Sulzbach, Dessau, Jeßnitz, später in Berlin, in Dyhernfurt, von Sabattai Bassista, Verfasser des bibliographischen Handbuchs »Sifte jeschenim« errichtet, u. a. O. — Im Dienste der hebräischen Sprachwissenschaft wie der Polemik fand vom 16. bis Mitte des 18. Jahrh. die j. L. an christlichen Gelehrten eifrige Forscher, wie schon früher einzelne Christen das Schrifttum der Juden mit Vorliebe gepflegt hatten, z. B. Reuchlin (1455 bis 1522), so an Sebastian Münster (1489—1522), Mercier in Paris (gest. 1570), Drusius in Cambridge (gest. 1616), an dem Spanier Arius Montanus (gest. 1589), dem Übersetzer der Reisen Benjamins de Tudela, an dem Erzbischof Genebrard (gest. 1597), an Prof. Christmann (gest. 1613), vor allen aber an den beiden Buxtorf (s. d.), an Ed. Pococke (1604—91), Surenhusius (gest. 1698), dem Übersetzer der Mischna, Trigland (gest. 1705), der sich vorwiegend karäischen Studien widmete, Schudt (gest. 1722), Verfasser der »Jüdischen Merckwürdigkeiten«, an Wagenseil (1633 bis 1708), Selden, an dem talentvollen Bibliographen Joh. Christ. Wolf (1683—1739), Verfasser der »Bibliotheca hebraea« (1715—33, 4 Bde.), Jo. B. de Rossi in Parma, dem wir bedeutende Arbeiten verdanken, Vitringa (gest. 1722), Carpzov (gest. 1767) u. v. a.

Sechster Abschnitt (bis zur Gegenwart).

Mit dem sich allmählich vollziehenden Eintritt der Juden in das politische und geistige Leben der europäischen Völker beginnt der sechste Zeitraum der jüdischen Literatur, der bis zur Gegenwart reicht. Die geistige Bewegung ging von Deutschland aus und fand hier ihre Hauptvertreter. Moses Mendelssohn (s. d.) hat durch seine klassische Übertragung der fünf Bücher Mosis und der Psalmen den Juden die Kenntnis der deutschen Sprache, deutsche Bildung und Literatur vermittelt und zur Pflege der Poesie, der Sprachen und der Sprachkunde, Kritik, Pädagogik, jüdischen Geschichte und Literatur, zur Übersetzung der hebräischen Schriften in die modernen Sprachen den ersten Anstoß gegeben. Einen Kommentar (Biur) zur Pentateuchübersetzung Mendelssohns schrieben die sprachgewandten Hebraisten Salomo Dubno, Hartwig Wessely, ein fruchtbarer Schriftsteller, Ahron Jaroslaw und Herz Homberg, später kaiserlicher Schulrat in Prag. Von Freunden und Schülern Mendelssohns waren außerdem noch, besonders als Mitarbeiter der hebräischen Zeitschrift »Meassef«, literarisch tätig: Ahron Wolfsohn, David Friedländer (s. d.), Isak Euchel, Lazarus Bendavid und Isak Satanow. Was aber Juden, die seit jener Zeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens mit Erfolg tätig waren, in Wissenschaft, Literatur und Kunst geleistet haben und noch leisten, gehört nicht mehr der jüdischen, sondern der allgemeinen Literatur an. In der jüdischen Literatur aber waren Werke aus allen Wissensgebieten und eine anhaltende Polemik, meist in hebräischer, deutscher und französischer Sprache, die Resultate der bürgerlichen und geistigen Fortschritte der europäischen Juden, während im russischen Polen zugleich eine neue Mystik sich ausbreitete. Viele ältere jüdische Werke wurden in Italien und den slawischen Ländern, in denen man sich der neuhebräischen Sprache als eines Schlüssels zur Schatzkammer der europäischen Wissenschaft, der Dichtkunst und Belletristik bediente (s. Hebräische Sprache, S. 29), herausgegeben. Den Gesetzlehrern Ezechiel Landau, Maleachi Cohn und Jesaja Berlin, denen später gleichgelehrte Talmudisten, wie Jakob Lissa, Akiba Eger, Moses Sofer, Isak Bernays, folgen, reihen sich unter andern die Grammatiker Benseb, S. Pappenheim, Schalom Kohn, Wolf Heidenheim (s. d.) und der Übersetzer R. Fürstenthal an. Eine wissenschaftliche Erkenntnis der jüdischen Literatur und Geschichte begründeten L. Zunz (s. d.) und S. J. Rapoport (1790—1867), neben denen der scharfsinnige Kritiker N. Krochmal (1780—1840) zu nennen ist. Sie fanden in S. D. Luzzato in Padua (1800—65), J. S. Reggio (1784—1855), Salomon Munk (1805—67), Michael Sachs (1808 bis 1864), dem Bibliographen Benjakob (gest. 1865), Abraham Geiger (1810—73), A. Jellinek (1821—93), M. Steinschneider (geb. 1816), Zedner (1804—71), R. Kirchheim, S. Kämpf, J. H. Schorr, F. Lebrecht würdige Jünger. Für jüdische Geschichte waren tätig: Jost, L. Herzfeld, Selig und David Cassel, M. Wiener, H. Grätz, M. Kayserling, Wolf, Güdemann, J. Abrahams, M. Stern, Brann, Bäck, H. Groß, Aronius, L. Löwenstein, A. Berliner, H. Vogelstein, Rieger, A. Epstein, Salfeld, L. Geiger, Eckstein, L. Feilchenfeld u. v. a.; für Archäologie: Krochmal, Reggio, M. Sachs, Z. Frankel, M. A. Levy, Löw u. a.; für Religionsphilosophie und deren Geschichte: S. Munk, Adolphe Franck, J. Freudenthal, D. Kaufmann, Sam. Hirsch, Bernays, M. Joel, J. Guttmann, M. Lazarus, Büchler, Schreiner; für Bibelübersetzung und -Erklärung sowie für Geschichte der Exegese: (unter Zunz' Redaktion Arnheim, Sachs, Fürst), Kämpf, Grätz, Johlson, G. Salomon, H. Herzheimer, L. Philippson, Cohen, J. Fürst, S. R. Hirsch, Benamozegh, Rosin, J. S. Bloch, L. J. Mandelstamm, M. Friedländer (die Apokryphen übersetzten Gutmann, D. Cassel), Frankel, Perles, Rahmer (Vulgata), Kohn (samaritanische Übersetzung), A. Brüll (samaritanische Übersetzung), Kohut (über die persische Übersetzung), S. Bernfeld, Mandelkern, Schechter, B. Jacob, D. Hoffmann u. a.; für Bibliographie: Steinschneider, Zedner, Benjakob, Neubauer, Roest, Schiller-Szinessy, H. Brody, A. Freimann, Lippe und M. Schwab; für jüdische Literaturgeschichte im allgemeinen: Bacher, A. Berliner, Carmoly, D. Cassel, J. Derenbourg, Dukes, D. Hoffmann, G. Karpeles, D. Kaufmann, M. Kayserling, Leop. Löw, M. C. Mortara, Jakob Reifmann; für Homiletik, als Prediger: Salomon, Kley, Mannheimer, Philippson, Sachs, Holdheim, A. A. Wolff, Leop. Stein, Jellinek, M. Joel, David Einhorn, M. Kayserling, Adolf Schwarz, S. Maybaum u. a., für Massora: Baer, Frensdorff; für Kenntnis des Midrasch, der Mischna und des Talmuds: Jakob Brüll, A. Geiger, M. Friedmann, J. H. Weis, Alex. Kohut, J. Levy, G. Dalman, L. Goldschmidt, M. Rawicz, M. Lattes, S. B. Bamberger, Bergel, M. Bloch, Duschak, Fassel, J. Hamburger, H. Hirschfeld, R. N. und J. M. Rabbinowicz, M. Schwab, W. Bacher, D. Hoffmann u. a.; für Numismatik: M. A. Levy, Zuckermann; für Kalenderwesen: Levysohn, Schwarz, Zuckermann; für Pädagogik: Jakob Auerbach, Büdinger, Herzheimer, Sondheimer, Tachau, Levy, Badt, Lewien, S. Auerbach, Bernfeld;

für synagogale Musik und Gesang: Sulzer, Naumbourg, Lewandowsky u. a.; für Herausgabe älterer Werke der jüdischen Literatur: Buber, Goldberg, Halberstam, Brody, Hildesheimer, Derenbourg u. a.; für künstlerische Bearbeitung des jüdischen Lebens die Novellisten Bert. Auerbach, L. A. Frankl, L. Kompert, A. Bernstein, S. Kohn, M. Lehmann, S. Mosenthal, Sacher-Masoch, K. E. Franzos, J. Zangwill, M. Viola, S. Gordon, H. York-Steiner, Ulrich Frank u. a.

[Zeitschriften, Vereine ꝛc.] Viel Beachtenswertes erschien in den jüdischen Zeitschriften. Der hebräischen Zeitschrift »Meassef« (1783—1811, mit Unterbrechungen) aus der Mendelssohnschen Zeit, der 1823 unter Redaktion Zunz' herausgegebenen »Zeitschrift des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden« (nur ein Jahrgang) folgten später: »Sulamith« von Fränkel (1804 ff.), »Jedidja«, »Zionswächter«, »Der Jude« von Gabriel Riesser in deutscher, die »Bikkure haittim« (1820—31), »Kerem chemed« (1833—43, 1854—56), »Kochbe jizchak«, »Ozar nechmad«, Kobacks »Jeschurun«, »Ha-schachar«, »Ha-Maggid« (seit 1856), »Ha-ibri« (seit 1864), »Ha-zefira« (seit 1872), »Ha-mebasser«, »Ha-karmel«, »Ha-meliz«, »Ha-Lebanon«, »Chabazelet«, »He-chaluz« von Schorr u. v. a. in hebräischer Sprache. Josts »Israelitische Annalen« (Frankf. 1840—42), Fürsts »Orient« (Leipz. 1840—52), Philippsons »Zeitung des Judentums« (das., seit 1837; jetzt Berl., unter Redaktion von G. Karpeles), Löws »Ben chananja« (Szegedin), Szántos »Neuzeit« (Wien), Lehmanns »Israelit« (Mainz), Rahmers »Israelitische Wochenschrift« (Magdeb., seit 1870, jetzt Berl., unter Redaktion M. A. Klausners), »Die jüdische Presse« (Berl.), »Die Welt« (Wien), »Die Österreichische Wochenschrift« (Wien), »Die Ungarische Wochenschrift« (Budap.), »Der Generalanzeiger« (Berl.), »Israelitisches Familienblatt« (Hamb.), »Ost und West« (Berl.) u. a. widmen auch dem Literarischen ihre Aufmerksamkeit. Der jüdischen Wissenschaft ausschließlich dienen ferner: Geigers »Wissenschaftliche Zeitschrift« (1835—43) und »Jüdische Zeitschrift« (Bresl. 1862—72), Steinschneiders »Hebräische Bibliographie« (Berl. 1858 ff.), Frankels »Zeitschrift für die religiösen Interessen ꝛc.« (das. 1844—46) und dessen später von Grätz, dann von Brann und Kaufmann und jetzt von Brann herausgegebene »Monatsschrift« (Bresl. 1851 ff.) sowie das »Jüdische Literaturblatt«, Beilage der »Israelitischen Wochenschrift«, von Rahmer, jetzt von Rosenthal redigiert, das »Magazin für jüdische Geschichte und Literatur« von Berliner (Berl. 1874 ff.), die »Jahrbücher für die Geschichte und Literatur des Judentums« von Nehem. Brüll (Frankf. a. M. 1874 ff.), die »Populär-wissenschaftlichen Monatsblätter zur Belehrung über das Judentum« von Ad. Brüll (das. 1881 ff.), die hebräische Monatsschrift »Bet talmud« für rabbinische Literatur und Geschichte von Weis und Friedmann (Wien 1881 ff.), die »Zeitschrift für hebräische Bibliographie« von H. Brody und A. Freimann (Frankf.), die »Revue des études juives« in Paris, die »Jewish Quarterly Review« in London, außerdem zahlreiche Zeitschriften in England, Amerika, Frankreich, Italien, Holland, der Türkei, in Ungarn, Rußland und andern Ländern.

Außerdem wirken Vereine für Herausgabe alter Literaturwerke, wie der Verein Mekize nirdarium in Berlin, zur Erforschung der Vergangenheit und Hebung ihrer Geistesschätze. Zur Belebung des Interesses für das Judentum, seine Geschichte und Literatur sind seit 1892 in den jüdischen Gemeinden Deutschlands Vereine für jüdische Geschichte und Literatur gegründet, die sich 1904 auf 180 beliefen. Pflanzstätten eröffneten sich der jüdischen Literatur in den Seminaren zur Ausbildung von Rabbinern (s. Rabbiner). Der Pflege und Verbreitung der jüdischen Literatur dienen die von Singer herausgegebene »Jewish Encyclopedia« (New York 1901 ff., 12 Bde.) und die 1904 in Angriff genommene »Allgemeine hebräische Enzyklopädie« (Warschau). Eine streng wissenschaftliche Bearbeitung des Gesamtgebietes der jüdischen Literatur stellt die 1903 gegründete »Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums« in Aussicht. Auch in nichtjüdischen Kreisen ist in neuester Zeit die j. L. eifrig gepflegt worden, was die Publikationen christlicher Gelehrten (wie die von Delitzsch, Rénan, Wünsche, Siegfried, Schleiden, Nöldeke, Fleischer, Schürer, H. L. Strack u. a.) beweisen. Die bedeutenden Sammlungen hebräischer Bücher, die der Rabbiner David Oppenheim (s. oben) in Prag und der Hamburger Kaufmann H. Michael (gest. 1846) zusammengebracht hatten, befinden sich jetzt in Oxford. Der Katalog der Oxforder Druckwerke ist von Steinschneider, der Katalog der dortigen Handschriften von Neubauer herausgegeben. Auch Paris, Parma, Rom, London, Cambridge, Leiden, München, Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M. u. a. O. besitzen reiche Schätze rabbinischer Bücher, die meist wissenschaftlich katalogisiert sind. Die erste vollständige Übersicht über die Geschichte der jüdischen Literatur gibt Steinschneider in Ersch und Grubers Enzyklopädie, 2. Sektion, Bd. 27 (Leipz. 1850), die auch ins Englische (»History of Jewish literature«, Lond. 1858; Index der Autoren, Frankf. a. M. 1893) und ins Hebräische von Malter (Warschau 1897 ff.) übersetzt wurde. Vgl. außer den Schriften von Zunz (s. d.) und H. Grätz (s. d.) besonders: D. Cassel, Geschichte der jüdischen Literatur (Berl. 1872—73, die biblische Literatur enthaltend), und dessen Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur (Leipz. 1879); Karpeles, Geschichte der jüdischen Literatur (Berl. 1886); Winter und Wünsche, Die j. L. seit Abschluß des Kanon (Trier 1891—96, 3 Bde.). Berichte über die neueste j. L. enthalten auch der »Theologische Jahresbericht« (hrsg. von Krüger und Köhler, Berl.), und eine allseitig orientierende »Literarische Jahresrevue« von G. Karpeles bringen die Jahrbücher für jüdische Geschichte und Literatur (das., seit 1898).

Jüdische Religion, s. Judentum.

Judith, 1) jüd. Heldin, Witwe eines gewissen Manasse in Bethlua (bei Luther Bethulia), rettete ihre von Holofernes, dem Feldherrn des Königs Nebukadnezar, belagerte (sonst unbekannte) Vaterstadt, indem sie ins feindliche Lager ging, den Feldherrn durch ihre Schönheit betörte und ihm, als er trunken gemacht und eingeschlafen war, mit seinem eignen Schwert den Kopf abhieb, worauf die Einwohner das feindliche Heer in die Flucht schlugen. Das Buch J., ursprünglich und wohl zur Zeit der Makkabäer hebräisch geschrieben, dann in der griechischen Übersetzung den Apokryphen einverleibt, ist eine Dichtung, die der Glaubensstärkung und Erbauung diente. Die Tat der J. ist oft zum Gegenstand künstlerischer Darstellung gemacht worden, z. B. Erzgruppe von Donatello in der Loggia dei Lanzi zu Florenz; Bilder von Luk. Cranach, C. Allori, Horace Vernet, Riedel, Sichel ꝛc.; auch dichterisch, besonders in dramatischer Form, wurde sie häufig behandelt, z. B. von Hans Sachs (1551), Martin Opitz (1635), Friedr. Hebbel (1840) u. a. Vgl. Kautzsch, Die Apokryphen und

Pseudepigraphen des Alten Testaments (Tübing. 1900), Bd. 1, S. 147 f., wo die Literatur angegeben ist.

2) Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen, Tochter des bayrischen Grafen Welf, ward 819, vier Monate nach dem Tode von Ludwigs erster Gemahlin, Irmengard, mit dem Kaiser vermählt und gebar ihm 823 Karl den Kahlen. Schön und gebildet, beherrschte sie bald ihren Gemahl und erregte dadurch den Neid und den Argwohn ihrer Stiefsöhne, die sie des Ehebruchs mit ihrem Günstling, dem Markgrafen Bernhard von Barcelona, beschuldigten und den Kaiser 830 zwangen, J. in ein Kloster zu schicken. Bald wieder befreit, erregte sie durch die parteiische Bevorzugung ihres Sohnes Karl 832 einen neuen Aufstand der Söhne, wurde nach dem Verrat der letztern auf dem Lügenfeld bei Thann im Elsaß 833 nach Tortona in Italien gebracht, kehrte aber 834 nach ihres Gemahls Wiedereinsetzung nach Aachen zurück. Durch vorsichtige Mäßigung behauptete sie sich nun auf dem Thron und starb drei Jahre nach Ludwig dem Frommen, 19. April 843, in Tours.

3) Tochter des Herzogs Arnulf von Bayern, eine schöne und kluge Frau, seit 937 mit Ottos I. Bruder Heinrich vermählt, der 948 auch Bayern erhielt, führte nach ihres Gemahls Tod 955 für ihren unmündigen Sohn Heinrich den Zänker die Vormundschaft und verschaffte dem Herzogtum eine mächtige und einflußreiche Stellung. Als die Empörung ihres Sohnes Heinrich gegen Kaiser Otto II. 974 mißlang, nahm sie den Schleier im Marienkloster zu Regensburg, wo sie starb. Die Herzogin Hadwig von Schwaben, die Freundin Ekkehards, war ihre Tochter.

Judizialhypothek, s. Zwangshypothek.

Judizium (Judiz, lat. Judicium), Urteil, Urteilsvermögen; Urteilsspruch, Gericht; judizial, gerichtlich; judiziär, auf das Gericht bezüglich, von der Beurteilung abhängig; judizieren, urteilen, aburteilen; judiziös, urteilsfähig, scharfsinnig, sinnreich.

Judsonpulver, Sprengstoff aus schwarzem Sprengpulver, das wenig Nitroglyzerin aufgesogen enthält, besitzt im Verhältnis zu letzterm eine bedeutende Sprengkraft.

Juel (spr. jūl), Niels von, dän. Seeheld, geb. 18. Mai 1629 in Christiania, gest. 18. April 1697, aus altem dänischen Adelsgeschlecht, studierte 1649 an der Akademie in Sorö, begab sich aber schon 1650 nach Holland, wo er unter den Admiralen M. Tromp (s. d.) und de Ruyter (s. d.) gegen die Engländer und Barbaresken focht. Seit 1656 in dänischem Marinedienst und 1657 zum Admiral ernannt, zeichnete er sich 1657—60 im Kriege gegen Schweden wiederholt aus und war nach dem Tod Adelers (s. d.) Oberbefehlshaber der dänischen Flotte, mit der er 1676—1679 die Schweden mehrmals glänzend besiegte, besonders 11. Juli 1679 in der Kjögebucht. Seit 1683 war er Präsident der Admiralität. Vgl. Garde, Niels J. (Kopenh. 1842); Chr. Bruun, Niels J. og Holländerne (das. 1871); A. Güntelberg, Niels J., en historisk Skildring (das. 1897).

Juetschi (Yue-tschi, weiße Hunnen), s. Hunnen, S. 658.

Juf, Ort in Graubünden, s. Avers.

Jufteln, s. Wein.

Juften (russ., fälschlich Juchten), lohgares Leder, das früher ausschließlich in Rußland dargestellt wurde, ist stark, geschmeidig, riecht eigentümlich, wird von Insekten nicht angegriffen und bietet dem Wasser großen Widerstand. Zur Darstellung werden gute Häute von jungem Rindvieh enthaart, gereinigt, in einem Sauerbad geschwellt und mit Weiden- oder Pappelrinde gegerbt, dann, um sie geschmeidiger zu machen, zwei Tage in einen Brei aus Roggenmehl, Salz und lauem Wasser gelegt, gewaschen und getrocknet. Die besten Häute werden zu weißem J. bestimmt und nur noch auf der Narbenseite mit Birkenteeröl (Juchtenöl) oder Seehundstran eingerieben und dann getrocknet, die übrigen werden rot oder schwarz gefärbt und dann ebenfalls eingefettet. Teerleder erhält doppelt soviel Fett wie der übrige J. Nach dem Trocknen wird das Leder gewalkt, gefalzt, gekrispelt und auf der Narbenseite nochmals mit Seehundstran und Talg eingerieben. Je nach der Verwendung wird das J. schließlich geglättet oder chagriniert. Das weiße Leder dient zu Armeezwecken, rotes namentlich zu Portefeuillearbeiten, schwarzes zu Pferdegeschirren und Schuhwerk. Den Geruch verdankt das J. dem Birkenteeröl. Das beste J. kommt aus der Gegend von Nowgorod und aus Südrußland, aber auch außerhalb Rußlands wird die Ware aus Rinder- und Roßhäuten in vortrefflicher Qualität hergestellt, und häufig wird gewöhnliches rotes Leder parfümiert, so daß es wie J. riecht.

Jug, Fluß im russ. Gouv. Wologda, entspringt in einem sumpfigen Wald im Kreis Nikolsk, fließt in nördlicher Richtung und vereinigt sich bei Welikij Ustjug mit der Suchona zur Dwina (s. d.). Es ist ein reißender Strom von sehr geschlängeltem Lauf in einem verwilderten Bett, 463 km lang und bis 160 m breit. Die Schiffahrt auf ihm ist unbedeutend.

Juga (sanskrit.), soviel wie Weltalter, deren im Brahmanismus ähnlich wie bei den alten Griechen und Römern vier angenommen werden: Kritajuga, das Zeitalter, in dem die Gerechtigkeit herrschte und alle Pflichten treulich erfüllt wurden; Trêtâjuga, in dem die Gerechtigkeit um ein Viertel abnahm und die Opfer begannen; Dvâparajuga, in dem von der ursprünglichen Gerechtigkeit nur noch die Hälfte übrig war und das mit Andachtsübungen und Opferzeremonien beschäftigte Volk sehr leidenschaftlich wurde, und Kalijuga, das jetzige Zeitalter, in dem die Gerechtigkeit sich immer mehr mindert, die Vorschriften der Vedas nicht mehr befolgt werden und Sünden, Unglücksfälle ꝛc. überhandnehmen. Vgl. Roth, Über den Mythus von den fünf Menschengeschlechtern bei Hesiod (Tübing. 1860); Hopkins, Religions of India, S. 418 ff. (Boston u. Lond. 1895).

Juge (franz., spr. schüsch'), Richter; J. de paix, Friedensrichter; J. consulaire (früher: J. et consul), Handelsrichter, Mitglied eines Handelsgerichts.

Jugend, s. Alter.

Jugend, eine 1896 von Georg Hirth (s. d.) begründete und herausgegebene, in München erscheinende, illustrierte Wochenschrift, die in modernem Geiste Fragen der Kunst und des öffentlichen Lebens in Wort und Bild behandelt, daneben aber auch von den Tagesfragen unabhängige literarische und künstlerische Beiträge ernsten und humoristisch-satirischen Inhalts veröffentlicht. Redakteure sind F. v. Ostini, S. Sinzheimer, A. Matthaei und F. Langheinrich.

Jugendbund für entschiedenes Christentum, s. Jünglingsvereine.

Jugenddramen, s. Kinderschauspiele und Schuldramen.

Jugendfürsorge. Immer mehr dringt in der Gegenwart die Überzeugung durch, daß eine der wichtigsten sozialen und nationalen Aufgaben Schutz und Pflege der unter ungünstigen Umständen aufwachsenden und leiblich wie seelisch gefährdeten unmündigen Jugend ist. Gesetzgebung und Verwaltung in Staat

und Gemeinde (Waisenpflege, Fürsorge- und Zwangserziehung, Schulhygiene, Hilfsschulen, Schutz der Jugend gegen gewerbliche Ausbeutung ꝛc.) begegnen sich auf diesem Gebiet mit immer regerer Vereinstätigkeit (Rettungshäuser, Ferienkolonien, Kinderheilstätten, Kinderhorte, Schülerreisen u. a.) und literarischer Vertretung. Bei der großen, stets zunehmenden Mannigfaltigkeit der Aufgaben und dem entsprechend der einzelnen Unternehmungen muß jedoch auf zusammenfassende Übersicht aller unter diesen Gesichtspunkt fallenden Bestrebungen verzichtet und auf die einzelnen Artikel verwiesen werden. S. besonders auch Jugendliche Verbrecher. Vgl. die Zeitschrift »Jugendfürsorge. Zentralorgan für die gesamten Interessen der J.« (hrsg. von Pagel, Berl., seit 1900); Reicher, Die Fürsorge für die verwahrloste Jugend (bisher 3 Tle., Wien 1904).

Jugendhorte, s. Kinderhorte.

Jugendliche Arbeiter, im weitern Sinne Kinder und nicht völlig erwachsene junge Personen, die mit Lohnarbeit beschäftigt sind, im engern Sinne junge Leute von 14—16 Jahren. So wenigstens nach der deutschen Gewerbeordnung, § 135, während in andern Staaten die Altersgrenzen vielfach anders bestimmt sind. Zum Schutze der jugendlichen Arbeiter gegen übermäßige Anstrengung und deren schlimme Folgen sind in den meisten Industrieländern besondere Vorschriften über Art und Dauer der Beschäftigung erlassen worden (s. Fabrikgesetzgebung). Nach der deutschen Berufszählung von 1895 wird die Zahl der beschäftigten jungen Leute von 14—16 Jahren auf 1,131,499 = 5,44 Proz. aller Erwerbstätigen angegeben, von denen 549,698 auf Landwirtschaft, Tierzucht und Gärtnerei, 2539 auf Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei, 466,555 auf Industrie, Bergbau und Bauwesen, 78,566 auf Handel und Verkehr, einschließlich Gast- und Schankwirtschaft, 19,995 auf häusliche Dienstleistungen und wechselnde Lohnarbeit, 14,146 auf öffentlichen Dienst entfallen. Die Zahl dieser jungen Leute in Fabriken und diesen gleichstehenden Anlagen hat betragen: 1884: 134,282, 1890: 214,282, 1896: 239,548, 1900: 334,847, zeigt also ein starkes Anwachsen. Vgl. Kinderarbeit.

Jugendliche Verbrecher. Die Gesetzgebung unsrer Tage ist, im Gegensatze zu dem französischen Rechte, dem Preußen 1851 und Bayern 1861 folgten, überwiegend zu dem gemeinrechtlichen Grundsatze zurückgekehrt, nach dem in Beziehung auf die Strafmündigkeit drei Altersstufen unterschieden werden: 1) die Stufe der unbedingten Strafunmündigkeit, 2) der bedingten, 3) der unbedingten Strafmündigkeit. Die erste dieser drei Stufen reicht nach deutschem Reichsrecht bis zum vollendeten 12. Lebensjahr. Jede strafrechtliche Verfolgung ist in diesem Lebensalter unbedingt ausgeschlossen (Strafgesetzbuch, § 55). Jedoch können nach Maßgabe der landesgesetzlichen Vorschriften die zur Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln getroffen, insbes. die Unterbringung in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt angeordnet werden, nachdem durch Beschluß der Vormundschaftsbehörde die Begehung der Handlung festgestellt und die Unterbringung für zulässig erklärt ist (Strafgesetznovelle vom 26. Febr. 1876). Dagegen bedarf es für die Stufe der bedingten Strafmündigkeit, die vom vollendeten 12. bis zum vollendeten 18. Lebensjahr reicht, in jedem Einzelfall der Feststellung durch den erkennenden Richter, ob der Angeklagte bei Begehung der Tat die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht (das »Unterscheidungsvermögen« des preußischen, das »discernement« des französischen Rechtes) besessen hat oder nicht. Wird die erforderliche Einsicht verneint, so ist der Angeklagte freizusprechen (Strafgesetzbuch, § 56). In dem Urteil ist zu bestimmen, ob der Freigesprochene seiner Familie überwiesen oder in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt gebracht werden soll. In der Anstalt ist er so lange zu behalten, als die der Anstalt vorgesetzte Behörde solches für erforderlich erachtet, jedoch nicht über das vollendete 20. Lebensjahr (Strafgesetzbuch, § 56). Nach den verschiedenen Zwangserziehungsgesetzen kann ferner das Vormundschaftsgericht zum Zweck der Erziehung die Unterbringung eines Minderjährigen in einer geeigneten Familie oder in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt auf öffentliche Kosten anordnen, wenn derselbe eine strafbare Handlung begangen hat, wegen deren er in Anbetracht seines jugendlichen Alters strafrechtlich nicht verfolgt werden kann (vgl. Zwangserziehung). Wird dagegen die erforderliche Einsicht bejaht, so tritt eine wesentliche Strafmilderung ein (Strafgesetzbuch, § 57). Statt Todesstrafe und lebenslänglichem Zuchthaus ist auf Gefängnis von 3—15 Jahren, statt lebenslänglicher Festungshaft auf solche von 3—15 Jahre zu erkennen; in allen übrigen Fällen ist die Strafe zwischen dem gesetzlichen Mindestbetrag der angedrohten Strafart und der Hälfte des Höchstbetrages der angedrohten Strafe zu bestimmen, an Stelle von Zuchthaus jedoch stets Gefängnisstrafe von gleicher Dauer zu verhängen; bei Vergehen und Übertretungen kann in besonders leichten Fällen auf Verweis erkannt werden; Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte überhaupt oder einzelner bürgerlicher Ehrenrechte sowie Zulässigkeit von Polizeiaufsicht ist nicht auszusprechen. Endlich ist die Freiheitsstrafe in besondern, zur Verbüßung von Strafen jugendlicher Personen bestimmten Anstalten oder Räumen zu vollziehen.

Diese Bestimmungen des geltenden Rechtes sind seit einer Reihe von Jahren im Deutschen Reiche wie außerhalb Gegenstand eingehender kritischer Betrachtung, insbes. im Schoße der Internationalen kriminalistischen Vereinigung, gewesen. Den äußern Anlaß dazu gaben zunächst die Zahlen der Kriminalstatistik (s. d.), die mit erschreckender Deutlichkeit zeigt, daß die Kriminalistik der Jugendlichen im steten Wachsen begriffen ist, und daß vor allem auch die Schwere der Straftaten zunimmt. So ist durch die Kriminalstatistik ziffernmäßig festgestellt, daß die Kriminalität der Jugend verhältnismäßig größer ist als die der Erwachsenen, daß ihr verbrecherisches Handeln über Roheitsdelikte und Diebstahl weit hineingegriffen hat in das engere Gebiet der Sittlichkeitsverbrechen, und daß die Insassen der Zuchthäuser sich fast zu einem Drittel aus jugendlichen Verbrechern zusammensetzt. Während 1882 die Zahl der wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze verurteilten Personen im Alter von 12—18 Jahren 30,719 betrug, ist sie bis 1901 auf 49,661 gestiegen. Das gibt eine Zunahme von 30 Proz. oder 171 auf je 100,000 Jugendliche in der Periode 1882—1901. Interessant ist hierbei besonders, daß die Kriminalität der weiblichen jugendlichen Verbrecher nur um 2,8 Proz., die der männlichen dagegen um 37,1 Proz. innerhalb dieser Periode zugenommen hat. Gegenüber der Kriminalität der Erwachsenen ist besonders beachtenswert, daß diese in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen ist, während die der jugendlichen Verbrecher von Jahr zu Jahr zugenommen hat. Allein von 1901—02

ist sie von 49,661 auf 51,046 gestiegen. Vgl. die »Kriminalstatistische Karten« (im 11. Bd.), Blatt I: Deutsches Reich, Kriminalität der Jugendlichen.

Die Maßregeln, durch die diese traurigen Erscheinungen zu bekämpfen sind, liegen auf dem Gebiete des Strafrechts und Strafprozesses, vor allem aber auf dem des Strafvollzugs. Der im September 1904 in Innsbruck abgehaltene 27. deutsche Juristentag hat sich eingehend mit diesen Fragen beschäftigt und erklärt, daß die gegenwärtige Gesetzgebung über die strafrechtliche Behandlung der jugendlichen Personen dringend der Abänderung bedarf. Als Maßnahmen, die auf gesetzgeberischem Wege zu ergreifen wären, bezeichnete er:

I. In bezug auf das Strafrecht. 1) Die Altersstufe der absoluten Strafunmündigkeit ist bis zu dem vollendeten schulpflichtigen Alter (zurzeit das vollendete 14. Lebensjahr) zu erstrecken unter der Voraussetzung ausreichender disziplinarer und vormundschaftlicher Maßregeln. 2) Das Kriterium der für die Erkenntnis der Strafbarkeit erforderlichen Einsicht ist zu beseitigen. Eine Bestrafung zwischen dem 14. und 18. Lebensjahr darf nur eintreten, wenn die Person geistig so weit entwickelt ist, daß der Zweck der Strafe erreicht werden kann. 3) Als obere Grenze des Alters der relativen Strafmündigkeit ist das vollendete 18. Lebensjahr festzuhalten. 4) Von den heutigen Strafmitteln sind zur Anwendung gegen Jugendliche ungeeignet: a) die Todesstrafe; b) die Zuchthausstrafe; c) die Überweisung an die Landespolizeibehörde zur Unterbringung in einem Arbeitshause; d) der Verlust bürgerlicher Ehrenrechte; e) die Polizeiaufsicht. 5) Von Freiheitsstrafen sind für Jugendliche geeignet: a) Gefängnis und Haftstrafe bis zur Höchstdauer von 15 Jahren; b) die Bestimmungen über die Jugend als Milderungsgrund für die Abmessung der Dauer der Strafe sind zu beseitigen. 6) Das Anwendungsgebiet des Verweises und der Geldstrafe ist zu erweitern, unter gesetzlicher Ausgestaltung dieser Strafmittel nach Inhalt und Vollzug. 7) Die Erweiterung der Haftbarkeit der Gewalthaber der Jugendlichen für die von letztern begangenen Straftaten sowie für die erkannten Geldstrafen und die erwachsenen Prozeßkosten ist ins Auge zu fassen. 8) Anstatt oder neben der Strafe kann der Strafrichter staatlich überwachte Erziehung der Jugendlichen (Zwangserziehung, Fürsorgeerziehung) anordnen. Die Ausführung steht den dazu bestimmten Organen zu; gegen die vorzeitige Aufhebung hat die Staatsanwaltschaft ein Widerspruchsrecht, über welches das Vormundschaftsgericht entscheidet.

II. In bezug auf den Strafprozeß. 1) Beschränkung der Anklagepflicht der Staatsanwaltschaft; an Stelle der Anklage kann Mitteilung an das Vormundschaftsgericht zur Anordnung geeigneter Maßnahmen treten. 2) Beschleunigung des Verfahrens. 3) Zuziehung geeigneter Auskunftspersonen zur Feststellung der geistigen und sittlichen Reife der Jugendlichen. Die Prüfung der Zurechnungsfähigkeit hat durch einen entsprechend ausgebildeten Arzt zu erfolgen. 4) Notwendige Verteidigung. 5) Beschränkung der Öffentlichkeit des Verfahrens auf die Zulassung der Gewalthaber, Seelsorger, Lehrer, Dienst- und Lehrherren und ähnlicher in persönlicher Beziehung zu den Jugendlichen stehenden Personen. 6) Regelung der Untersuchungshaft dahin, daß jugendliche Untersuchungsgefangene in der Regel allein, mit Erwachsenen niemals zusammen zu verwahren sind.

III. In bezug auf den Strafvollzug. 1) Alle Freiheitsstrafen gegen Jugendliche müssen in besondern, nur für sie bestimmten Abteilungen oder Anstalten vollzogen werden. 2) Die Einrichtung und Leitung dieser Abteilungen und Anstalten sowie die Behandlung der Jugendlichen muß derart geordnet sein, daß neben dem Ernste der Strafe die geistige, sittliche und körperliche Erziehung der Jugendlichen zu ihrem vollen Rechte kommt. 3) Von dem Strafaufschub und der vorläufigen Entlassung ist bei Jugendlichen in ausgedehnterm Maße Gebrauch zu machen; insbes. soll die letztere nicht an die für Erwachsene geltenden Beschränkungen gebunden sein. 4) Die Fürsorge für solche Jugendliche, die aus der Strafhaft vorläufig oder endgültig entlassen sind, oder denen Strafaufschub mit Aussicht auf Begnadigung bewilligt ist, oder die bei Einführung der bedingten Verurteilung bedingt verurteilt sind, ist gesetzlich dahin zu regeln, daß dabei der Staat durch die Vormundschaftsorgane mitwirkt. 5) Die Strafe der Jugendlichen soll aus den Strafregistern gelöscht werden, wenn sie während einer Zeit, die der Verjährungszeit entspricht und mindestens zwei, höchstens zehn Jahre beträgt, sich tadellos verhalten haben. Damit soll nicht ausgeschlossen sein, daß ähnliche Maßregeln auch für Erwachsene ergriffen werden.

Diese Vorschläge sind um so bedeutsamer, als sie von dem Leiter des Strafanstaltswesens im preußischen Ministerium des Innern, dem frühern Direktor des Zuchthauses Moabit, Geheimen Oberregierungsrat Krohne, ausgingen. Einen großen Schritt auf dem Wege zur Hebung und Rettung jugendlicher Verbrecher hat man in Deutschland jedenfalls durch Einführung der Bedingten Begnadigung (s. d.), die in richtiger Erkenntnis insonderheit jugendlichen Verbrechern gegenüber am Platz ist, und durch die Regelung der sogen. Zwangserziehung (s. d.) getan. Immerhin steht Deutschland in der Behandlung der Jugendlichen in und außerhalb des Gerichts, sowohl was öffentliche Fürsorge wie private Tätigkeit anlangt, hinter England, Frankreich und Belgien zurück. Vgl. Aschrott, Die Behandlung der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend und Vorschläge zur Reform (Berl. 1892); Appelius, Die Behandlung jugendlicher Verbrecher und verwahrloster Kinder. Bericht an die internationale kriminalistische Vereinigung (das. 1892); Verhandlungen der deutschen Landesgruppe der internationalen kriminalistischen Vereinigung 1893 (»Zeitschrift für die gesetzliche Strafrechtswissenschaft«, Bd. 13, S. 741); Lenz, Die Zwangserziehung in England (Stuttg. 1894); v. Slupecki, Die Lehre von den jugendlichen Verbrechern (Tübing. 1895); Morrison, Jugendliche Übeltäter (deutsch von Katscher, Leipz. 1899); Zucker, Über Schuld und Strafe der jugendlichen Verbrecher (Stuttg. 1899); Hoegel, Die Straffälligkeit der Jugendlichen (Leipz. 1902); Dix, Die Jugendlichen in der Sozial- und Kriminalpolitik (Jena 1902); Kitzinger, Die internationale kriminalistische Vereinigung (Münch. 1905).

Jugendliteratur, s. Jugendschriften.

Jugendpflege, soviel wie Jugendfürsorge (s. d.).

Jugendschriften, Schriften, die bestimmt sind, der Jugend zur anregenden Unterhaltung außerhalb des eigentlichen Unterrichts zu dienen. Da selbstverständlich auch die freie Lektüre der Jugend dem allgemeinen Gesichtspunkte der Erziehung untergeordnet sein muß, berührt sich die Jugendliteratur nach der einen Seite hin mit derjenigen der Schul- und Lehrbücher. Das unterscheidende Merkmal liegt in der Bestimmung der J. für die Unterhaltung der Jugend in ihren Freistunden. Den Übergang zwischen beiden Arten bildet das zunächst Schulzwecken dienende Lesebuch (s. d.). Mit der allgemeinen Nationalliteratur berührt sich anderseits diejenige der J. in dem Kreise der volkstümlichen Literatur und namentlich der volkstümlichen Dichtung. Eine besondere Jugendliteratur ist nur so weit berechtigt, wie die volkstümliche Nationalliteratur über den Gesichtskreis der Jugend hinausreicht. Dies ist aber der Fall; denn dieser seit Herder in seinem hohen Wert erkannte Teil des Schrifttums behandelt vielfach Lebensverhältnisse und Lebensfragen, die dem Verständnis des unmündigen Alters fern liegen oder doch ihm ohne sittliche Gefahr noch nicht vorgeführt werden können. Hieraus geht hervor, daß J. für die »reifere Jugend«,

das Jünglings- und Jungfrauenalter, im allgemeinen keine Berechtigung mehr haben. Wohl aber ist innerhalb der Jugendliteratur eine gewisse Abstufung nach dem Alter und namentlich der Unterschied zwischen eigentlichen Kinderschriften (etwa bis zum 10. oder 11. Lebensjahr) und Schriften für die bereits selbständigere und meist lesegierige, sogen. reifere Jugend der spätern Schuljahre berechtigt, weil durch die natürliche Stufenfolge der kindlichen Entwickelung bedingt, wenn auch dieser Unterschied stets ein fließender bleiben wird. In der folgenden gedrängten Übersicht der Geschichte und des gegenwärtigen Zustandes der Jugendliteratur in Deutschland ist besonders die letztere Art berücksichtigt (vgl. Kinderlieder und Kinderschriften).

Wenn auch der Begriff eines besondern Schrifttums für die Jugend vor Erfindung des Buchdrucks nicht wohl aufkommen konnte, so ist doch schon dem Altertum der Gedanke einer Aussonderung des für die Knabenjahre Geeigneten aus Dichtung und Göttersage nicht fremd gewesen. In ziemlich entfernter Analogie zur modernen Jugendliteratur stehen die unterhaltend belehrenden chinesischen Bücher »Schiking« und »Schuking« des Konfuzius und das indische Fabelbuch »Hitopadesa«. Näher dem heutigen Verständnis liegt die Erörterung über die Jugendlektüre in Platons »Staat« (II, 17), wo von der richtigen Auswahl und Gestaltung des Unterhaltungsstoffes erwartet wird, daß die Kinder spielend das für sie Nötige lernen. Daß gewisse Zweige der Dichtung, wie z. B. die Äsopischen Fabeln, als vorzugsweises Eigentum der Jugend angesehen wurden, bezeugen vielfache Andeutungen alter Schriftsteller. Auch im Mittelalter gab es neben rein religiösen Katechismen Beispielsammlungen für die Jugend, die doch aber mehr als Vorrat und Fundgrube zum Gebrauch der Eltern, Lehrer und Paten als zur eignen Lektüre der Kinder berechnet waren. Diesen Standpunkt nimmt unter andern noch Luther ein, der sich der wundersamen Historien und Märchen seiner Kinderjahre um kein Gold entschlagen wollte und für Fabel und Weltgeschichte im Interesse der Jugend tätigen Eifer bewies, auch selbst den rechten Ton für die Kinderwelt, wo es ihm darauf ankam, meisterhaft traf. Gegen Ende des Reformationsjahrhunderts ist der »Froschmeuseler« des Magdeburger Schulrektors G. Rollenhagen (1595) ausdrücklich der zu Weisheit und Regimenten (Staatsämtern) erzogenen (doch wohl reifern) Jugend zur anmutigen, aber sehr nützlichen Lehre gewidmet. Die Humanisten des 16. Jahrh. und die Jesuiten mit den Schulkomödien u. a. sowie die pädagogischen Realisten des 17. Jahrh. streifen den Begriff der J. öfters, besonders Comenius mit seinem berühmten »Orbis pictus« (1657), seinem »Schola ludus etc.«, seinen Schuldramen; aber bei ihnen hat sich die Scheidung der J. von den Schulbüchern noch nicht scharf vollzogen. Aus dem Ende des Jahrhunderts ist der Zittauer Rektor Chr. Weise (1642—1708) wegen seiner Schulkomödien wie wegen seiner »Überflüssigen, reifen und notwendigen Gedanken der grünenden Jugend« zu nennen. Den eigentlichen Anfang der modernen Jugendliteratur bezeichnen aber zwei ausländische Werke: Fénelons »Télémaque« (1690, erschien 1717) und Daniel Defoes »Robinson Crusoe« (1719), die in ihrer Heimat überaus anregend wirkten und bald über die ganze gebildete Welt sich verbreiteten. Anerkanntes Vorbild für J. wurde Defoes »Robinson« namentlich durch Rousseaus Empfehlung (im »Émile«, 3. Buch). Aus diesen Anfängen entwickelte, wie in England und Frankreich, so auch in Deutschland, das »pädagogische Jahrhundert« eine reiche Literatur für die Jugend. 1761 begründete Adelung in Leipzig ein Wochenblatt für Kinder. 1765 begann Ch. F. Weiße (1726 bis 1804) seine fleißige Schriftstellerei für Kinder (besonders verbreitet waren das Wochenblatt »Kinderfreund«, Leipz. 1775—84, und »Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes«, das. 1784—92). Aber in Fluß kam die Bewegung erst in dem um Basedow sich sammelnden Kreis der Philanthropen. Von Basedows Mitarbeitern widmeten sich vorzugsweise J. H. Campe (1746—1818) und Ch. G. Salzmann (1744—1811) der Jugendschriftstellerei. Des ersten J. füllen eine Sammlung von 37 Bänden, die vom 17. Band an Reisebeschreibungen, in Band 36 und 37 die Lehrschriften: »Väterlicher Rat für meine Tochter« und »Theophron, der erfahrene Ratgeber der Jugend«, enthalten. Unter allen Campeschen J. haben sich wohl nur »Robinson der Jüngere« (115. Aufl., Braunschw. 1890) und »Geschichte der Entdeckung Amerikas« (26. Aufl. 1881) bis heute in den Händen der Jugend erhalten. Auch Salzmanns »Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde« (Leipz. 1811, 4 Bde.) haben ihre Zeit längst gehabt. Vor 100 Jahren galten sie jedoch als bedeutende Erscheinungen und riefen eine Hochflut von mehr oder minder gelungenen Nachahmungen hervor. Während der Grundton dieser Schriften der sittlich ehrenwerte, aber nüchterne und oft kleinlich lehrhafte des damaligen Rationalismus ist, versuchte Herder (1744—1803) in seinen »Palmblättern« (mit Liebeskind, 1787—1800) der Jugendliteratur ein edleres, mehr auf Phantasie und Gemüt wirkendes Gepräge zu geben. Noch stärker betonte die christliche Grundansicht in seinen J. der Erfurter Geistliche K. Fr. Lossius (1735—1817), dessen »Gumal und Lina«, die Geschichte einer Art Missionsstation unter den Heiden enthaltend, sich noch bis heute hier und da behauptet hat. Aus der folgenden Generation sind der protestantische Österreicher J. Glatz (1767—1831), die Preußen J. A. Ch. Löhr (1764—1823), F. Ph. Wilmsen (1770—1821) und der berühmte Gothaer Philolog Fr. Jacobs (1764—1847) hervorzuheben.

In eine neue, vorwiegend auf das religiöse Leben gerichtete Bahn lenkte die Jugendschriftstellerei Christoph v. Schmid (1768—1854), zuletzt Domherr in Augsburg, der liebens- und ehrwürdige »Verfasser der ‚Ostereier‘« und noch etwa 60 andrer Erzählungen, dem auf protestantischer Seite die Theologen F. A. Krummacher (1768—1845), K. Stöber (gest. 1865), Chr. G. Barth (1799—1862) und G. H. v. Schubert (1780—1860) folgten. Bis an die Gegenwart und teilweise in diese reichen deren Epigonen G. Nieritz (1795—1876), Franz Hoffmann (1814—82), beide mehr durch Fruchtbarkeit und liebenswürdige Breite als durch Kraft und Frische ausgezeichnet, Fr. Wiedemann (1821—82), R. Baron (1809—90), Ottilie Wildermuth (1817—77), Thekla v. Gumpert (Frau v. Schober, 1810—97), die Herausgeberin des »Töchteralbums« (seit 1855). Auch kann manches aus der volkstümlichen Erzählungsliteratur hierher gerechnet werden, wie einzelne Schriften von W. O. v. Horn (Örtel, 1798—1865), O. Glaubrecht (Öser, 1807—1859) u. a. — Eine andre Gruppe von Jugendschriftstellern setzte der jungen Welt statt eigner Dichtungen lieber altbewährte Stoffe aus Sage und Geschichte vor; so K. F. Becker (1777—1806) in den noch heute verbreiteten »Erzählungen aus der Alten Welt«;

Gustav Schwab (1792—1850) in den »Schönsten Sagen des klassischen Altertums«. Durch die Brüder Grimm, deren eigne berühmte Märchensammlung mehr für Mütter als für Kinder bestimmt ist, wurde die Aufmerksamkeit auch auf den deutschen Märchen- und Sagenschatz gelenkt und dieser durch Bechstein (1801—60), Simrock (1802—76), Osterwald (1820 bis 1887) u. a. für die deutsche Jugend flüssig gemacht. Andre wieder bearbeiteten die vaterländische Geschichte und schilderten den jungen Lesern besonders die Heldengestalten des deutschen Volkes. Gerade dieses Schrifttum der patriotischen J. ist seit 1870 sehr ins Kraut geschossen und hat neben vielem Trefflichen auch gar manches Überspannte und Einseitige hervorgebracht. Nicht unbedenklich ist es auch, wenn der Jugend das Geschichtliche in romanhafter Form dargebracht wird, und besonders, wenn berühmte historische Romane »in usum Delphini« zugestutzt werden, obgleich unleugbar auf diese Weise auch manches treffliche Buch für jugendliche Leser entstanden ist. Neben der historischen hat sich endlich auch eine ganze Literatur belehrender J. naturwissenschaftlicher und technischer Richtung herausgebildet, die ihre jungen Leser mit offenen Augen und empfänglichem Sinne beobachten lehren und sie zu tätigem Sammeln und sinnigem, eigenem Arbeiten anleiten will. Große Fortschritte sind endlich in der äußern Ausstattung der J. wie in der Buchkunst überhaupt gemacht worden.

So fehlt es der deutschen Jugendliteratur nicht an Reichtum und Mannigfaltigkeit. Vielmehr ist sie fast unnatürlich angeschwollen, und die Überfülle macht es Eltern und Erziehern immer schwerer, das Gediegene aus der Masse des Minderwertigen und Einseitigen herauszufinden. Um darin zu Hilfe zu kommen, haben seit einem Menschenalter in steigendem Maße einzelne Schriftsteller, gemeinnützige Gesellschaften, pädagogische Zeitschriften, Lehrervereine sich der Kritik der J. angenommen, Musterkataloge empfehlenswerter Bücher aufgestellt ꝛc. Auch diese kritische Literatur über die J. nimmt bereits unabsehbare Fülle an. — Schärfere Tonart ist in diese Kritik gekommen besonders durch H. Wolgast-Hamburg, der in seiner Schrift »Das Elend unserer Jugendliteratur« (1896) der »spezifischen Jugendschrift« überhaupt das Existenzrecht absprach und verlangte, daß der Jugend im wesentlichen nur das für sie Geeignete aus der klassischen Nationalliteratur dargeboten werden soll. In diesem Sinne leitet er seither das Organ der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für J., die »Jugendschriftenwarte«, und arbeiten diese Ausschüsse selbst. Gewiß ist durch ihre Arbeit viel Gutes geleistet und durch die Diskussion die kritische Aufmerksamkeit geweckt worden. Indes hat das Vorgehen der vereinigten Ausschüsse auch viel Widerspruch gefunden, der sich gegen einzelne unleugbare Mißgriffe und besonders gegen die Ablehnung jeder sogen. Tendenz (religiöser, ethischer, patriotischer, überhaupt belehrender) und einseitige Betonung des ästhetischen Gesichtspunktes richtet. Der Gegensatz trat besonders scharf auf dem zweiten Kunsterziehungstag in Weimar, im Oktober 1903, hervor, wo Wolgast seine Sache persönlich vertrat.

Vgl. Merget, Geschichte der deutschen Jugendliteratur (3. Aufl. von Berthold, Berl. 1882); Theden, Die deutsche Jugendliteratur, kritisch und systematisch dargestellt (2. Aufl., Hamb. 1893); Fricke, Grundriß der Geschichte deutscher Jugendliteratur (Münd. 1886); Göhring, Die Anfänge der deutschen Jugendliteratur im 18. Jahrhundert (Nürnb. 1904); Dreyer, Die Jugendliteratur (Gotha 1888); Mitscher und Röstell, Die evangelische Volks- und Schülerbibliothek (Berl. 1892); Kühner, Jugendschriften (in Schmid-Schraders »Enzyklopädie des gesamten Erziehungswesens«, 2. Aufl., Bd. 3, Leipz. 1880); Hel. Höhnck, Jugendliteratur (in Reins »Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik«, Bd. 3, Langens. 1897); Moißl und Krautstengl, Die deutsch-österreichische Jugendliteratur (Aussig 1900); Wolgast, Das Elend unsrer Jugendliteratur (Hamb. 1896); »Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des 2. Kunsterziehungstages« (Leipz. 1904). Zeitschriften: »Jugendschriftenwarte« (1893 ff., seit 1897 hrsg. von Wolgast-Hamburg) und »Volks- und Jugendschriftenrundschau« (Hamb., hrsg. von Sydow). Hierher gehört auch das jährlich neu bearbeitete Verzeichnis der Vereinigten Ausschüsse: »Empfehlenswerte J.« (Leipzig) sowie die Übersicht über neue J. im »Pädagogischen Jahresbericht«. Vom katholischen Gesichtspunkt aufgefaßt sind: E. Fischer, Die Großmacht der Jugend- und Volksliteratur (Wien 1877, 4 Bde.); Rolfus, Verzeichnis ausgewählter Jugend- und Volksschriften (Freiburg 1892); Herold, Jugendlektüre und Schülerbibliotheken (2. Aufl., Münster 1898).

Jugendschutz, s. Jugendfürsorge.

Jugendsparkassen, s. Sparkassen.

Jugendspiele. Das Spiel (s. d.), d. h. sinnvolle, aber nur zur Erheiterung und Unterhaltung, nicht zur Schaffung bleibender Güter bestimmte und dadurch von der Arbeit unterschiedene Tätigkeit, ist für gesunde Menschen unentbehrlich, so daß nur Art und Maß dieser Tätigkeit fraglich sein können. Besonders bedeutsam ist das Spiel für die unmündige Jugend, die eigentlicher Arbeit noch unfähig ist. Selbst die Erziehung zur Arbeit nimmt bei ihr mehr oder weniger die Gestalt des Spieles, einer an sich unfruchtbaren und wertlosen, nur für geistige Anregung wie für Entwickelung der Kraft und Geschicklichkeit diensamen Übung an. Daher Erziehung und Spiel (paideia-paidiá) bei den alten Griechen verwandte Namen tragen, Kinderschule und Spiel (ludus) bei den Römern geradezu mit demselben Worte bezeichnet wurden. Dennoch ist der alte Gedanke (schon bei Platon), daß die Kinder am besten spielend lernen, nur zum Teil wahr und schon bei der Jugend Arbeit und Spiel trotz aller Verwandtschaft sehr wohl zu unterscheiden. Beide jedoch erheischen gleiche Aufmerksamkeit der Erzieher. Wenn im ganzen jene mehr der Schule (dem Lehrer), dieses dem Hause (Eltern) angehört, so darf doch die Scheidung keine schroffe sein. Namentlich die Bewegungsspiele der Jugend, die von den stillern Geistes- und Gesellschaftsspielen (Schach, Brettspiele, Rat- und Pfänderspiele, Schauspiele) sich deutlich abheben, hat auch die öffentliche Schulerziehung sorgsam zu beachten. Aus der Geschichte der Erziehung sind in dieser Hinsicht ganz besonders im Altertum die Griechen, in der neuern Zeit die Engländer zu beachten, die dem gymnastischen J. ernste Pflege und breiten Raum, ja geradezu Gleichberechtigung mit der geistigen Erziehung gewähren. In Deutschland traten bereits im 18. Jahrh. die Philanthropen, besonders Guts Muths, im Beginne des 19. Jahrh. Frd. L. Jahn für kräftigende J. ein, denen denn auch seither an vielen Erziehungsanstalten und Schulen warme Pflege im engern oder weitern Anschluß an den Turnunterricht zuteil ward. Doch war man in weiten Kreisen überzeugt, daß für diese gute Sache noch weit mehr geschehen müßte. Daher fand der Erlaß des preußischen Kultusministers v. Goß-

ler vom 27. Okt. 1882, der dieser Überzeugung entschiedenen Ausdruck gab, allgemeinen freudigen Widerhall in ganz Deutschland. Der infolge davon erwachende Wetteifer knüpfte sein Bemühen teils an die längst betriebenen Turnspiele, teils suchte er das englische Jugendspiel mutatis mutandis nach Deutschland zu verpflanzen. Aus diesen beiden Strömungen sowie aus dem Übereifer der einen, welche die J. zum pflichtigen Bestandteile des Unterrichts (mindestens an höhern Schulen) machen möchten, und der Skeptik der andern bildet sich allmählich in Deutschland eine feste mittlere Tradition, für die besonders das tatkräftige Vorgehen der städtischen Schulen in Görlitz (Abgeordneter v. Schenckendorff, Gymnasialdirektor Eitner) und Braunschweig (Professor Koch), die ermunternde Teilnahme zahlreicher städtischer und staatlicher Schulbehörden und der 40. Versammlung der Philologen und Schulmänner Deutschlands (Görlitz 1889) sowie die Gründung des Deutschen Vereins für Jugend- und Volksspiele (1891) und seines Zentralausschusses maßgebend geworden sind. In Görlitz, Braunschweig u. a. O. finden jährlich Kurse zur Ausbildung von Lehrern für Pflege der J. statt, die außerdem für die Volksschule (Knaben und Mädchen) in den durch die Verhältnisse bedingten Schranken die Lehrerseminare in Deutschland eifrig anstreben. Nach statistischer Erhebung des genannten Vereins war das Jugendspiel in engerm oder loserm Anschluß an den Schulbetrieb 1893 bereits in 543 deutschen Städten eingeführt. Vgl. Guts Muths, Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und Geistes (8. Aufl. von Lion, Hof 1893); Mittenzwey, Das Spiel im Freien (2. Aufl., Leipz. 1897), Das Spiel im Zimmer (das. 1887) und Die Pflege der Bewegungsspiele (das. 1896); Koch, Wodurch sichern wir das Bestehen der Schulspiele? (das. 1887); Lausch, Sammlung beliebter Kinderspiele (6. Aufl., das. 1899); W. Meyer, Nationale Wettspiele (Hannover 1888); Raydt, Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. Englische Schulbilder in deutschem Rahmen (das. 1889) und Die deutschen Städte und das Jugendspiel (das. 1891); Kohlrausch u. Marten, Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten (6. Aufl., das. 1898); Kupfermann Turnunterricht und J. (Bresl. 1884); Güßfeldt, Erziehung der deutschen Jugend (3. Aufl., Berl. 1890); Eitner, Die J. (8. Aufl., Leipz. 1893); Lion und Wortmann, Katechismus der Bewegungsspiele (das. 1891); Zettler, Die Bewegungsspiele (Wien 1893); v. Woikowsky-Biedau, Das Bewegungsspiel in der deutschen Volkshygiene und Volkserziehung (Leipz. 1895); Trapp und Pinzke, Das Bewegungsspiel (7. Aufl., Langens. 1900); Hachmeister, J. in alter und neuer Zeit (Leipz. 1898); die »Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und J.«, darin das »Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele« (das. 1891 f., seit 1904 u. d. T. »Wehrkraft durch Erziehung«); die »Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel« (hrsg. von Schnell u. Wickenhagen, das. 1892 f., seit 1902 u. d. T.: »Körper und Geist«). Übrigens geht der deutschen Bewegung für die J. verwandtes Streben unter vielfacher Wechselwirkung auch in manchen andern Ländern zur Seite. Gedacht sei nur beispielsweise der musterhaft eingerichteten Spielgärten (speeltuins) in Amsterdam.

Jugendstil, allgemeine, auf der Kunstgewerbeausstellung in Leipzig 1897 aufgekommene Bezeichnung für die Stilrichtung im deutschen Kunstgewerbe, die sich von der Überlieferung unabhängig zu machen und den modernen Zeitgeist in ihren Erzeugnissen widerzuspiegeln sucht. Der Name ist von der ebenfalls moderne Bestrebungen vertretenden Münchener Zeitschrift »Jugend« (s. d.) abgeleitet worden.

Jugendvereine, s. Jünglingsvereine.

Jugendwehren, Versuche einer militärischen Ausbildung der Knaben und Jünglinge vor ihrem kriegsfähigen Alter, als deren Erfolge man sich verspricht: kriegerische Eigenschaften früher zu wecken, die Wehrfähigkeit zu einer wirklich allgemeinen zu machen und die volkswirtschaftlich unproduktivere Dienstzeit im stehenden Heer möglichst zu verkürzen. Wegen ihres besondern Wertes für Milizwehrverfassungen und wegen ihrer Unterstützung durch demokratische, auf allgemeine Volksbewaffnung gerichtete Tendenzen haben sie besonders in der Schweiz Eingang gefunden als sogen. Kadettenkorps, die nicht, wie unsre deutschen Kadettenanstalten, für die Ausbildung von Berufsoffizieren bestimmt sind. Doch finden sie sich auch dort nur in den größern Städten einiger deutschen Kantone, ohne gesetzlich in die Militärorganisation der Schweiz eingefügt zu sein, und ohne daß die neuern dortigen Verfügungen über die Vorbereitung des Wehrdienstes durch den Schulturnunterricht ihre allgemeinere Einführung erstrebten. Die infolge der Kriegserregung von 1859 auch in Süddeutschland, besonders in Württemberg, entstandenen J. haben sich gegenüber den ernstern Anforderungen der allgemeinen Wehrpflicht und der Einführung eines geregelten Schulturnunterrichts nicht viel über 1866 hinaus gehalten. Vgl. »Vier Preisschriften über die Vereinigung der militärischen Instruktion mit der Volkserziehung« (Bern 1863) und »Jugendwehr und Turnen«, herausgegeben vom Salzburger Turnverein (Salzb. 1876). Ähnliche, auf eine allgemeine militärische Jugenderziehung mit erheblicher Abkürzung der wirklichen Heeresdienstzeit gerichtete Pläne sind in Deutschland seit den Gneisenau-Scharnhorstschen Militärreformen der Befreiungskriege nicht selten infolge einzelner Kriege oder Kriegserwartungen aufgetaucht und werden neuerdings besonders von der sozialistischen Partei unterstützt, haben jedoch die pädagogisch wie militärisch gleich fest begründete Überzeugung nicht allgemein erschüttern können, daß der Jugenderziehung wohl die allgemein leibliche und geistige Vorbildung auch für den Wehrdienst zukomme, die besondern militärischen Eigenschaften und Fertigkeiten jedoch nirgends sicherer, rascher und billiger als in den geschlossenen militärischen Verbänden erworben werden. Von demselben Standpunkt aus sind auch die in einzelnen Städten aufgekommenen Exerzierschulen für Knaben zu beurteilen. Nach 1871 sind den J. ähnliche Einrichtungen, sogen. Schülerbataillone, in Paris und andern französischen Städten ins Leben gerufen worden, haben aber auch dort den großen auf sie gesetzten Hoffnungen nicht entsprochen. Die neuerdings in Berlin (1896) und andern Großstädten begründeten J. bezwecken mehr eine angemessene Beschäftigung der zwischen der Schul- und Wehrpflicht stehenden Jahrgänge in ihrer Freizeit. Vgl. Stürenburg, Wehrpflicht und Erziehung (Berl. 1879); »Wehrkraft durch Erziehung« (Jahrbuch, hrsg. von Schenckendorff und Lorenz, Leipz. 1904 f.).

Jugenheim (J. an der Bergstraße), Dorf und Luftkurort in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Bensheim, 162 m ü. M., an der Bergstraße und der preußisch-hessischen Staatsbahnlinie Bickenbach–Seeheim, hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, Stärkefabrikation und (1900) 1145 Einw. Dabei Schloß

Heiligenberg in reizender Lage auf einem Randberge des Odenwaldes mit dem Mausoleum des Prinzen Alexander von Hessen und seiner Gemahlin sowie die Kloster- und Burgruine Bickenbach. J. gehörte früher den Schenken von Erbach und kam 1714 an Hessen-Darmstadt.

Jugerum (lat.), bei den Römern die Einheit des Flächenmaßes, ein Rechteck von 240 röm. Fuß Länge und 120 Fuß Breite = 28,800 röm. Quadratfuß = 2518,82 qm = 0,99 preuß. Morgen. 200 Jugera bildeten eine Centuria (= 50,364 Hektar). Weil man bei Ackervermessungen immer vom J. ausging, so nannte man die Verteilung der Äcker Jugeratio.

Juggurnaut (Dschagannath), s. Puri Dschagannath.

Juglandalen (lat.), Gruppenbezeichnung Englers für die zur Ordnung der Amentazeen gehörige Familie der Juglandazeen.

Juglandazeen (Walnußbaumgewächse), dikotyle Familie aus der Ordnung der Amentazeen, an Gerbstoff reiche Bäume mit wechselständigen, unpaarig gefiederten, nebenblattlosen Blättern, einhäusigen, kätzchenartigen oder ährigen Blütenständen und unvollständigen, blumenblattlosen Blüten. Die männlichen Blüten stehen hinter spiralig gestellten Deckblättern und bestehen aus vier oder weniger bisweilen ganz unterdrückten Perigonblättern und drei bis vielen Staubblättern; die weiblichen Blüten haben ähnliche Deckschuppen und eine dem Fruchtknoten angewachsene Blütenhülle und besitzen ein aus zwei verwachsenen Fruchtblättern gebildetes Ovarium mit unvollständigen Scheidewänden und einer einzigen, grundständigen Samenanlage. Der Fruchtknoten wird zur Steinfrucht mit rindenartigem Epikarp und hartem Endokarp und enthält bei der Reife einen gefurchten oder gelappten, ölreichen Samen. Die aus etwa 35 Arten bestehende Familie gehört der nördlichen gemäßigten Zone an und ist besonders in Nordamerika durch zahlreiche Arten vertreten. Die Gattungen Juglans (Walnußbaum), Carya (Hickory), Pterocarya und Engelhardtia waren auch in der Tertiärzeit durch mehrere, zum Teil noch gegenwärtig lebende Arten vertreten.

Juglans *L.*, s. Walnußbaum.

Juglon (Oxynaphthochinon) $C_{10}H_6O_3$ oder $C_6H_2.O_2.C_4H_3.OH$ findet sich in grünen Walnußschalen, entsteht bei Oxydation von Dioxynaphthalin mit Chromsäure, bildet gelb- oder braunrote Prismen, löst sich schwer in kaltem Alkohol und Äther, färbt die Haut gelbbraun, ist flüchtig mit Wasserdämpfen und erregt als Dampf Niesen und Husten. Es sublimiert teilweise unzersetzt, schmilzt bei 150—155° und wird durch heißes Wasser zersetzt; die purpurne Lösung in Alkalien bildet an der Luft Dioxynaphthochinon (Oxyjuglon), mit Salpetersäure gibt es Dinitrooxyphthalsäure (Juglonsäure).

Jugorski Schar (Jugorsche Straße), Meerenge, die unter 69²/₃° nördl. Br. und 60¹/₃° östl. L. zwischen dem russischen Festland und der Insel Waigatsch zum Karischen Meer (s. d.) führt. Sie ist 47 km lang, 3—16 km breit und 30—100 m tief. An ihrem Südufer liegt der Hafen Chabarowa.

Jugulär (lat.), die Kehle (jugulum) betreffend; vinae jugulares, die Drosseladern (s. d.).

Jugulāres (Kehlflosser), soviel wie Stachelflosser, s. Fische, S. 607.

Jugulation (lat.), Erdrosselung.

Jugum (lat., »Joch«), bei den Römern das an der Wagendeichsel befestigte Querholz, an dem der Nacken der Zugtiere befestigt wurde, dann ein Querbalken überhaupt, z. B. bei der Wage. Als größte Schmach galt es für ein besiegtes Heer, durch ein von zwei senkrechten und einer darüber gelegten Lanze gebildetes J. geschickt zu werden.

Jugurtha, König von Numidien, natürlicher Sohn des Mastanabal, eines Sohnes des Königs Masinissa, erhielt durch die Gunst seines Oheims Micipsa dieselbe fürstliche Erziehung wie dessen eigne Kinder und wurde von ihm förmlich adoptiert und zum Miterben des Thrones erklärt. Trotzdem ließ J. nach dessen Tode (118 v. Chr.) seinen jüngern Adoptivbruder, Hiempsal I., aus dem Wege räumen (117), besiegte den ältern, unkriegerischen Adherbal im offenen Kampf und brachte es durch Bestechung dahin, daß zehn römische Gesandte das numidische Reich zwischen ihm und Adherbal auf die Weise teilten, daß er selbst den bessern westlichen, Adherbal dagegen den östlichen Teil des Landes erhielt. Da J. auch dies Reich Adherbal nicht gönnte, begann er einen neuen Krieg; Adherbal wurde bei Cirta geschlagen, sodann in seiner Hauptstadt belagert und bei deren Übergabe mit einem großen Teil der Bevölkerung, darunter vielen römischen Bürgern, umgebracht (112). Endlich wurde in Rom, vornehmlich auf das Betreiben des designierten Volkstribuns Gajus Memmius, der Krieg gegen J. (**Jugurthinischer Krieg**, 111—106) beschlossen. Im ersten Jahr (111) wurde dieser vom Konsul Calpurnius Bestia anfangs nicht ohne Nachdruck geführt, dann aber infolge von Bestechung mit einer Scheinunterwerfung des J. beendet, die ihn im unbeschränkten Besitz des ganzen Reiches ließ. Auf Antrag des Memmius, der jetzt Volkstribun war, wurde J. nunmehr nach Rom berufen, um sich zu verantworten und seine Mitschuldigen zu nennen; hier aber trat er, von bestochenen Gönnern unterstützt, so dreist auf, daß er sogar einen sich dort aufhaltenden Vetter, Massiva, den Sohn Gulussas, ermorden ließ, worauf selbst seine Gönner nicht hindern konnten, daß er aus der Stadt gewiesen und die Erneuerung des Krieges gegen ihn beschlossen wurde. Die Führung übernahm der Konsul des J. 110, Spurius Postumius Albinus, doch war sie erfolglos, da das Heer ganz zuchtlos und verwildert war; sein von J. bestochener Bruder Aulus ließ sich sogar von ihm überfallen und schloß mit ihm einen Vertrag, wonach das römische Heer unter dem Joch hindurchgehen und ganz Numidien räumen mußte. Hiermit aber war das Maß der Schmach für die Senatspartei erfüllt, deren Angehörige bisher den Krieg geleitet hatten; es wurde auf Antrag des Volkstribuns Mamilius (lex Mamilia) eine Untersuchung gegen die Schuldigen eingeleitet, infolge deren mehrere derselben verurteilt wurden, und der Krieg mit Ernst und Energie und daher auch mit Erfolg geführt, zunächst in den Jahren 109 und 108 von dem Konsul Q. Cäcilius Metellus. Unterhandlungen, die J. mit diesem anknüpfte, führten nicht zum Abschluß; nach einer zweiten Niederlage durch Metellus floh er zu seinem Schwiegervater, dem König Bocchus von Mauretanien, und rückte mit diesem 107 gegen Cirta vor, wohin ihm das römische Heer entgegenging. Der Oberbefehl lag jetzt in der Hand seines bisherigen Legaten Gajus Marius, der vom Volk zum Konsul erwählt und zum Oberbefehlshaber in diesem Krieg bestimmt worden war. Er setzte ihn in den Jahren 107 und 106 in derselben Weise und mit demselben Geschick und Glück fort wie sein Vorgänger, indem er das Land durchzog und den

beiden Königen bei Cirta zwei Schlachten abgewann. Durch diese Mißerfolge entmutigt, setzte sich Bocchus mit den Römern in Verbindung und wurde hauptsächlich durch L. Cornelius Sulla, den Quästor des Marius, bewogen, J. auszuliefern (106). Von Marius gefesselt in seinem Triumph (104) aufgeführt, wurde er im Kerker hingerichtet. Eine meisterhafte Geschichte des Jugurthinischen Krieges, dessen Bedeutung weniger in der Erweiterung der römischen Macht als in dem Siege der Volkspartei über die durch ihre Korruption bloßgestellte Senatspartei liegt, haben wir von Sallustius. Vgl. Meinel, Zur Chronologie des Jugurthinischen Krieges (Augsb. 1883).

Juhász (ungar., spr. júhâß), soviel wie Schafhirt.

Jühlke, Ferdinand, Kunstgärtner, geb. 1. Sept. 1815 zu Barth in Pommern, gest. 12. Juni 1893 in Potsdam, erlernte die Gärtnerei im Botanischen Garten zu Greifswald, ward 1834 akademischer Gärtner in Eldena, 1854 Garteninspektor, gründete mit Rohde und Trommer bis 1859 das »Eldenaer Archiv« und leitete die akademische Versuchsstation. 1858 kaufte er in Erfurt eine große Gärtnerei, und 1866 wurde er als Lennés Nachfolger Direktor der königlichen Hofgärten Preußens. 1891 trat er in den Ruhestand. Er schrieb: »Gartenbuch für Damen« (Berl. 1854, 4. Aufl. 1889); »Leitfaden zur Behandlung der Samen« (Erfurt 1857); »Gesichtspunkte bei der Samenprobe als Merkmal für die Güte des Samens« (Berl. 1859); »Mitteilungen über einige Gärten des österreichischen Kaiserstaates« (Hamb. 1861); »Die Verbesserung des wirtschaftlichen Lebens durch die Einführung, Verbesserung ꝛc. von Kulturprodukten« (Leipz. 1863); »Die Hilfsmittel zur Verbesserung der landwirtschaftlichen und gärtnerischen Kulturpflanzen« (Berl. 1868); »Die Rassenverbesserung der Kulturpflanzen« (Erlang. 1869); »Die königliche Landesbaumschule und Gärtnerlehranstalt zu Potsdam« (Berl. 1872). Auch gab er Schmidlins »Blumenzucht im Zimmer« neu heraus (4. Aufl., Berl. 1880). — Sein Sohn Karl Ludwig, Afrikareisender, geb. 6. Sept. 1856 in Eldena, gest. 1. Dez. 1886 in Afrika, studierte Rechtswissenschaft, beteiligte sich 1884 an der Gründung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, ging mit der ersten Expedition unter Peters nach Ostafrika, zog nach dem Kilimandscharo und nach Usagara und kehrte im März 1886 nach Deutschland zurück. Noch im August d. J. unternahm er eine Expedition nach der Somaliküste, bei der er die Benadirküste und die Jubmündung erwarb, aber bald darauf in Kismaju ermordet wurde.

Juist, eine der ostfries. Inseln, an der deutschen Nordseeküste (s. Karte »Oldenburg«), im preuß. Regierungsbezirk Aurich, Kreis Norden, ist 673 Hektar groß, besteht aus zwei durch den sogen. Hammerich verbundenen Teilen, die nur bei starken Springfluten voneinander getrennt werden, hat eine evang. Kirche, ein Seebad, zwei Rettungsstationen für Schiffbrüchige, Dampfschiffverbindung mit Norddeich und 180 Einw. Vgl. Scherz, Die Nordseeinsel J. (2. Aufl., Norden 1893).

Juiz de Fora (spr. schu-is, früher Parahybuna), Stadt im brasil. Staat Minas Geraës, 750 m ü. M., am Parahybuna und an der Eisenbahn Rio de Janeiro–Ouro Preto, hat Sägemühlen, Ziegeleien, Kaffee- und Salzhandel, 15,000 Einw. und ist Sitz eines deutschen Konsularagenten. Dabei die deutsche Kolonie Dom Pedro II.

Jujuben (franz. jujubes, spr. schüschüb'), s. Zizyphus; schwarze J. (Jujubae nigrae), s. Cordia.

Jujuy (spr. chuchuí), nordwestlichste Provinz der Argentinischen Republik, im N. und W. von Bolivia, im S. und O. von Salta begrenzt, 49,162 qkm groß mit (1903 berechnet) 54,830 Einw. Die unwirtliche, fast 3500—3800 m hohe Puna de J. (Despoblado) hängt mit dem Bergland von Bolivia zusammen und wird durchzogen von der Sierra de Quichagua und der Sierra Santa Catalina. Im N. nimmt die große Laguna de los Pozuelos, im S. die Laguna de Guayatayoc mit den Salinas Grandes einen weiten Flächenraum ein. Den östlichen Teil bedecken von N. nach S. ziehende, 3500—4200 m hohe Bergketten, die im Cerro Negro an der Südgrenze 6500 m erreichen, gegen O. zu aber immer niedriger werden. Sie umschließen das Tal des obern Rio Grande, des bedeutendsten Flusses im Lande, die Quebrada de Humahuaca. Das Klima ist auf den Hochebenen kalt und trocken, in den östlichen Tälern heiß und feucht; hier gedeihen viele Gewächse der tropischen und gemäßigten Zone, auf erstern vorwiegend Kaktusarten. Die paläozoischen Gebirge sind reich an Gold, Silber, Kupfer, Salz, Kalk, Gips, Asphalt, Petroleum, doch wird nur Salz (aus den Lagunen) und Gold ausgebeutet. Die Bevölkerung besteht größtenteils aus Mischlingen von Weißen und Indianern, unvermischt leben die letztern auf den Hochebenen, sie sprechen fast nur das Quichua. Für den Elementarunterricht sorgen 45 Schulen mit 1500 Schülern; zwei Zeitungen erscheinen in der Hauptstadt. Ackerbau mit künstlicher Bewässerung wird vornehmlich im Ostteil betrieben; 1888 waren 18,994 Hektar unter Kultur (Zuckerrohr, Mais, Weizen u. a.). Der Viehstand betrug 22,896 Pferde, 46,425 Esel und Maulesel, 89,855 Rinder, 617,803 Schafe, 47,238 Lamas. Industrie und Handel sind geringfügig. Die Eisenbahn erreicht die Stadt J. von Tucuman; Telegraphen (370 km) durchschneiden die Provinz in ihrer ganzen Länge. Einteilung in 13 Departements; Einnahmen 1891: 193,325, Ausgaben 217,325 Pesos. Die Verfassung datiert vom 31. März 1876. Der Gouverneur wird auf zwei Jahre gewählt; die gesetzgebende Gewalt übt eine Kammer aus 18 Mitgliedern; die Richter werden von der Exekutive ernannt. — Die Hauptstadt J. (San Salvador de J.) liegt etwa 1300 m hoch in einer schönen Ebene am rechten Ufer des Rio Grande, ist Endstation der Eisenbahn Tucumán–J., hat ein Nationalkolleg und eine Normalschule. Die (1890) 5000 Einw. handeln mit Vieh, Häuten, Mais, Chicha, Salz und Goldstaub nach Bolivia und Chile. J. wurde 1592 von Francisco de Argañares gegründet. In der Nähe zwei Mineralquellen.

Jük (türk.), die runde Summe von 100,000 Asper; auch das Gesamtgewicht von 40 Oken.

Juka, bittere und süße, s. Manihot.

Jukagiren, zu den Hyperboreern gehöriger Volksstamm im nordöstlichen Sibirien, an den Flüssen Jana, Indigirka, Alaseja, Kolima und am obern Anadyr, der spärliche Überrest eines Volkes, das sich selbst Andondomni (»Menschen«) nennt und vor dem Eindringen ihrer jetzigen Nachbarn, der Jakuten und Tungusen, in Nordostsibirien viel zahlreicher war, heute mit den 200 am Aniuy und obern Anadyr nomadisierenden Tschuwanzen nur noch 1000 Seelen zählt, früher aber auch die jetzt verschwundenen Omoken, Schelagen und Aniuylen umfaßte. Sie haben sich stark mit Russen und Tungusen vermischt. Hauptbeschäftigungen sind Fischfang, Renntier- und Gänsejagd, ihre Wohnungen im Sommer kegelförmige Hütten (Urus) aus dünnen Stangen, im Winter

kleine Häuschen aus behauenen Stämmen. Einziges Haustier ist der Hund, den sie zum Ziehen des Schlittens verwenden. Äußerlich zum Christentum bekehrt, sind die J. noch immer dem Schamanismus zugetan. Sie sprechen heute meist Tungusisch; die Sprache ihrer Väter ist nur noch wenigen geläufig. Letztere wurde von Schiefner behandelt (1859); sie steht gänzlich isoliert da, bezeichnet grammatische Beziehungen durch Suffixe und ist reich an eigentümlichen Kasusformen. S. die »Sprachenkarte«.

Jukon, Fluß in Nordamerika, s. Yukon.

Jukundität (lat.), Annehmlichkeit, Ergötzlichkeit.

Julagalt, s. Brezel.

Julapium (Julap, franz. u. engl. Julep, aus dem arab. dschulâb, »süßer Saft«), alte Arzneiform, eine Auflösung von Zucker in einem aromatischen Wasser, aber nicht so konzentriert wie Sirup; jetzt ein besonders aus Pfefferminze, Ananas 2c. bereitetes kühlendes Getränk, das in England und Amerika beliebt ist.

Julblock, s. Sonnenfestfeuer.

Julfest (»fröhliches Fest«, v. altnord. jól; angels. geohhol; davon abgeleitet der Name des Festmonats: got. jiuleis, altnord. ýlir, angels. géola), das große Winterfest der heidnischen Germanen, ursprünglich wohl den Seelen der Verstorbenen geweiht, die nach dem Volksglauben um die Wintersonnenwende ihren Umzug hielten und an Schmaus und Gelage teilnahmen. Bei einigen Stämmen wurde es Ende Dezember, bei andern erst im Januar begangen und dauerte in der Regel zwölf Tage. Im Norden wurde an diesem Fest neben den seelischen Geistern auch den großen Göttern (besonders Thor und Freyr) geopfert und Ernteſegen für das kommende Jahr erfleht. Ein alter Brauch war es, am J. einen großen Eber (das dem Freyr heilige Tier) in die Halle zu führen und auf dessen Haupt Gelübde abzulegen. An die Stelle des Julfestes trat später unser Weihnachtsfest; aber noch heute erinnern im skandinavischen Norden sowie im frühern Schwedisch-Pommern die Namen verschiedener Gebräuche und Gerichte, wie der Julklapp (Weihnachtsgeschenk, das vom Geber heimlich, aber mit lautem Schall ins Haus geworfen wird), der Juleber oder Julbock, ein feines Gebäck, dem ein Eberkopf oben aufgedrückt ist, Julgrütze, Julbrot 2c., an das alte heidnische Fest (s. Weihnachten). Vgl. Bilfinger, Das germanische J. (Stuttg. 1901).

Julfeuer, s. Sonnenfestfeuer.

Jülg, Bernhard, Sprachforscher, geb. 20. Aug. 1825 zu Ringelbach in Baden, gest. 14. Aug. 1886 in Innsbruck, studierte in Berlin und Heidelberg, wurde 1851 als außerordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Lemberg, 1853 als ordentlicher Professor nach Krakau berufen und wirkte seit 1863 in gleicher Eigenschaft in Innsbruck. Besonders auf den Gebieten der vergleichenden Sprach- und Sagenforschung, wobei er neben dem Sanskrit auch die ostasiatischen Sprachen ins Auge faßte, hat er sich große Verdienste erworben. Unter seinen Schriften sind außer einer Neubearbeitung von J. S. Vaters »Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörterbücher aller Sprachen der Erde« (Berl. 1847) hervorzuheben: »Die Märchen des Siddhi-Kür. Kalmückischer Text mit deutscher Übersetzung und einem kalmückisch-deutschen Wörterbuch« (Leipz. 1866); »Mongolische Märchensammlung«, mongolisch und deutsch (Innsbr. 1868); »Über Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft« (das. 1868); »Die griechische Heldensage im Widerschein bei den Mongolen« (Leipz. 1869); »On the present state of Mongolian researches« (Lond. 1882).

Juli (Julius), der siebente Monat unsers Jahres, war ursprünglich bei den Römern, die ihr Jahr mit dem März anfingen, der fünfte Monat und hieß daher Quintilis, bis er im Jahre 45 v. Chr. zu Ehren Julius Cäsars, der in diesem Monat geboren war, seinen Namen erhielt. In den germanischen Sprachen heißt der J. Heumonat, als die Zeit der Heuernte; im Altfranzösischen Juignet (»kleiner Juni«). Die Sonne tritt im J. aus dem Zeichen des Krebses in das des Löwen. Die Mitteltemperatur dieses Monats, der auf der nördlichen Halbkugel meist der wärmste Monat des Jahres ist, und der Niederschlag haben folgende Werte:

	C.°	mm		C.°	mm
Madrid	24,9	12	Schanghai	27,4	119
Paris	18,1	59	Batavia	25,7	77
London	16,9	60	Kalkutta	28,2	330
Nordkap (Gjesvär)	10,0	47	Jerusalem	24,0	0
Kopenhagen	17,0	61	Sansibar	25,1	89
Berlin	19,2	76	Kapstadt	12,6	58
Wien	20,5	65	Sydney	11,4	108
Rom	24,6	17	Honolulu	25,1	64
Konstantinopel	23,3	29	San Francisco	14,6	0
St. Petersburg	17,7	68	New York	23,1	107
Taschkent	26,5	1	Quito	13,3	27
Werchojansk	15,0	34	Rio de Janeiro	20,6	41

Julia, 1) einzige Tochter des Kaisers Augustus von seiner zweiten Gemahlin, Scribonia, geb. 39 v. Chr., ausgezeichnet durch Schönheit, Geist und Bildung, aber wegen ihrer Sittenlosigkeit berüchtigt, ward 25 mit des Augustus Schwestersohn M. Claudius Marcellus, nach dessen Tod 21 mit M. Vipsanius Agrippa, dem sie drei Söhne und zwei Töchter gebar, und nach Agrippas Tod auf Anstiften ihrer Stiefmutter Livia 11 mit ihrem Sohn Tiberius vermählt, um diesem die Nachfolge in der Herrschaft zu sichern. 2 v. Chr. wurde sie wegen ihrer Ausschweifungen nach der Insel Pandataria bei Neapel verbannt, später nach Rhegium, wo sie 14 n. Chr. auf Befehl des Tiberius durch Hunger getötet wurde. Von ihren sie überlebenden Töchtern mußte die ältere, Julia, Gemahlin des L. Ämilius Paullus, ebenfalls ihr ausschweifendes Leben durch Verbannung büßen; sie starb nach 20jähriger Einsamkeit im J. 28 auf der Insel Trimerus an der apulischen Küste.

2) Domna, zweite Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, Mutter des Caracalla und Geta, eine energische und feingebildete Frau, die es liebte, mit Gelehrten zu verkehren und z. B. Philostratos zu der Lebensbeschreibung des Apollonios von Tyana veranlaßt hat. Nach dem Tode des Caracalla nahm sie sich selbst das Leben (217 n. Chr.).

Juliacum, s. Jülich.

Julianehaab, dän. Kolonie im Inspektorat Südgrönland, ist die bevölkertste aller grönländischen Kolonien, mit gegen 2500 Einw. Der Ort J., unter 60° 45′ nördl. Br., zählte 1901: 333 Einw. Der Distrikt J., die alte Eſtribygd, nimmt die Südspitze Grönlands ein und enthält zahlreiche Reste von Normannensiedelungen.

Juliane Marie, Königin von Dänemark und Norwegen, geb. 4. Sept. 1729, gest. 10. Okt. 1796 auf Fredensborg, Tochter des Herzogs Ferdinand II. Albrecht von Braunschweig-Wolfenbüttel, seit 1752 zweite Gemahlin des Dänenkönigs Friedrich V., geriet bald nach der Thronbesteigung ihres geistesschwachen Stiefsohnes Christian VII. zu diesem, seiner Gemahlin Karoline Mathilde sowie deren Liebhaber Struensee in einen scharfen Gegensatz. Anfang 1772 Mittelpunkt der Verschwörung gegen Struen-

see, leitete sie nach dessen Sturz im Verein mit ihrem Günstling Guldberg (s. d.), dem frühern Erzieher ihres eignen Sohnes Friedrich, die innere und auswärtige Politik des Landes in nationaldänischem Sinne, bis die Palastrevolution ihres Stiefenkels Friedrich VI. ihrem Einfluß auf die Regierungsgeschäfte ein Ende machte. Mit ihrem Schwager Friedrich d. Gr., der sie sehr schätzte, unterhielt sie einen regen politischen Briefwechsel, den Edv. Holm 1895 und 1899 auszüglich veröffentlichte.

Julianische Periode, ein von Scaliger eingeführter Zeitraum von 7980 Jahren, nach dessen Ablauf im julianischen Kalender Sonntagsbuchstabe, Epakte und Römerzinszahl in der frühern Ordnung wiederkehren; als erstes Jahr setzte Scaliger das Jahr 4713 v. Chr. fest; vgl. Ära, S. 651.

Julianischer Kalender, s. Kalender.

Julianisches Jahr, das von Julius Cäsar 46 v. Chr. eingeführte bürgerliche Jahr von durchschnittlich 365¼ Tagen (vgl. Kalender).

Julianisten, s. Monophysiten.

Julianus, 1) Flavius Claudius, mit dem Beinamen Apostata (»der Abtrünnige«, wegen seines Abfalles vom Christentum), römischer Kaiser 361—363, geb. 331 n. Chr., Sohn des Julius Constantius, Bruders Konstantins d. Gr. Nachdem er und sein älterer Bruder, Gallus, allein von den Verwandten des kaiserlichen Hauses der Grausamkeit der Söhne Konstantins d. Gr. entgangen waren (337), wurde er von dem Eunuchen Mardonios in die klassischen Studien eingeführt und hat die Begeisterung für sie in allen Wechselfällen seines Lebens festgehalten, auch als er nach der Ermordung seines Bruders (354) den gefährlichsten Verfolgungen ausgesetzt war. Seine Feldherrntüchtigkeit bewährte er am Rhein, wohin ihn Constantius, durch die dortigen Unruhen und die Fürsprache seiner Gemahlin Eusebia bestimmt, als Cäsar und als Oberbefehlshaber der dortigen Legionen schickte (Ende 355). Durch die große Einfachheit seines Lebens, durch Teilnahme an allen Strapazen sowie durch liebevolle Fürsorge für das Wohl der Soldaten und durch Milde in kurzem bei dem Heer und bei den Landesbewohnern ebenso beliebt, wie durch seinen sittlichen Ernst, seine Gerechtigkeit und strenge Disziplin geachtet und bei den Feinden durch Mut und Feldherrngeschicklichkeit gefürchtet, schlug er die Alemannen in der berühmten Schlacht bei Straßburg (357) und drang dreimal über den Rhein in ihr Gebiet vor. Die Forderung des Kaisers (im Winter 360/361), ihm zu einem Krieg mit den Persern einen Teil seiner Truppen abzutreten, und die Weigerung seiner Soldaten, dem Befehl Folge zu leisten, führte den Bruch mit Constantius herbei; doch kam es nicht zu einer Entscheidung mit den Waffen; denn Constantius starb auf dem Marsche gegen ihn in Kilikien, und nun wurde der schon vorher von seinem Heer zur Annahme des Augustustitels gezwungene J. allgemein als Kaiser anerkannt. Mit dem von dem Jubel der Bevölkerung begrüßten Einzug in Konstantinopel 11. Dez. 361 beginnt seine kurze, aber in mehrfacher Beziehung merkwürdige Regierung. Die von den christlichen Kaisern verübten Verbrechen, die Streitigkeiten innerhalb der christlichen Kirche und das eigne eifrige Studium der griechischen Philosophie, insbes. der neuplatonischen, hatten zusammengewirkt, um ihn gegen das Christentum feindselig zu stimmen. Sein Hauptbestreben war daher während seiner ganzen Regierung darauf gerichtet, das Heidentum wiederherzustellen; er meinte, daß damit auch die Größe und der Ruhm des römischen Reiches zurückkehren würden. Er enthielt sich zwar aller blutigen Verfolgungen, aber er entzog den Christen, die sich dafür nachträglich durch eine sehr ungünstige Beurteilung seiner Regierung gerächt haben, die ihnen von den frühern Kaisern gewährten Vorzüge und Vorteile, förderte den Bau heidnischer Tempel und die Ausübung des heidnischen Kultus, verbot das Lesen der Klassiker in den Schulen der Christen und traf auch sonst zahlreiche Anstalten, um das Christentum in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, ein völlig fruchtloses Beginnen, da es nicht möglich war, das abgestorbene Heidentum wieder ins Leben zu rufen; auch konnte es dabei, bei aller sonstigen Gerechtigkeit und wohlwollenden Tätigkeit, nicht an Härten und Grausamkeiten fehlen. Auch nach außen suchte er mit einem vielleicht zu weit gehenden Ehrgeiz seine Regierung zu einer ruhmreichen und glänzenden zu machen. Er unternahm daher, nachdem er den Winter 362/363 in Antiochia zugebracht, im Frühjahr 363 einen Feldzug gegen den Perserkönig Sapor, den damals gefährlichsten Feind der Römer, gegen den Constantius lange Zeit mit zweifelhaftem Glücke gekämpft hatte. Er lieferte demselben mehrere siegreiche Schlachten, drang bis über den Tigris vor, ließ sich aber dann durch sein Ungestüm verleiten, den Feind in das Innere des Landes zu verfolgen, wurde durch Mangel an Lebensmitteln zur Umkehr genötigt und starb 26. Juni d. J. an einer im Gefecht empfangenen Wunde, der christlichen Legende nach mit den Worten: »Du hast gesiegt, Galiläer!« Sein Privatleben war einfach und durchaus vorwurfsfrei. Die Zeit, die ihm von seinen Regierungsgeschäften übrigblieb, verwandte er, als echter Hellene ebenso stolz auf seine rhetorische und philosophische Bildung wie auf seine hohe staatliche Stellung, auf das Studium und auf Schriftstellerei. Wir besitzen von ihm noch 8 (epideiktische) Reden, 2 satirische Schriften, nämlich eine witzige Schilderung der römischen Kaiser (Caesares) und eine Verteidigung gegen die Spötteleien der Antiochener über seinen Philosophenbart (»Misopogon«), ferner außer drei umfangreichern Sendschreiben 79 Briefe und 5 Epigramme, alles in griechischer Sprache. Eine von ihm verfaßte Schrift gegen die Christen ist verloren gegangen und nur noch in einzelnen Stellen erhalten, die Cyrillus, Bischof von Jerusalem, in einer Gegenschrift mitteilt. Verwertet ist J. dramatisch schon Ende des 15. Jahrh. in dem italienischen Märtyrerstück »San Giovanni e Paolo«, dann namentlich von Ibsen (»Kaiser und Galiläer«, 1873), in einem Roman (»I. Apostata«) des Russen D. J. Mereschkowski (deutsch, Leipz. 1902). Die erhaltenen Werke J.' sind zuerst in der nicht vollständigen Pariser Ausgabe von 1583 gedruckt, dann herausgegeben mit Text, Kommentar und lateinischer Übersetzung von Spanhemius (Leipz. 1696), am vollständigsten von Hertlein (das. 1875—76, 2 Bde.); dazu »Juliani imperatoris librorum contra Christianos quae supersunt« (hrsg. von Neumann, das. 1880, zugleich deutsch). Vgl. Neander, Über den Kaiser J. und sein Zeitalter (Hamb. 1812; 2. Aufl., Gotha 1867); D. F. Strauß, Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder J. der Abtrünnige (3. Aufl., Bonn 1896); Semisch, Julian der Abtrünnige (Bresl. 1862); Mücke, Flavius Claudius J. (Gotha 1867—69, 2 Tle.); Sievers, Studien zur Geschichte der römischen Kaiser (Berl. 1870); Rendall, The emperor Julian (Lond. 1879); W. Koch, Julian der Abtrünnige (Leipz. 1899); E.

Müller, Kaiser Flavius Claudius J. (Hannov. 1901, mit Auswahl seiner Schriften); G. Negri, L'imperatore Giuliano l'Apostata (2. Aufl., Mail. 1902); Allard, Julien l'Apostat (Par. 1900—03, 3 Bde.).

2) Marcus Didius Salvius, röm. Kaiser, s. [Didius.

3) Salvius, einer der bedeutendsten röm. Juristen, Schüler des Javolenus, Vorsteher der Schule der Sabinianer, lebte unter Hadrian. Dieser ließ durch ihn das sogen. Edictum perpetuum abfassen, d. h. die ursprünglich nur für die Amtsdauer erlassenen, dann aber traditionell gewordenen Satzungen (edicta) der einzelnen rechtsprechenden Magistrate revidieren, redigieren und zu einem systematischen Ganzen zusammenstellen, das nun durch Senatsbeschluß unabänderliche Geltung erhielt. Unter J.' Privatarbeiten nehmen die in Justinians Pandekten stark exzerpierten »Digesta« die wichtigste Stelle ein, zu denen Marcellus, Scävola und Paulus Noten schrieben. Vgl. Buhl, Salvius J. (1. Teil, Heidelb. 1886).

Juliapan (spr. chu-), Departement im mittelamerikan. Staat Guatemala, an der Grenze von Salvador, mit (1885) 42,811 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt hat 1287 Einw.

Julias, Stadt, s. Bethsaida.

Jülich, vormaliges Herzogtum in der preuß. Rheinprovinz, auf dem linken Rheinufer, 4130 qkm (75 QM.) groß mit ca. 400,000 Einw. (s. die Geschichtskarten von Deutschland und von Bayern), im frühen Mittelalter als Pagus Juliacensis bezeichnet, stand in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. unter einem Grafen Gerhard. Seit dem 12. Jahrh. kam das Geschlecht zum erblichen Besitz der Grafschaft und infolge des Verfalls des Herzogtums Niederlothringen, dem es untergeben war, zur Reichsunmittelbarkeit. Wilhelm V., vom Kaiser Ludwig 1336 in seiner Reichsstandschaft bestätigt, ward zum erblichen Markgrafen, vom Kaiser Karl IV. 1356 zum Herzog ernannt. Von seinen Söhnen erheiratete der eine, Gerhard, die Grafschaft Berg, der andre, Wilhelm VI., der dem Vater 1362 in J. nachfolgte, die Grafschaft Geldern. Nach Rainalds IV. Tod (1423) ward Adolf IX., Herzog von Berg, auch Herzog von J., und sein Enkel Wilhelm VIII. (III. in Berg), der letzte männliche Sprößling dieses Fürstenhauses, setzte seine Tochter Marie, die an den Sohn des Herzogs von Kleve, Johann den Friedfertigen, verheiratet war, zur Erbin seiner Länder ein, obgleich der Kaiser Friedrich III. 1485 die Nachfolge in J. und Berg dem Herzog Albrecht von Sachsen versprochen und Kaiser Maximilian 1495 dies Versprechen erneuert hatte. Nach Wilhelms Tod (1511) folgte daher Johann der Friedfertige, sein Schwiegersohn, ungeachtet des Einspruchs Sachsens. Der Kaiser belehnte Johann, doch wurden Sachsens Ansprüche gewahrt. Als Johann 1521 auch als Herzog von Kleve zur Regierung gelangt war, wurden J. und Berg mit Kleve vereinigt.

Nach dem Aussterben dieses Fürstenhauses mit dem Herzog Johann Wilhelm (25. März 1609) machten mehrere Fürsten auf seine Hinterlassenschaft Ansprüche, und der daraus folgende Streit ist unter dem Namen des Jülich-klevischen Erbfolgestreites bekannt. Das Haus Sachsen gründete seine Ansprüche auf das erwähnte kaiserliche Versprechen. Hiergegen erhoben sich nun die weiblichen Erben, die Karl V. 1546 als erbberechtigt erklärt hatte, drei Schwestern des Herzogs Johann Wilhelm und deren Nachkommen. Die älteste von diesen, Marie Eleonore, hatte aus ihrer Ehe mit dem blödsinnigen Herzog von Preußen, Albert Friedrich von Brandenburg, eine Tochter, Anna, die, an den Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg verheiratet, sich nach dem Heiratsvertrag ihrer Mutter von 1573 als Erbin betrachtete. Die zwei andern Schwestern des Herzogs waren Anna, mit dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, und Magdalena, mit dem Herzog Johann I. von Pfalz-Zweibrücken vermählt. Diese Erben, einmütig wider Sachsen, machten sich die Erbschaft untereinander streitig. Sofort nach dem Tode Johann Wilhelms besetzten Brandenburg und Pfalz-Neuburg das Land, aber im Einverständnis mit Sachsen verlangte der Kaiser zunächst, J., Kleve und Berg zu sequestrieren, und ließ sogleich den Erzherzog Leopold mit kaiserlichen, den Erzherzog Albrecht mit spanischen Truppen aus den Niederlanden in die Herzogtümer einrücken. Ersterer besetzte im Mai 1609 J., Brandenburg und Pfalz-Neuburg aber verbanden sich 10. Juni 1609 durch den Rezeß von Dortmund zu gemeinschaftlicher Verteidigung ihres Rechts. Die protestantische Union und Heinrich IV. von Frankreich versprachen, um eine Festsetzung des Hauses Habsburg am Niederrhein zu verhindern, ihre Hilfe, aber der plötzliche Tod Heinrichs IV. (14. Mai) und des Hauptes der Union, des Kurfürsten Friedrich IV. (9. Sept.), verhinderte den Ausbruch eines großen Krieges. Der Kaiser erteilte Sachsen die Belehnung, doch blieben Brandenburg und Neuburg im faktischen Besitz der Lande. Um dem Erbstreit zwischen diesen ein Ende zu machen, wollte Philipp Ludwigs Sohn Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg durch eine Vermählung mit Johann Siegmunds Tochter die brandenburgischen Ansprüche mit den pfälzischen vereinigen, aber der Kurfürst wies diese Lösung zurück. Wolfgang Wilhelm vermählte sich mit einer Tochter des Hauptes der Liga, des Herzogs Maximilian von Bayern, und wurde 1613 katholisch, während Johann Siegmund zur reformierten Kirche übertrat. Spanische und holländische Truppen rückten ins Land, jene für die Pfalz, diese für Brandenburg, doch führte die Scheu vor einem allgemeinen Krieg 12. Nov. 1614 zu dem Vertrag von Xanten über eine geteilte Verwaltung mit Vorbehalt des Kondominats. Der Pfalzgraf erhielt J. und Berg, der Kurfürst Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein. Doch blieben die fremden Truppen im Lande, und der Vertrag wurde nie vollständig ausgeführt. Die Holländer hielten die klevischen Festungen bis 1672 besetzt. Erst 9. Sept. 1666 schloß der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm einen definitiven Teilungsvertrag auf Grund des Status quo, wonach ersterer Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg, der Pfalzgraf J. und Berg behalten und nach dem Aussterben des Mannesstammes der einen Linie die andre erben sollte.

Dieser letztern Bestimmung wegen spielte die jülichsche Erbfolgefrage noch einmal im 18. Jahrh. eine Rolle, als die Linie Pfalz-Neuburg dem Aussterben nahe war und Preußen sich wenigstens die Nachfolge in Berg durch die Verträge Friedrich Wilhelms I. mit Karl VI. zu Wusterhausen (1726) und Berlin (1728) sichern wollte. Österreich erkannte dieses gegen die Garantie der Pragmatischen Sanktion an, versprach aber gleichwohl in einem geheimen Vertrag 1738 der Linie Pfalz-Sulzbach die Erbfolge in beiden Herzogtümern. Als Friedrich II. Schlesien gewann, verzichtete er auf seine Ansprüche, und J. fiel daher 1742

an die pfalz-sulzbachische Linie, die später zu der Kurpfalz auch die bayrischen Lande erhielt. So blieb das Herzogtum J. im Besitz der Kurfürsten von Pfalz-Bayern, bis der Lüneviller Friede 1801 es an Frankreich gab, das J. schon seit 1794 besetzt hielt. Durch den Wiener Kongreß erhielt Preußen 1814 das Herzogtum, mit Ausnahme einiger Parzellen, die zu der niederländischen Provinz Limburg kamen. Es bildete mit den andern nördlichen Teilen der preußischen Besitzungen auf dem linken und rechten Rheinufer die Provinz J.-Kleve-Berg, die später zur preußischen Rheinprovinz geschlagen wurde. Jetzt bildet der Hauptkern des alten Herzogtums, 318 qkm (5⅘ QM.) mit (1890) 41,357 Einw., einen Kreis des preußischen Regbez. Aachen. Vgl. Knapp, Regenten- und Volksgeschichte der Länder Kleve, Mark, J., Berg und Ravensberg bis 1815 (Elberf. u. Krefeld 1831—36, 3 Bde.); v. Below, Die landständische Verfassung in J. und Berg bis 1511 (Düsseld. 1885—91, 3 Tle.) und Landtagsakten von J.-Berg 1400—1610 (Bd. 1, das. 1895); Koch, Die Reformation im Herzogtum J. (Frankf. 1883—88, 2 Hefte); Ritter, Sachsen und der Jülicher Erbfolgestreit (Münch. 1873) und Der Jülicher Erbfolgekrieg 1610 und 1611 (das. 1877); Müller, Der Jülich-klevische Erbfolgestreit im Jahre 1614 (Dissert., das. 1900).

Jülich, Kreisstadt im preuß. Regbez. Aachen, an der Roer (Ruhr), Knotenpunkt der Staatsbahnlinien München-Gladbach-Stolberg, J.-Düren u. Aachen-J., 87 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Synagoge, Gymnasium, Unteroffizierschule (im ehemals herzoglichen Schloß), ein Museum heimischer Altertümer, Amtsgericht, Zuckerfabrik, Papier-, Kunstseide- und Lederfabrikation und (1900) 5459 meist kath. Einwohner. Die früher hier bestehenden Festungswerke wurden 1860 geschleift. — J., als Juliacum zuerst im J. 357 erwähnt, war Mittelpunkt eines jülichschen Amtes, seit dem 17. Jahrh. Festung und wurde 1609 vom Erzherzog Leopold, 1610 von den Holländern unter Moritz von Oranien, 1622 von den Spaniern erobert. 1794 nahmen es die Franzosen; 1814 ward es blockiert, aber bis zum Pariser Frieden von den Franzosen behauptet. Vgl. Kuhl, Geschichte der Stadt J. (Jülich 1891—97, 4 Tle.); Franck-Oberaspach und Renard, Die Kunstdenkmäler des Kreises J. (Düsseld. 1903).

Jülicher, Adolf, protest. Theolog, geb. 26. Jan. 1857 in Falkenberg bei Berlin, wurde 1882 Prediger in Rummelsburg, habilitierte sich 1887 in Berlin als Privatdozent und wurde 1888 in Marburg außerordentlicher, 1889 ordentlicher Professor. Er schrieb: »Die Quellen von Exodus 1—7« (Berl. 1880); »Die Gleichnisreden Jesu« (2. Aufl., Freiburg 1899, 2 Bde.); »Einleitung in das Neue Testament« (das. 1894; 3. u. 4. Aufl., das. 1901); »Moderne Meinungsverschiedenheiten über Methode, Aufgaben und Ziele der Kirchengeschichte« (Marb. 1901).

Julien (spr. schülliäng), Stanislas Aignan, berühmter franz. Sinolog, geb. 19. Sept. 1799 in Orléans, gest. 14. Febr. 1873 in Paris, widmete sich zuerst dem Griechischen und wurde 1821 Hilfsprofessor am Collège de France. Später wendete er sich dem Chinesischen zu und erhielt 1832 den Lehrstuhl Abel Rémusats am Collège de France, 1833 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der Inschriften. 1839 zum Konservator der königlichen Bibliothek ernannt, übernahm er die Aufsicht über deren ostasiatische Bücherschätze; seit Oktober 1854 stand er an der Spitze des Collège Impérial de France. Einer der besten Kenner des Chinesischen, die es gegeben hat, ist er durch seine zahlreichen Arbeiten (Textausgaben, Übersetzungen, grammatische Abhandlungen) bahnbrechend für die Kenntnis der chinesischen Sprache, Literatur und Kultur geworden. Es seien davon erwähnt: »Mengtseu« (chines. u. lat., Par. 1824, 2 Bde.); »Hoei-lanki« (»Der Kreidekreis«, Drama, 1832); »Blanche et Bleue« (1834, Roman); »Les deux cousines« (desgl., 1863, 2 Bde.); »Si-siang-ki« (chines. u. franz., Genf 1872—82, Drama); »Tao-teh-king. Le livre de la voie et de la vertu« (chines. u. franz., 1841); »Histoire de la vie d'Hiouen-Tsang et de ses voyages« (1851) und die Übersetzung des Reisewerks Hiuen-Tsangs: »Mémoires sur les contrées occidentales« (1857—58, 2 Bde.); »Syntaxe nouvelle de la langue chinoise« (1869—70, 2 Bde.).

Julienne (franz., spr. schü-), kleine, feine Streifen verschiedener Eßwaren, besonders getrockneter Gemüse. Daher Julienne suppe (potage à la julienne), französische Suppe: Fleischsuppe mit klein geschnittenem Gemüse.

Julier, ein seit 1826 fahrbar gemachter Paß der Graubündner Alpen, 2287 m hoch, zwischen Piz Lungen, einem Vorposten in der Gruppe des Averser Weißbergs, und Piz Munteratsch, einem Vorposten der Err-Gruppe, verbindet die beiden Täler des Oberhalbstein und (Ober-) Engadin, d. h. in Verbindung mit Maloja oder Bernina den Bodensee und den Comersee. Im Sommer war der Paß als Hauptzugang zu den Kurorten St. Moriz, Samaden, Pontresina ꝛc. vor Eröffnung der Albulabahn außerordentlich belebt (1901: 34,895 Reisende). Den Fuß der eigentlichen Paßstrecke bezeichnet einerseits Bivio (Stalla, 1776 m) im Oberhalbstein, anderseits Silvaplana (1816 m) im Engadin. Von Bivio führt ein Saumweg über den Septimer ins Bergell (s. Septimer). Auf der Paßhöhe Reste von zwei römischen Säulen; dabei Münzfunde aus der römischen Kaiserzeit. Die römische Paßstraße über den J. mündete in Sils.

Julier, röm. Geschlecht, s. Julius.

Juliflören, Reihe der choripetalen Dikotylen im natürlichen Pflanzensystem (s. Pflanzensysteme), bisweilen auch soviel wie Amentazeen (s. d.).

Julikäfer, s. Maikäfer.

Julikönigtum, s. Julirevolution.

Julin, Handelsplatz der Obotriten im Mittelalter, wahrscheinlich das heutige Wollin; vgl. Vineta.

Juliobona, s. Lillebonne.

Juliopolis, antike Stadt in Bithynien, beim heutigen Nallüchan, früher Gordiu Kome genannt, zu Augustus' Zeit vom Räuber Kleon umgetauft, durch Diokletian zu Galatien geschlagen, unter Leo (886—912) dessen Vater zu Ehren Basileion genannt.

Julirevolution, der Aufstand, der in Paris infolge der Juliordonnanzen König Karls X., die am 26. Juli 1830 publiziert wurden, 27. Juli ausbrach und am 29. mit dem Siege der Aufständischen, dem Sturz der Bourbonen und der Errichtung des Julikönigtums (1830—48) endete; ihm zu Ehren wurde auf dem Bastilleplatz in Paris die Julisäule errichtet. Vgl. Frankreich, S. 887.

Julische Alpen, südöstlicher Teil der Ostalpen, westlich von der Fella, nördlich vom Kanaltal und östlich von der Save begrenzt, bilden den Übergang von den südlichen Kalkalpen zum Karst und bestehen größtenteils aus Dachsteinkalk und Dolomit. Die Bergformen sind außerordentlich schroff und wild. Zum letztenmal zeigt sich hier dem Karst gegenüber der Alpencharakter, zum letztenmal treten hier die

romantischen Täler mit Wasserfällen und Seen (Veldeser, Wocheiner, Raibler See), die über den Wäldern sich erhebenden pflanzenreichen Alpenweiden, die schneegekrönten Berghäupter auf. Die höchste Erhebung bildet der Triglav (2864 m), der wichtigste Paß ist der Predil (1162 m). S. Alpen (S. 366) mit Karte.

Julius, röm. Geschlechtsname. Die Gens Julia war ein römisches Geschlecht, das aus Albalonga stammte und seinen Ursprung von Julus, einem angeblichen Sohn oder Enkel des Äneas, herleitete. Während der ganzen Dauer der Republik finden wir die Julier in den höchsten Staatsämtern, vornehmlich in den ersten und in den letzten Jahrhunderten. Merkwürdige Mitglieder dieses Geschlechts und Männer mit diesem Geschlechtsnamen s. unter den betreffenden Familien- und Zunamen.

Julius, Name von drei Päpsten: 1) J. I., Papst von 337—352, bekämpfte die Arianer und ward auf der Synode zu Sardica 343 als Schiedsrichter appellierender Bischöfe anerkannt.

2) J. II., vorher Giuliano della Rovere, geb. 5. Dez. 1443 in Albissola, gest. 20. Febr. 1513, Neffe des Papstes Sixtus IV., wurde von diesem 1471 zum Kardinal erhoben und mit zahlreichen Bistümern begabt und nach dem Tode Pius' III. 30. Okt. 1503 zum Papst gewählt; er war ein großer Krieger und Politiker, dabei ein Freund der Künste und Wissenschaften. Die Herstellung des Kirchenstaates war sein Werk. Er vertrieb Cesare Borgia, eroberte Bologna, Perugia und andre Städte. Sein weiteres Ziel war die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft; im Wechsel der Parteistellung versuchte er es zu erreichen. Er schloß gegen Venedig mit dem Kaiser Maximilian I., Ferdinand von Aragonien und Ludwig XII. von Frankreich 10. Dez. 1508 die Liga von Cambrai. Als aber Venedig ihn durch Abtretung der Städte in der Romagna, Steuerfreiheit des Klerus u. a. zufriedengestellt hatte, vereinigte er sich mit dieser Republik gegen Frankreich zu der sogen. heiligen Liga (im Oktober 1511) und befehligte deren Truppen in eigner Person. Dem von Ludwig XII. und dem Kaiser Maximilian I. behufs einer Reform des Papsttums 1511 nach Pisa berufenen Konzil stellte er 1512 eine Kirchenversammlung im Lateran entgegen, starb aber mitten unter großen Entwürfen das Jahr darauf. Vgl. Brosch, Papst J. II. und die Gründung des Kirchenstaats (Gotha 1878); Grassi, Le due spedizioni militari di Giulio II. (hrsg. von L. Frati, Bologna 1886); Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 3 (4. Aufl., Freiburg 1899); Klaczko, Rome et la Renaissance: Jules II (2. Aufl., Par. 1902).

3) J. III., geb. 1487 in Rom, gest. 23. März 1555, vorher Gianmaria del Monte, wurde 1536 zum Kardinal erhoben, 1545 als oberster Legat zum Konzil nach Trient gesendet, wo er mit Eifer das päpstliche Interesse vertrat, und 7. Febr. 1550 zum Papst gewählt. Ein zur Vertreibung des Ottavio Farnese aus Parma mit dem Kaiser Karl V. abgeschlossenes Bündnis gegen Frankreich gab er bald wieder auf. Er berief das ins Stocken geratene Konzil 1551 nach Trient zurück, aber ohne großen Erfolg.

Julius, Herzog von Braunschweig, geb. 29. Juni 1528, gest. 13. Mai 1589 in Wolfenbüttel, vierter Sohn Herzog Heinrichs des jüngern, schon als Kind Domherr von Köln, erhielt 1553 das Bistum Minden, worauf er 1554 verzichtete, und folgte 1568 seinem Vater, der ihn ursprünglich zugunsten seines unehelichen Sohnes Eitelheinrich von der Sukzession ausschließen wollte. Der Reformation, die sein Vater bekämpfte, war er zugetan und sicherte sofort ihren Bestand. Er war seit 1560 vermählt mit Hedwig, der Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, stiftete die Universität Helmstedt und erbte 1582 einen Teil der Besitzungen des Grafen von Hoya sowie 1584 das Fürstentum Kalenberg.

Julius, Nikolaus Heinrich, ein um das Gefängniswesen verdienter Arzt, geb. 3. Okt. 1783 in Altona, gest. 20. Aug. 1862 in Hamburg, Sohn jüdischer Eltern, studierte in Heidelberg und Würzburg, ließ sich 1809 nach seinem Übertritt zum Katholizismus als praktischer Arzt in Hamburg nieder, machte in der hanseatischen Legion die Feldzüge von 1813 bis 1815 mit und unternahm 1825 eine Studienreise durch die drei britischen Reiche, auf der er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise den Gefängnissen zuwendete. Seitdem machte er die Reform derselben im Sinne der amerikanischen Einzelhaft und der sogen. Rettungshäuser zu seiner Lebensaufgabe. Durch seine in Berlin gehaltenen Vorlesungen (»Vorlesungen über die Gefängniskunde«, Berl. 1828) begründete er die Gefängniskunde, für die er auch mit Unterstützung der Regierung ein eignes Organ in den »Jahrbüchern der Straf- u. Besserungsanstalten ꝛc.« (das. 1829—33, 10 Bde.) schuf, denen die »Jahrbücher der Gefängniskunde und Besserungsanstalten« (Frankf. a. M. 1842—47, 11 Bde.) folgten. Die Resultate seiner spätern Reisen legte er z. T. in den Werken: »Nordamerikas sittliche Zustände« (Leipz. 1839, 2 Bde.) und »Beiträge zur britischen Irrenheilkunde« (Berl. 1844) nieder. Die deutsche Übersetzung der Schrift des damaligen Kronprinzen Oskar von Schweden: »Über Strafe und Strafanstalten« (Leipz. 1841), hat er mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen. 1849 zog er sich nach Hamburg zurück und veröffentlichte dann noch die Übersetzung von Ticknors »Geschichte der schönen Literatur in Spanien« (a. d. Engl., Leipz. 1852, 2 Bde.).

Julius Africānus, s. Africanus.

Julius Cäsar, s. Cäsar.

Julius Classicus, ein Häuptling der Trevirer, der anfangs im römischen Heer gegen die unter Civilis (s. d.) aufgestandenen Bataver diente, dann aber zu diesen übertrat. Er kämpfte längere Zeit gemeinschaftlich mit Civilis, wurde jedoch nach der Unterwerfung des letztern zur Rückkehr nach Gallien gezwungen.

Julius Echter von Mespelbronn, Fürstbischof von Würzburg, geb. 18. März 1545 auf Schloß Mespelbronn im Spessart, gest. 13. Sept. 1619 in Würzburg, erwarb sich, schon früh für den geistlichen Stand bestimmt, auf deutschen und auswärtigen Universitäten eine gediegene wissenschaftliche Bildung, ward 1567 Domkapitular in Würzburg und 1573 auf Betreiben des Papstes und der Jesuiten Fürstbischof. Er ordnete die Verwaltung, gründete 1579 das berühmte Juliushospital in Würzburg und eröffnete 1582 die dortige Universität, an die er die Jesuiten berief. Nach dem Sieg der Gegenreformation im Erzstift Köln rottete J. den Protestantismus auch in seinem Land aus und reformierte, von den Jesuiten unterstützt, seine Kirche im Sinne des Trienter Konzils mit Konsequenz und Tatkraft in drei Jahren. Auch in weltlicher Beziehung unterdrückte er die Selbständigkeit der Stände, nahm an den Reichsangelegenheiten im Sinne der Gegenreformation hervorragenden Anteil und war eins der eifrigsten Mitglieder der Liga von 1609. Vgl. seine Lebensbeschreibung von Buchinger (Würzb. 1843).

Julius Obsequens, s. Obsequens.

Julius Valerius, Alexander Polemus, verfaßte um 300 n. Chr. eine lateinische Bearbeitung des griechischen Alexanderromans des Pseudo-Kallisthenes (s. Kallisthenes) in 3 Büchern (neueste Ausg. von Kübler, Leipz. 1888).

Juliusburg, Stadt im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Öls, an der Staatsbahnlinie Öls-Gnesen, hat eine evangelische u. eine kath. Kirche u. (1900) 792 Einw. Dicht dabei das Dorf J., mit Schloß und 668 Einw.

Juliushall, Solbad, s. Harzburg.

Juliuslöser, braunschweig. Silbermünzen zu 10 (auch 5 und 25) Speziestalern seit 1574, von Herzog Julius zur Aufbewahrung als Notgroschen bestimmt.

Juliusturm, der den deutschen Reichskriegsschatz (s. d.) verwahrende Turm der Zitadelle in Spandau.

Julklapp, s. Julfest.

Jullien (spr. schüljäng), Adolphe, franz. Musikschriftsteller, geb. 1. Juni 1845 in Paris, wurde auf dem Lycée Charlemagne gebildet und ist seit längerer Zeit als Mitarbeiter der »Revue et Gazette musicale«, des »Menestrel«, der »Chronique musicale« und Musikreferent verschiedener größerer Zeitungen tätig. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »La musique et les philosophes au XVIII. siècle« (1873); »Histoire du théâtre de Mme. Pompadour« (1874); »La comédie à la cour de Louis XVI« (1875); »Les spectateurs sur le théâtre« (1875); »Weber à Paris« (1877); »Airs variés: histoire, critique, biographie musicales et dramatiques« (1877); »La cour et l'opéra sous Louis XVI; Marie Antoinette et Sacchini etc.« (1878); »L'opéra secret au XVIII. siècle« (1880); »Histoire du costume au théâtre en France« (1880); »Goethe et la musique« (1880); »Hector Berlioz; la vie et le combat, les œuvres« (1881); »La comédie à la cour« (1883); »Paris dilettante au commencement du siècle« (1884); »Richard Wagner, sa vie et ses œuvres« (1886); »Hector Berlioz, sa vie et ses œuvres« (1888); »Musiciens d'aujourd'hui« (1891, neue Folge 1894); »Musique. Mélanges d'histoire et de critique« (1895).

Jullundur, ind. Bezirk, s. Dschalandhar.

Julmond, soviel wie Dezember.

Juloberg, s. Frauendorf 1).

Julsi, Volksstamm in Westafrika, s. Gurunsi.

Julus (lat.), in der Botanik soviel wie Kätzchen (s. d.); in der Zoologie soviel wie Vielfuß (s. d.).

Julus, s. unter dem Vokal J (S. 117 dieses Bandes).

Jumart (franz., spr. schümár), gefabelter Bastard von Rind und Pferd (oder Esel).

Jumbai, s. Leucaena.

Jumel (franz., spr. schümell), s. Baumwolle, S. 484.

Jumet (spr. schümä), gewerbreiche Gemeinde in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroy, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Luttre-Charleroy, J.-Châtelineau-Châtelet-J. und Charleroy-Piéton, mit ausgedehnter Eisenindustrie, Steinkohlengruben, Staatsmittelschulen für Knaben und Mädchen, Gewerbeschule und (1903) 26,531 Einw.

Jumièges (spr. schümjäsch'), Flecken im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Rouen, rechts an der Seine, mit den Ruinen einer romanischen Kirche aus dem 11. Jahrh. und einer im 7. Jahrh. gegründeten Benediktinerabtei und (1901) 282 (als Gemeinde 995) Einw.

Jumilla (spr. chumilja), Stadt in der span. Provinz Murcia, Bezirk Yecla, am Fuße der Sierra de las Cabras, hat 2 Kirchen mit alten Gemälden, Wein- und Espartobau, Webereien und (1900) 16,446 Einw.

Jümme, rechter Nebenfluß der Leda im preuß. Regbez. Aurich, heißt in seinem Oberlauf Aper Tief, fließt von O. nach W., ist 22,8 km weit schiffbar und mündet östlich von Leer.

Jummoo, engl. Schreibweise für Dschamu (s. d.).

Jumna, Fluß, s. Dschamna.

Jumpers (engl., spr. dschömmpers, »Springer«), religiöse Sekte, s. Methodisten.

Jump-seat (engl., spr. dschömp-ßīt, »Sprungsitz«), ein vierräderiger Wagen, dessen Sitz nach Bedarf für eine oder zwei Personen eingerichtet werden kann.

jun., Abkürzung für junior (s. d.).

Juncker, E., Pseudonym, s. Schmieden (Elise).

Junction City (spr. dschöngkschn ßitti), Hauptstadt der Grafschaft Geary des nordamerikan. Staates Kansas, am obern Kansas River, Bahnknotenpunkt, hat ein vereinsstaatliches Landamt, Getreidehandel und (1900) 4695 Einw.

Juncus *L.* (Binse, Simse, Markbinse), Gattung der Junkazeen, gras- oder binsenähnliche Kräuter mit spiralig oder abwechselnd zweizeilig stehenden Blättern und einem aus einer kleinen seitlichen Spalte unter der Spitze des Schaftes hervorkommenden, sehr verschieden gebauten Blütenstand. Etwa 160 Arten. *J. acutus L.*, in südlichen Gegenden, 1 m hoch, wurde zu den Zeiten des Dioskorides gegen Durchfall und als harntreibendes Mittel gebraucht. *J. conglomeratus L.* (Knopfbinse), in Sümpfen und Gräben, 1—2 m hoch, enthält ein Mark, das sich leicht ausziehen und zu Dochten und allerlei Zieraten benutzen läßt. Der kriechende, ästige Wurzelstock wurde früher arzneilich benutzt. *J. effusus L.* (Flatterbinse), sehr weit verbreitet, in Wäldern und Gräben, 1—1,25 m hoch, ist zu Flechtwerk, besonders zu Fischreusen, sowie das Mark zu Dochten geeignet.

Jundt, 1) Gustav, Maler, geb. 21. Juni 1830 in Straßburg, gest. 14. Mai 1884 in Paris durch Selbstmord, begann 1848 seine Studien bei Gabriel Guérin und ging 1849 nach Paris zu Drolling. Der Salon 1856 brachte sein erstes bemerkenswertes Gemälde: das Fest im Nachbardorf. Seitdem fanden seine farbenfrischen Landschaftsbilder mit lebenswahren, nicht selten humoristischen Gestalten allgemeinen Beifall. Von seinen meist dem Elsaß entlehnten Bildern sind hervorzuheben: der Sonntagsmorgen, die Rheininseln, die Matinee des Großherzogs, die Einladung zur Hochzeit, der Erstgeborne, die Taufe, der Sonntag im Museum des Großherzogs, die Maiblume, der Philosophenweg von Monaco, die Rückkehr der Braut, Es lebe Frankreich!, die französischen Internierten verlassen die Schweiz und der Weihnachtsbaum. Jundts Arbeiten atmen Poesie, Natürlichkeit und Humor. Auch als Karikaturenzeichner war er bedeutend.

2) Karl August, evang. Theolog, geb. 18. Juli 1848 in Straßburg i. E., gest. 17. Aug. 1890 in Paris, wurde 1872 Lehrer am protestantischen Gymnasium in Straßburg, 1883 außerordentlicher Professor für deutsche Sprache und theologische Literatur, dazu 1884 auch der Kirchengeschichte an der theologischen Fakultät in Paris. In seiner theologischen Richtung und gelehrten Tätigkeit hauptsächlich durch seinen Lehrer Karl Schmidt (s. d.) bestimmt, widmete er sich dem Studium der deutschen Mystik. Dahin gehören seine Schriften: »Essai sur le mysticisme spéculatif de Maître Eckhart« (Straßb. 1871); »Histoire du panthéisme populaire au moyen-âge et au XVI. siècle« (Par. 1875); »Les Amis de Dieu au XIV. siècle« (das. 1879); »L'Apocalypse mystique

du moyen-âge et la Matelda de Dante« (Par. 1886); »Rulman Merswin et l'Ami de Dieu de l'Oberland« (daſ. 1890). Außerdem veröffentlichte er: »Argumentandi ratio, qua ad defendendam adversus gentes christianam religionem Q. F. Tertullianus usus est« (Straßb. 1875); »Die dramatiſchen Aufführungen im Gymnaſium zu Straßburg« (daſ. 1881); »Les centuries de Magdebourg« (Par. 1883).

Juneau, Stadt an der Südküſte des amerikan. Territoriums Alaska, am Gaſtineau-Kanal, mit (1901) 1864 Einw. Gegenüber liegt die Douglas-Inſel mit berühmten Goldwerken.

Jung, 1) (Junge, Jungius) Joachim, Naturforſcher und Mathematiker, geb. 21. Okt. 1587 in Lübeck, geſt. 17. Sept. 1657 in Hamburg, ſtudierte in Roſtock Mathematik, erhielt 1609 einen Lehrſtuhl der Mathematik in Gießen, gab ihn aber 1614 wieder auf, lebte mit Ratichius und Helvich in Augsburg, begab ſich 1615 nach Lübeck, ſtudierte dann bis 1618 in Roſtock Medizin, promovierte in Padua, kehrte 1619 nach Roſtock zurück, gründete daſelbſt 1622 eine gelehrte Geſellſchaft und wurde 1625 Profeſſor der Mathematik an der dortigen Univerſität und 1628 Rektor des Johanneums in Hamburg. Er war ein heftiger Gegner der Scholaſtiker und wird von Leibniz dem Kopernikus und Galilei an die Seite geſtellt. Als Botaniker ſtellte er zuerſt die Begriffe von Art und Gattung auf und gab die Grundlage zu einer botaniſchen Kunſtſprache, die ſpäter von Linné ausgebildet wurde. Von ſeinen Schriften ſind beſonders zu nennen: »Doxoscopiae physicae minoris, seu Isagoge physica doxoscopica« (hrsg. von Vogel, Hamb. 1662); »Isagoge phytoscopica« (hrsg. von Vaget, daſ. 1678); »Opuscula botanico physica etc.« (hrsg. von Albrecht, Koburg 1747). Vgl. Guhrauer, J. Jungius und ſein Zeitalter (nebſt Goethes Fragment über J., Stuttg. 1851); Avé-Lallemant, Des Dr. Joach. J. aus Lübeck Briefwechſel (Lüb. 1863) und Das Leben des Dr. Joach. J. (Bresl. 1882); E. Wohlwill, J. J. und die Erneuerung atomiſtiſcher Lehren im 17. Jahrhundert (Hamb. 1887) und deſſen Feſtrede: Joachim J. (daſ. 1888).

2) Johann Heinrich, genannt J.-Stilling, deutſcher Schriftſteller, geb. 12. Sept. 1740 im Dorfe Grund im Naſſauiſchen als Sohn armer Leute, geſt. 2. April 1817 in Karlsruhe, wuchs in den Kreiſen einer pietiſtiſchen Sekte auf, die ſeit dem Ende des 17. Jahrh. in ſtillen Gegenden Weſtdeutſchlands eine abgeſchloſſene Exiſtenz führte, war zuerſt Kohlenbrenner, dann Schneider, erwarb ſich als Autodidakt einige Bildung, ward Hauslehrer und ſtudierte endlich noch Medizin in Straßburg, wo er auch mit Goethe in engern Verkehr trat. Nachdem er hierauf in Elberfeld als Arzt gewirkt und ſich namentlich durch geſchickte Staroperationen Ruf erworben hatte, erhielt er 1778 eine Anſtellung an der Kameralſchule in Kaiſerslautern und ſiedelte ſpäter mit dieſer Anſtalt als Profeſſor der Landwirtſchaft nach Heidelberg über. 1787 folgte er einem Ruf als Profeſſor der Ökonomie und Kameralwiſſenſchaften nach Marburg, kehrte aber 1804 als ordentlicher Profeſſor der Staatswiſſenſchaften nach Heidelberg zurück und verbrachte die letzte Zeit ſeines Lebens als badiſcher Geheimrat in Karlsruhe. J. eröffnete ſeine literariſche Laufbahn mit Romanen, welche die Welt- und Lebensanſchauung der Pietiſten ſpiegeln, und in denen Erinnerungen an das eigenartige Daſein der Sektierer niedergelegt waren. Zu ihnen gehören: »Geſchichte Florentins v. Fahlendorn« (Mannh. 1781—83, 3 Bde.); »Geſchichte des Herrn v. Morgenthau« (Berl. 1779, 2 Bde.); »Theobald, oder die Schwärmer« (Leipz. 1784—85, 2 Bde.). Höher ſteht ſeine Autobiographie, die in verſchiedenen Folgen und Fortſetzungen als »Heinrich Stillings Jugend« (Berl. 1777), »Heinrich Stillings Jünglingsjahre« (daſ. 1778), »Heinrich Stillings Wanderſchaft« (daſ. 1778), »Heinrich Stillings häusliches Leben« (daſ. 1789) und »Heinrich Stillings Lehrjahre« (daſ. 1804) erſchien. Reichtum der Anſchauung und höchſt empfindſame Darſtellung verleihen dieſem Werk einen ſehr eigenartigen Charakter. Es erſchien in neuer Geſtalt u. d. T.: »Heinrich Stillings Leben, eine wahre Geſchichte« (Berl. 1806, 5 Bde.); den Schluß dazu: »Heinrich Stillings Alter« (Heidelb. 1817), lieferte ſein Enkel Schwarz (eine neue Ausgabe des Ganzen u. d. T.: »J. Stillings Lebensgeſchichte« erſchien Stuttg. 1857 u. 1899; auch in Reclams Univerſal-Bibliothek u. ö.). Bekannt machten ſeinen Namen insbeſ. ſeine zahlreichen pietiſtiſch-myſtiſchen Schriften, z. B. »Das Heimweh« (Marb. 1794—97, 4 Bde.; neue Ausg., Stuttg. 1876), »Szenen aus dem Geiſterreich« (Frankf. 1797—1801; 8. Aufl., Stuttg. 1898), »Theorie der Geiſterkunde« (daſ. 1808; neue Ausg., Leipz. 1903) und »Apologie der Theorie der Geiſterkunde« (daſ. 1809), Schriften, in denen er den Verkehr abgeſchiedener Geiſter mit dieſer Welt als faktiſch vorausſetzt und in theologiſch-myſtiſchem Sinn erklärt. Die zahlloſen Angriffe auf dieſe Werke verbitterten ſeine letzten Lebensjahre. Seine letzten »Erzählungen« (Frankf. 1814—15) ſowie ſeine von Schwarz herausgegebenen »Gedichte« (daſ. 1821) ſind unbedeutend. Eine liebevolle Charakteriſtik Jungs gibt Goethe in »Dichtung und Wahrheit«. Eine neue Ausgabe ſeiner »Sämtlichen Werke« erſchien Stuttgart 1843—44 in 12 Bänden.

3) Alexander, Schriftſteller, geb. 28. März 1799 zu Raſtenburg in Oſtpreußen, geſt. 20. Aug. 1884 in Königsberg i. Pr., widmete ſich ſeit 1826 in Berlin und Königsberg dem Studium der Theologie und Philologie, ſeit 1837 vorwiegend dem der Literatur, und trat ſpäter als Schriftſteller beſonders auf literarhiſtoriſchem und ſozialem Gebiet auf. Wir führen von ſeinen Schriften an: »Vorleſungen über die moderne Literatur der Deutſchen« (Danz. 1842); »Frauen und Männer« (Königsb. 1847); »Charaktere, Charakteriſtiken und vermiſchte Schriften« (daſ. 1848, 2 Bde.); »Friedrich Hölderlin und ſeine Werke« (Stuttg. 1848); »Der Bettler von James Park«, Roman (Leipz. 1850); »Goethes Wanderjahre und die wichtigſten Fragen des 19. Jahrhunderts« (Mainz 1854); »Das Geheimnis der Lebenskunſt« (Leipz. 1858, 2 Bde.); »Rosmarin, oder die Schule des Lebens«, Roman (daſ. 1862, 5 Bde.); »Joſeph v. Schelling und eine Unterredung mit demſelben« (daſ. 1864); »Über Franz v. Baaders Dogmatik als Reform der Sozialwiſſenſchaft« (Erlang. 1868); »Darwin, komiſch-tragiſcher Roman in Briefen an einen Peſſimiſten« (Jena 1873, 3 Bde.; 2. Aufl. 1879); »Panacee und Theodicee. Illuſtrationen, Karikaturen der Gegenwart« (Leipz. 1875); »Moderne Zuſtände« (Roſtock 1880). Nach ſeinem Tod erſchien noch: »Die Harfe von Discatherine. Bekenntniſſe eines Dichter-Philoſophen«, ein Seitenſtück zu »Rosmarin« (Leipz. 1885, 2 Bde.). J. gehört zu den Ausläufern der jungdeutſchen Richtung, welche, die grundverſchiedenen Aufgaben der Publiziſtik, Kritik und poetiſchen Darſtellung miteinander vermiſchend, hauptſächlich durch Reflexion und geiſtreiche Einfälle, die ihr Gedanken heißen, zu wirken ſuchte.

4) Julius, Geschichtsforscher, geb. 11. Sept. 1851 zu Imst in Tirol, studierte in Innsbruck, Göttingen und Berlin, habilitierte sich 1875 in Innsbruck und ward 1884 außerordentlicher, 1887 ordentlicher Professor der alten Geschichte an der deutschen Universität in Prag. Er schrieb außer einer Anzahl kleinerer Aufsätze zur römischen Geschichte: »Römer und Romanen in den Donauländern, historisch-ethnographische Studien« (Innsbr. 1877, 2. Aufl. 1887); »Die romanischen Landschaften des römischen Reiches« (das. 1881); »Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit« (Leipz. u. Prag 1883, 2 Tle.); »Fasten der Provinz Dacien, mit Beiträgen zur römischen Verwaltungsgeschichte« (Innsbr. 1894); »Grundriß der Geographie von Italien und dem Orbis Romanus« (in J. v. Müllers »Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft«, 2. Aufl., Münch. 1897); »Italien und die römische Weltherrschaft« (im 4. Band von Helmolts »Weltgeschichte«, Leipz. 1900).

Jung, Théodore, franz. General und Schriftsteller, geb. 12. März 1833 in Paris, gest. daselbst 3. Okt. 1896, ward 1859 dem Generalstab der Armee in Italien zugeteilt, 1870 als Generalstabsoffizier der Rheinarmee in Metz gefangen genommen. 1886 ward er Kabinettschef des Kriegsministers Boulanger, 1887 Brigadegeneral und Kommandant des Verteidigungsbezirks von Dünkirchen. Seit 1893 war er Mitglied der Deputiertenkammer. Nachdem er unter dem Pseudonym Mustapha viele Feuilletonartikel für die »Vie Parisienne« geschrieben und auch »Voyage autour de ma tente, souvenirs militaires« (1873) veröffentlicht hatte, schrieb er mehrere wissenschaftliche Werke: »La vérité sur le Masque de fer« (1873); »La France et Rome« (1874); »L'Académie de guerre de Berlin. L'enseignement militaire supérieur en Europe, etc.« (1877); »Bonaparte et son temps d'après des documents inédits« (1880—81, 3 Bde.); »Lucien Bonaparte et ses mémoires« (1882—83, 3 Bde.); »L'armée et la révolution; Dubois-Crancé« (1884, 2 Bde.); »La guerre et la société« (1889); »Stratégie, tactique et politique« (1890) und »La République et l'armée« (1893). — Die ehemalige Gattin Jungs, eine geborne v. Kaulla, wurde 1880 beschuldigt, ihr Verhältnis zum Kriegsminister Ciffey zu Spionendiensten mißbraucht zu haben.

Jung (Dschang), Sir Salar, ind. Staatsmann, geb. 1829, gest. 8. Febr. 1883, ein Araber von Abkunft, dessen Vorfahren in Ostindien eingewandert waren und den Posten eines Dewan oder Premierministers von Haidarabad, dem von einem Nizam beherrschten britischen Schutzstaat in Dekhan, erlangt hatten, der in ihrer Familie forterbte. J. ward von seinem Oheim, dem damaligen Dewan, in die Politik eingeführt und kam 1853 selbst an die Spitze der Geschäfte. Beim Ausbruch des indischen Aufstandes bewirkte er, daß Haidarabad den Engländern treu blieb, die ihn dafür mit Ehrenbezeigungen überhäuften; bei einem Besuch in England 1876 ward er zum Doktor der Universität Oxford ernannt. Doch erfüllten sie seinen Lieblingswunsch, die Rückgabe der 1839 an England abgetretenen Provinz Berar an Haidarabad, nicht. Die innere Verwaltung leitete J., der seit 1869 für den minderjährigen Fürsten die Regentschaft führte, vortrefflich und beobachtete eine verständige Sparsamkeit. Ihm folgte als leitender Minister sein Sohn Laik Ali, geb. 1861, gest. 7. Juli 1889, Verfasser mehrerer gegen die russische Politik in Asien gerichteter Aufsätze im »Nineteenth Century«.

Jungbier, s. Bier, S. 845.

Jungbreslau, Stadt, soviel wie Inowrazlaw.

Jungbrunnen, nach deutscher Volkssage ein Brunnen mit der Kraft, die darin Badenden zu verjüngen, z. B. der J. im »Wolfdietrich« (s. d.), dessen Bad die »rauhe Else« in die schöne Siegminne verwandelt. Die oft gemalte Sage (z. B. im Cranachschen Bild in Berlin) entstammt wahrscheinlich dem verbreiteten Mythus von der Sonne, die sich allnächtlich durch ein Bad verjüngt, als Greis zur Ruhe geht und als schwaches Kind aufsteht.

Jungbunzlau, Stadt, s. Bunzlau 2).

Junge, Friedrich, Pädagog und Historiker, geb. 30. März 1847 in Torgau, gest. 21. April 1899 in Berlin, studierte 1865—69 Geschichte, war 1870—76 Gymnasiallehrer in Berlin, darauf in Altenburg, wurde 1881 Gymnasialdirektor in Greiz, 1888 Direktor des Realgymnasiums in Magdeburg und 1897 Direktor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums in Berlin. Seit der 8. Auflage (1880) besorgte er die neuen Auflagen und die Fortsetzung von David Müllers »Geschichte des deutschen Volkes« (16. Aufl., Berl. 1897), des »Leitfadens zur Geschichte des deutschen Volkes« (11. Aufl., das. 1899), »Abriß der allgemeinen Weltgeschichte« (6. Aufl., das. 1896) und der »Alten Geschichte« (14. Aufl., das. 1897). Er schrieb außerdem: »Martin Luther. Sein Leben, dem deutschen Volk erzählt« (4. Aufl., Berl. 1898); »Geschichtsrepetitionen« (4. Aufl., das. 1904) und zwei Schriften über den Geschichtsunterricht (das. 1886 u. 1892).

Jung-England, eine aristokratische Fraktion im britischen Parlament, deren Führer Benjamin Disraeli (s. Beaconsfield) und Lord George Bentinck (s. d. 3) waren; sie spielte 1841—46 eine bedeutende Rolle. Charakterisiert ist die neue Form des Toryismus in Disraelis Roman »Coningsby«.

Junge Pfalz (Pfalz-Neuburg), s. Neuburg.

Jünger, s. Meister.

Jünger, Johann Friedrich, Lustspieldichter, geb. 15. Febr. 1756 in Leipzig, gest. 25. Febr. 1797 in Wien, widmete sich kurze Zeit dem Kaufmannsstand, sodann dem Studium der Rechte und der schönen Literatur. Er lebte in engem Verkehr mit dem Buchhändler Göschen, durch den er 1785 auch Schiller kennen lernte, noch einige Jahre in Leipzig, privatisierte sodann in Weimar und ging 1787 nach Wien, wo er 1789 zum Hoftheaterdichter ernannt, aber 1794 bei der Umgestaltung des Wiener Theaters entlassen wurde. Obschon J. keine große Erfindungsgabe besaß und namentlich Destouches, Molière und Marivaux in seinen Lustspielen nachahmte, so muß doch die Gewandtheit der Darstellung und die Natürlichkeit seines Dialogs anerkannt werden. Seine Lustspiele erschienen in drei Sammlungen: »Lustspiele« (Leipz. 1785—90, 5 Bde.), »Komisches Theater« (das. 1792 bis 1794, 3 Bde.) und »Theatralischer Nachlaß« (Regensb. 1803—04, 2 Bde.). Von geringerm Wert sind seine Romane und die »Gedichte« (Leipz. 1821).

Jungermannia *L.*, Lebermoosgattung aus der Ordnung der akrogynen Jungermanniinen (s. Moose), meist kleine, auf der Erde oder an Baumstämmen wachsende Moose mit kriechendem Stämmchen, das zwei Reihen ungeteilter oder gelappter Oberblätter und bisweilen auch eine Reihe kleinerer, anders gestalteter Unterblätter (Amphigastrien) trägt. Die Antheridien stehen in den Achseln von Hüllblättern (Perichätien), die häufig von den Stengelblättern nicht verschieden sind, während die Hüllblätter der Archegonien abweichend gestaltet sind. Die Archegonien werden von einer röhren-, ei- oder birnförmigen Hülle,

dem Perianthium, umgeben, das an der Mündung gezahnt ist und später in 3—6 Lappen zerreißt. Aus der befruchteten Eizelle entwickelt sich ein Sporogonium, dessen mit vier Klappen aufspringende Sporenkapsel außer den Sporen Zellen mit schraubiger Wandverdickung (Elateren) enthält. Der Gattungsname J. wurde früher für mehrere hundert verschiedenartiger, über die ganze Erde verbreiteter Arten angewendet. Neuere Systematiker haben von der alten Gattung zahlreiche Arten abgetrennt, so daß J. als Gattungsname nur für ca. 50 bekannte Arten bestehen bleibt.

Jungermanniinen (Jungermanniales), Abteilung der Lebermoose (s. Moose).

Junges Belgien, Name einer literarischen Schule, die in einer 1881 von Studenten in Löwen und Brüssel begründeten Zeitschrift: »La jeune Belgique«, ihre theoretisch-praktische Vertretung fand. An der Spitze ihres Programms stand der Satz, daß die Poesie, unbekümmert um die Interessen des Tages, nur um ihrer selbst willen da sei, und daß sie, ohne Rücksicht auf das Schöne, die Leidenschaft darstellen solle. Hauptvertreter der »Jeune Belgique« waren A. Bauwens, F. Mahutte, M. Waller, H. Maubel, V. Gille, J. Gilkin, G. Eekhoud, A. Giraud, F. Nautet. Vgl. Nautet, Histoire des lettres belges d'expression française, Bd. 1, S. 70—77 (Brüss. 1892). Von 1895 an trennte sich ein Teil der jüngern Schriftsteller von der »Jeune Belgique«, weil sie zu streng an den Grundsätzen der französischen Parnassiens festhielt, und vertrat in »L'Art Moderne« eine freiere Richtung, die dem Symbolismus der Franzosen entspricht.

Junges Deutschland (hierzu die Porträttafel »Hauptvertreter des Jungen Deutschland«), Bezeichnung einer literarischen Schule, die in den 30er Jahren des 19. Jahrh. bestimmend in den Gang der deutschen Literatur eingriff und als Rückschlag gegen die Romantik aufzufassen ist. Ihr Name fand allgemeine Verbreitung durch die dem »jungen Deutschland« gewidmete Vorrede von Wienbargs »Ästhetischen Feldzügen« (1834), doch war Wienbarg durch seinen Verleger J. Campe (Hoffmann u. Campe) zu dieser Widmung angeregt worden, und Campe verdankte das Schlagwort vielleicht K. Gutzkow, der es bereits im November 1833 in einem Brief an Cotta gebrauchte; es lag indessen gleichsam in der Luft; und wie es von Mazzinis »Jungem Europa« (s. Junges Europa) auch einen deutschen Zweigverein politischen Charakters unter dem Namen J. D. gab (der übrigens zu dem literarischen Jungen Deutschland gar keine Beziehung hatte), so lag es wohl manchem nahe, die jugendlich aufstrebende, den modernen Ideen huldigende Literatur auf denselben Namen zu taufen. Sanktioniert wurde dieser vollends durch das auf Grund von Menzels heftigen Angriffen gegen die Führer der Schule gerichtete Bundestagsverbot vom 10. Dez. 1835. — Die charakteristischen Ziele des Jungen Deutschland lagen in einer eigentümlichen Verquickung literarischer und politischer Bestrebungen. Man wollte die Literatur wieder mit dem Leben verbinden, man wollte sie, die wirklichkeitsfremd in mondbeglänzten Zaubernächten geschwärmt und geschwelgt hatte, sich wieder stärken und erfrischen lassen durch die innigste Berührung mit dem aufstrebenden Geiste der Zeit. So bildete die neue Schule eine gesunde und berechtigte Reaktion gegen die romantische und zum Teil auch gegen die klassische Richtung der deutschen Literatur. Aber das beste Leben der Zeit war in der Restaurationsepoche geknebelt und niedergehalten durch das Metternichsche, alle deutschen Regierungen beherrschende Unterdrückungssystem, und daher wurden die national gesinnten Geister, die einem gesunden Fortschritt huldigten, samt und sonders in das Lager der Opposition getrieben. Die jungdeutschen Schriftsteller stellten sich, meist mit leidenschaftlichem Eifer, in den Dienst der modernen liberalen Ideen; sie huldigten der Tendenz; sie wollten nicht sowohl Kunstwerke von ästhetischem Werte schaffen, als vielmehr zum praktischen Handeln anregen, das stockende Leben der Zeit in Bewegung setzen und zu einer Umgestaltung der bestehenden Zustände anfeuern. Diese Tendenzschriftstellerei, diese Verquickung von Literatur und Politik, war ästhetisch von Übel, war eine bedauerliche Preisgebung der bisher so glänzend verteidigten Selbstherrlichkeit der Kunst; aber sie war vielleicht ein notwendiger Übergang zur tendenzfreien Poesie der Wirklichkeit, die dem Jungen Deutschland folgte. Die Romantik hatte abgewirtschaftet; es ging nicht länger so weiter. Das Gute der jungdeutschen Bewegung läßt sich daher erst ganz aus der ihr folgenden Literatur ermessen, die zum nicht geringen Teil durch die Werke derselben Männer (Gutzkow, Laube) ihre Signatur erhielt, die vorher Führer jener Bewegung gewesen waren. Aber an künstlerischen Leistungen von dauerndem Wert hat das Junge Deutschland selbst fast nichts zutage gefördert. Die Tendenzschriftstellerei erschöpfte sich in Darlegungen des Programms. Mit den Mitteln des Journalismus suchte man die neuen Ideen zu verbreiten, und daher ist es leicht verständlich, daß man durch Esprit, Witz (erst das Junge Deutschland brachte die jetzige Bedeutung dieses Wortes zu allgemeiner Anerkennung) und geistreiche Pointen die abstrakten Forderungen herauszuputzen und künstlerisch wirksam zu machen bestrebt war. Das Junge Deutschland hat erst das moderne Feuilleton in Deutschland geschaffen. Mit Unrecht hat man noch andre Bestrebungen als charakteristisch für die ganze Richtung hingestellt: nämlich die antinationale Liebäugelei mit Frankreich und die sogen. Emanzipation des Fleisches. Jene Hinwendung zu Frankreich erklärt sich zum größten Teil dadurch, daß Paris nach der Julirevolution in der Tat das Mekka des Liberalismus war, wohin die meisten, welche die modernen Ideen hochhielten, einmal wallfahrteten; die meisten Jungdeutschen waren, wie z. B. Gutzkow, echt nationale Männer, und Laubes sowie andrer mutiges Eintreten für das gewaltsam unterdrückte Polen lag in der Zeit. Die sogen. Emanzipation des Fleisches, die am ungeniertesten Heine zu Anfang der 1830er Jahre unter dem Einfluß des Saint-Simonismus verkündigte, gehörte keineswegs zu den Programmpunkten der ganzen Schule, deren meiste Vertreter sich vielmehr als tugendhafte Ehemänner bewährten. Vorbereitet wurde das Junge Deutschland bereits in den 1820er Jahren durch Börne und Heine. Namentlich die »Reisebilder« des letztern tragen schon überwiegend das Gepräge der neuen Schule. Aber zum vollen Durchbruch kam diese erst nach der Julirevolution. Ein Zusammenschluß der gleichstrebenden Genossen wurde jedoch erst 1834 angebahnt, als der ehrgeizige und überaus regsame junge Gutzkow die Führerschaft der neuen Schule zu gewinnen hoffte, deren Organ eine große »Deutsche Revue« (vgl. »Die Deutsche Revue von K. Gutzkow u. L. Wienbarg«, hrsg. von J. Dresch, Berl. 1904) werden sollte. Der bedeutendste Theoretiker des Jungen Deutschland war Ludolf Wienbarg, der Verfasser der geistvollen »Ästhetischen Feldzüge«, in denen die »schöne Tat« als das letzte Ziel poetischer Darstellung verfochten wird. Seine Begeisterung

Hauptvertreter des Jungen Deutschland.

Heinrich Heine.
Geb. 13. Dez. 1797 in Düsseldorf, gest. 17. Febr. 1856 in Paris.
(Nach dem Stich von Kraußkopf.)

Ludwig Börne.
Geb. 6. Mai 1786 in Frankfurt a. M., gest. 12. Febr. 1837 in Paris.

Karl Gutzkow.
Geb. 17. März 1811 in Berlin, gest. 16. Dez. 1878 in Sachsenhausen.

Heinrich Laube.
Geb. 18. Sept. 1806 in Sprottau, gest. 1. Aug. 1884 in Wien.

Theodor Mundt.
Geb. 19. Sept. 1808 in Potsdam, gest. 30. Nov. 1861 in Berlin.

Ferdinand Gustav Kühne.
Geb. 27. Dez. 1806 in Magdeburg, gest. 22. April 1888 in Dresden.

für Goethe wurde von Heine, Laube, bald auch von Gutzkow geteilt, und die Börne-Menzelschen Angriffe gegen den Meister fanden bald unbedingten Widerspruch unter den jungen Geistern. Mit Wärme erklärte sich Laube für das moderne Prinzip der Schule, und in ähnlicher Richtung betätigten sich Th. Mundt und G. Kühne, welch letzterer jedoch nur halb zum Jungen Deutschland gehört. Von Frauen zählt man meist Rahel Varnhagen, Bettina von Arnim und Charlotte Stieglitz zu dieser literarischen Gruppe hinzu, weil sie alle drei die jungdeutschen Geister beeinflußten und zum Teil mit ihnen in gleicher Richtung wirkten. Der Bestand des Jungen Deutschland als einigermaßen geschlossener Schule war von überaus kurzer Dauer: durch den Bundestagsbeschluß vom 10. Dez. 1835 wurden nicht nur alle bisherigen, sondern auch alle künftigen Werke der Schriftsteller dieser Gruppe verboten, und die Folge war, daß sich die meisten bald in andrer Richtung als zuvor betätigten, was ihnen in ästhetischer Hinsicht nicht zum Schaden gereichte. Überdies zerfielen sie bald untereinander und fochten bittere Fehden aus. Die Bildnisse der Hauptvertreter des Jungen Deutschland zeigt beifolgende Tafel. Vgl. J. Proelß, Das junge Deutschland (Stuttg. 1892; wertvoll durch reiches Material); G. Brandes, Das junge Deutschland (Leipz. 1891 u. ö.); Wehl, Das junge Deutschland (Hamb. 1886); L. Geiger, Das junge Deutschland und die preußische Zensur (Berl. 1900); H. Bloesch, Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich (Bern 1903). — Ungefähr 50 Jahre später kam eine dem Jungen Deutschland verwandte literarische Strömung zum Durchbruch, die aber keine politischen, sondern bloß ästhetische Motive und Ziele hatte. Der Ausdruck jüngstes Deutschland galt als Bezeichnung für jene Gruppe von Dichtern, die nach ausländischen, zumal französischen Mustern auf Grundlage der naturalistischen Ästhetik eine Verjüngung der in konventionellen Formen versunkenen Poesie anstrebten; auch das »jüngste Deutschland«, zu dessen Führern Otto Brahm, M. G. Conrad, die Brüder Hart, Arno Holz, Wilhelm Bölsche, Hermann Bahr u. a. als Kritiker, H. Sudermann und Gerhart Hauptmann als Dichter gehörten, sprach die Losung der »Moderne« aus, forderte eine Erfüllung der Kunst mit neuem Zeitinhalt, mit den Lehren der neuesten Naturwissenschaft und äußerte sich sehr feindlich über die ältern Vertreter der Poesie. Mit der allgemein durchdringenden Erkenntnis von der Unhaltbarkeit der naturalistischen Kunstlehren schwand auch die Macht dieser jüngstdeutschen Gruppe, die sich in ihre einzelnen Glieder auflöste. Hauptorgane dieser literarischen Schule waren die Zeitschriften: »Freie Bühne« (Berl. 1890 ff.; später »Neue deutsche Rundschau«; seit 1903 »Die neue Rundschau«) und »Die Gesellschaft« (Leipz. 1885 ff.).

Junges Europa. Als 1831 und 1832 die Versuche, Mittelitalien in Aufstand zu versetzen, mißglückt waren, fanden sich Flüchtige verschiedener Nationen in der Schweiz zusammen, die durch gleiche Bestrebungen und gleiches Schicksal vereinigt wurden. So entstand der Bund des Jungen Europa, den Mazzini aus dem Jungen Italien, dem Jungen Polen und dem Jungen Deutschland schuf. Diese drei schon bestehenden Vereine (das Junge Italien war 1832 aus dem Bunde der Carbonari hervorgegangen) traten 15. April 1834 in einer Verbrüderungsakte zusammen, die, in deutscher, italienischer und polnischer Sprache geschrieben, »Freiheit, Gleichheit und Humanität« als Wahlspruch trug. Ein Zentralkomitee, aus Bevollmächtigten der drei Nationalausschüsse gebildet, war die gemeinsame Bundesbehörde. Alle Mitglieder sollten ein gemeinschaftliches Symbol erhalten, und jeder öffentliche Erlaß sollte durch eine gemeinschaftliche Devise kenntlich sein. Die Propaganda des so gestifteten Bundes schuf neue Vereinigungen unter den Republikanern Europas; so entstand ein Junges Frankreich, Junges Spanien, Junges Belgien. Die von Granier u. d. T.: »Le Proscrit« (»Der Geächtete«) herausgegebene Zeitschrift war das Organ des Jungen Europa. Der Bund wurde durch die 1836 verfügten Ausweisungen aus der Schweiz gelähmt, und das Band, das die nationalen Gruppen vereinigte, löste sich auf. Von jenen erlangte die italienische durch Mazzini besondere Bedeutung, der in Genf die Zeitschrift »La giovine Italia« (»Das junge Italien«) herausgab. Sie ward zwar in ganz Italien verbreitet und viel gelesen; indes die Verschwörungen und Empörungsversuche mißlangen sämtlich. Nach der Unterdrückung der Revolution von 1848 verlor die Verbindung ihre Bedeutung. Neben dem Jungen Italien entfaltete das Junge Deutschland eine große agitatorische Tätigkeit. Deutsche Flüchtlinge, Studenten, namentlich aber Handwerker gehörten ihm an. Seine Mitglieder waren außer in der Schweiz besonders in Frankreich und England verbreitet; nach den Schweizer Ausweisungen von 1836 verlegte das Junge Deutschland seinen Hauptsitz nach London, verlor aber allmählich seine Bedeutung. Um 1845 bildete sich in der Schweiz eine neue, kommunistische Vereinigung, die den alten Namen wieder aufnahm, und deren Genossen die Revolution von 1848 in Südwestdeutschland vorbereiten halfen. Das Bestreben, 1850 abermals eine ähnliche Vereinsorganisation auf dem Arbeiterkongreß in Murten zu schaffen, führte zu einer Untersuchung von seiten der schweizerischen Behörden und zur Ausweisung vieler Arbeiter und mehrerer Flüchtlinge. Das Junge Polen hatte sich nach 1836 zum Teil nach London geflüchtet, doch bestand es auch in Frankreich fort und wirkte unermüdet für die Herstellung der Unabhängigkeit und Freiheit Polens trotz vielfacher mißlungener Versuche. Andrer Art als diese Vereinigungen sind die der sogen. jung-russischen Partei, die mit den Nihilisten (s. d.) zusammenhängt, und die der sogen. Jungtürken (s. d.), die, vornehmlich aus im Abendland erzogenen Türken sich zusammensetzend, eine Reform der Zustände in der Türkei nach dem Vorbilde der abendländischen Kulturstaaten erstreben.

Junges Italien, ꝛc., s. Junges Europa.

Jungfer, soviel wie Jungfrau (s. Jungfrauschaft); im Mittelalter eine Maschine in Frauengestalt (eiserne Jungfrau), die in Gefängnissen zur Folter und auch wohl zu geheimen Hinrichtungen diente und mit schneidenden Klingen versehen war, die, sobald ein Mensch zwischen sie gebracht wurde, zusammenschlugen. Auf solche Weise hingerichtet werden hieß: die J. küssen. Berühmt insonderheit ist die heute noch in Nürnberg auf der Burg in der Folterkammer vorhandene eiserne J. [pflasterer.

Jungfer (Hoyer), die Handramme der Straßen-

Jungfer im Grünen (J. im Busch), s. Nigella.

Jungfern, Blöcke mit drei runden Löchern für die Taljereepen zum Anholen der Wanten (s. d.).

Jungfernblei, das bei der Verarbeitung des Bleiglanzes im Flammofen am Ende der Röstperiode bei noch niedriger Temperatur sich abscheidende reine Blei.

Jungfernblüte, s. Drosera.

Jungfernehe, s. Josephsehe.

Jungferngeburt, s. Parthenogenesis.

Jungfernglas, soviel wie Marienglas, s. Gips, S. 857.

Jungferngras, s. Stellaria.

Jungfernhähne (franz. Coqs vierges), 4—6 Monate alte, gemästete Hähne, die getrennt von den Hennen aufgezogen werden.

Jungfernhäutchen, s. Hymen.

Jungfernherz, s. Dicentra.

Jungfernhonig, s. Honig, S. 531.

Jungferninseln (engl. Virgin Islands), Inselgruppe in Westindien, östlich von Puerto Rico, unter 18° nördl. Br. und 65° westl. L., zu den Kleinen Antillen gehörig, besteht aus 8 größern und gegen 100 kleinern Inseln, die, mit Ausnahme von Ste.-Croix, auf einer zusammenhängenden, an Puerto Rico angelehnten Bank liegen, die nur 60 m Wasser über sich hat, aber von großen Tiefen (über 4000 m) umgeben ist. Sie enthalten 694 qkm und etwa 100,000 Einw. Davon gehören den Vereinigten Staaten (bis 1898 Spanien): Vieques, Culebra und einige kleinere, zusammen 170 qkm mit (1899) 6642 Einw.; Dänemark: Ste.-Croix, St. Thomas und St. John, zusammen 359 qkm mit (1901) 86,634 Einw. Unter den acht englischen Inseln (Tortola, Anegada, Virgin Gordon, Jost van Dijk ꝛc.), zusammen 165 qkm mit (1901) 4908 Einw., ist Tortola die bedeutendste. Die J. sind meist felsig, hoch und öde, und nur die größern erzeugen Rum, Zucker, Mais, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Tabak. Die Wälder enthalten gute Nutzhölzer; mit Guineagras bestandene Ebenen bieten gute Weiden. Die Küsten sind fischreich, auch hat man Eisen und Gold gefunden. Von zunehmender Wichtigkeit für die Ausfuhr ist die Aloefaser. Das Klima ist gleichmäßig und gesund, doch werden die Inseln nicht selten von furchtbaren Orkanen sowie von Erdbeben heimgesucht. Die J. wurden 1494 von Kolumbus entdeckt und Las Virgines genannt zu Ehren der elftausend Jungfrauen in der katholischen Legende. 1648 siedelten sich holländische Bukanier auf Tortola an, wurden aber 1666 von den Engländern vertrieben. Die dänischen Ansiedelungen stammen aus dem Jahre 1700. Näheres in den Artikeln über die einzelnen Inseln. S. Karte »Westindien«.

Jungfernkranich, s. Kranich.

Jungfernkrankheit, soviel wie Bleichsucht.

Jungfernmilch, Mischung von 1 Teil Benzoetinktur mit 30 Teilen Rosenwasser, ist von ausgeschiedenem Harz milchweiß, dient als kosmetisches Mittel, verdirbt aber die Haut, weil die feinen Harzteilchen die Poren der Haut verstopfen.

Jungfernöl, s. Olivenöl.

Jungfernpergament, feines, dünnes Pergament.

Jungfernqueckſilber, soviel wie gediegen Quecksilber.

Jungfernrebe, s. Quinaria.

Jungfernrede (engl. Maiden speech), die erste Rede eines neuen Parlamentsmitgliedes.

Jungfernschwamm, s. Hygrophorus.

Jungfernschwarm, s. Bienenzucht, S. 840.

Jungfernschwefel, beim Rösten schwefelhaltiger Erze in Höhlungen der Röſthaufen sich absetzender Schwefel.

Jungfernwachs, soviel wie weißes Wachs.

Jungfernwein, s. Quinaria.

Jungfernzeugung, s. Parthenogenesis.

Jungfernzins, s. Jus primae noctis.

Jungfrau, s. Jungfrauschaft und Alter.

Jungfrau (Virgo), 1) das sechste Zeichen des Tierkreises (♍); 2) großes Sternbild des nördlichen Himmels, enthält einen Stern erster Größe (α), Spica oder die Kornähre, außerdem mehrere Sterne dritter Größe, von denen der nördlichste (ε) Vindemiatrix genannt wird; vgl. Textbeilage zu Artikel und Karte »Fixsterne«. In den Anfang dieses Sternbildes fällt der Herbstpunkt. Nach Hesiods Erzählung ist das Sternbild Dike, die Tochter des Zeus (vgl. Asträa), nach andern Demeter.

Jungfrau, ein pyramidal geformter, von Gletschern rings umgürteter, mit blendend weißem Firn bedeckter Bergkoloß der Finsteraarhorngruppe im Berner Oberland. Der Berg fällt gegen N. sehr steil ab in das enge Trümletental (der Wengernalp gegenüber), nach O. und S. ebenfalls steil zum Jungfraufirn und Rothtalgletscher; der nordwestliche Fuß, Schwarzer Mönch oder Stellifluh (2654 m), ruht im Lauterbrunnental. Der Berg (4166 m) besteht aus kristallinen Gesteinen des Aaremassivs mit 2—5 keilförmig eingefalteten Sedimenten der nördlichen sedimentären Randzone, wodurch ausdrucksvolle, vorgelagerte Bergstufen, wie Silberhorn (3705 m) und Schneehorn (3415 m), erzeugt werden, die den gesamten architektonischen Eindruck noch wesentlich heben. Der Anblick des Berges ist daher von N. her (Interlaken) am schönsten und großartigsten, während die gegen O. und S. gekehrte Seite nur wenig Effekt macht. Die J. ist der am frühesten von den Berner Alpen bekannt gewordene Berg und wurde zuerst 3. Aug. 1811 von den Gebrüdern Rudolf und Hieronymus Meyer von Aarau sowie 3. Sept. 1812 von Gottlieb Meyer erstiegen. Spätere Expeditionen durch Agassiz, Desor, Forbes, Gottlieb Studer u. a. fallen in die 1840er Jahre. Die Besteigung geschieht jetzt meist vom Hotel Jungfrau am Aggischhorn aus, über den großen Aletschgletscher (s. die Spezialkarte dieses Gletschers auf Tafel »Gletscher I«) hinauf. Der größere Teil des Weges ist mehr ermüdend als gefährlich, dagegen die letzte Partie über den Rothtalsattel außerordentlich schwierig. Die Eisform des Gipfels ändert fast mit jedem Jahr ihre Gestalt; meist jedoch bildet er ein kleines, von grobkörnigem Schnee bedecktes Dreieck, zu dem ein nur 18—30 cm breiter, auf beiden Seiten in glatten Eiswänden steil abfallender Kamm von etwa 20 Schritt Länge und mit einer Steigung von 60—70° führt. Vgl. G. Studer, Über Eis und Schnee, Bd. 1 (2. Aufl., Bern 1896; die Geschichte der Besteigungen enthaltend); Wundt, Die J. und das Berner Oberland (Prachtwerk, Berl. 1897). Ein Relief der J. (1:2500) fertigte X. Imfeld (für die Pariser Weltausstellung 1900). — Über die Jungfraubahn s. d.

Jungfrau, eiserne, s. Jungfer.

Jungfraubahn, elektrisch betriebene Zahnradbahn von der Scheitelstation »Wengern-Scheideck« der (mit Dampf betriebenen) Zahnradbahn Lauterbrunnen–Grindelwald ausgehend, zur Erschließung einer Reihe großartiger Aussichtspunkte der aus Eiger, Mönch und Jungfrau bestehenden Hochgebirgsgruppe im vielbesuchten Berner Oberlande. Nach erfolgreicher Schöpfung verschiedener Zahnrad- und Seilbahnen bis über 2000 m Meereshöhe (s. Bergbahnen) durch Schweizer Ingenieure lag der Gedanke nahe, auch die Jungfrau (Gipfelhöhe 4166 m) durch eine Bergbahn zugänglich zu machen. So hatten bereits um 1890 zwei Entwürfe zu direkter Ersteigung der gewaltigen Höhe unmittelbar von der etwa auf 800 m liegenden Talsohle bei Lauterbrunnen aus

bestimmtere Gestalt gewonnen, beide auf ganze Länge als Tunnel im Innern der Felsmasse gedacht. Der eine (von Trautweiler) wollte das Ziel durch Seilbetrieb in mehreren Abteilungen (da ein Seil zu lang würde) erreichen. Nach dem andern Entwurf (von Locher, dem Erbauer der Pilatusbahn) sollte das Fahrzeug

Fig. 1. Lageplan der Jungfraubahn.

als geschlossener Zylinder das ganze Tunnelrohr mit nahezu luftdichtem Anschluß ausfüllen und durch mäßigen Luftüberdruck an der untern Seite gehoben, bez. durch Nachlassen des Luftdrucks herabgelassen werden. Nachdem jedoch inzwischen die Zahnradbahn Lauterbrunnen – Scheideck (2064 m) – Grindelwald erbaut und 1893 eröffnet worden war, erschien es zweifellos richtiger, von dem schon erreichten hohen Punkt auszugehen, und zugleich sicherer, auch diese neue Bahn als Zahnradbahn mit dafür üblicher Steigung (250 auf Tausend) auszuführen. So ergab sich zugleich die sehr vorteilhafte Möglichkeit, unterwegs eine Reihe von höchst anziehenden Aussichtspunkten durch Aussprengen von Felsengalerien zu erschließen, die der Bahn schon lange vor der vollen Durchführung Einnahme zuführen, ja vielleicht für sich allein schon, selbst ohne Erreichung des Gipfels, den Bau zu lohnen geeignet sein könnten, wenn sie den unmittelbaren Einblick in jene, bisher nur wenigen kühnen Bergsteigern zugängliche, große Gebirgswelt erschließen, wie sie zumal auf der Südostseite der bezeichneten Gebirgsriesengruppen verborgen liegt. Die Konzession zu einer solchen Bahn wurde von Guyer-Zeller, damals Direktor der Schweizerischen Nordostbahn, erworben, der jedoch als Nichttechniker die Schwierigkeiten und Kosten des Unternehmens unterschätzte. Die triangulatorischen und photogrammetrischen Aufnahmen des meist aus steilen, unzugänglichen Felswänden bestehenden Geländes sind von Koppe (Braunschweig) begründet worden. Die Ausgestaltung und Ausführung des Entwurfs wurde in den ersten Jahren (1896—98) von dem Schweizer Ingenieur Strub geleitet. Die Linie beginnt von Scheideck aus mit einer etwa 2 km langen offenen Strecke bis zur Station »Eigergletscher« auf 2223 m Meereshöhe; dieser Teil ist im Sommer 1898 begonnen und 19. Sept. 1898 eröffnet worden. Etwa 200 m weiter tritt die Linie als Tunnel in das Gebirge ein und zieht sich in nicht großer Entfernung von der Außenwand mit der gleichmäßigen Steigung 1:4 erst an der nördlichen, dann an der südlichen Seite des von SW. nach NO. streichenden Gebirgstockes entlang (Fig. 1 u. 2: Lageplan und Längenprofil). Der Weiterbau des Tunnels ist und wird nur langsam betrieben, da die Geldmittel nicht leicht zu beschaffen sind. Bisher sind nur die erste Tunnelstation, »Rotstock«, bei 2,85 km und die zweite, »Eigerwand«, bei 4,3 km, diese auf 2868 m im Februar 1904, eröffnet worden. Eine dritte Tunnelstation, »Eismeer«, ist bei 5,6 km etwa auf 3162 m, eine vierte, »Jungfraujoch«, bei 9,6 km auf 3396 m in Aussicht genommen. Zwischen den letzten beiden ist eine flachere Steigung (67 auf Tausend) vorgesehen. Der Gipfel der Jungfrau soll schließlich durch einen senkrechten Aufzug von noch etwa 66 m Höhe erreicht werden. Es ist jedoch an dem Entwurf wie auch an dem Personal seit Beginn des Baues schon vielfach geändert worden und dürften auch weitere Änderungen kaum ausbleiben. Vorläufig wird nur beabsichtigt, bis zur Station »Eismeer« zu bauen. Der Oberbau der Bahn hat 1 m Spurweite (die Wengernalpbahn 80 cm). Die Zahnstange ist von Strub als selbständige, sehr hohe Breitfußschiene gebildet worden, aus deren Kopf die Zahnlücken ausgefräst

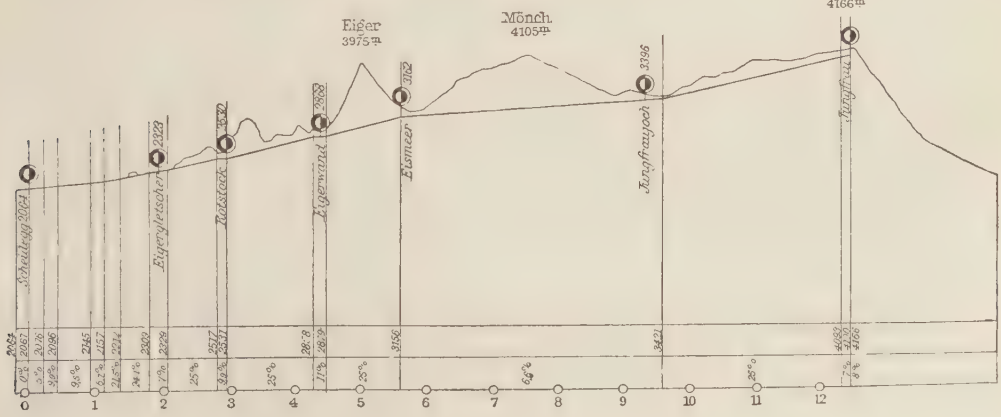


Fig. 2. Längenprofil der Jungfraubahn (1:100,000).

sind (Fig. 3). Der Kopf ist zugleich (wie die Fahrschienen der Seilbahn zum Stanserhorn, s. Bergbahnen, S. 661) nach unten schlank unterschnitten, so daß er mit sicherm Erfolge von Bremszangen der Fahrzeuge umfaßt wird, die auch im gelösten Zustand ein Umkippen der Fahrzeuge ausschließen. Die elektrische Energie zum Betriebe der Bahn wie auch zur Ausführung des Baues (elektrische Bohrmaschinen) wird unten bei Lauterbrunnen aus der Lütschine gewonnen mittels eines Druckrohrs von 1,8 m Durchmesser und vorläufig zwei Turbinen von je 500 Pferdestärken, während eine Wasserkraft von 2130 Pferdestärken zur Verfügung steht. Die Elektrizität wird mit 7000 Volt durch drei harte Kupferdrähte von 7,5 mm Durchmesser zu den Arbeitsstellen geleitet und durch Transformatoren auf 500 Volt ermäßigt.

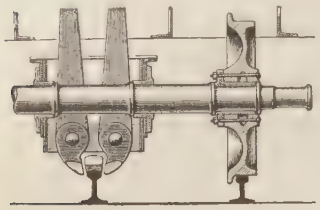


Fig. 3. Zahnstange und Zangenbremse.

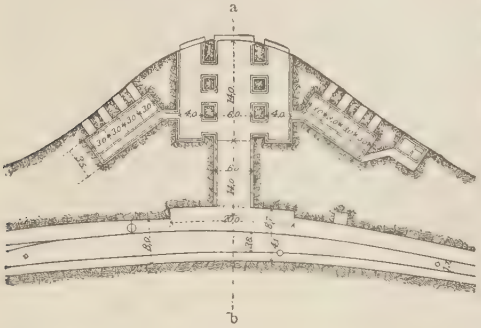


Fig. 4. Unterirdische Station der Jungfraubahn. (Grundriß.)

Die Züge bestehen aus einer vom Zuge lösbaren Lokomotive mit 12 Ton. Gewicht, einem für gewöhnlich damit verbundenen Wagen und einem Anhänger. Außer der erwähnten Schienen-Zangenbremse wirkt eine Handbremse auf Bremsscheiben der Zahnradachsen und eine selbsttätige elektrische Bremse an der Dynamowelle durch Unterbrechung des Stroms, sobald die Geschwindigkeit ein bestimmtes Maß überschreitet. Eine Vorstellung von der Anordnung der unterirdischen Stationen im Felsen mit Aufenthaltsräumen und Ausguckbalkons an der Felswand, die vielleicht 1000 m tief abstürzt, geben die Figuren 4 und 5 durch Darstellung des Grundrisses und eines Querschnittes. Die innern Felswände sind mit Holz verkleidet. Für Beleuchtung und Erwärmung steht Elektrizität zur Verfügung. Vgl. Guyer-Zeller, Das Projekt der J. (Zür. 1896); »Schweizerische Bauzeitung«, Bd. 28, S. 83; ebenda S. 26, 54, 87; Bd. 29, S. 97; Bd. 30, S. 18; Bd. 41, S. 12; Strub, Bergbahnen der Schweiz bis 1900. II: Reine Zahnradbahnen (Wiesb. 1902); S. Herzog, Die J. (Zür. 1904).

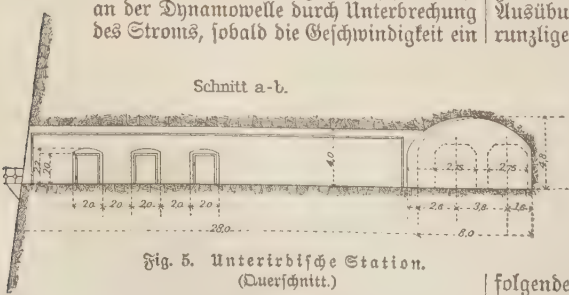


Fig. 5. Unterirdische Station. (Querschnitt.)

Jungfrauenadler, auch Adlerweibchen, in der Heraldik soviel wie Harpyie. S. Artikel »Harpyien« mit Abbildung.

Jungfrauen, elftausend, s. Ursula.

Jungfrau in Haaren, s. Nigella.

Jungfrau, nackte, s. Galanthus.

Jungfrauschaft, der geschlechtliche Zustand eines weiblichen Wesens vor Vollzug des Beischlafs (Jungfrau). Als Kennzeichen der J. gelten: volle, derbe und dicht aneinander schließende große (äußere) und rosig gefärbte, von den großen ganz bedeckte kleine (innere) Schamlippen, ein unverletztes Scheidenhäutchen (Hymen, s. d.), eine enge, mit vielen Runzeln versehene Mutterscheide, eine feste, gerundete, glatte Beschaffenheit des Gebärmutternmundes ohne Risse, Einschnitte und Kerben, ein straffes Schambändchen, Derbheit und Festigkeit der Brüste, endlich Schmerz und Blutung beim ersten Beischlaf. Alle diese Merkmale geben aber, namentlich wenn man bei der Beurteilung nur auf einzelnes angewiesen ist, über das Vorhandensein oder Fehlen der J. keine positive Gewißheit. Die Frage nach dem Vorhandensein oder Fehlen der J. ist oft vor Gericht von großer Bedeutung, vor allem bei der Beweisaufnahme über stattgehabten gesetzwidrigen Beischlaf. Die Beschaffenheit des Hymens ist dabei das wichtigste, freilich nicht ganz sichere Zeichen, da sowohl trotz ausgeübtem Beischlaf das Hymen unverletzt sein kann, als auch zahlreiche Varietäten und Bildungsanomalien dieses Organs vorkommen und zur Täuschung führen können. Bei sehr unentwickelten Individuen und bei Kindern bleibt sehr häufig das Hymen auch bei Ausübung des Geschlechtsverkehrs unzerstört, da die Enge aller Teile eine Zerstörung des verborgen liegenden Häutchens erschwert. Nicht selten wird es auch ohne Beischlaf durch unzüchtige Handlungen (Attentate, Onanie) verletzt; manchmal absichtlich zum Zweck falscher Anschuldigung wegen Notzucht. Unsicherer sind anderweitige Veränderungen der weiblichen Geschlechtsteile bei Beurteilung der J.; hierher gehört die weitere und glattere Beschaffenheit der Scheide nach häufigerer Ausübung des Beischlafs gegenüber der engen und runzligen Scheide bei Jungfrauen, und das mehr oder weniger ausgeprägte Vorhandensein der oben angegebenen Merkmale der J. Vorhandensein von Syphilis und Tripper an den weiblichen Geschlechtsteilen spricht gegen J., jedoch nicht absolut, da beide Krankheiten, wenn auch sehr selten, ohne Geschlechtsverkehr übertragen werden können. Ganz sicher kann Vorhandensein der J. nach einer Geburt ausgeschlossen werden, da durch den Geburtsakt Einrisse mit nachfolgenden narbigen Einkerbungen am Muttermund der Gebärmutter und völlige Zerstörung des Hymens bis auf geringe Reste hervorgebracht werden.

Jungfrau von Orléans, s. Jeanne d'Arc.

Junggrammatiker, eine Gruppe von Indogermanisten, die in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrh., im Gegensatz zu ältern Sprachforschern, darauf drangen, daß die Forschungsmethode in höherm

Maß, als bis dahin der Fall gewesen war, auf die sprachgeschichtliche Prinzipienlehre, die das Wesen und die Wirksamkeit der in aller Sprachentwickelung sich gleichbleibenden Kräfte darzustellen hat, gegründet werde. Vgl. H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte (3. Aufl., Halle 1898); K. Brugmann, Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft (Straßb. 1885); B. Delbrück, Die neueste Sprachforschung (Leipz. 1885); H. Schuchardt, Über die Lautgesetze. Gegen die J. (das. 1885).

Jungh., bei Pflanzennamen Abkürzung für F. W. Junghuhn (s. d.).

Junghans, Sophie, Schriftstellerin, geb. 3. Dez. 1845 in Kassel als Tochter des kurfürstlichen Hofrats Justus J., erhielt eine reiche Bildung, die durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin, England, Italien vertieft und erweitert wurde, verheiratete sich 1877 mit Joseph Schuhmann, Professor am Technischen Institut in Rom, lebte aber seit 1878 wieder in Kassel und Wiesbaden, gegenwärtig in Gotha. Nachdem sie bereits einen Band »Gedichte« (Kassel 1869) sowie die Novellensammlungen: »Verflossene Stunden« (Leipz. 1871) und »Freudvoll und leidvoll« (Jena 1873, 2 Bde.) veröffentlicht hatte, begründete sie mit den durch Energie des Stils und der Charakteristik ausgezeichneten Romanen: »Käthe, Geschichte eines modernen Mädchens« (Leipz. 1876, 2 Bde.) und »Hans Eckberg«, eine Sittenschilderung aus dem Dreißigjährigen Kriege (das. 1878, 2 Bde.), ihren Ruf. Später folgten: »Orsanna und andre Erzählungen« (1880, 2 Bde.), »Die Erbin wider Willen« (1881), »Die Schwiegertochter« (1882), »Hella Jasmund und andre Erzählungen« (1883), »Neue Novellen« (1883), »Unter der Ehrenpforte«, Novellen (1891), »Lore Fay« (1897) und eine Reihe von Romanen: »Die Gäste der Madame Santines« (1884, 2 Bde.); »Helldunkel« (1885, 2 Bde.); »Die Amerikanerin« (1886); »Spiegelungen« (1887, 2 Bde.); »Der Bergrat« (1888, 4 Bde.); »Ein Rätsel« (1889, 2 Bde.); »Zwei Brüder« (1889, 3 Bde.); »Eine Versuchung« (1890); »Zu rechter Zeit« (1893, 3 Bde.); »Schwertlilie« (1893); »Die Brautschau« (1892); »Geschieden« (1895, 2 Bde.); »Um das Glück« (1896, 2 Bde.); »Ein Kaufmann« (1898); »Gehen oder Bleiben« (1899); »Junge Leiden« (1900); »Hymen« (1902).

Jungholz, im Bezirk Reutte in Tirol gelegene Gemeinde (1890: 204 Einw.), deren Flurgemarkung rings von bayrischem Gebiet umschlossen, deshalb durch Vertrag vom 3. Mai 1868 dem bayrischen Zollsystem angeschlossen und demzufolge in die Zollgrenze des Deutschen Reiches mit hineingezogen ist.

Junghuhn, Franz Wilhelm, Naturforscher, geb. 26. Okt. 1812 in Mansfeld, gest. 20. April 1864 in Lembang bei Bandong in den Preanger Regentschaften (Java), studierte in Halle und Berlin Medizin, Botanik und Geologie und trat dann als Kompagniechirurg in die preußische Armee. Infolge eines Duells zu 20jähriger Gefangenschaft verurteilt, entfloh er nach 20monatiger Haft auf Ehrenbreitstein nach Algier, wo er in der Fremdenlegion eine Anstellung als Sanitätsoffizier erhielt. In einem Gefecht verwundet, nahm er seinen Abschied und schiffte sich 1835 als Gesundheitsoffizier nach Batavia ein. Von hier aus bereiste er verschiedene Teile Javas. 1840 nach Padang auf Sumatra versetzt, erforschte er die Länder der Batta und führte dann eine topographische Aufnahme eines großen Teiles Javas und 1846—48 eine geologische Untersuchung der Insel aus. 1849—55 war er auf Urlaub in Holland und wurde dann Direktor der Chinakultur auf Java. Er schrieb: »Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart« (holländ., Amsterd. 1850—54, 4 Bde.; deutsch von Haßkarl, Leipz. 1854, 3 Bde.), das Hauptwerk über die Naturverhältnisse jenes Tropenlandes, dazu 11 Landschaftsansichten von Java (Leipz. 1853) und eine »Kaart van het eiland Java« (Amsterd. 1855). Die Beschreibung und Abbildungen der zahlreichen von J. aufgefundenen fossilen Tiere haben Herklots, die der fossilen Pflanzen Göppert, die Bearbeitung von Junghuhns Herbarium Miquel, de Vriese, Bentham Molkenboer, Haßkarl u. a. unter dem Titel: »Plantae Junghuhnianae« (Leiden 1851) unternommen. Ferner schrieb er: »Topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java«, herausgegeben von Nees v. Esenbeck (Magdeb. 1845); »Die Battaländer auf Sumatra« (Berl. 1847; holländ., Leiden 1847, 2 Bde.); »Rückreise von Java nach Europa« (deutsch von Haßkarl, Leipz. 1852); »Licht- und Schattenbilder aus den Binnenlanden von Java« (holländ., Leiden 1854; 4. Aufl., Amsterd. 1866). Vgl. Kroon, Levensschets van Fr. W. J. (Amsterd. 1864).

Jungieren (lat.), verbinden, vereinigen.

Jungingen, Name zweier Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen: 1) Konrad von J. (Konrad III.), ward 30. Nov. 1393 zum Hochmeister erwählt, vertrieb die Vitalienbrüder 1398 von Gotland, erwarb 1402 die Neumark und hielt den Frieden mit Polen und Litauen aufrecht. Den Staat verwaltete er vortrefflich, schützte und förderte den Handel und gab wohltätige Gesetze. Er starb 30. März 1407.

2) Ulrich von, Bruder des vorigen, ward unter dessen Herrschaft Ordensmarschall und 26. Juni 1407 sein Nachfolger als Hochmeister. Er führte eine wohlwollende, segensreiche Regierung, erklärte wegen der Aufreizungen Witolts von Litauen 1409 an Polen und Litauen den Krieg, befehligte das Ordensheer in der Schlacht bei Tannenberg (15. Juli 1410), unterlag und fiel.

Jungius, s. Jung 1).

Jüngken, Johann Christian, Mediziner, geb. 12. Juni 1794 in Burg bei Magdeburg, gest. 9. Sept. 1875 in Hannover, habilitierte sich 1818 an der Berliner Universität, wurde 1834 Professor der Chirurgie und Augenheilkunde sowie Direktor der ophthalmiatrischen Klinik und später der chirurgischen Abteilung der königlichen Charité in Berlin und trat 1868 in den Ruhestand. J. hatte bis auf Albrecht v. Gräfe und vor der Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz einen außerordentlichen Ruf als Augenarzt und zählt zu den Gründern der wissenschaftlichen Pflege der Augenheilkunde. Er schrieb: »Die Lehre von den Augenoperationen« (Berl. 1829); »Die Lehre von den Augenkrankheiten« (das. 1832, 3. Aufl. 1842) und »Augendiätetik« (das. 1870).

Jungles (spr. dschöngls), soviel wie Dschangeln.

Jüngling, s. Alter.

Jünglingsvereine nennt man auf evangelischer Seite freie Vereinigungen auf Grund christlicher und vaterländischer Gesinnung, die, namentlich in größern Städten, einzeln stehenden jungen Männern, besonders des Arbeiter-, Handwerker- und Kaufmannsstandes, die Möglichkeit anständiger und anregender Verwendung ihrer freien Zeit bieten. Der erste derartige Verein entstand, soweit bekannt, 1768 in Basel, begründet vom dortigen Pfarrer Meyenrock; fast gleichzeitig folgten später seinem Vorbilde der Verein des Pastors Döring in Elberfeld (1816) und der des Küfermeisters Engelmann in Stuttgart (1817), diesen wieder die J. in Bremen (1834 durch Pastor Mallet)

und Frankfurt a. M. (1835). Besonders in Rheinland und Westfalen fand die Jünglingsvereinssache kräftige Förderung durch angesehene Geistliche (wie Krummacher in Elberfeld). Die deutschen J. haben sich zu landschaftlich abgegrenzten Bündnissen zusammengeschlossen, von denen der älteste und größte Bund der 1848 gegründete Westdeutsche (Vorort Barmen) ist; neben ihm bestehen zurzeit: der Ostdeutsche (Vorort Berlin), der Norddeutsche (Hamburg), der Sächsische (Dresden), der Südostdeutsche oder Schlesische (Breslau), der Thüringische (Weimar), der Süddeutsche (Stuttgart), der Oberrheinische (Karlsruhe), der Elsaß-Lothringische Bund (Straßburg) und der Bayrische Bund (Nürnberg). Die Gesamtzahl der J. in Deutschland, die ihre 7. Nationalkonferenz 1904 in Stuttgart abhielten, betrug in jenem Jahre: 1996 mit über 108,000 Mitgliedern, dazu 520 nicht eingegliederte Vereine mit etwa 7000 Mitgliedern. Die Mitglieder tragen als Abzeichen einen schwarz-weißroten Schild mit goldenem Kreuz und dem Wahlspruche Psalm 119, 9. — Die J. sind auch in andern Ländern, besonders in der Schweiz, in Holland, England und Nordamerika verbreitet und begründeten 1855 in Paris einen Weltbund, der unter Wahrung der nationalen und kirchlichen Eigenart der einzelnen Länder von dem Internationalen Zentralkomitee in Genf geleitet wird und jetzt 55 nationale Bündnisse mit rund 7000 Vereinen und 664,000 Mitgliedern umfaßt. Alle vier Jahre findet eine Weltkonferenz statt. In England und Amerika nennen sich die Vereine Young men's Christian Associations, nach deren Muster zuerst in Berlin (1883), dann auch in andern Großstädten Christliche Vereine junger Männer begründet wurden, die in stattlichen Häusern außer christlicher Anregung Vorträge, Geselligkeit, Unterhaltung für Jünglinge aller Stände bieten. Zu einer internationalen Organisation mit ca. 64,000 Gemeinschaften und rund 4 Mill. Mitgliedern (beiderlei Geschlechts) gehört auch der Jugendbund für entschiedenes Christentum, der 1904 in Deutschland 220 Gemeinschaften mit über 5000 Mitgliedern zählte. Ähnliche Ziele verfolgt der christliche Soldatenbund mit seinen Soldatenheimen und die Kellnermission, die in Frankfurt a. M., Berlin u. a. O. Kellnerheime errichtet hat. — Daß die J. gerade in der Gegenwart einem wirklichen Bedürfnis entsprechen, bedarf im Hinblick auf ihre Entwickelungsgeschichte keines Beweises. Mit Recht wird jedoch von erfahrener Seite darauf gedrungen, daß Leiter von Jünglingsvereinen, um das Hauptziel: Heranbildung christlicher Persönlichkeiten, zu erreichen, sich vor einseitiger Hervorkehrung entweder der religiösen oder der belehrenden oder der geselligen Seite hüten müssen. Vielfach bilden die J. nur Zweige der evangelischen Vereine für Innere Mission (s. d.) und finden dann räumliche Unterkunft in den Vereinshäusern dieser Gesellschaften oder den von diesen unterhaltenen »Herbergen zur Heimat« (s. Herberge). Vgl. K. Krummacher, Die evangelischen J. (2. Aufl., Köln 1894); Tiesmeyer, Die Praxis des Jünglingsvereins (2. Aufl., Bremen 1896); Hennig, J. (in Schäfers »Evangelischem Volkslexikon«, Bielef. 1900); Schäfer, Jünglings-, Gesellen- und Arbeitervereine (in der »Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche«, Bd. 9, Leipz. 1901); v. Hassell, Die christlichen Vereine junger Männer in Deutschland (Stuttg. 1898); Dietrich, Geschichte des ältesten evangelischen Männer- und Jünglingsvereins in Berlin (Berl. 1901). Zeitschriften: »Der Leuchtturm« (Elberfeld); »Der Bundesbote« (Berlin); »Sächsischer Jünglings-Bote« (Dresden); »Des Jünglings Freund« (Stuttgart); »Der Jünglingsverein« (Berlin) u. a. — Den Jünglingsvereinen nahe verwandt sind die von Kolping 1846 begründeten katholischen Gesellenvereine (s. d.).

Jung-lu, chines. General, s. Yung-lu.

Jungmann, soviel wie Leichtmatrose, die Stufe zwischen Schiffsjunge und Matrose; s. Matrosen.

Jungmann, Joseph Jakob, tschech. Sprachforscher, geb. 16. Juli 1773 zu Hudlitz in Böhmen, gest. 14. Nov. 1847 in Prag, studierte in Prag Philosophie und Rechte, wurde 1799 Lehrer am Gymnasium in Leitmeritz, 1815 am Altstädter Gymnasium in Prag, 1835 Präfekt des letztern und trat 1845 in den Ruhestand. Zu seinen ersten literarischen Arbeiten gehört eine Übersetzung von Miltons »Paradise lost« (»Ztracený ráj«, begonnen 1800, hrsg. 1811, 2. Aufl. 1843) und von Chateaubriands »Atala« (1805), beide für die Entwickelung der neuern tschechischen Literatursprache von Bedeutung. Alsdann gab er eine Poetik und Rhetorik in Verbindung mit einer Chrestomathie heraus (»Slovesnost«, Prag 1820; 3. Aufl. 1846). 1825 erschien von ihm eine »Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur« (»Historie literatury i jazyka českého«, 2. Aufl. 1849), die zwar den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart nicht mehr ganz genügt, doch einen vollständigen, wissenschaftlich geordneten Katalog der gesamten Literatur Böhmens darbietet. 1821 gründete er mit J. Presl die erste tschechische wissenschaftliche Zeitschrift, den »Krok«, und 1830 entstand, vorzugsweise durch seine Bemühungen, die »Matice česká«, eine besondere, für die Literatur bestimmte Abteilung des 1818 ins Leben getretenen »Böhmischen Museums«. Sein Hauptwerk ist das mit andern gesammelte und von ihm ausgearbeitete, durch Gründlichkeit wie durch Vollständigkeit ausgezeichnete böhmisch-deutsche Wörterbuch (»Slovník jazyka českého«, Prag 1835—39, 5 Bde.), wodurch vor allem J. der Begründer der neuern tschechischen Sprache und Literatur wurde. Seine kleinern Schriften erschienen gesammelt u. d. T.: »Jungmanna sebrané drobné spisy veršem i prosou« (Prag 1869 u. 1873, 2 Bde.; im Anschluß daran erschien 1873 als Bd. 3 das erwähnte »Ztracený ráj«). Jungmanns »Memoiren« (»Zápisky«) erschienen erst 1871 (im »Casopis Českého Musea«). 1878 wurde auf dem Franziskanerplatz in Prag seine Bronzestatue enthüllt und der Platz nach ihm benannt.

Jungmaß, s. Altmaß.

Jungstedt, Axel, schwed. Maler, geb. 17. März 1859 in Norrköping, bildete sich von 1878—83 auf der Kunstakademie in Stockholm und ging dann als Stipendiat zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris, Rom und München. In die Heimat zurückgekehrt, machte er vorzugsweise das Leben der Arbeiter in Steinbrüchen, Gruben ꝛc. zum Gegenstand seiner Darstellung. Seine in der Art der modernen Freilichtmalerei behandelten Hauptwerke aus diesem Gebiet sind: im Steinbruch (nach einem Motiv aus Unterwalden in der Schweiz, im Museum zu Stockholm), bei den Gruben von Dannemora (Museum in Christiania), Schleppnetzzieher (im Museum zu Gotenburg), Steinarbeiter (Museum in Kopenhagen) und Eisenbahnarbeiter. Er hat auch Genrebilder aus dem Familienleben und Bildnisse gemalt. Seit 1889 ist er Mitglied der Kunstakademie.

Jüngstenrecht (Minorat, Juniorat; Gegensatz: Majorat, Vorrecht des Erstgebornen). Obwohl das Vorrecht der Erstgeburt eine alte und in den

meisten Ländern vorherrschende Institution ist, so finden sich doch in den meisten europäischen Ländern und sonst Spuren einer Bevorzugung des jüngsten Sohnes, wie in der Josephssage. So wird im Rigsmâl (Edda) der jüngste Sohn Jarls der erste König ꝛc. Auch in England (wo es borough-english heißt), Deutschland, Rußland, der Tatarei finden sich Spuren eines Jüngstenrechts. Das französische Droit de juveigneurie gehört jedoch nicht hierher. Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbr. 1879).

Jüngster Reichsabschied, die Urkunde vom 17. Mai 1654, worin die Verhandlungsergebnisse des nach Regensburg berufenen Reichstags in altgewohnter Weise zusammengefaßt wurden. Da nach diesem kein Reichstag mehr verabschiedet worden ist, sondern bis zur Auflösung des Reiches 1806 der »immerwährende Reichstag« zu Regensburg versammelt war, so hat dieser Reichsabschied seinen bezeichnenden Namen (in der Literatur J R A abgekürzt) erhalten.

Jüngstes Deutschland, s. Junges D., S. 369.

Jüngstes Gericht (Jüngster Tag, Weltgericht), nach der Kirchenlehre das Gericht, das Christus am Ende der gegenwärtigen Welt über alle Menschen halten wird. Die bildende Kunst bemächtigte sich schon im 6. Jahrh. des Gegenstandes zunächst in byzantinischen Miniaturen und in plastischen Werken. Erst im Laufe des 13. und 14. Jahrh. entwickelten sich aus zerstreuten Elementen feste Typen der Darstellung, die seit dem 15. Jahrh. bis auf unsre Zeit im großen und ganzen unverändert geblieben sind. Es fehlt dabei auch nicht an humoristischen Zügen. Die bedeutsamsten Darstellungen des Jüngsten Gerichts aus dem 14., 15. und 16. Jahrh. sind die im Campo santo zu Pisa von einem unbekannten Meister, von Fiesole (Kaiser Friedrich-Museum in Berlin), Luca Signorelli (Dom in Orvieto), von Memling (in der Marienkirche zu Danzig) und das Meisterwerk Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle. Nächst letzterm sind nur noch die beiden Gemälde von Rubens in der Münchener Pinakothek und das Fresko von Cornelius in der Ludwigskirche zu München von Bedeutung. Die Anordnung ist gewöhnlich folgende: oben thront Christus als Weltrichter, zu seiner Rechten geleiten Engel die Seligen aus ihren Gräbern zum Himmel, während links die Sünder von Teufeln in die Hölle geschleppt werden. Vgl. Jessen, Die Darstellung des Weltgerichts bis auf Michelangelo (Berl. 1883); Voß, Das Jüngste Gericht in der bildenden Kunst des frühen Mittelalters (Leipz. 1884); Portig, Das Weltgericht in der bildenden Kunst (Heilbr. 1885).

Jung-Stilling, s. Jung 2).

Jungtschechen, politische Partei in Böhmen, die noch zur Zeit Palackys, bestimmter dann unter Riegers Führung der Tschechen aus den freisinnigern, der Verbindung mit dem Klerus und dem Feudaladel abgeneigten, in der nationalen Arbeiter- und Wahlrechtsfrage auf einem radikalern Standpunkt stehenden Elementen entstand und diesen Namen im Gegensatz zu den Alttschechen von der deutschen Journalistik erhielt. Bei den Landtagswahlen im Juli 1889 erlangten die J. bereits die Mehrheit über die Alttschechen. Den im Januar 1890 in Wien zwischen den Deutschen, den Feudalen und den Alttschechen vereinbarten »Böhmischen Ausgleich« verwarfen die J., die man nicht zugezogen hatte, und insbes. die Bestimmung desselben, welche die administrative Abgrenzung eines deutschen Sprachgebiets in Böhmen einräumte. So energisch war ihre Agitation, daß sie bei den Neuwahlen zum Reichsrat im März 1891 den Alttschechen in Böhmen alle Mandate abnahmen und 37 Mann stark ins Wiener Abgeordnetenhaus einzogen, wo ihre Zahl bis dahin verschwindend klein gewesen war. Hier stellten sie sich sofort in die entschiedenste Opposition und bewirkten, daß auch die Feudalen und Alttschechen das Ausgleichswerk im Stiche ließen. Ja, als der Justizminister Graf Schönborn 1892 ein deutsches Bezirksgericht in Weckelsdorf abgrenzte, erhoben sie gegen ihn im Reichsrate die Ministeranklage, und als die Regierung im Landtage von 1893 eine Vorlage zur Errichtung eines deutschen Kreisgerichts in Trautenau unterbreitete, verhinderten sie durch lärmenden Tumult und Störung der Stenographen die Verhandlungen so, daß der Landtag 17. Mai geschlossen werden mußte. Die heftige Agitation der J. zeitigte im Sommer 1893 Zustände in Prag, deren die Regierung nur durch die Anwendung von Ausnahmegesetzen Herr zu werden vermochte. Fortan standen die J. im Parlament in schroffer Opposition gegen die Regierung, und erst als das Ministerium Badeni im Oktober 1895 den Prager Ausnahmezustand aufhob, ergab sich für die J. eine neue Situation. Im April 1897 erschienen die den Tschechen günstigen Sprachenverordnungen; einer der Führer der J., Kramař, wurde Vizepräsident des Abgeordnetenhauses. Die von den Deutschen herbeigeführte Demission Badenis bedeutete allerdings einen schweren Schlag für die J. Immerhin gehörten sie auch noch unter dem Ministerium Thun, in dem sie durch Kaizl vertreten waren, zur Regierungspartei. Erst die Aufhebung der Sprachenverordnungen im Oktober 1899 drängte sie wieder zur Opposition und Obstruktion. Gleichwohl nahmen sie an den vom Minister Körber in der Folgezeit mehrfach unternommenen Verständigungsversuchen teil, die aber zu keinem Ergebnis führten, weil die Hauptforderungen der J.: nach Gewährung der innern tschechischen Amtssprache und einer zweiten tschechischen Universität (in Brünn oder Olmütz), auf den entschiedensten Widerstand der deutschen Parteien stießen. Bei den Neuwahlen in den Reichsrat 1901 erlitten die J. kleine Einbußen, indem von ihren frühern 61 Vertretern nur 53 wiedergewählt wurden, dagegen die tschechischen Agrarier sechs und die Radikalen vier Sitze gewannen. 1903 zeigte sich auch im Innern der Partei eine ernstere Krise, die aber vorläufig beigelegt erscheint. Den Sturz Körbers (im Dezember 1904) betrachteten die J. als einen Teilerfolg ihrer Politik.

Jungtürken, Name für türkische Reformer, der auf dem Gebiete der Literatur aufgekommen und allmählich auf die Politik angewendet worden ist. Ihr Schöpfer ist Schinassi Efendi (s. d.), dessen reformatorisches Wirken dahin zielte, das Türkische vom Persischen und Arabischen unabhängig zu machen und als selbständige Sprache in die Literatur einzuführen. Schon in den von ihm begründeten Zeitschriften »Terdschüman-i-ahwal« (»Der Staat«, 1859) und »Tasswir Efkhiar« (1861) hat Schinassi außer poetisch-kritischen und literargeschichtlichen Abhandlungen auch staatswissenschaftliche und politische Aufsätze veröffentlicht; dies enge Band zwischen Literatur und Politik haben seine Schüler Kemâl Bey, Zia Pascha, Prinz Fazil Mustafa Pascha (s. diese Artikel) u. a. nur noch fester geknüpft, zumal da seit 1876 die politischen Verhältnisse dazu angetan schienen, die jungtürkischen Hoffnungen zu erfüllen. Kurz nach der Entthronung des Sultans Abd ul Asis durch den Großwesir Mehemed Rüschdi Pascha Müterdschim, den Justizminister Midhat Pascha und den Exkriegsminister Hussein Avni

Pascha (s. diese Artikel) veröffentlichte Midhat Pascha als Präsident des Staatsrats 1. Juni 1876 den Entwurf einer konstitutionellen Verfassung. Beim Zusammentritte der nach dem Abschluß des serbisch-türkischen Waffenstillstandes vom 31. Okt. 1876 durch England vorgeschlagenen Konstantinopeler Konferenz, die unter Wahrung der Integrität des Osmanenreichs für die slawischen Balkanprovinzen eine administrative Autonomie festsetzen sollte (s. Türkisches Reich, Geschichte), veranlaßte der am 22. Dez. 1876 an Stelle des unentschiedenern Mehemed Rüschdi zum Großwesir ernannte Midhat Pascha den Sultan Abd ul Hamid II., seinem Reiche jene Verfassung zu oktroyieren, die (23. Dez. 1876 verkündet) die völlige Rechtsgleichheit aller Untertanen der Pforte ausrief und von der türkischen Regierung als Trumpf gegen die Ansprüche der Mächte zugunsten der Slawen geschickt ausgespielt wurde. Midhat Pascha erregte jedoch durch sein Selbstbewußtsein die Eifersucht des Sultans; und als er sich überdies zu unvorsichtigen Äußerungen über Günstlinge Abd ul Hamids fortreißen ließ, ward er 5. Febr. 1877 zur Verbannung verurteilt; sein Sekretär Wassif Efendi, sein im Februar 1902 in contumaciam zu lebenslänglicher Haft verurteilter Sohn Haidar und sein im September 1901 in contumaciam zum Tode verurteilter Enkel vertreten noch die politischen Anschauungen des reformeifrigen Großwesirs. An Midhats Stelle trat Edhem Pascha (s. d. 1). Die während des russisch-türkischen Krieges (s. Russisches Reich, Geschichte) einberufenen Kammern wurden durch den von wechselnden Günstlingen abhängigen Sultan 14. Febr. 1878 aufgelöst. Damit war der Traum einer osmanischen Verfassung zerstört; denn auch der ehrliche Versuch des vormaligen tunesischen Premierministers und 4. Dez. 1878 zum türkischen Großwesir ernannten Chaireddin Pascha (s. d.), den türkischen Staat im allgemeinen und sein Finanzwesen im besondern von Grund aus zu reformieren, war nur von kurzer Dauer: im Juli 1879 lehnte Abd ul Hamid den Reformplan Chaireddin Paschas ab, und dieser nahm seine Entlassung.

Trotzdem hat sich die jungtürkische Partei nicht entmutigen lassen. Vor allem ist das Comité Ottoman d'Union et de Progrès bestrebt, durch Publizistik die Bewegung wach zu halten. Eine Zeitlang hat Murad Bey zu Kairo die Zeitschriften »Zemân« (»Die Zeit«) und »Mizân« (»Die Wage«) herausgegeben und leitet jetzt als Präsident des Comité Ottoman mit Ahmed Riza Bey, dem Herausgeber der in Paris erscheinenden revolutionären Zeitung »Meschweret« (»Die Beratung«), die halbmonatlich zu Genf in türkischer Sprache erscheinende Zeitung »Osmanli«; Ende Oktober wurde Abd-ullah Dschevdet Bey, der Herausgeber des »Osmanli«, aus der Schweiz verwiesen. Daneben gibt das Comité Turco-Syrien in Paris die Zeitung »La jeune Turquie« heraus; sein Präsident ist der im September 1901 in contumaciam zum Tode verurteilte Mitarbeiter des »Journal des Débats«, Halil Ganem, ein syrischer Christ aus Beirut und einst Abgeordneter für Syrien im türkischen Parlament. Ferner verdienen genannt zu werden: Mahmud Dschelal eddin (genannt Damad) Pascha (gest. 18. Jan. 1903 in Brüssel), der 1899 mit seinen Söhnen Lutfulla (im November 1903 begnadigt) und Sabah eddin geflüchtete Exjustizminister und Gemahl Senihas, einer am 21. Nov. 1851 gebornen Schwester des Sultans Abd ul Hamid II., Ismail Kemâl Bey (Albaner, bis 1900 Mitglied des Staatsrats, im Februar 1902 in contumaciam zu lebenslänglicher Galeere verurteilt), Tewfik Ebusia, Kemâl Beys Freund und Verleger, der zu Konia in Verbannung lebt, und der im Februar 1902 ebenfalls verbannte Mehemed Fuad Pascha, vormals Generaladjutant des Sultans (s. Fuad Pascha 2). Mehr auf literarischem Gebiete tätig sind die J.: Ahmed Midhat, der sich in Romanen und Novellen besonders gegen die mohammedanische Eheschließung wendet, Muallim Nadschi, Sami Bey, Sezâi, Mahmud Kemâl, Mustafa Reschid, Hussâm eddin und Mehmed Rifat; durch seine Kriegslieder hat der Stambuliner Schemsi Bey Aufsehen erregt.

Jung-Woschitz (tschech. Vožice Mladá), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Tabor, hat eine Pfarrkirche mit schönem Taufbecken, einen freistehenden Glockenturm, ein Schloß, ein Bezirksgericht, Bierbrauerei und (1900) 1948 tschech. Einwohner.

Juni (Junius), der sechste Monat im Jahre, nach der Juno (nach andern dagegen nach L. Junius Brutus, dem ersten Konsul Roms) benannt. Im altdeutschen Kalender hieß er Brachmonat (s. d.). Die Sonne tritt im J. aus dem Zeichen der Zwillinge in das des Krebses. Die Mitteltemperatur und der Niederschlag beträgt in:

	C.°	mm		C.°	mm
Madrid	20,5	29	Schanghai	23,1	186
Paris	16,5	57	Batavia	26,0	101
London	15,2	54	Kalkutta	29,3	300
Nordkap (Gjesvär)	6,9	40	Jerusalem	23,0	0
Kopenhagen	15,3	51	Sansibar	25,9	113
Berlin	17,8	66	Kapstadt	13,1	62
Wien	18,8	66	Sydney	12,3	137
Rom	21,6	38	Honolulu	24,4	46
Konstantinopel	21,1	35	San Francisco	14,7	6
St. Petersburg	14,8	46	New York	20,6	80
Taschkent	25,1	4	Quito	13,5	34
Werchojansk	11,4	11	Rio de Janeiro	21,1	47

Am 21. oder 22. J. ist der Eintritt des Sommersolstitiums (Sommers Anfang).

Junikäfer, s. Maikäfer.

Junimisten, von dem literarischen Verein Junimea herrührender Name der Partei der Jungkonservativen in Rumänien, die sich von der altkonservativen Bojarenpartei trennten und 1888—89 das Ministerium innehatten. Sie waren gemäßigt liberal und Freunde der westlichen Kultur; Führer waren Th. Rossetti und Carp. Anfang der 1890er Jahre verschmolzen die J. mit den Konservativen.

Junin (spr. chu-), Departement von Peru, zwischen 9° 30′ und 12° 30′ südl. Br., 60,484 qkm mit (1896, berechnet) 394,393 Einw., umschließt die rauhesten Teile der Kordilleren Perus, in der Sierra zwischen beiden Ketten des Gebirges aber auch überaus schöne Täler. Der Huallaga entspringt im Departement, und in dessen Mitte liegt der fischreiche See von Chinchaycocha (800 qkm, 4063 m ü. M.), aus dem der Jauja abfließt. Die Einwohner betreiben Landbau und Viehzucht (Rinder und Schafe), zu nicht geringem Teil auch Bergbau auf Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Kohle, Steinsalz ꝛc., namentlich in dem reichen Bergbaudistrikt der Hauptstadt Cerro de Pasco (s. d.). Benannt ist das Departement nach dem Ort J. (früher Los Reyes), in der Nähe des obengenannten Sees, mit nur (1876) 1624 Einw.

Junin (spr. chu-), Distriktshauptort in der argentin. Provinz Buenos Aires, am Salado, an der Bahn Buenos Aires–Villa Mercedes, mit (1890) 3000 Einw., die sich um das Fort Federacion ansiedelten.

Junior (lat., abgekürzt: jun. oder jr.), der Jüngere, Zusatz zu dem Namen einer Person, die von einer

gleichnamigen ältern (senior) unterschieden werden soll. In der klassischen Latinität wird minor statt junior und major statt senior gebraucht.

Juniorāt (lat.), eine bei Familienfideikommissen nach gemeinem Fideikommißrecht und dem österreichischen bürgerlichen Gesetzbuch zulässige, im Rechtsleben nur in einzelnen kleinen Rechtsgebieten bezüglich des Erbganges in Liegenschaften üblich. Vgl. Soergel, Das bäuerliche Erbrecht in Bayern, S. 25 ff. (Ansbach 1892). Vgl. Jüngstenrecht.

Junior Republic, s. Kinderrepublik.

Junipĕrus *L.*, s. Wacholder.

Junius, Name zweier römischer Geschlechter, deren älteres ein Patriziergeschlecht war. Ihm gehörte der erste Konsul Roms an, Lucius J. Brutus (s. Brutus 1), mit dessen Söhnen Titus und Tiberius, die er selbst hinrichten ließ, das Geschlecht ausstarb. Das plebejische Geschlecht tritt zuerst mit Lucius J. Brutus auf, der bei der ersten Sezession der Plebs tätig und 493 v. Chr. Volkstribun war.

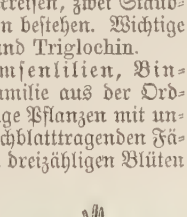
Junius, Franciscus, holländ. Germanist, geb. 1589 in Heidelberg, gest. 19. Nov. 1677 in Windsor, wurde in Holland von seinem Schwager, dem berühmten Philologen Gerhard Vossius, erzogen, lebte später fast 30 Jahre lang in England als Erzieher englischer Adligen und dann wieder in den Niederlanden in gelehrter Muße. J. besaß eine von seinen Zeitgenossen und noch lange nach ihm nicht erreichte Kenntnis der alten germanischen Literaturen, und die von ihm veröffentlichten Schriften sowie sein höchst umfangreicher, in der Bodleyschen Bibliothek zu Oxford aufbewahrter handschriftlicher Nachlaß, namentlich seine Abschriften althochdeutscher, angelsächsischer und friesischer Sprachquellen, sind für die germanische Altertumsforschung von großer Bedeutung geworden. Er hat 1665 die erste Ausgabe der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas veranstaltet.

Junius, Briefe des, eine Reihe von Briefen, die unter dem Pseudonym Junius im »Public Advertiser« in London zuerst 21. Nov. 1768 und in fortlaufender Folge vom 21. Jan. 1769 bis zum 12. Mai 1772 erschienen und König, Minister, Parlament, Gerichtshöfe und Staatsbeamte, die Umtriebe und Kämpfe der Whigs und Tories mit schonungsloser Satire, aber mit Geist, Sachkenntnis und Beredsamkeit geißelten; ihre Hauptangriffe sind gegen den Herzog von Grafton und Lord North gerichtet. Übrigens atmen sie ganz den monarchischen Geist der britischen Verfassung und machen sich nicht selten der Parteilichkeit wie des Mangels an Freisinnigkeit schuldig. Die Schreibart, bei der tiefe, aus getäuschten Hoffnungen entstandene Bitterkeit die Feder geführt zu haben scheint, ist gedrängt, oft epigrammatisch, aber immer klar und präzis im Ausdruck und reiht den Verfasser unter die ersten Prosaisten Englands. Die Briefe wurden bald nach ihrem Abdruck im »Public Advertiser« von dessen Verleger, Woodfall, in Buchform publiziert (Lond. 1772). Ein Prozeß, den die Regierung 1770 der Briefe wegen gegen Woodfall anhängig machte, wurde niedergeschlagen und gab zu der Bestimmung Veranlassung, daß in Kriminalprozessen wegen eines Libells nur ein Geschwornengericht zuständig sei. Die wichtigsten Ausgaben der Briefe sind die Londoner von 1783 und 1812—14 und die von Wade (Lond. 1849, 2 Bde.; neue Aufl.: Bd. 1, 1873; Bd. 2, 1869). Eine französische Übersetzung erschien in Paris 1791, eine deutsche von Arnold Ruge (3. Aufl., Leipz. 1867). Über den Verfasser erschöpfte man sich bald nach dem Erscheinen der Briefe in Mutmaßungen aller Art; mehr als 30 verschiedene Personen hatte man im Verdacht, darunter den General Lee, Grattan, Burke, den Dichter Richard Glover, den Herzog von Portland, Lord Temple u. a. Auch in neuester Zeit hat der Streit darüber fortgedauert. Coventry (»Critical inquiry into the letters of Junius«, Lond. 1825) und später Jacques (»History of Junius and his works«, das. 1843) suchen ihn in dem aus dem Siebenjährigen Kriege bekannten Lord Sackville. Sir David Brewster glaubte an die Autorschaft eines gewissen Laughlin Maclean, der 1773 Generalkriegskommissar war und 1777 bei der Rückkehr aus Westindien verunglückte, fand aber damit wenig Anklang. W. Cramp (»Junius and his works«, Lond. 1851) erklärte den bekannten Lord Chesterfield, die »Quarterly Review« 1852 den berüchtigten Wüstling Lord Thomas Lyttleton (gest. 1779 durch Selbstmord) für den Verfasser der Juniusbriefe. Weiter sprachen sich J. Britton (»The authorship of the letters of Junius elucidated«, Lond. 1848) für den Obersten Barré und Symons (»William Burke, the author of Junius«, das. 1859) für den Bruder des bekannten Edmund Burke aus. Am meisten Wahrscheinlichkeit hatte von vornherein die 1816 von Taylor (»Junius identified«, Lond. 1816) aufgestellte Ansicht, daß Sir Philip Francis (s. d.) Junius sei; ihr schlossen sich 1841 Macaulay, 1850 Sir F. Dwaris an. Sie wurde durch die von dem Schreibverständigen Chabot vorgenommene Untersuchung der hinterlassenen Briefe von Francis sowie der Korrespondenz zwischen Junius und Woodfall und der im Britischen Museum erhaltenen Korrekturbogen der Juniusbriefe in dem Prachtwerk »The handwriting of Junius professionally investigated« (Lond. 1873, mit einem Vorwort von Edw. Twisleton) überzeugend begründet. Vgl. auch F. Brockhaus, Die Briefe des J. (Leipz. 1875); G. H. R. Francis, Junius revealed by his surviving grandson (Lond. 1894).

Junius Brutus, Pseudonym, s. Languet.

Junkaginazeen (Dreizackpflanzen), monokotyle, sumpfbewohnende, etwa 14 Arten umfassende Familie der warmen und gemäßigten Zone aus der Ordnung der Helobien, mit schmalen, zweizeiligen scheidigen Blättern und drei- bis vierzähligen Blüten, die meist aus zwei kelchartigen Kreisen, zwei Staubblatt- und zwei Fruchtblattkreisen bestehen. Wichtige Gattungen sind Scheuchzeria und Triglochin.

Junkazeen (Simsen, Simsenlilien, Binsengewächse), monokotyle Familie aus der Ordnung der Glumifloren, grasartige Pflanzen mit unscheinbaren, zu Köpfchen oder hochblattragenden Fächeln oder Sicheln angeordneten, dreizähligen Blüten (s. Abbildung), die sich von denen der Liliazeen hauptsächlich durch das spelzenartige Perigon unterscheiden. Die Familie zerfällt in acht Gattungen, deren wichtigste und artenreichste Luzula und Juncus sind, und enthält etwa 250 Arten, von denen die meisten den gemäßigten und kältern Zonen der nördlichen Halbkugel angehören; einige sind kosmopolitisch. Sie wachsen teils an feuchten und sumpfigen Stellen des Meeresstrandes oder des Binnenlandes, teils auf den Gebirgen. Die J. sind wegen ihrer Härte und Zähigkeit schlechte Futterkräuter, werden aber wegen dieser



Blüte von Luzula.

Eigenschaften z. T. zu Flechtwerken verwendet. Fossil sind nur einige Juncus-Arten aus Tertiärschichten bekannt. Vgl. Buchenau, Monographia Juncacearum in Englers »Jahrbüchern für Systematik« (Bd. 12, 1890).

Junke (Dschunke), s. Dschonke.

Junker (vom mittelhochd. junc-hêrre, »junger Herr«), ehedem Name der jüngern Prinzen regierender Herren; in der Verkehrssprache junge Edelleute, namentlich Landedelleute, ohne sonstigen Titel. J. (Fahnenjunker) ist die Bezeichnung für Offiziersaspiranten und Vorstufe für die Dienststellung des Fähnrichs. In Rußland werden die J. in besondern Junkerschulen (s. Kadettenhäuser) ausgebildet. Junkerpartei, Junkertum war in Preußen in den 1850er Jahren die halb verspottende Bezeichnung der reaktionären Adelspartei.

Junker, Wilhelm, Forschungsreisender, geb. 6. April 1840 in Moskau, gest. 13. Febr. 1892 in Petersburg, lebte als Knabe in Göttingen, besuchte in Petersburg das deutsche Gymnasium, studierte Medizin in Göttingen, Berlin und Prag und bereiste 1869 Island. Nach kürzern Ausflügen nach Tunesien 1874 und Unterägypten 1875 ging er von Suakin 1876 durch das Chor Baraka nach Kassala und Chartum, befuhr den Blauen Nil und den untern Sobat und machte ausgedehnte Reisen in den Gebieten des Bahr el Gazal und des obern Uëlle. 1878 nach Europa zurückgekehrt, unternahm er schon 1879 eine neue Forschungsreise in das Gebiet der Niam-Niam und Monbuttu zur Erforschung des Uëlle und des Nepoko, welch letztern er als den Oberlauf des Aruwimi erkannte. Im Begriff, Ende 1883 nach Europa zurückzukehren, wurde er durch den Aufstand des Mahdi gezwungen, bei Emin Pascha in Lado eine Zuflucht zu suchen. Die von seinem Bruder 1885 zu seiner Befreiung gesandten Expeditionen unter G. A. Fischer (s. d. 15) und unter Oskar Lenz (s. d.) vermochten ihn nicht zu erreichen, doch glückte es J., mit Umgehung von Uganda durch Karagwe Ende 1886 nach Sansibar zu gelangen, von wo er über Kairo nach Europa zurückkehrte. Hier veröffentlichte er die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisen in den Ergänzungsheften zu »Petermanns Mitteilungen« (Gotha 1888 und 1889) und »Reisen in Afrika 1875—1886« (Wien 1889—91, 3 Bde.). Vgl. Hevesi, Wilhelm J., Lebensbild eines Afrikaforschers (Berl. 1896).

Junkerhof, s. Artushof.

Junkermann, August, Schauspieler und Vorleser, geb. 15. Dez. 1832 in Bielefeld, trat bei der Artillerie ein, um Offizier zu werden, ging aber 1853 zur Bühne über und begann seine theatralische Laufbahn in Trier. Nach mehreren Engagements in Berlin, Bremen, Wien, Weimar u. a. O. wurde er 1871 Mitglied des Hoftheaters in Stuttgart, dem er bis 1884 angehörte. Seitdem hat er allein und mit von ihm zusammengestellten Gesellschaften Gastspielreisen in Deutschland und Nordamerika gemacht. Er spielt komische Rollen mit großem Erfolg; sein Hauptverdienst aber liegt in der Darstellung der Gestalten Fritz Reuters, dessen Werke fast sämtlich teils von ihm selbst, teils von andern für ihn dramatisiert worden sind. Auch als Vorleser der Werke Reuters, dem er besonders in Süddeutschland und Wien neue Verehrer gewann, hat er sich einen Namen gemacht. Er veröffentlichte: »Memoiren eines Hofschauspielers« (Stuttg. 1889) und »Humoristikum, eine Sammlung heiterer Vortragsstücke« (5. Aufl., das. 1899; neue Folge, 2. Aufl. 1900).

Junkerschulen, s. Junker und Kadettenhäuser.

Junktur (lat.), Verbindung, Fuge, Gelenk; auch soviel wie Konjunktur.

Jünkwei, s. Yünkwei.

Jünnan, chines. Provinz und Stadt, s. Yünnan.

Juno (aus Jovino, der weiblichen Form zu dem in Jupiter liegenden Jovis), bei den italischen Völkern die weibliche Himmelsgöttin und Genossin Jupiters, nach ihrer Gleichsetzung mit der griechischen Hera (s. d.) als dessen Gemahlin und Schwester und als Tochter des Kronos-Saturnus und der Rhea-Ops betrachtet, galt als höchste Frau so sehr als Vertreterin der gesamten Weiblichkeit, daß, wie der Mann seinen Genius, so die Frau ihre J. hatte, der sie opferte und bei der sie schwur. Ihr ältester, am meisten verbreiteter Kult war der als J. Lucina (»Lichtbringerin«), der alle Neumondstage, die Monatsersten (Kalenden) heilig waren. Zugleich wurde sie unter diesem Namen als Geburtsgöttin verehrt, in deren Kasse im Tempel auf dem Esquilin in Rom bei jeder Geburt ein Stück Geld gezahlt wurde. Hier verehrten sie an ihrem Hauptfest, den am Anfang des altrömischen Jahres (1. März) begangenen Matronalien, die Matronen und Mädchen. Als Ehestifterin hieß sie iuga (auch pronuba), und bei Hochzeiten rief man sie an als Domiduca oder Iterduca, die die Braut in ihr neues Heim geleitet, Unxia, die beim Einzug in dieses die Pfosten zum guten Zeichen salbt, Cinxia, die den Brautgürtel schürzt und löst. Als höchste Himmelsgöttin und Gattin des Jupiter Rex ward sie mit diesem oder auch allein als J. Regina auf den Burgen der Städte verehrt, so in Rom in dem linken Seitenschiff des Jupitertempels auf dem Kapitol. Noch hatte sie auf dem Kapitol einen Tempel als J. Moneta (»Mahnerin«), deren Bedeutung strittig ist, wie auch die der J. Caprotina (»Ziegenjuno«), der am 7. Juli, dem sogen. Nonae Caprotinae, von den Frauen ein Fest gefeiert wurde (vgl. Caprotina). Ein altertümlicher, hochangesehener Kult war der der J. Sospita oder Seispes (»Erretterin«), Mater Regina zu Lanuvium, der nach Einverleibung der Stadt in den römischen Staatsverband römischer Staatskult wurde; ihr Priesterkollegium bestand aus römischen Rittern, und die römischen Konsuln brachten ihr jährlich ein Opfer dar. Das Bild der Göttin trug über der Matronenkleidung ein als Helm und Panzer dienendes Ziegenfell, Schnabelschuhe, Schild und geschwungenen Speer, wie sie eine Kolossalstatue des vatikanischen Museums und Münzen dargestellt. Eine kriegerische Göttin ist auch die besonders von den Sabinern verehrte J. Curitis oder Quiritis (»die mit der Lanze Bewehrte«). Aus Karthago war im dritten Punischen Kriege nach Rom übertragen die J. Caelestis (»himmlische J.«), die alte Burggöttin von Karthago, eigentlich die Astarte der Phöniker; ihr Kult kam in der Kaiserzeit mit dem Aufblühen von Karthago aufs neue zu Ehren. Heilig waren der J. die Gans, der Pfau und die Krähe; wie Jupiter weiße Stiere, so wurden ihr weiße Kühe geopfert. Vgl. Roscher im »Lexikon der Mythologie«, Bd. 2, Sp. 574 ff.

Junodscher Schröpfstiefel, s. Hyperämie und Schröpfen.

Junot (spr. schüno), Andoche J., Herzog von Abrantes, franz. General, geb. 23. Okt. 1771 in Bussy-le-Grand (Côte d'Or), gest. 29. Juli 1813, trat 1793 als Freiwilliger in das Heer ein und zog bei Toulon durch seine unerschrockene Tapferkeit die Aufmerksamkeit Bonapartes auf sich, der ihn als seinen Adjutanten mit nach Italien und dann nach

Ägypten nahm. Nach dem 18. Brumaire ernannte ihn Bonaparte zum Kommandanten von Paris und endlich zum Generaloberſten. Nachdem J. 1805 kurze Zeit als Geſandter in Liſſabon fungiert, ſich ſodann in der Schlacht bei Auſterlitz ausgezeichnet hatte, ward er 1807 zum Befehlshaber des Korps, das Portugal beſetzen ſollte, und, nachdem er dies im November ausgeführt, 1. Febr. 1808 zum Generalgouverneur von Portugal mit dem Titel eines duc d'Abrantès ernannt. Auf das ſchamloſeſte bereicherte er ſich in dieſer Stellung durch Erpreſſung und Plünderung. Doch mußte er vor den im Auguſt 1808 gelandeten Engländern bei Vimeiro zurückweichen und die Kapitulation von Cintra ſchließen. 1809 wurde er im Kriege gegen Öſterreich von Kienmayer 12. Juni bei Berneck beſiegt, war darauf Gouverneur der Illyriſchen Provinzen und befehligte im Feldzuge gegen Rußland das 8. Armeekorps. Von dem Kaiſer wieder in die Illyriſchen Provinzen geſchickt, verfiel er bald darauf in eine Geiſteskrankheit. Er endete in dem Städtchen Montbard (Côte d'Or) ſein Daſein durch einen Sturz von einer Mauer. — Seine Gattin Laurette de Saint-Martin-Permon, Herzogin von Abrantes, angeblich vom griechiſchen Kaiſergeſchlechte der Komnenen ſtammend, weitläufige Verwandte von Napoleon I., geb. 1784 in Montpellier, ward nach ihrer Vermählung (1799) zur Hofdame der Mutter Napoleons ernannt und gab ſich einer grenzenloſen Verſchwendung hin, die bald ihre Vermögensumſtände gänzlich zerrüttete. Nach dem Tod ihres Mannes beſchäftigte ſie ſich mit literariſchen Arbeiten und ſtarb dürftig im Nonnenkloſter Abbaye-aux-Bois zu Paris im Juni 1838. Ihre weitſchweifigen »Mémoires, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration« (Par. 1831—35, 18 Bde.; 1893, 10 Bde.; deutſch von Alvensleben, Leipz. 1831—38, 25 Bde.) zeugen von Schärfe und Geſundheit des Urteils. Außerdem ſchrieb ſie: »L'amirante de Castille« (1832); »Scènes de la vie espagnole. Souvenirs d'une ambassade et d'un séjour en Espagne et Portugal« (1837); »Histoire des salons de Paris« (1837; neue Ausg. 1893, 4 Bde.). Vgl. Turquan, La générale J. duchesse d'Abrantès (Par. 1901).

Junta (ſpan., ſpr. chúnta), Vereinigung, dann Ratsverſammlung, wie z. B. Stadtrat, oder Ausſchuß, insbeſ. aus Wahl hervorgegangener Ausſchuß; in Spanien eine zur Erledigung gewiſſer Staatsangelegenheiten oder zur Regierung ſelbſt berufene Verſammlung, ſei es, daß ſie ohne den Monarchen aus eigner Machtvollkommenheit von den Vertretern der Nation gebildet oder von dem Regenten ernannt iſt. Am berühmteſten ſind: die von Karl II. berufene »große J.«, aus Staatsmännern beſtehend, welche die Kompetenz der Inquiſition zu beſtimmen hatten, die von Napoleon I. 1808 zur Ausarbeitung einer neuen Verfaſſung nach Bayonne berufene J. und endlich die 1808 von den Spaniern zur Leitung des Freiheitskampfes erwählte Zentraljunta mit ihren Provinzialjunten.

Junta (Juncta, Junti), **Juntinen** (Giuntinen), ſ. Giunta.

Jupati, ſ. Raphia.

Jupe (franz., ſpr. ſchüp'), urſprünglich eine Jacke; jetzt ſoviel wie Frauenrock (von der Hüfte bis zu den Füßen); J. de dessous, Anſtands-, Unterziehrock.

Jupille (ſpr. ſchüpij'), Gemeinde in der belg. Provinz und dem Arrond. Lüttich, im O. von Lüttich, am rechten Ufer der Maas, an der Eiſenbahn Lüttich-Maaſtricht, mit Fabrikation von Flintenläufen, Dampfkeſſeln und Nägeln und (1930) 5733 Einw. Zu J., der ehemaligen Jobii villa, ſtarb 714 Pippin von Herſtal.

Jupiter (Juppiter), der höchſte Himmelsgott der italiſchen Völker, dem griechiſchen Zeus (ſ. d.) im Weſen wie auch im Namen verwandt; denn J. iſt zuſammengezogen aus Iovis (ältere Form Diovis) pater, Zeus entſtanden aus Djeus (ind. djaus, »der lichte Himmel«). Nur andre Form von J. iſt Diespiter. Als der italiſche Gott dem griechiſchen angeglichen wurde, machte man ihn zum Sohn des Saturnus und der Ops, die man Uranos und Rhea gleichſtellte. Von J. kommen alle Himmelserſcheinungen. Als Lucetius (von lux, »Licht«) iſt er Lichtbringer; geheiligt ſind ihm die Idus (13. oder 15.) ſämtlicher Monate als Vollmondstage, an denen ihm ſein Prieſter, der Flamen dialis, ein weißes Lamm (ovis idulis) opferte. Wie er heitern Himmel gewährt, ſo führt er auch alle Wetter herauf: als J. Fulgur (ſpäter Fulgurator und Fulminator, »Blitzer«, und Tonans, »Donnerer«) bringt er Gewitter, als Pluvius den befruchtenden Regen. Bei großer Dürre veranſtaltete man ihm als Elicius in Rom ein Betfeſt, Aquaelicium (»Regenbeſchwörung«) genannt, bei dem die Pontifices den ſogen. Lapis manalis (»Regenſtein«) in die Stadt zogen, während die Matronen mit bloßen Füßen und die Behörden ohne Amtsabzeichen folgten. Überhaupt iſt er Spender alles Naturſegens, dem insbeſ. die beiden Feſte der Vinalien (ſ. d.) galten, wie ihm auch bei Beginn der Weinleſe der Flamen dialis ein Lamm opferte. Allgemein wurde ferner J. als Entſcheider der Schlachten und Siegverleiher (Victor) verehrt, vornehmlich in Rom, wo ihm als Stator (der die Flucht hemmt) und Feretrius (dem die von einem römiſchen Feldherrn einem feindlichen Feldherrn abgenommene Rüſtung dargebracht wird, ſ. Spolien) ſchon Romulus Heiligtümer geſtiftet haben ſollte. Auch Wächter über Recht und Wahrheit iſt J. und daher älteſter und vornehmſter Schwurgott, der vornehmlich bei feierlichen Friedensſchlüſſen von den Fetialen (ſ. d.) als Zeuge angerufen wurde. Wie das Völkerrecht, ſo ſteht das Gaſtrecht unter ſeinem beſondern Schutz. Auch offenbart er den Menſchen durch dem Kundigen verſtändliche Zeichen (ſ. Auſpizien) die Zukunft und ſeine Billigung oder Mißbilligung eines beabſichtigten Unternehmens. Von alters her verehrten ihn die lateiniſchen Völker unter dem Namen J. Latiaris auf dem Albanergebirge als Stammgott und nach Stiftung des Latiniſchen Bundes als Bundesgott durch ein gemeinſames Opferfeſt (feriae Latinae), das auch nach Auflöſung des Bundes unter der Leitung der römiſchen Konſuln fortbeſtand. In Rom war ſeine Hauptkultſtätte die Südſpitze des Kapitols, wo er als ideales Staatsoberhaupt, als Mehrer und Erhalter römiſcher Macht und Ehre, als J. Optimus Maximus (»der Beſte und Größte«) verehrt wurde. Hier thronte ſein tönernes Bild mit dem Blitz in der Rechten im Mittelſchiff des von Tarquinius Superbus, dem letzten König, begonnenen und im dritten Jahre der Republik eingeweihten Tempels (ſ. Kapitol). Hier brachten ihm die Konſuln beim Amtsantritt Opfer und beim Auszug in den Krieg feierliche Gelübde dar; hierher ging der Triumph des im Feſtſchmuck des Gottes daherfahrenden ſiegreichen Feldherrn, der vor dem aus weißen Stieren beſtehenden Dankopfer zum Bilde des J. betete und ihm den Siegeslorbeer in den Schoß legte. Wie in Rom das Kapitol den ſakralen Mittelpunkt bildete, ſo auch die

in den römischen Kolonien eingerichteten Kapitole (vgl. Kuhfeldt, De Capitoliis imperii Romani, Berl. 1883). Dem höchsten Staatsgott wurden natürlich auch die stattlichsten Feste gefeiert, vornehmlich die römischen, die großen und die plebejischen Spiele (s. Ludi). Auch die Kaiserzeit erkannte in dem kapitolinischen J. den höchsten Repräsentanten der Majestät des römischen Reiches, und sein Dienst breitete sich allmählich über das ganze Reich aus. Vielfach verschmolz J. mit den höchsten Gottheiten der Provinzen, so mit dem Sonnengott von Heliopolis und Doliche in Syrien zu dem im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. weit und breit verehrten J. Heliopolitanus und Dolichenus (s. d.), auch mit keltischen und germanischen Gottheiten, namentlich den auf den Alpenhöhen als Beschützer der Wanderer verehrten, wie J. Optimus Maximus Poeninus auf dem Großen St. Bernhard. Über die bildlichen Darstellungen s. Zeus. Vgl. Aust in Roschers »Lexikon der Mythologie«, Bd. 2, Sp. 618 ff.

Jupiter, der größte Planet des Sonnensystems, strahlt in hellgelbem Licht und übertrifft an Glanz die meisten Fixsterne erster Größe. Im Fernrohr erscheint er als ovale Scheibe, deren größter und kleinster Durchmesser nach Schur auf Grund der genauesten Beobachtungen in mittlerer Entfernung 37,40″ und 35,13″ betragen, woraus die Abplattung $^1/_{16,52}$ folgt. Der wahre Durchmesser des Äquators ist 11,07mal so groß wie der Durchmesser des Erdäquators oder 141,300 km, das Volumen ist das 1264,3fache von dem der Erde. Die Masse des J. beträgt nach Schur und Härdtl $^1/_{1047,2}$ der Sonnenmasse. Daraus folgt eine mittlere Dichte von 0,23, die der Erde = 1 gesetzt, oder 1,4mal so groß wie die des Wassers. Die Schwerkraft wirkt demnach an den Polen 2,8mal und (unter Berücksichtigung der Zentrifugalkraft) am Äquator 2,2mal so stark wie auf der Erde. Die Bahn des J. ist nahezu kreisförmig, ihre Exzentrizität beträgt nur 0,04825, auch ihre Neigung gegen die Erdbahn ist bloß 1° 18′ 41″. Die mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 5,20280 Erdbahnhalbmesser oder 773 Mill. km (schwankend zwischen 736 Mill. km im Perihel und 811 Mill. km im Aphel). Der Erde kann er sich zur Zeit seiner Opposition bis auf 587 Mill. km nähern, während sein größter Abstand in der Konjunktion 959 Mill. km beträgt. J. durchläuft seine Bahn in 4332,588 Tagen (11 Jahr 10,5 Monat) und legt dabei in jeder Sekunde 12,98 km zurück, noch nicht halb soviel wie die Erde bei ihrer Bewegung um die Sonne. Ein Jahr auf dem J. beträgt also fast 12 Erdjahre, und auf jede Jahreszeit kommen gegen 3 Jahre. Doch dürfte die Verschiedenheit der Jahreszeiten dort nicht so bedeutend sein wie auf der Erde, denn einesteils ist der Einfluß des mehr oder minder hohen Sonnenstandes auf J. nicht so erheblich wie bei uns, weil die Sonne dort infolge ihrer großen Entfernung nur mit $^1/_{27}$ ihrer Intensität auf der Erde wirksam ist, anderenteils beträgt die Neigung des Äquators gegen die Bahn nur 3° 6′.

Auf der Oberfläche des J. (s. Tafel »Planeten«, Fig. 1) zeigt das Fernrohr Streifen und Flecke. Erstere laufen dem Äquator des Planeten parallel, sind stellenweise unterbrochen, teils heller, teils dunkler gefärbt und mannigfaltigen, langsamen Veränderungen in Form und Färbung unterworfen. Insbesondere zeigen sich regelmäßig zwei graue Streifen, der eine nördlich, der andre südlich vom Äquator, die eine in hellerm Licht erglänzende Äquatorzone einschließen, die man nach Lohse als eine einheitliche Erscheinung von beträchtlicher Stabilität aufzufassen hat. In den beiden Äquatorstreifen treten bisweilen dunklere, bogenartige Teile auf, die der ganzen Zone ein wolkenartiges Aussehen geben. Auch sieht man öfters knotenartige Verdichtungen in den Streifen, und außerdem sind wiederholt einzelne dunkle Flecke außer allem Zusammenhang mit den Streifen beobachtet worden. Manche Flecke haben nur kurze, andre sehr lange Dauer; zu den letztern gehört ein ovaler, rötlicher Fleck südlich vom Äquatorgürtel von 47,000 km Länge und 13,000 km Breite, der seit Sommer 1878 und noch jetzt (Frühjahr 1905), allerdings bedeutend blasser und kleiner geworden, sichtbar ist.

Aus der Beobachtung einzelner Flecke hat zuerst Dom. Cassini die Rotationszeit des J. im Mittel zu 9 Stunden 55 Min. bestimmt, genauere Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß den verschiedenen jovigraphischen Breiten verschiedene Rotationszeiten zukommen. Nach Williams müssen neun Zonen unterschieden werden. Die folgende Tabelle gibt die Ausdehnung der Zonen in jovigraphischer Breite und ihre mittlern Rotationszeiten:

Zone	Jovigraph. Breite	Rotationszeit
I	+85° bis +28°	9 Std. 55 Min. 37,5 Sek.
II	+28 = +24	9 = 54,5 Min. bis 9 Std. 56,5 Min.
III	+24 = +20	9 = 48 = = 9 = 49,5 =
IV	+20 = +10	9 = 55 Min. 33,9 Sek.
V	+10 = −12	9 = 50 = 20 =
VI	−12 = −18	9 = 55 = 40 =
VII	−18 = −28	9 = 55 = 40 =
VIII	−28 = −37	9 = 55 = 18,1 =
IX	−37 = −55	9 = 55 = 5 =

Die Tabelle zeigt, wie unsymmetrisch die Strömungen auf der nördlichen und südlichen Hemisphäre verlaufen; in der letztern fehlt die schnell bewegte Region um 22° ganz, vielleicht infolge der Anwesenheit des roten Fleckes in dieser Gegend; anderseits verläuft auf der nördlichen Hälfte von 28° ab die Rotation ganz gleichmäßig, während auf der südlichen Hemisphäre schnellere Strömungen vorhanden sind. Die fünfte Zone, die Äquatorialzone, zeigt die merkwürdige Eigentümlichkeit, daß ihre Rotationszeit bisher beständig zugenommen hat, in 18 Jahren um 35,6 Sekunden, doch scheint jetzt eine Umkehr einzutreten. Die merkwürdigste Eigentümlichkeit dieser atmosphärischen Strömungen Jupiters ist die genau ostwestliche Richtung der Bewegung und das Fehlen jeglicher Bewegung nach den Polen hin. Auch sind die einzelnen Zonen scharf gegeneinander abgegrenzt, ohne daß ein allmählicher Übergang in den Rotationszeiten stattfindet.

Die hell glänzenden weißen Gebilde auf dem J. sind ohne Zweifel dichte Wolken, die das Sonnenlicht kräftig reflektieren, die dunkeln Partien aber vielleicht Öffnungen in der Wolkenhülle, durch die wir durch eine Nebelhülle hindurch auf den Kern des Planeten blicken. Die rötliche Färbung, die insbes. in der Äquatorzone bisweilen auftritt, wird der Anwesenheit von Wasserdampf zugeschrieben, auf der auch einige dunkle Streifen im Spektrum des J. deuten. Die betreffenden Stellen der Jupiteratmosphäre müssen aber dann wolkenfrei sein, damit das Sonnenlicht genügend tief in die Wasserdampfschicht eindringen kann. Die rötlichen Stellen würden demnach Aufhellungen in der Wolkendecke des J. sein. Übrigens hält es Zöllner für wahrscheinlich, daß J. (wie auch Saturn) sich noch in einem Zustand bedeutender Erhitzung befindet, und daß seine Oberfläche jetzt noch Licht und Wärme ausstrahlt, im Einklang damit stehen auch die mannig-

fachen Veränderungen der Äquatorstreifen. Nach Lohse ist die Bildung der Streifen auf vulkanische Eruptionen zurückzuführen, durch welche die Wolkendecke über der Ausströmungsöffnung durch die emporbringenden glühenden Gase und Dämpfe durchbrochen wird. Hierbei werden diese eruptiven Massen, weil sie aus tiefern Regionen kommen und eine geringere Rotationsgeschwindigkeit besitzen als die höher liegenden Wolkenschichten, gegen diese zurückbleiben, und es wird ein dunkler Streifen in der Rotationsrichtung entstehen, der sich bei längerer Dauer der Eruption rings um den Planeten ziehen wird, indem das Ende sich wieder an den Anfang anschließt, während bei kürzerer Dauer ein weniger langer Streifen entsteht. Hiernach sind die dunkeln Streifen nicht bloße Lücken in der Wolkendecke, sondern eruptive Massen, die nur infolge ihres geringern Lichtreflexionsvermögens dunkel erscheinen. Dadurch finden auch die mancherlei an den Streifen beobachteten Farbennuancen eine einfache Erklärung, und nicht minder ist es wahrscheinlich, daß die glühenden Gase, welche die Streifen bilden, namentlich bei sehr heftigen Eruptionen etwas eignes Licht ausstrahlen. Ebenso erklären sich der häufige Wechsel in der Lage und Bildung der Streifen, die Verschiedenartigkeit ihrer Dauer ꝛc. durch die Annahme einer größern Anzahl von Kratern, die abwechselnd in Tätigkeit sind. Jeder Streifen würde dann einem oder mehreren Kratern von gleicher jovigraphischer Breite entsprechen, und die ausgeprägtere Streifenbildung und größere Veränderlichkeit der Gebilde in der südlichen Hemisphäre des J. würden auf eine abweichende Oberflächenstruktur des Planetenkerns in beiden Halbkugeln deuten. Der J. hat sechs Monde, von denen die vier hellsten bald nach Erfindung des Fernrohrs, zuerst im Dezember 1609 von Simon Marius in Ansbach und im Januar 1610 von Galilei, entdeckt wurden, während die Entdeckung des fünften erst 9. Sept. 1892 Barnard mit dem 36zölligen Refraktor der Lick-Sternwarte, des sechsten 4. Jan. 1905 Perrine mit dem Crozley-Reflektor der Lick-Sternwarte gelang. Die vier äußern sind schon mit kleinen Fernrohren, selbst in einem guten Opernglas, unter günstigen Umständen dem bloßen Auge sichtbar, während die beiden andern nur in den großen Riesenteleskopen erkennbar sind. Man pflegt die vier alten Monde in der Reihenfolge ihrer Abstände vom J. mit den Nummern I, II, III, IV, den neuentdeckten fünften Mond mit V zu bezeichnen, eigentlich müßte er, da er den geringsten Abstand vom J. hat, mit I bezeichnet werden, jedoch würde damit eine vollständige Änderung der allgemein eingeführten Bezeichnung eintreten, der neueste sechste Mond, über dessen Bahnlage aber noch nichts bekannt ist, wird mit VI bezeichnet. Ihre wichtigsten Elemente sind in der Tabelle »Übersicht des Planetensystems« (beim Artikel »Planeten«) angegeben. Im Verhältnis zur Größe des Halbmessers des Hauptplaneten erscheinen die Satelliten des J. diesem sehr nahe gerückt. Die Geschwindigkeit, mit der sie den J. umkreisen, ist eine außerordentlich große; dabei laufen sie um den J. fast in der Ebene seines Äquators, nur IV weicht merklicher von derselben ab. Ebenso sind die Neigungen ihrer Bahnen zu der des J. unbeträchtlich, indem sie sich nur zwischen 2 und 3° bewegen. Alle zusammen haben nur 0,0007 der Jupitermasse oder ungefähr 1/20 der Erdmasse. Am hellsten, ungefähr 5. Größe, erscheint gewöhnlich III, der größte; der zweitgrößte (IV) wird aber an Glanz von den kleinern (I und II) übertroffen, der fünfte Mond ist jedoch nur 13. und der sechste nur 14. Größe. Die Größe ihres Hauptplaneten und die Kleinheit der Neigungen ihrer Bahnen sind Ursache, daß fast jeder Umlauf dieser Monde eine Sonnen- und eine Mondfinsternis mit sich führt, die mit geringen Ausnahmen sämtlich total sind. Nur der Mond IV kann, wenn er zur Zeit seiner Konjunktion und Opposition dem Maximum seiner Breite nahesteht, unverfinstert und, ohne eine Verfinsterung zu bewirken, vorübergehen. Bei der kurzen Umlaufszeit dieser Monde ist die Zahl der in einem Jupiterjahr eintretenden Finsternisse eine außerordentlich große, nämlich gegen 4400 Mond- und ebenso viele Sonnenfinsternisse. Die Verfinsterungen der Jupitermonde sind insofern von Wichtigkeit, als sie ein bequemes Mittel zur Bestimmung der Längendifferenz zweier Orte (s. Länge) und der Geschwindigkeit des Lichtes darbieten. Die Sonnenfinsternisse, welche die Monde für den Hauptplaneten bewirken, sind von der Erde aus an dem über die Planetenscheibe ziehenden Schatten des Trabanten erkennbar. Zu bemerken ist, daß die drei innern Monde nie gleichzeitig verfinstert werden können. Es ist nämlich stets die mittlere Länge von I, vermehrt um die doppelte mittlere Länge von III und vermindert um die dreifache mittlere Länge von II, gleich 180°, und zugleich ist die Summe der mittlern Bewegung von I und die doppelte mittlere Bewegung von III gleich der dreifachen mittlern Bewegung von II, woraus folgt, daß, wenn zwei dieser Trabanten gleiche mittlere Länge in Beziehung auf den J. haben, der dritte stets 60° oder auch 90° von ihnen absteht, nämlich 60°, wenn I und III, und 90°, wenn I und II gleiche mittlere Länge haben. Die Vorausberechnung der Verfinsterungen der Jupitermonde wird in den astronomischen Ephemeriden, am vollständigsten im »Nautical Almanac« veröffentlicht. Die Beobachtung, daß die Finsternisse der Jupitermonde um die Zeit der Konjunktion des J. um 16 Min. 26 Sek. später bemerkt wurden, als die Berechnung nach Finsternissen in der Opposition angab, führte den Astronomen Römer 1676 auf die Entdeckung der Geschwindigkeit des Lichtes. Vgl. Plaßmann, Der Planet J. (Köln 1892) und die Tafeln »Planetensystem« und »Planeten«.

Jupiterbart, s. Sempervivum.

Jupiter lapis, s. Steindienst.

Jupiter pluvius, s. Jupiter, S. 379, und Regenmacher.

Jupitersfink, soviel wie Stieglitz.

Jupitersfisch, s. Finnfische.

Jupon (franz., spr. schüpóng), ursprünglich ein kurzes Wams; jetzt ein kurzer Frauenunterrock.

Jur., bei Insektennamen Abkürzung für Ludwig Jurine (spr. schürín'), geb. 6. Febr. 1751 in Genf, gest. daselbst 20. Okt. 1819 als Professor der Anatomie und Chirurgie.

Jura (lat.), Mehrzahl von Jus (s. d.), »die Rechte«, Rechtswissenschaft (s. d.); daher der Ausdruck »J. studieren« (vgl. Juris utriusque doctor).

Jura (spr. dschúra), eine der südlichen Hebriden, zur schottischen Grafschaft Argyll gehörig, 378 qkm (6,9 QM.) groß mit (1891) 619 Einw., ist gebirgig, steigt in den Paps of J. bis 784 m an u. wird durch den von W. eindringenden Loch Tarbert fast ganz zerteilt. 7 Proz. der Oberfläche sind angebaut. Zwischen ihr und der nördlich gelegenen Insel Scarba der gefährliche Strudel Corrievreckan.

Jura (brauner, schwarzer, weißer J.), soviel wie Juraformation (s. d.).

Jura, zentraleuropäisches Gebirgssystem, das von den Alpen durch die schweizerisch-schwäbische Hochebene

getrennt ist. Es erstreckt sich von Voiron nordwestlich von Grenoble in Frankreich auf etwa 700 km durch den Westen und Nordwesten der Schweiz über Schwaben und Bayern bis zum Fichtelgebirge. In dieser Ausdehnung ist der J. mehr ein geognostischer als orographisch einheitlicher Begriff. Denn wenn auch in dem weithin sich erstreckenden Gürtel dieselben Abteilungen der Juraformation herrschen, so ist doch in den beiden Strecken, in die man den J. einteilt, der Gebirgsbau wesentlich verschieden. In der Tat ist auch erst nach der Erkenntnis der Identität der geologischen Formationsglieder der Name J. auf diejenigen Gebirgsstrecken ausgedehnt worden, die nordöstlich vom Rheinwinkel (bei Basel) sich erstrecken.

Der J. zerfällt in zwei Hauptteile: 1) den **französisch-schweizerischen J.** (Mons Jurassus, vom keltischen Jor oder Joria = Wald) oder J. im engern und eigentlichen Sinn, ein Faltengebirge, das sich als nördliche und nordwestliche Abzweigung der Westalpen von Grenoble bis zur Lägern bei Zürich und in einer schmalen Zone von Tafelbergen bis zum Rhein bei Basel und Schaffhausen hinzieht; 2) den **deutschen oder schwäbisch-fränkischen J.** (s. unten, S. 383), der sich als Tafeljura vom Randen (Kanton Schaffhausen) bis zum Fichtelgebirge erstreckt.

Der **französisch-schweizerische Jura** (s. Karte »Schweiz« und die »Geologische Karte der Alpen«) umfaßt ein vorherrschend aus Kalkstein bestehendes Gebiet, das im W. und N. etwa begrenzt wird durch die Orte Lons-le-Saunier, Dôle (Burgund), Montbéliard, Basel und Schaffhausen (Randen). Tektonisch zerfällt es wie der ganze J. in zwei scharf getrennte Teile: 1) den **Ketten- oder Faltenjura**, ein von Voiron bei Grenoble über Neuenburg zur Lägern (s. d.) bei Zürich hinziehendes, steileres, etwa 360 km langes und gegen das schweizerische Mittelland konkaves, nach NW. und N. über Lons-le-Saunier–Besançon, den Blauen und Hauenstein bei Basel hin konveres Gebirge; 2) den **Tafeljura oder Plateaujura**, außerhalb dieses konvexen Bogens gegen die Saône, im Baselland, Aargau und dem Randen (Schaffhausen) aus Tafelbergen bestehend.

Geologisches. Die Hauptmasse des **Faltenjura**, von dem hier allein die Rede ist, bilden die Glieder der Juraformation, Kalke, Mergel von Lias, Dogger und Malm; nur in den Nordketten und im äußersten Westen (Besançon, Salins) tritt insular die tiefere Trias mit Gips und Steinsalz führendem Keuper und Muschelkalk auf. Unter dem reich entwickelten obern oder weißen J. (Malm) lagern vom Bielersee nach W. Neokom, Urgon und Gault. Jüngere Kreide und Nummulitengesteine fehlen überall. Dagegen finden sich durch das ganze Gebirge als lokale Verwitterungsprodukte alttertiäre Bohnerze, ferner mitteltertiäre Meeres- und Süßwasserablagerungen als Teile der großen Molassedecke des schweizerischen Mittellandes. Darüber breiten sich, besonders in den Tälern, vorherrschend alpine erratische Schuttmassen der Eiszeiten aus, in Höhen von mehr als 1000 m nebst Ablagerungen lokaler Juragletscher.

Da die Molasse die Muldentäler konkordant erfüllt, muß die Faltung postmiocän sein, und weil die ältesten Ablagerungen der Gletscherzeit (Deckenschotter) diskordant auf den Falten ruhen (vgl. Lägern), präglazial, d. h. im Pliocän, stattgefunden haben. Noch läßt das junge Faltengebirge deutlich eine Scharung von Mulden (Synklinalen) und Gewölben (Antiklinalen) erkennen, von welch letztern tektonisch zwischen Biel und Delle etwa 20 nachweisbar sind. Die Zahl der orographischen Ketten ist eine größere, weil viele Gewölbe zerrissen, in Antiklinaltäler und Kämme zerlegt worden sind. Im N., an der Grenze gegen den Tafeljura, etwa vom Paßwang (1207 m) südlich von Basel bis zur Lägern, stauten sich die Falten. Es kam zu Überschiebungen, zur Schuppenstruktur, die in zahlreichen Pultbergen zum Ausdruck kommt. Ein altes Antlitz zeigen die Freiberge (Franches-Montagnes) im Berner und Neuenburger J., eine durch Alpenflüsse präglazial zugehobelte Rumpfebene (Peneplain); später hob sich der ganze Südostrand des Kettenjura zu den höchsten Erhebungen, die der J. aufweist.

Wie alle Kalkgebirge zeigt der J. eine ausgiebige unterirdische Entwässerung. Das Wasser versiegt in zahlreichen Spalten und Löchern (Entonnoirs, Emposieux, Fondrières), weitet Höhlen (grottes, baumes) aus, veranlaßt die Bildung von Dolinen (z. T. mit Seen, z. B. Lac de Taillères im Kanton Neuenburg) und tritt in Stromquellen (Sources vauclusiennes) zutage, wie die Aubonne, Venoge, Orbe, Doux, Loue, Serrières ꝛc. Die Zahl der Bäche und Flüsse ist daher klein, z. B. Doubs, Ain, Loue, Areuse, Birs. Im Gegensatz zu den tektonisch und uniform angelegten, meist blinden Muldentälern, von denen einzelne relativ breit (Delémont, Val de Ruz), andre hoch gelegen sind (La Brévine, La Chaux-de-Fonds, Les Ponts, Jouxtal 1000 m), haben die oberirdischen Gewässer epigenetische und offenbar antezedente Täler herausgeschnitten, woraus sich die Bildung der bisweilen fast kraterförmigen Quertäler oder Clusen (z. B. Court-Moutier längs der Birs, Underverlier, St.-Sulpice u. a.) erklärt. Flankentälchen werden von Ruz durchflossen, und kleine Isoklinaltäler heißen heute noch im provenzalischen Dialekt Combes.

Der südliche oder **französisch-waadtländische J.** enthält neben den niedrigsten südlichen Anfängen die höchsten Gipfelhöhen (Crêt de la Neige 1723 m, Mont Tendre in der Waadt 1680 m, Dôle 1678 m), weist aber den einfachsten Gebirgsbau und die ausgedehntesten Ketten und Längstäler (Jouxtal) auf. Im Kanton **Neuenburg** und in der **Franche-Comté** besitzt der J. seine größte Breite und Massenerhebung, während seine Gipfelhöhen um etwa 100 m hinter den südlichen zurückbleiben. Der Mont Chasseron erhebt sich zu 1611 m, die Tête de Rang zu 1423, der Chasseral oder Gestler zu 1609 m. Es liegen Môtiers im Val Travers 740, Le Locle 925, La Chaux-de-Fonds sogar 992 m hoch, während der Paß von Les Loges, zwischen diesem Ort und Neuenburg, 1286 m Höhe erreicht. Im nördlichen Teil, dem **Berner, Baseler und Aargauer J.**, sind die Höhen immer noch bedeutend, darunter berühmte Aussichtspunkte: der Kurort **Weißenstein** (1284 m), die **Hasenmatt** (1449), die **Röthifluh** (1398 m), die **Gislifluh** (774 m). Es ist dies der verwickeltste und am tiefsten aufgerissene Teil des J. Der Gebirgsbau des J. macht ihn zu einer mächtigen Schutzmauer gegen sein westliches Nachbarland: die wenigen das Gebirge überschreitenden Straßen führen alle durch leicht zu verteidigende Felsengen (Cluses). Die Cluses von Balsthal, Moutier und die Pierre Pertuis verteidigen die Zugänge von N. und NW., die über Basel und Porrentruy in die innere Schweiz führen; durch die von Vuitebœuf führt der Weg aus Burgund nach Grandson. Das Fort Les Rousses, das drei Straßen aus Burgund nach der Schweiz beherrscht, die durch das Jouxtal, die über den Paß von St.-Cergues nach Nyon und die durch das Dappental nach Genf

führende, ist in französischen Händen, ebenso der durch das Fort L'Ecluse verteidigte Zugang auf der Lyon-Genfer Straße. Mehrere Eisenbahnen überschreiten jetzt den J.: im Paß von Jougne, im Val de Travers, Val aux Loges und im Mont Sagne, in der Pierre Pertuis, Solothurn – Weißenstein – Rausschlucht–Münster, in den Pässen von La Croix und Glovelier, im untern Hauenstein und im Bözberg sowie am Rhein entlang. Längs seines ganzen Ostfußes führt eine Eisenbahn nach Genf.

Klimatisch kann man folgende Höhenregionen unterscheiden: 1) Zone des Acker- und Weinbaues (mit Nußbäumen, Buchsbaum, vereinzelt echten Kastanien) in 400—500 m Höhe; 2) Buchenzone, 450—900 m hoch; 3) Bergregion oder Zone des Tannenwaldes, 700 (900)—1300 m hoch, enthält unten vorherrschend Weißtanne, oben Rottanne, mit zahlreichen Torfmooren in den Synklinalen, und Weiden; 4) von 1300 m die oberste oder subalpine Region mit Baumgrenze in etwa 1400 m, zahlreichen »Sennbergen« und einer subalpinen bis alpinen Flora (Edelweiß an der Dôle). In den Hochtälern (900—1000 m) mit großen Schneemassen, spätem Frühling, kühlen Sommertagen und sonnenreichen Wintern, in denen das Thermometer bis —40° fällt, werden noch Roggen, Hafer, Gerste, Kartoffeln und etwas Gemüse gepflanzt. Die Kargheit des Bodens und Ungunst des Klimas über der Ackerbauzone bedingte eine relativ geringe Siedelung und Armut der Bevölkerung, die im schweizerischen Anteil im NO. Deutsch, im übrigen großen Teil Französisch spricht und mit Ausnahme des Gebietes des ehemaligen Bistums Basel verherrschend zur reformierten Kirche gehört.

Die einst weitverbreitete Eisenindustrie hat fremder Konkurrenz weichen müssen, und nur wenige Eisenwerke verhütten noch das tertiäre Bohnerz des J. in der Schweiz, so im Birstal (s. Delémont). Von Salinen sind nur am Westfuß in Frankreich die alten von Salins und Lons-le-Saunier und die schweizerischen »Rheinsalinen« (s. Rheinfelden und Schweizerhalle) zu bemerken. Im Val Travers und zu Seyssel (an der Rhone) gibt es Asphaltgruben. Unter den Industriezweigen ist vor allem die Fabrikation von Uhren und Spieldosen ausgedehnt, mit Zentren in La Chaux-de-Fonds, Le Locle, Ste.-Croix, Moutier, Biel. Vgl. Thurmann, Esquisses orographiques de la chaîne du J., Teil 1: Porrentruy (Bern 1852); »Livret-guide géologique dans le J. et les Alpes de la Suisse« (Internationaler geologischer Kongreß, Lausanne 1894).

Jura, franz. Departement, aus dem südlichen Teil der Franche-Comté gebildet, wird vom südlichen Teil des französisch-schweizerischen Jura durchzogen und ist danach benannt, grenzt östlich an die Schweiz (Kanton Waadt), nordöstlich an das Depart. Doubs, nördlich an Obersaône, westlich an Côte d'Or und Saône-et-Loire, südlich an Ain u. hat ein Areal von 5054 qkm (91,8 QM.) mit (1901) 261,288 Einw. (51 auf 1 qkm). Das Departement zerfällt in vier Arrondissements (Dôle, Lons-le-Saunier, Poligny, St.-Claude) und hat Lons-le-Saunier zur Hauptstadt. Vgl. Ogérien, Histoire naturelle du J. (Lons-le-Saunier 1863—1865, 3 Bde.); Melcot, Le Jura. Dictionnaire historique, géographique et statistique (das. 1885).

Jura, deutscher, Scheidegebirge zwischen der schwäbisch-bayrischen Hochebene und dem schwäbisch-fränkischen Terrassenland, bildet die nordöstliche Fortsetzung des französisch-schweizerischen Jura (s. S. 382), beginnt in der Gegend der Aaremündung rechts vom Rhein, steht hier mit dem Schwarzwald in Verbindung und zieht sich als Plateau mit nahezu horizontaler Schichtenlagerung in einer Länge von etwa 435 km zuerst bis an das Nördlinger Becken (Ries) und an die Wörnitz als schwäbischer Jura nach NO. und dann als fränkischer Jura im allgemeinen von S. nach N. bis an den Main.

Der **schwäbische Jura,** 210 km lang, zwischen Rhein und Donau 15—20, dann 35—40 km breit, besteht aus den Bergen des Klettgaues und Hegaues, der Schwäbischen Alb, dem Albuch und Härdtsfeld (s. Karte »Württemberg«). Die Berge des Klettgaues bleiben in ihrem Hauptteil, dem ausgedehnten Hohen Randen (s. d.), zwischen Donau und Rhein im Kanton Schaffhausen und erreichen eine Höhe von 927 m. Die Berge des Hegaues, östlich davon, sind ein Gebiet vulkanischer Kegelberge, von denen die Basaltkegel des Hohenhöwen (846 m), des Neuhöwen (867 m) im Rande des Jura oder auf der Höhe desselben, der Basaltkegel des Hohenstoffeln (846 m) und mehrere Phonolithkegel (Hohentwiel 689 m, Mägdeberg 666 m, Hohenkrähen 645 m) aus den Tertiärschichten der vorgelagerten Ebene des alten Hegaues hervortreten.

Die Schwäbische Alb, zwischen dem Durchbruchtal der Donau und dem Nördlinger Becken (Ries), fällt an der Nordseite steil gegen Neckar und Rems zu ab, während die Südseite allmählich gegen die Donau zu sich senkt und in die oberschwäbische Hochebene übergeht. Die Albhochfläche ist ein wellenförmiges Tafelland mit sanft gewölbten Kuppen. Man unterscheidet drei große Gruppen:

Die südwestliche Alb, der höchste und durch Täler sehr gegliederte Teil, von der Baar bis zur Eyach reichend. Teilgebiete dieser sind: die Baaralb, durch das Tal Tuttlingen-Spaichingen vom Hauptteil der Alb getrennt, mit dem Lupfen (976 m) und Hohenkarpfen (909 m); der Heuberg mit dem höchsten Punkt des deutschen Jura, dem Lemberg (1015 m), Oberhohenberg (1011 m), Plettenberg (1002 m), Dreifaltigkeitsberg (983 m) und den gewaltigen Lochenbergen sowie einigen über 900 m hoch gelegenen Dörfern (Böttingen, Bubsheim); die Hardt, östlich vom vorigen, eine Gebirgsplatte von fast gleicher Höhe mit dem höchstgelegenen Dorfe der Alb, Heinstetten (914 m).

Die mittlere Alb, der eigentliche Höhlenjura und breiteste Teil des deutschen Jura, vom Eyach- bis zum Filstal reichend, von deren höchsten Kuppen man oft schöne Aussichten auf die Alpen hat, und die wieder in einzelne Teile zerfällt. Auf der Nordseite (Neckarseite) die Hohenzollernalb, zwischen den Quertälern der Eyach und Starzel, mit der »Burg« bei Tailfingen (974 m) und dem Hohenzollern (856 m) bei Hechingen; das Heufeld (Köbele 901 m, Kornbühl 887 m); die Tübinger Alb (Bolberg 881 m, Roßberg 869 m); die Reutlinger Alb (Wackerstein 823 m, Schloß Lichtenstein 817 m [Glanzpunkt der Alb], Achalm 701 m, die Nebelhöhle bei Oberhausen und die Karlshöhle bei Erpfingen); die Hintere Alb, zwischen Echaz und Erms (Grüner Fels 803 m, Höhe von St. Johann 784 m); die Vordere Alb, zwischen Erms und Lauter (Hohenneuffen 743 m); die Rauhe Alb, zwischen Erms u. Wiesensteig (Römerstein 884 m, Teck bei Owen 775 m, das ehemals vulkanische Randecker Maar); daran südlich anschließend die Münsinger Alb mit dem württembergischen Truppenübungsplatz Hardt (Achenbuch 861 m). An der Südseite (Donauseite) die Zwiefalter Alb, zwischen Lauchert und Großer Lauter (Augstberg 849 m), das Deutsch-

buch, zwischen Biber und Zwiefalter Ach, das Landgericht und die Lutherischen Berge, beide letztern zwischen Großer Lauter und Schmiech, die Blaubeurer Alb, zwischen Schmiech und Kleiner Lauter, das Hochsträß, zwischen Blau und Donau, und nordöstlich die Ulmer Alb.

Die dritte und niederste Gruppe ist die Ostalb, von der Fils bis zum Nördlinger Becken (Ries) sich erstreckend. Ihre einzelnen Teile sind: zwischen Fils und Rems die Kaiserberge (Stuifen 767 m, Hohenrechberg 707 m, Hohenstaufen 684 m) und das Rehgebirge; an der Nordseite weiter der Albuch, zwischen letztern beiden und dem obern Kocher (Bernhardus 775 m, Volkmarsberg 743 m, Rosenstein 721 m); das Härdtsfeld, vom obern Kocher und der Brenz bis zum Ries (Wellerstein 727 m, Braunenberg 685 m, Ipf 668 m). An der Südseite der Ostalp liegen die Stubersheimer Alb, die Niedere Alb und die Heidenheimer Alb (Charlottenhöhle bei Hürben, größte Höhle der Alb, 510 m lang), von der Geislinger Steig und dem Lonetal bis zur Brenz.

Reizende Täler mit üppiger Vegetation und vorzüglichem Obstbau befinden sich zwischen den sehr verzweigten, oft 200—300 m (relativ) senkrecht abfallenden Höhen des Nordrandes, dem eine Reihe von Bergkegeln, teils isoliert, teils durch schmale Grate mit dem Hauptteil verbunden, meist schöne Ruinen tragend, vorgelagert sind. Die Südseite ist, weil allmählich zur Donau fallend, einförmiger. Die zwischen Nord- und Südseite liegende Hochfläche der Schwäbischen Alb ist nicht, wie vielfach irrtümlich verbreitet, ödes, unfruchtbares Land, eine »Rauhe Alb«, sondern zum großen Teil gut angebautes Ackerland und zählt zu den Kornkammern Württembergs, zum andern Teil ist sie Waldgebiet und Schafweide.

Ein sehr großer Übelstand war der Wassermangel in fast sämtlichen auf der Alb liegenden Orten. Die Bewohner waren auf das in Zisternen oder in mit Lehm ausgeschlagenen Vertiefungen (Hühlen) aufgesammelte Wasser ihrer Dachtraufen angewiesen, das indessen bei längerm Stehen in den trocknen Monaten September, Oktober und Januar ekelerregend, ungesund und kaum zu genießen war. Zwar versorgte man sich in dieser Zeit möglichst durch Wasserzufuhr aus den Tälern, doch war das wegen der steil aufsteigenden Wege sehr beschwerlich, unter allen Umständen aber kostspielig. Auf Befehl der württembergischen Regierung arbeitete der Oberbaurat v. Ehmann in Stuttgart 1867 ein Projekt zur Wasserversorgung der Alb aus, und 1870 wurde mit der Ausführung desselben begonnen. Mit Benutzung der Wasserkraft der in den Tälern fließenden Bäche wurden in verschiedenen Gegenden des Nordwest- und Südostrandes Pumpstationen errichtet, die das Wasser aus diesen in Hochreservoirs führen; von ihnen aus werden die einzelnen 14 Leitungen gespeist, die 217 Orte auf einer Fläche von 2600 qkm (etwa 43 QM.) mit etwa 74,000 Einw. mit gutem Wasser versorgen. Neue Anschlüsse stehen bevor (Steinlachtal). Die Kosten des Baues betrugen etwa 9,5 Mill. Mk. (vgl. v. Ehmann, Die Versorgung der wasserarmen Alb, Stuttg. 1881). Die Tiefregion bis ungefähr 400 m aufwärts besteht fast ausschließlich aus Kulturland; in den Wäldern herrscht die Buche vor, neben zahlreichen andern Laubhölzern, besonders der Eiche; Fichte und Tanne sind selten. Die untere Bergregion, bis 950 m reichend, ist besonders charakterisiert durch die in fast reinen Beständen vorherrschenden Buchenwälder, in denen auch verhältnismäßig häufig der Bergahorn auftritt; montane Pflanzengenossenschaften sind reich vertreten und im größten Teil des Gebietes Reliktenvon alpinen und voralpinen Genossenschaften. In der obern Bergregion, von 950 m an, herrscht der Nadelwald mit Fichte und Tanne vor, und die alpine und voralpine Reliktenflora ist stark vertreten. Vgl. G. Schwab, Die Schwäbische Alb (2. Aufl. von Paulus, Stuttg. 1878); F. Vogt, Die Schwäbische Alb (das. 1854); Frölich, Die Schwäbische Alb (das. 1872); Engel, Die Schwabenalb und ihr geologischer Aufbau (2. Aufl., Tübing. 1905); Reiseführer von Hochstetter (Stuttg. 1896), Engel (Ulm 1900), Wais (Stuttg. 1903), Ströhmfeld (das. 1904) und »Europäische Wanderbilder«, Nr. 223 u. 229—233 (Zürich); »Blätter des schwäbischen Albvereins« (Tübingen, seit 1881); Gradmann, Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb (2. Aufl., das. 1900); die »Generalkarte der Schwäbischen Alb«, herausgegeben vom königlich württembergischen statistischen Landesamt, 1:150,000 (bisher 11 Blätter, Stuttg. 1894—1904); »Umgebungskarte der Schwäbischen Alb«, desgleichen, 1:50,000 in 21 Blättern (bisher 10 Blätter, das. 1891—1904).

Der **fränkische Jura** (s. Karte »Bayern, nördlicher Teil«) zieht sich in einer Länge von 225 km und einer mittlern Breite von 35—40 km durch Bayern hin, zuerst bis in die Gegend von Regensburg nach O., nachher bis zur Eisenbahnlinie Hersbruck-Amberg nach N., zuletzt nach NW. Der östliche Zug wird auf der Südseite noch von der Donau begleitet und von der Altmühl durchbrochen. Seine bedeutendsten Höhen steigen aus dem braunen Jura nördlich vom Nördlinger Ries (Hesselberg 689 m) an der Wörnitz hervor; östlich davon erstreckt sich der Hahnenkamm (im Dürrenberg 647 m) fast bis zur Altmühl, wo im weißen Jura bei Solnhofen die an wohlerhaltenen Versteinerungen reichen, berühmten lithographischen Steine gebrochen werden. Der mittlere Zug erreicht im Friedelberg westlich von Amberg noch eine Höhe von 677 m, ist auf seiner Westseite, wo der Ludwigskanal durch ein ansehnliches Tal im Lias und Keuper zieht, sehr zerklüftet und wird im O. durch das vorzugsweise mit Kreidebildungen angefüllte Becken von Bodenwöhr von dem kristallinischen Gestein des Böhmisch-Bayrischen Waldgebirges getrennt. Der letzte Zug endlich, Fränkische Schweiz genannt, der sich von der Eisenbahnlinie Nürnberg-Amberg fast nordwestlich bis an den Main bei Lichtenfels und in seinen Lias- und Doggerbildungen nach N. hin noch über diesen Fluß hinaus bis in die Gegend von Koburg zieht, ist der interessanteste Teil des fränkischen Jura. Auf beiden Seiten, sowohl gegen die Keuperebene an der Regnitz als auch gegen die Keupermulde von Bayreuth (auf der Scheide gegen das Fichtelgebirge), sind die Steilhöhen des weißen Jura (Staffelberg über Staffelstein 539 m, Kordigast nahe dem Main 535 m) von braunem Jura und Lias eingefaßt; auf der Platte selbst ist der Kalvarienberg (642 m) bei Thurndorf der höchste Gipfel. Die tief eingegrabenen Täler der Pegnitz und Wiesent durchziehen die Fränkische Schweiz, die ihren Ruf den in den Dolomiten des weißen Jura sich zahlreich findenden Höhlen verdankt. Die berühmtesten dieser Höhlen sind die Rosenmüllershöhle bei Muggendorf, die Gailenreuther Höhle nicht weit von Gößweinstein und die Sophienhöhle bei Rabenstein. Schöne Versteinerungen aus dem Jura sind zu Schloß Banz (s. d.), auf einer Doggerhöhe rechts vom Main, aufgestellt. In der

Vegetation ist die Hauptformation der Buchenwald; er bedeckt alle Hänge und ist nur auf der Hochfläche häufiger mit Nadelhölzern untermengt; dagegen herrschen auf dem von S. nach N. verlaufenden Teil, südwärts noch über die Altmühl herübergreifend, Kiefer und Fichte fast ausschließlich; erst gegen die Wiesent hin in der Fränkischen Schweiz gewinnt die Buche wieder die Oberhand. Die südlichen Halden und Felsgehänge sind von dürrer Steppenheide bedeckt, während die Nordseite eine Bergwaldflora beherbergt; auf der Hochfläche wechseln üppige Fruchtfelder mit magern, steinübersäten Äckern. Die alpinen und voralpinen Genossenschaften, die noch im schwäbischen Jura eine Rolle spielen, sind hier nur durch Draba aizoides und Arabis alpina vertreten, während die pontischen Arten hier viel reicher entwickelt sind als dort. Vgl. Gümbel, Geognostische Beschreibung der Fränkischen Alb (Kassel 1891); L. v. Ammon, Kleiner geologischer Führer durch einige Teile der Fränkischen Alb (Münch. 1899); Reischl, Die Höhlen der fränkischen Schweiz (Nürnb. 1904); Kollbach, Wanderungen durch die deutschen Gebirge, Bd. 3 (Bonn 1899); »Führer durch die fränkische Schweiz« von Brückner (Wunsiedel 1904), Bläsing (5. Aufl., Erlang. 1903) und Raw (Nürnb. 1901).

Geologisches, Kultur. Zusammengesetzt ist der Jura aus den verschiedenen Abteilungen der Juraformation; aus oberm oder weißem Jura (Malm) besteht die breite Hochfläche, die allmählich längs der südöstlichen Seite sich zu den Tertiär- und Diluvialbildungen der Donauebene senkt, während sie mit hohem und zerklüftetem Steilrand auf der entgegengesetzten Seite abfällt, hier sowie im N. mit mittlerm oder braunem Jura (Dogger, bei Aalen reich an guten Brauneisensteinen) eingefaßt ist, dem wieder unterer oder schwarzer Jura (Lias) im flachen Hügelland vorlagert. Zahlreiche (über 120) Durchbrüche von basaltischen Gesteinen, meist von sehr geringer Ausdehnung, sind bezeichnend für das Gebiet der Schwäbischen Alb in der Umgebung von Urach und für das Nördlinger Ries. — Als Wasserscheide ist der Jura nur in seinem höchsten Teil, der Schwäbischen Alb, zwischen Donau und Neckar, wichtig. Die größern Flüsse (Donau, Wörnitz, Altmühl) durchbrechen ihn; die kleinern entstehen oft hart an dem einen Rande, durchströmen alsdann in tiefen Tälern fast die ganze Breite und treten auf der andern Seite aus (Pegnitz, Wiesent). Burgruinen in Menge schmücken die Ränder, vorzüglich die oft halbinselartig hervortretenden Steilabfälle der Nordseite in Württemberg. Die Höhe nimmt von SW. nach NO. ab. In Württemberg gibt es noch zahlreiche Dörfer in der Meereshöhe von 900, 800 und 700 m, in Bayern sind die über 600 m hoch gelegenen schon sehr vereinzelt. Der württembergische Anteil hat zum großen Teil trefflichen, wenn auch steinigen Ackerboden, auch blüht die Viehzucht; Schafe werden besonders auf der Alb im S. von Kirchheim im Sommer geweidet, dauerhafte Pferde in der Münsinger Hardt gezogen. Zahlreich sind die Straßen; ebenso durchschneiden mehrere Eisenbahnen den Jura, darunter die Linien Tübingen–Sigmaringen, Reutlingen–Klein-Engstingen–Münsingen–Schelklingen u. Klein-Engstingen–Gammertingen–Sigmaringen, Stuttgart–Ulm, Nürnberg–Regensburg, Nürnberg–Amberg, Nürnberg–Bayreuth ꝛc. Vgl. Fricker, Pässe und Straßen der Schwäbischen Alb (Tübing. 1902) und die Literatur bei Artikel »Juraformation«.

Jura, fränkischer und **schwäbischer,** s. Jura, deutscher.

Jura, oberschlesischer, s. Märkisch-schlesischer Landrücken.

Jura, Schweizer, s. Jura, S. 382 f.

Juraformation (hierzu die Tafeln »Juraformation I—III«; so 1821 von Keferstein nach dem Juragebirge genannt, oft bloß Jura, Oolithgebirge), die zweite der drei mesozoischen Formationen, die ihre Stellung zwischen der ältern Triasformation und der jüngern Kreideformation einnimmt (vgl. die Textbeilage zum Artikel »Geologische Formation«). Die J. ist besonders gut entwickelt in dem Grenzgebirge (Jura) zwischen Schweiz und Frankreich, das bei Schaffhausen den Rhein überschreitet, als Schwäbische Alb Württemberg durchzieht, östlich bis Regensburg sich erstreckt und, scharf nach N. biegend, sich als Fränkische Schweiz bis gegen Koburg hin verfolgen läßt. Zusammenhängende Juraterritorien besitzt Deutschland ferner im NW. (zwischen der holländischen Grenze und Halberstadt, zumal in der Weserkette mit der Porta westfalica), im O. in Oberschlesien an der polnischen Grenze und im westlichen Lothringen. Vereinzelte Juravorkommnisse kennt man im Rheintal am Abhang des Schwarzwaldes und der Vogesen, dann von Eisenach, Gotha ꝛc.; auch an der Odermündung (bei Kammin und Kolberg), bei Dobbertin in Mecklenburg, ferner bei Thorn und Inowrazlaw liegen Juraſedimente in geringer Ausdehnung zutage, bei Hermsdorf unweit Berlin sowie bei Königsberg und Memel sind solche durch Bohrlöcher in der Tiefe nachgewiesen. Am nördlichen und südlichen Rande der Alpen zieht sich ein Band von Gesteinen der J. hin, während in den Karpathen einzelne Partien klippenartig aus dem jüngern Karpathensandstein aufragen. Im O. Europas hat Rußland bei Moskau, im Stromgebiete der Wolga (Wolgastufe), in der Krim und im Kaukasus Juragebiete aufzuweisen, im W. Frankreich zwei, ein südliches, an die zentrale Granitzone angelehntes, und ein nördliches, zu dem auch die Juraschichten in Lothringen gehören; das letztere läßt sich, freilich z. T. von jüngern Schichten bedeckt, bis in die Nähe des Kanals verfolgen und findet jenseit desſelben im englischen Jura seine Fortsetzung. Über die Parallelisierung des nordamerikanischen und des australischen Jura mit dem europäischen sind die Akten noch nicht geschlossen; um so besser konnte eine Übereinstimmung mit der J. Afrikas, Südamerikas und Asiens (Ostasien und südliches Sibirien) nachgewiesen werden. Vgl. auch Tafel »Geologische Formationen V«.

Von Gesteinen beteiligen sich an der Zusammensetzung der J. hervorragend Kalksteine, oft von oolithischer Struktur und organogen (namentlich Scyphien- und Korallenkalke), sehr häufig mit Dolomiten eng verknüpft und wie diese durch groteske Bergformen und durch zahlreiche Höhlenbildungen (z. B. in der Fränkischen Schweiz und Schwäbischen Alb) ausgezeichnet. Ferner treten Tone, Schiefertone, Mergel (letztere oft schieferig und mit vieler organischer Substanz gemengt, sogen. Brandschiefer, mitunter in den eigentümlichen Formen des Tutenmergels), oolithische Eisenerze und Sandsteine auf, während gröbere Trümmergesteine fast gänzlich fehlen. Eruptivgesteine der Jurazeit sind nur spärlich bekannt. An der Westküste Schottlands, zumal auf der Insel Skye, setzen (vgl. Gang, Textfig. 3) basaltähnliche Gesteine durch Lias- und Doggerschichten hindurch und überlagern sie, werden aber ihrerseits von Malmgesteinen überdeckt; ihre Eruptionszeit fiel also mitten in die Juraperiode. Von der Insel Skye werden auch von Graniten und Quarzporphyren, und aus den Pyrenäen

und aus den Rocky Mountains Nordamerikas von Graniten und Syeniten ganz ähnliche Lagerungsverhältnisse beschrieben.

Die Lagerung der Schichten ist im allgemeinen sehr regelmäßig und nur selten durch Verwerfungen und Faltungen bis zur Überkippung gestört (Alpen, Juragebirge, Harz). Was ihre Gliederung anlangt, so läßt sich zunächst überall eine Dreiteilung nachweisen in (von unten nach oben) Lias, Dogger und Malm (in Schwaben nach den dort den einzelnen Etagen vorwiegend zukommenden Farben: schwarzer, brauner und weißer Jura genannt). Weiter teilt man in Schwaben nach Quenstedts Vorgang jede der drei Unterformationen in sechs Etagen, je mit den sechs ersten Buchstaben (Alpha bis Zeta) des griechischen Alphabets bezeichnet. Einzelne dieser Etagen sind auch in andern Ländern nachweisbar. Speziell im Lias bilden (von unten nach oben) die Schichten mit Gryphaea arcuata (Gryphiten-, Gryphäen- oder Arcuatenkalk), diejenigen mit Ammonites planorbis (A. psilonotus), mit A. angulatus (Angulatusschichten), mit A. Bucklandi und andern Ammoniten aus der Gruppe der Arieten (Arietenkalke), sämtlich zum schwäbischen Alpha gehörig, und die Tone mit Ammonites Turneri (Beta), ferner diejenigen mit Terebratula numismalis (Numismalismergel, Gamma) sowie die mit Ammonites amaltheus oder A. margaritatus (Amaltheentone, Delta), und die Posidonienschiefer samt den Schichten mit A. jurensis (Epsilon und Zeta) vortreffliche Horizonte zur Parallelisierung, während in der alpinen Entwickelung namentlich die roten Ammonitenkalke von Adneth (Adnether Kalke), die Hierlatzschichten und die Algäuer Schiefer (Fleckenmergel, d. h. dunkelgraue, dünnschichtige Mergel mit Flecken, die von Fucoiden herrühren) dem Lias entsprechen. Ähnlich wichtige Rollen als geologische Horizonte wie die eben genannten liasischen Schichten spielen im Dogger die Schichten mit A. torulosus und A. opalinus (Opalinustone, Alpha), die Sandsteine und Eisenoolithe mit A. Murchisonae und Pecten personatus (Personatenschichten, Beta), die Kalke und Tone, unten mit A. Sowerbyi (Gamma), oben mit A. Humphriesianus und A. coronatus (Coronatenschichten, Delta), die Tone, oft an Dentalien (Zahnschnecken) reich (Dentalientone), und Eisenoolithe mit A. Parkinsoni und A. macrocephalus (Epsilon) und mit A. ornatus (Ornatustone, Zeta, in England als Kelloway schon dem Malm zugezählt). Die Franzosen unterscheiden Toarcien supérieur (etwa Alpha und Beta), Bajocien (Gamma), Bathonien (ungefähr Delta und Epsilon) und Callovien (Kelloway). Wegen der häufigen Entwickelung von oolithischen Kalksteinen bezeichnen die Engländer Dogger und Malm überhaupt als Oolite; der Lower oder Bath-Oolite (Bath) entspricht dem Dogger, der wieder in Inferior Oolite und Great Oolite (Großoolith, Hauptrogenstein, Hauptoolith der deutschen Geologen) und in den Cornbrash mit Kelloway zerfällt. In den Alpen gehören besonders die Makrokephalenschichten des Salzkammergutes, die Brachiopodenkalke von Vils in Nordtirol, die Klausschichten der Nordalpen und die Posidonomyengesteine der Südalpen zum Dogger, während der Aptychenschiefer und der sogen. Hochgebirgskalk vorzugsweise dem Malm entsprechen. Der Malm zerfällt in Oxford (Middle Oolite), dem schwäbischen Alpha (Kalkbänke mit mächtigen Tonzwischenlagen, Terebratula impressa einschließend) entsprechend, in Corallien (Korallenkalk, Korallenoolith, Coralrag), in Schwaben als Beta und Gamma bezeichnete tonige Kalkbänke, ferner in Kimmeridge (Delta und Epsilon in Schwaben) und in Portland (Upper Oolite, Zeta), zu welch letzterm oft die Purbeckschichten (vgl. Wealdenformation) zugezogen werden. Dabei sind in fast allen Etagen von Beta bis Zeta verschiedene Fazies entwickelt, so daß die gleichalterigen Schichten bald als wohlgeschichtete Kalke mit Ammoniten oder Brachiopoden, bald als Schwamm- (Spongiten-) oder Scyphienkalke oder als Korallenkalke (Madreporenkalke), bald als Dolomite auftreten. Zum schwäbischen Zeta werden auch die sogen. Krebsscherenkalke und die durch ihre Versteinerungseinschlüsse weltberühmten Schiefer von Nusplingen in Württemberg und Solnhofen in Bayern gerechnet. Reich an der eigentümlich gestalteten Bivalve Diceras arietinum (Tafel II, Fig. 9) sind die dem obersten Oxford angehörigen Diceratenkalke Frankreichs und der Schweiz. Den Schichtenkomplex des sogen. Tithon in den Alpen, der früher oft zur Kreide gestellt wurde, rechnet man jetzt allgemein zum obersten Malm. Es sind plattige, rote, marmorartige Kalksteine (Diphyenkalke), reich an Terebratula diphya (Tafel II, Fig. 4), und hellgefärbte dickbankige Kalksteine, die sogen. Stramberger Schichten.

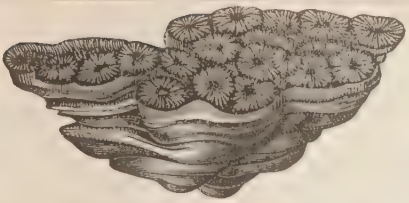
Unter den technisch wichtigen Gesteinen, die den Schichten der J. eingelagert sind, sind neben den Kalksteinen, die als Baumaterial und zur Zementfabrikation dienen, in erster Linie die Eisenerze zu erwähnen, die als Oolithe, Toneisensteine und Sphärosiderite in verschiedenen Etagen des Lias und des Dogger (Württemberg, Lothringen, Luxemburg, Wesergebirge, Oberschlesien, Cleveland) vorkommen und dem Abbau unterliegen. Die von organischen Substanzen erfüllten Posidonienschiefer werden als sogen. Ölschiefer der Destillation unterworfen (Reutlingen in Württemberg), Asphalt wird aus Malmgesteinen (Limmer bei Hannover) gewonnen. Steinkohle, im Lias eingelagert, ist im allgemeinen nur von geringer Bedeutung, aber doch bauwürdig bei Fünfkirchen in Ungarn sowie in Persien und China. An die dichte, dreh- und polierbare Kohle, den Gagat, die in kleinen Schmitzen im Lias vorkommt, hat sich in England und Württemberg eine Industrie zur Herstellung von Schmuckgegenständen geknüpft. Die vorzüglichsten lithographischen Steine, die französischen Steine (von Cirin, Verdun ꝛc.), die englischen (von Portland) und die schweizerischen (von Solothurn), auch die amerikanischen weit übertreffend, liefern die oberjurassischen Plattenkalke von Solnhofen in der Fränkischen Alb und von Nusplingen in Württemberg.

Versteinerungen der Juraformation.

Unter den in den Juraschichten eingeschlossenen Resten sind pflanzliche Organismen selten. Fucus-Arten (im Lias), Cykadeenblätter (im Lias und Malm), Koniferenhölzer, verkalkt und verkieselt (im Lias), tragen zum großen Teil den Charakter eingeschwemmten Materials, und nur an wenigen Stellen (Karpathen, Persien, China ꝛc.) sind die Pflanzenreste in Form von Kohlenflözen angehäuft. Um so zahlreicher und mannigfaltiger sind die Tierformen, von denen die drei Tafeln eine kleine Auswahl bieten. Spongien, von denen die Tafel I in Fig. 3 Scyphia reticulata darstellt, und riffbauende Korallen, wie Thamnastraea prolifera, Astraea helianthoides, Thecosmilia trichotoma und Arten von Montlivaultia (Tafel I,

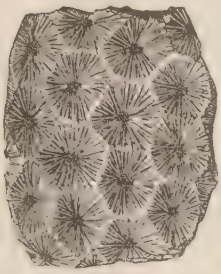
Juraformation I.

1. Cidaris florigemma. Stachel (Art. *Seeigel.*)

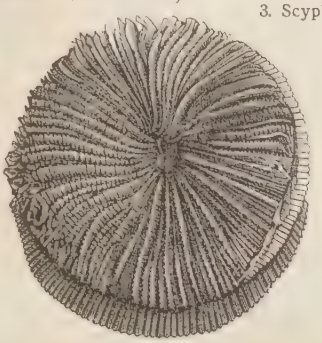


2. Thamnastraea prolifera. (Art. *Korallen.*)

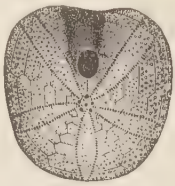
3. Scyphia (Tremadictyon) reticulata. (Art. *Schwämme.*)



4. Astraea helianthoides. (Art. *Korallen.*)

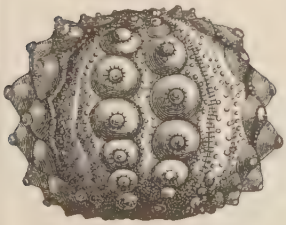


5. Montlivaultia. (Art. *Korallen.*)

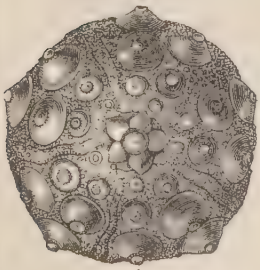


6. Echinobrissus scutatus. (Art. *Seeigel.*)

7. Thecosmilia trichotoma. (Art. *Korallen.*)



a



b

8. Hemicidaris crenularis. a von der Seite, b von oben, (Art. *Seeigel.*)

a

b

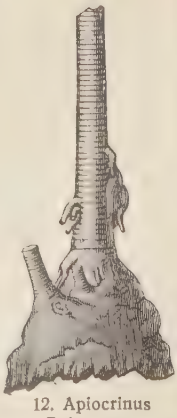
9. Pentacrinus basaltiformis. Säulenstück, a von der Seite, b von oben.

10. Pentacrinus briaroides.

a

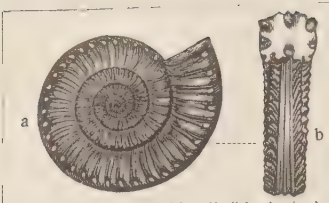
b

11. Pentacrinus subangularis. Säulenstück, a von der Seite, b von oben.



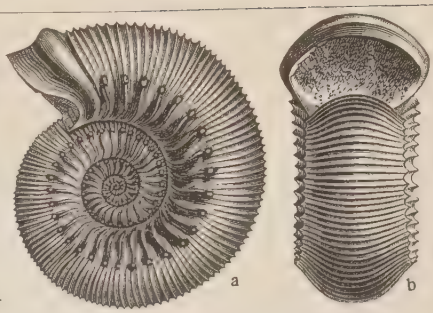
12. Apiocrinus Roissyanus. (9—12 Art. *Haarsterne.*)

Juraformation II.

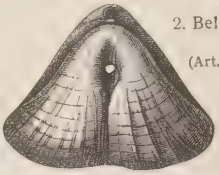


1. Ammonites Bucklandi (bisulcatus). Etwa $^1/_{10}$–$^1/_{20}$. a von der Seite, b von vorn. (Art. *Ammoniten.*)

2. Belemnites digitalis. (Art. *Belemniten.*)

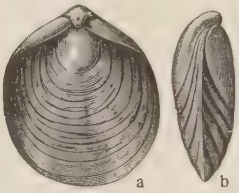


3. Ammonites Humphriesianus. Etwa $^1/_2$. a von der Seite, b von vorn. (Art. *Ammoniten.*)

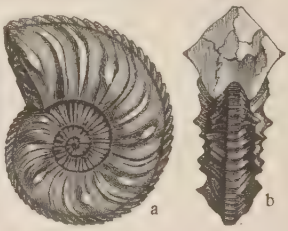


4. Terebratula diphya. (Art. *Armfüsser.*)

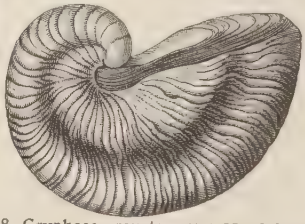
5. Cypris waldensis. In nat. Grösse u. vergr. (Art. *Muschelkrebse.*)



6. Terebratula numismalis. a Schale vom Rücken her, b Seitenansicht. (Art. *Armfüsser.*)



7. Ammonites margaritatus. Etwa $^1/_4$ a von der Seite, b von vorn. (Art. *Ammoniten.*)



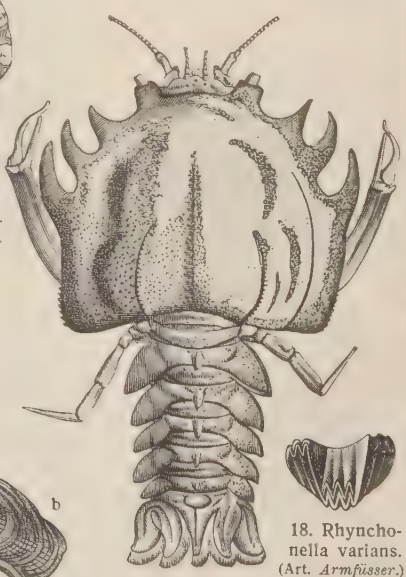
8. Gryphaea arcuata. (Art. *Muscheln.*)

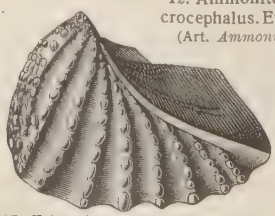
9. Diceras arietinum. (Art. *Muscheln.*)

10. Nucula Hammeri. Etwa $^1/_3$. (Art. *Muscheln.*) a von der Seite. b von oben.

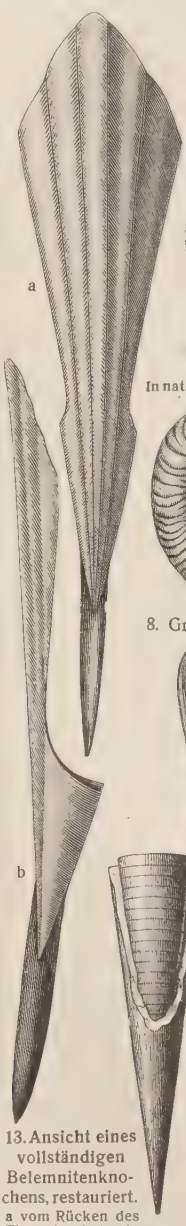
11. Aptychus lamellosus. $^3/_4$. (Art. *Ammoniten.*)

12. Ammonites macrocephalus. Etwa $^1/_6$. (Art. *Ammoniten.*)





15. Trigonia navis. (Art. *Muscheln.*)



13. Ansicht eines vollständigen Belemnitenknochens, restauriert. a vom Rücken des Tieres her betrachtet, b von der Seite.

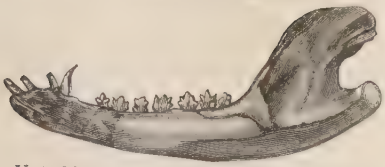
14. Belemnit mit Alveole. (13 u. 14. Art. *Belemniten.*)

16. Exogyra virgula. (Art. *Austern.*) a Rechte und b linke Schale.

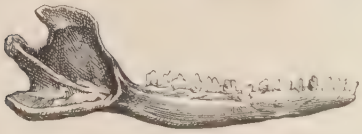
18. Rhynchonella varians. (Art. *Armfüsser.*)

17. Eryon arctiformis. Etwa $^2/_3$. (Art. *Schildkrebse.*)

Juraformation III.



1. Unterkiefer von Phascolotherium Bucklandi. Etwa 2/3. (Art. *Beuteltiere.*)

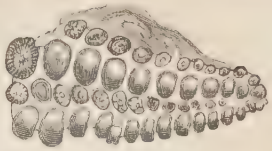


2. Unterkiefer von Amphitherium Prevosti. (Art. *Amphitherium.*)

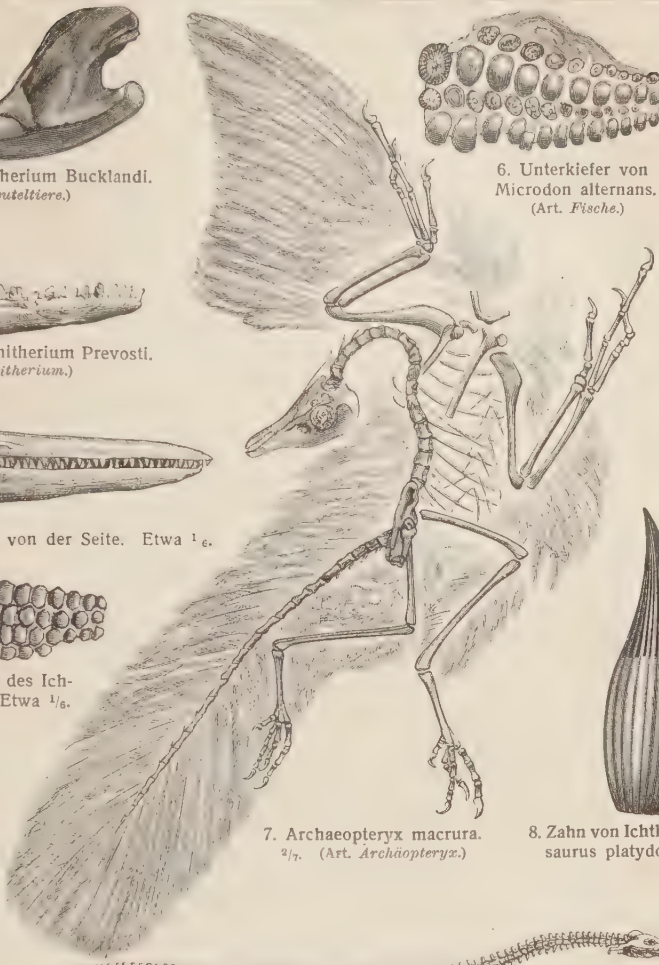
3. Schädel des Ichthyosaurus, von der Seite. Etwa 1/6.

4. Koprolith des Ichthyosaurus.

5. Ruderfuß des Ichthyosaurus. Etwa 1/6.



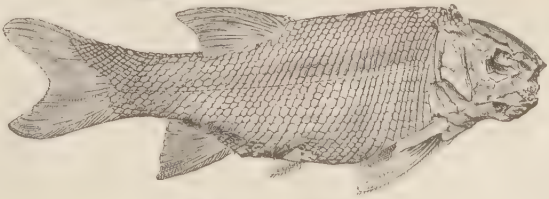
6. Unterkiefer von Microdon alternans. (Art. *Fische.*)



7. Archaeopteryx macrura. 2/7. (Art. *Archäopteryx.*)

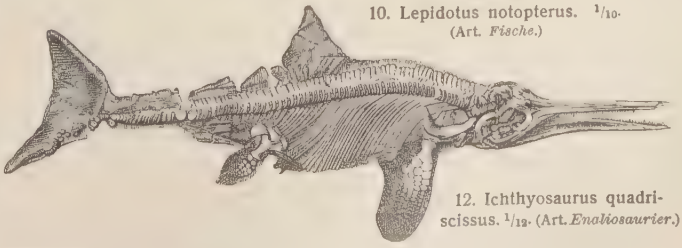
8. Zahn von Ichthyosaurus platydon.

9. Plesiosaurus. Etwa 1/30. (Art. *Enaliosaurier*).



10. Lepidotus notopterus. 1/10. (Art. *Fische.*)

11. Pterodactylus. Etwa 1/2. (Art. *Pterosaurier.*)



12. Ichthyosaurus quadriscissus. 1/12. (Art. *Enaliosaurier.*)

Fig. 2, 4, 7 u. 5) setzen große, mächtige Gesteinsmassen (Schwamm- oder Spongiten-, auch Scyphienkalke) fast ausschließlich zusammen; ebenso sind Brachiopoden für manche Niveaus sehr charakteristisch, z. B. Terebratula numismalis (Tafel II, Fig. 6) für den mittlern Lias (Numismalismergel), Rhynchonella varians (Tafel II, Fig. 18) für den obern Dogger und T. diphya (Tafel II, Fig. 4) für das Tithon. Von den Zweischalern sind Gryphaea arcuata (Tafel II, Fig. 8) für den untern Lias, Trigonia navis und Nucula Hammeri (Tafel II, Fig. 15 u. 10) für den untern Dogger, Diceras arietinum (Tafel II, Fig. 9) für den sogen. Diceratenkalk Frankreichs und der Schweiz (oberes Oxford) und Exogyra virgula (Tafel II, Fig. 16) für den Kimmeridge vorzügliche Leitmuscheln. Während die Schnecken nach Arten- und Individuenzahl in der J. eine nur bescheidene Vertretung finden, ist die Ordnung der Kephalopoden in einer großen Mannigfaltigkeit entwickelt. So zählt das Genus Ammonites, von dem die Tafel II in den Fig. 1, 7, 3 u. 12 die Spezies A. Bucklandi und A. Amaltheus (oder margaritatus) aus dem Lias sowie A. Humphriesianus und A. macrocephalus aus dem Dogger darstellt, nach vielen Hunderten von Arten; sie sind oft, weil auf einzelne Schichten oder doch wenig mächtige Schichtenkomplexe beschränkt, ganz vorzügliche Leitfossilien. Massenhaft finden sich in manchen Schichten auch die Gehäusedeckel der Ammoniten, die als Aptychen (Aptychus lamellosus, Tafel II, Fig. 11) bezeichnet werden. Sehr charakteristisch für die Juraformation sind auch die Belemniten (Tafel II, Fig. 13, 14 u. 2, und Artikel »Belemniten«), von denen gewöhnlich nur die Scheide (bei Belemnites giganteus aus dem Dogger 0,5 m und darüber groß), bisweilen mit noch eingeschlossener Alveole erhalten ist, während die Schulpe fast immer zerstört ist. Mit Ausnahme des in der alpinen Trias auftretenden Aulacoceras, der zudem von einem Teil der Paläontologen für einen Orthoceras gehalten wird, sind die Belemniten nicht älter als die Juraperiode, und ihr Auftreten ist zur Abgrenzung gegen ältere Formationen um so wertvoller, als sie sich schon in den untersten Liasschichten in großer Individuenzahl einstellen. Von Krinoiden bringt die Tafel I in den Fig. 9—12 Reste von Pentacrinus, zumal von P. briaroides, der besonders im Lias vorkommt, und von dem durch seine Kelchbildung ausgezeichneten Apiocrinus Roissyanus aus dem Oxford. Derselben Etage entstammen die ebenda in den Fig. 8, 6 u. 1 gegebenen Seeigel, von denen bei Hemicidaris crenularis und Echinobrissus scutatus der Körper, bei Cidaris florigemma ein Stachel zur Darstellung kam. Reste von Insekten haben sich nur in den äußerst feinkörnigen, homogenen lithographischen Schiefern von Solnhofen (oberer Malm) erhalten, so z. B. Libellen, oft mit dem zartesten Netzwerk der Flügel. Hier finden sich auch Krustazeenlarven und Krebse, so der langschwänzige Krebs Eryon arctiformis (Tafel II, Fig. 17) und zahlreiche Fische. Kleine Schalenkrebse, besonders Cypris-Arten (Tafel II, Fig. 5) sind in den obersten, hier zur Wealdenformation (s. d.) gezogenen Purbeckschichten sehr häufig. Die Fische sind fast durchweg homozerke Ganoiden; unter diesen ist sehr verbreitet die Gattung Lepidotus (Tafel III, Fig. 10), auch Gyrodus und Microdon, von denen sich besonders häufig Zähne, teils einzeln, teils reihenförmig auf dem Unterkiefer angeordnet (Tafel III, Fig. 6), finden. Die andern Abbildungen der Tafel III sind hauptsächlich den z. T. gigantischen Formen der Saurier gewidmet und zwar zunächst dem langhalsigen Plesiosaurus (Fig. 9) und dem kurzhalsigen Ichthyosaurus (Fig. 12, 3, 8, 5, 4 zeigen den Kopf mit dem Knochenring des Auges, Zahn, Ruderfuß und Exkremente, sogen. Koprolithen), beides Meeressaurier, neben denen aber auch gleichzeitig solche (Mystriosaurus ꝛc.) auftreten, die als echte Amphibien zugleich zum Leben auf dem Land organisiert waren. Entstammen diese Saurier dem Lias (und zwar die schwäbischen von Boll, Holzmaden ꝛc. den Posidonienschiefern, die englischen von Lyme Regis einer tiefern Lage, dem untern Lias), so liegen die Reste des Flugsauriers Pterodactylus (Tafel III, Fig. 11) sowie diejenigen des ältesten Vogels, Archaeopteryx (Tafel III, Fig. 7, vgl. Art. »Archaeopteryx«), wieder in den Solnhofener Schiefern. Endlich gibt die Tafel III in den Fig. 1 u. 2 noch die Unterkiefer von einem Beuteltier (Phascolotherium) und einer verwandten Form. Sie entstammen den englischen, zum Great Oolite (Dogger) gerechneten, an Säugetierresten reichen Stonesfieldschichten, werden also von den deutschen Funden in der rätischen Stufe (s. Triasformation) an Alter übertroffen.

Während der Jurazeit machen sich in den Faunen bereits klimatische Unterschiede geltend; man unterscheidet daher verschiedene Meeresregionen oder Provinzen, nämlich die mediterrane oder alpine Juraprovinz, welche die Alpen- und Karpathenländer, Italien, Spanien und die Balkanhalbinsel, ferner die Krim, Kleinasien, Vorderindien, Afrika, Mexiko und Peru umfaßt, sodann die mitteleuropäische Provinz, zu der Deutschland, Frankreich und England, aber auch das nördliche Kaukasien, Japan und Kalifornien gehören, und die boreale oder russische Provinz mit dem nördlichen und mittlern Rußland, Nowaja Semlja, Sibirien, Spitzbergen, Grönland und dem nordwestlichen Nordamerika. Vgl. Tafel »Geologische Formationen V«.

Vgl. Römer, Versteinerungen des norddeutschen Oolithengebirges (Hannov. 1836, Nachtrag 1839); Quenstedt, Der Jura (Tübing. 1858); Oppel, Die J. Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschland (Stuttg. 1856—58); Waagen, Der Jura in Franken, Schwaben und der Schweiz (Münch. 1864); Neumayr, über klimatische Zonen während der Jura- und Kreidezeit (Wien 1883); Engel, Geognostischer Wegweiser durch Württemberg (2. Aufl., Stuttg. 1896). Vgl. auch Credner, Elemente der Geologie (9. Aufl., Leipz. 1903) und die Literatur bei Artikel »Jura, deutscher« (S. 384 u. 385).

Juragewässerkorrektion, die von der schweizerischen Eidgenossenschaft und den Kantonen Bern, Solothurn, Freiburg, Neuenburg und Waadt durchgeführte Entsumpfung der zwischen dem Neuenburger, Bieler und Murtner See, der Broye, Zihl (Thiele) und Aare ausgebreiteten Ebene des Berner Seelandes. Noch zur Römerzeit ein fruchtbares Gebiet, muß das Gelände, wahrscheinlich durch die Wirkung des von der Emme in die Aare vorgeschobenen Schuttkegels, versumpft, vielleicht eine Zeitlang zum förmlichen See geworden sein. Das Übel hat seine Ursache sowohl in der Aare, namentlich in deren Zuflüssen Saane und Sense, als in den eigentlichen »Juragewässern«. Erstere, die als Rinnsale eines bedeutenden Berggebiets direkt, ohne sich in Seebecken zu läutern, in das Flachland hinausstürzen, veranlaßten von Aarberg abwärts umfangreiche Überschwemmungen, so daß infolge der Geschiebeablagerung ein sehr unregelmäßiges, für die Anwohner

immer gefährlicher werdendes Flußbett sich bildete. Anderseits führten die Juraflüsse Orbe und Broye bei Hochwasser dem Neuenburger und Murtensee viel mehr Wasser zu, als die Abflüsse, die untere Broye und die mittlere Zihl, zu fassen vermochten; ebensowenig reichte der Abfluß des Bieler Sees, die untere Zihl, für die Wassermasse aus. Die Hochwasser der Flüsse bedrohten über 2000 Hektar Land mit Verheerung, und die Wasserstände der Seen veranlaßten die Versumpfung von gegen 16,000 Hektar. Die Anstrengungen, das Übel zu beseitigen, datieren von 1670 an; doch abgesehen von dem 2,2 km langen Kanal, durch den 1824 die Suze in den Bieler See geleitet wurde, blieb es bei Projekten. Erst 1842 trat La Nicca, Oberingenieur des Kantons Graubünden, mit dem Plan hervor, nach Erfahrungen am Thuner- und Walensee durch einen Kanal Aarberg-Hagneck die Aare in den Bieler See zu führen, dem vereinigten Abfluß Aare-Zihl einen neuen und erweiterten Kanal bis Büren zu geben und im Sinne früherer Vorschläge auch die untere Broye und die mittlere Zihl zu korrigieren. Eine Vermessung des Inundationsgebiets (1847) ergab ein Areal von 24,488,6 Hektar beteiligten oder zu gewinnenden Bodens. Erst 1867 begann der Bund die Korrektion nach La Niccas Plan, der jedoch dahin abgeändert war, daß, um allzu große Schwankungen im Wasserstande des Bieler Sees zu vermeiden, von Aarberg aus nur die normale Aare in den Bieler See geleitet, bei Hochwassern jedoch der Überschuß im alten Aarebett direkt weitergeführt werde. Zu den Kosten des gesamten Unternehmens, die auf 14 Mill. Frank für die Entsumpfungsarbeiten, 1 Mill. für Hafen- und Uferbauten geschätzt wurden, trug der Bund ein Drittel bei. Die Unterhaltung der hergestellten Arbeiten fällt den Kantonen zu. Die Arbeiten an dem 8,9 km langen Aare-Zihlkanal Nidau-Meienried (bei Büren), im Dezember 1868 begonnen, waren bis 1883 im wesentlichen vollendet; die Fortsetzung von Meienried nach Büren (2,8 km lang) wurde erst 1882 in Angriff genommen. Wegen verzögerter Expropriation begann die Ausführung des Aarberg-Hagneck-Kanals erst im April 1874, ebenso die obere Korrektion, während die Korrektion der Strecke Solothurn-Attisholz sich noch länger verzögert hat. Nach Vollendung des großen Einschnittes bei Hagneck war die Kanallinie Aarberg-Hagneck bis 1879 offen gelegt und ist in den folgenden Jahren noch vertieft worden; die Korrektion der Broye und Zihl sowie die Entsumpfung des Seelandes, für die Schneider sich bleibende Verdienste erworben, hat die drei Seespiegel auf folgende Mittelstände gesenkt: Murtensee von 434 auf 433 m, Neuenburger See von 433,7 auf 432,7, Bieler See von 432,5 auf 432 m. Im ganzen wurden 31,6 qkm neues Land gewonnen. Vgl. Schneider, Das Seeland der Westschweiz und die Korrektionen seiner Gewässer (Bern 1881), und die Jahresberichte der J. (Biel 1868 ff.).

Juráken, Volksstamm, s. Samojeden.

Juramentum (lat.), Eid; j. obedientiae, der Eid, vermöge dessen sich der katholische Geistliche gegenüber den Kirchenobern zum Gehorsam verpflichtet; j. editionis, Editionseid (s. Edition); j. in litem, Schätzungseid (s. d.); j. manifestationis, Manifestationseid (s. Offenbarungseid); j. calumniae, Kalumnieneid (s. Gefährdeeid); j. necessarium, notwendiger, j. purgatorium, Reinigungs-, j. promissorium, promissorischer Eid (s. Eid, S. 432).

Jurançonwein (spr. schürangßóng-), s. Pau.

Jura nosce(i)t (novit) curia (lat., »Das Gericht kennt die Rechte«), Rechtssprichwort, das besagt, daß ein Gericht die Rechtssatzungen, die in einem Prozeß anzuwenden sind, kennen müsse, und daß es daher nicht Sache der Partei sei, diese nachzuweisen; ein Grundsatz, von dem man jedoch bei ausländischem Recht und bei lokalem Gewohnheitsrecht (Statuten) eine Ausnahme zuläßt. Beides kann Gegenstand einer Beweisauflage und einer Beweisführung sein. Vgl. § 293 der Deutschen Zivilprozeßordnung.

Juräre in verba magistri (lat.), »auf des Meisters Worte schwören«, Zitat aus Horaz' »Episteln«, I, 1, 14; danach in Goethes »Faust« I (Schülerszene).

Juraschek, Franz von, österreich. Statistiker, geb. 25. Febr. 1849 zu Arad in Ungarn, habilitierte sich 1875 in Graz, wurde 1881 außerordentlicher Professor für Statistik und Staatsrecht in Czernowitz, 1883 in Innsbruck, 1885 daselbst ordentlicher Professor und ging 1887 unter Beibehaltung seines bisherigen Charakters als Regierungsrat der k. k. statistischen Zentralkommission nach Wien, wo er auch an der Universität Statistik, an der Kriegsschule Staats- und Völkerrecht vorträgt. Seit 1884 gibt er jährlich die Neubearbeitungen von Hübners »Geographisch-statistischen Tabellen aller Länder der Erde« (Frankf. a. M.) heraus, übernahm nach Neumann-Spallarts Tod die Herausgabe von dessen »Übersichten der Weltwirtschaft« (Berl. 1890 ff., zuletzt 1905) und besorgte mit andern eine Neubearbeitung von Brachellis »Die Staaten Europas, statistische Darstellung« (als 5. Auflage, Brünn 1903 ff.). Juraschecks übrige Arbeiten liegen meist auf dem Gebiete des Staatsrechts und der Statistik Österreichs; in Buchform erschien: »Personal- und Realunion« (Berl. 1878).

Jura singulórum (lat.), Sonderrechte der einzelnen Glieder einer Körperschaft oder Vereinigung. Im alten Deutschen Reiche verstand man (Westfälisches Friedensinstrument, Art. 5, Nr. 19) darunter jene Rechte, ubi status tanquam unum corpus considerari nequeunt (wo die Reichsstände nicht als Ein Körper betrachtet werden können), d. h. jene, die der Zuständigkeit des Reiches und daher den Mehrheitsbeschlüssen des Reichstags entzogen waren. Auch das Recht des frühern Deutschen Bundes kannte den nämlichen Begriff und Ausdruck. Man hat auch für das Recht des neuen Deutschen Reiches den Ausdruck j. s. in der Wissenschaft verwertet. Im deutschen Staatsrecht versteht man unter j. s. gegenwärtig die sogen. Reservatrechte (s. d.).

Juraſyſtem, soviel wie Juraformation (s. d.).

Juráten (lat.), Geschworne; Juration, Beeidigung; juratorisch, eidlich.

Jurburg, Stadt im russ. Gouv. Kowno, am Niemen (Memel), an der preußischen Grenze, mit einem Zollamt erster Klasse und (1897) 4250 Einw. Der Wert der Ausfuhr betrug 1900: 6,8 Mill. Rubel, der der Einfuhr nur 260,745 Rubel.

Jure (lat.), von Rechts wegen.

Juré (franz., spr. schü-), Geschworner.

Jureconsultus (lat.), soviel wie Jurisconsultus.

Juréńsismergel, die obersten, Ammonites jurensis als Leitfossil führenden Mergel der untern Juraformation (s. d., S. 386) in Schwaben.

Jürgensen, 1) (auch Jörgensen) Jörgen, dän. Abenteurer, geb. 7. April 1780 in Kopenhagen als Sohn eines Hofuhrmachers, gest. 1845 in Hobarttown (Australien), ging früh zur See und ward 1807 Befehlshaber eines dänischen Kaperschiffes. Im

März 1808 von den Engländern aufgegriffen, begab er sich auf einem Schiffe 1809 von London nach Island, nahm 25. Juni den dänischen Gouverneur Graf Trampe gefangen, ließ sich zum König von Island ausrufen und bezog mit einer isländischen Leibwache eine feste Stellung bei Reykjavik. Schon Mitte August von einem englischen Kriegsschiff zur Rückkehr nach London genötigt und daselbst zu einjähriger Haft verurteilt, war er 1815—17 in Frankreich und Deutschland als englischer Spion tätig. 1825 ward er wegen Betrugs nach Tasmania deportiert. Er veröffentlichte (englisch) mehrere Reisebeschreibungen, theologische, bez. nationalökonomische Abhandlungen ꝛc. Ferner schrieb er: »Efterretning om Engelændernes og Nordamerikanernes Fart og Handel paa Sydhaavet« (1807). Vgl. Hogan, En deporteret Konge eller Beretning om Jörgen J., Konge af Island (hrsg. von Ripperda, Kopenh. 1892).

2) Theodor von, Mediziner, geb. 11. April 1840 in Flensburg, studierte in Kiel, Breslau und Tübingen, habilitierte sich 1864 in Kiel als Privatdozent, wurde 1869 außerordentlicher Professor und Leiter der Poliklinik, 1873 ordentlicher Professor und Vorstand der Poliklinik in Tübingen. Er schrieb: »Studien über die Behandlung des Abdominaltyphus mittels des kalten Wassers« (Leipz. 1866); »Die croupöse Pneumonie« (Tübing. 1883); »Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie« (4. Aufl., Leipz. 1902). Für Ziemssens »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie« bearbeitete er die verschiedenen Pneumonien und für dessen »Handbuch der allgemeinen Therapie« die Antiphlogose, Blutentziehung, Transfusion ꝛc., für Nothnagels »Spezielle Pathologie und Therapie« die Erkrankungen der Kreislauforgane, Insuffizienz des Herzens, Endokarditis. Auch gab er »Mitteilungen aus der Tübinger Poliklinik« heraus (Heft 1, Stuttg. 1886; Heft 2, Leipz. 1892).

Juridisch (lat.), der Rechtswissenschaft gemäß, oft gleichbedeutend mit juristisch gebraucht.

Jurien de la Gravière (spr. schüriäng d'lă grawjär'), Jean Pierre Edmond, franz. Admiral, geb. 19. Nov. 1812 in Brest, gest. 4. März 1892, Sohn des Admirals Pierre Roch J. (1772—1849), trat 1828 in die französische Marine, war Adjutant des Admirals Bruat während des Krimkriegs und wurde nach dem Frieden zum Konteradmiral befördert. 1859 blockierte er Venedig; 1862 zum Vizeadmiral, 1863 zum Mitgliede des Admiralitätsrats ernannt, leitete er anfangs die mexikanische Expedition und befehligte während der ganzen Dauer derselben die Flotte an den mexikanischen Küsten. Er schrieb: »Guerres maritimes sous la République et l'Empire« (Par. 1847; 8. Aufl. 1883, 2 Bde.); »Voyage en Chine pendant les années 1847—1850« (1854, 2 Bde.; 3. Aufl. 1872); »Souvenirs d'un amiral« (Biographie seines Vaters, 1860, 2 Bde.; 2. Aufl. 1872); »La marine d'autrefois« (1865, 2. Aufl. 1882); »La marine d'aujourd'hui« (1872); »La station du Levant« (1876, 2 Bde.); »Les marins du XV. et du XVI. siècle« (1878, 2 Bde.); »La marine des anciens« (1880, 2 Bde.); »La marine des Ptolomées et la marine des Romains« (1884, 2 Bde.); »Les campagnes d'Alexandre« (1883—84, 5 Tle.); »Les derniers jours de la marine à rames« (1885); »Doria et Barberousse« (1886); »Les Chevaliers de Malte et la marine de Philippe II.« (1887, 2 Bde.); »Les gloires maritimes de la France: L'amiral Baudin. L'amiral Roussin etc.« (1888, 2 Bde.); »La guerre de Chypre et la bataille de Lépante« (1888, 2 Bde.); »Les ouvriers de la onzième heure. Les Anglais et les Hollandais dans les mers polaires et dans la mer des Indes« (1890, 2 Bde.); »Les origines de la marine et la tactique naturelle. Le siège de La Rochelle« (1892); »La flottille de l'Euphrate« (1892); »Les Gueux de mer« (1892). 1866 wurde er Mitglied des Instituts, 1888 der Akademie und Generaldirektor des Kartendepots im Marineministerium. Vgl. Grandin, Histoire d'un marin. Le vice-amiral J. (Par. 1895).

Jurieu (spr. schüriö), Pierre, reformierter Theolog, geb. 1637 in Mer (Loir-et-Cher), erwarb 1656 in Saumur die Magisterwürde, wurde danach Prediger in seiner Vaterstadt, 1674 in Sedan, flüchtete vor den Dragonaden nach Rotterdam und starb dort 1713. Als unermüdlicher Polemiker gegen Bossuet, Fénelon, Arnauld, wie auch gegen seine Glaubensgenossen Bayle (Weiteres s. d.), Basnage und Saurin verfaßte er zahlreiche Schriften; sein Hauptwerk ist die »Histoire des dogmes« (Amsterd. 1704—05). Vgl. Mégnin, Notice sur J., thèse (Straßb. 1854).

Jurine, Ludwig, s. *Jur.*

Jurisconsultus (Jureconsultus, lat., abgekürzt J.Ctus), Rechtsgelehrter.

Jurisdiktion (lat. Jurisdictio), Gerichtsbarkeit (s. d. und Geistliche Gerichtsbarkeit).

Jurisdiktionskonsulat, s. Konsul.

Jurisdiktionsnorm, österreichische, heißt das österreichische Gesetz vom 1. Aug. 1895 betreffend die Ausübung der Gerichtsbarkeit und die Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte.

Jurisich (spr. -itsch), Nikolaus, Verteidiger der Festung Güns gegen die Türken, spielte seit 1527 auf den kroatischen Landtagen eine hervorragende Rolle, begleitete 1530 den kaiserlichen Gesandten Lamberg nach Konstantinopel und schlug im Sommer 1532 den Ansturm Suleimans gegen das schwach befestigte Güns heldenmütig zurück. Ferdinand I. ernannte ihn zum Freiherrn von Güns. Er wurde 1538 Nachfolger Katzianers und starb um 1544.

Jurisprudénz (lat.), s. Rechtswissenschaft.

Juris quasi possessio (lat.), Rechtsbesitz; Besitz an Rechten, s. Besitz, S. 755.

Jurist (mittellat. Jurista), Rechtsgelehrter, Rechtsbeflissener; juristisch, den Juristen oder der Jurisprudenz eigen, gemäß.

Juristenrecht, dasjenige Recht, das sich unter dem Einflusse der wissenschaftlichen und richterlichen Tätigkeit der Juristen bildet. Es entsteht durch den Einfluß der Rechtslehre, d. h. der Arbeiten juristischer Schriftsteller, und der Rechtsprechung, d. h. der Urteile der Gerichtshöfe. Vgl. Recht.

Juristentag, eine freie Vereinigung deutscher und österreichischer Juristen, die, zuerst 1860 durch die Juristische Gesellschaft in Berlin infolge eines von Franz v. Holtzendorff (s. d. 2) gestellten Antrags nach Berlin berufen, seitdem in meistenteils jährlichen, zuweilen auch längern Zwischenräumen zusammentritt und den Charakter einer Wanderversammlung angenommen hat. Ihr Zweck ist: eine Vereinigung für den lebendigen Meinungsaustausch unter den deutschen Juristen zu bilden, auf den Gebieten des Privatrechts, des Strafrechts und des Prozesses den Forderungen nach einheitlicher Entwickelung immer größere Anerkennung zu verschaffen, die Hindernisse, die dieser Entwickelung entgegenstehen, zu bezeichnen und sich über Vorschläge zu verständigen, die geeignet sind, die Rechtseinheit zu fördern. Zur Mitgliedschaft im J. sind nur Sachverständige (Profes-

soren und Doktoren der Rechte, Richter, Staatsanwalte, rechtsgelehrte Verwaltungsbeamte, Advokaten, Notare und die Aspiranten dieser Berufsarten) berechtigt. Politische, kirchliche und staatsrechtliche Fragen bilden für ihn keinen Gegenstand der Verhandlung; zum Zwecke der Beratung werden jeweils folgende vier Abteilungen gebildet: 1) für Privatrecht, insbes. Obligationen- und Pfandrecht, juristisches Studium und praktische Ausbildung; 2) für Handels-, Wechsel-, See- und internationales Recht; 3) für Strafrecht, Strafprozeß und Gefängniswesen; 4) für Gerichtsverfassung und Zivilprozeß. Diese Abteilungen beraten gesondert und lassen alsdann in den Plenarversammlungen ihre Beschlüsse durch Referenten vortragen, woselbst eine neue Diskussion und Beschlußfassung beantragt werden kann. Die Leitung der Geschäfte besorgt eine »ständige Deputation«. Die Verhandlungen des Juristentags, denen jeweils ein Bericht über die Entwickelung der Gesetzgebung seit der letzten Versammlung einverleibt wird, die Gutachten, Mitgliederverzeichnisse werden von der ständigen Deputation herausgegeben. Unter dem Präsidium angesehenster Juristen ist der J. bisher 27mal zusammengetreten (1860 Berlin, 1861 Dresden, 1862 Wien, 1863 Mainz, 1864 Braunschweig, 1867 München, 1868 Hamburg, 1869 Heidelberg, 1871 Stuttgart, 1872 Frankfurt a. M., 1873 Hannover, 1875 Nürnberg, 1876 Salzburg, 1878 Jena, 1880 Leipzig, 1882 Kassel, 1884 Würzburg, 1886 Wiesbaden, 1888 Stettin, 1889 Straßburg i. Els., 1891 Köln, 1893 Augsburg, 1895 Bremen, 1898 Posen, 1900 Bamberg, 1902 Berlin und 1904 Innsbruck) und hat hierbei der deutschen Rechtseinheit erheblichen Vorschub geleistet, besonders auch zur Überwindung des Partikularismus viel beigetragen. Seine Arbeiten, Gutachten und Beratungen hatten für viele Gesetzgebungsfragen, die nachmals an den norddeutschen und deutschen Reichstag gelangten, die Bedeutung eines juristischen Vorparlaments. Gegenwärtig sind auf den Juristentagen die Anwalte in überwiegender Mehrzahl vorhanden und deshalb ist auch deren Ansicht bei den Beschlüssen des Juristentags ausschlaggebend. Auch auf das Ausland gewann das Beispiel des Juristentags Einfluß. Nach seinem Vorgang organisierten sich größere, periodisch wiederkehrende Versammlungen von Juristen in der Schweiz, in den Niederlanden, in den skandinavischen Ländern, in Italien. Vgl. die »Verhandlungen« des deutschen Juristentags (Berl., seit 1860); Thomsen, Gesamtbericht über die Tätigkeit des deutschen Juristentags in den 25 Jahren seines Bestehens 1860—1885 (das. 1885); Stenglein, Geschichte des deutschen Juristentages (in der »Deutschen Juristenzeitung«, 1902, S. 401 ff.).

Juristische Person, früher auch fingierte, mystische, moralische Person genannt, ist kein wirkliches Lebewesen, sondern ein nur vorgestelltes, künstlich durch Gedankenoperation geschaffenes Personengebilde, das der Träger von Rechten und Pflichten sein kann. Dem ältern römischen Recht war der Begriff j. P. unbekannt, erst zu Ende der Republik tauchte die erste j. P. in der Gestalt des Fiskus, d. h. der kaiserlichen Kasse, auf, die Folgezeit schuf dann eine Reihe von juristischen Personen, so insbes. den Staat, die Gemeinde, Anstalten, d. h. öffentliche Einrichtungen und Stiftungen, d. h. nützlichen Zwecken gewidmete Vermögen. Während aber bei den Römern die j. P. nur Rechtssubjekt, nicht aber Willenssubjekt, also handlungsunfähig war, gewährte das gemeine Recht mehr und mehr den juristischen Personen auch die Handlungsfähigkeit und das Bürgerliche Gesetzbuch kennt überhaupt nur noch handlungsfähige juristische Personen. Wir können daher die j. P. des heute geltenden bürgerlichen Rechtes definieren als Organisationen, die als Rechts- und Willenssubjekte anerkannt sind. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat die Rechtsverhältnisse der juristischen Personen in § 21 bis 103 geordnet und kennt zwei Arten: 1) die privatrechtlichen juristischen Personen, die in a) die Vereine (s. d.), b) die Stiftungen (s. d.) zerfallen, 2) die juristischen Personen des öffentlichen Rechts. Unter den letztgenannten versteht das Bürgerliche Gesetzbuch Organisationen, deren Verfassung im öffentlichen Interesse durch Rechtsvorschrift geregelt ist, während die Verfassung der privatrechtlichen juristischen Person auf privater Satzung oder privatem Stiftungsgeschäft beruhen. Zu den öffentlichen juristischen Personen gehören vor allem der Staat, die Gemeinden, Kreise, Provinzen, Schul-, Armen- und Wegeverbände, Universitäten, Schulen, Innungen, Krankenkassen, Unfallversicherungs-Berufsgenossenschaften, die großen christlichen Religionsgesellschaften, die Reichsbank ꝛc. sowie eine Reihe von Anstalten und Verbänden, deren Regelung im Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch den Landesgesetzen vorbehalten wurde. Die Rechtsfähigkeit der juristischen Person kann sich selbstredend nur auf dem Gebiete des Vermögensrechts, nicht auf dem eine wirkliche Person voraussetzenden Familienrecht geltend machen. Sie kann Eigentum, Besitz haben, die Trägerin von Forderungen und Schulden sein, sie ist also vermögensfähig. Was das Erbrecht anlangt, so kann eine j. P. zwar als Erbin eingesetzt und bedacht werden, nicht aber selbst einen letzten Willen errichten. Ebenso bestimmt sich bei ihrer Auflösung das Schicksal ihres Vermögens nicht nach den Grundsätzen des Erbrechts, sondern nach Stiftungsurkunden oder sonstigen besondern Vorschriften. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat nur zwei besondere Sätze, die für alle juristischen Personen gelten. 1) Nach § 21 sind sie für den Schaden verantwortlich, den ihr Vorstand, ein Mitglied des Vorstandes oder ein andrer verfassungsmäßig berufener Vertreter durch eine in Ausführung der ihm zustehenden Verrichtungen begangene, zum Schadenersatz verpflichtende Handlung einem Dritten zufügt (§ 86 u. 89[1]). 2) Bei Überschuldung ist die Eröffnung des Konkurses, soweit nicht öffentliches Recht den Konkurs der juristischen Person im einzelnen Fall überhaupt ausschließt, von dem Vorstand zu beantragen; verzögern Vorstandsmitglieder schuldhaft diesen Antrag, so haben sie den dadurch entstandenen Schaden den Gläubigern als Gesamtschuldner zu ersetzen (§ 41[2], 86, 89[2]). Voraussetzung der juristischen Person sind entweder eine Mehrzahl von Menschen (z. B. bei Vereinen) oder eine Vermögensmasse (z. B. die Stiftungen) oder aber die Verbindung beider (z. B. der Staat, die Gemeinde). Das bürgerliche Sonderrecht der rechtsfähigen Verbände und Einrichtungen des öffentlichen Rechts, insbes. der des Staates, der Provinzen, Gemeinden, der öffentlichen selbständigen Stiftungen und Anstalten ꝛc. ist durch die einschlägigen Landesgesetze, Verordnungen und Satzungen geregelt. In dieser Beziehung bestimmt Artikel 86 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch, daß unberührt bleiben sollen die landesgesetzlichen Vorschriften, die den Erwerb von Rechten durch juristische Personen beschränken oder von staatlicher Genehmigung abhängig machen, soweit diese Vor-

schriften Gegenstände im Werte von mehr als 5000 Mk. betreffen. Demnach bedürfen z. B. in Preußen juristische Personen zur Annahme von Schenkungen oder Zuwendungen im Werte von mehr als 5000 Mk. der Genehmigung des Königs oder der von ihm bestellten Behörde. Der gleichen Genehmigung bedürfen ferner juristische Personen des Auslandes zum Erwerb eines jeden Grundstücks, juristische Personen außerpreußischer deutscher Staaten zum Erwerb eines Grundstücks von mehr als 5000 Mk. Wert und alle juristischen Personen zur Annahme einer Schenkung oder letztwilligen Zuwendung gleichen Betrags. Die juristischen Personen Preußens bedürfen zum sonstigen Erwerb eines Grundstücks von mehr als 5000 Mk. Wert nur der Genehmigung ihrer staatlichen Aufsichtsbehörde, und auch dieser nicht, wenn sie ihre Rechtsfähigkeit durch ein andres Reichsgesetz als das Bürgerliche Gesetzbuch erhalten haben oder nach dem öffentlichen Recht Grundeigentum selbständig erwerben dürfen (Preußisches Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch, Artikel 6 u. 7). In Bayern bedürfen mit Ausnahme der Englischen Fräulein, deutsche geistliche Gesellschaften nur dann der Genehmigung des Königs zur Annahme einer Schenkung oder letztwilligen Zuwendung, wenn dieselbe mehr als 10,000 Mk. beträgt, das gleiche gilt für den Erwerb von Liegenschaften im gleichen Wertbetrag, wobei jedoch Hypotheken und Grundrentenschulden unberücksichtigt bleiben. Ausländische juristische Personen dagegen, die religiöse oder wohltätige Zwecke oder Zwecke des Unterrichts oder der Erziehung verfolgen, bedürfen für jeden Liegenschaftserwerb wie zur Annahme von Schenkungen oder letztwilligen Zuwendungen über 5000 Mk. einer königlichen Genehmigung (Bayrisches Ausführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch, Artikel 7—10). Ähnliche Beschränkungen bestehen in einer Reihe andrer Bundesstaaten für juristische Personen und insonderheit für religiöse und wohltätige Stiftungen oder Anstalten. Vgl. außer den Lehrbüchern und Kommentaren zum Bürgerlichen Gesetzbuch sowie zu den Ausführungsgesetzen der einzelnen Bundesstaaten zum Bürgerlichen Gesetzbuch vor allem Gierke, Deutsches Genossenschaftsrecht, Bd. 2: Geschichte des deutschen Körperschaftsbegriffes (Berl. 1873); Riedel, Die Gestaltung der juristischen Personen des Bürgerlichen Gesetzbuches (das. 1897); Krüger, Die Haftung der juristischen Personen aus unerlaubten Handlungen nach gemeinem Recht und Bürgerlichem Gesetzbuch (das. 1901); Meurer, Die juristischen Personen nach deutschem Reichsrecht (Stuttgart 1901); Hafter, Die Delikts- und Straffähigkeit der Personenverbände (Berl. 1903).

Juristitium (lat.), soviel wie Justitium.

Juris utriusque doctor (lat.), »Doktor beider Rechte«, d. h. des Kaiser- wie des Papstrechts, des römischen und des kanonischen Rechts (vgl. Doktor, S. 85). An den protestantischen Universitäten ist diese Bezeichnung beibehalten, indem man als zweites Recht neben dem bürgerlichen, staatlichen, das Kirchenrecht auffaßte. Auch heute noch ist sie im feierlichen akademischen Stil üblich, obwohl sie der modernen Auffassung widerspricht, nach der das Recht innerhalb des Staatsgebietes grundsätzlich nur eins sein kann.

Jurjew, Stadt, s. Dorpat.

Jurjewez-Powolskij, Kreisstadt im russ. Gouv. Kostroma, an der Wolga, mit 14 Kirchen, einer Bank, Sägemühle, Flachsspinnerei und (1897) 4778 Einw. Im Kreis J. besteht eine ansehnliche Fabrik- und Hausindustrie.

Jurjew-Polskij, Kreisstadt im russ. Gouv. Wladimir, an der Kolokscha und einem Zweig der Eisenbahn Moskau–Jaroslaw–Archangel, hat 7 Kirchen, 2 Klöster, mehrere Baumwollwebereien und (1897) 7271 Einw., ist Mittelpunkt des Kornhandels im Gouvernement. Im Kreis J. wird Leinwandfabrikation betrieben.

Jurjewskaja, Katharina Michailowna, Fürstin, geborne Prinzessin Dolgorukowa, geb. 1846, war die Geliebte des russischen Kaisers Alexander II. (s. d., S. 299), der sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Marie, 31. Juli 1880 mit ihr vermählte. Sie gebar dem Zaren einen Sohn, Prinzen Georg Jurjewski (geb. 1873), der in der russischen Marine dient, und zwei Töchter. Seit 1881 lebte sie im Ausland und veröffentlichte unter dem Pseudonym Victor Laferté: »Alexandre II. Détails inédits sur sa vie intime et sa mort« (Genf 1882).

Juror (engl., spr. dschu-), Mitglied einer Jury (s. d.).

Jurte (russ.), zeltartige, gewöhnlich mit Filz bekleidete und gedeckte Behausung der nomadischen Völker in Sibirien und China. Es ist eine für den Winter aus schräg stehenden Balken aufgeführte, von außen mit Lehm und Rasen belegte größere Hütte mit ebenem Dach, in der unaufhörlich Feuer unterhalten wird, während an den Seiten ringsherum Sitze laufen, die auch als Schlafstellen dienen. Die Sommerjurten sind nur aus Pfählen errichtet, kegelförmig, an der Spitze mit einer Öffnung zum Abzug des Rauches.

Jurten, Berg, s. Jorat.

Juruá, Fluß in Brasilien, entsteht an der Ostgrenze Perus, unter 8° 30′ südl. Br. in den Anden Conomamas, nimmt rechts den Tarahuaca auf und mündet nach 1500 km langem, ungemein gewundenem Lauf durch unendliche Urwälder unter 2° 30′ südl. Br. rechts in den Amazonenstrom.

Jürük (»Wanderer«), Nomadenvolk in Kleinasien, das in Zelten aus dunkler Ziegenwolle lebt. Seine Hauptbeschäftigung ist Viehzucht (Dromedare, Schafe, Ziegen) und Anfertigung von Teppichen, Matten und Flechtwerk, seine Hauptnahrung besteht in Milch und Käse. Ackerbau wird wenig getrieben, dagegen eifrig gejagt. Die Tracht besteht in kurzer, brauner Filzjacke, breitem Ledergürtel, in dem Waffen stecken, dunkeln kurzen Filzhosen und im Winter Wollstrümpfen. Sie sind Mohammedaner, haben Koran, Beschneidung, Imams, Hadschis ꝛc., feiern aber weder Ramasan noch Bairam, und ihre sittsamen, fleißigen Frauen gehen unverschleiert. Den Militärdienst scheuen sie; von den Türken werden sie mißachtet, und Heiraten zwischen beiden Völkern finden nicht statt. Sie haben sich auch eine alte Sprache bewahrt, die geheim gehalten wird. Von Gestalt mittelgroß, lang- und hochköpfig und entschieden brünett, sind sie durchaus verschieden von den turkmenischen Nomaden des östlichen Kleinasien, die von den Türken gleichfalls als J. bezeichnet werden. Nach F. v. Luschan stammen sie aus Indien oder einem seiner nordwestlichen Nachbarländer und sind nahe Verwandte der Zigeuner. Bemerkenswert ist der Brauch, die Schädel durch Binden künstlich umzugestalten.

Jury (engl., spr. dschüri; franz., spr. schüri), die Gesamtheit der Geschwornen, Schwurgericht (s. d.); dann auch die Ausschüsse von Sachverständigen als Preisrichter, z. B. bei Industrieausstellungen. J. de medietate linguae, die in England bei Beteiligung eines Ausländers bis 1870 vorgeschriebene Zusammensetzung der Geschwornenbank je zur Hälfte aus Angehörigen seiner Nation und aus Engländern.

Jus (franz., spr. schü), Bratensauce aus dem beim Braten herausdringenden Fleischsaft und dem zugesetzten Fett, wird oft durch Zusatz von Fleischbrühe verlängert; auch braune Bouillon, die durch Schmoren von zerschnittenem Rindfleisch mit Speck oder Rindstalg, Zwiebelscheiben, Wurzelwerk und Wasser bereitet wird und zu Saucen oder zur Herstellung brauner Suppe dient.

Jus (lat., »Recht«), im objektiven Sinne der Inbegriff von Regeln, die, auf äußern Satzungen der Völker beruhend, die Lebensverhältnisse der Menschen untereinander in einer durch den Richter erzwingbaren Weise normieren (norma agendi); im subjektiven Sinne die durch ein Rechtsgesetz begründete Befugnis, in irgend einer Weise auf die Außenwelt einzuwirken (facultas agendi). Vgl. Jura (S. 381).

Jus abstĭnendi (lat., auch Beneficium abstinendi), Bestimmung des römischen und gemeinen Rechts, daß ein in väterlicher Gewalt stehendes Kind der Erbschaft des verstorbenen Vaters sich mit der Wirkung entschlagen kann, daß es so behandelt wird, als sei es nicht Erbe geworden. Die Stelle dieser Sonderbestimmung vertritt im Bürgerlichen Gesetzbuch das Recht, die Erbschaft auszuschlagen (vgl. Erbschaftserwerb).

Jus accrescendi (lat.), s. Anwachsungsrecht.

Jus acquisītum (lat.), s. Jus quaesitum.

Jus advocatiae ecclesiasticae (lat.), Recht des Staates und des Souveräns, die Kirche zu schützen, bedeutet als Bestandteil der modernen Kirchenhoheit (s. d.) die Gesamtheit der Tätigkeit des Staates, die dem Schutz und der Förderung des Kirchenwesens dient.

Jus albinagii (lat.), s. Fremdenrecht.

Jus Aelĭanum (lat.), ein römisches Rechtsbuch, im 6. Jahrh. v. Chr. von Sextus Älius Catus verfaßt; auch Tripertita (wegen seiner drei Teile, XII. Tabulae, interpretatio, legis actiones: Zwölftafelgesetz, Auslegung desselben, Prozeßformulare) genannt.

Jus alluvĭonis (lat.), Alluvionsrecht, s. Alluvion.

Jus angarĭae (lat.), das Recht zur Vornahme einer Angarie (s. d.).

Jus aequum (lat.), s. Billigkeit.

Jus archīvi (lat.), Archivrecht (s. d.).

Jus armōrum (lat.), soviel wie Militärhoheit (s. d.), das Recht, Truppen, befestigte Plätze ꝛc. zu halten; kommt heutzutage lediglich dem Staat zu.

Jus avocandi (lat.), Abberufungsrecht; das Recht der Staatsgewalt, jederzeit ein Avocatorium (s. d.) zu erlassen; früher auch das Recht eines Obergerichts, eine Sache dem Untergericht, vor das sie gehört, abzufordern, insbes. wegen Verweigerung oder Verzögerung der Justiz.

Jus canonĭcum (lat.), s. Kanonisches Recht.

Jus circa sacra (lat.), s. Kirchenhoheit.

Jus civīle (lat., Zivilrecht (s. d.), bedeutet 1) Privatrecht, 2) das nationale, d. h. auf die cives (Bürger) beschränkte Recht irgend eines Staates, 3) das den römischen Bürgern eigentümliche Recht, 4) das römische Recht mit Ausschluß des Jus honorarium (s. d.).

Jus civitātis (lat.), Bürgerrecht.

Jus compascŭi (lat.), s. Compascuum.

Jus congrŭi (lat.), Gespilderecht, s. Näherrecht.

Jus connubĭi (lat.), Recht, mit den Angehörigen eines andern Staates oder Stammes oder Standes eine rechtsgültige Ehe einzugehen. Die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern in Rom sowie zwischen Römern und Ausländern war lange Zeit nicht zulässig.

Jus cruentatiōnis (lat.), s. Bahrrecht.

Jus curĭae (lat.), das Hofrecht (s. d.).

Jus deliberandi (lat.), Deliberationsrecht, s. Bedenkzeit.

Jus de non appellando (lat.), Recht der letzten Instanz; ehemals das Vorrecht einzelner deutscher Fürsten, zuletzt aller Kurfürsten, selbst höchste Gerichte im Lande zu haben und somit die Berufung an die Reichsgerichte auszuschließen.

Jus de non evocando (lat.), ehemals das Recht eines Reichsstandes, vermöge dessen aus seinem Lande kein Rechtshandel in erster Instanz an die Reichsgerichte gebracht werden konnte.

Jus detractūs (lat., »Abzugsrecht«), das jetzt abgeschaffte, von der Erbschaftssteuer verschiedene Recht, von Erbschaften und sonstigem außer Landes gehenden Vermögen eine Abgabe zu erheben. S. Abschoß.

Jus devolutionis (lat.), Abberufungsrecht und Devolutionsrecht, s. Devolution.

Jus divīnum (lat.), göttliches Recht, ein der katholischen Kirchenlehre ausschließlich eigentümlicher Begriff; Erkenntnisquellen sind die Heilige Schrift und Tradition; kraft seines Ursprungs ist es unveränderlich. Auf J. führt die katholische Kirche ihre wichtigsten Verfassungselemente zurück.

Jus eminens (lat., »Staatsnotrecht«), das Recht der Staatsgewalt, im Fall dringender Gefahr oder Not oder eines unabweisbaren Bedürfnisses Eingriffe in Privatrechte vorzunehmen. Hierauf läßt sich namentlich das Recht zur Zwangsenteignung von Grundeigentum zurückführen (s. Enteignung).

Jus emporii, s. Stapelrecht.

Jus episcopāle (lat.), die bischöfliche Jurisdiktionsgewalt; seit Ende des 16. Jahrh. Bezeichnung für das (als Rechtsnachfolge in die bischöfliche Jurisdiktion aufgefaßte) landesherrliche Kirchenregiment in der evangelischen Kirche.

Jus ĕundi in partes (lat., Itionsrecht), im frühern deutschen Reichsrecht die Befugnis der Reichsstände katholischer und evangelischer Konfession, in Religionsangelegenheiten und in allen Sachen, »sie treffen an, was sie immer wollen, darin die Katholischen eine, die Evangelischen die andre Partei konstituieren«, die Entscheidung durch Stimmenmehrheit im Reichstag abzulehnen; eingeführt durch den Westfälischen Frieden (Art. 5, § 9). Hiernach konnte in solchen Angelegenheiten eine Trennung (itio in partes) der Reichsstände in zwei konfessionelle Körperschaften (Corpus catholicorum und Corpus evangelicorum, s. d.) stattfinden, deren jede getrennt abstimmte. Nur durch Vereinigung in den beiderseitigen Entschließungen konnte in solchen Sachen überhaupt ein Reichstagsbeschluß zustande kommen. Der Ausdruck itio in partes wird zuweilen auch auf die Bestimmung in Art. 7 der jetzigen deutschen Reichsverfassung angewendet, wonach bei der Beschlußfassung über eine Angelegenheit, die nach den Bestimmungen der Verfassung nicht dem ganzen Reiche gemeinschaftlich ist, die Stimmen nur derjenigen Bundesstaaten (im Bundesrat) gezählt werden, denen die Angelegenheit gemeinschaftlich ist.

Jus ferĕtri (lat.), s. Bahrrecht.

Jus fetĭale (lat.), der Inbegriff aller auf den auswärtigen Rechtsverkehr, insonderheit Kriegsrecht, im alten Rom bezüglichen, der Zuständigkeit der Fetialen (s. d.) unterstellten Rechtsregeln.

Jus Flavĭanum (lat.), eine Sammlung von Klageformeln und ein Verzeichnis der Gerichtstage, das 450 v. Chr. ein gewisser Gnäus Flavius, Freigelassener des Zensors Appius Claudius Cäcus, dem letztern entwendet und veröffentlicht haben soll.

Jus franchisĭae s. franchitĭarum (lat.), das Recht des Gesandten (s. d.) auf Unverletzlichkeit seines Hotels, bez. seiner Wohnung, auch Quartierfreiheit im engern Sinne genannt. Vgl. Jus quarteriorum.

Jus gentĭum (lat., »Recht der Völker«, nicht zu verwechseln mit dem heutigen »Völkerrecht«, jus inter gentes), in der römischen Rechtssprache das in Rom neben dem jus civile (s. d.) durch Gewohnheit und Jurisprudenz geltend gewordene Recht, das die Bestimmung hatte, dem römischen Richter zur Beurteilung der Verhältnisse zu dienen, die sich aus dem Verkehr der Römer mit Fremden und der Fremden unter sich ergaben, da hierauf das jus civile unanwendbar war. Der Name erklärt sich daraus, daß die Römer die Wahrnehmung machten, es würden im wesentlichen die Sätze ihres J. bei allen Kulturvölkern anerkannt (jus quod peraeque apud omnes gentes custoditur).

Jus gladii (lat.), das Recht über Leben und Tod.

Jus honorarĭum (Jus honores gerentium, lat.), soviel wie Beamtenrecht, das durch die Edikte der altrömischen Magistrate eingeführte Recht, namentlich das prätorische Recht (s. Edikt).

Jus humānum (lat.), menschliches, im Gegensatz zum göttlichen Recht (jus divinum).

Jus imagĭnum, s. Imagines.

Jus in re (lat.), soviel wie Dingliches Recht (s. d.).

Jus in sacra (lat.), Kirchengewalt, im Gegensatz zu dem Majestätsrecht des Staates in Kirchensachen (Jus circa sacra). S. Kirchengewalt u. Kirchenpolitik.

Jus inspectiōnis et cavendi (lat.), s. Kirchenhoheit.

Jusjurandum (lat.), Eid; j. calumniae, Kalumnieneid; j. necessarium, notwendiger, j. purgatorium, Reinigungseid (vgl. auch Eid).

Jus libĕrorum (lat.), s. Lex Julia und Lex Papia Poppaea.

Jus lignandi (lat.), s. Beholzungsrecht.

Jüslik (Yslik, türk., »Hunderter«): als Goldmünze (Medschidié, Sarre-J., »gelber J.«) das türkische Pfund zu 100 Guruſch seit 1845, bei $^{916}/_{1000}$ Feinheit = 18,4409 Mk., auch in $^1/_2$- (Ellilik) und $^1/_4$-Stücken; früher eine Silbermünze zu 100 Para (Juspara, Bejas-J., d. h. »weißer J.«), 1789 noch 2,68 Mk. der Talerwährung wert und schon 1821 auf 1,14 Mk. gesunken.

Jus manuarĭum (lat.), das Faustrecht (s. d.).

Jus naturāle (lat.), Naturrecht; bei den Römern gleichbedeutend mit Jus gentium (s. d.); außerdem von den Römern zur Bezeichnung weniger eines Rechts als des bei allen Lebewesen wahrnehmbaren Naturzustandes verwendet und in dieser Verwendung ohne juristische Bedeutung.

Jus non scriptum (lat.), ungeschriebenes Recht, Gewohnheitsrecht (s. d.).

Jus obstagĭi (lat.), Einlagerrecht (s. Einlagern).

Jus offerendi et succedendi (lat.), das Recht des nachstehenden Pfandgläubigers, der Gefahr läuft, durch die Zwangsvollstreckung ein dingliches Recht zu verlieren, oder des Besitzers einer Sache, der Gefahr läuft, durch die Zwangsvollstreckung den Besitz zu verlieren, den vorhergehenden Pfandgläubiger auch wider dessen Willen zu befriedigen und dadurch dessen Pfandrecht an sich zu bringen, d. h. in dessen Stellung einzurücken. Vgl. Bürgerliches Gesetzbuch, § 268 und 1150.

Jus optionis (lat.), Wahlrecht (s. Kurrecht).

Jus Papirĭanum (lat.), eine angeblich von dem Pontifex maximus Sextus Papirius nach der Vertreibung der römischen Könige veranstaltete Sammlung der von den letztern erlassenen Gesetze (Leges regiae).

Juspara (Jüspara), Münze, s. Jüslik.

Jus pascendi (lat.), Weide-, Hutrecht.

Jus postliminĭi, s. Postliminium.

Jus praesentandi oder **praesentationis** (lat.), Vorschlagsrecht bei Besetzung von Ämtern, s. Patronatsrecht.

Jus praetorĭum (lat.), das durch die Prätoren in Rom geschaffene Recht (s. Edikt).

Jus primae noctis (lat., »Recht der ersten Nacht«, Herrenrecht, Droit de seigneur, Droit de culage, Droit de prélibation), das Recht des Gutsherrn, bei der Verheiratung seiner weiblichen Hörigen ihnen zuerst in der Brautnacht beizuwohnen. Obwohl viel bestritten von der Wissenschaft (vgl. besonders K. Schmidt, Das Jus primae noctis, Freiburg 1881), läßt sich das J. doch nachweisen. Es wird uns bezeugt aus alter Zeit von den Adyrmachiden, den Kephalenen, später von den Germanen, Schotten, Iren und Basken, aus neuester Zeit von südamerikanischen Stämmen und von den Völkern des Morgenlandes, von Eskimos, dem australischen Stamme der Wa Teita und von den Australnegern, also aus allen Zeiten und allen Ländern. Das für unser heutiges Empfinden Gemeine und Unbegreifliche des J. wird uns sofort klar und begreiflich, wenn wir uns daran erinnern, daß unsrer Einzelehe die Gesamtehe vorausgegangen ist, daß die Frau bei der Gesamtehe dem gesamten Stamme gehörte, daß auch nach dem vollständigen Siege der Einzelehe doch noch jahrhundertelang das Mädchen zuerst allen Stammesgenossen gehören mußte und dann erst ein Stammesgenosse dieses Mädchen als Frau und damit erst als unbestrittenes und unantastbares Eigentum erwerben konnte. Berücksichtigt man dann den auch auf andern Gebieten zu beobachtenden Gang der Entwickelung, daß die Stammesgenossen bei Erstarken der Aristokratie und des Königtums durch die Vornehmsten und Mächtigsten des Landes abgelöst wurden, so wird uns das J., wenn auch nicht sympathisch, so doch begreiflich erscheinen. Wie die Stammesgenossen, so haben später die Häupter des Stammes unbefangen den Töchtern ihres Stammes beigewohnt, und erst das Christentum hat allmählich mit dieser völlig begreiflichen Gewohnheit nach und nach aufzuräumen vermocht. Als Überbleibsel hiervon ragte dann noch lange in die Zeit höherer oder sagen wir offen mit einem gewissen Beigeschmack »verfeinerter« sittlicher Auffassung der Geschlechtsgemeinschaft der sogen. Jungfernzins herein, d. h. eine Abgabe, die der Ehemann dem Grundherrn dafür geben mußte, daß dieser einstmals das Recht hatte, die Blüte seiner weiblichen Hörigen, falls ihm beliebte, zu pflücken. Vgl. Wilutzky, Vorgeschichte des Rechts (Bresl. 1902—03, 3 Tle.).

Jus primārum (primariarum) **precum** (lat.), das Recht der ersten Bitte, wonach der deutsche Kaiser ehedem in jedem Stift einmal eine Pfründe vergeben konnte; jetzt das Recht des Papstes, aber auch mancher weltlicher Fürsten zur ausnahmsweisen Besetzung gewisser Stellen in Stiftern und Domkapiteln.

Jus primi licĭti (lat.), Recht des Erstgebots bei Versteigerungen.

Jus privātum (lat.), Privatrecht.

Jus protimiseos (J. protimeseos, lat.-griech.), Vorkaufsrecht (s. d.).

Jus publĭcum (lat.), öffentliches Recht, Staatsrecht.

Jus quarterĭorum (lat., Quartierfreiheit, Franchise des quartiers), die frühere mißbräuchliche Ausdehnung der Unverletzlichkeit des Hotels, bez. der Wohnung eines Gesandten (s. d.) auf das ganze Stadtviertel (quartier), innerhalb dessen jenes gelegen war.

Jus quaesītum (acquisītum) (lat.), wohlerworbenes Recht, die vermöge eines Rechtstitels erworbene Befugnis jemandes. Eine solche kann durch neue Gesetze in der Regel nicht alteriert werden; indessen kann der Staat unter Umständen, insonderheit im Interesse der Allgemeinheit, im Wege der Gesetzgebung auch wohlerworbene Rechte aufheben, soll dann aber in der Regel Schadloshaltung gewähren. So sind z. B. durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, der feudalen Rechte der Fronen, der Patrimonialgerichtsbarkeit, der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, der Zwangs- und Bannrechte u. dgl. nicht wenige wohlerworbene Rechte teils mit, teils ohne Entschädigung aufgehoben worden. Vgl. Lassalle, Das System der erworbenen Rechte (2. Aufl., Leipz. 1880).

Jus Quirītium (lat.), Recht der Quiriten, d. h. der römischen Vollbürger.

Jus recadentĭae oder **revolutiōnis** (lat.), s. Fallrecht.

Jus reformandi (lat.), Reformationsrecht, das durch den Westfälischen Frieden dem Landesherrn eingeräumte Recht, in seinem Territorium eine der beiden Konfessionen (katholische oder evangelische) als die ausschließlich zu duldende anzuordnen (cuius regio eius religio, wem das Land gehört, dessen Konfession ist die maßgebende). Aus diesem Recht entwickelte sich später die Befugnis des Landesherrn über die Zulassung neuer Religionsgesellschaften das entscheidende Wort zu sprechen.

Jus repraesentatiōnis omnimŏdae (lat.), das Recht des Staatsoberhauptes, den Staat in allen Beziehungen nach außen zu vertreten, Verträge abzuschließen, Gesandte zu schicken und zu empfangen, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen u. dgl.

Jus respondendi (lat.), das von den römischen Kaisern einzelnen hervorragenden Juristen verliehene Recht, Gutachten in Prozessen mit der Wirkung abzugeben, daß der Richter an die darin ausgesprochene Rechtsauffassung wie an ein Gesetz gebunden war.

Jus retorsiōnis (lat.), Vergeltungsrecht (s. Retorsion).

Jus romānum (lat.), römisches Recht.

Juss., bei Pflanzennamen Abkürzung für Antoine de Jussieu (s. d.).

Jus scriptum (lat.), geschriebenes Recht, Gesetzesrecht.

Jussieu (spr. schüsjö), 1) Antoine de, Botaniker, geb. 6. Juli 1686 in Lyon, gest. 22. April 1758 in Paris, machte botanische Reisen in Spanien und Portugal bis 1716 und wurde dann als Schüler Tournefort dessen Nachfolger am botanischen Garten in Paris. J. schrieb: »Discours sur les progrès de la botanique« (Par. 1718) und »Traité des vertus des plantes« (Nancy 1771, Par. 1772, nach seinem Tod erschienen) u. a. Auch gab er eine neue Auflage von Tournefort »Institutiones botanicae« (Par. 1719) heraus.

2) Bernard de, ebenfalls Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 17. Aug. 1699 in Lyon, gest. 6. Nov. 1776, studierte in Lyon und Paris, begleitete seinen Bruder nach Spanien, studierte nach seiner Rückkehr noch Medizin, wurde 1758 Aufseher des Gartens von Trianon, den er nach einem neuen, von ihm begründeten natürlichen Pflanzensystem einrichtete (System von Trianon). Er lieferte auch die zweite, sehr bereicherte Ausgabe von Tournefort »Histoire des plantes qui naissent dans les environs de Paris« (Par. 1725, 2 Bde.).

3) Joseph de, Botaniker, Bruder der vorigen, geb. 3. Sept. 1704 in Lyon, gest. 11. April 1779 in Paris, studierte Medizin, Mathematik und Botanik, begleitete Maurepas 1735 nach Quito, blieb dort allein zurück, bereiste die Kordilleren bis Potosi und wurde von den Spaniern zu Ingenieurdiensten gezwungen. Er verfiel in Geisteskrankheit und kehrte 1771 nach Frankreich zurück.

4) Antoine Laurent de, Botaniker, Neffe der vorigen, geb. 12. April 1748 in Lyon, gest. 17. Sept. 1836 in Paris, studierte Medizin, war 1770—85 Professor der Botanik am Pflanzengarten in Paris, wurde 1777 Direktor des Gartens, Titularrat an der kaiserlichen Universität und nach der Restauration Professor der Arzneimittellehre an der medizinischen Fakultät und der Botanik am Museum der Naturgeschichte. J. arbeitete das von seinem Oheim Bernard aufgestellte System weiter aus und verschaffte demselben allgemeinere Anerkennung durch seine Werke: »Genera plantarum secundum ordines naturales disposita« (Par. 1789), »Principes de la méthode naturelle des végétaux« (das. 1824). Außerdem schrieb er Abhandlungen über zahlreiche einzelne Pflanzenfamilien.

5) Adrien Laurent de, Sohn des vorigen, geb. 23. Dez. 1797 in Paris, gest. daselbst 29. Juni 1853, ward 1826 Professor der Botanik am Pflanzengarten, Direktor des naturhistorischen Museums, lieferte Monographien über die Euphorbiazeen (1824), die Rutazeen (1825), die Meliazeen (1830), die Malpighiazeen (1843) u. a. und schrieb: »Botanique« oder »Cours élémentaire de la botanique« (Par. 1842, 12. Aufl. 1884; deutsch von Schmidt-Göbel und Pfund, Prag 1844; von Kißling, Stuttg. 1845; neue Ausg. 1858).

6) Laurent Pierre de, bekannt durch Einführung des wechselseitigen Unterrichts und der Gaultierschen Unterrichtsspiele in Frankreich, geb. 7. Febr. 1792 in Villeurbanne bei Lyon, gest. 23. Febr. 1866 in Passy, Neffe von J. 3), französischer Staatsbeamter, zuletzt (bis 1848) maître des requêtes beim Staatsrat. Seine zahlreichen Schriften verfolgen alle eine stark betonte moralische Tendenz und sind zum Teil von der Akademie gekrönt worden. Verbreitet ist namentlich das in viele Sprachen übersetzte Volksbuch »Simon de Nantua, ou le marchand forain« (1818 u. öfter; deutsch, Ulm 1849).

Jussiōn (lat.), Befehl; jussu, auf Befehl.

Jus strictum (lat.), s. Billigkeit.

Jussuf (arab.), Joseph.

Jussus (lat.), das Geheiß, die Ermächtigung, d. h. eine einseitige Erklärung, wonach ein andrer etwas tun soll oder darf.

Just (v. lat. juste), genau, gerade; auch soviel wie richtig (so, wie es sein soll), geheuer, gehörig.

Justa causa (lat.), s. Causa.

Jus taliōnis (lat.), Recht der Wiedervergeltung (s. Talion).

Justament, s. Justement.

Justaucorps (spr. schüstokor), franz. Bezeichnung für einen eng anliegenden Oberrock der männlichen Tracht, der um 1660 in Frankreich aufkam und bis etwa 1740 in verschiedenen Abwandlungen in Mode blieb (s. Tafel »Kostüme III«, Fig. 7 u. 10). Zur Beschaffung einer neuen Einnahmequelle schuf Ludwig XIV. 1664 das J. à brevet.

Juste (spr. schüst), Théodore, belg. Historiker, geb. 11. Jan. 1818 in Brüssel, gest. daselbst 10. Aug. 1888, Direktor des dortigen Museums für Altertümer und Professor an der Kriegsschule, seit 1856 auch Mitglied der belgischen Akademie, veröffentlichte mehrere populäre Beiträge zur allgemeinen Geschichte sowie zahlreiche historische, bez. biographische Arbeiten zur belgischen Geschichte, die freilich von sehr ungleichem Wert sind. Erwähnt seien: »Histoire de Belgique« (Brüss. 1840; neueste Aufl. 1894, 3 Bde.); »Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Belgique« (1844); »Précis de l'histoire moderne« (mit besonderer Berücksichtigung Belgiens, 1845; 3. Aufl. 1869); »Histoire de la révolution belge de 1790« (1846, 3 Bde.; 2. Aufl. mit anderm Titel, 1885, 2 Bde.); »Précis de l'histoire du moyen-âge« (mit besonderer Berücksichtigung Belgiens, 1847—49, 5 Bde.; 2. verb. Aufl., 1876, 3 Bde.); »Histoire du congrès national de Belgique 1830—1831« (1850, 2 Bde.; 3. Aufl., mit verändertem Titel, 1885; deutsch: »Geschichte der Gründung der konstitutionellen Monarchie in Belgien«, Brüss. 1850—51, 2 Bde.; 2. Aufl. mit verändertem Titel, 1854); »Conspiration de la noblesse belge contre l'Espagne en 1632« (1851); »Les Pays-Bas sous Charles V. Vie de Marie de Hongrie« (1855; 2. verm. Aufl. 1861; auch ungarisch); »Histoire de la révolution des Pays-Bas sous Philippe II« (1855—67, 4 Bde.; 2. Aufl. mit anderm Titel 1884—1888, 5 Bde.); »Charles V et Marguerite d'Autriche 1477—1521« (1858); »Vie de Marnix de Sainte-Aldegonde« (1858); »Le comte d'Egmont et le comte de Hornes 1522—1568« (1862); »Le comte de Mercy-Argenteau« (1863); »Histoire des États-Généraux des Pays-Bas 1465—1790« (1864, 2 Bde.); »Les frontières de la Belgique« (1866); »Le soulèvement de la Hollande en 1813« (1870); »La révolution belge de 1830« (1872, 2 Bde.); »Guillaume le Taciturne« (1873); »Précis de l'histoire contemporaine 1815—1871« (1875); »La pacification de Gand et le sac d'Anvers 1576« (1876); »1757—1871. La rivalité de la France et de la Prusse« (1877); »Les Vonckistes« (1878); »Léopold I et Léopold II« (1878, 2. Aufl. 1879); »Panthéon national 1830—1880« (Mons 1881); »Bruxelles en 1815« (1884) ꝛc. Besonders wichtig ist das biographische Werk »Les fondateurs de la monarchie belge« (1865—81, 27 Bde.).

Justement (franz., spr. schüst'mäng, meist in deutscher Aussprache: justemént, justamént, auch bloß: just), eben (jetzt), ebenso, genau, gerade.

Juste-milieu (franz., spr. schüst'-miljö, »richtige Mitte, Mittelstraße«), ein schon von Voltaire in einem Brief an den Grafen d'Argental vom 28. Nov. 1765 gebrauchter Ausdruck, besonders seit der Julirevolution 1830 ein politisches Schlagwort, indem die Minister und die Presse des Königs Ludwig Philipp wiederholt erklärten, das Staatswohl Frankreichs könne nur gewahrt werden, wenn die Regierung dem Parteitreiben gegenüber »le juste milieu« einhalte. So ward das Wort bald im freundlichen, bald im feindlichen Sinn als das politische Prinzip der Juliregierung gebraucht.

Justh, Julius von, ungar. Politiker, geb. 13. Jan. 1850 in Necpál (Thuróczer Komitat), bereiste Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien und beteiligte sich früh am politischen Leben. Im Parlament gehört er zu den hervorragendern Mitgliedern der Unabhängigkeits- und 48er Partei. 1893 wurde er an Stelle Karl Eötvös' zum Präsidenten dieser Partei erwählt, verzichtete aber im Dezember 1895 zugunsten Franz Kossúths. In der großen kirchenpolitischen Bewegung stand er ganz auf seiten der liberalen Partei. Im Februar 1905 erwählte ihn das Abgeordnetenhaus zum Präsidenten.

Justi, 1) Johann Heinrich Gottlob von, Kameralist, geb. gegen 1702 zu Brücken in Preußen, gest. 20. Juli 1771 auf der Festung Küstrin, studierte in Wittenberg und Jena Jura und Cameralia, trat später in preußische Kriegsdienste und geriet in österreichische Gefangenschaft, der er sich durch Flucht entzog. Nachdem er in Leipzig Metallurgie studiert und 1747 einen Preis für sein Werk über die Monaden von der preußischen Akademie der Wissenschaften erhalten hatte, folgte er 1750 einem Ruf als Professor der Kameralistik und deutschen Beredsamkeit an das Theresianum in Wien, ging 1755 als »Polizeikommissar« und Dozent für Staatsökonomie und Naturwissenschaft nach Göttingen, 1757 als Kolonialinspektor nach Kopenhagen; 1762 wurde er, obwohl kurze Zeit vorher wegen eines Angriffs auf die minderwertigen preußischen Goldmünzen von Friedrich II. eingesperrt, von diesem als Berghauptmann und Oberaufseher der fiskalischen Bergwerke Preußens nach Berlin berufen. Unter der nicht erwiesenen Anschuldigung, staatliche Gelder unterschlagen zu haben, wurde er 1768 ins Gefängnis nach Küstrin gebracht, wo er starb. J., neben Sonnenfels der bedeutendste unter den deutschen Kameralisten, steht zwar in der Hauptsache auf dem Boden des Merkantilismus (s. d.), zeigt aber doch in vielem den Einfluß der französischen Enzyklopädie und Physiokratie; er ist der erste Systematiker der Kameralistik. Unter seinen außerordentlich zahlreichen Schriften verdienen Hervorhebung: »Staatswirtschaft, oder systematische Abhandlung aller ökonomischen und Kameralwissenschaften ꝛc.« (Wien 1755); »Grundsätze der Polizeiwissenschaft« (das. 1756); »Vollständige Abhandlung von den Manufakturen und Fabriken« (Kopenh. 1758—61); »Abhandlung von den Steuern und Abgaben« (Königsb. 1762); »System des Finanzwesens« (Halle 1766).

2) Karl Wilhelm, prot. Theolog, geb. 14. Jan. 1767 in Marburg, gest. daselbst 7. Aug. 1846, wurde 1790 Prediger in Marburg, 1801 Superintendent und Konsistorialrat und 1822 Professor der Theologie. Er veröffentlichte: »Nationalgesänge der Hebräer« (Leipz. 1803—18, 3 Bde.); »Das Buch Hiob« (Kassel 1840); einige Monographien über die Geschichte Hessens, z. B. »Elisabeth die Heilige« (2. Aufl., Marb. 1835); auch setzte er (für 1806—30) Strieders »Hessische Gelehrten- und Schriftstellergeschichte« (das. 1831) fort.

3) Karl, Kunstgelehrter, geb. 2. Aug. 1832 in Marburg, Enkel des vorigen, studierte in seiner Vaterstadt und in Berlin Theologie und Philosophie, habilitierte sich 1860 daselbst mit der Schrift »Die ästhetischen Elemente in der Platonischen Philosophie« (Marb. 1860), wurde 1867 Professor in Marburg und nach längerm Aufenthalt in Italien 1871 Professor der Philosophie in Kiel. Seit 1873 Professor der neuern Kunstgeschichte in Bonn, trat er 1901 in den Ruhestand. Seine Hauptwerke sind: »Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und Zeitgenossen« (Leipz. 1866—72, 2 Bde. in 3 Tln.; 2. Aufl. 1898, 3 Bde.), die einzig vollständige, die ganze Zeit umfassende Lebensbeschreibung des großen Altertumsforschers, und »Diego Velazquez und sein Jahrhundert« (Bonn 1888, 2 Bde.; 2. Aufl. 1902), die Frucht mehrjähriger Forschungen in Spanien. Außerdem veröffentlichte er: »Dante und die Göttliche Komödie« (Stuttg.

1862); »Die Verklärung Christi, Gemälde Raffaels« (Leipz. 1870); »Murillo« (das. 1892, 2. Aufl. 1905), »Michelangelo, Beiträge zur Erklärung der Werke und des Menschen« (das. 1900) und eine Anzahl kunstwissenschaftlicher Aufsätze in Zeitschriften, die vornehmlich der spanischen, italienischen und niederländischen Kunst gewidmet sind.

4) Ferdinand, Orientalist und Sprachforscher, geb. 2. Juni 1837 in Marburg, Bruder des vorigen, studierte in seiner Vaterstadt und in Göttingen und habilitierte sich 1861 in Marburg, wo er 1865 zum außerordentlichen, 1869 zum ordentlichen Professor für vergleichende Grammatik ernannt wurde. Auf seine Schrift »Über die Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen« (Götting. 1861) folgten sein »Handbuch der Zendsprache« (Leipz. 1864) und andre auf die iranische Literatur und Geschichte bezügliche Arbeiten, so namentlich seine kritische Ausgabe des »Bundehesch«, mit Glossar (Lond. 1868), »Kurdische Grammatik« (Petersb. 1880), »Geschichte der orientalischen Völker im Altertum« (in Grotes »Allgemeiner Weltgeschichte«, das. 1884), »Geschichte des alten Persiens« (in Onckens »Allgemeiner Geschichte«, Berl. 1879), »Iranisches Namenbuch« (Marburg 1895). In den »Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hessen und Waldeck« gab er heraus »Hessisches Trachtenbuch« (Marb. 1900—04).

Justice of the peace (engl., spr. dschöstis öw dhë piß), Friedensrichter, s. Friedensgerichte.

Justicia (span.), ehedem der höchste Richter der Könige von Aragonien, vor welchem diese selbst den Schwur auf die Reichsgesetze zu leisten hatten. Derselbe konnte selbst den König zur Verantwortung ziehen, wenn er die Reichsgesetze verletzte.

Justieren (mittellat.), im allgemeinen die Richtigstellung der mathematischen Instrumente, speziell die Kontrolle und Korrektur der Wasserwagen, Libellen, Niveaus (s. d.). — Im Münzwesen bedeutet J.: den zu prägenden Platten das richtige Gewicht geben; in der Schriftgießerei: den Lettern mit den Probelettern gleiche Höhe geben (das dazu dienende Hilfsinstrument heißt Justorium) ꝛc.; das Zurechtmachen der Matrizen für den Guß der Typen; in der Buchdruckerei: die Ausgleichung der Satzkolumnen (Seiten), so daß die zusammengehörenden genau von gleicher Länge sind.

Justierwage, **Justierwalzwerk** } s. Münzwesen.

Justierzeiger, s. Grabstichel.

Justifikation (lat.), Rechtfertigung. Bei Rechnungen die Genehmigung derselben nach vorgängiger Revision und Feststellung. Diese erfolgt namentlich bei Staats-, Gemeinde-, Korporationsrechnungen u. dgl. durch einen förmlichen Beschluß (Justifikationsdekret, Justifikatorium, Justifikatur).

Justifizieren (lat.), berichtigen, rechtfertigen, früher auch soviel wie hinrichten.

Justin, s. Justinus.

Justiniana Prima, Stadt, s. Skoplje.

Justinianische Novellen, s. Corpus juris.

Justinianus, Name zweier oströmischer Kaiser: 1) J. I., geb. um 483 zu Tauresium in Illyrien, gest. 14. Nov. 565. Er wurde unter der Regierung des Kaisers Anastasius von seinem Oheim, dem nachmaligen Kaiser Justinus I., nach Konstantinopel gerufen, erhielt daselbst eine höhere Bildung, gelangte zu immer angesehenern Ehrenstellen, erhielt 521 das Konsulat, während dessen er glänzende Spiele veranstaltete, wurde schließlich von seinem Oheim adoptiert und zum Mitkaiser angenommen und nach dessen Tode (527) sein Nachfolger. Neben ihm spielte eine bedeutende Rolle seine Gemahlin Theodora, ehemals eine wegen ihrer Sittenlosigkeit berüchtigte Schauspielerin, die durch ihre Gewandtheit und Energie einen großen Einfluß auf ihn ausübte (sie starb 548). Seine Regierung ist besonders bedeutend durch die Bauten, die er ausführte, durch einige glänzende Kriegserfolge und die von ihm veranstaltete Gesetzsammlung. Er baute, von zahlreichen Gebäuden an andern Orten abgesehen, allein in Konstantinopel 25 Kirchen, darunter die Sophienkirche (die heutige Hauptmoschee), eines der großartigsten und prächtigsten Bauwerke der Welt. Seine Kriegserfolge bestanden darin, daß durch Belisar und Narses (s. d.) das Wandalen- und das Ostgotenreich gestürzt und so Nordafrika und Italien dem Kaiserreich wieder einverleibt, auch eine Anzahl von Küstenstädten im südöstlichen Spanien erobert wurden. Er selbst beteiligte sich an diesen Kriegen nicht, sondern suchte durch schlaue Diplomatie und durch »Geschenke«, die er den benachbarten Barbaren zahlte, das Reich zu sichern. Der gefährlichste Feind desselben war der Perserkönig Chosroes Nuschirwan, der 528—532 und dann 540—545 gegen ihn Krieg führte, 540 sogar Antiochia eroberte und zerstörte, und von dem er endlich 562 durch einen jährlichen Tribut den Frieden erkaufte. Die von Norden her das Reich bedrohenden Barbaren, die Bulgaren, Slawen und Avaren, suchte er durch großartige Festungsbauten, die er namentlich längs der Donau aufführte, abzuhalten. Über das Corpus juris s. d. Die Bauten, die Kriege und die Kontributionen, dazu der glänzende Hofhalt und die Spiele erforderten große Geldmittel, die er und sein Finanzminister Johann der Kappadokier durch alle möglichen Arten der Erpressung aufbrachten. 532 kam es infolge der Unzufriedenheit des Volkes über diese Erpressungen zu dem sogen. Nikaaufstand (s. d.) in Konstantinopel, der erst nach einem großen Blutbad, wobei ein großer Teil der Stadt in Flammen aufging, unterdrückt wurde. In bezug auf die Kirche nahm J. eine unumschränkte Herrschaft in Anspruch; er hielt mehrere Synoden, um die Rechtgläubigkeit festzustellen, begünstigte aber in den letzten Jahren seiner Regierung die Sekte der Aphthartodoketen, eines Zweiges der Monophysiten. Er hob 529 die Philosophenschule in Athen auf, vernichtete auch sonst die Reste des Heidentums in Griechenland und schaffte 541 das Konsulat ab. Vgl. Ludewig, Vita Justiniani atque Theodorae nec non Triboniani (Halle 1731); Isambert, Histoire de Justinien (Par. 1856, 2 Bde.); Bury, History of the later Roman empire, Bd. 1 (Lond. 1889); Diehl, Justinien et la civilisation byzantine (Par. 1901).

2) J. II., folgte 685 seinem Vater Konstantin IV. Pogonatos auf dem Thron, führte ein grausames und verschwenderisches Regiment, wurde 695 durch den Feldherrn Leontios gestürzt und von diesem, der sich zum Kaiser aufschwang, verstümmelt (daher sein Beiname Rhinotmetos) und nach Cherson verbannt. Nach dem Sturze des Leontios 698 entfloh er zuerst zu den Chasaren, dann zu den Bulgaren und gewann mit deren Hilfe 705 den Thron wieder, nahm mit wilder Grausamkeit an seinen Feinden Rache, wurde aber schon 711 bei einem neuen Aufstand getötet. Mit ihm erlosch das Geschlecht des Heraklios.

Justinopolis, s. Capodistria und Edessa 1).

Justinus, Name zweier oströmischer Kaiser: 1) J. I., geb. zu Tauresium in Illyrien als der Sohn eines Bauern, wanderte als Jüngling nach Konstan-

tinopel, wurde dort in die Leibwache aufgenommen, stieg in derselben rasch bis zum Oberbefehlshaber empor und wurde nach Anastasius' Tode (518) von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Er überließ die innere Verwaltung seinem Quästor Proclus und seinem Schwestersohn Justinianus, den er adoptierte und endlich zum Mitregenten annahm, und beendigte die monophysitischen Streitigkeiten, indem er sich für die orthodoxe römische Lehre entschied. Er starb 1. August 527.

2) J. II., Sohn der Schwester Justinians, Vigilantia, und Gemahl der Sophia, einer Schwestertochter der Theodora, wurde 565 seines Oheims Nachfolger. Er führte ein sparsameres Regiment und stellte den durch seines Oheims Aphthartodoketismus gestörten kirchlichen Frieden wieder her, indem er sich zum orthodoxen Dogma bekannte. Seine körperlichen und geistigen Kräfte wurden aber bald durch Siechtum geschwächt, seine Regierung war daher im Innern wie nach außen ruhmlos und unglücklich. Die Perser drangen wieder erobernd in die östlichen Provinzen ein; der größte Teil von Italien ging an die Langobarden verloren, und die Avaren und Slawen verwüsteten Griechenland. J. setzte sich 574 im Gefühl seiner Schwäche den Tiberius als Mitkaiser zur Seite, dem er im September 578 die Regierung überließ, und starb in Zurückgezogenheit 5. Okt. 578. Vgl. Groh, Geschichte des oströmischen Kaisers Justin II. (Leipz. 1889).

Justinus, 1) Marcus Junianus J., röm. Geschichtschreiber, verfaßte im 2. Jahrh. n. Chr. einen im Mittelalter viel benutzten Auszug aus Trogus Pompejus (s. d.). Ausgaben von Frotscher (Leipz. 1827—30, 3 Bde., mit den Anmerkungen der ältern Erklärer), Jeep (das. 1859), Rühl (das. 1886); Übersetzung von Forbiger (Stuttg. 1867). Vgl. Rühl, Die Verbreitung des J. im Mittelalter (Leipz. 1871).

2) J. der Märtyrer (Justinus martyr), Kirchenlehrer und Apologet des Christentums, geb. um 100 in Flavia Neapolis, dem alten Sichem in Palästina, wendete sich erst der Philosophie, namentlich der Platonischen, dann, ohne seine philosophischen Neigungen aufzugeben, dem Christentum zu. Er war ein besonnener Ausgleicher der christlichen Parteien, zäher Bestreiter der Gnosis, energischer Verteidiger der Logoslehre. In jeder Beziehung steht er an der Spitze der kirchlichen Entwickelung des Dogmas. Nach Rom gekommen, schrieb er zwischen 150 und 155 die an Kaiser und Senat gerichtete Apologie mit einem Nachtrag, der sogen. zweiten Apologie (hrsg. von Krüger; 3. Aufl., Tüb. 1904; deutsch mit Erläuterungen von Veil, Straßb. 1894), später das Gespräch mit dem Juden Trypho. Zwischen 163 und 167 endigte er als Märtyrer. Sein Tag ist der 13. April. Seine Werke, darunter viele unechte, wurden zuletzt herausgegeben von Otto (3. Aufl., Jena 1876—81, 5 Bde.). Vgl. Semisch, J. der Märtyrer (Bresl. 1840—42, 2 Bde.); Aubé, Saint-Justin, philosophe et martyr (2. Aufl., Par. 1874); Freppel, Saint-Justin (3. Aufl., das. 1886); Wehofer, Die Apologie Justins des Philosophen und Märtyrers in literarhistorischer Beziehung untersucht (Rom 1897, Supplement zur »Römischen Quartalschrift«).

Justitia, bei den Römern der Asträa und Dike (s. d.) nachgebildete Personifikation der Gerechtigkeit, auf Münzen mit Füllhorn und Wage, später mit Stirnbinde oder Diadem, mit Schwert und Wage oder mit einer Schale in der einen Hand und einem Zepter in der andern dargestellt.

Justitia regnorum fundamentum (lat., »Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche«), Wahlspruch des Kaisers Franz I. von Österreich.

Justitiarius (lat., Justiziar), bei den frühern Patrimonialgerichten Bezeichnung für die Gerichtshalter, Gerichtsverwalter; heute insonderheit für das rechtskundige Mitglied einer Verwaltungsbehörde, den Rechtsbeistand einer kaufmännischen Korporation, einer Handelsgesellschaft, einer Bank ꝛc. gebräuchlich.

Justitium (lat.), der gänzliche Stillstand der Rechtspflege. Bei den Römern konnte ein J. in Zeiten der Not und infolge von Todesfällen in der kaiserlichen Familie vorübergehend angeordnet werden. Heutzutage kann es noch infolge eines Krieges oder eines außerordentlichen Naturereignisses, z. B. einer Überschwemmung, eines Erdbebens, eintreten. Nach der deutschen Zivilprozeßordnung (§ 245) tritt dann für die Dauer dieses Zustandes eine »Unterbrechung des Verfahrens« (s. d.) ein. Vgl. auch Deutsche Strafprozeßordnung, § 15.

Justiz (lat. Justitia), s. Rechtspflege.

Justizgebäude, soviel wie Gerichtsgebäude (s. d.).

Justizgesetze, die auf die Rechtspflege bezüglichen Gesetze; vielfach schlechthin zur Bezeichnung der J. des Deutschen Reiches gebraucht (s. Reichsjustizgesetze).

Justizhoheit, die Staatsgewalt, insofern sich dieselbe auf die Rechtspflege, die bürgerliche (Ziviljustizhoheit) wie die strafende (Kriminaljustizhoheit) bezieht. Der moderne Staat erkennt die Unabhängigkeit der Gerichte in ihrer Rechtsprechung von dem Einfluß der Staatsgewalt an. Dies schließt jedoch nicht aus, daß die Staatsregierung bei der dienstlichen Beaufsichtigung des Gerichtspersonals, bei Ausübung der Disziplinargewalt, Organisation der Gerichts- und sonstigen Justizbehörden, insbes. der Staatsanwaltschaft, bei der Anstellung der Beamten sowie bei dem Vollzug der gerichtlichen Urteile in Tätigkeit tritt (s. Justizverwaltung). Die Rechtsprechung selbst ist ebenfalls ein Ausfluß der Staatsgewalt, und ebendarum ergehen die gerichtlichen Urteile im Namen des Staatsoberhauptes, diejenigen des deutschen Reichsgerichts im Namen des Deutschen Reiches.

Justiziar, s. Justitiarius.

Justizministerium, die oberste Justizverwaltungsbehörde des Staates, an deren Spitze der Justizminister steht. In kleinern Staaten nimmt eine Abteilung oder ein Departement des Staatsministeriums die Justizverwaltung (s. d.) wahr. Ein Einfluß auf die Rechtsprechung steht dem J. nicht zu, abgesehen von seiner Befugnis zur Entscheidung von Beschwerden über Disziplin, Geschäftsgang und Justizverweigerung oder -Verzögerung. In den meisten Staaten enthält ein besonderes Justizministerialblatt die amtlichen Bekanntmachungen auf dem Gebiete der Justizverwaltung, so in Preußen, in Bayern, Württemberg, Sachsen ꝛc.

Justizmord, die an einem Unschuldigen vollzogene Todesstrafe, im weitern Sinne jetzt überhaupt für jede an einem Unschuldigen vollzogene schwere Freiheitsstrafe gebraucht; des Ausdrucks bediente sich zuerst Schlözer 1782, obwohl derselbe eigentlich nur dann am Platze wäre, wenn vorsätzlich und wissentlich ein Unschuldiger hingerichtet würde. Die Möglichkeit der irrtümlichen Verurteilung eines Unschuldigen zum Tod ist ein Haupteinwand gegen die Zulässigkeit der Todesstrafe.

Justizorganisation (Gerichtsorganisation), s. Gerichtsordnung, Gerichtsverfassung.

Justizpaläste, s. Gerichtsgebäude.

Justizrat, Titel, der in den verschiedenen deutschen Ländern verschiedene Bedeutung hat, namentlich Ehrentitel für Rechtsanwalte. Eine höhere Auszeichnung bedeutet der Titel »Geheimer J.« (s. d.). In frühern Zeiten war J. der Titel eines Rates bei den obern Justizbehörden und bei den Obergerichten. Die vortragenden Räte des preußischen Justizministeriums führen noch jetzt den Titel »Geheimer Oberjustizrat«, die Direktoren den Titel »Wirklicher Geheimer Oberjustizrat«.

Justizritter (Chevalier de justice), ein Grad des (österreichischen) Johanniterordens (s. d., S. 289).

Justizsache, soviel wie Rechtssache (s. d.).

Justizstatistik. Die J. als Massenbeobachtung auf dem Gesamtgebiete der Rechtspflege ist ein wichtiger und umfangreicher Teil der Verwaltungs- und Administrationsstatistik und zerfällt in zwei Gebiete: in die Statistik der Zivilrechtspflege und jene der Strafrechtspflege, einschließlich des Gefängniswesens. Im weitern Sinne versteht man darunter die gesamte Statistik der Rechtspflege. Wie andre Zweige der Verwaltung, so kann auch die Justiz eines zahlenmäßigen Überblicks über ihre Tätigkeit nicht entbehren. Den Ausgangspunkt der J. als eines Teils der Verwaltungsstatistik bilden deshalb die unmittelbaren Bedürfnisse der Justizverwaltung, für deren Geschäftsführung sie die wichtigsten Tatsachen ihres Bereichs zahlenmäßig zusammenstellt. Sie zählt also beispielsweise die Gerichte, die Richter und die Prozesse sowie andre Rechtssachen, mit denen sie sich zu beschäftigen haben. Die J. ist demnach ursprünglich eine reine Geschäftsstatistik, d. h. es liegt außerhalb ihrer Absicht, die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die sich in der Rechtsprechung spiegeln, zur Erscheinung zu bringen. Sie interessiert grundsätzlich nur der formale, gerichtliche Vorgang ohne Rücksicht auf seine Ursache und seine Wirkung. Alle größern Länder veröffentlichen Justizstatistiken. Die deutsche J. wird, soweit die Ordnung der Rechtspflege eine einheitliche für das Reich ist, im wesentlichen im Reichsjustizamt bearbeitet. Indes hat die Einheitlichkeit der Statistik nicht Schritt gehalten mit der Vereinheitlichung des Rechts und der Rechtseinrichtungen, indem das Bearbeitungsgebiet des Reichsjustizamtes sich nicht in gleicher Weise ausgedehnt hat. Die deutsche J. des Reichsjustizamtes wird in Jahresbänden veröffentlicht. Sie enthält 1) die Statistik der Gerichtsverfassung und Rechtsanwaltschaft mit einem Anhang über die Konsulargerichtsbezirke; 2) die Prozeßstatistik und zwar die der bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und der Strafsachen und 3) die Statistik der Geschäftsbelastung der Gerichte durch die streitige Gerichtsbarkeit. Die Statistik des Reichsjustizamtes wird ergänzt durch besondere Justizstatistiken der meisten Einzelstaaten, und zwar geben größere Einzelstaaten gleichfalls selbständige Jahresbände heraus. Die preußische J. erscheint im »Justizministerialblatt«, Bayern gibt alljährlich seine eingehend bearbeiteten und umfangreichen Ergebnisse der Zivil- und Strafrechtspflege und Bevölkerungsstand der Gefängnisse und Strafanstalten heraus. Neben den Statistiken der ordentlichen Gerichte wird neuerdings eine Statistik der Tätigkeit der Gewerbegerichte jährlich im »Reichsarbeitsblatt« veröffentlicht, wo die Tätigkeit dieser Gerichte auch sonst näher verfolgt wird. Ein wichtiger Teil der J. ist die Gefängnisstatistik. Ihr wird mit Recht meist eine besondere Sorgfalt gewidmet. Da in Deutschland das Gefängniswesen Sache der Einzelstaaten ist, wird von diesen auch die Gefängnisstatistik bearbeitet. In Preußen ist die Verwaltung der Gefängnisse zwischen dem Ministerium des Innern und der Justiz geteilt. Bisher hatte nur das Ministerium des Innern eine Statistik hierüber aufgemacht, ihm ist neuerdings das Justizministerium gefolgt. In den übrigen Ländern (vgl. z. B. über Bayern oben) wird die Gefängnisstatistik meist mit den übrigen Justizstatistiken zusammen veröffentlicht; so z. B. auch in Österreich, England, Frankreich, Italien, Rußland. Mancherlei statistisches Material namentlich über die Tätigkeit der Polizei auf dem Gebiete der Rechtspflege findet man in landes- und städtestatistischen Veröffentlichungen wie in Städte- und Polizeiverwaltungsberichten der Großstädte. Aus der J. herausgewachsen ist die Kriminalstatistik und die Konkursstatistik. Diese Statistiken rechnet man nicht mehr zu der J. im engern Sinne, worunter man lediglich die bisher dargestellte Justizgeschäftsstatistik versteht. Die Kriminal- und Konkursstatistik haben in den meisten Ländern dadurch eine besondere Stellung erlangt, daß sie die gesellschaftliche und wirtschaftliche Bedeutung einerseits der Verbrechen und Vergehen, anderseits des Konkurses zu erfassen suchen. Demnach ist auch ihre Methode eine durchaus andre als die der Justizgeschäftsstatistik (vgl. Kriminalstatistik). Es ist wohl möglich und mit Rücksicht auf das allgemeine wissenschaftliche Interesse höchst wünschenswert, wenn auch sehr schwer durchführbar, daß auch die andern Teile der J. diesen Entwickelungsgang nehmen. Von Anfang an in diesem Sinne begründet ist die neue preußische Statistik über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger und über die Zwangserziehung Jugendlicher.

Justizverfassung, die äußere Einrichtung der Rechtspflege und ihrer Organe, für das Deutsche Reich durch das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 in einheitlicher Weise geregelt (s. Gerichtsverfassung).

Justizverwaltung, die Tätigkeit der Staatsverwaltung in Ansehung der äußern Einrichtung und Handhabung der Rechtspflege. Dazu gehört die Sorge für das Vorhandensein der erforderlichen Gerichtspersonen (s. d.), die Herstellung, Einrichtung und Instandhaltung der für die Rechtspflege nötigen Anstalten, Räumlichkeiten, Gefängnisse u. dgl., die Regelung des Geschäftsbetriebs; die Oberaufsicht über den Gang der Rechtspflege sowie die Bestreitung ihrer Kosten und die Rechnungslegung. Die J. wird teils durch das Reich, teils durch die einzelnen Bundesstaaten (die Landesjustizverwaltung) ausgeübt. Die Organe der J. des Reiches sind der Bundesrat, der Reichskanzler (das Reichsjustizamt), die Organe der Landesjustizverwaltung, die Justizministerien. Ein Teil der J. ist durch das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz (§ 61 ff., 121, 133) den Gerichten übertragen worden. Vgl. § 4 des Einführungsgesetzes hierzu.

Justizverweigerung, s. Rechtsverweigerung und Bundesrat (S. 602).

Justizverzögerung, s. Rechtsverweigerung.

Jus tollendi (lat.), »Recht der Wegnahme«, die Befugnis des Entleihers, Mieters, Nießbrauchers, Pächters, Pfandgläubigers, Vorerben, Wiederverkäufers und Wohnungsberechtigten, bei Sachen, die sie an einen andern herauszugeben haben, alle von ihnen gemachten Einrichtungen wegzunehmen. Im Fall der Wegnahme muß der Wegnehmende die Sache auf seine Kosten in den vorigen Stand versetzen; ist dies unmöglich, so ist die Wegnahme ausgeschlossen (Bürgerliches Gesetzbuch, § 258).

Justorium (neulat.), Werkzeug, s. Justieren.

Justo tempŏre (lat.), zu rechter Zeit.

Justo titŭlo (lat.), »unter einem gerechten Vorwand«, auf Grund eines gesetzlichen Erwerbsaktes; ein in der Lehre von der erwerbenden Verjährung früher gebräuchlicher Ausdruck.

Justum et tenacem propositi virum (lat.), »den Biedermann, der an seinem Entschluß festhält«, Zitat aus Horaz' »Oden« (Buch III, 3, 1).

Jusuf ibn Taschfin, almoravidischer Übersetzer, s. Almoraviden.

Jusufzai, ein zu den Iraniern (Unterabteilung der Afghanen) gehöriger Volksstamm im nordöstlichsten Winkel Afghanistans in den Tälern des Pandschschar bis zum Swat an ihm und am Kabul bis nach Peschawar (Britisch-Indien), die zahlreichste Gruppe der großen Familie der Berdurani (etwa 700,000). Man hat die J. (»Söhne des Moses«) oft mit den alten Israeliten verglichen und irrtümlich als Nachkommen der in die babylonische Gefangenschaft geführten Juden betrachtet. Früher Nomaden, jetzt seßhafte Ackerbauer, aber immer Krieger, liegen sie oft in blutigem Streit und Blutrache miteinander. Die J. sind fanatische Sunniten und haben keine Städte, nur Dörfer.

Jus utrumque (lat., »das zwiefache Recht«), das von der weltlichen Macht (dem Kaiser) einerseits und von der Kirche anderseits ausgehende Recht, insbes. römisches und kanonisches Recht. S. Juris utriusque doctor.

Jus vocandi oder **vocationis** (lat.), Berufungs-, Appellationsrecht.

Jute (spr. dschute, Paathanf, Bengalhanf, Kalkuttahanf, Judhanf, Indian grass, Gunny fibre), die Bastfaser mehrerer Corchorus-Arten, besonders von Corchorus capsularis (s. Tafel »Faserpflanzen I«, Fig. 3, mit Text) und C. olitorius, die hauptsächlich in Indien, Ostasien (besonders China), Algerien, Guayana und andern Ländern Amerikas kultiviert werden. Die geschnittenen oder aus dem Boden gezogenen, von Blättern und Seitentrieben befreiten Pflanzen läßt man in Bündeln 3—4 Tage im Felde stehen und bringt sie dann in Gruben, in denen sie etwa 10 cm unter Wasser, mit Steinen beschwert und vor Sonnenlicht geschützt, 3—30 Tage liegen bleiben. Nach Vollendung der Röste wird die Faser ihrer ganzen Länge nach vom Stengel abgezogen, gewaschen, ausgerungen und getrocknet. Durch die Röste wird nicht nur der Bast vom übrigen Gewebe abgelöst, sondern das Bastbündel zerfällt auch, und die gewonnene Faser ist so rein wie gehechelter Flachs oder Hanf. Sie wird in 2—4 m langen Risten auf den Markt gebracht. Frische J. ist weiß, gelblichweiß, silbergrau, seidig glänzend, weich und fein. Die mittels Schnippmaschinen abgetrennten untern Enden (roots) sind, wie die minderwertige J., dunkler gefärbt. Aber auch die Mehrzahl der guten Sorten von J. färbt sich unter dem Einfluß von Luft und besonders von Feuchtigkeit dunkler bis tiefbraun. Je glänzender die J. ist, um so größer ist auch ihre Festigkeit. Frische J. enthält im lufttrocknen Zustand 6—8 Proz., in mäßig feuchter Luft 14 Proz. Wasser und nimmt im mit Wasserdampf gesättigten Raum über 34 Proz. Wasser auf. Das spezifische Gewicht der J. mit 7 Proz. Wasser beträgt 1,436, wasserfreie J. enthält 0,9—1,75 Proz. Asche. J. kommt in der Festigkeit dem Flachs und der Baumwolle nahe, wird aber vom Hanf übertroffen. J. riecht nicht so intensiv und unangenehm wie Hanf, der Geruch von Garnen und Geweben rührt von dem Robbentran (Petroleum) her, mit dem die Faser beim Spinnen eingefettet wird. J. enthält 62 Proz. Zellulose und außerdem Gerbstoffreste (Bastose). Die Faser besteht aus 1,5—2 mm langen, stark verholzten Zellen, die an den Enden spitz auslaufen und im Querschnitt polygonal, fünf- bis sechsseitig mit auffällig ungleichen Hohlräumen erscheinen. In Indien unterscheidet man folgende Hauptsorten in absteigender Reihe: Uttariyá (nördliche J.), Dacca (Narejganje), Daisee, Dowra, Rejektions und Cuttings (Fußenden, auch roots, runners).

Die größte Menge J. wird über Kalkutta in den Handel gebracht, sehr viel J. wird in Indien auf Gunnysäcke (Gunnybags, Gunnycloth) verarbeitet, die namentlich zur Verpackung der amerikanischen Baumwolle und des javanischen Kaffees benutzt werden. In Europa und Nordamerika wird J. fast nur ungebleicht versponnen, und zwar zu groben Geweben für Säcke (Sackings, Baggins, die feinern Hessians). Gebleichte J. besitzt starken, fast seidenartigen Glanz und läßt sich gut färben. Bessere Jutegespinste werden zu Teppichen, Läufern, Tischdecken, Vorhängen und andern Dekorationsstoffen verarbeitet, auch als Kette mit Baumwolle, Wolle, Flachs verwebt und zu Hosenstoffen, Möbelrips, zu Gurten, Dochten, Posamentierapparaten ꝛc. benutzt. Mit Baumwolle als Grundgewebe stellt man sehr effektvolle Juteplüsche dar. Man benutzt J. auch zu Zündern, zum Umwinden unterseeischer Telegraphenkabel, mit Karbolsäure, Salizylsäure ꝛc. imprägniert in der Chirurgie als Verbandmaterial, minderwertige Sorten und Abfälle in der Papierfabrikation.

J. wird seit alter Zeit unter den verschiedensten Namen in Indien versponnen und verwebt. In Europa ist J. seit 1795 bekannt. Die ersten Versuche zum Verspinnen der J. in Europa datieren von 1832; aber erst der Krimkrieg, durch welchen den englischen und schottischen Spinnereien der russische Flachs und Hanf entzogen wurde, verschaffte der J. größere Geltung, und seitdem hat sich namentlich in und bei Dundee, London und Glasgow eine bedeutende Juteindustrie entwickelt. 1828 wurden aus Ostindien 364 Ztr., 1856 bereits 700,000 Ztr. roher J. ausgeführt. 1890/91 betrug die Ausfuhr 11,985,967 Ztr., im folgenden Jahr aber nur 8,532,430 Ztr. und 1900/01: 11,486,000 Ztr. Dazu ist auch die Juteindustrie in Indien selbst außerordentlich gestiegen, die großen Fabriken allein verarbeiten mehr als 4 Mill. Ztr. Die Hauptabnehmer für rohe J. sind Großbritannien und Irland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika (Massachusetts, Rhode-Island), Deutschland, Frankreich, Österreich und Belgien. Jutesäcke werden außerdem nach Australien, Ostasien, Südafrika, Ägypten und Südamerika ausgeführt. Vgl. Pfuhl, Physikalische Eigenschaften der J. (Berl. 1888) und Die J. und ihre Verarbeitung (das. 1888—91, 3 Bde.); Leggatt, Theory and practice of jute-spinning etc. (Dundee 1893); Ernst, Anleitung zur Bleicherei und Druckerei von Jutestoffen (Leipz. 1886).

Jute von Madras, s. Gambohanf.

Jüten, die alten Bewohner Jütlands, beteiligten sich mit den Angeln (s. d.) und Sachsen (s. d.) an dem großen Seezug, der um 450 die Unterwerfung Englands zur Folge hatte. Der Name J. ist gleichbedeutend mit »Goten«; vgl. A. Erdmann in der »Antiqvarisk Tidskrift för Sverige«, 1891.

Jüterbog (Jüterbogk), Hauptstadt des Kreises J.-Luckenwalde im preuß. Regbez. Potsdam, in einem Tale des Fläming, an der Nuthe, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Berlin-Weißenfels, J.-Röderau

u. a., noch von einer Ringmauer mit drei Toren umgeben, hat 2 evang. Kirchen (darunter die Nikolaikirche, eine dreischiffige Hallenkirche aus dem 14. und 15. Jahrh., mit einem 6 m hohen Sakramentshäuschen aus Sandstein von 1507 und Tezels Ablaßkasten), eine kath. Kirche, ein altes Rathaus, eine Realschule, ein Mädchenrettungshaus, Amtsgericht, Tuch-, Wollwaren- und Zigarrenfabrikation, Weinbau, besuchte Viehmärkte und (1900) mit der Garnison (Mannschaften der Artillerieschießschulen) 7407 Einw., darunter 282 Katholiken und 12 Juden. Dicht dabei die beiden Dörfer Damm und Neumarkt und in der Nähe ein großer Artillerieschießplatz. — Die Gegend von J. kam um 1160 in den Besitz des Erzstifts Magdeburg; der Ort J. erhielt 1174 Magdeburger Stadtrecht. Im Vertrag von J. (21. März 1611) verzichtete Sachsen auf die Jülichschen Erbansprüche. 1648 fiel J. an Kursachsen, gehörte 1648—1746 der Nebenlinie Sachsen-Weißenfels und fiel 1815 an Preußen. Am 23. Nov. (3. Dez.) 1644 bei J. Sieg der Schweden unter Torstensson über die Kaiserlichen unter Gallas. In der Nähe das Schlachtfeld von Dennewitz (s. d.).

Juthia, hinterind. Stadt, s. Ajuthja.

Juthungen, german. Volksstamm, zu den Alemannen gehörig.

Jütland (dän. Jylland), dän. Provinz (s. Karte »Dänemark«), nach Größe und natürlicher Beschaffenheit das Hauptland der Monarchie, umfaßt den nördlichen Teil der Cimbrischen oder Dänischen Halbinsel von der Königsau und dem Koldingfjord bis zur Nordspitze Skagen nebst den Inseln Lässö, Anholt und Endelave im Kattegat und hat ein Areal von 25,291 qkm (459,31 QM.). Auf der Westseite von der Nordsee (Westsee), auf der Ostseite von der Ostsee umflossen, wird J. gegen O. durch das Kattegat von Schweden und gegen NW. durch das Skagerrak von Norwegen getrennt; im S. stößt es an Schleswig. Über die Beschaffenheit des Bodens, der Küsten, Fjorde, Flüsse und Kanäle, Seen, Klima, Produkte, Eisenbahnen ꝛc. s. Dänemark. Nur verdient bemerkt zu werden, daß in J. der Geschiebesand nicht allein Hügel, sondern auch ebene Heideflächen bildet, die man nach ihrem meist aus rötlichbraunem, eisenhaltigem Sandstein (Ahl) bestehenden Boden Ahlheide nennt. Die Zahl der Einwohner ist (1901) 1,063,792 (42 auf 1 qkm). Ein Hauptplatz des Verkehrs auf der Ostsee und Ausgangspunkt mehrerer Eisenbahnen ist Aarhus; Hafenorte sind außerdem Aalborg, Frederikshavn, Randers, Veile und an der Nordsee Esbjerg. Fast im Mittelpunkte des Landes liegt die Stadt Viborg, die den Knotenpunkt der Straßen Jütlands bildet. Die Provinz zerfällt in neun Amter: Aalborg, Aarhus, Hjörring, Randers, Ribe, Ringkjöbing, Thisted, Veile und Viborg. — In ältester Zeit angeblich von den Cimbern (s. d.) bewohnt (daher die Bezeichnung Chersonesus cimbrica, Cimbrische Halbinsel), später von den Jüten (s. d.) besetzt, ist J. seit etwa 900 ein Bestandteil Dänemarks. Vgl. E. v. Wittken, Studien über J. (Berl. 1865); »Samlinger til jydsk Historie og Topografi« (Aalborg 1866 ff.); Ed. Erslev, Jylland. Studier og Skildringer (Kopenh. 1886); L. Mylius-Erichsen, Den jydske Hede för og nu (das. 1901 ff.).

Jutroschin, Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Rawitsch, an der Orla und der Eisenbahn Liegnitz-Kobylin, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Synagoge, Amtsgericht und (1900) 1906 meist kath. Einwohner. J. erhielt 1642 Stadtrecht.

Jutte, Frau, s. Johanna (Päpstin), S. 280.

Jütte, im Schiffbau: gekrümmter Balken mit Scheibegatt.

Juturna (Diuturna), altlatinische Quellgöttin, der in Rom eine Quelle am Forum und ein Tempel auf dem Marsfeld geweiht war. Hier wurde ihr 11. Jan. das Fest der Juturnalien gefeiert, namentlich von den Handwerkern, die zu ihrem Beruf Quellwasser benötigten, und an den Volkanalien (23. Aug.) feierlich als Helferin in Feuersgefahr geopfert.

Juvantia (sc. remedia, lat.), Verstärkungsmittel, gewisse Arzneien, die andern ähnlich wirkenden zur Verstärkung der Wirkung zugesetzt werden.

Juvára, Tommaso Aloisio, ital. Kupferstecher, geb. 1809 in Messina, gest. 29. Mai 1874 in Rom durch Selbstmord, studierte in Rom bei Marchetti und in Parma bei Toschi, ging 1842 zu seiner weitern Ausbildung nach Paris und London, wurde 1846 an die Kupferstecherschule in Neapel und 1871 als Vizedirektor der Calcografia nach Rom berufen. Er stach Bildnisse nach Rubens, Rembrandt u. a., dann die Madonna mit dem kleinen Johannes und vier Heiligen nach Raffael, die früher im Schloß von Neapel war (jetzt in New York bei Pierpont-Morgan).

Juvavische Triasprovinz, s. Triasformation.

Juvávum, spätere Hauptstadt von Noricum, 470 von den Herulern zerstört, im 6. Jahrh. von den Bayern als Salispurgo wieder erbaut (s. Salzburg).

Juvenalia (lat.), von Kaiser Nero bei seinem Eintritt ins männliche Alter gestiftetes, nicht öffentliches szenisches Spiel, eine Art Dilettantentheater, auf dem Nero selbst und die vornehmsten Personen auftraten. Unter den spätern Kaisern hießen J. zu Jahresanfang im Palatium veranstaltete Spiele (Wagenrennen, Tierkämpfe ꝛc.).

Juvenális, Decimus Junius, röm. Dichter, um 60—140 n. Chr., aus Aquinum, Sohn oder Pflegling eines wohlhabenden Freigelassenen, scheint in jüngern Jahren als Offizier in fernen Gegenden (Ägypten und Britannien) gestanden zu haben und lebte etwa seit 90 als Rhetor in Rom. In seinen in fünf Büchern unter Trajan und Hadrian herausgegebenen 16 Satiren verrät den Rhetor das durchgängige Pathos, die langgedehnten Auseinandersetzungen, die Häufung der Beispiele und die sich breit machende Gelehrsamkeit. Das Motiv seiner satirischen Darstellung ist der heftige Unwille über die Verderbtheit des vornehmen Rom, die er mit den grellsten Farben schildert. Seine Lebensauffassung ist durchweg düster und pessimistisch. Im Altertum vielgelesen, stand er auch im Mittelalter als Ethicus in hohem Ansehen und gehörte zu den auf Schulen am meisten gelesenen Dichtern. Neuere Ausgaben von Heinrich (Bonn 1839, 2 Bde.), O. Jahn (kritische Hauptausgabe mit den Scholien, Berl. 1850; Text, 3. Aufl. von Bücheler, das. 1893), Weidner (2. Aufl., das. 1889), Friedländer (Leipz. 1895, 2 Bde.), Übersetzungen von v. Siebold (mit lat. Text und Erläuterungen, das. 1858), Hertzberg-Teuffel (Stuttg. 1864—67) und Hilgers (in Jamben, das. 1876). Vgl. Völker, J., ein Lebens- und Charakterbild (Elberf. 1851); Munding, Über die Satiren des J. in religiöser und sittlicher Beziehung (Rottweil 1865); Ribbeck, Der echte und der unechte J. (Berl. 1865); Widal, Juvénal et ses satires (Par. 1869); Dötsch, J., ein Sittenrichter seiner Zeit (Leipz. 1874).

Juvéncus, Gajus Vettius Aquilinus, Presbyter in Spanien, verfaßte um 330 n. Chr. eine in der Form an Vergil sich anschließende poetische

Bearbeitung der Evangeliengeschichte in 4 Büchern (»Evangeliorum libri IV«, hrsg. von Marold, Leipz. 1886, und von Huemer, Wien 1890). Vgl. Ebert, Geschichte der Literatur des Mittelalters, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1889).

Juvenil (lat.), jugendlich.

Juveniles Quellwasser, s. Mineralwässer.

Juventas (auch Juventus), bei den Römern die Schutzgöttin der heranreifenden männlichen Jugend. In die Kasse ihrer Kapelle im Tempel des Jupiter auf dem Kapitol wurde für jeden Jüngling, der die männliche Toga anlegte, eine Münze gelegt. Später mit der griechischen Hebe (s. d.) identifiziert, hatte sie einen Tempel im Tale des Circus Maximus.

Juvia, s. Bertholletia.

Juwel, geschliffener Edelstein; auch ein aus Edelsteinen, Perlen und Edelmetall zusammengesetzter Schmuck; dann überhaupt soviel wie Kleinod, Kostbarkeit ersten Ranges. Das eigentlich niederländische Wort (franz. joyau, ital. giojello, mittellat. jocale = gaudiale) stammt vom lat. gaudium (franz. joie, »Freude«) ab.

Juwelengewicht, das beim Verkauf der Edelsteine übliche Gewicht, insofern es vom Handels- und Silbergewicht abweicht. Oberste Einheit ist hier die Unze, die in England 151,5, in Frankreich 144, in Spanien 140, in Neapel 130 Karat (s. d.), in Bologna 16 Ferlini zu 10 Carati enthält.

Juwelenkäfer (Brillantkäfer, Entimus imperialis *L.*), ein Rüsselkäfer Brasiliens, 3—3,5 cm lang, mit fast dreieckigen Flügeldecken, stark hervorragenden, hakenförmigen Schulterecken, glänzend schwarz, unterseits dicht goldgrün beschuppt, an den Beinen lang weißbehaart, auf dem Thorax mit goldgrüner Mittelfurche, seitlich auf grünem Grund schwarzwarzig und auf den Flügeldecken mit dichten Reihen goldgrüner Gruben; er wird wie Edelsteine gefaßt.

Juwelenporzellan, englisches, in der königlichen Fabrik zu Worcester gefertigtes Porzellan (Vasen, Tassen, Service 2c.), das in Nachahmung von Goldschmiedearbeiten mit türkisblauen Emailperlen besetzt und mit mattem oder glänzendem Gold und farbigem Email dekoriert ist.

Juwelensteuer, eine Form der Luxussteuern; bestand 1809—12 in Preußen.

Juwelierborax, s. Borax, S. 218.

Juwelierfachschulen, s. Goldschmiedschulen.

Juwelierkunst, ein Zweig der Goldschmiedekunst, datiert von der Erfindung des Schleifens der Edelsteine, vornehmlich des Diamanten, durch Ludwig van Berquen um 1456. Diese Erfindung hatte die Folge, daß man das »Feuer«, das wechselnde Farbenspiel, des Diamanten viel höher schätzte als die natürliche Farbe der Steine. Zwar hatte man schon in ältester Zeit Edelsteine gefaßt, um sie als Schmuck zu verwenden, allein man unterschied nicht streng zwischen natürlichen Steinen und Glasfluß. Bis in das Mittelalter fand man einen Hauptreiz in der Zusammenstellung verschiedenfarbiger Steine. Den Griechen und griechisch gebildeten Römern war der Edel- und Halbedelstein das vorzüglichste Material für den Gemmen- und Kameenschnitt, und wenn auch die Färbung oder die Seltenheit den Wert eines Ringsteines erhöhte, so wurde dieser doch vor allem in der Arbeit des Künstlers gesucht. Die kostbarsten Kleinodien des Altertums waren Intaglien, und Plinius sagt ausdrücklich, die Edelsteine seien dazu da, mit Zeichen (Schriftzügen, Sinnbildern 2c.) versehen zu werden; allein er rügt auch bereits, daß seine Zeit anfange, auf die Steine selbst einen ungebührlichen Wert zu legen. Die Kleinodien und die Kostümbilder aus dem Mittelalter zeigen in den Kronen, Agraffen, an Rüstungen, Büchereinbänden 2c. die Edelsteine nur geglättet und wesentlich in ihrer natürlichen Gestalt, ferner in Verbindung mit Email, Filigran 2c. Den ersten Diamantschmuck in Frankreich soll Agnes Sorel (gest. 1450) besessen haben. Von jener Zeit an erlangte das Fassen, Aufbringen, Tingieren der Edelsteine eine höhere Bedeutung. Zur Zeit Cellinis, der dazu genaue Anweisungen gibt, war es bereits allgemein gebräuchlich, den Edelsteinen (zu denen er nur Rubin—Feuer, Diamant—Wasser, Saphir—Luft, Smaragd—Erde und bedingungsweise Topas—Sonnenlicht rechnet) Folie zu geben. Dagegen war die Anwendung einer Tinktur auf der Unterseite des Steines nur bei den Diamanten gestattet, bei den übrigen Steinen galt es ebenso als Fälschung wie das namentlich in Mailand betriebene Dublieren. In Deutschland erreichte die J. in der Zusammenstellung von farbigen Steinen, Perlen und Email ihren Höhepunkt im 16. Jahrh. Durch das Vorwiegen des Diamanten und zumal seit Einführung des Brillantschliffs im 17. Jahrh. geschah eine Umwälzung im Geschmack, die für die J. verhängnisvoll werden sollte. Das unruhige Gefunkel des facettierten Steines ordnet sich in kein künstlerisches Ensemble ein, zerstört in der Zusammenstellung mit andern Steinen deren Wirkung, und so ging allmählich auch der Sinn für künstlerischen Schmuck überhaupt verloren. Kleine Steine verschiedener Färbung und Perlen wurden im 18. Jahrh. noch zur Umrahmung von Medaillons u. dgl. verwendet (Rokokoschmuck); vorwiegend aber suchte man ein Gleichgewicht gegen den Diamanten in der Zusammenstellung großer Edelsteine von durchaus gleicher Farbe zu Einem Schmuck oder in der Häufung vieler kleiner gleicher Steine auf Einem Stück in der Art, daß das Ganze ungefähr einem einzigen, zu unzähligen Facetten geschliffenen Stein glich. Eine heilsame Reaktion gegen den farblosen Schmuck begann erst mit der allgemeinen Reform des Kunstgewerbes seit dem Beginn der 70er Jahre des 19. Jahrh., wobei man auf die farbigen Renaissancemuster des 16. Jahrh. zurückgriff. Eine reiche Sammlung von solchen Mustern enthält das Werk von F. Luthmer: »Der Goldschmuck der Renaissance« (Berl. 1880). Auch die moderne Bewegung in der J. hat an der Farbigkeit der Schmucksachen festgehalten. Als Kuriosität ist zu erwähnen, daß in der ersten französischen Revolution Bijoux de la Révolution, gefaßte Stücke Stein von der Bastille, als Schmuck getragen wurden. Vgl. die Artikel »Bijouterien«, »Edelsteine« und »Goldschmiedekunst«, wo auch die Literatur verzeichnet ist, und Tafel »Schmucksachen I—III«.

Jux, s. Jokus.

Juxta (lat., »daneben, dabei«), bei Lottozetteln, Lotterielosen und Wertpapieren der meist an der schmalen linken Seite befindliche, verschieden gemusterte Streifen, der bei Ausgabe des Loses oder Papieres von diesem teilweise getrennt wird. Der Abschnitt wird vom Aussteller zurückbehalten und dient, da die getrennten Teile genau aneinander passen müssen, zur Kontrolle der Echtheit des Loses 2c.

Juxtabuch, s. Stammregister.

Juxtaposition (lat.), die »Nebeneinanderstellung«, z. B. von Ziffern, die dadurch verschiedenen Wert erhalten; das Wachsen anorganischer Körper durch Ansetzen neuer Schichten von außen.

Juxtapositionszwillinge, soviel wie Aneinanderwachsungszwillinge, s. Kristall.

Jylland, dän. Name für Jütland.

Jynx, s. Iynx.

J'y pense (franz., spr. ſchi pängß', »ich denke dran«), ein Vielliebchenspiel und sein Losungswort; vgl. Vielliebchen.

J'y suis et j'y reste (franz., spr. ſchi ßwi e ſchi rèſt', »hier bin ich, und hier bleibe ich«), Worte, die Mac Mahon 9. Sept. 1855 nach der Erstürmung des Malakow an Pélissier schrieb, als ihn dieser aufforderte, den Malakow zu räumen, da dieser von den Russen in die Luft gesprengt werden könne. Von neuem wurden die Worte Mac Mahon in den Mund gelegt, als die Republikaner nach dem Scheitern der monarchistischen Restaurationsversuche (1873) ihn von seinem Posten als Präsident der französischen Republik zu verdrängen beabsichtigten.

K.

Artikel, die unter K vermißt werden, sind unter C nachzuschlagen.

K (ka), **k**, lat. **K, k**, der harte oder stimmlose gutturale oder palatale Verschlußlaut, s. Lautlehre. Historisch betrachtet, geht das k der germanischen Sprachen meist auf älteres g zurück, z. B. Kost, zu lateinisch gustare. Der Buchstabe K stammt von dem griechischen Kappa, dem semitischen Kaph, ab. Die Römer übernahmen K von den Griechen, gebrauchten daneben aber für denselben Laut C, durch welches K bei ihnen mit der Zeit mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. In alt- und mittelhochdeutscher Zeit bezeichneten k und c meist denselben Laut, c auch ts (z). Jetzt ist c in den einheimischen Wörtern aufgegeben, nur beharrt es in ck = kk. Aber auch bei Fremdwörtern dringt k für c mehr und mehr durch, z. B. nicht mehr Castell, sondern Kastell. Umgekehrt hat in den romanischen Sprachen K dem C Platz gemacht; nur die Franzosen schreiben wenige fremde Wörter mit K. In den slawischen Sprachen sind K und C durch die Aussprache streng geschieden, indem ersteres immer wie K im Deutschen, doch ohne Hauch, letzteres stets wie Z (ts) gesprochen wird. Vgl. C.

Abkürzungen.

K., in römischen Handschriften, Inschriften 2c. soviel wie Kalendae, Kalumniator (Verleumdern wurde ein K auf die Stirn gebrannt). Im Münzwesen auf den neuen deutschen Reichsmünzen Zeichen für Straßburg, auf französischen Münzen für Bordeaux. In Österreich ist K jetzt allgemein Abkürzung für Krone (Münze). Auf deutschen Gewichtsstücken = Kilogramm. In der Chemie Zeichen für 1 Atom Kalium. In Zusammensetzungen Abkürzung für Kubik, z. B. KF. = Kubikfuß. In England Abkürzung für King (König) und Knight (Ritter).

k. = königlich; k. k. = kaiserlich königlich.

K., bei naturwissenschaftl. Namen für Gustav Kunze (s. d.).

K. B., in England = Knight of the Bath, Ritter des Bathordens; desgl. K. C. B. = Knight Commander of the Bath.

K. C. M. G., in England = Knight Commander of the order of St. Michael and St. George, Kommandeur des St. Michael- und St. Georgs-Ordens.

K. C. S. I., in England = Knight Commander of the Star of India, Kommandeur des Ordens vom Stern von Indien.

K. G., in England = Knight of the Garter, Ritter des Hosenbandordens.

K. G. C. B., in England = Knight of the Grand Cross of the Bath, Ritter vom Großkreuz des Bathordens.

K. G. F., in England = Knight of the Order of the Golden Fleece, Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies.

K. M., in England = Knight of Malta, Ritter des Malteserordens.

K. O. = Konkursordnung.

K. P., in England = Knight of St. Patrick, Ritter des St. Patrickordens.

k. S. = kurze Sicht (bei Wechseln).

K. S. C. V. = Kösener Seniorenkonvent-Verband.

K. S. M. & S. G., in England = Knight of St. Michael and St. George.

K. T., in England = Knight of the Thistle, Ritter des Distelordens.

Kaab, arab. Dichter, Sohn des Dichters Soheir (s. d.), gest. um 661, zog sich durch Spöttereien den Haß Mohammeds zu, ward aber, nachdem er in einem berühmten Gedichte den Propheten verherrlicht hatte, von diesem begnadigt und mit einem Mantel (Burda) beschenkt, nach dem sein Panegyrikus den Namen »Burda« erhielt. Von seinem »Diwan« ist bisher nur die »Burda« veröffentlicht worden: von Freytag (Halle 1823, mit lateinischer Übertragung), mit dem Kommentar des Ibn Hischâm von Guidi (Leipz. 1871) und wiederholt im Orient. Übersetzungen lieferten: Fr. Rückert (in »Hamâsa«, 1. Teil, zu Nr. 149) und Redhouse (in Clouſtons »Arabian Poetry«, Glasgow 1881).

Kaaba (arab., »Würfel«), das Hauptheiligtum der Mohammedaner, ein inmitten der großen Moschee Mekkas stehendes viereckiges, 12 m langes, 10 m breites und 15 m hohes, aus dem Stein der Berge Mekkas unregelmäßig erbautes Gebäude, das nach der muslimischen Tradition von Adam angelegt, während der Sündflut in den Himmel entrückt, von Abraham und Ismaël aber, unter Mitwirkung des Engels Gabriel, als Anbetungsstätte des wahren Gottes wiederhergestellt ward. Der geschichtliche Ursprung der K., die zur Zeit Mohammeds bereits als uralt galt, ist unbekannt. Seit 703 n. Chr. ist sie aus abergläubischer Furcht keiner wesentlichen Änderung mehr unterzogen worden, dagegen hat sich 1630 eine vollständige Rekonstruktion als unvermeidlich erwiesen. In ihrer östlichen Ecke ist auf 1,5 m Höhe der berühmte schwarze Stein (el-hadschar el-aswad) eingemauert, der, mehrfach geborsten, gegenwärtig von einem Silberring zusammengehalten wird. Die mineralogische Natur dieses Steins ist noch unbestimmt; der sichtbare Teil seiner kreisförmigen Oberfläche hat ca. 25 cm Durchmesser. Er soll anfangs schneeweiß gewesen, durch die Sünden der Menschen aber allmählich schwarz geworden sein. Die K. wird am Schluß der Haddschzeremonien von den Pilgern siebenmal umkreist, wobei der »schwarze« und der gleichfalls heilige »südliche« Stein mit der Hand berührt, der »schwarze« außerdem geküßt wird; eine tellerartige Aushöhlung in seiner Mitte ist vielleicht z. T. durch diese Küsse der Gläubigen verursacht. Nach uraltem Brauch wird das Heiligtum jährlich mit neuen Seidenstoffen umhüllt (seit der Herrschaft der Osmanen mit schwarzem Brokat, der Koransprüche und auf zwei Drittel der Höhe einen Gürtel in Goldstickerei zeigt).

Die Kaabaverehrung ist ein altheidnischer Kultus, den Mohammed, um seine Lehre zu nationalisieren, in sein Religionssystem aufnahm, der aber von den fanatisch-puritanischen Wahhabiten (s. d.) mit Recht als Überbleibsel aus der Heidenzeit verworfen wird. Vgl. Mekka und Mohammed.

Kaaden, Stadt in Böhmen, 284 m ü. M., am linken Ufer der Eger, über die zwei eiserne Brücken führen, an der Linie Prag-Eger der Buschtěhrader Bahn und der Lokalbahn K.-Kaschitz, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat 6 Kirchen, darunter die 1183 gegründete Dechanteikirche, 2 Klöster, ein altes Stadttor, einen schönen Rathausturm, Denkmäler Josephs II. und des Arztes Löschner, ein Obergymnasium, eine landwirtschaftliche Mittelschule, Sparkasse, Handschuh-, Gummi- und Schuhwarenfabrikation, Bierbrauerei, Gewinnung von Farberde (Kaadnergrün) und Kaolin und (1900) 7458 deutsche Einwohner. In der Nähe befinden sich Braunkohlenbergwerke. — Im 12. Jahrh. gegründet, wurde K. 1277 zur königlichen Stadt erhoben. Hier 29. Juni 1534 Friede zwischen König Ferdinand I. und dem Herzog Ulrich von Württemberg. Die Stadt, in der die lutherische Lehre schon 1524 Eingang fand, verlor 1547 ihre Privilegien und hatte auch während des Dreißigjährigen Krieges viel zu leiden. Bei K. liegt die ausgedehnte Burgruine Hassenstein.

Kaag (Kag), einmastiges, plattbodiges, der Schmack ähnliches kleines holländisches Küstenfahrzeug.

Kaaken (holländ., kaken), den einzusalzenden Heringen Eingeweide und Kiemen herausnehmen.

Kaalund, Hans Wilhelm, dän. Dichter, geb. 23. Juni 1818 in Kopenhagen, gest. daselbst 27. April 1885, fand nach vielem Umhertasten auf verschiedenen Gebieten eine Lebensaufgabe als Oberlehrer am Zellengefängnis zu Vridslöselille (1860—81). In seiner Jugend ein Nachahmer Öhlenschlägers, offenbarte er erst mit den 1844 erschienenen »Fabeln und gemischten Gedichten« und den 1845 zu Lundbyes reizenden Bildern gedichteten »Kinderfabeln« (5. Aufl. 1894) seine Eigenart: warme, frische Naturfreudigkeit, Gefühlsinnigkeit und Gedankentiefe. Allgemein anerkannt wurde er aber erst mit den Gedichtsammlungen »Ein Lenz« (»Et Foraar«, 1858; 6. Aufl. 1886) und »Ein Nachfrühling« (»En Eftervaar«, 1877; 4. Aufl. 1889), die sogar die Sympathien der Schule von Georg Brandes gewannen, der er mit der Schrift »Idealität und Realität« (1879) entgegengetreten war. Noch ist sein an lyrischen Schönheiten reiches Drama »Fulvia« (1875, 5. umgearbeitete Ausg. 1903), dessen Handlung in die Zeit der ersten Christen fällt, zu erwähnen. Nachgelassene Gedichte (»Efterladte Digte«, 1885) sowie »Samlede Digte« (1898) gab Borchsenius heraus. Vgl. Z. Nielsen, Hans Vilh. K. (Kopenh. 1886).

Kaama, soviel wie Hartebeest oder Hirschkuhantilope, s. Antilopen, S. 577.

Kaarst, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Neuß, an der Staatsbahnlinie Neuß–Viersen, hat eine kath. Kirche, chemische Fabrik und (1900) 2325 Einw.

Kaarta, Landschaft in Französisch-Sudân, nördlich vom mittlern Senegal, 54,500 qkm groß, ist im westlichen Teil wenig, im östlichen, vom Tarakole (Nebenfluß des Senegal) durchzogenen Teil aber sehr fruchtbar und erzeugt viel Hirse, Mais, Reis und Erdnüsse. Die 300,000 Seelen starke Bevölkerung, die ursprünglich aus Soninka bestand, wurde später von den Bambara unterworfen; 1855 bemächtigten sich aber die mohammedanischen Tukulörs unter Hadschi Omar des Landes, das letzterer mit seinem Reiche Segu vereinigte. 1891 wurde es von den Franzosen erobert und 1892 dem französischen Sudân einverleibt. Hauptort ist das ummauerte Kuniakari am Tarakole mit 5000 Einw., der wichtigste Handelsplatz ist aber Nioro, nordöstlich davon, ebenfalls befestigt und meist von Fulbe bewohnt. S. Karte bei »Guinea«.

Kab, el (el Gab), Kette kleiner Oasen, die sich westlich von Dongola, 40—60 km vom Nil, im Wadi el K., 150—170 km lang hinziehen. Sie enthalten zahlreiche Brunnen und mehrere Dörfer, ihre Holzbestände liefern den Nilbewohnern das Material für ihre Schöpfräder (Sakîye). Etwa 240 km westlich liegt eine zweite Reihe von Oasen, K. el Kebir. Die 60,000 Bewohner, vom Stamm der Kababisch, sind schöne Menschen, arabischer Herkunft, von lockern Sitten, besitzen große Herden von Kamelen und treiben auch etwas Ackerbau. Alte Bewässerungsanlagen deuten auf ehemals dichtere Besiedelung.

Kaba, Großgemeinde im ungar. Komitat Hajdú, an der Bahnlinie Debreczin-Püspök-Ladány, mit Acker-, Tabak- und Melonenbau, Viehzucht und (1901) 6483 magyarischen (reformierten) Einwohnern.

Kababisch, zu den Bedscha (s. d.) gehöriger Nomadenstamm in der Bajudasteppe (s. d.) Nubiens.

Kabache (Kabak, russ.), Branntweinschenke, schlechtes Wirtshaus; auch verächtliche Bezeichnung eines niedrigen Hauses, einer engen Wohnung.

Kabäle (franz. cabale), ursprünglich soviel wie Kabbala (s. d.); allgemeiner soviel wie Intrige, geheimer Anschlag zur Erreichung böser Absichten; auch geheime Verbindung, die solche Ränke schmiedet (vgl. Cabal-Ministerium). Kabalieren, Kabalen schmieden; Kabalist, Kabaleur, Ränkeschmied.

Kabalia, im Altertum ein Gebiet zwischen Lykien, Karien, Phrygien und Pisidien, von den mäonischen Kabaliern bewohnt, unter den Persern zur lydischen Satrapie gehörig, um 200 v. Chr. ein eignes Fürstentum, seit 82 v. Chr. römisch.

Kabara (Kabra), der Hafen von Timbuktu, 15 km südlich von ihm, auf einer Anhöhe an einem Seitenarm des Niger, mit 2000 Einw., Sonrhai, Fulbe und Neger nebst fremden Kaufleuten und Händlern aus Timbuktu und Tuat. Südwestlich davon am Niger selbst der wichtige Hafenplatz Koriome.

Kabarda (Kabardei), Bergland am Nordabhang des Kaukasus vom Elbrus bis zum Pasismta, erstreckt sich nordwärts bis zu den Flüssen Malka und Terek und wird durch den Oberlauf des Terek in die Große und Kleine K. geschieden. Das 9800 qkm große Gebiet bildet einen Teil der Bezirke Naltschik und Wladikawkas des 1817—23 eroberten Terek-Gebietes. Die Große K., der westliche Teil, zerfällt wieder in eine bergige Region, zwischen dem zentralen Kaukasus und den schwarzen Bergen, und eine flache, nördlich davon. Beide sind reich an Wäldern, Wiesen und Äckern. Die Kleine K., der östliche Teil, rechts vom Terek, ist arm an Holz und Wasser, hat aber guten Weidegrund. Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Kabardinern, einem tscherkessischen Stamm, die sich mehr mit Pferde-, Schaf- und Bienenzucht als mit Ackerbau beschäftigen. Sie sind etwa 70,000 Köpfe stark. Außerdem leben hier 10,000 Tataren und 4700 Russen; auch bestehen mehrere deutsche Gemeinden. Sonst leben Kabardiner nur noch im Bezirk des Schwarzen Meeres, die türkischen Bergkabardiner aber im Kubangebiet. S. die Tafeln »Asiatische Völker II«, Fig. 9, und »Wohnungen der Naturvölker II«, Fig. 16.

Kabardiner, s. Kabarda.

Kabarett (franz.), s. Cabaret.

Kabarz (Cabarz), Dorf und besuchte Sommerfrische im Herzogtum Gotha, Landratsamt Waltershausen, 450 m ü. M., am Ausgang des Lauchagrundes aus dem Thüringer Wald und am Fuße des Inselsbergs, hat eine evang. Kirche und (1900) 1103 Einw.

Kabayama, Sukenori, Graf, japan. Staatsmann, geb. 1837 in Kagoshima (Satsuma), trat ins Heer, zeichnete sich in den Kämpfen, die zur Wiederherstellung der kaiserlichen Macht 1868 führten, aus, nahm 1874 an dem Feldzuge gegen die räuberischen Botangstämme auf Formosa teil und leitete 1877 die Belagerung von Kumamoto im Kampfe gegen die aufrührerischen Samurai von Satsuma. 1890 übernahm er an Stelle Y. Saigôs das Marineministerium, das er bis zum Juli 1892 leitete. In der Seeschlacht vor der Mündung des Yalustusses bewies er Heldenmut an Bord des ungeschützten Kreuzers Saikyo Maru. Seitdem wurde er zweimal zur Leitung etwas lax gewordener Zivilverwaltungen berufen: vom September 1896 bis Dezember 1897 war er Minister des Innern und von November 1898 bis Oktober 1900 Unterrichtsminister.

Kabbăla (hebr., »Überlieferung«, »empfangene Lehre«), in der talmudischen Zeit die neben dem schriftlichen Gesetz der Juden hergehende Tradition, die halachische Überlieferung, das mündliche Gesetz, dann auch die Gesamtheit der prophetischen Schriften der Bibel. Jetzt versteht man unter K. die mystische Religionsphilosophie des jüdischen Mittelalters, die aus der ältern Geheimlehre hervorging und sich vom 13. Jahrh. n. Chr. an zu einem eignen System ausbildete. Letztere, aus dem Streben, die tiefsten Fragen über Gott und Welt zu lösen, entstanden, vereinigt Elemente der jüdisch-hellenistischen Geistesrichtung und der orientalischen Emanationslehre. In phantastischen Bildern und Ausdrücken wurden früh schon metaphysische Betrachtungen (über Gott, sein Wesen und Wirken, seinen Thron und Hofstaat [Maasse merkaba]) und physische (über Welt und Schöpfung [Maasse bereschit]) angestellt; aber diese Lehre, die leicht gefährlich werden konnte, ward geheimgehalten. Sie drang ein in die Schriften jüdischer Gelehrten und machte sich in einer Reihe selbständiger Werke geltend, deren Verfasser sich nicht nennen, aber zur Erhöhung des Wertes ihrer Schriften irgend einen großen Gelehrten als Autor vorschieben. So war es bereits mit den ältern kabbalistischen Büchern, Jezirah (s. d.), Rasiel, Bahir, geschehen, und so geschah es auch mit dem Buch Sohar (s. d.), dem Hauptwerk der K. Wie in diesem Buch, so zeigt sich die K. überhaupt als eine religionsphilosophische Exegese, die in haggadischer Form mit Buchstaben- und Zahlenspielerei und neben den Erörterungen natürlicher und übernatürlicher Fragen auch mit Moral und mit den jüdischen Legenden, Allegorien und Sentenzen sich beschäftigt. Nach der Kulturepoche der jüdischen Literatur des Mittelalters (15.—16. Jahrh.) verflachte sich, zuerst in Palästina (s. Sabbatäer) und Italien, das literarische Leben im Studium der K., die dann in Deutschland und bis auf unsre Zeit in Polen (s. Chassidim) begeisterte Anhänger fand. Die Theorien der K. suchte man auch praktisch zu verwerten und glaubte durch Amulette, Aussprechen und Schreiben gewisser Wörter, der Gottesnamen und Bibelstellen Wundertaten verrichten zu können. Auch Christen, durch den Scholastiker Raimund Lullus (geb. 1253) auf die K. hingewiesen, wie Papst Sixtus IV., Johannes Pico von Mirandola, Reuchlin, Agrippa von Nettesheim, Knorr v. Rosenroth u. a., machten sie zum Gegenstand der Forschung. Vgl. Bloch, Geschichte der Entwickelung der K. (Trier 1894); Artikel »Cabala« in »The Jewish Encyclopedia«, Bd. 3 (New York 1902), wo die gesamte Literatur verzeichnet ist, und E. Bischoff, Die Kabbalah, Einführung in die jüdische Mystik und Geheimwissenschaft (Leipz. 1903). Die kabbalistischen Schriftsteller s. Jüdische Literatur, S. 346 f. — K. heißt auch die dem Schächter (Schochet) nach abgelegter Prüfung von dem Rabbiner erteilte Befugnis zum Schächten (Schlachten des Viehes nach jüdischer Vorschrift).

Kabbalist, Kenner oder Ausüber der sogen. praktischen Kabbala (Kabbalistik), s. Kabbala.

Kabbelung, die Kräuselung der See, die wohl meistens durch den Zusammenstoß verschiedener Strömungen entsteht und sich gewöhnlich durch eine besonders unregelmäßige, wirr durcheinander laufende Wellenbewegung auszeichnet. Die bei stillem Wetter im offenen Ozean nicht selten anzutreffende K. (engl. tide-rips) ist eine oft beschriebene, jedoch noch nicht völlig genügend erklärte Erscheinung. Die glatte Wasseroberfläche sieht man von einem zu kleinen Wellen aufgeregten Fleck unterbrochen; man erwartet beim Passieren desselben einen Windstoß als Ursache dieser Störung, aber man hört nur das Rauschen der kurzen Wellen, ohne einen Luftzug zu verspüren. In Meeresstraßen, z. B. den hinterindischen, sind Kabbelungen oft so heftig, daß die Schiffe aus dem Steuer laufen; gleichwohl sind besonders starke Strömungen in Verbindung mit Kabbelungen selten konstatiert worden.

Kabbes, soviel wie Weißkraut, s. Kohl.

Kabebe, ehemalige Hauptstadt der Staaten des Muata Jamwo im westlichen Zentralafrika, unter 8° 54′ südl. Br. und 23° 7′ östl. L., war früher eine schöne Stadt mit breiten Straßen und großen Märkten, bewohnt von 50,000 Menschen, die schöngefärbte Baumwollenstoffe, Matten und gefällige Elfenbein- und Kupferwaren herstellten. Nach Verlegung der Residenz in das nahe Mussumba verfiel K., so daß Pogge 1875 nur noch wenige Hütten mit 150—200 Bewohnern fand.

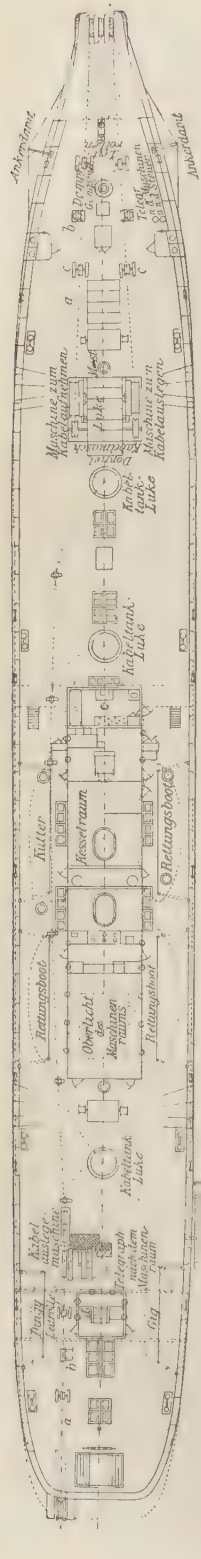
Kabel als Längenmaß, s. Kabellänge.

Kabel, das stärkste Schiffstau, zum Ankern, zum Schleppen sowie zur Befestigung und zum Verholen der Schiffe im Hafen (vgl. Tauwerk). Neben den gewöhnlichen Kabeln aus Hanf finden auch für seemännische und viele andre Zwecke K. aus Eisen-, Stahldraht ꝛc. Verwendung (s. Drahtseile).

Kabel (hierzu Tafel »Kabellegung I u. II«), mit Isolierstoff und Bewehrung umgebene Leiter der Elektrizität, die unterirdisch oder unter Wasser (vereinzelt als Luftkabel oder wetterbeständige K. auch oberirdisch) geführt werden sollen. Sömmering in München benutzte schon 1809 mit Schellack überzogene Drähte unter Wasser, Jacobi in Petersburg 1842 umsponnenen und gewachsten Draht in unterirdisch verlegten gläsernen Röhren. Diese und weitere Versuche in Amerika und England, den Draht durch Umspinnen mit Baumwolle und durch Firnissen zu isolieren und die Isolation durch Einschließen in Bleiröhren zu sichern, blieben erfolglos; eine ähnliche Art der Isolation ist erst neuerdings durch Einführung der Luftraumisolation (s. Fernsprecher, S. 445) gelungen. Seit 1846 wurde die 1843 in Europa bekannt gewordene Guttapercha auf Vorschlag von Werner Siemens, der auch die Maschine zum Umpressen des Drahtes mit Guttapercha angab, als geeignetstes Iso-

lationsmittel benutzt. Das erste preußische Guttaperchakabel (1847) Berlin–Großbeeren wurde zwar bald unbrauchbar, da der der Guttapercha zugesetzte Schwefel durch Bildung von Schwefelkupfer die Isolationsfähigkeit aufhob; auch das erste, 1850 von Jakob Brett versenkte Guttaperchakabel Dover–Calais war nicht betriebsfähig; das zweite K. auf derselben Strecke wurde jedoch vorbildlich für alle weitern K.: es hatte vier Adern, jede Ader einen mit Guttapercha isolierten Kupferdraht, die Adern waren umeinander gedrillt, die Zwischenräume mit Hanffäden ausgefüllt und das Ganze mit zehn Eisendrähten in langen Windungen als Bewehrung umsponnen. In Deutschland haben die Erdkabel (s. Elektrische Leitung, S. 633, Fig. 11) ausgedehnte Verwendung gefunden. Von 1877—81 wurde für 30 Mill. Mk. ein großes unterirdisches Telegraphennetz hergestellt, das sich seit 1889, bez. 1890 auch auf Württemberg, bez. Bayern erstreckt und 90 Städte durch 5960 km meist siebenadriges Erdkabel mit 40,329 km Kupferleitung verbindet. Frankreich besitzt ein ähnliches Netz, in England ist ein solches (1905) im Bau begriffen. Die K. haben als unterseeische Telegraphenkabel im Weltverkehr nicht nur für den Austausch von Handels-, Zeitungs- und persönlichen Telegrammen eine hohe Bedeutung erlangt, sondern sind in ihrer Eigenschaft als Mittel zur Landesverteidigung und zur Erteilung von Befehlen an die Flotte, namentlich im Kriegsfall, auch Gegenstand der Staatspolitik geworden. Das unterseeische Kabelnetz (s. die »Karte des Welttelegraphennetzes« beim Art. »Telegraph«) ist im wesentlichen das Werk Englands, das durch seine Handelsbeziehungen und insulare Lage schon frühzeitig dazu gedrängt wurde, die Teile seines großen Kolonialreichs durch K. zu verbinden, während andre Staaten erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrh. die Wichtigkeit unmittelbarer eigner Unterseekabel erkannten. Man unterscheidet Staats- und Privatkabel. Das bedeutendste Staatskabel der Neuzeit ist das 1902 im Stillen Ozean von der großbritannischen Regierung in Gemeinschaft mit Kanada und dem australischen Staatenbunde gelegte K.: Bamfield Creek (Vancouver)–Insel Fanning–Suva (Fidschi)–Insel Norfolk mit Abzweigungen nach Southport (Queensland) und nach Doubtleß Bay (Neu-Seeland, Gesamtlänge 14,516 km), das von einer besondern Behörde, dem Pacific Cable Board, verwaltet wird. Die längste, nicht durch Stationen unterbrochene Kabelstrecke befindet sich zwischen Vancouver u. Fanning (6404 km). Fast gleichzeitig (1902/03) hat die amerikanische Commercial Pacific Cable Company ein Privatkabel (14,519 km): San Francisco–Honolulu–Insel Midway–Insel Guam (Marianen)–Manila hergestellt, dessen längste ununterbrochene Strecke zwischen Midway und Guam (4826 km) liegt.

Das Welttelegraphennetz ist in der Hauptsache auf Grund staatlicher Konzessionen von Privatgesellschaften hergestellt, in deren Händen auch der Betrieb und die Verwaltung ruht. Das Landungsrecht müssen die Gesellschaften erst von den beteiligten Staaten erwerben, dagegen kann jeder Staat zwischen seinen an der Küste belegenen Besitzungen ohne weiteres K. legen. Die englische Regierung besitzt auf Grund der den Kabelgesellschaften auferlegten Konzessionsbedingungen eine Art Welttelegraphenmonopol: die Gesellschaftskabel dürfen nirgends von nichtenglischen Beamten bedient, in keine Telegraphenanstalt einer fremden Regierung eingeführt oder der Kontrolle einer solchen unterworfen und müssen im Kriegsfalle durch die von der Regierung bestimmten Beamten bedient werden. Auch der Kabelschutzkonvention (s. d.) gegenüber hat sich England für den Kriegsfall freie Hand behalten, wie die ganze Frage des Kabelschutzes im Kriegsfalle noch eine offene ist (Verhandlungen der Haager Friedenskonferenz 1899). Gewöhnlich verlangt der Staat die Beförderung der Regierungstelegramme zu halben Preisen, gewährt jedoch aus militär- und handelspolitischen Interessen Staatsbeihilfen. Letztere werden auch in der Form der Gewährleistung einer Mindesteinnahme (standard revenue) gegeben. Dies geschah z. B. 1903, als die Herabsetzung der Tarife für Indien, China, Australien und Südafrika durch die Gewährleistung einer Mindesteinnahme seitens der englischen, bez. der Kolonialregierung aus dem Betriebe bestimmter Strecken ermöglicht wurde. Staatsbeihilfen können vielfach nicht entbehrt werden, da die Rentabilität der Seekabel wegen der scharfen Konkurrenz fraglich ist. Das Deutsche Reich zahlt an die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft für die beiden K. nach Amerika mit gewissen Einschränkungen jährlich eine feste Vergütung von 1,710,000 Mk. Dagegen sind für das amerikanische Pacifickabel keinerlei Staatsbeihilfen, sondern nur besonders günstige Landungsbedingungen gewährt worden. Die Bewegung, die am Ende des 19. Jahrh. zugunsten der Schaffung von Staatskabeln einsetzte, hat nachgelassen, nachdem erkannt worden ist, daß die Tarife der Privatgesellschaften durchaus nicht übertrieben hoch sind, und daß der Staatsbetrieb billigere Tarife nicht stellen kann, wohl aber mit erheblichen Verlusten für die Staatskasse verbunden wäre. Zu beträchtlichen Tarifermäßigungen gab die Inbetriebnahme der beiden Pacifickabel Veranlassung. Da die europäische Korrespondenz nach China und Australien, statt über die Linien der Eastern und Eastern Extension Australasia and China Telegraph Company, über Nordamerika und die Pacifickabel einen billigern Weg fand, so blieb den genannten Gesellschaften nur übrig, ihre Tarife herabzusetzen. Im Verkehr über die Easternlinien machte sich die schon oft beobachtete, aber immer wieder bestrittene Tatsache geltend, daß die von der Herabsetzung erhoffte Verkehrssteigerung nicht so groß war, um den Ausfall zu decken. Als der Tarif für Australien 1901 von 4 s auf 3 s 6 d für das Wort ermäßigt wurde, gelangten 1901 noch nicht 60,000 bezahlte Wörter mehr (1,912,000 gegen 1,866,000 Wörter im J. 1900) zur Beförderung, und als die Gebühr 1902 auf 3 s, die Taxe des Pacifickabels, sank, wurden nur 51,000 Wörter mehr befördert. Zum Vergleich sei erwähnt, daß das deutsch-atlantische K. 1901: 2,800,000 Wörter in beiden Richtungen beförderte; seitdem ist eine Steigerung eingetreten. Durch K. überhaupt wurden 1902 über 400 Mill. Telegramme, über die kurzen Seekabel zwischen England und dem europäischen Kontinent allein 6 Mill. Telegramme gewechselt. Hinsichtlich des englischen Pacifickabels beträgt der Zins- ꝛc. Verlust wegen des geringen Tarifs (3 s) in den ersten Jahren jährlich gegen 100,000 Pfd. Sterl. (vgl. das Blaubuch des International-Departemental Committee on Cable Communications vom Juni 1902). Auch die Große Nordische Telegraphengesellschaft rechnet schon jetzt auf erhebliche Verluste im Verkehr mit China und Japan. Um sich die Zuführung der Telegramme (Kabelgramme) für ihre Kabellinien zu sichern, unterhalten die Gesellschaften in den Hauptstädten mit starkem überseeischen Verkehr Agenturen, die auf die Anwendung des für ihre Kabellinie



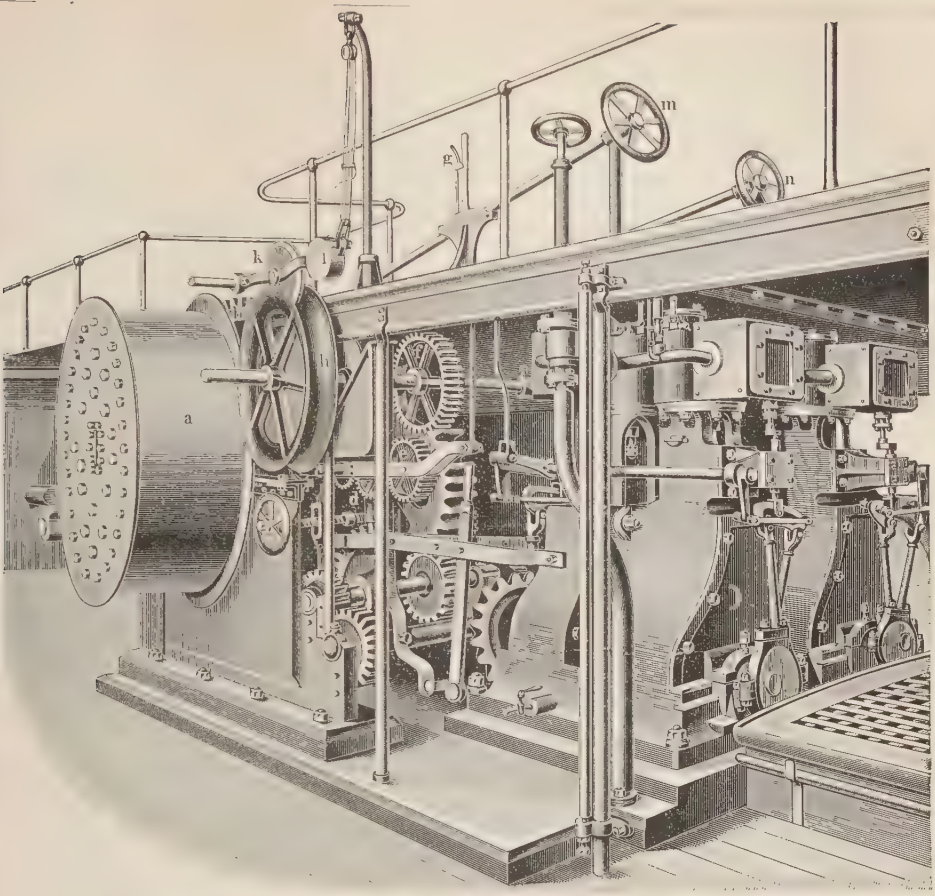
Decksplan des Kabeldampfers von Podbielski. a Kabelführung, b Dynamometer, c Leitrolle, d Stahlhaus.

gültigen Leit- (Via-) vermerks aufmerksam machen. Telegramme, die über das deutsch-atlantische K. befördert werden sollen, erhalten den gebührenfreien Leitvermerk »via Emden–Azoren«. Über die Leitwege und Gebühren erteilen die Reichspostanstalten und im Ausland auch die Gesellschaftsagenturen auf Grund des Internationalen Telegraphentarifs Auskunft.

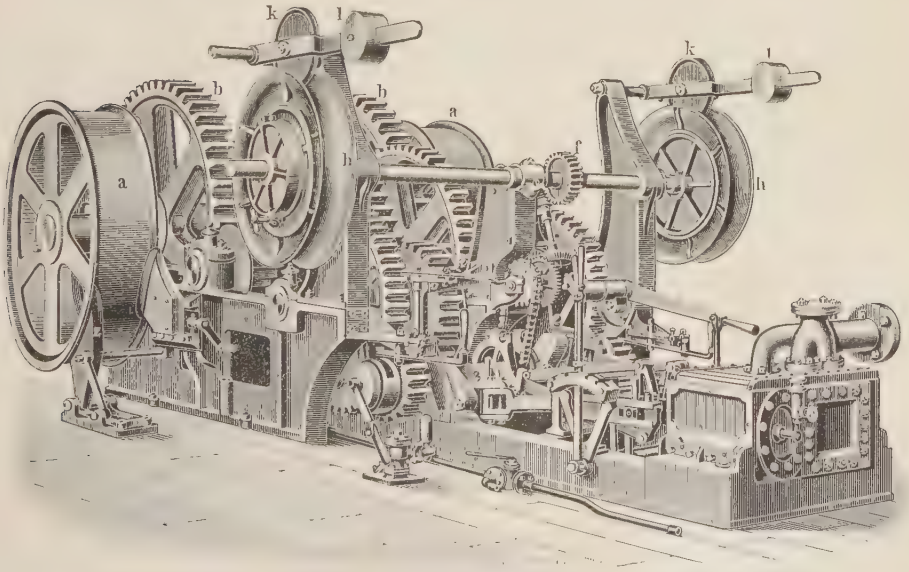
Zur **Legung und Unterhaltung** der Seekabel dient eine **Kabelflotte** von 52 Schiffen, darunter 37 englische, 4 französische und 2 deutsche, mit einer Ladefähigkeit von zusammen 105,169 Ton. Das größte Kabelschiff Colonia von 11,000 T. gehört der englischen Telegraph Construction and Maintenance Company; Stephan und Podbielski sind deutsche Kabeldampfer. Jedes längere Unterseekabel setzt sich aus Kabeln verschiedener Konstruktion zusammen. Man unterscheidet **Küstenkabel** (Tafel II, Fig. 1), die, weil sie durch die Bewegung des Wassers an Felsen leicht durchgescheuert werden können, eine besonders starke Bewehrung (Schutzdrähte) erhalten, ferner mit Rücksicht auf den Zug, den die K. beim Verlegen auszuhalten haben, schwere u. leichte **Tiefseekabel**, außerdem **Zwischenkabel** zur Verbindung der genannten Kabelarten. Auf dem Kabelschiff läuft das K. aus der englisch bellmouth genannten Kabeltankluke (Tafel II, Fig. 8; vgl. Textfigur des Decksplans) über das Spannungsregulierrad, die Trommel der Kabelmaschine, eine Leitrolle, das Dynamometer und eine weitere Leitrolle nach der gewöhnlich an der Backbordseite des Hecks befindlichen großen gußeisernen Auslegerolle. Mit Kabelmaschine wird die Gesamtheit der maschinellen Vorrichtungen zum Auslegen und Einholen des Kabels bezeichnet. So sehr auch die Kabelmaschinen der Kabelschiffe in Einzelheiten voneinander abweichen, so findet sich doch bei allen die schon auf den ersten Kabelschiffen verwendete stark gebremste Kabeltrommel wieder. Die in Fig. 1 der Tafel I dargestellte Kabelmaschine besteht aus zwei gleichartigen, symmetrisch liegenden und voneinander unabhängigen Triebwerken, deren jedes von einer umsteuerbaren, vertikal wirkenden und bis zu 150 Umdrehungen leistenden Dampfmaschine angetrieben wird; auch können beide Triebwerke und beide Maschinen beliebig gekuppelt werden. Da die Kabeltrommeln a (die zweite Trommel ist in der Figur nicht sichtbar) nur langsam, nach Bedarf mit etwa 12 oder 6 Umdrehungen in der Minute, laufen müssen, so werden die Umdrehungen der gekröpften Welle der Dampfmaschine durch ein die Umdrehungsgeschwindigkeit verminderndes Zahnräderwerk zunächst auf die Welle c übertragen, wobei die halbe oder volle Geschwindigkeit durch Einrückung der geeigneten Zahntriebe erzielt wird. Ein auf c sitzender Trieb greift unmittelbar in das auf der Kabeltrommelachse fest aufgebrachte Zahnrad (bei b sichtbar) ein. Die Kabeltrommel sitzt vor dem Rad b und hinter diesem das Hauptbremsrad von etwa 2 m Durchmesser. Um das Bremsrad liegt ein starkes, innen mit Holzklötzen besetztes Eisenband, das durch eine Schraubenvorrichtung nach Bedarf zur Erhöhung der Bremskraft angezogen werden kann, so daß sich die Bremsklötze dicht an den Rand des Bremsrades legen. Das Bremsrad läuft dauernd in einem Wasserbad, damit sich die Klötze nicht entzünden. Ein Trieb der Welle c setzt auch die Räder d und e in Bewegung; durch Umstellen des Hebels g kann Rad e mit Rad f in Eingriff gesetzt werden, so daß sich das Spannungsregulierrad h (englisch hauling-off pulley) mitdreht. Auf h sitzt das Reiterrad k mit der regulierbaren Hebelbelastung l. Das über h laufende K. wird von k in die Nute von h gedrückt und geht dann in etwa vier Schlägen um die Kabeltrommel a, wo es durch ein verstellbares Gleiteisen (z in Fig. 2 der Tafel I) immer in der gleichen Lage gehalten wird, damit es von der Trommel nicht abspringen kann. Beim Auslegen des Kabels muß die peripherische Geschwindigkeit von h kleiner sein als diejenige der Trommel, damit das K. in der Richtung nach den Tanks zurückgeschoben wird und glatt auf die Trommel läuft. Beim Aufhieven des Kabels aus See muß das Geschwindigkeitsverhältnis umgekehrt sein, damit das K. in der Richtung nach den Tanks vorgeschoben wird. Die Anlaßventile und Umsteuerungen der Dampfmaschine werden von der Brücke aus bedient, ebenso die Hauptbremsräder durch die Handräder m und n. Auf manchen Schiffen erfolgt die Regelung der Bremskraft des Hauptbremsrades durch ein dicht bei dem Dynamometer angebrachtes Handrad, das durch Ketten, Kettenräder und Hebel mit dem eisernen Bremsband in Verbindung steht (Fig. 9 der Tafel II). Sobald das Dynamometer einen zu hohen Druck anzeigt, wird das Bremsband sofort gelockert, damit das K. nicht zerreißt. Die Länge des abgelaufenen Kabels kann jederzeit an einem Zählwerk, das durch die Trommel betätigt wird, abgelesen werden, dabei kann auch unter Beachtung der verfließenden Zeit die Geschwindigkeit des Ablaufens bestimmt werden.

Das Dynamometer (Tafel II, Fig. 6) besteht aus einer Rolle a, die an einem in Führungsstangen c laufenden Block b befestigt und mit diesem in senk-

Kabellegung I.

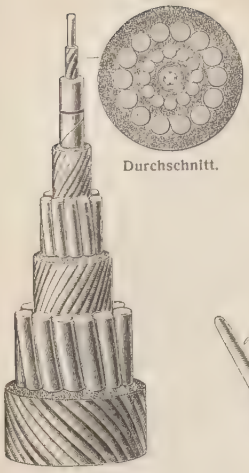


1. Kabelmaschine, angetrieben durch eine Dampfmaschine mit vertikalen Zylindern.

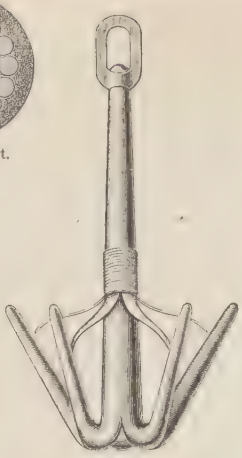


2. Kabelmaschine, angetrieben durch eine Dampfmaschine mit liegenden Zylindern.

Kabellegung II.



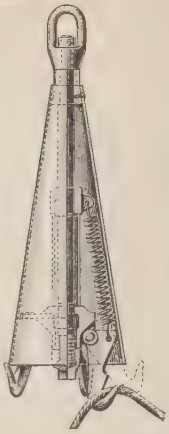
1. Küstenkabel.



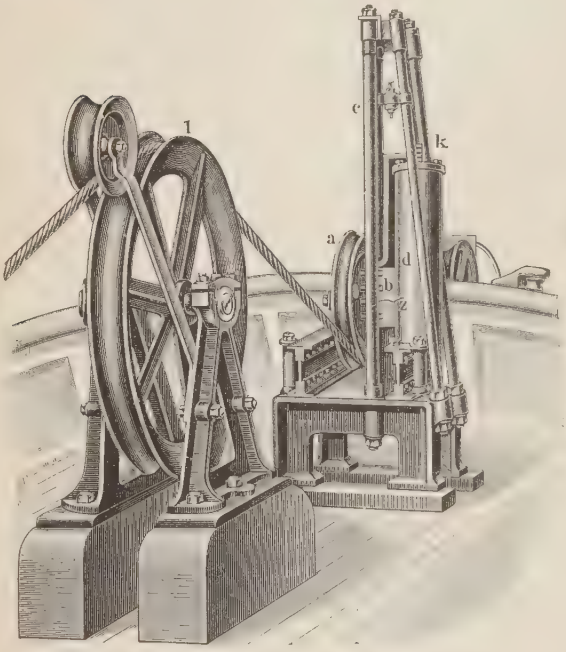
2. Suchanker.

3. Centipede (Hundertfuß) von Johnson u. Phillips.

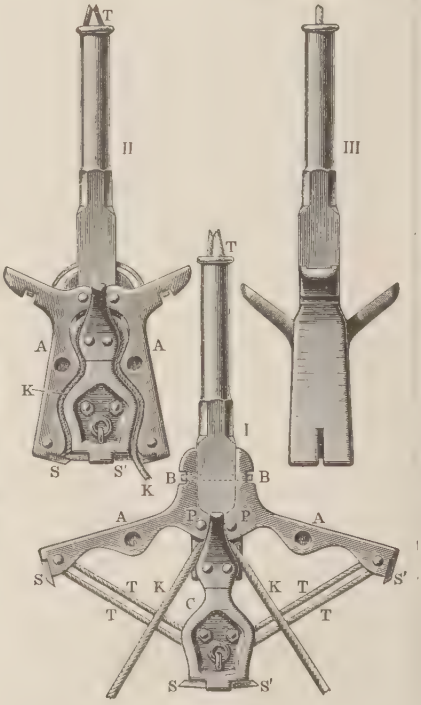
4. Felsenanker.



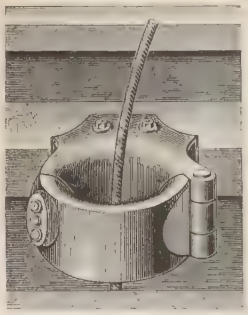
5. Felsenanker.



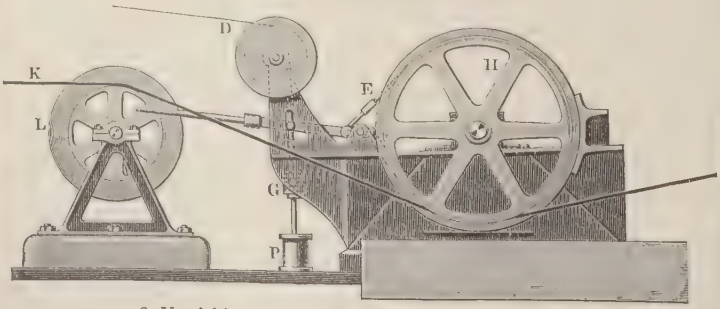
6. Kabel über Leitrolle und Dynamometer ablaufend.



7. Lucasanker.
I Offen, Kabel gefaßt. II Geschlossen, ein Kabelende abgeschnitten, das andre festgehalten. III Seitenansicht.



8. Bellmouth (Auslaß des Kabels aus den Tanks auf Deck).



9. Vorrichtung zur Bedienung der Hauptbremse.

rechter Richtung beweglich ist. Um den Hochgang der Rolle durch Bremsung ruhig zu gestalten, steht der Block b mit der Kolbenstange k eines mit Öl gefüllten Pumpenzylinders d in Verbindung. Zu beiden Seiten des Dynamometers befinden sich Leitrollen, z. B. l, von denen aus das K. im Winkel unter der Rolle a hindurchgeführt wird. Bei jedem auf das K. ausgeübten Zug steigt die Rolle a und mit ihr ein Zeiger z, der auf einer empirisch eingeteilten Skala die Zugstärke in Tonnen anzeigt. Das Einholen (Aufhieven) längerer Kabelstrecken erfolgt über die Führungsscheiben am Bug mittels besonderer Kabelmaschine. An Bord befinden sich, außer den Geräten zur Bestimmung der Meerestiefen und der Schiffsgeschwindigkeit, Markierbojen mit Licht- und Flaggensignalen, Such-, Greif- und Pilzanker, letztere zum Verankern von Bojen im offenen Meer, ferner Anker zum Durchschneiden von Kabeln auf dem Meeresgrund, Trossen, Ketten und kilometerlange Klaviersaitendrähte zur Bestimmung der »Lose« über tiefes Wasser. Die Lose ist die Kabelzugabe, die mehr erforderlich ist, als die vom Schiff durchfahrene Strecke beträgt, damit sich das K. den Unebenheiten des Meeresbodens anschmiegt. Die K. in den einzelnen Tanks werden durch Splissung kunstgerecht verbunden. Während der Fahrt wird das K. sowohl vom Bord als auch vom Prüfungszimmer des Schiffes aus ununterbrochen mittels Spiegelgalvanometers elektrisch auf Fehlerfreiheit untersucht. Ein derartiges Instrument dient gleichzeitig zur Verständigung mit dem Festland, ebenso der Rekorderapparat. Die Lage eines im K. aufgetretenen Fehlers wird durch elektrische Messungen von beiden Enden aus bestimmt. Gewöhnlich mißt man die Zahl der Ohm vom Ende bis zur Fehlerstelle und berechnet daraus, da der elektrische Widerstand einer Seemeile jeder Kabelsorte bekannt ist, die Entfernung bis zur Fehlerstelle. Zur Fehlerbestimmung dienen zahlreiche Methoden, z. B. von Kennelly, Kempe, Blavier, Murray, Mance, Willoughby Smith ꝛc. (vgl. Kempe, Handbook of electrical testing, 6. Aufl., Lond. 1900, und die Londoner Zeitschrift »The Electrician«). Interessant ist die Widerstandsbestimmung von Lumsden bei Berührung der Kupferader mit Seewasser. Legt man die Kupferader des Kabels längere Zeit an den Zinkpol einer starken Batterie, so wird das Kupfer an der Fehlerstelle infolge elektrolytischer Vorgänge rein und der Widerstand der Fehlerstelle sinkt. Erzeugt man nun durch einen Kupferstrom von 0,03 Ampere an der Fehlerstelle Kupferchlorid und mißt dann wieder mit Zinkstrom den fortwährend abnehmenden Widerstand in der Wheatstoneschen Brücke, wobei die Nadel des Galvanometers auf Null zu halten ist, so ist derjenige Widerstand der richtige, der ermittelt ist, unmittelbar bevor die Nadel infolge der auftretenden Polarisation plötzlich stark abweicht, da in diesem Augenblick das Kupfer reingewaschen ist. Eine der schwierigsten und langwierigsten Arbeiten ist das Aufsuchen und Aufhieven eines fehlerhaften Kabels mittels Suchankers. Das Schiff fährt senkrecht zur Kabelrichtung, indem es einen Suchanker an einem starken Drahtseil nachschleppt. Tafel II, Fig. 2, ist ein einfacher Suchanker mit vier Armen, Fig. 3 stellt den Johnson und Phillipsschen Centipede-Suchanker (Hundertfuß) mit auswechselbaren Armen, Fig. 4 u. 5 den Johnsonschen Felsenanker dar. Kommt ein Arm des letztern unter einen Felsen, so geht der Arm infolge des Drucks des Ankermantels auf den Felsen unter den Ankermantel zurück und befreit den Anker dadurch selbsttätig. Der Lucas-Patentschneidanker (Tafel II, Fig. 7) schneidet das K. auf dem Meeresgrund durch und bringt nur das gewünschte Kabelende hoch, das andre Ende bleibt auf dem Meeresgrunde. Die um P drehbaren Scherenarme A werden durch die Bolzen BB entgegen dem Zug der Stahlseile TT von den Ankerarmen C, deren einer in Fig. 7 I sichtbar ist, auseinander gehalten. Faßt der Arm C das K., so zerbrechen bei 4 Ton. Zug die Bolzen BB und die Schneiden S kappen das eine Kabelende (die Schneiden S^1 gehören zu dem entgegengesetzten Ankerarm); das K. ist festgeklemmt (Fig. 7 II) und kann hochgeholt werden. Welches Kabelende gekappt wird, hängt lediglich von der Richtung ab, in der das Schiff über das K. fährt. Die auf Tafel I, Fig. 2, dargestellte, von einer Dampfmaschine mit liegenden Zylindern angetriebene Kabelmaschine ist besonders stark gebaut und dient namentlich zum Aufnehmen schwerer Küstenkabel, an denen häufig noch Fremdkörper, wie Anker, Schiffsteile ꝛc., hängen. Die der Maschine in Fig. 1 entsprechenden Teile sind mit den gleichen Buchstaben bezeichnet.

Es gibt zurzeit (1905) 31 Kabelgesellschaften, darunter 2 deutsche und 20 englische, die zusammen 381 K. in einer Gesamtlänge von 346,964 km besitzen. In Staatshänden befinden sich 1622 K. von 65,066 km Länge. Die bedeutendsten Kabelgesellschaften sind: Eastern Telegraph Company (97 K. mit 73,526 km), Eastern Extension Australasia and China Telegraph Co. (36 K. mit 43,660 km), Western Telegraph Co. (27 K. mit 32,087 km), Compagnie Française des câbles télégraphiques (32 K. mit 22,413 km); die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft (2 K. nach Amerika) und die mit ihr seit 1905 vereinigte Deutsche See-Telegraphengesellschaft (Emden–Vigo) besitzen zusammen 17,721 km K. Die 1904 gegründete Deutsch-Niederländische Telegraphengesellschaft in Köln wird gegen eine Subvention der Regierungen von 1,900,000 Mk. zwischen Celebes und der Karolineninsel Jap und von da nach Schanghai sowie nach Guam (Pacifickabel) Unterseekabel legen. Der Wert des unterseeischen Weltkabelnetzes beträgt rund 1 Milliarde Mk. Vgl. Lenschau, Das Weltkabelnetz (Halle 1903); Baur, Das elektrische K. (Berl. 1903); Moll, Die Unterseekabel in Wort und Bild (Köln 1904); »Nomenclature des câbles formant le réseau sous-marin du globe« (Bern, Internationales Bureau der Telegraphenverwaltungen, 1903); Wilkinson, Submarine cable laying and repairing (Lond. 1896); Baines, Manual of submarine cable testing and working (2. Aufl., das. 1903); Charles Bright, Submarine Telegraphs (das. 1898), und Artikel »Kabelschutzkonvention«.

Kabelader, die Kupferdrähte eines elektrischen Kabels, s. Elektrische Leitung, S. 632.

Kabelar (Kabelaring), Kette, die früher auf Kriegsschiffen zum Ankerlichten diente.

Kabelbahnen, Straßenbahnen mit Betrieb durch ein unter der Straßenoberfläche liegendes, stetig umlaufendes Drahtseil ohne Ende. Das Seil ist an beiden Endpunkten der Bahn um Seilscheiben geschlungen, im übrigen durch kleine Leitrollen (von denen es sich abheben kann) unterstützt und geführt und wird von irgend einer Kraftmaschine in Umlauf gesetzt. Das Mitnehmen der Wagen geschieht durch Greifervorrichtungen, die vom Wagen aus durch einen schmalen, eisenumsäumten Schlitz des Straßenpflasters in die Höhlung zu dem Seil hinunterreichen und durch den Wagenführer jederzeit an das Seil festgeklemmt

oder davon gelöst werden können. K. sind zuerst in Nordamerika (San Francisco) ausgeführt und dann dort sehr verbreitet worden, insbes. vor Ausdehnung des elektrischen Straßenbahnbetriebes. Auch in England und Schottland (Edinburg) hat man sie an einzelnen Stellen angewendet, wo besonders starke Steigungen zu überwinden sind. Gegenwärtig sind sie durch den elektrischen Betrieb überholt.

Kabelgarn, s. Tauwerk.

Kabelgatt, Schiffsraum für Tauwerk.

Kabeljau (Kabliau, auch Bakeljau, holländ. und niederdeutsch), s. Schellfisch. Das Wort K. scheint ebenso wie Labberdan der Sprache der Basken entlehnt, die zuerst Kabeljaufang trieben.

Kabeljausche, politische Partei, s. Hoeksche.

Kabellänge, vor allgemeiner Einführung der Dampfschiffahrt die Länge der Ankertaue, zugleich ein Maß der Geschwindigkeit auf See, früher meistens = 120 Faden. Jetzt in Deutschland und Österreich der zehnte Teil einer Seemeile = 185,5, rund 185 m; in England (cable length) nicht amtlich 1/8 Sea mile = 231,87 und in Nordamerika 120 Fathoms = 219,46 m; in Frankreich (encâblure) neue = 200 m, alte = 195 m (100 Toises); in Dänemark 100 Favne = 188,312 m; in den Niederlanden (kabellengte) = 225 und alte 235,5 m; in Portugal (estadio) = 258 m; in Spanien (medida oder cable) = 200 m (120 Brazas).

Kabelplateau, s. Atlantischer Ozean (Tiefenverhältnisse), S. 45.

Kabelschlag, s. Tauwerk.

Kabelschutzkonvention, internationaler Vertrag, abgeschlossen in Paris 14. März 1884, um die Unterseekabel mit Rücksicht auf ihre eigenartige Natur (Kostspieligkeit der Herstellnng, Schwierigkeit der Instandsetzungsarbeiten, Gefährdung öffentlicher und privater Interessen bei Betriebsstörungen) gegen absichtliche oder fahrlässige Beschädigungen sowie die mit der Legung oder Ausbesserung von Kabeln beschäftigten Kabelschiffe gegen Behinderung oder Störung ihrer Arbeiten zu sichern. Zur Durchführung der Vertragsbestimmungen sind in den beteiligten Ländern die erforderlichen Gesetze erlassen worden. Das in Deutschland mit dem 1. Mai 1888 in Kraft getretene Gesetz vom 21. Nov. 1887 bedroht mit Strafe nicht nur diejenigen Beschädigungen der Kabel, welche die Benutzung derselben verhindern oder stören, sondern auch diejenigen Handlungen, die an sich geeignet sind, eine derartige Störung zu bewirken. Nur im Falle des sogen. Notstandes, d. h. wenn es sich um die Rettung des Lebens oder des Schiffes handelt, ist die Bestrafung ausgeschlossen. Die Bestrafung erfolgt durch die Gerichte desjenigen Landes, dem das Fahrzeug angehört, an dessen Bord die Zuwiderhandlung begangen ist. Weitere Bestimmungen regeln das Verhalten bei Legung neuer Kabel, bei Reparaturarbeiten ꝛc. und wie weit andre Fahrzeuge und Fischerboote sich von den Kabelschiffen entfernt zu halten haben. Die Eigentümer von Kabeln müssen Aufopferungen ersetzen, die Schiffer oder Fischer behufs Vermeidung der Beschädigung eines Kabels gemacht haben. Dem Vertrag sind beigetreten: Argentinien, Belgien, Brasilien, Costarica, Dänemark, Deutschland, Dominikanische Republik, Frankreich, Griechenland, Großbritannien nebst den meisten seiner Kolonien, Guatemala, Italien, Japan, Mexiko, Nicaragua, die Niederlande, Österreich-Ungarn, Portugal, Rumänien, Rußland, San Salvador, Schweden und Norwegen, Serbien, Spanien, Türkei, Uruguay und Vereinigte Staaten von Amerika. Leider ist durch das Gesetz die Freiheit des Handelns kriegführender Mächte nicht beschränkt worden. Vgl. Kraemer, Die unterseeischen Telegraphenkabel in Kriegszeiten (Leipz. 1903); Scholz, Krieg und Seekabel (Berl. 1904); Jouhannaud, Les câbles sousmarins, leur protection en temps de paix et en temps de guerre (Par. 1904).

Kabeltau, s. Tauwerk.

Kabeltelegraphie, s. Kabel und Telegraph.

Kabelverzierung, s. Schiffsstauverzierung.

Kabenau, Fluß im Kaiser Wilhelms-Land (Neuguinea), entspringt vermutlich in den Gladstonebergen, fließt mit zahlreichen Wasserfällen zwischen dem Finisterregebirge im N., dem Kräke- und Bismarckgebirge im S., östlich vom Konstantinhafen in die Astrolabebai. Der Fluß wurde 1887 durch Schneider, 1888 durch Zöller erforscht.

Kabes, Stadt in Tunis, soviel wie Gabes.

Kabhegy (spr. käb-hedj), Bergspitze im Bakonywald (s. d.).

Kabinda, Bezirk des Distrikts Kongo der portugiesisch-westafrikan. Kolonie Angola, nördlich vom Kongo, umschlossen von Französisch-Kongo, dem Kongostaat und dem Atlantischen Ozean, wurde Portugal durch die Kongokonferenz zugesprochen und der Umfang durch Verträge mit dem Kongostaat (1885 und 1891) und mit Frankreich (1886) bestimmt. Danach umfaßt K. mit Landana 460 qkm mit (1887) 8083 Einw., die sich selbst Bafiote nennen, von den Europäern aber gleichfalls K. genannt werden. Sie zeichnen sich durch Bildungsfähigkeit und Geschicklichkeit als Schmiede und Tischler aus und bauen namentlich treffliche Brandungsboote (Palhabotes). Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Lukola in die Kabindabai, hat einen vortrefflichen Hafen, besteht aus einer Gruppe von Dörfern und Faktoreien, zählt 8—10,000 Einw. und wird regelmäßig von englischen und den deutschen Woermann-Dampfern angelaufen.

Kabine (franz.), soviel wie Kajüte, Koje (Kammer); auch Badekarren in Seebädern.

Kabinett (franz. Cabinet), eigentlich Nebenzimmer, kleines Gemach; in fürstlichen Palästen das Wohnzimmer sowie auch das Zimmer, in dem der Fürst seine besondern Angelegenheiten zu besorgen pflegt, daher soviel wie Geschäftsexpedition des Staatsoberhauptes; auch Bezeichnung für Beamte, denen diejenigen Geschäfte überwiesen sind, und die diejenigen Sachen (Kabinettssachen) vorzutragen haben, die vom Fürsten unmittelbar erledigt werden; daher die Titel Kabinettsrat, Kabinettsminister, Kabinettssekretär. Kabinettsfrage heißt eine Frage, von deren Entscheidung es abhängt, ob Minister im Amt bleiben oder nicht, Kabinettsorder (Kabinettsbefehl) ein unmittelbarer Befehl des Fürsten. Das Kabinettsschreiben hat einen weniger förmlichen Charakter als das »Kanzleischreiben«. K. heißt auch die Staatsregierung in ihren Beziehungen zu auswärtigen Verhältnissen; in diesem Sinne spricht und sprach man von dem K. in St. James, dem K. der Tuilerien, dem K. von Petersburg, dem Berliner K. Ein vom Staatsoberhaupt ohne Rücksicht auf den Willen des Volkes, namentlich aus dynastischen Gründen begonnener Krieg wird Kabinettskrieg genannt. Geheimes K. heißt in manchen Staaten das höchste Landeskollegium oder das Kollegium der Geheimen Räte. K. nennt man ferner ein Zimmer oder eine Abteilung für besonders wertvolle Gegenstände der Künste oder Wissenschaften, die, als Kabinettstücke,

nicht allgemeinen Sammlungen einverleibt werden, also im Gegensatz zu Galerien, Sälen (Gemäldegalerie, Bibliothekſaal ꝛc.); hieraus erklären ſich Ausdrücke wie Kabinettwein, Kabinettausleſe ꝛc. Namentlich heißt K. ein Zimmer, in dem eine Münzſammlung aufbewahrt wird (Münzkabinett); dann ein Buch, in dem eine Münzſammlung verzeichnet und beſchrieben iſt. Schwarzes K., ſ. Cabinet noir.

Kabinettformat, Format für Photographien, etwas größer als das »Viſitenkartenformat«, etwa 16 cm hoch und 11 cm breit.

Kabinettkäfer, ſ. Speckkäfer.

Kabinettmalerei, ein Zweig der Glasmalerei für profane Zwecke, der ſich im 16. Jahrh. ausbildete; ſ. Glasmalerei, S. 6.

Kabinettsjuſtiz, die unmittelbare Einmiſchung des Regenten in einen bei den Gerichten anhängigen Rechtsſtreit. In Deutſchland iſt eine ſolche ſeit längerer Zeit ausgeſchloſſen; insbeſ. iſt ſie mit dem Gerichtsverfaſſungsgeſetz (§ 1 und 16) unverträglich. Die Deutſche Reichsverfaſſung gibt in Art. 77 für den Fall der K. das Recht der Beſchwerde an den Bundesrat (ſ. d., S. 602, und Rechtsverweigerung). In Öſterreich iſt die Unabhängigkeit der Richter durch das Staatsgrundgeſetz vom 21. Dez. 1867 gewährleiſtet.

Kabinettsminiſter, ſ. Kabinett.

Kabinettspoſtamt, ſ. Briefpoſtamt.

Kabinettſtück, ſ. Kabinett.

Kabira, Ort im alten Pontos, unweit des Lykos. Mithradates d. Gr., der auf der nahen Burg Känon ſeine Schätze verwahrte, verſchönerte ihn; Pompejus erhob ihn zur Stadt, die er Diopolis nannte; in der Kaiſerzeit hieß ſie Neocäſarea, woraus der heutige Name Niksar entſtand. Konzil daſelbſt 314.

Kabiren, Götter eines ſamt dem Worte (»die Großen, Mächtigen«) von den Phönikern entlehnten Geheimkultes der Griechen, urſprünglich als hilfreiche Seegötter auf den Inſeln Lemnos, Imbros und beſonders Samothrake, dann auch in der Troas, in Theſſalien und Böotien verehrt, urſprünglich wohl in der Zweiheit: ein älterer, nachmals mit Hephäſtos (ſ. d.) oder (in Böotien) mit Dionyſos (ſ. d.) identifiziert, und ein jüngerer, Kadmilos oder Kasmilos genannt und vielfach mit Hermes (ſ. d.) oder dem thebaniſchen Kadmos (ſ. d.) oder dem troiſchen Dardanos (ſ. d.) identifiziert. Als ihre Verehrung mit dem Kulte der Demeter und Kora oder der Rhea in enge Verbindung getreten war, erſcheint auch eine weibliche Kabirin (Kabiro) und als Namen der drei K.: Axieros, Axiokerſa und Axiokerſos. Später wurden ſie auch den Dioskuren (ſ. d.), von römiſchen Theologen der Trias der kapitoliniſchen Gottheiten oder den Penaten (ſ. d.) gleichgeſetzt. Tempel der K. ſind in Samothrake und in Theben in neueſter Zeit ausgegraben worden. Vgl. Preller-Robert, Griechiſche Mythologie, Bd. 1, S. 847 ff. (Berl. 1894); Roſcher, Ausführliches Lexikon der griechiſchen und römiſchen Mythologie, Bd. 2, S. 2522 ff. (Leipz. 1897).

Kabis (Kabbes), Weißkraut, ſ. Kohl.

Kabitai (Kapitay), afrikan. Landſchaft, ſ. Koba.

Kabliau, ſ. Kabeljau.

Kabola-Poljana, Bad in Ungarn, ſ. Gyerthánliget.

Kabomboideen (Cabomboideae), ſ. Nymphäaceen.

Kabotage (franz. cabotage, ſpr. -tāſch', v. ſpan. cabo, Kap, alſo eigentlich: das Fahren von Kap zu Kap; engl. Coasting trade), Küſtenſchiffahrt, insbeſ. Küſtenfrachtfahrt (ſ. d.).

Kabra, Stadt im Sudân, ſ. Kabara.

Kabri (Kabrit, Gabelbock), ſ. Antilopen, S. 578.

Kabriolett (franz. Diminutiv von cabriole, »Ziegenſprung«), leicht gebauter, zweiräderiger, einſpänniger, meiſt mit Verdeck verſehener Gabelwagen. Bei Poſtkutſchen heißt K. die vordere kleinere, meiſt nach vorn offene Abteilung mit nur einer Reihe Sitzen.

Kabul, Fluß im öſtlichen Afghaniſtan, entſpringt unter 34° 21′ nördl. Br., 2511 m ü. M. am Oſtabhang der Pagmankette bei dem Surch Sangpaß, fließt in öſtlicher Richtung, einen großen Bogen nach S. bildend, an der Stadt K. vorüber, wird durch zahlreiche Zuflüſſe (Logar, Pandjſchar, Aliſchang, Kunar, der im Lande ſelbſt als Hauptſtrom gilt, und Swat) verſtärkt, tritt nordöſtlich vom Chaiberpaß auf britiſches Gebiet und mündet, etwa 500 km lang, oberhalb Attok in den Indus. Das Gefäll iſt außerordentlich ſtark; bei Kabul liegt der K. 1917, bei Dſchelalabad 584 und bei Peſchawar 325 m ü. M. Von Dſchelalabad trägt er neben Flößen aus aufgeblaſenen Ziegenfellen auch Schiffe von 50 Ton.

Kabul, Hauptſtadt von Afghaniſtan, zugleich der gleichnamigen Provinz (Kabuliſtan), die in vier Kreiſen: Dſchelalabad, Ghaſni, K. und Kuram, 900,000 Einw. zählt, am mehrfach überbrückten Fluſſe K., 1760 m ü. M., am Weſtende einer weiten Ebene. Die Stadt beſteht aus der Zitadelle, dem Bala Hiſſar, einer Stadt für ſich mit dem Palaſte des Emirs (mit drei Türmen mit vergoldeten Kuppeln und großem Säulenſaal), Regierungsgebäuden, großen Gärten, einem Baſar, der unanſehnlichen alten Stadt, die durch Mauern mit Toren in verſchiedene Viertel geteilt iſt, und weiten Vorſtädten und hat etwa 60,000 Einw., darunter 12,000 Türken und Perſer, die Nadir Schah hierher führte, außerdem Armenier und Juden. Die ſtattliche Feſtung wird durch benachbarte Höhen beherrſcht, die Wälle der Stadt ſind längſt gefallen. Die gewerbliche Tätigkeit iſt unbedeutend, der Verkehr durch Kreuzung wichtiger Handelsſtraßen lebhaft entwickelt; die Baſare ziehen ſich faſt eine halbe Stunde hin. Der Handel mit Britiſch-Indien, durch hohe Zölle beeinträchtigt, nimmt ſtetig ab und betrug 1901 in der Ausfuhr (Obſt, Asa foetida, Ghi, Getreide, Pferde) 1,875,500, in der Einfuhr (Baumwollwaren, Indigo, Zucker, Tee) 2,990,510 Rupien. — K. iſt eine ſehr alte Stadt und ſchon durch den Zug Alexanders d. Gr. bekannt geworden. Baber, der hier begraben liegt, machte es 1505 zu ſeiner Hauptſtadt; doch hat die Stadt dieſen Rang erſt ſeit dem Ende des 18. Jahrh. endgültig behauptet. In den Kämpfen mit England hat K. wiederholt eine hervorragende Rolle geſpielt; bei der Eroberung durch die Engländer 1842 wurde faſt die ganze Stadt zerſtört; ein Erdbeben 14. Okt. 1874 vernichtete gegen 1000 Häuſer. 1879 und 1893 erzwangen die Engländer die Aufnahme eines britiſchen Reſidenten in K. (vgl. Afghaniſtan, S. 132), und Ende November 1904 brach eine britiſche Abordnung unter L. Dane, dem indiſchen Sekretär des Auswärtigen, nach K. auf, um Habib Ullah (ſ. d.), den neuen Emir, zur Wiederaufnahme des frühern Subſidienvertrags zu nötigen. Rußlands Bemühungen um Erlangung derſelben Vergünſtigung waren im Frühjahr 1900 und im Sommer 1902 mißlungen.

Kabüſe (Kabüſe, vgl. engl. caboose, »Schiffsküche«), enge, ärmliche Wohnung, ſchlechtes Zimmer.

Kabylen (arab. Qabail, »Stämme«, Mehrzahl von Kabil), ein zur hamitiſchen Familie gehöriges Volk berberiſcher Abſtammung in Algerien und Tunis,

dessen Zahl für ersteres auf 760,000 berechnet wird. Ursprünglich reine Berber, haben sie seit alters fremde, besonders arabische Beimischung erhalten. Sie sind mittelgroß, starknochig, von dunkelbrauner, ins Schmutziggelbe spielender Hautfarbe. Sie sind sämtlich Mohammedaner, seßhaft, gastfrei, halten fest an der Blutrache, wohnen in Dörfern, treiben Ackerbau (Spatenwirtschaft), mehr aber Viehzucht, sind geschickte Weber und Schwertfeger und bearbeiten die Eisen- und Bleibergwerke des Atlas. Man findet Wassermühlen, Teppichwirkereien und Töpfereien bei ihnen; besonders heimisch aber ist die Ölbereitung. Auch wandern jährlich Tausende als Lastträger und Arbeiter in die Städte, um nach Erwerb einer kleinen Summe in die Heimat zurückzukehren. Grammatiken jeder Sawia befinden sich eine Moschee oder Kubba (Kapelle), die sich über dem Grab eines heiligen Marabut erhebt, eine Schule und Wohnungen für Schüler und Gelehrte, Bettler und Reisende. Das von den K. Algeriens bewohnte Kabylien, der meist sehr gebirgige östliche Küstenstrich zwischen Wadi Isser und Wadi Kebir, zerfällt in Großkabylien, ein reichbewässertes, fruchtbares Bergland, das in Dreiecksgestalt zwischen den Küstenplätzen Dellis und Dschidschelli und dem Setif im S. sich ausdehnt und durch den Dschurdschura genannten Teil des Kleinen Atlas in zwei Hälften geteilt wird, und in Kleinkabylien, das östlich an das vorige grenzt und von Dschidschelli bis Philippeville reicht. Vgl. Hanoteau und Letourneux, La Kabylie et les coutumes kabyles (Algier 1873, 3 Bde.); Farine, Kabyles et Kroumirs (Par. 1881); Liorel, Races berbères. Kabylie du Jurjura (das. 1893); Ficheur, Description géologique de la Kabylie du Djurjura (Algier 1890); Charveriat, A travers la Kabylie et les questions kabyles (das. 1900); Wilkin, Among the Berbers of Algeria (Lond. 1900).

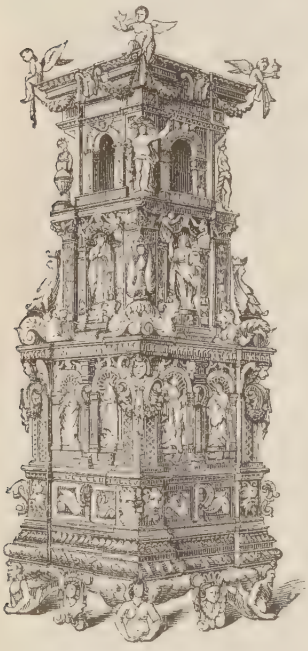


Fig. 1. Kachelofen von Adam Vogt (Rathaus in Augsburg).

Fig. 2 Gemalter Fayenceofen (Zürich).

Kachéktik, s. Kachexie.

Kacheln, viereckige glasierte Platten aus gebranntem Ton, aus denen die Kachelöfen (s. Zimmeröfen) zusammengesetzt werden. Jede Kachel besteht aus dem Blatt u. einem aufstehenden Rand, der Zarge. Man bildet K., indem man aus einem Tonklotz mit Hilfe eines Drahtes Platten schneidet, die Zarge auf der Scheibe als Ring dreht, dann ins Viereck biegt und auf die Platte klebt. Besser und schneller werden die K. aber im ganzen aus dicken Tonplatten gepreßt, wobei die flache Außenseite der K. durch eine ebene Preßplatte, die innere Vertiefung durch einen Preßkern oder Stempel und die Aushöhlung der äußern Randfläche durch einen am Scharnier zu öffnenden Rahmen gebildet wird. Die Zargen geben den K. mehr Festigkeit beim Aufstellen und gestatten, die Öfen inwendig stark mit Lehm zu überziehen. Die gebrannten K. werden oft auf einer eisernen Platte mit Sand abgeschliffen und dann glasiert. Die weiße Glasur besteht aus Mennige, Zinnasche, Quarzsand, Ton, kohlensaurem Kalk, kohlensaurer Magnesia und Soda. K. ohne Glasur nennt man Biskuitkacheln, die glasierten Schmelzkacheln. K. zur Herstellung von Kachelöfen wurden schon im 9. Jahrh. gefertigt, um welche Zeit sich bereits in St. Gallen Kachelöfen befanden. Seit dem 13. und 14. Jahrh. wurden letztere überall in Mittel- und Süddeutschland, besonders in Nürnberg und der Schweiz, fabriziert. Die ältesten, mit figürlichen, ornamentalen und Wappenreliefs verzierten Ofenkacheln aus gebranntem und glasiertem Ton gehören der gotischen Zeit, dem 14. und 15. Jahrh., an. Heilige und profane Figuren, Darstellungen aus der heiligen

ihrer zu dem hamitischen Sprachstamm gehörigen Sprache lieferten Hanoteau (Algier 1858), Basset (Par. 1887), Belkassem (das. 1887), ein »Dictionnaire français-kabyle« Huyghe (Mecheln 1903). Proben ihrer Volkspoesie veröffentlichten Hanoteau (Algier 1867), Rivière (Par. 1883), Basset (in den »Bulletins de correspondance africaine«, Algier 1885), Rinn (in der »Revue Africaine«, Par. 1887) u. a. Unter den verschiedenen Stämmen der K. besteht eine Art von traditionellem Bündnis (Soff), das in Fällen gemeinsamer Gefahr ins Leben tritt. Ihre Verfassung ist rein demokratisch. Jeder Stamm (Artsch) teilt sich in so viel Bezirke (Charuba), wie er Täler oder Berge besetzt hält; der Amine ist der Anführer im Kriege, der Richter im Frieden. Die wahre Macht ruht in der Sawia, der von Marabuts gebildeten kirchlichen Gemeinde. Die Gesetzgebung geht von der Dschemma, der Gemeindeversammlung, aus. Die von der Sawia erhobenen Steuern dienen zur Speisung der Armen, den Zwecken der Gastfreundschaft und für den Unterhalt der den Marabuts übergebenen Kinder. In

Geschichte, Wappen und Allegorien bildeten schon frühzeitig den Schmuck der meist grün, seltener schwarz glasierten Ofenkacheln (s. Tafel »Keramik I«, Fig. 1 u. 16), der sich im Laufe der Renaissance zu einem den ganzen Ofen überziehenden Bilderzyklus erweiterte. Schon die Gotik hatte dem Kachelofen durch Scheidung in Auf- und Untersatz mit Gesims und Fuß eine architektonische Gliederung gegeben, die von der Renaissance nach antiken Architekturformen noch reicher ausgebildet wurde. In der Keramik des 16. und 17. Jahrh. spielte der Kachelofen eine hervorragende Rolle. Süddeutschland, Tirol und die Schweiz waren die Hauptfabrikationsorte glasierter Kachelöfen, die, oft durch Seiten- und Hintersitze erweitert, ein Hauptstück der Zimmerausstattung bildeten und von oben bis unten mit Figuren, Reliefs, Sprüchen und allerlei Zierat versehen wurden (s. Tafel »Ornamente III«, Fig. 27 u. 31). Reich an solchen Öfen sind das Germanische Museum und die Burg in Nürnberg, die Burg Trausnitz bei Landshut, das Rathaus in Augsburg (Fig. 1), das schweizerische Landesgewerbemuseum in Zürich und zahlreiche Privathäuser und Burgen in der Schweiz (Fig. 2) und in Tirol. Im 17. Jahrh. wurden glatte K. farbig und besonders blau auf weiß nach dem Vorbilde der holländischen Fayencemalerei dekoriert. Am längsten erhielt sich die Ofenfabrikation in künstlerischem Sinn in Winterthur, wo sie bis ins 18. Jahrh. hinein in Blüte stand. Sonst geriet mit dem Beginn des 18. Jahrh. die alte Kunst in Verfall, und es entwickelte sich der Rokoko-Ofen, z. T. mit reicher Vergoldung und Bemalung versehen, der im Anfang des 19. Jahrh. dem antik stilisierten Ofen weichen mußte, der durch Schinkel und seine Schüler eingeführt wurde und lange Zeit ausschließlich in der Mode blieb. Erst in neuerer Zeit sind neben dem weißen Kachelofen wieder Nachbildungen alter Kachelöfen in gotischen, Renaissance- und Rokokoformen verbreitet worden. Vgl. Bühler, Die Kachelöfen in Graubünden aus dem 16.—17. Jahrhundert (Zürich 1881); Roeper und Bösch, Sammlung von Öfen in allen Stilarten vom 16. bis Anfang des 19. Jahrh. (Münch. 1895); Hirth, Das deutsche Zimmer (4. Aufl., das. 1899, [2 Bde.).

Kachelöfen, s. Kacheln.

Kachelot, s. Pottwal.

Kachetien (Kacheti), Landschaft in Transkaukasien (s. Karte »Kaukasien«), am Oberlauf der Jora und des Alasan, jetzt der Ostteil des russ. Gouv. Tiflis (die Kreise Signach und Telaw) und der Sakatalische Bezirk. Sie besitzt schöne Eichenwälder und liefert Getreide, Tabak, Seide und berühmten Wein, jährlich 360,000 hl im Werte von 8 Mill. Rubel. Die Kachetiner gehören zu den Georgiern und gelten als die kriegerischsten derselben, meist gehören sie der grusinischen und der armenisch-gregorianischen Kirche an. Unter ihnen findet man deutsche Kolonien (Marienfeld, Petersdorf 2c.) mit zusammen 4200 Einw. Die Landschaft bildete ehemals das Kachetische Königreich mit der Hauptstadt Telaw, stand seit 790 n. Chr. unter einer eignen Dynastie, war 1105—1468 mit Karthli (s. Georgien) vereinigt, wurde dann von Bagratiden beherrscht; 1589 an Rußland gekommen, fiel sie bald darauf unter die Herrschaft Georgiens. 1798 wurde sie Rußland einverleibt. Die Erbgüter der georgischen Fürsten liegen meist in K. Vgl. Brosset, Histoire de la Géorgie, 2. Teil.

Kachexie (Kachéktik, griech., eigentl. Kakoexie, Gegensatz von Euexie), der »schlechte (Ernährungs-) Zustand« des Körpers, s. Auszehrung.

Kachieren (franz.), s. Kaschieren.

Kachonde (spr. katsch-, auch Cachondé, Pastilles du sérail), Kaumittel bes. im Orient aus Katechu, Zucker und Gewürz, soll Wohlgeruch des Atems bewirken.

Kachowka, Flecken im russ. Gouv. Taurien, Kreis Dnjeprowsk, links am Dnjepr, wichtig wegen seiner zwei Märkte im Mai und Oktober mit einer Warenzufuhr (Getreide, Wolle) im Werte von 4 Mill. Rubel, hat etwa 1200 Einw.

Kachu, soviel wie Katechu.

Kačić-Miošić (spr. -tschitsch-mioschitsch), Andrija, serbisch-kroat. Dichter, geb. 1690 zu Brist in Dalmatien, aus einem alten Geschlecht, gest. 1760 im Kloster Zaostrog, trat in den Franziskanerorden, vollendete seine theologischen und scholastisch-philosophischen Studien in Pest und wirkte dann als Professor im Kloster Makarsko und in Sebenico. Später war er als päpstlicher Legat in Dalmatien, in Bosnien und der Herzegowina tätig. K. genießt als Dichter eine große, bis heute anhaltende Popularität. Er hatte auf seinen Reisen ein lebhaftes Interesse an den nationalen Überlieferungen seiner Heimat gefaßt und dichtete im volkstümlichen Stil eine Reihe historischer Gesänge, in denen er die nationale Geschichte darstellte. Sie erschienen u. d. T.: »Razgovor ugodni naroda slovinskoga« (»Angenehmer Trost des slawischen Volkes«, Vened. 1756 u. ö.) und sind noch jetzt als »Pjesmarica« (»Liederbuch«, zuletzt Agram 1875) allgemein bekannt. Eine Biographie des Dichters enthält die Schrift »Vjenac uzdarja narodnoga Andr. K.« (»Kranz nationaler Dankbarkeit für K.«, Zara 1861).

Kács (spr. kätsch, Kács-Tapolcza), Badeort im ungar. Komitat Borsod, am Fuße des Bükkgebirges, mit einer indifferenten Therme von 23,5° und (1901) 596 magyarischen (römisch-kath.) Einwohnern.

Kadapa (Cuddapah), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (22,649 qkm mit 1891: 1,272,072 Einw.) in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, unfern des Pennarflusses, an der Bombay-Madras-Eisenbahn, Sitz einer evangelischen und einer katholischen Mission, hat Handel mit Baumwolle, groben Baumwollenzeugen und vortrefflichem Indigo und (1891) 17,379 Einw.

Kadarka, s. Weinstock.

Kadāver (lat.), toter Körper, Leichnam, besonders von (Haus-) Tieren. Über die technische Verwendung von tierischen Kadavern s. Abdecker u. Kasilldesinfektor. —Kadavergehorsam, s. Jesuiten, S. 240 u. 239.

Kadaveralkaloide, s. Leichenalkaloide.

Kadaverin, s. Pentamethylendiamin.

Kadaverös, leichenhaft.

Kaddig, s. Wacholder.

Kaddigöl (Kadeöl, Kranewettöl, Cadieöl, Oleum juniperi empyreumaticum), aus Wacholderzweigen und -holz, besonders von Juniperus oxycedrus in Südfrankreich, durch einen Schwelprozeß gewonnener Teer, ist dunkelbraun, etwas dickflüssig, riecht mild teerartig, nicht unangenehm, schmeckt aromatisch brennend, bitter, ist leichter als Wasser, in Alkohol unvollständig, in Äther leicht und vollständig löslich und enthält reichlich das Sesquiterpen Kadinen. Man benutzt K. gegen Hautkrankheiten, Gicht, Rheuma und als Wurmmittel auch in der Veterinärpraxis. Hebras flüssige Teerseife besteht aus 25 Proz. K. u. 25 Proz. schwarzer Seife, gelöst in 50 Proz. Alkohol.

Kaddisch (chald., »heilig«), ein schon im Talmud erwähnter, in der damals allgemein verständlichen chaldäischen Sprache abgefaßter Lobhymnus der jüdischen Liturgie, der erstens als Halb- (chazi K.) und

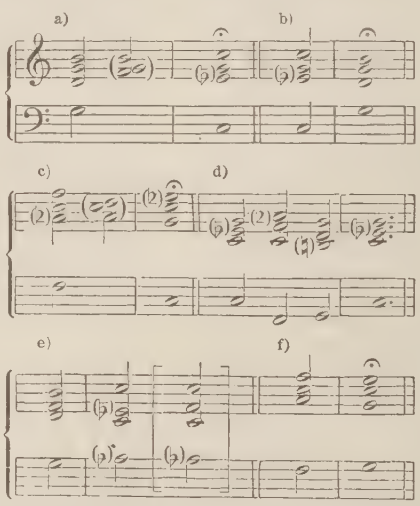
Ganzkaddisch (K. schalem) am Ende der verschiedenen Teile des Gottesdienstes, zweitens als K. der Gelehrten (Rabbonimkaddisch), eine Bitte für das Wohlergehen Israels und seiner Gelehrten enthaltend, am Schluß eines Lehrvertrags oder des Thorastudiums, drittens als Waisenkaddisch (K. jatôm) von den männlichen Waisen während der ersten elf Monate des Trauerjahres und an der Jahrzeit (s. d.), endlich viertens als K. der Verjüngung (K. d'itchadata) bei Begräbnissen gesprochen wird.

Kade, Otto, Musikhistoriker, geb. 6. Mai 1819 in Dresden, gest. 19. Juli 1900 in Doberan, war Schüler von Jul. Otto in Dresden und Johann Schneider in Dessau, lebte zuerst seit 1848 als Dirigent des von ihm begründeten Cäcilienvereins sowie später als Musikdirektor der Neustädter Kirche in Dresden, bis er 1860 als großherzoglicher Musikdirektor und Dirigent des Schloßchors nach Schwerin berufen wurde. 1884 verlieh ihm die Universität Leipzig den Doktortitel. K. gehört zu den tüchtigsten Arbeitern auf dem Gebiete der ältern Kirchenmusik. Er verfaßte Monographien über Matthäus Le Maistre (Mainz 1862), Heinrich Isaak, den »Lutherkodex vom J. 1530« (Dresd. 1873) u. a., redigierte den 5. Band von Ambros' Musikgeschichte (»Notenbeilagen«, Leipz. 1881; 2. Aufl. 1891), gab unter anderm eine Sammlung älterer Passionsmusiken (Gütersl. 1891—93, 4 Hefte) heraus und steuerte viele Beiträge zu den »Monatsheften für Musikgeschichte« bei. Als Komponist trat er nur mit liturgischen Werken hervor (Kantionale für den evangelischen Gottesdienst nach altgregorianischen Weisen; vierstimmiges Choralbuch für das Mecklenburgische Kirchengesangbuch u. a.).

Kadelburg, Gustav, Schauspieler und Lustspieldichter, geb. 26. Juli 1851 in Budapest, begann seine künstlerische Laufbahn in Leipzig und Halle und kam 1871 an das Wallnertheater in Berlin, wo er etwa zehn Jahre lang im Fache der Naturburschen und der Bonvivants wirkte. Nachdem er dann eine Zeitlang in Wien, Hamburg und Nordamerika tätig gewesen war, ging er an das Deutsche Theater in Berlin, dem er bis 1894 als Bonvivant und Charakterkomiker angehörte. Seitdem gastiert er. Er verfaßte die Lustspiele und Schwänke: »In Zivil« (Berl. 1893), »Der Hungerturm«, »Mauerblümchen«, »Zwei Wappen«, »Zum wohltätigen Zweck«, »Hans Huckebein«; ferner mit H. Wilken den Einakter »Migräne« (Mühlh. 1901), mit O. Blumenthal: »Großstadtluft«, »Orientreise«, »Das Theaterdorf«, das viel gespielte Stück »Im weißen Rößl« (Berl. 1898), dessen schwächere Fortsetzung »Als ich wiederkam« (das. 1902) und das witzig-drastische Stück »Der blinde Passagier«; mit F. v. Schönthan die gleichfalls mit Beifall aufgeführten Lustspiele: »Goldfische«, »Die berühmte Frau«, »Der Herr Senator« und »Zwei glückliche Tage« (zusammen erschienen als »Dramatische Werke«, Bd. 1 bis 4, Berl. 1899); endlich unter Mitwirkung von F. v. Zobeltitz: »Ein Familientag« (1904).

Kaden, Woldemar, Schriftsteller, geb. 9. Febr. 1838 in Dresden, widmete sich dem Lehrfach und wirkte nach einem einjährigen Aufenthalt in Paris 1867—73 als Direktor der deutschen Schule zu Neapel, wo er dann 1876—82 die Professur der deutschen Sprache und Literatur am philologischen Gymnasium bekleidete und noch gegenwärtig lebt. Seine Schriften schildern in munterer und ansprechender Weise Land und Leute Italiens. Es erschienen von ihm: »Wandertage in Italien« (Stuttg. 1874); »Durstige Tage« (das. 1874); »Italiens Wunderhorn« (Volkslieder, das. 1878); »Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens« (Berl. 1880); »Unter den Olivenbäumen«, süditalienische Volksmärchen (Leipz. 1880); »Italienische Gipsfiguren« (Oldenb. 1881, 3. Aufl. 1890); »Italien. Eine Sommerfahrt« (Glogau 1881); »Skizzen und Kulturbilder aus Italien« (Jena 1882, 2. Aufl. 1889); »Pompejanische Novellen« (Stuttg. 1882); »Nach dem Süden. Wanderungen durch die Schweiz und die Riviera« (mit F. Wernick, Leipz. 1882); »Die Insel Ischia« (Luzern 1883); »Die Riviera« (mit H. Nestel, illustriert, Stuttg. 1884 bis 1885); »Neue Welschlandbilder und Historien« (Leipz. 1885); »Sonnenbrut. Kopien realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellistik« (2. Aufl., Dresd. 1889); »Volkstümliches aus Süditalien« (Leipz. 1896); »Rotes Blut und andre Geschichten aus Süditalien« (Stuttg. 1898) u. a.; ferner: »Durchs Schweizerland« (Gera 1895). Außerdem schrieb er den Text zu dem Prachtwerk »Schweizerland« (Stuttg. 1877) und mehrere Reiseführer (Italien, Gotthardbahn, Riviera u. a.). Auch übersetzte er »Die Verlobten« von Manzoni (Stuttg. 1883) und Misasis »Kalabrische Novellen« (das. 1884) und gab Sagen der Quichua- und der Guarani-Indianer (1895) heraus.

Kadénz (ital. Cadenza), soviel wie Schlußfall (clausula), d. h. eine harmonische Wendung, die einen Ruhepunkt oder Abschluß bildet. Man unterscheidet die sogen. vollkommene K. (Ganzschluß), die Folge:



Dominante-Tonika (a), von der unvollkommenen K. oder dem Halbschluß (b); doch wird auch die Plagalkadenz, d. h. die Folge: Subdominante-Tonika (c), unvollkommene K. und die große K., die Folge: Subdominante-Dominante-Tonika (d), auch vollkommene genannt. Trugkadenz (Trugschluß) heißt die Wendung der Dominante nach einem andern Akkord als dem der Tonika (e). Aufgehaltene K. (Fermate) endlich ist in Konzerten mit Orchester, Sonaten ꝛc. ein Halt inmitten der K., meist auf dem Quartsextakkord der Tonika (f), dem ein mehr oder minder ausgesponnenes brillantes Passagenwerk folgt, in dem der Virtuos meist noch die größten Schwierigkeiten zu überwinden hat. In früherer Zeit schoben die Künstler in die »aufgehaltene K.« freie Improvisationen über Themen des gespielten Werkes ein. Beethoven zog es vor, dem Virtuosen auch vorzuschreiben, was er an dieser Stelle spielen solle, schrieb

zu seinen frühern Konzerten gesonderte »Kadenzen« (so nannte man nun auch diese Einschiebsel selbst) und fügte seinem Es dur-Konzert dieselben gleich von vornherein als organische Teile ein. In allen neuern Konzerten (schon bei Mendelssohn und Schumann) ist die K. integrierender Teil des Ganzen. Moscheles, Reinecke u. a. haben Kadenzen zu Beethovenschen und andern Konzerten herausgegeben. — K. (franz. cadence) heißt auch das Geschwindigkeitsmaß einer Marschbewegung im Gleichtritt, nach der Schrittzahl in der Minute. Vgl. Tempo.

Kadenzieren, in der Musik soviel wie eine Kadenz (s. d.) machen.

Kadeöl, s. Kaddigöl.

Kades (K. Barnea), Ort im äußersten Süden Palästinas, wo die Israeliten auf ihrer Wanderung nach Palästina zweimal verweilten, von wo Moses die Kundschafter aussandte, und wo Mirjam starb ꝛc.; heute Ain Kadis.

Kadesch (Kedesch, d. h. Heiligtum), 1) Hauptstadt der syrischen Cheta, von Thutmosis III. (s. d.) auf seinem sechsten asiatischen Feldzug erobert, nach den Ausgrabungen Gautiers der heutige, vom Orontes umflossene Tell Nebi Mindû oberhalb des künstlich gestauten Sees Kedes, der den alten Namen bewahrt hat. Auch Ramses II. (s. d.) erfocht bei K. einen großen Sieg über dieselben Cheta, dargestellt im Rameseum zu Theben und besungen von Pentaur. — 2) Ort im Gebirge Karmel in Palästina, heute wahrscheinlich Tell Abu Kudês, dessen Fürst an der Spitze eines syrisch-palästinensischen Heeres bei dem nahen Megiddo (heute el-Ledjûn) von Thutmosis III. besiegt wurde, wie dieser in einer Inschrift des großen Ammonstempels zu Karnak berichtet. Vgl. Breasted, The battle of Kadesh (Chicago 1903).

Kadett (franz. Cadet), in Frankreich früher Name der »jüngern Söhne« adliger Familien. Da Ludwig XIV. für diese besondere Kompanien errichtete, in denen sie als Freiwillige dienen konnten, bis sie das Offizierspatent erhielten, hieß jeder junge Edelmann, der in die Armee eintrat, Cadet. Jetzt werden die Zöglinge militärischer Erziehungsanstalten zur Heranbildung von Offiziersaspiranten für die Armee Kadetten (s. Kadettenhäuser) genannt. In Österreich-Ungarn heißen Kadetten die bei der Truppe befindlichen Offiziersaspiranten, die später zum Offizier befördert werden. Über die Kadetten der Marine s. Seekadett.

Kadettenhäuser (Kadettenanstalten), militärische Erziehungs- u. Unterrichtsanstalten, in denen junge Leute (Kadetten), besonders die Söhne verdienter Offiziere und Beamten, für die Offizierslaufbahn vorgebildet werden. Sie erhalten daselbst auf Kosten des Staates oder gegen jährliche Pension wissenschaftlichen Unterricht und militärische Ausbildung als direkte Vorbereitung für ihren spätern Beruf. Die Kadettenkorps sind französischen Ursprungs (s. Kadett), doch wurden in Frankreich die Kadettenanstalten in Militärschulen umgewandelt. In Deutschland errichtete der Große Kurfürst 1653 in Kolberg, später in Magdeburg und Berlin K., auch junge französische Refugiés wurden in die vier Kompanien eingestellt, die an Infanterieregimenter angeschlossen waren und an Feldzügen teilnahmen. 1701 bestanden nur zwei Kompanien, von denen eine den Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg beiwohnte; aus der andern bei der Garde zu Fuß in Berlin wurde die Kadettenakademie geschaffen, in der Söhne des inländischen Adels ihre Vorbildung erhielten. Friedrich Wilhelm I. vereinigte 1717 die Kompanien in Berlin, und Friedrich II. errichtete mehrere Voranstalten, von denen Kulm (jetzt Köslin) und Potsdam noch jetzt bestehen. Unter seinen Nachfolgern erhielten die K. bis 1878 eine solche Vermehrung, daß unter dem Kommando des Kadettenkorps (Berlin) die Hauptkadettenanstalt in Großlichterfelde bei Berlin und acht K., Voranstalten, zusammengefaßt wurden. Außer den beiden genannten sind dies Wahlstatt (1838), Bensberg (1840), Plön und Oranienstein (1868), Karlsruhe (1892), Naumburg a. S. (1900). Die Voranstalten umfassen die Klassen von Sexta bis Obertertia für Zöglinge von 10—15 Jahren, die Hauptanstalt die von Untersekunda bis Oberprima, sowie eine Selekta, event. auch eine Obertertia. Die Klassen bis Oberprima entsprechen etwa denen des Realgymnasiums, die Selekta dem Kriegsschulkursus. Die Aufnahme in die K. findet mit Allerhöchster Genehmigung statt, wie auch die Einstellung in das Heer durch Kabinettsorder erfolgt. Anwartschaft haben besonders die Söhne der vor dem Feinde gebliebenen, verwundeten aktiven Offiziere sowie diejenigen des Beurlaubtenstandes des Heeres und der Marine und der Gendarmerie; ebenso die der aktiven oder während der aktiven Dienstzeit verstorbenen Offiziere des Heeres ꝛc., ferner die Söhne pensionierter Offiziere des Friedens- und Beurlaubtenstandes des Heeres ꝛc. Außerdem die Söhne der vor dem Feind gebliebenen ꝛc. Unteroffiziere des Friedens- und Beurlaubtenstandes des Heeres und der Marine sowie die der 25 Jahre gutgedienten Unteroffiziere, endlich die von gut gedienten höhern Beamten und Zivilpersonen, die sich um den Staat besonders verdient gemacht haben. Es gibt Stellen mit vollem Erziehungsbeitrag, 800 Mk. für Söhne von Inländern (Angehörige des Deutschen Reiches), solche mit vermindertem Beitrag von 450, 300, 180 und 90 Mk. für Söhne von Angehörigen Preußens, Württembergs und derjenigen Staaten, deren Kontingente in preußischer Verwaltung stehen, sofern die Väter besondern Anspruch haben; im Falle besonderer Bedürftigkeit werden Freistellen gewährt; endlich Stellen mit erhöhtem Beitrag von 1500 Mk. für Söhne von Ausländern, falls sie für die Pflanzschule des Offizierkorps geeignet erscheinen. In Sachsen errichtete Johann Georg IV. 1692 eine Kadettenkompanie, die zugleich eine Art Leibwache bildete; aus ihr entstand 1725 das Kadettenhaus in Dresden. Bayern gründete 1857 eine Kadettenanstalt in München. Vgl. v. Scharfenort, Das königlich preußische Kadettenkorps 1859—1892 (Berl. 1892); »Aufnahmebestimmungen und Lehrplan des königlichen Kadettenkorps« (zuletzt Berl. 1904); »Einteilung, Aufnahmebestimmungen und Lehrplan des königlich sächsischen Kadettenkorps« (Dresd. 1900); Teicher, Das königlich bayrische Kadettenkorps (2. Aufl., Münch. 1900); »Bestimmungen über die Aufnahme von Zöglingen in das königlich bayrische Kadettenkorps« (das. 1897).

Österreich-Ungarn hat 19 Infanteriekadettenschulen (Wien [2], Budapest, Prag, Karlstadt, Königsfeld in Mähren, Lobzow bei Krakau, Hermannstadt, Triest, Liebenau bei Graz, Preßburg, Innsbruck, Temesvár, Marburg, Kamenitz bei Peterwardein, Kaschau, Lemberg, Fünfkirchen, Großwardein), eine Kavallerie- (Weißkirchen), zwei Artillerie- (Wien, Traiskirchen), eine Pionierkadettenschule (Hainburg). Schulgeld wird in verschiedenen Abstufungen gezahlt. Nach absolvierter Schule treten die »Zöglinge« als Kadetten mit Unteroffiziersrang oder als Kadett-

Offizierstellvertreter in die Armee. Vgl. »Aufnahmebedingungen für den Eintritt in die k. u. k. Kadettenschulen« (Wien 1903). In der Schweiz werden die Schüler der Bürgerschulen im Frühjahr und Herbst an mehreren Abenden jeder Woche von Offizieren und Exerziermeistern eingeübt (s. Jugendwehren). In Rußland bestehen 26 Kadettenkorps, davon 22 in Europa, 2 in Asien, 2 im Kaukasus, in Taschkent wird ein neues errichtet, und die Militärschule in Wolsk erhielt die gleiche Einrichtung. Die Militärschulen bereiten schlecht veranlagte Schüler für die (14) Junkerschulen vor, die den Zöglingen die für einen Frontoffizier notwendige Bildung erteilen. 1901 wurde die Ausbildung den Kriegsschulen nahegebracht, so daß die Mehrzahl der Schüler als Offiziere in das Heer treten. Das finnische Kadettenkorps ist eingegangen. Vgl. auch die Abschnitte über das Heerwesen bei den einzelnen Ländern.

Kadettenkorps, s. Kadettenhäuser.

Kâdi (arab. kâdi, in türkischen Ländern daneben die Aussprache Kasi), islamischer Richter. Da im Islam (s. d.) Recht und Religion eng verbunden sind, gehen die Kadis aus den Medresen (s. d.) hervor, wo sie ihre theologischen und juristischen Studien abzumachen haben. In der Türkei, wo der einem Kasa (s. d.) vorstehende K. den Titel Nâib (s. d.) führt, ist die Laufbahn der Kadis grundsätzlich geregelt, wenn auch Verbindungen mehr als Kenntnisse fördern und zahlreiche Richterstellen in den Händen Unfähiger sind. Die höchsten Richter in der Türkei sind die beiden Kasiasker (s. d.). Die Kadis unterstehen dem Scheich ul Islam (s. d.) und sind besoldet. In den andern islamischen Ländern haben die Kadis ihre Einkünfte aus frommen Stiftungen, Gerichtssporteln und Trinkgeldern. In Afghanistan und Turkistan hat der Oberrichter in den Städten den Titel Kâsi-i-Kalân. In Persien liegt die Rechtsprechung in den Händen der Mudschtehide (s. d.).

Kadiakinseln, Inselgruppe an der Südküste der Halbinsel Alaska (s. das Textkärtchen bei Artikel »Alaska« im 1. Bd.), von der sie durch die Schelikowstraße getrennt wird, unter 57° 47′ nördl. Br. und 152° 14′ westl. L., besteht aus der Hauptinsel Kadiak und den kleinen Inseln Afognak, Saltschidak, den Trinityinseln (Sitschunak und Tupidak) und Schusak, zusammen 10,000 qkm. Die Hauptinsel Kadiak hat 8975 qkm mit (1900) 1770 Einw., davon 1146 Weiße und 624 Eingeborne, meist Kaniagmut (Eskimo), die auf der z. T. bewaldeten und mit guten Häfen versehenen, aber für Ackerbau völlig ungeeigneten Insel Lachsfischerei und Jagd auf Pelztiere treiben. Der Hauptort, Kadiak oder St. Paul, an der Nordostküste der Insel, mit (1900) 341 Einw., war bis 1806 Hauptsitz der Russisch-Amerikanischen Gesellschaft; an der Nordküste liegt Karluk mit (1900) 470 Einw., eine der größten Lachsfischereien der Welt.

Kadikjöi (»Richterdorf«, das alte Chalkedon), neuer, regelmäßig gebauter Vorort von Konstantinopel (s. d.) auf der asiatischen Seite des Bosporus, südlich von Skutari, fast ausschließlich von Griechen und Europäern bewohnt, beliebter Sommeraufenthaltsort mit schönen Landhäusern und Gärten, griechischem Gymnasium, griechisch-katholischer und armenischer Kirche, armenischer Erziehungsanstalt, Jesuitenschule und Theater. Hier fand das Ökumenische Konzil von 451 n. Chr. statt.

Kadim (arab.), »neu«, häufig vor nordafrikanischen Ortsnamen.

Kadinen, Rittergut (Besitz des Kaisers Wilhelm II.) im preuß. Regbez. Danzig, Landkreis Elbing, in reizender Waldlandschaft am Nordwestfuß der Elbinger Höhe, in der Nähe des Frischen Haffs, hat eine Klosterruine, Majolikafabrikation, Dampfziegelei, Spiritusbrennerei, Molkerei und (1900) 280 Einw. Vgl. O. Anschütz, K. (Album mit Text, Berl. 1903).

Kadischi, gemeine arabische Pferde.

Kaditz, früher selbständiger Ort, 1903 in Dresden einverleibt.

Kadlubek, Wincenty, der erste namhafte poln. Geschichtschreiber, geb. um 1160 in Karwow unweit Opatow, gest. 1223, studierte vermutlich an italienischen oder französischen Hochschulen und ward Propst von Sandomir und 1208 Bischof von Krakau. Seit 1218 bis zu seinem Tode lebte er als Mönch im Cistercienserkloster zu Jedrzejów (Klein-Morimund) und ward von Clemens XIII. 1764 kanonisiert. Seine »Chronik von Posen«, die in vier Büchern bis 1206 reicht, ist lateinisch, und zwar die ersten drei Bücher in Form eines Dialogs zwischen zwei Bischöfen geschrieben, und wurde die Grundlage aller spätern Chroniken bis auf Dlugosz. Die erste Ausgabe von Felix Herburt (Dobromil 1612) wurde im 2. Bande des Geschichtswerkes von Dlugosz (s. d.) wieder abgedruckt; neuere Ausgaben besorgten Kownacki (Warsch. 1824) und Bielowski (Lemberg 1872). Vgl. Ossolinski, Vinzenz K. (deutsch von Linde, Warsch. 1822); Zeißberg, Vincentius K., Bischof von Krakau und seine Chronik Polens (Wien 1869).

Kadmeia, die uralte, der Sage nach von Kadmos (s. d.) auf der südwestlichen, 50 m relativen, 218 m absoluten hohen Spitze des das heutige Thiwä tragenden Hügels gegründete Akropolis der Stadt Theben in Böotien. Nach der Schlacht von Chäroneia (338) erhielt die K. eine mazedonische Besatzung. Auch später bei den Zerstörungen Thebens durch Alexander und Demetrius blieb die Burg bestehen; noch im Mittelalter (12.—14. Jahrh.), wo Theben eine neue Blüte als Fabrikstadt erlebte, war dort die Residenz fränkischer Großen.

Kadmilos, einer der Kabiren (s. d.).

Kadmium Cd, eins der weniger häufigen Metalle, findet sich mit Schwefel verbunden als Greenockit, besonders aber als Begleiter des Zinks in dessen Erzen. Schlesischer Galmei enthält bis 5 Proz. und mehr K., Galmei von Wiesloch über 2 Proz., Oberharzer Zinkblende 0,35—0,8 Proz., Blende von Pribram 1,8 Proz. ꝛc. Man gewinnt das K. als Nebenprodukt bei der Verhüttung der Zinkerze, aus schlesischem Zinkoxyd durch Destillation mit Kohlen, aus den metallischen Rückständen der Lithoponefabrikation, besonders aus dem braunen Zinkrauch, der zu Anfang der Zinkdestillation sich in den Vorlagen kondensiert und aus Zinkoxyd mit 30 Proz. Kadmiumoxyd besteht. Man erhitzt den Zinkrauch mit Kohle in zylindrischen gußeisernen Retorten und erhält schon bei Rotglut Kadmiumdämpfe, die sich in der Vorlage verdichten, während das Zinkoxyd bei dieser Temperatur noch keine Zinkdämpfe gibt. Durch wiederholte Destillation mit Kohle wird das K. rein erhalten. Man kann es auch aus seinen Salzen durch Zink fällen. Es ist zinnweiß, stark glänzend, weich, auch in der Kälte sehr geschmeidig, knirscht beim Biegen wie Zinn, läßt sich leicht walzen und zu Draht ziehen, spez. Gew. 8,6, Atomgewicht 112,4, schmilzt bei 320°, siedet bei 770°, destilliert fast so leicht wie Quecksilber, wird an der Luft matt und verbrennt beim Erhitzen zu braunem Oxyd, löst sich in verdünnter Salz- oder

Schwefelsäure und am leichtesten in Salpetersäure. Es ist zweiwertig und bildet mit Sauerstoff nur ein Oxyd CdO. Alle in Wasser und verdünnten Säuren löslichen Kadmiumverbindungen sind giftig. Das Sulfat $3CdSO_4 + 8H_2O$ bildet große farblose Kristalle und wird bei Behandlung von Augenkrankheiten benutzt. Borwolframsaures K. $2CdO.B_2O_3.9WO_3 + 18H_2O$ bildet gelbe tafelförmige und braungelbe prismatische Kristalle und schmilzt bei 75 bis 80° zu einer Flüssigkeit vom spez. Gew. 3,6—3,8. Eine Lösung von 9 Teilen Salz in 91 Teilen Wasser besitzt das spez. Gew. 3,34. Man benutzt die Lösung zur Trennung von Mineralien nach ihrem spezifischen Gewicht. Auch eignet sich das Salz zur Kälteerzeugung. K. wurde 1818 von Herrmann und Stromeyer entdeckt und dient zu Legierungen und Amalgam in der Zahntechnik; seine Salze benutzt man in der Photographie, Schwefelkadmium als gelben Farbstoff und in der Feuerwerkerei. K. wird nur in Schlesien, der Rheinprovinz und Belgien gewonnen. Die deutsche Produktion betrug 1890: 5067 kg, 1903: 16,565 kg. Vgl. Jensch, Das K. (Stuttg. 1898).

Kadmiumbromid (Bromkadmium) $CdBr_2$ erhält man beim Digerieren von Kadmium mit Brom und Wasser und beim Lösen von Kadmium oder Kadmiumoxyd in Bromwasserstoffsäure; es bildet farblose, verwitternde Kristalle mit 4 Molekülen Kristallwasser, löst sich in Wasser und Alkohol, ist schmelz- und sublimierbar u. wird in der Photographie benutzt.

Kadmiumchlorid (Chlorkadmium) $CdCl_2$ erhält man beim Lösen von Kadmium oder Kadmiumoxyd in Salzsäure; es bildet farblose, verwitternde Kristalle mit 2 Molekülen Kristallwasser, löst sich in Wasser und Alkohol und sublimiert nach dem Schmelzen in glänzenden Schuppen. Es wird in der Photographie benutzt.

Kadmiumgelb, **Kadmiumgrün** } s. Kadmiumsulfuret.

Kadmiumjodid (Jodkadmium) CdJ_2 erhält man beim Digerieren von Kadmium mit Jod und Wasser, beim Lösen von Kadmium oder Kadmiumoxyd in Jodwasserstoffsäure oder beim Verdampfen einer Lösung von Kadmiumsulfat mit Jodkalium und Ausziehen des Rückstandes mit Alkohol, der nur das K. löst; es bildet farblose, luftbeständige, perlglänzende Kristalle mit 4 Molekülen Kristallwasser, löst sich in Wasser und Alkohol, schmilzt und sublimiert beim Erhitzen und wird in der Photographie benutzt.

Kadmiumlegierungen, Verbindungen und Mischungen des Kadmiums mit andern Metallen, zeichnen sich durch Leichtflüssigkeit aus; die mit Gold, Platin und Kupfer sind spröde, die mit Blei, Zinn und in gewissen Verhältnissen mit Silber sehr dehnbar. Das fast silberweiße, sehr glänzende, feinkörnige, etwas biegsame Woodsche Metall (s. Wismutlegierungen) schmilzt bei 60,5° und dient zum Löten unter angesäuertem Wasser, als Metallkitt und zu Zahnplomben. Schnellot aus 1 Kadmium, 1 Blei und 2 Zinn ist sehr zäh, läßt sich hämmern und walzen und schmilzt bei 149°. Zu Klischees eignet sich eine Legierung aus 50 Blei, 36 Zinn, 22,5 Kadmium. Legierungen des Kadmiums mit Gold und Silber (und Kupfer) s. Goldlegierungen und Silberlegierungen.

Kadmiumoxyd CdO entsteht beim Erhitzen von Kadmium an der Luft (daher in dem bei Beginn der Zinkdestillation sich bildenden bräunlichen Zinkoxyd), auch beim Glühen von Kadmiumhydroxyd und Kadmiumkarbonat; es ist braungelb bis dunkelbraun, bildet auch schwarzbraune glänzende Oktaeder vom spez. Gew. 6,95, ist unschmelzbar, feuerbeständig, wird durch Kohle leicht reduziert und löst sich leicht in Säuren, mit denen es die Kadmiumsalze bildet. Aus den Lösungen der letztern fällen Alkalien weißes, in Wasser und Alkalien unlösliches Kadmiumhydroxyd $Cd(OH)_2$, das sich bei 300° in K. verwandelt.

Kadmiumsalze gleichen im allgemeinen den Zinksalzen, sind farblos, kristallisierbar, schmecken zusammenziehend und metallisch, sind giftig, zum Teil in Wasser löslich, reagieren sauer und werden beim Glühen zersetzt. Sie werden durch Kalilauge weiß, durch Schwefelwasserstoff gelb gefällt; Zink scheidet aus ihnen metallisches Kadmium ab. Vor dem Lötrohr geben sie auf Kohle mit Soda einen braunen Beschlag von Kadmiumoxyd. Mehrere finden technische Verwendung (s. Kadmium).

Kadmiumsulfuret (Schwefelkadmium) CdS findet sich in der Natur als Greenockit und entsteht beim Glühen von Kadmiumoxyd mit Schwefel oder beim Fällen von Kadmiumsalzen mit Schwefelwasserstoff oder Schwefelnatrium. Es ist prachtvoll gelb, unlöslich in Wasser und verdünnten Säuren, in Ammoniak und Schwefelammonium, schmilzt bei Weißglut, erstarrt zu zitronengelben, glimmerartigen Blättchen und löst sich in starker Salzsäure, in Salpetersäure und kochender verdünnter Schwefelsäure. Man benutzt es als Kadmiumgelb (Brillantgelb) in der Wasser- und Ölmalerei, zum Färben der Seife, auch in der Feuerwerkerei zur Erzeugung von blauem Feuer. Auf Geweben wird es als Applikationsfarbe befestigt oder durch Aufdrucken von Kadmiumchlorid mit unterschwefligsaurem Natron und Dämpfen. Als Farbstoff deckt es gut, ist unveränderlich, nicht giftig und auch auf Kalk brauchbar; mit Ultramarin und Berlinerblau gibt es schönes Grün (Kadmiumgrün), darf aber nicht mit Kupferfarben vermischt werden.

Kädmon (Caedmon), ältester mit Namen bekannter engl. Dichter, lebte um 660—680 im Kloster der Äbtissin Hilda zu Streaneshalh (heute Whitby). Beim Mahle, wenn die Harfe umging, entschlug er sich des weltlichen Sanges; dann aber, während er nachts sein Vieh hütete, sang er das Lob Gottes und der Schöpfung in einer Vision; nach dem Erwachen habe er dies alles im Gedächtnis behalten und Schreibkundigen diktiert: so berichtet Beda um 731 in der »Kirchengeschichte Altenglands«. Darauf sei er von Hilda regelrecht ins Kloster aufgenommen worden und habe viele biblische Gegenstände in Versen behandelt. Sicher haben wir von ihm seinen ersten, kurzen Hymnus auf Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde. Zugeschrieben hat man ihm außerdem mehrere der altenglischen Bibelepen, namentlich die ältere »Genesis« (die jüngere Genesis ist 1875 durch Sievers als eine bloße Übertragung aus dem Altsächsischen erwiesen worden, was die »Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung aus der Bibliotheca palatina«, hrsg. von Zangemeister u. Braune, Heidelb. 1894, bestätigt haben). Der erwähnte Hymnus, sowie jene Bibelepen sind abgedruckt in Grein-Wülkers »Bibliothek der angelsächsischen Poesie«, Bd. 2 und 3 (Leipz. 1894).

Kadmos, im griech. Mythus Sohn des phönikischen Königs Agenor und der Telephassa, Bruder der von Zeus entführten Europa. Ausgesandt, um diese zu suchen, erhielt er vom Orakel in Delphi den Befehl, nicht weiter zu suchen, sondern einer Kuh, die ihm begegnen werde, zu folgen und, wo sie sich niederlege, eine Stadt zu bauen. In Phokis findet er die Kuh,

die ihn nach Böotien (»Land der Kuh« gedeutet) führt. Als er sie hier opfern will und seine Genossen nach Wasser schickt, werden sie von einem die Quelle bewachenden Drachen, einem Sohne des Ares, getötet. K. erschlug den Drachen und säte auf Athenes Rat dessen Zähne; alsbald erwuchsen daraus geharnischte Männer (Sparten), die sich gegenseitig bis auf fünf töteten. Sie halfen dem K. bei der Gründung der Kadmeia, der Burg von Theben, und wurden die Ahnherren des thebanischen Adels. Nachdem K. zur Sühne für den Drachenmord dem Ares acht Jahre gedient, erhielt er die Harmonia (s. d.) zur Gattin, die ihm die Semele, Ino, Autonoe und Agaue und den Polydoros gebar. Er selbst soll später, von dem Leid seines Hauses gebeugt, mit Harmonia Theben verlassen haben und Herrscher in Illyrien geworden sein. Zuletzt wurden beide von Zeus in Schlangen verwandelt und in das Elysium entrückt. Man schrieb ihm die Einführung des Ackerbaues, der Bearbeitung der Erze und die Buchstabenschrift zu. Von seiner Einwanderung ist der ältesten Sage nichts bekannt; er scheint ein alter Heros von Theben gewesen zu sein. Vgl. O. Gruppe, De Cadmi fabula (Berl. 1891).

Kadnikow, Kreisstadt im russ. Gouv. Wologda, an der Sodischa, mit (1897) 2356 Einw.

Kadolzburg, Flecken im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Fürth, am Farrnbach und der Eisenbahn Fürth-K., hat eine evang. Kirche, ein altes Hohenzollernschloß, Amtsgericht, Forstamt, bedeutende Obstbaumzucht, Sandsteinbrüche und (1900) 1494 Einw. — Das Schloß K., meist in spätgotischem und Renaissancestil, war seit 1260 Residenz der Burggrafen von Nürnberg, von 1398 bis zum Ausgang des Mittelalters Sitz der Ansbacher Linie. Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg baute es völlig um, sein Sohn Johann der Alchimist richtete sich im Torturm ein Laboratorium ein. Später war das Schloß Sitz eines markgräflichen Oberamts.

Kadom, Stadt im russ. Gouv. Tambow, Kreis Temnikow, an der Mokscha, mit 4 Kirchen und (1897) 6361 Einw. In der Nähe das Sarowsche Kloster auf einem höhlenreichen Berg, mit der Klause und dem wundertätigen Brunnen des 1903 heilig gesprochenen Wundertäters Seraphim.

Kadouf, s. Schwingbaum.

Kadre, s. Cadre.

Kadrieren (franz., bisweilen auch quadrieren), übereinstimmen mit etwas, auf oder zu etwas passen.

Kadschaga (Galam), frühere Bezeichnung der seit 1858 französischen Landschaft um Bakel, am linken Senegalufer, zerfiel in das westlichere Guoy und das östlichere Kaméra, wird von Soninke bewohnt.

Kadschar, Name der jetzt regierenden Dynastie in Persien, nach einem turko-tatarischen Stamm genannt, der während des Einfalls der Mongolen in Iran, den Fahnen Dschengis-Chans folgend, aus dem nordöstlichen Zentralasien auszog und in dem an den Nordrand Irans grenzenden Steppenland sich eine neue Heimat gründete. Nach dem Untergang der Sefewiden und Affscharen traten die Kadscharen als Thronprätendenten auf, aber erst dem grausamen und kühnen Aga Mehemmed, der 1786 in Teheran offiziell den Schahtitel angenommen hatte, gelang es durch Überwindung des letzten Zend, des heldenhaften und ritterlichen Lutf Ali Chan, 1794 die Herrschaft Persiens dauernd zu erringen (Weiteres s. Persien).

Kadu, niederländ. Residentschaft auf Java, s. Kedu.

Kaduk (kadück, franz. caduc, lat. cadūcus), hinfällig, gebrechlich, altersschwach.

Kadúrker (Cadurci), gallisches Volk in Aquitanien, im jetzigen Quercy, mit den Städten Divona (Cadurcum, Cahors), Varadetum (Varaire) ꝛc., berühmt durch Leinwand, gewirkte Arbeiten, Polster ꝛc. Nach der Einnahme der Festung Uxellodunum und Besiegung ihres Anführers Lucterius 53 v. Chr. unterwarfen sich die K. Cäsar.

Kaduzieren (neulat.), etwas für hinfällig (lat. cadūcus, franz. caduc), ungültig erklären. Als kaduzierte Güter (Kaduzitäten, Bona cadūca) bezeichnete man im Mittelalter Grundstücke, die wegen Erblosigkeit oder Felonie an den Herrn zurückfielen. Heute gebraucht man obigen, von der Rechtssprache übrigens nicht adoptierten Ausdruck, wenn auf Aktien ausgeschriebene Einzahlungen nicht geleistet und infolgedessen die Aktien für ungültig erklärt werden. »Kaduzitäten« nennt man auch verloren gegangene oder zu gebende ausgeliehene Kapitalien oder Ausstände. Sonst ist Kaduzierung auch soviel wie Niederschlagung von uneinbringlichen Außenständen, Steuern, Sporteln ꝛc.

Kaduzität, Hinfälligkeit, Baufälligkeit; dann etwas Verfallenes, ein wüst liegendes Grundstück, von dem die darauf haftenden Steuern nicht entrichtet werden (s. Kaduzieren).

Kadyn (türk.), Gemahlin des Sultans, s. Harem.

Kaehenberg, Albert, s. Giraud 3).

Kâf (arab.), nach der islamischen Legende das von Dämonen und Geistern bewohnte Gebirge, von dem die Welt umgeben ist, und jenseits dessen das unendliche Nichts liegt. Der Name wird auch mit dem Namen des Kaukasus, Kaffas, in Verbindung gebracht.

Kafal Galgalaam, s. Boswellia.

Kafé, Stadt, s. Feodosia.

Käfer (Deckflügler, Koleopteren, Scheidenflügler, Coleoptera, Eleutherata, hierzu Tafel »Käfer I und II« mit Erklärungsblatt), Ordnung der Insekten, umfaßt Kerbtiere mit beißenden Mundwerkzeugen, frei beweglichem, stark entwickeltem Prothorax, hornigen Vorderflügeln (Flügeldecken, elytra) und vollkommener Metamorphose. Die Körperform ist sehr verschieden. Der Kopf ist meist in den Prothorax eingesenkt und trägt die gewöhnlich elfgliederigen Fühler, die bei den Männchen oft sehr groß werden. Der oben meist dünnhäutige Hinterleib sitzt der Brust mit breiter Basis an; seine kleinern Endsegmente liegen meist eingezogen in den vordern Segmenten verborgen. Die vordern Flügeldecken bedecken in der Ruhe die häutigen, der Quere und Länge nach zusammengelegten Hinterflügel, liegen dem Hinterleib horizontal auf und verbergen diesen vollständig oder doch größtenteils. Zum Fliegen dienen die Hinterflügel, die entfaltet sehr umfangreich sind; nur selten fehlen die Flügel. Die Beine haben meist fünf- oder viergliederige, selten drei- bis eingliederige, oder auch die beiden vordern Paare fünfgliederige, das hintere Paar viergliederige Tarsen, wonach die freilich nicht natürliche Einteilung der K. in Pentamere, Heteromere, Tetra- (Kryptopentamere) und Trimere (Kryptotetramere) vorgenommen wurde, die jetzt einer mehr natürlichen weichen muß. Die zusammengesetzten (facettierten) Augen fehlen nur bei einigen blinden Höhlenbewohnern, Nebenaugen sind äußerst selten. Der Bauchstrang des Nervensystems ist bei den meisten Käfern langgestreckt, bei einigen jedoch zu einer großen Nervenmasse in der Brust zusammengezogen. Der Darmkanal ist in der Regel lang und gewunden. Die Zahl der Nierenschläuche (Malpighischen Gefäße) beträgt vier oder sechs. Die Männchen haben ein sehr großes,

Inhalt der Tafeln „Käfer I u. II".

Tafel I: Europäer.

1. Feldsandkäfer (Cicindela campestris). (Art. *Sandkäfer.*)
2, 3. Puppenräuber (Calosoma sycophanta) mit Larve. (Art. *Puppenräuber.*)
4. Procrustes scabrosus. (Art. *Laufkäfer.*)
5, 6. Fadenschwimmkäfer (Dyticus marginalis) mit Larve.
7, 8. Kolbenwasserkäfer (Hydrophilus piceus) mit Eigehäuse. (5—8 Art. *Wasserkäfer.*)
9, 10. Aaskäfer (Silpha atrata) mit Larve.
11. Scharfrichter (Silpha thoracica).
12, 13. Gemeiner Totengräber (Necrophorus vespillo) mit Larve.
14. Deutscher Totengräber (Necrophorus germanus). (9—14 Art. *Aaskäfer.*)
15. Moderkäfer (Staphylinus caesareus).
16. Emus hirtus. (15 u. 16 Art. *Kurzflügler.*)
17. Hoplia coerulea, Südfrankreich. (Art. *Getreidelaubkäfer.*)
18. Walker (Melolontha fullo), Norddeutschland. (Art. *Maikäfer.*)
19, 20, 21. Hirschkäfer (Lucanus cervus), Männchen mit Larve und Puppe.
22. Balkenschröter (Dorcus parallelopipedus). (19—22 Art. *Hirschkäfer.*)
23. Cetonia trojana, Griechenland.
24, 25. Cetonia ignicollis mit Larve und Kokon, Südtirol. (23—25 Art. *Goldkäfer.*)
26. Schirmblumenkäfer (Trichius fasciatus). (Art. *Melitophilen.*)
27. Nashornkäfer (Oryctes nasicornis), Männchen. (Art. *Nashornkäfer.*)
28. Copris hispanus, Männchen. (Art. *Mistkäfer.*)
29. Heiliger Pillenkäfer (Ateuchus sacer) mit Pille, Mittelmeerküste. (Art. *Pillendreher.*)
30. Alpenbock (Rosalia alpina).
31. Schmalbock (Strangalia armata).
32. Moschusbock (Aromia moschata).
33. Pachyta quadrimaculata.
34. Purpuricenus Koehleri.
35. Wespenbock (Molorchus major).
36. Widderbock (Clytus arietis). (30—36 Art. *Bockkäfer.*)
37. Elater sanguineus.
38. Alaus Pareyssii, Südrußland. (37 u. 38 Art. *Schnellkäfer.*)
39. Buprestis flavomaculatus. (Art. *Prachtkäfer.*)
40. Attelabus curculionoides mit Blattrolle.
41. Molytes germanus.
42. Chlorophanus viridis. (40—42 Art. *Rüsselkäfer.*)
43, 44. Zangenbock (Rhagium inquisitor) mit Larve und Puppenwiege. (Art. *Bockkäfer.*)
45. Spanische Fliege (Cantharis vesicatoria). (Art. *Kantharide.*)
46, 47. Pyrochroa rubens, Männchen mit Larve. (Art. *Pyrochroiden.*)
48. Schildkäfer (Cassida viridis). (Art. *Schildkäfer.*)
49. Anatis ocellata.
50. Chilocorus renipustulatus.
51. Marienkäfer (Coccionella variabilis). (49—51 Art. *Marienkäfer.*)
52. Clythra laeviuscula. (Art. *Phytophagen.*)
53. Mordella bifasciata. (Art. *Mordelliden.*)
54. Gerber (Prionus coriarius). (Art. *Bockkäfer.*)

Tafel II: Exotische Käfer.

1. Mormolyce phyllodes. Java. (Art. *Laufkäfer.*)
2. Anthia omoplata. Transvaal. (Art. *Laufkäfer.*)
3. Cicindela regalis. Ostafrika. (Art. *Sandkäfer.*)
4. Silpha aenea. Sumatra. (Art. *Aaskäfer.*)
5. Phanaeus imperator. Brasilien. (Art. *Mistkäfer.*)
6. Stephanorhina settata. Afrika.
7. Aphelorrhina guttata. Afrika.
8. Megalorrhina regia. Afrika.
9. Goliathus regius mit Kokon. Kamerun. (6—9 Art. *Melitophilen.*)
10. Golofa Porteri. Ceylon. (Art. *Ricsenkäfer.*)
11. Neolamprina Adolphinae. Neuguinea. (Art. *Melitophilen.*)
12. Chiasognathus Grantii. 1/3. Chile. (Art. *Kammhörner.*)
13. Phanaeus bubalus. Brasilien. (Art. *Mistkäfer.*)
14. Pyrophorus noctilucus. Cuba. (Art. *Feuerfliege.*)
15. Ectinogonia Buqueti. Chile.
16. Catoxantha bicolor. Java.
17. Julodis viridipes. Afrika. (15—17 Art. *Prachtkäfer.*)
18. Calandra palmarum mit Larve und Kokon. Sumatra. (Art. *Palmbohrer.*)
19. Cyphus gemmatus. Brasilien.
20. Eupholus Schönherri. Neupommern.
21. Brenthus Anchorago. Brasilien. (19—21 Art. *Rüsselkäfer.*)
22. Hypocephalus armatus. Brasilien.
23. Macrodontia cervicornis. Brasilien.
24. Sternotomis lactator. Ostafrika.
25. Clymatostoma lactoguttata. Madagaskar.
26. Astathes splendida. Sumatra. (22—26 Art. *Bockkäfer.*)
27. Apate terebrans. Afrika. (Art. *Holzbohrer.*)
28. Chrysochus auratus. Nordamerika.
29. Eumolpus splendidus. Brasilien.
30. Sagra violacea. China.
31. Solenis spinifex. Brasilien.
32. Aspidomorpha socia. Neuguinea.
33. Doryphora maculipennis. Brasilien. (28—33 Art. *Phytophagen.*)

30
31
45
12
51
9
10

(Europäer.)

(natürlicher Größe.)

...es Institut in Leipzig

Käfer II. (I

(Alle Käfer i

sche Käfer.)
cher Größe.)

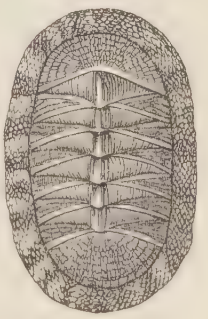
horniges Begattungsorgan, das in der Ruhe in den Hinterleib zurückgezogen ist. Die Begattung dauert oft tagelang. Die Larven sind entweder fußlos oder haben außer den drei Fußpaaren noch Stummel an den letzten Hinterleibsringen; sie leben meist sehr verborgen, vom Licht abgeschlossen und nähren sich von lebenden oder toten Stoffen aus dem Tier- und Pflanzenreich, von Exkrementen ꝛc. Häufig nimmt der K. dieselbe Nahrung zu sich wie seine Larve; bisweilen aber lebt er von Blütenteilen, während die Larve karnivor ist. Einige K. und Larven leben in Ameisennestern und Bienenwohnungen symbiotisch oder von Eiern und Honig. An den Puppen stehen die Gliedmaßen frei hervor.— Die Zahl der benannten Arten beläuft sich wohl auf 80,000. Die K. sind auf der ganzen Erde verbreitet bis an die äußersten Grenzen der Vegetation in horizontaler und vertikaler Richtung; manche sind für den Menschen recht schädlich (vgl. Forstinsekten, Gartenschädlinge und Landwirtschaftliche Schädlinge). Fossile K. finden sich schon in der Trias, sind aber besonders zahlreich im Tertiär.

Die Hauptfamilien der K. sind: 1) Marienkäfer (Coccinellidae, Tafel I, Fig. 49—51; Tarsen kryptotetramer, d. h. aus drei großen und einem unscheinbaren Glied zusammengesetzt). 2) Samenkäfer (Bruchidae, mit Erbsen-, Bohnen-, Samenkäfer), Rüsselkäfer (Curculionidae, Tafel I, Fig. 40—42; II, Fig. 18—21, mit Apfelblütenstecher), Borkenkäfer (Bostrichidae, mit Kiefernmarkkäfer), Bockkäfer (Longicornia oder Cerambycidae, Tafel I, Fig. 30—36, 43, 44, 54; II, Fig. 22—26, mit Pappelbockkäfer), Blattkäfer (Chrysomelidae, Phytophaga, Tafel I, Fig. 48, 52; II, 28—33, mit Coloradokäfer, Erlenblattkäfer, Rapserdfloh), alle diese kryptopentamer, d. h. mit vier deutlichen und einem undeutlichen Tarsenglied. 3) Tenebrionen (Melasomata oder Tenebrionidae, Tafel I, mit Totenkäfer), Pyrochroiden (Pyrochroidae), Tafel I, Fig. 46, 47, Mordelliden (Mordellidae), Tafel I, Fig. 53, Blasenkäfer (Vesicantia oder Meloidae, Tafel I, Fig. 45, mit Kantharide und Maiwurm), diese und andre mit fünf und vier Tarsengliedern. 4) Laufkäfer (Carabidae, Tafel I, Fig. 1—4; II, 1—3, mit Gartenlaufkäfer, Feldsandkäfer, Getreidelaufkäfer), Wasserkäfer (Dyticidae, Tafel I, Fig. 5—8, mit Dyticus ꝛc.), Kurzflügler (Staphylinidae, Tafel I, Fig. 15, 16, mit Staphylinus), Aaskäfer (Silphidae, Tafel I, Fig. 9—14; II, Fig. 4, mit Totengräber), Glanzkäfer (Nitidulidae), Speckkäfer (Dermestidae), Blatthornkäfer (Lamellicornia, Tafel I, Fig. 17 bis 29; II, 5—13, eine sehr umfangreiche Gruppe, mit Maikäfer, Nashornkäfer, Pillenkäfer, Getreidelaubkäfer, Gold- oder Rosenkäfer), Prachtkäfer (Buprestidae, Tafel I, Fig. 39; II, Fig. 15—17, mit Prachtkäfer), Schnellkäfer (Elateridae, Tafel I, Fig. 37, 38; II, Fig. 14, mit Saatschnellkäfer, Feuerfliege oder Cucujo), Weichkäfer (Malacodermata, mit Johanniswürmchen), Holzbohrer, Klopfkäfer (Xylophaga, Tafel II, Fig. 27, mit dem bunten Klopfkäfer), alle diese vorwiegend mit fünf Tarsengliedern.

Vgl. Fabricius, Systema Eleutheratorum (Kiel 1801, 2 Bde.); Herbst, Die K. (in Jablonskys »Natursystem aller bekannten Insekten«, Berl. 1789—1806, 10 Bde.); Erichson, Naturgeschichte der Insekten Deutschlands, 1. Abt.: Käfer (das. 1845—99, 6 Bde.); Lacordaire, Genera des Coléoptères (Par. 1854—59, 5 Bde.); Redtenbacher, Fauna austriaca: Die K. (2. Aufl., Wien 1858); Gemminger und Harold, Catalogus Coleopterorum hucusque descriptorum (Münch. 1868—76, 12 Bde.); Sturm, Deutschlands K. (Nürnb. 1805—1857, 23 Bde., mit 424 farbigen Tafeln); Reitter, Catalogus Coleopterorum Europae (Berl. 1891); Sturm, Icones Coleopterorum Germaniae, 121 Tafeln mit Register (das. 1878); Calwer, Käferbuch (5. Aufl., Stuttg. 1894); Schenkling, Die deutsche Käferwelt (Leipz. 1886), Nomenclator coleopterologicus (Frankf. 1894) und Taschenbuch für Käfersammler (5. Aufl., Leipz. 1903); Schilsky, Systematisches Verzeichnis der K. Deutschlands (Berl. 1888); Ganglbauer, Die K. von Mitteleuropa (Wien 1892 ff., bisher 4 Bde.); Heyne, Die exotischen K. in Wort und Bild (Leipz. 1893 ff., fortgeführt von O. Taschenberg); Fleischer, Der Käferfreund. Praktische Anleitung zum Sammeln und Bestimmen der K. (Stuttg. 1896); Roger, Das Flügelgeäder der K. (Erlang. 1875).

Käfernburg, im Mittelalter eine thüringische Grafschaft, gegenwärtig einen Teil des schwarzburg-sondershausenschen Amtes Arnstadt bildend, genannt nach dem Schloß K. bei Arnstadt, von dem jetzt nur noch Mauerreste vorhanden sind. Die Grafen von K., eine Seitenlinie der Grafen von Schwarzburg (s. d.), stammten von Günter III. ab, der 1169 die Grafschaft K. erhielt. Während sein ältester Sohn, Heinrich IV., in Schwarzburg folgte, setzte der jüngere, Günter IV., das Geschlecht in K. fort. Albrecht von K. war 1205—32 Erzbischof von Magdeburg, wo er 1211 den Grund zum neuen Dom legte. Das Geschlecht erlosch 1385 mit Günter XV., der auf einer Palästinareise starb. Das Besitztum kam zunächst an die Landgrafen von Thüringen, 1446 an Schwarzburg. Vgl. Apfelstedt, Das Haus Kevernburg-Schwarzburg von seinem Ursprunge bis auf unsere Zeit (Sondersh. 1890).

Käferschnecken (Chitonidae, Placophora), eine kleine, aber wichtige Abteilung der Weichtiere, die nicht mehr wie früher (wegen ihrer breiten, eine Kriechsohle bildenden Füßes) zu den Schnecken gerechnet werden darf, sondern wegen ihrer abweichenden und sehr ursprünglichen Organisation und Entwickelung mit den Solenogastren (s. d.) eine eigne Abteilung (Amphineuren) bildet. Die Schale ist nicht wie bei den übrigen Weichtieren einheitlich, sondern besteht aus einer Anzahl (bei Chiton acht) am Rücken hintereinander liegenden Platten, die dem Tier das Zusammenrollen ermöglichen und ihm eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Insekt verleihen, daher der Name K. (s. Abbildung). Die Schale enthält eigentümliche Sinneswerkzeuge, die bei einigen Spezies sogar Ähnlichkeit mit Augen haben. Der Mund liegt vorn, die Zunge (Radula) ist vorhanden. Die K. besitzen primitiverweise paarige Kiemen, Herzvorkammern und Nieren, deren Öffnungen hinten neben dem After liegen, während der (getrennte) Geschlechtsapparat unpaar ist. Aus den ins Wasser abgelegten Eiern entwickeln sich ebenfalls recht primitive, frei schwimmende, Trochophora-ähnliche Larven, aus denen nach ziemlich komplizierter Entwickelung und Erwerb der Schale die Käferschnecke hervorgeht. Die



Käferschnecke (Chiton).

K. sind Bewohner aller Meere; ihre hauptsächlichste Gattung (mit zahlreichen Arten) ist Chiton. Fossil findet sich diese bereits im Silur.

Käfersteine, s. Skarabäen.

Käferthal, früher selbständige Gemeinde, seit 1897 der Stadt Mannheim einverleibt. K. wird zuerst 1227 urkundlich erwähnt, kam zu Ende des 13. Jahrh. an die Pfalz und 1802 an Baden.

Kaff (Spreu, Überkehr), die beim Dreschen abfallenden Pflanzenteile, wie Spelzen, Ähren, Halmstöcke, Blätter ꝛc. Das K. ist meist stickstoffreicher und leichter verdaulich als das Stroh der betreffenden Pflanze; es findet daher bei der Fütterung vorteilhafte Verwendung, namentlich in Verbindung mit Schlempe und Wurzelwerk. S. auch Futter und Fütterung, S. 238.

Kaffa (Gomara), Tributärstaat von Abessinien, grenzt im N. an den Fluß Godscheb, der es vom Gera und Dschimma trennt, im O. an das Reich Kullo, im W. an die K. tributpflichtigen Negerstämme der Schuro, Schangalla und an die Gimirra, im S. an die K. tributpflichtigen Reiche Konta und Kuischa. Das durchaus gebirgige Land erreicht im Hottaberg 3680 m und wird vom Godscheb (s. d.) und dessen Nebenflüssen bewässert. Das Klima ist mild, der Regenfall bedeutend. Der fruchtbare, vulkanische Boden erzeugt eine üppige Vegetation. Im Schatten großer Wälder gedeiht der Kaffeebaum, der dem Lande den Namen gab, und Kaffee, Kardamome, Zibet und Elfenbein sind die Hauptausfuhrartikel. Sehr stark ist der Sklavenhandel, jährlich werden 7000 verkauft. Die Einwohner (Kaffetschó) sind Gonga, haben einen europäischen Gesichtstypus, aber dunkle Hautfarbe, und bekennen sich zur Religion des Deók, eines guten Geistes, oder zum abessinischen Christentum. Politisch ist K. eng an Abessinien angegliedert; es wird eingeteilt in die Provinzen Bonga, Ennaria, K. und Hodia; Hauptstadt ist das volkreiche Bonga, 1880 m ü. M. Vgl. Cecchi, Fünf Jahre in Ostafrika (Leipz. 1888); Reinisch, Die Kafasprache (Wien 1888, 2 Tle.); Vannutelli u. Citerni, L'Omo (Mail. 1899).

Kaffa, Stadt, s. Feodosia.

Kaffee, s. Kaffeebaum. Deutscher K., s. Cichorium; schwedischer K., s. Astragalus; K. vom Sudân, s. Inga.

Kaffeebaum (Kaffeestrauch, Coffea *L.*), Gattung der Rubiazeen, immergrüne, seltener laubwechselnde, gewöhnlich kahle Sträucher, selten kleine Bäume, mit gegenständigen oder zu drei wirtelständigen, gestielten oder fast sitzenden, ganzrandigen Blättern, breiten, zugespitzten Nebenblättern, in den Blattachseln gehäuft, sehr selten einzeln endständigen, sitzenden oder sehr kurz gestielten, weißen, sehr wohlriechenden Blüten und kugeligen oder ovalen, trocknen oder fleischigen Steinfrüchten, die zwei Steine mit lederiger oder papierartiger Schale und einer Längsfurche auf der Innenseite enthalten. Etwa 25 Arten in den Tropen der Alten Welt, die meisten in Afrika. Neben dem echten K. (Coffea arabica *L.*, s. Tafel »Genußmittelpflanzen«, Fig. 4) wird in neuerer Zeit noch C. liberica *Bull.* kultiviert, der durch 6—7gliederige größere Blüten, viel größere Blätter und Früchte von rotblauer Farbe gekennzeichnet ist und in Ober- und Niederguinea wild wächst. Er ist widerstandsfähiger gegen Parasiten, ertragreicher als C. arabica, und seine Samen besitzen ein ausgezeichnetes Aroma. Mit einigen andern Arten, wie C. canephora *Pierre*, dem wilden Kongokaffee, der sehr reich an Kaffein ist und wahrscheinlich den Cazengokaffe liefert, mit C. Zanguebariae *Lour.*, der auf Nossi Bé vorzüglichen Kaffee geliefert hat, werden Anbauversuche gemacht. Von C. arabica werden mehrere Varietäten kultiviert, auch hat man C. arabica auf C. liberica mit Erfolg gepfropft. Bildet sich in der Frucht nur ein Same aus, wie bei sämtlichen Spielarten des arabischen Kaffees, namentlich an den Enden der Zweige und bei der Kultur auf trocknem Boden, so gestaltet sich dieser rundlich, geradezu zylindrisch und bildet den Perlkaffee (Erbsenbohnen, männliche Bohnen), der also nach seiner Abstammung keine bestimmte Sorte bildet, auch sich nicht durch besondere Güte auszeichnet, wohl aber von der Mode begünstigt und deshalb bei der Erntebereitung von den flachen Bohnen getrennt wird. Der K. wird in den Tropen beider Erdhälften kultiviert, in St. Katharina in Brasilien bis 28, in Natal bis 30° südl. Br. Man zieht die Pflanzen aus Samen und pflanzt die Setzlinge, sobald sie 60—90 cm Höhe erreicht haben, unter größter Schonung der Wurzeln und Sorge für Beschattung durch Schattenbäume (Erythrina ꝛc.) in die Kaffeegärten oder Kaffeeplantagen. In Westindien und Zentralamerika pflanzt man die Sträucher in 4 m voneinander entfernten Reihen in Abständen von 2 m und läßt sie des leichtern Einsammelns der Beeren halber und zur Erzielung größerer Fruchtbarkeit nur 1,25—2 m hoch werden. Im vierten oder fünften Jahr beginnen die Sträucher zu tragen, und die Früchte werden nun mit dem Alter des Strauches immer besser. Je nach der Tiefgrundigkeit des Bodens erreichen die Pflanzen ein Alter von 20—50 Jahren. Auf die Ertragsfähigkeit ist starke Düngung, namentlich mit Phosphorsäure, von großem Einfluß. Der Ertrag ist sehr verschieden, er beträgt auf Ceylon durchschnittlich 375 g, auf Java 500—625 g, in Brasilien bis 900 g und in Campinas von gut gedüngten 20jährigen Pflanzen bis 2,5 (7,5) kg. Zur Erzielung tadelloser Ware müssen die Früchte völlig ausreifen, und da sie nicht zu gleicher Zeit reifen, so muß dreimal geerntet werden, wobei die zweite Ernte am wichtigsten ist. Die Früchte werden in 3—4 Tagen an der Sonne getrocknet, bis die den Samen umgebenden Gebilde (die äußere Hülle der Frucht (Exokarp), das fleischige Mark (Mesokarp), die Pergamentschale (Endokarp) und die zarte Samenhaut (Seidenhaut, Silberhaut, Testa) bröckelig geworden sind, und auf Maschinen von dem eingetrockneten Fleisch und den spröden Hüllen befreit. Nach der neuern, nassen oder westindischen Methode werden die Früchte durch einen Wasserstrom einer Maschine mit stumpfen Zähnen zugeführt, die das Fruchtfleisch bis auf die Pergamenthaut von den Samen trennt. Letztere führt ein Wasserstrom in die Gärzisterne, wo in 10—60 Stunden die letzten Reste des Markes beseitigt werden, dann wird der Kaffee gewaschen und an der Sonne oder bei künstlicher Wärme getrocknet. Der so erhaltene Pergamentkaffee wird schließlich auf den Plantagen, oft erst im Verschiffungs- oder Ankunftshafen von der Pergamentschale und dem Silberhäutchen befreit, poliert und sortiert. Geschädigt werden die Plantagen besonders durch einen Rostpilz, Hemileia vastatrix *Berk.* et *Br.*, der auf Ceylon viele Pflanzer veranlaßt hat, zur Teekultur überzugehen (s. Rostpilze), durch einen andern Pilz, Stilbum flavidum *Cooke*, der wie Hemileia die Blätter befällt, u. in Afrika durch die Larve eines Bockkäfers, Herpetophyas fasciatus *Fahr.*

Die Kaffeebohnen enthalten lufttrocken noch ca. 10 Proz. Wasser, außerdem hauptsächlich Kaffein, Eiweißstoffe, Legumin, Kaffeegerbsäure, China-, Zi-

tronen-, Viridinsäure, ätherisches Öl, Fett, etwas Zucker, Zellulose und mineralische Stoffe; der Gehalt an den einzelnen Bestandteilen wechselt erheblich bei den verschiedenen Sorten. Der Gehalt an Kaffein schwankt von 0,7—2,2 Proz., ohne daß sich eine konstante Verschiedenheit zwischen bessern und geringern Sorten zeigte. Als mittlere Zusammensetzung der Bohnen kann man etwa annehmen: 11,89 Proz. Stickstoffsubstanz (eiweißartige Körper ꝛc.), 1,29 Kaffein, 12,34 Fett ꝛc., 8,39 Zucker, 18,11 stickstofffreie Extraktstoffe, 26,16 Rohfaser, 4,05 mineralische Stoffe, 11,85 Wasser. — Die Asche besteht zu mehr als 50 Proz. aus Kali und enthält außerdem 15—17 Proz. Kohlensäure, 10—11,6 Proz. Phosphorsäure, 8—9 Proz. Magnesia, 4—6,7 Proz. Kalk, 3—5 Proz. Schwefelsäure ꝛc., kein Natron und keine Kieselsäure.

[Handelssorten.] Mokkakaffee. Shortberry, aus dem Bezirk Hodeida, kleinbohnig, graugrünlich, sehr aromatisch, gelangt kaum in den europäischen Handel. Viele Kenner ziehen die besten Sorten Javas und andrer Länder vor. Minderwertig sind Longberry und abessinischer Mokka. Java- und Sumatrakaffee, sehr großbohnig und schön gelblichbraun, gilt als der beste Kaffee der Welt. Padangkaffee erhält auf der Reise eigentümlich dumpfen Geruch durch Schwitzen, das seine Beschaffenheit verbessern soll. Im Kleinhandel geht auch viel minderwertiger Kaffee aus dem Malaiischen Archipel als Java. Menado von Celebes, große hellgelbe, dunkel gelbbraune und blaßgrüne Bohnen in größter Gleichmäßigkeit, sehr beliebt; die übrigen Celebessorten sind unegal, von unreinem Geschmack, werden meist als Mischware behandelt. Padangkaffee ist auf Celebes auf gelichtetem Waldland gewachsen. Ceylonkaffee. Der Plantagenkaffee erscheint in fünf Sorten, von denen die Perlbohnen und die großen Bohnen am wertvollsten sind. Der Geschmack ist eigentümlich säuerlich, aber angenehm. Die feinen blauen Sorten werden in innen angekohlten Fässern und Kisten versandt. Er gibt stärkern Aufguß als dieselbe Menge Javakaffee. Native Ceylon, das Produkt der Eingebornen, ist leicht, porös, gelbgrau, unregelmäßig in der Form. Von mexikanischem Kaffee unterscheidet man Tiefland- und Hochlandkaffee, für die Ausfuhr sind die Herkunftsnamen maßgebend. Der beste ist der Tepickaffee von der Westküste im Staate Colima. Die verschiedenen Sorten sind wegen der schönen blauen Farbe und ihrer guten Bohnen sehr beliebt, sie gewinnen ungemein durch Lagern. Domingo ist vielfach blaß, schwammig, gequetscht und steinreich. Ein kleiner Teil kommt in der Pergamentschale nach Europa und liefert eine gutbohnige, bläuliche bis tiefblaue Ware. Der Geschmack ist rein, aber etwas flau. Costaricakaffee, hell bis dunkel graugrün, geröstet mit reichem, feinem Aroma, das vielfach als unübertroffen gilt. Die Erbsenbohnen könnten als Mokka verkauft werden. Guatemalakaffee, fein grün bis tief bläulich, kommt z. T. in Pergamentschale nach Europa, zählt zu den besten Produkten Mittelamerikas. Venezuela-(Maracaibo-)Kaffee, in den bessern Sorten bläulichgrün, erhält bei längerm Lagern einen Stich ins Gelbliche, die Bohnen sind von gleicher Größe und Form und riechen eigentümlich angenehm. Trilladen sind ungewaschene Kaffees, grün bis gelblich, meist von guter Bohne. Der Corokaffee ist minderwertig. Von Maracaibo unterscheidet man Trujello, Boconó, Mérida und Cúcuta, dessen beste Sorten dem Javakaffee sich nähern und viel als solcher verkauft, mit ihm zusammen geröstet werden. Puertoricokaffee. Die beste Sorte, Hacienda, großbohnig, tiefblau, von äußerst kräftigem Geschmack, sehr geschätzt. Jamaikakaffee. Die gewaschenen Sorten sind bisweilen von kleiner, gleichmäßiger Bohne, tiefblau; oft großbohnig ist der Blue-Mountainkaffee. Die ungewaschenen Sorten sind meist großbohniger, graugrün bis weißlich, dem Domingo ähnlich. Brasilianischer Kaffee, im allgemeinen kleinbohnig, hell- bis dunkelgrün, zuweilen mit gelbem Hauch (Golden Rio), der beliebt ist und deshalb vielfach künstlich hervorgebracht wird. Riokaffee besitzt starken, scharfen Geruch und Geschmack, weiche, gutschmeckende Kaffees sind selten. Die Bohne ist meist mittelgroß, von schwarzgrauer, grüner bis heller, sogar gelber Farbe. In Rio de Janeiro sondert man Hochland- und Tieflandkaffee mit mehreren Abstufungen. Santoskaffee, je nach den Jahrgängen sehr verschieden, in guten Jahren tiefgrün bis blaßgrau. Die guten Sorten heißen Campinas. Im allgemeinen sind die Santos wegen ihres weichen Geschmackes sehr beliebt, in einigen Gegenden erzeugt man einen streng riechenden, hart und scharf schmeckenden Kaffee, der vom Rio kaum zu unterscheiden ist. In der Pergamentschale nach Europa versandter Santoskaffee liefert eine schöne blaue bis tiefblaue Bohne. Bahiakaffee ist dem Rio am ähnlichsten, aber minderwertig, kleinbohnig, von scharfem Geruch, grün bis gelblich, fast immer von gewöhnlichem Geschmack, der nur bei alter, abgelagerter Ware feiner ist.

Die Produktion des Kaffees betrug in 1000 Ballen zu 60 kg:

	Brasilien	Mittelamerika und Antillen	Asien	Afrika	Gesamtproduktion
1852—53	2353	562	1630	21	4567
1862—63	2163	631	2102	31	4928
1872—73	3588	1291	2553	68	7501
1882—83	6094	1628	2446	118	11080
1892—93	6541	3105	1475	210	11283
1897—98	7250	3100	1171	275	11210

Für 1900/1901 wurde die Gesamtproduktion auf 15,460,000 Ballen geschätzt.

Der Kaffeeverbrauch in Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung betrug in

	Deutschland	Österr.-Ungarn	Großbritannien	Frankreich	Belgien	Rußland	Verein. Staaten
1851—55	1,57	0,53	0,58	0,61	—	0,06	3,00
1861—65	1,87	0,63	0,51	1,09	—	0,07	1,60
1871—75	2,27	0,87	0,41	1,06	4,19	0,08	3,23
1881—85	2,44	0,93	0,41	1,76	4,49	0,07	4,06
1891—95	2,41	0,88	0,33	1,88	3,87	0,05	3,91
1901	2,90	1,00	0,40	2,00	4,30	0,20	5,40

Beim Lagern an luftigen, trocknen Orten soll sich der Geschmack des Kaffees wesentlich verbessern, und rauh schmeckende Sorten sollen in 6—10, feine dagegen schon in 3 Jahren ihre höchste Güte erreichen. Der rohe Kaffee wird häufig gewaschen (oft kurz vor dem Rösten), von beigemengter Erde und Steinen befreit, mit Wasserdampf behandelt, um kleine Bohnen zu quellen und sie angeblich bessern großbohnigen Sorten ähnlich zu machen (Fabrikmenado, Fabrikkaffee, gelbfabrizierter Kaffee), auf besondern Maschinen und Zentrifugen geglättet und poliert. Zentrifugiert man mit weißem Sägemehl, so bleibt dies in der Samenfalte hängen und täuscht den geschätzten »weißen Schnitt« vor. Um bessere Beschaffenheit der Ware vorzutäuschen, um eine geringere Sorte einer bessern ähnlich zu machen, werden die Bohnen mit »Appreturen« gefärbt und zwar meist mit Berliner-

blau, Indigo, Kupfervitriol, Ultramarin, gerbsaurem Eisen, Azogelb, doch werden auch andre Teerfarbstoffe, Chromgelb ꝛc. benutzt, die Bohnen in Fässern mit Bleikugeln gerollt, leicht angeröstet (»künstliche Fermentation«), mit Talk überzogen ꝛc. Triage (Brennware) nennt man schlechte, aus zerbrochenen schwarzen und oft mit Schalen gemischten Bohnen bestehende Sorten, die geröstet und gemahlen von den Kleinhändlern vertrieben werden. Noch schlechter ist havarierte oder marinierte Ware, d. h. solche, die auf der Überfahrt mit Seewasser in Berührung gekommen und ausgelaugt ist. Havarierter Kaffee wird oft gefärbt, mit Glasiermitteln geröstet und mit unverdorbenem Kaffee gemischt. Der Kaffee besitzt eine große Empfindlichkeit gegen fremde Gerüche, die er anzieht, und durch die er in der Qualität bedeutend verschlechtert wird. Waren wie Pfeffer, Ingwer, Stockfisch, Heringe, Rum, selbst Zucker, müssen ihm fern gehalten werden.

Auch sind Maschinen zur Herstellung künstlicher Kaffeebohnen (Gassens Kunstkaffee der Firma J. Heckhausen u. Weies in Köln) gebaut worden. Durch kaiserliche Verordnung vom 1. Febr. 1891 wurde der Bau und das Feilhalten solcher Maschinen verboten. Echte Kaffeebohnen quellen in Wasser auf, beginnen auch wohl zu keimen, künstliche zerfallen oder werden weich, schmierig.

Kaffeebereitung. Hygienisches.

Zur Benutzung werden die Kaffeebohnen geröstet, indem man sie in einem verschlossenen Gefäß über schwachem Feuer möglichst gleichmäßig erhitzt, bis sie mehr oder weniger braun geworden sind. Man benutzt dazu liegende, drehbare Trommeln oder kasserolleartige Gefäße mit Rührwerk, besser aber Apparate, bei denen sich eine Hohlkugel oder ein Hohlzylinder aus Drahtgeflecht oder siebartig gelochtem Blech in einer Blechkapsel dreht. Hierbei findet eine sehr gleichmäßige Übertragung der Wärme statt, und eine zu starke Erhitzung wird leichter vermieden, als wenn das den Kaffee enthaltende Gefäß der direkten Einwirkung des Feuers ausgesetzt ist. Für kleinere Apparate ist Spiritusheizung empfehlenswert, weil dabei das Feuer niemals zu stark und durch Abmessen des zu verbrauchenden Spiritus die Einhaltung eines bestimmten Röstgrades erleichtert wird. Als wesentlich wird angegeben, daß beim Brennen die zuerst sich entwickelnden Dämpfe entweichen müssen. Die Apparate der Kaffeeröstereien (Schnellröster) werden durch Maschinenkraft in Bewegung gesetzt und rösten den Kaffee bei 200—220°, während Heizgase oder heiße Luft durch das Röstgut hindurchgesaugt und alle brenzligen Stoffe von unangenehmem Geruch und Geschmack schnell entfernt werden. Bei den Apparaten durchströmen die Heizgase des Brennmaterials (Koks) oder stark erhitzte Luft die durchlöcherten Rösttrommeln, oder sie umspülen nur den Mantel der Trommel, die einen Auslaß für die Röstgase besitzt, auch werden beide Verfahren miteinander kombiniert, bisweilen wird überhitzter Wasserdampf oder ein Vakuum angewendet, auch benutzt man Exhaustoren zum Aussaugen der Röstgase. Die einzelnen Kaffeesorten bedürfen verschieden hoher Temperaturen, um den richtigen Röstungsgrad zu erreichen. Man beurteilt diesen in der Praxis nach der Farbe der Bohnen. Die Röstung muß möglichst schnell ausgeführt werden, um Verlust an Aroma und die Bildung schädlicher Röstprodukte zu verhindern. Das Schwitzen der Bohnen ist unbedingt zu vermeiden; sobald der richtige Röstgrad erreicht ist, muß man die Bohnen möglichst schnell aus dem Röstapparat herausnehmen und in dünner Schicht ausbreiten. In den Röstereien führt ein Exhaustor einen kräftigen Strom kalter Luft über die gerösteten Bohnen. Vor dem Rösten muß man den Kaffee durch Auslesen von Steinen, schlechten Bohnen (»Stinkbohnen«, von denen eine einzige eine große Quantität verderben kann) ꝛc. reinigen, auch pflegt man ihn zu waschen, 10—12 Minuten in Wasser einzuweichen, dann abtropfen zu lassen, leicht zu trocknen und sofort zu rösten. Die Entwickelung des Wasserdampfes soll bewirken, daß die Röstung gleichmäßiger verläuft. Ferner wird empfohlen, den Kaffee mit Soda-, Pottaschelösung oder Kalkwasser auszulaugen und dann zu waschen, um den Geschmack zu verbessern. Da die das Aroma des gebrannten Kaffees bedingenden Stoffe sehr flüchtig und leicht zersetzlich sind, sucht man den Bohnen eine Umhüllung zu geben, die alle Veränderungen verhindert (Glasieren des Kaffees). Man röstet z. B. den Kaffee nicht ganz fertig, setzt 8—9 Proz. Zucker (Farin, auch Stärkesirup [»Röstsirup«]) zu und röstet zu Ende. Von dem Zucker zersetzen sich etwa 66 Proz., und die Produkte entweichen mit den Röstgasen. Der Rest verwandelt sich in Karamel, der die Bohnen mit einer glänzenden schwarzen Schicht überzieht (karamelisierter Kaffee). Solcher Kaffee gibt ein dunkleres, bittereres Getränk, so daß Unkundige glauben können, der Kaffee sei »kräftiger« als gewöhnliche Handelsware, was durchaus nicht der Fall ist. Die Glasierung gewährt aber dem Fabrikanten den doppelten Vorteil, eine künstlich beschwerte und weniger stark gebrannte Ware verkaufen zu können. Man hat auch Schellack, einen in den Gewinnungsländern des Kaffees aus dem Kaffeefruchtfleisch hergestellten (Kaffein, Kaffeegerbsäure und Zucker enthaltenden) Sirup, Dextrin, Gummiarabikum, Eiweiß, Gelatine, Auszüge aus Feigen, Datteln ꝛc. zum Glasieren benutzt, indem man die gerösteten Bohnen mit den Lösungsmitteln befeuchtet und mittels eines Exhaustors oder in einer schwach angeseiften Trommel trocknet. Bisweilen wird auch der geröstete Kaffee mit Wasser getränkt, um sein Gewicht zu erhöhen, oder mit Boraxlösung, die den höhern Wassergehalt verdeckt und verhindert, daß der gemahlene Kaffee feucht erscheint. Man hat auch versucht, aus den kondensierten Röstprodukten die aromatischen Bestandteile abzuscheiden und diese dem gerösteten Kaffee zur Aufbesserung seines Geruchs und Geschmacks zuzusetzen. Seit langer Zeit pflegt man dem Kaffee beim Rösten kleine Mengen Butter, Schmalz, Speck, fettes Öl hinzuzufügen. Dieser Gebrauch hat an Ausdehnung sehr zugenommen. Anfangs benutzte man Erdnußöl, dann aber Paraffinöle, Vaselinöle (Kaffeeglasur, Glasieröl), auch Glyzerin. Ungleichmäßig gerösteter Kaffee (unreife Bohnen, nicht einwandfreier Rohkaffee) wird durch Schütteln mit dunkelm Ocker oder Caput mortuum gefärbt. Auch wurden künstliche Kaffeebohnen (s. oben) und werden noch jetzt gespaltene und geröstete Erdnüsse (amerikanischer Nußbohnenkaffee), geröstete Maiskörner und Lupinensamen dem gerösteten Kaffee beigemischt. Am häufigsten wird der im Handel vorkommende gemahlene Kaffee verfälscht und zwar mit Kaffeesatz, mit den verschiedenen Kaffeesurrogaten und mit gänzlich wertlosen Stoffen. Beim Rösten verliert der Kaffee je nach der Stärke des Erhitzens 15—30 Proz. seines Gewichts; indem die Bohnen sich aber aufblähen, nehmen sie um 30—50 Proz. ihres Volumens zu. Martinique soll das beste Getränk liefern, wenn er auf 20 Proz. (kastanien-

braun), Bourbon, wenn er auf 16—18 Proz. (lichtbronze), und Mokka, wenn er auf 14—15 Proz. (rötlichgelb) Gewichtsverlust geröstet wird. Von der Art und Weise der Röstung hängt besonders bei den feinern Kaffeesorten der Wohlgeschmack des Getränkes mindestens ebensosehr ab wie von der Handelssorte.

Die chemischen Veränderungen, die der Kaffee beim Rösten erleidet, sind noch nicht sicher bekannt. Es entweicht zuerst Wasser mit ätherischem Öl, dann entstehen die gewöhnlichen empyreumatischen Stoffe und neben ihnen eigentümliche Produkte (Kaffeol) mit sehr starkem Kaffeearoma, während das Kaffein sich z. T. verflüchtigt. Dennoch enthält der geröstete Kaffee denselben Prozentsatz an Kaffein wie ungerösteter, weil auch die andern Stoffe Verluste erleiden. Am stärksten werden die Kohlehydrate der Kaffeebohnen verändert, der Zucker wird in Karamel verwandelt, der dem Kaffee die braune Farbe und den bittern Geschmack verleiht; von den zelluloseähnlichen Kohlehydraten wird ein Teil in einen in Wasser löslichen Zustand übergeführt. Am Geruch und Geschmack des gerösteten Kaffees ist eine Reihe von Substanzen beteiligt, vielleicht nicht am wenigsten Furfurol. Über das sogen. Kaffeol (Kaffeon, Kaffeeöl) fehlen sichere Angaben. Interessant ist, daß eine Mischung von Kaffeegerbsäure, Kaffein und Zucker, vorsichtig bis zur Bräunung erhitzt, Kaffeearoma entwickelt. Gerösteter Kaffee enthält im Durchschnitt 1,73 Wasser, 13,77 eiweißartige Körper, 1,27 Kaffein, 13,92 Fett ꝛc., 1,23 Zucker, 4,69 Gerbsäure, 32,39 stickstofffreie Extraktstoffe, 26,31 Rohfaser, 4,69 Mineralstoffe. Äther entzieht dem gerösteten Kaffee etwa 8—12 Proz., und der Rückstand gibt dann mit Wasser eine dunkelbraune, bittere Flüssigkeit ohne den Wohlgeschmack des Kaffees. Der ätherische Auszug enthält ein Fett, dem das Aroma des Kaffees anhaftet. Letzteres verflüchtigt sich vollständig beim Kochen mit Wasser. Kochendes Wasser entzieht dem gerösteten Kaffee um so mehr lösliche Bestandteile (12—37 Proz.), je stärker er geröstet war. Weiches Wasser (namentlich wenn man ein wenig Soda darin löst) nimmt mehr auf als hartes Wasser. Beim einmaligen Ausziehen von Kaffeemehl gibt dies etwa 10—12 Proz. lösliche Stoffe an das Wasser ab. Der erste Auszug besitzt hauptsächlich den Wohlgeschmack des Kaffees; spätere Auszüge schmecken bitter, adstringierend, unangenehm. Wenn man im Mittel die Summe der gelösten Stoffe zu 25,5 Proz. annimmt, so beträgt davon die Stickstoffsubstanz 3,12 (inkl. Kaffein), Öl 5,18, stickstofffreie Extraktstoffe 13,14, mineralische Stoffe 4,06 Proz. Von dem im gerösteten Kaffee enthaltenen Kaffein können bei guter Zubereitung des Kaffeegetränks bis 90 Proz. in dieses übergeführt werden. Eine kleine Tasse Kaffee von 150 g Inhalt enthält bei Anwendung von 15 g gerösteten Kaffee auf 0,3 Lit. Wasser etwa 0,1 g Kaffein. Gebrannter Kaffee verändert sich sehr schnell, weil der aromatische Bestandteil leicht zersetzbar ist. Zum Zerkleinern des Kaffees dient bei uns die allgemein bekannte Kaffeemühle, die ein möglichst feines Pulver liefern soll; im Orient aber zerstößt man den für jede Portion besonders gebrannten Kaffee im Mörser, übergießt das Pulver in der Tasse mit kochendem Wasser und trinkt die Mischung ohne weitern Zusatz. Bei uns trennt man dagegen das Kaffeepulver von dem Auszug und bereitet den Kaffee am besten durch Filtrieren, indem man das Pulver auf ein Papierfilter schüttet und siedendes (nicht nur heißes) Wasser darübergießt. Es ist wesentlich, daß das Wasser das Kaffeepulver gleichmäßig und vollständig durchdringt und wirklich mit Siedetemperatur aufgegossen wird. Diese Bedingungen müssen auch bei den Kaffeemaschinen erfüllt werden, und diejenigen Konstruktionen sind am meisten zu empfehlen, bei denen das Pulver vor der Berührung mit dem Wasser durch den sich aus letzterm entwickelnden Dampf durchfeuchtet, gleichsam aufgeschlossen wird. Der Kaffeeauszug (das Getränk) ist ebensowenig haltbar wie die gebrannten Bohnen; man hat aber versucht, ihn zu konzentrieren und so ein Kaffeeextrakt herzustellen, das bei Verdünnung mit heißem Wasser ein dem frischen Kaffee ersetzendes Getränk liefern sollte. Einen sehr starken Auszug, der beträchtliche Verdünnung erträgt, erhält man durch methodisches Auslaugen, indem man dieselbe Flüssigkeit wiederholt über frisches Pulver filtriert; ein brauchbares Kaffeeextrakt aber (etwa nach Art des Fleischextrakts) herzustellen, ist bisher nicht gelungen.

Die allgemeine Verbreitung des Kaffeegenusses erklärt sich aus der eigentümlichen günstigen Wirkung des Kaffees auf den menschlichen Organismus. In Arabien wird noch heute stellenweise ein Aufguß von ungeösteten Kaffeebohnen getrunken, und einige Völkerstämme am Victoria Nianſa kauen auf Märschen gekochte Früchte des Kaffeebaumes. In diesen Fällen kommt wesentlich nur das Kaffein zur Wirkung. Bei unserm Getränk wirken noch die Röstprodukte mit, die mindestens als Schmeck- und Riechstoffe anzusehen sind und als solche die Eßlust und die Verdauung befördern, aber auch anregend auf das Gehirn wirken. Irgend welchen Nährwert besitzt Kaffee nicht. Heiß getrunken, wirkt der Kaffee anregend auf das Zentralnervensystem, daher das Herz kräftiger schlägt, das Blut schneller zirkuliert und in reicherm Maße den Muskeln zugeführt wird, aus denen es die dort abgelagerten Ermüdungsstoffe fortspült, während es zugleich reichlich neue Nährstoffe zuführt. Dabei regt der Kaffee die geistigen Fähigkeiten an, so daß man leichter denkt und arbeitet. Die Auffassung äußerer Eindrücke und ihre gewohnheitsmäßige geistige Verarbeitung wird erleichtert. Dies zeigt sich besonders bei geistiger Ermüdung. Der Kaffee verscheucht den Schlaf und erzeugt oft eine Empfindung von allgemeinem Wohlbehagen, dem nicht wie beim Alkohol eine Erschlaffung folgt. Enthält der Kaffeeaufguß selbst keine Nahrungsstoffe, so lehrt die Erfahrung, daß Arbeiter beim Genuß von Kaffee weniger stickstoffhaltige Nahrung bedürfen als ohne ihn; Soldaten haben, gestärkt durch Kaffee, Strapazen ertragen, die sie ohne diesen nicht ausgehalten haben würden. Der Kaffee steigert die Muskelkraft unter Erhöhung der Erregbarkeit; bei völlig erschöpftem Körper tritt diese Wirkung nicht ein, Vorbedingung ist das Vorhandensein reichlicher Nahrungsstoffe oder gleichzeitige Zufuhr solcher. Daß der Kaffee die Verdauung anrege und die Beschwerden einer reichlichen Mahlzeit verringere, ist eine irrtümliche Annahme; starker Kaffee wirkt im Gegenteil störend auf die Verdauung. Das Wohlbehagen, das die unmittelbar nach Tisch genossene Tasse Kaffee tatsächlich hervorbringt, ist vielleicht nur durch die angenehme psychische Anregung zu erklären. Der Kaffee beschränkt auch die Neigung zu Spirituosen und verscheucht den Rausch. Die verdünnten Aufgüsse, wie sie gewöhnlich getrunken werden, haben meist nur sehr geringe Wirksamkeit. Wird aber der Kaffee mit viel Milch und Zucker getrunken, so kommt immerhin bei seinem Genuß die Zufuhr von Nahrungsstoff in Betracht, namentlich kann in solcher Weise (halb und halb) ziem-

lich viel Milch genossen werden, die für sich vielleicht Widerwillen erregt oder nicht gut vertragen wird. Hygienische Bedeutung besitzt auch der schwache Kaffee, den die ärmern Volksschichten trinken, insofern, als er als schmackhaftes warmes Getränk die ärmliche Kost genießbarer macht und die Zufuhr des erforderlichen Wassers erleichtert. Letzteres gilt namentlich auch für Kesselheizer, Glasbläser ꝛc., die ganz schwachen Kaffee (6 g Bohnen auf 1 Lit. Wasser) literweise zu sich nehmen. Habitueller Genuß starken Kaffees beeinträchtigt etwas die Verdauung, erzeugt gewöhnlich Neigung zur Verstopfung (bisweilen das Gegenteil) und läßt allmählich eine gewisse nervöse Reizbarkeit hervortreten. Nach langem Gebrauch kann der Kaffee, wie Alkohol, zu einem notwendigen Bedürfnis werden, dessen Entbehrung schädliche Folgen, namentlich Unlust und Unfähigkeit zu angestrengter geistiger Arbeit, bedingt. In großer und sehr starker Gabe erzeugt der Kaffee Herzklopfen, starke Pulsbeschleunigung, Kongestionen nach dem Kopf, starke psychische Erregung, weiterhin allgemeines Zittern, Angst, Unruhe. Schädliche Folgen des Kaffeegenusses treten am ehesten bei Kindern, herzkranken und nervösen Personen auf; am zuträglichsten erweist sich Kaffee bei Erwachsenen, die nicht leicht erregbar, nicht zu Kongestionen nach dem Kopfe disponiert sind. Als Arzneimittel dient Kaffee gegen Erbrechen, akuten Darmkatarrh nach Durchnässungen, bei der durch narkotische Substanzen in Vergiftungsfällen entstandenen Bewußtlosigkeit, bei Ohnmachten, Erfrierungen, bei Alkoholrausch und namentlich bei manchen Formen des Kopfschmerzes. Sehr wohltätig hat sich Kaffee als kaltes Getränk bei Feldarbeiten bewährt, indem man 600 g gemahlenen Kaffee nebst 15 g Zimt mit 5,75 Lit. Alkohol extrahiert und von dieser Kaffee-Essenz 0,5 kg mit 1 L. Weingeist (86°), 125 L. Wasser und 2,25 kg Zucker mischt. Aus der Essenz bereitet man auch einen Likör; beliebt sind Kaffeecreme und Kaffee-Eis.

Kaffeesatz. Surrogate.

Kaffeesatz wird mit seinem doppelten Gewicht Kleie zu Stopfnudeln verarbeitet, mit denen man Gänse und Kapaunen mästet. Die Tiere sollen davon sehr fett und das Fleisch sehr schmackhaft werden. Man benutzt Kaffeesatz ferner zum Reinigen der Nachtgeschirre und beim Abfegen braun gestrichener Fußböden. Kocht man Kaffeesatz mit Sodalösung aus, so erhält man durch Zusatz von Alaun zu der filtrierten Flüssigkeit einen braunen Niederschlag, der als Malerfarbe benutzt werden kann. Verkohlt gibt Kaffeesatz eine Art von Kohlenschwarz. Der beim Brennen des Kaffees sich entwickelnde Geruch verdeckt in ausgezeichneter Weise die übeln Gerüche frisch getünchter Kalkwände, frisch lackierter Türen, beim Räumen von Düngergruben, in Kinderstuben ꝛc.; als desinfizierendes Mittel bei ansteckenden Krankheiten ist er völlig wertlos. Aus der fleischigen Hülle der Früchte des Kaffeebaumes bereiten die Araber ein geistiges Getränk, das alle belebenden Eigenschaften zu besitzen scheint, die man beim Kaffee schätzt. Die Fruchtschalen des Kaffeebaumes werden in Arabien geröstet und liefern, mit kochendem Wasser übergossen, ein Getränk, den Sultanskaffee oder Sakka, das einzige Surrogat des Kaffees, das wie dieser Kaffein und Kaffeegerbsäure enthält. Ein dem Sakka entsprechendes Präparat ist auch neuerdings in den europäischen Handel gebracht worden. Aus den Schalen der Bohnen bereiten die ärmern Volksklassen im Orient den Kischer, ein leichtes, helles Getränk vom Geschmack des Kaffees. Die Blätter des Kaffeebaumes werden auf Sumatra und Java zur Bereitung eines Tees benutzt, der in bezug auf Geruch, Geschmack und Aussehen mit dem chinesischen Tee verglichen werden kann. Sie enthalten mehr Kaffein als Kaffeebohnen und sind außerdem reich an Gerbsäure, verdienen also als wirkliches Surrogat für den teurern Tee Beachtung.

Der massenhafte Verbrauch des Kaffees hat zur Aufsuchung von Surrogaten geführt, die indes den Kaffee durchaus nicht ersetzen können, da sie weder Kaffein noch die übrigen eigentümlichen Kaffeebestandteile enthalten. Sie werden sämtlich geröstet und führen mithin dem Körper Röststoffe zu, von denen manche bis zu einem gewissen Grad ähnliche Wirkungen wie der Kaffee hervorbringen mögen. Am wertvollsten sind diejenigen Surrogate, die das dem Kaffee im Geschmack ähnlichste Getränk liefern. Die wichtigsten Surrogate sind außer dem schon erwähnten Sakka: Getreidearten, besonders Roggen, schon im 17. Jahrh. im Gebrauch; die Körner werden gekocht, bis sie weich sind, ohne aufzuspringen, dann getrocknet und geröstet. Kathreiners Malzkaffee und der Kneippsche und Frankfsche Malzkaffee sind mit Zucker überzogene, schwach gemälzte und mäßig gebrannte Gerste und werden unverhältnismäßig teuer verkauft. Viktoriakaffee besteht aus gebrannter und teilweise geschroteter Gerste. Auch Lupinen (Beringscher Kraftkaffee, Kaffeeersatz von Leusmann u. Zabel) werden benutzt. Die Eicheln, von Marx 1784 empfohlen, enthalten Gerbsäure und sind dadurch dem Kaffee ähnlicher; übrigens wird Eichelkaffee mehr als Heil- denn als Genußmittel betrachtet. Runkelrüben und Mohrrüben geben ein vielgebrauchtes Surrogat und werden wohl bisweilen zur Verfälschung des Zichorienkaffees benutzt. Auch Löwenzahnwurzeln und Kastanien werden verarbeitet. Kaffeeschrot besteht aus Abfällen schwach gebrannter Zuckerrüben und Zichorienwurzeln. Der schwedische oder Kontinentalkaffee besteht aus den gerösteten Samen von Astragalus baeticus (daher auch Astragalkaffee) und soll eins der besten Surrogate sein. Dasselbe gilt von den gerösteten Dattelkernen und Erdnüssen. Auch aus den Weintraubenkernen hat man Kaffee bereitet. Zu erwähnen sind ferner: Erdmandeln (Wurzelknollen von Cyperus esculentus), Spargelsamen (sehr gut), Hagebutten (Samen von Rosa canina), Samen von Berberis vulgaris, Vogelkirschen, die Wurzel von Scorzonera, Buchweckern, Ruscus-Samen, Kartoffeln, Mandeln, Mais, die Samen von Iris pseudacorus, Helianthus annuus, Cassia occidentalis (Neger-, Mogdadkaffee), Johannisbrot, Datteln ꝛc., vor allen aber die Zichorie (s. Cichorium). In neuerer Zeit hat sich der Feigenkaffee großen Ruf erworben (s. Ficus, S. 548).

Geschichtliches.

Die früheste Zeit des Kaffeegenusses verliert sich in geheimnisvolle Sage. In Abessinien soll seit undenklichen Zeiten die Gewohnheit des Kaffeetrinkens allgemein gewesen sein, und von dort, nach andern aus Äthiopien, gelangte der Kaffee nach Arabien, von wo das Getränk weiter verbreitet wurde. Ein Mufti, aus Aden gebürtig, Gemal Eddin, lernte den Kaffee auf einer Reise nach Adjam kennen und verbreitete ihn nach seiner Rückkehr unter den Derwischen zur bessern Abhaltung von Gebetstunden. Dies setzte sich bald weiter fort und griff auch in Mekka um sich. Kaffeehäuser wurden Mittelpunkte des geselligen Lebens. Im Anfang des 16. Jahrh. trank man Kaffee in Kairo, und von dort gelangte er nach Syrien. 1511 setzte

der Statthalter Khair Bei die erste Verfolgung des Kaffees in Szene, er verbot den Verkauf des Getränks und zerstörte die Niederlagen; doch bekannte sich schon sein Nachfolger selbst zu dem neuen Genußmittel, und 1534, unter der Regierung Solimans II., kam der Kaffee nach Konstantinopel. Aus der arabischen Literatur jener Zeit, die ebenso viele Spott- wie Lobgedichte auf den Kaffee enthält, läßt sich ersehen, mit welchen fortwährenden Kämpfen demselben seine Verbreitung errungen wurde. Durch Rauwolf, der den Kaffee in Aleppo kennen lernte, erhielt man 1582 zuerst in Europa Kunde von ihm, und Prosper Alpinus gab 1591 botanische Nachrichten vom K. und eine Zeichnung desselben. 1624 brachten die Venezianer größere Mengen Kaffee nach Europa, und 1645 soll das Getränk in Süditalien allgemein gebräuchlich gewesen sein. Durch einen Gesandten Mohammeds IV. wurde der Kaffee am Hofe Ludwigs XIV. bekannt; 1671 gab es in Marseille und ein Jahr darauf in Paris das erste Kaffeehaus. 1652 kam der Kaffee nach England, 1670 nach Deutschland. In Wien wurde 1683, in Nürnberg und Regensburg 1686, in Hamburg 1687, in Stuttgart 1712 ein Kaffeehaus eröffnet. Auf dem Land und in den untern Klassen der Gesellschaft fand aber der Kaffee viel später Eingang, und in manchen Gegenden Württembergs war er noch in dem Hungerjahr 1817 unbekannt. 1721 wurde das erste Kaffeehaus in Berlin eröffnet. Friedrich II. ließ Staatskaffeebrennereien errichten, wo man den Kaffee sechsmal teurer bezahlen mußte als beim Kaufmann; er machte den Kaffeehandel zum Monopol, und nur der Adel, Geistliche und höhere Beamte erhielten sogen. Brennscheine und durften den Kaffee selbst brennen; das Landvolk sollte sich nicht an den Kaffee gewöhnen, damit nicht so viel Geld für denselben aus dem Lande gehe. 1744 trank man den Kaffee an allen deutschen Höfen und wohl auch in vielen Privathäusern; doch blieb er wegen seines hohen Preises auf engere Kreise beschränkt. Auch die Ärzte traten damals gegen den Kaffee auf, er sollte die Gesundheit schädigen und namentlich auch Unfruchtbarkeit bewirken. Schon 1650 hatten die Holländer einige Kaffeebäumchen aus Mekka nach Batavia gebracht, und da sie hier ganz gut fortkamen, wurden 1680 und 1690 Pflanzungen im großen angelegt, aus denen auch die Mohammedaner mit Kaffee versorgt wurden. 1719 kam der erste javanische Kaffee nach Holland, und zu gleicher Zeit wurden auch auf Surinam und den andern Sundainseln und auf Ceylon Kaffeepflanzungen angelegt. 1710 hatte man im Botanischen Garten zu Amsterdam eine Kaffeepflanze, die blühte und Früchte trug; von dieser erhielt Ludwig XIV. einen Ableger, und 1720 kam ein aus letzterm gezogenes Stämmchen nach Martinique. Die Pflanzungen verbreiteten sich von da an ungemein schnell in den französischen Kolonien, besonders in Santo Domingo, Guadeloupe, Cayenne ꝛc. Santo Domingo, Martinique und Bourbon lieferten vor der Revolution den größten Teil des Kaffees für ganz Europa. Als aber durch den Negeraufstand die Pflanzungen auf Santo Domingo zerstört worden waren, siedelte sich die Kaffeekultur auch auf Cuba und in Venezuela an. 1732 führte Jamaika schon viel Kaffee aus. Seit 1762 baute man in Brasilien Kaffee, aber erst seit 1808 wurde das dortige Produkt für den Welthandel von Bedeutung. In den Botanischen Gärten war der K. im 18. Jahrh. allgemein zu finden, er wird auch jetzt als Zierpflanze vielfach kultiviert und kann bei guter Pflege selbst im Zimmer blühen und Früchte tragen. Vgl. Ellis, An historical account of coffee (Lond. 1774); v. Bibra, Der Kaffee und seine Surrogate (Münch. 1858); Welter, Essai sur l'histoire du café (Par. 1868); van Delden-Laërne, Le Brésil et Java. Rapport sur la culture du café en Amérique, Asie et Afrique (Haag 1885); Böhnke-Reich, Der K. in seinen Beziehungen zum Leben (2. Aufl., Berl. 1885); Fuchs, Geographische Verbreitung des Kaffeebaums (Leipz. 1885); Arnold, Coffee, its cultivation and profit (Lond. 1886); Lock, Coffee, its culture and commerce in all countries (das. 1888); Brougier, Der Kaffee, dessen Kultur und Handel (Münch. 1889); Jardin, Le caféier et le café (Par. 1895); Hensel u. Hänert, Der Kaffee und seine Behandlung (3. Aufl., Halle 1895); Michaelis, Der Kaffee als Genuß- und Heilmittel (Erlang. 1894); Raoul, Culture du caféier (Par. 1894); Tapolski, Der Kaffeeterminhandel (Hamb. 1896); Dafert, Erfahrungen über rationellen Kaffeebau (2. Aufl., Berl. 1899); Trillich, Die Kaffeesurrogate (Münch. 1889); Lehmann, Fabrikation des Surrogatkaffees (2. Aufl., Wien 1893); Nicolai, Der Kaffee und seine Ersatzmittel (Braunschweig 1901); »Der Kaffee«. Herausgegeben vom kaiserlichen Gesundheitsamt (Berl. 1903).

Kaffeebaum, Kentuckyscher, s. Gymnocladus.

Kaffee-Erbse, s. Cicer.

Kaffeegerbsäure (Kaffeïnsäure) $C_{30}H_{18}O_{16}$ findet sich als Magnesium- und Calciumsalz in Kaffeebohnen, Paraguaytee und in der Caincawurzel, ist gelbweiß, gummiartig, in Wasser und Alkohol leicht löslich, wird durch Leim nicht gefällt, durch Eisenchlorid grün gefärbt und zerfällt beim Erwärmen mit Kalilauge in Zucker und Kaffeesäure (Dioxyphenakrylsäure, Dioxyzimtsäure) $C_9H_8O_4$ oder $C_6H_3(OH)_2.CH.CH.COOH$. Diese findet sich auch im Wasserschirling (Cicuta virosa), bildet gelbe Kristalle, löst sich leicht in heißem Wasser und Alkohol und gibt bei trockner Destillation Brenzkatechin, mit schmelzendem Kali Protokatechusäure.

Kaffeeglasur, s. Kaffeebaum, S. 420.

Kaffeekränzchen, s. Kränzchen.

Kaffeemühle, eine kleine Glockenmühle (s. d.).

Kaffeesäure, s. Kaffeegerbsäure.

Kaffeeschwarz, s. Frankfurterschwarz.

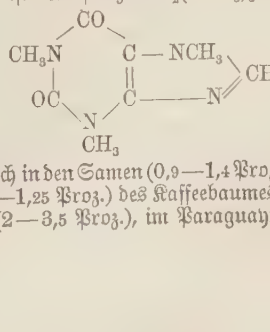
Kaffeestrauch, s. Kaffeebaum.

Kaffeesurrogate, s. Kaffeebaum, S. 422.

Kaffeetragant, Kaffeewicke, soviel wie Astragalus baeticus.

Kaffeewurzel, s. Cyperus.

Kaffeïn (Koffein, Thein, Guaranin, Methyltheobromin, Trimethyldioxypurin) $C_8H_{10}N_4O_2$ Alkaloid, nach seiner Konstitution eine Xanthinbase, als welche es zum Xanthin, Theobromin, Theophyllin, Hypoxanthin, Guanin und Adenin in naher Beziehung steht. Die Xanthinbasen sind Abkömmlinge eines stickstoffhaltigen Ringsystems, des Purins $C_5H_4N_4$, das zugleich auch die Stammsubstanz der Harnsäure ist. K. ist $C_5HNO_2(NCH_3)_3$ oder



K. findet sich in den Samen (0,9—1,4 Proz.) und Blättern (1,15—1,25 Proz.) des Kaffeebaumes, im chinesischen Tee (2—3,5 Proz.), im Paraguaytee von Ilex

paraguariensis, in der Guarana (5 Proz.) von Paullinia sorbilis und in den Kolanüssen von Cola acuminata, im Buschtee (den Blättern einer Cyclopia-Art Südafrikas), im Apalachentee Nordamerikas, auch in geringerer Menge im Kakao, also in einer Reihe von Genußmitteln, welche die Völker Asiens, Afrikas und Amerikas dem Pflanzenreich entnommen haben. K. entsteht beim Erhitzen von Theobromin mit Jodmethyl, Xanthin $C_5H_4N_4O_2$ wird durch Methylierung zuerst in Theobromin (Dimethylxanthin) und dann in K. überführt. Auch aus Harnsäure, Methyl- und Dimethylharnsäure kann K. künstlich dargestellt werden. Es bildet farb- und geruchlose, seidenglänzende Kristallnadeln mit 1 Molekül Kristallwasser, schmeckt schwach bitter, löst sich schwer in Wasser, Alkohol und Äther, leicht in Benzin, Chloroform, verwittert an der Luft, wird bei 100° wasserfrei, schmilzt dann bei 234° und sublimiert bei höherer Temperatur unzersetzt. Es reagiert neutral und bildet mit Säuren kristallisierbare, sauer reagierende Salze, die durch Wasser zersetzt werden. Mit chlorsaurem Kali und Salzsäure bildet es Dimethylalloxan und Monomethylharnstoff. Mit Chlor bildet es Methylharnstoff, mit Chromsäure Dimethylparabansäure, Ammoniak, Methylamin und Kohlensäure. Es galt früher als das alleinige wirksame Prinzip im Kaffee und Tee und als ein nährender Stoff; es ist ihm aber jedenfalls nur ein Teil der Wirkungen jener Genußmittel zuzuschreiben. In kleinen Dosen erregt K. die Nervenzentren, besonders das Großhirn und die Zentren im verlängerten Mark, in sehr großen Dosen wirkt es auf diese Zentren lähmend. 0,2—0,5 g steigern die psychische und die Muskeltätigkeit, den Blutdruck und die Harnabscheidung. Wenig größere Dosen erregen besonders die Phantasie, kräftige Dosen erzeugen Gedankenverwirrung, Ohrensausen, Pulsieren der Schläfe, Beklemmung, Zittern der Hände, fadenförmigen, aussetzenden Puls und nachfolgende Depression. Bei Tieren tritt nach größern Dosen unter allgemeiner Muskellähmung der Tod durch Ersticken ein. Beim Menschen ist die Giftwirkung nicht bedeutend und von Individualität und Gewöhnung sehr abhängig. Man benutzt Kaffeinsalze gegen Nervenleiden, Kopfschmerz als Diuretikum ꝛc. K. wurde 1820 von Runge im Kaffee, 1827 von Oudry im Tee entdeckt. 1898 bewirkte Fischer die Synthese des Kaffeins von der Methylharnsäure aus.

Kaffeïnsäure, s. Kaffeegerbsäure.

Kafferbaum, s. Erythrina.

Kafferbüffel (Kafferochs), s. Büffel.

Kafferkorn, s. Sorghum.

Kaffern (v. arab. kafir, »Ungläubiger«), zu den Bantuvölkern gehörige Völkerfamilie, die an der Ostseite Südafrikas vom Sambesi bis zur Südspitze wohnt und von N. nach S. gezählt die Swasi, Amatonga, Sulu, Pondo, Pondomisi, Baku, Tembu und Ama-kosa umfaßt. Linguistisch und ethnographisch stimmen sie auffallend mit den Negern des tropischen Afrika überein, doch haben räumliche Absonderung und Berührung mit den hellen Südafrikanern Sonderzüge ausgeprägt. Körperlich gehören sie zu den kräftigsten Negerstämmen. Der Schädelbau ist dolichokephal, die Gesichtszüge ähneln denen der kaukasischen Rasse, die Hautfarbe ist bei den südlichsten Völkern rein braun, wird aber nach N. zu immer dunkler, bis sie an der Delagoabai dunkelschwarz erscheint. Das Haar ist schwarz und wollig, die Stirn hoch, die Backenknochen sind, wie bei den Hottentotten, hervorragend, die Lippen aufgeworfen, der Bart meist schwach (s. Tafel »Afrikanische Völker I«, Fig. 14). Der Charakter der K. zeichnet sich durch die Energie aus, die sie den politisch ausgreifendsten Eroberervölkern und Staatenbildnern Afrikas an die Seite stellt. Scharfsinnig, mutig, tapfer und ausdauernd, sind sie auch träge, rachsüchtig, verräterisch und grausam gegen ihre Feinde. Als einzige Bekleidung der Männer dient eine wollene Decke oder ein Fellmantel (Karoß), den sie über den Rücken hängen. Auch die Frauen und Mädchen tragen eine Decke rings um den Leib, die Brüste verhüllen sie mit einem Perlengehänge. Schultern und Arme bleiben frei. Sie haben für die Hütte und Nahrungsmittel zu sorgen und nehmen eine höchst untergeordnete Stellung ein. Vielweiberei ist sehr verbreitet; auch die Beschneidung ist bei den K. eingeführt. Ihre bienenkorbartigen, kleinen Häuser (s. Tafel »Wohnungen der Naturvölker I«, Fig. 1), die mit Lehm überschmiert werden, bauen sie meist in einem Kreise (Kral). Der unter dem Kral ausgehöhlte Grund dient als Vorratskammer. Die Sprache der K., die den südöstlichsten Teil des Bantusprachstammes repräsentiert, zerfällt in das Kafir im engern Sinn und das Sulu (Zulu), die Sprache der Sulukaffern. Vgl. Appleyard, The Kafir language (King Williamstown 1850); Grant Lewis, A grammar of the Zulu language (Natal 1859); Döhne, A Zulu-Kafir dictionary (Kapst. 1858); Roberts, The Zulu-Kafir language (3. Aufl., Lond. 1895), Zulu-English dictionary (2. Aufl., das. 1895) und Zulu manual (das. 1900); Kropf, A Kafir-English dictionary (Lovedale 1899); Elmslie, The Ngoni form of speech, a dialect of the Zulu language (Aberdeen 1891). Märchen der Sulukaffern in ihrer Sprache mit englischer Übersetzung veröffentlichte der Bischof Callaway (Natal 1868). Die noch unabhängigen K., deren Zahl allerdings immer geringer wird, leben unter erblichen Häuptlingen (Inkose), die mit absoluter Gewalt über ihren Stamm regieren, jedoch dem Einfluß der Vorstände der einzelnen Gemeinden (Krale) unterstehen. Bei den südlichen K. sind mannshohe Schilde aus Ochsenhäuten, Keulen (Kirri) und leichte Wurfspieße (Assagaie) im Kampf gebräuchlich, nicht aber Bogen und Pfeile. Sie fechten deshalb zerstreut, während die Sulu sich kurzer Stoßspeere bedienen und geschlossen angreifen. Die K. glauben an ein höchstes Wesen und an einen bösen Geist, haben aber weder Götzen noch Priester; dagegen besitzen Zauberer großen, oft verhängnisvollen Einfluß. Die Bekehrung der K. zum Christentum, an der verschiedene (besonders englische) Missionsanstalten arbeiten, schreitet sehr langsam vor. Der Landbau wird von den Weibern betrieben, während der Mann sich um die Herden, um Jagd und Krieg bekümmert. Man baut als Hauptfrucht Kafferkorn, dann Mais und Tabak, der in unglaublichen Mengen verbraucht wird. Die Viehzucht beschränkte sich bisher auf Rindvieh, jetzt besitzen die K. große Herden von Ziegen, Schafen und Pferden. Die technische Geschicklichkeit steht auf niedriger Stufe. Die Swasi schnitzen in Holz und Elfenbein und verarbeiten, wie die Sulu, die Eisenerze ihres Landes zu Waffen und Geräten; ausgezeichnet ist ihre auf arabische Einflüsse zurückzuführende Erzgießerei. Die Ama-kosa flechten aus Gras vortreffliche wasserdichte Gefäße, Matten, Körbchen ꝛc. S. Tafel »Afrikanische Kultur II«, Fig 1.

Die ersten Aufschlüsse über die K. gaben uns die Reisenden John Barrow (1796) und Lichtenstein (1805); Campbell (1819) und Smith (1835) bestätigten sie. Das Verhältnis der K. zu der Kapkolonie

war bis in die neueste Zeit feindselig, wie noch 1893 und 1896 der Aufstand der Matabele bewiesen hat. Lord Macartney bestimmte 1798 den Fischfluß zur Grenze der Kapkolonie. Als 1817 Lord Somerset einen Häuptling, Gaika, zum Oberkönig aller Kaffernstämme machte, um mit dessen Hilfe das Volk zu unterdrücken, erhoben sie sich unter dem Häuptling Makarna und besiegten Gaika, mußten aber bald der Übermacht der Briten weichen. Gaika wendete sich nun gegen diese und kämpfte bis zu seinem Tode (1829); 1830 kam ein Friede zustande, wobei der Fischfluß als Grenze des Kaplandes und der Kaiskamma als Grenze der K. bestimmt wurden; das Land dazwischen sollte neutral bleiben. Holländische Buren brachen aber 1834 den Frieden, und sämtliche Kaffernstämme vereinigten sich jetzt zu einem Angriff auf die Kapkolonie. Bathurst wurde zerstört, und schon drangen die K. gegen die Kapstadt vor, als ihnen Oberstleutnant Smith entgegentrat und sie zum Frieden nötigte, infolgedessen das bezeichnete Gebiet als Königin Adelaide-Provinz englisch wurde. 1836 wieder aufgegeben, wurde es nach einem neuen Kriege 1847 nochmals besetzt und 1866 endgültig in Besitz genommen und später in die Divisionen King Williamstown, Peddie, East London, Komgha und Stutterheim geteilt, zusammen 10,054 qkm, worin 1891 neben 20,806 Weißen und 1805 Hottentotten 117,547 K. wohnten. In diesem anfänglich Britisch-Kaffraria genannten Gebiet siedelte man als Militärkolonien Deutsche an, die hier eine Reihe blühender Ortschaften (Stutterheim, Berlin, Potsdam, Braunschweig) gründeten. Das östlich von diesem Gebiet gelegene Kaffraria, die Transkeidistrikte, zwischen Indischem Ozean (vom Kei bis zum Umtwuna, Grenze gegen Natal), Stormund Drakenbergen, die jetzigen Divisionen Transkei, Tembuland, Ostgriqualand und Pondoland, 36,953 qkm mit (1891) 486,572 Einw. (10,312 Weiße, 470,624 Kaffern, 5636 Hottentotten) umfassend, steht jetzt ebenfalls unter der direkten Verwaltung der Kapkolonie, so daß von allen Kaffernstaaten nur noch Swasiland und Tongaland sich einer verhältnismäßigen Unabhängigkeit erfreuen. Die Transkeidivision (Fingoland) und Tembuland wurden 1875, Ostgriqualand (Nomansland) 1876 in Besitz genommen und ein 1877 ausgebrochener Kaffernkrieg niedergeworfen. 1885 wurde Pondoland, 1887 Sululand und 1888 Amatongaland unter britisches Protektorat gestellt. Die Ausdehnung der englischen Herrschaft nach N. führte zu den blutigen Matabelekriegen von 1893 und 1896. Vgl. Karte »Südafrikanische Republik« und außer den ältern Reisewerken von Kay (New York 1834), J. E. Alexander (2. Aufl., Lond. 1840, 2 Bde.): Cole, Notes on the Cape and the Kaffirs (das. 1852); Bowler, The Kaffir wars (das. 1865); Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas (Bresl. 1873); Revoil, Les Zoulous et les Cafres (Lille 1880); Ludlow, Zululand (Lond. 1882); Mitford, Through the Zulu-Country (das. 1883); Theal, Kaffir folklore (das. 1882); Muller u. Snellman, Industrie des Cafres du Sud-Est de l'Afrique (27 Tafeln mit Text, Leiden 1894); Brownlee, Reminiscences of Kafir life and history (Lovedale 1896); Laing, The Matabele Rebellion 1896 (Lond. 1897); Powel, The Matabele Campaign 1896 (2. Aufl., das. 1901); Laurence, On circuit in Kafirland (das. 1903).

Kafferochs, s. Büffel.

Kaffgesims, s. Gesims.

Kaffraria, s. Kaffern.

Kafffack, Joseph, Bildhauer, geb. 21. Okt. 1850 in Regensburg, gest. 7. Sept. 1890 infolge eines Unglücksfalles auf dem Wannsee bei Berlin, war bis zu seinem 24. Jahr im Kunstgewerbe tätig und besuchte dann die Kunstakademie in Dresden, wo er Schüler Hähnels wurde. 1880 ließ er sich in Berlin nieder, wo er zahlreiche monumentale und dekorative Werke, aber auch Büsten und Genrefiguren und -Gruppen schuf. Seine Hauptwerke sind die 3 m hohe Bronzefigur einer Lübecca (1881), die 4 m hohen Statuen der Post und Telegraphie, Kunst und Wissenschaft, des Handels und Gewerbes für die Hauptpost in Leipzig, die Kolossalgruppe der Harmonie im Kuppelraum des Landesausstellungsgebäudes in Berlin, die Gruppe »Ruhm und Wahrheit erringt der Suchende« für die königliche Bibliothek in Leipzig, das Denkmal der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. am Giebichenstein bei Halle, die Bronzegruppe: junge Liebe und die Marmorgruppe: das erste Gebet (in der Berliner Nationalgalerie).

Kaffziegel, s. Kappziegel.

Käfigvögel, s. Stubenvögel.

Kafilldesinfektor, von de la Croix in Antwerpen erfundener und durch Rietschel und Henneberg zu Berlin in Deutschland eingeführter Apparat zur unschädlichen Beseitigung und gleichzeitigen Ausnutzung von Tierleichen, Fleischabfällen ꝛc. Der Apparat ist für Schlachthöfe bestimmt, eignet sich aber auch für größere Schlächtereien, Abdeckereien ꝛc. Er besteht aus einem zylindrischen, doppelwandigen, luftdicht verschließbaren Sterilisator mit durchlöchertem, falschem Boden, der die Fleischteile ꝛc. aufnimmt. Wird nach Verschluß des Behälters zwischen die doppelten Wände Dampf von 5 Atmosphären geleitet, so findet eine Trocknung des Inhalts statt, und die durch den Siebboden abfließende Flüssigkeit wird durch den im Rezipienten sich entwickelnden Dampf in einen zweiten Zylinder gedrückt. Nach etwa 1 Stunde leitet man den Dampf direkt in die Fleischmasse und nach abermals 6 Stunden drückt man durch den Dampf alle noch vorhandene Flüssigkeit und das ausgeschiedene Fett in den Rezipienten. In diesem und dem damit verbundenen Kondensator werden Dämpfe und Gase durch kaltes Wasser niedergeschlagen; nicht verdichtbare Gase gelangen aus dem Kondensator in die Feuerung. Der fast trockne Inhalt des Sterilisators ist geruchlos und wird nach weiterm Trocknen gemahlen und als Dünger benutzt. Aus dem Inhalt des Rezipienten gewinnt man Fett und Leim. Der K. ist groß genug, um ganze Kadaver aufnehmen zu können, und eignet sich daher besonders zur gefahr- und geruchlosen Beseitigung der Leichen an ansteckenden Krankheiten gestorbener Tiere und genußuntauglichen Fleisches.

Kafiller (Kaviller), soviel wie Abdecker. Das der Gaunersprache entlehnte Wort K. ist wohl aus dem neuhebr. kefal, abdecken, abziehen, entstanden.

Käfir (arab., »Ungläubiger«), Name der Nichtmuslime im Koran (s. d.). Im Munde der osmanischen Türken wurde K. zu Giaur, dem in der Türkei üblichen Schimpfnamen für Christen und Juden. Von dem Worte K. ist auch der Name der Kaffern (s. d.) in Südafrika herzuleiten.

Kafir, afrikan. Sprache, s. Bantu.

Kafiristan (»Land der Ungläubigen«), Berglandschaft an der Grenze von Indien und Afghanistan (s. Karte »Zentralasien«), diesem zur Aufsicht unterstellt und von Truppen des Emir bewacht, im O. von Tschitral und dem Lahorigebirge begrenzt, etwa

13,000 qkm mit 120,000 Einw. Das durchaus gebirgige Land wird ganz durch von N. nach S. streichende, schneebedeckte Ketten erfüllt, zwischen denen in anmutigen Tälern die stürmischen Flüsse Alingar, Kunar u. a., teilweise Goldsand führend, zum Kabul fließen. Das Klima ist gemäßigt. Die Abhänge sind bis zum Gipfel bewachsen, meist mit Nadelholz; im Tal gedeihen Reis, stellenweise Zuckerrohr, ferner Platanen, Apfel- und Birnbäume, die Weinrebe; Bienenzucht ist allgemein. Höher hinauf folgen Maulbeer-, Walnußbäume und Getreide. K. ist reich an Wild; das lohnendste Haustier ist das dickschwänzige Schaf. Die Einwohner sind teils die von den später eingedrungenen Mohammedanern so benannten Käfir (s. d.), teils die aus Kaschmir eingewanderten weißen Hunnen oder Yue-tschi (vgl. Hunnen, S. 658) türkischtatarischer Herkunft, der schönste, kräftigste Menschenschlag unter diesen Bergbewohnern. Dazu kommen im untern Teil der Täler die Afghanen vom Stamm der Jusufzai (s. d.), die sich hier im 8. Jahrh. n. Chr. ansiedelten. Das Land ist erst in neuester Zeit einigermaßen erforscht worden. Sajjad Schah machte 1882 ethnographische Forschungen, und 1883 gelang es Mac Nair, als dem ersten Europäer, unter der Maske eines indischen Arztes Aufnahmen und Höhenmessungen zu machen. In größerm Maßstab sind die Forschungen in den letzten Jahren im Anschluß an die militärischen Unternehmungen der Engländer gegen die Bergvölker gefördert worden. Vgl. Downes, Kafiristan (Lahor 1873); Leitner, Kafiristan (das. 1881); G. S. Robertson, The Kafirs of the Hindoo Kush (Lond. 1896), und namentlich W. Broadford in »Blackwoods Magazine«, Bd. 161.

Kafis (span. Cahiz, ital. Caffiso), Hohlmaß in Tripolis zu 20 Tiberi, von sehr verschiedenem Inhalt bis 406 Lit.; früher auch in Tunis für Getreide ꝛc. = 16 Uiba oder 495,9 L., auch mehr.

Kafr (Kefr, arab.), soviel wie Dorf.

Kafr-el-Zaiyât, Distriktshauptort in der ägypt. Provinz (Mudirieh) Gharbieh, am rechten Ufer des Damiettearms des Nils und an der Eisenbahnlinie Damanhur-Tanta, Dampferstation mit lebhaftem Getreide- und Baumwollenhandel und (1897) 10,231 Einwohnern.

Kaftan (türk., »Oberrock«), ehedem ein vom Sultan als Auszeichnung verliehenes Staatskleid, ähnlich dem von den Herrschern in Persien und Mittelasien noch heute vergebenen Chal'at (s. d.). Nur bei den untern und mittlern Volksklassen der Türkei ist der K. als Oberkleid noch im Gebrauch; in den weiter östlich gelegenen, islamischen Ländern hat das Kleidungsstück andre Namen (Tschapan, Chal'at, Dschubbe). Von Persien und Mittelasien ist der K. im 13. Jahrh. durch das untere Wolgagebiet nach Rußland, Polen und Ungarn gedrungen; in den zwei erstgenannten Ländern gehörte er lange zur Nationaltracht und wird dort noch heute von den orthodoxen Juden getragen.

Kaftan, Julius, prot. Theolog, geb. 30. Sept. 1848 in Leif bei Apenrade (Schleswig-Holstein), studierte in Erlangen, Berlin und Kiel, habilitierte sich 1873 in der theologischen Fakultät zu Leipzig und wurde im Herbste d. J. außerordentlicher, 1881 ordentlicher Professor in Basel, von wo er 1883 an die Berliner Universität berufen wurde. K. ist ein der Ritschlschen Richtung angehöriger Theolog, der bei stärkerer Betonung der mystischen Elemente in der christlichen Frömmigkeit, in Anlehnung an die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen des Positivismus (s. d. und Comte 1), unter Verwerfung aller Spekulation und mit Bevorzugung einer eigentümlichen Geschichtsphilosophie, das Christentum als die Offenbarungsreligion würdigt, in der alles, was in sonstiger Religion nur als Trieb und Bedürfnis vorliegt, Befriedigung und innere Rechtfertigung erfährt. Er veröffentlichte: »Grundtvig, der Prophet des Nordens« (Basel 1876), »Das Evangelium des Apostels Paulus in Predigten« (das. 1879), »Die Predigt des Evangeliums im modernen Geistesleben« (das. 1879), »Das Wesen der christlichen Religion« (das. 1881, 2. Aufl. 1888), »Die Wahrheit der christlichen Religion« (das. 1888), »Glaube und Dogma« (Bielef. 1889) mit der Fortsetzung: »Brauchen wir ein neues Dogma?« (das. 1890, 3. Aufl. 1893), »Dogmatik« (Freiburg u. Leipz. 1897, 4. Aufl. 1901) sowie eine Reihe von Vorträgen (»Das Christentum und die Philosophie«, 3. Aufl., Berl. 1896; »Das Christentum und Nietzsches Herrenmoral«, 3. Aufl., das. 1902, u. a.).

Kaftanhonig, auf Cypern aus Johannisbrot (s. Ceratonia) bereiteter Sirup, in dem man andre Früchte einmacht.

Kafuro, Handelsplatz in Äquatorialafrika, s. Karagwé.

Kaga (Echizen), glattes japanisches Seidengewebe (Habutae, Ponge), nach den Provinzen Kaga und Echizen benannt.

Kagal (v. hebr. Kahal, »Versammlung, Gemeinde«), eine von der russischen Regierung sanktionierte jüdische Gemeindebehörde mit dem Rechte der Selbstverwaltung, die bezweckte, Staats- und Gemeindesteuern, Beiträge zu wohltätigen Institutionen, u. dgl. für ihre Mitglieder festzusetzen. Die ihm untergeschobenen national-religiösen Tendenzen beruhen auf Mangel an genauer Kenntnis der den Juden der slawischen Länder noch anhaftenden Eigentümlichkeiten. Vgl. Schwabacher, Drei Gespenster (Stuttgart 1883).

Kagalnik, 1) Kosaken-Staniza im Donischen Gebiet (Rußland), an einer Bucht des Asowschen Meeres, mit Getreidehandel und Fischfang und ca. 5000 Einw. — 2) Fluß, s. Kogilnik.

Kaga-Porzellan, modernes japanisches, in der Provinz Kaga verfertigtes, meist mit Rot und Gold dekoriertes Porzellan.

Kagera, Fluß im nordwestlichen Deutsch-Ostafrika, der als Rukarara und Mhogo am Nordabhang der 1970 m hohen Missosi ya Mwesi, etwa unter 2° 45′ südl. Br., entspringt; er durchfließt als Nyawarongo in einem weit nach N. ausholenden Bogen Ruanda, wendet sich dann nach SO. und in Bugufi nach O. und nimmt auf dieser Strecke von rechts den Akanjaru (s. d.) und Ruvubu, die beide etwas südlich von ihm entspringen, auf. Unter 30° 40′ östl. L. schlägt er eine nördliche Richtung ein, die er bis nahe an die Nordgrenze Deutsch-Ostafrikas beibehält. Er bildet auf dieser Strecke die Grenze zwischen Ruanda und Karagwe und durchzieht dann ein breites, sumpfiges Tal, wobei ihm die Abflüsse mehrerer Seen und Sümpfe (Ihemasee, Sangwesumpf, Ruanyanasee) zugehen, bildet an der deutschen Grenze einen großen, nach S. gerichteten Bogen und ergießt sich nach vielen Windungen auf britischem Gebiet unter 0° 55′ südl. Br. in breiter Mündung zwischen mehreren Inseln in den Victoria Nianza. Der K. wurde 1862 von Speke entdeckt, 1876 von Stanley weiter erforscht und Alexandra-Nil genannt; 1893 gelangte Baumann, später Ramsay und 1898 Kandt zu seinen Quellen. Seine dem See zugeführte Wassermasse (er ist an der Mündung 100 m breit, 25 m tief und hat ein Volumen

von 7650 cbm in der Sekunde) berechtigen dazu, den K. als den Quellfluß des Nils anzusehen. Vgl. Fitzner, Der Kagera-Nil (Berl. 1899).

Kago (spr. kango), japan. Sänfte zum Befördern von Personen, wird von zwei Männern getragen.

Kagoschima, Hauptort eines Ken der japan. Provinz Satsuma auf der Insel Kiusiu, an der Nordwestküste der schönen, tief eindringenden Baivon K., Sitz eines Gerichtshofs, mit Fabriken für weltberühmte Fayence und Waffen, Baumwollspinnerei und (1898) 53,481 Einw. — K. war früher Residenz des mächtigen Daimyo von Satsuma und wurde 1864 durch Beschießung seitens der englischen Flotte fast ganz zerstört.

Kagu (Rhinochetus jubatus *Verreaux*), einzige Art aus der Familie der Kagus (Rhinochetidae) und der Ordnung der Watvögel, 65 cm lang, gedrungen gebaut, mit mäßig langem, geradem Schnabel, an beiden Seiten des letztern mit einer tiefen Furche, in der sich das Nasenloch durch eine Hornröhre öffnet, dickem Lauf, der länger als die Mittelzehe ist, gespaltenen Vorderzehen, hoch eingelenkten, kurzen Hinterzehen und am Hinterkopf mit langen, zerschlissenen Federn. Er ist grau, unterseits hell rostbraun, auf den Flügeln mit schwarzen und weißen, schwarz marmorierten Querbinden, der kurze, abgerundete Schwanz ist am Grunde grau, an der Spitze rotbraun. Der K. bewohnt Neukaledonien, führt nächtliche Lebensweise und nährt sich besonders von Schnecken und Würmern.

Kaguang, s. Pelzflatterer.

Kagul, Stadt, s. Kahul.

Kaghsman, Hauptort des gleichnamigen Bezirks (4481 qkm und [1897] 59,230 Einw.) der Provinz Kars im russ. Generalgouv. Kaukasien, 50 km südlich von Kars, rechts am Araxes, Sitz eines Brigadestabsquartiers der Grenzwache, hat Obstbau und (1897) 3435 Einw. In der Nähe große Steinsalzlager (Jahresproduktion 5,5 Mill. kg).

Kahal (Kehilla, hebr., »Versammlung«), die jüdische Religionsgemeinde, s. Kagal.

Kahau, s. Nasenaffe.

Kahe, Landschaft in Deutsch-Ostafrika, in der Niederung am Südfuß des Kilimandscharo und im Quellgebiet des Pangani. Eine hier gefundene Erdart dient abgedampft den Eingebornen als Salz.

Kahira, Stadt, s. Kairo.

Kahl, Wilhelm, Kirchen- und Staatsrechtslehrer, geb. 17. Juni 1849 in Kleinheubach (Mittelfranken), studierte in Erlangen und München, habilitierte sich 1876 an der Universität München, wurde 1879 ordentlicher Professor in Rostock, 1883 in Erlangen, 1888 in Bonn und folgte 1895 einem Ruf an die Universität in Berlin, wo er zugleich zum vortragenden Rat im Kultusministerium ernannt wurde. Er schrieb: »Die Selbständigkeitsstellung der protestantischen Kirche in Bayern« (Erlang. 1874); »Über die Temporaliensperre« (das. 1876); »Die deutschen Amortisationsgesetze« (Tübing. 1879); »Das obere Kirchengericht für die Großherzogtümer Mecklenburg« (das. 1880); »Die Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der Provinz Westfalen und der Rheinprovinz« (Bonn 1891, als 5. Auflage des Werkes von Bluhme-Hälschner); »Lehrsystem des Kirchenrechtes und der Kirchenpolitik« (1. Teil, Freiburg 1894); »Die Konfession der Kinder aus gemischten Ehen« (das. 1895); »Über Parität« (das. 1895); »Patriotismus und Christentum« (das. 1895); »Ebenbürtigkeit und Thronfolgerecht des Grafen zur Lippe-Biesterfeld« (Bonn 1896); »Bekenntnisgebundenheit und Lehrfreiheit« (Berl. 1897); »Die Errichtung von Handelsgesellschaften durch Religiose« (in der »Festgabe für Heinr. Dernburg«, das. 1900); »Die Bedeutung des Toleranzantrags für den Staat und die evangelische Kirche« (Halle 1902), Sonderdruck aus den »Deutsch-evangelischen Blättern«, deren Mitherausgeber er seit 1900 ist. Mit Dove bearbeitete er die 8. Auflage von Richters »Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts« (Leipz. 1886).

Kahla, Stadt in Sachsen-Altenburg, Verwaltbez. Roda, an der Saale und an der Staatsbahnlinie Großheringen-Saalfeld, 169 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen, Amtsgericht, einen Altertumsforschenden Verein, Porzellanfabriken, Porzellanmalerei, Eisengießerei, Metallwaren-, Pianoforte- und Holzschuhfabriken, Dampfziegelei, Dampfschneidemühle u. (1900) 5340 Einw. In der Nähe liegt der Berg Dohlenstein, der 1780 teilweise einstürzte, 1828 und 1880 merklich vorwärts rückte, und die Bergfeste Leuchtenburg (436 m hoch), ehemals eine Strafanstalt, jetzt Vergnügungsort. Vgl. »Geschichte der Stadt K.« (Bd. 1: Urkunden, hrsg. von Bergner, Kahla 1899).

Kahlbäuche (Apodes), Unterordnung der Knochenfische, s. Fische, S. 606.

Kahlbaum, Karl Ludwig, Mediziner, geb. 28. Dez. 1828 in Driesen, gest. 15. April 1899 in Görlitz, wurde 1856 zweiter Arzt in der ostpreußischen Provinzal-Irrenanstalt Allenberg bei Wehlau, habilitierte sich später auch als Privatdozent in Königsberg und ging 1867 als dirigierender Arzt und Besitzer der Privatanstalt für Nerven- und Gemütskranke nach Görlitz. K. war einer der bedeutendsten Vertreter der Psychiatrie des 19. Jahrh. Er regte eine Umwertung aller psychiatrischen Werte unter strengerer Betonung des pathologisch-anatomischen Befundes und dementsprechend eine neue kritische Nomenklatur an, förderte die Kenntnis vom jugendlichen Irresein und vom Einfluß der Erziehung auf dasselbe und stellte als besondere Krankheitsform die Hebephrenie auf. Auch gründete er in Görlitz ein Erziehungshaus für Kinder und Jugendliche mit psychischen Abnormitäten. Er arbeitete auch über den Querulantenwahn, über das sogen. zirkuläre Irresein, bei dem durch das ganze Leben Zustände der Erregung mit entgegengesetzten regelmäßig wechseln, über Sinnesdelirien und ihre verschiedenen Formen und schrieb: »Die Gruppierung der psychischen Krankheiten und die Einteilung der Seelenstörungen (Danzig 1863); »Die Katatonie« (Berl. 1874).

Kahlberg, Dorf im preuß. Regbez. Danzig, Kreis Danziger Niederung, auf der Frischen Nehrung, hat ein Seebad und (1900) 430 evang. Einwohner.

Kahle, Richard, Schauspieler, geb. 21. Juni 1842 in Berlin, besuchte die Universität daselbst, wo er ästhetische und philosophische Kollegien hörte, und wurde Vorleser bei dem Prinzen Friedrich von Preußen, welche Stellung er bis zu dessen Tode (1863) bekleidete, und versuchte sich nebenbei als Schauspieler auf dem Liebhabertheater Urania, bis er 1865 als Sprecher in der »Braut von Messina« zuerst in Pest öffentlich auftreten konnte. Von Laube 1869 für das Leipziger Stadttheater engagiert, übte sich K. hier in den größten Aufgaben des Charakterfaches und spielte z. B. den Lear mit solchem Erfolg, daß er in Berlin nach seinem ersten Auftreten (1871) in dieser Rolle im königlichen Schauspielhaus sofort engagiert wurde. Klein von Gestalt, wußte K. sie durch sein kräftiges Organ, hauptsächlich aber durch das klare Erfassen und durch die durchgeistigte Wiedergabe eines Charak-

iers bald vergessen zu machen. Seine Vorzüge kamen am meisten in rhetorischen Rollen zur Geltung. 1900 trat er in den Ruhestand.

Kahlenberg, s. Kahlengebirge. [bart.

Kahlenberg, Hans von, Pseudonym, s. Mon-

Kahlenberg, Pfaffe vom, die Schwankdichtung eines sonst unbekannten Verfassers, namens Philipp Frankfurter, der gegen Ende des 14. Jahrh. in Wien lebte, benannt nach dem Pfarrer zu Kahlenbergerdorf (vgl. den folgenden Artikel, am Schluß). Sie ist uns in mehreren alten Drucken des 15. und 16. Jahrh. überliefert; neuere Ausgaben haben v. d. Hagen (in »Narrenbuch«, Halle 1811) und Bobertag (»Narrenbuch«, Bd. 11 von Kürschners »Nationalliteratur«) veranstaltet. Das gleichnamige Gedicht von Anastasius Grün lehnt sich an die Volkssage an.

Kahlengebirge, der nordöstliche, bis an die Donau reichende Ausläufer der Ostalpen in Niederösterreich, ein Teil des Wiener Waldes, durch herrliche Waldszenerien und Aussichten berühmt. Die höchste Erhebung bildet der Hermannskogel, 542 m, mit Aussichtsturm (Habsburgwarte). Weiter östlich erhebt sich der Kahlenberg (483 m, s. Karte »Umgebung von Wien«) mit dem Örtchen Josephsdorf, einer Kirche, großem Hotel, Villen und Aussichtsturm (Stephaniewarte); endlich als äußerster Grenzpfeiler, zwischen Wien und Klosterneuburg an die Donau tretend, der Leopoldsberg (423 m), der auf dem Grundgemäuer einer alten Burg eine Kirche trägt, worin die Führer des verbündeten Heeres vor der Türkenschlacht 3. Sept. 1683 den Sieg erflehten. Von Nußdorf führt eine Zahnradbahn auf die Höhe des Kahlenberges, dessen südliche Abhänge von Weingärten bedeckt sind. Am Fuß desselben liegt an der Staatsbahnlinie Wien–Gmünd Kahlenbergerdorf, mit Josephsdorf Teil des 19. Wiener Bezirks (Döbling), Dampferstation, mit Kinderasyl, wo um 1340 der durch seine lustigen Späße bekannte Pfarrer Wiegand von Theben, der sogen. Pfaffe vom Kahlenberg, Günstling Herzog Ottos des Fröhlichen, gelebt haben soll (vgl. den vorhergehenden Artikel).

Kähler, 1) Johannes, Militärschriftsteller, geb. 16. Juni 1830 in Neuhausen bei Königsberg i. Pr., gest. 3. Nov. 1885 in Konstantinopel, wurde 1852 Leutnant im 1. Dragonerregiment, bei dem er auch als Rittmeister 1866 den Krieg mitmachte, wurde 1870 Major und als Generalstabsoffizier der 2. Kavalleriedivision zugeteilt. Nach dem Kriege dem Großen Generalstab überwiesen, 1872—76 Lehrer an der Kriegsakademie, wirkte er für die Verbreitung seiner Lehren, die dahin strebten, die Instruktionen Friedrichs d. Gr. unter Berücksichtigung der taktischen Veränderungen wieder zur Grundlage für die Verwendung der Reiterei zu machen. Außer den hierauf bezüglichen Schriften lieferte er zahlreiche Beiträge aus der Geschichte der letzten Kriege und setzte diese Tätigkeit auch als Kommandeur des 6. Husarenregiments (1876) fort. 1882 zu Organisationszwecken nach der Türkei beurlaubt, als Generalmajor zur Disposition gestellt, wurde K. kaiserlich ottomanischer Generalleutnant und Generaladjutant. Er schrieb: »Einhundertundfünfzig Jahre des königlich preußischen Litauischen Dragonerregiments Nr. 1 (Prinz Albrecht von Preußen«) (Berl. 1867, Nachtrag 1869); »Die Reiterei in der Schlacht bei Vionville und Mars la Tour« (3. Aufl., das. 1874); »Der Große Kurfürst« (das. 1875); »Die preußische Reiterei von 1806—1876 in ihrer innern Entwickelung« (das. 1879). Auch übersetzte er des ehemaligen Stabschefs des südstaatlichen Reiterführers Stuart, Heros v. Borcke, Erinnerungen: »Zwei Jahre im Sattel und am Feinde« (Berl. 1877, 2 Bde.).

2) Martin, prot. Theolog, Bruder des vorigen, geb. 6. Jan. 1835 in Neuhausen, habilitierte sich 1860 in der theologischen Fakultät zu Halle, wurde 1864 außerordentlicher Professor der Theologie in Bonn, 1867 in Halle und daselbst 1879 ordentlicher Professor. K. ist ein der Gemeinschaftsbewegung (s. d.) nahestehender Vermittelungstheolog, der das Christentum unter steter Berücksichtigung der Kirchenlehre vom Mittelpunkt des apostolischen Zeugnisses von der Rechtfertigung des Sünders im Glauben aus als das übergeschichtliche Erlebnis einer unmittelbaren Einwirkung des erhöhten Christus im Gegensatz zum geschichtlichen Jesus versteht. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Das Gewissen. Ethische Untersuchung« (Halle 1878, Bd. 1); »Die Wissenschaft der christlichen Lehre« (Erlang. 1883—87, 2. Aufl. 1893); »Neutestamentliche Schriften in genauer Wiedergabe ihres Gedankenganges dargestellt« (Halle 1884—94, 3 Hefte); »Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche biblische Christus« (Leipz. 1891, 2. Aufl. 1896); »Die Universitäten und das öffentliche Leben« (das. 1891); »Jesus und das Alte Testament« (das. 1895); »Unser Streit um die Bibel« (das. 1896); »Der lebendige Gott« (2. Aufl., das. 1897); »Dogmatische Zeitfragen« (das. 1898, 2 Hefte); »Die Bedeutung der Mission für Leben und Lehre der Kirche« (Stuttg. 1899); »Gehört Jesus in das Evangelium?« (2. Aufl., Leipz. 1901); »Wiedergeboren durch die Auferstehung Jesu Christi« (das. 1901); »Die Sakramente als Gnadenmittel« (das. 1903).

Kahler Asten, der höchste Gipfel der Provinz Westfalen, am Nordostende des Rothaargebirges, zwischen Lenne- und Ruhrquelle, ist 827 m hoch und gewährt herrliche Aussicht. [chen 2).

Kahler Wasen oder Kleiner Belchen, s. Bel-

Kahlfraß, vollständige Entblätterung der Waldbäume, besonders der Nadelhölzer, durch Insekten.

Kahlgrind, bei Tieren soviel wie Herpes tonsurans, s. Flechten, S. 669.

Kahlhechte, s. Amien.

Kahlköpfigkeit (Calvities, lat.; griech.: Alopecia, wörtlich: Krankheit, bei der das Haar ausgeht wie beim Fuchs, oder Atrichia, wörtlich: Haarlosigkeit). Als Oligotrichia bezeichnet man einen verminderten Haarwuchs. Ganz selten ist Alopecia und Oligotrichia angeboren und dann mit Fehlen der Zähne verbunden. Die erworbene K., Alopecia acquisita, ist am häufigsten eine Alterserscheinung und beginnt als solche meist vom Scheitel, seltener von der vordern Haargrenze aus (Alopecia senilis). Bei dieser Form der K. spielt erbliche Anlage eine gewisse Rolle. Eine K., unabhängig vom Alter (Alopecia praematura), beruht entweder auf allgemeinen Ernährungsstörungen infolge schwerer Krankheiten, oder auf örtlichen Erkrankungen der behaarten Kopfhaut. Unter den Krankheiten sind besonders Typhus, Syphilis (A. syphilitica), Wochenbettfieber, Scharlach, Lungenentzündung hervorzuheben. Als örtliche Ursachen sind zu nennen Kopfgrind, schwere Fälle von Kopfrose, Blattern, langdauernde Ausschläge der Kopfhaut (Glatzflechte, Herpes tonsurans), Flechtengrind, übereichliche Talgbildung. Bei der Alopecia syphilitica, die nur die sekundäre Form der Syphilis begleitet, ist der Haarausfall über den ganzen Kopf verbreitet. Zuweilen entstehen aber auch auf der Kopfhaut syphilitische Ausschläge, und dann ist der Haarausfall nur

auf die erkrankte Stelle beschränkt. Bei der Alopecia areata (herdförmige K.) tritt der Haarausfall nur an scharf umschriebenen, kreisförmigen, sich vergrößernden Stellen auf, die mit benachbarten Stellen sich zu größern haarlosen Flächen vereinigen können. Diese Form beruht wahrscheinlich auf nervös bedingten Ernährungsstörungen der Haarwurzeln. Unter Kopfgrind versteht man den Flechtengrind oder die Hautflechte (s. Ekzem), den Favus (Wabenkopfgrind), auch die Kleienflechte (s. d.). Die K. ist heilbar, wenn sie auf zeitweisem Haarausfall beruht, wie bei Typhuskranken und Wöchnerinnen, nach Kopfrose, bei leichtern Formen der Flechtenkrankheit (Herpes tonsurans) und des Kopfgrindes, kurz, sofern die Haarwurzel selbst noch erhalten ist; sobald diese zerstört oder abgestorben ist, wie im höhern Alter, so ist keins der vielen Reklamemittel imstande, einen einzigen Sproß hervorzubringen. Sorgfältige Pflege des Haares und der Haut beugen den örtlichen Ursachen in meist völlig ausreichender Art vor; eine kräftige allgemeine Ernährung nach schweren Krankheiten stellt auch ohne besondere Mittel den Haarwuchs langsam wieder her. Abseifen des Kopfes mehrmals in der Woche, des Abends vor dem Schlafengehen mit sorgfältigem Abtrocknen hinterher, ist sehr zu empfehlen. Die Krankheiten des Haarwuchses muß ein Arzt behandeln. Bei der Alopecia areata hat man gute Heilerfolge erzielt durch Bestrahlung mit starkem elektrischen Bogenlicht, das zwischen Eisenelektroden erzeugt wird und arm an Wärmestrahlen, reich an chemisch wirksamen blauen Strahlen ist. Vgl. Haarkrankheiten.

Kahlschlag (Kahlschlagbetrieb), forstlicher Verjüngungsbetrieb, bei dem die Begründung eines jungen Holzbestandes nach vorherigem kahlen Abtrieb des Vorbestandes durch Saat oder Pflanzung erfolgt. Der K. ist bei Kiefern- und Fichtenhochwaldungen die herrschende Verjüngungsart. Vgl. Forstwirtschaft.

Kahlwild, das weibliche Elch-, Rot- und Damwild und Kälber, weil sie kein Geweih tragen (vgl. Geweiht).

Kahm, auf Essiggut, Wein, Bier, Pflanzensäften sich bildende dünne Haut, besteht aus Pilzen, welche die Oxydation des Alkohols veranlassen. Näheres in den Artikeln »Essig« und »Wein«.

Kahmpilz, s. Mycoderma.

Kahn, kleines, niedriges Binnenfahrzeug mit flachem Boden, wird meist mit Rudern, seltener durch Segel fortbewegt. Größere Kähne dienen auf Strömen zum Warentransport, haben 1—2 Masten mit Rah-, Spriet- und Gaffelsegeln, ein Verdeck und werden bei gutem Winde durch Segel, sonst mit Stangen, die man in den Grund stößt, fortbewegt. Schleppkähne auf den Strömen sind bis 100 m lang und 10 m breit, fassen bis 800 Ton. und dienen zu 4 und 5 im Tau eines Dampfers dem Warenverkehr. Es gibt neuerdings auch gut gedeckte Schleppkähne, die größere Seereisen, z. B. von Bremen bis Stockholm, im Tau machen.

Kahn, Gustave, franz. Dichter und Romanschriftsteller, geb. 1859 in Paris, besuchte daselbst das Lyzeum, gelangte aber, da ihn nur seine dichterischen Versuche beschäftigten, nicht zum Bakkalaureat und mußte daher von 1880—85 in Tunis Militärdienst tun. Nach Paris zurückgekehrt, setzte er im Bunde mit P. Adam, J. Laforgue und Moréas der Schule der Décadents die der Symbolistes entgegen, indem er den wegen seiner Unverständlichkeit mißachteten Parnassier Mallarmé als Muster auf den Schild hob. Der von ihm gegründete »Symboliste« brachte es zwar 1885 nur auf vier Nummern, aber »La Vogue« hielt sich bis 1889. Sein Symbolismus war vor allem eine Opposition gegen den damals herrschenden Naturalismus. Zugleich war K. aber auch der erste Dichter, der den reimlosen oder bloß assonierenden freien Vers konsequent anwandte. In den Gedichten »Les palais nomades« (1887) ahmte er noch zu absichtlich die Unklarheit Mallarmés nach, aber »Chansons d'amant« (1891) und »Domaine de fée« (1895) zeigten natürliches Gefühl in zartestem Ausdruck. Die drei Werke erschienen 1898 vereinigt als »Premiers poèmes« mit einer Vorrede über den vers libre. Kahns erstes Prosawerk: »Le roi fou« (1896), war eine wenig glückliche Phantasie über die Geschichte Ludwigs II. von Bayern. Voll romantischer Poesie war dagegen der böhmische Seiltänzerroman »Le cirque solaire« (1899). Vornehmlich ironisch gehalten war »L'adultère sentimental« (1902), ein Sittenroman aus der Beamtenwelt. Als Theoretiker und Kritiker lieferte K. in dem gehaltreichen Buche »Symbolistes et décadents« (1902) einen der wichtigsten Bausteine zur Geschichte der neuern französischen Dichtkunst.

Kahnbein, s. Fuß, S. 227.

Kahnfibeln, s. Fibel.

Kahnfüßer, s. Schnecken.

Kahni (engl. Cawney), Flächenmaß der ind. Präsidentschaft Madras, zu 24 Graunds = 53,51 Ar, im Jaghiregebiet zu 100 Quadratfuß = 40,657 Ar.

Kahnis, Karl Friedrich August, luther. Theolog, geb. 22. Dez. 1814 in Greiz, gest. 20. Juni 1888 in Leipzig, habilitierte sich 1842 in Berlin und wurde 1844 außerordentlicher Professor in Breslau. 1848 schloß er sich den sogen. Altlutheranern an, ward darauf von der altlutherischen Gemeinde in Breslau zum zweiten Prediger gewählt, aber von der obersten Behörde nicht bestätigt. Seit 1850 Professor der Theologie an der Universität Leipzig, seit 1860 Kapitular des Hochstifts Meißen, wurde er 1885 in den Ruhestand versetzt. Von seinen Schriften nennen wir außer drei Sammlungen Predigten (Leipz. 1866—77): »Die Lehre vom Heiligen Geist« (Halle 1847); »Die Lehre vom Abendmahl« (Leipz. 1851); »Die moderne Unionsdoktrin« (das. 1853); »Der innere Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts« (das. 1854; 3. Aufl. 1874, 2 Tle; engl., Edinb. 1856); »Zeugnis von den Grundwahrheiten des Protestantismus gegen Hengstenberg« (Leipz. 1862); »Christentum und Luthertum« (das. 1871); »Die deutsche Reformation« (das. 1872); »Die lutherische Dogmatik« (das. 1861—68, 3 Bde.; 2. Aufl. 1874 bis 1875, 2 Bde.); »Der Gang der Kirche in Lebensbildern« (das. 1881). Vgl. Winter, Dr. Karl Friedr. Aug. K. (Leipz. 1896).

Kahnlippe, Pflanze, s. Cymbidium.

Kahnschnabel, s. Reiher.

Kahr, in den Tauern soviel wie Gletscher.

Kahuhn (engl. Khahoon, Cahun), Getreidegewicht in Bengalen zu 20 Faktoreimahnd, = 1354,73 kg, auch Rechnungseinheit bis 1835 = 1/4 Rupie.

Kahul (Kagul, Formosa), Stadt im russ. Gouv. Bessarabien, Kreis Ismail, an einem Arm des Pruth, mit (1897) 7094 Einw. — An dem südlich davon gelegenen See K. siegten 13. Aug. 1770 die Russen unter Romanzow über die Türken unter Halil Pascha. K. gehörte 1856—78 zur Moldau.

Kahulani (Kahoolawe), die kleinste der Inseln des Hawaiarchipels, südlich von Maui, 20 km lang, 10 km breit, 179 qkm groß, größtenteils ebenes, dürres

Tafelland und bis 442 m aufsteigend, hat als einzige Vegetation Gras und Euphorbiazeen. Die Insel wird von wenigen Schafzüchtern bewohnt.

Kai (niederdeutsch Kaje, holländ. Kaai, franz. Quai), Mauer (Kaimauer) oder Steindamm an Fluß- oder Meeresufern, so hoch, daß sie beim höchsten Wasserstand nicht überschwemmt werden. Sie dienen zum Schutz des Ufers gegen den Andrang der Wellen sowie als Ein- und Ausladeplatz für die Schiffe. Damit bei jedem Wasserstand Boote anlegen können, sind Treppen vorhanden. Eingemauerte Ringe oder an den Kaien eingerammte Pfähle (Dukdalben, s. d.) dienen zur Befestigung der Schiffe. K. heißt auch das ganze, so ausgestattete Ufer, auch die längs des Ufers befindliche Straße; in Häfen auch der Ladeplatz für Schiffsgüter, wofür die Kaigebühr zu zahlen ist. Bollwerk (richtiger Bohlwerk) heißt der Kai, wenn die Uferseite mit Planken verkleidet ist.

Kai, Fluß in Südafrika, s. Kei.

Kaibel, Georg, Philolog, geb. 30. Okt. 1849 in Lübeck, gest. 12. Okt. 1901 in Göttingen, studierte in Göttingen und Bonn, war dann Gymnasiallehrer in Berlin und wurde 1879 Professor an der Universität Breslau, später in Rostock, Greifswald und Straßburg, 1897 in Göttingen. Seine Hauptwerke sind: »Epigrammata graeca ex lapidibus collecta« (Berl. 1878); »Inscriptiones Graecae Siciliae et Italiae« (das. 1890); »Text und Stil der *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles« (das. 1893); »Die Prolegomena *περὶ κωμῳδίας*« (das. 1898); »Comicorum graecorum fragmenta« (das. 1899 ff.); ferner Ausgaben des Athenäus (Leipz. 1887—90, 3 Bde.), von Galenos' »Protrepticus« (Berl. 1894), Sophokles' »Elektra« (Leipz. 1896).

Kaid (arab.), Stammeshäuptling in Nordafrika.

Kaien (holländ.), die Rahen aus der wagerechten in die senkrechte Lage kippen.

Kaieteur, Wasserfall des Rio Potaro, eines linken Nebenflusses des Essequibo in Britisch-Guayana, 251 m hoch und 113 m breit, er gibt 600 cbm in der Sekunde.

Kaiföng, Hauptstadt der chines. Provinz Honan, 15 km vom rechten Ufer des Hwangho, mit 6 Moscheen, Sitz des Gouverneurs und eines Beamten (Tautai) für Salz- und Getreideangelegenheiten, 150,000 Einw., worunter die einzige Judengemeinde in China, meist Goldschmiede und Wechsler. Der Hwangho ist hier 600 m breit und 1 m tief. K. war unter dem Namen Tungking (»östliche Hauptstadt«) 960—1125 Residenz der Sungkaiser.

Kaik, s. Kajik.

Kaiki, japan. Seidengewebe (in Europa als Waschseide bekannt) aus abgekochter und meist gefärbter Rohseide hergestellt, nur selten mit glatter Bindungsart gewebt.

Kailas, Gebirge, s. Gangri.

Kailâsa, Tempel, s. Ellora und Höhlentempel.

Kailzedraholz (Gambia-, Madeira-Mahagoni, Acajouholz), das Kernholz des senegalesischen Mahagonibaums Khaya senegalensis (einer Meliazee), ist rotbraun, mit deutlichen Jahresringen und mit bloßem Auge wahrnehmbaren Markstrahlen und Poren. Es wird wie echtes Mahagoniholz verwendet, besonders auch zu Kasten für Mikroskope, Wagen ꝛc. Auch andre Bäume, wie die Meliazee Carapa procera auf den Kariben, in Guayana und im tropischen Westafrika, liefern K.

Kaimakam (Kaimmakam, arab. kâimmakâm, »Stellvertreter«), in der Türkei Titel des Vorstehers eines Kreises (Kasa, s. d.), also unserm Landrat entsprechend. Der K. untersteht dem Mutesarrif (s. d.).

Kaiman, s. Alligatoren.

Kaimanfisch, s. Knochenhechte.

Kaimauer, s. Futtermauer.

Kaimeh, türk. Papiergeld in Scheinen zu 200, 100, 50, 20 und 10 Silberpiaster, ist in eine innere Schuld verwandelt worden.

Kaimeni, Inseln, s. Santorin.

Kain (hebr., wahrscheinlich »Erwerb«, »der Hervorgebrachte« 1. Mos. 4, 1), erstgeborner Sohn Adams, trieb Ackerbau, tötete seinen Bruder Abel, weil nur dessen Opfer Gott wohlgefiel, und mußte seitdem, durch ein Zeichen (Kainszeichen, 1. Mos. 4, 15) gegen Blutrache geschützt, unstet umherirren, bis er sich zuletzt im Lande Nod niederließ, wo er ein hohes Alter erreichte. Im Gegensatz zu Abel ist K. im Verein mit seinen Nachkommen der Begründer des seßhaften Lebens und weltlicher Kultur. Neuere Forscher finden in dem biblischen Bericht über K. zwei Sagengestalten zu einer vereinigt, den Brudermörder, der das palästinische Kulturland verläßt, und den Städtebauer, den Stammvater der Kainiten (1. Mos. 4, 17—24), deren ersten Vertretern bereits wichtige Erfindungen zugeschrieben werden. Kains Gattin wird in der Sage Save genannt. Nach ihm nannten sich die Kainiten, eine gnostische Schwärmersekte des 2. Jahrh. n. Chr. — Wie die Tat Kains, als des ersten Mörders, durch den Tod in die Welt kam, ein Lieblingsgegenstand der ältern (s. Tafel »Bildhauerkunst VII«, Fig. 2) wie der neuern Kunst wurde, so hat auch die Dichtung das poetische Motiv der biblischen Erzählung erfaßt und in mannigfacher Weise gestaltet. Schon in dem frühesten Drama der neuern Zeit, im altfranzösischen »Adam« (12. Jahrh.), wird Kains Verbrechen mit breiter Ausführlichkeit dargestellt. Im allgemeinen ist die Darstellung Kains bei den ältern Dichtern, so namentlich in den biblischen und Schuldramen des 16. und 17. Jahrh., naiv; bei den spätern, besonders seit Byrons Tragödie »Cain«, in eigentümlicher Weise reflektiert. Eine charakteristische Probe der letztern Auffassung ist Kastropps Epopöe »K.« (Stuttg. 1880).

Kainit, Mineral, besteht aus Chlorkalium und schwefelsaurer Magnesia $KCl+MgSO_4+3H_2O$, kristallisiert monoklin, ist durchscheinend, Härte 2,5, spez. Gew. 2,1, findet sich meist derb in feinkörnigen, farblosen, gelblichgrauen und dunkel fleischroten Massen, oft selbständige, mächtige Lager bildend, in den Abraumsalzen von Staßfurt, in vielen andern norddeutschen Salzlagern und bei Kalusz. K. wird in großen Mengen gewonnen (vgl. Kalisalze, S. 472) und auf Kalisalze, Düngesalze ꝛc. verarbeitet.

Kainiten, s. Kain.

Kainogenesis (griech., Cänogenesis, Entwickelungsabänderung). Das »biogenetische Grundgesetz« (s. Entwickelungsgeschichte) erleidet in zahlreichen Fällen Einschränkungen, indem im Entwickelungsgange Stadien auftreten, die nicht rein phylogenetisch erklärbar sind, sondern sich auf besondere Verhältnisse und Erlebnisse der Vorfahren beziehen. Haeckel sprach hier mit einem ohne Not viel angefochtenen Ausdrucke von »Fälschungen« der regelmäßigen nachbildlichen (palingenetischen) Wiederholung (Rekapitulation), wofür man jetzt K. setzt. Die Ursachen solcher Abänderungen können sehr mannigfache sein, z. T. direkt mechanische (metrothene K.), wenn z. B. Tiere, statt sich vom Keim ab frei zu entwickeln, längere Zeit innerhalb fester Eierschalen oder in Embryonalhüllen verharren und, statt die

Meyers Konv.-Lexikon, 6. Aufl.
Bibliograph. Institut, Leipzig.
Zum Artikel: ‚Kairo'.

Nahrung selbst zu suchen, längere Zeit von einem mitgebrachten Dotter zehren ꝛc. Andre Abänderungen entstehen dadurch, daß die Entwickelungsenergie bestimmter Organe und Organteile bei den verschiedenen Tiergruppen verschieden ist, so daß deren Entwickelung als verlangsamt oder beschleunigt gegenüber dem normalen Verlauf erscheint.

Kainozoisch, soviel wie Känozoisch.

Kainsdorf (Cainsdorf), Dorf in der sächs. Kreish. und Amtsh. Zwickau, an der Zwickauer Mulde, der Staatsbahnlinie Werdau-Aue und einer elektrischen Straßenbahn nach Zwickau und Wilkau, hat eine evang. Kirche im gotischen Stil, Lutherdenkmal, das größte Eisenwerk Sachsens (Königin Maria-Hütte mit 2000 Arbeitern, Gießerei, Martinhütte, Walzwerk, Maschinenfabrik, Brückenbau und Schamotteziegelei), Bierbrauerei, Mälzerei und (1900) 4215 Einw.

Kainsk, Bezirk im russisch-sibir. Gouv. Tomsk, einen großen Teil der Steppe Baraba (s. d.) umfassend, 82,167 qkm groß, wovon 5328 qkm Seen, mit (1897) 186,561 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt, am Tom und an der Sibirischen Eisenbahn, hat zwei Messen und (1897) 5858 Einw., die Ackerbau, Viehzucht, Branntweinbrennerei und Gerberei betreiben.

Kainszeichen, nach einigen Bibelerklärern ein Merkmal am Körper Kains, das ihn, von Gott geschützt, unverletzlich machte; nach andern ein äußeres Wahrzeichen, das ihn unbeachtet entkommen ließ. Noch andre Forscher, die Kain als Stammvater der Keniten bezeichnen, denken an Körperverstümmelung und Tätowierung, die seine Zugehörigkeit zu dem gottverehrenden Stamm bekunden sollten.

Kainz, Joseph, Schauspieler, geb. 2. Jan. 1858 in Wieselburg (Ungarn), besuchte das Realgymnasium in Wien und betrat schon 1873 die Bühne auf einem Privattheater daselbst. Er bildete sich vornehmlich für das Fach der jugendlichen Heldenliebhaber und Charakterdarsteller aus und war in dieser Eigenschaft von 1875—76 zu Marburg in Steiermark, dann bis 1877 am Stadttheater in Leipzig, darauf am Hoftheater in Meiningen und 1880—83 am Hoftheater in München tätig, wo er zu dem König Ludwig II. in ein freundschaftliches Verhältnis trat, über das er später biographische Mitteilungen veröffentlicht hat. 1883 trat er in den Verband des Deutschen Theaters in Berlin, dem er, nach kurzer Tätigkeit an andern Berliner Bühnen, bis 1899 angehörte. Dann ging er als Mitglied des Burgtheaters nach Wien. Seine Hauptrollen sind: Don Carlos, Romeo, Prinz von Homburg, Ferdinand (»Kabale und Liebe«), Fiesco, Demetrius, König in Fuldas »Talisman«, Hamlet, Molières »Misanthrop«, König in Grillparzers »Jüdin von Toledo« und der Glockengießer in Hauptmanns »Versunkener Glocke«. Ein durchaus realistisches Talent, wirkt er am stärksten, wo er elementare Leidenschaftlichkeit entfalten kann; doch fehlt es ihm an künstlerisch ausgeglichener Abrundung seiner Gebilde. Er war mit der Schriftstellerin Sara Hutzler (geb. 1853 in St. Louis, gest. 24. Juni 1893 in Berlin) vermählt, die sich durch Skizzen und Novellen aus Amerika (»Junge Herzen«, »Kleine Menschen«, »Nora«) und die Romane »Im Bann der Liebe« (Berl. 1889), »Zwei Frauen« (das. 1893) bekannt gemacht hat. Vgl. Gregori, Joseph K. (2. Aufl., Berl. 1905).

Kainzenbad, s. Partenkirchen.

Kaiparahafen, Einschnitt in die Westküste der Nordinsel von Neuseeland, dessen versandeter Eingang unter 36° 24′ südl. Br. zu einem großen Becken führt. Letzteres geht in fünf Arme aus, von denen der nördliche zur Mündung des Flusses Wairoa, der östliche zum Hafen Port Albert, der südliche zum Hafen Helensville führt; von hier geht eine Eisenbahn nach Auckland. Die Uferlandschaften sind reich an wertvollen Beständen von Kaurifichten.

Kaiphas, eigentlich Joseph, mit dem Beinamen K., Hoherpriester zur Zeit Jesu und bekannt aus dessen Leidensgeschichte, war 18 n. Chr. von dem römischen Prokurator Valerius Gratus ernannt und fungierte während der ganzen Prokuratur des Pontius Pilatus, ward aber 37 von dem Prokonsul Vitellius abgesetzt.

Kaiping, 1) Stadt in der chines. Provinz Tschili, 120 km nordöstlich von Tientsin, mit reichen, lebhaft abgebauten Kohlenlagern, an der Eisenbahn Tientsin-Schanhaikwan. — 2) (Kaitschou) Stadt nahe der Küste des Golfs von Liautung, noch innerhalb der neutralen Zone zwischen dem russischen Pachtgebiet Kwantung (s. d.) und der Mandschurei, in einem flachen Alluvialtal, mit stattlichen, aus Granit erbauten Häusern an der Eisenbahn Niutschwang-Port Arthur. K. wurde 9. Juli 1904 von den Japanern erstürmt, die sich dadurch den Weg nach Niutschwang erzwangen.

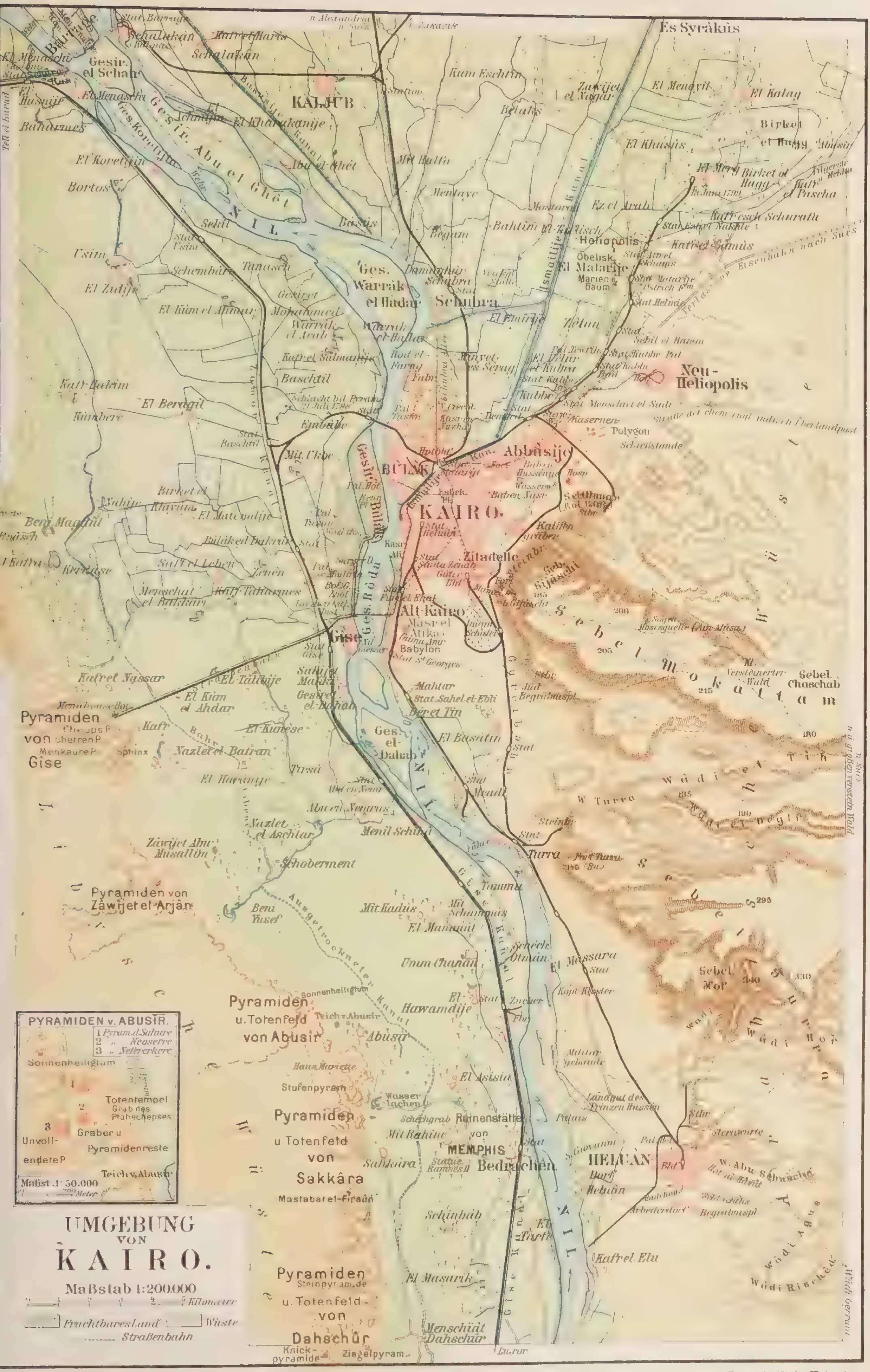
Kairin, salzsaures Oxyäthyltetrahydrochinolin $C_{11}H_{15}NO.HCl$, entsteht, wenn man Amidophenol mit Glyzerin und Schwefelsäure erhitzt, das entstandene Oxychinolin durch Behandlung mit Zinn und Salzsäure in Oxytetrahydrochinolin überführt und dies mit Jodäthyl behandelt. Es bildet farblose Kristalle, schmeckt salzig-bitter, etwas zusammenziehend, ist leicht löslich in Wasser und färbt sich leicht violett. Statt der Äthylverbindung ist auch die Methylverbindung dargestellt und angewendet worden. K. wurde von Fischer entdeckt und als Fiebermittel benutzt, bald aber durch das Antipyrin verdrängt.

Kairo (Cairo, hierzu der Stadtplan und Karte der Umgebung von Kairo), arab. Masr el Kâhira (s. unten, Geschichte), auch kurzweg Masr, Misr, Hauptstadt Ägyptens, größte Stadt Afrikas und der arabischen Welt, unter 30° 6′ nördl. Br. und 31° 26′ östl. L., am rechten Ufer des Nils, 18 km oberhalb des »Kuhbauchs«, der Spaltung des Flusses in den Rosette- und Damiettearm, am Fuß des 210 m hohen Mokattamgebirges, mit dem die Arabische Wüste im O. und S. bis hart an die Stadt heranreicht (s. Tafel »Wüstenbildungen II«, Fig. 4), während im N. das üppige Fruchtland des Deltas beginnt, Ausgangspunkt der Eisenbahnen nach Alexandria, Damiette, Suez und Assuan sowie des Kanals nach Ismailia. K. hat ein sehr mildes Klima (Jahrestemperatur 21,8°, Januar 12,1°, Juli 29°) und wird daher von Brustleidenden im Winter viel aufgesucht. Die Stadt mißt von N. nach S. 5 km, von W. nach O. 2,5 km und hat in den letzten Jahren nach W. sich so ausgedehnt, daß sie bereits die Ufer des Nils berührt und die Vorstadt Bulak (s. d.), den Hafen der Stadt, fast in sich aufgenommen hat. Der ursprünglich rein arabische Charakter Kairos geht immer mehr verloren, nachdem auf Anregung Ismail Paschas nach dem Nil zu nach Pariser Muster die Neustadt (Ismailia) mit den Ministerien der Finanzen und des Innern, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten, sonst aber unbedeutenden Bauten entstanden ist. Zwischen beiden liegt der achteckige, 8,25 Hektar große Ezbekiehgarten mit Cafés, Sommertheater und umgeben von fast allen großen Hotels Kairos, dem Opernhaus, Postgebäude, der Börse. In der Nähe beginnt die Hauptverkehrsstraße von K., die Muski, die mit ihrer Fortsetzung, der Rue

Neuve, die alte Stadt in ihrer ganzen Breite (1,5 km) durchzieht. Hier ist zwar das orientalische Verkehrsleben noch unverändert, doch sehen viele Läden schon ganz europäisch aus. Zu beiden Seiten liegen die arabischen Quartiere, ein wahres Labyrinth kreuz und quer laufender, winkliger Gäßchen. Einige Straßen werden nur von Handwerkern bewohnt und zwar gewöhnlich von Mitgliedern einer Zunft. Unter den Basaren ragt der Chan el Chalili, der Hassanên-Moschee gegenüber, hervor. Er besteht aus mehreren gedeckten Straßen und Höfen, in denen die verschiedensten orientalischen Waren in offenen Buden zum Verkauf ausliegen oder in Magazinen aufgestapelt sind. Neben ihm liegt der Basar der Gold- und Silberschmiede; Seiden- und Wollenstoffe werden im Basar El Ghuriye, Posamentierwaren im Basar Akkadim, Früchte und Zucker im Basar Sukkariye, Waffen im Suq es Selah feilgehalten. Neben den Basaren erscheinen die Kaffeehäuser, zugleich Barbierstuben, und die öffentlichen Brunnen (Sebil), oft Meisterwerke arabischer Architektur, für die Physiognomie der Stadt bestimmend. Von den Märkten ist einer der bedeutendsten der Karameidan (Plusa Mehemed Ali) im S., wo Pferde, Esel und Kamele feilgeboten werden und oft Beduinen in ihren Zelten lagern. Eine noch breitere Straße als die Muski ist der mehr als 2 km lange Boulevard Mehemed Ali, der 1889 durch ein Gewirr von Gassen gebrochen wurde, wie jene vom Atabet el Kadra-Platz ausgeht und südöstlich zur Zitadelle führt. Sie wurde auf einem Vorsprung des Mokattam bereits 1166 von Jussuf Saladin erbaut, dann durch Mehemed Ali neu befestigt und durch mehrere Forts auf den überragenden Höhen verstärkt. Als größte Merkwürdigkeit der Zitadelle wird der 90 m tief in den Felsen gesprengte Josephsbrunnen, vielleicht ein Pharaonisches Werk, gezeigt; neben ihm liegt die mit schlanken Minaretts gekrönte Alabastermoschee Mehemed Alis mit dessen Grabmal, von deren Terrasse aus man die berühmte Aussicht auf K. hat, das wie eine Insel mitten in der Wüste daliegt. Von den 523 Moscheen, die nach dem Plan der heiligen Moschee in Mekka angelegt sind, sind viele gänzlich verfallen. Zu den berühmtesten gehören die Sultan Hassan-Moschee, wohl das bedeutendste Denkmal byzantinisch-arabischer Baukunst, 1356—59 errichtet, die Tulûn-Moschee, die älteste, schon 879 von Ahmed ibn Tulûn erbaut, nach der Sage auf dem Hügel, auf dem Abraham den Widder statt Isaaks opferte, seit 1891 restauriert (s. Tafel »Architektur VII«, Fig. 2 u. 5), die Moschee Hasanein, zu Ehren von Hassen und Hussen, den Mohammedanern besonders heilig, da sie den Kopf Hussens birgt, die Hakim-Moschee, seit 1879 restauriert, die Moschee Seiyide Zenab, die Azhar-Moschee, seit 988 zur Universität bestimmt und später vergrößert, deren Hauptlesesaal von 140 meist antiken Marmorsäulen getragen wird, und die noch vor 20 Jahren 7700 Studenten und 230 Professoren zählte, seit der englischen Herrschaft aber stark zurückgegangen ist. An der ganzen Ostseite der Stadt dehnen sich die sogen. Kalifen- und Mameluckengräber, die aber von den bahritischen und tscherkessischen Mameluckensultanen (1250—1380 und 1381 bis 1517) erbaut wurden, aus. Von den Kalifengräbern sind die bemerkenswertesten die Grabmoschee des Sultans Barkuk mit zwei prachtvoll leichten, kühnen Kuppeln und zwei schönen Minaretts, die von Bursbey mit schönen Mosaiken und durchbrochenen Gipsfenstern, die Kait Beis, die eleganteste von allen, ausgezeichnet durch ihre hohe Kuppel mit reichem bandartigen Ornament, wirkungsvolle Beleuchtung mittels 50 bunter Fenster und schlanke Minaretts mit zierlichen Galerien. Von den teils durch Ausbeutung als Steinbruch, teils durch Umgestaltung zu modernen Grabstätten weit mehr zerstörten Mameluckengräbern sind z. T. nur die Minaretts übrig. In der Nähe ließ Mehemed Ali sein Familiengrab errichten.

Von den alten Mauern, die Saladin zum Ersatz für die frühern Erdwälle um die Stadt ziehen ließ, ist nur ein kleiner Teil an der Nordseite erhalten, wo auch noch zwei schöne Stadttore, Bab el Futûch und Bab en Nasr, vorhanden sind. Von den übrigen Toren ist noch das Bab Zulieh bei der Moschee El Môjed mitten in der Stadt vorhanden. Die Paläste Kairos sind meist unter europäischem Einfluß entstanden. Das vizekönigliche Palais liegt in der Zitadelle; das Schloß von Gesireh (erbaut 1863—68), Bulak gegenüber, einst mit märchenhafter Pracht ausgestattet, wurde mit seinem großen Park von einer Aktiengesellschaft angekauft und in einen Gasthof umgewandelt. Am südlichen Ende von Bulak steht der Palast von Kasr en Nil, und neben diesem befindet sich die neuerbaute eiserne Gitterbrücke über den Nil nach der Insel Gesireh. Inmitten der Stadt endlich liegt der Palast Abdin, den der Chedive gewöhnlich bewohnt. Nur durch einen schmalen Arm des Nils vom Lande getrennt, liegt westlich von K. die Insel Roda, an deren Südspitze der berühmte Nilmesser (Mikjâs) steht.

Die Einwohnerzahl betrug 1897: 570,062 (Fellah, Kopten, Türken, Araber), darunter 35,385 Fremde (8670 Italiener, 9869 Griechen, 5124 Franzosen, 6727 Engländer, 2262 Österreicher, 487 Deutsche), 11,489 Juden, ferner Neger, Nordafrikaner, Beduinen, Syrer, Perser, Inder. Die männliche Bevölkerung zählte 302,857, die weibliche 267,205 Seelen, die englische Garnison 6000 Mann. Außer dem Islam, dessen Haupt der Großmufti ist, bestehen hier verschiedene Bekenntnisse, die alle Kirchen haben; so hat die römisch-katholische Konfession 3 Kirchen und ein Kloster, die koptisch-katholische unter einem Patriarchen und die koptisch-jakobitische 32, die deutsche protestantische und die anglikanische je eine Kirche, die Juden (Talmudisten und Karaiten) haben 13 Synagogen, meist im Judenviertel. Es besteht in K. eine amerikanische und eine anglikanische Mission. K. hat Hospitäler für Mohammedaner und Christen; drei europäische Krankenhäuser, Armenversorgungs- und Irrenanstalten. An Regierungsschulen besitzt K. ein Lyzeum, ein Polytechnisches Institut für Sprachen, Künste und Gewerbe, eine Normalschule, Schulen für Medizin, Pharmazie, Rechts- und Ingenieurwissenschaft, 772 Beduinenschulen, 7 nationale Schulen, als Wakufinstitute: eine Blinden- und Taubstummenanstalt, 4 Mädchenschulen und 40 andre, ein ägyptisches Institut sowie Schulen sämtlicher in K. vertretener Missionsgesellschaften (vgl. Ägypten, S. 187). Es bestehen ein Opernhaus, mehrere Theater, Klubs; seit 1875 hat K. auch eine Geographische Gesellschaft. Die vizekönigliche Bibliothek umfaßt 41,136 Bände, darunter 24,135 arabische, meist Manuskripte, und kostbare alte Exemplare des Koran. Bedeutend ist das arabische Museum; die große Sammlung ägyptischer Altertümer befindet sich jetzt in Gizeh (s. d.). Die Industrie ist schwach entwickelt, es bestehen eine große vizekönigliche Druckerei und Papierfabrik, eine Zuckerraffinerie, eine Bierbrauerei, Möbel- und Wagenfabriken; 1000 Webstühle für Baumwollenzeuge, 500 für halbseidene Stoffe. Dem Handel dienen fünf



Meyers Konv.-Lexikon, 6. Aufl. Bibliograph. Institut, Leipzig. Zum Artikel ‚Kairo'.

Banken; das Telegraphenwesen besorgen die englische Eastern Telegraph Company und das ägyptische Telegraphenamt. K. ist Residenz des Khedive und Sitz der obersten Staatsbehörden, eines deutschen Generalkonsuls, eines internationalen Gerichtshofs. Die Stadt bildet ein besonderes Gouvernorat mit 15,7 qkm Kulturfläche und zerfällt in 12 Distrikte. — Im S. liegt Altkairo (Fostât oder Masr el Atika), an der Stelle des ehemaligen Babylon, das Ramses II. (1400 v. Chr.) assyrischen Gefangenen zum Wohnsitz anwies, mit überresten eines römischen Kastells, der koptischen Kirche Abu Serge und der Amru-Moschee (643 errichtet). Weiter oberhalb Militärgebäude und (22 km) die Bäder von Heluan (s. d.).

K. ist hervorgegangen aus Altkairo oder Fostât, das 640 n. Chr. von Amru, dem Eroberer Ägyptens, gegründet wurde; dieser ließ rings um sein bei der Belagerung von Babylon (s. oben) benutztes Zelt den neuen Ort entstehen, zu dem das benachbarte Memphis das beste Baumaterial lieferte. Nach einem verunglückten byzantinischen Wiedereroberungsversuch verlor es 645 seine Mauern. 969 gründete Dschauhar el-Kaïd, der Feldherr des Fatemiden Moizz ed-Din, nördlich von Fostât eine neue Stadt, die aus astrologischen Gründen Masr el-Kâhira (»siegreiche Hauptstadt«) genannt wurde. 1176 baute Saladin die Zitadelle, vergrößerte K. und umgab es mit Mauern, die teilweise noch erhalten sind. Seine Nachfolger ließen sich die weitere Verschönerung angelegen sein, wovon die Moscheen noch Zeugnis ablegen. Damals galt K. als zweite Hauptstadt der mohammedanischen Welt und als Stapelplatz des indoeuropäischen Verkehrs. Der Verfall beginnt mit der Eroberung durch die Türken 1517; er war am größten unter den Mamelucken Ende des 18. Jahrh. Nachdem K. 1798 bis 1801 unter französischer, dann unter englischer Botmäßigkeit gestanden, flößte ihm Mehemed Ali neues Leben ein. K. offenbart sich durch sein reges Treiben als eine Weltstadt; sie ist durch ihre Lage einer der begünstigtsten Plätze des ganzen Orients: der große Markt der aufgeschlossenen Nilländer, der politische und zivilisatorische Brennpunkt von Nordostafrika, der Berührungs- und Austauschpunkt für dieses und Europa. Vgl. Lane-Poole, Cairo, sketches of its history, monuments and social life (3. Aufl., Lond. 1897) und Story of Cairo (das. 1902); Lallemand, Le Caire (Prachtwerk, Par. 1894); Ball, The city of the caliphates (Lond. 1898); Reitemeyer, Beschreibung Ägyptens im Mittelalter (Leipz. 1903); Franz-Pascha, K. (Bd. 21 der »Berühmten Kunststätten«, das. 1903); die Reisehandbücher über Ägypten von Meyer, Bädeker; Lokalführer von Ball (Lond.), Kemeid (8. Aufl., das. 1904) u. a.

Kairos, im griech. Mythus Dämon der günstigen Gelegenheit oder des rechten Augenblicks. Eine Erzstatue von Lysippos stellte ihn dar als eilenden nackten Jüngling, mit Flügeln an den Knöcheln, langen Locken an Stirn und Schläfen, hinten kahl, ein Schermesser haltend.

Kairuan (Keruan, Kirwan), Hauptort eines Bezirks in Tunis, liegt 38 km westlich von Susa, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist, inmitten einer großen, von Salzsümpfen (dem alten Lacus Tritonis) bedeckten Ebene und ist von einer 10 m hohen, durch Rundtürme gekrönten Ziegelmauer umgeben, durch die fünf Tore führen. K. hat eine Kasba (Burg), mehr als 80 Moscheen und Klöster, darunter die große, schon bei der Gründung der Stadt errichtete, in ihrer jetzigen Form 827 hergestellte und mit 420 prachtvollen antiken Säulen geschmückte Okbamoschee, sieben Vorstädte und 22—25,000 Einw., die Teppiche, Sattlerwaren, gelbe Lederpantoffeln, kupferne Geräte und Rosenöl herstellen. — K., 670 von Okba ben Nafi gegründet, gilt in der muslimischen Welt als eine der vier Pforten zum Paradies; die Stadt zu betreten, war Europäern nicht gestattet, bis sie 1881 von den Franzosen besetzt wurde.

Kaisarî, Hauptort eines Sandschak im türk. Wilajet Angora in Kleinasien, südlich vom Kisil Irmak, am Nordfuß des 3850 m hohen Ardschias Dagh (Argäos), früher der bedeutendste, handel- und industriereichste Ort des kleinasiatischen Binnenlandes, jetzt verfallen, aber reich an Bauresten der Seldschukenzeit. Von den 72,000 Einw. sind 45,000 Türken, der Rest Griechen und Armenier. — K. hieß im Altertum Mazaka, später Eusebeia und war Hauptstadt Kappadokiens. Seit Tiberius hieß es Caesarea, dessen Ruinen südlich von K. liegen. Die von Justinian erbaute Burg, lange Zeit ein Bollwerk der Byzantiner, war später Residenz der Seldschukensultane.

Kaisârije, ummauerte Ruinenstadt an der Küste Palästinas zwischen Haifa und Jafa, seit 1884 von einigen hundert Bosniaken bewohnt. Die Stadt wurde als Cäsarea von Herodes 13 v. Chr. erbaut und war Sitz der römischen Prokuratoren, später römische Kolonie, Bischofssitz und Ort mehrerer Konzile. Während der Kreuzzüge wiederholt von Christen und Mohammedanern erobert, wurde sie 1265 von Beibars zerstört. Außerhalb der Mauern sind Reste eines Amphitheaters und eines Hippodroms erhalten.

Kaisberg, s. Herdecke.

Kaiser (Wilder K., Zahmer K.), Name von Berggipfeln, s. Kaisergebirge.

Kaiser (lat. Caesar), seit C. Julius Cäsar Octavianus Titel des Beherrschers des römischen Reiches, entstanden aus dem römischen Familiennamen »Cäsar«, der zu einer Bezeichnung der höchsten Würde des Inhabers der Staatsgewalt wurde. Daneben waren die Titel Augustus und Imperator gebräuchlich. Seit Hadrian führte auch der Thronfolger den Titel Cäsar; auch kam es vor, daß dem eigentlichen Imperator Cäsaren als Mitregenten zur Seite traten. Die römische Kaisergewalt war eine unumschränkte Herrschergewalt, ohne an und für sich erblich zu sein; vielmehr wurde sie formell durch einen Senatsbeschluß (lex regia) dem jeweiligen K. übertragen. Seit der Teilung des Reiches durch Theodosius d. Gr. (395 n. Chr.) wurde zwischen ost- und weströmischem Reich unterschieden, indem von dessen beiden Söhnen Arcadius K. des Ostens und Honorius K. des Westens wurde. Nach dem Sturze des weströmischen Reiches durch germanische Völkerschaften unter Odoaker (476) betrachteten sich die oströmischen K. als die alleinigen Träger der römischen Weltmonarchie, deren Gedanke unter dem K. Justinian (527—565) noch einmal der Verwirklichung nahegebracht ward. Indem die römischen Bischöfe, die von den oströmischen Kaisern den nötigen Schutz nicht mehr erwarteten, den Frankenkönigen die Schutzherrschaft (Patriziat) über Rom und über die römische Kirche übertrugen, schufen sie die Voraussetzung für die Erwerbung der weströmischen Kaiserwürde durch die Frankenkönige, und Papst Leo III. krönte schließlich auch 25. Dez. 800 Karl d. Gr. in aller Form zum römischen K. Gleichwohl war dies Kaisertum von durchaus germanischem Charakter. Das »heilige römische Reich deutscher Nation« nahm die Idee der römischen Weltmonarchie in dem Sinne wieder auf, daß der K. das weltliche Oberhaupt der

gesamten Christenheit sein und als solches die höchste Schutzgewalt über die römische Kirche ausüben sollte. Dabei wurde der K. im allgemeinen Bewußtsein durchaus als Nachfolger der alten römischen Imperatoren betrachtet, so daß man Philipp von Schwaben in Erinnerung an den altrömischen K. Philippus Arabs als »den Zweiten« bezeichnete. Unter K. Otto I. aus dem sächsischen Haus wurde die Kaiserwürde dauernd mit der deutschen Königswürde (s. Deutscher König) verbunden (962). Dies abendländische Kaisertum stand unter K. Heinrich III. aus dem salischen (fränkischen) Haus auf dem Höhepunkt der Macht, als mit Deutschland die Königreiche Burgund und Italien vereinigt waren und der römische Papst sich der kaiserlichen Macht unterordnete. Aber schon unter Heinrich IV., der in Papst Gregor VII. den gefährlichsten Gegner und Vorkämpfer der päpstlichen Prärogative fand, trat der Umschwung zum Nachteil der K. ein. Anstatt den Schwerpunkt ihrer Macht in Deutschland zu suchen, opferten sie auf ihren Römerzügen und in den Kämpfen mit dem Papsttum ihre besten Kräfte, während daheim ihr Ansehen als deutsche Könige mehr und mehr sank. Um so mehr erstarkte die Macht der Fürsten und Territorialherren, die sich schließlich zu einer wirklichen Landeshoheit umgestaltete. Seit Maximilian I. (1508) führten die deutschen Könige den Kaisertitel auch ohne Krönung durch den Papst. Karl V. war der letzte K., der (1530) vom Papst, aber nicht in Rom, sondern in Bologna, gekrönt worden ist. Seitdem das Kaisertum unter den Hohenstaufen dem Papsttum unterlag, ist die Bezeichnung K. im wesentlichen ein dem deutschen König zustehender und in jedem einzelnen Falle durch die Krönung erworbener Titel, der zwar einen Ehrenvorrang begründet, mit dem aber eine bestimmte staatsrechtliche Stellung nicht verbunden ist. Je nach ihrer Persönlichkeit, ihrer Hausmacht und ihrem Ansehen bei den Fürsten, versuchen die deutschen Könige lediglich mehr oder weniger große Teile der ihren Vorfahren auf dem Thron als K. zustehenden Befugnisse in Wirklichkeit umzusetzen. Nach Karl V. hört auch dieses Bestreben auf, und der Titel K. tritt nunmehr an Stelle des Namens »Deutscher König«. Es fand seit Ferdinand I. nur eine einmalige Krönung statt, während der K. früher in Aachen zum deutschen König, in Pavia, Mailand oder Monza zum König von Italien und in Rom zum K. gekrönt worden war. Die Krönung erfolgte in der letzten Zeit regelmäßig in Frankfurt a. M. Seit Maximilian I. war die amtliche Titulatur: »Von Gottes Gnaden erwählter römischer K., zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, König in Germanien«. »Römischer König« (rex Romanorum) hieß der bei Lebzeiten des Kaisers erwählte Nachfolger, der zugleich Reichsverweser in Verhinderungsfällen war. Das kaiserliche Wappen war (seit 1433) ein zweiköpfiger schwarzer Adler mit dem Hauswappen des Kaisers auf der Brust (vgl. Adler, S. 112); die Reichsfarben waren Schwarz und Gelb (Gold; vgl. Deutsche Farben). Vgl. Ficker, Das deutsche Kaiserreich in seinen universellen und nationalen Beziehungen (Innsbr. 1861) und Deutsches Königtum und Kaisertum (das. 1862), dagegen v. Sybel, Die deutsche Nation und das Kaiserreich (Düsseld. 1862); Knepper, Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten (Freib. i. Br. 1898); Gritzner, Symbole und Wappen des alten Deutschen Reiches (Leipz. 1902).

Bis ins 18. Jahrh. herrschte die Anschauung, daß es nur einen einzigen (christlichen) K. geben könne. Nach dem Sturze des oströmischen Kaiserreichs hatte zwar auch der Sultan den Kaisertitel angenommen (1453); aber erst im Frieden von Poscharewatz (1718) erkannte der deutsche K. den gleichen Rang desselben an. Der russische Zar (dieses Wort, ebenfalls von Caesar abgeleitet, bezeichnet bei den östlichen Slawen den Herrscher) führt seit 1721 den Titel »K. und Selbstherrscher aller Reußen«. Das Auftreten Napoleons I., der, um der tatsächlichen Macht auch den Titel hinzuzufügen, sich den Namen »K. der Franzosen« beilegen wollte, führte dazu, daß K. Franz II. 14. Aug. 1806 den Titel »K. von Österreich« annahm, worauf 2. Dez. 1804 in Paris die Krönung Napoleons durch den Papst vollzogen wurde. Nach der Gründung des Rheinbundes legte K. Franz II. 6. Aug. 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder, und damit verlor der Titel K. seinen alten längst verblaßten Sinn, übertrug sich vielmehr auf die Beherrscher neuerer Staatengebilde. Der Versuch der deutschen Fürsten, K. Franz 1814 aufs neue zur Annahme der deutschen Kaiserkrone zu bewegen, schlug fehl. Napoleon III. nahm als Wiederhersteller des französischen Kaiserreichs (Second empire) den Titel seines Oheims 2. Dez. 1851 an. Nach Gründung des Deutschen Bundes wurde 1848 und 1849 ein Anlauf zur Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde genommen; aber König Friedrich Wilhelm IV. lehnte die Kaiserwürde ab, die ihm die Frankfurter Nationalversammlung anbot. Die Siege von 1870 führten zu der Wiederherstellung des Deutschen Reiches und der Würde eines deutschen Kaisers; doch staatsrechtlich handelt es sich um eine völlige Neuschöpfung, die nur im Worte K. an die alten Zustände vor 1806 erinnert. Die Proklamierung des letztern erfolgte 18. Jan. 1871 in Versailles. Das Präsidium des Bundes, der als »Deutsches Reich« bezeichnet wird, steht dem König von Preußen zu, der den Titel »Deutscher K.« führt. Der K. ist nicht der Monarch des Reiches; aber der Krone Preußen kommen im Reiche wichtige Vorrechte, die Präsidialrechte, zu, die der K. »im Namen des Reiches« und »im Namen der verbündeten Regierungen« ausübt. (Weiteres s. in den Art. »Bundesrat« und »Deutschland«, S. 788; das kaiserliche Wappen, daselbst, S. 799.) Über die rechtliche Stellung des deutschen Kaisers vgl. die Schriften von Fischer (Berl. 1894), Binding (Dresd. 1898), Eiswaldt (Berl. 1901), Tophoff (Stuttg. 1902); Lackmann, Das Kaisertum in den Verfassungen des Deutschen Reiches vom 28. März 1849 und 16. April 1871 (Bonn 1903). — Seit 1876 führte die Königin von England als Nebentitel den Titel »Kaiserin von Indien« (Empress of India), und danach führt auch ihr Nachfolger den Titel »Emperor of India«. Außerdem kommt der Kaisertitel noch in Birma, China, Marokko und Japan vor. Früher gab es auch in Brasilien, zeitweilig in Haïti und Mexiko K.

Kaiser, 1) Frederik, Astronom, geb. 10. Juni 1808 in Amsterdam, gest. 28. Juni 1872 in Leiden, wurde 1826 Observator, 1837 Direktor der Leidener Sternwarte, 1840 Professor der Astronomie an der Universität. K. war ein vorzüglicher astronomischer Beobachter. Die meisten seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind in den von ihm begründeten »Annalen der Leidener Sternwarte« veröffentlicht; außerdem schrieb er: »De sterrenhemel« (4. Aufl., Deventer 1883—89, 2 Bde.; deutsch, Berl. 1850), eins der besten populären astronomischen Lehrbücher.

2) Johann Wilhelm, holländ. Kupferstecher, geb. 5. Jan. 1813 in Amsterdam, gest. 30. Nov. 1900 in Leiden, studierte an der königlichen Kunstakademie

in Amsterdam bei A. B. Taurel. Sein erstes Hauptwerk war der Stich nach dem Gemälde von N. Pieneman: der Tod des Admirals de Ruyter, dem 1848 ein Stich nach B. van der Helsts Schützenmahlzeit folgte. Ein Stich nach Rembrandts Nachtwache trug ihm 1865 den Orden der Ehrenlegion ein. Außerdem stach er noch: Bürgermeister Six und die Staalmeesters, nach Rembrandt; die Haushälterin, nach G. Dou; sodann verschiedene Porträte und kleinere Blätter. K. verstand den Stichel und die Nadel in weicher, malerischer Weise zu handhaben, ohne die Sorgfalt in der Ausführung zu vernachlässigen. 1859 bis 1883 war er Direktor der Kupferstecherschule an der königlichen Akademie in Amsterdam.

3) Friedrich, Maler, geb. 21. Jan. 1815 zu Lörrach in Baden, gest. 13. Okt. 1889 in Charlottenburg, war anfangs Lithograph, wurde aber während eines Aufenthalts in Paris durch die Schlachtenbilder von Horace Vernet bewogen, sich der Malerei zu widmen, in der er sich einige Jahre in München ausbildete. Er nahm dann seinen Wohnsitz in Karlsruhe und zog dort durch die Darstellung von Szenen aus der badischen Revolution die Aufmerksamkeit des damaligen Prinzen von Preußen auf sich, der ihn bewog, 1850 nach Berlin überzusiedeln. Nachdem er anfangs einige Schlachtenbilder aus frühern Kriegen (Schlacht bei Tagliacozzo, Markgraf Ludwig von Baden als Sieger über die Türken bei Salankemen, die Erstürmung von Korfu) gemalt, boten ihm die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 reichen Stoff zu Bildern, von denen die Verwundung des Prinzen Friedrich Karl bei Wiesenthal, das preußische Lager bei Düppel 1864, der Rückzug der Bayern von Orléans und eine Geschützinspektion Kaiser Wilhelms vor Paris hervorzuheben sind.

4) August, österreich. Parlamentarier, geb. 18. Juni 1850 in Wien, studierte daselbst Geschichte und deutsche Philologie, wurde Professor an der landwirtschaftlichen Mittelschule zu Oberhennersdorf in Schlesien und war als Wanderlehrer für Raiffeisensche Darlehnskassen tätig. Seit 1888 Mitglied des Abgeordnetenhauses, gehört er der deutschen Volkspartei an, wurde 1901 Obmann derselben und 18. Okt. 1901 zum ersten Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt.

5) Isabelle, Dichterin und Romanschriftstellerin der franz. Schweiz, geb. 2. Nov. 1866 in Beckenried am Vierwaldstätter See, erhielt in Genf, wohin ihre Familie übergesiedelt war, ihre Jugendbildung und besuchte hier später einige Kurse der Universität. Schon ihre ersten Gedichte, die 1888 u. d. T. »Ici-bas« erschienen, erweckten großes Interesse durch natürlichen Schwung und warmes Gefühl. In den folgenden Sammlungen »Sous les étoiles« (1890) und »Des ailes!« (1897) kam auch ein gereifteres Formtalent hinzu. Im Roman versuchte sie sich schon 1891 mit »Cœur de femme«, aber ihren Ruf begründete die kräftige Schilderung eines Hexenprozesses, die u. d. T. »Sorcière!« 1895 in Paris erschien. Eine poetisch verklärte moderne Liebesgeschichte »Héro« (Par. 1878) spielt an dem prachtvoll geschilderten heimatlichen See, an dem die Verfasserin zu dieser Zeit ihren bleibenden Wohnsitz nahm. Ein bewegtes Bild des Großstadtelends bot »Notre père qui êtes aux cieux . . .« (Par. 1899). Mit Glück versuchte sich K. auch in deutscher Sprache mit der Originalnovelle »Wenn die Sonne untergeht« (Stuttg. 1901). Packende Bilder aus dem Kriege der Vendée vereinigt endlich der Roman »Vive le roi!« (Par. 1903).

Kaiserabzeichen, s. Schützenabzeichen. In der Marine eine seit 1895 für Geschützführer der Marine für besonders tüchtige Leistungen im Schießen mit den Schiffsgeschützen bestimmtes Abzeichen.

Kaiseradler (Königsadler), s. Adler, S. 111.

Kaiser Alexander III.-Hafen, s. Libau.

Kaiseranger, s. Bruck 3).

Kaiser-Augst, s. Augst und Rheinfelden.

Kaiserbad (ungar. Császárfürdő, spr. tschásszárfürdö), s. Budapest, S. 560.

Kaiserball, s. Schlagball.

Kaiserbaum, s. Paulownia.

Kaiserblau, soviel wie Schmalte.

Kaiserboot, s. Boot, S. 211.

Kaiserchronik, deutsche Dichtung aus der Mitte des 12. Jahrh., welche die Geschichte der römischen und deutschen Kaiser von Cäsar bis zum Jahre 1147 in wunderlicher Vermischung mit Sagen und Legenden erzählt. In der uns vorliegenden Fassung ist sie wahrscheinlich ein Werk des Pfaffen Konrad (s. d.), der auch das fränkische Rolandslied in deutscher Sprache bearbeitet hat. Sie folgt meist lateinischen Quellen, hat aber auch einzelne ältere deutsche Gedichte, wie namentlich die schöne Legende von Crescentia, benutzt oder fast unverändert aufgenommen. Das Gedicht ist in zahlreichen Handschriften vorhanden und wurde herausgegeben von Maßmann (»Der keiser und der kunige buoch«, Quedlinb. 1840—54, 3 Bde.), nach der Vorauer Handschrift von Diemer (Wien 1849), und neuerdings am besten von E. Schröder in den »Monum. Germ. histor.« (Hannov. 1893). Es erfuhr im 13. Jahrh. Umarbeitungen und Fortsetzung bis 1250 und 1276. Vgl. Welzhofer, Untersuchungen über die deutsche K. (Münch. 1874); Debo, Über die Einheit der K. (Graz 1877); Nebert, Die Abfassungszeit der K. (Halle 1894).

Kaiser-Ebersdorf, s. Ebersdorf 3).

Kaiserfahrt (Kaseburger Kanal), Durchstich des südöstlichsten Zipfels der Insel Usedom vom Großen Haff nach der Swine, ist 4,5 km lang, wurde 1880 eröffnet und dient zur Abkürzung des Wasserweges zwischen Stettin und Swinemünde.

Kaiserfeld, Moritz Blagatinscheg, Edler von, österreich. Staatsmann, geb. 11. Jan. 1811 in Pettau, gest. 14. Febr. 1885 zu Birkfeld in Steiermark, studierte zu Graz die Rechte, trat zuerst in den patrimonialen Justizdienst, überkam jedoch bald durch Heirat die Gutsherrschaft Birkenstein zu Birkfeld. 1848 ward er Mitglied des provisorischen steirischen Landtags und 1849 der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. 1861 vom steirischen Landtag in den Reichsrat gewählt, organisierte er die sogen. autonomistische Fraktion; 1865 erregte er großes Aufsehen, als er sich über die ungarische Frage in dualistischem Sinn aussprach, eröffnete während der Periode der Verfassungssistierung durch Belcredi im steirischen Landtag den Adressensturm sämtlicher deutscher Landtage gegen die Sistierungspatente, ward 1867 Obmann des Ausschusses für die Ausgleichung mit Ungarn und Berichterstatter über die Abänderung des Grundgesetzes, 30. Dez. 1867 Präsident des Abgeordnetenhauses und Vizepräsident der ersten Delegation, 1869 abermals Präsident des Abgeordnetenhauses. Er gehörte zu den Führern der deutschliberalen Partei und bekämpfte das Ministerium Hohenwart. 1872 wurde er nach Ablehnung eines Ministerpostens in das Herrenhaus berufen. 1870—84 war er Landeshauptmann von Steiermark. Vgl. F. Krones, Moritz von K., sein Leben und Wirken (Leipz. 1887).

Kaiserfisch (Holacanthus *C. V.*), Fischgattung aus der Unterordnung der Stachelflosser und der Familie der Schuppenflosser (Squamipinnes), Fische mit zusammengedrücktem, meist sehr hohem Körper, scharfem, in eine häutige Scheide eingehülltem Eckdorn am Vordeckel und vollständig beschuppter Rücken- und Afterflosse. Der K. (H. imperator *Bl.*), mit schwefelgelbem Kopfe, braunschwarzem, vorn und hinten hellblau gerandetem Stirn- und Augenband, gelbem, schwarz umrandeten Fleck über der Brustflosse, schmalen, gelben Längsstreifen auf dem blauen Leib, an Bauch und Brust grünbraun und mit schönfarbigen Flossen, lebt wie der prachtvolle Herzogsfisch (H. diacanthus *C. V.*) im Indischen und Stillen Ozean.

Kaiser Franz Joseph-Fjord, ein langer, schmaler, gegen W. laufender Meerbusen an der Ostküste Grönlands (s. Karte »Nordpolarländer«), unter 73½° nördl. Br., zwischen den Kaps Franklin und Humboldt, steht durch eine südliche Abzweigung in Verbindung mit dem ebenfalls reichverzweigten König Oskar-Fjord. In einen nördlichen Arm stürzt steil hinab der mächtige Waltershausengletscher, im S. liegt die Payerspitze (2100 m), am Westende die Petermannspitze (gegen 2800 m). Der Fjord wurde 1870 von Koldewey und Payer entdeckt und 1899 durch Nathorst näher erforscht.

Kaiser Franz Joseph-Land, s. Franz Joseph-Land.

Kaiser Franz Joseph-Spitze, s. Brenta-Alpen.

Kaisergarde (Garde impériale), s. Garde.

Kaisergebirge, Gruppe der Nordtiroler Kalkalpen (s. Karte »Tirol«), zwischen dem Inn (bei Kufstein) und der Groß-Ache, aus Hauptdolomit mit darüberlagerndem Wettersteinkalk bestehend, umfaßt zwei wild zerrissene Parallelkämme, einen südlichen, den schroffen Vordern oder Wilden Kaiser (Elmauer Haltspitze, 2344 m), und einen nördlichen, den plateauartigen Hintern oder Zahmen Kaiser (Pyramidenspitze, 1999 m). Beide sind durch ein Querjoch verbunden (Stripsenjoch, 1605 m), von dem das Kaisertal (mit dem Hinterbärenbad, 831 m) nach W. und das Kaiserbachtal nach O. hinabzieht. Vgl. Trautwein, Das K. (2. Aufl., Münch. 1891); Schwaiger, Führer durch das K. (2. Aufl., das. 1904).

Kaisergelb, s. Aurantia.

Kaisergroschen, früher in Österreich die feinern Dreikreuzerstücke zu 71/160 Silbergehalt; in Württemberg ehemals 30 im Taler von 1½ Gulden.

Kaisergrün, s. Schweinfurtergrün.

Kaisergulden, die frühern österreich. Gulden des 20-Guldenfußes = 2,10 Mk.

Kaiserin Augusta-Fluß, bedeutendster Strom im deutschen Kaiser Wilhelms-Land, entspringt wahrscheinlich an der Grenze von Niederländisch-Neuguinea, fließt ostwärts und hat schon 90 km von der Grenze 200—300 m Breite und 3 m Tiefe und mündet unter 5°59′ südl. Br. in den Stillen Ozean. Während das rechte, vielfach mit Wald bedeckte Ufer hoch und steil abfällt, ist das linke, nördliche viel niedriger, daher Überschwemmungen und Versumpfung ausgesetzt. Die Wassermasse des Flusses ist, obwohl ihm Zuflüsse für 222 km seines Unterlaufes fehlen, so bedeutend, daß das Meer noch auf große Entfernung von der Mündung durch ihn lehmfarbig erscheint. Seedampfer können den Fluß 180 km aufwärts befahren, kleinere Seedampfer von 3 m Tiefgang gehen noch viel weiter hinauf.

Kaiserin Augusta-Verein, eine zur Unterstützung hilfsbedürftiger Töchter von Offizieren, Militärbeamten oder Trägern des Roten Kreuzes, die im deutsch-französischen Kriege gefallen oder infolgedessen gestorben sind, ins Leben gerufene Stiftung, die jährlich im Durchschnitt etwa 50 Töchter teils unterstützt, teils ganz in Pflege und Erziehung genommen. Da seine Aufgabe nach 27jähriger Wirksamkeit allmählich ihren Abschluß fand, ist der Wirkungskreis des Vereins auch auf die Friedenszeit in der Weise ausgedehnt worden, daß bei tödlich verlaufenden Unfällen im Dienst, namentlich auch im Marine- und Kolonialdienst, Unterstützung gewährt wird. Vgl. H. Meyer, Kaiserin Augusta-Verein ꝛc. (Berl. 1900).

Kaiserjäger, Jägertruppe in Tirol, aus 4 Regimentern bestehend; s. Österreichisch-Ungarische Monarchie (Heerwesen), und Jäger, S. 144.

Kaiserkanal, 1) (K. von Aragonien, Canal imperial de Aragon) span. Schiffahrtskanal, dem Laufe des Ebro auf seinem rechten Ufer von Tudela bis San Antonio unterhalb Saragossa folgend, wurde unter Kaiser Karl V. begonnen, ist 88 km lang, 18 m breit und 2,5 m tief; er ist neuerdings 40 km weit bis Quinto verlängert, dient aber weniger der Schiffahrt als zur Bewässerung. — 2) (Großer Kanal, chines. Yünho) größter Kanal Chinas, wahrscheinlich unter den Mongolenkaisern im 13. Jahrh. fertiggestellt. Er durchzieht die Große Ebene (s. China, S. 35) fast in ihrer ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden, unter Benutzung vieler natürlicher Wasserstraßen im Mündungsgebiet des Hwangho, durch die Provinzen Tschili, Schantung, Kiangsu bis Tschekiang; Endpunkte sind Tientsin im N., Hangtschoufu im S., doch reicht er eigentlich nördlich bis Tungtschou, dem Hafen von Peking. Die wichtigsten Plätze am K. sind außerdem in Schantung: Tötschou, Tungtschangfu, Tsiningfu; in Kiangsu: Hwainganfu, Tschönnkiangfu am Yangtsekiang, Sutschoufu. Die Gesamtlänge des Kaiserkanals wird auf 3630 Li (rund 1100 km) angegeben. Er ist sehr vernachlässigt, aber noch für den Binnenhandel wichtig. Vgl. Stenz, Der K. (in den »Beiträgen zur Kolonialpolitik«, Bd. 5, Berl. 1903—04).

Kaiserkrone, römisch-deutsche, neue deutsche und österreichische, s. Krone, auch die Textbeilage zur Tafel »Deutscher Reichsadler und Kaiserwappen« (im 4. Bd.).

Kaiserkrone, Pflanzengattung, s. Fritillaria.

Kaiserkultus. Die Vergötterung der Herrscher kam zu den Griechen wie zu den Römern aus dem Orient. Schon Alexander d. Gr. wurde bei Lebzeiten und nach seinem Tode göttlich verehrt, unter seinen Nachfolgern besonders die Ptolemäer und die Seleukiden. In Rom wurde zuerst Cäsar nach seinem Tode durch Senatsbeschluß als Gott (divus Julius) erklärt. Divus war seitdem technischer Ausdruck für die auf Senatsbeschluß nach ihrem Ableben konsekrierten Kaiser, denen z. T. auch ihre Gattinnen (divae) und Angehörigen zugesellt wurden. Erfolgte die Konsekration gleich nach dem Tode, so war Symbol der Apotheose ein vom Scheiterhaufen auffliegender Adler; auf Münzen ist Abzeichen der divi die Strahlenkrone. Während von den ersten elf Kaisern nur vier konsekriert wurden (Augustus, Claudius, Vespasian, Titus), erscheinen seit Nero die Kaiser fast sämtlich in der Reihe der divi imperatores, die im staatlichen Kult neben den alten Staatsgöttern einen hervorragenden Platz bis Konstantin d. Gr. einnahmen, nach dem der Titel divus zwar fortbesteht, aber ohne alle sakrale Bedeutung. Göttliche Verehrung des lebenden Kaisers fand vielfach in den Provinzen,

Munizipien und durch Private statt; im Staatskult zwar direkt nur die des Genius Augusti, doch indirekt auch durch Verbindung seiner Person mit andern Kulten, durch Verehrung der Personifikationen seiner Tugenden (z. B. Virtus, Clementia, Justitia, Pietas Augusta) u. a. Den staatlichen Kaiserkult versahen vier Kollegien (sodalitates). über den Munizipalkult s. Augustales. Vgl. Beurlier, Le culte impérial, son histoire et son organisation (Par. 1891).

Kaiserliche Hoheit, s. Hoheit.

Kaiserlicher Rat, Behörde im Reichsland Elsaß-Lothringen. Er besteht aus zehn durch kaiserliche Verordnung ernannten Mitgliedern des Ministeriums unter Vorsitz eines besondern Präsidenten. Er entscheidet über Beschwerden gegen Entscheidungen der Bezirksräte in streitigen Sachen und in einer Anzahl andrer einzelner Fälle. Eine Erweiterung seiner Zuständigkeit kann durch den Kaiser erfolgen (Elsaß-Lothringisches Landesgesetz vom 13. Juni 1898). An der Entscheidung müssen mindestens fünf Mitglieder, einschließlich des Vorsitzenden, Anteil nehmen. Der Titel k. K. wurde auch im alten Deutschen Reich und wird in Österreich als Auszeichnung verliehen.

Kaiserliche Städte, soviel wie Reichsstädte.

Kaiserling (Kaiserschwamm), s. Agaricus, S. 162.

Kaisermanöver, in Deutschland alljährlich vor dem Kaiser mit zwei oder mehr Armeekorps abgehaltene Manöver. Einberufungen aus dem Beurlaubtenstand ergänzen die Truppenteile und dienen zur Formierung besonderer Truppenkörper. Alljährlich erscheinen Berichte über die K.

Kaisermehl, das aus den innern Teilen des Getreidekorns erhaltene Mehl; s. Mühlen.

Kaisermünzen nennt man vorzugsweise die unter den römischen Kaisern (Augusti) geprägten Münzen. Man läßt sie mit Julius Cäsar beginnen, dem ersten Römer, der das Recht erhielt, sein Bild auf die Münzen zu setzen (s. Tafel »Münzen II«, Fig. 1). Seinem Beispiel folgten die Triumvirn Antonius (Tafel II, Fig. 4), Oktavian und Lepidus; Brutus, der Mörder Cäsars, als Prokonsul von Mazedonien, Sextus Pompejus und des Antonius Bruder und Sohn. Die eigentliche Reihe der K. beginnt erst mit Augustus, der um 16 v. Chr. die Münzprägung in Gold und Silber für sich in Anspruch nahm und dem Senat die Prägung der Kupfermünzen überließ, die ihm erst von Aurelian (270—276 n. Chr.) entzogen wurde. Das Gepräge dieser Münzen enthält meist den Kopf des Kaisers oder eines Prinzen (Caesar, später nobilissimus Caesar) oder einer kaiserlichen Frau (Augusta, später und selten nobilissima femina) und verschiedene, oft figurenreiche Darstellungen auf der Rückseite. Die häufigsten Münzsorten sind der Aureus (auch Golddenar genannt, Tafel II, Fig. 5, 7, 9, 12 und 14), der Silberdenar und die vom Senat geprägten Kupfermünzen von verschiedener Größe. Seltener sind große Medaillons in Gold, Silber und Kupfer, die jedoch keinen Münzwert besaßen, sondern nur als Schaumünzen galten, und Silberquinare. Alle Wertbestimmungen der Kupfermünzen sind zweifelhaft. Die Silbermünze, zuerst rein ausgeprägt, verschlechterte sich allmählich. Aber erst Konstantin und seine Nachfolger machte den Münzwirren ein Ende. Diokletian stellte den reinen Silberdenar wieder her. An die Münzen der römischen, mit Romulus Augustus endenden Kaiser schließen sich die der byzantinischen Kaiser an. Der Kunstwert der K. ist oft sehr bedeutend, namentlich der aus der ersten Zeit und der Bronzemedaillons Hadrians und der Antonine. Seit Konstantin d. Gr. sind Köpfe und Figuren flach, roh und geistlos. Historisch sind die K. sehr wichtig, besonders durch ihre Angaben der Konsulate und Tribunate der Kaiser (letztere unsern Jahreszahlen entsprechend), die aber seit Gallienus ungenau sind und allmählich ganz aufhören. Auch viele interessante Darstellungen von Gebäuden, Aufzügen, militärischen Exerzitien, Trachten ꝛc. verdanken wir den K. Vgl. Eckhel, Doctrina numorum veterum, Bd. 6—8 (Wien 1796—98); Cohen, Description historique des monnaies frappées sous l'empire (2. Aufl., Par. 1880—86, 6 Bde.); Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen (2. Ausg., Leipz. 1892).

Kaiser Nikolaus II.-Gebirge, wird nach den Forschungen von Bulatowitsch (1896 und 1898) ein Gebirgsrücken in Äquatorialafrika genannt, der zwischen 6 und 8½° nördl. Br. und am 36.° östl. L. die Wasserscheide zwischen Sobat und Omo (zum Rudolfsee) bildet. Im Mittel absolut 2000 m hoch, erhebt sich das aus Gneis, Granit und Sandstein aufgebaute Gebirge 1000—1500 m über seine Umgebung.

Kaiseroda, Dorf im weimar. Kreis Eisenach, unfern von Salzungen, an der Staatsbahnlinie Salzungen-Kaltennordheim, hat ein Kaliwerk und (1900) 137 Einw. Dabei liegt das Kalibergwerk und Kohlensäurewerk Gewerkschaft Heldburg.

Kaiser Oktavianus, Titel eines deutschen Volksbuches des 16. Jahrh., das nach französischer, aus dem Lateinischen geflossener Quelle die Geschichte einer ungerecht verstoßenen Königin und ihrer Söhne enthält (erster Druck, Straßb. 1835; auch in Simrocks »Volksbüchern«). Die Sage ist besonders durch Tiecks dramatische Bearbeitung (Jena 1804) allgemeiner bekannt geworden. Den altfranzösischen Roman gab Vollmöller (Heidelb. 1883), zwei mittelenglische Bearbeitungen Sarrazin (das. 1885) heraus.

Kaiseröl, s. Erdöl, S. 24.

Kaiserparagraph wird im Anschluß an die Bibelstelle: »Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist«, der § 1588 des Bürgerlichen Gesetzbuches genannt, nach dem in Ansehung der Ehe die kirchlichen Verpflichtungen durch die Vorschriften des ersten Abschnittes des vierten Buches des Bürgerlichen Gesetzes, der von der bürgerlichen Ehe handelt, nicht berührt werden. Dieser auf Veranlassung des Zentrums vom Reichstag eingeführte Paragraph ist rechtlich belanglos. [162.

Kaiserpilz (Kaiserschwamm), s. Agaricus, S.

Kaiserpreise, Preise, welche die besten Schützen beim jährlichen Preisschießen erhalten, und zwar jedes Armeekorps einen Degen für Offiziere, zwei Taschenuhren für Unteroffiziere; auch die Inspektion der Infanterieschulen erhält zwei K., je einen für Offiziere und Unteroffiziere. Vgl. Schützenabzeichen.

Kaiserrecht (Jus Caesareum), ein Ausdruck der mittelalterlichen Rechtssprache, im allgemeinen das Recht der Kaiser, und zwar sowohl das römische Recht im Corpus juris als auch die deutschen Reichsgesetze. Der Schwabenspiegel ist in einigen Ausgaben als K. bezeichnet. Unter dem Namen Lüttike oder Kleines K. (liber, lex imperatoris) entstand (wahrscheinlich im 14. Jahrh.) ein Rechtsbuch, das ein für das ganze Reich gemeines Recht zur Aufrechthaltung des Landfriedens schaffen wollte; der Verfasser ist unbekannt. über modernes Kaiserrecht s. Kaiser, S. 434.

Kaiserrot, s. Englischrot und Fluoreszein.

Kaisersagen, Volkssagen, die auf verschiedene Kaiser Bezug nehmen (vgl. Bergentrückung), sich

aber vornehmlich an die Persönlichkeit Friedrichs II. knüpfen. Die Kaisersage, deren Grundgedanke die Erinnerung eines goldenen Zeitalters durch einen mächtigen Monarchen ist, hat ihre Wurzeln in der schon in vorchristlicher Zeit wahrnehmbaren apokalyptischen Wertung des Weltimperiums. So wurde bereits das Weltimperium Alexanders d. Gr. von einzelnen jüdischen Kreisen in Beziehung gesetzt zu dem gewaltigen eschatologischen Bilde der Weltgeschichte, das Daniel entwirft. Bis in die byzantinische Zeit hinein galt seitdem der Mazedonier als der kommende oder wiederkommende große Kaiser der Endzeit. Dieser apokalyptische Charakter des griechischen Weltimperiums ging von diesem auf das römische über. Schon Augustus galt als der Erneuerer des goldenen Zeitalters. Eine vorchristliche jüdische Sibylle, die sich ursprünglich auf Alexander d. Gr. bezog, ward jetzt überarbeitet und in Beziehung gesetzt zu dem römischen und später (in immer neuen Überarbeitungen) zu dem römisch-deutschen Imperium. Eine solche Sibylle heftete sich mit besonderer Zähigkeit an die Persönlichkeit Friedrichs II., sowohl in Italien, wo die Joachimiten, die Anhänger Joachims von Floris (s. Ewiges Evangelium), in ihm den Hammer der Kirche erblickten, als auch in Deutschland, wo er als deren Reformator galt. Als Friedrich II., dessen Heerfahrt nach dem Heiligen Grab bereits mit orientalischen, später in die deutsche Kaisersage übergehenden Motiven aus den Sagen vom Perserkönig Johannes und vom dürren und wieder grünenden Baume geschmückt war, starb, ohne die Hoffnungen und Befürchtungen erfüllt zu haben, wollte man an seinen Tod nicht glauben. Sporadisch verbreitete sich das Gerücht, er sei in den Ätna gezogen. Dieses Gerücht vom Fortleben des Kaisers, das von den Joachimiten ausging, drang über die Alpen und fand in Deutschland Glauben. Jene somit auf die uralten Prophezeiungen der Sibylle zurückzuführende Vorstellung vom fortlebenden Kaiser assimilierte sich alsbald mythische Stoffe der deutschen Götter- und Heldensage. Mit dem Einzug des Kaisers in den Kyffhäuser (s. d.) ist die Entwickelung der Sage abgeschlossen. Das stetig wahrzunehmende Bestreben der Sage, alle fremden Stoffe zu nationalisieren, zeigt sich auch darin, daß, seit dem Volksbuche vom Jahre 1519 vom Kaiser Friedrich dem ersten des Namens, der dem deutschen Gemüt näherstehende Rotbart (s. Friedrich I., S. 115) an die Stelle des letzten Staufers trat. Diese Rotbartsage ist dann auch auf andre Kaiser und auf andre Örtlichkeiten, namentlich auf den Untersberg bei Salzburg, übertragen worden. Vgl. Häußner, Die deutsche Kaisersage (Programm, Bruchsal 1882); R. Schröder, Die deutsche Kaisersage (Heidelb. 1893); H. Grauert, Zur deutschen Kaisersage (im Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Bd. 13, Münch. 1892); F. Kampers, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage (das. 1896) und Alexander d. Gr. und die Idee des Weltimperiums (Freib. i. Br. 1901); Heidemann, Die deutsche Kaiseridee und Kaisersage im Mittelalter und die falschen Friedriche (Programm des Berliner Gymnasiums zum Grauen Kloster, Berl. 1898).

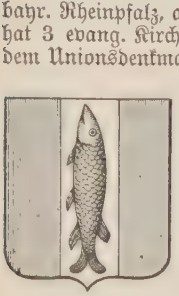
Kaisersberg (Kayserberg), Kantonsstadt im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Rappoltsweiler, an der Weiß und der Eisenbahn Kolmar–Schnierlach, 245 m ü. M., hat eine alte kath. Kirche aus dem 11. Jahrh., Schloßruine, Amtsgericht, Oberförsterei, bedeutende Baumwollspinnerei und -Weberei, Holzstoffabrikation, Gerberei, Ziegelbrennerei, Säge- und Mahlmühlen, Weinbau, Weinhandel und (1900) 2662 meist kath. Einwohner. K. wurde von Friedrich II. gegründet und erhielt von König Adolf Stadtrecht. Nach K. ist der berühmte Kanzelredner Geiler von Kaisersberg (s. d.) benannt.

Kaiserschnitt (Sectio caesarea, Lapara Hysterotomia), geburtshilfliche Operation, bei der nach Eröffnung der Bauchhöhle die Gebärmutter aufgeschnitten wird, um die Frucht durch die so geschaffene Wundöffnung zur Welt zu befördern. Seit den Zeiten der Römer besteht in den meisten Kulturstaaten die gesetzliche Vorschrift, im Falle des Ablebens einer Schwangern oder Gebärenden bei Lebensfähigkeit des Kindes Maßnahmen zu seiner Rettung zu treffen. Diese werden in den meisten Fällen in der Vornahme des Kaiserschnittes bestehen müssen. Freilich gelingt es nur selten, das Kind nach dem Tode der Mutter zu retten; denn da es im günstigsten Falle diese nur wenige Minuten überlebt, so kann nur bei schnellster Ausführung der Operation unmittelbar nach dem Ableben der Mutter auf ein lebendes Kind gerechnet werden. An der lebenden Mutter blieb der K. noch bis vor kurzer Zeit auf diejenigen Fälle beschränkt, in denen überhaupt keine andre Methode der Entbindung ausführbar war. Diese Vorsicht war durch die hohe Sterblichkeit der Mütter nach dem K. geboten. Seitdem jedoch die Operationsresultate sich besonders durch die Vervollkommnung der Nahtmethode bedeutend gebessert haben, hat man das Gebiet dieser Operation immer weiter ausgedehnt. Zurzeit unterscheidet man den K. aus unbedingter und bedingter Indikation. Unbedingt angezeigt ist er, wenn die Geburtswege so eng sind, daß die Frucht auch in zerstückeltem Zustand auf dem natürlichen Wege nicht geboren werden kann, sei es, daß es sich dabei um hohe Grade von Beckenenge handelt oder um Geschwülste, welche die Geburtswege verlegen. Bedingt angezeigt ist der K. dagegen, wenn der Grad der Beckenenge die Geburt einer reifen Frucht auf dem natürlichen Wege zwar nicht in unversehrtem Zustande, wohl aber nach vorausgegangener Verkleinerung (s. Kraniotomie) zuläßt. Hier, wo der K. lediglich die Erhaltung des kindlichen Lebens bezweckt, darf er nur mit ausdrücklicher Einwilligung der betreffenden Frau ausgeführt werden. Denn wenn auch durch die Fortschritte der modernen Chirurgie die Gefahren des Kaiserschnittes für das mütterliche Leben wesentlich verringert sind, so muß er doch noch mit Recht als die lebensgefährlichste von allen geburtshilflichen Operationen angesehen werden. Anderseits ist bereits eine ganze Anzahl von Fällen bekannt, wo der K. mehrmals an ein und derselben Person mit bestem Erfolg vorgenommen wurde. Die Operation wird in der Regel konservativ, d. h. mit Erhaltung der Gebärmutter (klassischer K.), ausgeführt. Nur in jenen Ausnahmefällen, wo der Zurücklassung dieses Organs im Körper gewichtige Gründe entgegenstehen (z. B. bei Osteomalacie, Geschwülsten oder Infektion der Gebärmutter), wird an die Entleerung der Gebärmutter die supravaginale Amputation derselben angeschlossen (Porro-Operation). Die Prognose für die Mutter hängt von der Asepsis und der exakten Ausführung der Naht der Gebärmutter ab. Je weniger Gelegenheit zur Infektion vor und während der Operation bestand, desto besser ist die Heilungsaussicht. Die Prognose für das Kind ist, wenn der K. an der Lebenden ausgeführt wird, eine durchaus günstige. — Schon im Talmud wird der K. erwähnt, er wurde aber im Altertum nur an toten Müttern vorgenommen, was schon durch die Lex regia de mor-

tuo inferendo von Numa Pompilius geboten war; erst seit dem 16. Jahrh. findet man Nachrichten vom K. an Lebendigen. Der Ausdruck K. (Übersetzung von sectio caesarea) kommt von caedo, »ich schneide aus«, wie Plinius erklärt (»Hist. nat.«, VII, 9). Die Römer nannten caesones die auf diese Art zur Welt Gebrachten, nachdem primus caesarum, also Cäsar (»der Herausgeschnittene«), auf diese Art zur Welt gebracht worden sein soll.

Kaiserschwamm, s. Agaricus, S. 162.

Kaiserslautern (Lautern), Bezirksstadt in der bayr. Rheinpfalz, an der Waldlauter, 236 m ü. M., hat 3 evang. Kirchen (darunter die Stiftskirche mit dem Unionsdenkmal), 2 kath. Kirchen (darunter die neue Marienkirche), eine Methodistenkirche, Synagoge, eine große Fruchthalle mit imposantem Festsaal, ein Bronzestandbild Bismarcks und (1900) 48,310 Einw., darunter 17,693 Katholiken und 741 Juden. Die Industrie ist bedeutend. K. besitzt eine Kammgarnspinnerei mit 119,000 Spindeln und 1650 Arbeitern, eine Baumwollspinnerei und -Weberei (Lampertsmühle) mit 1200, ein Eisenwerk für Heiz- und Brückenanlagen mit 620 Arbeitern, ein Eisen- und Stahlwerk, eine Nähmaschinenfabrik mit 1200 und eine Nähmaschinen- und Fahrradfabrik mit 700 Arbeitern, Fabrikation von Möbeln, Holzwaren, Maschinen, Schuhschäften, Schuhen, Zigarren, künstlichem Dünger, Kesseln, Beleuchtungskörpern, Verbandstoffen, Kassenschränken, Geschäftsbüchern, Metallkränzen und Blechblumen ꝛc.; ferner eine Eisenbahnwerkstätte, Glockengießerei, Bierbrauerei, ein Elektrizitätswerk, Sandsteinbrüche, Sägewerke und Ziegelbrennerei. Den Handel unterstützen ein Bezirksgremium, eine Reichsbanknebenstelle, eine Filiale der Bayrischen Notenbank, der Rheinischen Kreditbank, der Pfälzer Bank und andre Bankinstitute. Mit drei Bahnhöfen ist die Stadt Knotenpunkt der Linien Neunkirchen–Worms, K.–Enkenbach und K.–Lauterecken der Pfälzischen Eisenbahn. An Unterrichts- und andern öffentlichen Anstalten befinden sich dort: ein Gymnasium, eine Kreisrealschule mit mechanischer Lehrwerkstätte, Industrieschule, Ackerbauschule, Baugewerkschule mit Gewerbemuseum, ein Schullehrerseminar mit Präparandenanstalt, ein reichdotiertes Hospital und ein Landeszuchthaus. Von Behörden haben in K. ihren Sitz: ein Landgericht, ein Hauptzollamt und 3 Forstämter; die städtischen Behörden zählen 27 Mitglieder. — Zum Landgerichtsbezirk K. gehören die 9 Amtsgerichte zu K., Kirchheimbolanden, Kusel, Lauterecken, Obermoschel, Otterberg, Rockenhausen, Winnweiler und Wolfstein. — Schon in karolingischer Zeit war K. ein Königshof. Seinen Namen empfing es, nachdem Kaiser Friedrich I. 1152 daselbst ein Schloß gebaut. Bereits 1252 erscheint K. als Reichsstadt und erhielt 1276 von Rudolf von Habsburg dieselben Rechte wie Speyer, verlor jedoch 1357 die Reichsunmittelbarkeit und kam, zunächst als Pfand, an die Pfalz. 1621 ward K. von den Spaniern, 1631 von den Schweden und 1635 von den Kaiserlichen erobert. Am 24. Juni 1713 nahmen es im Spanischen Erbfolgekrieg die Franzosen unter Dillon, wobei das Schloß Barbarossas (an der Stelle des jetzigen Zuchthauses) zerstört wurde. In der Schlacht 29. und 30. Nov. 1793 wurden die Franzosen unter Hoche von den Preußen unter dem Herzog von Braunschweig zurückgeschlagen; ebenso siegten diese unter Möllendorf 23. Mai und unter Hohenlohe-Ingelfingen 20. Sept. 1794. Im J. 1849 war K. der Mittelpunkt des pfälzischen Aufstandes. Vgl. Lehmann, Urkundliche Geschichte von K. (Kaiserl. 1853); Jost, Geschichte der Stadt K. (das. 1886); »Pirmasens und K., eine Erinnerung an das Jahr 1793« (Heft 16 der »Kriegsgeschichtlichen Einzelheiten«, Berl. 1894).



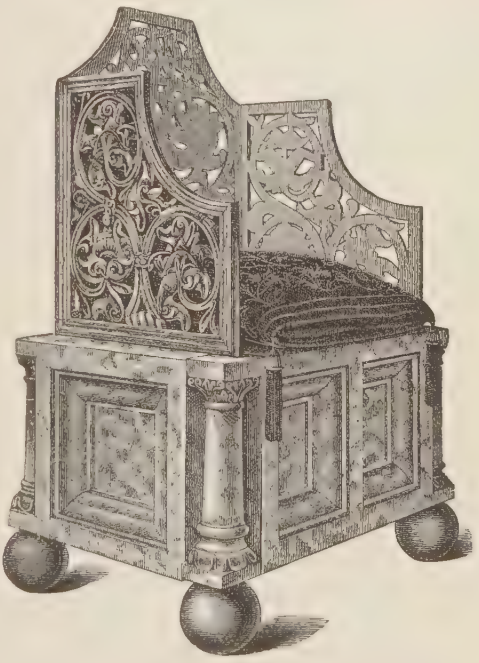
Wappen von Kaiserslautern.

Kaisersreuth, Stadt, s. Gmünd 1).

Kaiserstandarte, s. Textbeilage zur Tafel »Deutsche Flaggen« 3) (Bd. 4).

Kaiserstiel, s. Dachstuhl, S. 410.

Kaiserstuhl, der Thronsessel des deutschen Kaisers Heinrich III., den dieser in der Pfalz zu Goslar benutzte. 1811 mit den Kunstschätzen des abgebrochenen Doms in Goslar versteigert, kam er später in den Besitz des Prinzen Karl von Preußen, nach dessen Tod (1883)



Der Kaiserstuhl im Kaiserhause zu Goslar.

er im Saal des Kaiserhauses in Goslar aufgestellt wurde. Rücken- und Seitenlehnen sind aus Bronzeguß, der Sitz von Sandstein (s. Abbildung). Am 21. März 1871 diente er Kaiser Wilhelm I. als Thronsessel bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstags.

Kaiserstuhl, isoliertes vulkanisches Gebirge in Baden, in der oberrheinischen Tiefebene, bestehend aus Dolerit- und Basaltkegeln, die schöne Täler mit Äckern und Wiesen, Waldungen, Weinpflanzungen ꝛc. umschließen. Der K. hat 37 km im Umfang und ist stark bevölkert. Auf dem höchsten Punkte, dem 559 m hohen Totenkopf oder eigentlichen K., soll Rudolf von Habsburg Gericht gehalten haben. Der Besuch des Kaiserstuhls wird durch die Kaiserstuhlbahn, die ihn auf drei Seiten umgibt, erleichtert. Von dem 194 m hohen Katharinenberg bei Endingen hat man eine schöne Aussicht. Vgl. Knop, Der K. im Breisgau, eine naturwissenschaftliche Studie (Leipz. 1892); Mündel, Der K. (Straßb. 1899).

Kaiserswerth, Stadt im preuß. Regbez. und Landkreis Düsseldorf, am Rhein, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, letztere im romanischen Stil und mit einem kostbaren Schrein, in dem die Gebeine des Gründers der Stadt, des heil. Suitbertus, ruhen, eine neuerdings restaurierte Kaiserpfalzruine, eine berühmte evang. Diakonissenanstalt (1836 vom Pfarrer Fliedner gegründet, vgl. Diakonissen; Disselhoff, Das Diakonissenmutterhaus zu K. [neue Ausg. 1903]), verbunden mit Lehrerinnenseminar, Mädchenwaisenhaus, Irrenheilanstalt, Asyl und Magdalenenstift; ferner ein katholisches geistliches Emeritenhaus (ehemaliges Kapuzinerkloster), ein kath. Marienhospital, Seidenweberei, Preßspan-, Pappen- und Anilinfarbwarenfabriken, Ziegelbrennerei, Molkerei, Schiffahrt und (1900) 2538 meist kath. Einwohner. — Pippin von Herstal schenkte die Insel, auf der die Stadt lag, um 710 dem Bischof Suitbert, der hier ein Benediktinerkloster errichtete. Neben dem Stift entstand die Stadt. 1062 ward der zwölfjährige König Heinrich IV. seiner Mutter, der Kaiserin Agnes, durch den Erzbischof Anno von Köln in K. geraubt. Bei der Belagerung 1214 durch den Grafen Adolf V. von Berg ward der eine Rheinarm durch einen Damm abgeschnitten, so daß K. seitdem nicht mehr auf einer Insel liegt. K. war Reichsstadt, kam aber 1293 an das Erzstift Köln, 1336 als Pfand an Jülich, 1368 an Kurpfalz, 1399 an Kleve, durch Kauf 1424 an Kurköln, von dem es 1772 durch Einlösung des Pfandes das Herzogtum Jülich erwarb. K. wurde 1689 von den Brandenburgern belagert und 1702 von den Österreichern und Preußen unter dem Prinzen von Nassau-Saarbrücken genommen und zerstört.

Kaisertaler, die ehemaligen Konventions-Speziestaler, = 4,2094 Mk. der Talerwährung.

Kaiserwappen, s. Tafel »Deutscher Reichsadler und Kaiserwappen« mit Textblatt (Bd. 4, zu S. 499).

Kaiser Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen in Berlin, 1795 unter der Bezeichnung Pepinière auf Anregung des Generalstabschirurgen, spätern Generalstabsarztes der Armee, Görcke (gest. 1822 in Sanssouci) gegründete Anstalt zur Heranbildung von Sanitätsoffizieren. Ihre Lehranstalten und Einrichtungen (unter andern Charitékrankenhaus, Anatomie, botanischer Garten) wurden nach Errichtung der Berliner Universität (1809) mit dieser verschmolzen. 1811 wurde die Anstalt durch die medizinisch-chirurgische Akademie für das Militär erweitert und erhielt 1818 die Bezeichnung medizinisch-chirurgisches Friedrich Wilhelms-Institut. Fortan bestanden beide Bildungsanstalten nebeneinander mit dem Unterschiede, daß die Studierenden der Akademie für die während des Studiums genossenen Vorteile die gleiche Zeit, die Studierenden des Instituts doppelt so lange im Heer als Ärzte zu dienen hatten. Bei Gelegenheit der Feier des 100jährigen Bestehens des Instituts wurden durch Kabinettsorder beide Anstalten 3. Dez. 1895 als K. vereinigt, die Zahl ihrer Studierenden vermehrt und die Dienstzeit für alle gleichmäßig auf das Doppelte der Studienzeit festgesetzt. Die Anstalt hat den Zweck, Ersatz für das Sanitätsoffizierkorps heranzubilden, und gewährt auf Staatskosten vollständiges Studium der Medizin an der Berliner Universität, außerdem die für den Militärsanitätsdienst speziell erforderliche Ausbildung (Kriegschirurgie, Instruktion über militärärztliche Verhältnisse, Rekrutierung, Invalidisierung, Militärhygiene, Reiten 2c.) und besitzt für diese Zwecke ein eignes hygienisches, chemisches und ein physikalisches Laboratorium sowie reichhaltige (kriegschirurgische, Instrumenten-, Modell-, anatomische 2c.) Sammlungen. Der Unterricht in diesen sowie die Abhaltung von Wiederholungskursen liegt kommandierten Sanitätsoffizieren ob. Nach 4½jähriger Studienzeit werden die Studierenden als Unterärzte im Heere mit den etatmäßigen Kompetenzen angestellt, ein Teil außerdem sofort zum Charitékrankenhause kommandiert. Aufnahmebestimmungen von der Direktion (Berlin W., Friedrichstr. 140) zu beziehen. Vgl. Schickert, Die militärärztlichen Bildungsanstalten (Festschrift, Berl. 1895).

Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen, s. Bibliothek, S. 823.

Kaiser Wilhelm-Kanal (Nordostseekanal, hierzu die Karte »Kaiser Wilhelm-Kanal«), Schiffahrtskanal in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, der mit Umgehung der Halbinsel Jütland Nord- und Ostsee in direkte Verbindung miteinander bringt (Fig. 1), beginnt oberhalb Brunsbüttel im Mündungsgebiete der Elbe, zieht sich in drei etwa gleichen Teilen zuerst bis Grünenthal nach NO., dann bis Borgstedt nach O. und zuletzt nach SO., folgt auf letzterer Strecke meist dem alten Eiderkanal (s. Eider), jedoch mit Vermeidung der Krümmungen desselben, und mündet 4 km nordöstlich von Kiel unterhalb Holtenau in den Kieler Busen. Die Länge beträgt 98,65 km, die Tiefe 9, die Sohlenbreite 22, die Spiegelbreite 60 m. Großartige Schleusenanlagen befinden sich an beiden Endpunkten, bei Brunsbüttel und Holtenau (Fig. 2 u. 3). Sie sind als Doppelschleusen angelegt, d. h. sie haben zwei nebeneinander liegende Kammern, die gleichzeitig zum Durchschleusen von Schiffen in Benutzung genommen werden können. Die nutzbare Länge zwischen den Schleusentoren beträgt 150, die lichte Breite 25, die Tiefe 9,8 m. Die Schleusen ermöglichen also das Passieren von Seeschiffen bis zu 150 m Länge. Die Bewegung der Schleusentore erfolgt mit hydraulischer Kraft. Die Brunsbütteler Schleuse bleibt während der Flut geschlossen und wird erst geöffnet, wenn der äußere Wasserstand mit dem in der Schleuse, bez. dem Kanal befindlichen gleich ist. Die Holtenauer Schleuse ist stets geöffnet, ausgenommen bei Sturm. Zum Schutz des Kanals sind außerhalb der Brunshütteler Schleuse noch zwei gewaltige Molen in den Elbstrom gebaut, deren Köpfe durch zwei Leuchttürme gesichert werden. An den Innenseiten der Schleusen befindet sich je ein Binnenhafen. Auf der ganzen Strecke des Kanals sind sieben Ausweichestellen angebracht, die indessen nur für die Kreuzung besonders großer Kriegsschiffe notwendig sind. Den Kanal kreuzen vier Eisenbahnlinien, zwei davon auf Hochbrücken mit einer lichten Höhe von 42 m, von denen die eine im Zuge der Linie Neumünster-Tönning bei Grünenthal (s. Tafel »Eisenbau I«, Fig. 2), mit einer Spannweite von 156 m, die andre, mit 165 m Spannweite, im Zuge der Linie Kiel-Flensburg bei Levensau (Fig. 4) liegt. Der Übergang der beiden andern Eisenbahnlinien erfolgt durch Drehbrücken bei Taterfahl, bez. bei Rendsburg (Fig. 5), während 17 Fähren dem übrigen Verkehr dienen. Nachts wird der Kanal durch elektrische Lampen erhellt. Ein großer Betriebs- und Reparaturhafen befindet sich in Rendsburg. Von Brunsbüttel bis Rendsburg durchzieht der Kanal fast ausschließlich eine einförmige Moorgegend. Hinter Rendsburg nimmt das Landschaftsbild einen anmutigen Charakter an, da Wiesen, Täler, gut bestandene Buchenwäl-

KAISER WILHELM-(NORDOSTSEE-) KANAL.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

der und zahlreiche Binnenseen miteinander wechseln. Die Fahrt durch den Kanal unter Lotsenkontrolle, die auch die Zollaufsicht bewirkt, darf nicht 5,3 Knoten Geschwindigkeit überschreiten, so daß mit geringem Aufenthalt bei Schleusen und Brücken eine Durchgangszeit von 13 Stunden zu rechnen ist. Der Kanal ist zweischiffig; ohne Gefahr des Zusammenstoßes können nicht nur zwei der größten Handelsdampfer, sondern auch ein großes Kriegsschiff und ein Handelsdampfer aneinander vorüberpassieren.

Der Bau wurde durch Gesetz vom 16. März 1886 beschlossen, die Kosten waren auf 156 Mill. Mk. veranschlagt, wozu der preußische Staat eine Summe von 50 Mill. Mk. unter Verzicht auf jede Verzinsung im voraus übernahm. Die Oberleitung des Baues hatte der Geheime Oberbaurat Bänsch. Am 3. Juli 1887 wurde durch Kaiser Wilhelm I. der Grundstein in Holtenau gelegt, 18. Juni 1895 erfolgte die Schlußsteinlegung durch Kaiser Wilhelm II. und die Eröffnung für den allgemeinen Verkehr. Der Vorteil, den dieser Kanal für die Schiffahrt bietet, ist bedeutend. Abgesehen davon, daß der Weg durch den Kanal bei weitem sicherer ist als durch das unruhige, wegen seiner vielen Schiffbrüche berüchtigte Skagerrak, ist er von der Ostsee vor allen Dingen nach allen südlich von Newcastle an der englischen Ostküste liegenden Häfen viel kürzer. Auch seine militärische Bedeutung ist nicht gering. Ungesehen vom Feinde gestattet der Kanal die gesamte Flotte in kurzer Zeit je nach Bedürfnis aus der Nordsee in die Ostsee oder aus der Ostsee in die Nordsee zu verlegen, und in der Tat kann die deutsche Kriegsflotte in 16 Stunden aus Kiel durch den Kanal nach der Helgoländer Bucht gelangen und sich dort mit dem von Wilhelmshaven hier ansegelnden Geschwader vereinigen. Im Rechnungsjahr 1903 wurde der Kanal im ganzen von 32,038 Schiffen zu 4,990,287 Reg.-Ton. benutzt, davon 15,356 Schiffe zu 2,156,577 Reg.-Ton. in der Richtung Brunsbüttel–Holtenau und 16,682 Schiffe zu 2,833,710 Reg.-Ton. in umgekehrter Richtung. Die Kanalgebühren beliefen sich auf 2,414,498 Mk., gegen 883,639 Mk. im J. 1896 und 1,787,370 Mk. im J. 1899. Vom Gesamtverkehr entfielen 59,2 Proz. des Raumgehalts auf deutsche Schiffe, 10,17 auf dänische, 9,01 auf britische, 6,35 auf russische, 5,69 auf schwedische und 5,54 Proz. auf niederländische Schiffe. Den Betrieb des Kanals leitet das kaiserliche Kanalamt in Kiel (Betriebsordnung vom Januar 1896). — Das Streben, Nord- und Ostsee durch eine der Seeschiffahrt dienende Wasserstraße zu verbinden, ist uralt. Bis in das 14. Jahrh. gehen die ältesten Angaben zurück, die von den Versuchen einer solchen Verbindung Zeugnis geben. Nicht weniger als 16 solcher Pläne sind seit dem 16. Jahrh. zu verzeichnen, von denen 9 in die Zeit von 1863—81 fallen. Auch Wallenstein faßte 1626 den Plan einer solchen Verbindung. 1784 ließ König Christian VII. von Dänemark den Eiderkanal erbauen. Seine Wassertiefe betrug nur 3,5 m, seine obere Breite nur 31 m, so daß ihn nur die kleinsten Kanonen- und Torpedoboote benutzen konnten. Gegen Ende der 1870er Jahre ließ die preußische Regierung Untersuchungen darüber anstellen, ob dieser Kanal sich in einen den Bedürfnissen des Handelsverkehrs und der Kriegsflotte entsprechenden Stand werde setzen lassen. Die Untersuchungen ergaben, daß dieser Plan unausführbar war. 1878 verfocht der Hamburger Schiffsreeder Dahlström das Projekt eines Kanals von Brunsbüttel über Rendsburg nach Kiel. Die Regierung erteilte ihm die Erlaubnis zu den Vorarbeiten. Dieselben wurden von Dahlström und dem Wasserbauinspektor Boden bis 1881 vollendet und dann der Regierung eingereicht, sie haben die Grundlage zu dem jetzt zur Ausführung gelangten Reichsprojekt des Kaiser Wilhelm-Kanals gebildet. Vgl. Beseke, Der Nordostseekanal, seine Entstehungsgeschichte, sein Bau ꝛc. (Kiel 1893); Sartori, Der Nordostseekanal und die deutschen Seehäfen (Berl. 1894); »Der Nordostseekanal« (Festschrift, hrsg. von Löwe, das. 1895); Fülscher, Der Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals (das. 1898, Hauptwerk).

Kaiser Wilhelm II.-Land, antarktisches Land unter 66° südl. Br. und 90° östl. L., durch die deutsche Südpolarexpedition unter Drygalski 22. Febr. 1902 entdeckt. An der Küste dieses Landes, in der Posadowsky-Bucht, lag das Expeditionsschiff Gauß bis 8. Febr. 1903. Im Süden dieser Bucht der 366 m hohe eisfreie Gaußberg.

Kaiser Wilhelms-Inseln, antarktischer Archipel, unter 65° südl. Br. und zwischen 63° und 64° 30′ westl. L., von Grahamsland durch die Bismarckstraße geschieden, besteht aus sechs größern Inseln.

Kaiser Wilhelms-Land, der deutsche Anteil an Neuguinea (s. d. und Karte beim Artikel »Bismarck-Archipel«).

Kaiser Wilhelm-Spitze, s. Kilimandscharo.

Kaiser Wilhelms-Spende, allgemeine deutsche Stiftung für Altersrenten- und Kapitalversicherung. Dieselbe verdankt ihre Entstehung einer Sammlung, die aus Veranlassung der glücklichen Errettung des Kaisers Wilhelm I. aus drohender Lebensgefahr infolge der beiden Attentate vom 11. Mai und vom 2. Juni 1878 im Deutschen Reich veranstaltet ward, und welche die Summe von 1,740,000 Mk. ergab. Nach einer Bestimmung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welchem die Summe zur Verwendung zu einem allgemeinen wohltätigen Zweck übergeben wurde, bildet die K. die Grundlage einer Altersrenten- und Kapitalversicherung für die gering bemittelten Klassen, insbes. für die arbeitende Klasse, aber auch für Handwerker, kleinere Beamte ꝛc., indem sie als Garantiekapital zur Bestreitung der Verwaltungskosten dient. Die Versicherung erfolgt in der Form der Lebensversicherung mittels Einmaleinlagen zu je 5 Mk. auf Rente oder auf Kapital mit oder ohne »Rückgewähr«. Frühestens im 56. Lebensjahre kann Rente oder Kapital, deren Höhe sich nach dem Beitrittsalter richtet, in Anspruch genommen werden. Sie gewährt z. B. für je 5 Mk. Einlage bei Beitritt im 1. und Fälligkeit im 56. Lebensjahre 4,80 Mk. Rente oder 44,07 Mk. Kapital, bei Fälligkeit im (letztzulässigen) 71. Lebensjahr 22,74 Mk. Rente oder 185,87 Mk. Kapital. Die K. erfreut sich einer von Jahr zu Jahr wachsenden Beteiligung. Sie zählte 1903: 13,757 Mitglieder. Bis 15. Jan. 1905 waren 24,288 Mitglieder eingetreten, davon 14,216 geblieben. Im März 1903 betrug der Garantiefonds ca. 2 Mill. Mk., das Deckungskapital 14,5 Mill. Mk., der Sicherheitsfonds 639,955 Mk. Die Einzahlungen betrugen 1902/03: 1,74 Mill. Mk., die Zinsen 1,701,738, die ausbezahlten Renten 527,417, die Kapitalien 103,210 Mk. Durch Beschluß des Aufsichtsrats wurde aus den Überschüssen 1884: 11,071, 1891: 31,282, 1895: 134,342 Mk. als Dividende unter die Mitglieder verteilt. Weitere Überschüsse können gemeinnützigen, der Arbeiterbevölkerung dienenden Unternehmungen zugeführt werden (1900—03 je 10,000 Mk.). Nebenbei hat die Anstalt auch den Zweck, genossenschaftliche

Altersversorgungsanstalten für einzelne Berufskreise durch Beschaffung der notwendigen statistischen und Rechnungsgrundlagen sowie durch Beirat bei Einrichtung der Verwaltung ꝛc. zu unterstützen. Vgl. Stämmler, Die K. (Berl. 1880), und die Jahresberichte der K.

Kaiser Wilhelm-Stiftung, deutsche Invalidenstiftung, die den im Kampf gegen Frankreich oder infolge desselben durch Verwundung oder Krankheit ganz oder teilweise erwerbsunfähig gewordenen Kriegern, Ärzten und Beamten der deutschen Land- und Seemacht, aber auch den Angehörigen von solchen nach Bedürfnis und Kräften Hilfe und Unterstützung zu gewähren bestimmt ist.

Kaiserwurzel, s. Peucedanum.

Kaiserzahl, soviel wie Römerzinszahl, s. Indiktionenzirkel.

Kaisha, japan. Name für Handelsgesellschaft.

Kaisheim, Dorf im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Donauwörth, hat eine kath. Kirche, Oberförsterei, Strafanstalt in der ehemaligen Cistercienserabtei (1133 gegründet, 1803 aufgehoben) und (1900) 1300 Einw. Dazu gehören die königlichen Hofgestüte Neuhof und Bergstetten.

Kaiwurm, die Larve des Apfelblütenstechers (s. Blütenstecher).

Kaizl, Joseph, tschech. Nationalökonom und Politiker, geb. 10. Juni 1854 zu Wolin in Böhmen, gest. 19. Aug. 1901 in Myskowitz, studierte in Prag die Rechte, dann in Straßburg bei Schmoller und Knapp Nationalökonomie und verfaßte die von der Universität Straßburg preisgekrönte Schrift: »Der Kampf um Gewerbereform und Gewerbefreiheit in Bayern 1799—1868« (in Schmollers »Staatswissenschaftlichen Forschungen«, Leipz. 1879). 1879 ward er Privatdozent der Nationalökonomie in Prag, 1883 Professor an der böhmischen Universität und an der böhmischen Technischen Hochschule, war 1885—88 und wieder seit 1890 Mitglied des Abgeordnetenhauses und gehörte zu den gemäßigtern Jungtschechen. Im März 1898 trat er als Finanzminister in das Ministerium Thun, dessen geistig bedeutendstes Mitglied er war. Er leitete hauptsächlich die Verhandlungen über den neuen Ausgleich mit Ungarn und wußte Thun von jedem Zugeständnis an die Deutschen fern- und bei dem Bündnis mit den Tschechen festzuhalten. Mit Thun trat er 2. Okt. 1899 vom Ministerium zurück und wurde wieder einer der Führer der Jungtschechen. Er schrieb noch: »Die Lehre von der Überwälzung der Steuern« (Leipz. 1882); »Die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Österreich« (das. 1885); »Passive Eisenbahnen« (Wien 1895); ferner ein Lehrbuch der Nationalökonomie in tschechischer Sprache und eine von A. Körner ins Deutsche übersetzte »Finanzwissenschaft« (Wien 1900—01, 2 Tle.).

Kajak, grönländ. Männerboot mit nur einer Öffnung im Deck, die der darin Sitzende mit seinem Oberleib gerade ausfüllt (»Grönländer«); s. Tafel »Schiffsfahrzeuge der Naturvölker I«, Fig. 7.

Kajedeich, niedriger Erddeich, der vorübergehend benutzt wird, um in seinem Schutz den eigentlichen Deich aufzuführen. Die Kajedeiche werden roh aufgeworfen, mit Stroh besteckt und reichen etwa 1 m über die gewöhnliche Flut. Das durch den K. geschützte Watt wird ausgeschachtet und der gewonnene Kleiboden zur Herstellung des Hauptdeiches verwendet.

Kajeli (Katjeli), Hauptort der niederländisch-ostind. Insel Buro (s. d.).

Kajeputbaum, s. Melaleuca.

Kajeputöl (Kajaputöl, Wittnebensches Öl), ätherisches Öl, aus Blättern und Zweigspitzen von Melaleuca Leucadendron und andern M.-Arten, wird auf Ceram und Buru (Molukken) durch Destillation mit Wasser gewonnen, ist dünnflüssig, hellgrün (z. T. durch Chlorophyll, z. T. durch Kupfergehalt), nach der Rektifikation farblos, riecht durchdringend kampferartig und schmeckt brennend kardamom- und rosmarinartig, hintennach kühlend, spez. Gew. 0,920 bis 0,930, reagiert neutral, löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol, erstarrt bei —25 bis —30° und schmilzt dann wieder bei —8°. K. besteht zu etwa 67 Proz. aus Cineol $C_{10}H_{18}O$ und enthält außerdem Pinen $C_{10}H_{16}$, Terpineol $C_{10}H_{18}O$, auch Aldehyde. Man benutzt es gegen Magenkrampf, Kolik, Asthma, Schlund- und Blasenlähmung, Zahnschmerz, Ohrenleiden, auch zur Vertreibung der Motten, überhaupt als Schutzmittel gegen Insektenfraß. K. wird seit alter Zeit in der Heimat als schweißtreibendes Mittel geschätzt; es scheint zu Anfang des 17. Jahrh. nach Europa gelangt zu sein, aber erst 100 Jahre später wurde es arzneilich benutzt. Ein Kaufmann Wittneben empfahl es in deutschen Schriften als wertvolles Heilmittel.

Kajik (Kaik, türk.), die schlanken, schnellen Ruderboote des Bosporus für den Verkehr zwischen beiden Ufern.

Kajolholz, soviel wie Amboinamaser (s. d.).

Kajolieren (franz. cajoler, spr. -schol-, im Volksmund verderbt zu kaschelieren), liebkosen, schmeicheln.

Kajubaum (Kaschubaum), s. Anacardium.

Kajüte (Kajütte, niederdeutsch), auf Segelschiffen der Wohnraum des Kapitäns im Hinterschiff. Dampfer mit Personenbeförderung haben außer K. für Kapitän, Steuermann und Maschinisten auch Kajüten für Passagiere erster und zweiter Klasse, d. h. Wohnräume für den Tagesaufenthalt und die Mahlzeiten. Auf großen Passagierdampfern nehmen die Kajüten nicht selten das ganze Hauptdeck sowie einen Teil des darunterliegenden Decks ein, und häufig sind auch noch umfangreiche Decksbauten zu Kajüten eingerichtet. Die erste K. der Hochseedampfer ist wie ein Hotelspeisesalon mit allem Komfort ausgestattet, wie auch die anstoßenden Kabinen, welche die Kojen, d. h. Betten nebst Wascheinrichtung, aufnehmen. Diese empfangen ihr Tageslicht durch Seitenfenster in den Schiffswänden. Die von beiden Schiffsseiten meist durch die Kabinen abgesperrten Salons empfangen ihr Tageslicht durch Oberlicht von zweierlei Art: 1) durch in das Oberdeck eingelassene Glaskasten und 2) durch einen glasüberdachten Aufbau, der bei schönem Wetter geöffnet und zugleich mit Sitzbänken auf Oberdeck ausgestattet ist. Meist ist die zweite K. unter der ersten eingebaut. In neuesten Dampfern liegen beide Kajüten jedoch häufig auf demselben (Haupt-) Deck. Vgl. Tafel »Dampfschiff II«. Viele transatlantische Passagierdampfer besitzen auch Damenkajüten, Rauchzimmer, Kinderzimmer, Lesezimmer, Musikzimmer und Frühstücksräume. Auch die Wohnräume und die Speiseräume der Schiffsoffiziere sind als K. zu betrachten. Kajütenreisende heißen die Personen, die Kajütenplätze belegt haben, im Gegensatze zu den Zwischendeckpassagieren, die gegen billiges Passagegeld in tiefer gelegenen großen Räumen, die nur mit Bettstellen (Kojen) ausgestattet sind, befördert werden. Mit dem Kajütenbillett erwirbt der Reisende zugleich das Recht, gewisse Partien des Oberdecks und des Promenadendecks zu beschreiten. Die »Zwischendecker« sind auf das Vorschiff angewiesen.

Kajütswächter, soviel wie Stewart (s. d.).

Kakädu, s. Papageien.

Kakamizli, s. Katzenfrett.

Kakaobaum (Theobróma *L.*), Gattung der Sterkuliazeen, Bäume mit abwechselnden, großen, einfachen oder fingerförmigen, ganzrandigen oder leicht gebuchteten Blättern, mäßig großen Blüten, sehr oft aus dem alten Holz hervortretend, in wenig- oder reichblütigen Cymen, die nicht selten gehäuft stehen, und großen, lederartig holzigen, eiförmigen oder eilänglichen, gerippten oder kantigen, fünf-, zuletzt einfächerigen, nicht aufspringenden Früchten mit in einem Mus nistenden, etwas zusammengedrückten, eilänglichen Samen. Von den 10—12 im tropischen Amerika heimischen Arten ist am wichtigsten der Kakao- oder Schokoladenbaum (T. Cacao *L.*, s. Tafel »Genußmittelpflanzen«, Fig. 10). Dieser gedeiht besonders in geschützten Tälern und an Flußufern, im Schatten hoher, stark belaubter Bäume, dann auch in Küstenstrichen, selten aber in einer Höhe von über 300 m. Er steht gewöhnlich vereinzelt und bildet nur selten kleine Wälder. Gegenwärtig wird er in fast allen Tropenländern gebaut. Die Kakaokultur ist sehr schwierig; sie erfordert eine gleichmäßige Temperatur zwischen 24 und 28°, sehr guten, lockern, an Kalk und Phosphorsäure reichen Boden, Feuchtigkeit und Schatten sowie Schutz vor den Winden. Man erzieht die Sämlinge am besten in Binsenkörben, die man später mit den jungen Pflanzen in die Plantage einsetzt. Die 8—10 Monate alten Pflänzlinge stellt man in Abständen von 3,5—6 m, und in Abständen von 12—16 m pflanzt man breitkronige Bäume (Erythrinen), um Schatten zu geben. Dann ist für Bewässerung und Bekämpfung von Unkraut und schädlichen Tieren zu sorgen. Die etwa 1 m hohen Bäumchen werden eingespitzt und der Seitentriebe bis auf die drei obersten beraubt, um eine pyramidenförmige Krone zu bilden. Die Blüte erscheint nach $2\frac{1}{2}$—3 oder 5 Jahren, die ersten brauchbaren Früchte nicht vor dem Ende des vierten Jahres; im 12. Jahr erreicht der Baum seine höchste Kraft, und die Tragfähigkeit dauert bis zum 30., ja bis zum 50. Jahr. Die Früchte reifen das ganze Jahr hindurch und werden auch so geerntet. Von zwei Ernten spricht man nur, weil die Ware in der Regel zweimal im Jahr zum Verkauf gebracht wird. Jeder Baum liefert jährlich nur 1—2 kg Samen. Die geernteten Früchte werden 3—4 Tage auf einen Haufen gelegt, dann erbrochen, die herausgenommenen Samen (Kakaobohnen) werden sorgfältig vom Fleisch befreit und 3—10 Tage, je nach der Sorte, in stärkern Schichten oder in bedeckten Haufen einer schwachen Gärung überlassen, um einen herben Beigeschmack zu beseitigen. Dann trocknet man die Samen und siebt sie ab. An andern Orten vergräbt man die Bohnen in die Erde oder überläßt sie in großen Fässern einer stärkern Gärung. Diese gerotteten Bohnen sind dunkler, schmecken milder und angenehmer, weniger herb und bitter als die ungerotteten, die sofort getrocknet werden. Behufs besserer Konservierung werden die Bohnen schließlich mit einer fein gemahlenen, trocknen, roten Erde gefärbt, indem man sie damit zusammenreibt. Dies befördert auch das Trocknen, das in neuerer Zeit häufig durch Anwendung von Maschinen vollkommener ausgeführt wird. Die Bohnen verlieren beim Trocknen die Hälfte ihres Gewichts. Sie gleichen etwa einer Bohne oder Mandel, sind rotbraun, matt und bestehen aus einer leicht zerbrechlichen, pergamentartigen Schale, die einen dunkelbraunen, glänzenden, von einem dünnen Häutchen umgebenen Kern einschließt, der marmorartig gezeichnet erscheint, vielfach zerklüftet ist und sehr leicht in Bruchstücke zerfällt. Geschälte und geröstete Kakaobohnen enthalten 5,58 Wasser, 14,13 Stickstoffsubstanz (ca. 10 Proz. Eiweiß), 1,55 Theobromin, 50,09 Fett, 8,77 Stärke, 13,91 sonstige stickstofffreie Substanzen, 3,93 Holzfaser und 3,45 mineralische Stoffe. Der Gehalt an Fett schwankt nicht nur in den verschiedenen Kakaosorten, sondern auch in ein und derselben Sorte bedeutend. Neben dem Theobromin finden sich auch geringe Mengen Kaffein. Die Asche enthält 39,5 Proz. Phosphorsäure, 37,1 Proz. Kali, 16 Proz. Magnesia, 2,9 Proz. Kalk ꝛc. Die Kakaobohnen werden geröstet und dann zur Darstellung der Kakaomasse, des entölten Kakao (wobei die Kakaobutter abfällt) und der Schokolade benutzt (s. Schokolade). Die Schalen der gerösteten Bohne, Kakaotee, Schokoladentee, enthalten etwas Theobromin und geben ein leichtes, schokoladenartig schmeckendes Getränk; man benutzt sie auch zur Darstellung von Essenzen, Diuretin u. dgl. Von andern Theobroma-Arten sollen auch T. bicolor *H.* et *Bp.*, in Kolumbien und am Rio Negro, T. angustifolium *Moç.* et *Sess.* (Soconusco) und T. ovalifolium *Moç.* et *Sess.* (Esmeraldas) Kakao für den Handel liefern.

An der Spitze der Produktion steht Ecuador, das etwa ein Drittel der Gesamtausfuhr und im Guayaquilkakao die Hauptsorte unsers Marktes liefert. Sehr feine Sorten sind Arriba-Guayaquil und Esmeralda. Die nächstwichtigen Kakaogebiete sind Trinidad (weit weniger Domingo und Martinique) und Venezuela mit den sehr feinen Sorten Caracas, Maracaibo und Puerto Cabello. Mexiko, das die berühmte Soconuscobohne liefert, führt wegen des starken eignen Gebrauchs wenig aus. Aus Brasilien kommen mehr ziemlich minderwertige Sorten, wie Bahia, Rio negro, Para. Auch Französisch- und Holländisch-Guayana, Ceylon, die Philippinen, die Sundainseln (Java, Celebes) und in neuerer Zeit die deutschen Kolonialbesitze in Westafrika liefern Kakao. Geschichte und Statistik s. Schokolade. Vgl. Gallois, Monographie du cacao (Par. 1827); Mitscherlich, Der Kakao und die Schokolade (Berl. 1859); Zipperer, Untersuchungen über Kakao und dessen Präparate (Hamb. 1887); Morris, Cacao, how to grow and how to cure it (Jamaika 1882); Guérin, Culture du cacaoyer (Par. 1896); Lecomte und Chalot, Le cacaoyer et sa culture (das. 1897); Hart, Cacao treatise ou the cultivation, etc. (2. Aufl., Lond. 1900); Preuß, Le cacao, sa culture, sa préparation (Brüss. 1902); Ettling, Der Kakao, seine Kultur und Bereitung (Berl. 1903); Kindt, Die Kultur des Kakaobaums und seine Schädlinge (Hamb. 1904).

Kakaobutter (Kakaoöl, Oleum Cacao), das Fett der Kakaobohnen, wird aus diesen nach dem Entschälen und Zerreiben bei 70—80° durch Pressen zwischen erwärmten Platten gewonnen (Ausbeute 30—35 Proz.) und ist nach dem Filtrieren und Erstarren gelblichweiß, härter als Hammeltalg, bei 15° spröde, riecht schwach kakaoartig, zerfließt allmählich im Mund mit mildem, fast kühlendem Fettgeschmack, spez. Gew. 0,95—0,96, löst sich klar in Äther, schmilzt bei 30—33°, erstarrt langsam, besteht aus Stearin nebst Palmitin und Olein und wird sehr langsam ranzig. Altes Fett ist fast farblos, spez. Gew. 0,94—0,95. Man benutzt es in der Schokoladenfabrikation, besonders zur Herstellung der Deckmasse, dann auch zu Salben, Ceraten, Lippenpomade, feiner Seife ꝛc.

Kakaomalve, s. Abroma.

Kakaomasse, ſ. Schokolade.
Kakaoſeife, aus Kakaoöl hergeſtellte feine parfümierte Seife.
Kakaotee, ſ. Kakaobaum.
Kakapo, ſ. Papageien.
Kakaralli, ſ. Lecythis.
Kakarditſa, 2320 m hoher Berg auf der Grenze der griech. Nomen Arta und Trikkala, zwiſchen den Tälern des Aſpropotamos und Artinos.
Kákay Aranyos (ſpr. áranjoſch), Pſeudonym, ſ. Abrányi.
Kake (engl. cake, ſpr. kēk, »Kuchen«), ſ. Biskuit.
Kakemono (»Hängeding«), japaniſche Aquarelle, Zeichnungen, Stickereien ꝛc., die, auf Seide oder Papier aufgezogen und zwiſchen zwei wagerechten Holzſtäben befeſtigt, an der Wand aufgehängt oder zuſammengerollt aufbewahrt werden. Vgl. Japaniſche Kunſt.
Kaken, ſ. Kaaken. [S. 194.
Kakerlak (weißer Neger), ſ. Albinos.
Kakerlaken, Inſekten, ſ. Schaben.
Kakhjen, Volksſtamm, ſ. Katſchin.
Kaki, ſ. Khaki.
Kakia (griech.), Perſonifikation der Schlechtigkeit.
Kakianbund, ſ. Klub.
Käkias (Kaikias), der Nordoſtwind der Griechen, der Kälte und Schnee, auch Schloßen brachte, am Turm der Winde in Athen mit flatterndem, feuchtem Bart, weitem Gewand und einer Wanne in den Händen dargeſtellt, aus der Hagel niederſtrömt.
Kakifeige, ſ. Diospyros.
Kakinada (Cocanada), Hafenſtadt im Diſtrikt Godavari der britiſch-ind. Präſidentſchaft Madras, an einem nördlichen Mündungsarm der Godaweri, mit (1901) 47,866 Einw., meiſt Hindu, iſt durch einen ſchiffbaren Kanal mit Radſchamandri verbunden und Ausfuhrhafen für das reiche Hinterland, aus dem ſie namentlich Baumwolle, Jute, Ölſaaten, Zucker, Myrabolamen, Hörner, Hanf ausführt. 1900 liefen 206 Schiffe ein.
Kak-ke, ſ. Beriberi.
Kako ... (griech.), in Zuſammenſetzungen, bezeichnet etwas Schlechtes, Fehlerhaftes ꝛc., Miß ...
Kakodämon (griech.), böſer Geiſt (ſ. Dämon); Kakodämonie, Beſeſſenheit (ſ. Beſeſſene).
Kakodoxie (griech.), verkehrte Glaubensanſicht, ſchlechte Meinung, übler Ruf.
Kakodyl (Arſendimethyl) $As_2(CH_3)_4$, ein Beſtandteil von Cadets rauchender Flüſſigkeit, die entſteht, wenn man arſenige Säure mit eſſigſaurem Kali deſtilliert. Es bildet eine farbloſe, höchſt giftige Flüſſigkeit, riecht äußerſt widerlich, iſt unlöslich in Waſſer, erſtarrt bei −6° kriſtalliniſch, ſiedet bei 170°, entzündet ſich an der Luft und verbrennt zu arſeniger Säure, Kohlenſäure und Waſſer. Bei langſamem Luftzutritt entſteht Kakodyloxyd (Alkarſin, Arſendimethyloxyd) $As_2(CH_3)_4O$. Dies bildet den Hauptbeſtandteil von Cadets Flüſſigkeit, ſtinkt ebenfalls, iſt ſehr giftig, erſtarrt bei −25°, ſiedet bei 120°, verbindet ſich mit Säuren und Baſen und oxydiert ſich an der Luft zu Kakodylſäure $As(CH_3)_2O.OH$. Dieſe bildet farb- und geruchloſe Kriſtalle, iſt in Waſſer leicht löslich, ſchmilzt bei 200° unter Zerſetzung, ſchmeckt ſchwach ſauer, iſt nicht giftig, bildet mit Baſen Salze, iſt ſchwer oxydierbar, aber leicht reduzierbar. Man bedient ſich des Kakodyls bisweilen zur Entdeckung des Arſens, indem man die fragliche Subſtanz mit eſſigſaurem Kali erhitzt und auf den ſich entwickelnden Geruch achtet.
Kakoexie (griech.), ſ. Kachexie.
Kakographie (griech.), ſchlechte, fehlerhafte Schreibung, im Gegenſatze zu Orthographie.
Kakologie (griech.), fehlerhafte Sprechweiſe.
Kakomati (neugriech.), ſoviel wie Böſer Blick (ſ. d.).
Kakonda, Hauptort eines Kreiſes in der portugieſiſch-weſtafrikan. Kolonie Angola, links am Catapi, einem Nebenfluß des Kunene, in geſunder Lage, von den Portugieſen als Geſundheitsſtation benutzt, mit Fort und Faktoreien; eine Eiſenbahn von Lobito nach K. iſt geplant.
Kakongo, Landſchaft an der Weſtküſte Afrikas, am Norduſer des untern Kongo, war im 17. Jahrh. ein Teil des Königreichs Kongo, wurde nach deſſen Zerfall Loango tributpflichtig und 1885 durch die Kongokonferenz ſo geteilt, daß der größere Teil mit Landana an die portugieſiſche Kolonie Angola, der Südoſten mit Ngojo an den Kongoſtaat (ſ. d.) fiel. Vgl. Proyart, Histoire de Loango, K. et autres royaumes d'Afrique (Par. 1776).
Kakophonie (griech.), Übellaut, Mißklang.
Kakophraſie (griech.), ſchlechte Ausſprache.
Kakóſchnik (ruſſ.), Kopfputz der moskowitiſchen Frauen, beſtehend in einem kronenartig um den Kopf gelegten Ring von Tuch oder Samt, der in verſchiedener Weiſe verziert iſt.
Kakoſynthēton (griech.), ein fehlerhaft zuſammengeſetzter Ausdruck.
Kakothymie (griech.), Mißmut, Niedergeſchlagenheit; Wahnſinn mit verſteckter Bosheit.
Kakoxēn, Mineral, waſſerhaltiges phosphorſaures Eiſen, findet ſich in ſamtartigen Überzügen und feinfaſerigen Aggregaten von ſtrohgelber Farbe auf manchen Brauneiſenerzlagern (unter andern am Dünsberg bei Gießen).
Kakteen (Kaktazeen, hierzu Tafel »Kakteen«), dikotyle, ca. 900 Arten umfaſſende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Opuntinen, ausdauernde Gewächſe mit anſcheinend blattloſen, dicken, fleiſchigſaftigen Stämmen von bald kugelförmig zuſammengezogener, bald verlängerter und zwar platter oder ſäulenförmig runder oder eckiger, auch flügelkantiger Geſtalt und mit Aſtbildung, hauptſächlich aus weichem Zellgewebe gebildet, mit meiſt geringer Holzentwickelung. Die ſchüppchenförmigen Blätter fallen frühzeitig ab und ſind als warzenförmige, oft mit Stacheln beſetzte, filzige Höcker (Blattpolſter) angedeutet. Die großen Blüten erſcheinen einzeln in den Achſeln der Blatthöcker. Einige, wie Peireskia (Tafel, Fig. 4), haben auch bleibende, flache Blätter. Kelch und Krone gehen ineinander über, indem ihre Blätter eine fortlaufende Spirale bilden. Die zahlreichen, blumenblattartigen Kelchblätter ſind zu einer mit dem Fruchtknoten zuſammenhängenden Röhre verwachſen, die bisweilen über den letztern hinausgeht. Die etwas zartern Blumenblätter ſtehen ebenfalls in mehreren Reihen, werden nach innen allmählich größer und entſpringen entweder vom Rande der Kelchröhre, oder ſind ſelbſt mit ihren untern Teilen in eine lange Röhre vereinigt. Die ebenfalls ſpiralſtändigen, zahlreichen Staubgefäße ſtehen auf der Baſis oder der Röhre der Blumenblätter und werden nach innen kleiner. Der unterſtändige, aus vier bis vielen Karpellen gebildete Fruchtknoten iſt einfächerig mit zahlreichen anatropen Samenknoſpen an wandſtändigen Placenten und einem langen, einfachen Griffel mit Narben von linealiſcher oder ſpiraliger oder büſchelförmiger Geſtalt. Die Frucht iſt eine einfächerige, vielſamige Beere. Die zahlreichen Arten werden vom Volksmund mit dem gemeinſamen Namen Cactus bezeichnet, die Botanik unterſcheidet drei Unterfamilien: I. Cereoideae, mit äußerſt reduzierten Blättern,

die nur als Schuppen, an der entwickelten Pflanze oft überhaupt nicht mehr erkennbar sind; Widerhakenstacheln fehlen. Hierher gehören drei Tribus: 1) Echinocacteae, mit Blüten, die nahe dem obern Teil der Areole (d. h. in den Achseln der Schuppenblätter) entspringen, trichter- oder tellerförmiger Blütenhülle und deutlicher Röhre (Gattungen: Cereus, Pilocereus, Cephalocereus, Phyllocactus, Epiphyllum, Echinopsis, Echinocereus, Echinocactus, Melocactus, Leuchtenbergia); 2) Mamillarieae, mit Blüten, die aus den Axillen hervortreten (d. h. dort, wo die Warzen den Körper berühren) und mit derselben Gestaltung der Blüte wie die vorige Tribus (Gattungen: Mamillaria, Pelecyphora und Ariocarpus); 3) Rhipsalideae, mit kleiner, meist völlig radförmiger Blütenhülle (Gattungen: Pfeiffera, Hariota, Rhipsalis). II. Opuntioideae, mit gegliederten Achsen, deren Glieder blattartig, zylindrisch oder ellipsoidisch sind; Blätter in der Jugend stets entwickelt und deutlich sichtbar, meist zylindrisch, später leicht abfallend; Widerhakenstacheln sind vorhanden; Tribus Opuntieae mit den Gattungen Opuntia, Nopalea und Pterocactus. III. Peireskioideae, von der Tracht echter Dikotyledonen mit flachen Blättern und runden Zweigen, nicht gegliedert; Blüten in deutlich gestielten Rispen; Widerhakenstacheln fehlen; Tribus Peireskieae mit der Gattung Peireskia.

Die K. sind eine durchaus amerikanische Pflanzenfamilie, denn jene wenigen Formen, die man aus der Alten Welt kennt, lassen sich in ihrem Ursprung ohne Zwang auf Amerika zurückführen. Die äußersten Grenzen der Verbreitung liegen bei 53° nördl. Br. in Kanada und südlich vom 50.° südl. Br. in Patagonien, und zwar erreichen Opuntia missouriensis im N. und O. patagonica im S. diese Grenze. Die Hauptmasse der Familie findet sich in Mexiko. Besonders reich ist dieses Zentrum an Arten der Gattungen Mamillaria und Echinocactus, z. B. die vielfach kultivierte M. rhodantha mit prächtig roten Blüten (Tafel, Fig. 7) und E. longihamatus (Fig. 9), eine Art, die bis Texas und Arizona verbreitet und an den langen, stark gekrümmten Stacheln kenntlich ist; auch Echinocereus procumbens (Fig. 22), mit niederliegenden Zweigen, stammt aus Mexiko. Sehr charakteristische Formen bilden die riesenhaften, unverzweigten säulenförmigen oder auch armleuchterartig verzweigten Cereus-Arten, so C. gemmatus (Fig. 11) und C. pecten aboriginum (Fig. 23), der Cardon oder Hecho der Mexikaner, C. giganteus (Fig. 12). Eine andre Formenreihe der Cereus-Arten wird repräsentiert durch den von Bäumen und Felsen herabhängenden C. flagelliformis mit schlaffen, meterlangen Zweigen (Fig. 1). Den säulenförmigen Cereus-Arten schließt sich die Gattung Cephalocereus an, von der eine Art, C. senilis (Greisenhaupt, Fig. 17), einen langen, weißgrauen Haarbüschel an der Spitze trägt. Eine der bei uns am häufigsten kultivierten Arten ist Phyllocactus Ackermannii (Fig. 19) mit strauchartigem Wuchs und karmin- oder scharlachroten Blüten. Sehr eigentümlich ist die gelbblühende Leuchtenbergia principis (Fig. 8) durch die langen Warzen, die an ihrer Spitze mit zahlreichen trockenhäutigen Papierstacheln bekleidet sind, ferner Pelecyphora aselliformis (Fig. 13) mit sonderbaren, kammförmig zusammengestellten Stacheln, und Ariocarpus retusus (früher Anhalonium genannt, Fig. 20). Im Vergleich zu Mexiko ist Zentralamerika von Guatemala bis Costarica ärmer an K., da dort weit ausgedehnte trockne Steppengebiete fehlen; in den Wäldern kommen vorwiegend die baumbewohnenden Phyllocactus- und Rhipsalis-Arten vor. Auch auf den westindischen Inseln sind die K. bei weitem nicht so verbreitet wie in Mexiko; hier tritt die Gattung Melocactus als tonangebend auf (M. communis, Fig. 16, der Türkenkopf, wird bei uns häufig kultiviert), und auch die so oft wegen ihrer prächtigen Blüten gerühmte Königin der Nacht (Cereus grandiflorus; Fig. 15) hat hier ihre Heimat. Südamerika weist mehrere Gebiete auf, in denen die K. in großer Zahl auftreten. In den Llanos von Venezuela bilden große baumartige Cereus-Arten waldartige Dickichte, die gefürchteten Tunales, in die ein Eindringen ohne gefährliche Verwundungen kaum möglich ist, und an der ganzen Nordküste von Südamerika machen die baumförmigen K. auch in zerstreuten Gruppen einen wichtigen Charakterzug der Landschaft aus. Ebenso sind Vertreter der Gattungen Cereus und Pilocereus über das ganze Andengebiet von Ecuador, Peru und Bolivia zerstreut; in letzterm Land erreichen die K. sogar die größten Dimensionen, wie sie selbst in Mexiko und Arizona nicht gefunden werden; die Säulen besitzen dort zuweilen einen Durchmesser von über 0,75 m. Auch Chile und der Ostabhang der Anden in Argentinien sind noch sehr reich an K. Aus den genannten Gebieten sind auf der Tafel Echinopsis cinnabarina (Fig. 10) und Echinocactus microspermus (Fig. 18) dargestellt. Brasilien und Uruguay besitzen einen außerordentlichen Formenreichtum an Rhipsalideen, z. B. Rhipsalis sarmentacea (Fig. 5) und Hariota salicornioides (Fig. 2). Auch ist die Gattung Epiphyllum bisher ausschließlich in der Umgebung von Rio de Janeiro nachgewiesen worden (das bei uns viel kultivierte E. truncatum: Fig. 3). Gegenwärtig sind die Opuntien in allen wärmern Gegenden von Südeuropa, Asien, Afrika und Australien weitverbreitet und z. T. geradezu Charakterpflanzen geworden, die der Flora ein eigentümliches Gepräge verleihen, so Opuntia vulgaris in Europa beispielsweise in der Südschweiz, Südtirol, Dalmatien und auf Korsika; es ist aber sicher, daß diese Gewächse von Amerika eingeführt worden sind, wenn auch schon in weit zurückliegender Zeit. Schwieriger ist eine Erklärung zu geben für das Vorkommen der Gattung Rhipsalis. R. Cassytha (Fig. 6) ist nicht nur im tropischen Amerika, sondern auch in Zentralafrika, auf Mauritius und auf Ceylon verbreitet, und außerdem kommen noch einige andre Arten der Gattung in Zentralafrika vor. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist hier eine Übertragung der Samen durch Vögel anzunehmen.

Die weichen, saftigen und sehr zuckerreichen Früchte vieler Arten von Cereus, Echinocereus und Opuntia werden gegessen; besonders kultiviert man in verschiedenen Formen die Opuntia ficus indica, die in vielen Gegenden ein wichtiges Volksnahrungsmittel geworden ist; dasselbe gilt von O. Tuna (Fig. 14); auch von Peireskia aculeata (Fig. 4) werden die Beeren und Blätter gegessen. Manche K. zeigen giftige Eigenschaften, z. B. Echinocactus Williamsii (Anhalonium Williamsii). Als Futterpflanze für die Cochenilleschildlaus hat Nopalea coccinellifera (Fig. 21) in Mexiko und auch in andern Tropenländern früher eine größere Bedeutung gehabt als jetzt, wo die Benutzung des Cochenillefarbstoffs mehr und mehr abnimmt.

Die K. werden wegen ihrer interessanten Formen, der prächtigen Blüten und der Leichtigkeit ihrer Kul-

tur als Zimmerpflanzen kultiviert. Man zieht sie aus Samen an, auch ist die Vermehrung durch Stecklinge mühelos, da jedes Zweigstück, ein abgeschnittener Stammscheitel, Wurzelschößling oder Seitensproß dazu Verwendung finden kann; bei langwarzigen Mammillarien werden auch einzelne Warzen wie Stecklinge behandelt. Pfropfung und Veredelung nimmt man vor, um langsam wachsende Pflanzen zu kräftigerer Entwickelung zu bringen oder selten blühende Spezies zur Entfaltung ihrer Blumen zu veranlassen. Da die K. vor allen Dingen Licht, Luft und Sonne verlangen, so müssen sie im Sommer ins Freie gebracht werden. Um keimfähige Samen zu erhalten, muß die Befruchtung durch künstliche Übertragung des Blütenstaubes auf die Narben vollzogen werden. Unter den Krankheiten der K. ist die Kaktusfäule am verderblichsten; als Schutzmittel dagegen muß man für reichliche Zuführung von Luft und Licht und für angemessene Bewässerung sorgen. Zu den tierischen Feinden gehört die rote Spinne, Schmierlaus und verschiedene Schild-, Wurzel- und Blattläuse. Vgl. Pfeiffer, Enumeratio diagnostica Cactearum (Berl. 1837); Lemaire, Iconographie descriptive des Cactées (Par. 1841); Salm-Reifferscheid-Dyck, Über die Familie der K. (Berl. 1840); Otto und Pfeiffer, Abbildung blühender K. (Kassel 1838—47); Engelmann, The Cacteae of the United States (Cambridge 1856) und Cacteae of the Mexican Boundary Survey (das. 1858); Förster, Handbuch der Kakteenkunde (2. Aufl., Leipz. 1885); Schiller, Grundzüge der Kakteenkunde (Bresl. 1886); Daul, Illustriertes Handbuch der Kakteenkunde (Stuttg. 1890); Haage, Kakteenkultur (Bresl. 1892); Rümpler, Die Sukkulenten (Berl. 1892); Schumann, Gesamtbeschreibung der K. (2. Aufl., Neudamm 1903) und Blühende K. Iconographia Cactacearum (das. 1900—04, 4 Bde.); »Monatsschrift für Kakteenkunde« (das., seit 1891).

Kaktusdahlien, s. Georgina.

Kaktusschildlaus, soviel wie Cochenille.

Kakuang (Kaguang), s. Pelzflatterer.

Kakukhegy (spr. kákuk-hedj), Gipfel des Baróter (oder Hermánher) Gebirges, s. Karpathen.

Kakul, s. Acacia.

Kalaa (Kalca, arab.; türk. Kala, »Festung«) kommt sehr häufig bei zusammengesetzten Ortsnamen vor, findet sich in Spanien wieder als Alcalá, in den iranischen Ländern als Kalat, Kelat, Khelat, in Indien als Kela, Kila, in Armenien, im Kaukasus und anderwärts als Kaleh.

Kalabáka (das alte Aiginion, im Mittelalter Stagus), Hauptort der gleichnamigen Eparchie im griech. Nomos Trikkala (Thessalien), am Peneios, Endpunkt der von Volos heraufführenden Eisenbahn, mit (1896) 2326 Einw. und einem griechischen Bischof, aber trotz des fruchtbaren Talbodens und der strategisch wichtigen Lage (K. beherrscht den Eingang nach Thessalien vom Zygospaß im W. und der Landschaft Chassia im N. her) unbedeutend und ohne Befestigung, nur im O. und N. durch schroffe Felswände geschützt. Hier siegten 1854 griechische Insurgenten über die Türken. 3 km nördlich von K. liegen die Klöster Meteora (s. d.).

Kalabar, Neu- und Alt-, Name zweier Mündungsbaien und Ortschaften an der Kalabarküste zwischen Nigermündung und Kamerungebirge, am Golf von Benin (Westafrika), in der britischen Kolonie Südnigeria. Der Neukalabar ist einer der östlichen Niger-Mündungsarme, der sich bei Adani abzweigt und unterhalb des gleichnamigen Ortes mit Missionsstation, westlich von Bonny, in die Biafrabai mündet. Der Altkalabar ist das Ästuar des Croßflusses, weiter aufwärts Ojako genannt. Sein Oberlauf auf deutschem Gebiet ist der Manyu, der unter 5° 40′ nördl. Br. und 10° östl. L. zwischen den Stationen Tinto und Bamenda entspringt und erst in westlicher, dann in nordwestlicher Richtung zur Grenze fließt. Er bildet auf englischem Gebiet unterhalb Yasso Stromschnellen, ist dann aber bis zur Mündung schiffbar; unter 6° nördl. Br. und 8° 20′ östl. L. wendet er sich plötzlich nach S. und erweitert sich unter 5° 10′ nördl. Br. zu dem großen, inselreichen Ästuar, das nun Altkalabar genannt wird. Das Mündungsgebiet ist niedrig, sumpfig und äußerst ungesund; weiter aufwärts steigen die Uferlandschaften zu ansehnlichen Höhen an. Überall ist das Land gut angebaut, namentlich mit Ölpalmen, die als wichtigstes Handelsprodukt das Palmöl liefern. Die Ufer sind dicht bevölkert vom Stamm der Igbo oder Ibo im W., den Moko im O.; an der Mündung sitzen die Kwa. Die wichtigsten Handelsplätze sind Duke Town oder Altkalabar, Regierungssitz der britischen Kolonie Südnigeria, mit weniger verderblichem Klima als andre Orte dieses Gebietes und 15,000 Einw. und wie die nördlichern Creektown (6000 Einw.), Ikorofiong, Efrikok, Ikotana u. a. Station der schottischen presbyterianischen Mission, die indes noch keine großen Erfolge zu verzeichnen hat. Vgl. Goldie, Calabar and its mission (Lond. 1890).

Kalabarbohne, s. Physostigma; wilde K., s. Entada.

Kalabasse, s. Kalebasse.

Kalabreſen, die Bewohner von Kalabrien (s. d.).

Kalabreſer, breitkrempiger (ursprünglich kalabrischer) Hut, früher Abzeichen der Republikaner.

Kalabrien (lat. Calabria), im Altertum Name der südöstlichen Halbinsel von Unteritalien (Großgriechenland, s. die Geschichtskarte bei Art. »Italia«), die sich von Tarent bis zum Japygischen Vorgebirge (Capo St. Maria di Leuca) erstreckt und auch Messapia genannt wurde (jetzt Provinz Lecce). Sie hatte außer den alten oskischen Bewohnern eine reiche Bevölkerung illyrischer Einwanderer (Messapier, Sallentiner, Kalabrer) und griechischer Kolonen. Die bedeutendsten Städte waren: Brundusium (Brindisi), Hydruntum (Otranto), Tarentum (Taranto), Kallipolis (Gallipoli), Uria (Oria), Lupia (Lecce) ꝛc. Im Mittelalter wurde durch die byzantinischen Kaiser der Name K. auf das frühere Bruttium übertragen und bezeichnet seitdem die südwestliche Halbinsel Unteritaliens, die sich, östlich vom Jonischen, westlich vom Tyrrhenischen Meer bespült, zwischen 40° 7′ und 37° 56′ nördl. Br. von N. nach S. erstreckt. Die Landschaft (s. Karte »Italien, südl. Hälfte«) umfaßt die drei italienischen Provinzen Catanzaro, Cosenza und Reggio di Calabria und hat 15,075 qkm (273,8 QM.) mit (1901) 1,860,913 Einw. über die Geschichte des heutigen K. im Altertum s. Bruttii. Im Mittelalter verblieb K. (im alten Sinne) nach dem Untergang des ostgotischen Reiches den Byzantinern, wurde aber seit dem 9. Jahrh. von Sizilien aus durch Einfälle der Sarazenen, die sich zeitweilig auf der Halbinsel festsetzten, heimgesucht. Die Versuche der Kaiser Otto I. und Otto II., K. zu erobern, hatten keinen dauernden Erfolg; letzterer wurde 982 in K. von den Arabern entscheidend geschlagen. Erst im 11. Jahrh. entrissen die Normannen den Griechen die Herrschaft in K.; die um 1044 begonnene Er-

1. Cereus flagelliformis; — 11. C. gemmatus; — 12. C. giganteus; — 15. C. grandiflorus; — 23. C. pecten abo
6. R. Cassytha. — 7. Mamillaria rhodantha. — 8. Leuchtenbergia principis. — 9. Echinocactus longihamatus; —
communis. — 17. Cephalocereus senilis. — 19. Phyllocactus Ackermannii.

2. Hariota salicornioides. — 3. Epiphyllum truncatum. — 4. Peireskia aculeata. — 5. Rhipsalis sarmentacea; — crospermus. — 10. Echinopsis cinnabarina. — 13. Pelecyphora aselliformis. — 14. Opuntia Tuna. — 16. Melocactus carpus retusus. — 21. Nopalea coccinellifera. — 22. Echinocereus procumbens

ut in Leipzig.

oberung des Landes ward durch Robert Guiscard (s. d.) vollendet. Seitdem fällt die Geschichte Kalabriens mit der des normannischen Reiches in Unteritalien und des Königreichs beider Sizilien zusammen. Vgl. vom Rath, Ein Ausflug nach K. (Bonn 1871); de Lorenzo, Memorie da servire alla storia di Reggio e delle Calabrie (Reggio 1875—80).

Kalach (Kelach), s. Ninive.

Kalade (franz. calade), eine abschüssige Anhöhe in der Reitbahn, die bei der Dressur benutzt wird.

Kalafat, Stadt im rumän. Kreis Doljiu (Walachei), links an der Donau, Widin gegenüber, mit Getreidehandel und (1899) 7113 Einw. Am 26. Juni 1790 erstürmte Oberst Joh. Jos. Freiherr v. Spindler mit 2 Bataillonen die türkischen Schanzen von K. Am 6. Jan. 1854 schlugen die Türken unter Ahmed Pascha den Angriff der Russen unter Anrep auf den Brückenkopf von K. zurück und überfielen das russische Lager bei Cetate.

Kalahari (Karri-Karri), großes Steppenland in Südafrika, zwischen 20 und 28° südl. Br., Deutsch-Südwestafrika im W. und Betschuanenland im O. (s. Karte bei Art. »Kapkolonie«), nach verschiedenen Berechnungen 687,500—1,285,000 qkm groß. Das durchschnittlich 1200 m hohe, nur von periodisch fließenden Wasserläufen (Molopo mit Nosob u. a.) durchzogene Gebiet hat im N. den Ngamisee, sonst nur periodische Wasseransammlungen (Vleys), ist aber keine eigentliche Wüste, sondern eine von Hügeln und Dünenketten, die an vielen Stellen mit Bäumen und Sträuchern bestanden sind, durchsetzte Ebene, die im N. stellenweise sogar dicht mit Kameldorn-, Bastarddorn-, Blaubäumen u. a. bewaldet ist. Besonders reich ist das Gebiet an Kukurbitazeen, die eine Hauptnahrung der Buschmänner bilden, und vielartigen Gräsern. Die Mitteltemperatur ist im Sommer 26°, im Winter 15° mit einigen Nachtfrösten; Regen fällt von August bis September reichlich, doch versiegt das Wasser in dem aus Sand und Kalkstein bestehenden Boden schnell und sättigt sich mit Bittersalzen. Nur wenige Wasserlöcher halten das ganze Jahr hindurch Wasser. Das früher sehr wildreiche Gebiet birgt jetzt bloß noch wenige Giraffen und Elenantilopen, selten sind auch Strauße, häufig dagegen Gnus, Oryxantilopen, Hartebeeste, Springböcke, vereinzelt kommen Löwen, Leoparden, Wildkatzen und wilde Hunde vor; Schlangen sind sehr zahlreich. Die Bewohner bestehen vornehmlich aus Bakalahari, dann aus Betschuanen, Hottentotten und Buschmännern, zu denen in neuerer Zeit auch Buren gekommen sind. Gebaut werden namentlich Bohnen, Hirse, Mais, Tabak, vor allem aber die Kaffermelone. Die Bakalahari, die zu den Betschuanen gehören, aber vielfach mit Buschmännern vermischt sind, treiben auch viel Viehzucht (Rinder und Fettschwanzschafe). Vgl. S. Passarge, Die K. (Berl. 1904, mit einem Kartenband), und über die Erforschung des Gebiets Artikel »Afrika«, S. 152.

Kalaïn, Legierung aus 126 Teilen Blei, 14,5 Zinn, 1,25 Kupfer und einer Spur Zink, wird in China in Form dünner Folie zum Ausfüttern der Teekisten benutzt.

Kálais und **Zetes,** die Boreaden, d. h. Söhne des Boreas und der Oreithyia. Beide waren geflügelt und Teilnehmer am Argonautenzug. Auf dieser Fahrt befreiten sie in Salmydessos Phineus, den Gemahl ihrer Schwester Kleopatra, von den Harpyien, indem sie diese durch die Lüfte verfolgten. Dabei kamen sie um oder wurden auf der Insel Tenos von Herakles getötet zur Strafe dafür, daß sie den Argonauten den Rat gegeben hatten, ihn in Mysien zurückzulassen. Auf Tenos zeigte man ihr Grab mit zwei Säulen, von denen eine sich beim Wehen des Boreas bewegte.

Kalaït, Mineral, soviel wie Türkis.

Kalakaua I., David, König von Hawaii, geb. 16. Nov. 1836 in Honolulu, gest. 20. Jan. 1891 in San Francisco, Sohn des Kanakahäuptlings Kapaakea, erhielt in der amerikanischen Missionsschule zu Honolulu seine Erziehung, trat 1852 als Offizier in die königliche Leibwache und wurde 1863 bei der Thronbesteigung Kamehamehas V. Oberst und Mitglied des Staatsrats. Als mit dem Tode des Königs Lunalilo (3. Febr. 1874) das Haus der Kamehamehas erlosch, ward David K. von der Mehrheit der Nationalversammlung zum Nachfolger erwählt. Ein Aufstand der Anhänger der Königin Emma, der Witwe Kamehamehas IV., wurde durch britische und amerikanische Marinesoldaten unterdrückt. 1874 unternahm K. eine Reise nach den Vereinigten Staaten und erlangte einen vorteilhaften Handelsvertrag. Um die chinesische Einwanderung, welche die einheimische Bevölkerung fast zu ersticken drohte, zu mindern und sein Land durch Heranziehung stammverwandter Malaien wieder zu bevölkern, trat K. 1881 eine Reise nach Japan, China und Ostindien an, die er dann auch nach Amerika und Europa ausdehnte. Infolge einer Erhebung gegen seine verschwenderische Regierung mußte K. 6. Juli 1887 eine neue Verfassung geben. Auf einer dritten Reise nach Amerika starb er. Da seine Ehe mit der Königin Kapiolani (seit 1863) kinderlos geblieben war, folgte ihm seine Schwester Liliukalani, die 1893 gestürzt wurde. Vgl. Weule im 2. Bande von Helmolts »Weltgeschichte« (Leipz. 1902); Armstrong, Around the world with a King (Lond. 1904). — Seinen Namen trägt der 1874 von ihm gestiftete hawaiische Kalakaua-Orden, in vier Klassen.

Kalakent, s. Kedabek.

Kalâm (arab.), Rede. K.-i Scherif (die heilige Rede) und K.-Ullah (Wort Gottes) sind bei den Muslimen gleichbedeutend mit Koran (s. d.). Mit Ilm-i K. (oder kurz K.) wird in der religiösen Terminologie der Muslimen die im 2. Jahrh. des Islam entstandene scholastische Theologie bezeichnet.

Kalam, Landschaft im mittlern Sudân, nördlich vom Binuë, zwischen Bornu und Sokoto, letzterm tributpflichtig, ein schönes wiesenreiches Bergland, bewohnt von den herrschenden Fulbe, Kanuri und den einheimischen Tangale, Fali und Bele, die sich in die Bergschluchten zurückgezogen haben. Die Hauptstadt Gombe, am Gadschem, dem Oberlauf des zum Binuë ziehenden Gongola, hat 20,000 Einw. (Fulbe und Kanuri), die Tongefäße und Matten verfertigen.

Kalamaika, s. Kolomeika.

Kalamaki, Ort im griech. Nomos Argolis, am Golf von Ägina und an der Eisenbahn Athen–Pyrgos, früher Dampferstation, jetzt ziemlich verfallen, mit (1889) 239 Einw. [pyros.

Kalamanderholz (Koromandelholz), s. Dios-

Kalamank, älterer Name für Lasting (s. d.).

Kalamarien, s. Equisetinen, S. 882.

Kalamas (Thyamis), Fluß im mittlern Epirus, entspringt bei Delvinaki, nimmt, meist in einem fruchtbaren, wohlbebauten Tal nach SW. fließend, einen Teil des Wassers des oberirdisch abflußlosen Beckens von Janina auf und mündet in großem Delta in den Kanal von Korfu.

Kalamáta (offiziell Kalámä), Hauptstadt des griech. Nomos Messenien im Peloponnes, am Fluß

Nedon, infolge seiner Anschwemmungen 2 km vom Busen von Koron (Messenischer Golf) entfernt, in fruchtbarer Gegend an der Eisenbahn K.–Argos gelegen, ist Sitz eines Erzbischofs und eines deutschen Konsuls, hat einen Hafen (Neá Kalamá), eine Filiale der Griechischen Nationalbank, eine verfallene fränkische Burg, Gymnasium, 7 Zeitungen und (1896) 14,298 (Gemeinde 20,309) Einw. Als Ausfuhrplatz für das wohlbebaute, blühende Messenien (Korinthen, Feigen, Seide, Olivenöl, Mistelwein) ist K. eine aufblühende Hafenstadt. Wert der Ausfuhr 1902: 9,5 Mill. Fr.; 1901 liefen im internationalen Verkehr 259 Schiffe von 307,115 Ton. aus. — K., an Stelle des antiken Pherae oder Pharae gelegen, im 13. Jahrh. im Besitz Villehardouins und seiner Nachkommen und eine seiner Ritterburgen, ward später von den Venezianern erobert, die es im 18. Jahrh. an die Türken verloren. 1821 war K. eine der ersten Städte, die durch den allgemeinen Aufstand befreit wurden. Am 9. April d. J. ward daselbst die erste griechische Nationalversammlung unter dem Namen des Senats von Messenien eröffnet. 1825 ward es von Ibrahim Pascha fast gänzlich zerstört.

Kalamazoo (spr. -sū), Hauptstadt der gleichnam. Grafschaft des nordamerikan. Staates Michigan, am schiffbaren Fluß K., 70 km oberhalb dessen Mündung in den Michigansee, Bahnknotenpunkt, mit Staatsirrenanstalt, Baptistenkolleg, Seminar, Ackergerätfabriken, großartiger Selleriekultur und (1900) 24,404 Einwohnern.

Kalamīn, Mineral, soviel wie Kieselzinkerz.

Kalamis, griech. Bildhauer, tätig um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr., bezeichnet die Blütezeit des anmutig-zierlichen Stils der ältern strengen Kunst vor der großen Epoche des Pheidias. In der Darstellung der Pferde bewegte sich K. schon mit freier Meisterschaft. Pausanias sah auf der Akropolis von Athen eine Statue der Aphrodite, Sosandra genannt, die von Lukian unter den ausgezeichnetsten Frauenstatuen aufgeführt wird; ferner im Kerameikos einen Apollon Alexikakos. Zu Tanagra in Böotien befanden sich ein Hermes als Widderträger und ein Dionysos aus parischem Marmor. Einen Ammon hatte Pindar in Theben geweiht; eine ungeflügelte Nike stifteten die Mantineier nach Olympia, betende Knaben in Bronze die Agrigentiner ebendahin. Zwei Rennpferde mit Knaben darauf fertigte K. für Olympia im Auftrag des Hieron von Syrakus. Nach Delphi weihten die Spartaner eine Hermione. Eine Alkmene wird von Plinius höchlich gerühmt; er erwähnt auch einen Apollon aus Marmor in den Servilianischen Gärten zu Rom und einen Apollon, den Lucullus aus Apollonia am Pontus weggeführt und in Rom auf dem Kapitol aufgestellt hatte. Er war ein ehemer Koloß von etwa 15 m Höhe. K. war auch als Ziseleur in Silber berühmt.

Kalamitabai, eine weite Bucht im Schwarzen Meer, an der Westseite der Halbinsel Krim; an ihr liegt im N. die Stadt Eupatoria.

Kalamität (lat.), eigentlich Mißwachs des Getreides (von calamus, Halm); dann allgemein gebraucht für ein großes (besonders öffentliches) Unglück. Kalamitosen, von einer K. Betroffene, Verunglückte.

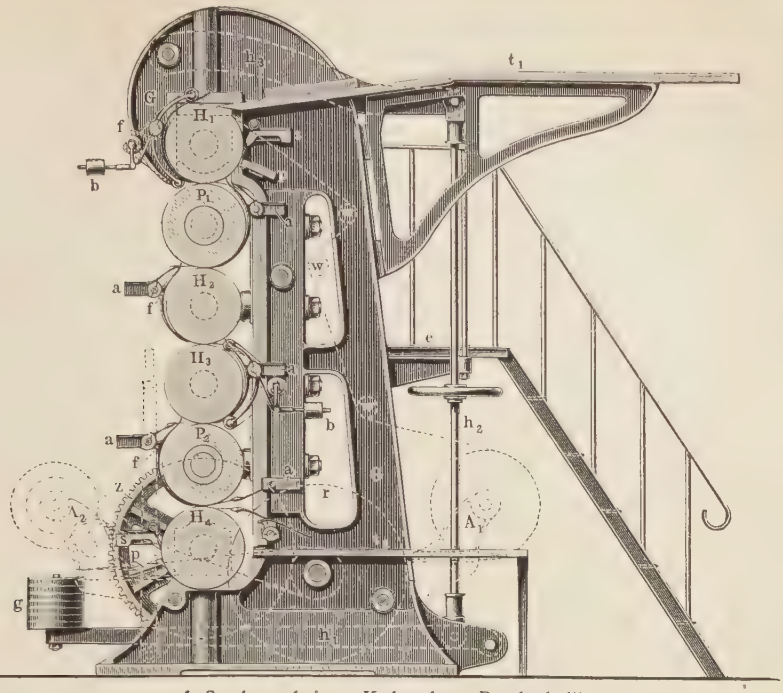
Kalamīten (Calamites), s. Equisetinen, S. 882.

Kalan, s. Seeotter.

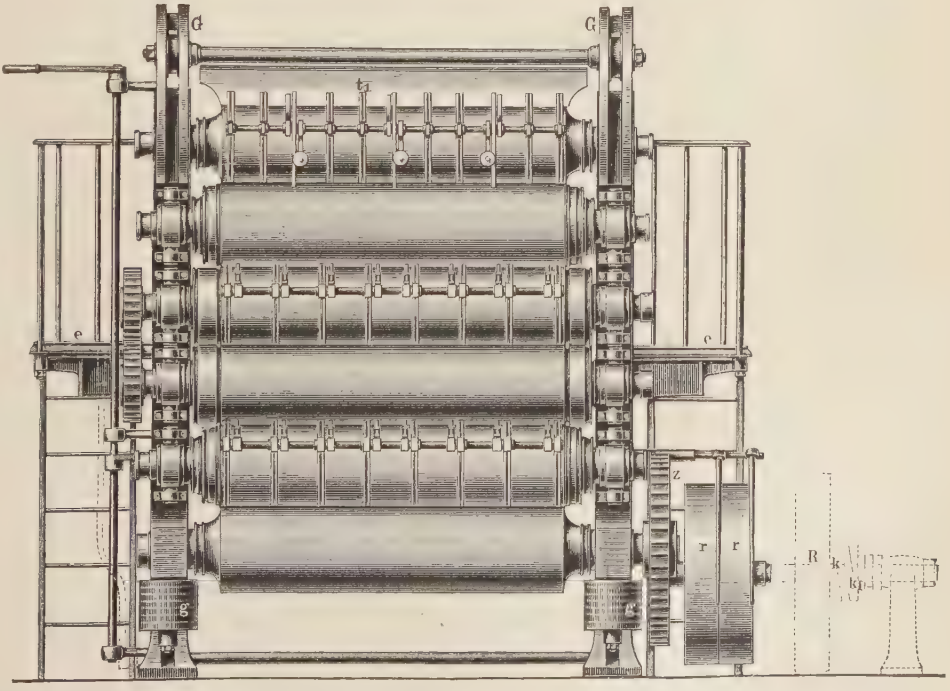
Kalán (Kis-K., spr. kisch-kálān, »Klein-K.«), Dorf und Badeort im ungar. Komitat Hunyad, am Strell und an der Bahnlinie Piski–Petroszeny, mit Eisenwerken, einer alkalisch-erdigen Therme von 30°, die bei gichtischen Leiden benutzt wird, und (1901) 188 rumän. (griech.-oriental.) Einwohnern. Das Bad K. war schon den Römern unter dem Namen »Ad Aquas«, »Aquae« bekannt.

Kalander (Glander, Glättmaschine, Zylindermaschine; hierzu die Tafel »Kalander«), eine der wichtigsten Appreturmaschinen für Gewebe und Papier, besteht im wesentlichen aus mehreren Walzen, die, in einem Gestell übereinander gelagert, unter drehender Bewegung und hohem Druck zur Wirkung gelangen und den durch den K. gehenden Gegenständen (Papier, Geweben) Glätte und Glanz erteilen, d. h. sie satinieren. Außerdem dient der K. in der Zurichtung der Baumwollzeuge zum Trocknen mittels Auspressen (Naßkalander, Wasserkalander) sowie mit entsprechend gravierten Walzen zur Hervorbringung des Moiré (s. d.) und zum Gaufrieren (s. d.).

Der einfachste K. ist die in den Haushaltungen gebräuchliche Mange oder Rolle mit Holzwalzen, zwischen denen das Weißzeug nach dem Waschen Glätte und Glanz erhält. Der in der Industrie benutzte K. erhält für manche Spezialzwecke ausschließlich sehr fein polierte Walzen aus Hartguß, meist aber abwechselnd Hartgußwalzen und elastische Papier-, Baumwollen- oder andre Faserwalzen, um dem Zerdrücken oder sonstiger Beschädigung des zu satinierenden Gegenstandes vorzubeugen. Zur Herstellung dieser elastischen Walzen verwendet man zahlreiche einzelne Bogen Papier oder auch Lagen gepreßter Baumwolle od. dgl., die in der Mitte kreisrund gelocht, auf eine starke Stahlachse geschoben und dann ohne Anwendung eines Bindemittels, lediglich durch starken Druck (auf hydraulischen Pressen mit bis 60,000 Ztr. Druckkraft), zusammengepreßt werden; durch Aufbringen von Schlußscheiben und sonstigen Verschlußteilen wird der Druck in dem Walzenkörper festgehalten. Letzterer wird noch mittels Stahl und Diamant abgedreht und erhält dadurch eine sehr gleichmäßige, schön glatte und elastische Oberfläche, die immer wieder abgedreht werden kann, sobald sie nach längerm Gebrauch Eindrücke angenommen hat. Der Durchmesser der Papierwalzen beträgt gewöhnlich 30—40 cm, derjenige der Hartwalzen 16—50 cm; die Größe hängt namentlich von der Zahl und der Arbeitsbreite (Glättlänge) der Walzen ab, letztere beträgt gewöhnlich 35—240 cm und mehr. Die Walzenzahl eines Kalanders variiert zwischen 2 und 12 (wonach man die K. in 2-, 3-, 4- ꝛc. walzige einteilt), je nach den Ansprüchen, die man an Glätte und Glanz stellt. Außer Walzenzahl und Güte des Walzenmaterials übt auch die Belastung einen großen Einfluß auf die Satinage aus, weshalb der Druck auf 100,000 kg gesteigert wird. Zur Hervorbringung des Druckes dienen Schrauben, Hebel mit Gewichten oder hydraulische Pressen (s. Tafel »Appreturmaschinen«, Fig. 10). Für manche Zwecke, namentlich in der Textilindustrie, werden die Hartwalzen hohl gegossen und durch Dampf oder Gasluftgemische, ausnahmsweise durch glühende Bolzen (Glührollen) erhitzt. Die Hartwalzen geben hauptsächlich Glätte und Glanz, so daß also die Seite des Arbeitsstücks in erster Linie satiniert wird, die mit den Hartwalzen in Berührung kommt; wechseln Hart- und Papierwalzen regelmäßig ab, so wird die Satinage einseitig (Buntpapiere, Tapeten ꝛc.), für zweiseitige Satinage (Schreib- und Druckpapiere) müssen einmal 2 Hart- oder 2 Papierwalzen übereinander liegen; erstere dürfen aber nicht auf der ganzen Länge, sondern nur auf erhöhten Laufrändern aufeinander laufen. Angetrieben werden die K. durch ein Vorgelege oder durch einen mit der Maschine



1. Sechswalziger Kalander. Durchschnitt.



2. Sechswalziger Kalander. Ansicht.

verbundenen Elektromotor, stets aber in der Weise, daß sich die Geschwindigkeiten ändern lassen. Gewöhnlich wird die unterste Walze angetrieben, die darüber liegenden Walzen werden durch Reibung mitgenommen. Die zu satinierenden Gegenstände werden in kleinen Stücken (Bogen) oder in Rollen in den K. geführt, im erstern Falle sind Einlege- und Abnehmetische erforderlich, im letztern Fall Ab- und Aufrollvorrichtung mit den erforderlichen Spannrollen oder Spannstäben, in der Gewebeappretur auch noch sogen. Fachapparate.

Die beiden Abbildungen der Tafel (Fig. 1: Durchschnitt, Fig. 2: Vorderansicht) stellen einen sechswalzigen K. dar, wie er namentlich zum Satinieren gefeuchteter Papiere in Bogen Verwendung findet; er besteht aus zwei übereinander angeordneten Systemen von je drei Walzen, so daß bei einmaligem Durchgang jede Seite zweimal mit Hartwalzen in Berührung kommt, also auf beiden Seiten eine gleichmäßige Satinage erhält. H_1, H_2, H_3 und H_4 sind Hartgußwalzen, H_2 und H_3 laufen nur auf erhöhten Laufrändern aufeinander, P_1 und P_2 sind Papierwalzen, G die Seitenständer, in denen die Walzen gelagert sind. Die Belastungsgewichte g werden durch das Hebelwerk h_1, h_2 und h_3 kräftig übersetzt und bringen den Druck zwischen den Walzen hervor. Der Antrieb erfolgt durch die Riemenscheiben r mittels Zahnradübersetzung z. Die Papierbogen werden von der auf dem Einlegetritt e stehenden Einlegerin vom Tische t_1 abgenommen und über die oberste Hartwalze H_1 eingelegt; die Bandführung b und die Führungsbogen f führen das Papier selbsttätig um und zwischen die Walzen, die Abstreicher a verhüten, daß die Papierbogen sich um eine Walze vollständig aufwickeln, indem sie das Papier von der betreffenden Walze abstreichen, sobald es auf die nächste Walze übergehen soll. Zwischen den beiden untersten Walzen P_2 und H_4 tritt das Papier aus dem K. und wird auf dem Ablegetisch t_2 von einem zweiten Mädchen wieder gesammelt. Schaber s und Putzleisten p nehmen den an den Hartwalzen H_1 und H_4 sich sammelnden Schmutz weg.

Mit punktierten Linien ist eine Ab- und Aufrollvorrichtung angedeutet, für den Fall endloses Papier satiniert werden soll. A_1 ist die Abrollvorrichtung, auf welche die zu satinierende Rolle aufgesteckt wird; über die Spannwelle w geleitet, wird das Papier an der obersten Walze eingeführt, geht dann selbsttätig durch den K. und wird auf der Aufrollvorrichtung A_2 selbsttätig aufgewickelt. Ab- und Aufrollvorrichtung sind mit guten Bremsen versehen, um faltenloses Satinieren und gleichmäßige Rollen zu erhalten. Die Riemenscheiben R in Verbindung mit den Kuppelhälften k und k_1 geben eine zweite Geschwindigkeit, die beim Satinieren von Rollen sehr erwünscht ist.

Für manche Stoffe und hochglänzende Papiere erhalten die Hartwalzen eine größere Peripheriegeschwindigkeit als die elastischen Papier- oder Stoffwalzen, wodurch außer der Druckwirkung des Kalanders noch eine bügelnde, plättende Wirkung erzielt wird (Gleit-, Differential-, Friktions-, Reibungs-, Glanzkalander).

Um beim Kalandern von Geweben den Druck auf das Gewebe längere Zeit und somit wirksamer zur Geltung zu bringen, benutzt man die Muldenkalander (s. Tafel »Appreturmaschinen«, Fig. 11). Zur Erzeugung einer schönen, leinwandartigen Appretur auf Baumwollen- und Leinenstoffen dient der Stampfkalander, bei dem das Gewebe fest um eine hölzerne, 50 cm dicke Walze gewickelt und während deren langsamer Drehung der Einwirkung hölzerner Stampfen ausgesetzt wird.

Kalanderlerche, s. Lerche.

Kalandsbrüder (Fratres calendarii, Kalande, auch Brüder von der Gesellschaft des Heiligen Geistes), eine der sogen. religiösen Bruderschaften (s. d.). Sie kamen am ersten Tag jedes Monats (Calendae, daher ihr Name), später selten zusammen, um ihre Vereinszwecke, die in gegenseitiger Unterstützung bestanden, zu besprechen und ein Mahl zu halten. Sie verbreiteten sich seit dem 13. Jahrh. über ganz Niederdeutschland, die Niederlande und Frankreich, wurden von Päpsten und Kaisern begünstigt und gelangten zu großen Reichtümern. Aber infolgedessen arteten die Schmausereien so aus, daß man die K. Festbrüder nannte und für Schmausen »Kaländern« gebräuchlich wurde; ihre Vereine wurden daher aufgelöst, zuerst in den protestantischen, später auch in den katholischen Ländern, und ihre Besitzungen konfisziert. Vgl. Wilda, Das Gildenwesen im Mittelalter (Berl. 1831); Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit im Mittelalter (Stuttg. 1884); Rautenstrauch, Die Kalandbrüderschaften, das kulturelle Vorbild der sächsischen Kantoreien (Dresd. 1903).

Kalang, ein nach A. B. Meyer wahrscheinlich zu den Negrito gehöriger, nach andern aber von den Javanen nicht unterschiedener Volksstamm in Java, der gegenüber den malaiischen Javanen eine Art Pariastellung einnimmt.

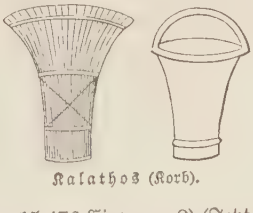
Kalānos, ind. Gymnosophist, begleitete, 83 Jahre alt, Alexander d. Gr. von Taxila am Indus aus nach Susa zurück und verbrannte sich dort, die Lasten des Alters fürchtend, angesichts des ganzen mazedonischen Heeres. Den drei Monate nachher erfolgenden Tod Alexanders soll er vorausgesagt haben.

Kalantan, malaiischer Staat, s. Kelantan.

Kalarasch (rumän. Calarași; auch Stirbey), Hauptstadt des Kreises Jalomitza in der Walachei, an dem Donauarm Bortscha, nahe dem großen See von Kalarasch, Silistria gegenüber, an der Staatsbahnlinie Ciulnitza-K., Sitz des Präfekten und eines Tribunals, mit 3 Kirchen, einem Gymnasium und (1899) 11,024 Einw. — Hier hatten sich 1854 die Russen verschanzt und schlugen 4. März d. J. die Türken zurück.

Kalaraschi (Kalarași), die Kavallerieregimenter der Territorialarmee Rumäniens (s. d.).

Kalāthos (griech.), der Arbeitskorb der griechischen Frauen (vgl. Abbildung) zur Aufbewahrung der Wolle, auch ein ähnlich gestaltetes Tongefäß zur Weinkühlung.



Kalathos (Korb).

Kalatsch, 1) Kosakenflecken im russischen Gouv. Woronesh, Kreis Bogutschar, an einem Zweig der Südostbahnen, mit vier Kirchen, ansehnlichem Getreide- und Viehhandel und (1901) 15,476 Einw. — 2) (Jetzt auch Donskaja) Staniza im Donischen Gebiet (Rußland), am linken Ufer des Don, Endpunkt der Wolga-Donischen Eisenbahn, mit etwa 1200 Einw. Die frühere kommerzielle Bedeutung ist stark zurückgegangen.

Kal'at Schergât, Burg, 53 km unterhalb der Einmündung des Großen Zâb am rechten Tigrisufer gelegen, mit den Resten der ältesten Hauptstadt Assyriens, Assur, darunter der königliche Palast.

Kalau (Calau), Kreisstadt im preuß. Regbez. Frankfurt a. O., Knotenpunkt der Staatsbahnlinien

Halle-Kottbus und Lübbenau-Kamenz, 82 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen, darunter die im gotischen Stil erbaute Stadtkirche, ein schönes Rathaus, Amtsgericht, bedeutende Schuhwarenfabrikation, Ziegelbrennerei und (1900) 3052 Einw. — K. wird zuerst 1285 urkundlich genannt, 1414 kam es als Pfand, nach 1462 unmittelbar an Kursachsen und 1815 an Preußen. Das Schloß (Dunkelsberg) verfiel schon im 15. Jahrh.

Kalau, Abraham, Theolog, s. Calovius.

Kalauer, eine an Calembour (s. d.) anklingende Bezeichnung für witzige Wortspiele, vor allem solche, die nicht allzuviel Witz erfordern.

Kalauria (Kalaureia), im Altertum Insel im Saronischen Meerbusen, an der Küste von Argolis (das jetzige Poros), berühmt wegen ihres in ausgedehnten Resten erhaltenen Poseidontempels, der einst Mittelpunkt einer ursprünglich ionischen Amphiktyonie von sieben Seestädten, später ein selbst von den Mazedoniern geachtetes Asyl war. Hierher floh 322 v. Chr. Demosthenes und nahm Gift.

Kalavryta, Hauptstadt einer Eparchie im griech. Nomos Achaja, am Nordwesthang des Chelmos, mit Diakophto an der Bahn Piräeus-Pyrgos durch Zahnradbahn verbunden, Bischofssitz, mit (1889) 1237 Einw. Über der Stadt die Ruinen einer fränkischen Zitadelle, wahrscheinlich das alte Kynätha (s. d.). In der Nähe das Kloster St. Lavra, wo 1821 Erzbischof Germanos zum Aufstande gegen die Türken rief.

Kalb, das Junge mehrerer großer Säugetiere, wie des Rotwildes (Cervus), besonders aber des Rindes (Bos), bis zum Alter von einem Jahr, und zwar bei letzterm je nach dem Geschlecht Kuhkalb oder Stierkalb und während des Saugens Saugkalb genannt.

Kalb, goldenes, s. Goldenes Kalb.

Kalb, 1) Johann, Baron von, nordamerikan. General, geb. 29. Juli 1721 in Hüttendorf bei Erlangen, gest. 19. Aug. 1780 bei Camden (Südcarolina), Sohn eines Bauern, trat als Jean de K. in das in französischem Dienst stehende deutsche Regiment Löwendal, machte den Österreichischen Erbfolgekrieg und den Siebenjährigen Krieg mit, erhielt 1763 als Oberstleutnant seinen Abschied und zog sich, nachdem er sich mit einer reichen Französin verheiratet, aufs Land zurück. 1767 sandte ihn der Minister Choiseul nach Amerika, um den militärischen und politischen Zustand der dortigen englischen Besitzungen zu erkunden. 1777 ging er mit Lafayette abermals nach Amerika, trat im September als Generalmajor in die Armee der aufständischen Kolonien und kämpfte tapfer in den Feldzügen der Jahre 1778—80. Als K. 1780 unter Gates in Südcarolina einfiel, wurde er 16. Aug. in der gegen seinen Willen begonnenen Schlacht bei Camden elfmal verwundet und starb nach drei Tagen. Am 16. Aug. 1886 wurde ihm in Annapolis ein Denkmal (von E. Keyser in Rom) errichtet. Vgl. Kapp, Leben des amerikanischen Generals Johann K. (Stuttg. 1862; engl., New York 1870).

2) Charlotte von, geborne Marschalk von Ostheim, geb. 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, gest. 12. Mai 1843 in Berlin, besonders durch ihr Verhältnis zu Schiller bekannt, verbrachte ihre Jugend teils in Meiningen, teils in ländlicher Einsamkeit, schon damals verschlossen und äußerlich kalt, im Innern bis zum äußersten leidenschaftlich. Seit 1783 mit Heinrich v. K., der als Offizier in französischen Diensten stand, gegen ihre Neigung vermählt, folgte sie diesem im Mai 1784 in die Garnisonstadt Landau. Auf der Durchreise lernte sie in Mannheim Schiller kennen und begann bald darauf, nachdem sie selbst nach Mannheim übergesiedelt war, in leidenschaftlicher Schwärmerei für den jungen Dichter zu erglühen. Von Schillers eignen damaligen Gefühlen legen die Gedichte: »Freigeisterei der Leidenschaft« und »Resignation« Zeugnis ab. 1787 begab sich Schiller von Dresden nach Weimar, wo er mit Charlotte aufs neue zusammentraf, und eine eheliche Verbindung schien besonders ihr erwünscht und ausführbar. Schillers spätere Verheiratung entfremdete ihn der Freundin für mehrere Jahre, doch stellten sich später wieder leidliche Beziehungen zwischen beiden her. Von Schiller empfohlen, lebte Hölderlin 1793—94 als Erzieher ihres Sohnes in Charlottens Hause und genoß ihr mehr als mütterliches Wohlwollen. Nach Hölderlins Weggang war Jean Paul das Ideal, dem sie ihre Verehrung widmete; sie wurde das Vorbild zur Linda in Jean Pauls »Titan«. Nach langjährigem Prozeß verlor sie 1804 ihr ganzes Vermögen, 1806 erschoß sich ihr Gatte, später ebenfalls ihr ältester Sohn; sie überlebte auch den jüngsten, und nur eine Tochter erheiterte ihren Lebensabend. Sie wohnte, seit langer Zeit dem Erblinden nahe, abwechselnd in Berlin, Frankfurt, Würzburg, dann wieder in Berlin, wo sie 1820, des Augenlichtes ganz beraubt, durch die Prinzessin Marianne von Preußen gegen den empfindlichsten Mangel geschützt und mit einer Wohnung im königlichen Schloß bedacht wurde, die sie im Leben nicht mehr verließ. Als Schriftstellerin ist die geistvolle und vielseitig gebildete Frau nicht aufgetreten. In Berlin diktierte sie Erinnerungen aus ihrem Leben (nach ihrem Tode u. d. T. »Charlotte« als Handschrift gedruckt; neu hrsg. von Palleske, Stuttg. 1879), einzelne Gedanken und auch größere Dichtungen, von denen ihre Tochter Edda (geb. 1790, Hofdame der Prinzessin Marianne von Preußen, gest. 23. Jan. 1874) den an persönlichen Zügen reichen Roman »Cornelia« (1851) veröffentlichte. Ihre »Briefe an Jean Paul und seine Gattin« gab Nerrlich (Berl. 1882) heraus. Vgl. E. Köpke, Charlotte v. K. und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe (Berl. 1852); Saupe im »Weimarischen Jahrbuch«, Bd. 1 (Hannov. 1854); Klarmann, Geschichte der Familie von K., mit besonderer Rücksicht auf Charlotte von K. (Erlang. 1902).

Kalbe (Färse), einjähriges Kalb, s. Rind.

Kalbe (Calbe), 1) K. an der Saale, Kreisstadt im preuß. Regbz. Magdeburg, an der Saale, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Berlin-Blankenheim, K.-Grizehne und Könnern-K., 54 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Schloß, Rettungshaus, Amtsgericht, Wollspinnerei, Tuch-, Wollwaren-, Papier-, Ofen-, Malz-, Brikett- und Zuckerfabrikation, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei, Bergbau auf Braunkohlen, Gurken- und Zwiebelbau und (1900) 12,281 meist evang. Einwohner. — 2) K. an der Milde, Stadt daselbst, Kreis Salzwedel, an der Milde, Knotenpunkt der Kleinbahnlinien Bismark-Beetzendorf und Gardelegen-K. a. d. M., hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Zementsteinfabriken, Molkereien, Hopfen- und Tabakbau, Bierbrauerei, eine Dampfsäge- und eine Dampfmühle und (1900) 1856 Einw.

Kalbeck, Max, Dichter und Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1850 in Breslau, studierte daselbst Kunst- und Literaturgeschichte, ging 1872 nach München, war seit 1874 in Breslau als Musik- und Kunstreferent, einige Zeit auch als Archivar am schlesischen Provinzialmuseum tätig und siedelte 1879 als Musikkritiker nach Wien über. K. veröffentlichte mehrere Sammlungen formgewandter lyrischer Dichtungen, die freundliche Aufnahme fanden: »Aus Natur und Leben« (Bresl.

1870, 2. Aufl. 1872); »Neue Dichtungen« (das. 1872); »Wintergrün, eine Blumensprache in Versen« (das. 1872); »Nächte« (Hirschb. 1878; 2. Aufl., Berl. 1880); »Zur Dämmerzeit« (Leipz. 1881); »Gereimtes und Ungereimtes« (Berl. 1885); »Aus alter und neuer Zeit« (das. 1890). Außerdem schrieb er: »Neue Beiträge zur Biographie des Dichters Joh. Christ. Günther« (Leipz. 1879); »Das Bühnenfestspiel zu Bayreuth« (Bresl. 1877; 3. Aufl. als »R. Wagners Nibelungen«, 1882); »Richard Wagners Parsifal« (das. 1883), »Wiener Opernabende« (Wien 1885); »Humoresken und Phantasien« (das. 1896) und »Opernabende. Beitrag zur Geschichte und Kritik der Oper« (Berl. 1898, 2 Bde.); auch verfaßte er die Biographie »Johannes Brahms« (Bd. 1, Wien 1904). Einen geachteten Namen erwarb er sich als Opernlibrettist. Außer seiner neuen Verdeutschung des Textes von Mozarts »Don Juan« lieferte er Übersetzungen verschiedener Opern von Verdi, Smareglia, Mascagni, Smetana u. a. sowie eine Anzahl selbständiger Libretti, so z. B. zu Mozarts »Bastien und Bastienne«, Glucks »Maienkönigin« ꝛc. Endlich gab K. noch »Ein deutsches Dichterbuch« aus Originalbeiträgen (Stuttg. 1873) und Daniel Spitzers »Letzte Wiener Spaziergänge« (Wien 1894, mit Charakteristik) heraus.

Kalbefieber (Gebär-, Milchfieber), dem Kindbettfieber entsprechende Krankheit der Kühe, entsteht meist am dritten Tage nach der Geburt infolge der Aufnahme von Infektionsstoffen in den Geburtswegen und führt unter hohem Fieber meistens in wenigen Tagen zum Tode. Ganz davon verschieden ist die früher ebenso genannte Gebärparese (s. d.).

Kalben der Gletscher, das Abbrechen der Stirnen bei den in das Meer mündenden Gletschern Grönlands; s. Gletscher, S. 30, und Eis, S. 474.

Kälberfang, der Stich, der von vorn in die Vertiefung der Brust angebracht wird, um ein angeschossenes Stück Hochwild zu töten (abzufangen).

Kälberkropf, Pflanze, s. Chaerophyllum und Anthriscus.

Kälberlähme, s. Lähme.

Kälbermagen (Kälberlab), s. Lab.

Kälberrohr, s. Anthriscus.

Kälberruhr (Kälberlähme), eine spezifische, mit Durchfall verbundene Krankheit neugeborner Kälber, entsteht in der Regel in den ersten drei Lebenstagen und endet nach 1—3 Tagen tödlich; im Überlebensfalle kümmern die Kälber häufig. Die K. überträgt sich in der Regel nicht von Kalb zu Kalb, dennoch herrscht sie in vielen Ställen fast ständig, so daß darin oft die Aufzucht ganz vernichtet wird. K. entsteht durch Bacterium coli commune, das sich im Darm fast aller Kälber findet und an sich unschädlich ist, aber giftig wird, sobald andre Einflüsse, Erkältung und namentlich ungeeignete Nahrung, die Darmschleimhaut schädigen. Die giftig gewordenen Bakterien werden mit den Exkrementen ausgeschieden, verbreiten sich im Stall, gelangen namentlich an die Euter der Kühe, werden so von gesunden Kälbern (beim Saugen) aufgenommen und stecken diese an. Da das der Kuh verabreichte Futter die Bestandteile der Milch beeinflußt, so erklärt es sich, daß gewisse Futterstoffe, wie Schlempe und Rübenschnitzel, der Milch nachteilige Eigenschaften verleihen können, infolge deren das Bacterium im Darm des Kalbes eine giftige Wirkung erhält. Zur Vorbeugung empfiehlt sich daher passende Fütterung der Kuh in den Tagen vor und nach der Geburt (Heu, Kleie ꝛc.) und Schutz des Kalbes vor Aufnahme des im Stall etwa schon verbreiteten Ansteckungsstoffes. Dazu muß das Kalb schon bei der Geburt vor Verunreinigungen geschützt werden. Der Nabelstrang wird mit gekochtem Faden unterbunden und desinfiziert. Maul und Nase werden gereinigt. Dem Kalb wird während der ersten 3—6 Tage ein Maulkorb angelegt, der nur beim Tränken abgenommen wird. Das Kalb darf in dieser Zeit nicht saugen. Die Milch wird vielmehr aus den gereinigten Zitzen in eine Flasche gemolken und davon dem Kalbe gegeben, zuerst 0,5 Lit., nach 1—2 Stunden nochmals, am zweiten Tag 1,5, am dritten 2,5, am vierten 3 L. im ganzen. Eine neuerdings versuchte Schutzimpfung bedarf noch weiterer Erprobung.

Kalbfelle, die Felle der Kälber der Rinder, kommen getrocknet und gesalzen in den Handel; die meisten K. liefern Rußland, Schweden, Norwegen, Deutschland (besonders Bayern), Österreich, Dänemark, Holland, Ungarn, Argentinien, während in England und Nordamerika das Kalbfleisch weniger beliebt ist, daher auch K. viel seltener sind. Auch Ostindien und Südamerika liefern K. Sie werden hauptsächlich auf lohgares Oberleder verarbeitet, seltener mit den Haaren gegerbt (rauhgares Kalbleder zu Tornistern, Jagdtaschen). Die Haare dienen als Polstermaterial.

Kalbin, s. Färse.

Kalbsbröschen (Kalbsmilch, Briesle, Brisel, Brösche, Widder, Milchling, Schweser, franz. Ris de veaux), die Thymusdrüse (s. d.) des Kalbes, wird in der Kochkunst vielfach verwendet, teils grilliert (gebacken), sautiert, gebraten, namentlich aber blanchiert als Hauptzusatz zu Ragouts.

Kalbseuter, ein längliches Stück Fett, das sich beim weiblichen Kalb an der Keule auf der Nuß befindet.

Kalbsgekröse, s. Gekröse.

Kalbsmilch, s. Kalbsbröschen.

Kalbsnuß, das untere, mit Fett bewachsene Stück einer Kalbskeule, dient vorzugsweise zum Frikandeau.

Kalceolarien, s. Calceolaria.

Kalchas, im griech. Mythus Sohn des Thestor aus Mykene, begleitete als Seher die Griechen nach Troja und weissagte schon vor der Abfahrt in Aulis die zehnjährige Dauer des Krieges. Ihm selbst war der Tod geweissagt worden, wenn er mit einem bessern Seher zusammentreffe; als er in Klaros im Hain des Apollon von Mopsos im Rätselwettkampf besiegt ward, starb er aus Gram oder durch Selbstmord. Er hatte ein Traumorakel in Daunien (Apulien).

Kalchēdon, Stadt, s. Chalcedon.

Kalcination, s. Kalzination.

Kalcit, Mineral, soviel wie Kalkspat.

Kalckreuth, 1) Friedrich Adolf, Graf von, preuß. Feldmarschall, geb. 21. Febr. 1737 in Sotterhausen bei Sangerhausen, gest. 10. Juni 1818, trat 1752 in das preußische Regiment Gardedukorps, wurde 1758 Adjutant des Prinzen Heinrich, aber von ihm 1766 wegen des Verdachts engerer Beziehungen zu seiner Gemahlin entlassen. Nach dem Siege bei Freiberg 29. Okt. 1762 Major geworden, machte er als Oberst den Bayrischen Erbfolgekrieg, als Generalmajor die holländische Expedition mit, ward, seit 1786 Graf, 1787 Generalleutnant. Im Kriege mit Frankreich in der Champagne 1792, bei der Belagerung von Mainz 1793 sowie 1793 und 1794 bei Kaiserslautern ausgezeichnet, ward er Ende 1795 Oberbefehlshaber der Truppen in Pommern und 1806 Gouverneur von Thorn und Danzig. Nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt, an der er als Befehlshaber der Reservedivision nicht teilnahm (er ward beschuldigt, aus Eifersucht gegen die andern Generale, die er auch scharf zu

kritisieren pflegte, mit Absicht zu spät gekommen zu sein), bewerkstelligte er als Oberkommandeur der geschlagenen Armee deren Rückzug. Das seit dem März 1807 von den Franzosen belagerte Danzig mußte er 26. Mai unter den ehrenvollsten Bedingungen übergeben. Zum Feldmarschall ernannt, schloß er 25. Juni 1807 in Tilsit den Waffenstillstand mit Berthier ab sowie 12. Juli die höchst ungünstige Konvention über die Ausführung des Friedens und wurde im Januar 1810 Gouverneur von Berlin. Die »Dictées du feldmaréchal K.« gab sein Sohn Friedrich, Graf v. K. (geb. 15. März 1790, gest. 15. Dez. 1873), heraus (Par. 1844), der sich auch als Verfasser von »Dramatischen Dichtungen« (Leipz. 1824, 2 Bde.) bekannt gemacht hat.

2) Stanislaus, Graf von, Maler, geb. 25. Dez. 1820 zu Kozmin in Posen, gest. 26. Nov. 1894 in München, absolvierte das Gymnasium in Polnisch-Lissa, trat dann in das 1. Garderegiment, ging aber 1845 zur Kunst über und widmete sich von 1846—47 der Landschaftsmalerei auf der Düsseldorfer Akademie bei J. W. Schirmer, verließ sie 1849 und lebte zwei Jahre in Köln, dann in Düsseldorf. Vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Professor ernannt, ward er 1859 nach Weimar zur Gründung einer Kunstschule berufen, die 1860 eröffnet wurde. Er wurde Direktor, legte aber im Januar 1876 sein Amt nieder, siedelte nach Kreuznach über und lebte seit 1883 in München. Seine Reisen in der Schweiz, den Pyrenäen und Italien gaben ihm den Stoff zu den meisten seiner sehr zahlreichen Gebirgslandschaften idealen Charakters, die sich durch großartige Formauffassung und Beleuchtung auszeichnen. Eine beträchtliche Anzahl davon ist im Besitz fürstlicher Personen. Die Berliner Nationalgalerie besitzt eine Ansicht des Lac de Gaube in den Pyrenäen (1855), das Canigaital in den Ostpyrenäen (1856) und den Rosenlauigletscher in der Schweiz (1878).

3) Leopold, Graf von, Maler, Sohn des vorigen, geb. 15. Mai 1855 in Düsseldorf, bildete sich 1875 bis 1878 auf der Kunstschule in Weimar, wo er sich anfangs an Schauß, später an A. Struys anschloß, dessen scharf ausgesprochener Naturalismus seiner eignen Neigung mehr zusagte, setzte dann eine Zeitlang seine Studien auf der Kunstakademie zu München in der von Benczur geleiteten Zeichenklasse fort, gründete aber bald ein eignes Atelier. Schon damals schöpfte er die Motive zu seinen Bildern meist aus dem Volksleben der untern Klassen, das er aber nur von seiner trüben Seite, bei beschwerlicher Arbeit, in Not und Elend, erfaßte. Während eines Studienaufenthalts in Dachau entstand eins seiner ersten Bilder dieser Art: der Leichenzug. 1885 machte er seine erste Studienreise nach Holland, der später noch mehrere folgten, und in demselben Jahre wurde er als Professor an die Kunstschule in Weimar berufen, wo er unter anderm nach einem holländischen Motiv das Bild: Kann nicht mehr mit (ein alter Seemann am Hafen, der wehmütig einem davonsegelnden Schiffe nachblickt) malte. 1890 legte er seine Professur nieder und lebte bis 1895 auf dem Gute Höckricht in Schlesien, wo er sich mit dem Landleben und dem Landvolk innig vertraut machte. Dort entstanden unter andern die Bilder: die Ährenleserinnen (1894, im Museum zu Stuttgart), das Alter (in der Dresdener Galerie) und der Erntezug (Dekoration eines Wandschirms). 1895 wurde er als Lehrer an die Kunstakademie in Karlsruhe berufen. Von seinen hier gemalten Bildern, in denen er ebenfalls nur die Mühseligkeiten des ländlichen Lebens in naturalistischer Darstellungsweise schilderte, sind die bekanntesten: Regenbogen (in der Neuen Pinakothek zu München), die Fahrt ins Leben und das Triptychon: Unser Leben währet 70 Jahre. In Radierungen und Lithographien hat K. ähnliche Gegenstände behandelt. 1899 folgte er einem Ruf als Lehrer an die Kunstschule in Stuttgart, wo er sich auch als Bildnismaler betätigt hat. — Vgl. A. Ph. W. v. Kalckreuth, Geschichte der Herren, Freiherren und Grafen von K. (Potsd. 1904, 2 Bde.).

Kalckstein, ostpreuß. Adelsfamilie, deren Glieder im 17. Jahrh. an der Spitze der ständischen Opposition gegen die brandenburgische Herrschaft standen. Generalleutnant Albrecht v. K. auf Knauten verweigerte dem Großen Kurfürsten die Huldigung als souveränem Herzog. Sein Sohn Christian Ludwig widerstrebte noch, als sich die Stände 1663 schon gefügt hatten, obwohl seit 1655 Oberst und Hauptmann von Oletzko. 1660 wegen Amtsmißbrauchs abgesetzt, ging er nach Polen und hetzte zum Einfall in Preußen, kehrte nach dem Tode seines Vaters (1667) nach Preußen zurück, ward, von seinen eignen Geschwistern 1668 des Hochverrats und der schlimmsten Sittlichkeitsverbrechen angeklagt, zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, jedoch zu einer Geldstrafe begnadigt, floh 1670 nach Polen, trat zum Katholizismus über und suchte beim König Hilfe gegen den Kurfürsten. Da alle Gesuche um seine Auslieferung erfolglos blieben, schritt der Kurfürst zu einem Gewaltstreich. Sein Resident v. Brandt in Warschau lockte K. in sein Haus, ließ ihn knebeln und in Decken rollen und über die Grenze bringen (im Dezember 1670). K. ward 9. Jan. 1672 zum Tode verurteilt und 8. Nov. d. J. in Memel enthauptet. Vgl. Paczkowski, Der Große Kurfürst und Chr. Ludw. von K. (Dissertation, 1889); v. Mülverstedt, Des Geschlechts von K. Herkunft und Heimat (Magdeb. 1904).

Kalcarium, s. Gewächshäuser.

Kalcaunen, s. Gekröse.

Kalcaunenkapelle, Begräbniskapelle für die von der anderswo bestatteten Leiche getrennten Eingeweide von Fürsten und Prälaten.

Kalden (Kalentin), Heinrich von, Reichshofmarschall, aus einem schwäb. Dienstmannengeschlecht stammend, das bei der rotenburgischen Linie der Hohenstaufen das Amt eines Marschalls bekleidete, war seinem Vater Heinrich von Pappenheim in dieser Würde bei Kaiser Friedrich I. gefolgt; den Namen K. führte er von der Stammburg Kalentin (K.) bei Donauwörth. Als Staatsmann wie als Feldherr ausgezeichnet, begleitete er Friedrich I. auf dem dritten Kreuzzug, befehligte auf dem Feldzug Heinrichs VI. nach Unteritalien einen Teil des Heeres, schlug 1197 die sizilisch-normannischen Scharen bei Catania, erstürmte Syrakus und ging mit einem kaiserlichen Heer nach Syrien, um das Heilige Land für Heinrich VI. in Besitz zu nehmen. Nach des Kaisers Tod nach Deutschland zurückgekehrt, schloß er sich Philipp von Schwaben an, den er im Kampf gegen Otto von Braunschweig eifrigst unterstützte, und rächte dessen Tod an dem Mörder Otto von Wittelsbach, den er tötete, und dessen abgehauenen Kopf er in die Donau warf. Er begleitete 1209 Otto IV., dessen Vermählung mit Philipps Tochter Beatrix er eifrig betrieb, nach Italien, diente auch noch Friedrich II. und starb nach 1214. Das Marschallamt blieb der Familie Pappenheim. Vgl. Klohß, Untersuchungen über Heinrich v. K., staufischen Marschall, und die ältesten Pappenheimer (Berl. 1902).

Kaldenkirchen, Stadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Kempen, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Kempen-Venlo und Viersen-K. sowie der Kleinbahn K.-Brüggen, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Hauptzollamt, bedeutende Schokoladen- und Zigarrenfabrikation, Fabriken für Herstellung von Zichorie und Holzschuhen, mechanische Weberei, Färberei, Steinhauerei, Dampfziegeleien, Speditionsgeschäfte und (1900) 3812 meist kath. Einwohner.

Kalé (Kaleh, türk.), Burg, Schloß, kommt in zusammengesetzten Ortsnamen oft vor (vgl. Kalaa).

Kalebasse (Kalabasse), s. Crescentia; auch der Flaschenkürbis (s. Kürbis) oder ein aus diesem verfertigtes Gefäß.

Kaledjik, Hauptort eines 140 Dörfer umfassenden Kaza im Sandschak Angora des asiatisch-türkischen Wilajets Angora, an einem kleinen, linken Zufluss des Kisil Irmak (Halys), 52 km ostnordöstlich von Angora, am Nordfuß eines Trachytkegels gelegen, der die Reste einer antiken Burg trägt; hat 6800 meist türkische Einwohner, 8 Moscheen, eine armenische Kirche, eine armenische u. 2 türkische Schulen. Chaussee nach Angora. Auf dem Gipfel des 12 km westlich von K. gelegenen Kyrkkyz Dagh bringen die Umwohner in trocknen Zeiten Opfer dar, um Regen zu erbitten.

Kaledonien (Caledonia, kelt., »Walddickicht«), der nördlich vom Clota (Clyde) und Boderia (Firth of Forth) gelegene Teil Schottlands, der nie von den Römern unterworfen wurde, wenn sie auch unter Agricola siegreich in ihn eindrangen. Die Bewohner (Kaledonier), kühne Jäger, Schwimmer, Kletterer, gehörten zum keltischen Stamm; es bestand bei ihnen Weibergemeinschaft und die Sitte des Tätowierens. Die ihnen vorgeworfene Menschenfresserei ist Erfindung. Seit dem 4. Jahrh. erscheinen sie unter dem Namen Pikten. Häufig, aber unrichtig, wird mit dem Namen K. auch ganz Schottland bezeichnet.

Kaledonischer Kanal, großer Kanal in Schottland, der Inverneß am Loch Beauly mit Fort William am Loch Eil und somit die Nordsee mit dem Atlantischen Ozean verbindet. Er wurde 1805—47 nach dem Plan Telfords auf Staatskosten gebaut (Kosten 1,311,270 Pfd. Sterl.) und ist mit Einschluß der von ihm durchschnittenen Seen 97 km lang (ohne diese nur 37). Er hat 5,2 m Tiefe und 28 Schleusen. Sein höchster Punkt liegt 28,6 m ü. M. Früher von Bedeutung, wird er jetzt nur wenig von Schiffen benutzt. S. Karte »Schottland«.

Kaledonisches Meer, nicht mehr übliche Bezeichnung für einen Teil des Atlantischen Ozeans, zwischen Schottland und den Hebriden.

Kaleidophon (grch., »Schönklangbild«, phonisches Kaleidoskop), von Wheatstone angegebener Apparat, besteht aus einer Holzplatte, auf der runde, eckige, gerade oder gebogene Stäbe befestigt sind, die an ihrem freien Ende kleine spiegelnde Glaskugeln oder eine verstellbare Platte mit verschiedenfarbigen, symmetrisch geordneten Knöpfen tragen. Wird einer der Stäbe durch einen Hammer oder einen Violinbogen in Schwingungen versetzt, und trifft ein Sonnenstrahl den Knopf, so sieht man die Bahn, die das Ende des Stabes beschreibt, als eine in sich zurückkehrende und sich beständig ändernde Lichtlinie. Ein Stäbchen von rechteckigem Querschnitt beispielsweise, das am einen Ende A befestigt ist (Fig. 1), kann nämlich sowohl in der Richtung a b als in der dazu senkrechten Richtung

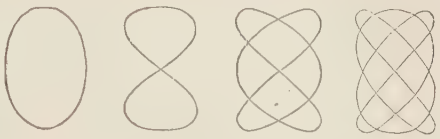


Fig. 2. Lissajous' Schwingungsfiguren.

c d in Schwingungen versetzt werden, deren Schwingungszahlen sich verhalten wie die Dimensionen des Querschnitts in den betreffenden Richtungen. Durch einen schiefen Stoß werden beide Schwingungsarten gleichzeitig wachgerufen, und das freie Stabende beschreibt eine krumme Linie (Lissajous' Schwingungsfiguren, Fig. 2), deren Gestalt von dem Verhältnis der Schwingungszahlen abhängig ist.

Fig. 1. Zusammengesetzte Schwingungen eines Stäbchens.

Kaleidopolaroskop, ein von Petrina angegebenes Kaleidoskop, bei dem die farbigen Glasstückchen durch doppeltbrechende Kristalle ersetzt sind, die zwischen gekreuzten Nikols betrachtet werden.

Kaleidoskop (griech., »Schönbildseher«), ein von Brewster 1817 angegebenes Instrument, besteht aus zwei ebenen rechteckigen Spiegeln, die unter einem beliebigen Winkel, gewöhnlich einem solchen von 30 oder 60°, und mit einander zugewendeten Spiegelflächen aneinander stoßen und in dieser Lage in einer innen geschwärzten Röhre befestigt sind. Man benutzt in der Regel 12—16 cm lange Spiegel. Die Röhre ist an dem einen Ende mit einer Scheibe, in der sich ein kleines Loch zum Durchsehen befindet, und an dem andern mit zwei Glasscheiben verschlossen, die etwa 2 mm voneinander abstehen und eine Kapsel bilden, in die man kleine Splitter gefärbten Glases, kleine Federspitzchen, Samenkörnchen u. dgl. bringt; die äußere Glasscheibe ist matt geschliffen. Sieht man nun durch das kleine Loch, indem man das andre Ende des Kaleidoskops gegen das Tageslicht kehrt, so erblickt man bei jeder Lage die Körperchen zu regelmäßigen Sternen geordnet. Beim Drehen des Instruments verändert sich sogleich die Lage der Objekte, und man erhält ein durchaus verschiedenes Bild. Der Reichtum der Gestalten, die auf diese Weise erzeugt werden können, ist unerschöpflich (daher auch Myriomorphoskop) und das K. deshalb ein sehr beliebtes Spielwerk. Die Entstehung der Bilder gründet sich darauf, daß zwischen zwei geneigten Spiegeln ein Körper in jedem ein Bild gibt, das hinter dem einen Spiegel und vor dem andern liegt und folglich auf letztern wie ein wahrer Gegenstand einwirkt. Daraus folgt in diesem Spiegel ein zweites Bild, das in dem ersten ein drittes Bild geben kann, u. s. f. Fügt man drei Spiegel so aneinander, daß ein hohles Prisma mit spiegelnden Innenflächen entsteht, und bildet daraus ein K., so erhält man statt des kreisförmigen Gesichtsfeldes eine ausgedehnte Ebene, und diese ist nur durch die Schwächung der äußern Bilder begrenzt, die diese vermöge des Lichtverlustes erleiden, den die wiederholte Spiegelung verursacht. Bildet der Querschnitt

des Prismas in diesem Triangularkaleidoskop ein gleichseitiges Dreieck, so sieht man das Gesichtsfeld in lauter gleichseitige Dreiecke geteilt; bildet der Querschnitt dagegen ein gleichschenkelig-rechtwinkliges Dreieck, so erblickt man auf dem Gesichtsfeld lauter Quadrate ꝛc. Das K. war für technische Zwecke, besonders zum Entwerfen von Mustern, bestimmt; die ewige Wiederholung von Sternen ermüdet indessen, und man benutzt daher besser Emsmanns Typoskop. Dies besteht aus einem gewöhnlichen K. von etwa 13 cm Länge und 3,25 cm Durchmesser, das an seinem Okularende offen bleibt und noch ein das Rohr umfassendes und an demselben verschiebbares und drehbares Auszugsrohr von 15—20 cm Länge erhält. Letzteres schließt an die Kaleidoskopröhre an, erweitert sich nach dem Okularende und nimmt dort ein polyedrisches Glas (weiß, blau oder gelb) in einer etwa 5 cm betragenden Entfernung von der dem Auge zugewendeten Öffnung auf. Dieses Instrument bietet eine überraschende Mannigfaltigkeit von den einfachsten bis zu den zusammengesetztesten Mustern, und es läßt sich dabei sofort übersehen, welchen Eindruck das Muster in der Zusammenstellung machen wird. Durch Drehung des Kaleidoskops oder des polyedrischen Glases sowie durch Verschiebung der zweiten Röhre kann man die Zusammenstellung der einzelnen Bilder einigermaßen abändern, ohne die Bilder selbst zu stören, so daß man über deren vorteilhafteste Anwendung sofort ein Urteil gewinnt. Für den praktischen Gebrauch empfehlen sich zu demselben polyedrischen Glas Kaleidoskope von 60, 45 und 36°; auch wechselt man vorteilhaft das polyedrische Glas und richtet die Kapsel so ein, daß man die Objekte beliebig ändern kann. Ganz ähnliche Bilder wie mit dem beschriebenen K. erhält man auch durch zwei Spiegel, die an einer Seite zusammenstoßen und auf eine ebene Fläche gestellt werden. Legt man zwischen beide irgend einen Gegenstand, z. B. einen irgendwie verschlungenen Seidenfaden oder ein Blatt Papier mit einer darauf gezeichneten verschnörkelten Linie, so erblickt man ein vollkommen regelmäßiges Bild nach den eben angegebenen Gesetzen, indem sich die Linie oder der Gegenstand zwischen den Spiegeln so oft aneinander reiht, als der Winkel, den die Spiegel miteinander bilden, in 360 enthalten ist. Dieser, von Debus 1860 angegebene Apparat, Debuskop (Karloskop, Episkop), gestattet, den Spiegeln jede beliebige Stellung zu geben und die Bilder fortwährend willkürlich zu verändern, aber auch beliebig festzuhalten. Man findet ihn in Tapisseriegeschäften, die mit demselben zeigen, welchen Eindruck »angefangene« Stickereien nach der Vollendung machen werden. Rupprecht in Nürnberg hat ein zum Nachzeichnen der Figuren geeignetes K. (Ideador) angegeben. Über das Chromatoskop s. d. Als Vorläufer des Kaleidoskops lassen sich die Winkelspiegel Portas um 1560 und die alten Spiegelbücher ansehen. Vgl. Brewster, Treatise on the Kaleidoscope (2. Aufl., Lond. 1858).

Kalem (arab., »Rohr, Feder«, v. griech. kálamos), die Rohrfeder der Orientalen (s. Schreibkunst); in der Türkei auch Bezeichnung der Schreibstube oder Kanzlei, z. B. Diwân kalemi, die Kanzlei des Diwans, die oberste Reichskanzlei.

Kaléma, eine schwere Meeresbrandung an der Küste Südwestafrikas; vgl. Brandung und Meer (Meereswellen).

Kalemker, dünner Baumwollenstoff in der Türkei, der bemalt oder bedruckt zu Schleier oder Kopftüchern der türkischen Frauen benutzt wird.

Kalenberg (Calenberg), ehemaliges Fürstentum in der preuß. Provinz Hannover, besteht gegenwärtig aus den Kreisen Hameln, Stadt- und Landkreis Hannover, Stadt- und Landkreis Linden, Neustadt am Rübenberg, Teilen des Kreises Nienburg, dem Kreis Springe und einem Teile des Kreises Stolzenau im Regbez. Hannover, aus Teilen der Kreise Alfeld, Gronau und Marienburg im Regbez. Hildesheim und Burgdorf und Fallingbostel im Regbez. Lüneburg, umfaßt etwa 2250 qkm (40,87 QM.) mit ca. 300,000 Einw. und hat nur im S. einige Höhenzüge (Ith, Süntel, Osterwald, Deister), im N. aber vorzugsweise Sand- und Moorboden. Es ist nach dem in der Gemeinde Schulenburg des Kreises Springe belegenen Schloß (jetzt Domäne mit Amtsgericht) benannt. — K. gehörte zum Herzogtum Braunschweig-Lüneburg und war 1432—82 unter Wilhelm I. und 1495—1584 unter Erich dem Ältern und Erich dem Jüngern mit Göttingen im Besitz einer Seitenlinie des herzoglichen Hauses. Von dem Zweige K. des welfischen Hauses Neu-Lüneburg, den 1679 Ernst August begründete, stammt die Dynastie in Großbritannien und die früher in Hannover regierende ab (s. Hannover, S. 782). Vgl. v. Hodenberg, Calenberger Urkundenbuch (Hannov. 1855—58); Stedler, Beiträge zur Geschichte des Fürstentums K. (das. 1886—1889, 3 Hefte).

Kalenberg, Pfaffe vom, s. Kahlenberg.

Kalendariographie (lat.), die Lehre von der Anfertigung der Kalender.

Kalendarium (lat.), Name der seit dem 8. Jahrh. zahlreich entstehenden Festverzeichnisse, welche die in einer Kirche verehrten Märtyrer und Heiligen (s. d.) mit Angabe ihres Festtags enthielten.

Kalénde, eine wohl nur noch in Ost- und Westpreußen vorkommende, vorzugsweise in Naturalien entrichtete kirchliche Abgabe. Nach dem ostpreußischen Provinzialrecht wird zwischen großen und kleinen Kalenden unterschieden, von denen die erstern auf Grundstücken ruhen; in Westpreußen werden die Kalenden zusammen mit dem sogen. Vitaltag als Strena bezeichnet. Vgl. Gefälle und Kirchentrachten.

Kaléndel, soviel wie Ringelblume, s. Calendula.

Kalender (v. lat. calendae), das Verzeichnis der nach Wochen und Monaten geordneten Tage eines Jahres nebst Angabe der Feste, der Mondphasen, des Auf- und Unterganges der Sonne und verschiedener andrer astronomischer Ereignisse. Das Bedürfnis einer Einteilung der Zeit führte schon früh zu der Einführung der Zeiteinheiten: der Tag, bedingt durch den vom scheinbaren Sonnenumlauf veranlaßten Wechsel von Tag und Nacht; der Monat, bedingt durch den Wechsel der Lichtgestalten des Mondes; das Jahr, bedingt durch den beim jährlichen Sonnenumlauf erzeugten Wechsel der Jahreszeiten. Der Kalendertag ist der mittlere Sonnentag (s. Tag), dem Kalendermonat liegt der synodische Monat (s. Monat) von 29,53059 Tagen = 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten 2,9 Sekunden zugrunde, der sich durch Beobachtung der Lichtgestalten des Mondes leicht feststellen ließ. Das Kalenderjahr beruht auf dem mittlern tropischen Sonnenjahr von 365,2422 Tagen = 365 Tagen 5 Stunden 48 Min. 45,97 Sek. (s. Jahr). Durch Beobachtung des heliakischen Frühaufganges des Sirius war die Dauer desselben näherungsweise von 365¼ Tagen schon im 14. Jahrh. v. Chr. den Ägyptern und Babyloniern bekannt. Außer dem Sonnenjahr kommt aber auch ein Mondjahr von 12 Monaten mit abwechselnd 29 und 30 Tagen, also von 354 Tagen,

vor. In Athen führte Solon dasselbe 594 v. Chr. ein; doch wurde, um eine Übereinstimmung mit dem Laufe der Sonne herbeizuführen, alle drei Jahre noch ein Monat von 30 Tagen eingeschaltet. Vollständiger erreichte dieses Ziel Kleostratos (um 540 v. Chr.) durch die Oktaeteris, einen achtjährigen Schaltkreis, in dem das 3., 5. und 8. Jahr einen Schaltmonat von 30 Tagen erhielt; da hier in 8 Jahren 90 Tage eingeschaltet wurden, so war die mittlere Dauer eines Jahres $354 + 11\frac{1}{4} = 365\frac{1}{4}$ Tage. Die Tatsache, daß 235 synodische Monate nahezu gleich sind 19 tropischen Jahren, führte Meton 432 v. Chr. zu einem Zyklus von 19 Mondjahren (Enneadekaeteris) von 354 Tagen mit 7 Schaltmonaten von 30 Tagen, die auf das 3., 5., 8., 11., 13., 16. und 19. Jahr fielen. Bei den Römern war anfangs das alte Jahr der Albaner von 10 Monaten = 304 Tagen im Gebrauch; aber Numa führte 717 v. Chr. ein Mondjahr von 355 Tagen mit 12 festen Monaten (über Namen und Dauer vgl. Monat) ein, in das alle zwei Jahre nach dem Feste der Terminalien, 23. Febr., ein Schaltmonat Mercedonius eingeschoben wurde, der abwechselnd 22 und 23 Tage hatte. Vier aufeinander folgende Jahre hatten demnach $4.355 + 22 + 23 = 1465$ Tage, die durchschnittliche Dauer eines Kalenderjahres betrug $366\frac{1}{4}$ Tage.

Der julianische Kalender.

Da $365\frac{1}{4}$ Tage um 11 Min. 14 Sek. oder ungefähr $\frac{1}{129}$ Tag größer sind als das tropische Sonnenjahr, so kann schon ein Jahr von $365\frac{1}{4}$ Tagen nicht mit der Sonne in Übereinstimmung bleiben, infolgedessen muß z. B. die Tag- und Nachtgleiche nach 129 Kalenderjahren auf ein um einen Tag früheres Datum rücken. Bei einer Jahreslänge von $366\frac{1}{4}$ Tagen tritt aber außerdem noch alljährlich eine Verschiebung um einen ganzen Tag ein. Dieser Umstand, zu dem noch allerhand durch die Pontifices verschuldete Unregelmäßigkeiten in der Einschaltung kamen, hatte den römischen K. im Laufe der Zeit in große Verwirrung gebracht, und im J. 47 v. Chr. war derselbe um 67 Tage vom tropischen Jahr entfernt. Mit Beihilfe des alexandrinischen Astronomen Sosigenes und des Scriba M. Flavius führte deshalb Julius Cäsar eine Reform des Kalenders durch, indem er zunächst dem Jahre 708 nach Roms Erbauung, d. h. 46 v. Chr., das bereits einen Mercedonius von 23 Tagen hatte, noch 67 Tage in zwei Monaten zusetzte, so daß dasselbe 445 Tage zählte. Dadurch kam der 1. Jan. auf den ersten Neumond nach dem Wintersolstitium, die Frühlings-Tag- u. Nachtgleiche aber auf den 24. März. Die mittlere Dauer des Jahres wurde zu $365\frac{1}{4}$ Tagen angenommen und festgesetzt, daß immer auf drei gemeine Jahre von 365 Tagen ein Schaltjahr von 366 Tagen folgen solle. Das Gemeinjahr hatte die Monate Januar = 31, Februar = 28, März = 31, April = 30, Mai = 31, Junius = 30, Quintilis = 31, Sextilis = 31, September = 30, Oktober = 31, November = 30, Dezember = 31 Tagen; im Schaltjahr aber erhielt der Februar 29 Tage, wobei als Schalttag der 24. Febr., der Tag nach dem Feste der Terminalien, galt. Den ersten Tag eines Monats nannten die Römer Calendae; ferner hießen Nonae in den Monaten März, Mai, Juli (Quintilis) und Oktober der 7., in den übrigen der 5., endlich Idus in den vier erstgenannten Monaten der 15., in den übrigen der 13. Tag. Von diesen Tagen aus zählte man rückwärts, so daß man z. B. schrieb: pridie Calendas Martias, am Tage vor den Kalenden des März, statt: »am letzten Februar«, oder III (ante) Calendas Martias, am 3. Tage vor den Kalenden des März, statt: »am vorletzten Februar«, IV Nonas Januarias, am 4. vor den Nonen des Januar, statt: »am 2. Januar«; es wurde also sowohl der zu bestimmende Tag als der, von dem man rückwärts zählt, mitgerechnet. Dieser von Cäsar eingeführte julianische K. geriet nach Cäsars Tode wieder in Unordnung, da man irrtümlich alle drei Jahre die Einschaltung vornahm; Augustus beseitigte den hierdurch entstandenen Fehler, so daß von 757 nach Roms Erbauung (4 n. Chr.) der K. wieder in Ordnung war, er erhielt sich im Römerreich bis zum Ende desselben und ging auch in die christliche Kirche über. Da aber 129 Jahre dieses Kalenders um ungefähr einen Tag zu groß sind, so konnte derselbe auf die Dauer nicht mit dem Laufe der Sonne in Übereinstimmung bleiben, zur Zeit der Kirchenversammlung zu Nicäa 325 n. Chr. fiel schon das Frühlingsäquinoktium nicht mehr auf den 24., sondern auf den 21. März. Erst später erkannte man den wahren Grund dieses Zurückweichens aller festen Jahrespunkte, und im 15. Jahrh. rieten zuerst Pierre d'Ailly und der Kardinal Nikolaus von Cusa, eine Anzahl Tage aus dem K. auszuwerfen, um das Frühlingsäquinoktium auf den 21. März zu bringen. In der Tat wurde 1474 auch Regiomontanus vom Papst Sixtus IV. mit der Verbesserung des Kalenders betraut, der plötzliche Tod dieses Gelehrten trat aber hindernd dazwischen.

Der gregorianische Kalender.

Ein Jahrhundert später berief Papst Gregor XIII. eine Kommission, zu welcher der Bamberger Mathematiker Clavius, der Spanier Petrus Ciaconius, der Italiener Ignatio Danti und der Kardinal Sirtelli gehörten, welche die von dem Italiener Luigi Lilio vorgeschlagene Reformation, den gregorianischen K., annahm. Da seit Julius Cäsars Zeit ungefähr 13mal 129 Jahre vergangen waren, so hatte sich das Frühlingsäquinoktium um 13 Tage rückwärts geschoben und fiel auf den 11. März. Um es nun den Bestimmungen des Konzils zu Nicäa gemäß auf den 21. zu bringen, ließ man 1582 zehn Tage ausfallen, und zwar wurde einer päpstlichen Bulle vom 24. Febr. d. J. gemäß auf den 4. Okt. gleich der 15. gezählt. Damit aber im Laufe der Zeit sich nicht wieder der alte Fehler einstelle, wurde bestimmt, daß zwar im allgemeinen, wie bisher, jedes Jahr, dessen Zahl durch 4 teilbar ist, ein Schaltjahr von 366 Tagen sein solle, daß aber von den Schlußjahren der Jahrhunderte, wie 1600, 1700 ꝛc., den sogen. Säkularjahren, nur die mit 400 teilbaren Schaltjahre, die andern gemeine Jahre sein sollten. Es blieb also in dem gregorianischen K. das Jahr 1600 ein Schaltjahr; 1700, 1800, 1900 aber wurden gemeine Jahre und erst 2000 wird wieder ein Schaltjahr. Da 400 tropische Jahre = 146,096 Tagen 21 Stund. 7 Min., 400 gregorianische Jahre aber = 146,097 Tagen sind, so sind letztere um 2 Stund. 53 Min. oder ungefähr $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{9}$ Tag zu groß. Lalande schlug deshalb vor, alle 3600 Jahre einen Schalttag auszuwerfen, Heis wollte dies, von 3200 an, alle 3200 Jahre tun; eine Bestimmung darüber ist aber zunächst noch unnötig. Zur festgesetzten Zeit eingeführt wurde der neue K. nur in Italien, Spanien und Portugal; auch in Frankreich, Lothringen und den katholischen Niederlanden geschah dies noch 1582, in dem katholischen Teil von Deutschland und den katholischen Kantonen der Schweiz 1583, in Polen 1586, in Ungarn 1587; 1699 nahmen auch die evangelischen Stände des Deutschen Reiches den neuen K. unter dem Namen des »verbesserten«

an, und infolgedessen wurde 1700 im protestantischen Deutschland auf den 18. Febr. gleich der 1. März gezählt. Gleichzeitig erfolgte auch in den Vereinigten Niederlanden die Annahme des neuen Kalenders, der schon 1699 in Dänemark eingeführt worden war; 1701 folgte die Mehrzahl der evangelischen Schweizerkantone, St. Gallen aber erst 1724, und in Glarus, Appenzell und einem Teil von Graubünden behielten die Protestanten bis zu der Staatsumwälzung von 1798 den alten K. bei. England führte den neuen K. 1752, Schweden 1753 ein. Der alte K. ist jetzt nur noch in Rußland, Griechenland, bei den Slawen griechischer Konfession und bei den mohammedanischen Wüstenbewohnern von Fezzan, Tuat ꝛc. im Gebrauch. Da in diesem K. die Jahre 1700, 1800 und 1900 Schaltjahre waren, im gregorianischen nicht, so ist ersterer oder der K. alten Stils gegen diesen, den K. neuen Stils, gegenwärtig um 13 Tage zurück, es ist z. B. also jetzt 4. Mai alten Stils = 17. Mai neuen Stils. Will man das Datum auf beide Arten angeben, so schreibt man die gregorianische Angabe über die andre, z. B. $\frac{17.}{4.}$ Mai, $\frac{3. \text{ Juni}}{21. \text{ Mai}}$. — Zur Bestimmung des Wochentags, der auf jedes Datum eines Jahres fällt, dient der Zyklus der Sonntagsbuchstaben. Mit letzterm Namen bezeichnet man nämlich den Buchstaben, der auf den Sonntag fällt, wenn man die einzelnen Jahrestage, vom 1. Jan. anfangend, mit den sich immer wiederholenden sieben Buchstaben A, B, C, D, E, F, G bezeichnet. Da ein gemeines Jahr 52 Wochen 1 Tag hat, so schließt es mit demselben Wochentag, mit dem es anfing, und der Sonntagsbuchstabe rückt von einem Jahr zum nächsten um eine Stelle zurück; bei einem Schaltjahr beträgt dieses Zurückweichen 2 Tage, und man gibt hier dem 23. und 24. Febr. denselben Buchstaben, so daß ein Schaltjahr zwei Sonntagsbuchstaben hat, den ersten für die Zeit vor, den zweiten für die Zeit nach dem 23. Febr. Die Reihenfolge der Sonntagsbuchstaben wiederholt sich nach $4 \cdot 7 = 28$ Jahren, und man nennt die Zahl, die angibt, das wievielte dieser 28jährigen Periode ein gegebenes Jahr ist, den Sonnenzirkel. Man findet denselben, indem man die Jahreszahl um 9 vermehrt und dann mit 28 dividiert; der Rest oder, wenn die Division aufgeht, die Zahl 28 ist der Sonnenzirkel. Im julianischen K. gehören zum Sonnenzirkel I stets die Sonntagsbuchstaben GF; im gregorianischen K. aber ist der Sonntagsbuchstabe um so viel Stellen vorwärts im Alphabet verschoben, als der Unterschied beider K. in Tagen beträgt, also gegenwärtig um 13 oder, da man 7 weglassen kann, um 6; dem Sonnenzirkel I entsprechen also im 19. Jahrh. die gregorianischen Sonntagsbuchstaben ED, im 20. Jahrh. FE. Folgende Tafel zeigt den Wechsel der Sonntagsbuchstaben:

Tafel der Sonntagsbuchstaben.

Sonnenzirkel	Sonntagsbuchstaben			Sonnenzirkel	Sonntagsbuchstaben		
	Julian. Kal.	Gregor. Kal. 1801 bis 1900	Gregor. Kal. 1901 bis 2100		Julian. Kal.	Gregor. Kal. 1801 bis 1900	Gregor. Kal. 1901 bis 2100
I	GF	ED	FE	XV	C	A	B
II	E	C	D	XVI	B	G	A
III	D	B	C	XVII	AG	FE	GF
IV	C	A	B	XVIII	F	D	E
V	BA	GF	AG	XIX	E	C	D
VI	G	E	F	XX	D	B	C
VII	F	D	E	XXI	CB	AG	BA
VIII	E	C	D	XXII	A	F	G
IX	DC	BA	CB	XXIII	G	E	F
X	B	G	A	XXIV	F	D	E
XI	A	F	G	XXV	ED	CB	DC
XII	G	E	F	XXVI	C	A	B
XIII	FE	DC	ED	XXVII	B	G	A
XIV	D	B	C	XXVIII	A	F	G

Es läßt z. B. $1903 + 9 = 1912$ bei der Division mit 28 den Rest 18, also ist im gregorianischen K. D der Sonntagsbuchstabe, d. h. der 4. Jan. (D) ist ein Sonntag, der 1. Jan. ein Donnerstag. Daraus ergeben sich die sämtlichen übrigen Wochentage des Jahres. Bequemer und ohne weitere Rechnung kann man jedoch die nachstehenden Tabellen I—III benutzen, die den Wochentag für jedes Datum vom Anfang unsrer Zeitrechnung bis zum Jahre 3000 n. Chr. sowohl im gregorianischen als im julianischen Kalender direkt angeben.

Ewiger Kalender.

I.

Jahr	Januar Gemeines Jahr	Januar Schaltjahr	Februar Gemeines Jahr	Februar Schaltjahr	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Oktober	Novbr.	Dezbr.
00 06 17 23 **28** 34 45 51 **56** 62 73 79 **84** 90	r	q	t	s	u	q	s	v	q	t	p	r	u	p
01 07 **12** 18 29 35 **40** 46 57 63 **68** 74 85 91 **96**	s	r	v	u	v	r	t	p	r	u	q	s	v	q
02 13 19 **24** 30 41 47 **52** 58 69 75 **80** 86 97	t	s	p	v	p	s	u	q	s	v	r	t	p	r
03 **08** 14 25 31 **36** 42 53 59 **64** 70 81 87 **92** 98	u	t	q	p	q	t	v	r	t	p	s	u	q	s
09 15 **20** 26 37 43 **48** 54 65 71 **76** 82 93 99	v	u	r	q	r	u	p	s	u	q	t	v	r	t
04 10 21 27 **32** 38 49 55 **60** 66 77 83 88 94	p	v	s	r	s	v	q	t	v	r	u	p	s	u
05 11 **16** 22 33 39 **44** 50 61 67 **72** 78 89 95	q	p	t	s	t	p	r	u	p	s	v	q	t	v

II.

Hunderte der Jahreszahl	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30
Alter Stil	2	1	0	6	5	4	3	2	1	0	6	5	4	3	2	1	0	6	5	4	3	2	1	0	6	5	4	3	2	1	0
Neuer Stil	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	4	2	0	5	4	2	0	5	4	2	0	5	4	2	0	5

III.

Korrigierter Monatstag	p	q	r	s	t	u	v
1 8 15 22 29 36	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend	Sonntag
2 9 16 23 30 37	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend	Sonntag	Montag
3 10 17 24 31	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend	Sonntag	Montag	Dienstag
4 11 18 25 32	Donnerstag	Freitag	Sonnabend	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch
5 12 19 26 33	Freitag	Sonnabend	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag
6 13 20 27 34	Sonnabend	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag
7 14 21 28 35 ...	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend

Aus Tabelle I entnimmt man mit den beiden letzten Stellen des betreffenden Jahres und dem Monat einen der Buchstaben p q . . . . v. Bei Januar und Februar ist zu unterscheiden, ob das betreffende Jahr ein Gemein- oder ein Schaltjahr ist; die Schaltjahre sind fett gedruckt; es ist jedoch zu bedenken, daß im julianischen K. (alter Stil) alle Jahre, die auf 00 endigen, Schaltjahre sind, während im gregorianischen K. (neuer Stil) nur die Jahre 1600, 2000, 2400 und 2800 Schaltjahre sind. Aus Tabelle II entnimmt man mit den Hunderten des betreffenden Jahres eine Zahl, die man zu dem gesuchten Monatstag addiert. Mit diesem »korrigierten Monatstag« und dem aus Tabelle I gefundenen Buchstaben p q . . . . v findet man dann in Tabelle III direkt den gesuchten Wochentag. Da die Tabelle II für die spätern Jahrhunderte sich in leicht ersichtlicher Weise fortsetzen läßt, so gilt dieser K. für ewige Zeiten, daher nennt man solche Tabellen **ewige** oder **immerwährende** K. Zwei Beispiele werden den Gebrauch der Tafel am besten zeigen: 1) An welchem Wochentag ist Kopernikus gestorben, sein Todestag ist der 24. Mai 1543 alten Stils. Aus Tabelle I findet man in der fünften Horizontalreihe, in der die Zahl 43 steht, unter Mai den Buchstaben p. Aus Tabelle II für 15 Hunderte der Jahreszahl alten Stils die Zahl 1, diese zu 24 hinzu addiert, gibt als korrigierten Monatstag 25, hiermit findet man in Tabelle III unter p Donnerstag als gesuchten Wochentag. 2) Gesucht der Wochentag von Bismarcks Geburtstag, 1. April 1815. Aus Tabelle I folgt u; Tabelle II ergibt 0, Tabelle III mit 1 und u Sonnabend.

Einen wesentlichen Teil des christlichen Kalenders bildet die Angabe der **kirchlichen Feste**. Diese sind teils fest, wie Neujahr 1. Januar, Epiphanias 6. Januar, Johannis 24. Juni, Michaelis 29. September, Weihnachten 25. Dezember, teils beweglich. Die beweglichen Feste richten sich sämtlich nach dem Osterfeste. Das letztere aber soll einem Beschluß des nicäischen Konzils zufolge am ersten Sonntag nach dem Vollmonde, der auf das Frühlingsäquinoktium folgt, gefeiert werden; fällt dieser sogen. Ostervollmond auf einen Sonntag, so wird Ostern am nächsten Sonntage gefeiert. Die Berechnung des Ostervollmondes geschieht mittels der **Epakten** (s. d.). Da 19 julianische Jahre von 365¼ Tagen nur um 1½ Stunde größer sind als 235 synodische Monate, so fallen nach 19 Jahren die Mondphasen wieder auf dieselben Monatstage; weil aber anderseits 12 synodische Monate (354 Tage 8 Stund. 48 Min. 36 Sek.) um 10 Tage 21 Stund. kleiner sind als ein Jahr, so rückt jede Mondphase im nächsten Jahre um 11 Tage zurück. Epakte ist nun das Alter des Mondes am 1. Jan.; dieselbe wächst dem Erwähnten zufolge von einem Jahr zum andern um 11 Tage. Sechsmal, wenn die durch Addition von 11 entstandene Summe 30 übersteigt, wird 30 weggeworfen; nach der XIX. Epakte fallen aber bloß 29 Tage weg (Sprung der Epakte), damit man wieder auf die erste kommt. Dieser 19jährige Zyklus heißt der **Mondzirkel**, und die Zahl, die angibt, das wievielte in einem solchen Zyklus ein bestimmtes Jahr ist, wird die **Goldene Zahl** genannt. Dieselbe wird gefunden als der Rest, den die um 1 vermehrte Jahreszahl bei der Division mit 19 übrigläßt; geht die Division auf, so ist 19 die Goldene Zahl. Bei den Epakten, die in unserm K. als **julianische** verzeichnet sind, gehört zur Goldenen Zahl 1 die Epakte XI. Als aber bei der Kalenderreform 1582: 10 Tage ausfielen, reduzierte sich diese Epakte auf I, und als 1700 ein Schalttag ausfiel, wurde sie = 0, wofür man gewöhnlich * schreibt; diese Korrektion infolge des Ausfallens des Schalttags nennt man die **Sonnengleichung**. 1800 dagegen wurde die Epakte aus folgendem Grunde nicht geändert, trotzdem daß auch hier ein Schalttag ausfiel: Weil 235 synodische Monate um 1½ Stunde = ⅒ Tag kleiner sind als 19 Jahre, was in 16 . 19 = 304 Jahren einen Tag ausmacht, so muß die Epakte alle 300 Jahre um 1 vergrößert werden; man nennt diese Korrektion die **Mondgleichung**. Die sogen. julianischen Epakten können hiernach nicht richtig bleiben; sie stimmten aber zur Zeit der Kalenderreform mit Sonnen- und Mondlauf überein, und 1800 trat nun die Mondgleichung hinzu, die aber durch den Ausfall des Schalttages aufgehoben wurde. 1900 ist nur die Sonnengleichung aufgetreten, 2100 wird diese und die Mondgleichung auftreten. Nachstehende Tafel enthält die Goldene Zahl, die julianische und die gregorianische Epakte für die Zeit von 1700—2200:

Tafel der Epakten.

Goldene Zahl	Epakten			Goldene Zahl	Epakten		
	Julian. Kalender	Gregor. Kalender 1701—1900	1901—2200		Julian. Kalender	Gregor. Kalender 1701—1900	1901—2200
1	XI	*	XXIX	11	I	XX	XIX
2	XXII	XI	X	12	XII	I	*
3	III	XXII	XXI	13	XXIII	XII	XI
4	XIV	III	II	14	IV	XXIII	XXII
5	XXV	XIV	XIII	15	XV	IV	III
6	VI	XXV	XXIV	16	XXVI	XV	XIV
7	XVII	VI	V	17	VII	XXVI	XXV
8	XXVIII	XVII	XVI	18	XVIII	VII	VI
9	IX	XXVIII	XXVII	19	XXIX	XVIII	XVII
10	XX	IX	VIII				

Im J. 1903 z. B. ergibt sich bei der Division mit 19 in 1903 + 1 = 1904 der Rest 4, welches die Goldene Zahl dieses Jahres ist; seine julianische Epakte ist demnach XIV, seine gregorianische II. Um nun den Ostervollmond oder die sogen. **Ostergrenze** für jedes Jahr zu finden, hat man dieselbe im alten K. für die Goldene Zahl 1 direkt beobachtet und den 5. April gefunden; im gregorianischen K. ist für diese Goldene Zahl der 1. Januar ein Neumond (Epakte *), und da 3½ Monate = 103,2 Tagen sind, so ist der 103. Tag des Jahres oder der 13. April der Ostervollmond. Da die Epakte von Jahr zu Jahr um 11 wächst, so geht die Ostergrenze um 11 Tage zurück, wobei aber jedesmal 30 Tage hinzuzufügen sind, wenn sie vor den 21. März kommt. Auf diese Weise erhält man die nachstehende Tafel der Ostergrenzen (S. 458).

Im J. 1903, dessen Goldene Zahl 4, ist also die gregorianische Ostergrenze der 11. April C, und da der Sonntagsbuchstabe D ist, so fällt diese Grenze auf einen Sonnabend, Ostern also auf den nächsten Sonntag, 12. April. Da der 21. März der früheste, der 18. April die späteste Ostergrenze im gregorianischen K. ist, so kann Ostern nicht vor dem 22. März und nicht nach dem 25. April fallen. Auf den 22. März fiel Ostern 1598, 1693, 1761 und 1818, auf den 25. April 1666, 1734 und 1886. In diesem Jahrhundert wird der früheste Ostertermin 23. März 1913 und der späteste 25. April 1943 sein.

Tafel der Ostergrenzen.

Goldene Zahl	Julianischer Kalender	Gregor. Kal. 1701—1900	Gregor. Kal. 1901—2200
1	5. April D	13. April E	14. April F
2	25. März G	2. April A	3. April B
3	13. April E	22. März D	23. März E
4	2. April A	10. April B	11. April C
5	22. März D	30. März E	31. März F
6	10. April B	18. April C	19. April D
7	30. März E	7. April F	8. April G
8	18. April C	27. März B	28. März C
9	7. April F	15. April G	16. April A
10	27. März B	4. April C	5. April D
11	15. April G	24. März F	25. März G
12	4. April C	12. April D	13. April E
13	24. März F	1. April G	2. April A
14	12. April D	21. März C	22. März D
15	1. April G	9. April A	10. April B
16	21. März C	29. März D	30. März E
17	9. April A	17. April B	18. April C
18	29. März D	6. April E	7. April F
19	17. April B	26. März A	27. März B

Für die nächsten 15 Jahre sind die Ostertermine:

1905: 23. April	1910: 27. März	1915: 4. April
1906: 15. April	1911: 16. April	1916: 23. April
1907: 31. März	1912: 7. April	1917: 8. April
1908: 19. April	1913: 23. März	1918: 31. März
1909: 11. April	1914: 12. April	1919: 20. April

Die julianische Ostergrenze stimmt nicht immer genau mit dem astronomischen Ostermonat überein, da die julianischen Epakten nicht vollständig richtig sind; aber auch die gregorianische Ostergrenze kann von der astronomischen um einen Tag abweichen, wie dies z. B. 1876 der Fall war, wo der Ostervollmond in Wahrheit auf Sonnabend, 8. April, fiel, daher der 9. April Ostersonntag hätte sein sollen. Im protestantischen Deutschland berechnete man auch anfangs den Ostervollmond nach den astronomischen Tafeln, und infolgedessen feierten 1724 und 1744 die Protestanten Ostern acht Tage eher als die Katholiken, die Ostern mittels der Epakten bestimmten. Durch einen Reichstagsbeschluß von 1776 wurde die letztere Berechnung allgemein eingeführt. Dasselbe Resultat wie die erläuterte zyklische Berechnung des Osterfestes gibt auch folgende von Gauß gegebene Regel: Ist n die Jahreszahl, und sind a, b, c, d, e die Reste der Division von n durch 19, n durch 4, n durch 7, 19a + M durch 30, 2b + 4c + 6d + Q durch 7, so fällt Ostern auf den (22 + d + e)ten März. Dabei ist M im julianischen K. stets 15, im gregorianischen oder gegenwärtig 24 und wächst um 1, wenn die Epakte um 1 kleiner wird; Q ist im julianischen K. stets 6, im gregorianischen jetzt 5 und wächst um 1 mit jedem gemeinen Schlußjahr eines Jahrhunderts.

Andre Kalender.

Der jüdische K., für den weder aus der Bibel noch aus den Schriften der jüdischen Literatur bis Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. sich übersichtliche Regeln aufstellen lassen, fand durch den Patriarchen Hillel den jüngern (um 344) die erste systematische Bearbeitung. Er brachte die als Geheimnis bewahrte Kalenderberechnung in festere Formen, indem er die Monatsdauer, das erste Novilunium nach der Schöpfung feststellte, den 19jährigen Mondzyklus und die Festverschiebungsregeln einführte. Hierauf beruht im allgemeinen das jüdische Kalenderwesen noch heute. Als verschiedene Jahresrechnungen waren bei den Juden üblich: nach dem Auszug aus Ägypten, nach Regenten, die Seleukidische und die jetzt noch gebräuchliche Schöpfungsära Hillels. Der jüdische Monat ist nach der Umlaufszeit des Mondes berechnet. Das Gemeinjahr hat 12 Monate, von denen Nisan, Siwan, Ab, Tischri, Kislev, Schebat 30, Jiar, Tammuz, Elul, Marcheschwan, Tebet, Adar 29 Tage haben. Zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahr wird von Zeit zu Zeit ein 13. Monat eingeschaltet, der auf den Adar folgt und Veadar, d. h. zweiter Adar, genannt wird (vgl. Monat). Der Schaltzyklus umfaßt 19 Jahre, worunter 7 (das 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19.) Schaltjahre sind. Das erste Jahr der Hillelschen Schöpfungsära, das im Herbst 3761 v. Chr. beginnt, war zugleich der Anfang des 19jährigen Schaltzyklus. Das mittlere oder regelmäßige Gemeinjahr hat 354, das mittlere oder regelmäßige Schaltjahr 384 Tage; ein überzähliges Gemein- oder Schaltjahr hat einen Tag mehr, ein mangelhaftes einen Tag weniger als ein mittleres. Hiernach haben die Juden sechs verschiedene Jahre von 353, 354, 355, 383, 384, 385 Tagen. Vgl. Lewysohn, Geschichte und System des jüdischen Kalenderwesens (Leipz. 1856); Schwarz, Der jüdische K. (Bresl. 1872).

Die Mohammedaner rechnen nach Mondjahren von 12 Monaten mit abwechselnd 30 und 29 Tagen; dazu kommt noch im letzten Monat des 2., 5., 7., 10., 13., 15., 18., 21., 24., 26. und 29. Jahres in einem 30jährigen Zyklus ein Schalttag. In Ägypten galt seit 25 v. Chr. der julianische K., doch fiel das Schaltjahr immer um ein Jahr früher als bei uns; seit 1879 ist dort der gregorianische K. eingeführt.

Vergleichung des französischen Revolutionskalenders mit dem Gregorianischen.

Französische Monatstage	J. I. 1792/93 = II. 1793/94 = V. 1796/97 = VI. 1797/98	J. III. 1794/95 = VII. 1798/99	J. IV. 1795/96	J. VIII. 1799/1800 = IX. 1800/1801 = X. 1801/1802 = XIII. 1804/1805 = XIV. 23. Sept bis 31. Dez. 1805	J. XI. 1802/1803	J. XII. 1803/1804
1. Vendémiaire	22./9	22./9	23./9	23./9	23./9	24./9
30. -	21./10	21./10	22./10	22./10	22./10	23./10
1. Brumaire	22./10	22./10	23./10	23./10	23./10	24./10
30. -	20./11	20./11	21./11	21./11	21./11	22./11
1. Frimaire	21./11	21./11	22./11	22./11	22./11	23./11
30. -	20./12	20./12	21./12	21./12	21./12	22./12
1. Nivôse	21./12	21./12	22./12	22./12	22./12	23./12
10. -	30./12	30./12	31./12	31./12	31./12	1./1
30. -	19./1	19./1	20./1	20./1	20./1	21./1
1. Pluviôse	20./1	20./1	21./1	21./1	21./1	22./1
30. -	18./2	18./2	19./2	19./2	19./2	20./2
1. Ventôse	19./2	19./2	20./2	20./2	20./2	21./2
9. -	27./2	27./2	28./2	28./2	28./2	29./2
10. -	28./2	28./2	29./2	1./3	1./3	1./3
30. -	20./3	20./3	20./3	21./3	21./3	21./3
1. Germinal	21./3	21./3	21./3	22./3	22./3	22./3
30. -	19./4	19./4	19./4	20./4	20./4	20./4
1. Floréal	20./4	20./4	20./4	21./4	21./4	21./4
30. -	19./5	19./5	19./5	20./5	20./5	20./5
1. Prairial	20./5	20./5	20./5	21./5	21./5	21./5
30. -	18./6	18./6	18./6	19./6	19./6	19./6
1. Messidor	19./6	19./6	19./6	20./6	20./6	20./6
30. -	18./7	18./7	18./7	19./7	19./7	19./7
1. Thermidor	19./7	19./7	19./7	20./7	20./7	20./7
30. -	17./8	17./8	17./8	18./8	18./8	18./8
1. Fructidor	18./8	18./8	18./8	19./8	19./8	19./8
30. -	16./9	16./9	16./9	17./9	17./9	17./9
Fête de la vertu	17./9	17./9	17./9	18./9	18./9	18./9
Fête du génie	18./9	18./9	18./9	19./9	19./9	19./9
Fête du travail	19./9	19./9	19./9	20./9	20./9	20./9
Fête de l'opinion	20./9	20./9	20./9	21./9	21./9	21./9
Fête des récompenses	21./9	21./9	21./9	22./9	22./9	22./9
F. de la Révolut.	—	22./9	—	—	23./9	—

Der französisch-republikanische K., durch Konventsdekret vom 5. Okt. 1793 eingeführt, begann mit dem Herbstäquinoktium (22. Sept.) 1792. Das Jahr bestand aus 12 Monaten (ihre Namen s. S. 458) zu 30 Tagen mit 5 oder im Schaltjahr 6 Ergänzungstagen (jours complémentaires oder sansculottides) am Ende; je 4 Jahre bildeten eine Franciade, in der das 4. Jahr ein Schaltjahr war, doch sollte von Zeit zu Zeit die Franciade einmal 4 gemeine Jahre enthalten. Das Jahr begann mit dem Vendémiaire und schloß mit dem Fructidor, worauf die 5 (im Schaltjahr 6) Jours complémentaires oder sansculottides folgten, nämlich: Fête de la vertu, Fête du génie, Fête du travail, Fête de l'opinion, Fête des récompenses und Fête de la Révolution. Der Monat zerfiel in 3 Dekaden mit je 10 Tagen, die nach verschiedenen, meist landwirtschaftlichen Gegenständen benannt waren, außerdem aber die Ordnungsnamen führten: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi und Decadi, letzterer und Quintidi Ruhetage. Durch Dekret Napoleons vom 9. Sept. 1805 wurde vom 1. Jan. 1806 an der gregorianische K. wieder eingeführt.

Immerwährender K. (s. oben) nennt man auch Tabellen, welche die einzelnen Tage des Jahres und daneben die sich wiederholenden Buchstaben A bis G sowie die Epakten oder die entsprechenden Goldenen Zahlen enthalten. Kennt man den Sonntagsbuchstaben und die Goldene Zahl eines bestimmten Jahres, so kann man mittels des immerwährenden Kalenders den vollständigen K. dieses Jahres finden. Für alle Zeiten gültig bleibt eine solche Tabelle nur beim julianischen K.; beim gregorianischen ist sie bloß für ein oder ein paar Jahrhunderte brauchbar. Der Ausdruck immerwährender K. bezeichnet auch überhaupt alle Tabellen und sonstigen Hilfsmittel, die zur Lösung kalendarischer Aufgaben für einen längern Zeitraum dienen; solche Tabellen sind Ch. A. Kesselmeyers »Calendarium perpetuum mobile« (s. dessen »Erklärungen und Beispiele zum Calendarium perpetuum mobile«, Manchester u. Dresd.); Schuberts »Panchronist« (Leipz.); Gratrex' »Perpetual daily calendar« (Oxford) u. a., die aber komplizierter sind als der oben abgedruckte ewige K. Vgl. Schubring in der »Zeitschrift für die gesamten Naturwissenschaften« (1875).

[Kalenderliteratur.] Der älteste gedruckte deutsche K. wurde 1439 von Johannes de Gamundia (Hans von Schwäbisch-Gmünd) herausgegeben; er ist auf zwei Holztafeln in Großfolio geschnitten, jetzt in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Ebenfalls auf Holztafeln geschnitten, aber in Quart, ist der K., den 1474 Regiomontanus mit einer Anweisung zur Anfertigung des Kalenders herausgab, und von dem sich Exemplare in den königlichen Bibliotheken zu München, Berlin und Brüssel befinden. Ihnen folgte eine Reihe andrer K., so der Augsburger (1481 und 1483), der Straßburger von H. Knoblochtzer (1483), der Ulmer von J. Pflaum (1499), der Erfurter (1505) ꝛc. Sie sämtlich sind sogen. immerwährende K. (s. oben). Den ersten eigentlichen, d. h. Jahreskalender gab Peypus in Nürnberg (1513) heraus, dem Arndes in Lübeck (1519), Diez in Rostock (1519) u. a. folgten. In allen diesen und den später erscheinenden Kalendern spielen, neben dem Verzeichnis der Feste, den Tagen der Märtyrer und anderm Beiwerk, die sogen. Kalenderpraktiken, d. h. Angaben, an welchen Tagen man zu purgieren, Ader zu lassen, Medizin zu nehmen, zu baden ꝛc. habe, eine Hauptrolle. Hierher gehört auch der sogen. hundertjährige K., ein zuerst um 1700 vom Abt Knauer veröffentlichtes und oft aufgelegtes Volksbuch, worin mit Einmischung astrologischer und andrer abergläubischer Vorstellungen eine Übersicht der Witterung und des Kalenders auf ein ganzes Jahrhundert gegeben wird (vgl. Lostage). Als sich dann seit dem Ende des 18. Jahrh. in Deutschland das Streben geltend machte, gemeinnützige Kenntnisse und Aufklärung unter den niedern Volksschichten zu verbreiten, erkannte man den K. als das geeignetste Mittel dazu, und es bildete sich nach dem Vorgang von Chr. K. André (»Nationalkalender«, Brünn 1810 ff., der später als »K. für die deutschen Bundesstaaten« erschien) mit der Zeit eine förmliche Kalenderliteratur aus, die allgemeine Belehrung und Unterhaltung als Hauptzweck verfolgt (vgl. auch Almanach). Der Große Kurfürst überwies 1700 der neugegründeten Sozietät der Wissenschaften in Berlin (unter dem Präsidium von Leibniz) das Kalendermonopol; der »Verbesserte K.« wurde zu einem Staatshandbuch erweitert und erlangte durch seine exakten astronomischen Angaben (Kirch) auch im Ausland hohes Ansehen. Friedrich d. Gr. verpachtete das Kalenderwesen, 1809 erlosch das Monopol, und 1815 wurde Buchhändlern gegen Erlegung einer Steuer gestattet, eigne K. herauszugeben. 1820 übernahm Trowitzsch in Frankfurt a. O. den Verlag der sogen. Königlichen K., und 1874 wurde die Stempelsteuer aufgehoben. Von den neuern Kalendern erlangten die Volkskalender von Gubitz, Steffens, W. O. v. Horn (»Spinnstube«), Trewendt, Nieritz u. a. neben dem noch bestehenden von Trowitzsch, ebenso der »Schweizer Disteli-K.«, der sächsische »Ameisenkalender«, der »Lahrer hinkende Bote«, der »Volksbote« (Oldenburg), der »Münchener Fliegende Blätter-K.«, der »Daheim-K.«, »Gartenlaube-K.« u. a. weite Verbreitung. Daneben gibt es für alle möglichen Berufsarten K., von denen einige, wie z. B. der Universitätskalender, der Medizinalkalender, der Baukalender, der Ingenieurkalender, der K. für Eisenbahntechniker, z. T. mit Beiheften versehen, durch die Bearbeitung des Materials und die Gediegenheit ihrer Beiträge wissenschaftliche Bedeutung gewonnen haben. Eine Besonderheit in der Kalenderliteratur ist der zu Ende der 1870er Jahre unter dem Einfluß der Wiederbelebung der deutschen Renaissance entstandene »Münchener K.« von O. Hupp, der sich in seinem farbigen Bildschmuck, in der Form der Typen und in der Anordnung des Satzes an die deutschen Druckwerke des 16. Jahrh. anschließt, in seinen bildlichen Darstellungen aber vorzugsweise das Wappenwesen pflegt. Nach dessen Muster, jedoch mit erheblicher Erweiterung des illustrativen und textlichen Inhalts, sind 1902 der vom Verein für die Geschichte Berlins herausgegebene »Berliner K.« (mit Bildschmuck von G. Barlösius) und der »Thüringer K.« (mit Bildschmuck von Ernst Liebermann u. a.), beide redigiert von G. Voß, ins Leben gerufen worden, von denen der letztere ebensosehr das Interesse an der Vergangenheit zu beleben und die Liebe zur Heimat zu pflegen, wie für die Erhaltung des Volkstums in Sitte und Tracht zu wirken sucht. Eine besondere Gattung bilden die Hof- und Staatskalender, deren erster der »Status particularis regiminis Ferdinandi II.« (Wien 1637) war; ein Werk ähnlicher Art ist der seit 1763 erscheinende »Gothaische Genealogische Hofkalender« (s. Genealogie). Für besondere Zwecke erhielten die K. eigenartige Gestalt, wie die Kontor- und Wandkalender, die Abreißkalender, unter denen »Meyers Historisch-

Geographischer K.« wohl die erste Stelle einnimmt, die Taschen- und Notizkalender, die Portemonnaiekalender ꝛc. Die Lehre von der Anfertigung der K. heißt Kalendariographie.

Vgl. außer den Lehrbüchern der Chronologie: Littrow, Kalendariographie (Wien 1828); Schmöger, Grundriß der christlichen Zeit- und Festrechnung (Halle 1854); v. Reinsberg-Düringsfeld, Katechismus der Kalenderkunde (Leipz. 1876); Drechsler, Kalenderbüchlein (3. Aufl., das. 1881); Kaltenbrunner, Vorgeschichte der gregorianischen Kalenderreform (Wien 1876); Knobloch, Die wichtigsten K. der Gegenwart (das. 1885); Fleischhauer, Kalenderkompendium der christlichen Zeitrechnungsweise auf die Jahre 1—2000 vor und nach Christi Geburt (Gotha 1884); F. Müller, Kalendertabellen (Berl. 1885); Wislicenus, Astronomische Chronologie (Leipz. 1895); Lersch, Einleitung in die Chronologie, 2. Teil: Der christliche K. (2. Aufl., Freiburg 1899); W. Foerster, K. und Uhren am Ende des 19. Jahrhunderts (Braunschw. 1899).

Kalender, Name eines besonders in Mittelasien und Persien verbreiteten Derwischordens, dessen Gründer Kalender Jusuf el-Andalusi war. Die Mitglieder haben die Verpflichtung, immer zu wandern. Diese Wanderderwische genießen im Volke großes Ansehen.

Kalendersteuer, eine in Österreich bestehende Aufwandsteuer, die regelmäßig in Stempelform (6 Kreuzer vom Kalender) erhoben wird.

Kalenderzeichen (astronomische Zeichen), Figuren, die zur kürzern Bezeichnung astronomischer Gegenstände eingeführt und in die Kalender übergegangen sind. Die gewöhnlichsten sind für Sonne, Mond und Planeten, im Kalender auch z. T. für die Tage der Woche: ☉ Sonne, Sonntag, ☾ Mond, Montag, ☿ Merkur, Mittwoch, ♀ Venus, Freitag, ♁ Erde, ♂ Mars, Dienstag, ⚳ Ceres, ⚴ Pallas, ⚵ Juno, ⚶ Vesta, ♃ Jupiter, Donnerstag, ♄ Saturn, Sonnabend, ♅ Uranus, ♆ Neptun; für die zwölf Zeichen des Tierkreises: ♈ Widder, ♉ Stier, ♊ Zwillinge, ♋ Krebs, ♌ Löwe, ♍ Jungfrau, ♎ Wage, ♏ Skorpion, ♐ Schütze, ♑ Steinbock, ♒ Wassermann, ♓ Fische; für den Mondwechsel und andre Bezeichnungen; ☊ Neumond, ☽ erstes Viertel, ☋ Vollmond, ☾ letztes Viertel, ☌ Zusammenkunft (Konjunktion), □ Geviertschein, ☍ Gegenschein (Opposition), ☊ Drachenkopf (aufsteigender Knoten), ☋ Drachenschwanz (absteigender Knoten). Die kleinen Planeten werden jetzt durch Zahlen bezeichnet, die in einen kleinen Kreis eingeschlossen sind und die Reihenfolge der Entdeckung angeben (z. B. ㉚ für Urania, vgl. die »Übersicht des Planetensystems« beim Art. »Planeten«). In den astronomischen Kalendern und Lehrbüchern werden außerdem angewendet die Bezeichnungen ^{h} Stunde, ^{m} Zeitminute, ^{s} Zeitsekunde, M mittlere Anomalie, π Länge des Perihels, ☊ Länge des aufsteigenden Knotens, φ Exzentrizitätswinkel, e Exzentrizität, ☄ Komet, L mittlere Länge, ☊ oder α Rektaszension, δ Deklination, r und △ resp. Entfernung eines Planeten von der Sonne und von der Erde, i Neigung der Bahn eines Planeten gegen die Ekliptik, a halbe große Bahnachse.

Kalentin, Heinrich von, s. Kalden.

Kalérgis, Demetrios, griech. Staatsmann, geb. 1803 auf Kreta, gest. 24. April 1867 in Athen, studierte in Wien Medizin und ging beim Ausbruch des Aufstandes 1821 nach Griechenland, wo er unter Karaiskakis focht, bei Athen gefangen und ihm von den Türken ein Ohr abgeschnitten wurde. 1832 rückte er zum Oberstleutnant auf. Man glaubte, K. sei ein Agent in russischem Sold und habe bei den kurz vor der Ankunft des Königs Otto in Argos ausgebrochenen Unruhen die Hand im Spiele gehabt. Nachdem er wegen seines Versuchs, den verhafteten Kolokotronis durch einen Aufstand in Messenien zu befreien, in Nauplia in Haft gewesen, kam er im Sommer 1843 als Befehlshaber einer Kavalleriedivision wieder nach Athen, veranlaßte die unblutige Revolution vom 15. Sept. und ward zum Oberbefehlshaber in Athen, dann sogar zum Adjutanten des Königs ernannt, mußte jedoch schon 1844 dem Volkshaß weichen, ging nach London und erschien erst 1848 wieder in Griechenland. Da seine Versuche, das Königreich zu revolutionieren, scheiterten, begab er sich nach Zante und im Herbst 1853 nach Paris, von wo aus er seine Beziehungen zu England erneuerte. Durch den Einfluß der Westmächte ward K. während des Krimkriegs mit dem Portefeuille des Krieges betraut, mußte aber schon im Oktober 1855 aus dem Ministerium ausscheiden. Im Juli 1861 ging er als Gesandter nach Paris. Von König Georg ward er 1864 zum Oberstallmeister ernannt.

Kalesche (wahrscheinlich vom serb. Kolitsa, Diminutiv von Kola, Wagen), eleganter, leichter Wagen mit vier niedrigen Rädern, abnehmbarem Verdeck, vier Sitzen inwendig und besonderm Kutschbock.

Kale Su, s. Aras.

Kale Sultanie, s. Tschanak-Kalessi.

Kalewala (spr. kálewala, »Kalewa-Heim«), Name des finnischen Nationalepos, das die Taten der drei Kalewasöhne schildert: des alten Wainämöinen, eines zaubergewaltigen Sängers und Erfinder der Zither Kántele, bei dessen Tönen die ganze Natur aufhorcht, die Menschen weinen und die Götter lächeln; des kunstreichen Schmiedes Ilmarinen, und des kampfeslustigen Lemminkäinen, eines nordischen Don Juantypus. Die Geschichten der K. drehen sich hauptsächlich um zwei Punkte: 1) handelt es sich darum, die Tochter Louhis, der bösen Wirtin des hohen dunkeln Nordens Pohjola, als Frau zu gewinnen. Die wichtigste Bedingung, die Ilmarinen löst, ist das Schmieden des Sampo, einer Zaubermühle, die Mehl, Salz und Geld auswirft und überall Fruchtbarkeit und Gedeihen ausbreitet; 2) gilt es, diesen Glückshort von Pohjola zurückzuerobern, was den Kalewalahelden auch unter vielen Gefahren gelingt; die Louhi verwandelt sich in einen Adler, der auf seinem Rücken die Pohjolamannen trägt, und schießt auf das flüchtende Kalewaschiff herunter, der Sampo zerschlägt sich im Wasser und nur die glückbringenden Splitter werden ans Kalewaufer gespült. Die Darstellung ist in echt epischem Ton ganz objektiv gehalten. Mit individualisierender Kraft wird die Wirklichkeit bis ins einzelne hinein ausgemalt. Von der Landschaft, den Tieren und Menschen des baltischen Nordens wird ein farbenhelles Bild entworfen. Die Gemütsart der nordischen Menschen, die, mit der Zärtlichkeit fürs Kleine den Sinn für das Große und Maßlose vereint, tritt überall hervor (Rosencranz). Unter den mannigfachen Episoden, an denen die Dichtung reich ist, sind besonders der hochpoetische Abschnitt von Kullervo, des Repräsentanten der Blutrache, die sinnigen Hochzeitslieder und die liebliche Sage von der unglücklichen Jungfrau Aino hervorzuheben. Den eigentümlichsten Zusatz aber bilden die zahlreichen Zauberlieder, magische Beschwörungen in poetischer Form. Das Versmaß besteht aus fortlaufenden vierfüßigen Trochäen mit Stabreim und Gedanken-

reim (Alliteration und Parallelismus). Dies Epos wurde 1835 von Elias Lönnrot aus Volksliedern zusammengestellt, die er hauptsächlich bei den Kareliern im Gouvernement Archangel aufgezeichnet hatte. Die Kalewalalieder werden noch heute bei ihnen und in dem Gouvernement Olonetz, hart an der Grenze Finnlands, im östlichsten und südöstlichsten Finnland (nördlich und westlich vom Ladogasee) sowie im Petersburger Gouvernement (Ingermanland) gesungen; auch bei den Esten in den Ostseeprovinzen sind überall Varianten anzutreffen. Im mittlern und Westfinnland haben sich nur die magischen Lieder erhalten, doch wurden da vor hundert Jahren auch epische aufgezeichnet. Im ganzen sind ca. 100,000 Varianten und Bruchstücke mit ein paar Millionen Zeilen gesammelt worden. Nach den neuern Forschungen sind die epischen Lieder größtenteils entweder in Westfinnland oder Esthland, die magischen in Westfinnland entstanden. Auf karelischem Gebiet fließen die Gesänge von diesen beiden Quellen zusammen, erhalten neue Zuflüsse aus dem heimatlichen karelischen Boden und das Ganze gerät gleichsam in einen Strudel, aus dem immer neue schäumende Wogen emportauchen. Die Strömung geht hier vom Süden nach Norden. In Ingermanland sind die schon ziemlich häufigen Verbindungen verschiedener Themata meistens lose und unverschmolzen; die magischen Lieder haben sich nur selten mit den epischen vermischt, und die Persönlichkeiten von Wäinämöinen und Ilmarinen (ursprünglich Götter des Wassers und der Luft) treten nur erst in einigen wenigen Gesängen auf. In Finnisch-Karelien sind aus den Verbindungen verschiedener Themata durch vollständige Verschmelzung neue Gesänge entstanden, eine ganz neue Art episch-magischer Dichtung hat sich herausgebildet, und einige Personennamen beginnen alle übrigen zu verdrängen. In Russisch-Karelien ist diese Entwickelung noch weiter vorgeschritten. Die Lieder gruppieren sich um gewisse Personennamen; um diese zu vereinigen, erscheinen weitere Neubildungen; es entstehen Gesangszyklen, und einer von diesen, der Sampozyklus, wird gleichsam zu einem Mittelpunkte, der alles in die Nähe Kommende zu sich heranzieht. An diese letzte Entwickelungsform reiht sich Lönnrots Zusammenstellung. — Eine ältere Ansicht über die Entstehung der Kalewalagesänge auf karelischem Boden vertreten A. Ahlqvist (»Das Karelertum des K.«, finnisch, 1887) und D. Comparetti (s. unten, Literatur), der die epischen Lieder aus der magischen Poesie und diese aus dem Schamanismus erklären; nach der modernern Ansicht sind die Zauberlieder aus der katholischen Magie entstanden und durch den Einfluß der episch-lyrischen Poesie entwickelt. — Was Lönnrots Arbeit betrifft, sind die ältesten handschriftlichen Redaktionen von 1833 genau untersucht worden (A. R. Niemi, Die Zusammenstellung des K., I, finnisch, 1898). Mehr als neun Zehntel des Werkes sind sicher rein volkstümlich; auch das übrige enthält gewöhnlich Reminiszenzen aus den echten Volksliedern, da Lönnrot kein selbständig schöpferisches poetisches Talent besaß. Doch verfuhr er nicht wie ein pedantischer Gelehrter bei der Auswahl der Zeilen aus den Varianten ein und desselben Liedes, sondern folgte einfach seinem poetischen Instinkt. Auch gebrauchte er Interpolationen aus andern Volksliedern zur Ausschmückung eines Gesanges nach der Art der Volkssänger, die ein Lied gerade mit Hilfe andrer weiter entwickeln. Einen Beweis für das feine Gefühl, das Lönnrot für die Volksdichtung besaß, liefert die Tatsache, daß in den später aufgezeichneten Volksliedern Verschiedenes in derselben Weise ausgeführt worden ist, wie im K., nachweislich ohne hiervon beeinflußt zu sein. Der Zweifel einiger Autoren in betreff der Volkstümlichkeit der K. beruhen auf den Ausführungen von K. B. Wiklund (»Om K.«, 1901), denen jedoch, wie K. Krohn in den »Finnisch-ugrischen Forschungen« (1902) nachweist, keinerlei Quellenforschungen, sondern nur lose Mutmaßungen zugrunde liegen. Elias Lönnrots erste Auflage der K. erschien 1835 und wurde in französische Prosa von Léouzon le Duc in »La Finlande« (Par. 1845, 2 Bde.) übersetzt, von Jakob Grimm (»Über das finnische Epos«, in den »Kleinern Schriften«, Bd. 2) besprochen. Die zweite, von 12,000 auf 22,000 Zeilen vermehrte Redaktion Lönnrots folgte 1849 und wurde von A. Schiefner (Helsingfors 1852) und H. Paul (das. 1885—86, 2 Bde.) übersetzt. Eingehend behandelt das Epos Julius Krohn in der »Finnischen Literaturgeschichte«, Bd. 1 (finn. u. schwed., Helsingf. 1883—85 u. 1890) und Kaarle Krohn in der »Geschichte der Kalewalagesänge«, Bd. 1: »Sampo« (finn. 1903), sowie in deutschen Aufsätzen der »Finnisch-ugrischen Forschungen«, 1901 ff. Ältere Kommentatoren sind: Cäsar, Das finnische Volksepos K. (Stuttg. 1862), und v. Tettau, Über die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die K. (Erfurt 1873); Comparetti, Der K. (deutsche Ausg., Halle 1892).

Kalewi-Poëg, Epos, s. Esthen, S. 129.

Kalf (Kalff), Willem, holländ. Maler, geb. um 1622 in Amsterdam, war Schüler von Hendrik Pot und in Amsterdam tätig, wo er 31. Juli 1693 starb. Er malte ausschließlich Stilleben, sogen. Frühstücksbilder mit Früchten, Weingläsern, Delikatessen ꝛc. auf gedeckten Tischen und Kücheninterieurs, die mit großer koloristischer Meisterschaft behandelt sind. Bilder von ihm finden sich in den Museen zu Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Amsterdam und Rotterdam, meist aber in Privatbesitz.

Kalfáter (verderbt aus lat. calefactor, »Einheizer«), Aufwärter, namentlich einer, der vielen Herren dient; daher soviel wie Herren-, Liebediener.

Kalfatern, das Abdichten der Beplankungsfugen (Nähte) der Schiffshaut in Holzschiffen und der Decks mit Werg und Pech. Das Wort ist arabischen Ursprungs.

Kalfeusen, Alpental, s. Tamina.

Kalff, Gerrit, niederländ. Literarhistoriker, geb. 30. Jan. 1856 in Zwolle, lebt als Gymnasiallehrer in Amsterdam; schrieb: »Het lied in de middeleeuwen« (Leiden 1883); »Middelnederlandsche epische fragmenten« (Groning. 1886); »Geschiedenis der Nederlandsche letterkunde in de 16e eeuw« (Leiden 1889, 2 Bde.); »Litteratuur en toneel in Amsterdam in de zeventiende eeuw« (Haarlem 1895); »Vondels leven« (das. 1896, 2. Aufl. 1902); »Jacob Cats« (das. 1901); »Studien over Nederlandsche dichters der zeventiende eeuw« (Groning. 1901, 2 Tle.); »Het onderwijs in de moedertaal« (Amsterd. 1893). Auch gab er »Trou moet blycken. Tooneelstukken der zestiende eeuw« (das. 1889) heraus und lieferte Anmerkungen zu »Griane«, »Stommen Ridder« und »Groot-Lied-Boeck« in den Werken G. A. Brederos (1885—90).

Kalgan (russ., v. mongol. Chalga, »Tor«, chines. Tschangkiakou), Stadt in der chines. Provinz Tschili, unter 40° 50′ nördl. Br. am Tsinho, Nebenfluß des Hunho, mit Mauern umgeben, die sich an die Große Mauer (äußerer Zweig) anschließen, an der Handels-

straße von Peking nach Kiachta, wohin namentlich Tee ausgeführt wird, mit etwa 70,000 Einw. (ausschließlich Chinesen, darunter viele Mohammedaner). Außerhalb der Stadt liegen die Häuser russischer Kaufleute und protestantischer Missionare.

Kalgoorlie, Bergwerksstadt in Westaustralien, 38 km nordöstlich von Coolgardie (s. d.), mit reichen, 1893 entdeckten Goldlagern und über 18,000 Einw. Man plant, die Eisenbahn Perth-Coolgardie-K. nach Port Augusta (s. d.) in Südaustralien fortzusetzen und so eine transaustralische Bahn zu schaffen.

Kalgujew (Kolgujew), Insel im nördlichen Eismeer, nordöstlich von der Tscheskajabucht, zum russischen Gouv. Archangel gehörig, 4220 qkm groß. Das Innere bildet eine weite Tundra, die stellenweise von Hügeln unterbrochen wird. Die Vegetation ist sehr ärmlich, da der Boden auch im wärmsten Sommer nicht tiefer als auf 0,6 m auftaut. Im ganzen kommen hier 110 Pflanzen vor; von einiger Bedeutung ist nur Cochlearia oblongifolia als Arzneikraut. Der erste Versuch, sich auf der Insel anzusiedeln, mißglückte vollständig, indem die 1767 hergezogenen 70 Raskolniken sämtlich erfroren; dasselbe Schicksal ereilte 1780 zwei Samojedenfamilien. Gegenwärtig wird K. im Sommer von zahlreichen Jägern besucht, die Daunen hier sammeln und eine reiche Beute an Füchsen, Eisfüchsen, Eisbären, Walrossen, Seekälbern, Weißfischen, Schwänen, Tauchern und Gänsen finden. Stellenweise, besonders am Ufer, ist die Insel mit meterhohen Guanoschichten bedeckt. S. Karte »Nordpolarländer«.

Kali, soviel wie Kaliumoxyd. Kali causticum seu hydricum, Kaliumhydroxyd, Ätzkali; K. causticum (seu hydricum) fusum, geschmolzenes Ätzkali.

Kâli, ind. Göttin, s. Pârvatî.

Kalialaun, s. Alaun.

Kalian (Kaliun, pers.), die pers. Wasserpfeife, bei welcher der Schlauch der Nargile durch ein 0,5 m langes Holzrohr und die Flasche durch eine wirkliche oder in Holz imitierte Kokosnuß ersetzt ist. Die bisweilen kunstvoll emaillierten und mit teuern Steinen besetzten Kaliane werden am schönsten in Ispahan hergestellt (s. Tafel »Rauchgeräte II«, Fig. 9).

Kaliatürholz, s. Sandelholz.

Kaliban, s. Caliban.

Kaliber (altspan. calibo, Modell, Maß), wahrscheinlich aus Arabien nach Spanien, dann über Frankreich (calibre) nach Deutschland gekommen, Bezeichnung für den Durchmesser der Seele bei Feuerwaffen und den der Geschosse. Bei gezogenen Geschützen mißt man das K. zwischen den Feldern, bei Geschossen den größten Durchmesser. Instrument hierfür ist der Kalibermaßstab (1540 von Hartmann in Nürnberg erfunden), ein Stangenzirkel, bestehend aus einem Lineal (Nickelstahl) mit Einteilung, das an einem Ende einen festen Fuß hat, während ein andrer, mit Nonius, verschiebbar ist. Dies Kalibrieren findet beim Messen kleiner Durchmesser durch Leeren, stahlharte Stahlplatten mit Löchern von bestimmter Abmessung, statt, z. B. für Patronenhülsen auf der Kalibriermaschine. Das K. wird meist in Metermaß bestimmt, für Geschütze kommt noch das Zollmaß oder das Geschoßgewicht (England, Rußland, Nordamerika) in Anwendung. Auch für die Länge der Seele, der Geschosse, des Dralls dient K. als Maßeinheit. Bei erstern beiden ist die Bezeichnung L/35, bez. L/4 (35 oder 4 K. lang) gebräuchlich. Eine Drallänge von x K. bedeutet, daß das Geschoß auf x K. Länge eine Umdrehung macht.

Kalibermäßige Kugeln, s. Paßkugeln.

Kaliberwalzen, s. Walzwerk.

Kaliblau, s. Berlinerblau. [S. 886.

Kalibleiglas (schweres Kristallglas), s. Glas,

Kalibrieren, s. Kaliber und Graduieren.

Kalibriermaschine, s. Kaliber.

Kâlidâsa, der berühmteste ind. Dichter. Seine Lebenszeit ist nicht genau bekannt; die früher gangbare Annahme, er habe in der Mitte des 1. Jahrh. v. Chr. am Hofe des Königs Vikramâditja gelebt, ist unhaltbar. Neuerdings setzt man seine Zeit wie überhaupt die Blütezeit der indischen Kunstdichtung ins 6. Jahrh. n. Chr. (M. Müller, »Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung«, Leipz. 1884, S. 245 ff.; L. v. Schröder, »Indiens Literatur u. Kultur«, das. 1887, S. 607 ff.; Huth, »Über die Zeit des K.«, Berl. 1890), wogegen Kielhorn (»Nachrichten der Göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften«, 1890, S. 251 ff.) und Bühler (»Die indischen Inschriften und das Alter der indischen Kunstpoesie«, Wien 1890, besonders S. 67 ff.) K. vor das Jahr 472 n. Chr. hinaufrücken möchten; vgl. auch Oldenberg, »Die Literatur des alten Indien«, S. 215 ff. (Stuttg. 1903). Von Dramen gehören ihm zu: 1) »Çakuntalâ«, das bekannteste indische Drama. Inhalt: König Duhschanta vermählt sich mit Çakuntalâ, der Pflegetochter des frommen Einsiedlers Kanva, erkennt sie aber, als sie an seinen Hof kommt, infolge eines Fluches nicht wieder. Die Verzweifelnde wird ins Reich der Genien entrückt, das Auffinden eines verlornen Erkennungsringes aber führt die Vereinigung der Gatten herbei. Das Stück ist in mehreren Rezensionen überliefert, am wichtigsten die sogen. Devanâgarî- und die etwas breitere Bengali-Rezension; die letztere ist nach Pischel (»De Kâlidâsae Çâkuntali recensionibus«, Bresl. 1870) die ältere. Ausgabe der erstern von Böhtlingk mit Prosaübersetzung (Bonn 1841—42), der bengalischen von Pischel (2. Aufl., Kiel 1886). Übersetzungen von E. Meier (Stuttg. 1852, Hildburghausen 1867), Fr. Rückert (»Aus Fr. Rückerts Nachlaß«, Leipz. 1867, besonders 1885), E. Lobedanz (8. Aufl., das. 1891), L. Fritze (Chemn. 1877) u. a. Bearbeitungen für die deutsche Bühne lieferten A. v. Wolzogen (Schwer. 1869) u. a. 2) »Vikramorvaçî« behandelt die Liebesschicksale des Königs Purûravas und der Nymphe Urvaçî in etwas opernhafter Weise; herausgegeben von Lenz (mit lat. Übersetzung, Berl. 1833) und Shankar Pandit (2. Aufl., Bombay 1889), in einer südindischen, gekürzten Rezension von Pischel (Oktoberbericht der Berliner Akademie, 1875); übersetzt von Lobedanz (3. Aufl., Leipz. 1884), Fritze (das. 1881) u. a. 3) »Mâlavikâgnimitra«, ein höfisches Liebesintrigenstück, an poetischem Wert den beiden vorhergehenden bedeutend nachstehend; herausgegeben von Tullberg (Bonn 1840), Shankar Pandit (2. Aufl., Bombay 1889); übersetzt von A. Weber (Berl. 1856) und L. Fritze (Leipz. 1882). Außerdem rühren von K. her die epischen Gedichte: »Kumârasambhava« (»Die Geburt des Kriegsgottes«), doch sind nur die ersten sieben oder acht (von 17) Büchern echt (hrsg. und übersetzt von Stenzler, Berlin-Lond. 1838; auch Bombay 1871 u. ö.; engl. von Griffith, 2. Aufl., Lond. 1879), und »Raghuvamça« (hrsg. und übersetzt von Stenzler, Lond. 1832, hrsg. von Shankar Pandit, Bombay 1869—74, 3 Bde., mit engl. Übersetzung von Nandargikar, 3. Ausg., Puna 1897; deutsch von Schack in »Orient und Occident«, Bd. 3, Stuttg. 1890). Vgl. H. Jacobi, Die Epen Kâlidâsas (in den »Verhandlungen des fünften Orien-

talistenkongresses«, Berl. 1882). Ferner das lyrische Gedicht »Meghadûta« (»Wolkenbote«), eine Botschaft, die ein verbannter Elfe seiner fernen Geliebten durch eine Wolke zuschickt, und die Beschreibung des Weges, den die Wolke zu nehmen hat; herausgegeben von Gildemeister (Bonn 1841), Stenzler (Bresl. 1874) u. a.; deutsch von M. Müller (Königsb. 1847), L. Fritze (Chemn. 1879) u. a., italienisch in schöner Ausstattung von Flechia (Flor. 1897). Endlich ist dem K. mit Wahrscheinlichkeit zuzuschreiben der »Ritusaṃhâra«, d. h. »Kreis der Jahreszeiten«, eine höchst poetische Schilderung der sechs indischen Jahreszeiten, herausgegeben von Jones (Kalkutta 1792) und mit Übersetzung von Bohlen (Leipz. 1840).

Kalide, Theodor, Bildhauer, geb. 8. Febr. 1801 in Königshütte, gest. 26. Aug. 1863 in Gleiwitz, bildete sich in Berlin bei Schadow und Rauch und schuf unter des letztern Leitung den Löwen auf dem Grabmonument des General Scharnhorst auf dem Invalidenkirchhof in Berlin. Sein erstes selbständiges Werk, der Knabe mit dem Schwan, im Auftrag Friedrich Wilhelms III. in Bronze für den Charlottenburger Schloßgarten ausgeführt, dann in Zinkguß häufig als Brunnenfigur wiederholt, hatte bereits großen Erfolg. Von einer Reise nach Italien 1846 nach Berlin zurückgekehrt, modellierte er für Königshütte die 1853 dort aufgestellte Statue des Ministers v. Reden in Bergmannstracht. Sein Hauptwerk ist eine berauschte Bacchantin auf dem Panther, ein Werk von kühner Bewegung und lebensvollem Schwung, das auch durch vortreffliche Marmortechnik ausgezeichnet ist (Berliner Nationalgalerie). Seiner spätern Zeit gehören an die Gruppe eines Knaben mit dem Bock und eine Madonna mit dem Kind.

Kalidünger, s. Dünger und Düngung, S. 279.

Kalieren (ital. calare, auch Dekalieren), senken, niederlassen; die Segel streichen; sinken (auch vom Preis ꝛc.); das erforderliche Gewicht nicht haben (vgl. Calo).

Kalifât (Chalifat, arab. chilâfa), das Amt des Kalifen, d. h. des nachfolgenden Stellvertreters Mohammeds in der äußern Leitung der Gemeinde. Der Kalif hat die Religion zu schützen und die Welt zu regieren. In Fragen des Dogmas und Gesetzes hat er keine Stimme. Nach dem als Gesetzesquelle geltenden Hadîs (s. Islam, S. 48) muß der Kalif dem arabischen Stamme Koraîsch angehören; doch ließ sich der osmanische Sultan Selîm I. von dem letzten abbasidischen Kalifen Mutawakkil, der im ägyptischen Mameluckenreiche die Kalifenwürde vertrat, im J. 1517 diese zedieren. S. Kalifen.

Kalifeldspat, Mineral, s. Orthoklas.

Kalifen (Chalifen, arab., »Stellvertreter«, genauer »Stellvertreter des Propheten Gottes«) nannten sich die Nachfolger Mohammeds in dessen geistlichem und weltlichem Herrscheramt; das durch sie gegründete Reich ist das Kalifat (s. d.).

Übersicht der Kalifen 632–1258.

Die 4 legitimen Kalifen.

632—634 Abu Bekr
634—644 Omar I.
644—656 Othmân
656—661 Ali

Die 14 omaijadischen Kalifen.

661—680 Moâwija I. ibn Abi Sufjân
680—683 Jezîd I. ibn Moâwija
683 Moâwija II. ibn Jezîd I.
683—685 Merwân I. ibn el Hakam
685—705 Abd el Malik ibn Merwân I.
705—715 Welîd I. ibn Abd el Malik
715—717 Suleimân ibn Abd el Malik
717—720 Omar II. ibn Abd el Aziz
720—724 Jezîd II. ibn Abd el Malik
724—743 Hischâm ibn Abd el Malik
743—744 Welîd II. ibn Jezîd II.
744 Jezîd III. ibn Welîd I.
744 Ibrahîm ibn Welîd I.
744—749 Merwân II. ibn Mohammed ibn Merwân I.

Die 37 abbasidischen Kalifen.

749—754 Abul Abbas es Saffâh
754—775 Abu Dscha'afar el Mansûr
775—785 Mahdi ibn el Mansûr
785—786 Hâdi ibn Mahdi
786—809 Harun al Raschîd ibn Mahdi
809—813 Emîn ibn Harun
813—833 Mamûn ibn Harun
833—842 Mo'tasim ibn Harun
842—847 Wathik ibn Mo'tasim
847—861 Mutawakkil ibn Mo'tasim
861—862 Muntasir ibn Mutawakkil
862—866 Musta'în ibn Mohammed ibn Mo'tasim
866—869 Mo'tazz ibn Mutawakkil
869—870 Muhtadi ibn Wathik
870—892 Mo'tamid ibn Mutawakkil
892—902 Mo'tadhid ibn Muwaffak ibn Mutawakkil
902—908 Muktafi ibn Mo'tadhid
908—932 Moktadir ibn Mo'tadhid
932—934 Kahir ibn Mo'tadhid
934—940 Râdhi ibn Moktadir
940—944 Muttaki ibn Moktadir
944—946 Mustakfi ibn Muktafi
946—974 Moti' ibn Moktadir
974—991 Tâi' ibn Moti'
991—1031 Kadir ibn Muttaki
1031—1075 Kâim ibn Kadir
1075—1094 Moktadi ibn Kâim
1094—1118 Mustazhir ibn Moktadi
1118—1135 Mustarschid ibn Mustazhir
1135—1136 Râschid ibn Mustarschid
1136—1160 Moktafi ibn Mustazhir
1160—1170 Mustandschid ibn Moktafi
1170—1180 Murtadhi ibn Mustandschid
1180—1225 Nasir ibn Murtadhi
1225—1226 Zahir ibn Nasir
1226—1242 Mustansir ibn Zahir
1242—1258 Musta'asim ibn Mustansir

Die legitimen Kalifen.

Da Mohammed keinen Sohn hinterlassen, auch keinen Nachfolger ernannt hatte, so entstanden nach seinem Tode Streitigkeiten über die Nachfolge, in denen 632 Abu Bekr (s. d.) den Sieg davontrug. Abu Bekr fand große Schwierigkeiten, da der Tod Mohammeds das Zeichen zu allgemeinen Aufständen gewesen war; doch ward er ihrer Herr, als sein Feldherr Chalid (s. d.) den gefährlichsten Gegner, Musailima, besiegt hatte. So hatte er sogar bereits die Eroberung Syriens und der Euphratländer in Angriff nehmen können, als er 634 starb. Sterbend bezeichnete er Omar I. (s. d., 634—644) zum Nachfolger. Dieser, einfach und mäßig, glaubenseifrig und sittenstreng, dabei von ungewöhnlicher staatsmännischer Begabung und Tatkraft, begründete die innere Staatsgewalt und verbreitete durch seine Heere den Islam im Osten über Persien, im Westen über Syrien und Nordafrika bis nach Tripolis hin. Das »Schwert Gottes«, Chalid, der 633 die Perser mehrmals besiegt und schon Ktesiphon bedroht hatte, dann aber auf Betreiben Omars 634 nach Syrien geschickt worden war, eroberte hier 635 Damaskus, vernichtete 636 in der Schlacht am Jarmuk (Hieromax) das Hauptheer der Byzantiner und unterwarf einen großen Teil Syriens. Andre Feldherren eroberten 638 Jerusalem und Antiochia, 640 die Hauptfestung Cäsarea, 639 bis 641 Mesopotamien. Zu derselben Zeit wurde die Zertrümmerung des Sasanidenreiches durch die Araber unter Sa'ad, dem Nachfolger des genialen Muthanna, vollendet. Die Perser wurden 637 bei Kadesia besiegt, worauf sich das Irak unterwarf und Ktesiphon, die persische Hauptstadt, ohne Schwertstreich eingenommen wurde; Kufa am Euphrat wurde der Sitz des arabischen Statthalters. Nach dem Siege der Araber bei Nehawend 642 unterwarf sich auch Medien. Omars Feldherr Amr ibn el Aß (s. d.) brach 638 oder 639 in Ägypten ein und vollendete, durch die dortigen kirchlichen Streitigkeiten unterstützt, bis 643 die Unterwerfung des Landes; von da aus eroberten die Araber

Barka und Tripolis. Übrigens war Omars Tätigkeit keineswegs bloß kriegerisch. Er stattete Moscheen und Schulen mit Grundbesitz aus, errichtete Festungen, führte die Zeitrechnung der Hedschra (s. d.) ein und schuf vor allem die auf straffer militärischer Organisation mit Beibehaltung der lokalen Selbstverwaltung beruhende Organisation des Reiches, die jetzt noch in allen muslimischen Staaten herrscht.

Nachdem Omar durch die Hand eines christlichen persischen Sklaven gefallen war, erwählte ein von ihm niedergesetzter Rat von sechs Männern Othmân (644—656, s. d.), einen Schwiegersohn Mohammeds, zum Kalifen. Dieser Greis war der schwierigen Stellung nicht gewachsen; namentlich erregte er durch Besetzung der Statthaltereien mit Verwandten und unwürdigen Günstlingen den Unwillen der Eiferer, von denen er unter Führung des Mohammed, eines Sohnes Abu Bekrs, in seinem Haus ermordet ward. Ihm folgte Mohammeds Neffe und Schwiegersohn Alli (656—661, s. Ali 1). Aber ehrgeizige Nebenbuhler und persönliche Feinde, darunter namentlich Mohammeds Witwe Aischa (s. d.), erhoben sich gegen ihn. In der sogen. Kamelschlacht bei Basra (656) siegte er und nahm Aischa gefangen; aber gegen den Statthalter Syriens, Moâwija, konnte er den bereits errungenen Sieg bei Siffin (657) infolge eines durch Ränke ihm aufgenötigten Waffenstillstandes nicht ausnutzen; im fortgesetzten Kampfe fiel er durch Meuchelmord (661).

Die Omaijaden.

Mit Moâwija I. (661—680) beginnt die Dynastie der Omaijaden (s. d.). Mit ihm kam die weltliche Partei der altmekkanischen Aristokratie zur Herrschaft; ihr Gegensatz zu der demokratisch-puritanischen Richtung der Châridschiten und zu der Schi'a, d. h. den Verwandten des Hauses des Propheten, bestimmte die nächste politische Entwickelung. Moâwija verlegte die Residenz von Medina nach Damaskus, weil er sich nur hier sicher fühlte. Um dem Aufstande der Châridschiten in Mesopotamien ein Ende zu machen, ernannte er seinen von einer Sklavin abstammenden Bruder Zijâd zum Statthalter von Basra, der hier mit despotischer Härte die Herrschaft der K. befestigte. Die Herstellung der Ruhe im Innern ermöglichte weitere Ausdehnung der Grenzen des Reiches. Cypern und Rhodos wurden erobert, die Kykladen, bald auch entferntere Küstenstriche von den sarazenischen Korsaren geplündert. Die Araber bedrängten sogar Konstantinopel vom Meer aus 7 Jahre lang (669—675), doch ohne Erfolg. Dafür drangen zu Lande die Scharen der Muslims im Osten bis gegen Indien, in Nordafrika unter Okba bis über Tunesien hinaus vor. Das Kalifat machte Moâwija in seiner Familie erblich.

Jezîd I., der Sohn Moâwijas (680—683), war wegen seiner weltlichen Neigungen den Frommen verhaßt. Hussein, der Sohn Alis, von den Schiiten des Irak gerufen, zog mit einer Anzahl von Parteigängern auf Kufa, unterlag aber bei Kérbela 680. Gleichzeitig hatten sich Medina und unter dem Gegenkalifen Abdallah ibn es Sobeir auch Mekka erhoben. Jezîds Feldherr Muslim ibn Okba eroberte jedoch Medina 683 und übte grausame Rache. Unterdessen starb Jezîd, wenige Wochen später sein Sohn Moâwija II., innere Zwistigkeiten zerrütteten die Partei der Omaijaden, und unter schweren Kämpfen nur hielt sich Merwân I. (s. d.), dem als dem ältesten Omaijaden gehuldigt worden war, doch wurde er schon 685 ermordet. Sein Sohn Abd el Malik (685—705, s. d.), eine energische Herrschernatur, fand das Reich der Auflösung nahe. In weiten Bezirken Chusistans und Arabiens tobten die Châridschiten, Mekka hielt Abdallah ibn es Sobeir, in Kufa war an der Spitze der Schiiten ein Pseudoprophet, Muchtâr, aufgestanden. Zum Glück geriet dieser mit Ibn es Sobeir in Streit, dessen Bruder Muß'ab ihn 687 vernichtete. Die Unruhen in Syrien stillte Abd el Malik selbst, schlug dann den Muß'ab 690 und ließ durch seinen Feldherrn Haddschâdsch ibn Jußuf 692 Mekka einnehmen, wobei Abdallah fiel. Als Statthalter des Ostens stiftete Haddschâdsch in Kufa und Basra Ordnung; die Empörungen im Osten fanden erst 703 ein Ende: damit war die Einheit des islamischen Reiches wiederhergestellt. Abd el Malik ließ zuerst (694) arabische Münzen prägen, machte die arabische Sprache zur ausschließlichen Kanzleisprache und begünstigte die Künste.

Unter Abd el Maliks Sohn Welîd I. (705—715) erhob sich die arabische Macht zur höchsten Blüte. Welîds Feldherren siegten in drei Weltteilen. Koteiba focht siegreich in Turkistan und Transoxanien (706—715). Mohammed ibn Kâßim unterwarf Sind und Pandschab, Maslama, des Kalifen Bruder, focht in Kleinasien siegreich. Muza ibn Noßair (s. d.) vollendete die Eroberung Nordafrikas bis zum äußersten Westen; sein Unterbefehlshaber Tarik (s. d.) setzte 711 nach Spanien über, schlug die Goten, und bis 713 war der größte Teil der Halbinsel in den Händen der Muslims. Welîds Bruder Suleimân (715—717) war ein Despot. In seine Regierung fällt die anderthalbjährige, erfolglose Belagerung Konstantinopels. Sein Vetter und Nachfolger, der fromme Omar II. (717—720), beging große politische Fehler, insbes. indem er die Feinde der Dynastie, die Aliden und in Verbindung mit ihnen die Abbasiden (s. Abbas 1), wieder aufkommen ließ. Unter seinem Nachfolger Jezîd II. (720—724), dem Bruder Suleimâns, wurde das Reich wieder von Aufständen heimgesucht, während der Kalif ein üppiges Leben zu Damaskus führte. Seinem Bruder und Nachfolger Hischâm (724—743) gelang es noch einmal, das Reich einigermaßen in Ordnung zu bringen, obwohl die zunehmende geheime Propaganda der Aliden und Abbasiden sich schon in gefährlichen Aufständen Luft machte. Durch Karl Martells Sieg bei Tours (732) wurde den Fortschritten der Araber im Westen ein Ziel gesetzt. Der wollüstige und grausame Welîd II. (743 bis 744), Sohn Jezîds II., wurde nach einjähriger Herrschaft gestürzt und getötet. Sein Nachfolger Jezîd III., Sohn Welîds I., starb in dem Jahre seiner Erhebung, und dessen Bruder Ibrahîm wurde 744 von Merwân, dem Enkel Merwâns I., gestürzt. Mit diesem, Merwân II. (744—750), erreichte die Herrschaft der Omaijaden in Asien ihr Ende. Offen traten die Abbasiden, unterstützt von den Aliden, gehoben durch das erwachte Nationalgefühl der islamisierten, doch araberfeindlichen Perser, gegen Merwân auf. Der Abbaside Ibrahîm ward in Chorasan als Herrscher ausgerufen. Ibrahîm selbst wurde zwar 748 von Merwân gefangen genommen, aber sein Bruder Abul Abbas ließ sich 749 in Kufa als Kalif huldigen. In blutiger Schlacht am Fluß Zab wurde Merwân II. geschlagen, nach Ägypten verfolgt und dort 750 getötet. Der blutdürstige Oheim des Abul Abbas, Abdallah (s. d. 2), rottete durch eine schonungslose Verfolgung die Omaijaden aus; nur wenige entkamen nach Spanien, wo Abd er Rahmân, Enkel des Kalifen Hischâm (s. d.), eine selbständige Herrschaft gründete. Mit dem Geschlechte der Omaijaden war die Herrschaft der Araber als Nation dahin.

Die Abbasiden.

Abul Abbas (749—754) befestigte seine Herrschaft durch blutige Ausrottung seiner Gegner, daher Saffâh (»Blutvergießer«) genannt. Sein Bruder Abu Dscha'afar (754—775), gewöhnlich el Mansûr (s. d., »der Siegbegabte«, bei den Abendländern Almansor) genannt, war einer der grausamsten, aber auch einer der größten Herrscher, die es je gegeben hat. Er befestigte die Dynastie durch Verfolgung ihrer Gegner, insbes. der durch ihre Beiseiteschiebung erbitterten Aliden und der extrem nationalen Richtungen unter Persern und Arabern; die Gemäßigten suchte er zu einigen, wie er denn seine Hauptstadt in das Grenzgebiet zwischen beiden Völkern, nach dem 762 gegründeten Bagdad, verlegte. Diese Tendenz seiner Herrschaft verkörperte sich auch in der intelligenten Ministerfamilie der aus Ostpersien stammenden Barmekiden (s. d.). Sie brachte das Reich zu hoher Blüte, die, durch die nicht seltenen Aufstände der Gegner wenig gestört, auch noch unter seinem Sohne Mahdi (775—785) und seinen Enkeln Hâdi (785—786) und Harun al Raschîd (786—809, s. d.) andauerte. Doch zeigte die Regierung des letztern schon Spuren des Verfalles, seit er 803, wohl aus Eifersucht, die mächtigen Barmekiden gestürzt hatte. Selbst kein bedeutender Herrscher, vermochte er die zunehmenden Aufstände nur unvollkommen zu unterdrücken; dazu legte er durch die letztwillige Teilung des Reiches unter seine Söhne Emîn (809—813) als K. und Beherrscher des Westens und Mamûn als Statthalter der Ostprovinzen den Keim zum Bürgerkrieg, in dem Emîn, von Mamûns Feldherrn Tahir geschlagen, umkam. Mamûn (813 bis 833), ein nicht untüchtiger Fürst, stellte die Ordnung leidlich her und trug durch Förderung geistiger Bestrebungen zum Aufblühen der wissenschaftlichen Tätigkeit bei, wodurch die Araber (oder vielmehr die arabisch schreibenden Muslims aller Nationen) die Vermittler zwischen der griechischen und der abendländischen Kultur geworden sind. Allerlei Mißverhältnisse während seiner Regierung hatten ihren Grund in theologischen Differenzen, da Mamûn als Beschützer der freisinnigen Richtung in der Theologie auftrat und deren Fassung des Dogmas zur Staatsreligion erhob. Sein Bruder Mo'taßim (833—842) verlegte wegen der steten Unruhen in Bagdad die Residenz nach Samarra am Tigris und errichtete eine starke Leibwache aus türkischen Sklaven (Mamelucken). Sein Sohn Wathik (842—847) vermehrte den überall glimmenden Haß durch Habgier und Verfolgung der Orthodoxen. Sein Bruder, der von der Leibwache zum Kalifen erhobene Mutawakkil (847—861), suchte durch Abschaffung des Dogmas Mamûns und Verfolgung der freisinnigen Theologen sich die Unterstützung der beim Volk einflußreichen Orthodoxie zu sichern, war aber als Herrscher wollüstig und grausam. Sein eigner Sohn Muntaßir verschwor sich gegen ihn mit der türkischen Leibwache und ließ ihn umbringen, starb aber selbst, wahrscheinlich an Gift, schon 862.

Mehr und mehr wurde das Reich durch Bürgerkriege der Auflösung entgegengeführt. Unter den folgenden, meist durch die Leibwache auf den Thron gehobenen K.: Musta'în (bis 866), Mo'tazz (bis 869), Muhtadi (bis 870), Mo'tamid (bis 892), Mo'tadhid (bis 902), Muktafi (bis 908), Moktadir (bis 932), Kahir (bis 934), Râdhi (bis 940), Muttaki (bis 944) erhoben sich auf allen Seiten Statthalter, die sich bei der meist schwachen Regierung der in ein üppiges Genußleben versunkenen K. von diesen unabhängig machten. So behaupteten sich mit mehr oder weniger Glück die Aghlabiden (s. d.) in Westafrika, die Tuluniden (s. unten) in Ägypten, die Hamdaniden (s. d.) in Nordsyrien, die Saffariden (s. d.) in Persien, die Samaniden (s. d.) in Chorasan, die Aliden in der Umgebung des Kaspischen Meeres, während große Teile des Reiches von den Sekten der Ismaëliten (s. d.), Karmaten (s. d.), Fatimiden (s. d.) unterwühlt wurden. Als der Kalif Mustakfi 944 zur Regierung kam, beschränkte sich sein Gebiet auf die Stadt Bagdad. Diese Schwäche benutzte 946 das Haupt der Bujiden (s. d.), Mo'izz ed Daula, um Bagdad zu erobern; der Kalif wurde geblendet, und der zu seinem Nachfolger erhobene Motî', der Bruder Mustakfis, wurde auf die geistliche Würde beschränkt, während die Bujiden die Würde des weltlichen Herrschers ausübten. So aller Macht beraubt, blieben die K. die Puppen der Bujiden, bis diese 1055 den Seldschuken weichen mußten. Das bedeutungslose Kalifat dauerte fort, bis es während des Verfalles der Seldschukendynastie einigen K. gelang, das Gebiet von Bagdad als selbständiges Fürstentum zurückzuerhalten. Dies beherrschten die K., bis Hulagu, der Enkel Dschengis-Chans, mit seinen wilden Horden Bagdad eroberte (1258); 40 Tage lang wurde geplündert, 200,000 Menschen wurden getötet, unter ihnen Musta'aßim, der letzte abbasidische Kalif.

Die übrigen Kalifate und Teilstaaten.

Ägypten war eine der ersten Provinzen des Kalifats, die sich von ihm losrissen. Den ersten Versuch machte der Statthalter Ahmed, Sohn des Tulun, eines ehemaligen türkischen Sklaven, der nur noch dem Namen nach unter abbasidischer Oberherrschaft stand (869). Die Schlacht bei Fostât (904) brachte zwar Ägypten nochmals unter das arabische Kalifat, aber die Dynastie der Ichschididen, von Mohammed Ichschîd, einem Ferghaniten, gestiftet, behauptete sich von 934—969 wieder selbständig auf dem ägyptischen Throne. Die zunehmende Schwäche dieser Familie machte es den Fatimiden (s. d.) leicht, auch Ägypten und Syrien in ihre Gewalt zu bringen; Mo'izz zog 973 als Kalif in die neuerbaute Hauptstadt Kairo ein. Es folgte eine Zeit des Aufschwunges für Ägypten; aber seit Hâkim (s. d.) geriet die Herrschaft in die Hand der Wesire. Wesir Afdal eroberte 1098 Jerusalem, verlor es aber schon 1099 wieder an die Kreuzfahrer. Unter den folgenden Fatimiden nahm die Verwirrung immer mehr zu. Ordnung in Ägypten schuf erst Saladin, der sich 1170 der Herrschaft bemächtigte und den Titel Sultan von Ägypten annahm. Er begründete die Dynastie der Ejjubiden, die 1250 von den Mamelucken gestürzt wurde. Nach der Zerstörung Bagdads durch die Mongolen 1258 stellten die Mamelucken einen nach Ägypten entkommenen Abbasiden als Scheinkalifen auf. Der letzte mußte bei der Eroberung Ägyptens durch die Osmanen 1517 den Kalifentitel an den Türkensultan abtreten (s. Kalifat), der ihn bis heute führt und damit die geistliche Oberherrschaft über die sunnitischen Muslims beansprucht. Von andern muslimischen Dynastien haben den Kalifentitel geführt die spanischen Omaijaden (s. Spanien [Geschichte] und Abd er Rahmân), die Almohaden (s. d.) und einige kleinere spanische und westafrikanische Dynastien.

Vgl. Weil, Geschichte der K. (Bd. 1—3, Mannh. 1846—51; Bd. 4 u. 5: Geschichte des Abassidenkalifats in Ägypten, Stuttg. 1860—62); v. Kremer, Kulturgeschichte des Orients unter den K. (Wien 1875 bis 1876, 2 Bde.); A. Müller, Der Islam im Mor-

gen- und Abendland (Berl. 1885—87, 2 Bde.); Muir, The Caliphate, its rise, decline, and fall (3. Aufl., Lond. 1899); Le Strange, Bagdad during the Abbasid caliphate (Oxford 1900); Wellhausen, Das arabische Reich und sein Sturz (Berl. 1902, behandelt nur die Omaijaden).

Kalifornien (California, vom span. Caliente Fornalla, »heißer Ofen«, abgekürzt Cal.), einer der namhaftesten Staaten der nordamerik. Union, nächst Texas der größte, zwischen 32° 32′ —42° nördl. Br. und 114° 20′ —124° 25′ westl. L., von N. nach S. 1100 km lang, von W. nach O. 3300 km breit, grenzt nördlich an Oregon, östlich an Nevada und Arizona, südlich an Mexiko, westlich an den Stillen Ozean und hat 410,140 qkm Fläche. S. Karte »Vereinigte Staaten, westliche Hälfte«.

Das Land zerfällt der Bodengestalt nach in vier natürliche Abschnitte: die Küstengebirgsregion, etwa ein Drittel des Ganzen, das Sacramento- und San Joaquintal, ungefähr ein Fünftel, die Sierra Nevada und das östlich davon gelegene Beckenland einschließlich der Mohave- und Coloradowüste. Indem sich die Küstenketten am Tehachipipaß mit der Sierra Nevada zusammenschließen, gliedert sich auch das südliche Drittel als Südkalifornien in sehr bestimmter Weise vom übrigen ab. Im N. bewirkt ein ähnlicher Zusammenschluß beider Gebirgszüge (am Mount Shasta und in den Siskiyou Mountains) die Abgrenzung von Oregon. Die 1750 km lange Küste ist beinahe durchgängig Steil- und Klippenküste und arm an guten Häfen. Neben der Bai von San Francisco (s. d.), die einen der herrlichsten Häfen der Welt bildet, dienen dem größern Verkehr nur die Humboldtbai und die Bai von San Diego. Unfern der Küste liegen einige als Schafweiden benutzte oder nur von Seelöwen, Ottern ꝛc. bewohnte Inseln (Santa Rosa, Santa Cruz, Santa Catalina u. a.). Die Küstenketten (Coast Ranges, s. d.) erreichen im Grizzly Peak der südkalifornischen San Bernardino Mountains 3575 m, im Mount San Antonio der San Gabriel Mountains 2724 m, im Santa Lucia Peak 1606 m, im Mount Hamilton 1356 m, im Mount Helena 1325 m, im Mount Courtney 2480 m und sind teils aus Granit, teils aus kretazeischem und tertiärem Sandstein und Konglomerat zusammengesetzt. Auf der Höhe meist mit dichtem Gestrüpp (Chaparral) an den untern Gehängen, besonders im N. mit stattlichen Rotholzbeständen bedeckt, bilden sie einen schwer übersteiglichen, mehrfachen Wall zwischen der Küste und dem Innern, durch den die San Francisco- nebst der San Pablobai als die einzige große Durchgangspforte dient. Die eingeschlossenen Längstäler (Santa Claratal, Salinastal, Napatal u. a.) sind ebensohlig und wenig über den Meeresspiegel erhoben, sie trugen von Natur parkartige Steppe, haben sich aber, z. T. durch künstliche Bewässerung, als sehr anbaufähig und fruchtbar erwiesen, so daß in ihnen eine große Zahl der reichsten Wein- und Fruchtfelder liegen. An Mineralschätzen bieten die südkalifornischen Ketten bei Los Angeles, Santa Barbara, Coalinga ꝛc. große Petroleumvorräte, die mittelkalifornischen bei New Almaden, New Idria, Redington ꝛc. mächtige Quecksilberlager, die nördlichen Goldseifen und Kupfer. Die mittlern enthalten überdies, besonders in der Gegend des Clear Lake, zahlreiche Geiser und Schwefelbänke. Auch das große kalifornische Haupttal ist beinahe vollkommen ebensohlig, mit schwacher Neigung von N. und S. gegen die Mitte, wo es an der Suisunbai zur Ebene des Meeresspiegels hinabsinkt. Der Tularesee im S. liegt 120 m, Tehama im N. 67 m, Sacramento 9 m ü. M. Der Talboden wird aus bis 1000 m mächtigen tertiären Schuttmassen gebildet, und im S. ist er unter dem Einfluß eines sehr trocknen Klimas und teilweiser Abflußlosigkeit stark mit alkalischen Salzen durchsetzt und ursprünglich ebenfalls nur mit dürren Steppen und einzelnstehenden Lebenszeichen bestanden, die Kultur hat ihn aber auf weiten Strecken in ergiebiges Acker-, Garten- und Weideland verwandelt. Am Unterlauf des Sacramento und San Joaquin sowie der Suisunbai liegen weite Riedgrassümpfe. Der erstere Strom ist bis zur gleichnamigen Stadt, der letztere bis Stockton für stattliche Dampfer schiffbar. Der 750 km lange Gebirgszug der Sierra Nevada ist einer der gewaltigsten von Nordamerika, im Mount Whitney 4541 m, im Mount Williamson 4405 m, in zahlreichen andern Gipfeln erheblich über 4000 m hoch, und im S. nur auf einigen Saumpfaden (Kearsargepaß 3670 m, Monopaß 3282 m), weiter im N. auf wenigen schlechten Fahrstraßen (Sonorapaß 2934 m, Lutherspaß 2286 m) zu queren. Die Zentral-Pacificbahn überwindet die Sierra im 2409 m hohen Donner- oder Truckeepaß, unter Anwendung eines 60 km langen Schneeschutzdaches, weil sich öfters bis 20 m mächtige Schneewehen aufhäufen. Die Südpacificbahn liegt im Tehachipipaß, am Südende des Gebirges, 1180 m ü. M. Die herrschenden Sierragesteine sind Granit, Diorit und Quarzschiefer, im N. gutenteils von Andesit- und Basaltlava überflossen und entlang den Stromtälern von ausgedehnten tertiären und jüngern Schotterbänken überlagert, in denen die berühmten kalifornischen Goldseifen (Placers) enthalten waren und z. T. noch erhalten sind. Den Schiefer durchziehen mannigfaltige reiche Erzgänge, darunter der berühmte »Mother Lode«, an den sich der kalifornische Bergbau zurzeit in erster Linie knüpft. Der natürliche Pflanzenwuchs war in der Fußhügelregion spärlich, ist aber teilweise durch Obstpflanzungen und Getreidefelder ersetzt worden. In der Höhe von 1000 m ü. M. gelangt man aber aus den lichten Hainen von Eichen, Graukiefern und Manzanitesträuchern (Arctostaphylus) in das Gebiet der Riesenzedern (Thuja gigantea), Riesentannen (Abies grandis), Douglasfichten (Pseudotsuga douglasii), Zuckerkiefern (Pinus lambertiana) und Sequoien (Sequoia gigantea), das den größten Teil des eigentlichen Gebirges einnimmt und eine herrliche Zierde sowie eine wichtige Hilfsquelle des Landes bildet, während Alpenmatten bei der Regenarmut des Sommers fehlen und die Viehzucht daher keine guten Bedingungen in der Sierra hat. Ewigen Schnee und kleine Gletscher tragen nur die Nordseiten weniger Gipfel, dagegen ist die Decke von Winterschnee allenthalben sehr mächtig. Besonders das Westgehänge der Sierra, das viel weniger steil ist als das Ostgehänge, wird von tiefen Schluchten und Tälern durchzogen, von denen viele wegen ihrer erhabenen Schönheit berühmt sind und stark besucht werden (so namentlich das Yosemitetal mit seinen hohen Wasserfällen). Sehr zahlreich sind auch schöne Gebirgsseen, wie der 1900 m ü. M. gelegene, 530 qkm große und gegen 600 m tiefe, dunkelblaue Tahoesee, der 1945 m hohe, 226 qkm große und 46 m tiefe Monosee, der Donnersee, der Webbersee u. a. Das Beckenland östlich von dem Steilabsturze der Sierra Nevada wird in nordsüdlicher Richtung von mehreren hohen Gebirgsketten durchzogen, neben denen tiefe Längstäler liegen. Die bis 4345 m hohe White Mountainskette, die 3403 m

hohe Inyokette, vor allem aber die im Mount Davidson mit 3028 m gipfelnden Washoe Mountains bestehen aus paläozoischen und eruptiven Felsarten und sind sehr erzreich (die Washoe Mountains durch den gewaltigen Gold- und Silbererzkörper des Comstockganges, dem 1859—87 für 810 Mill. Mk. Gold und für 537 Mill. Mk. Silber entnommen werden konnten). Von den Tälern liegt das Owental am Owensee 1087 m ü. M., das Mohavebecken sinkt aber am Salton Lake 81 m und das Todestal an den Bennettquellen sogar 146 m unter den Meeresspiegel. In ihnen finden sich mächtige Borax- und Salzablagerungen, die sich durch Ausblühung z. T. beständig erneuern, so daß sie durch Abbau kaum erschöpft werden können. Das Pflanzenkleid der Täler ebenso wie der Bergketten ist aber äußerst spärlich: Baum-Yucca, Kreosotsträucher, Felsengebirgswacholder u. dgl., und ausgedehnte Strecken sind kahle Ton-, Sand- oder Felswüsten. Etwas besserer Holz- und Weidewuchs findet sich nur entlang den Gebirgsbächen und Strömen, namentlich wo man künstliche Bewässerungsanlagen geschaffen hat, so besonders im Owental. — Die Bergketten von Südkalifornien tragen auf ihren Rücken bessern Wald, besonders Eichen und Fichten, und ermöglichten durch ihren größern Quellenreichtum zugleich die Anlage großer Staubecken zur künstlichen Bewässerung. Das Bear-Valley-Reservoir in den San Bernardino Mountains speichert allein 76 Mill. cbm Wasser auf. Die anliegenden Täler, wie das San Bernardinotal, das San Gabrieltal, das Santa Anatal u. a., die ursprünglich auch nur dürre Schafweide hervorbrachten, verwandelten sich dadurch großenteils in herrliche Südfruchtgärten, in denen große Mengen von Orangen, Oliven, Mandeln, Feigen sowie auch Walnüsse, Pfirsiche, Aprikosen und Wein erzeugt werden.

Hinsichtlich des Klimas besteht ein großer Unterschied zwischen dem Süden und Norden, noch mehr aber zwischen der Küste und dem Innern. Die südliche Küstengegend hat mäßig warme Sommer und außerordentlich milde Winter (San Diego mit 19,5° im Juli und 12° im Januar), dabei aber öfters empfindliche Temperaturschwankungen innerhalb eines und desselben Tages; die mittlere Küstengegend hat kühle und wechselvolle, die nördliche geradezu rauhe Sommer, aber ebenfalls milde Winter (San Francisco 14,6° im Juli, 10,1° im Januar und 13,2° im Jahresmittel). Im kalifornischen Haupttal, ebenso wie in den Tälern des Küstengebirges und des Großen Beckens sind die Sommer sehr heiß und die Winter vielfach kalt. So hat Fresno an vielen Julitagen 40—45°, im Mittel dieses Monats aber 27,5° und im Mittel des Januars 6,9° (an manchen Tagen —6°), während Salton und Volcano Springs, im Mohavebecken, mit 37,5 und 37,7° als Julimittel und mit 45—53° an vielen Julitagen, zu den heißesten Orten der Erde zählen und in den östlichen Tälern der Sierra Nevada im Januar —30° nicht unerhört sind. An Regen, bez. Schnee ist nur die nördliche Küstengegend und das höhere Gebirge reich (San Francisco mit 573 mm Niederschlägen, Eureka an der Humboldtbai mit 1128 mm, Summit im Truckeepaß mit 1165 mm im Jahr). Der Süden und das Innere sind ausgesprochen regenarm (San Diego 122 mm, Fresno 234 mm, Keeler im Owental 69 mm, Volcano Springs 43 mm). Im allgemeinen bringt übrigens nur der Winter Niederschläge, der Sommer ist im größten Teile des Gebiets vollkommen regenlos. An der Küste, bis 35 oder 40 km landein, sind aber schwere Nacht- und Morgennebel im Sommer wie im Winter außerordentlich häufig. An der nördlichen Küste herrschen auch häufig sehr starke Winde. Dagegen sind Gewitter selten.

Die ursprüngliche Pflanzenwelt Kaliforniens weicht von derjenigen des nordamerikanischen Ostens sehr stark ab, vor allem durch die genannten riesenhaften Koniferen. Sequoia gigantea, die größte Konifere der Erde, mit über 10 m Stammesdurchmesser und über 100 m Höhe, bildet nur noch wenige Bestände in der Sierra Nevada (den Calaverashain, den Mariposahain u. a.), während Sequoia sempervirens (der Rotholzbaum) im Küstengebirge noch weit verbreitet ist. Andre Charakterpflanzen sind: immergrüne Eichen (Quercus lobata und Q. chrysolepis), die Madroña (Arbutus menziesii), der kalifornische Lorbeer (Umbellularia californica), der westliche Cinquapin (Castanopsis chrysophylla), der kalifornische Lilac (Ceanothus), der kalifornische Mohn (Eschscholtzia californica) u. a., in der Wüste aber die kalifornische Palme (Washingtonia filifera), der dornige Palo Verde (Parkinsonia torreyana), die Baum-Yucca (Yuca arborescens) und andre sukkulente Formen, die nach Mexiko hinüber weisen. Von den Menschen sind außer den europäischen Nutzpflanzen namentlich auch zahlreiche australische Eukalypten und Grevilleen eingeführt worden. — Was die Tierwelt anlangt, so boten die ursprünglichen Säugetiere nur wenige abweichende Formen: das Katzenfrett (Bassaris astuta), das eichhörnchenähnliche Sewellel (Haplodon), die Seeotter (Enhydris californica); zahlreichere die Vogelwelt: einen Kondor (Sarcorhamphus californianus), ein Chaparralhuhn (Geococcyx californianus), mehrere Rebhühner von der Gattung Oreortyx u. a. Schlangen, darunter verschiedene Klapperschlangen (Crotaphytus), und Schwanzlurche sind stark vertreten. Am schärfsten ist die kalifornische Tierprovinz aber durch ihre Weichtiere vom übrigen Nordamerika verschieden. Ihre Süßwasserperlmuscheln sind den europäisch-asiatischen näher verwandt als denjenigen des Mississippigebiets.

Die Einwohnerzahl von K., die 1850, als es Unionsstaat wurde, erst 92,597 betrug, wuchs bis 1860 auf 379,994, bis 1880 auf 864,694 und bis 1900 auf 1,485,053 (820,531 männliche, 664,522 weibliche, 1,402,727 Weiße, 11,045 Neger und Mulatten, 15,377 Indianer, 45,753 Chinesen und 10,151 Japaner). Im Ausland waren 367,240 geboren, darunter 72,449 in Deutschland. Die Zahl der Chinesen (1890: 72,472), die ein nützliches und fleißiges, aber verhaßtes Arbeiterelement bilden, hat durch beschränkende Gesetze sehr abgenommen. Die katholische Kirche ist vertreten durch einen Erzbischof und zwei Bischöfe, die anglikanische durch drei Bischöfe, die methodistische durch einen Bischof. Nach der Verfassung hat jeder Distrikt eine öffentliche Schule sechs Monate im Jahre zu unterhalten. Die öffentlichen Schulen hatten 1902: 8072 Lehrer und 278,330 Schüler. Daneben bestanden 12 höhere Lehranstalten mit 598 Dozenten und 3530 männlichen und 2145 weiblichen Studierenden. Die vornehmsten sind die Universität von K. in Berkeley (s. d. 2) und die mit 20 Mill. Doll. gestiftete Leland Stanford-Universität in Palo Alto (s. d.). 1902 erschienen 684 Zeitungen.

Erwerbszweige. Bei der wechselnden Bodengestalt und der Erstreckung durch mehr als acht Breitengrade bietet K. überaus mannigfaltige Vorbedingungen für das Wirtschaftsleben. Schöner Hochwald nimmt nur etwa 18 Proz. der Fläche ein, Strauch-

und Gestrüppwald (Chaparral) 27 Proz.; anbaufähig sind kaum mehr als 25 Proz., in Farmbesitz eingeschlossen (1899) 11,5 Mill. Hektar oder 28,3 Proz., auf irgend eine Weise in Kultur genommen (improved) 4,8 Mill. Hektar oder 12 Proz., als Acker- oder Gartenland bestellt 2,8 Mill. Hektar oder 7 Proz. 400,000 Hektar wurden, besonders im San Joaquintal und in Südkalifornien, künstlich bewässert. Dem Getreidebau waren 1,6 Mill. Hektar eingeräumt, mit einer Gesamternte von 69,1 Mill. Bushels im Werte von 33,7 Mill. Doll., dem Weizenbau 1,1 Mill. Hektar (mit 36,5 Mill. Bushels Ernte), dem Gerstenbau 410,000 Hektar (mit 25,1 Mill. Bushels), dem Maisbau nur 21,000 Hektar (mit 1,5 Mill. Bushels). Eigentliches Südfruchtkulturland gab es 48,000 Hektar, mit einem Ertrag an Orangen, Zitronen, Oliven, Feigen u. dgl. im Werte von 7,2 Mill. Doll., sonstiges Obstland 139,000 Hektar mit 14,5 Mill. Doll. Ertrag, Weinland 53,000 Hektar mit 5,6 Mill. Doll. (721,4 Mill. Pfd.) Ertrag an Trauben und 3,9 Mill. Doll. (19 Mill. Gallonen) an gekeltertem Wein. In den Orangenpflanzungen, die bis in die Gegend des Mount Shasta nordwärts reichen und ungefähr die Hälfte des Südfruchtareals einnehmen, zählte man 1889: 1,154,000, 1899 aber 5,649,000 tragende Bäume, in den Olivengärten (1/11 des Südfruchtareals) 1889: 278,000, 1899: 1,5 Mill., in den Mandelbaumanlagen (1/6 des Areals) 1889: 660,000, 1899: 1,6 Mill. Ferner gab es 1899: 7,5 Mill. tragende Pfirsichbäume (mit 8,6 Mill. Bushels Ertrag), 4,2 Mill. Aprikosenbäume (mit 2,5 Mill. Bushels), 2,9 Mill. Apfelbäume (mit 3,5 Mill. Bushels), 2,5 Mill. Birnbäume (1,9 Mill. Bushels), 9,8 Mill. Pflaumenbäume (5,6 Mill. Bushels), 700,000 Kirschbäume (320,000 Bushels) und 700,000 Walnußbäume (mit 10,6 Mill. Pfd. Ertrag). Die Zahl der Weinstöcke, von denen manche viele Zentner Trauben tragen (ein Stock bei Santa Barbara angeblich 120 Ztr. in einem Jahre), betrug 1900: 90,7 Mill. Gutenteils ist der Weinbau in der Hand von Deutsch-Amerikanern, und rheinische sowie französische Reben werden seit den 60er Jahren des 19. Jahrh. besonders im Napa-, Sonoma- und Santa Claratal kultiviert, spanische und portugiesische Reben im Los Angeles-, San Gabriel-, San Bernardino-, San Diego- und San Joaquintal, nordamerikanische Reben dagegen (fast ausschließlich zur Tafeltraubengewinnung) im Sacramentotal. Die Rosinenbereitung ist namentlich im San Joaquintal (bei Fresno) im Schwange, die Dörrobstbereitung beinahe allenthalben, besonders aber im Santa Claratal. Von sonstigen Zweigen der Bodenkultur ist noch der Hopfenbau (1899: 2800 Hektar und 10,1 Mill. Pfd.) und der Zuckerrübenbau (16,000 Hektar und 86,7 Mill. Pfd. Zucker) hervorzuheben. Die Viehzucht hat vor allem gute Pferde aufzuweisen, 1900 mit einem Bestand von 515,464 Stück. Dazu gab es 88,252 Maultiere, 2787 Esel, 1,479,218 Rinder (wovon 326,756 Milchkühe), 2,581,584 Schafe und 622,365 Schweine. Die Molkerei erzielte 153,7 Mill. Gallonen Milch, 20,9 Mill. Pfd. Butter und 4,2 Mill. Pfd. Käse, während die Wollschur 13,7 Mill. Pfd. ergab. Sehr schwungreich wird auch die Bienenzucht betrieben, die 1899: 3,7 Mill. Pfd. Honig und 115,000 Pfd. Wachs erzeugte. Die Straußenzucht hat bei Los Angeles einen gewissen Erfolg zu verzeichnen, die Seidenraupenzucht bei San Diego. An der pazifischen Küsten- und Hochseefischerei, die 1899 mit 309 Schiffen und 28,208 Personen einen Fang im Werte von 13,7 Mill. Doll. erzielte, hat K. ebenfalls den Hauptanteil. — Sehr glänzend hat sich der Bergbau entwickelt, der lange den Hauptwirtschaftszweig des Staates bildete und seit den berühmten Goldfunden bei der Suttermühle des American River (1848—1902) für 1460 Mill. Doll. oder 60 Proz. von der gesamten Ausbeute der Union an Gold ergeben haben soll. 1850 wurde die Zahl der Goldgräber auf 50,000, 1852 auf 100,000 geschätzt, während die Ausbeute sich 1848 auf 5 Mill. Doll., 1849 auf 22 Mill., 1850 auf 59 Mill. und im Durchschnitt der Jahre 1850—1859 jährlich auf 61 Mill. Doll. belief. Dann erschöpften sich verschiedene reiche Seifen, und der 1851 begonnene Goldgangabbau hat den Ausfall niemals völlig gedeckt. Immerhin wurden 1863 noch 50 Mill. Doll. erzielt, 1865 noch 35 Mill. und 1866—75 im Jahresdurchschnitt noch 23,5 Mill., 1876—85 noch 17 Mill. Doll. Erst 1898 hat sich K. (1893—1902 noch mit 15,5 Mill. Doll. durchschnittlicher Jahresförderung) von Colorado und Alaska überflügeln lassen. 1902 wird die Förderung wieder auf 16,8 Mill. Doll. bewertet, was gegen die Vorjahre eine Zunahme bedeutet, hauptsächlich durch die Fortschritte des Gangabbaues in der großartigen Erzzone des Mother-Lode. Der Silberbergbau, der sich vorwiegend an die genannten Beckenketten (Basin Ranges) knüpft, ergab in den besten Jahren (1883) 3 Mill. Doll., 1902 aber 0,5 Mill. und insgesamt (bis 1902) 52 Mill. Doll. Quecksilber gewann man 1850—1902 für 75 Mill. Doll., 1877: 79,000 Flaschen, 1902: 29,500 Flaschen, so daß K. zurzeit noch annähernd 30 Proz. zur Gesamtproduktion der Erde beiträgt. Die Kupferförderung wurde erst neuerdings namhaft, besonders in der mittlern Sierra Nevada und in den Trinity Mountains, 1902 stand K. aber mit 29,5 Mill. Pfd. im Werte von 4,7 Mill. Doll. innerhalb der Union nur Montana, Michigan und Arizona nach. Die Borax- und Borsäuregewinnung bewertete sich 1902 auf 2,2 Mill. Doll. Die kalifornischen Petroleumquellen endlich lieferten 1876 nur 12,000 Faß, 1895 aber 1,2 Mill., 1899: 2,7 Mill. und 1902: 14,4 Mill. Faß, sie sind also zurzeit der ansehnlichste Bodenschatz des Staatsgebiets nächst dem Golde. Die Kohlenförderung (1902: 88,460 Ton.) ist unbedeutend.

Die Industrie wird am meisten durch die ausgiebigen Wasserkräfte gefördert, welche die Sierra Nevada und andre Gebirge bieten, und die durch elektrische Transmission bis in Fernen von 350 km geleitet werden. 1900 gab es im ganzen 12,582 Betriebe mit 91,047 Arbeitern und für 302,874,761 Doll. Erzeugnisse. Besonders hervorragend waren: Fabrikation und Raffinerie von Zucker (13 Betriebe, 1828 Arbeiter und für 19,409,994 Doll. Erzeugnisse), Sägeholzindustrie (313 Betriebe, 5806 Arbeiter, 13,764,647 Doll.), Versandschlächterei (23 Betriebe, 660 Arbeiter, 8,232,680 Doll.), Müllerei (124 Betriebe, 857 Arbeiter, 13,100,944 Doll.), Konservenindustrie (136 Betriebe, 7486 Arbeiter, 13,081,829 Doll.), Gerberei (45 Betriebe, 1454 Arbeiter, 7,405,981 Doll.) ꝛc. Der Handel ist ausgedehnt. Außer den drei Pacificbahnen gibt es zahlreiche andre; 1902 betrug die Gesamtlänge aller Bahnen 8998 km. Die Handelsflotte bestand 1900 aus 896 Schiffen von 321,889 T., wovon 306 Dampfer mit 165,340 T. Mit Ostasien und Australien ist K. von San Francisco aus durch regelmäßigen Postdampferverkehr verbunden.

Die Verfassung gibt das Wahlrecht jedem männlichen Bürger, der 21 Jahre alt ist und ein Jahr im

Staat gelebt hat (seit 1871 auch den Negern, aber nicht Chinesen und Indianern). Die vollziehende Gewalt liegt in den Händen eines auf vier Jahre vom Volke gewählten Gouverneurs. Die gesetzgebende Gewalt wird ausgeübt von einem Senat und einer Assembly. Die 40 Senatoren werden auf vier Jahre, die 80 Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt. In den Senat der Union entsendet K. 2, in das Repräsentantenhaus 8 Mitglieder; bei der Präsidentenwahl hat es 9 Stimmen. Die richterliche Gewalt wird von einem Obergericht (7 Mitglieder), Kreis- und Grafschaftsgerichten ausgeübt. Die Richter werden vom Volk auf 4, 6 oder 12 Jahre gewählt. Das gesamte steuerbare Eigentum wurde 1902 auf 1,228,292,457 Doll. geschätzt, wovon 942,353,309 auf Grundbesitz, 47,711,755 Doll. auf Eisenbahnen entfielen. Eingeteilt wird K. in 57 Grafschaften. Sitz der Regierung ist Sacramento.

[Geschichte.] Bereits 1532 erreichte eine von Cortez ausgesandte Expedition die Halbinsel Niederkalifornien (jetzt zu Mexiko gehörig), deren Ost- und Westküste Fernando de Ulloa 1538 besuchte und das Land 1602 für Spanien in Besitz nahm; erst 1768 geschah dasselbe mit Oberkalifornien (Alta California) oder Neukalifornien, dem jetzigen Staate K. Die Jesuiten und nach ihnen die Franziskaner hatten die Kolonisation mit großem Erfolge geleitet. Als aber 1833 die republikanische Regierung die Säkularisation der blühenden Missionsstationen dekretierte, verließen die Missionare das Land, und die Indianer fielen allmählich wieder in ihre alte Barbarei zurück. Die Regierung von Mexiko tat nichts für das Land, und die Ansicht, daß das Wohl desselben die Trennung von Mexiko erheische, gewann immer mehr Boden. In diesem Sinne sprach sich eine 1846 nach Monterey einberufene Junta aus; nur war man unentschieden darüber, ob dem Anschluß an die Vereinigten Staaten oder an einen europäischen Staat der Vorzug gebühre. Da griffen die Vereinigten Staaten ein. Fast gleichzeitig erschienen in K. 1846 Fremonts »Forschungsexpedition« und ein Geschwader von Kriegsschiffen; die im Land ansässigen Amerikaner griffen zu den Waffen, überwältigten den Widerstand der Kalifornier, und das Gebiet von Oberkalifornien wurde durch den Frieden von Guadalupe Hidalgo 2. Febr. 1848 gegen eine Entschädigung von 15 Mill. Doll. von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten, während Niederkalifornien bei Mexiko verblieb. Die Frage, ob K. ein Sklavenstaat oder ein freier Staat werden solle, wurde durch die Bevölkerung selbst im letztern Sinn entschieden. Die Entdeckung der reichen Goldfelder 1848 brachte große Scharen freilich z. T. recht bedenklicher Volkselemente ins Land, auch viele Chinesen, gegen deren Zulassung sich bald eine starke Bewegung erhob. Seit jener Zeit aber datiert der überraschende Aufschwung Kaliforniens. Im Bürgerkrieg schloß sich K. den Nordstaaten an, nahm aber, infolge seiner Lage, fast gar nicht an demselben teil. Ohne je eine Territorialregierung gehabt zu haben, trat K. 9. Sept. 1850 als Staat in die Union ein. Vgl. Whitney, Geological survey of California (New York 1869); T. Kirchhoff, Kalifornische Kulturbilder (Kassel 1886); Lindley u. Widney, California of the South (3. Aufl., New York 1896); Muir, The mountains of California (das. 1894); Robinson, Life in California (San Francisco 1897); Knochenhauer, Der Goldbergbau Kaliforniens (Leipz. 1897); Holmes, Anthropological studies in California (50 Tafeln, U. S. National-Museum, 1902); Hittell, History of California (San Francisco 1886—97, Bd. 1—3); H. Bancroft, California pastoral 1769—1848 (das. 1888) und History of the Pacific States of North America, Bd. 13—19.

Kalifornienholz, s. Rotholz.

Kalifornische Rebenkrankheit, s. Weinstockgummose.

Kalifornischer Meerbusen (Mar Bermejo, »Purpurmeer«, Mar de Cortez), Meerbusen zwischen der Halbinsel Kalifornien und den mexikanischen Staaten Sonora und Sinaloa, 1120 km lang, 96—240 km breit, im S. gegen 2800, im N. bis 335 m tief, enthält an den Küsten zahlreiche Buchten (im O. die Adair- und Georgebai, im W. Santa Inés und La Paz) und Inseln (Angel de la Guardia, Tiburon u. a.) und nimmt in seinem Nordwinkel den Colorado, vom O. die Flüsse Sonora, Yaqui, Fuerte u. a. auf. Der nördliche Teil ist durch Klippen und Sandbänke gefährlich, das Wasser warm (an der Oberfläche 17—24°), Perlenfischerei eine Hauptbeschäftigung der Küstenbewohner. S. die Karten »Vereinigte Staaten, westliche Hälfte« und »Mexiko«.

Kalifornische Strömung, s. Stiller Ozean.

Kalifornische Wachtel, s. Baumwachtel.

Kalifornische Weine, verschiedenartige, z. T. dem Rheinwein und Bordeaux ähnliche, meist aber den Südweinen entsprechende Weine, die hauptsächlich nördlich von San Francisco, im Sonoma- und Napatal, z. T. aber auch weiter südlich unter dem 34.° nördl. Br. (Anaheim) gewonnen werden. Der Weinbau wird in Kalifornien durch Klima und Boden ungemein begünstigt und meist von deutschen Gesellschaften betrieben. Besonders beteiligen sich am Weinbau Sonoma mit 21,683 Acres, Los Angelos in Südkalifornien, Napa, Fresno, Santa Clara, San Bernardino, Alameda und Sacramento. Die besten Weine liefern Napa, Sonoma, Santa Clara und Alameda County, während Los Angelos und die Grafschaften in den heißen Ebenen des Zentrums, wo die vor mehr als 200 Jahren von den spanischen Missionaren aus ihrem Vaterland eingeführte Missionsrebe bis in die neueste Zeit in zu großer Menge kultiviert wurde, geringere Weine liefern. Man bemüht sich allgemein, für jede Region die angemessensten Reben auszuwählen, und sehr bald dürfte Kalifornien würdige Rivalen mancher der edelsten europäischen Weine erzeugen. Kalifornien hat auch angefangen, Kognak darzustellen. Vgl. Baumert, Beiträge zur Kenntnis der kalifornischen Weine (Berl. 1886).

Kaliglimmer, Mineral, soviel wie Muskovit, s. Glimmer, S. 36.

Kalihari, Wüste, s. Kalahari.

Kalihydrāt, soviel wie Kaliumhydroxyd (s. d.).

Kalikalkglas (leichtes Kristallglas), s. Glas, S. 886.

Kalikat (Calicut), Hauptstadt des Distrikts Malabar in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, an der Südwestküste Vorderindiens, mit Madras und Negapatam durch Eisenbahn verbunden, hat eine anglikanische, lutherische u. kath. Mission mit Schulen, englische Besatzung, Irrenhaus, Krankenhäuser und (1901) 75,510 (zur Hälfte Hindu, ein Drittel Mohammedaner) Einw., die Bootbau und Toddybereitung betreiben und mit Kopra, Kokosfaser, Betelnüssen, Pfeffer, Tiek- und Sandelholz ꝛc. handeln. Der Hafen ist stark versandet, doch wird an seiner Vertiefung gearbeitet. — K., einst einer der nördlichen Punkte des drawidischen Tscherareichs, ist von allen indischen Häfen zuerst von Europäern berührt worden; 1486

landete hier der Portugiese Covilham, 20. Mai 1498 Vasco da Gama. Von den Portugiesen wiederholt zerstört, fiel es später in die Hände der Franzosen; auch Dänemark erhob Ansprüche auf K. Die Briten errichteten die erste Faktorei 1616, besetzten aber erst 1790 den Ort, der ihnen nach dem Friedensschlusse 1792 zufiel.

Kaliko (von der ostind. Hafenstadt Kalikat, woher die Ware zuerst eingeführt wurde; franz. Calicot), leinwandartig gewebte, dichtere Baumwollenstoffe, auch Druckperkal, in Frankreich Indiennes genannt; auch ein stark appretiertes und gekörntes Baumwollengewebe für Buchbinderzwecke mit 25 Ketten- und 25 Schußfäden auf 1 cm Kette und Schuß Nr. 26 englisch = 44 metrisch Bindung Leinwand. K. für Verbandzwecke, ein rohes und leichtes Baumwollengewebe mit 26 Fäden auf 1 cm Kette Nr. 40 und Schuß Nr. 30 englisch.

Kalikutischer Hahn, soviel wie Truthahn.

Kalilauge, s. Kaliumhydroxyd.

Kalila wa-Dimna, Fabelsammlung, s. Arabische Literatur, S. 658.

Kali majus, das Kraut von Salsola soda, s. Salsola.

Kalina, Kolonie im preuß. Regbez. Oppeln, Landkreis Beuthen, hat (1900) 3615 Einw.

Kalinka, Walerjan, poln. Geschichtsforscher, geb. 1826 in Krakau, gest. 16. Dez. 1886 in Lemberg, studierte in Krakau die Rechte, nahm am Aufstand von 1846 teil und flüchtete darauf nach Paris, wo er Sekretär des Fürsten Adam Czartoryiski wurde. 1863 unternahm er im Auftrage der polnischen Nationalregierung eine diplomatische Reise nach Italien und Schweden, widmete sich aber nach dem Scheitern des Aufstandes ausschließlich historischen Studien, als deren Frucht zunächst die Werke: »Von den internationalen Beziehungen Polens im 16. Jahrhundert« (Warsch. 1862) und »Die letzten Regierungsjahre Stanislaus Augusts« (Par. 1865—67, 2 Bde.) erschienen. Er trat in den polnischen Resurrektionistenorden ein und ging 1870 nach Galizien, wo er Vorsteher des ruthenischen Konvikts in Lemberg wurde. Er schrieb: »Die österreichische Politik in bezug auf die Verfassung vom 3. Mai« (1872). Sein unvollendetes Hauptwerk: »Der vierjährige polnische Reichstag 1788—1791« (1880, 2 Bde.; deutsch, Berl. 1896—1898, 2 Bde.) zeichnet sich durch glänzenden Stil und Unparteilichkeit aus, rief aber vielfache Entgegnungen hervor.

Kalinken, s. Marderfelle.

Kalinkenholz, s. Viburnum.

Kalinüsse, s. Entada.

Kaliologie (griech.), Nesterkunde.

Kaliophilit, Mineral, dem Nephelin ähnlich, aber ein reines Kalitonerdesilikat $KAlSiO_4$, findet sich in dünnen, farblosen Nadeln selten in Auswürflingen der Monte Somma am Vesuv.

Kalipflanzen, veraltete Bezeichnung für Pflanzen, die in ihrer Substanz Kali in hervorragender Menge enthalten, wie die Runkelrüben, der Tabak und die Kartoffeln.

Kalisalpeter, s. Salpetersaures Kali.

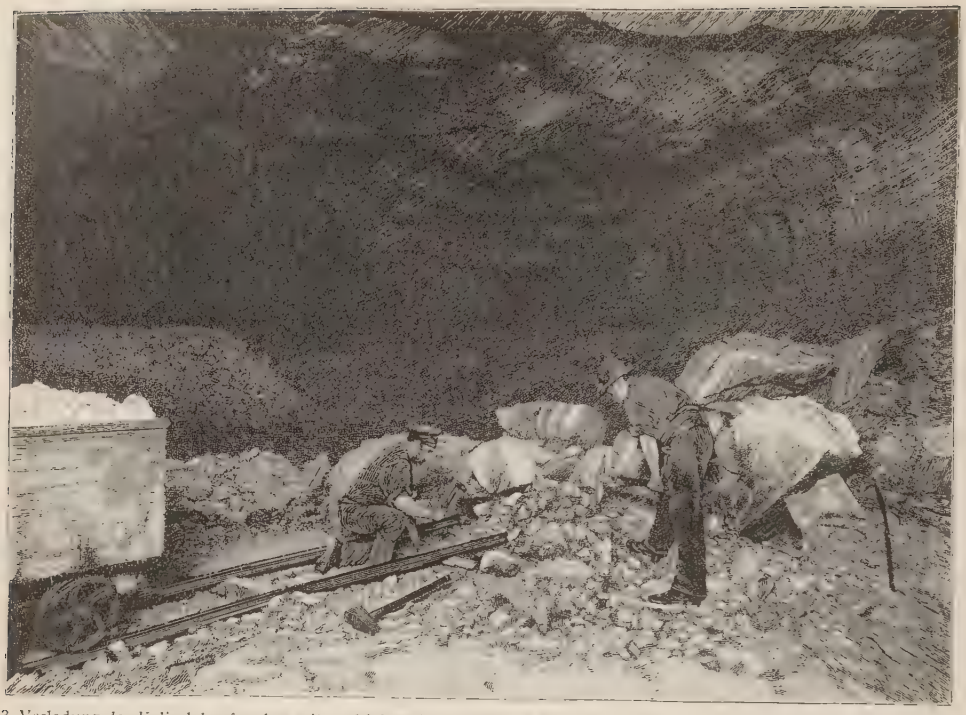
Kalisalze (Kaliumsalze, Kaliumoxydsalze; hierzu Tafel »Kalisalzbergbau I u. II«) finden sich weitverbreitet in der Natur, und namentlich ist kieselsaures Kali Bestandteil zahlreicher Mineralien und Gesteine (Kalifeldspat enthält 10—16 Proz. Kali, Glimmer 8—10 Proz., Glaukonit, Phonolith, Trachyt 7—8 Proz., Granulit, Porphyr, Glimmerschiefer 6—7 Proz., Granit, Syenit, Gneis 5—6 Proz., Dolerit, Basalt, Kaolin, Lehm 1—2 Proz.); Chlorkalium findet sich als Sylvin, schwefelsaures Kali als Glaserit, außerdem beide in mehreren Doppelsalzen der Staßfurter Abraumsalze (s. d.), wie namentlich Carnallit, Kainit, Schönit, salpetersaures Kali als Salpeter ꝛc. Geringe Mengen von Kalisalzen treten im Quell-, Fluß-, Meerwasser und in der Ackererde auf, und aus dieser entnehmen es die Pflanzen, in denen häufig K. organischer Säuren (weinsaures, oxalsaures Kali ꝛc.) angetroffen werden. In der Pflanzenasche findet sich das Kali als Chlorkalium, schwefelsaures Kali und großenteils als kohlensaures Kali, das durch Zersetzung der Salze organischer Säuren entstanden ist. Auch die Rübenmelasse, in der sich die K. der Runkelrübe angesammelt haben, liefert beim Einäschern viel kohlensaures Kali. Im tierischen Organismus sind K. im Fleisch und in den Blutkörperchen, in den Eiern und in der Milch reichlich vertreten, kalireich ist auch der Wollschweiß des Schafes. Früher gewann man K. hauptsächlich aus Pflanzenasche und verbrannte zu dem Zweck enorme Quantitäten Holz, und an den Küsten Englands und Frankreichs schied man aus der Asche von Tangen (Kelp, Varech) K. ab. In neuerer Zeit wurden Rübenmelassenschlempe und Wollschweiß auf K. verarbeitet, aber diese letztern Salze waren gewissermaßen eine Anleihe bei der Landwirtschaft; denn wenn der Acker, aus dem sie in letzter Reihe stammten, nicht verarmen sollte, so mußte ihm das Kali zurückerstattet werden. Dies geschah teilweise durch Guano, der insofern auch als Kaliquelle zu betrachten ist. Erhebliche Mengen von Kalisalzen gewann man aus der Mutterlauge des Meerwassers und der Salinen, während die Darstellung von Pottasche aus kalireichen Gesteinen große Schwierigkeiten darbot. Endlich ist noch der natürliche Salpeter als Kaliquelle zu erwähnen. Mit der Entwickelung der Industrie hob sich der Wert der K. sehr schnell, und man bemühte sich, weil sich neue Kaliquellen nicht darboten, zunächst um einen möglichst allgemeinen Ersatz durch Natron- oder Ammoniaksalze. Statt des kohlensauren Kalis benutzte man kohlensaures Natron (Soda) und statt des Kalialauns Ammoniakalaun. Immer blieben aber die K. für viele Zwecke unentbehrlich, und die Entdeckung des großen Kalilagers bei Staßfurt war daher von höchster Wichtigkeit. Hier entwickelte sich seit 1861 eine mächtige Kaliindustrie, die von nun an den Kalimarkt der ganzen Welt beherrschte und die Bedeutung der andern Kaliquellen schnell herabdrückte. Bei Kalusz in Galizien, bei Maman in Persien und in der Salzkette im Norden des Pandschab wurden ebenfalls K. entdeckt, allein keiner von diesen Fundorten macht der deutschen Industrie Konkurrenz.

K. entstehen beim Neutralisieren von kohlensaurem Kali oder Kaliumhydroxyd mit Säuren oder durch Wechselzersetzung. Sie sind farblos, wenn die Säure farblos ist, meist kristallisierbar und in Wasser löslich, bei schwacher Glühhitze nicht flüchtig. Aus Lösungen, die mindestens 1 Proz. Kali enthalten, scheidet sich auf Zusatz von saurem weinsaurem Natron kristallinisches saures weinsaures Kali ab, ebenso fällt Platinchlorid gelbes Kaliumplatinchlorid, das beim Glühen Platin und Chlorkalium zurückläßt. Die K. färben die Weingeist- und Lötrohrflamme violett; Natronsalze verdecken diese Färbung, aber man nimmt sie wahr, wenn man die Flamme durch ein mit Kobaltoxydul tiefblau gefärbtes Glas betrachtet. Die K. sind für die Pflanzen unentbehrlich und stehen namentlich zur Stärkebildung in naher Beziehung; man trifft

Kalisalzbergbau I.

1. Herstellung eines Einbruchs im Kalisalz.

2. Hereingewinnung einer Salzfirste.



3. Verladung des Kalisalzhaufwerkes mit nachfolgender Ausfüllung des Abbauhohlraumes durch unreines Steinsalz etc.

4. Förderung der Kalisalze mittels umlaufender Kette nach dem Schacht.

sie in den Pflanzen überall mit den Kohlehydraten vergesellschaftet, und manche Pflanzen, wie Runkelrüben, Kartoffeln, Tabak, bedürfen zu ihrer Entwickelung großer Mengen K. (Kalipflanzen). Auch für die Ausbildung der tierischen Gewebe sind K. unentbehrlich; größere Dosen aber wirken auf den tierischen Organismus sehr energisch: 1—1,5 g, unter die Haut gespritzt, tötet ein Kaninchen, und 0,3 g, einem Hund in die Venen gespritzt, bringt das Herz sehr schnell zum Stillstand unter gleichzeitiger schneller Abnahme des Blutdruckes. Im Magen sind kleinere Dosen von Kalisalzen ganz unschädlich, während größere ebenfalls giftig wirken. In der Technik sind sie unentbehrlich für die Glas- und Seifenfabrikation und für die Darstellung des Schießpulvers, und manche K. finden vielseitige Verwendung. Seit Aufschließung des Staßfurter Lagers benutzt die Landwirtschaft K. in größerer Menge als Dünger und hat durch ihre Anwendung mit Phosphorsäure und Chilisalpeter sehr günstige Resultate erzielt, namentlich auch bei der Moorkultur. Vgl. Märcker, Die K. und ihre Anwendung in der Landwirtschaft (Berl. 1880) und Die Kalidüngung in ihrem Wert für die Erhöhung und Verbilligung der landwirtschaftlichen Produktion (2. Aufl., das. 1893); Wilfarth u. Wimmer, Die Wirkung des Kaliums auf das Pflanzenleben (das. 1902).

Durch bergmännische Aufschlüsse und Tiefbohrungen ist der Nachweis erbracht worden, daß die Staßfurter Kalilagerstätten sich außer der Provinz Sachsen und dem Anhaltischen auch in Thüringen, Braunschweig, Hannover, Mecklenburg und der Mark Brandenburg finden. Sie werden der obern Zechsteinformation zugerechnet und liegen im Magdeburg-Halberstädter Becken, das bis zum nördlichen Harzrande reicht, auf einer mächtigen Ablagerung von sogen. älterm, völlig kalifreiem, durch zahlreiche Schnüre von Anhydrit, Polyhalit und Kieserit verunreinigtem und deshalb unbauwürdigem Steinsalz; sie werden in der Regel überlagert von jüngerm, meist ziemlich reinem und bauwürdigem jüngern Steinsalz, Gips und buntem Lettenschiefer mit dünnen Kalksteinbänken und Rogensteinschichten, die der untern Buntsandsteinformation angehören. Die Mächtigkeit des Kali- und Magnesiasalzlagers beträgt dort 20—40 m. Das Mutterlaugensalzlager selbst besteht in seiner im ursprünglichen Ausscheidungszustand erhalten gebliebenen Hauptmasse aus Carnallit, der aber meistens mit Steinsalz, Kieserit ꝛc. derart durchwachsen ist, daß sich eine durchschnittliche Zusammensetzung von 55 Proz. Carnallit (in der Regel rot gefärbt), 26 Proz. Steinsalz (grau bis rot), 17 Proz. Kieserit (weißgrau) und 2 Proz. Anhydrit und Ton ergibt. Die am höchsten herausgehobenen Teile des Lagers zeigen jedoch, wohl meist infolge von Auflösungs- und Umwandlungsvorgängen, eine andre Beschaffenheit: an Stelle des Carnallits tritt Kainit oder, wenn auch in geringerer Verbreitung, das sogen. Hartsalz, ein Gemenge von Kieserit, Steinsalz und Chlorkalium, oder Sylvinit. Letzterer findet sich indessen häufiger erst über dem Kainit ausgebildet. An manchen andern Punkten dagegen wird der Kainit von Schönit, bei Vienenburg am Harz der Kainit und Sylvinit noch von Sylvin überdeckt. Diese sogen. sekundären Salze (die sonst noch vorkommenden sind nur von untergeordneter Bedeutung) besitzen vermöge ihrer günstigen chemischen und physikalischen Eigenschaften, besonders aber des größern Kaligehaltes, erheblich höhern Wert als der Carnallit. Im allgemeinen zeigt das Mutterlaugensalzlager viele Unregelmäßigkeiten, inselartige Unterbrechungen, nachträgliche Änderungen und Zerstörungen, Abreißen, Versinken oder Verschobenwerden von Teilen infolge gebirgsbildender Vorgänge, wodurch sich die mancherlei Enttäuschungen der Unternehmer erklären.

Die Erschließung von Kalisalzlagerstätten durch das Niederbringen von Schächten hat nicht selten wegen der Durchteufung mächtigerer Schwimmsandablagerungen, wie auch infolge starken, ja mitunter ganz ungeheuern Wasserandranges in gewissen klüftigen Schichten des Deckgebirges, insbes. in den Rogensteinen der Buntsandsteinformation und im hangenden Gips, sehr große Schwierigkeiten bereitet und gewaltige Geldsummen verschlungen. Unter allen Umständen sind die Schächte innerhalb des wasserführenden Gebirges mit einem wasserdichten, alle Zuflüsse auf die Dauer sicher abschließenden Ausbau, am besten in gußeisernen Segmenten mit Bleidichtung und Betonhinterfüllung zu versehen. Die neuern Schächte sind durchweg rund und mit einer lichten Weite von etwa 4,5—6 m abgeteuft. Ihre Tiefe beträgt zwischen 350 und 750 m.

Die planmäßige Ausbeutung, der Abbau der K., gestaltet sich verschieden, je nachdem das Lager mehr oder weniger steil aufgerichtet ist oder sich flach bis annähernd wagerecht oder mehr wellenförmig ausbreitet. Auf den zurzeit betriebenen Werken ist die erstbezeichnete Lagerungsart die häufigere. Bei derselben wird von den Schächten aus immer zunächst der höchstgelegene Teil des Kalisalzlagers in geeigneter Tiefe durch ungefähr wagerecht getriebene geräumige Gänge (Querschläge und Strecken) auf kürzestem Wege »angefahren«, in seiner ganzen Dicke durchquert und nach beiden Seiten in seiner »streichenden« Erstreckung am Liegenden und Hangenden entlang weiter aufgeschlossen. In dem dadurch gebildeten Horizont (Baufohle) erfolgt dann der Abbau in der Weise, daß das Salzlager in 7—10 m hohen wagerechten Scheiben nacheinander von unten nach oben durch Bohr- und Sprengarbeit hereingewonnen wird, bis die obere natürliche Begrenzung der Lagerstätte oder aber diejenige Höhe erreicht ist, über die hinaus abzubauen aus Gründen der Sicherheit bedenklich erscheint.

Mehr oder weniger bedeutende Teile der wertvollen Lagerstätte bleiben unabgebaut, und zwar in der Regel in Gestalt 5—10 m dicker Querpfeiler (bei flacher Lagerung dagegen streichender Pfeiler), die in regelmäßigen, durch das örtliche Verhalten des Lagers bedingten Abständen (20—50 m) stehen bleiben, um die Decke der gewaltigen Hohlräume zu tragen, die sich durch Wegnahme der Salzmassen zwischen ihnen nach und nach herausbilden.

Letztere Arbeit wird damit eingeleitet, daß man zunächst die unterste, zwischen den Sohlenstrecken anstehende Salzscheibe von etwa 2 m Höhe bis an die stehenzulassenden Stützpfeiler heran entfernt oder Einbruch macht, wie dies Tafel I, Fig. 1, veranschaulicht. Es werden mittels einer Anzahl gleichzeitig neben- und hintereinander betriebener Bohrmaschinen etwa 1,5—2 m tiefe Bohrlöcher hergestellt und letztere darauf mit Sprengsalpeter weggesprengt. Während dann die hereingebrochenen Salzstücke in Förderwagen auf nachgeführten Schienenbahnen verladen und nach dem Schachte gefahren werden, beginnt vor der frischen Salzwand das Bohren von neuem ꝛc. Nach Fertigstellung und Ausräumung des Einbruchs wird die Hereingewinnung der darüber anstehenden, je nach den örtlichen Verhältnissen 5—8 m hoch zu

bemessenden Salzfirste auf ähnliche Weise, aber in Absätzen bewerkstelligt. Von den hierbei oft in gewaltigen Blöcken oder Schalen herabstürzenden Kalisalzmassen läßt man stets so viel einstweilen ungefördert zu Haufe liegen, daß die Salzhäuer, darauf stehend, mit ihren auf untergelegte Holzbohlen gestellten Handbohrmaschinen bequem in die Firste bohren (Tafel I, Fig. 2) und nach dem Sprengen die oben noch etwa hängengebliebenen Schalen mittels langer Brechstangen hereinwuchten können.

Ist so der ganze Salzkörper zwischen zwei benachbarten Stützpfeilern bis zu der erforderlichen Höhe hereingewonnen, so werden zunächst die noch liegengebliebenen hinreichend kalihaltigen Salze in Wagen verladen und nach dem Förderschachte geschafft. Die unwertigen, zumeist aus Steinsalz, Kieserit, Anhydrit ꝛc. bestehenden Massen bleiben im Abbau zurück. Der entstandene Hohlraum ist mit ähnlichem wertlosen Haufwerk wieder auszufüllen (zu versetzen), da sonst die Stützpfeiler und Decken der Abbauweitungen rissig und brüchig werden können und alsdann Einstürze und Bodensenkungen zu befürchten sind. Zur Ausfüllung der Hohlräume verwendet man Rückstände der in der Regel neben den Tagesanlagen der Salzwerke befindlichen Chlorkaliumfabriken, ferner Bauschutt oder Abfälle von Steinbruchbetrieben, Gräbereien u. dgl. Damit wird aber der Bedarf meist bei weitem nicht gedeckt, und man ist deshalb genötigt, die zum »Versatz« noch fehlenden Massen aus dem stark durch Anhydrit verunreinigten, unbauwürdigen ältern Steinsalz (s. oben) zu gewinnen, indem man dort in sicherer Entfernung von den Kalibauen durch Bohr- und Sprengarbeit mächtige, gewölbartige Weitungen (Bergemühlen) in regelmäßigen größern Abständen voneinander herstellt. Man legt die Bergemühlen in solcher Höhe an, daß die darin gewonnenen Salzmengen in Grubenwagen durch wagerechte kurze Querschläge ꝛc. an die Abbauhohlräume herangefördert, von oben durch einfaches Umkippen der Wagen in dieselben verstürzt werden können. Tafel II, Fig. 3, zeigt im Hintergrund einen auf diese Weise entstandenen Schuttkegel, vorn das Auslesen und Verladen eines Restes von Kalisalzen. Jener Schuttkegel würde, durch weiteres Ausstürzen von Versatzmassen beständig verbreitert, schließlich den ganzen Raum bis etwa 2 m unterhalb der Decke ausfüllen.

Wenn dieser Zustand erreicht ist, wird bei geneigter Lagerung die nächst höhere wagerechte Scheibe des Kalisalzlagers in gleicher Dicke und in derselben Weise wie die bereits abgebaute verhauen, nur fällt hier das Einbruchmachen fort, und die Häuer können, auf den Versatzmassen stehend, sofort die Hereingewinnung der Salzfirste in Angriff nehmen. Selbstredend ist später der neuentstandene Hohlraum ebenfalls wieder auszufüllen. Die in den verschiedenen Abbauen gewonnenen K. werden in Grubenwagen teils auf wagerechter Bahn, teils durch Vermittelung kurzer senkrechter Bremsschächte nach der Hauptförderstrecke gefahren und hier in ganzen Zügen durch Pferde oder elektrische Lokomotiven nach dem Schachte befördert oder (Tafel II, Fig. 4) einzeln hintereinander von einer maschinell in Umlauf versetzten aufliegenden Kette oder einem Drahtseil ohne Ende, deren eine Hälfte die beladenen Wagen heranbringt, während die andre auf dem Nebengleis die leeren Wagen zurücknimmt.

Im Laufe des Verhiebes der über der ersten Baufohle anstehenden Salzmassen von unten nach oben ist aber beizeiten von einem entsprechend tiefern Punkte des Schachtes aus eine zweite Baufohle in gleicher Weise wie jene zu eröffnen und vorzurichten, um noch vor Erschöpfung des obern Lagerstättenteils den nächst untern in Abbau nehmen zu können u. s. f. In Bergwerken, wo oberhalb des Carnallits noch Kainit oder andre »sekundäre« Salze auftreten, pflegt man von vornherein gleichzeitig in beiden Teilen des Lagers abzubauen. Desgleichen wird auf manchen Werken auch im jüngern Steinsalz (s. oben), bei besonderer Reinheit desselben, nebenbei Abbau getrieben. In den Schächten durch Fördermaschinen zutage gehoben, werden Kainit und Steinsalz für sich gemahlen, wozu Vormühlen (Steinbrecher und Glockenmühlen) und Fertigmühlen (Schleudermühlen u. dgl. oder Mahlsteine) gehören, und sogleich in den Handel gebracht, der Kainit, wohl beim Feinmahlen noch mit 2—3 Proz. Torf innig vermischt, als vorzügliches Dungmittel, das Steinsalz dagegen hauptsächlich zu gewerblichen Zwecken, weniger als Speisesalz. Der Carnallit und die sonstigen Kalisalze werden durch Mahlen stark zerkleinert, dann aber in besondern Fabriken durch Lösungs- und Kristallisationsvorgänge in der Hauptsache zu Chlorkalium verarbeitet.

Die ersten Versuche zur Verwertung der Abraumsalze datieren von 1859, und 1861 legte A. Frank die erste Kalifabrik an. 1862 wurden von vier Fabriken 408,000 Ztr. Rohsalz verarbeitet. Die Zahl der Fabriken mehrte sich außerordentlich schnell, 1863 wurden bereits von elf Fabriken 1,280,000 Ztr. verarbeitet. 1870 betrug die Produktion 6,244,000 und 1879 bereits 13,195,000 Ztr. Im J. 1899 wurden gefördert: 1,317,948 Ton. Carnallit, 1,063,195 T. Kainit und Schönit, 100,653 T. Sylvinit, 310,377 T. Steinsalz, 2066 T. Kieserit und 155 T. Boracit. Von den 1897 geförderten Salzen wurden benutzt

	zu Ackerbauzwecken in Deutschland	zu Ackerbauzwecken im Ausland	zu chemischen Zwecken
Kainit . . .	665 758	266 876	43 180
Carnallit . .	55 949	5 133	790 190
Sylvinit . .	3 207	28 264	52 634

Aus den 1899 geförderten Salzen wurden dargestellt 180,672 Ton. Chlorkalium, 24,656 T. schwefelsaures Kali, 579 T. künstlicher Schönit, 8459 T. kalzinierter Schönit, 28,216 T. Kieserit. Vgl. Bischof, Die Steinsalzbergwerke bei Staßfurt (2. Aufl., Halle 1875); Krause, Die Industrie von Staßfurt und Leopoldshall (Köthen 1877); Pfeiffer, Handbuch der Kaliindustrie (Braunschw. 1887); Kralić, Die Verbreitung des Kalisalzlagers in Norddeutschland (Magdeb. 1894; 2. Aufl., neubearbeitet von Wajner-Wajnerowsky, Wien 1903); Precht, Die Salzindustrie von Staßfurt und Umgegend (5. Aufl., Staßf. 1891); Westphal, Geschichte des königlichen Salzwerks zu Staßfurt (Berl. 1901); Kloos, Die neuern Aufschlüsse über die Ausdehnung der Kali- und Magnesiasalzlagerstätten mit besonderer Berücksichtigung der Provinz Hannover (in der »Zeitschrift für praktische Geologie«, das. 1895) und Die tektonischen Verhältnisse des norddeutschen Schollengebirges auf Grund der neuesten Tiefbohrungen im Leinetal und bei Hannover (Braunschw. 1897); Paxmann, Die Kaliindustrie (2. Aufl., Berl. 1904); Stoepel, Die deutsche Kaliindustrie und das Kalisyndikat (Halle 1904).

Kalisch (poln. Kalisz), russisch-poln. Gouvernement (s. Karte »Westrußland« bei Art. »Polen«), erst 1866 gebildet, grenzt im W. und N. an Preußen, im NO. an das Gouv. Warschau und im S. und SO. an Petrokow, 11,373,5 qkm (206,6 QM.). An Flüssen besitzt es die Warthe mit den Nebenflüssen Widawka

und Ner, dann die Prosna, welche die Grenze gegen Preußen bildet und bei Pyszdry in die Warthe fällt. Sumpf- und Bruchland findet sich, obwohl in nicht ausgedehnten Flächen, längs der Warthe und des Ner. Das Klima ist mild und gesund. Die Bevölkerung, (1897) 846,719 Personen, 74 auf 1 qkm, ist überwiegend polnisch. Nach dem Glaubensbekenntnis entfallen auf Katholiken 83 Proz., auf Juden 9 Proz., auf Protestanten 7 Proz., der Rest auf Griechisch-orthodoxe und Mohammedaner. Der Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner und befindet sich in verhältnismäßig sehr entwickeltem Zustande. Der Boden ist im allgemeinen gut kultiviert, sandig oder lehmig, im N. stellenweise humusreich. 1902 wurden geerntet: 260,700 Ton. Roggen, 52,600 T. Weizen, 98,900 T. Hafer, 38,300 T. Gerste u. 715,600 T. Kartoffeln. Die Viehzucht ist aus Mangel an Weiden nicht sehr entwickelt. Man zählte 1902: 134,000 Pferde, 248,000 Rinder, 324,000 Schafe, darunter 183,000 feinwollige, und 111,000 Schweine. An Fabriken und industriellen Etablissements existieren etwa 282 mit einer Produktion von 4—5 Mill. Rubel. Unter diesen nehmen Tuchfabriken, Baumwollspinnereien und -Webereien den ersten Platz ein. Mit der Herstellung der wollenen und baumwollenen Gewebe befassen sich namentlich die in ziemlich starker Zahl in den Kreisen Sjerads, Lentschiza und Turek, besonders in den Städten Osorkow, Sdunska Wola und Turek angesiedelten deutschen Weber. Der Handel, namentlich der Getreide-, Spiritus-, Woll- und Holzhandel, ist fast ausschließlich in den Händen der Juden. K. wird in acht Kreise geteilt: K., Kolo, Konin, Lentschiza, Sjerads, Slupzy, Turek und Wielun.

Kalisch (Kalisz), Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), in einem anmutigen Tal an drei Armen der Prosna gelegen, hat 5 kath. Kirchen (mehrere mit wertvollen Denkmälern alter Kunst), eine griechisch-orthodoxe, eine evang. Kirche, eine Synagoge, 2 Gymnasien, ein Theater, schöne Promenaden und (1897) 23,882 Einw. — 8 km von K. an der preußischen Grenze das Zollamt erster Klasse von Schtschipiorno mit (1900) einem Einfuhrwert von 1,2 Mill. Rubel und einem Ausfuhrwert von 613,399 Rubel. — K. ist eine der ältesten Städte Polens, vielleicht das Kalisia des Ptolomäus im Lande der Sueven. Geschichtlich denkwürdig ist K. durch den Frieden von 1343 zwischen Polen und dem preußischen Ordensstaat und den Sieg Menschikows mit russischen und polnisch-sächsischen Truppen über den schwedischen General Mardefeld 29. Okt. 1706 sowie in neuerer Zeit durch einen Sieg der Russen über ein französisch-sächsisches Korps 13. Febr. 1813, ferner durch das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Rußland u. Preußen vom 28. Febr. 1813, wie auch den russisch-preußischen Aufruf Kutusows an die Deutschen unterm 25. März 1813. Zur Erinnerung an das 1835 dort gehaltene Lustlager russischer und preußischer Truppen ist ein Denkmal errichtet. 1866 wurde K. zur Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements erhoben.

Kalisch, 1) Ludwig, Schriftsteller, geb. 7. Sept. 1814 in Polnisch-Lissa von jüdischen Eltern, gest. 3. März 1882 in Paris, verließ als zwölfjähriger Knabe seine Vaterstadt und bereitete sich nach langen Irrfahrten ziemlich spät für den Besuch der Hochschule vor. In Heidelberg und München studierte er zuerst Medizin, dann vergleichende Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte. Nachdem er 1843 seinen Aufenthalt in Mainz genommen, trat er zuerst als humoristisch-satirischer Schriftsteller hervor und gab 1843—1846 die Karnevalszeitung »Narrhalla« heraus, deren ausschließlicher Verfasser er war. Daneben veröffentlichte er: »Das Buch der Narrheit« (Mainz 1845); »Schlagschatten« (das. 1845); »Poetische Erzählungen« (das. 1845) u. »Shrapnels« (Frankf. a. M. 1849). An der revolutionären Bewegung des Jahres 1849 beteiligt, sah er sich genötigt, Deutschland zu verlassen. Er ging nach Paris, dann nach London, wo er ein Bild beider Städte in dem Buch »Paris und London« (Frankf. a. M. 1851, 2 Bde.) entwarf, und ließ sich darauf in Paris nieder. Neben zahlreichen Journalartikeln schrieb er noch: »Heitere Stunden«, Novellen (Berl. 1872, 2 Bde.); »Bilder aus meiner Knabenzeit« (Leipz. 1872); »Gebunden und ungebunden« (Münch. 1876) und »Pariser Leben« (Mainz 1881, 2. Aufl. 1882). Auf dem Gebiete der humoristischen Ballade und Romanze hat K. Mustergültiges geleistet.

2) David, bekannter Possendichter und Schöpfer des modernen Couplets, geb. 23. Febr. 1820 in Breslau von jüdischen Eltern, gest. 21. Aug. 1872 in Berlin, widmete sich dem Kaufmannsstand, ging nach Paris, wo er mit Herwegh, H. Heine, den Sozialisten Marx und Wolf u. a. verkehrte, und trat 1846 in ein Handlungshaus zu Berlin. Bald beherrschte er hier (Wallner-Theater) und in vielen Städten Norddeutschlands mit seinen Stücken die komische Bühne. Unter seinen Possen sind hervorzuheben: »Einmalhunderttausend Taler«, »Münchhausen«, »Berlin bei Nacht«, »Peschke«, »Ein gebildeter Hausknecht«, »Der Aktienbudiker«, »Berlin, wie es weint und lacht«, »Einer von unsre Leut«, »Berlin wird Weltstadt«, »Die Berliner in Wien«, »Der Goldonkel«, »Musikalische Abendunterhaltung«, »Namenlos« (gemeinsam mit E. Pohl) ꝛc. Eine Sammlung seiner kecken, meist durch politische Anspielungen drastisch wirkenden Couplets gab er u. d. T.: »Berliner Leierkasten« (Berl. 1857—66, 3 Bde.) heraus; eine Anzahl seiner Possen erschien gesammelt u. d. T.: »Lustige Werke« (das. 1870, 3 Hefte). K. war zugleich der Begründer des Witzblattes »Kladderadatsch« (1848), dessen Redaktion er später mit Ernst Dohm (s. d.) teilte, und in dem er den spezifischen Berliner Witz, volkstümlichen Humor und höhern Blödsinn vertrat, wie denn auch die typischen Gestalten: Zwückauör, Müller und Schulze, Karlchen Mießnick ꝛc. seine Erfindungen sind. Vgl. M. Ring, David K. (Berl. 1872).

Kalischwefelleber, s. Kaliumsulfide.

Kaliseife, s. Seife.

Kalisz, poln. Name von Kalisch (s. d.).

Kalitwenskaja Staniza, Kosakendorf im Donischen Gebiet (Rußland), links am Donez im Donezkreis, mit (1897) 19,438 Einw. In der Umgegend von K. wird ansehnlicher Steinkohlenbergbau betrieben.

Kaliub, Distriktshauptort in der ägypt. Provinz (Mudirieh) Kaliubieh an der Eisenbahn Alexandria-Kairo, ist aus den Ruinen des alten Heliopolis erbaut und hat (1897) 14,648 Einw.

Kaliubieh, ägypt. Provinz (Mudirieh) an der Südspitze des Nildeltas, zwischen Nil und Damiettearm im W. und der Arabischen Wüste im O., mit einer Kulturfläche von 912,4 qkm und (1897) 371,465 Einw. (186,250 männlich, 185,215 weiblich), davon 598 Ausländer und 35,959 Beduinen. Einteilung in drei Distrikte. Hauptort ist Benha (s. d.).

Kalium K, Alkalimetall, findet sich nicht gediegen in der Natur, aber weitverbreitet in zahlreichen Verbindungen. K. ist das Metall der Pottasche, des Salpeters, überhaupt aller Kalisalze (s. d.) und wird dargestellt, indem man ein sehr inniges Gemisch von koh-

lensaurem Kali mit Kohle in einem eisernen Destillationsapparat sehr stark erhitzt. Die Kohle entzieht der Kohlensäure und dem Kali Sauerstoff, und es entweichen Kohlenoxyd und K., welch letzteres in einer Vorlage sich verdichtet und unter sauerstofffreiem Erdöl aufgefangen wird. Bei diesem Verfahren entsteht leicht Kohlenoxydkalium $C_6O_6K_3$, das an feuchter Luft zu heftigen Explosionen Veranlassung gibt. Man reduziert deshalb Kaliumhydroxyd oder Schwefelkalium durch Erhitzen mit Aluminium, Magnesium, Eisen, Eisenkarbid oder Kohle oder unterwirft Ätzkali, Cyankalium oder Chlorkalium im Schmelzfluß der Elektrolyse. Bei Anwendung von Chlorkalium muß der Schmelzpunkt durch Zusatz von viel Chlorcalcium herabgedrückt werden, weil sonst das K. mit Chlorkalium ein Subchlorür bildet. K. ist silberweiß, metallisch glänzend, kristallisiert in Oktaedern, das Atomgewicht ist 39,15, das spez. Gew. 0,865. Bei 15° ist K. knetbar, in der Kälte spröde, es schmilzt bei 62,5°, siedet bei 667°, verdampft bei Rotglut und bildet einen grünen (violetten) Dampf, der an der Luft mit violetter Flamme verbrennt. An der Luft läuft es sofort an, indem sich Kaliumhydroxyd, bez. kohlensaures Kali bildet. Es entzieht den meisten Sauerstoffverbindungen den Sauerstoff, um Kaliumoxyd zu bilden, während letzteres bei genügend hoher Temperatur sogar durch Eisen zersetzt wird. K. verbrennt in Kohlendioxyd- und Stickstoffoxydgas. Auf Wasser rotiert K., indem es dasselbe lebhaft zersetzt und sich oxydiert. Der dabei entwickelte Wasserstoff entzündet sich und verbrennt mit durch K. violett gefärbter Flamme. Wegen dieser großen Affinität zum Sauerstoff muß K. beständig unter Erdöl aufbewahrt werden. Es verbindet sich auch direkt mit Chlor, Schwefel und Phosphor, ist einwertig und bildet mit Sauerstoff drei Oxyde, von denen das Kaliumoxyd (Kali) K_2O weitaus am wichtigsten ist. Wegen seines hohen Preises findet K. wenig Verwendung; im Laboratorium dient es zum Nachweis von Stickstoff in organischen Verbindungen. K. wurde zuerst von Davy 1807 dargestellt.

Kalium, Kalium; K. aceticum, essigsaures Kali; K. bicarbonicum, saures oder doppeltkohlensaures Kali; K. bitartaricum, saures weinsaures Kali, Weinstein; K. bromatum, Kaliumbromid; K. carbonicum, kohlensaures Kali; K. carbonicum crudum, rohes kohlensaures Kali, rohe Pottasche; K. carbonicum depuratum, K. carbonicum e cineribus clavellatis, gereinigtes kohlensaures Kali; K. carbonicum e tartaro, reines kohlensaures Kali; K. chloricum s. muriaticum oxygenatum, chlorsaures Kali; K. cyanatum, Kaliumcyanid; K. dichromicum, bichromicum, saures oder rotes chromsaures Kali; K. jodatum, Kaliumjodid; K. nitricum, salpetersaures Kali, Salpeter; K. permanganicum seu K. hypermanganicum, übermangansaures Kali; K. sulfuratum, Kaliumsulfid, Schwefelleber; K. sulfuricum, schwefelsaures Kali; K. tartaricum, weinsaures Kali.

Kaliumacetāt, s. Essigsaures Kali.

Kaliumaurāt, goldsaures Kalt, s. Goldoxyd.

Kaliumbichromāt, Kaliumdichromat, s. Chromsaures Kali.

Kaliumbikarbonāt, s. Kohlensaures Kali.

Kaliumbisulfāt, s. Schwefelsaures Kali.

Kaliumbitartrāt, s. Weinstein.

Kaliumbromāt, bromsaures Kali (s. Brom).

Kaliumbromīd (Bromkalium) KBr wird wie Kaliumjodid (s. d.) dargestellt, im großen aber durch Zersetzung einer konzentrierten kochenden Pottaschen- oder Kaliumsulfatlösung mit Eisenbromürbromid. Es bildet farblose, luftbeständige Kristalle vom spez. Gew. 2,76, schmeckt scharf salzig und löst sich leicht in Wasser. 100 Teile Wasser lösen bei

0°	20°	40°	60°	80°	100°
53,48	64,60	74,62	84,74	93,46	102,02 Teile K.

K. löst sich schwer in Alkohol, schmilzt bei 745° und verdampft bei höherer Temperatur. Feuchtes K. wird durch Chlor leicht, trocknes nur sehr langsam und bei hoher Temperatur in Chlorkalium übergeführt. Man benutzt es in der Photographie, besonders aber als Arzneimittel gegen Epilepsie, Veitstanz, Nervosität, Neurasthenie, Krampfzustände bei Infektionskrankheiten, Keuchhusten (als Inhalation) ꝛc.; es wirkt antaphroditisch und erzeugt Anästhesie der Schleimhäute, besonders im Schlunde. Fortgesetzter Gebrauch von K. kann Hautausschläge, Schleimhautkatarrhe, Ernährungsstörungen, auch bedenkliche Depression des Nervensystems und des Herzens, Kräfteverfall, Gedächtnisschwäche herbeiführen.

Kaliumchlorāt, chlorsaures Kali.

Kaliumchlorīd (Chlorkalium, Digestivsalz) KCl findet sich als Sylvin u. als Doppelsalz mit Magnesiumchlorid im Carnallit $KCl + MgCl_2 + 6H_2O$, gelöst im Meerwasser und in den meisten Salzsolen, in der Pflanzenasche und daher in der rohen Pottasche, in der Rübenmelassenasche und im Kelp. Es entsteht bei Einwirkung von Chlor auf Kalium oder Kalilauge und beim Neutralisieren der letztern mit Chlorwasserstoffsäure (Salzsäure). Man gewinnt K. aus der Mutterlauge des Meerwassers und der Salinen, der Melassenasche, dem Kelp, bei der Reinigung des rohen Salpeters, hauptsächlich aber aus Staßfurter Abraumsalzen. Das rohe Salz, wie es von den Salzwerken in Staßfurt geliefert wird, enthält ca. 60 Teile Carnallit = 16 Proz. K., 20—25 Teile Steinsalz, 13—16 Teile Kieserit (schwefelsaure Magnesia), 17—26 Teile Chlormagnesium ꝛc. Der Rohcarnallit wird auf Steinbrechern und Mühlen zerkleinert und mittels Elevatoren in hochstehende Lösungskessel von 12 cbm Fassungsraum befördert, die kochende Lösung von Chlormagnesium (Mutterlauge früherer Operationen) enthalten und durch einströmenden Wasserdampf geheizt werden. Die erhaltene Lösung vom spez. Gew. 1,32 läßt man sich klären und bringt sie dann in schmiedeeiserne Kristallisierkasten, in denen sich ein Salz ausscheidet, das 54—58 Proz. K. und 20—25 Proz. Natriumchlorid enthält. Dies Salz wird durch Waschen mit kaltem Wasser auf 80—85, durch wiederholtes Waschen auf 90—95 Proz. K. gebracht (niedriggrädiges Chlorkalium). Der Rückstand vom Auflösen des Rohcarnallits mit 5—8 Proz. K. und der Schlamm aus den Klärgefäßen mit 3,5—4,5 Proz. K. werden zur Fabrikation von Dungstoffen benutzt. Die Mutterlauge aus den Kristallisierkasten wird eingedampft, wobei sich die Bühnensalze ausscheiden (anfangs Natriumchlorid, später immer mehr Kalisalze), die ebenfalls zu Kalidünger benutzt werden. Aus der hinreichend verdampften und geklärten Mutterlauge kristallisiert beim Abkühlen Carnallit, und es hinterbleibt die Endlauge mit nur 0,5—1,3 Proz. K. Der künstliche Carnallit wird in Wasser gelöst und die Lauge geklärt. Aus derselben kristallisiert beim Abkühlen ein Salz, das nach dem Decken mit Wasser 92—98 Proz. K. enthält (hochgrädiges Chlorkalium). Die Mutterlauge von diesem Salz (Raffinatmutterlauge) geht wie alle Wasch- und Decklaugen in den Prozeß zurück. Von dem im Rohcarnallit enthaltenen K. gewinnt man auf

diese Weise 75—90 Proz. K. bildet farblose Kristalle vom spez. Gew. 1,945, schmeckt wie Kochsalz, ist luftbeständig, schmilzt bei 766° und verflüchtigt sich bei wenig höherer Temperatur. 100 Teile Wasser lösen bei

0°	10°	20°	30°	40°	50°	60°	70°
29,2	31,94	34,67	37,41	40,14	42,88	45,62	48,35

80°	90°	100°	110°
51,09	53,82	56,56	59,30 Teile K.

In Alkohol ist es schwer löslich. K. dient zur Darstellung von Kalisalpeter (aus Natronsalpeter), Alaun, chlorsaurem, chromsaurem, schwefelsaurem, kohlensaurem Kali (Pottasche), mit Salpeter und Salmiak zu Kältemischungen, als Düngmittel, selten als Arzneimittel.

Kaliumchromacichlorid, **Kaliumchromat**, s. Chromsaures Kali.

Kaliumcyanat, s. Cyansäure.

Kaliumcyanid (Cyankalium, blausaures Kali) KCN entsteht bei heftigem Glühen eines Gemenges von kohlensaurem Kali und Kohle in einem Stickstoffstrom, allgemeiner beim Schmelzen stickstoff- und kohlenstoffhaltiger Substanzen mit kohlensaurem Kali (vgl. Cyan). Zur Darstellung schmelzt man 8 Teile entwässertes Blutlaugensalz (Ferrocyankalium) mit 3 Teilen kohlensaurem Kali im bedeckten eisernen Tiegel und gießt das Salz von dem ausgeschiedenen metallischen Eisen ab. Dies Liebigsche Cyankalium enthält stets etwas cyansaures Kali, das aber in der Regel bei der Benutzung nicht schadet. Für technische Zwecke ersetzt man das kohlensaure Kali durch kohlensaures Natron, um die Masse leichter schmelzbar zu machen, und erhält dann ein Gemisch von K. und Natriumcyanid (Cyansalz). Reines K. erhält man durch Ausziehen der Schmelze mit Schwefelkohlenstoff oder Alkohol und Abdestillieren des Lösungsmittels oder durch Einleiten von Cyanwasserstoff in alkoholische Lösung von Ätzkali. Gegenwärtig wird wohl das meiste K. synthetisch gewonnen. Man leitet Ammoniak über geschmolzenes Ätzkalimetall und läßt auf das gebildete Alkaliamid $NaNH_2$ bei Rotglut Kohle einwirken, wobei sich das $NaNH_2$ in NaCN verwandelt. Oder man schmelzt Cyannatrium, trägt die berechnete Menge Alkalimetall und Kohle ein und leitet Ammoniak durch das Gemisch. Dabei entsteht Alkaliamid, das sich im Entstehungszustand mit dem Cyanid umsetzt und Dialkalicyanamid $CNNNa_2$ bildet. An dieses addiert sich Kohlenstoff unter Bildung von Cyanid. Man erhitzt auch ein Gemenge von Holzkohlenklein mit kohlensaurem Alkali, leitet Ammoniak durch die Masse, zieht dann mit Wasser aus und setzt kohlensaures Kali zu; das ausgeschiedene K. wird durch Ausschleudern und Umkristallisieren gereinigt. Aus Karbiden wird K. durch Einwirkung von Stickstoff und Wasserdampf oder von Ammoniak dargestellt. Man hat auch über ein Gemisch von kohlensaurem Baryt und Kohle bei 1000° einen von Sauerstoff befreiten Luftstrom und schweflige Säure geleitet. Dabei entstehen Baryumcyanid und Baryumsulfocyanid, die mit Wasser in Lösung gebracht und weiter verarbeitet werden. Geschmolzenes K. ist nach dem Erstarren weiß, kristallinisch, undurchsichtig, spez. Gew. 1,52, es kristallisiert in Würfeln, schmeckt scharf alkalisch, bittermandelartig, reagiert alkalisch, erträgt hohe Temperatur ohne Zersetzung, wird an der Luft schnell feucht und durch deren Kohlensäure zersetzt, wobei sich ein Geruch nach Blausäure entwickelt. Es muß daher in gut verschlossenen Flaschen aufbewahrt werden. K. löst sich leicht in Wasser, wenig in Alkohol; die wässerige Lösung zersetzt sich beim Kochen in Ammoniak und ameisensaures Kali, sie löst viele Metalle zu Doppelcyaniden. Es verwandelt sich beim Schmelzen an der Luft in cyansaures Kali und wirkt sehr stark reduzierend; mit Schwefel zusammengeschmolzen, gibt es Rhodankalium. Bei Oxydation der Lösung mit übermangansaurem Kali entstehen Harnstoff, Kohlensäure, salpetrige und Salpetersäure, Oxalsäure, Ameisensäure, Ammoniak. K. gehört zu den stärksten Giften und wirkt wie Blausäure (s. d.), die sich daraus auf Zusatz von Säuren entwickelt. Eine Dosis von etwa 0,15 g reinem K. tötet einen Menschen sicher und sehr schnell, oft momentan, so daß an Hilfe nicht zu denken ist. Bei Vergiftungen mit kleinen Dosen verfährt man wie bei Vergiftung mit Blausäure (s. d.). Man benutzt K. zur Gewinnung des Goldes, zur galvanischen Vergoldung und Versilberung, indem man damit Bäder bildet, die Doppelcyanüre von Gold und Silber enthalten; es dient auch zum Löten (da es Oxyde reduziert und reine metallische Oberflächen schafft), in der Photographie, als Reagens, zur Darstellung andrer Cyanverbindungen, zum Entfernen von Höllensteinflecken aus Wäsche und von der Haut, auch als Arzneimittel.

Kaliumcyanurat, cyanursaures Kali, s. Cyanursäure.

Kaliumdichromat, s. Chromsaures Kali.

Kaliumeisencyanid, s. Ferricyankalium.

Kaliumeisencyanür, s. Ferrocyankalium.

Kaliumfluorid (Fluorkalium) KFl entsteht beim Neutralisieren von Fluorwasserstoffsäure mit kohlensaurem Kali und wird nach dem Verdampfen der Lösung in farblosen, zerfließlichen Würfeln oder Säulen erhalten. Es schmeckt scharf salzig, reagiert alkalisch, spez. Gew. 2,45, ist schmelzbar, die Lösung ätzt Glas, und mit Schwefelsäure entwickelt es schon in der Kälte Fluorwasserstoffsäure. Versetzt man die Lösung des Salzes mit so viel Fluorwasserstoff, wie es bereits enthält, so erhält man Kristalle von Fluorwasserstoffluorkalium KFl,HFl. Dies Salz ist leicht löslich in reinem, schwer in fluorwasserstoffhaltigem Wasser, es schmilzt unzersetzt, gibt bei stärkerm Erhitzen Fluorwasserstoff ab und zersetzt beim Schmelzen viele Mineralien.

Kaliumgoldcyanid und **-cyanür**, s. Goldcyanide.

Kaliumhydroxyd (Kaliumoxydhydrat, Kaliumhydrat, Ätzkali, Kalihydrat, Kali) KOH entsteht bei Einwirkung von kohlensäurefreiem Wasser auf Kalium oder von gelöschtem Kalk (Calciumhydroxyd) auf eine siedende Lösung von kohlensaurem Kali in 10—12 Teilen Wasser. Die Kohlensäure des Kalisalzes wird hierbei an den Kalk gebunden, man darf aber keine konzentriertere Lösung anwenden, weil eine starke Lösung von K. dem kohlensauren Kalk die Kohlensäure entzieht. Die von dem kohlensauren Kalk getrennte Lösung von K. bildet die Ätzlauge, Ätzkalilauge, Kalilauge. Eine unreine Lauge kann man aus Holzasche (die kohlensaures Kali enthält) darstellen, indem man die Asche mit Wasser auszieht und die Flüssigkeit mit gelöschtem Kalk kocht, oder indem man eine innige Mischung von Asche und gelöschtem Kalk mit Wasser auszieht. Bei der elektrolytischen Darstellung von K. aus Kaliumchloridlösung muß die Kathodenlösung von der Anodenlösung getrennt sein, so daß der Stromdurchgang zwar nicht gehindert, die Vermischung der Lösungen aber ausgeschlossen ist. Man benutzt zur Trennung eine poröse Scheidewand (Diaphragma) aus poröser Zementmasse, aus Ton ꝛc., als Anode Kohle, als Kathode

Eisen. Beim Quecksilberverfahren wird das Bad durch eine nicht poröse Scheidewand, die aber am Boden einen Durchlaß besitzt, in zwei Kammern geteilt, von denen die eine mit einer Kohlenscheibe als Anode die Chloridlösung, die andre mit einer Eisenscheibe als Kathode verdünnte Alkalilauge enthält. über den Boden beider Kammern fließt beständig eine dünne Quecksilberschicht, welche die leitende Verbindung beider Räume herstellt und bei der Elektrolyse in der Anodenkammer Alkalimetall aufnimmt, das sie in der Kathodenkammer als K. an die Flüssigkeit abgibt, die nun abfließt, gehoben wird und auf der entgegengesetzten Seite wieder in den Anodenraum eintritt. Bei einem andern Verfahren benutzt man, weil sich die Konzentration der die beiderseitigen Elektroden umgebenden Flüssigkeit infolge des Stromdurchgangs erheblich ändert, lediglich diesen Unterschied im spezifischen Gewicht zur Trennung der Kathoden- und Anodenlauge (Glockenverfahren). Zur Darstellung von festem K. wird die klare Lauge in einem blanken gußeisernen Kessel über lebhaftem Feuer bis zum spez. Gew. 1,16, dann aber weiter in einem silbernen Gefäß eingedampft, weil die Lauge bei weiterer Konzentration Eisen oxydiert. Man bewahrt Kalilauge in Glasgefäßen auf und verschließt diese am besten mit Paraffinpfropfen, weil Kork und eingeriebene Glasstöpsel stark angegriffen werden.

Spezifisches Gewicht und Gehalt von Kalilauge bei 15°.

Gehalt Proz.	K_2O	KOH	Gehalt Proz.	K_2O	KOH	Gehalt Proz.	K_2O	KOH
1	1,010	1,009	25	1,285	1,230	50	1,660	1,539
5	1,048	1,041	30	1,355	1,288	55	1,733	1,604
10	1,099	1,083	35	1,431	1,349	60	1,810	1,667
15	1,154	1,128	40	1,504	1,411	65	—	1,729
20	1,215	1,177	45	1,584	1,472	70	—	1,790

Die Kalilauge des deutschen Arzneibuchs (Liquor Kali caustici) soll in 100 Teilen nahezu 15 Teile K. enthalten und das spez. Gew. 1,138—1,140 besitzen. Verdampft man die Ätzlauge weiter, so erstarrt sie beim Erkalten und bildet das trockne Ätzkali (Kali causticum siccum), das häufig in versilberten Formen in federkielstarke Zylinder gegossen wird (Ätzstein, geschmolzenes Ätzkali, Kali causticum fusum). Das aus kohlensaurem Kali dargestellte K. enthält die Verunreinigungen dieses Salzes. Zur Gewinnung von chemisch reinem K. glüht man reines salpetersaures Kali mit zerschnittenem dünnen Kupferblech in einem kupfernen Tiegel und laugt die erkaltete Masse mit Wasser aus. K. ist weiß, kristallinisch, spez. Gew. 2,1, sehr zerfließlich, absorbiert begierig Kohlensäure, löst sich leicht in Wasser und Alkohol, reagiert alkalisch, schmeckt sehr stark ätzend, schmilzt bei Rotglut, verflüchtigt sich bei höherer Temperatur, zerstört die meisten Pflanzen- und Tierstoffe und fühlt sich, weil es sofort die Haut angreift, zwischen den Fingern schlüpfrig an; es verseift Fette und verwandelt Holzfaser beim Schmelzen in Oxalsäure. K. zeigt sehr stark basische Eigenschaften, bildet mit Säuren die Kalisalze und fällt die meisten Metalle aus ihren Lösungen als Metallhydroxyde. Man benutzt es zur Bereitung von Schmierseife, Oxalsäure, zum Absorbieren von Kohlensäure aus Gasen, zum Trocknen von Gasen und Flüssigkeiten, als kräftiges Ätzmittel zum Zerstören von Warzen, zum Öffnen von Abszessen, zur Bildung künstlicher Geschwüre, zum Beizen vergifteter Wunden, von Schanker und Bubonen. Kalilauge wurde in der Technik früher viel häufiger als jetzt benutzt, wo man sie in den meisten Fällen, sobald es sich nämlich nur um ihre stark basischen Eigenschaften handelt, durch die billigere Natronlauge, auch durch Ammoniak ersetzt.

Kaliumjodāt, jodsaures Kali (s. Jodsäure).

Kaliumjodīd (Jodkalium) KJ entsteht beim Neutralisieren von Jodwasserstoffsäure mit kohlensaurem Kali und wird auf diese Weise aus südamerikanischem Kupferjodür dargestellt, das man zunächst durch Schwefelwasserstoff in Schwefelkupfer und Jodwasserstoffsäure zersetzt. Geht man vom Jod aus, so übergießt man Eisenfeilspäne mit Wasser, setzt Jod in kleinen Quantitäten hinzu, bis das Eisen vollständig zu Eisenjodür gelöst ist, filtriert die grünliche Lösung, löst in derselben noch Jod, um Eisenjodürjodid zu bilden, und zersetzt sie siedend heiß mit einer Lösung von kohlensaurem Kali. Dadurch wird Eisenoxyduloxyd gefällt, während Jodkalium in Lösung geht. Man filtriert, wäscht den Niederschlag aus und verdampft die Lösung zur Kristallisation. Man kann auch Kalilauge mit Jod versetzen, bis sie sich gelb färbt (wobei neben K. jodsaures Kali entsteht), dann mit etwas Holzkohlenpulver vermischen, zur Trockne verdampfen, den Rückstand stark erhitzen, um das jodsaure Kali in K. zu verwandeln, dann in Wasser lösen, filtrieren und verdampfen. K. bildet farb- und geruchlose Kristalle vom spez. Gew. 3,05, schmeckt scharf salzig, löst sich leicht in Wasser. 100 Teile Wasser lösen bei

0°	10°	20°	40°	60°	80°	100°	
127,9	136,1	144,2	160	176	192	209	Teile K.

Es löst sich wenig in Alkohol, schmilzt bei 723°, erstarrt kristallinisch, ist in hoher Temperatur flüchtig, wird im feuchten Zustande durch die Kohlensäure der Luft zersetzt, gibt mit Chlorwasser freies Jod, mit salpetersaurem Silber einen käsigen, gelben, in Ammoniak nicht löslichen Niederschlag von Jodsilber, mit Quecksilberchlorid scharlachrotes Quecksilberjodid, mit Kupfervitriol und Eisenvitriol weißes Kupferjodür. Die Lösung von K. löst viel Jod. K. wird in der Photographie und als Arzneimittel benutzt; es wirkt im allgemeinen wie Jod, ohne stark zu reizen; man gibt es innerlich, überall, wo Geschwülste und Ausschwitzungen entzündlicher und zu Neubildungen führender Art zerteilt werden sollen, besonders gegen Ablagerungen rheumatischer und skrofulöser Natur und gegen Kropf, gegen alle Formen der tertiären Syphilis, gegen chronische Quecksilber- und Bleiweißvergiftung, bei deformierender Gelenkentzündung, Eklampsie, Arteriosklerose, Psoriasis, Milzbrand und Asthma. Es erscheint in kurzer Zeit in den Sekreten, im Speichel oft bereits nach 10 Minuten. Die viel angewandte Jodkaliumsalbe (Jodsalbe, Kropfsalbe) wird aus 20 Teilen K., 0,25 Teilen unterschwefligsaurem Natron, 15 Teilen Wasser und 165 Teilen Schmalz bereitet.

Kaliumkarbīd entsteht beim Erhitzen von Kalium mit Kohle und tritt daher bei Darstellung des Kaliums aus kohlensaurem Kali und Kohle auf. Es bildet eine schwarze, Wasser zersetzende Masse. Bei Einwirkung von Kalium auf Acetylen entsteht K_2C_2. Kaliumacetylen $K_2C_2 . C_2H_2$, ebenfalls aus Kalium und Acetylen erhalten, bildet farblose Kristallblättchen und wird durch Wasser unter Bildung von Acetylen zersetzt.

Kaliumkarbonāt, s. Kohlensaures Kali.

Kaliummanganāt, s. Mangansäure.

Kaliumnatriumtartrāt, s. Weinsäure.

Kaliumnitrāt, s. Salpetersaures Kali.

Kaliumnitrīt, salpetrigsaures Kali, s. Salpetrige Säure.

Kaliumoxalāt, oxalsaures Kali, s. Oxalsäure.

Kaliumoxyde. Beim Erhitzen von Kalium unter beschränktem Luftzutritt, auch beim Erhitzen von Kaliumoxyd mit Kalium entsteht Kaliumsuboxyd (Kaliumquadrantoxyd) K_4O als bläulichgraue oder blaue, nicht metallglänzende, leicht schmelzbare Masse, die beim Glühen unter Luftabschluß in Kalium und Kaliumoxyd zerfällt, an der Luft schon bei 20—25° zu Kaliumsuperoxyd verbrennt und mit Wasser Kaliumhydroxyd bildet. Kaliumoxyd (Kali) K_2O entsteht beim Erhitzen von Kalium in trockner, kohlensäurefreier Luft, beim Erhitzen von 2 Atomen Kalium mit 1 Molekül Wasser oder von 1 Atom Kalium mit 1 Molekül Kaliumhydroxyd. Es ist grau, geruchlos, spez. Gew. 2,656, schmilzt bei starker Rotglut, verdampft bei sehr hoher Temperatur, gibt mit Wasser unter Feuererscheinung Kaliumhydroxyd KOH, wird durch Kohle bei Weißglut vollständig reduziert und gibt beim Erhitzen mit Chlor Kaliumchlorid und Sauerstoff. Kaliumsuperoxyd (Kaliumtetroxyd) K_2O_4 entsteht beim Verbrennen von Kalium an der Luft, in Stickoxydul und Stickoxyd bei 60—80°, bei starkem Glühen der andern Oxyde und des Kaliumhydroxyds in trocknem Sauerstoff, beim Erhitzen von Kalium mit Salpeter oder einigen Metalloxyden. Es bildet ein amorphes, gelbes Pulver, schmilzt bei Rotglut zu einer schwarzen, durchsichtigen Flüssigkeit und erstarrt kristallinisch. Bei Weißglut zerfällt es in Kali und Sauerstoff. Es zerfließt in feuchter Luft unter Entwickelung von Sauerstoff und gibt mit Wasser unter Aufbrausen Sauerstoff, Kaliumhydroxyd und Wasserstoffsuperoxyd.

Kaliumoxydhydrāt, s. Kaliumhydroxyd.

Kaliumperkarbonāt, s. Überkohlensaures Kali.

Kaliumpermanganāt, s. Übermangansäure.

Kaliumplatinchlorīd, s. Platinchlorid.

Kaliumquadrantoxyd, s. Kaliumoxyde.

Kaliumrhodanīd (Kaliumsulfocyanat, Rhodankalium, Schwefelcyankalium) KCNS entsteht beim Kochen der Lösung von Ferrocyankalium $K_4Fe(CN)_6$ mit Schwefelkalium K_2S, beim Schmelzen von kohlensaurem Kali mit Schwefel und Zusatz von Ferrocyankalium, beim Schmelzen von Cyankalium mit Schwefel, auch bei Behandlung von Kaliumthiosulfat mit Cyankalium. Zur Darstellung kann man Kupferrhodanür mit Schwefelkalium, oder Rhodanbarium mit schwefelsaurem Kali zersetzen, oder Rhodanammoniumlauge mit Pottasche destillieren (vgl. Rhodanverbindungen). Es bildet farblose Kristalle vom spez. Gew. 1,886—1,906, schmeckt kühlend, etwas beißend, ist zerfließlich, löst sich unter starker Temperaturerniedrigung leicht in Wasser (100 Teile Wasser von 10,8°, mit 150 Teilen K. gemischt, erniedrigen die Temperatur um 34,5°). Es färbt sich beim Schmelzen braungrün, zuletzt indigblau, wird aber beim Erkalten wieder farblos. K. ist narkotisch giftig und dient als scharfes Reagens auf Eisenoxydsalze, mit denen es eine intensiv blutrote Färbung gibt. Man benutzt es deshalb in der analytischen Chemie, außerdem zu Kältemischungen und zur Darstellung von Senföl.

Kaliumsalze, s. Kalisalze.

Kaliumsilikāt, s. Kieselsaures Kali.

Kaliumsuboxyd, s. Kaliumoxyde.

Kaliumsulfāt, s. Schwefelsaures Kali.

Kaliumsulfide (Kaliumsulfurēte), Verbindungen von Kalium mit Schwefel. Das Einfachschwefelkalium (Kaliummonosulfid) K_2S entsteht beim Erhitzen von schwefelsaurem Kali in Wasserstoff oder Kohlenoxyd, wird technisch meist durch Reduktion des Salzes mit Kohle dargestellt (wobei aber leicht Polysulfide des Kaliums entstehen), ist zinnoberrot, kristallinisch, geschmolzen schwarz und gibt eine farblose, stark alkalische Lösung, aus der beim Verdampfen farblose Kristalle von $K_2S + 5H_2O$ anschießen. Die Lösung schmeckt bitter alkalisch, wirkt ätzend, reagiert alkalisch, löst Schwefel, Schwefelarsen, Schwefelantimon, Schwefelkohlenstoff und gibt an der Luft unterschwefligsaures Kali und Kalihydrat, mit Säuren Schwefelwasserstoff und ein Kalisalz. Leitet man Schwefelwasserstoff in konzentrierte Ätzkalilösung, so kristallisiert farbloses Kaliumsulfhydrat (Kaliumhydrosulfid) KSH, das sich dem vorigen ähnlich verhält und mit Kalilauge Einfachschwefelkalium gibt. Kalium verbindet sich noch in mehreren Verhältnissen mit Schwefel zu Polysulfiden (Zwei-, Drei-, Vier-, Fünffachschwefelkalium). Diese entstehen beim Zusammenschmelzen gleicher Teile von kohlensaurem Kali und Schwefel und beim Kochen von Kalilauge mit Schwefel. Diese Präparate enthalten neben Kaliumsulfureten auch unterschwefligsaures Kali und die durch Schmelzen dargestellten, die Kalischwefellebern (Kalium sulfuratum, Hepar sulfuris), außerdem schwefelsaures Kali. Das arzneilich benutzte Schwefelkalium wird durch Schmelzen von 1 Schwefel mit 2 kohlensaurem Kali bereitet, ist gelbbraun, schmeckt bitter alkalisch, schweflig, wirkt ätzend giftig, ist sehr hygroskopisch, leicht löslich in Wasser, auch in Alkohol und riecht im feuchten Zustande nach Schwefelwasserstoff, weil es von der Kohlensäure und dem Sauerstoff der Luft zersetzt wird. In der gelbbraunen Lösung bildet sich an der Luft unterschwefligsaures Kali, und es scheidet sich Schwefel ab. Säuren entwickeln reichlich Schwefelwasserstoff und fällen fein verteilten, blaßgelben Schwefel (Schwefelmilch). Man benutzt Schwefelkalium besonders zur Bereitung von Schwefelbädern.

Kaliumsulfocyanāt, s. Kaliumrhodanid.

Kaliumsuperoxyd, s. Kaliumoxyde.

Kaliumtartrāt, weinsaures Kali, s. Weinsäure.

Kaliumtetroxyd, s. Kaliumoxyde.

Kaliumthiosulfāt, unterschwefligsaures Kali.

Kalium (pers.), die persische Wasserpfeife, s. Kalian.

Kaliwasserglas, s. Wasserglas.

Kalix-Elf, Fluß im schwed. Lappland, kommt aus den Seen Pajtasjaur und Kaalasjärvi, fließt anfänglich in südöstlicher, dann in südlicher Richtung, empfängt aus dem Torneå-Elf den Tärandö-Elf (eine Bifurkation, auf die zuerst L. v. Buch aufmerksam gemacht hat) und mündet, 440 km lang, in den Bottnischen Meerbusen.

Kalixtiner (v. lat. calix, Kelch), anfänglich Name der zuletzt Utraquisten genannten Partei der Hussiten (s. d.), der in den Prager Kompaktaten der Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt (sub utraque) zugestanden worden war.

Kaljasin, Kreisstadt im russ. Goud. Twer, an der Wolga, bei der Mündung der Shabona, hat 11 Kirchen, ein Kloster, mehrere Stärkefabriken und (1897) 8408 Einw. — Der Kreis K. hat fruchtbaren Boden und lebhafte Hausindustrie, namentlich in Schuhwerk, Ledergeschirr und Holzarbeiten.

Kalk, im gewöhnlichen Sinne soviel wie kohlensaurer K., der in den größten Mengen als Kalkstein, Marmor, Kreide, Kalkspat ꝛc. vorkommt; dann soviel wie gebrannter K. (Calciumoxyd) oder gelöschter K. (Ätzkalk, Calciumhydroxyd). Der gebrannte K. wird im großen zur Bereitung von Mörtel dargestellt. Dies geschieht durch sehr starkes Erhitzen (Kalkbrennen) des kohlensauren Kalkes unter Verhält-

nissen, die das Entweichen der von dem K. sich trennenden Kohlensäure gestatten. Man verarbeitet in Steinbrüchen gewonnenen Steinkalk, als Geschiebe oder Gerölle gesammelten Lesekalk, erdigen Mergelkalk, der vor dem Brennen meist eingesumpft und in Formen gestrichen werden muß, und am Meeresstrand gesammelte Muschelschalen (Muschelkalk). Bei Rotglut verliert der kohlensaure K. Wasser, und es beginnt das Entweichen von Kohlensäure, die indes erst bei Weißglut vollständig ausgetrieben wird. Reiner K. verändert sich dabei nicht weiter; häufig aber enthält der kohlensaure K. Ton (kieselsaure Tonerde) und Kieselsäure, und dann entstehen bei hoher Temperatur sinternde Tonerdekalksilikate, die bewirken, daß der gebrannte K. sich beim Übergießen mit Wasser schwer oder nicht mehr löscht (totgebrannter K.). Um dies zu vermeiden, ist die Temperatur sorgfältig zu regeln; aber auch dann bleibt unreiner K. minderwertig, weil die Beimengungen nicht jene Eigenschaften besitzen, wegen der man den K. anwendet. Zu völliger Austreibung der Kohlensäure bei schnellem Erhitzen ist eine Temperatur von 925° erforderlich. Das Entweichen der Kohlensäure wird durch Wasserdampf oder durch einen Gasstrom, der die Kohlensäure fortführt, unterstützt. 100 kg kohlensaurer K. lassen sich theoretisch durch 5,26 kg Steinkohle zersetzen, in der Praxis aber braucht man unter den günstigsten Bedingungen (im Ringofen) 11—11,5 kg. Man brennt den K. bisweilen noch in Meilern, in denen man den Kalkstein mit Stein- oder Braunkohle schichtet, in meilerähnlichen Feldöfen oder Gruben, bei größerm Betrieb aber in Kalköfen. Am häufigsten werden stehende Kalköfen angewendet, die man zweckmäßig an oder in einem Bergabhang neben dem Kalkbruch anlegt und 1,25—15 m hoch und zwar zylindrisch, viereckig, konisch, elliptisch ꝛc. baut. Man unterscheidet auch Flaschenöfen mit Verjüngung nach oben und Trichter- oder Kesselöfen mit Erweiterung nach oben, im letztern Fall zweckmäßig von der Gestalt eines halben Eies. Beide Ofenarten werden auch Schneller- oder Fixöfen genannt. Nach dem Betrieb unterscheidet man Öfen mit periodischem oder kontinuierlichem Gang, je nachdem man den Ofen nach dem Ausziehen des garen Kalkes abkühlen läßt und dann wieder füllt oder rohen Kalkstein ununterbrochen in dem Maß oben aufgibt, wie garer unten ausgezogen wird. Einen Ofen für periodischen Betrieb zeigen Fig. 1—3. Zum Brennen dient der untere, oben überwölbte Raum von 4 m Höhe. Er besitzt vier Schürlöcher eeee mit Rosten für das Brennmaterial (Braun- oder Steinkohle). Der K. wird durch die Öffnung b eingetragen, die man nach der Füllung des Ofens vermauert. Durch

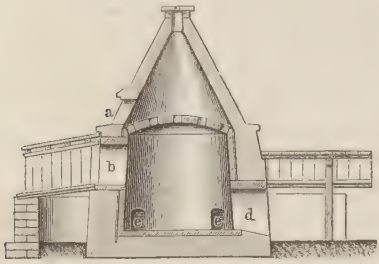


Fig. 1. Durchschnitt.

Fig. 2. Grundriß.

Fig. 3. Beschickung.

Fig. 1—3. Kalkofen für periodischen Betrieb.

d wird der gebrannte K. ausgetragen, a ist der Zugang zu dem Raum über dem Gewölbe. Man beobachtet von dort das Austreten der Flamme aus den Gewölbeöffnungen, um nach Erfordernis einzelne derselben durch aufgelegte Steine zu verschließen und die Glut in andre Teile des Ofens zu lenken. Fig. 2 und 3 zeigen, wie der Ofen eingesetzt wird. Bei jeder Feuerung baut man ein zur bessern Verteilung der Flamme dienendes Gewölbe, und in der Mitte wird ein Stück Holz angebracht, durch dessen Verbrennung ein zentraler Schacht zur Leitung der Flamme entsteht. Man feuert in den ersten sechs Stunden schwach und gibt dann allmählich stärkeres Feuer, bis die gelbe Kalkflamme aus den Gewölbeöffnungen hervorschlägt und eine klare Glut im Ofen sichtbar ist.

Kontinuierlich brennende Kalköfen sind meist Schachtöfen wie der Steinbrücksche und der sehr beliebte Rüdersdorfer (Fig. 4 und 5). Er besteht aus dem Schacht, der durch die Futtermauer d und das von dieser durch einen mit Asche und Schutt gefüllten Zwischenraum getrennte Rauhgemäuer e gebildet wird, und besitzt außerdem eine Umhüllungsmauer c, so daß zwischen dieser und dem Rauhgemäuer ein Raum bleibt, der durch Gewölbe in Zellen geteilt ist. Letztere benutzt man zur Aufbewahrung von Material. Während des Ganges des Ofens ist der untere Teil des Schachtes mit gar gebranntem K. gefüllt, der durch die vier Zugöffnungen a an der Schachtsohle von Zeit zu Zeit gezogen wird. Der Schacht hat eine Höhe von etwa 14 m. Ungefähr 4 m über der Sohle befinden sich die Feuerungen b für Torf und Holz, die zu drei oder fünf um den Ofen herum angebracht und mit Rost u. Aschenfall versehen sind. Um die Arbeiter vor der von dem gezogenen K. ausströmenden Hitze zu schützen, ist ein Kanal angebracht, durch den die Hitze in die Gewölbe gelangt. Der einmal angeheizte Ofen wird so lange im Gang erhalten, bis Reparaturen erforderlich werden. Man verbraucht in diesem Ofen auf 1 Volumen gebrannten K. 1,4 Vol. hartes oder 2—2,25 Vol. weiches Holz oder 1,5—2 Vol. Torf. Mit 1 Vol. Braunkohle erhält man 1—1,5,

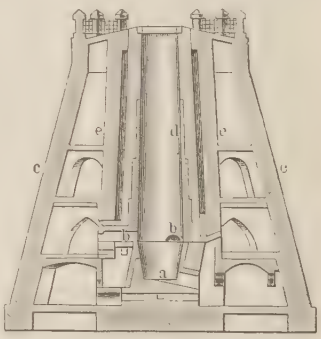


Fig. 4. Durchschnitt.

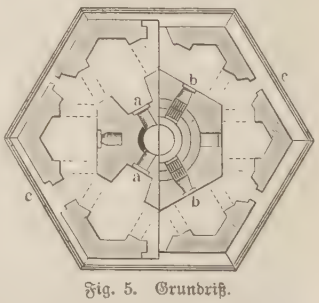


Fig. 5. Grundriß.

Fig. 4 u. 5. Rüdersdorfer Kalkofen.

mit 1 Vol. Steinkohle bis 3,5 Vol. gebrannten K. Von andern kontinuierlichen Kalköfen ist besonders noch der Dietzsche Etagenofen zu nennen, der eine erhebliche Brennmaterialersparnis gewährt. Hochtonige Kalke fordern in diesem Ofen 13—15 Proz., Kalke mit 98 oder 99 Proz. kohlensauren K. 22—23 Proz. Steinkohle. Gegenüber andern Schachtöfen ist dies eine Ersparnis der Hälfte bis zu zwei Dritteln des Brennstoffes. Sehr vorteilhaft ist die Benutzung des Ringofens, namentlich zur Herstellung großer Quantitäten. Nur muß die fertig gebrannte Ware durch Schieber abgesperrt und nicht zum Vorwärmen der Luft benutzt werden, weil der K. aus letzterer Kohlensäure aufnehmen würde. Ringofenkalk ist leichter und ergiebiger als der in gewöhnlichen Schachtöfen gebrannte K., jener erlaubt 100, dieser 90 Scheffel auf einen Waggon zu verladen, jener gibt auf eine Tonne 24—25 Kubikfuß gelöschten K., dieser nur 17 bis 18. Ringofenkalk hält somit die Konkurrenz auf ganz erheblich größere Entfernungen aus als der im Schachtofen gebrannte K. Die Tagesproduktion im Ringofen ist etwa zehnmal so groß wie im Rüdersdorfer Ofen. Wo die Anlagekosten auch des kleinsten Ringofens zu hoch erscheinen, empfiehlt Hotop den Partialofen, der den Übergang von den periodischen Öfen zu dem Ringofen bildet und aus dem Bestreben entstanden ist, den letzten gewissermaßen ratenweise anzulegen. Je länger der Brennkanal dieses Ofens ist, desto mehr nähert sich der Betrieb demjenigen des Ringofens, und desto geringer ist der Kohlenverbrauch. Auch die Anlagekosten dieses Systems sind im Verhältnis zur Leistung erheblich billiger als die irgend eines periodischen Ofens.

Auch Schachtöfen mit Gasfeuerung in verschiedenen Ausführungen werden zum Kalkbrennen benutzt. Sie wurden anfangs hauptsächlich in der Zucker- und Ammoniaksodafabrikation angewendet, wo man die aus dem K. ausgetriebene Kohlensäure mit den Verbrennungsgasen unter der verschlossenen Gicht ableitet, um sie in dem Fabrikbetrieb zu benutzen. Der Gaskalkofen gleicht in der innern Form etwa einem Rüdersdorfer Ofen, nur sind an Stelle der Feuerungen Gasdüsen angebracht, die mit einem nahe am Ofenschacht herumgehenden Gaszuführungskanal verbunden werden. Die Verbrennungsluft tritt durch die noch glühenden Steine unterhalb der Düsen durch die im Boden befindlichen, mit Falltüren versehenen schrägen Ausziehkanäle ein. An zwei Seiten des Ofens befinden sich Gasgeneratoren, aus denen das Gas zunächst in Teersammler (zur Abscheidung der Teerdämpfe durch Abkühlung), dann in den erwähnten Gaszuführungskanal tritt. Siemens hat in den Regenerativ-Zwillingsschachtöfen das System der Gasfeuerung zu hoher Vollkommenheit entwickelt. Die Gasfeuerung gestattet die Benutzung jeglichen Brennmaterials, vermeidet die lästige Rauchbildung bei Beginn des Brandes, gewährt bedeutende Ersparnis an Brennmaterial, erhöht die Leistungsfähigkeit und liefert ein sehr reines Produkt. Bisweilen werden auch die Gichtgase aus Hochöfen oder die Wärme aus Koksöfen zum Kalkbrennen benutzt.

Kohlensaurer K. verliert beim Brennen an Gewicht 44 Proz., an Volumen aber nur 10—15 Proz., mithin ist der gebrannte K. porös und leichter (spez. Gew. 2,3); reines Calciumoxyd CaO ist weiß, unschmelzbar; der gewöhnliche gebrannte K. ist durch Eisenoxyd meist gelblich und durch Verunreinigungen, namentlich mit Silikaten, schmelzbar. Er saugt begierig Wasser auf, erhitzt sich dabei (bis 150°) und zerfällt unter starker Volumvergrößerung und Entwickelung eines laugenartigen Geruchs (er »löscht sich«) zu gelöschtem K. (Kalkhydrat, Calciumhydrat, Calciumoxydhydrat, $Ca(OH)_2$). 100 Teile K. erfordern etwa 32 Teile Wasser zur Bildung von Hydrat. Trockner K. absorbiert keine Kohlensäure, aber an der freien Luft absorbiert er allmählich Feuchtigkeit und zerfällt zu pulverigem Kalkhydrat, das begierig Kohlensäure aufnimmt und sich in kohlensauren K. verwandelt. Beim Löschen muß man den K. mit mehr Wasser übergießen, als er zur Bindung bedarf (2,5—3 Teile), weil er nur in diesem Fall einen voluminösen, zarten Kalkbrei liefert. Dieser fühlt sich fett, schlüpfrig und zäh an, wenn aber der K. magnesia- und tonreich war, kurz, wenig geschmeidig, mager. Danach unterscheidet man fetten und magern K. Reiner K. gibt mit 2,5 Teilen oder 3,2—3,6 Volumen Wasser das 2,5fache Gewicht oder das 3,2—3,6fache Volumen Kalkbrei (so weit abgetrocknet, daß er Risse bekommt), magerer K. aber mit 2—2,5 Volumen Wasser nur das zweifache Volumen Brei. Man sagt daher, fetter K. wächst oder gedeiht besser als magerer. 10 Proz. Magnesia machen den K. schon deutlich mager, bei einem Gehalt von 25—30 Proz. Magnesia ist der K. unbrauchbar. Läßt man den K. mit wenig Wasser zu Pulver zerfallen, so erhält man mit diesem nicht mehr einen fetten Brei. Zur Aufbewahrung löscht man den K. und bringt den dünnen Brei in eine Grube mit durchlassenden Wänden (man »sumpft ihn ein«); er wird dann mit der Zeit noch fetter und speckiger infolge vollständigerer Löschung. Damit er nicht Kohlensäure anzieht, bedeckt man ihn mit Brettern und schüttet auf diese eine Lage Sand. Man kann gebrannten K. für die Mörtelfabrikation jahrelang aufbewahren, wenn man ihn mit wenig Wasser zu Pulver löscht, in einem Haufen acht Tage liegen läßt, durch ein Sieb mit 0,5 mm weiten Maschen das Grobe absiebt, dies zerreibt, ebenfalls zu Pulver löscht und das Produkt in Haufen aufschüttet, die vor Regen geschützt oder mit Kohlenasche bedeckt werden müssen. Unter Kalkmilch versteht man eine rahmartige Mischung von Kalkhydrat mit Wasser; bei längerm Stehen setzt sich aus derselben das Kalkhydrat zu Boden, und über demselben befindet sich dann eine klare Lösung von Kalkhydrat in Wasser (Kalkwasser). 100 Teile Wasser lösen bei

0°	10°	20°	30°	50°	80°	99°	
0,131	0,129	0,126	0,116	0,098	0,073	0,060	Kalkhydrat.

Die Lösung schmeckt schrumpfend, reagiert alkalisch, trübt sich beim Erhitzen, überzieht sich an der Luft mit einem Häutchen von kohlensaurem K. und gibt mit Leinöl eine eigelbe Emulsion. Ätzkalk ist eine starke Base, wirkt ätzend, fällt die Magnesia- und die Metallsalze, zersetzt die Kohlensäuresalze der Alkalien, bildet mit Säuren die Kalksalze (s. d.), löst sich leicht in Zuckerlösung zu Zuckerkalk und bildet mit Chlor den Chlorkalk. Man benutzt gebrannten K. zu feuerfesten Tiegeln, zum Drummondschen Kalklicht, als schlackenbildenden Zuschlag beim Ausbringen von Metallen, als Zusatz zum Glassatz, bei der Verarbeitung des Kryoliths, zur Verarbeitung der Melasse, zum Austrocknen von geschlossenen Räumen, zum Entwässern von Flüssigkeiten, mit denen er sich nicht chemisch verbindet, als Putzmittel, zu Kitten ꝛc. Meist aber wird er gelöscht und zu Mörtel benutzt. Der gelöschte K. findet außerdem ausgedehnte Anwendung in der chemischen Industrie wegen seiner basischen Eigenschaften, weil er nach Ausnutzung derselben aus

den Flüssigkeiten durch Kohlensäure oder Schwefelsäure in Form von unlöslichem kohlensaurem oder schwefelsaurem K. wieder ausgeschieden werden kann, während man bei Anwendung von Alkalien statt des Kalkes immer Alkalisalze, die oft störend wirken, in Lösung behält. Man benutzt Ätzkalk außerdem zur Bereitung von Ätzkali, Ätznatron, Ammoniak aus Salmiak, von Chlorkalk, chlorsaurem Kali, Bleichflüssigkeit, zum Fällen der Magnesia aus den Mutterlaugen der Salinen, zum Reinigen des Leuchtgases, zum Entschwefeln der Rohlaugen in der Sodafabrikation, zum Einkalken des Getreides vor dem Säen, zum Reinigen der Runkelrübensäfte in der Zuckerfabrikation, in der Sodafabrikation, zum Enthaaren und Vorbereiten der Häute in der Gerberei, zum Bäuchen der zu bleichenden Baumwollengewebe, zum Reinigen des Kesselspeisewassers, zur Darstellung von Indigküpen in der Färberei, zum Verseifen der Fette bei der Stearinsäurefabrikation, bei der Verarbeitung des Kryoliths, zum Neutralisieren der Schwefelsäure bei der Traubenzuckerfabrikation, zur Herstellung von Kitten. Gebrannter K. wird auch als Desinfektionsmittel benutzt; für viele Fälle sehr wirksam ist Kalkmilch aus 1 Teil gebranntem K. und 4 Teilen Wasser. Kalkwasser wird arzneilich zu Mund- und Gurgelwässern, Inhalationen, Verbandwässern, Einspritzungen ꝛc. benutzt.

Hygienisches. Bei der Kalkbrennerei entwickeln die Öfen älterer Konstruktion große Mengen von Rauch, der die Umgegend oft auf 2—3 km belästigt. Bei der Anlage von Kalkbrennereien ist daher die herrschende Windrichtung zu berücksichtigen. Die neuern Kalköfen erzeugen viel weniger Rauch, aber die Arbeiter kommen leichter in die Lage, sich den der Gicht entströmenden kohlenoxydreichen Gasen auszusetzen. Beim Ziehen des gebrannten Kalkes entsteht Staub, der für die Arbeiter und die Umgebung, besonders die Vegetation, schädlich ist. Es ist daher für geeignete Ventilation vor den Ausziehöffnungen und dafür Sorge zu tragen, daß der mit der Asche des Brennmaterials gemischte Kalkstaub vor dem Winde geschützt wird.

Prüfung. In den meisten Fällen genügt zur Wertbestimmung des Kalkes eine Bestimmung des Kohlensäuregehalts; stark magnesiahaltige Kalksteine muß man gewichtsanalytisch untersuchen. Guter K. soll nicht unter 82 Proz., womöglich über 86 Proz. Calciumoxyd enthalten. Zur Feststellung des Wertes eines Düngekalks bestimmt man durch Glühen Wasser + Kohlensäure, durch Lösen in Salzsäure ꝛc. das Unlösliche, durch Fällen der Lösung mit Ammoniak Eisenoxyd und Tonerde. Die Differenz ist K. und Magnesia. Zur Prüfung der Volumvermehrung, des Gedeihens, des gebrannten Kalkes beim Löschen mit Wasser dient das Mörtelvolumeter von Michaelis, eine Dose, deren Deckel, der durch Schrauben befestigt werden kann, ein graduiertes Rohr trägt. Man ermittelt in diesem Apparat mit Hilfe von Ligroin das Volumen von 50 oder 100 g des gebrannten Kalkes, löscht dann 50 g K. mit 200—300 g Wasser in der mit einem Uhrglas bedeckten Dose auf einem Wasserbad und erwärmt, bis der von Zeit zu Zeit durch Aufsetzen der Dose zusammengerüttelte Brei Schwindungsrisse zeigt. Dann läßt man abkühlen, setzt den Deckel auf und füllt mittels Vollpipetten Wasser in den Apparat, bis dasselbe in der Meßröhre stehen bleibt. Durch einfaches Ablesen kann man das Volumen des gelöschten Kalkes ermitteln. Vgl. Heusinger v. Waldegg, Die Kalkbrennerei und Zementfabrikation (5. Aufl. von Naske, Leipz. 1903); Schmatolla, Die Brennöfen für Tonwaren, Kalk, Magnesit ꝛc. (Hannov. 1903). — Über hydraulischen K. s. Zement; salzsaurer K., soviel wie Calciumchlorid.

Kalk, Stadt im preuß. Regbez. und Landkreis Köln, östlich neben Deutz, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Mülheim a. Rh.–Troisdorf, Köln–K., Deutzerfeld–Horchheim und Köln–K., mit Köln außerdem durch eine elektrische Straßenbahn verbunden, 46 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Wallfahrtskapelle, Gymnasium, bedeutende Maschinenfabrikation, Eisengießerei, Walzwerke, Kesselschmiederei, Hochöfen, chemische, Modell- und Sensenfabriken, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei und (1900) 20,606 Einw., davon 4031 Evangelische und 170 Juden. K. wurde 1829 angelegt und ist seit 1881 Stadt.

Kalka, Fluß im südlichen Rußland, s. Kalmius.

Kalkalabaster, Mineral, s. Alabaster.

Kalkalpen, nördliche und südliche, Bezeichnung der Außenzone der Ostalpen, die der kristallinischen Zentralzone sowohl im N. als im S. als ein breiter Gürtel vorgelagert ist und aus kalkreichen Ablagerungen der mesozoischen Formationen besteht. Bei den Westalpen findet sich eine Kalkalpenzone, die französischen K., nur an der westlichen Außenseite, während an der Innenseite vom Golf von Genua bis zum Lago Maggiore dieses Gegenstück gänzlich fehlt (s. die Textbeilage zur »Geologischen Karte der Alpen«).

Kalkandelen (slaw. Tetowo), Stadt im türk. Wilajet Kossowo, vor der Mündung der Scharska Rijeka in den obern Vardar, am Fuß einer mit Weinbergen, Eichen- und Kastanienwäldern bedeckten Vorhöhe, beherrscht den nach Prisren führenden Scharübergang. Die 14,000 slawischen und albanes. Einwohner haben die überall hervorbrechenden Quellen durch primitive Turbinenanlagen zu allerlei Fabrikbetrieben nutzbar gemacht.

Kalkánt (lat.), der Bälgetreter bei der Orgel; in der Bühnensprache der Orchesterdiener.

Kalkaphanit, s. Diabas.

Kalkar, Flecken im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Kleve, an einem alten Rheinarm (Kalkflak) und an der Staatsbahnlinie Trompet–Kleve, hat eine evangelische und eine gotische kath. Kirche (letztere aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh., mit sieben Schnitzaltären und Gemälden von Joest v. Calcar), Synagoge, ein stattliches Rathaus aus dem 15. Jahrh., Waisenhaus, Käsefabrikation und (1900) 1896 meist kath. Einwohner. K. ist Geburtsort des Generals v. Seydlitz, dem auf dem Marktplatz ein Denkmal errichtet ist. Vgl. Wolff, Geschichte der Stadt K. während ihrer Blüte (Frankf. a. M. 1894).

Kalkar, 1) Christian Hermann, dän. Theolog, geb. 27. Nov. 1802 in Stockholm, gest. 3. Febr. 1886 als Pfarrer in Gladsaxe bei Kopenhagen. Er war Vorsitzender der dänischen Missionsgesellschaft und schrieb (in dänischer Sprache): »Evangelische Missionsgeschichte« (1857); »Geschichte der römisch-katholischen Mission« (1862; deutsch von Michelsen, Erlang. 1867); »Die Mission unter den Juden« (1868; deutsch, Hamb. 1869); »Geschichte der christlichen Mission unter den Heiden« (1879; deutsch, Gütersl. 1879—80, 2 Bde.); »Israel und die Kirche« (1881). Von 1871—80 gab er die »Theologisk Tidskrift« heraus.

2) Jan Joest und Johannes Stephan von, Maler, s. Calcar 1) und 2).

Kalkasche, eine Mischung aus 5 Teilen Asche und 1 Teil Staubkalk, die zum Pisébau benutzt wird.

Kalkäscher, s. Leder.

Kalkauflagerungen, s. Pflanzenzelle.

Kalkbein, soviel wie Fußräude (s. Räude) der Hühner, wobei die Füße verdickt und wie mit Kalk überzogen aussehen.

Kalkblau, soviel wie Neuwiederblau.

Kalkboden, s. Boden, besonders S. 118 f.

Kalkborsten, die in der Gerberei mit Kalk von der Haut abgeätzten Borsten.

Kalkbreccie (Kalksteinbreccie), s. Breccien.

Kalkbrenner, Friedrich, Klavierspieler und Komponist, geb. 1788 während der Reise von Kassel nach Berlin, gest. 10. Juni 1849 in Enghien bei Paris, war der Sohn von Christian K. (1755—1806, 1788 bis 1790 Kapellmeister der Königin in Berlin, dann bis 1796 beim Prinzen Heinrich in Rheinsberg, später in Paris als Chordirektor der Großen Oper), bildete sich im Konservatorium zu Paris unter L. Adam und 1803—05 in Wien unter Hummel sowie einige Zeit unter Clementi, konzertierte sodann erfolgreich in Deutschland und Frankreich und ließ sich 1814 in London nieder, wo er sich mit Logier zur Ausbeutung von dessen Chiroplast verband. 1824 nach Paris zurückgekehrt, trat er als Teilhaber in Pleyels Pianofortefabrik ein und erlangte auch als Lehrer hohes Ansehen. Die Kalkbrennersche, in seiner Klavierschule (»Méthode pour apprendre le pianoforte à l'aide du guide-mains«, Par. 1830) niedergelegte Methode beruht auf einer vollkommen ruhigen Handhaltung und einem Spiel ohne Beteiligung des Armes. Wie Hummel verfiel auch K. der Veraltung, als in den 1830er Jahren durch Thalberg und Liszt eine kräftigere und freiere Spielmanier Geltung erlangte. Von seinen Kompositionen (nur Werke für Klavier oder mit Klavier) hat sich außer einigen Etüdenheften noch das Übungsmaterial seiner Schule gehalten.

Kalkbrennerei, s. Kalk.

Kalkbütte, s. Kalkmaß.

Kalkdüngung, s. Dünger und Düngung, S. 280.

Kalkeinlagerungen, s. Pflanzenzelle.

Kälken, s. Leder; in der Landwirtschaft s. Dünger und Düngung, S. 280 (Kalkdüngung).

Kalkfarben, die in der Freskomalerei verwendbaren Farben, die beim Auftragen auf Kalk nicht zersetzt werden, besonders Antimongelb, Barytgelb, Barytweiß, Kadmiumgelb, Chromgrün, Chromorange, Eisenorange, Englischrot, grüne Erde, Kobaltblau, Kobaltgrün, Bronners Freskokrapplack, Marsbraun, Neapelgelb, Ocker, schwarze Farben, Sienaerde, Schweinfurtergrün, Ultramarin, Umbra, Vandyckbraun, Zinkweiß.

Kalkfeldspat, Mineral, soviel wie Anorthit (s. d.).

Kalkglas, s. Glas, S. 886.

Kalkglimmer (Margarit), s. Glimmer, S. 36.

Kalkglimmerschiefer (Blauschiefer), schieferiges kristallinisches Gestein, besteht aus einem körnigen Gemenge von Kalkspat, Quarz und hellem Glimmer (Muskovit). Der K. ist meist hellgrau ins Bläuliche und Grünliche, stets deutlich geschichtet. Durch Zurücktreten und Schwinden des Quarzes geht er in glimmerführenden körnigen Kalk oder bei Anordnung der Glimmerblättchen in kugeligen Schalen in Cipollino, bei Vertretung des Glimmers durch Sericit, Talk und Chlorit in kalkhaltigen Sericit-, Talk- und Chloritschiefer über. Das Gestein hat große Verbreitung in den Alpen, auch im Mährischen Gebirge, in Griechenland, Kleinasien, in Massachusetts ꝛc.

Kalkgrün, s. Scheelesches Grün.

Kalkgur, ein Kalksinter, der sich in Tropfsteinhöhlen, besonders aber in alten Bachläufen in Kalksteingebirgen findet, meist kleine, warzige Knollen bildet und beim Mahlen ein feines, sehr poröses Pulver liefert, das früher zur Darstellung von Dynamit benutzt wurde.

Kalkharmotōm, Mineral, soviel wie Phillipsit.

Kalkhornfels, Gestein, ein wesentlich aus Kalksilikaten bestehender, durch Umwandlung aus Kalkstein entstandener Hornfels (s. d.).

Kalkhydrāt, soviel wie gelöschter Kalk, Calciumhydroxyd, s. Kalk, S. 479.

Kalkieren (kalquieren, franz. calquer), Übertragung einer Zeichnung, Schrift, eines Planes u. dgl. vom Original auf eine andre Fläche. Dies kann durch Überdrucken, Durchzeichnen, Aufpudern, Aufpausen ꝛc. geschehen. Kalkierpapier und Kalkierleinwand zum Durchzeichnen, soviel wie Pauspapier und Pausleinwand; s. Pause. Vgl. auch Metallographie.

Kalkinfarkt der Niere, eine gelblichweiße Ablagerung, die im höhern Alter ohne Krankheitserscheinungen in den Schleifenkanälchen der Pyramiden der Niere vorkommt. Sie besteht aus mikroskopischen, stark lichtbrechenden, verschieden großen Kugeln, die auf Zusatz von Essigsäure, unter Gasentwickelung und unter Zurücklassung einer homogenen kolloiden Masse, die den abgelagerten Kalksalzen als stützendes Gerüst dient, verschwinden. Dem K. ist der harnsaure Infarkt der Neugebornen als eine ebenfalls nicht krankhafte Erscheinung an die Seite zu stellen.

Kalkkonglomerat, Gestein, s. Konglomerat.

Kalkkonkremente, mikroskopisch kleine, bis stecknadelkopfgroße, wesentlich aus kohlensaurem und schwefelsaurem Kalk bestehende weiße Knötchen im Fleisch der Schweine, entstehen durch Verkalkung von tierischen oder pflanzlichen Schmarotzern.

Kalkkreuzstein, Mineral, soviel wie Phillipsit.

Kalklicht, s. Knallgas.

Kalklöschen, s. Kalk, S. 479.

Kalklunge, s. Chalikosis.

Kalkmaß, ein von den Getreidemaßen hier und da früher abweichendes Trockenmaß, so die Tonne in Preußen = 4, in Sachsen = 2 Getreidescheffel, in Hamburg = 6 Himten, in Oldenburg = 56 Getreidekannen, die Kalkbütte in Hessen-Darmstadt zu 10 Kubikfuß, in Frankfurt = 141,95 Lit., aber gehäuft gemessen, in Württemberg der Kalkscheffel = 40 Helleichmaß, in Bayern 1 Muth = 4 Scheffel zu 6 gehäuften Metzen, in Österreich das Kalkmittel oder Müthel zu 2½ Getreidemetzen = 153,717 L.

Kalkmergel, Mergel (s. d.) mit vorwaltendem Kalkgehalt. Tuffartiger K. (Mergeltuff) ist porös, löcherig (Zellenmergel); die Löcher sind meist mit erdigem Mergel, auch mit kohlensaurem Kalk gefüllt. Die K. finden sich namentlich im Muschelkalk und Keuper sowie in der Jura-, Kreide- und Tertiärformation.

Kalkmesotyp, Mineral, s. Skolezit.

Kalkmilch, s. Kalk, S. 479.

Kalkmittel, s. Kalkmaß.

Kalkmörtel, s. Mörtel.

Kalknagelfluh, eine Nagelfluh (s. d.) mit vorherrschend kalkigem Bindemittel.

Kalknatronfeldspat, Mineral, s. Feldspat.

Kalkofen, s. Kalk, S. 478.

Kalkoolith, Gestein, bestehend aus konzentrisch-schaligen und oft zugleich radialfaserigen Kalkkugeln, die durch ein kalkiges Bindemittel verbunden sind (s. Tafel »Mineralien«, Fig. 23). Die Größe der Kugeln schwankt zwischen Hirsekorn- und Erbsengröße und ist für dasselbe Vorkommen meist sehr konstant. Im

Rogenstein ist das Bindemittel der Kalkspatkugeln, deren konzentrische Struktur gewöhnlich erst bei der Verwitterung deutlich wird, ein mergeliges oder tonig-sandiges. Oolithe sind besonders im Jura, Rogensteine in der Trias entwickelt. Der mit marinen Sedimenten wechsellagernde K. ist nach neuern, an jugendlichen Kalkoolithbildungen von Suez angestellten Untersuchungen das Produkt von mikroskopisch kleinen kalkabsondernden Algen (Gloeocapsa und Gloeotheca); sonst ist der K. dem äußerlich ähnlichen Erbsenstein (s. Sprudelstein) vergleichbar. Der K. geht zuweilen bei Zersetzung, indem der Kern der kleinen Oolithkügelchen ausgelaugt wird, in sogen. Schaumkalk über (s. Triasformation).

Kalkowsky, Ernst, Mineralog, geb. 9. Sept. 1851 in Tilsit, studierte in Leipzig, machte mehrfache Studienreisen, war auch als Sektionsgeolog bei der sächsischen Landesaufnahme tätig, habilitierte sich 1878 in Leipzig als Privatdozent, lebte seit 1882 in Jena und Gotha und wurde 1886 Professor der Mineralogie und Direktor des Mineralogischen Museums in Jena, 1894 Professor an der Technischen Hochschule in Dresden. Er arbeitete über die archäischen Formationen, über Kristalloptik ꝛc. und schrieb: »Die Gneisformation des Eulengebirges« (Leipz. 1878); »Elemente der Lithologie« (Heidelb. 1886).

Kalkpflanzen, Pflanzen, die Kalk in ungewöhnlich großer Menge enthalten und im wilden Zustand vorwiegend auf kalkreichem Boden vorkommen, aus deren Gegenwart daher auf den Kalkgehalt des letztern geschlossen werden kann, so z. B. Hippocrepis comosa, Stachys recta, Teucrium Chamaedrys, T. montanum, Bupleurum falcatum, B. rotundifolium, Carlina acaulis, Adonis aestivalis u. a. Auch viele Flechten, z. B. Arten von Staurothele, Sarcogyne u. a., wachsen auf und in Kalkgestein, das sie bis zur Tiefe mehrerer Millimeter aufzulösen und zu zernagen vermögen (Kalkflechten).

Kalkphyllit, Gestein, s. Phyllit.

Kalkpisé, s. Pisé.

Kalksalpeter, salpetersaurer Kalk.

Kalksalze (Calciumsalze, Calciumoxydsalze) finden sich weitverbreitet in der Natur (s. Calcium) und werden leicht erhalten, indem man Calciumoxyd oder kohlensauren Kalk in den betreffenden Säuren löst oder, soweit sie unlöslich sind, durch Wechselzersetzung. Die K. sind farblos, wenn die Säure ungefärbt ist, z. T. sehr leicht löslich, während sich die schwer löslichen doch in Salzsäure und Salpetersäure lösen. Aus ihren neutralen Lösungen fällt Natronlauge weißes Calciumhydroxyd, phosphorsaures Natron weißen phosphorsauren, Schwefelsäure aus konzentrierten Lösungen weißen schwefelsauren Kalk. Letzterer ist in viel Wasser löslich und scheidet sich aus verdünnten Lösungen erst auf Zusatz von Alkohol aus. Oxalsaures Kali fällt sehr schwer löslichen weißen oxalsauren Kalk. Die K. spielen eine sehr große Rolle in der Natur; sie sind für die Ernährung der Pflanzen und der Tiere unentbehrlich, und viele finden auch in der Technik ausgedehnteste Verwendung.

Kalksand, s. Sand und Kalkstein.

Kalksandpisébau, s. Pisé.

Kalksandstein
Kalksandziegel } s. Mauersteine.

Kalksburg, Dorf in Niederösterreich, Bezirksh. Hietzing, an der Liesing und der Dampfstraßenbahn Hietzing-Mödling, hat ein Jesuitenkloster mit Gymnasium und (1900) 1105 Einw.

Kalkscheffel, s. Kalkmaß.

Kalkschiefer, schieferig ausgebildeter Kalkstein verschiedenen Alters. Tertiär ist der K. von Öningen bei Stein a. Rh., die Lagerstätte des Andrias Scheuchzeri, vieler Fische, Insekten und einer reichen Flora; zum Wealden gehören die sogen. Einbeckhäuser Plattenkalke, zum weißen Jura die von Solnhofen. Über die Benutzung s. Kalkstein.

Kalkschlotten, Höhlen im Kalkstein, besonders im Zechsteingebirge Thüringens u. a. O.; s. Schlotten.

Kalkschwämme, s. Schwämme.

Kalkschwefelleber, s. Calciumsulfurete.

Kalksilikathornfels, Gestein, soviel wie Kalkhornfels (s. d.).

Kalksinter, körniges oder faseriges Gestein, das aus Kalkspat, seltener aus Aragonit (Antiparos, Karlsbad) besteht und sich in Krusten oder Platten, auch in Form von Stalaktiten und Stalagmiten bildet, indem sich kohlensaurer Kalk aus dem fließenden und sickernden Wasser abscheidet. Häufig zeigt der K. gelbliche und braune Farbentöne, auch in streifiger oder wellenförmiger Anordnung. Oft versteht man unter K. auch den Kalktuff. Vgl. die Artikel »Sinter« und »Sprudelstein« sowie Tafel »Quellen II«, Fig. 4.

Kalkspat (Calcit), Mineral, die rhomboedrische Modifikation des kohlensauren Kalkes, enthält im reinen Zustande, wie der Aragonit (s. d.), 44 Proz. Kohlensäure und 56 Proz. Kalk; doch sind von letzterm häufig geringe Anteile durch Bittererde, Eisen- und Manganoxydul, seltener durch Zinkoxyd vertreten. Die Kristalle des Kalkspates weisen ungemein zahlreiche (mehr als 200) Formen auf, die zu den mannigfachsten Kombinationen zusammentreten. Er ist ausgezeichnet rhomboedrisch spaltbar, selten wird muscheliger Bruch beobachtet. Härte 3, spez. Gew. 2,6—2,8, durchsichtig bis undurchsichtig, in ersterm Fall mit ausgezeichneter doppelter Strahlenbrechung (Doppelspat), glasglänzend bis matt, auf den Spaltflächen perlmutterglänzend, wasserhell, weiß, häufig auch gelb, rot, braun, schwarz, selten grün oder blau. Zuweilen ist er durchdrungen von Bitumen (bituminöser K. oder Stinkspat und Stinkkalk), minder oft gemengt mit Kohle (Kohlenkalkspat oder Anthrakonit), auch schließt er hier und da (bei Fontainebleau, Wien ꝛc.) Quarzsand in größerer Menge ein (sogen. kristallisierter Sandstein). K. löst sich in Salzsäure unter starkem Aufbrausen, selbst in Essigsäure (Unterschied von Bitterspat und Verwandten), nicht in reinem, wohl aber in kohlensäurehaltigem Wasser. Die sehr mannigfaltigen Varietäten dieses wegen seiner großen Verbreitung äußerst wichtigen Minerals werden unter verschiedenen Namen aufgeführt. Der eigentliche K. begreift die frei auskristallisierten oder doch deutlich individualisierten Varietäten, wie sie besonders schön bei Andreasberg, Freiberg, Auerbach, in Derbyshire, Cumberland vorkommen. Hierher gehört auch der isländische Doppelspat, der zu Polarisationsapparaten benutzt wird, sowie der ähnlich verwendbare K. aus dem körnigen Kalk von Auerbach. Der kristallinische K. ist entweder stängelig und faserig (Faserkalk, faseriger Kalksinter, Kalkalabaster, Atlasstein zum Teil, seidenglänzend, oft farblos, auch gelblichbraun, rot, grün), oder feinschalig (Schieferspat), oder körnig bis dicht (Marmor, Kalkstein, Kalktuff). Diese letztern Varietäten (s. die einzelnen Artikel) treten gesteinsbildend auf und setzen für sich allein mächtige Schichtenkomplexe zusammen. Der erdige K. oder Calcit ist zerreiblich und abfärbend, meist weiß, matt; zu ihm rechnet man

die Bergmilch (s. d.), die Kreide (s. d.) sowie den Wiesenkalk, Wiesenmergel oder Alm (s. Seekreide). Indem kohlensäurehaltige Wasser durch kalkige Gesteine hindurchsickern, lösen sie kohlensauren Kalk auf, setzen ihn, sobald ihre Kohlensäure ganz oder zum Teil entweicht, an den Wänden von Hohlräumen, so auch in alten Bergbauen, wieder ab und bilden so Kalksinter und Tropfstein (s. d.). Auch die Kalktuffe und die Bergmilch sind derartige Absätze. Stängeliger und faseriger K. findet sich ungemein häufig als Ausfüllungen und Auskleidungen von Klüften in Kalksteinen, der faserige Atlasstein ausgezeichnet zu Alstonmoor in Cumberland; der körnige und kristallisierte K. kommt ebenso auf Klüften und Drusenräumen in kalkigen Gesteinen vor und ungemein häufig als Begleiter der mannigfachsten Erze, zumal auf Gängen. Den seltenen Schieferspat kennt man nur von wenigen Erzlagerstätten, insbes. von Schwarzenberg in Sachsen, von Cornwall ꝛc. Man benutzt den durchscheinenden weißgelblichen Kalksinter und den Marmor zu Ornamenten und Bildhauerarbeiten, auch die schön gefärbten dichten Kalksteine werden als sogen. Marmor (s. d.) zu Säulen, Tischplatten u. dgl. verwendet.

Kalkstein, Gestein, das wesentlich aus Kalkspat oder Calcit besteht und grob- oder feinkörnig, dicht, oolithisch, kompakt und zellig, porös (Kalktuff, s. d.) sowie erdig (Kreide, s. d.) und sandig (Kalksand) auftritt. Der körnige K. heißt Marmor (s. d.), aber auch der dichte K. erweist sich unter dem Mikroskop sehr feinkörnig. Während der Marmor oft ganz weiß ist, ist der dichte K. meist grau oder gelblichgrau, auch schwarz, rötlich oder bräunlich. Mancher K. ist reiner kohlensaurer Kalk, andre gehen durch steigenden Magnesiagehalt in Dolomit oder durch Tongehalt in Mergel, einige auch in Sandstein über; die rötlich oder braun, auch ockergelb gefärbten enthalten Eisenoxyd oder Eisenhydroxyd (sogen. Eisenkalkstein), die dunkeln organische, zuweilen beim Anschlagen stark bituminös riechende Substanz (sogen. Stinkkalke), vielen ist Kieselsäure beigemengt (vgl. Kieselkalkstein). Kalksteine sind durch alle sedimentären Formationen verbreitet (vgl. Tafel »Bergformen II«, Fig. 2 u. 4); hervorzuheben sind die körnigen Kalke der kristallinischen Schiefer, die Lager von dichtem K. im Silur und Devon, der Kohlenkalk, der Zechstein (des obern Perm), der »Muschelkalk« der mittlern Trias, der K. der Juraformation, der Hippuritenkalk der Kreide, der tertiäre (eocäne) Nummulitenkalk, auch der Grobkalk des Pariser Beckens. Seiner Entstehung nach ist der K. entweder eine marine Bildung und dann unter Mitwirkung von kalkabsondernden Organismen (Kalkalgen, Foraminiferen, Spongien, Korallen, Echinodermen, Mollusken, Würmer ꝛc.), deren Reste z. T. noch vom K. umschlossen werden, gebildet (Lithothamnienkalk, Korallenkalk, Krinoidenkalk, Hydrobienkalk ꝛc.), oder er ist ein Süßwasserabsatz, z. B. Quellwasserabsatz, wie der Kalktuff (s. d.), der Süßwasserkalk, der Rogenstein ꝛc. Der K. ist ein vorzüglicher Baustein; die dichten Varietäten können z. T. wie Marmor verwendet werden, aber auch die porösen Arten, selbst der Kalktuff, sind, zumal sie sich leicht sägen und bearbeiten lassen, nicht unbeliebt. Daß der K. auch ein sehr dauerhaftes Baumaterial ist, beweisen unter anderm die aus Nummulitenkalk erbauten Pyramiden Ägyptens. Ferner ist der K. sehr wichtig für die Bereitung sowohl des gewöhnlichen als des hydraulischen Mörtels. Die dicken Platten der schieferigen Kalksteine (Kalkschiefer) von Solnhofen, die ein feines, gleichförmiges Korn besitzen, benutzt man als lithographischen Stein; mit schlechtern plattiert man Hausfluren ꝛc., die dünnern dienen als Dachschiefer. Vgl. auch Kalkoolith und Kreide.

Kalkstickstoff, ein nach den Patenten von Adolf Frank und Caro dargestelltes rohes Calciumcyanamid $CaCN_2$, das erhalten wird, wenn man von Sauerstoff befreite Luft, also Stickstoff, über hoch erhitztes Calciumkarbid CaC_2 leitet, oder wenn Stickstoff bei der hohen Temperatur des elektrischen Ofens auf ein Gemisch von Kalk und Kohle wirkt. Frank gelang es 1895, den Luftstickstoff mit Hilfe von Karbiden zu binden, 1897 errichtete er eine größere Fabrikanlage bei Hamburg und später eine solche bei Frankfurt a. M. Er hatte ursprünglich an die Darstellung von Cyanverbindungen gedacht, dann suchte er das Cyanamid in ein Ammoniaksalz zu verwandeln, um dies als Dünger zu benutzen. Calciumcyanamid mit Wasser unter hohem Druck erhitzt, setzt sich glatt um in kohlensauren Kalk und Ammoniak. Wagner und andre Agrikulturchemiker fanden aber, daß die neuen Präparate, die 14—16, bez. 22—24 Proz. Stickstoff enthalten, in ihrem Dungwerte dem schwefelsauren Ammoniak in jeder Richtung gleichwertig sind und der Wirkung von salpetersauren Salzen (Chilisalpeter) nur wenig nachstehen. Die Bedeutung der Erfindung beruht wesentlich darauf, daß der Luftstickstoff direkt für den Pflanzenbau verwertet werden kann und die Landwirtschaft mithin für die Beschaffung konzentrierten Stickstoffdüngers nicht mehr allein auf Chilisalpeter und schwefelsaures Ammoniak angewiesen ist.

Kalksucht, s. Seidenspinner.

Kalktiegel, s. Schmelztiegel.

Kalktonschiefer, Gestein, s. Tonschiefer.

Kalktorf, Mischung von Torfmull mit Ätzkalk, dient als Füllmaterial für Decken und zeichnet sich durch Leichtigkeit, Schalldämpfung und fäulniswidrige Beschaffenheit aus.

Kalktuff (Duckstein, Tuffstein), erdiger, poröser, zelliger und durchlöcherter, meist hellfarbiger, ungeschichteter Kalkstein, der, von fließendem Wasser über Pflanzenresten abgesetzt und diese inkrustierend und verkittend, wie ein in Kalkmasse umgewandelter Torf erscheint. Ein Produkt der Auslaugung von Kalksteinen durch kohlensäurehaltiges Wasser, bildet er besonders in der Nähe von Kalkbergen Ablagerungen von wechselnder Mächtigkeit. Viele Kalktuffbildungen (z. B. in Thüringen, an der Schwäbischen Alb) enthalten Reste von noch lebenden Tier- und Pflanzenarten (Hirsch, Pferd, Land- und Süßwasserschnecken, Blätter ꝛc.) und sind dann alluvial und oft noch in Bildung begriffen, andre (wie bei Kannstatt) sind ausgezeichnet durch Einschlüsse von Skelettteilen und Zähnen von jetzt bei uns nicht mehr lebenden Tieren und dann wohl von diluvialem Alter. Eine Abart des Kalktuffs ist der Travertin (s. d.). Man benutzt K. zu Beeteinfassungen in Gärten und zu Grotten. Aus Röhrenstücken zusammengesetzter K., der durch Überrindung von später verwesten Wurzeln, Schilf ꝛc. entstanden ist, wurde früher als Beinbrech, Beinwell bei Knochenbrüchen benutzt. Nicht selten geht der K. in Süßwasserkalk (s. d.) über.

Kalkul (franz. calcul, spr. -kül, v. lat. calculus, Steinchen, deren man sich in der ältesten Zeit beim Rechnen bediente), Berechnung, Überschlagung, auch Rechnungsmethode; im geschäftlichen und amtlichen Leben angewendet auf Voranschläge, Rentabilitäts-

berechnungen ꝛc. **Kalkulieren**, rechnen, berechnen, eine Schlußfolge machen.

Kalkulation (lat.), Berechnung, speziell Berechnung der Produktions- oder der Bezugs- und Versendungskosten einer Ware; **Kalkulationsbuch**, das kaufmännische Buch, in dem die Warenkalkulationen angestellt werden. Vgl. **Tolkmitt**, Die K. im Geschäftsleben (Leipz. 1896); **Trompenau**, Kaufmännische und gewerbliche Kalkulationskunde (das. 1899); **Brosius**, Die Lehre der gewerblichen K. (das. 1902); **Hartleib**, Kalkulationspreise für die Industrie (Berl. 1902); **Tauscher**, Warenpreis-Berechnungs- oder Kalkulationstabellen (Leipz. 1902).

Kalkulator (lat.), derjenige, der Voranschläge und Rechnungen auszuführen oder zu prüfen hat. Im Zivilprozeß werden so häufig diejenigen Beamten genannt, die dem Richter bei gewissen Berechnungen Hilfe zu leisten haben. **Kalkulatur**, bei Gerichts- und Verwaltungsbehörden die Aufstellung und Prüfung von Rechnungen. In § 105 der deutschen Zivilprozeßordnung ist in diesem Sinn ausdrücklich bestimmt, daß sich das Gericht bei der Kostenfestsetzung (s. d.) der Hilfe des Gerichtsschreibers bedienen dürfe. Vgl. **Arndt** und **Kluge**, Handbuch der gerichtlichen Kalkulatur (3. Aufl., Berl. 1901).

Kalkuranit, Mineral, s. Uranglimmer.

Kalkutta, Hauptstadt des britisch-ind. Kaiserreichs und der Lieutenant-Governorship Bengalen, unter 22° 34′ nördl. Br. und 88° 26′ östl. L., 130 km vom

Lageplan von Kalkutta.

Golf von Bengalen, am linken Ufer des Hugli oder Bhagirathi, Ausgangspunkt von vier Bahnen, erstreckt sich von N. nach S. 5 km am Fluß entlang. Das Klima ist heiß, feucht und ungesund. Als höchste Temperatur wurde 41°, als niedrigste 11° gemessen, als Durchschnitt im heißesten Monat (Mai) 30°, im kältesten (Dezember) 20°. Sehr stark ist der Regenfall; Zyklone richten periodisch große Verheerungen an, Cholera und Fieber sind endemisch, die Pest ist in K. verhältnismäßig mild aufgetreten. Gesundheitsstationen sind Simla, Sommerresidenz des Vizekönigs, und Dardschiling. Seit 1870 wird die Stadt mit filtriertem Wasser versorgt, wodurch der Gesundheitszustand sich wesentlich gebessert hat. Die eigentliche Stadt, vom Fluß und der Circular Road eingeschlossen, bedeckt 21 qkm und enthält die weit ausgedehnte Esplanade, den Maidan, Exerzierplatz für die Truppen und Promenade der eleganten Welt, wo, dicht am Hugli, das Fort William einen Raum von 3 km Umfang einnimmt, mit großem Arsenal, 619 Geschützen und 25,000 Mann. Im N. begrenzen den Maidan der Palast des Vizekönigs, das Rathaus, die Bank von Bengalen, das Generalpostamt, Zollamt, die Münze; weiter sind nennenswert die Gebäude des Gesetzgebenden Rats, der Obergerichtshof, eine Irrenanstalt, ein großes Gefängnis, Hospital, der Palast des anglikanischen Bischofs, 27 protestantische (St. Paulskathedrale), 8 kath. Kirchen, ein deistisches Gotteshaus (merkwürdigerweise keine orthodoxe Hindutempel). Die Stadt hat zahlreiche Denkmäler, darunter die von Ochterlony, Warren Hastings, Wellington, Cornwallis, Outram, Peel (im schönen Eden Garden, woselbst auch eine 1854 herübergebrachte birmanische Pagode). Die **Bevölkerung** betrug 1901: 847,796 (mit Vorstädten 1,106,738) Köpfe (562,596 männlich, 285,200 weiblich), darunter 553,261 Hindu, 249,939 Mohammedaner, 37,925 Christen. Der Nationalität nach waren 5323 Europäer, davon 4325 Engländer, 224 Franzosen, 173 Deutsche, 163 Türken, 102 Italiener. Starke Militärabteilungen stehen im Fort William und in den Vorstädten Barrackpur und Dum Dum. Die **Industrie** ist auf das K. gegenüberliegende Howrah (s. d.) konzentriert. Mit diesem hatte K. 1902: 26 Jutefabriken mit 15,132 Webstühlen, bei denen über 80,000 Arbeiter beschäftigt waren, 8 Baumwollspinnereien mit 324,038 Spindeln, 3 große Papierfabriken, 2 große Zuckerfabriken, mehrere Indigofabriken, eine Messinggießerei und viele kleinere gewerbliche Anstalten. Namentlich ist K. Sitz der Juteindustrie, wie Bombay der der Baumwollindustrie. Großartige Etablissements besitzt der Staat in Stadt und Umgegend, darunter die große Geschützgießerei in Kosipur. Unterstützt durch Fluß, Eisenbahnen und die Nähe des Meeres, hat sich der **Handel** zu großartigen Verhältnissen entwickelt und den von Bombay überflügelt. Der Gesamthandel wertete 1902: 1100 Mill. Rupien, wobei der geringfügige Handel der Nebenhäfen Bengalens eingerechnet ist; die Einfuhr betrug 328, die Ausfuhr 640 Mill. Rupien. Aus Deutschland kam 1902 für 11,159,460, dorthin ging für 82,683,580 Mark Ware. Bei der Einfuhr nehmen Baumwollfabrikate, Garne und Twist etwa die Hälfte ein, andre wichtige Einfuhrartikel sind Woll- und Seidenwaren, Metalle und Metallwaren, Kleider, Schirme, Papier, Papierwaren, Bücher, Glaswaren, Drogen, Zucker, Speck, Schinken, Käse, Butter, Petroleum, Chemikalien, Farben u. a. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Jute und Jutesäcke, Opium, Tee, Reis, dann Häute, Baumwolle, Ölsaaten, Indigo (dauernd abnehmend), Rohseide (für 5,753,220 Rupien), Gummi. Kohle kann jetzt aus K. bereits ausgeführt werden (1902 fast 2 Mill. Ton.). Der Hafen für große, schwerbeladene Schiffe ist Diamond Harbour, mit K. durch Eisenbahn verbunden; andre Schiffe können

bis zur Stadt gelangen, deren Hafen sich 16 km lang am Ufer hinzieht, doch ist die Einfahrt wegen der Veränderlichkeit des Wasserstandes und der Sandbänke nicht selten gefährdet. Die über den Hugli nach Howrah (s. d.) führende Schiffbrücke wird zu bestimmten Stunden geöffnet. Es liefen 1902 ein 538 Dampfer von 1,402,030 Ton. und 24 Segelschiffe von 34,656 T., aus 517 Dampfer von 1,352,233 T. und 30 Segelschiffe von 33,692 T. Außer sieben englischen Dampferlinien, dem Österreichisch-Ungarischen Lloyd (16 Dampfer) und den Messageries maritimes verkehrte hier die Hansa- und die Hamburg-Amerika-Linie. Mit dem Innern ist K. durch die Dampfer auf dem Ganges, die Eastern Bengal- und South Eastern-Bahn sowie von Howrah aus durch die East India-Bahn verbunden. Kürzere Linien sind K.-Balliagh und die Munizipalbahn. Eine 27 km lange Straßenbahn durchzieht die vornehmsten Straßen. In K. sind 14 Banken vertreten. Die Stadt besitzt 7 Krankenhäuser, zahlreiche Bildungsanstalten, darunter das Hindu College, University Senate House, Hare School, Presidency College, Sanskrit College, Medical College, Calcutta Madrassa, die berühmte La Martinière, die Free Institution, einen prächtigen botanischen und zoologischen Garten, ein Museum, ist Sitz der Asiatic Society of Bengal, der Gesellschaften für Natur- und Arzneikunde, für Gartenbau, eines Handwerkerinstituts u. a. K. ist Sitz des Vizekönigs von Indien, des Lieutenant-Governors von Bengalen, der obersten Verwaltungsbehörden, des Appellhofs für Indien, eines katholischen Erzbischofs und eines anglikanischen Bischofs, des Oberbefehlshabers in Indien und Kommandeurs der Truppen in Bengalen, eines deutschen Generalkonsuls ꝛc. An die eigentliche Stadt schließen sich 17 Vorstädte an mit einem Gemisch der verschiedensten Rassen und Kasten. — Die Stadt wurde 1686 durch englische Kaufleute, die der Mogulstatthalter von Bengalen aus ihrer Faktorei Hugli vertrieben hatte, im Dorfe Tschatanati gegründet, das mit Kali Ghat (daher der Name) und andern Orten die Stelle des heutigen K. einnahm. Am 20. Juni 1756 wurde der Ort durch Suradsch ed Daulah eingenommen, wobei 146 englische Gefangene in das »Black Hole« eingesperrt wurden, in dessen engem Raum 123 während der Nacht umkamen. Nachdem aber Clive 2. Jan. 1757 die Stadt zurückerobert hatte, hob sich K. rasch wieder. Seit 1772 ist es Sitz der britisch-indischen Regierung.

Kalkuttahanf, soviel wie Jute.

Kalkwasser, s. Kalk, S. 479.

Kalkziegel (Kalksandziegel), s. Mauersteine.

Kall (Call), Dorf im preuß. Regbez. Aachen, Kreis Schleiden, an der Urft, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Köln-Stadtkyll und K.-Hellenthal, hat eine kath. Kirche, einen evang. Betsaal, Synagoge, Eisen- und Bleierzbergbau, eine Blei- und Silberhütte, einen Eisenhammer, Bleiweißfabrikation und (1900) 1138 Einw.

Kalla, Pflanze, s. Calla.

Kallainit, ein dem Türkis auch in der Zusammensetzung ähnliches, also wesentlich aus phosphorsaurer Tonerde bestehendes, aber stark und schön durchscheinendes Mineral, von apfel- bis smaragdgrüner Farbe, zuweilen weiß und blau oder schwarz und braun geadert, Härte 3,5—4, spez. Gew. 2,5, fand sich in rundlichen, bis taubeneigroßen Stücken als Schmuckstein in einem alten Keltengrab in der Bretagne; der ursprüngliche Fundort ist nicht bekannt.

Kallait, Mineral, soviel wie Türkis.

Kallatis, griech. Kolonie, s. Mangalia.

Kállay, Benjamin von, österreich. Staatsmann, geb. 22. Dez. 1839 aus einem ungarischen Adelsgeschlecht, gest. 13. Juli 1903 in Wien, studierte die Rechte, bereiste Rußland, die europäische Türkei und Kleinasien, trat in den diplomatischen Dienst und war 1869—75 Generalkonsul in Belgrad. Er verfaßte damals eine »Geschichte der Serben« (1877; deutsch von Schwicker, Pest 1878, Bd. 1). Nach seinem Rücktritt gehörte er mehrere Jahre dem ungarischen Abgeordnetenhaus an; er vertrat hier schon 1876 eine energische austroslawische Orientpolitik und schrieb »Die Orientpolitik Rußlands« (Pest 1878). Als Andrássy das Ministerium des Auswärtigen 1879 niederlegte und der des Ungarischen nicht kundige Haymerle sein Nachfolger wurde, ward K. zum ersten Sektionschef des Ministeriums des Äußern ernannt, um dieses vor der ungarischen Delegation zu vertreten. Auch leitete K. das Ministerium interimistisch nach Haymerles Tod (1881) bis zu Kálnokys Ernennung. Nach Szlávys Entlassung ward K. 4. Juni 1882 Reichsfinanzminister und widmete sich mit Energie der Verwaltung der okkupierten Provinzen Bosnien und Herzegowina, deren Aufblühen als sein Werk anzusehen ist.

Kalle (jüd.-deutsch, hebr. Kallah), Braut.

Kalle, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Meschede, hat eine kath. Kirche, Branntweinbrennerei, Mahl- und Sägemühlen und (1900) 2595 Einw.

Kallenberg, 1) Lustschloß und früher Wohnsitz des Herzogs Ernst II. von Koburg, nordwestlich von der Stadt Koburg, 376 m ü. M. gelegen. Die alte Feste wurde durch den Herzog Ernst I. von Koburg nach dem Plan Heideloffs restauriert und durch den Herzog Ernst II. erweitert und verschönert. Dabei eine Musterfarm. — 2) S. Kallnberg.

Kalli... (griech.), in zusammengesetzten Wörtern, soviel wie schön, wohl, edel.

Kallidromos, Berg, s. Griechenland (Alt-Griechenland), S. 288.

Kallies, Stadt im preuß. Regbez. Köslin, Kreis Dramburg, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Schneidemühl-K., K.-Arnswalde, K.-Wulkow und K.-Falkenburg in Pommern, hat eine evang. Kirche, Synagoge, Denkmäler der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., Amtsgericht, Tuchfabriken und (1900) 3679 Einw. In der Nähe liegt das Schloß K. mit Kartoffelstärkefabrik. — Friedrich d. Gr. ließ die Stadt nach dem großen Brande von 1771 wieder aufbauen. Bis 1815 gehörte sie zur Neumark.

Kalligeneia, Beiname der Demeter als Verleiherin des Kindersegens; auch Name ihres Festes.

Kalligraphie (griech.), Schönschreibkunst; Kalligraph, Schönschreiber; s. Schreibkunst.

Kallikrátes, griech. Architekt des 5. Jahrh. v. Chr., der in Gemeinschaft mit Iktinos den Parthenon auf der Akropolis in Athen erbaute (s. Athen, S. 24).

Kallikratidas, einer der wenigen spartan. Feldherren, die sich zur See ausgezeichnet haben, folgte 406 v. Chr., noch sehr jung, dem Lysandros, der ihm aus Eifersucht viel Schwierigkeiten verursachte, im Oberbefehl über die Flotte und versuchte die Athener auch aus dem nördlichen Teil der Küste von Kleinasien zu verdrängen. Er eroberte Methymna auf Lesbos und schloß den athenischen Flottenführer Konon mit seiner Flotte bei Mytilene ein. Mutig wagte er auch den Kampf mit der zu Hilfe gesandten überlegenen Flotte der Athener bei den Arginusen (406), fand aber in ihm dadurch, daß er beim Anprallen

seines Schiffes an ein feindliches über Bord stürzte, seinen Tod, worauf die Seeschlacht, die größte, in der Griechen gegeneinander gestritten haben, für die Spartaner verloren ging.

Kallilogie (griech.), Schönredekunst, Beredsamkeit.

Kallimachos, 1) griech. Bildhauer, in Athen um die 89.—84. Olympiade (424—404 v. Chr.) tätig. Man nennt von ihm tanzende Spartanerinnen; eine sitzende Hera in Platää; die goldene Lampe, die Tag und Nacht im Erechtheion zu Athen brannte. K. kann zwar nicht, wie berichtet wurde, die Kunst, den Marmor zu bohren, erfunden haben, scheint aber mit starker Anwendung des Bohrers eine große Virtuosität in der Technik erreicht zu haben. Er war nie mit seinen Arbeiten zufrieden, sondern feilte und besserte endlos an ihnen herum, daher er auch den Beinamen Katatexitechnos erhielt. Vitruv schreibt ihm die Erfindung des korinthischen Kapitells und der korinthischen Säulenordnung zu. Nach Plinius war er auch als Maler tätig.

2) Griech. Dichter und Grammatiker, Sohn des Bakos aus Kyrene, um 310—238 v. Chr., hielt nach Vollendung seiner Studien in Athen eine Schule zu Eleusis, einer Vorstadt von Alexandria, bis ihn Ptolemäos Philadelphos an den Hof zog, wahrscheinlich auch zum Vorsteher der Bibliothek ernannte. Er genoß als Gelehrter wie als Dichter das höchste Ansehen; die bedeutendsten Gelehrten und Dichter der Zeit, wie Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz, Apollonios von Rhodos, waren seine Schüler. Durch seine nach Fächern und in diesen chronologisch geordneten Verzeichnisse (pinäkes) der alexandrinischen Bücherschätze in 120 Büchern legte er den Grund zu der griechischen Literaturgeschichte. Im ganzen wurden ihm 800 prosaische und poetische Schriften verschiedenartigsten Inhalts beigelegt. Vollständig erhalten haben sich nur 6 Hymnen und 63 Epigramme und in der Übersetzung des Catull die Elegie »Die Locke der Berenike«. In den Elegien (hauptsächlich enthalten in den 4 Büchern »Aitia«, einer Sammlung griechischer Ursprungs- und Gründungslegenden), die namentlich die Römer sehr schätzten und nachahmten, wie Catull, Properz und Ovid, bestand seine Hauptstärke. Viel gefeiert war auch sein kleines idyllisches Epos »Hekale«. Wie die erhaltenen Überreste zeigen, waren die Elemente seiner Poesie Kunst und Gelehrsamkeit, nicht eigentliche poetische Begabung. Ausgabe der gesamten Überreste von O. Schneider (Leipz. 1870—73, 2 Bde.), der Hymnen und Epigramme von Meineke (Berl. 1861) und v. Wilamowitz (2. Aufl., das. 1897); Übersetzung der Hymnen von Schwenk (Stuttg. 1833).

Kallinikon, Stadt, s. Rakka.

Kallinikos, Beiname des Herakles (s. d., S. 185, Spalte 2).

Kallinos, griech. Elegiker, aus Ephesos, lebte um 670 v. Chr., zur Zeit des Einfalls der Kimmerier in Kleinasien. In dem einzigen von ihm erhaltenen Gedicht spornt er seine Landsleute in einfacher männlicher Weise zu tapferm Kampf an (abgedruckt in Bergks »Poetae lyrici graeci«, Bd. 2; übersetzt von E. Geibel im »Klassischen Liederbuch«). Vgl. Geiger, De Callini aetate (Erlang. 1877).

Kalliope (griech., die »Schönstimmige«), die erste und älteste der neun Musen, Vertreterin der epischen Dichtkunst, Mutter des Orpheus, mit Schreibtafel und Griffel als Attributen. Vgl. Musen (mit Abbildung).

Kallipädie (griech.), die Kunst, Kinder zu schönen Menschen zu erziehen.

Kallipygos (griech., »mit schönem Hintern«), Beiname der Aphrodite, von ihren Statuen gebraucht, die sie nach hinten blickend darstellen. Der Name wird auf folgenden Vorfall zurückgeführt. Zwei sizilische Mädchen stritten, welche am Hinterteil schöner sei. Ein Jüngling entschied als Schiedsrichter für die ältere und heiratete sie, sein Bruder die andre. Beide Frauen errichteten der Aphrodite zu Syrakus einen Tempel mit ihrem Bild in obiger Stellung. Eine Statue dieser Art ist im Nationalmuseum zu Neapel.

Kallirrhoë, Tochter des Okeanos und der Tethys, Mutter des Geryones und der Echidna; außerdem Name von Quellnymphen.

Kallirrhoë (die »Schönfließende«), 1) berühmte Quelle beim alten Athen, südlich davon im Bette des Ilissos. Doerpfeld sucht sie dagegen am Pnyxfelsen. — 2) Stadt, s. Edessa 1).

Kallisthënes, griech. Geschichtschreiber aus Olynthos, um 360—327 v. Chr., des Aristoteles Neffe und Schüler, begleitete Alexander d. Gr. nach Asien, zog sich aber durch Freimut dessen Zorn zu und wurde wegen angeblicher Teilnahme an einer Verschwörung ins Gefängnis geworfen, worin er starb. Er schrieb eine »Hellenische Geschichte« von 387—357, eine Geschichte des sogen. heiligen Krieges 355—346, eine unvollendete Geschichte Alexanders u. a. Sammlung der Fragmente von Müller in Dübners Ausgabe des Arrian (Par. 1846). Vgl. Westermann, De Callisthene (Leipz. 1838—42). — Eine auf den Namen des K. gefälschte, romanhafte Geschichte Alexanders, Hauptquelle der mittelalterlichen Alexandersage, ihrem Kern nach in der Ptolemäerzeit entstanden, gehört in ihrer jetzigen Gestalt wahrscheinlich dem 3. Jahrh. n. Chr. an (hrsg. von Müller a. a. O. und von Meusel, Leipz. 1871); s. Julius Valerius. Vgl. Zacher, Pseudokallisthenes (Halle 1867).

Kallisto, Tochter des arkadischen Königs Lykaon, Jagdgefährtin der Artemis, von Zeus Mutter des Arkas (s. d.) und von der zürnenden Artemis in eine Bärin verwandelt oder getötet. Zeus versetzte sie als Arktos (»Bärin«) unter die Gestirne, den Sohn gab er Maia oder Hermes zur Erziehung. Vgl. R. Franz, De Callistus fabula (Leipz. 1890).

Kallistratos, 1) aus Aphidna (Attika), einflußreicher Redner und tüchtiger Feldherr neben Timotheos und Iphikrates, war ein entschiedener Gegner Thebens und deshalb Anhänger einer Sparta freundlichen Politik (seit 372); sechs Jahre lang hat er wie einst Perikles an der Spitze Athens gestanden; da jedoch die antiböotische Politik dem Staat empfindliche Verluste verursachte, ward er angeklagt und konnte trotz seiner Beredsamkeit, die Demosthenes dazu begeistert haben soll, sich zum Redner auszubilden, dem Tode nur durch freiwillige Verbannung nach Makedonien entgehen (361). Ohne Erlaubnis aus der Verbannung nach Athen zurückgekehrt, wurde er hingerichtet.

2) Griech. Rhetor, vielleicht des 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte nach dem Beispiel des Philostratos Beschreibungen (Ekphraseis) von zehn plastischen Werken berühmter Künstler in geziertem Ton und ohne eine wirkliche Anschauung zu geben (abgedruckt in den Ausgaben des Philostratos, s. d. 3).

Kallitrichazeen (Wassersterne), dikotyle, etwa 25 Arten umfassende Pflanzenfamilie von unsicherer systematischer Stellung, von manchen mit den Halorrhagidazeen vereinigt, Wasserpflanzen mit gegenständigen, am Sproßgipfel oft rosettenartig zusammengedrängten Blättern und achselständigen, eingeschlech-

tigen, von zwei Vorblättern umgebenen, nackten, sehr reduzierten Blüten, die entweder aus einem Staubgefäß oder aus einem zweigriffeligen Fruchtknoten bestehen, der bei der Fruchtreife in vier einsamige Steinfrüchtchen zerfällt. Vgl. Hegelmaier, Monographie der Gattung Callitriche (Stuttg. 1864).

Kallitriche, s. Meerkatze.

Kallitypie (griech.), photographisches Kopierverfahren mittels lichtempfindlichen Gemischen von Eisenoxyd- und Silbersalzen; s. Photographie.

Kalliwoda, Johann Wenzel, Violinspieler und Komponist, geb. 21. Febr. 1801 in Prag, gest. 3. Dez. 1866 in Karlsruhe, am Prager Konservatorium gebildet, war 1822—53 Kapellmeister des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen, wo ihm 1902 ein Denkmal errichtet wurde. Ein sehr fruchtbarer Komponist, machte sich K. durch zahlreiche Violinwerke, Symphonien (darunter eine treffliche in F moll), Konzertouvertüren, besonders aber durch ansprechende Lieder bekannt. Als Violinvirtuos zeichnete er sich weniger durch brillantes als durch ausdrucksvolles Spiel aus. — Sein Sohn Wilhelm K., geb. 19. Juli 1827 in Donaueschingen, gest. 8. Sept. 1893 in Karlsruhe, wirkte von 1848 an als Musikdirektor an der katholischen Kirche in Karlsruhe, später auch gleichzeitig als Kapellmeister am dortigen Hoftheater und trat 1875 in den Ruhestand. In seinen Kompositionen folgt er mit Vorliebe der Mendelssohnschen Richtung.

Kallmorgen, Friedrich, Maler, geb. 15. Nov. 1856 in Altona, studierte von 1875—77 auf der Düsseldorfer Kunstakademie und bildete sich dann bei Gude in Karlsruhe weiter, mit dem er 1880 nach Berlin ging, wo er jedoch nur ein halbes Jahr blieb. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, setzte er dort seine Studien in der Landschaftsmalerei bei Baisch und Schönleber fort, die besonders auf seine koloristische Ausbildung von Einfluß wurden. Letztere wurde noch erweitert durch eine Reise nach Holland, die ihm eine Reihe von Motiven zu Landschaften und Straßenansichten bot, auf denen der figürlichen Staffage eine bedeutsame Rolle angewiesen ist. In seinen Bildern vereinigt sich plastische Darstellung mit Kraft der Färbung, schlichter Wahrheit der Auffassung und einem Streben nach wirksamer Beleuchtung. Seine Hauptwerke sind: Sommertag in der Heide (1880); Kornfeld und Obstbäume (1881); der Studienplatz; Ostermontag (mit Musikanten); Kanalbau an der Nordsee (1884); Feierabend und der Brief aus Amerika (1886, holländische Motive); der Feuerreiter; der blinde Musikant (1887); Fischerdorf an der schleswigschen Küste; die Strickschule (1889); Nachbarskinder; die Neugierigen; die betenden Kinder (1891); der Dorfbrand; der Erzähler (1893); Markt in Karlsruhe; die Büste des Kaisers (Gipsfigurenhändler im Dorfe); Michaeliskirche in Hamburg; am Landungsplatze des Fährdampfers; Flachsscheuer in Holland und Elbe bei Hamburg. In neuerer Zeit hat er sich mehr der landschaftlichen Stimmungsmalerei im realistischen Sinne zugewandt und auch die Originallithographie gepflegt. 1887 erhielt er die kleine goldene Medaille der Berliner Ausstellung. Anfang 1902 folgte er einem Ruf als Lehrer an der Kunstakademie in Berlin. Er veröffentlichte: »Ins Land der Mitternachtssonne. Tagebuch eines Malers. Schilderungen von der Nordlandreise der Auguste Viktoria« (Leipz. 1899). Seine Gattin ist die Stillebenmalerin Hormuth-K. (s. d.).

Kallnberg (Callnberg), Stadt in der sächs. Kreish. Chemnitz, Amtsh. Glauchau, an der Staatsbahnlinie St. Egidien-Stollberg, nur durch die Rödlitz von Lichtenstein (s. d.) getrennt, 322 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Lehrerinnenseminar, Weberei, Strumpfwirkerei, Fabrikation von Bett- und Tischdecken, Portieren- und Vorhangstoffen und künstlichen Blumen und (1900) 3385 Einw. K. wurde 1716 von Lichtenstein (s. d.) abgetrennt und zur Stadt erhoben.

Kallon, griech. Bildhauer, s. Kalon.

Kallone (»Schönheit«), mutmaßlicher Name einer Göttin der samothrakischen Mysterien.

Kallosität (lat.), soviel wie Schwiele (callus).

Kalluihanf (Kankhurahanf), s. Ramie.

Kallundborg, Hafenstadt auf der Westküste der dänischen Insel Seeland, Amt Holbäk, Endpunkt der Staatsbahnlinie Kopenhagen–K., mit einer berühmten, von Esbern Snare gebauten, in den letzten Jahrzehnten restaurierten fünftürmigen Kirche und (1901) 4322 Einw. — Das um 1170 erbaute, im 16. Jahrh. mehrmals (so 1549—59 für Christian II.) als Staatsgefängnis benutzte Schloß ward 1659 von den Schweden völlig zerstört. Vgl. M. Lund, Optegnelser om K. Kjöbstad (Kopenh. 1854); F. A. Ussing, Efterretninger om K. (das. 1869).

Kallynterien, s. Plynterien und Kallynterien.

Kálmán (latinisiert Kolomanus), ungar. Personenname, s. Koloman.

Kalmank (Kalamank), älterer Name für Lasting (s. d.).

Kalmar (v. ital. calamaio, »Tintenfaß«; Loligo), Gattung der Tintenschnecken, mit nacktem, zylindrischem, hinten zugespitztem Körper, großen Augen am Kopf, mit Flossen, die dem Hinterende die Gestalt einer Pfeilspitze geben, 10 Armen und mehreren Reihen von Saugnäpfen auf den beiden Fangarmen. Im Rücken liegt eine biegsame hornige Schulpe. Der gemeine K. (L. vulgaris, s. Tafel »Aquarium I«, Fig. 12 u. 13; der Laich desselben s. Tafel »Eier von Fischen ꝛc.«, Fig. 8), ein ungemein zartes, zierliches Tier mit zwei großen Augen und halbdurchsichtigem Körper, lebt im Mittelmeer und im Atlantischen Ozean gewöhnlich scharenweise beisammen; er schwimmt ebenso leicht vor- wie rückwärts und ernährt sich von kleinen Krebsen, wird aber selbst die Beute der größern Fische und ist auch eßbar. In der Tiefsee kommen riesige Exemplare nahe verwandter Gattungen vor (s. Kraken).

Kalmar, Län im südöstlichen Schweden, umfaßt den östlichen Teil der Landschaft Småland und die der Küste vorgelagerte Insel Öland (s. d.), grenzt im N. an Östgotland, im W. an dieses und die Läne Jönköping und Kronoberg, im S. an Blekinge und hat ein Areal von 11,493,3 qkm (208,7 QM.) mit (Ende 1900) 227,625 Einw. (19 auf 1 qkm). Das Län umfaßt 15 Gerichtsbezirke.

Kalmar, Hauptstadt des gleichnamigen schwed. Läns (s. oben), ziemlich regelmäßig gebaut, auf einer durch eine Brücke mit dem festen Lande verbundenen Insel (Quarnholmen), am Kalmarsund, der Insel Öland gegenüber, war als der Schlüssel von Göta-Rike ehemals sehr stark befestigt; jetzt sind die Festungswerke größtenteils geschleift. Die Stadt ist durch Eisenbahnen mit Emmaboda (an der Linie Karlskrona–Wexiö), Berga (an der Linie Oskarshamn–Nässjö) und Torsås verbunden, hat eine schöne Kathedrale (1660—99 erbaut), ein altes Schloß, ein Gymnasium, einen guten Hafen, Dampfmühle, Schiffswerften, Tabak-, Zichorien- und Zündhölzerfabrikation und (1903) 13,508 Einw., die lebhaften Handel (Einfuhr von Weizen, Roggen, Heringen, künstlichem Dünger, Ausfuhr von Hafer, Holz, Zündhölzern) treiben. 1899 liefen hier 2664 Schiffe von 462,944 Ton. ein. K. ist

Sitz eines Bischofs und eines deutschen Konsuls. Im Stadtpark steht ein Denkmal zur Erinnerung an die Landung Gustav Wasas an der Landspitze Stensö. Durch einen tiefen Meeresarm von der Stadt getrennt, liegt das jetzt zum Teil restaurierte Schloß K. — K., eine der ältesten schwedischen Städte, im Mittelalter von vielen Deutschen bewohnt und Mitglied der Hansa, vom 13.—16. Jahrh. Sitz zahlreicher Herrentage, Reichstage ꝛc., wurde wegen seiner militärischen Bedeutung in den Kriegen zwischen Schweden und Dänemark oft belagert, war 1611 Mittelpunkt des dänisch-schwedischen Kalmarkrieges (1611—13) und ward 1653 an seine jetzige Stelle verlegt. Die Festungswerke wurden zu Beginn des 19. Jahrh. geschleift. Das sehr alte, neuerdings restaurierte Schloß ist eins der interessantesten Baudenkmäler Schwedens. Kalmarische Union heißt die durch Königin Margarete (s. d.) bewirkte Vereinigung der drei skandinavischen Reiche. Die sogen. Unionsakte vom 20. Juli 1397 hat sich durch die Untersuchungen des schwedischen Forschers O. S. Rydberg (s. d.) als ein nie zu voller Gültigkeit gelangter Präliminarvertrag erwiesen, doch kann die Union von da an gerechnet werden. Mehrmals erneuert, zerfiel sie 1523 endgültig durch die Thronbesteigung Gustav Wasas (s. Gustav 1). Vgl. Sylvander, K. slotts och stads historia (Kalm. 1864—74, 9 Bde.); Bährendtz, K. slott. Beskrifning och historia (2. Aufl., das. 1900); A. Larsen, Kalmarkrigen (Kopenh. 1889); Rydberg, Om det från Unionsmötet i Kalmar 1397 bevarade dokumentet (Stockh. 1886) und Ett inlägg i frågan om Unionsdokumentet af 1397 (»Svensk historisk Tidskrift«, 1890). Ihm widerspricht Chr. Erslev, Unionsbrevet fra Kalmarmödet 1397 und Fortsatte Bemärkninger om Unionsbrevet fra Kalmarmödet 1397 (»Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie«, 1889 u. 1891).

Kalmäuser (niederdeutsch auch Klamüser), ein seit dem 16. Jahrh. aufgekommenes Wort, wird zuerst von Fischart im Sinne von Schmarotzer angewendet; später nahm es die Bedeutung eines gelehrten Stubenhockers an, dann soviel wie Grillenfänger, Kopfhänger, auch Knauser. Die Herkunft des Wortes ist unsicher; unter anderm hat man es auf Kamaldulenser oder auch auf lat. calamus (Halm, Schreibrohr) zurückführen wollen; andre nehmen Zusammensetzung aus kahl (mittelhochd. kal) und Maus (mittelhochd. mûs) an und vergleichen die Bildung »Duckmäuser«.

Kalmen (franz. Calmes, engl. Doldrums, Gegend der Windstillen), die Zone, welche die Passatwinde (s. d.) der beiden Halbkugeln voneinander trennt. Die Region der K. bildet sich da, wo der Nordostpassat der nördlichen und der Südostpassat der südlichen Halbkugel zusammentreffen, indem sich diese zu einem rein östlichen Wind kombinieren, der aber unmerklich wird, weil er durch den in der heißen Zone entstehenden starken aufsteigenden Luftstrom neutralisiert wird. Die Breite dieses Kalmengürtels beträgt nur wenige Grade, seine mittlere Lage gehört infolge der Konfiguration der Kontinente der nördlichen Halbkugel an; seine nicht scharf ausgesprochenen Grenzen verschieben sich mit den Jahreszeiten. In unsern Sommermonaten wird dieser Gürtel breiter, seine nördliche Grenze entfernt sich von dem Äquator, während sich die südliche nur wenig ändert. In den extremen Monaten hat der Kalmengürtel folgende Lage:

	Atlantischer Ozean	Großer Ozean
März . .	0— 3° nördl. Br.	3— 5° nördl. Br.
September.	3—11° = =	7—10° = =

Die volle Entwickelung der K. tritt ebenso wie bei den Passatwinden nur über der ebenen und gleichartigen Meeresfläche auf. In der Nähe und über dem Lande wird sie um so mehr gestört, je steiler sich das Land erhebt, und je größer es ist. Im Stillen und im Atlantischen Ozean regnet es in den K. das ganze Jahr hindurch beinahe täglich, vorzugsweise während der Stunden, in denen der aufsteigende Luftstrom die mit Wasserdampf erfüllte Luft in die Höhe führt, sich dort abkühlt und der Wasserdampf zu Regenwolken kondensiert wird. Wegen dieser starken Wolkenbildung spricht man von dem Wolkenring, der die Erde analog den Streifen des Jupiter umgibt. Gewitter treten fast täglich auf. Auch außerhalb der beiden Passate finden sich Zonen mit ziemlich viel Windstillen, die nach den beiden Wendekreisen der Windstillengürtel des Wendekreises des Krebses und des Steinbocks genannt werden; s. Roßbreiten.

Kalmengürtel, s. Kalmen.

Kalmia *L.*, Gattung der Erikazeen, kleine, glatte oder rauhbehaarte, niedrige, immergrüne Sträucher mit lanzettförmigen Blättern, napfförmigen, meist roten Blüten, die einzeln oder in traubig-doldenförmigen Blütenständen achselständig oder an der Spitze der Äste erscheinen; die Frucht ist eine fünffächerige, fünfklappige Kapsel. Von den sechs nordamerikanischen Arten werden einige, wie K. angustifolia *L.*, K. latifolia *L.* und K. glauca *Ait.*, in mehreren Varietäten als Ziersträucher kultiviert, sind aber gegen Kälte empfindlich. Die großen rosaroten, alle nach oben geöffneten Blumenkronen bilden einen gleichmäßigen Schirm über der Pflanze.

Kalmieren (franz. calmer), beruhigen, besänftigen; kalmierende Mittel, soviel wie beruhigende Mittel (im Gegensatz zu den reizenden, stimulierenden); s. Beruhigende Mittel.

Kalmit, Berg im bayr. Regbez. Pfalz, der höchste Punkt der Hardt (s. d.), südwestlich von Neustadt gelegen, 683 m hoch, mit einem Aussichtsturm.

Kalmius (früher Kalka), Fluß im südl. Rußland, entspringt beim Dorf Semljanka, bildet die Grenze zwischen dem Gouv. Jekaterinoslaw und dem Donischen Gebiet und mündet, einen günstigen Hafen bildend, nach einem Laufe von 180 km bei Mariupol ins Asowsche Meer. In der furchtbaren Schlacht an der Kalka besiegte Dschengis Chan 1223 die Polowzen und die Fürsten von Kiew und Tschernigow.

Kalmuck, locker gewebtes, aber dicht gewalktes, langhaariges, mit Glanz appretiertes Köpergewebe aus dickem Streichwollgarn, wird verschieden gefärbt und zu Winterkleidern benutzt. Auch ein dicker Baumwollenstoff für Futterzwecke, beidseitig gerauht, weiß, farbig und bedruckt vorkommend, mit 20 Ketten- und 15 Schußfäden und 1 cm Kette Nr. 18 engl. = 30 metrisch, Schuß Nr. 3 engl. = 5 metrisch. Bindung wie in der Abbildung.

Kalmücken (nach eigner Benennung Mongol-Oirat, bei den Ostmongolen Ögeled, bei den Tataren Khalimak, woher das Wort K., auch Ölöten oder Eleuten genannt), ein den westlichen Zweig der Mongolen bildendes Volk, dessen Hauptvertreter heute die Choschoten, Dsungaren, Dorboten (Dörböt) und Torgoten (Törga-Uten) in China und Sibirien sind. Die letztern beiden Stämme zogen, die Torgoten 1636, die Dorboten 1723, aus ihren Stammsitzen in der Dsungarei infolge von Zwistigkeiten, sowie um das Reich Dschengis-Chans wiederherzustellen, Niederlassungen gründend, zuerst zum

Altai, von da in die Kirgisensteppe, dann zum Quellengebiet des Tobol, endlich an den Muhadscharbergen vorüber zum Uralfluß und zur Wolgamündung. Dort ließen sie sich nieder, leisteten dem Zaren Alexei Michailowitsch den Untertaneneid und halfen unter Peter d. Gr. die Baschkirenaufstände unterdrücken; auch kämpften sie gegen Persien. Als die Chinesen 1759 das Dsungarische Reich zerstörten, flohen 40,000 Choschoten, Dorboten und Dsungaren an die Wolga; doch kehrte 1771 ein großer Teil, unzufrieden mit der russischen Regierung, unter den größten Gefahren und nach unsäglichen Beschwerden, denen von 169,000 nicht weniger als 100,000 erlagen, nach China zurück. Die zurückgebliebenen K. nomadisieren seit Ende des 18. Jahrh. friedlich in der Steppe zwischen Wolga und Ural, um Astrachan und Stawropol bis gegen Saratow. Die K. am Altai heißen auch schwarze oder Bergkalmücken, zum Unterschied von den türkisierten Teleüten (s. d.) oder weißen K. im Gouv. Tomsk. Die K. wohnen in Europa im Gouv. Astrachan, im Gebiete der Donischen Kosaken und im Gouv. Stawropol, in Sibirien im Gouv. Tomsk, in Zentralasien in Semiretschinsk und Kuldscha (im ganzen russischen Reich etwa 160,000), endlich in China in Kobdo und der Dsungarei (320,000) und in Osturkistan im Tiënschangebirge (50,000). Ihr Äußeres (s. Tafel »Asiatische Völker I«, Fig. 10) stimmt ganz mit dem der Mongolen (s. d.) überein, auch ihre Sitten und Gebräuche sind denen jener nahe verwandt. Als Oberhaupt haben die russischen K. einen von der russischen Regierung eingesetzten Lama, der in Bazar Kalmuk an der Wolga bei Astrachan wohnt. Das Christentum hat hier und da unter ihnen Wurzeln geschlagen, auch bekennt sich ein Teil der K. zur mohammedanischen Religion; die durch einen »Propheten« Airod unter den K. am Altai verursachte Gärung führte 4. Juli 1904 zu einem vom russischen Kreisvorsteher geleiteten Blutbade. Für die Bildung der K. hat die russische Regierung in neuester Zeit viel getan. Die Sprache der K. gehört wie die nahe damit verwandte mongolische zu dem uralaltaischen Sprachstamm; die für diesen Sprachstamm charakteristische Vokalharmonie hat sich hier aber in der Weise entwickelt, daß die Vokale der Endungen auf die Vokale der Wortstämme zurückwirken. Die Schrift ist eine vermehrte und verbesserte Abart der mongolischen. Eine Grammatik und ein Wörterbuch veröffentlichte Zwick (Donaueşching. 1852 u. 1853), besser in russ. Sprache Popow (Kasan 1847) und Bobrownikow (das. 1849). Die K. haben geschriebene Gesetze und auch eine Literatur, die meist aus Gedichten und historischen, mit Sagen verwebten Überlieferungen besteht; eine epische Dichtung, die »Dschanggariade« (kalmückisch hrsg. von Golstunskij, Petersb. 1864), wurde von Erdmann ins Deutsche übersetzt (»Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, 1857), die Märchensammlung »Siddhi-Kür« von Jülg (mit Übersetzung und Wörterbuch, Leipz. 1866) herausgegeben. Ihr Handel ist Tauschhandel von Vieh gegen Korn, wollene Kleider, Küchengeräte u. dgl. Bei den chinesischen und sibirischen K. liegt die Verwaltung in den Händen ihrer Stammfürsten (Taisang) und deren Unterbeamten; Chinesen wie Russen wissen aber auf sie durch Ehrenbezeigungen aller Art einzuwirken. Vgl. Bergmann, Nomadische Streifereien unter den K. (Riga 1804—05, 4 Bde.); Wenjukow, Die russisch-asiatischen Grenzlande (deutsch, Leipz. 1874); Howorth, History of the Mongols, Bd. 1 (Lond. 1876).

Kalmückenachat (Kalmückenopal), soviel wie Kascholong, s. Opal.

Kalmul, s. Schellfisch.

Kalmus, s. Acorus; falscher K., s. Iris.

Kalmusöl, s. Acorus.

Kalnikgebirge, Bergkette im NW. Kroatien-Slawoniens, die sich, an das Ivančicagebirge anschließend, an der Grenze der Komitate Warasdin und Belovár-Kreutz in östlicher Richtung bis an das Bilogebirge hinzieht und im Kalnik 643 m Höhe erreicht. Am Fuße des Gebirges liegt das Dorf Kalnik mit der Burgruine Veliki-Kalnik.

Kálnoky, Gustav Siegmund, Freiherr von Körös-Patak, Graf, österreich. Staatsmann, geb. 29. Dez. 1832 auf Lettowitz in Mähren, gest. 13. Febr. 1898 auf seiner Herrschaft Prödlitz in Mähren, unvermählt. Er stammte aus einem siebenbürgischen Adelsgeschlecht, das 1697 in den ungarischen Grafenstand erhoben wurde und sich später in eine mährische und eine siebenbürgische Linie teilte. Der erstern, welche die Herrschaft Lettowitz und das Gut Zeltsch besitzt, gehört K. an, der zweite Sohn des Grafen Gustav K. Er trat nach Vollendung seiner Studien in das 2. Husarenregiment, schied aber 1854 als Oberleutnant aus der aktiven Armee und trat in den diplomatischen Dienst über. K. wurde zuerst Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft in München, 1857 in Berlin und 1860 als Legationssekretär nach London versetzt. Hier blieb er zehn Jahre, während welcher er in der Armee zum Oberstleutnant, in der diplomatischen Laufbahn zum Botschaftsrat aufrückte. Nachdem er nach seiner Abberufung von London 1870 eine Zeitlang in Rom tätig, dann aber zur Disposition gestellt worden war, wurde er 1874 zum Gesandten in Kopenhagen und 1880 zum Botschafter am russischen Hof ernannt an Stelle des Barons v. Langenau, den er schon seit 1879 in Petersburg vertreten hatte. 1879 erhielt er auch Generalsrang. Nach dem Tod Haymerles ernannte ihn der Kaiser 21. Nov. 1881 zum gemeinsamen Minister der österreichisch-ungarischen Monarchie für die auswärtigen Angelegenheiten. K. wirkte für eine Politik des Zusammengehens Österreich-Ungarns und Deutschlands mit Rußland, die er für die beste Sicherung des europäischen Friedens hielt. Es gelang ihm auch, die guten Beziehungen zwischen den drei Kaiserreichen dauernd aufrecht zu erhalten und in Petersburg den Argwohn zu verscheuchen, als wäre die österreichische Orientpolitik: Erhaltung des vertragsmäßigen status quo auf der Balkanhalbinsel durch den Schutz der Selbständigkeit der Balkanstaaten, nicht frei von eigensüchtigen Hintergedanken. Nicht ohne Befriedigung konnte Graf K. in der Delegationssession 1893 auf dieses günstiger gestaltete Verhältnis zu Rußland hinweisen und auf das dadurch erhöhte Gewicht der Friedenspolitik des Dreibundes, an dessen Ausgestaltung er nicht unwesentlich mitgewirkt hatte. Am 16. Mai 1895 erhielt er wegen eines Streites mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Banffy über Agliardi (s. d.), dem damaligen päpstlichen Nunzius in Wien, die erbetene Entlassung als gemeinschaftlicher Minister der auswärtigen Angelegenheiten und wurde 24. März 1897 als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen.

Kalo, s. Colocasia.

Kalo... (griech.), Schön ...; s. die Zusammensetzungen.

Kalobiotik (griech.), »die Kunst schön zu leben«, d. h. ein der sinnlichen und intellektuellen Natur des

Menschen angemessenes harmonisches Leben zu führen. Vgl. Bronn, Die K. (Leipz. 1844).

Kalocsa (spr. kálo-tscha), Großgemeinde im ungar. Komitat Pest, 5 km von der Donau, in z. T. noch sumpfiger Gegend am Moor Sárköz (s. d.) und Endstation der Bahnlinie Kiskörös–K., ist Sitz eines Erzbistums, hat eine neue zweitürmige Kathedrale, ein erzbischöfliches Palais (mit einer Bibliothek von 70,000 Bänden und dem berühmten Haynaldschen Herbarium), mehrere Klöster (darunter ein Jesuitenkloster mit Sternwarte), Konservenfabrik, Acker- und Flachsbau, einen Gerichtshof, ein Seminar, zwei Präparandien, ein Jesuiten-Obergymnasium mit Konvikt und (1901) 11,380 magyarische (römisch-katholische und israelit.) Einwohner. K. ist eine der ältesten Städte Ungarns und war früher befestigt.

Kalogeros (griech., »guter Alter«, Mehrzahl Kalogeri, auch Kalojer, Kalugher [s. d.], Kaludscheren), in der griechischen Kirche Bezeichnung für Mönch.

Kalokagathía (griech.), bei den alten Griechen Bezeichnung des Wesens eines kalos k' agathós (»schön und gut«), d. h. eines Mannes, wie er sein soll, daher soviel wie sittliche und bürgerliche Vortrefflichkeit.

Kalomel, s. Quecksilberchlorür.

Kalon (Kallon), griech. Bildhauer von Ägina, zwischen Olympiade 65—75 (520—480 v. Chr.) tätig, Schüler des Tektäos und Angelion, schuf für Amyklä einen ehernen Dreifuß, zwischen dessen Füßen die Figur der Persephone stand, und für die Burg zu Trözene eine Holzstatue der Athene Sthenias. Die äginetischen Giebelgruppen können, wenn sie auch nicht von K. selbst herrühren, uns doch seinen Stil vergegenwärtigen. Vgl. Äginetische Kunst.

Kalong, s. Flederhunde.

Kaloreszénz (lat.), das durch Tyndall 1866 experimentell nachgewiesene, durch Einwirkung konzentrierter dunkler Wärmestrahlen hervorgerufene Glühen eines Körpers.

Kalorie (franz., v. lat. calor, »Wärme«), s. Wärmeeinheit.

Kalorifére (franz. Calorifères), Luftheizungsöfen, s. Heizung, S. 124. K. von Andrews, ein thermometerartiger Erwärmungskörper zur Bestimmung der spezifischen Wärme von Flüssigkeiten.

Kalorifikation (lat.), Wärmeerzeugung.

Kalorik, Lehre von der Wärme.

Kalorimeter (lat.-griech., »Wärmemesser«), Vorrichtung zur Messung von Wärmemengen. Das Wasserkalorimeter ist ein gegen Wärmeaustausch mit der Umgebung durch schlechte Wärmeleiter, Luft- oder Vakuumschichten tunlichst geschütztes, möglichst leichtes, zum Schutz gegen Aufnahme von Wärmestrahlen spiegelnd poliertes Metallgefäß mit einer abgewogenen Menge, etwa m kg, Wasser, dessen Temperatur an einem Thermometer abgelesen werden kann. Führt man dem Wasser die zu messende Wärmemenge zu (z. B. Reibungswärme, elektrische Stromwärme, Strahlungswärme 2c.), so steigt das Thermometer um t° und das Produkt m.t gibt die Menge der Wärme in (großen) Kalorien. Beim Eiskalorimeter macht man Gebrauch von der Tatsache, daß zum Schmelzen von 1 kg Eis 80 Kalorien gebraucht werden. Reicht also die zu messende Wärmemenge aus, m kg Eis zu schmelzen, so beträgt sie 80.m Kalorien. Beim Dampfkalorimeter läßt man die Wärme auf eine auf Siedetemperatur gehaltene Flüssigkeit, z. B. Wasser, übergehen und bestimmt den Gewichtsverlust, d. h. die gebildete Dampfmenge. Beträgt er m kg, so ist die Wärmemenge 536.m Kalorien, da zur Verdampfung von 1 kg Wasser bei 100° C. 536 Kalorien erfordert werden.

Besonders wichtig ist die Anwendung der K. zur Bestimmung der spezifischen Wärme der verschiedenen Stoffe. Da sich aus der spezifischen Wärme eines Körpers und dessen Wärmeinhalt die Temperatur ergibt, kann man das K. auch zur Bestimmung von Temperaturen, insbes. von sehr hohen oder sehr niedrigen, verwenden. Beispielsweise könnte eine Ofentemperatur ermittelt werden, indem man ein abgewogenes Stück Platin in dem Ofen erhitzt und dann in ein Eiskalorimeter bringt. Um die Temperatur von fester Kohlensäure zu bestimmen, könnte man das darin abgekühlte Platinstück einem Dampfstrahl aussetzen und die Menge des daran kondensierten Wassers messen 2c. Voraussetzung ist natürlich, daß die spezifische Wärme des Körpers konstant sei, was nicht genau zutrifft. Weiter werden K. gebraucht zur Bestimmung der Wärmetönungen bei chemischen Reaktionen. Bei dem Berthelotschen Mischungskalorimeter (Fig. 1) enthält ein becherförmiges Platingefäß a eine Flüssigkeit. Die Wärmetönung nach Zufügen einer zweiten gelösten Substanz kann an einem eingetauchten Thermometer abgelesen werden. Das Gefäß a steht auf Korkklötzchen in einem spiegelnd versilberten Kupfergefäß b. Die Luftschicht zwischen den Wandungen a u. b und die spitzen Korkklötzchen mindern den Wärmeverlust durch Leitung, und die Versilberung dämpft die Wärmestrahlung ab. Beide Gefäße können durch genau angepaßte Deckel geschlossen werden. Das Gefäß b steht wieder auf Korkklötzen in dem doppelwandigen Gefäß c aus Stahlblech. Der Zwischenraum zwischen den Doppelwänden ist mit Wasser gefüllt, das durch ein Rührwerk d mit quer gestellten Schaufeln e, wenn nötig, fortwährend gemischt wird. Die Erwärmung dieses mit einer dichten Filzschicht umhüllten Schutzapparats gegen die Wärmestrahlung wird an dem eingesenkten Thermometer abgelesen. Zur Messung der Verbrennungswärme benutzt Berthelot ein mit Wasser gefülltes K. (Fig. 2), in das eine gläserne Bombe eintaucht. An dem Kautschukstöpsel im Halse a hängt ein Platindraht mit einem Platinschälchen b, in dem eine Substanz verbrannt wird. Die Verbrennungsgase werden rasch abgekühlt, indem ein Strom atmosphärischer Luft (oder Sauerstoff) durch bis nahe an den Boden der Bombe herabreichende Rohre c fortwährend zuströmt, durch die Öffnung d des um die Bombe gewundenen Spiral-

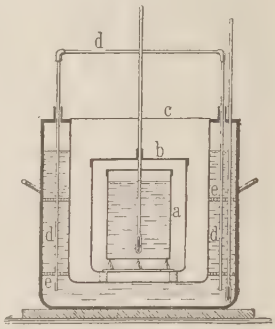


Fig. 1. Berthelots Mischungskalorimeter.

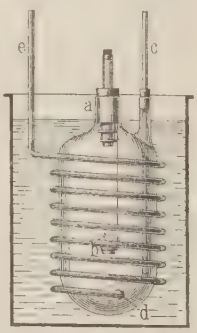


Fig. 2. Berthelots Kalorimeter zur Messung der Verbrennungswärme.

rohres e wieder abströmt und auf diesem langen Wege seine Wärme an das Kalorimeterwasser abgibt. Der Kautschukstöpsel in a trägt eine kurze verschließbare Röhre, durch die ein kleines glühendes Kohlensplitterchen auf die zu verbrennende Substanz in b hinabgeworfen wird, um sie zu entzünden. Nach vollendeter Verbrennung und nach dem Ablesen der Erwärmung des Kalorimeters wird die Menge der durch den Gasstrom abgeleiteten Verbrennungsprodukte quantitativ bestimmt, um die Menge der tatsächlich verbrannten Substanz genau zu ermitteln. Bei der Untersuchung organischer Substanzen (z. B. der Nahrungsmittel) gelingt es meist nicht, die Verbrennung in so einfacher Weise herbeizuführen. Man mischt die Substanz dann mit einem gebundenen Sauerstoff enthaltenden Körper, wie chlorsaures Kali, oder füllt sie mit einer Zündmasse aus Naphthalin in eine Patrone aus durchlöchertem Platinblech, oder preßt sie mit Naphthalin zu einer Pastille. Ein zu solchen Verbrennungen geeignetes K. hat Thompson angegeben. Es ist von Stohmann in wichtigen Punkten verbessert, von Rubner handlicher gemacht worden und lieferte eine Reihe überaus genauer Bestimmungen von Verbrennungswärmen. — Eine besonders exakte Methode ist die Verbrennung organischer Substanzen durch komprimierten Sauerstoff in dem von Berthelot angegebenen Bombenkalorimeter (Fig. 3). Dieses besteht aus einem Platintiegel a mit konisch eingeschliffenem Platindeckel b. Tiegel u. Deckel stecken in einem dickwandigen Tiegel c aus Gußstahl mit Überwurfsschraube d, welche die Platte e und mit ihr den Tiegeldeckel b niederpreßt. b und e sind doppelt durchbohrt. Durch den stielartigen Fortsatz von e geht ein Kanal f mit Gewinde, in den die durchbohrte Schraube g eingeschraubt wird. Durch letztere leitet man komprimierten Sauerstoff in die Bombe, bis eine Spannung von 24 Atmosphären erreicht ist, und braucht dann nur den Stab g noch weiter herabzuschrauben, um mit seinem konischen Ende die Bohrung luftdicht zu verschließen. Die zweite Durchbohrung von b und e ist in h durch einen in b eingeschliffenen Platinkegel i verschließbar, der mit einer Schraubenmutter in die konische Bohrung von b kräftig hineingepreßt werden kann. Dieser Kegel ist durch eine dünne Kautschuklamelle von der Umgebung isoliert, und mithin kann ein durch den Kegel eingeleiteter galvanischer Strom einen am stabförmigen Ende von i angebrachten Eisendraht zum Glühen bringen. Das Eisen verbrennt, und das schmelzende Eisenoxyd fällt auf die in der Schale k befindliche, mit Naphthalin gemischte Substanz und entzündet sie. Die Verbrennung erfolgt sehr schnell, und die Metallmasse der Bombe gibt in 1—3 Minuten ihre Wärme an das Kalorimeterwasser ab. Nach der Ablesung der Erwärmung können die hochgespannten Verbrennungsprodukte durch die Bohrung in f zur Analyse abgeleitet werden. Der von Mahler verbesserte Apparat wird vielfach zur Bestimmung des Heizwertes von Brennstoffen gebraucht. — Ein in der Handhabung sehr einfaches und dabei überaus exakt messendes K. ist das Eiskalorimeter von Bunsen (Fig 4). In einem oben birnförmig verengerten, unten in ein Rohr endenden Glasgefäß a ist ein Gefäß d eingeschmolzen. a enthält ausgekochtes destilliertes Wasser, das durch Einbringen einer Kältemischung in d um dies Gefäß herum in Eis verwandelt wird. Durch Einfließenlassen von warmem Wasser in d wird das Eis b von dem Gefäß d wieder getrennt. Das Gefäß a, an welches das Rohr f angeschmolzen ist, wird in ein weiteres Gefäß c, das mit Eisstücken gefüllt ist, gebracht. Das Rohr f wird durch den Trichter h mit Quecksilber gefüllt, das noch in den untern Teil e des Gefäßes a eintritt und auch das seitlich abzweigende, mit einer Skala versehene Rohr füllt. Der Hahn unter h bleibt geschlossen. Wird nun in d eine chemische Reaktion ausgeführt, bei der sich Wärme entwickelt, so schmilzt ein Teil des das Gefäß d umgebenden Eises, es tritt eine entsprechende Volumenveränderung ein, und mithin dringt mehr Quecksilber in a ein, dessen Volumen an dem Rohr g abgelesen wird. Ein andres von Bunsen angegebenes K. gründet sich auf die Verdampfungswärme. Solange der an einer Wage hängende Körper kälter ist als der umgeleitete Wasserdampf, schlägt sich Wasser darauf nieder. Die Gewichtszunahme gestattet also einen Schluß auf die Größe der spezifischen Wärme. Auch die Verdampfung von Äther ꝛc. wurde zu kalorimetrischen Zwecken benutzt. Pfaundler benutzt zur Ermittelung der spezifischen Wärme ein K., in dem durch elektrischen Strom eine bestimmte Wärmemenge erzeugt wird. Um die Wärmeabgabe lebender Tiere zu bestimmen, benutzt Rubner einen doppelwandigen Zylinder, dessen Innenwand aus Weißblech und dessen äußerer Mantel aus Messingblech besteht (Fig. 5). Die Außenfläche des Apparats ist metallisch blank, die Innenfläche des Hohlraums mit Asphaltlack ge-

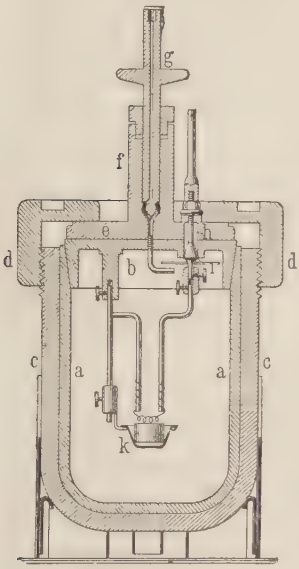


Fig. 3. Berthelots Bombe.

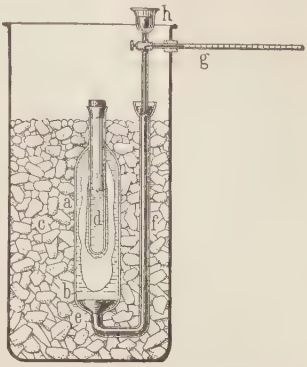


Fig. 4. Bunsens Eiskalorimeter.

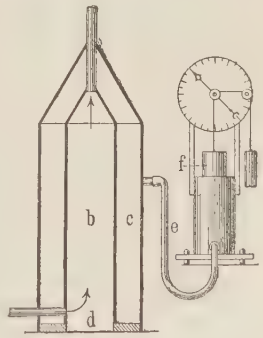


Fig. 5. Rubners Kalorimeter.

schwärzt. Das Tier wird durch die Öffnung d eingebracht, die man dann mit einem doppelten Deckel verschließt. Bei horizontaler Stellung des Apparats kann sich das Tier auf einen die Wärme schlecht leitenden Holzrost lagern. Durch einen der Richtung der Pfeile folgenden Luftstrom wird der Raum ventiliert. Der Mantelraum zwischen b und c schließt die Luft ein, die durch das Tier erwärmt wird und sich ausdehnt, so daß ein Teil derselben durch das Rohr e in eine in Petroleum versenkte, äquilibrierte Glocke f abströmt. Dabei hebt sich die Glocke und setzt einen Zeiger in Bewegung, der vor einer in Bogengrade geteilten Scheibe spielt, so daß man das Maß der Ausdehnung der Luft in dem Mantelraum direkt ablesen kann. Die in den Innenraum ein- und ausströmende Luft wird analysiert, auch muß zur Bestimmung der Wärmeabgabe stets die Differenz des Wassergehalts der zugeleiteten und abgeleiteten Luft bestimmt werden, um die durch die Atmung und die Perspiration bedingte Wärmeabgabe durch Verdampfungswärme kennen zu lernen. Rosenthal leitet die vom Tier ausgeatmete Luft zur Abgabe der aufgenommenen Wärme durch eine im Mantelraum verlaufende Spirale und umgibt den äußern Zylinder noch mit einem dritten, um Wärmeverlust zu vermeiden. — Über kalorimetrische Bestimmung der Strahlungsintensität s. Photometrie.

Kalorimetrie (lat.-griech.), die Lehre von der Messung von Wärmemengen.

Kalorimotor, s. Deflagrator.

Kalorische Maschinen (Wärmemotoren), alle Kraftmaschinen, bei denen Wärme in Arbeit umgesetzt wird; im gebräuchlichen engern Sinne die mit erwärmter Luft und Verbrennungsgasen arbeitenden Maschinen, die Feuerluftmaschinen (s. d.) und die Heißluftmaschinen (s. d.).

Kaloriska, Name der Stenbergschen Heißluftmaschine (s. d., S. 118).

Kaloskop (nach Heys), ein Mikroskop, bei dem die Objekte gleichzeitig von oben und unten und zwar mit verschiedenfarbigem Lichte beleuchtet werden.

Kalospinthechromokrene (griech., »Schönfunkenfarbenquelle«), ein künstlich beleuchteter und dadurch in schönen Farben funkelnder Springbrunnen.

Kalotaszeg (spr. kálotäßeg), Landstrich in Ungarn (Siebenbürgen), s. Bánffy-Hunyad.

Kalotte (franz. calotte), ein im 15. und 16. Jahrh. übliches eng anliegendes Käppchen, besonders der Geistlichkeit, angeblich durch Karl VII. von Frankreich eingeführt, der auf Verlangen der Geistlichkeit kurz geschornes Haar trug und diese Haartracht trotz der entgegengesetzten Sitte der Zeit bei seinem Hof einführte. Später war K. Schimpfwort für die Pfaffen und das Priesterregiment. Dieselbe Benennung hatten aber auch schon die wattierten Kappen, die man unter den Helmen trug, und in der Reformationszeit wurde sie auch auf eine anliegende Kopfbedeckung der Frauen übertragen; daher auch in der Baukunst eine flache Kuppel. In der Geometrie nennt man K. den einem Kugelabschnitte (Kugelsegmente) angehörigen Teil der Kugelfläche.

Kalottisten (Régiment de la Calotte), gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV. entstandene Gesellschaft, die unter dem Deckmantel der Narrheit eine sittenrichterliche Wirksamkeit ausübte, ähnlich, nur weniger harmlos, wie die »Babinische Republik«. Sie erteilte allen, die sich durch Torheit lächerlich machten, besondere Patente, führte Abzeichen, wie Schellen, Klappern u. dgl., wurde aber unter Fleurys Ministerium aufgelöst. Vgl. »Mémoires pour servir à l'histoire de la Calotte« (Basel 1725).

Kalotypie (griech., »Schöndruck«, nach dem Erfinder auch Talbotypie), veraltete Bezeichnung für photographische Papiernegative (s. Photographie).

Kalousek, Joseph, tschech. Geschichtsforscher, geb. 1838 zu Wamberg in Böhmen, studierte in Prag und ist gegenwärtig an der tschechischen Universität daselbst Professor der böhmischen Geschichte. Als seine bedeutendste Arbeit (nur in böhmischer Sprache) erschien 1871 »Das böhmische Staatsrecht« (2. Aufl., Prag 1892), der eine deutsch geschriebene Studie: »Einige Grundlagen des böhmischen Staatsrechts« (das. 1870) voranging. Außerdem schrieb er eine Monographie »Karl IV.« (Prag 1878), eine »Geschichte der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften« (das. 1884) und zahlreiche historische Aufsätze in Zeitschriften.

Kalpak (türk.), die Lammfellmütze der Tataren, bei den ansässigen von plumper, massiver, bei den nomadisierenden von kleinerer und gefälligerer Form. In der Türkei wurden mit K. die den Armeniern vorgeschriebenen hohen Filzmützen bezeichnet; von dort ging das Wort ins Ungarische über, wo der K. noch heute zum magyarischen Nationalkostüm gehört. In Ungarn und einigen andern europäischen Ländern bildet der pelzverbrämte K. ein Stück der militärischen Uniform (s. Kolpak).

Kalpe, im Altertum Name des Felsens von Gibraltar, der mit dem gegenüberliegenden Abila auf der Küste Afrikas (dem Dschebel Mussa beim heutigen Ceuta) die »Säulen des Herkules« bildete.

Kalpi, Stadt in der Division Dschansi der britisch-ind. Nordwestprovinzen, an der Dschamna, mit Fabriken für Zuckerkandis und Papier, die in ganz Nordindien berühmt sind, Handel mit Baumwolle und Getreide und (1901) 10,139 Einw. Nahebei die prächtigen Ruinen der alten Stadt.

Kalpis, Art Wasserkrug, s. Hydria.

Kalquieren, s. Kalkieren.

Kals, Dorf in Tirol, Bezirksh. Lienz, 1322 m ü. M., im Kalsertal (Seitental des Iseltals) gelegen, mit (1900) 1045 Einw., Ausgangspunkt für die Besteigung des Großglockners (über die Stüdlhütte). Nördlich Übergang über den Kalser Tauern (2512 m) in das Stubachtal und Oberpinzgau.

Kalt heißen Fährten, die nicht mehr frisch sind.

Kalt., bei Pflanzen- und Tiernamen Abkürzung für Johann Heinrich Kaltenbach, geb. 1807 in Köln, gest. 1876 als Lehrer an der Realschule in Aachen; schrieb: »Monographie der Pflanzenläuse« (1. Teil: Die Blatt- und Erdläuse, Aachen 1843); »Flora des Aachener Beckens« (das. 1845); »Die Pflanzenfeinde aus der Klasse der Insekten« (Stuttg. 1872).

Kaltbad, s. Rigi.

Kaltblüter, s. Tierische Wärme und Wechselwarme Tiere.

Kaltbruch, die Eigenschaft mancher Metalle, bei der mechanischen Bearbeitung (Hämmern, Walzen ꝛc.) in gewöhnlicher Temperatur rissig zu werden, eine Folge von fremden Beimengungen (z. B. von Phosphorgehalt bei Schmiedeeisen, von Kupferoxydul bei Kupfer) oder veranlaßt durch kristallinische Struktur, die durch Guß bei nicht gehöriger Temperatur entstanden ist.

Kaltdampfmaschine (Abwärmekraftmaschine), Kraftmaschine, die mit den Dämpfen einer bei niederer Temperatur siedenden Flüssigkeit (schweflige Säure, Ammoniak, Äther, Benzol ꝛc.) betrieben wird. Zur Erzeugung dieser sogen. Kaltdämpfe wird die aus den Wärmemotoren abgeführte Wärme,

die Abwärme, herangezogen. Die Wärmemengen, die aus Dampfmaschinen und Dampfturbinen durch den Abdampf, bez. den Kondensator, bei Gasmotoren durch das Kühlwasser und die Abgase abgeführt werden müssen, sind recht erheblich und können zum Teil in der K. nutzbar gemacht werden. Bis jetzt sind Kaltdampfmaschinen im Anschluß an Wasserdampfmaschinen ausgeführt worden. Als Arbeitsmittel wird schweflige Säure benutzt. Der von der Wasserdampfmaschine kommende Abdampf wird in einen Oberflächenkondensator geleitet, der als Kühlflüssigkeit nicht das gebräuchliche Kühlwasser, sondern schweflige Säure erhält. Die Wärme des Wasserdampfes wird nun zur Verdampfung der schwefligen Säure, also zur Bildung von Kaltdampf benutzt, und die Wärmeentziehung aus dem Wasserdampf bewirkt die Kondensation des letztern; der Kondensator für den Wasserdampf stellt also zugleich den Verdampfer für den Kaltdampf dar. Das sich bildende Kondensationswasser kann in den Wasserdampfkessel zurückgepumpt werden, der erzeugte Kaltdampf aber wird einer K., die genau so wie eine gewöhnliche Dampfmaschine arbeitet, zugeleitet, in der er expandiert und Arbeit leistet. Nach Austritt aus der K. wird der Kaltdampf in einem zweiten Oberflächenkondensator mit Wasser gekühlt und verflüssigt und durch eine Speisepumpe dem ersten Kondensator (Verdampfer) wieder zugeführt, um von neuem verdampft zu werden. Es finden also andauernd zwei Kreisläufe einer verdampfenden und wieder verdichteten Flüssigkeit statt, von denen der eine die höhern Wärmegrade (bei der Wasserdampfmaschine) und der andre die bei der gewöhnlichen Dampfmaschine unbenutzt bleibenden niedern Wärmegrade (bei der K.) verwertet. Die Dämpfe der schwefligen Säure erreichen je nach der Kondensatortemperatur (gewöhnlich 50—65°) eine Spannung von 10—12 Atmosphären (Überdruck). Nach Versuchen werden für 1 Pferd und 1 Stunde der indizierten Leistung der K. je nach der Temperatur des zur Verfügung stehenden Kühlwassers 13—18 kg Abdampf der Wasserdampfmaschine verbraucht. Im Anschluß an Gasmotoren sind Abwärmekraftmaschinen wohl in Aussicht genommen, aber noch nicht in Betrieb gekommen. — Die K. in Verbindung mit der Wasserdampfmaschine ist nicht neu. Versuche mit einer von Du Trembley gebauten K., die als Arbeitsflüssigkeit Äther benutzte, fanden schon 1853 auf einem Transportdampfer statt. 1847 war eine kombinierte Wasserdampf- u. Ätherdampfmaschine von 50 Pferdekräften zu Lyon in einer Glaswarenfabrik in Betrieb. In beiden Fällen soll sich eine bedeutende Brennmaterialersparnis ergeben haben. Später beschäftigten sich Behrend und Zimmermann mit der Konstruktion der K., wobei sie mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Erst vor wenigen Jahren ist es Josse gelungen, die K. so weit auszubilden, daß sie nunmehr in mehreren Fällen in industriellen Betrieben Verwendung gefunden hat.

Kälte, s. Wärme.

Kältebilder. Entwirft man etwa mittels eines Hohlspiegels das Bild eines heißen Körpers auf einem mit Quecksilberjodid bestrichenen Papierschirm, so tritt das an sich unsichtbare, durch die dunkeln Wärmestrahlen erzeugte Bild infolge der Erhitzung des Schirms mit roter Farbe auf gelbem Grunde hervor. Entwirft man ebenso von einem kalten Körper, z. B. Eis, ein Bild auf den bis zur Rötung erwärmten Papierschirm, so tritt ein gelbes Bild, das Kältebild, hervor.

Kalte Eiche, Berg, s. Westerwald.

Kälteerzeugungsmaschinen (hierzu die gleichnamigen Tafeln I u. II), Vorrichtungen zur Abkühlung von festen, flüssigen oder gasförmigen Körpern. Kälteerzeugung kann stattfinden: 1) durch Strahlung und Leitung, 2) durch Volumenvergrößerung (Expansion) ohne Änderung des Aggregatzustandes, 3) durch Änderung des Aggregatzustandes (Lösung, Verdampfung, Verdunstung). Für 1) bietet die Natur selbst Beispiele in der Abkühlung der Himmelskörper oder näher liegend in der Eisbildung. Für 2) ist ein typisches Beispiel die Kaltluftmaschine. Bei Kaltluftmaschinen unterscheidet man offene und geschlossene. Die offene Kaltluftmaschine benutzt immer neue Luftmengen zur Kälteerzeugung, indem sie Luft aus der Atmosphäre ansaugt, zusammendrückt, abkühlt, expandiert und zwecks direkter Kühlung von Räumen ausstößt. Die geschlossene Kaltluftmaschine benutzt immer dieselbe Luft und bewirkt die Kühlung indirekt durch Rohrwandungen, die in die zu kühlenden Räume oder Flüssigkeiten eingebaut werden. Offene Kaltluftmaschinen arbeiten bei Ansaugen von atmosphärischer Luft von +20° (und Kompression auf 4 Atmosphären) zwischen den Grenztemperaturen von etwa +160° nach dem Zusammendrücken und —70° nach dem Ausdehnen, bez. Ausstoßen der Luft. Auf eine indizierte Pferdestärke der eine solche Kaltluftmaschine betreibenden Dampfmaschine lassen sich günstigenfalls 400 W.-E. (Wärmeeinheiten) erzielen. Neuere, geschlossene Kaltluftmaschinen arbeiten etwa zwischen 5 und 20 Atmosphären Pressung und den Grenztemperaturen von +180° und —50° und erreichen mindestens die doppelte Leistung auf 1 Pferdestärke. Die erste offene Kaltluftmaschine konstruierte Gorrie 1850 in Amerika, die erste geschlossene Kirk 1862. Die größte Verbreitung haben die Kaltluftmaschinen von Windhausen (Tafel I, Fig. 1) und Bell-Koleman (offene Maschinen) gefunden. Für 3) kommen Lösung, Verdampfung, Verdunstung in Betracht. Lösung. Kälteerzeugung durch Lösung kann bewirkt werden durch Mischung eines festen und eines flüssigen Körpers oder durch Mischung zweier fester Körper. Die Kältemischungen (s. d.) haben wegen ihrer Kostspieligkeit für den Großbetrieb keine Bedeutung, sie gelangen zumeist nur in kleinem Maßstab in physikalischen und chemischen Laboratorien bei wissenschaftlichen Untersuchungen und im Haushalt zur Anwendung. 1 kg Schwefelsäure und 13 kg Schnee, beide von 0°, ergeben bei der Mischung eine Temperaturerniedrigung auf —16° und absorbieren 967 W.-E., dagegen 1 kg Schwefelsäure mit 1,26 kg Schnee die viel tiefere Temperatur von —36°, absorbieren aber nur 17 W.-E. 1 kg Chlorkalzium gibt mit 4,92 kg Schnee eine Temperaturerniedrigung auf —4° und eine Wärmebindung von 390 W.-E.; 1 kg Chlorcalcium mit 0,7 kg Schnee eine Temperaturerniedrigung auf —55°, aber nur 30 W.-E. Allgemein ist aus den angeführten Beispielen zu erkennen, daß man es bei Kältemischungen in der Hand hat, entweder größere Wärmemengen bei höhern Temperaturen oder geringe Wärmemengen bei sehr tiefen Temperaturen abzuleiten.

Kälteerzeugung durch Verdampfung. Wie das Wasser bei 100° verdampft und dabei seiner Umgebung, z. B. in Dampfkesseln dem Feuer Wärme entzieht, so können andre Flüssigkeiten mit abweichenden Siedetemperaturen und darunter die sogen. Kälteflüssigkeiten, in geschlossenen Apparaten bei Temperaturen unter 0° zur Verdampfung gebracht werden. Als solche Kälteflüssigkeiten benutzte man

schon im 18. Jahrh. für Laboratoriumsversuche Schwefelkohlenstoff, schweflige Säure ꝛc. Bei Maschinen zur Kälteerzeugung wurde zunächst Äther benutzt (Perkins 1837, später Siebe), jedoch fanden diese Maschinen wegen der großen Dimension und der Feuergefährlichkeit des Äthers keine bleibende Anwendung. Neben Äther fand Chlormethyl (Vincent 1878) Anwendung; noch heute in geringem Umfang von Douane in Paris. Die jetzt allgemein verbreiteten, die auf Verdampfung von Kälteflüssigkeiten beruhen, benutzen Ammoniak, Schwefligsäure und Kohlensäure als Kälteflüssigkeiten. Der Prozeß der Kälteerzeugung geht bei allen dreien derart vor sich, daß die Kälteflüssigkeit in einem Röhrenapparat, dem Verdampfer, unter geringerm Druck (z. B. für −10° bei Ammoniak = 2,9 Atmosphären, bei schwefliger Säure = 1,04 Atmosphären, bei Kohlensäure = 18 Atmosphären absolut) der Umgebung Wärme entzieht und dadurch in Dampf übergeführt wird. Dieser wird durch eine Rohrleitung abgeführt und durch eine Saug- und Druckpumpe, den Kompressor (Kompressionsmaschinen), angesaugt und verdichtet und in einen zweiten Röhrenapparat, den Kondensator, hineingedrückt, wobei der Dampf stark erhitzt wird, so daß in dem Kondensator (unter Drücken von 10 Atmosphären für Ammoniak, 3,9 Atmosphären für schweflige Säure und 64 Atmosphären absolut für Kohlensäure bei einer Temperatur von 23—24°) die im Verdampfer und bei dem Zusammendrücken, der Kompression, aufgenommene Wärme durch Kühlwasser wieder abgeleitet werden kann, wobei der Dampf sich verflüssigt und somit dem Verdampfer durch eine zweite Rohrleitung mit einem Regulierventil zwecks neuer Kälteerzeugung wieder zugeführt werden kann.

An Stelle der Kompression kann bei den Verdampfungsmaschinen ein Ansaugen (Absorptionsmaschinen) des vom Verdampfer kommenden kalten Dampfes treten und zwar bei den Ammoniakmaschinen durch Wasser, in welchem Fall der Kompressor durch einen Absorber ersetzt wird. Das im Absorber vom Wasser aufgenommene Ammoniak bildet mit dem Wasser eine reiche Ammoniak- oder, wie man gewöhnlich sagt, Salmiaklösung. Diese wird durch eine kleine Pumpe einem Heizkessel zugeführt und in diesem durch Wärmezufuhr, entweder durch direkte Kohlenheizung oder durch Heizdampf, das Ammoniak unter hohem Druck, etwa 9—10 Atmosphären, in Gasform ausgetrieben. Das heiße Ammoniakgas strömt dann durch eine Rohrleitung nach einem Kondensator und wird in diesem durch Kühlwasser verflüssigt. Die Verflüssigung sowie der weitere Prozeß ist dann derselbe wie bei der Kompressionskältemaschine. Die durch die Austreibung des Ammoniaks im Heizkessel entgaste Salmiaklösung fließt selbsttätig wieder nach dem unter tieferm Druck (etwa 1 Atmosphäre) stehenden Absorber, um hier von neuem Ammoniakdämpfe aufzusaugen. Während also bei der Kompressionskältemaschine ein einfacher Kreisprozeß vor sich geht, herrscht in der Absorptionsmaschine ein doppelter. Die Absorptionsmaschinen werden meist nur für Eiserzeugung verwendet, da man bei Heizung mit Dampf das entstehende Kondensat direkt zur Kristalleiserzeugung benutzen kann. Neuere gute Absorptionsmaschinen liefern hierbei auf 1 kg im Dampfkessel der Anlage verfeuerter Kohle 13—14 kg Kristalleis (Carré, Kropf, Habermann). Unstreitig die wichtigsten Kältemaschinen sind heute die Kompressionsmaschinen und unter diesen die verbreitetsten die Ammoniakmaschinen (1864 Carré, in den 70er Jahren des 19. Jahrh. in Deutschland Linde, dessen Maschinen heute in über 5000 Exemplaren auf dem Erdball verbreitet sind; zur selben Zeit in Amerika Boyle). Neben den Ammoniakmaschinen sind besonders in Frankreich, neuerdings auch in Deutschland, mehr verbreitet die Schwefligsäuremaschinen, zuerst von Pictet an die Öffentlichkeit gebracht und endlich später die Kohlensäuremaschinen, als deren erste das System Windhausen-Riedinger gelten kann. Alle drei Systeme, obwohl in Einzelheiten verschieden, können in ihren heutigen Ausführungsformen hinsichtlich Leistungsfähigkeit und Betriebssicherheit als gleichwertig gelten, und man kann von einer guten Kompressionsmaschine verlangen, daß bei −10° Verdampfer- und +23° Verflüssigungstemperatur je nach Größe im Verdampfer auf eine indizierte Pferdestärke Kraftaufwand für den Kompressor 3300—3500 W.-E. geleistet werden. Nur von historischem Interesse ist die Vakuumeismaschine oder Wasserdampfmaschine, eine Abart der Absorptionsmaschine, die durch eine energisch wirkende Luftpumpe in einem Apparat eine Luftleere von nur wenigen Millimeter Quecksilbersäule erzeugt und dadurch in diesen Apparat eingespritztes Wasser z. T. so energisch verdampft, daß die übrigen Teile des Wassers infolge dieser Wärmeentziehung in Eis übergeführt werden. Zur Erhaltung dieses tiefen Vakuums ist es erforderlich, daß die gebildeten Wasserdämpfe in einen zweiten Apparat hineingesaugt und durch konzentrierte Schwefelsäure fortwährend absorbiert werden. Die Säure verwässert sich dabei und muß folglich wieder konzentriert werden. Infolge der Anwendung von Schwefelsäure und der geringen Dauerhaftigkeit der Konzentrations-Apparate haben diese Maschinen keine dauernde Verbreitung gefunden. Der Erfinder der Vakuummaschine ist Carré und in größerm Maßstab Windhausen; heute werden Wasserdampfmaschinen nur noch von Lange, indessen ohne Erfolg, vertreten.

Kälteerzeugung durch Verdunstung findet ebenfalls in ausgedehntem Maße Verwendung, und zwar zur Erzielung von Wasserersparnis in wasserarmen Gegenden in den Rückkühlanlagen (s. d.) bei Kälte- und Dampfmaschinenkondensatoren.

Unter den Kältemaschinenanlagen, in denen die durch die Maschinen erzeugte Kälte nutzbringend verwendet wird, kommen hauptsächlich in Betracht Brauereikühlanlagen, die das Bier während der Gärung und Lagerung durch Kühlung der Keller vor schädlicher Wärmezufuhr schützen. Die Kellerkühlung erfolgt durch Rohrsysteme, durch die eine durch die Maschine in dem Verdampfer gekühlte Salzlösung durchgepumpt wird. Ferner wird ebenfalls von der Maschine gekühltes Süßwasser durch die Gärbottichkühler hindurchgeleitet, zwecks Abführung der Gärwärme und weiter zur Abkühlung der durch Brunnenwasser vorgekühlten Bierwürze vor der Gärung auf den Würzekühlapparat. Weiter verwendet man die künstliche Kälte in Brauereien auch zur Kühlung der Hopfenlager und Heferäume und bisweilen auch für Mälzereien zur Tennenkühlung. Seltener gelangt in Brauereien das System der direkten Verdampfung zur Anwendung, bei dem in den Kühlrohrsystemen der Räume an Stelle der Salzlösung die Kälteflüssigkeit selbst strömt.

Von außerordentlicher und oft nicht genügend gewürdigter Wichtigkeit ist bei allen Kühlanlagen eine äußerst gewissenhafte Isolierung der zu kühlenden Räume u. Apparate. In den Kühlanlagen für Fleisch und andre Nahrungsmittel (Text-

figur 1) benutzt man im Gegensatz zu Brauereien fast ausschließlich die Luftkühlung mit künstlichem Luftumlauf (Ventilatorbetrieb). Meist werden in solchen Anlagen Raumtemperaturen von 0° bis +4° (Kühlanlagen), seltener Temperaturen unter 0° (Fleisch- und Fischgefrieranlagen, Räume in Transportschiffen) gefordert. Luftkühlung erfolgt entweder durch Berührung der Luft mit der

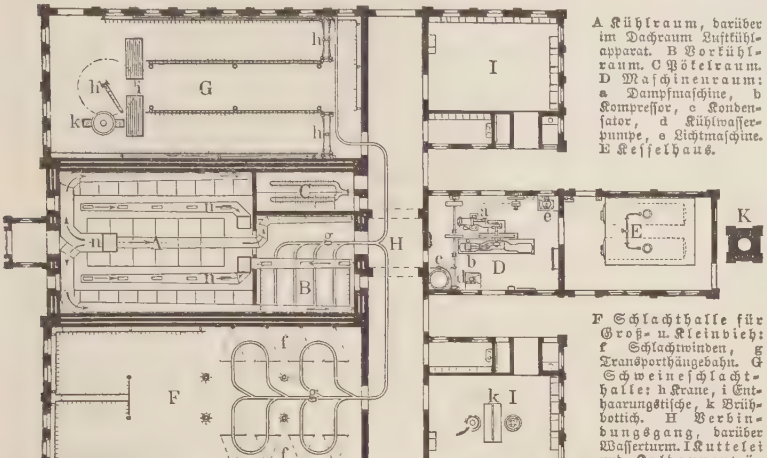


Fig. 1. Fleischkühlanlage mit Ammoniak-Kompressionskältemaschine.

von der Maschine gekühlten Salzlösung (Naßluftkühlung) oder durch Abkühlung der Luft an Rohren in deren Innerm ebenfalls wieder Sole oder die Kälteflüssigkeit selbst (Trockenluftkühlung) zirkuliert. Vom hygienischen Standpunkt aus betrachtet, d. h. mit Bezug auf die Reinigung der zirkulierenden Luft von Sporen, Staub und riechbaren Gasen, erscheint die Naßluftkühlung die vorteilhaftere für Fleischkühlung, dagegen für allgemeine Nahrungsmittelkühlung wegen der leichtern Regulierbarkeit von Temperatur und Feuchtigkeit in den einzelnen Kühlräumen eine Kombination von Trocken- und Naßluftkühlung. Gutgebaute Kühlanlagen gestatten eine Aufbewahrung von frischem Fleisch bis 6 Wochen, frischem Gemüse mehrere Tage, Trockengemüse und Dörrobst unbegrenzt lange, Weinbeeren, Pfirsichen u. dgl. bis 3 Wochen, Birnen 1—2 Monate und Äpfeln bis 6 Monate. Die Obstkühlung hat in Amerika eine ungeheure Ausdehnung genommen, und wir konsumieren in Deutschland und England infolgedessen in den spätern Wintermonaten vorwiegend solches kalt gelagertes, amerikanisches Obst. Andre Betriebe, in denen die künstliche Kälte Anwendung findet, sind: Molkereien mit Milch- und Rahmkühlung und Kühlung der Lagerräume für Butter, Margarinefabriken; Schokoladefabriken zur Kühlung der Erstarrungsräume für die warm in Formen eingebrachte Schokolade. Die Kälteverwertung erstreckt sich ferner auf die Blumenextraktgewinnung, Champagnererzeugung, Gummifabrikation, Leimkühlung; man findet sie in chemischen Fabriken, z. B. bei der Darstellung mancher Azofarbstoffe, die unmittelbar nach ihrer Bildung stark abgekühlt werden müssen, in Pulverfabriken und neuerdings auch in Eisenbahnwagen für Nahrungsmitteltransport, auf Kriegsschiffen neben der Proviantkühlung zur Kühlhaltung der Räume für die Munition. Auch für die Aufbewahrung von Pelz- und Wollwaren in den heißen Sommermonaten zwecks Verhinderung der Zerstörung durch Motten benutzt man Kühlräume, deren Temperatur die Lebensfähigkeit der Motten nicht zuläßt. Die künstliche Kühlung dient gegenwärtig auch als eine willkommene Errungenschaft für die Schaffung von erträglichen Sommerverhältnissen in Theatern (Neues Stadttheater in Köln) und bei der Leichenkühlung (Hafenkrankenhaus in Hamburg u. a.).

Eiserzeugungsanlagen: In Eisfabriken verwendet man die maschinelle Kälte zum Abkühlen und Ausfrieren von Zellen, die in die kalte Salzlösung eingesetzt werden (Zelleneiserzeugung, Tafel II, Fig. 1), oder man verlegt die Verdampferrohre selbst in große Süßwasserkasten und läßt einen Teil des Wassers periodisch anfrieren (Platteneiserzeugung). Bei beiden Methoden unterscheidet man hinsichtlich des Produktes Trübeis aus gewöhnlichem Wasser und Kristalleis aus entlüftetem, destilliertem Wasser hergestellt, letzteres keimfrei. Endlich seien noch erwähnt die Verwertung der künstlichen Kälte bei Schachtabteufungen in wasserführenden Gebirgen zum Ausfrieren dieser vor dem Weiterbohren und bis nach Auskleidung des Schachtes und für die Erzeugung künstlicher Eisbahnen (Paris, London, Nürnberg ꝛc.).

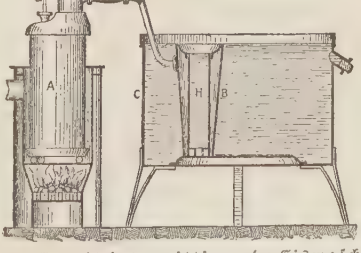


Fig. 2. Carrés intermittierende Eismaschine.

Eine Carrésche Absorptionseismaschine für kleinen Betrieb, von Vaaß u. Littmann in Halle, zeigt Textfigur 2. Aus dem Kessel A mit Thermometer a, gefüllt mit Salmiaklösung, entweicht beim Erwärmen Ammoniakgas durch b nach dem Kondensator B, der in dem mit kaltem Wasser gefüllten Kühlgefäß C steht, und wird hier zu flüssigem Ammoniak verdichtet. Nun stellt man den Kessel A in das Kühlgefäß, füllt in den Zylinder H des mit einem schlechten Wärmeleiter umgebenen Kondensators Salzlösung, die die Wärme

besser leitet als Wasser, und setzt eine mit Wasser gefüllte Gefrierzelle hinein. Das Wasser in A verschluckt sehr schnell das Ammoniakgas, und das flüssige Ammoniak in B gelangt zur Verdampfung. Hierbei wird so viel Wärme gebunden, daß das Wasser in der Zelle gefriert. Mit 1 kg Holzkohle erhält man 3 kg Eis. Für größern Betrieb werden diese Eismaschinen mit Dampfheizung versehen.

Windhausens Kaltluftmaschine (Tafel I, Fig. 1): Der Kompressionszylinder A saugt durch die selbsttätigen Saugventile a a atmosphärische Luft an und komprimiert dieselbe, je nach dem beabsichtigten Verwendungszweck auf 1,5—3,0 Atmosphären, wobei die Luft gleichzeitig durch das den Zylindermantel durchfließende Kühlwasser und durch eingespritztes Wasser gekühlt wird. Dann tritt die Luft, wenn der Kompressionsdruck die gewünschte Höhe erreicht hat, durch die ebenfalls sich selbst öffnenden Druckventile b b in den Entwässerungsapparat D, den sie von unten nach oben durchstreicht und hierbei den größten Teil ihrer Feuchtigkeit verliert. Von D strömt die Luft durch die Oberflächenkühler E F und wird durch in Gegenstrom zirkulierendes Kühlwasser bis nahezu auf die Eintrittstemperatur des letztern abgekühlt. Wenn dann der Kolben des Expansionszylinders B sich seinen Endstellungen nähert, öffnet derselbe, vermöge der in den Zylinder hineinragenden Spindeln die Einlaßventile c c, und der Zylinder erhält aus dem Kühler F eine ganz bestimmte Füllung der komprimierten und gekühlten Luft. Diese expandiert nun nach erfolgtem Schluß der Einlaßventile, Arbeit verrichtend und sich weiter abkühlend, und wird endlich bei dem Rückgang des Kolbens durch die Auslaßventile d d ausgestoßen, um nach ihrem Verwendungsort geleitet zu werden. Die Kältewirkung dieser Windhausenschen Anordnung war intensiv und erreichte rasch ihre Höhe.

Absorptions-Kältemaschine System Habermann (Hallesche Maschinenfabrik und Eisengießerei, Tafel II, Fig. 2). Im Ammoniakkessel A wird durch Heizdampf aus einer reichen Salmiaklösung Ammoniakgas ausgetrieben und durch eine Rohrleitung h in den Kondensator B geleitet, in dem es durch Kühlwasser, das durch Leitung c eintritt und durch Leitung d wieder abfließt, gekühlt und verflüssigt wird. Dieses flüssige Ammoniak führt man durch ein Regulierventil in Rohrleitung l dem Verdampfer F zu, in dem das flüssige Ammoniak durch Wärmeaufnahme, gewöhnlich aus einer ungefrierbaren Salzlösung, wieder verdampft und somit seine Umgebung kühlt. Das im Verdampfer gebildete kalte Ammoniakgas strömt nach dem Absorber E. Während dieses Prozesses tritt die arme entgaste Salmiaklösung durch Leitung k unten aus dem Ammoniakkessel heraus, um ebenfalls, nach Passierung des Temperaturwechslers C, nach dem Absorber zu gelangen, in dem die arme Salmiaklösung das kalte Ammoniakgas aufsaugt und somit in den Zustand einer reichen Lösung zurückgeführt wird. Bei der Absorption werden beträchtliche Wärmemengen frei, die durch in den Kühlrohren des Absorbers zirkulierendes Kühlwasser abgeleitet werden. Die reiche Lösung wird sodann in Rohrleitung i durch die Salmiakgeistpumpe D, ebenfalls durch den Temperaturwechsler hindurch, in den Ammoniakkessel zurückgepumpt. Der Temperaturwechsler verfolgt den Zweck, die arme Lösung vor dem Eintritt in den Absorber möglichst vorzukühlen, die reiche Lösung vor dem Eintritt in den Ammoniakkessel möglichst vorzuwärmen. Neuere Messungen an guten Absorptionsmaschinen (System Habermann) haben ergeben, daß für größere Typen die Leistung auf 1 kg Brennmaterial ebenso hoch angenommen werden kann, wie bei einer guten Kompressionskältemaschine.

Kompressions-Kältemaschine (A. Borsig, Tegel, Schwefligsäuresystem; Tafel I, Fig. 2 u. 3). Die Kompressoren C C, betrieben von der Dampfmaschine B, die ihren Dampf von dem Dampfkessel A erhält, saugen aus dem Verdampfer-Rohrsystem E die aus dem flüssigen Kältemittel bei der Kälteerzeugung daselbst gebildeten Dämpfe ab und komprimieren diese in den Kondensator D hinein, woselbst das dampfförmige Kältemittel, durch die Einwirkung des den Kondensator durchfließenden Kühlwassers, wieder verflüssigt wird. Das verflüssigte Kältemedium durchströmt dann das Regulierventil und gelangt zu neuer Kälteerzeugung in den Verdampfer zurück.

Die dargestellte Anlage begreift zugleich eine Eisfabrik, und werden mit Süßwasser gefüllte Eiszellen F, unter Zuhilfenahme des Laufkrans G, in die von der Maschine unter 0° gekühlte Salzlösung zwecks Ausfrierens eingesetzt. Nach der Eisbildung hebt man die Zellen wieder aus, taucht sie auf kurze Zeit in das mit heißem Wasser gefüllte Auftaugefäß J, so daß die Eiskerne sich von den Zellen loslösen und kippt die Zellen über den Eistisch um, worauf die fertigen Eisblöcke abgefahren werden können.

Vgl. Behrend, Kompressionskältemaschinen mit flüchtigen Flüssigkeiten (3. Aufl., Halle 1895) und Eis- und Kälteerzeugungsmaschinen (4. Aufl., das. 1900); Lorenz, Neuere Kühlmaschinen (3. Aufl., Münch. 1901); Schröter, Untersuchungen an Kältemaschinen (das. 1887 u. 1890); Schmidt, Principles and practice of artificial icemaking and refrigeration (Lond. 1900); Selfe, Machineryfor refrigeration (Chicago 1900); Williams, Mechanical refrigeration (Lond. 1903); Stetefeld, Die Eis- und Kälteerzeugungsmaschinen. Ein Kompendium der gesamten Kälteindustrie (Stuttg. 1901); Göttsche, Die Kältemaschinen (2. Aufl., Hamb. 1904); Lehnert, Leitfaden der modernen Kältetechnik (Leipz. 1905); »Zeitschrift für die gesamte Kälteindustrie« (München, seit 1894); »Eis- und Kälteindustrie« (Berl., seit 1899); »La glace et les industries dufroid« (hrsg. von Perret, Par., seit 1904); »Ice and cold storage« (London) und »Ice and refrigeration« (Chicago).

Kalte Farben nennt man in der Malerei Blau und Weiß sowie die aus Mischung mit Blau oder Weiß entstandenen Farben, wie Violett und Grün, wenn erstere beiden in der Mischung vorherrschen.

Kalte Füße, s. Fuß, S. 228.

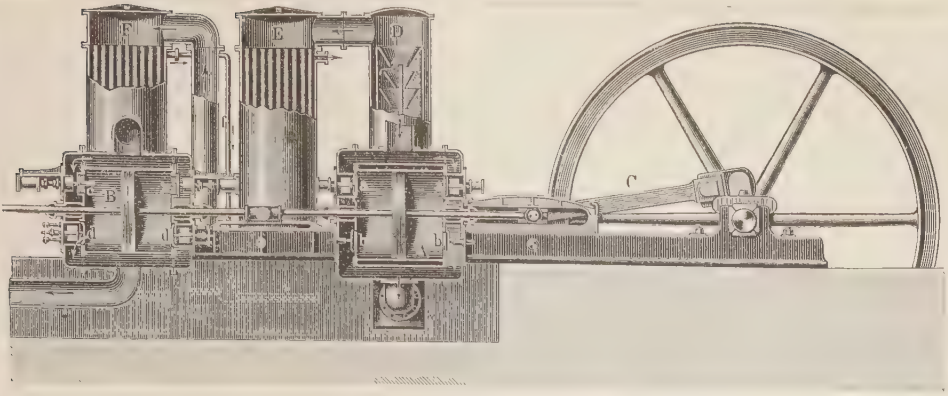
Kältegrade, Temperaturgrade unter dem Gefrierpunkt des Wassers.

Kalte Herberge, ein Gipfel des Taunus (s. d.).

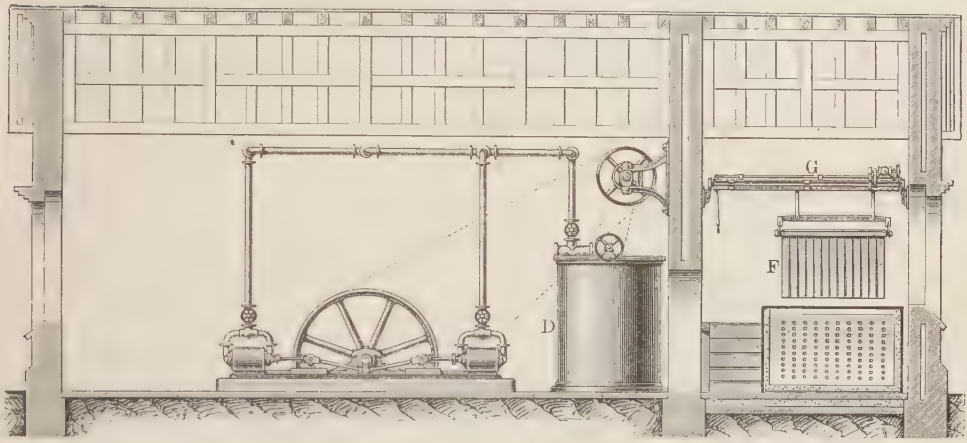
Kältemaschinen, s. Kälteerzeugungsmaschinen.

Kältemischungen (Frostmischungen), Mischungen verschiedener Substanzen, die zur künstlichen Erniedrigung der Temperatur angewendet werden. Die Wirkung der K. beruht im allgemeinen auf dem raschen Flüssigwerden fester Körper infolge einer stattfindenden Auflösung oder Schmelzung, wobei sehr viel Wärme gebunden wird. Um einen möglichst großen Effekt zu erzielen, muß man mit größern Mengen arbeiten, die festen Körper fein pulvern und sie, wie die Flüssigkeiten und Gefäße, möglichst kalt anwenden, auch in Gefäßen aus schlechten Wärmeleitern arbeiten. Eine Übersicht brauchbarer K. gibt folgende Zusammenstellung:

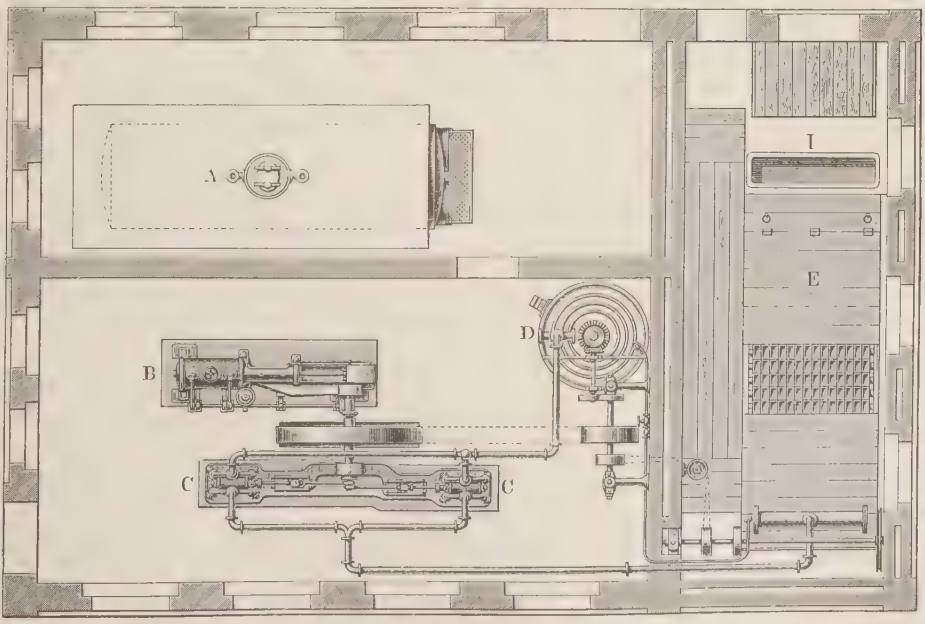
Kälteerzeugungsmaschinen I.



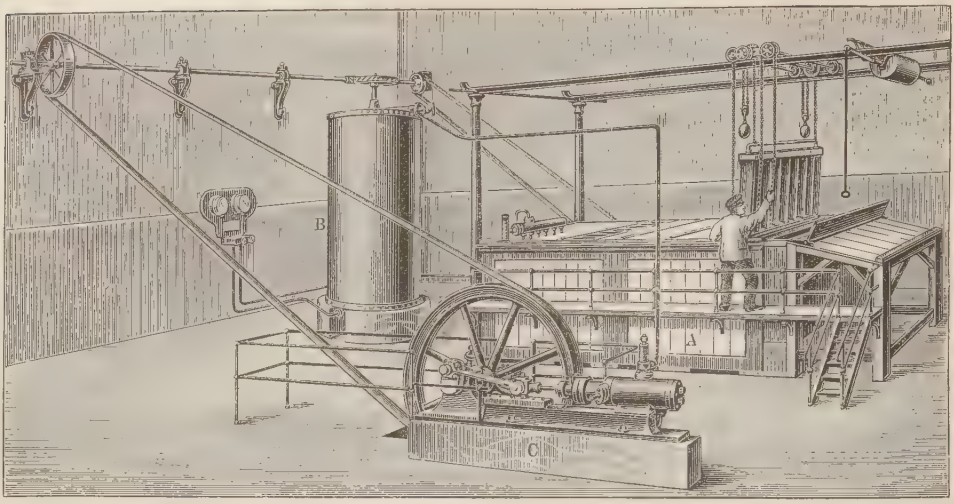
1. Windhausens Kaltluftmaschine.



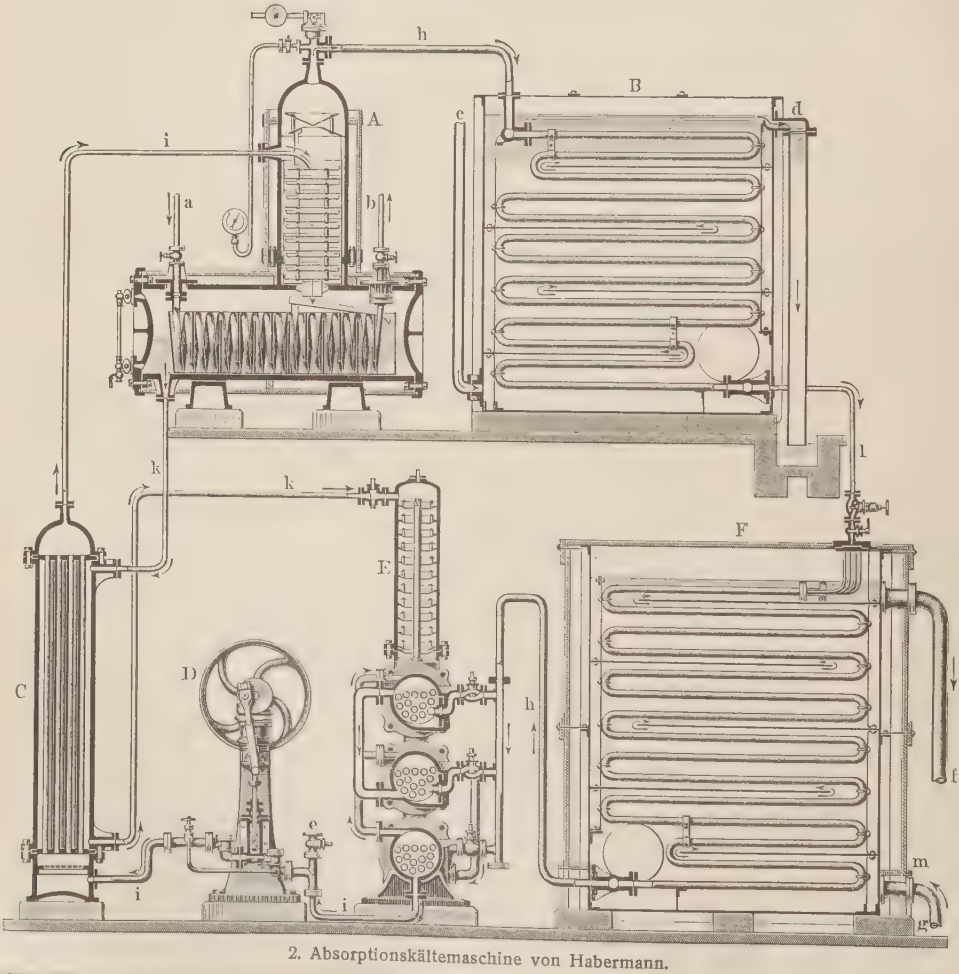
2 u. 3. Kompressionskältemaschine von Borsig (Schwefligsäuresystem). Ansicht.



3. Grundriß.



1. Kohlensäure-Eismaschine von Vaaß u. Littmann.



2. Absorptionskältemaschine von Habermann.

Zusammensetzung der Kältemischungen	Temperaturerniedrigung
1) Metallgefäße nicht angreifende Kältemischungen.	
a) Ohne Schnee und Eis:	
Feste Kohlensäure und Äther	um 99°—100°
5 Salmiak, 5 Salpeter, 8 Glaubersalz, 16 Wasser	von +12½° auf −16°
1 salpetersaures Ammoniak, 1 Wasser	= +12½° = −16°
1 = = 1 Soda, 1 Wasser	= +12½° = −14°
3 Salmiak, 1 Salpeter, 6 Chlorkalium, 10 Wasser	= +25° = −6°
1 = 4 gesättigte Salpeterlösung	um 13°
b) Mit Schnee oder fein gestoßenem Eis:	
3 kristallisiertes Chlorcalcium, 2 Schnee	von 0° auf −45°
1 = = 2 =	= 0° = −42½°
3 Kochsalz, 2 Schnee	= 0° = −17°
Eis oder Schnee und stärkster Alkohol	= 0° = −30°
10 Kochsalz, 5 Salmiak, 5 Salpeter, ¼ Schnee	um 28°
2 = 1 = 5 Schnee	= 24°
2) Metallgefäße angreifende Kältemischungen.	
a) Ohne Schnee und Eis:	
8 Glaubersalz und eine abgekühlte Mischung von 3 Salzsäure und 2 Wasser	von +10° auf −17°
5 Glaubersalz und eine abgekühlte Mischung von 2½ Schwefelsäure und 1½ Wasser	= +12½° = −17½°
885 Glaubersalz und eine abgekühlte Mischung von 500 Schwefelsäure und 208 Wasser	= +12½° = −10°
3 Glaubersalz, 2 verdünnte Salpetersäure	= +12½° = −14°
6 = 5 salpetersaures Ammoniak und 4 verdünnte Salpetersäure	= +12½° = −10°
b) Mit Schnee oder fein gestoßenem Eis:	
1 Schnee und 1 verdünnte kalte Schwefelsäure	von −6° auf −50°
8 = = 5 Salzsäure	um 32°

Kalte Nadelarbeiten (franz. Pointe sèche, engl. Dry point), in der Kupferstecherkunst das Verfahren, mit der Radiernadel nicht in den Wachsgrund zu schneiden und dann zu ätzen, sondern mit der Stahlnadel oder auch mit einem Diamant das Kupfer selbst zu ritzen. Daher auch trockene Nadel und geritzte Manier genannt. Diese Arbeiten wurden früher meist nur zur Vollendung der Platten vorgenommen, sind aber bei den modernen Radierern sehr beliebt geworden, weil sie die künstlerische Handschrift unverfälscht wiedergeben. Da sie übrigens weniger tief in die Platten eindringen als die Grabstichelarbeiten und das Ätzwasser, so pflegen sie bei spätern Abdrücken mehr oder weniger zu verschwinden. Von Dürer existieren bereits einige Blätter, die bloß mit der kalten Nadel durchgeführt sind, andre von Rembrandt ꝛc.

Kaltenbach, Johann Heinrich, s. *Kalt.*

Kaltenborn-Stachau, Hans Karl Georg von, preuß. General und Kriegsminister, geb. 23. März 1836 in Magdeburg, gest. 16. Febr. 1898 in Braunschweig, wurde im Kadettenkorps erzogen, 1854 Leutnant, besuchte 1857—60 die Kriegsakademie, kam dann zur topographischen Abteilung des Großen Generalstabes und war während des Krieges gegen Dänemark Mitglied der Eisenbahnlinienkommission in Altona und wohnte dem Übergang nach Alsen bei. 1864 dem Generalstab zugeteilt und 1865 zum Hauptmann ernannt, nahm er beim 4. Korps am Feldzug von 1866 in Böhmen teil, ward 1868 Kompaniechef und kam 1869 in den Großen Generalstab. 1870 zum Major befördert, machte er im Generalstab des 7. Armeekorps den Krieg gegen Frankreich mit, ward 1874 Bataillonskommandeur, 1878 Oberst und Kommandeur des 53. Infanterieregiments, 1881 des Kaiser Alexander-Gardegrenadierregiments, 1884 Generalmajor und Chef des Generalstabs des Gardekorps, 1885 Kommandeur der 2. Gardeinfanteriebrigade. 1888 mit der Führung der 3. Division beauftragt, erhielt er 4. Aug. d. J. unter Beförderung zum Generalleutnant das Kommando der 2. Gardeinfanteriedivision und war 6. Okt. 1890 bis 19. Okt. 1893 Kriegsminister.

Kaltenborn von Stachau, Karl, Freiherr von, Staatsrechtslehrer, geb. 21. Juli 1817 in Halle a. S., ward 1853 außerordentlicher, 1861 ordentlicher Professor in Königsberg und 1864 in das kurhessische Ministerium berufen; starb 19. April 1866 in Kassel. Er schrieb: »Kritik des Völkerrechts« (Leipz. 1847); »Die Vorläufer des Hugo Grotius« (das. 1848, 2 Abtlgn.); »Staat, Gemeinde, Kirche und Schule, insbes. Universitäten und ihre Reform« (Halle 1848); »Grundsätze des praktischen europäischen Seerechts« (Berl. 1851, 2 Bde.), sein Hauptwerk: »Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse u. Einheitsbestrebungen von 1806—1856« (das. 1857, 2 Bde.); »Einleitung in das konstitutionelle Verfassungsrecht« (Leipz. 1863); »Die Volksvertretung und die Besetzung der Gerichte, besonders des Staatsgerichtshofs« (das. 1864).

Kaltenbrunn, s. Tegernsee.

Kaltenbrunner, Karl Adam, österreich. Dichter, geb. 30. Dez. 1804 in Enns, gest. 6. Jan. 1867 in Wien, besuchte das Gymnasium in Kremsmünster und Linz und betrat die Beamtenlaufbahn, in der er es bis zum Vizedirektor der Staatsdruckerei brachte, der er seit 1842 angehörte. 1829 veröffentlichte er seine ersten Dialektdichtungen in Firmenichs »Völkerstimmen« mit allseitigem Beifall; darauf folgten: »Vaterländische Dichtungen« (Linz 1838) und »Lyrische und epische Dichtungen« (Wien 1836); »Oberösterreichische Lieder« (Linz 1845); »Alm und Zither« (Wien 1846); »Österreichische Feldlerchen« (Nürnb. 1857); »Aus dem Traungau«, Dorf- und Volksgeschichten (Wien 1863). 1845 brachte er das Schauspiel »Ulrike« auf die Hofbühne, und sein Volksstück »Die drei Tannen« errang 1862 einen schönen Erfolg. Kaltenbrunners Eigentümlichkeit und Kraft liegt in seinen Gedichten im oberösterreichischen Dialekt; in ihnen ist er gleich weit von »dörpischer« Schwere wie von idyllischer Süßlichkeit entfernt. Vgl. Wihan, Karl Adam K. als mundartlicher Dichter (Linz 1904).

Kaltenhausen, Stadt, s. Bitsch.

Kaltenleutgeben, Dorf in Niederösterreich, Bezirksh. Mödling, 347 m ü. M., an der Liesing und der Linie Liesing-K. der Südbahn gelegen, beliebte Sommerfrische, mit schöner Umgebung, hat 2 Kaltwasserheilanstalten (1903: 2316 Kurgäste), Kalkbrennerei, Zementfabrikation und (1900) 2119 Einw. Südlich erhebt sich der Höllenstein (646 m) mit der Aussichtswarte Julienturm. Vgl. Winternitz, K. und die Wasserheilanstalt (Wien 1890).

Kaltenmoser, Kaspar, Maler, geb. 25. Dez. 1806 in Horb (Württemberg), gest. 7. März 1867 in München, war erst als Lithograph tätig und kam 1830 in die Münchener Akademie. Vier Jahre später war K. schon ein beliebter Künstler, dessen Wirtshausszene 1834 als Vereinsblatt lithographiert wurde. Eine 1843 nach Istrien unternommene Studienreise gab ihm vielfache Anregung und schloß mit der Rückreise über Oberitalien. Von seinen mit größter Sorg-

falt ausgeführten, lebendig komponierten Bildern, deren Stoffe er meist dem Leben der Landleute des Schwarzwaldes, der Schweiz und Istriens entnahm, sind die hervorragendsten: der Ehekontrakt (1839), Zither- und Maultrommelspieler (1840), das Brautpaar beim Pfarrer (1849), das Holundermus (1851), die verschmähte Liebesgabe (1858), ein istrisches Mädchen (1858), schwäbische Familienszene (1866).

Kaltennordheim, Flecken im sachsen-weimar. Kreis Eisenach, an der Felda und der Staatsbahnlinie Dorndorf-K., 432 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen, Schloß, Gewerbeschule, Amtsgericht, Holzwarenfabrikation, Holzschnitzerei und (1900) 1736 Einw.

Kalte Pisse, s. Harnzwang.

Kältepol, s. Isothermen und Klima.

Kalter Berg, s. Silvretta.

Kaltern, Marktflecken in Tirol, Bezirksh. Bozen, 424 m ü. M., Hauptort von Überetsch, durch den Mittelberg vom Etschtal geschieden, am Fuße des Mendelgebirges (s. d.), an der Überetscher- und Mendelbahn (Bozen-K. und K.-Mendel), Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Dechanteikirche, ein Franziskanerkloster, vorzüglichen Weinbau (Kalterer Seewein), Weinhandel, Elektrizitätswerk und (1900) 1586 (als Gemeinde 4539) Einw. 3 km südlich liegt der Kalterer See (208 m ü. M., 140 Hektar groß). In der Nähe befinden sich mehrere Schlösser.

Kalter Schlag, s. Gewitter, S. 807.

Kälterückfall. Die Lufttemperatur ändert sich im Laufe des Jahres in Europa nicht stetig, sondern in Schwankungen um einen der Jahreszeit entsprechenden Mittelwert. Tritt im Frühjahr nach einer Reihe warmer Tage wieder kühlere Witterung ein, so nennt man diese Temperaturerniedrigung einen K. Er wird meist nur dann beachtet, wenn die Temperatur bis auf oder unter den Gefrierpunkt herabgeht und die Vegetation Schaden erleidet. Deshalb erscheinen die Maifröste (s. d.) viel beträchtlicher als z. B. die noch regelmäßiger wiederkehrenden und noch energischern Kälterückfälle im Juni, bei denen wegen der in diesem Monat herrschenden höhern Temperaturen ein Sinken unter den Frostpunkt ausgeschlossen ist. Den Kälterückfällen geht ein rasches Steigen der Temperatur voraus, so daß namentlich im SO. Europas hohe Temperaturen liegen, die wieder eine für das Eintreffen eines Kälterückfalles charakteristische Verteilung des Luftdruckes hervorrufen: hohen Luftdruck im W., niedrigen im O., demzufolge in Mitteleuropa kühle Winde aus N. und NW. wehen. Daher schreitet die Abkühlung von NW. nach SO. fort. Für andre Erdteile sind Untersuchungen über Kälterückfälle noch nicht angestellt. Vgl. Marten, Über die Kälterückfälle im Juni (Berl. 1902).

Kalter Wall (cold wall), s. Golfstrom, S. 113, und Atlantischer Ozean, S. 46.

Kaltes Abbrennen liegt vor, wenn ein in Vermögensverfall geratener und von Zwangsvollstreckung bedrohter Liegenschafts-Eigentümer Gebäude abbricht, um die Materialien zu verkaufen oder Inventarstücke veräußert. Nach § 1133 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuches hat der Hypothekengläubiger in einem solchen Fall die Befugnis, wegen Verschlechterung des Grundstückes Sicherungsmaßregeln zu beantragen, Beschlagnahme (s. d.) zu erwirken und Schadenersatz nach § 823 zu verlangen. Außerdem haften die Erwerber solcher vom Grundstück weggeschaffter Sachen, sofern sie beim Erwerb von den schlechten Vermögensverhältnissen und der Absicht des Verkäufers, die Hypothekengläubiger zu schädigen, Kenntnis hatten, den Hypothekengläubigern für den dadurch entstandenen Schaden.

Kaltes Fieber, soviel wie Wechselfieber.

Kältestarre, ein durch niedere Temperatur hervorgebrachter Zustand der Unbeweglichkeit bei Pflanzen mit selbständigem Bewegungsvermögen (s. Pflanzenbewegungen).

Kaltgeschmolzenzeug, Mischung aus Mehlpulver mit Salpeter, Schwefel und Schwefelantimon, kalt mit Spiritus angesetzt und in Kugel- oder Zylinderform gepreßt. Das K. dient zu Signalraketen und andern Leuchtkörpern.

Kaltguß, fehlerhafter Guß, der durch Unterbrechung des Metallstromes entsteht, so daß das Gußstück an der Unterbrechungsstelle leicht zerbricht.

Kalthaus, s. Gewächshäuser.

Kalthauspflanzen, Ziergewächse der wärmern gemäßigten Zone, besonders aus den Mittelmeerländern, vom Himalaja, von den Kordilleren, vom Kap, aus China, Japan und Australien, die bei uns im Sommer im Freien kultiviert und im Winter im Kalthaus vor Frost geschützt werden.

Kalthof, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Königsberg i. Pr., an der Kleinbahnlinie Königsberg-Podewitten, hat (1900) 2079 Einw.

Kalthoff, Albert, prot. Theolog, geb. 5. März 1850 in Barmen, wurde 1874 Hilfsprediger an St. Markus in Berlin und 1875 Pfarrer in Nikkern bei Züllichau. 1878 wegen angeblicher Irrlehre entsetzt, wirkte er bis 1884 als Angestellter des protestantischen Reformvereins in Berlin, wurde 1884 Pfarrer der reformierten Gemeinde in Rheinfelden (Kanton Aargau) und 1888 Pastor an St. Martini in Bremen. Er schrieb: »Schleiermachers Vermächtnis an unsre Zeit. Religiöse Reden« (Berl. 1896); »An der Wende des Jahrhunderts. Kanzelreden über die sozialen Kämpfe unsrer Zeit« (das. 1898); »Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unsrer Zeit« (das. 1900); »Die Philosophie der Griechen auf kulturgeschichtlicher Grundlage« (das. 1901); »Die religiösen Probleme in Goethes ‚Faust'« (das. 1901); »Das Christusproblem. Grundlinien zu einer Sozialtheologie« (2. Aufl., Leipz. 1903), dazu: »D. Thikötter und das Christusproblem« (Bremen 1903); »Religiöse Weltanschauung«, Reden (Leipz. 1903); »Die Entstehung des Christentums« (das. 1904); »Was wissen wir von Jesus?« (Berl. 1904); »Zarathustra-Predigten« (Jena 1904).

Kaltluftmaschinen, eine Gruppe der Eismaschinen; s. Kälteerzeugungsmaschinen, besonders S. 495.

Kaltmeißel (Bank-, Hartmeißel), Meißel zur kalten Bearbeitung der Metalle.

Kaltschüren, s. Glas, S. 889.

Kaltwasserkur, s. Wasserkur.

Kaltwasserpumpe, s. Kondensation.

Kaluga, Gouvernement in Großrußland (s. Karte »Mittleres Rußland«), grenzt im N. und NO. an das Gouv. Moskau, im O. an Tula, im S. an Orel, im W. an Smolensk und hat ein Areal von 30,929 qkm (561,5 QM.). Das Land bildet eine einförmige, waldreiche (die Wälder bedecken ein Drittel des gesamten Areals) und wenig fruchtbare Ebene, die nur hier und da hügelig wird. Unter den zahlreichen Flüssen und Bächen ist die schiffbare Oka mit Shisdra und Ugra der bedeutendste. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 5°. Die Bevölkerung belief sich 1897 auf 1,175,726 Seelen, ca. 38 auf 1 qkm. Die arbeitsamen Bewohner sind meist Großrussen; alle übrigen Nationalitäten betragen zusammen nicht mehr als 1/4 Proz. der Bevölkerung. Der Konfession nach befinden sich darunter etwa 96

Proz. Griechisch-Katholische, 3,7 Proz. Raskolniken, 0,2 Proz. Römisch-Katholische, 0,1 Proz. Juden. Von Getreidearten werden hauptsächlich Roggen und Hafer gebaut, doch nicht genug für den eignen Bedarf. Die Ernte war 1902: 218,700 Ton. Roggen, 133,100 T. Hafer, 33,900 T. Gerste, 278,900 T. Kartoffeln. Außerdem gedeihen Hanf, Zwiebeln, Kohl, Äpfel und Kirschen. Die Viehzucht wird nicht mit gehöriger Sorgfalt betrieben; man zählte 1902: 328,000 Stück Rindvieh, 278,000 Pferde, 445,000 Schafe, 252,000 Schweine. Die Bienenzucht ist nicht unbedeutend, auch beginnt sich die Käsebereitung zu entwickeln. Der Bergbau lieferte 1897: 48,114 Ton. Eisen und 21,640 Ton. Steinkohlen, daneben 32,400 kg Schwefelmetalle. Industrie wird eifrig betrieben, es gibt 348 gewerbliche Etablissements mit 13,595 Arbeitern und einem Produktionswert von etwa 7 Mill. Rubel. Die Industrie erstreckt sich besonders auf Fabrikation von Papier, Leder, Spiritus, Öl, Zündhölzern, Gußeisen und Maschinen. Der Handel ist bedeutend und wird besonders durch die Oka befördert. Das Gouvernement K. wird in elf Kreise eingeteilt: Borowsk, K., Koselsk, Lichwin, Malo-Jaroslawetz, Medyn, Meschtschowsk, Mossalsk, Peremyschl, Shisdra und Tarussa. K. bildet eine eigne Eparchie und hat einen eignen Bischof dritter Klasse mit dem Titel »Bischof von K. und Borowsk«. K. war früher eine Provinz des Großfürstentums Moskau und wurde 1796 ein Gouvernement.

Kaluga, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), am linken Ufer der Oka und an der Jatschenka gelegen, Knotenpunkt der Eisenbahnen Syszran-Wjasma und Moskau-Brjansk-Kiew, hat 37 griechisch-orthodoxe, 2 römisch-kath. Kirchen, 3 Klöster, viele industrielle Etablissements, besonders für Leder, Bastmatten, Öl, Talg und Wachslichte und Kalugaer Kuchen, eine Stadtbank, ein Theater, 2 Gymnasien, ein Seminar, eine Realschule und mit den beiden Sloboden Jamskaja und Podsawalja (1897) 49,728 Einw. K. wird schon 1389 erwähnt.

Kalugyer (Kaluger) heißen die rumänischen (walachischen) Mönche und Nonnen in der griechischen Kirche. Ihre Klöster blühten vom 15.—17. Jahrh. 1864 nahm die rumänische Regierung Klöster und Kirchengut in Besitz. In Ungarn, Kroatien und Slawonien gibt es zurzeit noch 30 solche Klöster, darunter 13 in der Fruska Gora (im kroatisch-slawon. Komitat Syrmien). Die Mönche befassen sich meist mit Viehzucht und Ackerbau, die Nonnen mit Handarbeiten. S. Kalogeros.

Kalugyér (spr. káludjér, Kaluger), Dorf im ungar. Komitat Bihar, unweit des Bergwerksortes Vaskóh, mit (1901) 989 rumänischen (griechisch-orient.) Einwohnern, bekannt durch die in der Nähe befindliche Schwefelquelle Izbuk (magyar. Dagadó Forrás, »schwellende Quelle«), die während der Monate Dezember bis Juli alle 6 Stunden unter heftigem Brausen aus einer tiefen Felsenkluft 1—2 Minuten lang hervorquillt, zuerst ein inneres, dann ein äußeres Becken füllt und, nachdem sie einen Wasserfall gebildet, im Felsen wieder verschwindet.

Kalumbin, Kalumbowurzel, s. Jatrorrhiza.

Kalumniant (lat.), Verleumder.

Kalumnieneid, s. Gefährdeeid.

Kalunda, s. Lunda.

Kaluschin (poln. Kaluszyn), Stadt im russisch-poln. Gouv. Warschau, Kreis Nowo-Minsk, mit Fabrikation von Öl, Essig, Seife, Talglichten und Tales, dem schwarz und weiß gestreiften Wollenzeug, das die Juden zu ihren Gebetmänteln brauchen, und (1897) 7371 Einw., meist Juden.

Kalusz (spr. kálusch), Stadt in Galizien, an der Lomnica (Zufluß des Dnjestr) und der Staatsbahnlinie Stryj-Stanislau, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Denkmal Johann Sobieskis, Salzbergbau, ein Salzsudwerk, Kainitproduktion (100,000 metr. Ztr. Salz, 130,000 Ztr. Kainit), Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Gerberei, Handel mit Getreide, Holz und Vieh und (1900) 7829 polnische und ruthen. Einwohner (4322 Juden).

Kalvarienberg (v. lat. calvaria, »Hirnschädel«), Schädelstätte an Hinrichtungsplätzen, besonders soviel wie Golgatha; daher in katholischen Ländern Hügel, die, mit Kreuzen, Statuen und Bildern (14 Stationen) bezeichnet, den Todesgang Christi veranschaulichen und als Wallfahrtsorte dienen.

Kalvarienberg, ein Gipfel des Fränkischen Jura, s. Jura, deutscher, S. 384.

Kalvillen, s. Apfelbaum, S. 612.

Kalvörde (Calvörde), Flecken im braunschweig. Kreis Helmstedt, in einer Exklave im Preußischen, an der Ohre, hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Forstamt, Spiritusbrennerei, Kartoffelstärkefabrikation, 2 Dampfsägemühlen, Molkerei, Konservenfabrik und (1900) 2058 Einw.

Kalw (Calw), Oberamtsstadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, an der Nagold, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Zuffenhausen-K. und Pforzheim-Horb, 346 m ü. M., hat eine evangelische, eine katholische und eine methodistische Kirche, ein Realprogymnasium, eine höhere Handelsschule, ein Georgenäum (öffentliche Bibliothek und Hörsaal, Stiftung des Generalkonsuls E. v. Georgii-Georgenau), eine Missionsgesellschaft mit bedeutendem Bücherverlag (»Kalwer Missionsblatt«, »Kalwer Bibel«), Amtsgericht, Handels- und Gewerbekammer, Baumwoll- und Wollspinnerei, Fabrikation von Woll- (insbes. Jacquard-) Decken, von Wirk- und Trikotwaren, Stahldrahtkratzen für Woll- und Baumwollspinnereien, Zigarren 2c., Gerbereien, Holzhandel und (1900) 4943 Einw., davon 406 Katholiken. K. wird als Luftkurort besucht. K. wird 1037 zuerst genannt, war einst im Besitz mächtiger Grafen, deren Gebiet 1308 und 1345 an Württemberg kam, und zeichnete sich früh durch seine Tuchfabrikation aus. 1634 wurde es von den Bayern, 1692 von den Franzosen erobert. Vgl. Stälin, Geschichte der Stadt K. (Stuttg. 1888).

Kalwarya, 1) Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Suwalki, rechts an der Scheschuppe, mit (1897) 7774 Einw. (über zwei Drittel Juden). — 2) Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Wadowice, an der Staatsbahnlinie Sucha-Skawina und der Nordbahnlinie Bielitz-K., hat ein Bezirksgericht, ein Schloß und (1900) 1611 poln. Einwohner. Dabei der Kalvarienberg mit vielbesuchter Wallfahrtskirche und Bernhardinerkloster.

Kalycifloren (Kelchblütler), eine größere Abteilung im natürlichen Pflanzensystem, zuerst von De Candolle aufgestellt, begreift alle diejenigen Dikotylen mit freien Blumenblättern, bei denen die Krone perigyn oder epigyn ist.

Kalydon, antike Stadt in Ätolien, unweit der Mündung des Euenos, im Lande der Kureten, von Aolos gegründet; in historischer Zeit selten erwähnt und zu Strabons Zeit ganz heruntergekommen. Reste beim heutigen Kurtaga. Danach benannt war die von Dichtern oft behandelte kalydonische Jagd. Oneus, König von K., hatte einst der Artemis zu opfern ver-

gessen, weshalb diese den gewaltigen kalydonischen Eber zur Verwüstung des königlichen Gebiets sandte. Meleagros Öneus' Sohn, rief zur Erlegung der Bestie die berühmtesten hellenischen Heroen zusammen. Zuerst verwundete Atalante den Eber, dann traf ihn Meleagros tödlich, die übrigen erlegten ihn völlig. Über Kopf und Haut des Tieres entbrannte dann ein Streit unter den Helden, der dem Meleagros (s. d.) das Leben kostete.

Kalykádnos, Fluß in Kilikien, in dem Kaiser Friedrich Barbarossa ertrank; jetzt Göksu.

Kalykanthazeen, dikotyle, nur etwa vier Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Polycarpicae, Sträucher mit gegenständigen Blättern und perigynen Blüten (s. Abbildung), welche durch die spiralige Anordnung ihrer zahlreichen Glieder ausgezeichnet sind. Diese Familie besteht aus den Gattungen Calycanthus, die mit wenigen Arten in Nordamerika, und Chimonanthus, die in Japan einheimisch ist. Die K. enthalten zimtähnliche aromatische Bestandteile und werden in ihrem Vaterland arzneilich angewendet.

Längsschnitt der Blüte von Calycanthus.

Kalymna, eine der Sporaden, an der kleinasiatischen Küste, nördlich von Kos, 109 qkm groß, kahl, bis 685 m hoch, von Doriern bewohnt. Jetzt Kalymnos, ein Kaza des Sandschak Rhodos des türkischen Inselwilajets bildend, mit gleichnamiger Hauptstadt im SW., Schwammfischerei und 12,000 Einw.

Kalymnos, türk. Insel, s. Kalymna.

Kalypso, bei Homer eine Nymphe auf der Insel Ogygia, Tochter des Atlas, nahm den schiffbrüchigen Odysseus freundlich auf und behielt ihn sieben Jahre bei sich. Nach späterer Sage starb sie aus Gram, als sie ihn auf Geheiß der Götter entlassen mußte.

Kalyptrogen (griech.), s. Vegetationspunkt.

Kalzeolarien, s. Calceolaria.

Kalzination (v. lat. calx, Kalk, »Verkalkung«), ursprünglich das Glühen im offenen Feuer, wobei Metalle Sauerstoff aufnehmen, nach der frühern Auffassung verkalken. Gegenwärtig versteht man unter K. auch ein Glühen von Substanzen zum Austreiben flüchtiger Stoffe (Wasser, Kohlensäure, Organisches), wobei entweder gleichzeitig eine Oxydation bezweckt wird, also Luft zutreten muß (K. von Eisenvitriol zur Austreibung von Wasser und Oxydation des Eisenoxyduls zu Oxyd, K. der Pottasche zur Entfernung von Wasser und zum Verbrennen organischer Substanzen), oder nicht (K. von Borax zur Entfernung von Wasser, des Galmeis zur Verflüchtigung von Kohlensäure). Zuweilen bezweckt man mit der K. lediglich eine Oxydation, z. B. Umwandlung von Kupfer in Kupferoxyd behufs der Kupfervitriolbereitung. Zum Kalzinieren benutzt man Kalzinieröfen, Kalzinierherde und gewöhnliche Flammöfen.

Kalzit (Calcit), s. Kalkspat.

Kalzium und Zusammensetzungen, s. Calcium ꝛc.

Kama, pers. Waffe, ähnlich dem Jatagan (s. d.).

Kama (bei den Wotjäken Budschim-kam, bei den Tschuwaschen Schoiga-adil, bei den Tataren Tscholman Idel oder Ak Idel genannt, welche Worte »weißer Fluß« bedeuten), der größte Nebenfluß der Wolga, entspringt aus den Sümpfen des Glasowschen Kreises im Gouvernement Wjatka, fließt anfangs nördlich, dann nordöstlich und tritt in das Gouvernement Perm ein, wo er sich westlich von Tscherdyn gegen S. wendet und, nachdem er einen großen Teil des Gouvernements Perm durchflossen, in südwestlicher Richtung weiterfließend, eine Zeitlang die Grenze zwischen Wjatka und Ufa bildet; darauf tritt er in das Gouvernement Kasan über, wendet sich gegen W. und mündet 69 km unterhalb Kasan gegenüber dem Kirchdorf Bogorodizk von links in die Wolga. Er hat keine Stromschnellen, ein völlig freies Fahrwasser und ist von der Mündung der Wischera an schiffbar. Die Tiefe wechselt von 3—26 m; die Länge beträgt 1886 km, wovon 1500 schiffbar sind, sein Flußgebiet 524,757 qkm (9531 QM.); der obere Lauf ist nur 185 Tage im Jahr, der untere 205 eisfrei. Im Frühjahr steigt das Wasser so, daß der Fluß stellenweise bis 30 km breit wird. Schiffbare Nebenflüsse sind links: Wischera, Tschussowaja, Bjelaja; rechts: Inwa, Obwa, Wjatka. Die Zahl der Werften an den Ufern der K. ist ansehnlich und der durch diesen Strom vermittelte Handel zwischen Sibirien, Nishnij Nowgorod und Petersburg sehr bedeutend. Von Wichtigkeit ist die K. besonders für die Verfrachtung der uralischen Bergbauprodukte, ferner für den Getreide- und Holzhandel.

Kâma (auch Manmatha), in der ind. Mythologie der Gott der Liebe, dem griechischen Eros zu vergleichen und nach einigen ihm nachgebildet. Er reitet auf einem Papagei und verwundet mit einem Pfeil aus Blumen, der von einem Bogen aus Zuckerrohr abgeschossen wird. Er heißt auch Ananga (»der Körperlose«), weil er der Sage nach einst von Çiva im Zorn zu Asche verbrannt wurde und seitdem seinen eigentlichen Körper verloren hat. Seine Gattin ist die schöne Rati (»Wollust«).

Kamaieu, Kamail, s. Cam...

Kamala (Wurus, Waras), leichtes, lockeres rotes Pulver, besteht im wesentlichen aus den zinnoberroten Drüschen, welche die kirschgroßen Früchte der Euphorbiazee Mallotus philippinensis (Rottlera tinctoria) bedecken. Man gewinnt es in Indien durch Schütteln oder Abreiben der Früchte. K. ist geruch- und geschmacklos, enthält als Beimengungen Sternhaare, Bruchstückchen der Früchte und Blätter, Staub ꝛc. Sie wird von Wasser kaum angegriffen, gibt an Alkohol, Äther und Kalilauge ein rotes Harz ab, enthält Spuren von ätherischem Öl, Zitronen- und Oxalsäure, im wesentlichen aber Harze (Kamalarot) und Rottlerin $C_{22}H_{20}O_6$. Letzteres bildet gelbe Kristalle, löst sich in Wasser, Alkohol und Äther, in wässerigen Alkalien mit tiefroter Farbe, ist nicht flüchtig und entsteht auch bei Behandlung von Aloin mit Salzsäure. K. dient in Indien seit alter Zeit zum Färben der Seide und gibt ein schönes Orangebraun; seit der Mitte des 19. Jahrh. wurde es in Europa als Bandwurmmittel benutzt, und seit 1872 ist es auch bei uns offizinell. Vor dem Kusso hat es den Vorzug, daß es weniger leicht Übelkeit und Erbrechen erregt. Auch gegen Hautkrankheiten ist es benutzt worden.

Kamaldulenser-Einsiedler (Kamaldulisten oder Romualdiner), ein vom heil. Romuald (s. d.) 1012 gestifteter geistlicher Orden mit der Regel des heil. Benedikt (daher weiße Benediktiner), der nach seinem ersten Sitz, Camaldoli (Campo Maldoli bei Arezzo in den Apenninen), benannt und 1072 von Papst Alex-

ander II. bestätigt wurde. Die K. tragen einen weißen langen Rock, ein Skapulier, eine runde Kapuze und Schuhe. Der Genuß von Fleisch war untersagt. Während der großen Fasten pflegten viele, dem Beispiel des Stifters nacheifernd, ein 40tägiges Schweigen zu beobachten. Gegen die Benediktinische Regel führte Romuald das beschauliche, aller Einwirkung nach außen fremde Einsiedlerleben ein, was dem Orden im Verlauf der Zeit sehr nachteilig ward. Denn kaum hatte sich 1300 die Kamaldulenser-Einsiedelei San Michele di Murano bei Venedig zu einem förmlichen Kloster erhoben (Kamaldulenser-Cönobiten), als sich demselben sogleich die Kamaldulenser-Observanten, d. h. die der ursprünglichen Regel treu Gebliebenen, feindlich gegenüberstellten, und seitdem zerspaltete sich der Orden in langjährigen Zwistigkeiten in mehrere Kongregationen, jede mit eigenem General (Major) und eigenen Satzungen. Der Orden, der nie sehr zahlreich war, hat jetzt nur noch etwa 200 Mitglieder in sechs Niederlassungen, davon fünf in Italien, eine in Bielang in der Diözese Krakau. Papst Gregor XVI. war ein Kamaldulenser. Vgl. Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, Bd. 1 (Paderb. 1896).

Kamant, Volksstamm in Abessinien, s. Falascha.

Kamaon, ind. Landschaft, s. Kumaon.

Kamaran, kleine Inselgruppe im Roten Meer, an der arabischen Küste, 130 qkm groß, unter britischer Hoheit. Die ärmliche Fischerbevölkerung (100 Einw.) lebt in sieben kleinen, elenden Dörfern. Albuquerque besetzte K. 1513 nach seinem unglücklichen Angriff auf Aden zeitweilig; als 1858 das Kabel nach Bombay gelegt wurde, nahm England von der Insel

Kamaschen, s. Gamaschen. [Besitz.

Kamassinzen, s. Samojeden.

Kamazit, soviel wie Balkeneisen, s. Meteorsteine.

Kambangan, Insel, s. Banjumas.

Kamberg (Camberg), Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Kreis Limburg, im sogen. goldenen Grund, am Emsbach und an der Staatsbahnlinie Frankfurt a. M.–Limburg, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Denkmal des Freiherrn v. Schütz, Schloß, Taubstummenanstalt, Amtsgericht, Ziegelbrennerei, Bürstenfabrik und (1900) 2419 meist kath. Einwohner. K. gehörte bis 1388 zur Grafschaft Diez und kam dann an Nassau-Dillenburg.

Kambiál, was auf Wechsel (ital. cambio) Bezug hat; Kambialrecht, soviel wie Wechselrecht.

Kambieren (ital.), Wechselgeschäfte treiben.

Kambiform (lat.), s. Leitungsgewebe.

Kambing, portug. Sundainsel, im äußersten Osten der Gruppe, zwischen den Inseln Ombai im W. und Wetter im O., nördlich von Timor, von dem aus sie verwaltet wird, 94 qkm, bis 1000 m hoch.

Kambium, s. Bildungsgewebe.

Kambodscha (Kambodja, Camboja), franz. Schutzstaat in Hinterindien (s. Karte »Französisch-Indochina«), zwischen 10° 30′—13° 30′ nördl. Br. und 103° 50′—106° 20′ östl. L., begrenzt von Siam im W. und N., Anam im O., von Kotschinchina im S. und dem Meerbusen von Siam im SW., 96,900 qkm mit (1900) 1,102,244 Einw., darunter 40,000 Malaien, 250,000 Chinesen u. Anamiten, 350 Christen. Längs der niedrigen Küste liegen zahlreiche kleine Inseln, deren Bewohner sich mit Trepangfischerei beschäftigen. Den Westen und Nordwesten durchziehen bis 1200 m hohe, bewaldete Hügelketten, den östlichen äußerst fruchtbaren flachen Teil durchfließt der hier durchweg schiffbare Mekong, der sich bei der Hauptstadt Pnom Penh in zwei Arme spaltet und zugleich den Abfluß des 2400 qm großen und bis 14 m tiefen Sees Tonlesap aufnimmt, ihm aber in der Regenzeit bedeutende Wassermassen zusendet. Das Klima ist angenehm; die Temperatur im Sommer übersteigt selten 33°, fällt im November bis Februar nur bei sehr kühlen Nächten bis 15°; mittlere Jahrestemperatur ist 26°. Die Pflanzenwelt bildet mit der von Anam und Siam ein eignes, durch zahlreiche Klusiazeen, besonders Gummiguttbäume ausgezeichnetes, aber wenige Palmen enthaltendes Gebiet und ist außerordentlich reich an kostbaren Hölzern sowie an Pfeffer, Kardamomen, Harzen, Lack u. a., die aber bisher wenig ausgebeutet sind. Die Tierwelt ist die ostindische; Tiger, Leoparden, Elefanten (das einzige Lasttier), Rhinozerosse, wilde Rinder bevölkern die großen Wälder; Blutegel und Moskitos sind arge Plagen. Von Metallen finden sich Gold, silberhaltiges Blei, Kupfer und Eisen, letzteres von den Kui gewonnen und bearbeitet. Die Bevölkerung besteht meist (906,255) aus Eingebornen und Malaien, im übrigen aus 70,295 Anamiten, 117,755 Chinesen und nur 497 Europäern. Die Eingebornen sind den Siamesen nahe verwandt, haben aber weit gröbere Züge, sind auch weniger zivilisiert, dabei friedlich und gelehrig, aber phlegmatisch. Sie leben meist an den Flüssen in Bambushütten auf Pfählen. Es herrscht Polygamie. Die größere Hälfte bilden die Khmer (s. d.); in den Bergen haben sich noch Reste der unzivilisierten Urbewohner (Kui, Penong, Stieng) erhalten. Die soziale Stellung wird bedingt durch die Einteilung in fünf Klassen; dies sind die (steuerfreie) zahlreiche königliche Familie, der Adel (Pré-Wong, Abkömmlinge der alten Könige), die Baku (Nachkommen der alten Brahmanen), die Buddhapriester, das übrige Volk (vgl. Faque in »Mémoires de la Société d'anthropologie«, 2. Serie IV, Par. 1893). Die Sklaverei ist seit 1884 abgeschafft. Die alte Sprache, jetzt mit zahlreichen Fremdwörtern versetzt, nähert sich dem Siamesischen und Anamitischen; Schrift und Literatur sind dem indischen Pâli entlehnt. Vgl. Aymonier, Dictionnaire français-cambodgien (Saigon 1874) und L'épigraphie kambodjéenne (das. 1881); Barth, Inscriptions sanscrites du Cambodge (das. 1885). Vorherrschende Religion ist ein mit Brahmanismus verquickter Buddhismus, worin die Mönche (Talapoins) eine große Rolle spielen; ihre beiden Oberhäupter stehen nur dem König nach. Die Malaien sind Mohammedaner. Die christliche Religion ist durch die katholische Kirche seit langer Zeit verbreitet worden, doch sind von 16,000 eingebornen Christen die meisten Anamiten und nur 900 Kambodschaner. In Pnom Penh besteht eine höhere Schule mit 276, außerdem eine Elementarschule mit 193 Schülern; sonst ist die Sorge für den Unterricht den buddhistischen Mönchen überlassen. Die Zeitrechnung ist eine dreifache: eine religiöse, eine politische und eine bürgerliche; die letzte, gebräuchlichste, beginnt 638 n. Chr. Hauptbeschäftigung ist Landwirtschaft. Man baut vornehmlich Reis, das Hauptnahrungsmittel, dann Baumwolle, Tabak, Mais, Zimt, Kaffee, Pfeffer (jährlich 750,000 kg), Indigo, Kardamomen, ausgezeichnete Areka- und Muskatnüsse. Auch gewinnt man Palmzucker, Wachs, Gummi; außerordentlich ergiebig ist die Fischerei im Tonlesap. Starke Ponies werden in Lande gezüchtet, auch die Seidenraupenzucht ist beträchtlich, ebenso die Weberei von schönen Seiden- wie von Baumwollenstoffen. In Khsach-Kandal bei Pnom Penh befinden sich wichtige Fabriken zur Schä-

lung von Baumwollsamen. Der Handel zur See geht über Kampot (s. d.), den einzigen, aber nur für kleine Schiffe zugänglichen Hafen des Landes, sonst durch den Mekong über Saigon; daher wird auch die Handelsstatistik mit Kotschinchina (s. d.) gemeinsam verrechnet, wie auch Post und Telegraphen beiden Kolonien gemeinsam sind; die Einfuhr besteht hauptsächlich aus Salz, Wein, Geweben, Waffen. Das Geld- und Maßwesen ist dem anamitischen ähnlich; die alte Lochmünze aus unedlem Metall heißt Peti, 10 Schnüre von 60 solchen Tschutschu. Nach ausgiebiger Prägung des französischen Handelspiasters und seiner Teilstücke in Silber zu 20 und 10 Cent sowie in Bronze zu 1 und (Sapèque) 1/5 Cent verschwinden allmählich die heimischen Lochmünzen, die mexikanischen Piaster und siamesischen Münzen, das Kop oder Bat etwa = 1/2 Piaster. Man bedient sich neben den metrischen Maßen auch des chinesischen Handelsgewichts und für Reis des Thang von 48 Kätti; 1 Piom oder Wa = 2 m. In der Kolonie rechnen die Behörden wie in Frankreich und setzen den Piaster = 5,40 Frank; Chinesen zahlen häufig mit Blattgold, und im Handel mit Europa ist englische Rechnung üblich.

Staatsverfassung und Geschichte. Der König (seit 1860 Norodom) hat absolute Gewalt über seine Untertanen und ist alleiniger Herr alles Grund und Bodens; die Zivilliste für ihn und die Prinzen beträgt 525,000 Piaster. Ihm zunächst steht der abgedankte König (eine regelmäßige Institution), der nächste Prinz von Geblüt und die erste Prinzessin (gewöhnlich die Königin-Mutter), dann folgen die fünf Minister. Seit 1884 ist die Verwaltung einem vom Generalgouverneur von Französisch-Indochina (s. d.) ressortierenden französischen Oberresidenten in der Hauptstadt Pnom Penh (s. d.) unterstellt, der das Recht privaten und persönlichen Zutritts beim König hat. Wenn auch die eingebornen Beamten noch ihr Amt unter der Aufsicht der französischen Residenten oder Vizeresidenten in den acht Provinzen mit 33 Arrondissements ausüben, so bestimmen doch die Franzosen direkt über Steuern, Zölle, indirekte Abgaben, öffentliche Arbeiten ꝛc. Frankreich hat hier 300 Mann Marinesoldaten stationiert. Die Einnahmen bestehen aus Grundsteuern (0,1 der Ernte), Frondiensten, Verpachtung von Domänen, Zöllen, Abgaben für einige Kulturen und für das Schlagen von Bäumen. Das Budget balancierte 1902 auf 2,033,653 Piaster.

Um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. sehen wir die Tscham im Besitz eines Reiches, das ungefähr die Größe des heutigen K. hatte und sich zeitweise auch über Südtongking, Anam und Kotschinchina erstreckte. Die Kultur war schon um 150 brahmanisch; namentlich Gott Siwa fand in zahlreichen prächtigen Tempeln, von denen noch jetzt großartige Ruinen zeugen, neben Wischnu (Prachttempel von Angkor Wât, laut Inschriften 825 erbaut) brünstige Verehrung. Erst mit dem Niedergange des Tschampareichs machte der Brahmanismus dem seit etwa 700 auftretenden Buddhismus schrittweise Platz, bis dieser 1320 zur Staatsreligion von K. erklärt ward. Inzwischen war das ältere Reich zu einem Seeräuberstaat herabgesunken; an seiner Stelle hatte sich ein Reich der ursprünglich ebenfalls brahmanischen Khmer, die sich seit dem 7. Jahrh. südwärts schoben, unter dem Namen K. zu großer Blüte entfaltet. Ein kräftiger Vorstoß des wilden Bergvolks der Thai wurde durch König Phra Ruang zurückgeschlagen, dessen mit 638 anhebende Regierung für die Zeitrechnung Mittelhinterindiens den festen Punkt abgibt. Doch 959 gründeten die von neuem vordringenden Thai auf Kosten des Khmerstaates ein selbständiges Reich, aus dem sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. Siam gebildet hat. Mit dem Verfall seiner Macht wurde K. der Zankapfel zwischen Anam und Siam, das 1353 und 1357 K. bekriegte und besiegte und 1385 sogar die Hauptstadt zerstörte; dasselbe Schicksal hatte die Residenz Lawek 1583, als der König von K. das mit Pegu kämpfende Siam hinterrücks überfallen hatte, aber dabei unterlag. 1610 fand das Christentum schüchtern Eingang in K. Bald danach fiel der Süden in die Gewalt Kotschinchinas (Anams). Ein Zurückweichen nach Saigon änderte an dem Niedergang nicht viel. Das Ende war, daß K. seit 1806 beiden Nachbarstaaten Tribut zahlen mußte. Nachdem Frankreich Kotschinchina besetzt hatte, schloß es 15. Juli 1864 einen Freundschaftsvertrag mit K., der aber erst 1867 Geltung erlangte, nachdem Siam die Schutzherrschaft über K. gegen Überlassung der Provinzen Angkor und Battombang anerkannt hatte. Ein zwischen Frankreich und K. 17. Juni 1884 abgeschlossener Vertrag stellte den jetzigen Zustand her (s. oben: Staatsverfassung). Seit 12. April 1888 bilden Kotschinchina, K., Anam und Tongking das einheitliche Verwaltungsgebiet Französisch-Indochina (s. d.). Als Frankreich 1893 in Konflikt mit Siam geriet, machten die Kambodschaner vergebens den Versuch, die beiden 1867 abgetretenen Provinzen wiederzugewinnen. Günstig wirkte die eingreifende Kolonisierung des Generalgouverneurs Doumer (1897—1902). König von K. ist seit dem Tode Norodoms (24. April 1904) Sisawath.

Vgl. Aymonier, Le Cambodge (Par. 1900—04, 3 Bde.); Moura, Le royaume de Cambodge (das. 1882, 2 Bde.); Bouinais u. Paulus, Le royaume du Cambodge (das. 1884); Delaporte, Voyage au Cambodge. L'architecture khmer (das. 1880); Leclère, Cambodge, contes et legendes (das. 1894) und dessen rechtsgeschichtliche Schriften; L. Henry, Promenade au Cambodge et au Laos (das. 1894); Lunet de Lajonquière, Inventaire descriptif des monuments du Cambodge (das. 1902); E. Kemy u. H. Arnaud, Histoire de l'établissement du protectorat français au Cambodge (Grénoble 1897); Emil Schmidt im 2. Bande von Helmolts »Weltgeschichte« (Leipz. 1902).

Kambodscha, Fluß, s. Mekong.

Kambrais (franz., spr. kangbrä, eigentlich Toile de Cambrai, engl. Cambrics), locker gewebte, dünne Batistleinwand, auch Kammertuch und in Frankreich Claires genannt, wurde am schönsten zu Cambrais verfertigt. Das leinene Gewebe ist durch die überall aufgekommene Nachahmung in Baumwolle sehr in den Hintergrund gedrängt worden; man fertigt dergleichen Stoffe, die sich durch Feinheit, Schönheit und Billigkeit auszeichnen, glatt und gemustert, auch gedruckt und gestickt. Mittelfeine Ware heißt Baumwolltaft.

Kambrer, altbritische Völkerschaft in Cambria (s. d.). Zur Literatur vgl. die Artikel »Britannien« (S. 431) und »Großbritannien« (S. 418).

Kambriks, Baumwollenstoff mit eingepreßten Figuren zu Frauenrockfutter, mit 28 Ketten- und 27 Schußfäden auf 1 cm. Garne: Kette Nr. 30 engl. = 50 metrisch Schuß Nr. 38 engl. = 64 metrisch Bindung Leinwand. Für Verbandzwecke ist ein dünner, gebleichter Baumwollenstoff mit 15 Ketten- und 10 Schußfäden auf 1 cm. Kette Nr. 40, Schuß Nr. 8 engl. Auch soviel wie Kambrais.

Sandsteinen zunächst die Georgiagruppe, eine Folge von Sandsteinen, dolomitischen Kalksteinen und Mergeln, charakterisiert durch das Auftreten der Trilobitenart Olenellus (Olenellusschichten), dann als mittleres Kambrium die Paradoxides führenden Schiefer und Sandsteine (St. John- oder Akadische Schichten) und als oberes Kambrium den rötlich gefärbten sogen. Potsdamsandstein mit den Trilobitengattungen Dicellocephalus, Bathyurus, Agnostus ꝛc., der den englischen Lingula flags oder dem baltischen Ungulitensandstein gleichzustellen ist, und an den sich dann an seiner obern Grenze noch Dictyonema führende Schiefer anschließen. In Ostasien sind kambrische Schichten in China, Korea, Nordsibirien und Ostindien bekannt geworden. Die in China, besonders in der Provinz Liautung bis zu 6000 m mächtig entwickelte sogen. Sinische Formation ist auf Grund ihrer ziemlich reichen Fauna zur kambrischen Formation zu stellen. Sie besteht in ihrer untern Abteilung wesentlich aus rotem Sandstein, in ihrer obern Abteilung aus Kalksteinen, die wegen ihres Gehalts an Trilobiten, wie Conocoryphe und Agnostus, und an Brachiopoden, wie Orthis ꝛc., als mittel- oder oberkambrisch anzusprechen sind. An der untern Lena, am Wiluifluß, am Olenek und an der Tunguska in Sibirien sind ebenfalls mittelkambrische Schichten mit Agnostus ꝛc., aber auch unterkambrische mit Olenellus, Archaeocyathus ꝛc. nachgewiesen worden. In Indien, in der östlichen Salt-Range, sind bis jetzt hauptsächlich nur unterkambrische Schichten mit Olenellus, Hyolithes ꝛc. gefunden worden; hier sind dem Kambrium auch technisch wichtige Salzlager eingeschaltet. Über Verteilung von Wasser und Land zur Zeit der kambrischen Formation s. »Geologische Formationen«, Tafel III. — Vgl. die ausführlichen Literaturangaben bei Credner, Elemente der Geologie (9. Aufl., Leipz. 1903); Frech, Lethaea palaeozoica, Bd. 2 (Stuttg. 1897). S. auch Silurische Formation.

Kambrisches Gebirge, s. Cambria.

Kambryk, Stadt, s. Cambrai.

Kambunische Berge, s. Griechenland, S. 288.

Kamburg (Camburg), Stadt im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Kreis Saalfeld, auf einer von Weimar und Preußen eingeschlossenen Enklave, an der Saale, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Zeitz-K. und Großheringen-Saalfeld, 135 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Zuckerfabrik, große Handelsmühle, Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen, Dampfmolkerei, Gerberei, ein Dampfsägewerk, Holzmessen, Holz- und Getreidehandel und (1900) 2778 Einw. In der Nähe die Trümmer eines Klosters (Cyriakskloster). — K. war ehedem Hauptort einer Grafschaft, die im 11. Jahrh. den Markgrafen von der Lausitz gehörte und 1261 an Bosso Vitzthum v. Eckstädt kam. Nachdem im sächsischen Bruderkrieg um 1450 das Schloß zerstört worden war, verloren die Vitzthum auch die Grafschaft, die nun zu Thüringen geschlagen und bei der Teilung unter Ernsts des Frommen Söhne 1682 an Eisenberg, 1707 aber an Gotha kam und mit Altenburg vereinigt wurde. Seit 1826 gehört sie zu Sachsen-Meiningen. Vgl. Hölzer, Historische Beschreibung der Stadt K. (1876); Eichhorn, Die Grafschaft K., in den Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningische Geschichte (4 Hefte, Hildburgh. 1895—99).

Kambüse, s. Kombüse.

Kambyses (pers. Kambudschija), Sohn des Kyros, bestieg nach dem Tode seines Vaters (530 v. Chr.) den persischen Thron und rüstete alsbald zu einem Heereszug nach Ägypten. Vor seinem Aufbruch ließ er seinen Bruder Bardija (bei den Griechen Smerdes) töten, um ihn an einer etwaigen Usurpation der Herrschaft während seiner Abwesenheit zu hindern. Durch die Verräterei des Phanes, eines griechischen Söldners in Ägypten, unterstützt, schlug er die Ägypter 525 bei Peluſion, eroberte 524 Memphis, unterwarf Nubien, ließ sich von den Griechen in Kyrene und von den Libyern huldigen, gab jedoch seine Unterjochungspläne gegen Karthago klugerweise auf, weil die Phöniker, die mit den Kypriern und Joniern zusammen seine Seemacht bildeten, gegen ihre Pflanzstadt zu ziehen sich weigerten. Ein gegen den Tempelstaat des Ammonion entsandtes Heer ging durch einen Samum zugrunde. Als K., der beim Rückmarsch aus Nubien infolge des Einschlagens eines falschen Weges einen großen Teil seines Heeres eingebüßt hatte, wieder in Memphis eintraf, feierten, so berichtet die Legende, die Ägypter eben ein Jubelfest wegen der Erscheinung eines neuen Apis. Schadenfreude über seinen mißlungenen Zug argwöhnend, ließ er die Behörden der Stadt hinrichten, die Priester geißeln, verwundete den Apis und ließ die Götterbilder im Tempel des Ptah verbrennen. Wegen dieser Frevel, so fährt die Sage fort, ward der schon vorher verwirrte Großkönig rasend, und in Wahnsinn und Trunkwut ließ er seinen Bruder Smerdes (Bardija), seine Schwester und Gattin Meroë und viele seiner Freunde und Diener hinrichten. Deshalb entspann sich gegen ihn eine Verschwörung ꝛc. In Wahrheit hat sich K. jederzeit und insonderheit gegenüber der ägyptischen Religion politisch klug benommen. Er wurde unerwartet zur Rückkehr nach Asien genötigt, weil sich ein vornehmer Magier, Gaumâta, in Persien für den Thronfolger Smerdes ausgegeben und zahlreichen Anhang gefunden hatte. Auf dem Zuge gegen ihn soll sich K. in Syrien beim Besteigen seines Pferdes mit seinem eignen Schwerte tödlich verwundet haben; in Wirklichkeit aber dürfte er ermordet worden sein. Er starb 522 ohne Nachkommen; die Tat des Aufrührers rächte des Königs Vetter Dareios.

Kamčik (spr. -tschik), Fluß in Bulgarien, s. Kamtschik.

Kamee (v. mittellat. camaeus oder camayx, »Sardonyx«; ital. cammeo, franz. camée) bedeutet, ursprünglich mit der Beschränkung auf Mehrfarbigkeit des Materials (vgl. Camaïeu), jetzt jeden erhaben

Dionysos. Pan mit dem jungen Dionysos.

Kameen (Neapel).

geschnittenen Stein oder eine in gleicher Weise behandelte Muschel. Diese Art der Glyptik, den Grund des Bildes zu vertiefen, damit letzteres als Relief stehen bleibt, scheint später aufgekommen zu sein als das Intaglio, das Eingraben des Bildes; denn dieses Verfahren lag einer primitiven Kunststufe näher, und

Kamele I.

1. Dromedar (Camelus dromedarius). 1/25.
(Art. *Kamel*.)

2. Zweihöckeriges Kamel, Trampeltier (Camelus bactrianus). 1/25.
(Art. *Kamel*.)

Kamele II.

1. Pako (Auchenia Pacos). 1/25. (Art. *Lama.*) 2. Lama (Auchenia Lama). 1/25. (Art. *Lama.*) 3. Vicuña (Auchenia Vicugna). 1/20. (Art. *Lama.*)

auch die in ältester Zeit fast ausschließlich gebräuchliche Verwendung der Gemmen als Siegelsteine spricht hierfür. Zur Herstellung der Intaglios und Kameen (s. Abbildung) dient die Technik des Gravierens mit dem Rädchen. Das Rädchen (Stahlstifte von verschiedener Größe und Art der Zuspitzung) wird mit Schleifpulver (Diamantstaub mit Öl) bestrichen und durch ein Schwungrad in rascheste Bewegung gesetzt, der Stein aber derart dagegengehalten, daß die gewünschten Vertiefungen sich allmählich einschleifen. Dem Arbeiter liegt dabei ein Modell vor. Vgl. Gemmen (nebst Tafel) und die dort angeführte Literatur.

Kameenstein, soviel wie Onyx (s. d.).

Kamehameha, Könige von Hawai (s. d., S. 13).

Kamehameha-Orden, hawaiischer Orden, gestiftet vom König Kamehameha V. am 11. April 1865 zu Ehren des Ersten dieses Namens in drei Klassen: Großkreuzen, Kommandeuren und Rittern. Die Dekoration ist ein weiß emailliertes Goldkreuz mit goldenen Strahlen zwischen den Armen und einer Goldkrone darüber. Die goldene Namensschiffre K in weißem Mittelschild ist von einem blauen Ringe umgeben, auf dem die Inschrift »Kamehameha I.« steht, während auf dem Revers sich die Ordensdevise »E Hookanaka« (»Sei ein Mann«) befindet. Die Großkreuze tragen dazu einen achtstrahligen brillantierten Stern mit dem Ordenszeichen auf der linken Brust. Das Kreuz der Ritter ist in Silber. Das Band des Ordens ist für die Großkreuze rot und weiß geändert, für Kommandeure und Ritter viermal rot und dreimal weiß gestreift.

Kameiros, im Altertum Stadt auf der Nordwestküste von Rhodos, von Sidoniern gegründet, später von Doriern besetzt, vor Gründung der Stadt Rhodos (480 v. Chr.) Hauptort der Insel; Geburtsort des Dichters Peisandros. Ruinen bei Kalavárda.

Kameke, 1) Georg Arnold Karl von, preuß. Kriegsminister, geb. 14. Juni 1817 in Pasewalk, gest. 12. Okt. 1893 in Berlin, trat 1834 bei der 2. Pionierabteilung in Dienst, kam 1850 als Hauptmann in den Großen Generalstab und war 1856—58 Militärattaché bei der preußischen Gesandtschaft in Wien. 1858 als Oberstleutnant Chef der Abteilung für das Ingenieurwesen im Kriegsministerium geworden, ward er 1861 Regimentskommandeur, 1863 Chef des Generalstabs des 8. Armeekorps, 1865 Generalmajor und Generalstabschef des 2. Armeekorps und erwarb sich 1866 den Orden pour le mérite. Seit 1867 interimistischer Chef des Ingenieurkorps, 1868 Generalleutnant geworden, kommandierte K. 1870 die 14. Infanteriedivision, begann an deren Spitze das blutige Treffen von Spichern 6. Aug. und kämpfte in den Schlachten von Colombey-Nouilly und Gravelotte. Nach dem Fall von Metz zwang er Diedenhofen zur Kapitulation und setzte den Angriff auf Montmédy und Mézières ins Werk. Seit Dezember 1870 mit der Leitung der Belagerungsarbeiten von Paris betraut, war er während der deutschen Okkupation von Paris Kommandant des besetzten Teiles. Im Februar 1871 ward er wirklicher Chef des Ingenieurkorps und Generalinspekteur der Festungen, nach Organisation des Deutschen Reiches Mitglied des Ausschusses für das Landheer und die Festungen im Bundesrat und war 1873 bis 3. März 1883 als Nachfolger Roons Kriegsminister, seit 1875 auch General der Infanterie. Nach der Entlassung lebte K. auf seinem Gute Hohenfelde bei Kolberg.

2) Otto von, Maler, geb. 2. Febr. 1826 zu Stolp in Pommern, gest. 8. Juni 1899 in Berlin, widmete sich anfangs dem Militärstand und war schon Hauptmann, als er 1860 zur Kunst überging, sich nach Rom begab und dort zwei Jahre dem Studium der Natur oblag. Dann trat er in die Kunstschule zu Weimar, war eine Zeitlang Schüler von Böcklin und Michaelis und später des Grafen Kalckreuth, nach dessen Landschaften er sich am meisten bildete. Er malte vorzugsweise Gegenden aus dem Hochgebirge von Oberbayern, der Schweiz und Tirol, aber auch aus dem norddeutschen Flachland. Seine Auffassung hat den Charakter des Großartigen, Erhabenen; seine Pinselführung ist kräftig und breit. Zu den bedeutendern seiner Landschaften gehören: am Obersee bei Berchtesgaden, St. Bartholomäi am Königssee, das Wetterhorn, Wengern-Scheideck, der Hintersee mit Alpenglühen, der Urirothstock, Eisenhammer bei Kufstein, Große Scheideck, die Engsteler Alp, St. Gotthardstraße (1879, Berliner Nationalgalerie), Trafoi und das Stilfser Joch, die drei Zinken im Ampezzotal, Schloß Runkelstein, Blick ins Chamonixtal, Via mala und Bernina. K., der in Berlin lebte, wurde 1886 Mitglied der Akademie und 1889 Professor.

Kamel (v. semit. gamal; Camelus *L.*, hierzu Tafel »Kamele I und II«), Säugetiergattung aus der Ordnung der Huftiere und der Familie der Kamele oder Schwielensohler (Tylopoda, s. Huftiere, S. 605), mit zwei Arten: K. oder Trampeltier und Dromedar. Das Dromedar (C. dromedarius *Erxl.*, Tafel I, Fig. 1) ist mit dem Schwanz 3—3,3 m lang und 2—2,3 m hoch, mit ziemlich kurzem Kopf, gestreckter, aufgetriebener Schnauze, großen, blöden Augen, kleinen Ohren, hängenden Lippen, eine (besonders in der Brunstzeit) stinkende Flüssigkeit absondernden Drüsen am Hinterkopf, langem, in der Mitte stärkerm, seitlich zusammengedrücktem Hals, bauchigem, nach allen Seiten gerundetem Körper, einem aufrechten, je nach dem Reichtum der Nahrung in der Größe sehr stark schwankenden Höcker auf dem Rücken, schlecht gestellten Beinen, zwei ziemlich langen, breiten Zehen mit kleinen Hufen und schwieliger Sohle, bis zum Fersengelenk reichendem, dünnem, bequastetem Schwanz, weichem, wolligem, auf dem Scheitel, im Nacken, unter der Kehle, an den Schultern und auf dem Höcker auffallend verlängertem Haar, starken Schwielen auf der Brust, dem Ellbogen, Handgelenk, am Knie und Fersengelenk. Die Farbe wechselt von hell sandgelb bis schwarz. Die Stimme ist ein häßliches Brüllen; von den Sinnen ist das Gehör wohl am besten ausgebildet, viel weniger das Gesicht und am mindesten der Geruch. Das Dromedar findet sich nirgends wild oder verwildert, als Haustier in Afrika, vom Mittelländischen Meer bis zum 12.° nördl. Br. und im Somalland bis zum 5.°, ferner im südwestlichen Asien. Von Bochara und Turkmenien, wo das zweihöckerige K. aufzutreten beginnt, ist das Dromedar durch Persien, Kleinasien, Syrien, Arabien und Nordafrika bis zum Atlantischen Ozean verbreitet. Es findet sich auch auf den Kanaren und ist nach Australien, Nordamerika, Italien und Südspanien eingeführt worden. Das K. scheint aus Arabien zu stammen, auf den altägyptischen Denkmälern ist es nirgends abgebildet, mindestens aber zur Zeit des neuen Reiches, vom 14. Jahrh. an, war es in Ägypten bekannt und wurde als Lastitier benutzt, auch zum Tanzen abgerichtet. In der Bibel wird es unter dem Namen Gamal oft erwähnt, Hiob hatte deren 6000, auch die Midianiter und Amalekiter waren reich an Kamelen. In Nordafrika aber erscheint es erst im 3. oder 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Es ist unstreitig das nützlichste

Haustier in Afrika und wird in vielen Rassen gezüchtet; das K. der Wüste und Steppe, das Reittier, ist schlank, hochgewachsen, langbeinig, das Lastkamel der fruchtbaren Ebene plump und schwer. Zwischen beiden zeigt sich ein Unterschied wie zwischen dem edlen Pferd und dem Karrengaul. Stets aber verdankt das K. seine Brauchbarkeit der leiblichen, sehr viel weniger der geistigen Befähigung. In der Wüste erlangt es seine höchste Entwickelung, jenseit des 12. Grades geht es schnell zugrunde; es entartet im feuchten Lande. In Europa besteht nur in Toskana eine Zucht seit 1622, und auch im Gebiete von San Rossore bei Pisa und in Spanien gedeiht es vortrefflich. In Nordamerika, im Minendistrikt von Arizona, hat man die Verwendung des Kamels wieder aufgegeben und die Tiere in Freiheit gesetzt; sie sind verwildert und haben sich sehr stark vermehrt. Ende des 19. Jahrh. wurden Kamele versuchsweise nach Deutsch-Südwestafrika gebracht. Im N. und O. Afrikas wird das K. in ungeheurer Anzahl gezüchtet; man findet Herden von mehr als 1000 Stück, die Berbern haben sicherlich mehr als eine Million. Auch im Glücklichen und Steinigen Arabien werden viele Kamele gezogen. Die Araber machen auch Wallachen, um das Tier besser in der Brunstzeit benutzen zu können. Es vermittelt in erster Linie den Verkehr durch die Wüste. Zwischen Kairo und Suez waren vor dem Bau der Eisenbahn täglich 600 Kamele auf dem Marsch. Aber es gehen auch so viele Tiere unterwegs zugrunde, daß auf der Wüstenstraße meilenweit die Gerippe nebeneinander liegen. Das K. ist ungemein genügsam und nimmt mit den dürrsten, schlechtesten Pflanzenstoffen vorlieb; es bevorzugt Baumlaub, frißt ohne Schaden die dornenreichsten Mimosen und wird auch mit Bohnen, Erbsen, Durra, Gerste ꝛc. gefüttert; bei saftiger Pflanzennahrung kann es wochenlang das Wasser entbehren, zur Zeit der Dürre aber muß es fleißig getränkt werden und mindestens alle vier Tage 30—40 Stunden ruhen. Früher deutete man die großen zellenartigen Räume am Pansen irrtümlich als Wasserzellen und benutzte sie zur Erklärung des (ungeheuer übertriebenen) Vermögens der Kamele, längere Zeit zu dursten. Daß man Kamele in der Not bisweilen schlachtet, um das in jenen Zellen befindliche Wasser zu trinken, ist eine Fabel. Die Kamele haben einen scheinbar sehr schwerfälligen Gang; aber Reitkamele laufen, wenn man sie in der Mittagszeit ruhen läßt, am Tage 16 Stunden und legen dabei eine Entfernung von 140 km zurück. Eine solche Anstrengung erträgt das Tier 3—4 Tage ohne Rasttag, und der Reiter ermüdet dabei viel weniger als auf irgend einem andern Reittier. Ein Lastkamel durchmißt mit einer Last von 150 kg durchschnittlich 4 km in 1 Stunde, kann aber 12 Stunden und auch noch länger marschieren. Karawanen durchmessen auf kürzern Reisen und guten Wegen 40, auf längern Reisen 25—30 km am Tage. Bei Wüstenreisen wird ein K. mit höchstens 150 kg beladen; in Ägypten muß es viel mehr tragen, doch verbot die Regierung eine stärkere Belastung als mit 250 kg. Der Trab, den das Tier vortrefflich verträgt, ist die beste Gangart für den Reiter, der bei der Paßbewegung unbarmherzig hin und her geschleudert und beim Galopp, wenn er nicht sehr sattelfest ist, sofort abgeworfen wird. Gefährlich durch Beißen und Schlagen wird das männliche K. in der Brunstzeit. Sein Gebaren ist dann höchst abschreckend, indem es die widerwärtigsten Töne ausstößt und beim Anblick eines andern Kamels, besonders eines weiblichen, eine große, ekelhaft aussehende Hautblase, den sogen. Brüllsack, aus dem Halse heraustreibt. Dieser Brüllsack ist ein nur dem erwachsenen K. eigentümliches Organ und wird als ein zweites vorderes Gaumensegel angesehen. Die erwähnten Drüsen am Hinterkopf verbreiten dabei einen sehr übeln Geruch. Ein Hengst genügt für 6—8 Stuten. Nach 11—13 Monaten wirft die Stute ein Junges, das mit ziemlich langem und dichtem, weichem, welligem Haar bedeckt und etwa 80 cm, nach Verlauf einer Woche aber schon ca. 1 m hoch ist. Es wird vom dritten Jahr an zum Reiten und zum Lasttragen abgerichtet und mit dem Ende des vierten Jahres zu größern Reisen benutzt. Der Reitsattel ruht auf einem festen Gestell und besteht aus einem muldenförmigen Sitz, der auf den Höcker gesetzt wird und sich etwa 30 cm über ihn erhebt. Das Untergestell ist mit vier Kissenpolstern belegt, die zu beiden Seiten des Höckers aufliegen, um letztern möglichst wenig zu drücken. Der Sattel wird mittels drei starker Gurte, von denen zwei um den Bauch und ein dritter um den Vorderhals gehen, festgeschnallt. Der Zaum besteht aus einem geflochtenen Lederstrick, der halfterartig um Kopf und Schnauze des Tieres geschlungen wird und beim Anziehen das Maul zusammenschnürt; die Reitkamele führen noch einen Beizügel, d. h. eine dünne Lederschnur, die in dem einen durchbohrten Nasenflügel befestigt wird. Zum Beladen dient ein einfaches Holzgestell, auf dem die Laststücke im Gleichgewicht hängen. Das Fleisch des Kamels ist hart und zäh und wenig geschätzt, das Fell liefert ein nicht sehr haltbares Leder. Die Milch findet wenig Verwendung, da sie zu dick und fettig ist. Dagegen wird der Mist als Brennstoff gebraucht und zu diesem Behuf aufgespeichert. Über das Kamelhaar s. d.

Das zweihöckerige K. oder Trampeltier (baktrisches K., C. bactrianus *Erxl.*, Tafel I, Fig. 2) ist noch häßlicher als das Dromedar. Die Behaarung ist weit reichlicher als bei jenem, die Färbung dunkler, gewöhnlich tiefbraun, im Sommer rötlich. Die Körpermasse ist größer als die des Dromedars, die Beine aber sind weit niedriger. Die Höhe des Tieres beträgt 2 m und darüber. Der eine Höcker erhebt sich über dem Widerrist, der andre vor der Kreuzgegend. Wilde Trampeltiere leben in Mittelasien von der südlichen Dsungarei durch Ostturkistan und Tibet. Das Trampeltier wird in allen Steppenländern Mittelasiens gezüchtet und dient besonders zur Vermittelung des Warenhandels zwischen China, Südsibirien und Turkistan. Wo die Steppe Wüstengepräge annimmt, wird es durch das Dromedar ersetzt. Was letzteres den Arabern, ist das Trampeltier den Mongolen. Man züchtet es in mehreren Rassen, doch hat es stets so schwerfälligen Gang, daß schnelleres Reisen unmöglich ist. Dabei ist es aber gutartiger als das Dromedar, dem es in seinen übrigen Eigenschaften durchaus gleicht. Es gedeiht am besten bei dürrem, salzreichem Futter und geht auf üppiger Weide ein. Es vermag im Sommer drei, im Winter acht Tage zu dursten und halb solange zu hungern. Nach 13monatiger Tragzeit wirft das Weibchen ein Junges, das wie das des Dromedars sich entwickelt. Das Trampeltier paart sich auch mit dem Dromedar, und die bald ein-, bald zweihöckerigen Jungen sind unter sich und mit ihren Erzeugern fruchtbar. Derartige Blendlinge züchtet man in Transkaspien und schätzt sie wegen ihrer Leistungsfähigkeit. Ein kräftiges Trampeltier legt mit 220—270 kg belastet täglich 30—40 km, weniger stark belastet die doppelte Strecke zurück. Man benutzt es aber meist nur im Winter

und läßt ihm im Sommer mehr oder weniger Freiheit in der Steppe, wo nur die Stuten täglich fünfmal zusammengetrieben und gemolken werden. Außer der Milch benutzt man auch das Fleisch, die Wolle und das Fell, aus dem die Türken Chagrin bereiten. Das Trampeltier mögen die Israeliten gekannt haben, jedenfalls die Assyrer, bei denen es, wie der Obelisk von Nimrud durch Bild und Inschrift lehrt, Salmanassar II. als Tribut erhalten hatte. Vielfach wurden beide Arten auch im Kriege benutzt, bei den Arabern waren die Kamele meist mit zwei Bogenschützen bemannt, im persischen Heer spielte die Kamelreiterei eine bedeutende Rolle, sie entschied die Schlacht vor Sardes, und auch im Heere des Antiochos gab es zahlreiche arabische Kamelreiterei. Die Perser legen ihm einen schweren Sattel auf, der als Laffete für leichtes Geschütz dient. Napoleon I. errichtete in Ägypten ein Regiment Kamelreiter, und in der Folge haben die Franzosen in Algerien wiederholt das K. benutzt (vgl. Carbuccia, Du dromadaire comme bête de somme et comme animal de guerre, Par. 1853). Auch die Engländer haben bei der Sudânexpedition 1885 eine Kamelreiterei organisiert. Die Völker des Sudân, die Tuareg und Tibbu in der Sahara und manche Nomadenstämme Arabiens bedienen sich der Kamele als Reittiere. Vgl. Vallon, Mémoire sur l'histoire naturelle du dromadaire (das. 1857); Hartmann, Studien zur Geschichte der Haustiere (»Zeitschrift für Ethnologie«, 1860 u. 1870); Lehmann, Das K., seine geographische Verbreitung ꝛc. (Weim. 1891); Leonard, The camel, its uses and management (Lond. 1894) und die Verbreitungskarte beim Artikel »Haustiere«. — Der Bibelspruch, nach dem ein K. eher durch ein »Nadelöhr« geht, als daß ein Reicher in den Himmel kommt, erklärt sich in der Weise, daß in der von Christus gesprochenen jüdisch-aramäischen Sprache das Wort, welches das Nadelöhr bezeichnet, die allgemeine Bedeutung Loch, Höhlung hat und somit von Eingängen gebraucht werden konnte, durch die das K. in der Tat nur mit großer Not hindurchkommt.

Kamel, ein Schwimmkasten zum Heben von Schiffen, erfunden von dem russischen Ingenieurgeneral de Witte. Die Kamele entsprechen in der Bauart und Verwendung einem Schwimmdock (s. Dock). Um ein Schiff über eine flache Stelle zu bringen, werden die Kamele mit Hilfe von Schleusen zunächst gesenkt. Hierauf wird das Schiff über den Kamelen befestigt und durch die Dampfpumpe das Wasser wieder aus den Kamelen herausgepumpt. Die Kamele steigen dann und heben infolge ihres Auftriebs das Schiff. Bei großen Schiffen werden vier Kamele angewendet. Hat das Schiff die flache Stelle passiert, so werden die Kamele wieder gefüllt und das Schiff aus den Kamelen herausgebracht. Die von W. Bauer zum Heben versunkener Schiffe benutzten Kamele waren Ballons, die von Tauchern am Schiffe befestigt und mit Hilfe einer Luftpumpe und eines Schlauches mit Luft gefüllt wurden. Vgl. Schiffshebung.

Kamel, ägypt. Sultan, s. Kamil.

Kameldorn, s. Acacia.

Kamele (Camelidae), eine Familie der Huftiere.

Kämelgarn (fälschlich Kamelgarn), Garn aus dem Haar der Angoraziege, s. Angorawolle.

Kamelgras, s. Andropogon.

Kamelhaar, die Wolle des Kamels oder Dromedars, wird vom Rücken, Hals und Bauch der Tiere gewonnen und als Spinnstoff benutzt. Das Rückenhaar ist das beste und von verschiedenen Färbungen (schwarz, rot und grau). Man verarbeitet es meist in den Produktionsländern, von denen Persien die geschätzteste Ware liefert. Aus dem besten K. erhält man ziemlich gute, aber glanzlose Kamelotte, die Kämmlinge, welche die Grannenhaare enthalten, werden zu groben Streichgarnen verarbeitet. In Frankreich und England benutzt man K. in der Hutmacherei und zu Pinseln.

Kämelhaar, s. Angorawolle.

Kamelhaardecken, beiderseitig gut geraubtes, weiches, flaumartiges Gewebe mit 10 Ketten- und 11 Schußfäden auf 1 cm, aus Kamelhaargarnen, Kette 6000 m, Schuß 2500 m auf 1 kg.

Kamelhalsfliege (Inocellia *Schneid.*), Gattung aus der Familie der Sialidae und der Ordnung der Netzflügler, Insekten mit breitem, herzförmigem, hinten zu einem dünnen Hals verengertem, leicht geneigtem, äußerst beweglichem Kopf, seitlich hervortretenden Augen, ohne Nebenaugen, kurzen, dünnen Fühlern, stark verlängertem, schmalem Prothorax und in der Ruhe dachförmig aufliegenden Flügeln. Die dickfühlerige K. (I. crassicornis *Schneid.*, s. Tafel »Netzflügler«, Fig. 3), 8 mm lang, mit rotbraunem Mal in den glashellen Flügeln, das Weibchen mit langer, aufwärts gebogener Legröhre, lebt an Baumstämmen von Insekten und ist äußerst beweglich. Die ebenfalls sehr bewegliche Larve lebt im Moos und in den Flechten der Baumrinde oder unter dieser, ist vorn braun, hinten hell gestreift und verpuppt sich im Frühjahr. Die Puppe gleicht bis auf die fehlenden Flügel der Fliege u. verwandelt sich in diese am 11. oder 13. Tag.

Kamelie (Kamellie), s. Camellia.

Kameliendame (Dame aux camélias), Titel eines Romans und eines Dramas von A. Dumas dem jüngern; danach soviel wie Dame der Halbwelt.

Kamelopard (Kamelparder), soviel wie Giraffe; auch Bezeichnung für das Sternbild der Giraffe (s. d.).

Kamelott (franz. Camelot), leichte, leinwandartig gewebte Stoffe aus Angorawolle, werden in Kleinasien in unerreichter Schönheit hergestellt und im Orient verbraucht. Auch in Europa werden Kamelotts aus Angorawolle, z. T. mit Seide gemischt, einfarbig und meliert hergestellt; am häufigsten aber fertigt man gegenwärtig Kamelotts aus Kammgarn, in der Kette mit gezwirnten, im Einschuß mit einfachen Fäden und benutzt bisweilen selbst Baumwolle oder Leinen als Kette. Dahin gehören die Orléans mit wollenem Einschlag und gezwirnter Baumwollkette. Seidenkamelott ist ein leichter Gros de Naples mit zwei verschiedenfarbigen zusammengezwirnten Fäden in der Kette und Fäden von einer dritten Farbe im Einschuß, so daß das Gewebe fein geflammt erscheint.

Kamelparder, s. Giraffe.

Kamelschaf, soviel wie Lama.

Kamelschlacht, 656 n. Chr., s. Ali 1).

Kamelziege, soviel wie Angoraziege, s. Ziege.

Kamen (Camen), Stadt im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Hamm, an der Seseke, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Duisburg-Soest und K.-Unna-Königsborn, hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, Steinkohlenbergwerk, Metallgießerei, Fabrikation von Bohrgeräten, Kohlenförderwagen ꝛc., starke Schuhmacherei und (1900) 9889 Einw., davon 3290 Katholiken und 131 Juden. K. erhielt um 1250 Stadtrecht.

Kamenaja Baba (Kamienne Baby, steinerne Weiber, Babuschken), 1,5—3 m hohe, rohe Steinfiguren auf den Kurganen und in den Steppen des ganzen südlichen Rußland und im westlichen

Sibirien. Hauptverbreitungsgebiet sind die Bezirke am Fuße des Altai, die Steppen am Don und am Asowschen Meere, ferner die Saporogischen Steppen. Die Steine stellen meist sitzende Frauengestalten, seltener Männer dar. Über ihr Alter und ihre Bedeutung herrscht noch keine Klarheit. Vgl. Kohn, Die Steinfiguren in den russischen Steppen und in Galizien (in der »Zeitschrift für Ethnologie«, 1878).

Kamenen (Camenae, unlat. Kamönen), altital. Quellnymphen, von den römischen Dichtern mit den griechischen Musen gleichgesetzt.

Kamenez-Litowski, Flecken im russ. Gouv. Grodno, Kreis Brest, an der Lesna, mit gegen 3000 Einw. (fast nur Juden), war einst eine sehr reiche Stadt, die wiederholt vom Deutschen Orden angegriffen und 1375 von Theoderich v. Elner zerstört wurde; 1409 empfing Jagello hier die Abgesandten des Papstes Alexander V. Von den alten Bauwerken steht nur noch ein 36 m hoher steinerner Turm (1272—1289 erbaut) neben der über 700 Jahre alten Koloschanskischen Kirche.

Kamenez-Podolsk (poln. Kamieniec-Podolski), Hauptstadt des russ. Gouv. Podolien, auf einer felsigen Halbinsel gelegen, die vom Smotritsch, unweit der Mündung desselben in den Dnjestr, gebildet wird, hat 16 griechisch-orthodoxe Kirchen und 2 Klöster, 4 römisch-kath. Kirchen (darunter die 1361 erbaute Peter-Paul-Kathedrale, die unter der Türkenherrschaft in eine Moschee verwandelt wurde) und 3 Klöster, eine armenische Kirche, Synagoge, ein Seminar, 2 Gymnasien und (1897) 39,113 Einw., wovon etwa 50 Proz. Juden und 30 Proz. Polen. Die Stadt ist Sitz eines griechisch-orthodoxen und eines römisch-katholischen Bischofs. K. wird in russischen Chroniken zuerst im 12. Jahrh. erwähnt. 1240 wurde es von Batu bis auf den Grund zerstört. Nachdem es seit 1672 von den Türken besetzt war, kam es im Frieden von Karlowitz (1699) wieder an Polen, bei der Annektierung Podoliens 1795 aber an Rußland. Hier 22. Okt. 1633 Niederlage der Türken durch die Polen und 17. Dez. 1653 Friede zwischen diesen. Die Festungswerke wurden 1813 geschleift.

Kamengrad, Dorf in Bosnien (Kreis Bihać), westlich von Sanski-Most, an der Dubrawa (Zufluß der Sanna), mit Eisengießerei, Eisenhämmern, Bergbau auf Eisen u. Silber und 350 mohammed. Einw.

Kamenica (Kamenitz), Großgemeinde im kroatisch-slawon. Komitat Syrmien u. Dampfschiffstation am rechten Donauufer bei Peterwardein, mit schönem Schloß, großem Park, 2 Kirchen, Obst- und Weinbau, Viehzucht und (1901) 2268 meist serbischen (römisch-katholischen und griechisch-oriental.) Einwohnern.

Kamenita Gorica, Bergkette im kroatisch-slawon. Komitat Lika-Krbava, die zwischen dem Velebit und der Pljesivica-Kette in südwestlicher Richtung das Komitat durchzieht und im Kozjan eine Höhe von 1269 m erreicht. Nach S. öffnet sich die 800 m hohe Hochebene von Korbavia.

Kamenitz an der Linde (tschech. Kamenice nad Lípou), Stadt in Böhmen, an dem der Nežárka zufließenden Kamenitzer Bache, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß des Freiherrn v. Geymüller mit Park, Bierbrauerei, Brettsäge, Strumpfwirkerei und (1900) 2107 (als Gemeinde 2706) tschech. Einwohner. Den Beinamen dankt K. einer alten großen Linde.

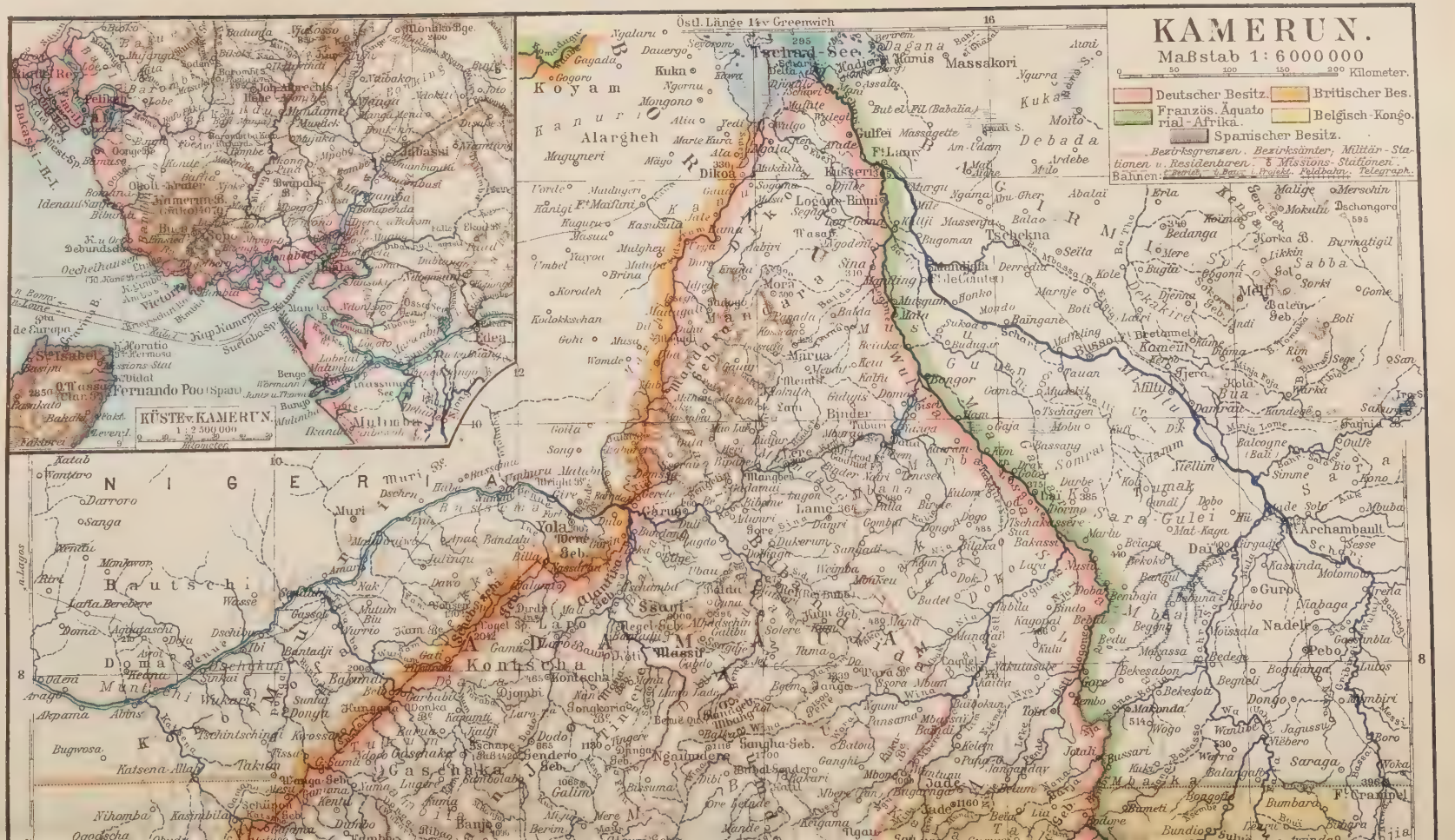
Kamenskaja, Kosakenstaniza im Donischen Gebiet (Rußland), am Donez und an der Eisenbahn Koslow-Rostow, mit 5 Kirchen und (1897) 23,576 Einw., Sitz der administrativen Behörden des Donezischen Bezirks.

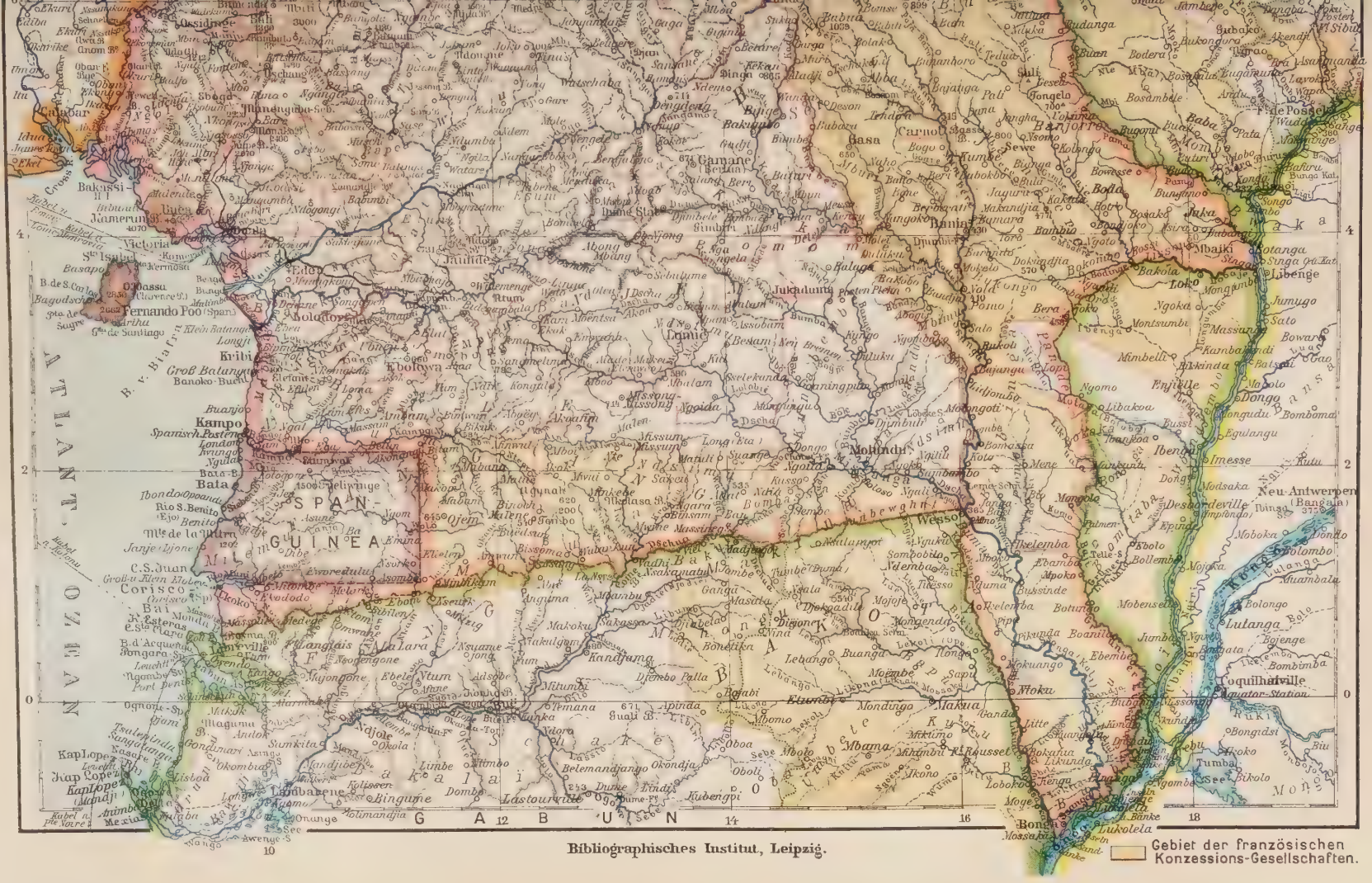
Kamenskisches Bergwerk, s. Kamyschlow.

Kamenz, 1) Stadt in der sächs. Kreish. Bautzen, Amtsh. K., eine der sogen. Vierstädte der Oberlausitz, an der Schwarzen Elster, Knotenpunkt der sächsischen, bez. preußischen Staatsbahnlinien Arnsdorf-K., K.-Straßgräbchen und K.-Bischofswerda sowie Lübbenau-K., 243 m ü. M., hat 4 evang. Kirchen (darunter eine wendische) und eine kath. Kirche, Rathaus mit Bibliothek und Sammlung kirchlicher Altertümer, ein Denkmal Lessings, der hier geboren ist, Realschule, Tuchmacherschule, Lessingstift (Krankenhaus), Amtsgericht, Wollspinnerei, Wollwäscherei, Fabrikation von Kunstwolle, Hüten, Buchdruckmaschinen, Tonwaren, Zementsteinen und Glas, Glasmalerei mit Glasraffinerie, Elektrizitätswerk, Gärtnerei, Granitbrüche und (1900) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 178) 9726 meist evang. Einwohner. — K. hieß die um 1200 auf dem Felsen erbaute Burg, und der Name übertrug sich von ihr auf die bald danach vom Erbauer jener Burg zur Stadt erhobene Siedelung am Flusse, die nach einem Brande vor 1225 an einer höher gelegenen Stelle neu aufgebaut wurde. Von der Familie des Gründers, der sich v. Kamenz nannte, kam die Stadt 1318 an die Mark Brandenburg, 1319 an Böhmen, ward eine dem Landesherrn unmittelbar unterstehende »freie« Stadt, trat als solche 1346 dem Sechsstädtebund (s. d.) bei und verlor 1547 infolge des »Pönfalls« (s. d.) ihre Güter und Rechte. 1635 kam sie an Kursachsen. Durch die Brände 1706 u. 1842 wurde die Stadt fast ganz in Asche gelegt. Vgl. »Urkundenbuch der Städte K. und Löbau« (»Codex diplom. Saxoniae regiae«, Bd. 7, Leipz. 1883). — 2) (Kamienica) Dorf und Gut im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Frankenstein, an der Pause und unweit der Neiße, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Breslau-Mittelwalde und Ziegenhals-Raudten sowie der Kleinbahnlinie K.-Reichenstein, 262 m ü. M., hat eine evangelische (zum Schloß gehörige) und eine kath. Kirche, Oberförsterei (in Laubnitz), eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen und für Holzstoff und (1900) 919 Einw. Die ehemalige reiche Cistercienserabtei ward 1094 von Herzog Bretislaw gegründet und 1810 aufgehoben. Von den Gebäuden stehen nur noch die Prälatur und Kirche. Auf einem Hügel hinter dem Kloster liegt das umfangreiche Schloß, das die 1883 verstorbene Prinzessin Marianne der Niederlande, geschiedene Gemahlin des Prinzen Albrecht von Preußen, hier aufführen ließ. An der Nordseite steht ein Siegesdenkmal, dahinter liegt ein Park. Das Schloß ist jetzt Eigentum des Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten von Braunschweig. In der ehemaligen Klosterkirche soll Friedrich d. Gr. durch den Abt Tobias Stusche vor den Österreichern gerettet worden sein, indem ihn dieser in ein Chorkleid steckte und mit den Geistlichen die Metten singen ließ, während die Kroaten nach ihm die Kirche durchsuchten. Vgl. Frömmrich, Kurze Geschichte der ehemaligen Cistercienserabtei K. in Schlesien (Glatz 1817); Grünhagen, Aus dem Sagenkreise Friedrichs d. Gr. (Bresl. 1864).

Kaměra des Photographen, s. Photographie.

Kamerad (ital. camerata, franz. camarade), Standesgefährte, ein Wort, das die Teilung gleicher Rechte und Pflichten in gleichem Stand bezeichnet, wahrscheinlich durch die Schlafgenossenschaft einer Stube (lat. camera) entstanden (ähnlich wie »Bursche« aus bursa); daher besonders Benennung der Solda-


KAMERUN.
Maßstab 1: 6000000
Kilometer.
Deutscher Besitz.
Britischer Bes.
Französ. Äquatorial-Afrika.
Belgisch-Kongo.
Spanischer Besitz.
Bezirksgrenzen. Bezirksämter, Militär-Stationen u. Residenturen. Missions-Stationen.
Bahnen:
KÜSTE v. KAMERUN
1 : 2 500 000
Östl. Länge v. Greenwich
Tschad-See
Kuka
Massakori
Gulfei
Dikoa
Kusseri
Logone-Bund
Tschekna
Bongor
Binder
Lamé
Archambault
Yola
Ssaut
Massi
Kontscha
Gaschaka
Bautschi
Nigeria
Fernando Poo (Span.)
Victoria
Buea
Bimbia
Debundscha
Mundame
Johann Albrechs Höhe
Bamenda
Ossidinge
Ikom
Mamfe
Kumba
Bakossi-Bg.
Mungo
Bonaberi
Duala
Kamerun-Bg.
Batanga
Kribi
Lolodorf
Jaunde
Ebolowa
Sanaga
Edea
Bipindi
Akonolinga
Ngumba
Ngila
Lobe
Batanga
Kap Kamerun
Suellaba
Victoria
Serisabel
Basimbi
Bakundu
Bakake
Mundame
Johann Albrechs Höhe
Bamenda
Ossidinge
Ikom
Mamfe
Kumba
Bakossi-Bg.
Mungo
Bonaberi
Duala
Kamerun-Bg.
Batanga
Kribi
Lolodorf
Jaunde
Ebolowa
Sanaga
Edea
Bipindi
Akonolinga
Ngumba
Ngila
Lobe
Batanga
Kap Kamerun
Suellaba
Victoria
Serisabel
Basimbi
Bakundu
Bakake


Bibliographisches Institut, Leipzig.
Gebiet der französischen Konzessions-Gesellschaften.

ten untereinander, auch von Offizieren im deutschen und österreichischen Heer unter sich angewendet.

Kameradschaft, im Bergbau eine kleine Anzahl von Bergleuten, denen die Ausführung gewisser Arbeiten an einem bestimmten Ort in der Grube übertragen ist.

Kameralist, ein Kenner oder Beflissener der Kameralwissenschaft (s. d.); s. auch Landwirtschaft (Geschichte).

Kameralwissenschaft (Cameralia), ursprünglich der Inbegriff der einem Kammerbeamten notwendigen Wissenschaften, die sich hauptsächlich auf die zweckmäßigste Verwaltung der Einkünfte der fürstlichen Kammer (s. d.) bezogen. In Deutschland ward, sobald sich festere staatliche Zustände bildeten, die Verwaltung der Domänen oder Kammergüter, welche die Hauptquelle des fürstlichen Einkommens bildeten, den Kammern überwiesen, die daneben, besonders in Preußen, als Kriegs- und Domänenkammern auch Zweigen der Volkswirtschaftspflege und der Polizei vorstanden. So bildete sich die Lehre von den Kammersachen als Zusammenstellung der Grundsätze über die Tätigkeit dieser Behörden. Diese wurde auf besonders errichteten kameralistischen Lehrstühlen an den Universitäten, zuerst in Preußen und zwar in Halle und Frankfurt a. O. seit 1727, gelehrt und von Seckendorf, Schröder, Horneck, Justi, Sonnenfels u. a. wissenschaftlich dargestellt. Sie zerfiel in zwei Teile: 1) die Ökonomie, die nicht nur die allgemeine Haushaltungsregeln, sondern auch die Lehre von der Stadtwirtschaft (Handel, Gewerbe) und der Landwirtschaft umfaßte; 2) die Lehre von der Verwaltung des Staates, deren einer Teil, die Polizei, von den Maßregeln zur Pflege und Mehrung des allgemeinen Volkswohlstandes handelt, während das Gebiet der andern, der eigentlichen K., mit dem unsrer heutigen Finanzwissenschaft identisch ist. Nachdem aber der allgemeine Teil der Kameralien in die Volkswirtschaftslehre u. Staatswissenschaften (s. d.), besonders auch die Finanzwissenschaft übergegangen, ist der Ausdruck K. heute mehr in den Hintergrund getreten. Gebräuchlich ist noch vielfach die Zusammensetzung »Staats- und Kameralwissenschaften«. »Stud. jur. et cam.« nennt sich derjenige Studierende, der sich nicht allein auf den Justiz-, sondern auch auf den Verwaltungsdienst vorbereitet. In Württemberg gibt es noch ein eignes kameralistisches Studium mit besonderer Prüfungsordnung für solche, die in die Finanzverwaltung eintreten wollen. Vgl. Rau, Über die K. (Heidelb. 1825); Baumstark, Kameralistische Enzyklopädie (das. 1835); R. v. Mohl, Enzyklopädie der Staatswissenschaften (2. Aufl., Tübing. 1872); Glaser, Enzyklopädie der Gesellschafts- und Staatswissenschaften (Berl. 1864); Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland (Münch. 1874).

Kamerun (hierzu die Karte »Kamerun«; engl. Cameroons, so benannt nach dem Fluß K., portug. Rio dos Camarões, »Fluß der Krabben«), deutsche Kolonie an der Westküste Afrikas, grenzt im W. an die Bai von Biafra, im NW. an die brit. Kolonien Süd- und Nord-Nigeria, wobei die Grenze nach Vertrag vom 14. April und 15. Nov. 1893 von der Mündung des Rio del Rey nach Jola am Binuë verläuft, wobei diese Stadt im Halbkreis umgangen wird, und von da zum Südufer des Tsadsees (14° östl. L.). Im O. wird die Kolonie von Französisch-Kongo begrenzt und zwar so, daß vom Tsadsee ab gegen Bagirmi der Schari die Grenze bildet bis 10° nördl. Br., dem die Grenze westwärts folgt bis 14° 20′ östl. L.; hierauf zieht sie zum 15.°, dem sie bis 4° südl. Br. folgt, dann südostwärts zum Sanga, von wo ab im allgemeinen der 2° 15′ nördl. Br., später der Campofluß die Südgrenze gegen den französischen und spanischen Besitz bildet. Der Flächeninhalt beträgt 493,600 qkm.

[Physische Verhältnisse.] Die Küste hat größere Einschnitte nur durch die Flußmündungen; an der Straße, welche die spanische Insel Fernando Po vom Festland trennt, öffnet sich die Ambasbai mit den vorliegenden Inseln Ambas (Ndami) und Mondoleh, daneben die enge Kriegsschiffbucht. Dahinter hebt sich, fast unmittelbar am Strande, der gewaltige vulkanische Gebirgsstock des Kamerungebirges (s. d.). Das Gebiet vereinigt einige starke geographische Gegensätze in sich, den zwischen dem nördlichen und vulkanischen Gebirge des Kamerunpiks und dem im S. allein vorherrschenden Steilrand des Tafellandes und den zwischen dem flachen niedrigen Küstenland und dem Hochlande des Innern. Wo nicht, wie im nördlichen Teil, die Flüsse durch ihre Ablagerungen große Schlamminseln ins Meer vorgeschoben haben, erstreckt sich ein Gewirr vielfach zerklüfteter Sandsteinfelsen und Granitblöcke bis weit in die See hinaus. Dann folgt ein schmaler Sandstreifen und dahinter ein 150—200 km breiter Urwaldgürtel, selten unterbrochen von kleinern prärieartigen Grasflächen. Dahinter erhebt sich ein ebenfalls bewaldetes halbkreisförmiges Hügelland, das von den Baluebergen im N. bis zum Campofluß im S. reicht, dann ein weites schönes Grasland, das in das 700—800 m hohe Tafelland im Innern übergeht. Aus diesem steigen im äußersten Norden an beiden Ufern des Binuë zahlreiche Höhenzüge auf, wie die Genderoberge (3000 m), Atlantika (2700 m), Mendif (2000 m), die Kamalleberge, von wo das Land zum Tsadsee abfällt. Geologisch ist das Land noch wenig erforscht. Das Basaltmassiv des Kamerungebirges taucht in seinen äußersten Pfeilern zwischen Bimbia und Rio del Rey direkt ins Meer, und diese Basalte setzen sich nach N. und NO. noch lange fort. Der Katarakt des Mungo tost herab über Klippen und Blöcke eines schönen Granits. Auf dem Granit liegen weiße und rötliche Sandsteine, worauf Laterit folgt.

Bewässerung. Das Land ist reich bewässert. Außer dem Schari, der den Logon aufnimmt und an der Nordostgrenze zu dem mit seinem südlichsten Zipfel zu deutschem Gebiet gehörigen Tsadsee zieht, sind der Binuë mit dem aus dem Sumpf von Tuburi kommenden Mao Kebbi und dem Faro zu nennen, sowie der die Südostspitze berührende Sanga mit dem Dschah (Ngoko). Die übrigen Flüsse strömen sämtlich zur Biafrabucht. Doch beschränkt sich ihre Schiffbarkeit auf kurze Strecken landeinwärts, dann verhindern Stromschnellen ihre weitere Benutzung. Über die Westgrenze zieht der in die Old Calabarmündung gehende Croß River, innerhalb des deutschen Gebiets münden Rio del Rey (eigentlich nur ein Meereseinschnitt), Meme und der Kamerunfluß, ein Ästuar, in das mehrere Flüsse münden, so von N. der Mungo, der als Mbo im Lande der Batom entspringt, den Abfluß des Barombisees empfängt, bei Mundame schiffbar wird, in zahlreichen Armen ein großes Inselgewirr bildet und den Bimbia direkt ins Meer entsendet, während er durch einen östlichen Arm mit dem Wuri in Verbindung steht. Dieser, dessen Quellen man noch nicht kennt, ist bis 50 km aufwärts schiffbar, empfängt rechts den Dibombe und den Abo und heißt im Unterlauf Madiba-Duala. Südlich von ihm mündet der Lungasi (Dibambu), dessen Quellen nahe denen des Wuri zu liegen scheinen. Alle diese

Flüsse vereinigen sich zu dem seeartigen Becken des Kamerunflusses, der für Seeschiffe von 6 m Tiefgang bis Akwa Town befahrbar ist und bei seiner Mündung in die Bai von Biafra zwischen Kap K. und der Suellabaspitze sich auf 8 km verengert. Vorher geht ihm noch von S. her der Kwakwa zu, ein Mündungsarm des bei weitem bedeutendsten Flusses des Gebietes, des Sannaga. Dieser entspringt etwa unter 7° nördl. Br. am Südabhang der Gebirge von Adamáua als Lom, empfängt rechts den vom Gendero kommenden Mbam unterhalb der 20 m hohen Nachtigalschnellen, tritt nach dem Absturz über die Idia- (Edea-) Fälle in seinen schiffbaren Unterlauf ein, erreicht nun eine Breite von 1200, eine Tiefe von 16 m und mündet, 2 km breit, in zwei Armen, Bengo (nördlich) und Bungo (südlich), in die Bai von Biafra. Ebensowenig bekannt sind die südlichern Flüsse: der Njong, der jenseit des 13.° östl. L. unter 4°30′ nördl. Br. entspringt, zahlreiche Fälle und Stromschnellen bildet und bei Klein-Batanga mündet. Ihm nahe mündet der mit ihm parallel fließende Lokundsche, der im Lande der Bule entspringt. Kribi und Lobe sind unbedeutende Küstenflüsse; dagegen liegt die Quelle des Campo (Ntem) östlich des 12. Meridians.

Das heiße und feuchte Klima ist an der Küste ungesund, namentlich sind Malariafieber, unter denen auch die Farbigen leiden, verderblich; 1894 wurde eine Gesundheitsstation zu Buea am Kamerunberge errichtet. Das Jahr zerfällt in eine regenreiche (April bis November) und eine regenärmere Zeit (Dezember bis März), am meisten Regen (740 mm) fällt in Duala im August, am wenigsten im Januar (36 mm), im ganzen Jahre 4052,5 mm. Im Hinterland ist der Regenfall weit geringer, in Baliburg 2745 mm (Maximum im September 420, Minimum im Dezember 46,5 mm). Dagegen besitzt Bibundi an der Küste die extrem hohe Jahressumme von 10,486 mm (Maximum im August 2216, Minimum im März 157 mm). Im Innern sind die Temperaturextreme 32,5 und 6,2°, an der Küste 32,7 und 20,1°, bei einer Jahrestemperatur von 24,8°. Gewitter treten zu allen Jahreszeiten auf. Die Pflanzenwelt ist in den feuchten, dichtbewaldeten Küstenstrichen äußerst üppig, weiter binnenwärts hat das Land mehr Savannencharakter. Von einheimischen Nutzpflanzen sind zu nennen die weit verbreitete Ölpalme, die Palmöl, Palmkerne und Palmwein liefert, die Kokospalme, die Kolanuß, Kautschukpflanzen, Kalabarbohne, Erdnuß, Pfefferarten, Faserstoffe, Ebenholz und andre wertvolle Hölzer und Drogen. Einheimische oder eingebürgerte Nutzpflanzen sind Bananen, Koko, Bataten, Maniok, Erdnüsse, Bohnen, Ananas, Orangen, Mango, Papaya, Zitronen. Mit nichteinheimischen Nutzpflanzen werden im botanischen Garten von Victoria (seit 1888 angelegt) umfassende Kulturversuche gemacht. Die Tierwelt ist im Küstengebiet schwach vertreten, dagegen erfüllt das Hinterland alle Bedingungen zur Entwickelung einer reichen Fauna. Anthropomorphe Affen sind durch Gorilla und Schimpanse vertreten, zahlreich sind Meerkatzen, der Bärenmaki und Galago, Fledermäuse von bedeutender Größe, Leopard, Genett- und Zibetkatze, der Hund, der von den Eingebornen gemästet wird, Spitzmäuse, Maulwürfe, Stachelschweine, Ratten und Mäuse, in den Savannengebieten Elefanten, Antilopen, Büffel, das Pinselohrschwein, mehrere Arten von Schuppentieren, ein Moschustier. Krokodile finden sich in den Flüssen. Sehr bedeutend ist der Reichtum der Gewässer an Fischen und Krabben, besonders an einer kleinen Art, die periodisch in ungeheuern Mengen erscheint und dem Lande den Namen verschafft hat. Außerordentlich zahlreich sind auch die Insekten. Als Haustiere halten die Eingebornen kleine Hühner, Ziegen, Schafe, Schweine, im Innern daneben Herden von Rindern und in Adamáua auch Pferde.

[Bevölkerung, Kolonisation.] Die Bevölkerung, auf 3,5 Mill. Seelen geschätzt, besteht aus einer großen Zahl verschiedener Volksstämme, die in der Hauptsache den Bantunegern im S. und den Sudánnegern im N. angehören. Am Kamerunfluß wohnen die Dualla, ein Bantustamm, die vor etwa 200 Jahren aus dem Innern vom obern Lungasi her eingewandert sind und die frühere Bevölkerung, die Kwakwa, weit in das Binnenland zurückgedrängt haben. Ihre Zahl beträgt etwa 20,000, wovon die Hälfte in der Stadt Duala wohnt. Ihre Hautfarbe wechselt von einem hellen, ledergelben bis zu einem dunkeln, schokoladefarbenen Braun. Sie sind ein kraftvoller, kriegerischer, in Wohnungsbau, Holzschnitzereien und andern Fertigkeiten erfahrener, kulturell überhaupt hochstehender Stamm, deren Hauptbeschäftigung der Zwischenhandel ist, worin sie große Gewandtheit zeigen, und in dessen Verfolg sie weite Reisen ins Innere machen. Der leichte Erwerb hat aber bei ihnen eine Abneigung gegen ernste Arbeit erzeugt. Der Feldbau genügt schon nicht mehr für den eignen Bedarf, die Schmiedekunst hat ganz aufgehört, die Weberei ist im Absterben, nur die Töpferei wird noch in ziemlichem Umfang betrieben, und zwar von den Weibern, während die Männer sich mit Holzschnitzerei beschäftigen. Mit letztern verzieren sie insbes. ihre bis 25 m langen, aus einem Baume hergestellten Boote, in denen die einzelnen Dörfer Wettfahrten machen, die ebenso beliebt sind wie die in gleicher Weise veranstalteten Ringkämpfe. Die Sprache der Duala gehört dem Bantustamm an, im Verkehr mit den Europäern bedienen sie sich des Negerenglisch, außerdem besitzen sie noch die Trommelsprache. Den Duala nahe stehen die Stämme der Mungo, Abo, Wuri, Dibomba, Lungasileute, Ndonga an den Zuflüssen zum Kamerunästuar, die Malimba, Bakoko und Edealeute am Sannaga, die Batanga, Baguku, Banko und Kampoleute an der Südküste, die gleichfalls Handel und Ackerbau treiben. An den Ost- und Südabhängen des Kamerungebirges wohnen, 25,000 Köpfe stark, die Viehzucht treibenden Balwiri, an den Westabhängen die 20,000 Köpfe zählenden Bomboko, im Hinterland am Mungo die schwächlichen, Handel treibenden Bokundu und die körperlich besser entwickelten Bafórami, denen sich als nördlichstes verwandtschaftlichstes Glied die Batóm anschließen. Jenseit der Wasserscheide zwischen Mungo und Old Calabar wohnen die tiefschwarzen kräftigen Banyang und Mabum, in den Weideländern südwestlich von Adamáua die kriegstüchtigen, kräftigen Bali. Die Parklandschaft im südlichen Hinderlande bewohnen die wohlgebauten, großen Jaunde. Von S. her dringen die Fan in das Land. Von N. her dringen die Sudánneger vor, die unter der Führung von Fulbehäuptlingen in Adamáua eine Reihe von Staaten, wie Ngaundere, Tibati, Banyo, Nyella u. a. gebildet haben; sie sind sämtlich Ackerbauer, die Hütten im runden Sudánstil bewohnen. In Deutsch-Bornu treten Kanuri-, Haussa- und arabische Volkselemente hervor. Während in Bornu und Adamáua der Islam weite Verbreitung gefunden hat, kann bei den Bantustämmen von einer eigentlichen Religion nicht die Rede sein; auch kennt man

bei ihnen keine Priester, wohl aber eine Anzahl von Geheimorden. Von evangelischen Missionen wirken unter ihnen die Baseler Mission auf 10 Haupt- und 170 Außenstationen mit 56 Europäern, darunter 15 Frauen, und 163 farbigen Gehilfen, die Baptistenmission mit 11 Europäern und 40 farbigen Gehilfen, und die Amerikanische presbyterische Mission mit 20 Weißen, davon 9 Frauen, in 7 Kirchengemeinden und 14 Filialen. Die katholischen Pallotiner haben acht mit 46 Europäern. Alle haben zahlreiche Schulen (über 200). Neben ihnen sind zwei Regierungsschulen unter deutschen seminaristisch gebildeten Lehrern errichtet worden, von denen die eine in Duala 162, die andre in Victoria 196 Schüler hat, eine jede mit vier Klassen. Es wird sowohl die Dualasprache als Deutsch gelehrt.

Die Zahl der Europäer in K. betrug 1904: 710, darunter 612 Deutsche, 24 Engländer, 9 Schweden, 31 Amerikaner, 17 Schweizer, 3 Holländer und 14 andre. Von diesen waren 93 Regierungsbeamte, 85 Schutztruppen, 85 Missionare, 103 Pflanzer, 223 Kaufleute und 28 Handwerker. Die Hauptwohnplätze der Europäer sind Duala (s. unten) mit 158 Weißen, ferner am Fuß des Kamerunberges Victoria (82 Weiße), der Regierungssitz Buea am Berghang (54). Es wohnen in den Verwaltungsbezirken Duala 168, Victoria 142, Buea 81, Kribi 75, Edea 41, Ebolova 39, Sanga-Ngoko 28, Jaunde 22 Europäer. 1903 starben insgesamt 32 Europäer.

Eine hohe wirtschaftliche Bedeutung kommt K. durch den Plantagenbau zu, der sich namentlich auf den fruchtbaren Hängen des Kamerungebirges um Victoria entwickelt hat. Zahlreiche kapitalkräftige Gesellschaften haben sich der aussichtsreichen Kultur des Kakaobaumes und der Kautschuk liefernden Kickxia africana zugewandt. Auch am Campo, in Kribi, am Sannaga, zwischen Mundame und Johann-Albrechtshöhe sowie im Rio del Rey-Distrikt sind Pflanzungen angelegt worden. 1904 waren gegen 6000 Hektar bepflanzt, davon 5232 mit Kakao. An allen Pflanzungen waren beschäftigt 89 Weiße und 5418 farbige Arbeiter. In der Hand von Pflanzungs- und Handelsgesellschaften befanden sich insgesamt 76,351 Hektar Land, meist um das Kamerungebirge herum gelegen. Die Viehzuchtstation Buea hat gute Erfolge gehabt. Die fortschreitende Zunahme des Viehstandes auf den Regierungsstationen hat die Ernährungsverhältnisse der Europäer erheblich verbessert. Als Pflanzungs- oder Handelsgesellschaften sind in K. tätig: Bolifamba-, Koke-, Lisoka-, Meanja-, Moliwe-, Molykopfplanzung; Bremer Westafrikagesellschaft; Deutsche Kamerungesellschaft; Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft »Bibundi« (Kapital 2,100,000 Mk.); Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft »Victoria« (2,500,000 Mk.); Deutsch-Westafrikanische Handelsgesellschaft (Kapital 2 Mill. Mk.); Ekonapflanzung; Gesellschaft Nordwestkamerun; Gesellschaft Südkamerun; Kamerunland- und Plantagengesellschaft; Ambas Bay Trading Co.

Der Handel liegt in den Händen von 14 deutschen und 7 englischen Firmen. Die Ausfuhr (1902: 6,264,099 Mk., 1903: 7,139,000 Mk.) ist fortwährend gestiegen und besteht in der Hauptsache aus Palmöl, Palmkernen, Gummielastikum, Elfenbein, Kakao, Ebenholz 2c. Die Einfuhr (13,275,704 Mk., 1903: 13,866,000 Mk.) besteht vornehmlich in Geweben, Nahrungsmitteln, Eisenwaren, Instrumenten, Maschinen, Holz und Holzwaren, Glas und Glaswaren, Seife, Bier 2c. Der Handel ist an der Küste vorwiegend, im Innern ausschließlich Tauschhandel. Seit 1886 herrscht in K. die deutsche Reichswährung. Ein Kabel verbindet K. seit Februar 1893 mit Bonny im englischen Nigerküsten-Protektorat. Es bestehen sechs Postanstalten: Duala, Buea, Edea, Victoria, Kribi und Rio del Rey, von denen 1903: 315,808 Briefe, 11,371 Pakete, 14,364 Postanweisungen im Betrage von 1,538,916 Mk., 3564 Telegramme und 39,004 Zeitungen befördert wurden. Der Bau einer Eisenbahn von Hickory (Duala) in das Grasland nach Bamum wird geplant; eine kleine Bahn von 7 km Länge verbindet seit 1902 Victoria mit Soppo und entsendet zahlreiche Anschlußgleise in die Pflanzungen der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft. Der Verkehr mit Europa wird vermittelt durch die Woermannlinie und die englische British and African Steam Navigation, bez. African Steamship Company. Die Verwaltung besorgen ein Gouverneur mit dem nötigen Stab von Beamten, dem die 4 Bezirksämter Duala, Edea, Victoria und Kribi, dazu 17 Verwaltungsbezirke (darunter die neu eingerichteten Residenturen Dikoa, Garua und Kusseri), unterstellt sind. Ein Beirat aus den obersten Beamten und drei Mitgliedern Kameruner Handelshäuser steht dem Gouverneur, der seinen Sitz in Buea hat, zur Seite. Die Rechtspflege besorgt ein deutscher Richter, mit dem Beistand angesehener Häuptlinge in K., Victoria und Kribi. Die Schutztruppe hat eine Stärke von 30 Offizieren, 8 Ärzten, 63 europäischen Chargen, 40 farbigen Unteroffizieren, 735 farbigen Mannschaften, dazu 14 farbige Chargen und 400 Farbige als Polizei. Das Budget der Kolonie wurde für 1904/05 mit 4,086,000 Mk. veranschlagt, wovon eigene Einnahmen 2,681,200 Mk. (1903 betrugen sie 1,427,110 Mk.), Reichszuschuß 1,404,800 Mk.; von den Ausgaben entfielen 1,393,288 Mk. auf die Zivilverwaltung, 1,064,593 Mk. auf die Militärverwaltung, 526,460 Mk. auf die Flottille; für einmalige Ausgaben waren 409,605 Mk. vorgesehen.

Der Hauptort der Kolonie ist Duala, unter 4° 2′ südl. Br. und 9° 42′ östl. L.; es besteht aus dem Gouvernement auf der Joßplatte, Belldorf (Bonamandone), Joßdorf (Bonapriso), Akwadorf (Bonaku), John Akwadorf (Bonamuang), Dido dorf (Bonebela), alle auf der linken, und Hickory (Bonaberi) auf der rechten Flußseite, mit zusammen 22,000 Einw. Die europäische Bevölkerung bestand 1904 aus 158 Personen. Auf der Joßplatte befinden sich die Regierungsgebäude in einem schönen Park, in dem Denkmäler Nachtigals und Gravenreuths und der 1883—94 im Schutzgebiete verstorbenen deutschen Beamten, Offiziere und Gelehrten aufgestellt sind. Große Kaibauten am linken Flußufer verbinden die Joßplatte mit den weiter aufwärts gelegenen Faktoreien. Hier befindet sich auch ein Slipp für Schiffe von 50 m Länge und 600 Ton. Gewicht und eine Reparaturwerkstätte mit Dampfkran. Duala hat ein Gericht erster und zweiter Instanz, Zollamt, Post- und Telegraphenamt, ein Hospital für Weiße, ein Barackenlazarett für Eingeborne, eine Regierungsschule. Die Baseler Missionsgesellschaft besitzt zu beiden Seiten des Flusses die Niederlassungen Bethel in Bonaku mit Lehrerseminar und Bonaberi mit einer Mittelschule; ferner unterhält die Baptistenmission und die katholische Pallotiner Mission je eine Station. Duala ist Sitz von 10 Faktoreien, worunter die deutschen die bedeutendsten sind. Dampfer der Woermannlinie verkehren hier zweimal im Monat. Weiter stromaufwärts liegen wie ein Ring an den Zuflüssen des Kamerunbeckens die Dualadörfer Bonewonda, Bonamusadi, Bonam-

pang, Bonebeike, Bonangando mit Zweigfaktoreien und elf gleichfalls in unmittelbarem Verkehr mit den Handelshäusern in Duala stehende Bassadörfer.

[Geschichte.] Bereits 1868 hatte die Hamburger Firma Woermann in K. Faktoreien errichtet; 1874 folgte das Haus Jantzen und Thormählen nach. Diese zwei Firmen ließen sich 1884 durch Verträge mit den beiden Oberhäuptlingen der Duala, Bell und Akwa, deren Hoheitsrechte abtreten und übertrugen sie noch in demselben Jahr an das Deutsche Reich. Als kaiserlicher Kommissar heißte Gustav Nachtigal im Juli 1884 an verschiedenen Punkten der Küste von K. die deutsche Flagge. Bald darauf aber lehnten sich einige Häuptlinge gegen die Deutschen auf; der Vertreter des Hauses Woermann wurde ermordet. Nun erschienen die beiden Kriegsschiffe Bismarck und Olga; die aufrührerische Joßstadt wurde 20. Dez. 1884 zerstört und an ihrer Stelle der Regierungssitz errichtet. Durch Verträge mit England vom 7. Mai 1885, 2. Aug. 1886, 1. Juli 1890, 14. April und 15. Nov. 1893 wurde die Nordwestgrenze, durch Verträge mit Frankreich vom 24. Dez. 1885 und 15. März 1894 die Süd- und Ostgrenze festgelegt. Aufstände des Häuptlings Money 1886 sowie der Häuptlinge von Etoka und Fiko 1887 wurden schnell unterdrückt. Das Land war bisher wenig bekannt. Am Kamerunfluß und am Kamerungebirge hatten allerdings bereits Mann, Reichenow, Buchner u. a. (s. unten die Literatur) Forschungen gemacht; aber ins Innere war noch niemand gekommen. Unterstützt von der deutschen Reichsregierung drangen im Oktober 1887 Kund und Tappenbeck ostwärts vor und legten 1888 zwischen dem obern Njong und dem Sannaga die Station Epsumb an; Zintgraff zog mit Zeuner im Dezember 1887 nordwärts, gründete am Elefantensee die Barombistation, Ende 1888 Baliburg und durchzog das Land der Bali und Bafut bis Ibi am Binuë, den er im Juni 1889 erreichte. Aber nachdem er 31. Juni 1891 mit den Bali durch die Bafut große Verluste erlitten hatte, konnte Baliburg nicht mehr gehalten und mußte, obwohl Zintgraff noch einmal 1892 dorthin zurückkehrte, 1893 aufgegeben werden. Inzwischen war Morgen schon 1889 von Kribi aus nach Jaunde und Ngila marschiert und von dort über den Mbam längs des Sannaga zurückgekehrt, hatte dann 1890 von Ngila das südliche Adamáua durchzogen und 1891 Ibi am Binuë erreicht. Auf diese Weise wurden die sperrenden Schranken, welche die Händler an der Küste aufgerichtet hatten, mehr und mehr durchbrochen. Dagegen fand die Expedition v. Gravenreuth, die im Sommer 1891 aufgebrochen war, die aufständischen Abo am Wuri und die Bakwiri am Kamerungebirge zu bestrafen, und dann einen Zug zum Tsadsee unternehmen sollte, ein trauriges Ende 5. Nov. 1891 bei Buea; die endgültige Unterwerfung der Bakwiri fand erst 1895 statt. Bedeutend erweitert wurde unsre Kenntnis des Hinterlandes von Batanga durch die Reisen Ramsays 1892 von der Idiastation nach Balinga-Jaunde und nach dem Dibambafluß. Die Feindseligkeiten der Stämme des Innern dauerten indes fort; Volckamer, Leiter der Balingastation, fiel im Oktober 1892, und es bedurfte des Einschreitens der bewaffneten Macht, um die Bakoko am Kwakwa im Dezember d. J. und die Mabea, östlich von Groß-Batanga, zur Einstellung der Feindseligkeiten gegen die Karawanen zu zwingen. Im Mai 1893 ging v. Stetten von Banyo über das Genderegebirge nach Kontscha und Yola, wo er mit dem Sultan von Adamáua einen Vertrag schloß, der allein den Deutschen das Recht zugestand, Stationen im Gebiete des Sultanats zu errichten. Einen Aufstand der als Polizeisoldaten angeworbenen Dahoméleute 15. Dez. 1893, wobei das Regierungsgebäude geplündert und verwüstet wurde, unterdrückten die Mannschaften des Kreuzers Hyäne 21. Dez. schnell. 1893—94 wurde durch v. Uchtritz und S. Passarge Garua erreicht und von dort aus das obere Binuëgebiet für Deutschland gewonnen.

Auch im jüngsten Jahrzehnt hat K. noch große Opfer geheischt. Um nur die bekanntern zu nennen, so verloren wir: im September 1899 den Leutnant Jul. v. Queis zu Nssakpe am Croßfluß (ermordet), kurz danach den Reisenden Conrau ebenda (erschoß sich selbst auf der Flucht), Ende 1899 den Oberleutnant Rud. Plehn bei Godzeh (Pfeilgift), Mitte März 1900 den kaiserlichen Regierungsassessor Freiherrn Heinr. v. Gagern (Hitzschlag), 1. Febr. 1902 den Oberleutnant Nolte in Banyo (erstochen durch den Lamido Omaru, der unmittelbar danach selbst umkam), 5. Febr. 1903 den Leutnant a. D. Grafen Fugger in Marrua (Pfeilgift), 22. Jan. 1904 den Leiter der Station Ossidinge, Grafen Kurt Pückler-Limpurg, zwischen Badschama und Bascho, erschossen zusammen mit dem Faktoristen Küster, denen kurz danach zwei weitere Angehörige der Gesellschaft »Nordwest-Kamerun«, Schoof und Schmidt, in den Tod folgten. Am 16. Sept. 1904 fiel Hauptmann Gaston Thierry bei Mubi, angeblich durch einen Pfeilschuß. Trotz der Expeditionen, die solche Treulosigkeiten und Empörungen stets sofort bestraften, ist an eine völlige Befriedung des Hinterlandes, namentlich der unruhigen Bafut, noch nicht zu denken. Dennoch ist nach der erfolgreichen Wute-Adamáua-Expedition des Majors v. Kamptz sowie nach der Besiegung Rabehs (1900) und Fad el-Allahs (1901) durch die Franzosen und nach der Eroberung von Yola durch die Engländer (1901) die Ausbreitung deutschen Einflusses nach Adamáua und dem Tsadseegebiet (Besetzung von Garua durch Oberleutnant Dominik; Erstürmung von Ngaundere durch Hauptmann Cramer v. Klausbruch [23. Aug.], von Bubandjidda durch Oberleutnant Radtke und von Tibati durch Major v. Kamptz; Besiegung der Bafut und Bandeng durch Oberstleutnant Pavel bei Baliburg Ende 1901; Reise des Gouverneurs v. Puttkamer von Garua nach dem schon von Dominik 20. Jan. 1902 unterworfenen Marrua im Oktober 1903; Sieg des Leutnants A. v. Putlitz über die Babatju bei Bamenda 18. Sept. 1904) eine Tatsache von größter Bedeutung.

Vgl. Burton, Abeokuta and the Camaroon Mountains (Lond. 1863, 2 Bde.); Buchholz, Reisen in Westafrika (Leipz. 1880); Buchner, Kamerun, Skizzen und Betrachtungen (das. 1887); Morgen, Durch K. von Süd nach Nord (das. 1893); Zintgraff, Nord-Kamerun (Reisen 1886—92, Berl. 1895); S. Passarge, Adamáua. Bericht über die Expedition des deutschen Kamerunkomitees in den Jahren 1893—1894 (das. 1895); Hübler, Zur Klimatographie von K. (Münch. 1896); Wohltmann, Der Plantagenbau in K. (Berl. 1896); F. Plehn, Die Kamerunküste. Studien zur Klimatologie, Physiologie und Pathologie in den Tropen (das. 1898); Autenrieth, Der Anbruch einer neuen Zeit in Deutsch-Kamerun (Stuttg. 1900); Dominik, K., sechs Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen (Berl. 1901); Hutter, Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von K. (Braunschw. 1902); Bauer, Die deutsche Niger-Benuë-Tschadsee-Expedition 1902—1903 (Berl.

1904); Esch, Solger, Oppenheim und Jäkel, Beiträge zur Geologie von K. (Stuttg. 1904); »Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten« (Berl., seit 1888); Karten: »Karte der Kamerunmündungen, 1 : 100,000« (hrsg. vom Reichsmarineamt, Berl. 1895); Sprigade u. Moisel, Großer deutscher Kolonialatlas, Lief. 1: Kamerun (6 Karten 1 : 1,000,000, das. 1901); Moisel, Wandkarte von K. 1 : 1,000,000 (4 Blatt, das. 1901); Langhans, Schutzgebiete K. und Togo, 1 : 2,000,000 (4 Blatt, Gotha 1897).

Kamerunfluß, s. Kamerun.

Kamerungebirge (Mudongoma Loba, »Gottesberg«), höchster Gebirgsstock an der Westküste Afrikas, in der deutschen Kolonie Kamerun (s. Karte »Kamerun«, S. 509), zwischen 4—4° 28′ nördl. Br. und 9—9° 30′ östl. L., bildet ein Glied der Vulkanreihe, die sich über Fernando Po (Clarence Pik), São Thomé und Annobom hinzieht. Das K. erstreckt sich in der Richtung von SSW. nach NNO. und fällt steil zum Meer, sanfter zum Innern ab. Es mag etwa 2000 qkm bedecken und ist eine vulkanische Gebirgsmasse, aus deren erloschenen Kratern (in etwa 1800 m Höhe) Ströme basaltischer Lava herabgeflossen sind; sie sind oberflächlich meist stark verwittert. Der Boden ist sehr durchlässig, dafür wasserarm. Naphthahaltige Quellen und Säuerlinge am Gebirgsfuß weisen auf vulkanische Tätigkeit hin. Der höchste Gipfel ist die Fakospitze (4075 m), an einem weiten Krater aufsteigend, dessen Nordwestecke abgesprengt ist. Auf den höchsten Punkten liegt bisweilen Schnee. Nahe dem Meer erhebt sich das jüngste Gebilde, der Steilgipfel des Mongo ma Etinde (kleiner Kamerunberg) zu 1774 m. Der Fuß des Gebirges bis zu einer Höhe von 2200—2700 m wird von tropischem Urwald (Palmen, Akazien, Tamarinden) bedeckt. Dann folgt ein 2700—2800 m hohes Plateau mit Gras und Alpenkräutern, aus dem sich die einzelnen Kuppen nackt, mit Asche und Lava bedeckt, erheben. Den Westabfall des Gebirges bewohnen die Bamboko, den Südabfall die Bakwiri, den Ostabhang die Balung. Am Südosthange liegt Buea (963 m), mit Residenz des Gouverneurs, evangelischer und katholischer Mission und Sanatorien (42 Deutsche). Das Küstengebiet am Gebirgsfuß besteht aus äußerst fruchtbarem, vulkanischem Verwitterungsboden mit hohen Niederschlägen (Bibundi 10,486 mm), hier zahlreiche Kakaopflanzungen mit reichen Erträgen. Am Südfuß liegt der Bezirksort Victoria mit botanischem Versuchsgarten.

Kames, gewisse Glazialbildungen, s. Eiszeit, S. 577.

Kames (spr. kēms), Lord, s. Home 1).

Kami, in der Schintoreligion der Japaner die Verehrung berühmter Männer, s. Japan, S. 177.

Kamieniec-Podolsk, s. Kamenez-Podolsk.

Kamienne Baby, s. Kamenaja Baba.

Kamieren (Kaminieren), Seitenbewegung beim Stoßfechten mit Stoß nach einer Blöße. Vgl. Fechtkunst.

Kamil (Alkâmil, eigentlich Nasir ed-din Mohammed), geb. 1180 als Sohn des Ejjubiden A(la)dil, eines Bruders Saladins, wurde 1218 nach seines Vaters Tod Sultan von Ägypten, das er bereits als Statthalter regiert hatte, schloß 1221 das Kreuzheer ein, das nach Eroberung von Damiette gegen Kairo vordrang, bewilligte ihm aber gegen Räumung der eroberten Stadt freien Abzug. Als er mit seinem Bruder Almuazzam (Scheref ed-din Isa) von Damaskus in Krieg geriet, knüpfte er 1228 mit Kaiser Friedrich II. Unterhandlungen an und schloß mit ihm 18. Febr. 1229 einen Vertrag, durch den er die heiligen Orte in Palästina an den Kaiser abtrat, während er selbst nach Besiegung seiner Verwandten die Herrschaft über Syrien gewann. Er schloß darauf mit Friedrich, den er vor bösen Anschlägen der vom Papst aufgehetzten Ordensritter warnte, einen zehnjährigen Frieden, vor dessen Ablauf er 8. März 1238 starb.

Kamille (Chamille), s. Matricaria; unechte K., Acker-, After-, Hundskamille und römische K. s. Anthemis.

Kamillenöl, ätherisches Öl, das aus den Blüten der Kamille (Matricaria chamomilla) durch Destillation mit Wasser gewonnen wird (Ausbeute 0,2—0,36 Proz.), ist dunkelblau, ziemlich dickflüssig, von intensivem Geruch, schmeckt bitter aromatisch, spez. Gew. 0,93—0,94 bei 15°, löst sich schwer in Wasser, nicht klar in Alkohol, leicht in Äther, wird unter 15° butterartig, erstarrt bei 0°, beginnt bei 105° zu sieden und destilliert bis 300° ab, wird durch Luft und Licht grünlich und braun. Die Zusammensetzung ist nicht sicher bekannt, es enthält ein Paraffin, der blaue Bestandteil ist wohl identisch mit dem tiefblauen Destillationsprodukt des Galbanums und dem blauen Bestandteil andrer ätherischer Öle. Man benutzt K. gegen Asthma, Koliken, Magenkrampf, Keuchhusten, Wechselfieber ꝛc. Mit dem ätherischen K. ist nicht ein pharmazeutisches Präparat zu verwechseln, das durch Digerieren von Kamillenblüten mit Spiritus und Olivenöl erhalten und als äußerliches Arzneimittel benutzt wird. Das ätherische Öl der römischen Kamille (Anthemis nobilis) ist hellblau, wird aber bald braungelb; es riecht stark, angenehm, schmeckt brennend, spez. Gew. 0,905—0,915, beginnt bei 160° zu sieden und enthält Isobutylester der Isobuttersäure und Angelikasäure, Amylester und Hexylester der Angelika- und Tiglinsäure, Methakrylsäureester und Anthemolester.

Kamimura, Hikonojo, japan. Admiral, geb. 1850 in der Provinz Satsuma, kämpfte als Infanterieleutnant 1868 gegen die Anhänger des Schögunats und wurde bei Schirakawa schwer verwundet. Nach zweijährigem Studium an der Universität Tokio trat er 1872 zur Marine über und nahm 1874 an den japanischen Expeditionen gegen die wilden Stämme Formosas teil. 1894 kämpfte er in der Seeschlacht am Jalufluß mit und leitete einen Teil der Landungen in der Talienbucht. Nachdem er das Linienschiff Asahi Kan aus England geholt hatte, wurde er 1901 Chef der Kriegsabteilung im Generalstab der Marine. Als Befehlshaber des zweiten japanischen Geschwaders nahm er mit Togo an dem Angriff auf die russische Flotte in Port Arthur 8. Febr. 1904 teil, hatte aber in seinen ganz selbständigen Unternehmungen wenig Glück. Am 6. März tat er durch ein Bombardement Wladiwostok wenig Schaden. Auch mißlangen verschiedene Versuche, die im Japanischen Meere kapernden russischen Kreuzer abzufangen; endlich 14. Aug. konnte er sie 40 Meilen nordöstlich von Tsushima stellen, den Rurik zum Sinken bringen und zwei andre schwer beschädigen. Ihm fiel auch die Abordnung der Kreuzer Chitose und Tsushima zu, die am 20. Aug. den kecken russischen Kreuzer Novik bei Korsakowsk auf Sachalin zum Stranden brachten und zerstörten.

Kamin (v. lat. caminus, »Ofen«), Vorrichtung zur Zimmerheizung, besteht aus einer von Mauerwerk oder Eisenplatten umschlossenen, vollständig in der Wand liegenden oder teilweise aus ihr hervorspringenden Nische, in der man das Brennmaterial auf einem Rost oder Bock verbrennt, während die Verbrennungsgase direkt in den Schornstein entweichen.

In dem K. wirkt das Feuer nur durch Ausstrahlung, die Kaminheizung ist daher sehr unökonomisch. Sie ist aber in milden Klimaten sehr beliebt, weil der Anblick des Feuers das Gefühl der Behaglichkeit gibt, auch weil der K. gut lüftet und einen trefflichen Zimmerschmuck bildet. Der Kaminsims dient überdies zur Aufstellung von Uhren, Spiegeln, Bronzen ꝛc. Man unterscheidet Kamine, die nur eine mehr oder weniger reiche Einfassung ihrer Öffnung, meist von Marmor, aufweisen von sogen. Mantelkaminen, d. h. solchen, bei denen ein Teil des Rauchschlotes als pyramidenförmiger Mantel in das Zimmer gezogen ist. Der Feuerplatz wird seitlich gern mit farbigen Fliesen und auf der Rückseite mit einer Eisenplatte oder mit feuerfesten Steinen ausgesetzt. Zum Auflegen der Scheite dienen eiserne oder bronzene Kaminbänke oder Kaminböcke, während ebenfalls aus Metall gebildete Kaminvorsätze etwa herausfallende Kohle oder Asche aufnehmen. Kaminschirme dienen zum Schutz vor allzu starker strahlender Wärme. Näheres über die technische Seite der Kaminheizung sowie über den sogen. Kaminofen s. Heizung, S. 123 f. Mit K. bezeichnet man auch in manchen Gegenden den Schornstein (das Rauchrohr) ebenso das Vorgelege (s. d.). Der K. findet sich in Deutschland bereits in den ältesten Burgen und Bauernhäusern und wurde in der Folge vielfach als wesentliches Schmuckstück der Wohnung künstlerisch gestaltet. Die neuere Form gaben die Franzosen dem K. im 18. Jahrh., und seitdem hat er sich in England und Frankreich seine Bedeutung gewahrt, während er in Deutschland durch die sparsamern Ofen verdrängt wurde und erst in den letzten Jahrzehnten wieder eine größere Rolle spielt.

Kamin, alpinistischer Ausdruck, soviel wie schlotartiger Riß in Felsen ꝛc.

Kamin (Kammin), Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Flatow, an der Kamionka, am Mochelsee und an der Staatsbahnlinie Gnesen–Konitz, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, ein ehemaliges Domstift, eine Niederlassung von Elisabethinerinnen (Krankenpflegerinnen), Mädchenrettungshaus und (1900) 1519 Einw. K. erhielt 1360 deutsches Stadtrecht.

Kaminständer (Kaminbock), s. Feuerbock.

Kamionka Strumilowa, Stadt in Galizien, am Bug, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit einer Fachschule für Wagenbau, Dampfmühle und Brettsäge, Bierbrauerei, Töpferei, Viehhandel und (1900) 7310 überwiegend poln. Einwohnern (3300 Juden).

Kamiros (Camirus), Stadt, s. Kameiros.

Kamisade (franz.), nächtlicher Überfall in Überhemden, um unerkannt zu bleiben (vgl. Kamisarden).

Kamisarden (franz. Camisards), Name der Hugenotten in den Cevennen; der Name Camisards bedeutet eigentlich Blusenmänner, von camise, soviel wie chemise, Hemd, Bluse. Infolge der unmenschlichen Bedrückungen, die sie als Protestanten zu erdulden hatten, erhoben sich die K. 1689 in den Cevennen und dem Vivarais zur Verteidigung ihres Glaubens. Nach Stillung der ersten Empörung entstand ein neuer allgemeiner Aufstand durch die Grausamkeit des Abbé du Chaila, der die Zufluchtsörter der K. ausspürte, sie daselbst beim Gottesdienst überfallen und z. T. hängen, z. T. einkerkern ließ. Wegen dieser Gewalttaten wurde 1702 der Abbé mit den Seinigen erschlagen. Bald schwoll die begeisterte Schar der Aufständischen zu Tausenden an, und die gebirgige Beschaffenheit des Landes mit seinen Höhen und Schlupfwinkeln erleichterte ihnen den Kampf. Bereits hatten die K. mehrere königliche Heere geschlagen und z. T. vernichtet, als der König endlich 1703 den Marschall Montrevel mit 60,000 Mann gegen sie sandte. Dieser, ein ehemaliger Hugenotte, verfuhr auf das empörendste gegen seine frühern Glaubensgenossen. Massenweise wurden sie niedergemetzelt oder hingerichtet und das Land in eine Wüste verwandelt; 466 Dörfer waren zerstört worden. Die K. vergalten Gleiches mit Gleichem: in der Diözese Nîmes allein erwürgten sie 84 Priester und brannten gegen 200 Kirchen nieder. An ihrer Spitze stand ein 20jähriger Bäckerbursche aus Ribaute bei Anduze, Jean Cavalier. Die Kühnheit und Geistesgegenwart dieses Führers, die Schwierigkeit des Kampfes, die immer weitere Verbreitung des Aufstandes und Cavaliers Plan, sich im Dauphiné mit dem Herzog von Savoyen zu vereinigen, drohten die höchste Gefahr. Da ersetzte Ludwig XIV. im April 1704 den unfähigen Montrevel durch den Marschall Villars. Dieser verkündigte für alle, welche die Waffen niederlegen würden, Amnestie; dagegen ließ er jeden, der mit den Waffen in der Hand gefangen ward, sofort töten und organisierte bewegliche Kolonnen, die nach allen Seiten hin operierten. Infolge davon ging eine Gemeinde nach der andern auf seine Anträge ein, und Cavalier selbst schloß endlich 10. Mai 1704 zu Nîmes einen Vergleich mit Villars; er trat als Oberst in die Dienste des Königs. Die Fanatischen unter den K. setzten den Kampf allerdings fort, wurden aber wiederholt besiegt und bis Ende 1704 unterworfen. Die Gewalttaten Berwicks, der 1705 als Nachfolger Villars' den Oberbefehl erhielt, riefen einen neuen Aufstand hervor, zumal die K. von den Engländern und Holländern mit Geld und Waffen unterstützt wurden. Aber im April 1705 war auch dieser bewältigt, und die letzten Aufständischen endeten zu Nîmes auf dem Scheiterhaufen. Das ganze Gebiet der Cevennen war jedoch entvölkert und verödet. Ein Teil der K. trat unter Cavalier, der Reue über seinen Abfall fühlte und den Dienst Ludwigs XIV. wieder verließ, in englische Dienste und focht auf seiten der Verbündeten in Katalonien, wo die meisten in der Schlacht bei Almansa 25. April 1707 den Untergang fanden. Cavalier ging nach England und starb als Gouverneur von Jersey 1740. Vgl. Court de Gébelins, Histoire des troubles des Cévennes ou de la guerre des Camisards (Villefr. 1760, 3 Bde.); Hofmann, Geschichte des Aufstandes in den Cevennen (Nördl. 1837); Bonnemère, Histoire des Camisards (Par. 1869); Mrs. Bray, Revolt of the Protestants of Cevennes (Lond. 1870); Issarte, Des causes de la révolte des Camisards (Montbéliard 1901). Novellistisch behandelten den Stoff L. Tieck in seinem »Aufruhr in den Cevennen« und E. Sue in dem Roman »Jean Cavalier, ou les fanatiques des Cévennes«.

Kamisol (v. lat. camisia, »Hemd«), kurzes, jackenartiges Kleid, das über dem Hemd getragen wurde; jetzt soviel wie Unterwams, Jacke, auch Zwangsjacke.

Kamitz, Fabrikdorf, s. Bielitz.

Kamjanüsse, s. Pentadesma.

Kamm, das zum Reinigen und Ordnen der Haare dienende bekannte Werkzeug, aus Horn, Hartgummi, Schildpatt, Elfenbein, Knochen, Holz, Zelluloid, Metall und aus künstlichen Massen, z. B. aus Leim mit phosphorsaurem Kalk. Um das Haar dunkler zu färben, bediente man sich verwerflicherweise der Bleikämme. Zur Herstellung der Hornkämme werden in den gerade gebogenen, durch Schaben und Hobel vor-

gerichteten (zugeschickten) Hornplatten die Zähne mit einer Säge eingeschnitten (gezwickelt), mit Feilen zugespitzt, abgerundet und geglättet. Darauf erfolgt die Vollendung durch wiederholtes Schaben, Reiben und Polieren auf Filz mit Polierpulver. Verzierungen entstehen durch Pressen zwischen heißen Platten (s. Horn, S. 556). Meist werden Kämme jetzt auf Maschinen erzeugt entweder durch »Doublieren« auf Durchschnitten mit Stempeln von Kammform, so daß zwei Kämme aus einer Platte entstehen, indem die Zähne des einen von den ausgestoßenen Schroten des andern gebildet werden oder durch Einschneiden der Zähne mittels Kreissägen, die in entsprechender Zahl nebeneinander auf einer Welle sitzen. Vgl. Friedrich, Die Kammfabrikation, ihre Geschichte und gegenwärtige Bedeutung (Nürnb. 1883).

Kulturgeschichtliches. Aus Holz oder Knochen geschnitzte Kämme waren, wie Gräberfunde u. Wand- und andre Malereien bezeugen, schon bei den alten Ägyptern im Gebrauch, ebenso bei den Babyloniern und Assyrern, deren kunstvolle Haar- und Bartfrisuren auf die Anwendung von Kämmen hinweisen, vielleicht schon von besondern Haar- und Bartkämmen, deren Gebrauch bei den alten Indern im Epos »Ramajana«, das in den letzten Jahrhunderten v. Chr. entstanden ist, ausdrücklich erwähnt wird. Die Griechen und Römer hatten Kämme aus Buchsbaumholz, Elfenbein und Metall, deren Griffe oft kunstvoll geschmückt waren. Sie wurden aber nicht in die Haare zum Festhalten von Zöpfen, Locken u. dgl. gesteckt, sondern dienten nur zum Auskämmen der Haare. Goldene Einsteckkämmchen, die nur zum Putz des Haares dienten, sind nachweislich zuerst bei den Araberinnen zur Anwendung gekommen. Im Mittelalter wurde bereits mit Kämmen, die wie bei den Griechen und Römern aus Buchsbaumholz und Elfenbein geschnitzt wurden, großer Luxus getrieben. Aus dem 11. Jahrh. haben sich reich mit Edelsteinen besetzte Kämme erhalten, unter ihnen der sogen. Bartkamm Heinrichs I. im Dom zu Quedlinburg. Kämme aus Elfenbein dienten im Mittelalter auch zum liturgischen Gebrauch, indem sie vom Bischof benutzt wurden, bevor er in vollem Ornat zur Darbringung des Meßopfers an den Altar trat. Daraus erklärt es sich, daß noch jetzt in einzelnen Kirchen solche Kämme vorhanden sind. Einsteckkämme und zwar Scheitel- und Seitenkämme, die teils zur Befestigung der Haare, teils nur zum Schmuck des Haares dienen, sind im Lauf des 19. Jahrh., je nach der vorherrschenden Frisur, oft in die Mode gekommen und aus allen oben angeführten Stoffen, häufig mit reichen Verzierungen von Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen, Perlmutter ꝛc., hergestellt worden. In neuerer Zeit haben auch hervorragende Schmuckkünstler Entwürfe zu kunstvoll verzierten Kämmen geliefert (s. Tafel »Schmucksachen I«, Fig. 7 und 10). Besonders beliebt sind Kämme aus braunem, marmoriertem oder goldgelbem Schildpatt, die, meist in Italien hergestellt, oft mit reichem Schnitzwerk ausgestattet sind.

Dem modernen K. der europäischen Kulturvölker stehen nach Material und Form ungemein verschiedene Kammarten bei den außereuropäischen Kulturvölkern und vor allem bei den Naturvölkern zur Seite. Sehr nüchtern und zweckentsprechend, in der Form außerdem unsern Kämmen nahe verwandt, ist der asiatische K. (China, Japan, Hinter- und Vorderindien ꝛc.). Bei den Völkern Vorderindiens und Ceylons dient er vorwaltend als Steckkamm, d. h. zum Festhalten des Haares in der gewünschten Form nach dem Ordnen der Frisur. In Ostasien besorgen diesen Dienst Haarnadeln mannigfachster Form. Bemerkenswert sind aus dem Süden des Erdteils sonst nur noch die Bambuskämme der Negritostämme auf Malakka; sie sind in ihrem kompakten Teil mit Zaubermustern bedeckt und dienen als Amulette gegen Krankheiten. Der gesamte Norden Asiens, insonderheit die Hyperboreer, scheint ursprünglich ganz ohne K. gewesen zu sein, zweifellos der durch das harte Klima bedingten dauernden schweren Kopfumhüllung halber; wo es dort heute Kämme gibt, gehen sie auf fremden (russischen oder chinesischen) Einfluß zurück.

Auch Amerika ist ursprünglich arm an Vorrichtungen zum Ordnen und Zusammenhalten des Haares, woran vielleicht, ebenso wie bei den schlichthaarigen Rassen und Völkern Asiens, in erster Linie das schlichte, leicht zu ordnende Haar die Schuld trägt. Von den Eskimo sind Kämme bekannt, die in der Form den unsrigen ähneln und in Futteralen von Birkenrinde aufbewahrt werden. Auch der Kammreiniger, ein haariger Fellstreifen, erinnert an entsprechende Vorrichtungen bei uns. Prachtvoll geschnitzte Kämme aus Horn sind dagegen im modernen Mexiko gebräuchlich (Fig. 1, S. 516); ähnlich geschmackvolle, wenn auch in Aufbau, Stil und Ornamentik völlig von ihnen verschiedene, werden endlich bei den Indianern des Xinguquellgebiets im südlichen Brasilien, den Bakaïri, Nahuquá, Trumaï ꝛc. gebraucht. Es sind von hölzernen Querbalken zusammengehaltene Stäbchensysteme, die mit farbigen Fäden durchflochten sind. Die Muster schließen sich der übrigen, anscheinend geometrischen Xingu-Ornamentik an (Fig. 2).

Ein Gebiet außerordentlich ausgedehnter Haarpflege ist Afrika. Was dem Neger an Länge des Haupthaares abgeht, sucht er durch möglichst kunstvolle Frisuren zu ersetzen. Dabei macht er, im Gegensatz zu den Kulturvölkern, durchaus keinen Unterschied zwischen dem K. als Reinigungs- und Frisiergerät und demselben als Schmuck; der K. verbleibt in der Tat fast ganz allgemein in der mit seiner Hilfe vorher erzeugten Frisur, die bei manchen Völkern, wie bei den Somal, Galla, Nubiern und Bakuba, geradezu erst durch ihn charakterisiert wird (s. Tafel »Afrikanische Völker I«, Fig. 12). Die Struktur und die Dichte des Negerhaares bringt es dann ferner mit sich, daß derbe Kämme mit wenig Zinken vorherrschen, ja daß die ein- oder mehrfache Nadel in manchen Gebieten vorherrscht, so im ganzen Osthorn bei den Somal (Fig. 3, S. 516), Galla, Danakil, bei den Kaffervölkern, im Kassaigebiet und in Gabun, bei den Monbuttu, Niamniam ꝛc. bis zum Benuë hin. Holz, Knochen, Elfenbein, Flußpferdzahn, Stachelschweinborsten, Horn, Bambus, Kupfer, Messing und Eisen geben das Material zu diesen meist langen, nur an ihrem Kopf der Verzierung Raum bietenden Nadeln. Meist sind diese Köpfe einfache Verdickungen, zuweilen sind sie jedoch zu Schnupflöffeln (Kaffern), Parfümbüchsen (Haussa), Messern (Wasaramo), Pfeilspitzen (Mayakalla) ꝛc. ausgestaltet worden.

Der eigentliche K. Afrikas ist entweder aus einem einheitlichen Stück (Holz, Knochen, Elfenbein ꝛc.) herausgearbeitet oder aber aus Einzelstäbchen (Gras, Binsen) mit Hilfe von Schnurgeflecht und Umwicklung zusammengesetzt. In diesem Falle sind die Kämme stets nur einfach gestaltet und wenig oder gar nicht verziert. Ausnahmen bilden nur die hübschen, mit Zebrahaar durchflochtenen und mit Stanniol belegten kleinen Kämme der Wahao, Wamwera und Wangindo im Süden Deutsch-Ostafrikas (Fig. 4)

und die mit hübsch gemustertem Rohrgeflecht durchsetzten Stäbchenkämme der Loangoküste.

Viel mehr Raum zu künstlerischer Betätigung geben die geschnitzten Kämme. Die des Ostens sind weit häufiger Doppelkämme (mit zwei Zinkenreihen) als die des Westens, daher schon aus diesem Grunde meist größer und wuchtiger. Am schönsten sind die Ebenholzkämme der Suaheli (Fig. 5) und die mit reichem von vielen Zinken haben (Fig. 8 u. 9). Der federgeschmückten Haarnadel Melanesiens entspricht weiter nördlich der lange, schmale K. der Karolinen (Fig. 10), der 0,5 m an Länge erreicht. An Größe übertroffen wird dieser noch durch den wuchtigsten aller Kämme, den aus Stäbchen zusammengeflochtenen, geometrisch gemusterten, 0,6 m und mehr an Länge erreichenden K. von den Admiralitätsinseln (Fig. 11), dem gegen-

Kämme und Haarnadeln der Naturvölker.

Figurenschmuck versehenen Kämme der Wagalla in Unjamwesi. Im Westen sind wieder die Loangoküste (Fig. 6), dann aber vor allem Oberguinea (Liberia, Goldküste) durch oft recht naturalistisch geschnitzte Griffteile ausgezeichnet.

Für die negroiden Völker Melanesiens gilt im großen und ganzen dasselbe wie für Afrika, nur daß die reichere Natur elegantere, reichere Formen begünstigt. Nadelartige Kämme, oft reich ornamentiert und stets mit Federbesatz, sind charakteristisch für Neuguinea (Fig. 7) und die Salomonen, die beide außerdem aber auch noch zusammengesetzte Kämme über der derselben Gruppe angehörige Stäbchenkamm (Fig. 12) nur durch seine höchst phantastische, aus bildsamer Paste herausgearbeitete Ornamentik ausgezeichnet ist. Diese schließt sich aufs innigste der des gesamten übrigen Kulturbesitzes jener Insulaner an. Anthropologische Konterfeie ihrer Verfertiger bieten schließlich die in ihrem Stil ganz vereinzelt dastehenden Holzkämme der Echiquierinseln im Bismarck-Archipel (Fig. 13).

In Polynesien herrscht die Zweiteilung nach Material und Aufbau ebenfalls vor. Verbreitungszentrum sind hier die Samoa-Inseln und deren wei-

tere Umgebung. Der zusammengesetzte K. bietet hier nichts Bemerkenswertes (Fig. 14), wohl aber der aus einer dünnen Holzplatte gefertigte. Er ist architektonisch stets würdevoll aufgebaut (Fig. 15) und erinnert in manchen Zügen fast an die Gotik (Fig. 16). Vgl. Weule, Afrikanische Haarzierate (in der Beilage zur Münchener »Allgemeinen Zeitung«, 1897, Nr. 203).

Kamm (Gebirgskamm), s. Gebirge, S. 408. In der Anatomie heißt K. (crista) der obere Rand des Pferdehalses, wo die Mähne sitzt, daher Kammfett (s. d.); auch ein Teil des Vogelauges (s. Auge, S. 104); in der Jägersprache die langen Borsten auf dem Vorderrücken des Schwarzwildes; der rote Fleischlappen auf dem Oberschnabel einiger hühnerartiger Vögel, überhaupt soviel wie zackige Hervorragung (z. B. der Hautkamm auf dem Rücken der Molche und Eidechsen, ferner der K. [crista] eines Knochens); der Stil der Trauben, an dem die Beeren gesessen haben, und der zur Essigbereitung benutzt wird; im Maschinenwesen die hölzernen Zähne der Zahnräder, auch soviel wie Daumen (s. d.); dann auch ein Bestandteil des Webstuhls (Riedkamm) und eine Form des Holzverbandes (s. d., S. 513).

Kammannassieberge, s. Kapkolonie, S. 595.

Kämmaschine, s. Spinnen.

Kammasse, s. Kautschuk.

Kammatograph, s. Kinematograph.

Kammbau, s. Bodenbearbeitung, S. 122.

Kammblümle, s. Nigritella.

Kammdeckel (Kummetdeckel), s. Geschirr.

Kämme im Maschinenwesen, s. Daumen.

Kammeidechse, soviel wie Leguan.

Kaemmel, Otto, Geschichtschreiber, geb. 25. Sept. 1843 in Zittau, studierte 1862—66 Philologie und Geschichte, wirkte als Lehrer am Gymnasium zu Plauen i. V. und Dresden-Neustadt, wo er zugleich 1877—1879 Privatdozent der Geschichte an der Technischen Hochschule war, und seit 1890 als Rektor des Nikolaigymnasiums in Leipzig. Er schrieb: »Heracleotica, Beiträge zur ältern Geschichte der griechischen Kolonisation im nördlichen Kleinasien« (Plauen 1869); »Der deutsche Volkskrieg gegen Frankreich 1870 und 1871« (Zwickau 1871—72, 3 Bdchn.); »Joh. Haß, Stadtschreiber und Bürgermeister in Görlitz« (Preisschrift; Dresd. 1874); »Die Anfänge deutschen Lebens in Österreich bis zum Ausgange der Karolingerzeit« (Leipz. 1879); »Ein Gang durch die Geschichte Sachsens und seiner Fürsten« (Dresd. 1889); »Deutsche Geschichte« (das. 1889, 2. Aufl. 1904); »Italienische Eindrücke« (Leipz. 1895); »Christian Weise« (das. 1897); »Der Werdegang des deutschen Volkes« (das. 1896—98, 2 Bde.; 2. Aufl. 1904); »Kritische Studien zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen« (das. 1899); »Herbstbilder aus Italien und Sizilien« (das. 1900); »Der Kampf um das humanistische Gymnasium« (das. 1901); »Rom und die Campagna« (das. 1902). Auch verfaßte er neben einigen Unterrichtsbüchern (»Grundzüge der neuern Geschichte«, 2. Aufl., Dresd. 1895, und »Grundzüge der sächsischen Geschichte«, 2. Aufl., das. 1898) und der »Sächsischen Geschichte« in der Sammlung Göschen (Leipz. 1900) fünf Bände der von ihm mit andern herausgegebenen Neubearbeitung von Spamers »Illustrierter Weltgeschichte« (das. 1893—98) und ist Mitarbeiter der »Grenzboten«.

Kämmen, das Abstreifen der Wolle des Hasen oder des Haares beim Fuchs in ungewöhnlicher Menge durch einen Streifschuß; ein Zahnrad mit Holzzähnen versehen.

Kammer (altd. châmara, v. lat. camera, »Gewölbe, gewölbtes Zimmer«), ursprünglich bei den fränkischen Königen das Gemach, worin sie ihr besonderes Eigentum verwahrten; dann der Ort, wo die fürstlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, und in übertragener Bedeutung auch die den fürstlichen Haushalt leitende Behörde (vgl. Kabinett). An der Spitze der K., die auch Kammerkollegium, Hofkammer, Rentkammer hieß, stand der Kämmerer (Camerarius, Kammermeister, auch Landschreiber genannt), der einer der ersten Hofbeamten war. Die Geschäfte der K. bestanden in der Beaufsichtigung und Leitung der eignen Güter der Fürsten, Kammergüter (Kammervermögen) im engern Sinne, der Domänen, in der Einbringung der herrschaftlichen Gefälle, Zehnten, Zinsen; ferner in der Verwaltung der Einkünfte aus der Jagd, den Straßen, der Münze und den übrigen Regalien. Die Einkünfte verwaltete der Fürst mit seiner K. unabhängig von seinen Ständen; mit ihnen wurden in erster Linie alle Regierungskosten bestritten; erst bei ihrer Unzulänglichkeit mußten die Stände mit der Bewilligung von Steuern eintreten. Zu dem Geschäftskreis der K., zu den sogen. Kammersachen, gehörte aber auch eine polizeiliche Tätigkeit, die notwendig mit der Sorge für Vermehrung der fürstlichen Einkünfte und der heutigen sogen. Volkswirtschaftspflege zusammenhing. Nach und nach wurden in größern Staaten die Kammern in verschiedene Behörden, Kammerkollegien, Hofkammern, Rentkammern, geteilt, woraus sich die Finanzministerien, die Finanzkämmereien, die Steuerkollegien, die Zolldirektionen, die Oberrechnungskammern ꝛc. entwickelt haben, während das Polizeiwesen in das Ressort andrer Ministerien übergegangen ist. Den Kammern standen zuweilen zur Vertretung in Prozessen eigne Anwalte, Kammerkonsulenten, zur Seite. Zu Anfang des 19. Jahrh., bei Einführung der Repräsentativverfassungen, wurde in den meisten Staaten das liegende Kammervermögen zu Staatseigentum erklärt oder wenigstens in staatliche Verwaltung und Nutzung gezogen und den Fürsten dafür eine Zivilliste ausgesetzt. Vgl. Domäne und Kameralwissenschaft.

In der parlamentarischen Sprache versteht man unter K. die Volksvertretung (s. d.) oder eine Abteilung derselben, daher man von Ein- und Zweikammersystem spricht, je nachdem der Landtag einheitlich oder aus einer Ersten und Zweiten K. zusammengesetzt ist. Endlich wird der Ausdruck K. vielfach für Kollegien, namentlich richterliche Kollegien, gebraucht; so sind z. B. in Deutschland bei den Landgerichten, Zivil- und Strafkammern, auch Kammern für Handelssachen gebildet (s. Gerichtsverfassung, S. 643); das Berliner Oberlandesgericht führt die Bezeichnung Kammergericht (s. d.); in Bayern teilen sich die Kreisregierungen in die Kammern des Innern und der Finanzen. Für die Vertretung der Interessen des Anwaltstandes bestehen Anwaltskammern (s. d.). Auch der Handels- und Gewerbekammern (s. d.) sowie der Landwirtschaftskammern (s. d.) ist zu gedenken.

Kammer, im Militärwesen der Aufbewahrungsort für die Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke der Truppen, daher Bekleidungs-, Geschirr-, Regiments-, Bataillons-, Kompanie- ꝛc. K. Unter Verantwortung der Bekleidungskommissionen werden sie von Kammerunteroffizieren verwaltet. Vgl. Bekleidungswirtschaft. — Bei den ältesten für Hinterladung eingerichteten Geschützen (Kammer-

büchse, Kammergeschütz, Kammerstück, s. Geschütz, S. 698) heißt K. die lose Ladebüchse, die das Pulver enthielt; bei den Wurfgeschützen (Haubitzen, Mörser ꝛc.) oder auch Kanonen der verengerte Raum für die Pulverladung (daher Kammergeschütze). Die deutschen Steilbahngeschütze mit Schraubenverschluß haben die K. in der Verschlußschraube. Handfeuerwaffen mit Vorderladung hatten eine K. in der Schwanzschraube (Kammerschwanzschraube). — Bei Schrapnells und Minen heißt K. der zur Aufnahme der Sprengladung bestimmte Raum. — Auf Schiffen die durch Quer- und Längswände (Schotten) gebildeten Räume, die als Magazine, Wohnräume ꝛc. dienen, z. B. Munitionskammer in Kriegsschiffen, Postkammer in Postdampfern. — In der Jägerei der mit Jagdzeug umstellte enge Raum, aus dem das Wild auf den Lauf vor die Schützen getrieben wird (s. Hauptjagen). Im Dachs-, Fuchs- und Kaninchenbau der erweiterte Raum am Ende einer Röhre. — K. heißt endlich auch ein Zimmer zur Aufbewahrung von Kunstschätzen ꝛc. (Kunst-, Schatz-, Antiquitätenkammer ꝛc.).

Kammerarrest, in der Marine soviel wie Stubenarrest.

Kammerberichte. Um die uneingeschränkte Öffentlichkeit der parlamentarischen Verhandlungen zu sichern, bestimmen Art. 22 der deutschen Reichsverfassung und § 12 des Reichsstrafgesetzbuches, daß wahrheitsgetreue (schriftliche oder mündliche) Berichte sowohl über die Verhandlungen in den öffentlichen Sitzungen des Reichstags als auch über Verhandlungen eines Landtags oder einer Kammer eines zum Reiche gehörigen Staates von jeder Verantwortlichkeit frei bleiben. Es kann demnach nicht nur der Berichterstatter selbst nicht bestraft werden, sondern es ist auch die sogen. objektive Verfolgung ausgeschlossen. S. Presse (Preßgesetzgebung).

Kammerboten (Camerae nuntii), im alten fränkischen Reich Beamte, welche die Krongüter (villae) des Königs, soweit sie nicht seinem Privatvermögen angehörten, beaufsichtigten und die Abfuhr der aus diesen Gütern zu beziehenden Naturalabgaben und Zinsen an den Hof besorgten. Sie kommen besonders in Franken und Schwaben vor; für die Reichsstädte besorgten die Burggrafen, für die übrigen Reichsgüter seit dem 12. Jahrh. die Landvögte dieses Geschäft.

Kammerbüchse, s. Kammer (militärisch).

Kammerbühl, Berg, s. Eger (Stadt).

Kämmerei, Verwaltung der Einkünfte einer Stadtgemeinde durch städtische Beamte (Stadtkämmerer, Ratskämmerer). Die Vorschriften für die Kämmereiverwaltung sind gewöhnlich in der Städteordnung enthalten. Die Kämmereikasse erhält ihre Zuschüsse aus dem Ertrag der Kämmereigüter, d. h. städtische Grundstücke, und dem sonstigen Aktivvermögen der Gemeinde, sodann aus den sogen. Kämmereigefällen, wozu Strafgelder, Bürgerrechtsgelder, die städtischen Erbschaftssteuern und die eigentlichen städtischen Umlagen, in neuerer Zeit insonderheit die Besitzveränderungsabgaben (s. d.), zu rechnen sind. Vielfach wird auch zwischen Kämmereivermögen und Bürgervermögen in dem Sinn unterschieden, daß man unter ersterm das eigentliche Gemeindevermögen im Gegensatz zu demjenigen versteht, dessen Nutzung einzelnen Gemeindemitgliedern als solchen zusteht. Endlich unterscheidet man zwischen Kämmereivermögen, als dem Finanzvermögen der Stadt, und dem Verwaltungsvermögen, d. h. dem zu Verwaltungszwecken dienenden Grundvermögen und Inventarium, wie Rathaus, Feuerlöschanstalten, Straßen ꝛc.

Kämmereivermögen, rentengebendes Erwerbsvermögen der Stadtgemeinden. S. Gemeindehaushalt.

Kammerer, Jakob Friedrich, der angebliche Erfinder der Phosphorstreichzündhölzer, geb. 24. Mai 1796 zu Ehningen in Württemberg, gest. 4. Dez. 1857 in Ludwigsburg, führte seit 1815 das väterliche Siebmachergeschäft weiter, trat nach 1820 auch als Trommel- und Seidenhutfabrikant auf und verkaufte nebenher Döbereinersche Zündmaschinen und Tunkfeuerzeuge. Etwa seit 1830 fabrizierte er Congrevesche Reibzündhölzer mit einem Kopf aus Schwefelantimon und chlorsaurem Kali. (In Ludwigsburg fabrizierte schon seit 1813 der Weißgerber und Pyrotechniker Georg Friedrich Weigle chemische Zündhölzer, d. h. wohl auch Congrevesche.) 1832 oder 1833 soll K. die Verwendung des Phosphors statt des Schwefelantimons als erster in die Zündholzindustrie eingeführt haben. Er schloß sich der damaligen Geheimbündelei an, beteiligte sich an der Koseritzschen Militärverschwörung und wurde 1838 zu zweijähriger Festungshaft verurteilt, der er sich aber durch die Flucht entzog. Er war dann Zündholzfabrikant in Seefeld bei Zürich, verlebte aber seine letzten Tage in Ludwigsburg. Vgl. Schanzenbach, Jak. Friedr. K. und die Phosphorzündhölzer (Ludwigsburg 1896).

Kämmerer (lat. Camerarius), der Aufseher über eine Kammer (s. d.) oder sonstige Räumlichkeit, woselbst Kostbarkeiten oder Kunstschätze aufbewahrt werden, daher in fürstlichen Verwaltungen Silber- oder Kunstkämmerer; an manchen Höfen, z. B. in Wien und München, auch soviel wie Kammerherr. Der Oberstkämmerer zählt alsdann zu den obersten Hofchargen (s. Hof, S. 413). Auch ist K. der Titel des Verwalters der städtischen Finanzen (s. Kämmerei), und eines Geistlichen, der die Vermögensverwaltung eines Dekanatbezirks zu besorgen hat.

Kämmererit, Mineral, s. Chlorit.

Kammer für Handelssachen (nicht zu verwechseln mit Handelskammer), s. Landgericht und Handelsgerichte.

Kammerfurier, s. Hoffurier.

Kammergebirge, Berggruppe im östlichen Teil des Dachsteingebirges, mit der Kammspitze (2141 m); s. Karte »Salzburg«.

Kammergericht, das frühere Appellationsgericht für die Stadt Berlin und für den Regbez. Potsdam in Berlin. Durch besondern königlichen Erlaß ist die Bezeichnung K. für das Oberlandesgericht der Provinz Brandenburg in Berlin beibehalten worden. Dasselbe hat in Angelegenheiten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit (s. d.) einschließlich Grundbuchsachen für sämtliche preußische Oberlandesgerichte die Entscheidung über das Rechtsmittel der weitern Beschwerde, außerdem ist es zugleich in Strafsachen als oberstes Landesgericht für den preußischen Staat tätig. Vgl. Franklin, Das königliche K. vor dem Jahr 1495 (Berl. 1871); Holtze, Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen (das. 1890—1904, 4 Bde.). — K. ist auch die abgekürzte Bezeichnung für Reichskammergericht (s. d.).

Kammergerichtsordnungen, s. Gerichtsordnung.

Kammergeschütz, s. Kammer (militärisch).

Kammergut, s. Kammer und Domäne.

Kammerherr und **Kammerjunker,** Hofbeamte, die den Ehrendienst bei fürstlichen Personen zu versehen haben, und zwar ist der Kammerherr (in Österreich und Bayern Kämmerer genannt) der höher ge-

stellte. Sein Abzeichen ist der goldene Kammerherrnschlüssel. Für Österreich vgl. »Kämmerer-Almanach. Historischer Rückblick auf die Entwickelung der Kämmererwürde« (Wien 1903).

Kammerjäger, früher der Leibjäger eines Fürsten; jetzt besonders derjenige, der das Fangen und Vertreiben von Ratten, Mäusen und andern Ungeziefer als Geschäft betreibt.

Kammerjunker, s. Kammerherr.

Kammerjustizdeputation, Bezeichnung für die im J. 1782 bei den Kriegs- und Domänenkammern in Preußen eingerichteten Abteilungen, die in der Hauptsache über Privatrechtsstreitigkeiten zu entscheiden hatten, die bei der Domänenverwaltung entstanden. Sie wurden 1808 aufgehoben und ihr Geschäftskreis den ordentlichen Gerichten überwiesen.

Kammerkanal, Schiffahrtskanal im Gebiete der obern Havel in Mecklenburg-Strelitz, zieht sich von Neustrelitz durch den Zierker-, Woblitz-, Drewen-, Wagnitz- u. Priepert-See, hat eine Länge von 24,1 km und eine Tiefe von 1,5 m. Er bildet die Verbindung der Havel-Wasserstraße mit der Obern Havel und Neustrelitz.

Kammerknechte (kaiserliche K.), früher in Deutschland Bezeichnung der Juden, weil sie dem Kaiser gewissermaßen als Zoll für den ihnen verliehenen Schutz eine Steuer zu entrichten hatten. Das Recht auf diesen Schutzzins ging später auf die Kurfürsten und sonstigen Landesherren durch Verleihung über (vgl. Juden, S. 338).

Kammerkollegium, -Konsulent, s. Kammer.

Kammerkonzert, s. Kammermusik und Konzert.

Kammerlinge, Foraminiferen, s. Rhizopoden.

Kammermeister, s. Kammer.

Kammermusik, ursprünglich soviel wie höfische, d. h. weltliche Musik im Gegensatz zur Kirchenmusik, heute aber besonders zur Theater- und Orchestermusik. Die Bezeichnung K. (die Kammer ist die Verwaltung fürstlicher Hofhaltungen) kam zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf, d. h. zu einer Zeit, wo eine Instrumentalmusik (s. d.) im heutigen Sinne nur in den ersten Anfängen existierte, betraf daher überwiegend Gesangsmusik, speziell die begleitete Gesangsmusik (Kammerkantate im Gegensatz zur Kirchenkantate, Kammerduett). Als die größern Formen der Instrumentalmusik aufkamen (Kammersonate [Suite, Balletto], Kammerkonzert, Symphonie), bezeichnete man auch diese, überhaupt alles, was nicht Kirchen- oder Theatermusik war, als K. Die Kirchensonate (Sonata da chiesa), d. h. die sich der Tanzstücke enthaltende, auf Mitwirkung der Orgel anstatt des Klaviers rechnende Sonate, die unsrer heutigen Sonate mehr entsprach als die aus Tanzstücken bestehende Kammersonate, gehörte also nicht zur K. Heute versteht man unter K. nur noch von wenigen Streich- oder Blasinstrumenten in Einzelbesetzung ausgeführte Musik, wie Streichquartette, Duos, Trios, Quintette, Sextette, Septette, Oktette ohne oder mit Klavier. Da in der K. der Mangel an Klangfülle und Abwechselung der Instrumentierung durch feinere Nuancierung und Detailarbeit reichlich aufgewogen wird, so unterscheidet man mit Recht einen besondern Kammerstil, und es gilt als Mangel eines Kammermusikwerkes, wenn die Stimmen »orchestral« behandelt sind. Die Titel Kammermusiker, Kammersänger, Kammervirtuos haben mit der K. nichts zu tun, sondern deuten nur eben auch die Beziehung zu einer Hofhaltung an. Vgl. v. Wasielewski, Die Violine und ihre Meister (4. Aufl., Leipz. 1904); Nohl, Geschichtliche Entwickelung der K. (Braunschw. 1885); E. Krause, Die Entwickelung der K. (Hamb. 1904); Kilburn, Story of chamber-music (Lond. 1904).

Kammerpresse, s. Filterpresse.

Kammerrichter, s. Reichskammergericht.

Kammersachen, s. Kameralwissenschaft.

Kammersänger, s. Kammermusik.

Kammersäure, s. Schwefelsäure.

Kammerschleuse, s. Schleuse.

Kammerschwanzschraube, s. Kammer (milit.).

Kammersee und **Kammer** (Schloß), s. Attersee.

Kammerstenographie, die Stenographie in der Gestalt äußerster Verkürzung, wie sie zum Nachschreiben von Reden in parlamentarischen Kammern erforderlich ist, im Gegensatz zur stenographischen Schul- oder Korrespondenzschrift (s. Schulschrift). Ein berufsmäßiger Stenograph, der die Reden in den Parlamenten von Amts wegen aufzeichnet, heißt Kammerstenograph (vgl. Debattenschrift, Parlamentsstenograph und Schnellschrift).

Kammerstil, s. Kammermusik.

Kammerstücke, s. Kammer (militärisch).

Kammertaxe (Untertanentaxe), festgesetzter, meist mäßiger Preis für manche von einer fürstlichen Kammer den Untertanen abgegebene Gegenstände.

Kammerton (Kapellton), ehedem die gewöhnliche Stimmung der zur Kammermusik (s. d.) erforderlichen Instrumente, im Gegensatz zu der um einen Ton höhern Orgelstimmung, dem Chorton, die sich noch heute bei alten Orgeln findet und beim Zusammenwirken mit andern Instrumenten ein transponiertes Spiel nötig machte. Vgl. Stimmung.

Kammertuch, s. Kambrais.

Kammerunteroffizier, s. Kammer (militärisch).

Kammervermögen, s. Kammer.

Kammerwagen (Brautwagen), s. Ausstattung, S. 155.

Kammerzieler, die Beiträge der Reichsstände zur Unterhaltung des ehemaligen Reichskammergerichts (s. d.) und die Termine zur Zahlung derselben.

Kammfett, das vom Hals (dem Kamm) der Pferde herrührende Fett, ist nach dem Ausschmelzen schwach gelblich, fast geruchlos, von Butterkonsistenz, schmilzt bei 60° und liefert weiße, feste Seife. Aus Abdeckereien stammendes K. ist meist schmutzigweiß oder bräunlich und riecht unangenehm. Aus Pferdekadavern erhält man durch Behandeln mit Dampf in geschlossenen Zylindern helles, geruchfreies Fett, das leichter schmelzbar ist als K. und wie dieses zu Maschinenschmiere, zum Einfetten der Wolle und des Leders und zur Darstellung weicher Schmierseife (Elainseife) für Tuchfabriken dient.

Kammfloh (Ceratopsyllus *Curt.*), Gattung der Flöhe (Pulicidae) mit etwa 12 europäischen Arten, die durch Stachelkämme auf dem Rücken gezeichnet sind und wenig springen. Der Hundefloh (C. canis *Dug.*), 2—3 mm lang, mit jederseits 7—9 zahnartigen Stacheln am Hinterrande des Kopfes und auf dem Vorderrücken, lebt auf Hunden, Katzen, gelegentlich auch auf andern Säugetieren und dem Menschen. Der Vogelfloh (C. gallinae *Bouché*), 3—3,5 mm lang, auf dem Vorderrücken mit jederseits 12—13 Stacheln, lebt auf Hühnern, Tauben und vielen andern Vögeln.

Kammformer, mehrkörperiger Häufelpflug zum Bilden von Kämmen, meist für verstellbare Kamm- und Furchenentfernung eingerichtet.

Kammgarn, s. Garn, S. 338.

Kammgeier, s. Kondor.

Kammgras, s. Cynosurus.

Kammgrind (weißer Kamm, Hühnergrind), Favus (s. d.) des Geflügels, der mit dem Favus der Säuger vielleicht nicht völlig identisch ist, tritt zunächst am Kamm auf, der sich mit weißem schimmelartigen Belage bedeckt, und breitet sich von da schließlich über den Körper aus. Die Tiere sterben unter Federausfall an Erschöpfung. Bepinseln mit 2—5proz. Formalin nach Entfernung der Borken.

Kammhafer (Fahnenhafer), s. Hafer.

Kammhöhe, die Meereshöhe eines horizontal ausgeebnet gedachten Gebirgskammes.

Kammhörner (Pectinicornia), Gruppe der Blatthornkäfer (s. d.), charakterisiert durch die kammförmige, aus 3—6 zahnartig verlängerten getrennten Gliedern bestehende Fühlerkeule. Zu dieser Gruppe gehören die tropischen Passaliden und die Hirschkäfer mit unserm Lucanus cervus und einem der auffallendsten Käfer, Chiasognathus Grantii *Steph.* in Chile (s. Tafel »Käfer II«, Fig. 12).

Kammhuhn, s. Huhn, S. 614.

Kammin, 1) Kreisstadt im preuß. Regbez. Stettin, auf einer Anhöhe, 4 km von der Ostsee, am Kaminschen Bodden, einem von der Dievenow durchflossenen Binnensee, und an der Staatsbahnlinie Wietstock-K., hat 4 evang. Kirchen, Synagoge, Domschule (1175 gegründet, jetzt Realschule), Lehrerseminar, ein adeliges Fräuleinstift, Amtsgericht, Sol- und Moorbad, Dampfmühlen, Eisengießerei, Dachsteinfabrik, Bierbrauerei, Schiffahrt, Fischerei und (1900) 5911 Einw. — K. ist wendischen Ursprungs, wurde 1123 Hofstadt des Herzogs Wratislaw und 1188 Bischofssitz, indem um diese Zeit das 1140 zu Julin gestiftete Bistum vom Herzog Kasimir nach K. verlegt wurde. Es wurde unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unterstellt. Der Ort K. erhielt 1274 Stadtrecht. Durch den Belgarder Vergleich (1304) geriet das Bistum in Abhängigkeit von Pommern. Nachdem 1536 der Bischof Erasmus Manteuffel v. Arnhausen sich der Reformation angeschlossen hatte, verwalteten seit 1556 pommersche Herzoge das Bistum, bis es 1648 als ein weltliches unmittelbares Reichsfürstentum an Kurbrandenburg fiel. Die ehemaligen Besitzungen des Bistums bilden gegenwärtig die Kreise Kolberg-Körlin, Köslin und Bublitz (bis 1872 zusammen den Kreis »Fürstentum«) im Regbez. Köslin. Vgl. Kücken, Geschichte der Stadt K. (Kammin 1885); Goerigk, Erasmus Manteuffel, der letzte katholische Bischof von Camin 1521—1544 (Braunsb. 1899). — 2) S. Kamin (Stadt).

Kammkies, Mineral, s. Markasit.

Kammlage der Finger, s. Fechtkunst, S. 372.

Kammlager (Drucklager), das kräftigste Lager der Schiffsschraubenwelle, das den Angriffspunkt für die Druckkraft der Schraube beim Vor- oder Rückwärtspressen des Schiffskörpers durch das Wasser bildet. Vgl. Lager.

Kämmlinge
Kämm-Maschine } s. Spinnen.

Kamm-Masse, s. Kautschuk.

Kamm-Molch, s. Molche.

Kamm-Muscheln, s. Kammuscheln.

Kammquallen, s. Rippenquallen.

Kammrad, soviel wie Zahnrad, s. Zahnräder.

Kammratte (Ctenomys *Blainv.*), Nagetiergattung aus der Familie der Trugratten (Echimyidae), gedrungen gebaute Tiere mit kurzem, dickem Hals, kurzem, stumpfschnauzigem Kopf, kleinen Augen und Ohren, kurzen Beinen, starken Scharrkrallen und kurzem, dickem Schwanz. Sie leben unterirdisch in großer Zahl in einem Höhengürtel der Kordilleren, wo der Pflanzenwuchs gänzlich fehlt, und es ist noch nicht aufgeklärt, wovon sie sich ernähren. Der Tukotuko (C. magellanicus *Benn.*), 20 cm lang mit 7 cm langem Schwanz, ist oberseits bräunlichgrau, schwach schwarz gesprenkelt, unterseits heller, am Kinn und Vorderhals blaß fahlgelb, mit weißen Füßen und Schwanz. Er lebt in Patagonien, durchwühlt den Boden nach Art des Maulwurfs und ist auf der Oberfläche sehr unbeholfen. Die Nahrung besteht aus Wurzeln. Sein Fleisch wird von den Eingebornen gegessen.

Kammschupper (Ktenoiden), s. Fische, S. 607.

Kammsetzmaschine, s. Blattbinder.

Kammstechen, s. Weben.

Kammuscheln (Pectinidae), Familie der Muscheln, deren gleiche oder ungleiche Klappen mit fächerförmig von der Gegend des Schlosses ausstrahlenden Leisten besetzt sind. Manche Arten tragen zahlreiche, schön grüne Augen am Mantelrand, einzelne sondern einen Byssus ab, andre sind mit der gewölbten Klappe festgewachsen, während Pecten sich durch rasches Öffnen und Schließen der Schale vom Boden erheben und eine Strecke weit schwimmen kann. Alle K., etwa 200 Arten, leben im Meer; viele werden wegen ihres feinen Geschmacks höher als Austern geschätzt (Coquitres de St. Jacques). Die Schalen einiger größerer Arten benutzt man als Schüsseln für feines Ragout, mit andern schmückten die aus dem Orient heimkehrenden Pilger Hut und Kleid (daher Pilgermuschel, s. Tafel »Aquarium I«, Fig. 1). S. auch die Abbildung von Lima striata auf Tafel »Triasformation I«, Fig. 15.

Kammwalze, s. Spinnen (Kratzmaschine, Kämmmaschine, Strecke).

Kammweberei, das Weben gemusterter Stoffe mit Hilfe von Schäften und Tritten, s. Weben.

Kammwolle, s. Wolle.

Kammzapfen, s. Zapfen.

Kammzug, das in der Kammgarnspinnerei von der Kämmaschine gelieferte Produkt. K. wird auch für den Handel hergestellt und dann konditioniert, d. h. auf seinen Feuchtigkeitsgehalt, der offiziell 18,25 Proz. betragen soll, geprüft. Dies geschieht in Deutschland in den Kämmereien selbst, in Frankreich in öffentlichen Konditionieranstalten. Haupthandelsplätze sind Leipzig, Roubaix-Tourcoing, Reims, Fourmies, Bradford, Leeds, Huddersfield und Antwerpen.

Kamnitz, Stadt, s. Böhmisch-Kamnitz.

Kamoga, Missionsstation in der Landschaft Muansa (s. d.) in Deutsch-Ostafrika.

Kamönen, s. Kamenen.

Kamor, s. Säntis.

Kamp, eingefriedigtes oder mit einem Graben umzogenes Feldstück; auch ein aufgerissenes Stück Land, z. B. ein Eichelkamp, wo Eicheln aufschlagen sollen; in Westfalen und Niedersachsen ein mit Eichen bestandenes Stück Grasland; auch eine Flußinsel.

Kamp, Fluß in Niederösterreich, entsteht aus dem Großen und Kleinen K. im Greinerwald an der Grenze von Oberösterreich, fließt östlich, dann südlich und mündet nach 144 km langem Lauf bei Grafenwörth links in die Donau. Das Kamptal ist reich an Naturschönheiten.

Kamp, 1) (Kloster Kamp) Dorf im preuß. Reg.-Bez. Düsseldorf, Kreis Mörs, hat eine kath. Kirche, ein ehemaliges Cistercienserkloster (1122 gegründet, 1802 aufgehoben) und (1900) 1130 Einw. Hier fanden 12. Juni 1758 und 16. Okt. 1760 Gefechte statt. Vgl. Laak, Kloster K. (geschichtlich, Rheinberg 1904). — 2) Niederländ. Dorf, s. Kamperduin.

Kampagne (franz., spr. -panje), Feld, Gefilde; auch Landaufenthalt; auch soviel wie Feldzug; endlich die Dauer einer Betriebsperiode bei gewerblichen Unternehmungen, wie Zuckerfabriken, Eisenhütten ꝛc. (»Hüttenreise«). Im Schiffbau soviel wie Kampanje.

Kampagnepferd, ein kriegsbrauchbares Pferd.

Kampagnereiten (Geländereiten), die kriegsgemäße Ausbildung der Reiterei im Gegensatz zum Schulreiten; s. Reitkunst.

Kampan, chines. grobe Leinewand, auf der Insel Mindanao als Rechnungseinheit benutzt, das Stück zu etwa 2/5 Piaster.

Kampanen (ital., »Glocken«), Kleingewehrkasematten, in den Umfassungsmauern von Burgen und Stadtbefestigungen, zur Grabenverteidigung. Dürer hat sie vielfach angewendet.

Kampaner Marmor, s. Griotte.

Kampanertal (Campantal), s. Campan.

Kampanien (lat. Campania, »Ebene«), im Altertum Landschaft auf der Westküste von Italien, umfaßte die Ebene, die sich vom Gebirge Massicus im N. südwärts bis zur gebirgserfüllten Halbinsel von Surrentum (Sorrento) erstreckt und von Latium, Samnium und dem Lande der Picentiner begrenzt wurde (s. Karte »Italien bis in die Zeit des Kaisers Augustus«). Sie entspricht ungefähr den heutigen Provinzen Napoli und Caserta. Am Fuße des Mons Massicus (Monte Massico) breitete sich der durch vorzüglichen Wein berühmte Falernus ager aus; nordöstlich von Cumä liegt der Berg Gaurus (Monte Barbaro), nördlich von Capua der Tifata, ostwärts von Neapel der feuerspeiende Vesuvius. An der Küste ragt das Promunturium Misenum (Capo Miseno) ins Meer und südöstlich davon das Promunturium Minervae (Punta della Campanella) als Scheide zwischen dem Sinus Cumanus (Krater der Griechen, Golf von Neapel) im NW. und dem Sinus Paestanus (Meerbusen von Salerno) im SW. Der bedeutendste der trüben, langsam strömenden Flüsse hieß Volturnus (Volturno); als kleinere Küstenflüsse sind zu nennen der Clanius (Lagni) und Sarnus (Sarno), unweit dessen Pompeji lag. Von Seen ist nur der einst verrufene Lacus Avernus (Lago di Averno) zu nennen. Der Lacus Lucrinus war der innerste Teil des Sinus Bajanus, durch einen schmalen Damm vom Meer geschieden und reich an vortrefflichen Austern. K. war fruchtbar und ergiebig im Acker- und Weinbau wie in der Viehzucht und in köstlichen Fischen, dazu lieblich durch mildes und gesundes Klima. Daher besaßen die vornehmen Römer hier Landgüter und Landhäuser, mit den üppigsten Reizen ausgestattet. Bajä mit seinen Thermen war einst der Mittelpunkt der feinen Welt. Andre Orte waren Cumä (Kyme), Puteoli, Neapolis, die 79 n. Chr. bei einem Ausbruch des Vesuvs verschütteten Städte Herculaneum, Pompeji und Stabiä; ferner Salernum, Surrentum, Liternum, Teanum Sidicinum, Cales, Casilinum, die ältere Hauptstadt Capua, Suessula, Atella, Acerrä, Nola, Abella, Nuceria Alfaterna u. a. Als die frühesten Bewohner der Landschaft erscheinen die ausonischen Opiker oder Osker (d. h. Bauern). Um 1050 v. Chr. gründeten Äoler das durch Gewerbe und Handel blühende Kyme (Cumä), von der wieder die Städte Dikäarchia (Puteoli), Paläapolis, Neapolis u. a. ausgingen. Um 800 v. Chr. erlagen die Osker den eindringenden Etruskern, die fast 400 Jahre lang K. beherrschten, und diese zwischen 440 und 420 dem kräftigen Bergvolk der Samniter, welche die eigentlichen Gründer des Staates K. wurden. Doch nach weniger als 100 Jahren schon (343) mußte es, von neuem durch die Samniter bedrängt, sich dem Schutz und der Oberhoheit Roms unterwerfen. Als in der Völkerwanderung Roms Macht zertrümmert wurde, hielten sich die Byzantiner nur in einigen Küstenstädten. Über die spätern Schicksale des Landes s. Capua und Neapel. Gegenwärtig umfaßt die Landschaft K. 16,294 qkm (295,9 QM.) mit (1901) 3,160,448 Einw. und zerfällt in die Provinzen Avellino, Benevent, Caserta, Neapel und Salerno. Vgl. Beloch, K., Topographie, Geschichte ꝛc. (2. Ausg., Bresl. 1890); Schoener, Im glücklichen K. (Leipz. 1898); Deecke, Geologischer Führer durch K. (Berl. 1901).

Kampanile, s. Campanile.

Kampanje (holl., Schanze, Hütte), Aufbau auf dem Achterdeck hinter dem Kreuzmast, dient meist dem Kapitän zur Wohnung, enthält auch oft Kammern für Schiffsoffiziere und Passagiere.

Kampanulazeen (Glockenblütler), dikotyle, etwa 1100 Arten umfassende, in der gemäßigten und warmen Zone verbreitete Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Kampanulinen, milchsaftführende Kräuter oder Holzpflanzen mit wechselständigen, seltener gegenständigen Blättern und epigynen, meist fünfzähligen, in der Unterfamilie der Kampanuloideen regelmäßigen Blüten (s. Abbildung), die fünf meist freie oder mit den Antheren verklebte Staubgefäße sowie einen mit Pollensammelapparat versehenen Griffel haben. Die Unterfamilie der Gobelioideen ist durch dochiventrale, infolge einer Blütenstieldrehung (Resupination) umgewendete Blüten mit oberwärts verwachsenen Staubgefäßen ausgezeichnet. Der Fruchtknoten besteht aus 2—5 verwachsenen Karpellen und entwickelt sich zu einer Kapsel, selten ist die Frucht beerenartig.

Längsschnitt der Blüte von Campanula.

Kampanulinen (Kampanulaten), Ordnung im natürlichen Pflanzensystem aus der Abteilung der Dikotyledonen, charakterisiert durch fünfzählige, mit Kelch und verwachsenen Blumenblättern versehene Blüten, zusammenneigende oder unter sich verwachsene Staubbeutel und ein bis viele zu einem unterständigen Fruchtknoten verwachsene Fruchtblätter, umfaßt nach Engler die Familien der Kukurbitazeen, Kampanulazeen, Goodeniazeen, Kandolleazeen und Kompositen.

Kampe, Dorf mit Saline, s. Stade.

Kämpe (niederd.), Kämpfer; auch das männliche Schwein.

Kampen, Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, links an der Yssel, unweit deren Mündungen, Endpunkt der Niederländischen Zentralbahn (Utrecht-K.), ist mit Gräben und parkähnlichen Anlagen umgeben, hat mehrere alte Kirchen (darunter die fünfschiffige gotische St. Nikolaikirche aus dem 14. Jahrh.), eine schöne, 1874 neugebaute Brücke über die Yssel, vier alte Stadttore, ein Rathaus (1543 erneuert), ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, ein Seminar für orthodox-reformierte Prediger, ist Garnison des Instruktionsbataillons (Lehrschule für Korporale und Hauptkursus für Offiziere der Infanterie) und zählt (1902) als Gemeinde 19,664 Einw., die sich von

Schiffbau, Fabrikation von Zigarren, emaillierten Geschirren und Maschinen, Kalk- und Ziegelbrennerei nähren. — K. war schon im 14. Jahrh. eine Hansestadt mit beträchtlichem Handel, der aber mit der zunehmenden Versandung der Yſſelmündungen immer mehr sank, sich jedoch seit etwa 25 Jahren durch Verbesserung der Mündungen wieder beträchtlich hob. Die Stadt wurde 1578 im spanischen Krieg von den holländischen Rebellen erobert und mußte sich 1672 an die Franzosen ergeben.

Kampen, Nicolas Godfried van, niederländ. Geschichtschreiber, geb. 15. Mai 1776 in Haarlem, gest. 15. März 1839, ward in Deutschland erzogen und erlernte den Buchhandel; 1816 wurde er Lehrer der deutschen Sprache in Leiden und 1829 Professor der niederländischen Sprache, Literatur und Geschichte am Athenäum zu Amsterdam. Seine Hauptwerke sind: »Geschiedenis van de fransche heerschappij in Europa« (Leiden 1815—23, 8 Bde.), »Geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden« (Haag 1821—26, 3 Bde.) und die »Geschichte der Niederlande« (Hamb. 1831—33, 2 Bde.).

Kamperduin (spr. -dœun, schlechthin Kamp), Dorf in der niederländ. Provinz Nordholland, an den Dünen der Westküste, zwischen Alkmar und Helder, bekannt durch die große Seeschlacht vom 11. Okt. 1797, in welcher der englische Vizeadmiral Duncan über die französisch-holländische Flotte unter de Winter siegte, und nach der er den Titel »Viscount of Camperdown« erhielt.

Kampers, Franz, deutscher Geschichtsforscher, geb. 16. Okt. 1868 zu Osede in Hannover, studierte seit 1890 in Münster und München Geschichte und beschäftigte sich, von seinem Lehrer Grauert dazu angeregt, besonders mit der deutschen Kaisersage des Mittelalters. Seit 1894 Mitredakteur des »Historischen Jahrbuches« der Görres-Gesellschaft sowie Assistent, seit 1900 Sekretär an der Hof- und Staatsbibliothek in München, ward K. 1902 als außerordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Breslau berufen und 1903 zum ordentlichen Professor ernannt. Er schrieb: »Die tiburtinische Sibylle des Mittelalters« (Münchener Dissertation, 1894); »Kaiserprophetien und Kaisersagen im Mittelalter« (Münch. 1895; 2. Aufl. 1896 u. d. T. »Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage«); »Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi« (Köln 1897); »Die Lehninsche Weissagung über das Haus Hohenzollern« (Münst. 1897); »Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage« (Freiburg 1901). Seit 1901 ist K. Mitherausgeber der »Weltgeschichte in Karakterbildern«.

Kamper See, Strandsee an der pommerschen Ostseeküste, auf der Grenze der Regierungsbezirke Stettin und Köslin, ist 4 km lang und 3 km breit, nimmt den Kreiherbach auf, steht nach W. hin bei Kamp mit der Rega in Verbindung und mündet bei Kolberger Deep in die Ostsee.

Kampeschebai (Campechebai), s. Campeche.

Kampeschehanf, s. Agavefaser.

Kampescheholz (Campecheholz, Blauholz, Blutholz, Logwood), das von Haematoxylon Campechianum (s. Tafel »Farbpflanzen«, Fig. 5) stammende Kernholz, das seinen Namen von der Campechebai in Mexiko hat, aus der es zuerst ausgeführt wurde. Es kommt in großen, von Rinde und Splint befreiten Stücken in den Handel, ist auf der stark gefurchten Außenseite violett- bis blauschwarz, auf frischer Schnittfläche im Innern dunkel gelbbraun, sehr hart, spez. Gew. 0,913—1,057, nimmt schöne Politur an, schmeckt süßlich, adstringierend, färbt den Speichel rot und riecht der Veilchenwurzel ähnlich. Es wird hauptsächlich in der Färberei, aber auch als Möbelholz, zu Parketten und in der Kunsttischlerei, arzneilich gegen Durchfall benutzt. Die beste Handelssorte ist die von der Westküste Yukatans aus der Campechebai (spanisches Blauholz), von wo aber die Zufuhren bereits bedeutend zurückgegangen sind, dann folgt die aus Honduras (englisches Blauholz); Jamaika, Martinique und Guadeloupe liefern das schwächste und am wenigsten geschätzte, Domingo besseres K. Das unveränderte Holz enthält Hämatoxylin (s. d.), das in feuchter Luft bei Gegenwart von Ammoniak in dunkelrotes Hämatein übergeht. Das Färbevermögen des Kampescheholzes nimmt daher sehr bedeutend zu, wenn man es geraspelt und befeuchtet in dünner Schicht 6—8 Wochen liegen läßt und öfters umschaufelt. Man benutzt in der Färberei direkt den mit Wasser bereiteten Auszug oder ein Extrakt, das dunkel schwarzbraune, glänzende Stücke bildet, die sich bei völliger Trockenheit leicht zerstoßen lassen. Man färbt mit K. Baumwolle, Wolle, Seide und Leder meist in Verbindung mit andern Farbstoffen. Es gibt mit Tonerdebeizen ziemlich intensive grauviolette Farben, mit Kupfersalzen Blau, mit Eisenbeize Schwarz oder Grau, mit Chromoxyd nach vorhergegangener Oxydation mit Chromsäure Schwarz. Mit Ausnahme der letztern sind aber diese Nuancen sehr unbeständig und werden durch Licht, Seife, Alkalien und Säuren zerstört. Mit chromsaurem Kali gibt eine Abkochung eine gute und sehr billige schwarze Tinte.

Kämpeviser (d. h. »Heldenlieder«), die gewöhnliche, obwohl ungenaue Bezeichnung der alten Volkslieder Dänemarks, wo diese Poesie eine überaus reiche Blüte entfaltet hat. Ihre Sammlung und Aufzeichnung begann man erst im Zeitalter der Reformation, die Entstehung liegt teilweise um mehrere Jahrhunderte zurück. Die Stoffe sind z. T. echt national (mythologisch und historisch), z. T. von den südgermanischen Völkern entlehnt; mitunter finden sich Parallelen bei zahlreichen europäischen Nationen. Die große kritische Ausgabe, die Svend Grundtvig begann, wird von Axel Olrik fortgesetzt (»Danmarks gamle folkeviser«, Kopenh. 1853 ff., bis jetzt 7 Bde.). Bei den übrigen skandinavischen Völkern ist der Bestand an alten Volksliedern nicht so bedeutend: die norwegischen sammelten M. B. Landstad (Christ. 1853) und S. Bugge (das. 1858); die schwedischen E. G. Geijer und A. A. Afzelius (Stockh. 1814—16, 3 Bde.; neue Ausl. von R. Bergström und L. Höijer, 1880); die isländischen Sv. Grundtvig und Jon Sigurdsson (Kopenh. 1854—85, 2 Bde.); die färöischen V. U. Hammershaimb (das. 1851—55, 2 Bde.). Vgl. J. A. Lundell in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 2, Abt. 1, S. 727 ff. (Straßb. 1893), wo auch eine ausführliche Bibliographie gegeben ist.

Kampf, Artur, Maler, geb. 28. Sept. 1864 in Aachen, bildete sich auf der Kunstakademie in Düsseldorf besonders bei P. Janssen und E. von Gebhardt zum Geschichtsmaler aus und machte sich zuerst auf der Berliner Kunstausstellung von 1886 durch ein realistisches Genrebild mit lebensgroßen Figuren (letzte Aussage) bekannt, welches das Verhör eines im Wirtshausstreit tödlich verwundeten Arbeiters durch einen Polizisten darstellt. Die große Kraft und Wahrheit der Charakteristik, die diesem Bilde trotz des abstoßenden Motivs hohe Anerkennung erwarben, übertrug

K. auch auf die figurenreichen Geschichtsbilder, die er in den folgenden Jahren ausführte: der Choral von Leuthen (Wandgemälde im Hause des Fabrikbesitzers Peill in Düren, wo K. auch ein allegorisches Wandbild: Wein, Weib, Gesang, ausführte), Im Dome zu Berlin in der Nacht vom 13. zum 14. März 1888 (Aufbahrung der Leiche Kaiser Wilhelms I., in der Neuen Pinakothek zu München), Bon soir, Messieurs! (Friedrich II. nach der Schlacht bei Leuthen im Schlosse zu Lissa), Einsegnung von Freiwilligen im J. 1813 (1891, in der Kunsthalle zu Karlsruhe), Zieten an der Tafel Friedrichs II. eingeschlafen, Rede Friedrichs des Großen an seine Generale nach der Schlacht bei Kunersdorf (in der Dresdener Galerie), Professor Steffens begeistert zur Volkserhebung im Jahr 1813 zu Breslau (1892, in der Berliner Nationalgalerie), Volksopfer (im städtischen Museum zu Leipzig) und 1812 (französische Soldaten auf der Heimkehr von Rußland). Nachdem K. eine Zeitlang als Assistenzlehrer des Professors Janssen an der Düsseldorfer Akademie tätig gewesen, wurde er 1898 als Vorsteher eines Meisterateliers an die Berliner Kunstakademie berufen. Noch vorher war ihm die Ausschmückung des Sitzungssaales im Kreishause zu Aachen mit den allegorischen Darstellungen der Jugend- und Altersfürsorge, der Industrie, des Ackerbaues und des Friedens übertragen worden, die er 1902 vollendete. In demselben Jahre entstanden die Gemälde: deutsche Mönche verbreiten das Christentum in Polen (für die Aula des Gymnasiums in Posen) und Friedrich der Große nach der Rückkehr aus dem Siebenjährigen Kriege in der Schloßkapelle zu Charlottenburg. K. hat auch Genrebilder aus dem Leben der Landleute, der städtischen Arbeiter und des Volkes (der Todeskuß, Martinsabend in Düsseldorf, Abschied, die Schwestern [in der Galerie Ravené in Berlin]), pikant beleuchtete Interieurs und Bildnisse in Öl und Wasserfarben gemalt, worin er sich den Bestrebungen des modernen Kolorismus anschloß. Seit 1901 ist K. Mitglied der Berliner Akademie.

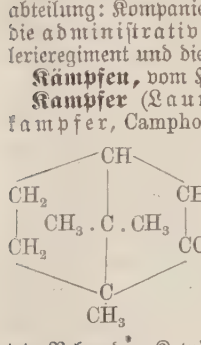
Kampfadler (Spizaëtos bellicosus), s. Adler, S. 111.

Kampf der Teile im Organismus, s. Anpassung.

Kampfeinheit, (taktisch) die kleinste noch einer gewissen Selbständigkeit des Handelns fähige Truppenabteilung: Kompanie, Eskadron, Batterie, während die administrative Einheit das Bataillon, Kavallerieregiment und die Artillerieabteilung bilden.

Kämpfen, vom Hochwild, s. Abkämpfen.

Kampfer (Laurazeenkampfer, Japankampfer, Camphora), $C_{10}H_{16}O$ oder



ein Produkt des Kampferbaumes (Camphora officinalis), wird aus dessen Holz auf Formosa und Japan gewonnen, indem man das zerkleinerte Holz mit Wasserdampf behandelt und die entweichenden Kampferdämpfe in passenden Gefäßen verdichtet. Neben dem K. wird hierbei auch Kampferöl (s. d.) gewonnen. Der rohe K. wird unter Zusatz von wenig Holzkohle, Eisenfeile oder Kalk, besonders in England, Holland, Hamburg, aber auch in Japan sublimiert und liefert dann den gereinigten K., der in Form von schalenförmigen, in der Mitte durchbohrten Broten in den Handel kommt. Die Kampfergewinnung ist auf Formosa und in Japan monopolisiert. K. findet sich in kleinern Mengen auch im Kampferblätteröl, Safrasöl, Zimtwurzelöl, Spik- und Rosmarinöl ꝛc. Synthetisch wird er durch trockne Destillation von homokampfersaurem Kalk erhalten und bei Einwirkung von Terpin auf Oxalsäure; die hierbei gebildeten esterartigen Verbindungen liefern bei Oxydation K. Er bildet eine farblose, durchscheinende, körnig-kristallinische, glänzende, zähe Masse vom spez. Gew. 0,98, ist nur nach dem Befeuchten mit Alkohol pulverisierbar, riecht eigentümlich, schmeckt brennend bitterlich, löst sich in 1000 Teilen kaltem Wasser, leicht in Alkohol, Äther, Benzol, in fetten und ätherischen Ölen, schmilzt bei 176,5°, siedet bei 209°, sublimiert unzersetzt, verflüchtigt sich aber auch schon bei gewöhnlicher Temperatur sehr stark, brennt mit rußender Flamme und rotiert, wenn man ihn in kleinen Stückchen auf Wasser wirft, aber nur, wenn letzteres keine Spur Fett enthält. K. ist seiner chemischen Natur nach ein Keton, er bildet mit Hydroxylamin Kampferoxim $C_{10}H_{16}NOH$, das bei Reduktion mit Natrium zwei isomere Bornylamine liefert. Mit reduzierenden Mitteln bildet K. Borneol und Isoborneol $C_{10}H_{18}O$, bei Oxydation mit Salpetersäure entsteht kristallisierbare, farb- und geruchlose zweibasische Kampfersäure $C_{10}H_{16}O_4$ und weiterhin dreibasische Kampforonsäure $C_9H_{14}O_6$. Mit Brom bildet K. Monobromkampfer $C_{10}H_{15}BrO$, farblose Kristalle, riecht und schmeckt schwach nach K., löst sich wenig in Wasser, leicht in Alkohol und Äther, schmilzt bei 76°, siedet bei 274° und gibt beim Erhitzen mit Wasser Bromwasserstoff, Brom und K.; er wird arzneilich als Brommittel benutzt. Mit Jod bildet K. Karvacrol, mit Phosphorsäureanhydrid Cymol. K. wirkt schwach reizend auf die Haut, in größern innerlichen Gaben erregend auf das Nervensystem (Bewegungstrieb, Delirien, Halluzinationen) und erzeugt Konvulsionen, Bewußtlosigkeit, verlangsamten Puls, Lähmungserscheinungen. Man benutzt ihn als starkes Erregungsmittel bei gesunkener Zirkulations- und Respirationstätigkeit, besonders bei beginnendem Lungenödem, bei zähem, stockendem Auswurf der Bronchien, bei fiebernden Schwindsüchtigen soll durch regelmäßige subkutane Anwendung Wiederkehr der Arbeitsfähigkeit erreicht werden, äußerlich zur Anregung von Granulationen auf torpiden oder fauligen Geschwüren, bei subkutanen Entzündungen. Wahrscheinlich ist die Wirkung auf zu starke Absonderung der Milchdrüsen bei äußerlicher Anwendung, ungewiß die lähmende Einwirkung auf die männlichen Geschlechtsorgane. Kampfersäure ist ein wirksames Mittel gegen Nachtschweiße Schwindsüchtiger. Auch ist sie bei akuten Katarrhen der Nase, des Rachens und Kehlkopfes empfohlen worden. Arzneilich benutzt wird eine Lösung von 1 K. in 7 Spiritus und 2 Wasser als Kampferspiritus, eine Lösung von 1 K. in 9 Olivenöl als Kampferöl, in 4 Olivenöl als starkes Kampferöl, und eine Mischung von 1 K., 1 Spiritus, 3 Gummischleim und 45 Weißwein als Kampferwein; auch dient K. zur Darstellung einiger andrer pharmazeutischer Präparate. Welke Pflanzen werden wieder frisch, wenn man sie in Wasser stellt, das ein wenig Kampferspiritus enthält. In der Technik dient K. zur Darstellung von Sprengstoffen, Zelluloid, in der Feuerwerkerei, zur Nachtlichtefabrikation, zum Schutz von Pelzwerk, Wolle, Insektensammlungen ꝛc. vor Ungeziefer. Der Weltkonsum wird auf jährlich 3 Mill. kg geschätzt, wovon Formosa und Japan 2,7 Mill. kg liefern.

Borneokampfer (Baroskampfer, Borneol) $C_{10}H_{18}O$ findet sich in vielen ätherischen Ölen,

besonders auch als Bornylacetat und im Holz von Dryobalanops Camphora (s. Dryobalanops) und kann aus Laurazeenkampfer künstlich dargestellt werden (s. oben). Zur Gewinnung fällt man die Bäume, spaltet das Holz und liest den K. aus. Er bildet farblose Kristalle vom spez. Gew. 1,01, schmilzt bei 204°, siedet bei 212°, riecht dem gewöhnlichen K. ähnlich, aber zugleich ein wenig nach Patschuli. Er ist ein gesättigter Alkohol, gibt aber Additionsprodukte mit Brom und Halogenwasserstoff und bei Oxydation zunächst sein Keton, den Laurazeenkampfer, dann Kampfersäure ꝛc. Er wird nur als Räuchermittel bei gottesdienstlichen und andern feierlichen Handlungen und zum Einbalsamieren der Leichen in China und Japan benutzt, ist sehr kostbar und gelangt nicht in den europäischen Handel. Eine dritte Kampfersorte, der Ngaikampfer, wird in Kanton aus Blumea balsamifera (Komposite) gewonnen, hat die Zusammensetzung des Borneokampfers, unterscheidet sich aber von demselben in den optischen Eigenschaften. Er wird in China als Arzneimittel und zum Parfümieren der feinern Tusche benutzt. Unter künstlichem K. versteht man das Produkt der Einwirkung von trocknem Chlorwasserstoff auf Terpentinöl $C_{10}H_{17}Cl$, das farblose Kristalle bildet und kampferartig riecht und schmeckt. Diese Verbindung gibt bei Behandlung mit Eisessig und Kaliumacetat unter Druck und Verseifung des Produkts Borneol. Unter K. versteht man auch alkohol- oder ketonartige kristallisierbare Bestandteile der Ätherischen Öle (s. d.). K. wurde in China schon im Altertum gewonnen und benutzt. Im Koran wird K. als ein Kühlungsmittel der Getränke der Seligen im Paradies erwähnt. In Europa war der K. im Altertum nicht bekannt. Aëtios aus Amida in Mesopotamien erwähnt ihn im 6. Jahrh. unter dem Namen Caphura (vom sanskrit. Kapūra, weiß) als kostbares Arzneimittel; die arabischen Ärzte des Mittelalters, Simon Seth um 1070 und die Äbtissin Hildegard um 1150 erwähnen dagegen den K., und zur Zeit des Paracelsus wurde er allgemein gebraucht. Marco Polo lernte im 13. Jahrh. den K. auf Sumatra und Borneo kennen, und Kämpfer beschrieb wohl zuerst die Gewinnung des Kampfers in Japan. In China scheint zuerst der Borneokampfer bekannt geworden zu sein, der dann Veranlassung gab zur Darstellung des Laurazeenkampfers aus dem auch in China weitverbreiteten Kampferbaum; gegenwärtig aber wird in China kein Laurazeenkampfer hergestellt. Vgl. Aschan, Die Konstitution des Kampfers und seiner wichtigsten Derivate (Braunschw. 1903).

Kämpfer (Kampfhuhn), s. Huhn, S. 616.

Kämpfer, in der Baukunst der oberste Teil des Widerlagers eines gewölbten Bogens (s. Bogen, S. 137). Die K. werden glatt gelassen oder profiliert und sprechen dann eine bestimmte Sonderung zwischen Widerlager und Bogen aus. Werden solche profilierte K. fortlaufend angewendet, so bilden sie ein Kämpfergesims.

Kämpfer, Engelbert, Reisender, geb. 16. Sept. 1651 in Lemgo als Sohn eines Geistlichen, gest. daselbst 2. Nov. 1716, studierte in Königsberg Medizin, ging 1680 nach Upsala, 1683 als Arzt mit einer schwedischen Gesandtschaft nach Rußland und Persien, begab sich von hier 1685 mit einem holländischen Schiff nach Ostindien und kam 1689 nach Batavia, von wo er 1690 eine Gesandtschaft der Holländer nach Siam und Japan begleitete. In Japan, um dessen Erforschung er sich die größten Verdienste erwarb, verweilte er zwei Jahre, kehrte 1692 nach Batavia und 1694 in seine Heimat zurück, wo er Leibarzt des Grafen zur Lippe wurde. K. war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, doch wurden seine Schriften nur zum Teil und erst spät veröffentlicht. Das einzige von ihm selbst herausgegebene Werk sind die »Amoenitates exoticae« (Lemgo 1712). Aus seinem handschriftlichen Nachlaß, den das Britische Museum erwarb und der auch die Beschreibung seiner Reisen enthält, erschienen, in englischer Bearbeitung von Scheuchzer, die wichtige »History of Japan and Siam« (Lond. 1727, 2 Bde.), die von Dohm nach einer in Lemgo zurückgebliebenen Originalhandschrift auch deutsch u. d. T. »Geschichte und Beschreibung von Japan« (Lemgo 1777, 3 Bde.) herausgegeben wurde, und die durch Banks herausgegebenen »Icones selectae plantarum, quas in Japonia collegit« (Lond. 1791). Einen Auszug aus seinem »Diarium itineris ad aulam moscoviticam« ließ Adelung drucken. Seine Vaterstadt Lemgo hat ihm ein Denkmal gesetzt.

Kampferbaum, s. Camphora; ostindischer K. (Kampferölbaum), s. Dryobalanops.

Kampfereis, eine Pomade zur Geschmeidigerhaltung der Haut, eine schaumige Mischung aus fettem Mandelöl, Wachs, Walrat und Kampfer, die mit Rosenwasser und etwas Rosmarinwasser zusammengerieben wird.

Kampfergeist (Kampferspiritus), s. Kampfer.

Kampferliniment, s. Liniment.

Kampferlorbeer, soviel wie Kampferbaum.

Kampferöl, ätherisches Öl, das bei Gewinnung des Kampfers aus dem Holz des Kampferbaumes (Camphora officinalis) in Japan als Nebenprodukt gewonnen wird. Es findet sich am reichlichsten in den unterirdischen Wurzelstämmen, minder reichlich im Stamm und enthält je nach dem Alter der Bäume, der Jahreszeit und der Temperatur mehr oder weniger Kampfer gelöst. Man erhält bei der Destillation des zerkleinerten Holzes mit Wasserdampf Kampfer und ein breiiges Gemisch von Kampfer mit K., aus dem durch starkes Abkühlen, Filtrieren und Pressen ein fast kampferfreies K. gewonnen wird. Man unterscheidet weißes K. vom spez. Gew. bis 0,89, das aus den niedrigst siedenden Bestandteilen: Terpenen und etwas Cineol besteht, und schwarzes K. vom spez. Gew. 0,90 bis über 1,0, aus Safrol, Eugenol und Sesquiterpen bestehend. Beide Öle sind rechtsdrehend und riechen nach Kampfer, doch tritt dieser Geruch bei dem schwarzen Öl stark hinter den des Safrols zurück. Außer den genannten Körpern kommen im K. noch vor: Acetaldehyd, Terpineol, Pinen, Phellandren, Dipenten, Cadinen. K. dient in Japan als Brennöl, zur Herstellung von Lacken und Ruß, in Europa wird es auf Safrol verarbeitet, und dabei entfallen als Nebenprodukte leichtes und schweres K. Ersteres vom spez. Gew. 0,89—0,92 verdeckt sehr gut den penetranten Geruch ordinärer Fett- und Talgsorten und dient deshalb zum Parfümieren gewöhnlicher Hausseifen, ferner benutzt man es statt des Terpentinöls, z. B. in der Buchdruckerei zum Abwaschen von Druckerschwärze, auch in der Lack- und Firnisfabrikation. Das schwere K. vom spez. Gew. 0,96—0,97 wird ebenfalls billigen Seifen oder Schmiermitteln zugesetzt.

Kampferölbaum, s. Dryobalanops.

Kampfersäure, **Kampferspiritus**, **Kampferwein** } s. Kampfer.

Kampffisch (Betta pugnax *Günth.*, s. Tafel »Aquarium II«, Fig. 1), ein Fisch aus der Familie

der Labyrinthfische, 5—8 cm lang, mit kurzer, aber sehr hoher Rückenflosse aus 8—10 weichen Strahlen, sehr langer Afterflosse, fünfstrahligen Bauchflossen, deren erster Strahl zu einem Faden verlängert ist, und lebhaft gefärbter, abgerundeter Schwanzflosse. Die Färbung, besonders des Männchens, ist ungemein prächtig mit blutroten, dunkelblauen, grünen oder gelben Streifen. In der Erregung kann das Männchen die Kiemendeckel zurückbiegen und die Kiemenhaut zu einer Halskrause ausbreiten. Der K. lebt in Hinterindien, auf Sumatra, Java, Borneo und kam 1892 zuerst nach Europa. Der sehr streitlustige Fisch wird in Siam zur Abhaltung von Fischkämpfen gezüchtet. Bei uns wird der K. in Aquarien gehalten, in denen er sich auch fortpflanzt.

Kampfformen, die Arten der Durchführung eines Gefechts, s. Fechtart.

Kampfgericht, s. Zweikampf und Ordalien.

Kampfhahn, s. Kampfläufer.

Kampfhuhn, s. Huhn, S. 616.

Kampfläufer (Kampfhahn, Kampfschnepfe, Brause-, Burr-, Kollerhahn, Hausteufel, Heidehuhn, Machetes pugnax *Cuv.*, Totanus pugnax *L.*, s. Tafel »Watvögel I«, Fig. 1), Vogel aus der Ordnung der Watvögel und der Familie der Schnepfen (Scolopacidae), 29—32 cm lang, 64 cm breit, mit kopflangem, weichem Schnabel, hohen, schlanken, weit über die Ferse nackten, vierzehigen Füßen, hoch eingelenkter Hinterzehe, mittellangen, spitzen Flügeln, kurzem, flach gerundetem Schwanz und weichem, meist glatt anliegendem Gefieder. Die Oberflügel sind dunkel braungrau, der Schwanz ist schwarzgrau, schwarz gefleckt, der Bauch weiß. Das Männchen erhält im Frühjahr einen aus harten, festen, etwa 8 cm langen Federn bestehenden Kragen, der den größten Teil des Halses umgibt und auf dunklem, sehr verschieden gefärbtem, auch weißem Grunde gebändert oder gefleckt ist, und im Gesicht eigentümliche Warzen, die im Herbst mit dem Kragen wieder verschwinden (vgl. Tafel »Hochzeitskleider I«, Fig. 5a, b). Der K. bewohnt größere Sumpfflächen und die Küsten im Norden der Alten Welt und erscheint auf seinem Zug in ganz Europa, Asien und Afrika, gelegentlich im östlichen Nordamerika; bei uns weilt er besonders im Küstengebiet, seltener im Binnenland vom April bis August oder September. Männchen und Weibchen ziehen getrennt und halten sich auch in der Winterherberge gesondert. Der K. fliegt sehr schnell, ist höchst munter und rege, lebt gesellig und nährt sich von Land- und Wassertieren und von Sämereien. In der Paarungszeit kämpfen die Männchen fortwährend miteinander, erwählen sich besondere Kampfplätze und stellen sich auf diesen täglich mehreremal ein. Ihre einzige Waffe ist der weiche Schnabel, die Ursache des Kampfes ist unerklärt und jedenfalls nicht Eifersucht. Die Brutzeit fällt in den Mai und Juni. Das Nest steht in der Nähe des Wassers und enthält meist vier große bräunliche oder grünliche, dunkel gefleckte Eier, die das Weibchen in 17—19 Tagen ausbrütet. Der K. erträgt die Gefangenschaft sehr gut; sein Fleisch ist im Herbst wohlschmeckend; die Eier kommen häufig als Kiebitzeier in den Handel.

Kampfordnung, soviel wie Fechtart.

Kampfschnepfe, s. Kampfläufer.

Kampfspiele, öffentliche Wettkämpfe in allerlei Leibesübungen, bei Griechen und Römern in hohem Grade beliebt. Im Mittelalter treten sie vorwiegend als Turniere (s. d.), in der Neuzeit besonders als Schau- oder Wetturnen u. dgl. auf.

Kampf ums Dasein, s. Darwinismus, S. 532, und Textblatt zur Tafel »Darwinismus«.

Kampfzölle, s. Zölle und Zuschlagszölle.

Kamphausen, Adolf, protest. Theolog, geb. 10. Sept. 1829 in Solingen, studierte in Bonn, kam 1855 als Privatsekretär Bunsens nach Heidelberg, um an dessen Bibelwerk zu arbeiten. Zugleich an der Universität als Privatdozent tätig, siedelte er 1859 mit Bunsen nach Bonn über, wurde 1863 außerordentlicher und 1868 ordentlicher Professor der Theologie; seither förderte er namentlich die von der evangelischen Kirchenkonferenz unternommene Revision der Lutherschen Bibelübersetzung. Er schrieb: »Das Lied Moses'« (Leipz. 1862), »Das Gebet des Herrn« (Elberf. 1866), »Die Chronologie der hebräischen Könige« (Bonn 1883), »Das Buch Daniel und die neuere Geschichtsforschung« (Leipz. 1893), »Die berichtigte Lutherbibel« (Rektoratsrede, Berl. 1894), »Das Verhältnis des Menschenopfers zur israelitischen Religion« (Bonn 1896) und gab die dritte Auflage von Bleeks »Einleitung in das Alte Testament« (Berl. 1870) heraus.

Kamphen $C_{10}H_{16}$ findet sich als rechts drehendes K. (Australkamphen) im Ingwer- und Spiköl, als links drehendes (Terekamphen) im Zitronell-, Baldrian- und Kessoöl, außerdem im Rosmarin-, Kampferöl, im französischen und amerikanischen Terpentinöl und im Öl vom Pinus sibirica. Es entsteht aus Pinenmonochlorhydrat oder Bornylchlorid durch Abspaltung von Chlorwasserstoff und aus Isoborneol durch Wasserentziehung. Es bildet eine farblose kristallinische Masse, riecht schwach nach Kampfer, löst sich in Alkohol, ist gegen Luft und Licht beständiger als andre Terpene, schmilzt je nach der Abstammung bei 48—54°, siedet bei 158,5—160° und liefert Additionsprodukte mit den Halogenen und den Halogenwasserstoffen.

Kampher, s. Kampfer.

Kamphin, ein durch Destillation mit gebranntem Kalk oder Chlorkalk und Wasser gereinigtes und mit gebranntem Gips entwässertes Terpentinöl, riecht zitronenartig und diente früher als Leuchtmaterial, ebenso eine gleichfalls K. genannte Mischung von Terpentinöl mit Alkohol und Äther (Gasäther, Leuchtspiritus).

Kamphor, soviel wie Kampfer.

Kamphu, soviel wie Kongotee, s. Tee.

Kampieren (franz.), im Freien lagern; vgl. Campement.

Kampierleine (Stalleine), im Biwak zwischen den in die Erde geschlagenen, etwa 1—1,4 m hohen Pikettpfählen gezogene Leine, an der die Pferde mit Halfterketten befestigt werden.

Kampine, s. Tropenwald.

Kampong, malaiisches Wort für Dorf, Ortschaft, auch Stadtviertel.

Kampot, Hauptort einer Provinz und einziger Hafen von Kambodscha, an der Mündung des westlichen Armes des Flusses K. in den Golf von Siam, wegen seiner Barre nur für Küstenfahrer und Dschonken zugänglich, Hauptmarkt für Pfeffer und Gewürze und für die Proviantierung der Küstenfahrer, 4000 meist chines. Einwohner.

Kampschulte, Wilhelm, Geschichtschreiber, geb. 12. Nov. 1831 zu Wickede in Westfalen, gest. 3. Dez. 1872 in Bonn, studierte erst Theologie, seit 1854 Geschichte, habilitierte sich 1857 in Bonn und wurde 1860 ordentlicher Professor; 1870 erklärte er sich entschieden gegen das Unfehlbarkeitsdogma. Seine durch gründliche Forschung und Unparteilichkeit aus-

gezeichneten Schriften sind: »De Georgio Wicelio« (Bonn 1856); »Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnis zur Reformation« (Trier 1858—60, 2 Bde.); »De Joanne Croto Rubiano« (Bonn 1862) und sein Hauptwerk: »Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf« (Leipz. 1869, nur Bd. 1).

Kamptulikon (griech.), durch Walzen hergestellte Platten aus einem Gemisch von gepulvertem Kork mit Kautschuk, vollständig verdrängt durch Linoleum (s. d.).

Kamptz, Karl Albert Christoph Heinrich von, preuß. Staatsmann, geb. 16. Sept. 1769 zu Schwerin in Mecklenburg, gest. 3. Nov. 1849 in Berlin, trat 1790 als Assessor der Justizkanzlei in mecklenburg-strelitzsche Dienste und wurde 1804 königlich preußischer Reichskammergerichtsassessor in Wetzlar. Nach Auflösung des Deutschen Reiches kurze Zeit Vizepräsident des Justizkollegiums in Stuttgart, half er bis 1809 in Wetzlar die noch übriggebliebenen allgemeinen Geschäfte des Reichskammergerichts erledigen und ward 1811 Mitglied des preußischen Kammergerichts, 1812 vortragender Rat im Departement der höhern und Sicherheitspolizei, 1817 Direktor des Polizeiministeriums sowie Mitglied des Staatsrats, 1824 Direktor der Unterrichtsabteilung im Kultusministerium, 1825 Direktor im Justizministerium, 1832 Justizminister. Als solcher war er mit der Fortführung der Gesetzrevision und der obersten Leitung der Justizangelegenheiten in den Rheinprovinzen beauftragt, trat aber im Februar 1842 mit Beibehaltung seiner Stelle im Staatsrat in den Ruhestand. K., eifrig in Verfolgung der demagogischen Umtriebe, verfaßte einen »Kodex der Gendarmerie« (Berl. 1815), der unter anderm bei dem Wartburgfest 1817 den Flammen übergeben wurde. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind noch heute zu nennen: »Beiträge zum mecklenburgischen Staats- und Privatrecht« (Schwerin 1795—1805, 6 Bde.); »Zivilrecht der Herzogtümer Mecklenburg« (das. 1805—24, 2 Bde.); »Handbuch des mecklenburgischen Zivilprozesses« (Berl. 1810; 2. Aufl. von Nettelbladt, das. 1822); »Die Provinzial- und statutarischen Rechte in der preußischen Monarchie« (das. 1826—28, 3 Bde.); »Aktenmäßige Darstellung der preußischen Gesetzrevision« (das. 1842). Auch gab er die »Jahrbücher für die preußische Gesetzgebung« (Berl. 1814—44, 66 Bde.) und »Annalen der preußischen innern Staatsverwaltung« (das. 1817—39, 25 Bde.) heraus.

Kampulung, Stadt, s. Kimpolung.

Kamrup, Distrikt der britisch-ind. Provinz Assam, 9479 qkm mit (1901) 589,187 Einw. (407,363 Hindu, 53,701 Mohammedaner, 1479 Christen), durchflossen von dem schiffbaren Brahmaputra, an dessen sumpfigen Ufern Reis vorzüglich gedeiht, im N. zu den Bhutan-, im S. zu den Khasiabergen aufsteigend, an deren Abhängen Europäer Teegärten angelegt haben. Hauptstadt ist Gauhati mit (1901) 11,661 Einw.

Kamsin, s. Chamsin.

Kamsko-Wotkinski, s. Sarapul.

Kamthi (Kampti), Stadt im Distrikt Nagpur der britisch-ind. Zentralprovinzen, am Kanhanfluß und der Eisenbahn dicht bei Nagpur, mit 70 Hindutempeln, 5 Moscheen, protestantischer und kath. Kirche mit Kloster, starker Garnison, (1901) 38,888 Einw. (1851 Christen) und bedeutendem Handel mit Vieh, Baumwollenstoffen, Salz und Bauholz.

Kamtschadälen, die zu den Hyperboreern (s. d.) gehörigen Bewohner des südlichen Kamtschatka und der Insel Schumschu, der nördlichsten der Kurilen, die mehr und mehr durch Trunksucht und eingeführte Krankheiten verschwinden und nur noch etwa 1200 Köpfe zählen. Sie nennen sich selbst »Itelmen«; der Name K. rührt von dem Wort »Kontschal« her, womit die Korjaken (s. d.) sie bezeichnen. Sie sind unermüdliche Fußgänger, aber auch Meister im Führen der Hundeschlitten und Abrichten der Schlittenhunde. Die K. bewohnen im Winter mit Rasen und Erde bedeckte Erdlöcher, im Sommer leichte, auf hohen Gerüsten errichtete Hütten (Balagnanen). Zum Christentum bekennen sich wenige. S. Tafel »Asiatische Völker I«, Fig. 2.

Kamtschátka, Halbinsel an der nördlichen Ostküste von Asien (s. Karte »Sibirien«), seit 1856 zum russischen Küstengebiet gehörig, zwischen 50—62° nördl. Br. und 156—162° östl. L., erstreckt sich von NNO. gegen SSW. und läuft in dem Kap Lopatka aus. Sie scheidet das Meer von K. im O. von dem Ochotskischen Meer im W., hängt nur im N. mit dem Festland zusammen und ist 270,483 qkm groß. Die Küste verläuft auf der Westseite sehr einförmig, hat aber auf der Ostseite mehrere beträchtliche Einschnitte (Golf von Awatscha, Kronozkibai). Von den Inseln ist nur die 1582 qkm große, aber unbewohnte Insel Karagin am Eingang der Bai Karaginskaja zu nennen. Hohe bewaldete Gebirge ziehen sich von S. nach N. durch K. Die östliche Kette, in der sich die höchsten Erhebungen finden, enthält viele Vulkane (Sopken); man kennt bis jetzt 40, darunter 14 tätige; doch ist ihre Zahl vielleicht noch größer. Die gewaltigsten unter diesen Feuerbergen sind der Kljutschew (4917 m), der 1729, 1737, 1841, 1853/54 und 1896/97 Ausbrüche hatte, und der Schiweljutsch (2984 m). Die Westküste ist reich, die Ostküste arm an Küstenflüssen. Der größte Fluß der Insel ist der Fluß K., der beim Vorgebirge K. mündet. Unter vielen z. T. beträchtlichen Seen ist, der Südspitze nahe, der Kurilische zu bemerken. Auch gibt es kalte und heiße Quellen; Salzquellen fehlen gänzlich. Das Klima Kamtschatkas ist im allgemeinen weit kälter als unter gleicher Breite in Europa. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt an der Südküste + 3° und sinkt nach N. hin bis zu etwa — 6°. Der landschaftliche Charakter zeigt viele Übereinstimmungen mit der Pflanzenphysiognomie des mittlern und nördlichen Europa. Die Berge sind an ihren Abhängen von herrlichen Wäldern bedeckt, während die niedern Landschaften neben Waldpartien ausgedehnte Grasfluren tragen. Die westlichen Küstengegenden sind meist sumpfig-moorige Flächen. Unter den Waldbäumen ragt hervor die in ihrem Wuchs an unsre Eiche erinnernde kamtschatkische Birke Betula Ermanni, von andern Laubhölzern Pappeln (Populus suaveolens), Erlen und Weiden sowie die Eberesche Sorbus sambucifolia. Unter den Nadelhölzern sind Lärchen (Larix dahurica) und Picea-Arten zu nennen. Eine nordamerikanische Tsuga tritt z. T. waldbildend auf. Das Unterholz der Wälder zeigt einen großen Reichtum an beerentragenden Gewächsen (Vaccinium, Empetrum). Etwa bis 300 m Meereshöhe tritt eine Krummholzregion auf. Zur arktischen Zirkumpolarregion gehörend, zählt K. zu seiner Fauna außer rein arktischen Tieren auch noch manche paläarktische Formen. Es finden sich Rentier, Wolf, Bär, Zobel, Fuchs, Hermelin, von Vögeln namentlich Wasservögel (Schwäne, Gänse, Enten, Taucher, Möwen), aber auch Schneehühner. Die Flüsse selbst haben keine Fische, sondern diese kommen nur aus dem Meer in großer Menge stromaufwärts. Das einzige Haustier ist der Hund, der zum Schlitten-

ziehen und zur Jagd gebraucht wird. Die spärliche Bevölkerung, etwa 7270 Seelen (8325 im Petropawlowskischen Kreise), 0,03 auf 1 qkm, darunter 653 Kosaken, besteht im N. aus Korjaken, im S. aus Kamtschadalen (s. d.), ferner aus Lamuten (s. d.), aus Tataren, Jakuten und wenigen Russen in Petropawlowsk, Gishiginsk, Tigilsk, Bolscherjezk und Nishnij-Kamtschask, wo überall Kosaken stationiert sind, um den Jassak einzutreiben, und Kaufleute sich niedergelassen haben. Die herrschende Religion ist die griechisch-orthodoxe. Größere Ortschaften gibt es nicht; meist bestehen die Dörfer nur aus wenigen Gehöften, während die größten Orte nur ca. 200 Einw. haben. Die ehemalige Erdjurte ist überall durch das russische Bauernhaus verdrängt worden. Als Beförderungsmittel dienen zu Lande der Zugschlitten mit 15—20 Hunden, auf den Flüssen zusammengekoppelte Boote aus ausgehöhlten Baumstämmen. Ackerbau auf Hafer und Gerste ist nur lohnend, wenn im Winter Aschenregen fallen, die den Schnee schneller zum Schmelzen bringen. Ein wichtiges Nahrungsmittel sind die Wurzelknollen der Fritillaria Sarana; aus den Fasern einer Nessel webt man Tücher. Hauptort ist Petropawlowsk (s. d.). — Als Entdecker von K. gilt Wolodomir Atlassow, der 1697 bis an den Kamtschatkafluß vordrang und die Stadt Werchne-Kamtschatsk anlegte; 1704 gründete Robelew den Posten Bolscherjezk. Nachdem K. 1803 zu einem besondern Verwaltungsbezirk mit Petropawlowsk als Hauptort erhoben war, wurde es 1812 dem Marineministerium unterstellt, aber 1855 der Küstenprovinz zugeteilt, von der es jedoch Ende Oktober 1903 abgetrennt wurde, um zusammen mit den Kommandeurinseln einen Militärgouverneur in Nikolajewsk zu erhalten. Erforscht wurde das Land vornehmlich von Lesseps 1787, Dobell 1812, Kittlitz 1826, genauer aber von Erman 1829 und von Ditmar 1851—55. Vgl. Steller, Beschreibung von dem Lande K. (Frankf. 1774); Kotzebue (Chamisso), Entdeckungsreise in die Südsee (Weim. 1821, 3 Bde.); Erman, Reise um die Erde, Bd. 3 (Berl. 1848); Kennan, Zeltleben in Sibirien (deutsch in »Meyers Volksbüchern« u. a.); Guillemard, The cruise of the Marchesa to K. and New Guinea (2. Aufl., Lond. 1889, 2 Bde.); K. v. Ditmar, Reisen und Aufenthalt in K. 1851—1855 (1. Teil, Petersb. 1890; 2. Teil, 1. Abt. 1900).

Kamtschatkabiber, s. Otterfelle.

Kamtschatkas (Sibiriennes), Konfektionsstoff, bei dem lange Haare strähnenartig auf dem Grundstoff liegen.

Kamtschatkisches Meer, soviel wie Beringmeer.

Kamtschi, s. Kantschu.

Kamtschik (Kamčik, bulgar. Kamtschija, im Altertum Panysos), Fluß in Bulgarien, entsteht aus den Balkanflüssen Wilde K. (Luda-Kamtschija) und Zahme K. (oder Titscha) und mündet südlich von Warna ins Schwarze Meer.

Kämtz, Ludwig Friedrich, Physiker und Meteorolog, geb. 11. Jan. 1801 in Treptow an der Rega, gest. 20. Dez. 1867 in Petersburg, studierte seit 1819 in Halle zuerst die Rechte, dann Philologie, Mathematik und Physik, habilitierte sich daselbst als Privatdozent und wurde 1827 außerordentlicher, 1834 ordentlicher Professor. 1841 ging er als Professor der Physik nach Dorpat und 1865 als Direktor des physikalischen Zentralobservatoriums nach Petersburg. Zur Anstellung meteorologischer Beobachtungen machte K. Reisen nach Finnland (1847 u. 1849), nach Norwegen (1849), nach der Insel Ösel (1865), nach Livland (1857) und nach der Schweiz (1855). Er schrieb: »Lehrbuch der Meteorologie« (Halle 1831—36, 3 Tle.), auch gab er das »Repertorium für Meteorologie« heraus (Dorpat 1859—64, 3 Bde.).

Kamuski (»Steinchen«), bei den Spreewaldwenden als Glücksbringer betrachtete kleine weiße Kieselsteine, die man im Geldbeutel oder in der Tasche trägt oder zu Hause aufbewahrt. Auch in vorslawischen Urnen sind solche gefunden worden. Vgl. Schulenburg, Die Steine im Volksglauben des Spreewaldes (in der »Zeitschrift für Ethnologie«, 1880).

Kamyschbucht, kleiner Meerbusen an der Südwestspitze der Halbinsel Krim, 3,2 km lang, bei der Einfahrt 850 m breit und bis 21 m tief, diente bei der Belagerung von Sebastopol 1854 und 1855 als Hafenplatz für die französische Flotte.

Kamyschin, Kreisstadt im russ. Gouv. Saratow, an der Mündung der Kamyschenka in die Wolga und an dem Zweig Tambow-K. der Rjasan-Uralskbahn, mit einer Stadtbank, regem Handel, besonders in Salz und Korn, und (1897) 16,834 Einw. Der Kreis ist berühmt durch seinen fruchtbaren Boden und seine wohlschmeckenden Arbusen, die einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel bilden. Unter den Bewohnern finden sich über 80,000 Deutsche, die, zu Ende des 18. Jahrh. angesiedelt, gegenwärtig 50 Kolonien mit 30 protestantischen und 10 kath. Kirchen bilden.

Kamyschlow, Kreisstadt im russ. Gouv. Perm, bei der Mündung der Kamyschlowka in die Pyschma, einen Nebenfluß der Tura, an der Eisenbahn Jekaterinburg-Tjumen, mit (1897) 8064 Einw. Der Kreis liegt in Asien, d. h. östlich vom Uralgebirge, hat guten Ackerboden und ist reich an Mineralschätzen. Es gibt daher viel Mühlen und Bergwerke. Das bedeutendste Bergwerk ist das Kamenskische mit 2 Steinkohlen- und 5 Eisengruben und einer schon 1703 errichteten Kanonengießerei.

Kan (chines.) heißen die japanischen Kriegsschiffe, und zwar wird das Wort dem Namen des Schiffes angehängt, also Tenryn-K., Yamato-K. ꝛc.

Kan (»Kanne«), niederl. Flüssigkeitsmaß zu 10 Maatjes = 1 Lit.; in Niederländisch-Indien = 1,515 L. Das Amsterdamer Steekkan hatte für Wein 8 Stoopen zu 2 Mengelen = 19,403 L. und für Branntwein 2,5 Vierden oder Firtels zu 6 Mengelen = 18,75 L.

Kân, anamit. Gewichtseinheit zu 1/10 Jehn, = 16 Lüong von 10 Dong = 624,8 g.

Kan., Abkürzung für Kansas.

Kana, Flecken in Galiläa, bekannt durch die »Hochzeit von K.« (Joh. 2); wahrscheinlich das heutige Kâna el Dschelil in der Ebene Battauf.

Kanaan (»Tiefland«), alter Name des Küstenstriches von Palästina (s. Karte »Palästina«), ehe die Israeliten Besitz davon ergriffen, mit Einschluß von Phönikien und Philistäa, erst später auch über das höher gelegene Land bis zum Jordan erweitert. Als Kanaaniter erscheinen in der Völkertafel (1. Mos. 10) folgende Stämme: Sidonier (Bewohner von Sidon), Hettiter, Jebusiter, Amoriter, Girgasiter, Heviter, Arkiter, Siniter, Arvaditer, Zemariter und Hamathiter (am Orontes in Syrien). Mitunter erscheinen aber im Alten Testament nur 5—7 dieser Stämme als Kanaaniter, oft auch nur ein einziger. Diese Kanaaniter sind sprachlich (ob ethnisch?) den Juden verwandt, wenn diese spätern Ankömmlinge auch die Verwandtschaft nicht anerkannten. Sie standen unter kleinen Königen und hatten eine gewisse

Stufe des Wohlstandes und der Kultur erreicht, als sie von den Israeliten unter Josua bekriegt wurden. Sie leisteten diesen hartnäckigen Widerstand und mußten in nicht geringer Menge auch noch später im Lande geduldet werden, wo sie den Israeliten viel zu schaffen machten.

Kanachos, griech. Bildhauer aus Sikyon, Bruder des Aristokles, um 490 v. Chr., bildete unter anderm ein Holzbild des Apollon in Theben und ein Erzbild des Apollon für die Branchiden in Milet, wovon uns milesische Münzen Nachbildungen geben. Für Sikyon schuf K. eine sitzende Aphrodite aus Gold und Elfenbein, außerdem hat er Ehrenstatuen für Sieger in Wettkämpfen (Knaben auf Rennpferden) ausgeführt.

Kanada (Dominion of Canada; hierzu Karte »Britisch-Nordamerika«), brit. Kolonie in Nordamerika, zwischen 41° 42′—83° nördl. Br. und 57—141° westl. L., umfaßt den ganzen nördlich von den Vereinigten Staaten liegenden Teil dieses Erdteils, mit Ausnahme von Alaska, Grönland und der britischen Kolonie Neufundland, und hat 9,4 Mill. qkm Fläche (einschließlich der Arktischen Inseln und 365,000 qkm Wasserfläche).

[Bodengestaltung.] Die Küsten haben 18,000 km Länge (kleinere Krümmungen ungerechnet), aber nur der außerhalb des Lorenzgolfs gelegene Teil der atlantischen Küste und die pazifische Küste sind das ganze Jahr eisfrei, während der Lorenzgolf fünf Monate lang und die Hudsonbai (s. d.) acht Monate durch Küsten- und Treibeis gesperrt sind. An vorzüglichen Häfen ist kein Mangel, und nach der künstlichen Vertiefung des St. Petersees (oberhalb Quebec) können selbst große Seeschiffe den St. Lorenzstrom bis Montreal hinauffahren.

Man hat in dem Lande neun natürliche Abschnitte zu unterscheiden. Das südöstliche Küstenland, das durch das Eingreifen des Lorenzgolfs und der Fundybai abgegliedert ist, und dem außer Akadien (s. d.) eigentlich auch Neufundland (s. d.) zugehört, wird von Gliedern des appalachischen Gebirgssystems durchzogen: den Shickshock- oder Notre Dame Mountains der Gaspe-Halbinsel (im Tabletop 1300 m), den Cobequid Mountains von Neuschottland und den Baddeck Mountains der Kap Bretoninsel. Es ist ein von altkristallinischen Massen sowie von Trappdämmen durchsetztes paläozoisches Gebiet, in dem die produktive Steinkohlenformation stark entwickelt ist und gute Eisenerze und Goldseifen vorhanden sind, mit reicher Fjordgliederung an der Küste, einem dichten Waldkleid aus Tannen, Ahorn u. dgl. im Innern und anbaufähigem Boden in beschränkten Talstrecken. Das Becken des Lorenzstroms und der Lorenzseen, dem namentlich die vom Ontario-, Erie- und Huronensee umschlossene Ontariohalbinsel zuzurechnen ist, ist im allgemeinen sanft hügelig und besteht im S. aus flachgelagerten devonischen und silurischen Schichten, während im N. das Kambrium und die Gneisformation vorherrschen, an verschiedenen Stellen auch mit eingeschlossenen Gabbro- und Trappstöcken. Die beträchtlichsten Höhen liegen hier am Saguenay, wo die Grande Pointe 808 m erreicht, während der Mount Royal, über Montreal, 215 m, die Höhen am Nipissingsee 400 m, die Stadt Ottawa 52 m ü. M. liegen. Die Ströme enthalten zahlreiche Wasserfälle und Schnellen und gewähren ausgiebige Wasserkräfte, sind aber nur in ihren seenartigen Weitungen gut schiffbar. Der Gletscherschuttboden (till) ist im S., wo zugleich das mildeste Klima herrscht, sehr fruchtbar und wohl angebaut, im N. dagegen steinig und von weiten Nadelwaldungen bedeckt. Die Devonschichten in der Nähe des Huronensees enthalten Petroleum- u. Salzquellen, die huronische Formation am Ottawafluß Apatit, Graphit und Glimmer. Die große Halbinsel Labrador (s. d.) enthält in ihrem äußersten Nordosten hohes Gebirge (die Torngat Mountains 2700 m), während sie sonst eine gleichförmige, im Innern bis 750 m aufsteigende, von zahllosen Seen bedeckte Platte aus Gneis, Granit und kambrischem Quarzit darstellt, in den Talungen mit Nadelwaldwuchs von geringer Stattlichkeit. Eisenerze sind in beträchtlicher Ausdehnung vorhanden. Die sturmgepeitschte nordöstliche Fjordküste mit ihrem Fischreichtum gehört zu Neufundland. Hudsonien zieht sich an dem südlichen und westlichen Gestade der Hudsonbai hin und ist teils eine sanft bis 180 m aufsteigende, von einer alten Strandlinie begrenzte sandige Küstenebene, teils eine bis 500 m hohe, gletscherschuttüberlagerte laurentisch-huronische Gneisplatte und Labrador in der gesamten Natur eng verwandt. Den größten Teil des Nordens nehmen die trostlosen »Barren Grounds« (s. d.) ein, den Süden dichte Wälder von Schwarz- und Weißfichten, Tannen, Lärchen, Birken, Pappeln u. dgl. Für den Getreidebau kann nur die Umgebung der Jamesbai in Betracht kommen. Dagegen lag hier von jeher das Hauptgebiet der Jagd auf die verschiedenen Pelztiere (Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Marder, Zobel, Skunks, Ottern, Biber ꝛc.). Das Mackenziebecken, das sich im NW. an Hudsonien anschließt, ist großenteils noch eine unbekannte Waldwildnis, in der paläozoische und cretazeische Schichten vorherrschen und in der Pelztierjagd zurzeit beinahe die einzige Hilfsquelle bildet, der Mackenzie mit seinen großen Seen aber die einzige, im Sommer von Dampfern befahrene Straße. Am Großen Sklavenfluß finden sich Salzquellen, am Athabaskafluß Bergteer, am Großen Sklavensee Kupfererzlagerstätten. Die Saskatschewanprärie besteht aus drei stufenförmig übereinander liegenden Ebenen: der 200—300 m hohen untern oder ersten Steppe am Winnipeg-, Manitoba- und Winnipegosissee, in der die Ablagerungen des quartären Agassizsees einen reichen Ackerboden bilden, auch genügende Niederschläge für den Getreideboden vorhanden sind; der 300—750 m hohen zweiten Steppe, deren cretazeischen Schichten von Geschiebemergel überlagert und ebenfalls noch in beträchtlichem Umfang anbaufähig sind; der 600—1500 m hohen dritten Steppe, die östlich von der Fortsetzung des Missouri-Coteaus (dem Coteau, den Eagle Hills, den Blackfoot Hills) begrenzt wird und zum Ackerbau ohne künstliche Bewässerung zu trocken, zur Viehzucht aber wohl geeignet ist. Britisch-Columbia (s. d.) umfaßt die Felsengebirgsketten zwischen 49 und 60° nördl. Br., sowie das ihnen parallel laufende Küstengebirge nebst dem eingeschlossenen innern Plateau und den großen Küsteninseln (Vancouver, Königin Charlotte-Inseln) und ist im wesentlichen unwirtliches Land, dessen Haupthilfsquellen in seinen Erzlagerstätten (am Kootenay, in den Cariboo Mountains ꝛc.) und Kohlenlagern bestehen. Die letztern sind cretazeischen Alters, während sonst paläozoische, kristallinische und jungvulkanische Felsarten vorherrschen. Das Yukonland bildet die nördliche Fortsetzung von Britisch-Columbia, umschließt aber von der pazifischen Kordillere nur einen kleinen Teil. In den aus Glimmer- und Chloritschiefer sowie aus Diorit bestehenden Ogilvie- und Stewart Mountains enthält es die berühmten reichen Goldseifen und Golderzgänge des Klondikegebiets.

160
150
140
130
120
60
50
110
100
Westl. Länge v.
Harrison B.
Beaufort See
EISMEER
NÖRDL.
Prince Patrick L.
Melville I.
Banks Land
Pr. Albert Land
Victoria Land
Wollaston Land
Melville Sound
Mc Clintock Chan.
Wales L.
Parry Is.
Ellesmere L.
Grant Land
Grinnell Land
Baffins Bay
Davis Str.
Cumberland Sd.
Frobisher B.
Hudsons Str.
Resolution I.
Southampton I.
Coats Land
Melville Pen.
Boothia Felix
Adelaide Pen.
King William L.
Victoria Str.
Franklin
Back R.
Great Bear L.
Great Slave L.
Athabasca L.
Athabasca R.
Peace R.
Mackenzie R.
Mackenzie Bay
Richardson Mts.
Rocky Mts.
Selkirk Mts.
Cascade Mts.
Coast Mts.
Mt. Logan
Mt. St. Elias
Mt. Fairweather
Alexander Arch.
Queen Charlotte Is.
Vancouver I.
Juan de Fuca Str.
Puget Sd.
Seattle
Portland
Columbia R.
Snake R.
Spokane
Missoula
Helena
Butte City
Yellowstone Nat. Park
Big Horn Mts.
Black Hills
Minneapolis
Saskatchewan
Winnipeg
Lake Winnipeg
Lake Manitoba
Lake of the Woods
Duluth
Red R.
Fargo
Bismarck
Pierre
Sioux City
Omaha
Lincoln
Denver
Cheyenne
Laramie
Rawlins
Lander
Evanston
Salt Lake City
Ogden
Carson City
Virginia City
Reno
Oakland
San Francisco
Monterey
Los Angeles
Santa Barbara
Mt. Shasta
Mt. Whitney
Death Valley
Colorado R.
Yellowstone R.
Missouri R.
Platte R.
Arkansas R.
Rio Grande
Pecos R.
Chihuahua
Mexico
Gulf of California
Gulf of Mexico
Mississippi R.
Minnesota R.
Lake Superior
Lake Michigan
Lake Huron
Lake Erie
Lake Ontario
Chicago
Detroit
Toronto
Buffalo
Niagara Falls
Rochester
Albany
Boston
New York
Philadelphia
Washington
Baltimore
Pittsburgh
Cleveland
Columbus
Indianapolis
St. Louis
Kansas City
Topeka
Wichita
Oklahoma City
Fort Worth
Dallas
Houston
San Antonio
El Paso
Albuquerque
Santa Fe
Phoenix
Tucson
Salt River
Gila R.
Hudson Bay
James Bay
Labrador
Newfoundland
Anticosti I.
Gaspé
Quebec
Montreal
Ottawa
Kingston
Halifax
St. John
Prince Edward I.
Cape Breton I.
Nova Scotia
New Brunswick
Maine
Vermont
New Hampshire
Massachusetts
Rhode I.
Connecticut
New Jersey
Delaware
Maryland
Virginia
West Virginia
Kentucky
Tennessee
North Carolina
South Carolina
Georgia
Florida
Alabama
Mississippi
Louisiana
Arkansas
Missouri
Iowa
Illinois
Indiana
Ohio
Michigan
Wisconsin
Minnesota
North Dakota
South Dakota
Nebraska
Kansas
Oklahoma
Texas
New Mexico
Arizona
Utah
Nevada
Idaho
Montana
Wyoming
Colorado
Alberta
Saskatchewan
Manitoba
Ontario
Quebec
Yukon Territory
Mackenzie
Northwest Territories
British Columbia

rt in Leipzig.

Die arktischen Halbinseln und Inseln (Boothia Felix, Melville-Halbinsel, Baffinland ꝛc.), die neuerdings als Franklinlandschaft zusammengefaßt werden, sind kulturgeographisch belanglos und nur von Eskimo bewohnt.

Die Bewässerung ist außerordentlich reich. Von den fünf großen Kanadischen Seen (s. d.) gehört nur der Michigansee nicht, von den andern aber die Hälfte hierher, außerdem bedecken als Nachwirkung der Eiszeit viele Tausende größere und kleinere Seen das Land (Winnipeg-, Manitoba-, Deer-, Athabasca-, Großer Sklaven- und Großer Bärensee). Die einzelnen Seen werden durch schnellen- und wasserfallreiche Flüsse, die nur durch schmale, niedrige Wasserscheiden voneinander getrennt sind, verbunden, und der Kanuverkehr hat sowohl die Wasserscheiden als auch die Katarakte durch Tragplätze (portages) zu überwinden, während Dampferverkehr ohne größere Regulierungsanlagen nur streckenweise möglich ist. Die den Verkehr hindernde winterliche Eisdecke dauert im Süden (auf den großen Seen nur am Rand) etwa fünf Monate, während sie im N. öfters auch im Hochsommer nicht völlig weicht. Zum Entwässerungsgebiet des Atlantischen Ozeans gehören 1,3 Mill. qkm, zu demjenigen der Hudsonbai und des Arktischen Ozeans 6,8 Mill. qkm, dem Stillen Ozean sind tributär 1 Mill. qkm. Der wichtigste Fluß ist der St. Lorenzstrom, der Ausfluß der großen Kanadischen Seen. An Größe des Stromgebietes wird er indes sowohl von dem Saskatschewan, der als Nelson in die Hudsonbai mündet (1,150,000 qkm), als von dem dem Eismeer zuströmenden, 4600 km langen Mackenzie (1,750,000 qkm) übertroffen.

[Klima, Pflanzen- und Tierwelt.] Das Klima zeichnet sich aus durch strengen Winter, kühlen Frühling, kurzen, aber heißen Sommer und angenehmen Herbst, wo die Wälder in vielfachen Farben prangen, der Himmel blau und wolkenlos ist und nur strenge Nachtfröste an den nahen Winter erinnern. Das Nördliche Eismeer sowie die kalte Hudsonbai, die westsüdwärts in den Kontinent vorgeschoben ist, bewirken eine Verspätung des Frühlings und öftere Kälterückfälle im Sommer und Herbst. Die Temperaturwechsel sind schroff und häufig, weil der Ausgleich der von großen Gegensätzen der Bodenbildung und Gliederung beherrschten atmosphärischen Störungen allerwärts sehr unbehindert erfolgen kann. Nach Stupart haben:

Ort	Nördl. Breite	Mittlere Jahrestemperatur	Mittlere Januartemperatur	Mittlere Julitemperatur
Toronto	43° 39′	6,8°	— 5,3°	19,8°
Ottawa	45° 26′	4,8°	—11,9°	20,7°
Montreal	45° 30′	5,3°	—10,9°	20,5°
Quebec	—	3,4°	—12,7°	18,9°
Halifax	—	5,9°	— 5,7°	17,4°
St. Johns, Neufdl.	—	4,8°	— 4,7°	15,2°
Winnipeg	—	0,6°	—20,5°	18,9°
Calgary	—	2,9°	—13,1°	15,9°
Edmonton	—	2,0°	—16,6°	18,9°
Banff	—	1,5°	—11,1°	13,7°
Victoria	—	9,1°	— 3,6°	15,5°
Dawson	—	—7,9°	—30,6°*	13,7°

* Dezembermittel.

Als niedrigste Kältegrade wurden in Montreal —33°, in Winnipeg —47,5°, in Prince Albert —57° und bei Dawson (in Fort Reliance) —62,2° verzeichnet.

Im westlichen Teil der großen Ebene wird das Klima durch vom Felsengebirge herabsteigende Föhnwinde (Chinook) gemäßigt, so daß bei der geringen Schneedecke das Vieh im Freien überwintern kann. Die Gegend am Stillen Ozean endlich hat ein ausgesprochenes Seeklima mit mildem Winter und mäßig warmem Sommer. Der Niederschlag nimmt von der Ostküste ins Innere ab; während er in Neuschottland noch jährlich 112 cm beträgt, vermindert er sich in den Provinzen Quebec auf 100 cm, in Ontario auf 86 cm und in Manitoba auf 58 cm, steigt jedoch an der Westküste auf 159 cm. Die Niederschläge am Atlantischen Ozean haben ein Maximum im Herbst; in Ontario verteilen sie sich gleichmäßig über das Jahr, im W. aber tritt das Maximum im Sommer, an der pazifischen Küste im Winter ein.

Pflanzenwelt. Der größte Teil Kanadas ist mit dichtem Wald bedeckt. Unter den Nadelhölzern, die ihn zusammensetzen, sind zu nennen die Weiß- und Schwarzfichte (Picea alba und P. nigra), die den Kanadabalsam liefernde Abies balsamea und die Lärche (Larix americana) sowie im W. die riesigen Baumgestalten der Douglastanne (Pseudotsuga Douglasii), der Oregonzeder (Thuja gigantea), der Hemlocktanne (Tsuga canadensis), der Silbertanne (Abies grandis), der Sitkatanne (Picea sitchensis). Die Kiefer Pinus Banksiana bildet große Bestände bis zur Mündung des Mackenzie. Gemischt mit diesen Nadelhölzern treten Laubbäume auf: vor allem Ulmus americana, Betula papyracea, Platanus occidentalis, Ahorne, Pappeln, Erlen und eine der deutschen Eiche ähnliche Quercus Garryana. Im südlichen K. tritt Juglans nigra als Waldbaum auf, und selbst der Tulpenbaum (Liriodendron) und die Laurazee Sassafras kommen hier vor. Wiesen-, Moorpflanzen und Heidegesträucher begleiten die Waldformation, ähnlich wie im mittlern und nördlichen Europa, doch größtenteils in andern Repräsentativarten. Im W. ist ein kleiner Teil Prärieland, den nördlichsten Ausläufer der das Missourigebiet bedeckenden Steppen bildend. Die kanadische Tundraregion ist durch eine wohlentwickelte Flechtenflora charakterisiert, gebildet von Cetraria islandica und C. cucullata, stellenweise gemischt mit Erikazeenhalbsträuchern (Rhododendron, Arctostaphylus). Von Getreidearten wird im südlichen K. noch Mais gebaut.

Tierwelt. K. gehört zoogeographisch sowohl der arktischen Zirkumpolar- als auch der nearktischen Region an; soweit es in den Bereich der letztern fällt, bildet es die kanadische Subregion. Insbesondere sind die pelztragenden Tiere von Bedeutung. Der Biber nimmt unter ihnen die vornehmste Stellung ein, hat aber durch übermäßige Verfolgung bedeutend an Zahl abgenommen. Ferner gibt es Füchse, Wölfe, Wiesel, Luchse, Marder, Bären, Ottern, Bisamratten, Vielfraße und Wildkatzen. Namentlich ihres Fleisches halber werden gejagt das Renntier (caribou), von Neuschottland bis ans Eismeer, das Moosetier oder der Elch, von der Fundybai bis in den äußersten Norden, der Wapiti (Cervus strongyloceros), der Moschusochs (Ovibos) am Eismeer, eine Antilope (A. furcifera), das Bergschaf (bighorn sheep) und die wolltragende Ziege im Felsengebirge. Endlich verdienen noch Präriehund, Baumstachelschwein, Waschbär, Dachs und Hase (Kaninchen) Erwähnung. Die Vogelwelt ist namentlich durch Wald- und Schneehühner und im Frühjahr und Herbst durch nach N. oder S. wandernde Zugvögel vertreten. Unter den Fluß- und Seefischen ist der Weißfisch (Coregonus albus) der häufigste. Außerdem kommen Forellen, Hechte und Karpfen und namentlich Lachse vor. Die Reptilien sind zwar durch die Klapperschlange und Eidechsen

vertreten, stehen aber gleich den Amphibien zurück. Von den Insekten sind Bremsen und Moskitos im Sommer ungemein lästig. Heuschrecken, die sich in der jenseit der Grenze gelegenen amerikanischen Wüste entwickeln, suchen gelegentlich den Westen heim.

[Bevölkerung.] Eingeteilt wird die Dominion in folgende sieben Provinzen, fünf Territorien (*) und vier Distrikte:

Provinzen ꝛc.	D.Kilom.	Einw. 1901	Einw. auf 1 qkm
Neuschottland	53220	459574	8,6
Neubraunschweig	72780	331120	4,4
Prince Edward	5180	103259	19,9
Quebec	892125	1648898	1,8
Ontario	568890	2182947	3,8
Manitoba	165925	255211	1,5
Britisch-Columbia	990000	178657	0,2
Territorien u. Distrikte:			
*Assiniboia	230200	67385	0,3
*Saskatchewan	279720	25679	0,1
*Alberta	257100	65876	0,3
*Athabasca	620000	6615	0,01
*Yukon	510000	27219	0,05
Mackenzie (Distrikte)	1250000	5215	0,004
Keewatin (Distrikte)	1300000	8546	0,007
Ungava (Distrikte)	710000	5113	0,007
Franklin (Distrikte)	1500000	2000	0,001
Zusammen:	9405140	5373314	0,6

Die Bevölkerung betrug 1871: 3,635,024, 1881: 4,324,810 und 1901: 5,373,314 Seelen, wuchs also im letzten Jahrzehnt nur langsam (um 11,13 Proz.). Die Einwanderung betrug 1901: 49,149, 1903 aber 128,364 Köpfe und war im letztern Jahre besonders stark aus Dakota und Minnesota. Der Nationalität nach waren 1901: 1,649,352 französischen, 1,263,575 englischen, 989,858 irischen, 798,986 schottischen und 309,741 deutschen, 33,839 holländischen, 31,104 skandinavischen und 23,586 russischen Ursprungs. Indianer zählte man 1901 nur noch 93,310, Neger 17,427, Chinesen 17,299, Japaner 4738. Von den Franzosen wohnten 1,322,154 in der Provinz Quebec, 158,698 in Ontario, 79,988 in Neubraunschweig und 45,067 in Neuschottland, von den Deutschen 203,964 in Ontario, 38,854 in Neuschottland und 27,346 in Manitoba. Die Franzosen (Habitants), vorwiegend Nachkommen von Einwanderern aus der Normandie, haben trotz der langen Zeit und vielfacher Berührungen mit fremden Elementen ihre Eigentümlichkeit bewahrt und werden noch heute als anspruchslos, frugal, ehrlich, höflich, gefällig und sehr gastfrei geschildert. Dabei aber sind sie wenig unternehmend, halten fest am Althergebrachten und verstehen es, fremde Elemente von sich fern zu halten. Im W., wo sie als Voyageurs und Coureurs des bois weite Gebiete erschlossen haben, haben sie sich vielfach mit Indianern vermischt, als sogen. Métis oder Bois-Brulés (s. d.). Das fortschrittliche Element wird durch die Engländer, die Schotten, die besonders aus Ulster eingewanderten Iren und die Deutschen repräsentiert. Der aus der Mischung der aus den britischen Inseln stammenden Elemente hervorgegangene Kanadier ist kräftig gebaut und hoch gewachsen, besonnen, ausdauernd, zuverlässig, auch fehlt es ihm keineswegs an Unternehmungsgeist. 4,671,815 Bewohner des Landes waren 1901 in K., 699,500 im Auslande geboren, 5,236,109 waren geborne oder naturalisierte Bürger, 43,398 vereinsstaatliche, 20,014 russische, 19,207 österreichisch-ungarische, 6486 deutsche und 3028 französische Staatsbürger. Nationalspiel ist ein von den Indianern gelerntes Ballspiel, la Crosse genannt; Schlittschuh- und Schneeschuhlaufen sowie Bergabfahrten in indianischen Schlitten (toboggans) sind beliebte Winterbelustigungen.

Die eingeborne Bevölkerung betrug 1881 noch 108,547. Die arktischen Gestade bewohnen etwa 4000 Innuit oder Eskimo. Von den Indianern sitzen die Tinneh oder Athabasken namentlich im Becken des Athabasca und im Felsengebirge. Die Algonkin hausen von Labrador bis zum Obern See und im südlichen Teil des Nordwestgebiets, wo die Saulteaux, Kri, Blackfeet, Piegan und Blutindianer dazu gehören. Die Irokesen mit dem Reste der Huronen wohnen vom Atlantischen Ozean bis zum Obern See und haben die größten Fortschritte in der Kultur gemacht. Seit 1818 haben die Indianer weite Länderstrecken gegen eine Jahresrente und andre Vorteile an die Regierung abgetreten. Die Regierung zahlt für den Kopf jährlich 5 Doll., aber Häuptlinge erhalten 25 Doll., Älteste 15 Doll. Außerdem hat jede Familie von fünf Personen ein Anrecht auf 259 Hektar Land. 1893 zählte die ackerbauende indianische Bevölkerung bereits 99,717 Köpfe und das Areal des angebauten Landes 1903: 51,600 Hektar, die Zahl der Pferde, Rinder, Schafe und Schweine 86,536, die Getreideernte 953,089 Bushels, der Fischerei- und Jagdertrag 1,567,076 Doll. Ebenso groß ist der Fortschritt im Bildungswesen; 1881 besuchten 4126, aber 1903: 9830 Indianerkinder die 292 Schulen, davon freilich nur 6021 regelmäßig. In Ontario, Manitoba, Britisch-Columbia und den Nordwestterritorien bestehen 50 Ackerbau- und Handwerkerschulen. Die von der Regierung 1893 gemachten Ausgaben für die Indianer betrugen 933,729 Doll. Seit 1885 haben Indianer auch das Stimmrecht unter den gleichen Bedingungen wie der Rest der Bevölkerung.

Dem religiösen Bekenntnis nach zählte man 1901: 2,228,997 Katholiken, 916,832 Methodisten, 842,301 Presbyterianer, 680,349 Anglikaner, 316,714 Baptisten, 92,394 Lutheraner, 16,432 Juden. Die Anglikaner haben 20 Bischöfe, die Katholiken einen Kardinal, 6 Erzbischöfe und 23 Bischöfe. Staat und Kirche sind getrennt, nur in der Provinz Quebec genießt die katholische Kirche die ihr vor der Besitzergreifung durch England garantierten Privilegien. Von den Indianern waren 1891 in den 7 Provinzen 28,069 Katholiken und 23,231 Protestanten, die letzten meist 5 englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften, 1260 der Brüdergemeinde in Labrador angehörig.

Die Volksbildung ist eine Provinzialangelegenheit oder dem Gemeinsinn der Bürger überlassen, doch wird der Elementarunterricht überall unentgeltlich erteilt. Von den in die Listen der öffentlichen Schulen eingetragenen 950,975 Kindern besuchten durchschnittlich nur 578,201 (60,8 Proz.) die Schule. Im ganzen bestanden 1903: 18,799 öffentliche und 1092 andre Schulen mit 29,542 Lehrern, für die 11,240,711 Doll. verausgabt wurden. Unter den 16 Universitäten sind die bedeutendsten und am reichsten dotierten die von Toronto (seit 1827, mit 2125 Studierenden) und die Mac Gill-Universität in Montreal (1100 Studierende). Außerdem bestehen 59 Colleges (8 für Frauen) und 5 Ackerbauschulen. Von gelehrten Gesellschaften sind zu nennen: die Royal Society, eine Akademie der Wissenschaften (1882 gegründet), die Literarhistorische Gesellschaft in Quebec und der Verein für Naturgeschichte in Montreal. Ihnen schließt sich an die 1882 gegründete Akademie der schönen Künste. Zeitungen und Zeitschriften er-

schienen 1901: 1249, davon 117 täglich, 66 in französischer und 12 in deutscher Sprache.

[Erwerbszweige.] Hauptbeschäftigung ist der Landbau, dem 47,6 Proz. der Bevölkerung sich widmen. 1901 waren 25,4 Mill. Hektar in Besitz genommen, 13,3 Mill. Hektar kultiviert (»improved«), 7,9 Mill. Hektar mit Feldfrüchten bebaut, 4,5 Mill. Hektar Weide, 142,000 Hektar Obstgärten, 2240 Hektar Weinberge. Abgesehen von der kleinen Prinz Edward-Insel sind die südlichen Teile von Ontario, von Quebec und Manitoba die eigentlichen Kulturbezirke, denn hier liegen 80 Proz. des gesamten angebauten Landes. Es gedeihen sämtliche Getreidearten, und Weizen reifte am Mackenziefluß bis 62° nördl. Br. Die Ausfuhr von Weizen, Weizenmehl und sonstigem Brotkorn ist sehr bedeutend. Die Weizenernte gibt der Zensus von 1891 auf 55,572,368 Bushels an, die Maisernte auf 25,875,919 Bushels, während die erstere 1902 rund 96,7 Mill. Bushels erreichte. Die Weizenausfuhr betrug 1903: 32,985,745 Bushels, die Weizenmehlausfuhr 1,287,766 Fässer, die Haferausfuhr 7,593,177 Bushels, die Erbsenausfuhr 1,144,754 Bushels. Ontario ist namentlich seines Obstes wegen berühmt und erzeugt neben Äpfeln und Pflaumen auch Pfirsiche. Die Weinrebe ist mit Erfolg am Eriesee angepflanzt worden, und die wilden Trauben reifen im Innern bis 52° nördl. Br. Außerdem gedeihen in Ontario Sorghum, Bataten, spanischer Pfeffer und Tomaten. Nach der Viehzählung von 1901 gab es 1,577,493 Pferde, 5,576,411 Rinder, 2,511,239 Schafe und 2,353,838 Schweine. Die Ausfuhr betrug 1893: 3878 Pferde, 176,780 Rinder und 401,443 Schafe. Die gesamte Ausfuhr von Produkten der Landwirtschaft und Viehzucht betrug 1903: 112,043,365 Doll., wovon für 95,761,001 Doll. nach England gingen.

Von großer Wichtigkeit ist die Fischerei, sowohl in den Flüssen und Seen als auch an den Meeresküsten, und die Regierung läßt sich die Hebung derselben durch Zahlung von Prämien und die Unterhaltung von zwölf Brutanstalten (seit 1868) für Fische und eine für Hummern angelegen sein. 1901 waren 86,924 Personen in diesem Gewerbe beschäftigt, und der Ertrag der Seefischerei (Kabeljau, Lachs, Hummern, Makrelen, Heringe ꝛc.) betrug 25,7 Mill. Doll., wozu Neuschottland und Britisch-Columbia rund je 30 Proz. beitrugen. Die Ausfuhr von Fischen und Hummern betrug 1903: 11,800,184 Doll. Wenn auch die wilden Tiere aus den besiedelten Gegenden fast ganz verschwunden sind und auch in den abgelegenen Landesteilen ihre Zahl sich vermindert hat, so verkaufte doch die Hudsonbaikompanie (s. d.) 1895 noch 674,811 Bisamrattenfelle, 105,266 Marder-, 50,540 Nörz-, 44,151 Biber-, 35,639 Pelzrobben-, 20,258 Luchs-, 12,850 Rotfuchs-, 9992 Bären-, 8828 Skunks-, 7463 Otter-, 4898 Silberfuchs- und 3165 Blaufuchsfelle. Die Wälder, die außer in Neuschottland und auf der Prinz Edward-Insel Eigentum der Bundes- oder Provinzialregierungen sind, lieferten 1903 für 36,386,015 Doll. Ausfuhrartikel. Das Fällen und Flößen des Holzes beschäftigt eine eigne Klasse der Bevölkerung, die Lumbermen, deren Hauptreviere auf der äußersten Grenze des kolonisierten Teiles der Provinzen liegen. Während des Winters fällen und behauen sie das Holz und flößen es mit dem Frühjahrswasser den Fluß hinunter nach den Sägemühlen und großen Holzlagern. Der Reichtum Kanadas an Metallen und nutzbaren Mineralien ist groß, und die Ausbeute stieg von 20,4 Mill. Doll. 1891 auf 66,7 Mill. Doll. 1902. Die Goldförderung betrug 1891 nur 0,9 Mill. Doll., 1897 aber (besonders durch die Klondikeminen) 6 Mill. Doll., 1899: 27,9, 1901: 24,5, 1902: 21,3 und 1903: 18,8 Mill. Doll. Der Kohlenbergbau, besonders in Neuschottland und Britisch-Columbia, ergab 1903: 7,996,634 Ton., der Kupferbergbau 5,728,261 Doll., der Nickelbergbau (am Huronensee) 5,002,204, der Silberbergbau (in Britisch-Columbia) 1,170,779, die Petroleumförderung 922,672, der Eisenerzbergbau 922,571, die Asbestgewinnung 891,033 Doll. Die Kohlenfelder bedecken 170,000 qkm.

Die Industrie hat sich seit Einführung des »nationalen« Schutzzollsystems (1879) bedeutend gehoben. Es bestanden 1891 bereits 75,768 Betriebe mit 370,256 Arbeitern und 9873 Dampfmaschinen von 298,372 Pferdekräften, die Waren im Wert von 475,445,705 Doll. herstellen. 1901 aber zählte man 11,126 ansehnlichere Betriebe (mit 5 und mehr Arbeitern), die mit 306,694 Arbeitern und 441,053,000 Doll. Kapitalanlage für 452,775,577 Doll. Erzeugnisse lieferten, insbes. 2075 Sägemühlen mit 51,549 Arbeitern und für 50,805,084 Doll. Erzeugnissen, 969 Maschinenfabriken mit 38,923 Arbeitern und für 61,636,978 Doll. Erzeugnissen, 400 Mühlen mit 3370 Arbeitern und für 31,835,873 Doll. Erzeugnissen, 20 Baumwollspinnereien mit 11,882 Arbeitern u. für 12,033,052 Doll. Erzeugnissen. Namhaft sind ferner Wagenfabrikation, Gerberei und Schuhwarenindustrie, Zuckerraffinerie, Schlächterei, Brauerei und Brennerei.

[Handel und Verkehr.] Der Außenhandel stieg von 170,266,589 Doll. 1871 auf 203,621,663 Doll. 1891, auf 386,903,157 Doll. 1901 u. auf 467,064,685 Doll. 1903. Die Ausfuhr betrug 1903: 225,849,724 Doll. und erstreckte sich vor allem auf Viehzuchtprodukte und Vieh (69,817,542 Doll.), Manufakte (51,714,185 Doll.), Produkte des Ackerbaues (44,624,321 Doll.), der Forstwirtschaft (36,386,015 Doll.), des Bergbaues (31,062,106 Doll.) und der Fischerei (11,800,184 Doll.). In der Einfuhr (1903: 241,214,961 Doll.) spielen Eisen und Stahl (15,218,598 Doll.) sowie Eisen- und Stahlwaren (23,783,061 Doll.), Kohle (16,448,454 Doll.), Wollwaren (11,286,701 Doll.), Baumwollwaren (7,041,195 Doll.), Zucker (7,957,590 Doll.), Früchte (4,626,096 Doll.) und Tee (3,464,739 Doll.) eine Hauptrolle. Von der Ausfuhr gingen 58 Proz. nach Großbritannien, 31,8 nach der Union, 1,3 nach Australien, 1,1 nach Neufundland, je 1 nach Westindien und nach Belgien, 0,9 nach Deutschland, 0,6 Proz. nach Frankreich, während von der Einfuhr 60 Proz. aus der Union, 24,5 aus Großbritannien, 5 aus Deutschland, 2,7 aus Frankreich und 1,1 Proz. aus Belgien kamen. Die Handelsflotte zählte 1881: 7394 Schiffe von 1,311,000 Ton., 1891 aber nur 7015 Schiffe von 1,005,000 T. und 1902 nur 6836 Schiffe von 653,000 T., wobei die Fluß- und Kanalschiffe mitgezählt sind. Der Schiffsverkehr sämtlicher kanadischer Häfen belief sich 1902 auf 40,7 Mill. Ton., der Seehafenverkehr insbes. auf 14,7 Mill. T. Der St. Lorenzstrom ist bis Montreal hinauf durch Baggerung auf 8,5 m vertieft worden, und von dort aus gelangen Schiffe von 3,6 m Tiefgang vermittelst des Flusses, der Kanäle und der Seen bis an das westliche Ende des Obern Sees, eine ununterbrochene Wasserstraße, von Belle-Isle an, von 3837 km. Die wichtigsten Kanäle sind diejenigen, welche die sechs Stromschnellen des St. Lorenzstroms umgehen (zusammen 70 km lang), und der Welllandkanal, der den Ontariosee mit dem Eriesee verbindet (43 km). Fer-

ner stellt der 19,5 km lange Chamblykanal vermittelst des Richelieuflusses eine Verbindung zwischen dem St. Lorenzstrom und dem Champlainsee her; drei kleine Kanäle (10,6 km) ermöglichen die Schiffahrt auf dem untern Ottawa; die Rideau-Navigation (203 km) stellt eine Verbindung zwischen Kingston (am Ontario) und Ottawa her, und das Trent River-System (306 km) verbindet die Quintébai (Ontariosee) mit dem Scugogsee. Der Murray-Kanal (8 km) verbindet die Quintébai mit dem Ontariosee. Die Kanäle Kanadas haben bis 1903: 104,3 Mill. Doll. gekostet, und der Gesamtverkehr durch sie betrug 1902: 28,631 Schiffe mit 8,572,134 Ton. und 188,086 Passagieren.

Die Eisenbahnen sind meist von Privatgesellschaften, zum Teil unter staatlicher Garantie, gebaut, nur 6652 km sind von der Regierung gebaut worden. Die erste Linie wurde 1844 eröffnet; 1903 hatten sämtliche Bahnen eine Länge von 30,570 km, auf denen 22,148,742 Reisende und 47,373,417 Ton. Güter befördert wurden. Die Einnahmen betrugen 96,064,527, die Ausgaben 67,481,524 Doll. Die Kanadische Pacificbahn (von Montreal bis Port Moody, 3070 km lang und mit 8900 km Seitenlinien) wurde 1886 eröffnet. Der Bau einer zweiten, nördlicher verlaufenden Pacificbahn ist geplant. Eine 31 km lange Schiffseisenbahn führt seit 1886 über die Chignectolandenge, welche die Halbinsel Neuschottland mit dem Festland vereinigt. Von den 59,205 km langen Telegraphenlinien gehören 10,125 km dem Staat, dagegen 49,080 km mit 145,595 km Drähten drei Gesellschaften; letztere beförderten durch 2745 Ämter 5,218,300 Depeschen. Das hoch entwickelte Telephonsystem vermittelte 1903 mit 63,192 Apparaten 254,973,750 Gespräche. Die Post beförderte 1903 durch 10,150 Ämter 262,437,000 Briefe und Postkarten. Das Bankwesen ist bedeutend. Am 31. Dez. 1903 belief sich das eingezahlte Kapital der inkorporierten (chartered) Banken auf 76,453,125 Doll.; die Passiva betrugen 507,527,550, die Aktiva 641,543,226, der Notenumlauf 60,244,072 Doll. In den öffentlichen Sparkassen hatten 1903: 213,638 Personen 60,771,128 Doll. niedergelegt. Als Maße und Gewichte dienen die britischen: das Yard, Bushel, Gallon, Handelspfund; jedoch enthält seit 1878 der Zentner wie in den Vereinigten Staaten nur 100, die Tonne 2000 Pfund, und für verschiedene Waren versteht man unter dem Bushel ein bestimmtes Gewicht: für Weizen, Erbsen, Bohnen, Rübsen, Kleesaat und Kartoffeln 60, für Mais und Roggen 56, für Gerste und Buchweizen 48, für Hanf 44, für Kastorbohnen 40, für Malz 36 und für Hafer 34 Pfd. avdp. In Unterkanada hat man teilweise alte Pariser Größen beibehalten. Münzeinheit ist der Dollar der Vereinigten Staaten zu 100 Cent, aber die Kupfermünzen werden in England geprägt. Gesetzliche Gültigkeit haben der amerikanische Eagle nebst seinen Vielfachen und dem halben sowie der Sovereign = 486⅔, die Krone = 120 Cent, die Halbkrone, der Florin, = 48 Cent, der Schilling und seine Hälfte. In der Halifax- oder Kurantvaluta galt der spanische Piaster 50 und das Fünffrankstück 56 Pence. Die Regierung hat Kassenscheine (Treasury Notes) von 4, 2, 1, ½ und ¼ Dollar ausgegeben, und die 39 Banken müssen davon mindestens 40 Proz. ihres Kassenvorrats halten; auf weniger als 5 Dollar darf eine Banknote nicht lauten.

[Staatliche Verhältnisse.] K. bildet einen Bund von 16 Provinzen, Territorien und Distrikten (s. oben, S. 530), dessen Exekutive in den Händen eines von der Krone ernannten Generalgouverneurs ruht. Ihm zur Seite steht ein Geheimer Rat des Königs, der aus sämtlichen Mitgliedern des Kabinetts (16), dem Generalanwalt und 35 vom Generalgouverneur ernannten Personen besteht. Die gesetzgebende Gewalt wird ausgeübt durch ein Bundesparlament, bestehend aus einem Senat und einem Haus der Gemeinen. Die 81 Senatoren müssen 40 Jahre alt sein und in der Provinz, die sie vertreten, für 4000 Doll. Eigentum haben. Sie werden vom Generalgouverneur auf Lebenszeit ernannt. Die 214 Unterhausmitglieder werden vom Volk auf fünf Jahre gewählt. Stimmrecht hat jeder männliche Bürger, der 21 Jahre alt ist und entweder 20 Doll. jährliche Miete zahlt, ein Jahreseinkommen von 300 Doll. hat, oder Eigentümer oder Nutznießer einer Liegenschaft im Wert von 150—300 Doll. ist. Die Mitglieder beider Häuser erhalten 30 Doll. täglich, doch nie über 1000 Doll. im Jahr, nebst Reisegebühren. Jede der Provinzen steht unter einem von der Bundesregierung ernannten Leutnant-Governor und hat ihr eignes Ministerium. Der Oberrichter des höchsten Gerichtshofs sowie die vier Richter werden vom Generalgouverneur auf Lebensdauer ernannt. Sitz des obersten Gerichtshofs ist Ottawa.

Die Bundesfinanzen zeigten 1903 eine Einnahme von 66,037,903, eine Ausgabe von 51,691,903 Doll. Die bedeutendsten Posten bei den ersten waren Zölle 37,110,355, Akzise 12,012,954 und Post 5,683,162 Doll., bei der zweiten Verzinsung der Staatsschuld 13,983,696, Zahlungen an die Provinzen 4,402,503, Post 5,390,508, Eisenbahnen und Kanäle 7,550,021, Miliz 1,963,009 Doll. Die Bundesschuld betrug 30. Juni 1903: 361,344,098 Doll., denen aber Aktiva im Betrag von 99,737,109 Doll. gegenüberstanden. Die Bundesregierung hat 1867 sämtliche Provinzialschulden im Betrage von 106,311,392 Doll. übernommen und zahlt außerdem 80 Cent pro Kopf und andre Subsidien als Entschädigung für die indirekten Steuern an die Provinzialregierungen.

Die britische Truppenmacht beschränkt sich auf 1494 Mann Infanterie und Ingenieure, die einen Teil der Besatzung der Reichsfestung Halifax bilden. K. unterhält auf eigne Kosten je ein Regiment Infanterie, Kavallerie und Artillerie, zusammen 1066 Mann, außerdem eine 40,730 Mann starke Miliz. Dienstpflichtig ist jeder Bürger zwischen 18 und 60 Jahren. Die Reserve soll 655,000 Mann zählen. Außerdem stehen 914 berittene Polizisten in den Nordwestprovinzen auf 80 Stationen. Eine Militärakademie befindet sich zu Kingston, Militärschulen bestehen in Quebec, London (Ontario), Toronto, St. Johns (Quebec), Fredericton und Victoria (Britisch-Columbia). Die Ausgaben für die kanadische Militärmacht betrugen 1892: 1,270,264 Doll. Die Kriegsmarine besteht aus 5 See- und 2 Flußdampfern. Das Wappen der Dominion ist aus den Wappen der sieben vereinigten Provinzen zusammengestellt. Die Flagge ist die englische, mit dem Wappen Kanadas (s. Tafel »Flaggen I«, Fig. 22).

[Geographisch-statistische Literatur.] Vgl. außer den zahlreichen offiziellen Veröffentlichungen: J. Carling, Canada, its history, productions and natural resources (Ottawa 1886); Grant, Picturesque Canada (Toronto 1884, 2 Bde.); Dawson, Handbook for the Dominion of Canada (Montreal 1884) und Canada and Newfoundland (Lond. 1897); Greswell, Geography of the Dominion of Canada

and New Foundland (Oxford 1890); Pike, Barren Ground of Northern Canada (Lond. 1892); Wiedersheim, K., Reisebeschreibung und Bericht über die land- und volkswirtschaftlichen Verhältnisse (Stuttgart 1882); Lemcke, K., das Land und seine Leute (Leipz. 1886); v. Hesse-Wartegg, K. und Neufundland (Freiburg 1888); Fream, Agricultural Canada (Ottawa 1889); Wallace, Agricultural Resources of Canada (Lond. 1894); Tyrrell, Across the Subarctics of Canada (das. 1898); Buron, Les richesses du Canada (Par. 1904); Munro, The constitution of Canada (Lond. 1889); Bourinot, Parliamentary procedure and parliament in Canada (2. Aufl., das. 1892); ferner »Statistical Yearbook« (Ottawa, jährlich); Bädeker, The Dominion of Canada (Reisehandbuch, 2. Aufl., Leipz. 1900).

Geschichte.

Der erste Europäer, der Kanada besuchte, war wohl der Genuese Giovanni Caboto, der im Juni 1497 mit 4 englischen Schiffen nach Labrador kam; aber er wie sein Sohn, der mit ihm 1498, und die Spanier, die bald darauf nach K. gelangten, legten keinen Wert auf dieses rauhe Land. 1506 nahm der Italiener Giovanni Verrazani, der mit einigen französischen Schiffen dahinkam, das Land für Frankreich in Besitz; doch machte der Franzose Jacques Cartier, der den St. Lorenzstrom hinauffuhr und das umliegende Land Neufrankreich (Nouvelle France) nannte, noch 1534 auf die Bedeutung dieses Landes vergebens aufmerksam; erst 1608 nahm Frankreich die Kolonisation Kanadas in Angriff. Der erste Gouverneur war Samuel Champlain, der 1608 Quebec anlegte, worauf die Kolonie zum französischen Vizekönigreich erklärt wurde (s. die Geschichtskarte bei »Amerika«). 1628 ging auf Richelieus Betrieb eine Handelsgesellschaft nach K., die das Handelsmonopol daselbst erhielt, dafür aber 16,000 Handwerker und Ackerbauer bis 1643 dahin übersiedeln sollte. Indes wurde die Ansiedelung längere Zeit durch Kämpfe mit den Indianern gehemmt. Noch mißlicher gestalteten sich die Verhältnisse, als jesuitische Unduldsamkeit den Reformierten auch jenseit des Meeres die Zuflucht abschnitt. Seit 1664 stand K. unter der Verwaltung der französisch-westindischen Kolonie; 1674 aber erhielt es durch Colbert eine eigne Regierung, den Conseil souverain, der aus einem Gouverneur, einem apostolischen Vikar und vier Edelleuten als Räten zusammengesetzt war. Die Verwaltung des Landes wurde von Kavalieren und Geistlichen, besonders Jesuiten, streng kirchlich und feudalistisch geführt; die katholische Religion herrschte ausschließlich. Grund und Boden war im Alleinbesitz der Seigneurs, die ihn an Pachter vergaben. Nach wiederholten Reibungen mit den benachbarten Engländern, die schon 1629 und 1711 K. zu erobern versucht hatten, rief das Unternehmen der Franzosen, von K. bis nach Louisiana eine Reihe von Blockhäusern und Forts im Rücken der englischen Niederlassung zu errichten, den Krieg von 1754 hervor, der nach dem Siege Wolfes bei Quebec 13. Sept. 1759 durch den Pariser Frieden 1763 das Land ganz in die Hände der Briten brachte.

Von der englischen Regierung wurden neue Ordnungen eingeführt; die Katholiken sollten von allen Ämtern ausgeschlossen sein, die französischen Kavaliere aus den hohen Ämtern verdrängt, die englische Jury eingeführt werden. Doch wurde infolge der dadurch hervorgerufenen Unzufriedenheit in der Quebec-Akte von 1774 allgemeine Religionsfreiheit gewährt, der Klerus wieder in seine Einkünfte gesetzt und die alte Zivilgesetzgebung wiederhergestellt. Überdies wurden die Habeaskorpusakte auf K. ausgedehnt, die drückendsten Steuern abgeschafft und nach dem Friedensschluß mit den Vereinigten Staaten noch weitere Verbesserungen in der Verwaltung der Kolonie durchgeführt. Darum schloß sich die französisch-katholische Bevölkerung beim Ausbruch der Erhebung in den südlichen Kolonien (1775) trotz der Aufrufe der Neuenglandstaaten und verschiedener Einfälle der Amerikaner in K. dem Aufstande der englisch-protestantischen Staaten nicht an. Dieselbe Treue beobachtete K. auch während des nordamerikanisch-englischen Krieges (1812—15; s. Vereinigte Staaten, Geschichte).

Durch die Verfassung von 1791 wurde K. in zwei Provinzen, Ober- und Niederkanada, eingeteilt. Die Grenzlinie der beiden Bezirke ward so gezogen, daß Nieder- oder Unterkanada den größten Teil der französischen Bevölkerung, Oberkanada aber vorwiegend die englischen Kolonisten in sich schloß. Die gesetzgebende Gewalt wurde einem Ober- und einem Unterhaus (Council und Assembly), die vollziehende Gewalt in jeder Provinz einem Gouverneur übertragen. Letzterm war ein Vollziehungsrat beigegeben, der nur der Regierung in England verantwortlich war. Die Gouverneure wechselten häufig: in der kurzen Zeit von 1810 bis zum Ausbruch des großen Aufstandes von 1837 waren nicht weniger als elf im Amte. Die Verwaltung war aber mangelhaft und willkürlich. Die französischen Einwohner wurden gegenüber den englischen hintangesetzt, die Finanzen oft gewissenlos verwaltet, die liberale Opposition unterdrückt und berechtigte Beschwerden vom Gouverneur oder vom englischen Parlament unbeachtet gelassen. Die Opposition wurde um so energischer. Unter der Führung Papineaus beschloß 1836 die Assembly von Niederkanada die Steuerverweigerung, wenn nicht den Beschwerden abgeholfen würde, und als das Parlament nicht darauf einging, kam es 1837 zum Aufstand. Der Verein der »Söhne der Freiheit«, der seinen Hauptausschuß in Montreal hatte, verkündigte die Trennung Kanadas von England und erließ Aufrufe an die jungen Männer des freien Nordmerika. Auf der andern Seite traten die Loyalen im Dorischen Klub zusammen und erregten die ersten Unruhen in Montreal. Brown, Nelson und O'Callaghan stellten sich an die Spitze von Bewaffneten. Aber obwohl sie den englischen Truppen bei St.-Denis und St.-Charles siegreiche Treffen lieferten, so gaben doch die Anführer ihre Sache bald verloren und flohen nach den Vereinigten Staaten, worauf die ihrer Führer beraubten Aufständischen 14. Dez. 1837 bei St.-Eustache und Grand-Brulé zersprengt wurden. In Oberkanada wurden die Aufständischen unter Mackenzie und van Egmont 7. Dez. von dem Obersten MacNab geschlagen. So war zu Anfang 1838 der Aufstand zwar bewältigt, aber die Ruhe noch nicht hergestellt. Die Aufständischen suchten Unterstützung in den Vereinigten Staaten; dies führte zu gegenseitigen Reibungen, und nach der Verbrennung eines amerikanischen Dampfschiffs, das auf dem Eriesee den Insurgenten Lebensmittel und Munition zuführte, durch die Loyalen, fehlte nicht viel, daß die Union an England den Krieg erklärte. Graf Durham, der als neuer Gouverneur nach K. ging, stellte jedoch durch Einführung einer bessern Verwaltung sowie durch Milde gegen die Aufständischen die Ruhe wieder her. Schon im November 1838 nahm er aber seine Entlassung und kehrte nach England zurück. Hier öffnete er dem Parlament die Augen

über die Zustände in K. und zeigte, daß alles Unheil durch den Widerstreit der Rassen herbeigeführt werde. Nun wurden die Verbannten zurückgerufen, einige am Aufstand Beteiligten sogar zu höhern Regierungsstellen befördert, und trotz des Widerstrebens der hochtorystischen oder »sächsischen« Partei in K. wurde Lord Russells Antrag, beide K. hinsichtlich der Gesetzgebung durch Ein Parlament zu vereinigen und dem Land eine neue liberale Verfassung zu geben, im Juli 1840 vom Parlament angenommen (veröffentlicht 23. Juli). 1841 kam Sir Charles Bagot als Generalgouverneur nach K.; doch wiederholten sich in Montreal (25. April und 15. Aug.) die Unruhen, die in Brand und Mord ausarteten.

Um die schwache Bevölkerung Kanadas zu vermehren, suchte England den Strom der europäischen Auswanderung dorthin zu leiten: 1847 zählte man 100,000 Einwanderer, während es früher kaum 20,000 gewesen waren. Dennoch wurde die von den Vereinigten Staaten genährte Agitation für den Anschluß Kanadas an die Union fortgesetzt. Der Generalgouverneur Lord Elgin verfügte daher 1849 die Absetzung aller bei Anschlußadressen beteiligten Beamten. Am 14. Mai 1850 wurde das Parlament von neuem eröffnet. Im September 1852 ward an Stelle Lord Elgins Lord Harris Generalgouverneur. Eisenbahnbauten, die, 1856 ausgeführt, Quebec, Toronto und Montreal untereinander und mit den benachbarten Handelsplätzen der Vereinigten Staaten verbanden, förderten Handel und Industrie; durch Errichtung von Normalschulen hob man die Volksbildung. Der amerikanische Sezessionskrieg trug dann nicht wenig dazu bei, daß der Anschluß an die Union nicht mehr so wünschenswert erschien. Mehr und mehr kam die Selbstverwaltung in K. zur Geltung; in dieser Richtung wurde 1856 eine Abänderung in der Zusammensetzung der gesetzgebenden Körperschaft vorgenommen: diese sollte sich nicht mehr aus von der Krone ernannten, sondern aus 48 gewählten Mitgliedern zusammensetzen. Und für die einheitlichere Gestaltung der verschiedenen Kolonien war es wichtig, daß 1858 die Königin auf Ansuchen Ottawa zur ständigen Hauptstadt erhob. Um jedoch die innern Gegensätze mit der Zeit auszugleichen, wurde 1. Juli 1867 K. mit Neuschottland und Neubraunschweig zu einem Bunde vereinigt, der den Namen Dominion of Canada führt; ihm traten in den folgenden Jahren die übrigen britisch-nordamerikanischen Länder, bis auf Neufundland und die Bermudainseln, bei (vgl. oben).

Als von England und von den Vereinigten Staaten der Washingtoner Grenzvertrag vom 15. Juli 1846 hinsichtlich der Festlegung der Grenzlinie im San Juan-Archipel verschieden ausgelegt wurde, entschied der deutsche Kaiser, dem nach dem Vertrag vom 8. Mai 1871 die Frage zur Entscheidung vorgelegt ward, 21. Okt. 1872 zugunsten der Vereinigten Staaten. Wegen des Gebiets am Red River, das K. von der Hudsonbaigesellschaft für 6 Mill. Mk. angekauft hatte, drohte 1870 eine Verwickelung. Die Bewohner dieses am Winnipegsee gelegenen Landstrichs protestierten zum Teil gegen den Übergang an die kanadische Regierung und empörten sich gegen den neuen Gouverneur. Dies wollten die in den Vereinigten Staaten befindlichen Fenier benutzen, um das genannte Gebiet K. zu entreißen und womöglich ganz K. mit den Vereinigten Staaten zu verschmelzen. Aber die Feniereinfälle vom 25. und 27. Mai nahmen ein klägliches Ende. Das Gebiet am Red River wurde zu einer besondern Provinz, Manitoba, umgestaltet, die im kanadischen Senat durch vier, im Haus der Gemeinen durch fünf Mitglieder vertreten ist. Die Wichtigkeit, die England K. beilegte, bekundete 1878 die Ernennung des Schwiegersohns der Königin Victoria, des Marquis of Lorne, zum Generalgouverneur, dem 1883 der Marquis of Lansdowne folgte. Von Bedeutung war der Bau einer kanadischen Pacificbahn. Als 1885 in Ontario und Manitoba ein Aufstand der französisch-indianischen Mischlinge unter Louis Riel, der schon 1870 Unruhen hervorgerufen hatte, ausbrach und die französischen Kanadier für sie Partei ergriffen, gelang es General Middleton, die Empörung im Mai rasch niederzuschlagen und Riel gefangen zu nehmen, der darauf hingerichtet wurde. Die Beziehungen Kanadas zu der Union wurden immer schwieriger. Abgesehen von den Streitigkeiten über die Fischereigerechtsame, deren friedliche Schlichtung scheiterte, bedrohte die Mac Kinley-Bill (s. Vereinigte Staaten, Geschichte) das Land mit der Ausschließung vom Markte der Vereinigten Staaten. Diese Gefahr verschaffte den Anhängern einer Angliederung neue Kraft. Zunächst vertrat die Opposition den Grundsatz unbeschränkter Gegenseitigkeit im Verkehr mit der Nachbarrepublik, während der Premier Sir J. Macdonald (s. d.) und die konservative Partei im Parlament sich für einen Vertrag mit beschränkter Gegenseitigkeit erklärten. Der englische Statthalter Lord Stanley löste 3. Febr. 1891 das Unterhaus auf und schrieb für Anfang März Neuwahlen aus, wobei jedoch die konservative Mehrheit des Ministeriums von 50 auf 25 Stimmen sank. Macdonalds Nachfolger wurde 1891 Abbott, der jedoch schon 1892 zurücktrat, worauf der Finanzminister Sir J. Thompson mit der Neubildung des Kabinetts betraut ward. Im April 1892 erfuhren die Beziehungen Kanadas zu England eine neue Verschlechterung, als dieses den Vorschlag des kanadischen Parlaments, die Bestimmung über die meistbegünstigte Nation in dem englisch-deutschen und englisch-belgischen Handelsvertrag abzuschaffen, kühl ablehnte. Trotzdem fand bald auch in K., seit 1898 namentlich durch den neuen Generalgouverneur Lord Minto (s. Minto 3), einen Politiker vom Schlage der Lords Cromer, Curzon und Milner, der Chamberlainsche Imperialismus Eingang. Am 18. Dez. 1899 wurde das Angebot der seit 1896 von Sir Wilfrid Laurier (s. d.) geschickt geleiteten kanadischen Regierung: auf den gefährdeten südafrikanischen Kriegsschauplatz Hilfstruppen zu senden, von England angenommen; dasselbe geschah 12. Jan. 1900 gegenüber dem Anerbieten des Oberkommissars Lord Donald Alex. Smith Strathcona. Das Haus der Gemeinen von K. billigte 13. März die Politik des Premiers, da selbst der größte Teil der von Sir Charles Tupper (s. d.) geleiteten Konservativen, trotz ihrer Gegnerschaft gegen Lauriers Zollpolitik (Einräumung von Vorzugszöllen ans Mutterland), hinsichtlich des Kriegs loyal gesinnt blieb. Die Neuwahlen ergaben 7. Nov. 1900 einen durchschlagenden Sieg der Liberalen. Lauriers Stellung ist seitdem fester denn je. Da nun dieser kanadische Staatsmann bei aller Loyalität doch den Chamberlainschen Plänen eines engern Zusammenschlusses der Kolonien mit dem Mutterlande sehr kühl begegnet, macht, namentlich seit den mannigfachen Kränkungen, die gelegentlich der Reise des englischen Thronfolgers durch K. im September und Oktober 1901 das alteingesessene und einflußreiche Franzosentum durch Lord Minto (1904 durch Earl Grey ersetzt) erfahren hatte, die Selbständigkeitsbewegung, die ein »K. für die Kanadier«

zum Ziele hat, in demselben Grade Fortschritte, wie die für eine (zunächst wirtschaftliche) Annexion durch die Union eintretende Partei abnimmt, die eigentlich nur noch durch die starke amerikanische Einwanderung gehalten wird. Genährt wurde die fast feindselige Gleichgültigkeit, womit ein großer Teil der Bevölkerung von K. dem Mutterlande gegenübersteht, überdies durch den für K. ungünstigen Ausgang des Alaska-Grenzstreits: 17. Okt. 1903 sprach das aus 3 Vertretern der Vereinigten Staaten, 2 Kanadiern und 1 Engländer gebildete Schiedsgericht mit vier gegen zwei Stimmen den wichtigen Lynnkanal der Union zu, während K. nur den Portlandkanal und die Pearse-Insel zugeteilt erhielt. Diese schlechte Vertretung ihrer Interessen durch England steigerte das Selbstgefühl der Kolonie, das sich schon Mitte April durch Festsetzung eines Zuschlagszolls auf deutsche Waren bemerkbar gemacht hatte. Am 17. Dez. 1903 beschloß die Regierung der Dominion, mit dem Bau einer eignen Flotte den Anfang zu machen; freilich stand K. ein Jahr später immer noch beim bloßen Beschluß. Im September 1904 tauchte auch die Forderung eigner Konsuln auf.

[Geschichtsliteratur.] Vgl. H. Murray, History of British America (Edinb. 1843, 3 Bde.); Abbé Faillon, Histoire de la Colonie française en Canada (Montreal 1865, 3 Bde.); Garneau, Histoire du Canada (4. Aufl., daf. 1883, 4 Bde.); Sulte, Histoire des Canadiens-Français (daf. 1882–84, 8 Bde.); Bryce, Short history of the Canadian people (Lond. 1887); Kingsford, History of Canada (Toronto 1888–96, Bd. 1–8); McMullen, The history of Canada (3. Aufl., Lond. 1893, 2 Bde.); Roberts, A history of Canada (daf. 1898); Parkman, France and England in North America (Boston 1865–74, 5 Bde.; Bd. 1–3 deutsch, Stuttg. u. Berl. 1875–78); Stewart, Canada under the administration of the Earl of Dufferin (Lond. 1878); de Rini, The fisheries dispute and annexation of Canada (daf. 1888); G. Smith, Canada and the Canadian question (New York 1890); Lady Dufferin, My Canadian Journal (Lond. 1891); J. Winsor, The Struggle in America between England and France (daf. 1895); Guénin, Histoire de la colonisation française. La Nouvelle-France (Par. 1896, Bd. 1); Bourinot, Canada under British rule 1760—1900 (Cambridge 1900); Hodgins, British and American diplomacy affecting Canada 1782—1899 (Toronto 1900); Cruikshank, The documentary history of the campaign upon the Niagara frontier in the year 1812 (Welland 1900, 2 Tle.); Lucas, Historical geography of British colonies, Bd. 5: Canada (Lond. 1901, Tl. 1); Hopkins, Progress of Canada in the century (daf. 1902); Casselman, Richardson's War of 1812 (Toronto 1903); Bradshaw, Self-Government in Canada and how it was achieved (Lond. 1903); Wrong und Langton, Review of historical publications relating to Canada (Toronto, seit 1897, jährlich 1 Bd.); »Annual register of Canadian affairs« (hrsg. von Hopkins, daf.); Morgan, Bibliotheca canadensis (Ottawa 1867); Gagnon, Essai de bibliographie canadienne (Quebec 1895).

Kanadabalsam, ein Terpentin, der in Kanada und den Nachbarländern aus der Balsamtanne (Abies balsamea und A. Fraseri, vielleicht auch aus A. canadensis) gewonnen wird, indem man, ähnlich wie bei der Weißtanne, Harzbeulen der Rinde öffnet und den ausfließenden Balsam in Gefäßen auffängt. K. ist im frischen Zustand farblos, wird im Alter gelblich, dickflüssiger und erstarrt endlich, bleibt aber stets klar. Auch unter dem Mikroskop erscheint er völlig durchsichtig und homogen. Er riecht angenehm balsamisch und schmeckt aromatisch, etwas bitter. Das spezifische Gewicht beträgt 0,9984 bei 15°. Er enthält 24 Proz. Terpentinöl, 59,8 Proz. in Alkohol lösliches und 16,2 Proz. darin unlösliches Harz. Von allen Terpentinen unterscheidet sich K. durch sein Lichtbrechungsvermögen; Kartoffelstärke tritt darin mit großer Schärfe hervor, während sie in allen andern Terpentinen verschwindet. Er dient hauptsächlich zur Herstellung mikroskopischer Präparate.

Kanadatee, s. Gaultheria.

Kanadische Rebe, s. Quinaria.

Kanadische Seen, die fünf großen Süßwasserseen zwischen Kanada und der nordamerikanischen Union; sie liegen terrassenförmig übereinander und sind durch Teilstrecken des St. Lorenzstroms (s. d.) miteinander verbunden.

	D.Kilom.	Höhe ü. M. Meter	Tiefe Meter
Oberer See . . .	81 000	183	308
Michigansee . . .	58 000	178	263
Huronensee . . .	59 500	177	222
Eriesee	26 000	175	99
Ontariosee . . .	17 000	75	225

Der Obere See steht durch den St. Mary's River mit dem Huron in Verbindung, aus dem die breite Straße von Mackinaw westlich in den Michigan, der Fluß St. Clair aber südlich in den St. Clair Lake und den Eriesee führt. Letzterer hängt durch den Niagarafluß, mit den weltberühmten Wasserfällen, mit dem Ontariosee zusammen, der den St. Lorenzstrom in den Atlantischen Ozean schickt. Die in den verbindenden Flüssen vorkommenden Wasserfälle oder Stromschnellen sind durch Kanäle umgangen, so daß Schiffe vom Obern See bis ins offene Meer gelangen können. Diese Seen haben auch Gezeiten, doch beträgt der Unterschied zwischen Ebbe und Flut nur 77 mm. S. die Karte »Britisch-Nordamerika« (bei Artikel »Kanada«) und Karte »Vereinigte Staaten«.

Kanadisches Wasserkraut, s. Hydrastis.

Kanadöl (Canadol), s. Erdöl, S. 24.

Kanagawa, der 1859 den Europäern eröffnete Hafen auf der japanischen Insel Nippon, an der Bai von Yeddo, jetzt wegen ungenügender Tiefe zugunsten des nahen Yokohama (s. d.) aufgegeben. Hier wurde 1854 der Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Japan geschlossen, der letzteres nach mehr als 200jähriger Abschließung wiederum dem europäischen Handel öffnete. Als alter Hafen von Yeddo wurde K. auch zum Vertragshafen bestimmt, aber auf Drängen der japanischen Regierung und der fremden Kaufleute wegen seines seichten Fahrwassers mit Yokohama vertauscht.

Kanaille, s. Canaille.

Kanake, Tochter des Aolos und der Enarete, wurde wegen der Liebe zu ihrem Bruder Makareus von ihrem Vater getötet oder legte selbst Hand an sich.

Kanaken (»Menschen«, auf den Markesas Kenata, bei den Maori von Neuseeland Tangata), die eingeborne Bevölkerung der Hawai-Inseln (s. d., S. 12); auch soviel wie Polynesier überhaupt.

Kanäl, s. Kanäle.

Kanal (das Mare Britannicum der Alten, bei den Franzosen la Manche [Ärmelmeer], bei den Engländern English Channel oder auch bloß Channel

genannt), der Teil des Atlantischen Ozeans, der, von Englands Süd- und Frankreichs Nordküste begrenzt, jenes Meer mit der Nordsee verbindet. Seine Länge beträgt 500 km. An seiner schmälsten Stelle, der sogen. Straße von Dover oder dem Pas de Calais (das Fretum Gallicum oder Britannicum der Alten), ist der K. nur 33 km breit, am westlichen Ausgang aber 156 km. Auf der französischen Seite sind drei bemerkenswerte Einbiegungen: die Baſſurelle de la Somme, zwischen den Kaps Gris Nez und d'Antifer, mit der Sommemündung; die Seinebai zwischen dem letztgenannten Kap und der Pointe de Barfleur, mit den Mündungen der Seine und Orne, und die große Normänniſche Bai, zwischen Kap de la Hague und den Klippen Les Héaux, mit ihren Unterabteilungen, den Baien von St.-Michel, Frenay und St.-Brieuc. In ihr liegen die zu England gehörigen Kanalinseln (s. d.). An der ganzen französischen Küstenstrecke befindet sich kein einziger natürlicher Hafen von Bedeutung, denn die von Cherbourg und Havre sind Werke der Kunst, die übrigen aber Flußmündungen, die nur zur Flutzeit für größere Schiffe zugänglich sind. Am Pas de Calais erheben sich, wie an der gegenüberliegenden britischen Küste, Kreidefelsen mit den Vorgebirgen Griz Nez und Blanc Nez. Auch weiter nach S. hin bildet die Küste steile Felswände (Falaises), in der Seinebai aber verflacht sie sich mit vorgelagerten Sandbänken. Die Bretagne hat meist Steilküste, die von zahlreichen Klippen eingefaßt ist. Die englische Küste ist mannigfaltiger gegliedert als die französische. An größern Einbuchtungen findet man hier die Mountsbai, westlich vom Kap Lizard, die Lymebai zwischen Start Point und dem vorspringenden Bill of Portland, die Poolebai und die durch die Insel Wight geschützte berühmte Reede von Spithead, die zu dem tiefen, Southampton Water genannten Meeresarm führt. Unter den natürlichen Häfen verdienen namentlich die von Plymouth und Portsmouth Erwähnung. Großartige Kunsthäfen hat man bei Weymouth und Dover geschaffen. Im Pas de Calais beträgt die größte Tiefe 57 m, am westlichen Ausgang des Kanals 120 m, an seiner tiefsten Stelle, nicht weit von der Insel Alderney, aber 174 m. Die Flut tritt gleichzeitig vom Atlantischen Ozean und von der Nordsee her in den K. ein, und die Ausfahrt aus demselben ist daher bei starkem Westwind schwierig. Die Meeresströmung ist vorwiegend östlich und häuft Sand- und Schlammmassen an der französischen Küste an, durch welche die Flußmündungen verstopft werden. Zahlreiche Leuchttürme und Leuchtschiffe erleichtern die sehr lebhafte Schiffahrt. Der berühmteste Leuchtturm ist der auf Eddystone (s. d.), Plymouth gegenüber. — Das schon länger angeregte Projekt, England und Frankreich vermittelst eines unterseeischen Eisenbahntunnels (Kanaltunnels) zu verbinden, ist durch 1866 angestellte Bohrungen als ausführbar erwiesen, und man hat den Bau eines 35¼ km langen Tunnels in Angriff genommen; die Arbeiten mußten aber 1884 eingestellt werden, weil sich die englische Regierung aus militärischen Gründen dem Unternehmen widersetzte. Neuerdings wird die Anlage eines Eisenbahntrajekts geplant. Eine Übersicht der Verkehrslinien im K. gibt die »Weltverkehrskarte« bei Artikel »Dampfschiffahrt« und die »Karte des Welttelegraphennetzes« bei Artikel »Telegraph«.

Kanala (früher Napoléonville), Hafenstadt an der Nordostküste von Neukaledonien, an einer vorzüglichen Bai, die den auf 13 km schiffbaren Fluß K. aufnimmt, durch eine gute Straße mit Numea (s. d.) verbunden, hat ein gesundes Klima, eine Strafanstalt für die schlimmsten Deportierten, meteorologische Station, in der Umgebung fruchtbares Land und ergiebige Nickelbergwerke und (1889) 433 Einw.

Kanalamt, kaiſerliches, in Kiel, Reichsbehörde für die Unterhaltung und den Betrieb des Nordostsee- oder Kaiser Wilhelm-Kanals (s. d.). Sie besteht in unmittelbarer Unterordnung unter das Reichsamt des Innern seit 1. Juli 1895 zufolge kaiserlichen Erlasses vom 15. Juni d. J. Durch das K. wurde die Kanalkommission, die nach kaiserlicher Verordnung vom 17. Juli 1886 für die Herstellung des Nordostseekanals bestanden hatte, ersetzt.

Kanalbau, s. Kanäle.

Kanalbrücke, s. Aquädukt und Brücke, S. 477.

Kanäle, Wasserläufe mit künstlich hergestellten Betten, dienen zur Ableitung oder Zuleitung von Wasser und für die Schiffahrt. K. besonderer Art sind die städtischen Abzugkanäle (s. Kanalisation). K. für Wasserzufuhr und Wasserabfuhr dienen der Bewässerung trockner Ländereien als Bewäſſerungskanäle, der Entwässerung nasser Ländereien als Entwäſſerungskanäle, der Wasserversorgung von bewohnten Ortschaften, dem Betrieb von Mühlen und Fabrikwerkstätten als Mühlgräben oder Werkkanäle. Die Anlage jedes Kanals erfordert genaue Vermessungen, damit man Lageplan, Längsriß (Längenprofil) und Querschnitt derart feststellen kann, daß der Zweck des Kanals mit dem geringsten Kostenaufwand erreicht wird. Man wird z. B. trachten, mit einem Bewäſſerungskanal ein möglichst großes Gebiet zu beherrschen, eine möglichst hohe Lage auf dem Gelände zu behaupten, somit das geringst tunliche Gefälle dabei anzuwenden. Bei einem Entwäſſerungskanal, der schädliches Wasser rasch und sicher fortschaffen soll, ist starkes Gefälle anzustreben. Ein Werkkanal besteht im allgemeinen aus dem Obergraben, der das Aufschlagwasser vom Flusse zur Wasserkraftmaschine liefert, und dem Untergraben, der das Wasser, nachdem es Arbeit geleistet, wieder dem Flusse zurückgibt. Das nutzbare Gefälle eines Werkkanals ist gleich dem Höhenunterschied zwischen den Wasserspiegeln an der Stelle, wo der Obergraben vom Fluß abzweigt, und an der Stelle, wo der Untergraben in den Fluß wieder einmündet, vermindert um die Summe der Gefälle beider Gräben und den in etwaigen Druck- oder Heberrohrleitungen entstehenden Druckhöhenverlust; oder, mit andern Worten, gleich dem Unterschiede zwischen dem natürlichen Gefälle der betreffenden Flußstrecke und dem für die Zu- und Ableitung des Wassers notwendigen Gefälle in den Kanalstrecken. Da hier vom natürlichen Gefälle möglichst viel für den Betrieb der Wasserkraftmaschinen ausgenutzt werden soll, müssen Werkkanäle geringes Gefälle, die Druckrohre große Durchmesser erhalten. Die Querschnittform von Werkkanälen richtet sich nach örtlichen Verhältnissen. Am einfachsten ist für gewöhnliches Erdreich die Trapezform. Die Böschungen erhalten in der Regel keine steilere Neigung als 2:3. Bei Raummangel kann man das Rechteck wählen, wobei die Seitenwände durch Mauern oder Bohlenwände zu stützen sind. Wenn nötig, werden rechteckige K. überwölbt oder sonstwie überdeckt. Auch im Felsboden macht man den Querschnitt rechteckig. Durch Felsvorsprünge und Berge führt man die K. in Stollen. Ist der natürliche Erdboden durchlässig, so sind bei Zuleitungskanälen aller Art die benetzten Flächen durch Ton-

schlag oder Beton zu dichten, damit kein Wasser entweichen kann. Über Bodeneinsenkungen werden K. mittels Brücken hinweggeführt, die ein wasserdichtes Gerinne tragen (s. Aquädukt). Dücker in Gestalt umgekehrter Heberrohre führen K. unter Wegen, Wasserläufen u. dgl. hindurch. Die bereits erwähnten Druckrohre führen bei sehr großen Höhenunterschieden zwischen Ober- und Untergraben das Wasser vom Ende des Obergrabens zu den Turbinen.

Die Schiffahrtkanäle zerfallen in Binnenkanäle und Seekanäle. Auf erstern verkehren nur eigens dafür gebaute Kähne, letztere werden mit Seeschiffen befahren.

Die Binnenkanäle können in drei Gruppen eingeteilt werden: 1) Wagerechte Kanäle. Sie bestehen in einer Strecke oder Wasserrinne, deren Wasserspiegel eine ununterbrochene wagerechte Fläche bildet. Am zweckmäßigsten wird man mit einem solchen Kanal einer Höhenkurve nahezu folgen, wenn nicht bedeutende Kosten oder große Umwege sich vermeiden lassen, indem man einen Rücken oder ein Tal kreuzt. 2) Seitenkanäle, die einem Tallaufe folgen, in denen somit keine Wasserscheide und nur nach einer Richtung Gefälle vorhanden ist. Der Seitenkanal ist in einzelne Strecken oder Haltungen mit stehendem Wasser treppenförmig abgeteilt. Über die Stufe zwischen je zwei Haltungen müssen die Kähne mittels Kammerschleusen oder sonstiger Vorrichtungen befördert werden. Jede Kanalhaltung ist nach denselben Grundsätzen herzustellen wie ein wagerechter Kanal. Ihr Wasserspiegel ist wagerecht. Die Sohle erhält ein ganz geringes Gefälle, damit man bei Ausbesserungen das Wasser ablassen kann. Seitenkanäle können von einem schiffbaren Fluß abzweigen und wieder in ihn einmünden und zu Bestandteilen einer Flußkanalisierung werden. 3) K. mit Wasserscheiden (Scheitelkanäle, Verbindungskanäle) verbinden zwei Flußgebiete, indem sie die dazwischenliegende Wasserscheide überschreiten. Sie fallen vom Scheitel nach beiden Seiten ab, und man hat namentlich darauf zu achten, daß die Haltung auf der Wasserscheide (Teilhaltung, Scheitelhaltung) hinreichenden Wasserzufluß erhält, denn von ihr werden die beiden anstoßenden Zweige des Kanals hauptsächlich gespeist.

Für den Wasserbedarf eines Kanals kommt in Betracht: der Verlust durch Undichtigkeit des Bettes, Ausbesserungen, Verdunstung; der Abfluß von höher gelegenen Haltungen gegen die tiefer gelegenen wegen Undichtigkeit der Schleusentore; der Wasserverbrauch für den Schleusenbetrieb. Zur Versorgung von Scheitelkanälen mit Wasser werden daher Zufuhr- oder Speisekanäle (Zubringer) nötig, in denen das Speisewasser aus abseits gelegenen Sammelgebieten, Quellen, Bächen, Brunnen herbeigeschafft wird, und die eine beträchtliche Länge erreichen und an sich schon sehr bedeutende Bauanlagen mit Sammelteichen, Aquädukten, Dückern ꝛc. bilden können. Pumpwerke müssen sehr leistungsfähig sein und sind ein kostspieliger Behelf. Um an Wasser beim Durchschleusen zu sparen, hat man verschiedene Vorkehrungen, vermöge deren man beim Entleeren einer Schleuse nicht ihren ganzen Inhalt in die untere Haltung abfließen zu lassen braucht, sondern einen Teil davon in Sparbecken seitlich aufspeichert, um ihn bei der nächsten Füllung der Schleuse wieder zu verwenden.

Die Größe der Kanalkähne hängt ab von der Art ihrer Beförderung, der Beschaffenheit der Fracht und der Entfernung ihrer Fahrten. Dient Dampfkraft zum Betrieb und kommt Fernverkehr in Betracht, so werden große Kähne verwendet. Zur Torfbeförderung und für den Naheverkehr dienen kleine Kähne. Von den Abmessungen ist die Tauchung t die wichtigste. Die Breite b ist in der Regel 5mal, die Länge l ist 30- bis 40mal so groß wie die Tauchung. Der »Völligkeitsgrad« eines Kahnes sollte nicht unter 90 Proz. betragen, d. h. wenn die Hauptabmessungen in Metern ausgedrückt sind, so sollte die Tragfähigkeit des Kahnes sein $T = 0{,}9\,t\,b\,l$ in Tonnen. Der eingetauchte, an den Ecken und Kanten abgerundete Körper weicht also etwa 10 Proz. vom Rechteck ab. Die durchschnittliche »Ladeziffer« beträgt aber nur 60 Proz., d. h. es pflegen von der Tragfähigkeit bloß etwa 60 Proz. ausgenutzt zu werden. Nach den Abmessungen der Schiffe richten sich die der Schleusen, Häfen und des Kanalquerschnittes. Nach der Länge der Schiffe richtet sich der Halbmesser der Krümmungen. Am vorteilhaftesten ist es, möglichst große Kähne mit möglichst kleinen Geschwindigkeiten zu befördern. Nur bei ganz kleinen Geschwindigkeiten sind auf den Wasserstraßen des Binnenlandes die Zugkraftkosten geringer als auf Eisenbahnen. Das Treiben der Kähne mit der Strömung ist auf Kanälen ausgeschlossen. Die wichtigste und zurzeit häufigste Art der Beförderung ist das Treideln oder Ziehen der Kähne vom Land aus mittels Leinen. Am Kanal entlang ist daher ein Leinpfad anzulegen. Beim Treideln werden Menschen und Zugtiere, und zwar vorwiegend Pferde, verwendet. Menschenkraft kommt nur bei schwachem Verkehr in Betracht und ist, bei großer Langsamkeit, unter Umständen sehr wohlfeil; doch ist diese Arbeit äußerst anstrengend und gesundheitschädlich. Auf französischen Kanälen befördern zwei Männer Kähne von 85—115 Ton. Tragfähigkeit mit einer Geschwindigkeit von 0,4—0,5 m in der Sekunde und legen 7—15 km im Tage zurück. Beim Pferdezug ist es zweckmäßig, für regelmäßigen Pferdewechsel, wie bei der Post, zu sorgen. Ohne Umspannpferde legt ein Kanalkahn 18—19 km täglich zurück. Bringt man aber auf dem Kahne einen Stall für zwei Pferde unter, so lassen sich, bei Tag- und Nachtbetrieb, bis zu 55 km in 24 Stunden zurücklegen. Die Anzahl Pferde eines Gespannes hat aber ihre Grenze. Die verhältnismäßige Leistung wächst in weit geringerm Maß als die Anzahl eingespannter Pferde. Ein Viergespann zieht also keineswegs viermal soviel wie ein einzelnes Pferd.

Sehr wichtig ist für neu zu erbauende K. die Frage, ob Dampfschiffahrt eingeführt werden soll, da ein für Dampfbetrieb bemessener Kanal wesentlich anders gestaltet werden muß als ein für Leinenzug eingerichteter. Auch müssen die Kanalböschungen gegen Beschädigungen durch die Dampfschiffwellen geschützt werden. In Betracht kommen Frachtdampfer, Schleppen durch freifahrende Dampfer und Tauerei. Die freifahrenden Kanaldampfer sind fast ausschließlich Schraubendampfer. Frachtdampfer befördern Stückgüter und Rohstoffe, haben aber den Erwartungen nicht immer entsprochen. Gekuppelte Kähne liefern günstigere Ergebnisse. Ein mit Dampfmaschine und Schraube ausgerüsteter Kanalkahn schiebt einen zweiten vor sich her, mit dem er eigenartig zusammengekuppelt ist. Von der Tragfähigkeit des schiebenden Kahns nehmen Maschine und Zubehör nur etwa 7 Proz. in Anspruch. Diese, in Nordamerika übliche Betriebsweise soll noch billiger sein als das Treideln mit Pferden. Das Schleppen mit freien Dampfern hat sich in England auf größern Kanälen bewährt und bürgert sich auch in Deutschland ein. Der Abstand zwischen dem Schlepper und dem Anhange sollte

möglichst groß gemacht werden. Tauerei ist nur vereinzelt versucht worden. Ein ausgebildeter Verkehr würde zwei Taue oder Ketten erfordern. Dies vermehrt die Kosten derart, daß, abgesehen von sonstigen Nachteilen, die der Tauerei auf Wasserstraßen mit ganz geringem Gefälle anhaften, ihre ausgedehnte Anwendung auf Schiffahrtkanälen ausgeschlossen ist. Die kräftige Entwickelung der Kanaldampfschiffahrt wird hauptsächlich verhindert durch die Schleusen, wo sie, der Wassererspanis halber, mit beschränkten Längen und Breiten ausgeführt werden müssen, so daß die vorteilhafte Beförderung größerer Schiffzüge unmöglich wird. Den gleichen Nachteil haben die mechanischen Hebevorrichtungen, die bei bedeutenden Höhenunterschieden zwischen den einzelnen Haltungen nötig werden. Dampfschiffahrt verlangt, daß die Anzahl der Schleusen eingeschränkt, ihre Fallhöhen vergrößert und die Haltungen möglichst lang gemacht werden.

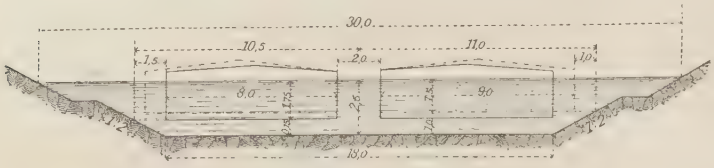


Fig. 1. Querschnitt der neuen deutschen Kanäle zwischen Rhein und Elbe.

Ob es sich bewähren würde, die Schiffzüge von Seitenbahnen aus durch Lokomotiven zu ziehen, müßten wohl weitere Versuche lehren. Die Fahrgeschwindigkeit sollte bei Dampfbetrieb auf freier Strecke 5 km in der Stunde nicht überschreiten. Schrauben- und Raddampfer haben in ruhigem Wasser eine Nutzleistung von etwa 67 Proz., d. h. die Geschwindigkeit des Schiffes ist etwa zwei Drittel von der Geschwindigkeit der Schaufeln. Die Nutzleistung der Kabelschiffe wäre weit größer, da hier die auf die Windetrommel übertragene Kraft mit ungefähr 90 Proz. Nutzleistung arbeitet. Die K. erhalten auf freien Strecken trapezförmigen Querschnitt von solcher Breite, daß zwei Kähne leicht aneinander vorbeifahren können. Die Böschungen sollten nicht steiler sein als $1^1/_2$-füßig. Auf den Aquädukten und unter den Brükken wird der Kanalquerschnitt rechteckig und in der Regel nur so breit gemacht, daß ein Kahn durchfahren kann. Die Wassertiefe macht man mindestens 50 cm größer als den größten Tiefgang eines Kahns. Der schwerste Kahn, den ein Pferd mit 3—4 km Geschwindigkeit in der Stunde ziehen kann, ist in England ungefähr 21 m lang, 3,6 m breit und hat bei voller Ladung 105 Ton. Gewicht und 1,4 m Tiefgang. Fig. 1 zeigt den Querschnitt der neuen deutschen K. zwischen Rhein und Elbe. Die Kähne haben 600 T. Tragfähigkeit, 8 m Breite, 1,75 m Tiefgang. Die in Aussicht genommene Beförderung mittels Dampfkraft bedingt eine Wassertiefe von 2,5 m.

Die Querschnittabmessungen von Seekanälen sind so groß zu machen, daß die Seeschiffe mit der größtzulässigen Geschwindigkeit von 2—3 m in der Sekunde sich gefahrlos fortbewegen können. Näheres wird von Fall zu Fall vereinbart. Der Querschnitt des Nordostseekanals wird durch Fig. 2 versinnlicht. Auch Seekanäle erhalten Schleusen, wenn sie, wie der Panama- und der Nicaraguakanal, mittels mehrerer Haltungen eine Wasserscheide überschreiten sollen, wenn der störende Einfluß wechselnder Strömungen infolge der Gezeiten vom Kanal abzuhalten ist, wie am Nordostseekanal, oder wenn der Kanal, wie der längs des Mersey- und des Irwelltales geführte Manchesterseekanal, die Eigenschaften eines Seitenkanals hat. Beim Suezkanal und beim Kanal von Korinth dagegen konnte auf Schleusen verzichtet werden. Fig. 3—5 zeigen die Längenprofile dreier der erwähnten Seekanäle. Der durch den Franzosen Ferdinand Vicomte de Lesseps ins Leben gerufene, 1859—69 durchgeführte Suezkanal ist für alle spätern Seekanäle vorbildlich geworden, nicht nur bezüglich seiner Anlage und Hauptabmessungen, sondern auch bezüglich der dort zum erstenmal angewendeten und erprobten Verfahrungsarten und Maschinen zur Bewältigung ungeheurer Erdarbeiten. Bemerkenswert ist, daß der Suezkanal ursprünglich nur mit 22 m Sohlenbreite, also nur für ein Schiff, ausgeführt war und von 10 zu 10 km Ausweichestellen hatte, was große Betriebsschwierigkeiten verursachte. Man hat daher, bis Ende der 1880er Jahre, die Sohle auf 34,84 m durchweg verbreitert, so daß jetzt die Begegnung zweier Schiffe überall stattfinden kann, nur hat jeweils das südwärts fahrende Schiff an den in Abständen von $^1/_{30}$ Seemeile angebrachten Haltepfählen festzulegen, bis das nordwärts fahrende vorüber ist.

Die wenigst kostspieligen Strecken eines Binnenkanals sind jene, auf denen der obere Teil des Wasser-

Fig. 2. Querschnitt des Nordostseekanals.

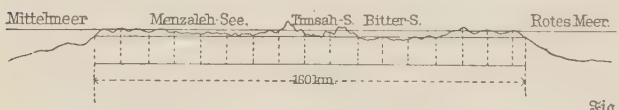


Fig. 4. Längenprofil des Suezkanals.

Fig. 5. Längenprofil des Kanals von Korinth.

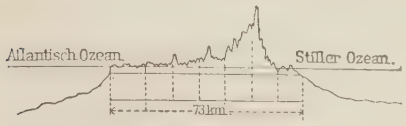


Fig. 3. Längenprofil des Panamakanals.

weges zwischen zwei Dämmen, der untere in einem Einschnitt enthalten ist, so daß der Aushub zur Anschüttung der Dämme nahezu ausreicht. Die Kanaldämme sollten in dünnen Schichten gestampft oder gewalzt werden. Der Damm, dessen Krone den Leinpfad trägt, wird etwa 4 m breit gemacht; für den gegenüberliegenden genügt die Hälfte. Jeder Damm sollte durch einen in seinem Innern hergestellten Kern c, eine Art Mauer aus gestampftem Ton, gedichtet sein, wie es Fig. 6 versinnlicht. In Einschnitten ist der 4 m breite Leinpfad etwa 0,6 m über dem Wasserspiegel anzulegen. Seine Oberfläche sollte nach außen ein wenig abfallen, damit die in schräger Richtung ziehenden Pferde bessern Halt finden. Gelegentlich kann es nötig sein, das ganze Bett mit Stampfmörtel zu füttern, um Wasserverluste abzuhalten, doch muß der im Damm liegende Teil sich vorher vollständig gesetzt haben. Die Böschungen können mit trocknen Steinen abgerollt werden, wenn sie nicht gedichtet, sondern nur befestigt zu werden brauchen. Natürliche Wasserläufe sind mittels Brücken und Dohlen unter dem Kanal hindurchzuführen und, wenn nötig, durch umgekehrte Heber oder Dücker (Fig. 7). Wo solche Wasserläufe oberhalb des Kanalspiegels liegen, kann man sie teilweise zur Speisung des Kanals verwenden, doch sollte auch gleichzeitig dafür gesorgt werden, daß man sie gänzlich über den Kanal hinwegführen kann, wenn gelegentlich der Zufluß entbehrlich ist oder die Zufuhr von Sinkstoffen zu befürchten wäre. Jede Kanalhaltung sollte mit Leerläufen, Entlastungswerken oder Wasserlösern an geeigneten Stellen versehen werden; das sind Überfallwehre in der Kanalböschung, die verhüten, daß das Wasser auf eine zu große Höhe steigt (Fig. 7). Mit den Leerläufen lassen sich oft die Schützenanlagen gleich verbinden, mittels deren man die Kanalhaltung entleeren kann, wenn Ausbesserungen nötig werden. Bei Haltungen von mehr als 3 km Länge können Abschlußtore in angemessenen Entfernungen vorhanden sein, damit man nicht die ganze Haltung auslaufen zu lassen braucht. Am bequemsten lassen sich solche Tore anbringen in den rechteckigen Kanalstrecken unter Brücken oder auf Aquädukten. Wenn Kanaldämme leck werden, so kann die ganze Haltung ausbrechen und große Verheerung anrichten. Dem wird durch die angedeutete sorgfältige Ausführung vorgebeugt. Auch in diesem Falle sind die erwähnten Tore als Sicherheitstore nützlich. Lecke lassen sich zuweilen verstopfen, indem man losen Sand, Ton, Kalk, Häckerling u. dgl. ins Wasser schüttet. Die Teilchen werden in den Leck getragen und verstopfen ihn, indem sie sich darin anhäufen. Baumpflanzungen längs der Leinpfade wirken wohltätig durch ihren Schatten, können aber auf Dämmen nachteilig werden, indem sie durch ihr Wurzelwerk das Erdreich lockern und undicht machen.

Kanalaquäd ukte tragen neben der rechtkantigen Wasserrinne einen 1,8—3 m breiten Boden für den Leinpfad. Hängebrücken sind im Grunde zu Aquädukten gut geeignet, da jeder Kahn sein eignes Gewicht an Wasser verdrängt und die gleichförmige Verteilung der Last durch das verhältnismäßig geringe Gewicht der Zugtiere und Leute auf dem Leinpfade kaum merklich beeinflußt wird. Ein Aquädukt dieser Art, von Johann Röbling erbaut, überschritt den Alleghanyfluß bei Pittsburg mit sieben Öffnungen zu 48,8 m Weite und trug an Drahtseilen ein hölzernes Gerinne von 4,8 m Breite und 2,4 m Tiefe.

a Durchlässiges Erdreich, b undurchlässiges (toniges) Erdreich, c Kernmauer aus gestampftem Ton, d Damm, f Leinpfad, g Berme.

Fig. 6. Binnenkanal.

In den Tunneln für K. werden gleichfalls Gerinne und Leinpfad möglichst eingeengt. Zuweilen läßt man den Leinpfad weg und schiebt die Kähne mittels Stangen durch den Stollen. In einzelnen Fällen pflegen die Schiffer den Kahn fortzubewegen, indem sie sich mit den Händen oder Füßen gegen die mit geeigneten Einschnitten oder Griffen versehenen Tunnelwände stemmen; auch kann irgend eine Art der Beförderung mittels Dampfkraft hier einsetzen.

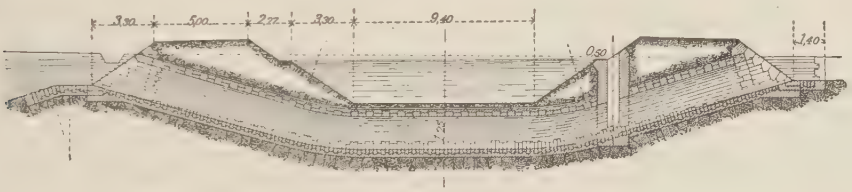


Fig. 7. Dücker mit Entlastungsüberlauf.

Soll ein Kanal in der Nähe seines Wasserspiegels durch eine Straße oder Eisenbahn übersetzt werden, so sind bewegliche Brücken (s. Brücken, S. 481 f.) anzuwenden. Schiefe Ebenen dienen dazu, um mit geringerm Aufwand an Zeit und Wasser, als bei der Verwendung von Kammerschleusen, die Kähne von einer Haltung auf die andre zu heben oder zu senken. Vorrichtungen, um Schiffe lotrecht auf größere Höhen, als sie durch Kammerschleusen erreichbar wären, in Trögen zu heben und zu senken, heißen Schiffhebewerke (s. d.).

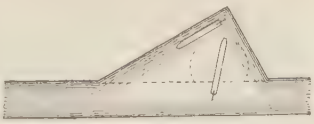


Fig. 8. Dreieckiger Kanalhafen mit Wendeplatz.

Die Kanalhäfen entsprechen den Haltestellen und Bahnhöfen der Eisenbahnen. Sie sollten möglichst häufig sein, um an vielen Orten den Güteraustausch zu gestatten. Im wesentlichen bestehen sie aus einer meist einseitigen Verbreiterung des Kanals, deren Ufer, zum Anlegen der Schiffe hergerichtet, mit den nötigen Vorkehrungen zum Aus- und Einladen ausgerüstet und mit den sich anschließenden Verkehrs-

wegen (Straßen oder Eisenbahnen) zweckmäßig verbunden sind. Der Leinpfad ist auf der entgegengesetzten Seite weiter zu führen. Die Form der Häfen kann rechteckig, trapezförmig mit Anlegeplätzen an den Schmalseiten oder dreieckig sein mit Platz zum Wenden (Fig. 8, S. 539). Die kleinsten Anlagen sind nur für ein Schiff bemessen. Für größere Anlagen sind die Längen und Breiten der mit Rücksicht auf die Größe des Verkehrs unterzubringenden Schiffe maßgebend, wobei noch für reichlichen Spielraum zu sorgen ist.

Die Mündung eines Kanals in einen Fluß soll möglichst spitzwinklig sein, wie es auch an den Vereinigungsstellen schiffbarer Flüsse angestrebt wird. Da aber solche Mündungen widernatürlich sind, so versanden sie leicht und müssen häufig gebaggert werden. Vgl. »Handbuch der Ingenieur-Wissenschaften«, Bd. 3 (3. Aufl., Leipz. 1895); Kreuter, Linienführung der Eisenbahnen und sonstigen Verkehrswege (Wiesbad. 1900); Sonne u. Esselborn, Elemente des Wasserbaues (Leipz. 1904).

Geschichtliches.

Die K. dienten in der ältesten Zeit mehr dazu, die Bewässerung des Landes zu fördern, als den Verkehr zwischen einzelnen Ländern zu vermitteln. Jenen Zweck hatten namentlich die jetzt verfallenen K. im alten Ägypten, mittels deren das Nilwasser in die höher gelegenen dürren Gegenden des Landes geleitet ward. In Ostindien werden jetzt noch Bewässerungskanäle benutzt, deren Alter nicht mehr zu ermitteln ist. In China existieren seit alten Zeiten Bewässerungs- und Schiffahrtskanäle. Der Kaiserkanal stellt eine schiffbare Verbindung zwischen Peking und Kanton her. Die Römer nahmen zwar keine Kunstbauten für Binnenschiffahrt vor, aber die riesigen Wasserleitungen, die zur Wasserversorgung der Städte erbaut wurden, legen Zeugnis von dem hohen Stande der Kanalbautechnik unter ihrer Herrschaft ab. In Spanien ist seit 1529 der Kaiserliche Kanal von Aragonien zur Bewässerung der Ebenen am rechten Ebroufer in Betrieb. Dergleichen K. finden sich noch jetzt in den meisten Ländern. So bewässert der oberhalb Lingen abzweigende Emskanal zugleich einen Teil des sogen. Ochsenbruches; im südlichen Frankreich sind zahlreiche K. zur Versorgung entfernter Orte mit Wasser angelegt, die aber gleichzeitig kleine Schiffe zu tragen vermögen; der Naviglio Grande und der Kanal von Pavia nach Mailand dienen gleichzeitig der Schiffahrt und Wiesenbewässerung, während die K. in den Torfmooren Hollands, Ostfrieslands und Oldenburgs sowohl für die Schiffahrt als auch für die Entwässerung bestimmt sind. Jedoch hatten auch die Alten schon eine hohe Meinung von der Wichtigkeit der K. für Schiffahrtszwecke. Die ägyptischen Pharaonen und die Ptolemäer ließen große Arbeiten zur Verbindung des Nils mit dem Roten Meer ausführen, und im alten Griechenland wurde das Projekt eines Durchstiches des Isthmus von Korinth ernstlich in Erwägung gezogen. Die größere Bedeutung für Schiffahrtszwecke gewannen die K. durch die Erfindung der Kammerschleusen, die zuerst um 1450 bekannt geworden sind.

In Europa hatte Italien seit dem 11. Jahrh. K. zu Handelszwecken. Verkehrs- und Bewässerungszwecken zugleich dienen die zahlreichen K. der Niederlande, insofern man sie, da sie meist höher liegen als das Weideland, im Winter übertreten und letzteres überschwemmen läßt. Die bedeutendsten in neuerer Zeit vollendeten K. dieser Art sind der Zuyd-Willemsvaart (1822—26), von Maastricht nach Herzogenbusch, der großen Seeschiffen zugängliche Nordkanal (1810—24), von Amsterdam nach dem Texel, der Kanal von Voorne (1827—30), von Rotterdam nach Helvoetsluys. In Rußland wurde 1732 der von Peter d. Gr. angelegte, 110 km lange Ladogakanal vollendet, der die Verbindung zwischen der Ostsee und dem Kaspischen Meer herstellt, indem er die mit der Wolga vereinigte Wolchow von Neu-Ladoga ab mit Schlüsselburg verbindet. Ein sehr ausgebildetes Kanalsystem entstand in Frankreich. Der Kanal von Briare (Seine-Loire) wurde 1604—42 gebaut und steht mit dem 1675 begonnenen Kanal von Orléans in Verbindung. Am wichtigsten ist der Kanal von Languedoc oder du Midi (Mittelmeer-Atlantischer Ozean), der 1667—81 mit einem Aufwand von 33 Mill. Frank erbaut wurde. Er ist 279 km lang, 20 m breit, 2 m tief und trägt Fahrzeuge bis zu 2400 Ztr. Last. Bei Béziers durchschneidet er auf eine Länge von 250 m und 6 m Breite den Berg Malpas, und auf dem höchsten Punkte desselben, bei St.-Ferréol, ist ein Reservoir durch Führung einer Riesenmauer zwischen zwei Bergen gebildet, aus dem die ca. 100 Schleusen mit Wasser versehen werden. Der Canal du Centre oder Charolais verbindet die südlichen Provinzen des Reiches durch die Rhone, die Saône, Loire und Seine mit Paris und der Nordsee, er wurde 1782—90 erbaut und hat 81 Schleusen; der Kanal von St.-Quentin (Somme-Schelde) steigt mittels 6 Schleusen 12 m, fällt später wieder durch 18 Schleusen 42 m und ist teilweise unterirdisch geführt; der Kanal des Doubs, über 300 km lang, verbindet in vier Abteilungen die Rhone, die Ill, den Doubs und die Saône und wurde 1852 vollendet. Das in den französischen Kanälen (5037 km) niedergelegte Anlagekapital betrug 1872: 654,774,329 Mk., wurde durch die Kanalabgaben aber nur zu kaum 0,5 Proz. verzinst. Dieses ungünstige Finanzergebnis erklärt sich aus einem äußerst niedrigen Tarif, hauptsächlich aber aus dem Umstand, daß die meisten K. auf Linien angelegt sind, auf denen es seit der Entstehung der Eisenbahnen an Fracht mangelt. Englands erster Kanal war der 84 km lange Kanal zwischen dem Sankeybach und Merseyfluß, 1755 angelegt, dem bald der Bridgewaterkanal (s. d.) folgte. Der 1766 bis 1777 gebaute Grand-Trunkkanal, 145 km lang, vermittelt die Verbindung zwischen Liverpool, Hull, London, Oxford und Bristol. Darauf ward der große Kaledonische Kanal (s. d.) in Angriff genommen, der das Atlantische Meer mit der Nordsee verbindet. Eine große Anzahl der K. in England ist mit zu geringem Tiefgang und zu engen hölzernen Schleusen ausgeführt und verfiel deshalb, als die Eisenbahnen dem Bedürfnis des Verkehrs besser entsprachen. Seit 1830 sind überhaupt nur noch in Newcastle am Clyde, Manchester und für andre Häfen Wasserverbindungen zur Aufnahme von Seeschiffen hergerichtet worden.

In Amerika hat Witt Clinton 1817—25 den Eriekanal als ein angestauntes Werk ausgeführt, dem New York seine Blüte und die schnelle Überflügelung Philadelphias verdankte. Seitdem entstand rasch ein ausgebreitetes Kanalnetz, das alle größern Stromgebiete der Vereinigten Staaten mit der atlantischen Küste und der Region der Kanadischen Seen verbindet. Viele dieser K. sind indes gleichfalls nur auf das notdürftigste und mit so mangelhafter Ausrüstung hergestellt worden, daß sie der Konkurrenz der Eisenbahnen unterlagen. Immerhin bestehen noch viele K., namentlich die, welche die reichen Kohlenfelder, Bergwerke und Wälder mit den Handelsplätzen an der

Küste verbinden, in früherer Blüte fort und ergeben, ungeachtet der Konkurrenz der Eisenbahnen, gute Rente.

In Deutschland wurde 1390—97 der Kanal zur Verbindung der Elbe mit der Ostsee durch die Trave erbaut. Verhältnismäßig am meisten ist für K. in der Mark Brandenburg geschehen. Der Finowkanal und der Müllroser Kanal, an denen das 16., 17. und 18. Jahrh. gearbeitet haben, verbinden Elbe und Oder, aber in einer für die heutigen Anforderungen des Verkehrs ungenügenden Weise. Der Bromberger Kanal setzt das Stromgebiet der Oder mit dem der Weichsel in Verbindung, er wurde 1773 begonnen. Was sonst bis Anfang des vorigen Jahrhunderts von Kanälen bestand, hatte fast durchweg nur lokale Bedeutung, wie die Verbindung des Pregels mit dem Kurischen Haff und der Gilge ꝛc. Napoleon faßte zur Zeit seiner Weltherrschaft den Gedanken, ein umfassendes Kanalnetz anzulegen, das sich von der Seine bis zur Ostsee erstrecken und den Namen »Canal de la Seine à la Baltique« erhalten sollte. Er kam aber nicht über die Vorarbeiten zum Rhein-Maaskanal (sogen. Nordkanal) hinaus. Als das Eisenbahnwesen sich zu hoher Bedeutung entwickelte, glaubte man vielfach, daß die Zeit der K. vorüber sei. Es kamen aber trotzdem einzelne Unternehmen zustande, die über den Rahmen des lokalen Verkehrsbedürfnisses hinausgingen. Hierzu zählt der Donau-Mainkanal (Ludwigskanal genannt), von Bamberg nach Kelheim, dessen praktische Bedeutung indessen wegen seines geringen Tiefganges hinter den daran geknüpften Erwartungen zurückblieb. Außerdem sind noch zu nennen der Schiffahrtskanal bei Berlin, welcher der Handelsbedeutung dieses Platzes in erheblicher Weise zugute kam, und der Elbing-Oberländische Kanal, der mehreren Binnenseen Abfluß schafft und das Konstruktionsprinzip der schiefen Ebene für die Überwindung von Niveau-Unterschieden (als Ersatz für die Schleusen) anwendete. Deutschland stand in der Ausbreitung des Kanalnetzes bis Ausgangs der 60er Jahre des 19. Jahrh. hinter andern Staaten, namentlich Frankreich und England, zurück und nahm dann einen Anlauf, den durch die Periode des Aufschwungs der Eisenbahnen unterbrochenen Ausbau der K. fortzusetzen. Das Interesse für den Kanalbau wurde durch den Zentralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt mit dem Sitz in Berlin genährt, der, 1868 begründet, für die Aufklärung über den Nutzen der weitern Herstellung künstlicher Wasserwege erfolgreich gewirkt hat. Bis zum Schluß des 19. Jahrh. kamen zur Eröffnung: der Oder-Spreekanal 1891, der Kaiser Wilhelm-Kanal 1895, der Dortmund-Emskanal 1899 und der Elbe-Travekanal 1900. Deutschland hatte durch diese Werke die Führung auf dem Gebiete des Kanalbaues gewonnen, es wurde aber durch das Widerstreben einer kanalfeindlichen Partei in Preußen daran gehindert, diese Stellung zu behaupten, auf die augenblicklich Österreich und Frankreich Anspruch macht. Die Regierungen dieser Staaten verfügen über ausreichende Mittel zum Ausbau ihres Wasserstraßennetzes und sind im Begriff, umfassende Projekte nach einheitlichen Gesichtspunkten zur Ausführung zu bringen (s. unten).

Auch im internationalen Verkehr bricht sich die Erkenntnis von der wirtschaftlichen Bedeutung der K., deren Überlegenheit über die Eisenbahnen für den Transport von billigen Massengütern und daher der Zweckmäßigkeit einer erneuten Aufnahme des Kanalbaues Bahn. 1885 tagte in Brüssel ein erster internationaler Kongreß für Binnenschiffahrt. Es folgten die Kongresse in Wien 1886, Frankfurt a. M. 1888, Manchester 1890, Paris 1892 und im Haag 1894. Die Firma dieser Zusammenkünfte wurde nunmehr in »Internationaler Schiffahrtskongreß« abgeändert, weil die Angelegenheiten der Seeschiffahrt von derselben Körperschaft beraten werden sollten. Abgehalten wurden der VII. Schiffahrtskongreß in Brüssel 1898, der VIII. in Paris 1900, der IX. in Düsseldorf 1902, und der X. wird in Mailand 1905 abgehalten werden. Diese Kongresse genießen einer internationalen, offiziellen Anerkennung durch die Regierungen der verschiedenen Staaten und werden durch diese mit erheblichen Geldmitteln unterstützt. 1903 hat sich ein »Verband internationaler Schiffahrtskongresse« gebildet, dem die dauernde Vertretung der Kongreßinteressen und die Vorbereitungsarbeiten für abzuhaltende Kongresse übertragen sind. In Österreich hat der frühere Donauverein die Firma »Zentralverein für Fluß- und Kanalschiffahrt in Österreich« angenommen, und es ist ein »Deutsch-Österreichisch-Ungarischer Verband für Binnenschiffahrt« (1896) ins Leben gerufen, um den Wasserstraßenbau in den benachbarten Staaten zu pflegen.

Volkswirtschaftliche Bedeutung der Kanäle.

Vor der Zeit der Eisenbahn war der Güterverkehr auf den Wasserweg und die Landstraße angewiesen, und bei größern Transportentfernungen trat das wirtschaftliche Übergewicht der Wasserstraße so deutlich hervor, daß es sich lohnte, neue K. zu erbauen. Eine Veranlassung dazu, die Leistungsfähigkeit über das mit geringern Mitteln erreichbare Maß zu steigern, lag nicht vor, weil noch keine Anzeichen für die riesenhafte Anschwellung des Verkehrs vorhanden waren, die mit dem Bekanntwerden der Stephensonschen Lokomotive schon nach Verlauf weniger Jahrzehnte einsetzte. Unter solchen Bedingungen entstanden fast sämtliche der heute in Gebrauch befindlichen K., und man darf diesen Umstand nicht unbeachtet lassen, wenn es heute darauf ankommt, die volkswirtschaftliche Bedeutung der mangelhaften K. und der hoch entwickelten Eisenbahnen gegeneinander abzuwägen. Der volkswirtschaftliche Nutzen der Verkehrsmittel ist um so erheblicher, je mehr diese den Anforderungen des Handels genügen; er stuft sich ab, je nachdem die Anforderungen auf größte Billigkeit der Transportkosten oder auf größte Verkürzung der Transportzeit in den Vordergrund treten. Die bisherigen Erfahrungen haben gelehrt, daß der Wasserweg die geringsten Transportkosten verursacht, die Eisenbahn dagegen den Vorteil der schnellern Beförderung darbietet; beide Verkehrsmittel konkurrieren in der Mittellage, die vorhanden ist, sobald die Wasserfracht um $^1/_3$—$^1/_4$ geringer als die Eisenbahnfracht ist. Neben der schnellen Beförderung wird der Eisenbahn als Vorzug nachgerühmt, daß sie zu jeder Zeit fahren kann, K. dagegen infolge Frost, Wassermangels und Reparaturen während eines Teils des Jahres nicht benutzt werden können. Die angedeuteten Eigenschaften können nicht abgeleugnet werden, wohl aber ist vielfach eine übertriebene Vorstellung von der Wirkung dieser Eigenschaften vorhanden, die durch folgende Zahlenangaben berichtigt werden möge: die Expeditionsfrist der Eisenbahn beträgt für Güter 2 Tage, die Beförderungsfrist für je 200 km 1 Tag, die gesamte Lieferfrist für Transporte zwischen Breslau und Hamburg (rund 670 km) würde $2 + 4 = 6$ Tage ausmachen; im Eildienst wird der Wasserweg zwischen beiden Orten (rund 780 km) von Dampfgüterschiffen in 7 Tagen stromab, in 9 Tagen stromau zurückgelegt. Die Fahr-

geschwindigkeit (45 km in der Stunde bei Güterzügen, 6—8 km bei Dampfschiffen) läßt hiernach nicht ohne weiteres Schlüsse auf die Lieferzeit zu, diese aber und nicht die Fahrgeschwindigkeit ist für den volkswirtschaftlichen Nutzen von Bedeutung. Die Zahl der jährlichen Schiffahrtstage ist im nordöstlichen Deutschland geringer als im Westen, und als Durchschnitt gilt die Zahl 270. 1902 war die Schiffahrt geöffnet auf der Memel an 232 Tagen, dem Oberländischen Kanal an 233, der Weichsel an 260, der Oder an 293, der Elbe an 318, der Weser an 324, der Ems an 350, dem Rhein an 356, dem Dortmund-Emskanal (1903) an 329 Tagen; die Zahl der jährlich im Ruhrgebiet zur Bewältigung des dortigen ungeheuern Verkehrs geforderten Eisenbahnwagen (täglich 16—20,000) verteilt sich auf die vier Viertel des Jahres wie folgt: Januar bis März 22,4 Proz., April bis Juni 24,9 Proz., Juli bis September 26,4 Proz., Oktober bis Dezember 26,3 Proz. Hieraus folgt, daß die Zeit der Frostsperre der Wasserstraßen nicht nur keine Mehrbelastung der Eisenbahn zur Folge hat, sondern daß in dieser Zeit auch der Schienenweg den geringsten Verkehr besitzt. Als weitere Gesichtspunkte für Beurteilung der volkswirtschaftlichen Bedeutung beider Verkehrsmittel gelten nachstehende: Eisenbahnen lassen sich an jeden Wohnplatz heranführen, K. aber nicht, diese bieten dafür auf ihrer ganzen Länge an jedem Punkte Gelegenheit zum Güterumschlag, der Eisenbahnbetrieb ist aber an bestimmte Stationen gebunden; die Verladung großer Gütermengen läßt sich beim Schiff bequemer ausführen als beim Eisenbahnwagen, weil diese nur je 10—15 Ton. (200—300 Ztr.), Schiffe dagegen 100—1000 Ton. aufnehmen; Schiffsgefäße können sich auf den Wasserstraßen bewegen, ohne daß eine Verschiedenheit in der Größe den Betrieb stört, die Abmessungen der Eisenbahnwagen und ihre Ausrüstung sind aber an enge Grenzen und bestimmte Vorschriften gebunden; für die Fahrt ist für jeden Eisenbahnzug 1 km langer Weg frei zu halten, für das Schiff genügt hierbei fast nur der Raum, den es an jeder Stelle einnimmt. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der K. ist, wie ersichtlich, von so mannigfaltigen Bedingungen abhängig, daß sie sich nicht durch allgemein gültige, abstrakte Zahlen ausdrücken läßt, vielmehr nur von Fall zu Fall ermittelt werden kann. Allgemeine Gültigkeit besitzt nur der Satz, daß K. dann besondere Vorteile darbieten, wenn es sich um Versendung von Massengütern handelt. Diese Tatsache und die Entwickelung des Verkehrs zu einer früher nicht gekannten Höhe haben zu der brennenden, bisher noch unbeantworteten Frage nach der zweckmäßigsten Größe der K. und der auf ihnen verkehrenden Fahrzeuge geführt. Große Schiffe sind kleinen überlegen, weil sie unter gewissen Voraussetzungen die Beförderung der Güter zu billigern Tarifen auszuführen gestatten, mit der Größe der K. nehmen aber ihre Baukosten zu, und es erhöhen sich die laufenden Kosten für Betrieb, Unterhaltung und Verzinsung. Sobald nun diese jährlichen Mehrkosten die Höhe der erzielten Vorteile übersteigen, ist von einem volkswirtschaftlichen Nutzen der Verkehrsanlage nicht mehr die Rede, dieser würde aber dann wieder auftreten, wenn kleinere K. nicht mehr imstande sind, den vorhandenen Verkehr zu bewältigen. Auch hierbei läßt sich die Grenze in abstrakten Zahlen um so weniger andeuten, als die belebende Rückwirkung der Verkehrsverbilligung auf die vorhandene Industrie und die Möglichkeit der Erschließung neuer Produktionsgebiete sich einer ziffernmäßigen Ausmessung entziehen. Hier muß eine umsichtige und weitblickende Wirtschaftspolitik helfend eintreten, wie sie heutigestags in Österreich und Frankreich geübt wird, in Deutschland aber durch den Einfluß von Interessen, die außerhalb des Verkehrsgebiets liegen, zeitweise lahm gelegt worden ist.

Statistisches. Kanalprojekte.

(Hierzu die Karte »Deutschlands Schiffahrtsstraßen« mit Textbeilage: Übersicht der deutschen Schiffahrtskanäle.)

Deutschland: Der Besitz der Wasserstraßen ist fast ausnahmslos in der Hand des Staates. Die von Viktor Kurs ausgeführte Zählung der 1894 in Deutschland vorhandenen Wasserstraßen lieferte das in nachstehender Zusammenstellung enthaltene Ergebnis:

Wasserstraßen der einzelnen Stromgebiete.

Stromgebiete	Im ganzen vorhanden	Davon schiffbar für Fahrzeuge von über 400 t	bis 400 t	bis 300 t	bis 150 t	bis 100 t	nur flößbar	Der Beschaffenheit nach: freie Flüsse[1]	kanalisierte Flüsse	Kanäle
	Länge in Kilometern									
Östlich der Weichsel	1502,83	18,90	—	438,90	33,50	358,83	652,20	633,80	81,90	134,43
Weichsel	1363,80	177,50	—	325,90	14,70	288,10	557,60	732,23	29,80	44,17
Zwischen Weichsel u. Oder	756,43	—	—	—	26,30	3,13	727,00	3,00	—	26,43
Oder	3730,50	642,80	116,50	744,80	573,40	639,00	1014,00	2228,20	385,77	102,53
Zwischen Oder und Elbe	796,15	241,25	86,60	177,90	15,50	274,90	—	408,60	233,50	154,05
Elbe	4266,26	1023,35	404,20	285,30	514,01	1124,90	914,50	1872,86	949,80	529,10
Zwischen Elbe und Weser	93,10	—	—	—	—	93,10	—	42,00	—	51,10
Weser	1239,30	167,90	351,10	79,50	147,90	312,90	180,00	669,00	333,40	56,90
Zwischen Weser und Ems	394,84	59,60	—	—	87,00	248,24	—	264,00	15,93	114,91
Ems	1309,93	379,10	—	—	25,00	905,83	—	494,65	149,00	666,28
Rhein	4212,33	611,70	—	1530,63	182,10	495,80	1392,10	1444,07	917,60	458,56
Zwischen Rhein u. Donau	136,40	—	—	—	136,40	—	—	—	—	136,40
Donau	1887,30	—	—	—	481,70	353,60	1052,00	786,50	32,90	15,90
Gesamtsumme:	21688,67	3322,10	958,40	3582,93	2237,51	5098,33	6489,40	9578,91	3129,60	2490,76

[1] Freie Flüsse, einschließl. der Haff-, Watt- und Außenfahrten sowie der Binnenseen.

Die in den drei letzten Spalten angegebenen Zahlen haben sich bisher wenig geändert, die Schiffbarkeit der Wasserstraßen hat aber eine Verbesserung erfahren, denn 1903 waren für Schiffe

von	1,75 m Tiefgang	2437,77 km
=	1,50 - =	3082,12 -
=	1,00 - =	7064,07 -
von	0,75 m Tiefgang	599,40 km
unter	0,75 - =	1182,83 -
Zusammen:		14366,19 km

(ohne flößbare Wasserstraßen) vorhanden. Über die wichtigsten schiffbaren K. des deutschen Wasserstraßennetzes gibt die der Karte beigefügte Erläuterungstabelle Auskunft. Zur Beurteilung der Verkehrsleistungen

Übersicht der deutschen Schiffahrtskanäle.

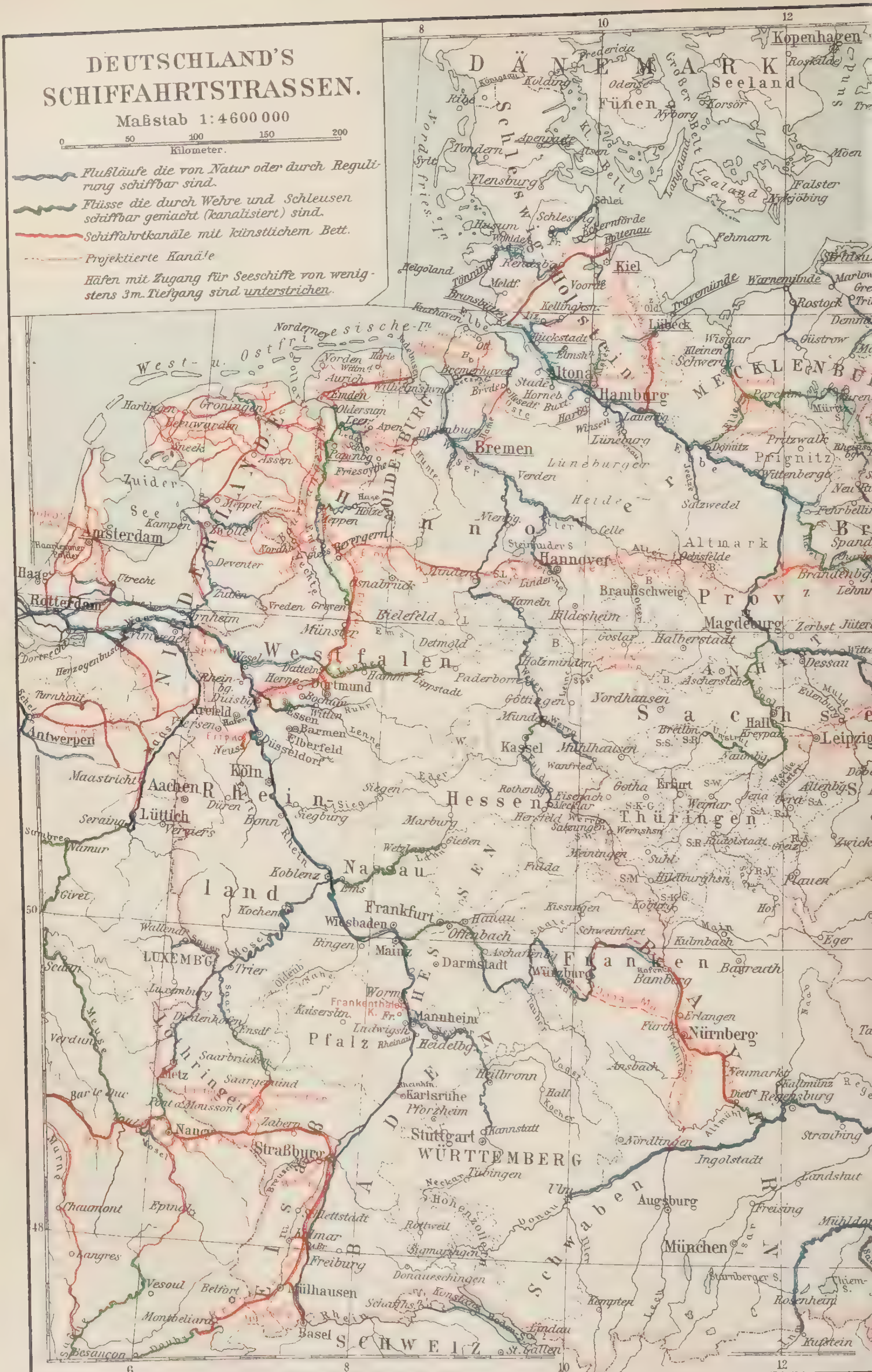
(Nach Viktor Kurs und dem ‚Führer auf den deutschen Schiffahrtsstraßen'.) Vgl. die Karte ‚Deutschlands Schiffahrtsstraßen'.

Name und Lage	Zeit der Erbauung	Länge in Kilom.	Wasserspiegelbreite / Sohlbreit.	Mittlere oder Mindesttiefe	Zahl der Schleusen	Tragfähigkeit in Tonnen	Bemerkungen
	1	2	3	4	5	6	
Alter Plauer Kanal, führt von Bittkau a. d. Elbe zum Plauer See (Havel)	1743–47	34,6	26 / 16	2	3	500	Benutzt auf 13,2 km das Bett der Alten Elbe, des Ihle- und des Stremmeflusses.
Berlin-Spandauer Schiffahrtskanal vom Berliner Humboldthafen zum Tegeler See	1848–51	12,1	24,9 / 9,4	1,7	2	150–175	Entlastet die Unterspree und vermittelt den Zugang zur obern Havel.
Bolterkanal, s. Elde-Wasserstraße.							
Brandenburger Stadtkanal	—	4,1	—	1,9	1	400	Mündet beiderseits in die Untere Havelwasserstraße
Breisachkanal, verbindet Rhein-Rhonekanal mit dem Rhein bei Alt-Breisach	1867–68	6,5	16 / 10	2	1	200	Der B.-K. ist weniger für Verkehrszwecke als z. Speisung d. Rhein-Rhonekanals angelegt.
Breitenburger Kanal, verbindet die Gegend v. Lägerdorf in Holstein mit der Stör, die in die Unterelbe mündet	?	7	15 / 7,8	2	1	35	Im Privatbesitz des Grafen Rantzau.
Breslauer Großschiffahrtsweg, umzieht Breslau unter Benutzung der Alten Oder mit Ausnahme eines 3 km langen, neu gegrabenen Bettes	1897 voll.	7,5	? / 16	—	2	400	
Breuschkanal, verläßt die Breusch oberhalb Wolxheim und mündet in die Ill oberhalb Straßburg	1682	19,8	? / 8	1,3	11	80	
Bromberger Kanal, verbindet Weichsel und Netze	1773–74	26,3	19 / 11	1,4	9	150	Verläßt die kanalisierte Netze bei Nakel u. fällt bei Bromberg in die kanalisierte Brahe.
Burg-Kudensee oder **Büttler Kanal,** beginnt als Burger Au bei Burg, kreuzt den Kaiser Wilhelms-Kanal und mündet in die Elbe	?	15,8	13–24 / 7,2–8,3	1,3	3	30	2 Schleusen waren nötig, um den Kanal gegen den Kaiser Wilhelms-K. abzuschließen.
Charlottenburger Verbindungskanal	—	3,2	—	2,25	—	600	Verbindet Spree-Oder-Wasserstr. mit Spandauer Schiffahrtskanal.
Darguner Kanal. Von Dargun zur Peene	1884–85	2,5	18 / 12	1,80	—	150	
Dortmund-Emskanal, führt aus dem Dortmunder Hafen nach Henrichenburg, wo er den 10,9 km langen Herner Zweigkanal aufnimmt, geht über Münster an der Ems entlang bis Haneckenfähr, wo er in die Ems mündet, benutzt den alten Emskanal und fällt bei Meppen in die Haase, 1,9 km vor ihrer Mündung in die Ems, deren kanalisiertes Bett er bis Oldersum benutzt, von wo er nach dem Hafenkanal von Emden führt	1892–1899	271,3 inkl. 44 korr. u. freie Ems sowie 48,7 kanalisierte Ems	30 / 18	2,5	20	600	Der Kanal soll nach dem Rhein fortgesetzt werden. Unter den Schleusen ist das große Hebewerk bei Henrichenburg mitgezählt, das 14 m Höhendifferenz ausgleicht. Von Oldersum steigt der Kanal vom Meeresniveau wieder auf 2 m Höhe zum Anschluß an das Kanalnetz von Ostfriesland.
Duisburger Kanal, setzte früher Duisburg in Verbindung mit der kanalisierten Ruhr und dem Rhein.							Als Hafen ausgebaut; die Verbindung mit der Ruhr ist bedeutungslos.
Elbe-Travekanal, verläßt die Elbe bei Lauenburg u. führt, dem Lauf des alten, durch ihn eingegangenen Secknitzkanals folgend, nach Lübeck z. Trave	1895–1900	67,2	28 / 22	2–3	7	600	
Elbing-Oberländischer Kanal, verbindet Elbing unter Benutzung des Drausen-, Röthloff-Geserich-Sees mit Deutsch-Eylau. Seitenarme gehen durch d. Drewenzsee nach Osterode u. durch den Ewingsee nach Saalfeld	1844–60	82,1 ohne Seefahrt	16 / 7,5	1,3	5 gen. Ebenen u. 4 Schleusen	50	Die geneigten Ebenen, in Deutschland nur hier angewendet, dienen zur Ausgleichung der Höhendifferenz von fast 100 m zwischen Drausen- und Pinnausee.
Elde-Wasserstraße. Von Fürstenberg i. M. durch eine Anzahl von Seen zur Elde u. Elbe bei Dömitz. Die künstl. Straßen führen besondere Namen:	—	—	—	—	—	—	Bei Fürstenberg i. M. Anschluß an das Netz der Märkischen Wasserstraßen.
Eldekanal (Neu-Elde)	—	22,9	-	1,3	6	150	Bis Dömitz f. Schiffe b. z. 750 T.
Güritzer Kanal	—	2,8	—	1,3	1	150	
Grabower Kanal	—	3,1	—	1,3	3	150	
Friedrich Franz-Kanal	—	6,6	—	1,3	3	150	
Fahrenhorstkanal	—	2,2	—	0,9	1	—	
Lenzkanal	—	0,2	—	1,4	—	—	
Göhrenscher Kanal	—	1,4	—	1,4	—	—	
Eldenburger- oder **Reekkanal**	—	2,6	—	1,4	—	—	
Junkerkanal	—	0,4	—	1,4	—	—	
Bolterkanal	—	7,4	—	1,4	—	—	
Elster-Saalekanal, beginnt bei Leipzig an der Weißen Elster und soll die Saale bei Kreypau erreichen	1858 begonnen	—	19 / 13	2,3	—	—	Hat gegenwärtig wenig Aussicht auf Vollendung.
Emder Fahrwasser oder **Hafenkanal von Emden,** setzt Emden in Verbindung mit der Außenems und ist als Seehafen ausgebaut	—	5,3	—	5–10	1	—	Nimmt den Ems-Dortmundkanal auf u. findet seine Fortsetzung nach Wilhelmshafen im Ems-Jadekanal.
Ems-Jadekanal, verbindet Emden mit Wilhelmshafen	1880–87	70	— / 8,5	2–3	6	—	
Emster Kanal, führt von Lehnin zur Havel, unter teilweiser Benutzung der kanalisierten Emster	1867	16,5	12 / 9	1,4	—	—	9,9 km Kanalstrecke, 6,1 km Seestrecke.

Name und Lage	1	2	3	4	5	6	Bemerkungen
Ems-Vechtekanal, verläßt die Ems bei Haneckenfähr und mündet in die Vechte bei Bookholt . . .	—	21,3	— 6,5	1,8	1	80	
Erftkanal, verbindet Neuß mit dem Rhein u. wird von der Erft gespeist	1835–37	5	25 12	3,4	—	1100	Wird sein. gesich. Lage wegen gern als Winterhafen benutzt.
Fahrenhorstkanal, s. Elde-Wasserstr.							
Fehrbelliner Kanal, führt von Fehrbellin zur Rhinwasserstraße . . .	—	13	14 10	1,4	2	125	
Finowkanal, verläßt den Oderberg-Lieper See bei Liepe, nimmt bei Liebenwalde den Voßkanal auf und führt als Malzer Kanal weiter . .	1744-46	43,1 inkl. 10,1 km Seefahrt	24 12	1,6	14	150–170	Bildet ein wichtig. Glied in der Verbindung zwischen Weichsel-Oder-Havel-Elbe.
Frankenthaler Kanal, von Frankenthal zum Rhein führend . . .	Ende d. 18.Jhrh.	4,4	18 10	2,2	1	200	
Friedrich Franz-K., s.Elde-Wasserstr.							
Friedrich Wilhelm- oder **Müllroser Kanal**, verläßt die Oder bei Brieskow oberhalb Frankfurt a. O. und mündet in die Spree bei Neuhaus . .	1662-68	27	— 11,5	1,75	8	125	Früher von großer Bedeutung, hat er jetzt durch den Oder-Spreekanal, mit d. er teilweise zusammenfällt, viel verloren.
Göhrenscher Kanal, s.Elde-Wasserstr.							
GrabowerKanal, s.Elde-Wasserstraße.							
Grödel-Elsterwerdaer Flößkanal, verbindet Elbe und Schwarze Elster	1740–44	—	— 5–10	0,8	4	25	Die Güter müssen über den Elbdamm transportiert werden, Verkehr sehr gering.
Großer Friedrichsgraben, Lage s. unter Seckenburger Kanal . . .	1689–97	19	40 —	1,2	—	176	
Güritzer Kanal, s. Elde-Wasserstraße.							
Hadelner Kanal, geht vom Bederkesasee zur Außenelbe	1860	33,7	—	1,46	1	45	Westl. Fortsetzung ‚Bederkesa-Geestekanal', sehr dürftige Verbindung mit der Weser.
Haren-Rütenbrockkanal, verbindet die Ems mit d. Niederländ. Kanalnetz	1872	13,5	7	1,8	4	80	
Havelländischer Hauptgraben, verläßt die Havel oberhalb Spandau bei Nieder-Neuendorf und mündet unterhalb des Hohen-Nauener Sees, den er durchzieht, in die Havel .	1718–25	76,4	8 5	0,9	2	70–125	Der K. ist nur bei günstigem Wasserstand in seiner ganzen L. zu befahren, es gilt jetzt nur die ob. Strecke bis Brieselangschleuse(15,2km)u.die unt.von Ferchesar ab(10km)a.schiffbar.
Hohen-Nauener Kanal (vgl. Havelländischer Hauptgraben)	—	1,5	—	1,2	—	125	Verbind. den Hohen-Nauener See u. die Unt.Havelwasserstr.
Hüninger Kanal, verläßt den Rhein bei Basel und mündet in den Rhein-Rhonekanal unterhalb Mülhausen .	1824–34	34 2	14,8 10	1,6	4	200	
Hunte-Emskanal, verbindet die Hunte oberh.Oldenbg.m.d.Leda(Sagter-Ems)	1855–94	44,2	9	1,5	9	—	Durchschneidet das Gebiet d. Ostfriesischen Moorkanäle.
Ihlekanal, vgl. Neuer Plauer Kanal.							
Ill-Rheinkanal, verbindet die Ill bei Straßburg mit dem Rhein. . . .	1838–42	3,5	29,5 22	2,5	2	1100	
Junkerkanal, s. Elde-Wasserstraße.							
Kaiserfahrt, Durchstich der Insel Usedom von Woitzig nach Swinemünde	1880 vollend	5	—	7	—	—	Genügt auch für größere Seeschiffe, die bis Stettin gelangen.
Kaiser Wilhelms-Kanal, verbindet Nord- und Ostsee, verläßt die Nordsee an der Einmündung der Elbe bei Brunsbüttel und endet in der Kieler Föhrde bei Holtenau . . .	1887–95	98,6, davon 10,5 auf Seen	67 22	9	2	—	Der K.W.-K. ist ein Niveaukanal für Seeschiffe jeder Größe. die 2 Schleusen an den Endpunkten des K. dienen zur Ausgleichung der Fluthöhen.
Kammerkanal, vom Zierker See bei Neustrelitz zur Havel	1840–43	8,4	9 8	1,5	1	120	Davon fallen 2,6 km auf den Zierker See.
Klodnitzkanal, beginnt bei Gleiwitz u.mündet bei Kosel in die kanal.Oder	1790–1801	45,6	10 —	1,5	18	100	Dient hauptsächlich dem Versand der oberschles. Kohle.
Kolmarer Kanal, verbindet Kolmar mit dem Rhein-Rhonekanal . . .	1860–64	13,3	16,8 10	2	1	200	
Königsberger Seekanal, führt von Königsberg i. Pr. durchs Frische Haff nach Pillau zur Ostsee	1894–1901	34	30	6,7	—	—	Im Frischen Haff durch seitl. Molen geschützt, gestattet Seeschiffen d. Fahrt b. Königsberg.
Königs-Kanal, mündet vermittelst des Flüßchens Krampe in die Oder	1875	2,5	16 12	2	—	150	Dient nur dem Lokalverkehr.
König Wilhelm-Kanal, verbindet die Ruß (Memel) und Ort Memel unter Benutzung der kanalisierten Minge	1863–73	25,2	17,3	2	1	300	Erbaut, um die für kleinere Schiffe u. Flöße gefahrl. Fahrt auf dem Kur. Haff zu umgehen.
Kraffohlkanal, verbindet Elbingfluß und Nogat	1495	5,9	24 —	1,2	1	100	Vorsteh. Maße hat der K. erst nach versch. Umbauten erhalt.
Kupfergraben, Spreekanal in Berlin	—	2,2	17.9 17	1,7	1	250	Führt von und wieder zu der Spree-Oder-Wasserstraße.
Landwehrkanal, künstlicher Seitenarm der Spree, durchzieht den Süden Berlins	1845–50	10,5	22,4 10	1,3	2	150–175	Bestimmt, die innere Stadt vom durchgehenden Schiffsverkehr zu entlasten.
Lauterfinger Kanal, führt von Lauterfingen nach dem Saar-Kohlenkanal	1869–77	4,1	— 7	1,8	—	200	
Lenzkanal, s. Elde-Wasserstraße.							
Ludwigs-Kanal, verläßt bei Kelheim die Donau unter Benutzung der kanalisierten Altmühl, mündet bei Bamberg in die Regnitz	1836–45	172,4	15 10	0,95-1,46	101	127	Die große Anzahl Schleusen waren nötig, um das bedeutende Gefäll zu überwinden: Donaumündung 340 m, Scheitelpunkt 418,6, Main 229,9. Der K. hat nur wenig Verkehr u. deckt nicht die Unterhaltungskosten.
Luisenstädtischer Kanal in Berlin, führt vom Landwehrkanal zur Spree-Oder-Wasserstr. (Zwillingsbrücke)	—	2,2	22,5 21,8	1,5	1	175	
Lychener Kanal, vom Lychener Stadtsee zur Havel oberhalb Fürstenberg	1879–82	9	—	—	—	150	2,7 km Kanalstrecke, 6,3 km Seen.
Malzer Kanal, Teil der Havel-Oder-Wasserstraße	1827–28	13,5	24 16	1,6	1	150	Verläßt den Finowkanal bei Liebenwalde und mündet bei Friedrichsthal in die Havel.

Name und Lage	1	2	3	4	5	6	Bemerkungen
Masurische Seen-Kanäle, verbinden unter Benutzung der Masurischen Seen Angerburg, Lötzen, Rhein, Nikolaiken u. Johannisburg in Ostpr.	—	15,2	—/10	1,3	—	100	Die K. sind kl. Bindeglieder zw. d. Mauer-Löwentin-Jagodner-Spirding- u. Roschsee. Anschl. a. d. Pregelwasserstr. i. projekt.
Moselkanal, untere Strecke bei Jouy beginnend und nach Metz führend.	1867–76	9,7	18/12	2	3	220	Die obere Strecke führt von Novéant zur deutsch-franz. Grenze und weiter bis Nancy
Motzener Kanal, führt aus dem Motzener See zum Nottekanal	1860	7,7	12/7	1,25	—	—	3,5 km Kanalstrecke, 4,2 km Seestrecke.
Neuer Plauer oder **Ihlekanal,** führt von der Elbe bei Niegripp nach dem Alten Plauer Kanal	1868–72	30	26/16	2	3	500	
Niederneuendorfer Kanal. Teil des Havelländ. Hauptgrabens von der Havel-Oder-Wasserstraße bei Niederneuendorf bis Forsthaus Damsbrück	—	8,7	—	0,6	—	—	Dient zur Entwässerung und wird nur zeitweise dem Verkehr geöffnet.
Nottekanal, vom Mellensee zur Dahme	1858	22	10/9	0,9	3	80	Kanal auch als kanalisierte Notte bekannt.
Oder-Spreekanal, verläßt die Oder oberhalb Fürstenberg, benutzt auf 11,5 km das Bett des Müllroser Kanals, geht zum Kersdorfer See, von da zur kanalisierten Spree, folgt dieser bis ungefähr Braunsdorf, geht im eignen Bett zum Seddinsee u. erreicht die Dahme, l. Nebenfluß der Spree	1887-91	100,6	27/18	2,5	7	400	Tiefe und Sohlenbreite waren ursprünglich geringer.
Oranienburger Kanal. Teil der Havel-Oder-Wasserstraße	1831–38	11,1	24/15	1,6	1	150	Verläßt d. Havel b. Sachsenhausen oberh. Oranienburg u. erreicht sie wieder bei Pinnow.
Ostfriesische Moorkanäle. Eine große Anzahl von Kanälen in der rechtsseitigen Emsniederung . . .	—	—	—	0,5–1,5	—	—	Die Moork. dienen hauptsächl. zur Entwässerung u. gestatten d. Verkehr von nur klein. Kähnen, d. Torf ab- u. Schlick zufahr.
Papenburger Kanäle, von der Ems bei Halte ausgehend	1631 /begonn.	34	—/10	1–4,5	7	30 (Nebenkanäle)	Die K. werden ständig weitergeführt u. dienten ursprüngl. nur der Moorentwässerung, jetzt geben auf dem 2,3 km langen Hauptkanal mittlere Seeschiffe bis Papenburg.
Plauer Kanal, s. Alter Plauer Kanal.							
Prinz Friedrich Leopold-Kanal, führt vom Teltowkanal zum Wannsee .	1903–1905	3,7	—/12	1,5	—	—	
Rathenower Schleusenkanal, mündet beiderseits in die Untere Havel-Wasserstraße	—	1,8	—	1,6	1	400	
Reekkanal oder **Kanal zu Eldenburg,** s. Elde-Wasserstraße.							
Rhauderfehnkanäle, nordöstlich von Papenburg, münden in die Saterems	1649	29,8	—/6	1,3	2	—	Vgl. Ostfriesische Moorkanäle.
Rhein-Marnekanal, erreicht bei Lagarde die deutsche Grenze u. zieht, dem Zorntal folgend, über Zabern z. Ill-Rheinkanal unterh. Straßburg	1838-53	104,5	14,3/10	1,6	64	200	Die Länge bezieht sich auf die deutsche Strecke.
Rheinberger Kanal, verbindet Rheinberg mit dem Rhein oberhalb Wesel (alter Rheinarm)	—	3,3	—	—	—	200	Bei niedrigem Wasserstand ist der Kanal nicht fahrbar.
Rhein-Rhonekanal, erreicht bei Alt-Münsterol die deutsche Grenze und geht über Mülhausen zwischen Rhein und Ill nach Straßburg, wo er sich mit der kanalisierten Ill vereinigt	1783–1834	132,3	14,5/10	2	87	200	Die angegebene Länge bezieht sich auf das deutsche Stück.
Rheinsberger Kanal, verbindet Rheinsberg, mehrere kleine Seen durchschneidend, mit dem Bolterkanal, den er im Kleinen Pälitzsee erreicht	1877–79	13,1	20/10,5	1,5	1	150	Die einzelnen Teile v. Pälitzsee ab sind: Schleusenkanal, Prebelowk., Hüttenk., Schlabornk., Rheinsberger Kanal.
Rhinwasserstraße, von Lindow am Gudelacksee zum Kremmener See	—	51	8/6	1,5	2	150	Von den 51 km Länge entfallen 31,6 km auf Seen, die Fortsetzung bildet der Ruppiner K.
Rüdersdorfer Gewässer, vom Stienitzsee bei Rüdersdorf zur Spree .	1881	18,3	20/14	2	1	400	Die öffentl. Wasserstr. führt nur 8,3 km weit bis Kalkberge-Rüdersdorf. Die anschließ. Gewässer bis Stienitzsee s. n. öffentl.
Ruppiner Kanal, führt vom Kremmener See (Fortsetzg. der Rhinwasserstr.) zur Havel oberhalb Oranienburg .	1787–88	15,1	20/14	1,4	3	150	
Saar-Kohlenkanal, verbindet Rhein-Marnekanal mit der kanalis. Saar, die er bei Saargemünd erreicht .	1862–66	63,4	15,4/10	2	27	200	
Sacrow-Paretzer Kanal, verläßt bei Nedlitz den Jungfernsee (oberhalb Potsdam), quert Fahrland- u. Schlänitzsee und erreicht die Havel wieder im Göttinsee	1889–91	16	30/18	2	—	400	Ist für den Durchsgangsverkehr zwischen Berlin u. Elbe von Wichtigkeit.
Schützendorfer Kanal mündet in den Königskanal	1875	2	16/12	2	—	150	Dient nur dem örtlich. Verkehr.
Seckenburger Kanal, verbindet mit Gr. Friedrichsgraben unter Benutzung des Pregels und der kanalis. Deime Gilge (Memel) mit Königsberg	1833–36	4,8	54/—	1,5	—	175	
Spoykanal, Kleve unter Benutzung eines alten Rheinarms (5 km) mit dem Rhein verbindend	1855	9,3	—	1,6	1	250	

Name und Lage	1	2	3	4	5	6	Bemerkungen
Störkanal, vom Schweriner See zur kanalisierten Elde gegenüber dem Friedrich Franz-Kanal	1835	20,7	16 / 10	1,5	3	150	Einschließlich 9,7 km in der kanalisierten Stör.
Storkower Gewässer, vom Scharmützelsee zur kanalisierten Dahme	1746	34,7	12 / 6	1,6	3	125	10,5 km Kanalstrecke, 24,2 km Seestrecke, 1863—65 wieder in Stand gesetzt.
Straßburger Umleitungskanal, umzieht die Stadt im Süden von der Ill ausgehend und in den Ill-Rheinkanal mündend	1880–82	5,9	18 / 12	2,5	1	200	
Süd-Nordkanal, führt durch das Bourtanger Moor u. verbind. Ems-Vechtek. mit dem Kanal Haren-Rütenbrock	1872	45,6	7–8,5	1,8	7	—	
Teltowkanal. Zweigt bei Grünau von der Oberspree ab und führt zur Potsdamer Havel bei Klein-Glienicke; Anschlüsse bilden der Verbindungskanal und der Prinz Friedrich Leopold-Kanal	1900–1905	37,2	— / 20	2	1	600	Der Teltowkanal soll d. durchgehend. Verkehr zwisch. Oder u. Elbe v. Berlin ablenken. Der Bau wird voraussichtl. 1905 beendigt. Der K. wird vom Teltower Kreis gebaut u. verwaltet.
Templiner Gewässer, mit Labüskekanal	1745	23,2	7 / 6,5	0,8–1,3	3	100–150	9,3 km Kanalstrecke, 13,9 km Seen.
Teupitzer Gewässer, vom Teupitzer See zur Dahme	—	19,2	10	1,3	—	100	1,7 km Kanalstrecke, 17,5 km Seenstrecke.
Verbindungskanal (des Teltowkanals), zweigt vom Teltowkanal ab und mündet bei Niederschöneweide in die Oberspree	—	3,7	— / 20,0	2	—	600	Soll den Weg aus der Oberspree bei Berlin zum Teltowkanal abkürzen.
Voß- oder Liebenwalder Kanal, verläßt die Havel bei Zehdenick u. vereinigt sich bei Liebenwalde mit dem Finowkanal	1820–25	14,9	21 / 12	1,5	2	150–170	
Weichsel-Haffkanal, verbindet die Weichsel mit dem Frischen Haff	—	19,7	18 / —	1,4	2	200	Die Strecken in der kanalis. Gr. Linau, 1,9 km, u. Tiege, 4 km, sind mit inbegriffen.
Wentowgewässer, vom Kleinen Wentowsee bei Dannenwalde zur Havel bei Burgwall führend	—	11	7,5 / 6	1,4	1	100	
Werbellinkanal, verbindet den See gleichen Namens mit dem Finowkanal	—	20,7, dav. 10 Seef.	15 / 10	1,4	2	150–170	
Zechliner Kanal, vom Kleinen See bei Zechlin ausgehend und zum Rheinsberger See führend, den er im Tietzowsee erreicht	1877-79	8,4	schwkt. 15 / 6	1,5	—	150	Einzelne Strecken tragen die Namen: Zootzenkanal und Repenter Kanal.
Wichtigste Projekte:							
1) **Berlin-Stettiner Großschiffahrtsweg.** Soll den Verkehr mit 600 T Schiffen an Stelle der jetzigen 170 T.-Kähne zwischen Berlin u. Stettin ermöglichen. Projektiert ist ein Kanal, der mit der alten Hohensaaten-Spandauer Wasserstr. angenähert in gleicher Richtung führt u. sich in einem Seitenkanal auf dem linken Ufer der Oder bis unterhalb Schwedt fortsetzt	—	150	32,3 / 20	2,3	—	600	Mit dieser westlichen Linie konkurrierte früher das Projekt einer östlichen Linie; dasselbe ist aber fallen gelassen.
2) **Donau-Main-Wasserstraße.** Ersatz für den unzulänglichen Ludwigskanal; von Kehlheim an der Donau bis Aschaffenburg projektiert	—	460	30 / 18	2,5	56	600	Das Projekt berücksichtigt verschiedene Abkürzungen der Linie.
3) **Elbe-Kielkanal,** vom Elbe-Travek. b. Crummesse ausgehend, durch den Großen Plöner See zum Kieler Hafen	—	75	31,8 / 22	2	14	600	
4) **Leipziger Kanalprojekte.** Um für Leipzig einen Anschluß an das Wasserstraßennetz zu gewinnen, sind mehrere Projekte ausgearbeitet:							
Elster-Saalekanal, s. d.	—	130	—	—	13	—	K. 26 km, kanalis. Saale 104 km
Leipzig-Wallwitzhafen	—	63,5	—	—	10	—	
Leipzig-Köthen-Aken	—	80,5	—	—	6	—	
Leipzig-Torgau	—	55	—	—	9	—	
5) **Mittellandkanal,** soll Elbe mit Weser, Ems und Rhein verbinden. Das ganze Projekt enthält folgende Teile:							
Dortmund-Rheinkanal	—	40	30	2,5	7	600	Rhein-Hannoverkanal von der preuß. Regierung projektiert. Dieser Teil ist von der preuß. Regierung aufgegeben worden.
Bevergern-Hannover	—	173,2	18	2,5	—	600	
Hannover-Elbe	—	160	30 / 18	2,5	—	600	
Zweigkanäle: Lippe-Seitenkanal, von Hamm zum Dortmund-Emskanal	—	36,6	30 / 18	2,5	—	—	
Osnabrücker Stichkanal, von Osnabrück zum projektierten Rhein-Hannover-Kanal	—	15,4	—	—	2	—	
Abstieg zur Weser, Verbindungsglied zwischen dem Rhein-Hannover-Kanal und der Weser	—	3,2	—	—	2	—	
Lindener Stichkanal	—	11,9	—	—	2	—	


DEUTSCHLAND'S
SCHIFFAHRTSTRASSEN.
Maßstab 1:4600000
0 50 100 150 200
Kilometer.
Flußläufe die von Natur oder durch Regulirung schiffbar sind.
Flüsse die durch Wehre und Schleusen schiffbar gemacht (kanalisiert) sind.
Schiffahrtkanäle mit künstlichem Bett.
Projektierte Kanäle
Häfen mit Zugang für Seeschiffe von wenigstens 3 m. Tiefgang sind unterstrichen.

tut in Leipzig.

Zum Artikel ‚Kanäle.'

der K. ist es erforderlich, dieselbe den Leistungen des ganzen Wasserstraßennetzes und der Eisenbahnen in der Weise gegenüberzustellen, wie es von Sympher geschehen ist. Nach dessen Ermittelungen betrug in den Jahren

	1875	1900
I. auf sämtlichen Binnenwasserstraßen:		
die Länge der Binnenwasserstraßen, auf denen Verkehrszählung erfolgt, in Kilometern	10 000	10 000
der gesamte Güterverkehr in Millionen Tonnenkilometern	2 900	11 500
der kilometrische Verkehr in Tonnen pro km	290 000	1 150 000
die Zunahme in Prozenten	—	297
II. auf den 7 deutschen Hauptströmen allein:		
die Länge der Straßen in Kilometern	3 000	3 000
die Verkehrsleistung in Mill. Tonnenkilomet.	1 763	9 350
der kilometrische Verkehr in Tonnen pro km	590 000	3 125 000
die Zunahme in Prozenten	—	430
III. auf den Nebenflüssen und Kanälen:		
die Länge der Straßen in Kilometern	7 000	7 000
die Verkehrsleistung in Mill. Tonnenkilomet.	1 137	2 150
der kilometrische Verkehr in Tonnen pro km	162 430	307 200
die Zunahme in Prozenten	—	89
IV. auf sämtlichen deutschen Eisenbahnen:		
die Länge der Straßen in Kilometern	26 500	49 600
die Zunahme der Länge in Prozenten	—	87
die Verkehrsleistung in Mill. Tonnenkilomet.	10 900	36 900
die Zunahme derselben in Prozenten	—	239
der kilometrische Verkehr in Tonnen pro km	410 000	740 000
die Zunahme in Prozenten	—	80

K. haben hiernach im Durchschnitt eine erheblich geringere Zunahme der Verkehrsdichte (des kilometrischen Verkehrs) erfahren als die Hauptströme, es fehlt aber nicht an Beispielen von einer lebhaften Zunahme des Verkehrs auf Kanälen; so stieg der kilometrische Verkehr auf dem Plauer Kanal in den Jahren 1875 bis 1900 von 272,000 Ton. auf 1,228,000 Ton., also um 350 Proz. Der Bau neuer K. ist, wie bereits erwähnt (s. oben u. volkswirtschaftliche Bedeutung), seit 1900 in Deutschland zum Stillstand gekommen. In der berechtigten Erwartung, daß dieser in unsre verkehrsbedürftige Zeit wenig passende Zustand ein nur vorübergehender sein wird, sind eine Reihe von Projekten zur Errichtung neuer K. entworfen oder in Bearbeitung, von denen die wichtigsten in der der Karte beigegebenen Erläuterungsübersicht benannt sind.

Frankreich. Auch die französischen Wasserstraßen gehören fast sämtlich dem Staate, der auch die bis zur großen Revolution nur von Unternehmern erbauten K. erworben und zu einem zusammenhängenden Straßennetz vereinigt hat. Seit 1879 ist die Schiffahrt auf den Kanälen abgabenfrei; die frühere Verschiedenheit in den Abmessungen der K. ist durch planmäßigen Umbau beseitigt, für den die Klasseneinteilung in Haupt- und Nebenlinien maßgebend war. Hauptlinien, deren Verwaltung lediglich dem Staat zufällt, erhielten als Mindestabmessungen: Wassertiefe 2 m, Schleusenbreite 5,20 m, Schleusenlänge 38,50, lichte Höhe unter Brücken 3,70 m. Nebenlinien, deren Verwaltung auf bestimmte Zeiten an Privatpersonen vergeben werden kann, sind an diese Mindestmaße nicht gebunden. Außerdem sind eine Anzahl von Flüssen vorhanden, auf denen nur dem Namen nach Schiffahrt besteht. 1900 wurden als unbenutzte Wasserstraßen gezählt:

nur flößbare Strecken	1 926,0 km
offne Flüsse und Binnenseen	1 166,5 -
kanalisierte Flüsse	18,0 -
Kanäle	33,0 -
Zusammen:	3 143,5 km

Die Schiffahrt wurde ausgeübt auf

nur flößbaren Strecken	1 012,0 km
offnen Flüssen und Binnenseen	3 650,3 -
kanalisierten Flüssen	4 403,4 -
Kanälen	4 502,6 -
Zusammen:	13 568,3 km

	1875	1900
betrug auf sämtlichen französischen Binnenwasserstraßen bei einer Gesamtlänge in Kilometern von	10 770	12 150
der Güterverkehr in Mill. Tonnenkilometern	1 960	4 675
die Zunahme in Prozenten	—	139
der kilometrische Verkehr in Tonnen pro km	182 000	385 000
die Zunahme in Prozenten	—	111

Nachdem das 1879 aufgestellte Bauprogramm nahezu erledigt worden ist, wurde 1902 von der Regierung ein neues aufgestellt, und die Deputiertenkammer bewilligte die Mittel in Höhe von 700 Mill. Fr. Von den Bauplänen wurden später diejenigen zurückgestellt, zu deren Ausführung die von den Interessenten geforderten Beiträge von 50 Proz. nicht sichergestellt worden waren, und die Bausumme wurde auf 293 Mill. Fr. ermäßigt. Neben Verbesserungsarbeiten an vorhandenen Wasserstraßen werden folgende Neubauten in Angriff genommen: Nordkanal, vom Canal de la Sensée bei Arleux bis zum Seitenkanal der Oise bei Noyon; derselbe soll den Kanal von St. Quentin entlasten. Verlängerung des Ourcqkanals über Port-aux-Perches hinaus bis zum Oise-Aisnekanal. Verlängerung des Orleanskanals über Combleaux hinaus. Kanal von Cette nach der Rhone und Marseille-Rhonekanal. Neben diesen in der Ausführung gesicherten Neubauten wird über den Bau des sogen. Zwei-Meere-Kanals verhandelt, einer Wasserstraße von Bordeaux am Atlantischen Ozean nach Narbonne am Mittelmeer, die großen See- u. Kriegsschiffen Durchgang quer durch Frankreich ermöglichen soll. Dies Projekt ist über das Anfangsstadium noch nicht hinausgekommen.

Österreich-Ungarn. Österreichs Binnenwasserstraßen beschränkten sich auf die Donau und deren Nebenflüsse, K. waren nicht vorhanden; auch Ungarn besaß nur wenig K., nämlich den Franzenskanal zwischen Theiß und Donau, 238 km, und den Béga-Kanal von Temesvár zur Theiß, 115 km lang. 1901 gelangte der Gedanke eines Anschlusses der Donauwasserstraßen an die Gebiete der nördlichen Ströme zum Durchbruch und führte zu dem Gesetz vom 11. Juni 1901, durch das der Bau folgender K. gewährleistet wurde: 1) des Donau-Oderkanals von der Donau bei Wien bis zur Oder bei Oderberg; 2) des Donau-Moldau-Elbekanals, dessen Linienführung noch nicht festgelegt worden ist; 3) des Donau-March-Elbekanals, vom Oderkanal bei Prerau abzweigend; 4) des Oder-Weichsel-Dniesterkanals. Von diesen Projekten wird der Donau-Oderkanal zunächst zur Ausführung gelangen. In neuester Zeit ist eine Verbindung der Donau und der Adria in Vorschlag gebracht worden, es ist aber augenblicklich keine Aussicht vorhanden, dieses Projekt näher zu behandeln. Was bei den Österreichischen Bauplänen die Aufmerksamkeit in hohem Grade beansprucht, sind die Mittel zur Überwindung des Gefälles. Auf der Linie Donau-Oder sind Höhenunterschiede im Aufstieg von der Donau von 125 m, im Abstieg der Oder von 80 m zu überwinden, für den Donau-Moldau-Elbekanal kommen Höhenunterschiede von mehr als dem doppelten Betrag in

Betracht, auf der Oder-Elbe-Linie handelt es sich um solche von 400 m. Die österreichische Regierung hat für die Lösung der Aufgabe, Schiffe von 600 Ton. Tragkraft auf größere Höhe zu heben, als dies in Kammerschleusen ausführbar ist, einen Wettbewerb ausgeschrieben, infolgedessen zum Schluß des Termins über 200 Entwürfe eingeliefert wurden. Die zur Begutachtung eingesetzte Jury sprach den ersten Preis einem Projekte zu, nach dem das Schiff, in einem Schleusentroge schwimmend, auf einen Räderwagen verladen und auf Schienenwegen über eine geneigte Ebene befördert wird. Der zweite Preis wurde einem Projekte zuerkannt nach dem das in einem Schleusentroge schwimmende Schiff vermittelst eines drehbaren Trommelgerüstes vom Unterwasser zum Oberwasser gehoben, bez. umgekehrt gesenkt werden soll. Der dritte Preis konnte nicht vergeben werden.

Über den Suez-, Panama- und Kaiser Wilhelm- (Nordostsee-) Kanal vgl. die besondern Artikel. Über den Kanal- und Binnenschiffahrtsverkehr s. Binnenschiffahrt.

Vgl. Larue, Manuel des voies navigables de la France (2. Aufl., Creusot 1877); »Denkschrift, betreffend die im preußischen Staat vorhandenen Wasserstraßen« (amtlich, 2. Aufl., das. 1877); Dünkelberg, Schiffahrtskanäle in ihrer Bedeutung für die Landesmelioration (Bonn 1877); Mosler, Die Wasserstraßen in den Vereinigten Staaten von Amerika (Berl. 1877); Sax, Die Verkehrsmittel, Bd. 1 (Wien 1878); Bellingrath, Studien über Bau und Betriebsweise eines deutschen Kanalnetzes (mit Atlas, Berl. 1879); v. Weber, Studie über die Wasserstraßen Englands (das. 1880), Schwedens (das. 1880) und Die Wasserstraßen Nordeuropas (Leipz. 1881); »Denkschrift über den Ausbau der Wasserstraßen in Österreich« (Wien 1884); Meitzen, Die Frage des Kanalbaues in Preußen (Berl. 1885); Kurs, Tabellarische Nachrichten über die flößbaren und die schiffbaren Wasserstraßen des Deutschen Reichs (das. 1894) und Schiffahrtsstraßen im Deutschen Reich (»Jahrbücher für Nationalökonomie ꝛc.«, 3. Folge, Bd. 10); »Führer auf den deutschen Wasserstraßen« (hrsg. vom königlich preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, 2. Aufl., Berl. 1903); Faber, Donau-Main-Wasserstraße von Kehlheim nach Aschaffenburg (Bayrischer Kanalverein München, 1903); Eger, Die Binnenschiffahrt in Europa und Nordamerika (Berl. 1899); Suppán, Wasserstraßen und Binnenschiffahrt (das. 1902); v. Eynern, Zwanzig Jahre Kanalkämpfe (das. 1901); die Protokolle und Berichte der internationalen Kongresse für Schiffahrt sowie des Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Verbandes für Binnenschiffahrt; Weber von Ebenhof, Bau, Betrieb und Verwaltung der natürlichen und künstlichen Wasserstraßen auf den internationalen Binnenschiffahrtskongressen 1885—1894 (Wien 1895); Sympher und Maschke, Karte der deutschen Wasserstraßen (1:1,250,000; 2. Aufl., Berl. 1893) und die jährlichen Berichte über den Verkehr in der »Statistik des Deutschen Reiches«; »Zeitschrift für Binnenschiffahrt« (hrsg. vom Zentralverein zur Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt (Berl., seit 1894).

Kanalgase, s. Kanalisation, S. 547.

Kanalheizung, s. Heizung, S. 124.

Kanalinseln (Normännische Inseln), Inselgruppe in der sogen. Normannischen Bai des Kanals, der einzige Rest der Normandie, der sich noch heute im Besitz Englands befindet. Die Gruppe besteht aus den Inseln Jersey, Guernsey, Alderney und mehreren kleinern Inseln, hat ein Areal von 196 qkm (3,5 QM.) mit (1901) 95,618 Einw. und zerfällt in zwei Verwaltungsbezirke (Bailiwicks): Jersey und Guernsey (s. d.). Die anglikanische Kirche ist Staatsreligion; außer einem normannischen Dialekt (vgl. Métivier, Dictionnaire franco-normand de Guernsey, Lond. 1870; J. L. Pitts, Patois poems of the Channel Islands, Guernsey 1883; E. S. Lewis, Guernsey, its people and dialect, Baltimore 1896) wird Französisch und Englisch gesprochen, aber das Französische ist die offizielle Sprache. Von der Oberfläche sind (1902) 50,7 Proz. Ackerland, 13,3 Proz. Weide; an Vieh zählte man 3592 Pferde, 18,518 Rinder (berühmte Milchwirtschaft), 463 Schafe und 9677 Schweine. Die Inseln besitzen (1903) 124 Seeschiffe von 9280 Ton. Gehalt und 342 Fischerboote. Ausfuhr nach den britischen Inseln (1903) 1,055,256 Pfd. Sterl., Einfuhr 1,093,268 Pfd. Sterl. — Spuren römischer Besiedelung haben sich auf den K. nur wenige erhalten. Im 6. Jahrh. fand das Christentum auf ihnen Eingang; im 10. Jahrh. gehörten sie zum Herzogtum der Normandie, und Wilhelm, der siebente Herzog der Normandie, vereinigte sie mit England, das sie auch nach dem Verlust des normannischen Festlandes (1204) behauptete. Die Reformation fand durch vertriebene Hugenotten Eingang. Die Inselbewohner erfreuen sich ihrer alten Rechte; sie haben stets treulich zu England gehalten und die Angriffe der Franzosen erfolgreich zurückgewiesen. Näheres s. die einzelnen Inseln. Vgl. Ansted, The Channel Islands (3. Aufl., Lond. 1893); Tupper, History of Guernsey, etc. (2. Aufl., das. 1877); Pégot-Ogier, Histoire des îles de la Manche (Par. 1881); Boland, Les îles de la Manche (das. 1904); Robin, The Channel Islands (Führer, Lond. 1902). S. Karte »Frankreich«.

Kanalisation, die Gesamtheit unterirdischer, röhrenförmiger Leitungen (Abzugskanäle, Kloaken, Siele) zur Entwässerung der menschlichen Wohnstätten. Das Kanalnetz soll die häuslichen und gewerblichen Abwässer, die von Dächern, Straßen, Plätzen, Höfen ꝛc. abfließenden Niederschlagwässer, oft auch die menschlichen Entleerungen (Exkremente) aufnehmen und abführen. Werden die Kanäle so angelegt, daß, vermöge ihrer Form, ihres Gefälles und reichlicher Wasserzufuhr, ihr Inhalt fortgeschwemmt werden kann, so spricht man von Schwemmkanalisation. Das Beispiel der Kulturvölker des Altertums (s. unten: Geschichtliches), die für die Reinhaltung ihrer Städte und deren Versorgung mit gesundem Trinkwasser großartige Anlagen schufen, hat nicht nachgewirkt. Mittelalterliche Zustände haben sich stellenweise bis in die Gegenwart erhalten. In Lindau z. B. bestanden bis vor wenigen Jahren noch die sogen. Ehegräben. Die Abtritte mündeten einfach in den schmalen Raum zwischen den Rückseiten benachbarter Häuserreihen, und der Regen schwemmte von da, wohl oder übel, den Unrat in den Bodensee. In den meisten Städten suchte man, wie es auf dem Lande noch geschieht, das Niederschlagwasser in offenen Gräben fortzuleiten, die Schmutzwässer und Entleerungen in durchlässigen Gruben zu sammeln (Senkgruben, Versitzgruben), aus denen die Flüssigkeit tunlichst in den Boden versickern soll, während der Schlamm zeitweise ausgeschöpft und weggefahren wird. Die hierdurch hervorgerufene Verseuchung des Untergrundes hatte in Städten die gesundheitschädlichsten Folgen. Ein wesentlicher Fortschritt waren unterirdische Abzugkanäle für die Niederschlag- und wohl auch Hauswässer, neben

wasserdichten Abtrittgruben, deren Inhalt man nach Bedarf in fahrbare Behälter pumpte und wegfuhr. Wo in der Folge die Abtritte, nach englischem Vorbilde, mit Wasserspülung eingerichtet wurden, konnte man auf die getrennte Behandlung von Abwässern und Entleerungen verzichten und fortan auch die Abtrittstoffe unmittelbar in die Kanäle schwemmen, während Straßenkehricht, Abfälle von Haus und Küche, von Schlachthäusern, verschiedenen Gewerben u. dgl. nach wie vor in Behältern gesammelt und aus dem Bereiche der Stadt abgeführt werden müssen, da sie in den Kanälen sich nicht fortspülen lassen, sondern anhäufen würden. K. und Unratabfuhr müssen daher immer nebeneinander fortbestehen. Heute trachtet man die Verseuchung des Untergrundes in Städten tunlichst hintanzuhalten und stellt nicht nur die Bedeckung der Straßen, sondern auch das Kanalnetz so undurchlässig wie möglich her. Verseuchter Untergrund liefert schließlich höchst ungesundes, ekelhaftes Brunnenwasser. Dies führte in vielen Städten dazu, reines Trink- und Nutzwasser mittels z. T. großartiger Anlagen aus weiter Ferne herbeizuleiten. K. und Wasserversorgung sollen daher Hand in Hand gehen. Sie haben, wie die Sterblichkeitsziffern schlagend dartun, die Gesundheitsverhältnisse alter Städte, wie München, oft schon nach wenigen Jahren gewaltig verbessert. Gleichzeitig ist der Wasserverbrauch, der einen gewissen Maßstab für die Kulturstufe und die Annehmlichkeiten einer Stadt darstellt, beträchtlich gewachsen, und die Abwässer haben sich vermehrt. Die Abflußmenge, mit der man bei Anlage einer K. zu rechnen hat, ist die der natürlichen Abzugwässer des Niederschlaggebietes, das die Stadt einnimmt, vermehrt um die Wassermenge mit der die Stadt künstlich versorgt wird. Das Regenwasser findet in Städten nahezu sofort seinen Weg in die Abzugkanäle, weshalb deren Abmessungen und Gefälle den stärksten zu gewärtigenden Regenfällen von kurzer Dauer entsprechen sollten. Um an Kosten zu sparen, macht man häufig die Sammelkanäle nicht so geräumig, daß sie auch bei Wolkenbrüchen ausreichen, sondern man entlastet sie durch sogen. Regen- oder Notauslässe, die das überschüssige Wasser auf dem kürzesten Wege dem nächstgelegenen Aufnehmer (Fluß, See) zuführen (Fig. 1). Die kunstgerechte Anlage des Kanalnetzes für eine größere Stadt ist eine schwierige Aufgabe, die große Sorgfalt und Umsicht erfordert, weil auch darauf Rücksicht zu nehmen ist, daß mit der fortschreitenden Erweiterung der Stadt das Kanalnetz ohne Störung sich weiter ausbilden und verzweigen lasse.

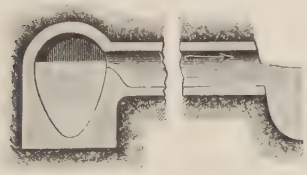
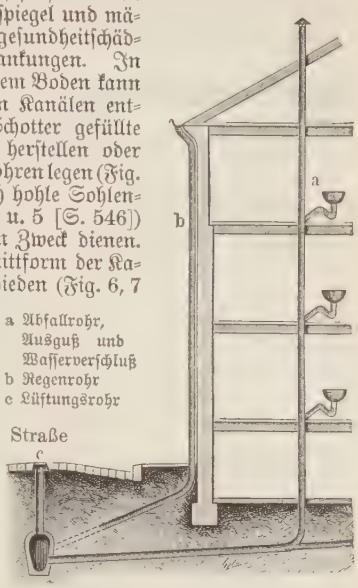


Fig. 1. Regen- und Notauslaß.

Die Abzugkanäle (Siele) werden in der Regel unter den städtischen Straßen angelegt (Fig. 2), womöglich so tief, daß auch die Kellersohlen sich trocken legen und erhalten lassen. In die Straßenkanäle münden seitlich die Hauskanäle ein (Fig. 2 u. 3), die auf jedem einzelnen Anwesen mittels besonderer Abzweigungen die Niederschlag-, Brauch- und Schmutzwässer sammeln. Alle in die Straßenkanäle mündenden Hausanschlüsse sollten Wasserverschlüsse haben, damit die übelriechende Kanalluft nicht in die Häuser entweichen kann. Neben den Abzugkanälen zieht das Grundwasser ab, ihrem Gefälle folgend, und so bewirken sie eine wohltätige Entwässerung des Untergrundes, sie senken den Grundwasserspiegel und mäßigen seine gesundheitschädlichen Schwankungen. In undurchlässigem Boden kann man, an den Kanälen entlang, mit Schotter gefüllte Sickerdohlen herstellen oder besser Sickerröhren legen (Fig. 4 u. 3). Auch hohle Sohlenstücke (Fig. 3 u. 5 [S. 546]) können diesem Zweck dienen. Die Querschnittform der Kanäle ist verschieden (Fig. 6, 7 u. 4). Ganz enge, von 50 cm und darunter, bestehen aus zylindrischen glasierten Steinzeugröhren (Figur 8), die mittels Muffen aneinander gefügt und mit Ton gedichtet werden. Straßenkanäle sollten begehbar oder doch schiefbar sein und erhalten am besten eiförmigen Querschnitt von mindestens 60 cm lichter Breite. Den großen Sammelkanälen gibt man kreisrunden oder auch maulförmigen Querschnitt (Fig. 6 u. 4). Sie werden aus Klinkern, aus Stampfmörtel oder aus beiderlei Stoffen erbaut. In den geräumigen, ältern Pariser Kanälen sind auch die Rohrleitungen untergebracht, was aber im allgemeinen nicht zu empfehlen ist (Fig. 7). In Straßen von mehr als 30 m Breite ist es meist zweckmäßig, für jede Häuserreihe einen besondern Sielstrang anzulegen, wodurch die Länge der Hausleitungen vermindert und ihr Gefälle vermehrt werden kann. Wo Kanalstrecken so geringes Gefälle erhalten müssen, daß die Sinkstoffe durch die ständige Strömung nicht fortgeschwemmt würden, oder wo die Wassermenge hierzu nicht ausreicht, wendet man Spülvorrichtungen an, mittels deren das Wasser zurückgehalten und plötzlich losgelassen



a Abfallrohr, Ausguß und Wasserverschluß
b Regenrohr
c Lüftungsrohr

Fig. 2. Hausanschluß.

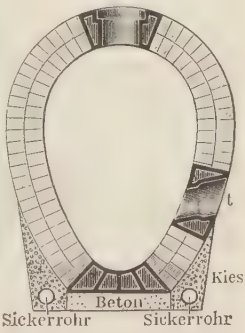


Fig. 3. Querschnitt eines Kanals aus Backsteinen mit Sohle u. Anschlußstücken aus Steinzeug.

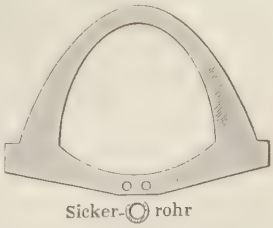


Fig. 4. Sickerrohr.

werden kann, worauf der Wasserschwall die Ablagerungen fortschleppt. An den obern, sogen. toten Enden der Kanäle ist für besonderes Spülwasser, sei es aus der Wasserleitung oder aus einem Wasserlaufe, zu sorgen. Wasserläufe lassen sich mit Vorteil zur Hergabe von Spülwasser benutzen (Fig. 9), wie z. B. die Isar in München, wo sinnreiche Vorkehrungen getroffen sind, um das ganze Kanalnetz mit reinem Isarwasser durchzuspülen.

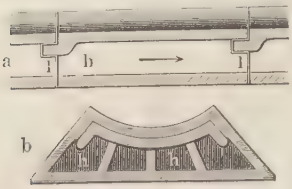


Fig. 5. Verbindung der Sohlenstücke aus Steinzeug. a Längsschnitt, b Querschnitt.

Die nicht begehbaren Röhren sollten geradlinig und an den Bruchpunkten mit Einsteigeschächten oder Nachsehbrunnen versehen sein (Fig. 10). Ein Brunnen kann zugleich zum Spülen dienen, wenn man die Mündung des untern Rohres mit einer Klappe versieht. Von den Straßen

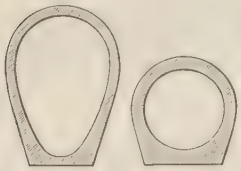


Fig. 6. Kanalquerschnittformen.

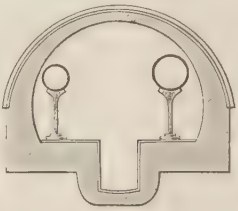


Fig. 7. Kanal mit Rohrleitungen (Paris).

gelangt das Regenwasser in tiefe topfartige Rinnenabzüge (Fig. 11), die unter den Straßenrändern liegen. Am Boden dieser Töpfe sammeln sich die schweren Sinkstoffe und können ausgeschöpft werden. Die Flüssigkeit gelangt durch ein Rohr mit Wasserverschluß in das Siel. Damit aber der Wasserverschluß wirksam bleibt und nicht die Kanalgase sich durch das Wasser den Weg bahnen, müssen die Gase anderweit aus dem Siel entweichen können. Auch muß das Wasser häufig erneuert werden, was im Sommer am

Fig. 8. Steinzeugröhren.

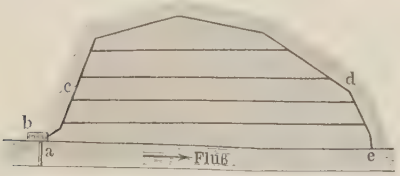


Fig. 9. Kanalisation mit Flußwasserspülung. a Wehr, b Spülbehälter, c Spülkanal, d Hauptsammelkanal, e Ausmündung.

einfachsten durch ausgiebiges Begießen der Straßen geschieht. Die Lüftung des Kanalnetzes (Fig. 2) kann erfolgen mittels der Regenrohre b, oder indem man Abtrittrohre a bis über das Dach emporführt, die Kanäle mit bestehenden Kaminen verbindet oder, bei den Straßenkanälen am einfachsten, indem man, wie in München, in regelmäßigen, nicht zu großen Abständen Dunströhren c vom Scheitel der Siele bis in die Straßenebene emporführt und dort ausmünden läßt. Man nimmt an, daß die frische Luft bei c einströme und die Kanalgase bei b und a entweichen. Bei Regen werden aber die Rohre b unwirksam, und auch sonst sind Störungen in dieser wünschenswerten Luftbewegung nicht selten u. alsdann Ausströmungen bei c sehr bemerkbar, um so mehr, da das Regenwasser im Rohr b frische Luft mitreißt und in den Kanal drückt. Hierdurch wird allerdings der Kanal kräftig gelüftet, aber der üble Geruch verbreitet sich dann gleichmäßig in der Stadt, und die Bevölkerung muß sich eben daran gewöhnen. Gesundheitschädliche Folgen scheinen noch nicht festgestellt zu sein. Bei steigendem Barometer wird die äußere Luft auch in die Kanäle gedrückt. Anderseits muß die gespannte Luft aus den Kanälen um so heftiger wieder ausströmen, je rascher der äußere Luftdruck sinkt. Deshalb ist bei sinkendem Barometer auch der Kanalgeruch am lästigsten und die alte Regel entstanden: wenn die Kanäle stinken, ändert sich das Wetter.

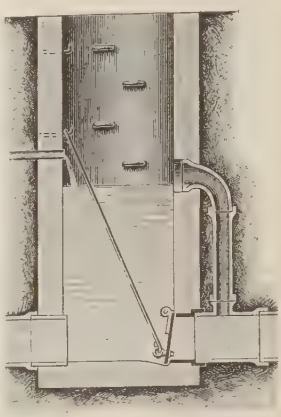


Fig. 10. Rohrkanal aus Steinzeug mit Einsteigeschacht, Spülklappe und Überlauf (Durchschnitt).

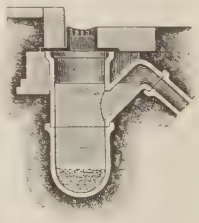


Fig. 11. Rinnenabzug mit Einfallgitter, Schlammtopf und Wasserverschluß (London).

Mit der Anlage des Kanalnetzes, das die Abwässer des Stadtgebietes zu sammeln hat, ist aber erst ein Teil der Aufgabe gelöst. Der zweite, oft sehr schwierige Teil besteht darin, die gesammelten Abwässer aus dem Bereiche der Stadt fortzuschaffen. Je nach der Örtlichkeit gibt es verschiedene Wege. In Städten an bedeutendern Gewässern (Flüssen, Seen, Meeren) hat man die Abwässer aus einzelnen Gebieten in größere Siele gesammelt und auf dem kürzesten Weg in die Gewässer geleitet (Perpendikularsystem, Fig. 12), so z. B. in London, Wien, Budapest, Chicago, Boston. Allein es zeigten sich mit der Zeit schwere Übelstände. Bei Hochwasser machte der Rückstau das Kanalnetz unwirksam. Im Wiener Donaukanal, wo die Wassermenge nicht sehr groß ist, wurde die Verunreinigung immer unerträg-

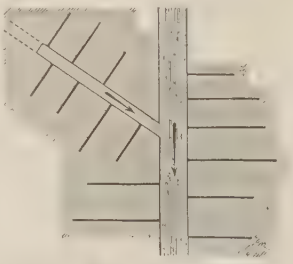


Fig. 12. Perpendikularsystem.

licher. Die Verunreinigung des Michigansees, in den überdies der Unratstrom des kleinen Chicagoflusses sich ergoß, war um so bedenklicher, als der See für die Millionenstadt auch das Trink- und Nutzwasser hergeben mußte, obschon es mehrere Kilometer weit vom Ufer gefaßt wurde. Der Meerbusen, an dem das schöne Boston liegt, war zuletzt gänzlich verpestet. Man hat daher die Siele mit großen Hauptkanälen abgefangen (Abfangsystem, Fig. 13) und die Kanaljauche weit aus dem Bereiche der Städte fortgeleitet. In Pest endet der Hauptsammler unterhalb der Stadt in Klärbecken a, wo der Schlamm sich absetzt und als Dünger verkauft wird, während die Flüssigkeit durch Rohre bis in die Mitte der Donau geleitet und dort ausgelassen wird. In Wien entleeren sich die Sammler unterhalb der Donaukanalmündung in den Hauptstrom. In Chicago ist 1893 ein großartiger offener Kanal (Drainagekanal) gegraben worden, der schiffbar ist, aus dem Michigansee gespeist wird und seine Wässer dem Mississippi zuführt. In Boston endet der Sammler zunächst bei einem Pumpwerke. Dort wird, um Gefälle zu gewinnen, die Jauche in ein erhöhtes Becken gehoben, und von da fließt sie durch einen unterseeischen Stollen bis auf eine am offenen Meere gelegene Insel, wo sie wieder in Becken aufgespeichert wird, die über dem höchsten Meeresstande liegen, um bei Beginn der Ebbe in die See abgelassen zu werden. Vorher hatte man durch sorgfältige Beobachtung der Meeresströmung festgestellt, daß eine Rückkehr der Jauche in die Bucht nicht zu befürchten ist. Ähnliche Anlagen wurden in Königsberg, Neapel, Marseille ausgeführt. Pumpwerke sind überall anzuwenden, wo es an natürlichem Gefälle, Vorflut, fehlt, wie z. B. auch in Paris und Berlin. Durch die Einleitung der Kanaljauche in natürliche Wasserläufe wird aber, auch wenn Klärung vorangeht, das Gewässer für die Anwohner der untern Strecken bedenklich verunreinigt. Dazu kommt, daß die Mischung von Flüssigkeiten in einem Flusse nicht so glatt vor sich geht wie im Laboratorium. Der Schmutzstrom setzt noch lange seinen Weg im Flusse selbständig fort. Erst Stromschnellen oder scharfe Krümmungen bringen eine Vermengung zustande. Dies tritt z. B. in Ludwigshafen am Rhein und besonders bei Passau in der allerdeutlichsten Weise vor Augen, wo die drei verschiedenfarbigen Flüsse (Ilz, Donau, Inn) sich vereinigen. An die Selbstreinigung der Isar, deren Schmutzablagerungsstätten, in den einstigen verwilderten Strecken, durch die Regelung des Flußlaufes verloren gegangen sind, können heute auch ihre eifrigsten Verfechter nicht mehr glauben, wenn sie den frühern Zustand des Wassers noch im Gedächtnisse haben und den heutigen betrachten. Da überdies durch das einfache Wegschwemmen der Kanaljauche eine Menge wertvoller Dungstoffe für die Landwirtschaft verloren geht, so hat man längst, wo es die Örtlichkeit gestattete, die geklärte Kanaljauche zur Berieselung von Grundstücken (Rieselfelder, s. d.) verwendet und dadurch, wie namentlich in Paris und Berlin, vortreffliche Erträgnisse erzielt. Wenn auch der Verkauf der Feld- und Gartenfrüchte

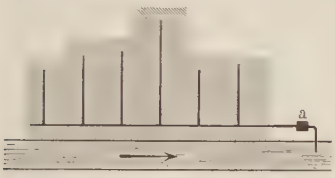


Fig. 13. Kläranlage.

von den Rieselfeldern sowie des Düngers aus den Klärbecken nicht immer den Aufwand deckt, namentlich wo die kostspieligen Pumpwerke nötig werden, so trägt er doch zur Verringerung der Anlage- und Betriebskosten bei. Mit Anstalten, die das öffentliche Wohl erfordert, ist nicht immer ein Geschäft zu

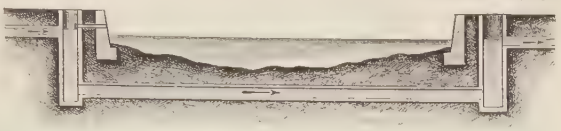


Fig. 14. Dücker.

machen, aber ihr Nutzen ist nicht bloß in barem Geldgewinne zu suchen.

Wo Sammelkanäle sich mit Flüssen kreuzen, wendet man Dücker oder Heberkanäle an, die an einem Ufer bis unter die Flußsohle hinabführen und jenseits wieder emporsteigen (Fig. 14). Über das Sielwasser s. Abwässer.

Hygienisches. Da durch die K. der wesentlichste Teil der Städtereinigung geleistet wird und jede Erhöhung der Reinlichkeit eines Ortes gesundheitsverbessernd wirkt, so ist auch von der K. ein bedeutender hygienischer Effekt zu erwarten. In Hamburg entfielen vor der Besielung auf 1000 Todesfälle 48,5 Typhusfälle, während des Baues 27,1, nach Vollendung des Baues 18,3 Typhusfälle. In München starben, als es sozusagen noch ohne K. war, auf 100,000 Lebende berechnet, im Jahr 500 Personen am Typhus, gegenwärtig (nach größtenteils durchgeführter K.) etwa 10 Personen. Die höchsten Typhuszahlen ergeben Städte ohne K.; an den mittelgroßen Typhuszahlen sind mehr die nicht kanalisierten als die kanalisierten Städte beteiligt, an den niedrigsten Zahlen die meisten kanalisierten Städte. Von 46 kanalisierten Städten weisen 78 Proz., von 37 nicht kanalisierten Städten nur 40 Proz. niedrigste Typhuszahlen auf. Will man vorsichtig jede Überschätzung der K. vermeiden, so ist es doch geboten, vor Unterschätzung sich zu hüten. Man hat der K. Bodenverunreinigung und Verbreitung von Kanalgasen in die Wohnräume vorgeworfen. Erstere würde zur Verunreinigung des Grundwassers und der Bodenluft führen, sie ist aber nur möglich bei Undichtheit der Kanalwandung, welche die Technik zu vermeiden hat. Namentlich dürfen auch keine Einlässe für Grundwasser angebracht werden, wie man sie benutzt hat, um den Boden trocken zu legen, den Grundwasserspiegel zu senken. Gelingt es auch nicht, die Kanalwand vollkommen wasserdicht herzustellen, so besitzen doch die neuern Anlagen eine für die vorliegenden Zwecke vollkommen genügende Undurchlässigkeit, die wesentlich mit erreicht wird durch die in den Kanälen unter Beihilfe von niedern Organismen sich bildende, alle Poren verschließende Sielhaut. Aber selbst wenn geringe Mengen des Kanalinhalts in den Boden gelangen, so reicht die Selbstreinigung des Bodens völlig aus, sie unschädlich zu machen. Die Kanalgase sind ein Gemisch von Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure, Sumpfgas, Schwefelwasserstoff, Ammoniak ꝛc. Man macht sie besonders in England verantwortlich für Todes- und Krankheitsfälle, die unter den Kanalarbeitern bei Ausübung ihres Berufs vorgekommen sind. Soyka, der diese Verhältnisse eingehend untersucht hat, ist zu durchaus negativen Resultaten gelangt, und Nägeli verwirft überhaupt die Anschauung, daß Gase imstande seien, Epidemien herbeizuführen. Man hat

angenommen, daß in den Kanalgasen größere Spannungen entstehen können, und daß ihre Bewegung nach den höchsten Punkten, also den obern Enden der Hausleitungen, gerichtet sei. Auf die Bewegung der Kanalgase haben aber sehr viele Umstände Einfluß, und die Erscheinung ist sehr verwickelt.

Bei dem heutigen Stande der Lehre von den Infektionskrankheiten kommt für diese hauptsächlich die Verbreitung von Bakterien durch die Kanalgase in Betracht, und ein Übergang von Mikroben aus Wasser in Luft ist bei Verdunstung des Wassers unmöglich. Nur bei Zerstäubung der Flüssigkeit durch Verspritzen oder durch Eintrocknen und Zerstäuben des Rückstandes kann solcher Übergang stattfinden, und für beide Verhältnisse bieten die Kanäle wenig Gelegenheit. Immerhin ist zu fordern, daß die Kanalgase nicht in die Häuser eindringen, und dies wird durch zweckmäßige Wasserverschlüsse verhindert.

Geschichtliches. Zur schnellen Beseitigung von Unratstoffen wurden schon im Altertum in vielen Städten, wie Babylon, Karthago, Jerusalem, namentlich auch in Ägypten, bedeutende Anlagen gemacht. In Jerusalem leitete man die Abwässer in Teiche und verwertete den Bodensatz als Dünger, das Wasser zur Bewässerung von Gärten. Roms Cloaca maxima, von Tarquinius Priscus zur Entwässerung des sumpfigen Bodens erbaut, nahm später alle Abwässer auf und wurde unter Augustus mit einer regelmäßigen Spülung aus den Wasserleitungen versehen. Im Mittelalter geschah sehr wenig für die Städtereinigung, und die primitivsten Verhältnisse haben sich in kleinen Städten bis in die Gegenwart erhalten. Wohl die älteste Anlage der neuern Zeit besitzt Bunzlau, wo man 1559 gemauerte Kanäle zur Ableitung der Abwässer erbaute; Prag erhielt ähnliche Abzugskanäle im 17. Jahrh. Die bedeutendste Entwickelung erfuhr die K. in England. Hier trat das Bedürfnis, die Städte mit Wasserleitung zu versehen, schon früher hervor als bei uns, und eine natürliche Folge davon war die Notwendigkeit, Einrichtungen zur Ableitung des gebrauchten Wassers zu schaffen. Fast jede gut verwaltete Stadt in England ist mit Wasserleitung und K. versehen. London war schon früh mit einem Netz, aber nicht mit einem System von Abzugskanälen versehen, und die Verunreinigung der Themse wurde zuletzt unerträglich. Zur Abhilfe führte man 1859 bis 1875 einen Entwurf von Bazalgette mit einem Aufwand von 4,5 Mill. Pfd. Sterl. aus. Nach diesem Entwurf werden die Abflüsse am untern Ende der Stadt in große, hoch gelegene Behälter gepumpt, aus denen sie bei Hochwasser in die Themse fließen und durch den ausgehenden Ebbestrom in das Meer geführt werden, ohne in den Bereich der Stadt zurückzugelangen. Unter den übrigen Städten, denen die Verunreinigung der Flüsse gesetzlich untersagt wurde, hat zuerst die Villenstadt Croydon bei London nach einem Entwurf von Latham die Berieselung von Feldern in Anwendung gebracht, um die unreinen Abflüsse so weit zu reinigen, daß sie unbedenklich selbst in kleinere Flüsse geleitet werden können. Vorher wußte man nur, daß die Rieselwiesen von Craigentinny, die von einem Teile der Abflüsse Edinburgs bewässert wurden, einen auffallend reichlichen Ertrag lieferten. Später wurden seitens der englischen Regierung über die Reinhaltung der Flüsse ausgedehnte Untersuchungen veranlaßt, deren Resultate in den »Reports of the commissioners to inquire into the best means of preventing the pollution of rivers« mitgeteilt sind. In Deutschland begann Hamburg Mitte der 1850er Jahre die Anlage einer K. Die erste Stadt auf dem europäischen Kontinent, die das System der Wasserleitung, K. und Rieselfelder vollkommen durchführte, war Danzig (1869), und seit 1875 gelangte dasselbe System in Berlin zur Ausführung.

Vgl. Varrentrapp, Über Entwässerung der Städte, Wert und Unwert der Wasserklosette (Berl. 1868); Wiebe, Die Reinigung und Entwässerung der Stadt Danzig (das. 1865); Virchow, Über die K. von Berlin (Gutachten, das. 1868) und K. oder Abfuhr? (das. 1869); »Reinigung und Entwässerung Berlins. Einleitende Verhandlungen und Berichte« (das. 1870—79, 13 Hefte); Veitmeyer, Vorarbeiten zu einer künftigen Wasserversorgung der Stadt Berlin (das. 1871—75); Latham, Sanitary engineering (2. Aufl., Lond. 1878); Pettenkofer, Vorträge über K. und Abfuhr (Münch. 1876); Lindley, Das Schwemmsielsystem in Frankfurt a. M. (Frankf. 1878); »Assainissement de la Seine« (hrsg. von der Seinepräfektur, Par. 1876—77); Hobrecht, Beiträge zur Beurteilung des gegenwärtigen Standes der Kanalisations- und Berieselungsfrage (Berl. 1883) und Die K. von Berlin (das. 1884, 2. Ausg. 1887); Adams, Sewers and drains for populous districts (New York 1880); Büsing, Die Städtereinigung (Stuttg. 1897); König, Über die K. kleiner Städte und Reinigung der Abwässer (Halle 1894), Anlage und Ausführung von Städtekanalisationen (Leipz. 1902) und Taschenbuch des Hydrotekten (das. 1904); Dobel, Kanalisation (4. Aufl., Stuttg. 1904); Frühling, Die Entwässerung der Städte, im »Handbuch der Ingenieurwissenschaften«, 3. Teil, Bd. 4 (4. Aufl., Leipz. 1903).

Kanalisierung (Flußkanalisierung), eine Art des Flußbaues, durch die vorzugsweise die Schiffbarkeit der Flüsse ermöglicht oder verbessert werden soll, aber auch die Landeskultur gehoben und die Industrie gefördert werden kann. Wenn ein Fluß zuzeiten so wenig Wasser führt, daß durch bloße Einengung des Niederwasserbettes auf die mit dem Bestande des Flußbettes verträgliche Breite (Normalbreite, s. d.) die Fahrwassertiefe immer noch zu gering bliebe, um die Fortdauer der Schiffahrt zu sichern, dann ist die K. des Flusses zu erwägen. Hierdurch sind z. B. in Frankreich sehr wasserarme Flüsse längst schiffbar gemacht worden. Die K. besteht in der Anwendung beweglicher Wehre (s. d.), um das Niederwasser aufzustauen, und in der Anlage von Kammerschleusen (s. Schleuse), um den Höhenunterschied zu überwinden zwischen den durch streckenweisen Aufstau gebildeten Haltungen oder, was dasselbe ist, zwischen Ober- und Unterwasser des betreffenden Wehres. Der Aufstau ist so zu bemessen, daß unterhalb jedes Wehres die geringste für die Schiffahrt festgesetzte Fahrwassertiefe auf die ganze Länge der Haltung mindestens erreicht wird. Bei vollschiffigen und höhern Wasserständen, also auch bei Hochwasser, wird die bewegliche Stauwand beseitigt, und das Wasser fließt ungehindert über den festen Unterbau des Wehres hinweg. Die Schiffahrt folgt dem Strom und nimmt ihren Weg durch eine als Schiffdurchlaß mit niedrigerer Schwelle ausgebildete Öffnung, während eine zweite Öffnung mit höherer Schwelle als überfallwehr dient. Von niedrigen bis zu annähernd vollschiffigen Wasserständen nimmt die Schiffahrt ihren Weg durch die neben dem Wehr im Flußbett oder in einem Seitenkanal angebrachte Kammerschleuse. Am Ende der Schiffahrtzeit, also zu Beginn des Winters, muß das Wehr niedergelegt, d. h. die Stauwand entfernt werden.

Der Eisgang erfolgt später über das niedergelegte Wehr hinweg. Die Schiffahrt bewegt sich dann im offnen Strom, bis bei fallendem Wasser das Wehr aufgerichtet und die Schiffahrt durch die Kammerschleuse geleitet wird. Es ist von Fall zu Fall festzustellen, ob die Natur des Flusses nicht befürchten läßt, daß die, auf die feste Wehrschwelle niedergelegten, beweglichen Teile durch Grundeis, Eisverstopfungen u. dgl. beschädigt werden. Danach wird die Bauart des Wehres zu wählen sein. Die K. eines Flusses bedingt allzeit kostspielige Bauten. Allein, wenn z. B. ein kanalisierter Fluß dem Schiffer gestattet, unter allen Umständen sein Schiff mit 6—8000 Ztr. zu beladen, so wird er, trotzdem er Schleusen durchfahren und sich möglicherweise schleppen lassen muß, doch besser daran sein, als wenn im unkanalisierten Fluß durch Wochen und Monate ihm nur 2—3000 Ztr. gestattet sind. Die Frage, wie im kanalisierten Fluß die Flößerei zu behandeln sei, ist von Fall zu Fall eingehend zu erwägen, insbes. ob sie bei niedrigem Wasser, wenn auch in beschränktem Maß, aufrecht erhalten und durch lange Floßrinnen geleitet werden könnte. Die Flößerei wird übrigens durch die Verfrachtung des Holzes in Schiffen vielfach verdrängt, denn durch das Flößen leidet die Güte und sinkt der Verkaufswert des Holzes, so daß die Nachfrage nach ungeflößtem Holz immer vorwiegt. Die Bedenken, die aus dem Grunde gegen die K. geltend gemacht werden, weil sie die freie Schiffahrt durch einen Teil des Jahres verhindert, sind teilweise berechtigt. Ein Entwurf, der den freien Fluß neben einem jederzeit leistungsfähigen Schiffahrtskanal bestehen läßt, verdient unter Umständen große Beachtung. Ein solcher mit Schleusen versehener Seitenkanal läßt sich oft z. T. im Flußbett oder doch im Hochwasserprofil anlegen. Für die Landeskultur wird die Flußkanalisierung wichtig, wenn durch Heben des Wasserspiegels eine Bewässerung der hochgelegenen Uferländereien vorgenommen werden kann, sie wirkt nachteilig, wo das Ufergelände niedrig ist und die Entwässerung erschwert oder der Grundwasserstand zu stark gehoben wird. Flußkanalisierungen erfordern daher in der Regel tief eingeschnittene Flußbetten. Zuweilen läßt sich das gestaute Wasser zum Betrieb von Fabriken mit benutzen. Die bekannteste K., die in den letzten Jahrzehnten in Deutschland ausgeführt wurde, ist die des Mains von Frankfurt bis zum Rhein; durch sie hat sich der Schiffahrtsverkehr auf dem Main in den Jahren 1885—91 auf das Hundertfache des frühern Verkehrs gehoben. Die Arbeiten hierzu waren im Herbst 1886 beendet; es sind dazu aus öffentlichen Mitteln 5,5 Mill. Mk. aufgewendet worden. Der Tiefgang des Mains ist dadurch von 0,90 auf 2 m gebracht und erlaubt den größten Rheinbooten bis Frankfurt stromauf zu fahren. In Frankfurt enden die Anlagen in einem großen Hafen, der mit dem neuen Zentralbahnhof in Verbindung steht. Außerdem ist zu erwähnen die Saarkanalisierung von Saargemünd bis Luisenthal.

Kanaljauche (Kanalwasser, Stadtlauge), die in den Kanälen der Kanalisation (s. d.) sich bewegende Flüssigkeit, s. Abwässer.

Kanalriff (Wallriff), s. Koralleninseln und Korallenriffe.

Kanalschiffahrt, s. Binnenschiffahrt und Kanäle.

Kanalstrahlen. Teilt man eine Entladungsröhre (s. Elektrische Entladung, S. 614) durch das die Kathode bildende Metallblech derart in zwei Teile, daß der eine die Anode enthält, während beide Teile nur durch in der Kathode angebrachte Öffnungen miteinander in Verbindung stehen, so tritt auf der Seite der Kathode, die der Anode zugekehrt ist, das blaue Kathodenlicht auf, an der andern Seite hingegen zeigt sich ein rötlichgelbes Licht. Von einer jeden Öffnung der Kathode geht ein schwach divergentes Strahlenbündel aus. Im Gegensatz zu den schwach blauen Kathodenstrahlen, die gegen die Achse der Kathodenplatte divergieren, und zwar in um so stärkerm Maße, je größer der Grad der Luftverdünnung wird, konvergieren die gelben Strahlen gegen die Achse der Platte, und die Konvergenz nimmt zu mit wachsender Gasverdünnung. Die Achse eines jeden gelben Lichtbündels liegt in der Richtung, in der bei undurchbrochener Kathode der blaue Strahl vom Mittelpunkte der entsprechenden Öffnung austreten würde. Diese aus den Durchbohrungskanälen der Kathode hervorquellenden gelben Strahlen nennt Goldstein K. Am reinsten erhält man die K., wenn man als Kathode ein den Querschnitt der Röhre nahezu ausfüllendes Drahtnetz verwendet. Geht der Durchmesser der Kanäle bei bestimmter Plattendicke über ein gewisses Maß hinaus, so mischt sich den K. gewöhnliches Kathodenlicht bei. Je dicker die Kathodenplatte ist, um so größer können auch die Durchmesser der Kanäle, bei denen man noch reine K. erhält, werden. Während Kathodenstrahlen lebhafte Phosphoreszenz der Glaswände hervorrufen, besitzen K. diese Eigenschaft nur in schwachem Maße. Nach Goldstein (1902) ist sogar die gewöhnliche rotgelbe Fluoreszenz des von K. getroffenen Glases tatsächlich keine solche, sondern lediglich das Leuchten von vergastem Natrium. Nach W. Wien (1902) hängt die Fluoreszenzerregung von der Natur des Gases ab, ferner auch von der elektrostatischen und magnetischen Ablenkbarkeit der Strahlen. Aluminiumoxyd fluoresziert braun, grün oder blau, Magnesia rot, Zinkoxyd grün. Die Energie der K. beträgt etwa 11—18 Proz. der dem Entladungsrohr zugeführten Energie. Sie werden selbst von starken Magneten nur in geringem Maße beeinflußt. Gegen elektrische Schwingungen üben K. eine starke Schirmwirkung aus, sie absorbieren dieselben in so hohem Maße, daß eine empfindliche Röhre hinter ihnen nicht mehr leuchtet. Endlich rufen sie im Gegensatz zu den Kathodenstrahlen, die reduzierend wirken, eine Oxydation hervor; allerdings wirken sie meist nur zersetzend. Metallniederschläge im Innern der Vakuumröhre werden durch auftreffende K. verflüchtigt. Nach der Ansicht von Goldstein, Wehnelt u. a. sind die K. identisch mit der dicht auf der Kathode haftenden leuchtenden Schicht auf der der Anode zugekehrten Seite; beide bestehen aus den von der Anode zur Kathode wandernden positiven Jonen, die beim Auftreffen auf die Kathode Kathodenstrahlen auslösen oder bei durchbrochener Kathode als K. weiterwandern. Für diese Auffassung spricht der Umstand, daß, wie ein in die Kanalstrahlenbündel gebrachter fester Körper einen Schatten wirft, so auch ein in den dunkeln Kathodenraum eingeführter Körper sich als Schatten auf der Lichthaut der ersten Kathodenschicht abzeichnet. Einen weitern Beweis liefert das Vorhandensein gewisser charakteristischer Eigentümlichkeiten im Spektrum beider, die in dem Spektrum der übrigen Teile des Kathodenlichts fehlen. Wien hat auch die positive Ladung der K. direkt nachgewiesen. Die Geschwindigkeit der K. fand er gleich $3{,}6 \times 10^7$ cm in 1 Sekunde, das Verhältnis von Masse zur Ladung in CGS-Einheiten $3{,}2 \times 10^{-3}$, die Masse selbst 650mal so groß wie die eines Wasserstoffatoms, die Ladung gleich der eines

Wasserstoffions. Man hat die K. auch Anodenstrahlen genannt, sie können indes nach Goldstein und Ewers unmöglich von der Anode ausgehen. Nach Goldstein (1902) treten den K. verwandte Strahlen tangential an einer gewöhnlichen Kathode aus. Die Strahlen der ersten Kathodenschicht sind den K. wohl ähnlich, aber nicht damit identisch.

Kanalwage, s. Nivellieren.

Kanalwasser, s. Kanaljauche.

Kanalzellen, die axile Reihe zur Auflösung bestimmter Zellen im Hals- und Bauchteil der Archegonien (s. Farne, S. 335, und Moose).

Kanan (Khanal), in Siam der Inhalt einer Kokosnuß mit gesetzlich 800 Reiskörnern = rund 0,5 Lit., 25 im Sad.

Kanangaöl, s. Ylang-Ylangöl.

Kananor (Cananore, Kannanur, »Krischnas Stadt«), Stadt im Distrikt Malabar der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, am Arabischen Meer, hat einen wegen starker Brandung unsichern Hafen, festes Fort, große Kasernen, berühmte Moscheen, ist Sitz der Nachkommen der alten arabischen Seekönige, einer deutschen protestantischen, anglikanischen und katholischen Mission, Hauptquartier der Malabar- und Kanaradivision, hat eine Garnison von 2 Regimentern und (1901) 27,811 Einw. (3180 Christen), die Kokosnüsse, Hölzer und Pfeffer ausführen. — Die sehr alte Stadt gehörte zum Reiche der Tschirrakal-Radscha. Vasco da Gama gründete hier 1498 eine Kolonie, 1502 eine Faktorei; 1656 erbauten die Holländer hier ein Fort, das sie verloren, als Haider Ali (1761—82) Malabar eroberte. Im Kriege mit seinem Sohn Tippu Sahib wurde es 1791 von den Engländern genommen.

Kanapee (franz. Canapé), gepolsterter Ruhesitz für mehrere, mit gepolsterten Rücken- und Seitenlehnen. Das Wort, im 18. Jahrh. aus dem Französischen aufgenommen, ist vom griech. konopeion (mittellat. canopeum) abgeleitet, was ein Mückennetz, dann ein nach ägyptischer Weise mit einem solchen Netz versehenes Ruhebett bedeutete, und bezeichnete auch bei uns anfangs ein Ruhebett mit einem Himmel (daher das engl. canopy noch jetzt soviel wie Traghimmel, Baldachin). Vgl. Sofa. — In der Kochkunst ist K. Bezeichnung für Scheiben von geröstetem Weißbrot oder Blätterteig, bestrichen mit einer pikanten Sauce oder Kaviar, Sardellen ꝛc.

Kanāra (Canara), Küstenlandschaft des südlichen Indien, an der Malabarküste, zwischen 13° 52′ —15° 31′ nördl. Br., begrenzt im W. vom Arabischen Meer, im O. von den Westghats, zerfällt administrativ in: Nordkanara, 10,129 qkm mit (1901) 454,490 Einw. (407,420 Hindu, 29,302 Mohammedaner, 16,199 Christen), zur Präsidentschaft Bombay, und Südkanara, 10,106 qkm mit (1901) 1,134,713 Einw. (914,163 Hindu, 126,853 Mohammedaner, 84,103 Christen), zur Präsidentschaft Madras. Hauptstadt von Nordkanara ist der Hafenplatz Karwar mit 16,842 Einw. (1827 Christen), von Südkanara Mangalur mit 44,108 Einw. (25,312 Hindu, 11,604 Christen, 7149 Mohammedaner). Hinter der flachen, mit Kokospalmen bestandenen Küste folgen Lagunen, in die zahlreiche Flüsse münden, auf denen die Produkte aus Maisur kommen. Von dem schmalen, fruchtbaren Küstenstreifen steigt das Land schnell zu den mit wertvollen Holzarten (Tiek, Zedern) bestandenen Ghats. Tiger, Leoparden, Bären, Hyänen, Büffel, Hirsche, Wildschweine sind noch zahlreich. Hauptprodukte für die starke Ausfuhr sind: Reis, Baumwolle, Holz, Kokosnüsse, Gewürze, Kaffee. Nordkanara zeichnet sich durch Holzschnitzerei und Salzbereitung aus. Die Bewohner sind überwiegend Hindu, außerdem Mischlinge von Portugiesen und ehemaligen Negersklaven, Araber und Ureinwohner. Die Christen sind meist durch portugiesische Jesuiten bekehrte Katholiken, außerdem durch die Baseler Mission gewonnene Protestanten.

Kanaresisch (Kanari, Sprache von Kanara, im Sanskrit Karnâta), eine der drawidischen Sprachen Südindiens (s. Drawida), wird von über 8 Mill. Menschen gesprochen und mit einer eignen, aus dem alten Sanskritalphabet hergeleiteten Schrift geschrieben. Die kanaresische Kultur und Literatur ist arischen Ursprungs und ohne selbständigen Wert. Sprachlich sehr interessant ist das aus zahlreichen Inschriften bekannte Altkanaresische. Vgl. Weigle, Kanaresische Sprache und Literatur (in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 2, Leipz. 1848). Kanaresische Texte mit Übersetzung gab Mögling (ebenda, Bd. 14, 18, 24, 25) heraus. Eine alte einheimische Grammatik veröffentlichte Rice (»Bhattâ-kalauka Deva's Karnâtaka Sabdânusâsanam«, 1890), die beste neuere Grammatik ist die von Hodson (2. Aufl., Bangalor 1864); Wörterbücher lieferten Reeve (Madras 1824—32, 2 Bde.; neue Ausg. 1858) und Kittel (Mangalur 1894); vgl. Gräter, Tables of Canarese grammar (Mangalur 1884). An das Kanaresische schließen sich die Sprachen der Badaga und Toda im Nilgirigebirge und wahrscheinlich auch die Sprache der Kurg im Kurggebirge an.

Kanarienglas, soviel wie Uranglas.

Kanariengras, Pflanzengattung, s. Phalaris.

Kanarienhänfling, soviel wie Leinfink, s. Hänfling.

Kanarienharz } s. Canarium.
Kanariennuß }

Kanariensamen, s. Phalaris.

Kanariensekt, s. Kanarienweine.

Kanarienvogel (Zuckervogel, Serinus canarius *Cab.*, Dryospiza canaria *L.*), Sperlingsvogel aus der Familie der Finken (Fringillidae) und der Unterfamilie der Gimpel (Pyrrhulinae), 12—13 cm lang, mit 6 cm langem Schwanz und 7 cm langen Fittichen; Stirn, Augengegend, Kehle und Brust sind mattglänzend goldgrün, nach dem Rücken zu durch Aschgrau in Graugrün und nach dem Bauche zu in Reinweiß übergehend; der Mantel ist bräunlich graugrün; Schwingen und Schwanzfedern sind mattschwarz, grünlich gesäumt, der Bürzel ist grüngelb. Der wilde K. singt wie der zahme, der Gesang des letztern ist kein Kunsterzeugnis, sondern nur ausgebildet, umgestaltet, zu glänzenderer Entwickelung gebracht. Er ist auf den Kanarischen Inseln, Madeira und auf den Inseln des Grünen Vorgebirges heimisch, lebt überall, wo dicht wachsende Bäume, Gestrüpp und Wasser vorhanden sind, in Gärten und Weinbergen bis zu einer Höhe von 1500 m. Nur das Innere des schattigen Hochwaldes scheint er zu meiden. Er nährt sich von Sämereien, zartem Grün und Früchten, namentlich Feigen, nistet im März auf jungen, frühbelaubten Bäumen, legt fünf blaß meergrüne, rötlichbraun gefleckte Eier, die denen des zahmen Vogels vollkommen entsprechen, und brütet wie dieser 13 Tage. In jedem Sommer finden 3—4 Bruten statt. In der Gefangenschaft ist der frisch eingefangene Wildling sehr unruhig, er paart sich aber sehr leicht mit dem gezähmten und erzeugt hübsche Blendlinge. Linné, Brisson u. a. hielten den K. für einen Mischling von verschiedenen grünen Finken; erst Bolle stellte fest, daß die ursprüngliche Art auf den Kanarischen Inseln noch unverändert vorhanden

ist. Die ältern Schriftsteller, wie Gesner, Aldrovandi u. a., kennen nur den grünen K., und niemand weiß anzugeben, wann und wie der Übergang vom grünen zum gelben Kleid stattgefunden. Nachdem die Spanier 1311 und 1473 die Kanarischen Inseln erobert, bildete der K. einen namhaften Handelsgegenstand. Es wurde Mode, daß sich vornehme Frauen nur mit dem Kanari auf dem Finger malen ließen. Die Spanier bewahrten diesen Handel ein volles Jahrhundert hindurch als Monopol. Durch ein gestrandetes spanisches Schiff wurden die Kanarienvögel nach Elba verpflanzt (Mitte des 16. Jahrh.), verwilderten hier, wurden von den Italienern bald wieder ausgerottet, dann aber in Italien und besonders in Deutschland (schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrh.) gezüchtet.

Vom gezähmten K. unterscheidet man zahlreiche Varietäten und Spielarten. Die früher allgemein verbreitete deutsche Landrasse wird jetzt nur noch in verschiedenen Spielarten als Farbenvögel gezüchtet. Von letztern unterscheidet man loh- oder gold-, strohgelbe, weiße, isabellfarbene oder Elberne, graugrüne, tief orangegelbe, gescheckte (Gelb-, Blaß-, Isabellschecken, getigerte, Einflügel, Halbschwalben), Plättchen (Mückchen, Grau-, Grün-, Braun- und Schwarzplättchen), grau, grün, braun und schwarz gehäubte, Schwalben (Grau-, Grün-, Schwarz-, Isabell- und Flügelschwalben); außerdem unterscheidet man Glattköpfe und gehäubte und als krankhafte Varietät die Kakerlaken oder Albinos. In England werden besondere Farbenvarietäten gezüchtet, die man Lizards (eidechsenartig gestreifte), Yorkshire Spangles (Goldflitter), Cinnamoms (zimtbraune), Turnkrests (verkehrt gehäubte) u. dgl. benennt. Auch erzieht man tief gelbrote durch Fütterung mit einem völlig geschmacklosen Cayennepfeffer (Pfeffervögel) in denselben Farbenschlägen. Die Harzer Kanarienvögel bezeichnet man als Nachtigallschläger oder Gluckvögel (Doppelglucker, Gluckroller), Kollervögel und Rollvögel (Baß-, Knarr-, Hohl-, Klingelroller). Im Äußern ist der Harzer von dem gemeinen deutschen K. nicht verschieden, doch der herrliche Gesang stellt ihn obenan unter allen Singvögeln. Die Holländer Rasse zeigt große, schlanke Vögel mit sonderbar gekrümmtem Rücken und emporgezogenen Schultern nebst gekräuselten Federn an Brust und Flügeln (Jabot und Epauletten). Man unterscheidet Trompeter, größte und schlankeste Rasse, Pariser, Lord-Mayor, Brabanter und Brüsseler (Katzenbuckel).

Man füttert den gemeinen und holländischen K. mit einem Gemisch von Kanariensamen, Hanf und Rübsen nebst gelegentlicher Zugabe von Grünkraut (Miere, Kreuzkraut, Salat), auch Zucker, Obst und andern Leckereien. Der Harzer K. erhält nur besten, hederichfreien Sommerrübsen nebst Eifutter (Gemisch aus hart gekochtem Hühnerei und altbackenem, geriebenem Weizenbrot). Bei guter Pflege hält der einzelne Sänger sich wohl 20 Jahre im Käfig; Nistvögel sind bis zum vierten Jahr ergiebig. Für den Sänger muß der Käfig etwa 36 cm lang, 21 cm hoch und 17 cm tief, viereckig und oben von sanft gewölbter Form sein. Ein mindestens dreifach so großer Bauer ist zur Hecke für ein Männchen mit 1—3 Weibchen ausreichend. Die Zucht im großen wird in geräumigen Käfigen oder in Vogelstuben betrieben; man rechnet bis 200 Kanarienvögel, immer je ein Männchen mit 3—4, selbst 5 Weibchen, auf ein mittleres, einfensteriges Zimmer; doch ist eine geringere Bevölkerung ratsam. Die Nester bestehen in Holzkörbchen, Kästchen oder Blumentöpfen von 9 cm Weite und 6 cm Höhe, in sogen. Harzer Bauerchen befestigt, die 30 cm voneinander an den Wänden befestigt werden; sie sind etwa halb mit zartem, trocknem Moos gefüllt, auf dem die Vögel aus halbfingerlanger Scharpie die Nester bauen. Eier und Brut gleichen denen des Wildlings. Die Zeit des Einwurfs ist Mitte Februar bis Mitte März. Alljährlich erzielt man 3—4 Bruten. Die Fütterung in der Nistzeit besteht für gemeine deutsche und Holländer Kanarienvögel in Zugabe von hart gekochtem, geriebenem Hühnerei, für den Harzer K. in reichlichem Eifutter und neben dem trocknen in gebrühtem, zwischen Leinen gerolltem Sommerrübsen. Die vorzüglichsten Sänger müssen als Vorschläger für die jungen Männchen dienen, und ganze Stämme werden zu gleichem Gesang ausgebildet. Die Sänger befinden sich in verhängten Käfigen, damit sie ganz ungestört die Touren und Passagen lernen können. Im Harz wird die Zucht bei 22—30° betrieben, deshalb sind die kostbarsten Harzer Kanarienvögel sehr weichlich. Dennoch werden sie selbst im Winter bis auf vier oder fünf Tagereisen in zweckmäßig eingerichteten Käfigen versandt. Beim Empfang ist allmähliche Gewöhnung an ein wärmeres Zimmer und dann gleichmäßige Wärme von mindestens 22° zu beachten; auch darf Eifutter nicht entzogen werden, und der Sommerrübsen muß durchaus gut und rein sein. Zug, Nässe, Unreinlichkeit, starker Temperaturwechsel, z. B. beim Zimmerreinigen des Morgens, besonders aber verdorbenes oder unpassendes Futter (Hanfsame, Grünkraut oder Leckereien) richten zahlreiche Harzer Kanarienvögel zugrunde. Kanarienbastarde werden gezogen vom Stieglitz, Hänfling, Zeisig, Grünfink, Gimpel und andern einheimischen Finken; der erstere Mischling ist geschätzt der Schönheit und der zweite des Gesanges wegen. Die Zucht des Kanarienvogels wird im Harz (besonders in St. Andreasberg), in Hannover, Thüringen, Franken, im Schwarzwald, in Stuttgart, Nürnberg, Berlin, Leipzig, Magdeburg, Frankfurt a. M., Belgien und in der Schweiz großartig betrieben. In Deutschland werden alljährlich ca. 2 Mill. Kanarienvögel gezüchtet. Die Ausfuhr nach Nordamerika, England, Rußland, Südamerika, Ostindien und Australien beziffert sich auf etwa 1 Mill. Kanarienvögel. Für auswärtige Händler und Liebhaber besorgen sogen. Ausstecker das Abhören und den Einkauf der Vögel. Die Kanarienzüchter des Main-Rheingauverbandes haben wiederholt in Frankfurt Gesangskurse für Kanarienvögel veranstaltet. Die Krankheiten der Kanarienvögel bestehen in Heiserkeit, Hals- und Lungenentzündung, Epilepsie, Krämpfen, Fallsucht, Verstopfung, Unterleibsentzündung, Durchfall, Schwitzkrankheit, Wunden, Geschwüren, Ausschlägen, Beinbrüchen. Schwächliche Weibchen leiden an Legenot. Ungeziefer wird durch Reinlichkeit und Insektenpulver erfolgreich bekämpft. Vgl. Ruß, Der K. (10. Aufl. von Hofffschildt, Magdeb. 1901); Brandner, Der Harzer K. (3. Aufl., Stettin 1888); Böcker, Beiträge zur Kenntnis der Kanarien (10. Aufl., Ilmenau 1895); Bröse, Die Kanarienvogelzucht (Berl. 1894); Richard, Die Zucht des deutschen Kanariensängers (Duderstadt 1894); Kleeberger, Der K. (6. Aufl., Köln 1898); Zürn, Der K. (Berl. 1903); Bröcker, Der K. (2. Aufl., Hamb. 1905). Zeitschriften: »Kanaria« (Leipz., seit 1882), »Allgemeine Kanarienzeitung« (Oberdollendorf, seit 1893); »Der Kanarienzüchter« (Leipz., seit 1895) u. a.

Kanarienweine, die Weine der Kanarischen Inseln, die aber selten unter diesem Namen, sondern

meist als Madeira und als Sherry auf den Markt kommen. Die größte Weinkultur besitzen Tenerife (Laguna, Orotava, Tacaronte, Matanza), Gomera (Herminga), Ferro (Jolfo) und Palma. Man baut besonders Sekt (Malvasier) und Vidogna. Die Vidognaweine sind alkoholreiche, trockne Weißweine mit wenig Körper und Parfüm. Der Sekt ist ein süßer Likörwein, dem Madeirasekt nicht gleichkommend und in kalten Klimaten leicht umschlagend. Er erhält nach drei Jahren ein an Ananas erinnerndes Aroma. Früher trank man als Kanariensekt die gewöhnlichen trocknen (sec) Weißweine und würzte sie noch mit Zucker, Zimt, Muskatnuß, gebratenen Äpfeln, Eiern (Falstaffs Lieblingsgetränk). Durch die Traubenkrankheit ist die Weinproduktion der Kanarischen Inseln auf den zehnten Teil des frühern Betrags reduziert. Der größte Teil der Produktion geht nach Brasilien.

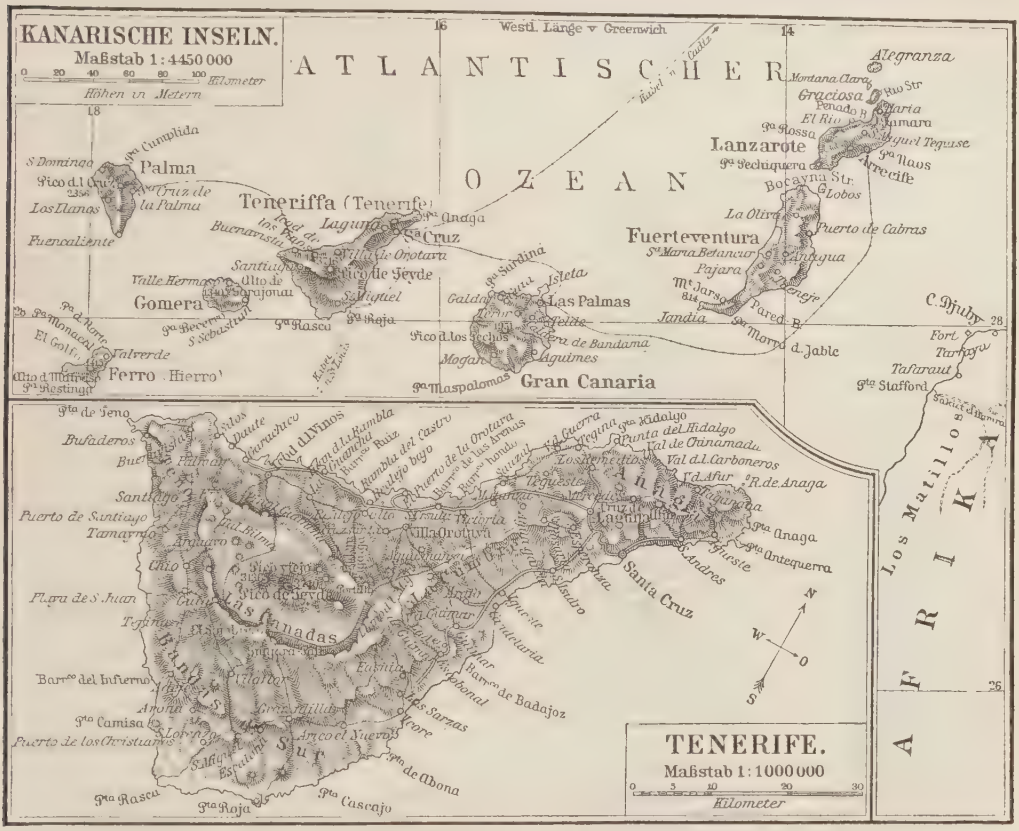
Kanaris, Konstantin, griech. Freiheitskämpfer und Staatsmann, geb. 1790 auf der Insel Ipsara, gest. 15. Sept. 1877 in Athen, war Kapitän eines kleinen Kauffahrteischiffs. Als 1822 Chios den Türken unterlegen war, zerstreute K. mit zwei Brandern in der Nacht vom 18.—19. Juni die noch vor der Insel liegende türkische Flotte und sprengte das Admiralschiff in die Luft. Ebenso steckte er 22. Nov. 1822 bei Tenedos das türkische Admiralschiff in Brand. Von den Ephoren seiner Heimat nahm er nur einen Lorbeerkranz an. Nachdem 1824 Ipsara in die Gewalt der Türken gefallen und mehrere Versuche, ihre Flotte in Brand zu stecken, mißglückt waren, diente K. als Branderführer unter Miaulis, verbrannte 17. Aug. am Kap Trogilion eine große türkische Fregatte nebst mehreren Transportschiffen und rettete dadurch Samos. Seinen Plan, 1825 die ägyptische Flotte, die im Hafen von Alexandria lag, um die Truppen Mehemed Alis nach Morea überzuführen, dort zu verbrennen, vereitelte der Wind. 1826 befehligte er die Fregatte Hellas, und 1827 ward er in die Nationalversammlung gewählt. Kapo d'Istrias ernannte ihn 1828 zum Kommandanten Monembasias und eines Geschwaders von Kriegsschiffen. Nach des Präsidenten Ermordung (im Oktober 1831) zog er sich nach Syra zurück. 1847 ernannte ihn König Otto zum Senator; auch war K. mehrmals, zuletzt 1854—55, Marineminister. Im Januar 1862 bildete er ein neues Ministerium und legte dem König ein liberales Programm vor, dessen Ablehnung ihn bewog, sich im Oktober dem Aufstand gegen Otto anzuschließen und in die provisorische Regierung einzutreten. Er war einer der Deputierten, die König Georg I. 1863 die Krone antrugen, und stand 1864—65 an der Spitze von zwei kurzlebigen Ministerien. Als nach Ausbruch des russisch-türkischen Krieges sich die Parteien im Juni 1877 in Patriotismus vereinigten, stellten sie den alten Seehelden an die Spitze des Koalitionsministeriums, in dem er die Marine übernahm; doch starb K. bald darauf.

Kanarische Inseln (Islas Canarias), eine Provinz Spaniens bildende Inselgruppe an der Westküste von Afrika, zwischen 27° 30′—29° 30′ nördl. Br. und 13° 17′—18° 10′ westl. L., die sich in einem 556 km langen Bogen von der Küste 90 km (Fuerteventura) bis 300 km (Palma) entfernt hinzieht, aus fünf kleinern unbewohnten Felseninseln (s. das Textkärtchen): Graciosa, Allegranza, Santa Clara, Lobos, Rocca, und sieben größern: Hierro oder Ferro, Palma, Gomera, Tenerife, Gran Canaria, Fuerteventura und Lanzarote (s. d.) besteht und 7624 qkm groß ist. Die Inseln erheben sich aus tiefem Meer (zwischen mehreren Inseln bis 1000 m) in steilen vulkanischen Massen bei selten sandiger Strandbildung zu bedeutender Höhe. Die westlich von 15° gelegenen Inseln Gran Canaria, Tenerife, Gomera, Palma und Ferro sind jüngern vulkanischen Ursprungs (die fast kreisrunden Inseln Gomera und Gran Canaria werden fast ganz von alten Vulkanen eingenommen); der Pico de Teyde auf Tenerife erreicht 3730, der Pico de la Cruz auf Palma 2358 m. Sie sind sämtlich dicht bewaldet und bergen in ihren radial eingeschnittenen Erosionstälern die ganze Fülle subtropischer Vegetation. Die östlichen Inseln Fuerteventura und Lanzarote sind dagegen dürr und baumlos, von der afrikanischen Küste herübergewehter Sand bedeckt in Dünen weite Landstriche; doch sind die Inseln für Viehzucht wohlgeeignet. Sie sind weit niedriger als die westlichen Inseln; Fuerteventura erreicht nur 844 m, Lanzarote 684 m. Die Laven sind vorwiegend basaltischer, andesitischer und phonolithischer Natur. Sie wechsellagern mit Tuffschichten (Toscalos), die leicht verwittern und Anlaß zu interessanten Höhlenbildungen geben. Auf Palma, Fuerteventura und Lanzarote, welch letztere Insel eine lange Reihe von Kratern aus den Jahren 1730—37 trägt, sind unter den vulkanischen Gebilden auch ältere Gesteine, zumal Diabase, beobachtet worden. Besonders groß ist die Zahl der erloschenen Aschenkegel mit weiten Kratermündungen und der Lavafelder (Malpais oder Volcanos), die oft reich bewässert und unvergleichlich fruchtbar sind, wenn starke Schichten vulkanischer Asche sich darüberlagern. Vulkanische Ausbrüche und Erdbeben, welche die Inseln mehrfach heimsuchten und besonders Lanzarote von 1730—37 in schrecklichster Weise zerstörten, sind jetzt seltener geworden; Palma mit der berühmten Caldera und dem Barranco (s. d.) hatte die letzte Eruption 1677 und 1678, Tenerife 1798, Lanzarote mit dem noch schwach tätigen Montaña de Fuego (533 m) 1824. Der Pik von Tenerife hat nur noch eine schwache Solfatara. Gomera und Gran Canaria gelten für die wasserreichsten Inseln. Die Täler werden von Bächen durchflossen, die im Sommer nicht das Meer erreichen und nur durch ein künstliches System von meilenweit an den Gebirgen hinziehenden Wasserleitungen nutzbar gemacht werden. Die Landschaft dieser »glücklichen Inseln« (Insulae fortunatae der Alten) ist überreich an Schönheiten. Ihr Charakter beruht auf einer wunderbar gezackten Form der Bergkämme, auf dem Gegensatze pflanzenloser roter und schwarzer Felsenmassen mit der Üppigkeit einer subtropischen Vegetation sowie endlich auf dem feuchten Schmelz der immergrünen Lorbeerforsten, bei der Durchsichtigkeit der Atmosphäre, der Umschau auf das Meer und einer fast überall zerstreut auftretenden ländlichen Kultur.

Das Klima ist mild und gesund, namentlich für Brust- und Nervenleidende sehr wohltuend; es gehört zu den gleichmäßigsten der Erde. Seewinde kühlen die Hitze, Schnee und Eis sind in den bewohnten Tälern unbekannt. Vom November bis März fällt gelinder Regen; im März steht der herrlichste Frühling in vollem Flor; im April wird in den Küstengegenden das Korn geerntet. Sommer und Herbst sind völlig trocken und wolkenlos. Regenmenge auf Tenerife (Laguna) 55 cm, davon von Oktober bis April 52 cm, Juni bis September fast regenlos. September und Oktober sind mit durchschnittlich 30° die heißesten Monate; niedrigste Temperatur im Winter etwa 10°. Mittlere Temperatur zu Tenerife (Santa Cruz) Jahr

21,6°, Januar 17,6°, April 19,6°, Juli 25,4°, Oktober 23,7°. Vor Eintritt der Winterregen wehen öfters aus der Sahara die schwülen, dicke Nebel erzeugenden Levante- oder Südostwinde, die auch oft Heuschrecken mitführen. Die Inseln besitzen eine reiche endemische Flora, die zwar durch Erikazeen und andre immergrüne Gesträuche einen westeuropäischen Charakter erhält, zugleich aber durch waldbildende, immergrüne Laurazeen und afrikanische Florenelemente ein eigenartiges Gepräge zeigt. Die untere Strauch- oder Sukkulentenregion, die je nach der Nord- oder Südlage bis 500 oder 800 m hinaufsteigt, zeigt neben der Dattelpalme (Phoenix canariensis) die Tamariske (Tamarix canariensis) und zahlreiche, den Kakteen gleichende Euphorbia-Arten. Daneben ist ebenso häufig die die Kapkolonie bewohnende Kompositе Kleinia neriifolia, und mehr als 20 endemische Krassulazeen-Arten kennzeichnen diesen Gürtel, in dem namentlich Opuntien zur Kochenillegewinnung angebaut sind. In der immergrünen Lorbeerwaldregion, bis etwa 1200 m, sind die wichtigsten Bäume: Laurus canariensis, Persea indica, Oreodaphne foetens und der der Vegetation ihren eignen Charakter aufdrückende Drachenbaum (Dracaena Draco). Die Region der Nadelhölzer und Erica-Sträucher folgt bis etwa 1800 m. Pinus canariensis mit Untergesträuch von Cistus- und Daphne-Arten sowie Juniperus Cedrus und J. brevifolia gehören hierher. Unter den Erikazeen wiegen Erica scoparia und E. arborea vor. Die weiße Retama (Spartocytisus nubigenus), ein fast blattloser Ginsterstrauch, bezeichnet auf Teneriffe, oberhalb der Baumgrenze, auf den trocknen Bimssteingeröllhalden eine charakteristische subalpine Region. Ein Cytisus und wenige Stauden gesellen sich ihm bei.

Mit ihrer Tierwelt bilden die Inseln einen Teil der mittelländischen Subregion der paläarktischen Region. Die einzigen einheimischen Säugetiere sind zwei europäische Arten Fledermäuse. Die Landvögel, etwa 50 Arten, tragen ganz europäischen Charakter, nur einige Arten sind den Inseln eigen, andre diesen und andern atlantischen Inselgruppen gemeinsam. Der wilde Kanarienvogel mit gelblichgrünem Gefieder lebt



Karte der Kanarischen Inseln.

in großen Flügen auf allen baumreichen Inseln. Reptilien, Amphibien und Süßwasserfische treten völlig zurück. Die Mollusken und die Insektenfauna, unter der allein 1000 Arten Käfer bekannt sind, enthalten manche eigne Arten.

Die Bevölkerung (1900: 358,564, davon 166,505 männlich, 192,059 weiblich) besteht aus Mischlingen von Spaniern mit den ursprünglichen Bewohnern, den Guanchen (s. unten), sowie mit normannischen, flandrischen und arabischen Einwanderern. Die weiße Farbe herrscht durchweg, nur auf Gran Canaria gibt es einige Negerdörfer. Die Kanarier sind ehrlich, mäßig, zuverlässig, arbeitsam, voll Pietät für das Alter und von unbegrenzter Gastfreundschaft. Auch ihre natürliche Begabung ist groß. Die Gruppe ist geteilt in Bistümer: Las Palmas und San Cristobal de la Laguna, die beide unter dem Erzbischof von Sevilla stehen. Für die höhern Stände bestehen gute

Schulen; die Volksbildung ist aber so gering, daß etwa 80 Proz. der Bevölkerung nicht lesen können. Hauptbeschäftigung der Einwohner bilden Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt; doch herrscht im allgemeinen Armut, da große Majorate bestehen, die Felder meist von Pächtern bebaut und schwere Steuern erhoben werden. Von der anbaufähigen Fläche werden 32,270 Hektar bewässert, 11,814 Hektar sind Gärten u. a., 4981 Hektar sind mit Getreide bestellt, 4747 Hektar Weinberge, 3785 Hektar Obstpflanzungen. Nicht bewässerbar sind 113,866 Hektar Getreidefelder, 6346 Hektar Weinberge, 3785 Hektar Obstpflanzungen. 144,290 Hektar sind von Wald bedeckt. Früher war Wein (Kanariensekt) eins der Hauptprodukte der Inseln, doch vernichtete seit 1852 die Traubenkrankheit den Weinbau fast vollständig; seit 1870 hat man ihn wieder aufgenommen. Die früher blühende Kochenillezucht betrug 1895 nur noch 1,883,320 Mk. (1869: 15,800,000 Mk.). Bedeutend ist der Anbau von Zwiebeln u. Kartoffeln, die nach Westindien ausgeführt werden, sowie von Weizen, Gerste, Roggen, Mais, Tabak, Orangen, Bananen ꝛc. Auch die Soda liefernde Barillo (Mesembryanthemum crystallinum) sowie Maulbeerbäume für die Seidenraupenzucht werden gebaut. Die geringe Industrie erzeugt nur seidene und wollene Stoffe sowie grobes Leinen. Der Handel (meist in englischen Händen) hat sich sehr gehoben, seitdem 1852 die Inseln (Ferro ausgenommen) zu Freihäfen erklärt wurden. Zwischen den einzelnen Inseln besteht ein reger Verkehr durch Segelschiffe. Mit Cadiz und Puerto Rico ist Tenerife durch spanische Postdampfer verbunden, Tenerife, Gran Canaria und Lanzarote durch englische Dampfer mit Liverpool und Gibraltar. Haupthäfen sind Santa Cruz de Tenerife und Las Palmas. Ein spanisches Staatskabel führt von Cadiz nach Tenerife (Landungspunkt Jurada) und von da (Landungspunkt Tejita) ein französisches Staatskabel nach Saint-Louis in Senegal. Tenerife ist außerdem über Gran Canaria mit Lanzarote sowie mit Las Palmas durch Staatskabel verbunden. Der Gouverneur sowie der Kommandant der kleinen spanischen Truppenabteilung residiert in Santa Cruz de Tenerife. Zu Verwaltungszwecken besteht eine Einteilung in zwei Divisionen, jede zu drei Distrikten. Außer der Garnison gibt es noch eine einheimische Miliz; Santa Cruz de Tenerife und Las Palmas sind Festungen.

Die Kanarischen Inseln waren wahrscheinlich schon den Phönikern bekannt; die Alten verlegten (seit Plinius, der den Namen »Canaria« von der Menge großer Hunde herleitet) auf die »glücklichen« oder »seligen« Inseln (vorher nannte man Madeira so) ihre elysäischen Gefilde. Daß die Karthager zu ihnen gelangt waren, zeigt die Gesandtschaft, die der mauretanische König Juba 40 v. Chr. hierher sandte. Im 12. Jahrh. sahen die Araber den Archipel; 1341 unternahmen die Portugiesen eine Fahrt hierher, infolge deren Luis de la Cerda, ein Urenkel Alfons' X. von Kastilien, sich 1344 von Papst Clemens VI. zu Avignon zum König der Kanarischen Inseln krönen ließ. Doch betrat er seinen Besitz niemals, und der Admiral Robert von Bracamonte, dem Heinrich III. von Kastilien die Inseln geschenkt hatte, besuchte zwar Lanzarote, übertrug aber seine Rechte bald auf Johann von Béthencourt. Dieser landete 1402 mit einigen Abenteurern auf Lanzarote und eroberte bis 1405 dieses sowie Fuerteventura, Gomera und Ferro. Des noch nicht eroberten Tenerife suchte sich Portugal, obschon vergeblich, zu bemächtigen. Ferdinand der Katholische kaufte die genannten Inseln von Didaco Herrera für 15,000 Dukaten, und bis 1496 wurden auch Gran Canaria, Palma und Tenerife ihren ursprünglichen tapfern Bewohnern, den Guanchen, entrissen, die dabei bis auf wenige Reste, die sich mit den Spaniern vermischten, zugrunde gingen. Im März 1902 veranlaßte eine autonomistische Bewegung das Einschreiten der spanischen Regierung.

Vgl. L. v. Buch, Physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln (Berl. 1825); Barker-Webb und Berthelot, Histoire naturelle des îles Canaries (Par. 1836—50, 3 Bde.); v. Fritsch, Reisebilder von den Kanarischen Inseln (Gotha 1867); »Les îles Fortunées, ou l'archipel des Canaries« (Par. 1869, 2 Bde.); F. v. Löher, Nach den Glücklichen Inseln, kanarische Reisetage (Bielef. 1876); Berthelot, Antiquités canariennes (Par. 1879); Millares, Historia general de las islas Canarias (Las Palmas 1882—95, 8 Bde.); Christ, Eine Frühlingsfahrt nach den Kanarischen Inseln (Basel 1886); Stone, Tenerife and the Canary Islands (2. Aufl., Lond. 1889); Verneau, Cinq années de séjour aux îles canariens (Par. 1890); Whitford, The canary Islands as a winter resort (Lond. 1890); Taylor, Health resorts of the Canary Islands (das. 1893); V. Meyer, Märztage im Kanarischen Archipel (Leipz. 1893); Hans Meyer, Die Insel Tenerife (das. 1896); Kurt Müller, Die Kanarischen Inseln, in der Festschrift für den 18. deutschen Geographentag in Breslau 1901); Margry, La conquête et les conquérants des Îles Canaries (Par. 1896); Reisehandbücher von Ellerbeck (Lond. 1892), Browne (7. Aufl., das. 1903) u. a.; Karte von M. Pérez y Rodriguez (4 Blatt, Madr. 1896—98).

Kanarische Strömung, s. Atlantischer Ozean (Stromsystem, S. 46).

Kanáster (niederl., v. span. canástro), ein aus Rohr oder Binsen geflochtener »Korb«, mit dünn geschlagenem Blei ausgefüttert, zur Warenversendung dienend; danach (Knaster) eine der feinsten Sorten Rauchtabak (Varinas), der gerollt in jenen Rohrkörben versandt wird (Korbtabak). Vgl. Tabak.

Kanatha, antiker Ort und Bischofssitz im Haurangebirge, 1240 m hoch, wo Herodes von aufständischen Arabern geschlagen wurde. Heute Kanawât mit Ruinen eines Heliostempels, eines Theaters, einer Kirche ꝛc.

Kanaudsch, großes Ruinenfeld im Distrikt Farruchabad der britisch-ind. Nordwestprovinzen, eine der ältesten indischen Städte, deren Trümmer eine Fläche von der Größe des heutigen London bedecken; daneben ein kleiner Ort mit elenden Hütten.

Kanavalie, s. Canavalia.

Kanáwha, zwei Flüsse der nordamerikan. Union: 1) Great K., Nebenfluß des Ohio, entspringt in den Iron Mountains in Nordcarolina, durchbricht im Lauf durch Virginia mehrere Parallelketten des Alleghanygebirges (die letzte, die Gauleykette, mit einem senkrechten, 16 m hohen Fall), nimmt den Great Briar, den Gauley und Elk von O., den Coa River von W. her auf und mündet, 650 km lang, wovon 155 km durch Kanalisierung (11 Schleusen) schiffbar, bei Point Pleasant in Westvirginia. Er durchschneidet außerordentlich reiche, offen zutage tretende Lager bituminöser Kohle. — 2) Little K., Nebenfluß des Ohio in Virginia, entspringt am Westabhang des Alleghanygebirges und hat eine Länge von 300 km, wovon 66 km durch Kanalisierung schiffbar sind. Auch seine Uferlandschaften sind reich an Kohle.

Kanazāwa, Stadt in der japan. Provinz Kaga an der Nordwestküste der Insel Nippon, unter 36°33′ nördl. Br., Hauptstadt des Ken Ischikawa, 8 km von der Mündung zweier Flüsse in das Japanische Meer, hat ein Obergericht und berühmte Fabrikation von Bronze mit prächtiger Ziselier- und Tauschierarbeit und von mit Gold- und Eisenfarben bemaltem Porzellan, eine Seidenhaspelanstalt mit Dampfbetrieb und (1898) 83,595 Einw.

Kandāhar, Provinz im südöstlichen Afghanistan, südlich von Kabul (s. Karte »Zentralasien«), im N. von den Ausläufern des Pagmangebirges erfüllt, vom Hilmend mit Argendab, Tarnak u. a. durchzogen und zwischen den Tälern des Gebirges fruchtbar, im Südwesten aber, nach Belutschistan hin, Wüste. Das Klima ist mild, der Winter aber noch rauh. Hauptfeldfrucht ist Weizen, doch nur in den Tälern; die Gehänge und Hochebenen werden von nomadisierenden Afghanen aus Ghasni mit großen Herden von Kamelen und Schafen abgeweidet. Die seßhafte Bevölkerung (Afghanen, gemischt mit Tadschik u. Hindu) wird auf 900,000 Seelen geschätzt; Religion ist der Islam. Eingeteilt wird die Provinz in die Kreise K., Girischk und Kelati Ghildschi. K. ist das Arachosien der Alten und bildete bis 1839 ein selbständiges Chanat. — Die Hauptstadt K. liegt 1055 m ü. M., 340 km südwestlich von Kabul, in einer fruchtbaren und bevölkerten Ebene, zwischen den Flüssen Argendab und Tarnak, Endpunkt der Sind-Pischin-Bahn, ist sehr regelmäßig gebaut, von einem befestigten Erdwall umgeben, neuerdings durch Außenwerke verstärkt mit sechs Toren und einer Zitadelle. Die Zahl der Einwohner wird auf 25—50,000 Seelen geschätzt. Hauptprodukte sind Seidenstoffe u. Filz, in der Umgegend starker Wein- und Obstbau. Der Handel mit Persien ist sehr lebhaft; die Ausfuhr nach Britisch-Indien (Wolle, Früchte und Nüsse) betrug 1900—01: 3,532,810, die Einfuhr von dort (zu zwei Drittel Baumwollwaren) 2,143,160 Rupien. Die Stadt ist wahrscheinlich das alte Alexandreia Arachoton, das Alexander d. Gr. 329 v. Chr. gründete. Sie wurde in der Folge wiederholt erobert und zerstört, so 1383 von Timur, 1508 von Baber, 1620 von Schah Abbas I., 1660 von Abbas II. und 1738 von Nadir Schah, der dicht daneben eine neue Stadt anlegen ließ, die als Hauptstadt galt, bis Timur Schah seine Residenz nach Kabul verlegte. Über die weitere Geschichte s. Afghanistan.

Kandalakſkajabucht, s. Weißes Meer.

Kandare, s. Zaum.

Kandaules, letzter König von Lydien aus dem Geschlechte der Sandoniden, ließ seinen Leibwächter Gyges (s. d.) die Reize seiner Gemahlin, auf die er eitel war, im Schlafgemach bewundern. Erzürnt über solche Schmach, ließ diese Gyges zu sich kommen und stellte ihm die Wahl, entweder den König zu morden, oder augenblicklich erdrosselt zu werden. Gyges tötete darauf den K. (687 v. Chr.).

Kandavu, eine der Fidschiinseln, durch die Kandavupassage von Viti Levu getrennt, 535 qkm mit über 7000 Einw., ist bergig, aber fruchtbar und hat auf ihrem Südwestende den erloschenen Vulkan Buke-Levu (340 m). Die Tavukibai im W. und eine Bucht gegenüber der Insel Ono bieten brauchbare Häfen.

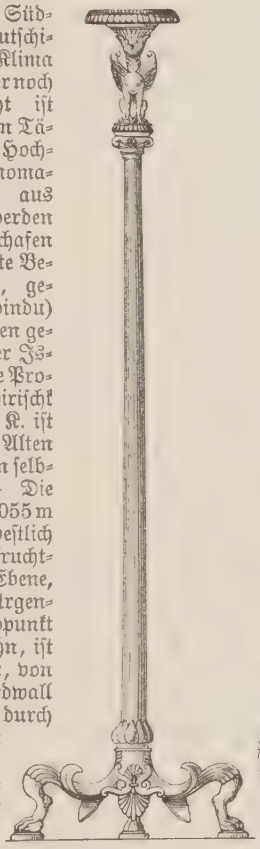


Fig. 1. Römischer Bronzekandelaber.

Fig. 3. Bronzekandelaber (Renaissance) aus der Certosa bei Pavia.

Fig. 2. Marmorkandelaber, römische Arbeit (Glyptothek, München).

Kande, dän. Flüssigkeitsmaß zu 2 Potter von 4 Pegel, = 1,932 Liter.

Kandel, soviel wie Rinne, Dachrinne.

Kandel, der höchste Punkt des mittlern Schwarzwaldes in Baden, zwischen der Elz u. Glotter, südöstlich von Waldkirch, 1243 m hoch, mit weiter, schöner Aussicht und einem Wirtshaus; 20 Minuten unterhalb die Thomashütte mit schöner Aussicht auf das Glottertal.

Kandel (Langenkandel), Flecken im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Germersheim, an der Linie

Winden-Karlsruhe der Pfälzischen Eisenbahn, 156 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Amtsgericht, Forstamt, eine große Geschäftsbücherfabrik, Zigarrenfabrikation, Dampfsägemühlen, Tabakbau und (1900) 3601 meist evang. Einwohner. K. dehnt sich fast 5 km lang aus und wird daher im Volksmunde Langenkandel genannt.

Kandelaber (lat. Candelabrum), bei den Alten ein Gestell, das zum Tragen von Kerzen, Lampen und Räucherschalen diente und mit zunehmendem Luxus oft kunstreich in Bronze oder Marmor gearbeitet wurde. Es bestand gewöhnlich aus einem säulenartigen, meist kannelierten, von Tierfüßen getragenen Schaft, der oben auf einem Kapitell einen Teller trug, oder an dem oben an Ketten Lampen aufgehängt wurden (s. Lampadarius, mit Abbildung). Bronzene K. (Fig. 1, S. 555) sind zahlreich in etruskischen und römischen Gräbern und in Pompeji gefunden worden. Große marmorne K. zum Tragen von Feuerbecken aus dem Altertum enthält das Britische Museum, das Louvre in Paris, der Vatikan in Rom und die Glyptothek in München (Fig. 2). Bei ihnen ist der dreiteilige Fuß besonders reich ausgebildet, und sie wurden die Vorbilder für die Prachtkandelaber der italienischen Renaissance, die teils aus Bronze (Fig. 3), teils aus Marmor angefertigt wurden. Diese sind wieder die Muster für die noch jetzt üblichen K. geworden, die aus Silber, Bronze, dekoriertem Porzellan u. a. gefertigt werden. Vgl. auch Leuchter und Tafel »Bronzekunst III«, Fig. 9; Tafel IV, Fig. 10.

Kandelbeere, s. Viburnum.

Kandeln, auskehlen, rinnenförmig aushöhlen.

Kandern, Stadt im bad. Kreis und Amt Lörrach, an der Kander und der Eisenbahn Haltingen-K., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Forstamt, Schamotteerdegruben, Fabrikation von feuerfesten Steinen, Majolika- und Tonwaren, Kalk, Leder, Pappe, Seife und Turmuhren, Eisengießerei, Brezelbäckerei, Granitbrüche, Wein- und Holzhandel und (1900) 2021 Einw. Nördlich von K. liegt der 1167 m hohe, aussichtsreiche Blauen (mit Gasthaus). — Hier 20. April 1848 Gefecht zwischen den Freischaren Heckers und den hessischen und badischen Truppen unter Friedrich v. Gagern, der hier fiel, und dem 1889 ein Denkstein errichtet wurde.

Kandertal, das von der Kander, einem 44 km langen, linksseitigen Zufluß der Aare, durchflossene Tal im Berner Oberland, besteht aus drei Talstufen, deren oberste Gasterental (1875—1260 m) heißt. Im engern Sinne heißt K. die mittlere Talstufe, die sich von der Gasterenklus bis nach Frutigen 11 km weit erstreckt und die Gemeinde Kandergrund (mit [1900] 1099 Einw.) bildet. Hauptort derselben ist das Dorf Kandersteg, 1169 m ü. M., von hohen Alpengipfeln (Blümlisalp, Doldenhorn u. a.) umgeben, von wo aus die Gemmi (2302 m) nach Bad Leuk, der Lötschenpaß (2695 m) vom Gasterental in das Lötschental und der Tschingelpaß (2884 m) nach dem Lauterbrunner Tal führen. Unterhalb Frutigen öffnet sich rechts das Kiental, während sich westlich vom K. das diesem teilweise parallel laufende Diemtiger Tal, ein Seitental des Simmentales, hinzieht. Früher ergoß sich die Kander unterhalb Thun in die Aare selbst, lagerte aber Unmassen von Geschiebe (Kandergrien) dort ab und veranlaßte dadurch Stauungen im Fluß und Versumpfung der Uferländer, so daß 1711 die Berner Regierung den Hügelzug von Strättligen in einem Tunnel von 1 km Länge durchbrechen und so die Kander unschädlich dem See zuleiten ließ. Vgl. Bachmann, Die Kander im Berner Oberland, ein ehemaliges Gletscher- und Flußgebiet (Bern 1870); K. Stettler, Das Frutigland (das. 1887).

Kandesch (Khandesch, Candeish), Distrikt der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay, 25,754 qkm mit (1901) 1,427,382 Einw. (1,282,109 Hindu, 119,179 Mohammedaner, 1398 Christen), unter denen Mahratthen vorherrschen, in den Bergen wohnen Bhil und andre Stämme. Das im N. von der Satpura-, im O. von der Adschantakette durchzogene und von der Tapti durchflossene Land erzeugt in den Tälern geschätzte Baumwolle (Haupthandelsartikel), Getreide, Hirse, Ölsaaten; in den dichten Bergwaldungen hausen reißende Tiere und viel Wild. Der Südosten wird von der Bombay-Kalkuttabahn durchschnitten, in die bei Bhosawal die Bahn von Surat mündet. Haupt- und Garnisonsort ist Dhulia am Pandschhra, mit altem Fort und (1901) 24,726 Einw.

Kandi (engl. Candy), vorderindisches Lastenmaß von gewöhnlich 20 Mönn oder Mahnd: das amtliche von Bombay und das der Insel Ceylon für Tabak und Zimt = 5 engl. Hundredweights oder 254,012 kg, das von Madras und auf Ceylon für Baumwolle, Ebenholz und Nußfasertaue = 500 engl. Pfund oder 226,796 kg, das von Surate = 339,65 kg, aber in Bombay = 338,607 kg gerechnet. In Bombay kommen auch K. zu 28, 26 und 21 Mahnd vor sowie ein K. als Getreidemaß von 8 Parahs = 3,2 Hundredweights oder 162,568 kg und mehr. Man sagt zuweilen Bahar oder Bar für K.

Kandi (Candy, »Berg«), Stadt im Innern der brit. Insel Ceylon, 512 m ü. M., 115 km nordöstlich von Colombo, wohin Eisenbahn, malerisch an einem kleinen, von Bergen umrahmten See gelegen, hat einen großen, ehemals königlichen Palast, dessen noch unverfallener Teil dem Regierungsagenten zur Wohnung dient, während der frühere Empfangssaal als Gerichtshalle benutzt wird. Auch die vier Hindu- und zwölf buddhistischen Tempel sind verfallen. Der große, aber unbedeutende Tempel, der in einem reich verzierten Schrein (Karandha) den Zahn Buddhas, die Dalada, birgt, gilt für besonders heilig. Außer dem indischen Viertel ist die Stadt größtenteils modern und zählt (1901) 26,519 Einw., darunter viele Europäer. In K. haben die wesleyanische und die Baptistenmission Hauptstationen. Durch eine 1,4 km lange Vorstadt führt der Weg zu dem berühmten botanischen Garten von Peradeniya. — Die Holländer nahmen K., wo seit dem ersten Drittel des 4. Jahrh. Buddhas Zahn ruhte, das aber erst Anfang des 16. Jahrh. seiner sicherern Lage wegen Hauptstadt wurde, 1796 ein, verloren es aber schon nach neun Monaten wieder an den Herrscher von Ceylon; eine englische Abteilung, die am 20. Febr. 1803 Besitz von K. nahm, mußte sich 23. Juni den Singhalesen ergeben. Erst Ende 1814 wurde der Krieg von neuem aufgenommen und, nachdem König Wikrama 18. Febr. 1815 gefangen genommen war, Ceylon zu den britischen Besitzungen geschlagen.

Kandia, Insel, s. Kreta.

Kandia, Stadt auf der Insel Kreta, s. Candia.

Kandidāt (lat.), bei den Römern der Bewerber um ein Amt (s. Candidatus); in der alten katholischen Kirche ein Neugetaufter, da ein solcher noch eine Woche lang ein weißes Gewand tragen mußte; in neuerer Zeit besonders in der protestantischen Kirche der Theolog, der nach bestandener Prüfung die Anwartschaft auf ein Predigeramt erhalten hat; dann auch all-

gemein ein Bewerber um irgend ein Amt. Daher Kandidatur, die Bewerbung um ein Amt; kandidieren, als K., Bewerber, auftreten.

Kandieren (franz.), Verzuckern von Gewürzen, eingemachten Wurzeln, Früchten u. dgl., geschieht auf die Weise, daß man die zu kandierenden Gegenstände zwischen Drahtgittern in ein passendes Gefäß legt und eine blutwarme Lösung von reinem Zucker in Wasser, die an der Zuckerwage 34° zeigt, darüber gießt und einige Tage stehen läßt. Die Gegenstände bedecken sich in dieser Zeit mit Kristallen und werden nachher getrocknet (Kanditen). Eingemachte Sachen kann man auch immer wieder mit Zuckerpulver bepudern und an einen warmen Ort legen, bis sie endlich trocken geworden sind. Vgl. Hausner, Die Fabrikation der Konserven und Kanditen (3. Aufl., Wien 1898). — K. von Samen, s. Saat.

Kanditagh, Bergkette in Russisch-Turkistan, zum Tiënschan gehörig, erstreckt sich vom Alatau in nordwestlicher Richtung, bildet die Wasserscheide zwischen Ili und Tschu und erreicht im Snoktube 3050, im Bischmainak 2960 m, überschreitet aber die Schneegrenze nicht. Unter den leicht überschreitbaren Pässen werden der Kastek und Kurdai am meisten begangen.

Kandiöl, s. Ceratonia.

Kandioten, Bewohner der Insel Kreta (s. d.).

Kandis (Kandiszucker), s. Zucker.

Kanditen, kandierte Früchte rc. (s. Kandieren); dann auch Bonbons, Fruchtbonbons, Pralinés, Dragées rc.

Kandolleazeen, s. Candolleazeen.

Kandrzin-Pogorzelletz, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Kosel, an der Klodnitz und am Klodnitzkanal, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Brieg-Oderberg, K.-Deutschwette, K.-Kosel und K.-Oswięcim, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Spiritusfabrik, Zinkraffinerie, eine Dampfziegelei und (1900) 2302 Einw.

Kandschar (Khandschar), s. Handschar.

Kandschur (auch Kahgyur, genauer b Kahhgyur), die tibetische Übersetzung der heiligen Schriften der Buddhisten, umfaßt 1083 Werke, die in 100—108 Bänden vereinigt sind. Die Sammlung wurde wiederholt in Holz geschnitten und gedruckt. Sie ist um 1310 n. Chr. ins Mongolische übersetzt worden. Vgl. das von der Petersburger Akademie herausgegebene Werk »Kandjur oder Index des K.« (Petersb. 1845, mit Vorwort von J. J. Schmidt); Csoma de Körös, Analyse du Kandjour et du Tandjour (franz. von Feer, in »Annales du Musée Guimet«, Bd. 2, Par. 1881); Feer, Textes tirés du Kandjour (das. 1864—71); Waddell, Buddhism of Tibet, S. 157 ff. (Lond. 1895).

Kandt, Richard, Afrikareisender, geb. im Dezember 1867 in Posen, studierte Medizin, war dann Assistent an einer Irrenanstalt in Bayreuth, lebte später als Arzt in München und bereitete sich darauf in Berlin für eine Reise nach Deutsch-Ostafrika vor, die er 1897 antrat. Er zog über Tabora in die Grenzgebiete zwischen dem deutschen Schutzgebiet und dem Kongostaat, wo er am Südufer des Kiwusees 1899 die zoologische Station »Bergfrieden« gründete. 1901 schloß er sich der deutschen Grenzkommission unter Hauptmann Herrmann an, 1902 kehrte er nach fünfjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurück. Er gab eine Karte des Kiwusees (Berl. 1902) und eine Schilderung der Expedition u. d. T. »Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils« (das. 1904) heraus.

Kane (spr. kên), Elisha Kent, berühmter nordamerikan. Polarfahrer, geb. 3. Febr. 1820 in Philadelphia, gest. 16. Febr. 1857 in Havana, ging 1844 als Arzt der nordamerikanischen Gesandtschaft nach China, besuchte die Philippinen, Ostindien, Ägypten, Südafrika und Dahomé, nahm 1846 am mexikanischen Kriege teil, war darauf bei der Küstenvermessung des Mexikanischen Meerbusens tätig und begleitete 1850 bis 1852 als Arzt und Naturforscher die von Grinnell (s. d.) zur Auffindung Franklins ausgerüstete Expedition. Größere Ergebnisse als diese erzielte die zweite, von K. selbst befehligte Grinnell-Expedition, die am 30. Mai 1853 mit der Advance von New York aufbrach und durch den Smithsund zur Rensselaerbai in 78° 37′ nördl. Br. gelangte. Hier fror das Schiff ein; der Matrose Morton erreichte aber zu Schlitten 24. Juni 1854 unter 80° 40′ nördl. Br. offenes Wasser, das K. als das offne Polarmeer ansah. Unter Preisgabe des Schiffes und nach vielen Beschwerden kehrte K. 1855 nach New York zurück. Später besuchte er England und Cuba. Er veröffentlichte: »The United States Grinnell Expedition in search of Sir John Franklin« (New York 1854); »The second Grinnell Expedition« (Philad. 1856, 2 Bde.; deutsch im Auszug, 3. Aufl., Leipz. 1874; auch als »K., der Nordpolfahrer«, 8. Aufl., das. 1904). Vgl. Elder, Elisha Kent K. (Philad. 1857); Kutzner, Ein Weltfahrer (3. Aufl., Leipz. 1890).

Kanea (Canea), Hauptstadt von Kreta, s. Chania.

Kaneelstein, ein Kalktongranat, s. Granat, S. 221.

Kanēl (Kaneel), in der Sprache der frühern Vermittler des Gewürzhandels, der Venezianer oder Portugiesen (cannella oder canella), Bezeichnung aromatischer Rinden, jetzt sowohl für ceylanischen als auch (seltener) für chinesischen Zimt gebraucht.

Kanēlbaum, s. Winterana.

Kanellazeen, dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Cistifloren, wenige Holzgewächse des tropischen Amerika und Afrika mit abwechselnden, ganzrandigen Blättern, in Trugdolden stehenden, regelmäßigen Blüten, deren 20 oder mehr Staubgefäße zu einer Röhre vereinigt sind, und Beerenfrüchten. Die auf den Antillen einheimische Canella alba liefert die zimtartig riechende Kanellrinde.

Kanem, Landschaft Innerafrikas, im N. und NO. des Tsadsees (s. Karte bei »Guinea«), ehemals ein blühendes, selbständiges Reich, jetzt zum Tsadsee-Territorium des französischen Kongo gehörig, 56,660 qkm groß. Das Land ist im NO. sandige Ebene mit tiefen, dicht bewaldeten Einsenkungen, im SO. sind die Täler von großer Schönheit und mit üppiger Vegetation bedeckt. Die etwa 100,000 Seelen starke Bevölkerung besteht aus Tibbu, Kanembu, Kanuri, Arabern u. a.; im N. nomadisieren die räuberischen Aulad Soliman (s. d.). Sie verdrängten die von N. eingewanderten Kanembu auf die Inseln des Tsadsees oder nach Bornu oder machten sie hörig. Die Kanembu sind jetzt stark mit Negern vermischt, tragen nur ein Schurzfell, verhüllen aber das Gesicht wie die Tuareg. Hauptort ist Mao (s. d.). Den Wühlereien, die Mitglieder der Senusisekte gegen das erfolgreiche Vorgehen der Franzosen im Westsudân angezettelt hatten, begegnete der Befehlshaber der französischen Truppen am Schari, Oberst Destenave, durch einen Zug nach K., der durch die Besiegung der Senusi und der mit ihnen verbündeten Tuareg und Tubu bei Bir Amani (Bir Alali) im Januar 1902 seinen Zweck völlig erreichte; doch hatte die französische Besatzung (2 Kompanien und eine halbe Eskadron) im Juni und Dezember 1902 Angriffe der Senusi und ihrer Bundesgenossen auszuhalten. Vgl. Nachtigal, Sahara und Sudân,

Bd. 2 (Berl. 1881); v. Bülow, Bericht über politische Verhältnisse im mittlern Sudân (in den »Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin«, 1904).

Kanembu, Bewohner der Landschaft Kanem (s. d.).

Kaneon.

Kanêon, runder od. ovaler Brot- oder Fruchtkorb der Griechen (s. Abbildung); vgl. Kanephoren.

Kanephören (griech., »Korbträgerinnen«), in Athen erlesene Jungfrauen, die bei Festprozessionen, besonders der Panathenäen, Opfergeräte in Körben auf dem Kopfe trugen. Ihre plastische Darstellung, namentlich als Gebälkträgerinnen, wie am Erechtheion in Athen, war sehr beliebt.

Kaneszieren (lat.), grau werden (vor Alter); Kaneszenz, das greisenhafte Ergrauen.

Kanetra, s. El Kanetra.

Kâneus, im griech. Mythus ein Lapithe, ursprünglich eine Jungfrau Kânis, die ihr Liebhaber Poseidon in einen Mann verwandelte und mit Unverwundbarkeit begabte, ward in der Kentaurenschlacht von den Feinden so mit Fichtenstämmen bedeckt, daß er in die Erde sank.

Kanevas (franz. canevas, spr. kann'wa, v. lat. cannabis, »Hanf«; Kannefaß), ursprünglich eine Hanfleinwand mit erhabenen Streifen, Rippen 2c., jetzt meist ein leinenes, baumwollenes, wollenes oder seidenes (auch gemischtes) Gewebe aus stark gedrehtem Garn und mit regelmäßigen viereckigen Öffnungen, die als Grundlage für Wollstickereien (Stramin) dient. Seidener K. wird aus zweifädigem, mit einem wenig gedrehten Seidenfaden auf einer Maschine umwundenem Baumwollenzwirn hergestellt. Man benutzt K. auch zu Fliegen- und Luftfenstern, leichtem Unterfutter 2c. K. heißt auch das Netz zu topographischen Karten; auch im allgemeinen der Entwurf oder die Grundlage zu etwas Auszuführendem. — In der italienischen Stegreifkomödie bezeichnet man mit K. (ital. canavaccio) die Verteilung des Stoffes in Akte und Szenen, die dann von den Schauspielern durch Improvisation ausgefüllt wurden. Man braucht dafür auch den Ausdruck Scenario.

Kanevasstickerei, nach dem Grundstoff genannt, auf dem quadratisch abgesetzte Muster meist in farbiger Wolle im Kreuz- oder petit point-Stich gestickt werden, ist zuerst in Deutschland am Ende des 13. Jahrh. geübt worden. Man wandte sie zu Rücklaken für Chorgestühl und zu Kissen, später zu Stuhlbezügen an. Den breitesten Raum auf dem Gebiete weiblicher Handarbeit nahm die K. zu Mitte der 30er Jahre des 19. Jahrh. ein, wo ihre naturalistischen Muster, deren Einfügung in ein offenes Netzgewebe unstilistisch ist, viel zur Geschmacklosigkeit der Zeit beitrugen.

Kanew, Kreisstadt im russ. Gouv. Kiew, an der Mündung der Kanewka in den Dnjepr, hat 2 griechisch-katholische und eine römisch-kath. Kirche, 5 Synagogen und (1897) 8892 Einw. Etwa 7 km von K. steht am Dnjepr auf einem Hügel das Grabmal des berühmten kleinrussischen Dichters T. Schewtschenko (gest. 11. März 1861).

Kangas, bedruckte baumwollene Tücher, 1,25 × 1,85 m groß, zur Bekleidung der Frauen in Sansibar.

Kangean (Kangiang), Inselgruppe in Niederländisch-Indien, östlich von Madura, nördlich von Bali, 691 qkm mit 12,000 Einw., besteht aus der Hauptinsel K., den kleinern Paliat und Pandschang nebst zahlreichen Inselchen. S. Karte »Hinterindien«.

Kangra, Distrikt in der Division Dschalandhar der britisch-ind. Provinz Pandschab, erstreckt sich von den Niederungen des Doab ostwärts über den Himalaja nach Tibet hinein, 23,488 qkm mit (1901) 768,124 Einw. (722,554 Hindu, 39,672 Mohammedaner); reich an vorzüglichem Eisen, auch Gold, Silber, Kupfer, Blei und Braunkohle, die aber wenig ausgebeutet werden; Salz- und heiße Schwefelquellen sind zahlreich. Die weiten Waldungen enthalten Hölzer fast aller Zonen. Ackerbau wird nur in einem Teil der Provinz betrieben; zu Weizen, Reis und Mais sind in neuester Zeit Tee (jährlich 1 Mill. Pfd.), Zuckerrohr und Kartoffeln hinzugetreten. Hauptstadt ist Dharmsala, Gesundheitsstation der Briten, mit (1901) 6971 Einw. — Die Stadt K. hat ein Fort mit britischer Besatzung, ist berühmt wegen ihrer Juwelier- und Emailarbeiten und hat (1901) 4746 Einw.

Känguruh (Beutelhase, Macropus *Shaw*), Beuteltiergattung aus der Familie der Känguruhs (Halmaturidae), eigentümlich gebaute Tiere mit kleinem Kopf und kleiner Brust, kurzen, schwachen Vorderfüßen, sehr stark entwickelter Lendengegend, verlängerten, sehr kräftigen Hinterbeinen und verhältnismäßig mächtigem, sehr muskelkräftigem Schwanz. Der Hinterteil des Leibes vermittelt fast ausschließlich die sprungweise Bewegung, während die Vorderfüße hauptsächlich handartig benutzt werden. Die Hinterfüße haben vier starke, lange Zehen, von denen die vierte sehr groß und stark bekrallt ist, an den Vorderfüßen finden sich fünf bekrallte Zehen. Die Känguruhs bewohnen die grasreichen Ebenen Australiens, zum Teil dichtes Buschwerk oder Felsenklüfte; sie sammeln sich auf futterreichen Plätzen zu Herden, gehen schwerfällig humpelnd, sitzen gern auf Hinterfüßen und Schwanz mit schlaff herabhängenden Vorderfüßen, springen bei schneller Fortbewegung ausschließlich mit den Hinterbeinen und schnellen sich dabei 6—9 m weit fort. Dabei zeigen sie große Ausdauer und überwinden 2—3 m hohe Hindernisse mit Leichtigkeit. Die Känguruhs hören scharf; Gesicht und Geruch sind dagegen schwach entwickelt. Bezeichnend ist ihre große Ängstlichkeit, der sie oft zum Opfer fallen. Sie nähren sich von Gras und Baumblättern, Wurzeln, Rinde und Früchten. Die Fruchtbarkeit ist gering; das nach sehr kurzer Tragzeit geborne winzige (bei Macropus giganteus kaum 4 cm lange), ganz unentwickelte Junge wird von der Mutter in dem Beutel an einer der starren Zitzen festgesetzt, die im Munde des Jungen anschwillt und festhält, und nährt sich etwa acht Monate lang von der Muttermilch, ohne den Beutel zu verlassen. Geschieht dies endlich, so kehrt es noch lange beständig zur Mutter zurück. Die Känguruhs werden wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches und der Haut eifrig gejagt und sind durch rücksichtslose Verfolgung bereits sehr stark zurückgedrängt; sie ertragen die Gefangenschaft gut und pflanzen sich in zoologischen Gärten leicht fort. Das Riesenkänguruh (Boomer, M. giganteus *Shaw*, s. Tafel »Beuteltiere I«, Fig. 4), gegen 3 m lang, mit 90 cm langem Schwanz, bis 150 kg schwer, erreicht in sitzender Stellung fast Manneshöhe, ist braungrau, an Vorderarmen, Schienbeinen und Fußwurzeln hell gelblichbraun, an den Zehen und der Schwanzspitze schwarz, an den langen, spitzen Ohren nußbraun; es bewohnt Neusüdwales und Vandiemensland, ist gegenwärtig aber weit zurückgedrängt. Von den kleinern Känguruhs (Wal-

1 Wildes Kaninchen 2. Gehegekaninchen. — 3. Gewöhnliches französisches Kaninchen.

ösisches Widderkaninchen. — 5. Normandiner Kaninchen. — 6. Angorakaninchen (Seidenhase)

ut in Leipzig

labys) ist das Pademelon (M. thetidis *Waterh.*) 1 m lang, mit 45 cm langem Schwanz, oberseits braungrau, unterseits weiß; es bewohnt Südqueensland, Neusüdwales und Victoria und wird wegen seines wohlschmeckenden Fleisches eifrig gejagt. Eine andre Art, Bennets Wallaby, hat sich in der Rheinprovinz über Winter im Freien erhalten und auch fortgepflanzt. Zu den Bergkänguruhs (Petrogale *Gray*) gehört das Felsenkänguruh (M. [P.] penicillatus *Gray*). Dies ist mit dem an der Spitze buschigen Schwanz 1,25 m lang, purpurgrau, am Kinn weiß, an der Brust grau, an Füßen und Schwanz schwarz; es bewohnt die Felsengebirge von Neusüdwales, hält sich am Tage verborgen und entgeht der Verfolgung meist durch seine außerordentliche Fertigkeit im Klettern. Große Kletterfertigkeit zeigen die Baumkänguruhs (Dendrolagus *Schleg.*, s. Tafel »Australische Fauna«, Fig. 2), in Neuguinea und Nordqueensland, die große, kräftige Vorderbeine und gekrümmte Krallen besitzen. Das Bärenkänguruh (D. ursinus *Schleg.*), in Neuguinea, ist 1,25 m lang, mit 60 cm langem Schwanz, gedrungenem, kräftigem Leib, kurzem Kopf, straffen, schwarzen Haaren, unterseits und im Gesicht braun. Es lebt auf Bäumen und nährt sich hauptsächlich von Blättern, Knospen ꝛc. Die kleinsten Arten der Familie gehören zu der Gattung Känguruhratte (Buschratte, Hypsiprimnus *Ill.*); sie haben einen verhältnismäßig kürzern Schwanz und kleine, runde Ohren und erreichen die Größe des Hasen. Sie bauen ein dickwandiges Grasnest in einer gegrabenen Höhlung im Boden und liegen darin den Tag über verborgen; nachts gehen sie nach Futter aus, das in Gras und Wurzeln besteht. Man findet sie in Australien und Vandiemensland. Die Felle der Känguruhs (die kleinern heißen Wallaby) werden, z. T. gefärbt, zu Futtern, Muffen, Kragen, als Besatz ꝛc., auch als Imitation von Iltis, Skunks, Zobel benutzt.

Känguruhdorn, s. Acacia.

Känguruhgras, s. Themeda.

Känguruhinsel (Kangaroo Island), Insel an der Südküste Australiens, zum brit. Staat Südaustralien gehörig, vor dem Golf von St. Vincent (s. d.), durch die westliche Investigatorstraße von der Yorkehalbinsel, durch die östliche Backstairspassage vom Kap Jervis getrennt, 140 km lang, 55 km breit, 4351 qkm groß, mit (1891) 598 Einw. Der armselige, fast überall wasserlose und mit dichtem Buschwerk besetzte Boden gibt nur spärliche Ernten. 1893 waren erst 725 Hektar unter Kultur. Der Viehstand betrug 23,161 Schafe, 700 Rinder. Die 1885 gemachten Goldfunde waren wenig bedeutend und nicht nachhaltig. Die Insel wurde 1801 von Flinders entdeckt und wegen der außerordentlich zahlreichen, jetzt längst ausgerotteten Känguruhs K. benannt. Auf den Vorgebirgen Willoughby und Kap Borda stehen Leuchttürme, ein Kabel führt zum Festland. S. Karte »Australien«.

Känguruhratte, s. Känguruh.

Känguruhwein, s. Cissus.

Kaniki, blaugefärbtes Kalikogewebe zur Bekleidung der Negerinnen im Innern Afrikas, kommt aus Indien und zum kleinern Teil aus Europa.

Kanile, s. Orgelpfeifen.

Kanin, eine Halbinsel im nördlichen Rußland (s. Karte »Rußland«), zwischen dem Weißen Meer und der Tscheskajabai, 10,500 qkm (190 QM.) groß, endigt an der Nordwestseite mit dem Kanin Noß und ist eine niedrig gelegene, morastige Fläche, sogen. Tundra, die von vielen Seen, Bächen und Hügeln unterbrochen wird. Ehemals war K. eine Insel, die vom Festland eine schiffbare Wasserstraße abtrennte, die durch die Flüsse Tschescha (nach NO.) und Tschisch (nach SW.), die Abflüsse des Sees Parusnoje, gebildet wurde. Infolge der Hebung der russischen Nordküste hat sich der See allmählich in einen Sumpf verwandelt. Die Vegetation ist sehr arm; Bäume kommen gar nicht vor. K. wird nur von Samojeden bewohnt, die im Sommer im nördlichen Teil ein Nomadenleben führen und für den Winter sich in den südlichern Teil zurückziehen, wo sie drei Dörfer haben. Im Sommer finden sich hier auch Jäger ein, die eine reiche Beute an Seehasen, Seekälbern und einer Art von Seehunden (Phoca cristata) finden. Vgl. Herm. und Karl Aubel, Ein Polarsommer. Reise nach Lappland und K. (Leipz. 1874).

Kanina, Stadt im Sandschak Berat des türk. Wilajets Janina, 4 km südöstlich von Avlona, 379 m ü. M., im 10. Jahrh. erbaut, mit 4—5000 Einw.

Kaninchen (Lampert, Kuhlhase, Lepus cuniculus *L.*; hierzu Tafel »Kaninchen«), Nagetier aus der Familie der Hasen (Fig. 1 der Tafel), ist kleiner (36—42 cm lang, 2—3 kg schwer) und schlanker als der Hase, mit kürzerm Kopf, kürzern Ohren und kürzern Hinterbeinen. Der Pelz ist grau, ins Rostfarbene spielend, auf der Unterseite der Beine in Weiß übergehend; der Schwanz ist oben schwarz, unten weiß, die Ohren sind kürzer als der Kopf und ohne schwarze Spitze. Es ist ursprünglich in Südeuropa heimisch und auch jetzt noch in den Mittelmeerländern am häufigsten; die alten Schriftsteller nennen Spanien als Heimatland, und auf den Balearen wurde es zur Landplage (vgl. die Karte »Verbreitung der wichtigsten Haussäugetiere« in Bd. 8). Gegenwärtig ist es auch an manchen Orten in Mitteleuropa sehr gemein. Auf Madeira, Jamaika und den Falklandinseln ist es eingebürgert, und in Neuseeland und Australien bildet es eine Landplage, gegen die alle bisher unternommenen Vertilgungsversuche sich machtlos erwiesen haben. Auf den Kerguelen-inseln ausgesetzte K. haben sich so stark vermehrt, daß der Kerguelenkohl (Tringlea antiscorbutica), der schon oft Schiffern die besten Dienste geleistet hat, fast ausgerottet ist. Das K. lebt gesellig in hügeligen, sandigen Gegenden mit Schluchten und niedrigem Gebüsch, baut an sonnigen Stellen einfache Baue mit ziemlich tief liegender Kammer und im Winkel gebogenen Röhren (s. Tafel »Tierwohnungen I«, Fig. 8), verbringt darin fast den ganzen Tag und geht abends auf Äsung. Die Fährte des Kaninchens s. Tafel »Fährten und Spuren«, Fig. 1. Es übertrifft an Gewandtheit und Schlauheit den Hasen, ist gesellig und vertraulich und hält mit dem Weibchen viel treuer zusammen als der Hase. Die Rammelzeit beginnt im Februar und März, das Weibchen geht 30 Tage tragend und setzt bis Oktober alle fünf Wochen 4—12 Junge in einer mit seiner Bauchwolle ausgefütterten besondern Kammer. Diese saugen an der Mutter bis zum nächsten Wurf, sind im 5.—8. Monat zeugungsfähig und im 12. Monat ausgewachsen. Das K. ernährt sich wie der Hase, wird aber bei seiner großen Fruchtbarkeit, seiner Vorliebe für Baumrinde und durch das Wühlen im Boden viel schädlicher. Deshalb verfolgt man die K. überall, wo und wie man irgend kann, das ganze Jahr hindurch. Man erlegt sie beim Anstand auf dem Bau, bei der Suche und mit dem Vorstehhund, auf der Treibjagd, mit Frettchen (vgl. Frettieren). Ohne künstliche Mittel aber sind sie nicht auszurotten, der Fang im Tellereisen und das Ausnehmen der Jungen hat sich als unzu-

reichend erwiesen. Die von der Biologischen Abteilung für Forst- und Landwirtschaft am kaiserlichen Gesundheitsamt in großem Umfang angestellten Versuche haben ergeben, daß allein die wiederholte Einführung von Schwefelkohlenstoff in die Röhren von durchgreifendem Erfolg ist. Derselbe wird am besten bei Schnee, um die befahrenen Baue zu unterscheiden, auf Sackleinwandstücke von ungefähr 30 cm im Quadrat gegossen und mittels eines Stockes in die Röhren geschoben, worauf diese leicht mit Schnee oder Erde zugedeckt werden. Vgl. Flugblatt 7 der Biologischen Abteilung des kaiserlichen Gesundheitsamtes (Berl. 1901); Littrow, Ein Beitrag zur Vertilgung der wilden K. (Sächsische landwirtschaftliche Zeitschrift, 1901, Nr. 38). Das Wildbret ist weiß und wohlschmeckend, und da auch der Pelz Wert besitzt, so züchtet man das K., wahrscheinlich zuerst in Spanien, jetzt besonders in Frankreich, Belgien, England und Holland. Man unterscheidet folgende Rassen: Das halbwilde K. (Gehegekaninchen) ist ein in Kaninchengehegen gezüchtetes und dabei größer und vollkommener gewordenes, bis 2,5 kg schweres wildes K. Das Lapin de garenne (Fig. 2) ist ein gezähmtes und zahm weitergezüchtetes, ehemaliges Gehegekaninchen, und aus diesem entstand und entsteht bei verbesserter Zucht und Pflege das Lapin ordinaire. Das gewöhnliche K. (deutscher Stallhase, Karnickel) kommt in allen Farben, auch ganz weiß mit roten Augen (Albinos) vor, ist aber durch unvernünftige Zucht sehr entartet und eignet sich trotz seiner Futtergenügsamkeit, Lebenskraft und großen Vermehrungsfähigkeit nicht zu einträglicher Zucht. Zu seiner Veredelung hat man das belgische oder flandrische Riesenkaninchen benutzt. Dies ist grau, schön gestreckt gebaut und erreicht ein Gewicht von 7—8 kg. Das Produkt der Kreuzung, das neue deutsche K., verbindet die guten Eigenschaften der deutschen Mutter mit der annähernden Fleischschwere des belgischen Vaters. In Belgien hat man aus dem Landkaninchen und dem Riesenkaninchen das belgische Hasenkaninchen (Leporide) gezüchtet; dies bildet das Material der belgischen Schlachtkaninchenzucht, die für das eigne Land einen erheblichen Teil des Fleischbedarfs deckt und für 10—15 Mill. Fr. geschlachtete K. nach England ausführt. Von großer Bedeutung für die Nutz- und Sportzucht sind die Silberkaninchenarten, deren Stammvater in Siam und Hinterindien heimisch ist. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend und das Fell sehr wertvoll. Das gewöhnliche französische K. (Lapin ordinaire, Fig. 3) ist aus dem gezähmten Gehegekaninchen entstanden, besitzt die verschiedensten Färbungen, erreicht ein Gewicht von 2,5—3 kg und hat sehr schmackhaftes Fleisch und guten Pelz. Das französische Widderkaninchen (Lapin bélier, Fig. 4) soll vom Kaphasen (Lepus capensis) abstammen, ist hasengrau, weiß, schwarz oder scheckig. Die hasengrauen werden wegen ihres Fleisches am höchsten geschätzt. Der Kopf ist dick, rundlich, die etwa 16—20 cm langen, breiten Löffel, die dem Kopf ein widderähnliches Aussehen verleihen, hängen, namentlich bei frisch eingeführten Tieren, zu beiden Seiten des Kopfes schlaff herab. Das Gewicht des ausgewachsenen Tieres ist 5—7 kg; es setzt jährlich vier- bis sechsmal 4—7 Junge. Gegen Nässe und Kälte ist es ziemlich empfindlich. Noch mehr gilt dies für das englische Lop-ear, bei dem die Spannung zwischen beiden Ohrspitzen bis 70 cm beträgt. Die Lops werden bei hoher Temperatur in feuchter Luft gezüchtet. Das amerikanische K. ist dem Widderkaninchen ähnlich, aber kleiner, weniger empfindlich, fruchtbarer, aber anspruchsvoller in der Fütterung. Durch Kreuzungen des amerikanischen Kaninchens mit den einheimischen Rassen hat man in Belgien das belgische oder flandrische Riesenkaninchen erzüchtet. Dies ist ungefähr von der Größe unsers Feldhasen und soll gemästet bis 8 kg schwer sein. Das Normandiner K. (Fig. 5) ist entstanden durch Kreuzung einheimischer französischer K. mit dem Lapin bélier. Die Häsin setzt jährlich fünf- bis siebenmal 6—12 Junge. Das Tier wird 4—5 kg schwer und hat ein zartes, schmackhaftes Fleisch. Diese Arten kommen in unserm Klima nicht gut fort, ihre Zucht ist nur Gegenstand des Sports und der Liebhaberei. Das patagonische K., herrührend aus einer Kreuzung des belgischen Riesenkaninchens mit dem Normandiner K., erreicht nicht selten 8 kg und ist in England sehr beliebt. Unter Leporiden versteht man im allgemeinen Bastarde vom Hasen und K. Sie sollen die guten Eigenschaften des Hasen und Kaninchens vereinigen und diese Eigenschaften konstant auf ihre Nachkommenschaft übertragen. Dies hat sich aber bis jetzt nirgends bewährt, und überdies sind die meisten als Leporiden verkauften Tiere umgetaufte Normandiner K. Übrigens ist die Leporidenzucht so schwierig, daß man alle Ursache hat, sämtliche Berichte über gelungene Zuchtversuche mit Vorsicht aufzunehmen. Das Angorakaninchen (Seidenhase, Fig. 6), aus Kleinasien, wird nur wegen seines zu feinen Gespinsten zu verwertenden langen, weichen, leicht gelockten, schneeweißen Seidenhaars gezüchtet, zur Zucht in Deutschland eignet es sich aber nicht. Das russische K. ist reinweiß mit tief dunkelbraunen Ohren, Füßen, Schwanz und Nase. Durch Kreuzung mit den Angorakaninchen ist das ebenso gezeichnete russische Angorakaninchen entstanden. Ihrer eigentümlichen Farbenschattierungen halber werden auch das holländische und japanische K. gezüchtet.

Bei kräftiger Ernährung der Jungen entwickelt sich der Geschlechtstrieb der K. oft schon im dritten Monat, und man pflegt die Geschlechter daher schon um diese Zeit zu trennen. Der Begattungstrieb des Kaninchens ist sehr heftig und erlischt bei dem Weibchen nur in den letzten Tagen vor der Geburt. Obgleich die eigentliche Zuchtzeit nur von Anfang März bis Ende November dauert, so kann man doch, besonders in geheizten Räumen, das ganze Jahr hindurch züchten. Im Interesse kräftiger Nachkommenschaft benutzt man die Tiere nicht vor dem achten Monat und nicht länger als 3—4 Jahre zur Zucht. Zur Paarung bringe man die Häsin in den Käfig des Rammlers und wiederhole dies den nächsten Tag. Die Tragezeit des Kaninchens dauert 28—31 Tage, es setzt je nach Rasse und Fruchtbarkeit 4—8—12 blinde Junge, die am neunten Tage sehend werden. Man läßt der Häsin nicht mehr als 8 Junge, da sonst der ganze Satz in Gefahr ist, wegen Mangels an Nahrung zu verkümmern. Die Jungen können nach ca. 4 Wochen ohne Schaden entwöhnt werden. Wilde Züchtereien findet man in einigen Dünenstrichen der schottischen und dänischen Küsten. Die ausgesetzten K. graben sich hier ihre Baue, sind auf sich selbst angewiesen und allen Einflüssen der umgebenden Naturverhältnisse ausgesetzt, es können daher auch nur vollkommen akklimatisierte Tiere einigermaßen günstige Resultate liefern. Ähnlich verhält es sich mit den Gehegekaninchen, für deren Wohl aber durch praktische Anlagen gesorgt wird. Die Kaninchengehege

bestehen aus größern, mit Mauern und Gräben umzogenen Flächen, die mit verschiedenen Nahrungspflanzen bestellt, mit Bäumen, Gesträuch und Gestrüpp bepflanzt und mit Schuppen, Ställen 2c. versehen sind. Bei der zahmen Zucht bewohnt jedes einzelne Zuchttier seinen eignen Zuchtkasten von 1 m im Quadrat und 75 cm Höhe, vorn mit einer aus Latten oder Drahtnetz gebildeten Tür, und durchbohrtem Boden, um dem Urin Abfluß zu schaffen. Die Kasten sind, namentlich vor dem Setzen der Jungen, mit reinlicher weicher Streu, aus der das Muttertier für die Jungen ein Nest baut, zu versehen. Errichtet man im Hintergrund solcher Kasten einen Schlupfwinkel von 32 cm Höhe und Breite mit einer ca. 16 cm im Quadrat haltenden Öffnung nach vorn oder einer Seite, so wird die Häsin stets hier ihr Nest bauen. In jedem Kasten sind noch ein Futtertrog, eine kleine Raufe und ein Wassernapf anzubringen. Diese Zuchtkasten arrangiert man reihen- und etagenweise neben- und übereinander; doch muß man letzternfalls unter jedem Kasten ein Abflußbrett anbringen, das den Urin in eine Rinne leitet. Vom Frühjahr bis zum Herbste stellt man die Kasten im Freien auf, im Winter bringt man sie in eine gut verschließbare, zugfreie Scheuer oder Kammer. Bei guter, reichlicher Streu ertragen die Tiere ganz bedeutende Kälte. Man füttert das K. dreimal täglich mit Gras, Heu, Körnern, namentlich Hafer, Brot, Kleie, Klee, Esparsette, Luzerne, Wicken, Kleeheu, Erbs- und Bohnenstroh, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Runkeln, Möhren, Topinambur, Laub von Bäumen 2c. und gibt zur Anregung des Appetits und Förderung der Verdauung dann und wann einige bittere und aromatische Pflanzen und etwas Salz. Es empfiehlt sich, den Tieren Wasservorrat zum beliebigen Genuß hinzusetzen. Man hüte sich, die tragende Häsin bei den Löffeln frei in die Luft zu heben, sie zu stoßen oder zu drücken; am besten ist es, sie sowenig wie möglich zu berühren, da sonst Fehlgeburten 2c. veranlaßt werden. Der Rammler muß stets in möglichst kräftigem Zustand erhalten werden. Die Jungen verlassen mit 14 Tagen bis 3 Wochen den Nistkasten und versuchen von da an, selbständig Nahrung zu sich zu nehmen. Man lege ihnen daher junges, zartes Grünfutter vor und stelle ihnen Milch-, Mehl- oder Kleientränke zum Saufen hin. Um die Tiere möglichst frühzeitig an feste Nahrungsmittel zu gewöhnen, lege man ihnen kräftige und leichtverdauliche Stoffe vor. Wegen des raschen Stoffwechsels bedarf das junge Tier einer größern Menge frischer Luft, man gebe ihm daher einen möglichst großen Stall. — Kaninchenfleisch wird in England, Frankreich, Belgien und Holland täglich in fast sämtlichen Restaurationen serviert und findet sich auch auf den Tafeln der reichern Klassen. Frankreich züchtet jährlich ca. 85 Mill., von denen 3 Mill. allein in Paris verspeist werden. In England gibt es Kaninchengehege, die monatlich 800—1200 K. liefern, und der Bischof von Derby soll jährlich 10—12,000 K. aus seinen Gehegen verkaufen. In Berlin wurden 1900 in der Zentralmarkthalle 52,600 K. verkauft. Aus Australien werden K. auf Eis und gekochtes Kaninchenfleisch in Blechbüchsen nach Europa ausgeführt. Die Kaninchenzucht empfiehlt sich besonders dadurch, daß das Tier wenig Raum beansprucht, keiner kostbaren, umständlichen Fütterung bedarf, fast alle Abfälle aus der Haushaltung frißt, sehr fruchtbar und schon im Alter von 4—6 Monaten schlachtbar ist. Auch der Balg und die Haarnutzung gewähren erheblichen Vorteil; in England wie in Frankreich bilden diese Artikel ein nicht unwesentliches Handelsobjekt. In Japan waren Anfang der 1870er Jahre die K. Modesache und, wie einst die Tulpenzwiebeln in Holland, Objekt für ein leidenschaftliches Börsenspiel geworden. Vgl. H. v. Nathusius, Über die sogen. Leporiden (Berl. 1876); Zürn, Zum Streit über die Leporiden (Weim. 1877); Brandt, Untersuchungen über das K. (Petersb. 1875); Bungartz, Kaninchenrassen (2. Aufl., Magdeburg 1903); Sutermeister, Das Angorakaninchen und Das graue Silberkaninchen (Ilmenau 1891); Brinckmeier, Kaninchenbuch (3. Aufl., das. 1893); Mahlich, Unsere K. (Berl. 1903); Bloch, Illustriertes Kaninchenbuch (Aarau 1904); Anleitungen zur Kaninchenzucht: von Redares (7. Aufl., Weim. 1895), Lincke (2. Aufl., Leipz. 1894), Ravageaux (»La vraie manière d'élever les lapins«, neue Ausg., Par. 1882), Waser (Magdeb. 1893), Schuster (2. Aufl., Ilmenau 1894), Starke (3. Aufl., Leipz. 1903), Hasbach (3. Aufl., das. 1901), Beck-Corrodi (3 Aufl., Zürich 1900), Ziemer (Braunschw. 1905); Zürn, Die Krankheiten der K. (Leipz. 1894); Braun, Kaninchenkrankheiten (Zürich 1900); Berger, Die Stellung der wilden K. in Zivil- und Strafrecht (Neudamm 1901); Pröpper, Kaninchenkochbuch (Berl. 1875); »Die Kaninchenküche« (Leipz. 1903); Zeitschrift »Der Kaninchenzüchter« (das., seit 1895).

Kaninchenfelle. Die Felle der wilden und zahmen Kaninchen werden naturell, meist aber gefärbt zu Futter, Muffen, Kragen 2c., zur Imitation von Seal, Biber, Chinchilla und Hermelin verwendet. Die besten liefern Frankreich, dann Belgien, demnächst Deutschland, Neuseeland, Australien. Das Färben, Scheren und Rupfen der französischen und belgischen K. bildet einen bedeutenden Industriezweig. Die weißen Felle nennt man polnische Kanin, die chinchillaartigen Silberkanin, Felle mit unverkürztem Haar ohne Rücksicht auf die Farbe Spitzenkanin. K. werden auch wie Biberfelle behandelt, gerupft, hoch- und tiefgeschoren (s. Biberfelle). Die Felle der Angorakaninchen (Kaschmirkaninchen, Seidenhase) werden weniger zu Pelzwerk (Muffe) verarbeitet, meist wird das Haar für sich oder in Vermischung mit Wolle oder Baumwolle versponnen und verwebt. Im übrigen benutzt man die Haare der geringern Felle in der Hutmacherei.

Kaninchenseptichämie, eine mit der Schweineseuche, Geflügelcholera und Wildseuche zu einer Gruppe (Septicaemia haemorrhagica) gehörige Seuche der Kaninchen.

Kaniramin (Caniramin), s. Brucin.

Kanister (lat. Canistrum), Korb, auch eine Blechflasche oder Blechkiste zur Versendung von Öl 2c.

Kanitz (tschech. Dolní Kounice), Stadt in Mähren, Bezirksh. Brünn, an der Iglawa und der Linie Wien–Brünn der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, hat eine bemerkenswerte Dekanatskirche, eine Synagoge, ein altes Schloß, Färberei und Druckerei, Bleicherei und Appretur, Stärkeerzeugung, Wein- und Obstbau und (1900) mit der selbständigen Judengemeinde 3076 tschechische und deutsche Einwohner.

Kanitz, 1) Philipp Felix, Kunsthistoriker und Ethnograph, geb. 2. Aug. 1829 in Budapest, gest. 5. Jan. 1904 in Wien, studierte seit 1846 in Wien Kunstgeschichte und machte später Reisen durch Deutschland, Frankreich, Belgien und Italien. Ein Besuch Dalmatiens, der Herzegowina und Montenegros wurde der Ausgangspunkt für eine umfassende Tätigkeit auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und Ethno-

graphie in den von Südslawen bewohnten türkischen Ländern. Er veröffentlichte: »Die römischen Funde in Serbien« (Wien 1861); »Serbiens byzantinische Monumente« (das. 1862); »Reise in Südserbien und Nordbulgarien« (das. 1868); »Serbien, historisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1859—1868« (Leipz. 1868); »Donau-Bulgarien und der Balkan« (das. 1875—79, 3 Bde.; 3. Aufl. 1882); »Katechismus der Ornamentik« (6. Aufl., das. 1902); »Römische Studien in Serbien« (Wien 1892) und »Das Königreich Serbien« (Leipz. 1904, Bd. 1).

2) Hans Wilhelm Alexander, Graf von, Politiker, geb. 17. April 1841 zu Medniken in Ostpreußen, studierte die Rechte, machte die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mit, war 1870—77 Landrat des Kreises Sprottau und widmete sich sodann der Verwaltung seines Majorats Podangen bei Wormditt in Ostpreußen. Schon 1869—70 Mitglied des norddeutschen Reichstages, seit 1885 dem preußischen Abgeordnetenhaus, seit 1889 wieder dem Reichstag angehörig, schloß er sich der deutsch-konservativen Partei an und stellte als Vertreter der agrarischen Richtung 1894 und 1895 den nach ihm benannten Antrag (Antrag Kanitz), daß die Regierung, um den Getreidepreis in der Hand zu haben, alles vom Ausland zu beziehende Getreide ankaufen und zu einem Durchschnittspreis verkaufen sollte; der Antrag wurde vom preußischen Staatsrat, der Regierung und auch vom Reichstag abgelehnt. Er schrieb (meist anonym): »Aphorismen über Getreidezölle« (Berl. 1879); »Das Wirtschaftsprogramm des Reichskanzlers« (1879), »Die Denkschrift Delbrücks über die Getreidezölle« (1879), »Die preußischen Ostprovinzen und die Getreidezölle« (1879), »Die Festsetzung von Mindestpreisen für das ausländische Getreide« (4. Aufl. 1895).

3) August, Botaniker, geb. 25. April 1843 zu Lugos in Ungarn, gest. 12. Juli 1896 in Klausenburg, studierte seit 1861 in Wien und ward 1869 Professor der Naturgeschichte an der landwirtschaftlichen Akademie in Ungarisch-Altenburg, 1872 Professor der Botanik in Klausenburg. Er lieferte mit Knapp, Schulzer und Müggenburg eine Arbeit über die Flora Slawoniens, mit Aschersон einen Katalog der Gefäßpflanzen Serbiens, Bosniens, der Herzegowina, Montenegros und Albaniens (Klausenburg 1877), eine Aufzählung der von Weiß in Japan gesammelten Pflanzen, schrieb eine Geschichte der Botanik in Ungarn (»Linnäa«, 1867), gab die Arbeiten von Kitaibel heraus und redigierte seit 1877 eine ungarische botanische Zeitschrift in Klausenburg.

Kanitzer Bad, s. Partenkirchen.

Kanitzstock, s. Bienenzucht, S. 839.

Kanizsa (spr. kanniſcha), linker Nebenfluß der Mur in Ungarn, entspringt im Komitat Zala und mündet unterhalb Groß-Kanizsa.

Kanizsa (spr. kanniſcha), 1) Groß-K. (magyar. Nagy-K., spr. nádj-), Stadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Zala, am Fluß K., ehemals Festung, Knotenpunkt der Linien Wiener Neustadt-K., Pragerhof-Budapest und K.-Barcs der Südbahn, mit Piaristen- und Franziskanerkloster, lebhaftem Handel (namentlich mit Getreide, Holz und Leder), reger Industrie (Zement- u. Spiritusfabriken, Dampfmühle), mehreren Geldinstituten, Gerichtshof, Obergymnasium, Handelsschule, Honvédkaserne und (1901) 23,978 meist magyarischen und römisch-kath. Einwohnern. Vgl. Horváth, Geschichte der Stadt K. (magyar., Kanizsa 1862). — 2) Ó- oder Alt-K., Großgemeinde im ungar. Komitat Bács-Bodrog, am rechten Theißufer und an der Bahnlinie Horgos-Zenta, mit starkem Getreide- und Tabakbau, Getreidehandel, Rindvieh- und Schafzucht und (1901) 16,532 meist magyarischen, römisch-kath. Einwohnern. Gegenüber, am linken Theißufer, liegt Türkisch-K. (magyar. Török-K.), Großgemeinde im ungar. Komitat Torontál, an der Bahnlinie Szegedin-Karlova-Groß-Becskerek, mit Getreidehandel, Schiffbrücke, Bezirksgericht und (1901) 7752 magyarischen und serbischen (römisch-kath. und griechisch-oriental.) Einwohnern.

Kanizsai (spr. kannischai), ungar. Adelsgeschlecht. Zu nennen sind: Laurenz (de genere Osl), erhielt 1324 die Burg Kanizsa, von der er sich nunmehr benannte. Sein Sohn Stefan, Bischof von Agram, kämpfte unter Ludwig d. Gr. in Neapel. Ebenso sein Bruder Johann, dessen fünf Söhne sich als Feldherren, Geistliche oder Diplomaten auszeichneten. Johann (II.) wurde Primas von Gran (1387—1481), der erste, der als Erzbischof diesen Ehrentitel führte. Als er sich dem Prätendenten Ladislaus von Neapel anschloß und ihn zum König krönte, wurde er von König Siegmund einige Zeit gefangen gehalten. Nikolaus K. wurde 1397 Tavernikus, Ladislaus K. 1459 Woiwode von Siebenbürgen, sein gleichnamiger Sohn 1493 Banus von Kroatien. Georg K. erhielt 1498 dieselbe Würde, sein Sohn Ladislaus wurde nach 1526 Iudex Curiae. Mit Franz K. starb der Mannesstamm der K. 1532 aus. Seine einzige Tochter Ursula ehelichte 1536 Thomas Nádasdy.

Kanjō (spr. kandschō), japan. Bezeichnung der von kommandierenden Generalen auf dem Kriegsschauplatz erteilten Belobigungsdiplome für hervorragende Tapferkeit. Nach dem Vorbild einer Verleihung an den Gründer der Fürstenfamilie Sasaki durch den Schōgun Yoritomo wurde das K. 1904 bei der Armee und Flotte eingeführt. Die Erteilung wird durch Armeebefehl bekannt gemacht und an den Kaiser berichtet.

Kanjut (Kunschut), von Kaschmir abhängiges Ländchen am Westende des Karakorum, bewohnt von den kriegerischen Hunza und Nagar, nach deren Unterwerfung 1891/92 die Engländer den festen Ort Nilt zum Sitz der Verwaltung wählten. Der bedeutendste Ort ist das aus 1500 Häusern bestehende Baltit in 2560 m Höhe.

Kankakee (spr. -ki), Hauptort der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Illinois, am Kankakeefluß, 80 km südlich von Chicago, Bahnknotenpunkt, mit Staatsirrenanstalt, Strumpf-, Woll-, Leder-, Papierfabriken, Steinbrüchen und (1900) 13,595 Einwohnern.

Kankan, Bezirkshauptstadt in Französisch-Guinea, unter 10° 20′ nördl. Br., am Milo, einem im Sommer schiffbaren, rechten Zufluß des Niger, mit über 2000 Einw. (Bambara und Soninke), zuerst 1827 von Caillié mit mehreren europäischen Faktoreien besucht.

Kanker (Weberknecht, Schneider, Schuster, Geist, Tod, Phalangium *L.*, Opilio *Herbst*), Gattung aus der Ordnung der Gliederspinnen und der Familie der Afterspinnen, Tiere mit sehr langen, dünnen Beinen, die leicht abbrechen und sich dann noch lange zuckend bewegen. Der Leib ist länglich-eiförmig, und auf einem Höcker des Kopfbruststückes steht ein einziges Augenpaar. Die Gattung enthält über 30 Arten, die sich an Mauern, Baumstämmen ꝛc. aufhalten und von Insekten und Spinnen leben, die sie besonders nachts erbeuten. Sehr häufig ist bei uns O. parietinus *Herbst* (Wandkanker), der auf Fichten die Schildlaus Chermes coccinea massenhaft vertilgt.

Kankhurahanf, ſ. Ramie. [lindrom.

Kankriniſcher Vers (Versus cancrinus), ſ. Pa-

Kankroid (v. lat. cancer, Krebs), der als flache, meiſt geſchwürige Geſchwulſt auftretende Krebs der äußern Haut (ſ. Krebs).

Kanna (Mehrz. Kannor), früheres Hohlmaß für trockne und flüſſige Waren in Schweden u. Finnland (finniſch Kannu) zu 2 Stop von 4 Qvarter = 0,1 Kubikfot oder 2,617 Lit. Kannland hieß bis Ende 1862 in Schweden eine Fläche von 1000 QFot = 88,15 qm.

Steinzeugkanne von Siegburg.

Kannä, ſ. Cannä.

Kannabinazeen (Cannaboideae, Hanfartige), dikotyle Pflanzengruppe, jetzt eine Unterfamilie der Moracen bildend und nur aus zwei Gattungen, nämlich Cannabis (Hanf) u. Humulus (Hopfen), beſtehend. Sie unterſcheiden ſich von den nächſtverwandten Gruppen durch ihre freien Nebenblätter, die hängenden, gekrümmten Ovula und trocknen Schließfrüchte.

Kannanur, indiſche Stadt, ſ. Kananor.

Kannazeen, monokotyle Familie aus der Ordnung der Scitamineen, Stauden mit großen, fiedernervigen Blättern und aſymmetriſchen, oft lebhaft gefärbten Blüten von merkwürdigem Bau. Letztere haben einen dreigliederigen Kelch, drei mehr oder weniger verwachſene Blumenblätter, die eine wechſelnde Zahl (1—5) von korolliniſch gefärbten, unter ſich und mit der Kronenröhre teilweiſe verwachſenen Blättchen (Staminodien) einſchließen; eins derſelben trägt an ſeinem Rand eine einfächerige Anthere, ein andres, dem erſten ſchräg gegenüberſtehendes, das ſogen. Labellum, rollt ſich in der offenen Blüte rückwärts ein oder hat eine kapuzenförmige Geſtalt; der Griffel iſt blattartig verbreitert oder zylindriſch, der unterſtändige Fruchtknoten hat drei Fächer und entwickelt ſich zu einer warzigen Kapſel; die Samen enthalten Endoſperm und Periſperm und einen geraden Keimling. — Die ca. 60 Arten der Familie gehören ſämtlich zur Gattung Canna, von der mehrere im tropiſchen und ſubtropiſchen Amerika heimiſche Arten wegen des ſtärkemehlhaltigen Rhizoms und als Zierpflanzen kultiviert werden. Die als Cannophyllites *Bgt.* und Scitaminophyllum *Mass.* beſchriebenen foſſilen Reſte ſind ſehr zweifelhaft.

Kanne, ein bauchiges Gefäß mit engem Halſe, ſchnabel- oder röhrenförmigem Ausguß und Henkel, das ſchon im Altertum bekannt war (griech. prochoos, oinochoe, ſ. Tafel »Vaſen«, Fig. 9 u. 10). Die Kannen des Altertums waren meiſt aus Ton, Erz (ſ. Tafel »Bronzekunſt I«, Fig. 2), Silber oder Gold, erſt in ſpäterer römiſcher Zeit aus Glas gefertigt. Im Mittelalter waren Ton und Metall die vorwiegenden Stoffe. In der Renaiſſancezeit war die K. ein beliebtes Tafel- und Prunkgeſchirr. Neben den meiſt mit Deckeln verſehenen Steinzeugkannen (ſ. die nebenſtehende Abbildung) für den gewöhnlichen Gebrauch wurden ſolche aus Gold, aus vergoldetem Silber, aus Bronze (ſ. Tafel »Bronzekunſt III«, Fig. 2), aus mit Silber und Bronze montiertem Kriſtall ꝛc. gefertigt. Vgl. auch Krug und Tafel »Ruſſiſche Kultur II«, Fig. 11.

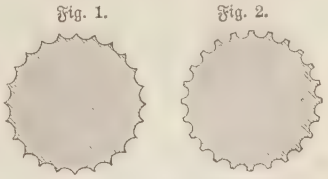
Kanne, früheres deutſches Maß für Flüſſigkeiten: in Bayern als Maßkanne oder Maaß = 1,069 Lit.; in Sachſen die Dresdener K. zu 2 Töpfchen oder Nöſel = 0,9356 L., ſeit 1851 auch Buttergewicht = 1 kg.; in Weimar die Ohmmaß oder K. für Öl = 0,996 L.; in Oldenburg die auch für Getreide dienende Bierkanne = 1,425 und die Weinkanne = 1,369 L.; in Riga zu 2 neuen Stoof = 2,55 L. Zeitweiſe durfte man auch im Deutſchen Reich das Liter als K. bezeichnen.

Kannefaß, ſ. Kanevas.

Kannegießer, nach Holbergs Luſtſpiel »Der politiſche K.« Bezeichnung eines über Politik ſchwatzenden Spießbürgers, Bierbankpolitiker.

Kannegießer, Karl Ludwig, verdienter Überſetzer, geb. 9. Mai 1781 zu Wendemark in der Altmark, geſt. 14. Sept. 1861 in Berlin, ſtudierte in Halle Philologie, wurde 1814 Rektor am Gymnaſium in Prenzlau, 1822 Direktor des Friedrichsgymnaſiums in Breslau und lebte ſpäter als Privatgelehrter in Berlin. Als Dichter ſowohl in ſeinen »Gedichten« (Bresl. 1824) als in ſeinen Dramen (»Schauſpiele für die Jugend«, Berl. 1844—49, 12 Bdchn.) u. a. ohne höhere Bedeutung, erwarb er ſich durch zahlreiche poetiſche Überſetzungen aus dem Italieniſchen, Provenzaliſchen, Engliſchen, Lateiniſchen ꝛc. wohlverdienten Ruf. Wir nennen davon: »Beaumonts und Fletchers dramatiſche Werke« (Berl. 1808, 2 Bde.); Dantes »Göttliche Komödie« (Leipz. 1809—21; 5. Aufl., daſ. 1873) und »Lyriſche Gedichte« (mit Witte, daſ. 1827; 2. Aufl. 1842); »Leopardis Geſänge« (daſ. 1837); »Heliand« (Berl. 1847) und »Gedichte der Troubadours« (Tübing. 1852, 2. Aufl. 1855).

Kannelieren (franz., von canne, »Rohr«), den Schaft einer Säule oder eines Pilaſters lotrecht mit rillenförmigen Vertiefungen (Kannelüren) verſehen, deren 20—24 um eine Säule, 7—9 auf einem Pilaſter angebracht werden, und die ihnen ein ſchlankeres Ausſehen geben. Nur bei der doriſchen Ordnung ſtoßen die Kannelüren ſcharf zuſammen (Fig. 1). Sie werden gewöhnlich aus einem gleichſeitigen Dreieck konſtruiert und laufen oben am Kapitell in einen Bogen, unten am Abſchluß des Schaftes aber frei aus. Bei der joniſchen und korinthiſchen Säule ſind ſie durch eine ſchmale Fläche (Steg, Fig. 2) getrennt, die $^1/_3$—$^1/_4$



Doriſche Joniſche u. korinthiſche Kannelierung.

des Durchmessers der Kannelüre breit ist. Bei Säulen mit Füßen schließen sie sich über dem Fuß und unter dem Kapitell gewöhnlich nach einem ihrer Wölbung gleichen Bogen. Die Kannelüre findet sich schon an den frühesten griechischen Tempeln und ging später auf den römischen und den Renaissancestil über, in denen sie mit mehreren Abänderungen, z. B. mit eingelegten runden Stäbchen und mit spiralförmig um den Schaft geführten Windungen, vorkommt.

Kannelkohle, s. Steinkohle.

Kannenbäckerland, im Volksmund ein Strich des Engerngaues am westlichen Abhang des Westerwaldes im preuß. Regbez. Wiesbaden, der sich durch die Mächtigkeit (7—10 m) seiner ausgedehnten Tonlager auszeichnet. Dort werden, namentlich in den Dörfern Ransbach, Mogendorf, Grenzhausen, Dernbach, Höhr, Hillscheid ꝛc. in den Ämtern Selters und Montabaur des Kreises Unterwesterwald, alljährlich Millionen von Steingutwaren, Mineralwasserkrügen, feuerfesten Steinen ꝛc. gebrannt und in alle Welt versendet. Dazu eine bedeutende Ausfuhr von Tonschollen in die Steingut- und Porzellanfabriken Deutschlands, Frankreichs, Englands, Skandinaviens, Rußlands ꝛc. In neuerer Zeit brennt man auch große Röhren für Wasserleitungen sowie feinere Gegenstände aller Art.

Kannenkraut, s. Equisetum.

Kannenstaude (Kannenträger), s. Nepenthes.

Kannetjes (»Kännchen«), s. Jakobäa-Kannetjes.

Kannibalen (v. span. Canibal, für Caribe), ursprünglich die menschenfressenden Bewohner der Karibischen Inseln; später überhaupt für rohe, grausame Menschen und Menschenfresser gebraucht. Daraus entstand kannibalisch und Kannibalismus sowie durch Umstellung Shakespeares Caliban (s. d.). Über Kannibalismus s. Anthropophagie.

Kanninefaten (Cannenefates), germ. Volksstamm, westlich von den stammverwandten Batavern (s. d.) auf deren »Insel« (Betuwe) wohnend. 4 n. Chr. von Tiberius bezwungen, nahmen sie Kriegsdienste in den römischen Heeren. Unter C. Caligula empörten sie sich, verbanden sich 69 unter Brinno mit Julius Civilis gegen die Römer, zerstörten 71 die römische Flotte und schlugen die den Römern beistehenden [Nervier.

Kannland } s. Kanna.
Kannor }

Kannstatt (Cannstatt), früher Oberamtsstadt im württemb. Neckarkreis, zu beiden Seiten des Neckar, 4 km von Stuttgart, mit dem es durch eine elektrische Straßenbahn verbunden ist, seit 1904 mit Stuttgart vereinigt, in fruchtbarer, lieblicher Gegend, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Bretten–Friedrichshafen u. K.–Nördlingen, 220 m ü. M., hat in den neuern Stadtteilen schöne Straßen, 2 evangelische und eine kath. Kirche, eine Kirche der Methodisten, Synagoge, zwei Brücken über den Neckar, darunter die schöne König Karl-Brücke, schöne Anlagen um den Kursaal mit einem Reiterstandbilde des Königs Wilhelm I. und (1900) 26,497 Einw., davon 3570 Katholiken und 484 Juden. K. besitzt eine große Eisenbahnwagenwerkstätte, eine Motorwagen- und Motorbootfabrik (Daimlerwerke) und eine Bäckereimaschinenfabrik, Eisengießereien, Fabriken für Blechwaren, Bronze und Blattmetall, Feuerwehrrequisiten, elektrotechnische Apparate, mechanische Weberei, Trikotweberei,

Wappen von Kannstatt.

Wollspinnerei, Band-, Gurt-, Bettfedern-, Tapezierwaren-, Tuch-, Zigarren- und Korsettfabrikation, 2 chemische Fabriken, Bierbrauerei, Ziegeleien und vortrefflichen Obst- und Weinbau. Besondere Bedeutung erhält K. durch seine kochsalzhaltigen Mineralquellen und Heilanstalten. Von den erstern sind die Sulzerainquellen (früher Wilhelmsbrunnen) mit dem von König Wilhelm erbauten, jetzt renovierten Kursaal und Trinkhalle, die Frösnerschen Quellen (Männlein und Weiblein), die Karls- und Wiesenquelle und auf der Neckarinsel die Inselquelle und der Sprudel am wichtigsten. Ihre Temperatur beträgt 17,5—20,6°. Man benutzt die Quellen zum Trinken und Baden bei Katarrhen der Schleimhäute, Unterleibsleiden aller Art, fehlerhafter Blutmischung und Schwächezuständen des Nervensystems. Daneben werden vielfach Molken, auch Flußbäder im Neckar und im Stadtbad angewendet. Schon die Römer kannten und benutzten die Quellen, wie die Ausgrabung eines römischen Bades und andrer Altertümer in der Nähe von K. bezeugt. Von den Heilanstalten sind die Veielsche Flechtenheilanstalt und eine Wasserheilanstalt, verbunden mit Sanatorium für Nervenkranke, und ein Tierspital bemerkenswert. K. ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramtes, hat ein Gymnasium, Oberrealschule, 3 Musikschulen und ein Theater. Bei Gelegenheit des auf dem Wasen zwischen Berg und K. alljährlich 28. Sept. gefeierten Volksfestes finden auch Pferderennen statt. Bemerkenswert sind die in dem Kalktuff häufig vorkommenden Höhlen, oft von 10 m Länge, mit fossilen Mammut- und andern Tierknochen. In der Nähe sind besonders erwähnenswert: die königlichen Lustschlösser Rosenstein und Wilhelma, jenes 1824—30 erbaut, in edlem Stil, mit Bildergalerie und Park, dieses 1842—51 erbaut, in maurischem Stil, mit prachtvollen Gärten und reichen Gewächshäusern. Östlich von der Stadt liegt der Rothenberg (s. d.), westlich ein zum obergermanischen Limes gehöriges Römerkastell. — K. wird zuerst 708 erwähnt. Kaiser Ludwig der Bayer verlieh ihm 1330 die Rechte der Reichsstadt Eßlingen. Bis zur Mitte des 14. Jahrh. war hier das Landgericht für die Grafschaft Württemberg. Am 21. Juli 1796 siegten hier die Franzosen unter Moreau über die Österreicher unter Erzherzog Karl. Vgl. Veiel, Der Kurort K. und seine Mineralquellen (Kannst. 1875); Ströhmfeld, K. in Wort und Bild (das. 1896); Beck, Kannstatter Chronik über die 2. Hälfte des 19. Jahrh. (das. 1900); »Beschreibung des Oberamts K.« (hrsg. vom königlichen statistischen Landesamt, Stuttg. 1895).

Kannstatter Quellsalz, Badesalz, aus etwa 2 Teilen Glaubersalz und 3 Teilen Bittersalz bestehend.

Kannstattrasse, s. Menschenrassen.

Kannushi, Name der Schinto-Priester in Japan.

Kano, Provinz des Negerreichs Sokoto in Nordwestafrika, jetzt zur brit. Kolonie Nordnigeria gehörig, einer der fruchtbarsten (»Garten des Sudâns«) und bevölkertsten Teile des ganzen Sudân, 27,530 qkm groß mit 300,000 Einw. (Fulbe, das herrschende Volk, Araber, Bornuaner, Mandinka u. a.), die viel Baumwolle, Getreide, Tabak, Indigo, Butterbäume, Tamarisken und Melonen bauen. Die gleichnamige Hauptstadt, im Treffpunkt der Karawanenstraßen von Tripolis, Marokko und der Sahara, vom Tsadsee, Wadai und Salaga, liegt am Fuß eines 40 m hohen, steilen Felsens, ist mit einer Lehmmauer, durch die 14 Tore führen, umgeben und hat 35,000 Einw., die fast den ganzen Sudân mit blauen Baumwollenstoffen versorgen und Schuhe, Sandalen (s.

Tafel »Afrikanische Kultur II«, Fig. 14), gestickte lederne Taschen (Dschebair), Dolche, Waffen ꝛc. anfertigen. Der Markt ist reichlich versehen mit Gurunüssen, Goldstaub, Elfenbein, Salz, Natron, Baumwolle, Lederwaren und Indigo, wie auch europäischen Fabrikaten. Arabische Händler kommen hierher von Tripolis und Ägypten, um Elfenbein und Straußfedern einzuhandeln. Die Hauptquelle des Wohlstandes der Stadt ist aber nicht der Handel, sondern die eigne Textilindustrie. S. Karte bei »Guinea«. — Je mehr sich nach der französisch-englischen Aufteilung des Westsudâns (5. Aug. 1890) die tatsächliche Besetzung des England zugesprochenen Gebietes nordwärts bewegte, war ein Zusammenstoß mit dem Fulbesultan von Sokoto und den von diesem locker abhängigen Emiren von Gando, K. und Jola (s. den Art. »Haussaländer«) vorauszusehen. Solange die von der britischen Regierung mit einem Freibrief vom 10. Juli 1886 ausgestattete Royal Niger Company den Handel auf dem Niger monopolisierte, gestaltete sich das Verhältnis der Engländer zu den Fulbefürsten, die sich Jahresgelder zahlen ließen (Sokoto und Gando seit 1885, Jola seit 1893), leidlich. Kritischer wurde jedoch die Lage, als unterm 1. Jan. 1900 die britische Regierung die Ländereien der Royal Niger Company selbst übernahm (Protektorate Süd- und Nordnigeria). Der Oberkommissar von Nordnigeria, General Sir Frederick Lugard, beschloß im Dezember 1902, als der Emir von K. den englischen Residenten in Saria mit Feindseligkeiten bedrohte, eine größere Expedition (600 Mann) unter Oberst Morland gegen K. (und wenn sich dies in der Folge als nötig herausstellen sollte, auch gegen Sokoto) zu senden; am 3. Febr. 1903 fiel die Stadt K., der Hauptplatz des Sklavenhandels, in die Hände der Briten, und der Emir floh nach Sokoto. Vgl. »Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin«, 1903 und 1904.

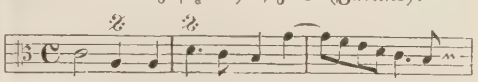
Kanōbos (Canobus), im Altertum Stadt in Unterägypten, an einer nach ihr benannten Nilmündung, nordöstlich von Alexandria, durch ein Heiligtum des Serapis (mit Orakel) berühmt; die Alexandriner pflegten in K. wüste Orgien zu feiern. Die griechische Sage läßt in K. den Piloten des Menelaos Kanobos begraben sein. Ruinen westlich bei Abukir. Wichtig für die ägyptologische Wissenschaft wurde das sogen. Dekret von K., eine von den 239 v. Chr. in K. versammelten ägyptischen Priestern zu Ehren des Ptolemäos Euergetes verfaßte dreisprachige Inschrift, von der Lepsius ein Exemplar 1866 auf dem Trümmerfeld von Tanis entdeckte (s. Hieroglyphen, S. 315).

Kanōbus (Kanopus), Stern, s. Canopus.

Kanoe, Boot, s. Kanu.

Kanoldt, Edmund, Maler, geb. 13. März 1845 in Großrudestedt bei Weimar, gest. 28. Juli 1904 im Bad Nauheim, war 4½ Jahre lang Schüler F. Prellers in Weimar und ging 1869 nach Rom, wo er sich unter Drebers Einfluß der stilisierten heroischen Landschaft widmete. Er blieb dort bis 1872, kehrte aber 1874 nach Italien zurück, um Zeichnungen für das Engelhornsche Prachtwerk über Italien anzufertigen. Später nahm er seinen Wohnsitz in Karlsruhe, wo er sich koloristisch nach F. Keller weiterbildete, der auch seine Landschaften bisweilen mit Figuren staffierte. Seine stimmungsvollen, poetisch komponierten und durch reiches, saftiges Kolorit ausgezeichneten Hauptwerke sind: Canossa, der Kyffhäuser, Hünengrab auf Rügen, Odysseus auf der Ziegenjagd (Museum in Weimar), Iphigenie am Meer, Sappho, Landschaft mit Hero (Kunsthalle in Karlsruhe), Thetis und Achilles, Dido und Äneas auf der Jagd, Antigone an der Leiche des Eteokles (Galerie in Magdeburg), Kassandra, Landschaft mit Penelope (in der Berliner Nationalgalerie). Für ein Leipziger Privathaus malte er die Geschichte von Amor und Psyche in acht Bildern, und mit Grot-Johann illustrierte er Eichendorffs »Aus dem Leben eines Taugenichts« (Leipz. 1886), Storms »Immensee« (das. 1888) und Shakespeares »Sommernachtstraum« (das. 1890). Er war großherzoglich sächsischer Professor.

Kanon (griech.), im allgemeinen soviel wie Maßstab, Richtschnur; Regel, Vorschrift; bedeutet in der Musik die strengste Form der Nachahmung, bei der zwei oder mehr Stimmen dieselbe Melodie ausführen, aber nicht gleichzeitig, sondern in kurzen Abständen nacheinander, so daß ein mehrstimmiger Satz entsteht, der doch durch die Bewegung einer einzigen Stimme gegeben ist und durch eine einzige Notenreihe ausgedrückt werden kann mit Andeutung in der Notierung, bei welcher Note und in welchem Intervall eine neue Stimme einzusetzen hat, z. B. (Zarlino):



Kanon: In der Unterquinte und Oberquarte.

Diese Vorschrift war es, die von den Kontrapunktisten des 16. Jahrh. K. (Richtschnur) genannt wurde; besonders beliebt waren damals rätselhafte Anweisungen für die Auflösung des Kanons (Rätselkanon). Allmählich ging dann der Name K. auf die Komposition selbst über, deren alter Name Fuga (s. Fuge) oder Conseguenza war. Je nach dem Intervall, in dem die zweite Stimme folgt, unterscheidet man den K. im Einklang (bei dem die Stimmen tatsächlich dieselben Töne vortragen) vom K. in der Oktave (bei dem die zweite Stimme die Melodie eine Oktave höher oder tiefer bringt), oder in der Unterquinte, Oberquinte, Quarte, Ober- und Untersekunde ꝛc. Der drei- oder mehrstimmige K. verbindet in der Regel mehrere der genannten Arten. Weitere Arten des Kanons entstehen durch Verlängerung oder Verkürzung der Notenwerte in der nachahmenden Stimme (Canon per augmentationem oder per diminutionem) oder durch Umkehrung aller Intervalle (al inverso, per motum contrarium), so daß, was dort stieg, hier fällt, oder gar so, daß die zweite Stimme die Melodie von hinten anfängt (Canon cancricans, Krebskanon). Der K. läuft entweder in den Anfang zurück, in welchem Fall er oft in Kreisform notiert wird (Kreiskanon, Fuga circularis, Canon infinitus), oder er kann zwar repetiert werden, hat aber durch Fermaten angedeutete Schlußnoten oder einen angehängten freien Schluß (Coda). Der Doppelkanon ist die kontrapunktische Verbindung zweier Kanons. Seine höchste Blüte feierte der K. in den Meisterwerken der niederländischen Kontrapunktisten des 15. und 16. Jahrh.; doch hat er bis in die neueste Zeit hinein noch eingehende Pflege gefunden und wird neben der Fuge vor Abschluß der Kontrapunktstudien von der Schule tunlichst berücksichtigt. Von Bach haben wir 9 Kanons in den »30 Variationen«, eine Reihe andrer in der »Kunst der Fuge«, von Mozart 23, von Weber 8 Kanons; außerdem seien genannt Klengels »48 Kanons und Fugen«, Kiels »15 Kanons im Kammerstil«, Weitzmanns »Musikalische Rätsel«, die Kanonsammlung in Spohrs Autobiographie und die kanonischen Kompositionen von Otto Grimm und S. Jadassohn. Die Lehre vom

K. findet sich meist in denselben Büchern abgehandelt wie die des doppelten Kontrapunktes und der Fuge (s. d.). Vgl. Klauwell, Der K. in seiner geschichtlichen Entwickelung (Leipz. 1877). — Die Alten nannten das Monochord K., weil vermittelst desselben die mathematischen Intervallbestimmungen (Oktave = ½ der Saitenlänge ꝛc.) bestimmt wurden; deshalb wurden auch die Pythagoreer, deren musikalische Theorie auf dem K. fußte, Kanoniker genannt, im Gegensatz zu den Harmonikern (Aristoxenos und seine Schule), die von der Mathematik in der Musik nicht viel hielten.

Kanon (griech.) bezeichnet in der Kirchensprache teils das Verzeichnis der biblischen Bücher, die für inspiriert gelten und in den gottesdienstlichen Versammlungen gelesen werden, im Gegensatz zu den Apokryphen (s. Kanonische Bücher), teils jede kirchliche Vorschrift und Regel, daher später besonders gebraucht im Gegensatz zum bürgerlichen Gesetz (kanonisches Recht); ferner die Gebetsformel der römischen und griechisch-katholischen Kirche vor, bei und nach der Konsekration in der Messe (Meßkanon) sowie ein bestimmter Kirchengesang der griechischen Kirche; endlich das Verzeichnis der von der Kirche anerkannten Heiligen. — In der Philosophie ist unter K. ein methodologischer Grundsatz, eine Vorschrift für den richtigen Gebrauch des Erkenntnisvermögens zu verstehen. In diesem Sinne ist eine Schrift Epikurs über die obersten Grundsätze des Denkens kurz als K. betitelt und spricht Kant von dem K. der reinen Vernunft. — In der Mathematik, vorzüglich in der Algebra, ist K. eine allgemeine Formel, die bei Lösung einer Aufgabe herauskommt, und nach der man alle Beispiele ausrechnen kann, die besondere Fälle der allgemeinen Aufgabe sind. Kanonische Form (Normalform), eine durch besonders einfache Eigenschaften ausgezeichnete Form, auf die man einen gegebenen Ausdruck oder eine gegebene Gleichung bringen kann. — In der bildenden Kunst bezeichnet das Wort K. Statuen, die als Muster gelten, vorzüglich in Hinsicht auf die Verhältnisse des menschlichen Körpers (s. Proportion). Die Bezeichnung rührt von einem berühmten Werk des griechischen Bildhauers Polyklet, der Statue eines Speerträgers (s. Doryphoren), her, die ihrer den Künstlern als Vorbild dienenden Proportionen wegen den Beinamen K. erhielt (vgl. Friederichs, Der Doryphoros des Polyklet, Berl. 1863). Auch die Künstler des alten Ägypten hatten in späterer Zeit, als die Kunst schon erstarrt war, ihren K., eine feststehende Regel der Verhältnisse des menschlichen Körpers. Sie pflegten nach bestimmt proportionierten Modellen zu arbeiten, die sie in ein Netz von Quadraten einzeichneten, um so für jeden Punkt die entsprechende Lage festzuhalten. Für die menschliche Gestalt bildete die Einheit dieses Kanons nach einigen die Länge des Fußes, nach andern des mittlern Fingers. Nach Diodor hätten die Ägypter den Körper vom Scheitel bis zur Sohle in 21¼ Teile zerlegt. Aber die mancherlei Zeichnungen und Skulpturen, die noch unvollendet und mit solchen Quadratierungen versehen erhalten sind, weichen in der Zahl der Quadrate, die auf die Körperlänge kommen, zwischen 15 und 23 so erheblich voneinander ab, daß von einem einheitlich befolgten K. nicht die Rede sein kann, und man zwei oder drei verschiedene Proportionsregeln angenommen hat. — In der Philologie versteht man unter K. das von den alexandrinischen Grammatikern herrührende kritische Verzeichnis der alten Schriftsteller. — In der Chronologie nennt man K. Zeittafeln bestimmter Art, z. B. die der sogen. Goldenen Zahl, der Epakten, der Ostern; in der Astronomie Tafeln für die Bewegungen der Himmelskörper, Zusammenstellungen sämtlicher Sonnen- und Mondfinsternisse ꝛc. — In der Rechtssprache ist K. Bezeichnung für eine jährliche Geldabgabe von Grundstücken, Häusern, also soviel wie Erb-, Grundzins, Gült ꝛc. — In der Buchdruckerkunst versteht man unter K. eine große Letternart, mit der früher die Meßkanons gedruckt wurden, die jetzt aber gewöhnlich nur auf Titeln, Anschlagzetteln ꝛc. Anwendung findet; kleine K. hält 36, grobe K. 40 bis 48 typographische Punkte (vgl. Schriftarten).

Kanonāde, andauerndes Artilleriefeuer.

Kanōne (v. lat. canna, »Röhre«, oder dem ital. cannone, »großes Rohr«), Geschützrohr von größerer Länge als die Haubitzen oder Mörser gleichen Kalibers. Die K. schießt mit größtmöglicher Ladung, während Steilbahngeschütze auch verschiedene kleinere Ladungen anwenden. Die Länge der K. wird in der Regel in Kalibern (s. d.) abgekürzt bezeichnet. Vgl. Geschütz.

Kanōnen, bis über das Knie hinaufreichende Reiterstiefel, namentlich der Studenten, angeblich nach den Kanonikern benannt.

Kanonenbatterie, s. Batterie.

Kanonenbaum, s. Cecropia.

Kanonenbettung (Geschützbettung), s. Bettung.

Kanonenbohrer, Metallbohrer von halbkreisförmigem Querschnitt und rechtwinklig oder schief zur Achse stehender Schneide.

Kanonenboote, die kleinsten Kriegsschiffe für die Küstenverteidigung und den Auslandsdienst. Die frühern K. waren Ruder- oder Segelkanonenboote mit 1—2 Geschützen. Jaffelkanonenboote waren K. in der preußischen Marine mit Gaffelsegeltakelung und 2 Bombenkanonen. Später baute man Dampf- und Panzerkanonenboote für die Küstenverteidigung, z. B. die der Mückeklasse in Deutschland (s. Schiffsliste der deutschen Kriegsflotte, Beilage zum Artikel »Deutschland«), die nur als schwimmende Laffeten für 1—2 schwere Geschütze zu betrachten sind und den Panzerschlachtschiffen gegenüber nur geringen Gefechtswert haben, deshalb neuerdings nur noch in kleinen Marinen, z. B. der holländischen, gebaut werden, wo sie besonders für die Verteidigung flacher Flußmündungen dienen. Für den Auslandsdienst besitzen alle Marinen K. von 100—1000 Ton. Wasserverdrängung, mit leichten Geschützen, schwachen Maschinen und schwacher Takelung, die zur Ausübung der Seepolizei und zum Aufsichtsdienst auf fremden Flüssen dienen, aber, wie z. B. das deutsche Kanonenboot Iltis 17. Juni 1900 gegen die Takuforts, auch zu kriegerischen Unternehmungen in flachem Fahrwasser verwendbar sind. Die russische Marine besitzt einige gepanzerte Hochseekanonenboote. Vgl. auch Flußkanonenboote.

Kanonenfutter, Ausdruck Falstaffs in Shakespeares »Heinrich IV.« (1. Teil, 4, 2) für wertlose Soldaten, engl.: »Food for powder« (»Futter für Pulver«). Durch die Shakespeare-Übersetzungen bei uns eingebürgert.

Kanonengut, soviel wie Kanonenmetall.

Kanonenjolle, s. Kanonenschaluppe.

Kanonenkugelbaum, s. Couroupita.

Kanonenmetall, das Material, aus dem Geschütze hergestellt werden, eine Bronze von bestimmter Zusammensetzung und Beschaffenheit (s. Bronze, S. 454) oder Gußstahl (s. Geschütze, S. 696).

Kanonenofen, s. Zimmeröfen.

Kanonenschaluppe, veraltetes Küstenverteidigungsfahrzeug, zum Rudern bestimmt, auch mit Masten und Segel und 1—2 Geschützen ausgerüstet.

Kanonenschlag, s. Feuerwerkerei, S. 529.

Kanonenschußweite, s. Küstenmeer u. Seegebiet.

Kanonier (franz. Canonnier), Artillerist ohne Dienstgrad; die Bezeichnung kam um 1700 auf.

Kanonik, in der Epikureischen Philosophie die Logik oder Dialektik, Erkenntnislehre, nach »Kanon« gleich Richtschnur, Regel; in der Musik die mathematische Klanglehre, welche die Töne als bestimmte Größen betrachtet und gegeneinander abmißt; vgl. Kanon.

Kanonikat, die Stelle oder Würde eines Kanonikers, Domherrnwürde (s. den folgenden Artikel).

Kanoniker (lat. Canonici), ursprünglich diejenigen Priester, die nach einer gewissen Regel (Kanon) zusammenlebten. Nach dem Vorbilde des Augustin und des Eusebius von Vercellä (gest. 371) wurde die vita canonica (so genannt, weil sie sich nach dem Ausspruch des Kanons, Apostelgesch. 4, 32, richtete), d. h. die klösterliche Vereinigung der Kleriker (Kanoniker), durch die Regel Chrodegangs (s. d.) von Metz für seine Diözese angeordnet und durch das Aachener Konzil von 816 (oder 817) auf alle Kirchen im fränkischen Reich, an denen sich eine Mehrzahl von Geistlichen befand, ausgedehnt (Regula Aquisgranensis). Als diese Form des Zusammenlebens der Geistlichen im sogen. Kapitel schon im 10. Jahrh. ihrer Auflösung entgegenging, indem die dem Kapitel gehörenden Güter unter die Mitglieder verteilt und von letztern eigne Wohnungen bezogen wurden, schieden sich im 11. und 12. Jahrh. die bei der Regel verharrenden als Canonici regulares von den weltförmigen, den Canonici saeculares. Jene bildeten eine neue Klasse von Mönchen. Aber auch unter ihnen immer wieder neu einreißende Verweltlichung rief verschiedene Reformationen des kanonischen Lebens hervor, als deren namhafteste die Prämonstratenserregel von Norbert (s. d.) gilt. Die Kleidung der K. war im 12. Jahrh. ein langer Leibrock, darüber das leinene Chorhemd (Alba); dann das Almutium, eine Mütze von Schaffell, die Kopf, Hals und Schultern bedeckte; dazu ein schwarzer Mantel ohne Kragen und die Kalotte (Käppchen). Die spätern prachtliebenden Chorherren gaben dieser Tracht ein gefälligeres Aussehen und vertauschten namentlich das Käppchen mit dem viereckigen Barett. Jetzt nennt man K. (Kanonikus, Chorherr, Domherr, Domkapitular, Stiftsherr) das Mitglied eines Kapitels (s. d.). Das Ansehen insonderheit der Domkapitel wuchs seit dem 13. Jahrh. zu einem Kollegium mit dem Rechte der Bischofswahl heran, und in demselben Maße wurden die Stellen der K. mit Angehörigen des höhern Adels besetzt. In der griechischen Musik Bezeichnung der Pythagoreer (s. Kanon).

Kanonikus, s. Kanoniker.

Kanonisation (griech.-lat. Canonizatio), die Aufnahme in den Kanon, d. h. das Verzeichnis der von der katholischen Kirche anerkannten Heiligen, also soviel wie Heiligsprechung; vgl. Heilige, S. 71.

Kanonisch, dem Kanon (s. d.) gemäß, darauf bezüglich, insbes. kirchlich oder päpstlich bestätigt.

Kanonische Bücher (Kanon), im Gegensatz zu den apokryphischen Büchern sowohl diejenigen Schriften, welche die nacherilischen Juden in die Sammlung ihrer heiligen Schriften aufnahmen und in ihren Gottesdiensten zur Verlesung brachten, als auch diejenigen neutestamentlichen Schriften, die seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. dem alttestamentlichen Kanon als ebenbürtig zur Seite gesetzt wurden. Zu den kanonischen (auch protokanonischen, im Gegensatz zu deuterokanonischen, d. h. den später zugelassenen unter den apokryphischen) Büchern gehören 38 alttestamentliche Schriften, nämlich 17 Geschichtsbücher: die 5 Bücher Moses, das Buch Josua, das Buch der Richter, das Buch Ruth, die 2 Bücher Samuelis, die 2 Bücher der Könige, die 2 Bücher der Chronik, die Bücher Esra, Nehemia und Esther; fünf Lehrbücher: das Buch Hiob, der Psalter, die Sprüche Salomos, der Prediger Salomo, das Hohelied Salomos; 16 prophetische Bücher: Jesaias, Jeremias und dessen Klagelieder, Hesekiel, Daniel, Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jonas, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi; 27 neutestamentliche Schriften: die 4 Evangelien, die Apostelgeschichte, die 13 Briefe des Apostels Paulus, die beiden Briefe des Petrus, die 3 Briefe des Johannes, der Brief an die Hebräer, die Briefe des Jakobus und Judas und die Offenbarung des Johannes. Die Anerkennung des zweiten Briefes Petri, des zweiten und dritten des Johannes, der Briefe des Jakobus und Judas und der Offenbarung des Johannes fand in der alten Kirche vielfachen Widerspruch; sie hießen daher Antilegomena, im Gegensatz zu den Homologumena, d. h. den unbestritten für echt geltenden. Vgl. außer den sogen. »Einleitungen in das Alte und Neue Testament«: Kautzsch-Abriß der Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums (Freiburg 1897); Budde, Der Kanon des Alten Testaments (Gießen 1900); Reuß, Die Geschicht, der heiligen Schriften Neuen Testaments (6. Aufl., Braunschw. 1887); Zahn, Geschichte des neutestamentlichen Kanons (Erlang. 1888—92, 2 Bde.; Grundriß dazu, Leipz. 1901).

Kanonisches Alter, bestimmte Anzahl von Lebensjahren, die zur Erlangung eines hohen Kirchenamtes nötig sind, z. B. zum Episkopat vollendetes 30. Lebensjahr.

Kanonisches Recht (Jus canonicum, benannt nach den Rechtssatzungen [canones] der Kirche), das in Deutschland rezipierte Recht, welches sich innerhalb der christlichen Kirche ausbildete. Dasselbe entstand unter kirchlicher Autorität, namentlich durch die Beschlüsse der Konzile und durch die Dekretalen der Päpste. Das kanonische Recht enthält nicht bloß Satzungen über rein kirchliche Angelegenheiten, es umfaßt vielmehr auch eine bedeutende Summe strafrechtlicher, zivilrechtlicher und prozessualischer Vorschriften, was sich aus der Machtstellung der Kirche im Mittelalter erklärt. Außerdem enthält es auch Rechtsvorschriften über Gebiete, die heute ausschließlich der bürgerlichen Ordnung unterliegen. Bei uns in Deutschland ist das kanonische Recht rezipiert, wie es sich in dem Kodex des Jus canonicum, dem Corpus juris canonici (s. Corpus juris), vorfindet. Nicht gleichbedeutend mit kanonischem Recht ist übrigens der Ausdruck Kirchenrecht, d. h. der Inbegriff der auf die Kirche bezüglichen Rechtsnormen. Von besonderer Bedeutung für die katholische Kirche ist heute noch das kanonische Strafrecht. Vgl. Schulte, Geschichte der Quellen und Literatur des kanonischen Rechts (Stuttg. 1875—80, 3 Bde.).

Kanonische Stunden, s. Horae canonicae.

Kanonisieren, heilig sprechen, s. Kanonisation.

Kanonissen (Canonicae, Chorfrauen, franz. Chanoinesses), Frauen und Mädchen (Canonicae virgines), die bei einem Stift eine Pfründe genossen

und gemeinschaftliche Wohnung und Klausur hatten. Sie folgten in allem den Chorherren und ordneten sich den verschiedenen Kongregationen unter oder bildeten selbständige Vereine unter den Ordinarien, gehörten beinahe ganz dem Adel an, überboten die Domherren an Freiheit des Lebenswandels und machten ihre Anstalten beinahe durchgängig zu weltlichen Stiftern, so daß selbst nach dem Übertritt zum Protestantismus mehrere solcher Stifter, z. B. die von Gandersheim, Herford, Quedlinburg, Gernrode ꝛc., als Pfründenanstalten für adlige Fräulein bestehen blieben. Auch die Teilhaberinnen an den in neuerer Zeit für diesen Zweck gestifteten Anstalten heißen K.

Kanonist, ein Kenner oder Lehrer des Kanonischen Rechts (s. d.).

Kanonizität (neulat.), zusammenfassender Name für den Komplex der Eigenschaften, vermöge deren ein Buch zu den Kanonischen Büchern (s. d.) gehört.

Kanopen, meist steinerne, mit Deckeln, die einen Kopf darstellten, versehene Gefäße, die im alten Ägypten die Eingeweide der einbalsamierten Leichen aufnahmen. Der Kopf trägt häufig menschliche Züge, aber auch die Gestalt von Säugetieren, Vögeln ꝛc. Gefäße ähnlicher Gestalt, aber zur Aufnahme der Asche des verbrannten Leichnams dienend, sind in Etrurien, am Mittel- und Unterrhein und in verschiedenen Teilen Westpreußens gefunden worden (Gesichtsurnen; s. Gefäße, vorgeschichtliche).

Kanopos, Stadt, s. Kanobos.

Kanopos (Kanobos), im griechischen Mythus Steuermann des Menelaos, starb auf der Heimreise von Troja durch Schlangenbiß auf der wie die Stadt angeblich nach ihm benannten Insel an der kanopischen Nilmündung und wurde unter die Sterne versetzt (s. Canopus).

Kanopus (Kanobus), Stern, s. Canopus.

Kanori, Volksstamm, s. Kanuri.

Känozoische Formationsgruppe, geologischer Schichtenkomplex, umfaßt Tertiärformation, Diluvium und Alluvium (s. d. und »Geologische Formation«, S. I der Textbeilage).

Kanpur, Stadt in Britisch-Indien, s. Khanpur.

Kansas (abgekürzt Kan. oder Kans.), einer der Präriestaaten der nordamerikan. Union (s. Karte »Vereinigte Staaten«, westlicher Teil), zwischen 37 bis 40° nördl. Br. und 94°38′—102° westl. L., grenzt östlich an Missouri, südlich an Oklahoma und das Indianerterritorium, westlich an Colorado und nördlich an Nebraska, ist bei annähernder Rechteckgestalt von O. nach W. 640 km lang, von N. nach S. 244 km breit und 212,580 qkm groß. Die größere Westhälfte des Gebietes ist 500 bis nahezu 1200 m ü. M. erhobene Hochprärie (»Plains« oder »Great Plains«), die aus cretazeischen oder tertiären, im S. auch aus triassischen Schichten gebildet ist und in der entlang den im Sommer und Herbst wasserlosen Strömen Flugsandstrecken weite Räume einnehmen, während sonst an der Oberfläche trockner Mergel-, Lehm- und Kiesboden miteinander wechseln, hier und da durchsetzt von niedrigen Kalk- und Sandsteinrücken, und schwach eingegrabenen Flußtälern und von größern und kleinern Kesseltälern, die zeitweise oder dauernd mit Wasser gefüllt sind. Das Klima ist hier sehr trocken wegen der vorherrschend starken Luftbewegung und hohen Sommerhitze. So hat Dodge, am Arkansas, zwar noch 518 mm Jahresniederschläge, aber nur 70 jährliche Regentage bei 25,4° mittlerer Juliwärme und bei öfters auftretenden Glutwinden, die neben einer Geschwindigkeit von 50—60 km in der Stunde 38—40 oder sogar 45° Hitze bringen. Selbst die größern Ströme, wie der Arkansas, führen daher im Sommer an vielen Orten kein Wasser, die Gegend trägt nur Steppenkräuter und Steppengräser, und der Erfolg der künstlichen Berieselung zu Landwirtschaftszwecken wird auch dort, wo durch Windmühlen eine genügende Menge Wasser aus der Tiefe emporgehoben werden kann, schwer beeinträchtigt oder hinfällig. Die wichtigsten Bodenschätze des Westens bestehen in großen triassischen Steinsalzlagern und Salzquellen (bei Hutchinson, Lyons) sowie in Gips und Bausteinen. Die kleinere Osthälfte (nicht viel über 40 Proz. von der Gesamtfläche) ist flaches Gras- und Buschprärieland, das bei Topeka nur 266 m und bei Kansas City nur 230 m ü. M. liegt. Hier bilden die Schichten der Steinkohlenformation die Grundlage des Bodens auf einer Fläche von 44,000 qkm mit abbauwürdigen Kohlenflözen, während an der Oberfläche Löß- u. humusreiche Schwarzerde vorherrschen. Die äußerste Südostecke wird vom Westfuße des Ozarkgebirges eingenommen und enthält wichtige Zinkerzlagerstätten. Das Klima von Ostkansas ist verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft in hohem Grade günstig. Topeka hat 823 mm Jahresniederschläge bei 12° Durchschnittswärme im Jahre, 25,2° im Juli und —2,9° im Januar. Die Vegetation versengende Glutwinde fehlen allerdings auch hier nicht, ebensowenig anhaltende Dürrezeiten, in den meisten Jahren bewährt sich aber die Triebkraft des Sommerklimas auf dem an Pflanzennährstoff reichen Boden hinsichtlich der Getreidegräser glänzend. Die Hügelrücken und Flußufer bekleidete von jeher etwas Baum- und Buschwuchs, der unter der Pflege des Menschen stellenweise vermehrt worden ist. Insbesondere aber tragen die angepflanzten Obst- und Schattenbäume bei den Ortschaften und Farmgehöften dazu bei, der Gegend ein freundliches, parkartiges Aussehen zu geben. Eine schlimme Landplage bilden die als Tornados bekannten furchtbaren Wirbelstürme, die in K. häufiger auftreten als in einem andern Staate der Union, und gegenüber denen nur unterirdische Kellergewölbe sichere Zuflucht gewähren. Der meiste Regen fällt zugunsten des Wachstums der Getreidegräser im Frühsommer, während Spätsommer und Herbst sehr trocken sind. Der Winter ist meist sehr schneearm, doch fehlt es nicht an furchtbaren Schneestürmen (»Blizzards«). Von den Strömen ist auch der Missouri (s. d.), der die Nordostgrenze bildet, nur sehr schlecht schiffbar, während der Kansas River (s. d.), der die nördliche Landeshälfte entwässert, und der Arkansas (s. d.) im Süden des Gebietes zwar im Frühjahr ungeheure Wassermassen führen und dabei ihre Ufergegend öfters schrecklich verheeren (bei Topeka und Kansas City 1903 mit 25 Mill. Doll. Schaden), später aber selbst für die kleinsten Boote kein genügendes Fahrwasser bieten.

Die weiße Besiedelung von K. begann erst um die Mitte des 19. Jahrh., als die kalifornischen Goldfelder entdeckt worden waren, und erst 1854 erhielt das Land, das bis dahin einen Teil des Indianerterritoriums (s. d.) gebildet hatte, eine besondere Territorialverfassung. Bereits 1861 wurde es aber zum Unionsstaat erhoben. Die Einwohnerzahl betrug 1860: 107,206, 1880: 996,096, 1890: 1,427,096 und 1900: 1,470,495, die Zunahme war also anfangs sehr stark, wurde aber neuerdings auffällig gering. Männliche Personen gab es 1900: 768,716, weibliche 701,779, Weiße 1,416,319, Neger und Mulatten 52,003, Indianer (Pottawatomies, Kickapoos u. a.)

2130; nur 126,685 waren im Auslande, darunter 39,509 in Deutschland, geboren. Fast alle Religionsbekenntnisse sind vertreten, die Katholiken haben Bischöfe in Concordia, Leavenworth und Wichita, die Episkopalen in Topeka und Salina. Die öffentlichen Schulen mit (1902) 11,709 Lehrern wurden von 389,272 (im Tagesdurchschnitt nur von 273,197) Kindern besucht, die 20 höhern Lehranstalten mit 492 Lehrkräften von 2690 männlichen und 1511 weiblichen Studierenden. Obenan steht die Kansas-Universität zu Lawrence mit 105 Dozenten, 1300 Studierenden und einer Bibliothek von 42,000 Bänden. Es erscheinen 693 Zeitungen. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht, und ersterer steht besonders im Osten hoch im Schwange. Man zählte 1899: 173,098 Farmen mit 16,7 Mill. Hektar, wovon 10 Mill. kultiviert (improved) und 7,4 Mill. angebaut waren, 5,3 Mill. Hektar Getreide (298,546,254 Bushels) trugen. Die Maisernte ergab auf 3,3 Mill. Hektar 229,937,430 Bushels, d. h. 8,6 Proz. von der vereinsstaatlichen Gesamternte, die Weizenernte auf 1,5 Mill. Hektar 38,778,450 Bushels, die Haferernte auf 360,000 Hektar 24,469,980 Bushels. 1902 betrug die Weizenernte sogar 45,827,495 Bushels. Sonst ist namentlich noch der Sorghumbau zur Melassebereitung und Besenfabrikation namhaft sowie die Kultur von Äpfeln (1900: 11,8 Mill. tragende Bäume und 3,2 Mill. Bushels) und Wein (5,8 Mill. Stöcke und 15,8 Mill. Pfd. Trauben). Mit Wald sind nur 5 Proz. der Oberfläche bedeckt. Für Viehzucht ist der Staat ganz besonders geeignet; 1900 zählte man 1,072,651 Pferde, 122,729 Maulesel, 4400 Esel, 4,552,642 Rinder (worunter 714,196 Milchkühe), 3,668,989 Schweine und 264,045 Schafe. 1899 wurden an Wolle 1,6 Mill., an Butter 41,6 Mill. und an Honig 1,2 Mill. Pfd., an Eiern 73,2 Mill. Dutzend produziert. Die Industrie ist weniger bedeutend, in den östlichen Städten aber im Aufschwung begriffen; 1900 wurden in 7830 Betrieben durch 35,193 Arbeiter Waren im Werte von 172,129,398 Doll. hergestellt. Am wichtigsten sind Schlächterei (11 Betriebe, besonders in Kansas City, mit 8068 Arbeitern und für 76,829,139 Doll. Erzeugnisse), Müllerei (533 Betriebe, 1451 Arbeiter, 21,926,768 Doll.), Zinkverhüttung (11 Betriebe, 1487 Arbeiter, 5,790,144 Doll.), demnächst Wagenfabrikation, Maschinenbau und Gießerei, Sattlerei. Die Kohlenförderung war 1902 auf 5,2 Mill. Ton. gestiegen. Die Eisenbahnen hatten 1902: 14,860 km Länge; die Kansas Pacific- und die Atchison Topeka- und Santa Fé-Bahn durchschneiden den Staat von O. nach W. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen eines Senats von 40 Mitgliedern, die auf vier Jahre, und eines Abgeordnetenhauses von 125 Mitgliedern, die auf zwei Jahre gewählt werden. Die Sitzungen finden alle zwei Jahre statt. Auch der Gouverneur und die andern Beamten werden auf zwei Jahre vom gesamten Volk gewählt, mit Ausnahme der Oberrichter, die auf sechs Jahre, und der Kreisrichter, die auf vier Jahre gewählt werden. In den Senat der Union entsendet K. zwei, in das Repräsentantenhaus acht Mitglieder; bei der Präsidentenwahl hat es zehn Stimmen. Das gesamte Real- und Personaleigentum des Staates wurde 1902 auf 363,156,045 Doll. geschätzt, die öffentliche Schuld auf 582,000 Doll. Eingeteilt wird der Staat in 106 Grafschaften; Hauptstadt ist Topeka, bedeutender ist indes Kansas City, dann Wichita, Leavenworth und Atchison. — K. kam als Teil des französischen Louisiana an die Vereinigten Staaten; 1854 wurde es als Territorium organisiert und bereits 1855 von Missouri aus von Freunden der Sklaverei besetzt, die eine Gesetzgebende Versammlung einsetzten und durch sie die Verfassung Missouris annehmen ließen, obwohl die Einführung der Sklaverei gegen das sogen. Missourikompromiß verstieß, durch das alles Land im N. von 36° 30′ für frei erklärt wurde. Die Gegner der Sklaverei traten indes bereits im September 1855 zusammen und erklärten die angenommene Verfassung für ungültig. Es kam zu blutigen Kämpfen, an denen sich Freischärler von S. und N. beteiligten, und die schließlich zugunsten der Abolitionisten ausfielen, so daß eine 1859 in Wyandotte angenommene Verfassung nicht nur vom Volke, sondern auch vom Kongreß (1860) bestätigt wurde. Während der Sezessionsbewegung nahm K. entschieden Partei für die Union; indessen gehörte es 1871 zu den Staaten, die es durch Volksabstimmung ablehnten, den Negern das Stimmrecht zu verleihen. Vgl. Thayer, History of the K. crusade (New York 1889); Robinson, The K. conflict (das. 1892); Ewing, The struggle for freedom in K. (1894); Wooster, The geological story of K. (Topeka 1900).

Kansas, Indianerstamm der Dakota (s. d.).

Kansas City (spr. kätti), zwei miteinander verwachsene Städte der nordamerikan. Union, am rechten Ufer des Missouri, in den hier der Kansas River mündet: 1) Stadt in der Grafschaft Jackson des Staates Missouri, auf hoher Kalkstein- und Lößwand rechts vom Kansas River und dicht an der Ostgrenze des Staates Kansas gelegen, diente lange als Hauptfährplatz am untern Missouri sowie als Haupteingangspforte der Prärieregegend (früher West Port genannt), nahm einen höhern Aufschwung aber erst durch den Bau der Union-Pacificbahn und durch die Herstellung seiner ersten großen Missouribrücke. Als Pelzhandelsposten 1838 auf 300 Seelen gediehen, zählte es 1860: 4418, 1870: 32,260, 1890: 132,716 und 1900: 163,752 Einw. Gegenwärtig ist es einer der wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte der Union, mit 17 einander kreuzenden Linien, 3 Missouri- und 17 Kansas River-Brücken und umfangreichem Korn-, Vieh- und Fleischhandel. Die Industrie (1900 mit 1797 Betrieben, 15,381 Arbeitern und für 36,527,392 Doll. Erzeugnisse) besteht namentlich in Müllerei, Kleiderfabrikation und Konfektion, Maschinenbau und Brennerei. Die Stadt besitzt ein vorzügliches System von elektrischen Straßenbahnen und Kabelbahnen, mehrere große Parke und stattliche öffentliche Bauten, darunter Gerichtshaus, Börse, Zollhaus, Opernhaus. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1902: 89,053,350, die städtische Schuld 3,501,900 Doll. — 2) Stadt in der Grafschaft Wyandotte des Staates Kansas, am niedrigen Nordufer des Kansas River, die größte Stadt des Staates mit (1900) 51,418 Einw., aber gewissermaßen nur die Unterstadt und das Fabrikviertel der erstern. In 492 industriellen Betrieben erzeugten 1900: 10,544 Arbeiter Waren im Werte von 82,768,943 Doll., wovon 8 Betriebe große Schlachthäuser (Armour, Fowler, Dold u. a.) waren, mit 7713 Arbeitern und für 73,787,771 Doll. Erzeugnisse, das übrige Kerzen- und Seifenfabriken, Maschinenfabriken u. dgl. Der Auftrieb zu den großen Viehhöfen (stock yards) betrug 1900: 3,094,139 Schweine, 1,967,718 Rinder und 860,449 Schafe, die Zahl der geschlachteten Schweine 1903: 2,055,942, so daß nur Chicago in beiden Beziehungen voransteht. Vgl. Griffith, History of K. C. (Kansas City 1901).

Kansas-Nebraskabill vom Jahre 1854, s. Vereinigte Staaten von Nordamerika (Geschichte).

Kansas River, Fluß im nordamerikan. Staat Kansas, entsteht aus dem 660 km langen Republican Fork und dem fast ebenso langen Smoky Hill Fork bei Fort Riley (Junction City) und ergießt sich 212 km unterhalb dieses Ortes, in Kansas City, in den Missouri. Mit häufigen verheerenden Hochwassern im Frühjahr (1903, 1904) widerstrebt er jeder Regulierung und liegt im Sommer und Herbst fast vollständig trocken.

Kansassteine, s. Schleifsteine.

Kansastrifters, Wirbelstürme, die in Kansas besonders in den Monaten April bis August auftreten und ungeheure Verwüstungen anrichten. Die Landbewohner haben in der Nähe ihrer Wohnungen sogen. Zyklonkeller gebaut, in die sie beim Herannahen des Sturmes flüchten.

Kansk, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (80,758 qkm mit (1897) 93,656 Einw.) im sibir. Gouv. Jenisseisk, am Kan, 192 m ü. M., an der großen sibirischen Straße und an der Eisenbahn gelegen, hat Ackerbau, Gerberei, Talgsiederei, Pelzhandel und (1897) 7504 Einw. (meist Russen). In der Umgebung wird Ackerbau und Goldwäscherei betrieben.

Kansu, nordwestliche Provinz von China, grenzt im O. an Schensi, im S. an Sz'tschwan, im W. an das Gebiet des Kuku-Nor und Ostturkistan, im N. an die Mongolei, von der es durch die Große Mauer getrennt ist, und umfaßt 351,400 qkm mit 10,500,000 Einw. (30 auf 1 qkm). Die Provinz gehört im nordöstlichen Teil zum Nordchinesischen Tafelland (s. China, S. 35), das fast ausschließlich aus Schichten der Steinkohlenformation gebildet wird, aber von Löß eingedeckt ist; nur wenige Bergzüge ragen darüber auf, so der Liupinschan (Paß 2695 m), der ein südöstliches niedrigeres von einem nordwestlichen höhern Lößbecken scheidet. Der westliche Teil wird von den Bergketten des mittlern Kwenlun (s. d.) durchzogen, deren nördlichste, der Nanschan (s. d.), die südliche Grenze der schmalen Zone bildet, in der sich das Tafelland von K. nordwestlich nach Innerasien hineinerstreckt. Der südliche Teil wird vom Tsinlingschan und den südlich gegen Sz'tschwan anschließenden, sehr unwegsamen Hochgebirgen durchsetzt. Der Hwangho durchzieht den Nordwesten der Provinz von W. nach O., in scharfer Biegung nach N. sich wendend, und nimmt hier den Tauho, Tatungho u. a. auf. Die Provinz hat, mit Ausnahme des dürren nordwestlichen Zipfels und der Hochgebirge, schöne Wälder, Weiden und Felder, die mit Getreide, Tabak, Gemüse, Mohn bestellt werden. Die Fauna ist mannigfaltig, im nordwestlichen Teil finden sich aber von größern Säugetieren nur einige wilde Esel und Kamele. Das Klima ist kälter als das von Schensi. Im Lößgebiet baut man Weizen, Gerste, Hirse, Zwiebeln, Melonen, selbst Datteln. Die Gebirge enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Agalmatolith und Nephrit und reiche Steinkohlenlager, die aber stets nur örtliche Bedeutung haben werden. Die Bevölkerung besteht aus Tanguten, Mongolen, Chinesen (meist in den Städten) und dem kleinen mongoloiden Stamm der Dalden in der Nachbarschaft der Städte Sining, Ujambu u. a. Religion ist meist der Islam, daneben Buddhismus; auch leben in der Provinz ca. 2400 Christen. Die Industrie beschränkt sich auf Fabrikation von Wollenstoffen, Teppichen und Papierwaren. Der Handel vertreibt namentlich Zeuge, Pferdehäute, Moschus, Rhabarber, Opium, Tabak, Drogen, Federn. In K. kreuzen sich zahlreiche Straßen aus Rußland, China, Turkistan, Tibet; die große, nach europäischem Vorbild erbaute Straße von Singan nach Lantschou, die Hauptverkehrsader nach Innerasien, ist eine der besten Chinas. Hauptstadt ist Lantschou (s. d.).

Kant, Immanuel, der einflußreichste Philosoph neuerer Zeit, geb. 22. April 1724 zu Königsberg i. Pr., gest. daselbst 12. Febr. 1804, Sohn eines Sattlermeisters, dessen Familie einer Tradition zufolge aus Schottland stammte, erhielt eine streng religiöse Erziehung und studierte seit 1740 an der Universität seiner Vaterstadt und zwar mit besonderm Eifer Mathematik (unter dem Wolffianer Knutzen), Physik und Philosophie. Die Frucht der Beschäftigung mit den beiden ersten Wissenschaften war Kants Erstlingsschrift »Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte« (Königsb. 1747). Nachdem er neun Jahre als Hauslehrer tätig gewesen war, erwarb er 1755 durch eine Dissertation: »De igne«, die Doktorwürde und in demselben Jahre durch die Verteidigung seiner Abhandlung »Principiorum primorum cognitionis metaphysicae novae dilucidatio« die Venia legendi. In seiner »Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels« (Königsb. 1755) antizipierte er in gewisser Weise die spätere Laplacesche Theorie von der Entstehung unsers Sonnensystems und versuchte die mechanische Theorie mit der teleologischen zu vereinigen. Sein philosophischer Standpunkt war in dieser ersten Periode noch der Wolffsche, bald lernte er aber englische Philosophen, insbes. Hutcheson und wohl auch Hume genauer kennen, so daß er sich zum Empirismus und Skeptizismus hinneigte und seine zweite Periode geradezu die empiristisch-skeptische genannt werden kann. Diesem Zeitraum gehören an die Schriften: »Der einzige mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes« (1765), die von Burke beeinflußten »Betrachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen« (1764), die »Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik« (1762) und besonders seine Preisschrift für die Berliner Akademie der Wissenschaften: »Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral« (1763). Erst nachdem er 15 Jahre lang Privatdozent gewesen war und Rufe nach Erlangen und Jena aus Liebe zur Heimat ausgeschlagen hatte, ward ihm 1770 die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik zuteil, die er mit der Verteidigung der Dissertation »De mundi visibilis atque intelligibilis forma et principiis« eröffnete. In ihr waren schon die Grundgedanken der transzendentalen Ästhetik, z. T. auch die der transzendentalen Analytik enthalten und damit ein Teil der »Kritik der reinen Vernunft«, aber er neigt mit seiner Lehre vom mundus intelligibilis der alten Metaphysik wieder mehr zu als in den »Träumen eines Geistersehers«. Danach kann diese wichtige Schrift als Übergang zu seiner dritten Periode betrachtet werden. Es dauerte aber noch mehr als zehn Jahre, ehe sein lange überlegtes, zuletzt in vier Monaten ausgearbeitetes und zum Druck fertiggestelltes Hauptwerk: »Die Kritik der reinen Vernunft« (1781, 2. veränderte Aufl. 1787), ans Tageslicht trat, dem in kurzen Zwischenräumen die übrigen Hauptwerke: 1783 die »Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können«, 1785 die »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«, 1786 die »Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaften«, 1788 die »Kritik der praktischen Vernunft«, 1790 die »Kritik der

Urteilskraft«, 1793 die »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft«, 1797 die »Metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre« und die »der Tugendlehre«, 1798 »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht«, nachfolgten. Kleinere Abhandlungen waren: »Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?« (beide 1784); die Aufsehen erregende Rezension von Herders »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« von 1785, die Herder übel aufnahm; »Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte«; »Was heißt sich im Denken orientieren?«; »Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie« (1788); »Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee« (1791); »Über die Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz und Wolff« (aus demselben Jahr); »Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis« (1793); »Das Ende aller Dinge«, »über Philosophie überhaupt« (beide von 1794); »Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf« (1795); »Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie« (1796); »Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen«, in der K. als strenger Wahrheitsfreund die Notlüge unbedingt verwirft, »Der Streit der Fakultäten«, worin die (in vielen Sonderdrucken, z. B. von Hufeland herausgegebene) Abhandlung enthalten ist: »Von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein« (sämtlich 1798). Aus einem in Kants Nachlaß vorgefundenen Manuskript: »Vom Übergang von der Metaphysik zur Physik«, haben neuerlich Reicke und A. Krause Bruchstücke veröffentlicht. Kants Briefwechsel bietet viel zur Kenntnis seines Lebens und Charakters sowie seiner Lehre. Zu berücksichtigen sind auch Vorlesungen Kants, die zum Teil während seines Lebens, z. B. die Logik von Jäsche (Königsb. 1800), zum Teil lange nach seinem Tode, nämlich die Vorlesungen über die philosophische Religionslehre (aus dem Winter 1783/84) von Pölitz (Leipz. 1817, 2. Aufl. 1830), ferner die über Metaphysik (zum Teil aus dem Ende der 1770er Jahre, zum Teil wahrscheinlich aus dem Winter 1790/91) von Pölitz (Erf. 1821) herausgegeben wurden. Vgl. zu letztern Heinze, Vorlesungen Kants über Metaphysik aus drei Semestern (Leipz. 1894).

Kants System erregte bald nach dem Erscheinen der ersten Hauptwerke in allen Teilen Deutschlands sowie im Ausland das größte Aufsehen. In seinem Vaterland Preußen witterte man aber unter der Regierung Friedrich Wilhelms II., als der freisinnige Minister v. Zedlitz durch den vormaligen Prediger Wöllner (1788), den Urheber des Religionsedikts, ersetzt worden war, in K. einen gefährlichen Neuerer. Nach der Herausgabe seiner »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« erschien 1794 eine Kabinettsorder, die deren Verfasser wegen »Entstellung und Herabwürdigung des Christentums« einen Verweis erteilte und allen theologischen und philosophischen Dozenten der Königsberger Universität untersagte, über jenes Werk Vorlesungen zu halten. In einem Verantwortungsschreiben erklärte K., sich aller öffentlichen Vorträge über Religion auf dem Katheder und in Schriften enthalten zu wollen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II., dem er dies Versprechen gegeben, glaubte er sich wieder berechtigt zu Äußerungen über Religion. Wie seine Schriften von einem weiten Umfang seiner Studien zeugen, war auch der Kreis seiner Vorlesungen, in denen er die Zuhörer zum Selbstdenken anregen wollte, ein sehr weiter: er las außer über die philosophischen Disziplinen, von denen er die Logik und die Metaphysik bevorzugte, auch über Mathematik, Physik, Mineralogie, physische Geographie, Anthropologie und Pädagogik. K. war von Person klein, kaum 5 Fuß groß, von schwachem Knochenbau und noch schwächerer Muskelkraft; seine Brust war sehr flach und fast eingebogen, der rechte Schulterknochen hinterwärts etwas verrenkt, womit der Befund bei der 1880 erfolgten Ausgrabung übereinstimmt (vgl. Bessel-Hagen, Die Grabstätte Kants, Königsb. 1881). Mit mehreren angesehenen Männern stand er in inniger und langjähriger Freundschaft. Den öffentlichen Gottesdienst hielt er, wie das Äußere der Religion überhaupt, für ein höchst wichtiges, dem Denker aber entbehrliches Staatsinstitut. Zum kunstgerechten Redner war er nicht gemacht; in sozialer und politischer Hinsicht war er ein entschiedener Vertreter der Freiheit, unterwarf sich jedoch in der politischen Ordnung den Befehlen der Obrigkeit, selbst gegen seine bessere Überzeugung. In seinem Hauswesen herrschte neben solider Einfachheit die größte Ordnung. Der Geselligkeit war er nicht abgeneigt. Unverheiratet, liebte er es, bei Tische einige Freunde bei sich zu haben. Sein Leben war das strengster Pflichterfüllung und Regelmäßigkeit. Die Berliner Akademie der Wissenschaften ernannte ihn 1763 zu ihrem Mitglied, die Petersburger 1794. Am 18. Okt. 1864 ward in Königsberg sein Standbild, das letzte Werk Rauchs, errichtet. Sein Bildnis s. Tafel »Deutsche Philosophen I«.

Gesamtausgaben seiner Werke sind die von G. Hartenstein (Leipz. 1838—39, 10 Bde.), von K. Rosenkranz und F. W. Schubert (das. 1838—40, 12 Bde.), eine zweite »in chronologischer Folge« von G. Hartenstein (das. 1867—69, 8 Bde.) und die von Kirchmann (in der »Philosophischen Bibliothek«, Berl. 1868—1873, 8 Bde. und Supplement, mit Erläuterungen). Seit 1900 erscheint in Berlin eine neue Gesamtausgabe: »Kants gesammelte Schriften«, herausgegeben von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Sie soll vier Abteilungen umfassen: die Werke, den Briefwechsel (besorgt von Reicke), den handschriftlichen Nachlaß (durch E. Adickes) und die Vorlesungen (durch M. Heinze). Bis jetzt sind 6 Bände erschienen, darunter der »Briefwechsel« (Bd. 10—12, 1900—02). Eine sehr brauchbare kritische Ausgabe der Hauptschriften besorgte Kehrbach (in Reclams Universal-Bibliothek). Auch sind mehrere Schriften Kants ins Lateinische, Französische (von Tissot, Barni, neuerdings von Andler u. Chavannes, Picavet, Lemonnier, Thamin) und ins Englische (von Hayward, Abbott, Max Müller, Mahaffy, Morris, Bernard, Watson, M. Campbell Smith u. a.) übersetzt worden.

Kants Philosophie.

K. ging bei seinen philosophischen Untersuchungen der spätern, d. h. der kritischen Zeit aus von der Scheidung der Vermögen der menschlichen Seele (»des Gemüts«) in Erkenntnis-, Begehrungs- und Gefühlsvermögen. Hiermit hängt zusammen, daß er in Anlehnung an die Engländer dem Subjekt vornehmlich die Aufmerksamkeit zuwandte und dieses nach dem in ihm Gegebenen zu analysieren suchte, indem sich seine Philosophie nach den drei angegebenen Vermögen gliederte. Seine Absicht war, ein »Inventarium« dessen zu liefern, was jederzeit und von jedermann, also mit Allgemeinheit und Notwendigkeit (theoretisch) erkannt, (praktisch) gewollt und (ästhetisch) wohlgefällig oder mißfällig empfunden wird.

1) Kritik der reinen (theoretischen) Vernunft. K. selbst bezeichnete seine Philosophie als Kritizismus oder Kritik und setzte sie einerseits der Wolffschen, die er Dogmatismus, anderseits der Humeschen, die er Skeptizismus nannte, entgegen. Im Gegensatz zu jenem, welcher der menschlichen Vernunft die Fähigkeit, jenseit der sinnlichen Erfahrung gelegene Gegenstände zu erkennen, zusprach, ohne die Erkenntniskraft geprüft zu haben, und im Gegensatz zu diesem, der ebenfalls ohne Prüfung der menschlichen Erkenntniskraft alle über den Erfahrungskreis hinausgehende Erkenntnis leugnete, untersuchte K. vor allen Dingen Umfang, Grenzen und Ursprung der menschlichen Erkenntnis, und indem er unter reiner Vernunft die von aller Erfahrung unabhängige Vernunft versteht, ist ihm Kritik der reinen Vernunft eine Prüfung, wie weit die menschliche Vernunft ohne alle Erfahrung in der Erkenntnis kommt, ist sie eine Kritik des Rationalismus, wie dieser namentlich von Wolff vertreten war. Zeigt sich, daß unser Erkenntnisvermögen auf solche Gegenstände, die jenseit der sinnlichen Wahrnehmbarkeit liegen, gar nicht angelegt ist, so wäre es eitler Wahn, von ihm eine Erkenntnis solcher zu erwarten. Gerade diejenigen Objekte der Erkenntnis, die nach Wolff zum wesentlichen Inhalt der theoretischen Philosophie (Metaphysik) gehören, nämlich: Seele, Welt und Gott, die Gegenstände der rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie, wurden infolge der Kantschen Kritik der Vernunft transzendent, d. h. fielen über die Grenze reiner Vernunfterkenntnis hinaus. Und zwar aus folgendem Grunde: Da alles Erkennen im Urteilen besteht, so hängt die Möglichkeit des erstern notwendig von der Beschaffenheit des letztern ab. Nun ist aber jedes Urteil entweder von der Art, daß das Prädikat im Subjekt schon ganz oder teilweise enthalten (ganze oder teilweise Wiederholung des Subjekts) ist, oder derart, daß das Gegenteil der Fall ist, das Prädikat zum Subjekt etwas Neues hinzubringt. Urteile ersterer Art nennt K. (wie vor ihm schon Hume) analytische, letzterer Art synthetische, jene auch bloße Erläuterungs-, diese dagegen Erweiterungsurteile. Erstere sind zwar richtig, aber nicht von Bedeutung, da sie die Erkenntnis nicht erweitern, letztere dagegen, da auf ihnen aller Fortschritt im Wissen beruht, höchst wichtig, aber, wenn nicht bekräftigende Umstände hinzutreten, von zweifelhafter Richtigkeit. Da in ihnen das Prädikat zum Subjekt hinzukommt, ohne in diesem enthalten zu sein, so muß irgend ein äußeres Zeugnis gegeben sein, daß dem Subjekt dieses Prädikat auch wirklich angehört. Ein solches liegt, wo der Gegenstand ein sinnlich wahrnehmbarer ist, in der sinnlichen Anschauung, die Subjekt und Prädikat verbunden zeigt: »die Rose ist rot«. Solche synthetische Urteile nennt K. a posteriori, weil sie durch eine sinnliche Anschauung bekräftigt sind. Wo dagegen der Gegenstand kein sinnlich wahrnehmbarer ist, da ist keine Überzeugung durch Augenschein möglich, und solche Urteile, die K. synthetische a priori nennt, bleiben notwendig ungewiß. Dies sind aber solche, durch die sich das Wissen aus reiner Vernunft erweitert, so daß die Hauptfrage bei der Kritik der reinen Vernunft lautet: »Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?«, die sich wieder in die drei besondern gliedert: 1) Wie ist reine Mathematik möglich? 2) Wie ist reine Naturwissenschaft möglich? 3) Wie ist Metaphysik überhaupt möglich? Die beiden ersten Fragen setzen voraus, daß es reine Mathematik und reine Naturwissenschaft gibt, daß also Wissenschaften ohne alle Erfahrung zustande kommen. Bei der Metaphysik, die sich allerdings auch aus reiner Vernunft aufbauen soll, muß es noch zweifelhaft bleiben, ob sie eine Wissenschaft sei. Als selbstverständlich, also ohne Beweis, wird von K. angenommen, daß strenge Notwendigkeit und Allgemeinheit sich nie aus Erfahrung, sondern nur unabhängig von aller Erfahrung, aus der menschlichen Seele oder dem Bewußtsein überhaupt gewinnen lasse, daß alle aus der Erfahrung geschöpften Urteile nur komparative (induktive) Allgemeinheit besitzen könnten. Freilich fängt nach K., der hierin mit den Empiristen übereinstimmt, alle unsre Erkenntnis mit der Erfahrung an, damit sei aber noch nicht gesagt, daß sie auch nur aus der Erfahrung entspringe, denn es könnte wohl möglich sein, daß unsre Erfahrungserkenntnis zusammengesetzt sei »aus dem, was wir durch Eindrücke empfangen, und aus dem, was unser eignes Erkenntnisvermögen (durch sinnliche Eindrücke bloß veranlaßt) aus sich selbst hergibt«, welchen Zusatz aus jenem Grundstoff zu unterscheiden freilich nicht leicht sei. So wird mit jenen erwähnten drei Fragen die nach den Bestandteilen der Erfahrung oder eine Theorie der Erfahrung in Verbindung gebracht. Die auf die Entdeckung des von aller Erfahrung unabhängigen, aber zugleich aller Erfahrung zugrunde liegenden (apriorischen) Elements gerichtete Untersuchung nennt K. transzendental, und insofern seine Kritik sich mit solcher beschäftigt, nennt er sie auch Transzendentalphilosophie oder transzendentalen Idealismus. Da dies apriorische Element von aller Erfahrung unabhängig ist, so wird es von dem erfahrenden Subjekt (und zwar von jedem Individuum der Menschheit auf gleiche Weise) zu dem von den äußern Eindrücken abhängigen Element der Erfahrung hinzugebracht, so daß jenes den sich gleichbleibenden, dieses dagegen den veränderlichen Faktor der Erfahrung ausmacht, die dann das Produkt beider ist. Jenen, den apriorischen Faktor, nennt K. die Form, diesen, den aposteriorischen Faktor, der einem uns nur durch seine in uns hervorgebrachten Wirkungen, die Sinnesempfindungen, bekannt werdenden, jenseit des Subjekts liegenden Dinge, dem Ding an sich, entstammt, die Materie aller Erfahrung. Erstere, weil dem Subjekt angehörig, macht das idealistische, im weitern Sinne rationalistische, letztere, weil auf ein von dem Subjekt verschiedenes Ding bezogen, das realistische Element von Kants Philosophie aus. An diese beiden Elemente haben nachher die entgegengesetzten Richtungen der Nachfolger Kants angeknüpft, an das idealistische: Fichte, Schelling, Hegel, an das realistische: Herbart, Schopenhauer. Um die apriorischen Elemente des Erkenntnisvermögens aufzudecken, werden in der »Kritik der reinen Vernunft« die drei Teile des Erkenntnisvermögens, Sinn, Verstand, Vernunft, nacheinander vorgenommen und auf die apriorischen Bestandteile, die in denselben enthalten sein mögen, geprüft.

Da zeigt es sich, daß als sogen. reine oder apriorische Anschauungsformen des Sinnes oder der Sinnlichkeit die des Raumes und der Zeit, des Nebeneinander und des Nacheinander, anzunehmen sind. Durch sie werden vom wahrnehmenden Subjekt räumliche und zeitliche Anordnung in das Chaos sinnlicher Empfindungen »hineingeschaut« und dieses dadurch in eine Welt räumlich und zeitlich verbundener und geschiedener Erscheinungen verwandelt. Letztere machen daher das eigentliche Objekt des Sinnes aus, und durch sie wird dem sonst ganz leeren Verstand Stoff zu weiterer Verarbeitung geliefert. Dieses

sinnliche Anschauen macht auch zugleich sinnliche Erkenntnis durch synthetisch-aposteriorische Urteile möglich, indem es die zur Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt nötige sinnliche Anschauung liefert. Das reine Anschauen dagegen ist dasjenige, das mathematische Erkenntnis durch synthetisch-apriorische Urteile möglich macht, indem es die zur Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt nötige Anschauung liefert, die hier, wo es sich um nichtsinnenfällige Objekte handelt, keine sinnliche sein darf. Demjenigen Abschnitt der Kritik, in dem es sich um die Entdeckung der apriorischen Elemente der Sinnlichkeit (Raum und Zeit) handelt, hat K. deshalb den Namen: transzendentale Ästhetik (Wahrnehmungslehre) gegeben. Und hiermit ist die Frage beantwortet, wie reine Mathematik möglich sei, nämlich nur unter der Voraussetzung der reinen Anschauungsformen von Raum und Zeit. Die nächste Folge aus dieser von K. behaupteten »Idealität« von Raum und Zeit ist die, daß beide auf das, was unabhängig von ihnen ist, das Ding an sich, keine Anwendung finden können, dieses also gar nichts mit Raum und Zeit zu tun hat. Unsre gesamte Erkenntnis bleibt auf die Erscheinungswelt (phaenomenon im Gegensatz zur »intelligibeln«, noumenon, unter der das Ding an sich verstanden wird) beschränkt. Wie Raum und Zeit die apriorischen Formen des Sinnes, so stellen zwölf ursprüngliche Urteilsformen die apriorischen Funktionen des Verstandes und drei ursprüngliche Schlußformen diejenigen der (theoretischen) Vernunft dar. Wie durch Raum und Zeit die unverbundenen Sinnesempfindungen zu Anschauungen, so werden durch die verschiedenen Verstandesfunktionen die unverbundenen Sinnesvorstellungen in ebenso vielfacher Weise zu Begriffen und durch die verschiedenen Schlußfunktionen die unverbundenen Verstandesbegriffe in ebenso vielfacher Weise zur Einheit, zu Ideen zusammengefaßt. Jeder der zwölf apriorischen Verstandesfunktionen, der Urteilsformen, entspricht ein reiner Verstandesbegriff (Stammbegriff, Kategorie), jeder der drei apriorischen Vernunftfunktionen eine reine Vernunftidee. Wie Raum und Zeit apriorisch sind, so auch die Kategorien, nämlich: Allheit, Vielheit, Einheit, die der Quantität, Realität, Negation, Limitation, die der Qualität, Substanz und Inhärenz, Kausalität, Wechselwirkung, die der Relation, Wirklichkeit, Möglichkeit, Notwendigkeit, die der Modalität unterstehen. Ebenso apriorisch sind die Ideen: die der Seele, die der kategorischen, der Welt, die der hypothetischen, der Gottheit, die der disjunktiven Schlußform entsprechen. Die Deduktion der Kategorien als apriorischer Verstandes- und die der Ideen als apriorischer Vernunftfunktionen bildet zusammen die transzendentale Logik, die wieder in die transzendentale Analytik (Verstandes-) und transzendentale Dialektik (Vernunftlehre) zerfällt. Aus den Kategorien leiten sich wieder Grundsätze des reinen Verstandes ab, d. h. die Regeln des objektiven Gebrauchs der Kategorien; ein solcher Grundsatz ist z. B.: Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetz der Verknüpfung von Ursache und Wirkung. Diese Grundsätze liegen aller Erfahrungserkenntnis zugrunde, bilden eine reine Wissenschaft, so daß hiermit die zweite Frage erledigt ist, wie reine Naturwissenschaft möglich sei. Zugleich sind nun die Elemente der Erfahrung angegeben: die reinen Anschauungsformen, die reinen Verstandesformen und die Materie, die in die Anschauungsformen kommt, damit eine Anschauung daraus wird, d. h. die Empfindung, die, als auf Affektion beruhend, »ein Ding an sich« voraussetzen läßt, über dessen Qualität wir freilich gar nichts aussagen können, weder daß es eins, noch daß es vieles, weder daß es Substanz, noch daß es Ursache sei (wenn letztere ihm abgesprochen wird, so liegt allerdings ein Widerspruch vor zu der Notwendigkeit, daß es affiziert). Zugleich finden aber die Erkenntnisformen nur Anwendung auf die Erscheinungsobjekte, nicht auf Transzendentes. Auf solches sie aber doch zu beziehen, wird der Mensch durch seine ganze Anlage genötigt, so daß Metaphysik nicht nur möglich, sondern wirklich ist, und hiermit die dritte oben erwähnte Frage beantwortet ist. Freilich kommen hierbei nur Sophistikationen der Vernunft zustande, da den Ideen nur regulative, nicht konstitutive Bedeutung zukommt. Der Schluß von der Idee der Seele auf deren Existenz ist ein »zwar unvermeidlicher«, aber nichtsdestoweniger ein Fehlschluß (»Paralogismus der reinen Vernunft«). Der Versuch, der Idee der Welt Realität beizulegen, führt unter jedem der vier möglichen Hauptgesichtspunkte auf eine Antinomie, d. h. auf ein Paar einander ausschließender Gegensätze, von denen jeder sich mit gleich guten Gründen bejahen und verneinen läßt, z. B.: die Welt hat einen Anfang in der Zeit und Grenzen im Raum, und: sie hat beides nicht. Die für die Realität der Gottesidee möglichen oder doch wenigstens bisher versuchten Beweise: der ontologische, kosmologische und physiko-teleologische, sind sämtlich irrig. Dieses Ergebnis der »Kritik der reinen Vernunft«, das von der gesamten Welt außer uns, von der absoluten, nur das raum- und zeitlose Ding an sich und auch dieses nur nach seiner Existenz, nicht nach seiner uns gänzlich unbekannt bleibenden Qualität übrigläßt, ist es, das K. bei seinen Zeitgenossen den Beinamen des »Alleszermalmers« verschafft hat. Hiermit ist die alte dogmatische Metaphysik, wiewohl sie ihren Grund in der menschlichen Anlage hat, gestürzt, und als Wissenschaft hat nur die kritische Metaphysik, d. h. die Kritik, Geltung.

2) Kritik der (reinen) praktischen Vernunft. K. hatte so die wichtigsten Gegenstände unsrer ganzen Forschung dem Streite der Meinungen auf dem Gebiete der Erkenntnis enthoben, er mußte das Wissen aufheben, um für den Glauben Platz zu machen, den er für wichtiger hielt als das Wissen, und dem er hiernach einen hervorragenden Platz in seiner Philosophie einräumte. Er gewann ihn seiner Ansicht nach mit Sicherheit auf dem Gebiete der praktischen Vernunft, von dem auch die Gegenstände der natürlichen Religion abhängig sind. Wie die Kritik der reinen Vernunft auf die Entdeckung des a priori im Erkenntnis-, so geht die der praktischen auf die Auffindung des a priori im Begehrungsvermögen aus. Wie ohne Allgemeinheit und Notwendigkeit kein wirkliches Wissen, so ist ohne Allgemeingültigkeit kein wirklich tugendhaft zu nennendes Wollen möglich. Das Wollen, das als gut anerkannt werden soll, muß daher von der Beschaffenheit sein, daß es ohne Widerspruch allgemein werden könnte. Daraus erhellt, daß die Lust oder der eigne Vorteil niemals als Prinzip einer Sittenlehre gelten kann, weil sowohl jene als dieser nur individuelle Geltung besitzen. Wie nicht der Inhalt, sondern die Form Allgemeinheit und Notwendigkeit auf dem Gebiete des Wissens möglich macht, so entscheidet nicht der Inhalt, sondern die Form (die Allgemeingültigkeit der Maxime) des Wollens, ob es als solches gut sei. Das sittliche Wollen schließt jedes

andre Motiv als die erkannte Pflichtmäßigkeit aus; der kategorische Imperativ, wie K. die Forderung des Sittengesetzes bezeichnete, ist unbedingt, ein Sollen, das von jeder Rücksicht auf Sein oder Seinkönnen unabhängig ist. Er lautet: »Handle so, daß die Maxime (der subjektive Grundsatz) deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne«.

Durch die Reinheit der sittlichen Triebfedern dem materiellen Eudämonismus und Hedonismus gegenüber hat K. erhebend und läuternd auf seine Zeitgenossen und die spätern Geschlechter gewirkt. Seine Abneigung gegen die Glückseligkeit als Beweggrund der Sittlichkeit war so groß, daß selbst Schiller fand, Kants Rigorismus »schrecke die Grazien zurück«. Geschieht eine Handlung zwar dem Gesetz gemäß, aber nicht rein um des Gesetzes willen, so ist bloße Legalität, nicht Moralität vorhanden. Als höchstes Gut, nach dem der Mensch strebt oder streben soll, ist freilich die Verbindung von Tugend und Glückseligkeit zu betrachten, womit dem Eudämonismus doch ein gewisses Recht eingeräumt ist. Da nun die sinnliche Welt weder die Tugend in ihrer Vollendung, noch die Glückseligkeit in ihrer höchsten Potenz gewährt, noch auch beide hier immer verbunden vorkommen, so macht die praktische Vernunft folgende Postulate: Zur Erreichung der höchsten Tugend wird die Unsterblichkeit gefordert, zur Verwirklichung der Verbindung der höchsten Glückseligkeit mit der vollendetsten Tugend, d. h. zur Realisierung des höchsten Gutes, aber ist das Dasein Gottes notwendige Bedingung. Wenn also das höchste Gut verwirklicht werden soll, so muß die Unsterblichkeit der Seele und mit ihr ein unendliches Fortschreiten zu höherer Vollendung und Heiligkeit vorausgesetzt werden; es muß ferner ein Wesen geben, das die gemeinsame Ursache der natürlichen und sittlichen Welt ist und Tugend und Glückseligkeit in ein entsprechendes Verhältnis zu setzen vermag. Ein solches Wesen ist aber Gott. Auch die Idee der Freiheit entwickelt sich aus der praktischen Vernunft. Sie leitet ihre Realität ab aus der Gültigkeit des moralischen Gesetzes überhaupt: du sollst, also kannst du, sonst wäre das Sollen etwas Widersinniges. Frei ist der Mensch als intelligibles Wesen, als Ding an sich, soweit er aber als Erscheinung angesehen wird, ist er der Notwendigkeit unterworfen. Diese drei Ideen, unlösbare Aufgaben für die theoretische, gewinnen Boden im Gebiet der praktischen Vernunft. Auch jetzt aber sind sie nicht theoretische Dogmen, sondern praktische Postulate, notwendige Voraussetzungen des sittlichen Handelns; als solche haben sie für das Subjekt Gewißheit, um so mehr, als die praktische Vernunft, wo sie mit der theoretischen in Widerstreit kommt, den »Primat« hat. Diesen Ansichten entsprechen auch die Grundsätze über Religion, die K. in der Schrift »Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft« niedergelegt hat. Der Grundgedanke ist hier die Zurückführung der Religion auf Moral. Die religiöse Gesinnung besteht in der Erkenntnis unsrer Pflichten als göttliches Gebot. Je reifer die Vernunft wird, um so entbehrlicher werden die statutarischen Satzungen des Kirchenglaubens.

3) Kritik der Urteilskraft. Wie die beiden vorangegangenen Kritiken die aprioriſchen Elemente des Erkenntnis- und Begehrungsvermögens, so deckte die dritte, die Kritik der Urteilskraft, jene des Mittelgliedes zwischen beiden, des Gefühlsvermögens oder, wie K. es nennt, der Urteilskraft, auf. Gegenstand dieser letztern ist der Begriff der Zweckmäßigkeit der Natur und zwar sowohl der ästhetischen als der teleologischen Zweckmäßigkeit. Die ästhetische Zweckmäßigkeit, welche die Dinge subjektiv für uns haben, entfaltet sich in den Begriffen des Schönen und des Erhabenen. Schön ist das, was durch seine mit dem menschlichen Erkenntnisvermögen übereinstimmende Form ein uninteressiertes, allgemeines und notwendiges Wohlgefallen erregt; das Erhabene gefällt unmittelbar durch den Widerstand gegen das Interesse der Sinne. Die teleologische Zweckmäßigkeit bezieht sich auf das Verhältnis der Dinge unter sich und ist entweder eine äußere und zufällige oder eine innere, in dem Organismus des Dinges bedingte und notwendige. Ob der Natur an und für sich innere Zweckmäßigkeit zukomme oder nicht, können wir nicht bestimmen; wir behaupten nur, daß unsre Urteilskraft die Natur als zweckmäßig ansehen müsse. Wir schauen den Zweckbegriff in die Natur hinein, indem wir gänzlich dahingestellt sein lassen, ob nicht vielleicht ein andrer Verstand, der nicht denkt wie der unsrige, zum Verständnis der Natur den Zweckbegriff gar nicht nötig hat. Gäbe es einen Verstand, der im Allgemeinen das Besondere, im Ganzen die Teile mit Bestimmtheit erkennen könnte, so würde ein solcher die ganze Natur aus einem Prinzip begreifen, den Begriff des Zweckes nicht brauchen.

Kants Hauptwerk blieb einige Jahre hindurch ziemlich unbeachtet, bis die »Briefe über die Kantsche Philosophie« von Reinhold (s. d.), die zuerst (seit 1786) in Wielands »Deutschem Merkur« erschienen, die Denker- und Leserwelt für K. gewannen. Als Gegner Kants traten auf die Popularphilosophen Feder, Garve, Tiedemann, der Wolffianer Eberhard, Herder, dessen »Metakritik« (Leipz. 1799) und »Kalligone« (Berl. 1800) von keinem tiefen Verständnis Kants zeugen, der »Glaubensphilosoph« F. H. Jacobi und der Skeptiker G. E. Schulze (»Aenesidemus«, Helmst. 1792), Sal. Maimon, Beck, Bardili u. a. Als Anhänger Kants machten sich außer Reinhold zuerst Joh. Schulze (durch »Erläuterungen zu Kants Kritik«, Königsb. 1791; neu hrsg. von Hafferberg, Jena 1897), Jakob, Erhard Schmid, auf dem Gebiete der Religionsphilosophie: Heidenreich, Tiefstrunk, Wegscheider u. a., auf dem der Logik: Kiesewetter, Hoffbauer, Krug, Maaß, Fries, auf dem der Psychologie: Maaß, Fries, auf dem der Ästhetik: Schiller, Bouterwek, auf dem der Geschichte der Philosophie: Tennemann, Buhle, Wendt u. a. bemerklich. Indirekt sind fast alle nach K. Philosophierenden durch ihn beeinflußt worden. Fichte hielt sich anfänglich selbst für einen Kantianer, Herbart nannte sich einen Kantianer »vom Jahre 1828«, Schopenhauer erkannte von allen seinen Vorgängern nur K. als seinen Lehrer an. Eine Geschichte der Kantschen Philosophie hat Rosenkranz im 12. Band seiner Ausgabe der Werke Kants geliefert. Nach der Abwendung von der Hegelschen Schule und dem Mißerfolg der positiven Philosophie Schellings kehrte das philosophische Interesse vielfach zu K. als dem ursprünglichen Ausgangspunkt der neuern deutschen Philosophie zurück, und es begann ein erneuertes, z. T. philologisch vertieftes Studium seiner Werke. Eine Reaktion zugunsten der Kantschen idealistischen Erkenntnistheorie ging von den Naturforschern, insbes. von den Physiologen aus der Schule des eifrigen Verehrers Kants, Johannes Müller, aus, an der Helmholtz u. a. sich beteiligten. Sehr viel Arbeit hat man der Erläuterung und Erneuerung Kants gewidmet, wie die zahlreichen Schriften neuerer Zeit, hauptsächlich über dessen Erkenntnistheorie, von Cohen, Paul-

sen, R. Zimmermann, Stadler, Hölder, Volkelt, Thiele, Laas, Frederichs, Zeller, Pünjer, Witte, Romundt, Laßwitz, Schweitzer, Messer u. a., der von Vaihinger zur Säkularfeier der »Kritik der reinen Vernunft« begonnene »Kommentar« (Bd. 1, Stuttg. 1881; Bd. 2, 1892) und Arnoldts »Kritische Exkurse im Gebiete der Kantforschung« (Königsb. 1894), beweisen. Vgl. auch die von Vaihinger, seit 1904 zusammen mit Bauch herausgegebene Zeitschrift »Kantstudien« (Hamb. 1896 f., seit 1899 in Berlin).

Literatur. Das Leben Kants haben geschildert: Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters Kants (Königsb. 1804), Wasianski, K. in seinen letzten Lebensjahren (das. 1804), Jachmann, J. K., geschildert in Briefen (das. 1804), vgl. hierzu A. Hoffmann, Immanuel K., ein Lebensbild nach Darstellungen der Zeitgenossen (Halle 1902); Schubert (im 11. Bd. der Rosenkranzschen Gesamtausgabe); Reicke, Kantiana (das. 1860); Saintes, Histoire de la vie et de la philosophie de K. (Par. 1844); Stuckenberg, The life of Immanuel K. (Lond. 1882); Arnoldt, Kants Jugend und die fünf ersten Jahre seiner Privatdozentur (Königsb. 1882).

Über Kants Philosophie vgl. Chalybäus, Historische Entwickelung der spekulativen Philosophie von K. bis Hegel (Leipz. 1837, 5. Aufl. 1860); Kuno Fischer, Immanuel K. (Mannh. 1860, 2 Bde.; 4. Aufl., Heidelb. 1898—99); B. Erdmann, Kants Kritizismus in der 1. und 2. Auflage der »Kritik der reinen Vernunft« (Leipz. 1877); Fried. Paulsen, K. Sein Leben und seine Lehre (Stuttg. 1898, 4. Aufl. 1904); Kronenberg, K., sein Leben und seine Lehre (3. Aufl., Münch. 1905). Zur Feier des 100jährigen Todestags Kants ist eine große Anzahl Reden, Aufsätze, kleinere Schriften erschienen, darunter »Zur Erinnerung an J. K.«, hrsg. von der Universität Königsberg (Halle 1904). Über seine Schule vgl. außer obigem Werk von Rosenkranz noch: K. Fischer, Die beiden kantischen Schulen in Jena (Stuttg. 1862); Liebmann, K. und die Epigonen (das. 1865). Von nichtdeutschen Werken seien erwähnt: Villers, La philosophie de K. (Metz 1801); Cousin, Leçons sur la philosophie de K. (Par. 1842, 4. Aufl., 1864); Desdouits, La philosophie de K. (das. 1875); Adamson, Philosophy of K. (Lond. 1879; deutsch, Leipz. 1880); Caird, The critical philosophy of I. K. (Lond. 1889, 2 Bde.); Cantoni, Emanuele K. (Mail. 1879—84, 3 Bde.); Seth, The development from K. to Hegel (Lond. 1882); Ruyssen, K. (Par. 1900). Die sonstige reiche Kant-Literatur s. bei Überweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie, Bd. 3 (9. Aufl., Berl. 1901).

Kantabrer (Cantabri), altes iberisches Volk in Nordspanien, dessen rauhes Gebirgsland westlich von den Asturiern, östlich von den Vaskonen begrenzt wurde. Sie wurden von Augustus durch den kantabrischen Krieg (25—19 v. Chr.) unterjocht. Nach ihnen wurde der Biscayische Meerbusen das Kantabrische Meer genannt.

Kantabrisches Gebirge, allgemeine Bezeichnung des Küstengebirges von Nordspanien (s. Karte »Spanien«), das, zum pyrenäischen System gehörig, im S. der Bidassoamündung beginnt und sich als ein mächtiger, reichgegliederter Gebirgszug in der Richtung nach W. bis zum Paß von Leitariegos unfern der Quellen des Sil erstreckt. Das Gebirge, das in einen östlichen kantabrischen und einen westlichen asturischen Zug eingeteilt wird, besteht fast durchweg aus zwei Parallelketten, nämlich aus dem Hauptgebirgszug, der Fortsetzung der Pyrenäenkette, und aus der viel niedrigern Küstenkette. Der östlichste Teil der Hauptkette wird gegen S. durch die Hochebene von Vitoria (Plateau von Alava) von der parallel streichenden Sierra de Andia geschieden, welche die nördliche Begrenzung der zum Ebrobassin abfallenden Terrasse vom Navarra bildet. Bis zum tief eingeschnittenen Quertal der Besaya, durch das die Eisenbahn von Madrid nach Santander führt, besteht das Gebirge fast gänzlich aus Schichten der Kreideperiode, besonders aus Kalk. Das Gebirge ist in diesem Teile wild und schroff, aber nicht von beträchtlicher Höhe. Die höchsten Gipfel sind hier: die Peña de Amboto (1358 m), die wegen ihrer Höhlen und ihres Pflanzenreichtums berühmte Peña de Gorbea (1538 m) und der Monte Valnera (1718 m). Bedeutend höher schwillt die westliche Hälfte des Gebirges an. Zu beiden Seiten des Besayatales besteht dasselbe aus Buntsandstein und andern Sedimenten der Trias; an diese schließt sich westlich eine mächtig entwickelte Formation von Jurakalk an, welche die reiche Kohlenflöze enthaltenden Steinkohlengebirge Asturiens überlagert. Der Jurakalk bildet die erhabensten Gipfel des Gebirges, die Peña Prieta (2531 m) und nordwestlich die das ganze Jahr mit Schnee bedeckten Picos oder Peñas de Europa (Torre de Cerredo 2678 m, Peña Vieja 2665 m). Im weitern Verlaufe des zwischen Asturien und Leon gelegenen Gebirgszuges erheben sich die Picos de Mampodre (2084 m), die Peña de Gulazones (1980 m) im O. des Passes von Pajares (1363 m), über den die Straße und, in einem Tunnel, die Eisenbahn (bis 1283 m) von Leon nach Oviedo führt, die Peña Ubiña (2302 m) und die Peña Rubia (1930 m). Dieses westliche Stück der asturischen Kette besteht aus devonischen Schiefern und Kalken. Vom Besayatal bis zu den Quellen des Sil entsendet die kantabrisch-asturische Kette nord- und südwärts eine Menge von Querjochen, die südlichen verbreitern sich oft in terrassenförmig abgedachten Plateaus. Solche von steilen felsigen Rändern oder Felsenmauern umgürtete Plateaus heißen Parameras. Die asturische Kette enthält auch viele Alpenseen, die in der eigentlichen kantabrischen Kette gänzlich fehlen. An den Quellen des Sil teilt sich die Hauptkette in zwei Züge. Der eine von der Peña Rubia gegen SW. streichende Zug wird bei Quiroga vom Sil durchbrochen und erstreckt sich bis in die galicische Provinz Orense hinein, wo er sich zu einem rauhen Bergland ausbreitet, das den Raum zwischen den Flüssen Minho und Limia ausfüllt und sich südwestwärts stufenförmig zur portugiesischen Küste abdacht. Nördlich vom Durchbruchstal des Sil erreicht diese Kette in der Sierra de Picos noch 2004 m. Der zweite, gegen S. gerichtete Ast, die leonesische Kette, beginnt mit der schneebedeckten Sierra de Jistredo, wendet sich beim Teleno (1251 m) westwärts, löst sich in parallele, ostwestlich streichende Gebirgsketten auf und bildet ein reichgegliedertes, west- und südwärts sich absenkendes Bergland, das in der nordportugiesischen Bergterrasse seine Fortsetzung findet. Gleich der leonesischen Kette löst sich auch die asturische westwärts in eine vielverzweigte Bergterrasse auf, die den größten Teil Galiciens einnimmt, nicht über 1200 m erreicht und so wie das leonesische Gebirge größtenteils aus Granit zusammengesetzt ist. Fast das ganze Kantabrische Gebirge hat eine üppige Vegetation, die z. T. in dichten Laubholzwäldern besteht; nur im W. kommt Nadelholz vor. Der Gebirgszug wird außer von zahlreichen Fahrstraßen von fünf Eisenbahnen überschritten.

Kantábrisches Meer, Teil des Atlantischen Ozeans, an der Nordküste Spaniens.

Kantakuzenos, griech. Fürstenfamilie, die im 14. Jahrh. den byzantinischen Thron bestieg, unter den Osmanen zu den vornehmsten Fanariotenfamilien gehörte und sich auch in Rußland und Rumänien (s. Cantacuzino) ausbreitete. Ihre namhaftesten Glieder sind:

1) Johannes, als Kaiser von Byzanz Johannes VI. (1341—55), s. Johannes 6), S. 283.

2) Matthias, Sohn des vorigen, wurde von seinem Vater 1353 zum Kaiser und Mitregenten erhoben, setzte nach dessen Abdankung den Kampf gegen Johannes V. Paläologos (s. Johannes 5) fort, wurde aber 1357 von den Serben gefangen genommen, an Johannes V. ausgeliefert und mußte abdanken; er starb 1383.

3) Manuel, Bruder des vorigen, erhielt durch seinen Vater 1348 die Statthalterschaft im Peloponnes, behauptete sich dort nach dessen Sturz (1355) und wurde von Johannes V. als Despot von Misithra anerkannt. Er gab den Anstoß zu der massenhaften Einwanderung von Albanesen nach der verödeten Morea. Er starb 1380.

4) Georg und Alexander, zwei Brüder, einem nach Rußland ausgewanderten Zweige der Familie angehörig, standen in russischen Kriegsdiensten und folgten als Mitglieder der Hetärie 1821 dem Fürsten Alexander Ypsilantis in die Moldau. Georg wurde Stabschef bei Ypsilantis, befehligte dann in Jassy und kehrte nach der Katastrophe Ende Juni nach Rußland zurück. Er starb 1857. Alexander, Ende April 1821 von Ypsilantis nebst dessen Bruder Demetrios nach Morea geschickt, schiffte sich in Triest ein und landete 19. Juni in Hydra, übernahm die Leitung der Kriegsangelegenheiten und bildete ein Korps Freiwilliger. Am 20. Juni begab er sich nach dem Peloponnes, nahm 4. Aug. die Festung Malvasia und zog dann vor Tripolizza, das er an der Spitze albanischer Krieger berennen half. Das Anerbieten der Kandioten, ihn zu ihrem Oberhaupt zu wählen, schlug er aus. Später erteilte ihm der Senat den Auftrag, die Bitte der griechischen Nation um russischen Schutz nach Petersburg zu überbringen; da er aber keine Pässe erhalten konnte, so blieb er in Dresden. 1828 kehrte er nach Griechenland zurück. Er starb 1841. Von ihm sind die »Briefe eines Augenzeugen der griechischen Revolution vom Jahr 1821 ꝛc.« (Halle 1824).

Kantalupe, s. Melone.

Kantár (Kintál, ital. Cantaro), das türkische Zentnergewicht von verschiedener Größe, je nach Ort und Ware: in Konstantinopel früher 100 Rottel = 56,006 kg und meistens zu 44 Oken gerechnet, seit 1874 K. a'charj (K.-i-scherij) = 100 kg gesetzlich; in Serbien wie jener gleich dem Wiener Zentner angenommen; der neue griechische zu 45 Oken = 56,25 kg, der frühere von Syra zu 44 alten Oken = 56,448 kg. Der K. von Smyrna wog 45 Oken = 57,386 kg, der gewöhnliche von Aleppo u. Beirut 180 Oken, der große von Damaskus 100 Beiruter Rottel = 255,028 kg, der kleine 100 Damasker Rottel, 3/4 so viel, der K. von Bagdad 45 Rottel = 181,79 kg, der persische oder die Kamellast für den Verkehr mit Kleinasien 30 Karawen-Man = 220,32 kg, der vom Hedschas 9/10 des Suakimer = 118,218 kg. In Ägypten gab man dem K. 36—100 gewöhnliche Oken zu 1,235 kg; der von Tripolis hat 40 Oken = 48,832 kg, aber für Eisen 5 mal und in Benghasi 1 1/4 mal so viel, der K. Attári von Tunis 2 Quintal zu 50 Rottel = 50,688 kg, der alte algerische K. Attári 100 Krämerpfund = 54,608 kg. Vgl. Cantaro.

Kantara, El (El Kantarat el Chazne, d. h. »die Brücke des Schatzes«), Ort auf der gleichnamigen Landenge in dem ägypt. Gouvernorat Kanal am Ostufer des Suezkanals, zwischen den Seen Menzale und Balah, Station der Postdampfer Port Saïd–Ismaïlia, mit (1897) 579 Einw. Seit alten Zeiten passieren die von Ägypten nach Syrien ziehenden Karawanen diese Stelle, früher auf einer Brücke, die jetzt durch eine Fähre ersetzt ist.

Kantáte (ital. Cantata), ursprünglich soviel wie Singstück überhaupt im Gegensatz zu Sonata und Toccata; jetzt insbes. ein aus Sologesängen, Duetten ꝛc. und Chorsätzen bestehendes größeres Vokalwerk mit Instrumentalbegleitung. Die K. unterscheidet sich vom Oratorium und der Oper durch möglichsten Ausschluß des epischen und dramatischen Elements. Auf dem Gebiete der Kirchenkantate hat Sebastian Bach Typen von höchster Kunstschönheit in großer Anzahl geschaffen, von denen eine Definition nicht schwer zu geben ist. Danach ist die K. die Ausprägung einer Empfindung, einer Stimmung durch verschiedenartige Formen, die in dieser Einheit der Stimmung ihren höhern Zusammenhalt finden. Der Sologesang einzelner Stimmen in der Kirchenkantate führt nicht verschiedene Personen für sich redend ein, sondern auch sie reden im Namen der Gemeinde; den eigentlichen Kern aber bilden die Ensemblesätze und Chorsätze, besonders die Choräle. — Historisch war Cantata zuerst kurz nach Erfindung der begleiteten Monodie (1600) der Name mehrgliederiger ausgedehnterer Sologesänge, in denen arioser Gesang mit rezitativischem abwechselte. Die ersten Kantaten (von Caccini u. a.) sind noch nicht als solche bezeichnet, doch wird seit 1620 (Al. Grandis »Cantade«) der Name häufiger und man unterschied nun die Kammerkantate (Cantata di camera) von der Kirchenkantate (Cantata di chiesa); doch blieben beide noch längere Zeit überwiegend in engerm Rahmen, führten statt einer zwei oder drei Singstimmen mit Continuo und einer oder zwei obligaten Begleitstimmen ein, entbehrten aber durchaus noch der charakteristischen Merkmale der erst nach 1700 in Hamburg in Nachahmung der größern Formen der Oper durch die Dichter Hunold und Brockes und die Komponisten Keiser und Telemann geschaffenen kirchlichen großen K., des Chors und des Orchesters. Die weltliche große K. entwickelte sich zuerst als Festkantate zu Hochzeitsfeiern, Huldigungen ꝛc., die kirchliche erscheint vielfach unter dem Namen des Kirchenkonzerts. Bach hat die Mehrzahl seiner Kantaten als Konzerte bezeichnet, damit auf die wesentliche Rolle hindeutend, die darin die Instrumente spielen.

Kantátemesse, die am Sonntag Cantate (s. d.) beginnende Buchhändlermesse in Leipzig; s. Buchhandel, S. 545 f.

Kantbeitel, ein Stechbeitel zum Ausstechen tiefer Löcher mit einer auf dem Rücken hinlaufenden Rippe.

Kante, der geradlinige Durchschnitt von zwei einen Körper begrenzenden Ebenen.

Kantel (das), vierkantiges Lineal (mit quadratischem Querschnitt). Das von »Kante« abzuleitende Wort rührt angeblich vom Turnvater Jahn her.

Kántele, finn. Nationalinstrument, eine Art Zither, nach »Kalewala« (s. d.) von Wäinämöinen aus dem Kiefer eines riesigen Hechts und den Locken einer trauernden Jungfrau geschaffen.

Kanteletar, finnische Volksliedersammlung, s. Lönnrot.

Kantemir, moldauisches Fürstengeschlecht, angeblich von Timur abstammend. Seine namhaftesten Sprößlinge sind:

1) Demetrius (Dimitrie), geb. 26. Okt. 1673, gest. 23. Aug. 1723, Sohn des Moldauer Wojwoden Konstantin K., kam 1687 als Geisel nach Konstantinopel, war 1709 Hospodar der Moldau und stand in solcher Gunst bei der Pforte, daß sie ihm seit 1710 allen Tribut erließ und ihm auch die Hospodarschaft der Walachei versprach. Da sie indessen ihr Wort nicht hielt, knüpfte K. Unterhandlungen mit Peter d. Gr. an und erhielt den Besitz der Moldau als souveränen und erblichen Fürstentums zugesichert. Der für Rußland unglückliche Ausgang des Krieges zwang ihn indes, 1711 dem Zaren nach Petersburg zu folgen. Er ward daselbst in den Fürstenstand erhoben, erhielt beträchtliche Güter in der Ukraine mit dem Souveränitätsrecht für seine Person und beförderte, ein Kenner des Lateinischen, Griechischen, Russischen, Französischen und Türkischen, die Gründung der Akademie in Petersburg. K. war einer der vorzüglichsten Mittler zwischen morgen- und abendländischer Literatur. Er schrieb außer einem philosophischen »Diwan« und einer satirischen »Istoria ieroglifica« ein Werkchen über orientalische Musik, das älteste seiner Art, dann die klassische »Descriptio Moldaviae« (Leipz. 1771 erschienen), ein unvollendetes »Hronicul Romîno-Moldovlahilor« und »Historia de ortu et defectione imperii turcici«, 1300—1711 (deutsch von Schmidt, Hamb. 1745, 2 Bde.; auch ins Französische, Englische und Rumänische übersetzt).

2) Antioch Dmitrijewitsch, russ. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 21. (10.) Sept. 1709 in Konstantinopel, gest. 11. April (31. März) 1744, erhielt seine Erziehung in Rußland, wo Peter d. Gr. sich sehr für ihn interessierte und ihn später bis zu seinem Tod auf allen Reisen und Feldzügen mit sich nahm. K. begann seine Laufbahn im Preobraschenskischen Garderegiment und vollendete sie als Gesandter in London (1732—38) und dann in Paris. Er war ein vielseitiger Geist und einer der ersten und bedeutendsten Satiriker Rußlands, der vom europäisch aufgeklärten Standpunkt aus die Roheit der russischen Gesellschaft geißelte. Seine Vorbilder waren Horaz, Juvenal und Boileau; mit ihm beginnt eigentlich die pseudoklassische Dichtung in Rußland. Ein Jahr vor seinem Tode gab K. selbst alle seine Satiren (deutsch von v. Spilcker, Berl. 1752) sowie Übersetzungen griechischer und lateinischer Dichtungen heraus. Die beste neuere Ausgabe seiner Werke veranstaltete Jefremow (mit Biographie von W. Stojunin, Petersb. 1867, 2 Bde.), seine »Berichte (Reljacii) aus London« veröffentlicht W. Alexandrow (Mosk. 1892, Bd. 1). Sein Leben beschrieb Sementowsky (russ., Petersb. [1893].

Kanten, s. Spitzen.

Kantendurchscheinend, s. Durchsichtigkeit.

Kantengeschiebe (Pyramidalgeschiebe, Dreikanter), s. Abrasion, Eiszeit, S. 577, und Löß.

Kantenschrägmaschine, s. Buchbinden, S. 526.

Kantenstecher, s. Gartengeräte.

Kanter, s. Canter. Daher kantern, kurz galoppieren (s. Aufkantern).

Kanth (Canth), Stadt im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Neumarkt, an der Weistritz und der Staatsbahnlinie Breslau-Halbstadt, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Waisenhaus des Deutschen Kriegerbundes, Amtsgericht, Kardenbau, Handelsgärtnerei, Weißgerberei und (1900) 2898 meist kath. Einwohner. Hier 14. Jan. 1807 siegreiches Gefecht der Preußen unter dem Grafen Götzen gegen die Bayern unter Lefebvre.

Kanthaken, ein Werkzeug der Zimmerleute und Holzfäller zum Umwenden schwerer Hölzer, an einem Ende mit einem Haken zum Fassen des Holzes, am andern Ende mit einem Ring (Kantring) zum Einstecken eines starken hölzernen Hebels (Hebebaum). K. heißt auch ein Bootshaken.

Kantharelle, s. Cantharellus.

Kantharide (Cantharis *Geoffr.*, Lytta *Fabr.*), Käfergattung aus der Familie der Blasenkäfer (Vesicantia), Käfer mit breiterm Kopf als der Vorderrand des Thorax, langen, fadenförmigen, elfgliederigen Fühlern, nierenförmigen, fast quer stehenden Augen und langgestreckten, den Körper ganz bedeckenden, einzeln abgerundeten Flügeldecken. Von den mehr als 250 mannigfach gefärbten, besonders in Afrika und Amerika vertretenen Arten ist die Spanische Fliege (C. vesicatoria *L.*, s. Tafel »Käfer I«, Fig. 45) 1,75 bis 2 cm lang und besitzt dicht gerunzelte, smaragdgrüne Flügeldecken mit zwei feinen Längsrippen. Sie riecht stark, widerwärtig, lebt auf Eschen, Syringen, Liguster und erscheint bisweilen stellenweise in großen Mengen im Mai und Juni. Das Weibchen legt seine zahlreichen Eier in die Erde. Die bis auf die letzten beiden weißen Thoraxringe und den ersten Hinterleibsring schwarze Larve sucht die Nester erdbewohnender Bienen auf, ernährt sich unter mehrmaliger Häutung von dem Inhalt einer Zelle und verwandelt sich außerhalb derselben in eine Pseudochrysalide. Aus letzterer kriecht eine gelbliche, dicke Larve hervor, die sich verpuppt. Man sammelt die K. besonders in Sizilien, Spanien, Rußland, Polen. Sie werden am Morgen von den Sträuchern abgeschüttelt, in einer Flasche mit wenigen Gramm Äther getötet und dann in Papierbeuteln in dünner Schicht bei etwa 30° getrocknet. Sie enthalten als wirksamen Bestandteil Kantharidin und dienen in der Form von Pflastern, Salben, Tinktur und Kantharidenkollodium als blasenziehendes und reizendes Mittel. Innerlich wurden Kantharide schon zu Zeiten des Hippokrates angewendet. Sie wirken besonders auf den Harn- und Geschlechtsapparat und erzeugen heftige und gefährliche Entzündungen, größere Dosen können den Tod herbeiführen. Auch gegen Lungenschwindsucht und Lupus sind Kantharide empfohlen worden (vgl. Kantharidin). In höchst verwerflicher Weise werden sie als Aphrodisiakum benutzt. Sie spielten seit jeher unter den Liebestränken eine wichtige Rolle und bildeten den wesentlichsten Bestandteil der »italienischen Elixiere« und der berüchtigten »Diavolini« und Pastilles galantes. Auch der äußerliche Gebrauch der Kantharide war schon den arabischen und andern ältern Ärzten nicht fremd, allgemeiner bekannt wurden sie jedoch erst im 17. Jahrh. Mehrere nordamerikanische Arten, wie C. (Epicauta) cinerea und vittata, und die südeuropäische C. (E.) verticalis fressen bisweilen die Kartoffelfelder kahl.

Kantharidenkampfer, soviel wie Kantharidin.

Kantharidenpflaster (Blasenpflaster, Spanischfliegenpflaster, Emplastrum cantharidum [vesicatorium] ordinarium), eine Mischung von 2 Teilen grob gepulverten Spanischen Fliegen (Kantharide), 1 Teil Olivenöl (mit dem die Kantharide zunächst zwei Stunden erwärmt werden), 4 Teilen gelbem Wachs und 1 Teil Terpentin; ist weich, wird zum Gebrauch messerrückendick auf Leinwand gestrichen

und mit Heftpflaster auf der Haut befestigt; es zieht in 6—12 Stunden eine Blase. Das immerwährende K. (Zugpflaster, E. cantharidum perpetuum) bereitet man aus 14 Teilen Kolophonium, 10 Teilen gelbem Wachs, 7 Teilen Terpentin, 4 Teilen Talg, 4 Teilen feinem Pulver von Spanischen Fliegen und 1 Teil Euphorbiumpulver. Dies Pflaster soll keine Blasen ziehen, sondern die Haut nur reizen; in den meisten Fällen aber entsteht doch eine Blase, nur langsamer als durch das gewöhnliche K. K. für tierärztlichen Gebrauch besteht aus 6 Teilen Kolophonium, 6 Teilen Terpentin, 3 Teilen Spanischen Fliegen und 1 Teil Euphorbium. Zur Darstellung von Seidelbastpflaster mit Kantharidin (E. mezerei cantharidatum, Drouotsches Pflaster) werden 30 Teile Spanische Fliegen und 10 Teile Seidelbastrinde acht Tage mit 100 Teilen Essigäther ausgezogen; in der filtrierten Tinktur löst man 4 Teile Sandarach, 2 Teile Elemi und 2 Teile Kolophonium und streicht sie dann auf Taft, der vorher mit einer Lösung von 20 Teilen Hausenblase in 200 Teilen Wasser und 50 Teilen Spiritus überzogen worden war. Dies Pflaster wird meist gegen Zahnschmerzen hinter dem Ohr getragen; auf zarter Haut zieht es ebenfalls eine Blase.

Kantharidensalbe (Reizsalbe, Spanischfliegensalbe, Unguentum cantharidum) wird erhalten, indem man 3 Teile Kantharidenpulver mit 10 Teilen Provenceröl 10 Stunden im Dampfbad digeriert, dann filtriert und 3 Teile des Filtrats (Spanischfliegenöl) mit 2 Teilen gelbem Wachs zusammenschmelzt. Sie dient zum Offenhalten von Blasen, die durch Kantharidenpflaster erzeugt sind, zur Beförderung der Eiterung ꝛc. Zur Darstellung von Scharfer Salbe (Hufsalbe, K. für tierärztlichen Gebrauch, U. acre) erwärmt man 2 Teile Kantharidenpulver mit 2 Teilen Olivenöl und 2 Teilen Schweineschmalz 10 Stunden im Wasserbad und fügt 1 Teil gelbes Wachs, 2 Teile Terpentinöl und 1 Teil Euphorbium hinzu. Sie wird in der tierärztlichen Praxis (aber nicht bei Hufkrankheiten) benutzt.

Kantharidin (Kantharidenkampfer) $C_{10}H_{12}O_4$, der wirksame Bestandteil der Spanischen Fliege, findet sich auch in einigen andern Käfern bis zu 0,49 Proz. und wird aus Spanischen Fliegen erhalten, indem man diese mit gebrannter Magnesia verreibt, trocknet, die Masse mit verdünnter Schwefelsäure übersättigt und das K. mit Äther auszieht. Es bildet farb- und geruchlose Tafeln, schmeckt sehr bitter, löst sich in kochendem Alkohol und in fetten Ölen, kaum in Wasser und gibt beim Kochen mit Alkalien Kantharidinsäure $C_{10}H_{14}O_5$, die aus ihren Salzen durch Schwefelsäure gefällt wird und beim Erhitzen ihrer Lösung in K. und Wasser zerfällt. Mit Jodwasserstoff bildet K. isomere Kantharsäure, die bei Destillation mit Kalk Kantharen (Dihydroxylol) liefert. K. zieht auf der Haut Blasen, innerlich bewirkt es Magen- und Darmentzündung und starke Reizung des Harn- und Geschlechtssystems. Kantharidinsaures Kali hat Liebreich seit 1891 gegen tuberkulöse Prozesse (Lupus, Lungen- und Kehlkopftuberkulose) benutzt.

Kantharos (Becher).

Kantharos, becherartiges Trinkgeschirr der alten Griechen mit weit ausgeschweiften Henkeln, besonders bekannt als Attribut des Dionysos (s. Abbildung).

Kanthölzer (Eckhölzer, Balken), Nutzholz von rechteckigem oder quadratischem Querschnitt.

Kantiges Gebiß, s. Zahnkrankheiten.

Kantilene (ital. Cantilena), soviel wie Melodie, eine längere gesangreiche Stelle in einer größern Komposition. In Italien ist Cantilena soviel wie Gassenhauer, abgedroschenes Lied.

Kantillation (lat.), der singende Vortrag, besonders das singende Ablesen der Kollekten, Responsorien und andrer geistlicher Texte vor dem Altar.

Kantillen (spr. -tiljen, franz. Cannetilles, auch Bouillon), ein zu Borten, Quasten, Epauletten ꝛc. und Stickereien verwendetes Fabrikat aus feinem, schraubenartig zu einem Röhrchen gewundenem echten, unechten, runden oder geplätteten Gold- oder Silberdraht. Jener liefert die matten K., der geplättete Draht (Lahn) die Glanzkantillen. Dieser Draht wird schraubenartig auf eine Nadel gewickelt, die durch ein gewöhnliches Spulrad in schnelle Umdrehung versetzt wird, wobei die fertige Kantille sich von der Nadel herunterschiebt und in beliebiger Länge erzeugt werden kann. Die Stärke der Nadel richtet sich nach dem Zweck, zu dem die K. bestimmt sind. Ist die Nadel kantig, so kräuseln sich die K. (krause K., Krausbouillon).

Kantine (franz.), eigentlich Feldflasche; jetzt Bezeichnung für die Verkaufsstellen in den Kasernen, in denen die Soldaten ihre täglichen Bedürfnisse kaufen können. Die Kantinen stehen unter Kontrolle des Kommandeurs des betreffenden Truppenteils. Danach auch Bezeichnung für Speisewirtschaften in Fabriken ꝛc.

Kantinenwagen, s. Marketender.

Kant-Laplacesche Theorie, s. Kosmogonie und Welt.

Kanton (franz., spr. -tóng), Landbezirk, Unterabteilung eines größern Bezirks, in Frankreich Bezeichnung für die aus mehreren Gemeinden bestehenden Unterabteilungen des Arrondissements; in der Schweiz, wo der Name seit der Mitte des 16. Jahrh. den ältern Namen »Ort« allmählich verdrängte, Bezeichnung für die einzelnen (selbständigen) Bundesglieder der Eidgenossenschaft; daher Kantönligeist ꝛc., soviel wie engherziger Partikularismus ꝛc. Über K. in militärischer Beziehung s. Kantonverfassung.

Kanton (Canton, chines. Kwang-tschou-fu), Hauptstadt der chinesischen Küstenprovinz Kwangtung, unter 23° 8′ nördl. Br. und 113° 17′ östl. L., am linken Ufer des Perl- oder Kantonflusses, der durch die Bocca Tigris (s. d.) in die Kantonstraße mündet. Das Thermometer steigt im Frühsommer bis 35,5° und sinkt im Winter bis 4,5°, Schnee kommt als Seltenheit vor. Die Stadt wird von einer 10 km langen, 12 m hohen und an der Krone 7 m breiten Mauer nebst Graben umgeben und zerfällt in die dem Fluß zugekehrte Neustadt und die durch Mauer mit Graben von ihr getrennte, fünf Sechstel der Gesamtfläche einnehmende alte Tatarenstadt, die aber nur im südlichen Teil Stadt, zum größten Teil noch Ackerland ist. Hervorzuheben sind hier der Palast des Generalgouverneurs, die Residenz des Tatarengenerals, das Konfuziuskollegium, die Prüfungshalle, der kaiserliche Tempel, die Fünfstockpagode, 120 andre Tempel, eine mohammedanische Pagode, mehrere buddhistische Klöster, die 1889 errichtete Münze, die mehr Prägemaschinen besitzt als irgend eine andre der Erde, der große Exerzierplatz und die großartige französische katholische Kirche mit zwei stattlichen Türmen. Neu-Kanton mit seinen dichtgedrängten, durch äußerst enge Gassen getrennten, meist einstöckigen, aber meist gemauerten Häusern ist die eigentliche Geschäftsstadt. Auf dem flachen, durch zahllose

Kanäle durchkreuzten Ufer (außerhalb der Mauer), z. T. auf Pfahlbauten, sowie in den bis nahe an die Flußmitte verankerten Booten der »Wasserstadt« wohnt gleichfalls eine zahlreiche Bevölkerung. Die Fremdenniederlassung befindet sich auf der Insel Schamien, die, ehemals eine Schlammbank, 1859—1861 durch die Regierung mit 325,000 Doll. Kosten der Seidenweberei und Seidenstickerei, durch Borten- und Schnurenfabrikation, Färberei und Appretur, Glasbläserei, Glas- und Steinschleiferei, Lackwaren- und Papierfabrikation, Holz- und Elfenbeinschnitzerei, Möbelschreinerei; in der Umgebung beschäftigt die Seiden-, Metall- und Porzellanindustrie ganze Dörfer, zur Zeit der Zuckerernte arbeitet ein großer Teil

Situationskarte von Kanton-Macao-Hongkong.

verfestigt wurde. Die Engländer erhielten vier, die Franzosen ein Fünftel. Unter den erstern haben sich auch Deutsche, Amerikaner, Holländer niedergelassen. Am rechten Ufer des Flusses, K. gerade gegenüber, liegen die fast ganz in Baumgruppen verborgenen Häuser und Hütten von Honan auf der gleichnamigen Insel. Die Bevölkerung der Stadt wird auf 800,000 Seelen angegeben, darunter 2000 Mönche und Nonnen (neun Zehntel buddhistische); mehr als 100,000 Menschen wohnen auf den 84,000 Schiffen im Strom. Als Industriestadt nimmt K. unter allen Städten Chinas den ersten Rang ein als Hauptsitz der Bevölkerung in den Zuckermühlen. Von europäischem Einfluß auf die fast rein chinesische Industrie Kantons ist bisher wenig zu verspüren; nur in den staatlichen Pulvermagazinen und Arsenalen wird ausschließlich fremdes Material verwendet. Der Handel Kantons, der vor dem Opiumkrieg (1841) und der Eröffnung andrer Häfen den ganzen Verkehr Chinas mit dem Westen darstellte, liegt zum größten Teil in englischen Händen, ist aber durch das die chinesischen Schiffe begünstigende Hoppo- (chinesische Seezoll-) Amt beeinträchtigt gewesen, das 1902 mit dem Seezollamt (früher nur für ausländische Schiffe) ver-

einigt worden ist. Durch Konsuln sind fast alle europäischen Staaten und die Union vertreten. Über den umfassenden Küstenhandel werden nunmehr auch genauere Angaben veröffentlicht werden. Die Einfuhr ausländischer Waren betrug 1901: 16,514,578, die einheimischer Waren 19,839,346, die Ausfuhr 23,636,340 Haikwan-Taels. Werden die auch meist für K. bestimmten, in Kaulun und Lappa verzollten Waren eingerechnet, so ergeben sich 39,096,699, bez. 31,825,934, bez. 52,802,665 Haikwan-Taels, der Gesamtwert des Handels von K. stellte sich für 1901 also auf 123,725,298 Taels. Hauptposten der Ausfuhr sind Tee, Rohseide und Seidenwaren (für über 22 Mill. Taels), Matten, Zucker, Kassia, Tabak, Porzellan, Feuerwerkskörper; bei der Einfuhr Opium (für über 6 Mill. Taels), Baumwollenzeuge, Baumwollengarne, Wollwaren, Metalle, Petroleum, Kohlen, Erdnüsse. Der Handel Kantons wird stark durch das vor der Kantonstraße liegende Hongkong beeinflußt, wo der Schwerpunkt des auswärtigen Geschäfts liegt. Der eigentliche Hafen von K. ist das 50 km unterhalb gelegene Whampoa, da Schiffe mit mehr als 3,5 m Tiefgang nicht nach K. hinaufkommen können. In Whampoa befindet sich ein Zollamt, große staatliche Docks, eine See- und Militärakademie, ein Torpedo- und Seeminendepartement. In den Hafen von K. (mit Whampoa) liefen 1901 ein: 3031 Schiffe fremder Bauart von 1,882,413 Ton., darunter 3002 Dampfer (1796 englische, 124 deutsche, 121 französische, 920 chinesische) von 1,879,651 T.; die deutsche Dampfschiffahrt steht an Tonnenzahl über der chinesischen. Der Schleppdampferverkehr ist auf dem Perl- und Westfluß sehr im Zunehmen. Die seit 1899 konzessionierte Eisenbahn K.–Hankou ist noch nicht begonnen, ebensowenig die ebenfalls bewilligte Bahn K.–Kaulun. Stadt und Hafen sind durch Forts und Batterien geschützt: auf den im N. der Stadt gelegenen Bergen liegen fünf kleine Forts, auf der Südseite vier, darunter Dutch Folly (aus »Fort«) auf einer kleinen Felseninsel mitten im Fluß, am Westende der Insel Whampoa, wo der Fluß durch eine Pfahlbarriere gesperrt ist, das Haukwa-, Napier- und Barrierenfort. Die Forts an der Bocca Tigris, mit vielen Geschützen armiert, aber ungeschickt gebaut, wurden in den Konflikten mit England 1841, 1847 und 1857 leicht genommen.

Kantonade (franz.), der Raum der Schaubühne hinter den Kulissen.

Kantonāl (franz.), zu einem Kanton gehörig, darauf bezüglich.

Kantoniere (ital.), in der Schweiz und Tirol Name der steinernen Zufluchtshäuser an den Alpenstraßen.

Kantonierter Pfeiler.

Kantoniert (franz.) heißt eine Mauerecke oder ein eckiger Pfeiler, der in den Ecken mit einer in einen Falz gesetzten (s. Abbildung) oder einer vorspringenden Halbsäule besetzt ist.

Kantonierung, s. Ortsunterkunft.

Kantonisten, von der Kantonverfassung (s. d.) Friedrich Wilhelms I. herrührende volkstümliche Bezeichnung der ausgehobenen Rekruten, im Gegensatz zu den freiwillig Eingetretenen. Unsichere K., Wehrpflichtige, die sich der Gestellung entziehen, ohne sich der Fahnenflucht schuldig zu machen. In Rußland hießen Soldatenkinder, die gegen spätere Dienstverpflichtung auf Staatskosten erzogen wurden, früher ebenfalls K.

Kantonnement (franz.), s. Ortsunterkunft.

Kantonreglement, s. Kantonverfassung.

Kantonsystem, s. Kantonverfassung u. Heer, S. 43.

Kantonverfassung (Kantonsystem), die von Friedrich Wilhelm I. durch das Reglement vom 1. Mai (15. Sept.) 1733 (Kantonreglement) eingeführte Militärverfassung, nach der das ganze Land in Kantone (Kreise) eingeteilt war, in denen jedem Infanterie- und Kavallerieregiment eine bestimmte Anzahl Feuerstellen zur Entnahme seines Rekrutenbedarfs zugewiesen war. Die anfänglich festgesetzte Zahl von 5000 Feuerstellen für ein Infanterie- und 1800 für ein Kavallerieregiment wurde später vermehrt. Im Frieden durften denselben jährlich 30, im Kriege 100 Mann entnommen werden. Durch die K. wurde bestimmt: Alle Einwohner des Landes sind verpflichtet, in dem Regiment zu dienen, zu dessen Kanton sie gehören. Ausgenommen waren Söhne der Edelleute, der vermögendsten Bürger, Predigersöhne, die Theologie studierten. Ländlichen Besitzern, Kolonisten ꝛc. wurden Vergünstigungen, bez. Befreiung von der Dienstpflicht zugebilligt, später auch der Woll- und Tuchfabrikation, um diese zu heben. Jeder im Kanton geborne Knabe wurde vom Pfarrer in eine Liste eingeschrieben und diese dem Regiment mitgeteilt. Mit dem 20. Lebensjahr wurde der Kantonpflichtige gemeinsam von Militär- und Zivilbehörden gemustert und zu lebenslänglicher, später 20jähriger Dienstpflicht ausgehoben. Später wurden auch Städte und Landesteile von hervorragender industrieller Tätigkeit von der Kantonpflichtigkeit befreit, z. B. Berlin, Potsdam, Breslau, Magdeburg ꝛc. Bei Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht wurden dann jene Befreiungen ꝛc. aufgehoben. Ein ähnliches System war früher in Österreich und bis 1874 auch in Rußland im Gebrauch. Vgl. Territorialsystem.

Kantor (lat., »Sänger«), Vorsänger, daher auch: Praecentor, einer Kirche. In kleinen Gemeinden ist der K. oft zugleich Organist, Küster und Lehrer. In den ältern Zeiten, nach Einführung des Kirchengesanges, war die Stelle des Kantors eine der wichtigsten bei den Kathedralschulen. In größern Kirchen bekleidet der K. als Dirigent des Sängerchors auch jetzt noch eine musikalisch ehrenvolle Stellung (Thomaskantorat in Leipzig, Domkantoren ꝛc.). Vgl. Laacke, Das Kantor-, Küster- und Organistenamt in seinen Rechtsverhältnissen (Bernb. 1884); Zimmer, Der K. und Organist im evangelischen Gottesdienst (Quedlinb. 1886); Vollhardt, Geschichte der Kantoren und Organisten von den Städten im Königreich Sachsen (Berl. 1899); Werner, Geschichte der Kantoreigesellschaften im Gebiet des ehemaligen Kurfürstentums Sachsen (Leipz. 1902).

Kantring, s. Kanthaken.

Kantschil, s. Zwergmoschustier.

Kantschindschinga, Berg im Himalaja, s. Kintschindschinga.

Kantschou (Gantschou), Stadt in der chines. Provinz Kansu, 400 km nordwestlich von Lantschou, nahe den Resten der großen Chinesischen Mauer und an der alten Handelsstraße von China mit dem Westen, umgeben von einer Stadtmauer, an die sich eine zweite halbkreisförmig anschließt, litt im Dunganenaufstand schwer, zählt aber angeblich schon wieder 150,000 Einw., hat jedoch die Blütezeit des Altertums und Mittelalters nie mehr erreicht.

Kantschu (v. türk. Kamtschi), kurze, starke, aus Lederriemen geflochtene Peitsche mit kurzem Stil, am Handgelenk hängend getragen und in Rußland auch als Reitpeitsche gebräuchlich (vgl. Nogeika).

Kantusche, s. Kontusch.

Kanu (engl. canoe), das schmale, lange Fahrzeug vieler Naturvölker. Indianer und Grönländer bauen ihre Kanus aus Holzrippen oder Walfischknochen und überziehen sie mit Fellen; auch das Deck ist häufig aus Fell, mit einer Öffnung, die der im K. Sitzende mit seinem Körper ausfüllt. Zum Rudern bedienen sie sich langer Doppelriemen, mit denen sie geschickt und rasch fahren. Vgl. Schiffbau der Naturvölker. Ruder- und Segelkanus werden auch beim Ruder- und Segelsport verwendet.

Kanüle (franz. canule), ein langer, gerader oder gebogener, hohler und an beiden Enden offener Zylinder von verschiedenstem Durchmesser, aus Gold, Platin, Silber, Stahl, Blei, Holz, Horn, Knochen, Pappe, Kautschuk verfertigt. Man benutzt Kanülen zum Durchleiten von Flüssigkeiten oder Luft; sie sind entweder vorn scharf (Pravazsche K.) und dienen dann direkt zum Einstechen durch die Haut in das Unterhautbindegewebe (wie bei subkutanen Einspritzungen) oder in die Muskeln, oder sie werden in gestochene (s. Trokar) oder geschnittene Wundkanäle zum Einspritzen von Flüssigkeiten oder zum Durchlassen von Luft (bei Luftröhrenschnitt) oder von Flüssigkeit (bei Wassersucht) oder von Eiter (bei eiteriger Pleuritis, auch bei tiefen oder tiefgelegenen Wunden) eingeführt. In letzterm Falle bezeichnet man die Kanülen meist als Drainröhren (Drains).

Kanun (Qânûn, arab., aus dem Griech.), orientalisches, unsrer Zither nicht unähnliches Saiteninstrument; der Name deutet auf den antiken Kanon, d. h. das Monochord. Nach der andern Bedeutung des griechischen Kanon ist K. gleich Gesetz; daher K.-nameh, die Sammlung von Gesetzen, die Sultan Soliman I. el-Kanuni, d. h. der »Gesetzgeber«, veranstaltete; Kanundschi, Gesetzgeber, Archivar der Gesetzbücher.

Kanuri (Kanori, »Leute des Lichtes«), das Hauptvolk von Bornu (s. d.), auch in Mittelafrika ausgebreitet. Nahe Verwandte der K. sind die Bewohner von Manga, Nguru und Kanem. Die K. sind eitel und putzsüchtig, aber rührige und unternehmende Kaufleute. Ihre Sprache, die sich mit der Sprache der Tibbu am nächsten berührt, ist durch die Arbeiten H. Barths und Koelles genauer bekannt geworden; sie ist reich entwickelt und von großem Wohlklang. Vgl. Nachtigal, Sahara und Sudân, 1. Teil (Berl. 1879).

Kanut, s. Knut.

Kanutsvogel, s. Strandläufer.

Kanzel (v. lat. cancelli, »die Schranken«), der erhöhte Standort des Predigers in christlichen Kirchen, so genannt von den Schranken der altchristlichen Kirche, die das Chor von dem Schiff trennten (s. Ambo). Als später daraus ein Lektorium (Lettner) geworden war und die Predigt eine höhere Bedeutung erhalten hatte, sonderte man den Predigerambon von dem Lettner ab und erhöhte ihn, damit der Prediger von der Gemeinde besser gesehen werden konnte, behielt aber den Namen Kanzelle für ihn bei, der allmählich in K. überging. Die Kanzeln, die vom 11. Jahrh. ab zuerst aus Stein, dann auch aus Holz hergerichtet wurden, standen anfangs auf massivem Unterbau und waren meist viereckig. Erst in der deutschen Kunst wurde die Brüstung der K. vieleckig angeordnet, diese auf eine Säule gestellt und mit einer Kanzelhaube oder einem Schalldeckel versehen. Von Kanzeln, die durch bildnerischen Schmuck bedeutender Künstler ausgezeichnet sind, sind die im Dom zu Siena und im Baptisterium zu Pisa von Niccolò Pisano (s. Tafel »Bildhauerkunst VII«, Fig. 3), in Ravello in Unteritalien, in San Andrea in Pistoja und im Dom zu Pisa von Giovanni Pisano, in San Lorenzo zu Florenz von Donatello, in Santa Croce zu Florenz von Benedetto da Majano, im Dom zu Freiberg i. S. von einem unbekannten Künstler und im Stephansdom zu Wien von Meister Pilgram (1512) hervorzuheben. — In der Jägerei heißt K. der auf einem Baum angelegte und durch Zweige verblendete Sitz, aus dem der Jäger auf Brunftplätzen oder an Körnungen (Futterplätzen) Wild zu erlegen sucht, was deshalb leichter gelingt, weil das Wild bei dieser Vorrichtung keinen Wind (Witterung) bekommen kann. Auch bei Treibjagden stehen die Jäger bisweilen auf Kanzeln.

Kanzelberedsamkeit, die geistliche Redekunst überhaupt, insonderheit die im öffentlichen Gottesdienst geübte (s. Homiletik und Predigt). Gewöhnlich wird die Geschichte der K. in fünf Perioden eingeteilt, deren erste bis auf Chrysostomos und Augustin reicht. In dieser Zeit bestand der Gottesdienst der Christen neben Gesang und Genuß des heiligen Abendmahls noch vorzugsweise im Vorlesen der heiligen Schriften und daran sich knüpfenden Ansprachen. An der Spitze der ersten Predigtschule bei den Griechen steht Origenes, der namentlich die sogen. Homilie (s. d.) kultivierte, während Ephräm der Syrer, Basilius d. Gr., Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa und Johannes Chrysostomos, der bedeutendste Homilit der alten Kirche, bereits die an die gleichzeitige Rhetorik sich anschließende, nach dem Applaus der Zuhörer (krotos) haschende Prunkrede repräsentieren. Aus der abendländischen Kirche, wo man meist mit einfachen Ansprachen (sermones) vorlieb nahm, sind zu nennen: Zeno, Bischof zu Verona, Ambrosius, Bischof zu Mailand, ein geborner Redner, und besonders Augustin, der durch katechetische und dialogische Formen, Antithesen und einen großen Reichtum von rhetorischen Figuren die mangelnde Phantasie ersetzte. Schon in der zweiten Periode, von Chrysostomos und Augustin bis auf Alkuin (400—800), beginnt die K. teils zu entarten, teils zu erlahmen. Unter den griechischen Kanzelrednern aus jener Zeit ragt Cyrillus von Alexandria hervor, unter den Lateinern Leo d. Gr., ein der klassischen Reinheit noch näher stehender Redner, Cäsarius von Arles, der bedeutendste Prediger des 6. Jahrh., Gregor d. Gr., das Musterbild des gesamten Mittelalters, endlich Beda der Ehrwürdige in seinen Homilien über die Perikopen (s. d.). In der dritten Periode, von Alkuin bis auf Luther (800—1520), mußte die Predigt fast ganz der Liturgie das Feld räumen. Soweit sie noch statthaft, bewegt sie sich zumeist in Abhängigkeit von der patristischen Literatur (s. Homiliarius liber). Wie im Morgenlande griechisch, so wurde im Abendlande meist lateinisch gepredigt (sermones ad clerum), aber vielfach auch in den Landessprachen (sermones ad populum). Einen Aufschwung in der K. brachten im frühern Mittelalter besonders Cluniacenser und Cistercienser, wie Bernhard von Clairvaux, im spätern Franziskaner, wie Bruder Berthold von Regensburg, und Dominikaner, wie Johann Tauler und Vincentius Ferrerius, endlich aber auch reformatorische Prediger, wie Johann Hus und Hieronymus Savonarola. Im allgemeinen ist die Naturwüchsigkeit der frühern Jahrhunderte des Mittelalters später durch die Scholastik beeinträchtigt worden, die in formeller Beziehung eine starke Verkünstelung der Predigt mit sich führte, während Gabriel von Barletta, Olivier Maillard, Michael

Menot und Geiler von Kaisersberg in ihrem Streben nach Popularität oft mehr an das Burleske streiften. Die vierte Periode reicht von Luther bis auf Spener (1520—1675). Luther selbst wirkte unermeßlich durch die unmittelbare Einheit von Inhalt und Form, durch ungemeine Popularität und prophetische Freimütigkeit, durch Fülle der Ideen und Veranschaulichungsmittel, wiewohl ihm auch manche Härten des Geschmacks nicht abgesprochen werden können. Aber seine Originalität reichte nicht aus, dem in seiner Kirche überwuchernden Hang zur Polemik und zur Scholastik Schranken zu ziehen. Mitten in dem allgemein verbreiteten zelotischen Dogmatismus repräsentieren Johannes Arnd, Valerius Herberger und Chr. Scriver wiederkehrendes Bewußtsein um den eigentlichen Zweck der K. Die katholische Kirche des 17. Jahrh. feierte den Glanzpunkt ihrer K. in den Leistungen der klassischen Literaturperiode Frankreichs (Bourdaloue, Fénelon, Bossuet, Fléchier, Massillon), mit denen, zwar nicht an Geschmack, aber an Originalität, Abraham a Santa Clara in Deutschland wetteifern konnte. Die protestantische Kirche Frankreichs brachte ihren größten Redner in Saurin, die anglikanische Kirche den ihrigen in Tillotson hervor. In der fünften Periode, von Spener bis auf die neueste Zeit, machte sich das Bestreben geltend, die religiösen Bedürfnisse durch eine praktisch belebende Predigtweise zu befriedigen. Ph. Jak. Spener wies mit Erfolg auf die Fehler des damaligen polemischen Predigtwesens hin und vermied dieselben soviel wie möglich in seinen eignen, übrigens schwerfälligen und endlosen Kanzelvorträgen. Im Gegensatz zu der pietistischen Schule wußte eine andre Richtung philosophische Wahrheiten im Geiste der Wolffschen Schule auf der Kanzel zu behandeln. Eine ausgleichende und hervorragende Stellung nimmt gegen Mitte des 18. Jahrh. Lorenz von Mosheim ein (»Heilige Reden«). Eine lange Reihe ausgezeichneter Prediger schließt sich an, unter denen besonders Reinhard in Dresden lange Zeit als maßgebend für die moderne Form der synthetischen Form galt. Gleichzeitig wirkten Zollikofer, Löffler, Rosenmüller, Ammon, Marezoll, Röhr, Tzschirner, Hanstein, Müslin ꝛc. Die moderne Kanzelrhetorik findet ihre Vorbilder in Theremin, Dräseke, Krummacher, Harms; die theologische Kunstpredigt in Schleiermacher, K. J. Nitzsch und Steinmeyer; die erbauliche Bekehrungs- und Erweckungspredigt in Hofacker, Palmer, Ahlfeld, Gerlach, Tholuck, Brückner, Gerok ꝛc.; die Hofpredigt in W. Hoffmann, Kögel, W. Baur und Dryander; die Predigt der freien Theologie in K. Schwarz, D. Schenkel, H. Lang, A. Bitzius; die Predigt der politischen und sozialen Tendenz in Stöcker. Der französische Protestantismus weist auf positiver Seite Redner auf wie Vinet, Pressensé, Monod, Bersier, auf liberaler die beiden Coquerel und Colani; Großbritannien besaß in neuerer Zeit Kanzelredner wie Robertson, Caird, Kingsley und den originellen Baptisten Spurgeon. Die Leistungen der katholischen Kirche liegen namentlich auf dem spezifisch modernen Gebiete der Fasten- und Missionspredigt (Lacordaire, Pater Roh, Rottmanner, Ehrhard u. a.).

Vgl. Lentz, Geschichte der christlichen Homiletik (Braunschw. 1839); Paniel, Pragmatische Geschichte der christlichen Beredsamkeit (Leipz. 1839—41, bis Augustinus); Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter (Detmold 1879); Linsenmeyer, Geschichte der Predigt in Deutschland von Karl dem Großen bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts (Münch. 1886); F. R. Albert, Die Geschichte der Predigt in Deutschland bis Luther (1. u. 2. Teil, Gütersloh 1892—93); Marbach, Geschichte der deutschen Predigt vor Luther (Berl. 1874); Schenk, Geschichte der deutsch-protestantischen K. von Luther bis auf die neuesten Zeiten (das. 1841); C. G. Schmidt, Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche Deutschlands von Luther bis Spener (Gotha 1872); Sack, Geschichte der Predigt in der deutsch-evangelischen Kirche von Mosheim bis auf Schleiermacher und Menken (Heidelb. 1866); Stiebritz, Zur Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die Gegenwart (Gotha 1875—76); Rothe, Geschichte der Predigt (Bremen 1881); H. Hering, Die Lehre von der Predigt (Berl. 1904).

Kanzellariat (nlat.), Kanzlerwürde, Kanzleistube.

Kanzelle (lat., »Gitter«), vergitterte Schranke in den Gerichtsstuben, im Kirchenchor (vgl. Kanzel); in der Orgel Name der einzelnen Abteilungen der Windlade, die den Wind an die Pfeifen verteilen.

Kanzellieren (lat., »eingittern«), eine Schrift, um sie ungültig zu machen, mit sich gitterförmig kreuzenden Strichen (><) durchstreichen; dann auch verallgemeinert gebraucht.

Kanzelmißbrauch, das Vergehen, dessen sich ein Geistlicher oder sonstiger Religionsdiener schuldig macht, wenn er in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Berufs öffentlich vor einer Menschenmenge oder in einer Kirche oder an einem andern zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte vor einer Mehrheit von Personen Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung macht, oder in Ausübung seines Berufs Schriftstücke ausgibt oder verbreitet, in denen Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung gemacht sind. Dieser sogen. Kanzelparagraph (Reichsstrafgesetzbuch, § 130a) verdankt seine Entstehung in der ersten Hälfte dem sogen. Kulturkampf (1871), in seiner zweiten dem bayrischen Kultusminister Freiherrn von Lutz, der dadurch die Altkatholiken zu schützen suchte (1876).

Kanzelparagraph, s. Kanzelmißbrauch.

Kanzen, s. Integral.

Kanzlei (Kanzelei, lat. Cancellaria, franz. Chancellerie, engl. Chancery), ursprünglich der mit Schranken (cancelli) umgebene Ort, wo die öffentlichen Urkunden, landesherrlichen Reskripte, Gerichtsurteile ꝛc. ausgefertigt wurden; der erste Beamte hieß gewöhnlich der Kanzler (s. d.). Später wurden die höhern Gerichte Kanzleien genannt, z. B. Justizkanzlei; ihre Vorsteher hießen Kanzleidirektoren, Kanzleipräsidenten. Jetzt wird unter K. gewöhnlich nur das Schreiberpersonal (Kanzlisten) der Behörden, Notare oder Anwalte verstanden, daher man von Ministerial-, Kabinetts-, Gerichts-, Amtskanzlei ꝛc. spricht. Im Deutschen Reich ist die Reichskanzlei das Zentralbureau des Reichskanzlers, das den amtlichen Verkehr des letztern mit den Chefs der obersten Reichsämter vermittelt. In der Schweiz ist die Bundeskanzlei (Chancellerie fédérale) zur Wahrnehmung der Sekretariats- und Kanzleigeschäfte bei der Bundesversammlung und bei dem Bundesrat bestimmt. In Österreich bezeichnet man als K. auch die Geschäftslokale des Bankiers u. dgl. S. Kanzleisprache.

Kanzleidirektor, s. Kanzlei.

Kanzleiformat, Kanzleipapier, s. Papier.

Kanzleischreiben (Lettre de chancellerie), die feierlichere Form der Mitteilungen von Souverän zu

Souverän. Das K. wird in förmlicher Weise abgefaßt, mit dem großen Staatssiegel versehen und meistens vom Minister des Auswärtigen gegengezeichnet. Minder feierlich ist das Kabinettsschreiben (s. Kabinett).

Kanzleischrift, Schriftgattung (Deutsch), bei deren Zeichnung die geschriebene K. in edlen Formen nachgeahmt ist (s. Schriftarten). S. auch Schreibkunst.

Kanzleisprache, deutsche, diejenige Art des schriftlichen Ausdrucks, die sich seit dem 14. Jahrh. in den deutschen Kanzleien entwickelte. Im 15. Jahrh. und im Beginn des 16. Jahrh. waren besonders die Sprache der kaiserlichen und der kursächsischen Kanzlei von maßgebendem Einfluß. Diese bildeten denn auch die Grundlage zu Luthers Bibelübersetzung und damit auch der neuhochdeutschen Schriftsprache. Kanzleistil, eine Art des sprachlichen Ausdrucks, die sich von der lebendigen Rede des Gebildeten, namentlich durch altertümlichen Wortschatz, formelhafte Redewendungen, verwickelten Periodenbau und langes Ausspinnen der Sätze unterscheidet.

Kanzleistil, s. Kanzleisprache.

Kanzleizeremoniell, s. Zeremoniell.

Kanzler (lat. Cancellarius, franz. Chancelier, engl. Chancellor), der Beamte, der die Ausfertigung der Staatsurkunden zu besorgen hat. Die Kanzlerwürde war anfänglich eine der höchsten in den europäischen Reichen, die regelmäßig mit Geistlichen besetzt wurde, da diese fast allein im Besitz literarischer Kenntnisse waren. In Deutschland führte der Erzbischof und Kurfürst von Mainz den Titel Erzkanzler des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Der von ihm ernannte Vizekanzler war der eigentliche Reichsminister und mußte stets um den Kaiser sein. In Frankreich wurde der K. aus dem Stande der Rechtsgelehrten genommen; er war der oberste Staatsbeamte und wurde lebenslänglich ernannt. Da dies jedoch zu Unzuträglichkeiten führen konnte, wurde neben ihm noch ein Siegelbewahrer (Garde des sceaux) ernannt, welcher der eigentliche Justizminister war. In England ist der Großkanzler oder Lord-Kanzler (Lord High Chancellor of Great Britain) der erste Staatsbeamte, Mitglied des Geheimen Rats (privy Council), Präsident oder Sprecher des Oberhauses, Chef der Reichskanzlei, Justizminister und Vorsitzender des in dem obersten Gerichtshof bestehenden Appellationsgerichts (Court of appeal); er wird durch Übergabe des Staatssiegels ernannt und heißt daher auch Großsiegelbewahrer (Keeper of the Great Seal). Außerdem hat man in England noch einen K. des Herzogtums Lancaster und einen K. des Lehnshofs und der Finanzkammer (Chancellor of the Exchequer); letzterer ist der Finanzminister von England. Irland hat wieder seinen besondern Reichskanzler. In Deutschland wurden seit dem 15. Jahrh. auch die Präsidenten der obersten Gerichtshöfe K. genannt. In Preußen errichtete König Friedrich II. 1746 die Würde eines Großkanzlers, der an der Spitze der Justiz stand. Der erste und einzige war Samuel v. Cocceji (s. d.); später wurde der Fürst von Hardenberg zum Staatskanzler ernannt, nach dessen Tod aber diese Stelle nicht wieder besetzt. Nach der Verfassung des nunmehrigen Deutschen Reiches steht an der Spitze der Reichsverwaltung der Reichskanzler (s. d.), der den Vorsitz im Bundesrat führt und vom Kaiser ernannt wird. In Österreich führte eine Zeitlang Graf Beust den Titel »Reichskanzler«; außerdem wurden wiederholt Ministerpräsidenten zu Staatskanzlern ernannt. In der Schweiz ist der Bundeskanzler der Vorstand der Bundeskanzlei (s. Kanzlei). Auch die Bureauchefs der Konsuln und Gouverneure von Schutzgebieten führen zuweilen den Titel K. Endlich kommt die Bezeichnung K. als bloßer Titel vor. So gehört z. B. der »K. im Königreich Preußen« zu den vier großen Landesämtern des Königreichs Preußen und zu den erblichen Mitgliedern des preußischen Herrenhauses. Auch führt bei manchen Universitäten der Kurator den Titel K. Vgl. Stumpf, Die Reichskanzler (Innsbr. 1865—73, 3 Bde.); Seeliger, Erzkanzler und Reichskanzleien (das. 1889).

Kanzler, Hermann, General im Dienste des Papstes, geb. 1822 in Baden, gest. 5. Jan. 1888, trat 1845 in den päpstlichen Militärdienst, kämpfte 1848 gegen Österreich, ward 1859 zum Obersten ernannt und nach seinem kühnen Durchbruch durch das piemontesische Korps von Pesaro bis Ancona von Lamoricière zum General befördert. Seit Oktober 1865 Oberkommandant des päpstlichen Heeres und Prominister der Waffen, kämpfte er 3. Nov. 1867 bei Mentana, leitete die Scheinverteidigung von Rom im September 1870 und behielt seine Ämter, obwohl sie durch die Einverleibung des Kirchenstaats in Italien jegliche Bedeutung verloren hatten, bis zu seinem Tode. Vgl. »Der italienische Raubzug wider Rom im September 1870«, mit Bildnis des Generals K. (Münster 1871).

Kanzlist, ein auf einer Kanzlei (s. d.) beschäftigter [Subalternbeamter.

Kanzone (ital. Canzone, »Lied«), eine lyrische Dichtform, die sich schon bei den Provenzalen und Nordfranzosen findet und von den Italienern besonders ausgebildet wurde. Sie dient stets nur zum Ausdruck der edelsten Gedanken und Gefühle und besteht aus einer Reihe gleichgeformter Strophen (bei den ältern Italienern meist 5—10), denen oft ein kürzeres »Geleit« folgt. Eine Strophe hat in der Regel 7—20 Verse, Endecasillabi, Settenari und selten Quinari. Meist hat jede Strophe neue Reime. Die Strophe zerfällt in zwei, seit Petrarca durch einen Reim verbundene ungleiche Teile. Der erste ist entweder ungegliedert (fronte), oder, weit häufiger, in zwei gleiche Teile gegliedert (piedi). Der zweite ist ungegliedert (sirima, coda) oder in zwei gleiche Teile gegliedert (volte, versi). Die Strophe hat piedi und volte, piedi und sirima oder fronte und volte. Fronte und sirima verwirft schon Dante. Das Geleit (congedo ꝛc.) schließt sich im Bau genau an den zweiten Teil der Strophe an, nur braucht es nicht so lang zu sein. Ende des 17. Jahrh. führte Guidi die K. mit freien Strophen ein. Leopardi schrieb die berühmtesten dieser Art. In Deutschland dichteten Kanzonen außer den Romantikern (Schlegel ꝛc.) Platen, Rückert, Zedlitz (»Totenkränze«), Bechstein (»Luther«), K. Förster, Dingelstedt, M. Waldau u. a. — In der Musik bezeichnete man mit K. im 15.—16. Jahrh. vorzugsweise weltliche mehrstimmige Gesänge von volksmäßiger Faktur. Die Canzonette napoletane, siciliane und die ebenfalls zu den Kanzonen gehörigen Villoten und Villanellen ꝛc. entsprechen den deutschen »Liedern« (Frische teutsche Liedlein, Gassenhäwerlin, Reuterliedlein ꝛc.). Die bereits bei Johann de Muris (14. Jahrh.) vorkommende Bezeichnung Cantilena für mehrstimmige Sätze schlichter Faktur dürfte wohl die ältere Form des Namens sein. Kunstvoller als die italienischen waren die französischen Kanzonen (Chansons, Canzoni francesi) gearbeitet, die bereits gegen Ende des 17. Jahrh. durch die beiden Gabrieli auch auf die Orgel und ein Ensemble von Instrumenten übertragen wurden (Canzoni da sonar, auch kurzweg Sonate genannt). Vgl. Sonate.

Kaoko (Kaokofeld), der Nordwesten von Deutsch-Südwestafrika (s. diese Karte bei Artikel »Herero«), an der Küste des Atlantischen Ozeans, südlich vom Kunene bis zum Ugabfluß mit hafenlosem, sandigem und wüstem Küstengebiet. In dem terrassenförmig aufsteigenden Berglande, das im Elendekagebirge 1320 m erreicht, ist in den Betten der zahlreichen, allerdings nur periodisch fließenden Flüsse Wasser durch Nachgraben leicht zu erlangen; es hat vorzügliche Weiden. Die Bewohner sind im N. um Zesfontein Toopnaar-, in der Mitte um die Missionsstation Franzfontein die Swartbooi-Hottentotten, im S. einige Bergdamara. Das ganze Land ist überaus schwach besiedelt und bildet das Konzessionsgebiet der Kaoko-Land- und Minen-Gesellschaft südlich bis zum Ugab; es wurde durch G. Hartmann erforscht. Vgl. Hartmann, Das Kaokogebiet (in den »Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin«, 1897) und Meine Expedition 1900 in das nördliche Kaokofeld (Berl. 1903).

Kaolin (Kaolinit, nach dem chinesischen Kaoling, Porzellanerde), ein natürlich vorkommendes Tonerdesilikat, selten in kleinen, sechsseitigen, tafelförmigen Schüppchen und in feinschuppigen Aggregaten von schneeweißer Farbe (Nakrit) auf Erzgängen (Freiberg, Marienberg 2c.), häufiger in derben, kryptokristallinischen Massen, z. T. in Afterkristallen nach Orthoklas, Porzellanspat, Leucit, Beryll 2c., sehr weich, leicht zerreiblich und abfärbend, im Bruch meist feinerdig, von matter, meist rötlich-, gräulich-, grünlich- und gelblichweißer Farbe. Das spezifische Gewicht des Kaolins ist 2,2. Mit Wasser angerührt, wird es plastisch und läßt sich formen. Vor dem Lötrohr wie im Ofenfeuer ist es unschmelzbar; doch sintert es zusammen und brennt sich weiß. Von Säuren wird es wenig angegriffen, nur Schwefelsäure schließt es vollständig auf. Das reine K. enthält 46,5 Proz. Kieselerde, 39,6 Tonerde und 13,9 Wasser, entsprechend der Formel $H_4Al_2Si_2O_9$. In der Regel ist es aber durch feinverteilten Quarz, unzersetzten Feldspat und durch andre Substanzen (Kalk, Eisenoxyd 2c.) verunreinigt und nähert sich dann manchen Arten von Ton (s. d.). Besonders häufig entsteht K. aus Orthoklas; es ist deshalb verbreitet in dem Granit, so bei Schneeberg in Sachsen, bei Karlsbad in Böhmen, auf Elba, bei Limoges in Frankreich (Material der Porzellanfabrik in Sèvres bei Paris), bei St. Stephens und St. Austell in Cornwall, ferner im Gneis, wie am Bacher in Steiermark, zu Schwarzbach im Böhmerwald, sodann in verschiedenen, dem Granit gleich zusammengesetzten Porphyren und Pechsteinen, so bei Morl und Trotha bei Halle (Material der Berliner Porzellanmanufaktur), bei Meißen (Material der Meißener Fabrik), und im Trachyt, z. B. bei Unghvar in Ungarn. Im Gneis von Obernzell, Griesbach, Diendorf 2c., bei Passau ist das K. vornehmlich aus Porzellanspat hervorgegangen (Passauer Porzellanerde, Material der Fabriken in Nymphenburg und Regensburg). Außerdem findet es sich auch auf sekundärer Lagerstätte, so über dem Liaskalk von Dignac im Depart. Charente, auf der Höhe des Sollings bei Neuhaus und Lenne in Braunschweig, dann als Bindemittel von Sandsteinen (Kaolinsandsteine); die Kohlensandsteine bei Pilsen in Böhmen und gewisse Lagen des Buntsandsteins am Thüringer Wald (Sandberg bei Steinheid, Tabarz, Elgersburg) enthalten K. in solcher Reinheit und Menge, daß es lohnt, es durch Ausschlämmen aus dem zerpochten Gestein auf den sogen. Massenmühlen für Porzellanmanufaktur zu gewinnen. Eine dichte Porzellanerde von flachmuscheligem bis unebenem Bruch und der Härte 2—3, die besonders auf Erzgängen und in Porphyren und Melaphyren vorkommt, hat man Steinmark genannt (s. auch Bolus).

Kaolinsandstein, s. Sandstein und Kaolin.

Kaotsche, Volk, s. Uiguren.

Kap (franz. cap, ital. capo, span. cabo, v. lat. caput, Kopf, Gipfel; Vorgebirge), der vorspringende Teil eines Ufers oder einer Küste und insbes. jede Spitze, in die er verläuft. Diese Spitze ist abgerundet oder besitzt, zumal an felsigen Ufern, schroffe, schneidende Formen. Im letztern Falle wird sie auch wohl Landspitze genannt. Die Kaps sind oft wichtig als Schutzmittel der Buchten gegen die Stürme, und ein großer Teil der besten Häfen verdankt ihnen seine Sicherheit. Daher sind auch die Orte in der Nähe der Kaps häufig Zentralpunkte des Handels und von militärischer Wichtigkeit, weil gerade die geschützten Buchten am sorgfältigsten gegen Angriffe von der See aus zu verteidigen sind und die Landvorsprünge die Anlage von Verteidigungsmitteln begünstigen. In dieser Hinsicht sind besonders solche Kaps berühmt, die an Meerengen angrenzen (Gibraltar) oder an sonstigen für die Schiffahrt wichtigen Punkten liegen, z. B. das K. der Guten Hoffnung. Im gewöhnlichen Leben ist K. schlechthin Bezeichnung für das letztgenannte Vorgebirge, daher die Ausdrücke Kapstadt (Cape Town), Kapwein, Kapgummi 2c.

Kapabel (lat.), fähig, imstande.

Kapaneus, einer der Sieben gegen Theben, Sohn des Hipponoos, vermaß sich beim Sturm auf die Stadt, daß er auch gegen Zeus' Willen Theben verbrennen und selbst dessen Blitzen trotzen werde, und ward auf der Sturmleiter vom Blitz getroffen. Seine Gemahlin Euadne stürzte sich, als er auf den Scheiterhaufen gelegt ward, in die Flammen. Sein Sohn war Sthenelos (s. d.).

Kapaun, ein kastrierter Haushahn, s. Huhn, S. 619, und Hahnrei.

Kapauta, See, s. Urmisee.

Kapazitanz, s. Elektrische Induktion, S. 625.

Kapazität (lat.), Fähigkeit, etwas in sich aufzunehmen, z. B. Wärmekapazität (s. Wärme), elektrische K. eines Leiters (s. Elektrische Kapazität). Vitale K., K. der Lungen, die Luftmenge, die nach einer möglichst tiefen Einatmung bei stärkster Anstrengung ausgeatmet werden kann, s. Atmung, S. 54; dann besonders Bezeichnung für das geistige Fassungsvermögen, die Begabung eines Menschen; daher auch für jemand, der namentlich in einem bestimmten Fach etwas Hervorragendes leistet.

Kap Barren-Insel, s. Furneauxinseln.

Kap Breton, kanad. Insel, s. Cape Breton.

Kapchrysolith, s. Chrysolith.

Kapelagebirge, an den kroatischen Karst sich anschließende Gebirgskette in Kroatien-Slawonien (s. Karte »Krain-Küstenland«), deren Kamm sich südlich von der Kulpa in südöstlicher Richtung bis zu den 13 Plitvicaseen hinzieht. Der nördliche Teil des Kapelagebirges, das bewaldet ist, heißt die Große Kapela (Velika Kapela). Sie erstreckt sich mit einer mittlern Höhe von 948 m bis zum Sattel bei Modrus und erreicht im Klek (s. d. 2) 1182, in der Biela Lašica 1533 m Höhe. Der südliche Teil bildet die Kleine Kapela (Mala Kapela) mit 632 m mittlerer Höhe. Ihre höchste Spitze ist die Seliški Vrh (1260 m).

Kapelan (Capelin, Lodden, Mallotus villosus *Müller*), ein dem Stint nahe verwandter Lachsfisch, 14—18 cm lang, gestreckt gebaut, mit sehr großen runden Brustflossen und weit nach hinten stehenden Rückenflossen, ist oberseits dunkelgrün, bräunlich schimmernd, an den Seiten und unterseits weiß, schwarz getüpfelt; die Flossen sind grau mit schwarzer Einfassung. Der K. lebt in der Tiefe nordischer Meere vom 64.—75.° nördl. Br. und erscheint im Frühjahr, um zu laichen, in Zügen von 50 Seemeilen Länge und Breite an den Küsten, wo die gelben Eier dann das Meer färben. Man ißt ihn auf Island und Grönland und trocknet ihn auch für den Winter. In größter Menge dient er auf der Bank von Neufundland als Köder zum Fange des Kabeljaus.

Kapelle (mittellat. Capella, franz. Chapelle, v. lat. capa, »den Kopf mitbedeckender Mantel, Kappe«), ursprünglich ein kleines, zur Aufbewahrung einer Reliquie ꝛc. bestimmtes kirchliches Gebäude; später im Gegensatz zur Pfarrkirche jede kleinere Kirche, die entweder für sich abgesondert, z. B. auf Kirchhöfen, außerhalb der Städte, an Landstraßen ꝛc., oder in Privatgebäuden angebracht und zur Vollziehung gewisser gottesdienstlicher Handlungen bestimmt ist. Besonders waren innerhalb der Burgen und königlichen Paläste dergleichen Kapellen zur Privatandacht der Burgherren und fürstlichen Familien eingerichtet. Außer diesen für sich stehenden Kapellen gibt es solche, die mit einer Hauptkirche verbunden und neben, in oder unter ihr, bez. dem Chor gelegen sind. Dies sind die sogen. Krypten (s. d.). Der Chorumgang gotischer Kirchen ist oft mit einem Kapellenkranz umgeben. Im spätgotischen Stil, als man die Strebepfeiler nicht mehr nach dem Außern, sondern nach dem Innern des Gotteshauses vorspringen ließ, bildeten sich naturgemäß an den Seiten der Nebenschiffe Kapellenreihen. Auch die Kirchenbaukunst der Renaissance liebte diese Nebenschiffkapellen, die gewöhnlich ihren besondern Altar haben und je einem besondern Heiligen gewidmet sind. Der Aufseher einer K. oder der in ihr fungierende Geistliche hieß Kapellan (s. Kaplan). — K. wird auch ein ständiger besoldeter Kirchenchor oder ein Orchester genannt. Die ältesten derartigen Kapellen sind die Vokalkapellen, besonders die päpstliche K. in Rom (ähnliche Institute sind Chapel royal in London, die Hofkapellen in Wien und München, der Domchor in Berlin, die Hofsängerkapelle in Petersburg ꝛc.); da die ältern Kirchenkompositionen (bis gegen das 17. Jahrh.) nur für Singstimmen ohne jede Instrumentalbegleitung geschrieben waren, so erhielt in der Folge die Benennung a cappella (Kapellstil) den Sinn von Vokalmusik ohne Begleitung. Doch wurden die zur Verstärkung der Singchöre an den Kirchen angestellten Instrumentalmusiker auch zur K. gerechnet, und als allmählich an den Höfen die Singchöre eingeschränkt wurden und die Orchester zur Aufführung der schnell aufblühenden Instrumentalmusik in den Vordergrund traten, verblieb diesen der Name K. An der Spitze einer K. steht der Kapellmeister.

Kapelle (v. lat. cupella, »kleines Gefäß«), ein gußeiserner Kessel mit halbkugelförmigem Boden, oben mit horizontal auswärts gebogenem Rand und mit einem seitlichen Ausschnitt, wird in einem Ofen (Kapellenofen) eingesetzt und dient zur Aufnahme von Schalen, Kolben, Retorten (für den Hals der letztern ist der Ausschnitt bestimmt), die, in trocknen Sand gebettet, andauernd und gleichmäßig erhitzt werden sollen. K. heißt auch ein aus Knochenasche oder ausgelaugter Asche (Kapellenasche) geschlagenes tiegelförmiges Schmelzgefäß der Probierer, auf dem silberhaltiges Blei unter Luftzutritt in Schmelzhitze erhalten (abgetrieben, kapelliert, kupelliert) wird. Bei dieser Kapellenprobe oxydiert sich das Blei, und das geschmolzene Bleioxyd wird von der porösen Kapellenmasse eingesogen, während das nicht oxydierte Silber auf dem Boden des Gefäßes als Kügelchen (Korn) zurückbleibt. Eine geringe Menge Silber geht mit dem Bleioxyd in die K. (Kapellenzug). Beim Silberfeinbrennen heißen die mit Mergel, Asche, Knochenasche ausgeschlagenen Eisenschalen Teste, auch wohl Kapellen.

Kapellenberg, höchster Berg des Elstergebirges, im südlichsten Zipfel des Königreichs Sachsen, nördlich von Franzensbad, ist 757 m hoch.

Kapellenprobe, die Untersuchung einer Silberlegierung durch Abtreiben, s. Kapelle.

Kapellenrecht, s. Gesandte, S. 672.

Kapellentage (Capellae), an den Höfen katholischer geistlicher Fürsten und in Abteien die Tage, die an den Höfen katholischer weltlicher Fürsten ꝛc. Hof- u. Kirchenfesttage heißen. Sie zerfallen je nach ihrer höhern oder niedern Bedeutung in verschiedene Grade.

Kapellknaben (Chorknaben), die in einer Vokalkapelle (s. Kapelle) mitwirkenden Knaben, die bei größern Kapellen in der Regel freie Station haben und besonders eine gründliche musikalische Ausbildung erhalten; viele bedeutende Komponisten haben ihre Laufbahn als K. angefangen.

Kapellmeister, s. Kapelle; Kapellmeistermusik, Spitzname für Kompositionen, die Routine in der Handhabung der technischen Mittel zeigen, aber Originalität und tiefern Gehalt vermissen lassen.

Kapellton, s. Kammerton.

Kápēlos (griech., Mehrzahl: Kapeloi), »Krämer«, im alten Griechenland verächtliche Bezeichnung für die Sophisten, die von ihren Schülern Bezahlung in Geld annahmen.

Kaper, in Handelshäfen Angestellte von Kaufleuten, die einkommenden Schiffen entgegenfahren, um Geschäfte einzuleiten.

Kaperei, ein Unternehmen von Privatpersonen unter der Autorität einer kriegführenden Macht, das darauf gerichtet ist, mittels besonders dazu ausgerüsteter Schiffe den feindlichen Seehandel zu schädigen und dem erlaubten Seehandelsbetrieb Neutraler entgegenzutreten. Die Schiffe, Kaper (corsaires, privateers, armateurs) genannt, werden zu den Seestreitkräften des betreffenden Landes gerechnet, das den Kaperbrief (lettre de marque, commission de guerre, engl. commission) ausgestellt hat. Ein Kaperbrief soll nur einer bestimmten Person und nur den Staatsangehörigen der kriegführenden Parteien erteilt werden. K. ohne Ermächtigung der kriegführenden Staaten wird als Seeraub (Piraterie) betrachtet, das gleiche gilt, wenn K. nach Ablauf oder Zurückziehung des Kaperbriefes oder nach Beendigung des Krieges noch weiter betrieben wird, wenn die Kaper mit ihrer Beute sich vor kein Prisengericht stellen, wenn sie von beiden kriegführenden Parteien Kaperbriefe annehmen, wenn der Heimatsstaat des Kapers K. verbietet, wenn der Kaperbrief von einem Prätenden ausgestellt ist, wenn die Kriegsgebräuche nicht beachtet, insbes. unter falscher Flagge gesegelt wird, wenn Kaperei im Flußgebiet des feindlichen Landes betrieben wird. Solange sich jedoch die Kaper an die Kriegsgesetze und Kriegsgebräuche halten und die in den Kaperbriefen enthaltenen Weisungen befolgen, werden sie als Teile der feindlichen Kriegsmacht be-

trachtet und genießen den Schutz des Kriegsrechts. Mit Recht wurde seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. die Abschaffung der K. ernstlich angestrebt, zu einem greifbaren Ergebnis führte jedoch erst der Friedenskongreß von 1856, indem im Anschluß an denselben von den Bevollmächtigten der Kongreßmächte in dem ersten Satze der Pariser Seerechtsdeklaration vom 16. April 1856 der kurze und bündige Grundsatz aufgestellt wurde: Die Kaperei ist und bleibt abgeschafft. Dieser Deklaration sind später (mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Spanien und Mexiko) sämtliche Kulturstaaten beigetreten, trotzdem haben aber auch im nordamerikanisch-spanischen Kriege die beiden kriegführenden Mächte auf die Ausstellung von Kaperbriefen verzichtet. Vgl. La Mache, La guerre de course dans le passé, dans le présent et dans l'avenir (Par. 1901); Perels, Das internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart, S. 177 ff. (2. Aufl., Berl. 1903).

Kaperkreuzer, s. Kreuzer.

Kapern (Kappern), s. Capparis; unechte K., s. Tropaeolum.

Kapernäum (Kapharnaum, »Dorf des Nahum«), bedeutende Stadt in Galiläa, im Stammgebiet Naphtali, nicht weit vom Einfluß des Jordans in den See Genezareth, beim heutigen Tell Hum. Die Stadt hatte eine Synagoge, in der Jesus öfters lehrte, wie er sich denn überhaupt in der letzten Zeit seines Lebens regelmäßig zu K. aufhielt, daher die Stadt »seine Stadt« heißt. Da die Einwohner von K. das Essen seines Fleisches (Joh. 6, 52) in grobsinnlicher Weise verstanden haben sollen, so ward denen, die das heilige Abendmahl wie eine andre gewöhnliche Speise nahmen, kapernaitische Lehre und kapernaitisches Essen schuld gegeben.

Kapernstrauch, s. Capparis.

Kapernsträucher, s. Kapparidazeen.

Kapetan, erblicher Grundherr in Bosnien.

Kapetinger (Capétiens), die von Hugo Capet abstammenden Könige der dritten französischen Dynastie (987—1328), 14 an der Zahl. Den Namen Capet leitet man von Cappetus, »Mönchskapuze«, ab, indem die beiden Hugo, Vater und Sohn, obschon Herzoge von Francien, auch Laienäbte von St.-Martin-de-Tours waren. Die Familie der K. ist übrigens deutscher Abstammung. Wittichin, ein gemeinfreier Sachse, war unter Karl d. Gr. aus seiner Heimat vertrieben worden und hatte sich im Westfrankenreich angesiedelt. Sein Sohn Robert der Tapfere hatte sich in dem Heer König Karls des Kahlen so ausgezeichnet, daß er von diesem die Grafschaft Touraine, dann die Markgrafschaft Anjou und endlich das Herzogtum Francien oder Ile-de-France zu Lehen erhielt (vgl. v. Kalckstein, Robert der Tapfere, Berl. 1871). Roberts des Tapfern Söhne waren Odo, der 888 König von Frankreich wurde und 898 starb, und Robert, der Gegenkönig Karls III. (gest. 923). Der Sohn Roberts war dann Hugo d. Gr. (s. Hugo 1) sowie Hugo Capet). Die kapetingischen Könige sind der Reihe nach folgende: Hugo (987—996), Robert I. (996—1031), Heinrich I. (1031—60), Philipp I. (1060—1108), Ludwig VI. (1108—37), Ludwig VII. (1137—80), Philipp II. Augustus (1180—1223), Ludwig VIII. (1223—26), Ludwig IX., der Heilige (1226—70), Philipp III. (1270—85), Philipp IV. (1285—1314), Ludwig X. (1314—16), Philipp V. (1316—22) und Karl IV. (1322—28), mit dem die Dynastie der K. in gerader Linie erlosch. Die Regierung ging zuerst auf die Valois, 1498 auf die Orléans und Angoulême, 1589 auf die Bourbonen, alles kapetingische Seitenlinien, über. Vgl. v. Kalckstein, Geschichte des französischen Königtums unter den ersten Kapetingern (Leipz. 1877, Bd. 1); Luchaire, Histoire des institutions monarchiques de la France sous les premiers Capétiens (2. Aufl., Par. 1891, 2 Bde.).

Kapfenberg, Marktflecken in Steiermark, Bezirksh. Bruck an der Mur, an der Mürz, der Südbahnlinie Wien-Triest und der Lokalbahn K.-Au-Seewiesen, hat ein altes Rathaus, ein Schloß (Wiedhof), eine malerische Burgruine (Ober-K.), eine Kaltwasserheilanstalt (Fürstenhof), mehrere Eisen- und Stahlwerke, Holzstoff- und Papierfabriken, Bierbrauerei und (1900) 2594 (als Gemeinde 5968) Einw. Nordwestlich liegt das Fichtennadelbad Steinerhof.

Kapff, Sixt Karl, Theolog, Führer des schwäbischen Pietismus, geb. 22. Okt. 1805 zu Güglingen in Württemberg, gest. 1. Sept. 1879 in Stuttgart, wurde Vikar seines Vaters, dann Religionslehrer am Fellenbergschen Institut in Hofwil, 1829 Repetent am Tübinger Stift. Nachdem er seit 1833 Pfarrer in Kornthal, seit 1843 Dekan in Münsingen, seit 1847 in Herrenberg gewesen war, wurde er 1850 Generalsuperintendent in Reutlingen und außerordentliches Mitglied der Oberkirchenbehörde und des Studienrats, 1852 Stiftsprediger, später auch Prälat und Oberkonsistorialrat in Stuttgart. Von seinen zahlreichen Schriften haben besonders das größere und kleinere »Kommunionbuch« und das »Gebetbuch« große Verbreitung gefunden, dann die »Predigten über die alten Evangelien des Kirchenjahrs« (3. Aufl., Stuttg. 1875) und »Predigten über die alten Episteln« (6. Aufl., das. 1879). Auch schrieb er: »Die württembergischen Brüdergemeinden Kornthal u. Wilhelmsdorf« (Stuttgart 1839) und »Kasualreden« (das. 1880). Vgl. Karl Kapff, Lebensbild von Sixt Karl v. K. (Stuttg. 1881, 2 Bde.).

Kapformation, s. die Textbeilage zur »Geologischen Karte von Südafrika« bei Artikel »Kapkolonie«.

Kapgummi, eine Sorte des Gummiarabikum vom

Kap Haïti, s. Cap Haïtien. [Kap.

Kaphaus, s. Gewächshäuser und Kappflanzen.

Kaphereus (heute Xylophagos), Vorgebirge mit Leuchtturm im südlichen Euböa, bekannt durch die Sage von Nauplios (s. d.), der die von Troja heimkehrenden griechischen Schiffe durch Feuer auf die Klippen lockte. Hier 1. Juni 1825 Seesieg der Griechen über die Türken.

Kap Horn-Strömung, s. Atlantischer Ozean (Stromsystem, S. 46).

Kapidschi, s. Kapudschi.

Kapieren (lat.), fassen, begreifen.

Kapillär (lat.), in der Weise von Haaren, haarfein, auf Haare bezüglich.

Kapillardepression, s. Barometer, S. 391.

Kapillarelektrometer, Apparat zur Messung von elektrischen Potentialdifferenzen oder elektromotorischen Kräften, beruht auf der Tatsache, daß an der Berührungsfläche zwischen Quecksilber und verdünnter Schwefelsäure eine beträchtliche Oberflächenspannung vorhanden ist, die noch zunimmt, falls man das Quecksilber mit dem negativen, die Schwefelsäure mit dem positiven Pol einer Elektrizitätsquelle von weniger als 0,95 Volt elektromotorischer Kraft in Verbindung bringt, da sie nämlich, solange diese Verbindung nicht hergestellt ist, vermindert wird durch die elektrostatische Abstoßung der infolge der Lösungstension (s. Elektrolyse) an der Quecksilberoberfläche sich

ansammelnden positiven sowie auch der in der Schwefelsäure sich anhäufenden negativen Jonen, welcher Abstoßung die bei Stromzuführung auftretende Wasserstoffpolarisation (Anhäufung entgegengesetzt elektrischer Jonen) entgegenwirkt. Völlige Kompensation wird bei 0,95 Volt erreicht; dann ist also die Oberflächenspannung und folglich die Depression des Quecksilbers in einer Kapillarröhre am größten. Bei Anwendung höherer Spannungen wird sie aus gleichem Grunde wieder kleiner. Das K. von Lippmann besteht aus einem 1 m hohen, 7 mm weiten, vertikalen Glasrohr, das unten in ein 10 mm langes, nach oben umgebogenes Kapillarrohr ausgezogen ist; letzteres taucht in ein oben offenes Glasgefäß, das verdünnte Schwefelsäure und darunter Quecksilber enthält. Jenes Glasrohr, das ebenfalls mit Quecksilber gefüllt ist, kommuniziert durch einen Kautschukschlauch mit einem offenen Quecksilbermanometer. Das Quecksilber im Rohre und das im untern Teile des Gefäßes stehen durch eingeschmolzene Drähte je mit einer Klemmschraube in Verbindung. Vor jedem Versuch verbindet man diese Klemmschrauben leitend miteinander, um die Potentialdifferenz auf Null zu bringen, treibt durch Druck mittels einer Schraube, die auf eine Erweiterung des Kautschukschlauches wirkt, etwas Quecksilber aus der Kapillare und richtet, nachdem der Atmosphärendruck wiederhergestellt ist, ein horizontales Mikroskop auf die Quecksilberkuppe am Ende der Kapillare. Verbindet man nun die Klemmen mit den beiden Leitern, deren Potentialunterschied gemessen werden soll, z. B. mit den Polen eines Daniell-Elements, und zwar das Quecksilber in dem Rohre mit dem Leiter niedrigern Potentials (mit dem negativen Pole des Daniell-Elements), so wächst die Oberflächenspannung der Quecksilberkuppe, das Quecksilber geht deshalb in das Rohr zurück, und es muß der Druck erhöht werden, um die ursprüngliche Lage der Quecksilberkuppe wiederherzustellen. Da die elektromotorische Kraft eines Daniell-Elements eine am Manometer abzulesende Drucksteigerung bis zu 260 mm Quecksilber hervorbringen kann, so können sehr kleine Potentialunterschiede noch genau gemessen werden. Bis etwa 0,8 Daniell ist die zur Kompensation notwendige Drucksteigerung der zu messenden Potentialdifferenz nahezu proportional.

Kapillaren (Kapillar- oder Haargefäße, Vasa capillaria), äußerst feine Röhrchen (Haarröhrchen), im engern Sinne bei den Tieren feine Röhrchen voll Luft (sogen. Tracheenkapillaren) oder Flüssigkeit, speziell bei den Wirbeltieren die feinsten Enden der Arterien und Venen sowie der Lymphgefäße. Die Blutkapillaren sind sehr dünne Röhrchen, oft von so geringer Weite, daß ein rotes Blutkörperchen gerade noch hindurchschlüpfen kann (s. Tafel »Eingeweide III«, Fig. 3 und 4). Sie sind im ganzen Körper verbreitet (außer in Knorpel, Oberhaut, Nägel und Haaren) und bilden ein dichtes Netz, zwischen das die zu ernährenden Gewebe eingeschaltet sind. Unter dem Mikroskop erscheinen sie als zarte, helle Röhrchen, deren Zellen nicht immer erkennbar sind. Während die Arterien und Venen als zuleitende und ableitende Röhren für das Blut dienen, haben die K. insofern große Bedeutung, als sie die eigentliche Ernährung vermitteln, indem sie die gelösten Bestandteile des Blutes durch Diffusion an die Gewebe abgeben und andre Stoffe dafür aus den letztern aufnehmen. So wird das arterielle Blut, während es durch die K. strömt, in venöses Blut umgewandelt; es bewegt sich übrigens in ihnen in ununterbrochenem Strom, jedoch mit etwas wechselnder Geschwindigkeit. Über die venösen K. in der Leber s. d. — Die Lymphkapillaren beginnen, wie es scheint, mit äußerst feinen, nur mikroskopisch sichtbaren Spalten im Bindegewebe, in denen sich die Gewebsflüssigkeit oder Lymphe ansammelt, um in die Lymphkapillaren zu gelangen (s. Lymphgefäße).

Kapillargefäßgeschwulst, s. Feuermal.

Kapillarimetrische Methode, s. Spiritus.

Kapillarität (lat., Haarröhrchenwirkung), die Erscheinung, daß in engen Röhren (Haarröhrchen), die man in eine Flüssigkeit taucht, diese höher oder tiefer steht als außerhalb. Die Erscheinung erklärt sich aus der molekularen Anziehung zwischen den Flüssigkeitsteilchen unter sich (Kohäsion) und zwischen den Teilchen der Flüssigkeit und der festen Wand (Adhäsion). Die Molekularkraft, mit der zwei Teilchen aufeinander wirken, nimmt mit der Entfernung sehr rasch ab und wird schon in sehr geringem Abstand unmerklich. Denkt man sich um ein Teilchen mit diesem Abstand als Radius eine kleine Kugel beschrieben, so umschließt diese Kugel, die Wirkungssphäre, alle Teilchen, die auf das im Mittelpunkt gelegene Teilchen noch einwirken. Liegt dieses Teilchen im Innern der Flüssigkeit, so heben sich die Wirkungen von je zwei in bezug auf den Mittelpunkt symmetrisch liegenden Teilchen gegenseitig auf, und das betrachtete Teilchen erleidet von den Molekularkräften gar keine Einwirkung. Liegt das Teilchen dagegen an der ebenen Oberfläche der Flüssigkeit, so ist nur die eine Hälfte der Wirkungssphäre von wirksamen Teilchen erfüllt, deren Anziehungskräfte sich zu einer Mittelkraft zusammensetzen, die senkrecht zur Oberfläche nach dem Innern der Flüssigkeit gerichtet ist. Eine solche, wenn auch kleinere, nach innen gerichtete Mittelkraft wirkt auch noch auf jedes Teilchen, das um weniger als den Halbmesser der Wirkungssphäre von der Oberfläche absteht. Die der Oberfläche nahen Teilchen sind daher bis zu einer Tiefe gleich dem Radius der Wirkungssphäre einem zur Oberfläche senkrechten, nach einwärts gerichteten Druck, dem Kohäsionsdruck (Binnendruck), unterworfen, der Tausende Kilogramm pro Quadratzentimeter beträgt, und bilden gleichsam eine über die Oberfläche gespannte dünne, elastische Haut, die wie eine gespannte Kautschukmembran bestrebt ist, ihre Oberfläche zu verkleinern. Aus diesem Bestreben der Molekularkräfte, die Oberfläche zu verkleinern (der Oberflächenspannung), entspringt bei gekrümmten Oberflächen ein stets nach der hohlen Seite der Krümmung, also bei konvexer Oberfläche nach dem Innern der Flüssigkeit, bei konkaver nach außen gerichteter Druck. Die Oberflächenspannung kann man leicht an einer Seifenblase beobachten, die man am Ende eines Glasrohres erzeugt hat; unter dem Druck, den die flüssige Hülle nach innen ausübt, strömt die Luft aus dem offenen Ende des Rohres so kräftig aus, daß durch den Luftstrom eine Kerzenflamme ausgeblasen wird; die Seifenblase wirkt wie ein elastischer Sack. Dabei verkleinert sich die Blase mehr und mehr, sie behält dagegen ihre Größe bei, wenn man die Mündung des Röhrchens zuhält, weil alsdann der Druck der im Innern zusammengepreßten Luft der Oberflächenspannung das Gleichgewicht hält.

Wasser, auf eine reine Glasplatte gebracht, zerfließt auf ihr und benetzt sie, Quecksilber dagegen benetzt die Glasplatte nicht, sondern bildet auf ihr abgerundete Tropfen, und ebenso verhält sich Wasser auf einer fettigen unbenetzbaren Fläche. Im erstern Fall

ist die Adhäsion des Wassers zum Glas stärker als die Kohäsion der Wasserteilchen unter sich, während im zweiten Fall die Kohäsion des Quecksilbers seine Adhäsion zum Glas übertrifft. Auf ein der Wand anliegendes Flüssigkeitsteilchen wirken also außer der Schwerkraft noch einerseits die Adhäsion mit einer zur Wand senkrechten Kraft und anderseits die Kohäsion mit einer in die Flüssigkeit einwärts gerichteten Kraft. In dem betrachteten Punkt kann die Flüssigkeit nur im Gleichgewicht sein, wenn sich ihre Oberfläche daselbst senkrecht zur Mittelkraft aus diesen Kräften gestellt hat. Der Winkel, den alsdann die Flüssigkeitsoberfläche mit der Wandfläche bildet, heißt der Randwinkel; da seine Größe nur von dem Verhältnis der wirkenden Kräfte abhängt, so ist er bei gleichbleibender Beschaffenheit von Flüssigkeit und Gefäßwand unveränderlich. An benetzter Wand ist der Randwinkel Null. Je nachdem die Mittelkraft aus Adhäsion und Kohäsion nach auswärts in die Gefäßwand hinein oder nach einwärts in die Flüssigkeit hinein gerichtet ist, muß die Flüssigkeit am Rande höher oder tiefer stehen als in der Mitte; ersteres findet statt, wenn die Gefäßwand von der Flüssigkeit benetzt, letzteres, wenn sie nicht benetzt wird. Da sich die Wirkung der Gefäßwand nur auf eine sehr geringe Entfernung erstreckt, so bleibt in einem weiten Gefäß die Oberfläche in der Mitte eben und wagerecht, weil sie sich hier zu Schwerkraft und Kohäsionsdruck senkrecht stellt. In einer engen Röhre dagegen, wo die Wirkung der Wand sich bis zur Mitte oder darüber hinaus geltend macht, muß die Flüssigkeitsoberfläche im Falle der Benetzung die Form einer vertieften Schale, bei Nichtbenetzung die einer gewölbten Kuppe annehmen, oder einen nach oben konkaven, bez. konvexen Meniskus bilden. Die Krümmung der Flüssigkeitsoberfläche bedingt aber einen nach der konkaven Seite der Krümmung, also in einem benetzten Röhrchen nach oben gerichteten Druck, weshalb die Flüssigkeit so weit gehoben wird, bis der hydrostatische Druck der gehobenen Säule dem nach oben wirkenden Kapillardruck das Gleichgewicht hält; ebenso muß in einem nicht benetzten Röhrchen die nach unten gerichtete Spannung der gewölbten Kuppe die Flüssigkeitssäule unter das äußere Niveau hinabdrängen (Kapillarelevation und Kapillardepression). Die kapillare Hebung oder Senkung ist dem Durchmesser des Röhrchens umgekehrt proportional. Die Steighöhe in benetzten Röhren ist nicht von dem Material der Röhren, sondern nur von der Natur der Flüssigkeit abhängig; in einer Röhre von 1 mm Durchmesser erreicht Wasser 30, Schwefelsäure 17, Alkohol 12, Äther 10 mm Höhe. Bezeichnet man die Steighöhe mit h, den Radius der Röhre mit r, mit s das spezifische Gewicht der Flüssigkeit, so ist das Gewicht der gehobenen Flüssigkeit $\pi r^2 hs$. Nennt man ferner a den Zug der Oberflächenspannung auf der Strecke 1, so daß der gesamte Zug am Rande der Flüssigkeitsoberfläche $= z\pi r.a$ wird, so muß sein: $\pi r^2 hs = z\pi ra$, also $hs = \frac{2a}{r}$, wo die für die Flüssigkeit charakteristische Größe a, die Kapillaritätskonstante, wenn h, r und s gemessen worden sind, aus der vorstehenden Gleichung berechnet werden kann. Man findet so z. B. die Kapillaritätskonstanten für Wasser 7,5, Olivenöl 3,5, Petroleum 2,6, Alkohol 2,5, Äther 1,8, Quecksilber 49,0. Diese Zahlen geben in Milligrammen den Zug an, den die Oberflächenschicht auf 1 mm Länge ausübt. Denkt man sich mit W. Thomson (1870) über der Flüssigkeit gesättigten Dampf befindlich statt Luft, so ist die Dampfsäule über der Oberfläche im Kapillarrohr um die Steighöhe kürzer als die außerhalb, somit ihr Druck kleiner. Da Gleichgewicht besteht, folgt also, daß die Dampftension an der konkaven Oberfläche im Kapillarrohr kleiner sein muß als an der ebenen Oberfläche außerhalb. Ebenso findet sich für konvexe Oberflächen die Dampftension größer. Kleine Tropfen verdampfen deshalb in der Nähe von größern, die auf deren Kosten wachsen.

Befettete Nähnadeln schwimmen auf Wasser, da sie die Oberflächenhaut herunterdrücken, so daß die Oberflächenspannung schräg nach oben wirkt und sie hebt. Ein Aräometer mit Scheibe oben am Stil kann untergetaucht durch die Spannung der gehobenen Oberflächenhaut, die den Rand der Scheibe schräg nach unten zieht, am Aufsteigen gehindert werden (Kapillarschwimmer). Ein Heber aus Kapillarrohr (Kapillarheber) füllt sich von selbst, ebenso ein als Heber benutzter Docht. Aus gleichem Grunde können Salzlösungen enthaltende Gefäße durch die Heberwirkung efflorescierender Salzkrusten von selbst auslaufen. Beim Ausfluß von Flüssigkeiten, ebenso bei Erschütterung ebener Flüssigkeitsoberflächen entstehen durch Wirkung der Oberflächenspannung Wellen und Schwingungen, wie bei einer elastischen Membran (Kapillarwellen), aus deren Größe z. B. bei verflüssigten Gasen der Wert der Oberflächenspannung ermittelt werden kann. Ein Tropfen einer Flüssigkeit, der auf einer andern schwimmt (Fettaugen bei der Suppe), wird an jedem Randpunkte von drei Oberflächenspannungen beeinflußt und nimmt infolge der Wirkung dieser Kräfte und der Schwere im allgemeinen Linsenform an. Beim Auftropfen von Öl auf sehr reines, völlig fettfreies Wasser und in andern Fällen ist Gleichgewicht nicht möglich, da die Oberflächenspannung des Wassers weitaus überwiegt und rapide Ausbreitung des Öltropfens bis zu kaum mehr meßbarer Dicke von ca. 100 Millionstel mm veranlaßt, worauf infolge von Lösung, Oxydation ꝛc. Zerfallen eintritt unter Bildung eigentümlicher Figuren, der Kohäsionsfiguren, aus deren Form manchmal die Natur des Öls erkannt werden kann. Auf Quecksilber tritt der Zerfall erst bei ca. 3 Millionstel mm Dicke ein. Wird Öl auf bewegtes Wasser getropft, so wird die Bewegungsenergie zum Teil zur Erzeugung dieser Ausbreitungserscheinungen verbraucht (Wellenberuhigung durch Öl). Tropft man Alkohol auf, so findet ebenfalls Ausbreitung statt, und man kann durch beständiges Nachfließenlassen eine stationäre Strömung, Kontaktbewegung, erhalten, da sich der Alkohol während der Ausbreitung auflöst und zum Teil verdunstet. Solche Kontaktbewegungen bilden sich stets an der Oberfläche verdunstender und erkaltender Flüssigkeiten aus, da durch die Verdunstung, bez. Erkaltung Differenzen der Oberflächenspannung wie zwischen Wasser und Alkohol hervorgebracht werden. Durch Reibung wird die innere Flüssigkeit mit in Bewegung gesetzt und es bilden sich, wenn dieselbe feine Körperchen, z. B. Bronzepulver (suspendiert), enthält, merkwürdige Figuren, Emulsionsfiguren, die auch, wenn schließlich Erstarren eintritt (z. B. bei Firnis), durch die Form der auftretenden Sprünge zum Ausdruck kommen (Entstehung der Basaltsäulen). Ist die Oberflächenspannung an der Grenze zweier Flüssigkeiten $= 0$, so mischen sich die Flüssigkeiten in allen Verhältnissen, es tritt Diffusion ein, die Grenzfläche wird verwaschen. Läßt man in zwei übereinander

geschichtete Flüssigkeiten dieser Art einen Tropfen einer dritten schwereren Flüssigkeit fallen, die mit der obern nicht mischbar ist, wohl aber mit der untern, so tritt beim Auftreffen auf die Grenze eine Art Explosion des Tropfens ein, da an der Kontaktstelle der nach innen gerichtete Druck, soweit er durch die Oberflächenspannung von der Grenze des Tropfens bedingt ist, verschwindet, also der Inhalt des Tropfens an dieser Stelle herausgedrückt wird. Hierdurch können bei zähen Flüssigkeiten oder sehr weichen festen Körpern (fließenden Kristallen) eigentümliche wurst- und zopfförmige Gebilde entstehen, die Myelinformen, die zuerst von Virchow bei in Wasser austretendem Nervenmark beobachtet wurden. Ist der Tropfen leichter als die untere Flüssigkeit, so schwebt er an der Grenze und ist dann nur halbbegrenzt. Am Rande finden dabei infolge der Oberflächenspannung lebhafte Kontaktbewegungen statt, die zur Ablösung kleiner Tröpfchen führen (Emulsionsbildung). Auch feste Körper besitzen Oberflächenspannung und sehr weiche Kristalle, z. B. von ölsaurem Ammoniak, werden dadurch in ihrer Form beeinträchtigt, indem sich Ecken und Kanten abrunden, eventuell die Gestalt wurst- oder eiförmig wird, falls sie frei in einer spezifisch gleichschweren Flüssigkeit schweben, in welchem Falle Flüssigkeiten (z. B. Öl, flüssige Kristalle) vollkommene Kugelform annehmen. Ebenso wie freischwebende Flüssigkeitstropfen (und Kristalltropfen) fließen solche fließende Kristalle, wenn sie in Berührung kommen, zu einheitlichen Individuen zusammen. Vgl. A. Beer, Einleitung in die mathematische Theorie der Elastizität und K. (Leipz. 1869); Boys, Seifenblasen. Vorlesungen über K. (deutsch von G. Meyer, das. 1893); O. Lehmann, Molekularphysik (das. 1888—89, 2 Bde.) und Flüssige Kristalle (das. 1904).

Kapillaritätskonstante, s. Kapillarität, S. 588.

Kapillärlicht, elektrisches, nach Schott die Lichterscheinung, die beim Durchschlagen eines elektrischen Funkens durch eine enge Kapillare auftritt. Zu seiner Erzeugung dienen Kapillaren von wenigen Hundertstel Millimeter Durchmesser und etwa 6 cm Länge, die in Röhren von etwa 1 mm Durchmesser auslaufen, in die Aluminiumelektroden gesteckt werden. Beim Durchschlagen der Funken eines Induktors von 25 cm Funkenlänge erstrahlen die Kapillaren bei gewöhnlichem Atmosphärendruck in einem intensiven kontinuierlichen Lichte, das unter Berücksichtigung der Fläche die Helligkeit des Bogenlichts übertrifft. Bei andauernder Benutzung erwärmt sich die Kapillare, und unter Nachlassen der Helligkeit geht die Entladung durch die Glaswand vor sich, so daß man, um längeres Licht zu erzeugen, die Kapillaren mit einem Wasserbad umgeben muß. Das Spektrum des Kapillarlichts zeigt über einem kontinuierlichen Spektrum hellere Linien in Rot, Gelb, Grün und Blau nebst hierzu quer gelagerten schwarzen Linien, die von dicht nebeneinander liegenden Erweiterungen der Kapillare herrühren. Die Natur der Elektroden sowie der Glassubstanz ist ebenso wie eine Steigerung des Druckes ohne Einfluß auf das Licht.

Kapiolani-Orden, königlich hawaiischer Orden, gestiftet vom König Kalakaua 30. Aug. 1880 zu Ehren Kapiolanis der Großen als Verdienstorden in sieben Klassen: Großkreuze, Großoffiziere erster und zweiter Klasse, Kommandeure, Offiziere, Ritter und zwei Medaillen. Die Dekoration ist ein vierarmiges, achtspitziges, rot emailliertes Goldkreuz, das zwischen den Armen goldene Königskronen zeigt. Auf dem roten Mittelschild befindet sich der Buchstabe K in Gold, umschlossen von einem weiß emaillierten Ringe mit dem Worte: »Kulia«. Auf dem obern Arme des Kreuzes ist ein kleines Medaillon mit dem Bilde der Königin. Im Avers steht beim Großkreuzstern auf dem Ringe »Kulia i Kanuu«, bei den andern Graden nur »Kulia«. Der achtstrahlige Silberstern trägt das beschriebene Kreuz. Das gelbe Band hat drei schmale rote Streifen und roten Rand. S. Tafel »Orden III«, Fig. 7.

Kapitai, Landschaft in Westafrika, s. Koba.

Kapital, ein aus dem mittelalterlichen Latein stammendes Wort (Capitale = capitalis pars debiti), mit dem man zunächst den Hauptstamm (früher im Deutschen »Hauptgeld«) im Gegensatze zu den Zinsen, dann zinstragende Geldsumme überhaupt verstand. Der volkstümliche Sprachgebrauch hält heute noch vielfach an dieser Bedeutung fest, indem er nur die auf Ertrag angelegten Geldsummen als K. bezeichnet.

I. Im Sinne der Volkswirtschaftslehre versteht man aber unter K. im Gegensatze zur Arbeit alle wirtschaftlichen Güter, die als Hilfsmittel der Produktion dienen. In diesem Sinne sind Roh- und Hilfsstoffe, Werkzeuge, Geräte, Maschinen ꝛc. Kapitalien, wenn sie wirklich produktiv verwertet werden. Über die Frage, was K. ist, entscheidet demnach teils die Beschaffenheit des Gegenstandes, teils auch der Wille des Besitzers. In erweiterter Bedeutung nennt man auch Kapitalien alle Güter, die einer produktiven Anwendung fähig sind, und spricht insofern von totem, brach liegendem K., von der Kapitalverzehrung ꝛc. Die meisten Kapitalgegenstände sind unter Mitwirkung menschlicher Arbeit entstanden. Man hat deshalb auch, indem man gleichzeitig die Kapitalgröße durch die auf die Erzeugung verwendete Arbeit bemessen wissen wollte, das K. schlechthin »angesammelte Arbeit« genannt. Doch ist die Gesamtheit der Arbeitsleistungen, aus denen ein Gut hervorgeht, keineswegs immer gleich der Summe, zu der wir letzteres beziffern. Auch können ohne menschliche Hilfe entstandene Naturobjekte als wertvolle Kapitalien Verwendung finden, wie z. B. Holz, landwirtschaftliches Gelände. Ob auch das Geld als K. im volkswirtschaftlichen Sinn anzusehen ist, ist streitig; die einen verneinen es, weil Geld kein eigentliches, unmittelbares Produktionsmittel sei, die andern bejahen es, weil es für Erhaltung des Tauschverkehrs und des ganzen Ganges der gesamten Produktion unentbehrlich sei. Oft spricht man auch in übertragenem Sinne vom Kapitalwerte des Menschen, indem man darunter die Summe seiner Erziehungs- und Bildungskosten begreift. Unter den in der Nationalökonomie üblichen Einteilungen des Kapitals sind die in stehendes und umlaufendes, Anlage- und Betriebskapital, die wichtigsten.

1) Stehendes und umlaufendes K. Unter umlaufendem K. versteht man diejenigen Kapitalgüter, die bei einmaliger Verwendung zur Produktion vollständig aufgebracht werden, indem sie entweder, wie die Rohstoffe, in andre verwertbare Formen umgewandelt (Flachs, Garn, Leinwand, Bekleidungsgegenstände, Lumpen, Papier, Zierat), oder indem sie, wie die Hilfsstoffe, ganz oder teilweise zum Zweck der Produktion aufgezehrt werden (Steinkohlen und Holz). Das stehende K. dagegen läßt sich wiederholt zu einer längern Produktionsreihe verwenden (Maschinen, Geräte). Diese Unterscheidung ist zunächst von Bedeutung für die Kostenrechnung. Das umlaufende

K. ist seinem ganzen Betrag nach mit Einschluß der Zinsen, berechnet für die Dauer der Produktion bis zur Feilstellung des Produkts, im Preis des letztern zu ersetzen. Vom stehenden K. sind nur Zinsen und Abnutzung unter die Kosten zu stellen. Infolgedessen kann die privat- oder auch volkswirtschaftliche Umwandlung von umlaufendem K. in stehendes von Wichtigkeit für die Rentabilität werden. Sie bedeutet die Ersetzung vieler kleiner Ausgaben durch eine einmalige größere. Dazu ist das stehende K. oft weit leistungsfähiger und gibt zu vielen Ersparungen Veranlassung. Insofern sind wirtschaftliche Fixierungen, insbes. in Form der Maschinen (s. d.), ein gewaltiger Hebel für den Fortschritt und für die Steigerung unsrer Aufwandsfähigkeit. In einem etwas andern Sinne spricht A. Smith von stehendem und umlaufendem K. Nach diesem gehören zu ersterm die Dinge, die ihrem Besitzer, ohne ihn zu verlassen oder in andre Hände zu geraten, ein Einkommen abwerfen; das umlaufende K. aber wirkt erst dadurch für ihn werbend, daß er es weggibt. Hierher würden alle zum Verkauf bereiten Produkte, so auch Maschinen, gehören.

2) Die Einteilung in Anlage- und Betriebskapital deckt sich in der Hauptsache mit den Begriffen des stehenden und umlaufenden Kapitals. Man stellt sich dabei mehr auf den Standpunkt praktischer Wirtschaftsführung. Unter dem Anlagekapital versteht man die Gesamtheit derjenigen Güter, die zur Herstellung einer gewerblichen Anlage (im weitesten Sinn) erforderlich oder in einer solchen dauernd enthalten sind, also Grund und Boden, Gebäude, Dampfkessel, Maschinen ꝛc. Den Gegensatz zu demselben bildet das Betriebskapital, unter dem man im Geschäftsleben (vom privatwirtschaftlichen Standpunkt aus) zumeist die Summe Geldes, bez. geldwerter Forderungen betrachtet, die für dauernde Unterhaltung des Geschäfts durchschnittlich verfügbar sein muß.

In übertragener Bedeutung spricht man endlich auch von einem immateriellen K., im Gegensatze zum materiellen, wobei man unter letzterm die sachlichen Produktions- und Erwerbsmittel, unter ersterm Kenntnisse, Fähigkeiten, Rechte und Verhältnisse, z. B. festen Kundenkreis, Besitz einer renommierten Firma, versteht, die wirtschaftlich produktiven Wert haben. — Die wirtschaftliche Bedeutung des produktiven Kapitals beruht in der Sicherung der Produktionsmöglichkeit, indem das K. die zur Produktion nötigen Roh- und Hilfsstoffe und Werkzeuge enthält oder zu gewinnen ermöglicht, sodann in der Steigerung des Produktionserfolges, indem die verschiedenen Kapitalgüter die Produktion ergiebiger machen, die Produkte vermehren, verfeinern und verbilligen, endlich in der Wahrung des Produktionserfolges, wie er durch Schutzvorrichtungen zur Aufbewahrung und Konservierung der Produkte bewirkt wird.

II. Scharf zu unterscheiden von der oben erwähnten, in der Volkswirtschaftslehre üblichen Auffassung des Begriffes K. ist die des Kapitals im historisch-rechtlichen oder privatwirtschaftlichen Sinn als Kapitalbesitz oder Erwerbskapital (Erwerbsvermögen), das als Stamm ökonomischer Machtmittel seinem Inhaber (dem Kapitalisten), auch wenn dieser sich nicht unmittelbar an der Güterproduktion beteiligt, Anteile an dem Gesamteinkommen in Form von Zinsen und Renten (Kapitalgewinn, s. d.) sichert und zwar auf Grund der sogen. kapitalistischen Produktionsweise, d. h. derjenigen, bei der Unternehmer, Grundbesitzer und Geldverleiher den Lohnarbeitern gegenüberstehen (s. Kapitalismus).

Vgl. Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen (2. Aufl., Münch. 1870); Umpfenbach, Das K. in seiner Kulturbedeutung (Würzb. 1879); Rodbertus, Das K. Vierter sozialer Brief an v. Kirchmann (Berl. 1884); K. Marx, Das K. (Hamb. 1867 bis 1894, 3 Bde., Näheres s. Marx); v. Böhm-Bawerk: K. und Kapitalzins (Innsbr. 1884—89, 2 Bde.; 2. Aufl. 1900—02), dessen Artikel »K.« im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 5 (2. Aufl., Jena 1900) und Einige strittige Fragen der Kapitalstheorie (Wien 1900); Wittelshöfer, Untersuchungen über das K. (Tübing. 1890); Jurnitschek, über die wirkliche Entstehung der Kapitalien (Berl. 1897), und Literatur bei Artikel »Kapitalismus«.

Kapitäl, Säulenknauf, s. Kapitell. — In der Buchbinderei der mit Seide oder Zwirn bestochene, oben und unten am Rande des Rückens angeleimte Streifen Pergament oder Band.

Kapitalbock, s. Geweih, S. 782.

Kapitalbuchstaben, die großen, oft verzierten Buchstaben am Anfang von Kapiteln. S. auch Initialen und Paläographie (mit Tafel I, Fig. 1).

Kapitälchen, Buchstaben aus der Antiqua (der lateinischen Schrift), die zwar von der Form der Versalien (Anfangsbuchstaben), aber nur von der Größe der gewöhnlichen Buchstaben (Gemeinen) sind und oft mit Benutzung eines Versalbuchstabens, z. B. Franklin, angewendet werden.

Kapitaldeckungsverfahren, s. Umlageverfahren.

Kapitäle (franz. Capitale, »Hauptlinie«), Hauptstadt eines Landes. In der Befestigungskunst die gerade Linie, die den ausspringenden Winkel eines Bastions ꝛc. halbiert. Mit dem Angriff geht man meist auf der K. vor, weil dort am wenigsten Feuer zu erwarten ist.

Kapitalgewinn, im allgemeinen der Gewinn, der aus einem Kapital (s. d.) durch Verleihung in Form von Zinsen (s. d.) oder bei eigner Verwendung, hier zumeist vermischt mit dem Unternehmergewinn (s. d.), gezogen wird. Die Leihzinsen umfassen nicht immer den vollen K., da der Entleiher mit Hilfe der geliehenen Summen noch einen höhern Gewinn als den schuldigen Zins erzielen kann.

Kapitalisierung, die Umrechnung von zeitlich begrenzten oder ewigen Renten in eine auf einmal fällige Summe. Bei ewigen Renten geschieht sie in der Weise, daß der Rentenbetrag mit einem dem Zinsfuß entsprechenden Kapitalisierungfaktor multipliziert wird, z. B. mit 25 oder 33⅓, wenn der Zinsfuß 4 oder 3 Proz. beträgt. Doch kapitalisiert man auf diese Weise nicht allein Leihzinsen und feste Geldrenten, sondern auch Erträge von Grund und Boden, Häusern ꝛc. Die durch Rechnung gefundene Summe stellt dann die Kapitalgröße dar, zu welcher der die Rente abwerfende Gegenstand zu veranschlagen ist. Unter K. oder Kapitalisation versteht man häufig auch den Prozeß privatwirtschaftlicher Kapitalbildung. Eine solche K. schließt den Begriff des Sparens auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus in sich. Denn es wird der Produktion eine solche Richtung gegeben, daß im ganzen weniger Genußmittel erzeugt und weniger persönliche Dienstleistungen während der Kapitalbildung verrichtet werden, als ohne die letztere möglich sein würde. Der Kapitalbesitz, insbes. der private Kapitalbesitz, kann sich vergrößern durch produktive Tätigkeit seines Inhabers, ebenso aber auch ohne eine solche durch günstige Gestaltung der Konjunkturen. Die private K. erfolgt entweder durch

Fixierung oder durch Umwandlung in Geld und bei genügend entwickeltem Kreditsystem in zinstragende Forderungsrechte. Sie bewirkt freilich im letztern Fall nur dann eine Mehrung des volkswirtschaftlichen Kapitals, wenn der Schuldner die ihm überlieferten ökonomischen Machtmittel wirtschaftlich als Kapital verwendet. Dies ist aber, da heute der Produktivkredit den Konsumtivkredit überwiegt, meist der Fall. Insofern kann man sagen, daß die genannte Art der K. nicht allein die Wirkung privaten Sparens ist, indem auf Genüsse, die augenblicklich hätten erzielt werden können, zugunsten eines zukünftigen Konsums oder auch im Interesse einer Erhöhung der ökonomischen Machtstellung verzichtet wurde, sondern daß sie auch eine Vergrößerung des volkswirtschaftlichen Kapitals zur Folge hat. Aus diesem Grund ist die kapitalbildende Ersparung von großer Wichtigkeit für den Einzelnen wie auch für die Gesamtheit. Der Trieb zum Sparen ist bedingt durch die Möglichkeit einer vorteilhaften Anlegung des Ersparten (Kassen, gesunder Kredit), durch die Gewißheit, seinen Zweck zu erreichen (Rechtssicherheit), durch die Notwendigkeit, späterer Not vorzubeugen (Familie), durch den Stand der intellektuellen und moralischen Bildung, Volkscharakter, Sitte, religiöse Anschauungen, Familiensinn, Verantwortlichkeitsgefühl ꝛc. Vgl. die Literatur bei Artikel »Kapital«.

Kapitalismus, zumeist Bezeichnung für die kapitalistische Produktionsweise gegenüber der sozialistischen und kollektivistischen. Man versteht darunter jene Produktionsweise, die unter der Herrschaft und Leitung des Eigentümers des Kapitals, des Kapitalisten, vor sich geht. In der Tat bildet heute die Verfügung über ein ausreichendes Kapital eine unentbehrliche Bedingung für eine erfolgreiche Produktion und verschafft den Inhabern des Kapitals eine erhebliche Überlegenheit über die besitzlosen Arbeiter. Der kapitalbesitzende Unternehmer bestimmt Umfang und Richtung der Produktion, leitet und überwacht die Ausführung, stellt die Arbeiter an und entläßt sie. Er wird so ohne unmittelbare Arbeitsleistung zunächst Eigentümer des ganzen Produkts, während er die Arbeiter mit dem Arbeitslohn abfindet. Die Arbeiter erhalten also nicht das volle Produkt, sondern müssen den größern Teil desselben an den kapitalistischen Unternehmer abgeben. Dagegen richten sich hauptsächlich die Anklagen, die von seiten des Sozialismus gegen die »kapitalistische Produktionsordnung« erhoben werden. Man weist auch auf die sonstigen zahlreichen Unvollkommenheiten und Übelstände des K. hin, auf die durch die vielen Sonderinteressen der Kapitalisten hervorgerufene Planlosigkeit der Produktion, die Überproduktion und Krisen mit all ihren schädlichen Folgen begünstige. Namentlich Karl Marx hat den Nachweis zu erbringen gesucht, daß die kapitalistische Produktionsweise nicht das Endziel der wirtschaftlichen Entwickelung, sondern nur eine Stufe derselben sein könne, die über kurz oder lang durch eine sozialistische oder kommunistische ersetzt werden müsse. Daß der K. auch schlimme Seiten aufweist, kann nicht geleugnet werden, aber ebenso gewiß ist, daß die freie Betätigung persönlicher Kräfte und Interessen, die einen Grundzug des K. bilden, auch ihre vorteilhaften Seiten hat, und daß der kapitalistische Unternehmer, indem er das Risiko der Produktion auf sich nimmt, eine wichtige Funktion in der Staatswirtschaft ausübt. Namentlich ist es in hohem Maße fraglich, ob eine andre, etwa sozialistische Organisation eine gleiche Steigerung der Produktivkräfte zu bewirken vermöchte. — Das Wort K. wird übrigens auch gebraucht, um die Herrschaft der Geldinteressen zu bezeichnen (s. Geldherrschaft). So spricht man z. B. von K. in der Gelehrtenwelt. Vgl. Jentsch, Weder Kommunismus noch K. (Leipz. 1894); Sombart, Der moderne K. (das. 1902, 2 Bde.); Strieder, Zur Genesis des modernen K. (das. 1904), und Literatur bei Artikel »Kapital«.

Kapitalist, s. Kapital, S. 590.

Kapitalkonto, in der Buchhaltung dasjenige Konto, welches das Geschäftsvermögen, bez. den Inhaber des Geschäfts darstellt; vgl. Buchhaltung, S. [539.

Kapitalmarkt, s. Markt.

Kapitalrente, die Rente, die ein Kapital, insbes. ein Geldkapital, abwirft, demnach auch soviel wie Kapitalzins; vgl. Kapital und Zins.

Kapitalrentensteuer, eine aus dem Ertrag der Leihkapitalien aller Art, also aus Zinsen von ausgeliehenen Kapitalien und Geschäftsanteilen an Gesellschaftsunternehmungen erhobene Steuer. Die K. bildet entweder ein Glied des Ertragssteuersystems oder einen Zweig, bez. eine Ergänzung der Einkommensteuer. Als besondere Art der Ertragssteuer ist sie grundsätzlich überall da gerechtfertigt, wo die andern Ertragsarten besteuert werden, ohne daß dabei die Zinsen aus Leihkapitalien genügend mit erfaßt werden. Bei unsrer heutigen Kreditentwickelung verspricht die K. auch große Erträge. Allerdings leidet sie an dem Übelstande, daß viele Steuerobjekte schwer nachzuweisen sind. Dies gilt selbst von bekannten Schulden von Gesellschaften, Gemeinden, des Staates, wenn die Zinsen nicht bei dem Schuldner, sondern bei dem Gläubiger erfaßt werden sollen. In diesem Fall muß man sich auf Anzeigepflicht des Gläubigers und dessen Steuererklärung verlassen, die insbes. bei etwaigem Erbgang zu kontrollieren wäre. Schwierig ist es ferner, die einzelnen Arten der Kapitalanlagen gleichmäßig zu besteuern und zwischen der K. und den übrigen Ertragssteuern ein entsprechendes Verhältnis herzustellen. Auch ist die Überwälzung der K. auf den Schuldner nicht ausgeschlossen. Als Glied des Ertragssteuersystems besteht die K. z. B. in Bayern und Mecklenburg. In Ländern mit einer allgemeinen Einkommensteuer kann man die Kapitalrente lediglich in einer Abteilung dieser (Preußen, Sachsen, England, Italien) oder, falls man eine höhere Besteuerung des fundierten Einkommens wünscht, noch nebenher durch eine K. besteuern. In dieser Form erscheint die K. seit Einführung der allgemeinen Einkommensteuer in Baden und Württemberg (hier Kapitalsteuer genannt). An Stelle der K. findet sich für die aus Staatspapieren fließenden Zinsen in einigen außerdeutschen Ländern eine Couponsteuer (s. d.).

Kapitalreserve, s. Versicherung.

Kapitalschaufler, s. Geweih, S. 781.

Kapitalschlüssel, soviel wie Hauptschlüssel (s. d.).

Kapitalschrift, s. Schrift und Paläographie.

Kapitalsprinzip, Bezeichnung für die Anschauung des römischen Rechts, daß der Eigentümer der Hauptsache (z. B. Acker, Tier, Geldsumme) in erster Linie als Eigentümer der Frucht zu betrachten ist. Das Bürgerliche Gesetzbuch steht auf dem Standpunkte, daß zunächst der Besitzer einer Sache als Eigentümer ihrer Frucht anzusehen ist.

Kapitalsteuer, im eigentlichen Sinn eine partielle Vermögenssteuer (s. d.), d. h. eine solche, die den werbenden Teil des Vermögens trifft; in der Regel ist aber K. nur eine andre Bezeichnung für Kapital-

rentensteuer (so in Württemberg), wobei das Kapital nur als Bemessungsgrundlage dient.

Kapitaltraverse (Mitteltraverse), in der Kapitale liegende Traverse (s. d.). Vgl. Festung, S. 476, und Tafel »Festungsbau II«, Fig. 18, u. III, Fig. 16.

Kapitalverbrechen (Capitale crimen), bei den Römern ein Verbrechen, das die äußerste Minderung der Rechtsfähigkeit (caput) nach sich zog; heutzutage soviel wie ein schweres Verbrechen.

Kapitalverschuldung, bei Immobilien die moderne Form der hypothekarischen Verschuldung im Gegensatz zur alten Rentenverschuldung, bei der das Kapital nicht gekündigt werden konnte.

Kapitalversicherung, eine Form der Lebensversicherung, bei der ein Kapital (im Gegensatz zur Rente) zur Auszahlung kommt. S. Lebensversicherung und Kaiser Wilhelms-Spende.

Kapitalzins, die Summe, die ein verliehenes Geldkapital abwirft; s. Kapital und Zins.

Kapitän (mittellat. Capitanĕus, von caput, Haupt), Oberbefehlshaber und überhaupt Feldherr (in diesem Sinne noch jetzt in gehobener Sprache im Französischen gebräuchlich), seit dem 16. Jahrh. in Frankreich und später auch in Deutschland der Führer einer Kompanie, jetzt veraltet, soviel wie Hauptmann. In Spanien ist Generalkapitän der Titel des Militärgouverneurs einer Provinz. In der Handelsflotte der Führer eines Schiffes, der »Schiffer«. In der Kriegsmarine bis zum 17. Jahrh. der militärische Befehlshaber der Schiffe, unter dem der Schiffer oder Pilot die Navigierung ausführte. Jetzt bezeichnet K. bestimmte Rangklassen der Seeoffiziere, in Deutschland z. B. K. zur See, dem Obersten der Armee entsprechend, ferner Fregattenkapitän (Oberstleutnant), Korvettenkapitän (Major), Kapitänleutnant (Hauptmann). Österreich hat Linienschiffs-, Fregatten- und Korvettenkapitäne; England und Nordamerika: Captains u. Commanders; Frankreich: Capitaines de vaisseau und Capitaines de frégate; Italien: Capitani di vascello und Capitani di fregata; Spanien: Capitanes de navio und Capitanes di fregata; Rußland hat Kapitäne erster und zweiter Klasse. In Häfen haben häufig die sogen. Hafenmeister (s. d.) den Titel Hafenkapitän. Vgl. auch Kommodore.

Kapitation (lat.), s. Capitatio.

Kapitay (Kapitaï), Landschaft in Westafrika, s. Koba.

Kapitel (lat. capitŭlum, Diminutiv von caput, »Kopf«), die den einzelnen Abschnitten, in die man Schriften behufs bequemern Nachschlagens einteilte, gleichsam als Kopf vorangeschriebene Inhaltsangabe, dann diese Abschnitte oder Abteilungen selbst. Die Einteilung der Bücher in K. ist neuere Einrichtung; die Alten kannten nur die in Bücher. Zuerst ward die Bibel in K. eingeteilt; die jetzige Einteilung geht auf den Kardinal Hugo a St. Caro im 13. Jahrh. zurück. Auf die Profanschriftsteller soll diese Einteilungsart Reuchlins Lehrer Johannes de Lapide zu Ende des 15. Jahrh. übertragen haben. K. nennt man auch die Unterabteilungen für je einen Verwaltungszweig, in welche die Hauptrubriken des Budgets (s. d.), wie der Domänenetat, der Kultusetat ꝛc., zerfallen.

Kapitel, in Klöstern der Saal, wo den Mönchen früher täglich ein Abschnitt (K.) ihrer Regel vorgelesen, später aber jede wichtigere Klosterangelegenheit, z. B. die Wahl eines Abtes u. dgl., verhandelt ward, weshalb bei Mönchsorden und geistlichen Ritterorden solche Versammlungen selbst K. (Ordenskapitel) heißen (vgl. Chordienst). Es waren entweder Generalkapitel, wobei der ganze Orden durch Deputierte, oder Provinzialkapitel, bei denen die Deputierten der Provinz eines Ordens zur Beratung zusammenkamen, oder endlich Kloster- und Hauskapitel, wozu bloß die Kapitularen oder Konventualen, d. h. die stimmfähigen Mitglieder des Klosters, sich versammelten, um spezielle Angelegenheiten desselben zu erörtern. K. (Domkapitel) heißt das Kollegium der Kanoniker (Kapitularen, Stifts- oder Domherren) an einer bischöflichen oder erzbischöflichen Kirche, das sich in der Regel aus einem Propst, Dechanten (Dekan), Scholastikus, Kantor, Kustos und einer Anzahl Domherren zusammensetzt und dem Bischof beratend zur Seite steht, bei Erledigung oder Sedisvakanz des bischöflichen Stuhls die auf die interimistische Verwaltung der Diözese bezügliche Jurisdiktion ausübt, bez. durch einen binnen achttägiger Frist von ihm zu erwählenden, aber selbständigen Kapitels- oder Kapitularvikar als Bistumsverweser ausüben läßt, den neuen Bischof wählt ꝛc. und das Hoch- oder Domstift (s. Stift) bildet. K. heißen oder hießen ferner die Logen der höhern Grade der Freimaurerei; früher führten auch Versammlungen bei andern Gesellschaften, die eine Zunft ausmachten, z. B. der Tuchscherer ꝛc., diesen Namen. Vgl. P. Schneider, Die bischöflichen Domkapitel (Mainz 1885).

Kapitell (Kapitäl, Kapital, lat. capitellum, »Köpfchen«), der oberste Teil einer Säule, der Säulenkopf oder Säulenknauf, der etwas über den Säulenschaft vorspringt, den Kopf vom Schafte der Säule scheidet und zugleich die letztere mit dem von der Säule getragenen Gebälk oder Gewölbe in Verbindung bringt. Je nach dem Stil, dem die Säule angehört, ist das K. ausgebildet (s. Säule, mit Tafel »Säulenordnungen«, und Baustil).

Kapitelliden, Familie der Borstenwürmer, s. Ringelwürmer.

Kapitelmünzen, Münzen der ein erledigtes Bistum ꝛc. vertretenden Kapitel, durch eine darauf bezügliche Inschrift gekennzeichnet.

Kapitol (lat. Capitolium), die Burg des alten Rom und als solche sowie als Stätte des römischen Nationalheiligtums der religiös-politische Mittelpunkt des Reiches, lag auf der südwestlichen Kuppe des kapitolinischen Hügels (Mons Capitolinus), der sich aus der Tiberniederung zu 50 m Höhe ü. M. erhebt und durch das Tal Velabrum von dem südöstlich liegenden palatinischen Hügel getrennt wird (vgl. den Plan des alten Rom bei Art. »Rom«). Dieser kleinste der sieben Hügel Roms (sein Umfang beträgt wenig über 1000 m) besteht aus drei Teilen: dem südwestlichen Gipfel mit dem Palast Caffarelli (jetzt deutsche Botschaft), dem nordöstlichen mit der Kirche Santa Maria in Araceli und der beide trennenden Vertiefung mit den Museen. Der nur auf der Südostseite nach dem Forum zu durch einen fahrbaren Weg (Clivus Capitolinus) zugängliche, sonst überall steil abfallende Berg wurde der Sage nach bereits durch Servius Tullius mit einem Mauerring umgeben, von dem an der Nordwestseite noch Überbleibsel gefunden wurden. Aber erst die Tarquinier erhoben den Berg, bez. dessen Südwestkuppe durch den Bau des Jupitertempels zu seiner staatlichen Bedeutung als idealen Hauptes der Siebenhügelstadt. Unter Tarquinius Priscus begonnen, wurde der Bau kurz nach der Vertreibung des Tarquinius Superbus 509 vollendet. Daß derselbe an Stelle des Palastes Caffarelli gestanden hat, ist durch

die 1865, 1875 und 1876 unter Leitung von Jordan und Lanciani angestellten Ausgrabungen endgültig erwiesen worden. Über der Erde befindet sich jetzt nur ein Stück des Fundaments; auch sind dem Tempel angehörige Architekturfragmente aus Marmor gefunden worden. Seine Vorhalle hatte dreimal sechs Säulen, die nach etruskischer Weise weit (9,2—10,9 m von Zentrum zu Zentrum) voneinander abstanden; an den beiden Seiten zog sich je eine Säulenreihe entlang. Das Tempelhaus selbst war 30,5 × 28,75 m groß und durch Längswände in drei Zellen für Jupiter, Minerva und Juno geteilt. Der Tempel wurde wiederholt durch Feuer zerstört, aber immer wieder und unter Beibehaltung des alten Grundplans, jedoch in größerer Höhe und mit prächtigerer Ausstattung aufgebaut, so 69 v. Chr. durch Q. Lutatius Catulus, 70 n. Chr. durch Vespasian und zehn Jahre später durch Domitian, der ihn mit prächtigen Säulen von pentelischem Marmor schmückte. Erst im Mittelalter ging er dann allmählich durch Plünderung zugrunde. Der umgebende Tempelhof (Area Capitolina), in dem sich unter andern Tempel des Jupiter Custos und des Fides und zahlreiche Denkmäler befanden, war mit einer Mauer umgeben. Außerhalb dieser an der Südecke des Hügels lag der Tarpejische Fels, von dem in älterer Zeit die Staatsverbrecher hinabgestürzt wurden. Auf dem nordöstlichen, 49 m hohen Hügel war die Burg (Arx) errichtet; 344 v. Chr. wurde hier ein Tempel der Juno Moneta erbaut, mit dem später auch das Münzamt verbunden wurde. Nach dem Forum zu war die obenerwähnte Einsattelung begrenzt durch das großartige Tabularium mit dem Staatsarchiv, von Quintus Lutatius Catulus 78 v. Chr. errichtet, dessen Unterbau aus Peperinquadern in das Untergeschoß des jetzigen Senatorenpalastes verbaut ist. Mit dem Erwachen des städtischen Freiheitsgeistes wurde das K. wieder politisches Zentrum der Stadt; über den Trümmern des Tabulariums erhob sich im 12. Jahrh. der Senatorenpalast, 1348 wurde die große Treppe von Araceli angelegt. Die jetzige Gestalt des Kapitols beruht auf den Plänen Michelangelos, den Papst Paul III. mit einer würdigen Ausschmückung der alten Nationalstätte betraute, der selbst aber nur die herrliche Doppeltreppe vor dem Senatorenpalast ausführen konnte. Auf der früher schroff abfallenden Nordwestseite des Hügels führt seitdem von der modernen Stadt her (neben der Treppe von Araceli) eine breite Rampe hinauf zur Einsattelung, der Piazza di Campidoglio. Am obern Ende der Rampe stehen auf kräftigen Piedestalen die antiken Statuen von Kastor und Pollux mit ihren Pferden, während die Mitte des Platzes die schöne, einst ganz vergoldete bronzene Reiterstatue des Kaisers Mark Aurel einnimmt. Im Hintergrund erhebt sich der Senatorenpalast mit der erwähnten Freitreppe, schöner Brunnenanlage und viereckigem Turm, südwestlich der Konservatorenpalast (mit einer ausgezeichneten Sammlung antiker Bronzen, Marmorstatuen, Reliefs, einer etruskischen Sammlung, Büsten berühmter Männer, einer Gemäldesammlung), gegenüber das berühmte kapitolinische Museum (Museo Capitolino), das eine ausgezeichnete Sammlung von Antiken, eine Schöpfung der Päpste, enthält. Vgl. Jordan, K., Forum und Sacra Via (Berl. 1881) und Topographie der Stadt Rom, Bd. 1, Abt. 2 (das. 1885); Righetti, Descrizione del Campidoglio (Rom 1835—50, mit 390 Tafeln); Helbig, Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1899); Hülsen, Bilder aus der Geschichte des Kapitols (Rom 1899); Rodocanachi, Le capitole romain antique et moderne (Par. 1904).

Nach dem Vorbilde des Kapitols in Rom besaßen übrigens auch andre Städte des römischen Reiches Kapitole als munizipale und religiöse Zentren, z. B. Verona, Benevent, Cirta und Lambäsis in Numidien, Visontio ꝛc. (vgl. Kuhfeldt, De capitoliis imperii romani, Berl. 1883), wie denn auch der Palast des Vereinigten Staaten-Kongresses in Washington den Namen K. führt.

Kapitolinische Hochzeit, antike marmorne Einfassung eines Brunnens im kapitolinischen Museum zu Rom (im 18. Jahrh. vor der Porta del Popolo gefunden), auf der die zwölf Götter in feierlichem Zug und in archaisierender Auffassung dargestellt sind. Die Hochzeit der Athene und des Herakles soll das Motiv der Darstellung bilden.

Kapitolinisches Museum, s. Kapitol.

Kapitolinische Wölfin, Bronzefigur einer Wölfin mit den (im 16. Jahrh. durch Guglielmo della Porta hinzugefügten) saugenden Zwillingen Romulus und Remus im Konservatorenpalast auf dem Kapitol in Rom. Sie wird von einigen für ein Werk etruskischer Künstler aus der Zeit um 300 v. Chr., von andern für eine Arbeit des 5. Jahrh. v. Chr. gehalten. Nach andrer Vermutung soll sie mittelalterlichen Ursprungs sein, was aber nach der Beschaffenheit der unberührten Teile der stark zerstörten und restaurierten Figur nicht wahrscheinlich ist.

Kapitulant, s. Kapitulation 2).

Kapitulantenschulen wurden 1876 in Preußen, dann im ganzen deutschen Heere zur Hebung der Bildung der Unteroffiziere eingerichtet, zunächst in zwei Stufen, deren erste Schreiben, Lesen, Rechnen, Geographie und Geschichte umfaßt, während für die zweite außer Vervollkommnung in diesen Fächern noch Zeichnen hinzutritt. Eine seit 1899 eingerichtete dritte Stufe bereitet ältere Unteroffiziere auf ihre spätere Zivilstellung vor (Französisch, Gesetzeskunde ꝛc.). Der Unterricht erfolgt im Winterhalbjahr durch Militär- und Zivillehrer. Bei den Spezialwaffen können ihrer Eigenart entsprechend noch besondere Unterrichtsgegenstände hinzutreten. S. auch Kompanieschule und Bataillonsschule. Vgl. v. Wedell, Leitfaden für den Unterricht auf der Kapitulantenschule (10. Aufl., Berl. 1899).

Kapitulantenzulage, s. Kapitulation 2).

Kapitulär (Domkapitular), s. Kapitel.

Kapitularien (lat. Capitularia) hießen in karolingischer Zeit von ihrer Einteilung in mehrere kleine, mit fortlaufenden Zahlen versehene Abschnitte (capitula) die Satzungen der fränkischen Könige, unter den Merowingern auctoritas, edictum, praeceptum, decretio genannt. Es gab drei Arten von K.: die Capitularia legibus addenda (addita), pro lege tenenda, bezweckten die Fortbildung der Volksrechte (s. Volksrecht), die Capitularia per se scribenda wurden vom König allein oder doch nur unter Mitwirkung der Großen auf den Reichstagen erlassen, die Capitula missorum sind Instruktionen für die königlichen missi zur Vornahme der Aufsichtsreisen. Sie sind in lateinischer Sprache abgefaßt. Die älteste, aus vier Büchern bestehende Sammlung der K. stammt vom Abt Ansegis von Fontanella (um 827). Die um die Mitte des 9. Jahrh. wahrscheinlich durch Benediktus Levita zusammengestellte Sammlung ist eine absichtliche Fälschung, die allerdings auch einige echte K. enthält. Die fränkischen K. sind herausgegeben von Baluzius

(»Capitularia regum Francorum«, 1677—1780), von Pertz in den »Monumenta Germaniae historica«, Bd. 1 u. 2; in verbesserter Ausgabe von Boretius und Krause und dann von Zeumer u. Werminghoff (Hannover 1883—97). Vgl. Boretius, Beiträge zur Kapitularienkritik (Leipz. 1874); Seeliger, Die K. der Karolinger (Münch. 1893).

Kapitularvikar, s. Kapitel.

Kapitulation (neulat.), 1) Vertrag, namentlich eine in verschiedene Abschnitte (Kapitel) eingeteilte völkerrechtliche Abmachung; insbes. ein Vertrag zwischen zwei kriegführenden Korps wegen Einstellung des Kampfes. Fehlt es der Besatzung eines festen Platzes an Munition oder an Lebensmitteln und ist Entsatz durch Ersatztruppen nicht möglich, so ist die K. unvermeidlich. Will der Kommandant wegen der K. unterhandeln, so gibt er dies dem Angreifer durch Aufziehen einer weißen Fahne zu erkennen und entsendet Parlamentäre zur Unterhandlung über die Kapitulationsbedingungen. Die Unterzeichnung der K. selbst geschieht durch die beiderseitigen Oberbefehlshaber. Die Bedingungen für die Besatzung sind entweder »Übergabe auf Gnade und Ungnade«, auf Grund welcher früher der Sieger die Kapitulierenden »über die Klinge springen lassen« durfte, nach der modernen Anschauung jedoch nur noch zu Kriegsgefangenen machen darf, oder »freier Abzug« mit ihrem Privateigentum, jedoch ohne Waffen, oder »Abzug mit Waffen und militärischen Ehren« in die Heimat, wie bei der K. von Belfort 1871, mit der Verpflichtung, eine bestimmte Zeit nicht gegen den Sieger zu fechten. Nach Vereinbarung von Zeit und Ort findet die Übergabe der Besatzungstruppen und Einzug des Siegers in die Festung, Übergabe der Pulvermagazine, Festungspläne ꝛc. an hierzu delegierte Offiziere statt. Die Haager Kriegsrechtskonvention von 1899 bestimmt dagegen, daß die Bedingungen der K. den Forderungen der militärischen Ehre entsprechen müssen und von beiden Teilen gewissenhaft und peinlich zu beobachten sind. Kapitulationen von größern Truppenmassen oder Armeen im freien Felde kommen, wie leicht begreiflich, selten vor; besonders bekannte und historisch wichtige Fälle sind: die K. der Sachsen bei Pirna 16. Okt. 1757, die des preußischen Generals Fink bei Maxen 1759, die K. des Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau 28. Okt. 1806, Blüchers bei Ratkau 7. Nov. 1806, Görgeis zu Világos 13. Aug. 1849. Die denkwürdigste K. aber ist die von Sedan 2. Sept. 1870, durch die sich Napoleon III. mit einer Armee von 83,000 Mann, der Festung Sedan und allem Kriegsmaterial den Deutschen ergab. Daneben ist vornehmlich der K. von Metz 27. Okt. 1870 und der von Paris 28. Jan. 1871 zu gedenken.

2) K. (Dienstverpflichtung) heißt im deutschen Heere die Eingehung der Verpflichtung zu einer längern als der gesetzlichen Dienstzeit, im allgemeinen nur für Leute angängig, die Aussicht geben, als Unteroffiziere dem Dienst wesentlichen Nutzen zu bringen. Durch Abschluß der Kapitulationsverhandlung zwischen dem Kapitulanten einer- und der Truppe (Regiment ꝛc.) anderseits wird das Anrecht auf das Kapitulationshandgeld (100 Mk.), die Kapitulantenzulage zur Löhnung, Umzugskosten bei Versetzung und das Eigentumsrecht an ausgetragenen Kleinbekleidungsstücken erworben. Die K. ist aufzuheben: bei schlechter Führung, Ehrenstrafen, Freiheitsstrafen über sechs Wochen und nach Übereinkunft mit Rücksicht auf häusliche Verhältnisse. Wird ein Kapitulant 4 Jahre weder gerichtlich mit Freiheitsstrafe noch disziplinarisch mit Arrest bestraft, so sind alle vor dieser Zeit erlittenen Disziplinarstrafen zu löschen. Nach der ersten K. erfolgt meist jährliche Erneuerung, diese fällt nach dem 12. Dienstjahre weg, und die Entlassung kann dann nur noch mit Zustimmung des Kapitulanten erfolgen. Vgl. »Besoldungsvorschrift für das preußische Heer im Frieden vom 10. März 1898«; v. Wenckstern, Der Kapitulant (3. Aufl., Minden 1898); Fircks, Taschenkalender für das Heer (Berl. 1905). S. Dienstprämie, Militärversorgung.

3) Bezeichnung der völkerrechtlichen Verträge, die früher zwischen der Türkei und fremden Mächten (der erste von Frankreich 1535) und später zwischen den christlichen Staaten und den nichtchristlichen überhaupt zum Schutze der dort lebenden Christen abgeschlossen wurden. Der Ausdruck K. erklärt sich daraus, daß man ehedem mit der Türkei keinen eigentlichen Frieden, sondern nur Waffenstillstand abzuschließen pflegte. In neuerer Zeit sind von besonderer Bedeutung die zum Zweck des Rechtsschutzes der in Ägypten lebenden Fremden mit der dortigen Regierung getroffenen Vereinbarungen (s. Internationale Gerichte). — Endlich ist K. gleichbedeutend mit Wahlkapitulation (s. d.).

Kapitulieren (franz.), eine Kapitulation (s. d. 1) eingehen, sich ergeben (von Festungen ꝛc.).

Kapivibalsam, soviel wie Gurjunbalsam.

Kapkolonie (Kapland, hierzu drei Karten: »Südafrika«, »Geologische Karte von Südafrika« und »Vorkommen der nutzbaren Mineralien in Südafrika«, mit Textblatt), brit. Kolonie, umfaßt den südlichsten Teil von Afrika, zwischen 28—35° südl. Br. und 17—30° östl. L., wird im W. und S. umgeben vom Atlantischen und Indischen Ozean, im N. von Deutsch-Südwestafrika, Britisch-Betschuanenland, der Oranjekolonie und Natal und hat einen Flächeninhalt von 495,747 qkm, mit Einschluß seiner Dependenzen (s. unten) 756,803 qkm.

[Bodengestaltung und Gewässer.] Die Küste hat 2000 km Länge, die atlantische ist meist Flachküste, die indische Steilküste. Die meisten Küsteneinschnitte sind ungenügend geschützt, nur die wenig besuchte Saldanhabai an der atlantischen Küste bietet Schiffen jederzeit eine sichere Zuflucht. Zu nennen sind noch: Port Nolloth im N., die große, offene St. Helenabai, die Tafelbai, der Hafen der Kapstadt, früher verrufen jetzt aber durch großartige Hafendämme gesichert, die Falsebai mit der wohlgeschützten Simonsbai, britische Marinestation, die St. Sebastianbai mit Port Beaufort, die Mossel-, Plettenberg-, St. Francis- und Algoabai, letztere mit Port Elizabeth, die aber ebenso wie Port Alfred und die Buffalomündung, der Hafen von East London, erst durch kostspielige Arbeiten gesichert werden mußte. Die nennenswertesten Vorgebirge sind: Paternosterpoint, Kap der Guten Hoffnung, Nadelkap oder Kap Agulhas, die Südspitze des Kontinents, Kap St. Francis und Kap Recife.

Das Land steigt terrassenförmig vom Meer auf. Diese Terrassenbildung ist schon im Meer in der sogen. Nadelbank erkennbar, die vom Kap bis Port Natal die Küste säumt. Dem schmalen, stellenweise bis über 50 km breiten Küstenstreifen sind vereinzelte Bergstöcke, wie der 1082 m hohe Tafelberg, aufgesetzt. Mehrere Ketten, im Durchschnitt 1000, im südlichen Teil 1500—1800 m hoch, ziehen nordwärts bis zum Oranjefluß. Die erste Terrasse steigt in den Cedar- und Olifantbergen (Großer Winterhoek 2085 m) steil empor; daran schließen sich in östlicher Richtung das Hexgebirge, Keeromgebirge (Keeromberg 2200 m),

A N G O L A
Mambukuschu
Hukwe Veld
Kung-Veld
Kalahari-Buschmänner Becken
Kalahari-Matschabing-Buschmänner
Okawango-
Chanse-Veld
Epukiro
Otjimbingwe
Windhuk
Gobabis
Omaruru
Karibib
Okahandja
Otjosasu
Otjimbingwe
Swakopmund
Walfisch Bai
Hoachanas
Gochas
Bethanien
Keetmanshoop
Berseba
Gibeon
Rehoboth
Lüderitz Buchl
Angra Pequena
Pinguin-Ins.
Hollams Bird I.
Spencer B.
Possession I.
Prinzenbucht
Pomona-Mine
Bogenfels
Plumpudd I.
Angras Juntas
Roastbeef I.
Richtersveld
Port Nolloth
Orange (Oranje) od. Garib
Warmbad
Griquatown
Brit. Betschuanaland
Gordonia
Kaaien-Veld
Kl. Nama-Land
Gr. Buschmannland
Kapland
Kapstadt
Tafel Bay
Kap der Guten Hoffnung
R. Agulhas
Walfisch Bai (zu Kapland)
Sandwüste
Namib
Kuiseb
Swakop
Khan
Omaruru
Okahandja
Otjosasu
Windhuk
Gobabis
Epukiro
Otjimbingwe
Swakopmund
Walfisch Bai
Rehoboth
Hoachanas
Gochas
Bethanien
Keetmanshoop
Berseba
Gibeon
Lüderitz Buchl
Angra Pequena
Pinguin-Ins.
Richtersveld
Port Nolloth
Warmbad
Griquatown
Kapstadt
Tafel Bay
Kap der Guten Hoffnung
R. Agulhas
NATAL
ORANGE-FREISTAAT
Harrismith
Ladysmith
Dundee
Newcastle
Utrecht
Vryheid
Greytown
Pietermaritzburg
Durban
Basuto-Land
Witwatersrand
Johannesburg
Pretoria
Lydenburg
Barberton
Delagoa-Bai
Lourenzo Marques
Inhambane
Beira
Chinde
Quelimane
Mozambique
Tete
Sena
Zambesi
Shire
Nyassa-See
Nyassa-Land
Tanganyika-See
Tanganyika-Land
Mweru-See
Bangweolo-See
Lake Dilolo
Kassai
Kongo
Kongo-Land
Kongo-Mündung
Kongo-Staat
Loango
Cabinda
Ambriz
Benguela
Mossamedes
Kap Frio
Angra Pequena
Walfisch Bai
Swakopmund
Omaruru
Okahandja
Windhuk
Gobabis
Epukiro
Otjimbingwe
Rehoboth
Hoachanas
Gochas
Bethanien
Keetmanshoop
Berseba
Gibeon
Lüderitz Buchl
Richtersveld
Port Nolloth
Warmbad
Griquatown
Kapstadt
Tafel Bay
Kap der Guten Hoffnung
R. Agulhas
NATAL
ORANGE-FREISTAAT
Harrismith
Ladysmith
Dundee
Newcastle
Utrecht
Vryheid
Greytown
Pietermaritzburg
Durban
Basuto-Land
Witwatersrand
Johannesburg
Pretoria
Lydenburg
Barberton
Delagoa-Bai
Lourenzo Marques
Inhambane
Beira
Chinde
Quelimane
Mozambique
Tete
Sena
Zambesi
Shire
Nyassa-See
Nyassa-Land
Tanganyika-See
Tanganyika-Land
Mweru-See
Bangweolo-See
Lake Dilolo
Kassai
Kongo
Kongo-Land
Kongo-Mündung
Kongo-Staat
Loango
Cabinda
Ambriz
Benguela
Mossamedes
Kap Frio

Institut in Leipzig.

Zur ‚Geologischen Karte von Südafrika'
und Karte ‚Vorkommen der nutzbaren Mineralien in Südafrika'.

I. Geologische Verhältnisse Südafrikas.

Der *geologische Bau* desjenigen Teils von Südafrika, der auf der beiliegenden Karte dargestellt ist, ist sehr einfach. An der Zusammensetzung des Landes beteiligen sich nur vier oder, mit Einschluß der neuern Bildungen, fünf voneinander verschiedene Formationen. Der Sockel des südafrikanischen Tafellandes besteht aus der sogen. *südafrikanischen Primärformation,* die unsern archäischen Bildungen und auch wohl einem Teil des Silur entspricht. In Damaraland, Groß- und Klein-Namaland wird das Küstengebirgsland und im Innern die Unterlage, auf der die Schichten der nächsten Formation übergreifend gelagert sind, von *Gneis* und mehr zurücktretendem *Granit* gebildet; auch Glimmerschiefer, Chlorit- und Amphibolschiefer und körniger Kalk erscheinen hier und da als Einlagerungen in dem Gneis. An der Mündung des Oranjeflusses treten grüne Schiefer auf, und weiter im Süden, in der Kapkolonie, lehnt sich an den Gneis ein System von steil aufgerichteten Tonschiefern, Quarziten und quarzitischen Sandsteinen, die sogen. *Namaqua-* und *Malmesburyschichten,* die mit westöstlichem Streichen die ganze Südküste der Kapkolonie bis zur Algoabai bilden. In Südostafrika erscheint die Primärformation erst wieder in Natal, erlangt dann aber weiter nördlich in Swasiland, Transvaal, Betschuanenland und Matabeleland eine größere Verbreitung; der Gneis ist hier untergeordnet, weitverbreitet dagegen sind der Granit und ein System von steil einfallenden Tonschiefern und quarzitischen Sandsteinen mit eingelagerten Grünsteinen (Diabas, Serpentin etc.), das unter dem Namen der *Swasischichten* zusammengefaßt wird. Diskordant auf den ebengenannten Bildungen ruht die sogen. *Kapformation,* ein mächtiger Komplex von horizontalen oder wenig geneigten Sandsteinen und Schiefern mit Diabaseinlagerungen und von dolomitischen Kalksteinen marinen Ursprungs; sie entspricht etwa unserm Devon. Als das älteste Glied der Kapformation wird der *Tafelbergsandstein* angesehen, ein quarzitischer Sandstein, der unter anderm auch das Kap der Guten Hoffnung bildet sowie im Huibplateau in Groß-Namaland, an den Drakensteenbergen, den Zwartebergen und Zuurbergen der Kapkolonie, in Natal, am Witwatersrand und im nördlichen Transvaal ausgedehnte Flächen bedeckt. Als eine Faziesbildung dieses Sandsteines gelten die Tonschiefer, Grauwacken, Sandsteine und Quarzite, die, als *Bokkeveldschichten* (oder *Pretoriaschichten, Magalisschichten*) unterschieden, das Hanamiplateau in Groß-Namaland, die Bokkeveldberge der südwestlichen Kapkolonie sowie die Magalisberge, Drakenberge und Maricoberge in Transvaal zusammensetzen. Blauschwarze dolomitische Kalksteine charakterisieren die obere Abteilung der Kapformation; sie finden sich auf dem Huib- und Hanamiplateau in Groß-Namaland, dann im Kaapplateau westlich vom Vaalfluß in Westgriqualand und verbreiten sich von da über einen großen Teil von Betschuanenland und des westlichen und mittlern Transvaal; auch im nördlichen Transvaal und in den Drakenbergen kommen sie vor. Es folgen, in einer großen flachen Mulde den ältern Schichten eingebettet, die Ablagerungen der *Karruformation,* die sich in der Zeit vom obern Karbon bis in die Trias hinein gebildet haben, also etwa dem Perm entsprechen. Sie bedecken den größten Teil der Kapkolonie und Natals, den ganzen Oranje-Freistaat und das südöstliche Transvaal. Die Basis der Karruformation ist das *Dwykakonglomerat,* ein Konglomerat von Granit, Gneis, Quarzit, Schiefer und Sandstein, für das man einen glazialen Ursprung annimmt; darüber folgen die *Eccaschichten,* ein mächtiger Komplex von dunkeln, meist kohlereichen Schiefern und Schiefertonen mit wenig mächtigen Einlagerungen von Sandsteinen und Kalksteinen, dann die *Beaufortschichten,* rot oder grünlich gefärbte Schiefertone mit zahlreichen Einlagerungen von Diabas, und als oberste Abteilung die *Stormbergschichten,* hellgefärbte, weiche, zerreibliche Sandsteine mit untergeordneten Schiefereinlagerungen, die hier und da bauwürdige *Steinkohle* führen. Auch *Diabase* und *Melaphyre* sind im Bereich der Stormbergschichten häufig; sie finden sich vielfach als schützende Decke über den weichen Sedimenten und bilden z. B. die höchsten Gipfel der Stormberge, Drakenberge, Malutiberge etc. Mehrfach treten an der Küste noch jüngere Bildungen, etwa dem *Jura* (oder der *Kreide*) entsprechend, auf: an der Algoabai sind es die sogen. *Uitenhageschichten,* sandige Ablagerungen von wesentlich marinem Charakter, an der Mündung des Umtamfuna im südlichen Natal und an der St. Luciabai im Sululand die sogen. *Umtamfunaschichten,* sandige Mergel und graubraune Sandsteine. Als *rezent* gelten die Verwitterungsprodukte (Sande, Lehme und Laterite) und die aus diesen durch die Tätigkeit der Winde entstandenen Sande und Sanddünen an der Küste und im Innern von Damara- und Namaland sowie die gewöhnlich rot oder gelblich gefärbten, sandig bis sandigtonigen Ablagerungen, die weite Flächen in der nördlichen Kapkolonie, im Oranje-Freistaat, Westgriqualand, Transvaal, Betschuanenland, der Kalahari und im östlichen Ovambo-, Damara- und Groß-Namaland bedecken. Eine Ablagerung ausgetrockneter Brackwasserseen und somit jüngerer Entstehung ist ein hellgefärbter dolomitischer Kalkstein oder Kalktuff, der, stets an der Oberfläche lagernd, einen großen Teil des östlichen Ovambo-, Damara- und Namalandes und der Kalahari bedeckt und namentlich im Westgriqualand, Betschuanenland, dem südwestlichen Transvaal, dem Oranje-Freistaat, der nördlichen Kapkolonie sowie in der großen Karru sehr verbreitet ist. Demnach war Südafrika früher von zahlreichen, z. T. sehr ausgedehnten Seen bedeckt, von denen heute in den verschiedenen Zoutpans und in den Seen der nördlichen Kalahari nur noch geringe Überreste vorhanden sind; auch der Salzgehalt, den man vielfach im Boden antrifft, ist z. T. auf diese frühern Seen zurückzuführen. Vermutlich *tertiären* Alters sind marine kalkige Ablagerungen, die sich an der Algoabai und in der Gegend von Bathurst in der südöstlichen Kapkolonie in geringer Mächtigkeit und Ausdehnung finden.

II. Nutzbare Mineralien in Südafrika.

Südafrika ist sehr reich an nutzbaren Mineralien, unter denen in erster Linie Gold und Diamant zu nennen sind.

Gold findet sich besonders in Transvaal in großer Verbreitung. In den Goldfeldern (s. Karte) kommt das Gold auf Gängen (Reefdiggings) oder in Konglomerat- und Sandsteinflözen (Konglomeratdiggings) vor. Goldführende Quarzgänge, oft auf viele Kilometer Länge verfolgbar, sind hauptsächlich in dem Gebiet der Swasischichten vorhanden und durchsetzen auch den Granit. Das Gold ist in der Regel so fein im Quarz verteilt oder mit Schwefelkies und andern Mineralien, wie Kupferkies, Kupferglanz, Arsenkies, Bleiglanz und Zinkblende, vermischt, daß es mit dem bloßen Auge nicht wahrgenommen werden kann; nur zuweilen bildet es deutlich sichtbare, linsengroße Körner oder dünne Beschläge auf Ablösungsflächen des Quarzes. Vorzugsweise finden sich die goldhaltigen Erze in sogen. Erzfällen, d. h. in säulenförmigen Partien, die nicht immer dem Gangeinfallen folgen, sondern ein mehr oder minder starkes Einschieben im Streichen des Ganges besitzen. Demgemäß ist der Erz- und Goldgehalt stellenweise sehr beträchtlich, vermindert sich aber anderseits streckenweise bis zur vollständigen Unbauwürdigkeit der Lagerstätte. Goldquarzgänge der Swasischichten werden auf dem De Kaap-Goldfeld bebaut, ebenso auf dem Komati-Goldfeld, dem Selati- oder Murchisonfeld, dem Klein-Letaba- und Molototsi-Goldfeld, dem Houtboschberg- und dem Marabastad- oder Smitsdorp-Goldfeld. Vielfach sind hier die Goldquarzgänge an eingelagerten Eruptivgesteine gebunden; so setzt das Pioneer-Reef auf Moodies Grund bei Barberton (De Kaap-Goldfeld) in Serpentin auf und das berühmte Sheba-Reef in schieferigem Grünstein. Auch auf den Goldfeldern an der Tugela in Sululand treten die Goldquarzgänge in Hornblende führenden Schiefern auf, und ähnlich scheint das Vorkommen des Goldes in den Tati-Goldfeldern im Matabeleland zu sein. Abweichend ist das Auftreten des Goldes in dem Malmani-Goldfeld östlich von Mafeking, insofern es sich hier auf Quarzgängen im blauen dolomitischen Kalkstein der Kapformation findet; auch an mehreren Orten des Lydenburg-Goldfeldes (Frankfort, Waterval etc.) sowie zwischen Witwatersrand und dem Malmanifluß sind ähnliche Goldvorkommen bekannt. Von außerordentlichem Goldreichtum sind die Konglomeratdiggings (Conglomeratreefs oder Banketreefs), die z. T. der Kapformation, z. T. der Primärformation angehören. Es sind deutlich gebankte, mit feinen sandsteinähnlichen Lagen regelmäßig wechselnde Konglomerate aus meist nußgroßen Quarzgeschieben, die durch ein kieseliges Bindemittel verbunden sind. Das Gold tritt in ihnen fast nur innerhalb des Bindemittels auf; der Goldgehalt wechselt von einigen Gramm bis über 100 g auf eine Tonne Konglomerat. Von andern Erzen findet sich nur Schwefelkies, häufig in Brauneisen umgewandelt, dann Magneteisen in kleinen Körnchen, und als Seltenheit Antimonerz und Zinkblende. Im Witwatersrand-Goldfeld, dem bedeutendsten, das hierher gehört, lassen sich etwa acht Flözgruppen unterscheiden, die wieder einzelne besonders benannte goldführende Flöze (früher irrtümlich wohl auch als ‚Reefs', d. h. Gänge, bezeichnet) einschließen. Die Schichten des Witwatersrand bilden eine langgestreckte Mulde; die nördlichen Flöze fallen steil (etwa unter 85°) nach Süden ein, während nach der Muldenmitte hin mehr und mehr ein Verflachen und zuletzt eine fast horizontale Lagerung eintritt. Umfangreicher Bergbau ist bisher nur am Nordflügel der Mulde getrieben. Hier sind die Goldflöze der sogen. Hauptflözgruppe sowohl östlich als westlich von Johannesburg, bis jetzt im ganzen auf 80 km Länge nachgewiesen; sie folgen in ihrem Streichen etwa dem Verlauf der Witwatersrandberge. Auch in den bei Heidelberg gelegenen Goldfeldern sind Konglomeratflöze Träger des Goldes, und hier hat man noch mehr als in Witwatersrand an einen genetischen Zusammenhang der Goldführung mit dem lagerartigen Auftreten von diabasähnlichen Eruptivgesteinen gedacht. Ebenso kommen bei Parys und Vredefort im Oranje-Freistaat goldführende Konglomeratflöze vor; diese rechnet man ebenso wie die Heidelberger Flöze zu dem Südflügel der Witwatersrandmulde. Wahrscheinlich sind auch die goldführenden Konglomerate des Klerksdorp-Goldfeldes für Ausläufer der Witwatersrandflöze zu halten, obschon zwischen den westlichen Aufschlüssen der Witwatersrandmulde und dem östlichsten Aufschlusse bei Klerksdorp eine Entfernung von etwa 130 km liegt, und in dem zwischenliegenden Gebiete bis jetzt noch keine abbauwürdigen Goldvorkommen gefunden sind. Goldführende Konglomerate und Sandsteinflöze der Kapformation sind ferner in weiter Ausdehnung auch in den Goldfeldern von Lydenburg und Vryheid nachgewiesen. In vielen Distrikten, und zumal bei Pilgrimsrest im Lydenburger Goldfeld, wird Gold wohl auch noch aus zersetzten Partien anstehenden Gesteins, besonders diabasartigen Eruptivgesteins (Lateritdiggings) oder auch wohl aus Alluvialablagerungen (Alluvialdiggings) ausgewaschen; doch sind diese Vorkommen von im ganzen geringer Bedeutung. Auch in der Kapkolonie sind in den Distrikten Knysna und Prince Albert im Bereich der Swasischichten (Namaquaschichten) Goldvorkommen ohne größere Wichtigkeit bekannt geworden, ebenso in Deutsch-Südwestafrika, besonders im Hereroland. Es tritt hier im Gebiete der kristallinischen Schiefer teils zusammen mit gediegenem Wismut in Quarzgängen auf, teils zusammen mit Kupfererzen, entweder eingelagert im Gneis, Granatfels oder körnigen Kalk, oder in Quarzgängen.

Diamant wurde zuerst bei Hopetown am Oranjefluß und bei Pniel und Barkley-West am Vaalfluß aus alluvialen Flußsanden (river diggings) ausgewaschen und dann auf primären Lagerstätten (dry diggings) auf dem Plateau zwischen dem Vaalfluß und der Modder, in der Nähe des heutigen Kimberley und im Oranje-Freistaat südsüdöstlich von Kimberley entdeckt. Die primären diamantführenden Ablagerungen bilden große Zylinder von rundlichem Querschnitt, die durch die fast horizontal gelagerten obern Karruschichten hindurch bis zu unbekannter Tiefe senkrecht niedersetzen und von Eruptivgesteinsbrocken erfüllt sind; sie sind samt dem eingeschlossenen Diamant unzweifelhaft eruptiver Entstehung (vgl. Diamant). Auch in Westgriqualand am linken Ufer des Hartflusses nordwestlich von Kimberley, im Oranje-Freistaat unweit Driekop und bei Winburg am Vetfluß, ferner in Transvaal bei Rietfontein östlich von Pretoria finden sich solche dry diggings. Die reichsten river diggings liegen am Unterlauf des Vaalflusses; doch werden auch im Oberlauf des Vaal an mehreren Orten Diamanten gewonnen, ebenso am Valschfluß im nördlichen Oranje-Freistaat. Auch

Deutsch-Südwestafrika besitzt im Gebiet von Barseba ein Vorkommen von Diamant auf primärer Lagerstätte.

Bauwürdige, gelegentlich bis 6 m mächtige *Steinkohlenflöze* kommen besonders in der untern Abteilung der Stormbergschichten vor und sind an mehreren Punkten in der Kapkolonie durch Bergbau aufgeschlossen. Gleichalterige Steinkohlen werden ferner am Ostabhang der Drakenberge, in Natal und in Transvaal gewonnen. Ob die auf dem Hochfeld Transvaals und im nordwestlichen Teil des Oranje-Freistaats gebauten, bis 6 m mächtigen Steinkohlenflöze auch den Stormbergschichten zuzurechnen sind oder, was wahrscheinlicher sein dürfte, der mittlern oder untern Karruformation, ist unsicher; Reste dieser kohlenführenden Formation liegen auch in mehreren kleinern, inselförmigen Partien in der Umgebung von Johannesburg diskordant auf den Schichten der Kapformation, die den Witwatersrand und die anschließenden Landstriche zusammensetzen. Von den Steinkohlen, die in Natal bei Pieter-Maritzburg und bei Port Natal (Durban) sowie in der südlichen Kapkolonie bei Graaff und Beaufort anstehen, ist ebenfalls das Alter noch nicht sicher bestimmt.

Die andern nutzbaren Mineralien kommen, abgesehen von dem Salz, das jüngerer Entstehung ist und sich vielfach in ausgetrockneten alten Seebecken, den Salzpfannen (Zoutpans), findet, fast ausschließlich in der Primärformation vor, und zwar meist auf Gängen, nicht selten in der Nachbarschaft von Eruptivgesteinen. Am häufigsten sind *Kupfererze* (Buntkupfererz, Kupferkies, Kupferglanz, Rotkupfererz etc.); man kennt solche von den berühmten Kupfergruben von Ookiep bei Springbockfontein in Klein-Namaland, von Khuias in Groß-Namaland, vom Hereroland und von Leydsdorp in Transvaal. *Blei-* und *Silbererze* finden sich ebenfalls in den Zoutpansbergen (am Pisang Kop), vor allem aber in der Nähe von Pretoria und im Distrikt Middelburg (am Wiljerivier); unbedeutend scheint ihr Vorkommen bei Angra Pequena und südöstlich von Windhoek zu sein. *Eisenerze*, z. T. sehr manganreich, sind in den Zoutpansbergen, in den Distrikten Middelburg und Waterberg in Transvaal, aber auch in Natal an mehreren Orten bekannt; auch Meteoreisen soll sich am Westrande der Kalahari in größerer Menge finden. Im ganzen selten sind Zinnober, Wismuterze, Zink- und Antimonerze, Zinnerze sowie Kobalt- und Nickelerze.

Zwei Halbedelsteine, *Tigerauge* und *Falkenauge*, finden sich zusammen mit *Asbest* bei Griquatown in Westgriqualand, sollen aber auch weiter nordöstlich im Maricodistrikt Transvaals vorkommen. Auf den Inseln an der Westküste der Kapkolonie und von Deutsch-Südwestafrika gibt es z. T. sehr mächtige *Guanolager*. Vgl. *Schenk*, Geologische Entwickelung Südafrikas (in ‚Petermanns Mitteilungen', Gotha 1888); *Molengraaff*, Beitrag zur Geologie der Goldfelder in der Südafrikanischen Republik (im ‚Neuen Jahrbuch für Mineralogie', 9. Beilageband, Stuttg. 1894—95); *Derselbe*, Über die Geologie der Südafrikanischen Republik (im ‚Zentralblatt für Mineralogie', das. 1901); *Schmeißer*, Über Vorkommen und Gewinnung der nutzbaren Mineralien in der Südafrikanischen Republik (2. Aufl., Berl. 1895); *Schanz*, Ost- und Südafrika (das. 1902); *Stromer von Reichenbach*, Die Geologie der deutschen Schutzgebiete in Afrika (Münch. 1896). Vgl. auch die im folgenden Abschnitt angeführten Schriften.

III. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Südafrikas, insbesondere der Goldminenindustrie.

Der politische Erfolg der Londoner Konvention vom 27. Februar 1884 hatte zunächst keinen Einfluß auf die wirtschaftliche Entwickelung der damaligen Südafrikanischen Republik. Die Krise, unter der nicht nur die Landwirtschaft (mit dem durch Steuern ruinierten Tabakbau), sondern auch der Handel litt, glich der von 1868, die durch Entdeckung der Diamantenfelder überwunden wurde. Die Überwindung erfolgte in ähnlicher Weise durch die Entdeckung der Goldhaltigkeit des Witwatersrand (Rand), eines Höhenzuges östlich und westlich der heutigen Stadt Johannesburg. Die Entdeckungen der Brüder Struben im Jahre 1884 konnten nicht verheimlicht werden, wie die von 1854, sie veranlaßten sofort einen allgemeinen Aufschwung durch Bildung großer Gesellschaften, Einwanderung von zahllosen Menschenmassen aller Art. Dieser Aufschwung hätte auch für alle andern Wirtschaftsgebiete förderlich sein müssen, wenn dem nicht der einseitige weltabgewandte Verstand der Buren entgegen gewirkt hätte. Insbesondere verharrte die für die Entwickelung Südafrikas so wichtige *Landwirtschaft* in überlebten Methoden, sie kann bis heute nicht die Nachfrage decken und zwingt die Bevölkerung, die einheimischen Produkte übertrieben hoch zu bezahlen und außerdem einen erheblichen Teil des Bedarfs im Auslande zu decken. So betrug z. B. im Jahre 1897 der Wert eingeführter Bodenerzeugnisse und landwirtschaftlicher Produkte 1,964,000 Pfd. Sterl. Auf der andern Seite krankt die Landwirtschaft wie auch die Bergindustrie an Arbeitermangel, die Löhne werden hoch und drücken wieder die Preise für die Produkte, so daß z. B. im Jahre 1901 ein Sack Kartoffeln 10—20 Mark und ein Sack Mais 14—15 Mark kostete. In den südlichen Distrikten wird viel Viehzucht getrieben und die Karruebene bietet guten Grasboden zur Weide. Der Rinderreichtum hat nur viel durch die Rinderpest zu leiden. Die auch der Landwirtschaft nachteiligen schlechten *Verkehrsmittel* sind seit einigen Jahren verbessert worden, und Transvaal steht jetzt mit den südafrikanischen Haupteinfuhrhäfen (Kapstadt, Port Elizabeth, Laurenzo Marques) in direkter Schienenverbindung. Der Plantagenbau (Zuckerrohr, Tabak, Kaffee, Tee), der im nördlichen und nordöstlichen Teil Transvaals gute Erfolge verspricht, ist noch wenig entwickelt, so daß z. B. im Jahre 1897 an Zucker importiert wurde von Transvaal für 199,483 Pfd. Sterl. und von der Kapkolonie für 400,000 Pfd. Sterl., an Kaffee für 99,428, bez. 310,253 Pfd. Sterl. Die Ausfuhr, die vor einem Jahrhundert besonders in Wolle, Elfenbein und Straußfedern bestand, setzt sich fast lediglich aus Mineralien zusammen. Die *Minenindustrie* hat alle andern verdrängt, und diese Industrie erstreckt sich auf alle wichtigen Mineralien, wenn auch das Gold die herrschende Stellung hat. So hob sich z. B. in Transvaal die Steinkohlenförderung von 3880 Ton. auf 38,777 Ton. im Jahre 1896, und die Diamantengewinnung stieg von 5792 Karat im Jahre 1897 auf 22,843 Karat im Jahre 1898. Die Goldminen jedoch stehen im Mittelpunkt des wirtschaftlichen Interesses und bestimmen die Entwickelung Südafrikas. Die *Goldindustrie* ist es, durch welche das im Jahre 1885 noch nicht bestehende Johannesburg im Jahre 1896 schon über 100,000 Seelen zählte, durch die letzten Endes auch

die politische Umwälzung der südafrikanischen Gebiete herbeigeführt wurde.

Die **Goldproduktion** stieg in Transvaal und Rhodesia von 10,000 Pfd. Sterl. im Jahre 1884 auf 16,018,000 Pfd. Sterl. im Jahre 1899, fiel dann vollständig infolge des Krieges, um sich im Jahre 1903 wieder auf 13,424,000 Pfd. Sterl. zu erheben (der Rand produzierte hiervon allein über 12 Mill. Pfd. Sterl.). Die Kapkolonie brachte 5,259,120 Pfd. Sterl. im Jahre 1893 und 13,815,683 im Jahre 1899, Natal in denselben Jahren 213,877, bez. 402,543 Pfd. Sterl. Rhodesia ergab 1899: 56,742 und 1903: 231,873 Unzen und erfuhr im Jahre 1904 weitere Steigerung. Hand in Hand mit der Steigerung der Produktion geht die Gesellschaftsbildung. Im Jahre 1902 waren in Südafrika 211,967,217 Pfd. Sterl. in Aktien investiert und die Goldminengesellschaften waren hieran mit 106,723,904 Pfd. Sterl. beteiligt. Die Emissionen betrugen 4,808,000 Pfd. Sterl. (1895) und sanken auf 1,744,500 (1898), um sich nach dem Kriege auf 7,047,800 (1902) zu erheben; sie betrugen 1903: 1,347,100 Pfd. Sterl. In diesen Zahlen sind die Land- und Explorationsgesellschaften nicht berücksichtigt. Der schon so lange erwartete, aber bisher noch nicht eingetroffene große Umschwung in Minenwerten nach dem Kriege (der sogen. Friedensboom) wird zweifellos viele neuen Unternehmungen ins Leben rufen und eine neue große Spekulation veranlassen. — Die Minenindustrie hat mehrere solcher großartigen Preissteigerungen mit den zugehörigen, plötzlichen Umschlägen zu verzeichnen. Nach dem ‚boom' von 1895, der über ein Jahr gedauert hatte, war der Merkwert des Kapitals z. B. von Rand Mines (Nominal: 3,327,000) am 9. Oktober: 12,321,300 gegen den 1. Oktober mit: 15,971,000. Die guten Minen des Rand, die an sich zur Geldanlage wohl geeignet wären, stehen gewöhnlich so hoch im Kurs, daß die Verzinsung unlohnend ist. So notierten z. B. im Jahre 1904 Ferreira 21½ und Crown Reef 18 (bei Aktien von je 1 Pfd. Sterl. Nom.). Bei so hohen Kursen können natürlich die Dividenden selten ausreichend entschädigen. Wenn man liest, daß Crown Reef z. B. 1902: 125 Proz. und 1903: 155 Proz. und Wemmer 1901: 150 Proz. und 1900: 125 Proz. zahlten, so ist damit noch nicht gesagt, daß der Aktionär auf seine Rechnung kommt. Denn die Eigentümlichkeit der Mine besteht darin, daß sie durch die Zeit nicht besser, sondern wertloser wird, insofern sie abgebaut, ihr Gehalt erschöpft wird. Gerade von den reichsten Minen kann man sagen, daß sie in 20—30 Jahren nicht mehr ‚leben' werden. Die Frage aber, ob und in welchem Maße sich der Tiefbau (die deep-level-Minen im Gegensatz zu Outcrop-, Ausbiß-Minen) lohnen wird, ist trotz der glänzenden Resultate einiger Tiefbau-Gesellschaften noch keineswegs entschieden. Ob sich in den angenommenen Tiefen von 4000—9000 Fuß noch zahlendes Gold finden und ob sich die Förderung überhaupt noch lohnen wird, darüber existiert bisher noch keine Erfahrung. Wir wissen nur, daß ungeheure Kapitalien aufgewandt werden müssen, um bei solchen Unternehmungen in das Produktionsstadium zu gelangen. Solche Kapitalien sind aber angesichts der Tatsache, daß die Aktionäre für Jahre hinaus auf Dividenden nicht zu rechnen hätten, nicht leicht zu beschaffen. Schon jetzt leiden mehr Minen an der mangelhaften als an zu hoher Kapitalisierung. Crown Reef und Heriot-Mine sind Beispiele dafür, wie eine schlecht kapitalisierte Mine nicht lebensfähig war, um nach Erhöhung des Kapitals und Verbesserung der Anlagen einen großartigen Aufschwung zu nehmen. Die Beschaffung des Kapitals wird jetzt vielfach und gerade bei den besten Unternehmungen seitens weniger Finanzhäuser (Wernher Beit u. Komp., Barnato, Robinson, A. Goerz etc.) besorgt. Das Publikum wird erst später unter oft bedeutenden Preissteigerungen in Anspruch genommen. Da die Aktien meist zu 1 Pfd. Sterl. ausgestellt werden, so kann sich auch der kleine Mann beteiligen. Tatsächlich ist auch das große Publikum, auch das des Auslandes, erheblich an südafrikanischen Minenwerten interessiert, man kann die Beteiligung Frankreichs auf 30 Proz. und diejenige Deutschlands auf 15 Proz. schätzen. — Wenn trotz hoher Ertragsziffern und reger Kapitalbeteiligung die Minenwerte oft enttäuscht haben, so hat das seit Jahren an zwei sehr wichtigen Tatsachen gelegen: an dem Arbeitermangel und den hohen Selbstkosten. Die Arbeiterfrage ist seit etwa einem Jahrzehnt die wichtigste Frage der Industrie, insofern die Rekrutierung auf die äußersten Schwierigkeiten stößt und insofern die zu zahlenden Arbeitslöhne unverhältnismäßig hohe sind. Während die Erlangung weißer Arbeitskräfte für die höhern Dienste kaum Schwierigkeiten macht, hat die Trägheit und sonstige Mangelhaftigkeit der einheimischen Kaffernbevölkerung (Trunksucht, Desertion) es dahin gebracht, daß keine Mine mit ausreichenden Kräften betrieben werden kann und daß einige ärmere Minen den Betrieb haben einstellen müssen; man bezifferte Ende 1903 die Zahl der fehlenden Arbeiter auf 129,000. Dem vorhandenen Übelstande soll jetzt durch die von der Regierung am 14. März 1904 gebilligte Einführung chinesischer Arbeiter abgeholfen werden. Die Arbeitslöhne, infolge des Arbeitermangels unverhältnismäßig hoch, betragen etwa 63 Proz. der Gesamtkosten, wovon 28 Proz. auf Eingeborne entfällt. Die hohen Lebensmittelpreise sind ebenfalls daran schuld, daß die oft versuchte Herabsetzung des Lohntarifs gescheitert ist. — Was die Betriebskosten anlangt, so ergibt sich deren Höhe teils aus der Höhe der Arbeitslöhne, teils aus Ursachen, die durch die Mißwirtschaft der Burenregierung hervorgerufen wurden und die bald beseitigt sein dürften. Hierher gehören die vielen Monopole und Lizenzen, besonders das Dynamit- und Eisenbahnprivileg, die einzelnen Gesellschaften Riesengewinne zuführten und nun für nichtig erklärt worden sind. Trotzdem ist der durchschnittliche Betrag der Selbstkosten noch immer beträchtlich. Genaue Zahlen lassen sich nicht geben, da die Gesellschaften unter verschiedenen Bedingungen arbeiten. Die nächsten Jahre werden noch mächtige Kapitalsaufwendungen, man schätzt diese für die nächsten zehn Jahre auf über 50 Mill. Pfd. Sterl., erfordern, um die Industrie voll zu entwickeln. Vgl. *Vallentin*, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte von Transvaal (Berl. 1901); *Lenk*, Die Geschichte Transvaals (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 4494, 4495); *Schmeißer*, Geographische, wirtschaftliche und volksgeschichtliche Verhältnisse der Südafrikanischen Republik (in den Verhandlungen der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, Berl. 1900); *Platner*, Die Goldminenindustrie am Witwaters Rand (Brem. 1904); *Epstein*, Die englische Goldminenindustrie (Dresd. 1904).

Vorkommen der nutzbaren Mineralien in SÜD-AFRIKA.
Maßstab 1 : 10 000 000
Kupfererze
Kobalt u. Nickelerze
Diamantfelder
Steinkohle
Tigerauge, Falkenauge u. Asbest
Salzpfannen
Wüstensand
Goldfelder:
1 Witwatersrand-Goldfeld
2 De Kaap-
3 Lydenburg
4 Klein Letaba-
5 Klerksdorp-
6 Malmani-
7 Marabastad-
8 Houtboshberg
9 Vryheid-Goldfeld
10 Selati od. Murchison
11 Komati-Goldfeld
12 Molototsi
13 Thabine
14 Heidelberg (Fortsetzung v. Witwatersrand)
15 Parys-Vredefort-Goldfeld
Vorkommen versch. Erze an derselben Lagerstätte:
A Golderze
Bi Wismuterze
Ag Silbererze
Pl Bleierze
DEUTSCH-SÜDWEST-AFRIKA
BETSCHUANA-PROTEKTORAT
TRANSVAAL-KOLONIE
ORANGE-KOLONIE
KAPLAND
KORANNA LAND
PORTUG. OST-AFRIKA
ATLANT. OZEAN
INDISCH. OZEAN
Kalahari-Wüste
Johannesbg.
Pretoria
Kimberley
Bloemfontein
Kapstadt
Durban
Lourenço Marquez
Port Elizabeth
East London

Geologische Karte
von
SÜD-AFRIKA
nach Dunn, Schenck u.A.
Maßstab 1 : 10 000 000
100 0 100 200
Kilometer.
Farbenerklärung:
I. Südafrikanische Primärformation:
Granit. Gneis. Swartschichten in S.O.Afrika, Namaqua- u. Malmesburyschichten in S.W.Afrika.
II. Kap-Formation: Sandstein-Facies (Tafelberg Sandstein.)
Schiefer-Sandstein-Facies Blauer dolomitischer Kalkstein (Bokkeveld Schichten.)
III. Karroo-Formation: Dwyka-Konglomerat. Ecca-Schichten.
Beaufort-Schichten. Stormberg Schichten.
Porphyre. Grünsteine verschiedenen Alters
IV. Jura-Formation: Umtamfuna- u. Uitenhage-Schichten.
V. Tertiär Wüstensand.
DEUTSCH-
SÜDWEST-
AFRIKA
BETSCHUANA
PROTEKTORAT
KALAHARI-WÜSTE
GROSS-NAMA
LAND
GIBEON
LAND
KORANNA
LAND
GRIQUALAND-
WEST
GRANGE-KOLONIE
TRANSVAAL-
KOLONIE
OST-AFRIKA
PORTUG.
BASUTO-
LAND
SWASI-
LAND
ZULU-
LAND
KAFFRARIA
KAPLAND
Setschele's Ld
Lubli Pits (Lublai)
Motlokotloko
Wonderkreis des Steinbocks
Kalahari-Wüste
Motopotolo
Kuruman
Griquatown
Griqualand-
West
Kamiesberge
Kaaien-Veld
Doorn-Middelveld
Karree-Bg
Nieuwveld
Zwarte Berge
Grosse Karroo
Kl. Karroo
Kl. Nama-L.d
Hollam's Vogel-I
Spencer-B
Merkur-I
Angra-Pequena (Lüderitz-B.)
Lüderitz-Bucht
Plumpudding-I
Rousheef I.
Orange, Oranjefl. od. Garib
Port Nolloth
Hondeklip
Olifant-B
St Helena Bay
K. St Martin
Saldanha Bay
Table Bay
Tafel Bay
Kap d. guten Hoffnung
K. Agulhas
20 Grad O.G.
Walfisch B.
Pomonas I.
Besuringol
Gaibes
Warmbad
Richtersveld
Steinkopf
Victoria
Springbok
Okiep
Kenhart
Prieska
Topetown
Philipstown
Colesberg
Carnarvon
Richmond
Hanover
Middelburg
Cradock
Graaff Reinet
Somerset
E. Williamstowne
East London
Port Elizabeth
Algoa-Bai
Uitenhage
Worcester
Kapstadt
Stellenbosch
Simonstown
Swellendam
Riversdale
Mossel-B.
K. Seal
Plettenberg-B
Knysna
Port Alfred
Grahamstown
Cathcart
Queenstown
Aliwal North
Burghersdorp
Steynsburg
Jamestown
Barkly East
Aberdeen
Beaufort-West
Prince Albert
Willowmore
Oudtshoorn
Uniondale
Humansdorp
Tarkastad
Fort Beaufort
Alice
Bedford
Adelaide
Somerset East
Cradock
Richmond
Hanover
Middelburg
Colesberg
Philipstown
Hopetown
Griquatown
Kuruman
Taungs
Vryburg
Mafeking
Gaberones
Lichtenburg
Potchefstroom
Klerksdorp
Wolmaransstad
Johannesburg
Pretoria
Heidelberg
Standerton
Middelburg
Nylstroom
Pietersburg
Leydsdorp
Barberton
Lydenburg
Wakkerstroom
Newcastle
Dundee
Ladysmith
Harrismith
Vrede
Frankfort
Bethlehem
Kroonstad
Winburg
Brandfort
Senekal
Ficksburg
Jagersfontein
Fauresmith
Bloemfontein
Thaba Nchu
Wepener
Smithfield
Rouxville
Aliwal North
Zastron
Ficksburg
Harrismith
Van Reenen
Estcourt
Colenso
Weenen
Ladysmith
Dundee
Newcastle
Utrecht
Vryheid
Wakkerstroom
Standerton
Heidelberg
Middelburg
Nylstroom
Pietersburg
Leydsdorp
Barberton
Lydenburg
Pilgrimsrest
Lourenco Marquez
Delagoa-Bai
Inhambane
Limpopo (Imhompuro)
Mashonaland
Manica
Gorongoza
Sofala
Beira
Chimoio
Umtali
Fort Salisbury
Mazoe
Tete
Zambesi
Shire
Nyassa
Lake Ngami
Tsnabi
Tsnabi-Fl
Okavango
Okavango-Fl
Kunene
Kunene-Fl
Cunene
Cunene-Fl
Kubango
Kubango-Fl
Zambesi
Zambesi-Fl
Shire
Shire-Fl
Nyassa
Lake Ngami
Tsnabi
Tsnabi-Fl
Okavango
Okavango-Fl
Kunene
Kunene-Fl
Cunene
Cunene-Fl
Kubango
Kubango-Fl
Zambesi
Zambesi-Fl
Shire
Shire-Fl
Nyassa

die Lange-, Buteniqua- und Lang Kloofberge, die mit den Zitzikammabergen am Kap St. Francis ihr Ende finden. Dahinter erhebt sich ein von Parallelketten (Kammannassie-, Kugaberge) erfülltes, reich bewässertes Hochland (300 m), fruchtbar an Weizen, Mais und Wein, von dem die zweite Terrasse, die große Ebene der Karru (s. d.), zu 800 m Durchschnittshöhe aufsteigt. Nur in engen, schluchtenartigen Quertälern (Kloofs, »Klüfte«) durch die den Südrand bildenden Großen und Kleinen Zwarteberge kann man zu ihr aufsteigen. Den weit höhern Nordrand bilden das Roggeveldgebirge, der Komsberg, die Winterberge, die Schneeberge (Kompaßberg 2378 m), von wo ostwärts die Zour- und Stromberge (2100 m) zum mächtigen Kathlamgebirge ziehen. Eine zweite Kette zieht vom Kompaßberg südwärts: die Tandtjesberge, Elandsberge (Großer Winterberg 2378 m). Die erste Kette bildet die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen zum Indischen Ozean (Großer Kei, Großer Fischfluß, Sunday, Gamtoos, Gouritz) und den meist wasserlosen Zuflüssen des nördlichen Grenzflusses Oranje. Der nördlichste Teil der K., die sanft nach N. abgedachte Garipterrasse, besteht aus weiten Flächen, aus denen einzelne niedrige Bergzüge (Slang-, Karreeberge) und zahlreiche isolierte Kuppen hervorragen. Es ist ein ödes, fast menschenleeres Gebiet, dessen wüstesten Teil das Große Buschmannland im äußersten Norden bildet.

Über die Geologie und die nutzbaren Mineralien mit besonderer Berücksichtigung der Goldmineningustrie des Kaplandes vgl. das Textblatt zur beifolgenden »Geologischen Karte von Südafrika«.

Von den Flüssen ist der Oranje der bedeutendste, er allein führt das ganze Jahr hindurch Wasser, während die übrigen (s. oben) in der Trockenzeit meist versiegen. Seen gibt es nicht, nur flache Wannen, Vleis, die sich, wo der Boden nicht wie in den Pans (Salzpfannen) salzig ist, im Sommer mit saftigem Gras bedecken. Auf den beiden innern Terrassen treten salzige kalte Quellen, zu Caledon und Uitenhage einige Thermen, teils schwefel-, eisen- und manganreiche, teils alkalische, zutage.

[Klima. Pflanzen- und Tierwelt.] Das Klima ist infolge der großen Ausdehnung und mannigfaltigen Oberflächengestalt des Landes in den einzelnen Teilen sehr verschieden. Nach K. Dove lassen sich folgende Klimaprovinzen unterscheiden: 1) das Gebiet der Winterregen: die Westseite der K., bis zum Oranjefluß reichend (Regenmenge in der Umgebung des Tafelberges durchschnittlich zwischen 60 und 75, landeinwärts zwischen 40 und 50 cm, Jahrestemperatur zwischen 16 und 17°; Kapstadt: mittlere Extreme 32,9 und 4,3°). 2) Das Übergangsgebiet mit Frühlings- und Herbstregen: der mittlere Teil der K. von der Nordwestküste bis zum Oranjefluß. Regenmenge zwischen 30 und 79 cm, Maximum vielfach im März, Jahrestemperatur im W. 16—17°, im O. 17—18°. (Mosselbai: Jahresextreme 30 und 7°.) 3) Das Gebiet mit Sommerregen: nördlich und östlich vom vorigen. Regenmenge zwischen 51 und 77 cm, Jahrestemperatur an der Küste zwischen 18 und 21°, im Innern zwischen 16 und 18°. Im Hochlande des obern Oranje sind die Wärmeschwankungen sehr groß (Aliwal North: Seehöhe 1340 m, Jahresextreme 38,7 und —7,1°, absolute Extreme 41 und —11°). Schnee fällt nur in hochgelegenen Gegenden, in Kapstadt hat man den Tafelberg nur einmal mit Schnee bedeckt gesehen. Gewitter treten in den Hochsteppen mit Heftigkeit auf. Stürme, von NW. im Winter, von SO. im Sommer kommend, sind sehr häufig und nicht selten verheerend.

Die äußerst reiche Flora der K. kommt derjenigen Westaustraliens an Artenzahl nahe. Die Wasserscheide der Drakenberge bildet die Westgrenze der südafrikanischen Tropenregion, in der, ohne eigentliches Tropenklima, doch die Hauptmasse tropischer Florenelemente sich vereint. Mehrere Cykadazeen (Encephalartus und Stangeria), Phoenix reclinata, die hochstämmige Musazee Strelitzia, dazu Koniferenarten, wie Podocarpus und die Bergzypresse Widdringtonia, sind hier mit den Afrika eignen Euphorbien und der Rutazee Calodendron capense Typen der Wälder, Buschdickichte und offenen grasigen Niederungen. Die im W. sich anschließende Hochflächenregion bildet weite, baumlose Hochebenen mit kümmerlichem Buschwerk, heideartigen Halbsträuchern mit Rutazeen, Geraniazeen, kleinen Leguminosen und vorwiegend Kompositen (Helichrysum, Ericephalus, Pentzia, Othonnopsis u. a.). In der Karrooregion bildet Acacia horrida an den Flußrändern die einzigen Baumbestände. Daneben sind Capparis oleoïdes, dann die Portulacaria afra mit säuerlich schmeckenden fleischigen Blättern, Sarcocaulon Patersoni sowie zahlreiche Pelargonien und Oxalideen charakteristische Pflanzengestalten. Das artenreichste Gebiet ist die immergrüne Wald- und Buschregion der südlichen K. In den an der Südküste wohlentwickelten Hochwäldern finden sich Bauhölzer von oft riesenhafter Stammentwickelung: Podocarpus Thunbergii, Crocoxylum excelsum, Cartisia fraginea, Elaeodendron capense ꝛc., während die Südwestecke des Kontinents die für die K. typische Masse von Proteazeen (Protea, Leucadendron) und Erikazeen aufweist, zu denen Pelargonien, Mesembryanthemum- und Aloë-Arten, Rhus- und Phylica-Sträucher sich gesellen. Mit seiner Tierwelt gehört die K. zur äthiopischen Region und bildet den Hauptraum der südafrikanischen Subregion. Charakteristisch ist das völlige Fehlen der großen Affen; typische Bewohner der K. sind Löffelhund, Springhase (Pedetes), Goldmull; die bekannten großen Formen werden immer mehr zurückgedrängt und verschwinden. Der Löwe ist nur noch im NO. zu treffen, der Elefant gelegentlich in den Wäldern der Südostküste, das Flußpferd in den Küstenflüssen von Britisch-Kaffraria und im Oranje; Rhinozeros und Giraffe sind längst über die Grenzen hinaus verscheucht, der Büffel schweift noch im Knysnawald und den Dickichten des Großen Fischflusses umher, auch das Zebra ist noch in den Bergen zu treffen. Gnu, Hartebeest und Springbock finden sich noch zuweilen in Herden, ebenso vereinzelt der Strauß, den man jetzt züchtet. Schlangen, darunter einige giftige, sind zahlreich. Heuschrecken werden namentlich in den nördlichen und östlichen Bezirken oft zur empfindlichen Plage.

[Bevölkerung.] Die Hottentotten, die ursprüngliche Bevölkerung des Landes, sind zuerst durch das Eindringen der Kaffern und Betschuanen, dann durch die europäische Einwanderung verdrängt worden und bilden nur noch einen kleinen Teil des Volkes. Die Europäer, ursprünglich Holländer, zu denen Engländer und Deutsche kamen, führten Malaien und einige Neger ein, so daß diese verschiedenen Völkertypen mit den zwischen ihnen hervorgegangenen Mischlingen in der eigentlichen K. eine bunte Musterkarte abgeben. Unter dem Gouverneur der K. als Oberkommissar (High Commissioner) der englischen Krone stehen auch die ohne Mitwirkung der K. direkt vom englischen Kolonialministerium verwalteten

nördlichen Besitzungen. Die K. besteht demnach aus folgenden Teilen:

		□Kilom.	Bewohner 1891	Auf 1 qkm
Ursprüngliche Kapkolonie		495 746	956 402	3,2
Westgriqualand		39 359	83 375	2,1
Ostgriqualand	vor 1894	19 668	152 618	7,7
Tembuland	vor 1894	10 676	180 415	17,0
Transkei	vor 1894	6 609	153 563	23,0
Walfischbai und Inseln	vor 1894	1 114	851	0,7
Britisch-Betschuanenland (1902)		133 442	72 726	0,5
Pondoland (1902)		10 147	231 799	23,9
Kapkolonie:		716 761	1 831 749	2,5

Nach Nationalitäten zerfiel sie 1891 in 376,987 Weiße (davon geboren in der K. 320,701, in Großbritannien 38,497, in Deutschland 6540), 608,456 Kaffern und Betschuanen, 229,680 Fingo, 50,388 Hottentotten (davon 5296 Buschmänner), 1453 Indier, 215 Chinesen, 13,907 Malaien. Während in der eigentlichen K. und in Westgriqualand die weiße Bevölkerung bei weitem überwiegt, ist es in den übrigen Landesteilen umgekehrt. Der Religion nach waren 732,047 Protestanten (darunter 306,320 zur holländisch-reformierten Kirche Gehörige), 17,222 Katholiken, unter drei Bischöfen, 3009 Juden, 15,099 Mohammedaner (Malaien), 1447 andre Sekten, 758,400 Heiden. Die Mission ist hier seit langem tätig; gegenwärtig arbeiten in der K. drei deutsche protestantische Gesellschaften (Brüdergemeinde, Rheinische, Berliner auf 47 Stationen), drei englische und eine französische. Für die Volksbildung wird viel getan; da aber kein Schulzwang besteht, so gab es 1891 noch 305,629 schulpflichtige Kinder ohne Unterricht, während nur 107,880 unterrichtet wurden. Für den höhern Unterricht bestehen 4 Colleges (in Kapstadt, Rondebosch, Stellenbosch, Grahamstown) mit 220 Schülern und einige andre Schulen; die 1872 in Kapstadt gegründete Universität ist nur eine Prüfungsbehörde für die juristische und philosophische Fakultät. Ein College für Kaffern in Kapstadt wird von der anglikanischen Kirche unterhalten. Außerdem gibt es ein theologisches Seminar der holländischen Reformierten zu Stellenbosch, 4 Erziehungsanstalten der Katholiken, 2 Landwirtschaftsschulen und mehrere höhere Töchterschulen, im ganzen 1694 öffentliche Schulen, zu deren Kosten der Staat jährlich 297,189 Pfd. Sterl. beisteuerte. Von der über fünf Jahre alten Bevölkerung konnten 896,299 (69,8 Proz.) weder lesen noch schreiben. Es bestehen 73 öffentliche Bibliotheken, und es erscheinen 78 Zeitungen und Zeitschriften.

[Erwerbszweige.] Der Ackerbau, der vornehmlich in den Küstenstrichen um Kapstadt, Zurburg, Lower Albany und Olifants Hook gedeiht und stellenweise durch künstliche Bewässerung sehr gefördert wird, hat sich stetig gehoben, doch bleibt die Zufuhr von Brotstoffen immer bedeutend. Gebaut werden namentlich Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Kafferkorn, Kartoffeln, Tabak. Mit Ackerbau waren 1894: 672,458 Personen beschäftigt. Der Weinbau, schon um 1660 eingeführt, ermöglichte 1859 eine Ausfuhr im Werte von 153,000 Pfd. Sterl., sank aber seitdem sehr bedeutend und betrug 1903: 20,596 Pfd. Sterl. Die bekanntesten Sorten sind Constantia, Pontac, Steen, Haniput. Gut gedeihen Orangen, Zitronen, Äpfel, Birnen, Pfirsiche und Aprikosen in mehreren Distrikten. Die Viehzucht findet günstige Bedingungen namentlich in den großen zentralen Bezirken, wo das trockne Klima und die salzhaltigen Pflanzen der Karroo vor allem den Schafen zusagen, auch für die Viehzucht sind ausgedehnte Flächen durch Anlage von Staudämmen nutzbar gemacht worden. Man zählte vor dem Kriege 400,000 Pferde, 100,000 Esel und Maultiere, 1 Mill. Rinder, 12,300,000 Wollschafe, 5,572,793 Angora- und andre Ziegen, 245,947 Schweine und 260,000 Strauße. Durch den Krieg ist aber ein großer Teil des Viehbestandes vernichtet worden. Die Schafzucht hat sich nach Verdrängung der einheimischen Fettschwanzrasse durch eingeführte Merinos sehr gehoben; 1903 betrug die Ausfuhr von Wolle 1,817,932, von Angoraziegenhaar 652,515, von Straußfedern 945,001 Pfd. Sterl. Dazu kommen noch große Posten von Schafen, Häuten und Fellen. Der Bergbau fördert in erster Linie Diamanten bei Kimberley (s. d.). Die Ausfuhr von Diamanten aus 35 Gruben (die sich aber mit der Gewinnung nicht deckt, da der Schmuggel nicht unbedeutend ist) betrug von 1867—92: 62,825,758 Pfd. Sterl., 1903 allein 5,472,690 Pfd. Sterl. Kupfer wird schon seit 1852 in Klein-Namaland, jetzt aus 6 Gruben abgebaut und das Erz (Rot- und Buntkupfererz), das bis 70 Proz., durchschnittlich aber 27,5 Proz. Metall enthält, auf einer zu diesem Zweck gebauten Bahn nach Port Nolloth befördert (1903 für 457,205 Pfd. Sterl.), um zur Verschmelzung nach England verschifft zu werden. Kohle wird in den Divisionen Wodehouse und Albert aus 4 Gruben gewonnen, deckt aber den Bedarf nicht annähernd (Einfuhr 1903: 294,999 Pfd. Sterl.). Gold hat man in geringen Mengen bei Knysna und Prince Albert gefunden. Guano wird auf den Inseln an der Westküste von der Regierung ausgebeutet. Seefischerei wird mit 300 Fahrzeugen von 867 T. und 1408 Mann Besatzung betrieben; es findet Ausfuhr von Hummern und getrockneten Fischen statt.

Die noch wenig bedeutende Industrie beschäftigte 1894 in 2195 gewerblichen Anstalten 18,785 Personen (2851 weibliche) und 327 Dampf- und Gasmaschinen mit 4840 Pferdekräften, die Waren im Werte von 5,639,147 Pfd. Sterl. herstellten. Am bedeutendsten sind die 262 Getreidemühlen, 106 Biskuitfabriken, Gerbereien, Wagenbauanstalten, Obstkonservenfabriken, Sägemühlen, Schuhfabriken, Brauereien, Brennereien ꝛc. Dagegen ist der Handel um so bedeutender und wächst noch stets mit der zunehmenden Erschließung des Hinterlandes durch Eisenbahnen. Mit Basutoland, Britisch-Betschuanenland und der Oranjekolonie bildet die K. einen südafrikanischen Zollverein. Die Einfuhr besteht vornehmlich in Kleidern, baumwollenen u. wollenen Manufakturwaren, Eisenwaren, Maschinen, Lederwaren, Rohzucker, Kaffee, Dynamit, Getränken, Holz ꝛc. und betrug 1903: 34,685,020 Pfd. Sterl., die Ausfuhr in Gold (aus Transvaal für 11,979,658 Pfd. Sterl.), Diamanten (5,472,690 Pfd. Sterl.), Wolle (1,817,932 Pfd. Sterl.), Angorahaaren, Straußfedern, Kupfererz, Schafen und Ziegen ꝛc. Der erstaunlich gestiegene Schiffsverkehr erreichte 1903: 10,914,897 Ton. Die Haupthäfen, die über 95 Proz. des gesamten Seeverkehrs der Kolonie vermitteln, sind Port Elizabeth, Kapstadt und East London. Die erste Eisenbahn wurde 1859 eröffnet, Ende 1901 waren im Betrieb 3967 km (mit Ausnahme von 531 km Privatbahnen, von Port Alfred und Port Nolloth ausgehend, sämtlich Staatsbahnen), deren wichtigste Linien Kapstadt–Wellington–Hopetown, Port Elizabeth–Cradock–Colesberg, East London–Burghersdorp–Aliwal North sind. Auf allen Bahnen wurden 1901: 15,433,715

Personen befördert. Das Anlagekapital betrug 24,022,876, die Einnahme 1901: 3,852,871, die Ausgabe 2,875,571 Pfd. Sterl. Die Telegraphenlinien hatten 1901: 12,022 km Länge mit 504 Bureaus, die 1901: 4,242,640 Depeschen beförderten; eine Überlandlinie vom Kap nach Kairo befindet sich im Bau. Unterseeische Kabel verbinden die Küsten mit Europa. Die Post wird regelmäßig durch englische und deutsche Dampfer besorgt. Sie beförderte 1901: 17,812,000 Briefe, 16,886,000 Drucksachen und 802,094 Geldsendungen im Werte von 2,700,679 Pfd. Sterl. Es bestehen in der K. elf Banken, von denen die bedeutendsten die Cape of Good Hope's-Bank und die South African-Bank sind. — Münzen, Maße und Gewichte. Eine Verordnung vom 6. Juni 1825 machte die englische Währung statt der frühern holländischen gesetzlich. Als Maße dienen seit 1861 die englischen mit Ausnahme der Landvermessung, wobei 1000 Kapfuß im J. 1858 = 1033 britischen festgesetzt wurden; 1 alter Amsterdamer Morgen wird = 2 Acres oder 80,934 Ar gerechnet. 1 Pipe Kapwein enthält 110 alte Gallonen = 416,37 Lit.

Nach der Verfassung von 1853 besteht das Parlament aus einem Oberhaus (Legislative Council) von 22 und einem Unterhaus (House of Assembly) von 72 auf 5 Jahre gewählten Mitgliedern. Die Kolonie ist für die Wahlen zum Oberhaus in 7 Provinzen, für die zum Unterhaus in 34 Bezirke eingeteilt. Die exekutive Gewalt ruht in den Händen des Gouverneurs, der von der britischen Regierung ernannt, aber von der Kolonie besoldet wird, und einem Ministerium aus 6 Mitgliedern. Hauptstadt der Kolonie, die in 78 Divisionen zerfällt, ist Kapstadt (s. d.). Die Staatseinnahmen betrugen 1900/01: 8,578,076, die Ausgaben 10,161,043 Pfd. Sterl.; die Staatsschuld betrug 31,393,435 Pfd. Sterl. Die britischen Truppen in Südafrika haben nach Beendigung des Krieges eine Stärke von 70,000 Mann, dazu kommen die kolonialen Freiwilligen, zusammen 79 Korps mit 364 Offizieren und 6589 Mann. Die englische Flottenabteilung für Südafrika, 9 Schiffe, ist in Simonstown stationiert; die K. besitzt mit Natal ein Kasernenschiff, einen Küstenverteidiger, einen Schlepper und vier Heckraddampfer.

Geschichte.

Das Kapland ward zuerst, nachdem eine Umsegelung durch die beiden Genuesen Vivaldi 1291 in Vergessenheit geraten war, 1487 von dem Portugiesen Bartholomeu Dias (s. d.) und 1497 von Vasco da Gama umschifft. Da es jedoch den Portugiesen nur um den Weg nach Indien zu tun war, so legten sie keine Kolonie im Kapland an. Erst 1602 ließ es die Holländisch-Ostindische Kompanie mit einer Kolonie besetzen. 1652 gründeten die Holländer (Jan van Riebeek) an der Stelle der jetzigen Kapstadt das erste Fort. Die Kolonisten (boers, Buren) hatten seit 1659 mit den Hottentotten blutige Kämpfe zu bestehen, bis sich diese unterwarfen oder zurückzogen. Bald drangen die Buren bis an die Grenzen des Kaffernlandes vor, und die Kolonie gedieh so, daß, als den Generalstaaten von Ludwig XIV. ernste Gefahr drohte, die reichsten Holländer nach der K. und nach Batavia überzusiedeln beabsichtigten. Nachdem 1782 im nordamerikanischen Krieg ein Angriff der Engländer auf die K. mißlungen war, nahmen sie diese 16. Sept. 1795 in Besitz. Zwar ward das Land nach dem Frieden von Amiens den Holländern 1803 zurückgegeben; doch schon 1806 eroberten es die Engländer von neuem und erhielten es im ersten Pariser Frieden 1814 endgültig. Seitdem nahm die K., namentlich durch den Verkehr mit England und Ostindien, einen raschen Aufschwung. 1820 erhielt die Kolonie 4000 neue Ansiedler aus England. Dagegen erweckte die englische Regierung bei den holländischen Kolonisten Unzufriedenheit dadurch, daß sie in Menge Missionen zuließ, welche die Hottentotten gegen ihre holländischen Herren aufhetzten, und daß sie 1. Dez. 1834 die Sklaverei aufhob, ohne genügende Entschädigung zu zahlen. Um 1835 wurde ein Strich im Nordwesten jenseit des Oranjeflusses erobert, Adelaide genannt und durch Forts und Blockhäuser gesichert. Einzelne Kaffernstämme unterwarfen sich nach und nach und erhielten Wohnsitze innerhalb des britischen Gebietes. Die englische Regierung stellte aber bald alle weitern Eroberungskriege ein und unterließ sogar den Schutz der Grenzen, so daß die Buren durch die Einfälle der Kaffern große Verluste erlitten. Daher zogen 5000 holländische Kolonisten unter Pieter Retief 1836 weg und siedelten sich 1837 im Gebiet des Sulufürsten Dingaan und bei Port Natal, einem Hafen südlich vom portugiesischen Gebiet, an, und trotzdem daß Retief 5. Febr. 1838 mit 66 der vornehmsten Auswanderer von den Kaffern verräterisch erschlagen ward, kehrten die Übriggebliebenen nicht zurück, sondern zogen neue Auswanderer an sich und erklärten sich 11. Nov. 1839, indem sie die Republik Port Natal gründeten, für unabhängig von England. Sie wurden aber im Sommer 1842 von den Engländern gezwungen, Natal zu räumen, das 1856 zu einer besondern, von der K. unabhängigen Kolonie erhoben wurde. 1846 brach wieder ein blutiger Krieg mit den Kaffern aus, der endlich Anfang 1848 mit ihrer Unterwerfung und der Besitznahme von Britisch-Kaffraria endete. Nun nahm der Kapgouverneur, Harry Smith, auch die von ausgewanderten Buren zwischen dem obern Oranje und dem Vaal besetzten Gebiete für England in Anspruch. Zwar erhoben sich die Buren unter Anführung Andries Pretorius', von mehreren Kaffernhäuptlingen unterstützt, wurden aber bei Boom Plaats 29. Aug. 1848 durch Smith geschlagen. Die Mehrzahl wanderte nun über den Vaal und gründete (17. Jan. 1852 Sand River Convention) die Transvaalsche, später Südafrikanische Republik. 12,000 Buren blieben im englischen Gebiet zurück.

Neue Unruhen begannen, als die englische Regierung trotz Protestes der Bevölkerung Sträflinge in der K. ansiedeln wollte; als 19. Sept. 1849 ein Schiff mit 280 Sträflingen in der Bucht St. Simon anlangte, stieg die Aufregung fast zur Empörung. Am 8. Febr. 1850 erklärte Lord John Russell im Unterhaus, daß den Kolonisten keine Sträflinge aufgenötigt und die nach der K. Deportierten nach Tasmania gebracht werden sollten. 1850 brach ein neuer Kaffernkrieg aus, der infolge unglücklicher Kämpfe der englischen Truppen einen Aufstand der bisher friedlichen Hottentotten zur Folge hatte. Die weiße Bevölkerung, durch Verweigerung der wiederholt erbetenen Verfassung gereizt, beteiligte sich nur lau an der Verteidigung der Kolonie. Doch General George Cathcart brachte es endlich dahin, daß mehrere Häuptlinge um Frieden baten, der am 9. März 1853 mit ihnen abgeschlossen ward; danach sollte der Fluß Kei die Grenze bilden. Da es aber der vereinigten Kräfte der Weißen bedurfte, um einer etwaigen neuen Erhebung der Kaffern begegnen zu können, suchte sich der Gouverneur mit den Buren im Oranjeflußgebiet in ein besseres Einvernehmen zu setzen. Am 23. Febr. 1854 kam ein Vertrag mit ihnen zustande, worin England

die Oranjeflußsouveränität (Orange River Sovereignty) räumte und als unabhängigen Oranje-Freistaat anerkannte.

Einen großen Zuwachs an Ansiedlern erhielt der neue Freistaat im Laufe des Jahres 1854 infolge der an mehreren Stellen des Landes entdeckten Goldlager. Kurz vorher waren auch die Forderungen der Kolonisten in bezug auf eine freiere Verfassung bewilligt worden; 1. Juli 1854 ward das erste Parlament der K. eröffnet, das in ein Ober- und Unterhaus (Legislative Council und Assembly) zerfiel. Ein Teil der während des Krimkriegs gebildeten deutschen Legion, der das in Geld und Ländereien bestehende Angebot der Regierung annahm, wurde nach dem Kap eingeschifft und im Frühjahr 1857 auf verschiedene Grenzstationen verteilt. 1869 wurde das Basutoland der K. einverleibt, 1871 das Gebiet der neuentdeckten Diamantfelder, im Herbst 1874 Ostgriqualand in Besitz genommen, 1876 Fingoland, Idutywa Reserve und Nomansland und 1877 Westgriqualand mit der K. vereinigt. In demselben Jahre ließ England 12. April Transvaal als Provinz der K. einverleiben; doch mußte es nach einem unglücklichen Kriege gegen die Buren (s. Südafrikanische Republik) 1881 die Unabhängigkeit dieser Republik wieder anerkennen. Inzwischen war 1879 ein Krieg mit dem Sulukönig Cetewayo ausgebrochen, worin die Engländer anfangs Verluste erlitten (22. Jan. wurden bei Isandula 1400 Mann niedergemetzelt), aber 4. Juli bei Ulundi siegten und 28. Aug. den König selbst gefangen nahmen. 1880 war das Kaffernland bis zur Delagoabai unter britischen Einfluß gebracht; 30. Sept. 1885 wurde Betschuanenland zu einer Kronkolonie gemacht. Durch die Südafrikanische Gesellschaft (die sogen. Chartered Company) suchte der Ministerpräsident Sir Cecil Rhodes die britische Herrschaft über den Sambesi hinaus bis zum Nyassa- und Tanganjikasee auszudehnen. Um das fruchtbare Maschonaland zu erobern, wurde 1893 ein siegreicher Krieg mit den Matabele (Lobengula) geführt.

Im letzten Jahrzehnt hat die innere Politik der K. eine über ihre engen Grenzen weit hinausgreifende Bedeutung gewonnen, da seit Ende 1895 immer klarer wurde, daß eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen England und den Burenstaaten unvermeidlich war. Im Parlament der K. vertrat der agrarische Afrikander-Bond die rein kapkolonialen Interessen der seßhaften, also nicht etwa bloß niederländischen Bevölkerung, der man fälschlich eine illoyale, sezessionistische Englandfeindlichkeit zugesprochen hat; dagegen betonten die Fortschrittlichen (Progressisten) mehr den britischen Imperialismus in Handel und Industrie des fluktuierenden, also auch z. B. holländische Kaufleute oder Rechtsanwalte in seinen Reihen zählenden Städtertums. Das unter dem Einfluß Cecil Rhodes' stehende progressistische Ministerium Sir Gordon Spriggs brachte im Juni 1898 ein Gesetz über eine anderweitige Teilung der Wahlbezirke im Parlament ein, durch das die Zahl der Anhänger der Rhodespartei vermehrt werden sollte. Als der Afrikander-Bond unter Schreiner eine Mißtrauenserklärung gegen das Ministerium durchsetzte, löste das Ministerium 22. Juni das Parlament auf. Bei den Neuwahlen siegten die Afrikander bloß mit 40 gegen 39 Sitze. Durch ein neues Mißtrauensvotum wurde 10. Okt. das Ministerium Sprigg gestürzt, und Schreiner bildete ein neues. Nach Annahme des geforderten Wahlgesetzes und Auflösung des Parlaments fanden im März und April 1899 die Neuwahlen statt, bei denen die Afrikander ihre Mehrheit etwas verstärkten.

Aber ihre Versuche, den Krieg zwischen England und der Südafrikanischen Republik zu verhindern, waren vergeblich; der englische Kolonialminister Chamberlain, von Rhodes und dem Gouverneur der K., Sir A. Milner, unterstützt, erteilte 4. Okt. eine ablehnende Antwort. In dem Kampfe selbst (s. Südafrikanischer Krieg) beobachtete die Kapregierung Neutralität. Englische Einwohner (angeblich 26,000) traten als Freiwillige in das britische Heer; in den von den Buren besetzten Teilen des Kaplandes gingen Holländer zum Feinde über. Doch nahm der Aufstand der holländischen Bevölkerung bei der vorsichtigen Haltung der Buren keinen größern Umfang an. Der streng loyale Ministerpräsident Schreiner war bereit, die von britischen Militärgerichten gegen gefangene »Kaprebellen« im Frühjahr 1900 gefällten Urteile nachträglich zu genehmigen, den Teilnehmern am Aufstand auf 5 Jahre das Wahlrecht zu entziehen, die überführten Aufrührer aber strenger zu bestrafen. Aber nicht nur die Mehrheit seiner Partei im Parlament, sondern auch die seines Ministeriums ließ ihn im Stich, als er 12. Juni 1900 die Vorschläge vor das Parlament brachte, und forderte allgemeine Amnestie für die Aufständischen. Daher trat Schreiner zurück, und der frühere Premierminister Sir Gordon Sprigg bildete 18. Juni ein neues, vorwiegend englisches Ministerium, das, von dem gemäßigten Teil der Afrikander unterstützt, die Mehrheit im Parlament besaß. Nach leidenschaftlichen Verhandlungen wurde 21. Sept. die von der Regierung vorgelegte Hochverratsbill, die alle Kapholländer, die sich den Buren beim Einfall in die K. angeschlossen hatten, auch nach verbüßter Strafe des Stimmrechts beraubte, angenommen; auch eine Resolution, welche die Annexion der beiden Burenrepubliken durch England billigte, fand eine knappe Mehrheit. Der Afrikander-Bond hielt 6. Dez. in Worcester einen Kongreß ab, an dem 3000 Abgeordnete teilnahmen, die 130,000 Afrikander vertraten; gefordert wurden die Unabhängigkeit der Republiken und die Abberufung Milners. Die Buren fühlten sich dadurch Ende Dezember zu einem Einfall in die K. ermutigt; doch trat der von ihnen gehoffte allgemeine Aufstand der Kapholländer nicht ein, zumal da die Regierung umfassende Verteidigungsmaßregeln traf und Anfang Januar 1901 das Kriegsrecht verkünden ließ.

Doch nach dem Friedensschlusse von Pretoria (31. Mai 1902) vollzog sich in der innern Politik der K. eine merkwürdige Wandlung. Durch die von den extremen Progressisten (Smartt, Jameson u. a.) betriebene und von Milner befürwortete Agitation für Aufhebung der Verfassung wurden aus den ehemaligen Feinden der Regierung deren Helfer: das Ministerium Sprigg verstärkte fortan seine gefährdete Stellung durch einen Bund mit den Afrikandern (August 1902). Doch die sanguinischen Hoffnungen, die der Bond aus dieser übrigens sehr kurzen Regierungsfähigkeit hinsichtlich eines größern Entgegenkommens des Mutterlandes den verurteilten Hochverrätern gegenüber rc. geschöpft hatte, verwirklichten sich während der letzten Woche, die der englische Kolonialminister nach seiner zweimonatigen Reise in die eroberten Burenstaaten in Kapstadt zubrachte (Februar 1903), nur zum kleinsten Teile; am 24. März willigte der Gouverneur in die Freilassung aller politischen Gefangenen. Bei dem Versuche, die durch Rassenhaß aufgewühlte K. gründlich zu beruhigen, schieden sich

die Wege Spriggs von denen des Bonds immer mehr, bis der schon seit 4. Sept. 1902 gelegentlich bezeugte Konflikt zwischen beiden im Herbst 1903 zur Auflösung des Unter- und des Oberhauses der K. führte. Die Progressisten aller Schattierungen fanden sich nun von neuem zusammen. Aber den Gewinn davon sicherte sich die schärfere Richtung allein: im Februar 1904 errangen die Fortschrittlichen zum erstenmal bei den Wahlen eine kleine Mehrheit; doch der eine gemäßigte Richtung nach wie vor verfechtende Premierminister unterlag persönlich in East London, das er seit 1869 vertreten hatte. Seit 21. Febr. leitet an seiner Stelle ein radikal-progressistisches Ministerium Jameson (s. d. 2) die Geschicke der K. Abgesehen von der charakteristischen Figur des neuen Premiers ist es für das nunmehrige siebengliederige Kabinett bezeichnend, daß es nur einen Mann (T. W. Smartt, Minister für öffentliche Arbeiten), der (bis Mitte 1902) dem frühern Ministerium angehörte, aufweist, dafür aber drei Direktoren der De Beers-Gesellschaft (Jameson, Sir Lewis Michell und den Generalprokurator Victor Sampson); Männer mit holländischem Namen sitzen gar nicht, geborne Südafrikaner nur zwei (Sampson und T. E. Fuller) darin. Das rein kapkoloniale, seßhafte Element ist somit von der aktiven Verwaltung der K. vorläufig ausgeschlossen.

Vgl. außer den ältern Reisewerken von Barrow, Burchell, Lichtenstein, Shaw, Chase, Bunbury u. a. und den bei der geologischen Karte angegebenen Werken: Napier, Excursions in Southern Africa, including a history of the Cape Colony (Lond. 1849, 2 Bde.); Fleming, Southern Africa; geography, national history of the colonies (das. 1856); Hall, Manual of South African geography (Kapst. 1859); Keane, South-Africa (neue Ausg., Lond. 1904); Purvis u. Biggs, South-Africa, its people, progress and problems (das. 1896); Statham, Südafrika, wie es ist (deutsch, Berl. 1897); Lucas, Geography of South and East Africa (neue Ausg., Oxf. 1904); Fritsch, Drei Jahre in Südafrika (Bresl. 1868); R. Wallace, Farming industries of Cape Colony (Lond. 1896). Zur Geschichte: Moodie, Cape records from 1652 to 1795 (Kapst. 1856—59, 3 Bde.); Theal, History of South Africa (Lond. 1889—1904, 5 Bde., z. T. in 2. Aufl.) und dessen einbändigen Abriß der Geschichte Südafrikas (4. Aufl. 1900); Silver, Handbook to South Africa (4. Aufl. 1891); Brownlee, Reminiscences of Kafir life and history (Lovedale 1896); Cappon, Britain's title in South Africa, or the story of Cape Colony to the days of the Great Trek (2. Aufl., Lond. 1902); Bryden, A history of South Africa (das. 1904); P. A. Molteno, Life and times of Sir John Charles Molteno, first Premier of Cape Colony (das. 1900, 2 Bde.); E. F. Knight, South Africa after the war (das. 1903); Noble, Official Handbook of the Cape and South Africa (Kapst. 1893); »General Directory and Guide-book to the Cape of Good Hope, etc.« (jährlich, Kapstadt); »South African year-book«; Brown, Guide to South Africa (zuletzt 1903). Karten: Merensky, Original map of South Africa, 1:2,500,000, 4 Blatt (4. Aufl., Berl. 1889); Dunn, Geological map of South Africa (Melbourne 1887); »Map of the Colony of the Cape of Good Hope and neighbouring territories«, 1:800,000 (4 Blatt, Lond. 1895) und die betreffenden physikalischen und statistischen Karten in Bartholomeus »Advanced Atlas for South African schools« (Kapst. 1904).

Kaplaken (das, holländ., von kap, Kappe, und laken, Tuch, Zeug; auch Primage [s. d.], Primgeld, franz. Chapeau de maître, Prime de capitaine, engl. Hat-money), eine bei Versendungen zur See außer der Fracht nach Prozenten von dieser bedungene Zahlung. Dieselbe kam ursprünglich dem Kapitän zu, jetzt jedoch dem Reeder (vgl. Handelsgesetzbuch, § 543).

Kaplān (franz. Chapelain), ursprünglich der Geistliche, der einer Kapelle (s. d.) vorstand. Im fränkischen Reich hießen sie auch die Sekretäre und Notare der Könige, weil sie anfangs den Gottesdienst in der Hofkapelle hielten. Der oberste dieser Geistlichen hieß Archikaplan. In England ist der K. (chaplain) ein Hausprediger, der zum Haushalt des Hofes, eines Bischofs, gewisser weltlicher Standespersonen oder hoher Beamten gehört, oder der in einer öffentlichen Anstalt, beim Heer oder in der Flotte angestellt ist.

Kapland, s. Kapkolonie.

Kaplitz, Stadt in Böhmen, an der Maltsch und der Staatsbahnlinie Budweis-St. Valentin, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine alte Dechanteikirche, Bierbrauerei, Töpferei und (1900) 2441 meist deutsche Einwohner.

Kapnik-Bánya, alter Bergwerksort (Dorf) im ungar. Komitat Szatmár, am Fuß des Guttin, mit Berg- und Hüttenamt, Hüttenwerken und (1901) 4665 magyarischen und rumänischen (römisch- u. griechisch-kath.) Einwohnern. Die Jahresausbeute im königlichen Bergwerk (600 Arbeiter) beträgt 60 kg Gold, 1700 kg Silber, 1300 metr. Ztr. Blei und 180 metr. Ztr. Kupfer, jene der Annengruben-Gesellschaft 38 kg Gold, 63 kg Silber und 80,000 metr. Ztr. Pocherz.

Kapnion, s. Reuchlin.

Kapnist, 1) Wassilij Wassiljewitsch, russ. Dichter, geb. 1757 auf dem väterlichen Landgut Obuchowka (Gouv. Poltawa), gest. daselbst 9. Nov. (28. Okt.) 1824, stammte aus einer ursprünglich venezianischen Grafenfamilie (Capnissi), schlug 1771 die militärische Laufbahn ein, nahm 1780 seinen Abschied und starb als Staatsrat und Mitglied der russischen Akademie. K. war ein Freund des Lyrikers Derschawin, in dessen Art er auch zahlreiche Oden, Satiren und Epigramme dichtete (Petersb. 1796, neue Aufl. 1849). Bei weitem größere Bedeutung hat seine (in Alexandrinern geschriebene) Komödie »Jabeda« (»Die Kabalen«, 1798; neue Ausgabe von Suworin, 3. Aufl., Petersb. 1890), eine beißende Satire auf die alte russische Justiz, welche die heftigste Erbitterung der Beamten hervorrief und lange nicht auf der Bühne erscheinen durfte; erst Kaiser Paul gestattete deren Aufführung und spendete ihr selbst Beifall. Einzelne Typen und Stellen aus dem Lustspiel sind sprichwörtlich geworden. K. lieferte auch Übersetzungen aus Horaz und Molière.

2) Dmitri Alexejewitsch, Graf, gest. im Juli 1904 in Jalta, studierte in Moskau, trat auf kurze Zeit ins Ministerium des Innern, dann in das des Äußern. Er war unter anderm Sekretär des Botschafters Ignatjew in Konstantinopel und wurde 1876 als Rat ins Ministerium berufen. Als Autorität in den Orientangelegenheiten, trat er 1891 an die Spitze des asiatischen Departements. 1897 legte er das Amt nieder, blieb aber Senator und Ehrenvormund.

3) Peter Alexejewitsch, Graf, russ. Diplomat, geb. 1839 in Poltawa, gest. 2. Dez. 1904 in Wien, war bei den Gesandtschaften in Rom und Paris tätig. 1884—92 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister im Haag, wurde darauf zum Senator ernannt und war seit Mai 1895 Botschafter in Wien. 1884—85 vertrat er Rußland auf der Ber-

liner Kongokonferenz. Sein Werk ist das Zusammengehen Österreichs und Rußlands in der Balkanfrage (Mürzsteger Punktationen). Kapnists Nachfolger wurde im Januar 1905 Fürst Urussow, vorher in Rom.

Kapodáster, s. Capotasto.

Kapo d'Istrias, 1) Johannes Anton, Graf, griech. Staatsmann, geb. 11. Febr. 1776 in Korfu, gest. 9. Okt. 1831 in Nauplia, stammte aus einem nach seiner Heimat, Capo d'Istria bei Triest, benannten Geschlecht, das 1373 nach Korfu übergesiedelt war. Er studierte in Padua und Venedig Philosophie und Heilkunde, betrat aber nach der Rückkehr nach Korfu, das 1797 unter französische Herrschaft gekommen war, die diplomatische Laufbahn. Als 20. März 1800 die Jonischen Inseln unter türkische Oberhoheit gestellt wurden, erhielt er den Auftrag, die Verwaltung der Inseln Kephallinia, Santa Maura und Ithaka zu ordnen, ward sodann Senatssekretär, arbeitete mit Theotokis und Mocenigo die neue Verfassung aus und übernahm 1803 das Ministerium des Innern, dann das Auswärtige. Bei der Rebellion Ali Paschas von Janina 1807 ward K. zum Oberbefehlshaber sämtlicher Milizen der Jonischen Inseln ernannt und focht glücklich, bis ihn der Tilsiter Friede (1807), wonach die Jonischen Inseln an Frankreich kamen, veranlaßte, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Schon 1809 wurde er jedoch nach Petersburg berufen, 1811 der russischen Gesandtschaft in Wien und 1812 dem Hauptquartier der russischen Donauarmee beigegeben. 1813 begleitete er den Zaren als Chef der Kanzlei in den Krieg und gewann dessen volles Zutrauen. Im November 1813 begab er sich als Gesandter nach der Schweiz und bewirkte deren Beitritt zur Allianz gegen Napoleon I. Auf dem Wiener Kongreß, dem er als russischer Bevollmächtigter beiwohnte, erreichte er die Wiederherstellung der Siebeninselrepublik unter Englands Schutz. 1816 wurde er zum Staatssekretär ernannt und verwaltete mit Nesselrode die auswärtigen Angelegenheiten, außerdem die neue Provinz Bessarabien. Seit 1814 Präsident der Hetärie der Philomusen, lehnte er zwar 1819 den Antrag, sich an die Spitze der Hetärie der Philiker zu stellen, ab und billigte auch Ypsilantis' Unternehmung nicht, hoffte aber, den Zaren für die Griechen zu gewinnen. Als indes Rußland sich gegen den Aufstand erklärte, nahm er 1822 seine Entlassung und begab sich nach Lausanne und Genf, von wo aus er durch Wort und Tat (er ließ z. B. viele junge Griechen auf seine Kosten erziehen) die hellenische Sache unterstützte; auch eine Reise durch Frankreich, die Niederlande und Deutschland (1826) diente diesem Zweck. Am 14. April 1827 von der Volksversammlung in Damala zum Präsidenten (Kybernetes) von Griechenland berufen, begab er sich Ende Januar 1828 dahin. Sein Ziel, in dem von Parteiungen zerrissenen Land eine geordnete Regierung herzustellen, erreichte er nur teilweise; das Volk mißtraute ihm und nannte ihn den »russischen Präfekten«. Auch von der englischen Partei wurde er angefeindet. Der Widerspenstigkeit seiner Gegner setzte K. eine immer straffere Autokratie entgegen und reizte die Griechen durch Begünstigung seiner korfiotischen Landsleute. Man beschuldigte ihn, die Ablehnung der griechischen Krone durch Prinz Leopold von Koburg herbeigeführt zu haben, um selbst König zu werden. Auf Hydra und in der Maina brachen Aufstände aus, und als K. den Mainotenfürsten Petros Mauromichalis verhaften ließ, wurde er von Bruder und Sohn, Konstantinos und Georg Mauromichalis, zu Nauplia auf dem Wege zur Kirche ermordet. In Korfu wurde ihm 1887 ein Denkmal errichtet. Vgl. Bétant, Correspondance du comte J. Capodistrias (Genf 1839, 4 Bde.); Mendelssohn-Bartholdy, Graf Joh. K. (Berl. 1864); Dragoumis, Capo d'Istria, la régence, le règne d'Othon (a. d. Griech., Par. 1891); Evangelides, Geschichte des J. K. (griech., Athen 1894).

2) Jony Maria Augustin, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 1778 in Korfu, gest. daselbst im Mai 1857, studierte die Rechte, ward 1828 von seinem Bruder, dem Präsidenten, nach Ägina berufen und 1829 zum Statthalter in den Provinzen des griechischen Festlandes ernannt. Er nahm hierauf seinen Sitz in Kostri, schloß 22. März die Kapitulation von Lepanto, nahm von der Feste Missolunghi, die am 17. Mai gefallen war, sowie von Anatoliko Besitz und organisierte dann das Heer nach den Plänen seines Bruders. Nach der Ermordung des letztern wurde er Präsident der Regierungskommission und 20. Dez. 1831 provisorischer Kybernetes, legte indes, als sich Aufstände gegen ihn als russischen Söldling erhoben, 13. April 1832 seine Würde nieder und schiffte sich mit der Leiche seines Bruders nach Korfu ein.

Kapok (Ceibawolle), das feine seidige Haar, das in der Frucht von Ceiba pentandra (Eriodendron anfractuosum) die Samen umgibt, aber nicht wie die Baumwolle von diesen ausgeht, sondern den Geweben der Frucht zuzuzählen ist. Der Baum wächst in Indien und auf dem Archipel, aber auch im tropischen Afrika, in Mexiko und auf den Antillen, und das Haar gelangt als Pflanzendune, unter welchem Namen indes auch das Haar einiger Bombax-Arten verstanden wird, in den deutschen Handel. Man benutzt K. als Polstermaterial und zur Füllung von Schwimm- und Rettungsgürteln. Es übertrifft in bezug auf Tragkraft alle andern bisher verwendeten Materialien (gepreßter K., 1 g auf 40 ccm, trägt das 36—37fache des eignen Gewichts, trocknet leicht nach der Benetzung und gewinnt seine ursprünglichen Eigenschaften vollständig wieder). Auch in der Chirurgie wird K. benutzt.

Kápolna (spr. kā-), Großgemeinde im ungar. Komitat Heves, Knotenpunkt (als Station Kaál-K.) der Bahnlinien Hatvan–Miskolcz und Kis Ujszállás–Kis Terenne, mit (1901) 1704 magyarischen (römisch-kath.) Einwohnern; hier 26. und 27. Febr. 1849 eine blutige und lange unentschiedene Schlacht zwischen den Österreichern unter Windisch-Grätz und Schlick und den Ungarn unter Dembinski, Görgei und Klapka. Nach der Schlacht zogen sich die Ungarn zurück. Zum Andenken an die Gefallenen wurde hier ein Denkmal errichtet.

Kápolnás-Oláhfalu (spr. kápolnāsch-), s. Oláhfalu.

Kaponnière (franz.), in der Befestigungskunst bombensicher eingedeckter Raum zur niedern Grabenverteidigung durch Gewehrfeuer, Revolverkanonen, Maschinengewehre ꝛc. beim polygonalen Grundriß (neue preußische Befestigung). Die Grabenbestreichung erfolgt jetzt aus Reverskaponnieren (an der Außenböschung des Grabens [Kontereskarpe] gelegen), ganzen, wenn sie nach beiden Seiten, halben, wenn sie nur nach einer Seite feuern können oder, bei nassen Gräben und in der Kehle der Forts, aus Eskarpenkaponnieren (an der Eskarpe [Innenböschung] des Grabens gelegen). Nach der Lage der K. spricht man auch von Saillant-, Kehl-, Mittel-, Schulterkaponnieren ꝛc. Kaponnierendeckwerke sind für den besondern Schutz der K. bestimmt. Jede K. muß gedeckten Zugang haben. Vgl. Tafel »Festungsbau III«, Fig. 16.

Kapōres (jüd.-deutsch, vielleicht vom neuhebr. kappâroth, »Sühnopfer«), in der Verbindung »k. gehen, k. sein« soviel wie zugrunde gehen; vgl. Kaputt gehen.

Kaporusche Heide, s. Fischhausen.

Kapos (spr. kápoš), Fluß in Ungarn, der südlich vom Plattensee, im Somogyer Komitat bei Kis-Korpád entspringt, dann, in nordöstlicher Richtung das Komitat Tolna durchschneidend, in den 1820 zur Entsumpfung der Gegend errichteten Kapos- oder Zichykanal mündet und nach Aufnahme des westlich entspringenden Koppány von Simontornya gegen Süden fließt, bis er bei Agárd sich mit dem Siófluß vereinigt und durch den Siókanal in den Sárviz- oder Palatinalkanal (zur Donau) mündet.

Kaposi (spr. kápoši), Moritz, Mediziner, geb. 23. Okt. 1837 zu Kaposvár in Ungarn, gest. 6. März 1902 in Wien, studierte 1856—61 in Wien, habilitierte sich daselbst 1866 als Privatdozent für Dermatologie und Syphilis, war 1866—71 Sekundärarzt und Assistent an der Hebraschen Klinik, wurde 1875 außerordentlicher Professor und 1879 Vorsteher der Klinik für Hautkrankheiten. K. lieferte Untersuchungen über einzelne Hautkrankheiten, namentlich über den Lupus, über Frambösie, das Rhinosklerom, das Keloid und Xanthoma, über Zoster ꝛc., und schrieb: »Die Syphilis der Schleimhaut der Mund-, Nasen- und Rachenhöhle« (Stuttg. 1866); »Die Syphilis der Haut und der angrenzenden Schleimhäute« (Wien 1872—75); »Lehrbuch der Hautkrankheiten«, Bd. 2 (in Virchows »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie«, Stuttg. 1876, der 1. Band ist von Hebra); »Pathologie und Therapie der Hautkrankheiten« (Wien 1880, 5. Aufl. 1899); »Pathologie und Therapie der Syphilis« (Stuttg. 1891) und gab einen »Handatlas der Hautkrankheiten« (Wien 1898—1900, 3 Tle.) heraus.

Kaposvár (spr. kápošwār), Stadt mit geordnetem Magistrat und Sitz des ungar. Komitats Somogy, am Kapos, Knotenpunkt an der Bahnlinie Budapest-Agram-Fiume, mit Schloßruine, Kathedrale im romanischen Stil, Nonnenkloster, großer Infanteriekaserne, bedeutenden Pferdemärkten, Dampfmühlen, Zuckerfabrik, Ziegeleien, Wein- und Tabakbau, Gerichtshof, Finanzdirektion, Obergymnasium, Taubstummeninstitut und 18,218 magyarischen (meist römisch-kath.) Einwohnern.

Káposztafalu, s. Kapsdorf.

Káposztás-Megyer (spr. kápošttāš-médjer), Pußta mit Villenkolonie im ungar. Komitat Pest, nordöstlich von Budapest; hier befinden sich königliche Stallungen und die Meute für die Hofjagden, ferner das große Wasserwerk für Budapest.

Kapp (Mehrzahl Kappar), früher in Schweden und Finnland ein Hohlmaß zu $^1/_{36}$ Korntonne oder $1^3/_4$ Kannor = 4,58 Lit., sowie ein Feldmaß = 154,27 qm. In Livland hatte eine Tonnstelle 35 und eine Loofstelle 25 Kappen zu 1600 QFuß oder 148,64 qm.

Kapp, 1) Christian, philosoph. Schriftsteller, geb. 1790 in Bayreuth, gest. 31. Dez. 1874 in Heidelberg, war 1822—36 außerordentlicher Professor der Philosophie in Erlangen, seit 1839 Honorar-, 1840 bis 1844 ordentlicher Professor der Philosophie in Heidelberg. Er hat als Jünger Hegels »in sich alle bedeutenden philosophischen Anschauungen der alten u. neuen Zeit vereinigt«. In den Schriften: »Christus und die Weltgeschichte« (Heidelb. 1823, anonym), »Über den Ursprung der Menschen und Völker« (Nürnb. 1829) und in dem anonym erschienenen Pamphlet »Schelling und die Offenbarung« (Leipz. 1843) bewährte er sich als ebenso scharfsinniger wie erbarmungsloser Gegner. Vgl. L. Feuerbach, Dr. Christian K. und seine literarischen Leistungen (anonym, Mannh. 1839); »Briefwechsel zwischen L. Feuerbach und Chr. K.«, 1832—1848 (das. 1876).

2) Ernst, Geograph, geb. 15. Okt. 1808 in Ludwigstadt (Oberfranken), gest. 30. Jan. 1896 in Düsseldorf, studierte Philologie und wurde Gymnasiallehrer in Minden, mußte aber 1848 seine Stellung aufgeben u. ließ sich in Texas nieder. In den 1860er Jahren kehrte er nach Deutschland zurück und nahm seinen Wohnsitz in Düsseldorf. Er schrieb: »Vergleichende allgemeine Erdkunde« (Braunschw. 1845, 2 Bde.; 2. Aufl. 1868) und »Grundlinien einer Philosophie der Technik« (das. 1877).

3) Friedrich, Geschichtschreiber und Politiker, geb. 13. April 1824 in Hamm, gest. 27. Okt. 1884 in Berlin, studierte 1842—45 die Rechte, ward Referendar, nahm aber 1848 seinen Abschied und beteiligte sich am Septemberaufstand in Frankfurt a. M., flüchtete 1849 nach Paris, wurde Erzieher im Hause von A. Herzen und folgte diesem nach Genf. Ende 1849 wanderte er nach New York aus, wo er sich, als Advokat 1850—70 praktizierend, auch politisch im Sinne der republikanischen Partei betätigte. Im Mai 1870 nach Deutschland zurückgekehrt, ward er bald in den Reichstag und in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, in denen er zur nationalliberalen Partei, später zu den Sezessionisten und zuletzt zur neuen Deutschen freisinnigen Partei gehörte. Er schrieb: »Leben des amerikanischen Generals Friedr. Wilh. v. Steuben« (Berl. 1858); »Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika« (Hamb. 1861); »Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb« (Stuttg. 1862); »Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika« (das. 1864, 2. Aufl. 1874); »Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika« (Leipz. 1868, Bd. 1); »Friedrich d. Gr. und die Vereinigten Staaten von Amerika« (das. 1871); »Aus und über Amerika. Tatsachen und Erlebnisse« (das. 1876, 2 Bde.); »Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Weltteilen« (das. 1880); »Die Deutschen im Staat New York während des 18. Jahrhunderts« (New York 1884). Von der im Auftrag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler verfaßten »Geschichte des deutschen Buchhandels« erschien nur der 1. Band (Leipz. 1886). Vgl. G. v. Bunsen, Friedrich K. (Gedächtnisrede, Berl. 1885).

4) Gisbert, Elektrotechniker, geb. 2. Sept. 1852 in Mauer bei Wien, studierte am Polytechnikum in Zürich, arbeitete dann als Ingenieur in Augsburg, Wien, Pola und London, wurde daselbst 1882 Direktor der Fabrik von Crompton u. Komp. und lebte seit 1885 als Ingenieur in London. 1894 wurde er Generalsekretär des Verbandes deutscher Elektrotechniker und liest an der Technischen Hochschule in Charlottenburg über Dynamobau. Er schrieb: »Electric transmission of energy« (Lond. 1886, 4. Aufl. 1894; deutsch, 3. Aufl., Berl. 1899); »Dynamos, alternators, and transformers« (Lond. 1893; deutsch, Berl. 1894); »Dynamomaschinen für Gleich- und Wechselstrom« (4. Aufl., Berl. 1904); »Transformatoren für Wechselstrom und Drehstrom« (2. Aufl., das. 1900); »Elektromechanische Konstruktionen« (2. Aufl., das. 1902); »Normalien, Vorschriften und Leitsätze des Verbandes deutscher Elektrotechniker (das. 1904), auch redigiert er die »Elektrotechnische Zeitschrift«.

Kappadokien (altpers. Katpa-tuka, d. h. Land der Tucha), im Altertum eine Landschaft Kleinasiens, umfaßte zur Zeit der Perserherrschaft das Gebiet vom

Salzsee Tatta im W. bis zum Euphrat im O. und vom Taurusgebirge im S. erst bis ans Schwarze Meer, später nur bis an den mittlern Halys (Kyzyl Irmak). Hier erhebt sich der Argäos, die größte Gipfelhöhe Kleinasiens, zu 3960 m. Das Land brachte Weizen und Wein reichlich hervor; die Stutereien waren berühmt wegen ihrer schönen, leichten Pferde, die wie bei den Perserkönigen, so später im Zirkus von Byzanz sehr geschätzt waren. Die Assyrer machten schon unter Tiglatpilesar I. (1120—1100) in K. Eroberungen. In der Perserzeit zerfiel es in zwei Satrapien, aus denen in der Diadochenzeit Königreiche wurden: Groß- (Cappadocia ad Taurum) und Kleinkappadokien (C. ad Pontum, das nachherige Reich Pontos). Die Bewohner des am Pontus Euxinus gelegenen Teils, mit assyrischen Kolonisten gemischt, hießen bei den Griechen Leykosyrer (»weiße Syrer«) wegen ihrer hellern Hautfarbe; die des Innern waren die eigentlichen Kappadokier, ein Volk arischer Abkunft, tapfer und mutig, aber auch verschlagen. Tiberius schlug 17 n. Chr. das eigentliche K. als Provinz zum römischen Reich (s. Karte »Römisches Weltreich«). — Eine selbständige Rolle spielte K., das im übrigen die Geschicke Kleinasiens teilte, erst unter der Dynastie Dänischmend. Kurz nach 1086 eroberte Ahmed Gumuschtegin, der Sohn des Turkmenen al-Dänischmend (= Schulmeister) Tailu, von Malatia und namentlich von Siwar (griech. Sebaste) aus, Hochkappadokien und das benachbarte Kleinasien bis Kastamuni; er starb 1104, nachdem er im Sommer 1100 den Fürsten Bohemund I. von Antiochia bei der Belagerung Malatias gefangen und erst nach drei Jahren gegen 100,000 Goldstücke freigegeben hatte. Sein Sohn Mohammed Abu 'l-mozaffar Malik Ghazi hatte nach anfänglicher Freundschaft mit den westlichen Seldschuken von Ikonion (s. Konia) viel von deren Sultan Kilidsch Arslan (s. d.) zu erdulden, der ihm 1106 sogar Malatia wegnahm. Aber als dieser 1107 vor Mossul gescheitert war, lebte die Dynastie Dänischmend wieder auf; im Februar 1130 gelang es Ghazi sogar, Bohemund II. von Antiochia in Kilikien entscheidend zu schlagen. Doch 1142/43 ging Malatia endgültig an die Seldschuken verloren; Jägy Bassan (Yagupasan) Abu 'l-mozaffar, der Bruder und seit eben jener Zeit Nachfolger Mohammeds, wurde trotz seiner Verheiratung mit einer Tochter des Seldschuken Masud von Ikonion (1127—56) nur in einem Reste des ehemaligen Reichs anerkannt, da außerdem in Kaisarî und Siwas du'l-Nûn (Danunes), der älteste Sohn Mohammeds, herrschte (bis 1174). Dem Jagy Bassan folgten 1165 sein Sohn Abu Mohammed Dschemal Ghazi (gest. 1167) und Ibrahim (gest. 1169), der zweite Sohn Mohammeds, mit seinem Sohne Abu 'l-Kadir Ismail (ebenfalls 1169 gestorben). 1174 fiel der letzte Sproß der Dynastie Dänischmend, Ismail, der Sohn du 'l-Nûns, dem erneuten Ansturme des Seldschuken Kilidsch Arslan II. zum Opfer, und K. bildete fortan einen Teil des Sultanats Ikonion. Nur der Zwiespalt der Byzantiner und der fränkischen Kreuzfahrer hatte die rechtzeitige Zerstörung dieses vorgeschobenen Postens des Islams verhindert; von hier aus haben die osmanischen Türken Kleinasien und Konstantinopel erobert. — Für die Aufhellung der Frühgeschichte Kappadokiens ist neuerdings (1901) vor allem Waldemar Belck tätig gewesen. Vgl. E. Chantre, Mission en Cappadoce, 1893—1894 (Par. 1898).

Kapparidazeen (Kapernsträucher), dikotyle, etwa 350 Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Rhöadinen, zunächst mit den Kruziferen verwandt, von denselben durch vier bis viele Staubgefäße und die ring-, schuppen- oder röhrenförmige Blütenachse verschieden. Kräuter oder Holzpflanzen mit einfachen oder gefingerten Blättern und vierzähligen Blüten. Sie sind in der tropischen und subtropischen Zone einheimisch und zeichnen sich, wie die Kreuzblütler, durch scharfe Stoffe aus, wegen deren manche in ihrem Vaterland als Heilmittel dienen. Am wichtigsten ist der Kapernstrauch (s. Capparis).

Kappbaum, soviel wie Holm.

Kappe (lat. capa), im Mittelalter ein mantel- oder kuttenartiges Oberkleid mit Kapuze; im 16. und 17. Jahrh. ein kurzer (spanischer) Mantel; dann eine Art der Kopfbedeckung und verallgemeinert endlich jede haubenartige Überdeckung oder Bekrönung, z. B. bei Dächern, Schornsteinen ꝛc.; preußische und böhmische K., s. Gewölbe, S. 811; bei Futter- und freistehenden Mauern deren schräge Bedeckung; bei Wehren und Deichen deren oberer Teil (s. Deich, S. 589); s. auch Bergbau (Grubenausbau), S. 667.

Kappe, soviel wie Hammel, s. Schaf.

Kappel, 1) Dorf im schweizer. Kanton Zürich, mit 697 Einw., merkwürdig durch die Schlacht bei K. 11. Okt. 1531, in der die Katholiken der fünf Orte einen entscheidenden Sieg über die Züricher erfochten und der Reformator Zwingli fiel, dem 1838 ein Denkmal auf der Walstatt errichtet wurde. Nach K. werden die beiden ersten Religionskriege der Schweiz 1529 und 1531 die Kappeler Kriege genannt, da im ersten Kriege dort 26. Juni der Friede geschlossen wurde. — 2) Dorf im schweizer. Kanton St. Gallen, Bezirk Obertoggenburg, unweit Ebnat, 637 m ü. M., an der Eisenbahnlinie Wyl–K.–Ebnat, hat eine reformierte und eine kath. Kirche, bedeutende Stickereiindustrie, Weberei, Färberei und (1900) 2175 meist reformierte Einwohner. 1854 brannte der Ort fast ganz nieder. — 3) (K. in dem Tal) Gemeinde im bad. Kreis und Amt Freiburg, im Schwarzwald, 375 m ü. M., hat eine kath. Kirche und (1900) 587 Einw. Dazu das Kibbad, 450 m ü. M., mit Stahlquelle. Südlich der Erzkasten oder Schauinsland (1286 m). — 4) Früher selbständiger Ort, 1900 der Stadt Chemnitz einverleibt.

Kappelberg, s. Schurwald.

Kappeler Berge, s. Wiehengebirge.

Kappeln, Stadt im preuß. Regbez. und Kreis Schleswig, am hohen Nordufer der 400—500 m breiten Schlei, Knotenpunkt der Eisenbahn Eckernförde–K. und der Kleinbahn Flensburg–K., hat eine evang. Kirche, ein Denkmal mit den Reliefbildnissen der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., Präparandenanstalt, Ackerbauschule, Arbeitsanstalt, Seebad, Amtsgericht, Nebenzollamt I, ein schwedisch-norwegisches Vizekonsulat, Eisengießerei und Maschinenfabrik, Faßdauben- und Zementsteinfabrikation, Schiffbau, Fischerei, Fischräucherei, Ziegelbrennerei, Schiffahrt und (1900) 2384 Einw. K. ist Hauptstadt der Landschaft Angeln (s. d.) und wurde 1871 zur Stadt erhoben.

Kappelrodeck, Landgemeinde im bad. Kreis Baden, Amt Achern, in einem engen Tal an der Acher und an der Eisenbahnlinie Achern–Ottenhöfen, hat eine kath. Kirche, Gerberei, Wein-, Obst- und Kastanienbau und (1900) 2578 Einw. Dabei Schloß Rodeck mit hübscher Aussicht.

Kappen, die Wipfel der Bäume abhauen; Hähne kastrieren; im Seewesen Takelung, Masten, Ankertaue mit Kappbeilen (Kernbeilen) abhauen. Die Masten werden z. B. gekappt, wenn das Schiff bei

schwerem Sturm infolge des Winddruckes auf die Takelung zu kentern droht.

Kappenammer, s. Ammern.

Kappenaron, s. Arisarum.

Kappenberg, Schloß, s. Werne 1).

Kappenblaurabe, s. Blaurabe.

Kappenfink, s. Amadinen.

Kappengeier, s. Geier, S. 488.

Kappengewölbe, flachbogiges Tonnengewölbe, s. Gewölbe, S. 811.

Kappenmuskel, s. Mönchskappenmuskel.

Kappenstürzung, s. Deich, S. 589.

Kappenwurm, s. Strongyliden.

Kappenzeug, Gewebe zum Bezug gewöhnlicher Stühle und Sofas aus stark gezwirnter Baumwollkette und Pferdehaareinschlag.

Kappern (Kapern), s. Capparis.

Kappernsträucher, s. Kapparidazeen.

Kappes, s. Kohl.

Kappeyne van de Coppello, Johannes, niederländ. Staatsmann, geb. 2. Okt. 1822 im Haag, gest. 29. Juli 1895 in Amsterdam, studierte in Leiden und war dann Advokat im Haag. Als Mitglied der Zweiten Kammer gehörte er der liberalen Partei an. Als im August 1874 das konservative Ministerium Heemskerk auftrat, war es in erster Linie dem Einfluß Kappeynes zu danken, daß die liberale Partei, welche die Kammermehrheit hatte, das Kabinett unterstützte, solange es sich in liberalen Bahnen bewegte. Ende 1877 wurde K. mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Während seiner Verwaltung wurde ein Volksschulgesetz von den Kammern angenommen, dagegen sein Kanalgesetzentwurf abgelehnt; als seine Forderung einer Verfassungsrevision besonders bei der Krone auf Widerstand stieß, nahm er 1879 seine Entlassung. Später war er Mitglied der Ersten Kammer. K. hat sich durch zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen (fast alle in der Zeitschrift »Themis« gedruckt) als juristischer Schriftsteller einen Namen gemacht. In deutscher Übersetzung erschienen »Abhandlungen zum römischen Staats- und Privatrecht« (Stuttg. 1885, 2 Hefte).

Kappfenster, s. Dachfenster.

Kappflanzen, bei uns kultivierte Gewächse aus Südafrika, hauptsächlich vom Kap der Guten Hoffnung, die sich meist durch Schönheit, viele auch durch dankbares Blühen auszeichnen. Am häufigsten findet man Pflanzen in Kultur wie Acacia, Diosma, Erica, Leucadendron, Phylica, Pelargonium, Protea u. a., oder Kapzwiebeln und Knollengewächse, wie Agapanthus, Clivia (Imanthophyllum), Ixia, Amaryllis, Crinum, Haemanthus, Veltheimia, Sparaxis, Tritonia, Vallota u. a., oder Fettpflanzen, wie Aloë, Crassula, Mesembryanthemum, Stapelia u. a. Die letztern sind gegen nasse Sommerwitterung sehr empfindlich, und man stellt sie deshalb möglichst trocken und sonnig auf, schützt sie aber gegen die brennende Mittagssonne. Im Winter stehen sie am besten im eignen Haus, im sogen. Kaphaus, mit einer Temperatur von + 5 bis 7, höchstens 10°, im Notfall im Kalthaus. Gewöhnlich gibt man ihnen eine sandgemischte Laub- und Heideerde mit wenig Lehm.

Käppi, eine aus dem Tschako hervorgegangene leichte Kopfbedeckung aus Tuch, Filz oder auch dünnem Leder, die zuerst bei den französischen Truppen, später auch in andern Heeren eingeführt wurde. Der Tschako der preußischen Jäger ist eine Art K.

Kappler, August, geographischer Schriftsteller, geb. 10. Nov. 1815 in Mannheim, gest. 20. Okt. 1887 in Stuttgart, leistete 1836—42 Militärdienste in Niederländisch-Guayana und blieb daselbst bis 1879 als Sammler und Plantagenbesitzer; 1883 machte er eine Reise um die Welt. Er schrieb: »Sechs Jahre in Surinam« (Stuttg. 1854); »Holländisch-Guiana. Erlebnisse und Erfahrungen« (das. 1881) und »Surinam, sein Land, seine Natur, Bevölkerung ꝛc.« (das. 1887).

Kappnaht, s. Nähen.

Kapporeth (hebr.), s. Bundeslade.

Kappshöhle, s. Muggendorf.

Kappstürzung (Kappenstürzung), s. Deich, S. 589.

Kappzaum, s. Zaum.

Kappziegel (Kaffziegel, Luftziegel), große Hohlsteine, die Licht und Luft, aber keinen Regen einlassen, werden in die Reihe der gewöhnlichen Dachziegel eingedeckt und vertreten die Stelle kleiner Dachluken.

Kaprice (franz. caprice, spr. -priß'), wunderlicher Einfall, eigensinnige Laune, Grille (vgl. Capricció); kapriziös, launisch, eigensinnig; sich kaprizieren, eigensinnig und hartnäckig auf etwas bestehen.

Kaprifikation (lat.), künstliche Befruchtung der Feigenbäume durch Gallwespen, s. Ficus, S. 548.

Kaprifoliazeen (Geißblattgewächse, Lonizereen), dikotyle, etwa 270 Arten umfassende, vorzugsweise auf der nördlichen Halbkugel und auf den Anden einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Rubiinen, meist Holzgewächse, bisweilen mit windendem Stamm, freien oder fehlenden Nebenblättern und regelmäßigen oder symmetrischen Blüten, die fünf gleich lange, in der Blumenkrone angeheftete Staubgefäße, einen fleischigen Diskus und einen unterständigen, aus 2—5 Fruchtblättern gebildeten, zu einer Beere, Steinfrucht oder Kapsel heranwachsenden Fruchtknoten besitzen. — Fossil sind eine Reihe von Arten aus den Gattungen Sambucus (Holunder) und Viburnum (Schneeball) in Tertiärschichten Nordamerikas, Europas, Grönlands und Nordasiens gefunden worden.

Kaprifolium, s. Lonicera.

Kaprinsäure (Rutinsäure, Dekathylsäure, normale Dechylsäure) $C_{10}H_{20}O_2$ findet sich als Glyzerid in Butter, im Kokosnußöl und vielen andern Fetten, im Limburger Käse, Fußschweiß des Menschen, in Fuselölen, im Drusenöl ꝛc., teils frei, teils in Form von Estern und Glyzeriden, sie bildet sich bei trockner Destillation der Ölsäure, bei Oxydation der höhern Fettsäuren und des Rautenöls mit Salpetersäure und bei der Fäulnis organischer Stoffe. Sie ist weiß, kristallinisch, spez. Gew. 0,930, riecht besonders beim Erwärmen bockartig, schmeckt sauer brennend, löst sich kaum im Wasser, leicht in Alkohol und Äther, schmilzt bei 31,4°, siedet bei 270°, verflüchtigt sich mit Wasserdämpfen, bildet mit Alkalien leicht, mit Erdalkalien schwer, mit schweren Metallen kaum in kaltem Wasser lösliche Salze. Kaprinsäureäthyläther $C_{10}H_{19}O_2.C_2H_5$, aus der alkoholischen Lösung der K. durch Behandeln mit Chlorwasserstoff erhalten, riecht angenehm obstartig, siedet bei 243°, bildet den Hauptbestandteil des sogen. Önanthäthers, dem der Wein seinen eigentümlichen Geruch (nicht das Bukett) verdankt. Kaprinsäureamyläther, Hauptbestandteil des Weinfuselöls, siedet nicht unzersetzt bei 275 bis 290°.

Kapriole (ital.), Bocksprung, Luftsprung; in der Reitkunst der höchste und vollkommenste Schulsprung auf der Stelle (s. Tafel »Reitkunst«, Fig. 12). Das Pferd erhebt sein Vorderteil so hoch als möglich, schnellt darauf das Hinterteil kräftig in die Höhe und schlägt dann in der Luft mit voller Kraft nach hinten aus.

Kapriziös (franz.), s. Kaprice.

Kapronçza (spr. kápronza), s. Kopreinitz.

Kapronsäuren (Hexylsäuren) $C_6H_{12}O_2$. Normale Kapronsäure findet sich als Glyzerid in Butter und Kokosnußöl, als Oktyläther im ätherischen Öl von Heracleum Sphondylium und entsteht bei Oxydation von normalem Hexylalkohol, bei Gärung von Zucker mit faulem Käse, bei Gärung von Weizenkleie ꝛc. Sie bildet eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 0,945, riecht schweißartig, schmeckt brennend, löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol und siedet bei 205°. Kapronsäureäthyläther $C_6H_{11}O_2.C_2H_5$ riecht angenehm ätherisch und siedet bei 166°. Die isomere Isobutylessigsäure findet sich als Glyzerid in Butter und Kokosfett, im Fuselöl aus Runkelrübenmelasse, in den Früchten von Gingko biloba ꝛc. und entsteht bei Oxydation von Fetten und Eiweißkörpern; sie ist der vorigen ähnlich, spez. Gew. 0,925, siedet bei 198°.

Kaprotinenkalk, ein Überreste der Muschelgattung Caprotina führender Kalkstein der Kreideformation.

Kaprubin, Mineral, s. Granat, S. 221.

Kapruner Tal, Seitental des Salzachtals in Salzburg, eins der schönsten Tauerntäler, etwa 20 km lang, von der Kapruner Ache durchströmt, die den 40 m hohen Kesselfall und die Sigmund-Thun-Klamm bildet, westlich von der Gruppe des Hocheiser (3206 m) und des Kitzsteinhorns (3204 m), östlich von der des Großen Wiesbachhorns (3570 m) und des Hohen Tenn (3371 m) begrenzt, mündet südwestlich vom Zeller See bei Kaprun, einem Dorf (772 m) mit Schloßruine und (1900) 598 Einw. Eine Fahrstraße führt durch das vielbesuchte Tal am Kesselfallalpenhaus (schönes Berghotel, 1033 m) vorüber zum Wasserfallboden (1621 m), mit der Orgler- und Rainerhütte, und zum großartigen, von Gletschern umringten Mooserboden (1968 m, mit Hotel). Durch die Scharte des Kapruner Törls (2635 m), oberhalb des Karlinger Gletschers, gelangt man in das westlich gelegene Stubachtal.

Kaprylsäure (normale Oktylsäure) $C_8H_{16}O_2$ findet sich als Glyzerid in Butter, im Kokosnußöl, im Limburger Käse, im Menschenfett, wahrscheinlich auch im Schweiß, in gefaulter Hefe, in Fuselölen, im Önanthäther, teils frei, teils in Form von Estern und Glyzeriden, sie entsteht bei trockner Destillation der Fette, bei Oxydation der Ölsäure, des Rautenöls ꝛc. mit Salpetersäure. Sie bildet farblose Kristalle vom spez. Gew. 0,927, riecht besonders beim Erwärmen unangenehm nach Schweiß, schmilzt bei 16,5°, siedet bei 237°, löst sich wenig in Wasser, leicht in Alkohol und Äther; von ihren Salzen sind nur die der Alkalien und Erdalkalien in Wasser löslich. Kaprylsäureäthyläther $C_8H_{15}O_2.C_2H_5$ riecht angenehm ananasartig, siedet bei 207—208°.

Kaps, Ernst, Pianofortefabrikant, geb. 9. Dez. 1826 in Döbeln, gest. 11. Febr. 1887 in Dresden, machte sich, nachdem er in den ersten Etablissements seines Faches gearbeitet, 1860 in Dresden selbständig und wurde bald darauf zum königlich sächsischen Hofpianofortefabrikanten ernannt. K. baute Stutzflügel besonders kleinen Formats und nahm Patente für besondere Mensuren der Saiten und eine eigenartige Konstruktion des Resonanzbodens (Resonator).

Kapsali, Hauptstadt der Insel Kythira (s. d.).

Kapschaf, s. Albatros.

Kapschotendorn, s. Acacia.

Kapsdorf (ungar. Káposztafalu, spr. kápoßt-, slaw. Hrabusice), Dorf im ungar. Komitat Zips, an der Kaschau-Oderberger Bahn, in einem Engpaß des Hernád, mit Eisen- und Mühlenwerken und (1901) 1256 meist slowakischen (römisch-kath.) Einwohnern. In der Nähe drei merkwürdige Höhlen (Rosenhöhle, Gold- und Drachenloch) im sogen. Schutzberg.

Kapsel, Büchse, Gehäuse; in der Tonwarenfabrikation ein aus feuerfestem Ton hergestelltes Gefäß zur Aufnahme des zu brennenden Porzellans ꝛc.; beim Metallguß soviel wie Coquille, s. Hartguß. Über Arzneikapseln s. d.

Kapsel (Capsula), Fruchtorgan, das bei der Reife von selbst aufspringt, indem seine trockne, haut-, leder- oder holzartige Schale sich aufspaltet oder bestimmte Öffnungen bekommt, so daß die von ihr eingeschlossenen Keime (Sporen oder Samen) entleert werden; im engern Sinn eine Frucht der Phanerogamen, s. Frucht, S. 176. — K. bei den Tieren s. Cysten.

Kapselbakterien (Kapselkokken), Bakterien, die im Blut oder in den Organen des Menschen und der Tiere eine sehr starke Zellmembran entwickeln, wie der Diplococcus pneumoniae *Fränkel* und der Bacillus capsulatus *Pfeiffer*.

Kapselbänder, s. Gelenk.

Kapselgebläse, s. Kapselwerke und Tafel »Gebläse«, S. II u. III.

Kapselguß, s. Hartguß.

Kapselkokken, s. Kapselbakterien.

Kapselpumpe, s. Kapselwerke und Pumpen.

Kapselräder, s. Kapselwerke.

Kapselschmelz, s. Emailmalerei.

Kapselstar, Augenkrankheit, s. Star.

Kapselwerke, Maschinen, bei denen in einem geschlossenen Gehäuse (Kapsel) mit einer Ein- und einer Austrittsöffnung sich ein oder mehrere eigenartig gestaltete Körper (Flügel, Kolben, Verdränger) abhängig voneinander drehen. Hierbei findet einerseits zwischen Gehäuse und Flügel, anderseits zwischen den Flügeln unter sich ständig Berührung statt. Reuleaux unterscheidet auf Grund der kinematischen Analyse zwei Hauptgruppen der K., Kurbelkapselwerke und Kapselräderwerke (Kapselräder); erstere beruhen auf dem Kurbelgetriebe, letztere auf dem Zahnrädergetriebe. Vom praktischen Gesichtspunkt aus unterscheidet man K. mit einer, zwei oder drei Triebwellen. Der Mechanismus der K. findet Verwendung bei rotierenden Dampfmaschinen, Pumpen (s. d.), Gebläsen (s. d.), Wassermessern.

Kapsicin (Capsicin), s. Capsicum.

Kapstachelbeere, s. Physalis.

Kapstadt (engl. Cape Town), Hauptstadt der britisch-südafrikan. Kapkolonie und der Kapdivision (Cape Division, 1717 qkm und [1902] 192,010 Einw., darunter 105,000 Weiße und 87,000 Farbige), unter 33° 56′ südl. Br. und 18° 29′ östl. L., 11 km nördlich vom Kap der Guten Hoffnung, am Nordfuß des 1082 m hohen Tafelbergs in einer von ihm sowie vom Löwen- und Teufelsberg amphitheatralisch umschlossenen Ebene und an der Südseite der Tafelbai. Die trefflich mit Wasser (vom Tafelberg) versorgte und elektrisch beleuchtete Stadt hat ganz europäischen Anstrich, meist breite, gerade Straßen mit durchweg aus Stein, sehr viel in italienischem Stil gebauten Häusern, elektrische Straßenbahn, hübsche Parke, darunter der Regierungspark mit dem Bibliotheksgebäude (40,000 Bände und viele Handschriften) und dem Palast des Gouverneurs. Außerdem sind zu nennen das Parlamentsgebäude, Rathaus, die katholische Kathedrale, eine Synagoge, Moschee, mehrere Banken. Die Bevölkerung (1891: 51,251) besteht aus 25,393

Weißen (Engländer, Holländer, Deutsche), 8255 Malaien, 554 Bantu, im übrigen aus Hottentotten, Buschmännern und Mischlingen. Eine Garnison (Infanterie, Artillerie, Pioniere) liegt in dem alten Kastell und in Kasernen. Das nahe Simonstown ist Hauptquartier der englischen Flottenstation für Südafrika.

Karte der Umgebung von Kapstadt.

An Bildungsanstalten hat K. eine Universität (nur Prüfungsbehörde für die juristische und medizinische Fakultät), ein College, ein astronomisches und magnetisches Observatorium, außer der Bibliothek das Südafrikanische Museum, eine Galerie der bildenden Künste, mehrere gelehrte Gesellschaften, sieben Zeitungen, darunter eine deutsche. Von industriellen Anstalten sind eine große Maschinenfabrik, Bierbrauereien, Dampf- und Sägemühlen zu nennen. Bedeutender ist der Handel. Die Einfuhr (Mode- und Kurzwaren, Baumwoll-, Woll-, Leder- und Eisenwaren, Kohle ꝛc.) betrug 1901: 9,239,834, die Ausfuhr (Wolle, Diamanten, Straußfedern, Häute und Felle) 656,879 Pfd. Sterl. Der Hafen wird ständig durch die Anlage von mächtigen Hafendämmen und Docks weiter ausgebaut. Regelmäßiger Dampferverkehr besteht mit Southampton und London. Es liefen 1901 ein 1174 Schiffe von 4,123,620 Ton. Eisenbahnen verbinden K. mit Kimberley, Stellenbosch, Simonstown und Malmesbury. Dem überseeischen Telegraphenverkehr dient das Kabel Cadix–St. Louis–K. Die Stadt ist Sitz des Gouverneurs und der obersten Koloniebehörden, des Parlaments, eines anglikanischen und eines katholischen Bischofs, des Truppenkommandeurs, eines deutschen Generalkonsuls. Südlich von K. liegt an der Falschen Bai das schon erwähnte Simonstown (s. d.), ganz nahe der Stadt an der See Greenpoint und das Villenstädtchen Rondebosch. — Die Stadt wurde 1652 gegründet und kam 1806 unter englische Herrschaft.

Kapständer, s. Erdwinde.

Kapstein, Diamant vom Kap.

Kapstoffe, glatte, meist hellfarbige Tuchstoffe (130 cm breit, 1 m ca. 300 g schwer) für Konfektion zu Damenkragen (Capes) mit 20 Ketten- und 20 Schußfäden auf 1 cm. Kette und Schuß Streichgarn 17—18,000 m auf 1 kg, ferner plaidartig karierter Wollenstoff für Konfektion zu Kragen, Umhängen oder Mänteln mit 14 Ketten- und 14 Schußfäden auf 1 cm, Kette und Schuß Streichgarn 9000 m auf 1 kg, Bindung Köper $^3/_3$.

Kapstrom (Agulhasstrom), Meeresströmung im Indischen Ozean, s. Indischer Ozean, S. 804.

Kaptatōrisch (lat.), Bezeichnung einer Handlungsweise, durch die man jemand einen Vorteil oder Gewinn in Aussicht stellt, um ihn zu gewinnen und dadurch für sich selbst einen Vorteil zu erlangen (captatio). Daher nennt man kaptatorische letztwillige Verfügungen Dispositionen unter der Bedingung, daß der Bedachte den Testierer oder eine andre Person wieder letztwillig bedenken werde. Derartige Bestimmungen sind nach jetzigem Recht nichtig, wenn sie gegen die »gute Sitte« (s. d.) verstoßen.

Kaptäubchen, s. Tauben.

Kaptaube, s. Sturmvögel.

Kapteyn, Johannes Cornelis, Astronom, geb. 19. Jan. 1851 in Barneveld (Holland), wurde 1875 Astronom an der Sternwarte in Leiden, 1878 Professor der Astronomie an der Universität in Groningen. Mit Gill zusammen führte er die große photographische Durchmusterung des südlichen Himmels aus, und zwar nahm er die Ausmessung und Reduktion der am Kap aufgenommenen photographischen Platten vor. Das Ergebnis ist die »Cape Photographic-Durchmusterung« (Kapstadt 1896, 3 Bde.). Er veröffentlichte ferner: »Bestimmung von Parallaxen durch Registrierbeobachtungen am Meridiankreise« (Haag 1897).

Kaptiōn (lat. captio), das Fangen, verfängliche Art zu fragen, verfänglicher Trugschluß; kaptiös (lat. captiōsus), verfänglich; kaptiöse Fragen sind solche, die in der Weise gestellt sind, daß der Befragte, indem er darauf antwortet, mittelbar eine Tatsache bestätigt, die er bei direkter Befragung wahrscheinlich bestreiten würde.

Kaptivieren (lat.), gefangen nehmen; jemand durch Kunst oder List für sich gewinnen; Kaptivation, Gefangennehmung; Kaptivität, Gefangenschaft.

Kaptor (neulat.), der Schiffer oder sonstige Befehlshaber eines Schiffes, der ein andres im Seekrieg wegnimmt (s. Prise).

Kaptschak, s. Kiptschak.

Kaptúr (lat.), Wegnahme eines feindlichen Schiffes (s. Prise); Verhaftung; daher Kapturbefehl, ein von der Obrigkeit erlassener Befehl, jemand gegebenen Falls zu verhaften.

Kapu (Kapi, türk., »Tür, Pforte«), in der Türkei Bezeichnung für Amtsgebäude, weil nach alter Sitte die Herrscher die Bittsteller am Eingang ihres Hauses empfingen und anhörten. Die »Hohe Pforte« (Bâb-i âlî), das Amtslokal des Großwesirs in Konstantinopel, heißt im Volksmund Pascha-Kapusi, d. h. Pforte des Paschas. Das heute unter letzterm Namen bekannte Gebäude umfaßt außer den Bureaus des Großwesirats noch diejenigen der Ministerien des Äußern und des Innern sowie des Staatsrats (Schûrâi-devlet). Scheich ul Islâm-Kapusi ist das Amtsgebäude des Scheich ul-Islâm (s. d.). Serasker Kapusi ist das Kriegsministerium in Konstantinopel.

Kapudan-Pascha (Kapudan-Bey), der Großadmiral des osmanischen Reiches. Er hat den Rang eines Marschalls und war ehedem Gebieter über den um das Arsenal liegenden Teil von Pera sowie die türk. Inseln des Schwarzen Meers und des Archipels nebst vielen Seeplätzen, aus denen er seine Einkünfte bezog. Der amtliche Titel des K. ist heute Marineminister (Bahrije nâziri).

Kapudschi (Kapidschi, türk.), Türhüter, Torwächter, am türkischen Hofe früher eine Art Serailbedienter. Das Korps der K. war in verschiedene Abteilungen eingeteilt. Kapudschi-Baschi (eigentlich Oberpförtner), Oberkämmerer, ein Titel für die niedern Hofbeamten des Sultans, der jetzt auch vielen in den Provinzen dienenden Beamten erteilt wird.

Kapunda, Stadt in dem britisch-austral. Staat Südaustralien, an der Nordbahn, 80 km nördlich von Adelaïde, berühmt durch ihr 1843 entdecktes, außerordentlich reiches Kupferbergwerk, das aber 1879 als erschöpft aufgegeben wurde, inmitten eines reichen Ackerbaubezirks, mit vorzüglichen Marmorsteinbrüchen und (1901) über 2000 Einw.

Kapurthalā, Tributärstaat in der britisch-ind. Provinz Pandschab, 1549 qkm mit (1901) 314,351 Einw. (178,326 Mohammedaner, 93,652 Hindu, 42,101 Sikh), wozu in Audh 1813 qkm mit 249,301 Einw. kommen, über die der Radscha (vom Sikh-Stamm) keine Hoheitsrechte ausübt. Hauptprodukte sind Zuckerrohr, Baumwolle, Weizen, Mais, Tabak. Die Einkünfte des Staates betragen 20 Mill. Rupien, wovon 1,5 Mill. als Tribut an die englische Regierung zu zahlen sind; außerdem hat der Radscha 1112 Mann mit 13 Geschützen zu stellen. Die Hauptstadt K. hat (1901) 18,519 Einw.

Kapusta (russ.), Kopfkohl, Kappes; s. Kohl.

Kapustin, Michael Nikolajewitsch, russischer Rechtsgelehrter, geb. 1827, gest. 23. Nov. 1899, studierte die Rechte, war Direktor des juristischen Demidow-Lyzeums in Jaroslaw, als er 1883 zum Kurator des Dorpater Lehrbezirks vom Zaren Alexander III. ernannt wurde. Mit großem Organisationstalent ausgerüstet, verlegte er den Sitz des Kuratoriums von Dorpat nach Riga, um von der Berührung mit den deutschen Professoren frei zu sein, und bewirkte es, unterstützt von dem fanatischen Russifikator Senator Manassein, daß die deutsche Unterrichtssprache in der Universität Dorpat und in den Schulen durch die russische verdrängt wurde. Nach Vollendung seiner Aufgabe wurde er 1890 Kurator des Petersburger Lehrbezirks, hielt dem jetzigen Zaren Nikolaus II. und dem Thronfolger Großfürsten Georg Vorlesungen über das Völkerrecht und war Schiedsrichter im französisch-holländischen Guayanastreit und dem englisch-amerikanischen Streit über den Robbenfang im Beringmeer, nahm aber 1898 aus Anlaß der Studentenunruhen seine Entlassung. Er schrieb: »Die diplomatischen Beziehungen Rußlands zu Westeuropa im 17. Jahrhundert«, »Von der Bedeutung der Nationalität im Völkerrecht«, »Das altrussische Bürgschaftsgesetz«, »Ein Blick auf den Stand der politischen Wissenschaft in Europa«, »Abriß der Rechtsgeschichte in Westeuropa«, »Ethnographie und Recht« u. a.

Kaputt (Kapores) **gehen,** nach den einen vom französischen capot (Matsch im Kartenspiel), wahrscheinlicher vom hebräischen kappâroth (Opfer) herkommende Redensart aus der großen Gruppe derjenigen, die das allmähliche Verderben und Herunterkommen einer Person oder eines Geschäftsunternehmens als fortschreitenden Vorgang darstellen. Man vergleiche »Um die Ecke gehen, Pleite- und Flöten gehen (beides vom hebr. pletah, Flucht), Futsch-, vor die Hunde-, zum Kuckuck-, zum Teufel-, in die Wicken ꝛc. gehen.«

Kapuvár, Großgemeinde im ungar. Komitat Ödenburg, an der Rabnitz und der Raab-Ödenburger Bahn, mit Schloß und Musterwirtschaft des Fürsten Esterházy, Bezirksgericht und (1901) 6642 magyarischen (römisch-kath.) Einwohnern.

Kapuze (mittellat. caputium), Kleidungsstück, das den Kopf rings umgibt und als Kragen die Schultern bedeckt, hinten zugespitzt, vorn unter dem Kinn geknöpft; wird besonders von Frauen und Mönchen getragen (bei letztern an die Kutte angenäht) und gab dem Kapuzinerorden den Namen. Vgl. Gugel.

Kapuzinade (franz.), possenhafte, derbe Strafpredigt nach Art derer der Kapuziner (s. d.); berühmt ist die Kapuzinerpredigt in »Wallensteins Lager« von Schiller.

Kapuziner (Capucini ordinis fratrum minorum), ein Zweig des Franziskanerordens, der unter allen Kongregationen die strengste Regel hat. Die K. tragen braune, wollene Kutten mit langen, spitzen Kapuzen (daher ihr Name) und Sandalen an den bloßen Füßen. Gestiftet 1525 vom Pater Matteo di Bassi (Baschi) im Observantenkloster Monte Falco in Urbino, 1528 vom Papst Clemens VII. bestätigt, konstituierten sie sich 1529 als extremer, das Proletariat unter den Mönchen darstellender Bettelorden. Mit der Zeit fanden sie in verschiedenen Ländern Eingang, 1593 auch in Deutschland. Erst 1619 erhielten sie eigne Generale. Als burleske Volksprediger (daher der Ausdruck »Kapuzinade«) und geschickte Bettler verspottet und durch körperliche wie geistige Verwahrlosung herabgekommen, haben sie das Schicksal der Orden im 18. wie im 19. Jahrh. geteilt, bis der Aufschwung des Ultramontanismus auch ihnen wieder neue Kräfte zuführte. 1904 zählte der stark im Wachsen begriffene Orden in 57 Provinzen (in Deutschland die rheinisch-westfälische und die bayrische) 706 Klöster mit 9773 Mitgliedern (darunter 6222 Priester und Kleriker). Er leitet über 600,000 Tertiarier (s. d.). Kapuzinerinnen gibt es seit 1538, zurzeit noch einige Klöster in Frankreich, Italien, Spanien und Amerika. Vgl. die seit 1884 in Rom erscheinenden »Analecta Capucinorum«; Steidl, Die Missionen der Kapuziner in der Gegenwart (Meran 1890); Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, Bd. 1 (Paderb. 1896).

Kapuzineraffe, s. Rollschwanzaffe.
Kapuzinerbart, Pflanze, s. Cichorium.
Kapuzinerkraut, s. Nigella.
Kapuzinerkresse und **Kapuzinerkressenöl,** s. Tropaeolum.
Kapuzinerorden, s. Kapuziner.
Kapuzinerpflaume, s. Parinarium.
Kapuzinerpilz, s. Boletus.
Kapuzinerplatte, Gipfel des Habelschwerdter

viel flacherm Schnabel, kurzen, starken Füßen mit verhältnismäßig langen Zehen, ziemlich spitzen Flügeln und kurzem Schwanz, ist im Gesicht nackt, schwarz, das Gefieder ist ziemlich gleichmäßig rostrotbraun, Schwingen und Schwanzfedern sind schwarzbraun. Er bewohnt paarweise die Waldungen des nördlichen Brasilien und Guayanas, nährt sich von Früchten und macht sich durch seine laute Stimme bemerklich, die dem Blöken eines Kalbes gleicht.

Situationskarte der Kapverdischen Inseln.

Gebirges, südwestlich von Glatz, 853 m ü. M., mit Aussichtsturm.

Kapuzinerpulver, ein aus Stephanskörnern, Sabadill, weißer Nieswurz, Petersiliensamen, Anis ꝛc. zusammengesetztes Pulver, das zur Vertreibung der Kopfläuse in die Haare gestreut wird, dessen Gebrauch jedoch nicht ganz unbedenklich ist.

Kapuzinerrose, s. Rose.

Kapuzinerschaft, Gewehrschaft, dessen Garnitur aus Horn oder Holz besteht.

Kapuzinertaube, s. Tauben.

Kapuzinervogel (Cephalopterus calvus *Geoffr.*), ein Sperlingsvogel aus der Familie der Schmuckvögel (Ampelidae), 42 cm lang, mit krähenartigem, aber

Kap Verde (Cabo verde), s. Grünes Vorgebirge.

Kapverdische Inseln (Inseln des Grünen Vorgebirges), portug. Inselgruppe an der westafrikanischen Küste, 560 km vom Grünen Vorgebirge zwischen 14° 45′—17° 30′ nördl. Br. und 22° 30′—25° 10′ westl. L., besteht aus neun bewohnten Inseln nebst einigen Felseilanden (s. das Kärtchen) und ist 3795 qkm groß. Die Inseln, die in zwei Gruppen zerfallen, eine nordwestliche über dem Winde (Barlavento) und eine südöstliche unter dem Winde (Sotavento), werden durch tiefe und sichere Kanäle getrennt. Sie sind hoch, auf einigen erheben sich sogar ansehnliche, fast beständig mit Schnee bedeckte Berge, so auf São Antão der 2200 m hohe Tope da Coroa (Pão

d'Açucar), auf Fogo der Pico (2970 m), ein noch tätiger Vulkan, der 1847 großen Schaden anrichtete. Die Inseln bestehen vorwiegend aus jungvulkanischen Gesteinen (Phonolithen und Basalten), unter denen aber auch (auf São Vicente, São Thiago und besonders auf Maio) als Reste eines alten Festlandes Gneise und kristallinische Schiefer, ältere Kalksteine sowie Diorit, Syenit und Diabas hervortreten. Das Klima ist vom Dezember bis Juli heiß (Praya auf São Thiago: Jahrestemperatur 24,5°, Februar 22,2°, September 26,6°); im August beginnen die bis Oktober anhaltenden Winterregen, nach denen das ohnehin ungesunde Klima am gefährlichsten ist. Während der Regenzeit sind Tornados, Gewitterböen, häufig. Die trockne Jahreszeit herrscht beim Wehen des Nordostpassats. Gelegentlich werden die Inseln von Winterwinden überweht. Regenmenge: Praya 26 cm, Januar bis Juni fast regenlos. Zusammenhängende größere Wälder fehlen. Nur vereinzelte angepflanzte Kokos- und Dattelpalmenhaine sowie Kaffeeplantagen und Fruchtbäume sind sichtbar. An den Berghängen läßt sich eine tropische Region bis 500 m und eine gemäßigte bis 1500 m unterscheiden. Die erstere zerfällt in die Formation der geselligen strauchartigen Euphorbia Tuckeyana, zusammen mit Ficus Sycomorus und Gossypium punctatum wachsend, in die Gesträuchformation der endemischen Kompositen Nidorella Steetzii und N. varia, und in die Formation der Felspflanzen aus Lavendula rotundifolia, Campanula Jacobaea, Echium hypertropicum u. a. Die gemäßigte Region läßt zu unterst gesellige, meist endemische Sträucher von Kompositen aufkommen, wie Inula leptoclada und Conyza-Arten, denen weiter aufwärts meist eingewanderte Labiaten aus den Gattungen Rosmarinus, Ocimum und Lavendula folgen.

Die Kapverden gehören zur äthiopischen Region, besitzen aber, wie alle Inseln, eine Fauna für sich. Die Vogelwelt ist durch afrikanische Arten schwach vertreten, die Reptilien durch einen Gecko und einen Skink. Amphibien und Süßwasserfische sind dagegen nicht bekannt. Die Mollusken verteilen sich auf 7 Süßwasser- und 22 Landschnecken: sie kommen sämtlich in bedeutender Höhe über dem Meeresspiegel vor. Von den Insekten sind am besten die Käfer bekannt mit 272 Arten, von denen eine große Zahl den Kapverden eigentümlich, ein Teil identisch ist mit Formen von den Kanaren und Madeira, ein andrer mit solchen von Afrika und nur wenige mit europäischen Arten. Schmetterlinge sind selten, Hymenopteren weniger selten, die Fliegen sind durch Repräsentanten dreier Formen vertreten; besonders reich an Arten wie an Individuen sind die Orthopteren.

Die Bevölkerung betrug 1900: 147424 Seelen; nach einer Berechnung von Vasconcellos bewohnen

	D.-Kilometer	Einwohner
Nordwestliche Inseln:		
São Antão	690,9	22000
São Vicente	219,2	6196
São Nicolão	349,6	11000
Boavista	606,4	3000
Sal	224,4	400
Südöstliche Inseln:		
São Thiago	928,4	45488
Maio	214,1	1000
Fogo	485,9	16000
Brava	60,6	9013

Die Felseneilande Branco und Razo (8 qkm) sowie Grande und Rombo (7 qkm) sind unbewohnt, Santa Luzia (28 qkm) hat nur 20 Einw. Die Portugiesen bilden nur einen geringen Bruchteil der Bevölkerung (etwa 1/20), die Hauptmasse Neger und Mulatten. Für jedes Kirchspiel besteht eine Knabenschule, für jede Insel eine Mädchenschule. Dazu gibt es noch eine Anzahl Gemeindeschulen und auf São Nicolão ein Seminarlyzeum. Die Sprache ist eine Mischung portugiesischer und afrikanischer Elemente. Bei dem geringen Umfang des Kulturbodens (ca. 303,000 Hektar) ist der Ackerbau unbedeutend, und der Ertrag an Reis, Mais, Hirse, Kaffee, Wein, Zuckerrohr, Tabak wird nicht selten durch Dürre und Heuschreckenzüge vernichtet. Den Hauptreichtum bildet der Viehbestand, der 1897 umfaßte: 3000 Pferde, 19,607 Esel, 387 Maultiere, 14,858 Rinder, 9441 Schafe, 39,532 Ziegen und 28,545 Schweine. Die Küsten sind reich an Fischen. Die Einfuhr bewertete 1900: 2,843,314, die Ausfuhr (hauptsächlich geschätzter Kaffee): 351,948 Milreis; der Schiffsverkehr wies 3841 Schiffe mit 4,787,000 Ton. auf. Die 27 Postanstalten beförderten 1900: 542,472 Briefsendungen. São Antão ist reichlich bewässert, fruchtbar, aber schwer zugänglich, doch bietet die Bai von Tarrafal einen guten Ankerplatz. Hauptort ist Ribeira Grande an der Nordostküste mit 4500 Einw. São Vicente ist 1000 m hoch, wasserlos und unfruchtbar, enthält aber den besten Hafen der Gruppe Porto Grande, ist Sitz eines deutschen Konsuls, Kohlenstation für zahlreiche Dampferlinien und Stützpunkt für transatlantische Kabel. São Nicolão ist dürr, wenig gesund, im Monte Gordo 1347 m hoch und hat zur Hauptstadt Ribeira Brava mit 4000 Einw.; der besuchteste Hafen ist aber Preguizo (Freshwater). Auf dem wegen seiner Riffe und Sandbänke schwer zugänglichen, sandigen Boavista und auf Sal wird Salz in bedeutender Menge gewonnen, auf letzterm 23,000 Ton. jährlich. Sal ist Sitz eines deutschen Konsuls. São Thiago ist von Bergen erfüllt (Pico da Antonia 1800 m), aber in den Tälern fruchtbar; Praia an der Südostküste ist Hauptstadt der ganzen Gruppe, Sitz des Gouverneurs, aber sehr ungesund und hat 21,000 Einw. Maio hat schroffe Steilküsten, kein Trinkwasser, aber große Salzlager. Fogo hat einen 2970 m hohen Vulkanhügel, den Pico, der 1841 einen großen Lavastrom bis zum Meer sandte, ist gesund, fruchtbar und reich an Schwefel und Bimsstein. Die Inseln wurden 1441 von den Genuesen Antonio und Bartolomeo di Nolli entdeckt und für Portugal in Besitz genommen; 1456 wurden sie von Cadamosto mit Ansiedlern besetzt, doch folgten ihnen nur wenige Portugiesen nach; man führte danach Negersklaven ein. Vgl. Dölter, Über die Kapverden nach dem Rio Grande und Futa-Djallon (Leipz. 1884) und Die Vulkane der Kapverden (Graz 1882).

Kapweine, die Weine vom Kap der Guten Hoffnung. Der Weinbau am Kap wurde 1660 durch Hugenotten begründet, und 1665 wurden die ersten Weinproben nach Holland gesandt. Im 18. Jahrh. und bis in die neuere Zeit galt der Kapwein für das edelste Getränk der Erde; gegenwärtig aber ist dieser Nimbus geschwunden, zumal die feinern, edlern Sorten nur in geringer Quantität erzeugt werden und wenig in den Verkehr kommen. Die Constantiaweine (Gesamtproduktion nicht über 1000 hl im Jahr) sind rote und weiße Likörweine erster und zweiter Klasse, von köstlichem Gewürz und einer Süßigkeit, die in vollkommenem Einklang zum Alkoholgehalt steht; ihnen am nächsten steht der Rota aus Stellenbosch, ein roter Muskatwein, und der trockne,

weiße Witteboom. Den Charakter der Bordeauxweine hat der Kap-Frontignan. Gute leichte, trockne Weißweine werden auch im Tal von Drakenstein, besonders beim Dorf Paarl, produziert, und diese Weine gehen meist als Kap-Rheinweine (Cape Hock; vgl. Hock). Man unterscheidet jetzt auch edlere K. und südafrikanische Weine, um die neuern, im Charakter, Körper und Geschmack wesentlich vervollkommten Weine nicht durch den übeln Ruf leiden zu lassen, den viele K. ehemals hatten. Die Gesamtproduktion wird auf 4—5 Mill. Gallonen angegeben.

Kapwolken, s. Magalhäessche Wolken.

Kapys, 1) Sohn des Assarakos, Fürst der Dardaner, Vater des Anchises. — 2) Begleiter des Äneas und Gründer der nach ihm genannten Stadt Capua.

Kar (in Schweden Botner), in den Deutschen Alpen und in allgemein wissenschaftlicher Anwendung des Begriffs in andern einst oder jetzt vergletscherten Hochgebirgen kesselartige, talähnliche Ausweitungen (Zirkustäler) im Hochgebirge, die oft als Weide benutzt werden und mit der Eiszeit, bez. den Wirkungen von Schnee und Eis in Zusammenhang stehen; in Tirol auch die nächste Umgebung der Almhütte. Der Karboden stürzt meist unvermittelt und oft in steiler Wand auf eine tiefere Tal- (oder Erosions-) stufe ab; nicht selten finden sich Seen mitten im K. (vgl. Tafel »Seebildungen I«, Fig. 1). Das Wort kommt auch in Namen von Bergen, Gletschern 2c. vor, z. B. Karwendel, Schöttelkarspitze, Eiskar, Gemskarkogel u. a. Vgl. Ed. Richter, Geomorphologische Untersuchungen in den Hochalpen (Gotha 1900).

Kara (türk.), in zusammengesetzten Ortsnamen, bedeutet »schwarz« (Gegensatz: Ak, »weiß«).

Kara Aghatsch, Eisenbahnstation von Adrianopel, 4,5 km von ihm entfernt, Dorf mit englischem und italienischem Konsulat und 4000 Einw.

Kara-Amid, Stadt, s. Diarbekr.

Karabacek, Joseph, Orientalist, geb. 20. Sept. 1845 in Graz, habilitierte sich 1868 als Privatdozent für Geschichte des Orients an der Universität Wien und wurde 1872 zum Professor ernannt; im August 1899 wurde er Direktor der Hofbibliothek in Wien. Außer zahlreichen Abhandlungen über orientalische Kultur und Kunst (»Die persische Nadelmalerei in Susanschird«, Leipz. 1881; »Das arabische Papier«, Wien 1887) schrieb er: »Beiträge zur Geschichte der Mazjaditen« (Leipz. 1874). Hervorragende Verdienste erwarb er sich um die Ordnung und Bearbeitung der bedeutenden Papyrusfunde von El Fajum, von denen Erzherzog Rainer 1882 einen großen Teil erwarb. Er schrieb darüber: »Der Papyrusfund von El Fajum« (Wien 1882); »Ergebnisse aus dem Papyrus Erzherzog Rainer« (das. 1887); »Die Th. Graffschen Funde in Ägypten« (das. 1883, gleichzeitig Katalog); »Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer« und »Papyrus Erzherzog Rainer. Führer durch die Ausstellung« (das. 1894).

Karabagh (pers., »schwarzer Garten«), ehemals selbständiges Chanat, jetzt der südlichste Teil des russ. Gouvernements Jelissawetpol in Transkaukasien (s. Karte »Kaukasien«), von Persien durch den Araxes getrennt, mit den Bezirken Schuscha, Dschewanschir, Sangesur und Dschebrail, ein von Ausläufern des armenischen Hochlandes (Karabaghbergen) erfülltes Gebirgsland, das im Kapudschich 3918 m, Gjamysch (Kjambil) 3740 m u. a. die Schneegrenze überragt, im O. aber in die Schirimkumsteppe übergeht. Die meist türkischen und armenischen Einwohner treiben Acker- und Obstbau, Viehzucht, Seidenraupen- und Bienenzucht. Hauptstadt ist Schuscha. Das Land stand unter armenischen Fürsten (Melik), bis die tatarischen Einwohner den Dorfältesten Pana-Chan zum Fürsten erhoben, der Schuscha erbaute und zur Residenz machte. Der letzte karabaghische Chan, Mechti Kuli, floh 1822 nach Persien, worauf die Russen K. unter ihre Verwaltung nahmen. Vgl. Radde, Karabagh (Gotha 1890).

Karabaks, s. Pferde (Rassen).

Karabiner (franz. carabine), eine für bequemen Gebrauch der Kavallerie erleichterte, um 25—30 cm verkürzte, nach dem System des betreffenden Armeegewehrs gebaute, die gleiche Munition verwendende Handfeuerwaffe (s. d.). Zunächst Bewaffnung der Kavallerie, gab man den K. auch Artillerie-, Verkehrs-, Sanitätstruppen 2c. Alsdann wird er auch als Stutzen, Kurzgewehr 2c. bezeichnet, z. B. Österreichischer Repetierstutzen, M. 95. Da im modernen Kriege die Reiterei einer möglichst leistungsfähigen Handfeuerwaffe bedarf, so ist man bestrebt, den K. durch das Infanteriegewehr zu ersetzen. Die Bestrebungen, auch für diese längere Waffe eine einwandfreie Trageweise zu Pferde zu finden, sind seit dem südafrikanischen Krieg besonders in Großbritannien zu bemerken.

Karabinerhaken, eine Metallöse aus zwei Teilen, von denen der eine gegen den andern federt, K. werden bei der Ausrüstung der Soldaten, der Feuerwehr, an Uhrketten 2c. vielfach angewendet.

Karabiniere, ursprünglich soviel wie berittene Arkebusiere. Heinrich IV. teilte solche K. seiner schweren Reiterei zu, später waren sie bald in selbständige Abteilungen formiert, bald auf die Reiterregimenter verteilt. In der Napoleonischen Zeit und später gab es K. als schwere Reiterregimenter. Nach 1870 verschwand der Name in Frankreich. Seit 1876 führt ein königlich sächsisches schweres Reiterregiment den auch schon früher in dieser Armee üblich gewesenen Namen K. Belgien hat ein Regiment K. mit vier aktiven und drei Reservebataillonen. In Italien sind K. soviel wie Gendarm.

Karabugas, abflußloser Golf des Kaspischen Meeres an dessen Ostküste (s. Karte »Persien«), der von ihm durch zwei schmale sandige Landzungen, zwischen denen ein schmaler Kanal hindurchführt, abgetrennt wird. Seine Oberfläche übersteigt 16,000 qkm. Die Tiefe schwankt zwischen 4 und 12 m, sinkt aber an der Einfahrt bis auf 1 m. Durch diese Einfahrt strömt das Wasser des Kaspischen Meeres beständig mit großer Geschwindigkeit in den Golf. v. Baer hat nachgewiesen, daß die starke Verdunstung der flachen, der Provinz Ostpreußen an Größe gleichkommenden Wasserfläche des Golfes die Erscheinung genügend erklärt. Der K. wird daher immer salziger (28,5 Proz. Salzgehalt, nach Baer empfängt er täglich 350,000 Ton. Salz), so daß Fische in ihm nicht mehr leben können und Salz in großen Massen sich an seinen Ufern ablagert. Vgl. Seidlitz, Der K.-Meerbusen (»Globus«, Bd. 76, 1899, Nr. 13—17, mit Karte).

Karachurma, s. Diospyros.

Karácsonyi (spr. karátschonji), Johann, ungar. Historiker, geb. 15. Dez. 1858 in Gyula, wirkte, zum Priester geweiht, als Professor am bischöflichen Seminar in Großwardein und lebt jetzt als Professor der Kirchengeschichte in Budapest. Er ist Mitglied der ungarischen Akademie und gegenwärtig der beste Kenner des Arpádenzeitalters. Von seinen (in ungarischer Sprache erschienenen) Werken sind zu nennen: »Ungarn und das große Kirchenschisma« (1885); »Das Leben und Wirken des heiligen Gerhards« (preis-

gekrönt, 1887); »Die Urkunden des heiligen Stephans und die Bulle Papst Silvesters II.« (preisgekrönt, 1891); »Geschichte des Békéser Komitats« (1896); »Die Landeseroberung und Siebenbürgen« (1896); »Die Ahnen Bethlen Gábors« (1897); »Die Goldene Bulle« (1899); »Der heilige Emerich« (1899); »Die ungarischen Geschlechter bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts« (preisgekrönt, Bd. 1—3, Budapest, Akademie, 1900—03); »Verzeichnis der unechten, falsch datierten und undatierten Urkunden bis zum Jahr 1400« (1900); »Denkmäler aus der Reformationszeit« (mit Bunyitai und Rapaics; Bd. 1 u. 2, 1526 bis 1534, Budap. 1902); »Geschichte des heil. Stefan« (das. 1904).

Karadagh, türk. Name von Montenegro. Auch Name eines Gebirgszuges im nordwestlichen Persien, südlich vom Grenzfluß Aras.

Kara Dengiz, türk. Name des Schwarzen Meeres.

Karadjordje (Karageorg), s. Czerny 1).

Karadscha Dagh (Cerna Gora), Gebirge in Ostrumelien, nordöstlich von Philippopel, durch die Tundscha vom Balkan getrennt, bis 1440 m hoch; s. Balkan 1).

Karadschitsch, s. Karadžić.

Karadschowa, s. Moglena.

Karadžić (spr. karádschitsch), Vuk Stefanović, der Begründer der neuserbischen Schriftsprache und Literatur, geb. 7. Nov. 1787 in Trschitsch an der Drina im damals noch türkischen Serbien aus einer herzegowinischen Familie, gest. 7. Febr. 1864 in Wien. Obschon es in seinem Geburtsort an allen Bildungsmitteln fehlte, überwand doch der starke Wissensdrang des Knaben alle Hindernisse: aus einer altslawischen Bibel lernte er beim Hüten der Herde lesen, aus Schilf schnitzte er sich Federn, und aus Schießpulver bereitete er sich Tinte. Dabei sammelte er fleißig die Lieder, Sprichwörter und Erzählungen, die im Munde des Volkes lebten. Nachdem sich K. an dem serbischen Aufstand gegen die Türken 1804 beteiligt, begab er sich nach dessen Unterdrückung nach Karlowitz in Österreich und besuchte die dortige Schule, wo er Lateinisch und Deutsch lernte. Hierauf nahm er an einem neuen Aufstand gegen die Türken als Sekretär des serbischen Führers Nenadović teil, wurde Geheimsekretär des Senats in Belgrad und mit wichtigen politischen Missionen betraut. Als aber 1813 die Türken wieder das Übergewicht erlangten und der Held Karadjordje nach Österreich fliehen mußte, begab sich K. gegen Ende 1813 nach Wien. Hier wurde er von dem Slawisten Kopitar, der seine ausgezeichnete Begabung für Auffassung von Volksart und Volkssprache erkannte, bewogen, sich ausschließlich literarischen Arbeiten zu widmen. Die damalige serbische Schriftsprache war Kirchenslawisch (s. d.), vermischt mit serbischen Bestandteilen; K.' Bestreben war daher, die reine Volkssprache der Serben mit einfacher, verständlicher Orthographie an die Stelle jener zu setzen und zur Schriftsprache zu erheben. Zu diesem Zweck unermüdlich tätig, veröffentlichte er zunächst eine kleine Sammlung von Liedern in der serbischen Volkssprache (»Mala prostonarodna slaveno-srbska pesmarica«, Wien 1814), der er den ersten Versuch einer serbischen Grammatik (»Pismenica srbskoga jezika«, das. 1814) und sein serbisches Wörterbuch (»Srbski rječnik«, mit lateinischer und deutscher Übersetzung der Wörter und vielen ethnologisch-historischen Erklärungen, das. 1818; 2. vermehrte Aufl. 1852; 3. Aufl., Belgrad 1898) folgen ließ. Als Einleitung war dem letztern Werk eine neue Bearbeitung seiner Grammatik beigegeben, die Jakob Grimm 1824 ins Deutsche übersetzte. Am meisten erregte er die allgemeine Aufmerksamkeit, auch des Auslandes, durch seine musterhafte Sammlung serbischer Volkslieder: »Srpske narodne pjesme« (Leipz. u. Wien 1823—33, 4 Bde.; 2. erweiterte Ausg., Wien 1841—65; dazu noch »Srpske pjesme iz Herzegovine«, das. 1866), die in viele fremde Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Gerhard, Leipz. 1828, 2 Bde.; 2. Aufl. 1877; von Kapper, das. 1852, 2 Bde.; von Talvj, 2. Aufl., das. 1853, 2 Bde.). Eine neue Ausgabe der Volkslieder erschien in Belgrad 1891—1902 in 9 Bänden. Außerdem gab er für serbische Geschichte und Philologie den Almanach »Danica« (»Morgenstern«, Wien 1826—34, 5 Bde.) sowie »Serbische Volkssprüche« (»Srpske narodne poslovice«, 2. Aufl., das. 1849) und eine Sammlung serbischer Volksmärchen (»Srpske narodne pripovijetke«, das. 1853; 2. Aufl., das. 1870; neue Ausg., Belgrad 1897; deutsch von K.' Tochter Wilhelmine, Berl. 1854), heraus. Im Anschluß hieran (als Bd. 2) erschien 1900 in Belgrad (aus seinem handschriftlichen Nachlaß) »Serbische Sprichwörter« (»Srpske narodne poslovice«). 1828 wurde K. vom Fürsten Milosch von Serbien zur Ausarbeitung eines Gesetzbuches beauftragt, infolgedessen er nach Belgrad übersiedelte; doch konnte er das despotische Wesen des Fürsten auf die Dauer nicht ertragen und kehrte nach zwei Jahren nach Wien zurück. 1834—35 bereiste er Dalmatien und Montenegro (worüber er in dem Werk »Montenegro und die Montenegriner«, 1837, berichtete), 1837—38 Ungarn und Kroatien, später wiederholt Serbien. Von den Akademien der Wissenschaften in Wien, Berlin, Petersburg, Moskau ꝛc. wurde er zum Ehrenmitglied ernannt. Von seinen Schriften ist noch seine mustergültige serbische Übersetzung des Neuen Testaments (Wien 1847) zu erwähnen. Anfangs vielfach angefochten, ist K. mit seinen Reformen jetzt allgemein durchgedrungen. Eine Sammlung seiner grammatischen und polemischen Schriften erscheint in Belgrad seit 1894 (bis jetzt 3 Bde. in 5 Teilen), seiner historischen und ethnographischen Schriften daselbst seit 1898 (bis jetzt 1 Band).

Karäer (Karaïten, hebr. Karaïm, »Bibelanhänger, Schriftgläubige«, oder, wie sie sich selbst nennen, »B'ne Mikra«, Bibeljünger), jüd. Sekte, welche die rabbinische Tradition verwirft und zum Buchstaben des mosaischen Gesetzes zurückkehrt, in der Mitte des 8. Jahrh. von Anan ben David in Babylonien gestiftet und einige Generationen hindurch nach ihrem Stifter Ananäer genannt. Im allgemeinen stets gering an Zahl, hielten sich die K. bis in die Zeit der Kreuzzüge in Palästina und wanderten nach der Einnahme Jerusalems durch die Kreuzfahrer teils nach Ägypten und Griechenland, teils nach Südarabien und über die Küstenländer der Berberei nach Spanien aus. Gegenwärtig trifft man sie nur noch zerstreut in der Krim und im Süden Rußlands (ca. 5500), wo sie im Gegensatz zu den übrigen Juden nicht nur alle Bürgerrechte, sondern sogar Vorrechte (s. Ehrenbürger) genießen, im Orient, in Nordafrika und Ägypten, wo lange Zeit in Kairo der Sitz ihres religiösen Oberhauptes war. Ihre in arabischer und hebräischer Sprache geschriebene Literatur ist ziemlich reich. Zu den ältesten Schriftstellern der K. gehören: Ahron ben Elia, Benjamin ben Mose Nahawendi (Nahawendi), Daniel ben Mose al Komsi, Hassan ben Maschiach, Joseph ben Noach Habozri, Jude hadassi, Jakob ben Isak al Kirkasani, dessen Sohn Joseph Haroëh, Sahal ben Mazliach, Salman ben Jerucham,

Jefet ben Ali halevi u. a. Einzelne ihrer Werke sind in neuerer Zeit in Koslow (Eupatoria) gedruckt. Die K. haben keineswegs durch Verwerfung der rabbinischen Tradition die Religionsübung erleichtert und vereinfacht, sondern sie in Erschwerungen gekleidet, die, wie z. B. ihr Sabbat-, Schlacht- und Ehegesetz ꝛc., weit drückender sind als die Satzungen der Rabbiner. Scharfe Widerlegung erfuhr das Karäertum durch Saadja, Juda ha Levi, Abraham ibn Esra und David Neto. Vgl. Fürst, Geschichte des Karäertums (Leipz. 1865); Winter u. Wünsche, Die jüdische Literatur, Bd. 2, S. 65 ff. (Leipz. 1894).

Karaferia, Stadt, s. Werria.

Karaffe (franz.), Flasche von weißem, meist geschliffenem Glas, mit gläsernem Stöpsel; Karaffine,

Karafuto, Insel, s. Sachalin. [kleine K.

Karagaheenmoos, soviel wie Carrageen.

Karagane, s. Caragana.

Karagasch, s. Kundrowsche Tataren.

Karagassen, ein nur noch 800 Köpfe zählender tatarischer Volksstamm in Sibirien, am Nordabhang des Sajanischen Gebirges, das einzige türkische Jägervolk Sibiriens. Eine Grammatik ihrer der der Jakuten und Sojonen verwandten Sprache nebst Lexikon lieferte Castrén (hrsg. von Schiefner, Petersb. 1858).

Karageorg, s. Czerny 1).

Karageorgievič, serb. Königsfamilie, die mit Czerny Karadjordje (s. Czerny 1) den Thron bestieg. Dieser Czerny, eigentlich Georg Petrović (geb. 21. Dez. 1762 zu Wischewzi bei Kragujewatz, gest. 25. Juli 1817), hatte von seiner Frau Helene (geb. 1765, gest. 8. Febr. 1842) außer fünf Töchtern vier Söhne: Sima, Alexis (geb. 1801, gest. 1830), Alexander (s. Alexander 23), der vom 14. Sept. 1842 bis Weihnachten 1858 Fürst von Serbien war, und Michael, der 1875 eine Erhebung in Serbien versuchte. Jener Alexis hatte einen Sohn Georg, der von seiner Frau Sara, gebornen Anastasijević, zwei Söhne erzielte: Alexis (1859), der meist in Bad Edlach, und Božidar (geb. 1861), der als Schriftsteller und Künstler meist in Paris lebt; beide sind unverheiratet. Dem Fürsten Alexander dagegen, seit 1. Juni 1830 vermählt mit Persida Nenadović (geb. 14. Febr. 1813, gest. 10. April 1873 in Wien), wurden zehn Kinder geboren, von denen außer der noch lebenden Polekija verwitweten Nikolajević nur Peter (s. d.), der die Ende 1858 durch die Ereignisse unterbrochenen Ansprüche aufrecht erhielt und seit der blutigen Umwälzung vom Juni 1903 den serbischen Königsthron innehat, und Arsenius (geb. 1859) erwähnenswert sind; letzterer, russischer Gardeoffizier a. D., ehelichte 1882 die Prinzessin Aurora Demidow di San Donato (Sohn Paul, geb. 1892), die in den 1890er Jahren von ihm geschieden ward. König Peter hat von seiner 11. Aug. 1883 ihm angetrauten, aber 16. März 1890 in Cetinje verstorbenen Gemahlin Zorka Ljubitza von Montenegro (geb. 23. Dez. 1864) drei Kinder: Helene (geb. 4. Nov. 1884), den Erbprinzen Georg (geb. 9. Sept. 1887) und Alexander (geb. 16. Dez. 1888).

Karagin, Insel, s. Kamtschatka.

Kara Giorg, Pseudonym, s. Brühl 3).

Karagola, Ort im Distrikt Purniah, Division Bhagalpur der britisch-ind. Provinz Bengalen, am linken Gangesufer, berühmt wegen seiner zehntägigen Messe, die 30—40,000 Menschen aus ganz Indien und Nepal zusammenführt.

Karagös (türk., eigentlich »Schwarzauge«, arab. Karakus oder Chajâl, eine dem chines. Schattenspiel ähnliche, mit unserm Kasperletheater zu vergleichende Volksbelustigung der Türken, bei welcher der Spieler hinter einer erhellten transparenten Leinwand Puppen herumtanzen läßt; die Benennung stammt von der Hauptperson der das Auftreten der Marionetten begleitenden, meist obszönen Dialoge, dem K., einem Hanswurst gröbster Sorte von der Erscheinung des auf der römischen Bühne heimischen Priap; die übeln Späße bilden im Fastenmonat Ramadân eine beliebte Abendunterhaltung für jung und alt. Vgl. v. Luschan im »Internationalen Archiv für Ethnologie«, Bd. 2 (Leiden 1889).

Karagunides (»Schwarzröcke«), griech. Name walachischer, aber Griechisch sprechender und wegen ihrer Räubereien gefürchteter Hirten in Akarnanien, die in sieben Dörfern westlich des Aspropotamos ansässig geworden sind und auch Ackerbau betreiben, während sie im Sommer mit ihren Herden das Gebirge aufsuchen.

Karagwé (Karagué), Landschaft in Deutsch-Ostafrika, am Westufer des Victoria Nianza, zwischen 1° und 2° 40′ südl. Br., im N. und W. begrenzt vom Kagera (gegen Budu und Ruanda), im O. von der Urigi-Luenssingasenke, im S. vom Gebiete der Ussui, besteht aus einer bis 1800 m hohen Schollenlandschaft mit Parksteppe, die durch zahlreiche steilwandige Täler gegliedert wird. Die Schichten von Schiefertonen, Sandsteinen und Quarziten sind in ihrer Lagerung stark gestört und aufgefaltet. Die Bevölkerung (ca. 30,000) besteht aus wenigen herrschenden Wahinda und den eingesessenen Wanyambo, welche die Hauptmasse der Bevölkerung bilden. Bedeutendster Ort und Handelsplatz, an dem sich viele arabische Händler niedergelassen haben, ist Kafuro.

Karai, Ladislaus, ungar. Diplomat unter Matthias Corvinus, seit 1468 Propst von Ofen. Er (nicht Lad. Geréb) berief 1471 den Nürnberger Buchdrucker Andr. Heß nach Ofen, der dann die erste Druckerei Ungarns errichtete. Er starb um 1485. Vgl. die Abhandlung von Fraknói (Budap. Akademie, 1897).

Karaiben, s. Kariben.

Karaibenfisch, s. Sägesalmler.

Karaiskakis, Georgios, griech. Freiheitsheld, geb. 1782 in Sklylikaria bei Arta als Armatole, gest. 4. Mai 1827, erwarb sich die Gunst Ali Paschas, in dessen Garde er 1807 eintrat, schloß sich nach dessen Sturz (1822) dem griechischen Aufstand an und kämpfte, klein, aber feurig und begabt, in Ätolien. Als 1825 Missolunghi bedrängt wurde, bezog K., den seine Geliebte in Amazonentracht begleitete, bei Salona ein Lager; als die Festung dennoch fiel, ward K. zum Oberanführer in Rumelien ernannt und zwang durch kleinen Krieg die türkischen Truppen bald zur Räumung. Hierauf wandte er sich mit 6000 Mann nach Livadien, siegte bei Dobrena und im Dezember 1826 bei Arachova, wo er aus den Köpfen von 2000 Türken eine Pyramide errichtete. Scharen von Freiwilligen strömten nun zu K.' Fahnen. Schon hatte er durch neue Siege bei Volizza und Lepanto den Weg nach W. geöffnet und Chaidara erreicht, als im Januar 1827 die Türken bei Distomo erschienen. K. trat den Rückweg an, schlug 18. Febr. bei Karistos den Feind, fiel aber bei dem Versuch, die Akropolis zu entsetzen, unweit der vom Piräeus nach Athen führenden Straße. Dort ward ihm 4. Mai 1835 ein Denkmal errichtet. Panagiotis Sutsos hat K. zum Gegenstand eines Trauerspiels gemacht. Vgl. Paparrhigopulos, Georg K. (griech., Athen 1877).

Karaïsmus, Lehre der Karaiten od. Karäer (s. d.).

Karājan, Theodor Georg von, Germanist, geb. 22. Jan. 1810 in Wien von griechischen Eltern, gest. 28. April 1873, studierte in seiner Vaterstadt und arbeitete hierauf 1829—32 in der Kanzlei des Kriegsministeriums, 1832—41 im Archiv des Finanzministeriums. Seit 1841 bei der kaiserlichen Hofbibliothek angestellt, ward er im Mai 1848 ins deutsche Parlament gewählt. Im November 1850 erhielt er die Professur der deutschen Sprache und Literatur an der Wiener Hochschule, die er jedoch infolge der Verordnung des Grafen Thun, daß kein Akatholik an der Universität in Wien ein akademisches Ehrenamt bekleiden dürfe, niederlegte. Er wurde 1851 Vizepräsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1848 war, 1854 Kustos der Hofbibliothek, 1866 Präsident der Akademie, 1870 zweiter Vorstand der Hofbibliothek. K. hat sich namentlich durch Ausgaben älterer deutscher Literaturwerke Verdienste erworben. Dahin gehören: »Frühlingsgabe für Freunde älterer Literatur«, ein Sammelwerk (Wien 1839; 2. Aufl. u. d. T.: »Der Schatzgräber«, Leipz. 1842); Michael Behaims »Buch von den Wienern« (Wien 1843) und dessen »Zehn Gedichte zur Geschichte Österreichs und Ungarns« (1849); ferner »Seifried Helbling« (1844); »Deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrhunderts« (1846); »Wolfgang Schmelzls Lobspruch der Stadt Wien« (1849); »Zwei bisher unbekannte deutsche Sprachdenkmale aus heidnischer Zeit« (1858) u. a. Außerdem veröffentlichte er unter anderm: »Zur Geschichte des Konzils von Lyon 1245« (Wien 1850); »Das Verbrüderungsbuch des Stiftes St. Peter zu Salzburg« (das. 1852); »Über Heinrich den Teichner« (das. 1855); »Maria Theresia und Graf Sylva-Tarouca« (das. 1859); »Joseph Haydn in London 1791 und 1792« (das. 1861); »Abraham a Sancta Clara« (das. 1867); »Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck« (das. 1868); »Zu Seifried Helbling und Ottacker von Steiermark« (das. 1870). Vgl. Vahlen im »Almanach der Wiener Akademie« vom J. 1874, S. 195—213. — Sein ältester Sohn, Max Theodor v. K., geb. 1833, seit 1859 Professor der Philologie an der Grazer Universität, schrieb: »Über die Handschriften der Scholien zur Odyssee« (Wien 1857).

Karakal, s. Luchs.

Karakal, Hauptstadt des Kreises Romanaţi in Rumänien (Walachei), südöstlich von Krajova, an der Staatsbahnlinie Piatra-Corabia, Sitz des Präfekten und eines Tribunals, mit 11 Kirchen, Gewerbeschule und (1899) 12,035 Einw. Hier 30. Mai 1854 siegreiches Gefecht der Türken gegen die Russen.

Karakalpaken (»Schwarzmützen«), türk. Volksstamm in Mittelasien, der einen Bruchteil der Bevölkerung in den russischen Gebieten Astrachan, Tobolsk und Turkistan, in Bochara und Chiwa (in letzterm am zahlreichsten) ausmacht. Als Überbleibsel eines Volkes, das im 17. Jahrh. keine unwichtige Rolle in den mittelasiatischen Steppen spielte, erscheinen sie jetzt auf einer äußerst niedrigen Stufe. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Fischerei.

Karakan, eine Lokalrasse des gemeinen Fuchses im Kaukasus.

Karakane, japan. bronzeartige Legierung aus Kupfer, Zink, Zinn, Blei, dient als Glockenmetall.

Karake (Karacke), die bewaffneten Ostindienfahrer der Portugiesen und Spanier, hatten hohe Back und Schanze, führten 30—40 Kanonen und 600—1300 Mann Besatzung.

Kara-Kirgisen, Volksstamm, s. Kirgisen.

Karakol, s. Karaul.

Karakol, früherer Name für Kreis und Stadt Prschewalsk (s. d.) im russisch-asiat. Generalgouvernement Turkistan.

Karakolieren (franz.), s. Deutsche Reiter.

Karakorūm, 1) (tibet. Nyentschen Tangla, »Steppenpaß der großen Wildnis«, im W. auch Mustagh, »Eisgebirge«) Gebirgskette in Zentralasien, das zweithöchste Gebirge der Erde, zieht vom Pamirplateau nördlich und parallel zum westlichen Himalaja in südöstlicher Richtung, bildet die Nordgrenze von Kaschmir und die Wasserscheide zwischen den Becken des Indus und des Tarim. Der K. besteht aus weiten Hochtälern mit Talsohlen bis zu 5210 m Höhe; die sie begleitenden Berge erreichen im Dapsang (s. d.) oder Godwin Austen-Pik 8620 m, von dem die mächtigsten Gletscher der Erde (Biafo und Baltoro) ausgehen. Der 5580 m hohe Karakorumpaß verbindet das Tal des Schajok mit dem des Jarkand; westlicher liegt der Mustaghpaß. Die Schneegrenze liegt auf der Nordseite bei 5500 m, auf der Südseite bei 5800 m (s. Karte »Zentralasien«). Vgl. Schlagintweit, Die Pässe über die Kammlinien des K. (Münch. 1874); Conway, Climbing and exploration in the Karakorum-Himalayas (Lond. 1894); Eckenstein, The Karakorams and Kashmir (das. 1896); F. u. W. Workman, In the ice world of Himalaya (das. 1900). — 2) (Chara-Cheem, »schwarze Festungsmauer«) die Ruinen des Hoflagers der ehemaligen Mongolenchane von Dschengis-Chan bis 1264 im nördlichen Asien, im Gebiete der Chalka, 8 km vom Orchonfluß, im W. von Urga, bestehen aus viereckigen, 500 Schritt langen Wällen von Tonerde. d'Anville verlegt K. weiter nach SO.

Karakūm (kirgis., »schwarzer Sand«), Sandwüste im russischen Turkistan, zwischen Aralsee, den Flüssen Sir Darja und Sary Su und dem Arakal-Barbisee. 370 km lang und 140 km breit, besteht aus kahlen Flugsandhügeln und Depressionen mit Resten von Meeresmuscheln; die dürftige Vegetation gestattet Herden den Aufenthalt. S. die Karten »Persien« und »Zentralasien«.

Karakurte, s. Malmignatte.

Karakus, das Schattenspiel in islamischen Ländern, aus türk. Karagös (s. d.).

Karalēne, ein 1811 beim Gute Kummetschen, im Kreis Insterburg des preuß. Regbez. Gumbinnen, angelegtes evang. Lehrerseminar.

Karaman (Karaman Ili), Landschaft im südlichen Kleinasien (s. Karte »Kleinasien«), umfaßt das heutige Liwa Konia oder die alten Landschaften Lykaonien, Isaurien und Teile von Kappadokien. Der Norden und Nordwesten wird von der Salzsteppe mit dem Tüz-Tschöllü (Salzsee), der Westen und Süden von den Taurusketten eingenommen. Im westlichen Teile liegen mehrere Seen: Akschehr Göl, Ejerdir Göl, Beischehr Göl ꝛc. K. hat seinen Namen von einem Stamm K., der einst über K. herrschte, 1466 aber den Türken untertänig wurde. Die Stadt K. (das alte Laranda), 90 km südöstlich von Konia, am Nordfuße des Taurus 990 m hoch gelegen, ist Station der Bagdadbahn, hat viel Fontänen, 7 Moscheen, ein Kastell, Baumwollweberei, Teppichknüpferei und 7—8000 Einw.

Karambolieren (franz.), beim Billard (s. d., S. 877) seinen Ball so spielen, daß er mit mehreren (wenigstens zwei) Bällen zusammenprallt oder sie berührt; im übertragenen Sinn von Personen gebraucht, die in unliebsamer Weise zusammentreffen. Karambolage (spr. -ąſch'), das Karambolieren.

Karāmel (griech.?), braune amorphe Masse, die beim Erhitzen des Zuckers auf 190—220° entsteht; sie schmeckt bitter, zieht an der Luft Feuchtigkeit an, ist löslich in Wasser und Alkohol, nicht gärungsfähig. K. färbt große Mengen Wasser oder Weingeist braun und wird als Zuckercouleur (Couleur) zum Färben von Likören, Bier, Essig, Rum, Obstwein, Bratensaucen ꝛc. benutzt. Diese Zuckercouleur bereitet man aus Stärkezucker oder Stärkesirup, der mit etwa 2,5 Proz. Ätznatron und 5 Proz. Wasser (für Essigcouleur mit kohlensaurem Ammoniak) gekocht wird, bis er sich in eine dunkelbraune, sich aufblähende Masse verwandelt hat, die man mit Wasser vermischt, bis sie Sirupskonsistenz angenommen hat. Die Zuckercouleur muß den verschiedenen Zwecken angepaßt werden, Rumcouleur muß sich in starkem Spiritus, Biercouleur in Bier klar lösen ꝛc. Vgl. Aßmuß, Die Fabrikation der Zuckercouleur (Berl. 1866).

Karamellen (Brustkaramellen; franz. caramel, span. caramelo, Zuckerkandis, v. mittellat. canna mellis, Honig- oder Zuckerrohr), sogen. Hustenbonbons (mit Eibisch- und Süßholzwurzelextrakt ꝛc.).

Karamsin, Nikolai Michailowitsch, der berühmteste russ. Geschichtschreiber, geb. 12. Dez. 1766 zu Michailowka im Gouv. Orenburg, gest. 3. Juni 1826 in Zarskoje Selo, erhielt seine Bildung in Moskau, trat sodann zu Petersburg in Militärdienste, widmete sich aber bald den Wissenschaften. Nachdem er mit seinen »Blättern für Kinderlektüre« und »Lektüre der Kinderschriften« (Mosk. 1785—89, 2 Bde.) als Schriftsteller aufgetreten, unternahm er 1789 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und kehrte 1791 nach Moskau zurück, wo er zunächst mit andern das »Moskauische Journal« (1791—92) begründete, dann die »Aglaja« (1794—95, 2 Bde.; deutsch von Biedenfeld, Leipz. 1819), eine Sammlung romantischer und historischer Erzählungen, »Meine Bagatellen« (1794—98), eine Sammlung seiner kleinern poetischen und prosaischen Arbeiten, und die »Briefe eines reisenden Russen« (Mosk. 1797—1801, 6 Bde.; deutsch von Richter, Leipz. 1802, 6 Bde.) veröffentlichte. Es folgten die »Aeonidae« (Mosk. 1799), eine Sammlung von Gedichten, das »Ausländische Pantheon« (1798), eine Art Literaturzeitung, und das »Pantheon russischer Autoren« (1801). 1803 zum Reichshistoriographen ernannt, arbeitete er seitdem ununterbrochen an seinem Hauptwerk, der »Geschichte des russischen Reiches« (Petersb. 1816—29, 12 Bde., von denen der letzte von Bludow vollendet ist; 6. Aufl., das. 1850—53), einem bis jetzt insbes. in bezug auf die Form unübertroffenen Nationalwerk, zu dessen Abfassung der Staat ihm alle Archive öffnete, und dessen Druck der Kaiser mit einer namhaften Summe unterstützte. Die beste Übersetzung ist die französische von Saint-Thomas und Jauffret, von K. selbst durchgesehen (Par. 1819—20, 8 Bde.); eine deutsche Übertragung, nach der zweiten Originalausgabe, erschien Riga 1820—27, eine andre Leipzig 1828—31. Karamsins Werk reicht nur bis 1611. Sein literarischer Nachlaß erschien 1862 in Petersburg. Zu Simbirsk ward ihm 1845 ein Denkmal gesetzt. Seine Biographie schrieb Pogodin (Mosk. 1866, 2 Bde.).

Kara Mustafa, Großwesir, Sohn eines Spahi, ward von Mohammed Köprili erzogen und zum Schwiegersohn erwählt, kämpfte mit diesem 1667—1669 auf Kreta, folgte 1676 seinem Schwager Ahmed Köprili als Großwesir, führte dann mit Polen Krieg, schloß Sobieski am Dnjestr ein, machte aber 1680 Frieden. Nachdem er sich mit einer Tochter Mohammeds IV. vermählt, unternahm er 1682, um Tököly als Vasallenkönig von Ungarn einzusetzen, einen Kriegszug gegen Kaiser Leopold I. und belagerte Wien vom Juli bis September 1683, erlitt aber durch das deutsch-polnische Heer 12. Sept. die große Niederlage am Kahlenberg. Als er auf dem fluchtähnlichen Rückzug bei Párkány (Gran) noch eine Schlacht verlor, wurde er 25. Dez. 1683 auf Befehl des Sultans in Belgrad erdrosselt.

Karancs (spr. karantsch), Berggruppe im ungar. Komitat Neográd, 728 m hoch.

Karānos (Caranus), nach der griech. Sage ein Heraklide, aus dem Geschlechte des Temenos, der im 8. Jahrh. v. Chr. von Argos nach Mazedonien zog, sich in den Besitz des Landes setzte, die Hauptstadt Ägä gründete und der Stammvater des mazedonischen Königshauses wurde.

Karanowac (spr. -watz), Flecken, s. Kraljevo.

Karánsebes (spr. karánschebesch), Stadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Krassó-Szörény, am Zusammenfluß der Temes und der Sebes und an der Bahnlinie Temesvár–Orsova, Sitz eines griechisch-orientalischen Bischofs, mit Weinbau, Handel, Gerichtshof und (1901) 6497 meist rumänischen und magyarischen (griechisch-orientalischen und römisch-katholischen) Einwohnern. Nordöstlich von K., das früher Sitz des Komitats Szörény war, liegt der in das Komitat Hunyad führende Eiserne Torpaß und der Bergwerksort Ruszkabánya (s. d.).

Karantanen, spezielle Bezeichnung der Kärntner Slowenen, auch wohl der Slowenen (s. d.) überhaupt.

Karantel, Berg, s. Quarantana.

Kara Öjük (»Schwarzhügel«), 18 km nordöstlich von Kaisarî nahe dem armenischen Kloster Surp Garabed gelegener Hügel von 20 m Höhe und 480 m Durchmesser, der die Reste einer auf einem alten Krater erbauten vorgeschichtlichen Stadt birgt. Die Ausgrabungen Chantres förderten 1893/94 reiche Reste, darunter Keilinschriften, die babylonischen Einfluß in Kappadokien bezeugen. Die Stadt, deren Existenz Chantre 3½ Jahrtausende vor unsrer Zeitrechnung ansetzt, scheint durch einen vulkanischen Ausbruch zerstört worden zu sein. Die Einwohner werden für Hettiter gehalten.

Karápanos, Konstantin, griech. Archäolog, geb. 13. März 1840 zu Arta in Epirus, machte seine Studien in Famina, Korfu und Athen, erwarb hier 1861 den juristischen Doktorgrad und ward alsbald der türkischen Gesandtschaft in Paris beigegeben, fungierte später als Generalsekretär der Société générale de l'Empire ottoman, gründete dann ein Bankgeschäft, widmete sich aber seit 1876 ausschließlich archäologischen Studien. Er nahm auf seinen ausgedehnten Besitzungen Ausgrabungen vor, deren Ergebnis die Entdeckung der Ruinen von Dodona war. Er beschrieb seine wichtige Entdeckung (s. Dodona) in einem größern Werk: »Dodone et ses ruines« (Par. 1878, mit Atlas), und wurde zum Mitglied der archäologischen Gesellschaften in Paris und in Berlin ernannt.

Karapapachen, Volksstamm in der russisch-transkaukas. Provinz Kars, benannt nach ihren Mützen aus schwarzem Lammfell, bestehen aus Türken und aus Tataren, die früher aus Bortschalo im Gouv. Tiflis flüchteten; sämtlich Mohammedaner (Schiiten und Sunniten) und (1886) 24,134 Köpfe stark.

Karapātöl, abführend wirkendes Öl aus den Samen des Mahagonibaumes.

Karas (oder Krassó, spr. karasch, kraschschō), Fluß in Ungarn, entspringt im Komitat Krassó-Szörény unterhalb Resicza im Dognácskagebirge, wendet sich südwestlich und mündet, nachdem er in das Komitat Temes eingetreten ist, nach 110 km langem Laufe bei Palánka in die Donau.

Karasberge (»Steinfeldberge«), das ausgedehnteste der Tafelgebirge kleinern Umfanges im südlichen Groß-Namaland (Deutsch-Südwestafrika), ungefähr 75 km lang, von N. nach S. zwischen 27 und 28° südl. Br. verlaufend und von 18° östl. L. durchschnitten. Bis 2000 m hoch, überragt es die ebenere Hochfläche um 900—1000 m und wird in seinen schwer zugänglichen Klüften von Buschmännern bewohnt. In tiefen Schluchten entsendet es die Regenflüsse Kab, Goub, Ham, Houm und Kameeldoorn-River zum Oranjestrom.

Karasi, Sandschak des asiatisch-türk. Wilajets Chodawendikjâr, 14,500 qkm mit 389,700 Einw., südlich vom Marmarameer, mit der Hauptstadt Balikesri.

Karásin, Nikolaj Nikolajewitsch, russ. Belletrist und Zeichner, geb. 1842, wurde im Moskauer Kadettenkorps erzogen, trat dann als Offizier in die Armee, kämpfte 1863—64 gegen die aufständischen Polen, ließ sich darauf in die turkistanische Armee versetzen und machte in ihr 1865—71 mit Auszeichnung alle Feldzüge mit. Während seines Aufenthalts in Turkistan entwickelte sich sein Talent für Skizzenmalerei, und er nahm endlich seinen Abschied, um sich ganz der Tätigkeit eines Illustrators zu widmen. Seitdem hat K. bei allen russischen Feldzügen in Zentralasien sowie auch im russisch-türkischen Feldzug von 1877—78 als Korrespondent und Zeichner für russische und ausländische illustrierte Blätter fungiert. Außerdem ist K. ein talentvoller belletristischer Schriftsteller. Die bis jetzt von ihm erschienenen Romane und Erzählungen: »An der fernen Grenze Rußlands«, »Auf der Jagd nach Gewinn«, »Im Schilfrohr«, »Im Pulverdampf«, »Der zweibeinige Wolf«, »Von Nord nach Süd« ꝛc., zeugen von einer lebhaften Phantasie, die den eigentümlichen Scharfblick des Dichters für die besondere Gefühls- und Anschauungswelt der asiatischen Völkerschaften trefflich ergänzt und interessante Kulturbilder mit charakteristisch ausgeprägtem Kolorit zutage förderte.

Karassu-Basar, Stadt im russ. Gouv. Taurien, am Fluß Karassu, an einer Felsenwand gelegen und von schönen Gärten umgeben, hat 2 griechisch-katholische, eine armenisch-gregorianische und eine römisch-kath. Kirche, 24 Moscheen und Minarette, mehrere jüdische Synagogen und (1897) 14,264 Einw. — K. ist ein alter Ort, wie die im Berge Aktkai befindlichen Höhlen beweisen. Am meisten blühte er unter den Genuesen, von denen er im 15. Jahrh. in die Hände der Tataren überging. Nachdem die Krim Rußland einverleibt worden, ward K. zur Hauptstadt bestimmt, diese jedoch 1784 nach Simferopol verlegt. Bemerkenswert ist der Tasch-Chan, ein mit einer 13 m hohen Steinmauer umgebenes, festungsartiges Kaufhaus.

Karasu (»Schwarzwasser«), Name mehrerer Flüsse in den von türkisch-tatarischen Volksstämmen bewohnten Ländern. Am bedeutendsten sind der K. oder Nestos (s. d.) und der K. oder westliche Quellfluß des Euphrat (s. d.).

Karasutsas, Joannes, neugriech. Dichter, geb. 9. Juli 1824 in Smyrna, gest. 3. April 1873, gab frühzeitig durch die Gedichtsammlungen: »*Αύρα*« (1839) und »*Μοῦσα θηλάζουσα*« (1840) Proben seiner Begabung, wurde 1850 Professor am Gymnasium in Nauplia, 1852 in Athen und schied nach zehn Jahren aus dem Staatsdienst. Weitere Dichtungen von ihm sind: »*Ἐωθιναὶ αὖραι*« (»Morgenlüfte«, 1846); »*Ποιητικὸν ἀπάνθισμα*« (»Poetische Blumenlese«, 1849 ff.); »*Βάρβιτος*«, Gedichtsammlung (1860), und »*Κλεονίκη*«, erzählendes Gedicht (1868).

Karāt (arab. Kirât, span. u. portug. Quilate), der getrocknete Same des Johannisbrotes (Ceratonia siliqua, griech. kerátion, arab. charub), womit man in Afrika das Gold, in Ostindien die Diamanten zu wiegen pflegte. Als Juwelengewicht zerfällt das K. in 4 Grän oder 64 Teile und wiegt in Holland und Rußland 205,894, in England 205,3, in Frankreich 205,5 (früher 205,873), in Spanien 205,42, in Portugal 205,782, in Toskana 196,494 und in Neapel 205,615 mg; das preußische = 205,537 und das österreichische = 206,103 mg sind gesetzlich abgeschafft, und beim Diamantenhandel gelten alle diese Maße als gleichwertig. In England machen 151,5 Carats ein Ounce, in Frankreich 144 eine Once Diamanten aus. Außerdem bediente man sich (jetzt selten) des Karats zur Bezeichnung (Karatierung) der Feinheit des Goldes (s. Probiergewicht). In Italien und der Türkei auch eine Stufe des frühern Handelsgewichts.

Karatas *Plum.*, Gattung der Bromeliazeen, Stauden mit stark dornig gezahnten Blättern, nistendem Blütenstand in einem zwischen den Herzblättern sitzenden rispigen Kopf und zu mehreren in der Achsel eines Hochblattes stehenden, röhrigen, oben dreispaltigen Blüten, jede mit einem Deckblatt. Von den 2—3 Arten in Westindien ist am bekanntesten K. Plumieri *Morr.* (Bromelia K. *Jacq.*, Faserananas), die wegen ihrer eßbaren Frucht auch anderswo, z. B. in Brasilien, angebaut wird. Aus den Blättern bereitet man in Guayana und andern Ländern Südamerikas, auch in Mittelamerika eine weißliche, ziemlich glänzende Faser, die etwas gröber und steifer, auch minder fest ist als Manilahanf und als Silkgras (Seidengras) in den Handel kommt.

Karatassos, griech. Freiheitsheld, geb. 1766 in Dobra (Mazedonien), gest. 21. Jan. 1830 in Naupaktos, war 1790—1821 Armatol von Südmazedonien, trat im Frühjahr 1822 offen gegen die türkische Herrschaft auf und kämpfte in dem befestigten Nausa gegen die Übermacht, wobei sein Erstgeborner den Heldentod fand, die Gattin aber mit drei andern Kindern in Sklaverei geriet. K. mit zwei Söhnen schlug sich nach Missolunghi durch und kämpfte bis 1830 stets unbesiegt bei Peta, auf Euböa, Skiathos, bei Schoinolacka und Thermopylä. — Sein zweiter Sohn, Demetrius Tsiamis K., geb. 1798, gest. 1861 in Belgrad, war während der Freiheitskriege Genosse aller Kämpfe seines Vaters, dann erster Adjutant des Königs Otto, seit 1856 Statthalter von Argolis. Er kommandierte die Aufständischen 1841 und 1854 in Mazedonien und starb auf einer Rundreise zur Vorbereitung eines Aufstandes gegen die Türken. Sein und seines Vaters Leben beschrieb N. Philippides (Athen 1879).

Karatataren (Nogaier), s. Tataren.

Karategin, Landschaft in Zentralasien, der östlichste Teil des Chanats Bochara, grenzt im N. und O. an das russische Ferghanagebiet, im S. an Darwas, im W. an Hissar, 21,535 qkm. An der Nordgrenze ziehen das Hissar- und das Serafschangebirge (Pik Baba 6000 m), an der Südgrenze die Peter I.-Kette (7600 m) und das Darwasgebirge hin, das Surchabtal einschließend. Das Klima ist rauh und

schneereich; während des langen Winters sinkt die Temperatur bis gegen —50°. Die Abhänge und Täler tragen Nußbäume, Ahorne, Ebereschen, Apfel- und Birnbäume, auch zieht man Maulbeer-, Aprikosen-, Pfirsich-, Kirschbäume, stellenweise auch Wein. Die Flüsse führen Goldsand. Getreide wird trotz der dichten Bevölkerung (Tadschik und Karakirgisen) noch ausgeführt. Bei der Ausdehnung der Weiden ist auch die Viehzucht (Ziegen, Pferde, Schafe, Rindvieh) bedeutend. Der Fürst, ein Vasall des Emirs von Bochara, führt den Titel Schah und wohnt in Harm (Garm), mit 340 Höfen, am rechten Ufer des Surchab. — Bis 1868 soll K. unabhängig unter einem Schah aus den Nachkommen Alexanders d. Gr. gestanden haben. 1868 versuchte der Regent des Kuljab, Sary-Chan, ein Schutzbündnis gegen den Emir von Bochara abzuschließen. Schah Mozaffer ging darauf nicht ein und wurde infolgedessen von Sary-Chan gefangen genommen. Letzterer, durch einen Angriff des Emirs von Bochara gezwungen, nach Kuljab zurückzukehren, setzte den gefangenen Schah Mozaffer als seinen Regenten in K. ein. 1870 wurde K. von chokandischen Truppen eingenommen und Schah Mozaffer kriegsgefangen Chudojar-Chan übergeben. 1877 wurde K. vollständig von Bochara abhängig und erhielt von dort einen Bey.

Karatheodori, Alexander (Iskender Pascha), türk. Staatsmann, geb. 20. Juli 1833 in Konstantinopel aus einer angesehenen griechischen Familie des Fanar, wurde in Konstantinopel und Paris ausgebildet, trat in den diplomatischen Dienst der Pforte und wurde von A(a)li Pascha in das Ministerium des Auswärtigen berufen. Nachdem er sich 1869 mit der Tochter des Fürsten Musuros von Samos vermählt hatte und einige Zeit Gesandter in Rom gewesen war, trat er 1876 als Musteschar (Unterstaatssekretär) in das Ministerium. Im Juni 1878 ward er als Bala mit dem Titel Pascha zum ersten Bevollmächtigten der Pforte auf dem Kongreß in Berlin ernannt. Danach führte er in Wien die Verhandlungen mit der österreichischen Regierung über die Okkupation Bosniens und ward im November zum Generalgouverneur von Kreta, 4. Dez. aber zum Minister des Auswärtigen unter Chaireddin Pascha ernannt. Im Juli 1879 wieder zurückgetreten, ward er 1885 zum Fürsten von Samos erhoben und 1895 wieder zum Gouverneur von Kreta ernannt, nahm jedoch 1896 wegen des Ausbruchs der Unruhen seine Entlassung.

Karatierung, s. Karat und Goldlegierungen.

Karätigkeit, s. Feingehalt.

Karatowa, Stadt, s. Kratovo.

Karatschai, Landschaft im Quellgebiete des Kuban und der Teberda, am Westfuß des Elbrus, von Karatschaiern (Bergtataren) bewohnt.

Karatschew, Kreisstadt im russ. Gouv. Orel, am Snesset (zur Desna) und an der Eisenbahn Riga–Orel, mit 10 Kirchen, einer Stadtbank, zahlreichen Ölpressen und Seilereien, Handel mit Hanf, Korn, Mohn- und Hanfsamen und (1897) 15,842 Einw.

Karatschi (Karachi, Kurrachee), Hauptort des gleichnamigen Distrikts (36,556 qkm mit [1901] 607,828 Einw.) der britisch-ind. Provinz Sind (Präsidentschaft Bombay), am äußersten Nordende des Indusdeltas, nahe dem Ostabfall der Pabberge Belutschistans, im Hintergrund einer Bai, zu der eine 5,6 km breite Einfahrt zwischen Manora Point (mit Leuchtturm und Fort) und der Insel Kiamari hindurchführt. Bei letzterer legen die Schiffe an; Endstation der Industalbahn. Ein 4,6 km langer Hafendamm verbindet die Insel mit der Stadt. Diese, durch eine vorzügliche Wasserleitung versorgt, ist im modernen englischen Stil erbaut, enthält mehrere Kirchen und Schulen, einen großen Palast des Commissioners, Bibliothek, Museum, fünf Banken, große Baumwollenpressen, Eisenwerke, ist Sitz eines deutschen Konsuls und einer Handelskammer und hat (1901) 116,663 Einw. (48,169 Hindu, 60,003 Mohammedaner, 6098 Christen), davon in der nahen Militärstation 8019 (2162 Christen). Die reichen Europäer bewohnen die Villenstadt Clifton. K. ist an die Stelle des jetzt weit von der Küste liegenden Schah Bandar getreten, doch verlangt der Hafen dauernd beträchtliche Kosten, um vor Versandung durch die der Küste entlang getriebenen Ablagerungen des Indus gesichert zu werden. K. ist der einzige Seehafen der Provinz Sind. Seine kommerzielle Bedeutung verdankt K. in erster Linie der überraschenden Zunahme des Weizenbaues im Pandschab, als dessen Ausfuhrhafen es gelten kann. Hauptsächlich werden ausgeführt: Weizen, Tee, Ölsaaten, Wolle, Baumwolle, Felle, Knochen und Knochenmehl; die gesamte Handelsbewegung belief sich 1901 auf 79 Mill. Rupien. Es liefen 1900: 162 Dampfer von 283,811 Ton. ein, darunter die der British India Steam Navigation Co., der Hall Line, der Messageries Maritimes und Hansa (Bremen). — Die Stadt kam 1842 unter britische Herrschaft als unbedeutender Ort mit 14,000 Einw. unter dem Herrscher von Haidarabad.

Karatsu, Hafenstadt in der japan. Provinz Hizen, auf der Insel Kiusiu, nördlich von Nagasaki an der Genkai-nada, mit 8000 Einw., die Kohlen und Porzellan ausführen, wurde 1889 dem Fremdhandel eröffnet (1900 Ausfuhr 370,190, Einfuhr 1087 Jen); Eisenbahnstation.

Karaul (serb., spr. kara-ul, Karaghol, Karakol), Wache, Wachtposten; in der Türkei auch Name der Wachthäuser, die, mit einigen Gendarmen besetzt, an den Gebirgspässen ꝛc. zur Sicherung der Landstraßen errichtet sind.

Karausche (Carassius *Nils.*), Gattung aus der Ordnung der Edelfische und der Familie der Karpfen (Cyprinidae), karpfenähnliche, breite Fische mit endständigem Maul ohne Bartfäden, vier einreihig gestellten Schlundzähnen und rückwärts gesägtem Knochenstrahl in den Rücken- und Afterflossen. Die Seekarausche (Karutsche, Bauernkarpfen, Barutschel, Gareisl, C. vulgaris *Nils.*, s. Tafel »Teichfischerei«, Fig. 8), bis 40 cm lang und über 1 kg schwer (die Teichkarausche meist nur 10—15 cm), mit sehr stumpfer, engmäuliger Schnauze, sehr breiter Stirn und schwach ausgeschnittener Schwanzflosse, dunkel messinggelb, auf dem Rücken stahlblaugrün, auf den Flossen mit rötlichem Anflug, aber in der Färbung sehr variierend, findet sich in ruhigen, sumpfigen Gewässern des Flachlandes von Mitteleuropa und Mittelasien, gelegentlich auch im Brackwasser, gedeiht auch noch in kleinen Tümpeln und Torflöchern, lebt meist am Grund und nährt sich von kleinen Tieren und verwesenden Pflanzenstoffen, laicht im Mai und Juni an seichten Stellen meist in kleinen Gesellschaften und vermehrt sich sehr stark. Das Weibchen legt bis 300,000 Eier. Durch die Kultur sind zahlreiche Abarten entstanden, von denen eine mit sehr gestrecktem Leib als Giebel (Stein-, Teichkarausche, C. Gibelio) beschrieben wurde; eine andere Varietät ist durchweg goldgelb (Goldkarau-

sche, Goldkarpfen, Goldfisch). Auch erzeugt die K. regelmäßig Blendlinge mit dem Karpfen (Karausch-, Giebelkarpfen). Die K. eignet sich zur Zucht in moderigem Wasser und als Futter für Forellen. Besonders geschätzt ist sie in Rußland, wo sie alle Gewässer der Steppen bevölkert. Ihre Lebenszähigkeit gestattet, sie zu jeder Jahreszeit zu versenden. Zur Gattung K. gehört auch der Goldfisch (s. d.).

Karavelle (Karawele, span. carabëla, griech. karabion, »Krabbe«), Fahrzeuge verschiedenster Form und Größe im 15. und 16. Jahrh. Die carabela redonda hatte Quersegel und die c. latina Lateinsegel. Karavellen waren die Schiffe des Kolumbus, Vasco da Gamas und der übrigen Seefahrer jener Zeit. Beschreibung der K. des Kolumbus in den »Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens« (Pola 1891, S. 503, und 1892, S. 114). Vgl. auch Tafel »Schiffstypen I«, Fig. 7.

Karawane (v. pers. karwân, kerwân, eigentlich kâr-bân, »Handelsschutz«), Benennung der Reisegesellschaften im Orient, wo die Unsicherheit das Alleinreisen unmöglich macht. Die Karawanen sind zumeist Handelskarawanen (s. Karawanenhandel); in den Pilgerkarawanen ziehen die Gläubigen aus allen Teilen der islamischen Welt nach Mekka, Kerbela und andern berühmten Wallfahrtsorten. An der Spitze der K. befindet sich der Kerwan-Baschi (Karawanenoberhaupt), in einigen Ländern vom Fürsten dazu ernannt und sogar mit dem jus gladii bekleidet. Karawanenstraße nennt man jeden sichern Handelsweg. Karawansereien sind die öffentlichen Gebäude in den Städten und an der Handelsstraße, in denen jene Reisegesellschaften mit ihren Pferden und Kamelen Unterkunft finden. In Städten bestehen sie zumeist aus viereckigen, oft mit Pracht aufgeführten, ein oder zwei Stock hohen Gebäuden, deren Zimmer in den obern Stockwerken auf rund um einen Hof laufende Galerien sich öffnen. In diesen Zimmern wohnen die Kaufleute mit ihrer Ware, während das Erdgeschoß und die Kellerräume von den Tieren eingenommen werden. In der Mitte einer derartigen Herberge befindet sich meist ein Wasserbassin zum Tränken der Tiere und zu den Waschungen vor dem Gebet. Die Karawansereien, in der Türkei gewöhnlich Chane (s. Chan) genannt, sind zumeist fromme Stiftungen reicher Kaufleute, hoher Würdenträger und fürstlicher Personen. In der Türkei haben sich in der Errichtung solcher Gebäude besonders hervorgetan: Sultan Murad I., Mohammed II., Soliman der Prächtige und Achmed IV.; in Persien Schah Abbas II. und dessen Mutter, in Mittelasien Abdullah Chan Scheibani. Vgl. Vambéry, Sittenbilder aus dem Morgenland (Berl. 1876).

Karawanenhandel, die Art des Handels, bei der die Beförderung von Waren durch Karawanen stattfindet, wie sie namentlich in Asien und Afrika seit alters betrieben wird. Während ein großer Teil von Asien und Nordafrika fast ausschließlich auf Kamel und Dromedar als Verkehrsmittel angewiesen ist, treten in Nordasien Pferd, Hund und Renntier, im Himalaja Yak und Schaf, im tropischen Afrika und auf den malaiischen Inseln der Mensch, in Südamerika das Maultier und in den Anden das Lama an seine Stelle. Ganz Vorderasien, die arabisch-kaspischen Steppen, die Kirgisensteppe und das Balchaschgebiet überspannend, reicht die Zone des Kamels über Innerasien bis nach Indien (Powindahkarawanen), Tibet und China hinein, selbst ganz Nordwestchina nördlich vom Yangtsekiang ist auf das Kamel als Verkehrsmittel angewiesen. Doch tritt in Persien vielfach das Maultier an seine Stelle, in Sibirien das Pferd und der Renntier- oder Hundeschlitten. Die wichtigste Karawanenstraße Zentralasiens zieht von Taschkent ins Ilital nach Kuldscha, dem größten Markt im nördlichen Tiënschan, folgt diesem Gebirge ostwärts und überschreitet es zwischen Barkul und Chami. Dann beginnt die Wüstenreise nach Sutschoufu, von wo die Straße den Nordrand des Nanschangebirges begleitet, bis sie den Huangho bei Lantschau erreicht. Das ist die berühmte Jiemönnpassage, die verhältnismäßig bequem aus Westasien nach China führt. Von Lantschau durchläuft sie Kansu und Nordschensi in der Richtung nach Singanfu im Tal des Hweiho, von wo die Waren einerseits nach Peking, anderseits nach dem Yangtsekiang gebracht werden. Eine zweite große Karawanenstraße, die den Handel zwischen China und Sibirien vermittelt, führt von Kiachta über Urga nach Kalgan und Peking. In Nordafrika ist das Kamel gleichfalls das Verkehrsmittel; die Zone der Dromedarkarawane reicht aus der Sahara bis in den Sudân hinein. Im zentralen tropischen Afrika wird das Kamel durch den Menschen abgelöst. Die Länder der Trägerkarawanen sind das ganze Kongobecken, die Hinterländer der Niederguineaküsten, teilweise auch die von Oberguinea, Ostafrika, das Seengebiet, das Obernilgebiet, die Länder zwischen dem Uëlle und dem Weißen Nil sowie alles Land bis südlich an den Sambesi und Kunene. Auch in Afrika haben sich, bedingt durch den Wüstencharakter der Sahara, über die nur wenige durch Anlage von Brunnen gangbare Wege führen, den Steppencharakter des Ostens und die Urwälder des Innern und des Westens sowie wegen der Notwendigkeit des Zusammenschlusses zahlreicher Menschen zu einer Expedition bestimmte Pfade herausgebildet, auf denen sich der Handel und Verkehr zwischen den einzelnen Ländern bewegt. Die Karawanenstraßen Afrikas vgl. Artikel »Afrika«, S. 146. In neuester Zeit hat der K. einige Einbuße erlitten durch die Eröffnung der Dampfschiffahrt auf tief ins Land eindringenden Flüssen sowie durch die Anlage von Eisenbahnen. Übrigens kann auch von einem K. zur See während des Altertums und Mittelalters gesprochen werden, indem damals zu gegenseitiger Sicherung vor Seeräubern eine Anzahl von Kauffahrteischiffen bei gemeinsamer Fahrt sich zu einer Admiralschaft zusammenschloß oder von Kriegsschiffen (Convoi) begleiten ließ. Vgl. Andree, Geographie des Welthandels, 2. Aufl., Bd. 1, S. 93 bis 306 (Stuttg. 1877).

Karawanken, Gebirgszug der Ostalpen (s. Karte »Krain-Küstenland«), zur südlichen Kalkalpenzone gehörig, westlich von den Karnischen Alpen durch den Gailitzbach getrennt, erstreckt sich an der Grenze von Kärnten und Krain über 100 km weit östlich bis zum Mißlingbach und bildet im westlichen Teil eine geschlossene, mauerartige Bergkette, während er sich nach O. in einzelne Stöcke und Gruppen auflöst. Die höchsten Gipfel sind der Stou (Hochstuhl, 2239 m), Vertača (2179 m), Mittagskogel (2144 m), Hochobir (2141 m), Koschutta (2135 m), Storschitz (2134 m), Petzen (2124 m). Über den 1370 m hohen Loiblpaß führt eine Straße von Klagenfurt nach Laibach; die Tauernbahn durch das Bären- in das Savetal ist im Bau. Die kahle, wild zerrissene, blaßrötliche Kalksteinkette gewährt besonders vom Drautal aus einen imposanten Anblick. Vgl. Jahne, Führer durch die K. (Wien 1896).

Karawanserei, s. Karawane.

Karawélow, 1) Ljuben, bulgar. Schriftsteller und Politiker, geb. 1838 in Koprivščica, gest. 21. Jan. 1879 in Rustschuk, studierte in Moskau Philologie und Geschichte, lebte danach abwechselnd in Serbien und Rumänien und spielte seit 1870 in der jungbulgarischen Bewegung eine führende Rolle. Aus seiner 1869 in Bukarest begründeten Druckerei gingen unter anderm die revolutionären, gegen die Pforte gerichteten bulgarischen Zeitungen »Svoboda« und »Nezavisimost« hervor. Später entzweite er sich mit den übrigen Agitatoren und war an dem Aufstand von 1876 nicht mehr beteiligt. K. hat sich auch als Dichter (Novellist) und Sammler von Volksliedern, Märchen ꝛc. um die bulgarische Literatur verdient gemacht. Seine gesammelten Werke erschienen in Rustschuk 1886 bis 1888 (8 Bde.). Die von ihm herausgegebenen Memoiren des Revolutionärs Panajot Chitow erschienen deutsch in Rosens »Balkanhajduken« (Leipz. 1878).

2) Petko, bulgar. Politiker, Verwandter des vorigen, geb. 1845 in Koprivščica, gest. 7. Febr. 1903 in Sofia, ward in Moskau erzogen, studierte in Dorpat und wurde Lehrer in Poltawa, dann in Philippopel. Nach Ausbruch des russisch-türkischen Krieges 1877 wurde er zum Vizegouverneur von Widin ernannt. 1879 zum Mitgliede der Nationalversammlung in Trnowo gewählt, hatte er als ihr Vizepräsident großen Anteil an der Abfassung der Konstitution und galt für den Führer der Radikalen. Unter Zankow 1880 Finanzminister, ward er 1881 Ministerpräsident, aber durch den Staatsstreich bald beseitigt. 1884 ward er zum Präsidenten der Sobranje gewählt und nach Zankows Rücktritt an die Spitze der Regierung gestellt. K. betrieb nun die Revolution in Philippopel 18. Sept. 1885 und bewog den Fürsten, diese anzuerkennen und die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien durchzuführen. Durch den Gewaltstreich gegen Alexander 21. Aug. 1886 wurde auch K. gestürzt, vereinigte sich aber mit Mutkurow und Stambulow zu einer Gegenrevolution, welche die Verschwörer der Herrschaft beraubte. Vom abdankenden Fürsten Alexander 7. Sept. zu einem der drei Regenten ernannt, entzweite er sich, andauernd russenfreundlich, mit Mutkurow und Stambulow und nahm 13. Nov. 1886 seine Entlassung. Im März 1887 wegen Verdachts des Hochverrats verhaftet, indes bald freigelassen, wurde er 1892 wegen Teilnahme an einer Verschwörung zu mehrjährigem Gefängnis verurteilt und erlangte erst 1895 seine Freiheit wieder. Am 4. März 1901 wurde K. abermals zum Finanzminister und Präsidenten eines neuen Ministeriums ernannt; die chronisch gewordene Finanznot des Fürstentums brachte jedoch schon im Dezember 1901 dies Kabinett zu Falle.

Karaya, Indianerstamm in Brasilien, von noch unbekannter Verwandtschaft, der in zwei getrennten Abteilungen am mittlern Araguaya und am Schingu lebt. Die K. sind Fischer, treiben aber auch Ackerbau. Die Männer tragen Holz- oder Steinpflöcke in der Unterlippe; beide Geschlechter bemalen in ausgedehntem Maß ihre Körper. Vgl. Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens (Berl. 1891).

Karbamīd, soviel wie Harnstoff.

Karbaminsäure (Amidoameisensäure) CH_3NO_2 oder $NH_2.COOH$ ist im freien Zustande nicht bekannt, ihr Ammoniumsalz $NH_2.COONH_4$ ist im Hirschhornsalz, dem käuflichen kohlensauren Ammoniak, enthalten und entsteht aus Ammoniak und Kohlensäure: $2NH_3 + CO_2 = NH_2.CO_2.NH_4$. Salze der K. finden sich im Hundeblut und entstehen aus Leucin und Tyrosin bei Behandlung mit übermangansaurem Kali. Das karbaminsaure Ammoniak fällt Salze der Erd- und Schwermetalle nicht; erst beim Erhitzen werden Karbonate ausgeschieden, indem das Karbaminsäuresalz durch Aufnahme von Wasser in kohlensaures Ammoniak übergeht. Beim Erhitzen im geschlossenen Rohr zerfällt es bei 130° in Harnstoff und Wasser. Die Ester der K. nennt man Urethane (s. Urethan). Karbaminsäurechloride s. Harnstoffchloride.

Karbanīl (Phenylisocyanat) C_7H_5NO oder $C_6H_5N.CO$ entsteht bei Einwirkung von Karbonylchlorid auf Anilin, von Phosphorsäureanhydrid auf Karbanilsäureester, von Kaliumcyanat und Kupfer auf Diazobenzolsalze. Es bildet eine farblose Flüssigkeit von scharfem, zu Tränen reizendem Geruch, siedet bei 166°, bildet mit Wasser Diphenylharnstoff, mit Alkoholen und Phenolen Ester der Karbanilsäure (Phenylkarbaminsäure) $C_7H_7NO_2$ oder $NH.C_6H_5.COOH$. Diese Säure ist im freien Zustande nicht bekannt. Ihre Ester sind die Phenylurethane. Mit Ammoniak und Aminbasen bildet K. substituierte Harnstoffe.

Karbatsche (türk. Kurbatsch), aus ledernen Riemen geflochtene Peitsche.

Karbazōl (Diphenylenimid, Dibenzopyrrol) $C_{12}H_9N$ oder $C_6H_4.NH.C_6H_4$ findet sich im Rohanthracen und entsteht aus Dämpfen von Diphenylamin oder Anilin im glühenden Rohr (daher Nebenprodukt bei der Darstellung des Anilins). Es bildet farblose Blättchen, löst sich in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, schmilzt bei 238°, siedet bei 351°, ist sehr beständig, bildet nur mit Pikrinsäure ein beständiges Salz. Durch Behandlung des Karbazols mit Eisessig und Salpetersäure kann man ein Dinitrokarbazol und durch Reduktion dieser Verbindung Diamidokarbazol erhalten, das mit salpetrigsaurem Natron und Salzsäure eine Tetrazoverbindung liefert. Durch Paarung der letztern mit Salicylsäure erhält man Karbazolgelb.

Karbīde (Karbüre, Karburete), Verbindungen von Metallen mit Kohlenstoff, entstehen beim Erhitzen von Metalloxyden mit Kohle auf sehr hohe Temperatur, besonders im elektrischen Ofen. Sie sind sehr hart und schwer schmelzbar; manche K. werden durch Wasser oder Säuren zersetzt und entwickeln dabei Kohlenwasserstoffe, wodurch die chemische Bindung des Kohlenstoffs im Karbid erwiesen ist. Einige K. finden technische Verwendung, wie das Calciumkarbid (s. d.) zur Darstellung von Acetylen und Cyanverbindungen, die bei Einwirkung von Stickstoff oder von Ammoniak auf das Karbid entstehen (s. Kalkstickstoff). Andre K. sind für die Metallurgie von großer Bedeutung, da ihre Beimischung die Eigenschaften des betreffenden Metalls in oft sehr hohem Grade beeinflußt, im allgemeinen wächst mit dem Gehalt an gebundenem Kohlenstoff die Härte, in der Regel auch die Schwerschmelzbarkeit des Metalls. In dieser Hinsicht sind am wichtigsten die Eisenkarbide (s. d.). Baryumkarbid BaC_2 entsteht beim Erhitzen von Baryumkarbonat mit Magnesium und Kohle und kann durch Einwirkung des elektrischen Lichtbogens auf ein Gemisch von Baryt oder Baryumkarbonat und Kohle dargestellt werden. Es bildet eine dunkelfarbige kristallinische Masse, die mit Wasser in Baryumhydroxyd und Acetylen zersetzt wird ($BaC_2 + 2H_2O = C_2H_2 + Ba(OH)_2$). Ähnlich ist das Strontiumkarbid. Aluminiumkarbid Al_4C_3 wird aus Kaolin oder Aluminium und Kohle erhalten, bildet durchsichtige

gelbe Kristalle vom spez. Gew. 2,36 und gibt mit Wasser Aluminiumhydroxyd u. Methan ($Al_4C_3 + 12H_2O = 2Al_2(OH)_6 + 3CH_4$). Andre K. werden durch Säuren nicht zersetzt, wie das Siliciumkarbid (s. Kieselkarbid und Karborundum). Bor-, Chrom- und Molybdänkarbid s. d. Vgl. Ahrens, Die Metallkarbide und ihre Verwendung (Stuttg. 1896).

Karbimid, s. Cyansäure.

Karbinol, soviel wie Methylalkohol $CH_3.OH$. Nach derselben Nomenklatur ist Äthylalkohol Methylkarbinol $CH_3.CH_3.OH$ und Isopropylalkohol Dimethylkarbinol $CH.CH_3.CH_3.OH$.

Karbitz, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Aussig, am Fuß des Erzgebirges und an der Aussig-Teplitzer Bahn, hat ein Bezirksgericht, bedeutenden Braunkohlenbergbau, Fabriken für Ultramarin, Knöpfe und Metallwaren, Gerberei, Dampfmühle, Elektrizitätswerk und (1900) 5473 deutsche Einwohner.

Karbodynamit, ein Dynamit aus 10 Teilen Korkkohle und 90 Teilen Nitroglyzerin, soll letzteres selbst nach langem Liegen in Wasser nicht verlieren. Das Wasser, das durch die Kohle aufgenommen und festgehalten wird, soll den Dynamit minder kräftig machen und Schutz gegen die Zündung vor Schlagwetter gewähren, auch soll der K. fast gar keine schädlichen Gase hinterlassen.

Karboformalglühblock, s. Desinfektion, S. 669.

Karboid, von Hedges angegebene Mischung aus Graphit und Speckstein, die unter hydraulischem Druck gepreßt und scharf gebrannt zu Lagerschalen für Wellen bestimmt ist und keine Schmierung erfordert.

Karbolgaze, s. Verbandstoffe.

Karbolharn, s. Phenol.

Karbolineum, aus Steinkohlenteeröl (Anthracenöl) dargestelltes antiseptisches Mittel, das zur Konservierung von Holz (Baumpfähle, in Stallungen), gegen Hausschwamm und Blutlaus benutzt wird.

Karbolismus, s. Phenol.

Karboljute, Karbolmull, s. Verbandstoffe.

Karbolöl, Lösung von 1 Teil reiner Karbolsäure in 9 Teilen Olivenöl, dient zur Behandlung von Wunden.

Karbolsäure, s. Phenol.

Karbolseide, s. Verbandstoffe.

Karbolvergiftung, s. Phenol.

Karbolwasser, eine Lösung von 22 Teilen reiner Karbolsäure in 978 Teilen Wasser, dient zur Behandlung von Wunden und zur Desinfektion.

Karbolwatte, s. Verbandstoffe.

Karbon, soviel wie Karbonat, s. Diamant, S. 864.

Karbon (karbonisches Schichtensystem), soviel wie Steinkohlenformation (s. d.).

Karbonade (franz.), Rostbraten; gewöhnlich kleineres, noch am Knochen festsitzendes Rippenstück.

Karbonari, s. Carbonari.

Karbonat, Abart des Diamant (s. d., S. 864).

Karbonate, soviel wie Kohlensäuresalze; Kaliumkarbonat, kohlensaures Kali.

Karbonation (lat.), s. Saturation.

Karbonide, organische Verbindungen, von denen man nach der Anzahl der Kohlenstoffatome, die den Kohlenstoffkern bilden, Mono- und Di-, Tri-, Tetra- etc. oder Polykarbonide unterscheidet.

Karbonisches Schichtensystem, soviel wie Steinkohlenformation (s. d.).

Karbonisieren (v. lat. carbo, »Kohle«), verkohlen; in der Wollwarenindustrie die Zerstörung der Wolle beigemengter vegetabilischer Körper, wie Kletten, Baumwolle etc., durch Tränken mit 4proz. Schwefelsäure und Trocknen bei 110—120°, wobei die Pflanzenstoffe ganz mürbe werden und mechanisch leicht beseitigt werden können. K. heißt auch die Behandlung der Rohsodalauge mit Kohlensäure behufs der Umwandlung des Ätznatrons in Soda.

Karbonit, ein Sprengstoff aus Nitroglyzerin, Holzmehl, salpetersaurem und kohlensaurem Natron, soll gegen Hitze und Kälte sehr unempfindlich sein.

Karbonsäuren, organische Säuren, welche die Karboxylgruppe COOH enthalten. Diese Gruppe vereinigt sich mit Wasserstoff zu Ameisensäure und mit einwertigen Radikalen zu zahlreichen Monokarbonsäuren (z. B. Essigsäure oder Methylkarbonsäure $CH_3.COOH$, Propionsäure oder Äthylkarbonsäure $C_2H_5.COOH$). Mit zweiwertigen Radikalen verbinden sich zwei Karboxylgruppen [Methylenkarbonsäure oder Malonsäure $CH_2(COOH)_2$, Äthylenkarbonsäure oder Bernsteinsäure $C_2H_4(COOH)_2$] zu Dikarbonsäuren, zu denen auch die Oxalsäure COOH.COOH gehört, mit dreiwertigen Radikalen verbinden sich drei Karboxylgruppen zu Trikarbonsäuren [Akonitsäure $C_3H_3(COOH)_3$] etc. Die K. sind meist starke Säuren und bilden beständige Salze und Äther. Sie entstehen ganz allgemein bei der Oxydation organischer Verbindungen, der Kohlenwasserstoffe, Alkohole, Aldehyde etc. Da der Wasserstoff in der Karboxylgruppe durch Metalle vertretbar ist, so bedingt die Anzahl der im Molekül einer Säure enthaltenen Karboxylgruppen die Basizität der Säure.

Karbonyl, die Atomgruppe CO, die als zweiwertiges Radikal in vielen Verbindungen auftritt, z. B. in den Aldehyden, verbunden in einem organischen Radikal und einem Wasserstoffatom: Acetaldehyd $CH_3.COH$ und in den Ketonen verbunden mit zwei Radikalen: Aceton $CH_3.CO.CH_3$.

Karbonylchlorid (Karboxylchlorid, Chlorkohlenoxyd, Kohlenoxychlorid, Phosgen) $COCl_2$ entsteht aus trocknem Chlor und trocknem Kohlenoxyd im Sonnenlicht (daher der Name Phosgen, »im Licht erzeugt«), oder in Berührung mit Knochenkohle bei gewöhnlicher Temperatur und in Berührung mit Platinschwamm bei 400°, ferner wenn man Kohlensäure mit Chlor über glühende Kohlen oder Kohlenoxyd durch siedendes Antimonchlorid leitet, aus Chlorkohlenstoff CCl_4 mit rauchender Schwefelsäure, aus Chloroform bei Einwirkung von Luft und Tageslicht und bei Behandlung mit chromsaurem Kali und überschüssigem Vitriolöl. Es bildet ein farbloses Gas, riecht erstickend, verdichtet sich bei niedriger Temperatur zu einer farblosen Flüssigkeit, die bei 8° siedet, und wird durch Wasser in Chlorwasserstoff und Kohlensäure zersetzt. Mit Alkoholen liefert es Chlorkohlensäureester und Kohlensäureester, mit Salmiak Hornstoffchlorid, mit Ammoniak Hornstoff. Es kommt im flüssigen Zustand in eisernen Flaschen in den Handel und dient zur Darstellung von Teerfarbstoffen, Urethan, Salol etc. K. wurde 1812 von Davy entdeckt.

Karborundum, ein Fabrikat, das im elektrischen Ofen aus einem Gemisch von Sand und Koks mit Sägemehl und Kochsalz hergestellt wird. Der Ofen wird aus feuerfesten Steinen aufgebaut, die Endmauern tragen die Kohleelektroden, die aus Kohlenstäben in mehreren Lagen bestehen. Zwischen den einzelnen Lagen befinden sich Kupferplatten, die mit den Stromzuführungskabeln verbunden werden. Ein aus granulierter Kohle bestehender Kern, der durch die ganze Masse hindurchgeht, wird mittels feinen Kohlenpulvers mit den Elektroden leitend verbunden. In der Fabrik an den Niagarafällen sind die Öfen für eine

Energie von 746 Kilowatt konstruiert und erzeugen 3150 kg K. in 36 Stunden, das ist also 8,5 Kilowattstunden auf 1 kg. Während des Betriebes entweicht aus dem Ofen viel Kohlenoxyd, dessen Flammen den ganzen Ofen einhüllen. Die in den Ofen gewonnene Masse wird gemahlen, mit konzentrierter Schwefelsäure behandelt, gewaschen, getrocknet und gesiebt. Das K. besteht im wesentlichen aus Siliciumkarbid SiC und enthält auch Kristalle dieser Verbindung, die durch Kohlenstoffgehalt schwarz gefärbt sind, sein spezifisches Gewicht schwankt zwischen 3,125 und 3,214, es ritzt Korund, ist bei gewöhnlichem Druck unschmelzbar und zersetzt sich im elektrischen Ofen bei sehr hoher Temperatur, indem Silicium verdampft und Graphit zurückbleibt, es verbrennt im Knallgasgebläse zu Kohlensäure und Kieselsäure, wird von Chlor bei 600° angegriffen, bei 1200° völlig zersetzt, widersteht den Säuren und schmelzendem Kaliumchlorat, wird aber beim Erhitzen mit Bisulfat und Fluornatrium, auch durch geschmolzene Ätzalkalien, Eisen, Kupfer, Magnesium zersetzt. Ein großer Teil des Materials wird zur Herstellung von Schleifsteinen und Schleifrädern benutzt, indem man die Körner mit Kaolin und Feldspat mischt, die Masse unter hydraulischem Druck formt und bei sehr hoher Temperatur brennt. Für einige Formen verwendet man Schellack oder Kautschuk als Bindemittel, auch kommen Karborundumleinwand und Karborundumpapier als Schleifmaterial in den Handel. K. wird auch als feuerfestes Material benutzt. Man preßt es mit Leimwasser od. dgl. in Formen und brennt die Gegenstände im elektrischen Ofen bei der Bildungstemperatur des Karborundums. Die bei seiner Herstellung erhaltene unfertige Weißmasse wird in gleicher Weise verwertet, da sie sich beim Brennen in K. verwandelt. In der Stahlfabrikation wird K. statt des Ferrosiliciums angewendet, um ruhigeres Fließen zu erzielen. Man gibt das Pulver in den Gießlöffel und läßt den Stahl aus dem Ofen darauf fließen. Sobald der Löffel gefüllt ist, ist auch die Reaktion zwischen Stahl und K. beendigt. Siliciumkarbid wurde 1849 von Despretz entdeckt, und Acheson entdeckte 1891 das K., von dem 1901 bereits 1,741,000 kg in den Vereinigten Staaten dargestellt wurden. Vgl. Fitz-Gerald, Karborundum (deutsch von Huth, Halle 1904).

Karbotriamin, s. Guanidin.

Karboxyl, in der Chemie die Atomgruppe COOH (s. Karbonsäuren).

Karboxylchlorid, s. Karbonylchlorid.

Karbozyklische Verbindungen, organische chemische Verbindungen mit geschlossenen Kohlenstoffketten oder Kohlenstoffringen, die man auch isozyklische Verbindungen nennt, wenn die Kohlenstoffringe nur aus Kohlenstoffatomen bestehen, im Gegensatz zu den heterozyklischen Verbindungen (s. d.), deren Ringe auch Sauerstoff-, Schwefel- und Stickstoffatome enthalten. Die karbozyklischen Grundkohlenwasserstoffe sind die mit den Olefinen von gleicher Kohlenstoffatomzahl isomeren ringförmigen Kohlenwasserstoffe, die aus 3—8 Methylengruppen (Polymethylene) bestehen (Tri-, Tetra-, Pentamethylen ꝛc.), die auch Ringolefine oder Zyklo paraffine (Zyklopropan, Zyklobutan, Zyklohexan [Hexamethylen, Hexahydrobenzol]) genannt werden. An die Zykloparaffine schließen sich an die Zykloolefine, Zyklodiolefine und Zyklotriolefine. Der wichtigste Kohlenwasserstoff der Gruppe ist das Benzol, ein Zyklotriolefin, das durch Addition von Wasserstoff in Hexahydrobenzol, Hexamethylen oder Zyklohexan verwandelt werden kann. Das Benzol bildet den Grundkohlenwasserstoff der aromatischen Substanzen, vom Di- und Tetrahydrobenzol sowie von Hexahydrobenzol leiten sich die hydroaromatischen Verbindungen ab. Die aromatischen Substanzen weichen in ihrem Verhalten von den aliphatischen erheblich ab, während sich die hydroaromatischen Verbindungen wie auch die tri-, tetra-, penta- und hexakarbozyklischen Verbindungen den aliphatischen Substanzen nähern. Man unterscheidet sie deshalb auch als aliphatisch-zyklische oder alizyklische Verbindungen von den aromatischen. Der Trimethylenring spaltet sich leichter auf als der Penta- und Hexamethylenring, während Hexa- und Oktomethylenringe sich schwieriger bilden und meist leicht Ringe mit geringerer Kohlenstoffzahl liefern.

Karbunkel (Karfunkel, Brandschwär, Carbunculus), eine höchst intensive umschriebene Entzündung der äußern Haut, die bei zwei voneinander zu scheidenden Krankheitszuständen vorkommt. Der verhältnismäßig gutartige K. ist eine Entzündung mehrerer in die Lederhaut hineinragender Bindegewebskegel, also eine ausgedehntere furunkulöse Entzündung, während der andre ein Erzeugnis des Milzbrandgifts ist (Milzbrandkarbunkel, carbunculus malignus, anthrax). Der gutartige K. tritt in der Regel vereinzelt auf und kommt selten bei Kindern, mehr bei Erwachsenen, namentlich bei durch Alter und andre schwächende Zustände Erschöpften, zumal bei Zuckerharnruhr, vor. Sein häufigster Sitz ist zwischen den Schulterblättern, im Nacken und auf dem Rücken. Der Ausdehnung und Intensität der Hautentzündung entspricht die oft recht erhebliche Störung des Allgemeinbefindens. Es besteht Fieber, die kranke Hautstelle ist dunkel gerötet, knotig verdickt, sehr schmerzhaft, fühlt sich brennend heiß an. Die Geschwulst breitet sich mehr oder weniger rasch aus, oft bis zur Größe eines Handtellers, erstreckt sich in die Tiefe und hat längere Zeit beträchtliche Härte, die erst in Erweichung übergeht, wenn in der Tiefe das brandige Absterben des Gewebes beginnt. Der Schmerz ist groß, dauert lange und läßt erst nach, wenn die erweichte Stelle aufbricht, was in der Regel an mehreren Stellen geschieht, so daß die Haut siebartig durchlöchert erscheint. Aus den entstandenen Löchern sickert eine blutig-wässerige, oft übelriechende Flüssigkeit aus, begleitet von Fetzen abgestorbenen Zellgewebes. Die erkrankte Hautstelle kann aber auch in ihrem ganzen Umfang brandig werden und absterben. Erst nachdem alles Abgestorbene abgestoßen ist, bedeckt sich diese Hautstelle mit gesunden Fleischwärzchen (Granulationsgewebe), die Eiter absondern und die durch den Hautbrand entstandene Lücke allmählich ausfüllen. Nicht selten entzünden sich auch die unter der kranken Stelle gelegenen Organe (Bauchfell, Kehlkopf, Rippenfell ꝛc.). Große K. können namentlich bei ältern Leuten zum Tode führen durch Erschöpfung, auch durch Aufnahme der Jauche ins Blut, also durch Septichämie. Man vermeide das Eiterausdrücken aus dem K., weil man dabei die Granulationen zerdrückt und hierdurch die Aufnahme fauliger Stoffe in das Blut ermöglicht. Zur Behandlung der K. ist im Anfang, vor der Vereiterung, die Anwendung dauernder Umschläge mit reinem Weingeist sehr geeignet. Ist deren Wirkung nicht genügend, oder ist bereits Vereiterung eingetreten, so muß der K. kreuzweise und tief gespalten werden, um die Spannung der Haut zu beseitigen und dem Eiter Abfluß zu verschaffen. Außerdem wendet man warme Umschläge an bei kräftiger Diät. Über

den bösartigen oder Milzbrandkarbunkel (wegen der kohlschwarzen Verfärbung der kranken Hautstelle Anthrax genannt) s. Milzbrand.

Karbunkel, Edelstein, soviel wie Karfunkel.

Karbunkelkrankheit, soviel wie Milzbrand.

Karbüre, Karburēte, s. Karbide.

Karburieren (v. lat. carbo, »Kohle«), Luft, Wasserstoff oder mit wenig leuchtender Flamme brennendes Leuchtgas mit den Dämpfen von Benzol, Petroleumäther ꝛc. sättigen, um ein mit hell leuchtender Flamme brennendes Gas zu erhalten. Näheres s. Leuchtgas.

Karbylamīne (Formonitrile, Isocyanide, Isonitrile), Verbindungen, die den Cyaniden der Alkoholradikale, also den Nitrilen isomer sind, sich von diesen aber dadurch unterscheiden, daß bei ihnen fünfwertiger Stickstoff mit vier Affinitäten an Kohlenstoff gebunden ist (Methylkarbylamin $CH_3.N{\equiv}C$), während bei den Nitrilen der Stickstoff durch drei Affinitäten gebunden ist (Methylcyanid $CH_3.N{\equiv}C$). K. entstehen aus den Aminbasen bei Einwirkung von Chloroform und Alkali: Äthylamin gibt Äthylkarbylamin: $C_2H_5.NH_2 + CHCl_3 = 3HCl + C_2H_5NC$. Die K. sind farblose Flüssigkeiten, riechen höchst widerlich und durchdringend, lösen sich in Alkohol und Äther, schwer in Wasser, und sind sehr giftig. Sie gehen mit Chlorwasserstoff Verbindungen ein, die durch Wasser in Ameisensäure und Aminbasen zerlegt werden. Durch wässerige Alkalien werden sie nicht angegriffen.

Karbyloxīm, s. Knallsäure.

Karchēdon (griech.), soviel wie Karthago.

Karchemisch (Karkemisch, ägypt. Qarqamesch, assyr. Gargamisch), sehr alte hettitische Königsstadt am Euphrat, gemäß den Keilinschriften am rechten Euphratufer nordwärts vom Flusse Sadschur, dort, wo jetzt die Ruinen von Dscherābis (Europos) liegen. Die Stadt wird schon zu Salmanassars I. und Tiglathpileſers I. Zeit (um 1320, bez. 1110 v. Chr.) erwähnt, Sargon fügte sie 717 zum assyrischen Reich. 605 v. Chr. schlug bei K. das babylonische Heer unter Nebukadnezar (s. d.) den ägyptischen König Necho II. aufs Haupt. Über die Ruinen von K. vgl. Delitzsch, Wo lag das Paradies? (Leipz. 1881); Sachau, Reise in Syrien und Mesopotamien (das. 1883).

Karcher, Guido, deutscher Admiral, geb. 8. Juli 1844 in Saarbrücken, trat 1859 in die Marine ein, unternahm auf der Korvette Gazelle seine erste überseeische Reise nach Ostasien und, 1865 Unterleutnant, 1867 Leutnant zur See geworden, 1866—69 auf dem Kadettenschulschiff Niobe drei Übungsreisen nach Westindien, dann als erster Offizier weitere Übungsreisen an Bord des Rover und der Arcona, ward 1871 Kapitänleutnant, 1876 Korvettenkapitän, befehligte 1881—83 die Korvette Carola in Australien und, 1883 zum Kapitän zur See befördert, 1884 die Fregatte Bismarck in dem zur Dämpfung der Unruhen in Kamerun und Ostafrika ausgesandten Geschwader unter Admiral Knorr. 1885—88 Oberwerftdirektor in Wilhelmshaven, dann Chef des Stabes der Admiralität, ward er 1889 Konteradmiral und Chef des Stabes beim Oberkommando der Marine, trat 1893 in das Reichsmarineamt als Departementsdirektor und übernahm, seit 1895 Vizeadmiral, das Kommando der Marinestation der Nordsee. 1899 zum Admiral befördert, wurde er im September d. J. zur Disposition gestellt und lebt seitdem in Wiesbaden.

Karchesion, griech. Trinkgeschirr, mehr weit als tief, mit niedrigem Fuß und hoch über den Rand ragenden Henkeln (s. nebenstehende Abbildung).

Karcinologie, Karcinōm, s. Karz ...

Karczag (spr. kárzag), Stadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Jász-Nagy-Kun-Szolnok, ehemals Hauptort des Distrikts Großkumanien, an der Bahnlinie Debreczin-Szolnok, mit Acker- und Melonenbau, Bezirksgericht, reformiertem Gymnasium und (1901) 20,896 magyarischen, meist reform. Einwohnern.

Kardamōmen (Kardamum, Cardamomum), Fruchtkapseln verschiedener Arten der Pflanzengattungen Elettaria und Amomum. Die gebräuchlichste Sorte, von Elettaria Cardamomum auf der Küste von Malabar (malabarische oder kleine K., C. minus, s. Tafel »Gewürzpflanzen«, Fig. 7), besteht aus hellgelben, gestielten, an der Spitze deutlich geschnäbelten, rundlichen oder in die Länge gezogenen, etwa 1 cm langen Kapseln mit geruch- und geschmacklosem, strohigem Fruchtgehäuse und etwa 20 hellgrauen oder braunen, gerunzelten Samen von fein gewürzhaftem Geschmack. E. major, eine Varietät der vorigen auf Ceylon, liefert die Ceylon-K. (C. longum), die bis 4 cm lang, 8—10 mm dick, etwas bogig gekrümmt, deutlich kantig und dunkelgrau sind und zahlreiche Samen von etwas weniger feinem, mehr scharfem Geschmack enthalten. Von Ceylon kommen indes auch K. mit kurzen runden Kapseln, den Malabarkardamomen ähnlich, in den Handel. Viel seltener sind im Handel die Siam-K. (C. racemosum s. rotundum) von Amomum Cardamomum auf Sumatra, Java und in Siam, kugelige, gerundet dreikantige Kapseln mit brüchigem Gehäuse, mit graubraunen, feinrunzeligen, fest zusammengeballten, kampferartig schmeckenden Samen, und die javanischen K. (C. majus) von A. maximum auf den Inseln und auf dem Festlande. Die Samen der kleinen K. wiegen etwa dreimal mehr als die Fruchthülle und enthalten etwa 5 Proz. ätherisches und 10 Proz. fettes Öl. Das erstere, vom spez. Gew. 0,89—0,90, riecht stark aromatisch, schmeckt angenehm kühlend, ist löslich in Alkohol und Äther und besteht im wesentlichen aus Terpineol $C_{10}H_{18}O$, Dipenten $C_{10}H_{16}$ und Terpinen $C_{10}H_{16}$, wenig Essigsäure und Ameisensäure und einem kristallisierenden Körper. Die K. waren schon im Altertum als Parfüm und Gewürz sehr geschätzt; man benutzt sie noch jetzt in Skandinavien und Rußland in der Kuchenbäckerei und zu Likören, während sie bei uns weniger angewendet werden.

Kardanische Formel, Kardanischer Ring } s. Card ...

Kardätsche (v. lat. carduus, Distel), Art Striegel aus den Fruchtköpfen der Kardendistel; Wollkamm mit Kratzenbeschlag; scharfe Bürste zum Reinigen der Pferde und des Rindviehs. Kardätschen, s. Spinnen.

Karde (Kardendistel, Kardätschendistel), s. Dipsacus und Cynara.

Kardeel, Teile der Trosse (s. Tauwerk).

Kardenälchen, soviel wie Stockälchen, s. Aaltierchen.

Kardendistel, s. Karde.

Kardengewächse, s. Dipsakazeen.

Karchesion.

Kardenkrankheit, s. Stockkrankheit.

Kardentrommel, Teil der Rauhmaschine, s. Tafel »Appreturmaschinen«, S. II.

Kärder, s. Köcherjungfern.

Karderie, in Spinnereien der Raum, in dem die Kratzen arbeiten, auch der Komplex dieser Maschinen. Sehr ungehörig wird der Ausdruck bisweilen auch auf die gekratzten Fasern angewendet.

Kardia (griech.), das Herz; auch der Magenmund (s. Magen).

Kardia, im Altertum Stadt auf der Westseite des Thrakischen Chersones, auf dem heutigen Vorgebirge Bakla-Burun, Kolonie der Milesier und Klazomenier. Ihre Bewohner wurden 323 v. Chr. durch Lysimachos nach Lysimachia (s. d.) verpflanzt.

Kardiaka (griech.), herzstärkende Mittel.

Kardialgie (griech.), s. Magenkrampf.

Kardieren (Kardätschen), s. Spinnen.

Kardinäl (lat. Cardinalis) ist die Bezeichnung der nächsten Gehilfen des Papstes, die der alten Kirchenverfassung gemäß wie jedem andern Bischof, so auch dem Bischof von Rom beratend zur Seite standen und teils Presbyter an den Hauptkirchen der Stadt, teils Diakonen in den sieben Regionen der Stadt waren. Seit dem 8. Jahrh. wurden noch sieben Bischöfe aus der Umgegend Roms herbeigezogen und ebenfalls Kardinäle betitelt. Seit dem 11. Jahrh. zum Kollegium der Kardinäle vereinigt und seit 1059 mit der Papstwahl betraut, erlangten sie bald selbst den Vorrang vor den Erzbischöfen und lateinischen Patriarchen. Gegenwärtig werden sie nur vom Papst ernannt; doch steht mehreren Monarchen das Recht zu, Personen zu dieser Würde zu empfehlen (sogen. Kronkardinäle). Seit Sixtus V. 1586 ist die Zahl auf 70 festgesetzt, darunter 14 Diakonen, 50 Priester und 6 Bischöfe. Innozenz IV. gab ihnen 1245 den roten Hut (s. Kardinalshut) und Urban VIII. 1644 den Titel »Eminentissimi« (Eminenz). Die Priester und Diakonen führen ihren Titel von einer Hauptkirche Roms und üben in dieser auch besondere Rechte aus. Man unterscheidet Kardinäle in curia, die in Rom residierenden, und extra curiam, die außerhalb Roms wohnenden. Bischöfe und Diakonen sind zur Residenz in Rom verpflichtet. Die in Rom anwesenden Kardinäle bilden den obersten Staats- und Kirchenrat des Papstes, den er nach Belieben zu geheimen, halb geheimen und zu öffentlichen Konsistorien einladet. Aus ihnen wählt der Papst seine obersten Hof- und Kirchenbeamten, die Präsidenten und Beisitzer der höchsten Behörden in Rom, auch seine Legaten (s. d.). Einen selbständigern Einfluß üben die Kardinäle auf die kirchliche Verwaltung durch Dirigierung der päpstlichen Gerichtshöfe und Verwaltungskollegien sowie durch die Kongregationen (s. d.) aus. Das fixierte Einkommen der in Rom residierenden Kardinäle beträgt zurzeit rund 20,000 Lire. Der älteste K. heißt Kardinaldekan. Der Kardinalkämmerer (Kardinalcamerlengo) hat die Aufsicht über die Einkünfte des Papstes. Der Kardinalstaatssekretär, zurzeit Merry de Val, ist der Minister des Auswärtigen, der Kardinalvikar der päpstliche Stellvertreter hinsichtlich des Bistums Rom, der Kardinalvizekanzler der Vorgesetzte der römischen Kanzlei. Namen und Titel der zurzeit (1904: 64) amtierenden Kardinäle führt die jährlich erscheinende »Gerarchia cattolica« (Rom) auf. Vgl. »Die katholische Kirche unsrer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild« (hrsg. von der Leo-Gesellschaft, Bd. 1, Berl. 1899).

Kardinäl, Getränk, s. Bischof.

Kardinäl (Cardinalis *Bp.*, Coccoborus *L.*), Gattung der Sperlingsvögel aus der Familie der Finken (Fringillidae) und der Unterfamilie der Papageifinken (Pitylinae), etwas gestreckt gebaute Tiere mit kräftigem, kurzem, spitzem, am Grunde sehr breitem, auf der Firste gekrümmtem Schnabel, kurzen Flügeln, langem, ausgeschweiftem Schwanz und aufrichtbarem Schopf. Der K. (virginische Nachtigall, Cardinalis virginianus *Bp.*, Coccoborus virginianus *L.*, s. Tafel »Stubenvögel II«, Fig. 13) ist 22 cm lang, 30 cm breit, ziemlich einfarbig, dunkelrot, an Zügel, Kinn und Oberkehle schwarz, der Schnabel ist korallenrot. Das Weibchen ist weniger schön, und seine Haube ist kürzer. Der K. bewohnt das südliche und mittlere Nordamerika, besonders die Küstenländer und geht im Winter bei starker Kälte südlich. Er lebt in Wäldern und Gärten, im Sommer paarweise, im Herbst und Winter in kleinen Gesellschaften, fliegt schnell und geräuschvoll, nistet im Busch oder auf einem Baum (im Süden oft dreimal im Jahr) und legt 4—6 schmutzigweiße, braun gefleckte Eier. Er nährt sich von Sämereien, besonders gern von Getreide, Mais, auch von Obst, Beeren, Kerbtieren und stellt auch den Bienen nach. Man schätzt ihn wegen seines Gesanges, den er sehr fleißig ertönen läßt, und den die Amerikaner begeistert preisen. Er wird auch in großer Zahl nach Europa gebracht und pflanzt sich im Käfig leicht fort. Nahe verwandt ist der kleinere Dominikanerfink (Paroaria dominicana *Bp.*, s. Tafel »Stubenvögel II«, Fig. 12), mit schiefergrauem Rücken, Flügeln und Schwanz, weißer Unterseite und blutrotem Kopf und Vorderhals. Er findet sich in Nordbrasilien, lebt im Gebüsch, ist still und einfältig, hat einen kurzen, zwitschernden Gesang und hält sich im Käfig sehr gut. Außerdem kommen auch ein grauer (Paroaria cucullata *Müll.*) und ein grüner K. (Gubernatrix cristatella *Vieill.*) aus Südamerika, der aber zu den Ammern gehört, auf den Markt.

Kardinälchen, s. Grasmücke.

Kardinaldekän, s. Kardinal.

Kardinal-Infant, Beiname des span. Prinzen Ferdinand (s. Ferdinand 34).

Kardinalpunkte, die Hauptgegenden des Horizonts oder die vier Punkte, in denen der Horizont vom Meridian und vom Äquator durchschnitten wird, der Süd- und Nord-, Ost- und Westpunkt; dann soviel wie Hauptpunkte, um die sich alles dreht. — K. eines optischen Systems heißen drei Punktpaare, die Knotenpunkte, Hauptpunkte und (Haupt-)Brennpunkte, durch die das optische System derart bestimmt ist, daß es sich hinsichtlich der Wirkung durch ein beliebiges andres mit denselben Kardinalpunkten ersetzen läßt. Die Knotenpunkte sind nach Listing dadurch charakterisiert, daß die Verbindungslinien des ersten mit dem leuchtenden Punkt und des zweiten mit dem Bildpunkt einander parallel sind. Bei einer einfachen symmetrischen Linse fallen sie mit deren Mittelpunkt zusammen. Gleiches gilt für die Hauptpunkte, unter denen man nach Gauß zwei konjugierte Punkte auf der Achse versteht, in denen Objekt und Bild gleich groß und gleich gerichtet sind. Vgl. Linse (Optik).

Kardinalshut, ein rotseidener Hut mit breiter Krempe, der rechts und links mit je 15 seidenen, ineinander geflochtenen Quasten (geordnet 1. 2. 3. 4. 5) behängt ist und von Innozenz IV. 1245 den Kardinälen verliehen wurde (s. Kardinal). Der Kardinalerzbischof (Fig. 1, S. 622) und der Kardinalbischof (Fig. 2) unterscheiden sich durch ihre Vortragkreuze. Die Patriarchen führen dieselbe Anzahl von Quasten, den Hut aber grün, die Quasten grün mit Gold durchwirkt.

Kardinalteller (ital. piatto cardinalizio) nennt man das Einkommen der in Rom ihren Wohnsitz habenden Kardinäle der Kurie. S. Kardinal.

Kardinaltugenden (lat.), soviel wie Haupttugenden, deren von Sokrates, Platon und den Stoikern vier aufgezählt wurden, nämlich von dem ersten Got-

tesfurcht, Enthaltsamkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit; von dem zweiten Weisheit, Mäßigung, Tapferkeit und Gerechtigkeit; von den letztern Geschicklichkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Bescheidenheit. Die christliche Ethik fügte zu diesen »natürlichen« K. noch Glaube, Liebe, Hoffnung als »übernatürliche« hinzu.

Kardinalzahlen, Haupt- u. Grundzahlen, die angeben, wie viele Dinge irgend einer Art vorhanden sind, z. B. fünf Tage, im Gegensatz zu den Ordinalzahlen, die angeben, das wievielte Ding einer Reihe von Dingen man vor sich hat, z. B. der fünfte Tag einer Woche.

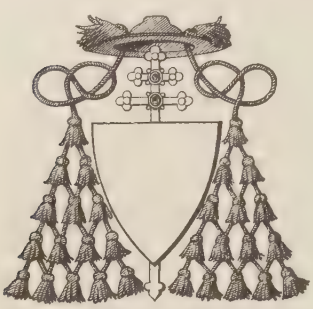


Fig. 1. Kardinalerzbischof.

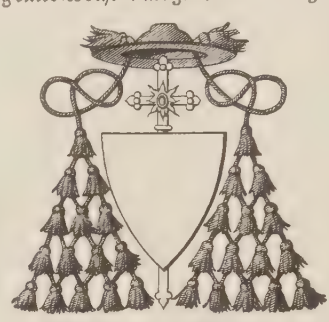
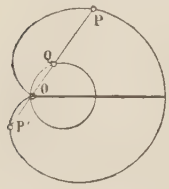


Fig. 2. Kardinalbischof.

Fig. 1 und 2. Kardinalshüte.

Kardiograph (griech., »Herzschreiber«), s. Tafel »Blut und Blutbewegung II«, S. II.

Kardioide (griech., Herzlinie), von Castillon (1741) herrührender Name für eine ebene Kurve vierter Ordnung von herzförmiger Gestalt (s. Figur). Zieht man durch einen gegebenen Punkt O eines Kreises eine beliebige Sehne OQ und bestimmt man auf der Verlängerung dieser Sehne die beiden Punkte P und P′ so, daß P′Q = QP gleich dem Durchmesser des Kreises wird, so sind P und P′ Punkte einer K., die in O eine Spitze hat. Die K. ist auch eine Epizykloide; läßt man einen Kreis auf einem gleichgroßen Kreise rollen, so beschreibt jeder Punkt des rollenden Kreises eine K. Vgl. Loria, Spezielle ebene Kurven (deutsch von Schütte, Leipz. 1902).



Kardioide.

Kardiopalmus (griech.), das Herzklopfen.

Karditsa, 1) Dorf im griech. Nomos Attika, unweit des Ostufers des Kopaïssees. Dabei die Ruinen von Akraiphia und die Orakelstätte des Ptoïschen Apollon. — 2) Hauptort einer Eparchie im griech. Nomos Trikkala, an der Eisenbahn Volos-Kalabaka, mit Korn-, Baumwoll- und Tabakhandel und (1896) 9446 (Gemeinde 16,663) Einw., wichtig als Handelszentrum für einen großen Teil der westlichen thessalischen Ebene und der Berglandschaft Agrapha.

Kardobenediktenkraut, s. Cnicus.

Kardöl, ölig-harzige Flüssigkeit, aus den sogen. Elefantenläusen, den Früchten von Anacardium occidentale, gewonnen, ist rötlichgelb, nicht flüchtig, riecht beim Erwärmen schwach angenehm, löst sich in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, reagiert neutral, erzeugt auf der Haut in 4—12 Stunden Blasen (oft mit sehr heftigen Nebenwirkungen) und ist als Ableitungsmittel empfohlen worden. Ein ähnliches Präparat aus ostindischen Elefantenläusen von Semecarpus Anacardium wirkt milder.

Kardone, s. Cynara.

Kardorff, Wilhelm von, deutscher Politiker, geb. 8. Jan. 1828 in Neustrelitz, studierte die Rechte, nahm als Regierungsassessor in Stralsund 1853 seinen Abschied, wurde Rittergutsbesitzer zu Wabnitz im Kreis Öls (Schlesien) und war dort 1884—95 Landrat. 1866—76 und wieder seit 1888 freikonservatives Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, wirkte K. besonders für die Einführung der Selbstverwaltung (Kreisordnung von 1873) und unterstützte besonders die Politik Bismarcks bei Beschlagnahmung des Vermögens des Königs von Hannover und Schaffung des hannoverschen Provinzialfonds. Seit 1867 als Mitglied der Deutschen Reichspartei dem Reichstag angehörig, war er auch hier stets eifriger Anhänger Bismarcks, vertrat schon vor dem Umschwung in der Wirtschaftspolitik das Schutzzollsystem, vor allem in seiner Broschüre »Gegen den Strom« (Berl. 1875) und half, an verschiedenen industriellen Unternehmungen beteiligt, 1875 den Zentralverband deutscher Industrieller mitbegründen. Seit ihm durch die Caprivischen Handelsverträge die Landwirtschaft gefährdet erschien, schloß sich K. dem Bunde der Landwirte an, schied aber aus, als Ende 1902 dessen Vorstand gegen den neuen Zolltarif Stellung nahm, und ermöglichte dessen en bloc-Annahme durch den Antrag Kardorff.

Karduchen, s. Kurden.

Kardy, s. Cynara.

Kareien, das Absengen der Haare von kammwollenen Zeugen.

Karejew, Nikolaus, russ. Historiker, geb. 1850 in Moskau, studierte daselbst 1869—73, ward dann Gymnasiallehrer in Moskau, arbeitete 1877—78 in Paris, wurde 1879 Professor der Geschichte in Warschau und 1884 in Petersburg. Er schrieb: »Die Bauern und die Bauernfrage in Frankreich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts« (Mosk. 1879); »Die Hauptfragen der Philosophie der Geschichte« (2. Aufl. 1887, 2 Bde.); »Geschichte der Reformation und der Gegenreformation in Polen« (1885); »Der Fall Polens in der geschichtlichen Literatur (Petersb. 1888); »Die polnischen Reformen des 18. Jahrhunderts« (das. 1889); »Die geschichtliche Methode und das Individuum in der Geschichte« (das. 1890) u. a.

Karelien, der südöstliche Teil des ehemaligen Herzogtums Finnland, westlich und nördlich vom Ladogasee, wurde im Frieden zu Nystad 1721 an Rußland abgetreten und bildet gegenwärtig das Gouvernement Wiborg sowie Teile der Gouvernements Petersburg, Archangel und Olonez.

Karelier (Karjalaiset), Zweig der eigentlichen Finnen im südöstlichen und östlichen Finnland, im nördlichen Teil der Gouvernements Twer und Nowgorod und im westlichen von Archangel und Olonez, 300,000 Köpfe stark, als deren Zweige die Aürämoiset (76,000), die Sawakot und die Ingrier oder Ischoren (64,000) im Gouv. Petersburg angesehen werden. Sie sind meist Ackerbauer, aber auch Schiffer, Fischer und Viehzüchter.

Karen (birmanisch Kareng, siamesisch Karieng), zu den Lohitavölkern gehöriger Volksstamm Hinterindiens, in Tenasserim, Siam, Pegu, den Waldgebir-

gen von Arakan und Oberbirma bis zur Grenze gegen Assam. Sie zerfallen in drei durch ihre Sprache geschiedene Stämme: Sgau (»weiße K.«, nach ihrer Tracht), Pwo oder Talaing und Bghai, unter letztern die Karenin (»rote K.«) in Niederburma. Die K. sind von kleiner, aber kräftiger Gestalt, heller als die Birmanen, in Gesichtstypus und Augenstellung den Chinesen ähnlich, auch nach ihrer Überlieferung im 4. oder 5. Jahrh. n. Chr. aus Yünnan eingewandert. Während ein größerer Teil unter britischer Herrschaft sich dauernd in den Ebenen angesiedelt hat und Ackerbau treibt, beharrt ein andrer in den Bergen in ursprünglicher Roheit und Unstetigkeit. Die meisten sind Buddhisten, viele aber Naturanbeter, etwa 70,000 durch amerikanische und englische Missionare zum Christentum bekehrt. Ihre Sprache, deren Stellung innerhalb der hinterindischen Sprachgruppe noch nicht feststeht, behandelten Walde (»Karen vernacular grammar«, Maulmain 1861; »The Anglo-Karen dictionary«, Rangun 1883) und Brayton (»A primer of the Pwo-Karen language«, das. 1884). Vgl. Smeaton, The loyal Kareens of Burma (Lond. 1886); J. Nisbet, Burma under British rule and before (das. 1901, 2 Bde.).

Karēne (mittellat. carena, franz. carême), 40tägiges Fasten, welches der Bischof als Buße auferlegt; dann soviel wie Fastenzeit; auch Entziehung einer Mahlzeit als Schulstrafe.

Karénz (lat. carentia), Entbehrung; s. Karieren.

Karénzjahr, derjenige Zeitraum, in der Regel ein Jahr betragend, für den früher nach den Statuten mancher Domkapitel die neu eintretenden Kanoniker zugunsten der Kirchenbaukasse oder für andre Zwecke des vollen Genusses ihrer Einkünfte entbehren mußten. Diese Beschränkung findet sich gegenwärtig nicht mehr.

Karenzzeit, s. Wartezeit.

Karer, die Bewohner von Karien (s. d.).

Karessieren (franz.), liebkosen, schmeicheln.

Karēte, s. Karrete.

Karette, soviel wie Schildpatt; s. Schildkröten

Karf, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Landkreis Beuthen, Knotenpunkt der Linie Morgenroth-Radzionkau und der Verbindungsbahn K.-Morgenroth, hat Steinkohlen- und Galmeibergbau und (1900) 4042 Einwohner.

Karfelt, Erik Axel, schwed. Lyriker, geb. im Juli 1864 in Folkärna (Dalekarlien), entstammt einer altansässigen Bauernfamilie, studierte in Upsala, wirkte als Lehrer zuerst an dem gemischten Gymnasium zu Djursholm, dann an der dalekarlischen Volkshochschule, ging aber später in die Bibliothekslaufbahn über. Seine Gedichte sind in den Sammlungen »Wildnis- und Liebeslieder« (1895), »Fridolins Lieder« (1898) und »Fridolins Liebesgarten« (1901) erschienen. Neben Heidenstam und Fröding ist K. gegenwärtig der erste Lyriker Schwedens. Seine Stoffe entnimmt er der Natur und dem Volksleben Dalekarliens. Fridolin, eine Gestalt, die wie Bellmans Fredman im Mittelpunkte seiner Dichtung steht, ist, wie sein Schöpfer, aus dem Bauernstand hervorgegangen, hat studiert und schließlich wieder den Weg zur Scholle zurückgefunden: eine höchst eigentümliche, selbständige Persönlichkeit. Karfelts Sprache ist durchdrungen von Provinzialismen und Altertümlichkeiten, voller Kraft und Wohlklang und verleiht auch den abgetragensten Motiven neue Frische. 1904 wurde er in die schwedische Akademie aufgenommen, der einzige von den jüngern Dichtern Schwedens, der unter den »Unsterblichen« einen Platz gefunden hat.

Karfiōl, s. Karviol.

Karfreitag (Charfreitag, lat. Dies adoratus), der dem Osterfest vorangehende Freitag als Gedächtnis des Todes Christi. Der Name kommt her vom althochdeutschen Wort chara (»Trauer, Klage«), von dem auch die ganze Woche vor Ostern Karwoche heißt. Im Mittelalter galt der Tag als Trauertag; Glockenklang, Orgel und Musikbegleitung des Gesanges fielen weg; statt der Hymnen sang man Klagelieder, der Schmuck der Kirche ward vereinfacht und das Kruzifix verhüllt. Heute schätzt die katholische Kirche den K. als strengen Fasttag, die evangelische Kirche, namentlich in England, hat ihn zum Feiertag erhoben. Bei dieser verschiedenen Wertung hat die in Preußen angestrebte einheitliche Feier sich nicht durchsetzen lassen; vielmehr bestimmt das Gesetz vom 2. Sept. 1899 für diejenigen preußischen Landesteile, in denen der K. nicht schon bisher die Eigenschaft eines allgemeinen Feiertags hatte, daß er die Geltung eines bürgerlichen allgemeinen Feiertags haben solle. Jedoch soll in Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung die bestehende herkömmliche Werktagstätigkeit (auch die gewerbliche) am K. nicht verboten werden; es sei denn, daß es sich um öffentlich bemerkbare oder geräuschvolle Arbeiten in der Nähe von dem Gottesdienst gewidmeten Gebäuden handelt. Die Schweizer Kirchen haben die Feier des Karfreitags erst 1860 aufgenommen; abweichend von der alten Kirche, ist er hier der Hauptkommuniontag. Der Charakter der kirchlichen Feier spricht sich in dem Namen des stillen Freitags, die Bedeutung des Tages in dem des guten Freitags aus, wie er besonders in England und den Niederlanden heißt. Vgl. Freybe, Der K. in der deutschen Dichtung (Gütersloh 1877).

Karfunkel (lat. carbunculus), bei den Alten der schön rote Granat (Almandin, Pyrop), im Mittelalter Rubin oder ein fabelhafter, feuerroter, wie Gold glänzender, im Dunkeln hell leuchtender Stein, den nach der Sage die Zeisige in ihr Nest legten, und der die Eigenschaft hatte, den Träger unsichtbar zu machen. — Über K. im pathologischen Sinn s. Karbunkel.

Kargadeur (spr. -dör, Kargador), s. Kargo.

Karge, s. Unruhstadt.

Karger, Karl, Maler, geb. 30. Jan. 1848 in Wien, bildete sich seit 1864 auf der dortigen Kunstakademie und später im Atelier von Ed. v. Engerth, an dessen Kartons zu den Malereien für das Wiener Opernhaus er mitarbeitete. 1871 ging er auf einige Zeit nach München und machte von da eine Reise nach Italien, wo ihn besonders das venezianische Volksleben fesselte. Schon in seinem ersten, 1873 gemalten Bild einer Bahnhofsszene (Hofmuseum in Wien) bekundete er einen scharfen Blick für das moderne Volksleben, dieselben Vorzüge offenbarte ein zweites Bild aus dem Verkehrsleben: der Graben in Wien. Darauf entstanden: die Steuerexekution, die Poststation, Straßenszene in Venedig, 1880 drei Aquarelle für das Kronprinz Rudolf-Album: die Königin von Belgien und Prinzessin Stephanie im Bois de la Cambre zu Brüssel, Ankunft in Laeken und Empfang des Wiener Männergesangvereins am belgischen Hofe, später die Sängerhuldigung bei Gelegenheit des Festzugs zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares. Im neuen Hofburgtheater malte er für die Vestibüle zwei Deckengemälde: Oberammergauer Passionsspiel und Moderne Theaterszene, in der Herz Jesu-Kirche zu Graz führte er zehn Darstellungen aus dem Neuen Testament aus. K. ist auch als Illustrator (Wolffs »Rattenfänger von Hameln«, Goethes »Clavigo« u. a.) tätig.

Kaerger, Karl, Kolonialpolitiker, geb. 2. Okt. 1858 in Breslau, gest. 29. Sept. 1903 in Schöneberg bei Berlin, studierte in Leipzig Sprachwissenschaft und Germanistik, dann in Leipzig, Heidelberg, Berlin und Breslau Rechtswissenschaft, widmete sich aber nach dem Referendarexamen alsbald in Straßburg nationalökonomischen Studien. Um die Bedingungen, unter denen das Deutschtum jenseit der Meere lebt, kennen zu lernen, ging er nach Brasilien und ließ sich in der Kolonie Dona Francisca im Staate Santa Catharina nieder. Nach 1½ Jahren bereiste er die Provinz São Paulo, und 1888 kehrte er nach Deutschland zurück. 1890 war er einige Monate als Leiter der Ostafrikanischen Seehandlung zu Tanga in Deutsch-Ostafrika tätig, dann wurde er zum Privatdozenten an der Landwirtschaftlichen Hochschule ernannt, wo er bis 1895 über Kolonialpolitik, Kolonialwirtschaft und Kolonisationstechnik las. Daneben widmete er sich besonders dem Studium der Landarbeiterfrage. Zur Untersuchung der Ländereien an der Anatolischen Bahn bereiste er Kleinasien und darauf Südafrika. 1895 wurde er zum landwirtschaftlichen Sachverständigen bei der Gesandtschaft in Buenos Aires ernannt, und die Berichte, die er von hier einsandte, bilden die wichtigste Quelle für die ökonomische und soziale Kenntnis des spanischen Amerika. 1899 wurde er nach Mexiko versetzt, und 1901 unternahm er eine Weltreise zum Studium der Rohrzuckerindustrie, von der er nach 2½ Jahren heimkehrte. Er schrieb: »Zwangsrechte« (Berl. 1882); »Die Lage der Hausweber im Weilertal« (in den Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars, Straßb. 1886); »Die Sachsengängerei« (Berl. 1890); »Tangaland und die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas« (das. 1892); »Brasilianische Wirtschaftsbilder« (das. 1889, 2. Aufl. 1892); »Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld« (das. 1892); »Die Arbeiterpacht« (das. 1893); »Aus drei Erdteilen«, gesammelte Aufsätze (Leipz. 1893); »Die künstliche Bewässerung in den warmen Erdstrichen« (Berl. 1893); »Landwirtschaft und Kolonisation im spanischen Amerika« (Leipz. 1901, 2 Bde.).

Kargo (engl. cargo, span. carga, ital. carico, carco), Last, Ladung, vorzüglich Schiffsladung, die Gesamtheit der auf einem Schiffe geladenen Güter, auch das Verzeichnis derselben mit Angabe der Absender, Empfänger ꝛc. und dann gleichbedeutend mit Manifest (s. d.). Kargador (Kargadeur) oder Superkargo heißt derjenige Bevollmächtigte, der eine Schiffsladung im Auftrag ihrer Absender und Eigentümer nach den Absatzhäfen begleitet, um sie hier zu verkaufen, auch wohl für den Erlös eine Rückfracht einzukaufen. Ist die Ladung sehr groß oder wertvoll, so wird zuweilen dem Kargador noch ein Unterkargador beigegeben. Der Kargador, gewöhnlich ein Gehilfe des unternehmenden Handelshauses, erhält entweder festen Gehalt oder Provision (s. d.) oder Tantieme (einen verhältnismäßigen Teil des Reingewinnes). Besonders wichtig ist die Stellung der Kargadoren, die im Auftrag großer Handelsgesellschaften operieren und auf einzelnen überseeischen Plätzen förmlich ansässig sind, so daß sie dann die Reisen selbst nicht mitzumachen brauchen. Nach dem Handelsgesetzbuch § 821 fällt der Schade, der durch das Verschulden des Kargadeurs (in dieser seiner Eigenschaft) entsteht, bei Versicherung von Gütern oder imaginärem Gewinn dem Versicherer nicht zur Last. Heutzutage sendet man Kargadeure nur noch zur Erschließung neuer Absatzgebiete aus. In Holland wird auch der Schiffsmäkler Kargador genannt.

Kargopŏl, Kreisstadt im russ. Goud. Olonez, an der Onega, mit (1897) 2534 Einw. Der Kreis ist mit großen Waldungen und einer Masse von Seen bedeckt, daher wenig bevölkert.

Kargowo, s. Unruhstadt.

Kariaskaki, soviel wie Karaiskakis.

Kariben (Karaiben), ein ehemals weitverbreitetes, kriegerisches Indianervolk, das vor der Ankunft der Europäer nicht bloß Haïti, die Kleinen Antillen oder Karibischen Inseln, sondern auch das südamerikanische Festland bis nach Zentralbrasilien hinein bewohnte und in zahlreiche Stämme mit verschiedenen Mundarten zerfiel. Gegenwärtig sind die K. in Westindien, bis auf kleine Reste in Trinidad, Dominica und St. Vincent, gänzlich ausgestorben; auf der Insel Roatan und in Truxillo an der Küste von Honduras leben mit Negern vielfach vermischte Abkömmlinge von K. (schwarze K.), die 1796 durch Engländer von der Insel St. Vincent dorthin gebracht wurden. Im nördlichen Venezuela wohnen die Kumanogoto, am Orinoko die Makarifari, in Guayana die Makusi, Kalina, Galibi, Kukuyenne u. a., endlich am Schingu weit getrennt von den übrigen Stämmen (nur die Apiaka am untern Tokantins bilden ein Bindeglied) die Bakairi und Nahuqua, als Reste der karibischen Urbevölkerung, die, wie man jetzt annimmt, vom Innern Brasiliens aus etwa zwei Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas nach Norden zog. Die K. der Antillen waren zur Zeit des Kolumbus geschickte Seefahrer und Händler, die in Polygamie lebten und als Menschenfresser (Kannibalen) gefürchtet wurden. Die Frauen einiger Stämme sprechen eine von der der Männer verschiedene Sprache, wohl die von Völkern, die bis auf die Frauen von den K. vernichtet wurden. Vgl. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guayana (Leipz. 1848); Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas (das. 1867); Bréton, Grammaire caraïbe (1668; neuer Abdruck, Par. 1878) und Dictionnaire caraïbe-français (Faksimileausgabe, Leipz. 1892); Crevaux, Grammaires et vocabulaires roucouyenne etc. (Par. 1882); »Vokabularien und Grammatiken der Kumanagoto«, hrsg. von Platzmann (Leipz. 1888, 5 Bde.); von den Steinen, Die Bakairisprache (das. 1892) und Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens (Berl. 1894).

Karibenfisch, s. Sägesalmler.

Karibib, Bezirksamt in Deutsch-Südwestafrika, mit (1903) 281 Europäern (259 Deutsche). Hauptort K. in demselben, unter 22° südl. Br., mit 164 Europäern, Station an der Bahn Swakopmund–Windhuk, mit Postagentur und Telegraphenanstalt sowie durch Heliographen mit Outjo (im Norden des Schutzgebiets) verbunden; Missionsstation der Rheinischen Missionsgesellschaft. Eine Seitenbahn ist von K. nach Otavi geplant zur Ausbeute der Kupferfunde daselbst.

Karibische Inseln, soviel wie Kleine Antillen, so genannt nach der Urbevölkerung, den Kariben.

Karibischer Kohl (Colocasia antiquorum), s. Tafel »Nahrungspflanzen I«, Fig. 7.

Karibisches Gebirge, ein von den Anden sowohl seiner Richtung als seiner geologischen Zusammensetzung nach sich streng absondernder Gebirgszug an der Nordküste von Venezuela, der von den Flüssen Aroa und Cojedé (Grenze gegen die Kordilleren von Mérida) über die Halbinsel von Paria nach der Insel Trinidad zieht. Südlich von Barcelona trennt eine breite Einsenkung das Gebirge in zwei Abschnitte. Der westliche besteht aus zwei Ketten, die eine 400—700 m hohe Einsenkung mit dem See von Valencia

einschließen, von denen die nördliche altkristallinische im Picacho de Naiguatá bei Carácas 2800 m erreicht, während die südliche, Serrania del Interior, 1100—1800 m hoch, neben archäischen Gesteinen auch cretazeïsche aufweist. Im östlichen Gebirgsabschnitt mit dem Massiv von Turumquire (2048 m) entstand ein echtes Karstgebirge mit den großartigen, von Guacharos (Nachtvögeln) bewohnten Höhlen von Caripe. Heiße Quellen (91—96°) sowie furchtbare Erdbeben zeigen, daß die gebirgsbildende Tätigkeit noch nicht abgeschlossen ist.

Karibisches Meer (Antillenmeer), das durch die Antillen abgegrenzte Teilmeer des Atlantischen Ozeans, das die festländische Küste von Mittel- und Südamerika bespült und durch die 120 km breite Yucatanstraße mit dem Golf von Mexiko verbunden ist. Die Aquatorialströmung tritt durch die Meerstraßen zwischen den Kleinen Antillen in das Meer ein, während durch die Yucatanstraße eine Abströmung in den Mexikanischen Golf stattfindet. Vom November bis Juni herrscht der Nordostpassat, während der Regenzeit (Juli bis Oktober) wechseln Windstillen mit Winden aus W. und S., und es entstehen dann die gefürchteten westindischen Orkane (Hurrikane). Das Karibische Meer besteht aus zwei Becken, die durch eine von Untiefen und Bänken besetzte submarine Halbinsel getrennt werden, die sich von Honduras-Nicaragua aus nach NO. erstreckt und an ihrem äußersten Ende die Insel Jamaika trägt. Das größere, östliche Becken ist in der Curassao-Tiefe 5201 m, sonst meist 3—4000 m, am Ost- und Westende, wo submarine Kabel (St. Thomas-Trinidad und Kingston-Colon) gelegt sind, nur 1000—2000 m tief, während das kleinere, westliche Becken in der Bartlett-Tiefe 6269, in der Yucatan-Tiefe über 4000 m erreicht. S. Karte »Westindien«.

Karibische Strömung, s. Atlantischer Ozean,

Karibon, s. Renntier. [S. 46.

Karien, im Altertum die südwestlichste städtereiche Landschaft Kleinasiens (s. Karte »Alt-Griechenland«), im N. durch das Gebirge Messogis (Dschuma Dagh) von Lydien, im O. durch den Salbakos (Baba Dagh) und den heutigen Boz Dagh von Phrygien getrennt, im S. und W. an das Meer stoßend. Abgesehen vom Mäandertal und kleinen Küstenebenen ist K. Gebirgsland, reich an Wäldern (Eichen, Fichten). Unter den zahlreichen Meerbusen sind der iasische (Golf von Mendelia) und der keramische (Golf von Kos) die bedeutendsten. K. wird vom Mäander (Menderez Tschai) und dessen Zuflüssen Marsyas und Harpasos bewässert, war in den Ebenen fruchtbar an Getreide, Wein, Öl und hatte vorzügliche Gebirgsweiden, daher auch starke Schafzucht. Bedeutende Städte waren der alte Fürstensitz Mylasa, Tralles, Nysa und die griechischen Kolonien Halikarnassos, Knidos, Magnesia, Miletos u. a. — Die alten Einwohner, die Karer, welche die Leleger unterjocht hatten, waren vielleicht Semiten. Sie dehnten ihre Herrschaft über die Westküste Kleinasiens bis Lesbos hinauf und über fast alle Inseln des Ägäischen Meeres aus, wurden aber von den Joniern ins Binnenland getrieben und verloren an diese auch die südlichen und südwestlichen Küstenstriche. Sie waren ein kriegerisches Volk und von den Griechen gehaßt als die furchtbarsten Seeräuber. Vor der Perserherrschaft stand K. unter eignen Königen, die sich den Persern freiwillig unterwarfen und als Lehnsfürsten (Satrapen) Gebiet und Gewalt behielten. Einer von ihnen, Lygdamis I., Fürst von Halikarnassos, war der Vater Artemisias I., die 480 v. Chr. mit Xerxes in die Schlacht bei Salamis zog. 412 wurde Amorges, Sohn des durch Tissaphernes 427 beseitigten lydischen Satrapen Pissuthnes, von Peloponnesiern gefangen und an Tissaphernes ausgeliefert, nachdem er sich mit Hilfe Athens eine Zeitlang zu Jasos in K. selbständig gehalten hatte. Um 344 half Fürst Idrieus von K., Bruder des Mausollos (s. Artemisia 2) und Mausoleum), den Persern Cypern unterwerfen. Nach Alexander d. Gr., der nach der Zerstörung von Halikarnassos die Satrapie K. dem Perser Orontopates abnahm und der Fürstin Ada von Alinda übertrug (333), fiel das Land an Syrien und später in die Gewalt der Römer, die nach dem 3. mazedonischen Kriege K. und Lydien für »frei« erklärten. Dem Römischen Reich später völlig einverleibt, wurde es unter Konstantin eine Provinz der Diözese Asia. Die Byzantiner, Araber, Seldschuken beherrschten nacheinander das Land, und 1336 eroberten es die Osmanen. Jetzt gehört es zum Wilajet Aidin. Vgl. Benndorf und Niemann, Reisen in Lykien und K. (Wien 1884).

Karieren (lat.), entbehren, fasten, besonders zur Strafe fasten, auf schmale Kost gesetzt sein; s. Karenz.

Kariert (franz. carré), würfelig, gewürfelt, besonders von so gemustertem Zeug.

Karies (lat.), Knocheneiterung, s. Knochenfraß und Zahnfäule.

Karikal, franz. Besitzung auf der Koromandelküste im Bezirk Tandschur der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, 135 qkm groß mit (1901) 18,038 Einw., wovon 8167 in der Stadt K. wohnen. Das im Mündungsgebiet der Kaweri gelegene fruchtbare Land erzeugt viel Reis, der nach Ceylon ausgeführt wird; mit Pondischerri (s. d.) zusammen betrug die Einfuhr (1900) 4,037,937, die Ausfuhr 10,722,234 Fr.; es liefen 373 Schiffe von 478,846 Ton. ein.

Karikatur (v. ital. caricare, »überladen, übertreiben«, franz. charger), Zerr- oder Spottbild, eine charakteristische Darstellung, in welcher der dargestellte Gegenstand unverkennbar getroffen ist, einzelne Merkmale aber in Übertreibung hervortreten. In künstlerischer Beziehung hat die K. gleiches Recht wie die burleske Satire in der Poesie. Der Karikaturist kann, wie Hogarth, ganze (moralische oder soziale) Gattungen charakterisieren, wie den Dummen, den Geizigen, den Prahler, den Murrkopf, den Hochmütigen, den Wollüstling, den Spieler ꝛc.; die an verschiedenen Repräsentanten einer Gattung hervortretenden Merkmale, auf das Abbild eines einzigen Individuums gehäuft, machen es zur K.; umgekehrt wird dagegen das nur an Einem Individuum, sonst nicht wiederkehrende Merkmal, karikiert aufgefaßt, zum Typus einer ganzen Gattung. Für die Komödie wie überhaupt für die poetische Satire ist die K. ein notwendiges Element; Caliban und Falstaff bei Shakespeare, der Don Quichotte des Cervantes, Tartaglia bei Gozzi, der Buffo in der italienischen Opera buffa sind Karikaturen. Schon bei den Alten wurde die K. angewandt. Unter den Italienern zeichneten sich besonders Leonardo da Vinci, unter dessen Namen noch zahlreiche Zeichnungen karikierter Köpfe in den Sammlungen vorhanden sind, und Annibale Carracci als Karikaturisten aus, unter den Franzosen Callot, unter den Engländern Hogarth. Die politische K. ist zuerst in England und Frankreich gepflegt worden, von da nach allen übrigen Kulturstaaten gekommen und spielt heute eine bedeutende Rolle, namentlich in den Händen der Opposition gegen die Staatsgewalt. In England steht der »Punch« allen Karikaturisten

voran, stark hauptsächlich in der persönlichen K., worin sich überhaupt die Engländer hervortun. Cruikshank war der bedeutendste auf diesem Gebiet. In Frankreich waren während der großen und nach der Julirevolution Karikaturen (der sich selbst guillotinierende Henker, von Geköpften umgeben, als K. auf die Schreckenszeit; die »Birne« und der »Regenschirm« als K. auf das Bürgerkönigtum) häufig. Der »Charivari« geißelte Modetorheiten, lächerliche Szenen des geselligen Lebens und des Lebens in der Provinz. Gavarni, Grandville und Daumier waren damals die Hauptvertreter der französischen K., nach ihnen Cham und Grévin. Mit der Februarrevolution von 1848 trat die bis dahin durch strenge Gesetze in Schranken gehaltene persönliche K. wieder in den Vordergrund. Ihr verfielen Lamartine, Cavaignac, Ludwig Bonaparte und seine Familie, Proudhon ꝛc. Die ersten deutschen Zerrbilder waren nur Nachdrucke fremder Blätter; erst zur Zeit des Wiener Kongresses wurde die K. auch in Deutschland lebendiger. Besonders war Napoleon I. ihr Gegenstand. In den 1830er Jahren regte sich die politische K. von neuem. Die Reihe der Karikaturzeitungen eröffnete die Mainzer »Narrhalla« von Kalisch, ein Blatt voll Witz und Laune, jedoch ohne bedeutende karikierende Illustrationen. Seit 1844 erschienen unter Mitwirkung bedeutender Künstler die Münchener »Fliegenden Blätter« (s. d.), die »Düsseldorfer Monatshefte«, die »Leuchtkugeln« als ziemlich harmlose Karikaturblätter, von denen sich nur die erstern erhalten haben. Die geistreichsten und schärfsten Karikaturen seit der Bewegung von 1848 schuf der Berliner »Kladderadatsch« (s. d.), nach dessen Vorbild in allen größern Städten Karikaturblätter und politische Witzblätter entstanden (in Wien der »Figaro«, der »Floh«, die »Bombe« u. a.). Bleibenden Wert aber haben fast nur die Parlamentskarikaturen von Banü, die berühmt gewordenen Zeichnungen von Schrödter zu Detmolds (s. d.) Schrift »Taten und Meinungen des Herrn Piepmeyer«, erlangt. Während der Konfliktszeit in Preußen nahm die politische K., deren Spitze sich vornehmlich gegen Bismarck richtete, einen neuen Aufschwung, der sich durch die Kriege von 1866 und 1870 noch steigerte. Namentlich gab letzterer Veranlassung zu einer Hochflut von Karikaturen, die besonders Napoleon III. zum Gegenstand hatten. Eine umfangreiche, alle Länder umfassende Sammlung davon befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Von bleibender Bedeutung sind darunter die Karikaturen auf Bismarck im »Kladderadatsch«, meist von Wilhelm Scholz (gesammelt als »Bismarck-Album des Kladderadatsch«, 28. Aufl., Berl. 1903). Auf dem Gebiete der nichtpolitischen K. haben sich in Deutschland in den 1860er Jahren besonders Herbert König und L. Löffler, später neben den Zeichnern der »Fliegenden Blätter« (Harburger, Oberländer, Meggendorfer) besonders W. Busch (s. d. 4) und Schließmann in Wien einen Namen gemacht. In neuester Zeit hat die K., insbes. die politische, durch die in München erscheinenden Wochenblätter »Jugend« (seit 1896) und »Simplizissimus« (seit 1896) einen neuen Aufschwung genommen, vornehmlich durch die Zeichner des letztern (Thomas Theodor Heine, E. Thöny, B. Paul u. a.). In Berlin wird die politische K. außer durch den »Kladderadatsch« durch den »Ulk« (seit 1872) und die »Lustigen Blätter« (seit 1886, Zeichner Jüttner) gepflegt. Unter den französischen Karikaturenzeichnern der Neuzeit haben sich besonders Forain und Caran d'Ache einen Namen gemacht. Vgl. Flögel, Geschichte des Grotesk-Komischen (Liegnitz 1778; neue Ausg. von Ebeling, Leipz. 1886); Champfleury, Histoire générale de la caricature (Par. 1865—80, 5 Bde.; Ergänzungsband 1888); Th. Wright, History of caricature and grotesque (2. Aufl., Lond. 1875); die Werke von J. Grand-Carteret (s. d.); Bayard, La caricature et les caricaturistes (Par. 1901); Hermann, Die deutsche K. im 19. Jahrh. (Bielef. 1901); Fuchs und Krämer, Die K. der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit (Berl. 1901—04, 3 Bde.); Maurice und Cooper, History of XIX. century in caricature (Lond. 1904).

Karikazeen (Papayazeen), dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Passiflorinen, milchsaftführende Holzpflanzen mit meist handförmigen oder gefingerten Blättern, regelmäßigen, fünfgliederigen, eingeschlechtigen, röhrigen oder glockigen Blüten und Beerenfrüchten. Die ca. 28 Arten sind fast sämtlich im tropischen Amerika einheimisch. Der Milchsaft des in den Tropen vielfach kultivierten Melonenbaumes (Carica Papaya) enthält ein Ferment, das Eiweiß peptonisiert, frisches Fleisch schnell weich macht und Milch zum Gerinnen bringt.

Karikieren, etwas als Zerrbild oder Karikatur darstellen; Karikaturist, Karikaturenzeichner.

Karimatainseln, niederländisch-ind. Gruppe an der Südwestküste von Borneo, zur Westabteilung gehörig, durch die Karimatastraße von Bangka und Billiton getrennt, besteht aus etwa 60 Inselchen und Riffen von 222 qkm und einer Bevölkerung von 500 Menschen. Die Hauptinsel, Groß-K., erhebt sich bis 1030 m und zeichnet sich ebenso wie Panembangan und Serutu durch malerische Schönheit aus. Produkte sind Eisen, Zinn und Antimon, eßbare Vogelnester, Rotang, wohlriechende Hölzer, Trepang, Schildpatt, Agar-Agar.

Karinaten, s. Carinatae.

Kariol, s. Karriol.

Kariös (lat.), mit Karies (s. d.) behaftet.

Karisches Meer (Karischer Golf), Teil des Nördlichen Eismeeres, zwischen Nowaja Semlja, der Insel Waigatsch und dem nordwestlichen Sibirien. Aus dem Karischen Meer führen nach W. und SW. in die Barentssee drei Straßen: Matotschkin Schar, die Karische Straße und die Jugorsche Straße (Jugorski Schar); nach NO. ist es offen. Es hat seinen Namen von dem Fluß Kara, der, vom Ural kommend, sich in dieses Meerbecken ergießt. Seine Ufer sind mit einer dürftigen baumlosen Polarflora bewachsen, aber die verhältnismäßig reiche Fauna lockt jeden Sommer zahlreiche Jäger herbei. Die Tiefe beträgt 30—90 m, nur längs der Ostküste von Nowaja Semlja zieht sich eine 500 m tiefe Rinne entlang. Die Eisbedeckung dauert bis spät in den Sommer hinein, und die westlichen Zugänge bleiben oft das ganze Jahr hindurch durch Eismassen verstopft, daher das Karische Meer von Karl Ernst v. Baer »Eiskeller« genannt wurde. Erst der Norweger Johannesen, der es im Spätsommer 1869 nach allen Richtungen durchkreuzte, zerstörte den Glauben an seine Undurchdringlichkeit. Später betonte namentlich Nordenskiöld, der 1875 als erster durch das Karische Meer zum Jenissei gelangte, die Brauchbarkeit dieses Weges für den sibirischen Handel; doch haben sich die anfangs gehegten Erwartungen wegen der Unzuverlässigkeit der Eisverhältnisse nicht erfüllt. S. Karte »Nordpolarländer«.

Karistien (Caristia), bei den alten Römern das am 22. Febr. dem allgemeinen Totenfest (s. Feralia und Parentalien) sich anschließende Verwandtschafts-

fest, das familienweise mit gegenseitigen Geschenken und fröhlichen Mahlzeiten gefeiert wurde.

Karitativsystem, nach A. Wagner Bezeichnung für die Gesamtheit der wirtschaftlichen Handlungen, bei denen die Nächstenliebe die Triebfeder abgibt und unvergoltene oder nicht vollständig vergoltene Güterübertragungen bewirkt (private Armenpflege, Wohltätigkeitsanstalten ꝛc.); namentlich auf die kirchliche Wohltätigkeit der frühern Zeit angewendet.

Karja (arab.), soviel wie Dorf, Ortschaft.

Karkajou, s. Vielfraß.

Karkaraly, Kreis im W. der Provinz Semipalatinsk des russisch-asiat. Generalgouvernements der Steppe, wird von den 1200—1500 m hohen Karkaralynischen Bergen durchzogen und hat 18,602 qkm Fläche, davon 9215 qkm Seen, mit (1897) 171,558 Einw., meist Kirgisen, die Viehzucht, Silber- u. Kohlenbergbau betreiben. Der gleichnamige, auch Karakalinsk genannte Hauptort hat 4455 Einw.

Karkasse (franz.), ältere Brandkugel (s. d.), auch das Gerippe zu Leucht- und Brandkugeln (Leucht-, resp. Brandkugelkreuz), aus starken schmiedeeisernen Schienen mit Boden. In der Kochkunst das Gerippe von ausgelöstem Geflügel. In der Putzmacherei Drahtgestell für Frauenhüte u. dgl.

Karkedortje, s. Schlappgording.

Karki (Kerki), befestigte Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des zentralasiat. Chanats Bochara, an dessen Südwestgrenze, links an dem hier 700 m breiten Amu Darja, auf dem Dampfer abwärts über Tschardschui bis Petro Alexandrowsk gehen, Sitz eines Beg und einer russischen Garnison mit nahezu 20,000 Einw. Die große, von N. kommende Karawanenstraße spaltet sich hier in das Tal des Amu nach Afghanistan, Wachan, das Transkaspische Gebiet u. a.

Karkinitischer Meerbusen (auch Totes Meer genannt), Golf an der Nordküste des Schwarzen Meeres, im W. der Halbinsel Krim.

Karl (althochd. Charal, Karl, »Mann«, latinisiert Carolus, franz. und engl. Charles, ital. Carlo, span. Carlos), männlicher Vorname, Name zahlreicher fürstlicher Personen. Übersicht nach den Ländern:

Karolinger 1—4.
Deutsche Kaiser und Könige
Baden 9, 10. [5—8.
Bayern 11, 12.
Brandenburg 13.
Braunschweig 14, 15.
Burgund 16.
Frankreich 17—26.
Großbritannien 27—29.
Hessen-Rothenburg 30.
Hohenzollern 31, 32.
Lothringen 33—36.
Mecklenburg 37.
Navarra 38.
Neapel-Sizilien 39—41.
Österreich 42, 43.
Parma 44.
Pfalz 45, 46.
Portugal 47.
Preußen 48.
Rumänien 49.
Sachsen-Koburg-Gotha 50.
Sachsen-Weimar 51—53.
Savoyen-Sardinien 54—58.
Schleswig-Holstein 59.
Schwarzburg 60.
Schweden 61—69.
Sizilien, Königreich beider 70.
Spanien 71—75.
= Prätendenten 76—78.
Ungarn 79.
Württemberg 80—82.

[Geschlecht der Karolinger.] 1) K. Martell, der »Hammer«, geb. um 688, gest. 22. Okt. 741 in Kiersy, Sohn des Majordomus Pippin und der schönen Chalpaida, nach dem Tode seines Vaters (714) von den austrasischen Franken zum Herzog gewählt, schlug die Neustrier unter ihrem König Chilperich II. und dem Majordomus Raganfrid 716 und 717 bei Amblève und Vinch, erhob nun Chlotar IV., nach dessen frühem Tode Theuderich IV. auf den Thron und wurde, als Chilperich von Neustrien 720 starb, allmächtiger Majordomus des ganzen Frankenreichs. Indem er Kirchengut seinen Anhängern verlieh, benutzte er die reichen Hilfsmittel der Kirche zur Erreichung seiner Zwecke, denn in Wahrheit herrschte er, nicht der König, obwohl man dem Merowinger noch immer königliche Ehren erwies; als Theuderich 737 starb, setzte K. Martell keinen König wieder ein. Nachdem er die Friesen unterworfen (722) und die Sachsen bekriegt hatte (724), besiegte er auch die Bayern (728) und Alemannen (730). Indem er die Araber, die das Westgotenreich in Spanien und das Herzogtum Aquitanien vernichtet hatten, bei Tours 732 und bei Narbonne 737 besiegte, wurde er, ihrem Vordringen für immer Halt gebietend, der Retter der christlich-germanischen Kultur. Bei seinem Tode teilte er die Herrschaft unter seine Söhne Karlmann und Pippin den Kleinen. Vgl. Breysig, Die Zeit K. Martells. Jahrbücher des fränkischen Reiches 714—741 (Leipz. 1869).

2) K. I., der Große, König der Franken und römischer Kaiser, geb. 2. April 742, gest. 28. Jan. 814, Enkel des vorigen, der älteste Sohn Pippins des Kleinen und der Berta, einer Tochter Chariberts, Grafen von Laon, wurde nach dem Tode seines Vaters (768) mit seinem Bruder Karlmann zum König gesalbt und erhielt Austrasien und einen Teil von Aquitanien, bemächtigte sich aber nach seines Bruders Tode 771 mit Zustimmung der Großen des ganzen Reiches, worauf Karlmanns Witwe samt ihren unmündigen Söhnen zu dem Langobardenkönig Desiderius floh. Letztern besiegte er nach einer zehnmonatigen Belagerung in Pavia, schickte ihn in ein Kloster und ließ sich als König der Langobarden huldigen (im Juni 774). Die Unterwerfung und Christianisierung der noch unabhängigen Sachsen hatte schon vorher begonnen; 772 drang K. in Engern ein, nahm die Eresburg (an der Stelle des heutigen Marsberg) ein und zerstörte die Irminsul (s. Irmin). Die Engern versprachen Unterwerfung und Annahme des Christentums, empörten sich aber 774 und wurden zugleich mit den Ostfalen und Westfalen 775 aufs neue unterworfen. Allein sie empörten sich immer wieder, so 776 und 778 und besonders 782. Widukind, ein westfälischer Fürst, kehrte damals aus Dänemark, wohin er geflohen war, zurück, reizte die Sachsen, die gerade die feindlichen Sorben mit bekriegen sollten, auf, und ein fränkisches Heer ward am Süntelgebirge vernichtet. K. ließ nun zum warnenden Beispiel 4500 Sachsen zu Verden an der Aller enthaupten. Erhoben sich die Sachsen auch zahlreicher als je, sie wurden doch 783 bei Detmold und entscheidender an der Hase geschlagen, und als sich 785 Widukind und Albion, ein andrer Häuptling, unterwarfen und zu Attigny taufen ließen, war der Stamm im wesentlichen unterworfen. Zwar folgten noch manche Aufstände, aber beim Herannahen Karls ergaben sich die Empörer gewöhnlich. Die Nordalbinger (Sachsen nördlich der Elbe) wurden erst 804 besiegt und damals 10,000 von ihnen als Geiseln für die Treue ihrer Landsleute ins innere Deutschland weggeführt. Massentaufen der Sachsen hatten wiederholt stattgefunden, und nach und nach wurden Bistümer in Halberstadt, Paderborn, Minden, Verden, Bremen, Münster und Osnabrück gegründet, Klöster in Korvei und Herford. Über die Grenzen Sachsens hinaus unterwarf K. 789 die Wilzen jenseit der Elbe, die Obotriten waren ihm verbündet, 806 wurden die Sorben und selbst die Böhmen teilweise abhängig. Gegen Dänemark behauptete K. seit 808 die auch von letzterm 811 anerkannte Eidergrenze. Als K. 788 den Herzog von Bayern, Thassilo, absetzte und ins Kloster Jumièges schickte, wurde er in einen Krieg mit dessen Verbündeten, den räuberischen Avaren, verwickelt, drang 791 bis zur

Raab vor, Markgraf Erich von Friaul erstürmte 795 den Hauptring der Avaren an der Theiß, und 796 zwang sie Karls Sohn Pippin zur Unterwerfung. Schon vorher hatte K., obwohl noch mit dem Sachsenkrieg beschäftigt, eine Eroberung im Süden begonnen. 777 war eine arabische Gesandtschaft des Statthalters von Saragossa, Hussein el Abdari, auf dem Reichstag zu Paderborn erschienen und hatte K. um Hilfe gegen Abd er Rahmân, den omaijadischen Kalifen von Cordoba, gebeten. K. zog 778 über die Pyrenäen, nahm Pamplona ein und eroberte Saragossa, wo er Hussein wieder einsetzte. Auf die Kunde von einem Sachsenaufstand trat er den Rückzug an, auf dem die Franken (wahrscheinlich im Tal von Roncesvalles) von den treulosen Basken überfallen und viele getötet wurden, darunter Hruodland, der Befehlshaber der britannischen Mark, das Urbild des Roland der Sage. K. verlor seine Eroberung und konnte erst nach einem glücklichen Feldzug seines Sohnes Ludwig in Spanien (799) und nach dem Fall Barcelonas 801 die spanische Mark errichten, die das Land von den Pyrenäen bis zum Ebro umfaßte. Zum Schutz seines Reiches richtete K. auch an den andern Grenzen Marken ein: gegen die südlichen Slawen die Marken von Friaul und Kärnten, gegen die Avaren die avarische Mark (das spätere Österreich), gegen die Böhmen die fränkische im Nordgau, gegen die Sorben die thüringische an der Saale, gegen die Dänen die Mark an der Eider. In den Marken siedelte er fränkische Vasallen an und verlieh den Markgrafen eine ausgedehntere Gewalt als den Grafen des Binnenlandes. Karls Reich erstreckte sich im N. bis zur Eider, im O. bis zur Elbe, Saale und Raab, im S. bis zum Volturno und Ebro, im übrigen bis zum Atlantischen und Mittelländischen Meer.

K. betrachtete sich nicht nur als weltlichen Herrscher, sondern auch als Haupt der Kirche, der alle Reichsgenossen angehörten. Wie sein Vater Patricius von Rom, besaß er die Schlüssel zum Grabe des heil. Petrus und hatte das Gelöbnis der Treue vom Papst, dem er 774 das Patrimonium Petri verlieh, empfangen. Den universalen Charakter seiner Herrschaft brachte endlich die Tatsache zum Ausdruck, daß ihm am Weihnachtstage (25. Dez.) 800 Leo III. in der Peterskirche zu Rom die römische Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Ostrom erkannte ihn 812 als Kaiser an, auch die christlichen Angelsachsen und Schotten betrachteten ihn als Oberherrn, er selbst legte auf die neue Würde großes Gewicht und ließ sich 802 als christlichem Oberherrn der Kirche aufs neue huldigen. Im fränkischen Reich hatte der König immer die Bistümer besetzt und Pfründen verliehen. K. griff auch in die Lehre der Kirche ein. Kirchenversammlungen berief er nicht nur, sondern änderte auch gelegentlich ihre Beschlüsse und überwachte den Wandel der Geistlichen. Auch die weltlichen Gesetze beeinflußte er in christlichem Geiste, ließ aber den Geist der Volksrechte und die auf nationaler Grundlage erwachsene Organisation des fränkischen Reiches möglichst unangetastet, wenn er auch durch seine Erlasse (Kapitularien), die auf den jährlich im Mai und Herbste stattfindenden Reichsversammlungen verkündet wurden, eine größere Einheit in dem vielsprachigen Reich herzustellen suchte. Königliche Sendboten (missi) sandte K. in den Provinzen umher, um den Kultus, die Finanzen und das Gerichtswesen zu überwachen und die Grafen zu kontrollieren an Stelle der Herzoge, deren Ämter K. außer in Benevent beseitigte. In jedem Gau gebot als Richter, militärischer Vorsteher und Finanzbeamter ein Graf, der dreimal im Jahre die ordentliche Gerichtsversammlung abhielt und den Heerbann seines Gaues in den Krieg führte. Als Gehalt bezogen die Beamten die Nutzung von gewissem, ihnen überwiesenem Landbesitz und Teile der Gerichtsbußen. Das Staatseinkommen bestand in den Erträgen der königlichen Domänen (fisci), deren Verwaltung K. mit Sorgfalt und großer Sachkenntnis leitete, Gerichts- und Heerbannbußen, freiwilligen Geschenken, die von jeher üblich waren, und gewaltsamen Einziehungen, die über treulose Große verhängt wurden; Steuern gab es nicht, aber wohl persönliche Dienste, da jeder zum Vorspann und zur Verpflegung des Königs und seines zahlreichen Gefolges auf seinen dauernden Fahrten durch das Reich verpflichtet war. K. verfügte über große Geldmittel und konnte gewaltige Unternehmungen, wie einen Donau-Mainkanal, den er wenigstens begann, und glänzende Bauten von Kirchen und Pfalzen ausführen, so in Nimwegen, Ingelheim und vor allen in Aachen. K. fühlte sich als Deutscher; nur in Äußerlichkeiten gab er römischen oder byzantinischen Einflüssen Raum und führte z. B. in das höfische Zeremoniell Kniefall und Fußkuß ein. Sein Herz hing an der altfränkischen Heimat: hier versammelte er die Großen um sich, hier feierte er am liebsten das Weihnachtsfest (19 mal in Aachen, nur 6 mal in Gallien). Stets begleiteten ihn seine beiden ersten Räte, der Apokrisiarius, der den geistlichen, der Pfalzgraf, der den weltlichen Angelegenheiten vorstand. In den spätern Jahren hatte K. einen Kreis Vertrauter um sich, die gelehrtesten Männer ihrer Zeit. 781 schon zog er gelegentlich seines Zuges nach Italien den gelehrten Angelsachsen Alkuin an seinen Hof; 782 gewann er Paulus Diaconus, den Geschichtschreiber der Langobarden, und den Grammatiker Peter von Pisa. Sie wurden die vornehmsten Lehrer der Hochschule, die am königlichen Hof entstand. Hier empfing er selbst, seine Kinder und viele edle Jünglinge aus dem Reich Unterricht in der Dichtkunst, Rhetorik, Dialektik und Astronomie, ja auch im Griechischen und Lateinischen. In diesem Kreise von Gelehrten, die klassische und biblische Namen annahmen, störte kein Zeremoniell die Vertraulichkeit; für seine Gelehrten war K. nicht der Kaiser, sondern trug den Namen David. Die Handschriften der Bibel und der angesehensten römischen Autoren ließ er durch Mönche abschreiben, um die Benutzung dieser Werke zu erleichtern. Aus jener Schule gingen Männer hervor, wie Angilbert (s. d.), zugleich Dichter und Staatsmann, und Einhard (s. d.), des Kaisers Biograph. Geistliche und weltliche Würdenträger empfingen hier oder in den zu Tours und Pavia später begründeten Zweigschulen ihre Bildung. Auch der vaterländischen Literatur wendete er sein Interesse zu und ließ alte Lieder aus der germanischen Heldensage sammeln; diese Sammlung ist aber leider verloren gegangen.

K. war von breitem, kräftigem Körperbau, von stattlicher Größe (sie betrug sieben seiner Füße), hatte große, lebhafte Augen, eine bedeutende Nase; der Hals war dick und etwas zu kurz, sonst war der Körper ebenmäßig gebaut. Sein Aussehen war würdig u. achtunggebietend, der Gang fest, die Stimme heller, als man nach seiner Erscheinung erwarten sollte. Er erfreute sich dauernder Gesundheit, nur in seinen vier letzten Lebensjahren war er vom Fieber geplagt. Seine Kleidung war fränkisch; fremdländische verschmähte er, und nur bei Festlichkeiten erschien er in einem goldgewirkten Kleid, mit Schuhen, an denen Edelsteine funkelten, und einem Diadem aus Gold und Edel-

steinen. Einfach war seine Lebensweise: er war mäßig im Essen und Trinken, weniger jedoch in ersterm als in letzterm, weil das Fasten seinem Körper schade. Obwohl im Regiment durchaus selbständig, bestimmten ihn, den tiefe Frömmigkeit auszeichnete, doch bisweilen religiöse Beweggründe zu politischen Maßregeln; aber er war kein Diener der Geistlichkeit, am wenigsten des Papstes. Er verband durchdringende Verstandesschärfe mit unbeugsamer Willenskraft. Das Höchste galt ihm nicht für unerreichbar, aber auch das Kleinste nicht zu gering. Er war von leidenschaftlichem Temperament und für Frauenschönheit empfänglich, wie er denn neben seinen Gemahlinnen mehrere Beischläferinnen hatte; aber geschlechtliche Ausschweifungen, sogar mit einer Schwester, hat ihm nur die neidische Sage angedichtet. Viermal war er vermählt: erstens mit einer Tochter des langobardischen Königs Desiderius, die er 771 verstieß; zweitens mit Hildegard, einer vornehmen Schwäbin; drittens mit Fastrada, der Tochter des ostfränkischen Grafen Radolf; viertens mit der Alemannin Luitgard. Hildegard hatte ihm fünf Söhne und drei Töchter geboren. Von den Söhnen blieben drei am Leben, von denen der ältere, Karl, schon 781 zum Nachfolger im fränkischen Reich bestimmt wurde, während von den jüngern Pippin (zuerst Karlmann genannt) zum König von Italien, Ludwig (später »der Fromme«) zum König von Aquitanien gesalbt wurde. Nach der Annahme der Kaiserkrone schien ihm 806 eine neue Teilung notwendig, die trotz der dem ältesten Sohn vorbehaltenen Oberhoheit einer Zerstückelung des Reiches gleichgekommen wäre, aber durch den Tod der beiden ältern, Karls (811) und Pippins (810), vereitelt wurde. So blieb Ludwig der alleinige Erbe und setzte sich auf den Wunsch des Vaters 813 im Münster zu Aachen die Kaiserkrone mit eigner Hand aufs Haupt. K. wurde in dem von ihm erbauten Münster zu Aachen feierlich beigesetzt. Otto III. ließ im J. 1000 das Grab öffnen, man fand den Kaiser auf seinem marmornen Thron sitzend, im Kaisermantel und das Schwert an der Seite, auf seinen Knieen lag die Bibel. Friedrich I. erwirkte bei dem Gegenpapst Paschalis III. die Heiligsprechung Karls (28. Dez. 1164) und ließ, um die heiligen Gebeine zu bergen, 27. Juli 1165 noch einmal die Gruft öffnen und den Leichnam, mit Ausnahme des Kopfes und eines Schenkels, in einen silbernen Schrein legen, der seinen Platz auf dem Altar fand. Doch den kommenden Geschlechtern schwand die Kunde von diesem Vorgang, und erst 1843 entdeckte man, daß der Schrein, in dem man die Reliquien des heil. Leopardus vermutete, des großen Kaisers Gebeine enthalte. Der Kopf und ein Schenkel waren in der Sakristei aufbewahrt und dort Jahrhunderte hindurch den Fremden gezeigt worden. Vgl. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 1, mit Text.

Kein Sterblicher hat die Phantasie der Nachgeborenen so beschäftigt wie K.: nicht allein jede der Nationen, über deren Vorfahren er einst geherrscht, Deutsche, Franzosen, Niederländer, Italiener, nahm ihn als den Ihrigen in Anspruch und umwob seine weltgebietende Gestalt mit dem verklärenden Schimmer der Sage, sondern auch bei Engländern, Skandinaviern und Spaniern, mit denen ja K. nur wenig in Berührung gekommen ist, knüpft sich nach Jahrhunderten eine umfangreiche Literatur an seine Person. Während die Kirche schon vor dem ersten Kreuzzug von einer Heerfahrt Karls nach dem Orient fabelte (zuerst bei Benedikt um 968) und bis in das spätere Mittelalter die verschiedensten staatlichen Einrichtungen als Werke Karls bezeichnet werden, behandelte die französische und die provenzalische Dichtkunst mit Vorliebe die Kämpfe Karls gegen die Araber in Spanien (wie denn auch das älteste erhaltene Gedicht die »Chanson de Roland« ist), weniger die Züge nach Italien und Sachsen und Karls Jugend. Auch im deutschen Volke lebten zahlreiche Sagen über den großer Kaiser: man erzählte sich, er weile im Untersberg (bei Salzburg) und werde einst erscheinen, um das Reich in neuer Macht und Herrlichkeit wieder herzustellen. Aber nur in der »Kaiserchronik« (von 1160) sind diese Sagen niedergeschrieben, die übrigen Gedichte des karolingischen Sagenkreises, wie das »Rolandslied« und »Wilhelm von Oranse«, beruhen auf französischen Vorbildern. Ähnlich ist es in Italien; hier enthält nur die Chronik von Novalese (aus dem 11. Jahrh.) einheimische Sagen über K. und zwar meist von feindseliger Tendenz; die französischen Dichtungen wurden schon im 12. Jahrh. bekannt und haben ein Heer von Nachahmungen hervorgerufen, deren bedeutendste Ariosts »Rasender Roland« ist. Auch bei den übrigen oben genannten Nationen sind die zahlreichen Dichtungen über K. auf französische Vorbilder zurückzuführen, selbst die »Karlamagnus-Saga«, die im 13. Jahrh. in Island entstand (Weiteres s. Karlssage). Den historischen K. haben neuere Dramatiker auf die Bühne zu bringen gesucht, wie die Tragödien von Märcker (»K. der Große«, 1861), Kösting (»Zwei Könige«, 1863) u. a. erweisen. Vgl. Einhard (s. d.), Vita Caroli Magni (deutsch von O. Abel, 3. Aufl., Leipz. 1893); S. Abel, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter K. dem Großen (Bd. 1, Berl. 1866; 2. Aufl. 1888; Bd. 2 von Simson, Leipz. 1883); Bétault, Charlemagne (Tours 1876); Brosien, K. der Große (Leipz. u. Prag 1885); Mombert, History of Charles the Great (Lond. 1888); v. Döllinger, Das Kaisertum Karls des Großen und seiner Nachfolger (Münch. 1864); v. Wyß, K. der Große als Gesetzgeber (Zürich 1869); Paris, Histoire poétique de Charlemagne (Par. 1865); Clemen, Die Porträtdarstellungen Karls des Großen (Aach. 1890); Rauschen, Die Legende Karls des Großen im 11. und 12. Jahrhundert (Leipz. 1890); Davis, Charlemagne, hero of two nations (Lond. 1900); Lindner, Die Fabel von der Bestattung Karls des Großen (Aachen 1893 u. 1896); Ketterer, K. der Große und die Kirche (Münch. 1898); Ohr, Die Kaiserkrönung Karls des Großen (Tübing. 1904).

3) K. II., der Kahle, geb. 13. Juni 823 in Frankfurt a. M., gest. 6. Okt. 877, einziger Sohn Ludwigs I., des Frommen, aus dessen zweiter Ehe mit Judith, der Tochter des bayrischen Grafen Welf, erhielt 829 Alemannien, was den Zwist Kaiser Ludwigs mit seinen Söhnen aus erster Ehe zur Folge hatte, dann 837 das mittlere Francien zwischen Weser und Loire, wurde 838 zum König gekrönt und wurde sogar 839 Herr von ganz Westfrancien mit Ausnahme von Südburgund. Als nach Ludwigs des Frommen Tode (840) dessen ältester Sohn, Kaiser Lothar, das ganze Reich beanspruchte, verband sich K. 841 mit dem andern Stiefbruder, Ludwig dem Deutschen, beide lieferten 25. Juni d. J. bei Fontenoy, unfern Auxerre, Lothar eine entscheidende Schlacht, worauf sie sich gegenseitig in Straßburg 14. Febr. 842 den Schwur gegenseitiger Treue in romanischer und deutscher Sprache erneuerten, und zwangen Lothar zum Teilungsvertrag von Verdun 10. Aug. 843. Dadurch erhielt K. Westfrancien, d. h. Aquitanien, Septimanien nebst der spanischen Mark, das westliche

Burgund, Neustrien, die Bretagne und Flandern. Damals begannen die Raubzüge der Normannen (aus Norwegen und Dänemark), die mit kleinen Schiffen die Mündungen der Seine, Loire und Rhone hinauffuhren und 845 sogar Paris plünderten, und K., dem Krieg abhold, erkaufte ihren Rückzug wiederholt durch schimpflichen Tribut. Mit Ludwig dem Deutschen jetzt verfeindet, fiel er erfolglos 861 in die Provence, das Land seines Neffen Karl, ein und duldete nach dessen Tode (863), daß Ludwig und Lothar II., mit dem er seit 860 in Zwist lebte, sich in dessen Land teilten. Kaum war Lothar II. aber ohne legitime Erben gestorben (869), ließ sich K. 9. Sept. 869 in Metz zum König von Lothringen krönen, räumte aber schon, als eine Gesandtschaft Ludwigs des Deutschen erschien, das Land. Darauf teilten die Brüder 8. Aug. 870 in Mersen das Reich aufs neue: K. erhielt außer Südfriesland das Land westlich von der Maas, Ourthe, Mosel und der Rhone. Der weltlichen Großen vermochte K. nicht Herr zu werden und stützte sich auf die Geistlichkeit, der er als Mann von gelehrter, selbst theologischer Bildung sehr nahe stand. Diese Politik brachte es mit sich, daß die Geistlichkeit durch ihren Reichtum und die persönliche Bedeutung ihrer meisten Vertreter (Hinkmar von Reims) großen Einfluß auf die Verwaltung des Landes gewann und auch in ihrem Kampfe gegen den Papst bei K. Unterstützung fand. Als Kaiser Ludwig II. 875 starb, krönte der Papst, gegen den energischen Ludwig den Deutschen mißtrauisch, K. 25. Dez. 875 in Rom zum Kaiser. Die lombardischen Großen erkannten ihn (im Februar 876) zu Pavia als König von Italien an, auch die westfränkische Geistlichkeit stimmte auf der Synode zu Ponthion (im Juni 876) zu. Als K. aber nach Ludwigs des Deutschen Tode in dessen Land einfiel, wurde er von dem jüngern Ludwig bei Andernach (8. Okt. 876) geschlagen. Karlmann, Ludwigs des Deutschen andrer Sohn, wollte ihn sogar aus Oberitalien vertreiben, wohin ihn der bedrängte Papst 877 gerufen hatte. Aber auf die Kunde von Karlmanns Herannahen zog er sich zurück, überschritt den Mont Cenis und erlag noch 877 in einem Weiler im Tal des Arc einem Fieber. K. war zweimal verheiratet: zuerst mit Irmintrud, der Nichte des Grafen Adalhard; nach deren Tode mit Richilda, der Witwe eines Grafen Buwin. In seiner ersten Ehe waren ihm acht Kinder geboren. Von seinen vier Söhnen hatte er Ludwig zum König von Neustrien, Karl zum König von Aquitanien krönen lassen; jedoch beide empörten sich gegen den Vater 862. Dieser unterwarf sie aber bald und ließ nur dem ältern sein Reich. Gegen seine Kinder war K. lieblos, ja grausam, am meisten gegen Karlmann, den er wider dessen Willen zum Geistlichen bestimmte und, als er sich empörte, blenden ließ. Da der jüngere Karl 866 starb, ging das Reich bei des Vaters Tode auf Ludwig über. Vgl. Voß, De Carolo Calvo (Halle 1844); Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches, Bd. 3 (2. Aufl., Leipz. 1888).

4) K. III., seit dem 12. Jahrh. der Dicke genannt, geb. 839, gest. 13. Jan. 888, Ludwigs des Deutschen und der Welfin Hemma dritter Sohn, erhielt 876 bei der Teilung mit seinen Brüdern Karlmann und Ludwig Alemannien und das Elsaß, erbte aber nach dem Tode dieser beiden (880 und 882) auch deren Länder einschließlich Lothringens, das Ludwig der Jüngere gewonnen hatte. Vom Papst gegen die Sarazenen zu Hilfe gerufen, hatte er 879 das Königreich Italien erworben, ward im Februar 881 in Rom zum Kaiser gekrönt, 885 von den westfränkischen Großen ebenfalls zum König erwählt und vereinigte fast das gesamte Reich Karls d. Gr. unter seiner Herrschaft. Die Normannen, die damals den Niederrhein verwüsteten, umzingelte er 882 in ihrem Lager bei Elsloo an der Maas, schloß dann aber mit ihrem König Gottfried einen schimpflichen Vergleich und zahlte 2412 Pfd. Gold und Silber. Als die Normannen 886 Paris belagerten, erkaufte K. wiederum den Frieden für 700 Pfd. Silber. Wenig willensstark, war er von den Großen des Reichs abhängig, die ihn zur Entlassung seines vornehmsten Ratgebers, des Erzkanzlers Liutward von Vercelli, zwangen (887), und als die Verleumdung die Kaiserin Richarda sträflichen Umgangs mit diesem Günstling zieh, trennte sich die tief gekränkte Frau von dem indolenten Gemahl. Die Schwäche des Kaisers, die durch sein Siechtum (Epilepsie) noch vermehrt wurde, rief in allen Gauen Unzufriedenheit hervor, und als Herzog Arnulf von Kärnten, Karlmanns illegitimer Sohn, gegen den Oheim mit einem Heer heranzog, fielen die gerade in Tribur versammelten Großen von K. ab (im November 887) und huldigten Arnulf zu Frankfurt a. M. K. zog sich auf einige Güter in Schwaben zurück, die ihm der Neffe gelassen hatte, starb aber bald in Neidingen (bei Fürstenberg) an der Donau und wurde in der Klosterkirche auf dem Eiland Reichenau bestattet. Seine Ehe war kinderlos gewesen, er hinterließ bloß einen Bastard, Bernhard. Vgl. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs, Bd. 3 (2. Aufl., Leipz. 1888).

[Deutsche Kaiser und Könige.] 5) K. IV., geb. 14. Mai 1316 in Prag, gest. daselbst 29. Nov. 1378, Sohn des Königs Johann von Böhmen, hieß ursprünglich Wenzel und erhielt erst bei seiner Firmung den Namen K. Mit trefflichen Anlagen ausgestattet, in seiner Jugend am französischen Hof erzogen, hatte er sich eine Fülle von Kenntnissen erworben: er sprach und schrieb fünf Sprachen. K. übernahm 1331 an seines Vaters Statt das diesem vom Kaiser Ludwig dem Bayer übertragene Reichsvikariat von Italien, sodann das Markgrafentum Mähren und die Verwaltung von Böhmen. 1346 zog er mit seinem Vater dem französischen König gegen die Engländer zu Hilfe und rettete sich in der Schlacht von Crecy, in der sein Vater fiel, nur durch schnelle Flucht. Nach seiner Wahl als Gegenkönig Ludwigs des Bayern (11. Juli 1346 in Rhense) gestand er dem Papst alles zu, was dieser von ihm verlangte, namentlich sich nie in die italienischen Angelegenheiten mischen zu wollen, wie er sich überhaupt bereitwillig der Kirche unterordnete, dafür aber frei über die deutschen Erzbistümer und Bistümer verfügte. Schon 26. Nov. 1346 in Bonn gekrönt, ließ er in Aachen die Krönung (25. Juli 1349) wiederholen, als er den nach Ludwigs Tode von der wittelsbachischen Partei aufgestellten Gegenkönig Günter von Schwarzburg zur Verzichtleistung vermocht hatte, und bewog durch die Unterstützung des falschen Waldemar, der ihm 1348 die Oberlausitz abtrat, die Wittelsbacher zur Nachgiebigkeit und Huldigung (1350). Hierauf unternahm er 1354 einen Zug nach Italien, ließ sich in Mailand zum König von Italien (6. Jan. 1355) und in Rom (5. April) zum Kaiser krönen, kehrte aber, seines Versprechens eingedenk, nach der Krönung unverzüglich nach Deutschland zurück. Hier schuf er 1356 durch die Goldene Bulle (s. d.) das erste Reichsgrundgesetz, das die tatsächlich bestehenden Verfassungsverhältnisse sanktionierte. Auf einer Zusammenkunft mit Urban V. in Avignon (1365) versprach K., den Papst nach Rom zurückzuführen, ließ sich aber 1367 sogleich zu einem

Frieden mit den dem Papst feindlichen Visconti herbei, und der Papst kehrte nach Avignon zurück. Die Goldene Bulle war den Städten nicht günstig; besonders verabscheute K. deren Bündnisse als dem Königtum gefährlich und suchte sie durch Landfriedensbündnisse zu ersetzen, die er wiederholt beschwören ließ. Er unterschätzte aber die Macht der Städte; er konnte 1376, als er die Partei der Ritter in Schwaben ergriff, den Widerstand des Schwäbischen Städtebundes nicht brechen, belagerte vergeblich Ulm und schloß für sich einen Waffenstillstand, indem er die Fortsetzung des Kampfes dem Adel überließ. Dagegen stellte er, der des Reiches Erzstiefvater genannt worden ist, in seinem Erblande, das ihm sein Vater in völliger Zerrüttung hinterlassen hatte, einen Zustand her, der allen deutschen Ländern jener Zeit als Muster gelten konnte; damit hat er außerordentlich viel zur kulturellen Hebung Ostdeutschlands beigetragen und den Grund für die Entwickelung gelegt, die dem Hause Habsburg, das schließlich die Luxemburger beerbte, zugute gekommen ist. Er sorgte dort für Sicherheit der Straßen und des Verkehrs, förderte den Handel und Gewerbfleiß, den Acker- und Bergbau, machte die Moldau schiffbar, baute die Moldaubrücke und andre prächtige Bauten in und bei Prag, brachte das Gerichtsverfahren in geordneten Gang, gründete in Prag ein Erzbistum und 1348 die erste deutsche Universität und zog eine Menge deutscher Künstler und Handwerker an seinen Hof. Auf Mehrung der Hausmacht bedacht, aber dem Krieg und Kampf abhold, erwarb er meist durch Geld neue Landesteile: 1353 die Oberpfalz, bald darauf Eger, 1364 die Niederlausitz und 1373 die Mark Brandenburg; 1355 vereinigte er Schlesien und die Oberlausitz untrennbar mit der böhmischen Krone. Auch mit dem Haus Habsburg schloß er eine Erbverbrüderung (1364 in Brünn), die sich damals sogar zugunsten der Luxemburger bald zu erfüllen schien. In allen Gegenden Deutschlands kaufte er sich an, und viele schwäbische, fränkische und bayrische Edelleute mußten in das Vasallenverhältnis zur Krone Böhmen treten. Die Wahl seines ältesten lebenden Sohnes, Wenzel, zum Nachfolger (1376) kostete ihm hohe Geldsummen; dieser erhielt Böhmen, Schlesien und den größten Teil der Lausitz, der zweite Sohn, Siegmund, die Mark Brandenburg, der dritte, Johann, das Herzogtum Görlitz und die Neumark als Erbe, während Mähren an Karls Neffen Jobst und Prokop fiel. In Prag wurde ihm 1848 ein Denkmal (von Hähnel) errichtet. Vgl. seine treffliche Selbstbiographie »Vita Caroli IV. ab ipso conscripta« (bis 1346) in Böhmers »Fontes rerum germanicarum«, Bd. 1 (deutsch von Ölsner, Leipz. 1885 u. 1899); Pelzel, Geschichte Kaiser Karls IV. (Prag 1780, 2 Bde.); Werunsky, Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit (Innsbr. 1880—92, 3 Bde.); Böhmer, Die Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser K. IV. (hrsg. von Huber, das. 1877; Nachtrag 1889); Friedjung, Kaiser K. IV. und sein Anteil am geistigen Leben seiner Zeit (Wien 1876); Gottlob, Karls IV. private und politische Beziehungen zu Frankreich (Innsbr. 1883); Ahrens, Die Wettiner unter Kaiser K. IV. (Leipz. 1895).

6) K. V., deutscher Kaiser und (als K. I.) König von Spanien, geb. 24. Febr. 1500 in Gent, gest. 21. Sept. 1558, ältester Sohn Philipps, des Erzherzogs von Österreich, und Johannas, der Erbtochter des Königs Ferdinand von Aragonien und seiner Gemahlin Isabella von Kastilien, wurde unter der Aufsicht seiner Tante, der Erzherzogin Margarete, von Wilhelm von Croy und dem Utrechter Priester Hadrian Floriszoon (dem nachmaligen Papst Hadrian VI.) in den Niederlanden erzogen. Nach dem Tode seines Vaters (1506) Herr der Niederlande geworden und 1515 für großjährig erklärt, erbte K. 1516 nach Ferdinands Tode Spanien, da seine Mutter Johanna geisteskrank war. 1517 ging er mit niederländischem Gefolge nach Spanien, kam bald mit den Cortes in Konflikt, kehrte aber trotzdem 1520 nach den Niederlanden zurück, worauf 1521 der sogen. Aufstand der Communeros ausbrach, der erst 1522 unterdrückt wurde. K. war 28. Juni 1519 in Frankfurt a. M. zum König erwählt, 22. Okt. 1520 in Aachen gekrönt worden und hatte in der Wahlkapitulation vom 3. Juli 1519 unter anderm auch die Errichtung eines Reichsregiments während seiner voraussichtlich öftern Abwesenheit von Deutschland versprochen und berief 1521 seinen ersten Reichstag nach Worms, wo er, den deutschen Verhältnissen innerlich fremd, gegen Luther Partei ergriff. K. war strenger Katholik, der zwar in der Kirche manches für der Besserung bedürftig hielt, aber für die innere Überzeugung Luthers nicht das geringste Verständnis besaß. Noch 1521 brach der Krieg mit Franz I. von Frankreich, der durch Karls Übermacht ernstlich bedroht war, über die Herrschaft in Italien aus. Papst Leo X., durch Luthers Verurteilung gewonnen, und fast alle Staaten Italiens, selbst Heinrich VIII. von England, traten auf Karls Seite. Mailand ward 1521 den Franzosen entrissen, die 1522 nach der Niederlage ihres Feldherrn Lautrec bei Bicocca Italien ganz räumen mußten. K. wollte nun ganz Frankreich erobern, sein Heer fiel in Frankreich ein, und der Connetable Karl von Bourbon trat auf seine Seite. Schon belagerte das kaiserliche Heer Marseille, als es zum Rückzug nach Italien gezwungen wurde; hier erlitten aber die französischen Waffen eine neue Niederlage bei Pavia (24. Febr. 1525), Franz selbst fiel in Gefangenschaft, wurde nach Spanien gebracht und mußte in dem Frieden zu Madrid (14. Jan. 1526) auf Italien verzichten und Burgund zurückgeben. Freigelassen, erhob er aufs neue die Waffen und fand 1526 in Papst Clemens VII. und den ihm verbündeten Hauptstaaten Italiens Bundesgenossen gegen K. Die kaiserlichen Truppen drangen in Italien ein und erstürmten und plünderten Rom 6. Mai 1527; der Papst hielt sich in der Engelsburg eingeschlossen und entkam erst 1528. Nun erklärten Frankreich und England dem Kaiser den Krieg; eine französische Armee unter Lautrec eilte dem Papst zu Hilfe, drang bis an die neapolitanische Grenze vor und belagerte Gaëta, mußte aber, als Andrea Doria, der Admiral von Genua, zum Kaiser überging, unverrichteter Sache abziehen. Ein zweites französisches Heer, das im Sommer 1528 in Italien erschien, ward ebenfalls zurückgeworfen, und der darauf folgende Friede von Cambrai (1529) sicherte K. die Herrschaft über Italien, die auch der Papst anerkannte. 1529 reiste K., seit 29. Juni in Barcelona mit dem Papst versöhnt, aus Spanien durch Italien nach Deutschland und ließ sich unterwegs von Clemens VII. 24. Febr. 1530 in Bologna zum Kaiser krönen.

Die Reformation hatte inzwischen große Fortschritte in Deutschland gemacht, und die Fürsten dachten, als K. das Reichsregiment auflöste, sogar an seine Absetzung; nur der Sieg von Pavia hatte dies verhindert. Wiederholt hatte K. Vollstreckung des Wormser Edikts erfolglos verlangt, auch die Beschlüsse des zweiten Speyerer Reichstags (1529) gegen die Reformation blieben fruchtlos. Von den ungarischen Angelegen-

heiten und einem Einfall der Türken beunruhigt, besonders aber um dem Protestantismus entgegenzuwirken, schrieb K. auf 1530 einen Reichstag nach Augsburg aus; hier überreichten ihm die Protestanten ihr Glaubensbekenntnis (s. Augsburgische Konfession), erreichten aber nichts; der Reichsabschied befahl den Protestanten unter scharfen Drohungen die Rückkehr zur katholischen Kirche. K. befürwortete beim Papst Einberufung eines allgemeinen Konzils, um den Protestantismus zu unterdrücken, wie um eine Kirchenverbesserung nach seinem Sinn einzuführen, wollte aber gleichzeitig die Widerstrebenden mit Gewalt zum Gehorsam bringen, fand nur 1530 und 1531 die Gelegenheit dazu nicht, und mußte sogar 1532 den Protestanten im Nürnberger Religionsfrieden Zugeständnisse machen. Mit 80,000 Mann zog der Kaiser hierauf 1532 gegen die Türken und zwang sie zum Rückzug und kehrte durch Italien nach Spanien zurück. Unausgesetzt drohte ihm ein neuer französischer Krieg; unwiderstehlich verbreitete sich in Deutschland der Protestantismus, und der Papst war in keiner Weise zur Berufung des Konzils zu bewegen. 1535 unternahm K. einen Zug wider die unter dem Schutz der Pforte an der afrikanischen Küste sich bildenden Raubstaaten, erstürmte den Hafen von Tunis, Goletta, schlug Chaireddin Barbarossa in einer großen Feldschlacht, setzte den verjagten Dei Mulei Hassan in Tunis wieder ein und befreite 20,000 Christensklaven aus den Händen der Barbaresken. Während dieser glücklichen Kämpfe war aber König Franz von Frankreich wieder in Savoyen und Oberitalien eingebrochen, wurde zwar aus dem größten Teil der savoyischen Länder wieder vertrieben; aber auch das kaiserliche Heer, das in die Provence einfiel und sogar 1536 Marseille belagerte, mußte sich zurückziehen. Durch die Bemühungen des neuen Papstes Paul III., der K. auch die Berufung eines Konzils versprach, kam 1538 in Nizza ein zehnjähriger Waffenstillstand zustande, und 14.—16. Juli d. J. fand zwischen beiden Monarchen eine vertrauliche Besprechung in Aigues-Mortes statt, wo beide die Verlängerung des Waffenstillstandes beschlossen.

Als in den Niederlanden wegen einer geforderten Kriegssteuer eine Empörung ausbrach, reiste K. durch Frankreich dorthin, erschien 1540 vor dem aufständischen Gent, unterwarf es und strafte die Rebellen. Von den Niederlanden ging K. 1541 durch Deutschland, von da nach Italien. Dann unternahm er einen Zug gegen Algier, begleitet von der Blüte des spanischen und italienischen Adels und den Malteserrittern. Am 20. Okt. erreichte die Flotte die Höhe von Algier, aber der Sturm zerstreute seine Schiffe und die gelandeten Truppen waren dem Feinde preisgegeben; nur wenige kehrten zurück. Diese Bedrängnis Karls benutzte Franz von Frankreich zur Niederwerfung seines Feindes, und der an zwei französischen Gesandten bei ihrer Durchreise durch das mailändische Gebiet verübte Mord, wofür der Kaiser keine Genugtuung gewährte, bot den Vorwand. Franz griff K. 1542 in Spanien, Luxemburg, Brabant, Flandern und Mailand an, aber zur See blieb Andrea Doria Herr. K. brachte 1543 schnell den Herzog von Kleve zur Unterwerfung, der sich Franz anschließen wollte, und 1544 drang K. siegreich bis in die Nähe von Paris, schloß dann aber plötzlich mit Franz den Frieden von Crépy 18. Sept. 1544, in dem Franz ohne weitere Verluste davonkam. Endlich hatte auch der Papst das seit langem geforderte Konzil nach Trient berufen, und er war nun entschlossen, den allgemeinen Frieden in der Kirche herzustellen. Im Juli 1546 auf dem Regensburger Reichstag erklärte K., durch seine Erfolge ermutigt, die Führer der Protestanten als Rebellen in die Acht, aber die schmalkaldischen Bundesgenossen kamen ihm in der Kriegsrüstung zuvor, und mit Not hielt sich K. gegen die überlegene protestantische Heeresmacht. Erst als Herzog Moritz von Sachsen in das Land seines Verwandten, des Kurfürsten Johann Friedrich, einfiel, erhielt K. das Übergewicht. Da die schmalkaldischen Verbündeten eilig nach Sachsen abzogen, so konnte K. ihre süddeutschen Genossen einen nach dem andern unterwerfen; endlich gab die Schlacht bei Mühlberg an der Elbe 24. April 1547 auch den Kurfürsten von Sachsen und freiwillige Unterwerfung den Landgrafen von Hessen in seine Hand.

Nach Vernichtung des Schmalkaldischen Bundes dachte K. an eine Wiedervereinigung der Religionsparteien und erließ zu dem Ende auf dem Augsburger Reichstag 1548 das sogen. Interim (s. d.), das jedoch den gewünschten Erfolg nicht hatte. Des Kaisers Ansinnen an die Kurfürsten, seinen Sohn Philipp zum dereinstigen Kaiser zu bestimmen, veranlaßte eine neue Koalition der protestantischen Fürsten gegen ihn und bewog namentlich den Kurfürsten Moritz von Sachsen zum Abfall. Letzterer benutzte die ihm von K. 1550 übertragene Achtsvollstreckung gegen Magdeburg zur Zusammenbringung eines Heeres, ging insgeheim eine Verbindung mit Heinrich II. von Frankreich und mit mehreren deutschen Fürsten ein, erhob sich im Frühjahr 1552 gegen den Kaiser, drang im Mai in Tirol ein und verfolgte K. persönlich, so daß dieser von Innsbruck nur mit genauer Not nach Villach entkam. Karls Macht war dadurch gebrochen, widerwillig willigte er in den von seinem Bruder Ferdinand vermittelten Passauer Vertrag vom 2. Aug. 1552 und in den Augsburger Religionsfrieden vom 26. Sept. 1555. Gleichzeitig aber hatte Heinrich II. von Frankreich die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun in Besitz genommen, und K. versuchte vergeblich, Metz zurückzuerobern; im Februar 1556 schloß er mit Frankreich zu Vaucelles einen Waffenstillstand auf fünf Jahre. Im Oktober 1555 trat K. seinem einzigen Sohn, Philipp, die Niederlande ab, 15. Jan. 1556 auch Spanien und Neapel. Den deutschen Kurfürsten ließ er im September d. J. seine förmliche Abdankungsurkunde zugehen. Er selbst zog sich in das Kloster San Yuste bei Plasencia in Estremadura zurück, wo er den Rest seines Lebens in Zurückgezogenheit, aber doch unter lebhafter Teilnahme an den Weltereignissen und den Staatsgeschäften zubrachte und 1558 starb; er wurde 1574 im Escorial beigesetzt. Seine Gemahlin Isabella von Portugal hatte ihm Philipp II., seinen Nachfolger in Spanien, Maria, die Gemahlin Maximilians II., und Johanna, die Gemahlin des Thronfolgers Johann von Portugal, geboren. Johann von Österreich (s. Juan d'Austria) und Margarete, die Gemahlin des Herzogs von Parma, später Statthalterin der Niederlande, waren natürliche Kinder Karls. Sein Reich hatte Spanien mit den amerikanischen Kolonien, Neapel, die Niederlande und Österreich umfaßt; er hatte 1536 das Herzogtum Mailand noch hinzugefügt, 1521 aber schon Österreich seinem 1531 zum römischen König gekrönten Bruder Ferdinand abgetreten, der nach Karls Abdankung die österreichische oder deutsche Linie der Habsburger begründete.

K. war von schmächtiger Gestalt, spät entwickelt und kränklich; schweres Gichtleiden ließ ihn früh altern.

Auch geistig reifte er langsam, zeigte aber eine große Zähigkeit und Ausdauer in der Verfolgung seiner Weltherrschaftspläne, die er nach großen Erfolgen schließlich doch scheitern sah. Für Deutschland war es verhängnisvoll, daß er für die deutschen Interessen und Wünsche keinen Sinn und für die deutschen religiösen und kirchlichen Ideen kein Verständnis hatte. K. hat sein Leben 1550 selbst beschrieben. Erst neuerdings ist eine portugiesische Übersetzung seiner Memoiren aufgefunden und von Kervyn de Lettenhove u. d. T.: »Commentaires de Charles-Quint« (Brüss. 1862; deutsch von Warnkönig, Leipz. 1862) veröffentlicht worden. Seine Korrespondenz gaben Lanz (Leipz. 1844—46, 3 Bde.) und Gachard (»Correspondance de Charles-Quint et d'Adrien VI«, Brüss. 1859) heraus. Die gleichzeitigen Historiker Jovius, Sleidanus, Sepulveda, Adriani u. a. haben seine Geschichte behandelt, Sandoval hat aus spanischen Relationen »Vida y hechos del emperador Carlos V.« (1604) zusammengestellt. Später ist seine Geschichte oft behandelt, z. B. von Robertson (Lond. 1769; neue Ausg. 1886; deutsch, 3. Aufl., Braunschw. 1795, 3 Bde.); von neuern Werken vgl. Baumgarten, Geschichte Karls V. (Stuttg. 1885—92, 3 Bde.); E. Armstrong, The emperor Charles V. (Lond. 1902, 2 Bde.); Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (6. Aufl., Leipz. 1881, 6 Bde.); Henne, Histoire du règne de Charles-Quint en Belgique« (2. Aufl., Brüss. 1865, 4 Bde.); G. de Leva, Storia documentata di Carlo V. in correlazione all' Italia« (Vened. 1875—94, 5 Bde.); Mignet, Rivalité de Charles-Quint et François I (Par. 1875, 2 Bde.); Maurenbrecher, K. V. und die deutschen Protestanten (Düsseld. 1865); Höfler, Karls I. (V.) Wahl zum römischen König (Wien 1874); Rösler, Die Kaiserwahl Karls V. (das. 1868); v. Druffel, Kaiser K. V. und die römische Kurie 1544—1546 (Münch. 1877—90, 4 Tle.); Waltz, Die Denkwürdigkeiten Kaiser Karls V. (Bonn 1901); Hasenclever, Die Politik Kaiser Karls V. und Landgraf Philipps von Hessen 1546 (Marb. 1903); Gachard, Retraite et mort de Charles-Quint au monastère de Yuste (Brüss. 1855, 2 Bde.); Stirling, Das Klosterleben Karls V. (a. d. Engl., Leipz. 1852); Mignet, Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort, etc. (10. Aufl., Par. 1882).

7) K. VI. Joseph Franz, geb. 1. Okt. 1685, gest. 20. Okt. 1740, Sohn Leopolds I. aus dessen dritter Ehe mit Eleonore von der Pfalz, bewarb sich 1700 bei dem Tode Karls II., des letzten spanischen Habsburgers, um die spanische Krone und wurde hierbei von den das Übergewicht der Bourbonen in Europa bekämpfenden Seemächten unterstützt (s. Spanischer Erbfolgekrieg). Als König K. III. von Spanien reiste K. 1703 zunächst nach England, schiffte sich dort im Januar 1704 mit 12,000 Mann englisch-holländischer Truppen ein und landete zuerst in Lissabon, in der Residenz des ihm befreundeten portugiesischen Hofes, dann in Katalonien. Nur hier fand K. ernstliche Anhänger und Freunde, die ihm auch später nach Österreich folgten. Die Mehrzahl der Spanier, namentlich die Länder der Krone Kastilien, hingen dem Bourbonen Philipp V. an. In Madrid, wo er zweimal seinen Einzug hielt, behauptete er sich nur kurze Zeit und mußte bei dem Haß der katholischen Spanier gegen die fremdländischen, meist protestantischen Truppen, bei der Uneinigkeit im Kriegsrat und der militärischen Überlegenheit Frankreichs trotz der umsichtigen Kriegstüchtigkeit und heroischen Ausdauer Guidos von Stahremberg nach der Gefangennahme Stanhopes seine Hoffnungen auf die spanische Krone aufgeben lernen. Als sein Bruder Joseph I. 1711, ohne männliche Erben zu hinterlassen, starb, setzte K. seine Gemahlin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg (geb. 28. Aug. 1691), mit der er seit 1708 vermählt war, in Spanien als Regentin ein und kehrte nach Deutschland zurück, wo er die Herrschaft über die habsburgischen Lande übernahm und im Dezember 1711 auch als K. VI. zum Kaiser gekrönt wurde. Da auf diese Weise doch die Vereinigung Österreichs und Spaniens in einer Hand drohte, schlossen die Seemächte 1713 mit Frankreich den Frieden von Utrecht, in dem sie Spanien dem Bourbonen ließen. Erst nach Verlauf eines weitern fruchtlosen Kriegsjahres fügte sich K. im Frieden von Rastatt 7. März 1714, dem die Ratifikation in Baden für das Deutsche Reich 7. Sept. folgte. Die für Österreich aus der spanischen Erbschaft neugewonnenen Gebiete, Belgien, Mailand, Neapel, Sardinien, das später gegen Sizilien ausgetauscht wurde, erhielten durch K. eine besondere Verwaltung, in der lediglich spanische Emigranten Einfluß übten. Trotz des glücklichen Türkenkriegs, den Prinz Eugen 1716 begann und durch den glänzenden Frieden von Poscharewatz 1718 beendete, wodurch Serbien und die kleine Walachei an Österreich fielen, vermochte Eugen seine frühere Stellung in den österreichischen und Reichsangelegenheiten nicht zu behaupten und sah sich durch die spanische und Jesuitenpartei am Hof überall zurückgesetzt. Karls höchstes Interesse bestand darin, seiner eignen weiblichen Deszendenz für den Fall seines söhnelosen Ablebens den Vorrang vor den zur Erbfolge berechtigten Töchtern Josephs I. zuzusichern. Durch dieses Bestreben Karls entstand das Grundgesetz, die Pragmatische Sanktion, die, zuerst 19. April 1713 veröffentlicht, wichtig wurde, als der einzige Sohn Karls 1716 starb. Als sich die Töchter seines Bruders mit den Prinzen von Bayern und Sachsen vermählten, mußten sie allen Erbrechten entsagen. Hierauf begann K. Unterhandlungen mit den Ständen seiner Länder, mit Kroatien, Ungarn, Tirol, Böhmen, Österreich ꝛc., zuletzt mit den Niederlanden (1724), und erlangte die Zusicherung, daß erstens die sämtlichen österreichischen Länder im Falle seines Todes ungeteilt bleiben und zweitens an seine älteste Tochter, Maria Theresia, und deren gesamte Nachkommen vererbt werden sollten. K. suchte nun während der großen europäischen Verwickelungen durch eine Reihe von Verträgen die Großmächte für die Pragmatische Sanktion zu gewinnen: während er Spanien und Frankreich, allerdings die gefährlichsten Mächte, durch die weitgehendsten Konzessionen zu beschwichtigen suchte, auf diese Weise 1735 nach dem unglücklichen Polnischen Erbfolgekrieg Neapel und Sizilien verlor und den Gewinn Lothringens für die französische Krone vorbereitete, enthielt er den protestantischen Mächten jeden Vorteil vor, der ihnen aus der großen habsburgischen Erbschaft entspringen konnte. Den Holländern wurde zwar 1731 die Ostindische Handelskompanie geopfert; dem König von Preußen mußte eine nicht ernst gemeinte Versprechung, einst Jülich und Berg zu gewinnen, genügen. Auch zogen diese Verhandlungen K. von wichtigen Interessen Österreichs ab, die Wehrkraft verfiel, so daß der 1736 mit Rußland begonnene neue Türkenkrieg unglücklich verlief und Österreich im Frieden von Belgrad (18. Sept. 1739) alle Vorteile des Poscharewatzer Friedens wieder verlor. Mit K. erlosch der habsburgische Mannesstamm; ihm folgte seine mit Franz

von Lothringen vermählte Tochter Maria Theresia. K. war nicht ohne Begabung und Bildung, hatte Interesse für Kunst und Wissenschaft, förderte auch die Landeskultur nach Kräften, besaß aber wenig politische Einsicht und war eigensinnig, ohne energisch und beharrlich zu sein. Vgl. Massuet, Histoire de l'empereur Charles VI (Amsterd. 1741, 2 Bde.; deutsch, Regensb. 1742); P. A. à la Lande, Histoire de l'empereur Charles VI (Haag 1843); v. Radics, Kaiser K. VI. als Staats- und Volkswirt (Innsbr. 1886); Landau, Geschichte Kaiser Karls VI. als König von Spanien (Stuttg. 1889); Carreras y Bulbena, K. von Österreich und Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel in Barcelona und Girona (Barcelona 1902); Ziekursch, Die Kaiserwahl Karls VI. (Gotha 1902). Von besondern Wert sind: Foscarinis (des venezianischen Gesandten) »Arcane memorie, ossia segreta historia del regno di Carlo VI.« (Padua 1750).

8) K. VII. Albrecht, geb. 6. Aug. 1697 in Brüssel, als sein Vater Statthalter der Niederlande war, gest. 20. Jan. 1745 in München, ältester Sohn des Kurfürsten Max II. Emanuel von Bayern aus dessen zweiter Ehe mit Therese Kunigunde, einer Tochter des Polenkönigs Johann III. Sobieski, im Spanischen Erbfolgekrieg (1706) von den Österreichern gefangen, wurde mit seinen Brüdern als Graf von Wittelsbach in Klagenfurt, später in Graz erzogen. Nach seiner Freilassung (1715) unternahm er Reisen und befehligte 1717 im Türkenkrieg bayrische Hilfstruppen, vermählte sich 1722 mit Maria Amalie, jüngerer Tochter des Kaisers Joseph I., die allen Erbansprüchen entsagte, und folgte seinem Vater 26. Febr. 1726 in Bayern und in der Kurwürde. Seinem Haus brachte er Hohenwaldeck und die wartenbergischen Herrschaften zu. Zu Österreich trat er nur kurze Zeit in ein freundliches Verhältnis und stellte dem Kaiser Karl VI. ein Hilfskorps gegen die Türken (1738), protestierte aber nach dem Tode des Kaisers gegen die Pragmatische Sanktion, verband sich 1741 mit Frankreich, Spanien, Sachsen und Preußen, fiel in Österreich ein, ließ sich hier als Erzherzog huldigen, rückte dann in Böhmen ein, gewann 25. Nov. durch Überrumpelung Prag und ließ sich auch als König von Böhmen huldigen. Am 24. Jan. 1742 wurde er durch französischen Einfluß zum deutschen Kaiser gewählt. Alsbald aber wandte sich das Kriegsglück: Maria Theresia warf mit Hilfe der Ungarn den Feind aus Oberösterreich und eroberte in kurzem ganz Bayern. K. flüchtete nach Frankfurt und kam in große Not, als Österreich, Schlesien opfernd, mit Preußen Frieden schloß. Karls letzte bedeutende Macht, das bayrisch-französische Heer, wurde in Prag von den Österreichern umstellt, und der französische Befehlshaber Belleisle mußte sich zurückziehen. Zwar gestattete ein Sieg des Grafen Seckendorff K. 19. April 1743 einen kurzen Besuch in München; aber gleich darauf schlug Georg II. von England die Franzosen bei Dettingen (27. Juni 1743) und gewann Karl von Lothringen einen Sieg über die Bayern bei Simbach, worauf Österreich sich in Bayern huldigen ließ. Die Hilfe Friedrichs II., der 1744 in Böhmen einfiel, verbesserte Karls Lage, und Seckendorff führte K. 23. Okt. d. J. in seine Residenzstadt München zurück. Aber erst ein Vierteljahr nach dem Tode Karls kam der Friede von Füssen (22. April 1745) zustande. Vgl. Heigel, Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII. (Nördlingen 1876) und Tagebuch Kaiser Karls VII. aus der Zeit des Österreichischen Erbfolgekriegs (Münch. 1883).

[Baden.] 9) K. Friedrich, Großherzog von Baden, geb. 22. Nov. 1728 in Karlsruhe, gest. 10. Juni 1811, Sohn des Erbprinzen Friedrich von Baden-Durlach, folgte seinem Großvater, dem Markgrafen Karl Wilhelm in Baden-Durlach, erst unter Vormundschaft seines Oheims, seit 1746 selbständig und regierte im Sinne der Humanität und der Aufklärung. Als ihm 1771 Baden-Baden zufiel, hob er 1783 die Leibeigenschaft auf, gab das erste Beispiel des Freizügigkeitssystems, trug die Landesschulden ab, beförderte Ackerbau, Gewerbe, Handel und geistige Bildung, zog Dichter und Gelehrte an seinen Hof und schrieb selbst einen »Abrégé des principes de l'économie politique« (Karlsr. 1772). 1785 schloß er sich dem Fürstenbund an. Infolge des Revolutionskrieges verlor er 1796 seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer, erhielt aber 1803 das Stift Konstanz, die rechtsrheinische Pfalz mit Heidelberg, wo er die Universität zu neuer Blüte erhob, und ward 1. Mai 1803 Kurfürst von Baden. Durch den Preßburger Frieden erhielt er den Breisgau und die Stadt Konstanz. Am 12. Juli 1806 trat er als souveräner Fürst dem Rheinbund bei, nahm den Titel Großherzog an und erhielt abermals einen Länderzuwachs, so daß unter ihm Baden zu einem Staate von 14,300 qkm mit 430,000 Einw. anwuchs. Aus erster Ehe mit der edlen, geistvollen Karoline Luise von Hessen (gest. 1783) hatte K. drei Söhne, den Erbprinzen Karl Ludwig (geb. 14. Febr. 1755), der am 15. Dez. 1801 infolge eines Unglücksfalles starb, Markgraf Friedrich (1756—1817) und Ludwig, den spätern Großherzog (1818—30). 1787 vermählte er sich in zweiter Ehe mit Luise Karoline, Freiin Geyer von Geyersberg, die der Kaiser 1796 zur Reichsgräfin von Hochberg erhob, und die 1820 starb. Aus dieser Ehe stammten der nachmalige Großherzog Leopold (1830—52), Markgraf Wilhelm (1792—1859) und Markgraf Maximilian (1796—1882). Vgl. Nebenius, K. Friedrich von Baden (Karlsr. 1868); Kleinschmidt, K. F. von Baden (Heidelb. 1878); »Politische Korrespondenz K. Friedrichs von Baden 1783—1806« (bearbeitet von Erdmannsdörffer und Obser, das. 1888—1901, 5 Bde.) und »Brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont« (bearbeitet von Knies, das. 1892, 2 Bde.); Roller, Zur Charakteristik des Großherzogs K. Friedrich, ein genealogischer Versuch (das. 1903).

10) K. Ludwig Friedrich, Großherzog von Baden, geb. 8. Juni 1786, gest. 8. Dez. 1818, Sohn des 1801 verunglückten Erbprinzen K. Ludwig, folgte 1811 seinem Großvater (s. Karl 9), dessen Mitregent er seit 1808 war, in der Regierung und verlieh dem Lande 22. Aug. 1818 die Verfassung. K. war seit 1806 vermählt mit Stephanie von Beauharnais (s. Stephanie), deren zwei Söhne bald nach der Geburt starben, weshalb ihm sein Oheim Ludwig, Karl Friedrichs dritter Sohn erster Ehe, in der Regierung folgte. Vgl. Karoline von Freystedt, Erinnerungen aus dem Hofleben (hrsg. von Obser, Heidelb. 1902).

[Bayern.] 11) K. Theodor Maximilian August, Herzog von Bayern, geb. 7. Juli 1795 in Mannheim, gest. 16. Aug. 1875 in Tegernsee, zweiter Sohn des Herzogs Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, nachherigen Kurfürsten und seit 1806 Königs von Bayern, vorwiegend militärisch gebildet, ward bereits 1813 Generalmajor und Brigadier der Infanterie, focht in den Befreiungskriegen an der Seite des Generals Wrede und begleitete seinen Vater auf den Wiener Kongreß. Er übernahm sodann das Generalkommando in München, trat aber 1822, da

mehrere seiner Militärreformvorschläge kein Gehör fanden, als General der Kavallerie zurück und lebte fortan seinen Studien, bis er nach Wredes Tod 1838 den Oberbefehl der bayrischen Armee übernahm. 1841 ward er Feldmarschall u. Generalinspektor der Armee, 1860 Oberbefehlshaber des 7. deutschen Bundeskorps, befehligte dieses 1866 im Kriege gegen Preußen, legte nach dem unglücklichen Ausgang alle militärischen Würden nieder und zog sich nach Tegernsee zurück.

12) K. Theodor, Herzog in Bayern, geb. 9. Aug. 1839 in Possenhofen, zweiter Sohn des Herzogs Maximilian von der Linie Zweibrücken-Birkenfeld, jüngerer Bruder der Kaiserin Elisabeth von Österreich, trat in die Artillerie ein, studierte dann Medizin, wurde von der Universität München zum Doktor der Medizin promoviert und erhielt durch besondern Erlaß des Reichskanzlers 1880 die Befugnis zur Ausübung des ärztlichen Berufs. Sein besonderes Fach ist die Augenheilkunde. Im Gräfeschen »Archiv für Ophthalmologie« (1880) veröffentlichte er eine Abhandlung: »Beiträge zur Anatomie und Physiologie des Glaskörpers«. Er war zum erstenmal seit 1865 vermählt mit der Prinzessin Sophie von Sachsen, die schon 1867 starb, seit 1874 mit der Prinzessin Maria Josepha von Braganza, der Tochter des verstorbenen portugiesischen Prätendenten Dom Miguel. Er lebt meist in Tegernsee, das ihm Prinz Karl von Bayern (s. Karl 11) vermachte, oder in Meran. Seit dem Tode seines Vaters (15. Nov. 1888) ist K. durch den Verzicht seines ältern Bruders, Ludwig, Haupt der herzoglichen Linie des bayrischen Hauses.

[Brandenburg.] 13) K. Friedrich Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Schwedt, geb. 10. Juni 1705, gest. 22. Juni 1762 in Breslau, Enkel des Großen Kurfürsten, trat früh in die preußische Armee, zeichnete sich im ersten Schlesischen Kriege bei der Einnahme von Glogau, bei Mollwitz und Chotusitz aus und befehligte zur besondern Zufriedenheit des Königs Anfang 1745 in Oberschlesien. Im Siebenjährigen Kriege wiederholt mit selbständigen Kommandos betraut, zeichnete er sich bei Hochkirch und Torgau aus, ward aber in beiden Schlachten, wie bei Mollwitz, verwundet. Er war von edlem, menschenfreundlichem Charakter, liebte Kunst und Wissenschaft und war 31 Jahre Herrenmeister des Johanniterordens. Mit seinem Tod erlosch die Linie Brandenburg-Schwedt, da seine Brüder auf dem Schlachtfeld gefallen waren. Nach ihm heißt seit 1889 das 7. brandenburgische Infanterieregiment Nr. 60 Infanterieregiment Markgraf K.

[Braunschweig.] 14) K. Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, geb. 9. Okt. 1735, gest. 10. Nov. 1806, ältester Sohn des Herzogs Karl I. (geb. 1713, gest. 1780) und der Prinzessin Philippine Charlotte von Preußen, zum Unterschied von seinem Oheim, Herzog Ferdinand, der Erbprinz genannt, befehligte im Siebenjährigen Kriege die braunschweigischen Truppen, tat sich in der Schlacht bei Hastenbeck hervor und entschied später die Schlacht bei Krefeld. Seit 1764 mit Auguste, Tochter des Prinzen von Wales, vermählt, trat er 1773 als General der Infanterie in die preußische Armee, nahm am Bayrischen Erbfolgekrieg teil und kam 1780 nach seines Vaters Tode zur Regierung. 1787 befehligte er die preußische Expedition gegen Holland. Beim Ausbruch des Revolutionskrieges erließ er als Oberbefehlshaber über die österreichisch-preußische Armee 25. Juli 1792 das bekannte Manifest von Koblenz, eroberte Longwy und Verdun und drang in die Champagne ein, führte jedoch den Krieg zu bedächtig und mußte sich nach der Kanonade von Valmy (20. Sept.) zurückziehen. Obwohl er 1793 Mainz wieder eroberte, die Schlacht bei Pirmasens (14. Sept.) gewann, in Gemeinschaft mit dem österreichischen General Wurmser die Weißenburger Linien stürmte und bei Kaiserslautern (29. u. 30. Nov.) die Franzosen unter Pichegru und Hoche schlug, so nützte er doch seine Überlegenheit nicht aus und wurde auch durch das Zerwürfnis zwischen Preußen und Österreich in seinen Unternehmungen gehemmt. Infolge des Haager Vertrags legte er 1794 seine Befehlshaberstelle nieder. 1806 stand er als Oberbefehlshaber des preußischen Heeres von neuem im Felde. Bei Auerstedt (14. Okt.) durch einen Schuß beider Augen beraubt und aus Braunschweig durch die Franzosen vertrieben, starb er 10. Nov. in Ottensen bei Altona. 1874 wurde ihm in Braunschweig ein Reiterstandbild (von Pönninger) errichtet. Vgl. Lord E. Fitzmaurice, Charles William F., duke of Brunswick, an historical study (Lond. 1901).

15) K. Friedrich August Wilhelm, Herzog von Braunschweig, geb. 30. Okt. 1804 in Braunschweig, gest. 18. Aug. 1873 in Genf, Enkel des vorigen, Sohn des bei Quatrebras 16. Juni 1815 gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm (s. Friedrich 16) und der Prinzessin Marie von Baden, wurde im Ausland erzogen, kam nach dem Tode seines Vaters unter die Vormundschaft des Prinz-Regenten, nachherigen Königs Georg IV. von England, der dem hannoverschen Minister Grafen Münster und dem braunschweigischen Minister Geheimrat v. Schmidt-Phiseldeck die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraute. Der Prinz bekundete früh üble Charaktereigenschaften, führte, von Münster mit Major v. Linsingen 1820 nach Lausanne gesandt, ein wüstes Leben und hielt sich dann bei seiner Großmutter, der Markgräfin Amalie von Baden, in Bruchsal und später in Wien auf, bis ihm der König auf Metternichs Rat die Regierung 30. Okt. 1823 übertrug. Sieben Jahre regierte er nach Laune und Willkür und reizte seine Untertanen so, daß, als er 6. Sept. 1830 abends das Theater verließ, sein Wagen mit Steinwürfen verfolgt und das Schloß die ganze Nacht belagert wurde. Er entfloh, machte dann gegen Ende des Jahres einen Versuch, sein Herzogtum wiederzuerobern, und ward, da er freiwilligen Verzicht verweigerte, durch Beschluß des Landtags, den der Bundestag 2. Dez. bestätigte, abgesetzt. Er ging nach Paris, 1831 nach Spanien, von da nach London und endlich wieder nach Paris, wo er mit dem greisen Jérôme in vertrautem Verkehr lebte. Die Hoffnung auf Wiedererlangung seiner Herrschaft gab er nie auf und schloß schon 1845 einen diesbezüglichen Vertrag mit Napoleon III., den er vor dem Staatsstreich reichlich mit Geld unterstützte. 1870 nach Genf übergesiedelt, vermachte er, unversöhnt mit seinen Verwandten, sein bedeutendes, namentlich an Diamanten reiches Vermögen der Stadt Genf mit der Verpflichtung, ihm ein Reiterstandbild zu errichten. Dieses (Bronzestatue von Cain) wurde 1879 enthüllt. Doch machten die Nachkommen einer natürlichen Tochter des Herzogs, einer Gräfin von Civry, der Stadt Genf die Erbschaft streitig. Die auf Karls Befehl französisch und deutsch abgefaßten Memoiren (1836, 1844) sind ein verlogenes Machwerk. Vgl. K. Braun, Der Diamantenherzog (Berl. 1881).

[Burgund.] 16) K. der Kühne (Charles le Téméraire), Herzog von Burgund, geb. 10. Nov. 1433 in Dijon, gest. 5. Jan. 1477, Sohn des Herzogs Philipp III., des Guten, aus dem Hause Valois und

dessen dritter Gemahlin, Isabella von Portugal, führte zuerst den Titel Graf von Charolais. Von stattlicher Gestalt, übte er sich früh in allen Ritterkünsten. Er lebte einfach und mäßig, war tapfer und energisch, aber auch jähzornig, leidenschaftlich und unversöhnlich. 1465 stellte er sich an die Spitze des von den französischen Großen gegen Ludwigs XI. Despotie geschlossenen Bundes (ligue du bien public). Er fiel in Frankreich ein, erschien mit 26,000 Mann vor Paris, lieferte 16. Juli dem König die unentschiedene Schlacht bei Montlhéry (16. Juli 1465) und diktierte 29. Okt. den Frieden von St.-Maur. 1467 folgte er seinem Vater auf dem Thron und betrieb seitdem den Plan, ein Königreich Burgund herzustellen, dem auch Lothringen, die Schweiz und das südliche Frankreich einverleibt werden sollten. Als sich 1468 Lüttich, von Frankreich aufgereizt, gegen seinen Bischof empörte, brachte K. König Ludwig XI. durch List in seine Gewalt, zwang ihn zum Vertrag von Péronne (14. Okt.) und züchtigte Lüttich grausam. Durch seine Eroberungsgier geriet er mit allen Nachbarn in Streit, und nachdem er 1474—75 Neuß vergeblich belagert, wandte er sich gegen die Schweizer, die 1474 seinem Heer bei Héricourt eine Niederlage beigebracht, verlor aber gegen sie die beiden Schlachten bei Grandson (2. März 1476) und bei Murten (22. Juni), die mit schmachvoller Flucht und Verlust seines kostbaren Lagers (s. Diamant, S. 866, 2. Spalte) endeten, und fiel in der Schlacht bei Nancy, das er hatte wiedererobern wollen, und wo er nun, der letzte der burgundischen Valois, begraben wurde. Seine Erbin war seine und seiner Gemahlin Isabella von Bourbon einzige Tochter Marie, die den Erzherzog Maximilian von Österreich heiratete. Der Untergang des stolzen Burgunderherzogs durch die Heere der Eidgenossen gab für eine Reihe dramatischer Dichtungen den Stoff ab, von denen als die jüngsten nur die Tragödien von Gengenbach (»Schlacht bei Murten«, 1854) und M. Meyr (»K. der Kühne«, 1862) genannt seien. Vgl. Barante, Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois (8. Aufl., Par. 1858, 8 Bde.); Rodt, Die Kriege Karls des Kühnen (Schaffh. 1844—45, 2 Bde.); Kirk, History of Charles the Bold, duke of Burgundy (Lond. 1863, 3 Bde.); Hoch, Murten und K. der Kühne (deutsch, Basel 1876); Daendliker, Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege (Zürich 1876); Toutey, Charles le Téméraire et la ligue de Constance (Par. 1902; mit Archivalien).

[Frankreich.] 17) K. I., bei den Franzosen soviel wie Karl der Große (s. Karl 2, S. 627).

18) K. II., soviel wie Karl der Kahle (s. Karl 3).

19) K. III., von spätern Chronisten mit Unrecht der Einfältige genannt, geb. 879, gest. 929, Ludwigs II., des Stammlers, jüngster Sohn, wurde, als sein Bruder Karlmann 884 starb, bei der Besetzung des Thrones zugunsten Karls des Dicken von Ostfranken durch die von den Normannen hart bedrängten Franzosen übergangen. Nach dem Tode Karls des Dicken machte er dem Usurpator Odo die französische Krone streitig und zwang ihn 897 zu einem Vertrag, in dem alles Land zwischen Seine und Maas ihm abgetreten wurde. Als dann Odo im Januar 898 starb, ward K. König von ganz Frankreich, vermochte aber den übermächtigen Vasallen gegenüber nicht mehr Ruhe und Ordnung herzustellen. Dem furchtbaren normannischen Piratenhäuptling Hrolf (Rollo) Gangr überließ er 911 die Normandie als erbliches Herzogtum, wofür Hrolf unter dem Namen Robert Christ wurde und des Königs Tochter Gisela heiratete. Die Zwistigkeiten in Deutschland benutzte er, um 912 Lothringen diesem abzunehmen und mit Frankreich zu vereinigen. 922 brach gegen ihn ein Aufstand der französischen Großen unter Giselbert von Lothringen, Rudolf von Burgund und Robert von Francien, der zum König ausgerufen wurde, aus. In der Schlacht bei Soissons (923) fiel zwar der letztere, aber der König wurde besiegt und eingekerkert, Rudolf von Burgund an seiner Stelle auf den Thron erhoben. Im Schloß zu Péronne starb K. Die Königin Ethgive vermochte mit Karls und ihrem Sohn Ludwig zu ihrem Bruder, dem englischen König Athelstan, übers Meer zu entfliehen. Vgl. Borgnet, Étude sur le règne de Charles le Simple, im 17. Bd. der »Comptes rendus de l'Académie de Bruxelles«; Eckel, Charles le Simple (Par. 1899).

20) K. IV., der Schöne, geb. 1294, gest. 31. Jan. 1328, der dritte Sohn Philipps des Schönen und der Johanna von Navarra, bestieg nach dem Tode seines ältern Bruders, Philipps des Langen, im Januar 1322 den Thron. Den Grafen von Flandern unterstützte er glücklich gegen seine rebellierenden Untertanen. Ebenso stand er seiner Schwester, der englischen Königin Isabella, gegen deren Gemahl Eduard II. bei, der besiegt und getötet wurde; hierfür trat Isabella an K. das Agénois ab und bezahlte ihm 50,000 Mark Sterl. (1327). Nach innen war Karls Regierung despotisch und drückend. Nach seiner Scheidung von der ehebrecherischen Blanka von Burgund ehelichte er Maria von Luxemburg und nach deren frühem Tode Johanna von Evreux, die ihm drei Töchter gebar. Mit ihm erlosch der gerade Mannesstamm der Kapetinger.

21) K. V., der Weise, geb. 21. Jan. 1337 in Vincennes, gest. 16. Sept. 1380, Sohn König Johanns, ward durch die testamentarische Bestimmung Humberts II. von Dauphiné erster Dauphin und übernahm schon 1356, als sein Vater bei Maupertuis gegen die Engländer gefangen wurde, die Reichsverwaltung, hatte aber anfangs einen schwierigen Stand, da die Großen sich die Gewalt anmaßten, die Stadt Paris revoltierte und gleichzeitig die Unruhen der Jacquerie ausbrachen. Nach dem Frieden von Bretigny 1360 kehrte Johann auf den Thron zurück, den sodann nach seinem Ableben (8. April 1364) K. bestieg. Selbst dem Krieg abgeneigt, fand K. in dem Bretonen Bertrand Duguesclin eine glückliche Hand für dessen Führung. Den Engländern nahm Duguesclin fast alle ihre Besitzungen in Frankreich wieder ab. Schon 1367 hatte K. ein Landfriedensgesetz erlassen, wie er denn überhaupt Sicherung des Landes vor den Söldnerbanden, vor dem Druck des Adels und seinen Binnenzöllen und vor den Ungerechtigkeiten der Gerichte erstrebte. Durch Handelsbegünstigungen zog er auch Fremde ins Land, begünstigte Künste und Wissenschaften, stiftete die königliche Bibliothek in Paris und erbaute die Bastille daselbst. Seine Gemahlin Johanna von Bourbon gebar ihm zwei Söhne, seinen Nachfolger Karl VI. und Ludwig, Herzog von Orléans. Vgl. Choisy, Vie de Charles V (Par. 1689, neue Ausg. 1784); Barthélemy de Beauregard, Histoire de Charles V (das. 1843); Delisle, Mandements et actes divers de Charles V (das. 1874).

22) K. VI., der Geliebte oder der Wahnsinnige, geb. 3. Dez. 1368 in Paris, gest. 21. Okt. 1422, Sohn des vorigen, kam 1380 auf den Thron unter Vormundschaft seiner väterlichen Oheime Ludwig von Anjou, Johann von Berri und Philipp von Burgund,

die das Land aufs äußerste bedrückten und viele Aufstände des Volkes in Paris und andern Städten hervorriefen. Die Empörungen wurden blutig unterdrückt, die aufrührerischen Flandrer 1382 bei Roosebeke besiegt u. die Herrschaft des Adels neu begründet. Erst 1388 übernahm K. die Regierung selbst. Er war guten Regungen leicht zugänglich, freundlich und herablassend, persönlich tapfer; doch war er phantastisch, nervös aufgeregt und steigerte diese für einen Regenten so gefährlichen Eigenschaften durch Ausschweifungen, die ihn bald jeder ernstern Beschäftigung entfremdeten. Auf einem Zuge gegen den aufrührerischen Herzog von der Bretagne (1392) fiel der König in Geisteszerrüttung, und ein zufälliger Brand bei einer Maskerade, der mehreren Personen das Leben kostete, brachte bei ihm den Wahnsinn 1393 unheilbar zum Ausbruch. Um die Herrschaft stritten sich nun zwei Parteien, die Armagnacs unter dem Herzog Ludwig von Orléans und nach dessen Ermordung 1407 unter dem Grafen von Armagnac, und die Bourguignons unter dem Herzog Johann von Burgund. Jenen schloß sich der Dauphin Karl, diesen König Karls Gemahlin Isabeau von Bayern an. Die innern Kämpfe benutzte Heinrich V. von England zu einem neuen Eroberungskrieg, und 1420 schloß der König unter dem Einfluß Isabeaus und Burgunds mit Heinrich V. den Vertrag von Troyes, in dem er diesem seine Tochter Katharina vermählte und ihn als Thronfolger anerkannte. Vgl. Duval-Pineux, Histoire de France sous le règne de Charles VI (Par. 1842, 2 Bde.); du Fresne de Beaucourt, Histoire de Charles VII, Bd. 1 (daf. 1881).

23) K. VII., der Siegreiche, geb. 22. Febr. 1403, gest. 22. Juli 1461, dritter Sohn und Nachfolger des vorigen, wurde nach dem Tode seiner ältern Brüder 1417 Dauphin und Regent, aber 1418 von den Bourguignons aus Paris vertrieben und nahm in Bourges seine Residenz. Als er jedoch auf Anstiften Duchâtels Johann den Unerschrockenen von Burgund auf der Yonnebrücke zu Montereau 10. Sept. 1419 hinterlistig hatte ermorden lassen, fielen alle burgundischen Länder, ganz Nordfrankreich, den Engländern zu, auf deren Seite auch Karls eigne Mutter Isabeau trat. König Heinrich V. ließ K. durch das Pariser Parlament für des Thrones verlustig erklären (1421), und nach Heinrichs und Karls VI. Tode (1422) wurde des erstern einjähriger Sohn, Heinrich VI., in Paris als König anerkannt. Bei Crevant (1423) und bei Verneuil (1424) vollständig geschlagen, wurde das Heer des »Dauphins« K. durch die verbündeten Engländer und Burgunder hinter die Loire getrieben, so daß man K. spottweise den »König von Bourges« nannte. Leichtsinnig vertändelte K. zu Chinon seine Zeit mit üppigen Festen und zahlreichen Mätressen. Endlich verschaffte die Jungfrau von Orléans (s. Jeanne d'Arc) K. den Sieg und führte ihn 1429 in die Krönungsstadt Reims. Burgund versöhnte sich 1435 mit K. durch den freilich für letztern sehr opfervollen Vertrag von Arras. Seitdem ging es mit der Herrschaft der Engländer unaufhaltsam rückwärts, zumal K., durch seine Geliebte Agnes Sorel veranlaßt, mehr Tätigkeit und Eifer entwickelte. Im April 1436 wurde den Engländern Paris abgenommen, und bis zum Oktober 1453 wurden sie gänzlich aus Frankreich vertrieben. Inzwischen begründete K. durch die Pragmatische Sanktion von 1438 die Freiheit der gallikanischen Kirche. Vor allem ordnete er die Finanzen und die Rechtspflege, beseitigte die zügellosen Söldnerbanden (Armagnacs), errichtete ein kleines, aber zuverlässiges stehendes Heer und hemmte durch energische Verordnungen den Druck des Adels auf die untern Klassen, was einen offenen Aufstand, die sogen. Praguerie, hervorrief, dem sich sogar der Dauphin Ludwig anschloß. K. war vermählt mit Maria von Anjou, die ihm einen Sohn, den nachherigen Ludwig XI., gebar. Vgl. Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII (Par. 1862—65, 3 Bde.); du Fresne de Beaucourt, Histoire de Charles VII (daf. 1881—92, 6 Bde.); Clément, Jacques Cœur et Charles VII (4. Aufl., daf. 1874).

24) K. VIII., geb. 30. Juni 1470 in Amboise, gest. 7. April 1498, ältester Sohn Ludwigs XI., Enkel des vorigen, bestieg nach dem Tode seines Vaters 1483 den Thron. K. war ein schwächlicher, phantastischer und beschränkter Fürst. Durch seine Vermählung mit Anna, der Erbin der Bretagne, erwarb er dies Land für die Krone. Als Erbe der Rechte der Anjous auf Neapel unternahm er 1494 einen Kriegszug nach Italien, eroberte auch 1495 das Königreich, ward aber durch den Bund zwischen dem Papste, dem Kaiser, Ferdinand von Aragonien u. a. wieder aus Italien vertrieben. Er starb, erst 27 Jahre alt. Mit ihm erlosch der ältere Stamm der Valois. Sein Nachfolger war Ludwig XII., Urenkel Karls V. Vgl. Ségur, Histoire de Charles VIII (2. Aufl., Par. 1842, 2 Bde.); de Cherrier, Histoire de Charles VIII (2. Aufl., daf. 1870, 2 Bde.); Delaborde, L'expédition de Charles VIII en Italie (daf. 1888); Zeller, Charles VIII: La guerre folle; le mariage breton, 1485—1491 (daf. 1888); »Lettres de Charles VIII« (daf. 1898—1903, 4 Bde.).

25) K. IX., zweiter Sohn Heinrichs II. und der Katharina von Medici, bei seiner Geburt 27. Juni 1550 zum Herzog von Orléans ernannt, gest. 30. Mai 1574, folgte seinem Bruder Franz II. 5. Dez. 1560 auf dem Thron und zwar unter Vormundschaft seiner Mutter. 1563 für mündig erklärt, überließ er die Regierung nach wie vor seiner Mutter. Eine größere Selbständigkeit zeigte er erst 1570, nach dem Religionsfrieden von St.-Germain-en-Laye. Er berief Coligny als seinen vertrauten Ratgeber an den Hof, begünstigte die Hugenotten im Innern und schlug nach außen eine den Spaniern feindselige Politik ein, die zum Kriege mit diesen führen zu müssen schien. Als aber Colignys Entwürfe mannigfache Niederlagen erlitten, gelang es Katharina und deren Freunden, K. zum Bruch mit den Hugenotten und zur Anordnung der Pariser Bluthochzeit (s. Bartholomäusnacht) fortzureißen, die er nachträglich als längst geplante und listig verwirklichte Absicht bezeichnete. Da die Metzelei aber nicht den innern Frieden des Reiches herstellte, sondern nur neue Aufstände herbeiführte, wurde sein Gewissen nicht wieder ruhig, und er erlag der Schwindsucht im Schloß zu Vincennes. Seine Gemahlin Elisabeth, Tochter des Kaisers Maximilian II., hatte ihm keine Kinder geboren, daher ihm sein Bruder Heinrich III. in der Herrschaft folgte. Vgl. Desjardins, Charles IX, 1570 bis 1572 (Douai 1825); De la Barre-Duparcq, Histoire de Charles IX (Par. 1875). Mérimée hat die Geschichte Karls dichterisch behandelt in seiner »Chronique du règne de Charles IX« (1829 u. öfter).

26) K. X. Philipp, geb. 9. Okt. 1757 in Versailles, gest. 6. Nov. 1836 in Görz, dritter Sohn des Dauphins Ludwig, einzigen Sohnes Ludwigs XV., Bruder Ludwigs XVI. und Ludwigs XVIII., erhielt den Titel eines Grafen von Artois. Seine Erziehung an dem frivolen Hof seines Großvaters Ludwig XV. blieb nicht ohne üble Einwirkung auf den überdies geistig beschränkten Prinzen. Im Juli 1789 gab er

das Zeichen zur Auswanderung des royalistischen Adels und zog allenthalben umher, seinem Vaterlande Feinde zu erwecken. Bei Kaiser Leopold II. in Mantua ward er für einen Angriff auf Frankreich, wohnte 1791 dem Kongreß in Pillnitz bei und nahm im Emigrantenkorps an der Invasion von 1792 teil. Nach Ludwigs XVI. Tode ward er von Ludwig XVIII. zum Generalleutnant des Königreichs ernannt und versuchte 1795 mit einer englischen Flottille bei Ile Dieu eine Landung, die jedoch mißlang. Darauf lebte er von der ihm verliehenen englischen Pension von 15,000 Pfd. Sterl. in London und in Hartwell bei seinem Bruder. Als die Verbündeten 1814 gegen Paris zogen, trat er mit einer freiheitverheißenden Proklamation in Frankreich auf. In Paris nahm er als Generalleutnant im Namen Ludwigs XVIII. die Regierung in die Hand, verkündete Freiheit der Presse und der Personen, Aufhebung der Droits réunis (12. April 1814), erkannte auch die Grundzüge der Konstitution an und schloß einen Waffenstillstand mit den Verbündeten. Bei Napoleons I. Rückkehr (1815) floh K. mit der königlichen Familie nach Gent. Nach der zweiten Restauration legten er und seine Gesinnungsgenossen (»Pavillon Marsan«) die ausschweifendsten reaktionären Gelüste an den Tag und intrigierten gegen seinen Bruder Ludwig XVIII., die Charte und die Kammern. Nachdem er 16. Sept. 1824 seinem Bruder auf dem Thron gefolgt war und sich 29. Mai 1825 mit mittelalterlichem Pomp in Reims hatte salben und krönen lassen, schien er anfangs eine gemäßigtere Richtung einzuschlagen, lenkte aber sodann wieder in die frühere reaktionäre Bahn ein. Er berief Villèle an die Spitze eines rückschrittlichen Ministeriums und übertrug, nachdem der gemäßigtere Martignac sich mit der Kammer nicht hatte verständigen können, Polignac die Leitung der Staatsgeschäfte. Durch auswärtige Erfolge suchte K. die Unzufriedenheit der Nation zu beschwichtigen und unternahm zu diesem Zweck 1830 die Expedition nach Algier. Doch blieb sie ohne Erfolg auf die Volksstimmung, zu deren Organ sich die 221 liberalen Mitglieder der Kammer machten. Um die Opposition zu unterdrücken, erließ K. 25. Juli 1830 die berüchtigten Juliordonnanzen. Hierdurch rief er die Julirevolution von 1830 hervor, infolge deren er 2. Aug. 1830 zugunsten seines Enkels, des Herzogs Heinrich von Bordeaux, auf die Krone verzichtete. Er lebte fortan nacheinander in Edinburg, Prag, Kirchberg und Görz. K. war seit 1773 vermählt mit Maria Theresia von Savoyen, die ihm die Herzoge von Angoulême und von Berri gebar. Vgl. Védrenne, Vie de Charles X (Par. 1879, 3 Bde.); Petit, Charles X (das. 1886); Villeneuve, Charles X et Louis XIX en exil. Mémoires inédits (das. 1889); Imbert de Saint-Amand, La cour de Charles X (das. 1892).

[Großbritannien und Irland.] Könige von England, Schottland und Irland: 27) K. I., geb. 19. Nov. 1600 zu Dunfermline in Schottland, gest. 30. Jan. 1649, zweiter Sohn Jakobs I., durch den Tod seines Bruders Heinrich 1612 Prinz von Wales geworden, bestieg 6. April 1625 den Thron. K. hatte schon vorher durch seine Verlobung mit der katholischen Henriette Maria, Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, die öffentliche Meinung gegen sich, und später entzog ihm die vom Vater ererbte Neigung zu dem stolzen Buckingham die Liebe des Volkes noch mehr. Zudem war er, obwohl tätig, geistvoll, gütig und liebenswürdig, doch zu Leichtsinn, Hartnäckigkeit und Willkür geneigt, vor allem aber besaß er einen unwiderstehlichen Hang zu gefährlichen und zweideutigen Intrigen. So geriet er bald in scharfe Kämpfe mit dem Parlament, die nach der Ermordung Buckinghams (im August 1628) zuletzt dahin führten, daß der König eine Reihe von Jahren hindurch ohne Parlament mit Hilfe verfassungswidriger Willkürmaßregeln regierte, in weltlichen Angelegenheiten hauptsächlich von Wentworth, später Lord Strafford (s. d.), in geistlichen von dem Erzbischof Laud (s. d.) beraten. Allein als der König 1637 auch mit den Schotten zerfiel, die wegen der Einführung einer neuen hochkirchlichen Liturgie einen Aufstand unternahmen, sah er sich 1640 genötigt, das Parlament wieder zu berufen. Indessen der frühere Zwist erneuerte und verstärkte sich nur: das Parlament wollte die bedrängte Lage Karls zur Erweiterung der eignen und zur Beschränkung der königlichen Rechte benutzen; K. gab in vielen Dingen nach und war kleinmütig genug, dem Unterhause sogar seine Günstlinge Strafford und Laud zu opfern. Aber trotzdem brach 1642, als der König London verließ, der offene Kampf zwischen ihm und seinem Volk aus. K. berief ein Parlament nach York, lehnte die letzten Forderungen des Londoner Parlaments, das einen Verzicht auf die wichtigsten Machtbefugnisse der Krone verlangte, ab und begann den Bürgerkrieg. Fast zwei Jahre lang behauptete er das Übergewicht, bis die Verbindung des englischen und schottischen Parlaments, das Scheitern des Versuchs des Königs, sich auf ein in Oxford zusammenberufenes royalistisches Gegenparlament zu stützen, endlich die Reorganisation der Parlamentsarmee durch Cromwell die Entscheidung herbeiführten. Am 2. Juli 1644 erlitten die Königlichen bei Marston-Moor, unweit York, eine bedeutende Niederlage, und wenn diese auch durch die Unfälle, die das Parlamentsheer unter dem Grafen Essex 1. Sept. in Cornwall erlitt, aufgewogen wurde, so war doch das Unterliegen des Königs kaum noch zweifelhaft. Neue Verhandlungen zu Uxbridge (Januar 1645) scheiterten an den weitgehenden Forderungen des Parlaments. Die Niederlage bei Naseby, unweit Northampton (14. Juni), namentlich aber die Veröffentlichung seines Briefwechsels, den die Sieger erbeutet hatten, und aus dem hervorging, daß er die Hilfe des Auslandes nachgesucht hatte, bestimmten K. zur Nachgiebigkeit. Allein es war zu spät. Seine Anerbietungen wurden zurückgewiesen; und, um nicht in Oxford eingeschlossen zu werden, warf er sich den Schotten in die Arme. Am 27. April 1646 floh er und gelangte nach mehrtägigem Umherirren in das Schottenlager. Der Empfang war ehrenvoll, aber tatsächlich war K. nun ein Gefangener, und im Januar 1647 lieferten die Schotten ihn für 400,000 Pfd. Sterl. an das englische Parlament aus, das ihn im Schloß Holmby in der Grafschaft Northampton gefangen setzte. Die Presbyterianer dachten nun an eine vertragsmäßige Ausgleichung der Wirren, die Independenten hingegen erstrebten unbedingte Beseitigung der königlichen Macht. Cromwell ließ den König heimlich entführen und knüpfte Verhandlungen mit ihm an, deren Erfolg aber durch das zweideutige Verhalten des Königs vereitelt wurde. Am 11. Nov. entfloh K. von Hamptoncourt auf die Insel Wight, ward jedoch vom Gouverneur der Insel verhaftet und auf das feste Schloß Carisbrook gebracht. In den letzten Monaten 1647 fanden zwar neue Verhandlungen zwischen König, Heer und Parlament statt, die aber von vornherein aussichtslos waren und deren Abbruch im Januar 1648 beschlossen wurde. Nun rüsteten zwar die Schotten für K. und rückten in England ein, wurden aber von Cromwell 17.—19. Aug.

bei Preston geschlagen. Gleichwohl erneuerte das Parlament die Verhandlungen mit dem König; aber das Heer wollte davon nichts wissen, bemächtigte sich 1. Dez. der Person Karls und entfernte 6. Dez. die seinen Tendenzen widerstrebenden Mitglieder gewaltsam aus dem Unterhaus. Der König wurde 23. Dez. nach Windsor gebracht, und das Rumpfparlament beschloß im Januar 1649 seine Anklage wegen Hochverrats vor einem Gerichtshof von 150 Personen, bestehend aus Peers, Oberrichtern, Baronets, Aldermen und Mitgliedern des Unterhauses. Am 19. Jan. brachte man K. nach London; am 20. begann der Prozeß im großen Saal von Westminster. Bradshaw (s. d.) war Präsident des Gerichtshofs, gegen den K. protestierte. Vergebens verwendeten sich die auswärtigen Höfe und das schottische Parlament für K.: am 27. ward er als Tyrann, Verräter, Mörder und Landesfeind zum Tode verurteilt. Nach Mitteilung des Urteils verlangte K. noch einmal Gehör; man glaubte, daß er der Krone zugunsten des Prinzen von Wales entsagen wollte. Er wurde jedoch mit Gewalt abgeführt und 30. Jan. vor dem Palast Whitehall in London hingerichtet. Die Schriften Karls gab Brown (Haag 1651) heraus, seine Memoiren 1646—49 Allen Fea (Lond. 1904); seine Briefe an Henriette Maria wurden 1856 von der Camden Society veröffentlicht. Sein Bildnis s. Tafel »Kostüme III«, Fig. 1. Vgl. Disraeli, Commentaries on the life and reign of Charles I. (Lond. 1828—1831, 5 Bde.; neue Ausg. 1850, 2 Bde.); Guizot, Histoire de Charles I, 1625—1649 (Par. 1828 u. ö., 2 Bde.); Gardiner, History of England under the duke of Buckingham and Charles I., 1624—1628 (Lond. 1874, 2 Bde.), The personal government of Charles I., 1628—1637 (das. 1877, 2 Bde.) und The fall of the monarchy of Charles I. (das. 1882, 2 Bde.); Chancellor, Life of Charles I., 1600—1625 (das. 1886); Skelton, Charles I. (das. 1898).

28) K. II., ältester Sohn des vorigen, geb. 29. Mai 1630, gest. 6. Febr. 1685, wurde während des Bürgerkrieges unter Leitung seiner Mutter in Frankreich erzogen und befand sich zur Zeit der Hinrichtung seines Vaters im Haag. Danach nahm er den Königstitel an und wurde in Irland und 5. Febr. 1649 auch in Schottland zum König ausgerufen. Aber der in Irland zu seinen Gunsten ausgebrochene Aufstand ward von Cromwell und Ireton niedergeworfen, und auch in Schottland hatte K. keinen Erfolg. Er landete zwar daselbst im Juni 1650 und wurde, nachdem er sich den Anforderungen des presbyterianischen Parlaments gefügt hatte, zu Scone gekrönt (1. Jan. 1651); aber inzwischen war Cromwell nach seinem Sieg bei Dunbar über Leslie schon tief in Schottland eingedrungen. Um ihn zum Rückzug zu bewegen, unternahm K. mit 14,000 Mann einen kühnen Marsch nach England, wurde aber 3. Sept. 1651 bei Worcester völlig geschlagen. Nach einer abenteuerreichen Flucht gelangte er 16. Okt. in die Normandie. K. lebte nun vorzugsweise in den Niederlanden und hörte nicht auf, Pläne für seine Rückkehr zu schmieden. Doch erst nach Cromwells Tod trat die royalistische Partei in England offener hervor, und als sich ihr auch der General George Monk anschloß, setzte sie im Mai 1660 die Wiederherstellung des Königtums durch. K., der sich im Haag befand, kam 25. Mai auf der zu seinem Empfang abgeschickten Flotte in Dover an und zog 29. Mai unter lautem Jubel des Volkes in London ein. England hatte wieder einen König; aber in der den Stuarts eigentümlichen Verblendung knüpfte dieser überall da an, wo sein Vater geendet hatte. Die bischöfliche Kirche wurde wiederhergestellt; die presbyterianischen Geistlichen, denen K. die in Schottland erlittenen Demütigungen nicht verzieh, verloren ihre Pfarreien; die verkauften Ländereien der Krone und der Kirche wurden eingezogen; den Richtern Karls I. ward der Prozeß gemacht, mehrere wurden hingerichtet, die Leichen andrer, auch die Cromwells, aus den Gräbern gerissen und an den Galgen gehängt. Auch die auswärtige Politik Karls war weder glücklich noch ruhmvoll. Er verkaufte das von Cromwell erworbene Dünkirchen an Frankreich und stürzte sich 1665 in einen Krieg mit Holland, in dem er die Schmach erlebte, daß eine niederländische Flotte in die Themse eindrang, und dem der Friede von Breda 1667 ein wenig befriedigendes Ende machte. Vollends nach der Entlassung seines Ministers Edward Hyde Lord Clarendon und der Einsetzung des höchst unpopulären Cabal-Ministeriums warf K. sich in die Arme der Reaktion. Seit Anfang 1669 ging er mit dem Plan um, mit Hilfe Ludwigs XIV. die katholische Religion und die absolute Monarchie wieder einzuführen, und im Juni 1670 schloß er eine geheime Allianz mit Frankreich, die ihn völlig von den Subsidien Ludwigs abhängig machte. Dieser Bund nötigte ihn 1672 zur Teilnahme an dem Rachekrieg Frankreichs gegen Holland, doch zwang ihn der Wille der Nation schon 1674 zum Frieden. Auch die religiösen Pläne des Königs hatten wenig Erfolg: seine 1672 erlassene Duldungsverordnung, welche die Strafgesetze gegen Katholiken und Dissidenten aufhob, mußte er zurücknehmen und der Testakte zustimmen, welche die Katholiken von allen öffentlichen Ämtern ausschloß. Nach einigen Jahren energielosen Schwankens wurde K. 1678 wieder in entschiedenere Bahnen gelenkt. Das von Titus Oates denunzierte angebliche Komplott der Papisten (popish plot), den König zu ermorden und den Katholizismus mit Gewalt wieder einzuführen, brachte ganz England in Aufregung; das Parlament verlangte 1679, hauptsächlich auf Betreiben Lord Shaftesburys, die Ausschließung des Herzogs von York (nachmals Jakobs II.) von der Thronfolge. K. genehmigte zwar die gleichzeitig beschlossene Habeaskorpusakte, verweigerte aber seine Zustimmung zu der Ausschließungsbill, löste 1679 und 1681 drei Parlamente, deren drittes er nach Oxford berief, kurz hintereinander auf, schloß mit Frankreich einen neuen Subsidienvertrag ab und regierte nun ohne Parlament. Shaftesbury floh nach Holland, die Opposition der großen Städte, auch Londons, wurde gebrochen, indem man ihre Freiheitsbriefe durch Jeffreys (s. d.) kassieren ließ, ein Empörungsversuch des Herzogs von Monmouth ward schon vor dem Ausbruch erstickt und an den Häuptern der Whigs, Lord William Russell und Algernon Sidney, auf dem Schafott gestraft. K. mochte glauben, seiner Feinde Herr geworden zu sein, als er 2. Febr. 1685 vom Schlage getroffen wurde. Auf seinem Totenbett empfing er auf seines Bruders Wunsch das Abendmahl und die Letzte Ölung nach katholischem Ritus. Nicht ohne Talente und Bildung, in Rede und Umgang voll Anmut, bisweilen nach dem Höchsten strebend, hat K. doch nie seine Herrscheraufgabe in vollem Ernst erfaßt, und mit kleinen Mitteln glaubte er große Ziele erreichen zu können. Karls Privatleben war höchst zügellos; während seine legitime Ehe mit Katharina von Portugal (s. Katharina 5) kinderlos blieb, hat er eine große Zahl natürlicher Kinder hinterlassen, von denen er neun anerkannt hat. Vgl. Harris, Life of Charles II. (Lond. 1766); Sidney, Diary

of the times of Charles II. (das. 1843, 2 Bde.); Macpherson, History of Great Britain from the restoration of Charles II., etc. (das. 1873); Airy, Charles II. (2. Aufl., das. 1904); Pollock, Popish plot, etc. (das. 1903).

29) K. Eduard, der Prätendent, geb. 31. Dez. 1720 in Rom, gest. 30. Jan. 1788, Enkel König Jakobs II. von England und Sohn des Prätendenten Jakob III. (s. Jakob 5), begab sich 1744 nach Frankreich, wo ihm Ludwig XV. eine Flotte zur Wiedererlangung der Krone seiner Väter zur Verfügung stellte, deren Unternehmen indes, ohne daß es zur Invasion in England kam, scheiterte. Darauf rüstete der Prinz mit geringen Mitteln ein Schiff aus und landete mit wenigen Getreuen im Juli 1745 an der schottischen Küste. Anfangs hatte er Erfolg: zahlreiche Hochländer schlossen sich ihm an; er ließ sich nach der Eroberung von Perth zum Regenten und seinen Vater zum König ausrufen, schlug 21. Sept. bei Preston-Pans die ihm entgegengesandten englischen Truppen und zog 22. Sept. in Edinburg ein. Demnächst brach er gegen England auf, überschritt 8. Nov. die Grenze, nahm Carlisle und rückte in Derby ein. Bald aber ward er von der englischen Übermacht zurückgedrängt. Zwar siegte er 28. Jan. 1746 bei Falkirk; aber die Niederlage, die er bei Culloden (27. April) durch den Herzog von Cumberland erlitt, zwang ihn zur Flucht in die Hochlande Schottlands, von wo er nach fünfmonatigen Mühseligkeiten und nach Gefahren aller Art nach Frankreich entkam. Hier erhielt er vom Hof ein Jahrgeld, wurde aber nach dem Aachener Frieden 1748 ausgewiesen und lebte in der Folge meist zu Lüttich, besuchte auch noch einigemal England, ohne von der Regierung beachtet zu werden. Später lebte er teils in Florenz, teils in Rom als Graf von Albany, heiratete 1772 die Gräfin Luise von Stolberg-Gedern (s. Albany 1, S. 263), eine Ehe, die 1780 wieder getrennt wurde, und ergab sich endlich dem Trunk, der sein Ende beschleunigte. Er ward zu Frascati mit königlichen Ehren bestattet, sein Bruder, der Kardinal von York (gest. 13. Juli 1807 in Frascati), hielt das Totenamt. Vgl. Pichot, Histoire de Charles-Édouard (4. Aufl., Par. 1846); Klose, Leben des Prinzen K. (Leipz. 1842); Ewald, Life and times of Prince Charles Stuart (Lond. 1875, 2 Bde.; 3. Aufl. in 1 Bd. 1903); v. Hassel, Der Aufstand des jungen Prätendenten K. Eduard Stuart (Leipz. 1876); A. Lang, Prince Charles Edward Stuart (Lond. 1900, Prachtwerk; Textausg. 1903); Norie, Life and adventures of Prince Charles Edward Stuart (das. 1903, 4 Bde.).

[Hessen-Rotenburg.] 30) K. Konstantin, Prinz von Hessen-Rotenburg, geb. 10. Jan. 1752 als Sohn des Landgrafen Konstantin von Hessen-Rotenburg (gest. 1778) und der Maria Eva, verw. Fürstin von Nassau-Siegen, einer gebornen Gräfin Starhemberg (gest. 1773), gest. in der Nacht vom 19. zum 20. Mai 1821 in Frankfurt a. M., bekannt durch seine Schwärmerei für die französische Revolution (er nannte sich seit 10. Aug. 1792 »Citoyen Hesse«) und sein abenteuerliches Leben. Vgl. Kleinschmidt, Prinz K. Konstantin von Hessen-Rotenburg (in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel 1901).

[Hohenzollern.] 31) K. Anton Friedrich Meinrad Fidelis, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Sohn des Fürsten Anton Aloys, geb. 20. Febr. 1785, gest. 11. März 1853 in Bologna, übernahm 17. Okt. 1831 die Regierung, trat sie aber 27. Aug. 1848 an seinen Sohn ab. Vermählt war er mit Antoinette Murat, einer Nichte des Königs Joachim.

32) K. Anton, Fürst von Hohenzollern, Sohn des vorigen, geb. 7. Sept. 1811, gest. 2. Juni 1885 in Sigmaringen, folgte seinem Vater kraft der Zession vom 27. Aug. 1848 in der Regierung, trat aber 7. Dez. 1849 das Fürstentum an Preußen ab, siedelte nach Düsseldorf über und erhielt durch königliche Order vom 20. März 1850 das Prädikat »Hoheit« mit den Vorrechten eines nachgebornen Prinzen des königlichen Hauses. Seit 1831 in preußischen Militärdiensten und zuletzt Kommandeur der 14. Division, erhielt er 6. Nov. 1858 das Präsidium im Ministerium der neuen Ära und 2. Dez. auch im Staatsrat, wurde gleichzeitig kommandierender General des 7. Armeekorps, was er bis 1860 blieb, und erhielt 1861 das Prädikat »Königliche Hoheit«, schied aber im März 1862 wieder aus dem Ministerium, worauf er Anfang 1863 als General der Infanterie zum Militärgouverneur in der Rheinprovinz und Westfalen ernannt wurde. Seit 1868 stellvertretender Präses der Landesverteidigungskommission, lebte er seit 1873 in Sigmaringen. Seit 1834 war er vermählt mit Josephine von Baden (geb. 21. Okt. 1813, gest. 19. Juni 1900 in Sigmaringen), die ihm vier Söhne und zwei Töchter gebar (Weiteres s. Hohenzollern, S. 454, 2. Spalte). Ihm zu Ehren erhielt 1889 das hohenzollerische Füsilierregiment Nr. 40 den Namen Füsilierregiment Fürst K. Anton von Hohenzollern. Vgl. Schmitz, Fürst K. Anton v. Hohenzollern (4. Aufl., Neuwied 1893).

[Lothringen.] 33) K. III. (II. als Herzog), der Große, geb. 1543 in Nancy, gest. 1608, Sohn des Herzogs Franz I. und der Christine von Dänemark, gelangte 1546 unter mütterlicher Vormundschaft zur Regierung, wurde aber seit 1552, nachdem sich Heinrich II. von Frankreich Metz', Touls und Verduns bemächtigt hatte, am französischen Hof erzogen und vermählte sich hier mit Heinrichs II. Tochter Claudia. Nach Heinrichs II. Tod (1559) kehrte er nach Lothringen zurück und zeichnete sich durch eine weise Regierung aus. Er verstärkte sein Heer, stiftete die Universität Pont-à-Mousson und vergrößerte Nancy.

34) K. IV. (III.), Enkel des vorigen, geb. 1604, gest. 8. Sept. 1675, gelangte 1624 zur Herrschaft. Nach mehreren Kriegen, bald gegen Frankreich, bald gegen Schweden, 1631 aus Nancy vertrieben, begab er sich mit 3000 Mann in kaiserliche und nach dem Westfälischen Frieden in spanische Dienste. Da er eigenmächtig mit den Franzosen unterhandelte, ward er 1654 in Brüssel gefangen genommen und nach Tudela in Spanien gebracht, wo er bis 1659 bewacht wurde. Im Pyrenäischen Frieden erhielt er Freiheit und Land zurück. Aber 1669 rückte ein französisches Heer unter dem Marschall Créqui in Lothringen ein. K. nahm nun seit 1672 im Heer der Verbündeten am Kriege gegen Frankreich teil, ward 1674 bei Sinzheim besiegt, schlug aber 11. Aug. 1675 Créqui bei der Konzerbrücke und starb einige Wochen danach. Vgl. Des Robert, Campagnes de Charles IV, duc de Lorraine et de Bar, 1638—1643 (Nancy 1883—88, 2 Bde.) und Charles IV et Mazarin (das. 1899).

35) K. V. (IV.) Leopold, geb. 3. April 1643 in Wien, gest. 18. April 1690, zweiter Sohn des Herzogs Franz von Lothringen, Neffe des vorigen, wurde von seinem Oheim als Nachfolger bestimmt, 1669 aber mit diesem durch die Franzosen vertrieben, trat in österreichische Kriegsdienste und machte den Türkenkrieg mit, in dem er sich namentlich 1683—88 auszeichnete. Er befehligte das kaiserliche und Reichsheer,

das 1683 Wien entsetzte, schlug die Türken 1685 bei Gran, eroberte Neuhäusel und Ofen und siegte 1687 bei Mohács. 1689 kämpfte er gegen Frankreich und eroberte Mainz und Bonn. Er war vermählt mit Eleonore Marie, Schwester Kaiser Leopolds I. und Witwe des Königs Michael von Polen. Von seinen Söhnen erhielt der älteste, Leopold, im Ryswyker Frieden Lothringen zurück; der zweite, Karl Leopold, wurde Kurfürst von Trier.

36) K. Alexander, Prinz von Lothringen und Bar, Hochmeister des Deutschen Ordens, k. k. Generalfeldmarschall, geb. 12. Dez. 1712 in Lunéville, gest. 4. Juli 1780 in Teruen, Sohn des Herzogs Leopold und der Elisabeth Charlotte von Orléans, erhielt, als Lothringen 1738 an Stanislaus Leszczynski abgetreten ward, das Deutschordens-Großpriorat von Pisa. Er trat früh in österreichische Kriegsdienste, kämpfte 1736—39 gegen die Türkei und rettete in der Schlacht bei Krozka den linken Flügel. Im ersten Schlesischen Kriege wurde er 17. Mai 1742 bei Chotusitz von Friedrich II. geschlagen, focht dann aber mit Glück gegen die Bayern und Franzosen, ging 1744 über den Rhein und bemächtigte sich eines großen Teiles vom Elsaß. Beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Krieges von Maria Theresia, deren Schwager er war, zurückberufen, vertrieb er, von Traun trefflich beraten, 1744 Friedrich aus Böhmen, ward indes 4. Juni 1745 bei Hohenfriedeberg und 30. Sept. bei Soor geschlagen. Nach dem Aachener Frieden 1748 zum Gouverneur der Niederlande ernannt, lebte er meist in Brüssel. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges 1757 erhielt er den Oberbefehl über sämtliche österreichische Truppen, wurde jedoch 6. Mai bei Prag besiegt, in dieser Stadt eingeschlossen und nur durch Dauns Sieg bei Kolin 18. Juni befreit. Er kämpfte dann noch in der Lausitz und in Schlesien, trat aber nach der Niederlage bei Leuthen 5. Dez. vom Kriegsschauplatz ab und begab sich in sein Gouvernement nach den Niederlanden. Dort stiftete er die Kunstakademie (1762), Bibliothekssäle zu allgemeinem Gebrauch, Versorgungshäuser, verbesserte das Münzwesen, förderte den Handel und den Ackerbau und baute neue Kanäle und Landstraßen. Zu Brüssel befindet sich sein Denkmal. Vgl. Slingeneyer, Vie du prince Charles Alex. de Lorraine (Brüssel 1834); L. Perey, Charles de Lorraine et la cour de Bruxelles sous le règne de Marie-Thérèse (Par. 1903).

[Mecklenburg.] 37) K. Friedrich August, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, Stiefbruder der Königin Luise von Preußen, geb. 30. Nov. 1785 in Hannover, wo sein Vater, der nachmalige Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz (geb. 1741, gest. 1816), als hannoverscher Feldmarschall und Generalgouverneur lebte, gest. 23. Sept. 1837, wurde, da seine Mutter Charlotte, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, sehr früh starb, in Darmstadt unter den Augen seiner Großmutter erzogen, bis er 1794 dem Vater nach Strelitz folgte. Er besuchte die Kriegsschule in Berlin, trat 1805 als Major in die Garde, kämpfte bei Auerstedt und zeichnete sich 1813 bei Lützen und Bautzen und besonders als Brigadekommandeur an der Katzbach, bei Wartenburg und bei Möckern, wo er verwundet wurde, aus. Wieder genesen, machte er als Generalleutnant 1814 den Feldzug in Frankreich mit, wurde 1815 Kommandeur der Garde, die er im Kriege von 1815 und bis zu seinem Tode befehligte. Seit 1817 Mitglied des Staatsrats, wurde er 1825 General der Infanterie und 1827 definitiver Präsident des Staatsrats mit der Befugnis, an den Sitzungen der Minister teilzunehmen. Staatsmännisch gebildet, aber entschiedener Absolutist und dem König nahe stehend, übte er, namentlich seit Hardenbergs Tod, auf den Gang der preußischen Staatsangelegenheiten vielfach entscheidenden Einfluß. Unter den Namen J. E. Mand und Weishaupt schrieb der Herzog einige Lustspiele (»Die Isolierten«) und das Trauerspiel »Der ewige Jude«, die 1834 in Berlin gesammelt erschienen. Seit 1889 heißt das 6. ostpreußische Infanterieregiment Nr. 43 Infanterieregiment Herzog K. von Mecklenburg-Strelitz.

[Navarra.] 38) K. der Böse, König von Navarra, geb. 1332, gest. 1. Jan. 1387, war der Sohn Philipps von Evreux und der Johanna, Tochter Ludwigs X. von Frankreich, erbte von dieser 1349 das Königreich Navarra und vermählte sich 1352 mit Johanna, der Tochter des französischen Königs Johann. Aber anstatt den ehrgeizigen Schwiegersohn, der sogar Erbansprüche auf die französische Krone hatte, an sich zu fesseln, reizte ihn König Johann durch Vorenthaltung seiner französischen Lehen zur Feindschaft und ließ ihn 1356 unter der Beschuldigung, das Volk gegen ihn aufgereizt zu haben, gefangen nehmen. Nach der Niederlage Johanns bei Mauperthuis wieder befreit, stellte sich K. 1357 an die Spitze der aufständischen Bevölkerung von Paris und strebte offen nach der französischen Krone. Auf Betrieb des Prevots Marcel wurde er 1358 zum Kapitän von Paris erhoben, erweckte aber durch seine Gewalttätigkeit gegen die Jacquerie das Mißtrauen des Volkes und mußte nach Marcels Sturz 1359 mit dem Dauphin Frieden schließen. Der Aufschwung der französischen Macht unter Karl V. verdrängte K. aus seiner einflußreichen Stellung. Zwischen England und Frankreich schwankend, zweimal des Vergiftungsversuchs gegen Karl V. angeklagt, zog sich K. in sein Königreich Navarra zurück und starb eines schmerzvollen Todes durch Verbrennung. Vgl. E. Meyer, Charles II, roi de Navarre, et la Normandie au XIV. siècle (Par. 1898).

[Neapel und Sizilien.] 39) K. I von Anjou, geb. im Frühjahr 1226, gest. 7. Jan. 1285, jüngster Sohn König Ludwigs VIII. von Frankreich und Blankas von Kastilien, erhielt von seinem Bruder Ludwig IX. Anjou und Maine als Apanage und durch seine Vermählung mit Beatrix, Tochter des Grafen Raimund Berengar von Provence (1246), dieses Land, das er allmählich unterwarf und durch Erwerbungen in Piemont vergrößerte. Er begleitete seinen Bruder 1248 auf dem Kreuzzug, der mit der Gefangenschaft beider Brüder endete (1250). Um den Hohenstaufen Manfred zu stürzen, belehnte Papst Clemens IV. 28. Juni 1265 K., der einen Tribut von 8000 Unzen Gold versprochen hatte, mit Neapel und Sizilien, und durch den Sieg bei Benevent 26. Febr. 1266 eroberte K. die Krone. Bald aber reizten Gewalttaten und Steuerdruck das Volk zum Aufstand, und die Großen traten mit Konradin, Manfreds Neffen, in Unterhandlung. Dieser ward jedoch 23. Aug. 1268 bei Tagliacozzo besiegt, in Astura gefangen genommen, durch Spruch des Königs zum Tode verurteilt und 29. Okt. 1268 enthauptet. Auch die abgefallenen Inländer, Sarazenen und Deutschen wurden blutig bestraft. Als Ludwig IX. 1270 einen neuen Kreuzzug gerüstet, veranlaßte ihn K., sich gegen Tunis zu wenden, die Zufluchtsstätte staufischer Parteigänger, die seinen Thron bedrohten. Nach Ludwigs Tod (25. Aug. d. J.) befehligte er das Kreuzheer und schloß mit dem Herrscher von Tunis einen vorteilhaften Frieden. Weit-

ausblickend waren auch seit 1271 seine Absichten auf den Westen der Balkanhalbinsel (1273 Huldigung der Albanesen von Berat), die dem Kaiser Michael VIII. Palaiologos sehr unbequem waren. In der Sizilianischen Vesper (s. d.) brach 1282 der lange verhaltene Grimm der Sizilianer gegen die Franzosen hervor. Diese wurden 31. März in Palermo und dann in den andern Städten niedergemetzelt. Wohl eilte K. mit Heer und Flotte herbei und belagerte Messina; doch entsetzte Peter von Aragonien, den die Sizilianer zu Hilfe riefen, die Stadt; in einer Seeschlacht bei Reggio wurde die Flotte Karls von der aragonischen geschlagen, und Sizilien blieb dem französischen Haus verloren. K. starb unter neuen gewaltigen Rüstungen, das Verlorne wiederzuerringen. In zweiter Ehe war er vermählt mit Margarete von Nevers, Tochter Herzog Eudos von Burgund. Vgl. Riccio, Genealogia di Carlo I di Angiò (Neapel 1857) und Il regno di Carlo I di Angiò 1272—1283 (im »Archivio storico italiano«, 1875—81); Cadier, Essai sur l'administration du royaume de Sicile sur Charles I et Charles II d'Anjou (Par. 1891); Merkel, La dominazione di Carlo I d'Angiò in Piemonte e in Lombardia (Tur. 1891); Durrieu, Archives angevines de Naples; étude sur les registres du roi Charles I (Toulouse 1886—87, 2 Bde.); Sternfeld, K. von Anjou als Graf der Provence, 1245—1265 (Berl. 1888).

40) K. II., der Hinker, Sohn des vorigen, geb. 1254, gest. 1309, war 1283 von den Sizilianern in einer Seeschlacht besiegt worden und befand sich bei Karls I. Tod in Gefangenschaft bei Peter III. von Aragonien und Sizilien. Er erlangte erst 1288 unter harten Bedingungen seine Freilassung und wurde 1289 vom Papst, der ihn von den eingegangenen Verbindlichkeiten freisprach, als König gekrönt, während man gegen Jakob V. von Sizilien einen abermaligen Kreuzzug vorbereitete. Als dieser, durch den Bann eingeschüchtert, 1295 auf Sizilien Verzicht leistete, erhoben die Sizilianer seinen Bruder Friedrich auf den Thron, den K. im Frieden von Caltabellotta 1302 anerkennen mußte. K. war vermählt mit Maria von Ungarn.

41) K. III. von Durazzo, der Kleine, Sohn Ludwigs von Gravina, geb. 1345, wurde von Johanna I. von Neapel zum Nachfolger ernannt, erhob sich aber auf Anstiften Ludwigs von Ungarn und des Papstes gegen sie, eroberte 1381 Neapel und ließ 1382 Johanna ermorden. 1385 von einem Teil des Adels zum König von Ungarn erwählt, wurde er im Februar 1386 ermordet. Er war vermählt mit Margarete von Durazzo. — K. IV., vgl. unten: K. 70).

[Österreich.] 42) K. Ludwig Johann, Erzherzog von Österreich, Herzog von Teschen, einer der ausgezeichnetsten Feldherren der neuern Zeit, geb. 5. Sept. 1771 in Florenz, gest. 30. April 1847, dritter Sohn Kaiser Leopolds II. und der spanischen Infantin Maria Luise, jüngerer Bruder des Kaisers Franz I., wurde vom Herzog Albert von Sachsen-Teschen (s. Albert 6) und dessen Gemahlin, Erzherzogin Christine, an Kindes Statt angenommen und folgte diesen 1790 in die Niederlande, wo ihn eine Fraktion der Bewegungspartei als »Erbsouverän und Großherzog« hatte ausrufen wollen. Seine militärische Laufbahn betrat er 1792, focht mit 22 Jahren als Generalmajor in der Schlacht bei Jemappes, nahm 1793 teil an den Schlachten von Aldenhoven und Neerwinden, wo er den feindlichen linken Flügel in die Flucht schlug, und wurde Generalstatthalter der Niederlande. Am 24. Mai erstürmte er das befestigte Lager auf den Höhen von Femers und wohnte der Eroberung von Condé, Valenciennes, Le Quesnoy sowie der Schlacht von Wattignies bei. Nach der unglücklichen Schlacht bei Fleurus, in welcher der Herzog von Koburg von Jourdan geschlagen wurde, ging K. 1794 nach Wien, um sich kriegswissenschaftlichen Studien zu widmen. Mit der Ernennung zum Reichsfeldmarschall 1796 begann seine selbständige militärische Laufbahn. Er warf Jourdan durch die Gefechte von Wetzlar und Uckerodt über den Rhein zurück, lieferte 9. Juli Moreau das Treffen bei Malsch und Rosenthal, siegte über Bernadotte 22. Aug. bei Teining, über Jourdan bei Amberg (24. Aug.) und Würzburg (3. Sept.) und trieb das französische Heer über den Rhein zurück. Sodann wandte er sich gegen Moreau an den Oberrhein, schlug ihn bei Emmendingen an der Elz, an der Dreisam, bei Schliengen und nötigte ihn 26. Okt., bei Hüningen über den Rhein zu gehen. Die hierauf folgende Belagerung Kehls, mitten im Winter, gehört zu Karls größten Waffentaten; die Festung mußte 10. Jan. 1797 kapitulieren. Am 7. Febr. 1797 übernahm K. das Kommando der italienischen Armee, mußte aber der Übermacht weichen und sich vom Tagliamento bis zum Isonzo und von da nach dem Gefecht bei Tarvis (23. März) bis Leoben zurückziehen. Nach dem Waffenstillstand zu Judenburg 5. April, dem am 18. die Friedenspräliminarien von Leoben folgten, eilte K. zur Rheinarmee zurück, wurde aber nach dem Frieden von Campo Formio (im Oktober 1797) zum Gouverneur und Generalkapitän von Böhmen ernannt und benutzte die Zeit der Ruhe zur Disziplinierung des Heeres. Als 1799, nach dem fruchtlosen Kongreß zu Rastatt, ein Heer zwischen dem Lech und der Isar aufgestellt wurde, erhielt K. den Oberbefehl, zog Jourdan, der den Rhein überschritten hatte, entgegen und schlug ihn im März 1799 bei Biberach, Ostrach und Stockach. Darauf drang er mit Bellegarde und Hotze in die Schweiz ein und lieferte Masséna 4. Juni die Schlacht bei Zürich, mußte aber dann nach Deutschland zurückkehren, entsetzte Philippsburg und erstürmte Mannheim. Neue Pläne zu einem Feldzug in die Schweiz wurden durch Korsakows Niederlage und den Rückzug Suworows vereitelt.

Wegen seiner erschütterten Gesundheit und Zwistigkeiten mit dem Hofkriegsrat trat er im März 1800 vom Oberkommando zurück und übernahm Oktober bis November die Leitung der Verteidigungsanstalten Böhmens, bildete eine Legion von 25,000 Freiwilligen aus Böhmen und Mähren und erhielt erst, als nach der unglücklichen Schlacht von Hohenlinden die Franzosen in Österreich eindrangen, abermals das Kommando. Er fand jedoch die Armee in so traurigem Zustand, daß er sich über die Traun nach Steier zurückziehen und dort 20. Dez. einen Waffenstillstand schließen mußte, der dem Lüneviller Frieden im Februar 1801 zur Grundlage diente. 1801 zum Feldmarschall u. Hofkriegsratspräsidenten ernannt, unterzog er sich mit Einsicht und Eifer der Reform des Militärwesens. 1805 übernahm K. zunächst das Kommando gegen Masséna in Italien, schlug ihn bei Caldiero (30. und 31. Okt.), doch zwang ihn die Katastrophe von Ulm, nach dem Norden zu marschieren; er sammelte noch seine Truppen in Westungarn, als 2. Dez. bei Austerlitz die Entscheidung fiel. Auf Napoleons I. Wunsch, den bedeutendsten aller seiner Gegner persönlich kennen zu lernen, fand 27. Dez. 1805 eine Zusammenkunft in Stammersdorf bei Wien statt, bei der K. vergeblich günstigere Friedensbedingungen zu erreichen trachtete.

Nachdem K. 10. Febr. 1806 zum Generalissimus und Kriegsminister mit unumschränkter Vollmacht ernannt worden war, widmete er sich von neuem der Reform der Armee, die ihm ihre besten Einrichtungen verdankte. Er verbesserte den Unterricht der Armee durch gute Unterrichtsbücher, durch neue Instruktionen und Reglements, durch die Gründung eines Kriegsarchivs, einer militärischen Zeitschrift, durch systematischen Unterricht in den Regimentern und Korps ꝛc. Am 12. Mai 1808 erließ er ein Patent, betreffend die Errichtung einer dreifachen Militärreserve. Den Antrag der spanischen Patriotenpartei, die unter Palafox ihn zu Saragossa als König Spaniens ausrief (31. Mai), lehnte er ab. Im Kriege von 1809 übernahm er das Kommando der 200,000 Mann starken Armee in Deutschland, überschritt 9. April den Inn, erzwang am 16. den von den Bayern verteidigten Übergang über die Isar bei Landshut und besetzte München. Doch wurde er nach mehrtägigen Gefechten bei Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg (im April 1809) von Napoleon geschlagen, mußte sich nach Böhmen zurückziehen, vereinigte sich aber 16. Mai bei Stockerau mit Hiller und siegte dann bei Aspern (s. d.) und Eßlingen 21. und 22. Mai über Napoleon, ohne jedoch den Sieg gehörig zu benutzen. So kam es denn, daß Napoleon, durch einen Scheinangriff unterstützt, in der Nacht vom 4. zum 5. Juli von neuem die Donau überschritt und das österreichische Heer nötigte, sich bei Wagram 5. und 6. Juli in eine Schlacht einzulassen. In dieser bewiesen die Österreicher die glänzendste Bravour, der Erzherzog selbst wurde verwundet; aber Napoleon blieb Sieger, vielleicht auch deshalb, weil das Armeekorps unter Erzherzog Johann auf dem Schlachtfeld nicht rechtzeitig erschien. In Znaim, bis wohin sich K. zurückgezogen hatte, wurde sodann ein Waffenstillstand geschlossen; als aber der Kaiser diesen Schritt mißbilligte, legte K. seine Stelle als Generalissimus zu Littau bei Olmütz 31. Juli nieder. Von da an lebte K. in Teschen beim Herzog Albert. Von Napoleon dazu erwählt, vertrat er denselben bei dessen Vermählung mit Maria Luise und erhielt deshalb das Großkreuz der Ehrenlegion. Den Kriegsschauplatz betrat er nicht wieder, doch war er nach Napoleons Zurückkunft von Elba kurze Zeit Gouverneur der Bundesfestung Mainz. Hier vermählte er sich 17. Sept. 1815 mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg (gest. 29. Dez. 1829), die ihm vier Söhne und zwei Töchter gebar; von den Söhnen war der älteste, Erzherzog Albrecht (s. Albrecht 18), der bekannte Feldmarschall (gest. 18. Febr. 1895); der zweite, Erzherzog Karl Ferdinand, geb. 18. Juli 1818, General der Kavallerie, starb 20. Nov. 1874; der dritte, Erzherzog Friedrich Ferdinand Leopold, widmete sich dem Seedienst (s. Friedrich 49); der jüngste, Erzherzog Wilhelm, war Hoch- und Deutschmeister, Feldmarschalleutnant und Generalinspektor der Artillerie (gest. 29. Juli 1894). Von seinen beiden Töchtern wurde Therese, geb. 1816, Gemahlin des Königs Ferdinand II. von Neapel, gest. 1867, und Marie Karoline, geb. 1825, vermählte sich 1852 mit dem Erzherzog Rainer Ferdinand. Durch den Tod des Herzogs Albert zu Sachsen-Teschen (10. Febr. 1812) war K. in den Besitz von dessen Namen und großem Vermögen gekommen und lebte von nun an abwechselnd in Wien und auf seinen Besitzungen. Die militärische Literatur bereicherte er mit den Werken: »Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland« (Wien 1814, 3 Bde.) und »Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz« (das. 1819, 2 Bde.); gesammelt erschienen »Militärische Werke« (7 Lfgn., das. 1862, unvollständig) und »Ausgewählte Schriften« (das. 1893—94, 6 Bde.), darunter auch das Bruchstück seiner Selbstbiographie. 1860 wurde ihm vor der Burg zu Wien ein von Fernkorn entworfenes Denkmal gesetzt. Vgl. Duller, Erzherzog K. (Wien 1844—47); Schneidawind, Das Buch vom Erzherzog K. (5. Aufl., Leipz. 1860); Zeißberg, Erzherzog K. von Österreich, ein Lebensbild (Wien 1895, Bd. 1), und von Zeißbergs andern Schriften: Erzherzog K. und Prinz Hohenlohe-Kirchberg 1792 (das. 1888) und Belgien unter der Generalstatthalterschaft Erzherzog Karls (das. 1893 bis 1894, 3 Tle.); M. v. Angeli, Erzherzog K. von Österreich als Feldherr und Heeresorganisator, nach österreichischen Originalakten dargestellt (das. 1895—1897, 5 Bde.); Ommen, Die Kriegführung des Erzherzogs K. (Berl. 1900); Menge, Die Schlacht von Aspern 1809. Eine Erläuterung der Kriegführung Napoleons und des Erzherzogs K. von Österreich (das. 1900); Holtzheimer, Erzherzog K. bei Wagram (das. 1904).

43) K. Ludwig, Erzherzog von Österreich, geb. 30. Juli 1833, gest. 19. Mai 1896 in Wien, jüngerer Bruder des Kaisers Franz Joseph I., trat in die Armee, ohne indes eine hervorragende Rolle in derselben zu spielen, und bekleidete in ihr den Rang eines Generals der Kavallerie. 1855 wurde er Statthalter von Tirol, ein Amt, das er beim Beginn der konstitutionellen Ära (1861) niederlegte. Er machte sich durch seine Fürsorge für die Kunst verdient und vertrat gelegentlich den Kaiser bei der Abstattung von Besuchen an auswärtigen Höfen. K. war in erster Ehe vermählt mit der Prinzessin Margarete von Sachsen, die 1858 kinderlos starb; dann heiratete er 1862 die Prinzessin Annunciata von Sizilien, die ihm vier Kinder gebar und 1871 verschied; seit 1873 war er mit einer Tochter des Prinzen Miguel von Portugal, Erzherzogin Maria Theresia, vermählt. Der älteste Sohn, Erzherzog Franz Ferdinand, geb. 18. Dez. 1863 in Graz, ist österreichischer Thronerbe (s. Franz 13). Der zweite Sohn, Erzherzog Otto Franz Joseph, geb. 21. April 1865 in Graz, vermählte sich 1886 mit der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen; er ist Feldmarschalleutnant und wurde, 1904 zuerst aus Gesundheitsrücksichten, vom Kommando der Kavallerietruppendivision in Wien enthoben, wenige Monate danach (im Oktober) zum Generalinspektor der Kavallerie ernannt. Ein dritter Sohn, Ferdinand Karl Ludwig, geb. 27. Dez. 1868, ist derzeit Generalmajor und Kommandant der 18. Infanteriebrigade. Vgl. v. Lindheim, Erzherzog K. Ludwig 1833—1896 (Wien 1898).

[Parma.] 44) K. II. Ludwig Ferdinand von Bourbon, Herzog von Parma, Infant von Spanien, geb. 22. Dez. 1799, gest. 17. April 1883, Sohn des Königs Ludwig von Etrurien (gest. 27. Mai 1803) und der Infantin Maria Luise, Tochter Karls IV. von Spanien, folgte 13. März 1824 seiner Mutter, die nach der Vereinigung Etruriens mit Frankreich (1807) das Herzogtum Lucca erhielt, in dessen Regierung, lebte aber meist auf Reisen, trat 5. Okt. 1847 Lucca an Toskana ab und folgte der am 17. Dez. 1847 gestorbenen Witwe Napoleons I. als Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla. Im April 1848 verließ er, nachdem er eine Regentschaft eingesetzt hatte, Parma, legte 14. März 1849 die Regierung zugunsten seines Sohnes nieder und lebte meist in Nizza, wo er auch

starb. Vermählt war er mit Maria Thereſe von Sardinien (geb. 19. Sept. 1803, geſt. 16. Juli 1879). Sein Sohn Ferdinand Karl III., Herzog von Parma, geb. 14. Jan. 1823, kehrte im Auguſt 1849 nach Parma zurück, wo er ein ſchändliches Regiment führte. Er ſtarb 27. März 1854 durch Meuchelmord, worauf ſeine Witwe Luiſe Maria Thereſe von Bourbon (geb. 21. Sept. 1819), Tochter des 1820 ermordeten Herzogs von Berri, die Regierung für ihren unmündigen Sohn Robert führte, bis beide 1859 aus ihrem Lande vertrieben wurden. Die Herzogin zog ſich in die Schweiz zurück, ſie ſtarb 1. Febr. 1864 in Venedig.

[Pfalz.] 45) K. Ludwig, Kurfürſt von der Pfalz, geb. 22. Dez. 1617, geſt. 28. Aug. 1680, zweiter Sohn des Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz und Eliſabeths von England, teilte als Kind das Schickſal ſeines Vaters, kam ſelbſt nach ſeines ältern Bruders, Heinrich Friedrich (1629), und ſeines Vaters Tod (1632) nicht in den Beſitz von deſſen Ländern und erwarb ſie erſt im Weſtfäliſchen Frieden (1648), jedoch nach Abtretung der Oberpfalz an Bayern, erhielt aber die achte Kurwürde. Seit 1658 in morganatiſcher Ehe mit Loyſa v. Degenfeld (ſ. d.), dem Hoffräulein ſeiner Gemahlin Charlotte, einer heſſen-kaſſelſchen Prinzeſſin, die, 1657 von ihm geſchieden, nach Kaſſel zurückkehrte, lebend, ſtellte er als vortrefflicher Regent und Volkswirt den Wohlſtand im Lande wieder her und hatte ſeinen legitimen Sohn Karl, geb. 10. April 1651, zum Nachfolger, mit dem am 26. Mai 1685 die Linie Pfalz-Simmern erloſch. Seinen Briefwechſel mit ſeiner Schweſter Sophie von Hannover und der Pfalzgräfin Anna gab Bodemann heraus (Leipz. 1885), »Schreiben von K. L. und den Seinen« Holland (Tübing. 1884, Literar. Verein), »Briefe ſeiner Mutter an K. Ludwig 1650—1662« Anna Wendland (Tübing. 1902, ebenda). Vgl. Lipowsky, K. Ludwig, Kurfürſt von der Pfalz, und Marie Suſanne Luiſe, Raugräfin von Degenfeld (Sulzb. 1824); Hauck, K. Ludwig, Kurfürſt von der Pfalz (Leipz. 1903).

46) K. Philipp Theodor, Kurfürſt von der Pfalz und von Bayern, geb. 11. Dez. 1724, geſt. 16. Febr. 1799, Sohn des Pfalzgrafen Johann Chriſtian zu Sulzbach, folgte ſeinem Vater in Sulzbach 20. Juli 1733 unter Vormundſchaft ſeines Vetters von der Neuburger Linie, des Kurfürſten Karl Philipp von der Pfalz (1716—42). Seit 1742 mit Maria Eliſabeth Auguſte, Tochter des Erbprinzen Joſeph Karl Emanuel von Pfalz-Sulzbach, vermählt, folgte er 1. Jan. 1743 ſeinem Vetter in der Kurpfalz ſowie in Jülich und Berg und erhielt 1777 durch das Erlöſchen des bayriſchen Mannesſtammes auch Bayern, wodurch er nächſt dem Kaiſer und dem König von Preußen der mächtigſte Fürſt in Deutſchland wurde. Prachtliebend, hielt er verſchwenderiſch Hof, pflegte Kunſt und Wiſſenſchaft, beförderte die Errichtung des berühmten Theaters in Mannheim, ließ ſich aber von Mätreſſen und Jeſuiten leiten und ſtand in franzöſiſchem Sold. Um ſeine natürlichen Kinder von der Schauſpielerin Seyffert, Gräfin Heideck, zu Fürſten von Bretzenheim erhoben zu ſehen, wollte er einen großen Teil Bayerns an Öſterreich abtreten und gab dadurch 1778 Anlaß zum Bayriſchen Erbfolgekrieg (ſ. d.). Einen Austauſch Bayerns gegen Belgien, wozu er ſich ſpäter geneigt zeigte, vereitelte 1785 der Fürſtenbund. 1796 floh er bei Annäherung der franzöſiſchen Armee unter Moreau nach Dresden. Vermählt war er ſeit 1795 in zweiter kinderloſer Ehe mit Maria Leopoldine von Öſterreich. Bayern fiel mit ſeinem Tode an den Herzog von Pfalz-Zweibrücken, nachherigen König Maximilian I. von Bayern. Vgl. Lipowsky, K. Theodor, Kurfürſt von Pfalz-Bayern (Sulzb. 1828).

[Portugal.] 47) K. I. Ferdinand Ludwig ꝛc., König von Portugal, Herzog zu Sachſen, geb. 28. Sept. 1863, älteſter Sohn des Königs Ludwig I. und ſeiner Gemahlin Pia, vermählte ſich 22. Mai 1886 mit der Prinzeſſin Amalie, Tochter des Grafen von Paris, und folgte ſeinem Vater 19. Okt. 1889 als König von Portugal. Während der Schwierigkeiten, welche die ungemeſſenen Forderungen Englands in den kolonialen Angelegenheiten und die revolutionären Beſtrebungen in Portugal ſelbſt der Krone bereiteten, benahm ſich K. mit ebenſoviel Entſchiedenheit wie Mäßigung und Würde. Sein älteſter Sohn iſt Kronprinz Louis Philipp, geb. 21. März 1887.

[Preußen.] 48) Prinz von Preußen, geb. 29. Juni 1801, geſt. 21. Jan. 1883, dritter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. und Bruder des deutſchen Kaiſers Wilhelm I., ſeit 1853 Herrenmeiſter des Johanniterordens und ſeit 1854 Generalfeldzeugmeiſter und Chef der Artillerie, hinterließ in ſeinen Schlöſſern in Berlin und in Glienicke bei Potsdam wertvolle Kunſtſchätze, namentlich eine ausgezeichnete Waffenſammlung, die der Ruhmeshalle in Berlin einverleibt iſt. Er war vermählt ſeit 26. Mai 1827 mit der Prinzeſſin Marie von Sachſen-Weimar (geb. 3. Febr. 1808, geſt. 18. Jan. 1877). Sein einziger Sohn war Prinz Friedrich Karl (ſ. Friedrich 64).

[Rumänien.] 49) K. (Carol) I., König von Rumänien, geb. 20. April 1839 als Prinz K. Eitel-Friedrich Zephyrin, zweiter Sohn des Fürſten Karl Anton von Hohenzollern (ſ. Karl 32), trat 1857 in das preußiſche 2. Gardedragonerregiment und wurde 20. April 1866 nach Vertreibung des Fürſten Cuſa (ſ. Alexander 15) zum Fürſten von Rumänien erwählt. Am 20. Mai 1866 erſchien er in Turn-Severin und hielt 22. Mai ſeinen feierlichen Einzug in Bukareſt. Die Mächte gaben endlich ihre Zuſtimmung; die Türkei fügte ſich, und der Sultan erteilte K., der ſelbſt nach Konſtantinopel reiſte, die Inveſtitur. Größere Schwierigkeiten hatte K. im Innern zu beſiegen. Die Zuchtloſigkeit der Armee, die Unzuverläſſigkeit der Beamten, die Finanznot, endlich die Anmaßung der Rumänen, ihre Parteizerklüftung und politiſche Verderbnis legten K. große Hinderniſſe in den Weg. Sympathien des Volkes für Frankreich wurden namentlich 1870 dem Fürſten gefährlich. Indes gelang es K., allmählich ein tüchtiges Heer zu bilden, das Schulweſen zu heben und den Bau von Eiſenbahnen zu fördern. Als er 1871, des fortwährenden Miniſterwechſels und der ewigen Klagen in der Kammer überdrüſſig, mit Abdankung drohte, erreichte er, daß die konſervative Partei ſich eine feſte Mehrheit in der Kammer verſchaffte und K. durch ein beſtändigeres Miniſterium unterſtützte. 1877 im ruſſiſch-türkiſchen Kriege befehligte K. die rumäniſchen Truppen und erhielt 31. Aug. den Befehl über die Zernierungsarmee vor Plewna. Nachdem er 1878 als ſouveräner Fürſt anerkannt worden, ward er 26. März 1881 zum König proklamiert und 22. Mai in Bukareſt gekrönt. K. iſt ſeit 15. Nov. 1869 in kinderloſer Ehe mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Wied (geb. 29. Dez. 1843, als Dichterin unter dem Namen Carmen Sylva bekannt, ſ. Eliſabeth 10) vermählt. Zu ſeinem Nachfolger wurde ſein Neffe, Prinz Ferdinand von Hohenzollern (ſ. Ferdinand 24), ernannt. Vgl.

»Aus dem Leben König Karls von Rumänien« (Stuttg. 1894—1900, 4 Bde.); Mite Kremnitz, König K. von Rumänien, ein Lebensbild (2. Aufl., Bresl. 1904); D. Sturdza, Charles I, roi de Roumanie. Chronique, actes, documents (Bukar. 1900 ff.).

[Sachsen-Koburg.] 50) K. Eduard, Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha, Herzog von Albany, geb. 19. Juli 1884 in Claremont, nachgeborner Sohn des am 28. März 1884 verstorbenen Herzogs Leopold von Albany (vierten Sohnes des Prinzen Albert und der Königin Viktoria) und der Prinzessin Helene von Waldeck (s. Albany 2, S. 263), wurde nach dem Tode des Erbprinzen Alfred (6. Febr. 1899), da der Herzog von Connaught und sein einziger Sohn auf ihre Erbansprüche verzichteten, zum Nachfolger seines Oheims, des Herzogs Alfred, ausersehen und durch das Gesetz vom 30. Juli 1899 als Thronfolger nach dem Tode des regierenden Herzogs anerkannt. Die Herzogin lebte mit ihrem Sohn anfangs in Stuttgart, seit Frühjahr 1900 in Potsdam, wo der Prinz Kadettenunterricht empfing und in das preußische Heer eintrat; seit Sommer 1903 studierte er in Bonn und ist gegenwärtig Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam. Nach dem Tode des Herzogs Alfred (s. Alfred 2) 30. Juli 1900 wurde K. Herzog; die Vormundschaft und Regentschaft führte für ihn der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, Schwiegersohn des verstorbenen Herzogs.

[Sachsen-Weimar.] 51) K. August, Großherzog von Sachsen-Weimar, geb. 3. Sept. 1757, gest. 14. Juni 1828, Sohn des Herzogs Ernst August Konstantin, stand nach seines Vaters Tod (28. Mai 1758) unter der Vormundschaft seines Großvaters, des Herzogs Karl von Braunschweig-Lüneburg. Unter Leitung seiner geistvollen Mutter Amalie, des Grafen Görtz, Wielands und Knebels früh geistig entwickelt, lernte er auf einer Reise nach Paris und der Schweiz 1774 Goethe kennen und schloß mit ihm sofort enge Freundschaft. 1775 zur Regierung gekommen und mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt vermählt, rief er den Dichter gegen den Rat des Ministers Freiherrn v. Fritsch an seinen Hof, blieb selbst für geistige Einflüsse sehr empfänglich, schrieb und sprach gern und mit großer Leichtigkeit, dennoch nie über der Poesie die Regierung des Landes und die Pflichten eines deutschen Reichsfürsten vergessend und eifrig um die Pflege der Wissenschaft (Universität Jena) besorgt. An der Gründung des Fürstenbundes 1785 teilnehmend, hoffte K. auf eine von Preußen ausgehende Reform der deutschen Reichsverfassung und eine Wiedergeburt Deutschlands, er trat 1791 in das preußische Heer, machte als Generalmajor die Feldzüge gegen Frankreich 1792 und 1793 mit und ward 1797 Generalleutnant. 1806 ging er, während der Entscheidungsschlachten im Oktober gezwungen, müßig bei Ilmenau zu stehen, mit seinem Korps über die Elbe, kehrte erst, von Friedrich Wilhelm III. selbst des Dienstes entlassen, auf Napoleons Geheiß nach Weimar zurück und schloß sich, um sich seine Herrschaft zu erhalten, dem Rheinbund an. Obwohl seine deutsche Gesinnung nie verleugnend, besaß er doch stets die Achtung Napoleons. Nach der Schlacht bei Leipzig in russischen Dienst getreten, kommandierte K. ein aus Russen, Sachsen und Hessen vereinigtes Korps in Belgien, wo er zugleich Statthalter wurde, erhielt auf dem Kongreß in Wien eine Vergrößerung seines Gebiets und kehrte als Großherzog nach Weimar zurück. Auch am Feldzug von 1815 nahm er teil. 1816 gab er seinem Land eine landständige Verfassung, schützte die Preßfreiheit und die Freiheit der Universität Jena, solange er es gegen die deutschen Großmächte konnte. Weimar verdankt ihm, daß es die Heimat der deutschen Dichter wurde. K. August starb auf der Rückreise von Berlin in Graditz bei Torgau. Seine »Niederschriften über den Schutz der Demarkationslinie, den Rennweg (1796) und die Defension Thüringens (1798)« gab P. v. Bojanowski (Weim. 1902) heraus. Vgl. Wegele, K. August (Leipz. 1850); Düntzer, Goethe und K. August (2. Aufl., das. 1888); »Briefwechsel des Großherzogs K. August mit Goethe« (Weim. 1863, 2 Bde.; neue Ausg., Wien 1873); »Briefe des Herzogs K. August an Knebel und Herder« (hrsg. von Düntzer, Leipz. 1883); v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalie, K. August und der Minister v. Fritsch (das. 1874); P. v. Bojanowski, K. August als Chef des 6. preußischen Kürassierregiments 1787—1794 (das. 1894); Eleonore v. Bojanowski, Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen (Stuttgart 1903); Verus (Pseudonym), Die Kandidatur des Herzogs K. August von Sachsen-Weimar für den ungarischen Königsthron, 1789 (Weim. 1904) und K. August von Sachsen-Weimar und die Universität Jena (das. 1904).

52) K. Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar, geb. 2. Febr. 1783 in Weimar, gest. 8. Juli 1853, Sohn des vorigen, erhielt unter Herders und Böttigers Leitung eine sorgfältige Erziehung und begab sich zur Vollendung derselben 1802 nach Paris. 1804 vermählte er sich mit der Großfürstin Maria Paulowna von Rußland (gest. 23. Juni 1859; ihr Leben beschrieb Natalie v. Milde, Hamb. 1904). Der Tod seines Vaters 14. Juni 1828 rief ihn an die Spitze der Regierung, die er in seines Vaters Geiste, doch mit größerer Sparsamkeit führte. Der Bewegung von 1848 wußte K. in seinem Lande durch kluges Nachgeben und rechtzeitige Zugeständnisse Schranken zu setzen. Er hinterließ drei Kinder: Maria, vermählt mit dem Prinzen Karl von Preußen (gest. 18. Jan. 1877), Augusta, die erste deutsche Kaiserin, und Karl Alexander, seinen Nachfolger.

53) K. Alexander August Johann, Großherzog von Sachsen-Weimar, geb. 24. Juni 1818 in Weimar, gest. 5. Jan. 1901 daselbst, Sohn des vorigen, studierte in Jena und Leipzig, diente ein Jahr lang in einem Kürassierregiment zu Breslau, unternahm größere Reisen und folgte seinem Vater 8. Juli 1853 in der Regierung, die er in liberalem Geiste führte. Regen Anteil nahm er, gern mit Künstlern und Gelehrten verkehrend, an Wissenschaft und Kunst, besonders an den bildenden Künsten, ließ unter anderm die Wartburg restaurieren und gründete in Weimar Kunstschule und Museum. Politisch hielt er stets treu zu dem verwandten preußischen Königshaus und förderte die Einigung Deutschlands; seine Tagebuchsaufzeichnungen über die Ereignisse in Versailles im Januar 1871 verwertete O. Lorenz (»Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866—1871«, Jena 1902). Seit 8. Okt. 1842 war er mit Wilhelmine Marie Sophie Luise, Prinzessin der Niederlande (geb. 8. April 1824, gest. 23. März 1897), vermählt, die, durch ihr wohltätiges und gemeinnütziges Wirken bekannt und von den Enkeln Goethes zur Erbin des Goetheschen Familienarchivs ernannt, das Goethe-Archiv, das unter ihrem Protektorat zum Goethe- und Schiller-Archiv wurde (s. Goethe, S. 167), stiftete und dafür ein prächtiges Gebäude auf ihre Kosten errichten ließ. Der Erbgroßherzog K. August

(geb. 31. Juli 1844, gest. 21. Nov. 1894) war vermählt mit Prinzessin Pauline zu Sachsen-Weimar, Tochter des Prinzen Hermann (geb. 25. Juli 1852 in Stuttgart, gest. 17. Mai 1904 auf der Eisenbahnfahrt von Rom nach Venedig) und hinterließ einen einzigen Sohn, Wilhelm Ernst (s. Wilhelm), den jetzigen Großherzog. Vgl. die Gedächtnisrede von Kuno Fischer auf die Großherzogin Sophie (Heidelb. 1897) und den Großherzog (das. 1901); P. v. Bojanowski, Sophie, Großherzogin von Sachsen (Braunschweig 1898); G. Richter, Zur Erinnerung an K. Alexander (Jena 1901); »K. Alexander, Großherzog von Sachsen, in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr« (hrsg. von G. Jansen, Berl. 1904).

[Savoyen-Sardinien.] 54) K. Emanuel I., der Große, Herzog von Savoyen, geb. 12. Jan. 1562 auf dem Schloß Rivoli, gest. 26. Juli 1630, folgte 1580 seinem Vater Emanuel Philibert in der Regierung. In den Kämpfen der damaligen Machthaber in Italien stand er bald auf der Seite Philipps II. von Spanien, dessen Tochter Katharina er geheiratet hatte, bald auf der des Kaisers, bald auf der Frankreichs, je nachdem sein Vorteil es erheischte. 1588 bemächtigte er sich der Markgrafschaft Saluzzo, die in den Händen der Franzosen war, und überzog die reformierten Schweizer Kantone mit Krieg, der nach der Niederlage des savoyischen Heeres bei St.-Joire im Oktober 1589 mit einem den frühern Besitzstand herstellenden Frieden endigte. Hierauf besetzte K., von den liguistischen Provenzalen gegen Heinrich IV. zu Hilfe gerufen, Barcelonette, Antibes und Fréjus und zog im November 1590 in Aix ein. Durch den Lyoner Frieden erhielt er 1601 Saluzzo, befreit von allem Lehnsverband mit Frankreich, wogegen er Bresse, Bugey und andre Landstriche abtrat. Während eines um den Besitz von Montferrat entbrannten neuen Krieges mit Frankreich, in dem dieses ganz Savoyen eroberte, starb K. Er liebte die Wissenschaften, erbaute Paläste und Kirchen, opferte aber seinem unbegrenzten Ehrgeiz, der 1619 selbst nach dem Kaiserthron strebte, das Glück seines Landes. Vgl. Erdmannsdörffer, Herzog K. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl 1619 (Leipz. 1862); G. Curti, Carlo Emanuele I. (4. Aufl., Mail. 1897); Raulich, Storia di Carlo Emanuele I, duca di Savoia (Mail. 1896—1902, 2 Bde.).

55) K. Emanuel I., König von Sardinien (als Herzog von Savoyen K. Emanuel III.), geb. 27. April 1701, gest. 20. Febr. 1773, Sohn Viktor Amadeus' II., bestieg 1730 den Thron nach der Abdankung seines Vaters, dessen Versuch, die Regierung wieder zu übernehmen, er 1731 durch dessen Verhaftung vereitelte. Im Polnischen Erbfolgekrieg schloß er sich Frankreich an, eroberte Mailand, besiegte die Kaiserlichen bei Guastalla 19. Sept. 1734 und erwarb im Wiener Frieden (1738) Novara. Im Österreichischen Erbfolgekrieg ergriff er für Maria Theresia die Waffen und erlangte im Aachener Frieden (1748) Gebietsteile der Lombardei. Für die Rechtspflege in Sardinien erließ er das Corpus Carolinum. 1891 wurde ihm ein Denkmal in Mondovì errichtet. Vgl. Carutti, Storia del regno di Carlo Emanuele III. (Turin 1859, 2 Bde.).

56) K. Emanuel II., geb. 24. Mai 1751 in Turin, Sohn Viktor Amadeus' III., folgte diesem 1796, wurde 1798 von den Franzosen seiner Besitzungen auf dem Festland beraubt, zog sich 9. Dez. nach Sardinien zurück, entsagte 4. Juni 1802 zugunsten seines Bruders Viktor Emanuel I. und starb 6. Okt. 1819 in Rom als Jesuit. Vgl. Claretta, Storia del regno e dei tempi di Carlo Emanuele II, duca di Savoia (Genua 1877—79, 3 Bde.).

57) K. Felix, geb. 6. April 1765, gest. 27. April 1831, vierter Sohn des Königs Viktor Amadeus III., verwaltete 1799—1806 und 1817—21 Sardinien als Vizekönig, folgte seinem Bruder Viktor Emanuel I. 13. März 1821 und herrschte nach Unterdrückung der Revolution durch die Österreicher streng absolutistisch.

58) K. Albert, geb. 2. Okt. 1798, gest. 28. Juli 1849, Sohn des Prinzen Karl Emanuel von Savoyen-Carignan und der Marie Christine, Tochter des Herzogs Karl von Sachsen und Kurland, folgte 1800 als Prinz von Carignan seinem Vater in den französischen und piemontesischen Besitzungen unter Vormundschaft seiner Mutter, ward aber in Dresden und Paris erzogen. Seit 1817 lebte er in Piemont und galt als Freund der konstitutionellen und nationalen Bewegung. Nach dem Aufstand von 1821 wurde er von dem von der Regierung zurückgetretenen König Viktor Emanuel I. 13. März zum Regenten bis zur Ankunft des Thronfolgers Karl Felix ernannt. Er beschwor sofort die spanische Konstitution und setzte eine provisorische Junta ein. Nachdem aber ein österreichisches Heer sich gegen Piemont in Bewegung gesetzt, verließ der Prinz 21. März Turin und lebte, vom sardinischen Hofe verbannt, in Florenz, später in Frankreich, von wo aus er 1823 als Freiwilliger die Expedition des Herzogs von Angoulême nach Spanien mitmachte. Nach seiner Rückkehr durfte er wieder in Turin erscheinen, ward 1829 zum Vizekönig von Sardinien ernannt und bestieg nach dem Tode Karl Felix' 27. April 1831 den Thron. Die Hoffnungen der Liberalen erfüllte er nicht, sondern regierte in dem absolutistischen Sinne seines Vorgängers; erst 1848 neigte er sich auf die Seite der Reformbewegung und gab seinem Königreich eine konstitutionelle Verfassung. Gleichzeitig mit dem Aufstande der Lombarden und Venezianer erklärte er 23. März 1848 den Krieg an Österreich, machte anfangs glückliche Fortschritte und erwarb sich den Beinamen »Schwert von Italien« (spada d'Italia), bis die Schlacht bei Custoza 25. Juli 1848 das Übergewicht der Österreicher herstellte und K., der in Mailand kaum den Mißhandlungen des empörten Volkes entging, 9. Aug. einen Waffenstillstand schloß. Zwar begann er im Frühjahr 1849 den Krieg von neuem, ward aber 23. März bei Novara geschlagen, legte noch auf dem Schlachtfelde die Regierung nieder, verließ sofort das Land und begab sich nach Portugal, wo er in Oporto starb. Ihm folgte sein älterer Sohn, Viktor Emanuel, auf dem Thron. K. Albert war vermählt mit der Prinzessin Maria Theresia von Toskana. Vgl. Cibrario, Notizie sulla vita di Carlo Alberto (Turin 1861); Costa de Beauregard, La jeunesse und Les dernières années du roi Charles Albert (Par. 1888 u. 1890); Perrero, Gli ultimi reali di Savoia, etc. (Turin 1889; Anhang, das. 1890); L. Cappelletti, Storia di Carlo Alberto e del suo regno (Rom 1891).

[Schleswig-Holstein.] 59) K. (eigentlich Christian) August, Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Kronprinz von Schweden, geb. 9. Juli 1768, gest. 28. Mai 1810, dritter Sohn des Herzogs Friedrich Christian, nahm früh dänische Kriegsdienste, diente 1796—1801 unter Erzherzog Karl im österreichischen Heere, ward 1803 Oberbefehlshaber in Norwegen, tat sich daselbst 1808 während des Krieges zwischen Dänemark und Schwe-

den hervor und wurde von seinem Oheim, dem kinderlosen König Karl XIII. von Schweden, 1809 adoptiert, vom schwedischen Reichstag zum Thronfolger gewählt. Seinen ursprünglichen, den Schweden aber verhaßten Namen Christian mit K. vertauschend, legte er 24. Jan. 1810 den Eid ab, starb aber schon im Mai d. J., bei einer Revue plötzlich vom Schlage getroffen. Gegen den Großmarschall Axel v. Fersen entstand der Verdacht, ihn vergiftet zu haben; doch erwies sich dies später als grundlos. Vgl. Ipsen, Christian August, Prinz zu Schleswig-Holstein, nachmals Kronprinz von Schweden (Kiel 1852).

[Schwarzburg.] 60) K. Günter, Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, geb. 7. Aug. 1830, Sohn des Fürsten Günter Friedrich Karl und der Prinzessin Marie von Schwarzburg-Rudolstadt, besuchte die Universität Bonn, trat in das preußische Gardekürassierregiment ein und nahm mit diesem am Feldzug von 1866 teil. Er übernahm 17. Juli 1880 nach der Abdankung seines Vaters die Regierung, ist preußischer General der Infanterie und lebt seit 12. Juni 1869 mit Herzogin Marie zu Sachsen (geb. 28. Juni 1845), Tochter des 1852 verstorbenen Prinzen Eduard zu Sachsen-Altenburg, in kinderloser Ehe.

[Könige von Schweden.] 61) K. VII. (eigentlich K. I., da die ersten sechs Karl eine Erfindung des schwedischen Chronisten Johannes Magni sind), gest. 1167 auf der Insel Wisingsö (Småland), seit 1156 Nachfolger seines Vaters Sverker in Götaland, 1161 auch zum König in Svealand gewählt, errichtete 1164 das Erzbistum Upsala. Sein Nebenbuhler Knut Eriksson, Sohn Erichs des Heiligen, ermordete ihn. Sein Königssiegel ist das älteste in Schweden noch vorhandene.

62) K. VIII. Knutsson, geb. 1409 in Finnland, gest. 15. Mai 1470, aus dem alten Adelsgeschlecht Bonde, beteiligte sich an der nationalen Bewegung gegen den Unionskönig Erich XIII., war seit 1436, anfangs zusammen mit Engelbrekt Engelbrektsson, Reichshauptmann, seit 1438 Reichsverweser und lebte als Reichsdrost seit 1440, nachdem die schwedische Unionspartei Christoph III. zum König gewählt hatte, meistens in Finnland. Nach dessen Tode (1448) zum König von Schweden gewählt, 1449—50 auch König von Norwegen, mußte er fast ununterbrochen gegen Christian I. und dessen aristokratische Anhänger in Schweden kämpfen, wandte sich, 1457 durch einen Aufstand des mächtigen Erzbischofs Jöns Bengtsson Oxenstierna vertrieben, nach Danzig, ward 1464 von neuem König, 1465 abermals verjagt und 1467 zum drittenmal auf den schwedischen Thron erhoben.

63) K. IX., geb. 14. Okt. 1550 in Stockholm, gest. 9. Nov. 1611 in Nyköping, erbte 1560 von seinem Vater Gustav Wasa Södermanland und andre Gebiete als Herzogtum, das er 1569—87 und 1589—1599 mit fast königlichen Rechten innehatte. 1568 am Sturz seines Stiefbruders Erich XIV. wirksam beteiligt, lebte er später mit seinem Bruder Johann III., dessen katholischen Bestrebungen er nachdrücklich entgegentrat, lange (bis 1589) auf gespanntem Fuße. Nach Johanns Tode (1592) übernahm er mit dem Reichsrat die Regierung in Schweden und sicherte 1593 den Fortbestand der lutherischen Kirche auf einer Versammlung in Upsala, deren Beschlüsse sein katholischer Neffe, König Siegmund III. von Polen, vor seiner Krönung zum schwedischen König (1594) anerkennen mußte. Seit 1595 Reichsverweser, geriet er mit Siegmund, der trotz seiner Königsversicherung Schweden wieder katholisch machen wollte, und mit dem schwedischen Hochadel, der, um seine mittelalterliche Machtstellung wiederzugewinnen, für jenen und für die Union mit Polen eintrat, in offene Feindschaft, besiegte seinen Neffen 1598 bei Stångebro, ward von den ihm seit jeher wohlgesinnten Ständen 1599, nach Absetzung Siegmunds, zum Regenten, 1600 auf dem Reichstag zu Linköping, wo er viele seiner aristokratischen Gegner hinrichten ließ, auch zum König ausgerufen, nahm aber erst nach der freiwilligen Thronentsagung Herzog Johanns von Östergötland, der als jüngster Sohn Johanns III. das nähere Erbrecht besaß, den Königstitel an (1604). Seine auswärtige Politik war für Schwedens Zukunft von größter Bedeutung. Der aus den polnischen Verwickelungen 1600 entstandene Krieg rief (1609) auch Schwedens siegreiche Beteiligung unter Jak. de la Gardie an den russischen Thronstreitigkeiten sowie (1611) einen gefährlichen Krieg mit Dänemark hervor. Er war erst mit Maria von der Pfalz, dann mit Christine von Holstein vermählt; letztere gebar ihm Gustav Adolf. Vgl. Rogberg, K. IX.'s fälttåg i Lifland 1600 (Upsf. 1859); Tranér, K. IX.'s krig i Livland 1601—1605 (Stockh. 1872—76, 2 Bde.); S. Bergh, K. IX. och den svenska adeln 1607—1609 (Upsf. 1882); Boëthius, Hertig Karls och Svenska riksrådets samregering 1594—1596 (»Svensk historisk Tidskrift«, 1884—86); Ingman, Karls IX. Eismeerpolitik (finnisch; Helsingf. 1893—94, 2 Bde.); Söderqvist, Johan III. och hertig K. 1568—1575 (Upsf. 1898); Sjögren, Gustaf Vasas söner och deras tidehvarf (Stockh. 1901).

64) K. X. Gustav, Sohn Katharinas, der Tochter des vorigen, und des Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken, geb. 18. Nov. 1622 in Nyköping, gest. 23. Febr. 1660 in Gotenburg, als Prinz unter dem Namen »der Pfalzgraf« bekannt, focht 1642—46 unter Torstensson im Dreißigjährigen Krieg und ward von seiner Stiefcousine Christine, um deren Hand er erfolglos geworben, kurz vor Abschluß des Westfälischen Friedens zum Generalissimus der schwedischen Armee in Deutschland, 1650 zum Vertreter Schwedens auf dem Nürnberger Exekutionstag ernannt. 1649 zum schwedischen Thronfolger gewählt und 1654, nach der freiwilligen Thronentsagung Christinens, zum König gekrönt, überfiel er 1655 Polen, das er in wenigen Wochen eroberte, nötigte im Januar 1656 den Großen Kurfürsten, das Herzogtum Preußen von ihm zu Lehen zu nehmen, erkannte ihn aber im Vertrag von Labiau (s. d.) als souveränen Herzog von Preußen an, nachdem er mit seiner Hilfe König Johann II. Kasimir von Polen in der dreitägigen Schlacht bei Warschau (28.—30. Juli) besiegt hatte. Als sich bald darauf eine gefährliche polnisch-österreichisch-dänisch-holländisch-russisch-brandenburgische Koalition gegen Schweden zu bilden begann, wandte er sich im Sommer 1657 schnell gegen Dänemark, bemächtigte sich des dänischen Festlandes, ging im Februar 1658 über den gefrornen Kleinen und Großen Belt nach Fünen und Seeland und zwang Friedrich III., ihm 8. März im Frieden von Roeskilde Schonen, Halland, Blekinge, Bohus, Bornholm und das Stift Drontheim abzutreten. Infolge der Nichterfüllung eines Teils der Friedensbedingungen, namentlich wegen der Nichtsperrung des Sundes für die fremden Flotten, überfiel er im Sommer 1658 nochmals Dänemark, mußte aber 1659 die Belagerung Kopenhagens wieder aufgeben, da Holland, Brandenburg und der Kaiser den Dänen zu Hilfe eilten. Noch vor Beendigung des im ganzen wenig glücklich geführten Krieges starb er. Vgl. S. Pufendorf, De

rebus a Carolo Gustavo gestis (Nürnb. 1696, auch franz. u. deutsch); Lundblad, Karl X. Gustafs historia (Stockh. 1825, 2 Bde.); Ignatius, Finlands historia under Karl X. Gustafs regering (Helsingf. 1865); Ellen Fries, Bidrag till kännedomen om Sveriges och Nederländernas diplomatiska förbindelser under Karl X. Gustafs regering (Upf. 1883); Wibling, Karl X. Gustaf och Georg Rakoczy II. (Lund 1891); G. Jones, The diplomatic relations between Cromwell and Charles X. Gustavus (Heidelberg u. Lincoln 1897).

65) K. XI., geb. 4. Dez. 1655 in Stockholm, geft. 15. April 1697, einziges Kind des vorigen, folgte diesem 1660 unter der Vormundschaftsregierung seiner Mutter Hedwig Eleonore von Holstein-Gottorp und der fünf höchsten Reichsbeamten, darunter M. G. de la Gardies, Per Brahes des Jüngern, Guft. Bondes und K. G. Wrangels. 1672 zur selbständigen Regierung gelangt, ließ er sich durch den französisch gesinnten Reichskanzler de la Gardie Anfang 1675 zu einem Angriffskrieg gegen Brandenburg verleiten, der die Okkupation der deutschen Besitzungen Schwedens und kriegerische Verwickelungen mit Holland, dem Kaiser und Dänemark zur Folge hatte. Nur die geschickte Politik Gyllenstiernas und das persönliche Eingreifen Karls, der die zur See unter Juels Führung siegreichen Dänen zu Lande mehrmals schlug, retteten Schweden aus seiner bedrängten Lage, so daß es 1679 bei den Friedensschlüssen von Nimwegen, St.-Germain und Lund keine erhebliche Gebietsverminderung erfuhr. Seitdem wandte K. seine Aufmerksamkeit auf die innern Angelegenheiten. Durch die Reichstagsbeschlüsse von 1680 und 1682 zum fast unumschränkten Herrscher gemacht, stellte er seine einstigen Vormünder wegen ihrer Verwaltung zur Rechenschaft und zog durch die »Reduktion« mit rücksichtsloser Strenge die der Krone abhanden gekommenen Güter wieder ein, wodurch die Macht des Hochadels einen schweren Stoß erlitt, die Finanzen aber sich so sehr besserten, daß eine umfassende Reorganisation des Heeres (durch das »Indelningsverk«), der Flotte sowie der gesamten innern Verwaltung möglich ward. Ferner dehnte der Reichstag 1683 die Erbfolge auch auf Karls weibliche Nachkommen aus. Seine auswärtige Politik war seit 1680 unter B. Oxenstiernas Leitung friedlich und gegen Ludwig XIV. gerichtet. Den Dänenkönig Christian V., dessen hochbegabte Schwester Ulrike Eleonore (die ältere) er 1680 geheiratet hatte, zwang er 1689 zur Rückgabe Schleswigs an den Herzog von Gottorp. Vgl. Lönbom, Handlingar till K. XI.'s historia (Stockh. 1763—64, 15 Bde.); Svedelius, Om reduktionen af kronooch adeliga gods under K. X. Gustafs och K. XI.'s regering (Upf. 1849—51); Fåhräus, K. XI.'s personlighet och lifsgerning (Stockh. 1897); Sjögren, K. XI. och svenska folket på hans tid (1897—98); Wimarson, Sveriges krig i Tyskland 1675—1679 (Lund 1897—1903, 2 Bde.); O. Malmström, Anteckningar rörande Ulrika Eleonoras och K. XI.'s hof (Stockh. 1898) und K. XI.'s bref till N. Bielke 1676—1697 (1900); Varenius, Räfsten med K. XI.'s förmyndarstyrelse (Upf. 1901—03, 2 Bde.).

66) K. XII., geb. 27. Juni 1682 in Stockholm, geft. 11. Dez. 1718, Sohn des vorigen, genoß eine gute wissenschaftliche und militärische Erziehung. Nach einer kurzen Vormundschaftsregierung Ende 1697 von den Ständen für volljährig erklärt, ward er Anfang 1700, nicht ganz ohne eigne Schuld, durch die auf Schwedens Übergewicht im Norden eifersüchtigen Nachbarmächte Dänemark, Polen und Rußland in den Nordischen Krieg (s. d.) verwickelt. Nachdem er den Dänenkönig Friedrich IV. besiegt und den Zaren Peter d. Gr. bei Narwa geschlagen hatte, wandte er sich, anstatt diesen Erfolg über seinen gefährlichsten Gegner auszunutzen, 1701 gegen seinen ihm besonders verhaßten polnisch-sächsischen Vetter August II., eroberte in mehreren Feldzügen dessen polnische Besitzungen, erzwang 1704 in Warschau seine Absetzung sowie die Wahl Stanislaus Leszcynskis zu seinem Nachfolger, und nötigte ihn durch einen Einfall in Sachsen, im Altranstädter Frieden (1706) auf alle seine Bedingungen einzugehen. Erst im Spätsommer 1707, nach einem erfolgreichen Einschreiten beim Kaiser zugunsten der hart bedrängten Protestanten Schlesiens, zog er an der Spitze eines großen Heeres gegen Peter, der inzwischen mit seiner reorganisierten Armee einen großen Teil der schwedischen Ostseeprovinzen erobert hatte. Der teils vielbewunderte, teils scharf getadelte Plan Karls, die Russen im Herzen ihres eignen Landes zu einer Entscheidungsschlacht zu zwingen und dann in Moskau dem Zaren den Frieden zu diktieren, mißlang (s. Mazeppa) und endigte mit der Niederlage bei Poltawa (8. Juli 1709), deren verhängnisvolle Folgen sich rasch bemerkbar machten. August II. besetzte Polen von neuem, Friedrich IV. landete in Schonen, und Peter drang in Livland ein. Zwar wußte K., der mit 500 Mann nach der Türkei geflüchtet war und bei Bender in königlichen Ehren lebte, den Sultan Ahmed III. dreimal zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen, aber jedesmal sah er die an den Ausbruch des Krieges geknüpften Hoffnungen scheitern. Infolge seiner wiederholten Weigerung, die Türkei zu verlassen, schließlich (12. Febr. 1713) nach heftigem bewaffneten Widerstand überwältigt und als Gefangener erst nach Tinurtasz, dann nach Demotika gebracht, entschloß er sich, auf Grund von Nachrichten über die in Schweden wegen seiner langen Abwesenheit herrschende lebhafte Verstimmung, endlich (im November 1714) zur Heimkehr und gelangte verkleidet nach nur 16tägigem Ritt nach Stralsund (22. Nov.). Er fand sein Reich in einer sehr bedenklichen Lage. Die ausländischen Besitzungen waren in Feindeshand oder verpfändet, die wirtschaftlichen Zustände Schwedens in schlimmster Zerrüttung. Anstatt jedoch mit seinen Gegnern Frieden zu schließen, vermehrte er deren Zahl 1715 noch durch England-Hannover und den Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. (s. Friedrich 57) und mußte Ende d. J. nach heldenmütiger Verteidigung Stralsund preisgeben. Während er nun von Schweden aus, unter Anspannung der letzten finanziellen Kräfte des Landes, Norwegen zu erobern suchte, war sein Günstling Freiherr v. Görtz (s. d.) vergebens bemüht, die antischwedische Koalition durch diplomatische Künste zu sprengen. Bei dem zweiten Zug nach Norwegen erlag K. im Laufgraben vor Friedrikshald einer feindlichen Kugel. Da er unvermählt war, folgte ihm seine mit dem hessischen Erbprinzen Friedrich (s. Friedrich 79) vermählte Schwester Ulrike Eleonore. — Eine der größten Heldengestalten der Geschichte, hat K. durch sein an Abenteuern und glänzenden Waffentaten reiches Leben seit jeher einen dankbaren Stoff für Dichter, Schriftsteller und Komponisten geboten. Seine Sittenreinheit, Frömmigkeit, Einfachheit und Tapferkeit, in gewissem Sinn auch seine taktische und strategische Begabung, verdienen entschieden Anerkennung. Tadelnswert erscheint namentlich seine Halsstarrigkeit, der er rücksichtslos das Leben von Tausenden seiner Soldaten

und den wirtschaftlichen Wohlstand seiner Untertanen opferte. Anderseits beruht die Sympathie, die Schweden heute in Europa genießt, zweifellos teilweise darauf, daß es seine unter Gustav Adolf erworbene, aber längst unhaltbar gewordene Großmachtstellung auf so ehrenvolle Weise unter Karl verlor.

Die Literatur über K. ist sehr umfangreich. Noch jetzt bestehen hinsichtlich seiner Beurteilung große Meinungsverschiedenheiten unter den Geschichtsforschern. Durchaus unzuverlässig sind: Voltaire, Histoire de Charles XII (1731; kritische Ausg. von P. Martine, Par. 1896); Hultgren, Om mordet på K. XII. (Stockh. 1897); A. Nyström, K. XII. och sammansvärjningen mot hans enväldе och lif (1900); Cl. Adelsköld, K. XII. och svenskarne (1903—04, 2 Bde.). Die wichtigsten Arbeiten sind: Adlerfeld, Histoire militaire de Charles XII (Amsterd. 1740, 4 Tle.; auch deutsch); Nordberg, K. XII.'s historia (1740, 2 Tle.; auch franz. u. deutsch); Lundblad, Geschichte Karls XII. (Hamb. 1835—40, 2 Bde.); Fryxell, K. XII. (deutsch, Braunschw. 1861, 5 Bde.); M. Höjer, Om K. XII.'s myndighetsförklaring (Stockh. 1866); Beskow, K. XII., en minnesbild (1868—69, 2 Tle.); Schriften von König Oskar II. (s. d.) und F. F. Carlson (s. d.); Lind, K. XII. i Turkiet (Karlstad 1875); v. Sarauw, Die Feldzüge Karls XII. (Leipz. 1881); Lagermark, K. XII.'s krig i Norge 1716 (Upsala 1883); G. E. Axelson, Bidrag till kännedomen om Sveriges tillstånd på K. XII.'s tid (Wisby 1888); E. Carlson, Die eigenhändigen Briefe Karls XII. (deutsch von Mevius, Berl. 1894); N. R. Bain, Charles XII. and the collapse of the Swedish empire (Lond. 1895); O. Browning, Charles XII. of Sweden (das. 1898); Hallendorff, Studier öfver den äldre K. XII.-historiografien (Upsala 1899) und K. XII. och Lewenhaupt år 1708 (das. 1902); Sjögren, K. XII. och hans män (Stockh. 1899); G. Syveton, Louis XIV et Charles XII. Au camp d'Altrandstadt, 1707 (Par. 1900); Hjärne, K. XII., omstörtningen i Österuropa 1697—1703 (Stockh. 1902).

67) K. XIII., geb. 7. Okt. 1748 in Stockholm, gest. 5. Febr. 1818, zweiter Sohn Adolf Friedrichs und der Schwester Friedrichs d. Gr., Luise Ulrike, 1772 am Staatsstreich seines Bruders Gustav III. beteiligt und von ihm zum Herzog von Södermanland ernannt, 1788—90 in Finnland (s. Anjalabund) Oberbefehlshaber der schwedischen Flotte im russischen Kriege, stand 1792—96 an der Spitze der Regentschaft für seinen unmündigen Neffen Gustav IV. Adolf. Nach dessen Sturz (13. März 1809) zum Reichsverweser, dann (6. Juni) zum König gewählt, mußte er im Frieden von Fredrikshamn die Vereinigung Finnlands mit Rußland anerkennen. Ohne Nachkommen, adoptierte er 1809 Prinz Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg als Karl August (s. Karl 59), nach dessen Tode (1810) den Marschall Bernadotte als Karl XIV. Johann, der fortan Schwedens eigentlicher Regent war. Seine Gattin war Hedwig Elisabeth Charlotte von Holstein-Gottorp. Vgl. Brißman, Sveriges inre styrelse under Gustaf IV. Adolfs formyndareregering (Lund 1888); »Hedvig Elisabeth Charlottas dagbok« (hrsg. von C. C. Bonde, Stockh. 1902 ff., bisher 2 Bde., die Jahre 1775—88 umfassend).

68) K. XIV. Johann, ursprünglich Jean Baptiste Bernadotte, geb. 26. Jan. 1763 in Pau (Südfrankreich) als Sohn eines Advokaten, gest. 8. März 1844 in Stockholm, seit 1780 Freiwilliger im französischen Heer, beim Ausbruch der Revolution Unteroffizier, zeichnete sich am Rhein und in Belgien derart aus, daß er 1794 zum Divisionsgeneral avancierte. 1795—96 unter J. B. Jourdan tätig, 1797 mit Verstärkungen nach Italien geschickt, wo er Gradisca eroberte, ward er Anfang 1798 Botschafter in Wien, das er jedoch infolge eines Volkstumultes (13. April) bald wieder verließ. 1799 kurze Zeit Kriegsminister, ging er nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire auf Befehl Napoleon Bonapartes, der ihn seit längerer Zeit mit Eifersucht und Argwohn beobachtete, nach der Vendée, wo er 1800—01 einen neuen Aufstand geschickt unterdrückte. 1804 zum Marschall befördert, befehligte er das Okkupationsheer in Hannover, kam 1805 rechtzeitig zur Verstärkung Napoleons I. nach Mähren und ward wegen seiner Verdienste in der Schlacht bei Austerlitz zum Fürsten von Pontecorvo, einer vormals päpstlichen Enklave im Neapolitanischen, ernannt (5. Juni 1806). Schon bei Beginn des Krieges von 1806 in mehreren Gefechten siegreich, schlug er nach der Schlacht bei Jena die Preußen bei Halle (17. Okt.), zwang Blücher bei Lübeck (7. Nov.) zur Kapitulation und kämpfte 25. Jan. 1807 ruhmvoll bei Mohrungen. Nach dem Tilsiter Frieden Befehlshaber der Okkupationsarmee in Norddeutschland, erwarb er sich hier, wie früher in Hannover, durch seine Verwaltung allgemeines Vertrauen. 1809 in der Schlacht bei Wagram Kommandeur der sächsischen Truppen, zog er sich durch das Lob, das er diesen in einem Tagesbefehl spendete, die Ungnade Napoleons zu und ging nach Paris, übernahm jedoch bald auf Wunsch des dortigen Ministerrats die Verteidigung Antwerpens gegen die Engländer. Am 21. Aug. 1810 in Örebro von der schwedischen Reichstagsmehrheit, die mit Hilfe des französischen Kaisers Finnland wiederzugewinnen hoffte, zum Kronprinzen gewählt, verließ er mit Napoleons Zustimmung Frankreich, trat 19. Okt. in Helsingör von der katholischen zur lutherischen Kirche über, landete 20. Okt. in Helsingborg und empfing 5. Nov., von König Karl XIII. unter dem Namen K. Johann adoptiert, in Stockholm die Huldigung der Stände. Seitdem der eigentliche Regent Schwedens, leitete er widerwillig dessen Politik anfangs im französischen Sinn und unterwarf sich der Kontinentalsperre, näherte sich aber bald den Gegnern Napoleons, schloß, als dieser Anfang 1812 Schwedisch-Pommern besetzen ließ, mit Rußland (5. April) ein Bündnis und mit England (18. Juli) Frieden, hatte Ende August mit Kaiser Alexander I. eine Zusammenkunft in Åbo, wo er für seinen Anschluß an die Koalition gegen Frankreich den Besitz Norwegens zugesichert erhielt, und erschien, nachdem Preußen durch den Stockholmer Vertrag vom 22. April 1813 dem schwedisch-russisch-englischen Bündnis beigetreten war und sich zur Stellung eines Armeekorps unter schwedischen Oberbefehl verpflichtet hatte, mit einem schwedischen Heer auf deutschem Boden. Kraft des in Trachenberg von ihm entworfenen und von den Alliierten genehmigten Feldzugplans im Herbst 1813 während des deutschen Befreiungskrieges Führer der Nordarmee, suchte er die schwedischen Truppen gegen deren Willen (s. Adlercreutz) in den Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig möglichst zu schonen, zog hierauf nach Holstein und zwang den Dänenkönig Friedrich VI., im Kieler Frieden (14. Jan. 1814) gegen Schwedisch-Pommern ihm Norwegen abzutreten. Erst nach der Einnahme von Paris in Frankreich angelangt, sah er seine durch Versprechungen Alexanders I.

genährte Hoffnung auf den französischen Königsthron durch die Rückkehr der Bourbonen vereitelt. Durch die Erhebung Norwegens zur Rückkehr nach Skandinavien genötigt, zog er, obwohl nach nur 14tägigem Kriege Herr des Landes, doch eine friedliche Verständigung mit den Norwegern (s. Moss) vor, erwirkte die Abänderung der sogen. Eidsvolder Verfassung (s. Eidsvold) und ward hierauf (4. Nov.) als Kronprinz von Norwegen anerkannt. Seit 1818 König der beiden Unionsländer, beobachtete er nach außen eine friedliche Haltung, so daß nur eine vorübergehende Trübung der Beziehungen zur Heiligen Allianz (1818 bis 1819) und zu Rußland (1825) stattfand. Dagegen erregte seine innere, Verfassungs- und Verwaltungsreformen abgeneigte Regierung allmählich lebhaften Widerspruch und veranlaßte das Aufkommen einer starken Opposition unter Führung von Crusenstolpe, Anckarsvärd und L. Hierta. Wirklich volkstümlich zu werden, hinderte ihn überdies seine Unkenntnis der Landessprache sowie in spätern Jahren seine Zurückgezogenheit. Um die wirtschaftliche, geistige und militärische Entwickelung seiner Reiche machte er sich sehr verdient. Seine Gattin, die Marseiller Kaufmannstochter Désirée Clary (s. Désirée), Schwägerin Joseph Bonapartes, gebar ihm den spätern König Oskar I. Vgl. »Correspondance de Bernadotte avec Napoléon 1810—1814« (Par. 1819); »Recueil de lettres, proclamations et discours du roi Charles Jean« (Stockh. 1838—39, 2 Bde.); Touchard-Lafosse, K. XIV. Johann (deutsch, Quedlinb. 1839, 2 Bde.); Geijer, K. XIV. Johann (Stockh. 1844, auch schwed.); Sarrans, Histoire de Bernadotte, Charles XIV Jean (Par. 1845, 2 Bde.); Schriften von Crusenstolpe (s. d.) und Alin (s. d.); Blomberg, Marskalk Bernadotte och hans tid (2. Aufl., Stockh. 1899, 2 Bde.); F. U. Wrangel, Från Jean Bernadottes ungdom (1889); Lagerhjelm, Napoleon och Carl Johan under krigeti Tyskland 1813 (1891); Wiehr, Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzug 1813 (Berl. 1893; schwed., Stockh. 1895); Almén, Åtten Bernadotte (Stockh. 1893, illustriert); Ch. Schefer, Bernadotte roi 1810—1844 (Par. 1899; schwed., Stockh. 1900); Pingaud, Bernadotte, Napoléon et les Bourbons (Par. 1901); C. Th. Sörensen, Bernadotte i Norden (Kopenh. 1902—05, 3 Bde.).

69) K. XV., geb. 3. Mai 1826 in Stockholm, gest. 18. Sept. 1872 in Malmö, Enkel des vorigen, übernahm nach einer vorzüglichen Jugenderziehung 1857 die Regentschaft für seinen erkrankten Vater Oskar I., dem er 1859 folgte. Mit dem Dänenkönig Friedrich VII. innig befreundet und eifriger Anhänger des sogen. Skandinavismus, suchte er eine engere Verbindung der drei skandinavischen Reiche durch Familienverträge zustande zu bringen. Sein Unionsvorschlag ward jedoch abgelehnt, während die 1864 von ihm geplante militärische Unterstützung Dänemarks am Widerstand seines Ministeriums, besonders L. de Geers und Gripenstedts, scheiterte. Mit Preußen, auf dessen Besiegung er 1866 und 1870—71 bestimmt rechnete, stand er seit 1864 auf gespanntem Fuß. An seine innere, streng konstitutionelle und von einem bemerkenswerten wirtschaftlichen Aufschwung begleitete Regierung knüpfte sich eine wichtige Verfassungsreform: die Ersetzung der ständischen Volksvertretung durch ein modernes Zweikammersystem (1865). Dagegen vermochte er, trotz seiner ungewöhnlichen Popularität, eine Reorganisation des Heeres, für die er in Zeitungen und Broschüren (auch deutsch) unter der Chiffre C. wirkte, nicht durchzusetzen. Als Maler und Dichter leistete K. Hervorragendes. Er veröffentlichte: »Fosterbröderne« (Stockh. 1848; auch deutsch: »Die Kampfgenossen«); »Heidi, Gylfes dotter« (1852); »En Vikingasaga« (1855). Seine »Dikter« (1863—65, 2 Bde.) erschienen in deutscher Übersetzung von Winterfeld (Berl. 1866) und Bömers (Minden 1867). Da seine Gattin, Luise von Holland, ihm nur eine Tochter, die jetzige dänische Kronprinzessin Luise, gebar, folgte ihm sein Bruder Oskar II. Vgl. Morin, König, Dichter und Maler (Leipz. 1875); Hebbe, Carl XV. Politiska tilldragelser i Europa 1814—1876 (Stockh. 1876—77, 2 Bde.); C. Bååth-Holmberg, Carl XV. som enskild man, konung och konstnär (1891); »Tre episoder i K. XV.'s lif« (1893).

[Königreich beider Sizilien; vgl. oben: K. 39—41.] 70) K. IV., als König von Spanien Karl III. (s. unten: K. 73).

[Spanien.] 71) K. I., soviel wie Karl V., deutscher Kaiser (s. Karl 6, S. 631).

72) K. II., geb. 6. Nov. 1661, gest. 1. Nov. 1700, Sohn Philipps IV. und der Maria Anna von Österreich, folgte seinem Vater 1665 unter Vormundschaft, übernahm 1675 die Regierung, stand aber, stets kränklich und schwächlich, unter dem Einfluß seiner Umgebung; er war der letzte spanische Habsburger. Seine beiden Ehen, mit Maria Luise von Orléans und mit Maria Anna von Pfalz-Neuburg, blieben kinderlos, daher er im letzten Testament Philipp V., den Enkel Ludwigs XIV., zum Nachfolger bestimmte, wodurch der Spanische Erbfolgekrieg (s. d.) entstand.

73) K. III., geb. 20. Jan. 1716, gest. 14. Dez. 1788, Sohn Philipps V. und der Elisabeth Farnese, bekam 1730 durch die Bemühungen seiner Mutter das Herzogtum Parma, fiel 1734 in Neapel ein und erhielt 1738 im Wiener Frieden das Königreich beider Sizilien vom Kaiser förmlich abgetreten, das er als K. IV., unterstützt von dem juristisch vortrefflich gebildeten Minister Marquise Bernardo Tanucci (geb. 1698 zu Stia in Toskana, gest. 1783), liberal und im ganzen gut regierte, wenn auch das Finanzgebaren zu wünschen übrigließ und das neue Gesetzbuch schließlich nicht ins Leben trat. Übertriebenen Forderungen der Kurie und der Einführung der Inquisition trat er fest entgegen. Unter ihm begannen 1736, zum erstenmal in größerm Maßstab, Ausgrabungen in Herculaneum, 1748 in Pompeji und 1749 in Stabiä. Nach dem Tode seines Halbbruders Ferdinand VI. (1759) bestieg er den spanischen Thron, legte jedoch zuvor die neapolitanische Krone in die Hände seines Sohnes Ferdinand nieder und trat sofort dem sogen. bourbonischen Familientraktat (15. Aug. 1761) bei, der ihn in einen verlustreichen Krieg mit England und Portugal verwickelte, in dem Spanien 1763 Florida verlor, 1783 aber zurückerhielt. Im Innern dagegen bewies sich K. als einsichtsvoller Regent, hob den gesunkenen Staatskredit wieder, beförderte Handel und Ackerbau durch Anlegung von Brücken, Kanälen, Straßen und Fabriken; außerdem kultivierte er die bisher öde Sierra Morena. Ihn unterstützten dabei die Minister Aranda, Campomanes und Floridablanca. Der Inquisition in Spanien setzte er heilsame Schranken, verringerte die Macht der Kirche, und den Jesuiten verschloß er 1. April 1767 sein Land. 1771 stiftete er den Orden Karls III. K. war vermählt mit der Prinzessin Maria Amalie von Sachsen. Vgl. Graf Fernan-Nunez, Vida di Carlos III (hrsg. von Morel Fatio und Paz Melia, Madr. 1899, 2 Bde.); Ferrer del Rio, Historia del reinado de Carlos III de España (das. 1856—58, 4 Bde.);

Danvila y Collado, Reinado de Carlos III (das. 1892—96, 7 Bde.); Addison, Charles III. of Spain (Lond. 1900); M. Schipa, Il regno di Napoli al tempo di Carlo di Borbone (Neap. 1904).

74) K. IV., Sohn des vorigen, geb. 12. Nov. 1748 in Neapel, gest. 19. Jan. 1819, folgte seinem Vater 1788 und führte die Regierung anfangs ganz in dessen Geiste fort, besonders seitdem Aranda an die Spitze der Geschäfte getreten war. Derselbe ward jedoch bald durch Karls Günstling Manuel Godoy (s. d.), den Geliebten seiner sittenlosen Gemahlin Maria Luise von Parma, die ihn ganz beherrschte, verdrängt, der K. 1793 zu einem unglücklichen Kriege gegen Frankreich und nach dem Baseler Frieden (1795) gegen Portugal und England verleitete, welch letzteres 1805 bei Trafalgar Spaniens Seemacht vernichtete. Ein Spielball in der Hand Napoleons, mußte er dessen Einmischung in die Verhältnisse seines Königreichs dulden, und als ihn sein Sohn Ferdinand durch den Aufstand von Aranjuez 18. März 1808 zur Thronentsagung gezwungen hatte, ließ er sich in Bayonne von Napoleon bewegen, 5. Mai 1808 zu dessen Gunsten auf die Krone zu verzichten. Er begab sich darauf nach Fontainebleau, später nach Rom und von hier an den Hof seines Bruders, des Königs Ferdinand IV. von Neapel. Sein zweiter Sohn war Don Carlos, der Prätendent »Karl V.« (s. unten: K. 76). Vgl. Gomez de Arteche, Historia del reinado de Carlos IV (Madr. 1892—96, Bd. 1 u. 2); Muriel, Historia de Carlos IV (das. 1894 ff.).

75) (Don Carlos) Infant und Kronprinz von Spanien, geb. 8. Juli 1545 in Valladolid, gest. 24. Juli 1568, Sohn König Philipps II. aus dessen erster Ehe mit Maria von Portugal, wurde nach dem frühen Tode seiner Mutter von Johanna, der Schwester seines Vaters, erzogen, und 1560 von den Ständen als Thronfolger anerkannt. Von früher Jugend an war er schwächlich und kränklich, auch zeigte er Spuren von Schwachsinn. Die Hoffnung aber, daß eine Besserung eintreten könnte, wurde deshalb nicht sogleich aufgegeben; erst als sich diese als unwahrscheinlich herausstellte, ergab sich für den Vater der Gedanke, einer Thronfolge Karls vorbeugen zu müssen. Er ließ schon 1563 seine Neffen, die Erzherzoge Rudolf und Ernst von Österreich, nach Spanien kommen, um ihnen die Sukzession in diesem Reiche zuzuwenden. Doch wurde noch mehrere Jahre hindurch äußerlich der Prinz als Thronerbe betrachtet; er wurde verlobt mit seiner deutschen Cousine Anna und auch in den Staatsrat aufgenommen. Doch je länger, desto mehr häuften sich seine Exzesse und die Beweise seiner geistigen Gestörtheit. Später entdeckte man, daß er aus Spanien zu entfliehen sich vorgesetzt, ja daß er Anschläge gegen das Leben seines Vaters geschmiedet habe. In der Nacht des 18. Jan. 1568 begab sich Philipp II. mit einer Bedeckung in Karls Gemächer, bemächtigte sich der Papiere desselben und übergab ihn selbst der strengsten Bewachung. Von da ab blieb K. bis zu seinem Tode dem Verkehr mit der Welt entrückt. Über die Motive des Zerwürfnisses zwischen Vater und Sohn wurden viel falsche Ansichten verbreitet. Besondern Beifall fand die Version, die Saint-Real (»Don Carlos; nouvelle historique«, 1672) vortrug, daß Don Carlos eine unglückliche Liebe zu seiner Stiefmutter Elisabeth, der Tochter Heinrichs II. von Frankreich, gehabt habe; sie diente als Stoffsammlung für Schillers Drama »Don Carlos« wie für die Dramen von Campistron, Lefèvre, Alfieri und Russell. Erschüttert wurde die Glaubwürdigkeit dieser Fabel 1817 durch den Spanier Llorente und 1829 durch Ranke (»Wiener Jahrbücher der Literatur«, Bd. 46). Das wichtigste archivalische Material verdankt man Gachard (»Don Carlos et Philippe II«, 2. Aufl., Par. 1867). Neue Aufschlüsse fügte Maurenbrecher hinzu. Zu gleichen Ergebnissen gelangte Graf de Mouy, Don Carlos et Philippe II (Par. 1863, 3. Aufl. 1888); Büdinger, Don Carlos' Haft und Tod, insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie (Wien 1891), behandelt die Biographie des Prinzen hauptsächlich als Krankengeschichte. Vgl. Warnkönig, Don Carlos' Leben, Verhaftung und Tod (Stuttg. 1864); Maurenbrecher, Don Carlos (2. Aufl., Berl. 1876).

[Spanische Prätendenten.] 76) K. Maria Joseph Isidor de Borbon y Borbon, geb. 29. März 1788, gest. 10. März 1855 in Triest, gewöhnlich Don Carlos genannt, zweiter Sohn König Karls IV. von Spanien, mußte 1808 zugleich mit seinem ältern Bruder, Ferdinand VII., auf Napoleons I. Befehl auf die Thronfolge Verzicht leisten und dann bis 1814 die Gefangenschaft jenes Prinzen zu Valençay teilen. 1814 kehrte er mit Ferdinand VII. nach Madrid zurück. Da dieser kinderlos blieb, eröffnete sich K. die nächste Aussicht zur Thronfolge, und es scharte sich eine Partei um ihn, die von dem Prinzen die Wiederherstellung des Katholizismus in seinem alten Glanz sowie des absoluten Königtums hoffte. Die Geburt der Infantin Isabella (1830) vernichtete Karls Aussicht auf die Thronfolge, da der König zuvor das Salische Gesetz, das bloß männliche Erbfolge statuierte, aufgehoben hatte. Als K. gegen diese Bestimmung protestierte, verwies ihn der König erst nach Portugal, sodann nach dem Kirchenstaat. K. versagte jedoch den Gehorsam und ward nach dem am 19. Sept. 1833 erfolgten Tode Ferdinands VII. von seiner Partei, die von jetzt an den Namen Karlisten führte, als rechtmäßiger Herrscher (K. V.) anerkannt. Die Königin-Regentin Christine erklärte ihn daher 16. Okt. für einen Rebellen, und K., der alle Vergleichsvorschläge zurückwies, entzündete 1834 einen blutigen Bürgerkrieg, den Karlistenkrieg, der mit abwechselndem Glück geführt ward, bis K. endlich 1839 auf französischem Boden eine Zuflucht suchte, wo er das Schloß Bourges als Aufenthaltsort angewiesen erhielt und seitdem in halber Gefangenschaft lebte. Erst 18. Mai 1845 entsagte er zugunsten seines ältesten Sohnes, des Prinzen Karl von Asturien. Unter dem Namen eines Grafen von Molina lebte er seit 1847 in Triest. Er war vermählt mit Maria Franziska von Portugal und seit 1838 zum zweitenmal mit Maria Theresia, Prinzessin von Beira und Witwe des Infanten Peter von Spanien.

77) K. Ludwig Maria Ferdinand, Prinz von Asturien (K. VI.), ältester Sohn des vorigen, geb. 31. Jan. 1818, gest. 13. Jan. 1861, lebte bis 1833 in Madrid, ging mit seinem Vater 1834 nach England, kehrte 1838 nach Spanien zurück und mußte 1839 ebenfalls seinen Aufenthalt in Bourges nehmen. Nach der Verzichtleistung seines Vaters (1845) nannte er sich Graf von Montemolin und vermählte sich 1850 mit Karoline Ferdinande, Schwester des Königs Ferdinand III. von Neapel. 1860 unternahm er mit seinem jüngsten Bruder, Ferdinand, während des spanisch-marokkanischen Krieges eine Landung an der Ostküste Spaniens bei Tortosa und ließ sich zum König von Spanien ausrufen. Er fand jedoch gar keinen Anhang und rettete sein Leben nur durch förm-

lichen Verzicht zugunsten Isabellas; hierauf in Freiheit gesetzt, nahm er denselben 15. Juni wieder zurück. Er starb zu gleicher Zeit mit seiner Gemahlin, ohne Kinder zu hinterlassen.

78) K. Maria de los Dolores Johann Isidor Joseph Franz, gewöhnlich Don Carlos genannt, geb. 30. März 1848, Sohn des Infanten Johann Karl Maria Isidor (s. Johann 55), wurde durch den Verzicht seines Vaters, der durch den Tod des Grafen Montemolin 1861 Erbe der Thronansprüche des Don Carlos geworden, 3. Okt. 1868 Träger der karlistischen Ansprüche und nannte sich Herzog von Madrid. 1872 trat er zuerst als Prätendent auf, indem er als König K. VII. 15. April ein Manifest an die karlistische Partei in Madrid erließ, 2. Mai in Spanien selbst erschien und, von den karlistischen Banden in den baskischen Provinzen empfangen, in Vera einzog. Aber bereits 4. Mai bei Oroquieta von Moriones gänzlich geschlagen, floh er nach Frankreich und überließ seinem Bruder, dem Infanten Alfons, die Leitung der karlistischen Scharen. Erst als der Thron des Königs Amadeus 1873 zusammenstürzte und überall Aufstände ausbrachen, wagte er es, 15. Juni von Bayonne wieder auf spanischem Boden zu erscheinen, wo sich inzwischen sein Anhang bedeutend gemehrt hatte. Am 2. Aug. beschwor er in Guernica die Fueros der baskischen Provinzen und bemächtigte sich des festen Platzes Estella, den er zu seiner Residenz und zum Mittelpunkt seiner Operationen machte; übrigens hielt er sich von den Kämpfen selbst möglichst fern. Erst als Ende 1874 Alfons XII. zum König ausgerufen worden war, gingen die spanischen Generale ernstlich an die Überwindung der Empörer. Im Mai 1875 begannen Jovellar und Martinez Campos die systematische Säuberung der Provinzen und beschränkten den Karlismus auf Navarra und die baskischen Provinzen, die im Februar 1876 durch eine konzentrische Operation der überlegenen Regierungsarmee ebenfalls erobert wurden. Eine Entscheidungsschlacht mied K. und zog es vor, seine Truppen ihres Eides zu entbinden, worauf dieselben 26. Febr. in Pamplona die Waffen streckten. Er selbst flüchtete über die französische Grenze und lebt seitdem im Ausland. Er war seit 4. Febr. 1867 mit der Tochter des Herzogs Karl III. von Parma, Margarete (geb. 1. Jan. 1847), vermählt, die ihm auch 27. Juni 1870 einen »Thronerben«, den Infanten Jayme, geboren hat, aber 29. Jan. 1893 starb. Am 28. April 1894 heiratete er dann die Prinzessin Maria Berta von Rohan.

[Ungarn.] 79) K. Robert, König von Ungarn 1308—42, der erste König aus dem neapolitanischen Zweige des Hauses Anjou, trat nach dem Tode des letzten Arpáden, Andreas III., mit Unterstützung des päpstlichen Stuhles als Thronprätendent auf, wurde aber erst nach langwierigen Kämpfen mit seinen Rivalen, Wenzel von Böhmen und Otto von Bayern, 1308 von den Ständen einstimmig zum König erwählt. Nachdem er auch die innere Oligarchie (Csák) besiegt und aus seinen Getreuen sich eine neue Aristokratie geschaffen hatte, schritt er zu zeitgemäßen Reformen: in militärischer Beziehung zum Banderialsystem, in finanzieller zur Einführung der Portal- (Tor-) Steuer der Hörigen. Nach Herstellung der zerrütteten innern Verhältnisse führte er mehrere Kriege, so gegen den Woiwoden der Walachei, Bizarába, wobei K. fast sein Leben einbüßte; dagegen zwang er Milutin von Serbien zur Anerkennung seiner Lehnshoheit. Der Krieg gegen Venedig wegen Dalmatiens verlief ergebnislos. Im Thronstreit um die deutsche Krone unterstützte er Friedrich den Schönen. Mehr Erfolg krönte seine Familienpolitik; seinem ältern Sohn, Ludwig (dem Großen), erwarb er das Anrecht auf die polnische Krone (1339), seinem zweiten Sohn, Andreas, die Hand der Erbin von Neapel, Johanna. Der Fürstenkongreß von Visegrád (1335) zeigte Ungarn in seiner Größe als führende Macht Osteuropas. Vgl. Ant. Pór, Die Anjou und ihre Erben (in Szilágyis »Geschichte Ungarns«, Bd. 3).

[Württemberg.] 80) K. Alexander, Herzog von Württemberg, geb. 24. Jan. 1684 in Stuttgart, gest. 12. März 1737, Sohn des Prinzen Friedrich Karl zu Württemberg-Winnenthal, focht in österreichischen Diensten 1697 gegen Frankreich, im Spanischen Erbfolgekrieg am Rhein und in Italien und verteidigte 1713 Landau, mußte aber 20. Aug. kapitulieren. 1712 in Wien katholisch geworden, bei Peterwardein und Belgrad gegen die Türken ausgezeichnet, ward er Generalfeldmarschall und 1719 Statthalter von Belgrad und Serbien. Seinem Vetter, Herzog Eberhard Ludwig, 1733 nachfolgend, versprach er die evangelische Religion zu schützen, drückte, da er, seinen kriegerischen Neigungen folgend, mit einem starken Truppenkorps am Polnischen Erbfolgekrieg teilnahm, das Land mit hohen Steuern und geriet in die Hände des berüchtigten Juden Süß Oppenheimer (s. d.), der durch Prägung falschen Geldes und ähnliche Betrügereien die nötigen Geldmittel schaffte.

81) K. Eugen, Herzog von Württemberg, Sohn des vorigen, geb. 11. Febr. 1728 in Brüssel, gest. 24. Okt. 1793 in Hohenheim, folgte seinem Vater 1737 unter Vormundschaft, ward aber, nachdem er 1741—44 am Hofe Friedrichs d. Gr. gelebt, im 17. Jahre für mündig erklärt und regierte selbständig, der fürstlichen Gewohnheit der Zeit entsprechend, mit Entfaltung äußerer Pracht, so daß sein Hof als einer der glänzendsten in Europa galt. Seine Minister Rieger und Montmartin beschafften ihm das nötige Geld, das er seinem Hang zu Pracht, sinnlichem Genuß und seiner Vorliebe für das Militärwesen opferte. In französischem Sold im Siebenjährigen Kriege gegen Preußen kämpfend, hielt er sich auch nachher 14,000 Soldaten. Erpressungen, Ämterverkauf, Zwangsanleihen, Monopole, das Lotto und andre Mittel dienten der Geldbeschaffung, doch litten Land und Stände schwer, so daß sie sich in Wien beim Reichshofrat beschwerten. Auch durch die Verfolgung J. J. Mosers (s. d.) und des Dichters Schubart (s. d.) machte sich K. verhaßt. 1748 vermählte er sich mit Elisabeth Friederike Sophie von Bayreuth, die sich aber schon 1756 von ihm trennte und 6. April 1780 in Bayreuth starb. K. wählte 1771 die Frau eines Freiherrn v. Leutrum, Franziska, geborne v. Bernardin, zur Geliebten, erhob sie 1774 zu einer Gräfin von Hohenheim und heiratete sie 1785. Jetzt trat ein Umschwung in seiner Regierungsweise ein; er suchte die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, sorgte für Veredelung des Weinbaues und für Verbesserungen im Betrieb der Landwirtschaft, legte Kunststraßen an, erweiterte durch Kauf das Gebiet des Herzogtums und beförderte Kunst und Wissenschaft durch Errichtung der berühmten Karlsschule (s. d.). Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er auf dem für seine Gemahlin erbauten Lustschloß Hohenheim. Ihm folgten in der Regierung seine Brüder Ludwig Eugen (gest. 1795) und Friedrich Eugen (gest. 1797). Vgl. Vely, Herzog K. von Württemberg und Franziska von Hohenheim (3. Aufl., Stuttg. 1877); »K. Eugen,

Herzog von Württemberg, und seine Zeit« (hrsg. vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein, das. 1903 ff.).

82) K. I. Friedrich Alexander, König von Württemberg, geb. 6. März 1823 in Stuttgart, gest. daselbst 6. Okt. 1891, der einzige Sohn Wilhelms I. und dessen dritter Gemahlin, Pauline, Herzogin von Württemberg, studierte in Tübingen und Berlin, vermählte sich 13. Juli 1846 mit der Tochter des Kaisers Nikolaus, der Großfürstin Olga (geb. 11. Sept. 1822, gest. 30. Okt. 1892) und folgte seinem Vater 25. Juni 1864. Er ersetzte das reaktionäre Ministerium Linden durch den gemäßigten Varnbüler, schloß sich 1866 den Gegnern Preußens an, vertrat aber 1870 eine nationale Politik, stellte seine Truppen unter preußischen Oberbefehl und trat dem Deutschen Reiche bei. Im Innern regierte er in stetem Einvernehmen mit dem Landtag und genoß wegen seines Wohlwollens allgemeine Beliebtheit, lebte aber infolge seiner Kränklichkeit viel im Ausland. Ihm folgte, da seine Ehe kinderlos blieb, sein Vetter, König Wilhelm II. Vgl. »Württemberg und sein König, 1864 bis 1889« (Stuttg. 1889, Jubiläumsschrift); Hochstetter, König K. von Württemberg (das. 1891).

Karl, 1) Alexander, Abt von Melk, geb. 19. März 1824 zu Gmünd in Niederösterreich, studierte Theologie, wurde 1849 zum Priester geweiht, dann zum Professor der Moraltheologie und der griechischen Sprache am Stift zu Melk ernannt. 1875 wurde er zum Abt desselben Stiftes gewählt und 1876 in das Herrenhaus berufen. Hier und im niederösterreichischen Landtag schloß er sich der Verfassungspartei an.

2) Engelbert, Schauspieler, geb. 5. Mai 1841 in München, gest. 11. Okt. 1891 in Dresden, begann seine theatralische Laufbahn mit 19 Jahren bei Max Schweiger in München und setzte sie als Darsteller im komischen Fach in Regensburg, später in München, seit 1869 am Josephstädter Theater in Wien und dann als Regisseur in Graz fort. Nachdem er sich mit der Tochter des Kammersängers Kindermann in München verheiratet hatte, nahm K. ein Engagement als Regisseur und Lokaldichter am Dresdener Residenztheater an, wirkte später als Charakterkomiker in Breslau und folgte von hier einem Ruf an das Hoftheater in Dresden. Hier übernahm er 1879 die Leitung des Residenztheaters, die er bis zu seinem Tode führte.

Karlburg (magyar. Oroszvár, spr. óroßwār), Dorf im ungar. Komitat Wieselburg, an der Donau und der Bahnlinie Preßburg-Steinamanger, mit gräflich Henckelschem Schloß, Park und (1901) 1711 deutschen und magyarischen (römisch-katholischen und evangelischen) Einwohnern. Früher bestand hier ein berühmter Rennstall mit Gestüt.

Karldor, braunschweig. Goldmünze bis 1835, mit dem Brustbilde des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand auf der einen, dem Roß und der Devise »In Recto Decus« auf der andern Seite. Von ihnen gingen zuletzt 38½ Stück auf die feine Mark.

Karl Friedrichs-Verdienstorden, Militärischer, am 4. April 1807 von Karl Friedrich, Großherzog von Baden, gestiftet, besteht aus drei Klassen, Großkreuzen, Kommandeuren und Rittern, und war früher mit Einkünften verbunden. Das Ordenskreuz ist achtspitzig, weiß emailliert, der Name des Stifters (C. F.) im rot emaillierten Schild, mit der Umschrift im blauen Ring: »Für Badens Ehr'«; auf der Rückseite ein silberner Greif, einen Schild mit dem badischen Schrägbalken in der linken und ein Schwert in der rechten Klaue haltend. Um das Kreuz schlingt sich ein Lorbeerkranz, und das Ganze überragt eine Krone. Von den Großkreuzen wird es an einem breiten Band von der Linken zur Rechten und von ihnen wie von den Kommandeuren mit Generalsrang auf der linken Brust ein silberner Stern getragen, dessen Mittelschild den Greif enthält. Bei den Kommandeuren hängt das Kreuz um den Hals, bei den Rittern im Knopfloch. Das Band ist rot mit zwei breiten gelben Streifen und weißen Bordstreifen. Mit dem Orden ist eine goldene und eine silberne Medaille verbunden. S. Tafel »Orden I«, Fig. 15.

Karli, berühmter buddhistischer Höhlentempel aus dem zweiten christlichen Jahrhundert, an der Straße von Bombay nach Puna, unter 18° 45′ nördl. Br. und 73° 31′ östl. L. Der Eingang liegt 771 m ü. M., die Felsenwand erhebt sich senkrecht zu 260 m. Vor der Vorhalle befindet sich die kolossale Löwensäule, so genannt nach den vier Löwen, die das Kapitell krönen. Ein breiter Eingang führt zu einer 14 m hohen, 13,8 m langen und 7,9 m breiten Halle mit einem Hauptschiff, das einen Altar oder Reliquienschrein (Chaitya) enthält, und zwei Seitenschiffen, die je 16 Säulen von dem Hauptschiff trennen (s. Tafel »Indische Kunst II«, Fig. 3 u. 10). Jede Säule hat ein reichverziertes Kapitell in Gestalt einer umgekehrten Glocke, auf dem zwei Elefanten knien, von denen jeder zwei Figuren trägt. Neben der Haupthalle befinden sich kleinere Höhlen, vermutlich zu Wohnungen von Mönchen oder Einsiedlern bestimmt. Vgl. Höhlentempel.

Karlin, Münze, s. Karolin.

Karlin, tschech. Name der Stadt Karolinenthal (s. d.).

Karliner, jüd. Sekte, s. Chassidim.

Karlisten, in Spanien die Anhänger der beiden Don Carlos (s. Karl 76 u. 78) in den Karlistenkriegen von 1834—39 und 1872—76.

Karl-Johansvärn, Stadt, s. Horten.

Karlmann, 1) Majordomus, Sohn Karl Martells und der Chrotrudis, älterer Bruder Pippins des Kleinen, teilte sich nach seines Vaters Tode (741) mit Pippin in die Verwaltung des fränkischen Reiches und erhielt Austrasien, Alemannien und Thüringen, legte aber 747 seine Gewalt zugunsten seines Sohnes Drogo nieder. Er gründete auf dem Berg Soracte bei Rom zu Ehren des heil. Silvester ein Kloster und zog sich darauf in das Benediktinerkloster auf dem Monte Cassino zurück. Als Pippin 754, dem Rufe Stephans III. folgend, nach Italien zog, befand sich K. auf dem Wege nach Gallien, um auf Bitten König Aistulfs den gegen die Langobarden gerichteten Zug zu hintertreiben. Er fand den Bruder nicht mehr und begab sich in ein Kloster zu Vienne, wo er 17. Aug. 754 am Fieber starb. Seine Söhne wurden von Pippin einem Kloster übergeben.

2) König der Franken, geb. 751, gest. 4. Dez. 771 in Samoussy, Pippins des Kleinen jüngerer Sohn, ward 754 nebst seinem Bruder Karl d. Gr. von Stephan III. zum König von Franken gesalbt und erhielt nach des Vaters Tod bei der Teilung mit Karl (768) Burgund, Provence, Septimanien, Elsaß, Alemannien und das östliche Aquitanien. Bevor zwischen beiden Brüdern ein offener Zwist ausbrach, starb K. und ward in Reims begraben. Da die fränkischen Großen mit Übergehung seiner Söhne sein Reich Karl d. Gr. übertrugen, flüchtete Karlmanns Witwe Gerberga (Giberga) nach Italien zu König Desiderius, der durch den Versuch, den Papst zur Salbung von Karlmanns

Söhnen zu zwingen, einen Krieg mit Karl d. Gr. heraufbeschwor. Nach der Eroberung des Langobardenreichs 774 endeten Gerberga und ihre Kinder in einem Kloster.

3) Ostfränkischer König, geb. um 828, gest. 22. Sept. 880 in Ötting, Ludwigs des Deutschen und der Hemma ältester Sohn, erhielt 856 die Verwaltung der bayrischen Marken, empörte sich 861 im Einverständnis mit dem Herzog Rastislaw von Mähren gegen den Vater, unterwarf sich 862, empfing aber seine Herrschaft erst 865 zurück. 869—874 kämpfte er zum Teil erfolgreich gegen Mähren, nahm 870 Rastislaw gefangen, mußte sich aber infolge der Einsprüche Swatopluks, des Neffen des Genannten, mit der Oberherrschaft über Mähren begnügen (874). Von seinem Oheim, Kaiser Ludwig II., 872 zum Erben bestimmt, erwarb er Italien erst im September 877, nachdem er Karl den Kahlen aus der Lombardei vertrieben hatte. Inzwischen hatte er nach des Vaters Tod durch die Teilung im Ries (im November 876) Bayern mit seinen Marken als Königreich empfangen. Seine Ehe mit einer Tochter des böhmischen Markgrafen Ernst war kinderlos; doch wurde ihm von Liutswinda ein unehelicher Sohn, Arnulf, geboren. Seit jenem Zuge nach Italien war Karlmanns kräftiger Körper von Siechtum befallen, und da Arnulf illegitim war, übertrug K. 879 seinen Brüdern Ludwig dem Jüngern und Karl dem Dicken die Nachfolge in Bayern und Italien.

Karlmeinet, s. Karlssage.

Karlócza (spr. tárlōza), Stadt, s. Karlowitz.

Karloskōp, s. Kaleidoskop, S. 454.

Karlovac (spr. -waz), Stadt, s. Karlstadt 2).

Karlovci, Stadt, s. Karlowitz.

Karlowa, 1) Otto, Rechtslehrer, geb. 11. Febr. 1836 in Bückeburg, gest. 4. Jan. 1904 in Heidelberg, trat 1859 als Auditor bei der Bückeburger Justizkanzlei in die juristische Praxis, erwarb 1861 in Bonn die juristische Doktorwürde und habilitierte sich darauf in der juristischen Fakultät daselbst. 1867 ward er ordentlicher Professor in Greifswald und 1872 Professor des römischen Rechts und des Zivilprozesses in Heidelberg. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Beiträge zur Geschichte des römischen Zivilprozesses« (Bonn 1865); »Die Formen der römischen Ehe und Manus« (das. 1868); »Der römische Zivilprozeß zur Zeit der Legisaktionen« (Berl. 1872); »Das Rechtsgeschäft und seine Wirkung« (das. 1877); »Über die Rezeption des römischen Rechts in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf Kurpfalz« (Heidelb. 1878); »Intra pomoerium und extra pomoerium, ein Beitrag zum römischen Staatsrecht« (das. 1896); besonders aber seine leider unvollendet gebliebene »Römische Rechtsgeschichte« (Bd. 1, Leipz. 1855; 2. Bd., 1. Teil in 3 Abt., 1892—1901).

2) Theodor Rudolf Ferdinand, Seemann, geb. 30. Aug. 1844 in Braunschweig, besuchte seit 1866 die Hamburger Navigationsschule und trat 1871 in den Dienst der Hamburg-Amerika-Linie. Er nahm Franklins Untersuchungen über die Beruhigung der Wellen durch Öl wieder auf und veröffentlichte seine Beobachtungen in der vom Nautischen Verein in Hamburg preisgekrönten Schrift: »Die Verwendung von Öl zur Beruhigung der Wellen« (Hamb. 1888).

Karlowitz (kroat. Karlovci, serb. Karlovec, magyar. Karlócza, spr. tárlōza), selbständige Stadt im kroatisch-slawon. Komitat Syrmien, am rechten Donauufer, am nordöstlichen Fuß der Fruska Gora und an der Bahnlinie Budapest-Semlin-Belgrad, ist Sitz des griechisch-orientalisch-serbischen Erzbischofs und Patriarchen der Serben samt Domkapitel, hat eine griechische Kathedrale, eine römisch-kath. Kirche, ein erzbischöfliches Palais und (1901) 5643 meist kroatische und serbische (griechisch-orientalische und römisch-katholische) Einwohner, die Fischfang, Vieh-, insbes. Schweinezucht, Handel und hervorragenden Weinbau (Karlowitzer Ausbruch, Rotwein) treiben. K., das ein theologisches Seminar, Obergymnasium, Lyzeum und Bezirksgericht besitzt, gewann seine Bedeutung seit der Serbeneinwanderung nach Ungarn, insbes. als Residenz des serbischen Patriarchen, und ist Sitz der serbischen Kirchenkongresse. 1848—49 war es ein Hauptherd des serbischen Aufstandes gegen Ungarn. — Historisch berühmt ist die Stadt durch den Karlowitzer Frieden, der am 26. Jan. 1699 (auf einer Anhöhe, wo jetzt die Kirche Maria Fried steht) zwischen Österreich, Rußland, Polen und Venedig einerseits und der Pforte anderseits abgeschlossen wurde. Rußland blieb im Besitz von Asow und dem dazu gehörigen Gebiet; Polen erhielt Kamenez, Podolien und die Ukraine zurück und trat dagegen seine Eroberungen in der Moldau ab; Österreich erhielt Siebenbürgen und die Landschaft Bácska zwischen Theiß und Donau, während die Pforte im Besitz der Festung Temesvár und des Banats verbleiben sollte; Ungarns Grenze wurde gegen S. durch eine Linie von dem Ausfluß der Maros bis an die Mündung der Unna in die Save bestimmt. Venedig behielt Morea bis an den Isthmus, Santa Maura und Ägina, gab aber Lepanto, Prevesa u. a. an die Pforte zurück; in Dalmatien behielt es sechs eroberte Festungen, ebenso im Archipel die Inseln, die es vor dem Kriege besessen hatte. Dieser Friedensschluß gab Österreich fast alles zurück, was die Pforte seit 1526 erobert hatte, und bildete später meist die Grundlage der Verträge zwischen Österreich und der Türkei (s. die »Karten zur Geschichte Österreich-Ungarns«). Am 15. Mai 1848 erklärten sich die aufständischen Serben hier für unabhängig. Seit den 1860er Jahren werden die Kongresse der griechisch-orientalischen Kirche in K. abgehalten. Vgl. J. Acsády, Geschichte des Friedensschlusses von K. (ungar., in den Abhandlungen der Ungarischen Akademie, 1899); M. R. Popović, Der Friede von K. (Leipz. 1893); D. Kaufmann, Israel Conegliano und seine Verdienste um die Republik Venedig (Budap. 1895, ungar.).

Karlsbad, Stadt in Böhmen, 379 m ü. M., an der Tepl unfern ihrer Mündung in die Eger, in einem engen, romantischen, von bewaldeten Bergen umschlossenen Tal, an den Linien Prag-Eger der Buschtěhrader Eisenbahn, Marienbad-K. und K.-Johanngeorgenstadt der Staatsbahnen gelegen, ist einer der berühmtesten Kurorte Europas und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft sowie eines Bezirksgerichts. Die schönste Straße ist die mit Kaufläden besetzte Alte Wiese, am linken Ufer der Tepl, oberhalb in die Puppschen Anlagen (mit dem Denkmal Goethes von Donndorf) auslaufend; ihr gegenüber am rechten Flußufer liegt die Neue Wiese. Schöne Gartenanlagen sind außerdem der Stadtpark und der Stadtgarten mit dem Denkmal Kaiser Karls IV. Die Stadt hat eine katholische, eine evangelische, eine anglika-

Wappen von Karlsbad.

nische und eine russische Kirche sowie eine Synagoge; sie enthält ferner an bemerkenswerten Gebäuden die Mühlbrunnkolonnade, im korinthischen Stil von Zitek 1878 erbaut, die Sprudelkolonnade, einen leichten Eisenbau (1879), das Kurhaus, das Militärbadehaus, das großartige Kaiserbad (1895 eröffnet), das neue Stadttheater, das Postgebäude, die Sparkasse, das Oberghmnasium und zählt (1900) 14,637 deutsche Einwohner. Die rege Gewerbtätigkeit erstreckt sich auf Sprudelsteinverarbeitung, Nadlerei, Herstellung von Likör (Karlsbader Bitter), Zuckerwaren (Karlsbader Oblaten) ꝛc. Auch bildet K. einen Mittelpunkt der Porzellanfabrikation; in der Umgebung wird vorzügliche Kaolinerde gewonnen und bestehen 15 Porzellanfabriken. Außerdem wird in K., namentlich während der Saison, lebhafter Handel mit Porzellan- und Glaswaren, Spitzen und Stickereien betrieben. Die Stadt hat ein Elektrizitätswerk, eine Straßenbahn und einen Pferderennplatz.

Die 19 Thermen von K. sind heiße alkalische Glaubersalzquellen und brechen aus einer Spalte im Granit hervor, die sie teilweise mit Sprudelstein ausgefüllt haben. Die älteste und wichtigste Quelle ist der Sprudel, am rechten Ufer der Tepl, mitten in der Stadt. Er hat eine Temperatur von 72,5° und springt stoßweise in Mannsdicke 4 m hoch empor; die Wassermenge, die er liefert, beträgt 25 bis 30 hl in der Minute. Die andern Quellen, an Temperatur wie an Ergiebigkeit geringer, sind: der Bernhardsbrunnen mit 64°, die Franz-Josephsquelle mit 65°, der Neubrunnen mit 55,4°, die Felsenquelle mit 58° und der Schloßbrunnen auf dem Schloßberg mit 52,4°, der Mühlbrunnen mit 51°, der Theresienbrunnen mit 55°, der Marktbrunnen mit 54°, der Kaiserbrunnen mit 47,5° und die Elisabethquelle mit 40°. Das Wasser schmeckt schwach salzig und säuerlich. Über die Analyse des Sprudels, Mühl-, Markt- und Schloßbrunnens vgl. die Tabelle »Mineralwässer«, II.

Das Wasser der Quellen setzt an der Luft unter Verlust von Kohlensäure kohlensauren Kalk (Sprudelstein) ab, der zu allerlei Gegenständen verarbeitet wird. Die Karlsbader Quellen werden vornehmlich

Karte der Umgebung von Karlsbad.

zu Trinkkuren benutzt, die in manchen Fällen durch Bäder (auch Moorbäder) unterstützt werden. Man braucht die Kurmittel bei chronischem Magenkatarrh und Dyspepsie, Magengeschwür, chronischem Darmkatarrh, Hämorrhoiden, Katarrh der Gallenwege, Gallensteinen, Leberhyperämie, Fettsucht, Krampfzufällen im Bereich der Unterleibsorgane, Gicht, Rheumatismus, Diabetes, Skrofulose, Frauenkrankheiten, Harngries. Außer den Thermalquellen sind auch mehrere kalte Mineralquellen in der Umgebung von K. bemerkenswert, als: der Rote Säuerling

bei Drahowitz, der Cambridgesäuerling bei der Cambridgesäule links an der Tepl und der Säuerling bei der Dorotheenau (Sauerbrunn, 12,5°) sowie eine 1853 unweit des Einflusses der Tepl in die Eger aufgefundene Eisenquelle von 10°. Die Wässer sämtlicher Quellen werden seit 1843 auch versandt (1903: 2,5 Mill. Flaschen). Man gewinnt aus dem Wasser durch Verdampfung das Karlsbader Salz, das kristallisiert und als Pulver hergestellt wird, ferner werden Pastillen und Seife in den Handel gebracht. Die Zahl der Kurgäste Karlsbads betrug 1903: 54,000. Das Klima von K. ist das von Mitteldeutschland, vorherrschend sind Nord- und Westwinde; erstere bedingen oft plötzlichen Temperaturwechsel, auch sind die Temperaturabfälle am Morgen und Abend erheblich. Die relative Luftfeuchtigkeit hält sich in mittlerer Höhe, Niederschläge sind häufig.

Die anmutige Umgebung von K. (s. das Textkärtchen, S. 655) ist durch schöne Anlagen zugänglich gemacht; schöne Aussichten bieten namentlich der Hirschensprung (498 m), die Franz Joseph-Höhe (510 m), der Dreikreuzberg (554 m), die König Otto-Höhe (599 m), das Ewige Leben (636 m) mit der Stephaniewarte, der Aberg (609 m) mit Aussichtsturm. Zu den besuchtesten Punkten gehören ferner südlich der Posthof, der Kaiserpark und Pirkenhammer (Dorf mit Porzellanfabrik und 1639 Einw.), südwestlich Aich (Dorf mit Schloß, Porzellanfabrik, Bierbrauerei und 1911 Einw.) und die Hans Heiling-Felsen, südöstlich der Markt Engelhaus mit malerischer, auf 713 m hohem Klingsteinfelsen gelegener Burgruine und 953 Einw., östlich Gießhübl-Sauerbrunn (s. d.), nordöstlich Dallwitz (s. d.). Nordwestlich von K. liegen das Dorf Donitz mit Glas-, Porzellan- und Strickwarenfabrik, Sägewerk und 3649 Einw., dann die Stadt Fischern mit Kaolinschlämmerei, Porzellanfabrik, Bierbrauerei und 8234 Einw.

Geschichte. Die älteste Urkunde über K. datiert von 1325. Man kennt von ihr zwar nur den Titel: »König Johanns Privilegium oder Breve testatum und Lehenbrief über den Tiergarten sub anno 1325«; doch stellt es sich hiernach als bloße Sage heraus, daß K. von Karl IV. auf einer Hirschjagd 1347 entdeckt worden sei. Dagegen ließ dieser Kaiser nach vollendeter glücklicher Heilung seiner bei Crécy erhaltenen Wunden 1358 ein festes Schloß bei der Quelle erbauen, und der um dasselbe bald entstehende Ort Namens Vary (Sprudel) erhielt bereits 1370 städtische Rechte. Kaiser Joseph I. erhob K. zur königlichen Freistadt. Schon 1531 hatte Graf Albrecht Schlik das erste Armenhospital in K. erbaut; 1711 entstand ein Kurhaus auf der Alten Wiese; 1762 ließ Maria Theresia das Bade- und Trinkhaus am Mühlbrunnen aufführen, und 1812 wurde aus einer Schenkung des Grafen Kinsky das Badehaus und Hospital für arme Kurgäste am Spitalbrunnen errichtet. Bis 1520 wurde in K. nur gebadet; um diese Zeit erst ward das Wasser auf Anraten eines Dr. Payer auch zu Trinkkuren verwendet. Ebenso hat dieser Arzt die erste medizinische Abhandlung über K. 1522 drucken lassen. Unter seinen größten Wohltätern nennt K. den schottischen Lord Jakob Ogilvi, Grafen von Findlater, der K. mehr als 20 mal besuchte und jeden Besuch mit Anlegung eines Gebäudes, einer Straße, eines Spazierganges ꝛc. bezeichnete. Goethe hat K. 12mal besucht (vgl. Hlawacek, »Goethe in K.«, 2. Aufl., Karlsbad 1883). In späterer Zeit gründete dort der Dichter und Erzbischof Ladislaus Pyrker ein Hospital für arme Offiziere. 1819 kam es hier auf einer Ministerkonferenz zu den reaktionären Karlsbader Beschlüssen (s. d.). In den letzten 40 Jahren erhob sich K. zum Weltkurort ersten Ranges. Vgl. Hochstetter, K., seine geognostischen Verhältnisse und seine Quellen (Karlsb. 1856); Hlawacek, K. in geschichtlicher, medizinischer und topographischer Beziehung (14. Aufl., das. 1884); Kraus, Ärztlicher Rat für den Kurgebrauch in K. (9. Aufl., das. 1882); Fleckles, Der Karlsbader Kurgast (3. Aufl., das. 1886); Sorger, Die wichtigsten Punkte der Diätetik während einer Karlsbader Kur (9. Aufl., das. 1884); Jaworski, Wirkungen des Karlsbader Thermalwassers (Leipz. 1885); Stephanides, K., seine Thermen und übrigen Heilfaktoren (2. Aufl., Karlsb. 1889); Cartellieri, K., die Stadt und ihre Umgebung, der Kurort und seine Heilmittel (das. 1888); Hertzka, K. in Böhmen für Ärzte und Kurgäste (2. Aufl., Wien 1894); Ruff, Die Karlsbader Diät (Karlsb. 1894); Friedenthal, Der Kurort K., topographisch und medizinisch dargestellt (Wien 1895); Schnée, K. als Terrainkurort (das. 1900); Prökl, Geschichte der k. Stadt K., historisch, statistisch und topographisch dargestellt (Karlsb. 1883); Löw, Chronik von K. (das. 1874).

Karlsbader Beschlüsse, die nach den Attentaten auf Kotzebue (s. d.) und Ibell (s. d.) 23. März und 1. Juli 1819 von dem zu Karlsbad abgehaltenen deutschen Ministerkongreß (Karlsbader Konferenzen 6.—31. Aug. 1819) verabredeten und 20. Sept. vom deutschen Bundestag angenommenen Beschlüsse. Ihr Zweck war, der Revolution vorzubeugen, und deshalb wurde die Freiheit der Universitäten (Überwachung der Lehrer, der Disziplin und der Studierenden durch besondere Kuratoren) und der Presse (strenge Zensur aller nicht über 20 Bogen starken Schriften) beschränkt. Zugleich wurde Artikel 13 der Bundesakte, die in jedem Bundesstaat eine Verfassung forderte (Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips), eingeschränkt und zur Untersuchung »des Ursprungs und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe sowohl des ganzen Bundes als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen« eine Zentral-Untersuchungskommission eingesetzt. Die Folge war die sogen. Demagogenverfolgung, die sich bemühte, den nationalen Aufschwung und die nach den Freiheitskriegen lebendige politische Betätigung des Volkes zu beseitigen. Am 2. April 1848 hob der Bundestag, vom Vorparlament genötigt, diese wie alle andern Ausnahmebeschlüsse wieder auf. Vgl. Ägidi, Aus dem Jahr 1819 (2. Aufl., Hamb. 1861).

Karlsbader Salz (Sal Carolinum factitium), Salzgemisch, aus 22 Teilen trocknem schwefelsaurem Natron, 1 Teil schwefelsaurem Kali, 18 Teilen doppeltkohlensaurem Natron und 9 Teilen Kochsalz; man benutzt eine Lösung von 6 g des Salzes in 1 Lit. Wasser als Abführmittel. Kristallisiertes K. besteht im wesentlichen aus Glaubersalz.

Karlsberg, 1) Berg der pommerschen Seenplatte, bei Oliva, 107 m hoch, mit Turm und Aussicht auf das Meer und das durch Hammerwerke belebte Schwabental. — 2) S. Habichtswald. — 3) Jagdschloß, s. Weikersheim.

Karlsborg, Festung im schwed. Län Skaraborg, auf der Felsenspitze Wanäs an der Westseite des Wettersees, an der Götakanallinie und einem Zweig der Eisenbahn Stockholm-Gotenburg, 1820 angelegt, aber noch unvollendet; ist bestimmt, die wichtigste Zentralfestung des Reiches zu werden.

Karlsbrunn, Badeort in Österreichisch-Schlesien, Bezirksh. Freudenthal, zur Gemeinde Dürrseifen gehörig, 779 m ü. M., im Tale der Kleinen (Weißen) Oppa, östlich vom Altvater gelegen, hat neun kohlensäurehaltige Eisenquellen (Wilhelmsquelle 7,5°, mit 1,33 doppeltkohlensaurem Eisen in 10,000 Teilen Wasser), eine Hoch- und Deutschmeisterische Badeanstalt, ein Denkmal des Erzherzogs Wilhelm und (1900) 45 Einw. Der Ort ist nach dem Erzherzog Karl, dem Sieger von Aspern, benannt. Vgl. Steinschneider, Der Kurort K. (Wien 1875).

Karlsburg, 1) (früher Weißenburg, magyar. Gyula-Fehérvár, spr. djula-fehérvár, rumän. Belgrad) königliche Freistadt mit geordnetem Magistrat und Festung im ungar. Komitat Unterweißenburg (Siebenbürgen), am Marosfluß und an den Bahnlinien Arad-Tövis und K.-Zalatna, ist Sitz des römisch-kath. Bischofs von Siebenbürgen, mit Domkapitel, und besteht aus der Unterstadt und der Festung K., in der sich der prächtige St. Michaelsdom (ursprünglich im spätromanischen Stil des 13. Jahrh. erbaut und später in gotischem Stil erweitert) mit Grabmälern der Königin Isabella und siebenbürgischer Fürsten, ferner der Bischofspalast, der Offizierspavillon, die Artilleriekaserne mit Waffensammlung, das Bathyäneum (mit einer an Inkunabeln reichen Bibliothek, Münz-, Antiken- und Mineraliensammlung) ꝛc. befinden. Das vom Fürsten Bethlen Gábor erbaute Gebäude der Hochschule dient jetzt als Infanteriekaserne. K. hat mehrere Kirchen, Klöster und Kasernen, berühmten Weinbau (Rózsamáler Wein), eine große Dampfmühle, ein bischöfliches Obergymnasium, Seminar, Promenadenanlagen und (1901) 11,507 magyarische und rumän. Einwohner; auch ist K. Sitz eines Gerichtshofs und hatte früher ein Münzamt. Die Stadt K. steht an der Stelle der römischen Kolonie Apulum (im Mittelalter Alba Julia), aus deren Ruinen zahlreiche Denkmäler zutage gefördert wurden, und war die Residenz der Woiwoden und Fürsten Siebenbürgens, insbes. des Fürsten Gabriel Bethlen. Die 1715 bis 1738 nach dem Plane des Prinzen Eugen von Savoyen erbaute Festung wurde 1849 fünf Monate lang gegen Bem verteidigt und 12. Aug. durch den russischen General Lüders entsetzt. Vgl. B. Cserni, Das Weißenburger Komitat zur Zeit der Römer: Apulum (Nagy-Enyed 1901); P. Király, Geschichte Karlsburgs (1891). — 2) Ruine, s. Karlstadt 1).

Karlsdistel, s. Carlina.

Karls Eiche, Sternbild, s. Eiche Karls II.

Karls-Eisfeld, Gletscher, s. Dachstein.

Karlsfeld, 1) Flecken in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Schwarzenberg, in der rauhesten Gegend des Erzgebirges, unfern Eibenstock, an der Wilzsch und der Staatsbahnlinie Wilkau-K., 820 m ü. M., hat eine evang. Kirche, Oberförsterei, Fabrikation von Glas, Harmoniken, Wanduhren, Metronomen, Holzstoff und Pappe und (1900) 1725 Einw. K. wurde 1678 von dem Grubenherrn Schnorr (Schnorr von Carolsfeld) als Eisenwerk gegründet. In der Nähe das große, botanisch merkwürdige Torflager Granichsee. — 2) Irrenanstalt, s. Brehna.

Karlshafen, Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Hofgeismar, an der Mündung der Diemel in die Weser, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Hümme-K. und Ottbergen-Nordhausen, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Denkmal des Landgrafen Karl von Hessen, Invalidenhaus, Amtsgericht, Oberförsterei, Saline und Solbad, bedeutende Tabak- und Zigarren- sowie Tonwarenfabrikation, Ausbeute von Platten- und Basaltpflastersteinen, Schiffahrt, Speditionshandel, einen Hafen und (1900) 1797 Einw. K. ward 1699 durch den Landgrafen Karl an Stelle des Dorfes Syburg angelegt. Nahebei die gut erhaltene Ruine Krukenburg.

Karlshagen, Kolonie im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Usedom-Wollin, auf dem Nordwestzipfel der Insel Usedom, 9 km nordwestl. von Zinnowitz, hat ein Seebad und (1900) 601 Einw.

Karlshalle, Salzwerk, s. Kreuznach.

Karlshamn, Seestadt im schwed. Län Karlskrona, an der Mündung des Mieå in die Ostsee, Knotenpunkt der Eisenbahnen K.-Wislanda, K.-Karlskrona, K.-Sölvesborg, mit Hafen, Navigationsschule, einer Schiffswerfte, Industrie in Tabak, Sprit, Leder, Handel (Ausfuhr von bearbeitetem Granit, Holz und Fischen, Einfuhr von Tabak, Petroleum, Dungmitteln, Manufakturwaren) und (1902) 7106 Einw. 1899 liefen hier 1713 Schiffe von 254,065 Ton. ein. K. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Karls Herz, von Halley zu Ehren Karls II. von England eingeführtes, jetzt nicht mehr gebräuchliches [Sternbild.

Karlshof, s. Rastenburg.

Karlshöhe, Kindererziehungsanstalt, s. Kornwestheim.

Karlshöhle, s. Erpfingen.

Karlshütte, Eisenwerke, s. Friedel u. Rendsburg.

Lageplan von Karlskrona.

Karlskrona, befestigte Seestadt und Kriegshafen an der Südküste Schwedens, Hauptort des Läns K. oder Blekinge (s. d.), Knotenpunkt der Eisenbahnen

K.-Karlshamn und K.-Torsås, liegt auf fünf Felseninseln, die durch Brücken mit dem Festland verbunden sind, hat breite, äußerst reinliche, etwas abhängige Straßen, 3 Kirchen, ein Theater und (1903) 25,960 Einw. Der weite, sichere Hafen kann mehr als 100 Schiffe fassen; sein Eingang wird durch die Kastelle Drottningskär, Kungsholm u. a. verteidigt. Die in Granit gehauenen Docks sind ein bewunderungswürdiges Werk. Außerdem hat K. große Werften, Arsenale, eine Modellsammlung, eine Schiffahrtsschule und ein Seehospital, Ankerschmieden, Tabak-, Tuch-, Hut- und Zündhölzerfabriken. Ausfuhrartikel sind: Holz, Pflastersteine, Eisenblech, Fische, Preißelbeeren; Einfuhrartikel: Roggen, Weizen, Dungstoffe, Häute, Kochsalz, Maschinen, Fische, Kohlen, Tabak. 1902 liefen vom Auslande 593 Schiffe von 139,197 Ton. ein und 616 Schiffe von 127,677 T. aus. Mit Trinkwasser wird die Stadt seit neuerer Zeit durch eine Wasserleitung versehen, die dasselbe von dem 8 km entfernten Dorf Lyckeby herbeischafft. K. wurde 1680 von Karl XI. als Hauptstation der schwedischen Flotte angelegt, es ist Sitz eines deutschen Konsuls. Vgl. das Kärtchen auf S. 657.

Karlsmarkt, Flecken und Domäne im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Brieg, an der Mündung des Budkowitzer Wassers in die Stober, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Dampfschneidemühle, Spiritusbrennerei, durch den Pfarrer Dzierzon (s. d.) begründete Bienenzucht und (1900) 750 Einw.

Karlsorden, 1) Karls des Heiligen Orden, gestiftet von Karl III. von Monaco 15. März 1858 zur Belohnung des Verdienstes, mit fünf Klassen wie bei der Ehrenlegion. Die Dekoration ist ein goldenes, gekröntes, achtspitziges, weiß emailliertes Kreuz mit roten Rändern und goldenen Kugeln an den Spitzen. Im roten Mittelavers stehen zwei gekreuzte und gekrönte C mit der Umschrift: »Princeps et patria« (»Fürst und Vaterland«), hinten die roten und weißen Rauten mit der Umschrift: »Deo juvante« (»Mit Gottes Beistand«). Durch die Arme zieht sich ein Lorbeer- und Olivenkranz. Auf dem achtstrahligen Silberstern der beiden ersten Klassen liegt das Kreuz. Das Band ist rot und weiß.

2) Karls III. königlicher und ausgezeichneter Orden, span. Orden für Zivil und Militär, gestiftet von Karl III. 19. Sept. 1771 zu Ehren der unbefleckten Empfängnis und zur Belohnung durch Verdienst und Tugend ausgezeichneter spanischer Edelleute, erhielt seine Bestätigung 1772 durch Papst Clemens XIV. und neue Statuten 1804 durch Karl IV. Der Orden hatte 60 Großkreuze und 200 Pensionäre (Ritter) sowie eine unbestimmte Anzahl Überzähliger, welch letztere 18 Jahre, die übrigen 25 Jahre alt und von Adel sein mußten. Der Orden mußte allein getragen werden. Die Großkreuze hatten, wie noch jetzt, den Titel Exzellenz, und die Pensionen betrugen 4000 Realen. Durch das Dekret vom 26. Juli 1847 wurde der Orden in vier Klassen geteilt: Großkreuze, Komture erster und zweiter Klasse und Ritter. Die Zahl der Großkreuze ist auf 120, die der Komture erster Klasse auf 337 fixiert. Beide Klassen tragen einen Stern zum Kreuz. Dieses, ein achteckiges goldenes Kreuz mit Kugeln und goldenen Lilien zwischen den blau emaillierten, weiß geränderten Flügeln, hat in seinem Mittelschild auf dem Avers die auf silberner Sichel stehende Jungfrau, auf dem Revers die Zahl III mit sich ineinander schlingenden C und auf beiden Seiten die Devise: »Virtuti et merito« (»Für Tapferkeit und Verdienst«) als Umschrift. Der Orden hängt an einem Lorbeerkranz und wird an blauem Bande getragen. Der Stern gleicht dem Kreuz, ist aber ohne Kranz. Für Großkreuze besteht eine besondere Ordenstracht und für Galatage auch eine goldene Kette aus Löwen, Türmen und Trophäen. S. Tafel »Orden II«, Fig. 28. Vgl. v. Zoller, Der königl. und ausgezeichnete Orden Karls III. (Frankf. 1888).

3) Karls XIII. Orden, gestiftet 27. Mai 1811 vom König Karl XIII. von Schweden für schwedische Freimaurer vom höchsten Grade, die ihn auch außerhalb der Loge tragen. Der Orden hat nur eine Klasse (Ritter) und zählt 30 Mitglieder, 27 weltliche und 3 geistliche, die zwischen den Kommandeuren und Rittern andrer Orden rangieren. Das Ordenszeichen besteht in einem rubinroten, in Gold gefaßten Kreuz mit der Königskrone, dessen Mittelavers zwei C zeigt, welche die Zahl XIII umschließen, während der Revers ein G in goldenem Dreieck (Freimaurer-Abzeichen) darstellt. Das Kreuz wird an rotem Band um den Hals und dazu seit 1822 ein kleineres Kreuz ohne Krone aus rotem Tuch auf der Brust getragen. Ordenstag ist der 28. Januar, an dem sich das Kapitel versammelt und die Ernennungen vorgenommen werden, worauf nach zwei Monaten der Ritterschlag folgt. Das nötige Alter zur Aufnahme ist 36 Jahre. Bedürftige Kinder verstorbener Ritter finden Unterstützung. Vgl. Anjou, Riddare af Konung Carl XIII's orden, 1811—1900 (Stockh. 1900).

4) S. Carlosorden.

Karlsruhe, 1) (hierzu der Stadtplan, mit Registerblatt) Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden, im gleichnamigen Kreis, der 1527 qkm (27,73 QM.) mit (1900) 368,750 Einw. umfaßt, liegt in der Oberrheinischen Tiefebene, 8 km vom Rhein und 115 m ü. M. Die Altstadt umgibt in einem großen Halbkreis das am Saume des Hardtwaldes gelegene Schloß und ist in Gestalt eines Fächers angelegt. 14 Straßen gehen radienförmig vom Bleiturm des Schlosses aus und werden durch die von O. nach W. ziehende Kaiserstraße und deren Parallelstraßen geschnitten. Die Fächerform ist indessen in den neuen Stadtteilen aufgegeben. An kirchlichen Bauwerken (6 evangelische, 4 katholische, eine altkath. Kirche und 2 Synagogen) sind zu erwähnen: die evangelische Stadtkirche mit der Fürstengruft, die evangelische Christuskirche, die katholische Stadtkirche und die katholische Bernhardskirche. Unter den Profanbauten ist zunächst hervorzuheben das 1751—76 im altfranzösischen Stil erbaute Residenzschloß. Vor dem Schlosse liegt der mit Anlagen und dem Denkmal des Großherzogs Karl Friedrich (von Schwanthaler) geschmückte Schloßplatz, und hinter demselben dehnt sich der Schloßgarten mit dem Denkmal des Dichters Hebel, der Steinhäuserschen Gruppe Hermann und Dorothea, einem reichgeschmiedeten Rokokotor und verschiedenen Wasserkünsten aus, an den sich der Wildpark und der sogen. Fasanengarten mit dem 1893—94 erbauten Mausoleum anschließt. Östlich vom Schlosse liegt der Marstall, westlich das von Hübsch erbaute Hoftheater mit dem dahinter sich ausbreitenden botanischen Garten, dem Wintergarten, der Orangerie und der Kunsthalle. Nach S. wird der Schloßgarten im Bogen geschlossen

Wappen von Karlsruhe (Baden).

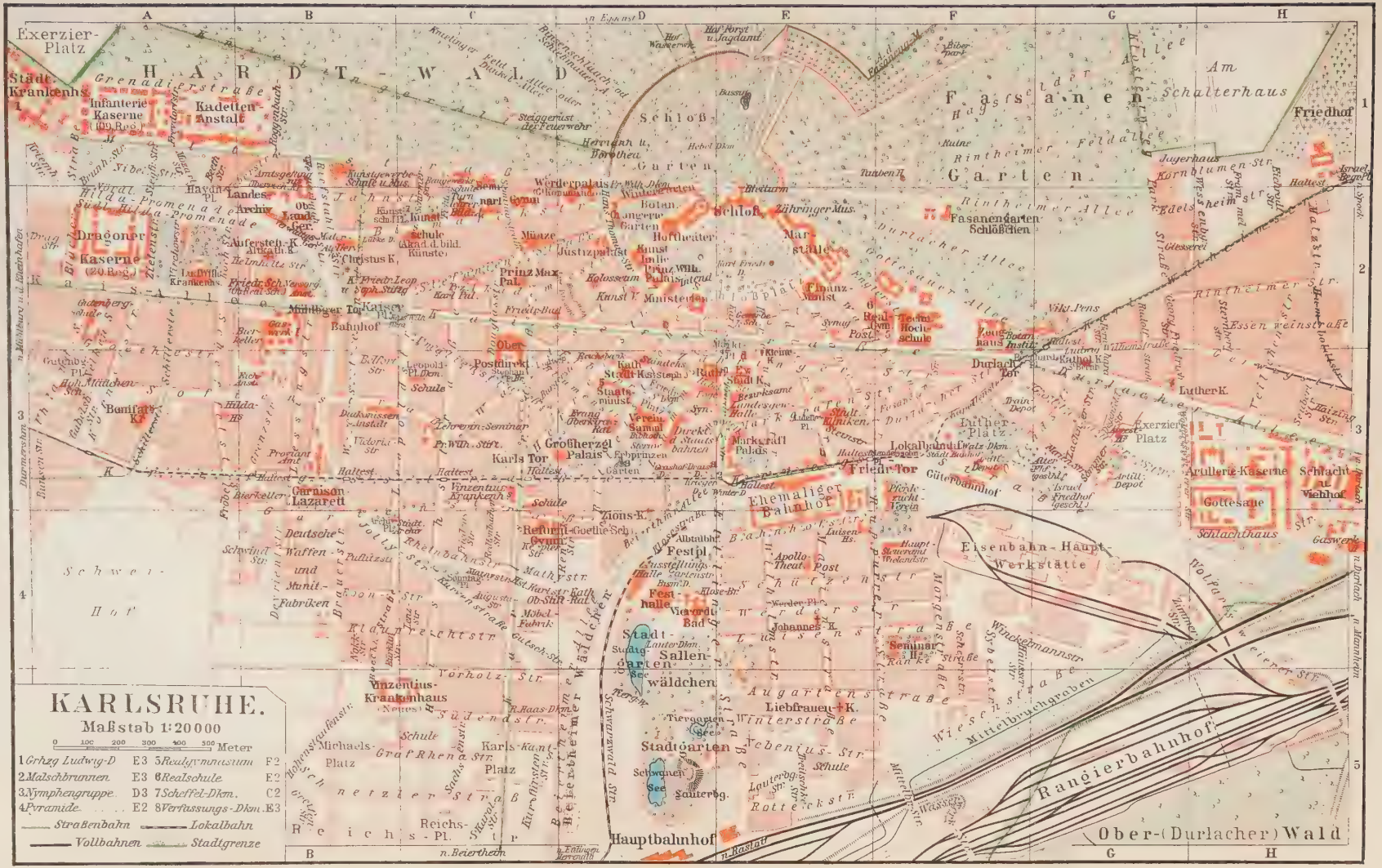
Namen-Register zum Plan von Karlsruhe.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | E2, 3 | bezeichnen die Quadrate des Planes. Bei dem durch das Format bedingten kleinen Maßstab ist es nicht möglich, auf den Stadtplänen des Konv.-Lexikons *sämtliche* Seitenstraßen etc. zu geben.

Adlerstraße	E2, 3
Akademiestraße	CD2
Alter Friedhof (geschlossen)	FG3
Altkatholische Kirche	B2
Amalienstraße	C2, 3
Am Schalterhaus	GH1
Amtsgefängnis	B1, 2
An der Fasanengartenmauer	EF1
Apollotheater	E4
Archivplatz	B4
Arresthaus	G3
Artilleriedepot	F3; G3
Artilleriekaserne (Feld-Art.-Reg. Nr. 14)	H3
Auferstehungskirche	B2
Augartenstraße	E5
Augustastraße	C4
Ausstellungshalle	D4
Bad	D4
Bahnhof, Güter-	F3
— Haupt-	E3, 4
— Haupt-, Neuer (im Bau)	D5
— Mühlburger Tor	B2
— Rangier-	F-H5
Bahnhofstraße	E4
Baugewerkeschule	C1
Beethovenstraße	A1
Beiertheimer Allee	CD4, 5
— Wäldchen	D4, 5
Belfortstraße	B3
Bernhardplatz	FG3
Bernhardstraße	G2, 3
Bezirksamt	E3
Biberpark	F1
Bierkeller	AB2, 3
Binsenschlauch- oder Schießmauerallee	CD1
Bismarckdenkmal	D4
Bismarckstraße	B-D2
Bleiturm	E1, 2
Blumenstraße	CD3
Böckhstraße	B4, 5
Bonifatiuskirche	A3
Botanischer Garten	D2
Botanisches Institut	F2
Brauerstraße	B4
Brunhildenstraße	A1
Bürgerstraße	CD3
Bürklinstraße	B4
Christuskirche	B2
Degenfeldstraße	G3
Denkmal, Bismarck-	D4
— Drais-	D3
— Grashof-	D3
— Großherzog Ludwig- (Pl. 1)	E3
— Hebel-	D1
— Hermann und Dorothea-	D1
— Kaiser Wilhelm-	BC2
— Karl Friedrich-	E2
— Krieger-	D3
— Lauter-	D4
— Lübke-	B2
— Prinz Wilhelm-	D1, 2
— R. Haas-	CD5
— Scheffel- (Pl. 7)	C2
— Verfassungs- (Pl. 8)	E3
— Walz-	F3
Denkmal, Winter-	E3
Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken	B4
Devrientstraße	B4
Diakonissenanstalt	B3
Direktion der Staatsbahnen	D3
Douglasstraße	C2, 3
Dragonerkaserne (Leib-Drag.-Reg. Nr. 20)	A2
Draisdenkmal	D3
Dunkelallee	CD1
Durlacher Allee	F2; GH3
— Straße	F3
— Tor	F3
— (Ober-) Wald	GH5
Edelsheimstraße	GH2
Eichanstalt	B3
Eichrodtstraße	H1, 2
Eisenbahnhauptwerkstätte	FG4
Englerstraße	EF2
Erbgroßherzogliches Palais	CD3
Erbprinzengarten	D3
Erbprinzstraße	D3
Essenweinstraße	H2
Ettlinger Straße	DE4, 5
Evangelischer Oberkirchenrat	D3
Evangelische Stadtkirche	E3
Exerzierplatz	G3
Fasanengarten	FG1
Fasanengartenschlößchen	F2
Fasanenstraße	F3
Festhalle	D4
Festplatz	D4
Feuerbachstraße	B1, ?
Fichtestraße	C1, 2
Finanzministerium	E2
Freydorfstraße	A1
Friedensstraße	C4
Friedhof	H1
— Alter (geschlossen)	FG3
— Israelitischer	G3; H1
Friedrichbad	CD2
Friedrichschule	B2
Friedrichsplatz	D3
Friedrichsstraße	F3
Friedrichstor	EF3
Fröbelstraße	A3, 4
Frommelstraße	H1, 2
Garnisonlazarett	B3
Gartenstraße	B-D3, 4
Gaswerke	B2; H4
Generalkommando	D1, 2
Georg Friedrichs-Straße	G2, 3
Gerwigstraße	H3
Gewerbeschule	E2
Gießerei	GH2
Goethestraße	A2, 3
Gottesaue	H3, 4
Gottesauer Allee	F2
— Straße	G3
Graf Rhena-Straße	BC5
Grashofdenkmal	D3
Grenadierstraße	AB1
Grenzstraße	B3
Großherzogl. Küchengarten	FG2, 3
Großherzog Ludwig-Denkmal (Pl. 1)	E3
Gutenbergschule	A2
Güterbahnhof	F3
Gutschstraße	C4
Gymnasium	C2
Hagsfelder Allee	FG1
Haizinger Straße	H3
Haltestellen d. Dampfstraßenbahnen	B3; C3; E3; G2; H1
Hans Thoma-Straße	D2
Hardtwald	A-D1
Hauptbahnhof	E3, 4
— Neuer (im Bau)	D5
Hauptsteueramt	F4
Häußerstraße	F4, 5
Haydnplatz	A1, 2
Hebeldenkmal	D1
Hebelstraße	DE3
Helmholtzstraße	AB2
Hermann u. Dorothea-Denkmal	D1
Herrenstraße	CD2, 3
Hildahaus	AB3
Hildapromenade	AB2
Hirschstraße	C2-5
Hof-, Forst- und Jagdamt	DE1
Hoftheater	D2
Hofwasserwerk	D1
Humboldtstraße	H2, 3
Infanteriekaserne (Leibgrenadier-Reg. Nr. 109)	A1
Intendantur	D2
Israelitischer Friedhof	G3; H1
Jägerhaus	G1
Jahnstraße	BC2
Johanniskirche	E4
Jollystraße	BC4
Justizpalast	D2
Kadettenanstalt	AB1
Kaiserallee	AB2
Kaiserplatz	BC2
Kaiserstraße	C-F2, 3
Kaiser Wilhelm-Denkmal	BC2
— — -Passage	D2
Kantstraße	C5
Kapellenstraße	F3
Karl Friedrich-Denkmal	E2
— — Leopold- und Sophien-Stiftung	B2
Karlsplatz	C5
Karlstor	C3
Karlstraße	C2-5
Karl Wilhelm-Straße	GH2
Karolinenstraße	C5
Kaserne, Artillerie- (Feld-Art.-Reg. Nr. 14)	H3
— Dragoner- (Leib-Drag.-Reg. Nr. 20)	A2
— Infanterie- (Leib-Gren.-Reg. Nr. 109)	A1
Katholische Kirche	G3
— Stadtkirche	D3
Katholischer Oberkirchenrat	CD4
Keplerstraße	C4
Kirche, Altkatholische	B2
— Auferstehungs-	B2

Namen-Register zum Plan von Karlsruhe.

Kirche, Bonifatius-	A3	Möbelfabrik	C4	Schnetzlerstraße	BC5
— Christus-	B2	Moltkestraße	A-C1	Schützenstraße	EF4
— Evangelische Stadt-	E3	Morgenstraße	F4	Schwanensee	D5
— Johannis-	E4	Mozartstraße	A1	Schwarzwaldstraße	D5
— Katholische	G3	Mühlburger Tor	B2	Schwindstraße	AB4
— — Stadt-	D3	Münze	C2	Seminar I	C1, 2
— Kleine	E2, 3			— II	F4
— Liebfrauen-	E5	Nebeniusstraße	E5	Seminarstraße	C1, 2
— Luther-	GH3	Nelkenstraße	A2, 3	Seubertstraße	H3
— St. Bernhard-	G3	Neuer Friedhof	H1	Siegfriedstraße	A1, 2
— (Synagoge)	E2	Nibelungenstraße	A1	Sommerstraße	G3
— Zions-	D3, 4	Nokkstraße	B4	Sonntagplatz	C4
Klauprechtstraße	BC4	Nymphengruppe (Pl. 3)	D3	Sophienstraße	A-C3
Kleine Kirche	E2, 3			Staatsministerium	D3
Klosestraße	D4	Oberlandesgericht	B2	Stadtgarten	D4, 5
Klosterweg	G1	Oberpostdirektion	C2, 3	Stadtgartensee	D4, 5
Knielinger Allee	A-C1	Orangerie	D2	Städtische Kliniken	E3
— Feldallee	CD1	Ostendstraße	FG3	Städtischer Bauhof	F3
Kochstraße	A2			Städtisches Archiv	BC4
Kolosseum	D2	Palais des Fürsten v. Fürstenberg (Plan 5)	D3	Ständehaus	D3
Kornblumenstraße	GH1	Parkstraße	G1, 2	Steinstraße	E3
Körnerstraße	A2, 3	Pferdezuchtverein	F3	Stephanienstraße	CD2
Krankenhaus Ludw. Wilhelm	A2	Postdirektion, Ober-	C2, 3	Stephanplatz	C3
— Städtisches	E3	Prinz Karl-Palais	C2	Sternbergstraße	H2
— Vincentius-	BC5	— Max-Palais	C2	Sternwarte	D3
Kreuzstraße	E2, 3	— Wilhelm-Denkmal	D1, 2	Südendstraße	C5
Kriegerdenkmal	D3	— — -Palais	D2	Sybelstraße	F4, 5
Kriegstraße	A-G3	— — -Stift	C3	Synagoge	E2
Kronenstraße	E2, 3	Proviantamt	B3	Taubenhalle	F1
Kunstgewerbeschule	B1	Putlitzstraße	B4	Technische Hochschule	F2
Kunsthalle	D2	Pyramide (Pl. 4)	E2	Tiergartensee	D5
Kunstschule	C2			Traindepot	FG3
Kunstschulplatz	BC2	Rangierbahnhof	F-H5	Treitschkestraße	E5
Kunstverein	D2	Rankestraße	F4	Turnlehrerbildungsanstalt	C2
Kurfürstenstraße	C5	Rathaus	DE3		
Kurvenstraße	C4	Realgymnasium	EF2	Veilchenstraße	H2, 3
Lachnerstraße	G3	Realschule (Pl. 6)	E2	Vereinigte Sammlungen	D3
Lammstraße	D2, 3	Redtenbacher Straße	C4	Verfassungsdenkmal (Pl. 8)	E3
Landesarchiv	B2	Reformgymnasium (Goetheschule)	CD4	Versorgungsanstalt	B2
Landesgewerbehalle	E3	Reichsbank	D3	Vierordtbad	D4
Lauterberg	D5	Reichsplatz	C5	Viktoria-Pension	G2
Lauterbergstraße	E5	Reichsstraße	BC5	Viktoriastraße	B3
Lehrerinnenseminar	C3	Renckstraße	D4	Vincentius-Krankenhaus	BC5
Lenzstraße	C4	Rheinbahnstraße	C4	Virchowstraße	A2
Leopoldsplatz	C3	Riefstahlstraße	B1, 2	Vorholzstraße	C5
Leopoldstraße	BC2, 3	Rintheimer Allee	FG2	Waldhornstraße	EF2, 3
Lessingstraße	B2, 3	— Feldallee	FG1	Waldstraße	CD2, 3
Liebfrauenkirche	E5	— Straße	H2	Walzdenkmal	F3
Loge	D3	Ritterstraße	D2, 3	Wasserwerkstraße	F5
Lokalbahnhof	F3	Roggenbachstraße	B1	Weberstraße	AB1, 2
Lübkedenkmal	B2	Rondelplatz	DE3	Werderpalais	D1, 2
Ludwigplatz	CD3	Roonstraße	C4	Werderplatz	E4
Ludwig Wilhelm-Krankenhaus	A2	Rotteckstraße	E5	Werderstraße	EF4
— — -Straße	G2, 3	Rudolfstraße	G2, 3	Wessenbergstraße	H1, 2
Luisenhaus	E4	Rüppurer Straße	EF3-5	Westendstraße	B2, 3
Luisenstraße	EF4			Wielandstraße	F4
Lutherkirche	GH3	Sachsenstraße	C5	Wiesenstraße	FG4, 5
Lutherplatz	F3	Sallenwäldchen	D4, 5	Wilhelmstraße	E4, 5
		St. Bernhardkirche	G3	Winckelmannstraße	FG4
Maleratelier	B2	Scheffeldenkmal (Pl. 7)	C2	Winterdenkmal	E3
Malschbrunnen (Pl. 2)	E3	Scheffelstraße	A2, 3	Wintergarten	D1, 2
Malzstraße	H2	Scherrstraße	F4, 5	Winterstraße	E5
Marienstraße	E4, 5	Schießmauer- oder Binsenschlauchallee	CD1	Wolfartsweierer Straße	GH3, 4
Markgrafenstraße	EF3	Schillerstraße	A2, 3	Zähringer Museum	E2
Markgräfliches Palais	E3	Schirmerstraße	C1, 2	— Straße	D-F3
Marktplatz	E2, 3	Schlachthausstraße	H4	Zeughaus	F2
Marställe	E2	Schlachthof	H3	Zietenstraße	A2
Mathystraße	CD4	Schloß	DE2	Zimmerstraße	GH4, 5
Ministerien	D2	Schloßgarten	D1	Zionskirche	D3, 4
Mittelbruchgraben	FG4, 5	Schloßplatz	DE2	Zirkel	DE2
Mittelbruchstraße	F5				



Meyers Konv.-Lexikon, 6. Aufl.

Zum Artikel „Karlsruhe“.

ch die Gebäude verschiedener Ministerien, das Pa-
der Frau Prinzessin Wilhelm und stattliche Pri-
bauten. Die Kaiserstraße rechtwinklig schneidend,
t die Karl Friedrich-Straße vom Schloßplatz über
Marktplatz zum Bahnhof, vorüber an der dem
nder der Stadt errichteten Pyramide, dem Stand-
e des Großherzogs Ludwig und dem »dem Grün-
der Verfassung«, dem Großherzog Karl, gewid-
en Obelisken, die evangelische Stadtkirche und das
kgräfliche Palais zur linken, das Rathaus auf der
ten Seite lassend. Ist der Marktplatz das Zentrum
Stadt und die genannte Straße die eine Achse, so
ie Kaiserstraße die andre. Sie führt in gerader
tung, bei einer Länge von 2200 m und einer
ite von 23 m, vom neu angelegten Durlachertor-
z bis zum Kaiserplatz hin, auf dem das Kaiser
helm-Denkmal (von Heer, 1897) errichtet ist. Von
ntlichen Gebäuden liegen unter andern an ihr: die
nische Hochschule, das Oberpostdirektionsgebäude,
rend das von Durm erbaute Palais des Prinzen
z und der Leopoldsplatz mit Monumentalbrun-
(von Strieder) wenig seitwärts liegen. Vom
lachertor nach O. hat sich ein neuer Stadtteil
radial auslaufenden Straßen entwickelt, darunter
Durlacher Allee, mit der Artilleriekaserne (ehe-
ige Benediktinerabtei Gottesau) und der neuen,
tergültigen Vieh- und Schlachthofsanlage, sowie
Karl Wilhelm-Straße, die zum neuen Friedhof
dem Krematorium führt. Anderseits setzt sich die
serstraße nach W. als Kaiserallee bis zum Stadt-
Mühlburg fort, durch den die Rheinstraße zum
inhafen führt. Ihr zur Seite liegen die Ober-
schule, das Gebäude der Landes-Versicherungs-
alt Baden, das Ludwig Wilhelm-Krankenheim
die Dragonerkaserne, sämtlich großartige Neu-
ten. Parallel zur Kaiserstraße zieht sich im NW.
Moltkestraße mit der Baugewerkschule, der Kunst-
erbeschule, der Kadettenanstalt und der neuen
anteriekaserne hin. Zwischen der Moltke- und
markstraße hat sich ein größeres Villenviertel ent-
elt, das auch das Gebäude des Generalkomman-
, das Gymnasium, die Turnhalle, die Akademie
bildenden Künste, das Atelierhaus und den Kunst-
lplatz mit dem Scheffeldenkmal (von Volz) ein-
eßt. Die Kriegstraße, im S. parallel zur Kaiser-
ße laufend und mit ihr durch die elegante West-
traße verbunden, ist mit ihren Villen, dem erb-
zherzoglichen Palais, dem Erbprinzengarten und
Nymphengruppe (von Weltring), dem Drais-,
eger- und Winterdenkmal, dem Malschbrunnen 2c.
Zierde der Stadt. Im Innern der Stadt ziehen
Rondelplatz nach den Enden der Kaiserstraße die
prinzen- und Markgrafenstraße, die erstere über
Friedrichsplatz am Generaldirektionsgebäude,
mmlungsbau, Staatsministerium, Ständehaus 2c.
über, die andre über den Lidellplatz in das sogen.
fle, den Rest des frühern sogen. Kleinkarlsruhe,
end. Die Ettlinger Straße ist die Fortsetzung der
l Friedrich-Straße über die Bahnlinie. Zwischen
und der Rüppurrer Straße im O. liegt der seit
0 entstandene Bahnhofsstadtteil (Südstadt), wäh-
o anderseits ein ähnlicher Stadtteil zwischen der
eg-, Garten-, Kurven- und Südendstraße um die
schstraßenbrücke sich gebildet hat. Der die Süd-
t spaltende Keil zwischen der Ettlinger und Beiert-
ner Allee beginnt mit einem Schmuckplatz, der
Panorama, der Ausstellungshalle, der Festhalle
dem städtischen Vierordtsbad umschlossen wird,
auf dem sich das Bismarckdenkmal befindet. Hin-

ter diesen Gebäuden liegt das Sallenwäldchen (mit Tritonengruppe von Möst) und der reizend angelegte Stadtgarten. Eine neue Straßenbrücke verbindet den letztern mit dem Tiergarten und dem als Hochreservoir künstlich aufgeführten, 42 m hohen, aussichtsreichen Lauterberg mit Schwarzwaldhaus und künstlicher Ruine.

Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1900) mit der Garnison (ein Grenadierregiment Nr. 109, ein Dragonerregiment Nr. 20 und 2 Feldartillerieregimenter Nr. 14 und 50) auf 97,185 Seelen, davon 50,630 Evangelische, 43,063 Katholiken und 2576 Juden. Die Industrie ist sehr lebhaft. K. hat eine Munitions- und Waffenfabrik, eine Maschinenbaugesellschaft, Nähmaschinen-, Zementwaren-, Glacéleder-, Zigarren-, Silberwaren-, Werkzeugmaschinen-, Parfümerie-, Seifen-, Tapeten-, Kartoffelmehl-, Wagen- und Möbelfabriken, Erz- und Eisengießerei, Steinsägerei und -Schleiferei, Färberei, eine Gesellschaft für elektrische Industrie, Stein- und Buchdruckerei, Dampfroßhaarspinnerei, große Bierbrauereien, eine Münzstätte (Münzzeichen G) 2c. Der Handel wird durch eine Handelskammer, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1903: 1965,6 Mill. Mk.), die Badische Bank, die Rheinische Kreditbank, Vereinsbank, Oberrheinische Bank und andre Geldinstitute unterstützt. Dem Verkehr in der Stadt und mit der Umgebung dient eine elektrische Straßenbahn, für den Verkehr auf dem Rhein ein Hafen (1901 eröffnet). Für den Eisenbahnverkehr ist die Stadt Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Mannheim–Konstanz, Mannheim–Wintersdorf, K.–Maxau und K.–Graben-Neudorf sowie der Lokalbahnen K.–Durmersheim, K.–Spöck und K.–Herrenalb. An Bildungsanstalten und ähnlichen Instituten hat K. eine Technische Hochschule mit Forstakademie und Elektrotechnischem Institut (s. die Tafel in Bd. 5, S. 691), eine Akademie der bildenden Künste, eine Malerinnenschule (davor seit 1897 ein Denkmal von W. Lübke), eine Kunstgewerbe- und eine Baugewerkschule, ein Konservatorium und eine allgemeine Musikbildungsanstalt, Kadettenanstalt, Gymnasium, Mädchengymnasium, Real- und Reformgymnasium, Oberrealschule, Realschule, ein evangelisches und ein paritätisches Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, Turnlehrerbildungsanstalt, landwirtschaftliche Winter-, Obstbau- und Wiesenbauschule, eine Kunststickerei-, eine Haushaltungs- und Kochschule 2c., ferner: ein Hoftheater, Bildergalerie und Skulpturensammlung, Kupferstichkabinett, ethnographische und Altertümersammlung, Naturalienkabinett, Kunstgewerbemuseum, Landesgewerbehalle, Hof- und Landesbibliothek und General-Landesarchiv, chemische und agrikulturchemische Versuchsstation, großes städtisches Spital mit Diakonissenanstalt, Waisenhaus sowie zahlreiche Vereine für Kunst und Wissenschaft, Wohltätigkeit 2c. K. ist Sitz der großherzoglichen Regierung mit zahlreichen Staats- und Hofbehörden, der Landstände, eines Kreis- und eines Bezirksamtes, einer Oberrechnungskammer, des Verwaltungsgerichtshofs, des evangelischen Oberkirchenrats, eines Oberrabbinats, des Oberschulrats, einer Zoll-, Steuer-, Domänen- und Baudirektion, eines Landesversicherungsamts, Oberbergamts, Oberlandes- und Landgerichts, einer Generaldirektion der Staatseisenbahnen, Oberpostdirektion, Bezirksforstei 2c.; ferner der 5. Armeeinspektion, des Stabes des 14. Armeekorps, der 28. Division, der 55. Infanterie-, der 28. Kavallerie- und 28. Feldartilleriebrigade. Die städtischen Behörden zählen 25 Magistratsmitglieder und 96 Stadtverordnete. Unter den

zahlreichen Spaziergängen der Umgegend nehmen außer dem Stadtgarten das Sallenwäldchen und der Schloßgarten eine hervorragende Stelle eine, an letztern schließt sich der ausgedehnte, schattenreiche Hardtwald unmittelbar an. Andre beliebte Ausflugsorte sind Ettlingen mit dem Hellberg und Durlach mit dem durch eine Drahtseilbahn zugänglich gemachten Turmberg. — Zum Landgerichtsbezirk K. gehören die elf Amtsgerichte zu: Baden, Bretten, Bruchsal, Durlach, Eppingen, Ettlingen, Gernsbach, K., Pforzheim, Philippsburg und Rastatt. — K. ist eine Schöpfung fürstlicher Laune. Markgraf Karl Wilhelm, auf seine Residenz Durlach erzürnt, erbaute sich 1715 im Hardtwald ein Jagdschloß. Nach dem Strich der Windrose wurden 32 Alleen, vom Schloß auslaufend, durch den Wald gehauen und Aufforderungen zur Ansiedelung erlassen. Die Hofkanzlei und die Regierung, 1724 auch das Gymnasium wurden von Durlach dorthin verlegt. 1751 wurde vom Markgrafen Karl Friedrich an der Stelle des Jagdschlosses das jetzige Schloß aufgeführt. Immer mehr vergrößerte sich seitdem die Stadt, sie zählte 1812 bereits 13,727 Einw. 1848 und 1849 war K. der Schauplatz erst der Volkserhebung und dann der Gegenrevolution (s. Baden, S. 253). Vgl. Fecht, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt K. (Karlsr. 1887); Weech, K., Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung (das. 1893—1902, 3 Bde.); Führer durch K. von Bielefeld, Beckmann u. a.; »Hygienischer Führer durch K.« (Festschrift, das. 1897); »Der Rheinhafen K.«, Festschrift zur Eröffnung (das. 1902); »Chronik der Haupt- und Residenzstadt K.« (seit 1885 jährlich); Naeher, Die Umgebung der Residenz K. (das. 1888).

2) K. in Schlesien, Flecken im preuß. Regbez. und Landkreis Oppeln, an der Staatsbahnlinie Oppeln-Namslau, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein schönes Schloß mit herrlichem Garten und Parkanlagen, in denen ein künstlich aufgeschüttetes Gebirge (das »schlesische Siebengebirge«) sich befindet, Synagoge, Amtsgericht, Waisenhaus, Zwangserziehungsanstalt, Kiefernnadelbad, Waldwollen-, Kiefernnadelöl- und Spritfabrikation, Ziegelbrennerei und (1900) 2108 Einw. K. ist Majorat des Königs von Württemberg. In dem Park ein Denkmal des 1857 hier gestorbenen Herzogs Eugen von Württemberg (s. Eugen 3) und zahlreiche andre Denkmäler. K. wurde 1748 von Herzog Karl Christian Erdmann von Württemberg-Öls gegründet.

Karlssage (Karolingische oder Kerlingsche Sage), der an Karl d. Gr. sich anschließende Sagenkreis, der namentlich in Frankreich, als dessen eigentlich nationaler Held Karl d. Gr. im Mittelalter zu betrachten ist, vielfach epische Behandlung in volksmäßigem Stil erfahren hat. Haupttaten seines Lebens, seine Kämpfe mit den Sachsen (Widukind), sein Zug nach Spanien, ferner eine sagenhafte Fahrt nach Konstantinopel und dem Orient, sowie die auf ihn übertragenen Jugenderlebnisse Karl Martells: alles wurde in den wahrscheinlich in Nordfrankreich entstandenen sogen. »Chansons de geste« poetisch gestaltet (s. Französische Literatur, S. 5). Den meisten Ruhm von allen erlangte die spanische Expedition als »Rolandssage« (s. Roland). Von Frankreich aus verbreiteten sich die Sagen und Epen von Karl d. Gr. nach Holland, England, Skandinavien (»Karlamagnussaga«, hrsg. von Unger, Christiania 1860) und Italien, wo sie später die Dichter der Humanistenzeit (Bojardo, Ariosto ꝛc.) zu umfangreichen Kunstepen anregten. Sogar in lateinischer Sprache wurden einzelne Dichtungen der K. nachgebildet. In Deutschland hat die K. weniger Bearbeitung gefunden; die älteste Dichtung ist das »Rolandslied« (vor 1139) des Pfaffen Konrad (s. Konrad); eine zyklische Bearbeitung, die Karls ganzes Leben auf Grund verschiedener älterer Dichtungen behandelt, ist unter dem Namen Karlmeinet (hrsg. von A. v. Keller, Stuttg. 1858; vgl. Bartsch, Über Karlmeinet, Nürnb. 1861) bekannt. Die französischen gereimten Dichtungen wurden im 14. Jahrh. in Prosa aufgelöst zu Romanen und Romanzyklen, die man im 16. Jahrh. wiederum zu den Volksbüchern verkürzte, welche die sogen. Bibliothèque bleue ausmachen. Gleicherweise entstanden im 15. und 16. Jahrh. nach französischer oder niederländischer Vorlage die deutschen, der K. angehörigen Erzählungen: »Loher und Maller«, »Die vier Haimonskinder«, »Fierabras« u. a., die sich lange in Ansehen erhielten. In der neuern Dichtung wurden die Sagen von Karl d. Gr. erst wieder durch die Romantiker lebendig. Nachdem Dorothea Schlegel mit ihrer Erneuerung von »Loher und Maller« vorangegangen war, bemächtigte sich Fouqué der K. als seiner besondern Domäne und dichtete die »Romanzen vom Tal Roncevals« (1808), das Schauspiel »Eginhard und Emma« (1811) und das Rittergedicht »Karls d. Gr. Geburt und Jugendjahre« (1816). Die schönste Erneuerung gab Uhland in einer Anzahl seiner Balladen. Nach ihm versuchten sich an Stoffen aus der K. Pfarrius in »Karlmann« (1841), O. F. Gruppe in »Kaiser Karl« (1852), Simrock in »Bertha die Spinnerin« (1853), M. M. v. Weber in »Rolands Gralfahrt« (1852). Vgl. G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne (Par. 1865); P. Meyer, Recherches sur l'épopée française (das. 1867); Gautier, Les épopées françaises, Bd. 1 (2. Aufl., das. 1878); Rauschen und Loersch, Die Legende Karls d. Gr. im 11. u. 12. Jahrh. (Leipz. 1890).

Karlsschule, ehemals berühmte höhere Lehr- und Erziehungsanstalt in Stuttgart, wurde 1770 vom Herzog Karl Eugen von Württemberg auf Schloß Solitüde als »militärisches Waisenhaus« gegründet, 1775 zu einer »Herzoglichen Militärakademie« erweitert und mit der 1761 gegründeten Académie des arts verschmolzen. Nachdem die Anstalt 1774 mit einer juristischen, 1775 bei Übersiedelung der Anstalt nach Stuttgart auch mit einer medizinischen Abteilung, 1779 mit einer Abteilung für Handlungswissenschaft, später mit einer philosophischen Abteilung als gemeinsamer höherer Vorbildungsklasse für alle Berufsarten versehen war, wurde sie Ende 1781 durch Kaiser Joseph II. als »Hohe K.« (amtlich »Karls Hohe Schule«) zur Universität erhoben, mit sechs Fakultäten: der juristischen, medizinischen, philosophischen, militärischen, ökonomischen und einer der freien Künste, aber nach des Herzogs Tode von dessen Nachfolger Ludwig Eugen 1794 plötzlich aufgelöst. Die K. entsprach auf den untern Stufen dem Gymnasium, auf den mittlern überdies der Real- und höhern Handelsschule, auf den höchsten endlich der Kriegsschule, der Universität mit Ausnahme der theologischen Fakultät, der land- und forstwissenschaftlichen Akademie, dem Polytechnikum, dem Musikkonservatorium, der Theaterschule. In der Wahl des Berufs sollten die Zöglinge frei sein; doch fehlte es bei dem heftigen Temperament des Herzogs nicht an Eingriffen. Schiller war Zögling der K. 1773—80. Auch ist aus der K. eine große Anzahl tüchtiger Beamter, Offiziere, Gelehrter (G. de Cuvier, J. F. Pfaff) und Künstler (Dannecker, Zumsteeg) hervorgegangen. Vgl. H. Wagner, Geschichte der Hohen K. (Würzb. 1856

bis 1858, 3 Bde.); Klaiber, Der Unterricht in der ehemaligen Hohen K. (Stuttg. 1873); Hauber, Lehrer, Lehrpläne und Lehrfächer an der K. (das. 1898).

Karlssteine, s. Gräber, vorgeschichtliche, S. 195.

Karlstad, Hauptstadt des schwed. Läns Wermland, liegt an der Eisenbahn Stockholm–Christiania, auf der vom Klarelf kurz vor seiner Mündung in den Wenersee gebildeten Tingvallaö, ist seit dem Brande von 1865 neu und regelmäßig gebaut und hat (1903) 13,579 Einw. K. ist Sitz eines Bischofs, hat ein Lehrerseminar, eine eisenhaltige Quelle, Industrie in Eisen und Zündhölzern und lebhaften Handel in Holz und Eisen. Sein Hafen steht mit den Orten am Wenersee und mit Gotenburg in Dampferverbindung. K. wurde 1584 angelegt.

Karlstadt, 1) Bezirksstadt im bayr. Regbez. Unterfranken, rechts am Main und an der Staatsbahnlinie Treuchtlingen–Aschaffenburg, 166 m ü. M., hat eine evangelische und 3 kath. Kirchen, ein altes, schönes Rathaus, Kapuzinerkloster, Knabenrettungsanstalt, Amtsgericht, eine große Zementfabrik (660 Arbeiter), eine Zigarrenfabrik, Obst-, Wein- und Hopfenbau, Schiffahrt und (1900) 2886 Einw. K. ist Geburtsort des Bilderstürmers Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt (s. unten). Gegenüber die Ruine der 1525 von den Bauern zerstörten Karlsburg. — 2) (kroat. Karlovac, spr. -watz, magyar. Károlyváros, spr. -karolj-wároschch) königliche Freistadt mit Munizipium und Festung im kroatisch-slawon. Komitat Agram, an der Agram–Fiumaner Bahn und in einem Delta, das die Kulpa und die in diese mündenden Flüsse Korana, Mrežnica und Dobra bilden. K. ist Sitz eines griechisch-oriental. Bischofs und Domkapitels und hat 5 Kirchen, ein Kloster, eine Spiritusfabrik, eine Turbinenwalzmühle, Bezirksgericht, Realgymnasium und Realschule, eine Infanterie-Kadettenschule, schöne Promenaden und (1901) 7396 meist kroatische und serb. (größtenteils römisch-kath.) Einwohner. K. war bis zur Eröffnung der Eisenbahn ein lebhafter Handelsplatz und Umladeort, namentlich für die mit Schiffen anlangenden Eichenholzerzeugnisse. Der Karlstädter Säuerling ist ein rein alkalischer Natronsäuerling, der bei chronischen Leiden der Atmungsorgane benutzt wird.

Karlstadt, 1) (eigentlich Andreas Rudolf Bodenstein) extremer Reformator, zu Karlstadt in Franken um 1480 geboren, gest. 25. Dez. 1541 in Basel, wirkte, in Italien gebildet, seit 1504 an der Universität Wittenberg, trat auch 1508 daselbst in den praktischen Kirchendienst. Erst strenger Thomist, wandte er sich 1517 der Lehre Luthers zu und hatte 1519 mit Eck auf der Pleißenburg in Leipzig eine mehrtägige Disputation über die pelagianisch-augustinische Streitfrage, wobei er als Verteidiger des strengsten Augustinismus auftrat. Während Luther auf der Wartburg war, hielt K. am Christfest 1521 das Abendmahl in deutscher Sprache unter beiderlei Gestalt ab, ließ sich jedoch sodann von Schwärmern, die aus Zwickau angekommen waren, zu Störung des Gottesdienstes und zum Zertrümmern der Altäre und Bilder hinreißen. Luther (s. d.) gelang es, den ungestümen Neuerer zur Ordnung zu bringen. Schon 1523 begann K. jedoch in Orlamünde seine Bilderstürmerei von neuem und erklärte sich zugleich gegen Luthers Abendmahlslehre. Als Kurfürst Friedrich der Weise ihn infolgedessen aus seinen Landen verwies, trat K. auch öffentlich als Luthers Gegner auf und veranlaßte dadurch den bekannten Abendmahlsstreit. Der Teilnahme am Bauernkrieg beschuldigt und verfolgt, nahm er gleichwohl wieder zu Luther seine Zuflucht. Durch dessen Vermittelung ward ihm in Kemberg ein Asyl zuteil, wo er vom Feldbau und Handel lebte. Als er 1528 seine Umtriebe von neuem anfing, mußte er nach der Schweiz fliehen, ward dort nacheinander Pfarrer zu Altstätten im Rheintal, Diakonus in Zürich und seit 1534 Prediger und Professor der Theologie in Basel, wo er sich allgemeiner Achtung erfreute. Vgl. Jäger, Andreas Bodenstein von K. (Stuttg. 1856); Barge, Andr. Bodenstein von K. (Leipz. 1905, Bd. 1).

2) Johann, s. Draconites.

Karlstein (tschech. Karlův Týn), Burg in Böhmen, Bezirksh. Horowitz, 20 km südwestl. von Prag, auf einem 72 m hohen Kalkfelsen, oberhalb des Marktfleckens Budňan (818 tschech. Einwohner), unweit der Beraun an der Staatsbahnlinie Prag–Furth gelegen, wurde vom Kaiser Karl IV. 1348—56 durch den Dombaumeister Matthias von Arras erbaut. Die Burg enthält in dem 38 m hohen Turm die Kreuzkapelle, ehemals Aufbewahrungsort der Reichskleinodien und des Archivs Karls IV, ferner die Marienkirche und die Katharinenkapelle, alle mit Wandmalereien der böhmischen Schule und Resten des ehemals reichen Wandschmuckes in Gold und Edelsteinen versehen. Die 1419 vergebens belagerte Burg wurde in neuester Zeit durchgreifend restauriert und gehört gegenwärtig dem Adligen Damenstift in Prag. Vgl. Sedláček, K., Wegweiser (Prag 1892); Neuwirth, Mittelalterliche Wandgemälde der Burg K. (das. 1896).

Karlsteine, s. Hufeisen, S. 601.

Karlsthal, s. Haigerloch.

Karlsthaler Bad, s. Schlangenbad.

Karlsvorstadt Heslach, Stadtteil von Stuttgart (s. d.), hat (1900) 11,219 Einw., davon 1375 Katholiken.

Karluk, s. Kadiakinseln.

Karlův Týn, s. Karlstein.

Karlweis, C., Pseudonym, s. Weiß (Karl).

Karmanien, im Altertum Küstenland des Persischen Meerbusens, nördlich bis zur Oase Isatichae (Jezd) reichend, mit dem Handelshafen Harmozia (Ormuz), dem heutigen Kirman (s. d.) entsprechend. Die Bewohner, die Utier, glichen in Sitte und Lebensweise den Persern. S. Karte »Reich Alexanders d. Gr.« (im 1. Bd.).

Karmarsch, Karl, Technolog, geb. 17. Okt. 1803 in Wien, gest. 24. März 1879 in Hannover, besuchte das Polytechnische Institut in Wien und war 1819—1823 Assistent der mechanischen Technologie unter Professor Altmütter, von dem er die Grundlage seiner technischen Richtung erhielt. 1830 folgte er einem Ruf nach Hannover zur Gründung und Leitung einer Polytechnischen Schule, an der er namentlich mechanische Technologie lehrte. 1839 ward er Mitglied der Verwaltungskommission der Gewerbeschulen, 1845 Vizepräsident des Gewerbevereins des Königreichs Hannover und 1851 als Abgeordneter der Lehrkollegien höherer Schulanstalten Mitglied der Ersten Kammer. Er trat 1875 in den Ruhestand. Vor dem Gebäude der Technischen Hochschule wurde ihm 1883 ein Denkmal (von Rassau) errichtet. K. hat für die mechanische Technologie eine neue und eigentümliche rationelle Behandlungsweise geschaffen und ist als der Stifter einer neuen Schule anzusehen. Sein »Handbuch der mechanischen Technologie« (Hannov. 1837—41, 2 Bde.; 6. Aufl. bearbeitet von H. Fischer und Müller, Leipz. u. Berl. 1887—97, 3 Bde.) ist epochemachend und das Vorbild für viele andre Werke gewesen. Außer vielen Beiträgen zur »Technologischen Enzyklopädie« von Prechtl, zu der er fünf Supplementbände lieferte,

zu Hülßes »Maschinenenzyklopädie«, Ersch und Grubers Enzyklopädie und zu technischen Zeitschriften, schrieb er: »Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie« (Wien 1825, 2 Bde.); »Technisches Wörterbuch« (mit Heeren, Prag 1843—44, 3 Bde.; 3. Aufl. von Kick und Gintl, 1875—92, 11 Bde.); »Geschichte der Technologie« (Münch. 1872). Ein Bändchen »Gedichte« erschien nach seinem Tode (Hannov. 1880). 1834—57 redigierte er die »Mitteilungen des Hannöverschen Gewerbevereins« und mit Volz 1844—46 die »Polytechnischen Mitteilungen«. Vgl. »Karl K., ein Lebensbild«, nach seinen hinterlassenen ‚Erinnerungen', hrsg. von Hoyer (Hannov. 1880).

Karmat, Beiname eines Mannes namens Hamdân, der um 870 die Lehre der Ismaeliten (s. d. 2) unter den Bewohnern des Irak verbreitete. Seine Anhänger, die Karmaten, entwickelten sich zu einer kommunistisch angehauchten Sekte, die bis zur Mitte des 11. Jahrh. in Syrien und dem Zweistromlande großen Einfluß übte und in Arabien, in der Provinz Bahrein, ein eignes Staatswesen bildete. Ihre wilden Raubzüge in die Provinzen, besonders unter Abu Tahir, dem eigentlichen Helden der Karmatenbewegung, der 930 sogar Mekka plünderte und den heiligen schwarzen Stein fortschleppte, trugen wesentlich zur Auflösung des Kalifenreiches bei.

Karmaten, s. Karmat.

Karmel (»Baumgarten«, Dschebel Mâr Elîâs), der palästinensische Gebirgszug von etwa 50 km Länge, der, gut bewässert und bewaldet, von den Quellen des Kison in nordwestlicher Richtung hinzieht und an der Südseite des Golfs von Akka mit dem Vorgebirge K. (s. Karte »Palästina«), auf das der Name oft beschränkt wird, ins Meer fällt. Es steigt zu 552 m Höhe an. Die zahlreichen Klüfte und Höhlen machten das Gebirge im Altertum zum Wohnorte der Propheten, später der Einsiedler und Mönche; namentlich war es der Schauplatz der Wunder des Elias. Der Orden der Karmeliter (s. d.) hat daselbst 180 m ü. M. sein Stammkloster, das durch den Sammelfleiß eines bei der Zerstörung desselben 1821 übriggebliebenen Mönches wiederhergestellt wurde und Reisenden gastfreie Aufnahme gewährt.

Karmeliter, Mönchsorden, um die Mitte des 12. Jahrh. auf dem Berge Karmel (s. d.) in Palästina von Berthold, einem Kreuzfahrer aus Kalabrien, nach der Klostersage vom jüdischen Propheten Elias (daher Eliä Ordensbrüder) gestiftet. Nach der 1209 vom Patriarchen Albert zu Jerusalem gegebenen Ordensregel müssen die K. in abgesonderten Zellen leben, sich abwechselnd bei Tag und bei Nacht mit Handarbeiten und Gebet beschäftigen, dürfen nichts Eignes besitzen, niemals Fleisch essen und haben zu gewissen Stunden ein gänzliches Schweigen zu beobachten. 1226 erhielten sie als Einsiedlerbrüder vom Berge Karmel die päpstliche Bestätigung. Von den Sarazenen aus Palästina vertrieben, ließen sie sich 1238 zuerst in Cypern, dann im westlichen und südlichen Europa nieder und erlangten 1247 von Innozenz IV. eine mildere Regel und die Privilegien der Bettelorden mit dem Titel Ordo beatae Mariae de monte Carmelo. Seitdem ließen sie mehr und mehr von der ursprünglichen Strenge ab, was unter Pius II. 1459 zur Trennung der bei der ersten Strenge beharrenden Observanten oder Barfüßer-Karmelitern von den Konventualen oder beschuhten K. führte. Später zerfiel der Orden in viele selbständige Kongregationen mit eignen Regeln, z. B. die Kongregation von Mantua, den Tertiarierorden u. a. Auch hatte er das Amt, die Santa Casa in Loreto (s. d.) zu bewachen. Die Tracht der K. bestand ursprünglich in einer braunen oder dunkelgrauen Kutte und einem weißen, schwarz und braun quergestreiften Mantel, zur Andeutung der auf dem Mantel des heil. Elias entstandenen Brandflecke, wozu in der Folge das graue Skapulier kam. Später ward in mehreren Klöstern der Konventualen die schwarze Farbe herrschend, während die Observanten die dunkelgraue beibehielten. Auch trug man breitkrempige weiße Hüte mit schwarzem Futter.

Wappen der Karmeliter.

Im Laufe des 19. Jahrh. ist der früher sehr verbreitete Orden stark zurückgegangen und besitzt heute nur noch wenige Klöster. Seit 1875 bestehen die beschuhten und die unbeschuhten K. als zwei unabhängige Orden nebeneinander. Das Wappen der K. zeigt die Abbildung. Die Karmeliterinnen wurden 1452 von dem Karmelitergeneral Johann Baptist Soreth nach der ursprünglichen Ordensregel gestiftet und erlebten nach zeitweiligem Niedergang durch die heil. Therese von Jesus (s. d.) eine tiefgreifende Reform, die auch den Mönchsorden berührte. Vgl. Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, Bd. 2 (Paderb. 1897); Koch, Die Karmeliterklöster der niederdeutschen Provinz, 13. bis 16. Jahrhundert (Freiburg 1889).

Karmelitergeist (Karmeliterwasser, Schlagwasser, Melissenwasser, aromatischer Spiritus, Spiritus melissae compositus), von den barfüßigen Karmelitern der Rue de Vaugirard in Paris 1611 eingeführtes Arzneimittel, besteht aus einem farblosen Destillat (200 Teile) von 150 Teilen Spiritus und 250 Teilen Wasser über 14 Teile Melisse, 12 Teile Zitronenschale, 6 Teile Muskatnuß, 3 Teile Zimtkassie und 3 Teile Gewürznelken.

Karmesin (v. arab. Kermes [s. d.], mittellat. carmesinus, franz. cramoisi), Farbenbezeichnung, hoch- und mehr dunkelrot, etwas ins Bläuliche fallend; auch ein Teerfarbstoff, s. Azorubin.

Karmesinlack, soviel wie Karminlack, s. Florentiner Lack; vgl. auch Rotholzlacke.

Karmin, roter, aus der Cochenille nach nicht genauer bekannten Methoden dargestellter Farbstoff, besteht aus einer eiweißartige Stoffe enthaltenden Tonerdekalkverbindung der in der Cochenille als Alkalisalz vorkommenden Karminsäure. Die Schönheit des Karmins soll durch Einwirkung von Sonnenlicht bei der Fabrikation gehoben werden. Die Karmine des Handels zeigen verschiedene Nuancen, von denen die hochrote am beliebtesten ist. Leichte Einwirkung von Ammoniak macht ihn violett. K. ist geruch- und geschmacklos, löst sich in Ammoniak und dient als Wasser- und Ölfarbe, zum Färben von Papier, Zuker ꝛc., auch als Schminke und in mehreren Präparaten als Farbstoff in der mikroskopischen Technik. Seine Farbe leidet durch Seife, alkalische Flüssigkeiten und Licht. Die Lösung von K. in Ammoniak bildet den flüssigen K. Der gebrannte K. wird durch vorsichtiges Erhitzen geringer Mengen Karmins als dunkel purpurrotes bis violettes Pulver erhalten und ist sehr beständig. Karminviolett wird aus einer Cochenilleabkochung durch Bleizuckerlösung, die mit Essig angesäuert ist, gefällt. — Blauer K., soviel wie Indigkarmin; grüner K., s. Karmingrün; brauner K., s. Umbra.

Karminastrild, s. Astrilds.

Karmingimpel (Brandfink, Carpodacus erythrinus *Pall.*, Pinicola erythrinus *Rchw.*), ein Vogel aus der Familie der Finken und der Unterfamilie der Gimpel (Pyrrhulinae), ist 16 cm lang, 26 cm breit, vorherrschend karminrot, auf dem Hinterhals und Rücken braungrau, dunkler gefleckt, unterseits schmutzig weiß, die dunkelbraunen Schwingen sind rostgelblichweiß gesäumt, die Schulterfedern hellbräunlich umrandet, die graubraunen Steuerfedern etwas heller gesäumt. Der K. bewohnt Finnland, Rußland, Galizien und Mittelasien bis Kamtschatka, erscheint als Sommervogel in Ostpreußen, selten in andern Teilen Deutschlands, in Holland, Belgien, Frankreich, England und Italien, geht im Winter bis Indien. Auf seinen Brutplätzen weilt er von Mai bis August, er bevorzugt dichte Gebüsche in der Nähe von Gewässern, nährt sich von Sämereien, nistet im Juni im Gebüsch und legt 5—6 blaugrüne, braun oder rötlich gefleckte und gestrichelte Eier. Er singt sehr anziehend und klangvoll, in der Gefangenschaft verliert er seine schöne Farbe und hält sich nicht lange.

Karmingrün, ein Gemenge von Indigkarmin mit Pikrinsäure oder Gelbholzlack.

Karminhänfling, soviel wie Leinfink, s. Hänfling; auch soviel wie Karmingimpel.

Karminlack, s. Florentiner Lack.

Karminsäure (Kokkusrot) $C_{11}H_{12}O_7$ (?) findet sich in der Cochenille, vielleicht auch in andern Schildläusen sowie in den Blüten von Monarda didyma. Sie ist purpurfarben, amorph (oder kristallinisch?), löslich in Wasser und Alkohol mit gelbroter Farbe, die selbst durch schwache Alkalien lebhaft karmesinrot wird. Sie löst sich auch in Salz- und Schwefelsäure, zersetzt sich beim Erhitzen, fällt Alaun auf Zusatz von Ammoniak prachtvoll karminrot. Mit Salpetersäure gibt sie Nitrokokkussäure (Trinitrokresotinsäure) $C_6H_3(NO_2)_3O_3+H_2O$. Bei längerer Einwirkung von Ammoniak entsteht ein Amid, das mit Zinnchlorid keinen ponceauroten Niederschlag, wie K., sondern einen violetten gibt. Diese Verbindung findet sich in der Cochenille ammoniacale.

Karminspecht, s. Mauerläufer.

Karmö, Insel an der Küste des norweg. Amtes Stavanger, 177 qkm groß, durch den Karmsund von der Insel Bukn getrennt, erhebt sich bis 150 m ü. M. An der Südseite der Hafenort Skudenäshavn.

Karmoisieren (spr. -müa-, Karmesieren), s. Edelsteine, S. 372.

Karmoisin (spr. -müa-), soviel wie Karmesin.

Karmunkau, Herrschaft von 23 Gütern im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rosenberg, bildet ein Hausfideikommiß des Königs von Preußen.

Karna, in der ind. Heldensage Sohn des Sonnengottes, nimmt teil an der großen Schlacht des Epos »Mahâbhârata«, in der er fällt. Seine Identifizierung mit Achilleus und Siegfried ist gewagt.

Kárnak, Dorf im Distrikt Luksor der ägypt. Provinz (Mudirieh) Kena, unter 42° 57′ nördl. Br., am rechten Nilufer, den Ruinen des alten Theben gegenüber, mit (1897) 9095 Einw. Unter den berühmten, teilweise wohlerhaltenen altägyptischen Tempelbauten, zu denen Alleen großer Widdersphinxe führen, sind besonders bemerkenswert der Ammonstempel, die mächtigste Schöpfung der Pharaonen, der an Größe seiner Dimensionen alle Gebäude der Erde überragt, mit dem riesigen, eine Fläche von 5000 qkm bedeckenden Säulensaal (Hyposthl), der Festtempel Thutmosis' III., der Chonsutempel, der Tempel der Mut u. a. Zu verschiedenen Zeiten erbaut, umfassen die Tempel von K. einen Zeitraum von mehr als 2000 Jahren, indem schon unter König Usertesen I., der zwölften Dynastie, daran gebaut wurde und auch noch die Ptolemäer, wie unter andern das 323 v. Chr. von Philippus Arrhidäus errichtete Allerheiligste des Ammonstempels beweist, und die römischen Kaiser hier tätig waren. Vgl. Mariette, K., étude topographique et archéologique (Par. 1875, mit 56 Tafeln); die Reisehandbücher über Ägypten von Bädeker und Meyer.

Karnap (Carnap), Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Landkreis Essen, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Hamm – Soest und Horst – K., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, elektrische Straßenbahn nach Essen und Horst, ein Steinkohlenbergwerk (2225 Arbeiter), Ziegelbrennerei u. (1900) 4755 Einw.

Karnatik (englische Verderbung des aus dem Sanskrit, richtiger wohl aus dem Drawidischen stammenden Karnataka, »schwarzes Land«), 1) Bezeichnung für die in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, am Bengalischen Golf und dem Meerbusen von Manar gelegenen Landschaft, umfaßt die Distrikte Tinnevelli, Madura, Tritschinapalli, Tandschur, Salem, Süd- und Nordarcot, Tschingelpat und Nellor von zusammen 143,998 qkm, mit (1901) 18,152,375 Einw., die zum drawidischen Volksstamm gehören und Tamil und Telugu sprechen. Ursprünglich wurde der Name auf das Tafelland zwischen Ost- und Westghats südlich von 18° nördl. Br. angewendet. — 2) Landschaft im S. der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay, 38,662 qkm, mit (1901) 2,842,676 Einw.; Hauptort ist Hubli (s. d.). Das jetzige K. umfaßt das alte Hindureich Karnata nebst den Reichen Tschola und Pandya, die von der Gandigama bis Kap Komorin reichten, aber im 11. Jahrh. zerstört wurden. Fortan bildete das K. einen Teil des von den Belala gegründeten Radschputenreiches Widschayanagar mit der Hauptstadt Widschayawanapura (»Stadt des Triumphes«; 45 km nordwestlich von Bellary), deren Trümmer 15 km im Umfang messen. Dieses Reich wurde in der Mitte des 16. Jahrh. durch die mohammedanischen Herrscher von Bidschapur und Golkonda erobert und ging nach Einverleibung dieser Länder in das Reich Aurangzebs (1686) in dem Saubah von Dekhan auf. In den spätern Kämpfen um den Besitz des Landes, das gegen 1750 einen fast unabhängigen Kleinstaat unter dem Nawab von Arkot bildete, erscheinen die Franzosen und die Engländer, bis 1856 nach dem Tode des letzten Nawab das K. dem britisch-indischen Reich einverleibt wurde. Vgl. E. Schmidt im 2. Bande von Helmolts »Weltgeschichte« (Leipz. 1902).

Karnation (spätlatein., »Fleischdarstellung«), in der Malerei die Behandlung der Fleischfarbe, die Darstellung des Nackten am menschlichen Körper. Hervorragende Meister in der K. sind unter den Klassikern Tizian und die Venezianer, Correggio und Rubens. Auch gleichbedeutend mit Inkarnat (s. d.) gebraucht.

Karnaubapalme, s. Copernicia.

Karnaubawachs, s. Pflanzenwachs.

Karne (Kerne), soviel wie Butterfaß.

Karneades, griech. Philosoph, Gründer der sogen. dritten Akademie, war 214 v. Chr. zu Kyrene in Afrika geboren und starb 129 in Athen als Vorstand der Schule Platons. Im J. 155 zugleich mit dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaos nach Rom gesandt, um Milderung einer Athen auferlegten Geldstrafe zu erwirken, glänzte K. daselbst durch seine hinreißende Beredsamkeit, vermöge deren er sowohl

die Wahrheit eines Satzes wie die seines Gegenteils zu erweisen vermochte. Schriftliches hat er nicht hinterlassen; seine Vorträge wurden durch seinen Schüler Kleitomachos niedergeschrieben. Seine skeptischen Argumente richteten sich namentlich gegen die Erkenntnislehre der Stoiker; er blieb aber doch nicht bei der Negation, sondern hielt sich an die Wahrscheinlichkeit, deren Gesetze und verschiedene (drei) Stufen er genauer bestimmte. In der Moral kam er auch zu keinen sichern Aufstellungen, doch legte er auf den Besitz des Naturgemäßen oder die Befriedigung der natürlichen Triebe Wert. Von der Gottheit glaubte er nichts zu wissen, nahm aber den Glauben an die Götter als eine wahrscheinliche Meinung an.

Karnebeek, Abraham Pieter Cornelius Jonkheer van, niederländ. Staatsmann, geb. 14. Sept. 1836 in Amsterdam, studierte in Utrecht Rechtswissenschaft und widmete sich später der Diplomatie. 1879 wurde er Regierungspräsident in Zeeland, 1884 Minister des Auswärtigen im Ministerium Heemskerk, das 1888 zurücktrat, 1891 Mitglied der Zweiten Kammer und nahm 1899 an der Friedenskonferenz im Haag teil.

Karneen (Karneia), großes, dem Apollon Karneios gefeiertes Fest der Dorier, besonders der Spartaner, ursprünglich wohl ein Hirten- oder Weinlesefest. Das Fest, während dessen alle Fehden ruhten, dauerte vom 7.—15. Tage des Monats Karneios (August-September). Während dieser Zeit standen im Freien zeltähnliche Lauben, in denen je neun Mann, immer drei aus einem Stamm, sich aufhielten, die auf Kommando eines Herolds gewisse Bräuche zu üben hatten. Die Feier bestand in Opfern, kriegerischen Tänzen und seit der 26. Olympiade auch in musischen Wettkämpfen, in denen Terpandros den ersten Sieg davontrug.

Karneol, Mineral, Abart des Chalcedons (s. d.).

Karneolonyx, Halbedelstein, s. Onyx.

Karner (Kerner, Gerner, lat. carnarium), romanische Rundkapelle der ältesten Zeit, wahrscheinlich nach gleichnamigen Begräbniskapellen und Beinhäusern; auch soviel wie Fleisch- oder Rauchkammer.

Karner (Carni), ein zu den Alpen- und Donaukelten gerechnetes Volk, das südlich von der Gail und Drau die Karnischen Alpen (etwa Krain, Kärnten und Friaul) bewohnte. S. die Geschichtskarte bei »Italia«.

Karneval (ital. carnevale; Fasching, s. d.), die Gesamtheit der den Fasten voraufgehenden Lustbarkeiten. Der Name stammt nach der gewöhnlichen Annahme vom italienischen carne vale! lebe wohl, Fleischgenuß! wahrscheinlicher vom alten, weitverbreiteten Schiffsumzug, dem zur Feier der wiedereröffneten Schiffahrt durch Rheinland, Belgien und Holland auf Rädern geführten Schiffswagen (carrus navalis), an den ja auch Brants Narrenschiff anknüpfte. Der K. ist je nach Ländern und Städten von kürzerer oder längerer Dauer. Gewöhnlich wird er vom Fest Epiphania (6. Jan.) bis zum Aschermittwoch gerechnet; in Venedig fängt er jedoch bereits am St. Stephanstag (26. Dez.) an, in Spanien meist am St. Sebastianstag (20. Jan.), und in Rom feiert man hauptsächlich die letzten elf Tage vor Aschermittwoch, während der K. in Mailand sich bis zum Sonntag Invocavit (s. d.) fortsetzt und der rheinische sich vorzugsweise auf die Woche vor Aschermittwoch beschränkt. Auch in Belgien, Frankreich, Österreich und Süddeutschland sind die letzten drei Tage vor Aschermittwoch die Haupttage. Der K. hat sich aus den im Volke festgewurzelten heidnischen Umzügen mit Verkleidungen und Lustbarkeiten entwickelt, welche die Kirche, nach langem vergeblichen Predigen dagegen, bestehen lassen mußte. Am berühmtesten ist der große K. von Venedig mit seiner Maskenfreiheit, seinen Tierhetzen, Herkulesspielen und Feuerwerken geworden, dem bis 1796 während der Himmelfahrtsmesse (s. Himmelfahrtsfest) stets ein kleinerer folgte. Neben ihm kam der oft, am anmutigsten von Goethe (im 2. Teil der »Italienischen Reise«), geschilderte K. in Rom mit seinem Pferderennen (s. Korso), Aufzügen, Werfen mit Blumen und Gipskügelchen (confetti) und Lichterkampf, wegen der vielen sich daran beteiligenden Künstler und Fremden am meisten zur Bedeutung. In Paris bildet der Umzug des Bœuf gras (Faschingsochs), eines fetten Ochsen mit vergoldeten Hörnern und bunten Bändern, den Mittelpunkt der Feier. In Spanien zeichnen sich besonders Madrid, Sevilla und Cadiz durch lustiges Maskentreiben aus. In Deutschland fand der K. im Anschluß an das Schiffsfest besonders im Süden und am Rhein lebhafte Pflege. Haupttage des Mummenschanz bildeten der Hirsmontag mit seinem als Hirsch verkleideten Sprecher und Fastnachtsdienstag, der den Namen Narrenfest oder Narrenkirchweih erhielt. Durch die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg fast völlig unterdrückt, kam er seit Anfang des 19. Jahrh. bei uns wieder in Aufnahme; besonders in den rheinischen Städten bilden sich eigne Karnevalsgesellschaften, die sich früh im Jahre versammeln, um einen Großen und Kleinen Rat, einen Festordner und ein närrisches Oberhaupt (Prinz Karneval) zu wählen, Festprogramme zu entwerfen und auszuführen, und der K. in Köln, dessen 50jährige Jubelfeier nach seiner Erneuerung (denn überhaupt läßt er sich in Köln viel weiter rückwärts verfolgen, da schon 1432, später oft wiederholte Verbote erfolgten) man 1873 beging, erlangte in Deutschland fast ebensolche Berühmtheit wie vormals der von Venedig und Rom. Sehr glänzend ist auch der K. in Aachen, Trier, Mainz und Düsseldorf, und seit 1868 haben selbst protestantische Städte, wie Leipzig, Hamburg, Berlin u. a., allerdings mit nicht besonderm Erfolge, versucht, den K. mit seiner Maskenfreiheit wieder als allgemeines Volksfest mit öffentlichen Aufzügen ꝛc. einzuführen. Die Fastnachtsgebräuche einiger Zünfte, wie der Schäfflertanz in München, der Böttchertanz in Frankfurt a. M. und der Metzgersprung in München, haben sich mutmaßlich als überbleibsel der heidnischen Umzüge und Frühlingstänze bis zum heutigen Tag erhalten. Vgl. J. P. Schmidt, Geschichtsmäßige Untersuchung der Fastelabendsgebräuche in Deutschland (2. Aufl., Rostock 1752); Fahne, Der K. (Köln 1853); v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr (Leipz. 1863). S. auch Ottobraten.

Karnickel, soviel wie Kaninchen.

Karnier (ital. carniera), ursprünglich die Fleischtasche für die Lockspeise der Jäger, dann mundartlich soviel wie Jagdtasche; überhaupt Ledertasche, Ranzen.

Karnies (franz. corniche), zusammenfassender, handwerksmäßiger Ausdruck für die doppelt gekrümmten architektonischen Glieder, deren Profile in der griechischen Antike freihändig gezeichnet sind, während sie in den übrigen Baustilen, insbes. in der Gotik, aus konvexen und konkaven Kreisbogenstücken bestehen. Man unterscheidet wohl den steigenden und den fallenden sowie den verkehrt steigenden, bez. fallenden K. (Fig. 1—4), doch sind diese Bezeichnungen nicht allgemein und eben nur in der handwerksmäßigen Bausprache üblich. In der Tektonik werden die Kar-

Meyers Konv.-Lexikon, 6. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig

niese wissenschaftlicher je nach ihrer Bestimmung als Kyma (Blattwelle), Sima ꝛc. bezeichnet (s. diese Artikel). Die Karniese kommen teils glatt, teils mit Ornamenten verziert vor, die in den verschiedenen

Stilarten mehr oder weniger streng der tektonischen Bedeutung der Profilglieder entsprechen.

Karnin $C_7H_8N_4O_3$ findet sich im Fleischextrakt (1 bis 2 Proz.), im Fleisch einiger Süßwasserfische und im Froschfleisch, in Bierhefe und Zuckerrüben, ist körnig kristallinisch, löst sich leicht in heißem, sehr schwer in kaltem Wasser, nicht in Alkohol und Äther, reagiert neutral, hat basische und saure Eigenschaften und gibt bei Oxydation Hypoxanthin.

Karnische Alpen, Gruppe der Ostalpen in der südlichen Kalkalpenzone (s. Alpen, S. 366, mit Karte), nach dem alten keltischen Volk der Karner (s. d.) benannt, umfaßt die drei Ketten der Gailtaler Alpen (s. d.), der eigentlichen Karnischen Alpen und der Karawanken (s. d.). Die karnische Hauptkette, aus Kalk und Schiefer bestehend, bildet die südliche Begrenzung des Gailtals an der österreichisch-italienischen Grenze, beginnt westlich mit dem aussichtsreichen Helm bei Innichen (2434 m), erreicht an den Quellen der Piave im Monte Peralba 2691 m, weiter im Monte Coglians, dem Hauptgipfel, 2782 m und endigt östlich bei Tarvis. Vgl. Frech, Die Karnischen Alpen (Halle 1894).

Karnische Stufe, eine Schichtenfolge der obern alpinen Triasformation (s. d.).

Karnivören (lat. Carnivora, griech. Zoophagen), Fleischfresser, fleischfressende Tiere; im engern Sinne soviel wie Raubtiere (s. d.).

Karnobát, Stadt in Ostrumelien, nordöstlich von Jambol, 220 m ü. M., an der Eisenbahn Jambol-Burgas, mit (1893) 6338 überwiegend bulgar. Einwohnern, im 13. Jahrh. Hauptort eines kleinen bulgarischen Tributärstaats.

Karnöffel (Karnuffel), niederdeutsch soviel wie Bruch, Hodenbruch, Leibschaden; dann beliebtes Kartenspiel des 15. und 16. Jahrh. von politisch-satirischer Bedeutung, benannt nach der Hauptkarte, dem K., der den Kardinal (nach andern den Landsknecht) darstellte. Es wird, wie man sagt, als Erinnerung vom Dreißigjährigen Kriege her in Landeshut i. Schl. von besondern Vereinen noch heute zu guten Zwecken gepflegt. Daher karnöffeln, dieses Spiel spielen; auch soviel wie puffen, schlagen, durchprügeln.

Kärnten (hierzu Karte »Kärnten«), Herzogtum und österreich. Kronland, grenzt nördlich an Salzburg und Steiermark, östlich ebenfalls an Steiermark, südlich an Krain, Görz und Italien (Provinz Udine), westlich an Tirol und hat einen Flächengehalt von 10,327 qkm (187,6 QM.). Das Land ist größtenteils gebirgig und enthält langgestreckte Täler, die sich nur im mittlern Teile des Landes zu größern Ebenen erweitern. Das Längstal der Drau scheidet die Gebirge in zwei große Gruppen, das Gebiet der Gneisalpen (im N.) und das der südlichen Kalkalpen (im S.). Das erstere Gebiet umfaßt im W. die Hohen Tauern mit den Gruppen des Großglockner (3798 m), des Hochnarr (3258 m), des Ankogel (Hochalmspitze 3355 m) und ihren südlichen Vorlagen (Schobergruppe mit dem Roten Knopf 3296 m und Kreuzeckgruppe mit dem Polinik 2780 m), im O. die Gurktaler und Lavanttaler Alpen mit den Gruppen der Stangalpen (Eisenhut 2441 m), der Metnitzalpen (Pranker Höhe 2169 m), der Afritzer und Wimitzer Berge (Wöllaner Nock 2139 m), der Saualpe (2081 m) und der Koralpe (2141 m). Zur südlichen Kalkalpenzone gehören die Karnischen Alpen, an der venezianischen Grenze (2782 m), mit der nördlichen Vorkette der Gailtaler Alpen (Reißkofel 2369 m) und an der Krainer Grenze die Karawanken (2239 m, s. d.), an die sich im SO. die Steiner Alpen (Grintouz 2559 m) anschließen. Fahrbare Übergänge sind in den südlichen Kalkalpen: der Pontafelpaß (810 m), der Predil (1162 m), der Loiblpaß (1370 m), der Seeberg (1218 m), in den Tauern der Katschberg (1641 m). Unter den Flüssen ist der bedeutendste die Drau, die von Oberdrauburg bis Unterdrauburg (163 km) das Land durchfließt und zum Flößen benutzt wird. Sie nimmt links die Möll, die Lieser, die Gurk mit der Glan und die Lavant, rechts die Gail auf. Im SW. fließt die Fella dem Tagliamento zu. K. enthält mehrere schöne Alpenseen, darunter den Wörther, Millstätter und Ossiacher See. Unter den Mineralquellen sind bemerkenswert: die Sauerbrunnen von Vellach (südlich von Eisenkappel), St. Leonhard und Preblau im Lavanttal, das Warmbad bei Villach u. a. Das Klima ist im N. und NW. ziemlich rauh. Unterkärnten (d. h. der östliche und südöstliche Teil) ist milder; am wärmsten ist das Lavanttal, wo selbst feinere Obstsorten gedeihen. Die mittlere Temperatur in Klagenfurt beträgt 7,2° (in Heiligenblut 4,7°). Der Niederschlag ist bedeutend (in Klagenfurt 96, in Raibl 218 cm), die mittlere Zahl der Gewitter in Klagenfurt 25.

Die Bevölkerung von K. belief sich 1890 auf 361,008, 1900 auf 367,324 Einw., zeigt demnach eine sehr langsame Zunahme (1890—1900 um 1,75 Proz.). Auf 1 qkm kommen nur 35 Einw. Von den Neugebornen sind 41 Proz. uneheliche. Der Nationalität nach sind die Bewohner von K., mit Ausnahme von 25,1 Proz. Slowenen (in den an Krain angrenzenden Bezirken), deutsch (s. die »Ethnographische Karte von Österreich-Ungarn«), der Konfession nach, mit Ausnahme von 20,383 Protestanten, römisch-katholisch; das Land bildet die zum Erzbistum Salzburg gehörige Diözese Gurk, mit dem Bischofssitz in Klagenfurt. An Bildungsanstalten bestehen: 3 Obergymnasien, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine theologische Lehranstalt, 5 gewerbliche Fachschulen, eine allgemeine Handwerkerschule, eine Handelsschule, 3 landwirtschaftliche Schulen, eine Bergschule, endlich 377 Volksschulen, die von 91 Proz. der schulpflichtigen Jugend besucht werden.

Von der Gesamtfläche des Landes sind 91 Proz. produktiver Boden; doch entfallen davon nur 14 Proz. auf das Ackerland, während die Waldungen 44 Proz., die Wiesen und Gärten 10,5 Proz., die Hutweiden und Alpen 22 Proz. einnehmen. Der Ertrag des Ackerbaues (1903: 158,975 metr. Ztr. Weizen, 375,458 Roggen, 106,486 Gerste, 230,090 Hafer, 107,302 metr. Ztr. Mais, 102,223 hl Buchweizen, 31,658 hl Hirse, 48,791 hl Hülsenfrüchte) reicht für den Bedarf nicht hin. Andre landwirtschaftliche Produkte sind: Kartoffeln, Futterrüben, Kraut, Kürbisse, Flachs und Hanf. Die ausgedehnten Wiesen und Alpenweiden

begünstigen die Viehzucht. Man zählte 1900: 29,501 Pferde, 256,220 Stück Rindvieh, 118,563 Schafe, 170,043 Schweine und 26,641 Ziegen.

Sehr wichtig ist der Bergbau und die darauf sich gründende Metallindustrie. 1903 wurden 27,546 Ton. Eisenerz, 13,279 T. Bleierz, 19,710 T. Zinkerz und 99,822 T. Braunkohle gefördert und durch Verhüttung 8385 T. Roheisen und 7390 T. Blei gewonnen. Der Gesamtwert der Berg- und Hüttenproduktion belief sich auf 5,778,780 Kronen, die Anzahl der Berg- und Hüttenarbeiter auf 4235. Die Industrie Kärntens erstreckt sich zumeist auf die Verarbeitung der gewonnenen Metalle, vor allem des Eisens zu Stahl, Gußwaren, Blech, Draht, Drahtseilen und Drahtstiften, Eisenbahnschienen und anderm Eisenbahnmaterial, Maschinen, Sensen und Waffen (Ferlach), ferner des Bleies zu Bleiweiß, Blech, Röhren, Schrot, Mennige ꝛc. Daneben ist noch die Fabrikation von feinem Tuch zu Viktring, die Lederwarenfabrikation zu Klagenfurt, die Zementfabrikation, die Holzstoff- und Papierfabrikation und sonstige Holzverarbeitung, die Bierbrauerei (1900/01: 213,620 hl), Branntweinbrennerei und ärarische Tabakfabrikation (in Klagenfurt) zu nennen. Das Land besitzt 1868 km Landstraßen, 263 km flößbare und 130 km schiffbare Wasserstraßen und 504 km Eisenbahnen, für die Klagenfurt und Villach Knotenpunkte bilden. Es führt namentlich Erzeugnisse der Hüttenindustrie, Holz und Rindvieh aus. Der Fremdenverkehr ist in K. bedeutend; die Gebirge bieten zahlreiche Anziehungspunkte für Touristen, und die Ufer der Seen sind als Sommeraufenthalt sehr beliebt (vgl. »Kärntens Sommeraufenthaltsorte«, Klagenf., jährlich erscheinend).

In politischer Beziehung zerfällt das Herzogtum in folgende Bezirke:

Bezirke	Areal QKilom.	Bevölkerung 1900
Klagenfurt, Stadt	6	24284
Hermagor	825	18179
Klagenfurt, Umgebung	1477	66202
St. Veit	1487	53066
Spittal	2771	45258
Villach	1445	65693
Völkermarkt	1317	51216
Wolfsberg	999	43426
Zusammen:	10327	367324

Der Sitz der obersten Landesbehörden und des Landtags ist Klagenfurt. Letzterer besteht aus 37 Mitgliedern: dem Fürstbischof von Gurk, 10 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 9 der Städte und Märkte, 3 der Klagenfurter Handelskammer, 14 der Landgemeinden. In das Haus der Abgeordneten des Reichsrates sendet K. 10 Vertreter. Als Gerichtshof erster Instanz fungiert das Landesgericht in Klagenfurt; außerdem bestehen 28 Bezirksgerichte; in zweiter Instanz entscheidet das Oberlandesgericht in Graz. Das kärntnerische Wappen (s. Tafel »Österreichisch-ungarische Länderwappen«, Fig. 6) ist ein senkrecht gespaltener Schild, vorn in Gold drei schwarze Löwen, hinten in Rot eine silberne Querbinde; darüber ein Fürstenhut (alter Herzogshut). Die Landesfarben sind Rot-Weiß.

[Geschichte.] Kärntens Name ist dem keltischen Volksstamm der Karner (s. d.) entlehnt. Seit der Zeit des Augustus bildete es einen Teil der Provinz Noricum, war durch zwei Hauptstraßen mit Italien verbunden, von denen die eine über den Plökenpaß (Monte Croce), die andre über den von Pontafella führte, hatte ein ausgebildetes Städtewesen, darunter am bedeutendsten Virunum (nicht fern von Klagenfurt), dessen Stelle heute eine 1693 errichtete Kapelle, das »Prunnerkreuz«, bezeichnet, und Teurnia (Tiburnia) bei Spital. Es erfreute sich großen Wohlstandes, bis seit Beginn des 5. Jahrh. die Züge germanischer, avarischer und slawischer Völker die alte Kultur vernichteten. Die letztern, Slowenen oder Winden, siedelten sich hier dauernd an, bildeten als Karantaner einen eignen Stamm, der zum Reiche Samos gehört haben dürfte und nach dessen Zusammenbruch (ca. 660) unter eignen Fürsten lebte. Ihre Christianisierung erfolgte von Bayern aus, und vorzüglich war es Herzog Thassilo, der 769 zu diesem Behuf an der Grenze Karantaniens das Kloster Innichen begründete. Nach der Vernichtung des bayrischen Herzogtums durch Karl d. Gr. (788) kam Karantanien unter fränkische Herrschaft. 843 blieb es mit Bayern bei Ludwig dem Deutschen, dessen Sohn Karlmann seinen natürlichen Sohn Arnulf, den spätern Kaiser, zum Herzog von K. machte. Unter ihm begannen die Raubzüge der Ungarn, die erst mit dem Siege K. Otto I. auf dem Lechfelde (955) ein Ende fanden. 976 wurde K. von Kaiser Otto II., durch die Markgrafschaft Istrien und fast ganz Friaul vergrößert, als ein besonderes Herzogtum Heinrich dem Jüngern, einem Neffen des bayrischen Herzogs Arnulf, verliehen. Nach dessen Tode (989) kam K. für kurze Zeit wieder an Bayern zurück, von dem es dann, etwa 1002, für immer getrennt wurde. Zuerst besaßen es Herzog Otto vom Wormsfelde und dessen Sohn Konrad I. (bis 1011), dann Adalbero von Eppenstein (bis 1035), darauf Konrads I. gleichnamiger Sohn (bis 1039), bis 1047 blieb die Herzogswürde unbesetzt, dann erhielt es ein schwäbischer Graf Wolf (bis 1056), ihm folgte Pfalzgraf Konrad von Lothringen (bis 1061), diesem Bertold von Zähringen (bis 1077) und von 1077—1122 das Geschlecht der Eppensteiner, Luitpold und dessen Bruder Heinrich III. Damals erstreckte sich K. nicht nur über das heute so genannte Gebiet, sondern außerdem über Steiermark, Krain, Istrien, die Mark Verona und nördlich über ein Stück Niederösterreichs. Als Hauptstadt galt St. Veit, neben dem erst im 13. Jahrh. Klagenfurt als Stadt emporkam. Es gab viel kaiserliches Krongut im Lande, mit welchem auswärtige Hochstifte: Salzburg, Bamberg, Aquileja, dotiert wurden. 1122—1269 hatten die Sponheim-Lavantthaler den Herzogstuhl inne. Nach der kurzen Herrschaft K. Ottokars II. von Böhmen nahm König Rudolf von Habsburg 1276 K. und Krain nebst Österreich und Steiermark in Besitz und belehnte 1286 den Grafen Meinhard von Görz-Tirol mit dem Herzogtum K. Als nun dessen Nachkommen in männlicher Linie 1335 ausstarben, ward K. vom Kaiser Ludwig dem Bayer den Herzogen Albert und Otto von Österreich und Steiermark verliehen. Seitdem ist es bei Österreich verblieben und bildete seit 1412 einen Teil der »innerösterreichischen« Ländergruppe. 1809 kam K. teilweise (der Villacher Kreis) infolge des Friedens von Schönbrunn an Frankreich und bildete einen Teil der illyrischen Provinzen; 1814 fiel es indes wieder an Österreich zurück. Seit 1816 gehörte es als Klagenfurter und Villacher Kreis zum Gubernium Laibach des Königreichs Illyrien, und 1849 ward es als eignes Kronland organisiert.

Vgl. Alschker und Palla, Heimatskunde von K. (Klagenf. 1886); »Spezialortsrepertorium von K.« (Wien 1894); »Wanderungen durch Steiermark und K.« (von Rosegger, Pichler und Rauschenfels, Stuttgart 1879, illustriert); »Die Österreichisch-ungarische

Monarchie«, Bd. 8 (Wien 1891); v. Radics, Ins K. Kultur- und Reisebilder (das. 1882); Franzisi, Kulturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in K. (2. Aufl., Naumb. 1902); Reisehandbücher von Amthor und Jabornegg, Rabl, Meyer (»Deutsche Alpen«, 3. Teil). — Zur Geschichte: Ankershofen, Handbuch der Geschichte des Herzogtums K. bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstentümern (Bd. 1 u. 2, bis 1122, Klagenf. 1842—59; Bd. 3 ist nicht erschienen; Bd. 4, von Tangl, 1269—1335, das. 1864—1874), dazu: Hermann, Handbuch der Geschichte.. in Vereinigung mit den österreichischen Fürstentümern, 1335—1857 (das. 1843—60, 3 Bde.); Ailschker, Geschichte Kärntens (das. 1885); Krones, Die deutsche Besiedelung der östlichen Alpenländer (Stuttg. 1889); Hauser, Die alte Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Kaiser Karl d. Gr. (Klagenf. 1893); Wahnschaffe, Das Herzogtum K. und seine Marken im 11. Jahrhundert (das. 1878); Goldmann, Die Einführung der deutschen Herzogsgeschlechter Kärntens in den slovenischen Stammesverband (Bresl. 1903); »Monumenta historica ducatus Carinthiae« (hrsg. von Jaksch, Klagenf. 1896—1904, Bd. 1—3); »Carinthia. Mitteilungen des Geschichtsvereins für K.« und das von diesem seit 1849 herausgegebene »Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie«.

Kärntnerisch-steirische Alpen, s. Norische Alpen.

Karnüten (Carnutes, Carnuti), gall. Volk zwischen Liger (Loire) und Sequana (Seine), mit den Hauptstädten Autricum (Chartres) und Cenabum (Orléans), begannen 52 v. Chr. mit dem Überfall auf letztere Stadt den Aufstand der Gallier gegen Cäsar.

Karo (franz. carreau), Viereck, Raute; das rote Viereck in der französischen Karte; s. Spielkarten.

Karo, karierter Stoff für Blusen, Jacken, Damenkleider ꝛc., kommt in allen Webmaterialien zur Ausführung.

Karo, Joseph, Sohn Ephraims, hervorragender Talmudist, geb. 1488 in Spanien, verließ im Kindesalter mit seinen Eltern die Heimat, lebte einige Jahre in Nikopolis, Adrianopel und Salonichi, bis er sich dauernd in Safet, dem Hauptsitz der jüdischen Gelehrsamkeit in Palästina, niederließ, wo er 1575 starb. Seine Hauptwerke sind: Bêt josef, ein Kommentar zu dem Gesetzbuch »Arbaa turim« des Jakob ben Ascher in Toledo; Schulchan aruch (s. d.) und Kessef mischne, ein Kommentar zum Gesetzkodex »Mischne thora« des Maimonides. Karos Rechtsgutachten »Abkat rochel« sind Salonichi 1831 und Leipzig 1859 erschienen.

Karoben, soviel wie Johannisbrot, s. Ceratonia.

Karolath, s. Carolath.

Karolin (Karlin), pfälz. Goldmünze zu 3 Goldgulden, seit 1740 in den süddeutschen 24-Guldenfuß = 11 Gulden eingeführt, auch in ¼-Stücken; von Bayern und Württemberg noch im 19. Jahrh. 9,7437 g schwer, 18½karätig mit rund 15 Proz. Silber = 21,22 Mk. geprägt, auch halbe. Ferner ehemalige schwedische Silbermünze = 1,3 Mk. und 1868—73 Handelsmünze zu 7,1 Reichstaler = 18 Frank in Gold geprägt.

Karolinasittich, s. Papageien.

Karolinatee, s. Ilex.

Karoline, im Billardspiel soviel wie Karamboline, s. Billard, S. 878.

Karoline (franz. Charlotte), weiblicher Name, dem männlichen Karl entsprechend. Die bekanntesten fürstlichen Trägerinnen dieses Namens sind:

1) K. Mathilde, Königin von Dänemark und Norwegen, geb. 22. Juli 1751 in England, gest. 10. Mai 1775, Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales, ward 1766 die Gemahlin ihres Vetters Christian VII., dem sie 1768 den spätern Friedrich VI. gebar. Von ihrem rohen Gatten vernachlässigt, ward sie 1770 die Geliebte Struensees, der seit seiner Erhebung zum Staatsminister die Regierungsgeschäfte im Einverständnis mit ihr leitete. Infolgedessen in seinen Sturz verwickelt, ward auch sie 17. Jan. 1772 verhaftet, mit ihrer 6 Monate alten (unehelichen) Tochter Luise Auguste nach Schloß Kronborg gebracht und, nachdem sie ihr ehebrecherisches Verhältnis gestanden, 6. April durch Urteil einer Kommission von ihrem Gemahl geschieden. Am 30. Mai begab sie sich auf Wunsch König Georgs III. von England, ihres Bruders, nach Celle (in Hannover), wo sie, wegen ihrer Wohltätigkeit allgemein verehrt, ihre letzten Lebensjahre verbrachte. Vgl. »Nachrichten von einer unglücklichen Königin, nebst ihren Briefen« (Boston 1777); Heimbürger, K. Mathilde (Celle 1851); Jenssen-Tusch, Die Verschwörung gegen die Königin K. Mathilde ꝛc. (Leipz. 1864); Wraxall, Life and times of Caroline Matilda (Lond. 1864, 3 Bde.); de Lagrèze, La reine Caroline Mathilde et le comte Struensée (Par. 1887); Blangstrup, Christian VII. og Caroline Mathilde (Kopenh. 1890, 2. Aufl. 1891); Wilkins, A queen of tears: Caroline Matilda, Queen of Denmark etc. (Lond. 1904, 2 Bde.).

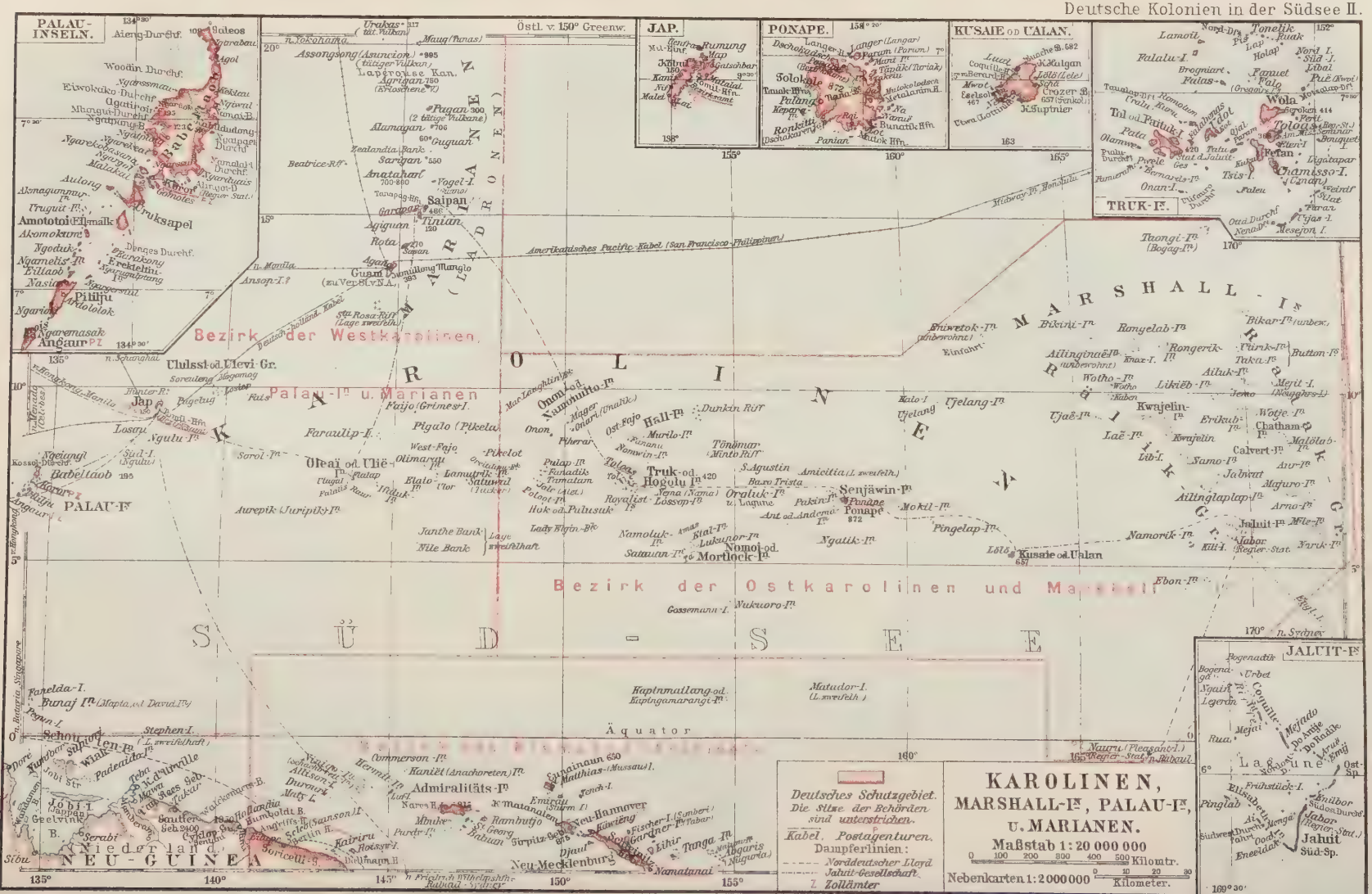
2) K. Amalie Elisabeth, Königin von England, geb. 17. Mai 1768, gest. 7. Aug. 1821, zweite Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Prinzessin Auguste von England, der Schwester Georgs III., wurde 1795 die Gemahlin des Prinzen von Wales, des nachmaligen Königs Georg IV. Die Ehe war unglücklich. Zwar gebar die Prinzessin 7. Jan. 1796 eine Tochter, Charlotte; doch bald nachher trennte sich Georg von ihr, und K. lebte seit 1801 in einem Landhaus zu Blackheath. Als sie 1806 eines unerlaubten Umganges mit Kapitän Manby, dem Admiral Sidney Smith u. a. sowie einer heimlichen Niederkunft beschuldigt wurde, setzte der König eine Kommission zur Untersuchung ihres Betragens ein; diese vermochte ihr jedoch nur Unbesonnenheit zur Last zu legen. Im August 1814 verließ K., mit Bewilligung ihres Gemahls, England, bereiste Deutschland, Italien und den Orient und ließ sich dann in einer Villa am Comersee nieder. Abermals verbreiteten sich anstößige Gerüchte über ihren Umgang mit ihrem Kurier, dem Italiener Bergami. Nach seiner Thronbesteigung stellte ihr Gemahl 1820 die Forderung an sie, sich des Namens und der Rechte einer Königin von England zu enthalten und nie nach England zurückzukehren. Sie wies jedoch den Antrag zurück und hielt (6. Juni) unter dem Jubel des Volkes ihren Einzug in London. Nun ward sie öffentlich des Ehebruchs angeklagt, und es begann ein skandalöser Prozeß vor dem Oberhaus. Die öffentliche Stimme aber sprach sich so stark zugunsten der von Lord Brougham verteidigten Königin aus, daß man die in zweiter Lesung mit sehr kleiner Majorität durchgegangene Strafbill fallen lassen mußte. K. lebte hierauf zu Brandenburgh House im Genuß königlichen Ranges; von der Krönung ihres Gemahls 19. Juli 1821 wurde sie indes gewaltsam zurückgewiesen. Ihr Leichnam wurde, ihrem letzten Willen gemäß, in Braunschweig beigesetzt. Ihre Tochter Charlotte war als Gemahlin des spätern Königs der Belgier, Leopolds I., schon 1817 verstorben.. Vgl. »Historische Denkwürdigkeiten und Aktenstücke aus dem Leben und über den Prozeß der Königin K. von England« (Leipz. 1820).

3) K. Henriette Christine Luise, Landgräfin von Hessen-Darmstadt, geb. 9. März 1721 in Bischweiler, gest. 30. März 1774, Tochter des Pfalzgrafen Christian III. von Zweibrücken-Birkenfeld, war seit 1741 mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt vermählt, der sich in Pirmasens ein eignes Heer schuf, 1744 und dann wieder 1750—57 preußische Dienste nahm. K. trat von da ab in freundschaftliche Beziehungen zu Friedrich d. Gr., dem sie auch 1757, nach Hessen zurückgekehrt, noch nahe stand. Als ihr Gemahl 1768 als Ludwig IX. Landgraf wurde, übte sie auf die Regierung, zu der Moser als Minister berufen wurde, den segensreichsten Einfluß, begünstigte Kunst und Wissenschaft, ihr Hof in Darmstadt wurde von den ersten Geistern der Zeit, Goethe, Wieland, Merck, Herder u. a., besucht, und K. veranstaltete 1771 die erste Ausgabe von Klopstocks »Oden und Elegien«, stand auch mit diesem und Gleim in persönlichem Verkehr. Durch ihre zweite Tochter, Friederike, ward sie die Großmutter Friedrich Wilhelms III. von Preußen; ihre fünfte Tochter, Luise, war an Karl August von Weimar verheiratet. Ihre Verdienste um ihr Land trugen ihr den Namen »die große Landgräfin« ein. Friedrich d. Gr. weihte ihr ein Denkmal mit der Inschrift: »Femina sexu, ingenio vir«. Vgl. Walther, Die ‚große Landgräfin' (Darmst. 1873) und Briefwechsel der ‚großen Landgräfin' K. von Hessen (Wien 1877, 2 Bde.).

4) K. Marie, Königin von Neapel, geb. 13. Aug. 1752, gest. 8. Sept. 1814, Tochter Kaiser Franz' I. und der Maria Theresia, vermählte sich 12. Mai 1768 mit König Ferdinand IV. von Neapel. Herrschsüchtig und intrigant, verdrängte sie 1777 den Minister Tanucci, um unter dessen Nachfolger, Sambuca, größern Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu erlangen. Als 1784 auch dieser entlassen war, herrschte sie in Verbindung mit Sir John Acton (s. d.), den sie zum Premierminister erhob, unumschränkt über den König und das Reich und verfolgte seit der Hinrichtung ihrer Schwester Marie Antoinette (1793) aus Haß gegen die Revolution die Liberalen mit großer Härte. Auch trieb sie zum Kriege gegen Frankreich, infolgedessen sie mit ihrer Familie 1799 nach Sizilien fliehen mußte. Nach der Wiedergewinnung Neapels durch die vom Kardinal Ruffo erregte Erhebung wurden die französisch gesinnten Neapolitaner mit blutigster Strenge bestraft. Der berüchtigten Gräfin Hamilton (s. d. 8, S. 695 f.) gestattete K. den verderblichsten Einfluß. 1806 mußte sie wieder nach Sizilien fliehen, entzweite sich aber daselbst mit den Engländern und begab sich 1813 nach Wien. Im Mai 1814 siedelte sie nach dem Schloß Hetzendorf über, wo sie nach wenigen Monaten starb. Für K. tritt ein: v. Helfert, Königin K. von Neapel und Sizilien im Kampf gegen die französische Weltherrschaft (Wien 1878) und Marie K., Anklagen und Verteidigungen (das. 1884); gegen sie: Palumbo, Maria Carolina, regina delle Due Sicilie; suo carteggio con Lady Hamilton (Neapel 1877); Gagnière, La reine Marie-Caroline de Naples (Par. 1886); Jeaffreson, The queen of Naples and Lord Nelson, letters, etc. (Lond. 1889, 2 Bde.); Bonnefons, Marie Christine, reine des Deux-Siciles (Par. 1905).

Karolineinsel (Thornton), Laguneninsel in der Manihikigruppe (s. d.) des Stillen Ozeans, unter 10° südl. Br. und 150° 11′ westl. L., 5,5 qkm groß, ist größtenteils ein Riff aus Sand und Korallenfelsen, das bei jeder Flut zum Teil überschwemmt wird, aber reich an Kokospalmen. Die Insel wurde 1868 von England in Besitz genommen.

Karolinen (hierzu Karte »Deutsche Kolonien in der Südsee II: Karolinen, Marshallinseln rc.«), deutsche Inselgruppe im westlichsten Teil des Stillen Ozeans, zu Mikronesien gehörig (s. Karte »Ozeanien«), erstreckt sich durch 27 Längengrade (137°—164° östl. L.) und 9 Breitengrade (10° 6′—0° 55′ nördl. Br.) und besteht aus zahllosen Inseln, die über fast 2 Mill. qkm Fläche verstreut sind, aber zusammen nur etwa 1000 qkm Größe haben; die westlich davon liegenden Palauinseln (s. d.) betrachtet man als eine selbständige Gruppe. Von den Inseln sind die wichtigsten Ponape, Yap, Truk, Kusaie (s. die Einzelartikel) mit zusammen 796 qkm, zugleich die einzigen hohen (bis 892 m) Inseln, während die andern niedrige und kleine Koralleneilande sind; unter letztern sind die bedeutendsten die Uliti- und Hall-Atolle mit 16 qkm, Lukunor, Wolea-, Lamotrek-, Enderby-, Namonuito-, Mortlock- und Senjäwingruppe. Das Klima ist feucht, aber nicht ungesund; das Thermometer zeigt im Dezember 25—30°, im Juni 29—31°. Heftige Orkane richten oft große Verheerungen an. Die Pflanzenwelt ist im ganzen die Polynesiens; Kokos-, Areka-, Nipa-, auf Ponape auch Sagopalmen, Pandanus, Farne sind in den Küstenlandschaften reichlich vertreten; die Berge tragen dichte Waldungen von Nutzhölzern. Die Landfauna ist arm. Im Meere sind Schildkröten, äußerst giftige Seeschlangen (Hydrophidae), eigentümliche, zum Teil giftige Fische, Holothurien, aus denen Trepang bereitet wird, häufig. Von Landvögeln sind Tauben, auch Hühner (Megapodius) vertreten. Die Bevölkerung wurde 1901 zu etwa 36,000 (einschließlich der Palauinseln) ermittelt, darunter (1903) 125 Weiße. Die Karoliner gehören zu den Mikronesiern (s. d. und die Tafeln »Australier u. Ozeanische Völker«, Bd. 2). Merkwürdig sind die großartigen, aus früherer Zeit stammenden Steinbauten, Hafendämme u. a. auf manchen Inseln. Den wichtigen Koprahandel hat vornehmlich die deutsche Jaluitgesellschaft (s. d.) in Händen. Die Inselgruppe wurde 1527 durch den Portugiesen Diego da Rocha entdeckt und Sequeirainseln getauft, erhielt aber 1686 von dem Spanier Lazeano nach König Karl II. ihren jetzigen Namen. Von Manila aus suchten die Jesuiten die Bewohner der K. zum Christentum zu bekehren, ihre Expeditionen mißlangen aber, und als 1731 der Pater Cantova ermordet wurde, bekümmerte sich Spanien nicht mehr um die Gruppe. Untersucht wurde sie 1817 durch Kotzebue mit Chamisso, 1824 durch Duperrey, besonders aber 1827 und 1828 durch Lütke. Als Spanien 1875 sein in Vergessenheit geratenes Besitzrecht geltend machen wollte, wurden seine Ansprüche sowohl von Deutschland als von England zurückgewiesen. Als dann Spanien 1885 gegen die deutsche Besitzergreifung protestierte, erklärte sich Deutschland bereit, die Streitfrage dem Schiedsgericht des Papstes zu unterwerfen. Dieser entschied 22. Okt., daß die K. und Palauinseln Spanien gehören, dieses aber Deutschland volle Freiheit und Schutz des Handels und der Schiffahrt sowie das Recht, auf den K. eine Schiffs- und Kohlenstation anzulegen, gewähren sollte. Auf die Schiffs- und Kohlenstation verzichtete Deutschland 1886, kam aber durch ein Abkommen vom 30. Juni 1899 in den Besitz der Inselgruppe, für die Spanien eine Geldentschädigung von 25 Mill. Pesetas erhielt. Die Befriedung der teilweise fehdelustigen Bevölkerung war bis 1904 im wesentlichen vollendet. Für die Verwaltung werden die Inseln in einen Bezirk der Ostkarolinen, östlich des 148.° östl. L., mit Ponape (s. d.) als Sitz des Vizegouverneurs, und einen der


PALAU-INSELN.
JAP.
PONAPE.
KUSAIE OD. CALAN.
TRUK-IS.
Bezirk der Westkarolinen.
Palau-Is. u. Marianen
Bezirk der Ostkarolinen und Marshall-Is.
KAROLINEN
MARIANEN (LADRONEN)
MARSHALL-IS.
PALAU-IS
NEU-GUINEA
Niederländ.
Deutsch-Neuguinea
Deutsches Schutzgebiet.
Die Sitze der Behörden sind unterstrichen.
Kabel. Postagenturen.
Dampferlinien:
Norddeutscher Lloyd
Jaluit-Gesellschaft
Zollämter
KAROLINEN, MARSHALL-Is., PALAU-Is. u. MARIANEN.
Maßstab 1:20 000 000
Nebenkarten 1:2 000 000
Kilomtr.
Kilometer.
JALUIT-Is

Westkarolinen, wozu auch die Palauinseln gerechnet werden, mit einem Bezirksamtmann auf Yap geteilt. Die K. werden jetzt an das Weltkabelnetz angeschlossen (s. Yap). Vgl. Kubary, Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels (Leiden 1889); Montero Vidal, El archipiélago Filipino y las islas Marianas, Carolinas etc. (Madr. 1886); Taviel de Andrade, Historia del conflicto de las Carolinas (das. 1886); Miguel, Estudio sobre las Islas Carolinas (das. 1887); Christian, The Caroline Islands (Lond. 1899); Finsch, K. und Marianen (Hamb. 1900); Friederichsen, Die K. (das. 1902); Hassert, Die neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee (Leipz. 1903); Wegener, Deutschland im Stillen Ozean (Bielef. 1903); Langhans, Karte der deutschen Verwaltungsbezirke der K., Palau und Marianen (Gotha 1899).

Karolinenente, s. Enten, S. 833.

Karolinenkanal, s. Dillingen 1).

Karolinennuß, s. Elfenbein, S. 706.

Karolinensiel (Karolinensyhl), Dorf im preuß. Regbez. Aurich, Kreis Wittmund, an der Harle und der Staatsbahnlinie Jever–Harle, hat eine evang. Kirche, Mahl- und Sägemühlen, Molkerei, Schiffahrt, Seefischerei, lebhaften Handel mit Getreide und sonstigen Landesprodukten und (1900) 1520 evang. Einwohner. Der Hafen befindet sich 1 km unterhalb an der Mündung der Harle in die Nordsee und hat im Sommer Dampferverbindung mit den Inseln Wangeroog und Spiekeroog.

Karolinenthal (tschech. Karlín), Stadt in Böhmen, Vorort von Prag, nordöstlich von der Hauptstadt am rechten Moldauufer gelegen, an den Linien Prag–Lissa der Nordwestbahn und Wien–Prag der Österreich-Ungarischen Staatseisenbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine schöne St. Cyrillus- und Methodiuskirche, 1854—63 nach Rösners Plänen im romanischen Stil erbaut, eine deutsche und eine tschechische Oberrealschule, ein Militärinvalidenhaus, Kaserne, Rathaus, Fabriken für Maschinen, Metallwaren, chemische Produkte, Kerzen, Leder, Handschuhe ꝛc., lebhaften Handel, elektrische Beleuchtung und Straßenbahn und (1900) 21,555 meist tschech. Einwohner.

Karolinger, fränk. Dynastie, die erst die Majordomuswürde im alten Frankreich bekleidete, mit Pippin dem Kleinen 751 den fränkischen Thron bestieg und sich durch Ludwigs des Frommen Söhne in drei Linien teilte: eine italienisch-lothringische, die schon 875, eine deutsche, die 911, und eine französische, die 987 erlosch. Die Heimat des Geschlechts liegt in dem Gebiet zwischen Maas und Mosel, Rhein, Roer und Amblève, mitten in Austrasien, Stammvater ist Arnulf, Bischof von Metz (612—627, gest. 641). Sein Sohn Ansegisil heiratete eine Tochter des Majordomus von Austrasien, Pippin (622—639), dessen Sohn, Grimoald, einen 656 gemachten verfrühten Versuch, sein Geschlecht an der Stelle des merowingischen auf den fränkischen Thron zu setzen, mit dem Leben bezahlte. Ansegisils Sohn Pippin (von Herstal) gewann 687 durch die Schlacht bei Testri das Majordomusamt im gesamten fränkischen Reich; ihm folgte sein unehelicher Sohn Karl Martell (714—741) als Majordomus, diesem 741 dessen Söhne Karlmann und Pippin der Kleine, welch letzterer, als Karlmann 747 ins Kloster ging, allein herrschte und nach Entthronung des letzten Merowingers im Herbst 751 zum König der Franken gekrönt wurde (starb 768). Sein Sohn Karl d. Gr. (768—814) brachte nach seines Bruders Karlmann Tode (771) das ganze Frankenland unter seine Botmäßigkeit und erlangte 800 auch die römische Kaiserkrone. Von seinen Söhnen starben Karl und Pippin vor dem Vater, den nur der jüngste, Ludwig I., der Fromme (814—40), überlebte. Bei der vorläufigen Reichsteilung 817 erhielt Ludwigs ältester Sohn, Lothar, Italien und die Kaiserkrone, der zweite Sohn, Pippin, Aquitanien und der jüngste, Ludwig, Bayern. Als Ludwig der Fromme zugunsten seines Sohnes aus zweiter Ehe, Karls des Kahlen, die Teilung ändern wollte, geriet der Vater mit den Söhnen in Streit, den letztere nach seinem Tod unter sich fortsetzten, bis der Vertrag von Verdun (10. Aug. 843) den Zwist entschied. Lothar I. blieb Kaiser und erhielt Italien sowie die Länder zwischen dem Rhein und der Schelde, vom Ursprung der Maas bis zum Einfluß der Saône in die Rhone und längs dieses bis ans Mittelländische Meer, nebst Friesland bis zur Wesermündung; Ludwig der Deutsche Ostfranken, d. h. die Länder rechts vom Rhein und die Sprengel von Speyer, Worms und Mainz; Karl der Kahle Westfrancien westlich vom Lotharschen Anteil. Dieser Teilung verdanken die Reiche Italien, Deutschland und Frankreich ihre Entstehung. Die Söhne Lothars I. teilten 855 nochmals, und zwar erhielt Ludwig II. Italien und die Kaiserwürde, Lothar II. die Länder an der Maas als Königreich Lothringen, Karl das Rhonegebiet als Königreich Provence. Als letzterer 863 kinderlos starb, machte sich die Provence oder Burgund allmählich unabhängig; auch Lothar II. hinterließ 869 keine Erben, und Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche teilten nun seine Länder zu Mersen (870). Auch Ludwig II. starb 875 kinderlos, und mit ihm erlosch daher Lothars Linie. Ludwig der Deutsche hinterließ, als er 876 starb, drei Söhne, nämlich Karlmann, der Bayern und die östlichen Marken und 877 nach Karls des Kahlen Tod Italien erhielt, aber 880 ohne rechtmäßige Nachkommen starb, Ludwig den Jüngern, der Franken, Thüringen und Sachsen bekam und 882 ebenfalls kinderlos starb, und Karl den Dicken, dem erst Schwaben und das Elsaß, später Italien mit der Kaiserwürde und der Rest von Deutschland, 884 aber auch die Krone von Frankreich zufielen. Als er 887 abgesetzt ward, folgte ihm in Deutschland Arnulf, ein natürlicher Sohn seines Bruders Karlmann, und diesem 899 Ludwig III., das Kind, mit dem 911 die ostfränkische (deutsche) Linie der K. erlosch. Arnulfs natürlicher Sohn Zwentibold erhielt Lothringen, starb aber 900 ohne männliche Erben. In Frankreich folgte Karl dem Kahlen dessen Sohn Ludwig der Stammler, dem wieder 879 seine Söhne erster Ehe, Ludwig III. (gest. 882) und Karlmann I. (gest. 884), nachfolgten. Deren Halbbruder Karl der Einfältige ward anfangs übergangen, dann nur in einem Teile des Landes anerkannt, und erst sein Sohn Ludwig IV., der Überseeische, erhielt 936 den Thron. Ihm folgte 954 sein ältester Sohn, Lothar I., der 986 starb. Mit dessen Sohn Ludwig V. erloschen die K. 987 auch in Frankreich. Ludwigs IV. zweiter Sohn, Karl, Herzog von Niederlothringen, ward von Hugo Capet besiegt und starb 994 im Gefängnis. Sein ältester Sohn, Otto, folgte in Niederlothringen und starb 1003; der jüngere, Ludwig, schmachtete noch lange in französischer Haft. Sie waren die letzten Sprößlinge des karolingischen Geschlechts. Eine Darstellung der karolingischen Reiche um das Jahre 888 gibt die Geschichtskarte beim

Artikel »Frankreich«. Vgl. Warnkönig u. Gérard, Histoire des Carolingiens (Brüss. 1862, 2 Bde.); Bonnell, Die Anfänge des karolingischen Hauses (Berl. 1866); Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches (2. Aufl., Leipz. 1887—88, 3 Bde.); Lot, Les derniers Carolingiens (Par. 1891); Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern (Stuttg. 1896) und Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751—918 (Neubearbeitung des Böhmerschen Werks, 1. Bd., Innsbr. 1899—1904, 2 Tle.); Kleinclausz, L'empire carolingien, ses origines et ses transformations (Dijon 1902).

Karolingische Kunst heißt eine eigenartige Richtung der deutschen Kunst des frühen Mittelalters, die sich vom Auftreten Karls d. Gr. bis zum Ende des 10. Jahrh. erhielt. Da Karl d. Gr. zur Ausführung seiner Bauten Bauleute und Bildhauer aus Mangel an heimischen Kräften aus Italien kommen ließ, knüpfte die k. K. unmittelbar an die spätrömische und die altchristliche Kunst Roms an. Ihre Hauptdenkmäler sind die Bauten Karls d. Gr. und seiner Nachfolger, insbes. das Münster in Aachen, der Palast in Ingelheim, die Schloßkapelle auf dem Valkhof in Nimwegen, die von Einhard errichteten Kirchen in Michelstadt und Seligenstadt im Odenwald, die Michaelskirche in Fulda, die Eingangshalle des Klosters Lorsch im Odenwald (s. Tafel »Architektur VIII«, Fig. 1 u. 2) und die Miniaturen der in den Klöstern des fränkischen Reiches ausgeführten Bilderhandschriften. Die Ornamentik der letztern war das einzige Element, das die damalige national-deutsche Kunst mitbrachte. Doch wurde auch die Ornamentik unter den Karolingern mit antiken Motiven durchsetzt. Außer der antiken und altchristlichen Kunst hat auch die angelsächsische, irische und orientalische Miniaturmalerei auf die karolingische Einfluß geübt. Neben den Miniaturmalereien kommen noch die Wandmalereien und Mosaiken in Kirchen und Palästen in Betracht, die jedoch verschwunden und nur aus der literarischen überlieferung bekannt sind. Vgl. v. Schlosser, Schriftquellen zur Geschichte der karolingischen Kunst (Wien 1892); Reber, Der karolingische Palastbau (Münch. 1891—92, 2 Tle.); Leitschuh, Geschichte der karolingischen Malerei (Berl. 1894).

Karolinische Bücher (Libri Carolini), eine auf Veranlassung Karls d. Gr. verfaßte und von der Frankfurter Synode 794 gutgeheißene Schrift zur Beantwortung und Widerlegung der vom Papst Hadrian I. eingesandten Akten des zweiten nicäischen Konzils und seiner Lehre von der Bilderverehrung. Die Polemik darin gibt interessante Aufschlüsse über die damalige Lehre der fränkischen Kirche über Heiligenverehrung, Trinität u. a.

Karolinische Bulle, auch gleich der berühmtern die »Goldene« genannt, wurde von Kaiser Karl IV. 13. Okt. 1359 in Prag erlassen und verhieß den Personen und Gütern der Geistlichen den kaiserlichen Schutz. Sie war darauf berechnet, den Papst mit den Änderungen bei der deutschen Königswahl zu versöhnen, welche die eigentliche »Goldene Bulle« enthielt.

Karolinische Sage, s. Karlssage.

Károlyi (spr. károlji) von Kaplyon, im Szathmárer Komitat stammsässige, vom uralten Geschlechte der Kaplyon (1264) abstammende, seit dem 13. Jahrh. urkundlich hervortretende adlige ungarische Familie, die namentlich seit dem 18. Jahrh. zu Reichtum und Macht gelangte. Michael (1585—1626), Obergespan, erhielt die Baronie und schrieb sich mit dem Prädikat Nagy-Károly, einer Schloßherrschaft bei Szathmár. Der eigentliche Begründer der hervorragenden Stellung der Familie wurde Alexander, Graf K., geb. 1668, gest. 8. Sept. 1743, Zeitgenosse Franz Rákóczys II., den er zuerst als gut kaiserlicher General bekämpfte (1703), später aber aus gekränktem Ehrgeiz und infolge Verdächtigungen seitens des Hofes anerkannte. Er bildete dann mit Bercsényi u. a. den wichtigen Kriegsrat Rákóczys, ließ sich aber, als das gänzlich erschöpfte Land den Aufstand nicht mehr weiter zu führen vermochte, von dem kaiserlichen Friedensunterhändler Pálffy für den Ausgleich gewinnen und schloß im Namen der Konföderierten mit Pálffy den Traktat von Szathmár (1711), der Ungarn die Verfassung und Glaubensfreiheit verbürgte, den aber Rákóczy nicht anerkannte. Die gegen ihn später erhobenen Verdächtigungen sind grundlos. 1712 wurde Alexander K. in den Grafenstand erhoben, 1723 Geheimrat, 1724 Mitglied des königlichen Statthaltereirats und 1741 Feldmarschall. Er starb, reich an Gütern und Würden, und hinterließ tagebücherartige Memoiren, mit einer Autobiographie verbunden, die, mit Ausnahme des Zeitraums 1697—1703, von 1669 bis 1723 reichen (hrsg. von L. Szalay, 1865). Vgl. Éble, Graf Franz K. und seine Zeit (ungar., 1893). — Sein Enkel, Graf Franz Anton K., geb. 25. Okt. 1732 in Nagy-Károly, gest. 24. Aug. 1791 in Penzing bei Wien, zeichnete sich als Oberst im Siebenjährigen Kriege namentlich bei Hochkirch aus und ward 1787 Generalfeldzeugmeister. — Graf Aloys K., geb. 8. Aug. 1825 in Wien, gest. 2. Dez. 1889 in Tótmegyer, ward 1852 königlicher Kämmerer, 1858 Gesandter in Kopenhagen, 1860 Gesandter und 1871 Botschafter in Berlin, auf dem Berliner Kongreß 1878 österreichischer Bevollmächtigter und 1878—88 Botschafter in London. Graf Georg K. (1802—77), der seit 1830 lebhaften Anteil am politischen Leben nahm, 1848 sich Kossuth anschloß, verhaftet und zu großen Geldstrafen verurteilt wurde. Von seinen Söhnen sind zu nennen: Graf Gabriel K. (geb. 1841), Mitglied der ungarischen Emigration, 1887—1895 oppositionelles Mitglied des Reichstags, gest. 1895; seine Memoiren gab K. Eötvös heraus; Graf Julius K., geb. 1837, als konservativer Politiker und Nationalökonom bekannt, gest. 1890; Graf Tibor K., geb. 1843, gest. 1904, der unter anderm die Geschichte der französischen Revolution von Edg. Quinet ins Ungarische übersetzte (1871); Graf Stefan K., geb. 1845, der als oppositioneller Politiker eine Rolle spielt. — Noch ist zu nennen: Graf Alexander K., geb. 1831, der sich um die Theißregulierung und Hebung der Landwirtschaft verdient machte; er ist Präsident des Bundes der Landwirte und im Reichstag Führer der Agrarier. Vgl. Géresi, Codex diplomaticus comitum K. de Nagy-Károly (Budap. 1884—87, 5 Bde.) und die Abhandlungen G. Ébles (Századok 1891).

Károlyi, Árpád von, ungar. Geschichtsforscher, geb. 7. Okt. 1853 in Budapest, studierte in Wien unter Sickel, bekleidet gegenwärtig das Amt eines Vizedirektors des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien und war auch längere Zeit Professor an der orientalischen Akademie daselbst. Er widmete sich vornehmlich der Erforschung der ungarischen Geschichte des 16. und 17. Jahrh., zu deren Erkenntnis seine auf ungedruckten Quellen beruhenden gediegenen Arbeiten wesentlich beigetragen haben. Von seinen Schriften (in ungarischer Sprache) seien hier erwähnt: »Der Großwardeiner Friede 1538« (1879); »Das große Kriegsunternehmen des Deutschen Reiches 1542«

(1880); »Briefwechsel Martinuzzis« (1881); »Korrespondenz des Thom. Nádasdy« (1882); »Illésházys Hochverratsprozeß« (1883); »Die Sistierung der ungarischen Verfassung unter Leopold I.« (1883); »Ofen und Pests Rückeroberung 1686« (1886); »Der 22. Artikel des Jahres 1604« (1889); »Die Frage der Religionsfreiheit auf dem Reichstag von Karpfen 1605« (1894); »Die Stellung Bocskais in der Geschichte« (1898); »Der Ausgleich auf dem Kaschauer Reichstag 1606« (1899). Im Auftrag der ungarischen Akademie bearbeitet er jetzt allein die früher im Verein mit Fraknói herausgegebenen »Ungarischen Reichstags-Denkmäler« (Bd. 11 f.).

Károlyváros (spr. károljwároſch), s. Karlstadt 2).

Karoo, s. Karru.

Karosse (franz. carrosse, v. altlat. carruca, ital. carrozza, mittellat. carrocium), elegante Kutsche, Staatswagen.

Karossier (spr. -ßjē, franz. carrossier), Kutschpferd.

Karotiden (griech., arteriae carotides), bei den höhern Wirbeltieren die beiden großen Hals- oder Kopfschlagadern, die aus der Aorta entspringen und das Blut nach dem Kopf hinleiten.

Karotin $C_{26}H_{38}$ findet sich in Mohrrüben in Blüten und Früchten und in den Blättern verschiedener Pflanzen, vielleicht als steter Begleiter des Chlorophylls, bildet rotbraune, goldglänzende Kristalle, löst sich schwer in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, sehr leicht in Schwefelkohlenstoff und Benzin, schmilzt bei 168°, riecht in der Wärme stark nach Veilchenwurzel, wird an der Sonne sehr bald farblos, amorph, und ist dann in Benzol und Schwefelkohlenstoff schwer, in Alkohol und Äther leicht löslich. Es absorbiert an der Luft Sauerstoff und färbt sich mit schwefliger Säure dunkel indigblau. Vgl. Kohl, Untersuchungen über das K. und seine physiologische Bedeutung in der Pflanze (Leipz. 1902).

Karotte (lat.), s. Mohrrübe. — In der Schnupftabakfabrikation heißen Karotten die fest zusammengeschnürten Rollen von ausgerippten Tabakblättern, die der Gärung unterworfen werden (s. Tabak).

Karpäa (griech., »Fruchttanz«), bei den alten Thessaliern ein mimischer Kriegstanz, der den Kampf zwischen Bauer und Räuber pantomimisch darstellte.

Karpathen (Karpathisches Gebirgssystem, die Montes Sarmatici der Alten), im weitesten Umfang der zusammenhängende Gebirgswall, welcher, Ungarn (mit Siebenbürgen) im NW., N., O., SO. und S. von Österreich, Mähren, Schlesien, Galizien, der Bukowina und Rumänien in einer Länge von 1600 km abgrenzend und teilweise ausfüllend, einen großen, der Donau zugekehrten Bogen bildet, der an der Donau bei Theben und Preßburg (Porta Hungarica) beginnt und sich wieder bis zur Donau von Bazias bis Orsova erstreckt. S. Karte »Ungarn«.

[Ausdehnung und Höhe.] Die horizontale Ausdehnung der K., die, ihrer Hauptmasse nach Ungarn angehörend, nach Mähren und Schlesien nur kurze Ausläufer entsenden, gegen Galizien zu jäh abfallen, den untern Teil der Bukowina erfüllen und nur mit den äußersten südöstlichen und südlichen Abhängen nach Rumänien eindringen, umfaßt, je nach der angenommenen Basis, 93,000—245,000 qkm (1700—4450 QM.), die Breite hingegen beträgt an den Ausläufern nur 12, anderwärts 70—370 km. Die größte Breite fällt mit ihrer größten Erhebung zusammen, so auf dem Meridian der Hohen Tátra und im Siebenbürgischen Hochland. Mit den Alpen treffen sie an zwei Punkten zusammen, und zwar bei Theben an der Donau mit dem Leithagebirge und bei Gran mit den Ausläufern des Bakonyer Waldes; im S. begegnen sie den Verzweigungen des Balkangebirges im Engtal der Klissura. Von den Sudeten werden sie durch die Wasserscheide von Mährisch-Weißkirchen getrennt. In diesem weiten Umfang sind die K., die nächst den Alpen als das mächtigste, also das zweite Hauptgebirge Europas die Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer bilden, nur ein geographischer Begriff. In Wirklichkeit bestehen sie aus mehreren orographisch und geologisch gesonderten Gruppen. An Großartigkeit stehen sie den Alpen weit nach, denn es fehlen ihnen die mächtigen Hochgipfel, die weiten Schneefelder und Gletscher, die imposanten Wasserfälle und die großen Seen.

[Täler, Flußsysteme, Seen, Pässe.] In den K. findet man nur sporadisch jene bedeutenden Längentäler, deren Entwickelung in den Alpen den Verkehr so wesentlich begünstigt. Desto häufiger sind die Quertäler. Aus dem weiten Karpathengebiet strömen überall zahlreiche Gewässer der Donau, in zweiter Linie der Weichsel und dem Dnjestr zu. Die wichtigsten Täler sind: in den eigentlichen K. das Waag-, Neutra-, Gran- und Eipeltal, die sich gegen die Donau öffnen; ferner im Theißgebiete die des Sajó, des Hernád, der Topla, der Laborcza, des Ung, der Latorcza, der Borsova, des Nagyág, der Theiß und ihrer Zuflüsse, sowie auch die Täler des Vissó und der Izza; sodann im N. das Weichsel-, Dunajec- (s. Tafel »Talbildungen«), Poprád-, San-, Dnjestr- und Pruthtal und die Täler des Sereth und seiner rechten Zuflüsse; im Siebenbürgischen Hochland endlich die Täler des Szamos, der Körös, der Maros, der beiden Kokel und der Aluta. Eine Eigentümlichkeit der K. sind die zahlreichen kleinen Gebirgsseen (Meeraugen), insbes. in der Hohen Tátra, wie Fischsee, Csorbaer See (s. d.) u. a., die in bedeutender Höhe (1300—2000 m ü. M.) liegen. Die westlichen K. sind reich an bequemen Pässen, die sich im O. und S. seltener vorfinden. Von Natur aus fast unwegsam ist nur das Gebiet der Hochkarpathen und der östliche Gebirgsrücken zwischen Galizien und Ungarn. Die wichtigsten Übergänge sind: im W. die Pässe Vlara (420 m) und Lissa oberhalb von Trentschin, der Jablunkapaß (551 m), durch den die Kaschau-Oderberger Bahn von Schlesien nach Ungarn eintritt, der Jordanowpaß (805 m), die Kunststraße von Jablunkau nach Neumarkt und über die Kralova Hola, ferner der Durchlaß der Eperjes-Neusandeczer Bahnlinie am Poprád, in den Ostkarpathen der Duklapaß, der Durchlaß an der Laborcza für die Bahnlinie Homonna-Przemysl sowie die Pässe Vereczke an der Ung und Latorcza und von Körösmezö an der Schwarzen Theiß (1037 m); endlich in Siebenbürgen die Pässe Radna (959 m), Borgóprund (1196 m), Tölgyes, Békás, Gyimes und Oitoz im Ostrand, Bodza, Tömös oder Predeal (1028 m), Törzburg, der Engpaß am Rotenturm (352 m), der Vulkanpaß (944 m) im S. sowie der Paß von Bánffy-Hunyad, das Eiserne Tor am Westrande des Siebenbürgischen Hochlandes und der Paß Teregova im Banater Gebirge.

[Geologisches.] Die K. sind die natürliche Fortsetzung der Alpen und stellen ein jenen analog gebautes, einseitiges Kettengebirge dar, das durch eine nordwärts schiebende Kraft aufgestaut wurde. Die Hauptfaltung hat in der ältern Tertiärzeit stattgefunden und war zum Schluß der Miocänzeit im wesentlichen vollendet; nur kleinere Veränderungen vollzogen sich noch später; auch jetzt ist, wie häufige Erdbeben an-

deuten, noch keine vollständige Ruhe eingetreten. Im westlichen Teil der K. (bis zum Hernádfluß) finden sich mehrere zentrale Granitkerne nebst Gneis und kristallinischem Schiefergebirge, um die sich ähnlich wie in der Zentralkette und in der nördlichen Zone der Alpen das mesozoische Gebirge, vom Verrucano (unterste Buntsandsteinbildung) mit seinen Konglomeraten und roten, sandigen Schiefern durch Muschelkalk, durch die verschiedenen Glieder des alpinen Keuper, und unter ihnen zu oberst die Kössener Schichten, bis in den Lias, gruppiert. Über letzterm ist das obere Grenzgebilde des Jura (das Tithon) mächtig erschlossen, und ihm direkt liegt die Kreide auf, teils untere (neokomer Sandstein und Kalk, Gault als Ton und Sand), teils obere (mächtige Hippuritenbänke nebst Seewenkalk und darüber die Gosaubildungen). Über ihr folgen das Nummulitengebirge und der besonders mächtig und größtenteils sandig (als Karpathensandstein) entwickelte Flysch, dann die jüngern, miocänen Tertiärgebilde, mehr randlich aufgelagert. Vom Hernád bis zur Máramaros und zur Bukowina fehlen alle ältern kristallinischen Gesteine, die erst in Siebenbürgen gleichzeitig mit den ältern Sedimenten wieder zutage treten. Hier herrscht vielmehr ein einförmiges, waldiges Sandsteingebirge aus Flysch- und Nummulitengesteinen, das sich in gleicher Einförmigkeit sowohl um den Innen- als um den Außenrand der K. (Walachei bis Schlesien) erstreckt, und aus dem nur in einzelnen Klippen und Klippenreihen Kalke der Trias, des Jura und der Kreide (die sogen. karpathischen Klippen) hervorsehen. Diesem Sandstein gehören die ergiebigen Erdölquellen und Ozokeritlager Oberungarns und Galiziens an, dem Miocän aber die reichen Steinsalzablagerungen am Fuß der Ostkarpathen in Ungarn und im Innern Siebenbürgens. Der ungarische Innenrand enthält ferner sehr verbreitet trachytische und andesitische Gesteine, z. T. als Perlstein und Obsidian entwickelt, und Basalte. An die grünsteinartigen Trachyte sind wichtige Erzlagerstätten geknüpft (mit Gold, Silber und Tellur zu Schemnitz, Kremnitz und im Siebenbürgischen Erzgebirge); aber auch die kristallinischen Schiefer führen vielfach Erze. Ältere Eruptivbildungen sind die Gabbros und Serpentine des Übergangsgebirges von Dobschau und die mit dem Verrucano verknüpften Melaphyre. Mineralquellen und Solfataren haben in der Tertiärzeit zur Entstehung mächtiger Kalktuffe, ausgezeichneter Opale, des Alaunsteins ꝛc. Anlaß gegeben. Vgl. Partsch, Die Gletscher der Vorzeit in den K. (Bresl. 1882); Beck u. Vetters, Zur Geologie der Kleinen K. (Wien 1904). Nutzbare Mineralien s. unten (S. 674).

[Einteilung.] Das Karpathensystem zerfällt in zwei Hauptgruppen, in die eigentlichen K., einen fortlaufenden Gebirgszug mit der höchsten Erhebung in der Mitte sowie zahlreichen, sich im S. ausbreitenden Gebirgsketten, und in das Siebenbürgische Hochland. Erstere bestehen aus einem äußern Rande, dem Grenzwall zwischen Ungarn einerseits sowie Mähren, Schlesien, Galizien und der Bukowina anderseits, und aus den das oberungarische Gebiet ganz erfüllenden innern Gebirgsgruppen.

West- und Ostkarpathen.

Der äußere Rand, ein zusammenhängender, reichbewaldeter Sandsteinzug, der sich bei einer mittlern Höhe von 650—1300 m bogenförmig von der Donau (bei Hainburg und Theben) bis an die Goldene Bistritza erstreckt, wird durch den Durchbruch des Poprád in zwei Hälften geteilt, und zwar in die Westkarpathen und in die Ostkarpathen oder das Karpathische Waldgebirge (auch Waldkarpathen). Die Westkarpathen, zu denen auch der am rechten Donauufer bei Hainburg liegende isolierte Granitstock der Hundsheimer Berge gehört, beginnen, dem Leithagebirge gegenüber, am Donaudurchbruch mit der niedern Gruppe der Kleinen K., und zwar mit dem 154 m hohen Thebener Kegel und dem Preßburger Schloßberg. Dieser 11—15 km breite, bewaldete und sanft gerundete Höhenzug reicht in nordöstlicher Richtung bis an die Miavaquelle und erreicht im Bradlo 544 m, im Rachsturn 748 m und im Wetterling 724 m Höhe. Jenseit der Miava zieht sich gleichfalls nordöstlich der steile Gebirgsrücken der Weißen K. (Weißes Gebirge, auch Bela Gora), nach seinen weißen Dolomitfelsen so benannt, in Mähren bis an die March und Bečva, in Ungarn bis an die Waag hin, der in seinen Fortsetzungen: im Ungarisch-Mährischen Grenzgebirge, in der Javorinakette und im Javornik (1077 m), bis zu den Beskiden reicht. An den Javornik schließt sich in der Nordwestecke der äußern K. die an den Quellen der Oder, Bečva und Kisucza beginnende Beskidenkette (Westbeskiden) an, die, westlich vom Jablunkapaß sich gegen O. wendend und mit ihrem östlichen großen Bogen die Hochkarpathen umschließend, bis zum Durchbruch des Poprád reicht. Der westlichste, zumeist im südlichen Gebiet Schlesiens sich ausbreitende Teil bildet die eigentlichen Beskiden oder das Jablunkagebirge (Lissa Hora 1325 m), wogegen der bedeutend höhere Zug der Westbeskiden östlich vom Jablunkapaß das Ossusgebirge (Pilsko 1557 m, Ossus) mit der südlich vorgelegten Magura oder Arvaer Magura (Magura 1345 m) und die wildromantische Babia Guragruppe umfaßt, der die höchsten Gipfel der Westkarpathen angehören (Babia Gura 1725 m). Das Karpathische Waldgebirge endlich, die jenseit des Poprád-Durchbruchs liegende östliche Fortsetzung des Karpathengrenzwalls zwischen Ungarn sowie Galizien und der Bukowina, die bis zu den Ung- und San-Quellen (bis zum Uzsokpaß) auch den Namen Ostbeskiden führt und sich als eine breit hingelagerte, mit Urwald bedeckte Kette in südöstlicher Richtung bis zum Nordosten Siebenbürgens herabzieht, bildet das Verbindungsglied zwischen den Hoch- (Zentral-) K. und dem Siebenbürgischen Hochland, von dem es der Vissó und die Goldene Bistritza trennen. Dieser wenig fruchtbare und dünn bevölkerte Grenzkamm erhebt sich nur in der östlichen Hälfte, in den eigentlichen Waldkarpathen, deren in das Komitat Máramaros fallender Teil auch Máramaroser Gebirge (s. d.) genannt wird, zur Alpenhöhe (Halicz 1335 m, Ruszki Put 1311 m, Bistra 1811 m, Pop Ivan 1940 m, Pietrosz 2022 m, Csorna Hora-Gruppe mit der Hoverlaspitze 2058 m). Der höchste Gipfel in der Bukowina ist der Dzumaleu (1859 m hoch). Zum Karpathischen Waldgebirge gehört noch eine trachytische Vorlage zwischen der Laborcza und dem Ung, die den Namen Vihorlatgebirge (»ausgebranntes Gebirge«) führt, im Vihorlat 1074 m Höhe erreicht und als Vihorlat-Gutingebirge jenseit der Theiß bis in das Siebenbürgische Hochland hinabreicht.

Zentralkarpathen und inneres karpathisches Bergland.

Zum innern Gebirge gehören vor allem die südlich vom östlichen Teil der Westbeskiden sich erhebenden Hoch- oder Zentralkarpathen und das innere karpathische Bergland, das den größten Teil Nordungarns füllt und mit seinen die Hochkarpathen

umlagernden Gruppen sich von N. nach S. zur Donau und zur ungarischen Tiefebene stufenförmig herabsenkt. Die Zentralkarpathen erstrecken sich von W. nach O. hin, 128,4 km lang und 48,2 km breit, vom Zusammenfluß der Árva und Waag bis an den Poprád und bestehen im W. aus der Liptauer Magura und den Liptauer Kalkalpen (Sip 1169 m, Großer Chocs 1613 m, Biela Szkala 1805 m), im O. aus der nur 900—1200 m hohen Zipser Magura (zwischen dem Dunajec und Poprád) und aus den in der Mitte gelegenen eigentlichen Zentralkarpathen oder der Hohen Tátra (Gerlsdorfer Spitze 2663 m, Lomnitzer Spitze 2634 m, Eisthaler Spitze 2629 m, Großer Kriván 2469 m). S. Tátra 1).

Von den dem innern karpathischen Bergland angehörenden Gebirgsstöcken erstrecken sich südöstlich von der Hohen Tátra, und zwar parallel mit dieser, die Liptauer K. oder die Niedere Tátra, mit den Gipfeln Djumbir oder Gyömbér (2045 m) und Kralova Hola oder Königsalm (1943 m). Im W. erhebt sich westlich von der Árva, und zwar zwischen der Waag, Turócz und Neutra, die Kleine Fátra (Kleiner Kriván oder Kriván-Fátra, 1711 m) samt dem Innoveczer Gebirge, dessen südlicher Teil auch das Freistadtler Gebirge genannt wird (Klak 1353 m, Mincsol 1364 m, Innovecz 1042 m), im S. dagegen zwischen der Turócz, Revucza, Neutra und Gran die Große Fátra (Große Fátra 1586 m, Klak 1395 m, Großer Križna 1575 m) mit dem Neutraer Gebirge (Zobor 587 m) und dem Kremnitzer Gebirge. Östlich schließt sich sodann der von der Gran, Korpona und Eipel begrenzte Längenzug des an edlen Metallen reichen Ungarischen oder Schemnitzer Erzgebirges (Szitnya 1011 m) an, wogegen östlich und südlich von der Gran bis zur Sajófurche zahlreiche, aus Trachyt und Trachyttuff bestehende, vulkanische Gruppen die sogen. Ostroski-Veporgruppe bilden, zu der nebst dem Ostroskigebirge (südlich von der Niedern Tátra) das Polyana-, Vepor- und Fabovagebirge, auch Sohler und Gömörer Gebirge genannt (Polyana 1459 m, Vepor 1341 m, Fabova-Hola 1441 m, Kljak 1422 m), gehören. Die südlichsten Ausläufer der K., die übrigens nach der Ansicht neuerer Geographen nicht zu den K., sondern zu dem Ungarischen Mittelgebirge zu zählen sind, erstrecken sich zwischen der Eipel, Donau und Zagyva gegen die Tiefebene, so das trachytische Neográder Gebirge (Csóványos 939 m) mit dem Börzsöny- und Cserhátgebirge, ferner zwischen der Zagyva und Eger das Mátragebirge, ein höchst interessanter, aus der großen ungarischen Ebene aufsteigender vulkanischer Trachytstock (Kékes 1012 m), sowie zwischen der Eger und dem Sajó das aus Grauwacke gebildete, dichtbewaldete Bükkgebirge. Nördlich von letzterm liegen zwischen dem Sajó und Hernád (östlich vom Fabovagebirge) die Zips-Gömörer Erzgebirge mit den höhlenreichen Kalkplatten des Tornaer Gebirges und östlich von der Hohen Tátra, zwischen Poprád und dem obern Hernád, die Zipser Gebirge mit dem Branyiszkogebirge (Viszoka-Hola 1172 m). Die östlichste Gruppe der Westkarpathen ist die von Eperjes südwärts (zwischen der Tarcza, dem Hernád und der Topla) sich erstreckende trachytische Hegyalja, die im N. in das sogen. Sóvárer Gebirge (Simonka 1092 m) und im S. in das berühmte Tokayer Weingebirge oder die eigentliche Hegyalja (Gergelyberg 787 m) ausläuft.

Südost- und Südkarpathen (Siebenbürgisches Hochland).

Während so die Westkarpathen ein geschlossenes Ganze bilden, erheben sich im SO., mit ihnen durch das Karpathische Waldgebirge verbunden, die Südost- und Südkarpathen, die, als hoher Gebirgswall Siebenbürgen in fast quadratischer Form umgebend, das Siebenbürgische Hochland einschließen. Zur nördlichen Kette gehören zwischen der Theiß und Szamos das Avas-, Köhát-, das schon erwähnte Gutin- und das Láposgebirge (Prisztop 1336 m, Gutin 1447 m, Czibles 1842 m), hierauf nach O. das Radnaer Gebirge bis zum Borgóprundpaß (Muncsel 1783 m, der Felskoloß Pietrosza 2305 m, der Glimmerschieferstock Kuhhorn [Ünökö oder Ineuluj] 2280 m). Von hier an ziehen sich als östliches Randgebirge gegen S. hinab das Henyulgebirge (Batrina 1713 m, Verbu Omuluj 1930 m, Henyul 1640 m), das Kelemengebirge (Pietrosul 2102 m), das größtenteils nach Rumänien hinüberreichende waldreiche Gyergyóer Gebirge (Bükkhavas 1346 m, Tatárhágó 1545 m und auf rumänischem Gebiete der Cialho und Creneseu), das Csiker Gebirge (der Große Hagymás 1793 m, der vulkanische Büdös 1104 m) und das Bereczker Gebirge (Lakócza 1778 m). Mit diesem äußern Ostrand laufen im Innern fast parallel das Görgényer Gebirge (Mezöhavas 1777 m) und das Hargitagebirge mit dem dazugehörigen Baróter oder Hermányer Gebirge (Hargita 1794 m, Kakukhegy 1560 m). Den Südrand nehmen die Transsylvanischen Alpen, der höchste, schmalste und wildeste Teil der siebenbürgischen Randgebirge, ein. Mit dem Bodzaer Gebirge im SO. beginnend (Csukás 1958 m), erfüllen sie unterhalb Kronstadt als Kronstädter oder Burzenländer Gebirge das Burzenland mit Felsplateaus, Felsgipfeln und 600—900 m hoch herausragenden Felswänden (der schroffe Königsstein 2241 m, Butsecs 2508 m). In dem westlicher gelegenen Fogaraser Gebirge erheben sich der Orlului (auch Vervu Urli) 2479 m, der Vunetara (auch Buthyán) 2510 m, der Szurul 2288 m und der Negoi (der höchste Berg Siebenbürgens) 2536 m hoch. Nun folgen das Cibin- (Hermannstädter-), das Paringulgebirge (Mundra 2520 m) und das Vulkangebirge, an das sich im äußersten Südwesten das Hátszeger Gebirge (Retyezát 2480 m) anschließt. Der Westrand Siebenbürgens zeigt weniger den Charakter eines geschlossenen Randgebirges, wird häufig durch Flußtäler geschieden und erreicht nur eine geringere Höhe. Er beginnt im NW. am mittlern Szamos mit dem Bükkgebirge (Bükk 575 m), an das sich südlich das Meszesgebirge und das höhlenreiche Bihargebirge zwischen der Schnellen und der Schwarzen Körös (der granitische Kukurbeta 1849 m, Vlegyásza 1845 m), westlich davon das sich nach Ungarn erstreckende Kudru- und Hegyes-Drócsa-Gebirge, ferner gegen S. die Gyaluer Gebirge (mit dem Öreghavas, Muntje Mare 1829 m), das Aranyosgebirge, das bis an die Maros reichende goldreiche Siebenbürgische Erzgebirge (Vulkan 1264 m, Dimboj 1371 m, der Basaltstock Detunata 1182 m), jenseit der Maros das Ruszkagebirge (Pojana Ruszka 1380 m, die Verfu Piatra [Vurvu Pietri] nächst dem Eisernen Tor 2195 m) sowie ganz im SW. das Krassóer Erzgebirge und das sich bis an die Donau erstreckende Banater Gebirge anreihen, als dessen südlichster Ausläufer am Eisernen Tor das Sretinjegebirge (1226 m)

erscheint. Überragt von diesen Randgebirgen erreicht das innere siebenbürgische Hügelland eine Höhe von 300—500 m.

[Klima, Pflanzen- und Tierwelt.] Die K. bilden eine Klimagrenze zwischen den nördlich und südlich davon gelegenen Gegenden. Im N. sind die Winter rauh, im S. sind sie, ebenso wie Frühling und Herbst, erheblich milder. Während im SW. eine mittlere Temperatur von +9,6° herrscht und die Unterschiede zwischen Sommer- und Winterkälte sich von +35,1 bis —21,4° erstrecken, fällt erstere im NW. und N. bei 374 bis 623 m auf 7,5 bis 5,8° und schwankt die Temperatur zwischen +31,9 und —20,5°, in Arva-Váralja sogar zwischen +34,2 und —34,4°. Im allgemeinen herrschen in der ungarischen Ebene Frühsommer- und Spätherbstregen; hier fallen jährlich etwa 50—60 cm Niederschlag an ca. 86 Niederschlagstagen, nach den K. hin steigen die Regenmenge und die Regenhäufigkeit erheblich und erreichen einen sehr hohen Wert in den höhern südlichen Lagen der K. In der Tátra fallen ca. 100 cm und zwar hauptsächlich im Sommer. Die Ost- und Südkarpathen sind meteorologisch noch wenig erforscht. Vegetation. Die untere Hügelregion trägt in den Zentralkarpathen kleinere Bestände von Buchen und Eichen, die nur in den Ostkarpathen eine größere Verbreitung haben. Die Bergwaldregion liegt auf beiden Seiten des Gebirges durchschnittlich zwischen 900 und 1350 m und wird vorherrschend von der Fichte bewohnt, der sich in höhern Lagen Zirbelkiefern anschließen. In dem zwischen 1350 und 1900 m folgenden Strauchgürtel überwiegen Legföhren und Zwergwacholder; in den Ostkarpathen tritt auch die Grünerle hinzu, auf der Czerna Gora und den Alpen Siebenbürgens wächst die myrtenblätterige Alpenrose. Die Hochalpenregion steigt in den Zentralkarpathen mit Grasmatten und Zwergweiden bis zu einer durchschnittlichen Höhe von 2650 m auf und enthält eine reiche Flora, die eine verbindende Mittelstellung zwischen der ostalpinen, der siebenbürgischen und der sudetischen einnimmt; das Hochgebirge Siebenbürgens zeichnet sich durch eine größere Reihe südöstlich weiter verbreiteten Pflanzenarten aus, von denen manche, wie die dem Heidekraut verwandte Bruckenthalia, auf den Höhen des Balkans wiederkehren. Vgl. Wahlenberg, Flora Carpathorum (Götting. 1814); Sagorski und Schneider, Flora der Zentralkarpathen (Leipz. 1891, 2 Bde.); Pax, Grundzüge der Pflanzenverbreitung in den K. (das. 1898, Bd. 1). — Was die Fauna anbetrifft, so sind in der Tátra, im Karpathischen Waldgebirge und in den höhern Gebirgsketten Siebenbürgens Bären und Wölfe noch häufiger, seltener hingegen der Luchs. Ebenso ist die Gemse in der Tátra schon seltener geworden. Zahlreich sind Raubvögel, und auch die übrige Vogelfauna ist als eine reiche zu bezeichnen. In der Molluskenfauna der K. machen sich im Vergleich zu der der umgebenden Länder bereits Fremdlinge bemerkbar, vorgeschobene Posten der alpinen Fauna. In 27 hochgelegenen Wasserbecken der Tátra fand man 90 niedere Tiere, wobei Protozoen und Rotatorien kaum berücksichtigt werden. Die Hauptrolle spielen Blattfüßer, Muschelkrebse und Spaltfüßer. Gegen sonstige größere Süßwasseransammlungen treten pelagische Krusters auffallend zurück, doch finden sich auch viele kosmopolitische Formen.

[Kulturverhältnisse.] Die Bevölkerung der K. ist vorherrschend slawisch und rumänisch, und zwar wohnen im W. Slowaken, Hornyaken, Wasserpolacken und die Goralen (von den Beskiden bis zur Tátra), im O. Ruthenen. Die Magyaren haben sich am innern Gebirgsrand und in Siebenbürgen (Székler) angesiedelt, die deutschen Einwanderer hingegen meist auf größern Sprachinseln im W. zwischen den Slawen, in der Zips, in den Bergstädten, in Siebenbürgen und im Banat sich niedergelassen; die Rumänen bewohnen den Südosten und Süden. Erwerbszweige sind fast überall Ackerbau und Viehzucht, in den höhern Regionen Alpenwirtschaft und Schafzucht, im S. teilweise Weinbau und in vielen Gegenden der Bergbau. Die K. sind das erzreichste Gebirge Europas und bergen in Oberungarn, im siebenbürgischen Randgebirge und im Banat fast unerschöpfliche Lagerstätten nutzbarer Mineralien, insbes. Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Salz und Kohlen, überdies auch Quecksilber, Blei, Galmei, Kobalt, Nickel, Zink, Marmor, Schiefer, Petroleum, Edel-, Halbedelsteine und Bergkristalle (Opal, Amethyst, Chalcedon, Máramaroser Diamanten ꝛc.). — Die K. werden in den Flußtälern und Pässen durch mehrere Hauptstraßenzüge und Bahnen (Kaschau-Oderberger Bahn und zahlreiche Linien der ungarischen Staatsbahnen) gekreuzt und sind ungemein reich an heilkräftigen Thermen und Mineralquellen jedweder Art. Die bekanntesten Thermen und Mineralquellen sind: indifferente Thermen: Bajmócz (Komitat Neutra), Großwardein (Bihar), Stubnya (Turócz); alkalische Säuerlinge: Luhi (Vereg), Lithionquelle Salvator bei Eperjes (Sáros), Szolyva (Bereg); der einfache Säuerling: Borszék (Csik); Eisenthermen: Szliács (Bars), Vihnye (Sohl); Eisensäuerlinge: Bösing (Preßburg), Buziás (Temes), Krynica (Galizien); alkalische Eisensäuerlinge: Elöpatak (Háromszék), Lublau (Zips); alkalisch-muriatische Eisensäuerlinge: Bartfeld (Sáros), Rankherlein (Abauj-Torna), Suliguli (Máramaros), Tusnád (Csik); der erdige Eisensäuerling Koritnicza (Liptau); die eisenvitriolhaltige Alaunquelle Parád (Heves); die Kochsalztherme Herkulesbad (Krasszó-Szörény); jodhaltige Kochsalzquellen Baaßen (Klein-Kokelburg) und Csik (Gömör); der alkalisch-muriatische jodhaltige Säuerling Czigelka (Sáros); die erdige Therme Szkleno (Bars); Schwefelthermen: Herkulesbad (Krasszó-Szörény), Pistyán (Neutra), Trencsin-Teplitz (Trencsin) und der alkalische Schwefelsäuerling Parád (Heves). Daneben gibt es hervorragende Luftkurorte (Schmeks-Tátrafüred), Kaltwasserheilanstalten und Villenkolonien in Oberungarn.

Vgl. außer den bereits angeführten geologischen und botanischen Werken: Hildebrandt, Karpathenbilder (Glogau 1863); Fuchs, Die Zentralkarpathen (Pest 1863); Koristka, Die Hohe Tátra (Gotha 1864); Uhlig, Bau und Bild der K. (Wien 1903); Krones, Zur Geschichte des deutschen Volkstums im Karpathenland (Graz 1878); Payer, Bibliotheca Carpathica (Käsmark 1880); Witt, Reiseskizzen aus den Südkarpathen (Berl. 1889); Scherner, Neuer praktischer Tátraführer (Bresl. 1891); Kolbenheyer, Die Hohe Tátra (10. Aufl., Teschen 1898); Heksch, Illustrierter Führer durch die K. (2. Aufl., Wien 1889); Siegmeth, Kaschau ꝛc. und die ungarischen Ostkarpathen (Kaschau 1885); Bielz, Reisehandbuch für Siebenbürgen (3. Aufl., Hermannstadt 1903); »Wegweiser des südungarischen Karpathenvereins« (Budapest 1895); Posewitz, Reisehandbuch durch Zipsen, Hohe Tatra ꝛc. (das. 1898); die Jahrbücher des Ungarischen Karpathenvereins (Kaschau 1874—1900), des Galizischen Tátravereins (1876 ff.) und des Siebenbürgischen Karpathenvereins (Her-

mannstadt 1881 ff.); »Orohydrographisches Tableau der K.« (6 Blätter, 1:750,000, Wien 1886).

Karpathensandstein, ein meist feinkörniger Sandstein, der in den Karpathen die Kreideformation und das ältere Tertiär vertritt; s. Karpathen, S. 672.

Karpathisches Waldgebirge, s. Karpathen, S. 672.

Karpathos (türk. Kerpe, ital. Scarpanto), eine der türkischen Sporaden zwischen Kreta und Rhodos (s. Karte »Kleinasien«), 332 qkm groß, besteht im S. aus flachen tertiären Hügeln, im N. (Berg Orkili 718 m) und in der Mitte (Gipfel Tu papâ to paedi 1204 m, Kalilimni 1160 m) aus Kreidekalk, denen sich im O. mächtige eocäne Sandsteine anschließen. Die Strandkiefernwälder sind durch Teerschwelerei arg gelichtet; die kahlen Abhänge bieten nur für Kleinvieh Weiden; Ackerbau ist bloß in einzelnen Tälern möglich. Die armen Einwohner, Griechen, sind 8000 bis 9000 Seelen stark. Vgl. Stefani, K., étude géologique, paléontologique et botanique (mit Forsyth Major und Barbey, Lausanne 1895).

Karpeles, Gustav, Literar- und Kulturhistoriker, geb. 11. Nov. 1848 zu Loschitz in Mähren, studierte in Breslau jüdische Theologie, Philosophie, Geschichte und Literatur, wandte sich dann in Berlin der journalistischen Tätigkeit zu, redigierte 1872 die »Breslauer Nachrichten« und 1872—77 das Feuilleton der »Breslauer Zeitung«. Später trat er in Berlin neben Spielhagen in die Redaktion von »Westermanns Monatsheften«, seit 1890 ist er Redakteur der »Allgemeinen Zeitung des Judentums« und seit 1891 Vorsitzender des Verbandes der von ihm ins Leben gerufenen Vereine für jüdische Geschichte und Literatur, dessen »Jahrbuch« er seit 1898 herausgibt. Er schrieb: »Ludwig Börne. Lichtstrahlen aus seinen Werken« (Berl. 1870); »Unter Palmen. Literaturbilder« (das. 1872); »Nikolaus Lenau« (das. 1873); »Im Foyer. Essays und Skizzen« (Leipz. 1878); »Geschichte der jüdischen Literatur« (Berl. 1886, 2 Bde.); »Die Zionsharfe. Anthologie neuhebräischer Dichtungen« (Leipz. 1889); »Goethe in Polen« (Berl. 1890); »Allgemeine Geschichte der Literatur« (das. 1891, 2 Bde.; neue Ausg. 1901); »Sechs Vorträge über die Geschichte der Juden« (das. 1896); »Literarisches Wanderbuch« (das. 1898; neue Folge 1905); ferner: »Heinrich Heine und seine Zeitgenossen« (das. 1888), »Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit« (Leipz. 1899, illustriert) und andre Arbeiten über Heine, dessen Werke er herausgab.

Karpell (Carpellum), Fruchtblatt, s. Blüte, S. 87.

Karpenstein, Burgruine, s. Landeck 1).

Karpetäner (Carpetani), Volk im alten Hispanien (s. d.), besaß das Hochland am Tagus (Tajo) unterhalb seines Quellgebietes; Hauptstadt war das durch feste Lage ausgezeichnete Toletum (Toledo). Neben den Keltiberern das mächtigste Volk im Innern, leisteten die K. im Bunde mit Nachbarstämmen den Angriffen Hannibals längere Zeit Widerstand.

Karpfen (Cyprinidae), Familie der Knochenfische aus der Unterabteilung der mit Bauchflossen versehenen Edelfische (Physostomi abdominales, deren Schwimmblase einen Luftgang besitzt, s. Fische, S. 606). Sie leben im Süßwasser und nähren sich hauptsächlich von pflanzlichen Stoffen, von Würmern und Insekten. Sie sind schmal und hoch gebaut, haben keine Zähne in den Kiefern, dagegen auf den Schlundknochen, und diese Zähne wirken gegen eine hornige Platte des Gaumens, den Karpfenstein; die davor gelegene Gaumenhaut (Karpfenzunge) ist sehr dick, wulstig und nervenreich; der ganze Körper mit Ausnahme des Kopfes ist mit runden Schuppen bedeckt. Die Schwimmblase zerfällt durch eine Einschnürung in eine vordere und hintere Abteilung und steht mit dem Gehörorgan durch eine Reihe Knöchelchen in Verbindung. Manche Arten halten im Schlamm verborgen eine Art Winterschlaf. Die zahlreichen Gattungen werden meist nach der Form der Schlundzähne unterschieden; wichtig sind: Karpfen (Cyprinus), Karausche (Carassius, hierher der Goldfisch), Schleie (Tinca), Barbe (Barbus), Gründling (Gobio), Bitterling (Rhodeus), Brasse (Abramis), Blicke (Blicca), Weißfisch (Alburnus), Aland (Idus), Rotkarpfen (Scardinius), Rohrkarpfen (Leuciscus), Elten (Squalius), Pfrille (Phoxinus) und Schmerle (Cobitis). Die letzte Gattung wird häufig zur besondern Familie Acanthopsidae erhoben. Fossil sind K. aus den tertiären Schichten bekannt.

Karpfen (Cyprinus *Nilss.*), Gattung aus der Familie der K. (s. oben), länglich-eirunde, seitlich zusammengedrückte Fische mit großen Schuppen, langer Rückenflosse mit knöchernem, gesägtrandigem Stachel, endständigem Maul, vier Barteln an der Oberkinnlade u. fünf dreireihig gestellten Schlundzähnen. Der gemeine K. (Teich-, Flußkarpfen, *C. carpio L.*, s. Tafel »Teichfischerei«, Fig. 7), bis 1,5 m lang und bis 35 kg schwer, mit weitem Maul, dicken Lippen, starken und langen Barteln, tief halbmondförmig ausgeschnittener Schwanzflosse, goldgelb, ins Blaugrüne spielend, mit meist grauem Rücken und grauen, oft rötlich angeflogenen Flossen, in Gestalt, Beschuppung und Färbung aber stark wechselnd (gewöhnlicher oder Schuppenkarpfen, Spiegelkarpfen oder Karpfenkönig mit wenigen, unverhältnismäßig großen Schuppen [Fig. 11], Lederkarpfen, fast schuppenlos, Goldkarpfen mit rotgoldigen Schuppen), lebt in seichten, schlammigen Teichen oder Seen, ruhig fließenden Gewässern mit schlammigem Grund, findet sich wohl ursprünglich in Mittelasien, im Schwarzen und Kaspischen Meer und deren Zuflüssen, im Adriatischen Meer bei Comacchio, auch in den Flüssen Nordasiens und Chinas, wurde aber schon durch die Römer nach Südeuropa gebracht und im Mittelalter durch die Klöster über den größten Teil von Europa verbreitet, z. B. nach England im 15. Jahrh., nach Altpreußen gegen die Mitte des 18. Jahrh., und in neuerer Zeit auch in Nordamerika, Australien und auf Java eingebürgert. Er nährt sich von allerlei kleinen Tieren und tierischen Abfällen, mehligen Samen, jungen Trieben von Wasserpflanzen und faulenden Pflanzenstoffen, durchwühlt den Schlamm und verschluckt dabei auch erdige Bestandteile. In der kalten Jahreszeit frißt der K. nicht und verfällt in Lethargie. Zur Laichzeit (Mai bis August) entwickeln sich beim Männchen auf dem Scheitel, den Wangen und Kiemendeckeln viele kleine, weißliche Warzen; der K. steigt dann in den Flüssen aufwärts, und das Weibchen, gewöhnlich von mehreren Männchen begleitet, laicht an seichten, dicht bewachsenen Stellen. Die Zahl der im Laufe von mehreren Tagen oder Wochen abgelegten Eier beträgt oft über 600,000, die Fortpflanzung aber ist in freien Gewässern bei uns äußerst gering, da die junge Brut von andern Fischen gefressen wird. Die jungen K. werden im ersten Jahre 8—12, im zweiten bis 30 cm und mehr lang und im dritten Jahre fortpflanzungsfähig. Manche K. bleiben steril und zeichnen sich dann durch besondere Güte des Fleisches aus. Der Schuppenkarpfen ist widerstandsfähiger, überwintert leichter,

ist weniger Krankheiten ausgesetzt, gedeiht auch in kalten, weniger Nahrung bietenden Gewässern und erträgt auch leichter den Transport als der Spiegel- und Lederkarpfen. Er erreicht ein sehr hohes Alter (angeblich über 200 Jahre). Den größten Wert verleiht dem K. die Leichtigkeit, mit der er sich in Teichen züchten läßt. In den Teichen gewöhnt sich der K., auf das Läuten einer Glocke oder auf einen gewissen Pfiff zur Futterstelle zu kommen. Er war schon den Griechen und Römern bekannt, wurde aber von ihnen weniger geschätzt als von uns; als Sinnbild der Fruchtbarkeit war er der Venus geheiligt. Er gilt gegenwärtig für einen der feinsten Fische und hat den besten Geschmack im fünften Lebensjahr vom Oktober bis April; in unreinem Wasser nimmt er leicht schlechten Geschmack an. Man züchtet aus wirtschaftlichen Gründen meist K. von 1—2, auch 3 kg. Seine Zähigkeit begünstigt den Handel; man kann ihn, in feuchtes Moos verpackt, lebend weit versenden. Als die besten K. schätzt man diejenigen aus den Ländern östlich der Elbe und Oder und aus Österreich. Sehr gute K. hat Böhmen, das zum Teil Wien versorgt; die gleichfalls gute schlesische Ware geht bis Berlin; besonders hochgeschätzt sind die K. der Lausitzer Teiche. Königsberg und Danzig senden viele K. nach Rußland; auch Rumänien und Frankreich liefern viele K. Die Galle dient zum Malen und Färben, und die Schwimmblase liefert schlechte Hausenblase. Ein Goldkarpfen (Gigoi) wird in Japan als Zierfisch in Teichen gehalten, aber nicht gegessen; er kommt auch rot und schwarz, weiß und schwarz, ganz weiß, blau und grün gefärbt vor. Mit der Karausche (s. d.) bildet der K. sehr häufig Bastarde: Karpf-, Bastardkarausche (C. Kollarii *Heck.*). Vgl. Susta, Die Ernährung des K. und seiner Teichgenossen (Stettin 1888); Kintze, Karpfenzucht und Teichbau (Halle 1888); Schilling von Canstatt, Praktische Karpfenzucht (Frankf. a. O. 1888); Burda, über Karpfenzucht (Berl. 1896); Knauthe, Die Karpfenzucht (Neudamm 1901); Walter, Die Karpfennutzung in kleinen Teichen (2. Aufl., das. 1902); Leonhardt, Die Bastarde der deutschen karpfenähnlichen Fische (das. 1904).

Karpfen (magyar. Karpona), Fluß in Ungarn, entspringt am Sohler Gebirge östlich von Schemnitz, fließt in südwestlicher Richtung durch das Komitat Hont und mündet unterhalb Ipolyság in die Eipel.

Karpfen (magyar. Karpona), königliche Freistadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Hont, am Fluß K. und an der Bahnlinie Ipolyság-K., mit mehreren alten Kirchen, Piaristenkloster, vielen altertümlichen, meist gotischen Gebäuden, Wein- und Obstbau, Bezirksgericht, städtischem Archiv und Waffensammlung, Gymnasium und (1901) 3963 meist slowakischen (römisch-kath. und evangel.) Einwohnern. — K. wird urkundlich 1135 genannt, wurde von Deutschen gegründet, galt wegen seiner Befestigung für den Schlüssel der ungarischen Bergstädte und hatte bis zum 16. Jahrh. nur deutsche Einwohner. Der Bergbau hat ganz aufgehört.

Karpfengebiß und Hechtgebiß, beim Pferde eine Abnormität in der Stellung der Schneidezähne zueinander; während diese normal so im Ober- und Unterkiefer stehen, daß sie mit ihren Reibeflächen aufeinander treffen, greifen beim K. diejenigen des Oberkiefers, beim Hechtgebiß diejenigen des Unterkiefers vor die gegenüberstehenden Schneidezähne.

Karpfenlaus (Argulus foliaceus *L.*, s. Tafel »Krebstiere I«, Fig. 4), Ruderfüßer aus der Familie der Argulidae, wird 4 mm lang, hat einen scheibenförmigen Körper, große zusammengesetzte Augen, einen Saug- und Stechrüssel und vier Paar Schwimmfüße. Die vordern Kieferfüße sind zu Saugnäpfen umgewandelt. Sie lebt am Karpfen, Stichling und andern Süßwasserfischen.

Karpfenrücken, ein im Lendenteil aufwärts konvexer Rücken beim Pferd und Rind, der Gegensatz zum Senkrücken (s. Tafel »Pferd III«, Fig. 30 u. 32).

Karpfenschwanz, Schmetterling, s. Taubenschwanz.

Karpfenstein, s. Karpfen, S. 675.

Karpfkarausche, s. Karpfen, S. 676.

Kärpfling, spanischer, s. Killifisch.

Kärpfstock, s. Hausstock.

Karpholith, Mineral, ein Mangantonerdesilikat mit etwas Eisenoxyd, findet sich in stängeligen und faserigen Aggregaten von strohgelber Farbe zu Schlaggenwald in Böhmen, bei Wippra im Harz und in den Ardennen.

Karpiński, Franciszek, poln. Dichter, geb. 4. Okt. 1741 zu Holoskow in Galizien, gest. 4. Sept. 1825, erhielt seine Bildung in der Jesuitenschule zu Stanislawow, studierte in Lemberg Theologie, lebte hierauf eine Zeitlang bei seinem Bruder in Chocimierz und war dann Gutspachter in Galizien. 1783 wurde er Sekretär beim Fürsten Adam Czartoryski in Warschau und durch ihn in nähern Umgang des Königs Stanislaus August gezogen. Doch weder das Hofleben noch später das eines Erziehers in fürstlichen Häusern sagte dem geraden und freimütigen Mann zu. 1794 erhielt er zwei an der Bialowieżer Heide in Litauen gelegene Staatsgüter auf 50 Jahre zur Bebauung überlassen und lebte fortan daselbst als Wohltäter seiner Untergebenen. Karpińskis Lieder leben als echt national im Munde des polnischen Volkes; am ausgezeichnetsten sind darunter die elegischen Gesänge (z. B. »Klagelied des Sarmaten am Grabe Sigismund Augusts«). Seine Schriften (hrsg. von Dmochowski, Warsch. 1806, 4 Bde.; neue Aufl., Krak. 1862, 3 Bde.) enthalten außer Liedern und Idyllen eine Übersetzung der Psalmen, die Tragödie: »Judyta królowa polska« (»Judith, Königin von Polen«) und mehrere prosaische Aufsätze. Karpińskis »Memoiren« (»Pamiętniki«) gab Moraczewski (Posen 1844; 2. Aufl., Lemb. 1849) heraus, seine Biographie schrieb Kornikowicz (Wilna 1827).

Karpo, eine der Horen (s. d.).

Karpogon (griech., lat. Carpogonium), das weibliche Geschlechtsorgan der Rotalgen (s. Algen, S. 317).

Karpokrátes (Karpokras), aus Alexandria, in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., stellte aus Platonischen, gnostischen und christlichen Lehren ein neues, mystisch-theosophisches Lehrsystem auf, dessen Anhänger (Karpokratianer) die Göttlichkeit Christi leugneten. Nach K.' Tode war sein Sohn Epiphanes Haupt der Sekte. Vgl. Gnosis.

Karpolithen (griech.), fossile Früchte.

Karpologie (griech.), Lehre von den Früchten der Pflanzen; karpologische Ausstellung, Fruchtausstellung; karpologisches System, ein auf die Beschaffenheit der Früchte gegründetes Pflanzensystem.

Karr, Alphonse, franz. Schriftsteller, geb. 24. Nov. 1808 in Paris, gest. 30. Sept. 1890 in Saint-Raphael bei Nizza, war einige Zeit Studienaufseher am Collège Bourbon und beteiligte sich dann als Mitarbeiter oder Redakteur am »Figaro«, »Corsaire« und andern Zeitungen. Seinem ersten Roman: »Sous les tilleuls« (1832), der eine überaus günstige Aufnahme fand, folgte rasch eine große Reihe andrer nach,

die in ziemlich ungebildetem Stil meist Selbsterlebnisse Karrs behandelten, und von denen »Geneviève« (1838) als der gelungenste zu bezeichnen ist. Größeres Aufsehen machten seine »Guêpes« (»Wespen«), eine Zusammenstellung von Bonmots, beißenden Anekdoten und literarischen Splitterrichtereien, die er von 1839—48 im »Figaro« erscheinen ließ, auch später noch fortsetzte u. gesammelt (1853—55, 7 Bde.) herausgab. Sie zogen ihm viele Feindschaften, sogar den Versuch eines Mordes von Frauenhand zu. Außerdem hat sich K. im Drama (»Pénélope normande« u. a.) sowie in der Gattung der Proverbes (1853) versucht und in »Les Femmes« (1853) eine Sittenstudie geliefert. Seit 1855 in Nizza wohnhaft, trat er nach langem Schweigen nach dem Kriege von 1870 im »Moniteur universel« mit neuen, aber weit mattern »Guêpes« hervor. Zuletzt war er Blumenhändler in Nizza. In neuern Schriften, wie »Dieu et diable« und »Le crédo du jardinier« (1875), trat er gegen die katholische Kirche auf. Seine Erinnerungen gab er unter dem Titel »Livre de bord« heraus (1879—80, 4 Bde.). — Seine Tochter Thérèse K., geb. 1835, veröffentlichte: »Les soirées germaniques offertes à la jeunesse« (1860, Erzählungen von M. Hartmann, A. Stifter, B. Auerbach); »Dieu et ses dons« (1864); »Causeries« (1873); »Souvenirs d'hier et d'autrefois« (1874); »Pas encore« (1878); »La symphonie du travail« (1885) u. a.

Karragaheen, soviel wie Carrageen.

Karrarischer Marmor, s. Carrara.

Karree (franz. Carré), quadratisch; Quadrat, auch Rechteck; taktisch eine Gefechtsform der Infanterie, mit nach vier Seiten geschlossener Front. Das K. war früher hohl oder voll, je nach der Größe des innern Raumes. Die Karrees, meist bataillonsweise formiert, gaben ihr Feuer in gliederweisen Salven ab. Ihre Blütezeit sind die Napoleonischen Kriege (Austerlitz, Wagram, Leipzig 2c.). Die moderne Feuerwirkung, welche die Schützenlinie zur Hauptkampfform macht, hat zur Abschaffung des Karrees geführt. Vgl. Igel, S. 745.

Karreepflügen, s. Bodenbearbeitung, S. 122.

Karren, ein- bis dreiräderiges Fuhrwerk, als Handkarre von Menschenhand, als Lastkarren von Zugtieren fortbewegt. Die Lastkarren sind zweiräderig und dem vierräderigen Wagen ähnlich gebaut (Fig. 1); wo sie vorwiegend als landwirtschaftliches Fuhrwerk benutzt werden, versieht man sie auch zur Vergrößerung des Fassungsraumes mit Ernteleitern (Erntekarren). Einen eisernen K., dessen Behälter durch einen seitwärts angebrachten Hebel um seine Achsschenkel leicht kippbar ist, zeigt Fig. 2. Dem Wagen gegenüber besitzt der K. größere Lenkbarkeit, er paßt sich besser dem abwechselnd steigenden und fallenden Terrain an und eignet sich deshalb besonders für Gebirgsländer. Der Karrendienst ist für junge und mutwillige Pferde die beste Erziehungsmethode; spannt man mehrere Pferde hintereinander an, so ziehen diese gleichmäßiger an, als wenn sie nebeneinander gespannt

Karren: 1 Lastkarren. — 2 Kippkarren. — 3 Eiserne Kastenkarre. — 4 u. 5 Lehm- oder Ziegelkarre. — 6 Dienstmannskarre. — 7 Sackkarre. — 8 Plateaukarre.

werden. Sehr praktisch sind die Kippkarren (Kippwagen) zum Verfrachten schüttbarer Materialien (s. Feldeisenbahnen, S. 394). Zu den Handkarren gehören die Schieb- oder Schubkarren, die einräderig, je nach dem zu transportierenden Material, als Kastenkarre aus Holz oder Eisen (Fig. 3), als Lehm- oder Ziegelkarre (Fig. 4 u. 5) oder zweiräderig als Dienstmanns- und Sackkarre (Fig. 6 u. 7), endlich auch dreiräderig als Plateaukarre, Gepäckkarre (Fig. 8) ausgeführt werden. Die Gepäckkarre von Thomas besitzt zwei Fahrräder, eine Walze und eine drehbare Greifschaufel. Fahrräder und Walze können zum Beladen festgestellt werden. Auf den erstern wird die Karre in wagerechter Stellung, auf der letztern in gekippter Stellung gefahren.

Karren (Schratten, Lapiaz), Rinnen von 1—3 m oder Schluchten von 10 und mehr Meter Tiefe, die, ein Produkt der namentlich durch langsam schmelzenden Schnee unterstützten Erosion (s. d.), in Kalkstein eingefressen sind, oft mit schneidend scharfen Kämmen zwischen den einzelnen Vertiefungen. Sie erzeugen die kahlen, mitunter ganz unzugänglichen Karrenfelder (s. Abbildung, S. 678) nahe an der Schneegrenze und auf den Gipfelflächen, besonders des Dachsteinkalkes (s. Triasformation) und des

Schrattenkalkes (s. Kreideformation). Vgl. Eckert, Das Gottesackerplateau, ein Karrenfeld im Algäu (Ergänzungsheft zur Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins, Innsbr. 1902).

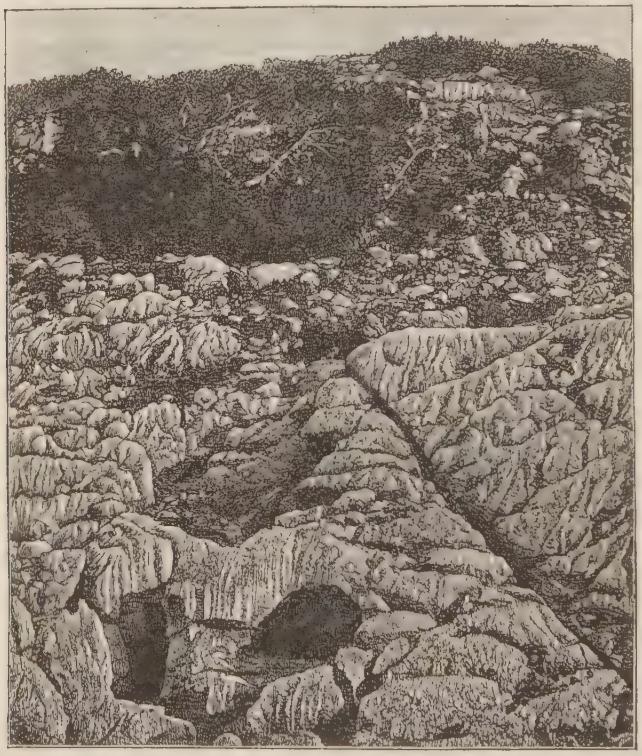
Karrenbüchse, fahrbares Geschütz, bei den Römern als Karroballiste eine als Feldgeschütz dienende Wurfmaschine auf vierrädrigem, von Mauleseln gezogenem Gestell. König Karl XV. von Schweden konstruierte eine schnellfeuernde Bataillons-Hinterladekanone, die er K. nannte.

Karrenfelder, s. Karren (Schratten).

Karrenpflug, s. Pflug.

Karrenpumpe, s. Gartengeräte, S. 350.

Karrensäemaschine, auf einem Schubkarren angebrachte Breitsäemaschine, bei der die Samen durch



Karrenfeld im Dachsteingebiet (Ochsenwieshöhe).

Bürsten aus Öffnungen von regulierbarer Weite ausgeworfen werden, dient besonders zum Aussäen des Klees (daher auch Kleekarre).

Karrete (span. carréta), Wagen; besonders verächtlich: alte, schlechte Kutsche.

Karrhä, Stadt im nordwestlichen Mesopotamien, eine starke Tagereise südöstlich von Edessa (Urfa), mit einem uralten Tempel des Mondgottes. Es ist das biblische Charan (Haran), eine Station auf Abrahams Wanderung von Ur Kasdim (s. Ur) nach Kanaan (1. Mos. 11, 31). In assyrischer Zeit war Charran eng mit dem assyrischen Reich verschmolzen. Schon Salmanassar I. (um 1320) erwähnt die Stadt. Salmanassar II., später Asurbanipal und zuletzt Nabonid ließen sich die Verschönerung des Mondtempels angelegen sein. Aus römischer Zeit ist K. bekannt durch die Niederlage des Crassus, der dort von den Parthern geschlagen und auf der Flucht in das Gebirge getötet wurde (53 v. Chr.). Heutzutage Charrân. Vgl. Mez, Geschichte der Stadt Harrân in Mesopotamien bis zum Einfall der Araber (1892).

Karri, s. Eucalyptus.

Karrier, s. Tauben.

Karrière (franz. carrière), Lauf, auch Laufbahn; in der Reitkunst die schnellste Gangart des Pferdes (vgl. Pferd [Gangarten], mit Tafel IV, Fig. 7 u. 8); en pleine carrière (ventre à terre), in vollem Lauf.

Karriert, s. Kariert.

Karrikatur, s. Karikatur.

Karriol (franz.), leichtes, zweiräderiges Fuhrwerk; Karriolpost, soviel wie Briefpost.

Karroballiste, s. Karrenbüchse.

Karronaden, veraltete 12—68pfündige, etwa 7 Kaliber lange Schiffsgeschütze, statt der Schildzapfen unter dem Rohr mit einem ösenartigen Anguß zur Verbindung mit der Laffete durch einen Querbolzen versehen. Die ersten K. wurden in der Gießerei der Gebrüder Carron in Schottland gefertigt und fanden als Oberdecksgeschütze 1779 Anwendung.

Karru (Karoo, in der Hottentottensprache »Hort«), Name für die Hochebene in der britisch-südafrikanischen Kapkolonie, die im W. und S. von den Kamies-, Cedar-, Witte-, Kleinen u. Großen Zwarteberge, im N. von den Roggeveld-, Koms-, Nieuweveld-, Winter- und Schneebergen eingefaßt wird und sich von den Kamiesbergen im W. bis zum Zondagfluß im O. 755 km hinzieht, von N. nach S. 100—120 km breit ist und eine mittlere Höhe von 800 m besitzt; doch erhebt sich das Land im W. bis 1500 m. Die K. besteht aus rotem, eisenhaltigem Ton, der in der Trockenzeit steinhart wird, in der Regenzeit aber für drei Monate treffliche Weide bietet. Wo ständige Quellen hervortreten, haben sich kleine Ackerbauansiedelungen gebildet. Die K. zerfällt in mehrere Teile, im W. die Bosjesmans K., Bokkeveld K., das Kleine Roggeveld, die Große K. im Zentrum und die Zwart Rug gegens am Ostende. Die Eisenbahn von Worcester nach Beaufort West durchschneidet die K. fast in ihrer ganzen Ausdehnung. Administrativ gehört die K. zu den Divisionen Calvinia, Tulbagh, Worcester, Prince Albert, Beaufort und Graaff Reinet.

Karruformation, eine in Südafrika weitverbreitete, z. T. aus Sandstein, dem sogen. Karrusandstein, zusammengesetzte Schichtenfolge, die größtenteils triasischen Alters ist, aber in ihrer untern Abteilung der Dyas und dem obern Karbon entspricht. S. die Textbeilage zur »Geologischen Karte von Südafrika« beim Artikel »Kapkolonie«.

Karruregion, s. Immergrüne Gehölze, S. 770.

Kars, Provinz des russ. Generalgouvernements Kaukasien (s. Karte »Kaukasien«), grenzt im NW., NO. und SO. an die Gouvernements Kutaïs, Tiflis und Eriwan, im S. und W. an die Asiatische Türkei

und hat 19,197 qkm Fläche mit (1897) 290,654 Einw. (15 auf 1 qkm). Die Provinz iſt ein Hochgebirgsland, erfüllt mit parallelen Gebirgszügen, die im O. an das Karabagh-Gebirge und die Gebirge Perſiens ſtoßen und in ſüdweſtlicher Richtung ſich über die Grenzen hinaus fortziehen. Das nördliche Grenzgebirge, der Arſianzweig des Adſchariſchen Gebirgszugs, erhebt ſich im Bilbulan zu 3011 m, während im S. der Ala Dagh zu 3143 m aufſteigt. Flüſſe ſind Kura, Araxes mit Arpatſchai. Die Waſſerſcheiden ſind nur auf Gebirgspäſſen zu überſchreiten, die im O. durchſchnittlich 2400 m hoch liegen. Das Klima iſt im Sommer ſehr heiß, im Winter ſehr kalt; nicht ſelten fällt das Thermometer bis —35°. In der Stadt K. iſt die Mitteltemperatur 4,7°, in Ardaghan 2,7°. Die Pflanzenwelt hat ſüdlichen Charakter; Alpenwieſen bis zu Höhen von 2—3000 m geben im Frühjahr und Sommer vortreffliche Weiden; 1882 zählte man 15,475 Pferde, 178,169 Rinder, 267,488 Schafe und Ziegen, 5449 Eſel. Waldungen gibt es außer in Saruſchad und Schuragel überall; Kiefern mit Birken untermiſcht reichen bis zu 2100 m. Der Weinſtock gedeiht bis zu 1000 m, doch iſt der Weinbau unbedeutend und der gewonnene Wein ſauer. Die Obſtzucht iſt gleichfalls ſehr gering; Gärten gibt es nur in den Bezirken Kaghysman und Olti. Ergiebige Ernten geben alle Getreidearten, Gerſte und Mais gedeihen in den höchſten Lagen. Die Salzlager bei Kaghysman und Olti haben eine Mächtigkeit von 30 m. Von der Bevölkerung waren 1891: 10,700 Ruſſen, 23,525 Perſer, 26,434 Kurden, 37,094 Armenier, 41,823 Türken, 24,134 Karapapachen, 8893 Turkmenen. Die Provinz K. zerfällt in vier Bezirke: K. 5939,2 qkm mit 134,142 Einw., Ardaghan, Kaghysman und Olti. Das Gebiet bildete früher die Sandſchaks Tſchaldyr und K. des türkiſchen Wilajets Erzerum und wurde 1878 an Rußland abgetreten, worauf bis 1882: 82,760 Türken auswanderten, wofür aber 21,890 Armenier, Griechen, Ruſſen einwanderten.

Kars, Hauptſtadt des gleichnamigen ruſſ. Generalgouvernements (ſ. oben), in der reichbewäſſerten und fruchtbaren Ebene Schiragh, öſtlich vom Soghanli Dagh, den der Karstſchai oder Akhurean in engem Tale durchbricht, gelegen, hat eine alte Feſtung mit ſtarker Zitadelle nebſt dem Fort Arkanieh auf dem ſteilen Ak Dagh und zwei ſtarken Batterien auf dem Kara Dagh und Top Dagh, hat mehrere Moſcheen und Heiligengräber, weshalb ſie als beſonders heilig gilt, iſt Sitz des Gouverneurs und eines griechiſchkath. Biſchofs und hat (1897) 20,060 Einw., außer der Garniſon. Der Gewerbfleiß erzeugt grobes Wollzeug, Teppiche und Filz. Als Sperrpunkt der Straße Alexandropol-Erzerum iſt K. von großer ſtrategiſcher Bedeutung. Endpunkt der Bahn Tiflis-Karaklis-Kars. — Die Stadt K. war im 9. und 10. Jahrh. Reſidenz einer armeniſchen Dynaſtie, wurde im 11. Jahrh. eine Beute der Seldſchuken, im 13. Jahrh. der Mongolen, 1387 von Timur zerſtört und, nachdem ſie 1546 türkiſch geworden, wahrſcheinlich durch Murad III. 1578—89 während des Krieges mit Perſien wieder aufgebaut. Hier wurden 31. Mai 1744 die Türken durch die Perſer und 1. Juli 1828 durch die Ruſſen unter Paskewitſch geſchlagen. Am 5. Juli fiel darauf die Stadt und 10. Juli die Zitadelle in die Hände der Ruſſen; beide wurden aber im Frieden der Türkei zurückgegeben. 1855 wurde unter Leitung des engliſchen Generals Williams und des Ungarn Kmety (Ismael Paſcha) K. zu einer ſtarken Feſtung gemacht. Ein ruſſiſcher Sturmangriff wurde 29. Sept. zurückgeſchlagen; allein da die Blockade nicht zu durchbrechen war, mußte Williams, durch Hunger und Seuchen bezwungen, die Stadt 27. Nov. übergeben. 1877 wurde K. im Mai und dann im November von den Ruſſen zerniert; nachdem die Beſchießung 15. Nov. begonnen, wurde die Feſtung in der Nacht vom 17. bis 18. Nov. von den Ruſſen erſtürmt und im Berliner Frieden 13. Juli 1878 an ſie abgetreten. Vgl. Sandwith, Geſchichte der Belagerung von K. (deutſch, Braunſchw. 1856).

Karſch, Anna Luiſe, Dichterin, gewöhnlich unter dem Namen »die Karſchin« angeführt, geb. 1. Dez. 1722 auf dem Meierhof Hammer bei Schwiebus im gegenwärtigen Regbez. Frankfurt a. O., wo ihr Vater Dürbach eine Schenkwirtſchaft betrieb, geſt. 12. Okt. 1791 in Berlin, brachte in ihrer frühen Jugend einige Jahre bei Verwandten zu und diente ſodann als Hirtin. Ihre erſte Ehe mit Hirſekorn, einem Tuchweber in Schwiebus, war ſehr unglücklich und wurde nach elf Jahren getrennt; auch eine zweite Verbindung mit dem Schneider K., einem Trunkenbold, brachte ihr nur Elend. Gelegenheitsgedichte, die ſie auf Verlangen mit erſtaunlicher Schnelligkeit verfaßte, erwarben ihr die Gunſt des Barons v. Kottwitz; dieſer brachte ſie 1761 nach Berlin, wo ſie, durch Sulzer und Ramler empfohlen, bei Hof eingeführt und vielfach unterſtützt wurde; König Friedrich Wilhelm II. ſchenkte ihr ein Haus, die Subſkriptionsausgabe ihrer Gedichte brachte ihr 2000 Taler ein, aber ſie verſtand es nicht, ſich durch umſichtige Wirtſchaft eine ſorgenfreie Lage zu ſchaffen. Die K. beſaß vor allem eine große Virtuoſität in der Handhabung des Reimes und in der Improviſation; ihre früheſten dichteriſchen Verſuche tragen das Gepräge einer lebhaften Phantaſie; was ſie, der der gewagte Beiname einer »deutſchen Sappho« gegönnt wurde, ſpäter, ſeit ihrer Einführung in die hohen Zirkel, dichtete, iſt meiſt fade Lobhudelei und gewöhnliche Reimerei. K. war die Mutter der Karoline Luiſe v. Klencke (geb. 1754 in Frauſtadt, geſt. 21. Sept. 1812 in Berlin), die außer eignen Dichtungen auch die »Gedichte« der Mutter mit deren Biographie (Berl. 1792) herausgab, und Großmutter der Helmina v. Chézy (ſ. d.). H. Klencke behandelte ihr Leben in einem Roman (1853). Vgl. Kluckhohn im »Archiv für Literaturgeſchichte«, Bd. 11 (Leipz. 1882); Kohut, Die deutſche Sappho, A. L. Karſchin (2. Aufl., Dresd. 1888); E. Grucker, Les femmes dans la littérature allemande. Anna Louise K. (Nancy u. Par. 1904).

Karſchi (Karſcha), Stadt in Bochara, am gleichnamigen Steppenfluß, 150 km ſüdöſtlich von der Stadt Bochara, 475 m ü. M., Lieblingsſitz des Emir, mit Baſar, Zitadelle und 25,000 Einw., die Waffen und Meſſer, kunſtvolle, mit Silber eingelegte Kupferwaren und ſchöne Waſſerkannen fertigen; früher (perſiſch Nezef, arabiſch Nakſcheb) eine Lieblingsreſidenz Tamerlans.

Karſchuni heißt die ſyriſche Schrift, ſofern ſie zur Wiedergabe des Arabiſchen dient. Von den arabiſchen Eroberern unterworfen, gaben die Syrer verhältnismäßig raſch ihre Mutterſprache auf und bedienten ſich dafür des Arabiſchen, ſchrieben dieſes teilweiſe aber in ihrem ſyriſchen Duktus, der zu dieſem Zweck einige kleine Änderungen erlitt. Urſprung und Bedeutung des Wortes K. ſind noch unaufgeklärt.

Karſſun (Korſſun), Kreisſtadt im ruſſ. Gouv. Simbirſk, am Baryſch, hat eine Kathedrale, 4 Kirchen und (1897) 3820 Einw. Im Kreiſe K. herrſcht reger Gewerbfleiß.

Karst (Erdhacke), zwei- oder dreizinkige Hacke zum Umbrechen des Acker- und Gartenbodens. Die Zinken sind 18—20 cm und darüber lang, 1—2,5 cm breit und unten zugespitzt. Oben, wo die Zinken zusammenlaufen, befindet sich ein Öhr, in das der etwa 1 m lange Stiel befestigt wird. Bei der Arbeit haut man mit dem K. schräg in die Erde, reißt die von den Zinken gefaßte Scholle los und legt sie um. Der K. dient auch zur Vertilgung der Quecken, zum Umreißen berasten Bodens, zur Bearbeitung sehr steinigen, steilen, abhängigen oder unebenen Landes und zum Ausnehmen von Kartoffeln und Rüben aus dem Boden. Der schwersten Karste bedient man sich in Weinbergen.

Karst (ital. Carso), Gebirge im österreich. Küstenland (s. Karte »Krain-Küstenland«), das, durch die Täler des Isonzo, der Idria und Sora (Pöllander Zeier, Nebenfluß der Save) von den Julischen Alpen getrennt, sich als Fortsetzung der südlichen Kalkalpen in südöstlicher Richtung bis in die Balkanhalbinsel erstreckt. Der K. ist ein wesentlich aus Kalksteinen der Kreideformation aufgebautes Gebirge und besitzt einen Faltenbau, in dessen Mulden weichere, mergelige und sandige Eocängesteine auftreten; das Kalkgebirge ist vielfach zerklüftet, und das atmosphärische Wasser dringt sofort in bedeutende Tiefen ein. Der Kohlensäuregehalt befähigt das Wasser, den Kalkstein aufzulösen, und durch diesen chemischen Erosionsprozeß werden zahllose Höhlen gebildet, die das ganze Karstgebirge durchziehen. Statt der gewöhnlichen offenen Täler finden wir hier langgestreckte oder rundliche Talmulden, die plötzlich aufhören. Der Fluß verschwindet unter der Erde, durchzieht unterirdische Täler mit wechselnden Engen und Weitungen, mit Seen und Wasserfällen, um endlich in einer zweiten oberirdischen Talmulde wieder aufzutreten und manchmal wieder zu verschwinden. Ein Beispiel dieser Art ist die Laibach, die als Poik ihren Anfang nimmt, bei Adelsberg in die berühmte Grotte eintritt, als Unz wieder zutage kommt, das Talbecken von Planina durchfließt, abermals im Boden verschwindet und bei Oberlaibach plötzlich als schiffbarer Fluß wieder auftritt. Es gibt auch Flüsse, die niemals an der Oberfläche erscheinen, sondern unmittelbar in das Meer münden, wie die Omblaquelle bei Ragusa, oder unterirdisch in das Meer sich ergießen. Unvollkommene Talbildung ist also der Grundzug des Karstgebirges. Über die dem K. eigentümlichen Formen, wie die Dolinen, Poljen, Karren und die Grotten s. Artikel »Karsterscheinungen«. Das ganze Karstgebirge war einst bewaldet und lieferte Römern und Venezianern das Material zum Schiffbau. Dieser Umstand trug wesentlich zur Entwaldung des Karstes bei, noch mehr aber der Unverstand der Bewohner, die Weideplätze gewinnen wollten, und die Ziegenzucht, die jeden Nachwuchs verhindert. Ist aber hier einmal der Wald zerstört, so tritt sofort der Prozeß der Verkarstung, d. h. der Wüstenbildung, ein.

Karstlandschaft aus der Umgebung von Triest.

Der Kalkstein dieser Gegend liefert nämlich bei seiner Auflösung durch die atmosphärischen Niederschläge als einzigen Rückstand eine rotockerige Erde, die sogen. Terra rossa, die eben ausreicht, um einen Wald zu ernähren. Ist der Wald aber verschwunden, so wird die Erde entweder vom Regen abgeschwemmt oder von den Winden fortgeführt, und die Steinwüste bleibt zurück. Die Bodenkultur zieht sich auf die Poljen und die Dolinen zurück, an deren Grunde sich die abgeschwemmte Erde sammelt; die eigentlichen Oasen des Karstes aber sind die eocänen Flyschzonen mit ihrer wasserdichten Unterlage.

Unter den Höhenrücken des Karstes treten in Österreich besonders zwei Züge hervor. Der nördliche Zug, eine einzige Hochterrasse, umfaßt drei Teile: den Ternovaner Wald, eine meist bewaldete Jurakalkplatte zwischen den Flüssen Isonzo, Wippach und Idria, mit dem höchsten Gipfel Goljak (1496 m); den Birnbaumer Wald, südöstlich vom erstern, im Nanos 1300 m, im Suhi Vrh 1315 m; das Krainer Kalkplateau mit den Hochflächen der Windischen Mark, im W. in der Piukaplanina mit dem Javornik zu 1270 m, im Krainer Schneeberg zu 1796 m ansteigend, östlich im Hornwald mit

dem Hornbühel 1100 m, und in dem gegen das rechte Saveufer streichenden Uskokengebirge mit dem St. Geraberg (Gorianc) 1181 m erreichend. Der südliche, niedrigere Zug ist der eigentliche oder Triestiner K., der südlich gegen den Meerbusen von Triest mit einem 350 m hohen Abhang steil abstürzt und auf seiner vegetationsarmen Hochfläche Erhebungen bis 1029 m (Slounik) hat (vgl. Abbildung). Im SO. schließt sich an ihn der nach den Bewohnern (Tschitschen) benannte Tschitschenboden, der die Halbinsel Istrien füllt, im steil ansteigenden Monte Maggiore seine größte Höhe mit 1396 m erreicht und sich in Veglia, Cherso, Lussin insularisch fortsetzt. Östlich vom Tschitschenboden dehnt sich der Liburnische oder Kroatische K. aus, der aus zwei im SO. sich vereinigenden triasischen Aufbruchswellen besteht, die eine Kreidekalkmulde einschließen. Das östliche Randgebirge ist die Große und Kleine Kapela, die in der Bjela Lasica 1533 m erreicht; an sie schließt sich im S. die Plješevica (1649 m). Das westliche Randgebirge, der Velebit, erreicht im Vakanski Vrh 1758 m und vereinigt sich im S. mit dem vorher erwähnten Gebirge zu einem wilden Hochlande. Die Randgebirge steigen nach S. zu an und erreichen in der Grenzkette des Dalmatinischen Karstes oder der Dinarischen Alpen (s. d. und »Dalmatien«, S. 428) die größte Höhe (Dinara 1831 m, Troglav 1913 m). Das Klima ist auf der Höhe des Karstes trotz der südlichen Lage durch den Einfluß kalter Luftströmungen rauh; Sommer und Winter sind trocken, während Frühjahrs- und Herbstregen vorherrschen. Von den Winden ist der kalte Nordostwind, die Bora, wegen ihrer verheerenden Gewalt gefürchtet. Vgl. Moser, Der K. und seine Höhlen (Triest 1899); Diener, Bau und Bild der Ostalpen und des Karstgebietes (Wien 1903); Grund, Die Karsthydrographie (Leipz. 1903); v. Guttenberg, Die forstlichen Verhältnisse des Karstes (Triest 1882); Goll, Die Karstaufforstung in Krain (Laibach 1898); Pucich, Die Karstbewaldung im österreichisch-illyrischen Küstenland (Triest 1900).

Karst., bei Pflanzennamen Abkürzung für Hermann Karsten (s. Karsten 3).

Karstbora, s. Bora.

Kärstelenbach, s. Maderaner Tal.

Karsten, 1) Franz Christian Lorenz, Agronom, geb. 1751 in Pohnsdorf (Mecklenburg), wurde 1780 Professor der Kameralwissenschaften in Bützow, später in Rostock, errichtete die erste deutsche landwirtschaftliche Lehranstalt in Neuenwerder bei Rostock, woselbst er 28. Febr. 1829 starb.

2) Karl Johann Bernhard, Mineralog, Berg- und Hüttenmann, geb. 26. Nov. 1782 in Bützow, gest. 22. Aug. 1853 in Berlin, studierte in Rostock die Rechte, dann Medizin und seit 1801 Metallurgie und Bergbaukunde. Er arbeitete bis 1803 auf den Eisenhütten der Mark, dann in Schlesien, errichtete 1806 die Zinkhütte Lidognia, in der man zuerst aus Galmei Zink darstellte, wurde 1811 Oberhüttenrat und Oberhüttenverwalter für Schlesien und 1819 Geheimer Oberbergrat im Ministerium des Innern in Berlin. Er gehörte 1850—51 der Ersten Kammer an und trat 1851 in den Ruhestand. K. hat auf die Entwickelung des Bergbaues und Hüttenwesens in Deutschland großen Einfluß geübt. Er schrieb: »Handbuch der Eisenhüttenkunde« (Halle 1816, 2 Bde.; 3. Aufl., Berl. 1841, 5 Bde.); Grundriß der Metallurgie und der metallurgischen Hüttenkunde« (Bresl. 1818); »Metallurgische Reise durch einen Teil von Bayern und Österreich« (Halle 1821); Über die kohligen Substanzen des Mineralreichs« (Berl. 1826); »Das erzführende Kalksteingebirge von Tarnowitz« (das. 1826); »Grundriß der deutschen Bergrechtslehre« (das. 1828); »System der Metallurgie« (das. 1831, 5 Bde.); »Lehrbuch der Salinenkunde« (das. 1846—47, 2 Bde.); »Philosophie der Chemie« (das. 1843) und gab das »Archiv für Bergbau und Hüttenwesen« (das. 1818 bis 1828, 20 Bde.), fortgesetzt als »Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde« (1829—54, 26 Bde.), heraus.

3) Hermann, Naturforscher und Reisender, geb. 6. Nov. 1817 in Stralsund, studierte in Rostock und Berlin Medizin und Naturwissenschaften, bereiste 1843—47 und 1848—56 Venezuela, Neugranada und Ecuador. Nach seiner Heimkehr lehrte er in Berlin Botanik und begründete daselbst ein pflanzenphysiologisches Laboratorium. 1868 ging er als Professor der Botanik nach Wien, wo er ebenfalls ein Laboratorium gründete, trat aber 1872 von seinem Amt zurück und lebt seitdem in der Schweiz und Berlin. K. leitete aus seinen anatomischen Untersuchungen der Tropenvegetation die allen Gewächsen zugrunde liegende Einheitlichkeit des Baues ab, er gelangte zu dem Resultat, daß nicht die chemischen Verwandtschaftskräfte der im Zellsaft gelösten Substanzen, sondern vielmehr die der Zellmembran innewohnende chemisch-physiologische Tätigkeit die organischen Verbindungen erzeuge. Er schrieb: »Die Vegetationsorgane der Palmen« (Berl. 1848); »Auswahl neuer und schön blühender Gewächse Venezuelas« (das. 1848, mit 12 kolorierten Tafeln); »Die geognostischen Verhältnisse Neugranadas« (Wien 1856, Berl. 1858); »Florae Columbiae terrarumque adjacentium specimina selecta in peregrinatione duodecim annorum observata« (Berl. 1857—69, 2 Bde., mit 200 kolorierten Tafeln); »Die medizinischen Chinarinden Neugranadas« (das. 1858); »Das Geschlechtsleben der Pflanzen und die Parthenogenesis« (das. 1860); »Entwickelungserscheinungen der organischen Zelle« (Leipz. 1863); »Anatomie und Entwickelungsgeschichte des Sandflohs« (1864); »Gesammelte Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Pflanzen« (Berl. 1865—90, 2 Bde.); »Chemismus der Pflanzenzelle« (Wien 1869); »Zur Geschichte der Botanik« (Berl. 1870); »Fäulnis und Ansteckung« (im Anhang die »Darstellung meiner Erlebnisse an der Wiener Universität«, Schaffh. 1872); »Studie der Urgeschichte des Menschen in einer Höhle des Schaffhauser Jura« (Zürich 1874); »Deutsche Flora, pharmazeutisch-medizinische Botanik« (Berl. 1883; 2. Aufl. als »Flora von Deutschland, Deutsch-Österreich und der Schweiz«, Gera 1895, 2 Bde.); »Géologie de l'ancienne Colombie, etc.« (das. 1886). Auch redigierte er die »Botanischen Untersuchungen aus dem physiologischen Laboratorium in Berlin« (Berl. 1865—67, 6 Hefte).

4) Gustav, Physiker, geb. 24. Nov. 1820 in Berlin, gest. 16. März 1900 in Kiel, studierte Mathematik und Naturwissenschaft, habilitierte sich 1845 in Berlin, wurde 1848 Professor der Physik in Kiel, 1859 Direktor des Eichungswesens für die Elbherzogtümer und 1869 Mitglied der Normaleichungskommission des Deutschen Reiches. 1870 wurde er geschäftsführendes Mitglied der neubegründeten Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere. 1867—72 war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und 1878—81 Mitglied des Reichstages, wo er der Fortschrittspartei angehörte. 1894 trat er in den Ruhestand. Er schrieb: »Lehr-

gang der mechanischen Naturlehre« (Kiel 1851—53, 3 Tle.); »Denkschrift über den großen norddeutschen Kanal« (das. 1865); »Untersuchungen über das Verhalten der Auflösungen des reinen Kochsalzes in Wasser« (1846) und »Hygrometrische Tabelle zur Anwendung bei Gebläsen und Gradierwerken« (1847); »Beiträge zur Landeskunde der Herzogtümer Schleswig und Holstein« (Kiel 1869—72, 2 Tle.). 1856 begann er die Herausgabe der auf 21 Bände berechneten »Enzyklopädie der Physik«, für die er mit Harms und Weyer die »Einleitung in die Physik« (Leipz. 1870) bearbeitete; auch redigierte er die »Fortschritte der Physik« (Berl. 1847—53). Vgl. Weber, Zum Gedächtnisse Gustav Karstens (Kiel 1900).

Karstenit, Mineral, s. Anhydrit. [S. 619.

Karstens Hauchbilder, s. Elektrische Entladung.

Karsterscheinungen, die eigentümlichen Formen, die in und auf nackten Kalksteinen und Dolomiten durch Erosion (s. d.) entstehen und besonders bezeichnend sind für Gebiete, die, wie der Karst (s. d.), ganz oder zum größten Teil aus stark zerklüfteten Kalken und Dolomiten bestehen. Die wichtigsten K. sind die zahlreichen rundlichen, trichterförmigen Vertiefungen (Karsttrichter, Dolinen), oft an 30 m tief, in deren Grund das Regenwasser und mitunter auch Bäche verschwinden, die langgedehnten, gewundenen, blinden Täler und die breiten, talabwärts durch Querriegel verschlossenen Kesseltäler (Poljen), in denen der Fluß häufig zu einem See aufgestaut ist, und aus denen er durch Spalten (Katavothren, s. d.) auf unterirdischem Wege abzufließen genötigt ist, ferner die weitverzweigten, oft mit den wunderbarsten Tropfsteingebilden ausgestatteten Grotten und Höhlen, die nicht selten unterirdische Wasserläufe bergen und in den meisten Fällen als durch solche erweiterte Spalten anzusehen sind, und die mit Felsstücken überstreuten unfruchtbaren Flächen, in deren Vertiefungen sich als ein Auslaugungsprodukt der Kalksteine die Terra rossa (s. d.), der einzige der Vegetation günstige Boden der Karstgebiete, ansammelt. Die felsige Oberfläche der Karstgebiete zeigt besonders häufig Schratten oder Karren (s. d. und Tafel »Gebirgsbildungen«, Fig. 6). Außerhalb des eigentlichen Karstes begegnet man K. besonders auf den Kalkplateaus des Jura, in Südfrankreich, in Griechenland, in Syrien und Palästina, hauptsächlich in den Gebieten mit periodischem Regenfall; alle K. kommen in den verschiedensten Formationen, und zwar, mit Ausnahme der Poljen, sowohl in horizontal gelagerten als in gefalteten und dislozierten Kalkgebieten, vor; Poljen kennt man nur aus den letztern. Vgl. Cvijić, Das Karstphänomen (Wien 1893), und Literatur bei Artikel »Karst«.

Karsthans, alter Scherzname der Bauern, als deren Abzeichen der Karst (s. d.) galt, in den Schriften des 16. Jahrh. als Bezeichnung des redlichen, aber unzufriedenen und trotzigen Bauernstandes gebraucht, der Besserung seiner Lage verlangte.

Karstpflug (Haken, Zoche), Spanngerät mit zweizinkigem Schar ohne Streichbrett zur Bearbeitung des Ackerbodens.

Karsttrichter (Dolinen), s. Karsterscheinungen.

Kartalinien, Landschaft, s. Karthli.

Kartätsche, Artilleriegeschoß, das aus einer mit Kugeln gefüllten, zylindrischen Blechbüchse, die an den Enden mit Treibscheiben geschlossen ist, besteht. Anzahl und Gewicht der Kugeln richten sich nach dem Kaliber. Schon bei den ersten Geschützen erzeugte man die Wirkung der K. dadurch, daß man Metallstückchen, Nägel ꝛc. in das Rohr lud und als »Hagel« gegen den Feind schoß. Vom 16. Jahrh. ab vervollkommte man die K., indem man die Kugeln in einem Beutel auf einen Holzspiegel, der in der Mitte eine Spille trug, lagerte; im 17. Jahrh. gelangte man dann von dieser Beutel- zur Büchsenkartätsche. Letztere versah man dann, um schnelles Feuer zu ermöglichen, wohl mit einem Spiegel, an dem die Kartusche angebunden wurde. Bei Einführung gezogener Geschütze mußte man wegen Schonung der Züge für Büchse, Kugeln ꝛc. statt des bisherigen Eisens Zink verwenden. Mit der Vervollkommnung des Schrapnells verlor die K. immer mehr an Bedeutung und wird in der Feldartillerie gar nicht mehr oder in geringer Zahl mitgeführt.

Kartätschgeschütze, Geschütze, die die Aufgabe haben, Gräben, Tore, Zugänge ꝛc. bei Befestigungen unter Kartätschfeuer zu nehmen, daher wird die Bezeichnung K. auch auf Mitrailleusen, Revolverkanonen ꝛc. übertragen.

Kartätschgranaten, soviel wie Schrapnells (s. d.).

Kartaune, aus der Bombarde hervorgegangenes Geschütz größern Kalibers (24 Pfünder) des 16. und 17. Jahrh., in seiner Länge zwischen den Mörsern und Feldschlangen (s. d.) stehend.

Kartause (ital. Certósa), Kloster, besonders der Kartäuser (s. d.). Vgl. Certosa.

Kartäuser (Ordo Cart[h]usiensis, abgekürzt O. Carth.), Einsiedlerorden, 1084 vom heil. Bruno aus Köln mit sechs Gefährten in der ihm vom Bischof Hugo von Grenoble überlassenen Wüste La Chartreuse für Gebet und fromme Betrachtungen sowie Handarbeiten, besonders Bücherabschreiben, gestiftet und 1177 von Papst Alexander III. bestätigt. Der Regel Benedikts folgend, erhielten die K. 1127 noch besondere Statuten (consuetudines Cartusiae, statuta Guigonis), die ihnen (einige Stunden, besonders an Kapiteltagen, abgerechnet) dauerndes Stillschweigen und Einsamkeit in abgesonderten Zellen vorschrieben. Später kam hierzu noch das Verbot alles Fleischessens. Die Oberleitung führen der Prior und acht jährlich ernannte Definitoren. Den durch große Schenkungen anwachsenden Reichtum verwendeten die Mönche gern zur Ausschmückung ihrer Wohnungen (Kartausen) und Kirchen (z. B. die Certosa bei Pavia, die Grande Chartreuse bei Grenoble). Die K. tragen einen langen weißen Rock mit weißer Kapuze, beim Ausgehen einen schwarzen Chorrock (cappa). Das Wappen des Ordens zeigt die Abbildung. Der bis zur französischen Revolution sehr verbreitete und geachtete Orden ist gegenwärtig sehr zurückgegangen. Er zählt 13 Männer- und 3 Frauenklöster. Aus Frankreich wurden die K. seit 1901 vertrieben und ihre Häuser von der Regierung beschlagnahmt. Die Grande Chartreuse wurde im April 1903 geschlossen und in eine Erholungsstation für Soldaten verwandelt. Die Fabrikation des Likörs ist zurzeit sistiert, soll aber in Tarragona wieder aufgenommen werden. General und Konvent befinden sich zurzeit in der Kartause Farneta bei Lucca. Der 1234 entstandene Frauenorden der Kartäuserinnen beschränkte sich fast nur auf Frankreich und erlosch 1790. Vgl. Le Couteux (gest. 1709), Annales ordinis cartusiensis« (Neuville 1888 bis 1891, 8 Bde.); Reichenlechner, Der Kartäuser-

Wappen der Kartäuser.

orden in Deutschland (Würzb. 1885); A. Pascal, Le désert de la grande Chartreuse, ou Histoire des Chartreux (3. Aufl., Grenoble 1892); Le Vasseur, Ephemerides ordinis Cartusiensis (Montreuil 1891 bis 1893, 5 Bde.); Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, Bd. 1 (Paderborn 1896); Loebbel, Der heil. Bruno von Köln (Münster 1899); Molin, Histoire Cartusienne (Tournai 1903 ff.).

Kartäuserkatze, s. Katze.

Kartäusernelke, s. Dianthus.

Kartäuserpulver, soviel wie Mineralkermes, s. Antimonsulfide.

Kartäusertee, s. Chenopodium.

Karte (lat. Charta, franz. Carte), gewöhnlich soviel wie Landkarte oder Spielkarte (s. diese Artikel). K. im Postbetrieb, ein Verzeichnis zum Eintragen der von einer Postanstalt einer andern zu überweisenden Wert- und Einschreibsendungen sowie zum Nachweis der Abgangs- und Ankunftszeit und des von der Ankunftsanstalt einzuziehenden Portos. Die K. und die zugehörigen in Beuteln ꝛc. verpackten Sendungen einschließlich der nicht eingetragenen gewöhnlichen Briefsendungen bilden zusammen den Kartenschluß. Der regelmäßige Austausch von Kartenschlüssen wird zwischen den Postanstalten nach Bedürfnis verabredet; die dadurch zwischen den Anstalten entstehende Verkehrsbeziehung heißt auch Kartenschluß. Je nachdem ein Kartenschluß nur gewöhnliche und Einschreibsendungen oder nur Wertsendungen enthält, heißt die K.: Briefkarte oder Geldkarte. Im Postpäckereiverkehr mit dem Ausland dienen die Frachtkarten zugleich zur Abrechnung über Porto und Franko. Kartieren ist das Eintragen in die K., Dekartieren (Entkarten) das Feststellen des Vorhandenseins der Sendungen nach der K. am Ankunftsorte sowie das Besichtigen der beigelegten, d. h. nicht eingetragenen Briefsendungen. An Zwischenorten wird umkartiert, d. h. die eben entkarteten Sendungen werden von neuem kartiert. Die Kartenschlüsse und Pakete werden in Ladezettel eingetragen, auf Grund deren der Austausch dieser Ladungsgegenstände mit den fahrenden Posten an den Posthäusern und auf den Eisenbahnstationen stattfindet

Kartell (franz. Cartel, ital. cartello, v. lat. carta, ein Stück Papier), ursprünglich die bei den Turnierspielen zu beobachtende Kampfordnung; dann eine schriftliche Aufforderung zum Zweikampf, daher der Überbringer einer Herausforderung Kartellträger genannt wird. Das Deutsche Strafgesetzbuch (§ 203) bedroht einen solchen mit Festungshaft bis zu sechs Monaten. K. (Kartellkonvention) ist ferner eine Bezeichnung für Verträge oder Verabredungen, die besonders da angewendet wird, wo es sich um Verträge handelt, durch die nicht neue Rechtsverhältnisse begründet werden sollen, sondern für einen voraussichtlich ohne das Zutun beider Teile eintretenden Fall Vorsorge getroffen wird. Auch bei dem Verkehr zwischen Staaten kennt man Kartelle, wie Auslieferungs-, Deserteur-, Zollkartelle ꝛc. Ein Zollkartell ist ein Vertrag, durch den zwei Staaten verabreden, daß ihre Zollbehörden einander innerhalb gewisser Schranken Beistand gewähren sollen. Es ist zu unterscheiden von dem Zollvertrag, in dem über Höhe und Art der Zölle materielle Verabredungen getroffen werden. Ein solches Zollkartell bildet der Regel nach das Annexum eines Handelsvertrags. K. ist auch ein zwischen kriegführenden Mächten abgeschlossener Vertrag, der die Art der Kriegführung, namentlich auch die Auswechselung der Gefangenen, betrifft; auch ein zwischen zwei Mächten im Frieden in betreff der Auslieferung der Schmuggler, Deserteure und flüchtigen Militärpflichtigen abgeschlossener Vertrag. Ein solcher Kartellvertrag vom 10. Febr. 1831 über die wechselseitige Auslieferung von Militärpflichtigen und Deserteuren, der früher zwischen sämtlichen deutschen Staaten bestand, hat heute nur noch zwischen Österreich und Preußen Geltung. Unter Gewerkschaftskartellen versteht man die Vereinigung der an einem Orte bestehenden Gewerkschaften, unter studentischen Kartellen die freundschaftlichen Beziehungen (sie äußern sich vor allem durch Verkehr auf den Kneipen der kartellierten Verbindungen), die zwischen gleichgesinnten Verbindungen verschiedener Universitäten bestehen, z. B. zwischen den verschiedenen christlichen Verbindungen, den verschiedenen akademischen Turn- und Gesangvereinen.

Von besonderer Bedeutung sind in neuerer Zeit die Kartelle, Syndikate (franz. syndicats professionels) oder Unternehmerverbände in Industrie und Handel geworden, d. h. vertragsmäßige Vereinbarungen von Unternehmern eines Produktionszweiges, um die gegenseitige Konkurrenz zu beseitigen oder abzuschwächen, und in gemeinsamer Weise Produktion und Absatz entweder in einzelnen Teilen oder in vollständig gemeinschaftlicher Verbindung zu regeln. In der Form und in den Mitteln, deren sie sich zur Erreichung ihres Zieles bedienen, weichen sie sehr voneinander ab. Sie sind entweder gemeinschaftliche Verabredungen über untergeordnete Bedingungen des Verkaufs von Erzeugnissen, z. B. über Zahlungsfristen, Lieferfristen ꝛc., oder lose Vereinbarungen über die Preise, oder bindende Vereinbarungen über Preise und Größe der Produktion. Am vollendetsten ist das K. dann, wenn dadurch eine eingehende Regelung von Produktion und Absatz durch gemeinsame Übernahme von Bestellungen und deren Verteilung auf die einzelnen kartellierten Werke nach gleichen Grundsätzen erfolgt. Der Zweck der Kartelle ist der, den bestehenden Unternehmungen die Sicherheit des Absatzes zu guten Preisen zu gewähren. Solche Kartelle spielen auch im Eisenbahn-, Versicherungswesen eine Rolle. Eisenbahngesellschaften schließen ein K. über Tarifstellung, gegenseitige Benutzung ihrer Wagen u. dgl. (s. Eisenbahnverbände), Versicherungsgesellschaften schließen ein K., um einander Auskunft über die Qualität von Agenten und Policesuchern zu erteilen. In Handel und Kleinbetrieb erscheinen die Kartelle zumeist als lose Vereinigungen zum Schutze gemeinsamer Interessen, so z. B. der »Zentralverband deutscher Kaufleute« mit dem Sitz in Leipzig. Von besonderer Tragweite sind aber die immer mehr vervollkommten und rasch zunehmenden Kartelle in der Großindustrie. Die ersten Kartelle traten in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrh. in Frankreich auf (K. der Sodafabrikanten 1838, Verband der Kohlenzechen im Loirebecken 1842). In den 60er Jahren regte sich eine zweite Kartellbewegung, besonders lebhaft aber begann die Entwickelung nach dem Krisisjahr 1873, als die Rentabilität der Unternehmungen immer tiefer sank und die Konkurrenz sich um so stärker fühlbar machte. In der jüngsten Zeit hat dann die Kartellbewegung rasche Fortschritte gemacht. Die Zahl der Kartelle in Deutschland mag zurzeit etwa 450 betragen, von denen die meisten, ca. 80, in der gemischten Industrie bestehen, etwa ebensoviel in der Eisenindustrie, 59 in der Industrie der Steine und Erden, 38 in der Textil-, 17 in der

Kohlenindustrie. In Österreich zählte man 1902: 68 Kartelle. In außerordentlicher Weise sind in den letzten Jahren die Unternehmerverbände zur Regelung der Produktion in den Vereinigten Staaten gewachsen, wo alle Arten von Unternehmungen (Eisenbahnen, Telegraphen, Paketpost, Eisen-, Kohlen-, Petroleum- und Baumwollenindustrie, aber auch Industrien von Gebrauchs- und Luxusgegenständen ꝛc.) kartelliert sind. Ihr besonderes Merkmal erhält die amerikanische Kartellbewegung durch die Tendenz zur Fusionierung (Verschmelzung) der früher selbständigen Unternehmungen zu einer oder wenigen Riesenunternehmungen, die vielfach auch ihre Hilfsprodukte selbst erzeugen (vgl. Trust). In der Regel erstrecken sich die Kartelle auf ein Land oder einzelne Teile desselben, daneben gibt es auch internationale Kartelle, so für Schienen, für Bleiwerke, das (inzwischen verkrachte) Kupfersyndikat u. a. Zumeist geben Überproduktionen und Preisfälle die Veranlassung zum K., das häufig mit Preisverabredungen beginnt und erst später, wenn diese nicht zum Ziele führen, zur Errichtung gemeinsamer Verkaufsstellen oder zur Austeilung der Aufträge fortschreitet. Das K. gelingt um so leichter, je weniger Unternehmer eine Branche zählt; freilich haben bisher manche Kartelle zumeist nur auf eine Reihe von Jahren Bestand gehabt, da sie häufig von unzufriedenen Mitgliedern gesprengt wurden. Doch sind Erneuerungen eines gesprengten Kartells nach einiger Zeit heftiger Konkurrenz nicht selten. — In ähnlichem Sinne wie das Wort K. wird auch das Wort Ring (engl. corner) gebraucht; doch bezeichnet der Ausdruck Ring eine rein spekulative Vereinigung von Unternehmern oder Händlern ohne die Absicht dauernder Produktionsregelung, um durch Monopolisierung eines Produkts oder einer Ware Monopolpreise erzielen zu können. Ein Ring ist übrigens in der Regel nur für solche Artikel möglich, die nur in bestimmten Ländern, wie Baumwolle, Gewürze, Kaffee, oder nur an wenigen Stellen der Erde gewonnen werden können, wie Petroleum, Quecksilber. Während die Ringe kaum als volkswirtschaftlich wertvolle Formen von Unternehmerverbänden angesehen werden können, schwankt das Urteil über die Kartelle mangels ausreichender Erfahrungen in Wissenschaft und Praxis heute noch sehr. Während die Gesetzgebung in Deutschland und England der Kartellbildung bisher kein Hindernis bereitet hat, hat man es in Frankreich, Österreich und besonders in den Vereinigten Staaten an Versuchen einer gesetzlichen Beschränkung nicht fehlen lassen. Man rühmt den Kartellen nach, daß durch sie die Produktion geordnet, Preisschwankungen verhindert, Überproduktionen und Handelskrisen vermieden, infolgedessen den Arbeitern dauerndere Beschäftigung und gleichmäßigere Löhne gewährleistet werden können. Anderseits ist aber nicht zu verkennen, daß das Aufkommen neuer Unternehmungen leicht unterdrückt, Technik und Ökonomik wegen mangelnden Wettbewerbs gefährdet werden können, daß sie zu Preissteigerungen neigen und eine beherrschende Stellung gegenüber den Arbeitern und den Konsumenten erreichen können. Um zu einer genauern Kenntnis der Kartelle zu gelangen, ist im Deutschen Reich auf Antrag des Reichstags eine Kartellenquete veranstaltet worden, die sich bisher mit den Kohlen- und Koks-, den Eisenkartellen und dem Buchhändlerkartell beschäftigt hat; die Berichte darüber werden veröffentlicht u. d. T.: »Kontradiktorische Verhandlungen über deutsche Kartelle« (Berl. 1903 ff.). Vgl. Kleinwächter, Die Kartelle (Innsbr. 1883); »Schriften des Vereins für Sozialpolitik«, Bd. 60 (Schilderung von 15 Kartellen nebst Statuten, Leipz. 1894); Liefmann, Die Unternehmerverbände (Freib. i. Br. 1897), Schutzzoll und Kartelle (Jena 1903), Kartelle und Trusts (Stuttg. 1905); Pohle, Die Kartelle der gewerblichen Unternehmer (Leipz. 1898); K. Hirsch, Die rechtliche Behandlung der Kartelle (Jena 1903); Menzel, Die Kartelle und die Rechtsordnung (2. Aufl., Leipz. 1902); Juliusberg, Die Kartelle und die deutsche Kartellgesetzgebung (Berl. 1902); Grunzel, Über Kartelle (Leipz. 1902); Huber, Die Kartelle (Stuttg. 1903); Tschierschky, K. und Trust (Götting. 1903); Rundstein, Das Recht der Kartelle (Berl. 1904); v. Landmann, Die amtlichen Erhebungen über das deutsche Kartellwesen, in den »Annalen des Deutschen Reichs« (Münch. 1904); ferner: Rousiers, Les syndicats industriels de producteurs en France et à l'étranger (Par. 1901); Laur, Les cartels et syndicats en Allemagne (2. Aufl., das. 1903); Colliez, Les coalitions industrielles et commerciales d'aujourd'hui (das. 1904).

Mit dem Namen K. bezeichnet man auch das Bündnis, das die drei regierungsfreundlichen Parteien des deutschen Reichstags: die Deutschkonservativen, die Reichspartei und die Nationalliberalen, nach der Auflösung des Reichstags wegen Ablehnung des Septennats (14. Jan. 1887) für die Neuwahlen schlossen. Hierbei sollte in denjenigen Wahlkreisen, in denen bisher ein Mitglied der drei Kartellparteien im Besitz des Mandats gewesen war, dieser oder ein Ersatzmann desselben gewählt werden und in den andern Wahlkreisen eine Einigung der drei Parteien über einen gemeinsamen Kandidaten erfolgen. Die Kartellparteien errangen bei der Wahl vom 21. Febr. 1887 die Mehrheit (217 gegen 173 Stimmen) und sicherten hierdurch nicht nur die Genehmigung des Septennats, sondern auch der andern Regierungsvorlagen, wie der Mehrforderungen für Rüstungen, des Alters- und Invalidenversorgungsgesetzes, der Branntweinsteuer, der Kolonialvorlagen u. a. Das K. wurde von dem Zentrum und den Deutschfreisinnigen aufs heftigste angegriffen, aber auch von dem äußersten Flügel der Konservativen, der Kreuzzeitungspartei unter Hammerstein und Stöcker, angefeindet, und als es Anfang Dezember 1889 für die Neuwahlen vom 20. Febr. 1890 erneuert wurde, schlossen die Ultramontanen, Deutschfreisinnigen und Sozialdemokraten eine Art »Antikartell«. Da die Strömung im Volk sich geändert hatte, erlitt das K. am 20. Febr. 1890 eine Niederlage und verlor die Mehrheit im Reichstag, damit auch seinen Zusammenhalt und seine Bedeutung.

Kartellparteien, s. Kartell, S. 684.

Kartellschiff, s. Parlamentärschiff.

Kartellträger, s. Kartell, S. 683, und Zweikampf.

Kartellverband, s. Bühnenverein, Deutscher.

Kartenbrief, eine vereinfachte, bequem verschließbare und nur aus einem gefalteten Blatt bestehende Abart der gewöhnlichen Briefe. Der K. dient zur Übermittelung kürzerer, zur Abfassung im Postkartenstil geeigneter Nachrichten, für deren Niederschrift die Postkarte zu klein ist oder die von einem andern als dem Empfänger nicht gelesen werden sollen. Der mit eingedruckter Freimarke versehene K. hat nach dem Verschließen die Größe einer Postkarte und besteht aus einer Doppelkarte, deren Ränder teilweise gummiert und rings durchlöchert sind, um sie behufs Öffnung des Kartenbriefs abreißen zu können. Kartenbriefe werden amtlich ausgegeben ohne Aufschlag in Deutschland (seit 1. Nov. 1897 zu 10 Pf.), Belgien,

das den K. zuerst einführte, Österreich-Ungarn (zu 6 und 10 Heller), Dänemark, Schweden, den Vereinigten Staaten von Amerika ꝛc., mit einem geringen Aufschlag für das Formular in Rußland und den Niederlanden.

Kartenhaus, eine Hütte auf der Kommandobrücke von Kriegs- und Handelsschiffen, worin Platz ist, die Seekarten auf einem Tisch auszubreiten und Peilungen zur Ortsbestimmung in sie einzuzeichnen.

Kartennetz, s. Gradnetz und Landkarten.

Kartenprojektion, s. Landkarten.

Kartenschlagen (Kartenlegekunst), s. Spielkarten.

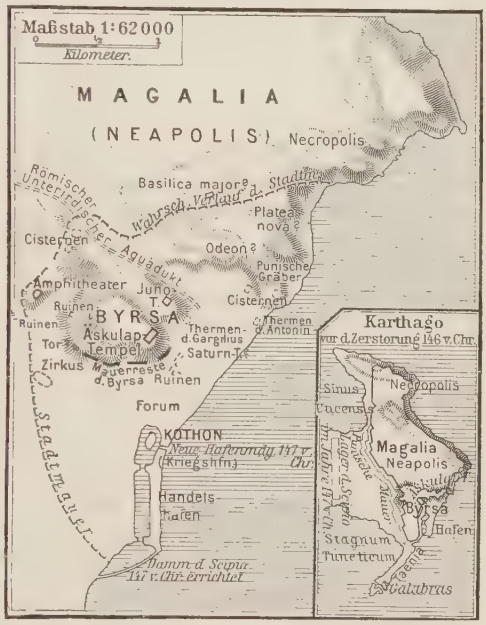
Kartenschlagmaschine, s. Weben.

Kartenschluß, s. Karte.

Kartenspiel, s. Spielkarten.

Kartesianische Teufel (Cartesische Teufel, Kartesianische Taucher), nach ihrem Erfinder Descartes benannte kleine, aus buntem Glas geblasene hohle Puppen, gewöhnlich Teufelsfiguren, die teils mit Luft, teils mit Wasser gefüllt und am Ende des gebogenen Schwanzes mit einer kleinen, ins Innere der Figur führenden Öffnung versehen sind. Die Figur muß um etwas leichter sein als ein gleiches Volumen Wasser, muß also noch schwimmen. Stellt man eine solche Puppe, deren Schwanzöffnung sich unterhalb der Wasseroberfläche befindet, in ein mit Wasser gefülltes gläsernes Gefäß und verschließt dies mit einer Blase luftdicht, so senkt sich die Figur, sobald man mit dem Finger auf die Blase drückt, zu Boden, weil der erhöhte Druck durch die kleine Öffnung Wasser in die hohle Puppe treibt, wodurch diese schwerer wird und sinkt. Hebt man den Druck auf die Blase auf, so drängt die in der Glasfigur zusammengepreßte Luft das Wasser wieder aus der Höhlung der Figur heraus, und die Figur erhebt sich an die Oberfläche des Wassers. Läßt man den Taucher schweben, vermindert dann den Druck momentan und stellt ihn gleich darauf wieder her, so dreht sich die Figur infolge der Rückwirkung rechts um, wenn der Schwanz unter dem rechten Arm, links, wenn er unter dem linken Arm durchgeführt ist. Bei sehr tiefen Gefäßen vermag der gesunkene Taucher nicht mehr aufzusteigen, weil der darüber lastende Wasserdruck wie ein künstlicher Druck wirkt.

Karthago (bei den Griechen Karchēdon, phönikisch Kartha-hadatha oder abgekürzt Karthada, »Neustadt«), im Altertum berühmte Stadt in Zeugitana auf der Nordküste von Afrika, im Innern eines Meerbusens, war zum größten Teil von dem Tunesischen See und dem Meer umflossen und hing mit dem Festland nur durch einen 4 km breiten Isthmus zusammen. Ihr ältester Teil war die 60 m hohe Burg, Byrsa genannt, um die herum die Stadt allmählich erwuchs. Gegen die Seeseite hin, wo das Ufer steil abfiel, ward K. durch eine einfache, gegen die Landseite hin aber durch zwei vorliegende Befestigungslinien und eine 14 m hohe und 9 m breite Mauer geschützt, die mehrstöckig war und in ihrem Erdgeschoß Stallungen für 300 Kriegselefanten, im obern für 4000 Pferde und Unterkunft für 24,000 Mann enthielt. Nach neuern Berechnungen betrug der Umfang der Stadt etwa 24 km. Auf dem höchsten Punkte der Byrsa befand sich der vornehmste Tempel Karthagos, der des Esmun (Asklepios). Die Stadt hatte zwei Seehäfen, die im SO. lagen und durch einen 70 Fuß breiten Kanal miteinander verbunden waren. Der äußere war für Kauffahrteischiffe bestimmt. Der innere oder der Kriegshafen hieß nach einer inmitten desselben sich erhebenden Insel Kothon. Auf letzterer lagen die Zeughäuser, und rings um sie her war Platz für 220 Kriegsschiffe. In der Nähe des letztern Hafens befand sich der Marktplatz. Nordwestlich von der Byrsa auf einer flachen Höhe lag ein besonderer, neuerer Stadtteil, Magalia (»Höhe«) genannt, von der Altstadt durch eine Zwischenmauer getrennt und durch eine 75 km lange Leitung mit Wasser versehen. Die Bevölkerung der Stadt soll sich beim Anfang des dritten Punischen Krieges auf 700,000 (?) Menschen belaufen haben. Nach ihrer Zerstörung 146 v. Chr. (s. unten) von Augustus wieder aufgebaut, wurde sie bald wieder so bedeutend, daß sie bis zu ihrer Eroberung durch die Wandalen eine der ersten Stellen unter den Städten des römischen Reiches einnahm.



Lageplan von Karthago.

Im Mittelalter wurden die Marmortrümmer nach allen Seiten hin, selbst nach Italien, verschleppt; daher zeigt die weite Strecke, über die sich die Stadt ausbreitete, nur noch einzelne, aber mitunter kolossale Bautrümmer; am besten erhalten sind die alten Zisternen und die Reste einer römischen Wasserleitung.

Staatsverfassung, Handel, Religion.

Das wenige, was über die Verfassung des altkarthagischen Staates bekannt ist, verdanken wir hauptsächlich Aristoteles, der in seiner »Politik« die karthagische Verfassung den besten der alten Staaten an die Seite stellt. Die Verfassung Karthagos war ursprünglich aristokratisch. An der Spitze standen zwei Suffeten (die Schophthim der Hebräer), die bald mit den spartanischen Königen, bald mit den römischen Konsuln verglichen und daher von den Römern Reges, Consules, Dictatores genannt wurden. Sie hatten den Vorsitz und Vortrag im Senat, den Vorsitz im Gericht und nicht selten auch den Oberbefehl im Krieg. Wie lange sie ihr Amt verwalteten, ist ungewiß. Wie die Suffeten, so wurden auch die Feldherren gewählt. In rein militärischen Sachen war die Gewalt der Feldherren in der Regel unbeschränkt; beim Abschluß von Bündnissen, Verträgen ꝛc. aber waren sie an die Ein-

willigung von Senatoren gebunden, deren in der Regel eine Anzahl mit ins Feld ging. Charakteristisch ist die rücksichtslose Härte, mit der öfters gegen Feldherren, die unglücklich gewesen waren, verfahren ward, wenn sie es nicht vorzogen, freiwillig zu sterben. Nächst den Suffeten und Feldherren genossen die Priester das höchste Ansehen; doch gab es keinen eigentlichen abgesonderten Priesterstand. Das höchste beratende und vollziehende Kollegium war der Senat, der in einen Großen und in einen Kleinen Rat zerfiel. Er hatte die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die Oberaufsicht über das Kriegs-, Finanz- und Polizeiwesen sowie die gesetzgebende Gewalt; nur wenn Senat und Suffeten nicht einerlei Meinung waren, mußten die Gesetzvorschläge zur letzten Entscheidung an das Volk gebracht werden. Später (die Zeit ist nicht genau zu bestimmen) wurde dem Geschlechtersenat ein zweiter, der der Hundertmänner (die genauere Zahl war 104), an die Seite gesetzt, den Aristoteles mit dem Ephorat der Spartaner vergleicht; doch war dieser wohl mehr ein kontrollierender Gerichtshof und scheint demnach, obwohl er, wie bezeugt wird, aus den reichsten Bürgern bestand, einen demokratischen Charakter gehabt zu haben, was im Laufe der Zeit zu innern, den Staat zerrüttenden Parteikämpfen führte. Die Einkünfte Karthagos bestanden in den Tributen, welche die untertänigen Städte in Geld, die Ackerbau treibenden Bewohner des flachen Landes in Naturalien entrichten mußten, in den Zöllen, die in den Häfen erhoben wurden, vornehmlich aber in dem Ertrag der Bergwerke, namentlich der spanischen seit Hamilkars Eroberungen in diesem Lande. Die vornehmsten Ausgaben wurden durch die Flotte und die Mietstruppen veranlaßt; die Magistratspersonen erhielten gesetzlich keine Besoldung. Die Kriegsmacht war vornehmlich Seemacht. Am stärksten war dieselbe während des ersten Punischen Krieges; dann sank sie unter der Herrschaft der Barkiden, da diese zur Ausführung ihrer Eroberungspläne einer Seemacht weniger bedurften als einer tüchtigen Landmacht. Zur Zeit der Kriege mit Syrakus hatte K. eine Flotte von 150—200 Kriegsschiffen, im ersten Kriege mit Rom aber auf 350 Kriegsschiffen 150,000 Bewaffnete. Die trefflich eingeübten Ruderknechte waren gewöhnlich afrikanische Sklaven. Die Landmacht war größtenteils ein buntes Gemisch der verschiedensten Nationalitäten. Nur wenige karthagische Bürger zogen unter dem Namen der heiligen Schar mit in den Krieg. Den Kern des Landheeres machten aber die Libyer als schwere Reiter und Hopliten aus. Angeworbene Söldner, namentlich Spanier und Gallier, auch Kampanier, Ligurier und Griechen, endlich die numidischen Reiter, bildeten die übrige Masse.

Das Hauptgebiet des karthagischen **Handels** war das westliche Mittelmeer, und hier bildeten besonders die sizilischen und süditalischen Seestädte die Stapelplätze für denselben. Die Karthager holten hier Öl und Wein; dagegen brachten sie schwarze Sklaven aus dem innern Afrika, Edelsteine, Gold, afrikanische Früchte und karthagische Manufakturwaren, von denen besonders die Webereien sehr berühmt waren. Malta lieferte den Karthagern baumwollene Gewänder, die Liparischen Inseln Alaun, Korsika Wachs und Honig und besonders geschätzte Sklaven, Äthalia (Elba) Eisen. Den Bewohnern der Balearischen Inseln brachten sie gegen Lasttiere und Früchte Sklavinnen und Wein; zugleich dienten diese Inseln als Stationsplätze für den Handel mit Spanien, von wo sie außer edlen Metallen auch Wein und Öl bezogen haben mögen. Mit der ängstlichsten Sorgfalt wirkten sie jeder möglichen Konkurrenz mit andern Völkern entgegen und legten selbst ihren Kolonien Beschränkungen in bezug auf die Handelsfreiheit auf. Während daher der Hafen der Hauptstadt allen fremden Kaufleuten offen stand, wurden die Häfen der Kolonien diesen, solange es nur möglich war, verschlossen oder doch nur unter lästigen Bedingungen geöffnet. Gleich den Phönikern hatten die Karthager auch an der Westküste Europas Kolonien und besuchten, um Zinn zu holen, die britischen Inseln (Kassiteriden). Es ist ferner wenigstens wahrscheinlich, daß sie des Bernsteins wegen auch den Kanal und den Sund durchsegelten und die Küsten der Ostsee besuchten. An der Westküste von Afrika, an der sie bis zum Grünen Vorgebirge vordrangen, tauschten sie gegen Putzsachen und allerlei Gerätschaften sowie gegen Wein und ägyptische Leinwand Elfenbein und Felle ein. Was den Landhandel anlangt, so hören wir von Herodot, daß sich in dem ägyptischen Theben Libyer und Karthager, unzweifelhaft des Handels wegen, aufhielten. Außerdem bezogen sie von den Garamanten, den Bewohnern des heutigen Fezzan, Negersklaven und Edelsteine.

Die **Religion** der Karthager war im wesentlichen die phönikische. Als die Hauptgottheiten werden Baal, Moloch, Melkarth und die Göttin Astarte genannt; die beiden ersten führen bei den Griechen den Namen Kronos, Melkarth ist der griechische Herakles (Herkules), Astarte die griechische Aphrodite (Venus). Baal und Melkarth erscheinen beide meist als Sonnengott, Moloch als Feuergott, Astarte als die Mondgottheit (auch Dido genannt). Von dem Kultus ist nur der in ähnlicher Weise auch anderwärts vorkommende Gebrauch zu bemerken, dem Moloch (statt dessen aber auch oft Baal genannt wird) Menschenopfer darzubringen. Es war üblich, jedes Jahr ein Kind, und zwar das einzige Kind vornehmer Eltern, in die Arme des ehernen, mit Glut erfüllten Standbildes des Gottes zu legen, von wo es in das Innere hinabglitt. Außerdem geschah dies auch noch in Zeiten großer Gefahr, oft mit einer großen Menge von Kindern, wie denn z. B., als K. durch Agathokles schwer bedroht war, deren 200 geopfert wurden. — Über die **Literatur** ist nichts Näheres bekannt. Es wird indes berichtet, daß bei der Zerstörung der Stadt mehrere Bibliotheken vorgefunden wurden, welche die Römer, mit Ausnahme des Werkes eines Mago über den Ackerbau, verschenkten; dieses letztere wurde von D. Silanus ins Lateinische übersetzt. Ferner ist zu bemerken, daß von einem Bericht (Periplus) Hannos, der eine Entdeckungsreise an der Westküste von Afrika machte, noch eine griechische Bearbeitung erhalten ist. Die Sprache der Karthager war die phönikische (vgl. Phönikien).

Geschichte.

Nach der Sage gründete **Dido** (s. d.) oder **Eliſſa**, eine tyrische Königstochter, die Stadt und zwar nach Angabe der meisten alten Schriftsteller 814 (vielleicht auch 846) v. Chr. Als von den Phönikern abstammend, hießen die Bewohner der neuen Stadt **Pönier** oder **Punier**, und immer herrschte zwischen ihnen und den Tyriern ein Gefühl der Verwandtschaft. Zuerst den Libyern tributpflichtig, waren die Karthager bald stark genug, nicht nur den Libyern den Tribut zu verweigern, sondern sich dieselben durch Bekriegung auch dienstbar zu machen. So wurde das Gebiet Karthagos südlich bis an den Tritonsee, die Grenzmarke zwischen dem fruchtbaren Land und der Wüste, östlich bis zum Turris Euprantus und bis zu den

Arae Philaenorum ausgedehnt, während es sich im W. bis in die Gegend von Hippo Regius (Bona), der Residenz der numidischen Könige, erstreckte. Die bis an den Tritonsee und bis an die numidische Grenze wohnenden Libyer oder Libyphöniker wurden Untertanen der Karthager, mit Ausnahme der phönikischen Städte Utica, Groß-Leptis, Hadrumetum, Klein-Leptis, Hippo Zarytos, die in einem (jedoch meist untergeordneten) Bundesgenossenverhältnis zu K. standen; das weiter östlich gelegene Land war von nomadischen Völkerschaften bewohnt, weshalb daselbst keine feste Herrschaft der Karthager begründet werden konnte. Von diesem ihrem Gebiet aus breiteten sie ihren Handel und ihre Herrschaft immer weiter aus. So war die Küste von Numidien und Mauretanien bis zu den Säulen des Herakles (nach den Nachrichten der Alten) mit ihren Kolonien besetzt, desgleichen die Westküste von Spanien; insbes. aber war ihr Augenmerk schon sehr früh auf Sizilien und Sardinien gerichtet. Schon 540 lieferten die Karthager in Verbindung mit den Etruskern den Phokäern, die sich in Alalia (Korsika) niedergelassen hatten, eine Schlacht. Auch berichtet Polybios von einem Handelsvertrag mit Rom, durch den die Karthager 509 die Ausschließung der Römer von den fruchtbaren Gegenden südlich vom Schönen Vorgebirge, wo die Hauptemporien der Karthager lagen, bezweckten.

Der Kampf um den ausschließlichen Besitz Siziliens nahm zwei Jahrhunderte lang die Kraft Karthagos in Anspruch. Zuerst setzten sich die Karthager auf dem westlichen Teil der Insel fest, bemächtigten sich der phönikischen Niederlassungen zu Motye und Panormos und dehnten sodann, die fortwährenden Streitigkeiten unter den griechischen Städten ausbeutend, ihre Herrschaft weiter nach Osten aus. Nach Herodot rief der durch Theron von Agrigent vertriebene Tyrann Terillos von Himera die Karthager zu Hilfe, die 480 unter Hamilkars Anführung ein 300,000 Mann starkes Heer nach Sizilien gesandt haben sollen, Theron ward jedoch von Gelon von Syrakus unterstützt, und dieser brachte den Karthagern bei Himera eine völlige Niederlage bei, in der ihr ganzes Heer vernichtet wurde. Erst 408 begann der Krieg von neuem, als die Segestäer, von den Selinuntiern hart bedrängt, bei ihnen um Hilfe baten. Der Feldherr der Karthager, Hannibal, eroberte zwar an der Spitze eines großen Heeres Selinus, Himera, Agrigent (406), Gela (405), wurde aber durch eine Pest genötigt, mit Dionysios, dem Tyrannen von Syrakus (406—367), der die Verteidigung der griechischen Städte gegen K. übernommen hatte, einen Vertrag abzuschließen, in dem sich K. mit den gemachten Eroberungen begnügte. Dionysios erneuerte darauf den Krieg dreimal, um den Karthagern ihre Besitzungen auf der Insel zu entreißen (398—392, 383, 368), und brachte ihnen wiederholt Niederlagen bei, doch mußte er sie im Besitz wenigstens eines Teils ihrer Eroberungen lassen. Weiter beschränkt wurden diese durch den Sieg Timoleons, des Befreiers von Syrakus am Krimissos (343). Durch Agathokles (s. d.) wurden sie sogar 310—306 in Afrika selbst bedroht, und Pyrrhos bemächtigte sich 278—275 der ganzen Insel, mit Ausnahme von Lilybäon. Nachdem dieser aber Sizilien verlassen, unterwarfen sie sich wieder die ganze Insel, mit Ausnahme von Syrakus und Messana, und waren schon im Begriff, sich auch der letztern Stadt zu bemächtigen, als trotz der noch in der letzten Zeit geschlossenen Verträge der erste der drei sogen. Punischen Kriege (s. d.) mit Rom zum Ausbruch kam.

Im ersten Punischen Kriege (264—241) verloren die Karthager nach der Niederlage ihrer Flotte bei den Ägatischen Inseln ihren Besitz in Sizilien sowie die dazugehörigen Inselgruppen und mußten sich zur Zahlung von 3200 Talenten verpflichten. Ehe sie sich noch von ihren Verlusten erholen konnten, brach der mehr als vierjährige blutige Krieg (241 bis 237) gegen die aufrührerischen Söldner aus, an dem sich auch die libyschen Städte beteiligten; Hamilkars Feldherrnkunst trug den Sieg über die Meuterer davon, aber inzwischen hatten sich die Römer in den Besitz Sardiniens gesetzt, und die Karthager, zu schwach zu einem neuen Kriege, mußten nicht nur auf den Besitz jener Insel förmlich Verzicht leisten, sondern auch noch einen abermaligen Tribut von 1200 Talenten entrichten. Mit Sardinien zugleich ward ihnen auch Korsika entrissen. Nach Unterdrückung des Aufstandes setzte Hamilkar mit dem Heere nach Gades über, um die Pyrenäische Halbinsel zu erobern. Neun Jahre lang kämpfte er mit Glück gegen die hispanischen Völker, bis er 229 bei der Belagerung der Stadt Helike seinen Tod fand. An seine Stelle trat sein Schwiegersohn Hasdrubal, der weniger durch Krieg als durch friedliche Mittel die Grenzen der karthagischen Herrschaft weiter ausdehnte, und als auch dieser ums Leben gekommen war, wählte das Heer Hamilkars berühmten Sohn Hannibal zum Oberfeldherrn, und in K. wagte man nicht, dieser Wahl zu widersprechen. In den Jahren 221 und 220 vollendete Hannibal die Eroberung Hispaniens bis an den Iberus, und nun fühlte er sich stark genug, den Kampf gegen die Römer aufzunehmen, und bemächtigte sich der Stadt Sagunt trotz eines zwischen Rom und Sagunt bestehenden Bündnisses. Dies war die Veranlassung zum zweiten Punischen Krieg (218—201), in dem die Karthager unter der genialen Führung Hannibals (s. d. 3), der über die Pyrenäen und Alpen in Italien selbst eindrang, anfangs große Erfolge davontrugen, schließlich aber der unerschöpflichen Streitmacht und der bewundernswürdigen Ausdauer der Römer, die gleichzeitig auf vier Schauplätzen den Krieg führten, unterlagen. Nach der Niederlage bei Zama (202) wurde 201 der gedemütigten Rivalin Roms der Friede gewährt unter folgenden harten Bedingungen: Auslieferung der Kriegsschiffe bis auf zehn und der Elefanten, Zahlung von 10,000 Talenten, Entschädigung Masinissas und das Versprechen, hinfort nicht mehr ohne Einwilligung der Römer die Waffen zu ergreifen. Hannibal suchte sein niedergedrücktes Vaterland durch kluge Maßregeln in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung nach und nach wieder zu heben, beeinträchtigte aber dadurch die Interessen der ihm schon vorher abgeneigten Aristokratie, die ihn mit Hilfe der Römer aus K. vertrieb (195).

Seitdem wurde K. im Innern durch Streitigkeiten zwischen der aristokratischen und der Volkspartei zerrüttet und von außen durch Masinissa bedroht, der, den Karthagern von den Römern als Wächter an die Seite gesetzt, ihnen im Vertrauen auf seine Schutzherren ein Stück ihres Gebiets nach dem andern entriß. Als sich die Karthager endlich nach Vertreibung der Partei des Masinissa (151) gegen diesen zur Wehr setzten, aber geschlagen wurden, erklärten die Römer, durch M. Cato am Schluß jeder Rede im Senat an sie mit den Worten erinnert: »Ceterum censeo Carthaginem esse delendam« (»im übrigen bin ich der Meinung, daß K. zu vernichten sei«), dies für Friedensbruch und sandten 149 die Konsuln M. Mani-

lius und L. Marcius Censorinus mit 84,000 Mann nach Sizilien. Die Karthager baten um Frieden und zeigten sich bereit, sich in alle Bedingungen der Römer zu fügen; als diese ihnen jedoch befahlen, ihre Stadt zu verlassen und sich mehr landeinwärts wieder anzubauen, vereinigten sich alle Klassen und Stände zur verzweifeltsten Gegenwehr. So begann ein letzter furchtbarer Kampf (dritter Punischer Krieg, 149 bis 146), der mit Karthagos Eroberung durch P. Cornelius Scipio endete; 17 Tage wütete das Feuer in der Stadt, ein großer Teil der Bewohner kam um; die Überlebenden wurden in die Sklaverei geführt, die Stadt bis auf den Boden zerstört und fast das ganze karthagische Gebiet zur römischen Provinz Africa gemacht.

Im J. 122 wurde auf Antrag des Gajus Gracchus beschlossen, die Stadt unter dem Namen Junonia wieder aufzubauen und eine Kolonie von 6000 römischen Bürgern daselbst anzusiedeln; indessen verhinderte der Sturz des Gracchus die Ausführung. Julius Cäsar nahm das Projekt von neuem auf, konnte es jedoch nicht mehr ausführen. Die Herstellung geschah erst durch Augustus, der die Stadt mit 3000 römischen Kolonisten und zahlreichen Eingebornen aus der Umgegend bevölkerte.

Die neue Stadt gelangte in der Kaiserzeit wieder zu hoher Blüte, so daß sie nebst Alexandria die zweite Stelle unter den Städten des Reiches nach Rom einnahm. Sie war der Sitz des römischen Prokonsuls und der meisten übrigen römischen Beamten, später auch eines christlichen Bischofs und wurde infolge ihrer günstigen Lage bald wieder ein reicher Haupthandelsplatz, in dem es aber auch an Schulen für Grammatik, Rhetorik, Philosophie und die übrigen freien Künste nicht fehlte. 439 n. Chr. wurde sie aber von den Wandalen (s. d.) unter Geiserich erstürmt und war nun fast ein Jahrhundert hindurch Hauptstadt des Wandalenreichs, bis sie 533 von Justinians Feldherrn Belisar als »Justiniana« dem oströmischen Reich wieder einverleibt wurde. 697 ward sie jedoch durch den Sarazenen Hassan, den Feldherrn des Kalifen Abd al Malik, erobert und in Asche gelegt, um nun über 200 Jahre öde zu liegen, bis hierauf ein Teil der Stadt von dem ersten der fatimidischen Kalifen wieder bevölkert ward. Im Anfang des 16. Jahrh. bestand sie aus einer Moschee, einem Kollegium ohne Studierende, 25—30 Buden und den Hütten von etwa 500 Bauern. Aber selbst dieses elende Dorf wurde von den Spaniern, die Karl V. in die Feste Goletta gelegt hatte, zerstört. — Die Geschichte Karthagos kennen wir allein aus griechischen und römischen Schriftstellern, die seit dem 2. Jahrh. n. Chr. gelebt haben. Die von den Franzosen mit großem Eifer betriebenen Ausgrabungen (jetzt unter Delattre und Gauckler) haben über die Häfen Licht verbreitet, auf dem Festland aus der punischen Zeit fast nur Nekropolen zutage gefördert. Vgl. Beulé, Nachgrabungen in K. (deutsch, Leipz. 1863); Davis, K. und seine Überreste (deutsch, das. 1863); Graux, Les fortifications de Carthage (Par. 1876); Movers, Die Phönizier (Berl. 1841—56, 2 Bde.); O. Gilbert, Rom und K. (Leipz. 1876); Meltzer, Geschichte der Karthager (Berl. 1879—96, Bd. 1 u. 2); R. B. Smith, Carthage and the Carthaginians (3. Aufl., Lond. 1894); Church, Carthage, the empire of Africa (das. 1886); Babelon, Carthage (Par. 1896, Führer); Audollent, Carthage romaine (das. 1904); Winckler und Schurtz im 3. u. 4. Band von Helmolts »Weltgeschichte« (Leipz. 1900 u. 1901).

Karthamin, s. Saflor.

Karthaune, s. Kartaune.

Karthaus, Flecken und Kreisort im preuß. Regbez. Danzig, in schöner Lage an zwei Seen und an der Staatsbahnlinie Praust–K., 226 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Amtsgericht, Oberförsterei, Kalkmergelwerke, Bierbrauerei, Dampfschneidemühlen und (1900) 2642 Einw. K. wird als Luftkurort besucht. Das ehemalige Kartäuserkloster (mit schöner Kirche) ward 1370 gestiftet und 1823 auf den Aussterbeetat gesetzt. Das Plateau (die Platte) von K. umfaßt den höchsten Teil der Baltischen Seenplatte. Es erreicht im Durchschnitt eine Höhe von 200 m und wird durch den Radaunesee geteilt. Westlich von demselben erheben sich die höchsten Punkte im Quellgebiete der Leba, der Bukowina und der Stolpe bis zu 271 m; südlich davon erreicht der Turmberg 331 m Höhe.

Karthäuser, s. Kartäuser.

Karthaus-Prüll, ehemals Dorf mit Kreisirrenanstalt, ist 1904 in Regensburg einverleibt.

Karthli (Kartalinien), Landschaft in Transkaukasien, vom Austritt der Kura aus der Borschomer Schlucht bis Mzchet, oft genannt in der Geschichte des ehemaligen Königreichs Georgien (s. d.), die jetzigen Distrikte Gori und Duschet.

Karthwelier (Kartwelier), großer, zur indoeuropäischen Rasse gehöriger Volksstamm, die Georgier oder Grusiner im weitern Sinne, die sich in Ost- und Westgrusiner teilen. Zu den ersten, die (1891) 413,595 Köpfe zählen, gehören die eigentlichen Grusiner (381,208), die Tuschen, Pschawen, Chewsuren, Mtiuletiner und Ingiloier; zu den zweiten, die 787,656 Köpfe stark sind, die Imeretiner (423,199), die Mingrelier und Lasen (214,811), die Gurier und Abscharen, so daß ihre Gesamtzahl 1,201,251 Seelen beträgt.

Kartieren (Chartieren), eine Karte, einen Riß von etwas zeichnen; K. im Postwesen s. Karte.

Kartoffel (Erdapfel, Erdbirne, Grundbirne, Potate, Solanum tuberosum *L.*, s. Tafel »Nahrungspflanzen I«, Fig. 9), ein ausdauerndes Knollengewächs aus der Familie der Solanazeen, mit 0,6—1,3 m hohem, krautigem, ästigem, kurzhaarigem Stengel, unterbrochen unpaarig fiederteiligen Blättern mit 7—11 eiförmigen, zugespitzten, am Grunde schiefen und herzförmigen, unterseits graukurzhaarigen Blättchen, in langgestielten Trugdolden stehenden Blüten mit weißen, lila oder violetten Blumenkronen, gelben Staubbeuteln und kugeligen Beeren. S. tuberosum ist sehr formenreich, und da es überdies mehrere ihm sehr ähnliche Arten gibt, so gehen die Meinungen über die Herkunft der kultivierten Pflanze etwas auseinander.

Anbau, Sorten, Ernte.

Die K. wird überall auf der bewohnten Erde angebaut, sie gedeiht in Deutschland bis 1000 m ü. M. und geht in Europa bis 70° nördl. Br., im Kanton Bern bis 1400 m ü. M. Sie wird in mehr als 1000, oft mit verschiedensten willkürlichen Namen bezeichneten Spielarten kultiviert, die nach der Reifezeit in Früh-, Mittelfrüh- und Spätkartoffeln, nach der Verwendung in Speise- (Koch-, Salat-, Delikateß-, Dörr-), Futter- und Fabrikkartoffeln unterschieden werden. Weiter sind zur Unterscheidung der Sorten maßgebend: die Form der Knolle (lang, oval, rund), die Tiefe der Augen, die Form des Längenquerschnitts, die Größe der Knolle, die Färbung der Knollenschale und des Fleisches, die Beschaffenheit der Schale, die Form der Stolonenbildung,

der Wuchs des Krautes, dessen Höhe und Färbung, die Färbung der Blüte ꝛc. In wirtschaftlicher Hinsicht entscheidet über den Wert der Kartoffelsorten die Eignung für bestimmte Bodenarten, die Widerstandsfähigkeit gegen die Kartoffelkrankheit und insbesondere der Knollenertrag und Stärkemehlgehalt (Stärkewert = Stärke + Zucker); beide sind im allgemeinen am höchsten bei spätreifenden, am geringsten bei frühreifenden Sorten. Die Knolle ein und derselben Sorte ist meist um so stärkereicher, je größer sie ist. Die Knollen der wildwachsenden oder der aus Samen gezogenen K. besitzen höchstens Pflaumengröße; erst durch die Kultur, besonders die Vermehrung durch Knollen oder Knollenteile, durch die Boden-, weniger durch die Klimaverschiedenheit nehmen sie unter auffallender Vergrößerung mannigfaltigste Form, Farbe und Beschaffenheit an und ändern sich der Ertrag und Stärkemehlgehalt der Knollen. Die K. gedeiht am besten in tiefgründigem, leichtem oder mildem Boden in warmer, sonniger Lage. Auf bindigem feuchten Lehm- und Tonboden oder auf nassem Moorboden verringert sich der Stärkegehalt und Massenertrag ganz bedeutend. In der Fruchtfolge verträgt die K. jeden Standort, sofern durch Stallmistdüngung für genügenden Vorrat leicht aufnehmbarer Pflanzennährstoffe gesorgt worden ist. Sie gedeiht auch auf frischaufgebrochenem Wiesen- und Waldboden. Sie hinterläßt den Boden in sehr lockerm, günstigem, aber oft etwas zu trocknem Zustande. Stickstoffdüngung, die den Stärkemehlgehalt verringert und die Krautentwickelung begünstigt, ist nur für Futterkartoffeln angezeigt. Direkte Kali- und Kochsalzdüngung schaden dem Kartoffelertrag und erniedrigen besonders bei später Anwendung durch Reifeverzögerung den Gehalt an Stärkemehl, weshalb man bei dem großen Kalidüngerbedürfnis der K. den Vorfrüchten starke Kalidüngung gibt. Besonders empfiehlt sich Phosphorsäuredüngung.

Die Saatkartoffeln wählt man im Herbst aus und lagert die gesunden Knollen von mäßiger Größe und mittlerer Augenzahl sehr sorgfältig. Mit der Wahl der Sorten, je nach deren Verwendung zu Futter, Brennerei-, Stärkefabrikation, menschlicher Nahrung, muß man vorsichtig sein, weil Boden und Klima einen sehr großen Einfluß auf das Gedeihen der Sorte ausüben und die Erfolge, die irgendwo erzielt worden sind, an andern Orten sich durchaus nicht erreichen lassen. Wertvolle Speisekartoffeln sind unter anderm: Richters Imperator, Saxonia, Biskuit, Early Rose, Schneeflocke, lange Sechswochen, lange Johannis, Magnum bonum, Patersons weiße Nieren ꝛc.; für Spiritus- und Stärkefabrikation geeignet sind: weiß- und gelbfleischige sächsische Zwiebel, Dabersche, rote Fürstenwalder oder Märkische, Professor Delbrück, Professor Märcker, Seed oder Gleason, Redskin Flour Ball, Rio Frio ꝛc. Große Knollen können durch Teilen in Stücke mit möglichst gleichviel Augen für die Saat besser verwertet oder vermehrt werden; am wirtschaftlichsten ist das Auslegen von mittelgroßen, 50—100 g schweren Knollen mit 6—10 Augen; dieselben werden mit einer Kartoffelsortiermaschine ausgeschieden. Über Beizen der Saatknollen vgl. Kartoffelkrankheit. Legt man die Knollen, wie bei Frühkartoffeln, schon im März, so muß man sie durch Tieferlegen in den Boden vor Spätfrösten schützen. Gewöhnlich wird das Kartoffellegen nach der Sommergetreidesaat vorgenommen. Verzögert sich bei großen Anbauflächen das Auslegen bis Ende Mai oder Anfang Juni, so kann man nur wieder Frühkartoffeln setzen. Die Kartoffeln werden in 60 cm weiten Reihen mit 30—50 cm Pflanzenabstand in der Reihe auf 10—16 cm Tiefe in den Boden gelegt und zwar entweder nach der zweiten, dritten Pflugfurche oder dem Kartoffelfurchenzieher, dem Häufelpflug oder am besten nach einer Pflanzloch- oder Pflanzgrubenmaschine. Kartoffellegemaschinen haben bisher wenig Eingang gefunden. Näheres s. Kartoffelpflanz- und Erntemaschinen. An Saatgut sind je nach den Umständen 13—32 hl Knollen auf das Hektar erforderlich.

Nach der Saat sind die Kartoffelfelder zu übereggen, um das Hervortreten der Keimtriebe zu erleichtern. Weiterhin wird der Boden zwischen den Kartoffelreihen nach Bedarf 2—3mal mit der Hand- oder Gespannhacke bearbeitet, um das Unkraut zu vertilgen und die Entwickelung von Wurzeln und Stolonen in der gelockerten Erde zu befördern. Nach dem Hacken wird mit der Hand, dem Häufelpflug oder dem Kammformer angehäufelt. In trocknem Boden und bei zu später Ausführung unterbleibt jedoch besser das Anhäufeln, weil es den Boden austrocknet und die Bildung zahlreicher zu kleiner Knollen begünstigt. Am häufigsten und verheerendsten schädigt die K. der Kartoffelpilz (Phytophthora infestans *de Bary*), der die Ursache der als Zellen- oder Krautfäule bekannten Kartoffelkrankheit (s. d.) ist und gegen die sich am wirksamsten das 2—3malige zeitgemäße Bespritzen der Kartoffelpflanze mit Kupfervitriolkalklösung mit Peronosporaspritzen erweist. Außerdem werden die Kartoffeln von zahlreichen andern Pflanzenkrankheiten, die durch Pilze und, wie die Naßfäule, durch Bakterien hervorgerufen werden, sowie von zahlreichen schädlichen Tieren heimgesucht. Unter letztern ist der Kolorado- oder Kartoffelkäfer (s. Kartoffelkäfer) in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Nordamerika geradezu verheerend aufgetreten. Die Vegetationsdauer beträgt bei Frühkartoffeln 70—90, bei Spätkartoffeln 150—180 Tage.

Die Ernte wird nach dem Gelb- und Welkwerden des Krautes bei Frühkartoffeln im Juli und August, bei mittelfrühen Anfang bis Ende September, bei Spät-(Dauer-) Kartoffeln im Oktober vorgenommen, und zwar durch Ausnehmen der Knollen mit der Haue, dem Spaten, Karst und der Mistgabel und im Großbetrieb mit dem Pflug, Häufelpflug, Kartoffelaushebepflug oder den Kartoffelaushebemaschinen. Unter ungünstigen Verhältnissen erntet man nach Krafft kaum 43—120 dz (55—150 hl) auf das Hektar. Durchschnittserträge sind 130—180 dz (170 bis 230 hl), besonders günstige Erträge 200—400 dz (250—370 hl) auf das Hektar. Der Stärkeertrag erreicht je nach Stärkemehlgehalt und Knollenmenge 11—70 dz auf das Hektar. Das Hektolitergewicht der Knollen beträgt 72—78—82 kg. Das abgetrocknete Kraut, 9—20—100 dz auf das Hektar, wird eingeackert oder zu Streuzwecken gesammelt.

Man bewahrt die Kartoffeln in trocknen, kühlen Kellern und, wenn diese nicht ausreichen, in langen, mit Erde beworfenen Mieten (Einmieten, s. Mieten; vgl. das Flugblatt Nr. 15 des kaiserl. Gesundheitsamtes: Über das Einmieten der Kartoffeln, 1902). Gleich nach der Ernte reifen die Kartoffeln noch nach; dieser Prozeß ist von Wärmeentwickelung begleitet, und man muß daher für Ableitung der Wärme sorgen; ist die Lebenstätigkeit zur Ruhe gekommen, so hat die Aufbewahrung keine Schwierigkeit, bis im Frühjahr die Lebenstätigkeit von neuem erwacht. Dies geschieht um so später, je kühler und trockner die Kartof-

feln lagern; sie halten sich deshalb im Frühjahr auf einem luftigen Boden viel länger, ohne zu keimen, als im Keller, und wenn sie auch einschrumpfen, so werden sie doch durch Einlegen in Wasser leicht wieder glatt und frisch.

Chemische Bestandteile. Gehaltsbestimmung.

Die Kartoffeln enthalten in ihren großen, dünnwandigen Zellen als wichtigsten Bestandteil Stärkemehl; im Zellsaft sind geringe Mengen eiweißartiger Körper und andre stickstoffhaltige Substanzen, wie Peptone, Xanthinkörper, Asparagin, Leucin, Tyrosin, ferner Gummi, Zitronensäure, Salze ꝛc., gelöst; außerdem findet sich ein Körper, der sich an der Luft schnell dunkel färbt, und Solanin. Dies giftige Alkaloid ist in der ganzen Pflanze, am reichlichsten in den Beeren, weniger im Kraut und nur in sehr geringer Menge in den Knollen enthalten; viel reicher an Solanin sind die Keime, welche die Kartoffeln außerhalb des Bodens treiben. Die Kartoffelschale besteht aus Korkgewebe; die eiweißartigen Körper finden sich hauptsächlich in den Zellschichten, die unmittelbar unter der Schale liegen. Die Schwankungen in der chemischen Zusammensetzung der Kartoffeln beziehen sich hauptsächlich auf den Wassergehalt, der in der Regel 70—75 Proz. beträgt, aber zwischen 65 und 80 Proz. schwankt. Sehr wässerige Kartoffeln erhält man besonders auf schwerem Boden in nassen Jahren und auf nassem Moorboden, während sich auf leichtem, mäßig gedüngtem das meiste Stärkemehl entwickelt. Je reifer die Kartoffeln sind, desto geringer ist ihr Gehalt an Wasser; Kartoffeln enthalten:

	Wasser	Stickstoffhaltige Substanz	Fett	Stärke, Dextrin, ꝛc.	Rohfaser	Asche
Minimum .	68,03	0,83	0,04	19,45	0,28	0,53
Maximum .	84,90	3,68	0,96	22,57	1,57	1,87
Mittel . .	74,98	2,08	0,15	21,01	0,69	1,09

Die stickstoffhaltige Substanz besteht keineswegs nur aus eiweißartigen Körpern, vielmehr zum großen Teil aus Amidosubstanzen ꝛc. (s. oben). Man kann annehmen, daß vom Gesamtstickstoff nur etwa 44—65 Proz. auf Eiweißstoffe entfallen. Die Asche besteht über die Hälfte aus Kali und enthält außerdem viel Phosphorsäure.

Da die festen Bestandteile der K. (die Trockensubstanz) ein größeres spezifisches Gewicht haben als Wasser, so ist im allgemeinen der Gehalt der Kartoffeln an Trockensubstanz um so größer, je höheres spezifisches Gewicht sie besitzen, und da das Stärkemehl den sehr überwiegenden Teil der festen Bestandteile ausmacht, so entspricht im allgemeinen auch ein größeres spezifisches Gewicht der Kartoffeln einem größern Stärkemehlgehalt. Zur Bestimmung des letztern genügt deshalb für die Zwecke der Praxis die Ermittelung des spezifischen Gewichts der Kartoffeln. Dies kann mit Hilfe einer gesättigten und filtrierten Kochsalzlösung (1 Teil Salz, 3 Teile Wasser) geschehen, indem man die sorgfältig gereinigten und angefeuchteten Kartoffeln in Wasser wirft und von der Kochsalzlösung so lange hinzufügt, bis die in reinem Wasser untersinkenden Kartoffeln an jeder beliebigen Stelle in der Flüssigkeit schweben. Man bestimmt dann mittels eines Aräometers das spezifische Gewicht des mit der Salzlösung gemischten Wassers (wobei sich die Temperatur desselben nicht ändern darf) und findet in nachstehender Tabelle (nach Märcker) den entsprechenden Gehalt an Trockensubstanz und Stärkemehl. Vgl. Schertler, Anwendung des spezifischen Gewichts als Mittel zur Wertbestimmung der Kartoffeln, Zerealien ꝛc. (Wien 1873).

Gehaltbestimmungstabelle für Kartoffeln.

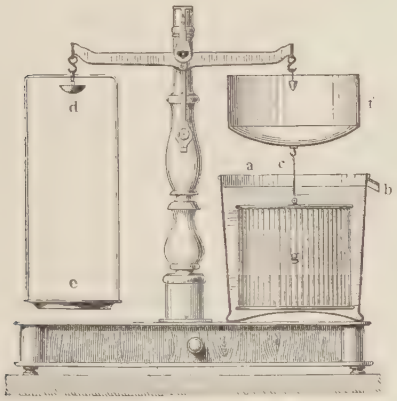
Spez. Gewicht	Trockensubstanz Proz.	Stärkemehl Proz.	Spez. Gewicht	Trockensubstanz Proz.	Stärkemehl Proz.
1,080	19,7	13,9	1,120	28,3	22,5
1,081	19,9	14,1	1,121	28,5	22,7
1,082	20,1	14,3	1,122	28,7	22,9
1,083	20,3	14,5	1,123	28,9	23,1
1,084	20,5	14,7	1,124	29,1	23,3
1,085	20,7	14,9	1,125	29,3	23,5
1,086	20,9	15,1	1,126	29,5	23,7
1,087	21,2	15,4	1,127	29,8	24,0
1,088	21,4	15,6	1,128	30,0	24,2
1,089	21,6	15,8	1,129	30,2	24,4
1,090	21,8	16,0	1,130	30,4	24,6
1,091	22,0	16,2	1,131	30,6	24,8
1,092	22,2	16,4	1,132	30,8	25,0
1,093	22,4	16,6	1,133	31,0	25,2
1,094	22,7	16,9	1,134	31,3	25,5
1,095	22,9	17,1	1,135	31,5	25,7
1,096	23,1	17,3	1,136	31,7	25,9
1,097	23,3	17,5	1,137	31,9	26,1
1,098	23,5	17,7	1,138	32,1	26,3
1,099	23,7	17,9	1,139	32,3	26,5
1,100	24,0	18,2	1,140	32,5	26,7
1,101	24,2	18,4	1,141	32,7	27,0
1,102	24,4	18,6	1,142	33,0	27,2
1,103	24,6	18,8	1,143	33,2	27,4
1,104	24,8	19,0	1,144	33,4	27,6
1,105	25,0	19,2	1,145	33,6	27,8
1,106	25,2	19,4	1,146	33,8	28,0
1,107	25,5	19,7	1,147	34,1	28,3
1,108	25,7	19,9	1,148	34,3	28,5
1,109	25,9	20,1	1,149	34,5	28,7
1,110	26,1	20,3	1,150	34,7	28,9
1,111	26,3	20,5	1,151	34,9	29,1
1,112	26,5	20,7	1,152	35,1	29,3
1,113	26,7	20,9	1,153	35,4	29,6
1,114	26,9	21,1	1,154	35,6	29,8
1,115	27,2	21,4	1,155	35,8	30,0
1,116	27,4	21,6	1,156	36,0	30,2
1,117	27,6	21,8	1,157	36,2	30,4
1,118	27,8	22,0	1,158	36,4	30,6
1,119	28,0	22,2	1,159	36,6	30,8

Um genaue Resultate zu erhalten, muß man etwa 30—40 Kartoffeln einzeln untersuchen, kann aber auch sämtliche Kartoffeln zusammen in ein geräumiges Gefäß mit Wasser bringen und soviel Salzlösung zusetzen, bis die Mehrzahl der Kartoffeln in der Flüssigkeit schwebt. Das spezifische Gewicht der Flüssigkeit ist dann sehr annähernd das mittlere spezifische Gewicht der Kartoffeln. Zuverlässigere Resultate erhält man durch direkte Bestimmung des spezifischen Gewichts, wozu zweckmäßig die Fescasche Wage (Kartoffelprober; s. Abbild., S. 691) benutzt wird. Man stellt dieselbe auf, wie in der Figur angegeben, füllt das Gefäß a mit Wasser, bis dies durch das Röhrchen b abläuft, hängt dann den Drahtkorb g bei c von der Schale f ab, staucht ihn wiederholt auf den Boden des Wassergefäßes, damit alle Luftbläschen entfernt werden, und tariert dann die Wage durch Gewichte, die man auf die Schale d legt. Nun setzt man ein Gewicht von 5 kg auf die Schale e, füllt Kartoffeln, die vorher sorgfältig mit einer trocknen Bürste gereinigt sind, in die Schale f bis zum Einstehen der Wage (wobei vielleicht die letzte K. zu durchschneiden ist), bringt dann die Kartoffeln, ohne die Gewichte d und e zu entfernen, in den Drahtkorb g und setzt endlich so viele Gewichte in die Schale f, bis die Wage wieder richtig einspielt. Diese Gewichte (P) repräsentieren die Menge Wasser, die durch die Kartoffeln verdrängt

wird. Das spezifische Gewicht der Kartoffeln ergibt sich aus der Division des Gewichts derselben durch dasjenige des verdrängten Wassers, ist also $= \frac{5}{P}$.

Vor dem Wägen der Kartoffeln unter Wasser befeuchtet man dieselben, damit sich keine Luftbläschen bilden; auf Wasser schwimmende Kartoffeln legt man unter schwerere, und sämtliche Kartoffeln müssen vom Wasser bedeckt werden. Wasser und Kartoffeln müssen Zimmertemperatur haben, und der Drahtkorb darf nirgends die Wand des Wassergefäßes berühren.

Die Kartoffeln verlieren beim Aufbewahren durch Austrocknen 10—12 Proz., und entsprechend nimmt ihr Stärkemehlgehalt etwa bis November zu; er bleibt dann bis März stationär, vermindert sich nun aber beträchtlich, indem viel Stärkemehl in Dextrin übergeht (wobei die Kartoffeln schlüpfig werden). Der Nahrungswert der Kartoffeln leidet zwar darunter nicht, wohl aber der Geschmack, und mit der Bildung der Keime entsteht unter allen Umständen Verlust an verwertbarer Substanz. Vom ursprünglichen Stärkemehlgehalt sächsischer Zwiebelkartoffeln



Fescas Kartoffelwage.

waren Anfang Juni des folgenden Jahres noch vorhanden: bei helltrockenkühler Aufbewahrung 87,8 Proz., bei helltrockenwarmer 59, bei hellfeuchtkühler 65, bei hellfeuchtwarmer 50,8, bei dunkeltrockenkühler 60,4, bei dunkeltrockenwarmer 63,9, bei dunkelfeuchtkühler 64,6, bei dunkelfeuchtwarmer 54,4 Proz. In der lebenden Knolle wird das Stärkemehl allmählich durch die Atmung des Protoplasmas verbraucht und zwar, nachdem es zunächst durch ein diastatisches Ferment in Dextrin und Zucker verwandelt worden ist. Bei mittlerer Temperatur halten sich Bildung und Verbrauch des Zuckers das Gleichgewicht. In der Kälte aber wird der Verbrauch des Zuckers bedeutend mehr beschränkt als seine Bildung, und daher werden Kartoffeln bei längerer Einwirkung niederer Temperatur süß. Mit dem Gefrieren hat dies Süßwerden nichts zu tun, es beginnt vielmehr schon weit über dem Gefrierpunkt, und wenn Kartoffeln schnell auf weniger als —3° abgekühlt werden, so gefrieren sie, ohne süß zu werden. Süß gewordene Kartoffeln verlieren ihren Zuckergehalt (über 2,5 Proz.) bei längerm Aufbewahren in einem wärmern Raum. Sie sind noch völlig brauchbar, auch keimfähig, ebenso sind gefrorne Kartoffeln zu technischen Zwecken noch brauchbar, müssen aber schnell verarbeitet werden, weil sie nach dem Tauen leicht faulen. Zur längern Erhaltung der Kartoffeln ist vorgeschlagen worden, sie 10 bis 15 Minuten in eine siedende Lösung von 1 Teil Kochsalz in 10 Teilen Wasser zu tauchen, dann möglichst schnell an der Luft zu trocknen und an einen luftigen, nicht feuchten Ort zu bringen.

Verwendung, Produktion und Handel.

Die Kartoffeln finden mannigfache Verwendung als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere, in der Technik besonders zur Spiritusfabrikation und zur Gewinnung von Stärkemehl, aber auch in der Bierbrauerei, zur Darstellung von Stärkezucker, Stärkesirup, dann als Zusatz zum Brot ꝛc.; zerriebene rohe Kartoffeln sind ein treffliches Mittel gegen Skorbut und äußerlich bei Verbrennungen. Das Kraut wird als Futter benutzt; man hat es auch zur Papierfabrikation, als Tabakfurrogat und Arzneimittel empfohlen. Der Wert der Kartoffeln als Nahrungsmittel beruht fast ausschließlich auf ihrem Gehalt an Stärkemehl, und es besitzen in dieser Hinsicht 3109 g Kartoffeln denselben Wert wie 1162 g Weizenbrot (Kostmaß eines arbeitenden Mannes für einen Tag); wenn aber ein arbeitender Mann die für ihn täglich erforderliche Menge eiweißartiger Körper (die er sich in 614 g Ochsenfleisch verschafft) in Gestalt von Kartoffeln decken sollte, so müßte er in runder Zahl 10 kg Kartoffeln genießen, und da dies unmöglich ist, so erhellt, wie beschaffen die Ernährung derjenigen Leute ist, die sich überwiegend mit Kartoffeln sättigen müssen. Der Instinkt, der die Auswahl der Nahrungsmittel regelt, bewirkt einen verhältnismäßig geringen Verbrauch von Kartoffeln auf der Tafel des Wohlhabenden; wo aber Armut die Beschaffung von Fleisch und Brot unmöglich macht, wo, wie in Irland, im Erzgebirge und in einem Teil Schlesiens, die Bevölkerung auf den fast ausschließlichen Genuß von Kartoffeln hingewiesen ist, da beweisen die abnorm große Sterblichkeit und die zahlreichen Krankheiten die Folgen dieser Ernährungsweise. Großen Wert besitzt die K. als Viehfutter (s. Futter und Fütterung).

Zur Benutzung der Kartoffeln im großen werden dieselben in Waschmaschinen (s. Kartoffelwaschmaschine) gewaschen. Zum Schälen der Kartoffeln sind mehrere Maschinen konstruiert worden (s. Kartoffelschälmaschine). Das Kochen der Kartoffeln im großen geschieht jetzt stets mit Dampf in aufrecht stehenden Fässern, in denen sich über dem Boden ein zweiter, siebartig durchlöcherter befindet. Man läßt den Dampf in der halben Höhe des Fasses eintreten und sorgt für Abfluß des anfangs verdichteten Wassers. Die Gare erkennt man mit Hilfe eines eisernen Stabes, der durch ein kleines Loch eingeführt werden kann. Wenn er keinen Widerstand findet, sind die Kartoffeln gar. Beim Kochen der Kartoffeln zerplatzen die Stärkekörner, und die innere Substanz derselben saugt den flüssigen Inhalt der Zellen auf und bildet mit den zugleich zerstörten Zellwandungen eine ziemlich feste Masse, die sich zu einem lockern Mehl zerdrücken läßt. Das Eiweiß des Zellsaftes gerinnt beim Kochen und bindet gleichfalls Wasser. Die mehr oder weniger mehlige Beschaffenheit der Kartoffeln hängt von dem Verhältnis zwischen Stärkemehl und Wasser ab; ist die K. reich an Stärkemehl, so wird das Wasser vollständig aufgesogen, und es entsteht eine scheinbar sehr trockne Masse; fehlt es an Stärkemehl, so bleibt Wasser ungebunden, und die Kartoffeln sind wässerig. Das Gewicht der Kartoffeln verändert sich beim Kochen nur wenig.

Der Kartoffelbau wurde neuerdings fast überall bedeutend ausgedehnt. Die Produktion betrug:

in	1885	1887	1889
	Millionen Kilogramm		
Deutschland	27 954	25 273	26 604
Rußland und Polen	11 726	13 933	14 148
Österreich-Ungarn	13 485	12 623	12 808
Frankreich	11 246	11 706	10 700
Vereinigte Staaten	5 335	4 086	5 830
Großbritannien	3 250	3 622	3 645
Irland	3 247	3 626	2 893
Belgien	3 027	2 960	2 796
Niederlande	2 070	2 340	2 156
Schweden	1 513	1 861	2 157
Schweiz	1 630	1 630	1 630
Spanien	1 585	1 585	1 585
Norwegen	626	626	626
Kanada	741	420	625
Italien	798	739	605
Dänemark	426	461	532
Finnland	430	484	446
Australien	419	503	446
Portugal	248	248	248
Kapland	23	23	23
Zusammen:	89 779	88 749	90 503

Gegenwärtig schätzt man die Produktion in Europa und den Vereinigten Staaten auf etwa 200 Mill. Ton.

In Deutschland stieg die Anbaufläche von 2,765,547 Hektar in 1882 auf 2,922,766 Hektar in 1891, die Ernte betrug im Durchschnitt dieser 10 Jahre 23,600 Mill. kg, also auf das Hektar 8123 kg.

	Anbaufläche Hektar	Ertrag von 1 Hektar Ton.	Gesamtertrag Tonnen
1899	3 131 463	12,29	38 486 202
1901	3 318 832	14,67	48 687 261
1903	3 237 558	13,25	42 901 530

Der Handel mit Kartoffeln schwankt sehr stark, weil insbes. die K. als Ersatznahrungsmittel auch vom Getreidemarkt abhängig ist. In Deutschland betrug:

	Einfuhr Ton.	Wert 1000 Mk.	Ausfuhr Ton.	Wert 1000 Mk.
1882	26 446	1 587	233 335	14 000
1892	175 251	10 293	57 110	4 082
1899	214 139	10 437	172 366	7 239
1900	177 683	8 023	180 815	7 233
1901	140 763	5 647	224 410	7 293
1903	179 469	9 439	272 940	15 012

Der Anbau der K. (s. die Karten »Landwirtschaft in Deutschland« und »in Österreich-Ungarn«) ist am stärksten in den dicht bevölkerten Gegenden am Rhein, Main, der Mosel, am Neckar, in den Industriebezirken von Bielefeld und Herford, in Mitteldeutschland vom Erzgebirge, die Elbe und Saale hinunter, in Schlesien und im südlichen Teil der Provinz Posen, im Tal der untern Oder, der Weichsel und Memel. Hier richtet sich der Anbau wesentlich nach der Einwohnerzahl. Außerdem aber wird die K. besonders in Gegenden mit leichtem Sandboden oder mit ungünstigen Verkehrsmitteln hauptsächlich für die Spiritusbrennerei angebaut; so in den Gebieten zwischen Oder, Warthe, Weichsel und Ostsee. Gewaltige Flächen leichten Bodens sind gar nicht anders einer intensiven Kultur zu erschließen als durch Kartoffelbau und die sich daran knüpfende Spiritusbrennerei. Durch die Tiefkultur des Bodens, die der Kartoffelbau voraussetzt, und die massenhaften, teils unmittelbar als Dünger, teils als nahrhaftes Viehfutter verwendbaren Rückstände und Abfälle der Brennerei wird die Ertragsfähigkeit der sonst nur wenig lohnenden leichten Böden derart gesteigert, daß sich eine blühende Landwirtschaft entwickeln kann, wo das Land früher seinen Mann nur kärglich ernährte. Von den 26,25 Mill. Hektar Ackerland des Deutschen Reiches wurde 1901 ein volles Achtel mit Kartoffeln bestellt. Während 1900 Großbritannien und Irland 12,4 Hektar auf 10,000 Einw. mit Kartoffeln bebaute, die Vereinigten Staaten 13,8, Ungarn 30,6, Rußland 33, Frankreich 39,4, Österreich 44,8 Hektar, kamen in Deutschland 64,3 Hektar Kartoffeln auf 10,000 Menschen. Die Ackerfläche, die in Deutschland mit Kartoffeln bebaut wurde, und der Ertrag vom Hektar sind in den letzten 20 Jahren ganz bedeutend gestiegen, der Verbrauch der Eßkartoffeln steigt aber nur entsprechend der Zunahme der Bevölkerung, auch der Verbrauch an Futterkartoffeln genügt bei weitem nicht, die Mehrproduktion aufzunehmen, und deshalb ist man in den letzten Jahren eifrig bemüht gewesen, die Verwendbarkeit der K. zu erhöhen. Dies kann am wirksamsten geschehen durch das Trocknen, das eine gleichförmige Verwendung für das ganze Jahr sichert, und durch eine erweiterte Benutzung des Spiritus in der Technik, namentlich als Leuchtmaterial und als Brennmaterial zum Betrieb von Motoren.

Kulturgeschichtliches.

Die Heimat der K. ist verschieden anzugeben, je nachdem man die Art Solanum tuberosum weiter oder enger begrenzt. Gewöhnlich bezeichnet man als Heimat Chile und Peru, wo sie noch heute wild wachsend (mit wohlriechenden Blüten, aber kleinen, ungenießbaren Knollen) angetroffen wird. Baker faßt den Begriff der Art weiter und zählt noch Ecuador, Kolumbien, Costarica, Mexiko und die südwestlichen Staaten von Nordamerika zu deren Verbreitungsbezirk. Die K. war schon vor der Entdeckung Amerikas durch die Europäer Kulturpflanze und scheint durch die Inka weite Verbreitung gefunden zu haben. Garcilaso und Peter Martyr erwähnen sie bereits, und durch den Sklavenhändler Hawkins soll sie bald nach 1565 nach Irland gebracht worden sein. Jedenfalls aber fand damals die K. in Irland keine Beachtung. Zwischen 1560 und 1570 kam sie durch die Spanier nach Italien und Burgund, und in letzterm Lande soll sie 1588 angebaut worden sein. In Italien nannte man sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Trüffeln Tartufoli, woraus der deutsche Name K. (zu Anfang des 17. Jahrh. noch Tartuffel) entstand. Zum zweitenmal kam die K. dann durch Walter Raleigh 1584 nach Irland und zwar aus Virginia, wohin sie vielleicht durch die Engländer verpflanzt worden war. Franz Drake gebührt wahrscheinlich nur das Verdienst, die Kartoffeln in Europa bekannter gemacht zu haben. Durch ihn erhielt der Botaniker Gerard Samenkartoffeln, die er 1596 in London im Garten kultivierte. 1610 brachte Raleigh die K. wieder nach Irland, und 1663 suchte die Royal Society den Anbau dort zu befördern, um der Hungersnot vorzubeugen; trotzdem wurde die K. in England erst um die Mitte des 18. Jahrh. allgemeiner bekannt. In Deutschland pflanzte Clusius die K. 1588 in Wien und Frankfurt als botanische Seltenheit, und Kaspar Bauhin gab ihr 1590 den Namen Solanum tuberosum. Nach Clusius soll man damals in Italien die Schweine mit Kartoffeln gefüttert haben. In Frankreich kam die K. noch 1616 als Seltenheit auf die königliche Tafel, 1630 scheint sie in Lothringen und im Lyonnais angebaut worden zu sein; aber erst durch Parmentier, der sie in Deutschland kennen gelernt hatte, fand sie bald nach 1770 weitere Verbreitung. Die Hungersnöte von 1793 und 1817 vollendeten die allgemeine Ausbreitung ihrer Kultur. In Deutschland trug der Dreißigjährige Krieg viel zur Verbreitung der K. bei, 1648 war sie in Bie-

berau (Hessen-Darmstadt) bekannt; aber erst um 1716 baute man sie bei Bamberg, Bayreuth und in Baden auf Äckern. Um die Mitte des 17. Jahrh. finden wir die K. auch in Sachsen (Vogtland), Westfalen, Niedersachsen und Braunschweig; um 1740 verbreitete sie sich bei Leipzig und nicht viel früher durch eingewanderte Pfälzer in Preußen. Der Siebenjährige Krieg zeigte den Nutzen der K., ohne welche die Not und das Elend im Mißjahr 1770 noch viel größer geworden wären. Friedrich II. verbreitete den Kartoffelbau in Pommern und Schlesien durch Gewaltmaßregeln, während sie in Mecklenburg schon seit 1708 durch einen aus England zurückkehrenden Offizier bekannt geworden war. Um 1770 fand der Kartoffelbau größere Verbreitung in Böhmen und Ungarn; um 1730 wurde sie bei Bern kultiviert, und nach Schweden kam sie 1726. Auch in Island wird die K. gebaut. Die russische Regierung ermunterte das Volk noch 1844 durch Aussetzung von Prämien zum Kartoffelbau; in Griechenland verbreitete sich derselbe erst durch die Bayern. Die Engländer verpflanzten die K. nach dem Kap, nach Indien, Australien, Tasmania, Neuseeland ꝛc.; auch im nördlichen China ist die Kartoffelkultur verbreitet. Der Ausdehnung des Kartoffelbaues standen vielfach Vorurteile entgegen, aber auch der einmal übliche landwirtschaftliche Betrieb gestattete nicht überall die sofortige Aufnahme der neuen Kulturpflanze. Um 1760 war die K. in den meisten deutschen Ländern eine bekannte Frucht; doch konnte sie nur auf Gütern, die Hutfreiheit hatten, in willkürlicher Ausdehnung gebaut werden, während andre Landwirte ihre Kultur auf gartenberechtigte Grundstücke einschränken mußten. Erst nach Abschaffung der reinen Brache, am Rhein in den 70er, in Thüringen und Sachsen in den 80er Jahren des 18. Jahrh., begann ihr Anbau im großen, der im 19. Jahrh. einen so bedeutenden Einfluß auf den landwirtschaftlichen Betrieb ausgeübt hat. Nach den Befreiungskriegen, als die wohlfeile Zeit eintrat, lernte man die umfangreiche Verwertung der K. Damals erst begann ihre Benutzung zur Darstellung von Spiritus u. zum Futter für Schafe, und auf den Gütern, wo die Brennereien u. Schäfereien den Hauptgewinn abwarfen, ward die Kartoffelkultur bald über Gebühr ausgedehnt. Auch in England und Belgien verlockten die hohen Gewinne zu einem gleichen Verfahren, und als dann 1843 die Kartoffelkrankheit auftrat, übte dieselbe einen mächtigen Einfluß aus. Seitdem ist die Kartoffelkultur in neue Bahnen eingelenkt, besetzt aber auch gegenwärtig ein außerordentlich großes Terrain. Vgl. Busch, Der Kartoffelbau (4. Aufl., Berl. 1888), die Schriften von Werner (4. Aufl., das. 1902), Giersberg (Leipz. 1879), Ulrich (Stuttg. 1903), Böttner (4. Aufl., Frankf. a. O. 1905); »Die Kartoffeln und ihre Kultur« (Kartoffelausstellung in Altenburg, Berl. 1876); Rodiczky, Die Biographie der K. (Wien 1878); Franz, Die K. als Saatgut (Berl. 1878); Märcker, Die zweckmäßigste Anwendung der künstlichen Düngemittel für Kartoffeln (das. 1880); Morgenthaler, Die Feinde der K. und ihre Bekämpfung (Aarau 1892); E. Roze, Histoire de la pomme de terre (Par. 1898).

Kartoffel, süße, s. Ipomoea.

Kartoffelerntemaschinen, s. Kartoffelpflanz- und -Erntemaschinen.

Kartoffelfäule (Knollenfäule), Erkrankung der Kartoffelknollen, durch die sie ganz oder teilweise abgetötet werden und mehr oder weniger schnell in Fäulnis übergehen. Man unterscheidet Naßfäule (Rotz) und Trockenfäule je nachdem die faule Kartoffel saftige, weiche oder breiartige Beschaffenheit zeigt oder durch Eintrocknen des Zellsaftes zu einer trocknen, mürben, pulverigen oder harten Masse wird. Die Ursache der K. sind bisweilen Nematoden (Nematodenfäule, Wurmfäule), häufiger treten Bakterien oder parasitische Pilze wie Rhizoctonia Solani (Rhizoctoniafäule), Phellomyces sclerotiophorus, Fusarium (Fusisporium) Solani als Verursacher der K. auf. Auch durch Phytophthora infestans, deren Schädigung an der Kartoffelpflanze man gewöhnlich als Kartoffelkrankheit (s. d.) bezeichnet, wird K. erzeugt. Mit Unrecht hat man die sogen. Eisenfleckigkeit (Buntwerden) der Kartoffel hierher gestellt, die nur in einer nicht durch Parasiten veranlaßten lokalen Verfärbung des Gewebes beruht und die Haltbarkeit der Knollen nicht beeinträchtigt. Zur Bekämpfung der K. wird Auswahl leichterer Bodenarten, Vermeidung stickstoffreichen Düngers und die Verwendung widerstandsfähiger Sorten empfohlen. Bespritzung der Karoffelstauden mit Kupfervitriolkalkbrühe scheint als Bekämpfungsmittel der K. nur dort wesentlich in Betracht zu kommen, wo es sich um die durch Phytophthora veranlaßte Erscheinung handelt.

Kartoffelsege, ein flacher hölzerner Kasten mit einem Boden aus hölzernen oder eisernen Stäben, über die man die Kartoffeln, z. B. vom Wagen aus, herabrollen läßt, um sie von anhaftender Erde und von Keimen zu befreien.

Kartoffelfuselöl, s. Fuselöle.

Kartoffelkäfer (Koloradokäfer, Leptinotarsa decemlineata *Say*), Käfer aus der Familie der Blattkäfer (Chrysomelidae), 10 mm lang, unbehaart,

Kartoffelkäfer (Leptinotarsa decemlineata). a Eier, b—d Larve, e Puppe.

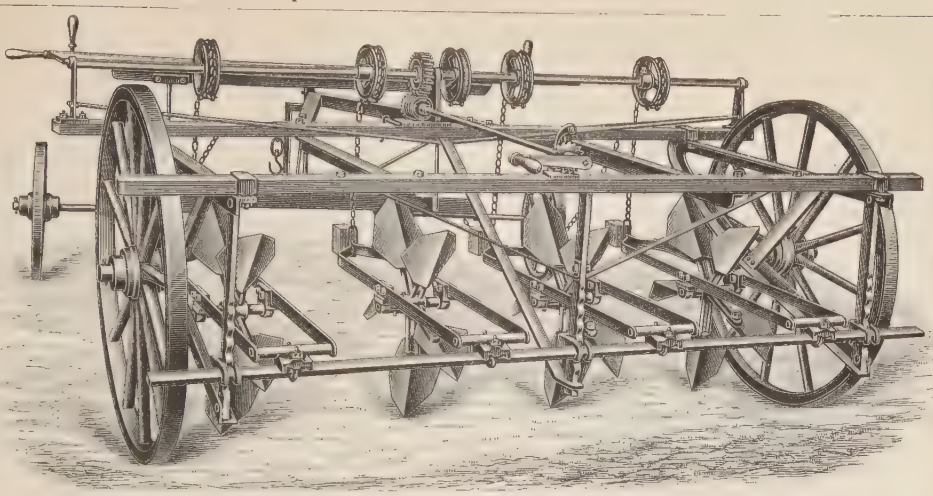
rotgelb, mit elf schwarzen, von je zwei unregelmäßigen Reihen tieferer Punkte eingefaßten Längsstreifen auf den lichtgelben Flügeldecken, schwarzen Endgliedern der Fühlhörner, auch am Kopf, Halsschild, Bauch und an den Beinen schwarz gefleckt, nährt sich von den Blättern von Solanum rostratum und wohl auch von andern Solanazeen im Felsengebirge, besonders in den Tälern des Coloradoflusses, überwintert etwa 60 cm tief in der Erde, legt im Mai 700—1200 rotgelbe Eier (s. Abbildung, a) auf die Unterseite der Blätter, aus denen die blutroten, später rotgelben, am Kopf und an den Beinen schwarzen, an den Seiten mit zwei Reihen schwarzer Flecke gezeichneten Larven (b—d) nach wenigen Tagen auskriechen, um sich nach 17—20 Tage in der Erde zu verpuppen (e). Der nach weitern 10—12 Tagen ausschlüpfende Käfer

erzeugt schon Mitte Juni die zweite Generation, der Anfang August eine dritte folgt. Der K. ist von seiner Stammpflanze auf die Kartoffel übergegangen und hat auf den Feldern die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet. Seit 1859 ist der Käfer immer weiter nach O. vorgedrungen, etwa um 1865 überschritt er den Mississippi, und 1874 erreichte er den Atlantischen Ozean. Gegenwärtig ist der K. nördlich bis zu den Seen und Montreal, südlich bis Indiana Territory, Arkansas, Tennessee und Baltimore verbreitet. Er richtete bisweilen solche Verheerungen an, daß man den Anbau der Kartoffel zeitweise ganz einstellen mußte. Von den Kartoffelfeldern ist die Larve auch auf mehrere wildwachsende Pflanzen und auf Kohl und Tomaten übergegangen, so daß der Käfer auch durch diese verschleppt werden kann. Natürliche Feinde hat der K. in einer Schnellfliege, den Larven von Marienkäferchen, Wanzen, Raubkäfern, Erdkröten, Krähen und mehreren Vögeln. Man hat ihn auch durch Einsammeln des Käfers und der Larven, Zerdrücken der Eier und durch Bespritzen der Blätter mit Schweinfurtergrün zu bekämpfen gesucht. Beim Einsammeln ist aber Vorsicht geboten, weil Käfer und Larven einen Saft ausscheiden, durch den die Hände anschwellen. In Europa ist der Käfer 1877 erschienen, doch gelang es, durch energische Bekämpfung und entsprechende Vorbeugungsmaßregeln die weitere Verbreitung zu verhindern. Vgl. »Achtet auf den K.« (Plakat mit Abbildungen, im Auftrag des preußischen Ministeriums, Berl. 1888); Gerstäcker, Der Koloradokäfer (Kassel 1878); Krüger, Insektenwanderungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten (Stettin 1899).

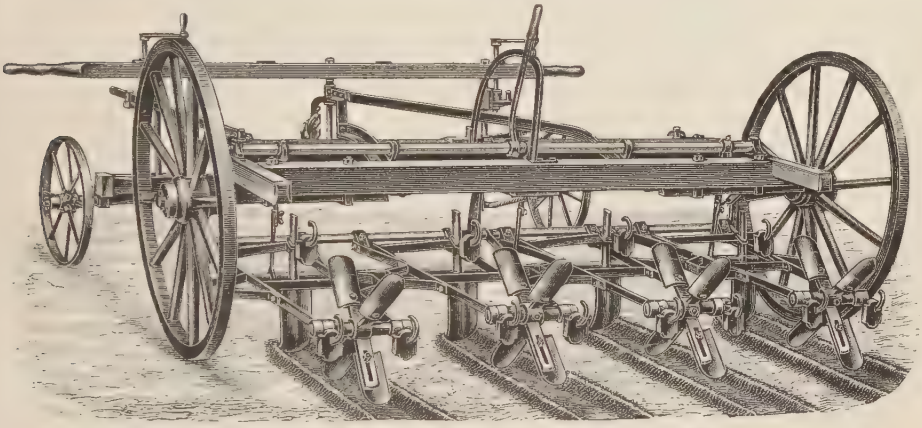
Kartoffelkrankheit, die durch den zu den Phykomyceten gehörigen Schmarotzerpilz Phytophthora infestans hervorgerufene Kraut- und Knollenfäule der Kartoffelpflanze, die durch ihr epidemisches Auftreten bisweilen sehr tief einschneidende Schädigungen der wirtschaftlichen Verhältnisse veranlaßt hat. Sie wird zuerst am Kraute der Kartoffel ungefähr Ende Juni oder Anfang Juli bemerklich, indem an einzelnen Blättchen braune Flecken entstehen, die gewöhnlich am Rand oder an der Spitze, in der Regel unter Kräuselung, beginnen und allmählich an Ausdehnung zunehmen; dabei erscheinen, besonders bei feuchter Luft, die kranken Stellen der Blattunterseite mehr oder weniger deutlich von einer weißlichen, schimmelähnlichen, aus den Fruchtträgern des Pilzes gebildeten Zone umsäumt. Oft bilden sich rasch zahlreiche braune Flecke, die schnell an Umfang zunehmen, so daß binnen kurzem das ganze Kraut und dann häufig gleichmäßig das ganze Feld binnen wenigen Tagen schwarz und abgestorben dasteht (Krautfäule, Krautverderbnis). Bisweilen bleibt die Krankheit auf das Kraut beschränkt; dann sind doch die Knollen erntefähig, wiewohl der Ertrag um so geringer ausfällt, je früher die Krankheit aufgetreten ist, und je vollständiger sie die Blätter getötet hat. Häufig aber ergreift die Krankheit auch die Knollen, ist bei der Ernte oft in geringem Grade bemerklich und macht die Knollen erst während der Aufbewahrung unbrauchbar. Es treten auf der Oberfläche schmutzigbraune Flecke von verschiedener Größe auf, die zugleich etwas eingefallen und runzelig erscheinen. Im Durchschnitt zeigt sich das Gewebe der Knolle an diesen Stellen zunächst nur in geringer Tiefe braun gefärbt und abgestorben. Mit der Zeit werden die Flecke größer, und die Bräunung dringt tiefer in die Knolle ein, die so zum großen Teil verderben kann. An das Absterben schließt sich noch ein wirkliches Verfaulen unter Auftreten von Bakterien und Schimmelpilzen (s. Kartoffelfäule); der in jedem an der K. erkrankten Teil der Pflanze leicht nachweisbare Pilz breitet sein Mycel in den Interzellulargängen der Wirtspflanze aus und bringt die mit ihm in Berührung stehenden Zellen zum Absterben. An der Oberfläche rings um die abgestorbenen Stellen bildet er seine Fruktifikationsorgane. Die Fruchtträger sind oben baumartig verzweigt und schnüren an den Spitzen der Zweige einfache zitronenförmige Zellen ab, die nach ihrer Ausbildung leicht von selbst abfallen oder an benachbarten Fruchthyphen haften bleiben. Diese Zellen stellen die Sporen (Konidien) des Pilzes dar. Auf Wassertropfen ausgesät, keimen die Sporen schon binnen wenigen Stunden: ihr Protoplasmainhalt zerfällt in 6—16 Portionen, die als Schwärmsporen (Zoosporen) ausschlüpfen, nach etwa halbstündigem Schwärmen zur Ruhe gelangen, eine Zellmembran bekommen und zu einem Keimschlauch auswachsen; ein solcher bildet sich auch unter Umständen bei Kultur in feuchter Luft direkt aus der Konidie. Auf der Oberfläche der Kartoffelpflanze dringen die Keimschläuche rasch durch die Spaltöffnungen der Blattepidermis oder an Knollen durch die Korkschicht hindurch ins Innere des fremden Gewebes ein, wo sie sich unmittelbar zu den Myceliumfäden entwickeln. Hiernach ist es leicht erklärlich, wie die Krankheit, Feuchtigkeit vorausgesetzt, auf dem Acker von Blatt zu Blatt, von einem Stock zum andern, sogar vom Laub auf die Knollen gelangen und unter ihr günstigen Bedingungen in verhältnismäßig kurzer Zeit weit um sich greifen kann. Nach de Bary verlieren die Sporen zeitig ihre Keimfähigkeit, jedenfalls lange vor Ablauf des Winters. Da dem Pilz die bei andern Peronosporeen als Überwinterungsorgane dienenden Oosporen fehlen, so überwintert derselbe nur in Gestalt des Myceliums in erkrankten Knollen und wird mit denselben schon bei der Aussaat auf den Acker gebracht. Der Kartoffelpilz kommt auch auf den Blättern der in Gärten kultivierten Tomaten (Solanum lycopersicum) und andrer aus der Heimat der Kartoffel stammenden Arten, die ebenfalls in unsern Gärten gezogen werden, aber auf keiner unsrer einheimischen Solanum-Arten vor; nur auf Solanum Dulcamara läßt er sich kümmerlich kultivieren. Die K. hat in der Heimat der Kartoffelpflanze wahrscheinlich von jeher bestanden und kam mit den Knollen schon frühzeitig nach Europa. Im Anfang vorigen Jahrhunderts zeigte sich in Frankreich eine Fäulnis der Kartoffel, und 1830 trat die Krankheit der Knollen, die mit der gegenwärtigen unzweifelhaft identisch ist, auch in Deutschland auf, aber mehr lokal. Zu einer allgemeinen und furchtbar wütenden Epidemie gestaltete sich die K. erst in dem nassen Sommer 1845, wo sie in Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, England, Irland, Dänemark bis Rußland hauste und den Kartoffelbau zu vernichten drohte. In nahezu gleichbleibender Heftigkeit dauerte die Krankheit bis 1850; von da an ging sie zurück, ohne jedoch bis jetzt erloschen zu sein, in nassen Lagen und Jahren verderblicher als in trocknen sich zeigend; in neuerer Zeit trat sie 1882 in Schweden epidemisch auf. Nicht selten wird die K. mit andern die Fäulnis der Knollen bewirkenden Krankheiten verwechselt (s. Kartoffelfäule). Eine sichere Diagnose vermag in jedem Fall nur der direkte Nachweis der Phytophthora infestans zu liefern.

Zur Verhütung der K. sucht man die Phytophthora vom Saatgut fernzuhalten und solche Bedingungen herzustellen, welche die Vegetation des

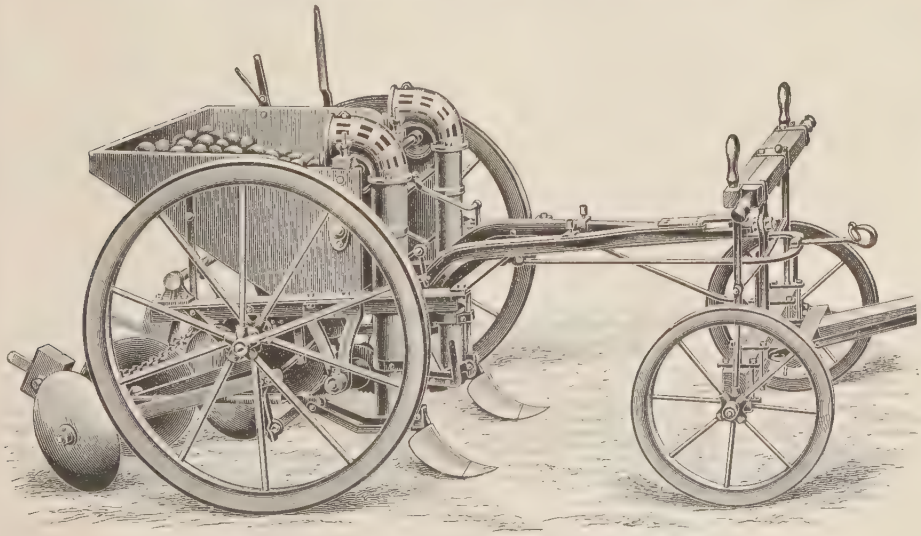
Kartoffelpflanz- und Erntemaschinen I.



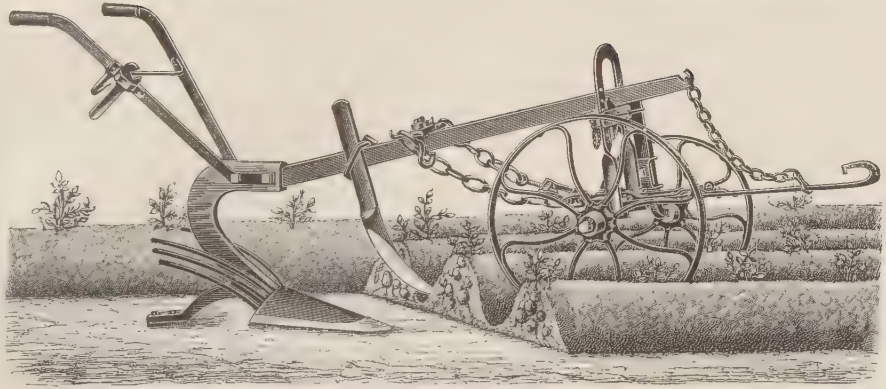
1. Pflanzlochmaschine von Laass u. Komp. in Magdeburg-Neustadt.



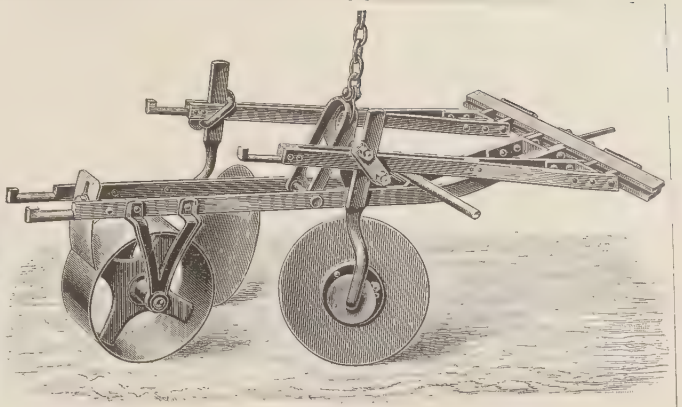
2. Pflanzlochmaschine von Zimmermann u. Komp. in Halle.



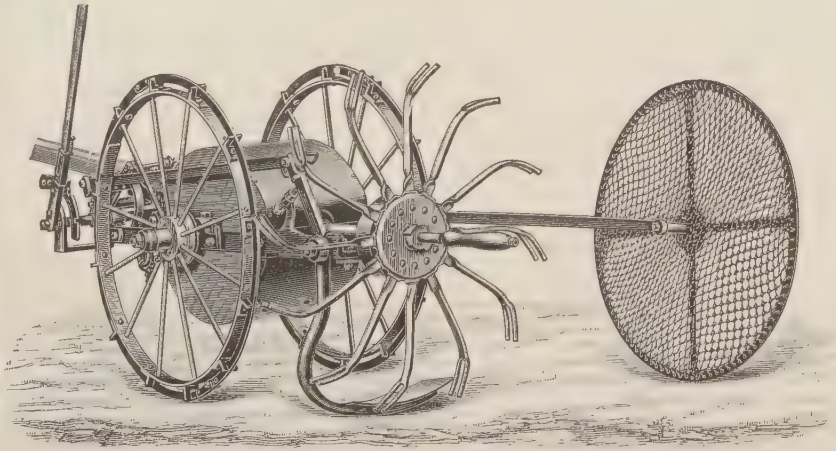
3. Kartoffellegmaschine von Groß u. Komp. in Leipzig-Eutritzsch.



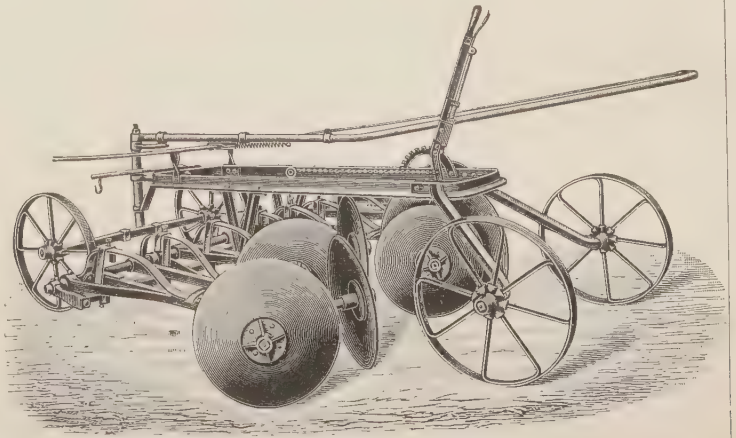
1. Kartoffelerntepflug von Gebr. Eberhardt in Ulm.



2. Kartoffelzudeck- und Anhäufelmaschine von Gebr. Lesser in Posen.



3. Kartoffelerntemaschine von Groß u. Komp. in Leipzig-Eutritzsch.



4. Kartoffelzudeck- und Anhäufelmaschine von Unterilp in Charlottenburg.

Schmarotzers vereiteln oder wenigstens erschweren. Sorgfältige Auswahl guter, gesunder Knollen zur Aussaat ist Hauptforderniss. Da die K. in nassen Jahren und feuchten Lagen am heftigsten auftritt, so kann der Landwirt ihr durch Wahl eines trocknen und leicht trocknenden Bodens und freier Lage des Ackers wenigstens einigermaßen vorbeugen. Als wirksamstes Mittel gegen die K. hat sich das zwei- bis dreimalige Bespritzen der Pflanzen mit einer fein zerstäubten Kupfervitriolkalkbrühe (Bordelaiser Brühe [s. d.], Millardetsches Mittel) bewährt. Man verstäubt sie mit einer Peronosporaspritze gleichmäßig und so, daß alle Blätter getroffen werden. Zum erstenmal spritzt man, wenn die Pflanzen eine Höhe von etwa 20—25 cm erreicht haben, und zum zweitenmal etwa drei Wochen nach der ersten Spritzarbeit; sollte später ein anhaltender warmer Regen eintreten oder die Pflanzen noch sehr im Wachstum zugenommen haben, so dürfte sich eine dritte Bespritzung empfehlen. Auf 1 Hektar werden vorteilhaft gegeben 50 kg Kupfervitriol und 25 kg Kalk in 15 hl Wasser gelöst. Zur Vorbeugung beizt man die Knollen 5—6 Wochen vor dem Auslegen 24 Stunden mit 2 Proz. Kupfervitriolkalkbrühe, wäscht sie dann mit Wasser und trocknet sie. S. Tafel »Pflanzenkrankheiten I«, Fig. 7—10. Vgl. de Bary, Die gegenwärtig herrschende K., ihre Ursache und ihre Verhütung (Leipz. 1861); Kühn, Kartoffelkrankheit (»Berichte aus dem physiologischen Laboratorium des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Halle«, 1872); Sorauer, Handbuch der Pflanzenkrankheiten (2. Aufl., Berl. 1886, 2 Tle.); Frank, Die Krankheiten der Pflanzen (2. Aufl., Bresl. 1894—96, 3 Bde.) und Kampfbuch gegen die Schädlinge unsrer Feldfrüchte (Berl. 1897); Jensen, Die K. kann besiegt werden (a. d. Dän., Leipz. 1882). Über andre Krankheiten der Kartoffelpflanze vgl. die Artikel: Kartoffelfäule, Stengelfäule, Kartoffelschorf, Kräuselkrankheit, Grind und Rhizoctonia. [516.

Kartoffelkrieg, s. Bayrischer Erbfolgekrieg, S.

Kartoffelkulturstation, s. Kartoffelzüchtung.

Kartoffellegemaschine, s. Kartoffelpflanz- und -Erntemaschinen.

Kartoffelmehl, soviel wie Stärke oder getrocknete Kartoffeln in Pulverform.

Kartoffelmutter, s. Ackerkulte.

Kartoffelpflanz- und -Erntemaschinen (hierzu die gleichnamigen Tafeln I und II). Zum Pflanzen der Kartoffeln mit der Hand werden die Reihen oder auch die Stellen, wo die Löcher für die Kartoffeln hergestellt und letztere hingelegt werden sollen, auf dem geglätteten Boden durch Reihenzieher (Marköre) angegeben. Außer selbständigen Geräten werden hierfür auch die Fahrgestelle der Drill- oder Hackmaschinen verwendet, bei denen statt der Drillschare oder Hackmesser einfache Werkzeuge zum Ziehen flacher Furchen eingesetzt werden. Zieht man diese Furchen derart, daß sie sich, meist unter etwa einem rechten Winkel, schneiden, dann geben die Schnittpunkte die Pflanzstellen an. Man erhält dann den Vorteil, später nicht nur in der Furchenrichtung, sondern auch rechtwinklig dazu hacken und häufeln zu können. Die Pflanzlöcher werden dabei mit dem Spaten hergestellt.

Mit Pflügen und besondern Furchenziehern zieht man die richtigen Saatfurchen, in welche die Kartoffeln in möglichst gleichmäßiger Richtung und Entfernung mit der Hand eingelegt werden, in einstellbarer Entfernung. Um eine gute Ausführung dieser wichtigen Arbeit zu sichern, wird an den Pflügen, z. B. dem von E. Schwartz u. Sohn in Berlinchen, mittels eines aufklappbaren Hebels ein besonderer Pflanzlochstern angebracht, der die Pflanzgruben in die Sohle der frisch gezogenen Furche eindrückt. Die Furchenzieher stellen mehrere Furchen gleichzeitig her; sie bestehen entweder aus einem einfachen Fahrgestell mit daran verstellbaren Scharen, oder es werden auch hier die Fahrgestelle der Drill- und Hackmaschinen verwendet, bei denen die Schare zum Zweck des leichtern Anschmiegens an den Boden an Hebeln befestigt sind. Häufiger sind die Pflanzloch- oder Pflanzgrubenmaschinen, bei denen die Pflanzgruben durch rotierende Lochsterne hergestellt werden. Tafel I, Fig. 1, zeigt eine solche Maschine von Herm. Laaß u. Komp. in Magdeburg-Neustadt. Die Lochsterne sind in pendelnden, nach vorn gerichteten Doppelhebeln gelagert, die jeder für sich einstellbar und am andern Ende durch Ketten und eine gemeinschaftliche Welle anhebbar sind. Die einzelnen Hebel lassen sich an dem gemeinschaftlichen Balken, der ebenfalls in der Höhe einstellbar ist, seitlich verstellen, ebenso ist die Spurbreite des Hinterwagens und des Vordersteuerwagens ausziehbar. Sehr häufig ordnet man eine Furchenzieherschar vor dem Lochstern an, und zwar in einem besondern Hebel, wie es in Fig. 2 die Maschine von F. Zimmermann u. Komp. in Halle a. S. zeigt. Hier sind die Hebel nach hinten gerichtet. Die Arbeitstiefe wird durch aufgesteckte Gewichte geregelt. Beim Ausheben werden beide Hebel gleichzeitig oder der Furchenzieher zuerst gehoben (D. Wachtel in Breslau). Die von Hand in die Löcher eingelegten Kartoffeln müssen nun mit Erde zugedeckt werden. Dazu werden die Pflanzlochmaschinen unter Auswechselung der Lochsternhebel und eventuell der Furchenzieherhebel durch Hebel mit Zustreichscharen befähigt, oder solche Schare werden an die erstern nach Entfernung der Lochsterne angesetzt. Um ein Verstopfen zu vermeiden und ein lockeres Aufschütten der Erde zu erreichen, werden statt der Schare rotierende Scheiben benutzt. Tafel II, Fig. 4, zeigt die Unterilpsche Maschine. Die Hebel werden hier durch Federn mit einstellbarem Druck in den Boden eingedrückt, jede Scheibe kann für sich nach oben ausweichen. Zuweilen wird noch eine Andrückwalze hinter den Zustreichern in besondern Hebeln angeordnet, die außer dem Festdrücken der Erde noch jede Reihe für die spätere Bearbeitung leicht erkennbar macht. Fig. 2 zeigt eine solche Hebelanordnung einer Maschine von Gebr. Lesser in Posen. Diese Zudeckmaschinen lassen sich auch zum Behäufeln benutzen.

Die vollständig maschinelle Aussaat der Kartoffeln wird durch die Kartoffellegemaschinen bezweckt. Die großen Schwierigkeiten, die dem Bau einer guten Kartoffellegemaschine entgegenstehen, sind aber noch nicht in genügender Weise überwunden. Sie bestehen darin, daß trotz der ungleichen Größe und Form in regelmäßiger Entfernung und Tiefe immer nur eine, höchstens zwei kleine Kartoffeln in die Erde an bestimmter Stelle untergebracht werden sollen; es ist also eine sehr sicher wirkende Vorrichtung zum Herausnehmen aus dem Vorratsbehälter und zum Abteilen und dann eine solche Ablegevorrichtung erforderlich, die mit möglichster Vermeidung des freien Falles und des dadurch entstehenden Rollens der Kartoffeln letztere möglichst direkt auf die richtige Stelle in der Erde hinbringt. Auch das große Gewicht des Saatguts, welches das des Getreides zehnfach übertrifft, ist sehr hinderlich. Als einfachen Ersatz einer Kartoffellegemaschine benutzt man (A. Lehnigk in Petschau Rame-

sohl u. Schmidt in Ölde) zurzeit zuweilen eine Verbindung einer einfachen Vorrichtung zum Kartoffellegen mit einem Pfluge, wobei die erstere von einem Furchenrade durch Kette angetrieben wird. Als Vorrichtungen zum Herausnehmen und Abteilen werden am häufigsten Elevatoren mit Bechern oder Räder mit Schöpflöffeln ohne oder mit besondern Ausstoßvorrichtungen angewendet, die durch den Kasteninhalt oder, wie in der neuesten Zeit, durch einen besondern Vorraum des Kastens zur Vermeidung der hohen Saatschicht (Steinberg in Leipzig) bewegt werden; oder es sollen federnde Klammern oder durch Kurvenscheiben bewegte Greifer die einzelne Knolle erfassen; weiter sollen die Kartoffeln aufgespießt, aus dem Kasten herausgehoben und dann abgestrichen werden; unter dem Kasten sich bewegende Walzen, Bänder ohne Ende oder schräg rotierende Scheiben sollen aus den auf ihnen ruhenden Kartoffeln einzelne durch geeignete Vertiefungen herausholen; auch wurde vorgeschlagen, die Kartoffeln einzeln mit der Hand der Legvorrichtung zuzuführen, um Fehlstellen zu verhindern; schließlich wurden Klappen am Ende der Legrohre unmittelbar von dem Lochstern bewegt und dabei das Nachfallen einer zweiten Knolle durch Vortreten von Fingern, die an der Klappe sitzen, verhindert. Da man aber das gewünschte Ziel nicht erreichen konnte, versuchte man ein zweites Abteilen der Kartoffeln, indem man sie erst möglichst einzeln aus dem Vorratskasten in einen Zwischenbehälter abteilte u. aus diesem dann das Legen durch ähnliche Mittel besorgte.

Als Beispiel für eine Kartoffellegemaschine mit Schöpfelevator, die am meisten Verwendung findet, ist in Tafel I, Fig. 3, die Maschine von Groß u. Komp. in Leipzig-Eutritzsch dargestellt. Die Elevatorbecher steigen im Kasten durch die Kartoffeln nach oben und nehmen eine Kartoffel mit, die sie in den Legeröhren bis auf den vorlaufenden Becher fallen lassen, so daß sie kurz vor dem Boden erst frei wird. Die Maschine ist für zwei Reihen bestimmt. Die Furchen werden durch Schare vor den Legröhren gezogen und, nach dem Einlegen der Kartoffeln, durch schräge Scheiben zugestrichen. Außer dieser Maschinenart ist noch die Aspinwallsche Maschine zu erwähnen, welche die Kartoffeln aufspießt.

Auch die Maschinen zum Ernten der Kartoffeln entsprechen noch nicht allen an sie gestellten Anforderungen. Letztere sind infolge der so verschiedenen Bodenarten, der wechselnden Witterung, der verschiedenen Krautverhältnisse, des langen und starken, bis zur Ernte frisch bleibenden Krautes, des Unkrautes, besonders der strickartigen Knöterichpflanzen, der Steine ꝛc. so vielseitig, daß die Bewältigung aller Schwierigkeiten durch eine Maschine noch nicht gelungen ist. Die deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft hat folgende Anforderungen für eine brauchbare Kartoffelerntemaschine aufgestellt: »Die Maschine muß von einer Seite des Feldes ab nebeneinander Reihe für Reihe hin und her ausnehmen. Sie muß, mit zwei starken Pferden bespannt, die Kartoffeln rein ausnehmen, getrennt von Kraut und Erde, auf einen möglichst schmalen Streifen (höchstens 22 cm) dicht zusammenlegen und zwar so weit ab von der nächst aufzunehmenden Reihe, daß weder die Räder der Maschine noch die Hufe der Pferde die ausgenommenen Kartoffeln beschädigen«. Um sämtliche Kartoffeln aus dem Boden herauszubekommen, muß der Aushebkörper sehr tief gestellt werden, was wieder an die Gespannkraft hohe Anforderungen stellt. Es ist zu verhüten, daß sich Kraut und Unkraut vor dem Aushebkörper festsetzen und womöglich in die Maschine gelangen, und daß durch Reinhalten des Ackers möglichst wenig Steine vorkommen.

Zum Ausheben sind sehr verschiedenartig geformte Aushebkörper benutzt worden, z. B. flache, sattelförmige, mulden- und röhrenförmige Schare, man schüttelt die Schar und dreht eine kreisförmige Schar, um durch einen ziehenden Schnitt das Abtrennen des Erdbodens zu erleichtern; man stellt die Schar durchbrochen oder rostförmig her, um einen großen Teil der Erde gar nicht oder nur wenig von der Stelle bewegen zu müssen und möglichst nur die Knollen herauszuheben. Man hat auch die Scharform verlassen und hebt die Erde mit den Kartoffeln durch eine Zinkentrommel oder durch rotierende Gabeln, Schaufeln oder baggerartige Becherwerke aus, die zuweilen zum bessern Abwerfen gedreht werden. Zur Bewältigung des Krautes vor dem Ausheben des Kartoffeldammes an der Maschine sind vorgeschlagen und versucht worden: Schräge Stangen oder Kolter, auch mit Reinigungsvorrichtungen, sollen das Kraut heben und zur Seite drücken oder zerschneiden, Vorschare nehmen den obern Teil des Dammes mit dem Kraut ab und schaffen die Masse seitwärts, eine schräg gestellte, drehbare, kegelförmige Rolle soll das Abgleiten des Krautes nach der Seite erleichtern; Harken, Jätvorrichtungen oder fest zusammenarbeitende Walzen sollen es ausreißen, wobei auch feste Krallen den Stock festhalten, oder das Kraut wird vom Laufkranz gehalten und durch ein sich schnell drehendes Zinkenrad abgerissen; schließlich sucht man das Kraut durch die verschiedensten Messer- und Schereneinrichtungen, die vor dem Aushebkörper am Maschinenrahmen angebracht sind, abzuschneiden und auf irgend eine Weise beiseite zu schaffen. Ist das Kraut trotzdem in die Maschine hineingeraten, so sucht man es durch gebogene, feststehende oder rotierende Abstreicher abzunehmen und nach außen zu leiten.

Die Trennung der Kartoffel von Erde, Kraut ꝛc. geschieht auf Reinigungsvorrichtungen, die meist als Fördervorrichtungen ausgebildet oder mit solchen verbunden sind. Die einfachsten sind feste, bewegliche oder geschüttelte Roststäbe oder auf dem Boden nachschleifende Stäbe oder Kettenenden, die eine Verlängerung der Schar oder des Streichbretts bilden, oder feststehende oder geschüttelte Siebe oder Roste. Um dabei die Kartoffeln höher und schneller heben zu können, greifen Zinkenwalzen oder an Ketten ohne Ende sitzende Rechen von unten oder oben durch die Roststäbe oder wenigstens in die auf dem Rost befindliche Massen, oder es schwingen Schaufeln oder Hacken nach Art der von Hand bewegten über die Rostfläche. Die verschiedensten Arten von Elevatoren in das Durchfallen der Erde zulassender Form werden angewendet, z. B. auch strohschüttlerartige, schwingende Bretter, Sternscheiben, endlose Lattentücher, dicht nebeneinander laufende endlose Seile oder mit Dornen versehene Ketten mit gleichen oder verschiedenen Geschwindigkeiten, wobei das Heben der Massen durch darüber laufende Elevatoren unterstützt wird. Schräg gestellte zylindrische oder kegelförmige, sich drehende Siebtrommeln mit Schnecken oder feste Rundsiebe mit sich drehenden Schnecken oder Siebtrommeln mit Heberechen oder Schaufeln bewegen die Massen. Die gehobenen und gereinigten Kartoffeln werden in Säcke, Körbe oder andre Auffangbehälter gesammelt, wobei auch das Gewicht festgestellt wird.

Als Beispiel einer Kartoffelerntemaschine mit Wurfrädern, der sogen. Graf Münsterschen Art, stellt auf

Tafel II, Fig. 3, die Maschine von Groß u. Komp. in Leipzig-Eutritzsch dar. Die Maschine ist zur sichern Führung mit Deichsel versehen. Das Wurfrad geht dicht hinter der Schar, die geschleuderten Massen werden durch einen seitlichen, auf dem Boden rollenden Fangschirm aufgefangen. Durch einen Handhebel wird erst die Schar aus der Erde gehoben und dann der Antrieb für das Wurfrad ausgerückt. Die Transportreifen an den Fahrrädern brauchen nur bei schwierigen Bodenverhältnissen abgenommen zu werden.

Darüber, ob bei diesen Maschinen durch das Aufschlagen der Zinken auf die Kartoffeln letztere in unzulässiger Weise beschädigt und dadurch dem schnellen Verderben ausgesetzt werden, gehen die Urteile der Landwirte auseinander. Die Maschine von E. Hampel u. Sohn in Gnadenfrei vermeidet diese Gefahr, indem die Kartoffeln durch eine langsam hinter der Schar laufende Rundegge aus der Erde herausgerecht werden. Hier ist eine umschwenkbare Doppelschar und eine Umkehrvorrichtung der Drehbewegung für die Rundegge vorgesehen, um entsprechend den Anforderungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft die Kartoffeln bei der Hin- und Herfahrt immer nach der schon abgeernteten Seite des Feldes abwerfen zu können.

Wegen der Mängel der bis jetzt vorhandenen Maschinen wird zurzeit von den Landwirten immer noch sehr viel den einfachen pflugartigen Geräten, wie z. B. dem schlesischen Haken, der Vorzug gegeben. Die Schar erhält dann oft noch eine rostartige Verlängerung, um das Trennen der Kartoffeln von der Erde zu unterstützen. Ein solcher Kartoffelerntepflug (von Gebr. Eberhardt in Ulm) ist auf Tafel II, Fig. 1, abgebildet.

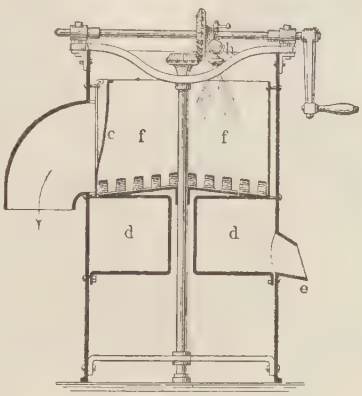


Fig. 1. Durchschnitt.

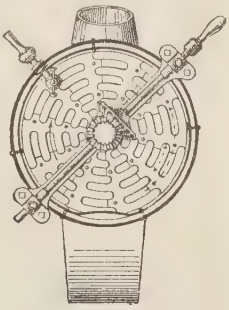


Fig. 2. Schälscheibe.

Fig. 2a. Messer.

Harffs Kartoffelschälmaschine.

Kartoffelprober von Fesca, s. Kartoffel, S. 690.

Kartoffelquetsche, Zerkleinerungsmaschine für gedämpfte Kartoffeln, besteht aus zwei hölzernen, steinernen oder eisernen, glatten oder gerieften, auch mit Zähnen besetzten Walzen, durch deren Zusammenarbeiten die aus dem Dämpffaß fallenden Kartoffeln erfaßt und zerquetscht werden.

Kartoffelräude, s. Kartoffelschorf.

Kartoffelreibmaschine, s. Reibe.

Kartoffelsago, s. Sago.

Kartoffelschälmaschine, mechanische Vorrichtung, mittels der das Schälen der Kartoffeln schneller und sparsamer als mit der Hand ausgeführt werden kann. Bei der auch auf Obst anwendbaren Maschine von Herzog in Leipzig-Reudnitz wird von einer einzelnen, festgeklemmten Kartoffel durch ein an ihr entlang geführtes Messer die Schale in einem feinen Streifen abgelöst. Das Messer erhält seine Bewegung durch ein Schneckengetriebe und wird durch eine Spiralfeder beständig leicht gegen die Kartoffel gedrückt. Diese Maschine soll in 1½ Stunde 1 Ztr. Kartoffeln schälen. Bei der K. von Harff in Köln, die je nach ihrer Größe 50—250 kg unsortierte Kartoffeln in einer Stunde schält, werden letztere unter beständigem Berieseln mit Wasser auf einer schwach trichterförmigen Platte, die mit hakenförmigen Messern versehen ist und schnell rotiert, gleichfalls in Umdrehung versetzt und dabei den Messern beständig in andrer Richtung dargeboten, so daß die Schalen in ganz feinen Scheibchen abgelöst werden. Fig. 1 und 2 zeigen den Durchschnitt der Maschine und die Schälscheibe mit ihren Messern (Fig. 2a). Der Deckel der Maschine dient als Wasserbehälter, aus dem das Wasser durch eine Brause auf die Kartoffeln herabrieselt. Die fertig geschälten Kartoffeln fallen durch eine seitliche Öffnung heraus, während Wasser und Abfall in der Mitte der Maschine abgeführt werden. Während der Verlust beim Handschälen 25, selbst 30 Proz. beträgt, beziffert sich derselbe bei der Harffschen Maschine auf 10—12 Proz.

Kartoffelschorf (Kartoffelräude), eine Krankheit der Kartoffelknollen, die durch Bildung brauner, unregelmäßig-schüsselförmiger Vertiefungen mit ausgefressenen oder aufgeworfenen Rändern ausgezeichnet ist. Diese Stellen werden zuletzt geschwürartig, dringen tiefer in den Knollenkörper ein und verursachen dadurch bisweilen beträchtlichen Schaden. Die Schorfbildung pflegt von einzelnen stark wuchernden Lenticellen (s. d.) an der Knollenoberfläche auszugehen. Sie wird angeblich durch Bakterien oder durch einen Schleimpilz (Spongospora Solani) veranlaßt. Nasser, frisch gemergelter oder mit Kloakenkot gedüngter Boden begünstigt die Krankheit, der besonders zartschalige, weiße Kartoffelsorten am meisten ausgesetzt sind. Gute Durchlüftung des Bodens durch wiederholtes Behacken wird als Schutzmaßregel empfohlen.

Kartoffelsirup, soviel wie Stärkesirup, s. Traubenzucker.

Kartoffelsortiermaschine, mechanische Vorrichtung zum Sortieren der Kartoffeln nach der Größe sowie zur Abscheidung von Steinen ꝛc. Sie besteht aus einer schwach geneigten zylindrischen Trommel aus Latten oder Drahtgeflecht. In der obern Hälfte der Trommel sind die Durchtrittsöffnungen kleiner als in der untern, so daß beim Drehen der Trommel von den oben eintretenden Kartoffeln zunächst die kleinern austreten. Unter jeder Trommelhälfte befindet sich ein geneigter Lattenrost, der die austretenden Kartoffeln nach der einen, bez. der andern Seite ableitet. Andre Maschinen arbeiten mit Flachsieben, die gerüttelt werden. Die Maschine von Baumann in Lübz besitzt nur ein Rüttelsieb, das oben ein Stabsieb bildet, unten aus zwei verschieden weiten Quadratsieben besteht, von denen die fehlerhaften Kartoffeln und Steine mit der Hand abgesammelt werden. Die Maschine von Hollandt in Meißen besteht aus zwei übereinander angeordneten Siebkasten mit festen Ausläufen, vier Wechselsieben und darunter befindlichem Sieb zum Absieben von Stroh, Sand und Erde.

Kartoffelstärke, s. Stärke.

Kartoffeltrocknung. Kartoffeln enthalten etwa 80 Proz. Wasser und in diesem gelöst, leicht veränderliche Stoffe; sie erleiden deshalb bei der Aufbewahrung stets erhebliche Verluste (s. Kartoffel, S. 691) und außerdem mindert der hohe Wassergehalt die Versandfähigkeit, die Kartoffeln ertragen nicht die Transportkosten. Diese Übelstände können durch Trocknen der Kartoffeln beseitigt werden, doch ist dabei Bedingung, daß die Kosten namentlich für den Großbetrieb innerhalb gewisser Grenzen bleiben. Ein Preisausschreiben des Vereins der Spiritusfabrikanten in Deutschland hat zu dem Ergebnis geführt, daß das Trocknen mit Dampf für den Großbetrieb nicht anwendbar ist, daß aber das Trocknen mit den Heizgasen der Feuerung, die mit mehr oder weniger Luft gemischt werden, befriedigende Resultate gibt. Bei dem Apparat von Venuleth u. Ellenberger in Darmstadt (Fig. 1 u. 2) liegen in etwa vier Etagen je 15 geneigte Transportschnecken a nebeneinander, die völlig unabhängig voneinander arbeiten. Sie rotieren nach gleicher Richtung, ihre Schneckengänge sind aber abwechselnd links- und rechtsgängig. Die Feuergase treten durch eine gemeinschaftliche Kammer b an der höchsten Stelle des Systems ein und ziehen an der tiefsten Stelle in eine gemeinsame Staubkammer c, die mit einem Exhaustor verbunden ist. Die geschnitzelten Kartoffeln gelangen aus einem Einfüllkasten e mit Verteilungsschnecken f in die ersten Schnecken jeder Etage, durchwandern sie langsam und treten am entgegengesetzten Ende in die zweite Schnecke, aus dieser oben in die dritte ꝛc., so daß die Schnitzel unter beständigem Umrühren durch die Schneckenflügel den ganzen Weg durch alle Schnecken einer Etage machen ($15 \times 3 = 45$ m), während sie beständig von den Heizgasen umspült werden. Letztere werden auf einem Treppenrost g aus Koks erzeugt, sind völlig rauchfrei und werden zur Regulierung der Temperatur auf 240—280° mit Luft gemischt. Sie folgen der Saugwirkung des Exhaustors, kommen, durch entsprechend angebrachte Prellbleche gelenkt, in innigste Berührung mit den Schnitzeln und werden schließlich mit einer Temperatur von 60° ins Freie geblasen. Die trocknen Schnitzel fallen aus der letzten Schnecke in eine Sammelschnecke h, die sie weiterbefördert. Die Schnecken, die fünf Umdrehungen in 1 Minute machen, werden durch Gelenkketten von einer einzigen Vorlegewelle aus angetrieben. Der abgebildete Apparat mit 60 Schnecken trocknet in 1 Stunde 1000 kg Kartoffeln, deren Trockenschnitzel 250—300 kg wiegen. Der Kraftverbrauch beträgt etwa zwölf Pferdestärken; zur Bedienung sind zwei Männer erforderlich. Durch Vermehrung oder Verminderung der Etagen kann der Apparat für größere oder geringere Leistungen hergerichtet werden. Knauer benutzt zum Trocknen der Kartoffeln den etwas abgeänderten Mackensenschen Schnitzeltrocknungsapparat mit einer rotierenden Trommel, in der die Kartoffelschnitzel mit den Heizgasen in direkte Berührung kommen. Der Apparat kann in 12 Stunden 700 Ztr. und mehr Kartoffeln trocknen. Zum Trocknen der Kartoffeln mit Dampf haben Venuleth und Ellenberger einen Apparat konstruiert, bei dem die gedämpften Kartoffeln in einen Trichter a (Fig. 3) gebracht, von den beiden rotierenden Quetschwalzen bb zerquetscht werden und auf die im Innern mit Dampf geheizten und gegeneinander rotierenden Hohlwalzen cc fallen. Die heißen Mantelflächen der Walzen bedecken sich mit einer ganz dünnen Kartoffelschicht, die während der Umdrehung der Walzen trocknet und von den Abstreichmessern dd abgeschabt wird. Das Trockenprodukt wird in einer mit Transportrührwerk e versehenen Mulde f aufgefangen. Die Schalenreste werden später abgesiebt, und wenn das Produkt für Menschen benutzt werden soll (Wiener Feinbäckerei), so wird es gemahlen (Kartoffelmehl).

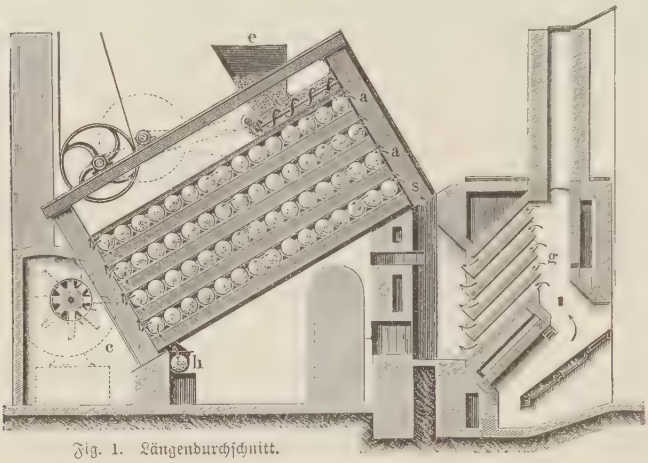


Fig. 1. Längendurchschnitt.

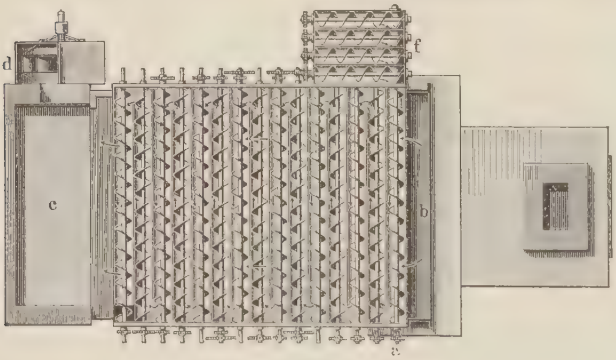


Fig. 2. Ansicht von oben.

Fig. 1 u. 2. Kartoffeltrocknungsapparat von Venuleth u. Ellenberger.

Die getrockneten Kartoffeln enthalten stickstoffhaltige Substanzen 7,1 Proz. (Mais 10,1), stickstofffreie 71,4 Proz. (Mais 68,6), Fett 0,3 Proz. (Mais 4,7). Der Fettgehalt des Maises wirkt weder bei der Mast (namentlich bei den Schweinen) noch bei der Milchwirtschaft sehr günstig, er gibt geringwertigen Speck und

beeinträchtigt die Qualität der Butter. Füttert man zum Ersatz des geringern Gehalts an stickstoffhaltigen Substanzen neben den getrockneten Kartoffeln etwas Baumwollsamenmehl, so ist die Möglichkeit gegeben, den Mais für die Viehfütterung zu entbehren. Gegenwärtig werden in Deutschland etwa 22 Mill. Ztr. Mais verfüttert und dies entspricht annähernd dem Verlust, den die Landwirtschaft bisher beim Aufbewahren der Kartoffeln erlitt. Fütterungsversuche mit getrockneten Kartoffeln haben ergeben, daß dieselben vom Vieh gern genommen und ebensogut ausgenutzt werden wie die frischen. Sie sind offenbar gesünder als frische, und man kann davon mehr verfüttern als von letztern. Endlich eignet sich die getrocknete Kartoffel auch recht gut zur Hefefabrikation.

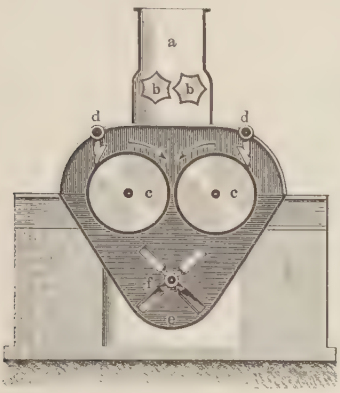


Fig. 3. Dampftrocknungsapparat.

Kartoffelwage, s. Kartoffel, S. 690 f.

Kartoffelwaschmaschine, Vorrichtung zum Reinigen der Kartoffeln, eine etwas schräg liegende Drahtgeflecht- oder Lattentrommel, die mit ihrer untern Hälfte in Wasser taucht und durch Kurbel oder Treibriemen in Umdrehung versetzt wird. Die Kartoffeln werden am obern Ende der Trommel durch einen Trichter eingeführt und verlassen sie am untern Ende, wo sie auch durch Becher herausgehoben werden. Für die Spiritusfabrikation ꝛc. benutzt man zum Waschen der Kartoffeln lange eiserne Tröge, in denen sie durch an einer rotierenden Welle befestigte Arme bewegt werden. Am Ende des Troges führen schraubenförmig gestellte Flügel die Kartoffeln dem Elevator zu. Um Wasser zu sparen, wird vor dem Trog eine rotierende Lattentrommel angebracht, in der die Kartoffeln zunächst trocken gereinigt werden.

Kartoffelzüchtung, die systematische Verbesserung älterer bewährter Kartoffelsorten und die Züchtung neuer, besserer Sorten zur Beschaffung guten Saatgutes. Gut mittelgroße Knollen bringen zwar einen höhern und rentablern Ertrag als die kleinern, aber demungeachtet läßt sich bei der ungeschlechtlichen Vermehrung durch alleinige Auswahl nach der Größe der Saatknollen oder nach Form der Triebe und Knollen eine Kartoffelsorte nur wenig erfolgreich und dauernd veredeln, weil die Kartoffelsorten sehr leicht und schnell, manche schon nach wenigen Jahren, abbauen. Die modernen Methoden der K. bestehen daher ausschließlich in der geschlechtlichen Vermehrung durch Bastardierung, d. h. in der Erzeugung neuer Sorten durch gegenseitige Kreuzung der Blüten solcher Sorten, die sich beim Anbau erfahrungsgemäß bewährt haben. Über die Durchführung der K. s. Pflanzenzüchtung. Als bisherige Erfolge der K. sind zu erwähnen: 1) Die Erträge sind außerordentlich gehoben. Während man noch vor 15 Jahren Kartoffelerträge von 140 dz auf 1 Hektar als hoch befriedigend ansah, ist man heute in vielen Wirtschaften mit der Ernte nicht zufrieden, wenn nicht über 200, ja 240 dz auf 1 Hektar gewonnen werden. 2) Der Stärkemehlgehalt ist noch mehr verbessert worden. Früher befriedigte ein Stärkemehlgehalt von 15 Proz., während durch die K. heute viele Sorten entstanden sind, die 18, ja 20 Proz. und mehr Stärkemehl beständig aufweisen, einige Sorten erreichen sogar bis 25 Proz. 3) Gesundheitszustand und Widerstandsfähigkeit der Kartoffeln gegen Pflanzenkrankheiten haben sich durch die K. beträchtlich gehoben. Bekannte Kartoffelzüchter und Kartoffelkulturstationen sind: Richter in Zwickau, Paulsen in Nassengrund, Cimbal in Frömsdorf (Preußisch-Schlesien), Dolkowski in Neudorf bei Kenty (Galizien), Milner in Heraletz (Böhmen), Hennings in Herrenleis bei Ladendorf (Niederösterreich) ꝛc.

Kartoffelzucker, soviel wie Traubenzucker.

Kartogramm (lat.-griech.), die graphische Darstellung statistischer Verhältnisse auf Landkarten; vgl. Graphische Darstellung und Statistische Darstellungsmethoden.

Kartograph (lat.-griech.), Landkartenzeichner; dienstliche Bezeichnung der bei der kartographischen Abteilung der preußischen Landesaufnahme als Zeichner angestellten Beamten.

Kartographie (lat.-griech.), die Lehre von dem Entwerfen und der Herstellung der Landkarten (s. d.).

Kartomantie (Kartenlegekunst, Kartenschlagen), s. Spielkarten.

Kartometer, s. Kurvenmesser.

Kartometrie, Kartenausmessung, die auf Plänen und Karten möglichen Längen-, Winkel-, Flächen- und Volumenmessungen. Hat das auf Plänen dargestellte Terrain geringen Umfang (bis 50 qkm) und großen Maßstab (bis 1:20,000), so kann die Abweichung des scheinbaren Horizonts (Kartenebene) vom wirklichen Horizont (ideale Erdoberfläche) vernachlässigt werden; bei größerer Ausdehnung (bis 4000 qkm) und rechtwinkligem Koordinatennetz ist die Meridiankonvergenz zu beachten. Auf topographischem Bild mit kleinerm Maßstab und größerer Fläche, nach der üblichen Polyederprojektion dargestellt, kann wegen der Winkel- und Flächentreue noch direkt gemessen werden; auf geographischen Karten, die ganze Länder und Erdteile umfassen, ist die unvermeidliche Verzerrung zu berücksichtigen.

1) Pläne und topographische Karten. a) Längenmessung: Mittels des Zirkels werden die geradlinigen Horizontalentfernungen der Punkte mittelbar am verjüngten Längenmaßstab, die Neigungswinkel des Terrains am Böschungsmaßstab abgelesen. Regelmäßig gekrümmte Kurven werden zweckmäßig durch Zirkelrektifikation, unregelmäßig verlaufende, wie Wasserläufe, Wege, Isohypsen ꝛc., werden mittels besonderer mechanischer Vorrichtungen (Kurvenmesser, Longimeter ꝛc.) ausgemessen. b) Winkelmessung: Die Richtung einer Linie wird entweder durch ein graphisches Verfahren, Abtragen einer bequemen Radienlänge auf den Winkelschenkeln und Längenmessen der Sehne, oder durch Abnahme des Magnetazimuts bei Stollenrichtungen, Schacht- und Durchschlagsangaben und Grubenfeldgrenzen, oder endlich durch Entnahme der Partialkoordinaten zweier Richtungspunkte bestimmt. c) Flächenmessung (s. Flächenbestimmung): Haben die Flächen regelmäßige Gestalt, so findet man deren Inhalt nach einfachen geometrischen Sätzen, ist die Begrenzung unregelmäßig, so kommen die verschiedenen Planimeter, Integratoren und Integraphen, oder die alte Methode des Wägens der ausgeschnittenen Papierstücke, bei sehr kleinen

Flächen Glasmikrometer zur Anwendung. d) Volumenmessung: Mit Hilfe von a) und c) werden die Längen-, bez. die Querprofilflächen vertikaler Schnittebenen bei Führung der Tracé von Festungswerken und Eisenbahnlinien, bei Kubizierung von Erdarbeiten des Bergwerkstagebaues sowie die Horizontalflächen der Isohypsen bekannt. Aus je zwei aufeinander folgenden Flächen wird das arithmetische Mittel genommen und mit dem zwischenliegenden Achsenstück, bez. dem Höhenabstand multipliziert.

2) Geographische Karten. Die zur Abbildung gelangten Stücke der Erdoberfläche sind so groß, daß die der Abbildungsmethode anhaftenden Verzerrungen berücksichtigt werden müssen. Nach Tissot sind die Größen der Elementarverzerrung leicht zu erkennen, wenn in der Karte die Systeme der Linien gleicher Werte enthalten sind. a) Längenmessung: Die sphärische Entfernung zweier Punkte, als Stück eines größten Kreises der Erdkugel, wird durch Abgreifen der geographischen Längen und Breiten und Berechnen der sphärischen Linie gefunden. Bei Azimutalprojektion unter Benutzung der stereographischen Abbildung kann der betreffende größte Kreis mittels Zirkel eingetragen und gemessen werden. Unregelmäßige Linien einer Atlaskarte (Grenzen der Länder und Provinzen, Fluß- und Küstenlinien) werden bei genügend großem Maßstabe der Karte durch mechanische Rektifikation (1a) gemessen. b) Winkelmessung: Zu geographischen und geophysischen Zwecken auszuführende Messungen der Schnittwinkel der erdmagnetischen Isogonen, Isoklinen und Intensitätskurven mit der sphärischen Verbindungslinie zweier Erdpunkte werden Atlaskarten, die in einer der abwickelbaren Projektionen hergestellt sind, benutzt. Die Mercatorprojektion gestattet eine geradlinige Eintragung der Loxodrome, d. h. derjenigen Kursrichtung eines Schiffes, die alle Erdmeridiane unter einem konstanten Winkel schneidet. Diese läßt sich mittels des Lineals eintragen, wobei der Kurswinkel abgelesen werden kann. c) Flächenmessung: Auf flächentreuen Karten erfolgt die Messung ohne weiteres mit einem Planimeter, was auch bei nicht äquivalenten Projektionen zulässig ist, wenn das zu messende Stück nach geographischer Länge und Breite nicht sehr ausgedehnt ist, da trotz der vorhandenen Flächenverzerrung die Änderung dieser Verzerrung nach den Randlinien hin genügend langsam Platz greift. Eine planimetrische Vergleichung der zu messenden Fläche mit der zugehörigen Netzmasche ergibt die Relativzahl der Messung, mit deren Benutzung auf Mercatorkarten solche Flächenbestimmungen sogar in höhern Breiten zulässig erscheinen. Nicht abwickelbare krumme Flächen werden erst durch Projizierung auf gesetzmäßig liegende Ebenen meßbar. d) Volumenmessung: Bestimmung der Festlandmassen von Gebirgszügen, Ländern und Kontinenten wird nach den in 1 d) entwickelten Gesichtspunkten mit Hilfe von hypsographischen, bez. orometrischen Kurven und zugehörigen Höhenabständen ausgeführt. Eine Kubizierung der Wassermengen von Seen und Meeren kann nur dann korrekt vorgenommen werden, wenn aus einer genügend großen Anzahl von Lotungen das Relief des Bodens erkannt wird, wie dies bei vielen Binnenseen der Fall ist; für die größern Meere und Ozeane sind deshalb nur annähernde Bestimmungen möglich. Die die Lotpunkte enthaltenden Schnittflächen werden durch vertikale parallele Ebenen gebildet.

Die Messungen von 1) und 2) werden noch beeinflußt durch die unvermeidlichen Verzerrungen, die das ungleiche Einschrumpfen des während des Druckes angefeuchteten und nachher trocknenden Papiers hervorruft. Bei genauen Messungen ist dem Maß der Winkelverzerrung wie der Längen- und Flächenverzerrung Rechnung zu tragen. In vielen Fällen genügt die Bestimmung des aus zwei sich rechtwinklig kreuzenden Richtungen ermittelten Schrumpfungskoeffizienten. Vgl. die Lehrbücher der Geodäsie und Kartenprojektionslehre (s. Landkarten); Fiorini, Misure lineari, superficiali ed angolari offerte delle carte geografiche (Flor. 1886).

Karton (franz. Carton, spr. -tóng), eine Sorte dickes, steifes Papier (Kartonpapier), das entweder direkt auf der Papiermaschine oder durch Zusammenkleben aus geeigneten Papiersorten mit der Hand oder mittels der Kaschiermaschine (geklebter, kaschierter K.) hergestellt und auf dem Kalander geglättet wird. Glacékarton ist im Gegensatze zum Naturkarton mit Farbe bestrichen und glaciert. — In der Buchbinderei Einband von leichter Pappe für ein geheftetes Buch (kartonieren); dann auch eine Pappschachtel zur Aufbewahrung leichterer Gegenstände. — In der Malerei versteht man unter K. eine Zeichnung auf starkem Papier, deren man sich als Hilfsmittel und Vorarbeit zur Ausführung eines größern Gemäldes in Fresko, Öl, Teppich- und Gobelinweberei oder auch in Glas und Mosaik von denselben Dimensionen bedient. Bei der Anwendung werden die Kartons gewöhnlich durchgezeichnet oder die Umrisse der Gegenstände mit einer Nadel durchstochen, worauf man mit einem Säckchen voll Kohlenstaub über die Löcher fährt, um die Zeichnung an die Wand zu bringen. Beim Freskomalen pflegte man auch die ausgeschnittenen Figuren an dem nassen Anwurf festzuhalten und darauf mit einem Stift an ihrem Rande hinzufahren, so daß die Umrisse auf dem Kalk vertieft erschienen. Bei den Gobelins werden die Zeichnungen ausgeschnitten und hinter oder unter den Einschlag gelegt, wonach der Weber seine Arbeit einrichtet. Die ältern italienischen Meister legten großen Wert auf sorgfältig ausgeführte Kartons; später arbeitete man mehr nach kleinen Skizzen ins Große. In neuerer Zeit haben Cornelius, Overbeck, Schnorr, Preller, Kaulbach u. a. wieder Kartons angefertigt, und nach ihrem Vorgang hat sie auch die moderne Monumentalmalerei (Gesellschap, Janssen, Bleibtreu, E. v. Gebhardt, Prell u. a.) als Vorarbeit und Hilfsmittel aufgenommen. Cornelius zeichnete Kartons auch ohne die Absicht, sie als Hilfsmittel für die Ausführung in einer andern Technik zu benutzen. Neuere Maler (Kaulbach, Liezen-Mayer, G. Max, E. Grützner u. a.) haben auch Kartons zum Zweck photographischer Vervielfältigung gezeichnet. — Auf Landkarten, Stadtplänen ꝛc. nennt man K. einen gewöhnlich in vergrößertem Maßstab auf demselben Blatt besonders dargestellten Teil des Inhalts (Nebenkärtchen, vgl. beispielsweise unsre Karte bei »Kairo«). — K. (Auswechselblatt) heißt endlich in der Buchdruckerei ein neu gedrucktes Blatt eines Buches, das anstatt eines fehlerhaft gedruckten oder aus einem andern Grunde ausgeschnittenen eingeklebt wird.

Kartonieren (franz.), ein Buch ꝛc. in einem Pappdeckel (Karton) einbinden oder einheften.

Kartonnagen (franz., spr. -ážen), Schachteln und andre Hüllen aus Karton, Pappe ꝛc. werden entweder aus einem Stück hergestellt oder aus mehreren Teilen zusammengesetzt. Runde, ovale und ähnlich geformte Schalen, Schachteln ꝛc. erzeugt man wie Blechgefäße durch Pressen entsprechend zugeschnittener

Kartonscheiben in heißen Stahlformen mittels Stempel (s. Blechverarbeitung, mit Tafel), die zugleich Verzierungen (Hirschhornmuster, Geflechte ꝛc.) einprägen. Eckige Hüllen aller Art werden vielfach aus einem Stück passend zugeschnittenen Kartons dadurch

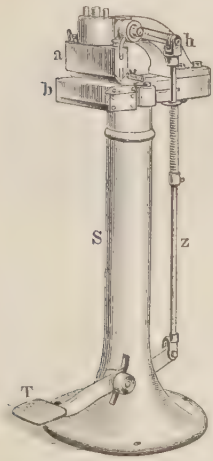


Fig. 1.
Biegemaschine.

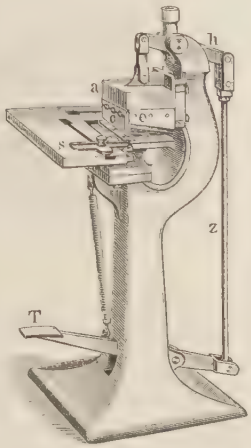


Fig. 3.
Schlitzschneidemaschine.

hergestellt, daß man diesen einfach zusammenbiegt und durch angebrachte Lappen oder Schließen mit entsprechenden Schlitzen verbindet (Faltschachteln). Die bei weitem größte Menge von K. wird jetzt mittels Maschinen fabrikmäßig erzeugt, indem man die Pappen auf der Schneidemaschine zerschneidet, auf Schlitzmaschinen zum Zusammenbiegen vorbereitet und auf Nietmaschinen fest schließt.

Fig. 2. Geschlitzte Pappe.

Als Schneidemaschine verwendet man Pappenscheren oder Kreisscheren, zum Schneiden schmaler Pappstreifen mit 6—10 Messerpaaren auf einem Wellenpaar.

Zum Biegen wurden die Pappen früher an den Biegestellen geritzt und damit an den am meisten beanspruchten Stellen geschwächt. Nach der Erfindung von Remus baut die Sächsische Kartonnagenmaschinenfabrik in Dresden jetzt Biegemaschinen, die umgekehrt an den Biegestellen die Pappe stauchen oder wulsten und dadurch widerstandsfähiger machen. Auf dem Säulengestell S (Fig. 1) befindet sich ein Klotz a von der Länge der zu biegenden Pappe, der von dem Fußtritt T mit Schubstange z und Hebel h kräftig nach abwärts gedrückt werden kann. Der untere keilförmige Teil des Klotzes a besteht aus zwei Zangenbacken, die auseinanderfedern und sich dadurch schließen, daß sie in eine keilförmige Nute der Unterlage b eintreten. Die zwischen a und b geschobene Pappe wird dabei von den Backen gefaßt, zusammengekniffen und gestaucht sowie gleichzeitig durch die Keilwirkung gebogen.

Fig. 4.
Klammer.

Fig. 5. Niete.

Um die gefalteten Papptafeln zu viereckigen Schachteln zusammensetzen oder zu sogen. Faltschachteln zusammenlegen zu können, werden die Ecken ausgestoßen oder Schlitze eingeschnitten. Die neueste Art der Vernietung gestattet es sogar, die Teile, die durch Ausstoßen der Ecken verloren gehen, zur Verstärkung der Stirnwände der Schachteln zu benutzen, indem man sie nur umbiegt und auf die Stirnwände auflegt, wodurch letztere verdoppelt werden. Aus dem Grunde begnügt man sich hier auch mit dem Einschlitzen (Fig. 2). Nur in dem Fall, in dem die zwei zusammengehörenden Lappen breiter als die Stirnwand sind, müssen sie durch den Winkelschnitt so weit verkürzt werden, daß sie in der Mitte zusammenstoßen. Die Schlitzschneidemaschine mit Winkelschnitt (Fig. 3) der genannten Firma besitzt auf dem Klotz a, der ebenfalls vom Fußtritt T aus mit Zugstange z und Hebel h bewegt wird, die zwei rechtwinklig zueinander stehenden Messer c, e, die sich leicht durch Verschieben gegeneinander einstellen lassen, um die an dem Anschlag s geführte Pappe passend zu schlitzen und zu beschneiden.

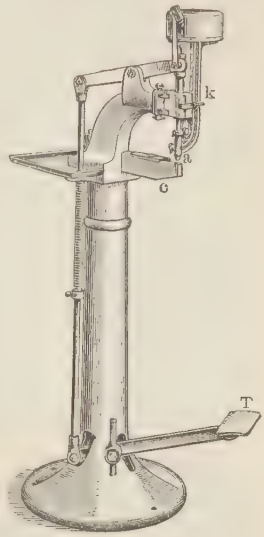
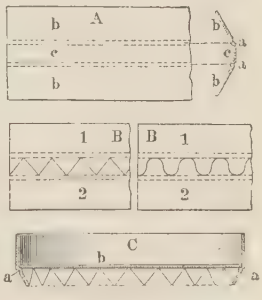


Fig. 6. Nietmaschine.

Die auf solche Weise vorbereiteten Pappen werden auf den Nietmaschinen an den Rändern vereinigt. Dazu benutzt man Draht- oder Blechklammern (Fig. 4), besonders Niete aus Blech (Fig. 5), die rund oder sechseckig und mit zwei Spitzen versehen sind, die durch die Pappe hindurchgestoßen und umgebogen werden. Die hierzu von derselben Fabrik eingeführte Nietmaschine (Fig. 6) besteht dem Wesen nach aus einem durch den Fußtritt T niederzustoßenden Stempel a mit dem Amboß c zum Auflegen der Schachtel und dem Köcher k. Dieser Köcher ist mit Nieten gefüllt, die darin niedersinken, um einzeln unter den Stempel a zu gelangen, der sie durch die Pappe hindurchdrückt und umschlägt. Für besondere Zwecke, z. B. für Faltschachteln, Rundschachteln, können verschiedene Ambosse ausgewechselt werden. Mit dieser



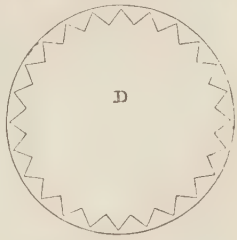


Fig. 7. Anfertigung der Rundschachteln.

Nietmaschine lassen sich täglich 12—15,000 Nieten einschlagen. Da die beschriebene Fabrikationsmethode die Klebmittel vermeidet und daher vollkommen saubere Arbeiten liefert, so können die feinsten, geprägten, glänzendsten ꝛc. Pappen direkt verarbeitet werden.

Aus demselben Verfahren ist die Fabrikation der Rund- und Façonschachteln der genannten Firma hervorgegangen. Der Pappstreifen b c b (Fig. 7 A, S. 701) wird erst auf der Biegemaschine gewulstet (Figur 7 A a), dann längs der Fläche c mit Fischleim bestrichen und darauf mittels eines Kreismessers mit Zickzackschneiden in zwei ausgezackte Teile 1 und 2 (Fig. 7 B) getrennt. Nachdem derselbe sodann rund gebogen und an den Kanten zusammengenietet ist, legt man den Boden b (Fig. 7 C) auf die Wulste a a und preßt die Zacken gegen den Boden mittels warmer Stempel, die den Leim erweichen und die Zakken mit dem Boden fest verkleben (Fig. 7 D). Der Zackenschneideapparat (Fig. 8) besteht der Hauptsache nach aus einem Schneiderad a, das mit Zickzack- oder Bogenschneiden (Fig. 7 B B) versehen und drehbar in einer Gabel g gelagert ist, die durch eine Schraube der Pappendicke angepaßt werden kann und sich verschiebbar an einem Balken B befindet, so daß die unter dem Schneiderad hergezogene Pappe P nach Zacken zerschnitten wird. Setzt man in der Gabel g statt des Zackenrades ein Rad mit schmalem, glattem Rad ein, so entsteht die Liniiermaschine. Selbstverständlich lassen sich die Pappen ꝛc. vorher durch Prägen, Bedrucken ꝛc. beliebig verzieren. Vgl. Franke, Die Verfertigung aller Arten Papp- und Galanteriearbeiten (Weim. 1896); Schubert, Die Kartonnagen-Industrie (Berl. 1900).

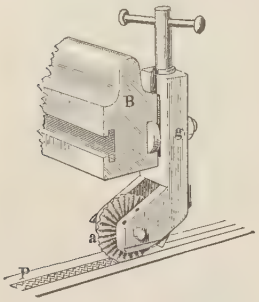


Fig. 8. Zackenschneideapparat.

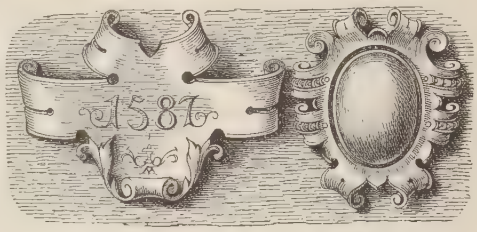
Kartonpapier, s. Karton.

Kartonstich, s. Kupferstecherkunst.

Kartothek (griech.), Kasten zur bequemen (alphabetischen) Einordnung von Notizkarten oder Zetteln aller Art.

Kārttikeja (Skanda, in Südindien gewöhnlich Subrahmanja genannt), in der ind. Mythologie der sechsköpfige Kriegsgott, den die Sage zu einem Sohn des Çiva (auch des Agni) macht. Die sechs Plejaden (Krittikās) streiten sich darum, das schöne, auf der Oberfläche des Ganges zum Vorschein kommende Kindlein zu säugen, worauf K., damit keine zu kurz kommt, sechs Köpfe annimmt. K. reitet auf einem Pfau. Er ist dazu bestimmt, die Welt von dem Dämon Tāraka zu befreien, den er besiegt und tötet. Vgl. Ganeça.

Kartusche (franz. Cartouche, ital. Cartoccio), eigentlich Rolle, Name der in Gestalt von halb aufgerollten Bändern und Blättern ausgeführten Titel von Landkarten, Wappen, Büchern ꝛc. sowie der in der spätern Renaissancezeit aufgekommenen Zierrahmen mit aufgerollten oder umgebogenen Enden, die oft ganze Landschaften und allegorische Figuren darstellten; dann überhaupt rahmenartige Einfassungen von Schildern, wie sie seit der Mitte des 16. Jahrh. in der Architektur und im Kunstgewerbe, namentlich in der Buchverzierung, sehr häufig vorkommen und in ihren Mittelschilden oft Devisen, Namenszüge, Wappen, Embleme u. dgl. enthielten (s. Abbildung). Die Kartuschen sind besonders für die deutsche und holländische Renaissance charakteristisch, haben aber ihre höchste Entwickelung durch den Barock- und Rokokostil erreicht (s. Tafel »Ornamente IV«, Fig. 17).



Kartuschen.

Vgl. Springer, Hundert Kartuschen verschiedener Stile (Berl. 1878); Ströhl, Kartuschen und Umrahmungen (Wien 1888); Gnant, Kartuschen für Schild- und Fassadenmalereien (Ravensb. 1895); »Renaissancekartuschen« (40 Tafeln nach Originalen des 16. Jahrh., Leipz. 1896) und »Barockkartuschen« (40 Tafeln nach Originalen des 17. Jahrh., das. 1896). — Im Geschützwesen heißt K. (franz. gargousse, österreich. Karduse) die in einer Hülle eingeschlossene Pulverladung der Geschütze. Bei ältern Geschützen besteht die Hülle aus einem Kartuschbeutel, aus nicht nachschwelendem Stoff (Seidentuch, Etamin ꝛc.), bei Schnellfeuergeschützen aus einer aus Messing gezogenen Kartuschhülse. Bei erstern Kartuschen ist behufs leichter Entzündung durch die Schlagröhre vor dem Abfeuern ein Durchstechen mittels der Kartuschnadel (ein zugespitzter Stahldraht mit Holzgriff) nötig, bei letztern enthält der Boden, wie bei Patronen, ein Zündhütchen, das durch den Schlagbolzen getroffen wird. Bei Steilbahngeschützen sind Teilkartuschen nötig, weil die Korrektur beim Schießen auch an der Ladung bewirkt wird; bei der Fußartillerie werden diese zur Erleichterung der Bedienung in einem Netzbeutel zusammengehalten, zusammengesetzte Kartuschen. Im Gegensatze zu diesen unterscheidet man die einfachen, die mit ältern Pulversorten oder auch mit rauchlosen gefüllt sind; in letzterm Fall ist eine Beiladung von schnell entzündlichem Pulver zur Sicherheit der Entzündung nötig. — K. heißt auch die bei berittenen Waffen am Bandelier über die Schulter getragene Patronentasche.

Karube, tunes. Rechnungsmünze, s. Kharub.

Karuben, soviel wie Johannisbrot, s. Ceratonia.

Karūn, Fluß im südwestlichen Persien, entspringt südwestlich von Ispahan in 3880 m Höhe auf den Kalkgebirgen der Bachtijaren und mündet nach gewundenem Lauf bei Mohammera in den Schatt el Arab. Seit 1888 für die Schiffahrt freigegeben, wird er seit 1890 zwischen Schuschter und Mohammera von englischen Dampfern befahren bis auf eine Unterbrechung bei Achwas. Vgl. Ainsworth, The River K., an opening of British commerce (Lond. 1889).

Karunkeln (Carunculae), die den Zellenfeldern (Kotyledonen) der Säugetierkeimblase entsprechenden Verdickungen der innern Gebärmutterwand. Auch (C. myrtiformes, Fleischwärzchen) die warzenähnlichen Reste des durch den Geburtsakt zerstörten Hymens (Jungfernhäutchen). Wenn sie deutlich vorhanden sind, geben sie ein sicheres Zeichen für stattgehabte Entbindung ab.

Karussell (Karossel, franz. Carrousel, ital. Carosello), im Mittelalter Name der ritterlichen Wettstreite im Ringelreiten, Ringstechen, Stechen nach einem Türkenkopf, Rolandsfigur oder sonst einem Ziel (Quintana) ꝛc., die bei festlichen Veranlassungen mit vielem Aufwand und großem Pomp gehalten wurden. Solche schon 842 am fränkischen Hof zur Feier der Versöhnung Karls des Kahlen und Ludwigs des Deutschen gehaltenen, später auch Buhurt genannten Spiele wurden durch die Turniere zwar verdrängt, traten aber, als diese mit dem Verfall der Ritterschaft allmählich abkamen, wieder an deren Stelle. Wie bei den Turnieren ward später auch beim K. von Damen, die sich zuweilen selbst, in Wagen sitzend und nach Ringen stechend, am Spiel beteiligten, dem Sieger mit dem Kranz der Preis erteilt. Vgl. Stiller, Das Karussellreiten (Stuttg. 1889). Gegenwärtig versteht man unter K. eine Vorrichtung zu Volks- und Kinderbelustigungen auf Messen, Jahrmärkten ꝛc., durch welche hölzerne Pferde, Wagen oder auch schaukelnde Kähne, Schiffe mit Masten (Schiffskarusselle) an den Speichen eines wagerechten, durch Menschen-, Pferde- oder Dampfkraft bewegten Rades oder einer Drehscheibe unter Musikbegleitung im Kreise bewegt werden, womit zuweilen Vorrichtungen zum Ringstechen verbunden sind. Eine neuere Abart ist das Weltrad oder die Riesenschaukel, ein großes vertikales Rad mit an den Speichen hängenden Schaukeln. — In der Technik soviel wie Drehtisch, s. Auslesevorrichtungen.

Karutsche (Karutze), soviel wie Karausche.

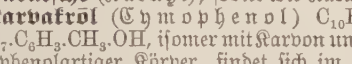
Karvakrol (Cymophenol) $C_{10}H_{14}O$ oder $C_3H_7.C_6H_3.CH_3.OH$, isomer mit Karvon und Thymol, ein phenolartiger Körper, findet sich im ätherischen Öl von Origanum hirtum und Satureja hortensis und entsteht beim Erhitzen von Karvon mit kristallisierter Orthophosphorsäure oder Ätzkali, von Kampfer mit Jod. Es ist dickflüssig, riecht kreosotartig, erstarrt bei —20°, schmilzt bei 0° und siedet bei 236°.

Karve, soviel wie gemeiner Kümmel.

Karvēn, s. Kümmelöl.

Karviōl (Karfiol, früher Kalfior, v. ital. cavol fiore), Blumenkohl, s. Kohl.

Karvōn (Karvōl) $C_{10}H_{14}O$ oder



isomer mit Karvakrol und Thymol, findet sich im ätherischen Kümmelöl und im Dillöl. Es bildet eine farblose Flüssigkeit, riecht feiner als Kümmelöl, spez. Gew. 0,953 bei 15°, siedet bei 225° und bildet bei Destillation mit Ätzkali oder Phosphorsäure Karvakrol, mit Phosphorsuperchlorid Karvondichlorid, das bei Destillation mit Chinolin Chlorcymol liefert. Dies K. dreht die Ebene des polarisierten Lichtes nach rechts, ein andres aus dem ätherischen Öl von Mentha viridis nach links. Ein optisch inaktives K. kann aus Terpineol erhalten werden. Mit Hydroxylamin geben die drei Karvone Karvoxime, durch die sie mit den drei Limonenen verknüpft sind.

Karw., bei Pflanzennamen Abkürzung für Wilhelm Friedrich v. Karwinski, geb. 1780 in Keszthely am Plattensee, gest. 1855. Sammelte in Brasilien und Mexiko.

Karwar, pers. Feldmaß zu 100 Batman: in Aserbeidschân = 156,12 und in Irak Adschmi = 142,25 Ar; vgl. Charwar.

Karwendelgebirge, Gruppe der Nordtiroler Kalkalpen (s. Alpen, S. 365), erstreckt sich in weiterm Sinne von Scharnitz an der Isar bis zum Achensee und zerfällt in vier fast parallele Bergketten, bei denen die Schroffheit der Gipfel und die Lieblichkeit der Täler und Matten einen eigentümlichen Kontrast bilden: Solsteinkette (2641 m), Bettelwurfkette (2725 m), Birkkarkette (2756 m) u. die eigentliche Karwendelkette auf der bayrischen Grenze (Karwendelspitze 2539 m). Das Gebirge ist reich an Hochwild und enthält große Jagdreviere. Der Besuch der Hochgipfel wird durch mehrere Alpenhütten, darunter die Bettelwurfhütte (2250 m), erleichert. S. Tafel »Gebirgsbildungen«, Fig. 2. Vgl. Schwaiger, Führer durch das K. (2. Aufl., Münch. 1896); Rothpletz, Das K. (das. 1893).

Karwin, Dorf in Österreichisch-Schlesien, Bezirksh. Freistadt, an der Kaschau-Oderberger Bahn und der Lokalbahn K.–Petrowitz, hat ein Schloß des Grafen Larisch (Solza), bedeutenden Steinkohlenbergbau, Kokserzeugung, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Dampfsäge, Elektrizitätswerk und (1900) 14,326 deutsche und poln. Einwohner.

Karwinski, Wilhelm Friedrich v., s. *Karw.*

Karwoche (Heilige Woche, Marterwoche, Hebdomas magna oder sancta), die Woche vor Ostern, die dem Andenken an Jesu Leiden und Tod gewidmet ist; s. Karfreitag und Ostern.

Karya, Geliebte des Dionysos, der sie in einen Nußbaum verwandelte.

Karyäs, Ortschaft auf dem Athos (s. d.).

Karyatiden (griech.), in lange, faltenreiche Gewänder gekleidete weibliche Gestalten, die, auf einer meist gegliederten Plinthe stehend, eine Art Kapitell tragen und so das Gebälk einer Vorhalle oder eines sonstigen Vorbaues unterstützen. Nach Vitruv waren die K. Nachbilder griechischer Frauen aus der Stadt Karyä im Peloponnes, die zur Strafe für ihre Unterstützung der Perser in Gefangenschaft abgeführt, zu öffentlichen Arbeiten gebraucht und dann von den Architekten zur Hindeutung auf ihre Dienstbarkeit als Lastträgerinnen dargestellt wurden. Lessing dagegen leitet ihren Ursprung von den Jungfrauen ab, die am Feste der Diana im Tempel zu Karyä tanzten. Noch andre identifizieren sie mit den Kanephoren (s. d.) der Panathenäen. Übrigens haben schon die Ägypter menschliche Figuren zu Säulen verwendet, wie denn später auch männliche, zu gleichem Zweck dienende Figuren K., richtiger aber Atlanten, Telamonen oder persische Bildsäulen genannt werden. Die künstlerisch vollendetsten K. des Altertums sind die sechs weiblichen Statuen, die das Gebälk der auf der Südseite des Erechtheions zu Athen in ionischem Stil erbauten Vorhalle tragen (s. diese auf Tafel »Architektur III«, Fig. 8, und die obenstehende Abbildung). Daher karyatidische Ordnung die Bauart, bei der statt der Säulen weibliche Figuren zum Tragen der Decke oder des Gebälks angebracht werden. Vgl. Wolters, Karyatiden (»Zeitschrift für bildende Kunst«, neue Folge, Bd. 6, 1895).

Karyatide.

Karyokarazeen, dikotyle, aus etwa 14 Arten bestehende Pflanzenfamilie des tropischen Amerika, zu der Ordnung der Cistifloren gehörig, Holzgewächse mit dreifingerigen immergrünen Blättern, in endständigen Trauben stehenden und regelmäßigen, zwitterigen Blüten, die 5—6 Kelch- und Kronblätter, zahlreiche Staubgefäße und meist 4—20 verwachsene Karpelle mit je einer hängenden Samenknospe haben; die Frucht zerfällt bei der Reife häufig in die einzelnen Karpelle. Arten der Gattung Caryocar (wie C. nuciferum u. a.) liefern die eßbaren Souarinüsse.

Karyokinese (griech.), die indirekte Kernteilung (s. Zelle).

Karyophyllazeen (Nelkengewächse), dikotyle Familie aus der Ordnung der Karyophyllinen, Kräuter oder Stauden, bisweilen auch Halbsträucher mit meist gegenständigen, ungeteilten, ganzrandigen Blättern und gabelförmig verzweigten, häufig knotigen Stengeln. Nebenblätter fehlen meist, nur bei den Paronychieen kommen sie als trockenhäutige Schuppen vor. Der Blütenstand ist cymös-rispig, bisweilen, z. B. bei der Nelke, auch kopfig. Die regelmäßigen fünfgliederigen, selten viergliederigen Blüten haben in der Regel einen doppelten, bisweilen auch einfachen Staubblattkreis. Der oberständige, bisweilen auf etwas stielförmig verlängerter Blütenachse stehende Fruchtknoten ist meist einfächerig, seltener im untern Teil zwei- bis fünffächerig und enthält eine als Mittelsäule auftretende Placenta, auf der in der Regel zahlreiche Samenanlagen erzeugt werden; nur bei den meisten Gattungen der Paronychieen und Sklerantheen findet sich eine einzige grundständige Samenanlage. Auf dem Scheitel des Fruchtknotens stehen 2, 3 oder 5 Griffel mit einfachen Narben. Die Frucht ist bei den Arten mit einsamigen Fruchtknoten eine einsame, häutige Schlauchfrucht, bei den übrigen eine Kapsel, die mit Klappen oder nur an der Spitze mit Zähnen aufspringt, deren Zahl das Gleiche oder Doppelte der Griffelzahl beträgt; in seltenen Fällen wird eine Beere gebildet. Die meist nierenförmigen, an der Oberfläche oft warzigen Samen sind stärkemehlhaltig und haben einen meist kreisförmig gekrümmten Keimling. Die K., die gegen 1300 Arten zählen, zerfallen in die Unterfamilien der Silenoideen mit den Untergruppen der Lychnideen und Diantheen und der Alsinoideen mit den Gruppen der Alsineen, Sperguleen, Polykarpeen, Paronychieen, Sklerantheen und Pterantheen. Die K. sind über die ganze Erde und alle Klimate verbreitet; wenige Arten gehören den Tropen an, wo sie in höhern Gebirgen wachsen; viele Arten finden sich auf den Alpen und im höhern Norden, die meisten aber in den gemäßigten Zonen der nördlichen Halbkugel. Ihr Nutzen ist sehr beschränkt: manche, zumal die Saponaria officinalis, enthalten in ihren Wurzeln seifenartig schäumendes Saponin und werden anstatt Seife angewendet; der Spergel (Spark, Spergula arvensis) wird als Futterpflanze angebaut. Zierpflanzen sind die Nelken (Dianthus).

Karyophyllen $C_{15}H_{24}$, ein Sesquiterpen, findet sich im Gewürznelkenöl, im Kopaivabalsamöl und im Öl von Canella alba, siedet bei 258—260°, polarisiert nach links, bildet mit Halogenwasserstoffen flüssige Additionsprodukte und durch Wasseranlagerung Karyophyllenalkohol $C_{15}H_{26}O$.

Karyophyllinen, Ordnung des natürlichen Pflanzensystems, welche die dikotylen Familien der Karyophyllazeen, Aizoazeen, Portulakkazeen und Basellazeen umfaßt. [S. 176.

Karyopse (Caryopsis), Schalfrüchtchen, s. Frucht,

Karystos, Stadt an der Südküste der griech. Insel Euböa, mit 1278 Einw. Über der Stadt erhebt sich das von den Venezianern erbaute Schloß Castelrosso auf der Stelle der antiken Akropolis. Im Altertum war K. durch seinen weißgrünen Marmor und Asbest bekannt. Es wurde 490 v. Chr. von den Persern erobert. Hier 29. Aug. 1348 Seesieg der Venezianer über die Genuesen.

Karytäna, Flecken im griech. Nomos Arkadia, mit (1889) 1405 Einw. (s. Gortys). In der Nähe eine vom Alpheios durchflossene, ungangbare Schlucht.

Karzer (griech.-lat. Carcer), Kerker, Gefängnis; gewöhnlich von dem Raume für verhängte Freiheitsstrafen an Universitäten und andern Schulen gebraucht. Nach § 6 des preußischen Gesetzes vom 1. Okt. 1879 kann gegen Studierende Karzerhaft bis zu zwei Wochen verhängt werden.

Karzinologie (griech.), Krebskunde (als Zweig der Zoologie).

Karzinom (Carcinoma), s. Krebs (Med.).

Kasa (arab. Kadâ, »Gerichtsbezirk«), in der administrativen Einteilung des türkischen Reiches ein unserm Kreis entsprechender Verwaltungsbezirk, an dessen Spitze ein Kaimakam (s. d.) steht. Mehrere Kasas bilden ein Liwa oder Sandschak (Regierungsbezirk), an dessen Spitze ein Mutessarrif steht.

Kasacke (franz. Casaque), der Mantel der französischen Musketiere, der Leibkompanien ꝛc.

Kasaken, s. Kosaken.

Kasalinsk, Hauptort des gleichnamigen Kreises (66,992 qkm, wovon 385 qkm Seen, mit [1897] 140,598 Einw.) in der Provinz Sir Darja des russ. Generalgouvernements Turkistan, an der Kasala, einem Nebenfluß des Sir Darja, mit großem Basar und (1897) 7600 Einw. Die Stadt beherrscht zugleich die Zugänge zum Aralsee, das untere Tal des Sir Darja und die Straßen von Chiwa und Orenburg.

Kasamanze (Cazamanca), Fluß in der franz. Kolonie Senegal, entspringt am Nordwestabfall des Futa Dschallon und fließt nach W. zum Atlantischen Ozean, den er nach Aufnahme des Sungrugu von rechts bei Carabane erreicht. Der Mündung sind ausgedehnte Sandbänke vorgelagert, doch ist sie bei Hochflut für Schiffe von 4 m Tiefgang passierbar, innerhalb der Barre ist der Fluß jedoch 10—15 m tief; bis zum Fort Sedhiu, 175 km aufwärts, wo der K. noch 2,5 km breit ist, können Schiffe von 2 m Tiefgang gelangen; die Flut dringt bis zum Fort Zighinchor 75 km aufwärts. Vom Unterlauf gehen zahlreiche Wasserläufe durch das niedrige Sumpfland nach N. und S. und verbinden den K. mit Gambia und Kacheo. Die Bewohner der Uferlandschaften (Bagnun, Felup, Balante, Mandinka) sind Heiden und leben zerstreut in kleinen Dorfrepubliken. Hauptprodukte sind Erdnüsse, Kautschuk, Reis, Häute, Wachs, Palmöl und Palmkerne, Baumwolle. Die Ausfuhr der französischen Faktoreien von Erdnüssen, Palmkernen und Kautschuk beträgt jährlich 1,5 Mill. Frank. Hauptort des Kreises K. ist Karabane. Die Portugiesen setzten sich am K. im 16. Jahrh. fest, die Franzosen erschienen dagegen 1828 und besetzten bald mehrere Inseln sowie die Ufer des Flusses, so daß Portugal endlich nur Zighinchor besaß, das es 1886 bei einer Grenzregelung Frankreich überließ.

Kasan (tatar., »Kessel«), russ. Gouvernement, das nördlich an das Gouv. Wjatka, östlich an Ufa, südlich an Simbirsk und Samara, westlich an Nishnij Nowgorod grenzt, mit einem Flächenraum von 63,716 qkm (1157 QM.). Das Land, dem mittlern Wolgagebiet

angehörig, wird von der Wolga und deren Zuflüssen Swijaga, Kama, Kasanka, Wjatka (auf der Ostgrenze) ꝛc. bewässert und ist von welliger Beschaffenheit. Rechts von der Wolga erhebt sich das Land zu 90—150 m, links ist es von unabsehbaren Wiesen und Moräſten erfüllt; in der Nähe der Stadt K. steigt es zu einem wirklichen Hügelland an, dessen Höhen fast 200 m erreichen. Von Mineralien finden sich etwas Lehm, Sandstein, Gips, Kupfer, doch werden die Fundstätten nicht ausgebeutet; ferner einige Mineralquellen. In landwirtschaftlicher Hinsicht gehört K. teilweise zum Schwarzerdegebiet. Das Areal besteht aus 49 Proz. Ackerland, 9,05 Proz. Wiesen, 35 Proz. Wald und 5,05 Proz. Unland. Das Klima ist kontinental; die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 3,2°, die Niederschlagsmenge 411,8 mm. Die Bevölkerung, (1897) 2,191,058 Seelen (34 auf 1 qkm), besteht aus Großrussen und Tataren. Der Religion nach gab es 1897: 69,4 Proz. Griechisch-Orthodoxe, 28,8 Proz. Mohammedaner, etwa 1 Proz. Sektierer. Der Acker- und Gartenbau ist die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Die Ernte ergab 1902: 30,200 Ton. Weizen, 597,000 T. Roggen, 346,300 T. Hafer, 35,900 T. Gerste und 129,200 T. Kartoffeln. Daneben werden in größerer Menge Flachs und Hanf angebaut. Der Viehstand beläuft sich auf etwa 506,000 Pferde, 443,500 Stück Hornvieh, 1,056,500 gewöhnliche, 4000 feinwollige Schafe. Der Fischfang ist ergiebig. Von Wichtigkeit ist die Forstwirtschaft, die viel schönes Schiffbauholz liefert, und die Verwertung der Forstprodukte. An Fabriken und industriellen Anstalten bestehen 159 mit 8787 Arbeitern und ca. 16 Mill. Rubel Produktionswert. Es wird insbes. Getreidemüllerei, Branntweinbrennerei, Destillation, Talg-, Stearin-, Seife- und Lederfabrikation getrieben; auch gibt es mechanische Werkstätten, Gießereien, Seilereien, Wachs- und Mattenfabriken u. a. Eingeteilt ist das Gouvernement in zwölf Kreise: Jadrin, K., Kosmodemjansk, Laischew, Mamadysch, Spask, Swijashsk, Tetjuschi, Tscheboksary, Tschistopol, Zarewokokschaisk und Ziwilsk.

Das Reich K. wurde bis zum 13. Jahrh. von den Bulgaren bewohnt, die als Grenznachbarn mit den Russen in viele Streitigkeiten gerieten, wovon die Kriegszüge Wladimirs des Heiligen (988) gegen die Bulgaren, des Georgi Wladimirowitsch (1123) und spätere (1166, 1171 und 1183) zeugen. Von den mehr als 30 Städten aus jener Zeit ist jetzt nichts mehr vorhanden außer einigen Ruinen der Stadt Bolgar (s. Bolgary) u. a. Dafür sind in neuester Zeit viele alte Münzen gefunden worden, namentlich aus den Jahren 789—913 und aus dem 12.—14. Jahrh. Um 1438 gründete Ulu Machmet auf den Trümmern des alten Bulgarien das Zarenreich K., das jedoch bald (1467) in Kriege mit Rußland geriet und 1552 von Iwan Wasiljewitsch erobert wurde. S. die Geschichtskarten zum Artikel »Russisches Reich«.

Die Kasanschen Tataren haben sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer ganz besondern Rasse ausgebildet und durch Mischung sowie Zusammenleben mit finnischen Stämmen und Russen viel von ihrem eigentlichen mongolischen Typus verloren. Sie sind aufgeweckt, nüchtern, arbeitsam, gastfrei, dabei aber ehrgeizig und die Reichen sehr stolz. Fast jeder kann lesen und schreiben; allgemein unter ihnen ist die Kenntnis orientalischer Sprachen verbreitet, namentlich des Arabischen. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist der Handel, der sie nicht allein durch das ganze russische Reich, sondern auch durch Chiwa, Bochara und Persien führt, um ihre Waren im Kleinhandel unterzubringen. Religion ist der Islam; in Vielweiberei leben aber nur die Reichen.

Kasan (tscheremiss. Oson), Hauptstadt des ehemaligen Tatarenreichs und des jetzigen Gouvernements K. (s. oben), liegt 85 m ü. M. und 4,5 km vom linken Wolgaufer, von der Kasanka und vier andern Flüßchen durchflossen, an der Eisenbahn Moskau-Rjasan-K. und ist auf sieben Hügeln erbaut. Sie besteht aus dem Kreml, der eigentlichen Stadt und den Vorstädten oder Sloboden. Der Kreml liegt am nördlichen Ende der Stadt auf einer Anhöhe und bildet ein längliches, von einer mit fünf Türmen geschmückten Mauer umgebenes Viereck, das auf drei Seiten von schroffen Abhängen, auf der vierten von einem tiefen Graben umgeben ist. Innerhalb des Kremls befinden sich mehrere Kirchen, darunter die Kathedrale der Verkündigung Mariä (1552 gegründet) mit zahlreichen Türmen und Kuppeln, dabei ein prächtiges Kloster (1556 gegründet) und ein Waisenhaus für Popentöchter; ferner ein Artilleriearsenal, das Regierungsgebäude, das Schloß (Wohnung des Gouverneurs) ꝛc. Die eigentliche Stadt zerfällt in drei Viertel, hat z. T. kleine, einstöckige, von Gärten umgebene Häuser, 55 griechisch-kath. Kirchen und 6 Klöster, eine lutherische und eine römisch-kath. Kirche, eine Synagoge sowie 14 Moscheen und ein Denkmal des Dichters Dershawin; sie wird vorzugsweise von Russen bewohnt, während in den Vorstädten meist Tataren leben. Die Zahl der Bewohner beträgt (1897) 143,707, wovon etwa 20,000 Tataren. Die Industrie Kasans erstreckt sich auf Fabrikation von Juften, Seife, Matten und Stricken, Stearin- und Talglichten, Leder (besonders Saffian), Branntwein, Bier, Wachslichten, Tuch, Kattun, Heiligenbildern und geistlichen Gewändern, Goldwirkerei auf Leder, Flachsspinnerei, Mühlenbetrieb, Glockengießerei. In der Nähe befindet sich auch eine große Werft, auf der Peter d. Gr. seine kaspische Flotte bauen ließ. Der Handel ist neuerdings zurückgegangen. K. hat eine 1804 von Alexander I. gestiftete Universität mit einer historisch-philologischen, physiko-mathematischen, juristischen und medizinischen Fakultät (Zahl der Zuhörer 1903: 873), einer Bibliothek von 80,000 Bänden, einer Sternwarte, einem botanischen Garten und verschiedenen Sammlungen; eine geistliche Akademie, drei Gymnasien, zwei für Mädchen, eine Infanterie-Junkerschule, eine Realschule, ein Lehrerseminar, eine Ackerbauschule; außerdem ein Irrenhaus, ferner ein Theater, mehrere Hospitäler. K. ist Sitz eines griechisch-katholischen Erzbistums (K. und Swijashsk), eines Militär- und eines Lehrbezirks und das geistige Zentrum der russischen Mohammedaner, die hier ihre bedeutendsten Schulen und Druckereien haben. In K. erscheinen 17 Zeitungen und Zeitschriften. Unweit der Admiralitäts-Vorstadt steht die sogen. Schädelpyramide Iwans, ein Denkmal zu Ehren der unter Iwan IV. vor K. Gefallenen (1812—23 errichtet). Die malerischen Umgebungen der Stadt werden als die Kasansche Schweiz bezeichnet. — K. bestand wahrscheinlich schon vor dem 13. Jahrh., lag aber ursprünglich 45 km nordöstlich von der jetzigen Stadt, wo noch jetzt ein ovaler Erdwall mit Graben zu sehen ist. Nach Zerstörung dieser alten Stadt durch ein russisches Heer (1391) wurde K. 1438 durch den aus Sarai vertriebenen Chan der Goldenen Horde, Ulugh Mohammed, an seiner jetzigen Stelle neugegründet und Hauptstadt des Kasanschen Reiches (s. oben). 1552 fiel K. endgültig in die Hände der Russen. Wie-

derholt litt K. durch Feuersbrünste; es ist schon zwölfmal abgebrannt.

Kasareep (Cassarip), der eingedickte und mit spanischem Pfeffer gewürzte Saft der bittern Knollen von Jatropha Manihot, die in den Tropen viel angebaut wird. Der K. bildet die Basis für viele scharfe Saucen, die dort und in England sehr beliebt sind; hauptsächlich aber benutzt man ihn zur Konservierung des Fleisches bei der Bereitung der sogen. Pfeffertöpfe. Es wirkt stark fäulniswidrig.

Kasawaika (Kazawaika, litauisch), Art Frauenjackett, meist pelzverbrämt.

Kasba (arab.), Schloß, Fort.

Kasba, ind. Stadt, s. Dschessor.

Kasbeck, Georg Nikolajewitsch, russ. General, geb. 1841, zeichnete sich im Türkenkriege 1877/78 aus, befehligte das 79. kurinskische und darauf das 51. litauische Infanterieregiment, war 1892—97 Generalstabschef in Warschau, dann Generalquartiermeister des Stabes des Warschauer Militärbezirks, hierauf Kommandant der Festung Iwangorod und endlich der Festung Warschau. Seit 1891 Generalleutnant, wurde K. im Februar 1905 zum Kommandanten der Festung Wladiwostok ernannt.

Kasbek, mächtiger Gipfel im zentralen Kaukasus, unter 42° 42′ nördl. Br. und 44° 31′ östl. L., erhebt sich als trachytischer erloschener Vulkankegel auf einer 1770 m hohen Grundlage zu 5043 m. Die Schneegrenze beginnt bei 3300 m. Von seinen Gletschern hat sich der Dewdoraki durch seine Schwankungen und Ausbrüche furchtbar gemacht. Über seinen Ostfuß führt in 2422 m Höhe die grusinische Heerstraße (s. Dariel). Der K. wurde 1811 von Parrot besucht, 1868 von Freshfield, Moor und Tucker erstiegen, 1873 von Kosmin, 1889 von Pastuchow, 1891 von Merzbacher und Purtscheller.

Käsch (engl. Cash), nach dem vorderindischen Ausdruck »Kaschi« für Münze die europäische Bezeichnung ostasiatischer Gewichte und Münzen: 1) als Li der Chinesen und Ring der Japaner im Handelsgewicht = 37,8 und im Silbergewicht = 37,57 mg; 2) als chinesisches Li und japanisches Mongseng (1 Sen) ebenfalls 1/1000 der Unze (Tael) Silberwert; 3) die einzige allgemeine chinesische Landesmünze, mit quadratischer Öffnung zum Aufreihen auf Schnüre von 100 und 1000 Stück. Die Legierung bestand früher aus 79 Teilen Kupfer, 10 Zink, 7 Blei und 4 Zinn, enthält aber jetzt, weil die Münzen trotz Verbots oft eingeschmolzen wurden, etwa 54 Proz. Kupfer, 36 Zink und 10 Eisen oder Blei 2c.; auch hatte ein K. früher mehr als das heutige Gewicht eines Tsien. Der Kurs dieser Massen von Münzen gegen ein Tael schwankt und ist jetzt etwa 1/3 Pfennig. Auch sind Stücke von 5—100 K. mit zu geringem Gewicht gegossen. Bis Mitte 1871 bestanden solche Münzen in Japan aus Kupfer und zuletzt bloß Eisen, so daß ältere Stücke von 4 Mong amtlich den doppelten Wert erhielten. Vgl. Sen.

Kascha, aufgequellte und in Butter braun gebratene Buchweizengrütze, wird in Rußland zu allen Nationalsuppen gereicht.

Kaschan, Hauptstadt einer kleinen Provinz im Innern Persiens, an der Straße Teheran-Ispahan, 1130 m ü. M., durch Harun al Raschids Lieblingsgemahlin Zobeida erbaut, die regelmäßigste und sauberste Stadt Persiens mit 35 Karawansereien, 34 Bädern, 18 großen, 90 kleinen Moscheen und einem großen Kolleg, bedeutenden Fabriken für Seiden- und Baumwollenzeuge, Kupfergeschirr, Gold-, Silber- und Stahlwaren, Säbelklingen, bunte Ziegel 2c. sowie lebhaften Handel und 30,000 Einw.

Kaschaß, brasil. Branntwein aus Zuckerrohrsaft, soviel wie Kazaza (s. d.).

Kaschau (magyar. Kassa, spr. kaschscha), königliche Freistadt mit Munizipium im ungar. Komitat Abauj-Torna, Knotenpunkt der K.-Oderberger Bahn und der Staatsbahnlinien nach Miskolcz, Torna, Eperjes (Orló), Bartfeld und Sátoralja-Ujhely, liegt am Ausgang des Hernádtals am Fluß Hernád, 211 m ü. M., und gehört zu den ältesten und schönsten Städten des Landes. Sie besteht aus der innern Stadt und vier Vorstädten, hat viele Kirchen, darunter die aus dem 13. und 14. Jahrh. stammende prachtvolle altgotische Kathedrale (von der Königin Elisabeth gegründet, 1856—96 restauriert) und die gotische Michaelskirche (aus dem 13. Jahrh.). An hervorragenden Gebäuden sind erwähnenswert: das Komitatshaus, Stadthaus, der Kammerhof, das Theater (1899), die Kasernen, mehrere neue Schulgebäude (Gymnasium, 1905) und das bischöfliche Palais mit Park. Der schöne Széchenyi-Park befindet sich beim Bahnhof. Von Denkmälern ist das des Generals Kökényesdi (1901, von Gönczy) zu erwähnen. K. hat (1901) 40,102 magyarische, slowakische und deutsche (meist römisch-kath.) Einwohner (darunter 5276 Israeliten), eine ärarische Tabakfabrik, Fabriken für Kognak, Stärke, Dextrin, Steingut, Papier, Eisenwaren, Pulver, Fleischwaren (besonders Schinken), Möbel aus gebogenem Holz, Parkette, Ziegel, Tonwaren 2c., Dampfmühlen, Sägewerke, 2 Bierbrauereien, lebhaften Handel, ein Lagerhaus, ein Schlachthaus und eine Dampfstraßenbahn. K. ist der Sitz des Komitats, eines römisch-katholischen Bischofs (seit 1802), eines Armeekorpskommandos, einer königlichen Tafel, eines Gerichtshofs, einer Finanz- und einer Post- und Telegraphendirektion, eines Hauptzollamts und einer Handels- und Gewerbekammer, hat eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, mehrere Geldinstitute, viele Lehranstalten (Rechtsakademie, Prämonstratenser-Obergymnasium, eine Oberreal- und eine Militärunterrealschule, ein bischöfliches Seminar, 2 Lehrerpräparandien, eine landwirtschaftliche Fachschule mit Versuchsanstalt, Musik-, Zeichen-, Wirkereifach-, Maschinenindustrieschule 2c.) und das Oberungarische Museum (35,000 Bände, Münzen 2c.). Außerhalb der Stadt befindet sich ein großes Barackenlager (für 6000 Mann). 4 km nordwestlich liegt der klimatische Kurort Bankó und gegen NO. (20 km) der Badeort Ránkherlein (s. d.) mit einem intermittierenden Springquell. — K. war ursprünglich eine deutsche Ansiedelung, neben dem ältern Ort Ober-K. entstanden. 1290 mit Mauern und nach und nach mit Festungswerken umgeben, die Ferdinand II. erweitern und Leopold I. mit einer Zitadelle verstärken ließ. König Karl Robert trat K. an den Palatin Amadeus Aba ab; derselbe ward jedoch schon 1310 von den über seine Gewaltpläne mißvergnügten Bürgern getötet, und seine Familie entsagte hierauf ihren Rechten. König Ludwig gab 1346 der Stadt das Recht der Halsgerichtsbarkeit, erhob sie 1347 zur königlichen Freistadt und verlieh ihr das Ofener Stadtrecht, bestimmte sie 1361 zum Stapelplatz für polnische und russische Waren und erteilte ihr Marktgerechtsame. König Siegmund erneuerte 1425 ihre Gerechtsame. Sie stand an der Spitze des Fünf-Städtebundes Ostungarns in der bewegten Zeit seit 1437 und hatte namentlich mit Krakau enge Handelsverbindung. Aus den Händen des Hussitenführers

Giskra wurde sie erst durch Matthias I. befreit. Seit der Schlacht bei Mohács immer entschiedener protestantisch geworden, anderseits durch die Eroberung Zápolyas, durch die Verdrängung deutscher Altbürgerfamilien und die wachsende Einbürgerung der Magyaren in seinem Volkstum zersetzt, erscheint K. im 16. und 17. Jahrh., gleichwie auch später, als politischer Vorort des ostungarischen Berglandes, als wichtiger Waffenplatz und Kommandoort des kaiserlichen Ungarn, aber auch als Stützpunkt und Besitz der Gegner der Habsburger, eines Bocskai (gest. 1606), Gabriel Bethlen (gest. 1629), Georg Rákóczi I. (gest. 1648), Thököli (1682—83), und auch Franz Rákóczi II. öffnete K. willig die Tore. Unter König Leopold I. wurde hier eine Hochschule oder Universität unter der Leitung der Jesuiten gegründet, an deren Stelle dann ein Gymnasium und eine Rechtsakademie verblieb. Karl III. ließ die Mauern der Stadt schleifen. In den Bewegungen des Jahres 1848 ward K. 11. Dez. von den Österreichern erobert; am 4. Jan. 1849 fand hier eine Schlacht zwischen den Ungarn unter Mészáros und den Österreichern unter Schlick statt, und 9. Febr. ward K. von Görgei, 24. Juni von den Russen besetzt. Vgl. Krones, Zur ältesten Geschichte der Freistadt K. (Wien 1864) und Beiträge zur Städte- und Rechtsgeschichte Oberungarns (das. 1894); Myskovszki, Die mittelalterliche und Renaissance-Baudenkmäler der Stadt K. (Budap. 1895).

Kaschelot (franz. Cachalot), s. Pottwal.

Kaschemme, in der Gaunersprache soviel wie Verbrecherkneipe oder -Herberge.

Käscher, s. Kescher.

Kaschéu (Kachéu), Ort, s. Cacheo.

Kaschgar, Hauptstadt von Kaschgarien im chinesischen Osturkistan (s. d.), unter 39° 27′ nördl. Br. und 76° 2′ östl. L., 1304 m ü. M., 170 km nordwestlich von Jarkand, am Kaschgarfluß, in einer an Korn und Früchten reichen Gegend, besteht aus der auf hohem Flußufer schon 1513 erbauten Altstadt (Kunaschar) am rechten Flußufer und der Neustadt (Jangischar) 8 km südlich davon. Erstere, von einer hohen Lehmmauer umgeben, hat enge, krumme und schmutzige Straßen mit elenden Hütten, aus denen nur der Palast des Gouverneurs und eine Karawanserei, beide von Jakub Beg erbaut, hervorragen. In der tiefer gelegenen Neustadt nimmt die 1838 von den Chinesen erbaute, mit dicken Lehmmauern versehene Zitadelle den größten Raum ein. K. hat 17 Medressen, 70 Schulen, ein Gefängnis, Karawanserein, ein russisches Generalkonsulat, ein von der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft 1887 errichtetes Denkmal des hier 26. Aug. 1857 ermordeten Reisenden Adolf Schlagintweit und 60—70,000 Einw. (Türken, Chinesen, Chokaner ꝛc.). Die gewerbliche Tätigkeit erzeugt Gold- und Silberstoffe, Gold- und Silberdraht, Baumwoll-, Seiden- und Leinenzeuge und Teppiche. K. ist Knotenpunkt der Handelsstraßen über die westlichen Gebirge und wurde von Jakub Beg zur Hauptstadt des von ihm gegründeten Reiches (s. Osturkistan) gemacht. Doch hat sich der Handel, namentlich mit Baumwolle, neuerdings nach Jarkand gezogen. — Um 640 errichtete der chinesische Kaiser Tai Tsung in K., dem Knotenpunkt zweier Straßen durch das Tarymbecken und wichtigem Stapelplatz, eine Statthalterei; doch wechselte der Grad der Abhängigkeit von China mit dessen schwankenden Machtverhältnissen. Für die Geschichte der Ausbreitung der Religion ist der Übertritt Satuks, des türkischen Herrschers von K. (gest. 1037), zum Mohammedanismus wichtig: er entschied den Sieg des Islams bei den Turktataren Hochasiens. 1218 durch Dschengis-Chan niedergeworfen, gehörte K. anderthalb Jahrhunderte zum Reiche Dschagatai, machte sich um 1360 selbständig, hatte aber 1375/76 stark unter Angriffen Timurs zu leiden. Im ausgehenden 17. Jahrh. geriet K. in die Gewalt der Kalmücken (Ölöthen), bis 1758 die chinesische Bevormundung von neuem festgestellt wurde. 1864 durch Kirgisen genommen, denen Busuruk Chan aus Khokand die Beute abjagte, wurde K. binnen kurzem die Residenz des aus den Dunganenwirren dauernden Profit ziehenden Jakub Beg (s. d.). Doch 1878 war die Herrschaft der Chinesen wieder hergestellt. Anfang Januar 1905 rückten widerrechtlich russische Truppen in K. ein. Vgl. Kuropatkin, Das Kaschgarland (St. Petersb. 1879; engl. Übersetzung, Lond. 1883); A. Stein, Sand-buried ruins of Khotan (das. 1903).

Kaschgil, Ort bei El Obeïd in Kordofan, bei dem die ägyptische Armee unter Hicks Pascha 3.—5. Nov. 1883 von den Aufständischen unter dem Befehl des Mahdi vernichtet wurde.

Kaschieren (franz. cacher), verbergen, verstecken; in der Buchbinderei soviel wie Papparbeit (namentlich Theaterdekorationsstücke) mit Papier überkleben; Kaschiereisen, Buchbinderwerkzeug zur Erzeugung der Rückenkanten eines Buches (s. Buchbinden, S. 525); kaschiert, Bezeichnung starker Papiere, die aus zwei aufeinander geleimten, meist verschiedenfarbigen Bogen bestehen und zu Buchumschlägen und Akzidenzarbeiten benutzt werden.

Kâschif, in Ägypten der unter einem Mudir stehende Kreisverwalter.

Kaschin, Kreisstadt im russ. Goud. Twer, an der Kaschinka, einem Seitenfluß der Wolga, und einem Zweig der Eisenbahn Moskau-Windau-Rybinsk, hat 25 Kirchen, 3 Klöster, bedeutenden Handel mit Flachs und (1897) 7468 Einw. K. wird schon 1238 erwähnt. — Der Kreis K. ist der bevölkertste des Twerschen Gouvernements.

Kaschira, Kreisstadt im russ. Goud. Tula, am Einfluß des Flusses K. in die Oka und an der Zweigbahn Moskau-Bogojawlensk der Rjasan-Uralskbahn malerisch gelegen, mit 7 Kirchen, vielen Gärten und (1897) 4046 Einw.

Kaschkalar, Volksstamm, s. Katschinzen.

Kaschmir (Kaschemir), feines weiches Gewebe aus tibetanischer Ziegenwolle, jetzt ein weiches, geköpertes Gewebe aus feiner Kammwolle mit 26 Ketten- und 96 Schußfäden auf 1 cm, Kette Kammgarn 42,000 m, Schuß Kammgarn 78,000 m auf 1 kg, Bindung des Gewebes zeigt die Abbildung, ohne glänzende Appretur, auch wohl mit Blumen durchwirkt und dient zu Damenkleidern, Umschlagtüchern, Schürzen ꝛc. Halbwollener K. hat eine Kette aus Seide oder Baumwolle und Einschlag aus Kaschmir- oder Merinowolle. Kaschemir de France, ein Kammgarn-Damenkleiderstoff, mit 37 Ketten- und 43 Schußfäden auf 1 cm, Kette Nr. 96/2fach, Schuß Nr. 64/1fach Kammgarn. Bindung Köper $^2/_2$.

Kaschmir (amtlich K. und Dschamu, engl. Cashmere [Kashmir] and Jammu oder Jummoo), Vasallenstaat an der Nordwestgrenze des britisch-ind. Reiches (s. die Karten »Ostindien« und »Zentralasien«), dem Vizekönig direkt unterstellt, zwischen 32° 17′—36° 58′ nördl. Br. und 73° 26′—80° 30′ östl. L., grenzt im N. und O. an das Chinesische Reich (Osturkistan und Tibet), im S. und W. an Pandschab

und Kafiristan und ist 209,500 qkm groß mit (1901) 2,905,578 Einw. Nach dem Zensus von 1891 verteilte sich die Bevölkerung folgendermaßen:

	D.Kilom.	Bewohner
Dschamu	40 000	1 439 543
Eigentliches Kaschmir	22 500	949 041
Ladak	147 000	28 274
Skardo		110 325
Gilgit		16 769

Physische Verhältnisse. In landschaftlicher Schönheit wird das eigentliche K. von wenigen Gegenden der Erde übertroffen. Es ist ein von Schneegipfeln umragtes Hochland von ovalem Umriß, 190 km lang, bis 140 km breit, dessen mittlern ebenen Teil der im NO. entspringende Dschelam in nordwestlicher Richtung durchfließt. Die Pir Pandschal-Kette (bis 4730 m) bildet die südliche Umwallung; am Nordrand erreicht der Haramuk 5150 m. Tief eingeschnitten sind die Paßübergänge, der Pir Pandschal-Paß liegt in 3470 m, die Talebene bei der Hauptstadt in 1603 m Höhe. Unter den zahlreichen Seen ist der bedeutendste der 275 qkm große Wularsee (1580 m) am Westfuß des Haramuk, vom Dschelam durchströmt und seit 1876 mit einem kleinen Dampfer befahren. Der Dschelam, der zahlreiche Bergflüsse aufnimmt, in Bewässerungskanälen abgeleitet wird und durch die Baramulasschlucht (s. Baramula) aus dem Tal heraustritt, wird von 13 Brücken überspannt und ist von der Hauptstadt bis zum Wularsee für größere, aufwärts bis Islamabad für kleinere Boote schiffbar. Die mittlere Jahrestemperatur von Srinagar ist 13,8°. Die Winter sind verhältnismäßig kalt, doch ist der Dschelam nur selten ganz mit Eis bedeckt. Der kälteste Monat hat eine mittlere Temperatur von 4,5°, der wärmste von 24°; die Regenmenge beträgt 1160 mm. Erdbeben sind häufig; 1828 wurden in Srinagar 1200 Häuser zerstört, und 1000 Personen kamen um; 1885 war die Verheerung noch ausgedehnter. Von Metallen kommen vor: Eisen (sehr häufig, aber nicht gut), Kupfer, Blei, Graphit, Waschgold; auch Kohle ist vorhanden; Schwefelquellen sind zahlreich. Die Flora ist mit der europäischen eng verwandt; Deodar (Cedrus Deodara), Yar (Pinus excelsa), Tschil (Pinus longifolia) u. a. bilden bis 3350 m Höhe große Wälder. Haine von Pappeln, Kirsch-, Walnuß-, Pfirsich-, Aprikosen-, Apfel- und Maulbeerbäumen säumen die Flußläufe ein, dazu Rosen, Jasmin und Hunderte wilder Blumen. Die wichtigste Frucht ist Reis, dessen Felder mit denen von Weizen, Gerste, Mais, Flachs, Erbsen und allerlei Gemüse sowie mit grünen Wiesen abwechseln; Reben bedecken die Abhänge bis zu 2700 m, für Orangen und Zitronen ist das Klima zu kalt. Die Tierwelt ist außerordentlich reich. In größern Höhen finden sich Gazelle, Moschustier, Steinbock, Wolf, schwarzer und brauner Bär, Schakal, Fuchs, Affen, Fischottern; giftige Schlangen sind selten, Raubvögel zahlreich, ebenso Fasanen, Wasservögel aller Art, der Kuckuck und der Bulbul, die kaschmirische Nachtigall, die der unsern weit nachsteht; die Seen sind fischreich. Zucht von Schafen, Ziegen und Rindern, vornehmlich Yaks, wird erfolgreich auf den fetten Alpenweiden betrieben, Butter in großen Mengen ausgeführt. Dennoch hatte K. wiederholt von Hungersnot zu leiden, zuletzt 1878—80 (zugleich Cholera).

Die Bevölkerung bestand 1901 aus 2,154,695 Mohammedanern, 689,073 Hindu, 442 Dschaina, 25,828 Sikh und 422 Christen. Die Bewohner von K. sind meist groß und stark, mit regelmäßigen, bei den Mohammedanern jüdischen Gesichtszügen und olivenfarbiger Haut; heiter und witzig, aber auch falsch und ausschweifend. Die Mehrzahl stammt von arischen Einwanderern, die das Tal von K. von Westen über Baramula schon im 2. Jahrtausend v. Chr. besiedelten; im äußern Himalaja sitzen noch Reste der vorarischen wie der später in das indische Pandschab eingedrungenen türkischen Völker (vgl. A. Cunningham, Archaeological Survey of India, Bd. 2, Kalk. 1871). Die Sprache ist im Tal von K. Kaschmiri, im äußern Himalaja Dogra, Tochtersprachen des Sanskrits, letzteres dem modernen Hindi verwandter (vgl. Grierson, Essays on Kaçmiri grammar, Lond. 1899; weitere Literatur s. unten). Die Kleidung besteht in Beinkleidern und einem wollenen Umhang. Die Auswanderung nach Indien ist stets beträchtlich gewesen, auch in den letzten Jahren. Volksschulen gibt es längst überall, auch für höhere Schulen wird jetzt gesorgt; eine Summe von 3000 Pfd. Sterl. jährlich ist ausgesetzt worden zur Veröffentlichung von Übersetzungen wissenschaftlicher europäischer Werke und von klassischen Schriften in Sanskrit und Arabisch. Die Hauptindustrie im Kaschmirtal ist die weltberühmte Weberei von Schals, zu denen teils die Unterhaare der zahmen Kaschmirziege, teils die der wilden Ziegen Tibets den Stoff liefern (s. Schal). Die Arbeit ist fabrikmäßig verteilt; an einem gewöhnlichen Schal arbeiten drei Weber drei Monate, an einem kostbarern $1^1/_2$ Jahr. Doch leidet dieser Erwerbszweig schwer unter der Mode; immerhin sollen noch jährlich für 180,000 Pfd. Sterl. Schals ausgeführt werden. Andre Fabrikate sind Teppiche, Rosenöl, Wollenzeuge, Seidenwaren (eine Fabrik besteht in Srinagar), Papier, Papiermaché, Silber-, Gold- und Steinwaren; dagegen hat die früher berühmte Fabrikation von Flinten- und Pistolenläufen und Schwertern bedeutend abgenommen. Der Handel richtet sich vornehmlich nach dem Pandschab, Afghanistan, Zentralasien. In Indien ist Amritsar Hauptmarkt für die Produkte Kaschmirs. Britische Beamte sind in Leh und Srinagar stationiert. Die vielfach verbesserten Hauptstraßen zwischen K. und Indien führen von Srinagar über den Banihalpaß (2804 m) nach Dschamu und Amritsar, über den Pir Pandschal nach Gudscharat, endlich von Srinagar nach Peschawar über Baramula und Muzaffarabad. Der Telegraph verbindet Srinagar und Dschamu mit Sialkot im Pandschab.

Der Fürst, mit dem Titel Maharadscha, hat einen formellen Tribut (1 Pferd, 12 Ziegen und drei Paar Kaschmirschals) an die britische Regierung zu zahlen und ist dem Generalgouverneur von Indien direkt unterstellt, sonst aber unbeschränkt. Die Einkünfte (67,450,000 Rupien) bestehen meist in Abgaben von Grund und Boden, dessen ausschließlicher Herr der Fürst ist. Zu Verwaltungszwecken ist K. in 2 Provinzen (K. und Dschamu mit zusammen 11 Kreisen) und 3 äußere Gouvernements (Gilgit, Skardo, Ladak) geteilt. Oberster Richter ist der Maharadscha; ein Strafgesetzbuch ist nach dem Muster des britisch-indischen abgefaßt. Politische Verbrecher und zu lebenslänglichem Gefängnis Verurteilte werden nach der Grenzfestung Bhundschi verbannt; die übrigen Verbrecher verbüßen ihre Strafe in Hatbak am Dalsee. Das wenig brauchbare Heer zählt 1393 Mann Kavallerie, 18,436 Mann Infanterie und 96 Geschütze. Hauptorte sind: die Hauptstadt Dschamu, Srinagar (s. d.), die Sommerresidenz, Islamabad und Leh (s. d.).

[Geschichte.] Vor Erforschung der Sanskritliteratur der alten Inder hatte man in K. das Paradies, später die Wiege des Menschengeschlechts gesucht; seither wissen wir, daß dieses schöne Gebirgsland von den Ariern (s. d.) bald nach ihrer Einwanderung in das Pandschab in Kultur genommen wurde. Die Überlieferung geht weiter zurück als in andern Teilen Indiens, reicht aber über den großen Kampf (s. Mahâbhârata) nicht hinaus. Es hat sich zwar eine dunkle Erinnerung an 52 ältere Könige erhalten; chronologisch können wir aber die Landesgeschichte nur bis 1182 v. Chr. zurück verfolgen. Mitte des 7. Jahrh. bemächtigten sich Brahmanen von Gandhara (bei Peschawar) Kaschmirs; Mitte des 4. Jahrh. war die indische Kastenordnung bereits fest begründet. Ende des 3. Jahrh. bemächtigte sich Demetrios, der Sohn des baktrischen Königs Euthydemos, des Landes, nachdem dieses um 240 v. Chr. die Oberherrschaft Açokas von Maghada anerkannt hatte und der Durchgang für buddhistische Missionare geworden war. Im 1. Jahrh. v. Chr. kam in K. eine einheimische Dynastie auf. Bald danach herrschten Indoskythen über K. und das Pandschab; der König Kanischka (seit 78 n. Chr.) hielt hier das in der Geschichte des nördlichen Buddhismus berühmte vierte Konzil ab. Im 2. Jahrh. n. Chr. erweiterte Meghawahana aus der Gupta-Dynastie das Reich bis zum Windhya und an das Gestade des Bengalischen Meerbusens; nach ihm ward K. von 207 bis 240 eine Beute baktrischer Eroberer. Aber danach setzte der nordindische König Tschandragupta einen Fürsten ein. Im 4. und 5. Jahrh. ward K. der Tummelplatz der Weißen Hunnen (s. Hunnen, S. 658); dann kräftigte es sich unter Fürsten eigner Abstammung. 713 sandte K. eine Gesandtschaft an den Kaiser von China; im 8. Jahrh. ward die tibetische Provinz Ladak erobert. Doch 1013 erfolgte der erste Angriff von Mohammedanern unter dem Ghasnawiden Mahmud; 1152 ging Lahore an seine Nachkommen über. K., von jetzt an reiner Gebirgsstaat, war nun Angriffsobjekt der nördlichen Nachbarn, so Ende des 12. Jahrh. der Tibeter unter Rintschana, der als König von K. den Islam annahm. Der Vertreibung der Fremden folgten beständige Fehden; hierdurch war 1340 der Boden vorbereitet für die dauernde Aufrichtung der mohammedanischen Fremdherrschaft (1587 durch Akbar befestigt). K. blieb eine Provinz des Großmogulreiches, bis es 1752 in die Gewalt der Afghanen unter Ahmed Schah fiel, deren Beamte das Land aussogen. 1819 trat ein neuer Herrscherwechsel ein durch die Ausdehnung des Sikhreiches unter Randschit Singh; K. wurde dem Pandschabreich einverleibt und das inzwischen unter tibetischen Königen selbständig gewordene Ladak (s. d.) wieder erworben. Nach Randschit Singhs Tode (1839) wurden im Vertrag von Lahore die Berglandschaften zwischen Bias und Indus, einschließlich K., zur Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten an die Briten abgetreten; sie überwiesen jedoch diese Gebiete 11. März 1846 im Vertrag von Amritsar Ghulab Singh, dem englandfreundlichen Radscha von Dschamu, als selbständiges Fürstentum gegen Zahlung von 750,000 Pfd. Sterl., während der Fürst gleichzeitig in ein Vasallenverhältnis zur britischen Krone trat, der er seitdem einen jährlichen Tribut (s. oben) entrichtet. 1859 folgte als Maharadscha Gulab Singhs Sohn Rangbir Singh (geb. 1832), diesem 1885 Pertab Singh, der 1889 von den Engländern, für die seit dem drohenden Vordringen der Russen der Besitz Kaschmirs von großer Bedeutung ist, wegen angeblicher Verschwendung gezwungen wurde, einen Staatsrat einzusetzen, der sich in allen wichtigen Fällen mit dem britischen Residenten zu verständigen hat. Die Finanzverwaltung wurde durch englische Beamte reformiert und der Fürst auf eine Zivilliste beschränkt. Vor unliebsamen Umtrieben in der Nachbarschaft sicherte sich England 1895 durch die Expedition nach Tschitral (s. d.). Vgl. v. Hügel, K. und das Reich der Sieck (Stuttg. 1840—48, 4 Bde.); H. v. Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien, Bd. 2 (Jena 1871), Bellew, Kashmir and Kashgar, a narrative of the journey of the embassy to Kashmir 1873—1874 (Lond. 1875); Drew, The Jummo and Kashmir territories, a geographical account (das. 1875, Hauptwerk); Wakefield, Kashmir and the Kashmiris (das. 1879); Lawrence, The valley of Kashmir (das. 1895); Eckenstein, The Karakorams and Kashmir (das. 1896); Darrah, Sport in the highlands of Kashmir (das. 1898); A. Stein, Kalhana's Râjatavanginî, a chronicle of the Kings of Kasmîr (das. 1900; brauchbar für das 7.—12. Jahrh.); Knowles, Dictionary of Kashmiri proverbs (das. 1885) und Folk tales of Kashmir (das. 1888); »Kashmir Handbook« (das. 1886); Collett, Guide for visitors to Kashmir (Kalkutta 1898); Hunter, Imperial Gazetteer of India, Bd. 8 (2. Aufl., Lond. 1886); Wardle, Kashmir, its silk industry (das. 1905).

Kaschmiret, dem Kaschmir ähnliches Gewebe aus feinen Kammgarnen; auch aus Florettseide zur Kette und Streichgarn zum Schuß, gewalkt, gerauht und geschoren.

Kaschmirschals, s. Kaschmir, S. 708, und Schal.

Kaschmirwolle, das feine, weiche Flaumhaar der Kaschmirziege; s. Ziegenhaar.

Kaschmirziege, s. Ziege.

Kaschna, Stadt im Sudân, s. Katsena.

Kascholong (Cacholong), Mineral, Abart des Opals.

Kaschtar, Volksstamm, s. Katschinzen.

Kaschubaum, s. Anacardium.

Kaschuben, s. Kassuben.

Kasdîm, soviel wie Chaldäer, s. Chaldäa.

Käse, der aus der Milch abgeschiedene und infolge der weitern Behandlung eigentümlich veränderte Käsestoff. Man bewirkt die Ausscheidung des Käsestoffes aus süßer Milch durch Lab (Süßmilchkäse) oder aus saurer Milch durch die Milchsäure, die sich durch Zersetzung von Milchzucker bei längerm Stehen der Milch bildet (Sauermilchkäse). Die Masse, die durch Säure aus der Milch ausgeschieden wird (Quark), kann als gefällter Käsestoff (Kasein) betrachtet werden, durch das Lab aber wird das Kasein gespalten, indem neben dem ausgeschiedenen Körper (Parakasein) noch eine geringe Menge löslichen Molkenproteins entsteht, welch letzteres zu den Peptonen gehört. Die Zusammensetzung und die physikalischen Eigenschaften der durch Lab ausgeschiedenen Masse (Bruch) schwanken nach dem Säuerungsgrad der Milch beim Käsen, so daß letzterer mit dazu beiträgt, den verschiedenen Käsesorten ihre besondern Eigenschaften zu verleihen. Indem der Käsestoff sich ausscheidet, schließt er alle in der Milch vorhandenen Butterkügelchen ein, und man erhält daher aus ungerahmter Milch fetten, aus abgerahmter Milch magern K.; bisweilen setzt man aber der Milch vor der Gerinnung noch Rahm zu, um einen überfetten K. (Rahmkäse) zu erhalten. Außer dem Fett schließt der Käsestoff auch noch Molke (im wesentlichen

eine Lösung von Eiweißkörpern, Milchzucker und Salzen) ein und bildet daher ein sehr kompliziertes Gemisch leicht zersetzbarer Körper, die bei weiterer Behandlung (zum Teil unter Mitwirkung von Bakterien [Käsebakterien], Hefe-, Schimmelpilzen ꝛc.) bald in eigentümlicher Weise sich verändern und den K. in jenen Zustand überführen, den man als die Reife bezeichnet. Der Bruch enthält zwar sehr viele und verschiedenartige Keime, aber nicht wie der Quark eine überwuchernde Vegetation von Bakterien und Sproßpilzen, durch die dem Verlauf der Reifung von vornherein bestimmte Bahnen vorgeschrieben werden. Man ist daher imstande, die Reifungsvorgänge durch bestimmte Maßnahmen verschiedenartig zu gestalten und aus dem Bruch zahlreiche Käsesorten zu bereiten, während der Quark in dieser Hinsicht einen viel weniger weiten Spielraum läßt. Über die Natur des Reifungsprozesses ist noch sehr wenig bekannt. Die wichtigsten Veränderungen bestehen in der Umwandlung des Parakaseins und des Kaseins, in der Bildung wasserlöslicher Verbindungen, die von dem vorhandenen Wasser aufgenommen werden und Aussehen und Konsistenz des Käses verändern; ferner werden die Fette in Glyzerin, das sich sehr schnell weiter zersetzt, und fette Säuren, die zum Teil mit Ammoniak, vielleicht auch mit Kalk, Seifen bilden, gespalten. Es entstehen flüchtige fette Säuren, wie Butter-, Baldrian- und Kapronsäure, die zum Teil den eigentümlichen Geruch des Käses bedingen, ferner Schwefelwasserstoff, Ammoniak und Ammoniakbasen, Leuzin, Tyrosin ꝛc. Das Ammoniak und die Ammoniakbasen verbinden sich mit dem Kasein und bedingen dadurch das Speckigwerden des Käses. Der Milchzucker der eingeschlossenen Molke unterliegt sehr schnell der Milchsäuregärung. Die kräftig riechenden Käsesorten reagieren alkalisch, die schwach riechenden aber meist sauer. Die blasige Beschaffenheit mancher Käsesorten rührt her von einer Kohlensäureentwickelung, hauptsächlich wohl aus dem Zucker der eingeschlossenen Molke, ist also vergleichbar mit der Beschaffenheit des lockern Brotes, indem bei diesem der Teig gleichfalls durch Gärungsprodukte blasig aufgetrieben ist. Die Sauermilchkäse reifen von außen nach innen, so daß sie zuletzt noch einen weißen Kern in einer speckigen Rinde zeigen; die mit Lab bereiteten K. reifen dagegen gleichmäßig in ihrer ganzen Masse. Scheinbar geringfügige Abweichungen in der Bereitung des Käses üben den wesentlichsten Einfluß auf Geruch und Geschmack des fertigen Produkts und bedingen die große Mannigfaltigkeit der Käsesorten.

Die Süßmilchkäse werden aus ganzer oder abgerahmter, auch wohl mit Rahm versetzter, süßer oder schwach gesäuerter Milch mit Lab bereitet. Dabei ist die Beschaffenheit und die Menge des angewendeten Labes sowie die Temperatur beim Dicklegen der Milch von großem Einfluß. Sehr weiche K. aus ganzer Milch bereitet man bei 20—25°, harte Magerkäse und fette Hartkäse bei 28—35°. Die Milch wird in kupfernen Kesseln über freiem Feuer, besser durch Dampf- oder Warmwasserheizung genau auf die einzuhaltende Temperatur gebracht, mit der Labflüssigkeit, eventuell auch mit der Käsefarbe (aus Orlean oder Safran bereitet) versetzt und dann bedeckt der Ruhe überlassen. In 15—50 oder 90 Minuten, während welcher Zeit die Temperatur genau eingehalten werden muß, erfolgt die Gerinnung, und die Milch bildet dann eine zusammenhängende Masse, die sämtliche Molke einschließt. Je nachdem nun harter oder weicher K. dargestellt werden soll, zerteilt man die Masse in mehr oder minder kleine Stücke, um die Molke von dem Käsestoff zu scheiden, und sorgt durch vorsichtige Mischung für gleichmäßige Abkühlung. Während des Zerteilens dickt der Bruch nach, wird wasserärmer und verliert um so mehr an Wassergehalt, je weiter man die Zerkleinerung treibt. Gewöhnlich befördert man bei der Bereitung von Hartkäse das Nachdicken durch Nachwärmen, indem man die Temperatur mehr oder weniger steigert. Hat die Masse die richtige Beschaffenheit angenommen, so bringt man sie mit Hilfe eines Seihetuchs in die Form, bisweilen aber wird die Masse alsbald nach dem Zerschneiden aus dem Kessel herausgenommen und mit den Händen oder auf einer Handmühle oder Knetmaschine weiter zerkleinert, event. auch mit Salz gemischt. Bisweilen (bei Bereitung des Cheddarkäses in Amerika) läßt man die Masse mit der Molke oder nach Abscheidung derselben einige Zeit liegen, um eine gewisse Säuerung herbeizuführen, die auf den Reifungsprozeß günstig wirkt. In der Form wird der harte K. in der Regel (der weiche niemals) gepreßt, um die Molke mehr oder weniger zu entfernen. Dies Pressen hat indes viel weniger Einfluß auf die Konsistenz des Käses, als gewöhnlich angenommen wird. Die meisten K. werden gesalzen und zwar entweder, indem man sie in gewissen Zwischenräumen mit Salz bestreut und dies auf dem K. zerfließen läßt, oder indem man sie einige Zeit in gesättigte Salzlake legt, oder endlich indem man dem Käsestoff vor dem Formen Salz einverleibt. Nur sehr wenige K. werden unmittelbar nach dem Formen konsumiert, bei weitem die meisten werden dem Reifungsprozeß unterworfen, wobei man sie in Räume mit mäßig hoher (10—20°), möglichst konstanter Temperatur und feuchter stagnierender oder langsam sich erneuernder Luft auf hölzernen Gestellen lagern läßt. Nur in den Kellern, in denen der Roquefortkäse reift, findet eine beständige, lebhafte, natürliche Ventilation statt. Die Ausbeute aus 100 kg Milch beträgt etwa 12—15 kg sehr weichen Fettkäse (Brie, Camembert), 9—11 kg Weichkäse, 7—9 kg Hartkäse, 5—8 kg halbfette und 4—6 kg magere Hartkäse.

Zu den weichen Labkäsen gehören: der Limburger, der Algäuer Backsteinkäse, der Algäuer Ramadou (Remoudou, Romadour), eine Nachahmung des gleichnamigen belgischen Käses, der Hohenheimer, der Brioler (Ost- und Westpreußen), Stiltonkäse, Camembert, Neufchâteller (Depart. Niederseine), K. von Brie, Gorgonzola und Stracchino (Italien). Zur Darstellung des harten Labkäses wird die Milch stärker erwärmt, in kürzerer Zeit dick gelegt und die geronnene Masse noch weiter erhitzt. Man macht die Hartkäse im allgemeinen größer und schwerer, sie reifen langsamer, sind durchweg haltbarer als die weichen K. und daher zur weitern Ausfuhr geeignet. Die Schweiz, Holland, England und Amerika versorgen den Weltmarkt hauptsächlich mit dieser Ware. Man rechnet hierher: amerikanischen Cheddarkäse, dänischen Exportkäse, Algäuer Rundkäse, Holsteiner K. (Lederkäse), Tilsiter Niederungskäse (Elbinger, Werderkäse), englischen Chesterkäse, Gloucesterkäse und Cheddarkäse, holländischen Edamer, Goudakäse und Magerkäse, Parmesan- (Lodisaner) K., Emmentaler (Schweizer K.), Greyerzer, Sahnenkäse ꝛc. Zu den aus Schafmilch bereiteten Labkäsen gehört besonders der Roquefortkäse. Er verdankt seine Eigentümlichkeit zum Teil den feuchten und kühlen Felsenhöhlen des Cambalougebirges auf der Nordseite der Hochebene von Larzac, in denen der K. reift. Man bereitet ihn zur Hälfte aus ganzer und zur Hälfte aus abgerahm-

ter Milch und mischt den Quark mit Schimmelbrot, d. h. mit einem aus Weizen und Gerste und sehr viel Sauerteig bereiteten und durch und durch verschimmelten Brot. Auf diese Weise führt man dem K. die Keime von Schimmelpilzen zu, deren Wucherung ihm den beißenden Geschmack erteilt (vgl. »Notices sur les caves et les fromages de Roquefort«, Par. 1867). Auch Ziegen-, Büffel- und Renntiermilch wird auf K. verarbeitet.

Sauermilchkäse wird fast nur aus abgerahmter Milch und Buttermilch dargestellt, doch setzt man häufig dem ausgeschiedenen Käsestoff (Quark) nachträglich Rahm, auch wohl Butter zu. Die Ausscheidung des Käsestoffs bewirkt man, wenn die Milch schon an sich hinreichend gesäuert war, durch Erwärmen auf 37—40° oder durch Zusatz von heißem Wasser. War die Milch nicht hinreichend sauer, so fügt man vor dem Erwärmen stark gesäuerte Buttermilch hinzu. Vor dem Formen läßt man den Quark häufig eine Art von Gärung durchmachen. Der gepreßte Quark wird gesalzen, auch wohl mit Kümmel gemischt, dann geformt, worauf die K. etwas getrocknet in Töpfe oder Fässer gelegt und hierbei mit feuchtem Stroh oder Biertrebern geschichtet oder in feuchte Lappen gewickelt werden. Man läßt die Gefäße bei Zimmertemperatur stehen, legt die K. alle 4—6 Tage um und putzt sie dabei gut ab. 100 kg Magermilch geben 8 bis 13 kg stärker oder weniger stark gepreßten Quark und 6—8,5 kg Sauermilchkäse. Dieser ist meist Volksnahrungsmittel und wird am Orte der Produktion auch konsumiert (Kuhkäse). Nur wenige Sorten (Thüringer, Mainzer Handkäschen, Harzer K. ꝛc.) finden weitere Verbreitung. Magermilch von Zentrifugen wird unter Zusatz von nicht oder halbentrahmter Milch, auch mit Margarin (Kunstkäse, s. d.) auf K. verarbeitet.

Viele K. erhalten vor dem Formen außer dem Salz allerlei Zutaten, verschiedene Gewürze, Petersilien-, Estragonkraut, Schnittlauch, Zwiebeln ꝛc. Andre werden während der Reifung zum Zweck des Raffinierens in saures Bier, Biertreber, angefeuchtete gebrauchte Hopfendolden und feuchtes Stroh eingelegt, andre reibt man vor dem Verkauf mit Öl, Butter, Wein, Bier, Branntwein oder Nußblättern ein, und einzelne werden zu besserer Konservierung mit Ruß enthaltender Eisenvitriollösung behandelt, oder schwach geräuchert, oder an der Oberfläche hart gebrannt (gebügelt). Edamer, Gloucesterkäse u. a. färbt man äußerlich mit Tournesollappen, Berlinerrot oder Anilinrot. Zur Herstellung der Kochkäse bringt man die Käsemasse für sich oder mit Rahm oder Butter gemengt zum Schmelzen, verrührt sorgfältig und läßt erkalten. Eine eigentümliche Käsesorte ist der Glarner Schabzieger (Schotterkäse, Kräuterkäse, grüner K.), der in Glarus und Graubünden aus abgerahmter süßer Milch und der aus ihrem Rahm erhaltenen Buttermilch, in geringerer Qualität aus der von der Bereitung des Emmentaler oder Greyerzer Käses übrigbleibenden Molke mit Zusatz von etwas abgerahmter oder Buttermilch bereitet wird. Man versetzt das Milchgemisch mit etwas völlig sauer gewordener Ziegermolke, erhitzt bis zum Sieden und überläßt den Quark in durchlöcherten Butten oder in Säcken, mit Steinen beschwert, 3—6 Wochen lang der Gärung. Dann wird er zerrieben, mit gepulvertem blauen Steinklee (Melilotus coerulea) und Salz gemischt, in Formen gestampft und der K. nach 6—8 Tagen herausgenommen und 2—6 Monate lang auf einem Gerüst getrocknet. Der Hütlizieger, der von den Sennen frisch verspeist wird, wird aus reiner süßer Molke bereitet. Ein fetter, fettreicher Rahm, der nicht mit Lab behandelt wurde, kommt in England als Cream cheese, in Frankreich als Fromage de pure crême, in Italien als Mascarponi in den Handel.

Zusammensetzung einiger Käsearten.

Arten	Wasser	Stickstoffsubstanz	Fett	Milchzucker	Asche
Rahmkäse:					
Gervais	52,94	11,80	29,75	2,58	2,93
Neufchâtel	51,72	20,73	23,99	—	3,56
Stilton	32,07	26,21	34,55	3,32	3,85
Stracchino	39,21	23,92	33,67	—	3,80
Fettkäse:					
Backstein	40,52	23,79	32,78	—	2,91
Brie	49,79	18,97	25,87	0,83	4,54
Cheddar	33,89	27,56	33,00	1,90	3,65
Chester	33,96	27,68	27,46	5,89	5,01
Edamer	36,53	25,89	28,85	3,59	5,14
Emmentaler	34,38	29,49	29,75	1,46	4,92
Gloucester	34,31	29,21	23,08	3,86	4,54
Gorgonzola	37,72	25,91	32,14	0,23	4,00
Holländer	36,60	28,21	27,83	2,50	4,86
Romadour	49,65	22,78	20,66	0,40	6,51
Roquefort	38,94	21,92	34,14	—	5,00
Halbfetter K.:					
Greyerzer	36,49	30,83	28,01	0,72	3,95
Holländer	37,35	32,40	24,61	—	5,65
Magerkäse:					
Dänischer Exportk.	45,99	30,01	13,41	5,10	3,63
Simmentaler	41,02	48,37	8,43	—	2,18
Oberengadiner	47,30	36,34	11,40	—	4,96
Kümmelkäse	43,88	31,45	12,11	9,32	3,29
Parmesan	31,80	41,19	19,52	1,18	6,31
Backstein	61,04	23,85	6,80	3,48	4,83
Aus Magermilch	73,12	19,84	2,76	2,17	2,11
Sauermilchkäse:					
Quargeln	48,51	39,53	5,53	0,09*	6,34
Grüner Kräuter	47,02	37,06	6,60	—	10,10
Molkenkäse	23,66	8,90	16,91	37,81	4,78

* Außerdem 7,94 sonstige stickstofffreie Substanz.

Zur Prüfung von K. benutzt man Käsestecher oder Käsebohrer, mit denen man ein zylindrisches Stückchen von 1,3 cm Durchmesser aus der Mitte des Käses herausholen kann. Nach vorgenommener Probe steckt man den Zylinder wieder sorgfältig in das Loch, so daß die Rinde wieder geschlossen wird. Um den K. möglichst lange zu erhalten, bewahrt man ihn an einem kühlen, feuchten, aber nicht dumpfigen Ort auf, bestreut ihn wiederholt mit Salz oder umhüllt ihn mit Lappen, die mit Wein oder Rum befeuchtet werden. Der Rum tötet auch die Käsemilbe, die besonders in allem harten K. häufig vorkommt und ihn stellenweise vollständig in ein lockeres Pulver, aus ihren Hautbälgen und Exkrementen bestehend, verwandelt. Die im K. vorkommenden Maden sind die Larven der Käsefliege, seltener der Stubenfliege.

Verfälschungen und Verunreinigungen kommen in K. viel weniger vor als in andern Nahrungsmitteln. Zusatz von Mehl oder Kartoffeln würde man mikroskopisch nachweisen können, auch würde eine Abkochung des Käses sich nach dem Erkalten mit Jodtinktur bläuen. Beim Digerieren des Käses mit Ammoniak löst sich die Hauptmasse auf, und Zusätze bleiben ungelöst zurück. In der Asche des Käses kann man mineralische Zusätze nachweisen. Wird bleireiches Stanniol zur Verpackung des Käses benutzt, so kann die Rinde und die unmittelbar unter derselben liegende Schicht bleihaltig werden. Das Blei ist in der Asche nachzuweisen. Auf Stanniolverpackung zurückzuführende Bleivergiftung ist aber wohl noch nicht bekannt geworden, und jedenfalls kann man sich davor

schützen, wenn man den K. nicht allzu sparsam schält. Blei, Zink, Kupfer können gelegentlich auch dadurch in den Käse gelangen, daß man die Milch in Zinkfatten mit bleihaltigem Lot aufrahmen läßt oder zum Scheiden saurer Milch oder zum Aufbewahren von saurem Quark kupferne Gefäße anwendet. Manche K. riechen täuschend wie fauler Harn, und daraus mag die Annahme entstanden sein, daß K. zur Beschleunigung des Reifungsprozesses mit Harn behandelt wird. In einzelnen gerichtlich erwiesenen Fällen ist ein solches unqualifizierbares Verfahren tatsächlich vorgekommen. Man weist dies nach, indem man eine krustenreiche Probe des Käses mit verdünnter Natronlauge kocht, aus dem Filtrat durch Übersättigen mit Schwefelsäure die Harnsäure fällt, diese mit Salpetersäure vorsichtig zur Trockne verdampft und den Rückstand mit Ammoniak befeuchtet. Purpurrote Färbung (Murexidreaktion) beweist die Gegenwart von Harnsäure. Kunstkäse läßt sich von einem geübten Kenner an der eigenartigen fetten Beschaffenheit erkennen; zur sichern Nachweisung extrahiert man eine aus dem Innern des Laibes genommene Probe mit Äther und untersucht das Fett wie zur Unterscheidung der Butter von Kunstbutter.

K. ist ein wertvolles **Nahrungsmittel**. Die Verdaulichkeit im Magen ist keine besonders günstige, namentlich die billigen Magerkäse sind schwer verdaulich. Die Verwertung im Darm ist dagegen sehr gut, über 96 Proz. des genossenen Käses wird in die Körpersäfte übergeführt. Zusatz von K. erhöht die Ausnutzung von Maismehl so erheblich, daß das Eiweiß des Maismehles bis auf 7 Proz., das Fett bis auf 9 Proz. und die Kohlehydrate vollständig verwertet werden. Die Zugabe von K. zu vegetabilischer Nahrung, wie sie namentlich in den ärmern Volksschichten üblich ist, erhöht also einmal die Ausnutzung dieser Nahrung, vor allem aber verbessert der eiweiß- und zum Teil fettreiche K. das Nährstoffverhältnis und ist um so empfehlenswerter, als der Preis dieses Nahrungsmittels im Vergleich zu andern eiweißreichen Nahrungsmitteln, wie z. B. Fleisch, außerordentlich niedrig ist. Die billigen K. besitzen mithin eine sehr hohe volkswirtschaftliche Bedeutung. Von Leuten mit schwacher Verdauung wird K. am besten vermieden. Auch für Kinder ist K. kein passendes Nahrungsmittel. Unter gewissen, noch nicht ermittelten Verhältnissen erzeugt der Genuß des Käses **Vergiftungserscheinungen**. Man hat dies namentlich bei Handkäse beobachtet und glaubt, daß das **Käsegift** sich besonders dann bildet, wenn man den Quark vor dem Salzen längere Zeit mit überschüssiger saurer Molke liegen läßt. In Frankreich, wo große Mengen von weichem, fettem K. verzehrt werden, ist die Käsevergiftung unbekannt, während sie im nördlichen Deutschland, in Ohio und Michigan häufiger vorkommt. Ein Erkennungsmittel für die Giftigkeit von K. gibt es nicht, doch soll giftiger K. bisweilen bitter und kratzend geschmeckt und auffallend sauer gerochen und reagiert haben. Die Giftigkeit beruht wohl auf dem Gehalt an Fäulnisalkaloiden, Ptomainen; Vaughan hat aus giftigem K. das **Tyrotoxikon** abgeschieden, das mit dem Wurstgift verwandt sein dürfte. Die Vergiftung beginnt nach einer halben bis zwei Stunden mit Erscheinungen von seiten des Magens und des Darmes und führt zu Schwindel, Kopfschmerz, Benommenheit, Mattigkeit, Muskelschwäche und Tod. Man sucht durch Brech- und Abführmittel, Ausspülung des Magens das Gift möglichst schnell zu entfernen und gibt Wein, Kognak, starken Kaffee als Anregungsmittel. Die im K. oft massenhaft vorkommenden Milben sind an sich unschädlich, sie werden durch die Verdauungssäfte getötet.

Der K. spielt im **Handel** eine große Rolle, und besonders der englische Chester-, der holländische Edamer und die Schweizer K. haben für den Welthandel hohe Bedeutung. Die Käsefabrikation der **Schweiz**, früher mehr eine Eigentümlichkeit der Alpen und des westlichen Jura, hat sich jetzt über die ganze ebene Landschaft zwischen beiden Gebirgszügen ausgebreitet. Dies wurde nur möglich durch Assoziation der kleinern Viehbesitzer. Die sogen. **Gemeindekäsereien** bestehen in zwei Formen: entweder liefern die Viehbesitzer ihre Milch vertragsmäßig an einen Unternehmer, der die Fabrikation und den Verkauf des Käses für eigne Rechnung betreibt, oder es besteht ein Gesellschaftsvertrag, der die Vergütung der Teilnehmer für gelieferte Milch, ihre Beitragspflicht zu den Betriebskosten und ihre Ansprüche an den Erlös für den erzeugten K. regelt, dessen Fabrikation durch Gesellschaftsangestellte betrieben wird. Der Vorteil, welchen diese Gemeindekäsereien gewähren, liegt auf der Hand: die Milchproduktion wird durch sie gehoben, die Bereitung des Käses wird billiger, und für die Güte desselben ist mehr Garantie geboten als im kleinen Einzelbetrieb. Die bevorzugten und in überwiegender Menge dargestellten Schweizer K. sind die Emmentaler aus dem Emmental und andern Tälern des Kantons Bern, der noch feinere K. aus dem Bezirk der Stadt Gruyères im Kanton Freiburg (der besonders in den Vogesen, der Franche-Comté und dem Dauphiné gut nachgeahmt wird). Ihnen am nächsten steht der Simmentaler K. Halbfette und magere K. werden meist nur für den Konsum im Lande hergestellt; so haben z. B. die wohlschmeckenden Schweizer Weichkäse, der Bellelay und der Vacherin, für den Handel nur geringe Bedeutung, während der Schabzieger sehr weit verschickt wird. Von besonderer Wichtigkeit ist auch die Käsefabrikation **Englands**. In der Grafschaft Chester und einigen nahegelegenen Orten von Shropshire beträgt die jährliche Produktion 11—12 Mill. kg, und es werden 92,000 Stück Kühe ausschließlich behufs der Käseproduktion gehalten. Die wichtigsten englischen K. sind außer dem Chester-, der Cheddar- und Stiltonkäse. **Frankreich** zeigt eine größere Mannigfaltigkeit in seinen Käsen als irgend ein andres Land und liefert namentlich die feinsten Weichkäse, wie den Roquefortkäse, den K. von Brie, den Neufchâtelkäse, den Gex (fromage persilié) aus dem Depart. Ain, der vielfach als Roquefort in den Handel kommt. Languedoc, Forez, Auvergne und Dauphiné liefern den meisten K.; aber auch hier übersteigt die Einfuhr bedeutend die Ausfuhr. Dagegen führt **Holland**, dessen K. sich durch große Dauerhaftigkeit auszeichnen (Edamer, d. h. der gesamte nordholländische und friesische K.), viel mehr aus als ein. Ein vortrefflicher Weichkäse Hollands ist der Goudaer. **Belgien** liefert den bekannten Limburger K., der in der Gegend von Herve (Provinz Lüttich) dargestellt wird. In **Italien** ist die Käsefabrikation besonders in der Lombardei von Wichtigkeit. Der Parmesankäse, der in der Gegend von Bergamo, Pavia und Cremona verfertigt wird, erlangt seine volle Güte erst in 2—4 Jahren, während der Stracchino- oder Schachtelkäse, der in derselben Gegend im September und Oktober, wenn die großen Schwyzer Kühe gekalbt haben, dargestellt wird, nur von kurzer Dauer ist. Er wird nur im Winter versandt; die Sorte in größern runden Stücken heißt Gorgonzola. Die Lombardei liefert auch viel

Schafmilchkäse. Deutschland hat für den Großhandel mit K. wenig Bedeutung. Am Niederrhein werden die verschiedenen auf dem Markt beliebten Sorten holländischer K. gerade so gut wie in Holland selbst erzeugt. Diese seit langer Zeit heimisch gewordene Industrie setzt auch bereits ihre Produkte an größere Käsehandlungen ab und hat in den letzten Jahrzehnten bedeutend an Ausdehnung und an Qualität der erzeugten Ware gewonnen. Auch Ostfriesland liefert eine große Menge schöner K. für die Ausfuhr. Emden allein versendet jährlich für mehr als 30,000 Mk. Im Algäu findet man eine Käseindustrie, die derjenigen der Schweiz sehr nahekommt. Sie macht der schweizerischen erfolgreiche Konkurrenz und hat die belgischen K. bereits verdrängt. Der Hauptgrund, weshalb bei uns die Käsefabrikation noch so wenig Verbreitung gefunden hat, liegt nicht im Mangel geeigneten Materials, sondern in der Unkenntnis der Fabrikation. Denn wenn auch die Milch des Weideviehs besser und käsereicher ist als die der im Stall gefütterten Tiere, so hängt doch der Unterschied in der Feinheit und dem Geschmack der einzelnen Käsesorten hauptsächlich von der Methode der Käsebereitung ab, bei der eine dem Anscheine nach nur leichte Abweichung dem Produkt eine wesentlich verschiedene Beschaffenheit erteilt. In Amerika sind durch den Genossenschaftsbetrieb sehr günstige Resultate erzielt worden. New York, Ohio, Vermont, Connecticut, Maine, New Hampshire, Massachusetts, Pennsylvanien, Michigan und Illinois produzieren den meisten K., der nach England, Westindien und Südamerika ausgeführt wird. — K. wurde bereits im Altertum dargestellt, und zwar besonders Schaf- und Ziegenkäse. Zur Zeit des Plinius unterschied man viele Sorten. Aristoteles spricht von der Verwendbarkeit verschiedener Labsorten, Varro behandelt den Einfluß des Futters und andrer Umstände auf die Beschaffenheit des Käses, und Columella erörtert spezielle Fragen der Technik. Römische Schriftsteller erwähnen bereits die Käsebereitung in manchen Gegenden des mittlern und südlichen Frankreich, die noch gegenwärtig durch ihre Fabrikation bekannt sind, über die Darstellung des Käses bei den alten Germanen finden sich indes keine Nachrichten. Erst von den Zeiten Karls d. Gr. an kommt einiges Licht in die Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Die Käsebereitung scheint damals eine wichtige Rolle gespielt zu haben und sogar eifriger betrieben worden zu sein als die Butterbereitung. Glarner Schabzieger wird bereits im 13. Jahrh. erwähnt.

Die Ein- und Ausfuhr von K. betrug in 1000 kg:

	Einfuhr	Ausfuhr
im Deutschen Reich 1892	8 271,0	1 359,0
in Frankreich 1889	6 087,7	37 734,4
= der Schweiz 1889	1 382,5	25 999,8
= Dänemark 1888	650,7	261,7
= Finnland 1889	52,5	59,3
= Großbritannien 1888	97 411,1	—
= Holland 1884	?	24 000,0
= Italien 1887	12 349,3	5 032,1
= Österreich-Ungarn 1892	2 206,0	386,0
= Schweden 1888	226,9	223,7
= den Vereinigten Staaten 1888	—	44 004,5

In den letzten Jahren bezifferte sich die deutsche Ein- und Ausfuhr wie folgt:

Einfuhr	Doppelzentner	Wert in Mk.	Ausfuhr	Doppelzentner	Wert in Mk.
1900	166 421	21 359 000	1900	11 624	981 000
1901	166 697	22 119 000	1901	14 568	1 204 000
1902	159 065	22 120 000	1902	14 152	1 172 000
1903	162 654	21 951 000	1903	12 762	1 160 000

Vgl. Schatzmann, Käsereibüchlein (4. Aufl., Aarau 1885) und Die Käseindustrie von Roquefort (Frankfurt a. M. 1879); Fleischmann, Die Bereitung von Backsteinkäsen (2. Aufl., Brem. 1891) und Lehrbuch der Milchwirtschaft (3. Aufl., Leipz. 1901); Anderegg, Die Schule des Schweizer-Käsers (2. Aufl., Bern 1893); Aufsberg, Die Bereitung von Rundkäsen nach Emmentaler Art (Stuttg. 1900) und von Weichkäsen im Algäu (Nürnb. 1901); Steinegger, Der praktische Schweizer-Käser (Bern 1904); Flückiger, Anleitung zur Fabrikation des Emmentaler Käses (2. Aufl., Herzogenbuchsee 1888); Eugling, Handbuch für die praktische Käserei (2. Aufl., Leipz. 1901); Stieger, Anleitung zur Quarkbereitung und zur Handkäsefabrikation (das. 1901); P. Meyer, Rinderrassen und Käsefabrikation in Frankreich (Brem. 1897); Lützen, Herstellung der französischen Weichkäse (Bremen 1890); Raffay, Der K. der Brie (Wien 1904); Musso, Il cacio (Rom 1887); Herz, Die Käsekost (2. Aufl., Münch. 1895).

Käse heißt auch der fleischige Fruchtboden der Artischocke sowie der unentwickelte Blütenstand des Blumenkohls in dem Zustand, in dem er gegessen wird.

Käsebakterien, die das Reifen des Käses bedingenden Spaltpilze. An diesem Prozeß scheinen zahlreiche Bakterienarten nebst einigen Hefeformen beteiligt zu sein, deren Individuenzahl eine enorm große ist. Beim Reifwerden nimmt zunächst die Zahl solcher Arten zu, die Gelatine nicht verflüssigen, während gegen das Ende des Prozesses umgekehrt die Zahl der verflüssigenden Arten wächst. Eine wichtige Gruppe unter den K. bilden diejenigen, die das Milchkasein fällen und dann unter Bildung peptonartiger Verbindungen wieder lösen; andre Arten erzeugen die für verschiedene Käsesorten charakteristischen Geruchs- und Geschmacksstoffe. Die abnorme Blaufärbung des Edamer Käses wird durch Bacillus cyaneofuscus bewirkt. Eine regelmäßig im letztgenannten Käse vorkommende Hefenart ist Saccharomyces tyrocola.

Kaseburger Kanal, s. Kaiserfahrt.

Käsefarben, s. Anstrich.

Käsefliege (Piophila casei *L.*), Insekt aus der Familie der Fliegen, 5 mm lang, schlank, glänzend schwarz, legt ihre Eier an Käse und andre Viktualien. Die weißen glänzenden Larven (Käsemaden) sind 8 mm lang und springen durch schnelles Einbiegen und Wiederausstrecken des Körpers. Man hält sie am besten durch Drahtglocken ꝛc. vom Käse fern.

Käsegift, s. Käse, S. 712.

Käsegummi, s. Kasein.

Kasein (Käsestoff), der wichtigste, zu den Nukleoalbuminen gehörende Eiweißkörper der Milch der Säugetiere, findet sich darin als neutrales Kaseincalcium, enthält, aus der Milch abgeschieden, stets phosphorsauren Kalk, doch weiß man nicht, in welchem Verhältnis dieser zum Kaseincalcium steht. Durch viel gebrannten Ton oder Tierkohle wird das K. aus der Milch mechanisch gefällt. Es gerinnt nicht beim Erhitzen der Milch, aber das bei saurer Reaktion eben noch gelöste freie K. wird durch Hitze so verändert, daß es sich auch in Gestalt seiner Salze nicht mehr löst. Die Gerinnungstemperatur liegt bei 75°. Bei 120—130° werden auch die Kaseinsalze verändert. Mineralsäuren und Essigsäure fällen das K. und lösen es im Überschuß, ebenso Kalialaun. Auch Kohlensäure fällt K. Durch das von der Magenschleimhaut abgesonderte Labferment wird K. in Parakasein übergeführt, das wie K. in Alkalien leicht löslich ist, während sein Calciumsalz unlöslich ist, so daß

es durch Lab aus der Milch gefällt wird. Wurde der Milch zunächst der Kalk durch ein Oxalsäuresalz entzogen, so bleibt das Parakasein als Kaseinogen gelöst. Der in Milch durch Lab erzeugte Niederschlag enthält erhebliche Mengen phosphorsauren Kalk, die Fällung erfolgt aber auch bei Abwesenheit von phosphorsaurem Kalk. Bei der Gerinnung der Milch durch Lab soll eine Spaltung des Kaseïns stattfinden und Molkeneiweiß mit den Eigenschaften einer Albumose gelöst bleiben. K. besteht aus etwa 52,96 Kohlenstoff, 7,5 Wasserstoff, 15,65 Stickstoff, 0,758 Schwefel und 0,847 Phosphor. Salze des Kaseïns, wie das Kaseïnammonium (Eukasin), Kaseïnnatrium (Nutrose und Plasmon), Sanose, Sanatogen, Hämatol ꝛc., sind als Nährpräparate in den Handel gekommen. K. besitzt hohen Wert als Nährstoff und ist Hauptbestandteil des Käses. Für technische Zwecke aus Magermilch durch Säuren gefälltes, ausgepreßtes u. getrocknetes K. bildet ein gelblichweißes, sandiges Pulver, das in kalten verdünnten Alkalien fast vollständig löslich ist. Es findet ausgedehnte Anwendung in der Kunstdruck- und Buntpapierfabrikation, für Appretur, in der Tapeten-, Spielkarten- und Linoleumfabrikation, in der Photographie, Farben- und Schokoladenfabrikation und als Ersatz von Leim, Gelatine und andern Klebstoffen. Mit Käsekalk (Quarkleim, Käsegummi, Caséogomme) behandelte (animalisierte) Baumwolle und Leinenfaser nehmen Farbstoffe so leicht wie tierische Faser auf. Käsekalk dient auch als Kitt und zur Darstellung von Anstrichfarben.

Kasel (nach Viollet-le-Duc).

Kaseïnfarben, die zur Kaseïnmalerei (s. d.) dienenden Farben, im wesentlichen dieselben wie bei der Freskomalerei (s. d.) mit Ausschluß des Zinnobers. Nur dient als Bindemittel eine Mischung von 3 Teilen frischen weißen Käses (Quark) mit 1 Teil lange gelöschten Kalkes. Bei der Anwendung reibt man von den Farben so viel an, als man an jedem Arbeitstage gebraucht. Der frische Käse erhält sich unter Wasser eine Woche lang brauchbar.

Kaseïnkitt, s. Kitt.

Kaseïnmalerei, eine Art der Wandmalerei zum Ersatz der Freskomalerei, wobei man sich der Kaseïnfarben (s. d.) bedient. Das Bindemittel ermöglicht eine bequemere technische Behandlung als die Freskomalerei und sichert auch nach den bisher gemachten Erfahrungen eine größere Dauerhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen die Feuchtigkeit.

Käseklee, s. Melilotus und Trigonella.

Käsekohl (Blumenkohl), s. Kohl.

Kasel (Casula, Casubula, Planeta), das oberste Kleid der katholischen Priester beim Messelesen, war anfangs ein weiter, ärmelloser, glockenähnlicher Mantel, der den Priester wie ein kleines Haus (casula) umschloß, nur mit einem Ausschnitt für den Kopf, schon in frühester Zeit mit gewebten und gestickten Streifen an den Rändern, später mit Schnürenzügen auf den Achseln, wodurch die K. über den Armen hinaufgezogen wurde (s. nebenstehende Abbildung). Erst gegen Ende des Mittelalters machte man an den Seiten Ausschnitte für die Arme. Der Stoff ist ein damastartiges Gewebe, glatt oder auch mit vertieft liegenden Mustern aus der Pflanzen- und Tierwelt. Die Farbe der K. war im frühern Mittelalter dunkelgelb oder gelblichgrün, später auch rot und dunkelviolett, gewöhnlich ohne andersfarbiges Muster. Außer jenen Streifen am Rand erhielt die K. seit dem 11. Jahrh. zwei goldgestickte Streifen (aurifrisiae), die vorn und hinten je ein Gabelkreuz (Y) bilden, auch wohl die ornamentale Form eines Baumes mit Astwerk annehmen. Die Knaben, die beim Abendmahl den Kommunikanten das Tuch vorhalten, tragen ebenfalls eine K. und heißen daher Kaselknaben.

Kaselowski, August, Maler, geb. 26. April 1810 in Potsdam, gest. 4. Jan. 1891 in Berlin, besuchte die Berliner Akademie, wurde später Schüler Hensels und reiste mit dem 1836 errungenen großen Staatspreis über Düsseldorf und Belgien nach Paris, wo er drei Jahre in Cogniets Atelier arbeitete. Von 1839 bis 1850 lebte er in Rom, italienische Szenen, Kopien nach Raffael und geschichtliche Bilder eigner Komposition (Freisprechung der Susanna durch Daniel) ausführend. In den 1850er Jahren verweilte er teils in Berlin, teils war er auf Reisen in England, Spanien, Griechenland ꝛc. Für ein großes, 1860 ausgestelltes Bild: die Grablegung Christi, erhielt er die goldene Medaille. K. war Professor und seit 1861 Lehrer an der königlichen Kunstschule. Er malte vorzugsweise Altarbilder für Kirchen. Freskomalereien von ihm befinden sich in der Schloßkapelle und im Neuen Museum zu Berlin, wobei er sich von Kaulbach beeinflussen ließ. Unter seinen letzten Werken sind Christus, die Kinder segnend, und ein Karton: Germanias Rechtsspruch, hervorzuheben.

Käsemade, s. Käsefliege.

Käsemagen, soviel wie Lab.

Kasematte (ital. casa matta, »gedecktes Haus«, nach andern v. span. casa, Haus, und matar, töten, daher der alte Name »Mordkeller«), bombensicher überwölbter Raum in Festungswerken. Kasematten, jetzt meist Hohlbauten genannt, braucht man in Festungen: 1) zur Unterbringung und Verpflegung, wie bombensichere Kasernen (Wohnkasematten, in größerm Umfang vereinigt Kasemattenkorps), Bereitschaftsräume für Abteilungen, die zum schnellen Besetzen der Feuerlinie bereit gehalten werden, und für Wachen (Wachtkasematten), und Untertreteräume, die nur vorübergehenden Schutz gegen Feuer gewähren; 2) artilleristische Hohlräume, und zwar Munitionsräume für Geschosse, Kartuschen, Pulver und Zündungen, Munitionsdepots, Artilleriematerialienräume, Ladesysteme (s. d.) und Munitionsarbeitsräume (s. d.); 3) für Verkehr (Hohlgänge) und Toranlagen. Je nach der Lage spricht man von Saillant-, Kehl-, Flankenkasematten ꝛc. Die zur Bestreichung des Grabens angelegten Kasematten heißen Grabenwehren. Vgl. die Artikel »Festung, Blockhaus, Defensionskasematte, Panzerungen«. — Auf Kriegsschiffen heißt K. ein geschlossener, mit Seitenpanzer rings umgebener Raum im Batteriedeck (s. Deck) zur Aufstellung von Geschützen. Um jedes Geschütz und seine Mannschaft möglichst zu schützen, bringt man neuerdings in der K. noch ge-

panzerte Querwände (Traversen) an oder baut überhaupt Einzelkasematten, die nur je ein Geschütz aufnehmen.

Kasemattschiff, s. Panzerschiff.

Kasembe (Cazembe), Negerreich im Süden des Tanganjika, seit 1891 zur englischen Interessensphäre gehörig. K. zahlte früher dem Muata Jamvo Tribut und war so mächtig, daß es 20,000 Krieger ins Feld stellen konnte; durch die Grausamkeit seines Häuptlings, der ebenfalls K. genannt wurde, kam es sehr herunter und verlor den Westen des Gebietes an den Häuptling Msiri (s. Msiris Reich). Danach verblieb K. nur das Land östlich des Moerosees fast bis an den Tanganjika sowie die Landschaft im S. des Moero. Es ist ein gebirgiges, wohlbewässertes Land, das Kassawa, Bataten, Mais, Sorghum, Negerhirse, Erdnüsse, Baumwolle und Palmöl erzeugt. Die gewerbfleißige Bevölkerung (eingeborne Messira und von W. her eingedrungene Campocolo) verfertigt aus Holz Gefäße und Kanoes, webt aus Bast und Baumwolle grobe Tücher, verfertigt Ton- und Eisenwaren und treibt bedeutenden Handel. Die Hauptstadt, die ihren Platz wechselte, lag zwischen dem Moero- und Bangweolosee und war sehr ausgedehnt, da sie aus lose aneinander gereihten Hüttenkomplexen bestand. Das Land wurde 1798 von Lacerda, 1831 von Monteiro und Gamitto, 1867 von Livingstone besucht. Vgl. Gamitto, O Muata Cazembe (Lissab. 1854); Burton, Lacerda's journey to K. (Übersetzung, Lond. 1873); »The last journals of D. Livingstone« (2. Aufl., das. 1880; deutsch, Hamb. 1875).

Käsemeister, s. Alpenwirtschaft.

Käsemilben, s. Milben.

Kaseösen, Substanzen, die sich durch Magen- und Pankreasverdauung als Zwischenprodukte beim Übergang von Kasein in Pepton bilden.

Käsepappel, Pflanzengattung, s. Malva.

Kaser (Käser), im Salzburgischen soviel wie Senne (Halbkaser, sein Gehilfe); auch Sennhütte.

Käsereigenossenschaften, eine Form der landwirtschaftlichen Genossenschaften; vgl. Käse, S. 712

Kaserne (ital. caserma, vielleicht entstanden aus casa d'arme, »Waffenhaus«, daher im ältern Deutsch Kasarme), Gebäude zur dauernden Unterbringung von Truppen. Alle größern Staaten streben aus militärischen Gründen die Durchführung der Kasernierung an. Bereits die römischen Kaiser erbauten Kasernen, der moderne Kasernenbau aber beginnt erst mit der Errichtung stehender Heere: Vauban entwarf 1680 das erste bis ins 18. Jahrh. gültige System für seine Kompaniekaserne. Bei der Anlage ist Zentralisations- und Dezentralisationssystem zu unterscheiden: ersteres sucht möglichst viel Truppen mit allen für Dienst und Verwaltung nötigen Nebenräumen unter einem Dach unterzubringen, letzteres, dem die moderne Gesundheitslehre immer mehr zum Siege verhilft, verteilt Mannschaften, wie Verwaltungs- ꝛc. Räume auf mehrere kleinere Gebäude. Zum Zentralisationssystem gehören: System Vauban: hohe Gebäude, geschlossene Höfe, viel Treppen, um die herum die Räume liegen, bis 1874 in Frankreich gebräuchlich; System Belmas: Mittelkorridor; spanisches System: Seitenkorridor nach dem geschlossenen Hofe hin; Linearsystem: das Gebäude, in der Längsrichtung mit nur kurzen Flügeln sich erstreckend, hat nach dem offenen Hofe hin einen breiten, hellen, luftigen Korridor; dieses System ist das beste unter den zentralisierten Kasernen, und hat z. B. in Dresden Vortreffliches geleistet. Doch steht es den nachstehend genannten Arten des Dezentralisations- oder Blocksystems noch wesentlich nach, besonders vom Standpunkte der Gesundheitslehre. Das 1861 in England eingeführte Pavillonsystem, mit einzelnen, höchstens zweistöckigen, von beiden Seiten zu lüftenden Gebäuden für je rund 100 Mann, ließ die 1826—46 auf 17,8 vom Tausend ermittelte Sterblichkeit auf 8,43, die Sterblichkeit an der Schwindsucht von 7,8 auf 2,5 sinken. Noch weitere Dezentralisation fordert das 1875 von Tollet aufgestellte System, bei dem den Anforderungen der Gesundheitslehre auch durch Verminderung des Baumaterials, Vermeidung von infektionsfähigen Stoffen (Verwendung von Eisen) und Vermeidung von Winkeln und Ecken Rechnung getragen wird. Tollet forderte 3,5 qm Grundfläche und 22 cbm Luftraum für den Infanteristen, bez. 4,2 qm und 25 cbm für den Kavalleristen. Das durch seine leichte Bauart zunächst für milde Klimate geeignete Tolletsche System ist durch die österreichischen Ingenieure Gruber und Völkner vermittelst Umwandlung der Spitzbogen in Rundbogen und Einfügung ruhender Luftschichten in Wände und Decken auch für kalte Klimate geeignet gemacht worden und hat sich durch ganz bedeutende Besserung des Gesundheitszustandes der Truppen trefflich bewährt. In Deutschland wird die Garnison-Gebäudeordnung vom 6. Jan. 1899 den Grundsätzen des Dezentralisationssystems in weitgehender, aber jede Übertreibung vermeidender Weise gerecht. Es wird für den Mann 4,5 qm Flächenraum, 15—16 cbm Luftraum, für die Höhe der Zimmer 3,8 m gefordert; nach Bedürfnis sind als gesonderte Gebäude zu errichten: Mannschaftsgebäude (für ein Bataillon, Kavallerieregiment oder Artillerieabteilung ein Gebäude oder mehrere kleine für 1 bis 2 Kompanien ꝛc.), Wirtschaftsgebäude (Küchen ꝛc.), Offizierspeiseanstalt, Familiengebäude (für verheiratete Unteroffiziere), Stabsgebäude, Exerzierhaus, Stall, Krankenstall, Reitbahn, Beschlagschmiede, Patronenhaus, Kammergebäude, Feldgerätschuppen, Friedensgerätschuppen, Bedürfnisanstalten. Ein großartiges Beispiel moderner dezentralisierter Anlage ist die K. des 4. Garderegiments zu Fuß in Berlin NW. Auch bei ältern, zentralisierten Kasernen, so besonders vorteilhaft in einigen sächsischen, ist den Grundsätzen der Dezentralisation dadurch Rechnung getragen, daß für die verschiedenartigen Bedürfnisse gesonderte Räume geschaffen sind: Wohnräume, Schlafsäle, Speisesäle, Putzräume, Wachstuben ꝛc. Sofern sich der Grund und Boden nicht zu teuer stellt, verursachen übrigens dezentralisierte Bauten nicht wesentlich mehr Kosten als zentralisierte. Die militärische Zucht und Ordnung in der K. überwacht ein Offizier als militärischer Kasernenvorsteher mit Hilfe eines Offiziers und der Unteroffiziere vom Kasernendienst. Die hierfür geltenden Vorschriften sind in der Kasernenordnung zusammengefaßt. Vgl. Fr. Richter, Gebäude für militärische Zwecke, im »Handbuch der Architektur«, 2. Aufl., Bd. 7 (Darmst. 1900).

Kasernenarrest, militärische Disziplinarstrafe für Unteroffiziere und Gemeine bis zu 4 Wochen, wird in der Kaserne verbüßt. Der Bestrafte wird, wie beim Quartierarrest, zum Dienst herangezogen, darf sonst aber die Kaserne nicht verlassen.

Kasernendienst, Offizier vom / **Kasernenordnung** } s. Kaserne.

Kasernenschiffe, zum Seedienst nicht mehr taugliche, zu schwimmenden Kasernen umgebaute Kriegsschiffe. In England sind K. allgemein in Verwendung, während sie in andern Staaten als Notbehelf gelten.

Kasernenservis, s. Dienstwohnung.

Kasernenvorsteher, s. Kaserne.

Kasrun, Stadt in der pers. Provinz Fars, zwischen Schiras und Buschir, in reizender Berglandschaft, früher bedeutend, jetzt mit nur 5—6000 Einw. 30 km nördlich die Ruinen der Sasanidenstadt Schâpur oder Sapor mit Felsskulpturen.

Käsesteine, nach ihrer kreisrunden, abgeflachten Form benannte, in vorgeschichtlichen Urnen allein oder mit Eiersteinen (s. d.) zusammen gefundene Steine von anscheinend demselben Zweck wie die Eiersteine.

Käsestoff, s. Kasein.

Kasiasker (eigentlich Kadi-asker, arab., »Heeresrichter«, auch Kadi-'l-asker geschrieben), in früherer Zeit, wo die ganze Verfassung des türkischen Reiches auf der militärischen Organisation beruhte, der oberste Richter der Armee, jetzt einer der aus dem Korps der Ulema hervorgegangenen obersten geistlichen Richter in der Türkei, die im Range den Wesiren gleichstehen und den Ehrentitel sudûr (Plural von sadr, »Eminenz«) führen. Von den beiden Kasiaskern nimmt in der Hierarchie der Ulema (s. d.) der für Rumelien (Rumeli-Kasiaskeri) den zweiten, der für Kleinasien (Anadoli-Kasiaskeri) den dritten Rang ein. Sie werden auch kurz als sadrein (Dual von sadr) bezeichnet. Es gibt zurzeit im türkischen Reich einige 20 Ulema, die mit der Würde eines Kasiaskers von Rumelien und Anatolien bekleidet sind; doch sind immer nur zwei von ihnen im Amte. Sie entscheiden in letzter Instanz die zur Kompetenz der Scher'i-Gerichte (d. h. der geistlichen Gerichte) gehörigen Rechtsstreitigkeiten.

Kasikumuch, Bezirk im russisch-kaukas. Gebiete Daghestan, am Nordostabhang des Kaukasus, 2144,98 qkm (38,9 QM.) groß, mit (1897) 56,064 Einw., davon 43,327 mohammedanische Kasikumuchen (Laken) vom Stamme der Lesghier (s. d.). Der Bezirk umfaßt die Hochtäler am Nordostabhang des Kaukasus und die östlichen Quellflüsse des Koisu und bietet den Bewohnern wenig, so daß viele zeitweilig als Kupferschmiede, Schwertfeger, Tagelöhner ihren Erwerb in den Nachbarlandschaften suchen. Der Hauptort Kumuch liegt 1520 m ü. M. und hat 2900 Einw. K. war bis 1820 ein selbständiges Chanat.

Kasimiersh (poln. Kazimierz), Marktflecken im russisch-poln. Gouv. Lublin, Kreis Nowa Alexandria, an der Weichsel, mit 3 Kirchen, Handel mit Getreide und etwa 1500 Einw., meist Juden. — Die Stadt führt den Namen von Kasimir d. Gr., der sie um 1350 gründete. Bei K. fand 10. April 1831 ein Kampf zwischen Polen und Russen statt.

Kasimir (franz. Casimir, entstanden aus Kaschmir, s. d.), leichtes, aus feinem Wollengarn gewebtes, geköpertes, schwach gerauhtes und gewalktes Zeug ohne Tuchstrich. Beim einfachen K. besteht die Kette aus Kammgarn, der Einschlag aus Streichgarn; der festere und dichtere, stärker gewalkte Doppel- oder gestrichene K. ist dagegen ganz aus Streichgarn angefertigt. Man fertigt K. glatt, gerippt, façonniert, einfarbig und meliert ꝛc. und benutzt ihn meist zu Sommerkleidern; doch ist er vielfach durch die feinern Buckskins verdrängt; auch Name der Köperbindung $^2/_2$.

Kasimir (Kazimierz), slaw. Name (»Friedensstifter«). Die namhaftesten Träger desselben waren:

Könige von Polen: 1) K. I., der Friedfertige, geb. 1015, gest. 1058, Sohn Mieczislaws II., stand nach seines Vaters Tode 1034 unter Vormundschaft seiner Mutter Richeza, Tochter des Pfalzgrafen Ezo bei Rhein, ward 1037 samt dieser vertrieben und widmete sich nun in Paris den Studien; ja er trat zu Cluny in den Benediktinerorden. 1041 durch Vermittelung Kaiser Heinrichs III. zurückgerufen, befestigte er das Christentum in Polen durch Anlegung mehrerer Klöster, brachte 1054 von Böhmen Schlesien und das abtrünnige Masovien wieder an sich und zwang die Preußen zur Zahlung eines Tributs. Seine Frau Maria Dobrognewa war eine Schwester des Großfürsten Jaroslaw. Ihm folgte sein Sohn Boleslaw II.

2) K. II., Sprawiedliwy, der Gerechte, geb. 1138, gest. 1194, fünfter Sohn des Königs Boleslaw III., erhielt von seinem Vater kein Erbe, jedoch von seinem Bruder Heinrich 1167 die Herrschaft Sendomir und wurde nach der Absetzung Mieczislaws III. 1177 von den Polen zum Oberregenten gewählt. Er begünstigte dafür Adel und Klerus; die Begründung des Klosters Belbuck (s. d.) in Pommern wird ihm zugeschrieben. Vermählt war er mit Helene, Tochter des Herzogs Wesewold von Belz. Ihm folgte sein Sohn Lezko.

3) K. III., der Große, geb. 1309, gest. 5. Nov. 1370, Sohn des Königs Wladislaw Lokietek, kam 1333 auf den Thron. Die Feindseligkeiten seiner Vorgänger mit dem Deutschen Orden beendete er 1343 durch den Frieden von Kalisch, nach dem der Orden auf das Palatinat von Kujavien und den Bezirk Dobrzyn, K. auf das Kulmerland, Michelau und Pommern verzichtete. Dem König von Böhmen trat K. 1335 die Oberhoheit über Schlesien ab, eroberte aber dafür Kleinrußland. Masovien machte er Polen lehnspflichtig. Wegen Begünstigung des unterdrückten Volkes wurde er vom Adel Bauernkönig genannt. Er gab das erste Gesetzbuch in Polen heraus. K. gründete mehrere Städte und förderte Industrie sowie Wissenschaften und Künste, gründete 1364 die Universität Krakau und stiftete Schulen und Hospitäler. Mit ihm erlosch der Piastenstamm in Polen, und die Regierung fiel an seinen Schwestersohn, Ludwig d. Gr. von Ungarn.

4) K. IV. Andreas, geb. 1427, gest. 1492 in Grodno, zweiter Sohn Jagellos, wurde 1447 König von Polen. Durch seine Bemühungen, Litauen auf Kosten Polens zu vergrößern und dasselbe möglichst von Polen unabhängig zu machen sowie durch seine Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Krakau und seine Weigerung, die ihm vorgelegte Kapitulation zu unterzeichnen, machte sich K. den Polen verhaßt. Er brachte Teschen an Polen. In dem Thorner Frieden (1466) mußten ihm die Ordensritter Westpreußen überlassen und Ostpreußen als polnisches Lehen anerkennen. Sein Sohn Wladislaw wurde zum König von Böhmen gewählt, aber erst lange Kriege konnten dessen Thron befestigen. Unter K. fand 1468 in Petrikow der erste Reichstag statt. Vermählt war K. mit Elisabeth, Tochter des Kaisers Albrecht II. Ihm folgte sein Sohn Johann Albert.

5) Johann K., Herzog zu Sachsen, s. Johann 42).

Kasino (ital., »kleines Haus, Landhaus«), jetzt in ganz Europa übliche Bezeichnung geschlossener Gesellschaften und deren Versammlungsräume. Der Name wurde von den kleinen Zimmern (casini) über den Kaffeehäusern des Markusplatzes in Venedig hergeleitet, in denen ehedem die Nobili, frei vom Standeszwang, Gesellschaft zu empfangen und zu bewirten pflegten, richtiger wohl von den geselligen Versammlungen in Landhäusern, die in Italien aus klimatischen Gründen viel älter sind als die Villegiaturen und Sommerwohnungen im Norden. Im Venezia-

nischen und in Welsch-Österreich versteht man unter K. ein Bordell. — Das Offizierkasino ist ein Gebäude oder Lokal, in dem sich ein Offizierkorps zu geselligen wie dienstlichen Zwecken vereinigt. Das tägliche Mittagsessen findet dort statt, deshalb heißt es Offizierspeiseanstalt, auch wohl Messe; letzteres besonders auf Kriegsschiffen.

Kasino, ein aus Italien stammendes Kartenspiel mit 52 Blättern.

Kasintu, soviel wie Bankivahuhn, s. Huhn, S. [614.

Kasios, s. Casius, Mons.

Kasiwe, s. Kassiber.

Kaskade (ital. cascata), ein kleiner (auch wohl künstlicher) Wasserfall (s. d.), mehr durch malerische Schönheit als durch Wassermenge ausgezeichnet; in der Lustfeuerwerkerei ein Kunstfeuer, bei dem sich unterhalb eines aufrechtstehenden starken Branders mehrere horizontal liegende Brander untereinander befinden, die, gleichzeitig angezündet, gleichsam einen feurigen Wasserfall bilden.

Kaskadenbatterie, eine Batterie hintereinander geschalteter Leidener Flaschen.

Kaskadengebirge (Cascade Range), 900 km langer Gebirgszug in der nördlichen Fortsetzung der kalifornischen Sierra Nevada, erstreckt sich vom 42.° nördl. Br. durch Oregon und Washington bis nach Britisch-Columbia (54° nördl. Br.) und bildet den Westrand des Kordillerenplateaus. Den stark abgeschliffenen, aus langgezogenen Rücken bestehenden Sockel bilden wie in der Sierra: Granit, Schiefer und tertiäre Schichten, die Gipfel vereinzelt stehende hohe Kegel aus Basalt-, Dacit- oder Antesitlava, deren Vulkanismus vielfach kaum vollständig erloschen ist, darunter der gewaltige, firn- und gletscherbedeckte Mount Shasta (4402 m), Mount Thielsen (3030 m), Diamond Peak (2685 m), Mount Hood (3421 m, mit Fumarolen und stark vergletschert), Mount Adams (3802 m), Mount Helens (2925 m), Mount Rainier oder Tacoma (4403 m, mit 12 gewaltigen, bis 20 km langen Gletschern) und Mount Baker (3300 m). Der letztere Berg soll 1843, 1854, 1860 und 1874 noch Aschenerupionen gehabt haben. Unter den zahlreichen Gebirgsseen ist der merkwürdige, durch Einsturz eines Vulkans entstandene Kratersee, der Große und Kleine Klamathsee und der langgestreckte Chelansee hervorzuheben. Am Mount Baker enthält das Gebirge wichtige Silber- und Bleiminen, am Fuße zu beiden Seiten (besonders in Washington) mächtige tertiäre Kohlenlager. Der Columbiastrom durchbricht das Gebirge in einem tief eingeschnittenen, großartigen Tale, dem eine Zweiglinie der Nordpacificbahn folgt. Die Hauptlinie übersteigt das Gebirge in dem 1216 m hohen Stampedepaß (durch einen 869 m hohen Tunnel), die Great-Northernbahn im 1650 m hohen Stevens- oder Cascadepaß (mit 1030 m hohem Tunnel). Überaus häufig sind Bergstürze. Dichte Waldungen aus Douglastannen (Pseudotsuga Douglasii), Riesenzedern (Thuja gigantea) ꝛc. bedecken den regenreichen Westhang, lichtere Waldungen (Pinus ponderosa) den Osthang.

Kaskarillbaum, s. Croton.

Kaskarillrinde (v. span. cascara, »Rinde«), von Croton Eluteria auf den Bahamainseln, auch von C. Cascarilla daselbst und in Florida, bildet kleine, graubraune Stücke mit dünner Korkschicht, oft mit schneeweißen Flecken (von einer Flechte, Verrucaria albissima), ist innen bräunlich, fast glatt, riecht schwach, schmeckt bitter, ekelerregend, enthält wenig ätherisches Öl, einen Bitterstoff, Kaskarillin $C_{12}H_{18}O_4$, und Harz. K. kam um die Mitte des 17. Jahrh. als China nova nach Europa, wurde bald auch zum Aromatisieren des Tabaks und in der Mitte des 18. Jahrh. als bitteres Stomachikum und Tonikum benutzt. Jetzt dient sie noch als Mittel bei torpider Verdauungsschwäche, zu Räucherpulvern, Tabaksbeizen und in der Parfümerie. Sie kommt ausschließlich aus dem Hafen Nassau auf Providence. Die Kopalchirinde, von Croton niveus, einem Strauch in Mexiko, Venezuela, Neugranada und Kolumbien, kam zuerst 1817 aus Cascarilla de Trinidad oder de Cuba nach Hamburg. Sie bildet viel größere Stücke und schmeckt etwas schwächer als K.

Kaskett (franz. Casquet, ital. Celata), einfacher Visierhelm der Lanzenreiter und Kürassiere des 16. und 17. Jahrh.; Hut der preußischen Infanterie unter Friedrich Wilhelm II.; auch der französische Helm der Revolution und des ersten Kaiserreichs, überhaupt ein kleiner leichter Lederhelm, z. B. der Feuerwehr. Casquette heißt die heutige Kopfbedeckung der französischen Chasseurs d'Afrique. Vgl. Helm (mit Tafel).

Kaskö, Stadt im finn. Gouv. Wasa, auf einer Insel in einer Bucht des Bottnischen Meerbusens, hat einen sichern Hafen und 900 Einw.

Käsmark, Stadt, s. Késmárk.

Kasná (russ.), die Kasse, der Fiskus; Kasnatschéj, Schatzmeister, Rentmeister, Verwalter der Kreisrentei.

Kaso, eine der türk. Sporaden, zwischen Kreta und Karpatho, zum Sandschak Rhodos gehörig, 49,4 qkm groß, meist aus Kalk bestehend, rauh und steinig. 1824 von den Türken verwüstet, blieb sie einige Zeit verlassen und hat jetzt etwa 8000 meist griech. Einwohner, die hauptsächlich Schiffahrt treiben.

Kaspar von der Rhön, s. Heldenbuch.

Kasperle, eine speziell österreichische Variation des alten Hanswursts (s. d.), die, nachdem letzterer von den Brettern verbannt war, an dessen Stelle auf die Bühne kam und dort neben Thaddädl, Lipperl, Staberl ꝛc. herrschte, am längsten auf dem Leopoldstädter Theater in Wien. Der an dieser Bühne wirkende Komiker Johann Laroche (gest. 1807) wird gewöhnlich als der erste K. bezeichnet. Jetzt kommt er nur noch als lustige Person im Puppentheater (Kasperletheater) vor.

Kasperletheater, s. Puppenspiele.

Kaspern, in der Gaunersprache die unerlaubten Besprechungen zwischen Gefangenen, sei es von Zelle zu Zelle (durch die Wand oder unter Benutzung der Heizungs-, Ausguß- oder Abortrohre), sei es bei einer Vorführung, sei es während des täglichen Spazierganges. Da das Sprechen insonderheit zwischen Untersuchungsgefangenen streng verboten ist, werden alle nur denkbaren Mittel angewendet, um sich Mitteilungen zukommen zu lassen. Die häufigsten sind Zustecken von schriftlichen Mitteilungen, sogen. Kassiber (s. d.), Austausch von Zeichen, scheinbar unverfängliche Mitteilungen an Aufseher ꝛc. im Beisein eines andern Gefangenen, der aus der Wortstellung, der Fragestellung ꝛc. die für ihn wichtigen Mitteilungen entnimmt.

Kaspische Pforte (Pylae Caspiae, »Kaspische Tore«), im Altertum befestigter Engpaß in Medien, östlich der Hauptstadt Rhagä, in einem südlichen Ausläufer des heutigen Elburz, 14 km lang, führte nach Hyrkanien und Parthien und war von Menschenhänden zu einer Straße von Wagenbreite umgeschaffen. Da der Paß (heute Tengi-Sirdara) für die Grenzscheide sowohl des nördlichen und südlichen als des

westlichen und östlichen Asien galt, so berechneten die griechischen Geographen von hier aus viele Meridiane.

Kaspisches Meer (Kaspisee), größter Binnensee der Erde, auf der Grenzscheide Europas und Asiens vom Astara- im SW. bis zum Atrekfluß im SO. von Persien, sonst von russischem Gebiet umschlossen, von N. nach S. 1224 km lang, 185—450 km breit, hat 6380 km Küstenumfang und 438,688 qkm Fläche, wovon jedoch die Inseln 2236 qkm einnehmen. Er füllt die tiefste Stelle einer Senkung der Erdoberfläche aus, die 26 m unter dem Niveau des Schwarzen Meeres liegt. Diese ganze Depression (Aralo-kaspische Senke) war früher ein Meer, aus dem nur einige Höheninseln hervorragten, und das vielleicht mit dem Arktischen und mit dem Schwarzen Meer in Verbindung stand. Als Reste jenes Meeres, das bei einer die Zuflußmenge noch übersteigenden Verdunstung (nach Aragos Ansicht) stetig abnehmen mußte, sind das Kaspische Meer und der Aralsee (74 m über dem Kaspischen Meer) zurückgeblieben, zwei stark salzige Wasserbecken ohne sichtbaren Abfluß, denen jedoch die Fische der offenen See fehlen. Durch die Manytsch-Wasserrinne hing das Kaspische Meer in geschichtlicher Zeit mit dem Asowschen Meer zusammen, während die Isolierung desselben vom Aralsee viel früher stattgefunden hat. Das Kaspische Meer wird von Wolga, Ural, Kuma, Terek, Sulak, Samur, Kura, Safidrud, Atrek ꝛc. gespeist, ohne daß bei der starken Verdunstung sein Wasservolumen vermehrt würde. Die Ufer des Meeres sind meist sandig und niedrig, besonders im N. und NO., wo jedoch der Ust-Urt hohe Felswände bildet; bergig ist der Süden, wo die persischen Landschaften Gilan und Masenderan hoch und steil nach dem See abfallen. Es lassen sich deutlich zwei Abteilungen des Sees unterscheiden, die durch eine unter dem Wasser liegende, von der Halbinsel Apscheron zum Kap Tarta am Busen von Krasnowodsk sich hinziehende Schwelle getrennt werden. Das nördliche Becken ist seicht, doch finden sich in seinem südlichen Teil zwischen dem 41. und 42.° nördl. Br. Tiefen bis 800 m. Der nördliche Teil des Sees friert im Winter zu, und erst im April wird das Fahrwasser nach Astrachan offen. Das Wasser ist brackig, an der Nordküste mit sehr geringem Salzgehalt. Die südliche, mehr hochufrige Abteilung hat schon an den Ufern große Tiefe. Die größte Tiefe, 1100 m, ist im W.; das Wasser ist hier stark salzhaltig (auf 1000 Teile Wasser 15 Teile Salz). Den stärksten Salzgehalt haben die Baien der Ostseite (Cäsarewitsch-Busen mit dem Karafu, Kotschak-, Balchanskischer Busen u. a.), besonders die Karabugasbai. Ein unterseeischer Vulkan bildete sich im Sommer 1894 im südlichen Teil (38° 10′ nördl. Br., 52° 37′ westl. L.). Im Klima herrscht ein merkwürdiger Unterschied zwischen Ost- und Westküste. In Krasnowodsk ist der Winter kälter als in Baku, dagegen sind dort Frühjahr und Sommer wärmer; ein sehr mildes Klima hat die Südküste. Außerordentlich groß ist der Reichtum dieses Binnenwassers an vorzüglichen Fischen (Welsen, Stören [Sterlets] ꝛc.). Die Fischerei beschäftigt allein bei Astrachan 50,000 Menschen und liefert im ganzen Meer und den Flußmündungen einen durchschnittlichen Jahresertrag von über 20 Mill. Mk. Sehr große Fischereien sind auch an der Kuramündung (Saljan und Boschij Promysl), von wo bedeutende Mengen Kaviar verschickt werden (1901: 17,068 Pud). Am Ostufer (Krasnowodsk) werden Robben gefangen. Der Verkehr auf diesem größten aller Binnengewässer ist in stetem Wachsen begriffen, wozu nicht nur die zunehmende Gewinnung von Naphtha in Baku ꝛc., sondern auch die Ausbreitung der Baumwollkultur in Persien und Transkaspien beiträgt. Auch der weitere Ausbau der Transkaspischen Bahn sowie die Herstellung einer Kunststraße vom persischen Südufer des Kaspischen Meeres nach Teheran fördern den Verkehr. Die Gesamtzahl der auf dem Kaspischen Meer verkehrenden Schiffe beträgt jetzt 143, wovon 47 Dampfer dem Transport von Personen und trocknen Ladungen dienen und 96 Tankdampfer (Zisternendampfer) Schmieröl und Naphtharückstände nach der Wolgamündung unterhalb Astrachans befördern, um von dort aus die Wolga abwärts mittels Barken, die von Remorkören ins Schlepptau genommen werden, nach dem Innern Rußlands geschafft zu werden. Dort finden die Naphtharückstände zum größten Teil als Heizmaterial Verwendung. Die 47 Dampfer unterhalten einen lebhaften Verkehr zwischen den kaspischen Seehäfen Persiens (Enseli, Astrabad), Transkaspiens, Kaukasiens (Baku, Derbent, Petrowsk, Lenkoran) und Astrachan. Aus den persischen und transkaspischen Häfen werden ausgeführt: Baumwolle, Reis, Rosinen, Mandeln, Granatäpfel, Datteln, Orangen, Pflaumen (Artikel, die im Innern Rußlands ihren Absatz finden), Wolle, Kamelhaar, Rohseide, Seidenwaren und Teppiche, getrocknete Häute, die über Batum nach Marseille gehen, um dann über Frankreich verteilt zu werden. Nach Baku werden über Petrowsk und Astrachan von der Wolga herab gebracht: Eisen, Eisenfabrikate, wie Röhrenarmaturen für Kessel und Schiffe ꝛc., Gußeisen, Zement, Hanfseile, Lebensmittel (Konserven, Getränke), Bauholz. Der russische Hydrotechnische Kongreß beschäftigte sich um das Jahr 1900 mit dem Plan eines Kanals, der das Kaspische Meer mit dem Schwarzen Meer verbinden sollte. Das industrielle Zentrum Rußlands verschiebt sich allmählich nach dem Süden, wo sich die Produktion von Eisen, Kohle und Naphtha immer weiter entwickelt. Gegenwärtig werden dort jährlich über 700 Mill. Pud Naphtha und 600 Mill. Pud Steinkohle gewonnen; gleichzeitig entwickelt sich die metallurgische Industrie und der Handel mit mittelasiatischer Baumwolle. Da die Eisenbahnen dieses Bezirks schon jetzt häufig nicht imstande sind, den Anforderungen des Verkehrs zu genügen, so wird die Schaffung neuer Verkehrswege notwendig. Der geplante Kanal, der mit einer Tiefe von 7 m und einer Breite von 55 m projektiert ist, soll von Astrachan ausgehen und in die Reede von Taganrog am Asowschen Meer münden. Die Kosten sind auf 40 Mill. Rubel berechnet worden. Der Kanal würde nicht nur durch eine erhebliche Verkürzung der Entfernungen zwischen den wichtigsten Städten der beiden Meere dem Handel zugute kommen, sondern auch insofern für die Landwirtschaft eine große Bedeutung haben, als er Bewässerungszwecken dienstbar gemacht werden könnte. Durch die weniger kostspieligen Röhrenleitungen für Naphtha, die von Baku nach Batum in einem Jahr eröffnet werden, von Grosnj nach Noworossisk und von Baku ins Innere Rußlands projektiert sind, dürften dem zu bauenden Kanal die Hauptfrachten genommen werden. Der russisch-persische Vertrag von Turkmantschai vom 10. (22.) Febr. 1828 gewährt nur den Russen das Recht, Kriegsschiffe auf dem Kaspischen Meere zu halten, und schließt alle andern Nationen hiervon wie von der Unterhaltung von Dampfern aus. Die russische Flottenstation lag bis 1843 auf der Insel Sara, nahe bei Lenkoran an der Westküste; damals wurde sie zu großem Schrecken der Perser nach der Insel Aschur-ada am Eingang

zum Golf von Astrabad verlegt, im April 1875 aber nach Krasnowodsk am Ostufer, dem damaligen Hauptort des neuen transkaspischen Gebiets, übergeführt (s. die Karten »Rußland«, »Kaukasien«, »Persien«). Vgl. v. Baer, Kaspische Studien (Petersb. 1855—59, 2 Hefte); Radde, Fauna und Flora des südwestlichen Kaspigebiets (Leipz. 1886); »Petermanns Mitteilungen«, 1859—62; »Russische Revue«, Bd. 5 und 6.

Kaspische Tore, s. Kaspische Pforte.

Kaspisee, s. Kaspisches Meer.

Kasplja, russ. Fluß, entspringt aus dem gleichnamigen See im Gouv. Smolensk, fließt dann durch das Gouv. Witebsk und ergießt sich nach 125 km langem Laufe links in die Düna.

Kasr (arab.), Burg, befestigtes Dorf, häufig in Nordafrika vorkommender Ortsname; in Algerien herrscht die Form Ksar (Plural Ksur) vor.

Kasr (el Kasr, »die Burg«), Dorf, am linken Ufer des Euphrat, im Kaza Hille des Sandschaks Diwanije des asiatisch-türkischen Wilajets Bagdad, im Mittelpunkte der Ruinen von Babylon gelegen. Unmittelbar östlich davon erhebt sich der gleichnamige Ruinenhügel, der die Reste des von Nabopolassar (625—604) erbauten und von Nebukadnezar (604—561) wiederhergestellten und verschönerten Königspalastes birgt. 1899 sind dort Ausgrabungen der deutschen Orientgesellschaft begonnen worden.

Kasr el Kebir (Ksar el Kebir, gewöhnlich Alkazar Kebir oder Lxor el Kebir, span. Alcazar Quivir, »das große Schloß«), Stadt im nördlichen Marokko, 45 km südöstlich von seinem Hafen El Araïsch, rechts am Luccos, der häufig das niedrige Land überschwemmt, inmitten von Weinbergen und Olivenhainen auf den Trümmern einer alten Stadt (man hat hier allein in Marokko griechische Inschriften gefunden) erbaut, hat keine Mauern, enge Straßen mit schmutzigen Häusern, eine Zitadelle in Trümmern, eine Moschee, und 8—9000 Einw. (viele Juden), die ansehnliche Industrie in Wolle und Baumwolle und Handel über El Araïsch treiben. — Die Stadt, vermutlich das Oppidum novum der Römer, wurde von dem Kalifen Jakub el Manßûr, der sich hier ein Schloß erbaute, zur Residenz der Almohaden gemacht, aber vom Sultan Mulei Ismael zerstört und hat sich seitdem nie wieder erholt. Die angeblich hier 4. Aug. 1578 geschlagene Schlacht, in der König Sebastian von Portugal fiel, hat sich wahrscheinlich 10 km südöstlich von El Araïsch an den Ufern des Wadi Makhzen zugetragen.

Kaß, Großer, linker Nebenfluß des Jenissei in Sibirien, gehört mit dem Kleinen K. zu dem Ob-Jenisseischen Kanalsystem (s. Ob).

Kassa (spr. kášschscha), magyarischer Name der Stadt Kaschau (s. d.).

Kassab (Kassabeh), ägypt. Rutenmaß zu $6^2/_3$ Pik Béledi = 3,85 m, ein kleineres zu $6^1/_3$ Pik = 365,75 cm; 1 □K. demnach = 14,8225 oder 13,3773 qm.

Kassaba (türk.), in zusammengesetzten Ortsnamen vorkommend, bedeutet »Burg«.

Kassabuch, s. Buchhaltung, S. 539.

Kassafuß (Kassawert), die feste Summe, zu der im Kurse schwankende, durch die Kasse laufende Geldsorten in Anrechnung kommen.

Kassageschäft, s. Kasse und Börse, S. 243.

Kassai, linker Nebenfluß des Kongo, entspringt in der portugiesischen Provinz Angola, im Osten der Landschaft Bihé, unter 12° südl. Br. und 18° 30′ östl. L., nahe den Quellflüssen des Sambesi und Koanza, fließt erst nach O. durch eine sumpfige Gegend, wo er durch den Lotembwa mit dem See Dilolo (s. d.) und durch ihn zeitweilig mit dem Sambesi in Verbindung steht, wendet sich unter 22° 10′ östl. L. nach N. und bildet nun bis zum 7.° nördl. Br. die Grenze zwischen Angola und dem Kongostaat, erhält dann, auf diesen übergetreten, links mehrere bedeutende Zuflüsse (Luemba, Luaschima, Tschikapa), bildet den 6 m hohen Pogge-Fall, darauf den Wissmann-Fall und erweitert sich nun zu 1000 m, nimmt unter 5° 20′ rechts den breiten Lulua (s. d.) auf und wendet sich nach NW. Auf dieser Strecke gehen ihm rechts der ihm ebenbürtige Sankullu (s. d.), und der Mfini mit dem Abfluß des Leopold II.-Sees, links der Loanga und der bedeutendere Kwango zu, worauf er als Kwa nach W. dem Kongo zufließt, in den er sich, 640 m breit und 36 m tief, unter 3° 20′ südl. Br. und 16° 10′ östl. L. bei Kwamouth ergießt. Bei Hochwasser führt er 12,000 cbm in der Sekunde in den Kongo; seine Gesamtlänge wird auf 1940 km berechnet. Bis zu den Wissmann-Fällen ist er von der Mündung aus schiffbar und oberhalb derselben wahrscheinlich wieder auf bedeutende Strecken; mit seinen Nebenflüssen bietet er an 3600 km Wasserstraßen. Die Ufer des Flusses werden wechselnd von Wald oder Savannen begleitet und sind oft von überraschender Schönheit. Fast durchweg sind sie dicht bewohnt von Bantuvölkern sehr verschiedener Kulturstufen. Am Oberlauf sitzen die Kalunda, weiter abwärts links die Bakombo, rechts die Baluba und Bakuba, dann an beiden Ufern die kriegerischen, als Kannibalen verrufenen Bakutu oder Bassongo Mino, die Badima, Basaka u. a. Vgl. Wissmann, L. Wolf, K. v. François und Müller, Im Innern Afrikas. Die Erforschung des K. (Leipz. 1888).

Kassakonto, s. Buchhaltung, S. 539.

Kássala, Hauptstadt des Distrikts K. im ägypt. Sudân, unter 15° 30′ nördl. Br. und 35° 35′ östl. L., am Khor el Gasch, einem Nebenfluß des Atbara, hat eine Stadtmauer aus ungebrannten Ziegeln, einen großen Marktplatz, war vor dem Kriege mit dem Mahdi der wichtigste Handelsplatz zwischen dem Nil und Abessinien, hatte 8000 Einw., gegenwärtig aber mit dem nahen Hatmie kaum 3000 Einw. Die Stadt wurde 1894 von den Italienern erobert, bald darauf aber vertragsmäßig an England abgetreten.

Kassándra (auch Alexandra), bei Homer die schönste der Töchter des Priamos, fiel nach Trojas Zerstörung Agamemnon als Beute zu und wurde mit ihm von Klytämnestra ermordet. Nach andrer Sage riß Aias (s. d.), Oileus' Sohn, sie vom Tempelbilde der Athene weg und entehrte sie. Apollon verlieh ihr die Gabe der Weissagung gegen das Versprechen, seine Liebe zu erwidern; da sie aber nicht Wort hielt, so strafte er sie damit, daß ihre Weissagungen keinen Glauben fanden, auch nicht, als sie bei Helenas Ankunft Trojas Untergang verkündete. Daher »Prophezeiung der K.« eine schlimme Prophezeiung, die keinen Glauben findet.

Kassandreia, Stadt, s. Potidäa.

Kassándros (Cassander), ältester Sohn des Antipatros, geb. 355 v. Chr., gest. 297, blieb, als Alexander seinen Zug nach Asien antrat, in Mazedonien bei seinem Vater, der aber vor seinem Tode (319) nicht ihm, sondern Polysperchon die Reichsverweserschaft übertrug. Dies entfremdete ihn den in Mazedonien vertretenen dynastischen Bestrebungen, er schloß mit Antigonos und Ptolemäos ein Bündnis und bemächtigte sich 318 Athens und fast des ganzen mittlern Griechenland, endlich auch Mazedoniens,

die dort entstandenen Thronstreitigkeiten geschickt benutzend. Hierauf trat er dem von Ptolemäos, Lysimachos und Seleukos gegen die Übergriffe des Antigonos geschlossenen Bund bei, war aber in dem Kriege gegen ihn unglücklich und wurde bei dem Friedensschluß auf Mazedonien und Thessalien beschränkt (311). Um sich seinen Besitz dauernd zu sichern, rottete er zusammen mit Polysperchon die noch übrige Familie Alexanders aus. Seinen Versuchen, in Griechenland wieder festen Fuß zu fassen, trat Demetrios Poliorketes erfolgreich entgegen (303). Von seinen drei Söhnen, Philipp, Antipatros und Alexander, starb der erste, sein Nachfolger, bald nach ihm. Die beiden andern stritten sich um den Besitz des Reiches, bis Demetrios die Oberhand behielt.

Kassanga, Volksstamm in Westafrika, s. Gurunsi.

Kassaschluß (Kassensturz), die Prüfung, ob der Saldo, den das Kassenbuch als Unterschied zwischen Sollsumme (Einnahmen) und Habensumme (Ausgaben) nachweist, mit dem Kassenbestand (Barvorrat) übereinstimmt.

Kassate, soviel wie Kossate, s. Kate.

Kassation (franz. Cassation), bei Urkunden und Handschriften das Zerreißen oder Ausstreichen, um deren Ungültigkeit äußerlich zu kennzeichnen; bei Beamten die Entlassung aus dem Dienste, die Entsetzung (s. Disziplinargewalt). Als Strafe für Offiziere und Militärbeamte ist die K. (Entlassung ohne Aussicht auf Wiederanstellung im Militär- oder sonstigen Staatsdienst) nur noch in Österreich vorgeschrieben (vgl. Degradation). — Bei Entscheidungen und Bestimmungen versteht man unter K. deren Aufhebung wegen Verletzung wesentlicher Formen oder andrer Gesetzesverletzung; so können ein Privilegium, die Verhandlungen einer Behörde, ein gerichtliches Verfahren, ein Richterspruch kassiert, d. h. für unwirksam erklärt werden. Insbesondere spricht man von der K. eines gerichtlichen Urteils, wenn es von dem zuständigen Obergericht aus Rechtsgründen vernichtet wird. In Frankreich heißt der oberste Gerichtshof Kassationshof (s. folgenden Artikel), das Rechtsmittel, das zur K. führen soll, Kassationsrekurs. Auch in Österreich heißt der oberste Gerichtshof zugleich Kassationshof. — In der Musik wurde K. (ital. cassazione) im 18. Jahrh. ein zur Aufführung im Freien, besonders als Abendmusik oder Ständchen, bestimmtes mehrsätziges Tonstück für mehrere Instrumente genannt (soviel wie Serenade und Divertimento).

Kassationshof (Kassationsgericht, franz. Cour de cassation), ein Obergericht, das lediglich darüber entscheidet, ob in einer Prozeßsache die Vorschriften der Gesetzgebung gewahrt sind. Das Kassationsgericht befaßt sich also nicht mit der Tatfrage, nicht mit der tatsächlichen Feststellung des Rechtshandels, sondern nur mit der Rechtsfrage. In Frankreich hieß der K. früher Conseil du roi, und seine Funktionen waren in dem zum Teil noch jetzt gültigen Reglement vom 28. Juni 1738 bestimmt; durch Dekret vom 1. Dez. 1790 wurde der K. eingesetzt. Seine wichtigste Aufgabe ist die Wahrung der Einheit der Rechtsprechung. Er teilt sich in eine Kammer, die über die Zulassung entscheidet (Chambre de requêtes), eine Zivilkammer (Chambre de cassation civile) und eine Strafkammer (Chambre de cassation criminelle). Wenn auch unter anderm Namen und mit mancherlei Abweichungen von dem französischen System, wurde das Institut des Kassationsgerichts nach und nach in allen deutschen Staaten eingeführt. Die heutige Zivil- und Strafprozeßordnung kennt dagegen nur die Revision (s. d.). In Österreich entscheidet der oberste Gerichts- und K. über Nichtigkeitsbeschwerden gegen Strafurteile der Gerichtshöfe. Der deutschen Revision hinwiederum entspricht ziemlich genau das Rechtsmittel des englischen Rechtes, das seit Erlaß der Judicature Acts von 1881 unter dem Namen Appeal gegen die Entscheidungen des Court of Appeal zulässig ist und an das House of Lords als obersten Nationalgerichtshof führt.

Kassationsrekurs, s. Kassation.

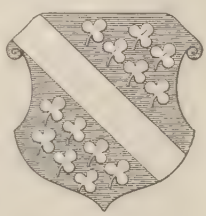
Kassatorische Klausel, s. Klausel.

Kassava (Cassava), die Wurzel von Manihot utilissima, Janipha und Aipi, dann auch das aus derselben gewonnene Stärkemehl, das als Arrowroot, Tapioka, Cipipamehl, Marksago in den Handel kommt. Vgl. Manihot.

Kasse (Kassa, v. ital. cassa), zunächst das Behältnis, in dem Geld und Geldeswert aufbewahrt wird; dann diejenige Abteilung eines Geschäfts, in der bares Geld angenommen und verausgabt wird; bei einer Behörde diejenige Stelle, die mit dem Akte des Vereinnahmens und Verausgabens betraut ist sowie das von ihr benutzte Lokal. Im kaufmännischen Verkehr wird K. oder Kassa auch für Barvorrat gesetzt; es gehören dazu unter allen Umständen das bare Geld und diejenigen Geldzeichen, die in dem Großverkehr anstandslos statt baren Geldes angenommen werden. Ob Barren, fremde Münzen, Geldzeichen, die nur bedingungsweise unterzubringen sind, bei einer Zettelbank auch die eignen, nicht in Zirkulation befindlichen Noten zur K. zu rechnen sind, darüber schwankt der Sprachgebrauch. Kassabuch, das Geschäftsbuch, das über Einzahlungen in die K. und Auszahlungen aus dieser, Kassakonto, dasjenige Konto des Hauptbuches, das über den Stand der K. Auskunft gibt (s. Buchhaltung, S. 539). Per K. handeln heißt gegen sofortige bare Zahlung handeln; man sagt dafür auch: ein Kassageschäft (einen Tageskauf) machen. Das Kassageschäft bildet den Gegensatz zum Zeitgeschäft, bei dem beide Teile ihre Leistung hinausschieben (vgl. Börse, S. 243), demgemäß auch zum Differenzgeschäft, ferner zum Geschäft auf Kredit, bei dem die Leistung des Teiles hinausgeschoben wird, der bares Geld zu zahlen hat. S. auch Kassen.

Kassejowitz, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Blatna, an der Staatsbahnlinie Blatna–Neponuk, hat ein Rathaus, Schuhmacherei, Stickerei und (1900) 1463 tschech. Einwohner.

Kassel (Cassel, hierzu der Stadtplan, mit Registerblatt), Hauptstadt der preuß. Provinz Hessen-Nassau (bis 1866 des ehemaligen Kurfürstentums Hessen) sowie des gleichnamigen Regierungsbezirks (s. unten), des Stadt- und Landkreises K., liegt an der Fulda in einem Talbecken mit verschiedenen Hügeln, auf und zwischen denen sich die Häuser der Stadt, besonders von SO. gesehen, malerisch gruppieren, 164 m ü. M. Die Oberneustadt, der höchstgelegene Teil Kassels, wurde von französischen Emigranten (s. unten, S. 722) angelegt und ist der Länge nach durch vier Parallelstraßen: Obere Königs-, Karls- und Frankfurter Straße und Schöne Aussicht durchschnitten; letztere liegt unmittelbar über der schönen Karlsaue, auf dem



Wappen von Kassel.

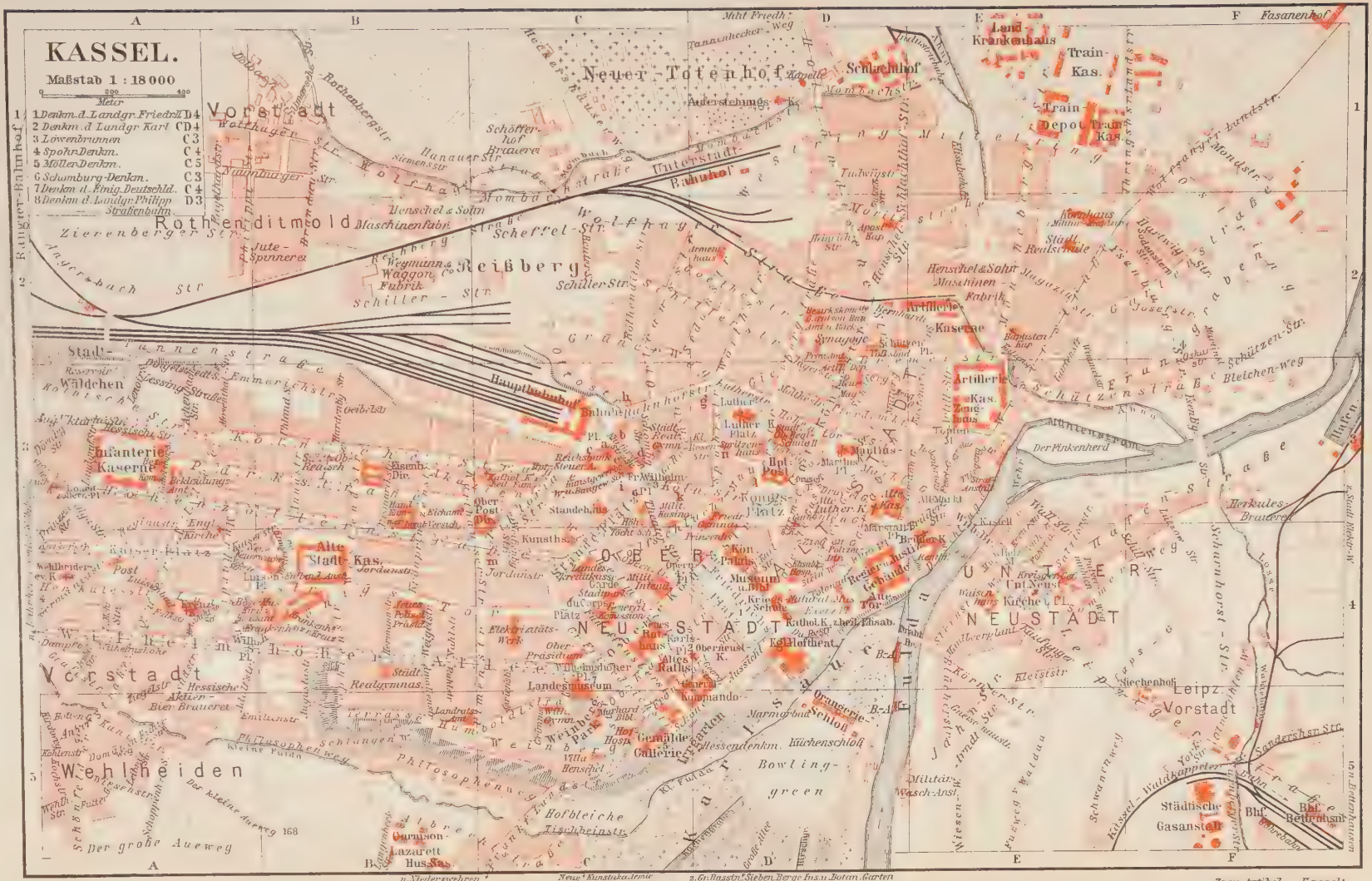
Namen-Register zum Plan von Kassel.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | A3 | bezeichnen die Quadrate des Planes. Bei dem durch das Format bedingten kleinen Maßstab ist es nicht möglich, auf den Stadtplänen des Konv.-Lexikons *sämtliche* Seitenstraßen etc. zu geben.

Achenbachstraße	A3
Adolfstraße	A4, 5
Ahna, Fluß	EF1-3
Akazienweg	BC3
Aktienbierbrauerei	A5
Albrechtstraße	BC5
Alte lutherische Kirche	D3
Alters- und Invaliditätsversicherung	B3, 4
Altes Rathaus	C4
Altmarkt	E3
Amalienstraße	B4, 5
Am Altmarkt	E3
Angersbachstraße	A2
Ankergasse	A5
Annastraße	B3
Apostolische Kapelle	D2
Armenhaus, Städtisches	D2
Arndtstraße	E5
Artilleriedepot	D2, 3
Artilleriekasernen	E2, 3
Artilleriestraße	E3
Auetor	D4
Aueweg, Der große	AB5
— Der kleine	AB5
Auferstehungskirche	D1
Augustastraße	B4, 5
Augusta Viktoria-Straße	A3
Badeanstalt	DE4
Bahnhof Bettenhausen	F5
— Haupt-	C3
— Unterstadt	CD1
Bahnhofsplatz	C3
Bahnhofstraße	CD3
Baptistenkapelle	E2
Baugewerkschule, Gewerbehalle u. Kunstgewerbeschule	C3
Bekleidungsamt	A3
Bellevue, Schloß (Generalkommando und Kunstakademie)	CD4, 5
Bernhardistraße	DE2
Bettenhausen, Bahnhof	F5
Bezirkskommando I u. II	A3
Bibliothek	D4
— Murhard-	C5
Bismarckstraße	B3
Bleichenweg	F3
Blücherstraße	E4, 5
Bosemuseum	AB4
Bottengasse	A5
Bowlinggreen	D5
Brandaustraße	B1, 2
Bremer Straße	DE2
Brüderkirche	E4
Brüderstraße	E3
Denkmal: Hessen-	D5
— Landgraf Friedrich II. (Pl. 1)	D4
— Landgraf Karl- (Pl. 2)	CD4
— Löwenbrunnen- (Pl. 3)	C3
— Möller- (Pl. 5)	C5
— Schomburg- (Pl. 6)	C4
— Spohr- (Pl. 4)	C4
Dingelstedtstraße	A3
Dölbachstraße	AB1
Domänenweg	A5
Dörnbergstraße	A3
Drahtbrücke	DE4
Druselgasse	D3
Druselturm	D3
Du Ry-Straße	D4
Eichamt	B3
Eisenbahndirektion	B3
Elektrizitätswerk	C4
Elfbuchenstraße	A3
Elisabethkloster (Krankenhaus)	D4
Elisabethstraße	E1, 2
Emilienstraße	AB5
Emmerichstraße	AB3
Engelhardstraße	A1, 2
Englische Kirche	A4
Entbindungsanstalt	B4
Entengasse	D3
Exerzierplatz	D4
Fahrtgasse	E4
Falkstraße	A4
Feuerwache, neue	AB4
Fichtestraße	A5
Finkenherd, Der	E3
Fischgasse	E3
Fliegengasse	E3
Frankfurter Landstraße	C4, 5
— Straße	CD4, 5
Franzgraben	EF2, 3
Friedhof (Neuer Totenhof)	CD1
Friedrichsgymnasium	D3
Friedrichsplatz	D4
Friedrichstraße, Große	C4, 5
Friedrich Wilhelms-Platz	C3
Fröbelstraße	A4
Fulda, Kleine, Flüßchen	A-D4, 5
Fünffenstersstraße	C4, 5
Futtergasse	A5
Gabelsbergerstraße	A3
Garde du Corps-Platz	C4
Garnisonbauamt	D2
Garnisonkirche (an der Obersten Gasse)	D3, 4
Garnisonlazarett	B5
Gartenstraße	EF1, 2
Gasanstalt, Städtische	F5
Geibelstraße	B3
Gemäldegalerie	C5
Generalkommando	CD4, 5
Generalkommission	C4
Georgstraße	D4
Germaniaplatz	A4
Germaniastraße	A4
Gewerbehalle, Baugewerk- und Kunstgewerbeschule	C3
Giesbergstraße	D2, 3
Gneisenaustraße	E5
Goethestraße	D2
Gräfestraße	A4
Grimmstraße	C5
Grüner Weg	CD2, 3
Gutenbergstraße	D1, 2
Gymnasium, Friedrichs-	D3
— Real-	C3
— Wilhelms-	C5
Hafenstraße	EF3, 4
Hanauer Straße	BC1
Handelskammer	B3
Handelsschule	B3
Hardenbergstraße	B3
Hartwigstraße	F2
Hauptbahnhof	C3
Hauptsteueramt	C3
Heckershäuser Weg	C1
Hedwigstraße	D3
Heinrichstraße	D2
HenschelscheMaschinenfabrik	E2
Henschels Schmiede	B2
— Villa (ehem. Eisengartscher Felsenkeller)	C5
Henschelstraße	D2
Herkulesbrauerei	F3
Herkulesstraße	A4
Hermannstraße	B4
Hessendenkmal	D5
Hessische Straße	A3
Heumagazin	D3
Hofbleiche	C5
Hofhospital	C4
Hoftheater, Königliches	D4
Hohentorstraße	D3
Hohenzollernplatz	A3
Hohenzollernstraße	A-C3, 4
Höhere Töchterschule	C3, 4
Holländische Straße	D1, 2
Holzmarkt	E4
Humboldtstraße	BC5
Husarenkaserne	B5; D3
Ihringshäuser Landstraße	F1
Infanteriekaserne	A3
Invaliditäts- und Altersversicherung	B3, 4
Irrgarten	CD5
Jägerstraße	D3
Jahnstraße	E4, 5
Johannesstraße	C5
Jordanstraße	BC4
Josephstraße	F2
Judenbrunnen	E3
Justizgebäude	D4
Jutespinnerei	B2
Kaiserin Augusta-Stiftung für Schwestern d. Roten Kreuzes	B4
Kaiserplatz	A4
Kaiserstraße	AB4
Kantstraße	A5
Karlsplatz	C4
Karlstraße, Obere	CD4
— Untere	D4
Kartauser Straße	BC3, 4
Kaserne: Alte Stadt-	B4
— Artillerie-	E2, 3
— Husaren-	B5; D3
— Infanterie-	A3
— Train-	E1
Kastell	E4
Kastenalsgasse	E3
Kathol. Kirche (Friedrichspl.)	D4
— Kirche (Kölnische Straße)	C3
Kaufungerstraße	E4
Kind von Brabant (Krankenhaus)	B4
Kirche: Alte lutherische	D3
— (Apostolische Kapelle)	D2
— Auferstehungs-	D1
— (Baptistenkapelle)	E2
— Brüder-	E4
— Englische	A4
— Garnison-	D3, 4
— Kathol., zur heil. Elisabeth (Friedrichsplatz)	D4
— Kathol., zur heil. Familie (Kölnische Straße)	C3
— Kreuz-	A4
— Luther-	D3
— Martins-	D3
— Oberneustädter	D4
— (Synagoge)	D2
— Unterneustädter	F4
— Wehlheider, evangelische	A4
— Wehlheider, lutherische	A3
Kirchweg	A5
Kleiststraße	E4
Klosterstraße	E3
Kochstraße	A5
Kohlenstraße	A5
Kölnische Straße	A-D3
Kolonnade	D4
Königliches Hoftheater	D4
Königsplatz	D3
Königstor	BC4
Königstraße, Obere u. Untere	CD4; D2, 3
Körnerstraße	E4, 5
Kornhaus (Militärmagazin)	E2
Krankenhaus: Elisabethkloster	D4
— Kind von Brabant	B4
— Land-	E1
— Siechenhof	F5
— Zum Roten Kreuz (Kaiserin Augusta-Stiftung)	B4
Kreisgerichtsgefängnis	E4
Kreuzkirche	A4
Kreuzstraße	E3, 4
Kriegsschule	D4
Kronprinzenstraße	B3, 4
Kruggasse	DE3
Küchenschloß	D5
Kunstgewerbeschule, Gewerbehalle und Baugewerkschule	C3

Namen-Register zum Plan von Kassel.

Kunsthaus	C4	Oberpräsidium	C4	Spohrstraße	D3
Kurfürstenstraße	C3	Oberrealschule, Städtische I	B3	Spritzenhaus	D3
		— — II	D3	Städtische Oberrealschule I	B3
Landanstraße	C5	Oberste Gasse	D3, 4	— — II	D3
Landeskreditkasse	C4	Olgastraße	A3, 4	— Realgymnasien	B4 u. C3
Landesmuseum	C4, 5	Ölmühlenweg	F4, 5	— Realschule	E2
Landgrafenstraße	A3	Opernplatz	C4	Stadtkaserne, Alte	B4
Landgraf Friedrich II.-Denkmal (Pl. 1)	D4	Opernstraße	C4	Stadtpark	C4
- Karl-Denkmal (Pl. 2)	CD4	Orangerieschloß	D5	Stadtwäldchen	A2, 3
Landkrankenhaus	E1	Orleansstraße	C2, 3	Ständehaus	C3
Landratsamt	B5	Oskarstraße	F2	Ständeplatz	C3, 4
Langenbeckstraße	B5	Ostring	F1, 2	Steinweg	D4
Lazarett der Garnison	B5	Ottostraße	C2, 3	Sternstraße	E4
Leibnizstraße	A5			Steueramt, Haupt-	C3
Leipziger Straße	EF4, 5	Palais (Schloß), Königliches	D4	Strafanstalt an der Fulda	E3
— Vorstadt	F5	Parkstraße	AB3	Südstraße	A4, 5
Lenoirstraße	A3	Pferdemarkt	D3	Synagoge	D3
Lessingstraße	A3	Philippstraße	AB1, 2		
Liebigstraße	E1	Philosophenweg	A-C5	Tannenstraße	AB2, 3
Losse, Flüßchen	F3, 4	Polizeidirektion	D4	Tappsgasse	F4
Löwenbrunnen (Pl. 3)	C3	Polizeipräsidium, Neues	B4	Terrasse	B5
Ludwig Mohr-Straße	A4	Post, Haupt-	D3	Theater	C4
Ludwig-Straße	D1	Postdirektion, Ober-	C3, 4	Theaterstraße	C3, 4
Luisenbad	A4	Prinzenhaus	D4	Tischbeinstraße	C5
Luisenplatz	B4	Prinzenstraße	A3, 4	Töpfenmarkt	E3
Luisenstraße	AB4	Proviantamt	D2, 3	Totenhof, Neuer	CD1
Lutherische Kirche, Alte	D3	Pulvermühlenweg	E4	Traindepot	E1
— Kirche (Wehlheiden)	A3			Trainkaserne	E1
Lutherkirche	D3	Querallee	A3, 4	Turmstraße	D3, 4
Lutherstraße	D3				
Lützowstraße	F3, 4	Rathaus, Altes	C4	Uhlandstraße	B3
		— Neues	C4	Ulmenstraße	C4, 5
Magazinstraße	E2	Realgymnasien, Städtische	B4 u. C3	Unterneustädter Kirche	E4
Marburger Straße	B1	Realschule, Städtische	E2	— Platz	E4
Marienstraße	C4, 5	Regierungsgebäude, Neues	D4	Unterstadtbahnhof	CD1
Marktgasse	DE3	Reginastraße	A3, 4		
Marmorbad	D5	Reichsbank	C3	Vellmarsche Straße	B1
Marställer Platz	D3, 4	Reißberg	C2	Viktoriastraße	C3
Martinskirche	D3	Reißbergstraße	BC2	Volksbad	DE2
Martinsplatz	D3	Renthof	E4	Vorstadt Rothenditmold	AB2
Martinstraße	F2	Reservoir	A3	— Wehlheiden	A4, 5
Mauerstraße	D3	Reuterstraße	C2		
Maulbeerplantage	E4	Rosenstraße, Große	C3	Waggonfabrik	B2
Melanchthonstraße	A4	— Kleine	D3	Wahlebach	F4, 5
Militärbäckerei	D2	Rothenbergstraße	B1	Waisenhaus	E4
Militärintendantur	C4	Rothenditmold, Vorstadt	AB1, 2	Waisenhausgasse	E4
Militärkasino	C3	Rothenditmolder Straße	C2	Wallstraße	E3, 4
Militärwaschanstalt	DE5	Ruhlstraße	B4, 5	Wehlheiden, Vorstadt	A4, 5
Mittelgasse	D3, 4			Wehlheidener Straße	A5
Mittelring	E1	Salztorstraße	E3, 4	Wehlheider evangel. Kirche	A4
Möllerdenkmal (Pl. 5)	C5	Sandershäuser Straße	F5	— lutherische Kirche	A3
Moltkestraße	D3	Schäfergasse	D3	Wehr	E3
Mombach	B-E1	Scharnhorststraße	F4	Weigelstraße	B4
Mombachstraße	CD1, 2	Scheffelstraße	C2	Weinbergpark	C5
Möncheberger Straße	E1, 2	Schillerstraße	B-D2	Weinbergstraße	C5
Mondstraße	F1	Schillstraße	F4	Weißenburger Straße	C4
Moritzstraße	DE2	Schlachthof	D1	Weserstraße	E2, 3
Mosenthalstraße	A3	Schlachthofstraße	D1, 2	Westendstraße	B3, 4
Mühlengasse	E3, 4	Schlagd, Die	E3, 4	Westerburgstraße	B4
Mühlenstrom	E3	Schlangenweg	B5	Westring	D1
Müllergasse	D3	Schloß Bellevue (Generalkommando u. Kunstakademie)	CD4, 5	Wiesenstraße	A5
Murhardbibliothek	C5	— Königliches (Palais)	D4	Wiesenweg	E5
Murhardstraße	A3, 4	Schloßplatz	D4	Wildemanngasse	DE3
Museum, Bose-	AB4	Schöfferhofbrauerei	C1	Wilhelmsbrücke	E3, 4
— Fridericianum u. Bibliothek	D4	Schomburgdenkmal (Pl. 6)	C4	Wilhelmsgymnasium	C5
— Naturalien-	D4	Schomburgstraße	C3	Wilhelmshöher Allee	A-C4
		Schöne Aussicht	CD4, 5	— Platz	C4
Naturalienmuseum	D4	Schönfelder Straße	A4, 5	Wilhelmstraße	C3, 4
Naumburger Straße	AB1	Schoppenhauerstraße	A5	Wimmelstraße	E2, 3
Nebeltaustraße	AB4	Schützenplatz	DE2	Wolfhager Straße	A-D1, 2
Neue Feuerwache	AB4	Schützenstraße	EF2, 3	Wolfsanger Landstraße	F1
Neues Polizeipräsidium	B4	Schwanenweg	E5	Wolfsschlucht	CD3, 4
— Rathaus	C4	Sedanstraße	D2	Wörthstraße	D2
Neustadt, Ober-	CD4, 5	Siechenhof	F5		
— Unter-	E4	Siemensstraße	B1	Yorkstraße	F5
Nohlstraße	B4	Sodensteinstraße	F2	Ysenburgstraße	EF2, 3
Nürnberger Straße	F5	Sommerweg	EF4		
		Sophienstraße	B4, 5	Zenghaus	E3
Oberneustädter Kirche	D4	Spohrdenkmal (Pl. 4)	C4	Ziegelstraße	A4, 5
Oberpostdirektion	C3, 4			Ziegengasse	D4
				Zierenberger Straße	A2


KASSEL.
Maßstab 1 : 18000
Meter
1 Denkm. d. Landgr. Friedrich D4
2 Denkm. d. Landgr. Karl C D4
3 Löwenbrunnen C3
4 Spohr-Denkm. C4
5 Möller-Denkm. C5
6 Schomburg-Denkm. C3
7 Denkm. d. Einig. Deutschld. C4
8 Denkm. d. Landgr. Philipp D3
Vorstadt
Wehlheiden
Rothenditmold
Reißberg
Neuer Totenhof
Unterstadt
Bahnhof
Hauptbahnhof
Schlachthof
Land-Krankenhaus
Train-Kas.
Train-Depot
Artillerie-Kaserne
Artillerie-Kas.
Infanterie-Kaserne
Alte Stadt Kas.
Neustadt
Oberneust. K.
Unterneustadt
Leipz. Vorstadt
Siechenhof
Städtische Gasanstalt
Landesmuseum
Gemälde-Gallerie
Museum
Rathaus
Realgymnasium
Lazarett
Hus. Kas.
Orangerie-Schloß
Bowling-greens
Hofbleiche
Der grobe Aueweg
Der kleine Aueweg
Fasanenhof
Herkules
Wolfhagen
Kassel-Waldkappeln

steilen Südostrande des sogen. Weinbergs. Nordöstlich schließt sich an die Oberneustadt die sogen. Freiheit, die sich von S. gegen N. ausdehnt, ziemlich regelmäßig gebaut ist und gegen O. an die eigentliche, am Fulda-Ufer sich hinziehende Altstadt stößt. Die dreibogige Wilhelmsbrücke (89 m lang, 14 m breit, 1788—1804 erbaut) führt zur Unterneustadt auf dem rechten Ufer der Fulda, dem tiefstgelegenen Stadtteil. Der neueste Teil Kassels, das Hohenzollernviertel, liegt im W., zwischen dem Bahnhof und der Wilhelmshöhe, steigt aufwärts und gibt der Stadt durch seine schönen Neubauten ein imponierendes Aussehen.

Unter den Straßen der innern Stadt nimmt die 1600 m lange und 19 m breite Königsstraße den ersten Rang ein. Von den zahlreichen Plätzen sind zu nennen: der Friedrichsplatz, 324 m lang und 151 m breit. Seine Mitte ziert das Standbild des Landgrafen Friedrich II., von Nahl in karrarischem Marmor ausgeführt; nach SO. wird er abgeschlossen durch das von Bromeis in Gestalt eines römischen Triumphbogens erbaute Auetor, mit dem nach dem Kriege von 1870/71 das Siegesdenkmal (von Siemering) vereinigt wurde; der Karlsplatz, vor der Oberneustädter Kirche, mit dem Denkmal des Landgrafen Karl; der Friedrich Wilhelms-Platz, mit schönen Anlagen und einem Brunnen, an dem in vier weiblichen Figuren die Hauptflüsse der Provinz: Fulda, Werra, Eder und Lahn, symbolisch dargestellt sind; der Ständeplatz, mit vier Reihen schöner Linden bepflanzt, als südwestliche Fortsetzung des vorgenannten; der zirkelrunde, in der Mitte der Stadt zwischen der Obern und Untern Königsstraße liegende, 131 m im Durchmesser haltende Königsplatz mit dem bekannten sechsfachen Echo; der Meßplatz mit dem Bronzebrustbilde des um die Stadt hochverdienten Bürgermeisters Schomburg; der Opernplatz am Theater in der Obern Königsstraße mit dem Bronzestandbilde des Komponisten Spohr (von Hartzer) und einem Brunnen mit Entenmännchen (von Gebhardt); der Martinsplatz mit dem Denkmal des Landgrafen Philipp des Großmütigen ꝛc. K. hat 8 evangelische, 3 katholische und eine engl. Kirche, eine luther. Kapelle und eine Synagoge. Der Neubau einer neunten evangelischen Kirche sowie einer zweiten Synagoge ist in Vorbereitung. Die größte Kirche ist die St. Martinskirche mit dem Grabmal Philipps des Großmütigen und zwei 1888—90 restaurierten Türmen. In der alten lutherischen Kirche befinden sich zwei Gemälde von Tischbein. Unter den übrigen Gebäuden der Stadt ist zunächst das ehemalige Residenzschloß am Friedrichsplatze zu nennen, das aus zwei Teilen besteht: einem ältern, 1769 erbauten und dem sogen. Roten Palais, das 1821 aus Sandsteinquadern aufgeführt wurde. Die Stammburg der hessischen Landgrafen, 1277 erbaut, stand in der Aue; sie brannte 1811, während König Jérôme von Westfalen Hof darin hielt, fast ganz ab. An ihrer Stelle ließ Kurfürst Wilhelm I. von 1816 an den großartigen, 173 m langen, 126 m breiten Neubau der Kattenburg in Angriff nehmen, der aber nie über das Erdgeschoß fortgesetzt wurde. Die Ruine wurde 1874 abgetragen und an derselben Stelle und mit demselben Material der großartige Justiz- und Regierungspalast errichtet, dessen Treppenhaus mit Freskogemälden von Kolitz, Knackfuß u. a. geschmückt ist. Neben dem ehemaligen kurfürstlichen Palais steht das 1769—79 erbaute, an der Fassade 95 m lange Museum Fridericianum, dessen Frontispiz auf sechs hohen römisch-ionischen Säulen ruht und mit den Bildsäulen der Philosophie, Astronomie, Geschichte, Architektur, Malerei und Bildhauerkunst geziert ist. Dasselbe enthält eine Sammlung von Gipsabgüssen, eine Münzensammlung, mittelalterliche und antike Kunstgegenstände ꝛc. sowie die Landesbibliothek (230,000 Bände und über 4000 Handschriften, darunter das »Hildebrandslied« und sehr wertvolle Miniaturen). Hier waren Jakob und Wilhelm Grimm 1814—29 als Bibliothekare angestellt. Neben dem Museum erhebt sich der Zwehrenerturm, früher Sternwarte, ihm gegenüber, an der Ecke der Obersten Gasse und des Steinwegs, das St. Elisabethhospital. Von hervorragend schöner Lage ist die Bildergalerie am westlichen Ende der Schönen Aussicht, 1878—80 errichtet. Die Sammlung enthält ca. 1000 Gemälde (darunter Schöpfungen von Rembrandt, Rubens, van Dyck, Franz Hals, Jordaens, Dürer, Tizian, Guido Reni, Ruisdael u. a.) und stellt sich den Sammlungen von Dresden und München würdig zur Seite, übertrifft diese aber hinsichtlich ihres Reichtums an Werken der alten niederländischen Meister, wiewohl die wertvollsten davon 1815 nach Petersburg entführt wurden. Das Erdgeschoß enthält eine Sammlung von Kunstwerken des Mittelalters und der neuern Zeit, Majoliken ꝛc. Vor der Bildergalerie ist die Marmorbüste des verstorbenen Oberpräsidenten v. Möller aufgestellt. In unmittelbarer Nähe, im ehemaligen Bellevueschloß, befindet sich die königliche Akademie bildender Künste, auf dem an den Friedrichsplatz anstoßenden Opernplatz das königliche Hoftheater. Die Mittel für ein neues Theater, das an Stelle des Auetors errichtet werden soll, sind bereits bewilligt. Das vor dem Königstor gelegene Bose-Museum enthält eine Sammlung von Gemälden und Altertümern von spezifisch hessischer Herkunft, die städtische Murhardbibliothek (118,000 Bände), für die zurzeit im ehemals fürstlich Hanauschen Park ein großer Neubau errichtet wird, birgt Partituren, Bilder, Briefe, musikalische Instrumente ꝛc. aus dem Nachlaß des in K. verstorbenen Komponisten Ludwig Spohr. Erwähnung verdienen noch: das Ständehaus, das Kunsthaus mit permanenter Ausstellung von Gemälden des Kasseler Kunstvereins, das Landkrankenhaus auf dem Möncheberg, der Stadtpark mit seinem großartigen Saalbau, das Gebäude der Handelskammer, der Landesversicherungsanstalt, des Polizeipräsidiums ꝛc. Ein neues schönes Rathaus ist (1905) noch im Bau. Auf dem inmitten der Stadt gelegenen »alten Totenhof«, jetzt Lutherplatz mit der stattlichen, im frühgotischen Stil erbauten Lutherkirche, befindet sich das Grabmal des letzten hessischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. sowie das Grab des Geschichtschreibers Johannes v. Müller, das König Ludwig I. von Bayern mit einem Marmordenkmal geziert hat. Unter den modernen Privatbauten ist die im Akazienwege gelegene, von Parkanlagen umgebene »Glitzerburg« wegen der in ihr enthaltenen Böcklinschen Wandgemälde erwähnenswert. Im Park wird zurzeit der Neubau des Oberpostdirektionsgebäudes errichtet, in dessen Bereich auch die Glitzerburg mit herangezogen wird.

Die Bevölkerung beläuft sich (1900) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 167, 2 Bataillone Infanterie Nr. 83, ein Husarenregiment Nr. 14, 2 Abteilungen Feldartillerie Nr. 11 und ein Trainbataillon Nr. 11) auf 106,034 Seelen, davon 93,359 Evangelische, 9210 Katholiken und 2445 Juden. Obwohl K. vorzugsweise Beamtenstadt ist und von pensionierten Offizieren als Wohnort gern gewählt

wird, so sind Industrie und Handel doch nicht unbedeutend. K. hat Eisengießereien, Maschinenfabriken (darunter die Henschelsche Lokomotivenfabrik mit etwa 4000 Arbeitern), 2 Eisenbahn-Waggonfabriken, Fabrikation von Maßen und optischen Instrumenten, Pianofortes, Tonwaren, Tabak und Zigarren, Federstahl, Metallwaren, Papier und Buntpapier, Gelatine, Leim, Faßwaren, Glacéhandschuhen, Wichse ꝛc., Jutespinnerei und -Weberei, Kartonnagenfabriken, lithographische Kunstanstalten, Bierbrauerei ꝛc. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1903: 662,5 Mill. Mk.) und andre Geldinstitute, erstreckt sich auf Getreide, Kleesaat, Mühlenfabrikate, Wolle, Kolonialwaren, Baumaterialien, Eisenwaren, Felle, Leder, Lumpen ꝛc. Alljährlich finden in K. 2 Messen und ein Wollmarkt statt. Die Stadt ist Knotenpunkt der Staatsbahnlinien K.–Niederwalgern, K.–Waldkappel, K.–Bebra und Fröndenberg–K. sowie der Kleinbahn K.–Naumburg i. H. Den Verkehr in der Stadt und mit der Umgegend, besonders mit Wilhelmshöhe, vermitteln eine Pferdebahn und eine elektrische Bahn. Lebhaft ist auch der Flußverkehr, da die Fulda bis K. kanalisiert und 1900 dort ein geräumiger Hafen angelegt ist.

K. hat 2 Gymnasien, Realgymnasium, Oberrealschule, Realschule, Privatpädagogium, Baugewerk- und Kunstgewerbeschule, Handelsschule, israelitisches Lehrerseminar, Lehrerinnenseminar, Kriegsschule, Schauspiel- und Redekunstschule, einen Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, Gartenbauverein ꝛc., ferner: ein Diakonissenhaus, Kinderhospital, eine Kaiserin Augusta-Stiftung (zur Ausbildung von Schwestern vom Roten Kreuz), Irrenpflegeanstalt, Landkrankenhaus mit Blindenanstalt, Entbindungsanstalt u. a. Von Behörden befinden sich dort: das Oberpräsidium für Hessen-Nassau mit Provinzialschul- und Medizinalkollegium, die landständische Verwaltung, eine Disziplinarkammer, Regierung und Konsistorium des Regierungsbezirks und Landratsamt des Landkreises K., ein Oberlandes- und Landgericht, Provinzialsteuer-, Eisenbahn- und Oberpostdirektion, Hauptsteueramt, Generalkommission, Landwirtschaftskammer, Handwerkerkammer, Landesversicherungsanstalt für Hessen-Nassau, Bergrevier, meteorologische Anstalt, Landesrabbinat ꝛc. Außerdem haben dort ihren Sitz das Generalkommando des 11. Armeekorps, der Stab der 22. Division, der 43. und 44. Infanterie-, 22. Kavallerie- und 22. Feldartilleriebrigade. Die städtischen Behörden zählen 21 Magistratsmitglieder und 48 Stadtverordnete. Die städtischen Einnahmen betrugen im Etatsjahr 1902: 21,587,234 Mk., die Ausgaben 21,162,445 Mk., die Stadtschuld belief sich 1904 auf 20,626,778 Mk. Zum Oberlandesgerichtsbezirk K. gehören die 3 Landgerichte in K., Hanau und Marburg, zum Landgerichtsbezirk die 34 Amtsgerichte zu: Abterode, Allendorf, Arolsen, Bischhausen, Eschwege, Felsberg, Friedewald, Fritzlar, Grebenstein, Großalmerode, Gudensberg, Hersfeld, Hofgeismar, Karlshafen, K., Korbach, Lichtenau, Melsungen, Naumburg i. H., Nentershausen, Netra, Niederaula, Niederwildungen, Oberkaufungen, Rotenburg, Schenklengsfeld, Sontra, Spangenberg, Veckerhagen, Volkmarsen, Wanfried, Witzenhausen, Wolfhagen und Zierenberg.

In der landschaftlich außergewöhnlich schönen Umgebung (s. das Nebenkärtchen »Umgebung von K.« auf der Karte »Hessen-Nassau«) ist von besonderm Reiz die Karlsaue, ein an herrlichen Baumgruppen reicher Park, der den südwestlichen, hochgelegenen Teil der Stadt in der Tiefe begrenzt und sich eine weite Strecke längs der Fulda hinzieht. An seinem Eingang vom Auetor aus befindet sich das Hessendenkmal (von Kaupert), ein sterbender Löwe in weißem Marmor, zum Gedächtnis der während der westfälisch-französischen Fremdherrschaft erschossenen hessischen Patrioten. Der Park wurde unter dem Landgrafen Karl von dem Versailler Gartenkünstler Lenôtre angelegt und enthält das schön restaurierte, im echtesten Rokokostil erbaute Orangerieschloß und in einem der beiden später hinzugefügten Seitenpavillons das sogen. Marmorbad mit Skulpturen von Monnot. Entfernter liegen das Schloß Wilhelmshöhe (s. d.) und das von dem Landgrafen Wilhelm VIII. 1753 erbaute Schloß Wilhelmsthal mit schöner Porzellansammlung, Gemälden und Holzschnitzereien und einem durch Wasserkünste verzierten Park. Der früher in unmittelbarer Nähe der Stadt auf der Höhe des Weinberges gelegene und wegen seiner prachtvollen Aussicht berühmte Eisengartensche Felsenkeller ist jetzt Eigentum des Großindustriellen Henschel, der hier einen schönen Palast erbauen ließ.

[Geschichte.] K. wird 913 zuerst als Cassala erwähnt, wurde im Anfang des 13. Jahrh. von den Landgrafen von Thüringen zur Stadt erhoben und kam nach dem Erlöschen des thüringischen Hauses an die Landgrafen von Hessen. Schon Landgraf Heinrich I. (gest. 1308) legte am jenseitigen Ufer eine Neustadt an. Heinrich II. gründete 1328 auf der linken Seite der Fulda die sogen. Freiheit und erbaute hier die St. Martinskirche, mit der er 1364 ein Chorherrenstift verband. Seit dem 15. Jahrh. war K. eine vielbesuchte Residenz des Landgrafen von Hessen. 1527 nahm die Stadt die Reformation an. Nachdem die Befestigungen infolge der Halleschen Kapitulation (1547) auf kaiserlichen Befehl geschleift worden waren, wurden sie nach der Befreiung des Landgrafen Philipp aus der kaiserlichen Gefangenschaft wiederhergestellt, indes erst durch seinen Sohn Wilhelm IV. vollendet. Dieser verschönerte die Stadt durch größere Bauten, und Landgraf Moritz suchte deren Wohlstand durch die Aufnahme vertriebener Niederländer zu heben (1615). Der Anfang des Aufschwunges der Stadt fällt in die Regierungszeit des Landgrafen Karl, unter dem die Aue, das Orangerieschloß, die großartigen Anlagen am Habichtswald und durch die Aufnahme vieler aus Frankreich vertriebener Hugenotten (1688) die prächtige Oberneustadt entstanden. Im Siebenjährigen Kriege wurde K. von 1757—60 mehrmals von den Franzosen besetzt, im März 1761 vom Grafen Wilhelm von Bückeburg vergeblich belagert, aber 7. Nov. 1762 vom Prinzen Friedrich von Braunschweig eingenommen. Bald darauf wurden die Festungswerke abgetragen und durch Landgraf Friedrich II. (gest. 1785) das neue K. geschaffen. Am 1. Nov. 1806 wurde K. durch ein französisches Heer besetzt und zur Hauptstadt des neuen Königreichs Westfalen erhoben. Schon 28. Sept. 1813 langte der russische General Tschernitschew vor K. an, vertrieb, während König Jérôme (s. Bonaparte 4) eiligst nach Koblenz entfloh, die westfälischen Truppen vor der Stadt und zwang 30. Sept. den General Alix zur Kapitulation. Am 1. Okt. hielt Tschernitschew unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug, verließ K. aber schon zwei Tage danach, und bereits am 7. waren die Truppen von Alix wieder da. Die Ausführung der strengen Strafdekrete, die dieser über die rebellische Stadt verhängte, verhinderte Jérôme, der

am 16. Okt. zurückkehrte, doch nur, um die Stadt am 26. für immer zu verlassen. Am 28. Okt. abends erschienen die ersten Truppen der Verbündeten, worauf 21. Nov. auch der Kurfürst wieder in seine Residenz einzog. 1830, 1831 und 1848 war K. der Schauplatz von Unruhen. Während der Verfassungskrisis und der Spannung zwischen Preußen und dem Bunde ward K. 2. Nov. 1850 von preußischen sowie 22. Dez. auch von bayrischen und österreichischen Truppen besetzt, die bis Juli 1851 blieben. Am 18. Juni 1866 rückte die preußische Division Beyer, ohne Widerstand zu finden, in K. ein, und 1867 ward K. Hauptstadt der neugebildeten preußischen Provinz Hessen-Nassau und des Regierungsbezirks K. Vgl. Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt K. (2. Aufl. von Hoffmeister, Kassel 1882); Fr. Müller, K. seit 70 Jahren (2. Ausg., das. 1893, 2 Bde.); Bähr, Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren (2. Aufl., Leipz. 1886); Brunner, K. im Siebenjährigen Krieg (Kassel 1884); Lynker, Geschichte des Theaters und der Musik in K. (das. 1865); Stölzel, Kasseler Stadtrechnungen 1468—1553 (das. 1871); »Das Kasseler Bürgerbuch, 1520 bis 1699« (hrsg. von Gundelach, das. 1895); Heßler, Die Residenzstadt K. und ihre Umgebung (das. 1902); Dehn-Rotfelser und Lotz, Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk K. (das. 1870).

Der **Regierungsbezirk K.** (s. Karte »Hessen-Nassau«) umfaßt 10,077 qkm (183,02 QM.) mit (1900) 890,142 Einw. (88 auf 1 qkm), davon 723,277 Evangelische, 145,488 Katholiken und 17,483 Juden, und besteht aus den 24 Kreisen:

Kreise	QKilom.	QMeilen	Einwohner	Einw. auf 1 qkm
Eschwege	502	9,12	43 203	86
Frankenberg	560	10,17	24 159	43
Fritzlar	341	6,19	26 466	78
Fulda	613	11,13	53 438	87
Gelnhausen	644	11,70	43 818	68
Hersfeld	357	6,48	20 832	58
Hanau (Stadt)	12	0,22	29 847	—
Hanau (Land)	297	5,39	48 412	163
Hersfeld	501	9,10	32 555	65
Hofgeismar	614	11,15	36 109	59
Homberg	321	5,83	21 378	67
Hünfeld	444	8,06	22 515	51
Kassel (Stadt)	18	0,33	106 034	—
Kassel (Land)	405	7,36	53 597	132
Kirchhain	330	6,00	21 547	65
Marburg	567	10,30	49 918	88
Melsungen	389	7,06	27 597	71
Rinteln	449	8,15	44 825	100
Rotenburg	554	10,06	30 315	55
Schlüchtern	463	8,41	28 093	61
Schmalkalden	280	5,09	37 720	135
Witzenhausen	424	7,70	31 055	73
Wolfhagen	408	7,41	23 957	59
Ziegenhain	584	10,61	32 752	56

Über die 8 Wahlkreise des Regierungsbezirks s. Karte »Reichstagswahlen«.

Kasselerblau, soviel wie Bremerblau.

Kasselerbraun, braune Maler- und Anstrichfarbe, findet sich in Braunkohlen- und Torflagern, besonders bei Frielendorf (Hessen) in Nestern, mit Holzteilen gemischt, in Stücken oder als Pulver zwischen Braunkohlen und wird bergmännisch durch Stollenbetrieb gewonnen. Es ist als Verwesungsprodukt von Holz zu betrachten, besteht aus Humus- und Huminsäure, gibt beim Glühen unter Abschluß der Luft ein schönes Schwarz u. hinterläßt beim Verbrennen 1 Proz. Asche. Die Lösung in Natronlauge dient als Holzbeize, die Bergleute benutzen es als Wundheilmittel.

Kasselergelb, s. Bleichlorid.

Kasselergoldgelb, soviel wie Ocker.

Kasselergrün, soviel wie Schweinfurtergrün; s. auch Mangansäure.

Kasseler Ofen, s. Mauersteine.

Kasselerschwarz, soviel wie gereinigtes Beinschwarz (Elfenbeinschwarz) oder Knochenkohle.

Kassen (Kontroll-, Registrier-, Ladenkassen), Kontrollapparate, die den Inhabern von Ladengeschäften Sicherheit gegen Veruntreuungen seitens der Verkäufer oder Kassierer bieten, eine leichte und übersichtliche Feststellung der Tageseinnahmen ermöglichen, auch Meinungsverschiedenheiten der Käufer und Verkäufer über die richtige Zahlung der Verkaufsbeträge verhüten sollen. Die K., die jetzt in Ladengeschäften fast allgemein Anwendung gefunden haben, weisen nach ihrer Verwendungsart und der Vollkommenheit der durch sie bezweckten Kontrolle eine große Mannigfaltigkeit der äußern Bauart wie auch der innern Einrichtung auf. — Am einfachsten sind die Schreibkassen, bei denen unterhalb einer Schreiböffnung ein über Rollen geleiteter Papierstreifen hinweggeführt ist, auf dem die vereinnahmten Beträge handschriftlich vermerkt werden und dessen Fortschaltung mittels eines Handgriffs oder durch das Herausziehen oder Schließen der Geldschublade bewirkt wird. Solche K. sind häufig mit einem zweiten, unter dem ersten angeordneten Papierstreifen versehen, auf den sich die auf dem Schreibstreifen vermerkten Aufzeichnungen mittels eines Farbbandes übertragen. In diesem Falle wird der eine der beiden Streifen von Hand oder selbsttätig abgeschnitten und der abgetrennte Teil dem Käufer als Quittung ausgehändigt, während der andre Streifen zur Kontrolle der Einzahlungen in der Kasse verbleibt. Andre K. sind mit Vorrichtungen ausgestattet, die eine Kontrolle der zuletzt vereinnahmten Geldbeträge durch Schaustellung der Geldmünzen oder Zahlscheine in einem Glasfach ermöglichen. Hierzu dienen z. B. über Rollen geführte, mit Geldmulden besetzte, endlose Transportbänder oder -Ketten, die nach jeder Einzahlung mittels einer geeigneten Schaltvorrichtung um eine Teilung fortbewegt werden, so daß die zuletzt durch den Geldeinwurfsschlitz gefüllte Mulde unter eine Glasplatte gelangt, unter der die Einzahlungen unzugänglich sichtbar bleiben, bis sie nach weiterer Fortschaltung des Bandes oder der Kette in den Geldbehälter abgekippt werden. An Stelle der endlosen Ketten oder Bänder finden auch drehbare, in Fächer geteilte Trommeln (Drehfächer), übereinander gelagerte Kippmulden, Klappen, Schieber u. dgl. Anwendung. Auch diese K. sind oft mit Schreibstreifen zum Vermerken der einzelnen Verkaufsbeträge versehen. Am bekanntesten und verbreitetsten sind wohl solche K., die je nach ihrer Größe und der Vollkommenheit ihrer Bauart außer einer Vorrichtung zum Anzeigen der einzelnen Verkaufsbeträge ein Addierwerk zum Summieren dieser Beträge und einen Druckapparat aufweisen, der zum Drucken der vereinnahmten Beträge auf einem in der Kasse verbleibenden Kontrollstreifen und einem zur Herstellung von Quittungsabschnitten dienenden zweiten Papierstreifen bestimmt ist. Bei diesen K. erfolgt die Einstellung der zu registrierenden Geldbeträge entweder durch mit Zahlen besetzte Druckknöpfe oder Tastenhebel, die wie die Tasten von Schreibmaschinen bedient werden, oder durch Stellhebel, Stellschieber, Zeiger oder Zifferblätter, die an festen Zahlenreihen, bez. Marken eingestellt werden. Zum Anzeigen der Beträge für die

Käufer dienen bei diesen K. mit Ziffern versehene, hinter Schauöffnungen verschiebbare Täfelchen, endlose Bänder oder Räder, bez. Scheiben, die am Umfang oder auf der Vorderfläche Schauziffern tragen. Das Bedrucken der Kontroll- und Quittungsstreifen erfolgt durch Typen, die am Umfang von drehbaren Scheiben, Radsektoren oder an verschiebbaren Stäben angebracht sein können. Die Addierwerke bestehen meist aus nebeneinander gelagerten Zahlenrädchen, deren erstes durch die Antriebsteile der Kasse dem jeweils zu addierenden Betrag entsprechend gedreht wird, und die durch geeignete Schaltwerke (Zehnerübertragungen) so verbunden sind, daß

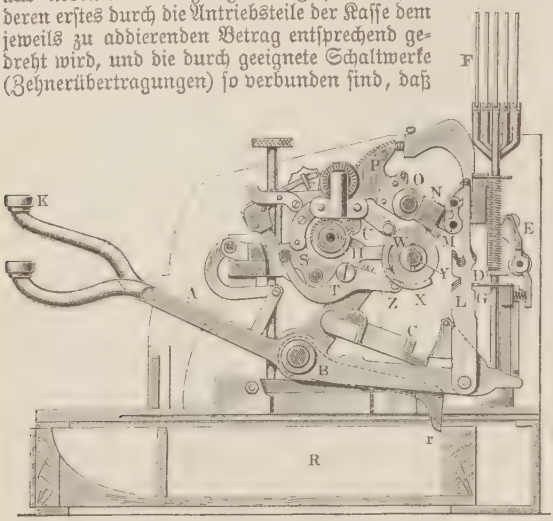


Fig. 1. Tastenhebelregistrierkasse.

bei der Drehung eines Rades von 9 auf 0 das für die nächst höhern Einheiten bestimmte Rad um eine Ziffer weitergedreht wird, z. B. von 0 auf 1. Besonders vollkommene K. dieser Art sind mit mehreren Geldschubladen, mehreren Addierwerken oder mehreren Kontrollstreifen ausgestattet, die den einzelnen Verkäufern zugewiesen oder für verschiedene Arten von Verkaufsgeschäften (Barzahlungen, Kreditverkäufe u. dgl.) bestimmt sind und einzeln durch besondere Tasten, Stellhebel oder Schlüssel geöffnet, bez. in die Arbeitsstellung gebracht werden können. Statt mehrerer Kontrollstreifen wird zur getrennten Aufzeichnung verschiedenartiger Verkaufsgeschäfte bisweilen auch ein einziger breiter, quer verschiebbarer Kontrollstreifen verwendet, der durch Hebel oder Tasten verstellt werden kann und in mehreren nebeneinander liegenden Spalten bedruckt wird. Bei größern K. dieser Art erfolgt nur das Einstellen der Beträge durch das Niederdrücken der Tasten, während der eigentliche Registriervorgang, d. h. das Anzeigen, Addieren und Drucken der Verkäufe, durch die Bewegung eines Handhebels (Kurbel) oder die Öffnungs- oder Schließbewegung der Geldbehälter zu Ende geführt wird.

Man hat auch elektrische K. gebaut, bei denen entweder die Schaltung der Registriervorrichtung (Addier- und Druckwerk) mit Hilfe von Elektromagneten bewirkt wird, die beim Niederdrücken von Zahlenknöpfen oder Tasten erregt werden, oder deren Antrieb anstatt mittels einer Handkurbel durch einen Elektromotor erfolgt, der bei der Bedienung der Kassentasten durch eine sich selbsttätig schließende Kuppelung zur Einwirkung auf eine mit der Kasse verbundene Antriebsscheibe gelangt. Zu erwähnen sind ferner Kugelkassen, bei denen beim Anschlag einer Taste od. dgl. eine Zählkugel aus einem Vorratbehälter in ein dieser Taste zugeordnetes Glasrohr gelangt. Eine an oder neben dem Rohr angebrachte Teilung läßt die Anzahl der darin aufgeschichteten Kugeln leicht erkennen. Durch Feststellung des Gesamtinhalts aller Glasröhren ermittelt man unter Berücksichtigung des Zahlenwertes der Kugeln jeder einzelnen Glasröhre den Zahlenwert aller in den Röhren befindlichen Kugeln und damit den Gesamtwert der während der Benutzung der Kasse vereinnahmten Beträge. Auch diese K. können mit Addier- und Druckvorrichtungen ausgestattet werden. Schließlich gibt es noch K., die mit Einführungsschlitzen für die verschiedenen Geldmünzen versehen sind, und deren Anzeige- und Addierwerk so eingerichtet ist, daß nach Einwurf der einem Verkaufsbetrag entsprechenden Geldstücke in die zugehörigen Schlitze die Münzen durch ihr Gewicht, ihre Größe oder Stellung die Schaltvorrichtung der K. nach Maßgabe des eingezahlten Betrages beeinflussen. Die nebenstehenden Fig. 1 und 2 veranschaulichen die Hauptteile einer der in zahlreichen Ausführungsformen gebauten Tastenhebelregistrierkassen. Beim Niederdrücken der auf gemeinsamer Achse B drehbaren Tastenhebel A werden die Stangen G emporgehoben, die oben die Anzeigetafeln F tragen und bis zum nächsten Tastenanschlag durch die unter die Ansätze D greifende, schwingende Sperrschiene E emporgehalten werden. An den vordern Enden der Tastenhebel sind die üblichen Druckknöpfe K angebracht, die mit einer den Wert der Tasten angebenden Bezeichnung versehen sind. An jedem Tastenhebel ist an seinem hintern Ende eine Schaltklinke L

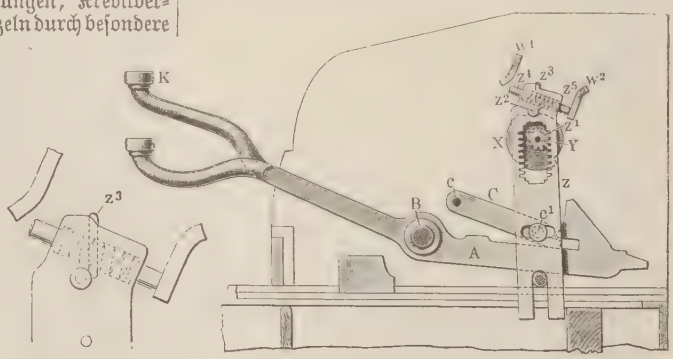


Fig. 2. Tastenhebelregistrierkasse.

drehbar befestigt. Diese Klinken L haben verschiedene Länge und bewirken daher, wenn sie gehoben und mit der Stange M in Eingriff gebracht werden, je nach dem Werte der zugehörigen Taste eine verschieden weite Schwingung des um O drehbaren Rahmens N und des mit diesem verbundenen Zahnsektors P. Mit letzterm wird beim Niederdrücken der Tastenhebel das (in der Figur nicht sichtbare) Addierwerk in Eingriff gebracht, das in einem um T schwingenden Rahmen S gelagert ist. Dieser Rahmen S wird beim Nieder-

drücken der Tastenhebel durch zwei auf der Welle Y drehbare Kurvenscheiben W und X, die auf Arme U und Z wirken, auf- und beim Niedersinken der Tastenhebel abwärts geschwungen, so daß die Antriebssektoren P die auf dem Rahmen S gelagerten Addierräder nur in einer Richtung fortschalten. In ähnlicher Weise erfolgt der Antrieb der gleichfalls in einem Schwingrahmen gelagerten, um die Achse H drehbaren Typenräder zum Bedrucken des Kontroll- und des Quittungsstreifens. Der Antrieb der die Kurvenscheiben X und W tragenden Welle Y wird durch den um c schwingenden Tastenverbinderrahmen C (Fig. 2) bewirkt. Dieser erstreckt sich über die hintern Enden aller Tastenhebel und kuppelt die gleichzeitig angeschlagenen Tastenhebel derart, daß sie die weitere Auf- und Abwärtsschwingung gleichzeitig vollenden müssen. Der Tastenverbinder cCc^1 treibt die Achse Y durch eine Mangelstange z an, die bei der Auf- und Abbewegung durch die Zapfen z^4, z^5, die festen Führungsleisten w^1, w^2, z^3 (vgl. die vergrößerte Zeichnung in Fig. 2) und die Rolle z^2 so gesteuert wird, daß bei ihrer Aufwärtsbewegung die rechte und bei ihrer Abwärtsbewegung die linke Verzahnung mit dem Zahnrad z^1 in Eingriff kommt, das daher durch jede Tastenschwingung eine volle Umdrehung erhält. Beim Niederdrücken einer Taste wird auch die Schublade R von der Sperrklinke r freigegeben und durch eine Feder od. dgl. selbsttätig geöffnet.

K. mit Tastenantrieb lassen sich leicht als Geldausgeber oder Auszahlmaschinen ausbilden. In diesem Falle werden eine Reihe von senkrecht, wagerecht oder geneigt stehenden zylindrischen Hülsen angeordnet, in denen Geldstücke je einer Gattung in Säulenform aufgeschichtet werden. Über dem Boden jeder Geldhülse enthält deren Wandung einen Schlitz, in den ein Schieber eintreten kann, um die unterste Münze aus der Hülse herauszustoßen. Die Schieber sind mit den Tasten des Tastenbrettes durch Hebelgestänge, Rädergetriebe od. dgl. derart verbunden, daß beim Anschlag einer Taste oder einer Tastengruppe ein oder mehrere Schieber bewegt werden, die eine dem durch die Tasten dargestellten Betrag entsprechende Anzahl von Geldmünzen aus den Hülsen ausstoßen und in eine Entnahmerinne fallen lassen. Addier- und Druckvorrichtungen können zur Registrierung der ausgegebenen Münzen angeordnet sein. Werden derartige Apparate mit zwei Tastensätzen versehen, deren einer zum Einstellen der eingezahlten und deren andrer zum Einstellen der einzuzahlenden Geldbeträge dient, so erhält man bei zweckentsprechender Verbindung der Münzenschieber mit den beiden Tastensätzen eine selbsttätige Geldwechselvorrichtung, die den Wechselbetrag zwischen der eingezahlten Geldsumme und dem zu zahlenden Verkaufsbetrag als Differenz dieser Beträge selbsttätig auszahlt. Solche Vorrichtungen ergeben in Verbindung mit den üblichen Addier- und Druckwerken sehr vollkommene Kontrollkassen. Fig. 3 zeigt ein einfaches Beispiel eines Geldausgebers. Wird der um d drehbare Tastenhebel a angeschlagen, so stößt der mit a durch b und c verbundene Schieber i die unterste Münze des Geldrohres in die Rinne x, während gleichzeitig der Typenhebel g gegen die Druckplatte h schlägt, um den Wert der ausgezahlten Münze auf einen Papierstreifen zu drucken.

Zur Erleichterung und Beschleunigung der Bedienung von K. versieht man diese zuweilen mit selbsttätigen Geldsortiervorrichtungen, welche die gleichzeitig in die Kasse geworfenen Geldstücke nach ihrem Werte sortieren und getrennten Geldbehältern zuführen. Solche Geldsortierer bestehen z. B. aus geneigten Rinnen, in denen die Münzen entweder hinabgleiten oder hinabrollen. Im erstern Fall enthält der Boden der Gleitrinne eine Reihe von Öffnungen, deren Weite, dem Durchmesser der verschiedenen Münzsorten entsprechend, gegen das untere Ende der Rinne hin zunimmt. Beim Hinabgleiten in der Rinne fallen die kleinsten Münzen durch die erste Bodenaussparung, die nächstgrößern Geldstücke durch die zweite Öffnung ꝛc. An die Bodenöffnungen der Sortierrinne sind Leitrinnen angeschlossen, welche die sortierten Münzen in besondere Fächer, Geldhülsen od. dgl. führen. Die Sortierung kann ferner durch mehrere übereinander liegende geneigte Gleitrinnen erfolgen, die im Boden Lochreihen von verschiedenem Durchmesser besitzen, derart, daß die größten Münzen in der obersten Rinne verbleiben, die kleinern Münzen aber durch die Löcher der obern Rinnen (Geldsiebe)

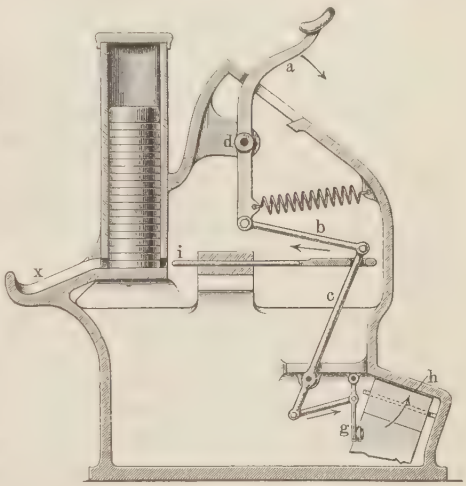


Fig. 3. Geldauszahlmaschine.

hindurchfallen, bis sie in einer Rinne weitergleiten, deren Löcher einen etwas kleinern Durchmesser aufweisen als die betreffenden Geldstücke. Die Sortierung in Laufrinnen geschieht z. B. durch Aussparungen mit wachsendem Durchmesser, die in der schrägen Seitenwand der Rinne angebracht sind. Die Münzen lehnen sich beim Hinabrollen gegen diese Seitenwand und fallen je nach ihrer Größe früher oder später durch die Seitenöffnungen aus der Rinne heraus. Die Laufrinne kann an der wenig geneigten Seitenwand auch mit keilförmigen Anschlägen besetzt sein, die in verschiedener Höhe vom Boden der Rinne so angeordnet sind, daß die größten Münzen beim Herabrollen in der Rinne durch Anstoßen an eine Keilfläche zuerst, die kleinsten Geldstücke zuletzt aus der auf der andern Seite offenen Rinne ausgekippt werden, um in getrennte Sammelbehälter zu fallen. Man kann die Münzen anstatt nach ihrer Größe auch nach dem Gewicht sortieren, wenn man sie in einer Rinne durch Druck oder Fall auf Klappen wirken läßt, die durch Gegengewichte so ausgeglichen sind, daß sich jede Klappe nur unter dem Druck oder dem Gewicht einer bestimmten Münzengattung öffnet. Schließlich ist vorgeschlagen worden, neben der geneigten Laufbahn der Münzen Stahlmagnete oder Elektromagnete anzuordnen, die in den erregbaren Geldstücken elektrische

Wirbelströme (Foucaultströme) erzeugen. Diese sollen den Lauf der Münzen je nach der Art des Münzenmetalls mehr oder weniger hemmen, so daß die Münzen, z. B. infolge der verschieden gekrümmten Fallbahn beim Austritt aus der Laufrinne, in verschiedene Behälter geleitet werden können.

Als Erfinder der durch Tastenhebel eingestellten, mit Addierrädern versehenen Registrierkassen kann John Ritty bezeichnet werden, ein Kaufmann in Dayton (Ohio, Vereinigte Staaten von Amerika). Dieser beobachtete 1879 im Maschinenraum eines Dampfschiffes den Zähler, der die Umdrehungen der Schiffsschraube zählte. Diese Beobachtung und der Gedanke, daß eine Vorrichtung, die, in ähnlicher Weise wie der Maschinenzähler die Umdrehungen, durch Zählscheiben od. dgl. die eingehenden Geldbeträge anzeigen und aufrechnen könnte, eine wertvolle Kontrolle für jeden Inhaber eines Ladengeschäfts ergeben müßte, führten John Ritty mit Unterstützung seines Bruders zur Konstruktion einer Tastenhebelregistrierkasse. Aus dieser haben sich alle spätern Registrierkassenarten durch unausgesetzte Verbesserung und Vervollkommnung der Einzelheiten entwickelt. Als eine der größten Fabriken, die sich ausschließlich mit der Herstellung von Kontrollkassen aller Art beschäftigt, ist die National Cash Register Co. in Dayton, mit einem Zweiggeschäft in Berlin, zu nennen.

Kassenanweisungen, s. Kassenschein.

Kassenarzt, Vertrauensarzt bei einer Kranken-

Kassenbestand, s. Kassaschluß. [kasse.

Kassendefekt, s. Defekt.

Kassendefizit, s. Defizit.

Kassenfreiheit, s. Kassenzwang.

Kassengeld, alte Währung in Hannover und Braunschweig zu $12^4/_5$ Taler in der Kölnischen Mark, 14 Tlr. = 15 Tlr. Goldvaluta; in Sachsen-Weimar, -Gotha, -Altenburg und Schwarzburg vor 1838 der Reichstaler zu $13^1/_3$ Stück auf die Mark, im gewöhnlichen Verkehr $13^{23}/_{27}$ und später $14^1/_3$ Stück.

Kassenkommission, besteht zur Verwaltung der Truppenkasse, aus dem Kommandeur und dem nächstältesten Offizier bei Truppen ohne Zahlmeister oder bei Behinderung desselben.

Kassenkurs, s. Währung.

Kassenschein (Kassenanweisungen, Kassenbillette), soviel wie Papiergeld, insbes. solches, das bei Zahlungen an Staatskassen zu seinem Nenngehalt angenommen (Steuerfundation) oder auch von bestimmten öffentlichen Kassen gegen Metallgeld eingelöst wird, wie im Deutschen Reich die Reichskassenscheine (s. d.), in Österreich die Staatsnoten. K. heißen auch die von Depositenbanken ausgestellten, auf runde Summen lautenden unverzinslichen Scheine, die zur Übertragung von Depositen dienen.

Kassensturz, s. Kassaschluß.

Kassenwesen, s. Finanzwesen, S. 573.

Kassenzins, der Zins, den Kaufleute dafür berechnen, daß sie für gewisse Zwecke Summen bereit halten müssen, ohne anderweit darüber verfügen zu können.

Kassenzwang, die im Hilfskassenwesen im Gegensatz zur Kassenfreiheit bestehende Verpflichtung, einer der Arbeiterversicherung dienenden Kasse anzugehören. Vgl. Hilfskassen und Arbeiterversicherung.

Kasserolle (franz. Casserole), flaches Gefäß von Ton, Eisen oder verzinntem Kupfer, zum Kochen oder Schmoren.

Kassette (franz.), Kästchen, besonders zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten oder Geld; die Privatkasse (Schatulle) regierender Fürsten (daher biens de cassette, Schatullengüter). — In der Baukunst vertieftes, also gewissermaßen kastenförmiges Feld (Kassettone) einer geraden oder gewölbten Decke; daher kassettieren, eine Decke ꝛc. mit dergleichen Feldern versehen; Kassettendecke (Felderdecke), eine derartig gefelderte Decke, wie sie namentlich in der griechischen und römischen Antike und in den von diesen abgeleiteten Stilen vorkommt.

Kaßfink, s. Ammern.

Kassiber (Kasiwe, Kfiwe, Kfiweel, vom jüdisch-deutschen »kossaw«, d. h. schreiben), in der Gaunersprache (Rotwelsch) Bezeichnung für geheime schriftliche Mitteilungen, die sich Gefangene untereinander oder einem Dritten zustecken, oder die Gefangenen von einem Dritten insgeheim zugesteckt werden. Sie enthalten meist Mitteilungen über Dinge, die den Gegenstand der Untersuchung oder die Straftat selbst betreffen. Die Gefangenen bedienen sich hierzu, außer des Papiers, namentlich der Speisegeschirre, Eimer, Bürsten, Schaufel, Kämme ꝛc.

Kassîde (Daßide, arab.), eine von den Arabern ausgebildete, von den Persern und Türken übernommene Gattung lyrischer Gedichte von der Form des Ghasels (s. d.), nur länger; dem Inhalt nach meist eine Verbindung verschiedener Motive (Liebe, Naturbeschreibung, Jagdbilder, Kampfschilderungen, Selbstlob, Verherrlichung des eignen Stammes, Preis von Gönnern ꝛc.). Später werden auch Themata rein lehrhafter Art in dieser Dichtungsart behandelt.

Kassie, Pflanzengattung, s. Cassia.

Kassienblüten, s. Acacia.

Kassiepeia (röm. Cassiope), 1) Gemahlin des Phönix, Mutter des Phineus (s. d.); 2) Gemahlin des Kepheus, Mutter der Andromeda (s. d.); nach ihr benannt das Sternbild Cassiopeja (s. d.).

Kassier (ital. Cassiere), s. Kassierer.

Kassierbriefe (Kassierspapiere), in Holland Quittungen über die Erhebung einer Geldsumme bei einem Bankier, die die Stelle des Schecks (s. d.) vertreten.

Kassieren (franz. casser), für ungültig erklären, vernichten, des Amtes entsetzen (vgl. Kassation).

Kassierer (Kassier), Kassenführer, Verwalter einer Kasse, der die Einnahmen, meist aber auch die Ausgaben besorgt.

Kassiertage (Skontrotage, Zahltage), die an einem Wechselplatze bestehenden allgemeinen Zahltage. Die Vorschrift des Art. 93 der Wechselordnung, daß, wenn K. bestehen, die Zahlung eines zwischen den Zahltagen fällig gewordenen Wechsels, sofern er nicht auf Sicht lautet, erst am nächsten Zahltag geleistet zu werden braucht, ist seit der Aufhebung der nur in Bremen und Augsburg bestandenen K. unpraktisch geworden.

Kassimow (ehedem Meschtscherski Gorodez), Kreisstadt im russ. Gouv. Rjäsan, an der Oka, hat 10 Kirchen, ein Nonnenkloster, eine Moschee, ein Progymnasium, zahlreiche Lohgerbereien, Fabrikation von Stiefeln, einen Jahrmarkt (7.—14. Juli) und (1897) 13,545 Einw., worunter zahlreiche Tataren. K. wurde 1446 vom Großfürsten Wassili II. dem Tatarenfürsten Kassim verliehen und bestand als tatarischer Vasallenstaat von Moskau bis 1667.

Kassinentee, s. Ilex.

Kassinett (franz. Cassinet), halbwollener Stoff zu Frauenröcken, Hauskleidern ꝛc. gewalkt, gerauht und geschoren, mit 24 Fäden auf 1 cm, Kette Baumwollengarn Nr. 16 englisch = 27 metrisch, Schuß Streichgarn 16—18,000 m auf 1 kg. Die Bindung zeigt die nebenstehende Abbildung.

Kassiopeia, Sternbild, s. Cassiopeja; vgl. Kassiteriden, s. Cassiterides insulae. [peia.

Kassiterit, Mineral, soviel wie Zinnerz.

Kassolette (franz.), Räucherpfännchen, Riechdose; auch der Wohlgeruch selbst und ironisch für das Gegenteil von Wohlgeruch: Gestank, daher auch Bezeichnung für Latrinenwagen.

Kassonade (franz.), s. Zucker.

Kassongos Reich, s. Urua.

Kassu, soviel wie Palmenkatechu, s. Katechu.

Kassuben (Kaschuben), alter slaw. Volksstamm, der ehedem das Gebiet zwischen der Persante (Kolberg ist Hauptstadt des Kassubenlandes) und der untern Weichsel ausfüllte, gegenwärtig aber auf die westpreußischen Kreise Putzig, Neustadt, Karthaus und Danziger Höhe, zum Teil auch Berent, Konitz und Schlochau und einige angrenzende Punkte von Pommern beschränkt ist. Die K. sind katholisch; ihre Zahl dürfte 200,000 nicht übersteigen. Der Name K. wird zuerst von dem im 13. Jahrh. lebenden polnischen Schriftsteller Boguchwal erwähnt. Die K. sind ein mittelgroßer Menschenschlag, kräftig und Beschwerden leicht ertragend. Sie haben ihre alten Sitten und Einrichtungen, ihre Tracht und Lebensweise größtenteils bewahrt. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Lechischen, d. h. Polnischen im weitern Sinne; sie ist eine Übergangsmundart zwischen dem ausgestorbenen (früher westlich angrenzenden) Polabischen im weitern Sinne (s. Polaben) und dem eigentlichen Polnisch. Ihre Wohnungen sind armselig: Lehmhütten mit kleinen, trüben Fenstern, darüber ein Strohdach. Aufs Sparen ist der Kassube nicht bedacht. Die K. haben unter sich große Anhänglichkeit und sind auch gegen Fremde, obschon zurückhaltender, doch nicht abstoßend und leicht zu gewinnen. Sie sind überhaupt gutmütig, dabei mehr nach innen gekehrt als die Polen und Masuren. Wie ehedem die Fürsten Pommerns, so führt auch jetzt noch der König von Preußen den Titel eines Herzogs der K. Eine Grammatik der kassubischen Sprache ist von F. Cenova (Posen 1879) verfaßt; derselbe gab auch »Kassubische Märchen, Sprichwörter und Rätsel« (Schwetz 1866—68, 12 Tle. in 2 Bdn.) und »126 kassubische Volkslieder, Sprichwörter ꝛc.« (das. 1878) heraus. Vgl. auch Hilferding, Die Reste der Slawen an der Südküste der Ostsee (russ., Petersb. 1862) und G. Bronisch, Kaschubische Dialektstudien (Leipz. 1896—98, 2 Tle.). Wörterbücher (polnisch geschrieben) von Poblocki (Kulm 1887), Biskupski (Warsch. 1892) und Ramult (Krakau 1893). Vgl. Pernin, Wanderungen durch die Kassubei ꝛc. (Danz. 1886); Tetzner, Die Slowinzen und Lebakaschuben (Berl. 1899) und Die Slawen in Deutschland (Braunschw. 1902).

Kassytheen, s. Laurazeen.

Kastagnetten (span. Castañuelas), ein einfaches, in Spanien und Unteritalien verbreitetes Klapperinstrument, bestehend aus zwei Holzstückchen etwa von der Gestalt einer mitten durchgeschnittenen Kastanienschale, die mittels eines Bandes am Daumen befestigt und mittels der andern Finger gegeneinander geschnellt werden. In unserm heutigen Ballett bilden die K. ein unentbehrliches Charakteristikum spanischer oder neapolitanischer Tänze.

Kastälia, griech. Quellnymphe, stürzte sich vor Apollons Verfolgungen in eine Quelle am Parnaß und zerfloß darin (s. Kastalische Quelle).

Kastälische Quelle, Quelle am Südabhang des Parnassos bei Delphi in Phokis, wenig östlich von dem Heiligtum, hat ihren Namen von der Nymphe Kastalia (s. d.). Mit dem Wasser dieser Quelle wuschen und besprengten sich die Wallfahrer, und nach der Fiktion der römischen Dichter verlieh es dichterische Begeisterung. Heute Hagios Joannes.

Kastallani, arab. Gelehrter, s. Bochari.

Kastamüni, Hauptstadt des gleichnamigen türk. Wilajets (mit 4 Sandschaks, 49,700 qkm Areal und über 1 Mill. Einw.) in Kleinasien, am Gök Irmak, 700—800 m hoch, mit dem Stammschloß der Komnenen (daher Castra Comneni verderbt in K.), hat 36 Moscheen, ein Derwischkloster, Gerberei, Baumwollweberei und Druckerei, Färberei, Handel mit Wolle und 15,500 Einw., darunter 1800 Griechen und 600 Armenier.

Kastanie (Hornwarze), beim Pferd eine länglich-ovale, flache Hornmasse an der innern Seite der Gliedmaßen, vorn über der Fußwurzel, hinten (viel kleiner) dicht unterhalb des Sprunggelenks. Die K. ist ein rudimentärer Hornschuh für die (fehlende) innere Zehe. Vgl. auch Sporn.

Kastanien (Maronen), s. Castanea.

Kastanien, brasilische, s. Bertholletia; neuholländische, s. Castanospermum.

Kastanienbaum, s. Castanea. — Wilder K., Roßkastanienbaum; australischer K., s. Castanospermum.

Kastanienberg, s. Dürkheim.

Kastanienholz, s. Castanea.

Kastanienkümmel, s. Bunium.

Kastanienpilz, s. Boletus.

Kaste (v. portug. casta, »Rasse, Stamm«, Übersetzung des ind. dschâti, »Stand«), von den Portugiesen nach der Erreichung Indiens zuerst gebrauchte Bezeichnung für die dortige gesellschaftliche Gliederung; auf europäische Verhältnisse übertragen dann zur Bezeichnung von Gesellschaftsschichten und Berufen verwendet, die sich streng durch Sitte und Gesetz von jeder andern abschließen, ohne daß eine nähere Berührung, Vermischung oder ein Aufsteigen aus den niedern in die höhern gestattet wäre. Da nach dieser Gesellschaftsordnung die Kinder unabänderlich in der mütterlichen K. verbleiben, so ist der individuellen Entwickelung hierbei schon durch die Geburt eine unübersteigliche Schranke gezogen. Zur Herausbildung von Kasten ist es bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Kulturkreisen gekommen; am bekanntesten ist das Kastenwesen in Indien geworden, wo es bei den Hindu wie auch auf Ceylon noch heute im höchsten Maße blüht; auch im alten Ägypten war es sehr streng ausgebildet. Erbliche Kasten gibt es dann bei den Japanern und Chinesen, im Osthorn Afrikas und in Oberguinea, in Polynesien ꝛc. Auch die strenge Sonderung der Berufe in reine und unreine, die bei uns zum Teil bis ins 18. Jahrh. gedauert hat, gemahnt an das Kastenwesen.

Für die Entstehung der Kasten können sehr verschiedenartige Umstände und Sachlagen maßgebend sein. In den meisten Fällen wird man an kriegerische Umwälzungen in den betreffenden Ländern zu denken haben, indem sich dort die siegreiche Partei zur herrschenden K. aufwarf und die bisherigen Bewohner des Landes zu Unterworfenen, Besitzlosen und Leibeignen machte. Einen solchen Verlauf haben wir im alten Indien vor uns, wo nach dem Eindringen der Arier ins Pandschab die alteingesessene Bevölkerung systematisch in die vierte K., die der Sudra, hineingedrängt und gezwängt wurde. Hier besteht also ein wirklicher Rassengegensatz, eine strenge Scheidung der Farbe nach, für die der arische alte

Name für K.: Warna, d. h. Farbe, bezeichnend genug ist. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse im Osthorn Afrikas, wo sich über einer ältern Schicht in gewaltsamem Einbruch eine kräftigere jüngere gelegt hat: die Somal, Galla und Danakil. Jene wird heute durch die Tumalod, Yiber und Midgan vertreten, die heute als Schmiede, Zauberer, Tänzer, Gerber, Sattler, Waffenmeister und Ärzte zwar ein ganz erträgliches Dasein führen, gesellschaftlich aber streng von der jüngern Bevölkerungsschicht getrennt sind. Ähnliche unterdrückte Reste älterer Bevölkerungen sind die Laobés und die Griots in Senegambien. Aus Kriegsgefangenen hervorgegangen ist die unterste japanische K. der Yeta, die mit den aus obdachlosen Strolchen japanischen Ursprungs bestehenden Hinin zusammen die Hefe der Bevölkerung bilden; sie sollen Nachkommen koreanischer Kriegsgefangener sein, müssen außerhalb der Ortschaften wohnen, dürfen kein Haus eines Höherstehenden betreten und sind Abdecker, Gerber und Lederarbeiter, denen besonders das Wegschaffen des toten Viehes obliegt. Auch sonst entstehen aus verachteten Berufen leicht erbliche Kasten, da die Söhne der anrüchigen Handwerker meist nicht in die höhern Stände eindringen können, sondern wohl oder übel den Beruf des Vaters ergreifen müssen. Am längsten hat sich bei uns diese gewaltsame Absonderung auf die Scharfrichter erstreckt, die bis ins 18. Jahrh. hinein eine streng endogamische K. zu bilden gezwungen gewesen sind, da ein Übertritt zu andern, weniger verrufenen Ständen kaum möglich war. Im alten Indien zerfiel die Bevölkerung in altbrahmanischer Zeit in die vier großen Kasten der Brahmanen, Kshatriya, Waisya und Sudra. Von ihnen haben die ersten den alten arischen Typus besonders im nördlichen Indien ziemlich rein bewahrt, während südlich des Breitenkreises von Orissa auch unter ihnen sich viele dunkelhäutige Elemente finden. Für die Kriegerkaste der Kshatriya und die große Masse des gewöhnlichen Volkes haben, von den ersten blutigen Zeiten nach der Eroberung Indiens abgesehen, so starke Bestrebungen nach Reinhaltung des Blutes und der Rasse nie bestanden; beide Gruppen sind denn auch stark hinduisiert. Diese Blutmischung auf der einen Seite, die berufliche Differenzierung auf der andern sind die beiden Hauptursachen für die Tatsache, daß das heutige Kastenwesen Indiens in viele Hunderte, ja Tausende von Einzelgruppen aufgelöst ist; selbst die Brahmanen zerfallen in eine große Anzahl derart differenzierter Abstufungen, zwischen denen keine Wechselheiraten stattfinden, und die ihrerseits sich noch einmal in Sippen mit exogamischen Ehegesetzen zerlegen. Wie sehr im übrigen auch in Indien die wirtschaftlichen Verhältnisse das Kastenwesen beeinflussen und wie sie selbst das scheinbar Unvereinbare ermöglichen, zeigt die merkwürdige Tatsache, daß einer der zur Sudrakaste gehörigen Wanderstämme, der Pariastamm der Beldar, zur brahmanischen K. gerechnet wird, lediglich aus dem Grunde, weil man seiner bei der Herstellung der heiligen Teiche und Badeplätze nicht entraten kann. Durch das ständige Neuaufkommen vordem nicht bekannter Berufe wächst in Indien die Zahl der Kasten immer mehr. Wo kriegerische Eroberung die gesellschaftliche Neuordnung und Klassifizierung der Bevölkerung diktiert hat, wird naturgemäß die Kriegerkaste, der der Herrscher und der Adel zugehört, den obersten Rang einzunehmen sich bestreben; Gelehrte, Priester, Kaufleute, Handwerker, Gewerbtreibende haben sich jener K. unterzuordnen. In andern Fällen, wie im alten Ägypten mit seiner hierokratischen Verfassung, haben sich die Priester den ersten Rang zu sichern verstanden; hier gehörte der Landesherrscher ihrer K. an.

Infolge der durch Jahrtausende durchgeführten Abschließung sollen in manchen Fällen innerhalb der einzelnen Kasten ethnologische Merkmale, Rasseneigentümlichkeiten u. dgl. bewahrt worden sein, so daß die Angehörigen derselben beinahe an die körperlich verschiedenen Kasten gesellig lebender Insekten (Ameisen, Termiten) erinnern, deren Zahl mitunter auf 5—10 (Königinnen, Krieger, Arbeiter, Aufseher, Männchen ꝛc.) steigt. Bei den Kulturvölkern haben sich die strengen Abschließungsverhältnisse ehemaliger Kasten meist bis zum Verschwinden gemildert, obwohl in Erbständen und Adelsvorrechten noch ein Nachklang jener alten Institutionen gefunden werden kann. Vgl. O. Beneke, Von unehrlichen Leuten (2. Aufl., Berl. 1889); Chr. Meyer, Die Parias der alten Gesellschaft (in den »Kulturgeschichtlichen Studien«, das. 1903); H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur (Leipz. 1900); A. Krause, Die Pariavölker der Gegenwart (das. 1903); Fick, Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit (Kiel 1897); Nesfield, Brief view on the caste system of the North-Western Provinces and Oudh (Allahabad 1885); Hopkins, The mutual relations of the four castes according to the Mânavad harmaçastram (Leipz. 1881); K. Ritter, Vergleichende Erdkunde, Bd. 5; Crooke, The tribes and castes of the Northwestern Provinces and Oudh; Steele, Law and custom of Hindu caste (Lond. 1868); Sherring, Hindu tribes and castes (das. 1872—81, 3 Bde.); Senart, Les castes dans l'Inde (»Revue des deux Mondes«, Par. 1896); J. Campbell, Ethnology of India (Kalkutta 1866); Hunter, The Indian empire (3. Aufl., Lond. 1896); Gehring, Südindien, Land und Volk der Tamulen (Gütersloh 1899); E. Schmidt, Ceylon (Berl. 1897) und Reise nach Südindien (Leipz. 1894); »Census of India«, zuletzt für 1901 (Kalkutta 1903).

Kasteiung (im 16. Jahrh. noch Kestigung, v. lat. castigatio, »Züchtigung«), Bezeichnung für freiwillige Entbehrungen und Leiden, die man zur Beschränkung der Sinnlichkeit übernommen; vgl. Buße und Fasten.

Kastel, 1) (Castellum Mattiacorum) Stadt in der hess. Provinz Rheinhessen, rechts am Rhein und an der preuß.-hess. Staatsbahnlinie Hochheim-Horchheim, Mainz gegenüber und mit diesem durch eine feste Straßenbrücke verbunden (s. Mainz, mit Stadtplan), 87 m ü. M., bildet einen Teil der Festung Mainz, von dem indessen die Umwallung niedergelegt wird, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Synagoge, eine große Zementfabrik, 2 bedeutende chemische Fabriken, Schiffbau, Flößerei, Holz- und Kohlenhandel, Weinbau und (1900) mit der Garnison (zur Besatzung von Mainz gehörig: ein Infanteriebataillon Nr. 88, eine Batterie Feldartillerie Nr. 63 und ein Pionierbataillon Nr. 21) 8098 meist kath. Einwohner. Vgl. Becker, Castellum Mattiacorum (Wiesb. 1863). — 2) Flecken im bayr. Regbez. Oberpfalz, s. Kastl.

Kastelholm, s. Alandsinseln.

Kastelia, Dorf in Morea, s. Koroni.

Kastell (lat., Diminutiv von castrum, »kleines Fort«), bei den Römern die in längern Befestigungslinien mit gewissen Zwischenräumen auf sanften Erhöhungen angelegten Schanzen, die als Stützpunkte der Verteidigung dienten. Später bildeten sie in den eroberten Provinzen an den Heerstraßen und Grenzen

in Mauerwerk ausgeführte kleinere Befestigungen (rechteckige Ringmauer mit abgerundeten Ecken, mit und ohne Türme) mit stehender Besatzung. Sie finden sich besonders in den Grenzwällen in Britannien, am Limes (s. d.) zwischen Rhein und Donau, an der mittlern Donau in Pannonien, in Dalmatien, im südlichen Tunesien und am arabischen Limes in Ostpalästina.

Kastellān (lat. Castellanus), im Mittelalter Bezeichnung desjenigen, dem eine Burg (castellum) zur Verteidigung überwiesen war. Er stand entweder unter dem Fürsten unmittelbar, oder unter einem Herzog; später änderte sich der Titel in Burggraf um. Besonders bemerkenswert war die polnische Kastellaneiverfassung, die durch Boleslaw Chrobry (992—1025) gegründet wurde und den Grund der spätern Verwaltung des Reiches bildete. Die Kastellane standen an der Spitze der sogen. Slachta, d. h. der freien, adligen Grundbesitzer, die für die eigentliche polnische Nation galten (s. Schlachtschitzen). Seit dem 16. Jahrh. bildeten sie nebst den Woiwoden und Bischöfen den Senat oder die obere legislative Kammer (s. Polen, Geschichte). — Jetzt ist K. Titel des Aufsehers über ein fürstliches Schloß oder ein andres öffentliches Gebäude, besonders auch eine Schule.

Kastellan von Coucy, s. Coucy.

Kastellaun, Flecken im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Simmern, auf dem Hunsrück, an der Staatsbahnlinie Simmern–K., 405 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Burgruine, Amtsgericht, 2 Oberförstereien, Bierbrauerei, Gerberei, Molkerei und (1900) 1438 Einw. — K. entstand auf dem Boden einer römischen Ansiedelung, erhielt 1309 Stadtrecht und gehörte seit dem 13. Jahrh. zur vordern, 1417—37 zur hintern Grafschaft Sponheim, wurde dann mit dieser gemeinsamer Besitz der Markgrafen von Baden und der Grafen von Veldenz, deren Rechtsnachfolger die verschiedenen Linien der Pfälzer wurden. 1776 wurde das zweiherrige Gebiet geteilt, und dabei fiel K. an Pfalz-Zweibrücken, 1815 an Preußen. Das Schloß brannten die Franzosen 1689 nieder.

Kastelloryzo, Ort auf der Insel Meis (s. d.), an der Südküste von Kleinasien, mit einem Johanniterschloß, vorzüglichem Hafen und 5—6000 Einw. Die fast nur griechischen Bewohner treiben Handel, Schiffahrt und besonders Schwammfischerei.

Kastelruth, Dorf in Tirol, Bezirksh. Bozen, 1095 m ü. M., östlich vom Eisacktal, an der Straße von Waidbruck nach Seis und Ratzes gelegen, beliebte Sommerfrische, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1900) 995 (als Gemeinde 3265) deutschen Einwohnern.

Kasten (Springkasten), Turngerät, s. Tisch; Garbenkasten, s. Ernte, S. 68 f.

Kästen (Kesten), soviel wie Kastanien; daher Kästenbaum oder Kastanienbaum.

Kastenamt, s. Kastner.

Kastenbalg, ein Blasebalg mit parallel bewegtem Deckel; s. Gebläse, S. 415.

Kastenblau (Schilderblau), mit Hilfe von Realgar in der Kattundruckerei erzeugtes Indigblau.

Kastenfassung, Fassung der Edelsteine in einem Kasten, s. Edelsteine, S. 372.

Kastenformerei, s. Gießerei, S. 833, und Eisengießerei, S. 556.

Kastengeist (Kastenwesen), mit Bezug auf die indischen Kasten (s. Kaste) das auf strenge Absonderung und Abschließung der Stände und Rangstufen gegeneinander gerichtete Streben.

Kastenguß, s. Eisengießerei, S. 556.

Kastengüter, veraltete Bezeichnung für Güter, die zum Kirchenvermögen (»Kirchenkasten«) gehörten und durch sogen. Kastenherren, Kastenmeister, Kastenvögte, Kastenschreiber verwaltet wurden.

Kastenkiel, s. Kiel.

Kastenkielschwein, s. Kielschwein.

Kastenkünste, s. Paternosterwerke.

Kastenmange, s. Mange.

Kastenpfand (Kistenpfand), s. Ausstattung, S. 155.

Kastenrinne, s. Dachrinne.

Kastenschloß, s. Schloß.

Kastenvogt, s. Kastengüter.

Kastenwerk, s. Paternosterwerke.

Kastenziffer, s. Postabholungsfächer.

Kastigation (lat.), Züchtigung; Kastigator, Züchtiger, Tadler, Verbesserer; kastigieren, reinigen, verbessern.

Kastilien (span. Castilla), ein Teil Zentralspaniens, der durch eine Gebirgskette (s. Kastilisches Scheidegebirge) in die ehemaligen Provinzen oder Königreiche Altkastilien (nördlicher Teil) und Neukastilien (südlicher Teil) geschieden wird. Altkastilien (Castilla la vieja) umfaßt die größere Hälfte des nördlichen Tafellandes, die nördliche Hälfte des Iberischen und die westliche Hälfte des Kantabrischen Gebirges samt dem entsprechenden Teil der Nordküste, grenzt gegen N. an das Atlantische (Kantabrische) Meer, gegen O. und NO. an Vizcaya, Alava, Navarra und Aragonien, gegen S. an Neukastilien und Estremadura, gegen W. an Leon und Asturien und zerfällt in die acht Provinzen: Palencia, Valladolid, Avila, Segovia, Soria, Burgos, Logroño und Santander (s. diese Artikel). Der Flächeninhalt beträgt 65,727 qkm (1193,7 QM.). Die Bevölkerung zählt (1900) 1,785,403 Einw. Es ist ein kräftiger Menschenschlag, die Männer hager, aber muskulös, von mittlerer Größe, die Frauen meist voll und schlank, von großer Lebhaftigkeit und mit viel natürlicher Grazie begabt. Die hervorspringenden Züge des kastilischen Charakters sind Stolz, Ehrenhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Genügsamkeit und starres Festhalten am Alten. Mit diesen Zügen verbindet sich ein ernstes, gemessenes, förmliches und schweigsames Wesen. Die Landbevölkerung lebt teilweise sehr zerstreut in Caserios und Weilern, besonders in den nördlichen und östlichen Provinzen.

Neukastilien (Castilla la nueva) grenzt gegen N. an Altkastilien, im O. an Aragonien und Valencia, gegen S. an Murcia und Andalusien, gegen W. an Estremadura und umfaßt den bei weitem größten Teil des südlichen Tafellandes. Es zerfällt in die fünf Provinzen: Madrid, Toledo, Guadalajara, Ciudad Real und Cuenca und hat Madrid zur Hauptstadt. Das Areal beträgt 72,160 qkm (1310,6 QM.). Die Bevölkerung zählt (1900) 1,923,310 Einw. Die Neukastilier sind ein aus der Vermischung der Mozaraber (d. h. der von den Arabern unterjochten Westgoten) und der Spanier, die sich nach der Besiegung und Vertreibung der Mauren hier niederließen, hervorgegangenes Mischlingsvolk. Unter allen Zentralspaniern sind sie die talentvollsten und haben namentlich viel Mutterwitz.

[Geschichte.] K., das alte Bardulien, das Gebiet des obern Ebro, von den zahlreichen Bergschlössern (castella) K. genannt, stand seit dem 8. Jahrh. unter der Herrschaft der Könige von Asturien und Leon, die das Land durch eingeborne Grafen verwalten ließen. Diego Nuñez und Fernan Gonzalez werden im 10. Jahrh. als Grafen von K. genannt,

die durch Aufstände gegen Ordoño II. und seine Nachfolger die Unabhängigkeit ihres Landes von Leon zu erreichen suchten. Nach dem Tode des Fernan Gonzalez (970) herrschte sein Sohn Garcia Fernandez fast selbständig, bis er 1000 gegen Almansur von Cordoba fiel. Garcia Fernandez' Sohn Sancho hinterließ die Grafschaft K. 1026 seinem Schwiegersohn, dem König Sancho dem Großen von Navarra, der bei seinem Tode (1035) K. seinem zweiten Sohn Ferdinand gab. Dieser besiegte bei Carrion 1037 den König Bermudo III. von Leon und vereinigte hierauf ganz Leon mit seiner bisherigen Herrschaft zum Königreich K., das unter Ferdinands Fürsorge und verständiger Regierung immer mehr emporstieg. Er schlug in der Schlacht von Atapuerta 1054 einen Angriff seines neidischen Bruders Garcia III. von Navarra zurück, vereinigte das navarrische Gebiet auf dem rechten Ebroufer mit K. und erweiterte durch glückliche Kämpfe mit den Arabern die Grenzen seines Reiches beträchtlich nach Süden. Bei seinem Tode (1065) teilte er sein Reich unter seine drei Söhne, von denen Sancho II. K., Alfons Leon und Asturien, Garcia Galicien erhielt. Indes Sancho II. (1065—72) vertrieb seine Brüder; erst nach seinem Tode bemächtigte sich Alfons VI. (1072—1109) des Reiches und teilte sich 1076 mit Aragonien in das Königreich Navarra. Er regierte mit Weisheit und Kraft und führte siegreiche Kriege gegen die Ungläubigen, denen er unter anderm Toledo entriß; dagegen verlor er 1080 in der unglücklichen Schlacht bei Ucles seinen einzigen Sohn, Sancho. Unter ihm wurde das römisch-hierarchische Kirchensystem auch in K. eingeführt. Seine Tochter Urraca vermählte sich nach seinem Tode mit Alfons I. von Aragonien, doch gereichte die Vereinigung keinem zum Segen. Der kastilische Adel erhob sich endlich gegen die aragonische Herrschaft und rief Urracas Sohn erster Ehe, Alfons Raimundez, zum König aus. Nach langem, blutigem Krieg wurden die Reiche 1126 wieder getrennt; K. mit Leon und Galicien wurde das Gebiet Alfons' VII. (1126—57), der den Titel eines »Kaisers von Spanien« annahm und tapfer gegen die Araber focht. Unter seinen Söhnen und Nachfolgern wurde das kastilische Reich zerrissen, indem Leon, Galicien, Asturien und Navarra sich unabhängig machten. In K. folgte ihm Alfons VIII., der Edle (1157—1214). Dieser hinterließ die Krone seinem elfjährigen Sohn Heinrich I., der jedoch schon 1217 verunglückte. Nun brachen wieder Bürgerkriege aus, bis 1230 durch Vertrag Ferdinand III., Sohn von Heinrichs Schwester Berengaria und Alfons IX. von Leon, als König von K. und Leon anerkannt und dabei festgesetzt wurde, daß beide Staaten in Zukunft ein einziges, unteilbares Reich bilden und die Erbfolge auf den ältesten Sohn und in Ermangelung männlicher Erben auf die weibliche Linie übergehen sollte. Ferdinand III., der Heilige (1230—52), war ein ebenso weiser Regent wie tapferer Feldherr; er eroberte 1236 Cordoba, 1248 Sevilla und brachte das Land bis zur Südküste unter kastilische Herrschaft, ja sogar Granada in Lehnsabhängigkeit. Ihm folgte 1252—84 Alfons X., der Weise, der mit großer Freigebigkeit Künste und Wissenschaften unterstützte. Er bedrückte aber das Land mit neuen Steuern und erregte dadurch, daß er die Söhne seines erstgebornen Sohnes, Ferdinand de la Cerda, vom Thron ausschloß und seinen zweiten Sohn, Sancho, zum Nachfolger bestimmte, einen Thronstreit, der Kastiliens Macht bedeutend schwächte und den Adel zu Trotz und Überhebung verleitete. Kummer und Reue brachen Alfons X. das Herz. Unter Sancho IV. (1284—95) brach wieder eine Empörung der Edelleute aus, welche die Sache der Infanten von La Cerda zu der ihrigen machten. Gegen den minderjährigen Ferdinand IV. (1295—1312) erhoben sich mehrere Prätendenten, und auch die Nachbarreiche suchten sich auf Kosten Kastiliens zu vergrößern; indes seine Mutter Maria de Molina wußte diese Gefahren durch Weisheit und Standhaftigkeit zu überwinden. Neue Streitigkeiten brachen aus, als nach Ferdinands plötzlichem Tode die Krone an dessen zweijährigen Sohn Alfons XI. (1312—50) fiel; das Reich wurde durch diese innern Kämpfe völlig zerrüttet. Erst 1335 gelang es Alfons, der Empörungen Herr zu werden und durch die Bewilligung der Alcavala (einer Steuer auf den Verkauf alles beweglichen Gutes) eine unabhängige Stellung zu gewinnen. Er eroberte darauf 1344 Algeziras und starb bei der Belagerung von Gibraltar 1350. Ihm folgte Peter der Grausame (1350—69), der durch seine Greueltaten eine Erhebung seines Halbbruders Heinrich von Trastamara veranlaßte und 1369 von diesem bei Montiel geschlagen und getötet wurde. Heinrich II. (1369—79) behauptete im Bündnis mit Frankreich den Thron gegen Peters Schwiegersohn, den englischen Prinzen Johann von Lancaster, und erwarb Biscaya. Sein Sohn Johann I. (1379—90) führte Krieg mit den Portugiesen und Engländern um den Besitz seines Thrones, vertrug sich aber 1387 im Vertrag von Bayonne mit dem Haus Lancaster und 1389 mit Portugal. Ihm folgte der elfjährige Heinrich III. (1390—1406), dessen Minderjährigkeit Streitigkeiten über die Reichsverwaltung veranlaßte, die das Land furchtbar zerrütteten. Da erklärte sich der junge 14jährige König 1393 für mündig, vermählte sich mit Katharine von Lancaster und führte die Regierung selbst und zwar mit großer Energie. Unter ihm wurden 1402 die Kanarischen Inseln zuerst von K. besetzt. Nach seinem frühen Tode folgte Johann II. (1406 bis 1454), anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Katharina und des Infanten Ferdinand, nachherigen Königs von Aragonien, der die Regierung mit Gewandtheit und Energie führte, glücklich gegen die Araber focht (Sieg bei Antequera 1410), aber schon 1416 starb. Damit erreichte der glückliche Zustand von K. sein Ende. Johann selbst, der sich im 13. Jahr für mündig erklärte, war ein schwacher und charakterloser Fürst, der ganz unter der Leitung seines Günstlings Alvaro de Luna (s. d.) stand. Luna vermählte den König mit der Infantin Isabella von Portugal, diese verband sich aber mit den Mißvergnügten gegen den Günstling und bewirkte seine Hinrichtung (1453). Der König war fortan ein Spielball der Parteien. Charakterloser noch als er war sein Sohn und Nachfolger Heinrich IV., der Ohnmächtige (1454—74), der durch Verschwendung das Land zerrüttete und dem räuberischen Adel zügellose Freiheit ließ, den Arabern aber 1462 das wichtige Gibraltar entriß. Sein Günstling, Beltran de la Cueva, galt allgemein für den Vater einer von der Königin gebornen Tochter, Johanna (Beltraneja). Als nun der König dieselbe zur Erbin seines Reiches erklärte, traten die kastilischen Barone gegen ihn auf und ernannten 1465 seinen elfjährigen Bruder, Alfons, zu Sevilla feierlich zum König. Den hierdurch hervorgerufenen Bürgerkrieg beendete 1468 Alfons' Tod. Heinrichs Schwester Isabella ward nun von den Verbündeten zur Königin ausgerufen, und Heinrich IV. mußte selbst ihre Ansprüche auf die Thron-

folge anerkennen. Er starb 11. Dez. 1474, ein Reich hinterlassend, das die Greuel des Bürgerkrieges in grenzenloses Elend gestürzt hatten. Der König Alfons V. von Portugal machte als Oheim und Verlobter der Johanna Beltraneja im Bund mit Frankreich allerdings einen Versuch, deren Erbrecht zur Geltung zu bringen, ward aber 1476 bei Toro gänzlich geschlagen und erkannte im Frieden von Alcantara 1479 Isabella als Königin von K. an. Da nun kurz zuvor (1479) Johann II. von Aragonien gestorben war, so erbte Ferdinand dessen Krone, und K. wurde mit Aragonien und somit ganz Spanien zu Einem Reich vereinigt. Vgl. »Coleccion de cronicas y memorias de los reyes de Castilla« (Madr. 1780—87, 9 Bde.); »Actas de las cortes de Castilla 1563—1713« (das. 1861—85); Rosell, Cronicas de los reyes de Castilla (das. 1875—78, 3 Bde.); Schirrmacher, Geschichte Kastiliens im 12. und 13. Jahrhundert (Gotha 1881).

Kastilischer Kanal (Canal de Castilla), span. Schiffahrtskanal, beginnt bei Alar del Rey in der Provinz Palencia, folgt dem Laufe des Pisuergaflusses, wendet sich dann südwestlich zum Carrion, steht bei Palencia mit dem südwestlich nach Medina de Rioseco führenden Canal de Campos in Verbindung und verläuft schließlich wieder im Tal des Pisuerga bis Valladolid. Er ist mit Einschluß des Camposkanals 227 km lang, 10—20 m breit und 2 m tief und namentlich für den Getreidetransport von Wichtigkeit. Der Kanal wurde im 18. Jahrhundert begonnen, aber erst 1848 vollendet und ist mit 49 Schleusen versehen.

Kastilisches Scheidegebirge (Carpeto-Vettonisches Gebirgssystem), Gebirge in Zentralspanien, das die ehemaligen Provinzen Alt- und Neukastilien trennt und zugleich die ganze Halbinsel in eine nördliche und südliche Hälfte teilt. Von N. steigt das Gebirge allmählich an, nach S. zu stürzt es steiler in die tiefer liegende Hochebene von Neukastilien. Es zerfällt in einen östlichen, einen mittlern und einen westlichen Teil. Die östlichen Sierren ragen anfangs mit völlig kahlen Kämmen nur wenig über das 12—1300 m hohe Plateau; erst westlich von Atienza beginnt das Gebirge mit der Sierra Pela (1580 m) und der Sierra de Ayllon (Cebollera 2127 m, der südlich vorgelagerte Pico Ocejon erreicht 2065 m Höhe) und steigt jenseit des Passes von Somosierra (1430 m) zu der aus silurischen Schiefern und Gneisgranit bestehenden, wild zerrissenen Sierra de Guadarrama (s. d.), die im Pico de Peñalara 2405 m Höhe erreicht. Hier ist das Scheidegebirge am schmälsten. Von da an erweitert sich der schroffe, aus Granit bestehende Hauptzug, die Sierra de Gredos (s. d.), welche die höchste Erhebung des ganzen Gebirgssystems, die Plaza del Moro Almanzor (2661 m), enthält, durch die nördlich vorlagernden Bergketten der Paramera de Avila, Sierra de Avila (Cerro Zapatero, 2097 m, und der Serrota, 2294 m). Jenseit des Passes von Tornavacas (1378 m) zieht sich die aus mehreren Ketten bestehende Sierra de Bejar (noch bis 2400 m hoch) hin. Den westlichen Teil des Scheidegebirges bildet eine von NO. nach SW. verlaufende Gebirgskette, von deren einzelnen Abschnitten insbes. die Peña de Francia (1723 m) und die Sierra de Gata (2300 m), ein ödes, wildes Gebirge mit romantischen Tälern (Las Batuecas, Las Hurdes), hervorzuheben sind. Das Gebirge setzt sich in Portugal als Bergterrasse von Beira und Serra da Estrella (s. d.) fort. Das ganze Gebirgssystem bietet mit Ausnahme der höchsten Ketten leichte Übergänge dar. S. Karte »Spanien«.

Kastl (Kastel, Castl), Flecken im bayr. Regbez. Oberpfalz, Bezirksamt Neumarkt, an der Lauterach und der Staatsbahnlinie Amberg-Lauterhofen, hat eine kath. Kirche, eine ehemalige Benediktinerabtei (mit dem Grabmal Schweppermanns), Schloß, Amtsgericht, Bierbrauerei, Sägemühlen, Hopfenbau und (1900) 820 kath. Einwohner.

Kastner, in älterer Zeit bis ins vorige Jahrhundert Beamter, der dem Kastenamt vorsteht. Den Kastenämtern lag die Verwaltung des landesherrlichen Kammergutes, insbes. des Zehntgetreides, ob. Von den Getreidekasten stammt auch der Name des Amtes.

Kastner, Johann Georg, Musikschriftsteller und Komponist, geb. 9. März 1810 in Straßburg, gest. 19. Dez. 1867 in Paris, bezog 1827, um sich zum Theologen auszubilden, die Universität seiner Vaterstadt, betrieb nebenbei mit Eifer musikalische Studien und wendete sich 1835 nach Paris, wo er zunächst noch Reichas Unterricht genoß und bald zu hohem Ansehen gelangte, Mitglied des Institut de France wurde 2c. K. hat das Verdienst, die Theorie der musikalischen Klangfarbe zuerst systematisch dargestellt und damit einen ganz neuen Zweig der Musiklehre, die Instrumentationslehre, geschaffen zu haben mit den Werken »Traité général de l'instrumentation« (1837) und »Cours d'instrumentation considérée sous les rapports poétiques et philosophiques« (1839, Supplement 1844). Auch schrieb er noch Spezialanweisungen für das Spiel der einzelnen Orchesterinstrumente, eine Klavierschule, Gesangschule und Handbücher der Harmonielehre, des Kontrapunkts 2c. Seine Kompositionen bestehen in mehreren Opern (»Beatrice«, »La Maschera«, »Le dernier roi de Juda« 2c.), Symphonien, Ouvertüren 2c. und einer Reihe charakteristischer Vokal- und Instrumentalwerke, denen er historische Abhandlungen vorangestellt hat: »Les danses des morts« (1852), »Les chants de la vie«, ein Zyklus Männerchöre (1854), »Les chants de l'armée française« (1855), »La harpe d'Éole et la musique cosmique« (1856), »Les cris de Paris« (1857), »La rêve d'Oswald ou les sirènes« (1858). Vgl. Ludwig (v. Jan), Joh. Georg K., ein elsässischer Tondichter (Leipz. 1886, 3 Bde.).

Kästner, 1) Abraham Gotthelf, Mathematiker und Epigrammatiker, geb. 27. Sept. 1719 in Leipzig, gest. 20. Juni 1800 in Göttingen, widmete sich dem Studium der Rechte, daneben dem der Philosophie, Physik und Mathematik; außerdem wurde er durch Gottsched zur Beschäftigung mit der Dichtkunst angeregt. 1739 habilitierte er sich an der Universität zu Leipzig, hielt mathematische, philosophische, logische und juristische Vorlesungen, ward 1746 außerordentlicher Professor und zählte Lessing zu seinen Schülern. 1756 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der Naturlehre und Geometrie nach Göttingen. Von seinen zahlreichen Schriften über Mathematik sind seine »Anfangsgründe der Mathematik« (Götting. 1758—1769, 4 Bde.; 6. Aufl. 1800) hervorzuheben. Seine »Geschichte der Mathematik« (Götting. 1796—1800, 4 Bde.) ist im einzelnen ein scharfsinniges Werk, doch fehlt ihr der umfassende Überblick der Gesamtheit der mathematischen Wissenschaften. Unter seinen belletristischen Schriften (»Vermischte Schriften«, Altenb. 1755 u. ö., 2 Bde.; »Gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke«, Berl. 1841, 4 Bde., mit Lebensbeschreibung) wurden am bekanntesten die Sinngedichte, eine Gattung, die ihm als scharf beob-

achtendem Verstandesmenschen besonders naheliegen mußte. Die meisten beziehen sich auf Tagesereignisse aus der literarischen und gelehrten Welt. Einige erschienen zuerst ohne seine Bewilligung 1781 in Gießen und zogen dem Verfasser durch ihren beißenden Witz und ihre scharfe Ironie auf verschiedene Persönlichkeiten viele Fehden zu. Eine Auswahl enthält Kürschners »Deutsche Nationalliteratur«, Bd. 73.

2) Daniel Viktor, siebenbürgisch-sächsischer Dialektdichter, geb. 30. Dez. 1826 zu Kerz in Siebenbürgen, gest. 29. Aug. 1857 in Hermannstadt, studierte in Hermannstadt und trat bei der k. k. Finanzlandesdirektion in den Staatsdienst. Er veröffentlichte: »Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart«, mit hochdeutscher Übersetzung und einer Einleitung: »Über Volkssprache und Mundarten« (Hermannst. 1862; 2. Aufl. ohne die hochdeutsche Übersetzung und mit Biographie des Dichters von A. Schullerus, das. 1895), worin die Naivität und Gemütlichkeit der siebenbürgischen Sachsen mit vielem Glück zum Ausdruck kommt.

Kastor, stark gewalkter gröberer Wollenstoff zu Mänteln (häufig für Kutscher), mit 22 Ketten- und 20 Schußfäden auf 1 cm, Kette und Schuß Streichgarn 9000 m auf 1 kg. Bindung zeigt die Abbildung. Gleichen Namen führt auch ein Konfektionsplüsch.

Kastor, Stern, s. Castor.

Kastor, Mineral, soviel wie Petalit.

Kastor und Pollux, s. Dioskuren.

Kastorettebisam, s. Bisamfelle.

Kastoria (im Altertum Keletron; türk. Kesrie), Stadt im türk. Wilajet Monastir, auf einer Halbinsel des runden, gleichnamigen Karstsees (624 m hoch, 50 qkm groß, 7—16 m tief, zur Wistritza und dem Wardar entwässernd), an einem wichtigen Straßenknoten, Sitz eines Erzbischofs und eines Kaimakams, hat Reste byzantinischer Befestigungen, lebhaften Handel (besonders mit Pelzwerk) und 10,000 Einw. (etwa ein Drittel Griechen, ein Drittel Slawen, der Rest Türken und Albanesen).

Kastorin, kräftig gewalkter Wollenstoff mit 16 Fäden auf 1 cm, aus Streichgarnen 6500 m auf 1 kg; auch ein baumwollener Plüsch.

Kastoröl, soviel wie Rizinusöl.

Kastorsäcke, s. Bibergeil.

Kastradina, in Dalmatien und Montenegro geräuchertes Hammelfleisch, wird besonders in den Nahijen Njegus und Cetinje hergestellt. Montenegro führt jährlich K. von 150,000 Hammeln im Wert von nahezu ½ Mill. Gulden aus.

Kastrāt (Hämmling, lat. Castratus, ital. Castrato), ein im Knabenalter durch die Operation der Kastration (s. d.) der Mannheit Beraubter, dem durch Unterdrückung des Stimmwechsels die Knabenstimme erhalten bleibt. Das mosaische Gesetz verbot die Operation an Menschen und Tieren. Bei einigen asiatischen Völkern war sie dagegen religiöser Brauch und wurde an den Kybele-Priestern oder Gallen mit Steinmessern vorgenommen; sie drang mit diesen Kulten nach Griechenland und Rom. Indessen verboten Cäsar, Domitian, Nerva und Konstantin d. Gr. die Kastration; im oströmischen Reich aber ward sie besonders unter Justinian sehr gebräuchlich, und christliche Fanatiker, wie z. B. Origenes, nahmen sie aus übertriebenem asketischen Eifer an sich selbst vor. In den mohammedanischen Ländern dienen Kastraten als Haremswächter (s. Eunuch). Das kanonische Recht verbietet die Kastration, und in mehreren päpstlichen Bullen wird sie bei Strafe des Kirchenbannes untersagt. Gleichwohl wurde sie in Italien behufs der Erzielung guter Diskantsänger häufig ausgeübt, und noch im 18. Jahrh. rechnete man mehr als 4000 Knaben, die in Italien, namentlich im Kirchenstaat, jährlich verstümmelt wurden; ja bis in die neuere Zeit gab es in Rom und allen großen Städten Italiens zahlreiche Kastraten für den Kirchengesang, für Oper- und Konzertaufführungen. Die Stimme des Kastraten vereinigt mit dem Timbre der Knabenstimme die Lungenkraft des Mannes, so daß der Sänger endlos scheinende Passagen auszuführen und das messa di voce erstaunlich auszudehnen vermag. Als Sänger der italienischen Oper erreichten einzelne Kastraten, wie Farinelli, Senesino, Cusanino, Ferri, Momoletto, Giziello, Bernacchi, Caffarelli, Crescentini, Pacchierotti, Manzuoli, Marchesi, Salimbeni, Velluti (gest. 1861), europäischen Ruf und bezogen schon zu Händels Zeiten enorme Honorare.

Kastrati, Stamm der Albanesen im Bergland des türk. Wilajets Skutari, stark mit Serben vermischt, 2700 Köpfe, darunter 270 Mohammedaner, die übrigen katholisch, in 450 Häusern.

Kastration, die Entfernung der Geschlechtsdrüsen bei Menschen u. Tieren, eine Operation, deren Folgen beweisen, daß die zahlreichen außerhalb der Geschlechtsorgane vorkommenden Differenzen der Geschlechter nicht in der ursprünglichen Organisation unweigerlich gegeben sind, sondern erst mit der Entwickelung der Keimdrüsen und der Keime sich entfalten. Nach Entfernung der Hoden bei Knaben (Entmannung) wird der Körperbau zart, die Haut fettreich, der Kehlkopf bleibt um ein Drittel zu klein, die Stimme wird hoch (s. Kastrat), der Brustkorb wie beim Weibe schmal, das Becken weit; es entwickelt sich kein Bart, und war er bereits vorhanden, so fällt er aus. Wurden die Hoden in früher Jugend entfernt, so verschwindet mit dem Zeugungsvermögen auch das Begattungsvermögen. Werden beim Weibe beide Eierstöcke vor Beginn der Menstruation entfernt, so bildet sich ein großer muskulöser Körper ohne Busen und ohne entwickelte Brustwarze, Becken und Fettentfaltung nehmen männlichen Charakter an, und Menstruation tritt nicht ein. Werden entwickelte Frauen kastriert, so tritt frühzeitige Zurückbildung der Geschlechtsorgane ein, die Menstruation hört auf, und es treten die Erscheinungen des Klimakteriums (s. Klimakterische Jahre) ein. Ähnliche Beobachtungen macht man bei Tieren. Kapaunen, Poularden und andre Kastraten mausern nicht mehr. Junge Hirsche erzeugen nach Verletzung an den Hoden keine Geweihe, ältere wechseln sie nicht mehr. Werden sie kastriert, wenn sie gerade die Geweihe abgeworfen haben, so setzen sie keine neuen auf. Ochsen bekommen Hörner, die denen der Kuh ähnlicher sind, Eber bekommen keine Hauer, Hähne keinen Kamm und keinen Sporn. Das Fleisch kastrierter Tiere wird zarter, sie mästen sich leichter als unverletzte, ihre Sinnesart wird ruhiger, weniger reizbar. Ochsen werden größer als Bullen. Alle diese Erscheinungen zeigen einen großen, in seiner Wirkungsweise noch nicht völlig geklärten Einfluß der Geschlechtsdrüsen auf zahlreiche Gewebe des Körpers. Vgl. Rieger, Die K. in rechtlicher, sozialer und vitaler Hinsicht (Jena 1900); Möbius, Über die Wirkungen der K. (Halle 1903). — In der Heilkunde entfernt man die Hoden bei Krebs oder gelegentlich bei Prostatavergrößerungen. Die Eierstöcke werden herausgenommen bei schweren Erkrankungen derselben, der Gebärmutter oder der Scheide und bei Neurosen, die durch Ovarienleiden oder Menstrualvorgänge unterhalten werden. Ca-

stration utérine, Entfernung der Gebärmutter; Castratio uterina atmocaustica, Behandlung der Gebärmutter mit Wasserdampf (Vaporisation, s. d.).

K. bei Haustieren wird bei männlichen und weiblichen Tieren meist zu wirtschaftlichen Zwecken vorgenommen, ist eine für die Nutzung der Tiere z. T. unentbehrliche Maßregel und als solche zu beurteilen. Hengste und Stiere lassen sich zwar auch zur Arbeit benutzen, bleiben aber durch ihr Temperament gefährlich (weshalb Einstellung von Hengsten in der deutschen Armee ausgeschlossen ist), während Wallache und Ochsen leichter zu behandeln und daher leistungsfähiger sind. Ebenso begünstigt die K., wie bekannt, den Fettansatz und macht die Mast viel ergiebiger. Schweine würden sich ohne K. nur schwer mästen lassen, weshalb sie, soweit sie nicht zur Zucht verwendet werden sollen, ganz allgemein kastriert werden und zwar beide Geschlechter schon als 5—10 Wochen alte Ferkel, die das kunstlose Verfahren der sogen. Schweineschneider ohne Nachteile vertragen. Zu demselben Zweck werden Hähne kastriert (kapaunisiert). Wird eine Kuh nach dem Gebären (frischmilchend) kastriert, so liefert sie noch eine Zeitlang einen vorzüglichen Milchertrag und läßt sich dann besonders gut mästen. Im übrigen kastriert man Kühe auch zu Heilzwecken bei Stiersucht (s. d.). Stubenhunde und -Hündinnen werden oft kastriert, um die lästigen Äußerungen des Geschlechtstriebes aufzuheben. Das seit Jahrhunderten geübte Kastrationsverfahren ist durch moderne, den Regeln der Aseptik angepaßte Methoden und Instrumente verdrängt, soweit die K. von Tierärzten ausgeführt wird. Dies ist jetzt meistens der Fall bei der K. von Hengsten, obwohl auch hier noch teilweise sogen. Viehkastrierer tätig sind. Eine sehr schwierige Operation ist die K. der Spitzhengste (s. d.). Die K. von Stuten, die oft wegen übermäßiger Rossigkeit und dadurch erschwerter Benutzung zum Dienst erwünscht wäre, ist unausführbar, weil die Stute den zur Entfernung der Eierstöcke nötigen Eingriff in die Bauchhöhle nicht verträgt. Die K. der Kuh, die von der Scheide aus vorgenommen wird, ist zwar eine schwierige, aber bei wissenschaftlicher Ausführung ungefährliche Operation. Bei Hündinnen muß die K. tierärztlich kunstgerecht (durch Flankenschnitt) ausgeführt werden, ebenso bei erwachsenen Sauen, während die K. der Ferkel beiderlei Geschlechts, der jungen Stiere und Schafböcke in der Regel dem Viehkastrierer überlassen bleibt. Das Kastrieren der Hähne, deren Hoden in der Bauchhöhle liegen, erfordert eine Öffnung des Bauches, die aber leicht ertragen und von geübten Geflügelwärterinnen ausgeführt wird. Vgl. Günther, Das Kapaunen der Hähne (Berl. 1890); L. Hoffmann, Über die K. der Haustiere (Leipz. 1892). — Parasitäre K., s. Schmarotzer.

Kastri, 1) Dorf im griech. Nomos Argolis, an der Stelle des alten Hermione (s. d.), neuerdings wieder Hermioni genannt. — 2) Dorf im griech. Nomos Phthiotis, an der Stelle des alten Delphi (s. d., S. 618), mit 200 Einw.

Kastrieren (lat.), verschneiden, der Mannheit berauben; s. Kastration.

Kastries, Ort, s. Alexandrowsk 3).

Kastriota, Georg, s. Skanderbeg.

Kastron (»Burg«), moderner Name für die Hauptorte mehrerer griechischer Inseln, an dessen Stelle jetzt meist der Name der letztern selbst getreten ist, so auf Mytilene, Lemnos, Chios, Amurgos u. a.

Kastrop, Stadt im preuß. Regbez. Arnsberg, Landkreis Dortmund, an der Staatsbahnlinie Wanne-Dortmund, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Waisenhaus, elektrische Straßenbahn, Amtsgericht, jährliche Pferderennen, eine große Steinkohlengrube u. Koksfabrik, Sprengstofffabrik, Dampfmahl- und Dampfsägemühle, Ziegelbrennerei und (1900) 9235 meist kath. Einwohner. K. ist 1902 mit den Gemeinden Oberkastrop und Behringhausen vereinigt und zur Stadt erhoben worden.

Kasualien (lat. Casualia), »zufällige« Umstände, Sachen ꝛc.; Stolgebühren (s. d.); in der Kirchensprache geistliche Amtsverrichtungen, wie Taufen, Trauungen, Begräbnisse. Die bei solcher Gelegenheit gehaltenen Reden heißen Kasualreden oder Kasualpredigten.

Kasualreden, s. Kasualien.

Kasuar (Casuarius *L.*), Vogelgattung der Kurzflügler aus der Familie der Kasuare (Casuaridae), große Vögel mit gedrungenem Leib, kurzem, in der obern Hälfte nacktem, lebhaft gefärbtem, vorn mit einer oder zwei Klunkern geziertem Hals, einem aus einer Auftreibung des Stirnknochens bestehenden und mit einer hornartigen Masse bedeckten Helm, geradem, auf der Firste gewölbtem, vor der Spitze etwas gekrümmtem Schnabel, kurzen Flügeln, die statt der Schwungfedern fünf fahnenlose Kiele besitzen, ohne Steuerfedern, mit kurzen, dicken, dreizehigen Füßen und langen Nägeln an den mittlern Zehen; an den Federn des Leibes stehen die kurzen, steifen Fahnenstrahlen weit voneinander entfernt und besitzen keine Seitenfasern. Von den neun Arten ist der Helmkasuar (Casuarius galeatus *Vieill.*, s. Tafel »Straußvögel II«, Fig. 2) fast 2 m hoch, schwarz, im Gesicht grünblau, am Hinterkopf grün, der Hals vorn violett, seitlich blau, hinten lackrot. Er scheint auf Ceram beschränkt zu sein, hält sich beständig im Dickicht verborgen und weiß sich allen Nachstellungen zu entziehen. Er lebt einsam, nährt sich hauptsächlich von Früchten, Kerb- und Krebstieren und legt 3—5 grüne Eier, die das Männchen in zwei Monaten ausbrütet. Auch die Führung der Jungen übernimmt das Männchen. Küchlein werden auf den indischen Inseln häufiger gefangen, lassen sich aufziehen, vollständig zähmen und haben sich in zoologischen Gärten auch fortgepflanzt. Die Kasuare laufen mit wagerechter Haltung des Leibes ungemein schnell und gewandt. Sie erscheinen begabter als die Strauße, sind aber äußerst erregbar und höchst boshaft. Man füttert sie mit Brot, Körnern, Äpfeln; doch verschlingen sie auch junge Hühner und Enten. Der erste K. kam 1597 nach Amsterdam. Über den neuholländischen K. s. Emu.

Kasuarinazeen, dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Amentazeen, Sträucher und Bäume mit quirlständigen, gegliederten Ästen, an Stelle der Blätter mit gezahnten, kurzen Scheiden und eingeschlechtigen, einhäusigen Blüten (s. Abbildung bei Casuarina). Die männlichen bilden kätzchenartige Ähren auf den Enden der Zweige, sind von zwei zu beiden Seiten stehenden Vorblättchen umgeben und bestehen aus einem vordern und einem hintern kleinen Perigonblatt und einem einzigen, das Zentrum der Blüte einnehmenden Staubgefäß mit zweifächeriger, der Länge nach aufspringender Anthere. Die weiblichen Blüten sind in Köpfchen an den Enden kurzer Zweige vereinigt, haben ebenfalls zwei stehenbleibende Vorblättchen, aber kein Perigon. Der zusammengedrückte Fruchtknoten enthält 2—4 aufsteigende, geradläufige Samenanlagen und trägt einen ganz kurzen Griffel mit zwei fadenförmigen Narben. Die Früchte werden von den verholzenden Vorblättchen klappenartig eingeschlossen und sind an der Spitze häutig ge-

flügelt; die Samen sind zuletzt endospermlos. Zu dieser vorzugsweise in Australien und in dem indischmalaiischen Florengebiet einheimischen Familie gehört nur die Gattung Casuarina mit etwa 25 Arten. Die K. haben »chalazogame Befruchtung« (s. d.) und enthalten in jeder Samenanlage mehrere Embryosäcke; in letztern entsteht schon vor der Befruchtung ein rudimentäres Prothallium und eine mit Zellmembran versehene Eizelle. Mehrere Arten liefern Nutzholz, das als Eisenholz, Ochsenfleischholz (Botanybaiholz) in den Handel kommt. Vgl. Treub, Sur les Casuarinées (in den »Annales du jardin botanique de Buitenzorg«, Bd. 10, Leiden 1891).

Kasuistik (lat.), früher eine Wissenschaft, die sich mit den Grundsätzen beschäftigte, nach welchen schwere Gewissensfälle, die sogen. Casus conscientiae, besonders wo eine Kollision der Pflichten eintritt, zur Beruhigung des Gewissens entschieden werden sollten. Die ersten Spuren der K., von Kant die »Dialektik des Gewissens« genannt, finden sich bei den Stoikern und den Talmudisten. Im Mittelalter teilte man die K., welche Zweifel und Bedenklichkeiten über den Glauben sowie die Frage nach der Pflichtmäßigkeit oder Pflichtwidrigkeit gewisser Handlungen zu lösen suchte, in drei Teile: eine philosophische K., die nach den Moralgesetzen der Vernunft unter streitenden Pflichten für die höchste und unerläßlichste entschied, eine theologische oder religiöse K., welche die kirchliche Sittenlehre als göttliches Gesetz zugrunde legte, und eine juristische K., die (im Gegensatz zur dogmatischen Methode) nach den im Staat gültigen Rechtsgesetzen entschied, indem sie die nach der verschiedenen Beschaffenheit der Umstände modifizierte Anwendung derselben zu ermitteln suchte. Die bekannteste der kasuistischen Schriften des Mittelalters ist die »Summa« des Raimundus de Pennaforte. Besonders galten die Jesuiten als eifrige Kasuisten; Escobar, Sanchez, Busembaum, in der Gegenwart Lehmkuhl u. a. stellten schwierige Kollisionsfälle auf und erteilten für sie spitzfindig ausgesonnene Ratschläge, die nicht immer mit dem Sittengesetz harmonierten.

Kasulkoi, Fluß, s. Tschernaja.

Kasus (lat. Casus), Fall, Ereignis, Zufall; besonders Fall in grammatischer Beziehung: Beugungsfall eines deklinierbaren Wortes. Wie alle grammatischen Kunstausdrücke, ist auch das lateinische casus die Übersetzung eines griechischen Originalwortes, nämlich ptōsis (»Fall«), das Aristoteles einführte, der darunter aber noch ganz allgemein alle abgeleiteten Formen im Gegensatz zur Grundform verstand, daher z. B. auch die Zeiten des Verbums oder sämtliche von einer Wurzel abgeleiteten Wörter bei ihm unter diese Kategorie fallen. Erst die Stoiker schränkten den Begriff des K. auf die Abwandlung der Nominalwörter ein. Auch die Unterscheidung zwischen dem Nominativ als »geradem K.« oder casus rectus und den übrigen K. als »schiefen K.« oder casus obliqui haben schon die Stoiker aufgestellt. Diese Ausdrücke und die alten Namen der einzelnen K. sind von der modernen Grammatik beibehalten, im übrigen ist aber die ganze Auffassung von dem Wesen, Gebrauch und der Anzahl der K. durch die Entdeckungen der vergleichenden Sprachforschung (s. Sprache und Sprachwissenschaft) wesentlich umgestaltet worden. Namentlich hat sich herausgestellt, daß die meisten verwandten Sprachen eine größere Anzahl von K. besitzen als Latein und Griechisch, und daß im Urindogermanischen (s. Indogermanen) ursprünglich acht K. existiert haben müssen, nämlich: 1) Nominativ (»Nennkasus«), der das Hauptwort nennt, es als den Mittelpunkt des durch das Zeitwort ausgedrückten Vorganges erscheinen läßt, deutsch Werfall; 2) Genitiv oder Genetiv (»Erzeugungskasus«, eine falsche lateinische Übersetzung des griechischen Originalausdrucks geniké, »allgemeiner K.«), der die Gattung oder das Gattungsmäßige im Gegensatz zum Einzelnen, Besondern, insbes. die Beziehung eines Hauptwortes zu einem andern ausdrückt, deutsch Wesfall oder Wessenfall; 3) Dativ (wörtlich der »Gebekasus«, weil man sagt: »ich gebe dir«, lat. do tibi), deutsch Wemfall, der K. des indirekten Objekts; 4) Akkusativ (eigentlich »Anklagekasus«, wieder eine schiefe Übersetzung des entsprechenden griechischen Ausdrucks aitiatiké, der den vierten K. ganz passend als den bei den Verben des Verursachens stehenden K. bezeichnet), deutsch Wenfall; 5) Vokativ, deutsch Ausrufkasus, streng genommen gar kein K., sondern ursprünglich die unflektierte Form des Hauptwortes, die als Ausruf außer aller Beziehung zum Satz steht. Die bisher genannten K. sind auch dem Griechischen und Deutschen eigentümlich, dagegen kommt 6) der Ablativ (wörtlich »Nehmekasus«) außer dem Arischen nur dem Latein zu. Er steht meist bei einem Zeitwort auf die Frage: woher? Wie dem Griechischen und Deutschen, gehen auch dem Latein ab 7) der Instrumentalis und 8) der Lokativ, die sich im Arischen und in den baltischen und slawischen Sprachen vollständig erhalten haben. Ersterer steht auf die Frage: womit? letzterer auf die Frage: wo? Überreste von den drei zuletzt genannten K. haben sich indessen in allen indogermanischen Sprachen behauptet, namentlich in Gestalt von Adverbien, und ferner sind ihre Bedeutungen nicht verschwunden, sondern auf die übrigen K. übergegangen, wodurch dieselben teilweise zu »Mischkasus« geworden sind. Wie in den indogermanischen Sprachen die meisten K. adverbale K. sind, zur Ergänzung eines Verbums dienen, und nur der Genitiv als adnominaler K. das Hauptwort näher bestimmt, so herrschen auch in den meisten andern Sprachstämmen die adverbalen K. vor, ganz natürlich, da die Beziehungen des Hauptwortes zum Verbum sehr mannigfacher Art sein können, während das Wesen der adnominalen Beziehungen sich meist aus dem Zusammenhang von selbst ergibt. So besitzt die Sprache der Kasikumüken im Kaukasus 36 K., die verschiedene örtliche Beziehungen ausdrücken. Auch die finnisch-ugrischen Sprachen haben eine Menge verschiedener lokaler K., z. B. einen Inessiv, Elativ, Illativ, Adessiv, Allativ, Abessiv, Translativ, Prosekutiv u. a. Dagegen sind die polynesischen Sprachen überhaupt sehr arm an K. und vermögen z. B. das Genitivverhältnis nur durch Präpositionen auszudrücken. Das Chinesische und die mit ihm verwandten Sprachen bezeichnen die wichtigsten Kasusverhältnisse, wie Subjekt, Objekt und Attribut, überhaupt in der Regel nur durch die Wortfolge, welche eine fest geregelte ist. Das gleiche Prinzip läßt sich auch in den neuern europäischen Sprachen beobachten, je mehr mit dem Abfall der alten Kasusendungen die Verschiedenheit der K. verschwindet (Karl sah mich; ich sah Karl), oder die Kasusendungen werden durch Präpositionen ersetzt (de l'homme, à l'homme). Vgl. Hübschmann, Zur Kasuslehre (Münch. 1875); Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, Bd. 2 (Straßb. 1892) und Bd. 3 (von Delbrück, das. 1893); Wundt, Völkerpsychologie, Bd. 1, 2. Teil (2. Aufl., Leipz. 1904).

Käswasser, soviel wie Molken.

Kaswin, Hauptstadt eines kleinen pers. Bezirks, in schöner, obstreicher Ebene, an der Straße Reschт-Teheran, 1279 m hoch, mit Webereien von Brokat, Samt und groben Baumwollenzeugen, Eisenwarenfabrikation, bedeutender Kamel- und Pferdezucht, viel Zwischenhandel, großer, von Harun al Raschid erbauter Moschee und etwa 35,000 Einw.

Kaswini, arab. Kosmograph, s. Arabische Literatur, S. 659.

Kaszewski (spr. kaschéwski), Kazimiérz, poln. Ästhetiker, geb. 1825 in Warschau, studierte daselbst, wurde 1862 Sekretär der dortigen Universität, an der er Psychologie und Logik vortrug, und lebt seit der Russifizierung der Universität (1869) als Schriftsteller in Warschau. Er lieferte klassische Übersetzungen der Tragödien von Sophokles und Äschylos sowie von Meisterwerken der deutschen und französischen Literatur. Unter seinen zahlreichen Monographien sind hervorzuheben die über den Positivismus, das griechische Theater, das Lustspiel, über Voltaire, Camões, die Volksromane Kraszewskis, über Ästhetik, über die Seele. Sein Hauptwerk ist eine »Geschichte der griechischen Literatur« (Warschau 1880).

Kászon-Jakabfalva (spr. kâßon jákabfálwa), Badeort in der Südostecke des ungar. Komitats Csik (Siebenbürgen), 714 m ü. M., mit einem der kohlensäurereichsten alkalischen Säuerlinge und (1901) 1308 magyarischen Einwohnern.

Kat (Kath), Pflanze, s. Catha.

Kata... (vor Vokalen und dem h: Kat...), griech. Vorwort in vielen Zusammensetzungen, bedeutet ursprünglich herab, hinunter und drückt dann überhaupt Bewegung oder Richtung auf ein Ziel, Rücksicht oder Beziehung, Angemessenheit oder Gemäßheit ꝛc. aus. Vgl. die folgenden Artikel.

Katabothren (griech.), s. Katavothren.

Katachrēse (griech., lat. Abusio, »Mißbrauch«), rhetorischer Kunstausdruck, bezeichnet den Verstoß des Dichters oder Redners gegen die Einheit eines von ihm gebrauchten Bildes, sei es, daß er den bildlichen und den eigentlichen Ausdruck vermischt (z. B.: »Diese Säule des Staates wurde geboren ꝛc.«), oder aus einem Bild in ein andres fällt (z. B.: »Laß nicht des Neides Zügel umnebeln deinen Geist«). Maßvollere Katachresen kommen auch bei guten Schriftstellern vor, drastische sind nur zu komischer Wirkung (wie z. B. in Wippchens Kriegsberichten) brauchbar. Katachrestisch, uneigentlich gebraucht, mißbräuchlich.

Katafálk (franz. Catafalque, ital. Catafalco, aus dem roman. catar, schauen, und ital. palco, Gerüst, zusammengesetzt, also soviel wie »Schaugerüst«; lat. Castrum doloris), Trauergerüst oder Paradebett, das beim Begräbnis angesehener Personen die aufgebahrte Leiche trägt und mit Blumenschmuck, Palmen sowie den Ehrenzeichen des Verstorbenen bedeckt, von Kandelabern, daher franz. Chapelle ardente, Blattgewächsen, Ehrenwachen ꝛc. umgeben ist. Seitdem die Leichen nicht mehr regelmäßig in die Kirche gebracht wurden, wo nach römischem Ritus vor der Beerdigung die Vigilie, das Requiem und Libera stattfanden, wird oft nur ein Scheingerüst zugerichtet und vom Geistlichen während des Totenamtes mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch umräuchert. Meister im Bau von Katafalken waren die Barockkünstler des 17. und 18. Jahrh.

Katagamba, s. Katechu.

Katagogion, bei den alten Griechen Bezeichnung für Gasthaus, Herberge. An Orten, wo zeitweilig ein starker Fremdenverkehr stattfand, bestanden sie schon seit alten Zeiten. Zahlreich wurden sie in den Städten und an den Landstraßen, als nach Ausbreitung der Römerherrschaft weite Reisen von Beamten und Privaten immer häufiger wurden und die alte Sitte der Gastfreundschaft (s. d.) nicht mehr genügte. Sie luden schon durch Schilder, oft mit Tierbildern geschmückt, zu aller Bequemlichkeit »nach hauptstädtischer Weise« ein, leisteten aber nur Mäßiges.

Katagum, Hauptstadt der gleichnamigen nordöstlichen Grenzprovinz des Reiches Sókoto im Sudân, am Waube, einem Quellfluß des Komadugu, mit doppelten Wällen und 8000 Einw.

Katai, s. Kathai.

Kataibates, Beiname des Zeus als des Blitzgottes.

Katakana (»seitliche geborgte Schrift«), eine Silbenschrift der Japaner, die auf dieselbe Weise wie das Hiragana (s. d.) aus der chinesischen Schrift, aber aus der sogen. Normalschrift (Kiai) gebildet worden ist und namentlich in zweisprachigen Texten, die chinesischen Schriftzeichen seitlich begleitend (Kata, »Seite«), gebraucht wird. S. die Schrifttafel beim Art. »Schrift«.

Katakaustika (katakaustische Linie), soviel wie durch Reflexion erzeugte Brennlinie; vgl. Diakaustika.

Kataklasstruktur, bei Gesteinen soviel wie Trümmerstruktur, Breccienstruktur (Mörtelstruktur).

Katakłysma (griech., »Überschwemmung«), bei Hippokrates soviel wie Klistier.

Katakłysmentheorie, s. Katastrophentheorie.

Katakłysmus (griech.), Überschwemmung; übertragen soviel wie große Verwirrung, in der alles drüber und drunter geht.

Katakolon, ein erst 1875 angelegter, aufblühender Hafenort für das 12 km entfernte und mit ihm durch Eisenbahn verbundene Pyrgos auf dem gleichnamigen Vorgebirge (Peloponnes), mit (1889) 612 Einw.; nächst Patras und Kalamata Hauptausfuhrplatz von Korinthen und Ausschiffungsplatz für Olympia.

Katakomben (etymologisch noch unerklärt, vielleicht griech. kata kymbas, d. h. bei den Schluchten, nach Schultze aus der Senkung der Appischen Straße bei Rom entstanden), im allgemeinen unterirdische, in Felsen gehauene Begräbnisstätten, im besondern die Grüfte der ersten Christen in Italien und Nordafrika. Die K. Ägyptens (griech. Hypogeia oder Syringes) finden sich noch erhalten an der libyschen Bergkette; die bedeutendsten sind die sogen. Königsgräber bei Theben. Die römischen und andern italienischen K. zeigen schmale und ungleiche Gänge (Krypten) sowie auch vielfach verschiedene Niveaus, nämlich 3—5 Stockwerke übereinander. Ihr ursprünglicher Name ist Coemeterium (s. d.). Je nach dem Namen des Besitzers jenes Grundstückes (area), worauf und unter dem Grabstätten angelegt wurden, hieß das abgegrenzte Cömeterium, z. B. des Prätextatus ꝛc. Die einzelnen Gräber hießen locus oder loculus. Zuweilen liegen mehrere Gräber beisammen in einer sogen. Grabkammer (cubiculum oder crypta); häufig begegnet man einer bogenförmigen Nische über dem Grabe (arcosolium, Bogengrab). Die meisten Gräber sind horizontal in die Wände der die Grabkammern verbindenden Galerien dicht neben- und übereinander eingehauen und mit einer Steinplatte geschlossen, die Namen und sonstige Inschriften aufweist. Diese im weichen Tuffstein (tufa litoide und granulare) angelegten unterirdischen Gänge füllen die ganze Umgegend Roms aus und würden, der eine an den andern angefügt, gegen 1000 km betragen.

Im 3. Jahrh. zählte die römische Christengemeinde nach der Zahl ihrer tituli oder Pfarreien 25 oder 26 derartige Friedhöfe unter der Erde, neben denen es etwa noch 20 einzelne Grabstätten, die im Familienbesitz verblieben, gab. Jetzt kennt man 54 K., deren einzelne Gänge, aneinandergereiht, eine Länge von 876 km ausmachen. Wie bis zum 3. Jahrh. durch die Privatbesitzer der bezüglichen Grundstücke mit den Gräbern für letztere nach dem römischen Gesetz Sicherheit gegeben war, so später durch die Korporationen für Begräbnis (collegia funeraticia), deren Rechtsnormen die Christenheit benutzte, um dem Staat gegenüber bestehen zu können. Das jetzt unter der Kirche San Sebastiano liegende Cömeterium hieß man schon im 4. Jahrh. in catacumbas, wovon später der Name auf alle andern übertragen wurde. Alle Cömeterien liegen nach römischem Gesetz außerhalb der Stadtmauern, nicht, wie man früher glaubte, unterhalb der Stadt; die ältesten und wichtigsten sind die an der Appischen Straße, das Coemeterium Calixti und das Coemeterium ad catacumbas, gegenüber das des Prätextatus; an der Ardeatinischen Straße das älteste, das der Domitilla, und einige kleinere. Seit Konstantin d. Gr. wurden über den berühmtesten Cömeterien Basiliken erbaut, z. B. St. Peter, St. Paul, St. Laurentius, St. Agnes. Seit Ende des 4. Jahrh. kamen diese Begräbnisstätten außer Gebrauch; sie wurden Kultusstätten, und seit 756 übertrugen die Päpste die Leichen der Märtyrer in die Kirchen der Stadt, so daß die Cömeterien verlassen und erst durch einen Zufall im Mai 1578 wieder aufgefunden wurden. Ähnliche K. fanden sich in Neapel, Syrakus, Malta, Alexandria, Kyrene, Spanien ꝛc., die aber an Ausdehnung und Reichtum der Denkmäler hinter den römischen zurückstehen. Letztere reichen bis in das 2. Jahrh. zurück und enthalten die ältesten Zeugnisse christlicher Kunst (s. Artikel »Christliche Altertümer« nebst Tafeln). Vor den Christen begruben schon die römischen Juden ihre Toten in K., und von ihnen nahmen auch die Christen diese Sitte an. Man hat bei Rom vier jüdische K. gefunden. Altchristliche K. im eigentlichen Sinne kommen weder in Frankreich noch in Deutschland und Österreich vor. Nur auf dem Cömeterium des heil. Eucharius bei Trier hat man eine unterirdische Begräbnisstätte (hypogeum) entdeckt, und ebenso dienten die Grotten in der Einsiedelei zu Salzburg zu altchristlichen Begräbnisstätten. Die Pariser K. sind ursprünglich Steinbrüche gewesen, die schon seit römischer Zeit Kalkstein als Baumaterial lieferten und sich unter einem großen Teile der Stadt hinziehen. Erst seit 1786 wurden die auf eingegangenen Kirchhöfen ausgegrabenen Gebeine in die unterirdischen Gänge der Steinbrüche geschafft, die danach den Namen K. erhielten. Während der Revolution wurden auch Leichen Hingerichteter und Gestorbener in die K. geworfen. Seit 1810 wurden die Gebeine und Schädel geordnet und an den Wänden befestigt, auch Kapellen aus den Knochen errichtet. Das Hauptwerk über die römischen K. ist de Rossi, La Roma sotterranea cristiana (Rom 1874—79, 3 Bde.), das zugleich Erörterungen über die Inschriften, Skulpturen und Gemälde, ihren Stil und ihre Gegenstände enthält; dazu die »Inscriptiones christianae« (1857—88, Bd. 1 u. 2) und das »Bulletino di archeologia cristiana« (seit 1863). Umfangreiche Tafelwerke sind: Perret, Les catacombes de Rome (Par. 1851—57, 6 Bde.), Roller, Les catacombes de Rome (das. 1881, 2 Bde.) und Wilpert, Die Malereien der K. Roms (Freiburg 1903, 2 Bde.; auch in italienischer Ausgabe). Vgl. außerdem Kraus, Roma sotterranea; die römischen K. (2. Aufl., Freiburg 1879); V. Schultze, Die K. von San Gennaro dei Poveri in Neapel (Jena 1877) und Die K. Die altchristlichen Grabstätten, ihre Geschichte und ihre Monumente (Leipz. 1882); Armellini, Le catacombe romane (Rom 1880); Wilpert, Die Katakombengemälde und ihre alten Kopien (Freiburg 1891) und Die Malereien der Sakramentskapellen in der Katakombe des heil. Callistus (das. 1897); Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea (Münch. 1897); A. Weber, Die römischen K. (2. Aufl., Regensburg 1900, kurzer Abriß); Marucchi, Le catacombe romane (Rom 1903).

Katakustik (griech.), veralteter Ausdruck, soviel wie Lehre von der Zurückwerfung des Schalles.

Katalanische Sprache und Literatur. Die katalanische Sprache, die heute als Volksmundart in Katalonien und (in Abarten) in Valencia, auf den Balearischen Inseln, in einigen Gemeinden des französischen Departements Ostpyrenäen, in Alghero auf Sardinien, von den Juden in Saloniki, auch in einigen überseeischen Kolonien Spaniens, im ganzen von etwa 4 Mill. Bewohnern gesprochen wird, ein Glied der gallo-romanischen Familie, anfangs nicht viel mehr als eine Spielart des Occitanischen, ist trotzdem von großer Wichtigkeit als Bindeglied zwischen dem Provenzalischen und eigentlich Spanischen (Kastilischen). Seit Ende des 15. Jahrh. wurde durch die politischen Verhältnisse das Katalanische auf die Stufe einer Mundart herabgedrückt, und trotz des noch immer starken Provinzial- und Munizipalgeistes in Katalonien erstarb die selbständige katalanische Literatur, die im Mittelalter entstanden war. Erst im 19. Jahrh. erfolgte eine der Auferstehung des Provenzalischen in Frankreich verwandte Wiederbelebung, eine Bewegung, die, ob auch etwas künstlich, stark angewachsen ist, und deren Ausgang sich nicht vorher bestimmen läßt.

Ausgezeichnet ist die katalanische Literatur durch einen großen Reichtum an Volksliedern, von denen ein Teil durch Milá y Fontanals im »Romancerillo catalan« (2. Aufl., Barcel. 1882), minder korrekt durch F. Pelay y Briz in »Cansons de la Terra« (1866) gesammelt wurde. Im 13. Jahrh. besaßen die Katalanen eine Kunstdichtung in der Weise und nach dem Muster der provenzalischen Lyrik, doch mit stärkerm Übergewichte der didaktischen Elemente als bei den leichtlebigern Provenzalen. Auch sprachlich war sie so stark von der Provence beeinflußt, daß zwischen dem gewöhnlichen Katalanischen (plá catalá) und der Sprache der Troubadours (lemosí) eine Kluft entstand (vgl. Milá y Fontanals, De los Trovadores en España, Barcel. 1861 u. 1889; s. auch Balaguer, Dict.). Eigenartigeres ward in der volkstümlich gefärbten Prosa geleistet. Die Chroniken Jakob des Eroberers (»Libre dels feyts«), des Ramon Muntaner (1323) und Bernard Desclot sind Perlen; Weltruf erlangten die scholastischen Werke des Ramon Lull (s. Lullus 1). Die Wiedereinsetzung der Blumenspiele (s. Jeux floraux) durch den Marques de Villena (1412) rief eine Nachblüte hervor, während der zahlreiche Schriftsteller in gesuchter Sprache konventionelle Gedanken und triviale Gefühle in Reime brachten. Bedeutende Dichter erstanden im 15. Jahrh. unter dem Einfluß der italienischen Literatur; so besonders der melancholische Petrarchist Auzias March (gest. 1458) und der satirische Verfasser des »Libre de les dones«, Jaume Roig (gest. 1478). Vgl. »Cancionero catalan de Zaragoza« (gedr. 1896, von M. Baselga). In

Prosa gewann der Ritterroman »Tirant lo Blanch« von Martorell gerechten Ruf (1460). Die Novelle »Curial y Guelfa« ist unlängst ans Licht gezogen worden (durch A. Rubió y Lluch, Barcel. 1901). Mit dem wachsenden Übergewicht Kastiliens büßte Katalonien im 16. Jahrh. wie seine politische, so seine literarische Unabhängigkeit ein. — Der Lokalpatriotismus katalanischer Romantiker, unter denen Dichter, Sprachforscher, Historiker, Politiker waren, führte um 1833 zur Restauration der erwähnten Blumenspiele (»Jochs Florals«), von deren beengenden Formeln sich später die talentvollern Dichter befreiten. Als Führer der Bewegung sind nennenswert: C. Bonaventura Aribau und J. Rubió y Ors 1818—99, nach seinem Hauptwerk als »Gayter de Llobregat« bezeichnet (1839—89, 3 Bde.); ferner Victor Balaguer (s. d.), der »Trovador de Montserrat«; Jacinto Verdaguer, der hübsche »Idilis y cants mistichs« und zwei Epen schuf (»La Atlantida«, 1876, franz. von Savine 1882, und »Canigó«, 1886); Cayetano Vidal, Narcis Oller, C. Llombart (»Niu d'abelles«). Die Volksliteratur wurde gesammelt, die Literatur und Sprache studiert, die alten Schriftdenkmäler herausgegeben, besonders in der »Biblioteca catalana« von Aguiló y Fuster (seit 1873), im »Cançoner de obretes« von demselben (1901); die moderne Volksmundart wurde zur Schriftsprache durchgebildet und das Interesse auch nichtkatalanischer Kreise auf die katalanischen Geisteserzeugnisse gelenkt, wobei die Ausbreitung und Vertiefung der romanischen Sprachstudien der vergessenen und unbeachteten Sprache und Literatur zu Hilfe kamen. Vgl. zur Sprache: J. Pau Ballot y Torres, Gramatica y Apologia de la lengua catalana (1814), durch welche die moderne Renaissance eingeleitet ward; Milá y Fontanals, Estudios de lengua catalana (Barcel. 1875); A. Morel-Fatio, Das Katalanische (in Groebers »Grundriß der romanischen Philologie«, Straßb. 1888); Esteve y Belvitges, Diccionario catalan-castellano-latin (Barcel. 1803 u. 1893); zur Literatur außer der genannten Darstellung von Morel-Fatio: Denk, Einführung in die Geschichte der altkatalanischen Literatur (Münch. 1893); Cambouliu, Essai sur l'histoire de la littérature catalane (2. Aufl., Par. 1858). Zum Neukatalanischen: J. Rubió y Ors, Breve reseña del actual renacimiento de la lengua y literatura catalana (1880); Tubino, Historia del renacimiento literario en Cataluña (Madr. 1880); E. Vogel, Neukatalanische Studien (Paderb. 1886); Fastenrath, Katalanische Troubadoure der Gegenwart, verdeutscht (mit literargeschichtlicher Einleitung, Leipz. 1890). Zur Volksliteratur: Milá y Fontanals, Observaciones sobre la poesia popular (Barcel. 1853), und F. Wolf, Proben portugiesischer und katalanischer Volksromanzen (Wien 1856). Unter den jetzt erscheinenden Zeitschriften sind »L'Avenç« und »La Renaixensa« die beachtenswertesten. Älter ist »Lo Gay Saber«.

Katalauner (Catalauni, Catelauni), gall. Volksstamm in der jetzigen Champagne, mit der Hauptstadt Durocatalauni (Châlons-sur-Marne). Die Umgegend hieß Campi Catalaunici (Katalaunische Felder), wo nach der gewöhnlichen Überlieferung (nach neuern Forschungen etwas südlicher, s. Mauriacensische Gefilde) 451 die blutige Schlacht zwischen Aëtius und Attila stattfand.

Katalekten (griech.), gesammelte Bruchstücke oder unvollständige überbleibsel alter Werke; s. Catalecta.

Katalektischer Vers, s. Katalexis.

Katalepsie (griech.), s. Hypnotismus, S. 711, und Starrsucht.

Katalexis (griech., »das Aufhören«), in der Metrik das Abbrechen des Verses vor völliger Beendigung der rhythmischen Reihe am Versende; daher katalektischer Vers, dem am Ende eine oder zwei Silben fehlen, im Gegensatz zum akatalektischen, der mit einem vollen Fuße schließt, während der hyperkatalektische noch eine überzählige Silbe hat und beim brachykatalektischen die letzte Dipodie um einen Versfuß verkürzt ist. Vgl. Vers.

Katallaktik (griech.), die Wissenschaft vom Gütertausch, für Volkswirtschaftslehre gebraucht von Whately u. a., die das Wesen der Volkswirtschaft, freilich in höchst einseitiger Weise, nur in einem Austausch von Wertobjekten erblickten.

Katalog (griech.), im allgemeinen Verzeichnis, besonders ein Verzeichnis von Büchern, Manuskripten, Kunstsachen, Naturalien, Münzen, überhaupt von Sammlungen wissenschaftlicher oder Kunstgegenstände. Über Anlage und Einrichtung der Bücherkataloge s. Bibliothekwissenschaft und Bibliographie. Es besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen den Anforderungen, die an Bibliothekskataloge und die an bibliographische Arbeiten dieser Art zu stellen sind, da erstere rein praktischen Zwecken, der Benutzung und dem Betrieb einer Bibliothek zu dienen bestimmt sind. Über Handschriftenkataloge vgl. Handschrift. Katalogisieren, katalogieren, in ein Verzeichnis, einen K. bringen, danach ordnen, aufzählen.

Katalonien (span. Cataluña), span. Fürstentum, der nordöstlichste Teil der Pyrenäischen Halbinsel, grenzt nördlich an Frankreich, östlich und südöstlich an das Mittelmeer, südlich an Valencia, westlich an Aragonien, hat einen Flächeninhalt von 32,197 qkm (585 QM.) mit einer Bevölkerung von (1900) 1,966,382 Seelen und zerfällt in vier Provinzen: Lerida, Gerona, Barcelona und Tarragona. Die jetzigen Katalonier (Catalanes) sind nüchterne, mit Scharfsinn, Gelehrigkeit und körperlicher wie geistiger Gewandtheit begabte Menschen, dazu von rastloser Tätigkeit, hohem Unternehmungsgeist und unermüdlicher Ausdauer. Sie sind von mittlerer Größe, aber kräftig (s. Tafel »Volkstrachten II«, Fig. 16). Selbst die gebildeten Stände sprechen unter sich meist den rauhen, dem Provenzalischen verwandten katalanischen Dialekt (s. Katalanische Sprache und Literatur). — K. war schon zur Römerzeit eine blühende Provinz und führte den Namen Hispania Tarraconensis. Später wurde es von den Alanen, um 415 von den Westgoten, 711 von den Arabern erobert. Völlig vertrieben wurden letztere erst zu Anfang des 9. Jahrh. durch die kriegerischen Eingebornen mit Hilfe Ludwigs des Frommen von Aquitanien. Von dieser Zeit an bildete das von Ludwig in 15 Grafschaften eingeteilte Land die sogen. spanische Mark des fränkischen Kaiserreichs. Nach Karls des Dicken Tod (888) wußten die inzwischen mächtig gewordenen Grafen von Barcelona sich unabhängig zu machen, und es entstand die Markgrafschaft Barcelona oder das »Fürstentum K.«, das als selbständiger Staat bis zur Vereinigung mit Aragonien durch die Vermählung der Erbin dieses Landes mit Raimund Berengar IV. von Barcelona (1137) bestand. Berüchtigt ist die Söldnerbande der »Katalanen«, die im 14. Jahrh. zuerst dem griechischen Kaiser gegen die Türken beistand, dann aber Griechenland verheerte und 70 Jahre lang Attika und Böotien beherrschte. 1479 trat K. und Aragonien in Personalunion mit Kastilien. Die Katalonier

aber waren stets abgesagte Gegner der Kastilier, wie sie sich denn 1640 gegen dieselben empörten und sich Frankreich anschlossen; indes mußte sich K. 1652 wieder dem König von Spanien unterwerfen. Dennoch behielt es seine ursprüngliche freisinnige Verfassung und verlor diese erst durch Philipp V. nach dem Spanischen Erbfolgekrieg, in dem K. zu Philipps Gegner, Karl von Österreich, gehalten hatte. Vgl. Balaguer, Historia de Cataluña (Madr. 1885—89, 11 Bde.); Bofarull, Historia critica de Cataluña (Barcel. 1876—87, 11 Bde.).

Katalyse (griech.), die Einleitung oder Beschleunigung eines chemischen Prozesses durch die Gegenwart eines Körpers (des Katalysators), der während des Verlaufes des Prozesses scheinbar unverändert bleibt. Dahin gehören z. B. der Zerfall von Alkohol in Äther und Wasser bei Gegenwart von konzentrierter Schwefelsäure, die Umwandlung von Stärkemehl in Traubenzucker beim Kochen mit Wasser und einer geringen Menge Schwefelsäure, die Wirkung des Platins auf verbrennliche Gasgemenge ꝛc. Berzelius erblickte 1835 in diesen Vorgängen die Wirkung einer katalytischen Kraft, während Mitscherlich schon 1834 von Kontaktwirkung gesprochen hatte. Die gegenwärtig bekannten Kontaktwirkungen gruppiert Ostwald in folgender Weise: 1) Auslösung in übersättigten Gebilden. Dahin gehört die Kristallisation einer übersättigten Lösung, z. B. von Glaubersalz durch Zutritt einer sehr kleinen (weit unter der Grenze der Wägbarkeit liegenden) Spur des festen Stoffes, mit dem die Lösung übersättigt ist. Solche Übersättigungen und Auslösungen kommen auch vor bei Flüssigkeiten in bezug auf Gase, bei Dämpfen in bezug auf flüssige oder feste Körper, bei festen Körpern in bezug auf Flüssigkeiten und in bezug auf andre feste Körper, die aus ihnen entstehen können. Bei Übersättigung von Flüssigkeiten in bezug auf feste Körper müssen die auslösenden Körper (die Keime) spezifischer Natur sein (Glaubersalz bei Glaubersalzlösungen), bei Übersättigung in bezug auf Gase wirkt dagegen jedes Gas auslösend. Eine gegebene Flüssigkeit kann gleichzeitig in bezug auf zwei verschiedene feste Körper übersättigt sein, und wenn sie durch eine Röhre fließt, in der sie an verschiedenen Stellen auf die entsprechenden Keime trifft, dann können hier verschiedene Ausscheidungen stattfinden. Vielleicht bietet sich von hier aus die Erklärung gewisser Vorgänge im Organismus, wenn man das Blut als eine in bezug auf manche Stoffe übersättigte Lösung betrachten darf. 2) Katalysen in homogenen Gemischen, bei denen kein Körper ausgeschieden wird, finden ebenfalls nur in instabilen Gebilden statt, die nicht anders als im Zustande der Umwandlung existieren können. Diese Umwandlung mag äußerst langsam erfolgen, für die gewöhnliche Beobachtung gar nicht wahrnehmbar, sie wird aber durch einen Katalysator beschleunigt, und in diesem Sinne ist jeder Stoff ein Katalysator, der, ohne im Endprodukt einer chemischen Reaktion zu erscheinen, ihre Geschwindigkeit verändert. Derartige Fälle sind so häufig, daß man sagen kann, es gebe kaum eine Art chemischer Reaktionen, die nicht katalytisch beeinflußt werden könnte, und kaum eine Art chemischer Stoffe, die nicht katalytisch wirken könnten. 3) Als heterogene K. bezeichnet man die Verbrennung von Gasgemengen durch die Wirkung des Platins, z. B. des Knallgases zu Wasser, der schwefligen Säure zu Schwefelsäureanhydrid. Auch hier handelt es sich wohl um Beschleunigung langsamer Reaktionen, vielleicht in der Art, daß aus dem gasförmigen Gebilde ein Teil durch das Platin in den flüssigen Zustand versetzt wird, in dem die Reaktion sehr viel schneller verläuft als im gasförmigen. Ist nun der verflüssigte Teil durch die Bildung des Endprodukts verbraucht, so kann abermals ein Teil des Gasgemenges verdichtet werden ꝛc. Endlich gehören auch die Enzymwirkungen hierher. Vgl. Ostwald, Ältere Geschichte der Lehre von den Berührungswirkungen (Leipz. 1898) und Über Katalyse (das. 1902).

Katamarans, Floßfahrzeuge, meist aus drei Bambusstangen mit Querrippen zusammengefügt, bei den Naturvölkern Ceylons, Brasiliens u. a. im Gebrauch, zuweilen mit Mast und Bast- oder Mattensegel versehen, seltener auch ähnlich wie Auslegerboote (s. Ausleger) gebaut (Abbildung s. Tafel »Schiffsfahrzeuge der Naturvölker I« beim Artikel »Schiff«). Die K. werden meist nur mit kurzen Rudern (Pagaien oder Paddeln) fortbewegt, seltener mit langen Doppelrudern (Doppelpagaien). — Als Katamaranexpedition bezeichnet man den Angriff der englischen Flotte 1. Okt. 1804 gegen die bei Boulogne von Napoleon versammelten Landungsflottillen; hierbei ließ man von Robert Fulton (s. d.) erfundene Catamarans (Treibminen in schwimmenden Kisten mit Pulverladung und Zünderuhrwerk) gegen die französischen Schiffe treiben, ohne jedoch wesentlichen Erfolg zu erzielen.

Katamenien (griech., »das Monatliche«), soviel wie Menstruation (s. d.).

Katane, Stadt, s. Catana.

Katanga (Garanganja), bergige Landschaft im südöstlichen Kongostaat, zwischen dem Luapula im O. und dem Lualaba im W., mitten durchflossen vom Lufira, teils Wald-, teils Steppengebiet, reich an Kupfererz. Der Hauptort Bunkeia oder Kimpatu ist Msiris Residenz; s. Msiris Reich.

Kataphöra (griech.), krankhaft tiefer Schlaf, Dauerschlaf, s. Schlafsucht.

Kataphorese, s. Elektrotherapie, S. 696.

Kataphrakten (griech., »Gepanzerte«), bei den Alten eine aus dem Orient stammende Reitergattung, bei der Roß und Mann mit eisernen Schuppenpanzern vollständig bekleidet waren. Sie erschienen auch in den Heeren der römischen Kaiserzeit.

Kataplasma (griech.), Umschlag (s. Bähung); C. ad decubitum, aus Eichenrindenabkochung durch Bleiessig gefälltes und bis zur Breikonsistenz entwässertes, dann mit wenig Spiritus vermischtes gerbsaures Bleioxyd, wird gegen Wundliegen benutzt.

Kataplektisch, s. Kataplexie.

Kataplexie (griech., Schrecklähmung), der eigentümliche lähmungsartige (kataplektische) Zustand, in den Tiere aller Art durch plötzlichen Schreck versetzt werden, von dem sie sich nur allmählich wieder erholen. Auch der Mensch kann gelegentlich vor Schrecken »kein Glied rühren«, z. B. bei plötzlichen Verwundungen (Wundschreck); doch steigert sich bei ihm die Lähmung nur selten zur vollkommenen Starrheit, und in der Regel geht sie schnell vorüber. Manche Tiere dagegen, die man plötzlich ergreift und auf den Rücken oder auf die Seite legt, werden nach den ersten fruchtlosen Fluchtversuchen alsbald unbeweglich, so daß man die Hand vorsichtig wegnehmen kann, ohne daß sie davonlaufen. Am frühesten war dies vom Huhn bekannt, das man nach der Vorschrift des Jesuitenpaters Kircher (1601—80) zu binden pflegte und mit dem Schnabel an die Diele drückte, worauf man von dort einen Kreidestrich zog, den es angeblich

für das Ende des Bindfadens hielt, mit dem es gebunden sei (»Experimentum mirabile«). Czermak fand, daß sich die meisten Vögel ähnlich verhalten, und glaubte, daß sie dabei in einen eigentümlichen Zustand von Schlaftrunkenheit (Hypnotismus) verfallen, aus dem sie erst nach 5—15 Minuten erwachen. Preyer zeigte, daß diese Zustände, die er auf eine Erregung bewegungshemmender Zentren durch die Furcht zurückführen wollte, sich fast bei Tieren aller Klassen hervorrufen lassen. Das Zum-Stab-Werden der Uräusschlange, wenn man sie am Halse faßt, das die ägyptischen Zauberer noch heute, wie zu Moses' Zeiten, zeigen, gehört vermutlich ebenso wie die Lähmung der durch den Schlangenblick »bezauberten« Vögel hierher. Frösche oder Tritonen, die man plötzlich mit der Pinzette oder mit einer Schlinge am Bein oder Schwanz faßt und aufhängt, werden sogleich starr und können sogar nach Verlauf eines halben bis ganzen Tages sterben, ohne ihre Gliederstellung geändert zu haben. Auch das »Sichtotstellen« kleiner Käfer, wenn sie ergriffen werden, gehört wahrscheinlich hierher. Vgl. W. Preyer, Die K. und der tierische Hypnotismus (Jena 1878); Verworn, Beiträge zur Physiologie des Zentralnervensystems, Bd. 1 (das. 1898).

Katapult (lat., griech. Katapeltes), armbrustähnliches Torsionsgeschütz der Alten, s. Kriegsmaschinen.

Katarákt (Katarrhakt, griech.), Wasserfall (s. d.), besonders großer Flüsse, wie des Nils, des Niagara ꝛc. Über K. bei Dampfmaschinen, Kataraktsteuerung, s. Tafel »Dampfmaschinen III«, S. I u. II.

Katarakta (griech.), grauer Star (s. Star).

Katarakttöpfe, s. Waschen.

Katarina (türk. Katrin), Hauptort eines Kaza im türk. Wilajet Saloniki, nördlich vom Olymp, mit 1000—2000 Einw.

Katarrh (v. griech. katarrhein, »herabfließen«), Entzündungen der Schleimhäute des Körpers, die mit Absonderung von Schleim und Eiter auf der freien Schleimhautfläche einhergehen. Der K. gibt sich zu erkennen durch Rötung (Blutüberfüllung) und Schwellung der Schleimhaut, die mehr oder weniger durchfeuchtet erscheint, und deren Oberfläche mit einer Lage grauen, trüben oder glasigen Schleimes, unter Umständen mit Eiter überzogen ist. Es findet dabei massenhafte Abstoßung der Epithelzellen der Schleimhat statt, die sich mit dem Schleim, dem überreichlich gebildeten Absonderungsprodukt der Schleimhaut und ihrer Drüsen, vermischen. Die Ursachen des Katarrhs sind Reize vielerlei Art, namentlich Erkältung (s. d.), Einwirkung von Staub, Rauch, reizenden Dämpfen, Jodgebrauch, in einzelnen Fällen spezifische Krankheitserreger, z. B. beim Tripper. Der K. verläuft bald akut, bald chronisch. Der chronische K. geht zwar auch mit mehr oder minder reichlicher Produktion eines oft sehr zähen und glasigen Schleims einher, aber die Schleimhaut erscheint dabei gewöhnlich schiefergrau gefärbt, bei langem Bestand stellt sich häufig Schwund (Atrophie) der Schleimhaut ein. Die Katarrhe der verschiedenen Schleimhäute führen zum Teil besondere Namen, z. B.: K. der Nasenschleimhaut oder Schnupfen, K. der Harnröhre oder Tripper, K. der Gebärmutter und Scheidenschleimhaut oder weißer Fluß ꝛc. Über Darmkatarrh s. Darmentzündung. Wenn man von K. schlechthin spricht, so versteht man darunter die leichtern akuten Entzündungen der Schleimhaut der größern Luftwege, des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihrer Äste; s. Bronchialkatarrh. Höhere Grade von K., namentlich von Magen-, Darm- und Bronchialkatarrh, treten unter Fieberbewegungen ein (Katarrhfieber, Febris catarrhalis). Die übrigen Erscheinungen des Katarrhs sind je nach den ergriffenen Organen verschieden. Meist führt der K. zu Funktionsstörungen, so fehlt beim Schnupfen der Geruch, beim Magen- und Darmkatarrh ist Appetit und Verdauung gestört ꝛc. Die Behandlung des Katarrhs hat vor allem die Einwirkung jeden Reizes auf die erkrankte Schleimhaut zu verhindern, so bei Augenbindehautkatarrh, bei Bronchialkatarrh mit Staub oder Rauch verunreinigte Luft, bei Magen- oder Darmkatarrh schwer verdauliche Speisen, zu kalte Getränke. Zur arzneilichen Behandlung namentlich des chronischen Katarrhs werden zusammenziehende Mittel (Alaun, Tannin) auf die kranke Schleimhaut gebracht. Gegen die Neigung zu K. der Luftwege empfehlen sich abhärtende Kuren, besonders kalte Abreibungen. Russischer K., epidemisches Katarrhfieber, soviel wie Influenza, s. Grippe.

Katarrhálfieber, bösartiges (bösartige Kopfkrankheit), eine dem Rindergeschlecht eigentümliche, nicht gerade häufige infektiöse Erkrankung, deren Erreger noch nicht bekannt ist. Von Rind auf Rind ist sie in der Regel nicht übertragbar, tritt auch meist vereinzelt, bisweilen jedoch gehäuft auf. Eine gewisse Abhängigkeit von klimatischen, bez. Bodenverhältnissen ist augenscheinlich, und in manchen Orten ist das K. stationär. Es zeigt sich als eine mit hohem Fieber verbundene Erkrankung der Schleimhäute des Kopfes, der Augen, der Nase und Nebenhöhlen, des Maules, die sich auf die tiefern Abschnitte der Atmungswege und des Nahrungsschlauches ausbreiten sowie das Innere der Augen und auch die Schleimhaut des Harn- und Geschlechtsapparats ergreifen kann und schließlich kruppartig, bez. diphtheritisch wird. Es kann sich Gehirnreizung und -Entzündung mit Krämpfen und Tobsucht (manchmal auch ein Hautausschlag) anschließen. Der Krankheitsverlauf dauert meistens 3—4 Wochen und führt in 50 Proz. der Fälle zum Tode; manchmal erfolgt der Tod in wenigen Tagen. Neuerdings hat sich intravenöse Injektion von Kollargol bewährt.

Katarrhfieber, s. Katarrh.

Katastásis (griech., Katastase), in der epischen und dramatischen Poesie der Teil der Handlung, worin der in der Epitasis (s. d.) geknüpfte Knoten sich noch fester schürzt, um dann in der Katastrophe gelöst zu werden.

Kataster (ital. catastro, vom mittellat. capitastrum, »Kopfsteuerliste«; Steuerbuch, Steuerbeschreibung, Salbuch), das für direkte Steuern, hauptsächlich für die sogen. Realsteuern aufgestellte Verzeichnis der amtlich gesammelten Tatsachen zur Feststellung der Steuersubjekte und Steuerobjekte und der ihnen gesetzlich aufzuerlegenden Steuerschuldigkeiten, insbes. die für die Grundsteuer angefertigte genaue tabellarische Beschreibung der Steuerobjekte (Grundkataster, Grundsteuerbuch, Grundsteuerrolle, Flurbuch), gesondert nach Gemarkungen, bez. Fluren und Hauptkulturarten mit Angabe der Größe, des Ertrags ꝛc.; Katasteramt (Fortschreibungsamt), die mit der Führung (Evidenthaltung) der K., namentlich mit der Ab- und Zuschrift der Grundstücke und der Grundsteuer in Besitzveränderungsfällen, beauftragte Behörde; Katasterbeamter (Fortschreibungsbeamter, Katasterkontrolleur), ein bei dieser Behörde Angestellter Da die ältern Flurbücher nur eine sehr

dürftige Unterlage für die gleichmäßige Verteilung der Grundsteuer (s. d.) bildeten, so wurden in den meisten Staaten in neuerer Zeit umfassende Landesvermessungen veranstaltet (s. Landesvermessung). Die einzelnen Parzellen wurden vermessen und kartiert, und auf Grund dieser amtlichen Unterlagen (s. Katasterkarten) erfolgte dann die Eintragung (Katastrierung) der steuerpflichtigen Grundstücke (Planstücke, Plannummern) nach ihrem Flächengehalt in die K. der einzelnen Flurdistrikte. (Parzellen- oder Parzellarkataster, bei dem im Gegensatz zum ältern Grundkataster Arrondierung und Besitzesverhältnisse zunächst unberücksichtigt bleiben.) An die Vermessung schloß sich sodann die Bonitierung und Ertragsschätzung. Diese kann direkt für jedes einzelne Grundstück erfolgen, indem entweder dessen durchschnittlich möglicher Reinertrag (Ertragskataster) oder der Steuerkapitalwert nach in bestimmter Zeit erzielten Kaufpreisen oder Pachtschillingen (Wertkataster) festgestellt wird, wobei allerdings auch das eine Verfahren sich auf das andre stützen und es ergänzen kann. Eine genaue Einschätzung ist praktisch nicht zu erzielen. Aus diesem Grunde begnügt man sich meist mit dem einfachern Verfahren, daß eine gewisse Zahl von Bonitätsklassen aufgestellt wird. Für jede wird in einem bestimmten Schätzungsbezirk je ein Mustergrundstück ausgesucht und dessen Ertrag ermittelt. Hierauf werden die übrigen Grundstücke je nach Beschaffenheit und Lage in die Klassen eingeschätzt. Die nach diesen Grundsätzen ermittelten Steuerquoten werden in das K. mit eingetragen. Mit technischen Umwandlungen (Rodung, Entsumpfung, Aufforstung, Meliorierung ꝛc.), dann mit Verkehrsänderungen (Bahnbau, Wegebau) und sozialen Verschiebungen (Dichtigkeit der Bevölkerung ꝛc.) ändern sich auch die Grundlagen des Steuerkatasters. Um die Gleichmäßigkeit der Besteuerung zu sichern, müßten deshalb von Zeit zu Zeit Berichtigungen des Katasters vorgenommen werden; doch sind dieselben mit so viel Umständlichkeiten und Kosten verknüpft, daß man sie möglichst meidet und sich damit begnügt, nur gewisse Änderungen nachzutragen. Veranlagung und Fortschreibung der Gebäudesteuer (s. d.) erfolgen gewöhnlich in besondern Katastern. Zur Kontrolle der vorgeschriebenen Versicherung der Gebäude gegen Feuersgefahr werden zuweilen besondere Gebäudekataster (Brandkataster) geführt. Auch für andre zur Fortführung bestimmte Verzeichnisse ist der Ausdruck K. gebräuchlich, so z. B. für Genossenschaftskataster, d. h. die Mitgliederverzeichnisse der Berufsgenossenschaften, die im Deutschen Reiche zum Zweck der Unfallversicherung der Arbeiter gebildet sind. Vgl. »Gesetze und Verordnungen zum Handgebrauch für die Beamten der Katasterverwaltung« (Meschede 1876); v. Winckler, Handbuch für die Beamten der Katasterverwaltung (Wiesbad. 1886); Harksen, Das preußische K. und seine Verbindung mit dem Grundbuch (Dessau 1896); Schönberger, Index zu sämtlichen Katasteranweisungen (Frankf. a. O. 1899) und Der Katasterbeamte in Preußen (Hoyerswerda 1902); Gräbke, Aus der preußischen Katasterverwaltung. Verfügungen und Revisionsbemerkungen ꝛc. (Münster 1899).

Katasteramt, s. Kataster.

Katasterkarten, Karten, die auf Grund besonderer Aufnahmen von den Katasterbehörden in größern Maßstäben (1:500 bis 1:5000) hergestellt werden. Sie geben mit rechtlicher Beweiskraft Auskunft über die Besitzverhältnisse und dienen als Grundlage für die Regelung der Grundsteuer. In Preußen gilt als Vorschrift für die Herstellung dieser Karten die »Anweisung vom 25. Okt. 1881 für die trigonometrischen und polygonometrischen Arbeiten bei Erneuerung der Karten und Bücher des Grundsteuerkatasters«. Auch bilden sie ein wichtiges Hilfsmittel für die topographische Aufnahme des Generalstabes, nachdem sie in den Maßstab 1:25,000 verkleinert worden sind.

Katasterkontrolleur, s. Kataster.

Katastralrute, früheres Feldmaß in Oldenburg zu 10 Fuß, unterschieden von der alten Rute zu 20 und der neuen zu 18 Fuß; die kurhessische zehnteilige Rute von 14 Katasterfuß zu 284,915 mm.

Katastrierung, s. Kataster.

Katastrophe (griech., »Umwendung«), die unglückliche Folge einer entscheidenden Wendung (Peripetie) im menschlichen Leben; auch unglückliches und folgenschweres Naturereignis; insbes. in der dramatischen Poesie die Entwickelung im Gegensatz zur Verwickelung, die Auflösung des im Vorhergehenden geschürzten Knotens (vgl. Katastasis), wodurch die Entscheidung eines vorher ungewissen Schicksals eintritt. Diese Entscheidung darf nicht durch den bloßen Zufall oder das unmotivierte Eingreifen einer äußerlichen Macht herbeigeführt werden (vgl. Deus ex machina), sondern muß sich aus dem Charakter des Helden und der Verkettung der vorgeführten Begebenheiten und Situationen mit innerer Notwendigkeit ergeben.

Katastrophentheorie (Kataklysmentheorie), die von Cuvier, Agassiz und vielen ältern Naturforschern angenommene Lehre, daß die Lebewesen der Erde wiederholt durch Katastrophen vertilgt worden seien. Da hierdurch ebenso viele Ausstattungen der Erde mit andern Organismen nötig wurden, so nannte man die vornehmlich durch Lyell und Darwin gestürzte Lehre auch wohl scherzhaft Möblierungstheorie.

Katatonie (griech., Spannungsirresein), psychische Krankheit, bei der Melancholie, Manie, Verrücktheit, Stupidität, Blödsinn der Reihe nach als Stadien vorkommen können und die außerdem durch das Auftreten gewisser motorischer Krampf- und Hemmungserscheinungen, eben der katatonischen Störungen, gekennzeichnet wird. Psychisch ist die K. charakterisiert durch vorwaltend melancholische Gemütsstimmung, Wahnideen und Halluzinationen, besonders aber durch den Trieb, zu negieren und gegen jede aktive und passive Bewegung zu opponieren, welcher Negationstrieb schließlich in absoluter Schweigsamkeit und Regungslosigkeit mit Nahrungsverweigerung gipfelt. Dazu kommt eine eigenartige Stereotypie und Suggestibilität in Ausdrucksbewegungen und Handlungen. Sicher ist, daß katatonische Symptome bei den verschiedensten Geisteskrankheiten zur Beobachtung kommen, doch ist neuerdings Kräpelin geneigt, die K. als einen der großen Gruppe des Jugendirreseins (Dementia praecox) angehörigen, selbständigen Krankheitsbegriff aufzufassen, der neben den oben geschilderten Symptomen durch den Ausgang in Schwachsinn charakterisiert ist. Vgl. Kahlbaum, Die K. (Berl. 1874); Neisser, über die K. (Stuttg. 1887); Kräpelin, Psychiatrie (7. Aufl., Leipz. 1903—04, 2 Bde.); Stadelmann, Die K. (Würzb. 1904).

Katatypie (griech.), ein von Ostwald und Gros in Leipzig 1902 erfundenes Verfahren zum Kopieren von Photographien lediglich durch katalytische Wirkung, z. B. von fein zerteiltem Platin auf Wasserstoffsuperoxyd. Tränkt man ein photographisches Platin- oder Silberbild mit einer ätherischen Lösung von Wasserstoffsuperoxyd, so wird dieses nur an den Bildstellen zersetzt, während an den platinfreien Stellen das

Wasserstoffsuperoxyd unverändert bleibt. Durch Andrücken eines für Wasserstoffsuperoxyd reaktionsfähigen andern Papiers kann das Bild durch Kontakt übertragen werden. Vgl. Photographie.

Katavothra, Gebirge, s. Öta.

Katavothren (griech.), Gebirgsspalten, Trichter oder Höhlen (s. d.), in die das Wasser oder ein Fluß versinkt, unterirdische Abflüsse; sie finden sich besonders in Kalkgebirgen, zumal in dem sogen. geschlossenen Arkadien und im Karst (s. Karsterscheinungen und Fluß, S. 731).

Kate (Kathe, Kote, Kotte, »Hütte«), Bezeichnung eines einzelnen Bauernhauses im Gegensatz zu einem geschlossenen Bauerngut; die Eigentümer einer K., ländliche Tagelöhner, werden bezeichnet als Eigenkätner, Kotsassen, Kassaten, Kossäten, Hintersassen, Hintersiedler u. dgl. Vgl. Bauer, S. 457.

Kate, 1) Lambert ten, niederländ. Sprachforscher, geb. 23. Jan. 1674 in Amsterdam, gest. daselbst 14. Dez. 1732, war Privatlehrer in seiner Vaterstadt und wird mit Recht als der Bahnbrecher der neuern Philologie in den Niederlanden betrachtet. Zuerst veröffentlichte er anonym eine kleine Schrift: »Gemeenschap tuschen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche« (Amsterd. 1710), seine wichtige Hauptarbeit aber ist die »Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene deel der Nederduitsche Spraeke« (das. 1723, 2 Bde.), die er 1711—19 verfaßte. Der erste Teil ist eine große vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen, nach denselben Prinzipien bearbeitet, nach denen später Grimm die neuere Germanistik begründete. Der zweite Teil ist ein etymologisches Wörterbuch der niederländischen Sprache, in Europa die erste wissenschaftliche Leistung dieser Art. In zwei Abhandlungen, die diesem Teil vorangehen, setzte er die Grundsätze einer neuen germanischen Wortbildungslehre auseinander. In vielen Stücken, namentlich in der Darstellung der Gesetzmäßigkeit des Lautwechsels und der Bedeutung des Ablautes, ist er der Vorarbeiter von Jakob Grimm.

2) Jan Jacob Lodewijk ten, niederländ. Dichter, geb. 23. Dez. 1819 im Haag, gest. 25. Dez. 1889 in Amsterdam, studierte in Utrecht Theologie, war von 1845 Prediger an verschiedenen reformierten Gemeinden, seit 1860 in Amsterdam. Der erste Band »Gedichten« erschien 1836; andre Sammlungen, wie »Rozen« (1839), »Zangen des tijds« (1841) ꝛc., folgten nach. Mit Winkler Prins redigierte er (anonym) eine ganz in Versen geschriebene Zeitschrift: »Braga« (1842—43; 4. Aufl., mit Einleitung und Erläuterungen von W. Prins, Deventer 1882), die eine Reihe Satiren gegen den literarischen Geschmack der Zeit enthält. Auf die größern epischen Gedichte: »Ahasverus op den Grimsel« (1840) und »De Durgerdamsche Visschers« (1849), folgte in der biblischen Dichtung »De Schepping« (»Die Schöpfung«, 1866; deutsch von Koppelmann, Brem. 1881, und von Zimmermann, Hamb. 1890) sein Hauptwerk, gegen das die ähnlichen Dichtungen »De Planeeten« (1869) und »De Nieuwe Kerk te Amsterdam« (1885) sehr abfallen. Seine große Sprachgewandtheit verleitete K. immer mehr zu bloßer Versemacherei; zu nennen sind noch »De Jaargetijden« (»Die Jahreszeiten«, 1871) und »Palmbladen en dichtbloemen« (1884), doch gelangen ihm auch noch in seiner letzten Zeit poetische Übersetzungen von Wert, die sich jenen aus seiner besten Periode ebenbürtig anschließen und ihn mit diesen zu einem der hervorragendsten niederländischen Versübersetzer machen. Hervorzuheben sind: Habakuk (1842), Nahum (1875), Hiob (1865), die Psalmen (1872); 23 Lieder von Luther (1853), Chamissos Gedichte (1862), Schillers »Maria Stuart« (1866) und »Lied von der Glocke« (1879), Goethes »Faust«, 1. Teil (1878), Tegnérs »Nachtmahlskinder« (1864), Karls XV. kleine Gedichte (1868), Andersens Märchen (in Versen, 1868), Oehlenschlägers »Correggio« (1868); Byrons »Parisina« (1836) und »The Giaur« (1840 u. 1859), Miltons »Verlornes Paradies« (1880); La Fontaines Fabeln (1868), Victor Hugos lyrische Gedichte (1881); Tassos »Befreites Jerusalem« (1856), Dantes »Hölle« (1876) ꝛc. Auch eine Anzahl geschätzter wissenschaftlich-theologischer Werke, darunter Predigtsammlungen, sowie »Italië; reisherinneringen« (Arnh. 1857) und »Nieuwe bladen uit het dagboek der reisherinneringen« (das. 1860 bis 1862) gab er heraus. Gesammelt erschienen seine »Complete dichtwerken« (Arnh. 1867, 8 Bde.) und »Gedichten« (Leiden 1890—91, 12 Bde.). Seine Biographie schrieb Jan ten Brink in seiner »Geschichte der Nord-Niederländischen Literatur« und in den »Levensberichten .. van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde« (Leiden 1890); sein Briefwechsel mit J. A. Alberdingk-Thijm erschien in »Nederland«, Jahrgang 1893.

3) Herman ten, holländ. Maler, Bruder des vorigen, geb. 16. Febr. 1822 im Haag, gest. im März 1891 in Scheveningen, machte seine Studien bei Cornelis Kruseman in Amsterdam und vervollkommnete dann seine koloristische Technik durch einen einjährigen Aufenthalt in Paris. 1849 kehrte er nach Amsterdam zurück und war eine Zeitlang hier tätig, bis er nach dem Haag übersiedelte. Er schöpfte seine Stoffe teils aus dem 17. Jahrh., wobei er in der Wiedergabe der Kostüme ein glänzendes, sattes Kolorit entfaltete, teils aus dem holländischen Volksleben. Zur letztern Gattung gehören: ländliches Fest (1855), die Fischer von Marken (1857, im Museum zu Bordeaux), die unvermutete Alarmierung, die Spieler in der Schenke (1859); zur erstern: die calvinistischen Gefangenen unter Ludwig XIV., der Werber, die Degenspitze, die Pinselspitze, der Sieger und der Besiegte (Aquarell), die Bürgergarde. K., der sich besonders van der Helst zum Vorbild genommen, hat auch tüchtige Bildnisse gemalt.

Katechēse (griech., Katechisation), mündlicher Unterricht, besonders derjenige, den die Kirche den Unmündigen erteilen läßt, um sie zur kirchlichen Mündigkeit heranzubilden; endlich auch der Religionsunterricht als einzelner Akt (s. Katechetik).

Katechēt (Katechetes, Katechistes, griech.), in der ersten Zeit der christlichen Kirche derjenige, der den Katechumenen (s. d.) den Unterricht zu erteilen hatte. Über die Katechetenschule in Alexandria s. Alexandrinische Schule, S. 307. Gegenwärtig nennt man K. den Religionslehrer (vgl. Katechetik).

Katechētik (griech.), Lehre von der Kunst des mündlichen Unterrichts, neuerdings insbes. vom religiösen Unterricht in fragender Form (erotematischer oder dialogischer Unterricht) gebraucht. Aus dem kirchlichen Altertum besitzen wir von hierher gehöriger Literatur eigentlich nur die katechetischen und mystagogischen Lehrvorträge des Cyrillus (s. d. 1) von Jerusalem und Augustins Schrift »De catechizandis rudibus«, die übrigens durchaus nur erwachsene Katechumenen im Auge haben. Religiöser Jugendunterricht dagegen stellte sich keineswegs etwa sofort mit Einführung der Kindertaufe ein, vielmehr begegnen wir erst in den spätern Zeiten des Mittelalters Anweisungen zur ge-

schickten Handhabung der Kinderbeichte, wie überhaupt die Pädagogie des Beichtstuhls den mangelnden religiösen Jugendunterricht ersetzen mußte. Diesen ließen sich fast nur Sekten, wie Waldenser und Hussiten, oder die Bruderschaft des gemeinsamen Lebens angelegen sein. Das Zeitalter der Reformation war zwar reich an Katechismen, aber die Versuche, eine zusammenhängende und methodisch begründete K. zu geben, gehören erst der sogen. pietistischen Schule an, in der es auch Sitte wurde, neben dem Katechismus Bibeltexte katechetisch zu behandeln. Seit Mosheim wurde die K. fleißig bearbeitet und zwar zunächst im Sinne der sogen. religiösen Aufklärung. Man glaubte in den Unterredungen des Sokrates mit seinen jungen Freunden ein klassisches Vorbild der wahren katechetischen Methode zu besitzen, und seither gehört wenigstens das fragweise Verfahren, das Lehrgespräch, zu den herkömmlichen Anforderungen, die an den populären Religionsunterricht in Kirche und Schule gestellt werden. Darüber hinaus noch ging freilich die eigentliche Sokratik, die vom Katecheten verlangte, daß er durch geschickte Fragen geradezu alle Erkenntnisse aus dem Befragten hervorlocken sollte. Als berühmte Meister dieser sokratischen K. galten ihrer Zeit J. F. Chr. Gräffe in Göttingen (1754—1816; »Die Sokratik«, 3. Aufl. 1798; »Lehrbuch der Katechetik«, 2. Aufl. 1805) und Dinter (s. d.). Pestalozzi bekämpfte die Einseitigkeit der Sokratiker, indem er hervorhob, daß man den Kindern vor allem etwas geben müsse und zwar in der dem kindlichen Fassungsvermögen angemessenen Gestalt wirklicher Anschauung, ehe man an die begriffliche Verarbeitung ginge. Aus dem Streit hat sich im ganzen ein erfreuliches Einverständnis über die kombinierte Methode der K. entwickelt. Vgl. Palmer, Evangelische K. (6. Aufl., Stuttg. 1875); v. Zezschwitz, System der christlich-kirchlichen K. (Leipz. 1863—74, 2 Bde., zum Teil in 2. Aufl.); Th. Harnack, Katechetik (Erlang. 1882, 2 Bde.); E. Sachsse, Evangelische K. (Berl. 1897); E. Chr. Achelis, Lehrbuch der praktischen Theologie, Bd. 2 (2. Aufl., Leipz. 1898); Schian, Die Sokratik im Zeitalter der Aufklärung (Bresl. 1900).

Katechin (Katechusäure, Tanningēnsäure) $C_{21}H_{20}O_9$ findet sich im Stamme von Acacia Catechu und A. Suma, oft in kristallinischen Ablagerungen (Keersal), dann im Katechu, Gambir, im Holz von Anacardium occidentale, im Mahagoniholz, im Waldmeisterkraut, wird aus dem mit kaltem Wasser gewaschenen Katechu durch kochendes Wasser ausgezogen und durch Umkristallisieren gereinigt. Es bildet feine, weiße, seidenglänzende Kristalle mit $5H_2O$, löst sich schwer in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Äther, schmeckt etwas bitter zusammenziehend, schmilzt bei 127°, zersetzt sich leicht bei höherer Temperatur und liefert Brenzkatechin, Wasser und Kohlensäure; die wässerige Lösung färbt sich beim Kochen an der Luft braun und fällt dann Leim. Es reagiert sauer, zersetzt aber nicht die kohlensauren Alkalien und bildet mit Basen keine konstanten Verbindungen. Mit Eisenchlorid färbt es sich grün und dann auf Zusatz von Alkali purpurn. Es reduziert die Salze der edlen Metalle und gibt mit schmelzendem Kali Phloroglucin und Protokatechusäure.

Katechisation, soviel wie Katechese (s. d.); katechisieren, als Katechet (s. d.) oder in katechetischer Weise unterrichten (s. Katechetik).

Katechismus (griech.), ursprünglich ein Stück der altchristlichen Taufliturgie, und zwar der die Taufe selbst vorbereitende Akt, da der Täufling, um seinen Glauben befragt, über diesen Rechenschaft gibt. Bei der Kindertaufe treten dabei naturgemäß für den Täufling dessen Paten ein. Daher geht im Mittelalter der Name K. geradezu auf die Patenschaft selbst, vor allem aber auf die dem Patkinde seitens der Paten zu erteilende elementare Belehrung im Christentum über, die von früh an das apostolische Glaubensbekenntnis und das Vaterunser, später auch die zehn Gebote mit umfaßt. Als mündlichen »Unterricht in diesen dreien Stücken« kennt auch Luther noch den K., doch überträgt er dann den Namen auf ein jenem Unterricht zugrunde zu legendes Buch. Da derartige Bücher, wie Luthers kleiner K. selbst, meist in Fragen und Antworten abgefaßt erschienen, so hat (wenn auch mißbräuchlich) diese Gestaltung mehr und mehr den Begriff K. bestimmt, so sehr, daß man heute irgendwelches Lehrbuch, wenn es seine Belehrung in Frage und Antwort gibt, gern K. nennt. Christliche Katechismen hat es von früh an gegeben, lange bevor sie so bezeichnet wurden, doch konnten sie natürlich anfangs nur für die Hand der Lehrenden bestimmt sein. Auf deutschem Boden stammt schon aus dem Ende des 9. Jahrh. die Vorschrift, daß bei jeder Pfarre eine Auslegung des Glaubens und des Vaterunsers vorhanden sein soll. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst enthalten die auch für die Laien bestimmten zahlreichen Beicht- und Gebetbücher vielfach die Katechismusstücke. Die »Tafel des christlichen Lebens« (ca. 1480) will ausdrücklich die Eltern zur religiösen Unterweisung ihrer Kinder anleiten. Doch sind Hilfsbücher für bewußten kirchlichen Jugendunterricht der mittelalterlichen Kirche fremd. Sie finden sich zuerst bei den Böhmischen Brüdern und den Waldensern und werden dann vor allem zur Reformationszeit von den Evangelischen in den Dienst ihrer Sache gestellt. Schon bevor Luther selbst, durch die in Sachsen gehaltenen Kirchenvisitationen dazu veranlaßt, 1529 seinen kleinen K. (das »Enchiridion«) verfaßte, hatte er zahlreiche andre angeregt, darunter den von Althamer in Ansbach, der als erster den Namen K. auf dem Titel führt. Auf lutherischem Boden erschienen auch nach dem Enchiridion zunächst noch andre Katechismen, unter ihnen als bedeutendster Joh. Brenz' »Fragestücke« (1535), die, mit dem »Enchiridion« vereinigt, heute noch in Württemberg in Gebrauch sind. Als jedoch Luthers kleiner K. mehr und mehr Bekenntnisschrift geworden und vollends, als er 1580 in das Konkordienbuch aufgenommen war, entstanden keine Katechismen mehr neben ihm, vielmehr bildete er forthin für alle lutherischen Katechismen die feste Grundlage. Die bedeutendsten unter den ihn weiter ausführenden sogen. exponierten Katechismen sind Joh. Tetelbachs »Goldenes Kleinod« (1568), das »Nürnbergische Kinderlehrbüchlein« (1628), Justus Gesenius' »Katechismusfragen« (1639) und die beiden Hauptkatechismen der pietistischen Zeit: Phil. Jak. Speners »Erklärung der christlichen Lehre« (1677) und der sogen. Dresdener Kreuz-K. (1688). Etwas anders war die Entwickelung auf reformiertem Gebiet, wo zahlreiche Katechismen (so in Zürich von Leo Judä 1534 und 1535, in Bern 1536 von Megander, in Genf 1537 und 1538 von Calvin, in Zürich 1556 von Bullinger) durch den gleich als Bekenntnis-K. erschienenen umfangreichen Heidelberger K. (s. d.) verdrängt wurden, den dann mit der Zeit alle Reformierten in gleicher Form benutzten; nur der (zweite) Genfer K. Calvins (1542) stand zeitweise noch neben ihm in Geltung. Die Aufklärung schaffte fast überall die alten Katechismen ab und

schuf sich ihren Anschauungen entsprechende eigne Lehrbücher, unter denen der »K. der christlichen Lehre, zum Gebrauch in den evangelischen Kirchen und Schulen der königlich braunschweig-lüneburgischen Churlande« (1790) das größte Ansehen genoß. Im 19. Jahrh. kehrte man vielfach zu den alten Katechismen zurück, ersetzte sie aber auch durch verkürzte Bearbeitungen oder durch nach dem Katechismusstoff geordnete Spruchbücher. Die Union ließ teils die alten Bekenntniskatechismen nebeneinander bestehen, teils hat sie eigne Unionskatechismen, freie Zusammenarbeitungen des »Enchiridions« mit dem Heidelberger K., geschaffen. Weiteres über die heutigen Verhältnisse, auch über die ausländischen Katechismen und die religiösen Lehrbücher der kleinern Denominationen s. in dem Artikel »Katechismen und Katechismusunterricht« in der Real-Enzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (10. Bd., Leipz. 1901). Vgl. ferner Zezschwitz, System der christlich-kirchlichen Katechetik, 2. Bd., 1. Abt. (2. Aufl., Leipz. 1872); Geffcken, Der Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts (das. 1855); Cohrs, Die evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion (»Monumenta Germaniae Paedagogica«, Bd. 20—23, Berl. 1900—02); Rau, Quellen zur Geschichte des kirchlichen Unterrichts in der evangelischen Kirche Deutschlands zwischen 1530 und 1600, 1. Bd., 1. Heft: Süddeutsche Katechismen (Gütersl. 1904).

Die römisch-katholische Kirche hat die Fürsorge für die religiöse Unterweisung der Jugend von den Evangelischen gelernt. In Nachahmung der evangelischen erschienen bald zahlreiche katholische Katechismen. Der »Catechismus Romanus ad parochos, ex decreto concilii Tridentini« (1566) ist freilich zunächst nicht für den Unterricht der Jugend bestimmt; dagegen entsprachen den Bedürfnissen der Kinder aufs beste die beiden auf Befehl Kaiser Ferdinands I. von dem Jesuiten Canisius (s. d.) seit 1555 verfaßten Katechismen, die aber, zeitweise schon von dem K. des Abtes Felbinger verdrängt, neuerdings durch die in viele Sprachen übersetzten Lehrbücher Deharbes ersetzt worden sind. Vgl. Moufang, Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts (Mainz 1881); Thalhofer, Entwickelung des katholischen K. in Deutschland von Canisius bis Deharbe (Freib. i. Br. 1899). In der griechischen Kirche ließ nach dem sogen. größern K., Orthodoxa Confessio genannt, 1643 von den Patriarchen in Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem mit kanonischem Ansehen begabt, Peter d. Gr. 1723 einen »Kleinen K.« ausarbeiten, der 1832 durch den Metropoliten Philaret (s. d.) von Moskau revidiert und 1866 durch den jetzt gebrauchten K. ersetzt wurde.

Katechu, gerbstoffhaltige Extrakte von verschiedener Abstammung. Pegukatechu (Bombaykatechu, bengalisches K., Catechu nigrum, Cutch, Japanische Erde, Terra japonica, Kachu, Cachou), das wässerige Extrakt aus dem dunkelroten Kernholz von Acacia Catechu, wird in Hinterindien, besonders in Pegu, aber auch an der Küste von Koromandel, in Bengalen und auf Ceylon dargestellt und aus Rangun ausgeführt. Es bildet eine dunkelbraune, etwas blasige, spröde, im Innern großer Blöcke oft weiche, nur in dünnen Splittern durchscheinende Masse, beklebt und durchsetzt mit Blättern und Spänen, und schmeckt bitter zusammenziehend, hinterher süßlich. In kaltem Wasser zerfällt es langsam zu einem weißlichen Haufwerk mikroskopischer Nadeln von Katechin, in dem auch Kristalle von oxalsaurem Kalk auftreten, durchtränkt von einer dunkelbraunen Lösung, die Katechugerbsäure und wenig Quercetin enthält. Mit 2 Teilen kochendem Wasser erfolgt vollständige Lösung, die sich aber beim Erkalten sehr stark trübt. Alkohol löst den größten Teil des K. Man benutzt K. in der Färberei, zum Gerben schweren Leders, auch werden damit Geflechte (Fischernetze) und Gewebe behandelt, die beim Gebrauch der Nässe ausgesetzt sind (Kofferbezüge, Zeltstoffe). Auch gegen Kesselstein ist es empfohlen worden. K. wurde 1514 von Barbosa als Handelsartikel erwähnt; eine Beschreibung der Stammpflanze und der Darstellung des K. gab 1586 Sassetti, und bald darauf gelangte K. auch nach Europa. Um die Mitte des 17. Jahrh. erscheint es als sehr teure Droge in deutschen Apothekertaxen. Clayer schilderte 1680 den ungeheuern Verbrauch von Pegukatechu zum Betelkauen in Ostasien. Im 19. Jahrh. kam K. in größerer Menge nach Europa und wurde nun auch im Zeugdruck und gegen Kesselstein benutzt. Das Gambir (Gutta Gambir, Catechu pallidum, Katagamba, Cunao, Terra japonica), das Extrakt aus den jungen Trieben von Nauclea Gambir, einer Rubiazee, die besonders auf Malakka, Singapur, Rhio und am meisten auf Bintang kultiviert wird, bildet würfelförmige, 3 cm große, poröse, leicht zerreibliche, äußerlich matt rotbraune, innen gelbliche erdige Stücke und besteht bis auf 14 oder 15 Proz. Unreinigkeiten fast ganz aus Katechin mit etwas Katechugerbsäure. Es ist fast geruchlos, schmeckt zusammenziehend bitterlich, hintennach süßlich. Gambir wurde in Europa gegen Ende des 18. Jahrh. bekannt, seit den 30er Jahren des 19. Jahrh. aber hat es ungemein an Bedeutung gewonnen und wird jetzt in sehr großen Mengen über Singapur nach Europa gebracht und wie K. benutzt. Eine dritte Sorte, das Palmenkatechu (Kassu, Coury, Khadirasara), wird aus den Samen der Katechupalme (Areca Catechu) gewonnen, kommt aber nicht in den europäischen Handel. Neukatechu ist ein europäisches gerbsäurehaltiges Extrakt aus Nadelhölzern.

Katechugerbsäure $C_{21}H_{18}O_8$ findet sich im Katechu neben Katechin und entsteht aus diesem beim Erhitzen und beim Kochen mit Alkalien. Sie ist amorph, dunkel rotbraun, leicht löslich in Alkohol, in noch feuchtem Zustand auch in Wasser, fällt Eisenoxydsalze graugrün, nicht blauschwarz, und gibt auch mit Eiweiß und Leim Niederschläge.

Katechumenen (griech.), in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche die Juden und Heiden, die ihren Übertritt zum Christentum erklärt, aber die Taufe noch nicht erhalten hatten. Im 2.—5. Jahrh. ging nämlich der Taufe von Erwachsenen eine längere Prüfung und religiöse Erziehung derselben voran. Die K. durften nur dem Predigtgottesdienst beiwohnen (Missa Catechumenorum, Katechumenenmesse, vgl. Messe), mußten sich aber entfernen, wenn die Spendung des heiligen Abendmahls begann. Gegenwärtig nennt man K. diejenigen, die, ehe sie auf Grund der Kindertaufe konfirmiert und zum ersten Genuß des heiligen Abendmahls hinzugelassen werden, den erforderlichen Unterricht von dem Geistlichen empfangen. Vgl. Konfirmation.

Katechupalme, s. Areca.

Katechusäure, s. Katechin.

Kategorie (griech.), im allgemeinen das Begriffsfach oder die Klasse, in die ein Gegenstand eingereiht wird; in der Philosophie Bezeichnung für die allgemeinsten Begriffsformen oder Begriffsarten selbst (lat.

praedicamenta). Von den Peripatetikern wurden, offenbar mit Rücksicht auf die Wortarten und Ausdrucksformen der Sprache, zehn Kategorien aufgestellt: substantia, quantitas, qualitas, relatio, actio, passio, ubi, quando, situs, habitus. Kant suchte der Kategorienlehre eine tiefere Begründung zu geben, indem er annahm, daß die Kategorien den logischen Funktionen des Denkens im Urteil entsprechen, und daß es ihrer also genau ebenso viele geben müsse wie Urteilsformen. Er zählte demnach in den vier Klassen der Quantität, Qualität, Relation und Modalität im im ganzen zwölf auf: Allheit, Vielheit, Einheit, Position, Negation, Limitation, Inhärenz, Kausalität, Wechselwirkung, Wirklichkeit, Möglichkeit, Notwendigkeit. Außerdem bestimmte er die Kategorien schärfer als »reine«, d. h. nicht aus der Erfahrung abgeleitete, sondern im Verstande a priori bereitliegende Begriffe, die dadurch, daß ihnen der Wahrnehmungsinhalt untergeordnet wird, die Erfahrung erst möglich machen. Sowohl gegen die Kantische Ableitungsweise als gegen seine Deutung der Kategorien sind jedoch Bedenken erhoben worden, und die ganze Frage muß als eine offene betrachtet werden. Vgl. Trendelenburg, Geschichte der Kategorienlehre (Berl. 1846); E. v. Hartmann, Kategorienlehre (Leipz. 1896). Weiteres s. Aprioriſmus (im Artikel »a priori«) und Empirismus.

Kategörisch (griech.), unbedingt, bestimmt (im Gegensatz von hypothetisch); daher kategorischer Imperativ, bei Kant (»Grundlegung der Metaphysik der Sitten«) das Sittengesetz, insofern es unabhängig von jedem andern Gebot und jeder andern Rücksicht gebietet und verbietet und ihm ohne Widerspruch Gehorsam geleistet werden muß (vgl. Kant, S. 574). [(s. d.) teilen.

Kategorisieren (griech.), in oder nach Kategorien

Katelektrótonus (griech.), s. Elektrotonus.

Katenen, s. Exegetische Sammlungen.

Kater, das Männchen der Katze (s. d.); auch soviel wie Katzenjammer (s. d.).

Katernberg (Caternberg), Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Landkreis Essen, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Duisburg–Heeßen, Essen–Herne und K.–Osterfeld, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, bedeutenden Steinkohlenbergbau (6400 Arbeiter), ein Eisen- und Stahlwerk, Fabrikation technischer Öle und Fette, Dampfziegelei und (1900) 15,374 meist evang. Einwohner.

Katerscher Kreis, s. Theodolit.

Kat' exochēn (κατ' ἐξοχήν, griech.), vorzugsweise (dem franz. par excellence entsprechend).

Kath (Kaad, Kat), s. Catha.

Kathai (Katai, Chatai), eine im 13.—17. Jahrh. in Europa übliche Bezeichnung für Nordchina, hergeleitet vom Mandschurenvolk Khitan (s. d.), das bis 1125 den Norden Chinas innehatte, von den Reisenden des 13. Jahrh. (Marco Polo) für das ganze chinesische Reich gebraucht und dadurch Ursache langwieriger Mißverständnisse bezüglich seines Verhältnisses zum Begriff China.

Katharein, Vorort von Troppau (s. d.).

Katharer (Katharisten), gnostische Sekten des Mittelalters, die von Kleinasien über Griechenland, Illyrien, Bosnien nach Oberitalien und besonders dem südlichen Frankreich und dem westlichen Deutschland sich verzweigten. Der Name K. bedeutet »Reine«, weil sie die Rückkehr zur reinen Lehre Jesu forderten; gewöhnlich aber wurden sie bald wegen ihrer Herkunft aus der Bulgarei Bulgaren, woraus das französische Schimpfwort bougre entstand, bald zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit, als Menschen aus der niedrigsten Volksklasse, nach der Pataria (s. d.) Patarener oder Patariner, bald Publikaner, bald wegen ihrer Gutherzigkeit in Frankreich Gutmänner (Bons-hommes) genannt, wogegen der deutsche Ausdruck »Ketzer« auf Gazzari, die lombardische Form von Kathari, zurückweist. Alle K., mochten sie im übrigen einer strengen dualistischen Lehre im Anschluß an die Paulicianer (s. d.) oder aber einer monarchianischen Weltanschauung im Gefolge der Bogomilen (s. d.) huldigen, hatten mehr oder weniger gnostisch-manichäische Ansichten über den Ursprung und die Natur des physischen und sittlichen Übels und übten im Zusammenhang damit strenge Askese, während das Bedürfnis der Ordnung und des Zusammenhalts mit der Zeit eine gegliederte Hierarchie in der Sekte einführte. Die Erlösung vom übel erwarteten sie von möglichster Entsagung, daher sie die Ehe, irdischen Besitz, das Töten von Tieren und den Genuß von animalischen Speisen verwarfen. Die, welche sich dieser Bestimmung streng unterwarfen, hießen die Vollkommenen (perfecti), die übrigen die Gläubigen (credentes). Wie alle Sekten, behaupteten sie, das Ideal der unsichtbaren Kirche zu verwirklichen. Ihre religiösen Gebräuche waren höchst einfach, die Predigt der Hauptteil des Gottesdienstes. Nachdem verschiedene kirchliche Missionare ihre Bekehrung zur römischen Kirche versucht, erlag die Sekte endlich, bis auf wenige zerstreute Reste, seit den großen Albigenserkriegen (s. Albigenser) den Verfolgungen der Inquisition. Mit Unrecht hat man auch die Waldenser zu den Katharern gezählt. Vgl. Schmidt, Histoire et doctrine de la secte des Cathares (Straßb. 1849, 2 Bde.); Döllinger, Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters, Bd. 1 (Münch. 1890).

Katharina (griech., »die Reine, Keusche«), weibl. Vorname. Zunächst Name mehrerer Heiligen:

1) K. von Alexandria soll auf Befehl des Kaisers Maxentius mit fünfzig der gelehrtesten heidnischen Philosophen über den Christenglauben disputiert, sie aber alle widerlegt und zu Christen gemacht haben. Als sie mit einem Rade hingerichtet werden sollte, zerbrach es, und K. wurde daher enthauptet (307). In der bildenden Kunst erscheint sie mit einem mit spitzen Nägeln besetzten, zerbrochenen Rade und mit der Märtyrerpalme, bisweilen auch mit Büchern, den Zeichen ihrer Gelehrsamkeit, und dem Schwerte, mit dem sie hingerichtet wurde. Darstellungen aus ihrem Leben enthalten die Fresken von Masaccio in San Clemente in Rom. Ihre mystische Verlobung mit dem Christuskind malten Correggio (im Louvre) und P. Veronese (Santa Caterina in Venedig). Nach der Sage wurde ihre Leiche von Engeln auf den Berg Sinai getragen, was unter andern B. Luini auf einem nach der Brera in Mailand übertragenen Fresko und Mücke auf einem Bild in der Berliner Nationalgalerie dargestellt haben. Einzelfiguren der K. haben Raffael (in der Londoner Nationalgalerie, gestochen von Desnoyers) und B. Luini (in der Münchener Pinakothek) gemalt. K. gilt als Patronin der gelehrten Schulen; ihr Tag ist der 25. November. Vgl. Mielot (15. Jahrh.), Leben der heil. K. von Alexandrien (deutsch, nach der Bearbeitung von Sepet, Einsiedeln 1886); Knust, Geschichte der Legenden der heiligen K. ꝛc. (Halle 1890); Varnhagen, Zur Geschichte der Legende der K. von Alexandrien (Erlang. 1891).

2) K. von Siena (Catharina Senensis), geb. 1347 in Siena, gest. 29. April 1380, Tochter des Färbers Benincasa, gelobte schon im achten Jahr ewige Keuschheit und ward 1364 Schwester des dritten Ordens vom heil. Dominicus (s. Tertiarier), als solche sich vornehmlich der Armen- und Krankenpflege widmend. Durch ihre Beredsamkeit bewog sie Papst Gregor XI. zur Rückkehr von Avignon nach Rom. Sie rühmte sich des unmittelbaren Umganges mit Christus, der sich mit ihr verlobt, sein Herz mit dem ihrigen vertauscht, sein Blut ihr zu trinken gegeben und die fünf Wundenmale ihrem Leibe eingedrückt habe. Von Papst Urban VI. 1378 zur Herstellung des Kirchenfriedens nach Rom gerufen, starb sie daselbst und wurde 1461 heilig gesprochen. In der Kunst wird sie mit einem Kruzifix, bisweilen auch mit den Wundenmalen und dem Verlobungsring Christi dargestellt. Ihre Verlobung mit Christus hat Fra Bartolommeo (Bilder im Louvre und im Palazzo Pitti in Florenz) gemalt. Ihre gesammelten Werke erschienen italienisch (Siena 1707—26, 5 Bde.). Die Dominikaner sowie Siena verehren sie als Schutzheilige. Ihr Tag ist der 30. April. Vgl. Hase, Caterina von Siena (2. Aufl., Leipz. 1892) und die Lebensbeschreibungen von Chavin de Malan (3. Aufl., Par. 1856; deutsch, 2. Aufl., Regensb. 1874), Drane (3. Aufl., Lond. 1899; deutsch, Dülmen 1887) und Josephine Butler (4. Aufl., Lond. 1895); Chirat, Sainte Catherine de Sienne et l'Église au XIV. siècle (Par. 1888).

3) K., die schwedische, Tochter der heil. Birgitta (s. Birgittenorden), bewahrte, wiewohl vermählt, ihre Keuschheit, folgte ihrer Mutter nach Rom und zog sich nach deren Tod in das schwedische Kloster Wadstena zurück, als dessen Äbtissin sie 1381 starb. Sie ward 1474 kanonisiert; ihr Tag ist der 22. März.

4) K. von Bologna (Catharina Bononiensis), geb. 1413, war, früh in den Klarissenorden eingetreten, später Vorsteherin eines Klosters ihres Ordens in Bologna, wo sie 1463 starb. Sie ward 1724 kanonisiert; ihr Tag (Todestag) ist der 9. März. Vgl. Marcus, Das Leben der heil. K. von Bologna (Regensb. 1868).

5) K. von Genua, Tochter des Vizekönigs Fieschi von Neapel, trat nach dem Tod ihres Gemahls in den Annunziatenorden, widmete sich der Pflege von Pestkranken und starb 1510. Sie ward 1737 kanonisiert. Ihr Tag ist der 22. März.

6) K. Ricci, geb. 1535 in Florenz aus altadligem Geschlecht, war bereits im 25. Jahr Priorin des Klosters Prato in Toskana, starb 1590 und wurde 1746 kanonisiert; ihr Tag ist der 13. Februar. Ihre Briefe gab Guasti (Flor. 1890) heraus.

Katharina, Name zahlreicher Fürstinnen, von denen als die merkwürdigsten anzuführen sind:

[England.] 1) K., Königin von England, geb. 27. Okt. 1401, gest. 3. Jan. 1438, Tochter des Königs Karl VI. von Frankreich und der Isabella von Bayern, vermählte sich 1420 nach dem Vertrag von Troyes mit Heinrich V. von England und begründete so die Ansprüche, die ihr Sohn, Heinrich VI., nach Karls Tod auf Frankreich erhob. Nach ihres Gemahls Tod (1422) vermählte sie sich heimlich mit Owen Tudor; durch einen ihrer drei Söhne aus dieser Ehe, Edmund, Grafen von Richmond, wurde sie Großmutter Heinrichs VII.

2) K. von Aragonien, Königin von England, geb. im Dezember 1485, gest. 7. Jan. 1536 in Kimbolton, Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und der Isabella von Kastilien, ward 1501 mit dem Prinzen Artur von Wales, Sohn Heinrichs VII., vermählt; doch starb dieser schon 1502 vor der wirklichen Vollziehung der Heirat. Um die Mitgift Katharinas nicht herausgeben zu müssen, verlobte Heinrich VII. K. 1504 mit Dispens des Papstes mit seinem zweiten Sohn, nachmals König Heinrich VIII., der sie bald nach seiner Thronbesteigung 11. Juni 1509 heiratete. Die Neigung zu Anna Boleyn bewog jedoch 1529 den König, bei Papst Clemens VII. auf Trennung der, wie er nun behauptete, kanonisch nicht erlaubten Ehe mit seiner Schwägerin anzutragen, und da dieser, um Katharinas Neffen Karl V. nicht zu beleidigen, sich weigerte, ließ der König die Ehe 1533 durch die Geistlichkeit für ungültig erklären, womit die Losreißung Englands von Rom angebahnt wurde. Die Königin Maria die Blutige war ihre Tochter. Vgl. Froude, The divorce of Catherine of Aragon (Lond. 1891).

3) K. Howard, Königin von England, Tochter Edmund Howards und Nichte des Grafen von Norfolk, fesselte durch ihre Schönheit Heinrich VIII., der sich 28. Juli 1540 mit ihr in fünfter Ehe vermählte. Sie benutzte ihren Einfluß auf den König, um in England die Anhänger der Reformation zu verfolgen, wurde aber überwiesen, vor ihrer Verheiratung unzüchtig gelebt und auch danach mit frühern Geliebten Umgang gehabt zu haben, und deshalb 13. Febr. 1542 enthauptet. Dramatisch wurde ihr Schicksal von Gottschall behandelt.

4) K. Parr, Königin von England, geb. 1512, Tochter des Sir Thomas Parr, seit 12. Juli 1543 sechste Gemahlin König Heinrichs VIII., vorher mit Lord Latimer verheiratet, war eine eifrige Protestantin. Nach des Königs Tode (1547) vermählte sie sich mit dem Admiral Thomas Seymour, starb aber schon 7. Sept. 1548 im Kindbett.

5) K. von Portugal, Königin von England, geb. 25. Nov. 1638 als Tochter des Herzogs Johann von Braganza, seit 1640 Königs von Portugal, vermählte sich 21. Mai 1662 mit Karl II. von England, an dessen Hofe sie alle katholischen Bestrebungen unterstützte. Nach der Thronbesteigung Wilhelms III. kehrte sie 1692 nach Portugal zurück, wo sie 1704 die Regentschaft für ihren geisteskranken Bruder Pedro II. übernahm und 31. Dez. 1705 starb.

[Frankreich.] 6) K. von Medici, Königin von Frankreich, geb. 13. April 1519 in Florenz, gest. 5. Jan. 1589 in Blois, war die einzige Tochter Lorenzos von Medici, Herzogs von Urbino, und der Magdalena de la Tour d'Auvergne, und Nichte des Papstes Clemens VII. Teils im Kloster delle Murate in Florenz, teils am Hofe daselbst erzogen, nahm sie an letzterm neben feinem Kunstgeschmack und großer Hinneigung zu Literatur und Wissenschaft auch Vorliebe für Kabalen und Ränke an. Franz I. von Frankreich ersah sich 1533 die 13jährige K. zur Gemahlin seines zweiten Sohnes, des nachmaligen Königs Heinrich II., aus. K. hatte am französischen Hof zwischen der Herzogin von Etampes, der Mätresse Franz' I., und Diana von Poitiers, der Buhlin ihres Gemahls, anfangs einen schwierigen Stand, wußte aber schlau es mit keiner von beiden zu verderben. Ihr Gemahl näherte sich ihr immer mehr und schenkte ihr später sogar ein unbegrenztes Vertrauen. Da nach dem Tode ihres Gatten (1559) und ihres ältesten Sohnes, Franz' II. (1560), ihr zweiter Sohn, Karl IX., noch minderjährig war, ergriff K. selbst die Zügel der Regierung. Obwohl

äußerst ehrgeizig, war K. doch zaghaft und unentschlossen und suchte deshalb mehr durch schlaue und listige Entwürfe, durch eine wechselvolle und den Umständen sich anpassende Politik als durch entschiedenes, festes und planmäßiges Handeln zu herrschen. Aus Abneigung gegen die übermächtigen Guisen, die Führer der katholischen Partei, näherte sie sich anfangs den Hugenotten und der dieselben leitenden Familie Bourbon; aber deren Herrschsucht und die Überzeugung, daß die große Mehrheit des französischen Volkes dem Katholizismus treu bleiben werde, machten sie bald zur leidenschaftlichen Gegnerin der Hugenotten. Als diese und zumal der Admiral Coligny nach dem Religionsfrieden von St.-Germain den König zu gewinnen suchten, veranlaßte sie in ihrer Besorgnis die Verwundung des Admirals und dann die Pariser Bluthochzeit. Bis nach Karls Tode (1574) ihr dritter Sohn, Heinrich III., aus Polen, wo er damals König war, zurückkehrte, um den französischen Thron einzunehmen, führte K. abermals die Regentschaft. Aber Heinrich III. entwand sich der Herrschaft seiner Mutter mehr und mehr. K. bereicherte die Pariser Bibliothek mit wertvollen Handschriften aus Griechenland und Italien und baute die Tuilerien und das Hôtel de Soissons sowie viele Schlösser in der Provinz. Ihr Bildnis s. Tafel »Kostüme II«, Fig. 11. Ihre beiden Töchter waren: Elisabeth, vermählt mit Philipp II. von Spanien 1559, und Margareta, vermählt mit Heinrich von Navarra, nachmals Heinrich IV. Vgl. »Lettres de Catherine de Médicis« (hrsg. von La Ferrière, Par. 1880—1902, 8 Bde.); Alberi, Vita di Caterina de' Medici (Flor. 1838; deutsch, Augsb. 1847); Reumont, Die Jugend Caterinas de Medici (2. Aufl., Berl. 1856); Capefigue, Catherine de Médicis (Par. 1856); Hilliger, K. von Medici und die Zusammenkunft in Bayonne (Leipz. 1891); Bouchot, Catherine de Médicis (Par. 1899, illustriertes Prachtwerk); Lacombe, Les débuts des guerres de religion. Catherine de Médicis (das. 1899).

[Rußland.] 7) K. I., Alexejewna, Kaiserin von Rußland, geb. 15. April 1679 (1684?) vielleicht zu Jakobstadt in Kurland aus der litauischen Familie Skawronsky, gest. 17. Mai 1727. Sie kam 1683 als Waise zu dem Propst Glück zu Marienburg in Livland, der sie im protestantischen Glauben erzog. Dort heiratete sie 1702 einen schwedischen Dragoner, der bald darauf ins Feld zog. Als Marienburg von den Russen eingenommen wurde (August 1702), ward K. als Gefangene die Geliebte Menschikows. Darauf nahm sie Peter d. Gr. zu sich. Sie trat 1703 zur griechischen Kirche über, wobei sie von ihrem Paten, dem Zarewitsch Alexei, den Namen K. Alexejewna erhielt. K. gebar dem Zaren von 1706—1709 drei Töchter: Katharina, die früh starb, Anna, später an den Herzog von Holstein vermählt und Mutter Peters III., und Elisabeth, später Kaiserin von Rußland, und mehrere Söhne, die früh starben. Die Verdienste, die sich K. bei Gelegenheit des Feldzugs am Pruth 1711 erwarb, bewogen Peter, sich am (19. Febr.) 1. März 1712 mit K. trauen zu lassen; 1724 fand ihre Krönung in Moskau statt. Als Peter 8. Febr. 1725 starb, bestieg sie, unterstützt von Menschikow, den Thron, der eigentlich dem noch unmündigen Enkel Peters, Peter (II.) Alexejewitsch, gehört hätte. Sie regierte im wesentlichen im Sinne Peters, eröffnete die Akademie der Wissenschaften, beschränkte die Macht des Senats durch Errichtung des Obersten Geheimen Rats und suchte sich durch Steuernachlässe beliebt zu machen. Vgl. Mottley, History of the life and reign of Catherine I. (Lond. 1744, 2 Bde.); Arsenjew, Die Kaiserin K. I. (russ., Petersb. 1856); Kostomarow, K. I. (in »Das alte und neue Rußland«, 1877, Nr. 2); Brückner, Der Briefwechsel Peters d. Gr. mit K. (im »Historischen Taschenbuch«, 1880); Michnewitsch, Lieblinge (russ., Petersb. 1885).

8) K. II. Alexejewna, Kaiserin von Rußland, geb. 2. Mai 1729 in Stettin, wo ihr Vater, Fürst Christian August von Anhalt-Zerbst, preußischer Gouverneur war, gest. 17. Nov. 1796. Auf Friedrichs II. Empfehlung wurde sie von der russischen Kaiserin Elisabeth mit deren Neffen und adoptierten Nachfolger Peter, Herzog von Holstein-Gottorp, nach ihrem Übertritt zur griechischen Kirche 1744, wobei sie die Namen K. Alexejewna erhielt, 1. Sept. 1745 vermählt. Durch Geist und Bildung hoch über ihrem Gemahl stehend, sah sie sich von demselben mit rücksichtsloser Härte behandelt und von ihrer Umgebung mit Haß und Argwohn verfolgt. Trotzdem wurde sie bald Meisterin in den politischen Intrigen des Hofes. 1753 erlangte Graf Sergius Soltykow die Liebe der Großfürstin, dem andre Lieblinge folgten. Nach der Geburt des Großfürsten Paul (1754) wandte sie ihre Gunst dem polnischen Grafen Stanislaus Poniatowski, dann dem Grafen Gregor Orlow zu. Der lange erwartete Tod Elisabeths (im Januar 1762) ermöglichte ihr die Ausführung ihrer ehrgeizigen Pläne. Ihr Gemahl, der neue Kaiser Peter III., bedrohte sie mit Verbannung oder Kloster, zögerte aber mit der Ausführung. K. benutzte die Mißstimmung, die gegen Peters III. Regierung Platz griff, um ihn zu einem Entsagungsakt zu nötigen und K. als Vormünderin ihres Sohnes Paul und als Regentin auf den Thron zu erheben. Von Orlow von ihrem Lustschloß Peterhof nach der Hauptstadt geführt, gewann K. daselbst in der Nacht des 9. Juli 1762 die Garde durch eine begeisternde Ansprache für sich, während der in der Kasanschen Kirche versammelte Klerus ihre Erhebung auf den Thron verkündigte. Um 10 Uhr morgens war die Revolution beendet und K. II. Kaiserin von Rußland. Auf diese Nachricht erklärte sich Peter bereit, die Krone niederzulegen. Er wurde nach dem Schloß Ropscha gebracht und dort 17. Juli 1762 von den Orlows ohne Vorwissen Katharinas ermordet.

Die ersten zwölf Jahre ihrer Regierung, solange ihr Verhältnis zu Orlow dauerte, waren segensreich, weil die neue Herrscherin den edlen Trieben ihres Geistes folgen konnte. Sogleich im ersten Jahre ihrer Regierung lud sie durch ein Manifest Ausländer zur Niederlassung in ihrem Reich ein und setzte (25. Juli 1763) zur Leitung dieser Kolonisationsangelegenheiten eine eigne Behörde nieder. Sie führte die Schutzpockenimpfung ein und gründete Armen-, Kranken- und Findelhäuser. Alle zur Verbreitung der Kultur gegründeten Institute, wie die Navigationsschulen, die Anstalten zur Pflege der Wissenschaften und Künste, wurden von K. gefördert. Russische Gelehrte und Künstler wurden zu ihrer Ausbildung ins Ausland gesandt, die geistlichen Seminare vermehrt, Gymnasien und Militärschulen errichtet, sogar 1783 eine russische Akademie der nationalen Sprache gegründet. Sie errichtete Schulen in allen bedeutendern Städten und in vielen kleinern Ortschaften. 1769 gründete sie eine neue oberste Staatsbehörde, die unter kaiserlichem Vorsitz der Mittelpunkt ward, von dem die bessere Organisation der Reichsregierung ausging: »den geheimen Staatsrat«. Das ganze Reich ward in Statthalterschaften, Provinzen und Kreise einge-

teilt und erhielt in seinen einzelnen Bestandteilen eine gleichförmige Verwaltung. Um dem sehr mangelhaften Justizwesen eine Einrichtung zu geben, die ihren in der französischen Aufklärungsphilosophie begründeten Anschauungen entsprach, berief K., welche auch die Tortur beseitigte, unterm 14. Dez. 1766 durch ein Manifest Abgeordnete aus allen Provinzen und verfaßte selbst eine Instruktion für die Kommission, die beauftragt ward, den Entwurf zu einem allgemeinen Gesetzbuch für das ganze Reich auszuarbeiten. Handel und Schiffahrt wurden nach dem schwachen Anfang unter der Kaiserin Elisabeth neu begründet. Den innern Handel befreite K. von allen Hindernissen, die ihn bis daher erschwert hatten, und hob hierdurch auch die Landwirtschaft. Der auswärtige Handel war ein beständiger Gegenstand von Unterhandlungen und Verträgen mit andern Staaten. In der auswärtigen Politik ging K., von Durst nach Erfolg und Ruhm beseelt, mit großem Geschick vor. In Polen, das schon seit Peter I. gänzlich unter russischem Einfluß stand, setzte sie 1764 ihren Freund Poniatowski auf den Thron, schlug 1768 den Widerstand der Konföderation von Bar nieder und erklärte der Türkei den Krieg, weil diese den Aufstand der Polen unterstützt hatte. Aber sie verstand sich 1772 zu einem Vertrag mit Preußen und Österreich, in dem sie diesen Mächten Westpreußen und Galizien überließ, für sich selbst Weißrußland und im Friedensschluß mit der Pforte zu Kütschük Kainardschi (1774) das Land zwischen Dnjepr und Bug sowie die Städte Kinburn, Kertsch, Jenikale und Perekop in Taurien erwarb.

Nach Orlows Sturz (1773) wurde Gregor Potemkin (s. d.) ihr Günstling, der durch gewandtes Benehmen die Neigung der Kaiserin zu erregen verstanden hatte. Sie ließ es geschehen, daß Potemkin trotz Vergeudung und Prasserei bei einer jährlichen Reichseinnahme von 50 Mill. Rubel in 16 Jahren ein Vermögen von 90 Mill. Rubel zusammenbrachte. Zugleich wußte Potemkin Katharinas Ehrgeiz für ausschweifende phantastische Ziele zu erhitzen und ihre auswärtige Politik unruhig und regellos zu machen. Nachdem sie im Bayrischen Erbfolgekrieg als Vermittlerin aufgetreten, ließ sie sich 1780 von Joseph II., der sie besuchte, für ein Bündnis mit Österreich gewinnen, das ihr dafür die Türkei preisgab. 1783 besetzte sie die Krim und die benachbarten Tatarenländer und erklärte nach einer neuen Zusammenkunft mit Joseph II. in Cherson 1787 der Türkei von neuem den Krieg. Sie gewann im Frieden von Galatz (1791) Otschakow und den Landstrich bis an den Dnjestr, nachdem sie schon vorher (1790) den Krieg mit Schweden vorteilhaft beendigt hatte. Hierauf wandte sie sich gegen Polen, das sich 1791 eine neue, freisinnige Konstitution gegeben hatte. Im geheimen Einverständnis mit Preußen unterstützte sie die Konföderierten von Targowicz und nahm mit Preußen eine neue Teilung Polens vor, die ihrem Reich in der Ukraine und in Litauen eine gewaltige Gebietsvergrößerung verschaffte. Die bewaffnete Erhebung des polnischen Volkes endete mit der Teilung des letzten Restes von Polen zwischen Rußland, Preußen und Österreich (1795). Obgleich K. die französische Revolution entschieden mißbilligte und (19. Febr. 1792) alle revolutionär Gesinnten aus ihrem Reiche wies, so nahm sie doch an dem Kampf gegen die Revolution keinen Anteil, trieb aber Österreich und Preußen dazu an, um in Polen freies Spiel zu haben. Sie stand in lebhaftem Verkehr mit den Enzyklopädisten und modernen Philosophen Diderot, Holbach, d'Alembert, Grimm und vornehmlich mit Voltaire. Montesquieus Schriften zog sie zu Rate, als sie dem Reich ein neues Gesetzbuch geben wollte. Der sachsen-gothaische Geschäftsträger, Baron Grimm, war von ihr beauftragt, ihr jede Neuigkeit auf literarischem und artistischem Felde sofort mitzuteilen. Der russische Akademiker Pallas und andre Gelehrte mußten Rußland in weitester Ausdehnung bereisen; Pallas' Reisewerk ließ sie in prächtigster Ausstattung drucken. K. starb 1796 an einem rasch sich wiederholenden Schlaganfall. Ihr Nachfolger war ihr einziger Sohn, Paul I. K. war nicht von hohem Wuchs, aber ihre majestätische Haltung verdeckte diesen Mangel. Die Festigkeit in ihren Gesichtszügen, selbst in den bedenklichsten Lagen, waren bewunderungswürdig. Auch das treffende und kühne Wort stand ihr stets zu Gebote. Dem steifen russischen Kostüm zog sie die französische Hofkleidung vor. Sie schrieb gewandt in französischer und russischer Sprache Dramen für die russische Bühne in Petersburg, historische Aufsätze und Schriften für die Jugend. Eine Gesamtausgabe ihrer Werke erschien in Petersburg 1849 (neue Ausg. 1893). Eine neue Ausgabe (von Pypin begonnen) ist in Vorbereitung. Ein Denkmal Katharinas (von Mikaschin) wurde 1873 in Petersburg enthüllt. Ihre höchst interessanten Memoiren (»Mémoires de l'impératrice Catherine II, écrits par elle-même, etc.«, Lond. 1859; deutsch, Hannov. 1859) gab Herzen heraus, den »Briefwechsel zwischen Heinrich, Prinz von Preußen, und K. II. von Rußland« veröffentlichte Krauel (Berl. 1903). Vgl. Castéra, Histoire de Catherine II (Par. 1800, 2 Bde.); Jauffret, Catherine II et son règne (das. 1860, 2 Bde.); Brückner, K. II. (Berl. 1883); Bilbassow, Geschichte Katharinas II. (nur Bd. 1, 2 und 12 erschienen; diese auch deutsch, das. 1891—93); Waliszewski, Le roman d'une impératrice. Catherine II de Russie (Par. 1893) und Autour d'un trône. Catherine II de Russie, ses collaborateurs, ses amis, ses favoris (das. 1894); de Larivière, Catherine II et la révolution française (das. 1895); Tourneux, Diderot et Catherine II (das. 1899); Bilbassow, K. II. im Urteile der Weltliteratur (deutsch, Berl. 1897, 2 Bde.).

[Schwarzburg.] 9) K., Gräfin zu Schwarzburg, genannt die »Heldenmütige«, geb. 14. Jan. 1509, gest. 7. Nov. 1567, Tochter des Grafen Wilhelm VII. von Henneberg-Schleusingen, wurde 1524 mit dem Grafen Heinrich XXXIV. von Schwarzburg vermählt, 12. Juli 1538 Witwe und lebte in Rudolstadt, als eifrige Anhängerin Luthers um Einführung der Reformation in Schwarzburg bemüht. Ihren Mut bewies sie dem Herzog von Alba gegenüber (»Fürstenblut für Ochsenblut«), als derselbe 26. Juni 1547 auf dem Rückmarsch von Wittenberg durch Rudolstadt kam; den Vorfall, den zuerst Spangenberg im »Adelsspiegel« berichtet, hat Schiller im »Deutschen Merkur« von 1788 erzählt. Vgl. Einicke, Zwanzig Jahre schwarzburgische Reformationsgeschichte 1521—1541 (Nordhaus. 1904).

10) K., Prinzessin von Württemberg, zweite Gemahlin des Königs Jérôme, s. Bonaparte 4).

Katharinaberg, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Brüx, 680 m ü. M., im Erzgebirge nahe der sächsischen Grenze, hat ein Bezirksgericht, Brettsägen, Spielwarenindustrie und (1900) 1550 deutsche Einwohner.

Katharinenarchipel, s. Aleuten.

Katharinenberg, 1) Berg im Großherzogtum Baden, s. Kaiserstuhl. — 2) Berg in Palästina, s. Sinai.

Katharinenburg, s. Jekaterinburg.

Katharinenfeld, deutsche Kolonie im russ. Gouv. Tiflis in Transkaukasien, im Bortschalinschen Kreise.

Katharinenkanal, s. Keltma.

Katharinenkloster, s. Sinai.

Katharinenorden, 1) russ. Damenorden, gestiftet von Peter I. zu Ehren seiner tapfern Gemahlin und im Andenken an ihr mutvolles Benehmen und ihre guten Ratschläge bei den Kämpfen von 1711 am Pruth. Er legte ihn ihr 24. Nov. 1714 an und bestimmte ihn anfangs nur für sie. Katharina und ihre Nachfolger verliehen ihn aber auch andern, und die Statuten nennen eine Großmeisterin, sämtliche Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, 12 andre Damen des Großen Kreuzes und 94 Ritterdamen. Kaiser Paul I. gab dem Orden 5. April 1797 neue Statuten und teilte ihn in Großkreuze und Kleinkreuze. Das Großkreuz wird an rotem Band mit silberner Kante von rechts nach links getragen, besteht in einem Kreuz von Diamanten mit breiten Armen, in dessen ovalem Mittelavers die heil. Katharina ein Kreuz hält, auf dem die Buchstaben D. S. F. R. (Domine salvum fac regem, »Herr, erhalte den König«) stehen. Der Revers zeigt ein Nest junger Adler auf einem Turm, an dessen Fuß zwei alte Adler mit der Inschrift: »Aequant munia compares« (»Der Orden legt den Genossen gleiche Pflichten auf«). Auf dem roten Bande des Ordens stehen die Worte: »Für Liebe und Vaterland« in Silber gestickt. Der auf der linken Seite zu tragende Stern ist in Silber mit einer Krone in rotem Feld, umgeben von der Ordensdevise. Das Ordenszeichen der zweiten Klasse ist kleiner, mit in Gold und Brillanten abwechselnden Armen und wird an einer Schleife an der linken Brust getragen. Ordenstag ist der 25. November. — 2) Engl. Orden, gestiftet von der Königin Viktoria im Juni 1879 für Krankenwärterinnen in Hospitälern, die sich durch gute Aufführung, Pflichttreue und Geschicklichkeit in der Belehrung andrer auszeichnen. Das Katharinenhospital in London gab Anlaß und Namen für die Stiftung. Die Dekorierten, die fortan St. Catherine's nurses heißen, erhalten jährlich 50 Pfd. Sterl. außer ihrem Gehalt. Die Dekoration besteht in einem am linken Arm zu tragenden Armband, auf dem ein weiß emailliertes, spitz zulaufendes Oval mit breitem, hellgrünem Rand und den goldenen Buchstaben St. C. in erhabener Schrift angebracht ist.

Katharinenrad, Attribut der heil. Katharina von Alexandria (s. Katharina 1); im frühgotischen Baustil soviel wie Radfenster (s. Fensterrose).

Katharinensee (Loch Katrine), Gebirgssee in Perthshire (Schottland), fischreich (besonders Hechte und Forellen), bekannt durch W. Scotts »Fräulein vom See«. Er ist 13 km lang, liegt 111 m ü. M., ist bis 143 m tief und speist eine 71 km lange Wasserleitung, die Glasgow mit Wasser versorgt.

Katharinenstadt, s. Jekaterinenstadt.

Katharinenthal, Lustschloß, s. Reval.

Katharisten, s. Katharer.

Kátharsis (griech.), soviel wie Reinigung, insbes. diejenige, die Aristoteles im 6. Kapitel seiner »Poetik« als die schließliche Wirkung der Tragödie bezeichnet. Die Tragödie bewirkt nach Aristoteles durch Mitleid und Furcht eine Reinigung dieser Affekte (oder: von diesen Affekten). Lessing bezog die Reinigung von Mitleid, Furcht »und dergleichen Affekten« auf den Zuschauer und deutete sie, zweifellos irrig, als Verwandlung dieser Affekte »in tugendhafte Fertigkeiten«. Goethe erblickte die K. in den dargestellten Vorgängen selbst und meinte, daß die Handlung der Tragödie »nach einem Verlauf von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließe.« J. Bernays, der andre Stellen aus Aristoteles' Schriften erläuternd verwertete, erklärte unter Zustimmung zahlreicher Gelehrten die K. als erleichternde und befreiende Entladung des Zuschauers von diesen Affekten des Mitleids und der Furcht. Endlich sah Laehr, teilweise auf Lessing zurückgehend und beeinflußt von Kant, die K. darin, daß die Tragödie durch Mitleid und Furcht das Affektleben des Menschen überhaupt reinige und zum Schönen läutere. Viele Neuere sind zu der Überzeugung gelangt, daß die Wirkung der Tragödie durch den Hinweis auf die K. nur unzulänglich gedeutet wird. Vgl. Lessing in der »Hamburgischen Dramaturgie« (74.—78. Stück); Jak. Bernays, Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Dramas (Berl. 1880; die erste davon zuerst Bresl. 1857); Döring, Kunstlehre des Aristoteles (Jena 1876), wo im Anhang II, S. 263 bis 306, eine Zusammenstellung aller Auslegungen der Aristotelischen K. geliefert ist; Manns, Die Lehre des Aristoteles von der tragischen K. (Karlsr. 1883); Laehr, Die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles (Berl. 1896); Aristoteles' ‚Poetik', übersetzt und eingeleitet von Gomperz; mit einer Abhandlung: »Wahrheit und Irrtum der Katharsistheorie des Aristoteles«, von A. v. Berger (Leipz. 1897).

Kathartika (griech.), s. Abführende Mittel.

Kathartin
Kathartinsäure } s. Sennesblätter.

Kathe, s. Kate.

Katheder (griech., die Kathédra: »Sitz«; deutsch gewöhnlich: das K.), in den Lehrzimmern von Schulen und Universitäten der erhöhte Lehrstuhl, von dem aus vorgetragen wird. Daher Katheder sprache, Katheder weisheit (im Gegensatz zur frischen Lebensweisheit), Katheder held ꝛc. Vgl. Cathedra und Ex cathedra.

Katheder sozialisten, eigentlich ein Spottname, dessen sich H. B. Oppenheim 1871 bediente, um die Bestrebungen derjenigen deutschen Professoren der Nationalökonomie als mit dem Sozialismus verwandt zu kennzeichnen, die damals gegen die vorwiegend im volkswirtschaftlichen Kongreß vertretene freihändlerische Richtung Front machten und im Gegensatz zur sogen. abstrakten Schule eine die wirklichen Erscheinungen des Wirtschaftslebens erforschende und berücksichtigende Realpolitik und eine maßvolle staatliche Sozialpolitik verlangten. Auf Anregung jener Professoren (Schmoller, v. Scheel, Schönberg, Nasse, Held u. a.) fand im Herbst 1872 eine Versammlung in Eisenach statt, die den zurzeit noch bestehenden Verein für Sozialpolitik (Näheres s. Sozialpolitik) gründete. Die Mitglieder dieses Vereins stehen übrigens keineswegs alle auf gleichem sozialpolitischen Standpunkt. Heute ist der Ausdruck K. etwas in Vergessenheit geraten, obwohl die große Mehrzahl der deutschen Volkswirtschaftslehrer die Anschauungen der K., die seitdem auf die deutsche Gesetzgebung einen leitenden Einfluß erlangt haben, teilen. Vgl. Oppenheim, Der Kathedersozialismus (2. Aufl., Berl. 1873); Ad. Wagner, Offener Brief an Herrn H. B. Oppenheim (das. 1872).

Kathedrāle (Kathedralkirche), die Hauptkirche einer Stadt, in der ein Erzbischof oder Bischof residiert, so genannt von der Kathedra, dem erhöhten, für den Bischof bestimmten Sitz; in Deutschland auch Dom oder Münster genannt.

Kathedrālglas, starkes, oft farbiges Fensterglas mit rauher Oberfläche, das im Mittelalter besonders zu Kirchenfenstern benutzt wurde, um das Tageslicht

zu dämpfen, und auch jetzt wieder für denselben Zweck verarbeitet wird.

Kathedralschulen, soviel wie Domschulen (s. d.); vgl. Klosterschulen.

Kathenotheismus (griech.), von Max Müller eingeführte Bezeichnung des Kults der alleinigen Gottheit mit verschiedenen Namen in polytheistischen Systemen, namentlich der Inder. Vgl. Henotheismus.

Kathete (griech.), s. Dreieck (rechtwinkliges) und Pythagoreischer Lehrsatz.

Katheter (griech.), eine Röhre, die zur Einführung in eine Körperhöhle (Nase, den Tränenkanal, die Ohrtrompete, das Nierenbecken ꝛc.) bestimmt ist. Der klassische K. ist für die Einführung in die Blase zur Harnentleerung bestimmt und besteht aus Metall (meist Neusilber) oder aus vulkanisiertem Kautschuk (der beste ist Jaques-Patentgummi) oder aus (doppeltem und demnächst mit Lack überzogenem) Seidengewebe. Das vordere Ende des Katheters heißt der Schnabel, an dem sich zwei Fenster befinden, das Mittelstück heißt der Schaft, das hintere Ende der Pavillon. Man unterscheidet die K. nach der Form des Schnabels in gekröpfte, zylindrische, konische (spitz verlaufende) K.; ferner nach der Krümmung in männliche und weibliche K., gebogene (Coudé-) K., deren Schnabel kurz abgebogen ist (auch nach dem Erfinder Mercierkatheter benannt), Bicoudé-K. mit doppelter Abbiegung des Schnabels ꝛc., endlich unterscheidet man das Kaliber des Katheters nach der Charrièreskala, die seinen Durchmesser in Drittelmillimetern angibt. Das Einführen des Katheters (das Katheterisieren, der Katheterismus) erfordert einige Geschicklichkeit, aber selbst bei aller Vorsicht ist es schmerzhaft. Geht man beim Einführen von starren Kathetern gewaltsam vor, so kann man den K. direkt durch das die Harnröhre umgebende Gewebe treiben und so zur Bildung der sogen. falschen Wege Anlaß geben. Die hauptsächlichste Gefahr bei Anwendung des Katheters ist die, durch Einbringung von Bakterien in die Blase Entzündung derselben hervorzurufen, die sich unter Umständen noch in die Harnleiter und Nierenbecken fortsetzen kann. Es ist daher notwendig, beim Katheterisieren die Regeln der Asepsis streng zu befolgen, indem man nur sterile (eventuell ausgekochte) Instrumente benutzt, die Harnröhrenmündung desinfiziert und ein keimfreies Gleitmittel (Glyzerin, ausgekochtes Öl) anwendet. Hierdurch wird die Gefahr der Infektion äußerst eingeschränkt, immerhin mahnt sie, nur aus triftigen Gründen den K. anzuwenden. Wird eine häufige Anwendung des Katheters, wie sie oft notwendig wird, dem Kranken selbst überlassen, so sollen nur weiche K. zur Verwendung kommen. Geringe Blutungen lassen sich beim Katheterisieren oft nicht vermeiden; Fieber entsteht wohl meist durch nicht ganz exakte Asepsis, jedoch soll auch ein nur nervös reflektorisches Katheterfieber vorkommen. Bei Verletzungen der Harnröhre und bei häufig anzuwendender, aber sehr erschwerter Kathetereinführung läßt man manchmal den K. dauernd (tagelang) in der Harnröhre liegen (Verweilkatheter). Vgl. Gumprecht, Die Technik der speziellen Therapie (3. Aufl., Jena 1903).

Kathetometer (griech.), ein Apparat zum Messen von Höhenunterschieden, besonders von Flüssigkeiten; besteht im wesentlichen aus einem vertikalen Maßstab mit einem an demselben auf und ab bewegbaren horizontalen Fernrohr. Man stellt das Fernrohr auf die beiden Punkte ein und liest an dem Maßstab mittels Nonius und Lupe die entsprechenden Höhen ab.

Kathiawar, Halbinsel in Indien, s. Gudscharat.

Kathion (Kation), s. Elektrolyse, S. 674.

Kathlambagebirge, s. Drakenberge.

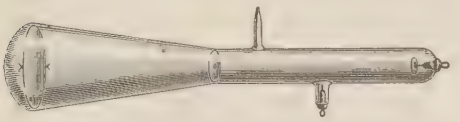
Kathmandu (Khatmandu), Hauptstadt des Himalajastaates Nepal, 1450 m ü. M., am Wischnumatifluß, nahe dessen Zusammenfluß mit der Bagmati, mit großem Palast des Maharadscha, zahlreichen Tempeln mit Dächern von Messing oder vergoldetem Kupfer, einer Riesenglocke zwischen zwei Säulen, vielen Palästen, Arsenal, Geschützgießerei, aber sehr engen und schmutzigen Straßen mit zwei- bis vierstöckigen steinernen, mit Ziegeln, in den Vorstädten mit Stroh gedeckten Häusern und 50,000 Einw. (meist buddhistische Newar, wenige Gorka), darunter 12,000 Soldaten. Außerhalb der Stadt liegt die Residenz des britischen Residenten und seiner Eskorte.

Kathode (griech.), der negative Pol einer Elektrizitätsquelle (Gegensatz: Anode); s. Elektrolyse und Elektrische Entladung.

Kathodengefälle (Kathodenfall), die Spannungsdifferenz zwischen der Kathode und dem Anfang der blauen Glimmlichtschicht, d. h. der Spannungsabfall im dunkeln Kathodenraum (s. Elektrische Entladung, S. 611), der den größten Teil der Spannungsdifferenz der Elektroden überhaupt ausmacht. Es heißt normal, solange noch nicht die ganze Kathode mit Glimmlicht bedeckt ist und der Ausbreitung desselben kein Hindernis (z. B. durch die Nähe der Gefäßwände) entgegensteht; dann ist es nämlich unabhängig von der Stromstärke und vom Gasdruck und nur abhängig von der Natur des Gases und des Elektrodenmetalls (z. B. gemessen in Volt für: H und Pt 298, H und Mg 168, N und Pt 232, N und Mg 207, Hg und Pt 340 ꝛc.). In glühenden Metalldämpfen wird es sehr gering, so daß bei Erhitzung der Elektroden bis zur Verdampfung die Glimmentladung in Lichtbogenentladung mit weit größerer Stromstärke und kleinerer Elektrodenspannung umschlägt.

Kathodenstrahlen entstehen beim Durchgang einer elektrischen Entladung durch sehr verdünnte Gase und bei Bestrahlung von Metallen mit ultraviolettem Licht. Sie gehen ferner aus von weißglühenden Metallen, stark erhitzten Elektrolyten und von radioaktiven Stoffen. Evakuiert man ein mit Elektroden versehenes Glasgefäß auf etwa 0,01 mm Quecksilberdruck, während die Entladungen eines Ruhmkorffschen Funkeninduktors oder einer Influenzmaschine hindurchgehen, so bildet sich eine scharfbegrenzte dunkle Schicht um die Kathode, die sich bei fortschreitender Verdünnung immer mehr ausbreitet, bis sie zuletzt das ganze Gefäß erfüllt und der Gasinhalt überhaupt nicht mehr leuchtet. Die Glaswand leuchtet dann in lebhafter, prächtig grüngelber Farbe, bei bleihaltigen Gläsern in blauer. Bringt man einen Körper zwischen Kathode und Glaswand, so wirft er einen Schatten auf letztere, der meistens etwas verzerrt, aber merkwürdigerweise scharf begrenzt ist. Man schließt hieraus, daß von der Kathode senkrecht zu ihrer Oberfläche unsichtbare Strahlen ausgehen, die sich geradlinig ohne Rücksicht auf die Strombahn verbreiten, die K., die ähnlich wie Lichtstrahlen Fluoreszenz erregen können. Ihr Entdecker ist Hittorf (1869). Ähnlich wie Glas, aber in den verschiedensten Farben, leuchten unter dem Einflusse der K. fast alle anorganischen und einige organische Salze und Mineralien, so Uransalze grünblau, Diamant hellgrün, Kalkspat gelbrot, Leuchtfarbe in der ihr eigentümlichen Fluoreszenzfarbe, Muscheln in den verschiedensten prachtvollsten Farben von Goldgelb bis zum reinsten Blau. Nach dem Aufhören der

K. leuchten die meisten dieser Substanzen noch einige Zeit nach (Phosphoreszenz). Das Leuchten unter dem Einfluß der K. benutzte Puluj zur Konstruktion einer Kathodenstrahlenlampe, indem er Leuchtfarbe durch K. zum Leuchten erregte. Die Energie der K. wird aber dabei nach E. Wiedemann (1898) nur zu 4—7 Proz. in Licht umgewandelt. Das von K. getroffene Glas wird chemisch verändert, es färbt sich braun und verliert die Fähigkeit, unter dem Einfluß der K. zu leuchten; z. B. leuchtet eine lange Zeit von einem Körper beschattete Fläche hell, wenn man den Körper entfernt, während die Umgebung dunkel bleibt. Zum Teil rührt diese Ermüdung des Glases von der Erhitzung her, zum Teil ist sie aber auch eine bleibende, die selbst bei —200° auftritt. Nach Goldstein (1901) erhalten auch Haloidsalze, Sulfate und Phosphate der Alkalien solche Nachfarben und zwar in gleicher Weise wie auch durch Radiumstrahlen und ultravioletten Licht. Flußspat wird oberflächlich gefärbt. Absolut reine Salze scheinen nicht gefärbt zu werden, und die Art der Färbung ist in hohem Maße von vorhandenen, wenn auch nur sehr geringfügigen Verunreinigungen bedingt. Unter dem Einfluß des Tageslichts bleichen die Nachfarben bald aus; ferner



Braunsche Röhre.

verschwinden sie bei starkem Erhitzen. Manche Salze leuchten im Dunkeln, solange sie die Nachfarben haben.

Ähnlich wie Lichtstrahlen pflanzen sich die K. geradlinig fort und können sich schneiden ohne gegenseitige Störung. Da sie senkrecht von der Kathodenoberfläche ausgehen, so werden sie, falls die Kathode ein Stück einer Kugelfläche bildet, in dem Kugelmittelpunkt vereinigt und vermögen dort erhebliche Wärmewirkungen, Schmelzen von Glas und Platin, hervorzubringen. Durch den Magnet werden die K. aus ihrer Bahn abgelenkt und zwar ähnlich, als wären sie am einen Ende befestigte biegsame, stromdurchflossene Leiter. Diese Ablenkung der K. benutzt Braun zur Aufzeichnung von Wechselstromkurven und Stromschwankungen, indem er den zu prüfenden Strom durch eine Drahtspule schickt, deren Magnetfeld ein dünnes, durch ein enges Diaphragma hindurchdringendes Bündel K. entsprechend ablenkt. Die Ablenkung wird auf einem in der Vakuumröhre angebrachten, mit fluoreszierendem Stoff bestrichenen Glimmerblatt beobachtet (Braunsche Röhre, s. Abbildung) oder auf einem vorbeigezogenen Streifen lichtempfindlichen Papiers verzeichnet. Werden die Ströme durch ein Induktorium erzeugt, so wird das durch die Öffnung des Diaphragmas hindurchgehende Kathodenstrahlenbündel zu einem Kathodenstrahlenspektrum (Birkeland 1898) auseinander gezerrt, da die Ablenkbarkeit von der Spannung abhängt und diese bei dem Induktorium nicht (wie bei einer Batterie) konstant ist. Verlaufen bei konstanter Spannung die K. in einem homogenen Magnetfeld senkrecht zu den Magnetkraftlinien, so werden sie zu einem Kreisring zusammengebogen, dessen Radius um so kleiner ist, je kleiner die Spannung. Verlaufen sie schief zu den Magnetkraftlinien, so wickeln sie sich zu einer Spirale um dieselben, und zwar um einen Zylinder, dessen Querschnitt ein Kreis von gleicher Größe wie im vorigen Fall ist.

Steigt die Intensität des Magnetfeldes über einen bestimmten Wert, welcher der kritische heißt, so tritt plötzlich ein beträchtlicher Spannungssturz ein, und die K. verhalten sich nunmehr anders, insofern sie einfach die Richtung der Magnetkraftlinien annehmen (Plückersches magnetisches Licht). Die Länge dieser Magnetokathodenstrahlen wird um so größer, je mehr die Feldintensität steigt, ihre Fluoreszenzwirkung ist aber nur schwach. Obschon den K. verwandt, scheinen sie doch eine besondere Art Strahlen zu sein.

K., die an einer andern Kathode vorbeigehen oder zwischen entgegengesetzt geladenen Kondensatorplatten hindurchgehen, erleiden eine Ablenkung durch elektrostatische Kräfte (Deflexion), wie wenn sie negativ geladen wären, d. h. sie werden von der negativen Platte abgestoßen, von der positiven angezogen. Annäherung eines elektrischen Körpers an die Vakuumröhre bedingt nur eine rasch vorübergehende Ablenkung, da sich die Gefäßwände entgegengesetzt laden. Durch die von selbst auftretenden Wandladungen werden die K. nach der Mitte zusammengedrängt. Die Magnetokathodenstrahlen werden zwar ebenfalls durch elektrische Kräfte beeinflußt, aber nicht wie die K., sondern (nach Villard) so, wie diese durch magnetische Kräfte, d. h. ihre Ablenkung erfolgt senkrecht zu den Kraftlinien des elektrischen Feldes.

Nach der Theorie von Wichert (1897) bestehen die K. aus sehr kleinen negativ geladenen Körperchen, und in der Tat vermögen K., auch wenn sie, was nach den Entdeckungen von Hertz möglich ist, eine dünne, mit der Erde verbundene Metallschicht durchdrungen haben, einen dahinter gestellten isolierten Körper negativ zu laden. Für die Magnetokathodenstrahlen gilt dies nicht, sie besitzen anscheinend keine Ladung. Die Geschwindigkeit der K. wurde zu 0,1—0,8 der Lichtgeschwindigkeit gefunden, d. h. zu 30—240 Mill. m pro Sekunde, und zwar um so höher, je höher das Potentialgefälle, also größer bei geringerm Druck. Sehr gering ist sie bei den von Elektrolyten ausgehenden Strahlen (1—2 Mill. m). Im elektrischen Felde wird die Geschwindigkeit größer oder kleiner, je nachdem die Richtung der Kraft mit der der Bewegung übereinstimmt oder nicht. Zur Messung der Geschwindigkeit dient die magnetische und elektrische Ablenkbarkeit. Auf gleiche Weise kann man das Verhältnis der Ladung zur Masse der Teilchen e/m bestimmen, das in elektrostatischen Einheiten zu ca. 10 Mill. gefunden wird, d. h. etwa 2000mal so groß als für ein Wasserstoffion. Diese Gasionen sind also verschieden von den elektrolytischen Jonen. Treten sie wie bei der Spitzenentladung, bei radioaktiven Stoffen ꝛc. in die Luft von gewöhnlicher Dichte aus, so wird ihre Geschwindigkeit durch Anlagerung von Luftmolekülen (Bildung von Molionen) bedeutend geringer. In mit Feuchtigkeit übersättigter Luft kondensieren sie den Überschuß der Feuchtigkeit auf sich und bilden Nebeltröpfchen, aus deren Verhalten gegen elektrische Körper geschlossen werden kann, daß die Ladung eines der geschleuderten Teilchen (Elektronen) gleich der Ladung eines Wasserstoffions bei der Elektrolyse ist. Demnach muß ihre Masse rund 2000mal kleiner als die des Wasserstoffatoms sein und zwar gleichgültig, welches Gas in der Röhre ist. J. J. Thomson und andre Forscher waren der Meinung, in diesen Teilchen das Uratom gefunden zu haben. Neuern Untersuchungen zufolge ist aber die Masse der Elektronen nur scheinbar, sie besitzen gar keine mit der Wage zu bestimmende Masse, sondern sind als unwägbare,

imponderable Elektrizitätsatome zu betrachten. Daß sie scheinbar Masse besitzen, ist eine Täuschung, die durch ihren scheinbaren Trägheitswiderstand hervorgebracht wird, der in Wirklichkeit eine Wirkung der Selbstinduktion ist. Setzt man nämlich ein solches Teilchen in Bewegung, so ist ein erheblicher Arbeitsaufwand nötig zur Erzeugung des magnetischen Feldes, insofern das bewegte Teilchen einen elektrischen Strom darstellt. Man hat also einen Widerstand zu überwinden, ähnlich dem Trägheitswiderstand eines wägbaren Teilchens. Umgekehrt bewirkt die Selbstinduktion, d. h. das Magnetfeld, daß ein Elektron, wenn es angehalten wird, sich wie eine träge Masse weiter zu bewegen sucht (Öffnungsextrastrom), also auf das Hindernis einen Stoß ausübt wie eine wägbare Masse. Diese scheinbare Masse von ca. 2,5 Quinquillionen Elektronen ist hinsichtlich dieser Wirkungen gleich der wahren Masse eines Kilogrammstückes, obschon die Elektronen kein Gewicht haben. Hierdurch erklärt sich, daß die K. auch mechanische Bewegungen hervorzubringen vermögen: ein Glimmerrädchen, einseitig von K. getroffen, dreht sich unter dem Anprall der Moleküle; ein elektrisches Reaktionsrad (Crookes' elektrisches Radiometer), von dessen Flügeln einseitig K. ausstrahlen, dreht sich wie ein hydraulisches Reaktionsrad. Weiter erklärt sich hierdurch die intensive, beim Auftreffen der K. hervorgebrachte Hitze, die man aus deren Geschwindigkeit und scheinbarer Masse in gleicher Weise vorausberechnen kann, wie die Wärme beim Zusammenstoß fester Körper. Auch die Stellen, von denen die K. ausgehen, erwärmen sich stark, und wahrscheinlich beruht das Leuchten der einpoligen Teslalampen hauptsächlich auf diesem Kathodeneffekt. Das Metall der Kathoden zerstäubt beim Austreten der K. sehr stark und wird an die Glaswand geschleudert, wo es sich als dichter glänzender Spiegel absetzt, welche Methode zum Versilbern, Verplatinieren ꝛc. von Glas benutzt wird. Aluminium und Magnesium zerstäuben jedoch nicht. Crookes gründete hierauf und auf andre Erscheinungen seine Theorie vom vierten Aggregatzustande, der »strahlenden Materie«; Puluj spricht von »strahlender Elektrodenmaterie«. Die zur Erzeugung der K. verbrauchte Energie beträgt etwa 16 Proz. der ganzen, dem Entladungsrohr zugeführten Energie (etwa ebensoviel erscheint in Form von Kanalstrahlen), und zwar unabhängig von der Natur des Gases. Nach Lenard (1900) erregt auch ultraviolettes Licht, wenn es auf die Kathode trifft, K., und die dabei entweichenden Elektrizitätsmengen sind in sehr hohem Vakuum nahezu unabhängig von der Spannung.

Beim Auftreffen auf Metallflächen (gleichgültig, ob poliert oder nicht) werden die K. diffus reflektiert. Das Reflexionsvermögen ist der Reihe nach kleiner für Platin, Silber, Kupfer, Zink, Aluminium und Ruß. Platin reflektiert etwa 30 Proz. und zwar unabhängig vom Entladungspotential. Bei der Reflexion erleiden die K. übrigens anscheinend einen Geschwindigkeitsverlust oder erzeugen sekundäre Strahlen von größerer Ablenkbarkeit. Ferner entstehen da, wo K. auf einen Körper treffen, Röntgenstrahlen, deren Intensität stark mit der Dichte des getroffenen Körpers wächst.

Von allen Körpern, auch Gasen, werden die K. sehr stark absorbiert und diffus zerstreut. Durch sehr dünnes Aluminiumblech (Aluminiumfenster, 0,002 mm Dicke) kann man jedoch, wie Lenard zeigte, die K. durch- und aus der erzeugenden Röhre heraustreten lassen. Sie zeigen außerhalb der Röhre im wesentlichen dieselben Eigenschaften wie im Innern. Sie erregen die Luft vor der Röhre zu schwach bläulichem Leuchten und ozonisieren sie sehr stark, während sie von der Luft zugleich diffus zerstreut werden. Außerhalb der Röhre hat man die K. nach ihrem Entdecker auch Lenardstrahlen genannt. Auch ein von Lenardstrahlen getroffener Körper sendet Röntgenstrahlen aus; eine photographische Platte wird geschwärzt, ebenso Chlor- und Bromsilberpapier. Beim Durchgang durch Blattaluminium entstehen sehr leicht absorbierbare, d. h. relativ langsame Strahlen. Der Absorptionskoeffizient ist umgekehrt proportional der fünften Potenz der Geschwindigkeit. Die Absorption hängt deshalb nicht einfach von der Masse ab, sondern auch von der Spannung. Die von den Lenardstrahlen getroffene Luft wird leitend (ionisiert), eine Eigenschaft, die sie auch nach dem Aufhören der K. noch längere Zeit beibehält; ein mit dieser Luft in Berührung gebrachtes Elektroskop wird sofort entladen, aber nur bis zu einer gewissen Grenzladung. Mit der Leitungsfähigkeit bekommt nämlich die Luft außerdem negative Ladung, welche unelektrische isolierte Körper negativ macht. Zwischen Elektroden, die auf konstanter Spannung erhalten werden, entsteht ein Strom, der mit der Spannung wächst, aber bei einem Gefälle von ca. 1000 Volt auf 1 cm einen konstanten Wert annimmt (Sättigung), weil dann durch die elektrostatische Kraft der Elektroden ebenso viele Gasionen entzogen werden, als sich in derselben Zeit bilden. Übrigens ist die Ionisierung von der Stärke der Absorption abhängig. Von Goldstein u. a. ist auch versucht worden, die K. zur Erklärung kosmischer Lichterscheinungen, so des Leuchtens der Kometen und der Koronastrahlen, heranzuziehen. In der Tat zeigt sich eine Übereinstimmung der Spektra des Nordlichts und der unter dem Einfluß von K. leuchtenden Gase. Das ultraviolette Licht der Sonne wirkt jedenfalls ionisierend. Da die negativen Jonen stärker nebelbildend wirken als die positiven, kann man nach Arrhenius annehmen, daß solche negativen Nebel durch den Strahlungsdruck (s. Photometrie) von der Sonne fortgetrieben werden und die Erde negativ elektrisch machen, worauf dann wieder Rückströmung der negativen Elektrizität in Form von K. eintritt. Hierdurch würde sich auch die Beziehung zwischen der Häufigkeit von Nordlichtern und von Sonnenflecken erklären, falls man letztere als Nebelmassen auffaßt.

Die K. werden zu Heilzwecken benutzt. Man beobachtete, daß Bakterienkulturen von ihnen abgetötet werden, daß an Haut und Schleimhäuten Entzündung eintritt, die wie bei Bestrahlung mit Röntgenstrahlen bis zu schwerer Verbrennung und Geschwürbildung gesteigert werden kann. Auch Haarausfall mit anscheinend dauernder Beseitigung der Haare wurde beobachtet. Durch kurze Bestrahlung von Lupus und Krebs der Haut soll eine Rückbildung der krankhaften Prozesse erzeugt worden sein. Die Ablenkbarkeit der Strahlen durch den Magneten ermöglicht es, die K. auf bestimmte Körperstellen, bez. auf die Wände von Körperhöhlen und -Einstülpungen, wirken zu lassen. Die Strahlen dringen tief in die Körpergewebe ein. Ob ihre therapeutische Anwendung vor der Behandlung mit Röntgen- und Radiumstrahlen (Becquerelstrahlen) Vorzüge aufzuweisen hat, oder als gleichwertiger Ersatz dieser Heilverfahren gelten kann, muß die Zukunft lehren. Vgl. G. C. Schmidt, Die K. (Braunschw. 1904); J. J. Thomson, Elektrizität und Materie (deutsch von Siebert, das. 1904); Strebel

in den »Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, 76. Versammlung, 1904«; Margaret A. Cleaves, Light energy (New York 1904).

Katholikentag, eigentlich Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, das in der Regel jährlich wiederkehrende Hauptfest des deutschen Ultramontanismus, auf dem seit Oktober 1848 namentlich die katholischen Arbeiter-, Bürger-, Gesellen-, Studenten- und andre Vereine (s. Piusverein), aber auch der Klerus und Adel sich zusammenfinden, mehr oder weniger geräuschvolle Demonstrationen gegen moderne Bildung, Staat und Protestantismus veranstalten und die erfochtenen Triumphe über diese Gegner feiern. Die Blütezeit dieser Jahresversammlungen fällt in die Zeiten des sogen. Kulturkampfes, wo 1872 der »Verein der deutschen Katholiken« gegründet wurde. In den folgenden Jahren verstanden Windthorst und Genossen den Fanatismus der Partei zu wildestem Ingrimm über die angeblich neronische oder diokletianische Christenverfolgung im preußischen Staate zu steigern. Seitdem waren die stehenden Hauptforderungen der Katholikentage: Herstellung der weltlichen Gewalt des Papstes, Auslieferung der Schule an die Kirche, eine rein zahlenmäßige Auffassung der Parität und vor allem Wiederzulassung des Jesuitenordens. In das Jesuitengesetz (s. d.) wurde 1904 tatsächlich Bresche gelegt, nachdem 1903 mit großem Gepränge die 50. Tagung in Köln stattgefunden hatte. Vgl. May, Geschichte der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands (Köln 1903).

Katholikometer (griech.), s. Pantometer.

Katholikon (griech.), etwas »Allgemeines«, besonders ein allgemeines (umfassendes) Wörterbuch; dann auch allgemeines (Universal-) Heilmittel; auch Gesamtbezeichnung der sogen. Katholischen Briefe (s. d.).

Katholikos (griech.), Ehrenname der armenischen Patriarchen, s. Armenische Kirche.

Katholische Briefe, ursprünglich nach Clemens von Alexandria und Origenes allgemeine, nicht an einzelne Gemeinden oder Personen gerichtete, sondern für einen größern Leserkreis bestimmte »enzyklische« Schreiben. In diesem Sinne heißen schon im 3. Jahrh., besonders aber seit Eusebios von Cäsarea, der Brief des Jakobus, die zwei Briefe des Petrus, die drei Briefe des Johannes und der Brief des Judas (s. die einzelnen Artikel) k. B. Die Benennung dieser sieben Briefe mit der Bezeichnung k. B. empfahl sich um so mehr, als man mittels derselben die betreffenden Briefe bequem von den 14 Paulinischen unterscheiden konnte.

Katholische Kirche, eigentlich die »allgemeine« christliche Kirche, im Gegensatze zu den Sekten oder Häresien (s. Katholizismus); sodann die gemeinschaftliche Bezeichnung der griechisch-katholischen und der römisch-katholischen Kirche (s. Griechische Kirche und Römisch-katholische Kirche); im gemeinen Leben endlich nur die letztere im Gegensatz zu der protestantischen. Das Formalprinzip der katholischen Kirche hat schon 434 Vincentius von Lerinum in dem berühmten, bis zur Stunde anerkannten Kanon zusammengefaßt: quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est. In der Tat bilden die drei Merkmale der universitas, antiquitas et consensio oder unitas das Wesen des Katholizismus (s. d.) von Anfang an. Wie aber das Altertum einer Lehre oder Einrichtung in der Wirklichkeit nicht etwa auf historisch-kritischem Weg erforscht, sondern einfach durch Rückschluß aus dem Bestande der Gegenwart gefolgert wurde, so konnte wiederum dieser Bestand der Gegenwart, wo er zweifelhaft wurde, nur durch Synodalentscheidung festgestellt werden, was zum Episkopalsystem führte. Sofort aber ergab sich in Wirklichkeit der Übelstand, daß auch auf den Synoden Majoritäten und Minoritäten und zwar in von den jeweiligen Umständen abhängigem Wechsel sich gegenüberstanden, daß eine Synode die Beschlüsse der anderen aufhob, daß auch auf ökumenischen Synoden niemals die ganze Kirche in gleichen Verhältnissen vertreten war. Die mangelnde Einheit mußte daher auf einem andern Weg hergestellt werden. Dies drängte zur einheitlichen Spitze der obersten Autorität des Papstes, die weder durch die mittelalterlichen Konzile noch durch den Gallikanismus (s. Gallikanische Kirche) 1682 und dessen episkopalistische Ausläufer (s. Hontheim) erschüttert werden konnte, vielmehr in der Erklärung der Unfehlbarkeit 1870 ihre vollendete Ausbildung erhielt.

Katholische Majestät (katholischer König), Titel der Könige von Spanien. Ferdinand V., der Katholische, erhielt ihn vom Papst Alexander VI. ausdrücklich verliehen, weil er die Mauren und Juden aus Spanien vertrieb und die Inquisition einführte; doch ist der Titel nachweislich schon seit der Kirchenversammlung von Toledo 589 von mehreren spanischen Königen geführt worden.

Katholischer Frauenbund heißt der im November 1904 zu Frankfurt a. M. mit 1478 Mitgliedern ins Leben gerufene Gesamtverband der katholischen deutschen Frauen. Er steht unter der Direktive der Kirche und des jeweiligen Diözesanbischofs. Das Zentralkomitee mit dem Sitz in Köln zerfällt in drei Kommissionen für Erziehung und Unterricht, für Caritas und für soziale Arbeit. Der Bund veranstaltet auch soziale Kurse für Frauen und Jungfrauen.

Katholische Volkspartei, Partei im österreichischen Abgeordnetenhaus, die sich vom Hohenwartklub 1895 loslöste, um streng klerikale Ziele zu verfolgen; ihre Führer sind Dipauli und Ebenhoch. Große Entrüstung erregte es, daß die k. V., die aus deutschen Abgeordneten der Alpenländer besteht, sich 1897 mit Polen und Tschechen gegen die übrigen Deutschen verband. Die Unzufriedenheit der deutschen Wähler mit dieser Haltung ihrer Vertreter äußerte sich besonders in Tirol so entschieden, daß Dipauli und die andern Tiroler Abgeordneten im Sprachenstreit eine vermittelnde Haltung einzunehmen versuchten. In den Reichsratswahlen 1901 sank sie von 27 auf 23 Mandate und vereinigte sich nunmehr mit dem ehemaligen Zentrum zum »Katholischen Zentrum« (1905 zählte es 29 Abgeordnete), zu dessen Obmann Kathrein (s. d.) gewählt wurde. — Auch in Ungarn bildete sich 1893 eine k. V. unter Führung des Grafen Ferdinand Zichy, welche die liberale kirchliche Gesetzgebung bekämpfte. Bei den Neuwahlen 1896 erlangte sie nur 20 Mandate im Abgeordnetenhause.

Katholisch-Hennersdorf, Dorf im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Lauban, hat eine kath. Kirche, Ofentürenfabrik und (1900) 1643 Einw.; hier 23. Nov. 1745 Sieg Friedrichs d. Gr. über die Sachsen unter General Buchner, wodurch deren Vereinigung mit den Österreichern zu einem Einfall in die Mark vereitelt wurde.

Katholisch-soziale Vereine, Gesellschaften, deren Zweck dahin geht, das religiöse Leben zu pflegen und einen festen Anschluß an die Kirche zu bewirken. Die meisten machen es sich außerdem noch zur Aufgabe, die materiellen Interessen ihrer Mitglieder zu

vertreten und zu fördern, wie der Katholische Erziehungsverein in Bayern, die Marianischen Kongregationen, verschiedene Lehrlings-, Gesellen-, Meistervereine und christlich-soziale Arbeitervereine, der St. Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse, der St. Raphaelsverein, verschiedene Bauernvereine, Winzervereine ꝛc. Vgl. Bongartz, Das katholisch-soziale Vereinswesen in Deutschland (Würzb. 1880); Artikel »Soziale Reformbestrebungen« im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften« (Jena 1892); Ruppert, Die katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands (Würzb. 1900); O. Müller, Katholische Arbeitervereine (M.-Gladb. 1903).

Katholizismus (griech.), im Gegensatze zum Protestantismus der eigentümliche Geist und Charakter der morgenländischen und abendländischen Kirche, wie sich solcher im Verlauf der ersten christlichen Jahrhunderte entwickelt, dann besonders im Abendland unter der Herrschaft der Päpste ausgebildet, später durch die Kirchenversammlung zu Trient (1545—63) schärfer ausgeprägt hat und bis auf die neueste Zeit konsequent festgehalten worden ist (s. Kirche, S. 33 ff.). Die Kirche nannte sich schon um die Mitte des 2. Jahrh. die katholische, die »allgemeine, allumfassende«, im Gegensatze zu den Sonderrichtungen der gnostischen Häretiker, später auch überhaupt zu dem religiösen Partikularismus der vorchristlichen Zeiten. Der ursprüngliche Sinn des Ausdrucks weist aber auf die eigentümliche Taktik zurück, womit die im 2. Jahrh. sich zusammenschließende Menge der Gläubigen ihre Überlieferungen als die »überall« (kathólu) verbreiteten und anerkannten den abweichenden Lehren und Schulen gegenüber geltend machte. Die Anhänglichkeit an dieses von dem Episkopat als Nachfolger des Apostolats konservierte Ganze der Wahrheit, an diese überall sich selbst gleiche Überlieferung galt als erste christliche Tugend; die so Gesinnten und sich also Erweisenden hießen Katholiken im Gegensatz gegen diejenigen, die aus der Gesamtströmung der Überlieferung heraustraten, sich in ihrem Denken und Handeln nicht durch die gemeinsame Regel bestimmen ließen und sich besondern, selbst erwählten, vom Gesamtsinn der Kirche willkürlich abweichenden Ansichten hingaben. Schon früh stellt sich daher eine dreifache Reihe von Gegensätzen des K. heraus, nämlich häretische, wie die Ebioniten, Gnostiker und Manichäer, die das Christentum durch jüdische und heidnische Ingredienzien entstellten, heterodoxe, wie die Monarchianer, Arianer, Nestorianer, Eutychianer und Pelagianer, die bei christlicher Grundlage einzelne Dogmen auf eine der allgemeinen Überlieferung nicht entsprechende Weise darstellten, und schismatische, wie die Montanisten, Novatianer, Donatisten, die, sich höherer Vollkommenheit und Reinheit in der Theorie oder Praxis rühmend, auf die katholische Kirche als eine zurückgebliebene oder entartete herabsahen. Weiteres und Literatur s. Römisch-katholische Kirche, Griechische Kirche und Protestantismus.

Katholizität, eigentlich die Eigenschaft umfassendster Verbreitung und allgemeinster Anerkennung, speziell mit Bezug auf den Katholizismus (s. d.): Kirchlichkeit, kirchliche Korrektheit, Rechtgläubigkeit.

Kathrein, 1) Theodor, österreich. Politiker, geb. 25. März 1842 zu Salurn in Südtirol, studierte in Innsbruck die Rechte, stand 1859 und 1866 als Freiwilliger an der italienischen Grenze, übernahm 1867 die Redaktion der klerikalen »Tiroler Stimmen« und ließ sich 1875 in Kaltern, 1878 in Hall (Tirol) als Advokat nieder. 1883 in den Tiroler Landtag und in das Abgeordnetenhaus gewählt, schloß er sich hier dem klerikal-konservativen Klub des rechten Zentrums (Hohenwartklub) an, wurde 1891 zum zweiten, 1893 zum ersten Vizepräsidenten und im April 1897 zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt, legte die Würde aber schon im Oktober nieder, da er mit dem schroffen Verfahren der Mehrheit gegen die Deutschen nicht einverstanden war. Nach den Wahlen in den Reichsrat 1901 wurde er Obmann des aus Zentrum und Katholischer Volkspartei neu gebildeten »Katholischen Zentrumsklub«. Im August 1904 wurde er nach dem Rücktritt des Grafen Brandis zum Landeshauptmann von Tirol ernannt. Als solcher ist er bemüht, eine den Welschtirolern genehme Lösung der Autonomiefrage in Tirol ohne administrative Trennung herbeizuführen.

2) Viktor, Sozialpolitiker, s. Cathrein.

Kathreiners Malzkaffee, s. Kaffeebaum, S. 422.

Kâtib (arab., »Schreiber«, von den Türken gewöhnlich Kjâtib gesprochen), in der Türkei Benennung jedes der Schriftsprache mächtigen Bureaubeamten. Mabeini Humajûn Kiatibi, Sekretär des Sultans.

Kâtib Tschelebi, türk. Gelehrter, s. Hadschi Chalfa.

Katif, El, türk. Küstenstadt an der Ostküste Arabiens (Landschaft El Hasa), am Busen von Bahrein, von schönen Palmwäldern umgeben, mit einem festen Schloß der im 9. und 10. Jahrh. dort herrschenden Karmatendynastie und 18,300 Einw.

Katigenfarbstoffe, schwefelhaltige Farbstoffe von noch unbekannter chemischer Konstitution, die sich durch Echtheit auszeichnen und für die Färberei von großer Wichtigkeit sind.

Kation, s. Elektrolyse, S. 674.

Katjangöl, s. Erdnußöl.

Katjangstrauch, s. Cajanus.

Katjeli, Hauptort der Insel Buro (s. d.).

Katkow, Michael Nikiforowitsch, russ. Publizist, geb. 1820 in Moskau, gest. 1. Aug. 1887 in Znamenskoje bei Moskau, studierte dort, in Königsberg und Berlin. Als Professor der Philosophie in Moskau angestellt, gab er 1849 infolge der Beschränkung der Lehrfreiheit sein Amt auf. 1856 gründete K. eine Buchdruckerei und gab die Monatsschrift: »Russki Wjestnik« (»Der russische Bote«) heraus. 1861 pachtete er auch die der Universität Moskau gehörige (russische) »Moskauer Zeitung«, die er bis zu seinem Tode redigierte, während sein langjähriger Mitredakteur, der Philolog Professor Leontjew, ihm 1875 durch den Tod entrissen wurde. 1866 gründete er im Verein mit Leontjew das humanistische »Lyzeum des Zarewitsch Nikolaus in Moskau«. Bis zum polnischen Aufstand 1863 war er ein Freund des englischen Selfgovernments und andrer Reformen; aber seit 1863 forderte die »Moskauer Zeitung«, der nationalen Strömung folgend, eine gewaltsame Russifizierung Polens, Litauens und der Ostseeprovinzen und vertrat eine reaktionäre und slawophile Richtung. Besonders leidenschaftlich trat K. gegen das Deutschtum auf. Den Minister Grafen D. Tolstoi unterstützte K. in der Einführung des Klassizismus. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Alexander III. verhinderte K. die von Alexander II. beabsichtigte Einsetzung eines Ausschusses der Provinzial-Landschaftsversammlungen und bewog den Zaren zur Befolgung eines streng nationalen, reaktionär-absolutistischen Systems. Vgl. Liwoff, Michel Katkoff et son époque (Par. 1897).

Kätner, Besitzer einer Kate (s. d.).

Katô, Hiroyuki, einer der geistigen Führer Japans, geb. 1836 in Tokio, wendete sich schon früh dem Studium der deutschen Sprache und Wissenschaft zu und übersetzte unter anderm Bluntschlis »Staatsrecht«. Eine Zeitlang unterrichtete er auch den Kaiser im Deutschen, war als Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten tätig und begründete eine wissenschaftlichen Fragen gewidmete Zeitschrift, das »Tensoku«. 1872 wurde er zum Ministerialrat im Unterrichtsministerium ernannt und war 1879—86 und wieder seit 1890 Rektor der Tokio-Universität. Früher ein Mitglied des Senats, gehört er seit dessen Aufhebung 1890 als eins der vom Kaiser auf Lebenszeit ernannten Mitglieder dem Herrenhaus an. In seiner deutsch geschriebenen Schrift: »Der Kampf ums Recht des Stärkern« (Tokio u. Berl. 1893) versicht er eine evolutionistische Soziologie, während seine japanischen Essays ins Gebiet der brennenden Tagesfragen zugewandten Popularethik fallen. K. ist seit vielen Jahren Vorsitzender des Vereins für deutsche Wissenschaft, der eine eigne Schule in Tokio unterhält.

Katogen (griech.), s. Anogen.

Katona, 1) Stephan, ungar. Historiker, geb. 13. Dez. 1732 zu Ipoly-Volyk im Neograder Komitat, gest. 17. Aug. 1811 in Kalocsa, studierte, in den Jesuitenorden getreten, in Kaschau und Tyrnau und wirkte dann in den ungarischen Lehranstalten des Ordens als Professor, später als Kustos der erzbischöflichen Bibliothek und Domherr in Kalocsa. Er war besonders im Erforschen und Sammeln der ungarischen Geschichtsquellen tätig und veröffentlichte die erste kritische Geschichte Ungarns: »Historia critica primorum Hungariae ducum« (Pest 1778), »Historia critica regum Hungariae« (Pest u. Klausenb. 1779—1817, 42 Bde., reicht vom Beginn der ungarischen Geschichte bis 1810, wegen des Quellenmaterials noch heute geschätzt); »Epitome chronologica rerum hungaricarum, transsylvanicarum et illyricarum« (Ofen 1796—98, 3 Bde.); »Historia metropolitanae Colocensis ecclesiae« (Kalocsa, 2 Bde.) u. a. Sein Leben beschrieb G. Fejér (lat., 1835).

2) Joseph, ungar. dramatischer Dichter, geb. 11. Nov. 1792 in Kecskemét, wurde 1810 Advokat, 1821 Fiskal seiner Vaterstadt und starb daselbst 16. April 1830. Er schrieb außer andern Dramen die erst spät zur Anerkennung gelangte Tragödie »Bánk Bán«, die, wegen ihrer dramatischen Kraft in der ungarischen Literatur unübertroffen, heute noch auf dem Repertoire der ungarischen Bühnen ist (deutsch von Dux, Leipz. 1858). Denselben Stoff behandelte Grillparzer in »Der treue Diener seines Herrn«. Katonas dramatische Werke gab Abafi (Pest 1880) heraus. Vgl. P. Gyulai, K. und sein ‚Bankbanus' (ungar., Pest 1883).

Katonisch, Katonisieren, s. Catonisch.

Katóptrik (griech.), die Lehre von der regelmäßigen Zurückwerfung (Reflexion) der Lichtstrahlen, s. Spiegelung.

Katoptrischer Zirkel, s. Spiegelsextant.

Katoptrisches Fernrohr, s. Fernrohr.

Katoptromantie (griech.), Wahrsagung aus der Spiegelung in metallenen Becken oder mit magischen Zeichen versehenen metallenen, gläsernen oder Obsidian-Spiegeln, in Bechern, Wasserflächen oder Kristallen, selbst im Mond, um darin entfernte oder verborgene Vorgänge, in der Tiefe liegende Erzadern oder Metallschätze und die Zukunft zu erkunden. Besondere Spiegelschauer (specularii) zogen früher mit sogen. Berg- oder Erdspiegeln im Lande umher, um den Leuten unterirdische Schätze vorzuspiegeln. Zum Schauen benutzte man oft »unschuldige Kinder«. Die früher in griechischen und römischen Tempeln geübte K. steht noch jetzt im Morgenlande, namentlich in Ägypten, wo ein Tropfen Tinte als Spiegel dient, in hohem Ansehen. Vgl. Hydromantie, Kristallschauen und Zauberspiegel.

Katorga (russ.; türk. kardirgha, neugriech. katergon, Galeere), Zwangsarbeit, die schwerste Strafe des russischen Strafgesetzbuches; s. Deportation, S. 647.

Katreus, im griech. Mythus König von Kreta, Sohn des Minos und der Pasiphaë, übergab seine Töchter Aërope und Klymene dem Nauplios, sie im Meer zu versenken, während sein Sohn Althämenes nach Rhodos auswanderte. Dieser erschlägt den K., als er hochbetagt auf Rhodos landet, um ihm die Herrschaft von Kreta zu übergeben, indem er ihn für einen Seeräuber hält. Klymene wird Gattin des Nauplios und Mutter des Palamedes und Oax; Aërope heiratet Atreus und gebiert Agamemnon und Menelaos, wird aber wegen ihrer Buhlschaft mit Thyestes von Atreus ins Meer gestürzt.

Katrine (spr. kättrin, Loch K.), s. Katharinensee.

Katsch (engl. Cutch), Tributärstaat in der Division Gudscharat der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay (s. Karte »Ostindien«), unter dem Wendekreis am Golf von K. und am Arabischen Meer, 16,834 qkm mit (1901) 488,022 Einw. (305,724 Hindu, 111,238 Mohammedaner, 70,467 Dschaina). Das Katschi ist Umgangssprache, Gudscharati Schriftsprache. Der Unterricht wird sehr vernachlässigt: 1901 konnten nur 39,448 Personen lesen und schreiben, 9823 genossen Unterricht. Das im N. durch das Große Ran, im O. durch das Kleine Ran, im S. durch den Golf von K., im W. durch den östlichsten Mündungsarm des Indus fast ganz vom Festland abgeschnittene Gebiet wird von zwei niedrigen Höhenzügen durchschnitten (Patscham Pir 445 m), hat keine beständigen Flüsse, aber zahlreiche und gute Brunnen. Die mittlere Jahrestemperatur erreicht 24,5°. Erdbeben sind häufig; 1819 wurde fast ganz Bhudsch zerstört, 1150 Menschen getötet. Der Boden ist im allgemeinen sandig, unfruchtbar und baumlos, schließt aber schöne Täler und reiche Wälder ein. Man baut mittelmäßiges Getreide und Baumwolle. Das wichtigste Haustier ist das Kamel, die Pferde stehen in hohem Ruf. Es finden sich Eisenerz, schlechte Kohle, Salpeter, werden aber nicht verwertet, wohl aber Alaun, gute Mühlsteine und Marmor. Von gewerblichen Produkten sind schöne Stickereien, Silberwaren, Seiden- und Baumwollengewebe zu nennen (s. Tafel »Asiatische Kultur II«, Fig. 6 u. 7; Tafel III, Fig. 18 u. 19). Der Verkehr richtet sich seewärts, in der Trockenzeit auch über das Ran. Ausgeführt werden Alaun, Baumwolle, Hirse, Hülsenfrüchte, Knoblauch, Ghi (flüssige Butter), schwarze Zeuge, Silberwaren. Der Fürst (Rao), zur herrschenden Klasse der Radschputen gehörig, teilt seine Macht mit 200 Großen, den Bhayad. An die britische Regierung hat er 18,695 Pfd. Sterl. zum militärischen Kontingent zu zahlen. Die Militärmacht besteht aus 1179 Mann neben 3000 Irregulären und im Notfall weitern 4000 Mann. Die Gesamteinkünfte des Landes betragen 30 Mill. Rupien. Hauptstadt ist Bhudsch (s. d.), wo der britische politische Agent residiert, Haupthandelsplatz Mandwi (s. d.).

Kätsch (Pflaumenbranntwein), s. Branntwein.

Katschalinskaja Staniza, Flecken im Donischen Gebiet in Rußland, am Don und der Eisenbahn

Grjasi-Zarizyn, ehemals mit bedeutendem Handelsverkehr, hat 3120 Einw.

Katschar (Cachar), zwei Distrikte der britisch-ind. Provinz Assam, westlich von Manipur, der größere südliche K. Plains, 6402 qkm mit (1901) 414,781 Einw., der kleinere, Nord-K., 4475 qkm mit 40,812 Einw. (vorwiegend Hindu, in K. Plains 126,698 Mohammedaner). Das Land wird auf drei Seiten von hohen Gebirgsketten eingeschlossen und von der Barilkette und dem für Boote von 20 Ton. schiffbaren Barak durchzogen. Hauptkulturen sind Reis und Tee; außerdem Senf, Leinsamen, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, Pfeffer, Gemüse. Tee wurde hier 1855 wildwachsend entdeckt. Cholera tritt häufig auf. In der Hauptstadt von K. Plains, Silchar, am linken Ufer des Barak, mit (1901) 9256 Einw., steht ein Regiment indischer Infanterie.

Katschberg, 1641 m hoher Paß der Norischen Alpen, an der Grenze von Salzburg und Kärnten, über den die Straße von St. Michael im Murtal nach Spittal an der Drau führt.

Katscher, Stadt im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Leobschütz, an der Troja und der Kleinbahnlinie Großpeterwitz-K., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Synagoge, Schloß, Amtsgericht, Teppich-, Woll- und Plüschweberei, Gipswerke, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und (1900) 4082 meist kath. Einwohner. — K. ward 1321 zur Stadt erhoben. Stadt und Distrikt K., noch heute zum Erzbistum Olmütz gehörig und als Preußisch-Mähren bezeichnet, kam 1289 mit dem Fürstentum Teschen an Böhmen, 1554 an das Erzbistum Olmütz und wurde 1742 von Österreich an Preußen abgetreten.

Katschewan, s. Nachitschewan 2).

Katsch-Gandawa, s. Katschi.

Katschi (Katsch-Gandawa), Provinz des nordöstlichen Belutschistan, unter der Herrschaft des unter britischem Schutz stehenden Chans von Kelat, grenzt im N. an Britisch-Belutschistan, im O. an den Distrikt Schikarpur der britisch-ind. Provinz Sind, wird von den im Sommer versiegenden Flüssen Bolan, Nari und in ihrem mittlern wüsten Teile von der Bahn Schikarpur-Sibi-Quetta durchzogen, erzeugt in seinem fruchtbaren Teile viel Reis und Baumwolle und hat etwa 100,000 Einw., meist Dschat. Die befestigte Hauptstadt Gandawa, nördlich vom Mullapaß, ist Sommerresidenz des Chans.

Katschin (Kakhjen, birman. Kakhjang), Volksstamm in Indochina, in vier größern Stämmen durch Assam und Oberbirma verbreitet, mit den Birmanen verwandt, aber mit eigner Kultur, treiben etwas Ackerbau und sind geschickte Handwerker, namentlich Schmiede; Opiumballen dienen als Geld. Vgl. Scott und Nerdiman, Gazetteer of Upper Burma (Rangun 1900—01); Grammatik von Cushing (im »Journal of the Asiatic Society«, 1880); Wehrli, Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw (Kachin) von Ober-Burma (Leiden 1904).

Katschinas, bei den Pueblos und andern Indianerstämmen Nordamerikas übernatürliche, den großen Gottheiten untergeordnete Wesen, die in den Festaufzügen und Tänzen durch maskierte Menschen (genannt K., weibliche: Katschinamanas) oder Holzpuppen dargestellt werden. Auch die Tänze und Feste werden K. genannt und in kleine, alljährlich zur bestimmten Zeit wiederkehrende, und große K. geteilt, die nur bei Dürre und andern Notständen gefeiert werden. Die meisten K. feiern den Kampf der Sonne gegen feindliche, den Regen zurückhaltende Dämonen, einige (Schlangenfeste der Tusayan) haben die Sage von der alten Schlangenbruderschaft des Stammes zum Inhalt. Vgl. Fewkes im XVI. Annual Report of the Bureau of Ethnology, 1893/94 (Washingt.); »Globus« 1897, Nr. 24.

Katschinzen (Kaschtar, auch Kaschkalar), kleiner turkotatar. Volksstamm, von den Russen katschinskische Tataren (s. Tataren) genannt, in Sibirien, in den Gouvernements Tomsk und Jenisseisk, am rechten Ufer des Abakanflusses seßhaft. S. Biriussen.

Katsena, Landschaft im mittlern Sudân, in der brit. Kolonie Nord-Nigeria, ehemals unabhängig, dann Sokoto untertan, nach Barth 28,630 qkm groß, mit 300,000 Einw., war früher weit volkreicher, hatte aber viel unter feindlichen Einfällen zu leiden. K. ist einer der schönsten und gesündesten Teile des Sudâns, auf dessen 300—500 m hohem, annutig gewelltem, hier und da auch bergigem und von zahlreichen Wasseradern durchzogenem Boden eine Menge Nutzpflanzen gedeiht. Unter den zahlreichen Ortschaften (man zählt an 50 mit über 4000 Einw.) ist die Hauptstadt K. (Kaschna) die ansehnlichste. Sie ist von einer 10—12 m hohen, 9 m dicken und 22 km im Umfang messenden Mauer umgeben und hatte ehemals 100,000 Einw., war eine der mächtigsten Städte der Haussa und erlangte durch die Ausbildung der Haussasprache wissenschaftliche Bedeutung. Im Kampfe gegen die Fulbe heruntergekommen, besteht sie jetzt nur noch aus Ruinen und wenigen Häusern, deren 8000 Bewohner sich durch Anfertigung von Baumwollenzeugen und Leder sowie durch Handelsgeist auszeichnen. — Nach der Besetzung von Kano (3. Febr. 1903) sandte der den flüchtigen Emir in nordwestlicher Richtung verfolgende Oberst Morland Botschaften an den Fulbe-Sultan von Sokoto und an den diesem locker unterstehenden Emir von K. Während jener keine Antwort schickte, stellte sich der Emir von K., dem frühern Beispiele des von Gando folgend, freundlich zu England. Vgl. »Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen«, Bd. 6 (Berl. 1903).

Katsura, Taro, Graf, japan. Staatsmann, geb. 1848 in Choshiu, zeichnete sich schon 1864 als einfacher Samurai in den Kämpfen seines Clans gegen die vereinigte Flotte der Engländer, Franzosen und Amerikaner aus. Während der Wirren des Jahres 1868 fiel ihm die Bewachung des kaiserlichen Palastes in Kioto zu. Später nahm er auch an der Bewältigung des den Tokugawa treugebliebenen Aidzu-Clans im nördlichen Japan teil. Vom September 1870 an studierte er in Berlin drei Jahre lang Kriegswissenschaft und war von 1875—78 Militärattaché in Berlin, trat aber nach seiner Heimkehr in die Verwaltung über. Seit 1882 war er wieder Frontoffizier und im Kriegsministerium tätig. Im japanisch-chinesischen Kriege trat er in den Schlachten bei Chilien und Haitscheng und bei der Besetzung von Niutschuang und Yingkow hervor. Seine Ernennung zum Gouverneur von Formosa war nur ein kurzer Zwischenfall. Vom Januar 1898 an war er Kriegsminister, trat aber im November 1900 aus dem kurz vorher gebildeten Kabinett des Marquis Itô aus, um im Juni 1901 dessen Nachfolger als Ministerpräsident zu werden. Im Dezember 1903 wurde er in den neu begründeten Großen Kriegsrat des kaiserlichen Hauptquartiers berufen. Nach Abschluß der englisch-japanischen Allianz erhielt K. den Grafentitel.

Kattak (engl. Cuttak), Distrikt der britisch-ind. Provinz Bengalen, Division Orissa, 9109 qkm mit (1901) 2,062,758 Einw. (2,002,573 Hindu, 57,356

Mohammedaner, 2652 Christen). Das Land wird durchflossen von der Mahanadi, Baitarani und Brahmani, deren Deltaarme durch zahlreiche Kanäle verbunden sind, erzeugt viel Reis, Weizen, Baumwolle, Ölsaaten, Zucker, Tabak. Die Hauptstadt K., auch die von Orissa, an der Spitze des Deltas der Mahanadi und Mittelpunkt des Kanalsystems, hat ein verfallenes Fort, britische Garnison und (1901) 51,364 Einw., die berühmtes Gold- und Silberfiligran liefern.

Kattanker, s. Katten.

Katte, 1) Hans Hermann von, der Jugendfreund Friedrichs d. Gr., geb. 28. Febr. 1704, gest. 6. Nov. 1730, Sohn des spätern Feldmarschalls Hans Heinrich v. K. (geb. 1681, gest. 1741) und einer Tochter des Grafen von Wartensleben, Kriegsministers unter König Friedrich I., der nach der zweiten Verheiratung seines Schwiegersohns seinen Enkel K. in französischer Weise erzog und früh auf Reisen schickte. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde K. Leutnant bei den Gardegendarmen, zog sich durch Ausschweifungen und Insubordination vielfache Rügen zu und erregte durch seine Freundschaft mit dem Kronprinzen, die trotz aller Verbote immer vertrauter wurde, den besondern Zorn Friedrich Wilhelms I. An dem Fluchtplan des Kronprinzen insofern beteiligt, als durch seine Hand die ganze Korrespondenz ging, wurde er, nachdem ein Brief des Prinzen an ihn, der in falsche Hände geriet, das Geheimnis verraten, verhaftet, ehe er fliehen konnte, 2. Nov. 1730 vom König selbst zum Tode verurteilt und 6. Nov. in Küstrin mit dem Schwerte hingerichtet. Friedrich II. erhob 1740 den Vater seines Freundes, den Feldmarschall v. K., in den Grafenstand.

2) Friedrich Karl von, geb. 1772 im Magdeburgischen, gest. 12. Jan. 1836, trat 1786 in preußische Kriegsdienste, machte 1787 den Feldzug in Holland und 1792—95 die Feldzüge gegen Frankreich mit und geriet 1806 bei Lübeck in französische Gefangenschaft. Nach seiner Auslösung plante er durch ein kühnes Unternehmen Deutschlands Befreiung und stand schon im Begriff, mit einem Haufen Bauern aus der Altmark im April 1809 Magdeburg durch Einverständnis und Überrumpelung zu nehmen, als der Plan verraten wurde. K. ging nach Prag zum Herzog von Braunschweig-Öls, beteiligte sich an dessen Streifzug nach Sachsen, kämpfte bei Wagram und Aspern mit, ging mit dem Herzog nach England, kehrte aber bald in österreichische Dienste zurück und nahm Urlaub zu einer Reise nach Griechenland. Beim Ausbruch des Krieges 1813 trat er wieder in preußische Dienste, kämpfte bis 1815 mit, war dann Major beim 11. Husarenregiment in Münster und lebte nach seinem Abschied 1826 auf seinem Gut Neuenklitsche.

Kattegat, Meerenge zwischen Schweden im O. und Jütland im W., 27,550 qkm (500 QM.) groß, nördlich von den dänischen Inseln, bildet die Verbindung der Nordsee und der Ostsee (mittels des Sundes, des Großen und Kleinen Belts) und gleicht mit den korrespondierenden Aus- und Einbiegungen seiner Küsten der Mündung eines großen Stromes. Es enthält an dem steilen und felsigen schwedischen Gestade viele verborgene und offene Klippen, in der Mitte (besonders bei den Inseln Anholt und Läsö) große Sandbänke, an der niedrigen jütischen Küste viele sandige Striche und Riffe und ist obendrein wegen seiner Stürme und Strömungen verrufen. Es ist im östlichen Teil bis 50 m tief, im westlichen flach, im Durchschnitt 15 m tief. Das Wasser ist in den obern Schichten schwach salzig wie das in der Ostsee, in den untern Schichten reich an festen Bestandteilen, vornehmlich an Kalk. S. Karte »Dänemark«.

Katten, den Anker, nachdem er aufgehievt ist, am Kranbalken hochziehen, um ihn seefest zu lagern (vgl. Anker). Einen Anker verkatten, heißt, ihn mit einem zweiten vorgelegten Anker (sogen. Kattanker) in seiner Haltekraft verstärken.

Katten (Chatti, seltener Catti, v. altnord. hattr, angelsächs. haet = pileus, Filzkappe), german. Volksstamm, der zu den Herminonen gehörte, wohnte zwischen Rhein, Taunus, Werra, Diemel und dem Teil des Rheinischen Schiefergebirges, der die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser bildet. Ihr Hauptort war Mattium (Maden bei Gudensberg an der Eder). Zu den K. gehörten die Mattiaker am Taunus; von den K. stammten die Bataver und Chasuarier ab, deren Sitze im Rheindelta lagen. Die K. hatten im Vergleich mit andern Völkern abgehärtetere Körper, straffere Glieder, drohendere Gesichtszüge und größere Lebendigkeit des Geistes, waren reicher an Überlegung und Erfindungsgabe, hielten strengere Kriegszucht und vertrauten mehr den Anordnungen ihrer Häuptlinge. Ihre Hauptstärke war das Fußvolk. Gleich den Römern führten sie auf dem Marsche außer Waffen auch Feldgerät und Mundvorrat bei sich, wußten Verschanzungen aufzuwerfen, und, in Schlachtreihen geordnet, kämpften sie ausdauernd. Die Jünglinge schoren Bart und Haupthaar erst nach Erlegung eines Feindes ab. Ein eiserner Ring bezeugte (nach Tacitus) das Gelübde eines Tapfern, von der beschimpfenden Fessel sich durch die Erlegung eines Feindes zu befreien; solche Ringträger bildeten die ersten Schlachtreihen. Der kattische Krieger war ohne eignen Wohnsitz und Ackergut und quartierte sich im Frieden bei andern ein; erst Altersschwäche setzte seinem Kriegsdienst ein Ziel. Drusus fand bei seinem Plan der Unterjochung Germaniens (11 v. Chr.) anfangs an den K. Verbündete und drang durch ihr Land gegen die Cherusker (im Wesergebiet) vor. Denselben Weg nahm Germanicus, um des Varus Niederlage, welche die K. als Bundesgenossen der Cherusker, Brukterer und Marsen mit herbeigeführt hatten, zu rächen (15 n. Chr.); 16, als er seine Hauptmacht gegen Arminius führte, schickte er seinen Legaten Silius ab, um die K. in Schach zu halten. Aufs neue kämpften die K. gegen die Römer in Obergermanien zur Zeit des Kaisers Claudius, und 51 verloren sie gegen Sulpicius Galba den bei Varus' Niederlage erbeuteten Legionsadler. Darauf gerieten sie mit den Hermunduren um heilige Salzquellen an der Werra in Streit und gelobten, die Feinde nach ihrem Siege den Göttern zu opfern; besiegt, wurden viele von ihnen an den Altären geschlachtet (59). Doch muß die Macht der K. bald wieder erstarkt sein. Im J. 70, zur Zeit des Bataveraufstandes, bedrängten sie mit den Usipetern die römische Kolonie Moguntiacum (Mainz), ohne Erfolg. Trajan und Hadrian schränkten das Gebiet der K. am Taunus durch den Limes romanus ein. Am Markomannenkrieg (162—180) nahmen sie als südwestliche Vorhut des großen Bundes teil. Zuletzt kämpfte Kaiser Caracalla (211—217) gegen die K., die fortan in dem Gesamtnamen »Franken« aufgingen. Vereinzelt tritt der alte Name noch auf Ende des 4. Jahrh. bei Sulpicius Alexander (bei Gregor von Tours) und Claudianus. Daß die Hessen von den K. abstammen, ist wahrscheinlich. S. Karte »Germanien«.

Kattenbusch, Friedrich Wilhelm Ferdinand, evang. Theolog, geb. 7. Okt. 1851 in Kettwig an der Ruhr, wurde 1873 Repetent, 1876 Privat-

dozent in Göttingen, 1878 ordentlicher Professor in Gießen, 1904 in Göttingen. Er schrieb: »Luthers Stellung zu den ökumenischen Symbolen« (Gießen 1883), »über religiösen Glauben im Sinne des Christentums« (das. 1887), »Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde« (Freiburg 1892, Bd. 1), »Von Schleiermacher zu Ritschl« (3. Aufl., Gießen 1903), »Das apostolische Symbol, seine Entstehung, sein geschichtlicher Sinn ꝛc.« (Leipz. 1894—1900, 2 Bde.).

Kattenstroth-Speyard, Dorf im preuß. Regbez. Minden, Kreis Wiedenbrück, hat eine kath. Kirche, Baumwollweberei, Lederfabrik und (1900) 2317 Einw.

Kätti (engl. Catty, chines. und japan. Kin oder King), Handelsgewicht in China zu 16 Liang oder Tael und in Japan zu 16 Rió = 1/100 Pikul, wird beim chinesischen Fremdenverkehr und Zollwesen = 1 1/3 engl. Pfund oder 604,79 g gesetzt, aber beim Binnenverkehr ungleich angenommen; auf den Philippinen (Cate) = 1 3/8 kastilische Pfund oder 632,685 g, in Niederländisch-Ostindien = 615,21 und auf den Molukken = 590,6 g. In Singapur verhält sich das malaiische K. zum chinesischen wie 15 : 16. Vgl. Kin.

Kattiwar (Kathiawar), Halbinsel, s. Gudscharat.

Kattowitz, Stadt (Stadtkreis) im preuß. Regbez. Oppeln, am Rawabach, nahe der russischen Grenze, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Kandrzin-Oswiecim, Nendza-K. und K.-Dziedzitz, durch Straßenbahnlinien mit Schwientochlowitz, Königshütte, Laurahütte und Myslowitz verbunden, 272 m ü. M., hat eine evangelische, 2 katholische und eine altkath. Kirche, Synagoge, ein Denkmal für Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., Gymnasium, Oberrealschule, Baugewerkschule, Präparandenanstalt, Idiotenanstalt, Amtsgericht, königliche Eisenbahndirektion, 2 Bergreviere, Landratsamt für den Landkreis K., Reichsbanknebenstelle, Phosphor-Bronzeindustrie, Holzimprägnierungsanstalt, Dachpappen-, Ceresin- und Tonwarenfabriken, Eisenbahn-Reparaturwerkstätte, Dampfziegeleien, Dampfbrauereien, Dampfmühlen und (1900) 31,378 Einw., davon 6263 Evangelische und 2264 Juden. K. ward erst 1867 Stadt. Nahebei der Gutsbezirk K., bedeutende Industrieorte und der städtische Südpark mit Bismarckturm. Vgl. G. Hoffmann, Geschichte der Stadt K. (Kattowitz 1895).

Kattun (v. arab. katon, »Baumwolle«), glattes, leinwandartig gewebtes Baumwollenzeug mit 26 Ketten- und 20—27 Schußfäden auf 1 cm, Kette Nr. 40 englisch = 67 metrisch, Schuß Nr. 30 englisch = 51 metrisch, wird roh und gebleicht als Hemdenstoff, bedruckt als Blusenstoff benutzt. Einfarbige, gesteifte, und geglättete Kattune heißen Sarsenets und Futterleinwand. Bedruckte Kattune (in England meist Kalikos, in Frankreich Indiennes genannt) bilden einen der wichtigsten Artikel der Web- und Druckindustrie in England, Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Sie kamen ursprünglich aus Indien nach Europa; aber die Maschinenproduktion hat jetzt in Indien Handarbeit verdrängt. Die ersten Spuren der Verfertigung von Baumwollenzeug finden sich nach Herodot bei Völkern in der Gegend des Kaspischen Meeres, dann bei den Ägyptern, von denen diese Kunst zu den Indern überging. Diese trieben schon 138 v. Chr. mit gedruckten und gemalten baumwollenen Zeugen Handel nach China. Bis zu Ende des 18. Jahrh. zeichneten sich die ostindischen Kattune vor andern durch Lebhaftigkeit und Festigkeit der Farben aus. Auch wird bei den Indern viel K. bemalt, indem man den Umriß des Musters vorher mit durchlöcherten Papierschablonen und Kohlenstaub aufträgt. Gegen Ende des 17. Jahrh. fingen die Holländer an, die ostindischen weißen Gewebe zu bedrucken; dies wurde bald in Hamburg, Augsburg, in der Schweiz, in Sachsen ꝛc. nachgeahmt, und später webte man die Kattune selbst. Zuerst gelangte die Kattunindustrie in England zu kolossaler Entwickelung; während der Napoleonischen Kriege gründete u. verfeinerte dann auch Frankreich, namentlich das Elsaß, seine Druckerei und behauptete später, besonders in feinerer Ware, den Vorrang. Gegenwärtig ist auch die deutsche Kattunindustrie hoch entwickelt.

Kattundruckerei, s. Zeugdruckerei.

Kattunpapier, hellfarbig grundiertes, mit einfachen Mustern bedrucktes Papier.

Kattunporphyr (Fleckenporphyr), ein durch bunte Farbenzeichnung auffallendes Gestein aus dem Würschnitztal bei Chemnitz, früher für Porphyr, jetzt als Porphyrtuff angesprochen.

Katty Kurgan, Stadt in dem Gebiet Samarkand des russ. Generalgouv. Turkistan, am linken Ufer des Serafschan mit (1897) 10,083 Einw.

Katun, in den südslawischen Balkanländern die Gesamtheit mehrerer Alpenhütten (Kolibas), Sennereidorf.

Katunjasäulen (Bjelucha), Berg, s. Altai.

Katunky, Kirchdorf im russ. Goud. Nishnij Nowgorod, Kreis Balachna, bekannt durch seine Gerbereien und Leimsiedereien, mit 1800 Einw.

Katwijk aan Zee (spr. -wäik), Dorf in der niederländ. Provinz Südholland, an der Nordsee, bildet mit Katwijk aan den Ryn oder Katwijk-Binnen und mit Het Land die Gemeinde Katwijk, mit dem berühmten Kanal, durch den der Alte Rhein, der sich früher in den Dünen verlor, in das Meer geführt wird. Drei Reihen von Schleusen, die erste mit 4, die zweite mit 8 und die dritte mit 10 gewaltigen Toren, schützen nicht nur das Land gegen die Fluten der See, sondern bilden auch in dem breiten und tiefen Rheinkanal mehrere Bassins, die durch sinnreiche Einrichtung der Schleusen imstande sind, allen eingewehten und eingeschlämmten Sand wieder hinauszuspülen. Am Eingang des Kanals und am Meeresufer sind großartige Deiche errichtet. Die Werke wurden unter König Ludwig seit 1807 von dem Baumeister Conrad ausgeführt und 1841 erweitert. Dabei die unter Wasser liegenden Ruinen eines römischen Kastells (Huis te Britten), die bei sehr niedrigem Wasserstand sichtbar sind (zuletzt 1696). K. ist mit Leiden durch eine Dampfstraßenbahn verbunden, hat eine neue prot. Kirche, ein Seebad und (1902) als Gemeinde 8164 Einw., meist Fischer.

Katzbach, linker Nebenfluß der Oder in Schlesien, entspringt auf dem Bleiberg bei Ketschdorf im preuß. Regbez. Liegnitz, hat zuerst nördliche, dann nordöstliche Richtung und mündet nach 98 km langem Lauf unfern Parchwitz. Die K. hat einen reißenden Lauf, ihr Gefälle beträgt 360 m; sie ist aber im Sommer wasserarm. Zuflüsse sind die Schnelle Deichsel auf der linken und die Wütende Neiße auf der rechten Seite. — Berühmt ist die K. durch die Schlacht 26. Aug. 1813. Die schlesische Armee, aus einem preußischen Korps (Yorck) und zwei russischen (Langeron und Sacken) bestehend, unter Blücher war vor der französischen Übermacht, die Napoleon selbst Mitte August gegen sie heranführte, vom Bober bis hinter die K. zurückgewichen, aber auf die Kunde von Napoleons Rückkehr nach Dresden wieder vorgegangen, als der französische Befehlshaber, Marschall Macdonald, mit etwa 80,000 Mann, die Nähe der Feinde nicht ahnend,

die K. überschreiten wollte. Blücher hatte 26. Aug. seinem rechten Flügel unter Sacken befohlen, den Feind bei Liegnitz zu beschäftigen; Yorck sollte im Zentrum, Langeron auf dem linken Flügel rechts und links von der Wütenden Neiße bis zur K. vorgehen und diese überschreiten. Als die Vortruppen von den mit Übermacht andringenden Franzosen auf das Plateau rechts der Neiße zurückgedrängt wurden, ließ Blücher Yorck und Sacken auf dem Plateau Stellung nehmen, befahl, einen Teil der Feinde herauszulassen, dann anzugreifen und sie ins Neißetal wieder hinabzuwerfen. Um 3 Uhr nachmittags begann Yorcks linker Flügel den Angriff und warf mehrere französische Bataillone mit Bajonett und Kolben nieder. Ein verunglückter Reiterangriff drohte die Linie Yorcks zu zerreißen, indes ein Vorgehen der russischen und preußischen Kavallerie unter Blücher sowie der Infanterie unter Yorck brachte den Feind zum Weichen; alle Versuche neuer auf der Höhe anlangender französischer Truppen, den Andrang der Verfolger aufzuhalten, blieben erfolglos; sie wurden mit fortgerissen. Dem Tal der Wütenden Neiße zueilend, wurden die Flüchtigen durch festgefahrene Kanonen ꝛc. aufgehalten; viele ertranken in dem angeschwollenen Fluß, und eine bei Niederkrayn geschlagene Notbrücke, für die andringende Menge nicht ausreichend, brachte andern den Tod. Die Artillerie der Verbündeten rückte bis an den Talrand vor und vollendete die Niederlage des Feindes, dessen Verfolgung nur der Einbruch der Nacht und das schlechte Wetter hinderten. Der linke Flügel der Verbündeten unter Langeron blieb untätig. Das siegreiche Heer, das die Nacht in heftigem Regen ohne Schutz und Lebensmittel auf dem Schlachtfelde verbrachte, nahm die Verfolgung erst am 27. Aug. auf: 29. Aug. wurde bei Plagwitz die Division Puthod zersprengt; 1. Sept. stand der Vortrab an der Lausitzer Neiße, ganz Schlesien war vom Feinde befreit. 103 Kanonen, 2 Adler, 18,000 Gefangene, darunter 3 Generale, im ganzen 30,000 Mann, hatten die Franzosen verloren; das Heer war aufgelöst. Die Verbündeten hatten einen Verlust von 3400 Mann an Toten und Verwundeten. Die Soldaten nannten die Schlacht erst die Schlacht an der Wütenden Neiße, Blücher gab ihr aber nach der K. den Namen aus Rücksicht auf Sacken. Er selbst erhielt 1814 den Titel eines Fürsten Blücher von Wahlstadt nach dem nahen, durch die Mongolenschlacht von 1241 bekannten Dorf Wahlstadt.

Katzbachgebirge, Berglandschaft im preuß. Regbez. Liegnitz, zwischen Bober und Katzbach, eine Fortsetzung des Niederschlesischen Steinkohlengebirges. Auf demselben der Kammerberg (724 m) und die Hohe Kullge oder Hogolje (722 m), weiter nach N. der Probsthainer Spitzberg (501 m) und der Gröditzberg (389 m). Im W. fällt das Gebirge zum Bober, nach N. in die Ebene ab. Vgl. Beck, Das Bober-Katzbach-Gebirge (2. Aufl., Hirschb. 1897).

Kätzchen (Julus, Amentum), ährenartiger Blütenstand, der dichtgedrängte, unscheinbare Blüten trägt und nach dem Verblühen als Ganzes abfällt (s. Tafel »Blütenstände«, Fig. 6 u. 6a). [zeen.

Kätzchenblütler (Kätzchenträger), s. Amenta-

Katze (Felis *L.*, hierzu Tafel »Katzen«), Säugetiergattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Katzen (Felidae), Zehengänger mit kräftigem und doch schlankem, zum Sprung befähigtem Leib, kugeligem Kopf auf starkem Hals, kurzen Kiefern, mäßig hohen Beinen, fünfzehigen Vorder- und vierzehigen Hinterfüßen, kräftigen, durch elastische Bänder zurückziehbaren Krallen, langem Schwanz, 6 kleinen Vorderzähnen, je einem großen starken, kaum gekrümmten Reißzahn, je 2 Lückenzähnen und oben je 2, unten einem Backenzahn. Die dicke, fleischige Zunge ist mit hornigen, nach hinten gerichteten Stacheln besetzt. Das letzte Zehenglied ist senkrecht aufgerichtet, so daß es den Boden nicht berührt, und das Tier tritt mit den weichen, oft dicht behaarten Ballen der Sohle auf. Katzen finden sich überall in der Alten und Neuen Welt, meist im Wald, aber auch in Steppen und Wüsten, in der Ebene und im Gebirge. Als Versteck dienen ihnen Bäume, Gebüsch, Felsspalten und verlassene Baue andrer Tiere; sie halten sich bei Tage verborgen und ziehen sich, wenn angegriffen, meist feig zurück; mit der Dunkelheit gehen sie auf Raub aus, streifen umher oder legen sich auf die Lauer. Alle sind stark und sehr gewandt; sie gehen langsam, geräuschlos, laufen schnell, machen Sprünge von 10—15facher Leibeslänge, klettern meist sehr geschickt, sind dem Wasser abhold, schwimmen aber im Notfall recht gut. Die größern Arten strecken mit einem einzigen Schlage ihrer Tatzen große Tiere zu Boden und schleppen enorme Lasten mit dem Maul fort. Gehör und Gesicht sind gut entwickelt; bei den kleinern ist die Pupille elliptisch, zieht sich am Tage zu einem feinen Spalt zusammen, rundet sich aber im Zorn und in der Dunkelheit zu einem fast vollkommenen Kreis aus; Bartschnurren am Maul und über den Augen dienen als Tastorgane, auch der Geschmackssinn ist gut entwickelt, und die Vorliebe für stark duftende Pflanzen (Baldrian, Katzengamander), auf denen sich z. B. die Hauskatze wie im Rausch wälzt, deutet auf starke Ausbildung des Geruchs. Der Charakter der meisten Katzen ist ein Gemisch von Besonnenheit, List, Blutgier und Tollkühnheit; viele werden rückhaltlos zahm, doch brechen oft ihre natürlichen Eigenschaften unvermutet wieder durch. Sie nähren sich von Wirbeltieren, namentlich Säugetieren, und nur sehr wenige fressen Aas. Sie beschleichen ihre Beute und ergreifen sie im Sprung, quälen sie bisweilen noch lange wie spielend, stehen aber von weiterer Verfolgung ab, wenn der Angriffssprung mißlang. Selbst die größten fürchten anfangs den Menschen, scheinen aber, wenn sie ihn mehrfach besiegt haben, Menschenfleisch allem andern vorzuziehen. In beutereicher Gegend morden sie viel mehr, als sie selbst verzehren können. Die Weibchen werfen 1—6 Junge, für welche die Mutter zärtlich besorgt ist, während der Vater sich nur gelegentlich um sie kümmert, die noch blinden Jungen sogar häufig frißt. Man teilt die Gattung Felis in drei Untergattungen: Katzen im engern Sinne (Felis), Krallen völlig zurückziehbar, Schwanz in der Regel fast so lang wie der Rumpf, Beine niedrig, keine Ohrpinsel. Gepарde (Cynailurus), Krallen nicht ganz zurückziehbar, in der Fährte sichtbar, höhere Beine. Luchse (Lynx), hochbeinige Tiere mit Ohrpinsel und kurzem Schwanz. Von den Katzen im engern Sinn unterscheidet man: A. Altkontinentale Formen: Löwen (Leonina *Wagn.*), ungefleckt, gemähnt, mit Endquaste am Schwanz; Tiger (Tigrina *Wagn.*), gestreift, mähnenlos; Pardelkatzen (Pardina *Gieb.*), mit vollen oder geringelten Flecken und runder Pupille; Servale (Servalina *Wagn.*), kleiner, mit vollen Flecken; echte Katzen (Cati *Wagn.*), klein, ungefleckt, bisweilen gestreift, mit senkrecht elliptischer Pupille. B. Neukontinentale Formen: Löwenartige (Puma), ungefleckt, ohne Mähne, und Pardelkatzen (Jaguar), sämtlich kleiner als die altkontinentalen Formen.

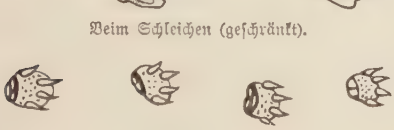
Katzen.

1. Falbkatze oder Nubische Katze (Felis maniculata). $^1/_6$.

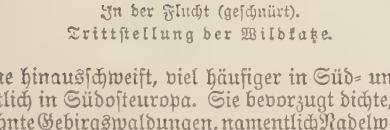
2. Wildkatze (Felis catus). $^1/_5$.

3. Angorakatze (Felis maniculata domestica angorensis). $^1/_7$.

Die Wildkatze (Waldkatze, Kuder, Baumreiter, F. catus *L.*, Tafel, Fig. 2) wird 80 cm lang, mit 30 cm langem Schwanz, und 35—42 cm hoch; sie ist sehr gedrungen gebaut, mit dickem Kopf, sehr dichtem, langem Pelz, der beim Männchen fahl- oder schwarzgrau, beim Weibchen gelblichgrau ist; das Gesicht ist rotgelb mit vier schwarzen Streifen, der Leib mit schwarzem Rückenstreif und vielen verwaschenen Querstreifen gezeichnet; der Bauch ist gelblich, schwarz gefleckt, die Beine sind schwarz gestreift; charakteristisch ist ein gelblichweißer Kehlfleck und der starke, bis zur Spitze gleichmäßig dicke, schwarz geringelte Schwanz. Die Spur der Wildkatze (s. Abbild. u. Tafel »Fährten und Spuren«, Fig. 3) ist der der Hauskatze, der Trittform nach, sehr ähnlich, nur sind die Tritte größer, runder und markieren sich tiefer und schärfer im Boden. Die Trittstellung ist beim Schleichen etwas geschränkt. In der Flucht setzt die Wildkatze ähnlich wie der Fuchs und schnürt auch ziemlich so wie dieser. Die Wildkatze findet sich in ganz Europa mit Ausnahme des Nordens, einzeln in allen deutschen Mittelgebirgen, von wo sie weit in die Waldungen der



Beim Schleichen (geschränkt).



In der Flucht (geschnürt).
Trittstellung der Wildkatze.

Ebene hinausschweift, viel häufiger in Süd- und namentlich in Südosteuropa. Sie bevorzugt dichte, ausgedehnte Gebirgswaldungen, namentlich Nadelwälder, und haust in Felslöchern, hohlen Bäumen, Dachs- und Fuchsbauten, im Gebüsch ꝛc., im Winter auch in Scheunen. Sie lebt einzeln, beschleicht in der Dämmerung Vögel, Hasen, Kaninchen, auch Reh- und Hirschkälber und Fische. Ihre Hauptnahrung bilden aber Mäuse und Ratten; in Gehegen, besonders Fasanerien, wird sie schädlich, auch plündert sie Hühner- und Taubenställe. Sie paart sich im Februar und wirft im April in den angedeuteten Verstecken 5—6 blinde Junge, die sie in der Gefahr nicht verteidigt. Sie paart sich auch mit der Hauskatze. Ihre Jagd kann gefährlich werden, da sie angeschossen nicht selten den Menschen angreift und sich hartnäckig verteidigt, während sie sonst in der Regel vor dem Menschen große Furcht zeigt. Große Hunde bekämpft sie erfolgreich. Jung eingefangene Wildkatzen werden bisweilen so zahm wie Hauskatzen. Die Zwergkatze (Kueruck, F. undata *Ruepp.*), 65—70 cm lang, wovon 20—22 cm auf den Schwanz kommen, ist bräunlich fahlgrau, unten weiß, oben dunkel rostbraun, unten braunschwarz gefleckt; vier Längsstreifen ziehen sich über Stirn, Scheitel, Nacken, andre Streifen verlaufen im Gesicht und an der Brust. Diese K. findet sich in Indien, auf den Sundainseln und in Ostasien, lebt meist auf Bäumen, ist äußerst blutgierig und nährt sich hauptsächlich von Vögeln. Die Falbkatze (nubische K., F. maniculata *Ruepp.*, Tafel, Fig. 1) ist 50 cm lang, mit 25 cm langem Schwanz, oben fahlgelb oder fahlgrau, an den Seiten heller, am Bauch weißlich, am Rumpf und an den Beinen mit dunkeln, schmalen, verwaschenen Querbinden, am Oberkopf und im Nacken mit acht schwarzen Längsbinden. Der Schwanz ist oben fahlgelb, unten weiß, schwarz geringelt und hat eine schwarze Spitze. Sie variiert sehr stark, und es sind mehrere afrikanische Wildkatzen als besondere Arten beschrieben worden, die man jetzt als Varietäten der Falbkatze betrachtet. Ihr Verbreitungsgebiet reicht von Palästina bis zum obern Nil und bis in die Somalländer. Sie ist leicht zähmbar.

Die Hauskatze stimmt in der Schädelbildung mit der Falbkatze sehr nahe überein, und die Hauskatzen Nordafrikas zeigen ganz das Gepräge der Falbkatze. Die Niam-Niam fangen Falbkatzen ein und wissen sie in kurzer Zeit so weit zu zähmen, daß sie sich an die Wohnung gewöhnen und in deren Nähe die zahlreichen Mäuse vertilgen. Den alten Ägyptern war die K. wohl das heiligste aller Tiere, und wer eine K. tötete, wurde unerbittlich mit dem Tode bestraft. Die Göttin Bast wurde mit einem Katzenkopf abgebildet, und in ihr Heiligtum brachte man gewöhnlich die Katzenmumien. Diese und die Abbildungen auf altägyptischen Denkmälern stimmen am meisten mit der Falbkatze überein. Von Ägypten gelangte die K. frühzeitig nach Asien, und in China und Japan ist sie gegenwärtig sehr beliebt. Dort sind auch durch Beimischung fremden Blutes neue Rassen entstanden. Griechen und Römer kannten die K. nicht als Haustier; erst Palladius im 4. Jahrh. n. Chr. gebraucht den Namen catus, der seitdem von Italien aus wie das Tier selbst zu europäischen und asiatischen Völkern wanderte. Bei den Germanen galt die (wilde) K. als Lieblingstier der Freyja, deren Wagen mit zwei Katzen bespannt war. Später wurde die K. wegen ihres schleichenden, nachtwandlerischen Wesens und der im Finstern unheimlich glühenden Augen ein Gegenstand des Aberglaubens: Hexen und Zauberinnen verwandeln sich in Katzen; namentlich an die dreifarbige und die schwarze K. knüpft sich viel Aberglaube. Von Ägypten aus ging die K. wahrscheinlich zuerst östlich; sie war ein Liebling Mohammeds. Viel später kam sie in die nördlichen Länder, im 10. Jahrh. wird sie in der Gesetzsammlung für Wales als ein offenbar kostbares Tier erwähnt, und im 11. Jahrh. hatten vornehme Frauen kostbare Schoßkatzen. Gegenwärtig ist die K. im europäischen Süden und Osten und im Morgenland viel beliebter als bei den germanischen Völkern. In Ägypten genießt sie besonders große Achtung und wird in Kairo auch öffentlich verpflegt. Sie wurde früh nach Amerika verpflanzt, kam auch nach Australien und ist auf Neuseeland verwildert. Erst vor 30 Jahren verbreitete sie sich am Amur. Die Mehrzahl unsrer Hauskatzen stammt wohl von der Falbkatze und deren Varietäten ab, doch mag auch der Sumpfluchs Felis chaus, der sich ebenfalls unter den ägyptischen Mumien findet, beteiligt sein. Dann aber fanden vielfach Bastardierungen mit Wildkatzen statt, und bei uns gibt es viele Hauskatzen, die in Schädel-, Gebißbildung und Färbung eine deutliche Annäherung an unsre Wildkatze zeigen, und oft überwiegt augenscheinlich das Blut der letztern. Solche Kreuzungen werden häufig ohne Zutun des Menschen stattgefunden haben, und zu der Zeit, als die Hauskatze noch teuer war, lag es nahe, junge Wildkatzen zu zähmen und die gezähmten zur Weiterzucht zu benutzen. Die Hauskatze hat sich durch die Zähmung viel weniger verändert als der Hund. Sie bewahrt stets eine gewisse Selbständigkeit, zeigt, auch wo sie wenig Pflege findet, mehr Anhänglichkeit an das Haus als an die Familie, entweicht selbst vollständig in den

Wald und kehrt, obwohl stark verwildert, im Herbst zu demselben Haus zurück; vollständig verwildert sie nicht leicht. Sie ist stets reinlich und zierlich, geht gemessen und lautlos, bewegt sich aber auch in schnell fördernden Sätzen oder Sprüngen, wobei sie freilich von jedem Hund eingeholt wird. Sie springt 2—3 m hoch, klettert sehr geschickt durch Einhäkeln ihrer Krallen und berührt, wenn sie fällt, stets den Boden mit den Füßen zuerst, indem sie während des Falles eine Wendung zu machen versteht. Zum Schlaf legt sie sich zusammengerollt am liebsten auf Heu. Ihre an und für sich rauhe Stimme ist ungemein biegsam. Unter ihren Sinnen ist das Gehör und Gefühl am schärfsten entwickelt. Sie besitzt großen Mut und bewährt ihn im Kampfe mit den stärksten Hunden, sie ist aber auch rauflustig und balgt sich besonders mit andern Katzen zur Nachtzeit. Sie schmeichelt gern und läßt sich schmeicheln, befreundet sich auf das innigste mit ihrem Pfleger; aber sie ist nicht gutmütig wie der Hund und beißt und kratzt oft, wenn man es gar nicht vermutet. Sie paart sich Ende Februar oder Anfang März und Anfang Juni. Nach 55 Tagen wirft sie 5—6 blinde Junge, die am neunten Tag sehen lernen. Die Alte hält die Jungen namentlich vor dem Kater möglichst lange verborgen und verteidigt sie mit größter Tapferkeit, zeigt aber, während sie säugt, großes Mitleid auch gegen andre Tiere, nimmt kleine Hunde, Hasen, Ratten, Mäuse ꝛc. als Pfleglinge an und widmet ihnen dieselbe Sorgfalt wie den eignen Jungen. Sie zeigt überhaupt eine überraschende Mutterliebe und widmet sich den Jungen mit vollkommenster Hingebung. Die Hauptnahrung der K. bilden Mäuse; an Ratten wagt sich nicht jede; Spitzmäuse bleiben vor ältern Katzen meist unbehelligt; Eidechsen, Schlangen, Frösche werden nur gelegentlich von der K. gefressen; sie fängt aber auch Vögel; wagt sich an ziemlich große Hasen und legt sich sogar auf den Fischfang. Von Spielarten unterscheidet man quer schwarzgestreifte Cyperkatzen, bläulich aschgraue bis bläulich schwarze, lang- und weichhaarige Kartäuserkatzen mit schwarzen Lippen und Fußsohlen, weiß, schwarz und rotgelb gefleckte spanische Katzen, die chinesische K. mit Hängeohren und langem, seidenweichem Haar, die in China gemästet und gegessen wird, die siamesische K. mit kurzem, glatt anliegendem Haar, isabellfarben, an Schwanz, Ohren, Beinen und im Gesicht schwarzbraun; die Angorakatze (F. domestica angorensis, s. Tafel, Fig. 3), mit langem, seidenweichem, weißem, gelblichem oder gräulichem Haar, auch bunt, mit fleischfarbenen Lippen und Sohlen. Auf der Insel Man lebt eine schwanzlose K. mit hohen, hinten unverhältnismäßig entwickelten Beinen, von verschiedener Färbung. Sie ist eine unermüdliche Kletterin und Springerin und wird den Vögeln viel gefährlicher als die gewöhnliche Hauskatze. Auch auf den Sundainseln und in Japan kommen Katzen mit verschiedenen Schwanzabstufungen vor, und besonders auf Sumatra sollen allen Katzen, bevor sie erwachsen sind, die ursprünglich vorhandenen Schwänze absterben. Vgl. die Karte »Verbreitung der wichtigsten Haussäugetiere« beim Artikel »Haustiere«.

Krankheiten der K. Häufiger als Verdauungsleiden sind Erkrankungen der Respirationsorgane. So kommt ein ansteckender Schnupfen und eine charakteristische Form der Lungenentzündung mit Höhlenbildung in den Lungen und tödlichem Verlauf vor. Arzneiliche Behandlung ist kaum ausführbar, die Pflege beschränkt sich auf Regelung der Diät und Verabreichung von (geschabtem) frischem Fleisch und Milch. Mehr Interesse beanspruchen einige nicht seltene Erkrankungen, die auf den Menschen übertragbar sind, wie der Rotz (s. d.), mit dem sich die K. leicht infiziert, und vor allem die Tollwut, durch welche die K. sehr gefährlich werden kann. Im Darm der K. wohnt ein Bandwurm (Taenia elliptica), der mit T. cucumerina des Hundes identisch ist. Seine Larve (Finne) lebt in dem Hundsfloh (Pulex canis); bei intimem Verkehr von Menschen, besonders von Kindern, mit Hunden, können solche Flöhe in den Mund gelangen und die Finne in den menschlichen Darm übertragen, wo sie sich zum Bandwurm entwickelt. Viel gefährlicher ist eine pflanzlich-parasitäre Hautkrankheit der K., der Favus-Grind, welchen die Katzen sich durch Ansteckung an Mäusen zuziehen. Derselbe bildet graue oder bräunliche, trockne, rissige, dicke Borken und geht sehr leicht auf den Menschen über, wo er eine schwer heilbare Haar- und Bartflechte erzeugt. Die bei der K. vorkommende Sarcoptes-Räude erzeugt beim Menschen Krätze. Hauskatzen mit Hautausschlägen sind daher sofort in Behandlung zu geben oder zu töten. Man benutzt von der K. das Fell als Pelzwerk und züchtet sie zu diesem Zweck an mehreren Orten (s. Katzenfelle); das weiße Fleisch ist zart und erinnert im Geschmack einigermaßen an Kalbfleisch. Früher benutzte man verschiedene Teile der K. medizinisch. Vgl. Michel, Das Buch der Katzen (Weim. 1876); Martin, Das Leben der Hauskatze und ihrer Verwandten (2. Aufl., das. 1883); Landrin, Le chat; zoologie, origine, histoire, etc. (Par. 1893); Bungartz, Illustriertes Katzenbuch (Berl. 1896).

Katze, in der Befestigungskunst soviel wie Kavalier; im Kriegswesen ehedem (lat. catus) bewegliches Schirmdach, etwa soviel wie Vinea und Testudo, s. Kriegsmaschinen. — In der Technik heißt bei Kranen K. (Laufkatze) eine Vorrichtung verschiedener Konstruktion zur Verschiebung der Last längs des Kranbalkens; in der Weberei der Fadenführer am Scherrahmen. — Neunschwänzige K. (engl. cat of nine tails) nennt man eine in neun Riemen auslaufende, früher in der englischen Armee und Marine zur körperlichen Züchtigung benutzte, aber seit 1881 abgeschaffte Peitsche. — Die Redensart: »Das ist für die K.«, d. h. ist ganz vergebens, lohnt nicht, bringt nichts ein, soll aus dem »Esopus« des Burkard Waldis stammen, und zwar aus der dort befindlichen Erzählung »Vom Schmied und seiner K.«; der Schmied, der für seine Arbeit statt reellen Entgelts nur Dank erhält, gibt diesen Dank, ein Nichts, seiner K., die denn bald Hungers stirbt.

Katzeler (Katzler), Friedrich Georg Andreas von, preuß. General, geb. 24. Jan. 1765 in Grimminghausen bei Altena, gest. 12. Juli 1834 in Wittinfelde bei Elbing, Enkel des preußischen Generals Nikolaus Andreas von K., trat 1779 als Kornett in ein Husarenregiment, kämpfte als Stabsrittmeister bei Blüchers Husaren 1793—94 gegen die Franzosen, 1806 als Husarenmajor unter Blücher, führte dann die westpreußischen Ulanen und befehligte 1813—14 die Vorhut Blüchers, dann des Yorckschen Korps, durch List, Kühnheit und unermüdliche Tätigkeit hervorragend; der ausgezeichnete Reyher war sein Adjutant. Im Dezember 1813 zum Generalmajor befördert, kam er 1814 nicht zum Kampf, wurde Brigadekommandeur in Stettin und befehligte darauf bis 1825 eine Division in Danzig. Seit 1889 heißt das schlesische Ulanenregiment Nr. 2: Ulanenregiment v. K. Vgl. Bock v. Wülfingen, General von Katzler (Berl. 1892).

Katzen (Felidae), eine Familie der Raubtiere (s. d.).

Katzenauge (amaurotisches K.), ein eigentümliches Leuchten des Auges, das als heller, gelblicher oder weißlicher Reflex aus der Pupille oft schon von weitem sichtbar ist. Es rührt zumeist her von Neubildungen im Auge (Geschwülste von bösartigem Charakter, namentlich Gliom, aber auch Tuberkulose), die Augen sind erblindet (amaurotisch) und müssen, weil die Geschwülste das Leben in hohem Maße gefährden, entfernt werden. [und Quarz.

Katzenauge, Mineral, s. Chrysoberyll, Korund

Katzenaugenharz, s. Dammaraharz.

Katzenbären, s. Bär, S. 361.

Katzenberge (Trebnitzer Landrücken), Teil des Mährisch-Schlesischen Landrückens im preuß. Regbez. Breslau, nördlich von Breslau, bildet das Quellgebiet der Bartsch und erreicht im Pfarrberg bei Trebnitz 255 m Höhe. Denselben Namen führt ein andrer Teil des genannten Landrückens zwischen Bober und Oder, westlich von Glogau.

Katzenbuckel, ein kielbrüchiges Schiff.

Katzenbuckel, höchster Berg des Odenwaldes, im südöstlichen Teile desselben, nahe bei Eberbach am Neckar, 626 m hoch, mit Aussichtsturm.

Katzendarm, das zu Unterbindungen und zur Naht in der Chirurgie benutzte Catgut (s. d.).

Katzenelnbogen (lat. Cattimelibocus, »Melibokus der Katten«), sonst Grafschaft am Main u. Rhein, geteilt in die obere Grafschaft, zum Großherzogtum Hessen gehörig und begrenzt vom Rhein, Odenwald und von der Wetterau, 1100 qkm (20 QM.) groß mit der Hauptstadt Darmstadt, und die niedere Grafschaft, die an den Rhein, an Diez, Dillenburg und Idstein grenzte und 468 qkm (8,5 QM.) umfaßte, mit der Hauptstadt St. Goar. Der gleichnamige Flecken im preußischen Regbez. Wiesbaden, Kreis Unterlahn, an der Linie St. Goarshausen–Zollhaus der Nassauischen Kleinbahn, hat eine kath. Kirche, ein altes Schloß, Amtsgericht, Oberförsterei, Privatirrenanstalt, Eisen- und Braunsteingruben, Ziegel- und Kalkbrennerei und (1900) 1070 Einw. — K. kommt schon im 10. Jahrh. vor. Die Burg Neukatzenelnbogen auf einem hohen Felsen über St. Goarshausen (gewöhnlich die »Katz« genannt), wurde 1393 erbaut, 1806 von den Franzosen gesprengt und unlängst modernisiert wiederhergestellt. Das Geschlecht der Grafen von K. geht auf Heinrich I. (1096—1102) zurück, es teilte sich 1245 in die Linien Alt-K. und Neu-K., von denen die erste 1403 ausstarb und ihre Besitzungen auf die letztere vererbte. Diese erlosch 1479, und das Land fiel an Hessen, da die Erbtochter Anna mit dem Landgrafen Heinrich III. von Hessen vermählt war. Die obere Grafschaft ist in der spätern Teilung fast ganz an Hessen-Darmstadt gekommen. Der größte Teil der niedern Grafschaft kam an Nassau und mit diesem 1866 an Preußen. Vgl. Meinardus, Der Katzenelnbogische Erbfolgestreit (Wiesbad. 1899—1901, 2 Bde.); s. auch Hessen (Volksstamm und Stammesgeschichte), S. 262.

Katzenfelle, von der Hauskatze, sind wegen der Leichtigkeit, Weichheit und Wärme des Pelzwerkes, das zu Futter, Decken, Muffen, schwarzgefärbt zu Kragen und Besatz benutzt wird, sehr geschätzt. Die geringsten liefert Rußland (Babinen), die besten Holland. Hier werden die Tiere mit Rücksicht auf das Fell in besondern Schuppen gezüchtet. Die gesuchtesten sind die schwarzen, die als Ersatz des teuern Skunks benutzt werden, dann die Räder- oder Blumenkatzen mit blumenähnlicher schwarzer Zeichnung auf dem Rücken (liefern wundervoll gezeichnete Decken), weniger schön sind die cyperfarbigen (quer schwarzgestreift), roten und scheckigen. Statt »Katzenfell« sagt man auch Genotte oder Genette. Von den Wildkatzenfellen kommen die schönsten von der Balkanhalbinsel, die geringsten aus Spanien; sie werden wie die der Hauskatze benutzt. Die Produktion von Katzenfellen beträgt in Sibirien 250,000 Stück, in Mitteleuropa 500,000, in Nordamerika 45,000, im europäischen Rußland 200,000, in Schweden und Norwegen 5000 Stück. Unter nordamerikanischen Katzen oder Wildkatzen versteht man Luchskatzen, s. Luchsfelle.

Katzenfrett (Kakamizli, Bassaris astuta *Lichtenst.*), ein Raubtier, das allein die Familie der Schleichkatzen (Viverridae) in der Neuen Welt vertritt, aber auch zu den Bären gestellt wird und in mancher Hinsicht den Mardern ähnelt. Es ist 95 cm lang mit 38 cm langem Schwanz, erinnert in der Gestalt an einen kleinen Fuchs und hat an jedem Fuße fünf Zehen mit kurzen, halb zurückziehbaren Krallen. Der Kopf ist zugespitzt, die nackte Schnauze lang, das Auge groß, die zugespitzten Ohren stehen aufrecht. Das Tier ist oberseits dunkel braungrau, an Wangen und Unterbauch gelblichweiß; längs des Halses und über die Beine laufen verwachsene Binden, der Schwanz ist weiß und schwarz geringelt. Der Kakamizli bewohnt in Texas und Mexiko hohle Bäume, Felsenklüfte und verlassene Gebäude, bewegt sich auf Bäumen mit der Anmut des Eichhörnchens, führt aber ein mehr nächtliches Leben. Wegen seiner Räubereien in Hühnerställen ist er sehr verhaßt. Gezähmt wird er durch Mäuse- und Rattenjagd nützlich, auch hält man ihn in Mexiko oft als Schoßtierchen.

Katzengamander, s. Teucrium.

Katzengold, Mineral, s. Glimmer.

Katzenhai, s. Haifische, S. 630.

Katzenjammer (von »Kater«, dieses von »Katarrh« abgeleitet), in der Volkssprache der Zustand, der sich nach einem Rausch als Folge einer mehr oder weniger starken akuten Alkoholvergiftung einstellt. Ein häufiges Zeichen des Katzenjammers ist eine katarrhalische Affektion der Magenschleimhaut. Der starken ersten Erregung, dem eigentlichen Rausch, folgt die Depression, die in der Regel mit Übelkeit, oft mit Erbrechen und mit Kopfschmerz verbunden ist. Diese Depression wird am leichtesten durch Reizmittel beseitigt, z. B. durch starken schwarzen Kaffee, kohlensaures Wasser, ein Glas alten Sherry, sauren Hering, Sardellen (Reizmittel für die Magenschleimhaut) ꝛc. Den nach übermäßigem Rauchen, also einer Nikotinvergiftung, folgenden unangenehmen, dem K. sehr ähnlichen Zustand bezeichnet man häufig als Rauchkater. Auch dieser Zustand ist durch Reizmittel zu bekämpfen.

Katzenklee, s. Klee.

Katzenkopf, Mißgeburt, s. Hemicephalus.

Katzenköpfe (seemännisch), leichte Schaumstreifen auf den Wellenkämmen.

Katzenkraut, soviel wie Teucrium marum.

Katzenluchs, s. Luchs.

Katzenminze, s. Nepeta.

Katzenmusik, eine absichtlich ohrenzerreißende Musik, mit der jemand in Form eines Ständchens Mißfallen bezeigt oder Hohn angetan wird ꝛc. (vgl. Charivari). Alte Karikaturen stellen angeblich dazu benutzte Katzenorgeln dar, deren Tasten die taktmäßige Einklemmung ebensovieler Katzenschwänze bei ihrer Berührung bewirkten, um die Tiere zum Schreien zu bringen. Vgl. Phillips, Über den Ursprung der Katzenmusiken (Freib. 1849).

Katzenpeter, s. Ohrspeicheldrüsenentzündung.

Katzenpeterlein (Gartenschierling), s. Aethusa.

Katzenpfötchen, soviel wie Antennaria dioica (Gnaphalium dioicum); gelbes K., soviel wie Helichrysum arenarium.

Katzenpfote (Trompete), eine Tauschlinge zum Festhalten eines Hakens.

Katzenraffael, Beiname des Malers Gottfried Mind (s. d.).

Katzenritter, in der Reformationszeit soviel wie Gaukler, Taschenspieler.

Katzensaphir (Luchssaphir), s. Cordierit.

Katzensilber, Mineral, s. Glimmer.

Katzensterz, soviel wie Katzenwedel, s. Equisetum.

Katzentreppen, die stufenartig eingeschnittenen Giebelseiten an Häusern des Mittelalters, besonders des gotischen Baustils. Die Renaissance füllte die Ecken mit schneckenförmigen Verzierungen, sogen. Voluten (s. d.), aus.

Katzenwedel, s. Equisetum.

Katzenwels, s. Zwergwels.

Katzenwurz (Baldrianwurzel), s. Valeriana.

Katzenzinn, s. Wolfram.

Katzenzungen, vorgeschichtliche Steinwerkzeuge ꝛc., s. Steinzeit.

Katzhütte, Dorf und Luftkurort im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt (Oberherrschaft), an der Mündung der Katze in die Schwarza, im Thüringer Wald (427 m ü. M.), an der Staatsbahnlinie Köditzberg-K., hat eine evang. Kirche, Forstamt, Porzellanfabrik, Eisengießerei und Maschinenbauanstalt und (1900) 1819 Einw.

Kauaï, nordwestlichste Insel der Hawaïgruppe im Stillen Ozean, 48 km lang, 42 km breit, 1515 qkm groß, mit (1900) 20,562 Einw., darunter viele Deutsche, in deren Händen hauptsächlich die Pflanzungen sind. K., das mit der von zahllosen Seevögeln bevölkerten Nachbarinsel Nihoa oder Niihau (s. d.) früher eine einzige Insel gebildet zu haben scheint, besteht aus massiven, eisenhaltigen Basaltfelsen; neuere vulkanische Erscheinungen fehlen. Die Insel hat herrliche Waldungen, eine üppige Vegetation (»Garteninsel«) und steigt in den breiten, mit sumpfigen Waldungen bedeckten Waialeale zu 1800—2000 m auf. Die teilweise mit Korallenriffen besäumte Küste hat gute Häfen: im S. Waimea und Koloa, im N. die Hanaleibucht. Gebaut werden namentlich Zuckerrohr, dann Reis, tropische Früchte; auch die Viehzucht ist bedeutend. Eine bequeme Fahrstraße führt fast um die ganze Insel. S. die Textkarte bei Artikel »Hawai-Inseln«.

Kauar, Oasengruppe in der Sahara, auf halbem Wege zwischen Fezzan und Bornu, etwas südlich des 20.° nördl. Br., erstreckt sich als eine zwischen 300 und 350 m hohe Einsenkung 80 km von N. nach S. und 8—10 km von W. nach O. und hat mit der Oase Bilma an ihrem Südende 2750 qkm Umfang. An der Ostseite zieht sich das bis 632 m hohe felsige Mogodomgebirge hin, die Westseite ist Sandwüste. Wasser findet sich überall dicht unter der Oberfläche, und die Oasen erscheinen wie ein großer Palmenwald. Sie schließen an verschiedenen Stellen Salzseen ein, deren größter 2 km Länge hat, und in ihrem Salzreichtum liegt der Wert der Oasen. Besonders aus der zu Bilma gehörigen Oase Kalala gelangen große Mengen Salz nach dem Sudân durch Tuaregkarawanen, die oft 1000 Kamele stark sind. Sonst erzeugen die Oasen nur mittelmäßige Datteln; Ackerbau wird aus Furcht vor den räuberischen Tuareg nicht betrieben. Die Bewohner (ca. 4000), die einen dem Kanuri (Bornusprache) verwandten Negerdialekt reden, gehören zum Tibbu- oder Tedastamm. Von den elf Oasen der Gruppe ist Dirki mit 250 Häusern die bedeutendste; sie ist Sitz des Häuptlings von K. und hat noch Reste alter Umfassungsmauern, infolge der nahen Salzsümpfe ist sie aber ungesund. Schimmedru mit ca. 120 Häusern ist Sitz eines Scheichs der Snussi, des geistlichen Oberhauptes von K.; das südlichere Garu mit 300 Häusern ist Sitz des Häuptlings von Bilma. Als Zufluchtsstätten bei Einfällen der Tuareg sind an mehreren Oasen kleine Festungen auf den benachbarten Felsen angelegt.

Kaub (Caub), Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Kreis St. Goarshausen, rechts am Rhein und an der Staatsbahnlinie Hochheim-Horchheim, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Standbild Blüchers, Oberförsterei, Schieferbrüche, Weinbau, Schiffahrt und (1900) 2204 meist evang. Einwohner. Über der Stadt thront auf steilem Berg die jetzt wieder ausgebaute und bewohnte Ruine Gutenfels, und derselben gegenüber steht auf einem Felsen mitten im Rhein malerisch die kleine Burg Pfalz (Pfalzgrafenstein, Landgrafenpfalz), früher Zollstätte, jetzt unbewohnt, nach der Sage Entbindungsort der früheren Pfalzgräfinnen. — Der Ort, zuerst 983 genannt, gehörte den Herren v. Falkenstein, kam 1277 an die Pfalz, erhielt 1324 Stadtrechte und war der Mittelpunkt eines Unteramtes. K. war Übergangsort der preußischen und russischen Armee unter Blücher in der Neujahrsnacht 1813—14, woran ein 1894 errichtetes Standbild Blüchers von Schaper erinnert. Am 11. März 1876 und später noch mehrmals wurde K. von Bergstürzen heimgesucht. Vgl. Sauer, Blüchers Übergang über den Rhein bei K. (Wiesbad. 1892).

Kauchin, s. Citrus, S. 164.

Kaudâlkanal, s. Rippen.

Kauderwelsch, als Substantiv und Adjektiv gebraucht, soviel wie unverständliche Sprache. Das Wort ist aus Kauderer (»Hausierer«) und Welsch (für Italienisch) zusammengesetzt. Johann Fischart gebraucht Kauderwelsche als »welsche Hausierer« (vgl. dagegen auch Cahors, am Schluß). S. auch Rotwelsch.

Kaudinische Pässe, s. Caudium.

Kaue, Überbau über einer Schachtmündung oder einem Stollenmundloch als Schutz gegen die Witterung; im weitern Sinne soviel wie Hut- oder Zechenhaus (s. Huthaus). Waschkaue, ein nahe der Schachtmündung, namentlich von Kohlenbergwerken, hergestellter abgeschlossener Raum mit Wasch- und Badeeinrichtungen für die ausfahrenden Bergleute.

Kauen (Masticatio), die Zerkleinerung der dem Mund übergebenen Nahrungsstoffe vermittelst des Kauapparates, wozu die sämtlichen Teile des Mundes, die Zähne und die Kaumuskeln gehören. Das K. ist teils ein Zerschneiden oder Zerreißen, teils ein Zermalmen oder Zermahlen der Nahrung. Beim K. wird der Unterkiefer durch die Schläfemuskeln in die Höhe und rückwärts, durch die Musculi masseteres auf- und vorwärts gezogen; die innern und äußern Flügelmuskeln besorgen vorzugsweise die horizontale (zermalmende) Bewegung der Zahnreihen aneinander. Bei Fleischfressern sind die Schläfemuskeln ungemein groß und stark; beim Löwen füllen sie, wie ein Polster, die ganzen Seiten des Kopfes aus. Die Masseteren sind hingegen bei den Nagetieren stark entwickelt, während ihre Flügelmuskeln sehr klein sind. Die Bewegungen der Kaumuskulatur werden vermittelt durch die als Kaunerv (Nervus masticatorius)

bezeichnete motorische Portion des Nervus trigeminus. S. die Tafeln »Nerven I«, Fig. 1, und »Mundhöhle ꝛc.«, Fig. 1.

Kauer, Ferdinand, Opernkomponist, geb. 8. Jan. 1751 zu Klein-Taya in Mähren, gest. 13. April 1831 in Wien, studierte Medizin, widmete sich dann der Musik und wurde um 1795 Kapellmeister des Marinellischen Theaters in Wien. Später war er noch an verschiedenen andern Theatern Wiens als Kapellmeister und Komponist angestellt und wurde namentlich durch seine Singspiele und Opern (gegen 200) der Liebling des Publikums. Unter diesen ist sein »Donauweibchen« (1798) als ein Vorläufer der romantischen Oper bemerkenswert.

Kauernik, Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Löbau, an der Drewenz und der Staatsbahnlinie Broddydamm–Deutsch-Eylau, hat eine kath. Kirche, Burgruine, Hopfenbau und (1900) 846 Einw. K. wurde 1392 gegründet.

Kauf (lat. Emtio venditio, franz. Vente), der Vertrag, nach dem der eine Kontrahent, der Verkäufer (venditor), einen Wertgegenstand, die Ware, dem andern, dem Käufer (emtor), überliefern und von diesem dagegen eine Geldsumme, den Preis (pretium), erhalten soll. Die Sätze, die das Bürgerliche Gesetzbuch (§ 433—514) und das Handelsgesetzbuch (§ 373—382) über den K. aufstellen, sind in ihren Grundzügen die folgenden: Der Kaufvertrag bedarf in der Regel keiner Form. Eine Ausnahme hiervon bildet nur der Verkauf von Grundstücken (§ 313 des Bürgerlichen Gesetzbuches), des gegenwärtigen Vermögens oder eines Bruchteils desselben (§ 311) und einer Erbschaft (§ 2371), in welchen Fällen gerichtliche oder notarielle Beurkundung vorgeschrieben ist. Haben die Parteien jedoch schriftliche Abfassung des Kaufvertrags vereinbart, so tritt der Vertrag erst mit der schriftlichen Errichtung in Wirksamkeit. Verkauft werden kann nicht nur ein bestimmter, von allen andern Gegenständen unterschiedener Gegenstand, wie dieser Hund, das Haus München, Wilhelmstraße 3, die in Besicht genommene Ware (sogen. Spezieskauf), sondern auch ein nur nach seiner Art oder sonstwie bestimmter Gegenstand, so daß alsdann mittels eines jeden Gegenstandes erfüllt werden kann, der dieser Art angehört oder unter die sonstigen Bestimmungen fällt (sogen. Gattungskauf). So wird verkauft ein 50 Liter-Faß Franziskaner Märzenbier, ein Sack Kartoffeln Magnum bonum, ein Pfund prima Portorikokaffee. Verkauft werden kann auch, was noch nicht vorhanden ist, aber voraussichtlich entstehen wird, wie die Ernte des oder des Feldes, der Ertrag des oder des Unternehmens, der oder der Aktie (sogen. emtio rei speratae), und was möglicherweise entstehen wird, eine bloße Gewinnchance, z. B. eine Jagdbeute (sogen. emtio spei, Hoffnungskauf). In einem solchen Fall ist der Kaufpreis auch dann zu zahlen, wenn keine Jagdbeute gemacht wird. Ebenso können Gegenstände bestimmter Art verkauft werden, die der Verkäufer erst anschaffen oder durch Umgestalten gewinnen muß. Dagegen ist es nicht Verkauf, sondern Werkvertrag (s. d.), wenn es sich um die Herstellung und Lieferung eines Anzugs, Anfertigung einer Übersetzung, die Erbauung eines Hauses ꝛc. handelt, da hier nicht die Verschaffung einer Sache oder eines Rechts, sondern das Produkt zu leistender Arbeit Gegenstand des Vertrags ist. Verkauft werden können auch Gegenstände bestimmter Art, aber noch zu bestimmender Menge, wie der gesamte Bedarf an Bier, der im Gewerbetriebe des kaufenden Wirts während der Dauer des Vertragsverhältnisses sich ergibt, zu liefern nur im Gebräu des Verkäufers. Hinsichtlich dieses sogen. Bierlieferungsvertrages bestimmt Artikel 13 und 14 des bayrischen Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch, daß im Zweifel von jeder Partei auf den letzten September jedes Jahres gekündigt und vom Brauer, falls das Wirtschaftsgrundstück dem Wirt gehört, daß ihm für gestundeten oder rückständigen Preis des gelieferten Bieres eine Sicherungshypothek auf diesem Grundstück bestellt wird. Verkauft werden können auch, wie insbes. seitens mancher Fabriken und Eisenwerke an der Börse geschieht, der Art nach bestimmte Gegenstände, deren Form und Maß, oder deren Unterart zu bestimmen dem Käufer einstweilen vorbehalten bleibt (Spezifikationskauf). Auch eine fremde, ihm nicht gehörige Sache kann der Verkäufer verkaufen, er hat dann eben die Pflicht übernommen, an dieser Sache dem Käufer das Eigentum zu verschaffen oder Schadenersatz zu leisten. Bei Verzug des Käufers kann nach fruchtloser Mahnung der Verkäufer die Bestimmung treffen. Ob die Gebinde einer Ware mit ihr verkauft oder nur geliehen sind, und ob im ersten Fall für sie ein besonderer Preis berechnet werden darf oder nicht, läßt sich mangels besonderer Abrede nur nach Geschäftsgebrauch oder sonst nach Wert und Art, auch etwa Zeichnung der Gebinde entscheiden. Die Entscheidung hat erhebliches Interesse für den Verkäufer nur noch im Konkurs des Käufers, da jetzt ein gutgläubiger Erwerber regelmäßig Eigentümer wird und der Verkäufer seine Gebinde daher von einem Dritten nicht herausverlangen kann, also regelmäßig mit dem Preis oder Wert desselben sich begnügen muß. Im allgemeinen gilt der Grundsatz, daß im Zweifel das Zubehör (s. d.) einer Sache als mitverkauft anzusehen ist (§ 314). Dem Verkehr dauernd entzogene Gegenstände, wie z. B. Luft, Licht und fließendes Wasser, sind nicht verkäuflich. Vorübergehend dem Verkehr entzogene Gegenstände, wie Begräbnisplätze, öffentliche Straßen und Plätze, können nur unter der Voraussetzung Gegenstand des Verkaufs sein, daß sie dem freien Verkehr zurückgegeben werden (§ 308). Auch seine eigne Sache kann man gegebenenfalls (im Falle ihrer Pfändung, im Zwangsversteigerungsverfahren) kaufen. Verboten ist der K. einer Sache durch den, der für einen Dritten auf Grund gesetzlicher Vorschriften einen Verkauf vorzunehmen oder zu leiten hat. So darf der Gerichtsvollzieher, der Konkursverwalter eine Sache, die er zu verkaufen hat, der Amtsrichter, der ein Grundstück im Zwangsvollstreckungsweg zu veräußern hat, weder für sich selbst noch für einen andern kaufen, noch durch einen Dritten für sich kaufen lassen. Als Kaufpreis kann nicht nur eine bestimmte Geldsumme, sondern auch der übliche oder der angemessene Preis vereinbart sein, und die eine wie die andre Vereinbarung kann ohne besondere Erklärung erfolgen, wesentlich ist nur, daß der Kaufpreis auf Grund des Kaufvertrags überhaupt bestimmbar ist. Wer einen Laden hält, bietet dann die Waren zu den notierten oder den bei ihm üblichen oder den ortsüblichen oder sonst zu den angemessenen Preisen aus, und wer dem Laden eine Ware entnimmt, ohne eine bestimmte Summe zu vereinbaren, will sie zu dem Preise haben, zu dem sie ausgeboten wurde. Der Verkäufer, der einen Kaufpreis als den üblichen oder den angemessenen verlangt, braucht daher auch nicht etwa zu behaupten und zu beweisen, daß keine bestimmte Summe als Kaufpreis vereinbart sei, sondern hat vielmehr nur auf Verlangen die Umstände

darzulegen, aus denen sich ergibt, daß der übliche oder der angemessene Preis gewollt oder solcher Wille nach Treu und Glauben anzunehmen war. Der Kaufpreis ist auch genügend vereinbart, wenn er nur für ein Maß des Kaufgegenstandes oder für eine Einheit einer verkauften Menge bestimmt ward, wenn also z. B. verkauft ist à Stück, à Pfund, à Sack, à Tonne, à Faß zu 1, 10, 50, 100, 250 Mk. Ist der Preis nach dem Gewicht zu bestimmen, so kommt das Gewicht der Verpackung (Taragewicht) in Abzug, wenn nicht aus dem Vertrag oder dem Handelsgebrauch des Orts, an dem der Verkäufer zu erfüllen hat, sich ein andres ergibt. Nach dem Vertrag oder dem Ortsgebrauch bestimmt sich aber stets, ob und in welcher Höhe das Taragewicht nach einem bestimmten Ansatz oder Verhältnis statt nach genauer Ausmittelung abzuziehen ist, sowie ob und wieviel als Gutgewicht zugunsten des Käufers zu berechnen ist oder als Vergütung für schadhafte oder unbrauchbare Teile (Refaktie) gefordert werden kann.

Der Verkäufer haftet für den Kaufgegenstand und dessen Eigenschaften, wie es die Regel ist bei entgeltlichen Veräußerungen (s. Entgeltliche Verträge), insonderheit hat er dafür einzustehen, daß zur Zeit des Überganges der Gefahr auf den Käufer die verkaufte Sache die zugesicherten Eigenschaften (dicta et promissa) auch wirklich besitzt und sie nicht mit Fehlern behaftet ist, die den Wert oder die Tauglichkeit zu dem gewöhnlichen oder dem nach dem Vertrag vorausgesetzten Gebrauch aufheben oder mindern (§ 459). Für zugesicherte Eigenschaften oder bei Zusicherung des Nichtvorhandenseins bestimmter Fehler haftet der Verkäufer auch dann, wenn ihr Nichtvorhandensein oder Vorhandensein unerheblich ist und die Brauchbarkeit und den Wert der Sache gar nicht mindert. Vage Anpreisungen und Zusicherungen, die im Geschäftsverkehr üblich sind (»Der Stoff hält noch ihre Enkel und Enkelsenkel aus!«), sind natürlich belanglos. Hat der Käufer jedoch bei Abschluß des Kaufes den Mangel gekannt oder infolge eigner grober Fahrlässigkeit ihn übersehen, so haftet der Verkäufer nicht, er habe denn in betrügerischer Weise den Mangel verschwiegen, bez. verheimlicht und verdeckt (§ 460). Das gleiche gilt beim Verkauf von Sachen auf Grund eines Pfandrechts im Wege der öffentlichen Versteigerung oder Zwangsvollstreckung (§ 461 des Bürgerlichen Gesetzbuches, § 56 des Zwangsversteigerungsgesetzes). Hat der Verkäufer den Mangel der Sache überhaupt zu vertreten, so kann der Käufer entweder Rückgängigmachung des Kaufes (Wandlung) oder Herabsetzung des Kaufpreises (Minderung [§ 462]) oder endlich Schadenersatz wegen Nichterfüllung verlangen (§ 463); ist jedoch nur eine der Gattung nach bestimmte Sache, z. B. 10 Ztr. Gerste, verkauft, so fällt die Schadenersatzklage weg, dafür aber kann Klage auf Lieferung einer mangelfreien Sache gestellt werden (§ 480). Unter diesen Rechten kann der Käufer nach Belieben wählen, hat er aber einmal die Schadenersatzklage erhoben, so entfällt die Wandlungs- und Minderungsklage. Damit der Verkäufer weiß, wie er daran ist, kann er dem Käufer unter Setzung einer angemessenen Frist Wandlung anbieten; verstreicht sie, ohne daß er sich erklärt, so ist das Recht auf Wandlung erloschen (§ 465, 466). Bei der Wandlung soll das Verhältnis wiederhergestellt werden, das zwischen den beiden Parteien vor Abschluß des Kaufes bestand. Der Käufer hat also die gekaufte Sache gegen Rückgabe des Kaufpreises dem Verkäufer zurückzugewähren, etwaige inzwischen gezogene Nutzungen herauszugeben und für schuldhafterweise nicht gezogene Ersatz zu leisten. Der Verkäufer muß das Kaufgeld vom Tage des Empfangs bis zu seiner Rückgabe mit 4 Proz. verzinsen und die notwendigen Auslagen und Verwendungen ersetzen (§ 346, 347, 467, 987). Untergang der Sache und Unmöglichkeit der Rückgabe schließt nur dann die Wandlung aus, wenn hieran der Käufer selbst schuld ist, in welchem Falle nur Minderung, bez. Schadenersatz gefordert werden kann (§ 350 ff.). Bei der Minderung ist der Kaufpreis in dem Verhältnis herabzusetzen, zu dem zur Zeit des Verkaufs der Wert der Sache im mangelfreien Zustand zu dem wirklichen Wert gestanden haben würde. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat also die sogen. absolute Berechnung, die den Wert der Sache nach Bekanntwerden des Fehlers feststellt und dann einfach den Kaufpreis um so viel mindert, als er diesen Betrag übersteigt, fallen gelassen und sich für das relative Prinzip entschieden (§ 472). Nach dieser verhältnismäßigen Berechnungsmethode, die jedoch nur bei Verschiedenheit des Kaufpreises und des wirklichen Wertes anzuwenden ist, ist der Kaufpreis in dem Verhältnis zu mindern, das dem augenblicklichen Wert der Sache zu dem beim Verkauf angenommenen entspricht. Betrug also bei einem Kaufpreis von 80 Mk. der wirkliche Wert der Sache 70 Mk., während die Sache im mangelfreien Zustand 100 Mk. wert gewesen wäre, so berechnet sich der Minderpreis nach der Gleichung: $100 : 70 = 80 : x$. Der Kaufpreis mindert sich also auf 56 Mk. Aber auch wenn der wirkliche Preis trotz des Mangels 80 Mk. betragen würde, könnte der Käufer im vorliegenden Falle mit Rücksicht auf den mangelfreien Wert von 100 Mk. Minderung nach der Gleichung: $100 : 80 = 80 : x$, also Herabsetzung des Kaufpreises auf 64 Mk., verlangen. Wurden mehrere Sachen um einen Gesamtpreis verkauft, die Minderung aber nur wegen einzelner Sachen begehrt, so ist der Herabsetzung des Preises der Gesamtwert aller Sachen zugrunde zu legen (§ 472, Abs. 2). Beträgt also der Gesamtwert der Sachen in mangelfreiem Zustand 2500 Mk., der Wert der von der Wandlung nicht betroffenen Sachen 2300 Mk. und der Kaufpreis 2400 Mk., so ergibt sich folgende Gleichung: $2500 : 2300 = 2400 : x$, also Herabsetzung des Kaufpreises auf 2208 Mk. Diese letztere Berechnungsart ist nach § 471 auch bei der Wandlung anzuwenden, wenn sie im Falle des Verkaufs mehrerer Sachen für einen Gesamtpreis nur in Ansehung einzelner Sachen erfolgen soll. Eine Verjährung der oben angeführten drei Arten der Gewährleistungspflicht tritt bei beweglichen Sachen in sechs Monaten von der Ablieferung, bei Grundstücken in einem Jahr von der Übergabe an ein. Vertraglich können diese Fristen jedoch verlängert und verkürzt werden. Hat der Verkäufer einen gewährleistungspflichtigen Mangel jedoch arglistig verschwiegen, so gilt die regelmäßige Verjährungsfrist von 30 Jahren. Eine vertragliche Ausschließung oder Beschränkung der Haftung für Mängel der Sache ist nur gültig, wenn der Verkäufer nicht arglistig den Mangel verschwiegen hat (§ 476). Über Gewährsleistung wegen Viehmängel vgl. Haftpflicht, S. 608.

Mit der Übergabe des verkauften Gegenstandes geht die Gefahr zufälligen Unterganges und zufälliger Verschlechterung auf den Käufer über. Dieser trägt von da an die Lasten und zieht von da an die Nutzungen; er hat von da an auch nicht gezahlten Kaufpreis zu verzinsen, falls derselbe nicht gestundet ward.

Versendet der Verkäufer auf Verlangen des Käufers die verkaufte Sache nach einem andern Ort als dem Erfüllungsort (s. Leistung), so geht die Gefahr auf den Käufer über, sobald der Verkäufer die Sache dem Spediteur, dem Frachtführer oder der sonst zur Ausführung der Versendung bestimmten Person oder Anstalt ausgeliefert hat. Daher die kaufmännischen Worte »sandten Ihnen auf Ihre werte Rechnung und Gefahr« und »wünschen Ihnen gute Ankunft«. Ist der K. für beide Teile Handelsgeschäft oder Handelskauf (s. d.) im Sinne der §§ 373—382 des Handelsgesetzbuches, so ist der Käufer, wenn er die ihm von einem andern Ort übersandte Ware beanstandet, verpflichtet, für deren einstweilige Aufbewahrung zu sorgen; er kann die Ware, wenn sie dem Verderb ausgesetzt und Gefahr im Verzug ist, hinterlegen, nach Androhung öffentlich versteigern oder zum etwaigen Börsen- oder Marktpreis durch eine zu öffentlichen Versteigerungen befugte Person aus freier Hand verkaufen lassen, alles auf Kosten des Verkäufers, aber nur unter steter Benachrichtigung desselben. Die Kosten der Übergabe, insbes. des Messens und Wägens, fallen dem Verkäufer zur Last, die Kosten der Abnahme und etwaiger Versendung dem Käufer. Hat der Verkäufer den Vertrag erfüllt und den Kaufpreis gestundet, so kann er bei späterm Verzug des Käufers nicht mehr zurücktreten. Ist der K. ein Fixgeschäft, d. h. ist die Leistung des einen Teils genau zu einer bestimmten Zeit oder innerhalb einer festbestimmten Frist zu bewirken, so kann der Nichtsäumige schon dann vom Vertrag zurücktreten, wenn die Leistung nicht rechtzeitig erfolgt ist, gleichviel ob den Säumigen ein Verschulden trifft oder nicht. Liegt jedoch Verzug des Säumigen vor, so kann statt sofortiger Erfüllung Schadenersatz wegen Nichterfüllung verlangt werden. Dem Schadenersatzanspruch kann bei Waren mit Börsen- oder Marktpreis auch der Preis zugrunde gelegt werden, den der Nichtsäumige für den anderweitigen K. oder Verkauf der in Frage stehenden Ware hat zahlen müssen, bez. bekommen hat (sogen. Deckungskauf). Jedoch muß dieser Deckungskauf sofort nach Ablauf der bedungenen Lieferungszeit erfolgen. Der K. oder Verkauf von Waren ohne Börsen- oder Marktpreis hat durch hierzu angestellte und öffentlich ermächtigte Personen zu erfolgen. Der Verkäufer sowie der Einkaufskommissionär (s. Kommissionär) kann Waren, die von einem andern Ort an einen Gemeinschuldner abgesendet und von ihm noch nicht vollständig bezahlt sind, zurückfordern, sofern nicht dieselben schon vor der Eröffnung des Konkurses an dem Orte der Ablieferung angekommen und in den Gewahrsam des Gemeinschuldners oder einer andern Person für ihn gelangt sind; dies ist das sogen. Verfolgungsrecht des Verkäufers. Sofern die Übergabe nicht etwa nur eine vorläufige (zu besserer Besicht, Probe od. dgl.) ist, gehen durch sie die Rechte des Verkäufers, insbes. sein etwaiges Eigentum (am beweglichen Gut) auf den Käufer über. Hat jedoch der Verkäufer einer beweglichen Sache das Eigentum bis zur Zahlung des Kaufpreises sich vorbehalten, so ist im Zweifel anzunehmen, daß die Übertragung des Eigentums unter der aufschiebenden Bedingung vollständiger Zahlung des Kaufpreises erfolgt und der Verkäufer zum Rücktritt vom Vertrag berechtigt ist, wenn der Käufer mit der Zahlung in Verzug kommt (vgl. auch Abzahlungsgeschäfte). Ist der K. für beide Teile ein Handelsgeschäft, so hat der Käufer die Ware unverzüglich nach der Ablieferung durch den Verkäufer, soweit dies nach ordnungsmäßigem Geschäftsgang tunlich ist, auf ihre Empfangbarkeit zu untersuchen und, wenn sich ein Mangel zeigt, dem Verkäufer unverzüglich Anzeige zu machen. Zur Erhaltung der Rechte des Käufers genügt die rechtzeitige Absendung der Anzeige. Unterläßt der Käufer die Anzeige, so gilt die Ware als genehmigt. Zeigt sich später ein solcher Mangel, so muß die Anzeige unverzüglich nach der Entdeckung gemacht werden; andernfalls gilt die Ware auch in Ansehung dieses Mangels als genehmigt. Hat der Verkäufer den Mangel arglistig verschwiegen, so kann er sich auf diese Vorschriften nicht berufen. Dieselben finden auch dann Anwendung, wenn eine andre, als die bedungene Ware oder eine andre, als die bedungene Menge von Waren geliefert ist, sofern die gelieferte Ware nicht offensichtlich von der Bestellung so erheblich abweicht, daß der Verkäufer die Genehmigung des Käufers als ausgeschlossen betrachten mußte. Ist der K. nicht für beide Teile Handelsgeschäft, so gilt der Käufer, der die Sache ohne Mängelanzeige behält, nur dann als sie billigend, wenn dafür noch Weiteres hinzukommt, z. B. wenn er sie zu dem Zweck verwendete, zu dem er sie kaufte.

K. auf Probe und K. auf Besicht ist K. mit der Befugnis des Käufers, nach seinem Belieben innerhalb vereinbarter oder vom Verkäufer gesetzter angemessener Frist zurückzutreten; dabei gilt unbenutzter Ablauf der Frist als Billigung, wenn die Sache dem Käufer übergeben war. K. nach Probe ist K. mit der Zusage des Verkäufers, daß die Sache die Eigenschaften der Probe habe. K. zur Probe ist K., bei dem der Käufer die rechtlich unerhebliche Angabe machte, daß er später noch Gleiches vom Verkäufer kaufen werde, wenn die Sache ihm zusage. K. auf Wiederkauf ist K. mit Verpflichtung des Käufers, die Sache dem Verkäufer auf Verlangen zurückzuverkaufen, und zwar im Zweifel zu demselben Preis und bewegliches Gut innerhalb dreier, unbewegliches innerhalb 30 Jahre. Dabei haftet der Käufer für Verschulden sowie für wesentliche Änderungen, hat aber Anspruch auf Ersatz von Verwendungen, durch die der Wert zur Zeit des Wiederkaufs noch erhöht ist. Noch eine Menge andrer Nebenberedungen sind beim K. derart üblich, daß je für sie sich besondere Rechtssätze durch Gewohnheit gebildet haben und ein besonderer, oft kaum auf den K. hinweisender Name Geltung gewann. Die wichtigsten dieser Arten des Kaufes sind an den Börsen ausgebildet worden (s. Börse, S. 243 f.). Vgl. auch die Artikel »Entgeltliche Verträge, Eigentumsvorbehalt und Haftpflicht«, S. 608.

Eine eingehende Regelung hat schließlich das Vorkaufsrecht (jus protimiseos) im Bürgerlichen Gesetzbuch (§ 504—514) gefunden. Man unterscheidet ein persönliches (obligatorisches), ein dingliches und ein gesetzliches Vorkaufsrecht. Ersteres ist die vom Eigentümer einer Sache einem andern eingeräumte Befugnis, im Falle des Verkaufs dieser Sache vor jedem Dritten unter denselben Bedingungen sie zu erwerben, unter denen der Dritte sie erworben hatte. Das dingliche Vorkaufsrecht besteht in der Belastung eines Grundstückes mit einem dinglichen Recht, und zwar in der Weise, daß derjenige, zu dessen Gunsten die Belastung erfolgt, dem Eigentümer des Grundstückes gegenüber zum Vorkauf berechtigt ist (§ 1094 ff.). Das gesetzliche Vorkaufsrecht steht den übrigen Miterben zu, falls ein Miterbe seinen Anteil an der Erbschaft an einen Dritten, der nicht Miterbe ist, verkauft (§ 2034 ff.). Das persönliche Vorkaufsrecht ist formfrei und wird ausgeübt durch einfache Erklärung gegenüber dem Verpflichteten, vom Vor-

kaufsrecht Gebrauch zu machen. Um dies zu ermöglichen, muß der Verpflichtete dem Vorkaufsberechtigten den Inhalt des mit dem Dritten abgeschlossenen Kaufvertrags sofort mitteilen. Wird die Mitteilung schuldhaft verzögert oder unterlassen, so hat der Verpflichtete Schadenersatz zu leisten. Gegenüber einem bloßen Kaufangebot oder einem simulierten Kaufvertrag, wie auch einem andern Rechtsgeschäft, z. B. Tausch, tritt es nicht in Kraft. Falls nicht eine andre Frist vertraglich vereinbart, hat sich der Berechtigte innerhalb zweier Monate, wenn es sich um Grundstücke, innerhalb einer Woche, wenn es sich um andre Gegenstände handelt, zu erklären. Durch diese Erklärung kommt der K. zwischen dem Berechtigten und Verpflichteten unter den Bedingungen zustande, die der Verkäufer mit dem Dritten vereinbart hat. Eine dem Dritten gewährte Stundung kann der Vorkäufer für sich nur gegen Sicherheitsleistung in Anspruch nehmen, es sei denn, daß bei einem Grundstücksverkauf Hypothekenbestellung an dem Grundstück vereinbart oder eine auf dem Grundstück lastende Hypothekenschuld in Anrechnung auf den Kaufpreis übernommen wurde. Etwaige Nebenleistungen, zu denen sich der Dritte beim K. verpflichtet hat, sind zu übernehmen oder deren Geldwert zu erstatten. Sind es jedoch in Geld unschätzbare und nicht unwesentliche Nebenleistungen, z. B. solche, bei denen es auf die Person des Dritten allein ankommt, so ist das Vorkaufsrecht ausgeschlossen. Wurde der Gegenstand, auf den sich das Vorkaufsrecht bezieht, mit andern Gegenständen zu einem Gesamtpreis gekauft, sogen. Mengekauf, so kann der Berechtigte wohl verlangen, daß ihm der betreffende Gegenstand um einen verhältnismäßigen Preis überlassen werde, nicht aber, daß ihm alle Gegenstände gegen Zahlung des Gesamtpreises überlassen werden. Auf Verlangen des Verpflichteten muß der Vorkäufer alle die Gegenstände kaufen, die nicht ohne Nachteil für den Verpflichteten von den übrigen getrennt werden können, will er das nicht, so ist das Vorkaufsrecht erloschen. Einen Zwang zur Ausübung des Vorkaufsrechts gibt es in keinem Falle. Im Zweifel erstreckt sich das Vorkaufsrecht nicht auf einen sogen. Kindskauf, d. h. wenn an einen künftigen gesetzlichen Erben (s. Erbfolge, S. 889) mit Rücksicht auf sein Erbrecht verkauft wird. Ausgeschlossen ist die Ausübung des Vorkaufsrechts, wenn der Verkauf im Wege der Zwangsvollstreckung oder durch den Konkursverwalter erfolgt, und wenn, wie oben erwähnt, der Dritte sich zu einer nicht unerheblichen, in Geld nicht schätzbaren Nebenleistung verpflichtet hat. Steht es mehreren gemeinschaftlich zu, so kann es nur im ganzen, d. h. von allen Berechtigten gemeinsam in Beziehung auf den ganzen Gegenstand, ausgeübt werden. Da das Vorkaufsrecht ein höchst persönliches Recht ist, ist es mangels andrer Vereinbarung weder übertragbar, noch geht es auf die Erben über. Ist es jedoch nur auf eine bestimmte Zeit eingeräumt, so ist es im Zweifel vererbbar.

Das dingliche Vorkaufsrecht (§ 1094 ff.) ist nur an Grundstücken (Immobilien) möglich und steht entweder einer bestimmten Person zu, subjektiv-persönliches Vorkaufsrecht, oder es besteht zugunsten des jeweiligen Eigentümers eines andern Grundstückes, subjektiv-dingliches Vorkaufsrecht. Die Umwandlung eines subjektiv-persönlichen Vorkaufsrechts in ein subjektiv-dingliches Vorkaufsrecht ist unzulässig. Zu seiner Gültigkeit bedarf das dingliche Vorkaufsrecht der Eintragung im Grundbuch. Dritten gegenüber wirkt diese Eintragung als Vormerkung zur Sicherung des Anspruchs auf Übertragung des Eigentums. Die Rechtsbeziehungen zwischen Berechtigten und Verpflichteten sind die gleichen wie beim persönlichen Vorkaufsrecht, nur kann es auch dem Konkursverwalter gegenüber ausgeübt werden, falls er das Grundstück aus freier Hand verkauft. Ist der Berechtigte unbekannt, so kann er im Wege des Aufgebotsverfahrens (s. d.) mit seinem Rechte ausgeschlossen werden, eine Bestimmung, die aber nur für das subjektiv-persönliche Vorkaufsrecht gilt.

Ein gesetzliches Vorkaufsrecht kennt das Bürgerliche Gesetzbuch nur zugunsten der andern Miterben bei dem Verkauf des Anteils eines Miterben an einen Dritten, der nicht Miterbe ist (§ 2034, 2035). Die Frist zur Ausübung beträgt hier 2 Monate. Es steht den Miterben nicht nur gegenüber dem Käufer, sondern auch gegen einen weitern Käufer zu und wird ausgeübt durch die formlose Erklärung der Miterben gegenüber dem Käufer, das Vorkaufsrecht ausüben zu wollen. Die Miterben treten dann einfach in das Vertragsverhältnis ein, das zwischen dem Käufer und dem verkaufenden Miterben bestand. Entgegen den andern Vorkaufsrechten ist es stets vererblich. Die Landesgesetze kennen noch einige weitere gesetzliche Vorkaufsrechte, die wichtigsten und verbreitetsten sind das im Falle der Enteignung dem Enteigneten zustehende, wenn das enteignete Grundstück für die Zwecke der Enteignung entbehrlich wird, und das zugunsten der anerbenberechtigten Miterben des Anerben, wenn das Anerbengut innerhalb 20 Jahren nach dem Tode des Erblassers verkauft wird. — Nach österreichischem Recht ist das Vorkaufsrecht ein persönliches, von dem frühern Eigentümer der Sache vorbehaltenes Recht, das aber durch Eintragung in die öffentlichen Bücher ein dingliches werden kann, dahingehend, daß der Eigentümer, wenn er die Sache wieder verkaufen will, jenem die Einlösung anzubieten hat. Der Vorkaufsberechtigte muß den vollen, von einem Dritten angebotenen Preis bezahlen (Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch, § 1072—1079).

Vgl. Treitschke, Der Kaufkontrakt in besonderer Beziehung auf den Warenhandel (2. Aufl., Gera 1865); F. Hofmann, Über das Periculum beim K. (Wien 1870); Eck, Die Verpflichtung des Verkäufers zur Gewährung des Eigentums (Halle 1874); Bernhöft, Beitrag zur Lehre vom K. (Jena 1874); Bechmann, Der K. nach gemeinem Recht (1. und 2. Teil, Erlang. 1876—84; 3. Teil, Leipz. 1905); Gareis in Endemanns »Handbuch des deutschen Handels-, See- und Wechselrechts«, Bd. 2 (Leipz. 1884); Hanausek, Die Haftung des Verkäufers für die Beschaffenheit der Ware (Berl. 1883—87, 3 Tle.); A. Affolter, Der Irrtum beim K. (im »Archiv für bürgerliches Recht«, 1892, S. 280—305). Für das gegenwärtig geltende Recht vgl. die Kommentare zum Bürgerlichen Gesetzbuch und die systematischen Darstellungen; ferner Immerwahr, Das dingliche Vorkaufsrecht nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch (in »Jherings Jahrbuch«, Bd. 40, S. 279 ff.).

Kaufakzise, eine auf Verkäufe gelegte Abgabe; vgl. Gebühren und Verkehrssteuern.

Kauf „auf dem Fuße“, s. Viehkauf.

Kaufbeuren, unmittelbare Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, an der Wertach und der Staatsbahnlinie München–Lindau, 682 m ü. M., hat 2 evangelische und 4 kath. Kirchen, ein schönes Rathaus mit Gemälden von Lindenschmitt u. a., einen alten Turm (Hexenturm), Realschule, Waldbauschule, landwirtschaftliche Winterschule, historisches Museum, Kloster

der Franziskanerinnen, Waisen- und Findelhaus, Kreisirrenanstalt, Arbeiterinnenheim, Amtsgericht, Bezirksamt, Forstamt, Reichsbanknebenstelle, bedeutende Baumwollspinnerei und -Weberei (33,100 Spindeln, 700 Webstühle), Garnbleicherei, eine große lithographische Kunstanstalt, Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen, Nähmaschinen, Fahrräder, Leim, Zement- und Beinknopfwaren ꝛc., Eisengießerei, Färberei, Gerberei, bedeutende Bierbrauerei, Sägemühlen, Großhandel in Wein, Baumwollwaren und Käse und (1900) 8361 Einw., davon 1893 Evangelische und 11 Juden. — K., ein berühmter Wallfahrtsort und Fundort römischer Münzen, wird zuerst 1126 erwähnt, war von 1286—1803 Reichsstadt und kam 1803 an Bayern. Vgl. Stieve, Die Reichsstadt K. und die bayrische Restaurationspolitik (Münch. 1870); Schröder, Geschichte der Stadt und katholischen Pfarrei K. (Augsburg 1903).

Wappen von Kaufbeuren.

Kaufblei, eine ziemlich reine Sorte Blei.

Kauf bricht Miete, ein Rechtssprichwort, nach dem der Käufer in den von dem Verkäufer über den Kaufgegenstand geschlossenen Mietvertrag nicht einzutreten braucht, so daß der Mieter dem Käufer gegenüber den Mietvertrag nicht geltend machen kann und vielmehr, falls jener es verlangt, sofort abziehen muß. Das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch hat diesen Rechtsgrundsatz nicht übernommen. Nach § 571—579 gilt für die Miete und Pacht von Grundstücken, Wohn- und andern Räumen vielmehr der Grundsatz: Kauf bricht nicht Miete, sofern das Grundstück nach der Überlassung an den Mieter veräußert oder mit einem den Mietgebrauch ausschließenden Recht eines Dritten (z. B. Nießbrauch) belastet wird. In diesen Fällen tritt der Erwerber oder der Dritte kraft des Gesetzes an die Stelle des Vermieters, doch haftet letzterer dem Mieter in der Regel als Bürge für die Erfüllung des Vertrags. Der Mieter kann den Mietzins für das Kalendervierteljahr, in dem er von dem Verkauf Kenntnis erhält, und noch für das folgende Vierteljahr an den bisherigen Vermieter zahlen. Hat ihm dieser den Verkauf angezeigt, so kann der Mieter den Mietzins auch an den Erwerber leisten. Mietskautionen haften auch dem Erwerber oder Drittberechtigten. Im wesentlichen das gleiche gilt für die Veräußerung oder Belastung des Grundstücks vor der Überlassung an den Mieter dann, wenn der Erwerber oder Dritte dem Vermieter gegenüber die Erfüllung der Mietverpflichtungen übernommen hat, ferner im Falle der Vermietung durch den Nießbraucher für die Beendigung des Nießbrauchs (Bürgerliches Gesetzbuch, § 1056; väterlicher Nießbrauch, § 1663), dann für die Zwangsversteigerung und für die Veräußerung durch den Konkursverwalter des Vermieters (§ 57 des Zwangsversteigerungsgesetzes vom 24. März 1897 und § 21, Abs. 3, der Konkursordnung vom 20. Mai 1898), jedoch in den letzten drei Fällen mit der Einschränkung, daß dem Eigentümer, bez. dem Erwerber ein Kündigungsrecht unter Einhaltung der gewöhnlichen Frist zusteht. Für bewegliche Sachen dagegen gilt nach wie vor der Grundsatz K. b. M. Nach österreichischem Recht kann sich der Mieter nur dann gegen den dritten Erwerber der Sache schützen, wenn sein Recht in das Grundbuch eingetragen ist.

Kaufche, s. Frauenkauf.

Kauffahrer (Kauffahrteischiff, Handelsschiff), jedes zum Erwerb bestimmte Seeschiff (s. Seeschiffahrt). Für Deutschland ist für das Flaggenrecht der Kauffahrteischiffe das Reichsgesetz vom 22. Juni 1899 maßgebend. Vgl. Flagge.

Kauffmann, 1) Angelika, Malerin, geb. 30. Okt. 1741 in Chur, gest. 5. Nov. 1807 in Rom, Tochter und Schülerin des Malers Joh. Joseph K., bekundete früh malerisches Talent, weshalb ihr Vater zu ihrer Ausbildung mit ihr nach Como und dann nach Mailand ging, wo sie unter andern den Herzog von Modena und dessen Gemahlin malte. Nach Schwarzenberg, der Heimat ihres Vaters, zurückgekehrt, schmückte sie mit ihm die dortige Parochialkirche und das Schloß des Grafen von Montfort mit Gemälden; nebenbei beschäftigte sie sich mit Porträtieren. In Florenz, wohin sie sich sodann wandte, faßte sie eine leidenschaftliche Liebe zu Musik und Gesang; doch kehrte sie 1763 zur Malerei zurück. Noch in demselben Jahre ging sie nach Rom, wo sie eine Zeitlang Winckelmanns Unterricht genoß. 1765 reiste sie nach England und nahm in London ihren ständigen Aufenthalt. Zu den Bildern aus dieser Zeit gehören: die Mutter der Gracchen, ihre Kinder der stolzen Römerin, die ihre Juwelen vor ihr hinschüttet, vorstellend; das Opfer der Messalina; das Wiedersehen zwischen Edgar und Elfriede. Gemeinschaftlich mit ihrem spätern Gemahl, dem Maler Zucchi, malte sie ein umfangreiches Bild, das die Tugend, die Unschuld und die Verführung darstellte. Zu einem englischen Roman lieferte sie ein Bild: Unna und Abra; Klopstock schenkte sie ein Gemälde: Samma an Benonnis Grabe, ein sentimentales Bild, das großen Beifall fand. Wirklichen Wert in zarter Auffassung eines schönen Gedankens hatte ihr Amor, dem Psyche mit ihren Haaren die Tränen trocknet. Am Hofe in Gunst stehend, zum Mitglied der königlichen Akademie ernannt und von der Aristokratie mit Geld und Ehren überschüttet, stand K. damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes, sollte aber bald zu tiefem Falle kommen. Ein Betrüger, der sich unter dem Namen eines schwedischen Grafen Horn in London aufhielt, aber nur dessen Kammerdiener gewesen sein soll, wußte durch sein einschmeichelndes Wesen K. zu einer heimlichen Vermählung zu überreden. Die Ehe ward zwar, als sich der Betrug ergab, wieder gelöst, hatte aber K. einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens gekostet und ihr Leben verbittert. Angelika verheiratete sich später mit dem Maler Antonio Zucchi, einem Künstler von geringem Verdienst, aber von achtungswertem Charakter, und kehrte 1781 nach Italien zurück. Nach dem Tod ihres Vaters begab sie sich mit ihrem Gemahl nach Neapel, wo sie von der Königin mit der künstlerischen Ausbildung der beiden Prinzessinnen betraut ward, von da nach Rom. Hier malte sie für den Kaiser Joseph II. die Rückkehr des Arminius nach Besiegung der Legionen des Varus und die durch Äneas veranstaltete Leichenfeier des Pallas sowie ein Bildnis der Herzogin Amalia von Weimar. In Rom lernte sie Goethe kennen, der in seiner zweiten »Italienischen Reise« Einzelheiten aus ihrem häuslichen und geselligen Leben anführt. Ein Kreis von Gelehrten und Künstlern versammelte sich in ihrem gastlichen Hause. Sie starb kinderlos und verwitwet. Ihre Büste wurde im Pantheon zu Rom aufgestellt. Ihr Selbstbildnis im Berliner Museum zeigt sie in einem phantastischen Putz, halb Muse, halb Bacchantin, den Lockenkopf mit Weinlaub bekränzt, im Gewand von Flor. Ihre Gemälde sind durch Heiterkeit, Zartheit

und Gefälligkeit ausgezeichnet, leiden aber an Unbestimmtheit der Zeichnung und Oberflächlichkeit der Farbe. Ihre Stärke lag im Porträt und in Einzelfiguren, von denen die Vestalin in der Dresdener Galerie am bekanntesten geworden ist. Nach ihren Gemälden existieren ca. 600 Kupferstiche; sie hat auch selbst etwa 34 Blätter radiert, Gegenstände aus der christlichen und antiken Mythologie, vornehmlich aber Porträte und Einzelfiguren. Vgl. de Rossi, Vita di Angelica K. (Flor. 1810; deutsch, Bregenz 1814); L. de Wailly, Angelica K. (Par. 1859, 2 Bde.); Wessely in Dohmes »Kunst und Künstler« (Leipz. 1877); Frances A. Gerard, Angelika K. (Lond. 1892); Engels, Angelika K. (Bielef. 1903).

2) Hermann, Maler, geb. 7. Nov. 1808 in Hamburg, gest. daselbst 24. Mai 1889, erhielt den ersten Unterricht von dem dortigen Maler Gerdt Hardorff, ging 1827 auf die Akademie zu München, verließ sie aber bald und wandte sich dem Naturstudium zu. 1833 ließ er sich in Hamburg nieder. Er machte Studienreisen in Nord- und Süddeutschland und nach Norwegen. Kauffmanns zahlreiche Bilder, teils reine Landschaften, teils Landschaften mit Figuren, teils Genre, zeichnen sich durch Natürlichkeit der Auffassung und Darstellung aus; es sind Motive aus Norddeutschland, den Alpen und aus Norwegen. Zwölf von ihnen besitzt die Kunsthalle in Hamburg (Landleute bei der Mittagsruhe, Heimkehr von der Alp, auf der Weide ꝛc.). Gern stellte er Winterlandschaften dar, wie den Postwagen im Schneesturm, Schlittenbahn auf der Elbe, Fischerszene auf dem Eis, Winterlandschaft mit Kirchhof (im Museum zu Leipzig). Vgl. das von Lichtwark herausgegebene Album: »Hermann K. und die Kunst in Hamburg 1800—1850« (Münch. 1894).

3) Hugo, Maler, Sohn des vorigen, geb. 7. Aug. 1844 in Hamburg, ging 1861 nach Frankfurt a. M. und arbeitete dort bei Jak. Becker, Steinle und Zwerger. 1863—71 wohnte er in Kronberg im Taunus. Dazwischen brachte er einen Winter in Hamburg und eine fünfmonatige Besuchszeit in Düsseldorf zu; ferner hielt er sich 1½ Jahr in Paris auf, von wo ihn 1870 der Krieg vertrieb. 1871 nahm er seinen Wohnsitz in München. Kauffmanns Gestaltungskraft, unterstützt von seiner Beobachtung und gesundem Humor, verbunden mit charakteristischer Zeichnung und feinem Kolorit, gibt seinen Arbeiten Frische und Lebendigkeit. Seine Stoffe entnimmt er meist den untern Kreisen der städtischen und ländlichen Bevölkerung und bringt sie mit schlagender Wahrheit zur Darstellung. Seine Hauptwerke sind: Walzer für die Alten (1870); Aufbruch zum Treibjagen, Erzählungen aus dem Kriege, Rückkehr von der Jagd (1871); auf der Kegelbahn, Bauern beim Kartenspiel, Savoyardenjunge, Karnevalszene in Paris, Violinspieler in der Theaterschenke (1872); Hundedressur; die Versteigerung (1874); Streit beim Kartenspiel (1883); Abgestürzt (1886); Poststation (1888); Holzerschmarren (1892); Besuch in der Almhütte (1899); dann zahlreiche Tusch- u. Federzeichnungen, von denen einige Zyklen: Hochzeitsleute und Musikanten, Biedermänner und Konsorten, Spießbürger und Vagabunden u. a., durch Lichtdruck veröffentlicht worden sind.

4) Friedrich, Germanist, geb. 14. Sept. 1863 in Stuttgart, studierte in Tübingen, wo E. Sievers, und in Freiburg i. Br., wo H. Paul sein Lehrer war, arbeitete seit 1886 in Marburg als Wenkers Assistent am »Sprachatlas des Deutschen Reichs«, habilitierte sich daselbst 1887 als Privatdozent an der Universität und wurde 1892 als außerordentlicher Professor nach Halle, 1893 als ordentlicher Professor nach Jena und 1895 nach Kiel berufen. Er schrieb besonders über Grammatik, Metrik, Mythologie und germanische Religionsgeschichte. Von den grammatischen Arbeiten ist außer einer kurzgefaßten »Deutschen Grammatik« (Marb. 1888, 3. Aufl. 1902) vor allem die gediegene »Geschichte der schwäbischen Mundart« (Straßb. 1890) zu nennen; von metrischen: »Die Rhythmik des ‚Heliand'« (in den »Beiträgen zur deutschen Sprache und Literatur«, Bd. 12, Halle 1887) und die »Deutsche Metrik« (Marb. 1897, als Neubearbeitung von Vilmars »Deutscher Verskunst«); von mythologischen und religionsgeschichtlichen erschienen, außer Aufsätzen in Zeitschriften, die »Texte und Untersuchungen zur altgermanischen Religionsgeschichte« (Bd. 1 der Texte: »Aus der Schule des Wulfila«, Straßb. 1899; Bd. 1 der »Untersuchungen«: »Balder. Mythus und Sage nach ihren dichterischen und religiösen Elementen untersucht«, das. 1902) und die knappgefaßte »Deutsche Mythologie« (in der Sammlung Göschen, 2. Aufl., Leipz. 1900). Seit 1896 ist K. zusammen mit Gering Herausgeber der »Zeitschrift für deutsche Philologie«.

Kauffrau, soviel wie Handelsfrau (s. d.).

Kauffung, Dorf mit 7 Rittergütern im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Schönau i. Schl., an der Katzbach, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Kalkwerke, Marmorbrüche, Marmormühle und (1900) 2210 Einw.

Kauffungen, ein seit dem 13. Jahrh. im Meißnischen (s. Kaufungen) ansässiges Dienstmannengeschlecht, seit dem 15. Jahrh. auch in der Nähe von Schleiz und (1477) auf dem Hummelschloß in Schlesien ansässig. Das hervorragendste Glied der Familie ist der durch den Sächsischen Prinzenraub (s. d.) bekannt gewordene Kunz v. K., von dessen Bruder Dietrich noch gegenwärtig ein Nachkomme lebt. Vgl. v. Raab, Die von K. (im Jahresbericht des Vogtländischen altertumsforschenden Vereins zu Hohenleuben, 1901).

Kaufgeld, soviel wie Kaufpreis (s. Kauf).

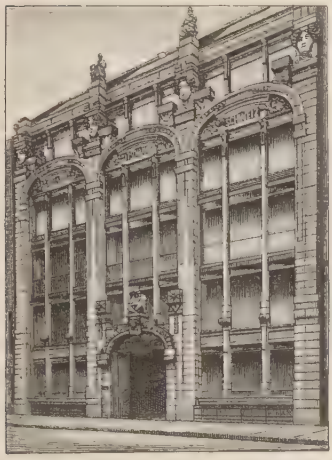
Kaufgeschäft (Kassageschäft), s. Börse, S. 243.

Kaufglätte, römische Bleiglätte, s. Bleioxyd.

Kaufhaus (hierzu Tafel »Kaufhäuser I—III«), ein ganz oder doch in der Hauptsache kaufmännisch-geschäftlichen Zwecken dienendes Gebäude. Zwar haben schon die alten Kulturvölker Einrichtungen gehabt, die als Vorstufen gelten können, so z. B. der Orient seine Basare, Athen seinen sogen. Ölmarkt, Rom seine Ladenreihen, die das Forum Romanum umgaben. Allein diese Einrichtungen sind doch mehr als Märkte aufzufassen. Oder es waren Reihen von Läden, wie sie schon in früher Zeit die Straßenseite vom Erdgeschoß des antiken Wohnhauses einnahmen (vgl. Tafel »Wohnhaus I«). Mehr Anspruch auf die Bezeichnung K. haben schon die Häuser der mittelalterlichen Kaufherren. Doch sie tragen vorwiegend Wohnhausgepräge, enthalten neben großen Speichern und Kontoren im wesentlichen Wohnräume, und es fehlt ihnen in der Regel, weil sie dem Großhandel dienten, das für unser heutiges K. vornehmlich bezeichnende Element des Ladens oder Schauraumes. Immerhin dürfen wir sie den Kaufhäusern zuzählen, wie sich denn auch ihr Typus bis auf den heutigen Tag, insbes. in den alten Hansestädten, mit der gleichen Zweckbestimmung erhalten hat. Den Hauptraum und Mittelpunkt eines solchen Patrizierkaufhauses (Fig. 11 auf Tafel II gibt den Hamburger Typus) bildet die geräumige, durch zwei oder anderthalb Geschosse reichende Diele. Vor ihr, an der Straße, liegen ein Kontor und ein

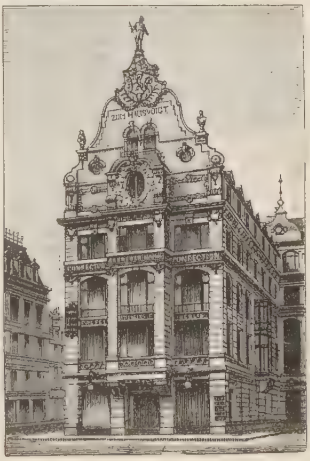
Kaufhäuser I.

1. Geschäftshausgruppe an der Neuen Friedrich- und Rosenstraße in Berlin.

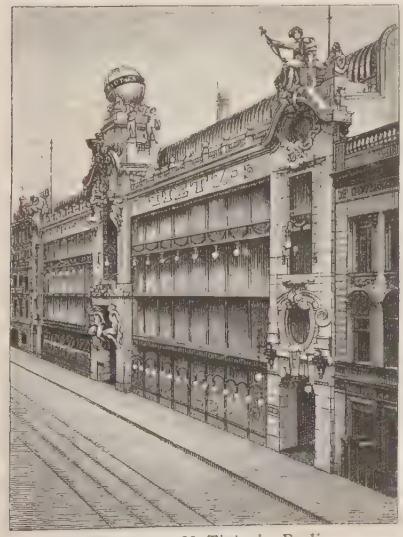


2. Kaufhaus Mohrenstraße 36 in Berlin.

3. Geschäfts- u. Wohnhaus in Köln. (Dreifensterhaus-Typus.)



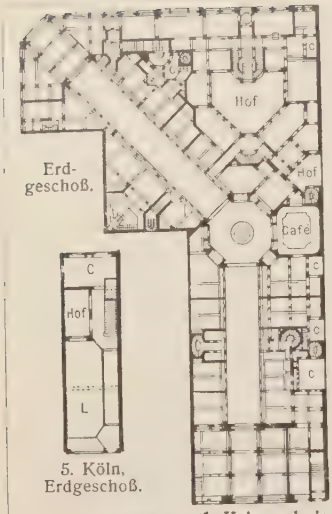
4. Kaufhaus ‚Zum Hausvoigt' in Berlin.



5. Kaufhaus H. Tietz in Berlin.

6. Kaufhaus A. Wertheim in Berlin.

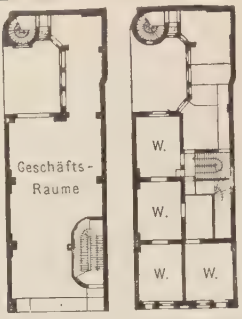
Kaufhäuser II.



Erdgeschoß.

5. Köln, Erdgeschoß.

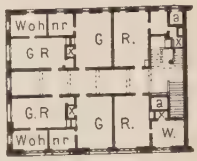
1. Kaisergalerie (Passage) in Berlin.



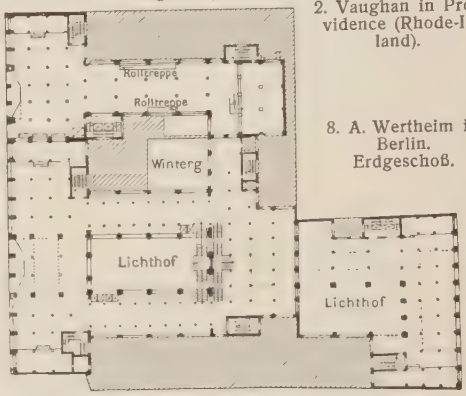
Erdgeschoß. III. Obergeschoß.
4. G. Lohse in Berlin.

3. Dreßler in Leipzig. Erdgeschoß.

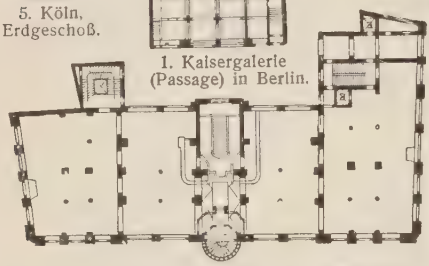
Erdgeschoß.



Obergeschoß.
2. Vaughan in Providence (Rhode-Island).

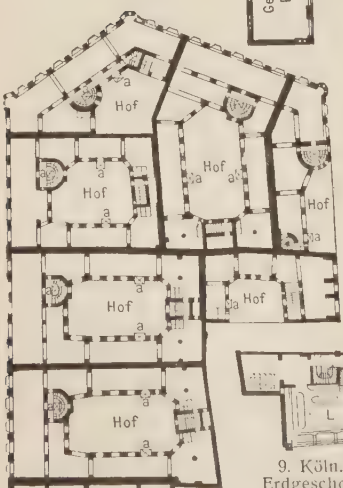


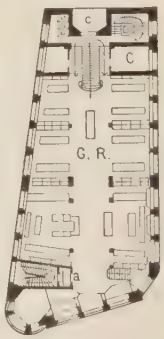
8. A. Wertheim in Berlin. Erdgeschoß.



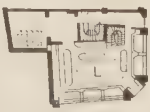
6. H. Gerson (ehem. Kaiserbasar). Erdgeschoß.

7. Berlin, Leipziger Straße 109. I. Obergeschoß.

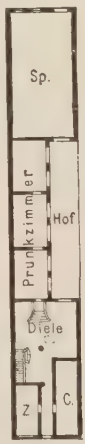




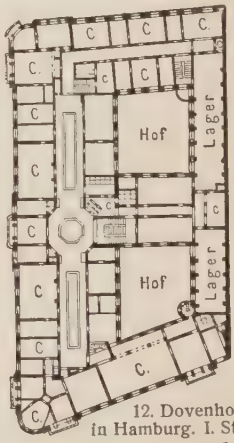
10. A. Polich in Leipzig. Erdgeschoß.



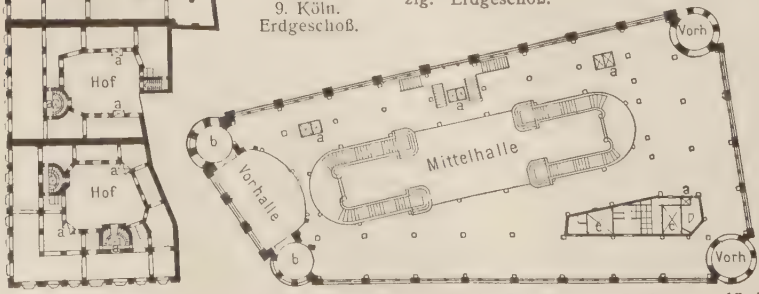
9. Köln. Erdgeschoß.



11. Altes Kaufhaus in Hamburg. Erdgeschoß.

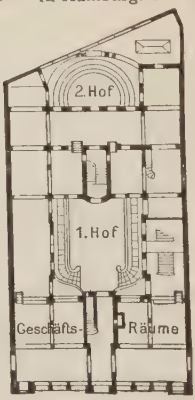


12. Dovenhof in Hamburg. I. St.



13. Geschäftshaus an der Neuen Friedrich- u. Rosenstraße in Berlin. Obergeschoß.

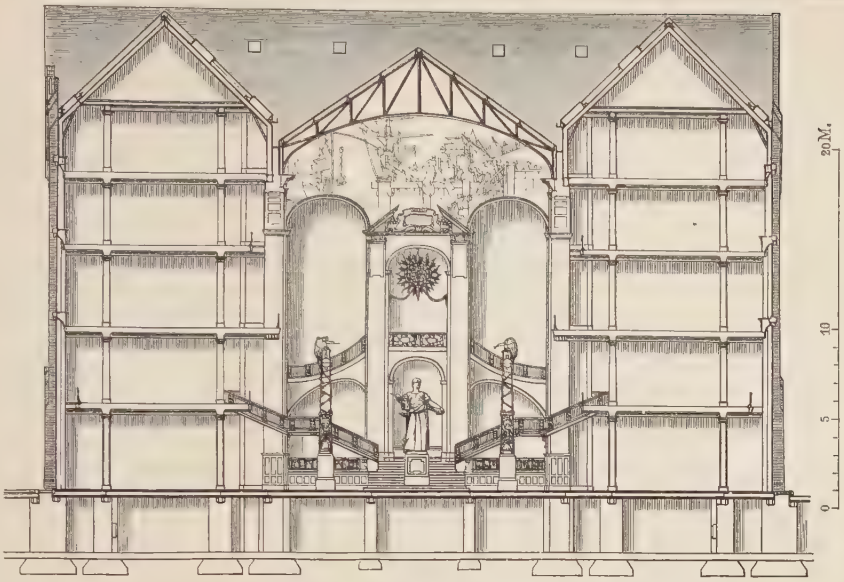
14. Magasin Au Printemps in Paris. Erdgeschoß.



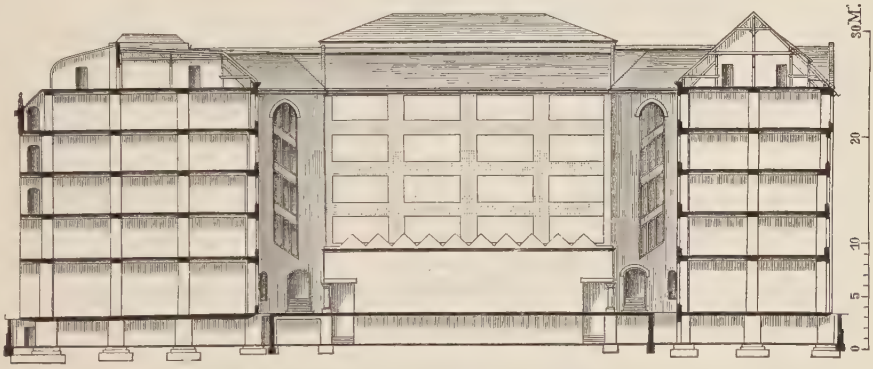
15. ‚Hohenzollern', Leipziger Straße in Berlin. Erdgeschoß.

a Aufzüge, b Kassen, c Lichthöfe, x Tresors, C Kontore, G.R. Geschäfsräume, H Höfe, L Laden, Sp. Speicher, W Wohnräume, Z Zibürken.

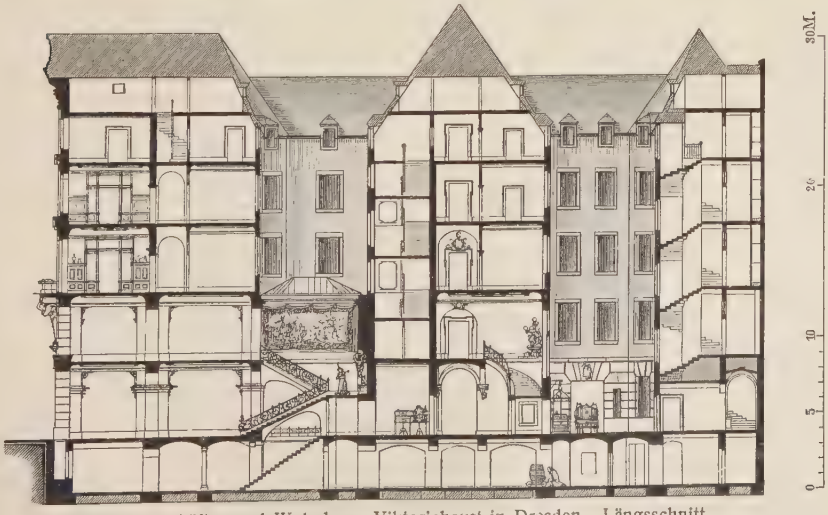
Kaufhäuser III.



1. Warenhaus A. Wertheim in Berlin. Querschnitt durch den Hauptflügel.



2. Warenhaus H. Tietz in Berlin. Längsschnitt.



3. Geschäfts- und Wohnhaus ‚Viktoriahaus' in Dresden. Längsschnitt.

Raum für den Pförtner (in Hamburg die »Zibürken« für den »Einhüter«). In der Diele ist vielleicht noch ein Lattenverschlag für Waren abgeteilt; sonst ist sie frei und vermittelt den Verkehr über den Hof nach dem womöglich ans Wasser (Fleet) stoßenden Speicherflügel sowohl als nach dem seitlichen Verbindungsflügel und (durch Treppe und Windeluke) nach den vordern Obergeschossen, in denen teils Wohn-, teils weitere Kontor- und Speicherräume sich befinden. Die Entwickelung des Kaufhauses im modernen Sinne hat in Deutschland nach 1870, in England, Frankreich und Amerika schon etwas früher begonnen. Obgleich England wohl die größten und am besten mit Waren besetzten Kaufhäuser der Welt hat, so sind dafür Prachtbauten der Art, wie sie Paris in seinem Louvre, Bon Marché, Printemps (Tafel II, Fig. 14), Belle Jardinière ꝛc. aufzuweisen hat, und wie sie neuerdings auch in Deutschland, Berlin voran, errichtet worden sind, nicht vorhanden. Die Army and Navy Stores in London, das größte Universalgeschäft wohl der Welt, mit korporativer Besitzerschaft, sind in Miethäusern untergebracht; ebenso Civil Service Stores, ein ähnliches Geschäft. Aber auch Kaufhäuser, wie das allgemeine Geschäft von Whiteley und das Möbel- und Haushaltungsgeschäft von Maple in London, beide um 1880 für ihren Zweck erbaut, haben architektonisch keine Bedeutung; sie sind aufs äußerste mit Waren vollgestopft und entbehren der durchgehenden Hallen, der betonten, großartigen Treppen, welche die französischen und deutschen Warenhäuser auszeichnen. Amerika besitzt stattlichere Kaufhäuser; besonders sind dort jetzt infolge der enorm gesteigerten Bodenpreise in den Cities der Weltstädte die himmelhohen sogen. Wolkenkratzer (sky-scrapers) an der Tagesordnung (s. Hohe Häuser). In Deutschland hat sich das K. besonders in Berlin zu großer Vollkommenheit und auch künstlerisch bedeutsam entwickelt. Leipzig, Frankfurt a. M., Köln, München ꝛc. folgen dem Berliner Vorgange; Hamburg und Bremen halten (wohl infolge ihrer alten kaufmännischen Überlieferungen) mehr zurück.

Die Kaufhausbauten lassen sich in der Hauptsache in zwei Gruppen sondern. Man unterscheidet die Kaufhäuser, welche nur Geschäftsräume enthalten (Tafel I, Fig. 1, 2 u. 4—6; Tafel II, Fig. 2, 6, 8, 12—15; Tafel III, Fig. 1 u. 2), von denen, die zwar in der Hauptsache Geschäftsräume, daneben aber auch Wohnungen aufweisen (Tafel I, Fig. 3; Tafel II, Fig. 3—5, 7, 9 u. 10; Tafel III, Fig. 3). Für grundsätzliche Abweichungen in den Einzelheiten ist bei beiden Gattungen wieder maßgebend, ob die Kaufhäuser dem Klein- oder dem Großhandel dienen und ob sie für wechselnde oder für von vornherein bestimmte Betriebe benutzt werden. Eine besondere Art von Kaufhäusern bilden dann noch die Passagen (Tafel II, Fig. 1). Bei der Vereinigung von Geschäftsräumen mit Wohnungen pflegen jene das Erdgeschoß und die untern Stockwerke, diese die obern Stockwerke einzunehmen. Beim Kleinhandel spielt das Erdgeschoß als Ladengeschoß die Hauptrolle; in belebtern Geschäftsgegenden werden aber auch, namentlich für Geschäfte von altem Ruf und für solche, welche großer Auslagen bedürfen, das erste Stockwerk und unter Umständen auch das Untergeschoß und der zweite Stock hinzugezogen. Der Großhandel, für den die Bedingung der engern Verbindung mit der Straße nicht besteht, begnügt sich mit obern Geschossen und mit den zurückliegenden Gebäudeflügeln, deren Räume dann als Arbeitsstätten und Lagerräume dienen. Die Unterbringung von Wohnungen in Kaufhäusern ist in baulicher, und zwar sowohl in rein technischer, also praktischer und konstruktiver, wie in künstlerischer Hinsicht immer mit Schwierigkeiten verbunden. Vornehmlich gilt das für Häuser mit wechselnden Betrieben, in denen die Wohnungen dann Mietwohnungen zu sein pflegen (Tafel II, Fig. 4 u. 7). Technisch besonders schwierig sind dabei einmal die Anordnung zahlreicher kleinerer Zimmer mit ihren vielen Trennungswänden über wenigen, möglichst ungeteilten und auch durch Stützenstellungen so wenig wie möglich beengten großen Räumen und anderseits die Herstellung der erforderlichen bequemen und ausgiebigen Verbindungen der Wohnungen (in den Obergeschossen) mit der Straße. Künstlerisch entsteht in der Fassade der schwer zu lösende Konflikt zwischen den obern schweren Mauermassen mit ihren verhältnismäßig kleinen Fensteröffnungen einerseits und den zu größtmöglicher Massenlosigkeit und in große Glasflächen aufgelösten untern Gebäudeteilen anderseits. Diese Schwierigkeiten, vor allem aber der Umstand, daß sich in den Großstädten der Geschäftsverkehr in gewissen Stadtgegenden immer intensiver zusammendrängt, und daß dort mit dem Steigen der Preise der Grundstücke und Mieten und dem immer unbehaglicher werdenden Getriebe die Wohnungen allmählich fast ganz verschwinden, haben dahin geführt, daß sich neuerdings der Kaufhaustypus immer ausgesprochener entwickelt. Die Abbildungen Tafel I, Fig. 1, 2, 5 u. 6, lassen das hinsichtlich des Aufbaues, die Abbildungen Tafel II, Fig. 6, 8, 13, 14 u. 15, bezüglich des Grundplanes erkennen. Kaufhäuser wie die neuerdings für die Firmen Wertheim und Tietz in der Leipziger Straße zu Berlin erbauten Warenhäuser (Tafel I, Fig. 5 u. 6; Tafel II, Fig. 8; Tafel III, Fig. 1 u. 2) ziehen nach beiden Richtungen nahezu die äußersten, schon zu Bedenken mancherlei Art Anlaß gebenden Konsequenzen.

Die allgemeinen Anforderungen, welche an ein K. zu stellen sind, werden in der Hauptsache immer auf möglichste Weiträumigkeit, Übersichtlichkeit, gleichmäßige Helligkeit und Feuersicherheit hinauslaufen. Daneben ist Rücksicht auf lange, geschlossene, gut beleuchtete Wände für Regale zu nehmen, die Verbindungen zwischen den verschiedenen Geschossen durch Treppen, Aufzüge, Fahrtreppen müssen auskömmlich und bequem sein, und in der Regel wird besonderer Wert auf möglichst große Schaufensterflächen gelegt. Dient das K. dem einheitlichen Betrieb eines einzelnen Geschäfts, so wird infolge der von vornherein feststehenden jedesmaligen Zweckbestimmung die bauliche Lösung nicht mit den Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die sich ergeben, wenn die Möglichkeit vielseitiger Verwendung und wechselnder Vermietung zur Bedingung wird. In letzterm Falle wird es vor allem darauf ankommen, durch weitgehende Anwendung von Eisenkonstruktionen tunlichst große, ungeteilte Räume herzustellen, in denen sich der Mieter durch Einziehen leichter Trennungswände ꝛc. nach Belieben einrichten kann. Zu sorgen ist dabei aber von vornherein dafür, daß jeder Mieter den für ihn unentbehrlichen Anteil an allen sogen. Gemeinschaften, also an den Verbindungen (Zugängen, Fluren, Treppen, Aufzügen, Aborten ꝛc.) sowie an den zentralen Einrichtungen für Heizung, Beleuchtung, Be- und Entwässerung, Lieferung elektrischer oder Dampfkraft ꝛc., erhält.

Die in der Regel zur Erschließung des Hinterlandes großer Häuserblöcke in lebhaften Geschäftsgegenden und nebenbei zur Abkürzung der Verkehrswege angelegten Passagen dienen gewöhnlich dem Kleinhandel, ins-

besondere den auf den Fremdenverkehr spekulierenden Geschäften und pflegen deshalb auch mit Cafés, Restaurationen, Räumlichkeiten für Schaustellungen u. dgl. verbunden zu sein. Manche Städte, wie z. B. Leipzig, haben zahlreiche derartige Passagen (»Höfe«) aufzuweisen; besonders bekannte Beispiele befinden sich in Berlin (Kaisergalerie, Tafel II, Fig. 1) und in Mailand (Galeria Vittorio Emanuele). — Vgl. Goldschmidt, Kauf-, Waren- und Geschäftshäuser, in der »Baukunde des Architekten«, 2. Bd., 5. Teil (2. Aufl., Berl. 1902); Zaar im »Handbuch der Architektur«, 4. Teil, 2. Halbbd., Heft 2 (Stuttg. 1902); reiches Material in den von den betreffenden Architekten- und Ingenieurvereinen herausgegebenen Werken: »Berlin und seine Bauten« (Berl. 1896, 2 Bde.), »Hamburg« (Hamb. 1890), »Leipzig« (Leipz. 1892), »Frankfurt a. M.« (Frankf. 1886), »Köln« (Köln 1888) ꝛc.; die von Wasmuth herausgegebene Sammlung »Geschäfts- und Warenhäuser. Naturaufnahmen« (Berl. 1899, 25 Tafeln) u. a.

Kaufmann im Sinne des neuen Handelsgesetzbuches ist von Rechts wegen, wer ein Handelsgewerbe betreibt, betreiben läßt oder auch nur als Nebenbeschäftigung betreibt (Mußkaufmann). Ausgenommen hiervon sind ausdrücklich (§ 452 des Handelsgesetzbuches) das Deutsche Reich oder ein Bundesstaat bezüglich ihres Postbetriebs, ebenso Land- und Forstwirte bezüglich ihres mit ihrem Betriebe verbundenen Nebengewerbes, es sei denn, daß sie es freiwillig in das Handelsregister haben eintragen lassen, in welchem Falle sie gleichfalls Kaufleute sind (Kannkaufmann). Unter Handel im Sinne des Begriffes Handelsgewerbe versteht man eine auf den Umsatz von Waren gerichtete Tätigkeit, unter Gewerbe ein wirtschaftliches Unternehmen, dessen Ziel auf dauernden Gewinn, d. h. Überschuß über den Kostenaufwand, gerichtet ist. Damit das Betreiben eines Handelsgewerbes jemand zum K. mache, müssen die Geschäfte in dessen Namen abgeschlossen werden; nur der Geschäftsinhaber ist K., nicht dagegen im Gegensatz zum gewöhnlichen Sprachgebrauch, wer als Handlungsgehilfe, Prokurist, Direktor od. dgl. kaufmännische Arbeit leistet, auch nicht der stille Gesellschafter, ebensowenig das Mündel, für dessen Rechnung nur der Vormund in seinem eignen Namen das Gewerbe betreibt. Ferner macht nur ein rechtsgültiger Handelsgewerbebetrieb zum K.; man muß selbständig geschäftsfähig sein und bedarf andernfalls der Vertretung, Zustimmung oder Mitwirkung seines gesetzlichen Vertreters. Unter diesen Umständen kann also auch ein unmündiges Kind K. sein. Kraft notwendiger, d. h. durch das Registergericht erzwingbarer Eintragung ist endlich K. jeder Gewerbtreibende, dessen Betrieb nach Art und Umfang kaufmännisch eingerichtet und nicht land- oder forstwirtschaftlicher Natur ist (§ 2, 3), z. B. wer den Bergbau, eine Saline, Ziegelei, Baugewerbe, Güterhandel, eine Auskunftei ꝛc. betreibt (Sollkaufmann). Wegen der Stellung des Weibes s. Handelsfrau. Mit der obigen Begriffsbestimmung begnügt sich das Gesetz jedoch nicht. Es bestimmt noch des nähern, welche Gewerbebetriebe als Handelsgewerbe zu gelten haben (s. Handelsgewerbe). Demgemäß ist jetzt allgemein zu sagen: Wer weder Grundhandelsgeschäfte (s. Handelsgeschäfte) nach § 1, Abs. 2, betreibt, noch in das Handelsregister eingetragen ist, kann unter keinen Umständen K. sein. Wie seit alters unterscheidet man auch jetzt noch Vollkaufleute, d. h. Kaufleute, die alle gesetzlichen Rechte eines Kaufmanns genießen, aber auch alle Pflichten eines solchen erfüllen müssen, und Minderkaufleute, d. h. solche Personen, die zwar nach § 1 des Handelsgesetzbuches K. sind, deren Gewerbebetrieb (Handwerk ꝛc.) aber einen so geringen Umfang hat, daß er nicht über den Umfang des Kleingewerbes hinausgeht. Die hauptsächlichsten Pflichten des Vollkaufmanns betreffen die Führung der Firma (s. d.), der Handelsbücher (s. d.) und Handelskorrespondenz (s. d.), der Prokura (s. d.) ꝛc. Die für die Kaufleute gegebenen Vorschriften finden gemäß § 6 auch auf die Handelsgesellschaften (s. d.) Anwendung, und zwar gelten unter allen Umständen als Vollkaufleute die Aktiengesellschaft (§ 210, Abs. 2), die Kommanditgesellschaft (s. d.) auf Aktien (§ 320, Abs. 3 in Verbindung mit § 210, Abs. 2), die Gesellschaft mit beschränkter Haftung (das sie betreffende Gesetz § 13, Abs. 3) und die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaft (das sie betreffende Gesetz, § 17, Abs. 2, alle diese Paragraphen in Verbindung mit § 6, Abs. 2, des Handelsgesetzbuches). Ferner finden gemäß § 16 des Privatversicherungsgesetzes vom 12. Mai 1901 die in betreff der Kaufleute im ersten und dritten Buche des Handelsgesetzbuches gegebenen Vorschriften, mit Ausnahme der § 1—7 (Kaufleute), auf die Versicherungsvereine auf Gegenseitigkeit entsprechende Anwendung, soweit jenes Gesetz nicht ein andres bestimmt. Im Interesse der Sicherheit des Rechtsverkehrs ordnet § 5 des Handelsgesetzbuches an, daß jedermann, dessen Firma in das Handelsregister eingetragen ist, zu den Vollkaufleuten zählt, also alle für sie geltenden Vorschriften auf ihn Anwendung finden. Die für Kaufleute geltenden Bestimmungen kommen auch dann zur Anwendung, wenn Vorschriften des öffentlichen Rechts die Befugnis zum Gewerbebetrieb ausschließen oder von gewissen Voraussetzungen abhängig machen und diese nicht erfüllt sind (vgl. Reichsbeamtengesetz, § 16; Reichsmilitärgesetz, § 43; Gewerbeordnung, § 16, 29, 31, 33, 35, 43 ff., 55 ff.). Vgl. Steinhausen, Der K. in der deutschen Vergangenheit (Leipz. 1899); weitere Literatur s. Handelswissenschaften. — Ehrbarer Kaufmann, s. Kaufmannschaft.

Kaufmann, 1) Name einer berühmten Akustikerfamilie in Dresden. Johann Gottfried K. (Kauffmann), der Gründer der dortigen Fabrik selbstspielender Musikwerke, geb. 12. April 1751 in Siegmar bei Chemnitz, gest. 10. April 1818 in Frankfurt a. M., verfertigte namentlich Spiel- und Harfenuhren, erfand auch eine Flötenuhr und erregte mit seinen mechanischen Arbeiten großes Aufsehen. Seit Anfang des 19. Jahrh. unterstützte ihn dabei sein Sohn Friedrich K., geb. 5. Febr. 1785, gest. 1. Dez. 1866 in Dresden, der neben seinem großen Trompeten- und Paukenwerk (Salpingion) besonders durch sein Belloneon und seinen Trompeterautomaten sich einen Namen erwarb. Gemeinschaftlich konstruierten Vater und Sohn das Chordaulodion, das Harmonichord und das Symphonion (1839), den Vorläufer des von seinem Sohne Friedrich Theodor (geb. 9. April 1823, gest. 5. Febr. 1872) konstruierten Orchestrions, das namentlich 1850 in England Bewunderung erregte. Gegenwärtiger Inhaber des »Akustischen Kabinetts von K.« (F. Kaufmann u. Sohn) in Dresden ist Karl Theodor K., geb. 22. März 1867.

2) Christoph, originelle Figur aus der »Genieзeit«, geb. 14. Aug. 1753 in Winterthur, gest. 21. März 1795 in Berthelsdorf (Niederschlesien), studierte Medizin in Bern, beschäftigte sich aber bald ausschließlich mit den Basedowschen pädagogischen Reformbestrebungen und durchzog als Weltverbesserer, von Lava-

ter, der in seiner Physiognomik großes Wesen von ihm machte und ihm einen Platz gleich nach Christus gab, das Deutsche Reich, Hohen und Niedern, Weisen und Gelehrten eine Zeitlang imponierend, selbst dem Herzog Karl August und Goethe in Weimar, welch letzterer indessen ihn bald durchschaute. Ein wahrer Panurg, »alles könnend, was er will, alles wollend, was er kann«, gab er vor, mit einem frühern Menschenalter in Berührung gestanden zu haben und keines Schlafes zu bedürfen, lebte nur von Vegetabilien und Milch, vollbrachte als Arzt Wunderkuren, erzählte von seinen Heldentaten in Persien, unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel und forschte überall nach guten, kindlichen Menschen, zu deren Aufspürung er eine besondere Gabe zu besitzen behauptete, daher er in Maler Müllers »Faust« unter dem Namen »Gottes Spürhund« persifliert wurde. Schließlich erhielt er die Stelle eines Arztes bei den Herrnhutern. Vgl. Düntzer, Christoph K., der Apostel der Geniezeit (Leipz. 1882).

3) Alexander, Dichter, geb. 14. Mai 1817 in Bonn, gest. 1. Mai 1893 in Wertheim, studierte in Bonn die Rechte, leitete 1842—43 die Erziehung des Erbprinzen Karl zu Löwenstein, trieb dann in Berlin deutsche Altertumswissenschaft und lebte seit 1850 als fürstlich Löwensteinscher Archivrat in Wertheim a. M. K. gehört zu den Lieblingsdichtern des Rheinlandes. Seine innigen, frischen und lebensfreudigen Poesien erschienen unter den Titeln: »Gedichte« (Düsseld. 1852), »Mainsagen« (Aschaffenb. 1853; die »Quellenangaben« dazu Köln 1862) und »Unter den Reben« (Berl. 1871). Außerdem veröffentlichte er die Monographie »Cäsarius von Heisterbach« (2. Aufl., Köln 1862), aus dessen Werken er »Wunderbare und denkwürdige Geschichten« in Übersetzung herausgab (in den »Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein«, das. 1888—92, 2 Tle.); »Der Gartenbau im Mittelalter und während der Periode der Renaissance« (Berl. 1892) u. a.

Seine Gattin Mathilde, geborne Binder, geb. 5. Dez. 1835 in Nürnberg, ward durch Daumer zur Poesie geführt und machte sich zuerst unter dem Namen Amara George durch ihre schwermütigen »Blüten der Nacht«, Lieder und Dichtungen (Leipz. 1856), einen Namen. Darauf gab sie »Mythen und Sagen der Indianer Amerikas« (Düsseld. 1856) und nach ihrer Verheiratung (1857) »Mythoterpe. Mythen-, Sagen- und Legendenbuch« (gemeinsam mit ihrem Gatten und Daumer, Leipz. 1858) heraus. 1858 trat sie, fast gleichzeitig mit Daumer, doch ohne dessen Wissen, zur katholischen Kirche über. Sie lebt jetzt in Würzburg. Weitere Schriften von ihr sind: »Vor Tagesanbruch«, Novellen und Gedichte (Frankf. 1859); »Clara Maitland. Aus dem Leben eines Kindes« (anonym, Köln 1860); »Auf deutschem Boden«, Erzählung (Würzb. 1877); »Die Jungfrau von Orleans«, ein Lebensbild (das. 1877); »Sophie Swetchine« (Freiburg 1878); »Dissonanzen und Akkorde«, Roman (Mainz 1879); »Don Gabriel Garcia Moreno, Präsident der Republik Ecuador« (Freib. 1891) und die lyrische Anthologie: »Mutterliebe in Lust und Leid« (Würzb. 1887).

4) Konstantin von, russ. General, geb. 3. Mai 1818 in Maidani bei Iwangorod, gest. 16. Mai 1882 in Taschkent, Sohn eines russischen Generals aus einer holsteinischen Familie, trat 1838 als Ingenieurleutnant in die Armee, kämpfte 1843 im Kaukasus mit den Tscherkessen und zeichnete sich 1855 bei der Belagerung von Kars aus. Nach dem Frieden zum Stabe des Ingenieurkorps versetzt, wurde er 1857 Generalmajor, 1861 Kanzleidirektor im Kriegsministerium, 1865 Generalgouverneur in Wilna und 1867 in der neuerrichteten Provinz Turkistan, die er organisierte und gegen innere Aufstände wie äußere Feinde verteidigte. Am 20. Juni 1868 eroberte er auf einem Feldzuge gegen Bochara Samarkand. 1873 besetzte er in kurzem Feldzuge Chiwa 11. Juni, am 24. schloß er Frieden mit dem Chan, dem am 10. Okt. ein Vertrag mit Bochara folgte. 1875 unterwarf er Kokand. Auch Kuldscha nahm er ein, das 1881 China zurückgegeben wurde.

5) Georg Heinrich, Geschichtschreiber, geb. 9. Sept. 1842 zu Münden in Hannover, studierte in Halle und Göttingen (hier unter Waitz), war seit 1865 Lehrer am Gymnasium in Göttingen, seit 1872 am Lyzeum zu Straßburg i. Els. und wurde 1889 Professor der Geschichte an der Akademie in Münster, 1891 an der Universität Breslau. Er schrieb: »Die Werke des Cajus Sollius Apollinaris Sidonius als eine Quelle für die Geschichte seiner Zeit« (Götting. 1864); »Deutsche Geschichte bis auf Karl d. Gr.« (Leipz. 1880—81, 2 Bde.); »Die Geschichte der deutschen Universitäten« (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1888—96); »Die Legende vom heiligen ungenähten Rock in Trier und das Verbot der 4. Lateransynode« (Berl. 1892); »Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert« (das. 1900) u. a. Auch gab er mit Bauch und Reh »Akten und Urkunden der Universität Frankfurt a. O.« (Bresl. 1897 bis 1903, Heft 1—5) heraus.

6) Richard von, Nationalökonom, geb. 29. März 1850 in Köln, studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin Staatswissenschaften, war dann in einem Berliner Bankinstitut tätig, wurde 1879 Lehrer der Nationalökonomie an der landwirtschaftlichen Hochschule und Privatdozent an der Universität in Berlin und in demselben Jahre Professor an der Technischen Hochschule in Aachen; 1883 war er vorübergehend im Finanzministerium tätig und nahm gleichzeitig seine Lehrtätigkeit an der Berliner Universität wieder auf. 1889 wurde er Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. Er schrieb: »Die Zuckerindustrie« (Berl. 1878); »Die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen in den Staaten Europas« (das. 1879); »L'association douanière de l'Europe centrale« (Par. 1880); »Die Finanzen Frankreichs« (Leipz. 1882; franz. von Dulaure, Par. 1884); »Die Reform der Handels- und Gewerbekammern« (Berl. 1883); »Die öffentlichen Ausgaben der größern europäischen Länder nach ihrer Zweckbestimmung« (3. Aufl., Jena 1893); »Die Eisenbahnpolitik Frankreichs« (Stuttg. 1896, 2 Bde.; franz. von Hamon, Par. 1900). K. ist auch als Archäolog und durch Ausgrabungen bekannt, die er in Kleinasien, Nordsyrien und Ägypten veranlaßte.

7) David, jüd. Gelehrter und Literarhistoriker, geb. 7. Juni 1852 in Kojetein (Mähren), studierte am jüdisch-theologischen Seminar und an der Universität in Breslau und wurde 1877 als Professor an die Landesrabbinerschule in Budapest berufen. Er starb 7. Juli 1899 in Karlsbad. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Die Theologie des Bachja ibn Pakuda« (Wien 1874); »Geschichte der Attributenlehre in der jüdischen Religionsphilosophie des Mittelalters« (Gotha 1877); »Jehuda Halewi, Versuch einer Charakteristik« (Bresl. 1877); »Die Spuren Al-Batlajûsis in der jüdischen Religionsphilosophie« (Leipz. 1880); »Die Sinne. Beiträge zur Geschichte der Physiologie und Psychologie im Mittelalter« (das. 1884); »Samson Wertheimer« (Wien 1888; dazu »Urkundliches«, 1892); »Die letzte Vertreibung der Juden aus

Wien und Niederösterreich« (Wien 1889); »R. Jaïr Chajjim Bacharach und seine Ahnen« (Trier 1894); »Die Erstürnung Ofens« (das. 1895); »Aus Heinrich Heines Ahnensaal« (Bresl. 1896); »Die Memoiren der Glückel von Hameln« (Frankf. 1896); »Studien über Salomon Ibn Gabirol« (Budapest 1899). Aus dem Nachlaß S. Hellers gab er heraus: »Die echten hebräischen Melodien« (Trier 1893, 2. Aufl. 1903). Seit 1893 war er neben Bramm Mitherausgeber der von Frankel begründeten »Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums«. Vgl. Rosenthal, David K. (Sonderdruck aus dem »Gedenkbuch zur Erinnerung an D. K.«, Bresl. 1901); Krauß, David K. (Berl. 1901).

8) Mathilde, Dichterin, s. Kaufmann 3).

Kaufmännische Anweisung, s. Anweisung.

Kaufmännische Arithmetik, s. Arithmetik und Rechenkunst (Literatur).

Kaufmännische Korrespondenz, s. Handelskorrespondenz.

Kaufmännische Lehranstalten, s. Handelsschulen.

Kaufmännische Vereine, Vereinigungen von Kaufleuten, besonders von Handlungsgehilfen, die sowohl den Berufsinteressen als allgemeinen Bildungszwecken dienen. Die kaufmännischen Vereine, als deren ältester wohl der Verein junger Kaufleute in Stettin (gegründet 1687) angesehen werden darf, haben in Deutschland heute große Verbreitung. Die bedeutendsten sind: der Verein für Handlungskommis in Hamburg (gegründet 1858) mit (Ende 1903) 69,082 Mitgliedern und 265,327 Mk. Vermögen; der Verband deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig (1881) mit (Ende 1903) 62,438 Mitgliedern und 121,346 Mk. Vermögen; der Kaufmännische Verein in Frankfurt a. M. mit (Ende 1903) 15,174 Mitgliedern und 168,630 Mk. Vermögen; der Verein Merkur, Kaufmännischer Verein in Nürnberg, gegründet 1861, mit (Ende 1904) 5567 Mitgliedern und 145,403 Mk. Vermögen; der Kaufmännische Hilfsverein und der Verein junger Kaufleute in Berlin, der Verband reisender Kaufleute in Leipzig, der Verein deutscher Kaufleute in Berlin, der Verband der katholischen kaufmännischen Vereinigungen Deutschlands in Essen, der (antisemitische) Deutsch-nationale Handlungsgehilfen-Verband in Hamburg mit ca. 46,000 Mitgliedern u. a. In letzter Zeit sind auch Vereine für weibliche Handlungsgehilfen in mehreren großen Städten entstanden, von denen der Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte mit dem Sitz in Berlin und (Ende 1903) 16,474 Mitgliedern und rund 100,000 Mk. Vermögen der bedeutendste ist. Die Haupttätigkeit dieser und der andern kaufmännischen Vereine ist die Stellenvermittelung. Die Zahl der jährlich durch dieselben vermittelten Stellen beträgt 15—16,000, von denen relativ am meisten auf den Hamburger Verein entfallen. Zu ihrem Wirkungskreis gehört ferner die Gewährung von Unterstützungen, namentlich bei Stellenlosigkeit, die Errichtung von Kranken-, Witwen- und Pensionskassen. Auch in dieser Beziehung leistet der Hamburger Verein sehr viel; seine Pensionskasse mit Invaliden-, Alters-, Witwen- und Waisenversorgung hatte Ende 1903 über 8100 Versicherungen und 8,5 Mill. Mk. Kassavermögen. Aber auch kleinere Vereine leisten Anerkennenswertes; so hat der Verein junger Kaufleute von Berlin mit 4903 Mitgliedern und einem Vereinsvermögen von 345,467 Mk. bis Ende 1903 über 833,487 Mk. Unterstützungen ausbezahlt. Neben diesen Zwecken dienen die kaufmännischen Vereine der Pflege des gesellschaftlichen Lebens und der Förderung kaufmännischer und allgemeiner Bildung durch Bibliotheken, Zeitschriften, Unterrichtskurse, Vorträge, Vorlesungen ꝛc. Gerade diese letztere Tätigkeit veranlaßte eine allgemeine Organisation der kaufmännischen Vereine, indem 1876 sechs k. V. einen Mitteldeutschen Verband für öffentliche Vorträge gründeten, aus dem 1879 ein Deutscher Verband von Vereinen für öffentliche Vorträge, 1890 ein Deutscher Vortragsverband wurde. Im Januar 1905 gehörten dem Verband 250 Vereine an mit über 125,000 Mitgliedern. Verbandsvorsteher ist seit 1876 Edmund Lotz in Koburg. Der Verband hält regelmäßige jährliche Hauptversammlungen ab, auf denen die Rednerliste für die nächstfolgende Vortragszeit (Oktober bis April) festgestellt wird. Seit 1889 hat sich zur Pflege gemeinsamer Interessen der kaufmännischen Vereine zunächst innerhalb des Vortragsverbandes eine kaufmännische Abteilung unter dem Namen Deutscher Verband kaufmännischer Vereine und wieder innerhalb dieser Abteilung 1890 eine freie Vereinigung unter dem Namen: Stellenvermittelungsbund kaufmännischer Vereine gebildet, die sich seit 1893 selbständig gemacht und ihren Sitz in Frankfurt a. M. haben. Der Zweck letzterer Vereinigung ist einheitliche Regelung des Stellenvermittelungswesens für junge Kaufleute, Erleichterung für Stellesuchende und Anbahnung nützlicher Beziehungen zu ausländischen kaufmännischen Körperschaften. Der Deutsche Verband kaufmännischer Vereine zählte im Januar 1905: 114 Vereine mit etwa 95,000 Mitgliedern. Eine ähnliche, wenn auch lange nicht so große Verbreitung und Bedeutung haben die kaufmännischen Vereine in Österreich und der Schweiz, während dieselben in England und in den romanischen Ländern nur von untergeordneter Bedeutung sind. Zeitschriften: »Verbandsblätter des Verbands deutscher Handlungsgehilfen« (Leipz.), »Handelsstand« (Organ des 1858er Vereins in Hamburg); »Kaufmännische Zeitung«, amtliches Organ des Deutschen Verbandes kaufmännischer Vereine, herausgegeben vom Kaufmännischen Verein in Frankfurt a. M.; »Süddeutscher Merkur«, Monatsblatt des Vereins Merkur, Kaufmännischen Vereins in Nürnberg und der ihm angeschlossenen kaufmännischen Vereine; »Deutsche Handelswacht«, Organ des deutschnationalen Handelsverbandes (Hamb.); »Zeitschrift für weibliche Handlungsgehilfen« (Berl.); »Kaufmännische Rundschau«, Organ des Verbandes deutscher Kaufleute (das.) u. a.; dann die Rundschreiben des Deutschen Vortragsverbandes und des Deutschen Verbandes kaufmännischer Vereine sowie die Jahresberichte der kaufmännischen Vereine.

Kaufmännische Verpflichtungsscheine, s. Verpflichtungsscheine.

Kaufmannschaft, die Vereinigung aller Kaufleute eines Ortes. In Berlin, Magdeburg, Königsberg, Danzig, Stettin, Elbing, Tilsit und Memel sind den kaufmännischen Korporationen dieselben Rechte wie den Handelskammern (s. d.) beigelegt. An Altona ist die entsprechende kaufmännische Korporation das Kommerzkollegium (s. d.). In Süddeutschland nennt man solche Körperschaften Handelsgremien. In Hamburg heißt das Gremium der zur See handelnden Kaufleute »ein ehrbarer Kaufmann«.

Kaufmannschaften, im Seehandel soviel wie Kaufmannsgüter.

Kaufmannsgerichte, staatliche, im Namen des Landesfürsten Recht sprechende Gerichte, die zur Ent-

scheidung von Streitigkeiten aus dem Dienst- oder Lehrverhältnis zwischen Kaufleuten einerseits und ihren Handlungsgehilfen oder Handlungslehrlingen anderseits berufen sind. Der Ruf nach Sondergerichten wird in Deutschland lauter und lauter, und nicht zum Vorteil Deutschlands wird der ordentlichen Rechtsprechung ein Gebiet nach dem andern entzogen. Schon bei Beratung des Gewerbegerichts-Gesetzentwurfs 1890 wurde im Reichstag der Antrag gestellt, ihre Zuständigkeit auf die Streitigkeiten der Handlungsgehilfen mit den Prinzipalen auszudehnen. 1897 wurden sodann die verbündeten Regierungen im Reichstag durch eine Resolution (7. April) ersucht, baldtunlichst die Vorlegung eines Gesetzentwurfs zu veranlassen, wonach zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Prinzipalen einerseits und Handlungsgehilfen und Handlungslehrlingen anderseits kaufmännische Schiedsgerichte zu errichten seien. Die Juristenwelt warnte in Wort und Schrift vor der durch Schaffung von Kaufmannsgerichten entstehenden weitern Abbröckelung der Rechtseinheit und wies auf die dadurch entstehende Zersplitterung der Rechtspflege hin. Insonderheit bestand keine Einigkeit über die Organisation dieser neuen Gerichte, indem die einen deren Angliederung an die Amtsgerichte, die andern aber Anschluß an die Gewerbegerichte, die insonderheit als Einigungs- und Vermittelungsämter sich trefflich bewährt haben, befürworteten. Trotz dieser Meinungsverschiedenheiten und trotz der nicht unberechtigten Bedenken gegen die Schaffung neuer Sondergerichte gelangte 1903 an den Bundesrat ein Gesetzentwurf, betreffend K., der jedoch dem Reichstag nicht vorgelegt wurde. Am 8. Jan. 1904 endlich, nachdem in der Fach- und Tagespresse über die Organisation dieser neuen Gerichte die lebhaftesten Auseinandersetzungen stattgefunden hatten und dadurch den Juristen und den Laien genügend Gelegenheit gegeben worden war, ihre Wünsche geltend zu machen, legte der Bundesrat dem Reichstag den Entwurf eines Gesetzes, betreffend K., nebst Begründung vor. Nach der Beratung im Reichstag wurde der Entwurf einer Kommission von 21 Mitgliedern überwiesen, von dieser in 12 Sitzungen erledigt und in eine zweite Beratung desselben im Reichstag eingetreten, in der insonderheit die Frage des aktiven und passiven Wahlrechts der Frauen sowie die von der Kommission beschlossene Herabsetzung des Alters der Wähler und Beisitzer zu lebhaften Erörterungen führten, so daß schließlich seitens des Bundesrats erklärt wurde, daß an seine Zustimmung zu dem Gesetze nur zu denken sei, wenn nach dieser Richtung hin die Regierungsvorlage wiederhergestellt würde. Endlich fand jedoch der Kompromißantrag Beck-Henning-Trimborn so viel Zustimmung, daß in der dritten Lesung vom 16. Juni 1904 das Gesetz Annahme fand; der Bundesrat sanktionierte es in seiner Sitzung vom 31. Juni. Im Reichsgesetzblatt wurde das Gesetz, betreffend K., unterm 6. Juli 1904 veröffentlicht, in Kraft ist es 1. Jan. 1905 getreten.

Es umfaßt 22 Paragraphen, von denen § 1—15 die Errichtung und Zusammensetzung der K., § 16 und 17 das Verfahren, § 18 die Gutachten und Anträge der K., § 19 das Verfahren vor dem Gemeindevorsteher und § 20—22 einige Schlußbestimmungen behandeln. Errichtet muß ein Kaufmannsgericht werden für Gemeinden, die mehr als 20,000 Einw. haben, jedoch können sich mehrere derartige Gemeinden zur Errichtung eines gemeinsamen Kaufmannsgerichts für ihre Bezirke vereinigen. Ist das Bedürfnis vorhanden, z. B. wenn in einem Ort besonders reger Handelsverkehr ist, so kann auch für Orte mit weniger als 20,000 Einw. nach Anhörung mehrerer beteiligter Kaufleute und Handlungsgehilfen durch Ortsstatut zur Errichtung eines Kaufmannsgerichtes geschritten werden (§ 1 und 2). Der Entscheidung der K. unterstehen alle Streitigkeiten aus dem Dienst- oder Lehrverhältnis zwischen Kaufleuten und deren Handlungsgehilfen oder Handlungslehrlingen, jedoch findet das Gesetz keine Anwendung auf Handlungsgehilfen mit mehr als 5000 Mk. Gehalt und auf Apothekergehilfen und -Lehrlinge (§ 1 und 4). Zu entscheiden haben die K., wenn die Streitigkeiten zwischen den obengenannten Personenklassen betreffen: 1) Antritt, Fortsetzung oder Auflösung des Dienst- oder Lehrverhältnisses, Inhalt oder Aushändigung des Zeugnisses; 2) Leistungen aus dem Dienst- oder Lehrverhältnis; 3) Rückgabe von Sicherheiten, Zeugnissen, Legitimationspapieren oder andern Gegenständen, die aus Anlaß des Dienst- oder Lehrverhältnisses übergeben wurden; 4) Ansprüche auf Schadenersatz oder auf eine Konventionalstrafe sowie wegen unrichtiger oder gesetzwidriger Eintragungen in Zeugnissen, Krankenkassenbüchern oder Quittungskarten der Invalidenversicherung; 5) Berechnung und Anrechnung der von den Handlungsgehilfen oder -Lehrlingen zu zahlenden Krankenversicherungsbeiträge oder Eintrittsgelder; 6) Ansprüche wegen Verletzung der Konkurrenzklausel (s. d.), § 5. Alle diese Streitigkeiten müssen vor dem Kaufmannsgericht ausgetragen werden (§ 6). Die Kosten der Einrichtung und Unterhaltung der K. haben die betreffenden Gemeinden zu tragen. Die Gebühren, Kosten und Strafen bilden die Einnahmen der K. Ihre Zusammensetzung erfolgt durch ein Statut, jedenfalls aber sind mindestens ein Vorsitzender und Stellvertreter sowie vier Beisitzer zu bestellen (§ 9), von der Landesjustizverwaltung als Vorsitzender und dessen Stellvertreter soll jedoch für gewöhnlich eine Person gewählt werden, die das Richtereramen bestanden oder die Fähigkeit zum höhern Verwaltungsdienst hat, auf Antrag einer Gemeinde kann auch das Mitglied eines ordentlichen Gerichts (Amts-, Landrichter ꝛc.) zum Vorsitzenden bestimmt werden (§ 11). Besteht an dem betreffenden Orte bereits ein Gewerbegericht, so sind tunlichst dessen Vorsitzender und Stellvertreter auch für das Kaufmannsgericht zu bestellen und gemeinsame Einrichtungen für die Gerichtsschreiberei, die Sitzungsräume ꝛc. zu treffen (§ 9). Die Wahl des Vorsitzenden und seines Stellvertreters erfolgt durch den Magistrat oder durch die Gemeindevertretung oder die Vertretung des weitern Kommunalverbandes auf mindestens ein Jahr und bedarf der Bestätigung durch die höhere Verwaltungsbehörde (§ 11). Die Beisitzer sind zur Hälfte aus den Kaufleuten, die mindestens einen Handlungsgehilfen oder -Lehrling beschäftigen, zur Hälfte aus den Handlungsgehilfen in unmittelbarer, geheimer Wahl (s. Wahl), teils durch die soeben näher bezeichnete Kategorie von Kaufleuten, teils durch die Handlungsgehilfen zu wählen, und zwar auf mindestens ein und höchstens sechs Jahre (§ 12). Nicht gewählt werden können: 1) Personen weiblichen Geschlechts, 2) Ausländer, 3) Personen, denen die Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter durch Strafurteil aberkannt wurde, 4) Personen, gegen die das Hauptverfahren wegen eines Verbrechens oder Vergehens eröffnet ist, das die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte oder die Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter zur Folge haben kann, 5) Personen, die durch gerichtliche Anordnung in der Verfügung

über ihr Vermögen beschränkt sind (Entmündigte ꝛc.); außerdem sollen möglichst nur Personen berufen werden, die 30 Jahre alt sind und im letzten Jahre keine Armenunterstützung genossen und dieselbe nicht etwa zurückerstattet haben. Von den Beisitzern wird außerdem noch verlangt, daß sie im Bezirk des betreffenden Kaufmannsgerichts seit mindestens zwei Jahren eine Handelsniederlassung haben, bez. dort beschäftigt sind (§ 11). Wahlberechtigt sind alle Personen, die im Bezirk des Kaufmannsgerichts eine Handelsniederlassung haben, bez. dort beschäftigt sind, das 25. Lebensjahr vollendet haben und nicht zu den nicht wählbaren Personen gehören (§ 14). Vorstand von Aktiengesellschaften, eingetragenen Genossenschaften ꝛc. sind gleichfalls wählbar und können wählen (§ 14). Das Verfahren richtet sich nach dem der Gewerbegerichte (s. d.), Berufung gegen die Urteile der K. ist jedoch nur zulässig, wenn der Streitwert 300 Mk. übersteigt (§ 16). Bei Streitigkeiten über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme des Dienst- oder Lehrverhältnisses kann das Kaufmannsgericht als Einigungsamt angerufen werden (§ 17). Zur Abgabe von Gutachten über das kaufmännische Dienst- oder Lehrverhältnis ist das Kaufmannsgericht auf Ansuchen der Staatsbehörden sowie des Vorstandes des Kommunalverbandes, für den es errichtet ist, verpflichtet, ebenso ist es berechtigt, in den bezeichneten Fragen Anträge an Behörden ꝛc. zu stellen. Falls kein zuständiges Kaufmannsgericht vorhanden ist, hat auf Anruf einer Partei der Gemeindevorsteher, in dessen Bezirk die streitige Verpflichtung aus dem Dienst- oder Lohnverhältnis zu erfüllen ist, sich die Handelsniederlassung des Kaufmanns befindet oder beide Parteien ihren Wohnsitz haben, eine vorläufige Entscheidung zu treffen (§ 18). Wie beim Gewerbegericht, sind auch beim Kaufmannsgericht Rechtsanwalte oder Personen, die das Verhandeln vor Gericht geschäftsmäßig betreiben (Rechtskonsulenten ꝛc.), als Prozeßbevollmächtigte oder Beistände ausgeschlossen. Vgl. die Ausgaben des Gesetzes von Apt (3. Aufl., Berl. 1905), Hirsekorn (Leipz.), Kulka (das.), L. Müller (das.), Menzinger u. Prenner (Münch.), M. v. Schulz (Jena) u. a.; Graef, Die K., ihre Verfassung und ihr Verfahren (Leipz. 1904); Lipinski, Das Recht und der Rechtsweg der Handlungsgehilfen (das. 1904); Wolff, Die K. (das. 1905).

Kaufmannsgilde, freie genossenschaftliche Vereinigung von Kaufleuten im Mittelalter, besonders in England stark verbreitet u. mächtig entwickelt. S. Gilde.

Kaufmannsgut, soviel wie Handelsgut (s. d.).

Kaufmannslehrling, s. Handlungslehrling.

Kaufschilling (Kaufpreis), s. Kauf, S. 763.

Kauf »über die Hand«, s. Viehkauf.

Kaufungen, 1) Dorf in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Rochlitz, hat eine evang. Kirche, ein Rittergut mit altem Schloß, Stammschloß des durch den Sächsischen Prinzenraub (s. d.) bekannten Kunz von K. (s. Kauffungen), Hopfenbau und (1900) 930 Einw. — 2) Ehemaliges Benediktiner-Nonnenkloster in Hessen, s. Oberkaufungen.

Kaufunger Wald, Glied des hessischen Buntsandsteingebirges in den Provinzen Hessen-Nassau und Hannover, bildet ein breites, stark bewaldetes Plateau zwischen Werra und Fulda vor deren Vereinigung und steigt im Bilstein zu 640 m an. S. Karte »Hessen-Nassau«.

Kaufvertrag, s. Kauf.

Kaufzink, Zink in Blöcken.

Kauharz, s. Kaumittel.

Kaukamm, im sächs. Bergbau eine leichte Zimmerart.

Kaukasien (hierzu Karte »Kaukasien«), russ. Generalgouvernement im westlichen Asien (von einigen auch zu Europa gerechnet), der Isthmus zwischen dem Asowschen und Schwarzen Meer im W., dem Kaspischen Meer im O. und beiderseits des Kaukasus. Die politische Grenze wird im N. von den Flüssen Jeja, Jegorlyk, Manytsch und Geiduk gebildet; im S. läuft sie von Astara am Kaspischen Meer in nordwestlicher Hauptrichtung bis zum Karadulinischen Posten am Araxes, folgt dann diesem Fluß bis in die Nähe des Großen Ararat und zieht wieder in nordwestlicher Hauptrichtung weiter, bis sie bei Kap Kopmusch das Schwarze Meer erreicht. Der Flächeninhalt dieses Gebietes beträgt 473,227 qkm. Die Küste des Asowschen und Schwarzen Meeres hat 1065 km, die des Kaspischen Meeres 978 km Länge; der Isthmus ist an seiner schmalsten Stelle 535 km breit.

[Bodengestaltung, Geologisches.] Das Land wird durch eine von Sümpfen und salzigen Lagunen gebildete Einsenkung, die parallel mit dem Kaukasus in mehr als 200 km Entfernung von ihm vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer zieht, gegen das nördlich davon liegende Gouv. Astrachan und das Land der Donischen Kosaken scharf abgegrenzt. Die gleichmäßige Ebene der Pontisch-kaspischen Niederung füllt den größten Teil des Gouv. Stawropol und des Kubangebietes aus; sie ist längs des Mittellaufs des Kuban und Terek schwarzerdig und wird von einer gewerbtätigen, arbeitsamen Bevölkerung bewohnt. Einförmig und armselig dagegen sind die sich anschließenden Salzsteppen des Stawropoler Gouvernements. Noch dürftiger sind die transkaukasischen Sand- und Steinsteppen, die in beschränkter Ausdehnung in der untern Talstufe des Araxes und der Kura sowie am Ufer des Kaspischen Meeres in der Umgebung von Baku vorkommen. Seinen Namen trägt das Land nach dem Gebirgssystem des Kaukasus, das, den größten Teil des zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere liegenden Gebietes einnehmend, von Anapa am Schwarzen nach Baku am Kaspischen Meer in der Richtung von WNW. nach OSO. sich erstreckt. Es besteht aus dem Großen Kaukasus und dem Transkaukasischen Hochland oder Pontisch-armenischen Hochland; beide stehen durch den Gebirgsstock des Meskischen Gebirges in Verbindung. Der Große Kaukasus, ein steil aufgebautes Kamm- und Kettengebirge, sendet nach N. seine Vorberge bis zum Oberlauf des Kuban und Terek und fällt nach S. zum Rion und zur Kuraebene steiler ab. Zur mächtigsten Entwickelung gelangt er zwischen seinen höchsten, der Hauptkette im N. vorgelagerten, aus vulkanischem Gestein aufgebauten Punkten, dem zweigipfeligen Elbrus (5629 und 5593 m), dessen Fuß in 2488 m Höhe liegt, und dem östlicher gelegenen und aus einer Höhe von 1772 m aufsteigenden, 5043 m hohen Kasbek. An der Stelle der höchsten Erhebung bietet der Große Kaukasus die geringste Breite und die größte Zugänglichkeit und Wegbarkeit. Die mittlere, 3000—5150 m hohe Hauptkette besteht in ihrem zentralen Teile vorzugsweise aus Gneis, kristallinischen Schiefern und Granit, die im Gebiete des Elbrus und des Kasbek von einzelnen vulkanischen Kegeln durchbrochen werden, denen Lavaströme von zum Teil sehr beträchtlicher Mächtigkeit entflossen. An dem Südabhang der Hauptkette zwischen Elbrus und Kasbek und östlich von den letztern lagern über dem altkristallinischen Gebirge oberkarbonische Fusulinenkalke. In den der Hauptkette parallelen, immer niedriger werdenden Nebenketten herrschen

KAUKASIEN.
Maßstab 1:4000000
Kilometer
Russisches Reich
Türkisches Reich
Persien
Gouvernements u. Gebiete deren Namen in der Karte nicht aufgeführt sind, führen die Namen ihrer unterstrichenen Hauptorte
Eisenbahnen.
Hauptstraßen.
Völkernamen. Höhen in Metern.
Östl. Länge von Green
SCHWARZES MEER
KUBAN - GEBIET
BEZ. DES SCHWARZ. MEERES
Asowsches M.
Stawropol
Maikop
Jekaterinodar
Armawir
Pjatigorsk
Batalpaschinsk
Kisslowodsk
Elbrus
Mingrelien
Kutais
Poti
Batum
Osurgeti
Achalzich
Artwin
Ardahan
Kars
Trapezunt
Gümüschchane
Baiburt
Karahissar
Ersingjan
Erserum
Wan See
Musch
Bitlis
Bingol-D.
Melasgerd
Noworossijsk
Anapa
Suchumkale
Gagri
Pitsunda
Kobuleti
Nikolaja
Rize
Tirebolu
Ordu
38
40
42
44
K U R D I S T

Bibliog

tut in Leipzig.

dagegen jurassische Sedimente, die mehrfach Flöze brauchbarer Steinkohlen eingelagert enthalten, und weiterhin nach N. und nach S., nach W. und nach O. mächtige Ablagerungen der Kreide und des Tertiärs (besonders Nummulitenkalke). Eigentümlich sind die durch Hebungen und Senkungen einzelner Gebirgsteile entstandenen Gebirgskessel, Sammelbecken von Wasseradern, denen auf der Nordseite der Terek, Kuban 2c. entströmen. Zum schmalen Hauptkamm führen steile Quertäler hinan. Von den das Gebirge überschreitenden Pässen sind die wichtigsten der 3505 m hohe Marukhpaß bei der Bsyhquelle, der 2962 m hohe Nacharpaß bei den Kubanquellen; die das Meskische Gebirge überschreitende Eisenbahn erreicht den Höhepunkt von 975 m; der Krestowaja-(Kreuz-)Paß, der Kasbek- oder Darjalpaß, über den die Grusinische Heerstraße (s. d.) führt, ist 2431 m hoch. Das Meskische Gebirge scheidet das Becken des Rion von dem der Kura und verläuft in meridionaler Richtung. Das pontisch-armenische Hochland bildet Parallelketten; zahlreiche Senkungen gestatten den Wassern das Abfließen nach allen Richtungen und dem Verkehr durch tiefe Einschnitte vielseitige Beweglichkeit. Die Bergflächen sind mit einer Lavadecke überzogen, die, dem Gebirge weichere Formen verleihend, durch ihre fortschreitende Verwitterung einen sehr üppigen Graswuchs bedingt. Das Hochland bietet weite Weidetriften, die Täler sind sehr fruchtbar. Der Große Ararat (s. d.) ist 5165 m und der neben ihm im SO. gelegene Kleine Ararat 4030 m hoch. Der 4098 m hohe Alagös erhebt sich nördlich davon. Von den zahlreichen Gletschern ist der Karagomgletscher in der Adai-Chochgruppe im Großen Kaukasus der längste (16—19 km), er steigt bis zu 1740 m herab. An der Südseite vereinigen sich der Uschba- und Gwaldagletscher in 1800 m Seehöhe. Man schätzt die Gesamtfläche der Gletscher auf 1760 qkm; auf dem Nordabhang reichen sie bis 1740 m, auf dem Südabhang bis 2130 m Höhe herab. Die Schneegrenze des Großen Kaukasus liegt auf dem Südabhang im W. 2925 m, im mittlern Teil 3230 m, im O. 3670 m hoch; am Nordabhang liegt sie um 300—450 m höher. Für den Kleinen Kaukasus wird sie zu 3717 m geschätzt. In den breitern Tälern des Kuban, Terek, Rion und der Kura sowie in denen ihrer größern Nebenflüsse haben tertiäre und quartäre Bildungen eine große Verbreitung.

Die Metallförderung dieses russischen Reichsteils ist mannigfaltig, leidet aber durch Mangel an Kapitalien, Verkehrsstraßen und durch hohe Bahntarife. Viele Werke stehen still. Kupfer (Kedabek, Achtala u. a.) wurde 1902 gefördert 6,641,292 Pud und 213,274 Pud geschmolzen, die häufig vorkommenden Eisenerze werden kaum verarbeitet. Quecksilber wurde im Jahr 1898: 6000 Pud gewonnen. Der Betrieb steht jetzt still. Die Ausbeute an Schwefel betrug 1902: 160,000 Pud. Am wichtigsten unter den Erzen allerdings blieben die großen Manganflöze im Tal der Kwirila, eines Zuflusses des Rion. Man förderte 1902: 24,943,315 Pud. Die Zementwerke bei Noworossijsk und im Gouv. Elisabethpol (Jelissawetpol) erhöhen ihre Produktion von Jahr zu Jahr. Steinkohlenlager (zutageliegend) finden sich im Riongebiet (Tschiaturi) und sind neuerdings bei Otschemtschiri (Suchum) am Schwarzen Meer entdeckt worden, die am Kuban sind unbedeutend. 1902 wurden gefördert: 2,974,308 Pud. An vielen Stellen entströmen der Erde heiße und kalte Schwefelquellen mit Temperaturen von 32,5—69°, ebenso Eisensäuerlinge 2c. Berühmte Badeorte sind die Gruppe bei Pjätigorsk im N., Tiflis, Borschom, Abas-Tuman im S. Die Ausfuhr von Mineralwässern wächst (Narsan, Borschom). Große Mengen Steinsalz (1902: 3,083,082), das wie die Kohle zutage liegt, liefern Kaghsman, Kulpi und Nachitschewan im S. des armenischen Hochlandes. Jedoch werden alle genannten Produkte des Mineralreichs überwogen durch die Weltindustrie der Naphthagewinnung bei Baku bis hinauf nach Petrowsk und bei Grosnaja. Die Ausbeute betrug 1902: 705,912,959 Pud. Die steigende Nachfrage nach Masut (Rückstände der Naphtharaffinierung) als billiges Beheizungsmittel für Dampfmaschinen 2c. hat eine weitgreifende Neubelebung der Naphthaindustrie bewirkt, ebenso die Anlage einer Röhrenleitung von Baku nach Batum.

Das Wassersystem hat im Großen Kaukasus einen andern Charakter als in dem im S. ihm gegenüberliegenden armenischen Hochland, dessen Fortsetzung nach W. das pontische Gebirge bildet. Größere Süßwasserseen fehlen ersterm fast ganz, desto häufiger sind sie südlich von Tiflis in Armenien. Doch haben hier viele Seen auch Salzwasser. Der größte See ist der in 1931 m Höhe liegende Goktscha (1393 qkm). Im Großen Kaukasus sind die Flüsse im Oberlauf sehr wild, führen eine Unmasse von Geröll und graben sich in tiefe Schluchten ein, erst am Fuß der Gebirge mäßigen sie ihre Strömung. Die Flüsse des armenischen Hochlandes entsprechen dem topographischen Charakter der Landschaft, die zahlreiche Mulden aufweist. Sie laufen ziemlich träge bis zum Randgebirge, das sie dann mit großer Kraft durchbrechen, um in mäßigem Lauf in der Ebene weiter zu eilen. In das Kaspische Meer ergießen sich die Kuma, der Terek, der aus der Vereinigung von vier, Koisu genannten Flüssen entstehende Sulak, der Samur, die auf dem armenischen Hochland entspringende, 1000 km lange Kura mit ihrem Zufluß Araxes, während der am Elbrus entspringende Kuban im N., der Ingur und Rion im S. sowie der aus Armenien kommende Tschoroch dem Schwarzen Meer zueilen.

[Klima, Pflanzen- und Tierwelt.] Die Nordseite Kaukasiens ist namentlich im Winter kalt, da die östlichen und nordöstlichen Winde freien Zutritt haben, während die Südwinde abgehalten werden. Temperatur: Wladikawkas (Nordseite, 680 m) im Jahr 8,5°, kältester Monat Januar —4,8°, wärmster Juli 20,2°; Tiflis (Südseite, 430 m) im Jahr 12,7°, kältester Monat Januar 0,2°, wärmster Juli 24,5°, mittlere Jahresextreme 35,9° und —12,0°; Gudaur (2160 m) im Jahr 3,9°, kältester Monat Januar —6,7°, wärmster Monat August 14°. Die Regenmenge wächst von O. nach W. wie mit der Höhe von 50 auf 140 cm: Wladikawkas 82, Tiflis 49, Gudaur 139 cm. Temperaturabnahme für je 100 m Erhebung (im Jahr): Nordseite 0,58°, Südseite 0,43°; Schneelinie: Nordabhang 4400 m, Südabhang 4300 m.

Die kaukasische Wald- und Hochgebirgsregion gliedert sich in nicht scharf ausgesprochener Weise in eine Laub- und Nadelwaldformation mit darauf folgender alpiner Vegetation. Der über den Steppen beginnende Wald ist in seinen untern Beständen vorwiegend aus Arten wärmerer Klimate gebildet, worüber dann die gemischten und endlich die reinen Nadelwaldbestände von borealem Charakter folgen. Die Wiesengräser sind meist mitteleuropäische Arten. Charakteristische Pflanzenformen sind in den untern Regionen am Südabhange des Gebirges (Mingrelien): Lorbeerarten, Buxus sempervirens, Cistus salvifolius, Rhus cotinus, Prunus Laurocerasus. Kultiviert werden hier der Weinstock (bis 975 m), die Kastanie

(bis 1100 m) und der Walnußbaum, der auch wild wächst (bis 1415 m). Daran schließt sich die Zone der Roggen- und Gerstenkultur bis 1800 m. Noch höher hinauf reicht die Birke, die ihre obere Grenze erst in der Strauchregion bei 2450 m findet. Weitere Charakterbäume sind Carpinus, Fraxinus, Acer Pseudoplatanus, Fagus silvatica, Pterocarya caucasica, Corylus colurna, Picea orientalis und die schöne Abies Nordmanniana, die Höhen bis 2100 m bekleidet. Darauf folgen Gesträuche und Staudenmatten, deren Hauptschmuck großblumige Rhododendron-Arten (R. caucasicum, R. ponticum und R. flavum) bilden. Alpenmatten folgen schließlich bis zur Schneegrenze. Sie setzen sich zusammen aus Arten der Gattungen Alsine Draba, Campanula, Gentiana, Primula und Saxifraga. Vgl. Radde, Grundzüge der Pflanzenverbreitung in den Kaukasusländern (Leipz. 1899).

Die Tierwelt Kaukasiens, das zoogeographisch zur europäischen Subregion der paläarktischen Region zählt, ist sehr artenreich. Der Kaukasus besitzt eine eigne Art Steinbock (Capra caucasica), außerdem finden sich hier die Bezoarziege (Capra aegagrus) und von Raubtieren Bären, Füchse, Luchs, Marder ꝛc.; in den Steppen lebt der Wolf, und von Nagern ist der Springhase bemerkbar. Im S. findet sich, von Persien herkommend, noch der Tiger, außerdem der Panther. Die Vögel sind im Gebirge durch Raubvögel, darunter Adler und Lämmergeier, an den Seen und Sümpfen durch Wasservögel, Enten, Pelikane, Flamingo, vertreten. An Schlangen ist K. sehr reich. Eine Landplage sind Heuschreckenschwärme und Stechfliegen. Im Kaspischen Meere lebt ein Seehund (Phoca caspica); das Kaspische wie das Schwarze Meer sind sehr reich an Fischen, unter denen als kostbarer Speisefisch der Sterlett (Acipenser ruthenus) voransteht. Von den Haustieren Kaukasiens hat die Seidenraupe als das wichtigste zu gelten, indem K. zu den hervorragendsten Seidenproduktionsländern der Welt gehört; Transkaukasien führt jährlich mindestens 400,000 kg Rohseide aus.

[Bevölkerung.] Nach der ersten allgemeinen Volkszählung im russischen Reich vom 28. Jan. (9. Febr.) 1897 betrug die Bevölkerung des Generalgouvernements:

Gouvernements und Gebiete	Männlich	Weiblich	Zusammen	Auf 1 qkm	Zuwachs[1]
Gouv. Baku	457 030	369 776	826 806	20	11
„ Daghestan	283 215	288 166	571 381	17	—1
„ Eriwan	441 947	387 603	829 550	29	20
„ Jelissawetpol	479 943	398 242	878 185	19	20
„ Kars	160 571	130 083	290 654	15	68
Kubangebiet	973 264	946 133	1 919 397	20	55
Gouv. Kutais	548 486	508 757	1 057 243	31	16
„ Stawropol	444 961	428 844	873 805	16	32
Terekgebiet	484 262	448 056	932 341	12	35
Gouv. Tiflis mit Bezirk Sakatali	577 775	476 475	1 053 250	31 / 20	16 / 9
Schwarz. Meer-Gouv.	34 776	22 702	57 478	8	200
Zusammen:	4 886 230	4 404 867	9 291 090	19	27

[1] Seit 1886 in Prozenten.

Auf 100 Männer kommen im ganzen Generalgouvernement 89,5 Frauen, die wenigsten im Schwarzen Meer-Gouvernement (65,5), die meisten im Kubangebiet (97,2). Die bedeutendsten Städte sind Tiflis mit 160,645, Baku mit 112,253, Jekaterinodar mit 65,697, Wladikawkas mit 43,843, Stawropol mit 41,621, Maikop mit 34,191, Jelissawetpol mit 33,090, Kutais mit 32,492, Eriwan mit 29,033, Batum mit 28,512, Kars mit 20,891 Einw. Ziskaukasien hat danach auf 221,447 qkm 3,725,543 Einw. (1,902,487 männlich, 1,823,056 weiblich), also 17 auf 1 qkm, Transkaukasien mit Daghestan dagegen auf 251,780 qkm 5,565,547 Einw. (2,983,743 männlich, 2,581,804 weiblich), also 22 auf 1 qkm.

Nach der seit Sagurskys angenommenen Einteilung ist die außerordentlich gemischte Bevölkerung Kaukasiens folgendermaßen zusammengesetzt (die Zählung stammt von 1886):

	Ziskaukasien	Transkaukasien	Zusammen
I. Mittelländische Rasse.			
1) Indoeuropäer:			
Russen	2 070 000	122 364	2 192 364
Deutsche	12 148	9 356	21 504
Griechen	1 600	55 707	57 307
Armenier	35 900	939 131	975 031
Osseten	80 669	76 445	157 114
Kurden	—	100 043	100 043
2) Bergvölker:			
Tschetschenzen	240 000	3 418	243 418
Tscherkessen	110 000	1 478	111 478
Abchasen	12 000	60 445	72 445
Lesghier	17 000	596 831	613 831
3) Karthwelier:			
Grusiner, Imeritiner, Mingrelier ꝛc.	—	1 201 254	1 201 254
4) Juden	12 000	31 386	43 386
II. Mongolische Rasse.			
Türken und Tataren	142 000	1 306 306	1 446 306
Kalmücken	11 837	—	11 837
Esthen und Mordwinen	—	1 376	1 376

Während in Ziskaukasien die Geschlechter numerisch sich ziemlich gleichstehen, fällt in Transkaukasien das große Zahlenübergewicht der männlichen Bevölkerung über die weibliche auf; 2,983,743 männliche gegen 2,581,804 weibliche, d. h. 100:86; und während Ziskaukasien im ganzen russisch ist, erscheint Transkaukasien nicht russisch im ethnographischen Sinne des Wortes. Das stärkste Bevölkerungselement Kaukasiens sind jetzt die Russen mit 2,192,364 Köpfen. Noch ist der slawische Stamm vertreten durch 3308 Polen, 920 Tschechen u. a. Die deutschen Ansiedler (21,504) stammen meist aus Württemberg. Die letzten derselben kamen 1848 in K. an. Jetzt bestehen in Transkaukasien 9 deutsche Kolonien, im Kreis Tiflis fünf: Petersdorf (135 Einw.), Freudenthal (82), Marienfeld (300), Alexandersdorf (365) und Elisabetthal (1043), im Kreis Bortschalo zwei: Alexandershilf (286) und Katharinenfeld (1096), im Kreis Jelissawetpol drei: Helenendorf (1629), Annenfeld (356) und Georgsfeld (ca. 400). Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, in einigen Kolonien bedeutenden Weinbau, und ihre saubern Dörfer heben sich sehr vorteilhaft ab gegen die schmutzigen grusinischen und tatarischen Dörfer mit ihren Lehmhütten und flachen Dächern. In Ziskaukasien gibt es ebenfalls neun deutsche Kolonien, im Kubangebiet zwei, im Terekgebiet fünf und im Gouv. Stawropol zwei. Von den übrigen indoeuropäischen Völkerschaften leben hier (fast sämtlich in Transkaukasien) 1206 Rumänen, 57,307 Griechen, 10,687 Perser, 124,683 Tat, 50,510 Talyscher, 100,043 Kurden, 157,114 Osseten, 975,031 Armenier und 800 Zigeuner, wozu noch Esthen, Chaldäer (Aissoren) u. a. kommen. In Transkaukasien treten der Zahl und Bedeutung nach besonders drei Nationalitäten hervor: die christlichen Georgier (1,201,254), Armenier (939,131) und die schiitischen (ausnahms-

weise auch die sunnitischen) Aserbeidschan-Tataren (1,139,659) in der östlichsten Hälfte. Am vornehmsten und ritterlichsten sind die Georgier, am fanatischsten die Tataren, am einflußreichsten, wirtschaftlichsten und zähesten die Armenier. Unter den zu den Georgiern gehörigen eigentlichen Grusinern im Gouv. Tiflis (363,717) sind 5000 fürstlichen Standes neben 16,000 andern Edelleuten; in Kutais sind 13,000 fürstlichen Standes neben 49,000 Edelleuten. Diese Fürstenfamilien entsprechen dem feudalen Grundbesitzadel in Deutschland. Außer Grusinern oder Georgiern (s. d.) in 11 Stämmen und Armeniern setzt sich die Hauptmasse der Bevölkerung Transkaukasiens zusammen aus den sehr zahlreichen Stämmen, die man als Kaukasusvölker (Kaukasische Bergvölker, Kawkáskije Gorzy) zusammengefaßt hat und die aus den Völkergruppen der Lesghier, Tscherkessen, Abchasen, Tschetschenzen und aus mongolischen Völkern bestehen. Die mongolischen Völker sind in der Hauptsache durch mohammedanische Türken und Tataren vertreten und namentlich in den Gouvernements Jelissawetpol, Baku und Eriwan zu finden; ihre Hauptstämme sind die Tataren (1,139,659), die Kumyken (100,838), Türken (70,226), Nogaier (55,376), Karatschaier (22,000), während die buddhistischen Kalmücken (eingeteilt in Adel, »Weiße Knochen« und Gemeine, »Schwarze Knochen«) ausschließlich das Gouv. Stawropol, die Esthen und Mordwinen aber zerstreut Transkaukasien bewohnen. Juden haben sich schon nach der babylonischen Gefangenschaft in Transkaukasien angesiedelt, sie sind jetzt außer in den Provinzen Kars und Eriwan überall ziemlich zahlreich vertreten. Etwa 30,000 gehören zu den Bergjuden (s. d.), deren größte Gemeinde die von Kuba ist.

Die Sprachen der Bewohner des Kaukasus lassen sich unter vier große Gruppen bringen, wobei allerdings die der Bergvölker in ihrer Zusammengehörigkeit noch nicht richtig zu gruppieren sind. Zur indoeuropäischen Gruppe gehören Russisch, Ossetisch, Tatisch, Talysch, Kurdisch (die vier letzten dem iranischen Zweige angehörig) und Armenisch. Zur uralo-altaischen Gruppe gehören als Teile des tatarischen Zweiges Kumykisch, Aserbeidschan-Tatarisch, Karatschaisch, Berg-Kabardinisch, Nogaisch, Turkmenisch, als Teil des mongolischen Zweiges Kalmykisch. Zur Karthwelgruppe gehören Grusinisch, Imeretisch, Lasisch, Mingrelisch, Swanetisch. Die Sprachen der Bergvölker sind im W. Adighe (Tscherkessisch) und Abchasisch, von denen es nicht feststeht, ob sie miteinander verwandt sind, die der Bergvölker im O. sind Tschetschenisch, darunter besonders das Auch, Galgai und Inguschische, und Lesghisch mit vier Gruppen: Dargua, Awarisch, Andisch und Dido. Vgl. Kaukasische Sprachen (S. 779) und die »Völker- und Sprachenkarte von Europa« (Bd. 6, S. 180).

Zwei Religionen herrschen vornehmlich in K., die griechisch-katholische und der Islam. Zu der ersten bekennen sich außer den meisten Russen auch die Georgier. Ein Erzbischof residiert in Tiflis, Bischöfe in Kutais und Stawropol. Ihr zunächst steht die armenische Kirche mit dem Patriarchen und Katholikos aller Armenier in Etschmiadsin (s. d.), einem Erzbischof in Schemacha und Bischöfen in Eriwan, Schuscha und Tiflis. Nur 22,000 der Armenier sind römisch-katholisch. Unter den Russen leben in Transkaukasien 50,000 religiöse Schismatiker, die vor vielen Jahrzehnten dorthin als staatsgefährliche Sekten aus Südrußland verschickt wurden. Die zahlreichsten unter ihnen sind die Molokanen und Duchoborzen. Unter den namentlich in Transkaukasien zahlreichen Mohammedanern (meist Tataren im weitern Sinne) sind in Transkaukasien 874,000 (Aserbeidschan-Tataren) Schiiten, die übrigen 380,000 Sunniten. Die Mohammedaner in Ziskaukasien sind Sunniten. Jessiden oder Teufelsanbeter gibt es 13,500. Die Baseler Mission wirkt hier auf ihrer Station Schuscha schon seit längerer Zeit unter den Mohammedanern, und in Schamachi besteht ebenfalls eine lutherische Missionsgemeinde; ein kleiner Anfang ist auch in Tiflis gemacht worden.

[Erwerbszweige.] Die Landwirtschaft ist in den meisten Gegenden des Kaukasus durch Mangel an Niederschlägen, durch schweren Boden und trockene Winde sehr erschwert, dagegen bringt der Boden bei genügender natürlicher und künstlicher Bewässerung reichen Ertrag, trotzdem die Bearbeitung noch mit sehr primitiven Werkzeugen (namentlich in Transkaukasien) geschieht. Gebaut werden in Ziskaukasien hauptsächlich Roggen und Weizen, in Transkaukasien Mais, Reis, Tabak, Baumwolle (Ertrag 469,380 Pud im J. 1902), Wein (Kachetien im Gouv. Tiflis, Gouv. Elisabethpol und Eriwan). Wild wachsen Süßholz, Kapern und Pyrethrum roseum, das Insektenpulver gibt ꝛc. Feinere Kulturen für Tee, Ramie und Bambus sind bei Batum, Rosenkulturen zur Gewinnung von Rosenöl in Kachetien angelegt. Von Obstarten wachsen besonders gut Pfirsiche und Aprikosen. Große Flächen sind von Melonenpflanzungen eingenommen, Maulbeerpflanzungen (für Seidenraupenzucht) bedecken ein Areal von mindestens 50,000 Deßjätinen. Reiche Ernten liefern Haselnußstauden und Walnußbäume. Der beste Wein wächst in Kachetien, wo sich das Land auch vorzüglich für den Anbau von Reis, Pistazien, Erdnuß, Baumwolle, Tabak, Rizinus, Sesam, Sorghum ꝛc. eignet. — Über die Montanindustrie s. oben, S. 775. Eine eigentliche Fabrikindustrie besteht außer in Baku und allenfalls noch Tiflis nicht. Die Hausindustrie: Seidenweberei, Herstellung von Baumwollen- und Wollenstoffen, auch Tuchen, geht durch die Konkurrenz ausländischer und russischer Fabrikate mehr und mehr zurück, ebenso die Teppichweberei. Kostbare und vorzügliche Waffen werden namentlich im Daghestan hergestellt, jedoch wird die Nachfrage danach immer geringer, seitdem das Waffentragen in den Städten und in vielen Bezirken verboten ist. Aus Ton und Kupfer werden schöne Wasserkrüge und Gefäße hergestellt. Schöne Silberarbeiten kann man in Tiflis, Achalzych, Kutais ꝛc. sehen. Neben Wein werden große Mengen von Branntwein, Kognak, auch Bier, erzeugt. Letzteres ist ein beliebtes Getränk der Tataren, denen der Wein durch den Koran verboten ist.

Es bestehen jetzt 16 Eisenbahnlinien in einer Gesamtlänge von 3365 km, von denen 3286 normalspurig und 79 schmalspurig sind. Die bedeutendsten Linien sind Batum–Baku 842 km, Tiflis–Kars 279, Wladikawkas–Rostow 652, Wladikawkas–Beslan–Petrowsk 270, Petrowsk–Derbent–Baladschary–Baku 352 km und Alexandropol–Eriwan 148 km und zwei schmalspurige Bahnen, von Borschom–Bakuriani 31 km und Tschiaturi–Darkwat 6 km lang. Die transkaukasischen Bahnen bis Baku, bez. Baladschary (über 1500 km) gehören dem Staate, die andern einer Privatgesellschaft, der russischen Südostbahn. Geplant ist eine Bahn längs des Ostufers des Schwarzen Meeres von Noworossijsk zur Bahn Batum–Tiflis und nach Kachetien, ebenso von Eriwan nach Tabris und Teheran. Ausgeführt werden aus dem Kaukasus

mit Bahn und Schiff: Petroleum, Manganerze, Bau- und Tischlerholz, Seide, Wolle, Getreide, Mais, Baumwolle, Wein, wogegen Baumwollfabrikate, Tuche, Früchte und Gemüse, Maschinen, Metallwaren, Seidenstoffe ꝛc. eingeführt werden.

[Verwaltung.] An der Spitze der Verwaltung steht ein Generalgouverneur, dem Gouverneure in Baku, Daghestan, Eriwan, Jelissawetpol, in den Provinzen Kuban und Kars, Kutaïs, Stawropol, Terek, Tiflis und Schwarzes Meer-Gebiet unterstellt sind. Er ist zugleich Generalkommandant der Armee des Kaukasus, die sich zusammensetzt aus 2 Armeekorps, 2 kaukasischen Schützenbrigaden, 4 Fußkosakenbataillonen, einer kaukasischen Kavalleriedivision, einer Kuban- und einer Terek-Kosakenbrigade, $1^1/_2$ irregulären Kosakenregimentern, 2 Artilleriebrigaden, einer reitenden Kuban-Kosakenartilleriebrigade, einer Terek-Kosakenbatterie und einer kaukasischen Sappeurbrigade. Seit 26. Juni 1888 besteht allgemeine Wehrpflicht vom 20. Lebensjahr an, und zwar 5 Jahre bei der Fahne, 3 Jahre in der Reserve und 5 Jahre im ersten Aufgebote der Reichswehr, in den Provinzen Kuban und Terek 3 Jahre bei der Fahne und 15 Jahre in der Reserve. Die Wehrpflichtigen mohammedanischen Glaubens sind gegen Entrichtung einer Wehrsteuer von der persönlichen Dienstpflicht befreit. Die allgemeine Wehrpflicht ist 1. Jan. 1874 nur für das Gouv. Stawropol in Kraft getreten, während aus den übrigen Bezirken irreguläre Truppen, bez. Milizen (das Kutais- und Daghestan-irreguläre Reiterregiment, ein Kuban-, 11 Terek-, 11 Daghestan-[reitende] Sotnien, eine Sotnie Suchum-Landwehr, Gurische und Grusinische Fuß-Druschinen zu je 4 Sotnien, ständige Miliz von Kars und Batum) formiert werden. — Über die neuern Forschungsreisen im Kaukasusgebiet s. Asien (Entdeckungsgeschichte), S. 874.

Geschichte.

An die ältesten Berührungen der Phöniker und Griechen mit K. erinnert die Sage von den Argonauten (s. d.). Während das Land südlich vom Gebirge von den Assyrern, später von den Persern unterworfen wurde, gründeten im 7. Jahrh. v. Chr. die Griechen an der Küste des Schwarzen Meeres Kolonien, wie Dioskurias. Das Reich von Atropatene, infolge des Zuges Alexanders d. Gr. nach Baktrien gegründet, umfaßte einen Teil der Gouvernements Jelissawetpol und Baku. Später eroberte Tigranes von Armenien (94—56) Transkaukasien, und nach dessen Besiegung durchzog Pompejus das Land, das dann mit Armenien unter römische Herrschaft kam. 204 n. Chr. drangen Chasaren von Norden bis Grusien und Armenien; erst 300 wurden sie wieder aus Armenien und Albanien vertrieben. 513 fielen die Hunnen in Armenien ein. Die römische Macht nahm ab; aber Kolchida blieb seit 450 (Yezdegerd II.) Kriegsschauplatz zwischen Byzanz und Persien. Die Völkerzüge nach K. dauerten an: so siedelten sich die Avaren 558 hier an; 635 unternahmen die Araber ihren ersten Feldzug nach Armenien. 914 und 943 bemächtigten sich Russen der Festung Barda und drangen vom Kaspischen Meer her ein. 967 besiegte der Großfürst Swjatoslaw, über den Kuban gehend, am Fuß des Kaukasus die Jassen und Kossogen (Osseten und Tscherkessen). Im 13. Jahrh. drangen die Mongolen ein. Vom tatarischen Joch befreit, suchten die Russen ihr Gebiet nach dem Kaukasus auszubreiten. 1722 eroberte Peter I. Derbent und 1723 Baku; aber 1735 wurden die russischen Besitzungen in K. an Persien abgetreten. 1770 überschritten russische Truppen zum erstenmal den Kaukasus und nahmen Kutaïs. 1774 im Frieden von Kütschük Kainardschi mit der Türkei gewann Rußland die Kuban- und Tereklinie. 1785 wurde aus den Gebieten am Nordabhang des Gebirges eine kaukasische Statthalterschaft geschaffen, bestehend aus den Kreisen Jekaterinograd, Kisljar, Mosdok, Alexandrow und Stawropol. 1796 eroberte Graf Subow die Städte Derbent, Kuba und Baku. 1801 wurde Georgien in ein russisches Gouvernement verwandelt, nachdem Georg XIII. (Erekles II. Nachfolger, der sich bereits 1798 unter russischen Schutz gestellt hatte) gestorben war. 1802 wurde Ossetien, 1803 die Lesghier, 1804 Mingrelien, 1810 Imeretien unterworfen. Die Perser traten durch den Frieden von Gulistan 24. Okt. 1813 an Rußland ab: die Chanate Karabagh (Schuminskischer Kreis), Gändsche (Kreis Jelissawetpol), Schirwan (Kreis Schemacha), Derbent, Kuba, Baku und Talyscha (Lenkoranskischer Kreis). Somit besaß schon 1815 Rußland fast das ganze jetzige Transkaukasien; in seinem Besitz waren nur noch nicht der Achalzychsche Kreis, der südliche Teil des Etschmiadsinskischen, der Eriwansche, Nachitschewanskische und Ordubatskische Kreis. Die Bergvölker (Gorzen) des Kaukasusrückens blieben unabhängig. Vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer und vom Kuban und Terek bis zum südlichen Abhang des Gebirges war K. von Völkerschaften bewohnt, die den Russen feindlich gesinnt waren. Nur zwei Wege verbanden Transkaukasien mit Rußland: der mitten über das Gebirge führende darjalskische, vor undenklichen Zeiten gebaut, und ein andrer längs der Küste des Kaspischen Meeres. Damals lebten die Bergvölker noch getrennt voneinander. Der 1816 zum Oberbefehlshaber ernannte russische General Jermolow begann die Unterwerfung der Bergvölker des östlichen Kaukasus. So wurde durch die Besetzung des schamchalskischen Gebietes, die Eroberung des Kurinskischen und Kasikumuchskischen Chanats, der Großen und Kleinen Kabardei sowie Akuschas und die Verwüstungen in der Tschetschnja eine Verbindung mit Transkaukasien geschaffen und das Gebiet der freien Bergvölker getrennt. 1828 trat Persien an Rußland das Eriwanskische und Nachitschewanskische Chanat, 1829 die Türkei den jetzigen Kreis Achalzych und die Festungen Anapa und Poti ab.

Das Auftreten des Muridismus (einer religiösen Verschwörung zur Vertreibung der Ungläubigen) belebte die Bergvölker von neuem. Die Russen kamen mit seinen Anhängern zuerst in Daghestan in Berührung; doch war in den beiden Feldzügen 1831 und 1832 das aufrührerische Küstengebiet wieder bewältigt. 1832—39 wurde im Westen die Eroberung der Küste des Schwarzen Meeres durchgeführt. Unterdes hatte der Muridismus im Osten festern Fuß gefaßt: Schamil, geistlicher und weltlicher Herrscher zugleich, breitete seine Macht immer mehr aus. Die Russen schlossen ihn nach Erstürmung des Dorfes Arghuan (11.—13. Juni 1839) in der Bergfeste Achulgho ein, die am 3. Sept. erobert wurde; doch entkam Schamil nach Weden. Während des Krimkriegs unternahm Schamil nichts Entscheidendes; danach vollendete der neue Generalgouverneur, Fürst Barjatinskij (s. d.), 1856—59 die Unterwerfung Kaukasiens. Weden wurde 13. April 1859 erstürmt. Der letzte Zufluchtsort Schamils war der Berg Ghunib in Daghestan; 6. Sept. d. J. ergab sich Schamil. Die russische Herrschaft befestigte sich nun. Doch regten sich wieder die alten Gelüste der Bergvölker nach Unabhängigkeit, als Rußland in den Krieg mit der Türkei

verwickelt war. Türkische Aufwiegler tauchten unter den Bergvölkern im Sommer 1876 auf; Ende April 1877 brachen unter den Tschetschenzen, im Mai in Abchasien, im September in Daghestan Unruhen aus. Am 3. Mai beschoß ein türkisches Schiff Poti; 16. Mai wurde von fünf türkischen Schiffen Suchum Kalé beschossen und Truppen gelandet. Eine größere Landung ausgewanderter Tscherkessen gelang 23. Mai bei Adler (116 km nordwestlich von Suchum Kalé); ihr folgten 14,000 Mann unter Taski Pascha. Doch 27. Juni schlug General Alchasow die vereinigten Türken und Abchasen bei Adschanodschir und nahm am 30. das Dorf Assacho. In Abchasien ging der Aufstand zu Ende: Ende Juli und 1. Aug. schifften sich die Türken wieder ein; 30,000 Abchasen schlossen sich ihnen an und wurden in Anatolien angesiedelt. Die zurückgebliebenen Abchasen wurden unter Schonung ihres Eigentums unterworfen. Auch bei den Tschetschenzen war im August der Aufstand unterdrückt; die Tscherlojewzen und Schatojewzen traf strenge Bestrafung. Die flüchtig gewordenen Führer zettelten nun in Daghestan einen Aufstand an. Am 24. Sept. zerstreuten die Russen eine Bande von 6000 Mann und schlugen 30. Sept. und 4. Okt. 4000 Aufständische. Mitte Oktober war im mittlern Daghestan die Ruhe wiederhergestellt. Durch den Vertrag von Berlin vom 13. Juli 1878 wurden an Rußland die türkischen Gebiete von Ardahan, Kars und Batum abgetreten und als Batum- und Kars-Oblaßtj (Gebiet) der kaukasischen Statthalterschaft einverleibt.

Schließlich sind auch die östlich vom Kaspischen Meere gelegenen Territorien dem kaukasischen Statthalter unterstellt. Die erste russische Niederlassung hier war die 1833 gegründete Befestigung Nowo-Alexandrowsk; 1869 entstand das Fort Krasnowodsk, 1870 wurde Tasch Arwat besetzt. Durch Befehl vom 27. März 1874 wurde der Transkaspische Militärdistrikt organisiert und dem Statthalter des Kaukasus unterstellt. 1878 wurde die Linie des Atrek von seiner Mündung bis zum Einfluß des Sumbar bei Tschat besetzt und hier eine Befestigung angelegt. Das zeitweise aufgegebene Tschikischljar wurde wieder eingenommen. Unterm 18. Mai 1881 wurde aus der 1880/81 einverleibten Achal Tekke-Oase und dem bereits bestehenden Transkaspischen Militärdistrikt der »Transkaspische Oblaßtj« gebildet und der kaukasischen Statthalterschaft eingeordnet.

Im Oktober 1903 rief die durch den Zivilgeneralgouverneur des Kaukasus, Fürsten Golizyn, beantragte und durch den Minister des Innern, v. Plehwe, durchgesetzte Einziehung des Vermögens der armenisch-gregorianischen Kirche zugunsten der russischen Staatskasse, die dafür die Besoldung der armenischen Geistlichkeit übernahm, in K. (namentlich in Transkaukasien) eine tiefgehende Erbitterung hervor, die sich teilweise in blutigen Krawallen Luft machte. Im Dezember 1904 verließ Golizyn seinen Posten.

[Literatur.] Vgl. außer den Reisewerken von Koch, M. Wagner, Eichwald, Parrot, Klaproth, Güldenstedt, Dubois du Montpéreux u. a.: Bodenstedt, Die Völker des Kaukasus (2. Aufl., Berl. 1855, 2 Bde.); v. Seydlitz, Die Völker des Kaukasus nach ihrer Sprache und topographischen Verbreitung (»Russische Revue«, 1881); Haxthausen, Transkaukasia (Leipz. 1856, 2 Bde.); G. Baumgarten, Sechzig Jahre des kaukasischen Krieges (das. 1861); Petzholdt, Der Kaukasus (das. 1866—67, 2 Bde.); die einschlägigen Werke von G. Radde (s. d.); Grove, Frosty Caucasus (Lond. 1875); Favre, Recherches géologiques dans la partie centrale de la chaîne du Caucase (Genf 1875); O. Schneider, Naturwissenschaftliche Beiträge zur Kenntnis der Kaukasusländer (Dresd. 1879); Abich, Geologische Forschungen in den kaukasischen Ländern (Wien 1878—87, 3 Tle.) und Aus kaukasischen Ländern (das. 1896, 2 Bde., Reisebriefe aus den Jahren 1842—53 u. 1859 bis 1874 enthaltend); Erckert, Der Kaukasus und seine Völker (Leipz. 1887); E. Chantre, Recherches anthropologiques dans le Caucase (Lyon u. Par. 1885—87, 4 Bde.); die Werke von Hahn: Aus dem Kaukasus. Reisen und Studien (Leipz. 1892), Kaukasische Reisen und Studien (das. 1896) und Bilder aus dem Kaukasus (das. 1900); Levier (Botaniker), A travers le Caucase (Neuchatel 1895); Freshfield, The exploration of the Caucasus (2. Aufl., Lond. 1902, 2 Bde.); E. Fournier, Description géologique du Caucase central (Marseille 1896); Graf Jos. Zichy, Voyages au Caucase et en Asie centrale (Budap. 1897, 2 Bde.); Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus (Leipz. 1901, 2 Bde.); Weidenbaum, Führer durch den Kaukasus (Tiflis 1888, russ.); Wilson (Murray), Handbook for travellers in Asia Minor, Transcaucasia, etc. (Lond. 1895); Mourier, Guide au Caucase (Tiflis 1891) und L'art au Caucase (Par. 1896, 2 Tle.).

Kaukasische Mauer, eine von dem Eisernen Tor bei Derbent (s. Eisernes Tor 3) wahrscheinlich bis zum Schwarzen Meere reichende Befestigungslinie, die nur in Tälern und an Pässen sich findet, und die Bestimmung gehabt hat, die nördlichen Nomaden von Einfällen in die fruchtbaren, von iranischen Völkern angebauten Flußniederungen abzuhalten.

Kaukasische Rasse, s. Menschenrassen.

Kaukasischer Bezirk (Kawkaskij), Bezirk der russisch-kaukas. Provinz Kuban, 10,298 qkm (187 QM.) groß mit (1897) 249,288 Einw. Der Hauptort Tichorjetzkaja Stanitza, 130 km nordöstlich von Jekaterinodar, an der Bahn Wladikawkas–Nowo Tscherkask, mit (1897) 9055 Einw.

Kaukasische Sprachen. Die zahlreichen Sprachen des Kaukasus weichen größtenteils so entschieden nicht nur voneinander, sondern auch von allen sonstigen Sprachen ab, daß man in ihnen wahrscheinlich die letzten noch übrigen Trümmer untergegangener Sprachstämme zu erblicken hat, die, wie das Baskische der Pyrenäen, aus den nördlichen und südlichen Tiefländern in das Gebirge versprengt worden sind. Sieht man von den zum Teil erst in der neuesten Zeit eingedrungenen indogermanischen Sprachen: Russisch, Deutsch, Ossetisch, Armenisch, und von den nur in der Ebene im Norden gesprochenen tatarischen Sprachen: Nogaisch, Kumükisch, ab, so sind folgende Sprachen bis jetzt näher bekannt: a) im Norden 1) die östliche oder lesghische Gruppe in Daghestan, darunter namentlich Awarisch, Kürinisch, Kasikumükisch, Udisch; 2) westlich und nordwestlich hiervon die mittlere Gruppe, die Sprachen der Khisten oder Mizdscheghen, darunter namentlich Tschetschenzisch und Thusch, umfassend; 3) die westliche oder tscherkessische Gruppe, darunter namentlich Abchasisch und Tscherkessisch; b) im Süden das Georgische (s. Georgische Sprache), die wichtigste der kaukasischen Sprachen und die einzige, die eine alte Literatur aufzuweisen hat, nebst Mingrelisch, Lasisch und Suanisch. Nur diese südliche Gruppe besteht aus entschieden verwandten Sprachen. Näherer Zusammenhang mit den indogermanischen oder mit den uralaltaischen Sprachen, wie man ihn ehedem an-

genommen hat, ist nicht erweislich. Dagegen hat neuerdings ein vorzüglicher Forscher, V. Thomsen, historischen Zusammenhang der lesghischen Gruppe mit der entschieden nicht-indogermanischen Sprache der Etrusker einigermaßen wahrscheinlich gemacht (»Remarques sur la parenté de la langue étrusque«, Kopenh. 1899). Vgl. ferner G. Rosen, Ossetische Sprachlehre nebst einer Abhandlung über das Mingrelische, Suanische und Abchasische (Abhandlungen der Berliner Akademie, 1845) und Über die Sprache der Lazen (Lemgo 1844); Tzagarelli, Mingrelische Studien (russ., Petersb. 1880); F. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, 3. Bd., 2. Abt. (Wien 1887); v. Erckert, Die Sprachen des kaukasischen Stammes (Wien 1895).

Kaukasische Völker, s. Kaukasien, S. 777.

Kaukasus, Gebirge, s. Kaukasien.

Kaukasus, Indischer, neben Paropanisos im Altertum Name des Hindukusch-Gebirges (s. d.) im östlichen Iran.

Kaukauna, Stadt in der Grafschaft Outagamie des nordamerikan. Staates Wisconsin, am Fox River, mit starker Industrie und (1900) 5115 Einw.

Kaukehmen, Flecken im preuß. Regbez. Gumbinnen, Kreis Niederung, unweit der Ruß, hat eine evang. Kirche, Amtsgericht und (1900) 1820 Einw.

Kaukerse, s. Geradflügler.

Kaukus, s. Caucus.

Kaulbach, 1) Wilhelm von, Maler, geb. 15. Okt. 1804 in Arolsen, gest. 7. April 1874 in München an der Cholera, erhielt von seinem Vater, einem Goldschmied und Kupferstecher, den ersten Unterricht im Zeichnen und besuchte seit 1821 die Kunstakademie in Düsseldorf, wo sich besonders Cornelius und Mosler seiner Ausbildung annahmen. Als Cornelius 1825 nach München gegangen war, folgte ihm K., nachdem er wegen Mißhandlung eines Mitschülers von der Akademie verwiesen worden war. Im nächsten Jahre malte er im Stil des Cornelius das Deckengemälde: Apollon unter den Musen im großen Saal des Odeons und in den Arkaden des königlichen Hofgartens die symbolischen Figuren der vier Hauptflüsse Bayerns und die Gestalt der Bavaria. Die bald darauf von ihm gemalten 16 Wandbilder zur Fabel von Amor und Psyche im Palast des Herzogs Max in München zeichnen sich durch einfachen, antikisierenden Stil aus. Eine Vermittelung zwischen der Grundrichtung seines Wesens und dem strengen Stil seiner Schule fand er in den Wandbildern im Königsbau, wo im Thronsaal der Königin zwölf Darstellungen aus Klopstocks »Hermannsschlacht« und »Hermanns Tod« nebst vier solchen aus Klopstocks Oden, im anstoßenden Salon acht Wandgemälde aus Wielands »Musarion« und »Grazien« nach Kaulbachs Zeichnungen von Förster und im Schlafsaal der Königin 36 Wand- und Deckengemälde nach Goethes Dichtungen von K. selbst ausgeführt sind. K. hatte sich inzwischen auch dem Studium Hogarths zugewendet, und eine Reihe von Zeichnungen zu Schillers »Verbrecher aus verlorner Ehre« und zu Goethes »Faust« waren die Frucht dieses Studiums. Sein Hauptwerk aus dieser Zeit ist das von Merz gestochene Narrenhaus, dessen erste Idee auf die Düsseldorfer Zeit zurückgeht, wo er in der Kapelle des Irrenhauses einige Engelsfiguren malte und dabei auch Studien nach den Irren machte. Noch während dieser letztern Arbeit beschäftigte den Künstler eine großartige Komposition, die 1834 vollendete Hunnenschlacht, welche die Sage von dem Kampf zwischen den Geistern der gefallenen Hunnen und Römer vor den Toren Roms darstellt. Die Darstellung ist voll Charakter und Lebendigkeit. Eine nach den ersten Entwürfen in Sepiaton ausgeführte Ölwiederholung größern Maßstabes kam in die Sammlung des Grafen von Raczynski zu Berlin (jetzt in Posen) und ist von Thäter und Jacoby gestochen worden. Die Farbenskizze dazu befindet sich im Museum zu Stuttgart. Im Winter 1837/38 schuf K. eine zweite große heroische Komposition, die Zerstörung Jerusalems durch Titus. Auch in diesem Bild ist eine ungewöhnliche Gedankenfülle entwickelt, aber es herrscht darin nicht jene Frische und Unmittelbarkeit, mit der K. den rein poetischen Stoff der Hunnenschlacht ergriffen hatte, die den Höhepunkt seines Schaffens bezeichnet. Nachdem K. 1839 in Italien Farbenstudien gemacht, begann er das Gemälde in Öl auszuführen. 1846 vollendet, kam es in die Neue Pinakothek zu München (gestochen von Merz und Eichens). Von den sonstigen Gemälden und Entwürfen Kaulbachs aus jenen Jahren sind zu nennen: die Befreiung des heiligen Grabes durch die Kreuzfahrer, Christus in der Vorhölle und Anakreon mit seiner Geliebten. Das Hauptwerk dieser Epoche sind die Illustrationen zu Goethes »Reineke Fuchs«, die, von Rahl und Schleich gestochen, seit 1846 (Holzschnittausgabe 1863) erschienen. Unter der dem Franzosen Grandville nachgeahmten Maske von Tieren machte er darin die sozialen, politischen und kirchlichen Verkehrtheiten seiner Zeit zum Gegenstand ätzender Satire. Von da an datiert denn auch der Haß der Ultramontanen, der ihn noch über das Grab hinaus verfolgte. Hieran schlossen sich seine Kompositionen für die Außenseite der Neuen Pinakothek, welche die Entwickelung der neuern Kunstgeschichte seit dem Wiederaufblühen der Kunst zu Anfang des 19. Jahrh. darstellen. K. gab nach seiner reflektierenden Art diesen Darstellungen, in denen er selbst mitspielt, eine von seinen Schöpfungen fast unzertrennliche Beimischung von Satire, die bei Cornelius, Schnorr u. a. große Mißstimmung erregte. Nachdem K. 1847 Direktor der Münchener Kunstakademie geworden war, ging er nach Berlin, um die Ausmalung des Treppenhauses im Neuen Museum daselbst zu beginnen. Der umfangreiche, in stereochromischer Manier ausgeführte Bilderzyklus besteht aus sechs großen kulturgeschichtlichen Darstellungen, einer vierfachen Reihe von Zwischen- und Nebenbildern und einem das Ganze krönenden Fries, einer arabeskenartig verschlungenen Zusammenstellung von Kinder- und Tierfiguren, worin der Künstler das Streben und Ringen des menschlichen Geistes, das sich in jenen großen historischen Tatsachen offenbart, in humoristisch-satirischer Weise widerspiegelt. Die sechs großen Bilder stellen die Zerstörung des babylonischen Turmes, die Blüte Griechenlands, die Zerstörung Jerusalems, die Hunnenschlacht (diese beiden nur Wiederholungen früherer Kompositionen), das Zeitalter der Kreuzzüge und das der Reformation dar. Die Zwischen- und Nebenbilder sind: 1) Isis, Venus, Italien und Deutschland; 2) Moses, Solon, Karl d. Gr. und Friedrich d. Gr.; 3) Sage, Geschichte, Poesie und Wissenschaft; 4) Architektur, Plastik, Malerei und graphische Kunst. Trotz des großen Aufwandes an Gedanken und Darstellungskraft fehlt es dem ganzen Zyklus doch an einem logischen Zusammenhang; auch eignet sich diese Art geschichtsphilosophischer Symbolik überhaupt wenig für malerische Darstellung. 1859 entstand sein Wandgemälde im Germanischen Museum zu Nürnberg: Kaiser Otto III. in der Gruft Karls d. Gr. Außerdem schuf K. viele

Bildnisse in ganzer und halber Figur in Öl sowie Kreide- und Kohlezeichnungen. Auch komponierte er eine Reihe von Illustrationen zu Shakespeare und Goethe, die unter dem Titel: »Shakespeare-Galerie« und »Goethe-Galerie« als Kupferstichwerke erschienen; sie geben jedoch trotz mancher feinen Züge die Charaktere der beiden großen Dichter nur in sehr oberflächlicher Weise wieder. An sie schlossen sich ähnliche Illustrationen zu Schillers Dramen und zu Richard Wagners Tondichtungen für König Ludwig II. von Bayern. Aus dieser Zeit stammt auch eine große Kohlezeichnung, die Ermordung Cäsars, ausgezeichnet durch Abrundung der Komposition und Schärfe der Individualisierung. Dieser folgte ein Gemälde für das Maximilianeum in München, die Schlacht bei Salamis, das nach Inhalt und Form nur eine schwache, phrasenhafte Nachahmung früherer Kompositionen und auch nicht frei von Spekulation auf Sinnenreiz ist. (Eine kleinere Wiederholung im Museum zu Stuttgart.) Von gleichem Wert ist die Komposition des Nero mit seinem Hofstaat, in der K. den Gedanken des moralischen Sieges des Christentums, der neuen über die alte Welt, zum Ausdruck brachte. Nebenbei zeichnete K. vier Blätter zu einem Totentanzzyklus und 1869 sein liebliches Tandaradei nach Walter von der Vogelweide. Damals machte K. auch seiner Erbitterung über die Heiligsprechung des Ketzerrichters Arbues in einer mit Kohle an die Wand seines Ateliers gezeichneten Komposition Luft, die er später in Öl auf Leinwand übertragen ließ, wobei er jedoch nicht über die Karikatur hinauskam. Auch sein heiliger deutscher Michel erhob sich nicht über den Wert flüchtiger Tendenzmalerei. Vgl. H. Müller, Wilhelm K. (Berl. 1892, Bd. 1).

2) Friedrich, Maler, Neffe des vorigen, geb. 8. Juli 1822 in Arolsen, gest. 6. Sept. 1903 in Hannover, kam mit 17 Jahren in dessen Atelier zu München, wo er sechs Jahre lang arbeitete. Sodann besuchte er Italien und kehrte von da nach München zurück, um selbständig seine Laufbahn zu beginnen. Mehrere Bildnisse und einige Historienbilder, darunter: Adam und Eva finden ihren Sohn Abel erschlagen, begründeten seinen Ruf. Er erhielt den Auftrag, für das Maximilianeum die Krönung Karls d. Gr. zu malen, vollendete dieses Bild jedoch erst in Hannover, wohin er berufen worden war, um Bildnisse der Königsfamilie zu malen. Zum Hofmaler ernannt, wurde er der bevorzugte Porträtist der dortigen Aristokratie. Seine zahlreichen Bildnisse, unter denen noch die der Kaiserin Elisabeth von Österreich, des deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seiner drei Söhne, des Prinzen Albrecht von Preußen, des Fürsten und der Fürstin zu Stolberg hervorzuheben sind, zeichnen sich durch vornehme Auffassung aus. Doch leiden sie an einer gewissen Oberflächlichkeit der Auffassung, die sich mehr auf das Elegante als auf das Charakteristische richtet, und an Flauheit der Farbe. Am besten gelangen ihm Damenbildnisse. K. war Mitglied der Berliner Kunstakademie. Sein künstlerischer Nachlaß befindet sich in einem besondern Saal des Provinzialmuseums zu Hannover.

3) Hermann, Maler, Sohn von K. 1), geb. 26. Juli 1846 in München, widmete sich anfangs auf der Universität gelehrten Studien, ging dann aber zur Malerei über und wurde Schüler von Karl Piloty. Seine historischen Genrebilder behandeln interessante Stoffe mit malerischem Reiz, der namentlich in der Behandlung des Beiwerks hervortritt. Sie gehören meist dem Kostümgenre an. Unter seinen frühern sind hervorzuheben: Ludwig XI. und sein Barbier Olivier le Dain im Gefängnis zu Péronne (1869), Kinderbeichte (1871), eine Kirchenszene (1872), Hansel und Gretel bei der Hexe (in der städtischen Galerie zu Riga), Mozarts letzte Tage (1873, in der städtischen Galerie zu Wien), zechende Johanniter (1874), Sebastian Bach bei Friedrich d. Gr. (1875), Voltaire als Paris (1876), der Turmfalke (1879) und mehrere Grisaillen zu einer Operngalerie. Ein figurenreiches Bild: Lucrezia Borgia tanzt vor ihrem Vater (1882), verletzte durch die lüsterne Auffassung. Einen höhern Aufschwung nahm er mit dem figurenreichen Bilde: Krönung der heiligen Elisabeth durch Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen (1886, im Museum zu Wiesbaden). Von seinen spätern Werken sind noch zu nennen: Opferkerzen (1891), das Ende vom Lied (1892, orgelspielende Nonne), an der Grabstätte des Freundes (in der Neuen Pinakothek zu München), Maria (1893, auf der Flucht nach Ägypten), zwischen zwei Welten (1894, Vision eines sterbenden Mädchens) und Verwaiste Herzen (1901). Eine Spezialität von K. sind humoristische Bilder aus dem Kinderleben. Seit 1888 ist er königlicher Professor.

4) Friedrich August von, Maler, Sohn von K. 2), geb. 2. Juni 1850 in München, kam im Alter von 9 Jahren mit seinem Vater nach Hannover und begann unter dessen Leitung seine Studien, die er von 1868—70 auf der Kunstschule in Nürnberg, besonders unter A. v. Kreling und K. Raupp, fortsetzte. Nach kurzem Aufenthalt in Hannover ging er nach Dresden, wo er in der Galerie nach alten Meistern kopierte, und von da nach München, wo er 1872 seinen dauernden Wohnsitz nahm. Schon mit seinen ersten Genrebildern, die, durch feine Empfindung ausgezeichnet, zugleich dem Geschmack des Publikums entgegenkamen, erzielte er große Erfolge. Im Anschluß an die neuerwachte Freude an der deutschen Renaissance malte er romantisch-empfindsame Genrebilder aus dieser Zeit und Bildnisse in ihrer Tracht, von denen: Mutterfreude, der Spaziergang, das Burgfräulein mit dem Pokal, Träumerei und das Liebespaar im Walde hervorzuheben sind. Nachdem K. 1877 eine Reise nach den Niederlanden gemacht, wendete er sich mehr dem Studium der niederländischen Meister zu, dessen Frucht das Bild: ein Maitag (1879, in der Dresdener Galerie) mit Figuren in der Tracht der ersten Hälfte des 17. Jahrh. war. Einen durchschlagenden Erfolg errang K. 1881 mit einem für eine Wirtschaft auf dem Festplatz des VII. deutschen Bundesschießens gemalten Aushängeschild, das »Schützenlis'l«, das eine unermeßliche Popularität gewann und zugleich Kaulbachs humoristische Begabung offenbarte, die sich außerdem noch in zahlreichen Festkarten, Beiträgen zu Festzeitungen und in seinen drastischen Karikaturen für die Kneipzeitung der Künstlergesellschaft »Allotria« bewährt hat. Eine 1882 gemalte Lautenschlägerin in antikisierender Tracht (im Hofmuseum zu Wien) wurde die Vorgängerin einer Reihe ähnlicher weiblicher Idealgestalten, von denen die Geigenspielerin, die heilige Cäcilie und Musika die hervorragendsten sind. Nachdem sich K. 1883 einige Monate in Paris aufgehalten, widmete er sich mehr und mehr der schon früher gepflegten Bildnismalerei, die fortan das Hauptgebiet seines Schaffens blieb. Mit den koloristischen Feinheiten und der vornehmen Auffassung eines van Dyck, an den er sich am engsten anschloß, wußte er die Eleganz und den Chic der modernen Franzosen zu verbinden, weshalb er bald zum bevorzugten Maler der

Frauenwelt wurde. Von seinen Bildnissen bekannter Frauen sind zu nennen: Prinzessin Gisela von Bayern, Frau Munkacsy, Prinzessin Alice von Hessen (jetzige Kaiserin von Rußland), Großfürstin Sergius von Rußland, Gruppenbild der Töchter des Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg-Gotha, Kaiserin Auguste Viktoria mit Prinzessin Viktoria Luise. K. hat auch hervorragende männliche Bildnisse gemalt, unter andern das seines Vaters, den Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, v. Pettenkofer, den Großherzog von Hessen und Kaiser Wilhelm II. (im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln). Von 1886—91 war K. Direktor der Münchener Kunstakademie. Unter seinen übrigen Schöpfungen sind noch eine Beweinung Christi (1892, in der Neuen Pinakothek zu München) und die Genrebilder: Quartett (1886), Pierrots (1889) und Mädchenreigen (1897) bemerkenswert. K. hat auch feinempfundene Landschaften gemalt und sich auch auf dem Gebiet der dekorativen Malerei bewährt. Er ist mit der Violinvirtuosin Frida Scotta, geb. 31. März 1872 in Kopenhagen, vermählt, besitzt die große Medaille der Berliner Kunstausstellung und ist Mitglied der Berliner Kunstakademie. Vgl. Graul, F. A. v. K. (Wien 1890); A. Rosenberg, Friedrich August v. K. (Bielef. 1900).

Kaulbars, 1) Nikolai, Baron von, russ. General, geb. 3. Juni 1842 in Petersburg, baltischer Abkunft, ward 1868 Generalstabsoffizier, studierte 1875—76 in Berlin die deutschen Militärverhältnisse, war 1877—78 im türkischen Kriege Stabschef einer Gardedivision, darauf Mitglied der Grenzkommission zur Regelung der montenegrinischen Grenze und wurde 1881 russischer Militärbevollmächtigter in Wien. Nach der Abdankung des Fürsten Alexander von Bulgarien war K. im Oktober 1886 nach Sofia geschickt, um die bulgarischen Verhältnisse in russischem Interesse zu ordnen. Sein schroffes Auftreten hatte nicht den erwünschten Erfolg. 1889 wurde er Generalstabschef des 6. Korps in Warschau, 1891 des Militärbezirks Finnland und 1899 Mitglied des wissenschaftlichen Ausschusses des Hauptstabes in St. Petersburg. K. gab die ersten russischen Karten von Südamerika, Australien und Afrika heraus; er schrieb Berichte über die deutsche und die österreichische Armee (in franz. Übersetzung: »Les armées de la Triple Alliance. L'armée austro-hongroise«, Par. 1893).

2) Alexander von, russ. Reisender und General, Bruder des vorigen, geb. 1844 in St. Petersburg, nahm 1869—72 den Tiënschan auf und wurde dann als Stabsoffizier nach Kaschgar gesandt, um mit Jakub Beg zu unterhandeln. 1873 war K. Mitglied der Amu Darja-Expedition unter Oberst Gluchowski, seine Aufnahme des alten Oxusbettes erschien in den »Sapiski« der Geographischen Gesellschaft (Petersb. 1881 u. 1887). Nach dem Kriege 1877—78 gehörte er der Kommission für die neue Demarkationslinie Serbiens an und war von Juli 1882 bis September 1883 Kriegsminister in Bulgarien. 1894 wurde K. Kommandeur der 15. Kavalleriedivision in Plozk, 1897 Kommandeur des neugebildeten zweiten Kavalleriekorps im westlichen Rußland. 1900 als Chef des 2. sibirischen Armeekorps in China verwendet, wurde er 1904 Oberkommandierender des Odessaer Militärbezirks, im November d. J. Befehlshaber der 3. und 28. März 1905 der 2. mandschurischen Armee. Er schrieb (russ.): »Materialien zur Kenntnis des Tiënschan« in den »Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft« (Petersb. 1874); »Die vorgeschobenen Eskadrone in der russischen Kavallerie« (2. Ausg. 1882).

Kaulbarsch (Acerina *Cuv.*), Gattung aus der Ordnung der Stachelflosser und der Familie der Barsche (Percidae), Fische mit verschmolzenen Rückenflossen, Stacheln auf Vor- und Hauptdeckeln der Kiemen, Gruben an den Kopfknochen, Samtzähnen, an Brust und Bauch mehr oder weniger schuppenlos. Der gewöhnliche K. (Schroll, Kugel-, Steuer-, Goldbarsch, Pfaffenlaus, Rotzbarsch, A. cernua *L.*), 10—25 cm lang und bis 0,5 kg schwer, mit kurzem, gedrungenem Leib, stumpfer Schnauze, auf dem Rücken und an den Seiten olivengrün, dunkel gefleckt und punktiert, auf Rücken und Schwanzflosse mit Punktreihen, bewohnt die süßen und schwachsalzigen Gewässer von Mittel- und Nordeuropa, ist in manchen Seen, in den Haffen, im Bottnischen und Finnischen Meerbusen und an der preußischen Ostseeküste sehr häufig, lebt einzeln, besucht aber im April und Mai truppweise seichtere fließende Gewässer, laicht auf Steinen und kehrt im Herbst in tiefere Gewässer zurück. Er nährt sich von kleinen Fischen, Insekten, Würmern, frißt auch Gras und hat sehr zartes, schmackhaftes Fleisch. Er läßt sich durch starkes Geräusch herbeilocken, ist übrigens durch Nachstellung stellenweise recht selten geworden. In den Seen des westlichen Rußland werden jährlich über 1 Mill. Pfd. junge Kaulbarsche gefangen und zu einer Konserve (ssuch) getrocknet.

Kaulbrand, Bildung von Gicht- oder Radenkorn beim Weizen, s. Aaltierchen.

Kaulen, Franz, kath. Theolog, geb. 20. März 1827 in Düsseldorf, wurde 1859 Repetent am theologischen Konvikt in Bonn, 1863 Privatdozent, 1880 außerordentlicher und 1883 ordentlicher Professor an der Universität; seit 1892 ist er päpstlicher Hausprälat, seit 1903 Mitglied der päpstlichen Bibelkommission. Er schrieb außer mehreren Andachtsbüchern: »Institutiones linguae mandschuricae« (Regensb. 1856); »Die Sprachverwirrung zu Babel« (Mainz 1861); »Liber Jonae« (das. 1862); »Legende von dem seligen Hermann Joseph« (2. Aufl., das. 1880); »Geschichte der Vulgata« (das. 1869); »Sprachliches Handbuch zur Vulgata« (das. 1870, 2. Aufl. 1904); »Einleitung in die Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes« (Freiburg 1876—87, 3 Tle.; 4. Aufl. 1897—99; verkürzte Ausg. 1897); »Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen« (5. Aufl., das. 1899); »Der biblische Schöpfungsbericht« (das. 1902). Auch bearbeitete er die von Hergenröther (s. d.) unternommene 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte (Freiburg 1882—1903) sowie die hebräische Grammatik von Vosen (18. Aufl., das. 1900) und übersetzte des Josephus »Jüdische Altertümer« (3. Aufl., Köln 1892).

Kaulf., Klfs., bei Pflanzennamen Abkürzung für Georg Friedrich Kaulfuß, Professor der Naturgeschichte in Halle, gest. 9. Dez. 1830. Farne.

Kaulhuhn (Klutthuhn, Klüter, Klumphuhn), ein schwanzloses Haushuhn der Landrasse.

Kaulkopf (Groppe, Cottus *L.*), Gattung aus der Ordnung der Stachelflosser und der Familie der Panzerwangen (Cataphracti), Fische mit breitem, flachem, mit Stacheln bewaffnetem Kopf, gedrungenem, schuppenlosem Leib, Bürstenzähnen, zwei dicht hintereinander stehenden Rückenflossen und unter den Brustflossen stehenden Bauchflossen. Der K. (Dickkopf, Koppen, Rotzgopper, Rotzkolbe, Mühlkoppen, Cottus Gobio *L.*), 10—15 cm lang, mit sehr breiter Mundspalte, sehr breiten und langen Brustflossen, schmalen und kurzen Bauchflossen, sehr

schleimig, grau oder bräunlich, dunkel punktiert, gefleckt oder gebändert, an der Bauchseite weißlich, stark variierend, lebt in Mittel- und Nordeuropa überall in Seen, Flüssen, Bächen, liebt klares Wasser, hält sich gern unter Steinen verborgen, nährt sich von Insektenlarven, Fischbrut, ist sehr gefräßig und daher sehr schädlich. Das Weibchen laicht im März und April an einer vom Männchen ausgewählten passenden Stelle zwischen Steinen, und das Männchen bewacht die Eier alsdann 4—5 Wochen lang mit großer Ausdauer und Aufopferung. Man benutzt den K. hauptsächlich als Köder beim Angeln, in Rußland aber trägt man ihn gegen Vipernbiß als Amulett. Sein beim Kochen oft rötlich werdendes Fleisch ist schmackhaft.

Kaulōm (lat.), in der formalen Morphologie gebräuchliche allgemeine Bezeichnung für jedes sproßartige Organ des Pflanzenkörpers (s. Sproß).

Kaulomstachel, s. Stachel.

Kaulonia, s. Caulonia.

Kaulquappen, die mit Schwanz versehenen Larven der Frösche, Kröten ꝛc., s. Frösche, S. 170.

Kaulun (Kowloon), Halbinsel und Hafen der chines. Provinz Kwangtung, gegenüber Hongkong (s. d.), 1860 durch Vertrag von Tientsin an England abgetreten und seit 1887 dem Fremdenhandel geöffnet, hat ein königliches Marinedepot, Kohlenmagazine, einen Ankerplatz für Kriegsschiffe, Docks und Kabelhäuser und eine Sternwarte. Die ausländische Einfuhr betrug 1899: 24,500,910, die Ausfuhr 26,221,055 Tael, beide über Hongkong.

Kaumagen (Proventriculus), eine besondere Abteilung des Vorderdarmes bei Gliedertieren, worin die Nahrung durch feste Chitinplatten und -zähne zerrieben wird und dann erst in den eigentlichen Magen gelangt. Die Chitinhaut des Kaumagens wird bei der Häutung gleich der äußern Körperbedeckung abgeworfen und durch eine neue ersetzt. Bei Vögeln ist oft ein durch starke Muskulatur ausgezeichneter Abschnitt (Muskelmagen) zum Zerdrücken der Körner ausgebildet, und zwar dient hier mit der Nahrung verschluckter Sand als Reibmaterial.

Kaumittel, Substanzen, die als Genußmittel, auch zu Heilzwecken gekaut werden, wie Tabak, Koka, Kolanüsse, Betel, Kat. Raucher kauen Iwarankusawurzel (Vetiverwurzel), um den Tabaksgeruch aus der Mundhöhle zu vertreiben. Demselben und ähnlichen Zwecken dienen Katechupastillen (Kachou). Das Kauharz (Tuggkada), das sich an Fichtenstämmen in Schweden findet, wird in den nördlichen Teilen des Landes allgemein gekaut, da es die Zähne gesund und den Mund frisch erhalten soll.

Kauna, litauischer Name für Kowno (s. d.).

Kaunitz, Wenzel Anton, Reichsfürst von K.-Rietberg, österreich. Staatsmann, geb. 2. Febr. 1711 in Wien, gest. 27. Juni 1794, zweiter Sohn des Grafen Maximilian Ulrich von K. und der Gräfin Maria Ernestine Rietberg, ward zum geistlichen Stand bestimmt und schon in der Wiege zum Domizellar zu Münster ernannt, widmete sich jedoch, nachdem er in Wien, Leipzig, Regensburg und Leiden studiert, den Staatsgeschäften. Karl VI. ernannte ihn 1735 zum Reichshofrat, bald darauf zum Kommissar bei der permanenten Reichsversammlung zu Regensburg. Seit 1741 stand er im diplomatischen Dienst, kam nach Rom, Florenz und Turin, und ward 1744 zum österreichischen Minister am Hofe des Prinzen Karl von Lothringen, Generalgouverneurs der österreichischen Niederlande, ernannt. In Karls Abwesenheit führte er die Regierung mit Umsicht und erwirkte 1746, als die Franzosen Brüssel besetzten, für die österreichischen Truppen freien Abzug nach Antwerpen und, da auch dieses verloren ging, nach Aachen. Auf dem Friedenskongreß zu Aachen 1748 war er als kaiserlicher Gesandter tätig und wurde sodann zum Wirklichen Mitglied der geheimen Staatskonferenz ernannt. Als solches riet K. zur Bekämpfung Friedrichs II. als Österreichs gefährlichsten Feindes und zur Anbahnung einer Allianz mit Frankreich, die aber erst 1756 zustande kam. Von 1750—53 war er Gesandter in Paris, 1753 wurde er Hof- und Staatskanzler und 1756 niederländischer und italienischer Kanzler. Nach dem Siebenjährigen Kriege, 1764, wurde K. vom Kaiser Franz I. in den Reichsfürstenstand erhoben. Er genoß bis zu Maria Theresias Tode deren unbegrenztes Vertrauen und hatte in allen Fragen der äußern Politik wie der Kriegführung die entscheidende Stimme. Auch was in dieser Epoche von Bedeutenderm auf den Gebieten der innern Politik sowie der Wissenschaften und Künste in Österreich ins Leben trat, z. B. die Kunstschule zu Wien, mehrere bedeutende Akademien der Niederlande und der Lombardei, hat ihn zum Schöpfer. Weniger groß war sein Einfluß unter Joseph II., der ihm zwar sein Ohr lieh, aber nicht immer seine Ratschläge befolgte, noch geringer unter Leopold II., von dem er sich namentlich in der Auffassung des Verhältnisses zu Preußen unterschied, und bei Franz' II. Thronbesteigung legte er seine Staatskanzlerwürde nieder. Zwei Jahre darauf starb er. K. war voll Geist und Schöpferkraft, unermüdlich tätig, ernst, treu, redlich und ein Freund der Wissenschaften und Künste. Für die französische Etikette bekundete er eine besondere Vorliebe, und der Spott der Wiener über seine affektierte Nachahmung alles Französischen in Kleidung und Umgang reizte ihn nur, jene um so mehr hervortreten zu lassen. Auch die französische Sprache und Literatur, namentlich die Werke Voltaires und der Enzyklopädisten, hatten in ihm einen großen Verehrer. Vgl. Beer, Denkschriften des Fürsten K. (Wien 1872) und Joseph II., Leopold II. und K.; ihr Briefwechsel (das. 1873); »Correspondance secrète du comte de Mercy-Argenteau avec l'empereur Joseph II et le prince de K.« (hrsg. von Arneth und Flammermont, Par. 1889—91, 2 Bde.); »Correspondance secrète entre le comte K. et le baron Ignaz de Koch« (hrsg. von Schlitter, das. 1899); »K., Philipp Cobenzl und Spielmann. Ihr Briefwechsel« (hrsg. von Schlitter, Wien 1899); A. v. Arneth, Biographie des Fürsten K., Fragment (das. 1899). — Die mährische fürstliche Linie des Geschlechts K., der Fürst Wenzel Anton angehörte, erlosch mit seinem Enkel Alois Wenzel 1848 im Mannesstamm. Das Haupt der ältern böhmischen gräflichen Linie, 1617 gegründet, ist seit dem Tode des Grafen Albrecht K. (geb. 28. Juni 1829, gest. 24. Jan. 1897 in Prag) dessen Bruder Graf Wenzel (geb. 26. Sept. 1848), dem der alte mährische Besitz, Herrschaft Austerlitz, zufiel, während der böhmische Besitz an Albrechts Schwester, Marie Prinzessin von Hohenlohe, überging.

Kaunser Tal, Hochgebirgstal in Tirol, Bezirksh. Landeck, vom Faggenbach durchflossen, erstreckt sich vom Hauptkamm der Ötztaler Alpen (Gepatschferner, s. d.) 25 km gegen N. und mündet, in westliche Richtung umbiegend, bei Prutz in das Oberinntal. Es enthält mehrere Wasserfälle. Hauptort ist Kauns (264 Einw.).

Kaup, Johann Jakob, Zoolog, geb. 20. April 1803 in Darmstadt, gest. daselbst 4. Juli 1873, studierte in Göttingen, Heidelberg und Leiden, ward Assistent am Darmstädter Museum, das ihm einen großen Teil seiner Schätze verdankt, dann Inspektor desselben und 1858 Professor. Er arbeitete besonders über Wirbeltiere, z. B. die von ihm entdeckten fossilen Arten und mehrere Abteilungen der Fische, aber auch über allgemeine zoologische Fragen, wie Klassifikation und Entwickelungsgeschichte, in der er schon 1826 ähnliche Ideen wie später Darwin vertrat. Er schrieb: »Das Tierreich in seinen Hauptformen« (Darmst. 1835—37, 3 Bde.); »Description d'ossements fossiles« (das. 1833—35); »Die gavialartigen Reptilien aus der Liasformation« (mit Bronn, Stuttg. 1842—1844, 2 Tle.); »Beiträge zur nähern Kenntnis der urweltlichen Säugetiere« (Darmst. 1855—62, 5 Hefte); »Klassifikation der Säugetiere und Vögel« (das. 1844). Aus seinem Nachlaß gab Röder den »Grundriß zu einem System der Natur« (Wiesbad. 1877) heraus.

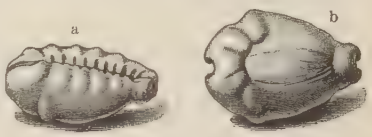
Kaupert, 1) Gustav, Bildhauer, geb. 4. April 1819 in Kassel, gest. daselbst 6. Dez. 1897, lernte anfangs von seinem Vater die Gravierkunst und besuchte die dortige Kunstakademie, wo er Schüler Henschels wurde. 1844 ging er zu Schwanthaler nach München, wo er ein Relief für dessen Mozart-Denkmal modellierte und die Marmorgruppe der Löwentöter schuf, die ihm ein Reisestipendium für Italien einbrachte. In Rom modellierte er nach Crawfords Entwurf die sämtlichen Nebenfiguren des Washington-Denkmals sowie die Kolossalstatue der Amerika und die Figuren am Frontispiz des Bundespalastes in Washington. Die meisten seiner eignen Arbeiten sind lyrischen, mythologischen oder allegorischen Inhalts, z. B. eine Penelope, Eva, Susanne, Amor, eine Lorelei, eine Viktoria für Frankfurt, eine kolossale Porträtbüste von Börne und das Hessen-Denkmal (ein schlafender Löwe) in der Karlsaue zu Kassel (1874). Von 1867—92 war K. Professor am Städelschen Institut in Frankfurt a. M. In seiner letzten Zeit schuf er einen Christus und mehrere Apostelstatuen für die Basilika in Trier und eine Statue Kaiser Wilhelms I. für den Römersaal in Frankfurt a. M.

2) Johann August, Topograph, Bruder des vorigen, geb. 9. Mai 1822 in Kassel, gest. 11. Febr. 1899 in Berlin, trat 1841 bei der kurhessischen Landesvermessung in Dienst, wurde 1860 technischer Vorstand des Landesvermessungsbureaus, leitete nach 1866 die preußische Aufnahme von Nassau und wurde 1869 Vermessungsdirigent beim Generalstabe in Berlin. 1875 erhielt er die Redaktion der preußischen Generalstabskarte im Maßstab 1:100,000 (seit 1880 zur »Karte des Deutschen Reiches« erweitert), nahm 1875 bis 1877 Athen und Umgebung, 1880 Olympia auf und leitete die Aufnahme Attikas durch deutsche Offiziere. Er veröffentlichte die »Niveaukarte des Kurfürstentums Hessen«, mit E. Curtius zusammen den »Atlas von Athen« (Berl. 1878) und die »Karten von Attika« (das. 1881—94, 26 Blätter in 1:25,000; dazu 12 Ergänzungs-[Übersichts-]karten, 1897—1903), ein topographisches Meisterwerk.

Kaupfeffer (Betelpfeffer), s. Piper.

Kauppis-Heikki (Heikki Kauppinen), finn. Volksdichter, geb. 1862 in Jisalmi, war daselbst Knecht auf dem Hofe des Pfarrers Brofeld, des Vaters von Juhani Aho. Von den Söhnen des Pfarrers erhielt er den ersten Unterricht und bildete sich selbst weiter zum Lehrer aus. Seine erste Novellensammlung verrät Abhängigkeit von Aho, aber auch selbständige Anlagen und frischen Humor. Dann gab er vier größere Novellen heraus: »Mäkijärviläiset« (»Die Mäkijärvileute«), enthaltend eine ziemlich eintönige Schilderung, »Viija« (»Fia«), den Lebenslauf einer armen Bauersfrau, »Kirottua työtä« (»Verfluchte Arbeit«) und »Laara«, aus denen eine düster-pessimistische Lebensanschauung spricht. Alle behandeln die Lebensentwickelung von Frauen und sind in fast photographischer Naturnachahmung geschrieben. Ähnlichen Charakters sind auch seine neuern Arbeiten, von denen besonders einige kurze Novellen (»Tarinoita ja tapahtumia«, 1897) durch vorzüglich behandelte Motive hervorragen.

Kauri (engl. Cowry, Schlangenköpfchen, Otterköpfchen, Cypraea moneta *L.*), eine 1—2,5 cm große, gelblichweiße Porzellanschnecke (s. Abbildung), kommt in Menge bei den Malediviſchen Inseln vor u. wird nach den Tropenländern von der asiatischen Ost- bis zur afrikanischen Westküste, jetzt in beschränktem Maß, ausgeführt. In Indien diente sie von alters her als Schmuck und Tauschartikel, war schon vor dem 14. Jahrh. am obern Niger als Scheidemünze im Gebrauch und ist durch arabische Händler von Sansibar nach den Binnenländern weithin verbreitet worden. In Uganda und Unyoro gilt sie noch heute als Scheidemünze (Stimbi), auch in Guinea (Zimbo, Simbipuri, Buschih), ostwärts in Siam (Bia, Kete) und sogar in Vorderindien; auch waren sie auf den Philippinen im 17. Jahrh. anerkannte Scheidemünze (vgl. Muschelgeld). Man hat Kauris in den Gesichtsurnen Pomerellens, in Livland und Gotland und zwischen angelsächsischen Altertümern gefunden; sie dienen noch jetzt bei uns und in Oberägypten zum Schmuck von Lederzeug, und bei den westasiatischen Völkern des russischen Reiches schmücken sich die Frauen



Kauriſchnecke.
a Ansicht von unten, b von oben.

damit.

Kaurifichte, s. Agathis.

Kauriharz, s. Kopal.

Kaurim (tschech. Kouřim), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Kolin, an der Linie Bosic-K. der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, hat ein Bezirksgericht, alte Ringmauern, ein Stadttor, eine gotische Dechanteikirche, Zuckerfabrik, Bierbrauerei und (1900) 3130 tschech. Einwohner. Dabei eine mit alten Wällen umgebene Kapelle.

Kaus, ein Südostwind im Golf von Persien.

Kausal (lat.), ursachlich.

Kausalgesetz, der allen Realwissenschaften als allgemeinste Voraussetzung (Axiom) zugrunde liegende Satz, daß jede Veränderung eine Ursache (s. d.) habe, daß also nichts von selbst geschehe, sondern vielmehr jedes Ereignis an eine Summe von Umständen geknüpft sei, bei deren Abwesenheit (oder unvollständiger Anwesenheit) es nicht eintreten kann, und bei deren Vorhandensein es mit Notwendigkeit eintritt. Wird auch die tatsächliche Gültigkeit des Kausalgesetzes von niemand in Zweifel gezogen, so stehen doch in bezug auf seinen Ursprung die entgegengesetzten Ansichten des Empirismus, der es aus der Erfahrung, und des Apriorismus, der es aus der Natur unsers Denkens ableitet, unversöhnt nebeneinander. Viel erörtert wird in der Gegenwart auch die Frage, ob

durch das K. auch über die Art der einer Veränderung zugrunde liegenden Ursachen etwas bestimmt werde, ob also z. B. die Vorgänge der Körperwelt nur von andern derselben Art oder auch von geistigen Ursachen abhängen können.

Kausalität (neulat.), Ursachlichkeit, die Abhängigkeit der Wirkung von der Ursache (s. d.); Prinzip der K., soviel wie Kausalgesetz (s. d.). In der Rechtswissenschaft hat der Kausalitätsbegriff (Kausalitätsprinzip) zu den lebhaftesten Auseinandersetzungen unter den Gelehrten geführt. Die herrschende Lehre nimmt für das Strafrecht im Anschluß an v. Buri an, daß Ursache jeder noch so unscheinbare Zustand, jedes noch so unbedeutende Ereignis ist, das nicht hinweggedacht werden kann, ohne daß gleichzeitig dadurch auch der Erfolg in Wegfall käme. Im Zivilrecht spielt die K. insonderheit bei der Schadenersatzlehre eine Rolle, indem für die Haftung für einen Schaden (Hauptausnahme Tierhaftung, s. Haftpflicht) stets ein Verschulden, d. h. eine vorsätzliche oder fahrlässige Verursachung, vorliegen muß. Liegt auf seiten des Schädigers und des Geschädigten Verschulden, sogen. Mitverschulden oder konkurrierendes Verschulden vor, so ist die Ersatzpflicht danach zu bemessen, inwieweit der Schaden vorwiegend von dem einen oder dem andern Teile verursacht wurde (Bürgerliches Gesetzbuch, § 254). Vgl. Rümelin, Die Verwendung der Kausalbegriffe im Straf- und Zivilrecht (Tübing. 1900).

Kausalnexus (lat.), der ursachliche Zusammenhang zweier Dinge, Erscheinungen, Geschehnisse ꝛc., die sich zueinander verhalten wie Ursache und Wirkung.

Kausativum (lat., auch Faktitivum), ein abgeleitetes Verbum, das die Veranlassung (causa) zu einer Handlung ausdrückt; s. Verbum.

Kausch, Metallring mit breitem Hohlrand zum Einlegen des Tauwerks, s. Takelung.

Kauscher (hebr.), irrtümlich für Koscher (s. d.).

Kausia, der flache, breitkrempige Filzhut der alten Mazedonier, den sie auch als Hopliten trugen; der Adel trug eine purpurfarbene K., die beim König mit dem Diadem umwunden war. Auch in den aus Alexanders d. Gr. entstandenen Staaten war die purpurne K. mit dem Diadem Zeichen des Königtums.

Kausler, Franz von, Militärschriftsteller, geb. 28. Febr. 1794 in Stuttgart, gest. 10. Dez. 1848 in Karlsruhe, trat 1811 in die württembergische Artillerie, erwirkte nach der Schlacht bei Leipzig von Napoleon I. die Erlaubnis zur Heimkehr der württembergischen Truppen, nahm dann an den Feldzügen von 1814 und 1815 teil, ward Lehrer der Artilleriewissenschaften an der Kriegsschule in Stuttgart und 1842 als Oberst pensioniert. Er gab unter anderm heraus: »Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten« (Ulm 1825—30, 4 Bde.); »Napoleons Grundsätze, Ansichten und Äußerungen über Kriegskunst, Kriegsgeschichte und Kriegswesen« (Leipz. 1827—28, 2 Tle.); »Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen« (Freib. i. Br. 1838—39, 2 Bde.) und lieferte einen guten »Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen u. Belagerungen« (das. 1831–38, 210 Blätter).

Kaustik (griech.), die Lehre von der Brennlinie (s. d.); Ätzkunst zu Heilzwecken.

Kaustisch (griech.), ätzend; auch übertragen in Beziehung auf Witz und Spott, beißend, stechend. Kaustisches Kali, soviel wie Ätzkali, Kaliumhydroxyd; kaustische Lauge, soviel wie Kalilauge; kaustische Soda, soviel wie Natriumhydroxyd; kaustische Mittel, Ätzmittel.

Kaustische Fläche, kaustische Linie, s. Brennlinie und Brennfläche.

Kautabak, s. Tabak.

Kautel (lat. Cautela) nannte man früher eine Vorsichtsmaßregel, und zwar hauptsächlich diejenige, die bei einem Rechtsgeschäft zu dessen Sicherung angewendet wird. Sie findet ihren Ausdruck meist in Klauseln (s. d.).

Kautenbachtal, s. Trarbach.

Kauterien (Cauteria), soviel wie Ätzmittel.

Kauterisation (neulat.), Ätzung, s. Ätzmittel und Brennapparate.

Kaution (lat., Sicherheitsleistung), ein Akt, wodurch die künftige Verletzung eines Rechts entweder verhütet, oder wodurch für den Fall ihres Eintritts die Wiederherstellung des Rechts gesichert werden soll. Will man lediglich feststellen, daß und in welchem Umfang ein Anspruch bestehe, so genügt in der Regel ein Vertrag der Beteiligten (Verbalkaution), durch den der Verpflichtete seine Pflicht zu erfüllen oder eine Konventionalstrafe für den Fall künftiger Verletzung verspricht. Unter Umständen kam früher, um die Anfechtbarkeit eines Rechtsgeschäfts auszuschließen, oder auch lediglich behufs der Einwirkung auf das Gewissen des Beteiligten ein eidliches Versprechen (juratorische K.) hinzu, die jedoch dem gegenwärtig geltenden deutschen Recht fremd ist. Eine Realkaution, die durch Stellung tauglicher Bürgen ausreichende Pfandbestellung oder Hinterlegung einer Geldsumme geleistet wird, ist nötig, wenn beabsichtigt wird, die Durchführung eines Anspruchs gegen den Mangel eines Gegenstandes, aus dem er befriedigt werden kann, oder gegen sonstige Hindernisse, z. B. Flucht des Verpflichteten, zu sichern. Zuweilen werden gerichtliche Maßregeln nötig, wie Beschlagnahme einer streitigen Sache oder eines die Hilfsvollstreckung sichernden Gegenstandes (Sequestration, Arrest) oder Einweisung des Berechtigten in den Besitz einer Sache. Verwalter fremden Vermögens, wie Kassenbeamte, Rechnungsführer, Vormünder, Nießbraucher, Nachlaßverwalter u. dgl., sind vielfach zur Stellung einer K. oder, wie das Bürgerliche Gesetzbuch sagt, zur Sicherheitsleistung (s. d.) verpflichtet. über K. im Zivilprozeß s. Sicherheitsleistung. Im Strafprozeß kommt sie namentlich vor als Sicherheitsleistung für die Freilassung aus der Untersuchungshaft, wofern die Verhaftung des Angeschuldigten lediglich wegen des Verdachts der Flucht angeordnet ist (Deutsche Strafprozeßordnung, § 117 ff., Österreichische, § 192—196). Von besonderer Wichtigkeit waren früher die Amts- oder Dienstkautionen, auch Amtsbürgschaften genannt, d. h. Sicherheitsleistung durch Hinterlegung von Wertpapieren seitens gewisser Beamtenkategorien (insonderheit Kassenbeamte) vor ihrem Dienstantritt. Diese Amtskaution diente dem Staat oder der Kommune, von der die Anstellung ausgegangen war, als Sicherheit für vermögensrechtliche Ansprüche, die sie gegen die betreffenden Beamten aus deren Geschäftsführung gegebenen Falles zu erheben hatten. Früher ziemlich allgemein, sind sie jetzt fast überall abgeschafft, in Preußen haben nur noch die Gerichtsvollzieher und die Gemeindebeamten (Gesetz vom 7. März 1898), im Reichsdienst jetzt einzig und allein die Reichsbankbeamten (Gesetz vom 20. Febr. 1898) K. zu stellen. In Österreich ist heute noch die Verleihung aller Dienststellen, welche die Verwahrung von Geldern, Naturalien und Materialien zum Gegenstand haben, an die Leistung einer K. gebunden Unter Preßkaution versteht man

die Sicherheitsleistung, die sich manche Staaten von den Herausgebern oder Verlegern politischer Zeitungen geben lassen, und die dem betreffenden Staate ganz oder teilweise als Strafe verfallen. In Frankreich betrug sie z. B. unter Ludwig Philipp 100,000 Frank, in Deutschland ist sie durch das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874 allgemein aufgehoben, in Österreich durch Gesetz vom 9. Juli 1894. Heiratskautionen, d. h. die Sicherstellung eines bestimmten jährlichen Nebeneinkommens, dessen Genuß aktive Offiziere behufs Erlangung der Heiratsbewilligung nachzuweisen haben, bestehen in Deutschland für Offiziere einschließlich der Gendarmerieoffiziere und Militärbeamte des deutschen Heeres und der Marine, in Österreich-Ungarn für aktive Offiziere und Militärbeamte des k. k. Heeres, der k. k. und königlich ungarischen Landwehr und der königlich ungarischen Gendarmerie.

Kautionshypothek, s. Hypothek, S. 716.

Kautionsversicherung, s. Kreditversicherung.

Kautionswechsel, s. Depotwechsel.

Kautschen (Gautschen), s. Papier.

Kautschuk (Federharz, Gummi, Gummi elastikum, Resina elastica [hierzu Tafel »Kautschukpflanzen I u. II« mit Text]), ein im Pflanzenreich weitverbreiteter Stoff, der aus dem Milchsaft mehrerer Pflanzen gewonnen wird.

Vorkommen und Gewinnung.

Die Kautschukpflanzen gehören meist den Familien der Euphorbiazeen, Apocynazeen und Morazeen an. Von den wichtigsten Kautschukpflanzen gehören zu den Euphorbiazeen mehrere Arten der Gattung Hevea, Manihot Glaziovii und Sapium verum, alle in Südamerika, zu den Apocynazeen mehrere Arten der Gattung Landolphia und Kickxia elastica, beide in Afrika, Hancornia in Südamerika und die Arten der Gattung Willoughbya in Südasien. Morazeen sind der südasiatische Gummibaum Ficus elastica und die südamerikanische Castilloa elastica. Beschreibung und Abbildung dieser Pflanzen s. auf den beifolgenden Tafeln. Als minder wichtige Kautschukpflanzen kommen noch in Betracht von amerikanischen Gewächsen drei Arten: Forsteronia floribunda *Müll. Arg.*, eine Liane aus der Familie der Apocynazeen, die in den Wäldern Jamaikas einheimisch ist und einen sehr guten Milchsaft liefert, der aber bisher nur probeweise nach Europa gekommen ist; ferner Brosimum Galactodendron *D. Don*, der sogen. Kuhbaum Südamerikas, dessen Milchsaft als Nahrungsmittel dient, aber auch mit Harz gemischten K. enthalten soll; und ferner Couma utilis *Müll. Arg.*, ein Baum Nordbrasiliens aus der Familie der Apocynazeen, in dessen Milchsaft K. enthalten ist, der von den Eingebornen zum Dichtmachen von Gefäßen und Booten benutzt wird. Der sogen. Wurzelkautschuk, der aus dem nördlichen Kongogebiet und Angola in den Handel gelangt, wird gewonnen aus den kriechenden, etwa fingerdicken Wurzelstöcken mehrerer Arten der Gattungen Carpodinus und Clitandra aus der Familie der Apocynazeen. Es sind krautige, schmalblätterige, noch nicht meterhohe Pflanzen. Ursprünglich leitete man den Wurzelkautschuk von Carpodinus lanceolatus *K. Sch.* und Clitandra Henriquesiana *K. Sch.* ab, jetzt aber glaubt man, daß mehrere Arten dieser Gattungen K. liefern, andre aber nur Milchsaft, aus dem kein technisch verwendbares Produkt zu gewinnen ist. In Ostafrika liefert eine Apocynazee (Mascarenhasia elastica *K. Sch.*), die vielfach an sumpfigen Bachufern wächst, den von den Eingebornen Mgoa genannten K. Da vermutlich dieses Produkt bisher gemischt mit dem Landolphiakautschuk in den Handel gebracht wurde, ist es nicht unwahrscheinlich, daß es in größerm Quantum von den Eingebornen gewonnen wird, als man bis jetzt annimmt. Auch die auf Madagaskar unter dem Namen Hazondrano vorkommende Kautschukpflanze gehört wahrscheinlich der Gattung Mascarenhasia an. Von Ficus-Arten, die zahlreich im tropischen Afrika vorkommen, ist nur eine mit Sicherheit als Kautschukpflanze bekannt; es ist dies Ficus Vogelii *Miq.*, die an der Elfenbeinküste, bei Kap Palmas und an der Goldküste einen Teil des dort ausgeführten Kautschuks liefert, der aber nur von mittelmäßiger Qualität ist. Auf Neuguinea gewinnen die Eingebornen aus Ficus Rigo (Maki), einem 15 m hohen Baum, der zuerst als Epiphyt, dann als Baumwürger lebt und im Wald und auf Grasflächen wächst, einen guten K. Da aber der Baum nur auf beschränktem Gebiet sich findet und von den Eingebornen sehr unvernünftig behandelt wird, so dürfte er bald ausgerottet sein, falls man ihn nicht in Kultur nimmt. Nach seinen Eigenschaften verdient er die ernsteste Beachtung für Kaiser Wilhelms-Land. Von der Apocynazeengattung Tabernaemontana sollen eine oder mehrere Arten auf der Insel São Thomé einen zwar guten K. geben, aber in so geringen Quantitäten, daß es sich nicht lohnt, die Bäume anzuzapfen. Schließlich sind noch zwei Urceola-Arten, nämlich U. esculenta *Benth.* und U. elastica *Roxb.*, gleichfalls Apocynazeen, als Kautschuklieferanten bekannt, wie überhaupt noch eine ganze Anzahl Pflanzen aus verschiedenen Gattungen dieser Familie im Rufe stehen, K. zu liefern; meist sind die Nachrichten darüber aber sehr unsicher.

Die ursprünglich allgemein übliche rücksichtslose Ausbeutung der Kautschukpflanzen durch die Eingebornen hat veranlaßt, daß in manchen Gegenden die Bestände stark gelichtet, auch wohl vernichtet sind oder einer Ausrottung in absehbarer Zeit entgegengehen. In andern Gebieten müssen die Sammler sehr weit entfernte Gegenden aufsuchen, weil die näher liegenden erschöpft sind. Im allgemeinen hat die Kautschukproduktion in der neuesten Zeit durchaus nicht in dem Maß zugenommen, wie es bei dem steigenden Bedarf wünschenswert gewesen wäre. Asien nimmt wohl im Durchschnitt eher ab als zu; Afrika hält sich knapp auf der erreichten Höhe, und selbst das Amazonasgebiet scheint den Höhepunkt überschritten zu haben. Nun darf man damit rechnen, daß noch manche wichtige Kautschukpflanzen entdeckt werden, daß die zum Teil recht rohe Art der Gewinnung verbessert wird, so daß es gelingen dürfte, die Ergiebigkeit zu steigern und auch aus bisher wenig geachteten Pflanzen guten K. zu gewinnen. Am meisten aber ist von der Ausbildung der Kulturen in großem Maßstab zu erwarten. Es müssen für die einzelnen Länder die geeignetsten Kautschukpflanzen ausfindig gemacht und die zweckdienlichsten Kulturen ermittelt werden. Man wird dann auch maschinelle Einrichtungen verwerten können, die bei der verzettelten Kautschukgewinnung im Urwald durch ungebildete Eingeborne gar nicht in Betracht kommen.

K. findet sich im Milchsafte der Pflanzen in ähnlich feiner Verteilung wie Butter in der Milch. Die feinen Kautschukkügelchen sammeln sich beim Stehen des Milchsaftes an dessen Oberfläche in Form eines Rahmes. Außer dem K. enthält der Milchsaft die gewöhnlichen Pflanzenbestandteile, namentlich auch Eiweiß-

Zur Tafel ‚Kautschukpflanzen I u. II'.

Tafel I.

Fig. 1. **Hevea guianensis** *Aubl.* (Siphonia elastica *Pers.*), ein 15—18 m hoher Baum aus der Familie der Euphorbiazeen, mit langgestielten Blättern, die aus drei an einem Punkt entspringenden, ganzrandigen, fiedernervigen Blättchen zusammengesetzt sind, kleinen, unscheinbaren, teils männlichen, teils weiblichen Blüten, die rispig angeordnet sind, und dreifächerigen Kapseln, deren Fächer mit zwei Klappen aufspringen und je einen großen, länglichen, gescheckten Samen enthalten. Die Samen werden beim Aufspringen der Kapseln eine Strecke weit fortgeschleudert. Sie enthalten ein dem Leinöl ähnliches fettes Öl und wie die Blätter Aceton und Blausäure. Hevea guianensis liefert einen Teil des Parákautschuks, der aber auch von mehreren andern Arten der Gattung Hevea, namentlich von Hevea brasiliensis *(H. B. K.) Müll.-Arg.* (Hevea Sieberi *Warb.*), gewonnen wird. Hevea guianensis wächst in Französisch-Guayana und weiter bis zum Rio Negro, die übrigen Hevea-Arten verbreiten sich über das ganze Amazonas- und das Orinokogebiet bis zu den peruvianischen und bolivianischen Anden. Sie bilden keine kompakten Wälder, sondern wachsen zerstreut zwischen andern Bäumen, so daß man nur selten zwei oder drei Heveabäume nebeneinander findet. Sie sind auf die Niederungen beschränkt, in denen eine gleichmäßige Temperatur und stark ausgeprägte Regenzeit herrschen. Infolge unausgesetzter, rücksichtsloser Ausbeutung sind die Heveabäume vielfach ausgerottet, doch ist das Gebiet, in dem sie wachsen, so groß, daß die Möglichkeit einer Erschöpfung von vielen Autoritäten geleugnet wird. Immerhin ist auffallend, daß trotz der enormen Bedeutung des Kautschuks für das Amazonasgebiet der Baum in seiner Heimat kaum irgendwo kultiviert wird. Kulturversuche auf der malaiischen Halbinsel, Ceylon, Java, in Kamerun etc. haben erwiesen, daß die Bäume hier gut gedeihen, doch scheinen die Ernteergebnisse ungenügend gewesen zu sein, und erst in den letzten Jahren hat sich das Interesse diesen Kulturen wieder zugewandt.

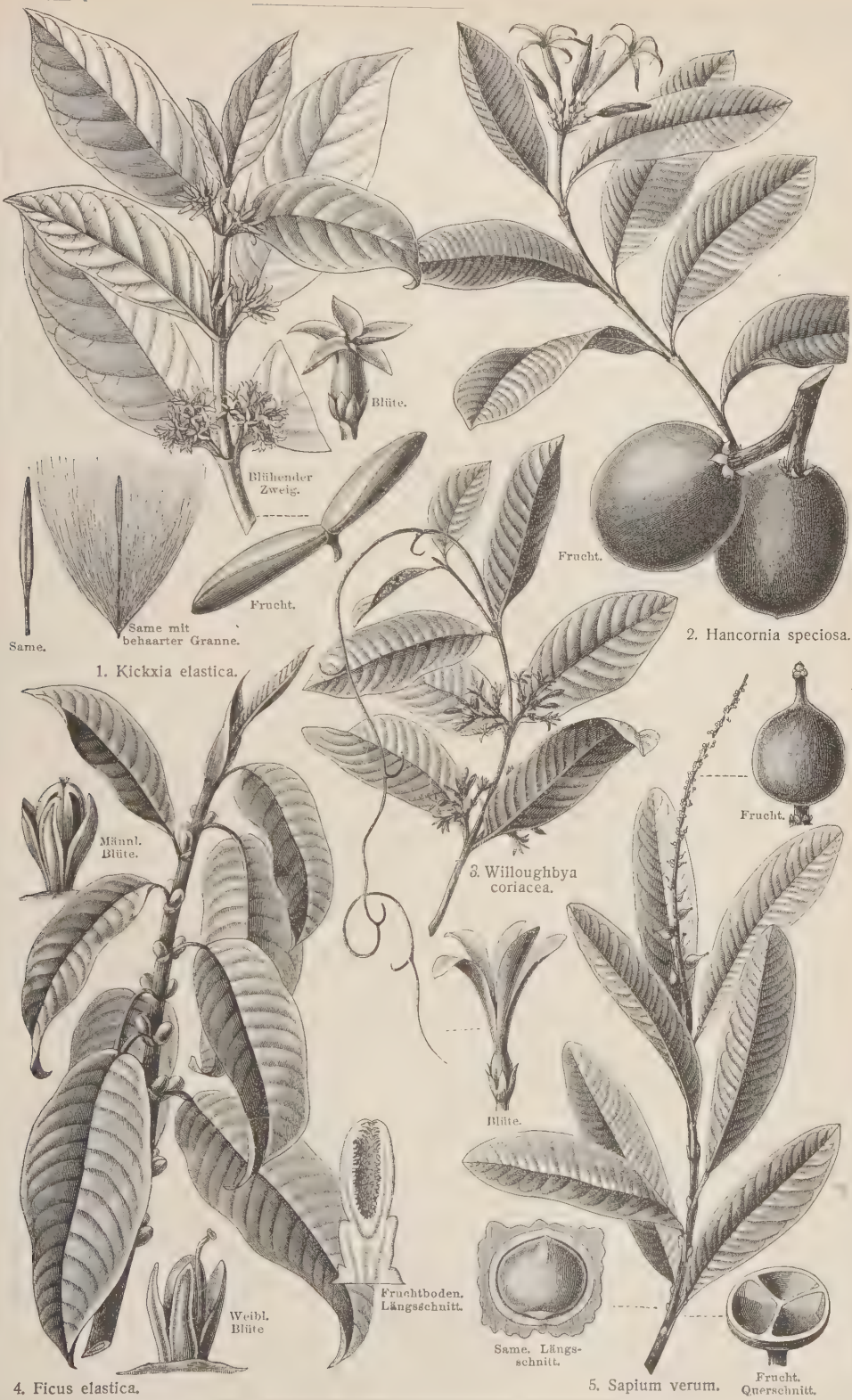
Fig. 2. **Manihot Glaziovii** *Müll.-Arg. (Cearakautschukbaum, Manicoba),* ein 8—15 m hoher Baum aus der Familie der Euphorbiazeen mit rötlichgrauer Rinde, von der sich silberweiße Querstreifen in derselben Weise wie bei der Birke ablösen, abwechselnden, langgestielten, schildförmigen, tief fingerteiligen Blättern, ganzen Abschnitten, kleinen Brakteen und nicht sehr ansehnlichen Blüten, von denen männliche und weibliche an denselben Blütenständen sitzen. Die dreifächerige, fast kugelige, 2—3 cm große, mit drei Längsschlitzen aufspringende Kapselfrucht besitzt in jedem Fach einen gescheckten, überaus hart- und dickschaligen Samen. Die Pflanze enthält in fast allen Teilen Blausäure, der Milchsaft ist frei davon. Der Baum ist heimisch in der Provinz Ceara, wo man ihn jetzt auch zu kultivieren beginnt. Er läßt sich sehr leicht aus Samen und Stecklingen erziehen und wächst außerordentlich rasch. Diese guten Eigenschaften zeigten sich auch bei der Überführung des Baumes nach den Tropenländern der Alten Welt; überall, wo man den Baum angepflanzt hat, auf Ceylon, in Vorder- und Hinterindien, auf Java, in Ost- und Westafrika, ist er vortrefflich gediehen. Bis zu einer Meereshöhe von 1000 m wächst er auch auf ganz geringwertigem Boden sehr schnell; nur ist eine lange Trockenzeit von etwa 5—6 Monaten Bedingung für sein Gedeihen. Leider aber ist bisher der Ernteertrag an Kautschuk bei allen kultivierten Bäumen ein ganz minimaler gewesen, und man muß die zahlreichen Anpflanzungsversuche als vorläufig mißlungen bezeichnen. Kultur in den feuchten Teilen Asiens und Westafrikas lohnt nicht, wenigstens nicht in eignen Plantagen, sondern nur dann, wenn etwa Aufforstungszwecke damit verbunden werden.

Fig. 3. **Landolphia florida** *Benth.* (auch als Varietät von Landolphia comorensis *Schum.* betrachtet), ein Schlinggewächs aus der Familie der Apocynazeen mit 10 und mehr Zentimeter langen kreuzgegenständigen, oblongen oder eioblongen, am Grunde gerundeten, ganzrandigen Blättern, großen, bis 35 mm langen trichterförmigen Blüten mit aufrechten Zipfeln in dichten Blütenständen und kugeliger Beere von Faustgröße, in deren gelben säuerlichem Fruchtfleisch die großen polyedrischen Samen eingebettet sind. Die Frucht wird von den Eingebornen gern gegessen. Die Pflanze ist im tropischen Afrika, namentlich in West- und Mittelafrika, sehr verbreitet, aber in der Nähe der ostafrikanischen Küste wird eine Abnahme der Behaarung bemerkbar, und auf den Komoren fehlt die Behaarung vollständig (Landolphia comorensis). Auch mehrere andre Arten der Gattung Landolphia, deren man etwa 22 kennt, liefern Kautschuk. Über die Ausbeute, welche die Landolphien liefern, weiß man sehr wenig, auch gehen die Urteile über die Brauchbarkeit der einen oder der andern Art weit auseinander. Offenbar sind von den Reisenden die verschiedenen Arten miteinander verwechselt worden, und die Angaben müssen daher als unsicher bezeichnet werden. Sicher ist wohl, daß die ostafrikanische Landolphia florida guten Kautschuk liefert, die vom Kongo gar keinen und die aus Kamerun sehr vortrefflichen. Die Neger verfahren bei der Gewinnung des Kautschuks sehr unvernünftig, und die Bestände der Kautschuklianen nehmen deshalb sehr schnell ab. Die bisherigen Anbauversuche sind so gut wie gänzlich mißlungen.

Fig. 4. **Castilloa elastica** *Cerv.*, ein 12—18 m hoher Baum aus der Familie der Morazeen, mit 15 bis 30 cm langen, länglichen, am Grunde herzförmigen, ganzrandigen Blättern, achselständigen Blütenständen (von denen die weiblichen einzeln, die männlichen häufig zu mehreren stehen) und flachen, 3—5 cm breiten Früchten, die mit den kleinen Einzelfrüchten bedeckt sind. Der Baum wächst vom südlichen Mexiko bis Ecuador und dem nördlichen Peru, meist in Wäldern, aber auch auf den Grasflächen. Seit etwa 25 Jahren hat man sich bemüht, die Castilloa in Westindien und Zentralamerika plantagenmäßig anzupflanzen, in den südlichen Staaten von Mexiko beginnt man jetzt, die Kultur in größerm Maßstab aufzunehmen, und in Neuguinea hat man vorzügliche Erfolge erzielt. Da der Baum sich überall kultivieren läßt, wo der Anbau von Kakao mit Erfolg betrieben werden kann, dabei in betreff des Bodens nicht allzu wählerisch ist und eine 3—4monatige Trockenzeit verträgt, so sind Aussichten auf erfolgreiche Kultur in vielen Tropenländern vorhanden; allerdings scheinen angepflanzte Bäume im Ertrage wildwachsenden nachzustehen, ein Übelstand, dem ohne Zweifel bei bessern Erfahrungen abgeholfen werden kann. Auch sind die Versuche, den Baum als Schattenbaum für Kaffee und Kakao zu verwenden, beachtenswert.

Kautschukpflanzen I.

Kautschukpflanzen II.



Tafel II.

Fig. 1. **Kickxia elastica** *Preuss.* (Funtunia elastica *Stapf.*), ein 30 m hoher Baum aus der Familie der Apocynazeen, mit kreuzgegenständigen, bis 25 cm langen, lanzettlichen, lang zugespitzten, lederartigen, dunkelgrünen Blättern und gelblichen Blüten in dichten Trugdolden. Die Frucht besteht aus zwei spreizenden, bis 15 cm langen, zylindrischen, am Ende abgerundeten Balgkapseln von ovalem Querschnitt, mit vielen Samen. Diese laufen am Grund in eine Granne mit langen Seidenhaaren, oben in eine kurze Spitze aus. Der Baum wächst in Westafrika von der Goldküste bis zum Kongo und wird in neuester Zeit in Kamerun an Wegen und Wasserläufen stark angebaut, weil man größere Erfolge erwartet als von der Kultur der lianenartigen Landolphien. Die beiden andern afrikanischen Arten, Kickxia africana *Benth.* und Kickxia latifolia *Stapf.*, die nebst Kickxia elastica als besondere Gattung (Funtunia) von der Gattung Kickxia mit zwei asiatischen Arten getrennt worden sind, besitzen zwar auch reichlich Milchsaft, liefern aber kein brauchbares Kautschuk. Kickxia africana wurde früher vielfach mit K. elastica verwechselt.

Fig. 2. **Hancornia speciosa** *Gom. (Mangabeira)*, ein 5—7 m hoher Baum aus der Familie der Apocynazeen, mit schlaffen, hängenden Ästen, kreuzgegenständigen, eioblongen, spitzen, zweifarbigen, unterseits hellern und dort enggenervten Blättern, ziemlich großen, präsentiertellerförmigen Blüten mit zylindrischer, schuppenloser, von Haaren fast geschlossener Röhre und schmalen, herabhängenden Zipfeln in armblütigen, endständigen Dichasien. Die gelbe, rotgestreifte Frucht *(Manguba)* ist kugelförmig, beerenartig, von der Größe einer Pflaume, mit einem Fruchtbrei gefüllt, in dem die Samen liegen; sie schmeckt sehr angenehm süß-säuerlich und wird hoch geschätzt. Der Baum wächst in den trockenen Gegenden Brasiliens von Rio de Janeiro bis Pernambuco, besonders in den Campos cerrados der Provinz Bahia und Pernambuco, geht aber auch durch Goyaz und Minas Geraes bis nach S. Paulo und westwärts durch Matto Grosso bis zu den Grenzen Perus. Die gelernten Kautschuksammler zapfen zwar nur erntereiche Bäume sachgemäß an, die herumziehenden Sammler aber haben arg gehaust und die Bestände stark gelichtet. Der Staat S. Paulo hat daher ein Gesetz zum Schutz und zur Ermunterung der Anpflanzung dieser Bäume erlassen, das weiteste Beachtung verdient. Über die Kultur des Baumes ist wenig bekannt, doch ist sein Anbau entschieden empfehlenswert. Seine Anspruchslosigkeit an Boden und Klima, die frühe Ergiebigkeit und der verhältnismäßig hohe Ertrag lassen ihn für die trocknen Gebiete von Deutsch-Ostafrika und Togoland geeignet erscheinen. Der Baum verspricht bedeutend mehr als die Manicoba und die Heveas, ja er dürfte bessere Resultate geben als Castilloa.

Fig. 3. **Willoughbya coriacea** *Wall.*, eine Liane aus der Familie der Apocynazeen, mit kreuzgegenständigen, lanzettlichen, lederartigen, weitgenervten Blättern, achselständigen Blütenrispen, präsentiertellerförmiger Blumenkrone mit breiten Zipfeln und großer, kugelförmiger, innen saftiger Beere, mit harter Schale und schmackhaftem Fruchtfleisch. Die den Blütenständen homologen Ranken sind hochgradig verändert, indem sie lange, fadenförmige Organe darstellen, mit abwechselnden kurzen Seitenästen, die in ein- oder zweimal gespaltene, kurz gekrümmte Ranken auslaufen. Die etwa zehn Arten dieser Gattung bewohnen Hinterindien und den Malaiischen Archipel, es sind große, relativ dickstämmige Lianen des Urwaldes, die aber niemals in Masse an einem Ort auftreten, was die Ausbeutung erschwert. Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß der größte Teil des von Borneo ausgeführten Kautschuks von diesen Lianen stammt. Am häufigsten werden benutzt W. firma *Blume*, W. flavescens *Dycr.* und W. coriacea *Wall.* Die zuerst genannte Art soll den besten Kautschuk liefern.

Fig. 4. **Ficus elastica** *L. (Gummibaum)*, ein riesiger, bis 60 m hoher Baum aus der Familie der Morazeen, der in der Jugend meist als Epiphyt auf andern Bäumen wächst, später ein Baumwürger (Mörderfeige), schließlich ein selbständiger Baum mit stark zerklüfteten Scheinstämmen ist, der vielfach noch von zahlreichen stammartigen Luftwurzeln gestützt wird. Diese Luftwurzeln sind oft 25 m hoch und erlangen 1,5 m Umfang. Die Zweigenden sind bedeckt mit tutenförmig eingerollten, schön roten oder weißen Nebenblättern, die nach dem Abfallen eine Ringnarbe hinterlassen. Die abwechselnd stehenden Blätter sind länglich-elliptisch, lederartig, dunkelgrün, stark glänzend mit zahlreichen, fast senkrecht auf der Mittelrippe stehenden, wenig deutlichen, parallelen Seitenrippen. Die Blätter sind an Wasserschossen und an Zimmerpflanzen (der Gummibaum ist eine unsrer beliebtesten und dankbarsten Zimmerpflanzen, s. Tafel ‚Blattpflanzen II', Fig. 10) bis 30 cm lang, an ausgewachsenen Bäumen viel kleiner, oft nur 10 cm lang. Die bis 1 cm langen, dick elliptischen, im reifen Zustand gelbgrünen Feigenfrüchte sitzen paarweise in den Blattachseln und werden in der Jugend von einem Nebenblättchen eingehüllt, später nur an der Basis von einem napfartigen Blättchen umgeben. Männliche, weibliche und Gallenblüten bedecken die Innenfläche der Feige. Der Baum wächst vom östlichen Himalaja, Sikkim über Assam, Tschittagong durch das ganze westliche gebirgige Hinterindien bis zur malaiischen Halbinsel, sowie über Sumatra bis Java und auf Borneo. Er bevorzugt den untern Bergwald, steigt aber im Himalaja bis 1600 m. Nirgends bildet er Wälder; er findet sich vielmehr zerstreut im Urwald, und in den kautschukreichern Wäldern wachsen auf 1 Hektar nicht mehr als 1—2 Gummibäume. Seit einigen Jahrzehnten hat man in Assam, auf Java, Sumatra und Borneo, in neuerer Zeit und mit bestem Erfolg auch auf Neuguinea Pflanzungen des Baumes angelegt, da infolge des Raubbaues die Produktion des Kautschuks aus wildwachsenden Bäumen stetig abnimmt und trotz der Bemühungen der Forstverwaltungen ein Schutz der Bäume schwer durchzuführen ist. Ein ungünstiger Umstand für die Rentabilität solcher Pflanzungen ist die beträchtliche Anzahl von Jahren, die vergehen müssen, ehe man den Milchsaft in ausreichender Menge gewinnen kann.

Fig. 5. **Sapium verum** *Hemsl.*, ein hoher Waldbaum aus der Familie der Euphorbiazeen, mit abwechselnden, gestielten, lanzettlichen, ganzrandigen Blättern, einfachen Blütenähren und einer außen fleischigen Frucht, mit kugelförmigen Samen. Er wächst vornehmlich in Höhen von 2—3000 m in den Kordilleren und liefert den größten Teil des aus Kolumbien kommenden Kautschuks. Auch andre Arten derselben Gattung, die in niedern Regionen heimisch sind, geben guten Kautschuk, während es zweifelhaft ist, ob Sapium biglandulosum *Müll.-Arg.* in Mittel- und Südamerika, von der man zuerst die Herkunft des kolumbischen Kautschuks ableiten wollte, überhaupt ein brauchbares Produkt liefert.

körper, stickstofffreie Substanzen und Salze. Die Zusammenballung der Kautschukkügelchen erfolgt, indem der ganze Milchsaft durch Räuchern mit brennenden Palmnüssen oder durch Zusatz von Alkalien, Säuren oder Salzen oder durch Kochen zur Gerinnung gebracht wird. Hierbei koagulieren aber nur die Eiweißstoffe des eigentlichen Milchsaftes und kleben die kleinen Kautschuktröpfchen zusammen, wie im Blute das gerinnende Fibrin die Blutkörperchen. Infolgedessen ist der K. immer stark mit Eiweißstoffen durchsetzt und leicht geneigt, in Fäulnis überzugehen oder einen übeln Geruch anzunehmen. Demgegenüber ist der Versuch gemacht worden, die Kautschukteilchen durch Zentrifugieren von der übrigen Flüssigkeit zu trennen. In der Tat erwies sich der auf diese Weise abgesonderte K. als rein und geruchlos; durch Räuchern und die üblichen chemischen Mittel konnte er nicht mehr verändert werden.

Zur Gewinnung des Parágummis (Borracha), der jetzt etwa 40 Proz. der gesamten Kautschukproduktion bildet, machen die Sammler (Seringeros) in die Rinde der Hevea-Bäume (Seringueiras) mit eigentümlich geformten kleinen Äxten wenige Zentimeter tiefe Einschnitte, die das Holz nicht erreichen dürfen, weil sonst Bohrkäfer den Baum angreifen. Jeder Einschnitt liefert etwa 30 ccm Milch innerhalb 1—3 Stunden. Ein Baum mit einem Stammumfang von 1,25—2,5 m erträgt sehr gut 10—20 Schnitte aller 2 oder 3 Tage. Die Schnitte werden von oben nach unten fortschreitend in Horizontalreihen angebracht. Übrigens sind in fern abliegenden Gegenden auch andre Methoden des Anzapfens gebräuchlich. Der ausfließende Milchsaft, der angenehm, nicht unähnlich süßem Rahm schmeckt und genießbar ist, wird in Bechern aus Weißblech gesammelt, die man in größere Gefäße entleert, um ihn schnell weiter zu verarbeiten; er gerinnt schnell und liefert dann ein geringeres Produkt. Zur Verarbeitung entzündet man unter einem Rauchfang ein Feuer und wirft in dieses Palmennüsse (von Attalea excelsa, Maximiliana regia, Euterpe edulis), auch Schalen der Paránüsse. Ein flaches, ruderförmiges Stück Holz wird nun in die Milch getaucht und in den heißen dichten Rauch gehalten, wobei die Milch koaguliert, dann von neuem begossen und wieder geräuchert. Dies wiederholt man, bis der um das Holz entstehende Kautschuklumpen (Biskuit) die geeignete Größe hat. Man läßt diesen dann über Nacht trocknen und schneidet ihn auf, um ihn von dem Holz abzulösen. Diese Kautschuksorte (Parafina, Entrefina) zeigt auf dem Querschnitt eine deutliche Schichtung, ist außen braun bis braunschwarz, aber schon in einer Tiefe von 1 cm bernsteingelb (Speckgummi, Gummispeck). Freiwillig geronnene Milch und andre Reste werden zu Klumpen zusammengepreßt, die sich an der Luft schwärzen (Sernamby, Scrappy, Coarse, Negerköpfe); sie stehen viel niedriger im Preise. Die Gewinnung des mittelamerikanischen Kautschuks aus Castilloa elastica erfolgt in ähnlicher Weise wie die des Parákautschuks, also durch Einschnitt; meist wird durch die unverständige Art des Anzapfens die Kambiumschicht des Baumes so beschädigt, daß dieser in kurzer Zeit zugrunde geht und die Bestände der Castilloa-Bäume sich sehr schnell verringert haben. Die Koagulation des Milchsaftes wird meist durch Zumischung des Saftes der Ipomoea bona nox, eines sehr häufigen, der Familie der Konvolvulazeen angehörenden Unkrautes, bewirkt. Alle diese Manipulationen werden aber von den Kautschuksammlern (Huleros) in roher und primitiver Weise vorgenommen, und der geringere Handelswert des Castilloa-Kautschuks ist in erster Linie auf diesen Übelstand zurückzuführen.

Eine dritte Sorte amerikanischen Kautschuks ist das unter dem Namen Ceara scraps in den Handel kommende Produkt; es stammt von Manihot Glaziovii (Manicoba) und besteht aus kleinen Streifen oder Tränen, die meist aneinander kleben und zuweilen zu großen Klumpen zusammengepreßt sind; da es meist stark mit Sand und Pflanzenteilen verunreinigt ist, steht es geringer im Preis als guter Parákautschuk, wird auch in weit geringerer Masse zur Ausfuhr gebracht als dieser. Die Methode des Anzapfens ist sehr einfach und wird häufig schon an zweijährigen Bäumen vorgenommen. Die äußere Lage der Rinde wird bis zu 1—2 m Höhe hinauf abgeschabt; die Milch rinnt sofort hinunter und trocknet teils am Stamme fest, teils gelangt sie auf den Boden, auf dem man große Blätter ausgebreitet hat. Nach einigen Tagen werden die Stränge zusammengekratzt und zu Kugeln geformt; erst neuerdings ist man daran gegangen, die Milch in kleinen Zinngefäßen aufzufangen und auch mit dem Anzapfen zu warten, bis die Bäume 6—7 Jahre alt geworden sind. Zur Gewinnung des Mangabeirakautschuks aus Hancornia speciosa werden schräge Schnitte in die Rinde gemacht, und die Milch wird in kleinen Schalen aufgefangen; die Koagulation des Saftes wird mittels Alaunlösung zustande gebracht; der K. wird dann mit den Händen ausgepreßt und acht Tage lang an der Sonne getrocknet. Das Produkt kommt in der Form von großen Kuchen (sogen. Biskuits) in den Handel, die einen eigentümlichen süßlichen Geruch besitzen und sehr viel Wasser enthalten; infolge des beigemischten Alauns ist dieser K. wenig elastisch und wird mit der Zeit zerbrechlich, so daß sein Preis im Handel nur die Hälfte von gutem Parákautschuk beträgt; erst seitdem man neuerdings auf eine bessere Herstellung Wert gelegt hat, haben sich die Preise gehoben. Der Milchsaft mancher Landolphia-Arten koaguliert zum Teil sofort bei Zutritt der Luft, so daß man nur die Kautschukfäden aufzuwickeln braucht. Bei andern Arten befördert man die Gerinnung des Milchsaftes durch Salzwasser oder häufiger durch Bespritzen mit dem sauren Safte der im Munde gekauten Früchte der Landolphia-Arten. Bei andern Arten mit dünnflüssigerm Saft fängt man diesen in Kalebassen auf und bringt ihn durch Erhitzen oder Stehenlassen zum Gerinnen. Im Kongogebiet wird allgemein der saure Saft von Costus Lucanusianus (Bossanga), einer krautigen Zingiberazee, zur Koagulation benutzt. Zur Gewinnung des Wurzelkautschuks aus Carpodinus- und Clitandra-Arten werden die Wurzelstöcke zerschnitten, einige Tage der Sonne ausgesetzt, dann gegen zehn Tage in Wasser gelegt und hierauf mit Holzklatten geschlagen und schließlich gekocht. Das Produkt, das gewöhnlich in der Form von kleinen Würfeln (Thimbles) in den Handel kommt, ist sehr minderwertig und enthält bis zu 50 Proz. Rinden- und Holzstücke. Die Anzapfung von Ficus elastica (Gummibaum) geschieht wie bei andern Arten, indem man mit starken Messern oder Äxten Einschnitte macht, aus denen dann meist der geronnene Saft herausgekratzt wird. Das Produkt ist infolge von Verunreinigung häufig schwarz und klebrig und hat im Vergleich zu Parákautschuk nur einen geringen Handelswert.

Eigenschaften.

Der K. des Handels zeigt verschiedene Färbung, der geräucherte südamerikanische ist bräunlich bis braun-

schwarz, der indische ist weiß, gelblich oder rötlich, fleckig, andre Sorten sind bläulich, auch gelblich und bräunlich. Aus Lösungen kann man durch Wasser bei Ausschluß der Luft farblosen K. fällen, der aber an der Luft dunkel wird. Je wasserreicher der K. ist, um so heller und undurchsichtiger ist er, wasserarmer K. ist dunkler, kantendurchscheinend, in dünner Schicht durchsichtig; der dunkle, geräucherte K. ist auf frischer Schnittfläche fettglänzend, der nicht geräucherte ist beinahe matt; stets ist K. geschmacklos, von schwachem charakteristischen Geruch, spez. Gew. 0,92—0,96; bei Temperaturen bis 0° ist er höchst elastisch, in der Kälte wird er hart, aber nicht brüchig, beim Erwärmen wieder elastisch und weich. Die Elastizität nimmt mit der Temperatur in sehr bedeutendem Maß ab. Der K. läßt sich nach jeder Richtung gleichmäßig und gleich stark ausziehen; wird er im ausgedehnten Zustande starker Kälte ausgesetzt, so behält er seine künstliche Länge auch beim Erwärmen auf 20°, gewinnt aber seine volle Elastizität bei 35—40° wieder. Wird ausgedehnter K. auf 105° erhitzt und dann der Kälte ausgesetzt, so zieht er sich nicht wieder zusammen, verhält sich aber sonst ganz wie normaler K. Frische Schnittflächen haften, wenn sie nicht berührt wurden, beim Zusammendrücken sehr fest aneinander. K. leitet die Elektrizität nicht und wird durch Reiben elektrisch. Er ist in Wasser völlig unlöslich, schwillt darin bedeutend an und wird dabei heller und Lösungsmitteln zugänglicher. Dünne Schnitte nehmen unter Wasser in einem Monat 26 Proz. Wasser auf. Gegen Lösungsmittel verhalten sich die einzelnen Kautschuksorten verschieden. Manche Sorten lösen sich nur unvollständig in Petroleumäther und hinterlassen einen kautschukartigen, stark gequollenen Rückstand, der in Benzol oder Chloroform zum Teil löslich ist. Aus der Lösung in Petroleumäther wird das Gelöste durch Alkohol gefällt. Absoluter Alkohol durchdringt den K. noch schneller als Wasser, besonders beim Erhitzen; in Äther, Benzin, Terpentinöl und einer Mischung von 100 Schwefelkohlenstoff mit 4 absolutem Alkohol quillt er ungemein stark; dabei löst sich ein Teil, wird aber von dem ungelösten hartnäckig zurückgehalten. Von 100 Teilen getrocknetem K. lösen Schwefelkohlenstoff 80 (65—70), Benzol 63 (48—52), Terpentinöl 66 (50—52), Chloroform 58, Äther 71 (60—68) Teile. In Schwefelkohlenstoff aufgequollener K. löst sich in absolutem Alkohol sehr leicht, wenn man auf 100 Schwefelkohlenstoff 6—8 Alkohol nimmt. Schmelzendes Naphthalin löst K. sehr leicht, schwere Steinkohlenteeröle lösen etwa 5 Proz. In Fetten, flüchtigen und fetten Ölen quillt K. ebenfalls bedeutend und löst sich in vielen, sehr gut und leicht in Kautschuköl. Terpentinöl wird durch mehrmalige Destillation für sich oder über Ziegelsteine viel geeigneter, den K. zu lösen. Zur Beförderung der Lösung muß das Lösungsmittel und der K. wasserfrei sein; letzterer wird vorteilhaft vorher mit Sodalösung gekocht, gewaschen und getrocknet. In höherer Temperatur lösen die obengenannten Mittel den K. vollständig, aber nicht ohne Zersetzung; der Verdunstungsrückstand der Lösung wird selbst in dünner Schicht nur schwierig fest. Manche gemischte Flüssigkeiten lösen den K. dagegen unverändert und hinterlassen ihn beim Verdunsten mit allen seinen wertvollen Eigenschaften. Zerschnittener K. löst sich in kochendem Leinöl, die Lösung trocknet in dünnen Schichten zu einer durchsichtigen, zähen Masse ein. Durch Kautschukhäutchen diffundieren gleiche Volumina der folgenden Gase in beistehenden Zeiteinheiten: Kohlensäure 1, Wasserstoff 2,4, Sauerstoff 5,3, Sumpfgas 6,3, Luft 11,8, Kohlenoxyd 12,2, Stickstoff 13,6. Besonders stark ist das Absorptionsvermögen des Kautschuks für Acetylen und andre im Leuchtgas enthaltene schwere Kohlenwasserstoffe, wodurch eine Abschwächung der Leuchtkraft des durch Kautschukröhren geleiteten Leuchtgases verursacht wird. K. widersteht Alkalien und verdünnten Säuren, wird von konzentrierter Schwefelsäure besonders beim Erwärmen, von salpetriger Säure und Salpetersäure zersetzt; Chlor nimmt ihm seine Elastizität und macht ihn hart und brüchig; in starkem, wässerigem Ammoniak soll K. quellen und dann eine Emulsion bilden. K. besteht im wesentlichen aus einem zu den Polyterpenen ($C_{10}H_{16}$) gehörenden Kohlenwasserstoff, gemengt mit Harz, wenig ätherischem Öl, Wachs, Eiweißsubstanzen, Fett und in Wasser und Alkohol löslichen Stoffen. In manchen Kautschuksorten wurden eigenartige Stoffe entdeckt, wie Dambonit $C_8H_{16}O_6$, Bornesit $C_7H_{14}O_6$, Matezit $C_{10}H_{20}O_5$. An der Luft und besonders am Lichte wird K. oberflächlich hart und brüchig, in sehr dünner Schicht bildet er an der Luft allmählich eine harzartige Masse, die in Benzol löslich ist. Bestreichen mit Öl fördert die Zersetzung. Durch Einlegen in Wasser mit 10 Proz. Spiritus und Salizylsäure, in Ammoniakflüssigkeit oder in eine wässerige oder alkoholische Lösung von Kreolin läßt er sich konservieren. Bei 120° wird K. klebrig, bei 180° fängt er an zu schmelzen, bleibt nach dem Erkalten weich und klebrig und wird auch in sehr dünner Schicht erst nach langer Zeit wieder fest. Bei 200—300° erhält er Ölkonsistenz und färbt sich dunkelbraun, er brennt mit leuchtender, rußender Flamme. Bei der trocknen Destillation gibt er Kohlensäure, Kohlenoxyd, ammoniakhaltiges Wasser, schwefel- und chlorhaltige Produkte und Kautschuköl, ein Gemenge flüssiger Kohlenwasserstoffe, von denen die flüchtigsten bei 14° sieden. Aus diesem Kautschuköl wurden abgeschieden Butylen C_4H_8, Siedepunkt 14°; Faradayin, Siedepunkt 33—44°; Isopren C_5H_8, Siedepunkt 34—39° (geht bei 250° in Cinen über); Kautschicin (Kautschin, in der Hauptsache Cinen $C_{10}H_{16}$), Siedepunkt 180°; Heveen $C_{15}H_{24}$, Siedepunkt 315°.

Verarbeitung.

Zur Verarbeitung des Kautschuks wird er in heißem Wasser erweicht und zwischen meist gerieften Walzen zerrissen, wobei durch aufließendes Wasser fremde Beimengungen fortgespült werden. Indem der K. weitere Walzenpaare passiert, erhält er die Form von Platten, die bei 38—50° getrocknet werden. Aus diesen Platten wird in einem Knetapparat (Mastikator) mit hohler, heizbarer, gerieften Walze in einem starken eisernen Gehäuse eine homogene Masse hergestellt, die man mittels hydraulischer Pressen in regelmäßige Formen bringt. Diese Blöcke zerschneidet eine rotierende Messerscheibe unter Zufluß von Wasser in Blätter (Patentplatten) von 0,16—20 mm Stärke, welche die Basis für die weitere Fabrikation abgeben. Man stellt Kautschukplatten auch durch Walzen her, indem man den gereinigten K. auf 40—50° erhitzt und zwischen Walzen, die durch eingeleiteten Wasserdampf auf 80—100° erhitzt werden, wiederholt hindurchgehen läßt. Indem sich die Walzen mit ungleicher Geschwindigkeit drehen, wird der K. geknetet und kann zugleich mit Schwefel, Goldschwefel, Zinkoxyd, Kreide ꝛc. gemischt werden. Schließlich formt man aus der Masse auf Kalandern mit verstellbaren, heizbaren Hartgußwalzen Platten von verschiedener Stärke. Wenn diese Platten die Walzen

verlassen, kleben sie sehr stark, und man bestreut sie daher vor dem Aufrollen mit Talk oder zieht sie durch kaltes Wasser. Mit naßgehaltenen Scheren und Messern schneidet man aus den Platten beliebige Stücke, die durch Vereinigung der frischen Ränder zu allerlei Gebrauchsgegenständen geformt werden. Sehr dünne und gleichmäßige Platten (für Kautschukfäden 2c.) stellt man aus einem dicken Brei dar, den man durch Aufquellen von K. in Kohlenwasserstoffen aus Steinkohlenteer oder Petroleum gewonnen und event. mit Schwefel oder andern Substanzen auf Mischwalzen gemischt hat. Diesen Brei bringt man auf Gewebe, die auf der Spreadingsmaschine zwischen einer eisernen, mit K. überzogenen Walze und einem Messer hindurchgehen, dessen verstellbarer Abstand von der Walze die Stärke der Kautschukschicht bestimmt. Hinter der Streichvorrichtung passiert der Stoff geheizte Tische, auf denen das Lösungsmittel des Kautschuks verdampft. Indem man die Operation mit demselben Stoff beliebig wiederholt, kann man Platten von verschiedener Stärke herstellen.

Die Verwendbarkeit des Kautschuks wird wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß er bei 0° hart, bei 30—50° aber schon sehr weich ist, sowie durch die verhältnismäßig geringe Widerstandsfähigkeit gegen manche chemische Agenzien. Durch eine eigentümliche Verbindung des Kautschuks mit Schwefel werden aber diese Übelstände zum großen Teil beseitigt, und dieser vulkanisierte K. hat deshalb für die Technik eine viel größere Wichtigkeit erlangt, als sie der nicht vulkanisierte jemals besaß. Taucht man K. bei 115—120° 2—3 Stunden in geschmolzenen Schwefel, so nimmt er 10—15 Proz. Schwefel auf. Ebenso kann man ihn durch Einkneten von Schwefelblumen oder mit Hilfe einer Lösung von Schwefel in Schwefelkohlenstoff mit Schwefel imprägnieren, ohne daß er seine Eigenschaften wesentlich ändert. Erhitzt man aber diesen schwefelhaltigen K. auf 130—140°, so wird er in wenigen Minuten umgewandelt und bildet nun den vulkanisierten K., der sich bei —20° wie bei einer 100° übersteigenden Temperatur gleich elastisch zeigt und den Lösungsmitteln und chemischen Agenzien in hohem Grade widersteht. Aus dem mit 12—24 Proz. Schwefel, wie oben angegeben, imprägnierten K. werden alle Artikel, wie aus gewöhnlichem K., dargestellt, da er sich noch genau wie dieser verhält, namentlich auch sich in beliebige Formen drücken und an frischen Rändern miteinander vereinigen läßt. Durch Aufeinanderbügeln mehrerer Platten aus mit Schwefel imprägniertem K. kann man Gummikörper von beliebiger Stärke erzeugen. Die geformten Sachen werden einer Temperatur von etwa 120—130° ausgesetzt (gebrannt), die hinreichend lange einwirken muß, um die Stücke vollständig zu durchdringen. Man benutzt hierzu eiserne Kessel, in die man gespannten Dampf leitet. Da die Gegenstände beim Erhitzen aber bedeutend erweichen, muß man sie über Formen brennen und, um das Ankleben zu vermeiden, mit Talkpulver bestreuen; dicke Platten werden, damit sie sich nicht verziehen, zwischen Eisenplatten gelegt, dünne mit einer Kattunzwischenlage auf eine Trommel gewunden 2c. Statt der eisernen Kessel benutzt man zum Vulkanisieren auch Dampfpressen, deren hohler Ober- und Unterteil durch Dampf auf die erforderliche Temperatur gebracht werden kann. An Stelle des Schwefels hat man auch schwefelhaltige Präparate, wie Schwefelbarium, Schwefelcalcium, Goldschwefel (Schwefelantimon), unterschwefligsaures Blei oder künstliches Schwefelblei, zum Vulkanisieren angewendet, um besondere Eigenschaften des Fabrikats zu erzielen; außerdem aber setzt man dem vulkanisierten K. feines Bimssteinpulver zu, damit er auch Tintenstriche vom Papier wegnimmt, oder Kreide, Zinkoxyd und andre Dinge, um eine billige und hellere Ware zu gewinnen. Diese Zusätze (bis 40 und 50 Proz.) verschlechtern das Fabrikat sehr wesentlich und können unter Umständen gefährlich werden (Zinkoxyd in Saughütchen für Kinder). Nach einer andern Methode vulkanisiert man den K., indem man ihn in mit Schwefelkohlenstoff verdünntes Schwefelchlorür taucht, und zwar je nach der Stärke der Stücke nur wenige Sekunden oder einige Minuten, und dann rasch in einem warmen Luftstrom trocknet. Dicke Stücke werden wiederholt in die vorteilhaft mit mehr Schwefelkohlenstoff gemischte Flüssigkeit getaucht; das Brennen fällt hierbei ganz fort. Lösungen von K. mischt man mit der Schwefelungsflüssigkeit und läßt sie dann eintrocknen. Statt des Schwefelkohlenstoffes benutzt man häufig sorgfältig gereinigtes Petroleum.

Der vulkanisierte K. besitzt eine graue Farbe, zeigt sich durch Temperaturunterschiede wenig veränderlich; er klebt nicht auf frischen Rändern, riecht unangenehm (soll den Geruch verlieren, wenn man ihn mit einer Schicht tierischer Kohle bedeckt und 3—6 Stunden lang auf 50—80° erhitzt), ist für Gase viel weniger durchdringlich als reiner K., wird bei längerer Einwirkung höherer Temperaturen spröde und schwärzt Metallgegenstände unter Bildung von Schwefelmetall. Er quillt in Lösungsmitteln wenig auf und gibt an diese nur 4—5 Proz. unveränderten K. und den nicht gebundenen Schwefel ab. Nur 1—2 Proz. des beigemengten Schwefels verbinden sich mit dem K.; der Rest ist mechanisch beigemengt, wirkt aber bei längerm Liegen auf den K. und macht ihn hart und spröde. Bei anhaltendem Gebrauch wird er durch das abwechselnde Ausdehnen und Zusammenziehen großenteils entfernt; auch kann man ihn durch Erhitzen mit Ätznatronlauge (Entschwefeln) ausziehen, während der, wie es scheint, chemisch gebundene Schwefel sehr viel fester haftet. Nach dem Behandeln des vulkanisierten Kautschuks mit Alkalilauge gleicht er völlig dem reinen K., besitzt aber noch alle vorteilhaften Eigenschaften des vulkanisierten Kautschuks.

Kautschukplatten werden auf oben angegebene Weise dargestellt. Sollen die Platten Einlagen bekommen, so legt man zwischen zwei zu vereinigende Gummiplatten eine Lage eines gummierten Gewebes, wickelt sie mit einem Baumwollengewebe fest auf eiserne Trommeln und erhitzt sie im Vulkanisierkessel. Das Baumwollengewebe verbindet sich beim Vulkanisieren nicht mit der Gummiplatte, läßt aber ein Muster auf derselben zurück. Ebenso kann man Einlagen von Metallgewebe oder Asbest machen, auch die Platten mit Gewebe, Asbest 2c. umkleiden. Kautschukfäden schneidet man aus den auf der Spreadingsmaschine dargestellten Kautschukplatten auf Drehbänken; runde Kautschukfäden werden aus einem mit Schwefelkohlenstoff und Alkohol bereiteten Teig dargestellt, indem man ihn in einen Zylinder füllt und durch Löcher in dessen Bodenplatte preßt. Die frischen, weichen Fäden werden über endlose Tücher geführt, mit Talk bestreut und, nachdem auf einem langen Wege, den sie schnell durchlaufen, der Schwefelkohlenstoff verdunstet ist, aufgerollt. Durch Strecken, Erhitzen auf 115° und Abkühlen können Fäden aus reinem und mit Schwefel gemischtem K. sehr dünn gemacht werden. Zur Herstellung der Kautschukschläuche

werden um ein Metallrohr eine oder mehrere Lagen Gummi gelegt, für stärkere Schläuche sind Stoffeinlagen erforderlich, die man spiralförmig über die erste Gummischicht legt, wieder mit Gummi umhüllt. Auch fertigt man Schläuche mit Einlagen von Eisen- oder Kupferdrahtspiralen (Spiralschläuche). Die fertig geformten Schläuche werden mit feuchten baumwollenen Stoffen umwickelt und mit dem Metallrohr auf einem langen Wagen in den Vulkanisierkessel eingeführt. Hohle Gegenstände setzt man meist aus mehreren Stücken, die nach Schablonen geschnitten sind, zusammen, füllt vor dem völligen Schließen etwas kohlensaures Ammoniak ein, legt sie dann in die Formen und brennt sie. Hierbei verflüchtigt sich die eingefüllte Substanz, und der Dampf preßt den K. in alle Vertiefungen der Form. Die Gummibälle werden nach dem Vulkanisieren mit einer Hohlnadel angestochen und durch diese mit komprimierter Luft gefüllt. Die Nadel wird durch einen kleinen Gummiblock im Innern des Balles hindurchgestochen und das feine Loch nach dem Herausziehen der Nadel mit Gummikitt geschlossen. Gummischuhe wurden früher direkt aus dem Milchsafte der Kautschukbäume dargestellt; jetzt färbt man die schwefelhaltige Kautschukmasse mit Kienruß, befestigt sie durch Walzen auf einem trikotartigen Gewebe, schneidet die erforderlichen Stücke nach Schablonen, setzt dieselben über hohlen eisernen Formen zusammen (nur durch Kleben), überzieht sie mit Asphaltlack und brennt sie über den Formen im Luftbade. Die Patentgummiwaren (chirurgische Artikel, Sauger für Milchflaschen der Kinder, Schläuche ꝛc.) werden aus den obenerwähnten Patentblättern hergestellt, indem man aus diesen Stücke von geeigneter Form ausschneidet und die Ränder derselben durch Zusammendrücken vereinigt. Bei Schläuchen geschieht dies dadurch, daß man den Kautschukstreifen durch eine Leere hindurchzieht. Das Vulkanisieren erfolgt durch Eintauchen in eine Mischung aus Schwefelchlorür und Schwefelkohlenstoff.

Wasserdichte Gewebe wurden zuerst durch Zusammenwalzen des frischen, noch sehr weichen und klebenden Kautschukblattes mit dem Gewebe zwischen geheizten Walzen erhalten. Beim Macintosh lag das Kautschukblatt zwischen zwei Geweben. Die Verarbeitung dieser Gewebe zu Kleidungsstücken ꝛc. erfolgt erst nach dem Vulkanisieren, indem man die zugeschnittenen Stücke an den Rändern mit Kautschuklösung bestreicht, übereinanderlegt und durch Druck vereinigt. Neuerdings wendet man allgemein einen aus K. und leichtem Steinkohlenteeröl erhaltenen Teig an, der mit Hilfe der Spreadingsmaschine auf das Gewebe gestrichen wird. Die Anstriche müssen sehr dünn gemacht und nach jedesmaligem Trocknen sechs- bis achtmal wiederholt werden. Zur Herstellung eines Überzugs von vulkanisiertem K. löst man in den flüchtigen Teerölen zuerst Schwefel, dann den K. und vulkanisiert im Luftbad wie Gummischuhe, oder man wickelt das Gewebe auf Walzen und vulkanisiert in Kesseln mit Dampf. Zum Vulkanisieren taucht man aber auch die Gewebe in eine Mischung von Chlorschwefel und Schwefelkohlenstoff. Gewebe mit grauweißem Kautschuküberzug bilden das Hospitaltuch zu Unterlagen im Bett, schwarz gefärbte Masse wird für Regenmäntel benutzt. Durch Aufeinanderlegen zweier so bestrichener, noch etwas klebender Gewebe und Zusammenwalzen erhält man die Doppelstoffe. Läßt man aber den ersten Anstrich vollkommen trocknen und vulkanisiert ihn kalt, so kann man auch die andre Seite des Gewebes bestreichen. Für billige Stoffe vermischt man die Anstrichmasse mit allerlei Zusätzen, so daß schließlich der K. nur noch die Bestimmung hat, den Überzug nicht brüchig noch spröde werden zu lassen. Man benutzt in dieser Weise Steinkohlenteer, namentlich aber auch Lösungen von K. in Leinöl mit verschiedenen Zusätzen. — Die Abfälle von vulkanisiertem K. sind sehr schwer zu verarbeiten; zu ihrer Verwertung sind mehrere Vorschläge gemacht, die meist auf eine Erweichung des Materials durch Wärme oder Lösungsmittel, Zerkleinern desselben und Zusammenkneten mit frischer Masse hinauslaufen. In Amerika gelangen große Mengen gebrauchter Gegenstände zur Verarbeitung. Die Sachen werden fein gemahlen, das Pulver durch Sieben von den Stoffteilen befreit, bei 6 Atmosphären Druck gedämpft und eventuell zu Platten gewalzt. Auch zerreißt man die Sachen zwischen kannelierten Walzen in Stücke von etwa 1 qcm, kocht zur Zerstörung der Gewebstoffe mit verdünnter Schwefelsäure, filtriert, spült mit sodahaltigem Wasser und trocknet. Dann wird das Produkt fein gemahlen, gedämpft ꝛc. Dieser regenerierte K. ist zwar von Gewebsteilen frei und enthält wenig Vulkanisationsschwefel, bildet aber im übrigen eine sehr geringklassige Ware.

Erhitzt man den K. mit mehr Schwefel auf eine höhere Temperatur (150°), so erhält man den gehärteten, hornisierten K. (Ebonit, Hartgummi, Kammasse), der sich zur Herstellung zahlloser Gegenstände eignet, die man sonst aus Holz, Horn, Metall ꝛc. anfertigte. Man mischt den K. mit Schwefel bis zur Hälfte seines Gewichts, wendet statt des Schwefels auch Schwefelverbindungen an und setzt außerdem Kreide, Zinkweiß, Bleiweiß, zur Erhöhung der Härte und Elastizität Schellack ꝛc. zu, walzt die Masse aus und erhitzt sie 2 Stunden auf 100° und dann 4 Stunden auf 150°. Bei letzterer Temperatur läßt sich die Masse walzen, bei gewöhnlicher Temperatur aber schneiden, sägen, hobeln ꝛc. und gut polieren, und daher wird der gehärtete K. in der Regel vor der letzten Bearbeitung gebrannt. Festigkeit und Elastizität des Ebonits scheinen wesentlich vom Schwefelgehalt abhängig zu sein; sehr bedeutend ist die Wärmeausdehnung des Ebonits, und ein etwa 20 cm langer Streifen desselben, mit einem gleichlangen Elfenbeinstreifen an einem Ende zusammengeleimt, gibt ein sehr empfindliches Thermometer; es ist ein sehr schlechter Leiter der Elektrizität und wird beim Reiben ungemein stark elektrisch. Lösungsmitteln ist es vollständig unzugänglich. Die Abfälle sind kaum verwertbar. Der stark wachsende Verbrauch des Kautschuks und die steigenden Preise haben zur Herstellung von Surrogaten geführt, die den verschiedenen Gebrauchszwecken angepaßt werden. Am wichtigsten sind die Faktis (s. d.).

Verwendung des Kautschuks. Geschichtliches, Produktion.

K. findet die mannigfachste Verwendung, und namentlich der vulkanisierte und gehärtete K. wird in zahllosen Fällen benutzt. Sehr ausgedehnt ist die Verarbeitung des vulkanisierten Kautschuks in Form von Röhren, Platten, Schuhen, Handschuhen, Pfropfen, Bändern, Puffern, Bällen, Spielzeug, Stempeln und des Ebonits zu Kämmen, chirurgischen Instrumenten und allerlei Gebrauchsgegenständen; wegen seiner akustischen Eigenschaft dient Ebonit zu Hörrohren und Blasinstrumenten; da er vielleicht der stärkste negativ isoelektrische Körper ist, dient er als Ersatz der Glasscheiben bei Elektrisiermaschinen, und

da er durchaus nicht hygroskopisch und ein besserer Nichtleiter als alle bis dahin bekannten Stoffe ist, so eignet er sich trefflich als Isolierungsmittel für oberirdische Telegraphenleitungen. Man benutzt ihn ferner zu Gefäßen in der Photographie und Galvanoplastik, dieselben sind unzerbrechlich, sehr indifferent und ertragen eine weit über den Siedepunkt des Wassers hinausgehende Temperatur. Ebonit eignet sich endlich zur Nachahmung von Hirschhorn, Ebenholz, Gagat, zu Winkeln und Linealen für Zeichner, zu Maschinenteilen, Wassermessern, Säurepumpen, mit Zinnober gefärbt zu Unterlagen für künstliche Gebisse, zu Abgüssen von Natur- und Kunstgegenständen ꝛc.

Indianerstämme Brasiliens haben K. seit langer Zeit zu Gefäßen, Schuhen, Fackeln, Bällen ꝛc. benutzt (aus einer Indianersprache stammt das Wort K. selbst), und auch in Ostindien scheint die Verwendung des Kautschuks zu Fackeln, zum Dichten von Körben, in denen Flüssigkeiten aufbewahrt werden sollen, sehr alt zu sein. La Condamine lenkte 1751 die Aufmerksamkeit auf die Eigenschaften des südamerikanischen Kautschuks, und Roxburgh, in dessen Hände 1810 indischer K. gelangt war, machte den Kautschukfeigenbaum (Ficus elastica) der Industrie dienstbar. 1761 und 1768 veröffentlichte Macquer seine chemischen Untersuchungen über den K., Grossart stellte 1768 Röhren aus K. dar, indem er Streifen desselben um Glasröhren wickelte; auch benutzte man damals schon den K. zum Auswischen von Bleistiftstrichen (ein würfelförmiges Stück von 12 mm Seitenlänge kostete 3 Mk.); noch 1820 kannte man kaum andre Verwendungen als zu Verschlüssen und Röhrenverbindungen an chemischen Apparaten, zu elastischen Verbänden, Bougies, Kathetern, luftdichten Firnissen, zum Wasserdichtmachen von Leder und Geweben; 1820 nahm Hancock ein Patent auf elastische Gewebe mit Kautschukstreifen, und 1823 trat Macintosh mit seinem weltberühmt gewordenen wasserdichten Stoff auf. Knetmaschinen gab zuerst Nickels 1836 an, aber seit 1852 wurden dieselben wieder mehr durch Walzen verdrängt. Lüdersdorff veröffentlichte 1832 seine Entdeckung, daß dem durch Terpentinöl aufgeweichten K. die nach dem Trocknen zurückbleibende Klebrigkeit benommen wird, wenn man ihm Schwefel beimischt; Benzinger erreichte 1836 dasselbe durch Schwefelleberlösung, aber erst Goodyear in Newhaven (Connecticut) entdeckte 1839 das Vulkanisieren durch Imprägnieren mit Schwefel und Erhitzen, und 1842 kamen die ersten vulkanisierten Kautschukartikel nach Europa. Die übrigen Methoden des Vulkanisierens von Hancock (Eintauchen in Schwefel) 1843, von Keene (Einwirkung von Schwefeldämpfen) 1845 und Parkes (Eintauchen in Chlorschwefel) 1846 erreichten bei weitem nicht die Bedeutung des Verfahrens von Goodyear, der 1852 auch die Darstellung des Ebonits kennen lehrte. In Deutschland erwarb sich Fonrobert Verdienste durch Verbesserung in der Verarbeitung des Kautschuks. — 1830 betrug die Menge des in England eingeführten Kautschuks noch nicht mehr als 454 Ztr.; 20 Jahre später wurden 7784 und 1898: 552,823 Ztr. eingeführt. Das Amazonengebiet produzierte 1903/04: 30,849 Ton. und führte 1903: 31,095 T. aus, Afrika lieferte 1897: 11,967 T., Asien etwas mehr als 2000 T. Die Gesamtproduktion beziffert sich auf rund 45,000 T. Der größte Konsument ist Nordamerika und in Europa England. Frankreich und Deutschland verbrauchen etwa gleichviel K. Deutschland führte ein an K., Guttapercha und Waren daraus: 1897: 100,154, 1900: 150,359, 1903: 174,439 dz und führte aus 1897: 66,711, 1900: 97,230, 1903: 112,817 dz. Im J. 1903 betrug von

	Einfuhr dz	Ausfuhr dz
K. und Guttapercha, Abfällen, Kautschukhornmasse, Fäden und Platten, gelöstem K.	158534	56084
groben Waren aus weichem K. und Hartgummiwaren	2608	39878
feinen Waren aus weichem K., Geweben und Wirkwaren mit K.	11881	10973
Fahrradteilen, Schläuchen, Strumpfwaren in Verbindung mit K.	1416	5682

Deutschland hat in den letzten Jahren verhältnismäßig größere Fortschritte in der Kautschukindustrie gemacht als eins der andern Länder; die größten Fabriken befinden sich in Harburg, Hamburg, Mannheim, Berlin, Breslau, Leipzig, Hannover.

Vgl. Collins u. Brandis, Report on the Caoutchouc of commerce (Lond. 1875); Heinzerling, Fabrikation der K.- und Guttaperchawaren (Braunschweig 1883); Hoffer, K. und Guttapercha (2. Aufl., Wien 1892); Chapel, Le caoutchouc et la guttapercha (Par. 1892); Clouth, Die Kautschukindustrie (Wien 1878) und Gummi, Guttapercha und Balata, Ursprung, Vorkommen ꝛc. (Leipz. 1899); Seeligmann, Le caoutchouc et la gutta percha (mit Lamy-Torillhon u. Falconnet, Par. 1895; engl. Ausgabe, Lond. 1903); Brannt, India Rubber, Gutta percha, Balata (Lond. 1900); Warburg, Die Kautschukpflanzen und ihre Kultur (Berl. 1900); »Westafrikanische Kautschukexpedition (R. Schlechter) 1899 bis 1900« (hrsg. vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee, das. 1900); Weber, The chemistry of India Rubber (Lond. 1902); Jumelle, Les plantes à caoutchouc et à gutta (Par. 1903); Ehrhardt, Die geographische Verbreitung der für die Industrie wichtigen K.- und Guttaperchapflanzen (Halle 1903); Johnson, Cultivation and preparation of Para Rubber (Lond. 1904); de Wildemann u. Gentil, Lianes caoutchoutifères de l'État indépendant du Congo (Brüssel 1904); Ditmar, Der pyrogene Zerfall des Kautschuks (Dresd. 1904); »Le moniteur du caoutchouc« (Monatsschrift, Par.).

Kautschukfirnis, Lösung von Kautschuk, die wie Firnis benutzt wird. Läßt man Kautschuk in gut gereinigtem Schwefelkohlenstoff quellen, versetzt ihn mit Benzol, gießt die Lösung durch ein Tuch, verjagt den Schwefelkohlenstoff durch Destillation und verdünnt den Rückstand mit Benzol, so erhält man einen Firnis, der rasch trocknet und einen glanzlosen, sehr dünn herzustellenden und nicht spröde werdenden Überzug gibt, der sich besonders zum Überziehen von Landkarten, zum Fixieren von Kreide- und Bleifederzeichnungen ꝛc. eignet. Auch vollkommen entwässertes Petroleum gibt mit gut getrocknetem Kautschuk brauchbaren Firnis. Für manche Zwecke wird K. mit fetten und flüchtigen Ölen gemischt.

Kautschukgewebe (Elastiks), baumwollene, wollene oder seidene Gewebe, bei denen nach je 4—6 und mehr Kettenfäden ein Kautschukfaden eingewebt wird. Bei diesen Geweben müssen im unangespannten Zustande die Kautschukfäden eine völlig ausgestreckte, die übrigen Garnfäden aber ein schlaffe, zusammengeschobene, gerunzelte oder wellenartig gekräuselte Lage haben. Hiervon hängt die Dehnbarkeit der Elastiks ab, und man muß deshalb nach Abnahme des Gewebes vom Webstuhl ein Einschrumpfen desselben hervorrufen. Zu dem Zwecke wickelt man die Fäden unter Streckung auf, bringt sie in einen kalten Raum, wo sie ihre Elastizität verlieren, und verwebt sie. Hierbei wickeln sich die Kautschukfäden von einem

besondern Kettenbaum ab, die übrigen Kettenfäden werden so nahe aneinander geschlagen, daß die Kautschukfäden wie beim Ripsgewebe ganz versteckt werden. Das auf diese Weise erzeugte Gewebe passiert darauf eine auf 50—60° erwärmte Walze, wobei die Elastizität der Kautschukfäden wieder hergestellt wird, so daß sie sich zusammenziehen und das Gewebe einschrumpft. Starke Elastiks, z. B. Hosenträger, erhalten zwei Ketten mit dazwischen gelegten Kautschukfäden. Man benutzt das Gewebe auch zu Strumpfbändern, Schuheinsätzen (s. Gummizug) 2c.

Kautschukparagraphen nennt man gesetzliche Bestimmungen, deren Bedeutung infolge ihrer allgemeinen oder unbestimmten Fassung überaus dehnbar ist. Hierzu gehört insonderheit die Ziffer 11 des § 360 im Reichsstrafgesetzbuch (grober Unfug) und im Bürgerlichen Gesetzbuch § 826 (Verstoß gegen die guten Sitten).

Kautschukpflaster (Collemplastrum adhaesivum extensum, C. americanum elasticum), ein Verbandstoff, zu dessen Herstellung Kautschuk durch geheizte Knetwalzen zunächst in eine plastische Masse umgewandelt, dann mit Weihrauch und Kolophonium (auch mit Arzneistoffen, wie Zinkoxyd, mit Kreide verriebenes Quecksilber, Opium, Extrakte 2c.) gemischt und schließlich auf appretierten Schirting gestrichen wird. Zur Verhütung des Zusammenklebens beim Rollen wird das Pflaster mit appretierter Gaze bedeckt. Durch Einschlagen kreisrunder Löcher in das gestrichene Pflaster werden die sog. poröfen Pflaster erzeugt. Für die Herstellung von Kautschukpflastern im kleinen muß mit Lösungen gearbeitet werden. So erhält man z. B. Kautschukheftpflaster aus 4 Kautschuk, 16 Benzin, 3 Mineralöl, 8 Kolophonium, 6 Japanwachs. Vgl. auch Heftpflaster.

Kautsky, Karl Johann, sozialistischer Schriftsteller, geb. 16. Okt. 1854 in Prag, studierte 1874 bis 1878 in Wien Geschichte und Philosophie, war 1880—82 in Zürich als Schriftsteller tätig, begründete 1883 die sozialistische Revue »Die Neue Zeit« (Stuttg.), die er 1885—88 von London aus, seit 1890 in Stuttgart redigierte; jetzt lebt er in Berlin. K. schloß sich schon als Student der Sozialdemokratie an. Er ist entschiedener Anhänger von K. Marx (s. d.) und Fr. Engels (s. d.), deren Ideen er zu verbreiten und weiterzubilden bestrebt ist. Er schrieb neben zahlreichen kleinern Abhandlungen: »Der Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft« (Wien 1880); »Karl Marx' ökonomische Lehren, gemeinverständlich dargestellt und erläutert« (Stuttg. 1887, 8. Aufl., 1904); »Thomas More und seine Utopie« (das. 1887); »Die Klassengegensätze von 1789« (das. 1889); »Das Erfurter Programm in seinem grundsätzlichen Teil erläutert« (5. Aufl., das. 1904); »Der Parlamentarismus, die Volksgesetzgebung und die Sozialdemokratie« (das. 1893); »Die Agrarfrage« (das. 1899, 2. Aufl. 1902); »Bernstein und das sozialdemokratische Programm« (das. 1899); »Handelspolitik und Sozialdemokratie« (das. 1901); »Die soziale Revolution« (Berl. 1903). In der »Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen« (Stuttg. 1894 ff.) schrieb er »Die Vorläufer des neuern Sozialismus«, 1. Teil, und den Abschnitt über »Thomas More«.

Kautz, 1) August Valentin, deutsch-amerikan. General, geb. 5. Jan. 1828 in Ispringen, gest. 5. Sept. 1895 in Seattle (Washington), wanderte mit seinen Eltern 1844 nach Amerika aus, diente als Gemeiner während des mexikanischen Krieges, bezog dann die Kriegsakademie in Westpoint, war bei Ausbruch des Bürgerkrieges Kapitän, wurde 1862 Reiteroberst, befehligte in Kentucky eine Kavalleriebrigade, kämpfte mit Auszeichnung gegen die Indianer und wurde 1891 zum Brigadegeneral des stehenden Heeres ernannt. 1892 nahm er seinen Abschied.

2) Julius, ungar. Nationalökonom, geb. 5. Nov. 1829 in Raab, studierte in Pest und Leipzig, wurde zuerst an den Rechtsakademien in Preßburg und Großwardein, dann am neuorganisierten Polytechnikum in Ofen angestellt, 1862 Professor der politischen Ökonomie und des Staatsrechts an der Pester Universität und war seit 1883 Vizegouverneur, 1892—1900 Gouverneur der Österreichisch-Ungarischen Bank mit dem Titel eines Wirklichen Geheimen Rats. K. war 1865—83 Abgeordneter im ungarischen Parlament, ist seit 1886 lebenslängliches Mitglied des Oberhauses und seit 1860 Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Er veröffentlichte (in ungarischer Sprache) ein Handbuch der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft (5. Aufl., Pest 1890), ein systematisches Lehrbuch der Staatskunst (3. Ausg. 1877) sowie die Schrift: »Über die Entwickelungsgeschichte der volkswirtschaftlichen Ideen in Ungarn« (deutsch im Auszug von Schiller, das. 1876), alle mit dem großen Preis der ungarischen Akademie ausgezeichnet. In deutscher Sprache erschien: »Theorie und Geschichte der Nationalökonomie« (Wien 1858 bis 1860, 2 Tle.).

Kautzsch, Emil, protest. Theolog, geb. 4. Sept. 1841 in Plauen, wurde in Leipzig 1869 Privatdozent in der theologischen Fakultät, 1871 außerordentlicher Professor, ging 1872 als ordentlicher Professor nach Basel, 1880 nach Tübingen, 1888 nach Halle. Unter seinen Veröffentlichungen sind hervorzuheben: »De Veteris Testamenti locis a Paulo apostolo allegatis« (Leipz. 1869); »Die Echtheit der moabitischen Altertümer geprüft« (mit Socin, Straßb. 1876); »Joh. Buxtorf der Ältere« (Basel 1879); »Grammatik des Biblisch-Aramäischen« (Leipz. 1884); »Die Genesis mit äußerer Unterscheidung der Quellenschriften übersetzt« (mit Socin, Freiburg 1888; 2. Aufl. 1891); »Die Heilige Schrift des Alten Testaments« (in Verbindung mit andern Gelehrten übersetzt; 2. Aufl., das. 1896); »Abriß der Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums« (das. 1897); »Textbibel des Alten und Neuen Testaments« (in Verbindung mit andern Gelehrten, das. 1899); »Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments« (in Verbindung mit andern Gelehrten übersetzt und hrsg., Tübing. 1900, 2 Bde.); »Bibelwissenschaft und Religionsunterricht« (Halle 1900, 2. Aufl. 1903); »Die bleibende Bedeutung des Alten Testaments« (Tübing. 1901, 2. Aufl. 1903); »Die Poesie und die poetischen Bücher des Alten Testaments« (das. 1902). Er besorgte auch die 10. und 11. Auflage von Hagenbachs »Enzyklopädie und Methodologie« sowie die 22.—26. Auflage von Gesenius' »Hebräischer Grammatik«, zu der er ein »Übungsbuch« (5. Aufl., Leipz. 1901) verfaßte, und eine Umarbeitung von Scholz' »Abriß der hebräischen Laut- und Formenlehre« (8. Aufl., das. 1899). Seit 1888 ist K. Mitherausgeber der »Theologischen Studien und Kritiken«.

Kauz, Vogel, s. Eulen, S. 158.

Kavalier (franz. Cavalier, vom lat. caballus, »Roß«), ursprünglich Reiter, Ritter; dann Edelmann, Mann von Stande; Herr, besonders ein Begleiter, Beschützer einer Dame. — Im Festungsbau ein hochgelegener Wall, den man im Hofe voller Bastione anlegte, um über deren Brustwehr durch eine höher-

liegende Feuerlinie bessere Wirkung ins Vorgelände zu haben. Ähnliche Verwendung fand der K. auch bei polygonalem Grundriß und in Laufgräben (Tranchéekavalier).

Kavaliere (engl. Cavaliers), während des englischen Bürgerkrieges 1642—49 die Anhänger des Königs; die puritanischen Anhänger des Parlaments wurden Rundköpfe (Round Heads) genannt.

Kavalierpapiere, gelegentlich Bezeichnung der von Herrschaftsbesitzern zum Zweck einer Anleihe emittierten Schuldscheine.

Kavalierperspektive, s. Perspektive und Projektion.

Kavalkade (ital.), feierlicher Aufzug zu Pferde, insbes. derjenige, von dem der in der Peterskirche gekrönte Papst nach dem Lateran begleitet wurde; überhaupt ein Reiterzug. Im frühern Mittelalter hieß Cavalcatus der Reiterdienst der Vasallen im Kriege.

Kavallerie, s. Reiterei.

Kavalleriebatterien, bis zum Jahre 1876 in Österreich Bezeichnung für reitende Batterien.

Kavalleriedivisionen, Heereskörper von mindestens zwei Reiterbrigaden. Sie bestehen entweder schon im Frieden, z. B. in Frankreich und Rußland, in Deutschland nur beim Gardekorps, oder sie werden erst bei Ausbruch des Krieges aufgestellt. Im Felde stehen sie meist unmittelbar unter einem Armeeoberkommando, haben die Aufklärung im großen zu besorgen und die Bewegungen der eignen Truppen zu verschleiern. Ihnen werden reitende Artillerie und Pioniere beigegeben, auch Radfahrer, Maschinengewehr-, selten Infanterieabteilungen (s. Division, S. 65).

Kavalleriefeldwache, s. Sicherheitsdienst.

Kavallerieinspektionen, in Preußen vier unter dem Generalinspekteur (s. d.) der Kavallerie stehende Militärbehörden, die rein kavalleristische Fragen bearbeiten. An ihrer Spitze steht je ein Kavallerieinspekteur, der Mitglied der Kavalleriekommission und dem Kaiser direkt unterstellt ist. Auch Bayern hat eine Kavallerieinspektion.

Kavalleriekommission, durch Kabinettsorder vom 10. April 1890 geschaffene, vom preußischen Kriegsministerium ressortierende Kommission zur Bearbeitung kavalleristischer Fragen. Mitglieder sind ältere Offiziere der Kavallerie, des Kriegsministeriums und der Feldartillerie.

Kavalleriekorps, größter Verband der Reitertruppe, von Napoleon I. viel verwendet. Das K. hat sich im preußischen Feldheer von 1866 nicht bewährt, doch ist seine Wiederverwendung in den großen Verhältnissen eines künftigen europäischen Krieges und mit Rücksicht auf die ganz besonders wertvollen Dienste, die sehr starke Kavallerie an einer Stelle der Armeeführung leisten kann, trotz der Schwierigkeit der Führung nicht unwahrscheinlich.

Kavalleriepatrouillen, s. Sicherheitsdienst.

Kavalleriepioniere, s. Pioniere.

Kavallerieschule, s. Militärreitinstitut.

Kavalleriespitze, s. Sicherheitsdienst.

Kavalleriestabswache, Reiterabteilung, beim deutschen Großen Hauptquartier im Felde zur Sicherung desselben, auch zum Ordonnanzdienst bestimmt.

Kavallerietelegraph, von der Kavallerie im Felde mitgeführte telegraphische Gerätschaften zum Zurücksenden eigner und Abfangen feindlicher Depeschen.

Kavallerietruppendivision, Name der Kavalleriedivisionen (s. d.) in Österreich.

Kavallerieübungsreisen, s. Übungsritte.

Kavallerieunteroffizierschule, s. Militärreitinstitut.

Kavanagh (spr. kăwwĕna), Julia, engl. Schriftstellerin, geb. 7. Jan. 1824 zu Thurles in der irischen Grafschaft Tipperary, gest. 28. Okt. 1877 in Nizza, Tochter des Linguisten Morgan K., ward in Paris erzogen, kehrte 1844 nach London zurück und begründete durch die Erzählung »Madeleine« (1848 u. ö.; deutsch, Hamb. 1852) ihren literarischen Ruf. Anmut der Darstellung und zarte poetische Empfindung zeichneten diesen wie viele ihrer folgenden Romane aus, so besonders »Natalie« (1851), »Daisy Burns« (1853), »Adèle« (1858), »Queen Mab« (1863); sie wurden meist auch ins Deutsche übersetzt. Außerdem veröffentlichte K. ein Reisetagebuch: »A summer and winter in the two Sicilies« (1858, 2 Bde.), und kulturhistorische Werke: »Women in France during the eighteenth century« (1850, 2 Bde.; neue Ausg. 1893), »French women of letters« (1861, 2 Bde.) und »English women of letters« (1862, 2 Bde.).

Kavären (Cavari, Cavares), kelt. Völkerschaft in Gallia Narbonensis, nach Strabon in der weidereichen Ebene des linken Rhodanusufers von der Mündung der Isère bis an die der Durance seßhaft, früh romanisiert. Ihre Hauptstadt war Arausio (Orange).

Kavāte (ital. cavata, »Grube«) oder Konterparade, in der Fechtkunst Deckung mit Umgehung der Klinge des Gegners.

Kavatine (ital. Cavatina, auch Cavata), in der Oper ein lyrisches Sologesangstück, das sich von der Arie durch einfachere, mehr liedmäßige Behandlung unterscheidet, d. h. Textwiederholungen und längere Koloraturen vermeidet und auch nur ein Tempo hat. Die K. ist in der Regel eine selbständige Nummer, kommt aber auch als lyrischer Abschluß eines Rezitativs vor.

Kavel, im Volksmund auch Kabel, der mit der Hausmarke (s. d.) versehene Losstab für die Gemeindeauslosungen; danach auch das dem Gemeindemitglied bei der Auslosung zufallende Acker- oder Wiesenstück und der jedem Teilnehmer zukommende Speiseanteil bei einer gemeinsamen Mahlzeit.

Kavelinge (Kavelin), in Holland bei Versteigerungen zusammengefaßte Partien von Stücken, Dutzenden, Ballen ꝛc. einer Ware.

Kaven, August von, Ingenieur, geb. 19. März 1827 in Bremen, gest. 19. Mai 1891 in Aachen, studierte nach praktischer Vorbildung seit 1843 in Hannover, war seit 1847 beim Bau des neuen Hafens bei Bremerhaven, seit 1850 beim Bau der Eisenbahnen Hannover–Kassel–Löhne–Osnabrück und Bienenburg–Goslar tätig und wurde als Eisenbahnbauinspektor 1858 nach Lüneburg versetzt, wo er neben vielen andern Arbeiten namentlich die Brücke über die Ilmenau bei Lüneburg baute. Seit 1861 wurde er in der technischen Abteilung der Eisenbahndirektion in Hannover beschäftigt und hielt zugleich Vorträge über Eisenbahn-, Straßen- und Brückenbau an der Polytechnischen Schule in Hannover. 1869 wurde er Direktor des Polytechnikums in Aachen, das er nach dem Muster der Schule in Hannover organisierte und 1870 eröffnete. K. schrieb: »Kollektaneen über einige zum Brücken- und Maschinenbau verwendete Materialien« (Hannov. 1869); »Materialien zu der Frage über die Anlage sekundärer Eisenbahnen« (das. 1869); »Über die Konstruktion von Wegebrücken über der Bahn« (das. 1869); »Vorträge über Ingenieurwissenschaften an der Polytechnischen Schule in Aachen. Einleitung zum Wege- und Eisenbahnbau und der Wegebau« (2. Aufl., das. 1870); »Vorträge über Straßen- und Eisenbahnbau« (Aachen u. Leipz. 1874

bis 1885, 8 Bde.; Bd. 1—3 in neuen Ausgaben, Dresd. 1891); »Die Rutschungen und Beschädigungen der Böschungen der Erdbauten bei Eisenbahnen und Straßen« (Wiesbad. 1883). Auch war er Mitarbeiter von Heusinger von Waldeggs »Handbuch für spezielle Eisenbahntechnik«.

Kavént (lat.), Bürge, Gewährsmann.

Kavérne (lat. Caverna), Höhle, Grotte, Keller; auch Höhlen in der Lunge, namentlich solche, die im Verlauf der Lungenschwindsucht entstehen. Kavernös heißt jeder mit Höhlungen durchsetzte organische oder unorganische Naturkörper. Kavernöse Körper, s. Schwellkörper.

Kaviär (aus dem Türkischen oder Tatarischen), eingesalzener Rogen des Hausen, Stör, Scherg und Sterlett, wird besonders am untern Laufe der Wolga, Emba, des Mius, Don, Dnjepr, Bug und Dnjestr, am Ural, Aralsee, Asowschen und Kaspischen Meer bereitet und namentlich von Astrachan aus in den Handel gebracht. Die bei weitem größte Menge des Kaviars stammt vom Hausen (Beluga). Ein Fisch liefert etwa 12—20 kg K. Der dunkelgraue Rogen wird mit Ruten geschlagen und auf ein Sieb gebracht, durch das die Eier hindurchfallen, während Membranen, Fasern und Fett des Eierstockes auf dem Sieb zurückbleiben. Die reinen Eier werden mit 4—6 Proz. feinem Salz gemengt und liefern den teuern flüssigen K. (Ikra). Je großkörniger, lockerer, frischer und je schwächer er gesalzen ist, desto höher wird er geschätzt; aber diese beste Sorte kann nur bei Winterfrost bereitet werden und ist am wenigsten haltbar. Der Malossol ist sehr schwach gesalzen und besteht aus großen Eiern von glaiger Beschaffenheit. Zur Bereitung von Preßkaviar (Pajusnaya) wird der Rogen mit Salzlake gesalzen, dann in Säcken gepreßt und in Tönnchen gefüllt, die innen mit Leinwand ausgeschlagen sind (daher Serviettenkaviar). In neuester Zeit wird der K. auch in hermetisch verschließbare Blechbüchsen gefüllt, in denen er sich sehr lange hält. Die Produktion des flüssigen Kaviars beträgt 1/7—1/8 (etwa 500,000 kg) von der des Preßkaviars. Rußland führte 1898 an schwarzem und rotem K. für 2,518 Mill. Rubel aus. Hauptbestandteile des Kaviars sind Eiweiß und Fett, er ist leicht verdaulich und nahrhaft und wirkt in eigentümlicher Weise anregend und reizend auf den Magen. Er mundet besonders zum Wein; in der Küche benutzt man ihn als Farce für Pasteten und Omeletten und als Zusatz zu feinen Würsten. Bei Tisch figuriert er als Entremet oder als Zuspeise zu gebratenem Fasan ꝛc. In Rußland genießt man ihn hauptsächlich als Vorkost mit Branntwein, bei uns auf Brot, am besten auf geröstetem Weißbrot und ohne Butter. Zwiebeln und Zitronensaft verderben den Wohlgeschmack des guten Kaviars. Die Kaviarproduktion hat sich in den letzten Jahren sehr ausgebreitet; in Pillau, Magdeburg und Hamburg wird K. aus Stören hergestellt (Hamburger, Elbkaviar), namentlich aber beteiligt sich Nordamerika an der Kaviargewinnung. Deutschland führte 1903 von K. und Kaviarsurrogaten 4087 dz im Werte von 6,826 Mill. Mk. ein. Roter K. (Ketzin) wird aus Hechten, Karpfen, Karauschen gewonnen, auch bereitet man K. für die ärmern Volksklassen aus Zandern, Brassen und Zärten, in Italien aus dem Rogen der Thunfische, Wolfsbarsche, Brassen, Äschen, den man in die Fischblasen füllt, salzt und hart räuchert; Norwegen salzt den Rogen des Dorsches, der Makrele und des Leng (Gadus Molva) ein. Vgl. auch Botarga. K. ist in den Niederungen des Dnjepr, des Don und der Wolga ein wichtiges Nahrungsmittel des Volkes; der größte Teil der Ausfuhr (1890 für 2,53 Mill. Rubel) geht nach der Türkei, Rumänien, Serbien, Persien und Ägypten, während er im westlichen Europa wegen der Länge und Schwierigkeit des Transports, der geringen Haltbarkeit und beschränkten Produktion als Delikatesse gilt, die schon zu Anfang des 16. Jahrh. beliebt war. Fischrogen wurde wahrscheinlich zuerst in Italien eingesalzen und gepreßt und galt in Klöstern als Fastenspeise. Der flüssige K. ist eine Erfindung der Kosaken.

Kaviar für das Volk, Zitat aus Shakespeares »Hamlet«, Akt 2, Szene 2.

Kavieren (v. lat. cavēre), Bürgschaft leisten, haften (s. Kavent); reflexiv: sich hüten, in acht nehmen; auch (v. ital. cavare): Wechselbriefe zu Geld machen; in der Fechtkunst eine Deckung (s. Kavate).

Kavikornier (Cavicornia), Hohlhörner, s. Hornkaviller, s. Kafiller. [tiere.

Kavität (lat.), Höhlung, Höhle.

Kawa (Kawabier), ein aus dem Kawapfeffer (Awa-, Rauschpfeffer), dem großen, stark verästelten, außen graubraunen, innen gelblichweißen Wurzelstock von Piper methysticum (s. Piper), bereitetes berauschendes Getränk. Der Wurzelstock schmeckt zusammenziehend bitter und enthält kokainartig wirkendes Kawaharz, ein zweites Harz und kristallisierbares Kawain (Methysticin). Auf vielen australischen Inseln innerhalb der Wendekreise kauen Knaben und Mädchen das Material, ohne den Saft zu verschlucken, und speien den Brei in ein Gefäß, worin er mit Wasser verdünnt wird. Die nach einiger Zeit von den Fasern gesonderte Flüssigkeit ist schmutzig graubraun, schmeckt nicht angenehm, wird aber ganz allgemein und z. T. leidenschaftlich getrunken, namentlich bei Festlichkeiten, Bewirtungen, Versammlungen, als Genußmittel zur Erzeugung angenehmer Stimmung, als schmerzbetäubendes, Ruhe für den kranken und ermatteten Körper schaffendes Heilmittel. K. vermehrt den Appetit, die Schweiß- und Harnabsonderung, erzeugt Gefühllosigkeit und wirkt ohne jegliche Erregung narkotisch, zuletzt Schlaf bringend. Daher ist die K. mit dem sozialen, religiösen und politischen Leben der Südseeinsulaner innig verwachsen. In Europa benutzt man Kawapfeffer besonders gegen Gonorrhöe. Vgl. Lewin, Über Piper methysticum (Berl. 1886).

Kawaja, Stadt im türk. Wilajet Skutari, 17 km südöstlich von Durazzo und 7 km vom Adriatischen Meer gelegen, mit 4200 Einw.

Kawakami, Soroku, Vicomte, japan. General, geb. 18. Nov. 1847, gest. 11. Mai 1899. Er gehörte dem Satsuma-Clan an, half aber der kaiserlichen Regierung bei der Bewältigung des Satsuma-Aufstandes 1877. Seit 1885 war er Vizepräsident und eigentlicher Leiter des Generalstabs. In Deutschland machte er 1887/88 Fachstudien, als deren Ergebnis die Neuorganisation der Kriegsakademie und die Einführung regelmäßiger Manöver in Japan zu betrachten sind. Die strategische Leitung des Krieges mit China war sein Werk, wofür er 1895 den Titel Vicomte erhielt. Informationsreisen, die er in seiner Stellung 1895 bis nach Siam und 1898 nach Sibirien ausdehnte, machten viel von sich reden.

Kawala (Cavalla), Stadt und Hauptort eines Kaza im Sandschak Drama des türk. Wilajets Saloniki, am Ägäischen Meer, der Insel Thasos gegenüber gelegen, an der Stelle des antiken Neapolis, Ge-

burtsort Mehemed Alis von Ägypten, der hier eine Moschee und ein Seminar gründete, hat eine byzantinische Burg, drei große Tabakmanufakturen mit 5000 Arbeitern, Wasserleitung und angeblich 20,000 Einw. K. ist Eingangstor und Haupthafen des nordöstlichen Mazedonien, wichtig durch Ausfuhr von Getreide, Baumwolle und vorzüglichen Tabak und Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Kawamata, dünnes Seidengewebe, japanisches Erzeugnis.

Kawaß (v. arab. kawwâss, »Bogenschütze«), türk. Polizeisoldat; insbes. heißen so die den europäischen Gesandten und Konsuln in der Türkei beigegebenen Sicherheitswächter, die Waffen tragen und andre Vorrechte besitzen.

Kawélin, Konstantin Dimitrijewitsch, russ. Gelehrter, geb. 16. (4.) Nov. 1818 in St. Petersburg, gest. daselbst 15. (3.) Mai 1885, studierte in Moskau Philologie, dann die Rechte und trat 1842 ins Justizministerium, habilitierte sich aber schon 1844 an der Moskauer Universität. Von 1848—57 war er wieder als Beamter im Erziehungswesen tätig und nahm dann eine Professur an der juristischen Fakultät in Petersburg an, legte dieses Amt aber 1861 nieder, um im Auftrag des Ministers Golownin im Ausland Materialien zur Reform des Unterrichtswesens zu sammeln. Ende der 1870er Jahre wurde er zum Professor an der militärisch-juristischen Akademie ernannt. K. war sein ganzes Leben ein Vorkämpfer gegen die Leibeigenschaft und für die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen. Eine Sammlung seiner in Zeitschriften zerstreuten Arbeiten erschien in 4 Bänden (»Werke Kawelins«, Mosk. 1859; neue Ausg., Petersb. 1897—1900); außerdem neben juristischen Schriften: »Die Aufgaben der Psychologie« (Petersb. 1872); »Der bäuerliche Gemeindebesitz in Rußland« (1876; deutsch, Leipz. 1877); »Gespräch mit einem sozialistischen Revolutionär« (Berl. 1880, anonym); »Die Bauernfrage« (Petersb. 1882); »Die Aufgaben der Ethik« (1885). Vgl. »Konstantin Dimitrijewitsch K.« (russ., Petersb. 1885, mit Beiträgen von Stassjulewitsch, Pypin u. a.); »K. Kawelins und Turgenjews sozialpolitischer Briefwechsel mit Alex. Herzen« (Stuttg. 1894).

Kawerau, Gustav, prot. Theolog, geb. 25. Febr. 1847 in Bunzlau, wurde 1871 Pfarrer in Langenheinrichsdorf, 1876 in Klenzig, 1882 Professor und geistlicher Inspektor des Klosters Unsrer Lieben Frauen in Magdeburg und Vorsteher des dortigen Kandidatenkonvikts, 1886 als Professor der praktischen Theologie an die Universität Kiel, 1892 in gleicher Eigenschaft nach Breslau berufen und 1894 zum Konsistorialrat ernannt. Er begründete in Verbindung mit J. Köstlin und dem Archivrat Jacobs 1883 den Verein für Reformationsgeschichte. Er veröffentlichte die Biographien: »Johann Agricola von Eisleben« (Berl. 1881) und »Kaspar Güttel, ein Lebensbild aus Luthers Freundeskreis« (Halle 1882), eine Reihe kleinerer Schriften: »Über Berechtigung und Bedeutung des landesherrlichen Kirchenregiments« (Kiel 1887), »De digamia episcoporum« (das. 1889), »Luthers Lebensende in neuester ultramontaner Beleuchtung« (Barm. 1890), »C. H. Spurgeon, ein Prediger von Gottes Gnaden« (Hamb. 1892), »Die Versuche, Melanchthon zur katholischen Kirche zurückzuführen« (Halle 1902), sowie »Predigten auf die Sonn- und Festtage« (Bresl. 1897—99, 2 Bde.). Auch beteiligte er sich an der Weimarer Ausgabe der Werke Luthers und gab den Briefwechsel des Justus Jonas (Bd. 17 der »Geschichtsquellen der Provinz Sachsen«, Halle 1884—85) sowie L. Cranachs »Passional Christi und Antichristi« (Berl. 1886), ferner den dritten Band (Reformation und Gegenreformation) von Wilhelm Möllers »Lehrbuch der Kirchengeschichte« (Freiburg 1894, 2. Aufl. 1899) und die 5. Auflage von J. Köstlins Luther-Biographie (Berl. 1903, 2 Bde.) heraus.

Kawéri (engl. Cauvery), Fluß in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, 760 km lang, entspringt auf den Westghats in Kurg, durchfließt Maisur, durchbricht bei Kaweripura die Ostghats, bildet, 145 km vom Meer, von Trichinopoli an ein 145 km breites Delta, den »Garten von Indien«, und mündet in den Bengalischen Meerbusen. Befahren wird er nur von kleinen geflochtenen Booten. Die Hindu halten ihn als Dakschin Ganga (»Ganges des Südens«) heilig.

Kawertschen (Kawetscher, Kawerzin), eine im Mittelalter neben Lombarden und Juden viel erwähnte Klasse von Geldwechslern und Wucherern; sie hatten ihren Namen (mittellat. caorsinus) von der Stadt Cahors in Guyenne und trieben ihren Gelderwerb durch ganz Frankreich, England und Deutschland, bis sie im 14. Jahrh. aus der Geschichte verschwanden.

Kawi (»Fein« im Gegensatze zu Dschawi, »Volkssprache«), die alte Literatursprache Javas, reichlich mit Sanskritwörtern durchsetzt. In ihr sind Übersetzungen aus der indischen religiösen und epischen Literatur, Geschichtsbücher, Sagensammlungen, Gesetzbücher ꝛc. abgefaßt. Vgl. W. v. Humboldt, Über die Kawisprache (Berl. 1836—40, 3 Bde.); Cust, Modern languages of the East Indies (Lond. 1878).

Kawirondo, Landschaft in Englisch-Ostafrika, am Nordostufer des Victoria Nianza, fruchtbar und bewohnt von einem den Schilluk in Sprache und Brauch verwandten, mit Massai vermischten Volksstamm, der Ackerbau und Viehzucht treibt und unbekleidet geht.

Kawitschin, Indianerstamm, s. Kowitschin.

Kay, Dorf bei Züllichau in der Mark Brandenburg, mit 660 Einw.; hier wurden 23. Juli 1759 die Preußen unter General v. Wedell mit einem Verluste von 8000 Mann durch die Russen unter Soltikow geschlagen. Vgl. Leeder, Die Schlacht von K. (Grünberg 1903).

Kayapó, brasil. Indianerstamm, s. Gesvölker.

Kayser, 1) Ludwig, Philolog, geb. 3. Febr. 1808 in Heidelberg, gest. daselbst 5. Mai 1872, studierte dort 1825—30, habilitierte sich 1833 in Heidelberg und wurde 1841 außerordentlicher, 1863 ordentlicher Professor. Zu Philostratos veröffentlichte er: »Notae criticae in Philostrati vitas sophistarum« (Heidelb. 1831); »Philostrati vitae sophistarum« (das. 1838); »Philostrati libri de gymnastica« (das. 1840); »Philostrati quae supersunt« (Zürich 1844 bis 1846, 3 Bde.; 2. Aufl. 1853); »Philostrati opera auctiora« (Leipz. 1870—71, 2 Bde.). Von Cicero lieferte er eine Ausgabe der »Cornifici rhetoricorum ad Herennium libri IV« (Leipz. 1854) und mit Baiter eine Gesamtausgabe (Bd. 1—5, das. 1860 ff.). Eine Ausgabe seiner Homerischen Abhandlungen besorgte Usener (mit Biographie, Leipz. 1881).

2) Heinrich, Architekt, geb. 28. Febr. 1842 in Duisburg, erlernte das Maurerhandwerk, bildete sich dann in Berlin durch praktische Tätigkeit in städtischen Baubureaus und durch Studien auf der Bauakademie weiter und vereinigte sich 1872 mit Karl v. Großheim (geb. 15. Okt. 1841 in Lübeck), der nach einer praktischen Lehrzeit als Zimmermann sich ebenfalls durch Studien auf der Berliner Bauakademie

weitergebildet hatte, zur Gründung eines Ateliers. Bei der ersten Konkurrenz um den Bau des Reichstagsgebäudes (1872) errangen sie einen zweiten Preis, ebenso wie zehn Jahre später bei der zweiten Konkurrenz. In diesem Jahrzehnt waren sie ausschließlich im Privatbau tätig, indem sie sich anfangs der italienischen Renaissance (Norddeutsche Grundkreditbank ꝛc.), später mit großem Erfolg der deutschen Renaissance (Kaufhaus Spinn, Geschäftshaus der Germania, Villa Reichenheim in Berlin) zuwendeten. Spätere Bauten sind: Villa Hardt, Geschäftshäuser von Henninger und Laer, Geschäftshaus der New Yorker Germania, Palast des Pschorrbräuhauses in Berlin (s. Tafel »Berliner Bauten II«, Fig. 6), die Schlösser Klitschdorf in Schlesien und Altdöbern in der Lausitz, das Geschäftshaus der Germania in Straßburg i. E., Pschorrbräuhaus, Domhotel und Hotel Disch in Köln, Deutsches Buchhändlerhaus in Leipzig (s. Tafel »Leipziger Bauten II«, Fig. 6), Geschäftshaus der Straßenbahngesellschaft in Berlin und eine Reihe von Geschäfts- und Privathäusern in Berlin und in andern deutschen Städten, in denen sie sich, den Wandlungen des Geschmackes folgend, z. T. mit großem Geschick auch im Barock- und Rokokostil bewegten. Ihr Hauptwerk monumentalen Stils sind die durch wirkungsvolle Gruppierung ausgezeichneten Gebäude der Hochschule für die bildenden Künste und der Hochschule für Musik in Charlottenburg (1898—1902). Mit einem stark ausgeprägten Gefühl für malerische Komposition verbinden K. und v. Großheim auch den Sinn für strenge Gliederung der Bauteile zum Zweck eines imposanten Gesamteindrucks. Durch zahlreiche Entwürfe für Decken- und Wandmalereien, Stein-, Stuck- und Schmiedearbeiten, Möbel ꝛc. haben sie einen hervorragenden Anteil an der Förderung des Berliner Kunstgewerbes gewonnen. Für ihre Beteiligung an der Berliner Jubiläumsausstellung von 1886 erhielten sie die große goldene Medaille. Sie sind Mitglieder der Akademie der Künste und königliche Geheime Bauräte.

3) Emanuel, Geolog, geb. 26. März 1845 in Königsberg i. Pr., studierte in Halle, Heidelberg und Berlin, habilitierte sich 1872 als Privatdozent in Berlin und war zugleich als Landesgeolog an der Geologischen Landesanstalt tätig. 1881 wurde er Professor der Geologie an der Bergakademie in Berlin, 1885 Professor der Geologie und Paläontologie in Marburg. Er arbeitete über Stratigraphie, Tektonik und Paläontologie der paläozoischen Formationen Deutschlands, vorzüglich des Harzes und des Rheinischen Schiefergebirges, und schrieb: »Lehrbuch der Geologie«, 1. Teil: Allgemeine Geologie (Stuttg. 1893, 2. Aufl. 1905), 2. Teil: Geologische Formationskunde (daf. 1891, 2. Aufl. 1902). 1883—97 war K. Mitherausgeber der »Paläontologischen Abhandlungen« (mit Dames, Berl., seit 1883).

4) Heinrich, Physiker, geb. 16. März 1853 in Bingen a. Rh., studierte in Straßburg, München, Berlin, war 1878—85 Assistent von Helmholtz und Privatdozent, wurde 1885 ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule in Hannover und 1894 Professor in Bonn. Außer zahlreichen, namentlich spektralanalytischen Abhandlungen, die in den Berichten der Berliner Akademie 1888—98 erschienen sind, schrieb er: »Lehrbuch der Spektralanalyse« (Berl. 1883); »Lehrbuch der Physik für Studierende« (Stuttg. 1890, 3. Aufl. 1900); »Handbuch der Spektroskopie« (Leipz. 1900—05, 3 Bde.); »Die Elektronentheorie«, Rede (Bonn 1903).

Kayserling, Moritz, jüd. Gelehrter, geb. 17. Juni 1829 in Hannover, studierte seit 1851 in Berlin, wurde 1861 als Rabbiner nach Endingen (Kanton Aargau) und 1870 als Rabbiner und Prediger der israelitischen Gemeinde nach Pest berufen. K. machte sich in weitern Kreisen namentlich durch seine Biographie Moses Mendelssohns (Leipz. 1862, 2. Aufl. 1888) bekannt, der eine andre Schrift: »Moses Mendelssohns philosophische und religiöse Grundsätze« (daf. 1856), vorhergegangen war und eine Monographie: »Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn« (daf. 1883), folgte. Außerdem schrieb er: »Sephardim. Romanische Poesien der Juden in Spanien« (Leipz. 1859); »Menasse Ben Israel« (Berl. 1861); »Geschichte der Juden in Spanien und Portugal« (daf. 1861—67, 2 Bde.); »Der Dichter Ephraim Kuh« (daf. 1864); »Die jüdischen Frauen in der Geschichte, Literatur und Kunst« (Leipz. 1879); »Biblioteca española-portegueza-judaica« (Straßb. 1890); »Gedenkblätter. Hervorragende jüdische Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts« (Leipz. 1892); »Christoph Kolumbus und der Anteil der Juden an den spanischen und portugiesischen Entdeckungen« (Berl. 1894; engl., New York 1894); »Die jüdische Literatur von Moses Mendelssohn bis auf die Gegenwart« (in Winter und Wünsches »Die jüdische Literatur«; Sonderausg., Trier 1896); »Ludwig Philippson«, Biographie (Leipz. 1898).

Kayserʃberg, Stadt im Oberelsaß, s. Kaisersberg.

Kayßler, Leopold, Publizist, geb. 26. April 1828 in Breslau, gest. 26. Okt. 1901 in Berlin, studierte die Rechte und Philosophie, wurde Journalist, redigierte bis 1872 die »Spenersche Zeitung«, begleitete 1870 als offizieller Vertreter der Berliner Presse im Hauptquartier die deutschen Armeen, wurde aber beim Rückzug v. d. Tanns 10. Nov. 1870 in Orléans von den Franzosen gefangen genommen. Seine Berichte vom Kriegsschauplatz gab er u. d. T.: »Aus dem Hauptquartier und der Kriegsgefangenschaft« (Berl. 1871) heraus, seit 1872 war er Redakteur des »Deutschen Wochenblatts«, 1874—93 Redakteur der »Post«.

Kayſtros (Kayster, jetzt Kütschük Menderez), Fluß in Kleinasien, entspringt auf dem Tmolosgebirge (Boz Dagh) in Lydien und ergießt sich nördlich von Ephesos ins Ägäische Meer. Er ist berühmt wegen der Scharen von Schwänen an seiner Mündung.

Kazanlyk, Stadt in Ostrumelien, 398 m ü. M., am Südfuß des zentralen Balkans und an einem linken Zufluß der Tundscha, in überaus wasserreicher, fruchtbarer Umgebung zwischen Nußbaumwäldern, Kastanienhainen und Rosenfeldern reizend gelegen, weltbekannter Mittelpunkt der Rosenölfabrikation mit (1893) 10,765 Einw. In der Nähe Thermen und zahlreiche altthrakische Tumuli. — K., seit Juli 1877 Mittelpunkt der Operationen der Türken gegen das russische Zentrum, wurde 7. Jan. 1878 von den Russen besetzt, worauf die Kapitulation der türkischen Armee im Schipkapaß erfolgte.

Kazanpaß (spr. kásan-), Felsenengpaß von 9,1 km Länge an der untern Donau oberhalb Orsova, in dem der früher bis 1200 m breite Strom durch die steilen Felsenwände plötzlich bis auf 151 m eingeengt wird; darin die Veteranihöhle. Zwei berühmte Straßenzüge vermitteln den Verkehr an beiden Ufern, am linken die Szechényi-, am rechten die Trajansstraße aus der Römerzeit (s. Eisernes Tor 2).

Kazaza, ein aus Zuckerrohrsaft oder Melasse bereitetes geistiges Getränk, das in Maranhão in Bra-

silien viel getrunken wird. Es ist schwächer als Rum und wird nicht durch Karamel gefärbt.

Kaz Dagh, heutiger Name des Ida (s. d. 1).

Kaziasker, s. Kasiasker.

Kazike (Montezumavogel), Beutelstar.

Kazike (span. Cacique), ein ursprünglich auf der Insel Santo Domingo, dann auch in Mittel- und Südamerika gebrauchter Titel der indianischen Stammhäuptlinge, jetzt des Gemeindevorstandes in den Indianerdörfern in Mexiko und Guatemala.

Kazimierz, s. Kasimierz.

Kazinczy (spr. kásinzi), 1) Ferenc (Franz), ungar. Schriftsteller und Sprachreformator, geb. 27. Okt. 1759 zu Er-Semjén im Biharer Komitat, gest. 22. Nov. 1831, studierte die Rechte, war 1786—91 Aufseher der Nationalschulen im Kaschauer Distrikt und leitete dann in Pest eine Schauspielergesellschaft, bis er 1794, angeblich wegen Teilnahme an der Verschwörung des Martinovics, verhaftet wurde. Seit 1801 wieder frei, privatisierte er auf einer Villa bei Ujhely; 1830 wurde er von der ungarischen Akademie zum Mitglied ernannt. K. hat sich bedeutende Verdienste um die Ausbildung der ungarischen Sprache und Prosa erworben und dichtete zuerst ungarische Sonette. Seine Übersetzungen des Geßner (1788), Ossian, mehrerer Dramen von Goethe, von Lessings Fabeln u. a. erschienen gesammelt Pest 1814—16, 9 Bde. (neue Aufl. 1843 bis 1844). Außerdem schrieb er zahlreiche Briefe und Biographien, gab mit Baróti und Bacsanyi seit 1788 das »Magyar Museum« heraus und seit 1790 allein den »Orpheus« (Kaschau, 8 Bde.); 1818 erschien seine Selbstbiographie. Das Tagebuch seiner politischen Haft: »Országgyülési Almanach« (»Reichstagsalmanach«, Pest 1848), hat Vahot veröffentlicht. Eine neue Ausgabe seiner Werke erschien 1879 in 5 Bänden.

2) Gabriel, ungar. Schriftsteller und Politiker, Neffe des vorigen, geb. 18. Juli 1818 zu Berettó im Zempliner Komitat, gest. 20. April 1864, erwarb sich 1848 als Publizist und Redner große Beliebtheit. Auch übersetzte er mehrere Lustspiele Molières.

Kazwin, s. Kaswin.

Kbr., bei Pflanzennamen Abkürzung für Gustav Wilhelm Körber, geb. 10. Jan. 1817 zu Hirschberg in Schlesien, gest. 28. Juli 1885 als Professor der Botanik in Breslau; schrieb: »Systema Lichenum Germaniae« (Bresl. 1855) und dazu »Parerga lichenologica« (das. 1865).

Kck., bei Pflanzennamen Abkürzung für Friedrich Körnicke, geb. 29. Jan. 1828 in Pratau bei Wittenberg, bis 1898 Professor der Botanik in Poppelsdorf bei Bonn; schrieb Monographien über die Eriokaulazeen (Berl. 1856), über die Marantazeen (Moskau 1859) u. a., mit H. Werner »Handbuch des Getreidebaues« (Bonn 1885, 2 Bde.).

Kéa (Tsiá, das alte Keos, poet. Hydrussa genannt), keilförmige Insel im Ägäischen Meer, die nächste an Attika, zum griechischen Nomos der Kykladen gehörig, umfaßt 103, nach andern nur 84 qkm mit (1896) 5019 Einw. und erreicht im Eliasberg 569 m Höhe. Sie ist eine alte Rumpffläche aus Glimmerschiefer, durch die Erosion nachträglich zerschnitten, und gehört zu den fruchtbarsten Inseln des Archipels, hat viele Quellen und Bäche und liefert namentlich Südfrüchte, Wein, Honig, Feigen, Valonen (es gibt auf K. 1½ Mill. Knoppereichen oder Valonen) und Rötel. Haupterwerbsquelle ist Acker- und Weinbau, der Handel vertreibt besonders Valonen und Wein. — Die einzige Stadt, K., auf der Stelle der alten Stadt Julis erbaut, von der man noch einen aus dem Felsen gehauenen kolossalen Löwen und andere Reste sieht, liegt in der Mitte der Insel am Westhang des Eliasberges. Nach Vertreibung der Phöniker und Karer wurde K. von Arkadern und Naupaktiern, später von Athenern besiedelt. 1566 wurde es türkisch, durch den Befreiungskrieg griechisch. Vgl. Hauttecoeur, L'île de Keos (im Bulletin der Geogr. Gesellschaft in Brüssel, 1896); Philippson, Beiträge zur Kenntnis der griechischen Inselwelt (Ergänzungsheft 134 zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1901).

Kean (spr. kīn), 1) Edmund, engl. Schauspieler, geb. 4. Nov. 1787 in London als Sohn von Miß Carey und Aaron K. (nach andern war ein Baumeister Edmund K. sein Vater), gest. 15. Mai 1833 in Richmond, trat früh in Kinderrollen auf, ging dann als Kajütenjunge nach Madeira, kehrte nach London zurück und war bis Ende des Jahres 1813 bei umherziehenden Truppen in der Provinz engagiert. Erst als es ihm gelang, 1814 im Drurylanetheater zu London als Shylock, Richard III., Othello, Macbeth, Hamlet und Jago aufzutreten, erwarb er sich rasch einen großen Ruf. Auch in Schottland, Irland und (1820—21) in Nordamerika gab er mit ungeheuerm Erfolg Gastrollen. Bei einer zweiten Anwesenheit daselbst (1825—26) wurde er weniger günstig aufgenommen, dagegen in Paris (1818 u. 1828) mit Ehren überhäuft. Er war zuletzt Theaterdirektor in Richmond, wo er, durch unordentliche Lebensweise körperlich und geistig zerrüttet, ein frühzeitiges Ende fand. Pathos, Kraft und die Fähigkeit, Schrecken einzuflößen, besaß K. im höchsten Grade; nur war seine Darstellungsweise oft zu abgerissen und hob nicht selten statt des ganzen Charakters nur dessen grellste Punkte hervor. Alex. Dumas hat Keans Schicksale dramatisch behandelt. Vgl. seine Biographie von Barry Cornwall (Lond. 1835, 2 Bde.), Hawkins (das. 1869, 2 Bde.) und Molloy (das. 1888, 2 Bde.; Ausg. in 1 Bd., 1897).

2) Charles, Sohn des vorigen, ebenfalls Schauspieler, geb. 18. Jan. 1811 zu Waterford in Irland, gest. 22. Jan. 1868 in Liverpool, studierte in Eton und debütierte 1827 im Drurylanetheater, doch ohne Erfolg. Er versuchte darauf sein Glück auf Provinzialbühnen, vermochte sich aber nur allmählich den Beifall des Publikums zu erringen. Leichter gelang ihm dies während eines dreijährigen Aufenthalts (1830—33) in den Vereinigten Staaten, wohin er auch 1839 und 1846 ging. 1833 hatte er ein Engagement am Coventgardentheater in London angenommen und ward nun in wenigen Jahren der gefeiertste Shakespearedarsteller. Hamlet war seine Hauptrolle. 1850—59 war er Direktor des Princeßtheaters, zugleich erster Darsteller; 1861 ging er abermals nach Amerika, unternahm 1863 eine Kunstreise nach Australien und gastierte 1866 in Kalifornien. Vgl. Cole, Life and theatrical times of Charles K. (2. Aufl., Lond. 1860, 2 Bde.). — Seine Gattin Ellen, geborne Tree, geb. 1805, gest. 21. Aug. 1880 in London, war gleichfalls eine hervorragende Schauspielerin. Sie betrat die Bühne zuerst als Olivia im Coventgardentheater zu London, war später ein gefeiertes Mitglied des Drurylanetheaters, gastierte 1836 bis 1839 in Amerika und verheiratete sich 1842 mit K., nach dessen Tode sie die Bühne verließ.

Kearney (spr. kárni), Hauptstadt der Grafschaft Buffalo des nordamerikan. Staates Nebraska, am Platte, gegenüber dem gleichbenannten Fort, Bahnknotenpunkt, mit Produktenhandel und (1900) 5634 Einwohnern.

Kearsley (spr. kírsli), Stadt in Lancashire (England), am Irwell und Tonge, dicht bei Farnworth, mit Fabrikation von Papier und Baumwollwaren, Eisenwerken, Kohlengruben und (1901) 9218 Einw.

Keats (spr. kits), John, engl. Dichter, geb. 31. Okt. 1796 in London, gest. 23. Febr. 1821 in Rom, Sohn eines Lohnkutschers, erhielt eine mäßige Schulbildung, hauptsächlich in Enfield (ohne Unterricht im Griechischen), und kam dann zu einem Londoner Chirurgen in die Lehre, bis ihm eine kleine Erbschaft ein unabhängiges Leben sicherte. Seine hohe poetische Veranlagung wurde am meisten durch die Lektüre Spensers und Chapmans geweckt; seinen »Poems« (1817) folgte bald die prächtige griechisch-romantische Dichtung »Endymion« (1818); doch fanden diese heute sehr geschätzten Verse an W. Croker in der »Quarterly review« einen so gehässigen Rezensenten, daß sich das Gerücht verbreitete, K. sei dadurch gebrochen worden. Tatsächlich war er mit Tuberkulose belastet. Dieses Leiden hinderte seine Verbindung mit Fanny Browne, seiner Braut, an die er eine Reihe Briefe voll edler Leidenschaft richtete (hrsg. von Forman, Lond. 1878 u. 1896). Inzwischen schuf er die von seltenem Phantasiereiz erfüllten Dichtungen »Lamia«, »Isabella«, »The eve of St. Agnes and other poems« (1820), die ihn sofort und auf die Dauer berühmt machten. Shelley widmete dem Frühverstorbenen die Elegie »Adonais«. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Forman (1883, 4 Bde.; 2. Aufl. 1900, 5 Bde.); die »Poetical works« allein wurden herausgegeben von Lord Houghton (1869 u. ö.), F. T. Palgrave (1884), W. T. Arnold (1884, mit interessanter Einleitung über K.' Stil), Forman (6. Aufl. 1898), Rossetti (1888) u. a. Seine Briefe gaben Colvin (»Letters to his family and friends«, Lond. 1891) und vollständig Forman (1897) heraus. Sein Leben beschrieben Lord Houghton (»Life, letters and literary remains of J. K.«, Lond. 1848, 2 Bde.; neue Ausg. 1867), in kürzerer Fassung Colvin (1887) und W. M. Rossetti (1897), ferner Angellier (»De Keatsii vita et carminibus«, Par. 1893) und Marie Gothein (Halle 1897, 2 Bde.). Vgl. auch Hoops, K.' Jugend und Jugendgedichte (Leipz. 1895).

Kebab, türk. Lammbraten mit Zwiebeln, Pfeffer, Eiern und Reis. Schisch-K. (»Spießbraten«) ist Hammelfleisch, das in kleinen Würfeln mit Salz und Pfeffer gerieben, auf kleinen Spießen über glühenden Kohlen langsam gebraten und kurz vor dem Garwerden mit Zwiebel- und Paradiesäpfelbrühe beträufelt wird.

Kebbi (Mao K.), Nebenfluß des Binuë (s. d.), der sich oberhalb Garua mit ihm vereinigt.

Kebbi (Kebi), Stadt im Reiche Gando des westlichen Sudân, am Gubbi-n-Sokoto, linksseitigem Nebenfluß des Niger, 47 km westlich von der Stadt Gando und nahe den Ruinen des einst blühenden, von den Fulbe 1806 zerstörten Birni-n-Kebbi, mit 9000 Einw. Der alte, heidnische Haussastaat K., seit 1515 unabhängig vom benachbarten Sonrhayreiche, fiel 1806 unter Hodi, seinem 55. Könige, dem Ansturme der mohammedanischen Fulbe zum Opfer. Ein geringer Rest der frühern Unabhängigkeit blieb dem Staate K. auch unter der gegenwärtigen Vasallität erhalten; seit Januar 1900 regiert »König« Dschunaidu. Vgl. »Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen«, Bd. 6 (Berl. 1903).

Kebes (Cebes), ein Thebaner, Pythagoreer und zugleich Schüler des Sokrates, tritt in Platons »Phaidon« mit auf. Er galt als Verfasser einer Schrift »Pinax« (»Gemälde«), die aber ihren Ursprung dem Stoizismus oder Zynismus der Kaiserzeit verdankt. Das Werkchen schildert den Zustand der Seelen vor ihrer Vereinigung mit dem Leibe, die Charaktere und Schicksale der Menschen während ihres Lebens und den Ausgang des Menschen aus der Welt. Herausgegeben wurde es von Thieme (Berl. 1810), neue Ausg. 1850) und Drosihn (Leipz. 1871), Prächter (das. 1893); übersetzt zuletzt von Krauß (Wien 1882). Vgl. Schaber, über das Gemälde des K. (Konst. 1862); Drosihn, Die Zeit des Pinax (Neustettin 1873); Prächter, Cebetis tabula (Marb. 1885).

Kebi, Haussastaat und Stadt, s. Kebbi.

Kebir (arab.), groß (bei Ortsnamen häufig).

Kebse (Kebsweib, althochd. chepis), Nebenweib, Beischläferin; Kebsehe, soviel wie Konkubinat.

Kechua (Ketschua), Indianervolk, s. Quichua.

Kecskemét (spr. kétschkemät), Stadt mit Munizipalrecht im ungar. Komitat Pest, an den Bahnlinien Budapest-Szegedin-Verciorova, K.-Fülöpszállás und K.-Tisza-Ughi, liegt, von großen Pußten (926 qkm) umgeben, auf der zur Hälfte angebauten Kecskeméter Heide und hat mehrere Kirchen (darunter eine katholische mit schönen Fresken, eine reformierte und eine evangelische in gotischem Stil mit Basaranbau), zwei Klöster und viele bedeutende Gebäude (Rathaus, Rudolfskaserne für Kavallerie, Sparkasse ꝛc.). Die Einwohner (1901: 57,812 Magyaren, meist römisch-katholischen und reform. Glaubens) betreiben außer Acker- und Tabakbau sowie hervorragender Vieh-, Geflügel- und insbes. Schweinezucht (die große Borstenviehmastanstalt verfrachtet jährlich über 50,000 Stück) neuerdings auch bedeutenden Wein- und Obstbau (hauptsächlich Aprikosen und Äpfel). K., eine wohlhabende Stadt von ausgeprägt magyarischem Typus, hat belebte Viehmärkte, 4 Dampfmühlen, 3 Ziegelfabriken und artesische Brunnen, ein Schlachthaus, eine Kognakfabrik, einen Gerichtshof, zahlreiche Lehranstalten (reform. Rechtsakademie, ein katholisches und ein reform. Gymnasium, eine staatliche Oberrealschule, Winzerpräparandie, landwirtschaftliche Schule), ein staatliches Kinderasyl (1903), ein neues Theater und ein Denkmal des daselbst gebornen Dichters Joseph Katona. Vgl. J. Hornyik, Geschichte der Stadt K. (magyar., Kecskemét 1860—66, 4 Bde.).

Keczel (spr. kétzel), Großgemeinde im ungar. Komitat Pest, an der Bahnlinie Kolocsa-Kiskörös, mit (1901) 6664 magyar. (römisch-kath.) Einwohnern. In der Nähe der Sumpf Örjeg (s. d.).

Kedabek, Kupferwerk im russisch-transkaukas. Gouv. Jelissawetpol, Eigentum der Gebr. Siemens in Berlin und London, hat eine deutsche Konsularagentur und produzierte 1901 mit dem gleichfalls in Jelissawetpol gelegenen Kalakent 1,92 Mill. kg Feinkupfer.

Kedah, Malaienstaat, s. Queda.

Kedar, zweiter Sohn Ismaels, dessen Nachkommen die Kedarener, ein kriegerisches nordarabisches Nomadenvolk, die Gegend um die Stadt K., östlich vom Galiläischen Meer, bewohnten und starken Viehhandel bis nach Tyrus hin trieben. Die Sprache Kedars heißt in der rabbinischen Literatur soviel wie Arabisch.

Kedes (Kedesch), Leviten- und Freistadt in Galiläa (Palästina), Stamm Naphtali. Von K. (früher Kedesch) stammte Barak, der Feldherr der Debora; die Gräber beider zeigte man später hier.

Kediri, niederl. Residentschaft im Ostteil der Insel Java, 7398 qkm mit (1895) 1,267,010 Einw., darunter

1992 Europäer und 9547 Chinesen. Der wichtigste und bewohnteste Teil ist die große Ebene des Flusses Brantes, deren Boden bei gehöriger Bewässerung für Reis und Kaffee vorzüglich geeignet ist. Es begrenzen sie die dichtbewaldeten Abhänge der Vulkane Wilis (2556 m) im W. und Arjuno (3304 m) im O. Den Südteil nimmt das Küstengebirge Gunong Kidal ein, mit ebenso spärlicher Bevölkerung wie das hafenlose Küstenland. Der Hauptort K., am Brantas und an der Bahn Surabaja–Blitar, hat ein Fort und (1895) 17,159 Einw.

Kedleston Hall (spr. kédlst'n hâd), Schloß, s. Derby 1) (Stadt).

Kedu (Kadu), die einzige nirgends ans Meer grenzende niederländ. Residentschaft von Java, 2048 qkm mit (1895) 758,812 Einw., darunter 844 Europäer und 6952 Chinesen. Das Land bildet eine hügelige, vom Progo durchflossene, äußerst fruchtbare Talebene, die namentlich den besten Tabak liefert, eingeschlossen im W. von den Vulkanen Sumbing und Sendoro, im N. vom Praha und Ungarang, im O. vom Merbabu, Merapi u. a. Hauptort ist Magelang mit (1895) 23,519 Einw. (etwa 600 Europäer, 2000 Chinesen), 380 m ü. M., durch Eisenbahn mit der Südküste (Djokjakarta) verbunden. In K. liegt auch der berühmte Tempel Boro Budor (s. d.).

Keduscha (hebr., »Heiligung«), eins der wichtigsten israelit. Gebetstücke, wesentlicher Bestandteil der sogen. Tefilla (schmone esre), spricht die Anerkennung der Heiligkeit Gottes aus und ist eine mit Einleitungsversen versehene Zusammenstellung der drei Schriftstellen: Jes. 6, 3; Ezech. 3, 12; Ps. 115, 10.

Keel (spr. kîl, »Bootsladung«), engl. Steinkohlenmaß, in Newcastle zu 8 Chaldrons = 21,2 Tons, für Cinders zu 16 Imperialchaldrons = rund 11 Tons.

Keeler (spr. kîler), James Edward, Astronom, geb. 10. Sept. 1857 in La Salle (Illinois), gest. 13. Aug. 1900 in San Francisco, studierte in Baltimore, Heidelberg und Berlin, wurde 1886 Assistent an der Lick-Sternwarte, 1889 Direktor der Sternwarte in Alleghany und Professor an der Western University of Pennsylvania, 1898 Direktor der Lick-Sternwarte. K. hat sich hervorragende Verdienste um die Astrophysik erworben, namentlich durch seine spektroskopischen Untersuchungen. Er bestimmte für eine große Anzahl von Fixsternen und auch Nebeln die Geschwindigkeit ihrer Bewegung in der Gesichtslinie und lieferte ebenfalls auf spektroskopischem Wege den Nachweis, daß der Saturnring keine zusammenhängende Masse ist, sondern aus einer dichten Ansammlung von sehr kleinen Körpern besteht (vgl. Saturn). Mit dem der Lick-Sternwarte geschenkten Crossley-Reflektor hat er vorzügliche Aufnahmen von Nebelflecken geliefert und damit die Überlegenheit des lange Zeit in Mißkredit geratenen Spiegelteleskops gegenüber dem Refraktor bei photographischen Aufnahmen von schwachen ausgedehnten Objekten erwiesen.

Keeling (spr. kî-), Elsa D'Esterre, engl. Schriftstellerin, geb. in Dublin, wurde in Deutschland erzogen, arbeitete längere Zeit für die englische Gesandtschaft in Stuttgart und das englische Konsulat in Frankfurt a. M. und war 1884—90 Lehrerin an der High School in London. Sie begann ihre schriftstellerische Tätigkeit 1884 mit den humoristischen Erzählungen »Three sisters: a highly original family« und »Bib and tucker: recollections of an infant in arms«, dem noch im selben Jahre »How the first Queen of England was wooed and won« folgte, mit dem Gegenstück »A professor's wooing« (1886). Reizende Kindergeschichten veröffentlichte K. in »Orchardscroft« (1892) und in »Old maids and young« (1895). In der Musikergeschichte »Appassionati« zeigt die Dichterin in der Behandlung des Problems vom Künstlerstolz und Frauenliebe große Beherrschung des Fremdländischen. Mit der Nachahmung der Sprache und des Stils des frühen 18. Jahrhunderts in »The Queens serf« (1898) hatte sie weniger Glück. Beifällige Aufnahme fand die Anthologie »The music of the poets: Musicians birthday book« (3. Aufl. 1898).

Keelinginseln (spr. kîling-, Kokosinseln), brit. Inselgruppe, zur Kolonie Straits Settlements gehörig, zwischen 11° 49′—12° 13′ südl. Br. und unter 96° 55′ östl. L., im südlichen Indischen Ozean, 23 Koralleneilande, die eine große Lagune, Port Albion oder Port Refuge, umschließen, mit einer Fläche von 22 qkm und (1891) 554 Einw., darunter 400 malaiische Eingeborne. Die etwa 1100 km im SW. von Sumatra gelegenen Inseln haben außer Kokospalmen, deren Öl und Nüsse ausgeführt werden, noch sieben andre Baumarten, von Tieren namentlich eine Riesenkrabbe, die von Kokosnüssen lebt; Schweine, Ratten, Geflügel sind eingeführt. Das Klima ist angenehm, doch kommen furchtbare Orkane vor. Die ursprünglich unbewohnten Inseln wurden 1609 durch den Engländer Keeling entdeckt, aber erst seit 1823 von einigen Engländern zwecks Ausnutzung der Kokospalmen besiedelt, 1857 von England annektiert.

Keene (spr. kîn), Hauptstadt der Grafschaft Cheshire des nordamerikan. Staats New Hampshire, am Ashuelot, Bahnknotenpunkt, mit Fabriken für Holzwaren, Schuhwerk und (1900) 9165 Einw.

Keepsake (engl., spr. kî'p-sêk), Erinnerungsgabe, Andenken; auch Titel von Almanachen 2c.

Keersal, kristallinisches Katechin, s. Katechin.

Kees (Keß, das), in den Österreichischen Alpen, insbes. im Tauerngebiet, soviel wie Gletscher.

Keetmanshoop, Hauptort des gleichnamigen Bezirksamts von Deutsch-Südwestafrika, 9 Tagereisen von Angra Pequena, 1028 m ü. M., in einer Talmulde, meist Steppe, aber mit guter Quelle, ist Sitz des Bezirksamtmanns, hat Gericht zweiter Instanz, Bergamt, Regierungsschule sowie Postagentur, Station der Rheinischen Missionsgesellschaft (die Kirche und ein Schullehrerseminar hat), drei deutsche Handelsfirmen und 1200 Einw. (meist Hottentotten und Bastards, fast sämtlich Christen).

Keewatin (spr. kî-, indian. »Nordwind«), Distrikt von Kanada (s. d. [S. 530] mit Karte), 1876 organisiert, umfaßt den größten Teil der Landschaft im W. der Hudsonbai, die man früher als Hudsonien bezeichnete, zwischen 50. und 70.° nördl. Br. und 83. und 100.° westl. L., umgrenzt im N. von Franklin, zu dem außer den arktischen Inseln auch die Halbinseln Boothia Felix und Melville gehören, im S. jenseit des Albany und English River von Ontario, im W. von Manitoba, Saskatchewan, Athabaska und Mackenzie, und umfaßt 1,210,000 qkm (einschließlich 138,000 qkm Wasserfläche) mit (1901) 8546 Einw., das ist etwa 0,007 auf 1 qkm. Es besteht aus einer allmählich gegen W. bis 180 m aufsteigenden, sandbedeckten Küstenebene, die in einer sehr jungen geologischen Zeit vom Meere überflutet gewesen ist, und einer bis 600 m hohen innern Stufe, in der flache Fels- und Gletscherschuttrücken mit schwach eingegrabenen Tälern wechseln. Das Grundgestein ist laurentischer Gneis, dem streckenweise huronische Schiefer und kambrischer Quarzit aufgelagert und Diorit- sowie Diabasdämme eingefügt sind. Den einzigen guten Naturhafen bildet der

Mündungstrichter des Churchill, einen viel schlechtern, aber mehr benutzten, der Mündungstrichter des Hayes River im Port Nelson, an dem die York-Faktorei der Hudsonbai-Gesellschaft liegt. Die tief eingreifenden Fjorde weiter im N. (Ranken Inlet, Chesterfield Inlet, Wager Inlet) bieten zwar guten Schutz, sind aber neun Monate im Jahr durch Eis unzugänglich. Die Flüsse zeigen in ihrem Charakter die Nachwirkungen der einstigen Vergletscherung, sie irren zwischen den niedrigen Fels- und Moränenrücken hin und her, haben auf weiten Strecken kein wirkliches Tal, stauen sich vielfach zu Seen und Sphagnumsümpfen (»Muskegs«) und stürzen in Gestalt von Wasserfällen oder Schnellen von jeder höhern Landstufe auf die tiefere; so der in den Chesterfield Inlet mündende Doobaunt River mit dem Aberdeen Lake und Baker Lake, der Ferguson River mit dem Kaminuriak Lake, der Thlewiaza River mit dem Nueltin Lake, der Seal River mit dem Great Lake, der Pawkathacuskow River mit dem Etawney Lake, der Churchill mit dem English und Indian Lake, der Nelson mit dem Winnipegsee, dem Croß Lake und dem Split Rock Lake, der Hayes mit dem Island Lake und Gods Lake, der Severn mit dem Severn Lake, der Weenisk River mit dem Weenisk Lake, der Athawaspiskat River mit dem Goose Lake, der Albany mit dem Cat Lake, dem St. Joseph Lake, dem Meminiska Lake und dem Cabinet Lake. Gute Kanustraßen mit vergleichsweise bequemen Tragplätzen (Portages) an den Schnellen bieten vor allem der Churchill und Hayes, denen daher die Handelszüge der Hudsonbai-Gesellschaft am meisten gefolgt sind. Der Nelson ist nur 65 km landein für kleinere Dampfer schiffbar, der Albany 400 km. Das Klima ist rauh, besonders in der Nähe der Küste, wo die York-Faktorei —5,6° Durchschnittstemperatur im Jahre, —23,9° im Januar und +13,4° im Juli hat, bei gelegentlichem Sinken auf —45° und seltenem Steigen auf +27°. Im Innern ist der Winter noch kälter, der Sommer aber wärmer. Die Südhälfte des Landes ist dicht mit Wald aus Fichten, Tannen, Lärchen, Birken, Pappeln, Erlen, Weiden bedeckt, die Schwarzfichte (Picea nigra) geht aber an der Küste nur bis an die Nelsonmündung, die Lärche (Larix americana) bis an die Sealmündung, während beide Bäume im Innern bis in das Gebiet des Doobaunt River verbreitet sind. Den äußersten Norden nehmen kahle »Barren Grounds« (s. d.) ein. Getreidebau dürfte nur in dem südlichsten Teile (besonders im Gebiete des Albany River) möglich sein, während Gemüsebau noch bei Fort York gelingt. Die Hauptquellen von K. bestehen in der Jagd auf Pelztiere, so wie sie seit 1670 von der Hudsonbai-Gesellschaft gehandhabt worden ist. Das Monopol der Gesellschaft erkennt das kanadische Gesetz zwar seit 1869 nicht mehr an, tatsächlich ist sie aber immer noch die wirkliche Herrin des Landes, und die von ihr über Fort York ausgeführten Felle sind der Hauptausfuhrgegenstand. Betreffs einzelner Fellarten ist die Ausbeute zurückgegangen, so bei den Bibern von 1888—95 von 102,775 auf 44,151 Stück, bei den Luchsen von 78,555 auf 20,258, bei den Skunks von 16,322 auf 8828, bei den Ottern von 11,588 auf 7462, bei den Wolverenen von 2439 auf 634, bei andern Arten hat sie sich aber im allgemeinen auf der alten Höhe gehalten, so namentlich bei den Bisamratten (1895: 674,811 Stück), Zobeln (105,266), Weißfüchsen (4898), Rotfüchsen (12,850) und selbst bei den Bären (9992). In dem in das Gebiet fallenden Nordteile des Winnipegsees, auf dem vom Red River her Dampfer verkehren, ist neuerdings auch die Fischerei, besonders auf Weißfische, im Aufblühen, auf dem Nelson aber der Störfang. Die großen Holzvorräte sind einstweilen noch so gut wie unberührt. Die Bewohner sind in der großen Mehrzahl Indianer vom Stamme der Algonkinen, der Kree und der Athabasken sowie im N. Eskimo. Weiße finden sich nur in den Hudsonbaiposten und in der Gegend des Winnipegsees, wo namentlich eine verhältnismäßig starke Einwanderung aus Island stattfindet, und wo der kleine Flecken Norway House, am Austritt des Nelson aus dem See, die einzige wirkliche Ortschaft des Landes bildet. Indianermissionen unterhalten namentlich die Methodisten und Katholiken, die erstern mit einer Industrieschule in Norway House. Die Verwaltung des Distrikts liegt in den Händen eines Vizegouverneurs, der seinen Sitz in Winnipeg hat.

Kef (Keif, arab., »wie«, »Befinden«), im osmanischen Türkisch gleich Wohlbefinden aus träger Ruhe, Gefühl der Behaglichkeit. K. halten, sich einer beschaulichen Ruhe hingeben, Siesta halten; keinen K. haben, sich unbehaglich, unwohl fühlen.

Kefârât (el-K.), Landschaft im asiatisch-türk. Wilajet Sûria (Syrien), Sandschak Hauran, Kaza Abschlûn, südlich des großen östlichen Jordanzuflusses Scherîat el Menâdire (Jarmuk); im S. 550 m hoch, fällt sie im N. steil zum Jarmuk ab bis unter den Meeresspiegel. Sie hat schöne Eichenwälder, 7 Dörfer mit 1850 Einw. und zwei kleine Beduinenstämme.

Kef, El (»Felsen«), Stadt im nördlichen Tunis, in strategisch wichtiger Lage, südlich der Eisenbahn von Tunis nach Algerien, ist von einer alten bastionierten Mauer umgeben, die ein Gewirr enger Straßen einschließt, darin eine große Kasba, und hat 4000 Einw., die Handel mit Getreide, Halfa und Oliven treiben. — Die Stadt ist die alte Sicca Veneria, deren Venus- (früher Astarte-) Tempel weit berühmt war.

Keferst., bei Tiernamen Abkürzung für Wilhelm Keferstein, geb. 1833, gest. 1870 als Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Göttingen.

Keferstein, Christian, Geognost, geb. 20. Jan. 1784 in Halle, gest. 26. Aug. 1866, studierte in Halle die Rechte, ward 1809 Tribunalsprokurator, 1815 Justizkommissar, widmete sich aber bald ausschließlich der Geologie. Er gab (mit Meinecke) ein »Mineralogisches Taschenbuch« (Halle 1820), »Tabellen über die vergleichende Geognosie« (das. 1825), die Zeitschrift »Teutschland, geognostisch-geologisch dargestellt« (Weim. 1821—31, 7 Bde.) mit der ersten allgemeinen geognostischen Karte von ganz Deutschland (1821), der die geognostischen Karten der einzelnen Länder folgten, eine »Naturgeschichte des Erdkörpers« (Leipz. 1834, 2 Bde.), »Geschichte und Literatur der Geognosie« (Halle 1840), die »Mineralogia polyglotta« (das. 1849) und »Erinnerungen aus dem Leben eines alten Geognosten« (das. 1851) heraus. Sein anregender Einfluß wirkte noch fort, nachdem seine speziellen Forschungsresultate längst veraltet waren. Er schrieb auch: »Über die Halloren, als eine wahrscheinlich keltische Kolonie« (Halle 1843) und »Ansichten über die keltischen Altertümer ꝛc.« (das. 1846 bis 1851, 3 Bde.).

Keffi, Abdes Senga, Hauptort eines Distrikts der Provinz Saria im Reiche Sokoto im Sudân, 445 m ü. M., am Kokona, nördlichem Nebenfluß des Binuë, unter 9° nördl. Br. und 8° östl. L., in fruchtbarer Gegend, ist ein von starken Steinmauern umgebener Komplex von Hütten und zählt 30,000 Einw.

(mohammedanische Fulbe und Haussa, heidnische Afo). K. ist wichtiger Kreuzpunkt für den Elfenbeinhandel.

Keffije (arab.), Kopftuch, ein meist bunt gestreiftes, halb- oder ganzseidenes Tuch mit langen Fransen, das die Araber als Kopfbedeckung gebrauchen. Es wird mit einer Schnur aus Wolle oder Kamelhaaren (Agâl), die sich um den Kopf schlingt, festgehalten, fällt in reichen Falten über Schultern und Nacken herab und ist ein vorzüglicher Schutz gegen Staub und Sonne. Die besten Keffijes werden in Bagdad verfertigt, von wo auch eine bedeutende Ausfuhr bis weit nach Indien getrieben wird.

Kefir (Kapir, vom türk. Kef, »Wohlbefinden«, mousssierender Milchwein), ein von den Tataren des nördlichen Abhanges des Kaukasus aus Kuhmilch dargestelltes, gegorenes und noch gärendes Getränk. Als Ferment, das die Gärung einleitet, dienen die Kefirkörner (»Hirse des Propheten«), erbsen- bis bohnengroße weißliche Klümpchen, die aus Zoogläahaufen von Bakterien (angeblich Dispora caucasica), gemischt mit dem Milchsäurebazillus und Hefepilzen, bestehen. Übergießt man diese Körner mit etwa der 6—7fachen Menge Milch, läßt bei mittlerer Temperatur stehen und schüttelt gelegentlich, so tritt alsbald Gärung ein, wobei der Milchzucker in Milchsäure, Alkohol und Kohlensäure, das Kasein großenteils in Hemialbumose verwandelt wird. Man mischt nach 24 Stunden den abgegossenen K. mit der doppelten Menge frischer Milch, füllt ihn in starke Flaschen, die gut verkorkt und verbunden und wiederholt umgeschüttelt werden müssen, und kann nach einem, zwei oder drei Tagen (schwacher, mittelstarker oder starker K.) den fertigen K. (Flaschenkefir) trinken. K. ist weißlich, ziemlich dickflüssig, reich an Kohlensäure und von angenehmem süßsäuerlichen Geschmack, reicher an Eiweißstoffen, aber ärmer an Alkohol und Milchsäure als Kumys. Der Flaschenkefir schmeckt milder und angenehmer als der von Kefirkörnern abgegossene. Im Kaukasus füllt man den K. nicht in Flaschen, sondern in Schläuche aus Ziegenhaut (Burdjukkefir). Man benutzt K. als leichtverdauliches, sehr nahrhaftes Getränk bei Magen- und Darmkrankheiten, chronischen Lungenleiden, Blutarmut, Bleichsucht, Skrofulose und läßt innerhalb 5—6 Wochen allmählich steigende Mengen genießen. Die Kefirkörner können dreimal ohne weiteres mit Milch angesetzt werden, dann aber muß man sie mit reinem Wasser sorgfältig auswaschen. Vgl. Dimitrijew, K. oder Kapir (deutsch, Hannov. 1884); Podwyssotzki, Kefir (deutsch, Petersb. 1884); Gebhard, Über K., seine Bedeutung und therapeutische Verwendung (Würzb. 1884); Theodoroff, Historische und experimentelle Studien über den K. (das. 1886); Eckervogt, K., seine Darstellung aus Kuhmilch (Neuwied 1890); Weiß, K., kaukasischer Milchwein (Wien 1890).

Kefr (Kafr, arab.), soviel wie Dorf.

Kefrindschi, großer Ort im Ostjordanland (asiatisch-türk. Wilajet Syrien), 600 m hoch, in der Landschaft Adschlun gelegen, mit 200 Häusern, einer Schule und einem englischen protestantischen Prediger. K. hat schöne Gärten, Mühlen, Obstbau und trocknet jährlich 50,000 kg Rosinen.

Keg, ein Fäßchen, das in England als Zählmaß für 60 Stück Heringe und Laberdane dient, = 1/2 Hundred; in den Vereinigten Staaten bei Früchten für 100 Pfund gebräuchlich.

Kegel (Conus), ein Körper, der begrenzt wird von einem ebenen Flächenstück (der Basis oder Grundfläche) und von den geraden Linien, welche die Begrenzungskurve dieses Flächenstücks mit einem Punkte außerhalb der Ebene des Flächenstücks verbinden. Dieser Punkt heißt die Spitze des Kegels und das krumme Flächenstück, das von jenen Geraden (den Mantellinien) gebildet wird, der Kegelmantel; das von der Spitze auf die Grundfläche gefällte Lot ist die Höhe des Kegels. Ist die Grundfläche ein Kreis, so hat man einen Kreiskegel, der gerade oder schief heißt, je nachdem der Fußpunkt der Höhe (der Punkt, wo die Höhe die Grundfläche trifft) in den Mittelpunkt des Grundkreises fällt oder nicht. Unter K. schlechthin wird oft der gerade Kreiskegel verstanden, der zugleich der einzige Rotationskegel ist: er entsteht, wenn man sich ein rechtwinkliges Dreieck um eine der Katheten gedreht denkt. Ein abgestumpfter K. oder Kegelstumpf wird erhalten, wenn man von einem K. durch eine zur Grundfläche parallele Ebene ein Stück abschneidet; der senkrechte Abstand dieser Ebene von der Grundfläche ist die Höhe des Stumpfes, das in ihr liegende ebene Flächenstück, das den Stumpf begrenzt, die Deckfläche. Ist G der Flächeninhalt der Grundfläche und h die Länge der Höhe, so ist der Rauminhalt des Kegels $\frac{1}{3}$ G . h, ist die Grundfläche ein Kreis vom Halbmesser r, so kann man dafür $\frac{1}{3} r^2 \pi h$ setzen, wo $\pi = 3{,}1416$ (s. Kreis), ist dieser Kreiskegel insbes. gerade, so ist der Flächeninhalt des Kegelmantels $r \pi s$, wo s die Mantellinie (Seite) des Kegels bezeichnet, und zwar ist $s = \sqrt{r^2 + h^2}$. Der Rauminhalt eines Kegelstumpfes mit der Höhe h, der Grundfläche G und der Deckfläche g ist: $\frac{1}{3}$ h $(G + \sqrt{gG} + g)$. In der höhern Geometrie versteht man unter K. meist nicht den Körper, sondern die durch die Mantellinien bestimmte Fläche, denkt sich aber dabei die Mantellinien über die Spitze und über die Grundfläche hinaus bis ins Unendliche verlängert, so daß eine Fläche entsteht, die sich von der Spitze aus nach beiden Seiten ins Unendliche erstreckt. Überhaupt nennt man K. jede Fläche, die von einer Geraden beschrieben wird, wenn diese beständig durch einen gegebenen Punkt (die Spitze) geht und zugleich an einer gegebenen krummen Linie (der Leitlinie) hingleitet; die verschiedenen Lagen der beweglichen Geraden heißen die Erzeugenden des Kegels. Der K. gehört zu den abwickelbaren Flächen, weil er sich ohne Zerrung oder Dehnung auf eine Ebene ausbreiten läßt. Ist die Leitlinie ein Kreis, so hat man wieder einen geraden oder schiefen Kreiskegel; schneidet man einen solchen mit beliebigen Ebenen, so erhält man als Schnittlinien Kegelschnitte (s. d.). Näheres in den Lehrbüchern der Stereometrie (s. d.) und der analytischen Geometrie (s. d.) des Raumes. — In der Orographie ein mehr oder minder frei stehender Berg von kegelförmiger Gestalt; eine Gruppe solcher Berge heißt Kegelgebirge. — In der Buchdruckerkunst versteht man unter K. die gleichmäßige Stärke des Typenkörpers in der Richtung der Höhe des Buchstabenbildes. Der schiefe K. wurde beim Guß einiger Schreibschriften (s. Schriftarten) angewandt, ist aber jetzt in Deutschland fast ganz außer Brauch. Früher in beliebigen Abstufungen, ist der K. zuerst in Frankreich systematisiert worden durch den Schriftgießer Fournier le jeune, der in seinem 1764 veröffentlichten »Manuel typographique« eine Darlegung seiner nach typographischen Punkten gestalteten Einteilung gab. Später brachte François Ambroise Didot Fourniers Punktsystem in exakte Maßverhältnisse, die sodann durch den Schriftgießer und Messinglinienfabrikanten Hermann Berthold in Berlin (1879) deutschen Bedürfnissen angepaßt wurden, so daß das System

Berthold jetzt in den deutschen Schriftgießereien maßgebend ist. — Der Hase »macht einen K.«, wenn er sich gerade auf die Hinterläufe erhebt. Sitzt er auf den Keulen, so macht er Männchen. — K. ist auch ein alter Ausdruck für uneheliches Kind, woher die Redensart Kind und Kegel, soviel wie eheliche und uneheliche Kinder.

Kegel im Spiel, s. Kegelspiel.

Kegeldach, s. Dach, S. 404.

Kegelformzahl, s. Formzahl.

Kegelherd, s. Tafel »Aufbereitungsmaschinen I«, S. III.

Kegellade, s. Windkasten und Windlade.

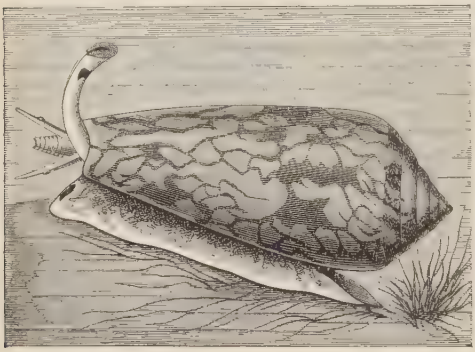
Kegellinse, s. Linse (Optik).

Kegelräder, s. Zahnräder.

Kegelrobbe, s. Seehund.

Kegelschnäbler (Conirostres), nach Cuvier u. a. Familie aus der Ordnung der Sperlingsvögel, mit kegelförmigem, meist starkem, kurzem, geradem oder schwach hakigem Schnabel. Hierher gehören die Gattungen: Meise, Lerche, Kreuzschnabel, Ammer, Fink u. a.

Kegelschnecke (Conus), Schneckengattung der Vorderkiemer (Prosobranchia). Das Gehäuse ist meist verkehrt-kegelförmig und hat ein flaches Gewinde (s. Abbildung). Von den 400 Arten, sämtlich



Kegelschnecke (Conus textilis). Natürl. Größe.

Meerbewohner, gehören einige zu den besondern Lieblingen der Schneckensammler. Im 18. Jahrh. wurden für C. ammiralis 800, für C. cedo nulli bis 5000 Mk. bezahlt. Einige Arten werden gegessen, von C. marmoratus in den indischen Gewässern auch der Laich; in Ostindien verarbeitete man die Gehäuse früher auch zu Schmucksachen, Ringen ꝛc.

Kegelschnitte (Sectiones conicae), die Kurven, die sich als Schnitte einer Ebene mit der Fläche eines geraden Kreiskegels (s. Kegel) ergeben. Die sogen. eigentlichen oder nicht ausgearteten K. erhält man, wenn die Ebene nicht durch die Spitze des Kegels geht; ist dann die Ebene zu keiner Erzeugenden des Kegels parallel und trifft sie von den beiden in der Spitze zusammenhängenden Hälften des Kegels bloß die eine (Fig. 1), so liegen alle Punkte des Schnittes im Endlichen, und man hat eine Ellipse (s. d.), von welcher der Kreis (s. d.) ein besonderer Fall ist; trifft die Ebene dagegen beide Hälften des Kegels (Fig. 2 u. 3), so besteht die Kurve aus zwei ins Unendliche verlaufenden Ästen und ist eine Hyperbel (s. d.); den Übergang zwischen diesen beiden Kurvenarten bildet der Fall, daß die Ebene zu einer Erzeugenden des Kegels parallel ist (Fig. 4), sie hat dann mit der einen Hälfte des Kegels keinen im Endlichen liegenden Punkt gemein und die Kurve besteht aus einem ins Unendliche verlaufenden Ast, sie ist eine Parabel (s. d.). Geht die Ebene durch die Kegelspitze, so erhält man einen ausgearteten Kegelschnitt, der entweder aus zwei Erzeugenden des Kegels oder aus einer (doppelt zählenden) Erzeugenden oder bloß aus einem Punkte (der Kegelspitze) besteht. In den Figuren 1, 3 u. 4 sind die Stücke, in die der Kegel durch die Ebenen zerlegt wird, auseinandergerückt, um die Schnittflächen besser sichtbar zu machen. In Fig. 2 sind zwei parallele ebene Schnitte dargestellt, durch die der Kegel in drei Stücke zerfällt (Fig. 3), und von denen der durch die Spitze gehende ein Geradenpaar, der andre eine Hyperbel liefert. Von allgemeinen Eigenschaften der K. sind folgende zu erwähnen: 1) Ein nicht ausgearteter Kegelschnitt wird von jeder Geraden höchstens in zwei Punkten getroffen; wird er bloß in einem Punkte getroffen, so heißt die Gerade Tangente und der betreffende Punkt ihr Berührungspunkt. Von jedem Punkte der Ebene lassen sich höchstens zwei Tangenten an den Kegelschnitt ziehen.

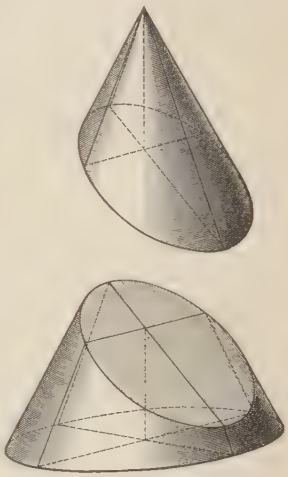


Fig. 1. Ellipse als Schnitt eines Kegels.

2) Der Potenzsatz (von Newton aufgestellt, aber schon dem Archimedes bekannt): zieht man durch einen beliebigen Punkt O, der nicht auf dem Kegelschnitt liegt, zwei Gerade, von denen die eine diesen in den Punkten A, B trifft, die andre in C, D, so ist der Bruch $\frac{OA \cdot OB}{OC \cdot OD}$ nur von den Richtungen der Geraden AB und CD, nicht aber von der Lage des Punktes O abhängig, d. h. ist O′ ein andrer Punkt u. zieht man durch O′ parallel zu AB u. CD gerade Linien, die den Kegelschnitt der Reihe nach in A′, B′ u. C′, D′ treffen, so ist:

$$\frac{OA \cdot OB}{OC \cdot OD} = \frac{O'A' \cdot O'B'}{O'C' \cdot O'D'}.$$

3) Der Pascalsche Satz: »Ist ein Sechseck einem Kegelschnitt eingeschrieben, so liegen die Schnittpunkte gegenüberliegender Seiten in einer geraden Linie«. Als »eingeschriebenes Sechseck« bezeichnet man hier den aus sechs Geradenstücken bestehenden geschlossenen Linienzug, der sechs auf dem Kegelschnitt liegende Punkte in irgend einer Reihenfolge verbindet, wie in Fig. 5 der Linienzug ABCDEFA; gegenüberliegende Seiten des Sechsecks sind die 1. und 4., 2. und 5., 3. und 6., so daß also in der Figur M, N und P die drei Punkte sind, die auf einer Geraden (m) liegen. Die Gerade m heißt die Pascalsche Gerade des Sechsecks ABCDEF, die ganze Figur nennt man auch mystisches Sechseck (Hexagramm). Der Satz zeigt, daß ein Kegelschnitt durch fünf seiner Punkte, von denen keine drei in gerader Linie liegen, bestimmt ist, denn sind ABCDE gegeben, und zieht man durch E eine beliebige gerade Linie f, so findet man deren zweiten Schnittpunkt F mit dem Kegelschnitte so: man sucht die Schnittpunkte: M von AB und DE, N von BC und f, P von CD und MN, dann ist F der Schnittpunkt von AP und f. 4) Die Gleichung eines Kegel-

schnitts hat für ein beliebiges rechtwinkliges Koordinatensystem (s. Koordinaten) stets die Form:

$$ax^2+2bxy+cy^2+2dx+2ey+f=0,$$

wo a, b ... f unveränderliche Größen sind; für $b^2<ac$ hat man eine Ellipse, $b^2=ac$ eine Parabel, für $b^2>ac$ eine Hyperbel. 5) Zu jedem Kegelschnitt gehört eine Ellipse (s. d.), Parabel (s. d.) oder Hyperbel (s. d.), für $\varepsilon=0$ insbes. einen Kreis. Setzt man $y=0$, so wird entweder $x=0$ oder $x=2p:(1-\varepsilon^2)$, der Kegelschnitt trifft also die Hauptachse noch in einem zweiten Punkte (dem zweiten Scheitel); die Mitte zwischen beiden Scheiteln heißt der Mittelpunkt des Kegelschnitts; der zweite Brennpunkt und die zu ihm gehörige Leitlinie liegen in bezug auf den Mittelpunkt symmetrisch. Bei der Parabel, wo $\varepsilon=1$ ist, fallen der zweite Scheitel, der Mittelpunkt, der zweite Brennpunkt und die zweite Leitlinie ins Unendliche. 6) Die Entfernung FP eines Punktes P der Kurve vom Brennpunkt heißt der Leitstrahl (Brennstrahl) oder radius vector von P; bezeichnet man den Winkel XFP mit φ, so ist $r=p:(1-\varepsilon\cos\varphi)$ die Gleichung des Kegelschnitts in Polarkoordinaten. Zieht man in P die Tangente PT an den Kegelschnitt, errichtet auf dieser in P die Senkrechte (die Normale), welche

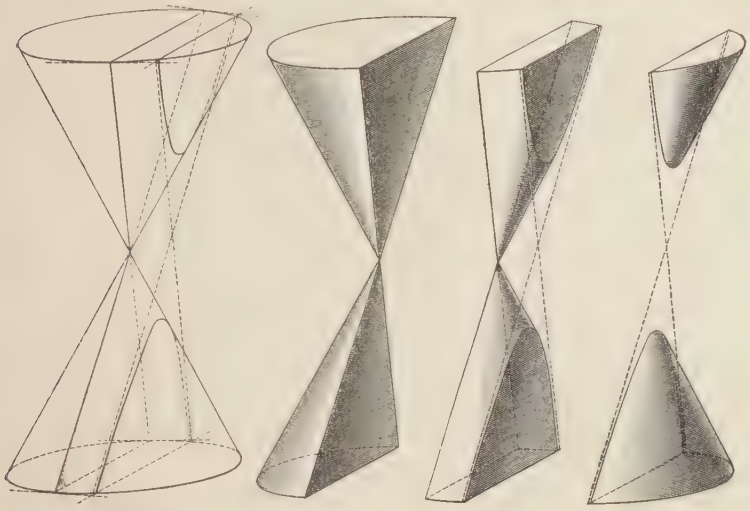


Fig. 2. Fig. 3.
Geradenpaar und Hyperbel als Schnitte eines Kegels.

Gerade, seine Hauptachse, die ihn in zwei symmetrische Hälften zerlegt. Auf dieser liegen zwei merkwürdige Punkte, die Brennpunkte, zu deren jedem eine auf der Hauptachse senkrechte Gerade gehört, die Leitlinie (Direktrix) heißt. Ist AX (Fig. 6) die Hauptachse, F ein Brennpunkt und f die zu F gehörige Leitlinie, so steht für jeden Punkt P des Kegelschnitts seine Entfernung PL von der Leitlinie zur Entfernung PF von dem Brennpunkt in dem Verhältnis $1:\varepsilon$, wo die positive Zahl ε für alle Punkte des Kegelschnitts denselben Wert besitzt und die numerische Exzentrizität heißt, es ist also immer: $PF=\varepsilon.PL$. Benutzt man als Anfangspunkt eines rechtwinkligen Koordinatensystems den auf der Hauptachse zwischen F und der Leitlinie liegenden Punkt A (den Scheitel) des Kegelschnitts ($AF=\varepsilon.AS$) und als Abszissenachse die Hauptachse, so besteht zwischen den Koordinaten AM = x, MP = y von P die Gleichung (Scheitelgleichung des Kegelschnitts):

$$y^2=2px+(\varepsilon^2-1)x^2,$$

wo $p=AF(1+\varepsilon)$ (der Parameter des Kegelschnitts) die Länge der Geraden ist, die in F auf der Hauptachse senkrecht steht und bis zur Kurve reicht. Je nachdem $\varepsilon<1$, $\varepsilon=1$ oder $\varepsilon>1$ ist, hat man eine

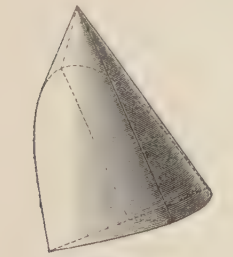


Fig. 4. Parabel als Schnitt eines Kegels.

die Hauptachse in N trifft, und setzt man den Winkel $FPN=\psi$, so ist stets $PN.\cos\psi=$ dem Parameter p. Der zu P gehörige Krümmungshalbmesser des Kegelschnitts hat die Größe $\varrho=PN:\cos^2\psi$. Man findet daher den zu P gehörigen Krümmungsmittelpunkt R, der auf der Normalen von P liegt, wenn man auf PN in N die Senkrechte errichtet, die den verlängerten Leitstrahl PF in Q trifft und dann auf PQ in Q die Senkrechte errichtet, welche die Normale in R schneidet. 7) Jede Gerade, die zwei Punkte des Kegelschnitts verbindet, heißt eine Sehne, die Mitte zwischen diesen beiden Punkten heißt die Mitte der Sehne (Sehnenmitte). Der Ort der Mitten aller zu einer Geraden parallelen Sehnen ist eine Gerade, die man Durchmesser des Kegelschnitts nennt. Bei Ellipse und Hyperbel gehen alle Durchmesser durch einen Punkt, den Mittelpunkt, und jedem Durchmesser ist ein andrer, sein konjugierter, zugeordnet, derart, daß von zwei konjugierten Durchmessern jeder die dem andern parallelen Sehnen halbiert; der zur Hauptachse konjugierte Durchmesser, die Nebenachse, steht auf der Hauptachse senkrecht, und es ist dies das einzige Paar von zueinander senkrechten konjugierten Durchmessern, nur

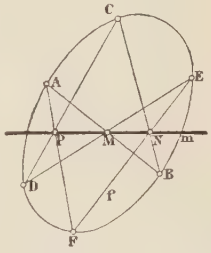


Fig. 5.
Mystisches Sechseck.

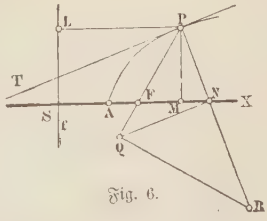


Fig. 6.

beim Kreise steht jeder Durchmesser auf seinem konjugierten senkrecht. Bei der Parabel, wo der Mittelpunkt ins Unendliche fällt, sind alle Durchmesser parallel. 8) Jedem Punkte der Ebene ist eine Gerade zugeordnet, die man seine Polare in bezug auf den Kegelschnitt nennt, und umgekehrt ist jede Gerade die Polare eines bestimmten Punktes, der ihr Pol in bezug auf den Kegelschnitt heißt. Zieht man durch einen Punkt U eine Gerade, die den Kegelschnitt in zwei Punkten V und W trifft, so schneiden die in V und W an den Kegelschnitt gezogenen Tangenten einander stets auf der Polaren von U, ebenso erhält man einen Punkt der Polaren von U, wenn man auf der Geraden UVW zu U, V, W den vierten harmonischen Punkt (s. Harmonische Teilung) sucht, der zu U konjugiert ist. Die Polare eines Punktes auf dem Kegelschnitt ist die zu dem Punkte gehörige Tangente. Die Polaren aller Punkte einer Geraden gehen durch den Pol dieser Geraden und die Pole aller durch einen Punkt gehenden Geraden liegen auf dem Pole dieser Geraden.

Geschichte. Schon die alten Griechen haben sich mit den Kegelschnitten in ausgedehntem Maße beschäftigt; ihr Wissen über diese Kurven hat Apollonios von Perge (s. Apollonios 2) in einem berühmten Werke zusammengefaßt; vgl. Zeuthen, Die Lehre von den Kegelschnitten im Altertum (deutsch, Kopenh. 1886). Erst Desargues und Pascal sind über das, was die Alten schon wußten, hinausgekommen. Um dieselbe Zeit wurde durch die von Descartes 1637 angegebene Koordinatenmethode ein neuer Weg zur Untersuchung der K. eröffnet, den zuerst Wallis in dem »Tractatus de sectionibus conicis nova methodo expositis« (1655) ausgiebig benutzt. Seitdem bildet die Lehre von den Kegelschnitten den Hauptinhalt der zahllosen Lehrbücher der analytischen Geometrie, unter denen am ausführlichsten das von Salmon-Fiedler ist (»Analytische Geometrie der K.«, 2 Tle., 6. Aufl., Leipz. 1898 u. 1903). Endlich hat die neuere synthetische oder projektive Geometrie (Poncelet, Möbius, Steiner, Chasles, v. Staudt) die K. wieder rein geometrisch behandeln gelehrt. Vgl. Geometrie.

Kegelschwänze, eine Familie der Papageien (s. d.).

Kegelspiegel (konischer Spiegel), Spiegel, der den Mantel, die gebogene Seitenfläche, eines Kegels darstellt. Der K. wirkt nur in der Linie von der Spitze zur Basis wie ein ebener, in jeder andern wie ein konvexer und zwar unter beständiger Verkleinerung des Radius von der Basis zur Spitze; er gibt deshalb stets verzerrte Bilder, wenn nicht die sich spiegelnde Zeichnung speziell für diesen Zweck in geeigneter Verzerrung dargestellt ist. S. Anamorphose.

Kegelspiel (Kegelschieben, Kegeln), bekanntes Spiel, das mit mannigfachen Abänderungen gespielt wird. Die Kegelbahn besteht aus einer 1,5—2,5 m breiten, 12—20 m langen, ganz ebenen und horizontalen Bahn, die jetzt bei allen bessern Anlagen mit Zement, Asphalt oder Marmorplatten gedeckt wird. Am Anfang der Bahn ist ein etwa 2 m langes Brett in dieselbe eingelassen. An beiden Seiten ist die Bahn längshin mit emporstehenden Brettern (Banden) eingefaßt, zum Schutz gegen das Wetter muß sie überbaut sein. Die Kegel, in der Regel neun an der Zahl, kommen am Ende der Bahn auf eine eingelassene, starke hölzerne (auch blecherne) Unterlage (Kreuz, Leg) so zu stehen, daß drei Kegel hintereinander, deren mittelster, durch Größe und Form etwas ausgezeichnet, der König heißt, dem Spieler entgegen die Mittelreihe bilden; rechts und links von diesen stehen zwei, dann ein Kegel. Nach ihnen wird mit 10—20 cm im Durchmesser haltenden Kugeln aus hartem Holz oder Hartgummi geschoben, die auf einer auf der Seite der Bahn nach dem Spieler zu abwärts laufenden Rinne wieder zurückbefördert werden. Hier und da hat man noch Kugeln im Gebrauch, die zur Aufnahme der Finger des Spielers mit Löchern versehen sind; es handelt sich dann mehr um ein Kegelwerfen als Kegelschieben. Die bekanntesten Spiele sind: das deutsche Kegeln oder Brettspiel, das damit verwandte Hamburgern, das Partens, das Lübeckern und die Poule. Beim deutschen K. (oft unrichtig Lübeckern genannt) macht jeder Spieler hintereinander 2—3 Würfe, deren Points ihm von einem für jeden festgesetzten Stamm (100) abgerechnet werden. Eine solche Partie endet, wenn sämtliche Stämme durch die Summe der in den gemachten Würfen gezählten Points ausgeglichen sind. Beim Hamburgern teilen sich sämtliche Spieler in zwei Parteien; die Partei, die bei einer Runde die höchste Zahl erreicht, gewinnt auch die von der Gegenpartei gemachten Points. In beiden bisher genannten Spielen darf nicht angebandet (angeeckt) werden; auch einzelne Kegel hat man in Linie zu schieben (zu stechen). Bei dem in Mittel- und Süddeutschland gebräuchlichen Partens wird nicht wieder aufgestellt, bis alle Kegel gefallen sind; wird in zwei Parteien gespielt, so geschieht dies gleichfalls nicht, und jede Partei tut ihre sämtlichen Würfe nacheinander, bis alle gefallen sind oder eins der Honneurs, Herz (die drei mittelsten Kegel), Kranz oder große Schur (acht um den König), kleine Schur (die acht vordersten oder hintersten Kegel), geschoben ist. Eine allgemein gültige Regel über Zahl und Art der Honneurs besteht nicht. Hamburg, das größte Honneur, besteht darin, daß man den König und die beiden Eckkegel stehen läßt. Das Werfen von acht (beliebigen) Kegeln auf eine Kugel wird von vielen stets als Honneur gerechnet. Beim Partens darf angebandet werden, wenn nicht mehr alle Kegel stehen, und die Spieler können in beliebiger Reihenfolge schieben. Ähnlich ist das Lübeckern, nur wirft hier jeder Spieler auf eigne Rechnung. Bei Kegelpoule zahlt jeder Spieler einen Satz in den Stamm, wirft der zweite Spieler mehr als der erste, so bekommt dieser einen Strich, umgekehrt bekommt er den Strich selber. Man spielt um eine bestimmte Anzahl von Strichen, wer diese erreicht, ist »tot«. Wer überbleibt, gewinnt die Einsätze. In sämtlichen Kegelpartien wird das Durchschlüpfen der Kugel zwischen Bande und Eckkegel (Sandhase, Ratte, Loch) gestraft, das Durchgehen zwischen Eckkegel und Zweireihe (Bleibe) zählt nichts, das Durchgehen zwischen Zweireihe und Mittelreihe (Methode) aber wird mit einigen Points berechnet. — In den Vereinigten Staaten spielt man mit 10 gleichen Kegeln, die in einem Dreieck aufgestellt werden, dessen Spitze dem Spieler zugekehrt ist. Dieses Spiel mit 10 Kegeln (American bowls; American bowling alley, »Kegelbahn«) hat sich auch in England eingebürgert und die alten Nine pins verdrängt. — Die Rundkegelbahn ist von hufeisenförmiger Bauart, wobei Aufsetzbohle und Auftritt dem Kegelbrett gegenüberliegen, und besteht ganz aus Holz. Der Kurzschuh besteht aus einem ca. 0,6—1,5 m langen Brett mit Seitenrändern, entweder schmal, nach Art der gewöhnlichen Kegelbahn, wo dann die kleinen Kegel an dem einen Ende stehen, die Kugel von dem andern Ende mit einem Queue hinausgeschoben wird und im ganzen die Regeln des gewöhnlichen Kegelspiels gelten; oder das Brett ist breiter, nach oben etwas aufsteigend, oben halbrund, an der

Seite läuft die Bahn, die oben sich öffnet, mehr gegen die Mitte herab stehen die Kegel. Die Kugel wird auf der einen Seite der Bahn mit einem Queue hinausgestoßen und muß von hinten in die Kegel hineinfallen. Bei dem K. mit hängender Kugel, in Gärten ꝛc., ist die Kugel mit einer Schnur an einem Galgen in solcher Höhe über dem Leg aufgehangen, daß sie die Kegel gerade berührt. Sie wird seitwärts um die Kegel geworfen und fällt von hinten in dieselben hinein. Über K. auf dem Billard s. Billard, S. 877. — Das K. ist wahrscheinlich germanischen Ursprungs (althochdeutsch chegil) und aus der Sitte des Steinwerfens nach beliebigem Ziel hervorgegangen. Die Unterhaltung der Freier Penelopes in der Odyssee, die Voß mit »Steineschieben« übersetzt, darf wohl nicht als ein K. gedeutet werden, da die spätere reiche Literatur der Hellenen das Kegeln nicht kennt. Die erste deutliche Beschreibung des Kegelspiels finden wir im »Renner« des Hugo von Trimberg (Rektors am Kollegiatstift in Bamberg innerhalb der Zeit von 1260—1309). Damals benutzte man nur drei Kegel. Zu Anfang des 16. Jahrh. schrieb Murner das allegorische Gedicht: »Kögelspil gebracttiziert ausz dem heczigen zwytracht des glaubens, 1522«, woraus auf allgemeine Verbreitung des Kegelns geschlossen werden darf. Von Deutschland aus muß das Spiel frühzeitig nach Frankreich, den Niederlanden und nach England gekommen sein. In Frankreich wurde es 1370 von Karl V. untersagt. In England bediente man sich anfangs nicht der Kugeln, sondern eines Wurfstockes (club-kayles); die Zahl der Kegel war daselbst sehr verschieden. Der am 8. Juni 1885 in Dresden gegründete Deutsche Keglerbund mit zahlreichen Lokalverbänden veranstaltet aller 2 Jahre ein Bundesfest; Gruß der Kegler »Gut Holz«. Vgl. Rothe, Das K., kulturhistorische ꝛc. Studien (Halle 1879); Reichert, Neueste Kegelordnung (6. Aufl., Leipz. 1901); »Deutsche Kegler-Zeitung« (Dresden).

Kegelstuhl, s. Weben.

Kegelventil, s. Ventil.

Keglevich de Buzin (spr. kéglewitsch, búsin), aus Kroatien stammende ungarische Familie, die 1687 gräflich wurde. Unter ihren Mitgliedern sind zu nennen: Peter K. (1485—1554), tapferer Verteidiger von Jajca (1521 und 1525), 1537—41 Banus von Kroatien; Nikolaus K., der 1646 zum Freiherrn, 1687 zum Grafen erhoben ward; Graf Stefan K., geb. 1840, Mitglied des Reichstages und Anhänger Tiszas, bekleidete zweimal die Intendantur der königlichen Oper und des Nationaltheaters.

Kehdingen, Landschaft in der preuß. Provinz Hannover, am linken Ufer der untern Elbe, zwischen der Schwinge und der Mündung der Oste; darin das Kehdinger Moor. K. bildet einen Kreis des Regierungsbezirks Stade (s. d.) mit der Kreisstadt Freiburg a. d. Elbe.

Kehilla, s. Kahal.

Kehl, Bezirksamtsstadt im bad. Kreis Offenburg, am Rhein und an der Kinzig, Knotenpunkt der badischen Staatsbahnlinie Appenweier-K. und der Linien Straßburg-Bühl und Straßburg-Offenburg der Straßburger Straßenbahnen, hat eine Simultankirche, Realschule, Amtsgericht, Fabrikation von Hüten, Zellulose, Kunstwolle ꝛc., eine Teerdestillation, Kalkwerk, Dampfsägemühle, Bierbrauerei, bedeutenden Holz-, Tabak- und Kohlenhandel, Hafen, Dampfschiffahrt und (1900) mit der Garnison (ein Pionierbataillon Nr. 14) 3008 meist kath. Einwohner. Unmittelbar südöstlich liegt das Dorf K., mit evang. Pfarrkirche, lebhafter Schiffahrt und (1900) 4164 meist evang. Einwohnern. Dabei (in der Nähe der Dörfer Sundheim, Neumühl und Auenheim) liegen die Forts Blumenthal, Bose und Kirchbach der Befestigung von Straßburg (s. Plan von Straßburg). — K. wurde 1678 vom französischen General Montgelas erobert, und 1683 begann der Neubau der Festung durch Vauban. Im Ryswyker Frieden fiel Stadt und Festung an das Reich zurück und kam als Entschädigung an Baden. Durch die Franzosen 1703 und 1733 erobert, kam K. doch wieder an Deutschland zurück. 1793 von den Franzosen beinahe zerstört und 1796 erobert, wurde es in demselben Jahre vom Erzherzog Karl genommen und 1803 an Baden zurückgegeben. 1808 stellten die Franzosen die Festungswerke wieder her, doch wurden diese 1815 geschleift. Während des Krieges 1870/71 beschossen die Franzosen 19. und 24. Aug. 1870 von Straßburg aus die offene Stadt. Gegenwärtig ist K. in den Bereich der Festungswerke von Straßburg einbezogen (s. oben).

Kehlabschluß (Kehlverschluß), Abschluß der Kehle bei Feldwerken durch ein Hindernis, meist Schützengraben mit nach hinten, d. h. außen, geschütteter Brustwehr, aber auch durch einen Deckungsgraben, dessen Boden als Kehldeckwehr nach vorn geschüttet wird (s. Kehle).

Kehlafter (Heteropygii), Unterfamilie der Heringsfische (Clupeidae) oder Familie der Edelfische (Physostomi), Fische mit nacktem Kopf, sehr kleinen Schuppen, Bürstenzähnen an Kiefern und Gaumen, weit nach hinten liegender Rückenflosse, rudimentären oder fehlenden Bauchflossen, vor den Brustflossen liegendem After, ohne Fettflosse. Von den zwei nordamerikanischen Gattungen mit zwei Arten ist der Höhlenfisch (s. d.) am bekanntesten.

Kehlbalken, s. Dachstuhl, S. 409.

Kehldeckel, s. Kehlkopf.

Kehldeckwehr, s. Kehlabschluß.

Kehle (Jugulum), der Teil des Halses, in dem der Kehlkopf (s. d.) liegt. Man spricht auch wohl von der unrechten K., in die etwas geraten sei, und meint damit die Luftröhre, im Gegensatz zur Speiseröhre, der »rechten K.« — Im Bauwesen soviel wie Kehlung, Hohlkehle (s. d.); dann aber auch die beim Zusammenschnitt zweier Dachflächen entstehende Winkellinie im Gegensatz zu der bei ebensolchem Zusammenschnitt entstehenden Rückenlinie, dem Grat. — In der Befestigungskunst heißt K. die dem feindlichen Angriff am meisten entzogene Seite eines Werkes. Offen nennt man dieses, wenn die K. keinen oder nur einen in Hindernissen bestehenden Verschluß hat; geschlossen, wenn auch die K. zur Verteidigung gegen feindliche Unternehmungen eingerichtet ist, wie Forts ꝛc. der Festungen. Die Sperrforts haben keine K. und sind nach allen Seiten gleich verteidigungsfähig.

Kehle, als Geld dienende Steinsalzstücke, s. Amuleh.

Kehlflossen, s. Fische, S. 604.

Kehlflosser (Jugulares), bei Linné Abteilung der Fische (s. d., S. 607).

Kehlfüßer, Gruppe der Ringelkrebse (s. d.).

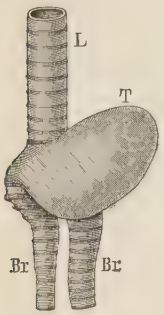
Kehlgang, der bei Tieren langgestreckte und schmale Raum zwischen den untern Rändern des Unterkiefers. In demselben liegen die Kehlgangslymphdrüsen, die häufig erkranken; dahinter der Kehlkopf.

Kehlhobel, s. Hobel, S. 392.

Kehlkaponnière, s. Kapponnière.

Kehlkaserne, Kaserne in der Kehle (s. d.) eines Festungswerkes.

Kehlkopf (Larynx, hierzu Tafel »Kehlkopf«), bei den Wirbeltieren eine Verstärkung und Umbildung eines Teiles der Luftröhre. Er besteht bei den Amphibien aus zwei Knorpelstreifen, die durch Muskeln bis zum Verschluß der Luftröhre, an deren Anfang sie liegen, genähert werden können. Es kommt bereits, wie auch dann bei den Reptilien, zur Bildung eines ringförmigen Knorpels, der jene Streifen (die sogen. Stellknorpel) trägt. Bei den Vögeln und Säugetieren zerfällt er selbst wieder in zwei oder mehrere Knorpelstücke (Schild- und Ringknorpel, Fig. 3, 4 u. 8), zu deren Bewegung verschiedene Muskeln dienen. Der Eingang zum K. ist bei Reptilien und Vögeln unvollkommen, bei den Säugetieren vollkommen durch einen eignen Knorpel, den Kehldeckel, verschließbar (Fig. 5 u. 9). Im Innern des Kehlkopfes bilden sich aus Falten der Schleimhaut die Stimmbänder, die an den Stellknorpeln befestigt sind und durch diese bewegt werden, so daß die Spalte (Stimmritze, Fig. 1 u. 2) zwischen ihnen ihre Weite ändern kann. Sie finden sich bei vielen Fröschen und Eidechsen, den Krokodilen und den Säugetieren u. sind zur Hervorbringung der Stimme nötig. Diese spielt bei den Vögeln im Gegensatz zu dem Verhalten der Reptilien eine große Rolle und so kommt bei ihnen außer dem obern, an der gewöhnlichen Stelle befindlichen, noch ein sogen. unterer K. (Syrinx) zur Ausbildung. Er pflegt am Übergang der Luftröhre in die Bronchien zu liegen und dient als hauptsächliches Stimmorgan; an seiner Bildung sind Luftröhre u. Bronchien gewöhnlich in der Weise beteiligt, daß die drei untersten Ringe der erstern sich sehr eng vereinigen und die drei obersten Bronchialringe sehr bedeutend verstärkt werden (Fig. 7). Das ganze Organ bleibt also in seinen untern Partien zweiteilig und dies gilt auch von den Stimmbändern, die sich in ihm entwickeln und zur Bildung einer doppelten Stimmritze führen. Ein oft recht komplizierter Muskelapparat, der für die Erweiterung und Verengerung des Syrinx und somit für die Modulation der Stimme sehr wichtig ist, erstreckt sich zwischen Luftröhre und Bronchien (Fig. 6). Eine eigentümliche Ausgestaltung des untern Kehlkopfes kommt besonders bei Wasservögeln, z. B. bei der männlichen Ente, indem das untere Ende der Luftröhre eine als Resonanzapparat fungierende umfangreiche Auftreibung, die sogen. Trommel, erhält (s. Textfigur).



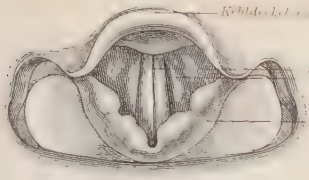
Kehlkopf der Ente. L Luftröhre, Br Bronchien, T Trommel.

Der K. des Menschen (s. beifolgende Tafel, Fig. 1, 2, 5, 8 u. 9) liegt am Zungenbein durch Bänder befestigt, vorn in der Mitte des Halses. Von seinen Knorpeln ist der Schildknorpel (cartilago thyreoidea) der größte; er bildet die vordere und seitliche Wand des Kehlkopfes. Sein am meisten hervorragender Teil heißt Adamsapfel. Der Ringknorpel (cartilago cricoidea) bildet einen Ring, der vorn viel niedriger als hinten ist; unten hängt er mit den Knorpelringen der Luftröhre durch Fasergewebe zusammen (Fig. 8). Die Stellknorpel, ihrer Form wegen Gießbeckenknorpel (cartilagines arytaenoideae) genannt, sind oben am Ringknorpel beweglich eingelenkt und bilden den obern Teil der hintern Wand des Kehlkopfes (Fig. 5). Der Kehldeckel (epiglottis) endlich, eine dünne, herzförmige Knorpelplatte, dicht unter der Zungenwurzel hinter dem Schildknorpel und Zungenbein, steht gewöhnlich aufrecht und etwas schräg nach hinten (Fig. 9) und ist der innern Fläche des Schildknorpels (der Stelle des Adamsapfels entsprechend) angeheftet. Die Stimmbänder (ligamenta glottidis oder vocalia) sind zu zwei Paaren zwischen der hintern Fläche des Schildknorpels und der vordern Ecke der Gießbeckenknorpel, also von vorn nach hinten mitten durch die Höhle des Kehlkopfes ausgespannt (Fig. 1 u. 2). Die Spalte zwischen ihnen, die Stimmritze (glottis), ist bei Männern 19—25, bei Weibern 14—17 mm lang, vorn eng, hinten weiter, kann aber auch durch die Bewegungen der Gießbeckenknorpel noch erweitert oder verengert werden. Die beiden obern Stimmbänder, falsche Stimm- oder Taschenbänder, haben mit der Bildung der Stimme nichts zu tun; sie sind dünn und schlaff und begrenzen die sogen. Morgagnische Tasche (die Ausweitung der Kehlkopfhöhle zwischen dem obern und untern Stimmband) nach oben. Die Morgagnischen Taschen zeigen beim Menschen individuelle Schwankungen und dadurch Anklänge an die Verhältnisse der Affen, bei denen sie oft stark ausgedehnt, beim Schimpansen sogar als drei recht umfangreichen Säcke entwickelt sind (Fig. 4). Der K. mancher Affen, vor allem der Brüllaffen (Fig. 3) erlangt überhaupt eine für die mächtige Stimme besonders geeignete Ausbildung. Die untern oder echten Stimmbänder sind stärker gespannt, dichter und faseriger als jene. — Außer den die Lage des Kehlkopfes verändernden Muskeln, die von ihm nach unten zum Brust-, nach oben zum Zungenbein verlaufen, sind an ihm selbst kleinere, zur Bewegung der einzelnen Knorpel dienende Muskeln vorhanden. Ein solcher Muskel zieht den Kehldeckel herab und verschließt beim Schlucken den Eingang zum K. Die Höhle des Kehlkopfes ist mit einer Schleimhaut ausgekleidet, die an ihrer freien Fläche (mit Ausnahme der Stellen am Kehldeckel und an den echten Stimmbändern) mit Flimmerzellen besetzt und außerdem reich an Schleimdrüsen ist. Die Nerven des Kehlkopfes stammen vom Vagus (s. d.). Über die physiologische Bedeutung des Kehlkopfes s. Stimme. — Der K. des Mannes ist bedeutend größer und umfangreicher als der des Weibes. Beim Kind ist er noch klein, nimmt aber zur Zeit der Pubertät ziemlich schnell seinen vollen Umfang an; beim Jüngling erfolgt zugleich der Stimmwechsel. Die Knorpel des Kehlkopfes (mit Ausnahme des Kehldeckels) verknöchern gern, oft schon im Mannesalter, fast immer (zumal beim männlichen Geschlecht) beim Greise.

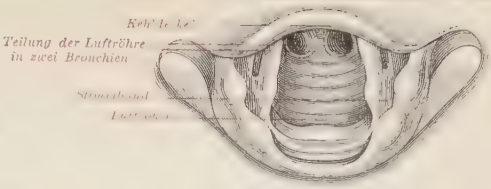
Kehlkopfkrankheiten.

Der K., und zumal seine Schleimhaut, ist mannigfachen Erkrankungen unterworfen. Am häufigsten kommen leichtere Schleimhautentzündungen vor (Kehlkopfkatarrhe), die bald akut, bald chronisch verlaufen und meist durch Einatmung rauher und kalter oder staubiger, überhaupt verunreinigter Luft, nicht selten auch durch übermäßig angestrengtes Sprechen und Singen entstehen. Die chronischen Formen sind durch häufige Einwirkung dieser Schädlichkeiten, ferner bei herzkranken Personen sowie bei ältern Leuten, die an Lungenemphysem leiden, durch die dauernde Überfüllung der Schleimhaut mit venösem Blut (Cyanose) bedingt. Beim Kehlkopfkatarrh sondert die gerötete und mehr oder minder geschwollene Schleimhaut reichlich zähen, oft eiterähnlichen Schleim ab. Der

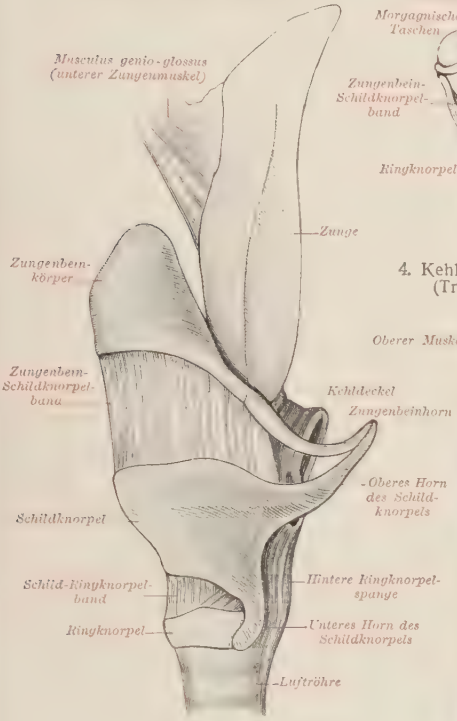
Kehlkopf.



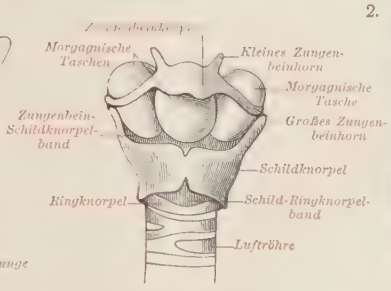
1. Stimmritze, geschlossen
(Bild im Kehlkopfspiegel).



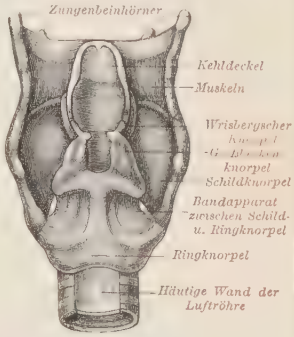
2. Stimmritze, weit geöffnet
(Bild im Kehlkopfspiegel).



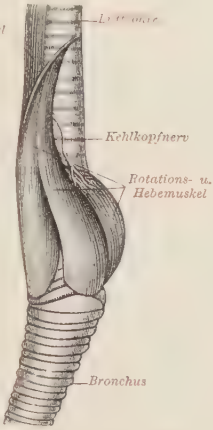
3. Kehlkopf des Brüllaffen
(Mycetes ursinus).



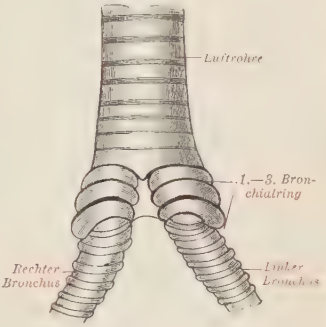
4. Kehlkopf des Schimpanse
(Troglodytes niger).



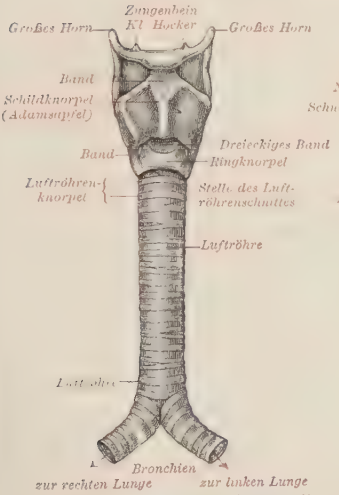
5. Kehlkopf im Zusammenhang mit
Zungenbein und oberstem Stück der
Luftröhre (von hinten).



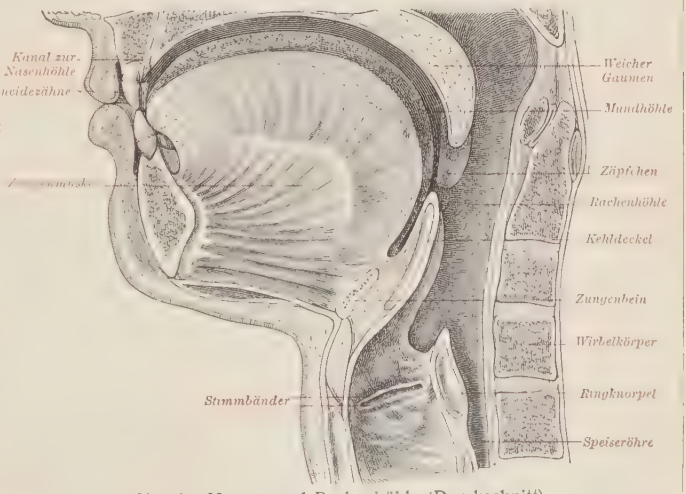
6. Unterer Kehlkopf der Drossel
in seitlicher Ansicht.



7. Unterer Kehlkopf der Drossel,
von der Bauchseite gesehen.



8. Kehlkopf im Zusammenhang mit
Zungenbein und Luftröhre (von vorn).



9. Mund-, Nasen- und Rachenhöhle (Durchschnitt).

Kranke empfindet fortwährendes Kitzeln, einen Reiz im K., der ihn zu öfterm Husten nötigt. Je stärker die Schleimhautschwellung, um so mehr ist auch die Stimme verändert. Gewöhnlich ist Heiserkeit, manchmal vorübergehende Stimmlosigkeit vorhanden; nicht selten springt die Stimme aus dem ihr hierbei eigentümlichen rauhen und tiefen Ton unwillkürlich in eine sehr hohe Tonlage über. Eine schwere Entzündung der Kehlkopfschleimhaut ist der Krupp oder die häutige Bräune. Eine seltene, aber gefährliche Entzündung im Bereich des Kehlkopfes ist die Knorpelhautentzündung (Perichondritis laryngea), bestehend in einer Eiterung um die Kehlkopfknorpel, die sogar die Abstoßung und Aushustung von Knorpelstücken herbeiführen kann. Die Schleimhaut des Kehlkopfes ist häufig der Sitz von Geschwüren, besonders syphilitischen und tuberkulösen. Syphilis kann furchtbare Zerstörungen anrichten, teils durch die von der Schleimhaut ausgehende Verschwärung, teils durch die der Heilung folgende Narbenbildung. Dabei kann dauernde Stimmstörung und auch allmählich eintretende Narbenschrumpfung, Stimmritzenverengerung mit Erstickungsgefahr die Folge sein. Über Kehlkopfödem s. Glottisödem. Kehlkopfschwindsucht besteht in dem Auftreten einzelner oder zahlreicher, oft sehr ausgedehnter tuberkulöser Geschwüre der Kehlkopfschleimhaut, durch welche die Stimmbänder zerstört, einzelne Knorpel des Kehlkopfes ausgelöst und ausgestoßen, der Kehldeckel manchmal ganz vernichtet wird. Diese Verschwärung führt zu Heiserkeit oder Stimmlosigkeit, zuweilen auch durch die begleitende Anschwellung der Schleimhaut zu lebensgefährlicher Verengerung der Stimmritze. Kehlkopfschwindsucht kommt nur selten primär vor, in der Regel entsteht sie bei an Lungenschwindsucht Leidenden (in ca. 30 Proz. der Fälle). Doch ist nicht jede Störung im K. bei schwindsüchtigen Personen Zeichen von Kehlkopfschwindsucht, sondern auch oft von harmlosern katarrhalischen Entzündungen abhängig. Kehlkopfpolypen sind kleine, bald schmal gestielte, bald breit aufsitzende Geschwülste von verschiedenem Gefüge, die im allgemeinen dadurch störend wirken, daß sie die freie Schwingung der Stimmbänder hindern, daher Heiserkeit oder vollständige Stimmlosigkeit erzeugen. Größere Polypen können durch Verengerung der Stimmritze Atemnot, selbst Erstickungsgefahr hervorrufen. Die meisten Kehlkopfpolypen sind warzenförmige Geschwülste von an sich gutartigem Charakter, die jedoch durch Umfang und Anzahl höchst unbequem werden können. Auch bösartige Geschwülste, Krebse u. dgl., kommen nicht selten im K. vor. Umschriebene oder mehr ausgebreitete Verdickungen der Schleimhaut, Pachydermien, kommen selbständig u. als Folge andrer Erkrankungen vor. Über Stimmritzenkrampf s. d. Stimmbandlähmung wird erfolgreich durch den galvanischen Strom behandelt. Die Behandlung der Kehlkopfkrankheiten muß je nach der Krankheit und dem Kranken eingerichtet und vom Arzt geleitet werden. Ihre Erkennung erfordert fast stets Besichtung des Kehlkopfes mit dem Kehlkopfspiegel oder durch direkte Laryngoskopie (s. Beleuchtungsapparate, medizinische). Wenn Kehlkopfleiden operative Behandlung erfordern, so erfolgt diese gewöhnlich vom Mund aus (endolaryngeale Operationen), seltner durch Eröffnung des Kehlkopfes von außen. Die Entfernung des halben oder ganzen Kehlkopfes bei bösartigen Erkrankungen ist oftmals ausgeführt worden. Die Lehre von den Kehlkopfkrankheiten heißt Laryngologie.

Vgl. Merkel, Der K. (Leipz. 1873); Gegenbaur, Die Epiglottis (das. 1892); Bruns, Die Laryngoskopie und die laryngoskopische Chirurgie (2. Ausg., Tübing. 1873); Tobold, Laryngoskopie und Kehlkopfkrankheiten (3. Aufl., Berl. 1874); Krieg, Atlas der Kehlkopfkrankheiten (Stuttg. 1892); Stoerk, Klinik der Krankheiten des Kehlkopfes ꝛc. (das. 1876—80, 2 Bde.) und Die Erkrankungen der Nase, des Rachens und des Kehlkopfes (Wien 1895); Schrötter, Vorlesungen über die Krankheiten des Kehlkopfes, der Luftröhre ꝛc. (2. Aufl., das. 1893); Gottstein, Die Krankheiten des Kehlkopfes (4. Aufl., das. 1893); M. Schmidt, Die Krankheiten der oberen Luftwege (2. Aufl., Berl. 1897); »Handbuch der Laryngologie und Rhinologie« (hrsg. von Heymann, Wien 1896—1900, 3 Bde.); Schech, Die Krankheiten des Kehlkopfes und der Luftröhre (2. Aufl., das. 1903); Bukofzer, Die Krankheiten des Kehlkopfes (Berl. 1903); Heryng, Untersuchungs- und Behandlungsmethoden der Kehlkopfkrankheiten (das. 1905); »Archiv für Laryngologie und Rhinologie« (das., seit 1893); auch die Literatur bei Artikel »Stimme«.

Bei Haustieren kommt selbständiger, akuter und chronischer Kehlkopfkatarrh vor, namentlich bei Pferden. Auch ein seuchenartiges Auftreten akuten Katarrhs ist bei Pferden und Rindern beobachtet worden. Kruppöse Entzündung (s. Bräune und Diphtherie) ist am häufigsten beim Rind, bei den andern Tieren seltener. Sekundär wird der K. bei vielen Infektionskrankheiten in Mitleidenschaft gezogen. (Vgl. namentlich Druse, Katarrhalfieber, Geflügeldiphtherie bei Diphtherie, S. 36.) Kehlkopfpfeifen s. d.

Kehlkopfkatarrh, s. Kehlkopf.

Kehlkopfkrankheiten, s. Kehlkopf.

Kehlkopfödem, soviel wie Glottisödem.

Kehlkopfpfeifen (pfeifender Dampf, Pfeiferdampf, Hartschnaufigkeit, Rohren [vom engl. to roar, brüllen]), eine bei Pferden häufig vorkommende Abnormität der Atmung. Bei der (an der Hebung der Rippen kenntlichen) Einatmung entsteht ein eigentümlicher giemender, pfeifender Ton, der mit dem normalen pustenden oder schnaufenden Ausatmungsgeräusch nicht zu verwechseln ist, jedoch in sehr verschiedenem Grade hörbar wird. Bei leichtem K. ist der Ton leise und zeigt sich erst nach längerer, schneller Bewegung, oft nur bei gleichzeitigem Heranehmen des Kopfes an den Hals (Beizäumen). Bei stärkerer Ausbildung des K. tritt der Ton sofort beim Traben laut hervor und kann sich in schweren Fällen nach schnellem Lauf zu einem beängstigenden Giemen oder fast zum Brüllen steigern. In solchen Fällen erleidet das Pferd eine starke Atemnot und kann bei Fortsetzung der Bewegung in Erstickungsgefahr geraten. Ursache dieser Erscheinung ist eine Lähmung der die Stimmritze erweiternden Muskeln, bez. ihres Nervs, die fast immer einseitig und meist (aus unbekanntem Grund) links vorkommt. Bei der Einatmung werden normal die beiden Knorpel, welche die Stimmritze einfassen, auseinander gezogen und dadurch die Eintrittspforte für die Luft erweitert. Beim K. geschieht dies vollkommen nur auf der gesunden Seite, während der Knorpel der gelähmten Seite mehr oder weniger herabhängt und in die Stimmritze vorspringt. Das Vorbeistreichen der Luft an diesem Vorsprung erzeugt das Pfeifen. Eine Atembeschwerde ist mit dem Pfeifen an sich noch nicht verbunden, sondern tritt nur dann ein, wenn bei totaler einseitiger oder gar beiderseitiger Lähmung die Stimmritze so eng bleibt, daß sie der Luft hinreichenden Ein-

tritt nicht mehr gestattet. Aber auch wenn das K. die Atmung noch nicht behindert, ist es ein bedenklicher Zustand, weil es sich (fast stets) allmählich zu verschlimmern pflegt. Immerhin können Pferde mit K., namentlich im Zugdienst, jahrelang brauchbar bleiben, während sie als Reitpferde eher versagen. Der Verkaufswert solcher Pferde ist natürlich sehr verringert; in Deutschland ist K. Hauptmangel mit vierzehntägiger Gewährsfrist (s. Gerichtliche Tiermedizin). Behandlung ist höchstens chirurgisch möglich, jedoch fragwürdig. Eingetretene Atemnot kann man durch Einlegung eines Tracheotubus (s. Luftröhrenschnitt) jedoch so weit beseitigen, daß das Pferd noch zum langsamen Zug brauchbar bleibt. Die Ursache des K. ist unbekannt, doch ist die Vererblichkeit der Anlage dazu zweifellos. Bisweilen bleibt K. nach schweren, akuten Erkrankungen der Atmungsorgane zurück und kann dann ausnahmsweise wieder verschwinden. Vgl. Dieckerhoff, Gerichtliche Tierheilkunde (3. Aufl., Berl. 1902).

Kehlkopfpolyp, s. Kehlkopf, S. 807.

Kehlkopfschnitt (griech. Laryngotomie), Eröffnung des Kehlkopfes durch Schnittoperation; wird ausgeführt, um fremde Körper oder Geschwülste aus Kehlkopf oder Luftröhre zu entfernen, oder bei häutiger Bräune oder Diphtheritis, wenn der Luftröhrenschnitt (Tracheotomie) besondere Schwierigkeiten, etwa wegen einer Schilddrüsengeschwulst, darbietet.

Kehlkopfschwindsucht, s. Kehlkopf, S. 807.

Kehlkopfspiegel (Laryngoskop), kleiner, an einem Griff befestigter Spiegel, mittels dessen man imstande ist, den Kehlkopf zu sehen. Schon 1825 hatten Cagniard de Latour und 1832 Benjamin Guy

Fig. 1. Kehlkopfspiegel.

Babington primitive K. konstruiert und 1855 veröffentlichte Manuel Garcia (s. d. 2) mehrere Beobachtungen, die er seit 1850 mit einem langgestielten Spiegel in betreff der Stimmbildung an dem Kehlkopf gemacht hatte. Auch Türk in Wien machte seit 1857 mit

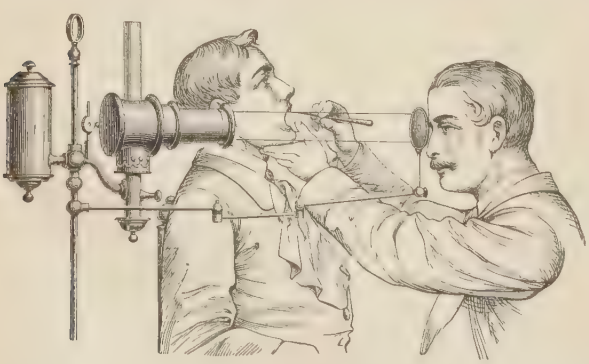


Fig. 2. Benutzung des Kehlkopfspiegels.

einem solchen Instrument wichtige Versuche, allgemeiner bekannt wurde der K. aber erst seit 1858 durch Czermak. Er wendete auch die künstliche Beleuchtung bei der Laryngoskopie zuerst an, nachdem man vorher nur das direkte Sonnenlicht dazu benutzt hatte. Ein kleiner, langgestielter, nach dem Stiel zu in einen stumpfen Winkel abgebogener Planspiegel (Fig. 1), den man vorher etwas erwärmt, um ihn dadurch vor dem Anlaufen durch den Hauch zu sichern, wird mit der Spiegelfläche nach unten durch den weitgeöffneten Mund (Fig. 2), während die ausgestreckte Zunge etwa mit Hilfe des Taschentuchs ergriffen und festgehalten wird, in den Rachen geschoben und an der hintern Wand desselben so angelegt, daß das Licht, das mittels eines Hohlspiegels auf den K. geworfen wird, nach unten fällt, das Stimmorgan beleuchtet und so ein Spiegelbild in dem K. entstehen läßt. Die Physiologie des Stimmorgans wie die Pathologie des Kehlkopfes verdanken dem K. wichtige Aufklärungen. Denn man vermag mit dem K. nicht bloß die Lageveränderungen der Stimmbänder, die Form der Stimmritze ꝛc. bei der normalen Stimmbildung zu verfolgen, sondern kann auch die verschiedenartigsten krankhaften Veränderungen am Kehlkopf nachweisen und sie einer direkten medikamentösen wie chirurgischen Behandlung unterwerfen. Vgl. Czermak, Der K. ꝛc. (2. Aufl., Leipz. 1863); Gumprecht, Die Technik der speziellen Therapie (3. Aufl., Jena 1903); weitere Literatur bei Artikel »Kehlkopf«.

Kehllappen (Kinnlappen), der Behang unter dem Unterschnabel der Hühner.

Kehlleiste (Kehlstoß), eine mit Kehlung versehene Leiste (s. d.).

Kehlriemen, s. Zaum.

Kehlschnitt, soviel wie Luftröhrenschnitt.

Kehlstimme (Kehltöne), Töne, die der Stimme einen quarrenden oder gurgelnden Charakter geben, und die besonders bei fetten Menschen vorkommen.

Kehlstoß, s. Kehlleiste.

Kehlung, soviel wie Hohlkehle (s. d.).

Kehlverschluß, s. Kehlabschluß.

Kehlzeug, s. Hobel, S. 392.

Kehr, 1) Karl, Volksschulpädagog, geb. 6. April 1830 in Goldbach bei Gotha, gest. 18. Jan. 1885 in Erfurt, wurde auf dem Seminar zu Gotha gebildet, war darauf in verschiedenen Lehrämtern tätig, wurde 1863 Seminarinspektor, 1871 Seminardirektor in Gotha, 1873 in Halberstadt, 1884 mit dem Charakter als Schulrat in Erfurt. 1878 ernannte ihn die philosophische Fakultät zu Jena zum Ehrendoktor. Sein bekanntestes Werk: »Die Praxis der Volksschule« (Gotha 1868; 12. Aufl. von Helm, 1903), ist bereits in sieben fremde Sprachen übersetzt. Andere Schriften von ihm sind: »Der christliche Religionsunterricht in der Volksschule« (4. Aufl., Gotha 1881, 2 Bde.); »Der deutsche Sprachunterricht im ersten Schuljahr« (mit G. Schlimbach, 9. Aufl., das. 1898); »Theoretisch-praktische Anweisung zur Behandlung deutscher Lesestücke« (11. Aufl. von Martin, das. 1902); »Praktische Geometrie für Volks- und Fortbildungsschulen« (8. Aufl. von Saro, das. 1896); »Der Anschauungsunterricht« (mit Kleinschmidt, 7. Aufl., das. 1904); »Lesebuch für deutsche Lehrerbildungsanstalten« (mit Th. Kriebitzsch, das. 1874—75, 4 Bde., in vielen Auflagen); »Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts« (mit mehreren Schulmännern, das. 1877—82, 4 Bde.; 2. Aufl. 1887—93); »Pädagogische Reden u. Abhandlungen« (das. 1881). Er begründete die »Pädagogischen Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten« (Gotha, seit 1872; jetzt hrsg. von Muthesius). Vgl. Schumann, Dr. Karl K., ein Meister der deutschen Volksschule (Neuwied 1886); Kleinschmidt, Karl K. (Leipz. 1898).

2) Paul, Geschichtsforscher, Sohn des vorigen, geb. 28. Dez. 1860 in Waltershausen, studierte in Göttingen, München und Wien Geschichte, war 1884—1888 Mitarbeiter in Wien an den »Monumenta Germaniae historica«, für die er auch längere Reisen nach Italien machte, habilitierte sich 1889 in Marburg, ward 1893 außerordentlicher Professor daselbst, 1895 ordentlicher Professor in Göttingen und wirkt seit 1. Okt. 1903 als Direktor des preußischen Historischen Instituts in Rom. Er gab heraus: »Päpstliche Urkunden und Regesten aus d. J. 1353—1378« (»Geschichtsquellen der Provinz Sachsen«, Bd. 22, Halle 1889); »Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg« (1. Bd., ebenda; Bd. 36, 1899); »Die Urkunden Ottos III.« (Innsbr. 1890). — Sein ebenfalls der Urkundenforschung zugewandter jüngster Bruder Karl Andreas, geb. 7. März 1878 in Halberstadt, gest. 2. Nov. 1903 in Berlin, ist der Verfasser der diplomatischen Untersuchung »Die Urkunden der normannisch-sizilischen Könige« (Innsbr. 1902).

Kehraus (auch Großvatertanz, Endreihen ꝛc. genannt), ehemals Schlußtanz bei Hochzeitsfesten und Tanzvergnügungen. Er begann mit langsamer, marschähnlicher Tour im $^3/_8$-Takt, während der die Tanzenden durch die Zimmer, auch wohl über die Straßen zogen, worauf zwei Musikteile in raschem $^2/_4$-Takt und ekossäseähnliche Touren folgten. Den Namen Großvatertanz hat der K. von den Textworten, die man zu der altertümlichen Musik sang: »Und als der Großvater die Großmutter nahm ꝛc.« In Westfalen wird der K. unter dem Namen Tempête getanzt, welcher Name wahrscheinlich auf die mittelalterliche Stampita, Estampita, Stampenie, zurückläuft.

Kehrbach, Karl, Pädagog und Schriftsteller, geb. 22. Aug. 1846 in Neustadt a. d. Orla, studierte in Jena und Leipzig, promovierte mit einer Arbeit über »Die Darstellung des Keit in den wallisischen, altfranzösischen und mittelhochdeutschen Denkmälern der Artussage« und legte in Leipzig seine Oberlehrerprüfung ab. Nach Lösung einer Leipziger Preisaufgabe über das »Verhältnis der Moral zur Religion« wirkte er an verschiedenen Orten als Lehrer, Erzieher und Bibliothekar, um seit 1883 in Berlin ganz seiner literarischen Tätigkeit zu leben. 1894 wurde er hier zum Professor ernannt. Er veranstaltete textkritische Ausgaben von einzelnen Werken Kants und Fichtes sowie von Herbarts »Sämtlichen Werken« (in 12 Bdn., Leipz. 1881 ff., dann Langensalza, bis jetzt 10 Bde. erschienen). Seit 1885 erschienen unter seiner Leitung und nach seinem »Plan« (Berl. 1885) die »Monumenta Germaniae paedagogica« (bis jetzt 29 Bde.), deren weitere Herausgabe 1891 die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte übernahm (s. Deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte). Als deren Schriftführer gibt K. die »Mitteilungen« der Gesellschaft (Berl., seit 1891) und andre Schriften heraus.

Kehrein, Joseph, kath. Schulmann und Schriftsteller, geb. 20. Okt. 1808 zu Heidesheim in Hessen, gest. 26. März 1876 in Montabaur, studierte in Gießen Philologie, wurde 1835 Hilfslehrer am Gymnasium in Darmstadt, 1839 Gymnasiallehrer in Mainz, 1845 Prorektor und Professor am Gymnasium in Hadamar, 1855 Direktor des Schullehrerseminars in Montabaur. Kehreins zahlreiche Schriften bewegen sich teils auf dem Gebiete der deutschen Sprach-, Literatur- und Sittenkunde (»Proben der deutschen Poesie und Prosa«, Jena 1849—50, 2 Bde.; »Grammatik der neuhochdeutschen Sprache«, Leipz. 1842—52, 2 Bde.; »Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther«, Stuttg. 1851; »Onomatisches Wörterbuch«, 2. Ausg., Wiesbad. 1860, 2 Bde.; »Fremdwörterbuch mit etymologischen Erklärungen und Belegen«, Stuttg. 1877), teils auf dem der Pädagogik (»Handbuch der Erziehung und des Unterrichts«, mit Keller, 11. Aufl., Paderb. 1904; »Überblick der Geschichte der Erziehung«, 12. Aufl., das. 1905; »Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden«, 10. Aufl., Paderb. 1903), teils endlich auf dem der katholischen Hymnologie (»Katholische Kirchenlieder, Hymnen und Psalmen«, Würzb. 1859—65, 4 Bde.; »Lateinische Sequenzen des Mittelalters«, Mainz 1873, und »Blumenlese aus katholischen Dichtern des 19. Jahrhunderts«, Aachen 1876). Außerdem sind zu erwähnen: »Volkssprache und Volkssitte im Herzogtum Nassau« (Weilb. 1860—64, 3 Bde.); »Biographisch-literarisches Lexikon der katholisch-deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts« (Würzb. 1871); »Wörterbuch der Weidmannssprache« (Wiesbad. 1871). Vgl. Valentin Kehrein, Joseph K., der Germanist und Pädagog (Münster 1901, mit Auswahl seiner Gedichte).

Kehren, Joseph, Maler, geb. 30. Mai 1817 in Hülchrath, gest. 12. Mai 1880 in Düsseldorf, bezog 1834 die Düsseldorfer Akademie und stellte 1839 sein erstes Bild: die heil. Agnes (Altarbild für eine Schloßkapelle des Grafen Trips), aus. Sodann malte er eine beträchtliche Anzahl von Kirchenfahnen und unterstützte befreundete Künstler bei der Ausführung von Freskogemälden, besonders Alfred Rethel bei den Malereien aus der Geschichte Karls d. Gr. im Rathaussaal zu Aachen. Als Rethel in eine unheilbare Krankheit verfiel, erhielt K. den Auftrag zur Vollendung des Werkes. Nach den Entwürfen Rethels malte er die Taufe Wittekinds, die Kaiserkrönung Karls d. Gr. durch Leo III., die Erbauung des Aachener Doms und die Ernennung Ludwigs des Frommen zum Nachfolger Karls. Nach Beendigung jener Fresken (1862) kehrte er nach Düsseldorf zurück und malte im Auftrag des Kultusministeriums eine große Darstellung der Justitia nach einem kleinen Ölbild Rethels für den Schwurgerichtssaal in Marienwerder. 1874 erhielt er von der preußischen Regierung den Auftrag, mit den Malern Commans und P. Janssen die Aula des Lehrerseminars in Mörs mit Fresken zu schmücken, die in einem großen Fries die ganze Geschichte von Erschaffung der Welt bis zur Kaiserproklamation Wilhelms I. in Versailles zur Anschauung bringen. Von sonstigen Werken Kehrens sind noch hervorzuheben: Lorelei (1847), Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen (1849), Christus am Kreuz mit Magdalena (gestochen von Barthelmeß), die schmerzensreiche Mutter (1872), Saulus an der Leiche des Stephanus (1873, großer Karton). Kehrens Auffassung war ernst, voll Kraft, Geist und Leben. In dem Streben nach scharfer Charakteristik nahm sein Stil eine gewisse Herbheit an.

Kehrgetriebe, s. Wendegetriebe. [S. III.

Kehrherd, s. Tafel »Aufbereitungsmaschinen I«,

Kehricht, Kehrichtofen, s. Müll.

Kehrmaschine, s. Straßenkehrmaschine.

Kehrmünzen, Schaumünzen, die verschiedene Figuren zeigen, je nachdem man sie wendet, z. B. einen Papst, umgekehrt einen Teufelskopf, von 1549. Vgl. Spottmünzen.

Kehrpflug, s. Pflug.

Kehrrad, s. Wasserrad und Wendegetriebe.

Kehrreim (franz. Refrain) heißen die in strophischen Dichtungen am Ende jeder Strophe regelmäßig

wiederholten Verse, so z. B. in dem bekannten Liede: »Ein lust'ger Musikante marschierte einst am Nil« am Schluß jeder Strophe die Worte: »O tempora, o mores«. Vgl. Meyer, Über den Refrain (in der »Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte«, Bd. 1, 1886), und Starck, Der K. in der deutschen Literatur (Dissertation, Götting. 1886).

Kehrsalz, unreines, in den Salinen zusammengekehrtes Kochsalz, wird als Gewerbe- oder Viehsalz verwertet oder wieder aufgelöst.

Kehrt, Wendung von 180°, die der einzelne Soldat oder eine Abteilung ausführt (Kehrtwendung). S. Aufstellung.

Kehrwalzwerk, s. Walzwerk.

Kei, Inselgruppe im Indischen Archipel (s. Karte »Hinterindien«), unter 5° 18′—6° 6′ südl. Br. und 132° 56′ östl. L., südlich von Neuguinea, westlich von den Aruinseln, zur niederländischen Residentschaft Amboina (Molukken) gehörig, enthält zwei größere Inseln Großkei (Nuhujut) im O. und Kleinkei (Nuhuroa) (750 und 650 qkm), die erste bergig (600—900 m), vulkanisch, hoch und schön bewaldet, die andre flacher Korallenfels, aber beide fruchtbar, und mehrere kleinere, mit 1482 qkm Fläche und (1895) 22,081 Einw. (Papua und Alfuren nebst eingewanderten Malaien, Bugis u. a.). Die Inseln sind reich an Tiekholz; die daraus angefertigten Boote sind im ganzen Archipel berühmt. Gute Ankerplätze haben die Inseln Großkei, Dula und Dula-Laut. Vgl. Langen, Die Key- oder Kii-Inseln (Wien 1902).

Kei (Kai, Großer K.), Fluß in der östlichen Kapkolonie, entsteht aus dem Schwarzen K., der vom Winterberg, dem Weißen K., der von den Stormbergen, und dem Indwe, der von den Drakenbergen kommt, und mündet nach 280 km langem, sehr gewundenem, reißendem Laufe nördlich vom Kap Morgan in den Indischen Ozean. Die Mündung ist verstopft; der Unterlauf bildet die Grenze zwischen Britisch-Kaffraria und dem frühern Kaffraria (s. Kaffern).

Keighley (auch Keithley, beides spr. kithli), Stadt (municipal borough) im Westbezirk von Yorkshire (England), im tiefen Tal des Aire, unweit des Leeds-Liverpool-Kanals, mit mehreren modernen Kirchen (alt nur die Andreaskirche), stattlichem Gerichtsgebäude, Technischer Schule, Kammgarn- und Baumwollspinnereien und -Webereien, Maschinenbau, Fabrikation von Werkzeugen und (1901) 41,564 Einw. Von den drei Parken ist einer der Stadt 1887 vom Herzog von Devonshire geschenkt.

Keil, ein dreiseitiges Prisma a b c (Fig. 1), das mit einer Kante c (Schneide, Schärfe) zwischen zwei Körper A und B dringt, um diese vermittelst einer auf dem Rücken a b (Kopf) zur Wirkung kommenden Kraft K voneinander zu entfernen. Hierbei zerlegt sich die Kraft K nach dem »Parallelogramm der Kräfte« (s. d.) in die zwei Seitenkräfte N und N, die um so größer werden, je kleiner der Winkel bei a, also je schärfer der Keil ist. Infolgedessen lassen sich mit einem Keil sehr große Drücke auf die zwei Körper A und B ausüben, die sich an die Keilseiten oder Flanken anlegen. Diesen Eigenschaften verdankt der K. seine zahlreichen Anwendungsformen. Er ist die Grundlage aller spaltenden und schneidenden Werkzeuge (Axt, Beil, Meißel, Messer 2c.), auch gehört er zu den wichtigsten Maschinenteilen, da er ein vorzügliches Mittel zur Verbindung einzelner Teile abgibt, z. B. zur Befestigung von Rädern auf Wellen durch Eintreiben in Nuten auf der Welle und in der Nabe (Keilnuten), zur Vereinigung zweier Stangen A und B (Fig. 2a) mit entsprechenden Schlitzen und Keil C (Querkeil), zur Verbindung zweier Teile A und B (Fig. 2b) mittels Bolzen D und Keil C (Vorsteckkeil). Hierher gehört auch die nach einem Ende

Fig. 1. Keil.

Fig. 2a. Querkeil.

Fig. 2b. Vorsteckkeil.

Fig. 2c. Hochkeil.

verjüngte Büchse C (Fig. 2c), die als Hohlkeil oder Schloß die Stangenenden A und B zusammenhält. Der K. dient ferner zum Heben und Verschieben schwerer Gegenstände auf kleine Höhen oder Entfernungen, sowie überhaupt zu kleinen Bewegungen, z. B. an Meßwerkzeugen, zum Nachstellen an Lagern, zum Schließen der Buchdruckform 2c. in Keilpressen (s. Presse). Befestigungskeile erhalten zum Zwecke des Ausziehens sogen. Nasen und vielfach zur Verhinderung des Lockerwerdens Keilsicherungen, z. B. Vorsteckstifte oder Schrauben. Eine besonders häufige Verwendung findet die Keilsicherung Fig. 3, bei welcher der die beiden Teile A und B zusammenhaltende Keil C mittels der Schraube s, die durch die Zulage i i geht, angezogen und gesichert wird.

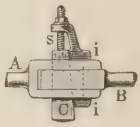


Fig. 3. Keilsicherung.

Keil, 1) Karl Friedrich, luther. Theolog, geb. 23. Febr. 1807 in Lauterbach bei Olsnitz in Sachsen (Kreish. Zwickau), gest. 5. Mai 1888 in Rödlitz bei Lichtenstein, wurde 1833 Dozent, 1838 außerordentlicher, 1839 ordentlicher Professor in Dorpat und zog sich, 1858 emeritiert, nach Leipzig zurück. In einer großen Reihe von alt- und neutestamentlichen Kommentaren (teilweise in dem mit Franz Delitzsch herausgegebenen bändereichen »Biblischen Kommentar über das Alte Testament«) setzte er seit 1833 die Richtung Hengstenbergs fort. Von seinen übrigen Schriften nennen wir: »Der Tempel Salomos« (Dorpat 1839); »Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Schriften des Alten Testaments« (Frankf. 1855, 3. Aufl. 1873); »Handbuch der biblischen Archäologie« (das. 1858—59, 2. Aufl. 1875).

2) Ernst, Buchhändler, Begründer der Zeitschrift »Gartenlaube«, geb. 6. Dez. 1816 in Langensalza, gest. 23. März 1878 in Leipzig, erlernte in Weimar den Buchhandel, trat 1837 als Gehilfe in die Weygandsche Buchhandlung in Leipzig ein, übernahm 1838 die Redaktion des Journals »Unser Planet« (später »Wandelstern«), begründete in Leipzig 1845 ein eignes buchhändlerisches Geschäft und rief ein Jahr später das Monatsblatt »Der Leuchtturm« ins Leben, das, unterstützt von den angesehensten Vertretern der liberalen Bewegung (R. Blum, J. Jacoby, Wislicenus, Uhlich 2c.), in der Geschichte des vormärzlichen Journalismus eine bedeutsame Wendung bezeichnete. Unaufhörliche Verfolgungen von seiten der Polizei zwangen zu häufigem Wechsel des Verlagsortes, bis endlich die Märztage von 1848 Preßfreiheit brachten und das Blatt selbst in Leipzig erscheinen durfte. Mit dem Siege der Reaktion begannen die Verfolgungen von neuem; die Zeitschrift wurde 1851 unterdrückt und K. selbst zu einer neunmonatigen Gefängnisstrafe

verurteilt, die er in Hubertusburg verbüßte. Hier reifte in ihm der Plan zu seinem Hauptunternehmen, einem neuen illustrierten Familienblatt, das vom 1. Jan. 1853 ab unter dem Titel: »Die Gartenlaube« (s. d.) erschien und in kurzer Zeit eine unerhörte Verbreitung fand. Die hervorragendsten Namen deutschen Schrifttums waren bald unter den Mitarbeitern des Blattes zu finden; die Seele aber und der wirkliche Leiter desselben war und blieb K. stets selbst bis zu seinem Tode. Unter seinen übrigen Verlagswerken waren Bocks »Buch vom gesunden und kranken Menschen« und die (zuerst in der »Gartenlaube« erschienenen) Romane von E. Marlitt und E. Werner die erfolgreichsten. Das Geschäft wurde Ende 1883 von den Gebrüdern Kröner in Stuttgart käuflich übernommen, unter der Firma »Ernst Keils Nachfolger« weitergeführt und ging 1898 unter derselben Firma an eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung über, an deren Spitze Adolf Kröner stand. Ende 1903 erwarb die Firma »August Scherl, G. m. b. H.« in Berlin den Verlag der »Gartenlaube«, während der gesamte Keilsche Buchverlag an die »Union, Deutsche Verlagsgesellschaft« in Stuttgart überging.

3) Heinrich, Philolog, geb. 25. Mai 1822 in Gressow bei Wismar, gest. 27. Aug. 1894 in Friedrichroda, studierte seit 1839 in Göttingen und Bonn, wurde 1843 Lehrer an der königlichen Realschule in Berlin, bereiste 1844—46 die Bibliotheken Italiens und ward 1847 Lehrer am Pädagogium und der lateinischen Hauptschule in Halle, 1848 zugleich Privatdozent daselbst, 1855 Oberlehrer am Friedrichswerderschen Gymnasium und Privatdozent in Berlin, 1859 ordentlicher Professor in Erlangen, 1869 in Halle. Seine Hauptwerke sind die kritische Ausgabe der »Grammatici latini« (Leipz. 1856—80, 7 Bde., unter Beihilfe von Hertz und Mommsen; dazu als Supplement »Anecdota helvetica, quae ad grammaticam latinam spectant« von Hagen, das. 1870; »Caesii Bassi, Atilii Fortunatiani de metris libri«, das. 1885); die kritische Ausgabe des jüngern Plinius (das. 1870, mit Index von Mommsen), vorbereitet durch eine Textausgabe (das. 1853, 2. Aufl. 1873), und die kritische Ausgabe von Catos »De agricultura liber« und Varros »Rerum rusticarum libri tres« mit Kommentar, das. 1882—94, 2 Bde.; dazu als Bd. 3 »Indices verborum« von Krumbiegel, das. 1897—1902). Sonst nennen wir: »Analecta grammatica« (Halle 1848); »Quaestiones grammaticae« (Leipz. 1860) und die Textausgabe des Properz (das. 1850, 2. Aufl. 1867).

4) Franz, Geoplastiker, geb. 22. Juni 1822 zu Graslitz in Böhmen, gest. 10. März 1876 zu Marburg in Steiermark, widmete sich der Pharmazie, wohnte später als Apotheker in Graz, Gastein und Lienz, seit 1860 in Salzburg, seit 1865 in Wien. Sein erster geoplastischer Versuch war ein Relief des obern Draugebiets, dann ein solches der Kreuzkofelgruppe in den Karnischen Alpen. Infolgedessen vom Unterrichtsministerium und der k. k. Akademie der Wissenschaften unterstützt, beschäftigte er sich nun ausschließlich mit Situationszeichnung und geoplastischen Studien und lieferte eine größere Anzahl trefflicher Reliefkarten, unter andern von der Tauernkette (in drei Sektionen, 1:48,000; später noch durch die Gegend von Berchtesgaden und andre Partien zu einem Reliefbilde des halben Salzburger Landes in zehn Sektionen erweitert, in 2 Bearbeitungen: einer topographischen und einer geologisch kolorierten), dem Großglockner, Großvenediger und der Umgebung von Salzburg.

5) Robert, Kultur- und Literaturhistoriker, geb. 22. Aug. 1826 in Weimar, gest. daselbst 1. März 1894, studierte Rechtswissenschaft in Jena und lebte als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt. Die Goethe-Forschung verdankt K. mehrere Beiträge: »Frau Rath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe« (Leipz. 1871); »Vor hundert Jahren« (Bd. 1: »Goethes Tagebuch«; Bd. 2: »Corona Schröter«, 1875); »Goethe, Weimar und Jena 1806«, nach Goethes Privatakten (Lahr 1882); »Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar« (Weim. 1886) und »Ein Goethestrauß. Jugendgedichte Goethes, biographisch erläutert« (Stuttg. 1890). Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Richard K. (geb. 17. Juni 1828 in Weimar, gest. daselbst 7. Febr. 1880 als Rat bei der Generalkommission für Ablösungen und Separationen) veröffentlichte er: »Geschichte des jenaischen Studentenlebens« (Leipz. 1858); »Deutsche Studentenlieder des 17. und 18. Jahrhunderts« (Lahr 1861); »Die Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena« (Jena 1865, 2. Aufl. 1883); »Die burschenschaftlichen Wartburgfeste von 1817 und 1867« (das. 1868); »Die deutschen Stammbücher des 16. bis 19. Jahrhunderts« (Berl. 1893). Von ihm allein erschienen ferner: »Rechtskatechismus für das deutsche Volk« (Leipz. 1856) sowie die Schrift »Wieland und Reinhold, Originalmitteilungen« (das. 1885). Mit Rehbein verfaßte er die Biographie Ernst Moriz Arndts (Leipz. 1861).

6) Karl, Bildhauer, geb. 31. Mai 1838 in Wiesbaden, gest. 1. Aug. 1889 in Bad Kiedrich, begann seine künstlerische Ausbildung bei dem Hofbildhauer Hopfgarten in Biebrich, wurde 1857 in Berlin Schüler Drakes, machte 1861 eine Studienreise nach Antwerpen und in den folgenden Jahren nach Kopenhagen und Paris. 1865 beauftragte ihn der Erzherzog Stephan von Österreich mit der Ausführung von zwei kolossalen Herolden als Fackelträgern am Hauptportal des Schlosses Schaumburg a. d. Lahn. Keils weitere Arbeiten sind: die 1869 modellierte Büste des Kaisers Wilhelm I. an der Fassade der Wilhelmsheilanstalt in Wiesbaden, das 12 m lange Relief an der Westseite des Siegesdenkmals in Berlin (1871) mit der Darstellung des Feldzugs gegen Frankreich, das eherne Kriegerdenkmal in Bremen (1875), die kolossale Bronzestatue des Kaisers Wilhelm I. in einer der Nischen des Hauptportals des Berliner Rathauses und die Bronzestatue des Feldmarschalls Wrangel für Berlin (1880). Der Schwerpunkt seiner künstlerischen Begabung lag in der Porträtplastik. Seine Büsten der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. sind besonders geschätzt.

Keilbein, s. Schädel und Fuß (S. 327).

Keilberg, der höchste Gipfel des Erzgebirges, nordöstlich von Joachimsthal, in Böhmen, nahe der sächsischen Grenze, 1244 m hoch, mit Aussichtsturm und Unterkunftshaus.

Keilblatt, s. Sphenophyllum.

Keiler (Keuler), das männliche Wildschwein.

Keilhaken, Vogel, s. Brachvogel.

Keilhau, Dorf im schwarzburg-rudolstädt. Landratsamt Rudolstadt, am Schaalbach, hat eine evang. Kirche, eine von Fr. Fröbel 1817 begründete Erziehungsanstalt, Denkmal Fröbels, Bismarckturm und (1900) 178 Einw. In der Nähe liegt der Blankenburger Steiger (500 m) mit dem Baropsturm. Vgl. »K. in Wort und Bild, geschildert von Lehrern, Schülern ꝛc.« (Leipz. 1902).

Keilhau, Balthasar Matthias, Geolog, geb. 2. Nov. 1797 zu Birid in Norwegen, gest. 1. Jan.

1858 in Christiania, studierte zu Christiania und im Ausland und ward 1826 Lehrer der Bergwissenschaften an der Universität Christiania, 1834 Professor der Mineralogie, 1837 Mitglied der Berggesetzgebungskommission und 1840 Mitglied der Direktion der königlichen Zeichen- und Kunstschule daselbst. Er schrieb: »Gaea norvegica« (Christiania 1838—50); »Reise i Ost- og Vest-Finmarken samt til Beeren-Eiland og Spitsbergen i 1827 og 1828« und seine Selbstbiographie in deutscher Sprache (das. 1857).

Keilhaue, ein starkes, spitzkeilförmiges, etwas gebogenes Eisen, bestehend aus dem Blatt mit verstählter Spitze am einen und dem glatten, verstählten Nacken am andern Ende sowie einem langen, hölzernen, mit beiden Händen zu schwingenden Helm. Die K. dient beim Bergbau zum Loshacken milden oder klüftigen Gesteins (Gesteinskeilhaue), ferner in festern Massen, wie Schieferton, Steinkohle u. dgl., zur Herstellung von Schram und Schlitzen (Schram- oder Schlitzhaue). Doppelkeilhauen (Flügeleisen) sind an beiden Enden in eine Spitze ausgezogen. Die mit breiter Schneide (an Stelle einer Spitze) versehene Breit- oder Lettenhaue wird in weichen, z. B. tonigen Massen angewendet.

Keilhauenarbeit, s. Bergbau (Gewinnung), S. 663.

Keilkranz, s. Bergbau (Grubenausbau), S. 667.

Keilnase, Keilnut, s. Keil.

Keilphotometer, s. Astrophysik, S. 13.

Keilpresse, s. Presse.

Keilräder, s. Reibungsräder.

Keilscholle, ein durch Verwerfungen begrenzter Teil eines Schichtenkomplexes mit gleichmäßig geneigtem Einfallen.

Keilschrift. Mit diesem Namen bezeichnet man die in alter Zeit durch ganz Vorderasien hin weitverzweigte Schriftart, die einen sogen. Keil (senkrechter, wagerechter oder schräger Keil:) und einen durch Zusammenrückung zweier schräger Keile oder aus einer kreisrunden Vertiefung entstandenen, nach rechts offenen sogen. Winkelhaken zu ihren Grundbestandteilen hat und durch mannigfachste Kombinierung zweier oder mehrerer größerer oder kleinerer Keile und Winkelhaken eine Fülle verschiedener Schriftzeichen bildet. Alle Keilschriftgattungen sind rechtsläufig. Die erste Keilschriftgattung, die in den wissenschaftlichen Gesichtskreis trat, war die jüngste und einfachste, die altpersische, die in den Inschriften der Achämenidenkönige auf den Ruinen von Persepolis, am Felsen von Behistun (Bisutun) und anderwärts vorliegt (vgl. die Schrifttafeln beim Artikel »Schrift«). Obwohl schon im Anfang des 17. Jahrh. verschiedene Reisende die persischen Keilinschriften gesehen und darüber berichtet hatten, so hielten doch die meisten Gelehrten sie lange für bloße Steinzieraten, und erst die genauen Abschriften, die der ältere Niebuhr mitbrachte und in seiner »Reisebeschreibung von Arabien und andern umliegenden Ländern« (Kopenh. 1774—78, 2 Bde.) veröffentlichte, veranlaßten die ersten Entzifferungsversuche. Deutlich konnte man auf den Inschriften von Persepolis drei Schriftarten unterscheiden. Auf die erste Gattung, als auf die einfachste, richtete ein junger deutscher Gymnasiallehrer, G. Grotefend, seine Aufmerksamkeit, und es gelang ihm, in einer Anzahl öfter wiederkehrender, durch den (schon vor ihm erkannten) Worttrenner \ abgeteilter Zeichengruppen die Namen des Dareios, Xerxes und Hystaspes und den alten persischen Königstitel »König der Könige« nachzuweisen. Die vor dem Titel stehenden Königsnamen erschloß er aus dem Umfang der betreffenden Gruppen sowie daraus, daß in einer der Inschriften, da, wo er den Namen des Vaters des betreffenden Königs vermutete, der Königstitel hinter demselben fehlte, woraus Grotefend entnahm, daß Hystaspes gemeint sein müsse, der selbst nicht König, aber der Vater des Königs Dareios war. Nachdem durch diese wichtige Entdeckung, mit der Grotefend 4. Sept. 1802 an die Öffentlichkeit trat, der Lautwert von zwölf Zeichen richtig bestimmt war, erkannte man in der Sprache der ersten Gattung deutlich eine indogermanische Sprache, die Mutter des Neupersischen und Schwester des Zend, d. h. der Sprache des Zendavesta, das in Ostiran entstanden ist. Teils die Fortschritte in der Entzifferung der letztern, mit dem »Altpersischen«, wie es nun genannt wurde, sehr nahe verwandten Sprache (s. Zend), teils die Ähnlichkeit mit dem Sanskrit, teils die geschickte Benutzung der von Herodot und andern griechischen Autoren aufbewahrten Nachrichten über die altpersische Geschichte bildeten die Grundlage der scharfsinnigen Vermutungen und Kombinationen, durch die Rask, Beer und insonderheit Burnouf, Lassen, Rawlinson, Hincks, Oppert u. a. nach und nach die etwa 40 Zeichen, aus denen die Buchstabenschrift der ersten Gattung besteht, mit Sicherheit feststellten (vgl. Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften, mit Übersetzung, Grammatik und Glossar, 2. Aufl., Leipz. 1881). Lassens Untersuchungen waren sehr durch die zuverlässigen Abschriften erleichtert worden, die der ausgezeichnete dänische Orientalist Westergaard in Persepolis mit Hilfe eines Fernrohrs von den dortigen Inschriften genommen hatte, während Rawlinson die gleichfalls hoch oben an einem Felsen angebrachte große Inschrift des Dareios zu Behistun persönlich mit Lebensgefahr kopiert hatte.

Eine unvergleichlich größere Anzahl von Keilinschriften wurde der Forschung durch die Ausgrabungen von Botta, Layard, Hormuzd Rassam, George Smith u. a. auf den Ruinen von Ninive und Babylon zugeführt (s. Assyrien, S. 894 f.; Babylonien, S. 225). Nicht nur die aus den Palästen der assyrischen Herrscher stammenden Bildwerke, geflügelten Stiere u. dgl. sind mit Keilschriftzeichen bedeckt, sondern es sind in Ninive-Kujundschik auch Tausende von beschriebenen Tontafeln großen und kleinern Formats aufgefunden worden (zuerst durch Rassam 1854, und leider z. T. in zerbrochenem Zustande), aus denen die Bibliothek des assyrischen Königs Asurbanipal, des Sardanapal der Alten, bestand. Weitaus der größte Teil der hier ausgegrabenen Keilinschriften kam nach London und Paris, und es ging daher auch ihre Entzifferung von England und Frankreich aus. Schon die Untersuchung der altpersischen Keilinschriften hatte zu dem Ergebnis geführt, daß von den beiden andern Gattungen der K., welche die altpersischen Keilinschriften als Übersetzungen begleiten, die zweite Gattung eine agglutinierende, die dritte eine semitische Sprache enthalte. Sofort erkannten nun die Entzifferer in den neugefundenen Keilinschriften die nämliche Schriftgattung und die nämliche semitische Sprache wieder, die sie in der dritten Gattung der persischen Keilinschriften vorgefunden und teils mit Hilfe der persischen Texte, teils durch Vergleichung mit den übrigen semitischen Sprachen bereits großenteils entziffert hatten. Eine wesentliche Erleichterung gewährten dabei die in Ninive gefundenen sogen. Syllabare, d. h. zum

Unterricht in der assyrischen Schrift angefertigte dreispaltige Listen von Keilzeichen, worin die mittelste Spalte das zu erklärende Schriftzeichen, die linke seine Lautwerte, die rechte seinen Namen enthält. Anderseits hatten jedoch die Entzifferer auch sehr große Schwierigkeiten zu überwinden, welche die übergroße Zahl der stets ganze Silben oder ganze Wörter ausdrückenden Zeichen und außerdem die von Rawlinson 1851 erkannte Mehrdeutigkeit (Polyphonie) eines

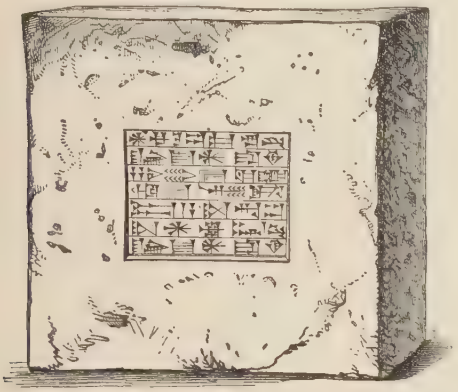


Fig. 1. Backstein des Königs Nebukadnezar in altbabylonischer Keilschrift.

Teils derselben bereiteten. Gegenwärtig kann das Entzifferungswerk auch der babylonisch-assyrischen K. (vgl. die nebenstehenden Schriftproben), um das sich vor allem de Saulcy, Sir Henry Rawlinson, Hincks und Oppert verdient gemacht haben, als abgeschlossen betrachtet werden. Vgl. Oppert, Expédition scientifique en Mésopotamie, Teil 2 (Par. 1859); J. Ménant, Les écritures cunéiformes (2. Aufl., das. 1864); Fritz Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens, S. 58—134 (Berl. 1885 ff.); Kaulen, Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen (5. Aufl., Freib. i. Br. 1899). Übersichtliche Zusammenstellungen der mehr als 400 babylonisch-assyrischen Schriftzeichen (Silbenzeichen, Ideogramme oder beides zugleich) nebst den sonstigen Zeichengruppen und ihren Bedeutungen finden sich bei Friedrich Delitzsch, Assyrische Lesestücke (4. Aufl., Leipz. 1901) und Assyrische Grammatik (2. Aufl., Berl. 1905); L. W. King, First steps in Assyrian (Lond. 1898); R. E. Brünnow, A classified list of all simple and compound cuneiform ideographs (Leiden 1887, 2 Bde.; Indices, 1897).

Ihrem Ursprung nach ist die babylonisch-assyrische K. lineare Bilderschrift, die, wie die ägyptische und chinesische Schrift, erst allmählich zur Silben-, bei den Persern schließlich zur Lautschrift wurde, und zwar ist sie eine Erfindung des nicht- und vorsemitischen Volkes der Sumerer (s. d.). Vgl. F. Delitzsch, Die Entstehung des ältesten Schriftsystems (Leipz. 1896); H. V. Hilprecht in »The Babylonian Expedition of the University of Pennsylvania, Series A, Vol. I, Part II«, S. 34 ff. (Philad. 1896); Thureau-Dangin, Recherches sur l'origine de l'écriture cunéiforme, 1. Teil (Par. 1898). Mit der zunehmenden Verwendung weichen Tones als Schreibmaterials und dem Gebrauch dreikantig-prismatischer Schreibgriffel kam jene dreikantig-pyramidale Vertiefung als Kopfeinsatz der frühern einfachen Linien in Aufnahme, die der Linie die Gestalt eines Keils gibt. Die babylonische Schrift in ihren mancherlei Formen, Alt- und Neubabylonisch oder besser Monumental- und Kursivbabylonisch, ist weitaus die älteste Keilschriftgattung; sie war auch von allen Keilschriftgattungen am längsten in Gebrauch, nämlich von der ältesten babylonischen Zeit ab bis in das letzte vorchristliche Jahrhundert; und sie war endlich von allen die weitaus verbreitetste, gebraucht und verstanden von Babylonien durch ganz Vorderasien bis nach Ägypten und westwärts bis nach Kappadokien, wie einerseits der Tontafelfund von El Amarna, anderseits die »kappadokischen« Kontrakttäfelchen lehren. Auch die assyrische K. war mit der babylonischen trotz mancherlei Unterschiedenheiten im Grunde eins.

Aus der babylonischen K. wurde die altpersische herausgebildet, aus der assyrischen dagegen ging die armenische K. hervor, in der die hauptsächlich am Wansee gefundenen ältesten armenischen Inschriften geschrieben sind, jene Inschriften, die A. D. Mordtmann irrig aus dem Neuarmenischen erklären wollte, während sie nach Lenormant und Sayce mit dem Georgischen Verwandtschaft zu zeigen scheinen. Vgl. A. H. Sayce, The cuneiform inscriptions of Van, deciphered and translated (im »Journal of the Royal Asiatic Society«, Bd. 14, S. 377—732). Ein »Corpus Inscriptionum Vannicarum« bereiten, im Anschluß an ihre armenische Forschungsreise, W. Belck und C. F. Lehmann vor.

Mit der babylonischen K. ist endlich auch die zweite Keilschriftgattung der Achämeniden-Inschriften

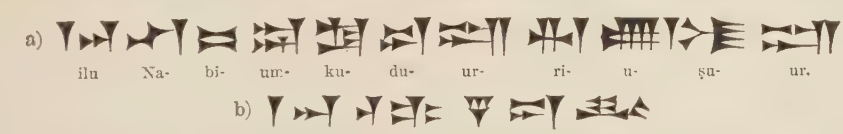


Fig. 2. Der Name Nebukadnezar (Nabû-kudurri-uzur, d. h. »Nebo, schirme mein Gebiet«) in Keilschrift: a phonetisch, d. i. mit Zeichen, welche die Silben des Wortes darstellen; b ideographisch, d. i. mit Zeichen, die je ein ganzes Wort (Gegenstand oder Begriff) darstellen.

verwandt, die man, ebenso wie die Sprache, die in ihr geschrieben ist, lange Zeit für medisch gehalten hat (so Rawlinson, Lenormant und vor allem Oppert, Le peuple et la langue des Mèdes, Par. 1879). Doch führt eine Vergleichung von Schrift und Sprache der im Gebiete des alten Susa gefundenen elamitischen Backsteine auch für Schrift und Sprache der sogen. zweiten Gattung mit Notwendigkeit nach Elam-Susiana; man nannte sie dementsprechend elamitisch, amardisch (A. H. Sayce), susisch (Mordtmann, Halévy), anzanisch (Delattre), am richtigsten vielleicht neususisch (so Weißbach) im Unterschied von den »altsusischen« Backsteinlegenden. Vgl. F. H. Weißbach, Die Achämenideninschriften zweiter Art (Leipz. 1890).

Keilschwanzsittiche, eine Familie der Papageien (s. d.).

Keilsicherung, s. Keil.

Keilspitze, 2748 m hoher Berg in den Lienzer Dolomiten in Tirol, wird von Lienz über die Leitmeritzer Hütte (2252 m) bestiegen (schwierig) und bietet ausgedehnte Rundsicht.

Keilstücke, alte Geschütze, deren Verschluß durch einen Keil festgestellt wurde.

Keiltasche, s. Anker, S. 537.

Keilverschluß, s. Geschütz, S. 693 ff.

Keilzahlen, Produkte von drei ungleichen Zahlen, z. B. $30 = 2 \cdot 3 \cdot 5$.

Keim, in der Zoologie soviel wie Embryo (s. d.), kommt in Zusammensetzungen wie Keimscheibe, Keimbläschen rc. vor; auch versteht man unter K. die Spore (Keimkorn), aus der auf ungeschlechtlichem Weg ein neues Individuum hervorgeht. Diese Keim- oder Sporenbildung tritt nur bei Einzelligen auf (s. Sporozoen). — In der Botanik versteht man unter K. den aus der Befruchtung der Eizelle hervorgegangenen Embryo der Phanerogamen, Pteridophyten und Muscineen. Auch die Sporen oder Keimkörner der niedern Kryptogamen werden bisweilen als Keime bezeichnet. Der Ausdruck wird in der Vulgärsprache außerdem auf Knospen an Rhizomen und Zwiebeln, auf die Triebe der Kartoffelknolle u. dgl. angewendet.

Keim, Theodor, prot. Theolog, geb. 17. Dez. 1825 in Stuttgart, gest. 17. Nov. 1878 in Gießen, wirkte 1851—55 als Repetent in Tübingen und übernahm 1856 ein Diakonat in Eßlingen; 1860 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der Theologie an die Universität Zürich, von wo er 1873 in gleicher Eigenschaft nach Gießen übersiedelte. Außer einer Sammlung von Predigten (Stuttg. 1861—62, 2 Bde.) gab er wertvolle Beiträge zur Geschichte des 16. Jahrh. heraus: »Die Reformation der Reichsstadt Ulm« (das. 1851); »Schwäbische Reformationsgeschichte bis zum Augsburger Reichstag« (Tübing. 1855); »Reformationsblätter der Reichsstadt Eßlingen« (Eßling. 1860); »Ambrosius Blarer« (Stuttg. 1866), sowie drei epochemachende Arbeiten über die Lebensgeschichte Jesu: »Der geschichtliche Christus« (1865 als 2. Auflage der Schriften: »Die menschliche Entwickelung Jesu« [1861], und »Die geschichtliche Würde Jesu« [1864] erschienen; 3. Aufl., Zürich 1866), »Geschichte Jesu von Nazara« (das. 1867—72, 3 Bde.) und »Geschichte Jesu nach den Ergebnissen heutiger Wissenschaft, für weitere Kreise übersichtlich erzählt« (das. 1873, 2. Aufl. 1875). Außerdem erschienen von ihm: »Der Übertritt Konstantins d. Gr. zum Christentum« (Zürich 1862); »Celsus' wahres Wort« (das. 1873); »Aus dem Urchristentum« (das. 1878); »Rom und das Christentum« (mit einem Nachruf von Ziegler, Berl. 1881).

Keimapparat, s. Keimung, S. 817.

Keimbläschen (Purkinjesches Bläschen), der Kern der unbefruchteten Eizelle (s. Ei, S. 418); in der Botanik ältere Bezeichnung für die Eizelle der höhern Pflanzen (s. Befruchtung, S. 556, und Embryosack).

Keimblase, die einschichtige Zellenblase (Blastula) vieler Tiere (s. Entwickelungsgeschichte, S. 845).

Keimblätter, in der Botanik, s. Kotyledonen. — In der Entwickelungsgeschichte der Tiere nennt man K. die Zellschichten des jungen Embryos, aus denen bei weiterm Wachstum die Organe hervorgehen. Zuerst bekannt geworden sind die K. im Embryo des Huhnes, überhaupt der Wirbeltiere, während sie bei den Wirbellosen erst später aufgefunden wurden und oft weniger deutlich sind. Man unterscheidet am Embryo von außen nach innen drei K.: das äußere (obere, Ektoderm, Epiblast), woraus Oberhaut, Hautdrüsen, Zähne, Horn rc., Speicheldrüsen, Gehirn, Rückenmark und Sinnesorgane (daher Hautsinnesblatt, auch sensorielles Blatt) sowie Speiseröhre und Enddarm hervorgehen; das innere (untere, Entoderm, Hypoblast, Darmdrüsenblatt), das die innere Auskleidung des Mitteldarmes und seiner drüsigen Anhänge (Leber rc.) liefert, und zwischen beiden das mittlere (Mesoderm, Muskelblatt), das sich in zwei Lagen (Haut- und Darmmuskelblatt, somatisches und splanchnisches oder parietales und viszerales Blatt) spaltet und besonders Stützgewebe, Muskulatur, Gefäße, Blut rc. liefert. Während die beiden ersten K. allen Tieren (mit Ausnahme der Protozoen) zukommen, kann das mittlere Keimblatt fehlen, so bei den Cölenteraten, indem zwischen Ektoderm und Entoderm eine gallertige, sogen. Stützsubstanz ausgeschieden wird, die hier nicht organbildend ist. Neuerdings ist der Begriff des Mesoderms als besonderes Keimblatt zum Teil wankend geworden. [S. 844.

Keimblättertheorie, s. Entwickelungsgeschichte,

Keimdrüsen, s. Drüsen und Geschlechtsorgane.

Keimesgeschichte (Ontogenesis), s. Entwickelungsgeschichte, S. 844.

Keimfähigkeit, s. Keimung, S. 816.

Keimfleck, das Kernkörperchen des Keimbläschens.

Keimfrucht, s. Sporangium.

Keimhaut (Blastoderm), s. Entwickelungsgeschichte, S. 845.

Keimkörner, s. Sporen.

Keimkraft, s. Keimung, S. 816.

Keimling, soviel wie Embryo (s. Same).

Keimmund, s. Samenanlage.

Keimplasma (Keimprotoplasma), im Gegensatz zum Körper- (somatischen) Plasma diejenige Substanz der Keimzellen, an die deren vererbliche Eigenschaften geknüpft sind, und die direkt auf die Nachkommen übertragen wird (Keimplasmatheorie), auch als Ahnenplasma bezeichnet; vgl. Erblichkeit, S. 892.

Keimprobe, s. Keimung, S. 817, und Same.

Keimscheibe, s. Ei, S. 419. [S. 240.

Keimscheide, s. Keimung, S. 815, und Gräser,

Keimschlauch, s. Keimung, S. 814.

Keimstock, der die Keime (Eier) produzierende Teil des Geschlechtsapparates, im Gegensatz zum Dotterstock (s. d.).

Keimstreifen, der Bezirk des Eies, an dem sich bei den höhern Wirbeltieren die Hauptpartie des Embryonalkörpers bildet.

Keimung (Germinatio), das erste Auswachsen der Pflanzenkeime zu selbständigen Individuen. Bei den Kryptogamen wächst die Innenhaut der Spore unter Durchbrechung der Außenhaut zu einer mehr oder weniger langen, schlauchförmigen Zelle (Keimschlauch) aus, in die der Zellinhalt der Spore eintritt, und diese entwickelt sich dann meist unmittelbar zum Thallus bei den Pilzen und Algen, zum Vorkeim, bez. dem Prothallium (s. Farne, S. 335) bei den Moosen und Gefäßkryptogamen. Bei den Phanerogamen besteht die K. in der Weiterentwickelung des im Samen schon vorhandenen Keimlings (Embryo); sie beginnt mit dem Aufquellen des Samens infolge der Aufnahme von Wasser, und gewöhnlich berstet dann die Samenschale, bez. das Fruchtgehäuse.

Keimungsformen. Der innerhalb der Samenhaut geborgene Keim (Embryo) ist bei der Mehrzahl der Gewächse mit einem Würzelchen (radicula), und mit einem Keimsproß versehen, der oberhalb seines als Hypokotyl (hypokotyles Glied) bezeichneten ersten Internodiums ein oder mehrere Keimblätter

(Kotyledonen) trägt und oben mit der zum Auswachsen bestimmten Stammknospe (plumula) abschließt. Da der Keim sich vor der Entwickelung der ersten Laubblätter nicht selbständig zu ernähren vermag, so ist derselbe anfangs auf die Zufuhr organischer Nährstoffe (Stärke, Fett u. a.) angewiesen. Dieselben sind in den Keimblättern oder in einem besondern Speichergewebe (dem Endosperm, resp. Perisperm) des Samens (Fig. 1, a, b, c) enthalten, und werden nicht selten mittels eigentümlicher Saugzellen (Absorptionsgewebe, Fig. 1, d) von dem sich entwickelnden Keim aufgenommen. Der geringste Teil der Reservenährstoffe befindet sich in löslichem Zustand in den Samen, die meisten und wichtigsten in unlöslicher Form, und diese erleiden bei der K. wichtige Veränderungen. Das Stärkemehl wird durch diastatische, d. h. der Diastase (s. d.) bei der keimenden Gerste ähnliche Fermente in lösliche Kohlehydrate (Dextrin, Zucker) übergeführt. In Samen, die keine Stärke, dagegen viel fettes Öl enthalten, vermindert sich dasselbe rasch, während Stärke und Zucker erscheinen: unter Aufnahme von Sauerstoff bilden sich aus den Fetten Kohlehydrate. Die unlöslichen, geformten Eiweißverbindungen (Aleuronkörner) verschwinden gleichfalls aus den Zellen; sie werden unter Auftreten von Asparagin gespalten oder in lösliche Albuminate umgewandelt. Bei vielen Monokotylen bleibt das Keimblatt mit dem einen, zur Aufsaugung des Speichergewebes bestimmten Ende (Fig. 1, e, f, g, h, i, k, l) im Samen stecken. Bei den Gräsern, deren K. sonst dem Typus der übrigen Monokotylen folgt, sind der zur Aufsaugung bestimmte, dem Endosperm anliegende schildförmige Teil des Keimblattes (das sogen. Schildchen, scutellum, Fig. 1, c) und der die Stammknospe umschließende, die Erde als kleines Spitzchen durchbrechende Teil desselben (Keimscheide, Kotyledonarscheide, Coleoptile) scharf gesondert; auch wird die Hauptwurzel vor ihrem Durchbruch von einer besondern Wurzelscheide (coleorrhiza) umschlossen. Die wasser- und sumpfbewohnenden Monokotylen (Alisma, Typha, Potamogeton u. a.) entwickeln bei der K. ihre Hauptwurzel wenig oder gar nicht, sondern befestigen sich entsprechend ihren Standortsbedingungen möglichst schnell durch einen Kranz von Wurzelhaaren. Eine stark reduzierte Form des Embryos und der K. besitzen endlich die Orchideen, deren ungegliederter Embryo zu einem knollenartigen Stämmchen heranwächst, an dessen oberm Ende sich ein rudimentärer Kotyledon mit seitlicher Stammknospe entwickelt.

Die Dikotylen (Fig. 2, a, b, c, S. 816) bilden oberirdische, später ergrünende oder im Samen stecken bleibende, unterirdische Kotyledonen (Fig. 3, c, d); im erstern Fall, bei sogen. oberirdischer K. (germinatio epigaea), spielt naturgemäß das Hypokotyl, im zweiten, d. h. bei unterirdischer K. (g. hypogaea, Erdkeimer, Geoblasten), das oberhalb derselben die Stammknospe tragende Glied (Epikotyl) die Hauptrolle. Bei oberirdischer K. (Fig. 2, a) wächst bei der Mehrzahl der Dikotylen zunächst die sich stark entwickelnde Hauptwurzel in senkrechter Richtung aus dem Samen hervor, um die Keimpflanze im Boden zu befestigen; dann beginnt der obere Teil des Hypokotyls nach aufwärts zu wachsen, wobei er gegen die noch im Samen befindlichen Kotyledonen eine bogen- oder schleifenförmige Krümmung (Fig. 2, b) annimmt. Da der Same selbst von Erde bedeckt wird und die Keimblätter meist nur lose in der Samenhaut stecken, so übt das aufwärts wachsende Keimstengelglied einen Zug aus, infolgedessen die Keimblätter aus ihrer Hülle herausgezogen werden, worauf die Geradestreckung des gekrümmten Stengelteiles erfolgen kann (Fig. 2, b, c). Das Hervorziehen der Kotyledonen wird bei vielen Kukurbitazeen (Fig. 4) durch einen einseitig entwickelten Wulst am Hypokotyl (Keimwulst) unterstützt, der sich an den untern Rand der Samenschale anstemmt. Die dikotylen Wasser- und Sumpfpflanzen sowie auch viele Fettpflanzen (Krassu-

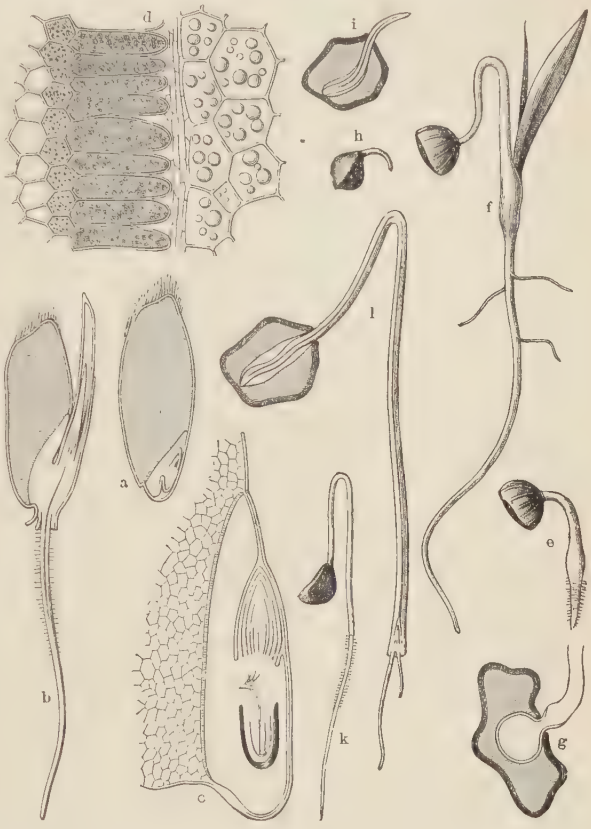


Fig. 1. Keimung von Monokotylen.

a Längsschnitt durch ein Weizenkorn, 4fach vergrößert (α Speichergewebe, ist dunkel schraffiert), b dasselbe nach der Keimung, 4fach vergr. — c Der Keimling mit dem Schildchen im Weizenkorn, 80fach vergr. — d Saugzellen an der Oberfläche des Schildchens im Weizenkorn, 210fach vergr. — e Keimender Same der Tradescantia Virginica, f späteres Entwickelungsstadium. — g Querschnitt durch das knopfförmige, im Speichergewebe eingebettete Ende des Keimblattes, 10fach vergr. — h Keimender Same der Sommerzwiebel (Allium Cepa), natürl. Größe. — i Derselbe im Durchschnitt, etwas vergr. — k Keimling im spätern Entwickelungsstadium, natürl. Größe, l derselbe im Querschnitt, etwas vergr.

lazeen, Kakteen) befestigen sich ähnlich wie die monokotylen Wassergewächse häufig durch einen Kranz von Wurzelhaaren anstatt durch die Keimwurzel. Unterirdische K. (Fig. 3, c u. d), bei der die Kotyledonen im Samen zurückbleiben und ausschließlich als Speicherorgane dienen, tritt bei einer Minderzahl von Dikotylen (z. B. der Kastanie, Walnuß, Mandel, Erbse u. a.) und Gymnospermen (z. B. vielen Cykadazeen) ein. Hier drängt sich bei der K. das epikotyle Stengelglied zwischen den sich verlängernden Stielen der Keimblätter hervor und erhebt sich mit eingekrümmter Spitze (Fig. 3, c) über die Erde. Bisweilen kommt ober- und unterirdische K. bei verschiedenen Arten derselben Gattung, z. B. bei Phaseolus, Rhamnus, Mercurialis u. a., vor. Die Zahl der Keimblätter beschränkt sich übrigens nicht bei allen Dikotylen auf zwei, da einige Gattungen derselben (wie Psittacanthus, Persoonia u. a.) normal 3, 4 oder mehr Kotyledonen entwickeln; eine größere Anzahl derselben zeichnet auch die Abietineen (Fig. 2, d) unter den Gymnospermen aus. Als Abweichung treten bei zahlreichen Dikotylen drei Keimblätter auf. Die Form derselben wechselt bei den verschiedenen Pflanzengruppen mannigfach, doch ist sie im allgemeinen im Vergleich zu den spätern Laubblättern mehr oder weniger reduziert; in einer Reihe von Fällen steht sie mit der Form des Samens im Zusammenhang. Auch lassen sich aus ihrer Gestalt bei verwandten Arten oder Gattungen bisweilen Rückschlüsse auf die Abstammungsverhältnisse der betreffenden Pflanzen ziehen.

Fig. 2. Keimung von Dikotylen und Gymnospermen.
a, b, c Keimung der Buche (Fagus silvatica), mit zwei Keimblättern, die bei b und c in zusammengefaltetem Zustande dargestellt sind. — d Keimung einer Tanne (Abies orientalis), mit acht Keimblättern.

Von den beiden Keimblättern der Dikotylen schlägt bisweilen das eine mehr oder weniger fehl, wie bei Arten von Dentaria, Cyclamen, Pinguicula, Carum bulbocastanum, Corydalis, Ficaria u. a.), oder beide verkümmern mehr oder weniger, wie bei vielen Schmarotzerpflanzen (s. d.). Rudimentäre Keimblätter finden sich auch bei vielen Kakteen, die möglichst schnell die für ihre Ernährung besonders vorteilhaften Fleischteile ausbilden müssen und daher ein stark verdicktes Hypokotyl entwickeln. Bei den sogen. Lebendiggebärenden Pflanzen (s. d.) gelangt der Keimling schon innerhalb der Frucht zu normaler Weiterentwickelung und trennt sich in stark gestrecktem Zustande von derselben ab. Aus der keimenden Wassernuß (Trapa natans), deren steinharte Früchte (Fig. 3, a) mit zwei Paaren kreuzweise gestellter Dornen versehen sind und sich mit den widerhakigen Spitzen derselben im Schlamm festankern, tritt zunächst das Hypokotyl als fadenartiger Körper hervor; von den beiden sehr ungleichen Keimblättern (Fig. 3, b) bleibt das eine als großer, fleischiger Körper in der Nuß stecken, während das zweite in Form einer kleinen Schuppe von dem Hypokotyl hervorgehoben wird; beide Blätter stehen durch einen langen Stiel miteinander in Verbindung, der als direkte Fortsetzung des Keimstengels erscheint; die Hauptwurzel kommt in diesem Falle nicht zur Entwickelung, sondern das Hypokotyl befestigt sich durch Wurzelfasern in der Erde.

Die Samen erlangen im allgemeinen die Keimfähigkeit mit ihrer Reife oder nach einer bei den verschiedenen Arten verschieden langen Ruhezeit. Zumeist keimen die Samen im ersten Jahr am sichersten, in den nächstfolgenden vermindert sich die Keimkraft (ausgedrückt durch die Zahl der keimenden Samen in einer bestimmten ausgesäten Menge) zuerst langsamer, dann sehr rasch. Bei den Getreidearten geschieht dies nach 3—7 Jahren. Trockne Gemüsesamen keimten noch, obgleich sie über 100 Jahre alt waren. Die angebliche K. von Weizenkörnern aus altägyptischen Gräbern (Mumienweizen) ist eine durch absichtliche Täuschung entstandene Fabel. Unter den Kryptogamen hat man die Sporen verschiedener Ustilagineen nach 2—3 Jahren, diejenigen gewisser Marsilia-Arten nach 25—30 Jahren keimfähig gefunden. Samen,

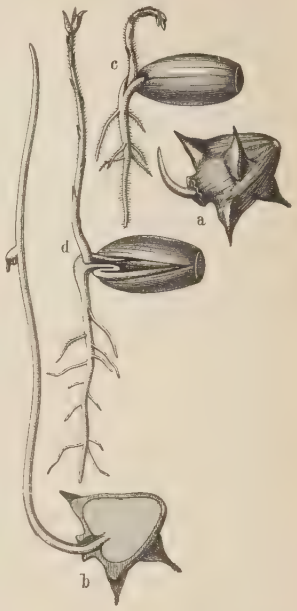


Fig. 3. Besondere Formen der Keimung.
a u. b Keimung der Wassernuß (Trapa natans), ohne Bildung einer Hauptwurzel; a die Nuß mit hervortretender Keimspitze, b späteres Stadium. — c und d Unterirdische Keimung einer Eichenart (Quercus austriaca); c in früherm, d in späterm Zustand.

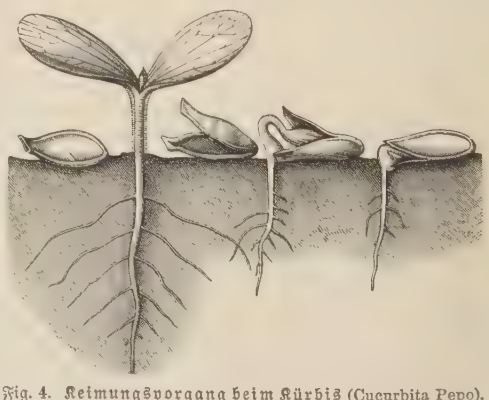


Fig. 4. Keimungsvorgang beim Kürbis (Cucurbita Pepo). Links der ungekeimte Same, weiter rechts die ausgebildete Keimpflanze und die entleerte Samenschale. Daneben zwei verschiedene Keimungszustände mit mehr oder weniger hervortretendem Keimling, dessen Wulst sich an die Samenschale anstemmt.

die in allen Teilen wohlerhalten sind, kann man nicht ansehen, ob sie keimfähig sind oder nicht; es läßt sich dies nur durch den Versuch selbst, die sogen.

Keimprobe, die am besten in einem Keimapparat ausgeführt wird, entscheiden. Gegen schädliche äußere Einflüsse sind die Samen meist widerstandsfähiger als die entwickelte Pflanze. Trockenheit und starke Kälte werden ohne Schaden ertragen, und selbst eine vorübergehende Erwärmung auf über 60° zerstört in vielen Fällen die Keimkraft nicht.

Keimungsbedingungen. Samen und Sporen keimen nur bei Anwesenheit von freiem Sauerstoff, von Wasser und bei einem gewissen Temperaturgrad. Auch schon ein ungenügender Zutritt der atmosphärischen Luft verhindert oder stört die K.; daher rührt es, daß Samen in außerordentlichen Tiefen des Bodens nicht keimen, aber dabei oft ihre Keimfähigkeit behalten und in späterer Zeit nach tieferer Umarbeitung des Bodens aufgehen (ruhende Samen). Bodenproben aus 30 cm Tiefe, die aus 100—150jährigem Buchen- und Eichenwald entnommen wurden, lieferten bei geeigneter Behandlung Keimlinge von Ackerunkräutern und Weidepflanzen, die vor Begründung des Waldes auf dieser Stelle gewachsen waren. Als der 3 m mächtige Abraum von den alten Silberbergwerken bei Laurion in Attika fortgeschafft wurde, keimte hier in großer Menge Silene juvenalis, die heute in Kleinasien, aber nicht in Attika wild wächst. Heldreich nimmt an, daß die Samen seit Einstellung des Betriebes vor 1500—2000 Jahren unter dem Abraum sich keimfähig erhalten haben. Die untere Temperaturgrenze der K. liegt bei den gewöhnlichen Kulturpflanzen zwischen 2 und 8°, ausnahmsweise, z. B. bei Mais, Tabak, Kürbis und Gurke, auch höher (bis 18°), die obere Grenze zwischen 28 und 46°.

Die Keimdauer, d. h. die Zeit, die unter gewöhnlichen günstigen Umständen vergeht von dem Zeitpunkt an, in welchem die Keimungsbedingungen eintreten, bis zum Hervorbrechen des Keimlings aus dem Samen, ist sehr ungleich und wechselt zwischen wenigen Tagen (bei Hirse, Kresse u. a.) bis zu einem (Mandel, Pfirsich u. a.) oder zwei Jahren (Esche, Hainbuche). Die Ernährung des Keimpflänzchens geschieht zuerst ausschließlich auf Kosten der von der Mutterpflanze stammenden, im Samen aufgespeicherten Reservenährstoffe. [S. 816.

Keimungsenergie (Keimkraft), s. Keimung,

Keimwulst, s. Keimung, S. 815.

Kein Mensch muß müssen, Zitat aus Lessings »Nathan der Weise« (1. Akt, 3. Auftritt).

Keiser, Reinhard, Komponist, geb. 9. Jan. 1674 in Teuchern bei Weißenfels, gest. 12. Sept. 1739 in Kopenhagen, brachte schon 1693 eine große Oper, »Basilius«, und 1695 ein Schäferspiel, »Ismene«, in Braunschweig auf die Bühne. 1694 kam er nach Hamburg, wo 1678 eine nationale Oper mit glänzenden Mitteln ins Leben gerufen war, deren Hauptrepräsentant nunmehr, da Kusser um dieselbe Zeit wegging, K. wurde (1703—06, wo Händel in Hamburg weilte, war K. Direktor der Oper). Die Gesamtzahl der Opern Keisers übersteigt 100. K. richtete nun bereits 1700 Abonnementskonzerte ein, die sehr in Blüte kamen, und die er auch 1716 wieder aufnahm. 1719—21 hielt sich K. in Stuttgart auf, 1717 und 1723—28 (als königlicher Kapellmeister) in Kopenhagen, wurde 1728 als Kantor an der Katharinenkirche in Hamburg angestellt, starb aber in Kopenhagen, wo seine Tochter als Sängerin angestellt war. Außer den Opern schrieb K. viel Kirchenwerke (Passionen, Psalmen, Motetten), Oratorien, Kantaten (gedruckt: »Gemütsergötzung«, 1698; »Divertimenti«, 1713; »Musikalische Landlust«, 1714, u. a.). K. war hervorragend begabt für Melodie und dramatischen Ausdruck, ermangelte aber sittlicher Kraft und vermochte den gänzlichen Verfall der Hamburger Oper nicht aufzuhalten. Die Oper »Prinz Jodelet« gab Fr. Zelle neu heraus. Vgl. Lindner, Die erste stehende deutsche Oper (Berl. 1855), wo sich Bruchstücke seiner Opern abgedruckt finden; Chrysander, Reinhard K. (in der »Allgemeinen deutschen Biographie«); Voigt in der »Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft«, 1890; Leichtentritt, Reinhard K. und seine Opern (Berl. 1901).

Keisiten, s. Jemeniten.

Keitelgarn, s. Fischerei, S. 615.

Keith (spr. kiθ), Stadt in Banffshire (Schottland), am Isla, mit schöner kath. Kirche (1831 erbaut), großen Vieh- und Pferdemärkten, Wollwarenfabrikation und (1901) 4753 Einw.

Keith (engl., spr. kiθ), 1) George, gewöhnlich Graf oder Lord Marischal genannt, weil seine Familie die erbliche Marschallswürde von Schottland besaß, geb. 2. April 1693 auf dem Schloß Inverugie bei Peterhead, gest. 25. Mai 1778, diente unter Marlborough, beteiligte sich an den Jakobitenaufständen 1715 und 1719, wurde nach deren Mißlingen geächtet und zum Tode verurteilt, entkam aber und trat in spanische Kriegsdienste. 1747 begab er sich nach Berlin, ward von Friedrich d. Gr., dessen philosophische Grundsätze und literarische Interessen er teilte, 1751 zum Gesandten in Paris, 1754 zum Gouverneur von Neuenburg, 1759 zum Gesandten in Madrid ernannt und erlangte 1759 durch des Königs Vermittelung von der englischen Regierung die Wiedereinsetzung in alle seine Güter und Würden. 1762 nach Neuenburg zurückgekehrt und 1763 nach Potsdam übergesiedelt, starb K. in seinem Landhaus bei Sanssouci als der Letzte seines Hauses. Vgl. d'Alembert, Éloge de Milord Maréchal (Berl. 1779).

2) Jakob (James), preuß. Feldmarschall, Bruder des vorigen, geb. 11. Juni 1696 auf dem Schloß Inverugie in Schottland, gest. 14. Okt. 1758, 1715 an der bewaffneten Erhebung der Anhänger der Stuarts beteiligt, floh er nach der Niederlage der Jakobiten bei Dumlaine 22. Nov. nach Frankreich und trat nach dem zweiten erfolglosen Aufstand 1719 in spanische Kriegsdienste, machte 1726—27 die Belagerung von Gibraltar mit, nahm aber 1728 als Generalmajor russische Dienste. Als Generalleutnant im Türkenkrieg von 1736—39 tätig, zeichnete sich K. bei der Erstürmung von Otschakow aus, entschied den Sieg der Russen bei Wilmanstrand (3. Sept. 1741) über die Schweden und vertrieb diese von den Ålandsinseln. Nach dem Frieden von Åbo (1743) außerordentlicher Gesandter am Hofe von Stockholm, nahm er wegen der Ränke des englischen Gesandten Lord Hyndford 1747 seinen Abschied und ging nach Berlin, wo ihn Friedrich d. Gr. zum Feldmarschall und 1749 zum Gouverneur von Berlin ernannte. Zugleich gehörte er nebst seinem ältern Bruder, Lord Marischal, zu den Vertrauten des Königs. Im Siebenjährigen Kriege focht er als Befehlshaber eines Korps bei Lowositz, Prag und Roßbach, belagerte 1758 Olmütz und leitete den Rückzug des Belagerungstrains. Anfang September Oberbefehlshaber der in Sachsen gegen Daun agierenden Armee geworden, schloß er sich dem König bei Hochkirch an und hatte beim Überfall Dauns 14. Okt. die Österreicher dreimal zurückgetrieben, als ein Schuß in die Brust sein Leben endigte. Friedrich d. Gr. ließ 1786 seine Bildsäule auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufstellen, und ein Verwandter, Sir Murray K., errichtete ihm 1776 in der

Dorfkirche zu Hochkirch ein Marmordenkmal. Seit 1889 heißt das 1. oberschlesische Infanterieregiment Nr. 22 Infanterieregiment K. Vgl. »Memoirs of J. M. K.« (1714—34, Berl. 1789); Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale, 7. Teil (3. Aufl., Leipz. 1873); v. Paczynski-Tenczyn, Lebensbeschreibung des Generalfeldmarschalls K. (2. Aufl., Berl. 1896).

3) Peter Karl Christoph von, Leibpage des Kronprinzen Friedrich (spätern Königs Friedrich d. Gr.) von Preußen, geb. 24. Mai 1711 auf dem väterlichen Gut Poberow in Hinterpommern, gest. 27. Dez. 1756, war mit dem Kronprinzen eng befreundet, wurde deshalb als Leutnant nach Wesel versetzt, unterstützte 1731 von hier aus Friedrichs Fluchtpläne, rettete sich nach deren Entdeckung nach England und trat in portugiesische Dienste, während er in Wesel in effigie gehenkt wurde. Nach Friedrichs Thronbesteigung nach Preußen zurückgekehrt, ward K. Stallmeister, Oberstleutnant und Kurator der Akademie der Wissenschaften, fand sich aber hierdurch nicht genügend belohnt. — Auch sein jüngerer Bruder, Leibpage des Königs, war an den Vorbereitungen zur Flucht in Württemberg 1731 beteiligt. Mit den beiden vorigen Keiths waren diese, obwohl ebenfalls schottischer Herkunft, nicht verwandt.

4) George Elphinstone, Viscount, engl. Admiral, geb. 7. Jan. 1746 in Elphinstone, gest. 10. März 1823, trat während des Siebenjährigen Krieges in den Seedienst und war 1775 bereits zum Kapitän avanciert. Im Kriege gegen Nordamerika 1776—83 leistete er wichtige Dienste, und nach dessen Beendigung wurde er ins Parlament gewählt. Im Kriege gegen Frankreich zeichnete er sich 1793 vor Toulon aus und ward 1794 zum Konteradmiral befördert. 1795 eroberte er als Vizeadmiral die Kapkolonie und segelte sodann nach Indien, wo er Ceylon einnahm. 1797 wurde er nach einem glänzenden Sieg über ein holländisches Geschwader in der Bai von Saldanha zum irischen Peer erhoben. 1801 deckte K. als Admiral die Ausschiffung des Heeres des Lords Abercromby in Ägypten, wofür er zum Peer von Großbritannien mit dem Titel Baron K. ernannt wurde. Von 1803 bis 1807 befehligte K. das Nordseegeschwader und leitete 1815 als Admiral der Kanalflotte die Einschiffung Napoleons I. nach St. Helena. 1814 wurde er zum Viscount K. erhoben. Seine älteste Tochter, Margaret, Baroneß Nairne und K., geb. 12. Juni 1788, gest. 12. Nov. 1867, eine Frau von ungewöhnlicher Bedeutung, Gemahlin des Grafen Flahault (s. d.), wußte ihren Salons in der Zeit der Julidynastie politische Wichtigkeit zu verleihen.

Keithley, s. Keighley.

Keitloa, s. Nashorn.

Keitum, Hauptort der schlesw. Insel Sylt, hat eine alte Kirche, Altertumsmuseum, Strandamt, Düneninspektion, Schiffahrt, Austernfischerei und (1900) 890 evang. Einwohner.

Kejf, s. Kef.

Kéked (Alsó-K., spr. alschó, d. h. Unter-K.), Badeort im ungar. Komitat Abauj-Torna, am Hernád, mit einem Schloß, einer lauen Schwefelquelle von 21° und (1901) 344 magyar. Einwohnern.

Kekenis, Halbinsel, s. Alsen.

Kékes (spr. kékesch), Gipfel des Mátragebirges, s. [Mátra.

Kékkö (spr. kékö), Dorf im ungar. Komitat Neograd, mit alter Burg, die während der Türkenkriege eine große Rolle spielte und jüngst von Graf Károlyi restauriert wurde.

Kekrops (Cecrops), attischer Autochthone, erster König und Begründer der Kultur in Attika, von Gestalt halb Mann, halb Schlange (s. Abbildung), Vater der Aglauros (s. d.), Herse und Pandrosos. Er vereinte angeblich die Urbewohner des Landes in zwölf Gemeinden, baute die Burg Kekropia und führte die Grundlagen der Kultur (Ehe, Eigentumsrecht)

Kekrops (Vasenbild in Palermo).

und den ersten Gottesdienst, namentlich des Zeus und der Athene, ein. Als Poseidon und Athene um den Besitz von Attika stritten und jener das Pferd schuf, diese den ersten Ölbaum pflanzte, entschied K. für die Göttin als Geberin des nützlichern Geschenks.

Kekule von Stradonitz, 1) Friedrich August, Chemiker, geb. 7. Sept. 1829 in Darmstadt, gest. 13. Juli 1896 in Bonn, habilitierte sich 1856 als Privatdozent in Heidelberg, wurde 1858 Professor in Gent und 1865 in Bonn, wo er auch die Direktion des chemischen Instituts übernahm. K. hat durch zahlreiche Untersuchungen namentlich die organische Chemie gefördert, vor allem aber legte er durch seine Arbeit über die Vieratomigkeit des Kohlenstoffs (1858) das Fundament zu den neuen Ansichten über den Aufbau der chemischen Verbindungen. Diese Arbeit gab der organischen Chemie eine neue Richtung und gilt mit Kekules 1865 veröffentlichter Benzoltheorie als das Wichtigste, was auf spekulativem Gebiet für die Chemie in neuester Zeit geleistet wurde. Er schrieb »Lehrbuch der organischen Chemie« (Erlang. 1861—67, 3 Bde.) und »Chemie der Benzolderivate« (das. 1867), beide unvollendet. 1890 übergab eine Vereinigung deutscher chemischer Großindustrieller sein von Angely gemaltes Bildnis der Nationalgalerie in Berlin. Seit 1895 führte er den alten Familiennamen K. von Stradonitz. 1903 wurde ihm in Bonn ein Denkmal (von Everding) errichtet. Sein Bildnis s. Tafel »Chemiker II« (Bd. 3, S. 913).

2) Reinhard, Archäolog, Verwandter des vorigen, geb. 6. März 1839 in Darmstadt, studierte seit 1857 in Erlangen, Göttingen und Berlin, hielt sich 1863—68 in Italien und Griechenland auf, habilitierte sich dann in Bonn, wurde 1869 Konservator des Museums in Wiesbaden und 1870 außerordentlicher, 1873 ordentlicher Professor in Bonn. 1889 wurde er zum Direktor der Abteilung der antiken Skulpturen in dem königlichen Museum zu Berlin ernannt, wo er

zugleich ordentlicher Professor an der Universität ist. 1894 erhielt er den Titel Geheimer Regierungsrat, und 1898 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er schrieb unter anderm: »Hebe, eine archäologische Abhandlung« (Leipz. 1867); »Die Balustrade des Tempels der Athena Nike« (das. 1869); »Die antiken Bildwerke im Theseion« (das. 1869); »Die Gruppe des Künstlers Menelaos in Villa Ludovisi« (das. 1870); »Das akademische Kunstmuseum zu Bonn« (Bonn 1872); »Über die Entstehung der Götterideale der griechischen Kunst« (Stuttg. 1876); »Das Leben Friedr. Gottl. Welckers« (Leipz. 1880); »Über den Kopf des Praxitelischen Hermes« (Stuttg. 1881); »Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon« (das. 1883); »Über eine weibliche Gewandstatue aus der Werkstatt der Parthenongiebelfiguren« (Berl. 1894) und veröffentlichte einige umfangreiche Bilderwerke, wie: »Griechische Tonfiguren aus Tanagra« (Leipz. 1878), »Die antiken Terrakotten«, Bd. 1: Pompeji (mit v. Rohden, das. 1880); Bd. 2: Sizilien (das. 1884); Bd. 3: Die Typen der figürlichen Terrakotten (mit F. Winter, das. 1903); »Die Reliefs an der Balustrade der Athena Nike«, nach neuen Zeichnungen und Entwürfen von Otto (das. 1881); »Ausgewählte griechische Terrakotten im Antiquarium der königlichen Museen in Berlin« (das. 1903).

3) Stephan, Sohn von K. 1), deutscher Staatsrechtslehrer, Genealog und Heraldiker, geb. 1. Mai 1863 in Gent, studierte 1883—84 in Bonn und Straßburg Naturwissenschaften, betrat die militärische Laufbahn und war 1885—89 Artillerieoffizier, studierte 1889—92 von neuem zu Berlin an der Universität und am Seminar für orientalische Sprachen, wurde 1893 Kammergerichtsreferendar, schied jedoch 1897 aus dem Justizdienst und lebt, Rechtsbeistand des fürstlich Schaumburg-lippischen Hauses im lippischen Thronstreit geworden, als Privatgelehrter in Großlichterfelde. Außer seiner philosophischen (1892) und seiner juristischen Dissertation (1894) und zahlreichen Abhandlungen schrieb er: »Die staatsrechtliche Stellung der Grafen zu Dohna am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts« (Berl. 1896); »Untersuchungen zur lippischen Thronfolgefrage« (das. 1897, 3 Hefte); »Über die Akten des Karl Philipp von Unruh« (das. 1899); »Goethe als Genealog« (das. 1900); »Über den gegenwärtigen Stand der Unruh-Frage« (2. Aufl., das. 1904); »Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete des Staatsrechts und der Genealogie« (das. 1905). Sein Hauptwerk ist der »Ahnentafel-Atlas. Ahnentafeln zu 32 Ahnen der Regenten Europas und ihrer Gemahlinnen« (Berl. [1898—1904).

Kekuneöl, s. Aleurites.

Kelá, s. Kiló.

Kelabhäute, Büffelhäute aus dem Sudân, die über Tripolis ausgeführt werden.

Kelaino, eine der sieben Plejaden (s. d.).

Kelâm (arab.), s. Kalâm und Calamus.

Keläna, im Altertum große und blühende Stadt im südlichen Phrygien, an den Quellen des Mäander, hatte ein von Xerxes gebautes festes Schloß, eine königliche Residenz und einen Wildpark, später Eigentum des jüngern Cyrus. Die Geschichte des Marsyas (s. d.) spielt in K.; Ruinen bei Dinêr.

Kelantan (Kalantan), malaiischer Tributärstaat von Siam, an der Ostküste der Halbinsel Malakka, 18,130 qkm mit 65,000 Einw., davon 50,000 Malaien und 15,000 Chinesen. Das Land ist reich an Gold, Zinn und Pfeffer, die nach Singapur ausgeführt werden. — Im September 1902 besuchte der britische Gouverneur von Singapur K., um die Auferlegung von Unterscheidungszöllen zugunsten der Bangkoker Waren abzuwenden; umgekehrt warb der Sultan von K. in Singapur Sikhs für seine Hauptstadt an. Doch zu einer englischen Protektoratserklärung über K. kam es damals nicht.

Kelat (Kalat), Hauptstadt des Chans von K. (s. Belutschistan), 2060 m ü. M., in einer Einsenkung des Kurklekigebirges, hat ein ziemlich rauhes Klima (zwei Monate Schnee, im Februar —3° bis —13°), armselige Befestigungen, enge, schmutzige Straßen, einen großen Basar, ein altes, die Stadt beherrschendes Fort, jetzt Residenz des Chans, mehrere Vorstädte und etwa 14,000 Einw. (Brahui, Hindu, Dehwar, Afghanen). Gewerbe und Handel sind unbedeutend; die Ausfuhr nach Indien betrug 1901: 455,200 Rupien. — Im Anfang dem Großmogul in Dehli untertan, machte sich K. im 18. Jahrh. unabhängig, kam aber bald darauf unter die Herrschaft des persischen Königs Nadir Schah. 1839 eroberten die Engländer die Stadt K. zur Strafe für Raubzüge der Grenzstämme, setzten aber 1841 den rechtmäßigen Herrscher wieder ein und erhielten 1854 durch einen Schutz- und Handelsvertrag das Recht, in beliebige Orte des Landes Garnisonen zu legen. Chodabad Chan wurde 1857 zum Oberhaupt erwählt, 1863 vertrieben, aber 1864 abermals auf den Thron gesetzt. England sandte 1876 1000 Mann zur Schlichtung innerer Streitigkeiten nach Mastung. Im März 1877 wurde ein neuer Vertrag geschlossen, wonach der Chan ein Jahrgeld von 100,000 Rupien (200,000 Mk.) und überdies monatlich 44,000 Mk. zur Verwendung für Wege ꝛc. erhält, wogegen England Truppen in beliebiger Stärke in jede Stadt legen, Befestigungen, Eisenbahnen und Telegraphenlinien anlegen darf. Infolgedessen wurde eine politische »Agentur K.« geschaffen; Quetta sowie die Stadt K. wurden mit je 400 Mann Besatzung belegt und an Wegeknotenpunkten, wie am Fuß des Bolanpasses, Posten und Blockhäuser errichtet. Während des afghanischen Krieges von 1879/80 hielt K. zu England. Seit 1883, wo der Chan von K. die Verwaltung Quettas und des Bolans für immer an England abtrat, hat dieses wachsenden Einfluß auf K. erlangt: die Eisenbahn entlang der Handelsstraße nach Seistan reicht von Quetta schon bis Nushki. Und 1903 übergab der Chan Mir Mahmud die an der obern Sind-Grenze gelegenen Naisarabad-Niabat- und die Mandschuti-Gebiete ebenfalls in britisch-indische Verwaltung gegen eine Jahresrente von rund 160,000 Mk. Vgl. G. T. Tate, Kalat (Kalkutta 1896).

Kelat i Ghildschi (K. i Ghilsai), Festung in Afghanistan, 120 km nordöstlich von Kandahar, im fruchtbaren Tarnak-Tal, auf einzelnem Felsen, an dessen Fuß mehrere Dörfer mit einem Palast, Basar und Niederlagen, in der Umgegend Ruinen alter Türme, Forts ꝛc.; im Krieg mit Afghanistan ein Hauptstützpunkt der Engländer.

Kelbra, Stadt im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Sangerhausen, in der Goldenen Aue, an der Helme, mit Station Berga-K. Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Blankenheim–Münden und Berga-K.–Stolberg-Rottleberode, 170 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen, Amtsgericht, eine große Bierbrauerei, bedeutende Perlmutterknopffabrikation, Steinbrüche und (1900) 2583 evang. Einwohner. Das ehemalige Cistercienser-Nonnenkloster wurde 1215 gegründet und 1525 von den Bauern zerstört. Südöstlich liegt der Kyffhäuser (s. d.) und südlich über der Stadt die Ruinen der Rothenburg (s. d.).

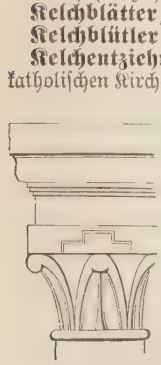
Kelch (lat. Calix), ein Trinkgeschirr in der Form eines umgekehrten, abgekürzten Kegels oder einer Halbkugel (cuppa), mit einem hohen, durch einen Knauf (nodus) gegliederten Schaft und breitem Fuß, der rund oder vieleckig ist oder im Grundriß einen Drei-, Vier- oder Sechspaß bildet. Der K., dessen Form die ältesten Christen von den Juden und Römern übernahmen, ist am üblichsten als Trinkgeschirr bei der Feier des Abendmahls; daher auch die Benennung Abendmahlskelch. Ursprünglich hatte man nur einen K. Als die Gemeinden sich vergrößerten, führte man neben dem Altarkelch, in dem der Geistliche den Wein konsekrierte, noch einen zweiten zur Verteilung des Blutes Christi an die Kommunikanten ein. Diese Kelche waren zur bessern Handhabung mit Henkeln versehen. Anfangs waren sie von Holz, dann von Glas, Ton, Erz, Marmor, Horn, Zinn, Kupfer, Silber oder Gold, bisweilen auch von Onyx und Elfenbein. Gläserne Kelche, zu denen gläserne Patenen, Schalen zum Darbieten des heiligen Brotes und zum Bedecken der Kelche, gehörten, waren im christlichen Altertum am meisten üblich. Die angeblich von Christus beim Abendmahl gebrauchten Kelche aus Glas (der sogen. Gral) und Achat, die in Genua und Valencia aufbewahrt wurden, sind unecht. Schon die ältesten gläsernen Kelche wurden mit Darstellungen (Bildern des guten Hirten) und Ornamenten versehen, noch reicher die aus unedlem und edlem Metall, das noch mit Edelsteinen, Perlen und Email verziert wurde. Später versah man die Kelche auch mit Inschriften, wofür der Tassilokelch (s. d.), der älteste uns erhaltene, ein Beispiel bietet. Im römischen Mittelalter wurden die Kelche mit Brustbildern Christi, der Evangelisten und von Heiligen geschmückt, an deren Stelle später ganze Figuren (z. B. Christus am Kreuz) traten. In der gotischen Epoche wurden Cuppa, Nodus und Fuß reich mit Maß- und Laubwerk und durchbrochenem Ornament überzogen, das noch mit kleinen Figuren belebt wurde. Die Renaissance brachte es zu keiner eigenartigen Ausbildung des Kelches. Nur wurde die Cuppa am Rande ausgeschweift. Dem heiligen Gebrauch wird der K. übergeben durch die Kelchweihe, die bei den Katholiken der Bischof verrichtet; nach der Weihe darf der K. nur von ordinierten Priestern mit bloßen Händen angegriffen werden. Abbildungen s. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 5 u. 11. Vgl. Giefers, Über den Altarkelch (Paderb. 1856).

Kelch (Calyx), ein Teil der Blüte (s. d., S. 86).

Kelchblätter, s. Blüte, S. 86.

Kelchblütler, s. Kalycifloren.

Kelchentziehung nennt man die Sitte der römisch-katholischen Kirche, die Laien vom Genuß des Kelches (s. d.) im Abendmahl auszuschließen und ihnen nur die Kommunion sub una specie (s. d.) zu gestatten. Die Sitte, zu deren Einbürgerung die Furcht, daß von dem geweihten Inhalt des Kelches etwas verschüttet werden möchte, beigetragen hat, die aber auch eine Folge der Erhebung des Priesters über den Laien war, wurde durch den Lehrsatz von der Konkomitanz (s. d.) dogmatisch gerechtfertigt. S. auch Abendmahl und Hussiten.



Kelchkapitell.

Kelchfrüchte, s. Früchte.

Kelchkapitell, aus dem korinthischen Kapitell hervorgegangene, häufig angewendete Kapitellform der mittelalterlichen Baustile (s. vorstehende Abbildung und Tafel »Ornamente I«, Fig. 7).

Kelchkrieg, soviel wie Hussitenkrieg.

Kelchspelzen, Hüllspelzen am Ährchen der Gräser (s. d., S. 239).

Kelchstaubfäden, s. Staubgefäße.

Kelchstreit, der Streit, der wegen des den Laien beim Abendmahl entzogenen Kelches geführt wurde; vgl. Abendmahl und Hussiten.

Keleh, s. Kiló.

Kelemengebirge, Karpathenkette im NO. des Siebenbürgischen Hochlandes, östlich von Bistritz. Gegen S. trennt es die Maros vom Görgényer Gebirge, im NW. grenzt es an das Láposgebirge, im N. an das Borgóer und im O. an die Gyergyóer Gebirge. Es erreicht im Kelemen 2022 m, im Pietrosul 2102 m Höhe.

Kelenföld (magyar., »Kelen-Feld«), Budapester Kolonie im sogen. Kelenföld, einer Ebene am rechten Donauufer, am südlichen Fuß des Blocksberges, ist Knotenpunkt der Staatsbahnlinien nach Raab (Graz), Bruck (Wien), Agram (Fiume) und Fünfkirchen (Essek) und auch Station der Südbahn (Budapest–Pragerhof). Dies zum Budapester Stadtgebiet gehörige Territorium von K. ist Fundort zahlreicher Bittersalzquellen (Hunyady-, Rákóczi-, Franz Josephs-, Elisabeth-Quelle 2c.), und in der Nähe der Bahnanlagen befindet sich der Kurort Elisabeth-Salzbad.

Keleos (Celeus), König zu Eleusis, bei dem Demeter (s. d.), Persephone suchend, einkehrte.

Keleti, 1) Karl, ungar. Statistiker, geb. 18. Juli 1833 in Preßburg, gest. 30. Mai 1892 in Budapest, studierte in Ofen, trat 1849 in die Reihen der Honveds, bekleidete darauf mehrere Jahre verschiedene Ämter, redigierte 1865—66 das »Politische Wochenblatt« des Barons Eötvös, wurde 1867 Sektionsrat des Statistischen Bureaus, an dessen Spitze er seit 1872 als Ministerialrat stand, 1868 Mitglied der ungarischen Akademie. Er veröffentlichte damals ein treffliches Werk über »Kataster und Grundsteuer«. Seine bedeutendsten Schriften, zumeist in ungarischer Sprache, sind: »Amtliche statistische Mitteilungen« (18 Hefte); »Amtliches statistisches Jahrbuch« (1872 ff., 15 Bde.); »Unser Vaterland und dessen Bevölkerung« (1871, 2. Aufl. 1873); »Skizze der Landeskunde Ungarns« (1873, auch deutsch); »Handbuch der praktischen Statistik« (1875); »Rapport sur l'état de l'agriculture en Hongrie« (1878); »Ungarns Nationalitäten auf Grund der Volkszählung des Jahres 1880« (1882); »Ungarn im Weltverkehr. Zur Statistik der Hypothekarschulden in Ungarn« (deutsch, 1885); »Die Ernährungsstatistik der Bevölkerung Ungarns« (deutsch, 1887).

2) Gustav Friedrich, ungar. Maler und Kunstschriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 1834 in Preßburg, gest. Anfang September 1902 in Budapest, widmete sich anfangs juristischen Studien in Pest und Wien und trat als Erzieher in das Haus des ungarischen Unterrichtsministers Eötvös, dessen Geistesrichtung auf seine Entwickelung nachhaltigen Einfluß übte. Seiner Neigung folgend, wandte sich K. darauf der Künstlerlaufbahn zu. Während eines mehrjährigen Aufenthalts an der Kunstakademie in München fand er unter dem Einfluß von Fischbach, Voltz und Schleich seine eignen Wege, die ihn in der Landschaftsmalerei der lyrisch-heroischen Richtung zuführten. Nebenbei versuchte er mit Glück seinen durch wiederholte Reisen geläuterten Kunstanschauungen auch auf literarischem Gebiet in Ungarn Geltung zu verschaffen und dort eine verständnisvollere Kunst-

kritik anzubahnen. 1871 wurden unter seiner Leitung die königlich ungarische Landeszeichenschule und Zeichenlehrerbildungsanstalt, 1880 die königliche Kunstgewerbeschule errichtet, deren Direktor K. wurde. Seit 1884 war er Mitglied der ungarischen Akademie.

Keletron, s. Kastoria.

Kelheim, Bezirksamtsstadt im bayr. Regbez. Niederbayern, in einem lieblichen Talkessel an der Mündung der Altmühl (Ludwigskanal) in die Donau, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Saal-K. und K.-Donauländе, 343 m ü. M., hat eine evangelische und 5 kath. Kirchen, darunter die schöne gotische Pfarrkirche, eine Kapelle (Ottokapelle, auf der Stelle, wo 1231 Herzog Ludwig der Kelheimer ermordet wurde), ein ehemaliges herzogliches Schloß (jetzt Bezirksamt) mit altem Römerturm, Marienſäule, Standbilder der Könige Ludwig I. und Maximilian II. von Bayern, Waldbauschule, Kloster der Armen Schulschwestern, Amtsgericht, 2 Forstämter, Zellulosefabrik, große Steinbrüche (Kelheimer Marmor) und Steinmetzwerkstätten, Bierbrauerei, Handel mit den sogen. Kelheimer (Marmor-) Platten, Holz und Getreide und (1900) 3736 meist kath. Einwohner. — K. wird 843 als Hauptort des Kelsgaues genannt, erhielt 1181 Stadtrecht und war im 12. und 13. Jahrh. bis zur Ermordung des Herzogs Ludwig (1231) Residenz der bayrischen Herzoge. Westlich von K., auf dem Michaelsberg, erhebt sich die dem Andenken an die deutschen Befreiungskriege von 1813—15 gewidmete, nach Gärtners und Klenzes Entwürfen auf Anordnung König Ludwigs I. 1842—63 im griechisch-römischen Stil erbaute Befreiungshalle, ein etwa 66 m hoher Rundbau auf einer dreistufigen Terrasse von 7 m Höhe. Die mit einer Kuppel überwölbte Rotunde hat einen Durchmesser von 55 m und ist außen von 18 Strebepfeilern umgeben, von denen jeder mit der Kolossalstatue einer germanischen Jungfrau gekrönt ist, und denen gegenüber am äußersten Rande der Terrasse 18 Kandelaber stehen. Das ganz mit farbigem Marmor bekleidete Innere enthält 34 Siegesgöttinnen von Schwanthaler, dazwischen, von je zweien gehalten, 17 aus eroberten französischen Geschützen gegossene Bronzeschilde mit den Namen der gewonnenen Schlachten; ferner auf Marmortafeln über den Arkadenbogen 16 Namen deutscher Heerführer und noch weiter oben 18 Namen von eroberten Festungen. Die Erleuchtung geschieht durch eine 9 m weite Lichtöffnung in der reich kassettierten Kuppel. Eine Säulengalerie im Innern gestattet einen prächtigen Überblick, die äußere Galerie eine vortreffliche Fernsicht. Vgl. Pohlig, K. nebst der Befreiungshalle (2. Aufl., Regensb. 1897); Stoll, Geschichte der Stadt K. (Landsh. 1867).

Kelheimer Platten, s. Kelheim.

Kelim, s. Kilim.

Kelingoos, s. Borassus.

Kellberg, Dorf im bayr. Regbez. Niederbayern, Bezirksamt Passau, hat eine uralte kath. Kirche, Papierfabrik, Stahlquelle mit Badeanstalt und (1900) 127 Einw.

Kelle, großer Löffel mit langem Stiel, entweder tief, wie z. B. bei der Suppenkelle, oder in breiter Form, wie bei der Schöpfkelle (zum Abschöpfen des Schaumes bei kochenden Flüssigkeiten), oder in ganz platter Form, wie bei der Fischkelle; Werkzeug der Maurer zum Schöpfen und Anwerfen des Mörtels.

Kelle, Johann, Germanist, geb. 15. März 1829 in Regensburg, lebt in Prag, wo er seit 1857 als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität wirkte, bis er 1899 in den Ruhestand trat. Er veröffentlichte unter anderm: »Otfrids von Weißenburg Evangelienbuch« mit Grammatik und Glossar (Bd. 1—3, Regensb. 1856—81); »Christi Leben und Lehre, besungen von Otfrid. Aus dem Althochdeutschen übersetzt« (Prag 1870); »Die Jesuitengymnasien in Österreich« (das. 1873); »Verbum und Nomen in Notkers Boëthius« (Wien 1885); »Verbum und Nomen in Notkers Capella« (in der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 30, 1886) und »Verbum und Nomen in Notkers Aristoteles« (»Zeitschrift für deutsche Philologie«, Bd. 18, 1886); »Die St. Galler deutschen Schriften und Notker Labeo« (in den Schriften der Bayrischen Akademie, 1888); »Untersuchungen zur Überlieferung, Übersetzung, Grammatik der Psalmen Notkers« (Berl. 1889); »Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zum 13. Jahrhundert« (das. 1892—96, 2 Bde.); »Die Quelle von Ezzos Gesang von den Wundern Christi« (Wien 1893).

Kelleks (Killaak), luftgefüllte Schläuche aus Fellen, deren sich die Assyrer und andre Völker bedienten, um über Flüsse zu setzen, wie dies bereits altassyrische Reliefs darstellen. Noch jetzt dienen durch Ruten verbundene K., auf denen Bretter liegen, zum Warentransport auf dem Euphrat stromabwärts.

Kellen, Johann Philipp van der, Graveur und Kunstschriftsteller, geb. 19. Juli 1831 in Utrecht als Sohn des Graveurs David van der K., lernte bei seinem Vater und wurde 1852 Graveur an der Reichsmünze zu Utrecht. Er führte mehrere Medaillen aus und erwarb sich daneben gründliche Kenntnisse in der Geschichte des Kupferstichs, namentlich des niederländischen, auf Grund deren er Direktor der Kupferstichsammlung des Reichsmuseums in Amsterdam wurde. Er veröffentlichte das große Hauptwerk »Le peintre-graveur hollandais et flamand« (Utrecht 1866), den »Catalogue raisonné d'estampes formant la collection de feu M. de Ridder« (1874) und zahlreiche Artikel über Kupferstichkunde.

Kellenhusen, Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Oldenburg, an der Ostsee, hat ein Seebad und (1900) 290 Einw.

Keller, der ganz oder teilweise unter der Erdoberfläche selbständig oder unter einem Bauwerk angelegte Raum, der zur Aufbewahrung von Vorräten, auch zur Verrichtung häuslicher Arbeiten, wie Kochen, Waschen ꝛc., sowie, besonders in großen Städten, leider noch vielfach zu Wohnungen und Läden benutzt wird (vgl. Wohnhaus). Die normale Kellerwärme entspricht der herrschenden Bodentemperatur, die gewöhnlich nur geringen Schwankungen unterliegt. Je tiefer der K. ist, um so leichter läßt sich diese Temperatur bewahren, weshalb man z. B. Eiskeller in der Regel tief anlegt. Oberirdische K. bedeckt man mit einer Erdschüttung und beschattet letztere mit Sträuchern oder Bäumen. Der Zutritt zu einem solchen K. muß durch einen möglichst langen, mit doppelten Türen verschlossenen Gang erfolgen. Dasselbe gilt für K., die in einen Abhang hineingebaut sind, z. B. für Felsenkeller. Die Tiefe eines Kellers muß sich nach dem Stande des Grundwassers richten; reicht der K. in das Grundwasser, so kann man ihn durch geeignete Isolierungen (Zementbeton oder umgekehrte, in Zementmörtel gemauerte Gewölbe, die mit doppelten Dachsteinschichten in Zement abgepflastert werden, u. dgl. m.) trocken halten. Die Decken der K. pflegen gewölbt, die Fußböden massiv hergestellt zu werden. Die Erleuchtung erfolgt bei unterirdischen, nicht überbauten Kellern durch Rohglasplatten, bei überbauten

Kellern durch Lichtschächte oder Kellerkränze, d. h. vor der Gebäudefront in das Erdreich eingetiefte, massiv umschlossene und wohl auch mit Gittern abgedeckte Gruben, die die Anlage seitlicher Kellerfenster gestatten. Muß der K. von außen zugänglich gemacht werden, so erfolgt dies durch Falltüren oder Kellerhälse, d. h. überbauten über der Kellertreppe, die beim Betreten des Kellers das Eindringen von Regen ꝛc. verhindern. — In Bayern heißen K. die mit den außerhalb der Stadt belegenen großen Bierkellern der Brauereien verbundenen Schankwirtschaften (Kellerwirtschaften). Im Sommer werden daselbst große Volks- und Bierfeste (Kellerfeste) veranstaltet. Über Eiskeller s. Eis; über Milchkeller s. Milch.

Keller (Kellerer, lat. Cellarius), soviel wie Kellner, Kellermeister; Beamter, der die herrschaftlichen Gefälle an Wein, Früchten ꝛc. erhebt und verrechnet; auch soviel wie Rentbeamter überhaupt. Vgl. Kellerei.

Keller, 1) Johann Balthasar, Goldschmied und Erzgießer, geb. 1638 in Zürich, gest. 1702 in Paris, hatte bereits vortreffliche Werke in getriebener Arbeit verfertigt, als er nach Paris ging und sich dort ausschließlich der Gießerkunst widmete. Er lieferte außer einer Menge von Mörsern und Kanonen Statuen für die Gärten von Versailles und eine 6,5 m hohe Reiterstatue Ludwigs XIV. nach Girardons Modell zum erstenmal aus Einem Guß. Auch sein Bruder Johann Jakob (geb. 1635, gest. 1700 in Kolmar) war ein geschickter Erzgießer.

2) Friedrich Ludwig K. vom Steinbock, schweizer. Rechtsgelehrter, geb. 17. Okt. 1799 in Zürich, gest. 11. Sept 1860 in Berlin, folgte 1825 einem Ruf als Professor des Zivilrechts an das politische Institut in Zürich und ward daselbst Amtsrichter, 1831 Präsident des Obergerichts und Mitglied des Erziehungsrats. 1830 in den Großen Rat gewählt, war er 1832 und 1834 dessen Präsident. Zu wiederholten Malen vertrat K. seinen Kanton auf der eidgenössischen Tagsatzung und beteiligte sich in dieser Eigenschaft wesentlich an den Arbeiten für die Bundesreform (1833) und das Militärstraf- und Prozeßgesetzbuch (1837). In Anerkennung der letztern Arbeit wurde er zum Obersten und Chef des eidgenössischen Justizstabs ernannt. 1843 ging er als Professor der Rechte nach Halle, 1847 in gleicher Eigenschaft als Puchtas Nachfolger nach Berlin. Früher der liberalen Richtung zugetan, huldigte er später dem entschiedensten Konservativismus und war als Mitglied der preußischen Zweiten Kammer sowie des Erfurter Parlaments ein Hauptwortführer der reaktionären Partei. Nach seiner Erhebung in den Adelstand ward er ins Herrenhaus berufen. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch Neubelebung der Wissenschaft des römischen Prozeßrechts. Hierher gehören seine Werke: »Über Litiskontestation und Urteil« (Zürich 1827) und »Der römische Zivilprozeß und die Aktionen« (Leipz. 1852; 6. Aufl. von A. Wach, 1883). Als tüchtigen Philologen bekunden ihn seine »Semestria ad M. T. Ciceronem« (Zürich 1842—51, Bd. 1). Noch schrieb er: »Monatschronik der Züricher Rechtspflege« (Zürich 1833—38, 12 Bde.) und »Die Baseler Teilungssache« (das. 1833). Seine Vorlesungen über Pandekten gab Friedberg (Leipz. 1861) und in 2. Auflage Lewis (das. 1867, 2 Bde.) heraus.

3) Ferdinand, Altertumsforscher, geb. 24. Dez. 1800 im Schloß zu Marthalen (Zürich), gest. 21. Juli 1881 in Zürich, studierte in Zürich, Lausanne u. Paris Theologie und Naturwissenschaften und wurde 1831 Lehrer an dem Technischen Institut in Zürich und Aktuar der Naturforschenden Gesellschaft. Als solcher veröffentlichte er mehrere Arbeiten über die Karrenfelder, die Eishöhlen und Windlöcher in den Alpen ꝛc. Die Entdeckung und Untersuchung der Grabhügel im Burghölzli, Denkmäler, die bis dahin unbeachtet geblieben waren, führten zur Gründung der Antiquarischen Gesellschaft, deren Präsidium K. 40 Jahre führte, und des Museums, das unter Kellers Leitung in kurzer Zeit zu großer Bedeutung heranwuchs. Er erforschte die Trümmerstätten römischer Gebäude in allen Teilen der Schweiz und bemühte sich, eine Übersicht der keltischen und alemannischen Altertümer des Landes zu gewinnen. Im Winter 1853/54 entdeckte K. zu Obermeilen am Züricher See den ersten Pfahlbau, bereiste daraufhin alle bisher vermuteten oder bekannt gewordenen Seestationen und lieferte acht Berichte über Pfahlbauten in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft ꝛc. Außerdem veröffentlichte er: »Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahr 820« (Zürich 1844) und eine archäologische Karte der Ostschweiz (das. 1874). Vgl. Meyer v. Knonau, Lebensabriß von F. K. (Zürich 1882).

4) Augustin, schweizer. Staatsmann, geb. 11. Nov. 1805 zu Sarmenstorf im Kanton Aargau, gest. 8. Jan. 1883 in Lenzburg, wurde für den geistlichen Stand erzogen, widmete sich aber 1826—30 in München, Breslau und Berlin dem Studium der Philologie und Philosophie und gehörte der deutschen Burschenschaft an, wurde 1831 Professor am Gymnasium in Luzern, 1834 Direktor des aargauischen Lehrerseminars in Wettingen. Außerdem war er Mitglied des Großen Rates und wiederholt Tagsatzungsgesandter seines Kantons und tat sich durch Bekämpfung der Jesuiten und des Ultramontanismus hervor. Auf seinen Antrag wurden nach heftigem Widerstand 1841 die Mönchsklöster im Aargau aufgehoben; er stellte auch 1844 bei der Tagsatzung den Antrag auf Ausweisung der Jesuiten, der jedoch erst 1847 durchging. 1856 wurde er in den aargauischen Regierungsrat gewählt und versah das Amt eines Erziehungsdirektors und Präsidenten des katholischen Kirchenrates. Gleichzeitig vertrat er seinen Kanton zuerst im Ständerat (1848/49), dann im Nationalrat (1854—1866), seit 1866 wieder im Ständerat und war wiederholt Vorsitzender der einen wie der andern Versammlung. 1869 eröffnete er den Kampf der Baseler Diözesanstände gegen den Bischof Lachat durch sein Buch über die am Priesterseminar Solothurn eingeführte Moraltheologie des Paters Gury (2. Aufl., Aarau 1870), stellte sich 1870 an die Spitze der altkatholischen Bewegung in der Schweiz und wurde 1875 Präsident des Synodalrates der schweizerischen christkatholischen Kirche. 1881 zog er sich von allen Ämtern zurück. Nach seinem Tod erschien ein Band von ihm verfaßter Gedichte (Frauenfeld 1889). Vgl. Hunziker, Augustin K., ein Lebensbild (Aarau 1883); Herzog, Aphorismen aus A. Kellers pädagogischen Schriften (das. 1883).

5) Joseph, Kupferstecher, geb. 31. März 1811 in Linz am Rhein, gest. 30. Mai 1873 in Düsseldorf, ging nach Bonn in die Schulgen-Bettendorffsche Kupferdruckerei und 1835 nach Düsseldorf, wo sich besonders Jul. Hübner seiner annahm, unter dessen Beirat er einen Stich nach Hübners Rasendem Roland ausführte. Nach dem Tode Thelotts wurde K. 1839 zuerst provisorisch als Lehrer der Kupferstecherkunst an der Kunstakademie in Düsseldorf angestellt; 1846 wurde er Professor und bildete eine Anzahl Schüler. 1841 erhielt er vom Kunstverein für die Rheinlande

und Westfalen den Auftrag, Raffaels Disputa zu stechen, und ging noch in demselben Jahre nach Rom, um dort eine große Zeichnung nach Raffaels Fresko zu fertigen. 1844 nach Düsseldorf zurückgekehrt, begann er, nach Vollendung eines großen Stiches von Raffaels heiliger Dreifaltigkeit in Perugia, seine Arbeit, neben der jedoch noch eine Reihe größerer und kleinerer Platten, so eine Himmelskönigin nach Deger, eine Mater dolorosa nach demselben, der Heiland im Grabe nach Ary Scheffer u. a., fertig wurde. Die Disputa ist Kellers Hauptwerk, worin sich Sorgfalt des Stichels und malerische Weichheit in gleicher Weise geltend machen. Sodann ging K. an den Stich der Sixtinischen Madonna von Raffael, wozu er eine von Schurig in Dresden hergestellte, von ihm selbst überarbeitete Zeichnung benutzte. Macht sich in den frühern Arbeiten Kellers noch die Manier des Kartonstiches geltend, so ist sie bei der Sixtinischen Madonna ganz abgestreift; bei ihr ist jedoch die zu große Weichheit und Unbestimmtheit der Formengebung zu tadeln, so daß der Stich hinter F. Müller und Mandel zurücksteht.

6) Adelbert von, Germanist und Romanist, geb. 5. Juli 1812 zu Pleidelsheim in Württemberg, gest. 13. März 1883, studierte in Tübingen Theologie, wandte sich aber zugleich unter Uhlands Leitung mittelalterlichen Sprachstudien zu. Als Frucht eines 13monatigen Aufenthalts in Paris erschien: »Li Romans des sept sages« (Tübing. 1836). Im Herbst 1835 habilitierte sich K. als Privatdozent der germanischen und romanischen Literatur in Tübingen, wo er von 1837—41 auch das Amt eines Unterbibliothekars der Universität bekleidete. In dieser Zeit gab er heraus: »Altfranzösische Sagen« (2. Aufl., Heilbr. 1876), veranstaltete mit Notter eine deutsche Ausgabe sämtlicher Romane des Cervantes (Stuttg. 1838—1842, 12 Bde.), edierte den »Romancero del Cid« (das. 1840) und »Zwei Fabliaux« (das. 1840) und übersetzte außer anderm die »Gudrun« (das. 1840). Aus Gesundheitsrücksichten ging er 1840 nach Italien, wo er in Rom und Venedig die bedeutendsten Bibliotheken durchforschte. Eine reiche Ausbeute von schätzbaren Beiträgen zur Geschichte mittelalterlicher Dichtung veröffentlichte er in seiner »Römvart« (Mannh. 1844). Nach seiner Rückkehr zum außerordentlichen, 1844 zum ordentlichen Professor und zugleich zum Oberbibliothekar ernannt, gab er heraus: »Diokletians Leben« von Bühel (Quedlinb. 1841); die »Gesta Romanorum« (Stuttg. 1842); mit Rapp eine Übersetzung Shakespeares (Stuttg. 1843—46); »Altdeutsche Gedichte« (Tübing. 1846); »Alte gute Schwänke« (2. Aufl., Heilbr. 1846); »Lieder Heinrichs von Württemberg« (Tübing. 1849); »Lieder Guillems von Burgunden« (Mitau 1849); »Meister Altswerts Werke« (mit Holland, Stuttg. 1850); »Italienischer Novellenschatz« (Leipz. 1851—52, 6 Bde.) und »Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert« (Stuttg. 1853—1858, 4 Bde.). 1850 legte er seine Stelle als Oberbibliothekar nieder; dagegen ward er 1849 Präsident des »Literarischen Vereins« (s. d.) in Stuttgart und widmete seitdem seine literarische Tätigkeit vorzugsweise den Schriften des Vereins, für den er den »Simplizissimus« (1854—62, 4 Bde.), Ayrers »Dramen« (1864—65, 5 Bde.), »Das deutsche Heldenbuch« (1867), »Hans Sachs« (Bd. 1—13, 1870—81), »A. Tüngers Facetiae« (1875), Widmanns Werk »Fausts Leben« (1881) und »Das Nibelungenlied nach der Piaristenhandschrift« (1880) zum Druck beförderte. Noch ist seine Schrift »Uhland als Dramatiker, mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt« (Stuttg. 1877) zu erwähnen. Vgl. H. Fischer, Nekrolog für Adelbert v. K. (Berl. 1884).

7) Friedrich Gottlob, Techniker, geb. 27. Juni 1816 in Hainichen bei Chemnitz, gest. 8. Sept. 1895 in Krippen bei Schandau, erlernte die Weberei, erhielt 1843 bei seinen Versuchen, Papier aus Holz herzustellen, eine brauchbare Masse durch Schleifen von Holz auf einem nassen Schleifstein und erwarb 1845 zur Ausbeutung dieser Erfindung eine Papiermühle in Kühnheide im Erzgebirge, sah sich aber genötigt, seine Erfindung für 700 Tlr. an Völter, den Direktor der Bautzener Papierfabrik, zu verkaufen. Er lebte seitdem in Krippen.

8) Gottfried, hervorragender Dichter, geb. 19. Juli 1819 in Zürich, gest. daselbst 16. Juli 1890, widmete sich zuerst der Landschaftsmalerei und verweilte zu seiner künstlerischen Ausbildung 1840—42 in München; von bitterer Not gezwungen, kehrte er in die Heimat zurück, wo er sich bald darüber klar wurde, daß er mehr zur Poesie als zur Malerei begabt war. Die erste Sammlung seiner »Gedichte« (Heidelb. 1846) fand den Beifall berufenster Kenner, wie Varnhagen, und mit Hilfe eines Züricher Staatsstipendiums konnte K. 1848 für mehrere Jahre nach Heidelberg gehen, um an der Universität und im Verkehr mit Ludwig Feuerbach, Hermann Hettner u. a. seine Bildung zu ergänzen und zu vollenden. 1850 zog er nach Berlin, zunächst um seine Kenntnis des Theaters zu bereichern, denn er wollte Dramatiker werden. Er blieb daselbst bis Dezember 1855, gewann allerdings viel Einsicht in die dramatische Kunst, vollendete aber keinen seiner dramatischen Entwürfe; dagegen gelangen ihm zahlreiche lyrische Erzeugnisse, die er in einer zweiten Sammlung: »Neue Gedichte« (Braunschw. 1851), vereinigte, und vor allem der große autobiographische Roman: »Der grüne Heinrich« (das. 1854—55, 4 Bde.; neue Bearbeitung, Stuttg. 1879—80), mit dem er sich in die vorderste Reihe der deutschen Dichter stellte. Er hat darin die Geschichte seines eignen Irrtums in der Berufswahl sowie seiner künstlerischen und religiösen Entwickelung in ungemein gedankenreicher Weise und poetischer Fülle dargestellt. Bald darauf erschien der erste Band seiner Erzählungen »Die Leute von Seldwyla« (Braunschw. 1856; mit den Meisterstücken: »Romeo und Julia auf dem Dorfe«, »Die drei gerechten Kammacher«), die wegen der Anmut ihres Humors, der Tiefe ihrer Poesie und der Kraft der Gestaltung die Bewunderung aller Einsichtigen errangen, aber nur sehr langsam den Weg zum großen Publikum fanden. 1861 wurde K. zum ersten Staatsschreiber des Kantons Zürich ernannt und blieb es bis 1876 in so reger amtlicher Tätigkeit, daß ihm dichterisches Schaffen kaum möglich war. Erst nach seinem Rücktritt konnte er alte und neue poetische Pläne ausführen, und nun erst kam die Blütezeit seines literarischen Ruhmes. Noch kurz vorher waren die reich vermehrte 2. Auflage seiner »Leute von Seldwyla« (Stuttg. 1873—74, 4 Bde.; 36. Aufl. 1904) sowie die höchst anmutigen und geistvoll heitern »Sieben Legenden« (das. 1872, 28. Aufl. 1903) erschienen, in denen ein ganz neuer Ton der Ironie gegen die Kirche angeschlagen war. Nun schrieb K. die oben erwähnte Neubearbeitung seines »Grünen Heinrich« (29. Aufl. 1903), dessen erster tragischer Schluß einem tröstlichern, kontemplativen Ende weichen mußte (vgl. Leppmann, G. Kellers »Grüner Heinrich« von 1854/55 u. 1879/80, Berliner Diss., 1902), und eine neue Sammlung: »Züricher Novellen« (Stuttg. 1878, 2 Bde.; 32. Aufl. 1903), darin

die Meisterwerke: »Der Landvogt von Greifensee« und »Das Fähnlein der sieben Aufrechten«. In dem folgenden Novellenzyklus »Das Sinngedicht« (Berl. 1882, 28. Aufl. 1903) fand jene lebensfreudige Gesinnung des Dichters, die allen seinen Werken eigentümlich ist, erhöhten Ausdruck; und gegen die unerfreulichen Auswüchse der Zeit schwang er die Geißel des satirischen Humors in dem Roman »Martin Salander« (das. 1886, 24. Aufl. 1903), der sich durch Klarheit der Komposition und Schönheit der Gestaltung auszeichnet. Eine mit den im Laufe der Jahre entstandenen neuen Versen vermehrte Ausgabe seiner Lyrik veranstaltete K. in den »Gesammelten Gedichten« (Berl. 1883; 17. Aufl. 1903, 2 Bde.); hier erschien er als ein männlich herber, zur Satire geneigter, aber inniger Sänger ganz eigner Art. Kellers Poesie wurzelt tief im heimisch schweizerischen Volkscharakter, den er stets mit glühender Liebe umfaßte, auch seine Sprache behielt die schweizerische Färbung bei. Er ist ausgezeichnet durch echt männliche ideale Gesinnung, kernigen Humor, anschauliche und originelle Phantasie und durch ein großartiges Darstellungsvermögen. Als epischer Dichter gehört er zu den ersten Meistern des Jahrhunderts. Sein Bildnis s. Tafel »Deutsche Klassiker des 19. Jahrhunderts« (in Band 11). Die Ausgabe seiner »Gesammelten Werke« (Berl. 1889—90, 10 Bde.; seitdem mehrfach aufgelegt, zuletzt Stuttg. 1904), besorgte K. noch selbst. Nach seinem Tod erschienen: »Nachgelassene Schriften und Dichtungen« (Berl. 1893) und »Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher«, herausgegeben von Jakob Bächtold (Berl. 1892—96, 3 Bde. in mehreren Auflagen; dazu als Nachtrag die »Gottfried Keller-Bibliographie«, das. 1897; kleine Ausgabe der Biographie, ohne die Briefe und Tagebücher, das. 1898); den »Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried K.« veröffentlichte Köster (das. 1904). Vgl. F. Th. Vischer, Altes und Neues, Heft 2 (Stuttg. 1881); Brahm, Gottfried K. (Leipz. 1883); Brenning, Gottfried K. nach seinem Leben und Dichten (Brem. 1891); Kambli, Gottfried K. nach seiner Stellung zu Religion und Christentum ꝛc. (St. Gallen 1892); Frey, Erinnerungen an Gottfried K. (2. Aufl., Leipz. 1893); Brun, Gottfried K. als Maler (Zürich 1894); E. v. Berlepsch, Gottfried K. als Maler (Leipz. 1894); H. v. Treitschke in Bd. 4 seiner »Historischen und politischen Aufsätze« (das. 1897); A. Köster, Gottfried K., sieben Vorlesungen (das. 1899); F. Baldensperger, G. K., sa vie et ses œuvres (Par. 1899); Ricarda Huch, Gottfried K. (6. Aufl., Berl. 1904).

9) Emile, franz. Politiker, geb. 8. Okt. 1828 in Belfort, trat 1857 als Regierungskandidat in den Gesetzgebenden Körper. Als französierter klerikaler Elsässer tat er sich 1870 beim Ausbruch des Krieges durch seinen Preußenhaß hervor, errichtete und befehligte das erste elsässische Freikorps und protestierte als Deputierter des Oberrheins in der Nationalversammlung zu Bordeaux gegen die Abtretung Elsaß-Lothringens. Nach der Niederlegung seines Mandats von neuem in Belfort gewählt, war er einer der Führer der klerikal-legitimistischen Partei in der Nationalversammlung. 1876 wurde er von Belfort in die Deputiertenkammer gewählt. Außer einigen Broschüren über die Enzyklika (1860 u. 1865) schrieb er: »Histoire de France« (Par. 1858, 2 Bde.; 9. Aufl., Tours 1894); »Le général de La Moricière, sa vie militaire, politique et religieuse« (1873, 2 Bde.; neue Ausg. 1891); »Les congrégations religieuses en France« (Tours 1880) u. a.

10) Gerard, niederländ. Schriftsteller, geb. 13. Febr. 1829 in Gouda, gest. im Januar 1899 in Arnheim, wurde im Haag gebildet, ward 1850 Stenograph der Generalstaaten und übernahm 1864 die Redaktion des »Arnhemsche Courant«. Von seinen Arbeiten nennen wir vor allen die weitverbreiteten Reisebilder: »Een zomer in het noorden« (Arnh. 1861); »Een zomer in het zuiden« (das. 1864); »Het belegerde Parijs« (das. 1871) und »Het vermoorde Parijs« (das. 1872); »Weenen. Bezoek aan Wilhelmshöhe, Dresden, Praag etc.« (das. 1873); »Waldeck in vogelvlucht« (Haarl. 1879); »Europa in al zijn heerlijkheid geschetst« (Rotterd. 1877—80) und »Amerika in beeld en schrift« (das. 1887). Auch schrieb er zahlreiche Novellen (gesammelt, Haag 1881, 5 Bde.), darunter »Van huis« (1867, 2 Bde.; deutsch von Glaser, Braunschw. 1868) und »Overkompleet« (1871; deutsch: »Der Herr Geheimrat«, von Glaser); ferner »Onze Minister« (1883); »Flikkerende vlammen« (1884) und »Nemesis« (1885). Daneben war K. als Redakteur der »Kunstkroniek« auf dem Gebiete der niederländischen Kunstgeschichte tätig und trat auch als beliebter Jugendschriftsteller auf sowie als Dramatiker mit den Lustspielen: »De dochter van den barbier« (Arnh. 1878), »Het blauwe lint« (Haag 1881), »Het gevaarlijk nichtje« (Haarl. 1884) u. a. Jan ten Brink beschrieb sein Leben.

11) Otto, klassischer Philolog, Sohn von K. 6), geb. 28. Mai 1838 in Tübingen, studierte daselbst und in Bonn, war seit 1861 als Lehrer in Württemberg tätig, bereiste Griechenland und Italien und ward 1866 Rektor des Lyzeums in Öhringen, 1872 Professor der klassischen Philologie in Freiburg, 1876 in Graz und 1882 an der deutschen Universität Prag. Er lieferte zu Horaz eine kritische Ausgabe (mit Holder, Leipz. 1867—70, 2 Bde.; 2. Aufl. 1899), »Epilegomena zu Horaz« (das. 1879—80, 3 Bde.), eine Schulausgabe (mit Häußner, das. 1885; 3. Aufl. 1904), eine Übersetzung der »Briefe« im Versmaß der Urschrift (nach Bacmeisters Manuskript, das. 1891) und eine Ausgabe der »Pseudoacronis scholia in Horatium vetustiora« (das. 1902—04, 2 Bde.). Zur alten Naturgeschichte veröffentlichte er: »Rerum naturalium scriptores graeci minores« (Bd. 1, Leipz. 1877); »Tiere des klassischen Altertums« (Innsbr. 1887); »Tier- und Pflanzenbilder auf Münzen und Gemmen des klassischen Altertums« (mit Imhoof-Blumer, Leipz. 1889). Sonst veröffentlichte er: »Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Fabel« (das. 1862); »Vicus Aurelii oder Öhringen zur Zeit der Römer« (Bonn 1871); »Die Entdeckung Ilions zu Hissarlik« (Freiburg 1875); »Der Saturnische Vers« (zwei Abhandlungen, Leipz. 1883 u. 1886); »Xenophontis Historia graeca« (kleine Ausg., das. 1887; große 1890); »Lateinische Volksetymologie und Verwandtes« (das. 1891); »Zur lateinischen Sprachgeschichte« (das. 1893—95, 2 Bde.). Auch gab er Bacmeisters »Keltische Briefe« heraus (Straßb. 1874).

12) Ferdinand, Maler, geb. 5. Aug. 1842 in Karlsruhe, besuchte das Lyzeum daselbst, folgte jedoch 1857 seinem Vater Joseph K. (geb. 1804, gest. 1877) und Bruder Franz K. (s. unten), die als Ingenieure zu Straßen- und Brückenbauten nach Brasilien berufen worden waren. Hier sammelte K. eine große Anzahl Naturstudien in den tropischen Wäldern. 1862 nach Karlsruhe zurückgekehrt, bildete er sich an der dortigen Kunstschule unter J. W. Schirmers Leitung weiter aus. Seit 1864 lernte er bei Canon die Figurenmalerei, ohne jedoch der Landschaft

ganz untreu zu werden. Sodann besuchte er vier Winter lang Italien, besonders Rom. Nachdem er mit einem Geschichtsbild: Tod Philipps II. von Spanien, auf der Pariser Weltausstellung von 1867 aufgetreten, folgten kleinere Bilder: der Alchimist, die moderne Diana, ferner größere Landschaften: brasilischer Urwald ꝛc., auch viele Bildnisse, sodann Nero beim Brande Roms, wodurch er auf der Wiener Weltausstellung 1873 die Medaille für Kunst erwarb. Allgemein bekannt wurde sein Name durch die Konkurrenz für den neuen Theatervorhang in Dresden, bei der er für seine Skizze den Preis gewann. Der ausgeführte Vorhang zeigt die geflügelte Phantasie mit den Künsten des Dramas und der Musik (1876). K. versuchte sich auch im Fresko; nachdem er schon um 1870 in der Jesuitenkirche zu Heidelberg eine Himmelfahrt Mariä a fresco gemalt, führte er im Sommer 1875 ein Wandgemälde: die Vertreter der Kunst und der Wissenschaft im Altertum, in einem neuen Staatsgebäude seiner Vaterstadt aus. Seine spätern Werke: Sieg des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden bei Salankemen (Kunsthalle in Karlsruhe), Hero findet die Leiche des Leander (1880, Akademie zu Wien), die Gründung der Universität Heidelberg in der Aula daselbst, mehrere dekorative Arbeiten für Privathäuser in Karlsruhe und vornehmlich seine figurenreiche Apotheose Kaiser Wilhelms des Siegreichen (1888, in der Berliner Nationalgalerie), der 1890 eine Apotheose Kaiser Friedrichs folgte, kennzeichnen ihn als einen der hervorragendsten Vertreter des modernen Kolorismus. In neuester Zeit hat er besonders die Bildnismalerei mit glänzendem Erfolg und auch wieder die Landschaftsmalerei (In Arkadien, Hain des Poseidon, Seufzerallee, Böcklins Grab) gepflegt. Er ist Professor an der Kunstakademie in Karlsruhe. — Sein Bruder Franz K.-Leuzinger, geb. 30. Aug. 1835, gest. 19. Juli 1890 in München, veröffentlichte nach seiner Rückkehr die illustrierte Reisebeschreibung »Vom Amazonas und Madeira« (Stuttg. 1874) und war dann hauptsächlich auf kunstgewerblichem Gebiet und als Illustrator tätig.

13) Albert, Maler, geb. 27. April 1844 in Gais (Kanton Appenzell), kam frühzeitig nach München, wo er auf der dortigen Universität anfangs Philosophie und später die Rechte studierte, bis seine Neigung für die Malerei zum Durchbruch kam. Er lernte zuerst bei Lenbach und dann bei A. v. Ramberg und bildete sich weiter auf Studienreisen nach Italien, Frankreich, England und den Niederlanden. Nachdem er mit einem Bild: Audienz bei Ludwig XV., debütiert hatte, malte er eine Zeitlang Gruppen und weibliche Einzelfiguren aus der modernen Gesellschaft. 1882 begab er sich zu neuen Studien nach Paris, wo er Bilder aus dem antiken Leben in reicher architektonischer Umgebung malte. Alle diese Schöpfungen wurden übertroffen durch ein 1886 vollendetes Gemälde: Auferweckung von Jairi Töchterlein durch Christus, in dem K. eine realistische Schilderung des biblischen Vorganges auf geschichtlich-archäologischer Grundlage gab (jetzt in der Neuen Pinakothek zu München). Neben mehreren durch geistvolle Auffassung und feine Tonstimmung ausgezeichneten Bildnissen und einem Bild aus römischer Zeit: Faustina im Tempel der Juno zu Präneste, entstand bis 1888 noch ein figurenreiches Gemälde aus dem mittelalterlichen Volksleben: der Hexenschlaf, die Hypnotisierung eines auf dem brennenden Scheiterhaufen stehenden Mädchens. Seitdem wendete er sich mit besonderm Eifer der Darstellung von Lichtwirkungen jeglicher Art mit dem ganzen Aufgebot einer großen koloristischen Virtuosität zu. Er erprobte sie nicht bloß an genrehaften Motiven, sondern auch an Bildnissen und religiösen Stoffen, wobei er sich zuletzt in Skizzenhaftigkeit verlor. Seine Hauptwerke dieser Gruppe sind: Nach dem Diner, die Übergabe der Überreste des Generals Latour d'Auvergne an die französischen Kommissare (1890), die Somnambule (1891), die heilige Julia am Kreuz (1892), die Kreuzigung Christi und Mondschein (1894, nacktes Mädchen am Kreuz), das Glück (1896), Schlangenbeschwörung (1897), das Urteil des Paris (1898), Trio, Herodias (1899) und Vision (1901). Er ist königlicher Professor und besitzt die erste Medaille der Münchener und die große goldene Medaille der Berliner Kunstausstellung. 1898 wurde er in den bayrischen Adelstand erhoben.

14) Ludwig, Historiker, geb. 28. März 1849 in Friglar, studierte in Leipzig und Marburg die Rechte und Staatswissenschaften, dann Geschichte und Philosophie, trat 1874 in den Archivdienst, wurde Assistent am Staatsarchiv zu Münster, 1881 dessen Vorstand, 1888 Archivrat und 1895 an das Geheime Staatsarchiv in Berlin versetzt. K. schrieb: »Der zweite Punische Krieg und seine Quellen« (Marb. 1875); »Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reichs zu Münster« (Münst. 1880); »Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein« (Leipz. 1881—95, 3 Bde.); »Ein Apostel der Wiedertäufer« (Hans Denck, das. 1882); »Die Reformation und die ältern Reformparteien« (das. 1885); »Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen« (das. 1886); »Zur Geschichte der altevangelischen Gemeinden« (Berl. 1887, ins Holländ. übersetzt 1888); »Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation« (Leipz. 1888); »Die Böhmischen Brüder und ihre Vorläufer« (das. 1894); »Der Große Kurfürst und die Begründung des modernen Toleranzstaats« (Berl. 1901) und zahlreiche geschichtliche und kulturgeschichtliche Arbeiten in den »Vorträgen und Aufsätzen aus der (von ihm gegründeten) Comenius-Gesellschaft« (s. d.), deren Publikationen er herausgibt.

15) Helen, taubstummblinde Schriftstellerin, geb. 27. Juni 1880 in Tuscambia (Alabama, Nordamerika), wurde als gesundes Kind geboren und verlor im zarten Alter durch Krankheit Gesicht und Gehör. In ihrem achten Lebensjahr erhielt sie in Miß Anne Mansfield Sullivan eine Lehrerin und Erzieherin, die sie trotz ihrer Gebrechen so weit vorbildete, daß sie seit 1896 die Horace-Mann-Schule in Boston besuchen und dort nicht nur schreiben, sondern auch unter Mitwirkung der Schulleiterin, Miß Sarah Fuller, sprechen lernte. Gegenwärtig studiert sie an der Harvard-University in Cambridge-Boston. Vgl. ihre Selbstbiographie: »Helen K. Geschichte meines Lebens«, mit Vorwort von F. Holländer (deutsche Ausgabe von P. Seliger, 14. Aufl., Stuttg. 1905).

Kellerassel, s. Asseln.

Kellerbakterien, Spaltpilze, die in feuchten, unterirdischen Räumen, wie Bergwerken, Kellern u. dgl., ausgedehnte Schleimüberzüge bilden und als Leucocyste cellaris, Hyalococcus cellaris, Ascococcus cellaris, Mycothece cellaris, Leuconostoc Lagerheimii var. u. a. beschrieben wurden.

Kellerbeeren, s. Daphne.

Kellerburg, Schloß, s. Battenberg.

Kellerei, die Gesamtheit der Kellerräume mit Zubehör, z. B. an Höfen, in großen Weinhäusern; auch die Gesamtheit der dazugehörigen Ämter, Personen und Wohnungen.

Kellereſel, ſ. Aſſeln.
Kellerfeſte, ſ. Keller, S. 822.
Kellergeſchoß, ſ. Geſchoß, S. 688, und Wohnhaus.
Kellerhals, ſ. Keller, S. 822.
Kellerhals, Pflanzengattung, ſ. Daphne.
Kellerjoch, Berg, ſ. Schwaz.
Kellerkranz, ſ. Keller, S. 822.

Kellermann, 1) François Christophe, Herzog von Valmy, Marſchall von Frankreich, geb. 28. Mai 1735 in Wolfsbuchweiler a. d. Tauber, geſt. 12. Sept. 1820, trat 1752 in ein franzöſiſches Huſarenregiment, machte mehrere Feldzüge im Siebenjährigen Kriege mit und hatte 1788 bereits den Rang eines Generalmajors (Maréchel de Camp). Der Revolution ſchloß er ſich entſchieden an und erhielt 1792 an Luckners Stelle das Kommando über die Moſelarmee. Er lieferte dem Feinde 20. Sept. die berühmte Kanonade von Valmy; dieſe blieb zwar unentſchieden, doch traten die Preußen hierauf ihren Rückzug aus der Champagne an, und Napoleon I. ernannte daher K. ſpäter (1804) zum Herzog von Valmy. Nach Beendigung des Feldzuges wurde er zum Befehlshaber des Alpenheeres ernannt, brachte die Revolution in Genf zuſtande und wurde dann zur Züchtigung der gegen den Konvent empörten Stadt Lyon ausgeſandt; da aber hierzu ſeine Streitkräfte nicht ausreichten, ward er im Juli 1793 ins Gefängnis geworfen. Der Sturz Robespierres 27. Juli 1794 hatte jedoch ſeine Befreiung und Ernennung zum Oberbefehlshaber der Alpenarmee zur Folge, in welcher Stellung K. aber wenig Gelegenheit fand, ſich auszuzeichnen. Der Erſte Konſul ernannte ihn 1803 zum Präſidenten der Ehrenlegion. Die ruhmvolle Waffentat ſeines Sohnes (ſ. unten) bei Marengo befeſtigte auch den Vater immer mehr in der Gunſt des Erſten Konſuls, der ihm den Titel Reichsmarſchall und die Senatorenwürde verlieh. 1814 ſchloß er ſich Ludwig XVIII. an. Dieſer ernannte ihn zum Kommiſſar für die Militärdiviſion Metz und zum Pair des Reiches. Seinem Willen gemäß wurde ſein Herz unter dem ihm auf den Schlachtfeld von Valmy errichteten Denkmal beigeſetzt.

2) François Etienne, Herzog von Valmy, franz. General, Sohn des vorigen, geb. 4. Aug. 1770 in Metz, geſt. 2. Juni 1835, nahm unter ſeinem Vater an den erſten Feldzügen des Revolutionskrieges teil und ſtand 1796 als Generaladjutant bei der Armee Bonapartes. Als Brigadegeneral entſchied er 1800 den Sieg bei Marengo; er ward hierfür zum Diviſionsgeneral ernannt. Mit gleicher Auszeichnung focht er bei Auſterlitz und in Spanien. 1813 nach Sachſen berufen, nahm er an der Schlacht bei Bautzen rühmlichen Anteil. Ludwig XVIII. ernannte ihn 1814 zum Generalinſpekteur der in Lunéville und Nancy ſtehenden Kavallerie. Bei Napoleons Rückkehr von Elba wurde K. Pair von Frankreich und focht bei Ligny und Belle-Alliance. Die Julirevolution begrüßte er mit Enthuſiasmus.

Kellermeiſter, der Hausbeamte, dem die Fürſorge für den Wein und Weinkeller obliegt. Früher eine Hofcharge bei den Königen von Frankreich (officier du gobelet).

Kellerrecht, das veräußerliche und vererbliche Recht, auf einem fremden Grundſtück einen Keller zu haben.

Kellerſchnecke, ſ. Ackerſchnecke.

Kellerſee, See im oldenburg. Fürſtentum Lübeck, in der ſogen. Holſteiniſchen Schweiz, iſt 4 km lang, bis 27 m tief und wird von einem Dampfſchiff befahren. In der Nähe befindet ſich der Kaiſer Wilhelm-Ausſichtsturm.

Kellerſpinne, ſ. Spinnentiere.
Kellertuch, ſ. Schimmel.

Kellerwald, Teil des Hainaiſchen Gebirges im preuß. Regbez. Kaſſel, ein äußerſter Vorpoſten des Rheiniſch-Weſtfäliſchen Schiefergebirges, erreicht im Wüſtegarten 673 m Höhe. Vgl. Denckmann, Der geologiſche Bau des Kellerwaldes (Berl. 1902).

Kellerwand, 2795 m hoher Gipfel der karniſchen Hauptkette in Kärnten, an der italieniſchen Grenze, mit Gletſcher, wird von Mauthen im Gailtal über die Wolayer Seehütte (mühſam) erſtiegen, gewährt eine umfaſſende Ausſicht.

Kellerwechſel, Wechſel, auf denen ein oder mehrere Namen fingiert (falſch), insbeſ. fingierte Perſonen als Bezogene angegeben ſind. Ihre Anfertigung, die zuweilen vorgenommen wird, um augenblicklich Geld zu beſchaffen, indem der K. weiter begeben wird, bis er mit Proteſt zurückkommt, wird unter Umſtänden als Fälſchung oder Betrug beſtraft. Vgl. Wechſelfälſchung.

Kellerwirtſchaft, die Behandlung des Weines im Keller; vgl. auch Keller, S. 822.

Kellerwurm (Kelleraſſel), ſ. Aſſeln.

Kellett, Sir Henry, engl. Seefahrer, geb. 2. Nov. 1806 zu Clonacody Houſe in der iriſchen Grafſchaft Tipperary, geſt. daſelbſt 1. März 1875, trat 1822 in die Marine, beteiligte ſich mit dem Schiffe Herald an der Franklinſuche und entdeckte dabei 1849 die Heraldinſel. 1852 machte er Belchers arktiſche Expedition mit, ging 1854 als Kommodore nach Jamaika, wurde 1868 Vizeadmiral und war 1869—71 Oberbefehlshaber der engliſchen Flotte in den chineſiſchen Gewäſſern. Vgl. Seemann, Narrative of the voyage of H. M. S. Herald (Lond. 1853, 2 Bde.).

Kellgren, Johan Henrik, ſchwed. Dichter, geb. 1. Dez. 1751 zu Floby in Weſtgotland, geſt. 20. April 1795 in Stockholm, ſtudierte ſeit 1768 an der Univerſität Åbo in Finnland und habilitierte ſich daſelbſt 1774 als Privatdozent. 1777 wurde er Hauslehrer in dem vornehmen Meyerfeltſchen Hauſe zu Stockholm. Hier kam er in Berührung mit dem Dichterkönig Guſtav III., der ihn unter anderm zum Theaterzenſor machte und ſein elegantes Formtalent benutzte, um die von ihm entworfenen hiſtoriſchen Stücke in Verſe umzuwandeln. Von dieſen wurde »Guſtaf Waſa« (1786) lange Zeit als Nationaldrama gefeiert. 1786 wurde K. von dem König unter die 13 Mitglieder der »Schwediſchen Akademie« berufen, der einzige Unadlige. 1788 wurde er Redakteur der 1778 gegründeten, ſehr populären Zeitung »Stockholms Posten«. Mit Geiſt und beißender Satire trat er auf, um den überſchätzten Dichterlingen der Zeit ihren gebührenden Platz anzuweiſen, und geriet dabei in einen heftigen, ergebnisreichen Streit mit Thomas Thorild. Allmählich hatte ſich der unter ſeinem Jugendübermut ſchlummernde Ernſt und ſein Freiheitsſinn vertieft; er begrüßte mit Begeiſterung die franzöſiſche Revolution und entfremdete ſich immer mehr dem König, deſſen reaktionäres Regiment er oft kritiſierte. Mit dieſer Wandlung ſeiner Weltanſchauung ſteht ſeine dichteriſche Entwickelung im Einklang. Durch Erziehung und Natur ein Mann der Aufklärung, hatte er mit moraliſchen oder ſatiriſchen Dichtungen begonnen (»Mina Löjen«, 1777). Bei Hofe wurde er der Modepoet, unübertroffen an ſpielendem Geiſt, durchſichtiger Klarheit der Form und Schmelz der Sprache (»Till Rosalie«, »Våra villor«, »Gratiernas Dö-

pelse«). Die lyrischen Gedichte seiner letzten Periode (»Den nya skapelsen«, »Till Kristina«, »Sigwart och Hilma«) sind geläutert im Gefühl, ernst und innig im Ton, künstlerisch schlicht in der Form. Seinen Namen bewahrt in den weitesten Kreisen das Scherzgedicht »Dumboms Lefverne«. Die von ihm selbst kritisch ausgewählten »Gesammelten Schriften« erschienen 1796 (3 Bde.; neueste Ausg. 1884—85, 2 Tle.); seine Briefe an Rosenstein (1886—87) und an Clewberg (1894) gab H. Schück heraus. Vgl. Böttiger, Minne af J. H. K. (in Svenska Akademiens Handlingar, Bd. 14, Stockh. 1870); Lagus, Skalden J. H. Kellgrens finska lefnadsminnen (Helsingfors 1884).

Kellinghusen, Stadt im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Steinburg, an der Stör und der Staatsbahnlinie Wrist-Itzehoe, hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Leder-, Holzpantoffel-, Margarine-, Zigarren- und Maschinenfabrikation, eine Dampf- und eine Lohmühle, Schiffahrt und (1900) 4673 fast nur evang. Einwohner.

Kellner (aus mittelhochd. këlnære, mittellat. cellenarius, lat. cellarius, »Vorsteher der Cella, der Vorratskammer«), Gehilfe zur Bedienung der Gäste in Gastwirtschaften (Restaurants, Cafés, Hotels ꝛc.). In Süddeutschland werden häufiger als in Norddeutschland auch Kellnerinnen gehalten. In rechtlicher Beziehung sind K. wohl in den meisten Fällen als gewerbliche Arbeiter (sogen. Gewerbsgehilfen) zu betrachten und unterstehen der Gewerbeordnung. Eine Ausnahme hiervon wird nur in den kleinern Wirtschaften zu machen sein, wo der K. gleichzeitig auch häusliche Arbeiten zu verrichten hat. Überwiegen die letztern, so ist der K. als Dienstbote (s. Gesinde) zu betrachten und untersteht den für solche geltenden gesetzlichen Vorschriften. Soweit nicht bei Eingehung des Dienstverhältnisses die Übernahme häuslicher Arbeiten ausdrücklich ausbedungen wurde, kann eine als K. gedungene Person nicht zu häuslichen Arbeiten herangezogen werden (Gewerbeordnung, § 121). Die einschneidenden Bestimmungen der Gewerbeordnung über die Sonntagsruhe können auf die K. keine Anwendung finden, weil dadurch das ganze Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe während des Sonntags lahmgelegt würde. Dagegen hat der Bundesrat von der ihm in § 120e der Gewerbeordnung eingeräumten Rechte Gebrauch gemacht und durch Verordnung vom 23. Jan. 1902 die Arbeitszeit der Gehilfen und Lehrlinge in Gast- und Schankwirtschaften eingehend geregelt. In Anwendung kommt diese Verordnung nicht etwa, wie vielfach angenommen wird, für das gesamte Personal der Gastwirtschaften, sondern nur für solche Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, die im Betriebe der Gast- und Schankwirtschaften als Oberkellner, K. oder Kellnerlehrlinge, als Köche oder Kochlehrlinge, am Büfett oder mit dem Fertigmachen kalter Speisen beschäftigt werden. Dagegen zählen nicht hierher der Portier, Hausknecht, Kutscher, Ausgeher, das Zimmer-, Dienst- oder Waschmädchen. Gehilfen und Lehrlinge über 16 Jahre müssen in der Woche siebenmal eine ununterbrochene Ruhezeit von mindestens acht Stunden, Gehilfen und Lehrlinge unter 16 Jahren eine solche von mindestens neun Stunden haben. In Bade- und Kurorten kann die achtstündige Ruhezeit auf eine siebenstündige für die Dauer der Saison (jedoch nicht über drei Monate hinaus) herabgesetzt werden. Von einer Ruhepause bis zur andern darf kein größerer Zwischenraum als 15 Stunden (für unter 16 Jahre alte), bez. 16 Stunden (für über 16 Jahre alte), bez. 17 Stunden (während der Saison) liegen, jedoch kann dieser Zwischenraum 60mal im Jahre diese Dauer überschreiten (Karneval, besondere Festlichkeiten ꝛc.). Alle drei Wochen und in Gemeinden mit über 20,000 Einw. alle zwei Wochen ist eine 24stündige ununterbrochene Ruhepause zu gewähren. Gehilfen und Lehrlinge unter 16 Jahren dürfen von 10 Uhr abends bis früh 6 Uhr nicht beschäftigt werden. Weibliche Gehilfen und Lehrlinge zwischen 16 und 18 Jahren dürfen während dieser Zeit nur dann zur Bedienung von Gästen verwendet werden, wenn sie zur Familie des Arbeitgebers gehören, also entweder Kinder desselben oder sonst mit ihm verwandt sind. Um die Beobachtung all dieser Bestimmungen kontrollieren zu können, haben die Arbeitgeber ein Verzeichnis der Namen und des Alters der einzelnen Gehilfen und Lehrlinge anzulegen und darin die Ruhepausen ꝛc. einzutragen. — Der 1878 auf dem Kellnerkongreß in Erfurt begründete Deutsche Kellnerbund Union Ganymed ist ein rechtsfähiger Verein mit dem Sitz in Leipzig und besitzt Spar-, Darlehns-, Kranken- und Begräbniskassen, eine Bibliothek, Vereinszeitung (»Hotel-Revue«), einen Fechtklub ꝛc. Dem Hauptverein sind angeschlossen ca. 90 Bezirksvereine in verschiedenen Städten Deutschlands und des Auslandes (namentlich der Schweiz), zum Teil mit eignen Klubhäusern (London) und Stellenvermittelungsbureaus. Die Mitgliederzahl beträgt etwa 6500, das Vermögen ca. 180,000 Mk. Der 1877 begründete Genfer Verband der Hotel- und Restaurant-Angestellten verlegte seinen Sitz von Genf nach Dresden und heißt jetzt Verband deutscher Gasthofsgehilfen; er zählt etwa 3000 Mitglieder in 5 Ländervereinen und 60 Sektionen, hat ein Klubhaus, 12 Stellenvermittelungsbureaus und ca. 100,000 Mk. Vermögen. Der Verband deutscher Gastwirtsgehilfen mit 2000 Mitgliedern und 22 Ortsverwaltungsstellen hat seinen Sitz in Berlin. Vgl. Oldenberg, Der Kellnerberuf (Leipz. 1893) und Arbeiterschutz in Gast- und Schankwirtschaften (Jena 1902); »Kleine Rechtskunde für Münchener Kellnerinnen« (Münch. 1902).

Kellner, Lorenz, kath. Schulmann, geb. 28. Jan. 1811 in Kalteneber bei Heiligenstadt, gest. 18. Aug. 1892 in Trier, wurde nach Besuch des Seminars zu Magdeburg unter Zerrenner 1831 Lehrer, 1833 Rektor zu Erfurt, 1836 Seminarlehrer zu Heiligenstadt, 1848 Regierungs- und Schulrat in Marienwerder, 1855 in Trier. Seine Lehrbücher für den Unterricht in der deutschen Sprache haben Epoche gemacht, indem er statt der abstrakten Denk- und Sprechübungen der Becker-Wurstschen Schule einen auf Musterstücke des Lesebuches gegründeten Sprachunterricht durch sie in die Volksschule einführte. Das wichtigste ist der »Praktische Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht« (Erfurt 1837—40, 4 Tle.; in zahlreichen Auflagen; Bd. 3: »Kurze deutsche Sprachlehre«, 18. Aufl., Altenb. 1892). Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: »Zur Pädagogik der Schule und des Hauses, Aphorismen« (Essen 1850, 16. Aufl. 1902); »Volksschulkunde« (das. 1855, 8. Aufl. 1886); »Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte« (das. 1862, 3 Bde.; 3. Aufl. 1880); »Kurze Geschichte der Erziehung und des Unterrichts« (11. Aufl., Freiburg 1899); »Lebensblätter. Erinnerungen aus der Schulwelt« (das. 1891, 3. Aufl. 1897). Vgl. Beck, Geheimrat Dr. Lorenz K. (Trier 1893); Leineweber u. Görgen, Dr. Lorenz K., ein Gedenkbuch (Heiligenstadt 1897).

Kellowayschichten (spr. kĕllo-üē), eine unter andern auch bei Kelloway in Wiltshire (England) entwickelte und 1817 von William Smith (»Stratigraphical system of organized fossils«) danach benannte Abteilung der mittlern, bez. obern Juraformation (s. d.).

Kells, altertümliche Stadt in der irischen Grafschaft Meath, am Blackwater, mit lateinischer Schule und (1891) 2427 Einw. Dabei auf dem 129 m hohen Lloyd Hill ein 32 m hoher Rundturm (im Mittelalter Kenlis genannt).

Kelly-Kenny, Sir Thomas, brit. General, geb. 1840, trat 1858 als Fähnrich in das 2. Fußregiment, machte den Krieg in China 1860 und in Abessinien 1867—68 mit, erreichte darauf in der Armee im vereinigten Königreich die höhern Grade und wurde 1897 zum Generalmajor befördert und zum Generalinspekteur des Rekrutenwesens und der Reservetruppen ernannt. Ende 1899 wurde er mit einer neugebildeten Division zur Verstärkung der britischen Streitkräfte nach Südafrika geschickt, ward Generalleutnant beim Stabe, war 1901—04 Generaladjutant und wurde 1902 Komtur vom Bathorden.

Kelmaier, s. Kelnhof.

Kelmis, Ort, s. Moresnet.

Kelnhof (Kellnhof, Kelhof), in Schwaben und der Schweiz ursprünglich Bezeichnung desjenigen Hofgutes, auf dem der gutsherrliche Maier (Kelmaier) wohnte; die Bezeichnung blieb auf diesen Gütern haften, auch nachdem die ursprüngliche Bedeutung tatsächlich erloschen war. Kelnhofgut, alles, was zum K. gehörte, Kelnleute ꝛc.

Keloïd (griech., auch Cheloïd), eigentümliche brandnarbenähnliche, bei Druck schmerzhafte Bindegewebswucherung in der Haut, die selbst nach operativer Entfernung mit Hartnäckigkeit, und zwar meist größer noch als vorher, wiederzukehren pflegt. Virchow rechnet das K. zu den bösartigen Geschwülsten. Anatomisch stellt es sich als ein zellenarmes Fibrom dar. Es zeigt sich als derber, weißrötlicher Wulst, von dem seitliche Ausläufer ausgehen. Als falsches oder Narbenkeloïd bezeichnet man ähnliche, nach Verletzungen auftretende Narbenbildungen.

Kelotomie (Herniotomie, griech.), Bruchschnitt, s. Bruch, S. 473.

Kelp (in England u. Schottland, Varech, Braic in Frankreich), aus Meeresalgen (Tang), besonders aus Fucus- und Laminaria-Arten, an den Küsten Schottlands und Irlands, der Bretagne, der Normandie und Norwegens gewonnene kali- und jodreiche Asche. Man unterscheidet getrifteten Tang, der von den Wogen an die Küsten geworfen wird, und geschnittenen Tang, der auf Felsen und Klippen und am Meeresufer wächst und gesammelt werden muß. Ersterer enthält 25 Proz. mehr Kali und 300 Proz. mehr Jod als letzterer. Nach dem ältern Verfahren werden die Tange getrocknet und in Gruben eingeäschert, wobei eine halbverglaste Masse entsteht, die im Durchschnitt enthält: Unlösliches 57 Proz., schwefelsaures Kali 10,2 Proz., Chlorkalium 13,5 Proz., Chlornatrium 16 Proz., Jod 0,6 Proz., andre Salze 2,7 Proz. 22 Tonnen feuchter Tang liefern 1 Tonne K. Diese wird methodisch ausgelaugt, der Rückstand (Kieselsäure-, Kalk- und Magnesiasalze) wird an Glashütten abgegeben, die Lauge verdampft (wobei sich viel schwefelsaures Kali ausscheidet) und in Kristallisationsgefäße gebracht. Hier scheidet sich Chlorkalium ab, und wenn man die Mutterlauge weiter verdampft (wobei sich Chlornatrium ausscheidet), so erhält man abermals und in derselben Weise noch zum dritten- und viertenmal Chlorkalium. Die letzte Mutterlauge versetzt man mit Schwefelsäure, trennt sie von dem hierbei sich ausscheidenden Schwefel und verarbeitet sie dann auf Jod (s. d.). Die Seemannssprache versteht unter K. den Riesentang (Macrocystis pyrifera) besonders in der Magalhäesstraße und im Indischen [Ozean.

Kelsgau, s. Kelheim.

Kelso, Stadt in Roxburghshire (Schottland, in herrlicher Lage am Zusammenfluß des Teviot und Tweed, mit Hochschule (Gymnasium), Wagenbau, Fabrikation von Ackerbau- und Fischereigeräten und (1901) 4006 Einw. Dabei Floors Castle, der Sitz des Herzogs von Roxburgh, und eine der berühmtesten Abteien Schottlands (1126 gegründet, 1545 zerstört und 1866 vom Herzog von Roxburgh wieder hergestellt).

Kelsterbach, Flecken in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Groß-Gerau, am Main und an der preußisch-hess. Staatsbahnlinie Mainz-Goldstein, hat eine evang. Kirche, Oberförsterei, eine Kunstseidefabrik, Hasenhaarschneiderei und (1900) 2964 Einw. Dabei liegt das im Dreißigjährigen Kriege teilweise zerstörte Schloß Wolfensburg.

Kelt (Celt), Axt, s. Steinzeit und Metallzeit.

Kelten (Celti, Celtae), Name eines Volkes des indogermanischen Sprachstammes. Wie der Name Germanen, ist auch der der K. nicht in der eignen Sprache des Volkes überliefert und würde auf keltisch Celtos, Mehrz. Celti, heißen, was sich mit dem lateinischen celsus, celsi lautlich und begrifflich deckt, also die Erhabenen bedeutet, während Galli (s. Gallien) von einer keltischen Wurzel gal abgeleitet wird, wovon die Bezeichnungen des Kampfes und der Waffen gebildet sind; Galli heißt also Kämpfer. Innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie nehmen die K. zwischen Italikern und Germanen eine Mittelstellung ein (s. Keltische Sprachen). Während der Name K. die Gesamtheit aller die keltische Sprache sprechenden Stämme umfaßt, wird der Name Gallier im Altertum hauptsächlich von den keltischen Bewohnern Frankreichs und Italiens gebraucht; Galatae (Galater) werden die nach Kleinasien vorgedrungenen K. genannt. Die K. wohnten in ältester Zeit, in viele Stämme zerspalten, im W. Europas, in Gallien und Britannien. Ohne Anhänglichkeit an die eigne Scholle, liebten sie das Wanderleben. Die ältesten Auswanderungen gingen nach Spanien, wo sich die Eindringlinge nach heißen Kämpfen mit den schon vorhandenen Iberern zu Einem Volke, den Keltiberern, verbanden. Aber auch unvermischt wohnten in diesem Lande keltische Stämme. Herodot, Aristoteles und Hipparch rechneten wegen der großen Zahl eingewanderter K. Spanien zum Land Keltika. Nach 600 v. Chr. wurden die Auswanderungen, besonders nach Italien, häufiger, deren weiterm Vordringen sich im 4. Jahrh. die Römer mit Erfolg widersetzten. Da der Zudrang der keltischen Stämme in das überfüllte Oberitalien (Gallia cisalpina) fortdauerte, so wandte sich ein Teil weiter gegen O. und nahm Pannonien ꝛc. ein; Krain, Kärnten, Steiermark, Österreich, das westliche Ungarn, Slawonien, Kroatien, Serbien und Bosnien wurden von den kriegerischen K. erobert. Auch in Thrakien und Illyrien setzten sich die K. fest. Im J. 280 brachen von hier aus 212,000 K. in Mazedonien, Thessalien und Griechenland ein und ließen sich in Kleinasien (Galatia) nieder.

Die K. waren groß und stark, hatten weiße Haut, blondes oder rötliches, langes, von Stirn und Scheitel über den Nacken gezogenes Haar, das sie künstlich

noch röter zu machen suchten, blaue Augen, lebhafte Blicke und trotzige Gesichtszüge, waren zanksüchtig, eitel und leichtgläubig, übermütig, prahlerisch und kriegslustig. Sie besaßen geistige Bildsamkeit, natürlichen Verstand und Begabung für Rede und Dichtung. Überhaupt atmete in ihnen ein ritterlicher Geist. Ihre Sprache klang den Römern und Griechen rauh und unfreundlich. Manche K. schoren den Bart, andre ließen ihn kurz stehen; die Vornehmsten trugen glattes Kinn, aber starken Schnurrbart. Die Kleidung bestand in bunten wollenen Leibröcken, über die manche einen Gürtel von Gold oder Silber festgeschnallt trugen, in Hosen (braccae) und in einem kurzen Flausmantel. Goldene Bänder zierten die Handwurzel und den Arm, goldene Ringe die Finger und Ketten von gleichem Metall den Hals. Mannshohe Lederschilde mit bunten Malereien, eherne Helme mit großen Aufsätzen, die Hörner oder Tiergestalten vorstellten, eiserne Panzer, oft von Draht geflochten, waren die Schutzwaffen, und lange, starke Schwerter wurden an eisernen Ketten schräg an der Seite getragen. Die Lanzen waren mit einer mehr als handbreiten und 30 cm langen eisernen Spitze versehen; selten bediente man sich der Bogen und anderer Wurfwaffen. Am liebsten kämpften die K. zu Pferde oder auf Streitwagen, und der vornehmere Teil bildete eine Ritterschaft, die möglichst viel Anhang zu gewinnen strebte. Diese Ritter liebten den Einzelkampf und riefen die Feinde dazu auf. Im ersten Angriff waren die K. fürchterlich und fast unwiderstehlich. Nur durch geschickte Benutzung ihrer innern Streitigkeiten und dadurch, daß sie die erste Hitze des Angriffs verbrausen ließen, vermochten die Römer endlich die Oberhand über sie zu gewinnen. Für Gold leistete der Kelte gern Kriegsdienste; der keltische Söldner war wegen seiner Tapferkeit gesucht, aber auch vom Feind leicht zu erkaufen, und oft brachen Empörungen unter den keltischen Mietlingsscharen aus. Den K. fehlte vor allem die Fähigkeit, unter Gesetzen zu leben und beharrlich einem höhern Ziele zuzustreben. Es galt als schimpflich für den freien K., das Feld mit eignen Händen zu bestellen; der freie Bauernstand schwand. Es gab nur eine herrschsüchtige Priesterkaste, die Druiden, einen übermütigen Adel, der auch die Königsherrschaft nicht mehr duldete, und eine unterdrückte gutshörige Klientel, die den jährlich neuverteilten Ackerboden bearbeitete. So erklärt es sich, daß die K. alle Staaten erschüttert und keinen gegründet haben, daß weder ein dauerndes Reich, noch eine eigne Kultur von ihnen geschaffen wurde.

Wegen der Unsicherheit der Nachrichten des Altertums über die Wanderungen und Wohnsitze der K., wegen der Leichtigkeit, womit sie in andern Völkern aufgingen, ruht die Forschung der ältesten Geschichte der K. auf schwankender Grundlage; das Streben der Keltomanie, überall keltische Spuren zu wittern, ist ungerechtfertigt. Auf gesünderer Grundlage ruht die pankeltische Bewegung, die sich seit anderthalb Jahrzehnten in den alten Keltenländern Irland, Wales, Schottland, Insel Man, Bretagne durch nationale Versammlungen (Gorsedd und Eisteddfod, s. Caerwys), Unterrichts- und Volksbildungskurse sowie eine beträchtliche Reihe von Schriften und Zeitungen kundgibt. Im August 1901 fand der erste pankeltische Kongreß in Dublin statt, wo namentlich die Frage der Erweckung eines gemeinkeltischen Idioms für die verschiedenen keltischen Stämme erörtert wurde.

Vgl. Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme (Münch. 1837); Diefenbach, Celtica (Stuttg. 1839 bis 1841, 2 Tle.) und Origines europaeae (Frankf. 1861); Holtzmann, K. und Germanen (Stuttg. 1855); Brandes, Das ethnographische Verhältnis der K. und Germanen (Leipz. 1857); L. Contzen, Die Wanderungen der K. (das. 1861); Cuno, Vorgeschichte Roms, Bd. 1: Die K. (das. 1878); Saint-Brieuc, Études sur les Celtes et les Gaulois (Par. 1875); Bertrand, Archéologie celtique et gauloise (das. 1876); de Valroger, Les Celtes, la Gaule celtique (das. 1879); Rhys, Celtic Britain (3. Aufl., Lond. 1904) und Celtic folklore (das. 1901); v. Czörnig, Die alten Völker Oberitaliens (Wien 1885); d'Arbois de Jubainville, Études sur le droit celtique (Par. 1894, 2 Bde.), Principaux auteurs de l'antiquité à consulter sur l'histoire des Celtes (Bd. 12 des »Cours de littérature celtique«, das. 1902), Les Celtes ... jusqu'en l'an 100 avant notre ère (das. 1904) und La famille celtique (das. 1905); Driesmans, Das Keltentum in der europäischen Blutmischung (Leipz. 1900); Déchelette, L'archéologie celtique en Europe (in der »Revue de synthèse historique«, Bd. 3, 1901); sowie die Literatur bei Artikel »Gallien« und »Keltische Sprachen«.

Kelter, eine Presse, besonders zum Auspressen (Keltern) der Weintrauben (s. Wein).

Keltiberer (lat. Celtiberi), Volk im alten Spanien, aus Vermischung der eingewanderten Kelten (s. d.) mit den eingebornen Iberern entstanden und daher von den Griechen K. benannt; sie selbst kannten nur die Namen der einzelnen Stämme: Arevaker, Murboger, Beronen, Pelendoner, Lusonen, Beller und Dittaner. Die K. hatten die Hochebene am obern Iberus in Besitz. Das Land war von steilen Bergketten durchzogen, rauh und unfruchtbar, das Volk der K. das kriegerischste in ganz Spanien. Sie hatten nur wenige Städte, wie Clunia, Segovia, Numantia, und wohnten meist in Dörfern oder halbnomadisch als Hirten, da das Land fast bloß zur Schafweide geeignet war. Sie hatten den keltischen Körpertypus (blonde Haare, blaue Augen und hohe Gestalt) beibehalten, aber iberische Sitte, Tracht, Bewaffnung und Sprache angenommen. Die K. machten unter allen Völkerschaften Spaniens den Römern, denen sie anfangs gegen die Karthager beigestanden hatten, am meisten zu schaffen. Ihr Abfall führte 212 v. Chr. den Untergang der Brüder P. und Cn. Cornelius Scipio herbei. M. Porcius Cato d. Ält. trat zuerst 195 kräftig gegen sie auf. Ti. Sempronius Gracchus zerstörte 179 viele ihrer festen Plätze und brachte sie in eine Art von Abhängigkeit. Viele Niederlagen erlitten die Römer durch die Numantiner; selbst Numantias Zerstörung 133 brach nicht den stolzen Freiheitsmut der K. Unter Sertorius erneuerten sie den Krieg, und erst nach dessen Untergang war die Unterwerfung vollständig. Nun fanden römische Sprache, Kleidung und Sitten Eingang, und das Land ward ein Teil des Conventus Cluniensis der römischen Provinz Hispania Tarraconensis. Vgl. Kiepert in den Monatsberichten der Berliner Akademie, 1864; Phillips, Die Wohnsitze der Kelten auf der Pyrenäischen Halbinsel (Wien 1872); Garofalo, I Celti nella peninsola iberica (in »La Cultura«, 1900).

Keltische Altertümer, früher allgemeine Bezeichnung für die vorrömischen Altertümer, nicht nur der ehemaligen Keltenländer, sondern auch der meisten in Deutschland entdeckten. Mit den Ansichten über Zeit und Ausdehnung der Keltenherrschaft wechselten auch die Ansichten über jene Altertümer. In England bezeichnet man mit der Late Celtic Period (spätkel-

tische Periode) die der Römerherrschaft zunächst vorausgehende und zum Teil gleichzeitige Periode, in Frankreich dagegen nennt man dieselbe Gallisch (Gaulois). S. auch Metallzeit.

Keltische Sprachen, einer der Hauptzweige des indogerman. Sprachstammes (s. Indogermanen), der in verschiedenen charakteristischen Eigentümlichkeiten den italischen Sprachen am nächsten steht und früher den ganzen Westen von Europa beherrschte (s. Kelten), aber im Laufe der Jahrhunderte immer mehr an Gebiet verloren hat. Er zerfällt in zwei Hauptgruppen: die britische und die gälische Gruppe. Zur erstern Gruppe wird manchmal auch das ausgestorbene, sehr altertümliche Altgallische gerechnet, das man nur teils aus Orts- und Eigennamen und andern Wörtern, die von alten Autoren angeführt werden, teils aus gallischen Münzen und etwa drei Dutzend Inschriften kennt; nach neuern Forschungen scheint es indessen zu keiner der beiden noch lebenden Gruppen der keltischen Sprache in besonders naher Beziehung zu stehen. Die wichtigste lebende Sprache der britischen Gruppe ist das Wallisische (Welsh) oder Kymrische (s. Welsche Sprache), das sich noch heutzutage mehr als alle andern keltischen Idiome literarischer Pflege erfreut und von etwa 1 Mill. Menschen gesprochen wird; bei den jährlich stattfindenden Nationalfesten, den sogen. Eisteddfods (s. Barden und Caerwys), werden die besten Dichtungen in wallisischer Sprache mit Preisen gekrönt. Seine Blütezeit, aus der manche interessante Dichtungen und Chroniken erhalten sind, fällt ins Mittelalter; die ältesten Bruchstücke der kymrischen Sprache rühren aus dem 8. Jahrh. her. Das Bretonische in der Bretagne (s. Bretonische Sprache und Literatur), das erst im 5. Jahrh. n. Chr. oder später durch aus Cornwallis ausgewanderte Kelten dorthin kam, erscheint in der Literatur vom 14. Jahrh. an, ist als Schriftsprache dem Erlöschen nahe, erhält sich aber als Volksdialekt in drei französischen Departements. Schon im 18. Jahrh. ausgestorben ist das mit dem Bretonischen nahe verwandte Cornische von Cornwallis. Die wichtigste Sprache der gälischen Gruppe, zugleich die altertümlichste und daher für die Sprachforschung wichtigste keltische Sprache überhaupt ist das Irische, das, zuerst in Inschriften des 5. Jahrh. n. Chr. in der Ogam (s. d.) genannten Schriftart abgefaßt, dann in Glossen zu lateinischen Werken auftrat, im Mittelalter eine stattliche Literatur, meist aus Chroniken, Legenden- und Gesetzsammlungen bestehend, erzeugte, seit der Renaissancezeit in Verfall geriet und heutzutage nur noch von höchstens 1 Mill. Individuen, die aber größtenteils auch Englisch verstehen, gesprochen wird. Eine Gesellschaft zur Erhaltung der irischen Sprache besteht in Dublin seit 1877. Das Hochschottische oder Erse, die Sprache der berühmten Lieder Ossians, auch speziell Gälisch genannt (s. Gälisch), wird nur in dem gebirgigen Teil Schottlands gesprochen. Das Manx, die alte keltische Sprache der Insel Man, wird dort kaum noch gehört. Die Gesamtzahl der keltisch Redenden in Europa beträgt jetzt nur noch etwa $3\frac{1}{2}$ Mill. Die keltischen Sprachen haben in allen Ländern, in denen sie einst gesprochen wurden, zahlreiche Ortsnamen zurückgelassen. Manche Besonderheiten der französischen Ausdrucksweise werden ebenfalls auf keltische Einwirkung zurückgeführt, so die der keltischen Zählmethode entsprechende Bezeichnung von 80 durch 4×20 (quatrevingt). Vgl. Zeuß, Grammatica celtica (2. Aufl. von Ebel, Berl. 1871); Windisch, Irische Grammatik (Leipz. 1879); die Artikel »Keltische Sprachen« in Ersch und Grubers Enzyklopädie und »Keltische Sprache« in Gröbers »Grundriß der romanischen Philologie« (Bd. 1, 2. Aufl., Straßb. 1904); Arbois de Jubainville (s. d.), Études grammaticales sur les langues celtiques (Par. 1881) und »Éléments de la grammaire celtique« (das. 1903); Thurneysen, Keltoromanisches (Halle 1884); Sattler, Grammatik des Kymraeg (Zürich 1886); Holder, Altkeltischer Sprachschatz (Leipz. 1891 ff.); Stokes, Urkeltischer Sprachschatz (Götting. 1894); ferner die »Revue celtique« (hrsg. von Gaidoz, Par. 1870 ff.) und die »Zeitschrift für keltische Philologie« (hrsg. von K. Meyer und Chr. Stern, Halle 1897 ff.).

Keltma, Name zweier Flüsse im nordöstlichen Rußland, von denen der eine, die Nördliche K., im Gouv. Wologda, 160 km lang und auf 137 km schiffbar, von links in die Wytschegda mündet, während der andre, die Südliche K., im Gouv. Perm, 185 km lang, nach S. zur Kama fließt. Beide entspringen nahe beieinander (die Nördliche K. aus dem sumpfigen Gumenzosee) und waren durch den 1786—1807 gegrabenen, 1838 aber wieder eingegangenen Katharinenkanal verbunden.

Keltomanie, übertriebene Vorliebe für keltisches Wesen, insbes. die Sucht früherer Gelehrten, alle Namen aus dem Keltischen herzuleiten, wodurch die keltischen Studien in einen gewissen Mißkredit gerieten, bis durch die vergleichende Sprachwissenschaft Klarheit in die Sache kam (s. Kelten).

Keltsch, Stadt in Mähren, Bezirksh. Weißkirchen, an der Juchina, mit Station Czernotin-K. an der Linie Mährisch-Weißkirchen–Krasna der Nordbahn, hat ein Schloß, Holzpfeifenfabrikation und (1900) 2449 tschech. Einwohner. Südlich erhebt sich der zu den Karpathen gehörige Keltscher oder Bistritzer Gebirgszug mit dem Javornik Kelský (865 m).

Kelung (Kilung), Hafenstadt an der Nordküste der japan. Insel Formosa, in der Tiefe einer geräumigen Bai, 30 km östlich von Tamsui, mit dem sie zusammen als ein einziger, dem fremden Handel geöffneter Hafen angesehen wird, an der Bahn K.–Taipefu, Sitz eines deutschen Konsularagenten, bester Hafen der Insel, Ausfuhr von Kohle aus den 30 Gruben in der Umgebung, Sesam- und Kampferholz, Tee, Indigo, Fischen und mit 5000 Einw. 1902 liefen ein 153 Dampfer von 230,161 Ton. und 259 Dschunken von 10,344 T. Am Eingang des Hafens Ruinen eines spanischen Forts und 3 km von der Stadt das Felseneiland K.

Kelvin, rechter Nebenfluß des Clyde in Schottland, mündet nach 34 km langem Lauf unterhalb Glasgow; über ihn ist der Forth- und Clydekanal in einem 84 m langen Aquädukt gebaut.

Kelvin, Lord, s. Thomson (William).

Kelyphit, ein graubraunes, radialfaseriges Mineralaggregat, findet sich oft als 1—2 mm dicke Hülle um Pyropkristalle; es besteht aus Hornblende, Anthophyllit und Pikotit und ist wohl aus der Umwandlung des Granats entstanden.

Kem, Fluß im russ. Gouv. Archangel, 424 km lang, mündet bei der Stadt gleichen Namens in das Weiße Meer; an seinen Ufern findet sich Granit. Er entspringt aus dem Kutnosee und ist wegen vieler Klippen und Fälle nicht schiffbar.

Kem, Kreis des russ. Gouv. Archangel, an der Westküste des Weißen Meeres, umfangreich, aber sehr wenig bevölkert (10 Einw. auf 1 QM.). Die Bewohner im nördlichsten Teil sind Lappen, sonst ausschließlich Karelen, die sich mit dem hier sehr lohnenden

Fischfang und der Jagd auf Pelztiere beschäftigen. Die Hauptstadt K., an der Mündung des Flusses K., hat einige Sägemühlen und (1897) 1825 Einw.

Kemâl Bey, der bedeutendste türkische Dichter und Schriftsteller der neuern Zeit, geb. 21. Dez. 1840 zu Gallipoli oder im Gebirge Tekfur (Rodosto), gest. 2. Dez. 1888 auf Chios. Einer berühmten Familie entstammend, aber ohne planvolle Bildung in Stambul, dann (1852) mit seinem Großvater Chems eddîn Bey, Kanzler Selims III., in Kars und noch später in Sofia aufgewachsen, veröffentlichte er bereits mit 16 Jahren seine ersten Gedichte. Seit 1857 wieder in Konstantinopel, war K. Mitglied der türkischen Dichtervereine jener Zeit, die mehr heitere Unterhaltung und lockere Geselligkeit bezweckten als ernstes Streben; seinen Unterhalt fand er damals im Übersetzungsbureau der Bab-i-Ali. Bald mit Schinassi Efendi (s. d.) bekannt geworden, der ihm Lehrer, Förderer und Freund werden sollte, nahm er den Kampf gegen die Alten auf. Aus dem heimlichen Mitarbeiter (Pseudonym: Namuk Bey) an Schinassis Zeitschrift »Tasswir Efkhiar« wurde 1864 nach dem Wegzuge des Lehrers der Herausgeber; diese Tätigkeit veranlaßte K., sich von der Poesie mehr der Politik und politischen Reformbestrebungen zuzuwenden. Anfeindungen und Freiheitsstrafen konnten K. nicht beugen: so ist im Gefängnis zu Cypern sein lebensfreudiges Drama »Akif Bey« entstanden. In Paris studierte er Rechtswissenschaft und Nationalökonomie und übersetzte Werke von Bacon, Montesquieu, Rousseau und Graf Volney; der bereits begonnene Druck seiner groß angelegten ottomanischen Geschichte mußte aufgegeben werden. Über Schinassi hinaus hat sich K. Verdienste um die Erneuerung der türkischen Sprache und Literatur erworben: die syntaktischen Regeln, die er eingeführt hat (vgl. namentlich seine 1865 erschienene Schrift »Dewri istila«, d. h. »Die Zeit der Eroberungen«), sind für die gute türkische Ausdrucksweise Gesetz geworden. Außer 50,000 Versen, die er in arabischer, persischer und türkischer Sprache gedichtet hat, außer den Dramen »Watân« (»Vaterland«), »Gülnihal«, »Sewallih dschudschuk« (»Das arme Kind«), »Intibach« (»Wachsamkeit«) und »Dschesmi«, außer den geschichtlichen Biographien »Salah eddin Ejubi« (»Saladin«), »Fatih« (»Mohammed II.«), »Jawus Sultân Selim« und »Emir Newrus« stammt von K. eine große Zahl von politischen Schriften und Aufsätzen, die in seinen Zeitschriften erschienen sind; neben dem »Tasswir Efkhiar« hat er begründet oder geleitet den »Muchbîr«, d. h. »Bote oder Korrespondent« (1867—68 zu London von den Jungtürken Zia Bey, Ali Suavi Efendi und Aghiah Efendi herausgegeben), die »Hürriet« (»Freiheit«), den »Ibret« (»Warner«), die »Bassiret« (»Vorsicht«), den »Hadikah« (»Garten«), die »Itihat« (»Einheit«) und die »Sadakak« (»Treue«). Unter den kleinern Flug- und Streitschriften sind zu nennen: »Barikai safér« (»Siegesleuchten«), »Kanische« (»Szigetvár«), »Higmet ilhukûk« (»Rechtsbegriff«), »Mukademeh i Dschellâl« (»Vorwort zum Dschellâl«) und »Bahar i Danisch« (»Frühling des Wissens«); ungedruckt hat er hinterlassen: »Kara bela« (»Mißgeburt«) und »Dschellâl eddin hawarsemi«. Unter Abd ul Hamid II. sind sämtliche Werke Kemâls verboten.

Kemantsche (Kemangeh), arab. Streichinstrument mit einer Saite, kleinem Schallkörper (Kokosschale mit Schlangenhaut bezogen), langem Hals und Fuß (s. Tafel »Musikinstrumente II«, Fig. 2). Vgl. Rühlmann, Geschichte der Bogeninstrumente, S. 17 (Braunschw. 1892).

Kemberg, Stadt im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Wittenberg, an der Kleinbahn Bergwitz-K., hat eine evang. Kirche, Amtsgericht, Fabrikation von Lederhandschuhen, Kunst- und Bautischlerei, Molkerei, ein Dampfsägewerk und (1900) 2233 Einw.

Kemble (spr. kemmbl), 1) John Philip, engl. Schauspieler, geb. 1. Febr. 1757 zu Preston in Lancashire als Sohn des Schauspielers Roger K. (gest. 1802), gest. 26. Febr. 1823 in Lausanne, betrat 1776 die Bühne in Wolverhampton und spielte dann mit immer steigendem Ruf in Manchester, Liverpool, York, Dublin und andern Städten, seit 1783 im Drurylane-Theater in London, dessen Leitung er später übernahm und bis 1801 führte. Nachdem er 1802 und 1803 Kunstreisen nach Frankreich und Spanien unternommen, erwarb er sich einen Anteil am Coventgarden-Theater, zog sich 1812 zurück, betrat aber schon 1814 die Bühne wieder, wo er mit großem Enthusiasmus begrüßt wurde. Er stand jetzt auf dem Gipfel seiner Popularität und war als der erste Schauspieler Englands anerkannt. Gesundheitsrücksichten bewogen ihn jedoch, sich 1817 abermals zurückzuziehen. K. war von imponierender Gestalt und einnehmendem Äußern. Seine Stimme war deutlich und ausdrucksvoll, seine Darstellung groß und tief, das Ergebnis mühevollen Studiums. Alle Mittel, das Publikum hinzureißen, standen ihm zu Gebote. In der Jugend war Hamlet seine Hauptrolle; später wirkte er in ernsten Charakterrollen, wie Macbeth, König Johann, Brutus und vor allen Coriolanus. Er schrieb auch einige Dramen. Seine Statue von Flaxman wurde 1833 in der Westminsterabtei aufgestellt. Vgl. Boaden, Memoirs of the life of J. Philip K. (Lond. 1825, 2 Bde.); Fitzgerald, Account of the Kemble family (das. 1871, 2 Bde.).

2) Charles, ebenfalls Schauspieler, geb. 27. Nov. 1775 zu Brecknock in Wales, gest. 12. Nov. 1854 in London, Bruder des vorigen, erhielt seine Bildung im katholischen Kollegium zu Douai und ward 1792 in London bei den königlichen Posten angestellt, ging aber noch in demselben Jahr in Sheffield zur Bühne über. Seit 1794 am Drurylane-, seit 1797 am Haymarket-Theater in London engagiert, entwickelte er nun sein Talent mit großer Schnelligkeit. 1802 bereiste er den Kontinent, übernahm nach seiner Rückkehr mit seinem Bruder die Direktion des Coventgarden-Theaters, die er von 1817 an allein führte, bereiste 1826 abermals Deutschland und Frankreich und eröffnete nach seiner Rückkehr die Bühne mit Webers »Oberon«. Auch später erwarb er sich um die Pflege der deutschen Musik in London Verdienste. Nachdem er 1832 noch die Vereinigten Staaten von Amerika besucht hatte, nahm er 1842 von der Bühne Abschied und starb als Theaterzensor. Schwester der beiden K. war die Schauspielerin Sara Siddons (s. d.). — Seine Gattin Marie Therese, geborne de Camp, geb. 1774 in Wien, gest. 3. Sept. 1838 in London, trat schon in frühester Jugend in Noverres Balletten auf und wirkte dann als Tänzerin im Drurylane-, Coventgarden- und Haymarket-Theater mit großem Beifall. Sie hat auch zwei treffliche Lustspiele: »The first fault« (1799) und »The day after the wedding« (1808), verfaßt. Ihre Tochter Frances Anne s. unten 4).

3) John Mitchell, engl. Sprach- und Geschichtsforscher, Sohn des vorigen, geb. 1807 in London, gest. 26. März 1857 in Dublin, studierte in Cambridge

und seit 1829 unter Jakob Grimm in Göttingen, machte eine gute Ausgabe des »Beowulf« (Lond. 1833, 2. Aufl. 1837) und hielt 1834 in Cambridge Vorlesungen über angelsächsische Literatur, die er als »First history of the English language« drucken ließ (Cambridge 1834). Von seinen übrigen Schriften nennen wir: »Über die Stammtafeln der Westsachsen« (Münch. 1836), »Codex diplomaticus aevi Saxonici« (Lond. 1845—48, 6 Bde.), »State papers and correspondence illustrative of the social and political state of Europe« (das. 1857), und sein Hauptwerk, die auf 4 Bände angelegte »History of the Saxons in England« (1848, nur 2 Bde.; neue Ausg. 1876; deutsch von Brandes, Leipz. 1853). K. redigierte auch die »British and foreign Review« und hinterließ unfertig »Horae ferales, or studies in the archaeology of northern nations«, vollendet von Latham (Lond. 1864).

4) Frances Anne (Fanny), Schauspielerin, Schwester des vorigen, geb. 27. Nov. 1809 in London, gest. daselbst 17. Jan. 1893, wurde von ihrem Vater für die Bühne gebildet, debütierte 1829 als Julie und besuchte 1832 mit ihren Eltern Amerika, wo sie sich 1834 mit Pierce Butler aus Philadelphia verheiratete. Später trennte sie sich von ihrem Gatten, um von neuem die Bühne in England und Amerika zu betreten, und ließ sich 1856 zu Lenox in Massachusetts nieder. Ihre letzten Lebensjahre brachte sie in London zu, nachdem sie noch eine Zeitlang als Shakespearevorleserin tätig gewesen war. Sie veröffentlichte: »Journal of a residence in the United States« (Lond. 1834), »A year of consolation« (1847), »Journal of a residencc on a Georgian plantation« (1863), »Poems« (1865 u. 1883), »Plays« (1864), worin unter anderm eine Übersetzung von Schillers »Maria Stuart« enthalten ist, und »Notes upon some of Shakespeare's plays« (1882). Ihre Memoiren erschienen unter den Titeln: »Records of a girlhood« (New York 1879) und »Records of a later life« (das. 1882, 3 Bde.; neue Ausg. 1891, 2 Bde.). Vgl. »Letters of Edward Fitzgerald to Fanny K.« (hrsg. von W. A. Wright, Lond. 1895).

Kemenate, s. Kemnate.

Kemenaten, Albrecht von, s. Albrecht von K.

Kemény (spr. kémmény), siebenbürg. Adelsgeschlecht. Unter seinen Sprossen sind zu nennen: Held Simon, der in der Schlacht bei Hermannstadt 1442 Johannes Hunyadi das Leben rettete; Balthasar, Getreuer Stef. Báthoris von Siebenbürgen und von Polen; Peter IV. erhielt die Baronie; Baron Gabriel K. (1830—88) war vom 5. Dez. 1878—82 Ackerbau-, Industrie- und Handelsminister und auch literarisch tätig. Vom 12. Okt. 1882 bis 19. Sept. 1886 wirkte er als Minister für Kommunikation. Baron Josef K., 1795—1855, erwarb sich als Forscher und Sammler einen Namen. Er gab heraus: »Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens« (Klausenb. 1839, 2 Bde.); »Epistolae Matthiae Corvini, Uladi II. et Ludovici II. etc.« (1835). Viele seiner Arbeiten sind noch unveröffentlicht. Dem Geschlecht gehören ferner an:

Kemény, 1) Johann, siebenbürg. Feldherr, Fürst und Schriftsteller, geb. 1607 zu Bükkös in Siebenbürgen, studierte in Karlsburg, war Page am Hofe des Fürsten Gabriel Bethlen, der ihn später mit mehreren wichtigen Missionen betraute. Nach dessen Tode hielt er zu den Rákóczis, hatte Teil am Abschluß des Linzer Friedens und unternahm unter Georg II. einen Feldzug gegen Polen, der ihn in zweijährige Gefangenschaft unter den Krim-Tataren brachte. Nach Georgs Tode wurde er selbst 1660 zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt, verbündete sich mit Leopold I., fiel jedoch, da der kaiserliche General Montecuccoli zu spät Hilfe brachte, 24. Jan. 1662 im Kampfe gegen den von den Türken unterstützten Fürsten Apafi. Seine interessante, doch gegen Georg Rákóczi parteiische Autobiographie ist zuerst von Rumy, später im Auftrage der Akademie von Ladislaus Szalay (Pest 1856) herausgegeben worden. Vgl. die Aufsätze von Alex. Márki (Századok 1883) und Demjén (das. 1891).

2) Siegmund, Baron von, ungar. Schriftsteller und Politiker, geb. 1816 in Siebenbürgen, gest. 22. Dez. 1875 auf dem Landgut Pußta-Kamarás in Siebenbürgen, studierte in Zalathna und Nagy-Enyed, lebte dann meist auf seinem Gute. Übernahm 1841 die Leitung des Oppositionsblattes »Erdélyi Hiradó« (»Siebenbürger Bote«), während er gleichzeitig auf dem neueröffneten siebenbürgischen Landtag ein Führer der Opposition wurde. Nachdem er sich durch sein der Regierung wie den Liberalen gegenüber freimütig gehaltenes Werk »Korteskedés és ellenszerei« (»Wahlumtriebe und deren Gegenmittel«, Pest 1842) sowie durch den historischen Roman »Gyulai Pál« (das. 1844—46, 5 Bde.) in weitern Kreisen bekannt gemacht, siedelte er Ende 1848 nach Pest über, wo er Mitredakteur des »Pesti Hirlap« wurde. Nach der Katastrophe von Világos unterwarf er in den Werken: »Forradalom után« (»Nach der Revolution«, Pest 1850) und »Még egy szó a forradalom után« (»Noch ein Wort nach der Revolution«, das. 1851) die ungarische Revolution einer scharfen Kritik. Nach kurzer Haft von den Kriegsgerichten freigesprochen, nahm er seine literarische Tätigkeit im »Pesti Napló« (»Pester Journal«) wieder auf, der das maßgebende politische Organ in Ungarn bis zur Vereinigung des linken Zentrums mit der Deák-Partei blieb. K. veröffentlichte noch die ausgezeichneten biographischen Charakterbilder der beiden Wesselényi und des Grafen Stephan Széchényi (Pest 1850), die Romane: »Férj és nő« (»Mann und Weib«, das. 1852, 2 Bde.); »Ködképek a kedély láthatárán« (»Nebelbilder am Horizont des Gemüts«, das. 1855); »Szerelem és hiúság« (»Liebe und Eitelkeit«, das. 1855); »A rajongók« (»Die Schwärmer«, das. 1859); »Zord idő« (»Wilde Zeit«, das. 1861—62, 4 Bde.) u. a. Seit 1847 war er Ehrenmitglied der ungarischen Akademie und bis 1873 Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft. Seine ästhetisch-kritischen Arbeiten sind unter dem Titel: »K. Zsigmond tanulmányai« (»Studien«, Pest 1870) gesammelt erschienen. K. zählt als Publizist wie als Romandichter zu den ungarischen Schriftstellern ersten Ranges.

Kemi (finn. Kemijoki), Fluß im finn. Gouv. Uleåborg, durchströmt, in südlicher Richtung fließend, den 45 km langen Kemisee (Kemijärwi), bildet mehrere bedeutende Fälle und mündet nach Aufnahme zahlreicher Nebenflüsse bei dem Kreisort K. (632 Einw.) in den Bottnischen Meerbusen; Länge 408 km.

Kemma (Dscheme), s. Trüffel.

Kemmerichs Fleischpepton, s. Nährpräparate.

Kemmern, besuchter Badeort im russ. Goud. Livland, Kreis Riga, 5,5 km vom Rigaischen Meerbusen, an der Riga-Tukkumer Bahn, mit kalten Schwefelquellen und Badeanstalt. Das Wasser des Hauptbrunnens hat eine Temperatur von +6,4° und soll sich besonders bei rheumatischen, skrofulösen, syphilitischen und Hämorrhoidalleiden bewähren. Vgl. Holst, Das Schwefelbad K. (Riga 1880).

Kemnate (Kemenate, Kemmat, vom mittellat. caminata, sc. camera, »Zimmer mit einem Kamin«), im Mittelalter heizbares Zimmer, auch Wohngebäude einer Burg (s. d., S. 617). Solche Häuser wurden auch in Lehen gegeben, daher Kemnatlehen. Auch kleinere Burgen hatten diesen und abgeleitete Namen.

Kemnath, Bezirksstadt im bayr. Regbez. Oberpfalz, am Flötz- und Schornitzbach und mit Station K.-Neustadt an der Staatsbahnlinie Weiden–Neuenmarkt-Wirsberg, hat 3 kath. Kirchen, Amtsgericht, Forstamt und (1900) 1402 meist kath. Einwohner. K. erhielt 1250 Stadtrechte.

Kemnitzkamm, s. Isergebirge.

Kemosch (Kamosch, Chamos), Stammgottheit der Moabiter, im Grund eins mit Milkom (Molech) der Ammoniter. Salomo erbaute, seinen moabitischen und ammonitischen Frauen zuliebe, beiden Göttern vor Jerusalem Altäre (»Höhen«, 1. Kön. 11, 7), die später Josia zerstörte (2. Kön. 23, 13).

Kempe, Anna Eliza, engl. Schriftstellerin, s. Bray 4).

Kempelen, Wolfgang von, Mechaniker, geb. 23. Jan. 1734 in Preßburg, gest. 26. März 1804 in Wien als Beamter der Hofkammer. Er machte viele Erfindungen, von denen am bekanntesten geworden sind eine Schachmaschine (1769) in Form einer menschlichen Figur, die auf einem Stuhl hinter einer Kommode, auf der das Schachbrett aufgestellt war, saß und mit großer Geschicklichkeit Schach spielte. In derselben soll eine lebende Person verborgen gewesen sein (genaue Beschreibung im »Leipziger Magazin für Naturkunde, Mathematik und Ökonomie«, 1784). Die Literatur über diese Schachmaschine ist sehr groß. K. bereiste mit seiner Schachmaschine Deutschland, Rußland, Frankreich und England und erregte überall großes Aufsehen. Die Maschine wurde an den Erfinder des Metronoms Leonhard Mälzel verkauft und soll 1854 in Philadelphia verbrannt sein. K. baute auch um 1788 eine Sprechmaschine, welche die Stimme eines Kindes von 3—4 Jahren nachahmte und 1821 vom Mechanikus Posch in Berlin mit Verbesserungen wiederholt wurde. K. schrieb: »Mechanismus der menschlichen Sprache« (Wien 1791, mit 27 Kupfern).

Kempen, 1) Kreisstadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Köln–Zevenaar, K.–Venlo u. a., 37 m ü. M., hat eine evangelische und 3 kath. Kirchen, Synagoge, ein Denkmal des Thomas a Kempis, Gymnasium, Taubstummenanstalt, Altertumsmuseum, Amtsgericht, Eisenmöbel- und elektrotechnische Fabrik, Seiden-, Sauerkraut-, Wachslicht- und Spiegelfabriken, Glashütte, eine chromolithographische Anstalt, Dampfmühle, Ziegelbrennerei und (1900) 6319 meist kath. Einwohner. K. gehörte ehemals zum Erzbistum Köln und war Mittelpunkt eines Amtes, erhielt 1294 Stadtrechte und ist Geburtsort des Thomas a Kempis. Hier siegte 17. Jan. 1642 ein hessisch-französisches Korps unter Guébriant über die Kaiserlichen unter Lamboy. Vgl. Terwelp, Die Stadt K. (Kempen 1894); Nießen, Heimatkunde des Kreises K. (Kref. 1895). — 2) (Kempno) Kreisstadt im preuß. Regbez. Posen, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Ölz–Wilhelmsbrück und Posen–Kreuzburg, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Synagoge, Progymnasium, Amtsgericht, Maschinen- und Zementdachsteinfabrikation, 2 Dampfsägemühlen, Dampfmahlmühle, Dampfmolkerei, Ziegelbrennerei, bedeutenden Schwarzvieh- und Pferdehandel und (1900) 5718 meist kath. Einwohner. Zu K. bestand schon im Mittelalter eine städtische Ansiedelung; K., zuerst 1282 genannt, trug im Mittelalter auch den Namen »Langenfurt«, war aber nicht Stadt. Erst 1660 erwirkte der Grundherr nach der Einwanderung schlesischer Protestanten die Erhebung zur Stadt. Vgl. Pietsch, Beiträge zur Geschichte der Stadt K. in Posen (Programme des Progymnasiums zu K. 1891, 1893, 1894, 1896).

Kempeneer, Peter de, s. Campaña.

Kempenland, s. Campine.

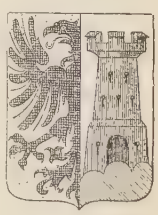
Kemper, Johan Melchior, niederländ. Staatsmann, geb. 26. April 1776, gest. 20. Juli 1824, Professor der Rechte 1798 in Harderwijk, 1806 in Amsterdam und seit 1809 Professor des Staatsrechts in Leiden, war einer der Anstifter des niederländischen Aufstandes von 1813 und vertrat die damaligen liberalen Ansichten. 1817 Mitglied der Zweiten Kammer, bereitete er die Einführung neuer niederländischer Gesetzbücher an der Stelle der französischen vor. Wertvoll sind seine »Verhandelingen, redevoeringen en staatkundige geschriften« (Amsterd. 1835).

Kempis, Thomas a, s. Thomas von Kempen.

Kempland, antarktisches Land östlich von Enderbyland (s. d.), wurde 1833 von dem Robbenschläger Kapitän Kemp unter 66° 25′ südl. Br. und 59° östl. L. gesichtet.

Kempston (spr. kemmst'n), Stadt in Bedfordshire (England), südwestlicher Vorort von Bedford, an der Ouse, mit 2 gotischen Kirchen, einer Grafschaftsschule, Kaserne, Spitzenklöppelei, Ziegeleien und (1901) 4729 Einwohnern.

Kempten, unmittelbare Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, an der Iller, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien München–Lindau, K.–Neuulm und K.–Pfronten, 694 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Schloß, ein schönes Rathaus, mehrere freie Plätze mit ausgedehnten, hübschen Anlagen (Stadtpark) und (1900) mit Garnison (ein Infanteriebataillon Nr. 20) 18,864 Einw., davon 3722 Evangelische und 68 Juden. Die Industrie umfaßt Baumwollspinnerei und -Weberei, Papier-, Holzstoff-, Maschinen-, Strumpfwaren-, Baumwollenzwirn-, Zündhölzer-, Holzleisten-, Pulver- ꝛc. Fabrikation, Herstellung von mathematischen Instrumenten und Bierbrauerei; der Handel der Stadt, die Stapelplatz des Allgäus ist, wird durch eine Handelskammer und eine Reichsbanknebenstelle unterstützt. K. hat ein Gymnasium, Realschule, Institut der Englischen Fräulein, 2 Waisenhäuser und ist Sitz eines Landgerichts, Bezirksamts, Forstamts und einer Eisenbahnbetriebsdirektion. Die städtischen Behörden zählen 14 Magistratsmitglieder und 36 Gemeindebevollmächtigte. Auf dem nahen Lindenberg wurden bedeutende Ausgrabungen römischer Altertümer vorgenommen. — Zum Landgerichtsbezirk K. gehören die 10 Amtsgerichte zu Füssen, Immenstadt, Kaufbeuren, K., Lindau, Oberdorf, Obergünzburg, Schongau, Sonthofen und Weiler. — K., das Cambodunum der Römer, bildete vormals zwei Städte, die Alt- und die Neustadt, die stets auf feindlichem Fuße miteinander standen. Die Altstadt (im Tal) ward seit 1289 Reichsstadt, trat 1331 dem Schwäbischen Städtebund bei und nahm 1527 die Reformation an; die höher gelegene Neu- oder Stiftsstadt war der Hauptort der gefürsteten Abtei K. (s. die Geschichtskarte bei Art. »Bayern«). Die



Wappen von Kempten.

Äbte des vormaligen, 773 von Hildegard, der dritten Gemahlin Karls d. Gr., errichteten Benediktinerklosters waren seit 1360 Reichsfürsten. Im Dreißigjährigen Kriege fiel K. 1633 und 1634 in die Hände der Kaiserlichen, doch nahmen es 1646 die Schweden wieder ein. Am 13. Nov. 1703 ward es von den Franzosen erobert. Am 17. Sept. 1796 siegten hier die Österreicher über die Franzosen. 1803 kamen Stadt und Abtei an Bayern. Vgl. Haggenmüller, Geschichte der Stadt und der gefürsteten Grafschaft K. (Bd. 1, bis zum Ende des Bauernkriegs, Kempt. 1840); Meirhofer, Geschichtliche Darstellung der denkwürdigsten Schicksale der Stadt K. (das. 1856); Förderreuther, Die Stadt K. und ihre Umgebung (das. 1901); v. Hößle, Geschichte der alten Papiermühlen im ehemaligen Stift K. und in der Reichsstadt K. (das. 1901).

Ken (Keng, Ma, Ikjee), japan. Längenmaß zu 6 Sasi = 1,818 m.

Ken, Bezeichnung der 1876 an Stelle der alten Provinzen eingeführten Regierungsbezirke in Japan.

Kenai, Halbinsel an der Nordwestküste Nordamerikas, zu Alaska gehörig, unter 60° nördl. Br. und 150° westl. L., zwischen dem Cooksund im W. und dem Prinz William-Sund im O., gebirgig, mit Gletschern in einigen Schluchten und zahlreichen fjordähnlichen Einschnitten an den dichtbewaldeten Küsten; Hauptabfluß nach W. An mehreren Stellen finden sich Kohlenlager. Am Cooksund liegt das Fort K. Die russisch-amerikanische Gesellschaft hatte hier ehemals einen Posten. Die eingeborne Bevölkerung sind die Kenai-Indianer (s. den folgenden Artikel).

Kenai, zu den Athabasken gehöriges Indianervolk an der Nordwestküste Amerikas, auf der Kenaihalbinsel, den Küsten vom Cooksund und am Iliamnasee. Die Sprache der K., dargestellt von Radloff in den Bulletins der Petersburger Akademie (1852 und 1858), ist dem athabaskischen Sprachenstamme zuzuzählen.

Kenata, s. Kanaken.

Kenchreä, einer der drei Häfen des alten Korinth (s. d.), am Saronischen Meerbusen.

Kendal (Kirkby in K., spr. körbi-), Stadt (municipal borough) in der engl. Grafschaft Westmorland, im anmutigen Tal des Kent, mit schönem Stadthaus, alter, fünfschiffiger Hauptkirche, alter Lateinschule, naturwissenschaftlichem Museum, Theater und (1901) 14,183 Einw. Auf einer benachbarten Höhe steht eine Burgruine (12. Jahrh.). Die Industrie der Stadt erstreckt sich zumeist auf die Herstellung von Wollwaren, die im 14. Jahrh. durch Flamen hier eingeführt wurde, und Teppichen.

Kenderes (spr. kénderesch), Großgemeinde im ungar. Komitat Jász-Nagy-Kun-Szolnok, an der Bahnlinie Kis Terenne–Kisujszállás, mit (1901) 5461 magyar. (römisch-katholischen und reformierten) Einwohnern.

Kendirfaser, s. Apocynum.

Keneh (Kinneh), ägypt. Provinz (Mudirieh) in Oberägypten, zu beiden Seiten des Nils, zwischen Girgeh im N. und Esneh im S., 87,070 qkm groß, wovon 1410 qkm Kulturfläche, hat bedeutende Zuckerrohrkultur und (1897) 711,457 Einw. (374,484 männlich, 336,973 weiblich), darunter 616 Ausländer u. 31,340 Beduinen. Einteilung in sieben Distrikte. Der gleichnamige Hauptort, das Kainepolis (»Neustadt«) der Griechen, am rechten Nilufer, ist Dampferstation, Sitz eines deutschen Konsularagenten, hat 6 Moscheen und (1897) 27,478 Einw. Die Stadt ist zur Zeit der von hier über Kosseir nach Mekka gehenden Pilgerzüge sehr belebt und ist berühmt wegen ihrer porösen Tonkrüge (jährliche Ausfuhr 900,000 Stück) sowie der gebrannten roten oder schwarzen Töpferwaren.

Kenese (spr. kénnesche), Großgemeinde und Badeort im ungar. Komitat Veszprim, am nordöstlichen Ufer des Plattensees, Dampfschiffstation, mit (1901) 1617 magyar. Einwohnern.

Keng, japan. Längenmaß, s. Ken.

Kengkasee (Kenkasee), s. Chankasee.

Kenia, isolierter Gebirgsstock in Ostafrika, nördlich vom Kilimandscharo, nur 10′ südlich vom Äquator, etwa 400 km von der Mündung des Tana, dem ebenso wie dem Guasso Njiro zahlreiche Flüsse von seinen Abhängen zuströmen. Er erhebt sich aus der 2071 m hohen Leikipia-Hochebene bis zu 5520 m. Der einstige Kraterkessel ist eingestürzt; mehrere Grate kreuzen und verzweigen sich und schließen in den Tälern rundliche Seebecken ein. Die drei höchsten Kuppen steigen über einem von NW. nach SO. streichenden Grat auf, von dem 15 Gletscher, darunter zwei von 1 und 1,5 km Länge, ausgehen. Die Gletscherzungen liegen im Mittel bei 4425 m, doch deuten alle Moränen in 3660 m Höhe auf eine ehemalige stärkere Vergletscherung. Zuerst sah Krapf 1849 den Schneegipfel des K., Thomson drang 1883 bis zum Fuße vor, Graf Teleki 1887 bis 4680, Gregory 1893 bis 5480 m Höhe; 1899 erstieg Mackinder den Gipfel. Ein 1894 gemachter Versuch Hertzkas, die Hochebene durch den Freilandverein (s. Bodenbesitzreform) zu besiedeln, mißlang. S. die Karte »Deutsch-Ostafrika«.

Kenilworth (spr. kénnil-wörth), Stadt in Warwickshire (England), nördlich von Warwick, mit lateinischer Schule und (1901) 4544 Einw. Dabei die malerischen Ruinen des gleichnamigen, durch Walter Scotts Roman berühmt gewordenen Schlosses, das einst Kerker Eduards II., dann Lustschloß Leicesters war, wo dieser 1575 die Königin Elisabeth bewirtete, und später in den Besitz der Familie Clarendon kam.

Keniter, kanaanit. Volksstamm auf der Sinaihalbinsel, dem Jethro (s. d.) angehörte. Der Stamm stand mit Israel in freundschaftlichem Verkehr und wanderte mit ihm nach Palästina aus. Nach den biblischen Berichten tötete die Keniterin Jaël Sisra den Feldherrn des kanaanitischen Königs Jabin, und Saul benachrichtigte die K. von seinem geplanten Kriege gegen die Amalekiter, unter denen sie nomadisierten.

Kenmare (spr. kennmär), Städtchen in der irischen Grafschaft Kerry, am obern Ende der Kenmare River genannten Bai, mit Seebädern, Lachsfischerei und 1189 Einw.

Kenn, das koreanische Pfund von 16 Nyang zu 10 Ton, = rund 610 g.

Kennan, George, Reisender, geb. 16. Febr. 1845 zu Norwalk im nordamerikan. Staat Ohio, wurde Telegraphenbeamter in Cincinnati und untersuchte 1865—68 als Leiter einer Expedition der russisch-amerikanischen Telegraphengesellschaft die Strecke vom Ochotskischen Meer bis zur Beringstraße. Im Auftrag der Zeitschrift »Century Magazine« führte er 1870—71 eine Forschungsreise nach dem Südosten Rußlands aus, wobei er den Kaukasus dreimal überschritt und längere Zeit in Daghestan verweilte. 1885 bis 1886 bereiste er mit dem Maler G. A. Frost das nordöstliche Rußland und Sibirien, um das russische Verbannungssystem kennen zu lernen. Die Frucht dieser Reisen waren die weitverbreiteten Schriften: »Tent life in Siberia« (»Zeltleben in Sibirien«, New York 1870) und »Siberia and the Exile system« (das. 1891, 2 Bde.), die wiederholt ins Deutsche übersetzt wurden, so von O. Dittrich (in »Meyers Volks-

büchern«), Kirchner (Berlin) u. a. Während des spanisch-amerikanischen Krieges war er als Berichterstatter eines New Yorker Blattes auf Cuba, worüber er »Campaigning in Cuba« (New York 1899) veröffentlichte. Er lebt in Boston.

Kennebec, Fluß im nordamerikan. Staat Maine, entfließt dem 312 m ü. M. gelegenen Mooseheadsee, hat starke Schnellen und Wasserfälle bei Caratunk, Madison, Waterville und Augusta, nimmt kurz vor seiner Mündung rechts den Androscoggin auf und erweitert sich nach 260 km langem Lauf zur Kennebecbai des Atlantischen Ozeans. Er ist bis Augusta, 120 km aufwärts, durch künstliche Nachhilfe für 3 m tief gehende Fahrzeuge schiffbar, während 4 m tief gehende bis Bath (20 km) gelangen.

Kennebunk, Stadt in der Grafschaft York des nordamerikan. Staates Maine, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Atlantischen Ozean, hat Küstenhandel und (1900) 3228 Einw.

Kennedy, 1) Grace, engl. Romanschriftstellerin, geb. 1782 zu Pinmore in der Grafschaft Ayr, lebte meist in Edinburg, wo sie 28. Febr. 1825 starb. Ihre bekanntesten Schriften, die eine tiefe Religiosität bekunden und fortwährend in neuen Auflagen erscheinen, sind: »Jessy Allan«, »The decision«, »Anna Ross«, »Father Clement« und »Dunallan«. Ihre »Sämtlichen Werke« wurden mehrfach ins Deutsche übersetzt.

2) John Pendleton, amerikan. Politiker und Schriftsteller, geb. 25. Okt. 1795 in Baltimore, gest. 18. Aug. 1870 in New Port (Rhode-Island), studierte die Rechte, wurde 1816 Advokat und gab 1818 bis 1820 mit P. Hoffmann Cruse »The Red Book«, eine Zeitschrift in Prosa und Versen, heraus, die großen Anklang fand. Seit 1837 Mitglied des Kongresses, wurde er 1852 von Fillmore zum Marinesekretär ernannt, in welcher Stellung er Kanes zweite Nordpolexpedition unterstützte. Doch trat er schon 1853 von dem Amt zurück und beschäftigte sich fortan hauptsächlich mit Literatur. Außer mehreren politischen Schriften veröffentlichte er die mehrfach aufgelegten Novellen: »Swallow Barn« (1832), »Horse-Shoe Robinson« (1835; deutsch, Leipz. 1853) und »Rob of the Bowl« (1838); ferner »Life of William Wirt, attorney general of the United States« (Philad. 1849, 2 Bde.; neue Ausg. 1854), »Mr. Ambrose's letters on the rebellion« (New York 1865) u. a. Gesammelt erschienen seine »Political and official papers« (New York 1872). Vgl. Tuckerman, Life of John Pendleton K. (New York 1871).

3) William, brit. Marineoffizier und Reisender, geb. 1824 in Irland, gest. 25. Jan. 1890 in Winnipeg (Kanada), leitete 1851—52 eine Expedition zur Aufsuchung Franklins und entdeckte dabei die Bellotstraße, durch die er zu Schlitten bis Prince of Wales-Land gelangte. Er schrieb: »A short narrative of the second voyage of the Prince Albert in search of Sir John Franklin« (Lond. 1853).

4) Edmund, austral. Forschungsreisender, gest. 13. Dez. 1848, wurde Regierungsfeldmesser und begleitete 1846 Mitchell auf seiner Expedition zum Barcoo, dessen Lauf K. 1847 aufnahm. Darauf mit der Erforschung der York-Halbinsel beauftragt, wurde er durch einen Speerwurf der Eingebornen getötet.

Kennedya *Vent.*, Gattung der Leguminosen, windende oder niederliegende Halbsträucher oder Stauden mit gefiederten Blättern, meist drei, seltener einem oder fünf Blättchen, meist ansehnlichen, seltener kleinen, roten, violetten oder schwärzlichen Blüten in end- oder achselständigen, einfachen oder verzweigten, bisweilen etwas doldigen, selten einblütigen Trauben und linealischer, zusammengedrückter oder stielrunder, meist gefächerter oder mit Mark ausgefüllter Hülse. 15 Arten in Australien, von denen mehrere bei uns in Gewächshäusern, im Sommer im Freien kultiviert werden.

Kennedykanal (Kennedysund), Meeresstraße unter 80—81,5° nördl. Br., zwischen Nordgrönland (Washingtonland) und Grinnell-Land, verbindet das Kanebecken mit dem Robesonkanal.

Kennel (engl., v. altfranz. chenil, mittellat. canile), der Hundezwinger für die zur Parforcejagd dressierte Meute.

Kennemann, Hermann, deutscher Politiker, geb. 4. Jan. 1815 in Soldin, wurde 1838 Offizier, lernte dann die Landwirtschaft, kaufte 1840 die Besitzung Klenka, gestaltete sie zu einer deutschen landwirtschaftlichen Musterwirtschaft um, erwarb sich mit der Zeit 14 Rittergüter mit einer Gesamtfläche von 83,300 Morgen und erhielt den Titel Landesökonomierat. Von Anfang an stand K. im Kampfe mit dem Polentum, erlebte die bewaffneten Aufstände der Jahre 1846 und 1848—49 mit und wurde einer der Mitbegründer des »Deutschen Ostmarkenvereins« (s. d.). Seinen sämtlichen Grundbesitz hat er bereits Ende 1902 der preußischen Regierung testamentarisch vermacht. 1886—89 war K. Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und stand seitdem zu Bismarck in naher Beziehung.

Kennemerland, Landschaft in der niederländ. Provinz Nordholland (s. Holland), nördlich von Haarlem, zwischen dem Nordholländischen Kanal u. der Nordsee.

Kennenburg, Irrenanstalt, s. Eßlingen.

Kennet, rechter Nebenfluß der Themse in England, entspringt auf den Marlborough Downs, mündet, 70 km lang, bei Reading in der Grafschaft Berks. Von seiner Mündung läuft der 1810 erbaute Kennet-Avonkanal bis zum Avon bei Bath, 91 km lang (80 Schleusen).

Kenngott, Gustav Adolf, Mineralog, geb. 6. Jan. 1818 in Breslau, gest. 14. März 1897 in Lugano, studierte in Breslau, habilitierte sich 1844 als Privatdozent daselbst, wurde 1850 Professor der Naturgeschichte an der Oberrealschule in Preßburg, 1852 Kustosadjunkt am k. k. Hofmineralienkabinett in Wien, 1856 Professor der Mineralogie am Polytechnikum in Zürich und 1857 auch Professor an der dortigen Universität. 1872 übernahm er die Direktion der vereinigten mineralogischen, geologischen und paläontologischen Sammlungen beider Anstalten. Kenngotts Bedeutung liegt hauptsächlich in der von ihm beträchtlich geförderten kristallographischen Richtung, die er aber mit der mineralchemischen sowohl auf dem Gebiete der Mineralogie als der Petrographie in hohem Grad in Einklang zu bringen wußte. Er schrieb: »Lehrbuch der reinen Kristallographie« (Bresl. 1846); »Lehrbuch der Mineralogie« (Wien 1851), dem ein kleineres (Darmst. 1857, 5. Aufl. 1880) folgte; »Synonymik der Kristallographie« (Wien 1855); »Tabellarischer Leitfaden der Mineralogie« (Zürich 1859); »Die Minerale der Schweiz« (das. 1866); »Elemente der Petrographie« (das. 1868); »Erster Unterricht in der Mineralogie« (das. 1877). Auch besorgte er eine Bearbeitung des Mohsschen Mineralsystems (Wien 1853) und gab »Übersichten der Resultate mineralogischer Forschungen von 1844—1865« (das. 1852, dann Leipzig), »120 Kristallformennetze« (Prag 1884 u. ö.) und das »Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie« (mit Lasaulx u. a., Bresl. 1882—86, 2 Bde.) heraus.

Kennington, ein Stadtteil im Süden Londons, 2 km von der Westminsterbrücke, zum Verwaltungsbezirk Lambeth gehörig, mit Park, der 1848 Schauplatz der Chartistendemonstration war. Als parlamentarischer Wahlbezirk hat es (1901) 78,313 Einw.

Kennung, s. Kunde.

Kennziffer (Charakteristik), s. Logarithmus.

Kenomanen, kelt. Volksstamm, s. Cenomanen.

Kenosha (spr. kinóscha), Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Wisconsin, am Michigansee, 50 km südlich von Milwaukee, mit gutem Hafen, Fabriken, Produktenverschiffung und (1900) 11,606 Einw.

Kenotaphion (griech., lat. Cenotaphium, »leeres Grab«), bei den Griechen ein zum Andenken an einen Toten, dessen Gebeine nicht auffindbar waren oder sich nicht in die Heimat zurückbringen ließen, errichtetes Grabmal. Bei der Weihe eines solchen wurde der Tote dreimal mit Namen gerufen und eingeladen, in dem leeren Grabe Wohnung zu nehmen. K. hieß auch die Grabstätte, die man für sich und die Seinigen bei Lebzeiten erbauen ließ.

Kenotiker und **Kryptiker** (griech.), Parteinamen der Gießener und Tübinger Theologen in den christologischen Streitigkeiten zu Anfang des 17. Jahrh., da die erstern, Balthasar Menzer an der Spitze, die Ansicht aufstellten, Christus habe sich während seines Erdenlebens der göttlichen Eigenschaften völlig entäußert (Kenosis, Exinanition), die letztern hingegen, namentlich Lukas Osiander, behaupteten, er habe sie zwar besessen, aber verhüllt (Krypsis) und keinen Gebrauch von ihnen gemacht. — Neuerdings heißen Kenotiker diejenigen sonst orthodoxen Theologen, die eine Selbstbeschränkung und Verendlichung der Gottheit in Christus annehmen.

Kensal Green (spr. kénnßel grin), Vorstadt im Nordwesten von London (s. d.), mit großem Friedhof (1832 angelegt, mit den Gräbern von W. Buckle, Thackeray, J. Roß u. a.). S. Karte »Umgebung von London«.

Kensington (spr. kénnßing'n), vornehmer Stadtteil und Verwaltungsbezirk im Westen Londons, mit königlichem Schloß (jetzt Wohnsitz des Herzogs von Teck), den prächtigen Kensington Gardens, an deren Südseite sich das Albertdenkmal (Albert Memorial) erhebt, großartigem Kunstgewerbemuseum (s. unten), der Alberthalle, dem zur Erinnerung an das 50jährige Jubiläum der Königin Viktoria 1887—93 errichteten kaiserlichen Institut (Imperial Institute, mit Ausstellungsräumen für Kolonialerzeugnisse ꝛc.), dem Garten der Gartenbaugesellschaft, dem naturgeschichtlichen Museum und zahlreichen stattlichen Privathäusern. K. zählt (1901) 176,628 Einw. (darunter viele Katholiken). S. den »Plan von London«.

Kensingtonmalerei, ein Zweig der Kunstindustrie, der die Plattstichstickerei auf Samt, Plüsch, Seide, Atlas, feinem Tuch durch ein wohlfeileres Verfahren mittels Ölfarben zu ersetzen sucht. Die gewünschte Wirkung stellt sich für den Beschauer erst in einer gewissen Entfernung von dem Gegenstand ein.

Kensington-Museum (South Kensington-Museum, seit 1899 Victoria and Albert-Museum), mit einer Kunstschule verbundenes Kunstgewerbemuseum in London, im Stadtteil Kensington, 1852 zum Zweck der allgemeinen Förderung des Kunstgewerbes gegründet und mit ca. 800,000 Mk. dotiert, seit 1899 durch einen Anbau mit einem Aufwande von 10 Mill. Mk. beträchtlich erweitert. Es enthält ein Museum ornamentaler Kunst (mit Kunstwerken des Mittelalters und der Neuzeit, Gipsabgüssen ꝛc.), eine Gemäldegalerie (National Gallery of British Art), eine Kunstbibliothek, eine Bibliothek für Wissenschaft und Erziehung, eine Kunstschule (s. unten). Gegenüber dem Westeingang des Museums sind die Ausstellungsgalerien, in denen die Sammlungen des frühern Patentamts-Museums (Maschinen ꝛc.) und des India-Museums untergebracht sind. In der Kunstschule (National Art Training School) werden nicht nur Künstler und Kunsthandwerker im Zeichnen, Malen und Modellieren unterrichtet, sondern auch Lehrer und Lehrerinnen für die Kunstschulen im Land ausgebildet. Die Organisation ist derart, daß für zwei gleichzeitige Kurse, sogen. Tag- und Nachtschulen, vollständige Einrichtungen und Ausrüstungen mit den nötigen Hilfsmitteln bestehen. Die Zöglinge, die mit glücklichem Erfolg die verschiedenen Klassen absolvieren und dabei die Auszeichnung zweijähriger Stipendien genossen haben, sind bei dem Austritt aus der Kunstschule berechtigt, in jeder Kunstschule des Königreichs als Lehrer einzutreten. Neben diesen Normalschulen bestehen in denselben Räumen des Museums Unterrichtsschulen für Dilettanten.

Kent, Grafschaft in England, die Südostecke des Landes bildend, grenzt nördlich an die Grafschaften London und Essex (durch die Themse davon geschieden) und an die Nordsee, östlich an den Kanal von Dover, südlich an Sussex, westlich an Surrey und umfaßt 4027 qkm (73,2 QM.) mit (1901) 1,348,841 Einw. (335 auf 1 qkm), als Verwaltungsbezirk mit 936,240 Einw. Hauptstadt ist Maidstone. — K. hieß das erste der angelsächsischen Königreiche in England, das um 450 gegründet und 823 mit Mercia verbunden wurde. Das Land wird seit alten Zeiten in fünf Bezirke (lathes) geteilt, deren jeder früher seinen eignen Gerichtshof hatte. Verschiedene Teile der Grafschaft erfreuen sich auch noch jetzt gewisser Freiheiten und sind der Autorität der Grafschaftsbeamten nicht unterworfen. Diese sind: Rochester, die Cinque Ports, die Romneymarsch, Maidstone und Canterbury, das 1888 besondere Grafschaft (county borough) wurde. Vgl. Bevan, Handbook to the county of K. (7. Aufl., Lond. 1894); Abell, History of K. (Ashford 1898).

Kent, Ort im nordamerikan. Staat Ohio, Grafschaft Portage, am Cuyahoga River, mit guter Wasserkraft, Kornmühlen, Baumwollfabriken und Glasfabriken, die aus weißem Sand berühmtes Fensterglas herstellen, hat (1900) 4541 Einw.

Kent, 1) Edmund, Graf von, jüngster Sohn König Eduards I., geb. 5. Aug. 1301 in Woodstock, half 1326, in Verbindung mit der Königin Isabella und andern Unzufriedenen, seinen Bruder Eduard II. entthronen. Als sich später die Königin und ihr Buhle Mortimer durch Grausamkeit und Übermut allgemein verhaßt machten, beteiligte sich K. nebst seinem Bruder, dem Grafen von Norfolk, an einer Verschwörung, wurde aber 1330 verhaftet, des Hochverrats schuldig erklärt und 21. März hingerichtet. 1465 wurde der Titel eines Grafen, 1706 eines Marquis und 1710 eines Herzogs von K. an die Familie Grey verliehen, bei der er bis 1740 verblieb.

2) Eduard, Herzog von K. und Strathearn, Graf von Dublin, vierter Sohn König Georgs III., geb. 2. Nov. 1767, gest. 23. Jan. 1820, wurde, in Deutschland für den Kriegsdienst erzogen, 1800 General und unterdrückte 1802 als Gouverneur von Gibraltar einen Aufruhr der Truppen. Nachdem er 1803 diese Stelle niedergelegt hatte, wurde er 1805 Feldmarschall, zog sich aber 1816, stark verschuldet

und seinen Gläubigern die Hälfte seiner Apanage überlassend, nach Brüssel zurück. 1818 vermählte er sich mit der folgenden und kehrte bald darauf nach England zurück, damit sein Kind, die nachmalige Königin Viktoria, auf englischem Boden geboren würde. Im Parlament hielt er sich, gleich dem Herzog von Sussex, seinem Bruder, stets zur Opposition. Vgl. Erskine Neal, Life of Edward duke of K. (2. Aufl., Lond. 1850).

3) Viktoria Marie Luise, Herzogin von, Gemahlin des vorigen, geb. 17. Aug. 1786, gest. 16. März 1861, Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld, vermählte sich 21. Dez. 1803 mit dem Fürsten Emich Karl von Leiningen und lebte, 1814 als Vormünderin ihres Sohnes Friedrich Karl zur Regierung des kleinen Landes berufen, teils zu Amorbach, teils zu Koburg bei ihrem Bruder, dem Herzog Ernst. 1818 in zweiter Ehe mit dem Herzog von K. vermählt, wurde sie 24. Mai 1819 Mutter der nachmaligen Königin Viktoria von England. Seit 1820 Witwe, widmete sie sich ganz der Erziehung ihrer Tochter und legte die Vormundschaft über ihren Sohn nieder. Den Titel Graf von K. und Ulster führte seit 24. Mai 1866 Prinz Alfred, Herzog von Edinburg und Sachsen-Koburg-Gotha, gest. 30. Juli 1900, s. Alfred 2).

Kent, 1) William, einer der Begründer der neuern engl. Gartenkunst, geb. 1685 in Yorkshire, gest. 12. April 1748 in Burlington, war Kutschenmaler, widmete sich dann in Rom der Malerei und ging auf Veranlassung Lord Burlingtons zur Architektur über. Er baute den Venustempel zu Stowe und den Palast des Grafen Leicester zu Holkham in Norfolk. Namentlich aber bemühte er sich um die Übertragung der Regeln der Landschaftsmalerei auf die Gartenkunst und verlangte, daß der Garten nichts andres sei als eine idealisierte Landschaft, deren Charakter mit dem der Umgebung übereinstimmen müsse. Er legte für die Königin Karoline den Garten zu Kensington, für den Prinzen von Wales den Park zu Charltonhouse an, am bekanntesten wurde er durch den Garten von Claremont (1725—35). Später wurde er erster Maler des Königs und Oberbaumeister.

2) James, hervorragende juristische Autorität Nordamerikas, geb. 31. Juli 1763 zu Fredericksburg im Staate New York, gest. 12. Dez. 1847 in New York, war zuerst Anwalt, 1793—98 Professor der Rechte am Columbia College, dann Oberrichter des Staates New York und seit 1814 Kanzler des höchsten Gerichtshofs daselbst. Sein klassisches Hauptwerk sind die »Commentaries on American law« (New York 1826—30, 4 Bde.; 14. Aufl. von O. W. Holmes, Boston 1896; Ausgabe von Lacy, Philad. 1889, 4 Bde.). Vgl. W. Kent, Memoirs and letters of James K. (Boston 1898).

Kent. oder **Ky.,** Abkürzung für Kentucky (Staat).

Kentaur (Centaurus), Sternbild, s. Centaur.

Kentauren (griech., lat. Centauri), im griech. Mythus ein wildes, trunk- und weibersüchtiges Volk in den Bergen Thessaliens, besonders am Ota und Pelion, Nachkommen des Kentauros, des Sohnes des Ixion (s. d.) und der Nephele, dessen Söhne mit Stuten die eigentlichen als Mischgestalten von Mensch und Pferd gedachten Hippokentauren erzeugten. Doch kannte die Sage auch K. wie Chiron und Pholos andern Ursprungs. In dem bei der Hochzeit des Peirithoos (s. d.) durch ihre Trunkenheit und Lüsternheit entstandenen Kampf mit den Lapithen (Kentauromachie) gingen sie teils zugrunde, teils wurden sie versprengt, besonders nach Arkadien, wo Herakles mit ihnen kämpfte (s. Pholos). Die bildende Kunst gab den K. anfangs volle Menschengestalt mit dem Anhängsel eines Pferdekörpers, dann den Oberleib eines Menschen und den Unterleib eines Pferdes. Darstellungen von K. waren ein beliebter Gegenstand der Plastik wie der Malerei, vor allem die Kentauromachie, die uns Tempelfriese und Metopen vom Theseion, Parthenon, von Phigalia und die Westgiebelgruppe des Zeustempels zu Olympia zeigen. Später erschienen sie im Gefolge des Dionysos, namentlich den Siegeswagen des Gottes ziehend und in genrehaften Darstellungen, mit Eros auf dem Rücken, so die beiden vorzüglich gearbeiteten K. von Aristeas und Papias aus Aphrodisias im Kapitolinischen Museum (mehrfach im Altertum kopiert, Wiederholungen im

Kentaur und Eros (Paris, Louvre).

Vatikan, im Louvre ꝛc.; s. Abbildung) mit ihren gleichgestalteten Weibern und Kindern und ähnlichem. Manche halten sie für Personifikationen der Wildbäche, andre für Winddämonen und identisch mit den indischen Gandharva. Vgl. E. H. Meyer, Indogermanische Mythen I: Gandharven-K. (Berl. 1883).

Kenterhaken (Kanthaken), ein Bootshaken.

Kentern, umkippen, umschlagen eines Bootes oder Schiffes, herbeigeführt durch zu großen Segeldruck, Seegang oder überschießen (s. d.) der Ladung. Vgl. Metazentrum.

Kentia *Blume*, Gattung der Palmen, hohe oder mittelhohe, schlanke Palmen mit gedrängter Krone gleichmäßig gefiederter Blätter, lang zugespitzten Fiedern und meist braun schülfriger Blattrippe. Zehn Arten auf den Molukken, Neuguinea, der Lord Howe-Insel, Neuseeland mit den Chathaminseln, wo die Gattung die südliche Palmengrenze bildet. Mehrere Arten sind als schöne und harte Zierpflanzen sehr beliebt. K. Canterburyana *F. v. M.* auf der Lord Howe-Insel mit großen gefiederten Blättern von ovalem Umriß, K. Baueri *Endl.* von der Norfolkinsel (s. Tafel »Blattpflanzen I«, Fig. 1), K. sapida *Soland.* auf Neuseeland, K. (Howea) Forsteriana *Th. Moore* (Fig. 3) auf der Lord Howe-Insel sind am häufigsten in Gewächshäusern zu finden. Sie eignen sich viel-

leicht von allen Palmen am besten zur Kultur im Zimmer und wachsen zu stattlichen Pflanzen heran. K. gracilis *Ad. Brongn.* et *Gries* wetteifert in Eleganz mit Cocos Weddeliana.

Kentisches Feuer (engl. Kentish fire), feuriges Beifallszeichen der Iren: ein mit Händeklatschen und Fußgestampf ausgeführter, betäubender Lärm.

Kenton, Hauptstadt der Grafschaft Hardin im nordamerik. Staat Ohio, am Scioto River, mit Fabriken, Holzhandel und (1900) 6852 Einw.

Kentoripa, s. Centuripe.

Kent's Hole (spr. hōl), s. Torquay.

Kentucky (spr. -töcki, abgekürzt Ky. oder Kent.), einer der nordamerikan. Unionsstaaten (s. Karte »Vereinigte Staaten«, östliches Blatt), zwischen 36° 30′—39° 6′ nördl. Br. und 82° 2′—89° 40′ westl. L., dem südlichen Teile des Ohiobeckens angehörig, mit 104,630 qkm Areal, wird von Missouri (im W.) durch den Mississippi, von Illinois, Indiana und Ohio (im O.) durch den Ohio, von West-Virginien (im O.) durch den Big Sandy River und von Virginien (im S.) durch den Kamm des Cumberlandgebirges getrennt, während seine Grenze gegen Tennessee (im S.) geradlinig und willkürlich verläuft. Nur ein kleiner Teil im äußersten Westen ist aus quartärem und tertiärem Schwemmboden gebildetes Niederland (bei Paducah 86 m ü. M.). Der mittlere Hauptteil ist Hügel- und Tafelland von 200—400 m Höhe, in das die Flüsse malerische Täler und Schluchten eingegraben haben, mit karbonischem und silurischem Kalk- und Sandstein als den vorherrschenden Felsarten und einem namhaften Anteil an dem großen »zentralen« Kohlenfeld der Union. Weit verbreitet sind hier wasserarme Tafellandflächen mit Kalksteinuntergrund, die mehr oder minder reichen Gräser- und Kräuterwuchs sowie verstreuten Buschwuchs tragen, und die teils als »Barrens« (s. Barren), teils von dem darauf vorherrschenden Blaugras (Poa pratensis) als Blaugrasgegenden bezeichnet werden. Die letztern sind die hervorragendsten Stätten der kentuckyschen Pferdezucht geworden. In großartigem Maßstab ist der Kalkstein in K. von Höhlen durchsetzt; im Gebiete des Green River hat man auf einer Fläche von 750 qkm nicht weniger als 500 Höhlenöffnungen gezählt, darunter die der riesigen Mammuthöhle (s. d.), der Colossal Cave, der Salt Cave u. a. Den Osten des Landes, etwa ein Fünftel vom Ganzen, durchziehen mehrere mauergleiche, gipfellose Rücken des Cumberlandgebirges (die Pine Mountains, Log Mountains, Kentucky Ridge), die etwa 900 m hoch sind, während der Big Black Mountain der Hauptkette 1170 m erreicht. Ihre karbonischen Schichten umschließen einen beträchtlichen Teil des großen appalachischen Kohlenfeldes (s. Appalachen) und sind zugleich reich an gutem Braun- und Roteisenstein. Die Kohlenfläche von K. mißt auf diese Weise über 40,000 qkm. — Mit natürlichen Schiffahrtsstraßen ist K. verhältnismäßig reich ausgestattet, da nicht bloß der Mississippi, Ohio, Tennessee und Cumberland, sondern durch Kanalisierung auch der Green River mit dem Barrens und Rough River (bis Bowling Green, 275 km weit), der Kentucky River (bis Little Hickman, 225 km) und der Big Sandy River (42 km) schiffbar sind. In den oberflächlichen Einsenkungen der Kalkregion finden sich flache, salzhaltige Sümpfe, sogen. Saltlicks, die ehedem von Hirschen, Elentieren und Büffeln besucht wurden und in der geologischen Vorzeit von Mastodonten, Megalonyx, Pferden ꝛc., deren Knochen noch in der Umgegend gefunden werden; eins der merkwürdigsten ist das Große Knochenlick südwestlich von Cincinnati. Das Klima ist im allgemeinen gesund, mit heißen Sommern und feuchten, bisweilen für kurze Zeit empfindlich kalten Wintern. Rinder und Schafe können meist das ganze Jahr hindurch im Freien bleiben. Die mittlere Jahrestemperatur von Louisville beträgt 13,2°, die Julitemperatur 25,8°, die Januartemperatur 1,2°, die Niederschlagsmenge 1142 mm. Im Sommer sind schon 26tägige Hitzeperioden, die alle Tage 32° brachten, beobachtet worden, im Winter bis —28,6°. Heftige Gewitter sowie Tornados sind nicht selten. Die Bevölkerung zählte 1791, als K. zum Staat erhoben wurde, etwa 75,000, 1800 aber bereits 220,955, 1850: 982,405 und 1900: 2,147,174 Seelen (1,090,227 männliche, 1,056,947 weibliche). Die Zahl der Farbigen (284,706) macht 13,3 Proz. von der Gesamtbevölkerung aus. Indianer gab es nur 102. Im Auslande waren nur 50,249 geboren, in Deutschland 27,555. Die öffentlichen Schulen mit 9501 Lehrern wurden 1902 von 498,989 Kindern besucht, doch können 22 Proz. der über zehn Jahre alten Weißen und 70 Proz. der Schwarzen nicht schreiben. Die Negerkinder werden in besondern Schulen unterrichtet. An höhern Lehranstalten bestehen eine Staatsuniversität in Lexington (s. d.) und 10 andre Colleges, mit zusammen 317 Lehrern und 3441 Schülern. Es erscheinen 310 Zeitungen. Haupterwerbszweig ist die Landwirtschaft; 1900 zählte man 234,667 Farmen mit 8,8 Mill. Hektar, wovon 2 Mill. Hektar mit Getreide bestellt waren. Geerntet wurden von 1,3 Mill. Hektar 73,974,220 Bushels Mais, von 570,000 Hektar 14,264,500 Bushels Weizen, ferner Hafer, Roggen, Gerste, Buchweizen, Baumwolle (6,6 Mill. Pfd.), Hanf. Besonders hervorragend ist der Tabakbau, der 1899 auf 154,000 Hektar 314,288,050 Pfd. im Werte von 18,5 Mill. Doll. ergab und betreffs dessen K. das erste Land der Erde ist. Auch Sorghummelasse und Wein werden gewonnen. Der Viehstand betrug 1900: 497,275 Pferde, 203,748 Maultiere und Esel, 1,119,739 Rinder, 1,900,832 Schafe und 2,008,989 Schweine. Der Bergbau förderte 1902: 6,4 Mill. Ton. Steinkohlen, dazu Eisenerz, Petroleum, Salz (aus den erwähnten Saltlicks und aus Sole). Die vorhandenen Lager von Bleiglanz, Salpeter und Baryt werden dagegen nicht ausgebeutet. Die Industrie erzeugte 1900 in 9560 Betrieben mit 62,962 Arbeitern Waren im Wert von 154,166,365 Doll. Am namhaftesten ist die Tabakverarbeitung (337 Betriebe, 6838 Arbeiter, 29,922,111 Doll.), Müllerei (1145 Betriebe, 1134 Arbeiter, 14,515,161 Doll.), Sägeholzindustrie (1280 Betriebe, 7945 Arbeiter, 13,774,911 Doll.), Brennerei (177 Betriebe, 1112 Arbeiter, 9,786,527 Doll.), demnächst Eisen- und Stahlbereitung, Maschinenbau, Ölkuchenfabrikation, Gerberei, Brauerei. Den Handel fördern Eisenbahnen (1892: 4965 km) und schiffbare Flüsse (1900 mit 86 Dampfern von 14,034 Ton.). Nach der Verfassung vom 11. Juni 1850 ist die exekutive Gewalt einem Gouverneur und einem Vizegouverneur übertragen, die alle vier Jahre vom Volke gewählt werden. Die gesetzgebende Gewalt besteht aus einem Senat und einem Haus der Repräsentanten. Die 38 Senatoren werden auf 4 Jahre gewählt, die 100 Repräsentanten auf 2 Jahre, die Richter auf 2—8 Jahre. In den Senat der Union entsendet K. 2, in das Repräsentantenhaus 11 Mitglieder, bei der Präsidentenwahl hat es 13 Stimmen. Eingeteilt wird K. in 119 Grafschaften; Hauptstadt ist Frankfort, das aber hinter Louisville, Covington, Newport, Lexington an Bedeutung zurück-

tritt. Die Finanzen sind wohlgeordnet. Das steuerbare Eigentum wurde auf 667,056,375 Doll. geschätzt, die öffentliche Schuld auf 1,171,394 Doll.

Erst 1754 entdeckte man die Mündung des Flusses K., der dem Staate den Namen gab. Derselbe soll »blutiger Fluß« bedeuten. Andre deuten ihn (Käntuck-ee) als »Land des grünen Rohrs«, nach einer schilfartigen Pflanze (Arundinaria macrosperma), die ungeheure Strecken des Bodens bedeckte. Durch einen indischen Händler, John Finlay, auf die Fruchtbarkeit jener Gegend aufmerksam gemacht, unternahm 1769 Oberst Boon eine Erforschung derselben und ließ sich 1775 mit noch fünf andern Familien im heutigen K. nieder. Sie erbauten an dem Ufer des Flusses das Fort Boonsborough, und sahen die Niederlassung von Jahr zu Jahr wachsen. 1777 bildete sie bereits einen eignen Kanton und 1782 einen Distrikt Virginias. 1786 löste K. den Verband mit Virginia, die Trennung ward 1790 vom Kongreß anerkannt und 1792 K. als eigner Staat in die Union aufgenommen. Die eingebornen Indianer wurden von 1778—1830 größtenteils verdrängt, den Zurückgebliebenen kaufte man ihre Ländereien ab. Während des amerikanischen Bürgerkrieges blieb K. der Union treu. Doch wurde es zeitweise von den Konföderierten besetzt, und die Bevölkerung war sowohl gegen die Aufhebung der Sklaverei als besonders gegen die Erteilung des Stimmrechts an die Neger. Der sogen. Kuklux-Clan (s. d.) trieb namentlich in K. sein Unwesen. Vgl. Connelly, Story of K. (Boston 1889); Kinkead, History of K. (New York (1896).

Kentucky River, Fluß im nordamerikan. Staat Kentucky, 410 km lang, entsteht aus der Vereinigung der in den Cumberlandbergen entspringenden North-, Middle und South Fork, ist durch Kanalisierung (11 Schleusen) 225 km weit (bis Little Hickman) schiffbar und mündet bei Carrolton in den Ohio.

Kentuckyscher Kaffeebaum, s. Gymnocladus.

Kenty, Stadt in Galizien, Bezirksh. Biala, an der Sola und der Linie Bielitz-Kalwarya der Nordbahn, mit Bezirksgericht, zwei Klöstern, Denkmal des 1390 hier gebornen heil. Cantius (Professors an der Krakauer Universität), Tuchfabriken, Gerberei, Zementwarenerzeugung, Borstenviehhandel und (1900) 5465 poln. Einwohnern.

Kentz (Kenz), Dorf im preuß. Regbez. Stralsund, Kreis Franzburg, an der Staatsbahnlinie Velgast-Barth, hat eine im Mittelalter als Wallfahrtsort viel besuchte evang. Kirche (mit schönen, 1895 restaurierten Glasmalereien) und 300 Einw.

Kenyérmezö (spr. kennjérmeső, »Brotfeld«), s. Broos.

Kenyon (spr. kénnjŏn), Frederic George, Philolog, geb. 15. Jan. 1863 in London, erhielt seine Ausbildung am Winchester College und New College in Oxford und wurde 1888 Fellow am Magdalen-College daselbst, 1889 Assistent der Handschriftenabteilung des Britischen Museums, 1894 Ehrendoktor der Universität Halle, 1895 Doct. Lit. der Universität Durham. Er ist hochverdient als Entzifferer von Papyrushandschriften (s. Papyrusrollen) und durch die Entdeckung und Herausgabe mehrerer altgriechischer Werke, so des »Staates der Athener« von Aristoteles (Lond. 1891, 3. Aufl. 1892; zuletzt Berl. 1903; engl. übersetzung, Lond. 1891), der »Mimen« des Herodas (Lond. 1891; dazu »Some new fragments of Herodas«, Leipz. 1901), zweier Reden des Hypereides (Lond. 1893), der Gedichte des Bakchylides (das. 1897). Außerdem gab er heraus: »Classical texts from Papyri in the British Museum« (1891, darunter den Herodas); »Catalogue of Greek Papyri in the British Museum« (1893—98, 2 Bde.); »Our Bible and the ancient manuscripts« (1895, 3. Aufl. 1898); »Letters of Elizabeth Barrett Browning« (1897); »The palaeography of Greek Papyri« (1899); »Handbook to textual criticism of the New Testament« (1901).

Kenzingen, Stadt im bad. Kreis Freiburg, Amt Emmendingen, an der Elz und an der Staatsbahnlinie Mannheim-Konstanz, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, Realschule, Amtsgericht, Sandsteinbrüche, Tabak- und Zichorienbau, Regenschirm- und Zigarrenfabrikation, Dampfsägemühlen und (1900) 2514 Einw. Dabei das Mineralbad Kirnhalden mit indifferenter Quelle. K. ist 1249 gegründet, erhielt 1283 Stadtrechte und gehörte zum Breisgau.

Keo, s. Papageien.

Keokuk (spr. kiókŏk), Stadt im nordamerikan. Staat Iowa, Grafschaft Lee, am Fuß der von einem Kanal umgangenen untern Stromschnellen (Lower Rapids) des Mississippi und an der Mündung des Des Moines, zum größten Teil auf hohem Flußufer, ist wichtiger Bahnknotenpunkt, mit medizinischer Schule, Eisengießerei, Brauerei, Mühlen, Produktenhandel und (1900) 14,641 Einw.

Keos, Kykladeninsel, s. Kea.

Keper, s. Köper.

Kephalarie (griech., »Ursprung«), soviel wie Riesenquelle, Höhlenquelle, s. Höhlen, S. 460.

Kephallinia (Kephalonia, ital. Cefalonia), nächst Korfu die größte und wichtigste der Jonischen Inseln (s. Karte »Griechenland«), liegt dem Golf von Paträ gegenüber, nur durch eine schmale Meerenge von Ithaka getrennt, südlich von Levkas und nördlich von Zante, umfaßt 689 qkm mit (1896) 70,077 griech. Einwohnern (101 auf 1 qkm) und bildet mit einigen anliegenden Inseln (darunter Ithaka) einen griechischen Nomos von 815 qkm Fläche mit (1896) 83,363 Einw. K. wird von drei hohen, von SSO. nach NNW. streichenden, zum Teil noch mit dichtem Nadelwald bedeckten Kreidekalkgebirgen durchzogen, die nur hier und da von den fleißigen Bewohnern mühsam für den Ackerbau gewonnen worden sind. Das Vorwalten des Kalksteins bedingt die wilde Karst- und Gebirgsnatur der Insel, deren höchster Gipfel, der Megas Soros (der antike Ainos), mit 1620 m der höchste Berg der Jonischen Inseln ist. Die Lage und Höhe des Gebirges verleiht dem Klima trotz der Wilde, die es im allgemeinen charakterisiert, vielen Wechsel; besonders fallen im November, Dezember und Februar häufige und starke Regengüsse. Von den vielen Buchten der Insel sind die von Argostoli (Livadi-Busen, fast 14 km lang) und Same die größten. Flüsse hat K. nicht, nur wenige Bäche und zahlreichere Quellen unmittelbar am Meere. Fruchtbar sind nur die schmalen Tertiärstreifen, insbes. beiderseits des Livadibusens; jedoch hat gerade dies Gebiet von Erdbeben viel zu leiden. Man gewinnt etwas Wein (1901: 68,100 hl) und Öl (33,600 hl), weniger Getreide, das im Altertum überwog, und Kartoffeln; Hauptprodukt aber für die lebhafte Ausfuhr sind die Korinthen, jährlich 40—100,000 metr. Ztr. (1901: 46,625 metr. Ztr.), die seit dem 16. Jahrh. angebaut werden und meist nach Belgien, den Niederlanden und Deutschland gehen. Ziegen- und Schafherden sind in ziemlicher Anzahl vorhanden. 1901 liefen im Hafen von Argostoli 178 Schiffe von 126,236 Ton. ein. Wert der Ausfuhr nach dem Auslande 1,8 Mill., der Einfuhr 2,6 Mill. Mk. Die Einwohner sind vortreffliche Seeleute

und Krieger. Finden sie keinen genügenden Erwerb, so gehen sie zur Erntezeit nach dem Peloponnes. Die Frauen bestellen das Feld, verfertigen Töpfe und Ölkrüge sowie Baumwollwaren und Teppiche aus rauhen Ziegenhaaren. K. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Hauptstadt der an Straßen (344 km) reichen Insel ist Argostoli (s. d.) am Livadi-Meerbusen. Durch ihn wird die mit Korinthenpflanzungen bedeckte, meist aus jungtertiären Schichten aufgebaute Halbinsel Lixuri mit gleichnamigem Hauptort abgetrennt. An der Nordwestküste Assos mit venezianischem Kastell. Aus der Glanzzeit der Insel im Altertum ist, Mauertrümmer von Kastellen und von den vier unten genannten Städten ausgenommen, nichts auf uns gekommen.

Das jetzige K. hieß in ältester Zeit Same oder Samos, später Kephallenia, die Einwohner Kephallener. Die bedeutendsten Städte im Altertum waren Pale, Kranioi, Same und Pronoi (s. d.). Zu einer bedeutenden Rolle erhob sich K. in der alten Geschichte nie. Im J. 430 v. Chr. schloß es sich Athen, im 3. Jahrh. dem Atolischen Bund an. M. Fulvius unterwarf K. 189 den Römern, die es mit der römischen Provinz Epirus vereinigten. An die Venezianer kam K. 1224 durch Gajo, den damaligen Herrn der Insel, als Geschenk und teilte dann das Geschick der übrigen Jonischen Inseln, indem es bald den Türken (1479—1500, 1591—95), bald den Venezianern (1500—71) gehörte. Als 1797 Venedig unter österreichische Herrschaft kam, wurde K. zuerst von den Franzosen, dann von den Russen erobert. 1807 ward es der Jonischen Republik einverleibt, 1809 von den Engländern besetzt und 1815 mit der Jonischen Republik unter britischen Schutz gestellt, 1863 mit dem Königreich Griechenland vereinigt. Vgl. Wiebel, Die Insel Kephalonia und die Meermühlen von Argostoli (Hamb. 1873); Partsch, Kephallenia und Ithaka (Ergänzungsheft Nr. 98 zu »Petermanns Mitteilungen«, 1890).

Kephaloidion (Cephaloedium), s. Cefalù.

Kephalone (griech., Großschädel), Schädel mit einem Binnenraum von mehr als 1750 ccm, s. Schädel.

Kephalonia, späte Form des antiken Namens Kephallenia, s. Kephallinia.

Kephálos (Cephalus), im griech. Mythus Sohn des Hermes und der Herse oder des Deion und der Diomede, Gemahl der Prokris, des attischen Königs Erechtheus Tochter; von Eos, die ihn wegen seiner Schönheit raubte, mit der Gabe, sich beliebig zu verwandeln, beschenkt, benutzte er diese, um die Treue der Prokris zu prüfen. Sie bestand die Probe nicht und floh nach Kreta, wo sie mit Artemis als Jägerin lebte; von dieser oder von Minos erhielt sie einen Hund (Lailaps) und einen Jagdspeer, welchen beiden kein Wild entging. Wieder mit K. versöhnt, schenkte sie ihm die Wundergaben. Als sie ihm aus Eifersucht auf der Jagd nachschlich, wurde sie von dem ein Wild vermutenden K. mit dem Speer getötet. Zur Verbannung verurteilt, nahm K. an dem Zuge des Amphitryon gegen die Taphier teil und erhielt dafür die Insel Taphos, die er Kephallenia nannte. Er soll sich vom Vorgebirge Leukatas, wo er den Apollotempel errichtet, ins Meer gestürzt haben. K. ist der Heros des attischen Demos Kephale und der Stammvater des Geschlechts der Kephaliden.

Kepheus, im griech. Mythus 1) König von Tegea, Sohn des Aleos, fiel als Bundesgenosse des Herakles samt seinen 20 Söhnen im Kampfe gegen Hippokoon von Sparta. — 2) Sohn des Belos (s. d.), Vater der Andromeda (s. d.).

Kephīr, s. Kefir.

Kephisódotos, der Ältere, aus Athen, griech. Bildhauer der attischen Schule, um 400—370 v. Chr. blühend, wahrscheinlich Vater und Lehrer des Praxiteles, schuf fast ausschließlich Götterbilder in Erz und Marmor und eine der neun auf dem Helikon aufgestellten Musen. Von seiner Eirene (Friedensgöttin) mit dem jungen Plutos (Reichtum) auf dem Arme, die auf der Agora in Athen stand, findet sich eine treffliche (früher Leukothea mit dem Bakchosknaben genannte) Marmorkopie in der Glyptothek zu München, die mit dem großartigen Stil des Pheidias eine besondere Innigkeit verbindet (s. Tafel »Bildhauerkunst III«, Fig. 2). — Auch der Sohn des Praxiteles, K. der Jüngere, war ein in Erz- und Marmorarbeiten bedeutender Künstler.

Kephīsos (Kephissos, lat. Cephissus), Name zweier Flüsse im alten Attika. Der eine (jetzt Sarantapotamos) kommt vom Kithäron herab und mündet östlich von Eleusis; der andre (jetzt Podoniphti) entspringt auf dem Pentelikon und strömt durch die Pedias westlich bei Athen vorüber. Ein dritter K. (jetzt Mavroneron) durchfließt Phokis und Böotien und mündet in den Kopaissee (s. d.). — Auch Personifikation dieser Flüsse.

Kepler, Johannes, der Entdecker der Gesetze der Planetenbewegung, geb. 27. Dez. 1571 zu Weil der Stadt in Württemberg als Sprößling des herabgekommenen schwäbischen Adelsgeschlechts der Kappel, gest. 15. Nov. 1630 in Regensburg, besuchte seit 1584 die Klosterschule in Adelberg, seit 1586 die in Maulbronn und studierte seit 1589 in Tübingen Theologie. Wesentlichen Einfluß auf sein späteres Leben übte hier Mästlin (s. d.), von dem er die erste Kenntnis der Kopernikanischen Lehre erhielt. Da seine vom orthodoxen Dogma abweichenden religiösen Ansichten ihm eine Anstellung im Kirchendienst in Württemberg erschwerten, nahm er 1594 die Stelle eines Landschaftsmathematikus der protestantischen Stände von Steiermark an, mit der das Lehramt für Mathematik und Moral am Provinzialgymnasium in Graz verbunden war. Während er hier durch das Eintreffen verschiedener Prophezeiungen, die er, nach der Sitte der Zeit, dem von ihm veröffentlichten Kalender beigegeben, bei der großen Menge rasch in den Ruf eines ersten Astrologen kam, begründete er gleichzeitig seinen wissenschaftlichen Ruf durch das 1596 u. d. T.: »Prodromus dissertationum cosmographicarum, continens mysterium cosmographicum de admirabili proportione coelestium orbium etc.« veröffentlichte tiefsinnige Werk, in dem er zuerst den während seines ganzen Lebens von ihm festgehaltenen Gedanken entwickelte, daß in unserm Planetensystem eine bestimmte Harmonie nachweisbar sein müsse. Insbesondere suchte er hier mit Hilfe der regulären Körper (vgl. Polyeder) die Fragen zu beantworten, warum es nur die sechs damals bekannten Planeten gebe, und welchem Gesetz ihre Entfernungen folgen. Durch dieses Werk wurde K. mit Tycho Brahe bekannt, dem er 1601 als Gehilfe nach Prag folgte, als durch die Aufhebung der Religionsfreiheit in Steiermark (1598) seine Stellung in Graz eine schwierige geworden war. Nach Brahes Tode 1601 wurde K. Mathematikus und Hofastronom des Kaisers Rudolf II. und hatte nun vor allem die Berechnung neuer Planetentafeln mit Benutzung der von Brahe ausgeführten Beobachtungen zu besorgen. K. untersuchte zunächst die Bewegung des Planeten Mars, dessen Bahn eine ziemlich bedeutende Exzentrizität besitzt und den Brahe sehr genau

beobachtet hatte. Nach zahlreichen, außerordentlich mühsamen Versuchen fand er die beiden ersten der nach ihm benannten Gesetze der Planetenbewegung (s. Planeten), die er 1609 in seinem Hauptwerk »Astronomia nova, seu Physica coelestis tradita commentariis de motibus stellae Martis« (Prag) veröffentlichte. Zwei Jahre später erschien in Augsburg seine »Dioptrice« (Neudruck in Ostwalds Klassikern, Leipz. 1904), die eine Theorie der Linsen und die Prinzipien des astronomischen Fernrohrs enthält. Inzwischen gestalteten sich die äußern Verhältnisse Keplers sehr trübe: zu der Geldnot, in die er geraten, weil die kaiserliche Kasse ihm seinen Gehalt nie regelmäßig auszahlen konnte, gesellte sich noch der Verlust von Frau und Kind, endlich 1611 die Absetzung des Kaisers Rudolf II. Unter diesen Umständen trat K. in die Dienste der oberösterreichischen Landstände und siedelte 1612 nach Rudolfs II. Tode nach Linz über, um an der dortigen Landschaftsschule Mathematik zu lehren, die Landesaufnahme zu revidieren und seine Planetentafeln zu vollenden. Bei allen diesen Arbeiten behielt er das Ziel, das er sich in seinem »Mysterium cosmographicum« gestellt, unverrückt vor Augen und suchte insbes. eine Beziehung zwischen den Geschwindigkeiten oder Umlaufszeiten der Planeten aufzufinden. Die mannigfachsten Versuche wurden gemacht und selbst die harmonischen Verhältnisse nach Weise der Pythagoreer mit herangezogen; so wollte K. gefunden haben, daß sich die Geschwindigkeiten im Aphel und Perihel beim Saturn und Jupiter wie 4:5, beim Mars aber wie 2:3 verhalten, entsprechend den Schwingungszahlen bei der großen Terz und Quinte, und daraus schloß er nun, daß jeder Planet in seiner Bahn ein musikalisches Intervall durchlaufe, u. dgl. Endlich, im März 1618, kam er auf das richtige Gesetz, und 15. Mai war es, nach Beseitigung eines Rechenfehlers, festgestellt. Es wurde als das dritte der drei Gesetze der Planetenbewegung 1619 in der Schrift »Harmonices mundi libri V« veröffentlicht. Nachdem K. 1620 und 1621 längere Zeit in seiner Heimat verweilt hatte, um seiner in einen Hexenprozeß verwickelten hochbejahrten Mutter beizustehen, und 1622 vom Kaiser Ferdinand II. nach längerm Zögern in seinem Amt als kaiserlicher Mathematikus bestätigt worden war, vollendete er die neuen Planetentafeln, seinem Gönner Rudolf II. zu Ehren »Tabulae Rudolphinae« genannt, deren Druck aber bei der Leere der kaiserlichen Kassen nur langsam vorschritt und erst 1627 in Ulm vollendet wurde, wohin sich K. wegen der nun auch in Oberösterreich eingetretenen Protestantenverfolgung zurückgezogen hatte. Die äußern Verhältnisse Keplers waren inzwischen nach wie vor drückende geblieben. Nachdem er die kaiserliche Hofkammer vergeblich um Auszahlung seiner auf 12,000 Gulden angewachsenen Gehaltsrückstände gedrängt hatte, wurde er vom Kaiser an Wallenstein verwiesen und ging deshalb zu diesem 1628 nach Sagan. Allein Wallenstein hieß K. wohl als Astrologen willkommen, verhalf ihm aber nicht zu seiner Forderung, und so entschloß sich K., nachdem er eine ihm angebotene Professur in Rostock abgelehnt, im Herbst 1630 über Leipzig nach Regensburg zu reisen, um dort auf dem Reichstag seine Ansprüche geltend zu machen. Hier langte er 9. Nov. an, erlag aber nach wenigen Tagen den Anstrengungen der Reise. Der Fürst von Dalberg ließ ihm 1808 in Regensburg ein Monument setzen; 1870 ward ihm ein solches (von Kreling) auch in Weil errichtet. Sein Bildnis s. Tafel »Naturforscher I«.

Von Keplers Schriften sind noch zu erwähnen: »Ad Vitellionem paralipomena, quibus astronomiae pars optica traditur« (Frankf. 1604); »Ephemerides novae motuum coelestium« (Linz 1616); »Epitomes astronomiae Copernicanae libri I—VII« (Linz u. Frankf. 1618—22); »De cometis libelli III« (Augsb. 1619—20); »Somnium, s. Opus posthumum de astronomia sublunari« (Sagan u. Frankf. 1634; hrsg. von S. Günther: »Keplers Traum vom Mond«, Leipz. 1898). Die Herausgabe seiner ungedruckten Werke unternahm Hansch zu Anfang des 18. Jahrh., doch erschien von den in Aussicht gestellten 20 Foliobänden nur ein einziger: »Keplers Briefe« (1718), und die Manuskripte wurden 1778 von der Kaiserin Katharina II. von Rußland angekauft, der Akademie zu St. Petersburg geschenkt und befinden sich jetzt auf der Sternwarte zu Pulkowa. Eine vorzügliche Gesamtausgabe von Keplers Werken lieferte Chr. Frisch (»Kepleri opera omnia«, Frankf. 1858 bis 1872, 8 Bde.); die darin nicht enthaltene Korrespondenz mit Herwart v. Hohenburg gab Anschütz in den Sitzungsberichten der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaft heraus (Prag 1886). Vgl. v. Breitschwert, Johann Keplers Leben und Wirken (Stuttg. 1831); Brewster, Lives of Galileo, Tycho de Brahe and K. (8. Aufl., Lond. 1874); Reitlinger, Neumann und Gruner, Joh. K. (Stuttg. 1868); Apelt, Joh. Keplers astronomische Weltansicht (Leipz. 1849); Reuschle, K. und die Astronomie (Frankf. 1871); Göbel, Über Keplers astronomische Anschauungen (Halle 1872); v. Hasner, Tycho Brahe und K. in Prag (Prag 1872); Dvorsky, Neues über K. (das. 1880); Schuster, Joh. K. und die großen kirchlichen Streitfragen seiner Zeit (Graz 1888); Günther, Joh. K. und der tellurisch-kosmische Magnetismus (in Pencks »Geographischen Abhandlungen«, Bd. 3, Wien 1888) und dessen Biographie Keplers im 22. Bande der »Geisteshelden« (Berl. 1896); Herz, Keplers Astrologie (Wien 1895); Pizis, K. als Geograph (Münch. 1898); A. Müller (S. J.), Joh. K., der Gesetzgeber der neuen Astronomie (Freiburg 1903); L. Günther, K. und die Theologie (Gießen 1905).

Keplersche Gesetze, s. Planeten.

Keplersches Problem, die von Kepler in der »Astronomia nova« gestellte Aufgabe, den Ort eines Planeten in seiner Bahn für jeden Augenblick anzugeben, wenn die Bahn und die Zeit des Durchganges durch das Perihel gegeben sind. Diese Aufgabe kommt im wesentlichen darauf hinaus, aus der mittlern Anomalie (s. Anomalie) eines Planeten die exzentrische zu berechnen, und führt auf die Auflösung der transzendenten Gleichung (Keplersche Gleichung)

$$E - e \sin E = M,$$

wo E die exzentrische, M die mittlere Anomalie und e die Exzentrizität der Planetenbahn bezeichnet. Da die Anwendung dieser Gleichung eine sehr vielseitige ist, so hat man über 120 Methoden zu ihrer Auflösung mittels Näherungen aufgestellt und besondere Hilfstafeln hierfür berechnet. Vgl. Astrand, Hilfstafeln zur leichten und genauen Auflösung des Keplerschen Problems (Leipz. 1890).

Keporkak, s. Finnfische, S. 582.

Kepotaph (griech.), Grabmal in einem Garten.

Keppel (Stift-K.), Damenstift im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Siegen, nahe bei Hilchenbach, an der Ferndorf u. der Staatsbahnlinie Kreuztal-Amalienhütte, hat eine evang. Kirche, eine Mädchenerziehungsanstalt mit Lehrerinnenseminar und (1900) 98 Einw.

Keppel, 1) Sir Henry, brit. Admiral, geb. 14. Juni 1809 als siebenter Sohn des vierten Grafen von Albemarle, gest. 17. Jan. 1904, trat 1822 in die Marine und wurde 1837 Kapitän. Nachdem er sich im chinesischen Kriege von 1842 hervorgetan hatte, trug er im Ostindischen Archipel zur Ausrottung des Piratenwesens bei. 1855 kommandierte er das britische Geschwader vor Sebastopol, 1856 als Konteradmiral ein Geschwader im Kriege gegen China, 1860 bis 1867 war er in den afrikanischen, dann in den ostasiatischen Gewässern stationiert. Er wurde 1864 Vizeadmiral, 1869 Admiral, 1877 Admiral der Flotte und trat 1879 in den Ruhestand. Er schrieb: »Expedition to Borneo« (Lond. 1847, 2 Bde.); »Visit to the Indian Archipelago« (das. 1853, 2 Bde.); »Voyage of the Miranda. Reminiscences« (1898) und seine Selbstbiographie: »A sailor's life under four sovereigns« (1899, 3 Bde.).

2) George Thomas, Graf, s. Albemarle.

Keppler, 1) Joseph, amerikan. Zeichner u. Journalist, geb. 1. Febr. 1838 in Wien, gest. 20. Febr. 1894 in New York, besuchte die Akademie der bildenden Künste in Wien, durchzog, als sein Vater wegen Beteiligung an dem Aufstande 1848/49 nach Amerika geflohen war, als Retoucheur eines Photographen Österreich und Italien, wurde dann Schauspieler und ging nach Amerika, wo er in dem Verlagshaus von Frank Leslie als Zeichner Beschäftigung fand. Drei Jahre später gründete er mit A. Schwarzmann die humoristisch-satirische Wochenschrift »Puck«, die durch seine genialen Illustrationen einen beispiellosen Erfolg hatte und sehr bald nicht nur in einer deutschen, sondern auch in englischer Ausgabe erschien und einen nicht unerheblichen politischen Einfluß ausübte.

2) Paul Wilhelm, Bischof in Rottenburg, geb. 28. Sept. 1852 in Schwäbisch-Gmünd, Sohn eines evangelischen Gerichtsnotars und einer katholischen Mutter, studierte in Tübingen katholische Theologie, erhielt 1875 die Priesterweihe, ward 1876 Stadtpfarrer in Kannstatt, 1883 Professor der Theologie in Tübingen, 1894 ordentlicher Professor in Freiburg i. Br., wo er neben Exegese und Moral auch christliche Kunstgeschichte lehrte, und 1898 Bischof von Rottenburg. Er schrieb: »Die Komposition des Johannes-Evangeliums« (Tübing. 1884); »Erklärung der Abschiedsreden und des hohenpriesterlichen Gebets Jesu« (Freib. 1887); »Württembergs kirchliche Kunstaltertümer« (Rottenb. 1888); »Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient« (Freib. 1894, 4. Aufl. 1902); »Die Advents-Perikopen, exegetisch-homiletisch erklärt (3. Aufl., das. 1904).

Ker, bei botan. Namen für John Bellenden Ker (Gawler-), engl. Gärtner und Botaniker. Schrieb: »Strelitzia depicta« (Lond. 1818); »Iridearum genera« (Brüssel 1827).

Kerahes, Stadt, s. Carhaix.

Kerak, Hauptstadt des asiatisch-türk. Sandschaks Ma'an im Ostjordanland, am gleichnamigen, ins Tote Meer mündenden Wadi, 1040 m ü. M., mit starker Garnison, treibt ansehnlichen Handel mit den Beduinen, hat eine protestantische Mission und 10,000 Einw. (1/6 Christen, 4/6 Muslime). Die stark befestigte Stadt, welche die Karawanenstraße von Syrien nach Ägypten und Arabien beherrschte, das alte Kir Moab (s. d.), war in der Kreuzfahrerzeit heftig umstritten und wurde erst nach fünfjähriger Belagerung 1188 durch Saladin erobert. Noch wohl erhalten ist die mächtige Kreuzfahrerburg außerhalb der Ringmauern südlich der Stadt, ebenso eine Kirche, jetzt Moschee.

Kerameikos (»Töpfermarkt«), s. Athen, S. 25.

Keramik (Keramеutik, griech., von kéramos, Töpferton; hierzu Tafel »Keramik I u. II«), Töpferkunst oder Tonbildnerei, die Kunst, aus Ton Gefäße, Figuren, Reliefs, Kacheln, Platten u. dgl. herzustellen. Über das dabei zu beobachtende technische Verfahren s. Tonwaren. — Die Geschichte der K. reicht bis in die ältesten Zeiten menschlicher Kultur zurück. Für ihr Alter zeugen unter anderm die Mythen von der Erschaffung des Menschen aus Ton (Genesis, Prometheus 2c.). Die griechische Sage läßt Malerei und Plastik in der Werkstatt des Töpfers Butades (Dibutades) zu Korinth erfunden werden. Dem Erzguß, den die vorhistorischen Zeiten bereits kannten, mußte das Formen und Brennen von Ton vorausgegangen sein, und noch früher hatte man Bausteine und Hausgerät nur an der Sonne hart werden lassen. Die Drehscheibe kommt schon auf ägyptischen Wandgemälden vor, und Homer vergleicht den Rundtanz mit dem Drehen der Töpferscheibe. Die Ornamentation der ältesten Gefäße, mit eingeritzten oder mit aufgemalten Verzierungen, zeigt große Übereinstimmung bei den verschiedensten Völkerschaften: einfache Linien und Linienverbindungen, primitive Nachahmungen von Tier- und Pflanzenformen, während die höhere Stufe der Entwickelung bereits die Fauna und Flora des betreffenden Landes erkennen läßt. Altägyptische Gefäße und Götterbilder kommen mit einer starken, meist blauen oder grünen Glasur, andre mit weißer Glasur und mehrfarbiger Bemalung, noch andre nur mit geglätteter Oberfläche vor. Die Ausgrabungen von Ninive 2c. haben von Wandbekleidungen herrührende Ziegel mit mehrfarbigem Emailüberzug ans Licht gefördert (s. Tafel »Ornamente I«, Fig. 1—5). Cyprische Tongefäße, graugelb mit brauner Malerei, erinnern bald an ägyptischen, bald an vorderasiatischen und griechischen Stil, weil Cypern ein Glied der Vermittelung asiatischer, afrikanischer und europäischer Kultur war (s. Vasen und Tafel »Ornamente I«, Fig. 18 u. 19). Zu den ältesten Erzeugnissen der K. gehören auch die von Schliemann und andern in Hissarlik (Troja, s. d.), Mykenä (s. d.), Tiryns (s. d.) u. a. O. althellenischer Kultur gefundenen Tongefäße und -Scherben. Am wichtigsten sind die griechischen Vasen, früher oft fälschlich etruskische genannt. Weiteres über sie s. im Artikel »Vasen« (mit Tafel). Alle solche Gefäße sind gebrannter Ton (terra cotta), aus dem auch Bauornamente, Figuren von Göttern, Heroen und Genrefiguren gebildet wurden. Näheres s. Terrakotten (mit Tafel). Die geschätztesten römischen Tongefäße waren die arretinischen aus der roten Erde von Arretium (s. Arretinische Gefäße).

Während im Abendland in den Zeiten der Völkerwanderung aller Kunstbetrieb auch auf diesem Gebiet erlosch, brachten die Araber die aus dem Altertum lebendig gebliebene Kunst des Emaillierens der Tongefäße und Tonplatten zum Bekleiden der Wände und Fußböden nach Europa. Die Moscheen Ägyptens, Persiens 2c. zeigen bunt bemalte Fliesen mit Zinnglasur, z. T. aus sehr frühen Zeiten; die maurischen Bauwerke in Spanien wurden ebenso verziert, und in Italien ahmte man sowohl diese Platten (s. Tafel »Ornamente III«, Fig. 20) als auch die spanisch-maurischen Gefäße (s. Tafel »Keramik I«, Fig. 5) nach, die z. T. opalisierenden Metallglanz von roter, gelber oder Kupferfarbe haben. Einer frühen Zeit (13. Jahrh.) gehören auch die persischen oder sogen. persisch-rhodischen Fayencen an (Tafel I, Fig. 3). Die Kenntnis der farbigbemalten irdenen Gefäße mit

1. Deutsche Kachel (16. Jahrh.).

15. Japanische Satsuma-Schale

10. Vase aus Delft (Fayence, 18. Jahrh.)

12. Glasiertes Tonrelief von Luca

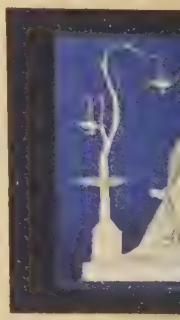
9. Palissy-Schüssel (französisch, 16. Jahrh.)

5. Spanisch-maurische Majolika-kanne (14. Jahrh.)

8. Teller von Urbino

3. Persische Schüssel (16. Jahrh.)

4. Henri-deux-Gefäß (französisch, 16. Jahrh.).



2. Pâte sur p
engli

della Robbia. Florenz (ca 1500)

ajolika, 16 Jahrh.)

Minton

14. Chinesische Vase

16. Deutsche Wappenkachel
(16. Jahrh.)

17. Kanne in Böttger-Porzellan
(18. Jahrh.)

11. Wedgwoodtopf (englisch,
18. Jahrh.)

7. Schale von Caffagiolo
(italienische Majolika 16. Jahrh.)

13. Meißener Kaffeekanne
(Vieux Saxe, 18. Jahrh.)

6. Schale von Gubbio (italien. Majolika
1519).

Zinnglasur scheint den Italienern von der Insel Majorca gekommen zu sein, wo maurische Fayenceindustrie im Mittelalter betrieben wurde, vielleicht auch der Stapelplatz für die nach Italien ausgeführten hispano-maurischen Tonwaren war. Von ihr wird der in Italien gebräuchliche Name Majolika hergeleitet. Die Franzosen machten aus Faënza, von wo aus ihnen derartige Tonwaren zugekommen zu sein scheinen, das Wort Faïence. Übrigens kamen die Italiener erst im 15. Jahrh. in den Besitz der Zinnglasur; bis dahin hatten sie nur die Bleiglasur, welche die Grundfarbe des Tones durchscheinen ließ, weshalb man diesem einen weißen Überzug (Angußfarbe, engobe) gab. Zinnglasur haben die Reliefs (Tafel I, Fig. 12), Büsten ꝛc. der berühmten Florentiner Bildhauerfamilie della Robbia (s. d.), die sogen. terra invetriata. Luca della Robbia schrieb sich selbst die Erfindung der Kunst zu, farbig bemalte Tonbildwerke mit durchsichtiger, emailartiger Zinnglasur zu überziehen, und sein technisches Verfahren wurde von seinen Nachkommen als Geheimnis bewahrt. In Pesaro, Gubbio, Urbino, Castel Durante und andern Städten entstand um dieselbe Zeit die mezza majolica, unechte oder Halbmajolika, mit Malereien, auf denen der weiße Grund noch den Fleischton vertritt; in Faënza und Florenz gegen Ende des 15. Jahrh. die echte oder majolica fina (mit gelben Fleischpartien). Im 16. Jahrh. waren Hauptorte der italienischen Majolikafabrikation Caffagiolo bei Florenz (Tafel I, Fig. 7), Gubbio, wo Maestro Giorgio (s. d. 2) Majoliken mit Rubinlüster (Tafel I, Fig. 6) anfertigte, Urbino (Tafel I, Fig. 8), Faënza (s. Faënzamajoliken) und Castel Durante. An allen diesen Orten waren tüchtige Künstler tätig, die Gefäße, Schüsseln und Teller mit Malereien schmückten, anfangs mit Wappen, Ornamenten, Bildnisköpfen, später mit figurenreichen Darstellungen nach Raffael und den Kupferstechern seiner Schule. Einer der hervorragendsten dieser Maler war der in Urbino tätige Orazio Fontana. Die umfangreichsten Sammlungen italienischer Majoliken in Deutschland besitzen das Kunstgewerbemuseum in Berlin und das herzogliche Museum in Braunschweig. Einzelne Fabrikorte lieferten die sogen. Sgraffiti, wobei das Ornament mittels eines Metallgriffels in die Angußfarbe graviert und dann farbig glasiert wurde. In Ferrara erfreute sich die Majolika besonderer Pflege unter Alfons I. im 16. Jahrh., gegen dessen Ende der Verfall der Majolika beginnt, deren Fabrikation im Laufe des 17. Jahrh. ganz aufgegeben wurde. In Deutschland entwickelte sich die Gefäßbildnerei in glasiertem Ton mit der Ofentöpferei (s. Kachel und Tafel I, Fig. 1 u. 16), aber erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., wo zuerst in Köln (um 1530), später aber namentlich in Nürnberg Krüge mit Reliefs und farbigen Glasuren, in neuerer Zeit fälschlich Hirschvogel-Krüge (s. d.) genannt, verfertigt wurden. Im 17. Jahrh. war diese Art der Fabrikation wieder erloschen. Dagegen verbreitete sich die Fayence mit ebener bemalter Oberfläche und das graue oder gelbliche Steingut mit Reliefverzierungen oder mit blauer Malerei über ganz Deutschland. Durch ein emailliertes Tongefäß, vermutlich deutschen Ursprungs, kam Bernhard Palissy (s. d.) auf den Gedanken, etwas Ähnliches zu erfinden, und durch bewundernswürdige Ausdauer brachte er das nach ihm benannte Genre zustande: Gefäße mit Pflanzen und Tieren, die er nach der Natur abgeformt hatte, in Relief belegt und mit Emailfarben gemalt (Tafel I, Fig. 9). Aus der Mitte des 16. Jahrh. stammen auch die Henri-deux genannten merkwürdigen Gefäße von gelblicher Färbung mit bräunlichen Ornamenten, aufgelegten Mascarons u. dgl., anscheinend Dilettantenarbeiten aus Oiron (s. Tafel I, Fig. 4, u. Art. »Henri-deux-Gefäße«). Die eigentliche französische Fayence, weißes Geschirr, mit Benutzung chinesischer, persischer und andrer Motive in Blau, Braun und Gelb bemalt, ist in Nevers zu Ende des 16., in Rouen im 17. Jahrh. aufgekommen. In den Niederlanden wurde Delft im 16. Jahrh. der Hauptsitz einer Fayenceindustrie, deren Fabrikate, namentlich Krüge mit eiförmigem Körper, schlankem Hals und schön angesetztem Henkel (Tafel I, Fig. 10), Ziergeräte, Figuren, Kuriositäten verschiedener Art und besonders Platten zum Belegen der Fußböden, Kamine, Tische ꝛc., meist blau, doch auch braun, selten schwarz bemalt, im 17. Jahrh. die größte Vollendung erreichten (s. Delfter Fayencen). Auf die Entwickelung dieser holländischen wie überhaupt der Fayenceindustrie der neuern Zeit gewann das Bekanntwerden des chinesischen Porzellans bestimmenden Einfluß. Überall bemühte man sich, das Porzellan zu erfinden, und aus den zahllosen Versuchen resultierte, da die Hauptsache, die Porzellanerde, mangelte, das Auftreten einer Menge verschiedener Arten der Fayence, deren Formen und Dekorationsstil wenigstens häufig Verwandtschaft mit den ostasiatischen Erzeugnissen hatten, während bei andern Fabrikaten, besonders im 18. Jahrh., die naturalistische Blumenmalerei oder die Landschaft im Geschmack der Zeit vorherrscht. Straßburg, Frankenthal, Höchst, Nürnberg, Bayreuth, Holitsch im Preßburger Komitat und zahlreiche andre deutsche Städte besaßen im 18. Jahrh. blühende Industrien, deren Erzeugnisse heute gesucht werden. Besonders taten sich auch die Sachsen in Siebenbürgen darin hervor. Holländer und Deutsche verpflanzten ihre Technik und deren Stil nach England, wo in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Josiah Wedgwood zuerst in Burslem, seit 1770 in Etruria ein vorzügliches, in antikisierender Weise dekoriertes Steingut, namentlich die in schwachem Relief weiß auf Blau bemalte Queensware (Tafel I, Fig. 11) herstellte. Die Fabriken von Rörstrand und Marieberg in Schweden, Montelupo, Mailand, Capo di Monte in Italien taten sich ebenfalls durch ihre Fayencen hervor, während sich in Spanien und Portugal in den Fliesen (Azulejos, s. d.) die maurische Tradition lebendig erhielt. Die Auffindung des Kaolins in mehreren Ländern Europas wies aber für lange Zeit aller Fayence eine untergeordnete Stellung an, und die Mehrzahl der Fabriken verschwand, wenn sie nicht in Porzellanfabriken verwandelt wurden.

Die Erfindung des Porzellans.

Die Angaben über das Alter des Porzellans bei den Chinesen sind noch äußerst unsicher; doch scheint es keineswegs so weit zurück zu datieren, wie man früher glaubte, vielleicht nur etwa bis 200 v. Chr. Mit Sicherheit ist es in China erst seit dem 7. Jahrh. nachzuweisen. Steingut mit sehr harter, halb durchsichtiger Glasur in mannigfachen Schattierungen von rötlichem Grau bis Meergrün (Seladon), mit wenigem, oft etwas erhabenem Ornament oder absichtlich mit einem Netz von Haarrissen (craquelé) überzogen, soll mehrere Jahrtausende vor Christo fabriziert worden sein. Bestimmte Daten über die chinesische Porzellanfabrikation haben wir aus dem Anfang unsers Jahrtausends, um welche Zeit die Fabrik in Kingtetschin gegründet wurde; unter der Ming-Dynastie im 14. Jahrh. nahmen alle Künste in China einen größern

Aufschwung, und das 15. und 16. ist auch dort die Zeit der höchsten Kunstblüte. (Damals wurde auch der Turm in Nanking gebaut.) Die Marken aus jenen Zeiten werden aber im Lande sehr geschickt gefälscht, und da die Elemente der Dekoration fast unverändert die nämlichen geblieben sind (Gottheiten, heilige Tiere, wie der Drache Mang, der Hund des Fo, der einem Paradiesvogel ähnliche Fong-Hoang, geometrische Kombinationen, naturalistische Blumen ꝛc.), so bleibt als einigermaßen zuverlässiges Kennzeichen nur die farbige Glasur übrig. Die blaue Glasur gilt für die älteste, und zwar erscheint infolge der noch mangelhaften Technik das Blau nicht gleichmäßig tief und glänzend. Die Dekoration der neuern vielfarbigen Gefäße ist fast immer von gesuchter Unregelmäßigkeit, und neben den einheimischen Motiven finden sich solche benachbarter Völkerschaften (Tafel I, Fig. 14). Nach Japan ist die Porzellanfabrikation im 16. Jahrh. von China aus gekommen, ist aber dort zu viel höherer Vollkommenheit in der Bereitung der Masse wie in der Mannigfaltigkeit und Korrektheit der Dekoration mit fein zusammengestimmten Emailfarben gebracht worden. Das japanische Eierschalenporzellan übertrifft an Dünne, Transparenz u. Glanz jedes andre Fabrikat; die Zeichnungen verraten eine viel reichere und beweglichere Phantasie, als sich an dem chinesischen Porzellan kundgibt. Zu den Eigentümlichkeiten Japans gehören: die Lackmalerei auf Porzellan, das émail cloisonné auf Porzellan, die mit weißer Emailfarbe auf weißen Grund gemalten Blumen, das elfenbeinfarbige Satsuma-Steingut (s. Tafel I, Fig. 15, und Tafel »Japanische Kultur und Kunst III«, Fig. 5) u. a. Auch in Indien und Persien wurde das chinesische Porzellan, den speziellen Stilrichtungen jener Länder entsprechend, nachgeahmt.

Seit dem 16. und mehr noch im 17. Jahrh. kamen, besonders durch die in Holland gegründete Indische Handelsgesellschaft, Massen von Porzellan aus den verschiedenen Ländern Ostasiens nach Europa, und sehr bald fing man in China und Japan an, für den europäischen Markt nach dem Geschmack der Besteller zu arbeiten; gleichzeitig begannen in größerm Umfang die (bereits ein Jahrhundert früher durch Francesco de' Medici in Florenz angestellten) Versuche, Porzellan in Europa zu erzeugen. Gegen Ende des 17. Jahrh. wurde das erste »weiche Porzellan« in St.-Cloud gemacht, 1740 die Fabrik in Vincennes gegründet, die 1756 nach Sèvres übersiedelte. In allen Ländern warfen sich Fayenciers auf die Herstellung dieses uneigentlichen Porzellans, dem durch verglasende Stoffe die Transparenz gegeben wurde. 1706 erfand der Alchimist Joh. Fr. Böttger (s. d.) in Dresden das sogen. rote Porzellan (Tafel I, Fig. 17), und 1708 entdeckte er im Haarpuder das Kaolin, das endlich die Fabrikation echten Porzellans ermöglichte, die in Meißen systematisch betrieben wurde und schnell zu höchster Blüte gelangte (vieux saxe; Tafel I, Fig. 13). Mit welcher Strenge auch das Geheimnis auf der Albrechtsburg in Meißen gewahrt wurde, so gelang es doch einzelnen Arbeitern, zu entkommen, oder fremden, sich einzuschleichen, und bald hatte jedes Land und jedes Ländchen seine Porzellanfabrik (Nymphenburg seit 1758, Berlin seit 1750, Wien 1718, Höchst 1720, Fürstenberg 1744, Frankenthal 1755, Ludwigsburg 1758, Kopenhagen 1772, Capo di Monte bei Neapel 1743, Worcester in England ꝛc.). Jede dieser Fabriken hat besondere Marken, an denen ihre Erzeugnisse kenntlich sind. Weiteres s. Porzellanmarken. 1765 wurde in Frankreich das erste Kaolinlager entdeckt.

Die moderne Keramik.

Infolge des Aufschwunges der Porzellanfabrikation wurden lange Zeit Fayence und Steinzeug nur noch zu technischen Zwecken oder als Surrogat des Porzellans gearbeitet. Reichere Dekoration dieser Materialien erhielt sich nur im bäuerlichen Betrieb. Die Sammeltätigkeit und Antiquitätenliebhaberei, die im Beginn des 19. Jahrh. lediglich der antik römischen, griechischen und ägyptischen Kunst gegolten hatte, fing erst in der romantischen Periode seit 1820 an, sich auch den Erzeugnissen des Mittelalters und der Renaissance zuzuwenden. Man sammelte italienische, deutsche und französische Majoliken und entdeckte allmählich, daß sie, trotzdem Scherbe und Glasur technisch tief unter dem Porzellan stehen, einen künstlerischen Reiz, eine Farbenglut, einen Schmelz und Frische der Zeichnung haben, die das kühl und elegant gemalte Porzellan nie erlangen kann, ganz abgesehen davon, daß Zeichnung und Modellierung der Glanzzeit edelster Renaissance angehörten. Es begann nun zunächst in Italien ein Betrieb, der auf direkte Nachahmung der alten Stücke behufs Fälschung gerichtet war und dank der Tradition, die sich in bäuerlichen Kreisen erhalten hatte, sehr Gutes leistete. Die eigentlich moderne K. in Fayence wurde in den 1850er Jahren durch die französische Staatsmanufaktur von Sèvres neben ihrem Porzellanbetrieb ins Leben gerufen; sie überließ jedoch, nachdem die technischen Vorarbeiten gelungen waren, den Betrieb den Privatfabriken, die solche Fortschritte machten, daß auf der Weltausstellung von 1867 die moderne französische Fayence bereits als künstlerisch gleichberechtigt neben den staatlichen Porzellanmanufakturen dastand. In der Fayencetechnik fand man die Möglichkeit, das malerische Element zu pflegen und jeden koloristischen Einfall, die geistreiche auf den Scherben geworfene Skizze in leichtschmelzender Glasur festzuhalten. In Frankreich brachte man zunächst Nachahmungen der alten Ware, dann aber freie, neue Schöpfungen hervor, für die namentlich Deck eine Reihe von selbständigen Künstlern beschäftigte, der auch ganze Fliesendekorationen in großem Maßstab zur Bekleidung von Fassaden anfertigte. Dann haben die Franzosen jegliche Art älterer Fayencen, die von Rouen, Nevers, Moustiers ꝛc., und ebenso sämtliche orientalische Fayencen nachgeahmt und als Ausgangspunkt neuer Schöpfungen benutzt. In England übernahmen die großen Töpfereien von Staffordshire, besonders Minton, die Führung. Eine künstlerische Versuchsanstalt wurde im Anschluß an das South Kensington-Museum eingerichtet. Neben Minton ist vor allem Copeland und die alte Fabrik von Wedgwood zu nennen. Am stärksten geht die Herstellung von glasierten Fliesen zur Wandbekleidung und von eingelegten Fliesen für den Fußboden (s. den Art. »Fliesen« mit Abbildungen). Das nationale englische Steingut wurde von Doulton in Lambeth künstlerisch mit Glück ausgebildet. In der Porzellanfabrikation blieb die königliche Manufaktur in Worcester an der Spitze. Italien setzte vornehmlich seine Nachahmung alter Majoliken fort (s. Ginori-Majoliken) und sank hierbei vielfach auf Fabrikwaren herab. Deutschland pflegte neben seinen alten Staatsfabriken für Porzellan besonders die Terrakotten für architektonische Zwecke (March in Charlottenburg bei Berlin). Von glasierter Ware wurden nur die Öfen künstlerisch behandelt (Feilner in Berlin). An diese knüpfte auch die Neugestaltung an, zuerst in Nachahmung der alten grünen, reich modellierten Öfen. Seit der Mitte der 1870er

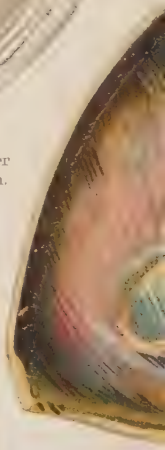
7. Porzellanvase der königl. Porzellanmanufaktur in Berlin.

9. Steingutvase von *Ch. Bigot* in Paris.

2. Kopenhagen (s. Nr. 1).

10. S
La

1.
1. Porzellanschale, 2. Porzellanflasche der königl. Porzellanfabrik in Kopenhagen.



8. Fayenceschale n
Clement Massier i

16. Fayencevase von *Max Länger* in Karlsruhe.

13. Fayencevase mit metallisch. Lüster von *H. Kähler* in Nestved (Dänemark).

5. Porzellanvase der Fabrik von Roerstrand bei Stockholm.

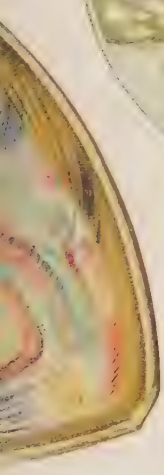
11
14 u. 15. S

von
aris

11. Steingutvase von *Delaherche* in Paris.

3. u. 4. Porzellanvasen von *Bing u. Groendahl* in Kopenhagen

6. Porzellanschale der königl. Porzellan manufaktur in Meißen



hem Lüster von
n (Frankreich).

15

12. Steingutvase von *Dalpayrat* in Paris

der Familie *v. Heider* in Schongau am Lech (Oberbayern).

Jahre wurde dieser Zweig sehr reich ausgebildet (Nürnberg, Berlin, Landshut, Meißen, Magdeburg, Hannover ꝛc.), vgl. Kacheln. Eingelegte Fliesen und eingelegte Steingutarbeit lieferten ganz vorzüglich Villeroy und Boch in Mettlach. Das rheinische Steinzeug wurde im alten Kannenbäckerländchen in Nassau, in der Rheinprovinz und in Süddeutschland aus dem bäuerlichen Betrieb wieder aufgerufen, jedoch nur zur Imitation alter Formen. In Österreich-Ungarn wurden Znaim, Fünfkirchen, Gmunden, Cilli u. a. Hauptsitze der Fayencefabrikation. In den Niederlanden wurden die alten Delfter Waren mit Glück nachgeahmt. In der Schweiz wurde die bäuerliche Töpferware aus Heimberg bei Thun künstlerisch veredelt. Ihre Technik ist auch in den Schwarzwald und nach Meißen übertragen worden. In Kopenhagen erhielt sich zunächst die Nachwirkung des antiken Stils unter dem Einfluß des Thorwaldsen-Museums. — Neben den großartigen Erfolgen der Fayence hatte das moderne Porzellan lange Zeit einen schweren Stand. Meißen lebte lediglich von seinen alten Modellen des 18. Jahrh. Dagegen erreichte die Berliner Porzellanmanufaktur, die mit der chemisch-technischen Versuchsanstalt in Verbindung steht, in der Nachahmung ostasiatischer Erzeugnisse eine große Vollendung und öffnete durch die Erfindung des Segerporzellans der Dekoration ein weites Feld. Sèvres erwarb sich ein Verdienst durch die Erfindung der Dekoration pâte sur pâte. Sie wird in hell durchsichtiger Porzellanpaste wie ein feines Relief auf den dunkeln Grund aufgetragen und mit dem Körper zugleich gebrannt. Die Wirkung ist die einer geschnittenen Kamee. Solon, der Hauptkünstler dieses Zweiges, arbeitete seit 1870 in England für Minton (Tafel I, Fig. 2). — Einen sehr wesentlichen Einfluß auf die moderne K. übten die Waren von China und Japan, der sich noch verstärkte, als sich zu Ende der 80er Jahre des 19. Jahrh. ein vollständiger Umschwung in der modernen K. zu vollziehen begann.

In der Porzellanfabrikation ist die neue Bewegung von Kopenhagen ausgegangen, wo die königliche Porzellanmanufaktur, seit 1867 Privatunternehmen, aber mit der Berechtigung, die alte Firma weiterzuführen, unter der Leitung des Etatsrates Philipp Schön, des Malers Arnold Krog und des Chemikers Engelhard einen neuen Stil im Anschluß an japanische Vorbilder mit Anwendung der Unterglasurmalerei schuf und mit ihren Erzeugnissen 1888 an die Öffentlichkeit trat. Sie verwendet nur Scharffeuerfarben in beschränkter Skala: Graugrün, Blau, Violett, Graubraun und ein helles Rot, weiß damit aber ungemein harmonische, zarte Farbenwirkungen zu erzielen, die oft noch durch eine feine Modellierung gehoben werden. Der künstlerische Reiz dieser Erzeugnisse, die zum großen Teil dem Luxus (Vasen, Wandteller, Schalen, Tierfiguren), zum kleinen Teil dem praktischen Gebrauch dienen, liegt in der Bemalung, die meist von hervorragenden Künstlern ausgeführt wird. Die Motive sind, auch nach japanischer Anregung, ausschließlich der heimischen Flora und Fauna entnommen: teils einzelne Pflanzen, Blumen, Vögel und Wassertiere, teils ganze Heide- und Strandlandschaften, deren ernste, melancholische Stimmung durch die matten, gedämpften Farben zu charakteristischem Ausdruck kommt (Tafel II, Fig. 1 u. 2), wobei sich die Komposition und die Ausführung in den Grenzen der Flächendekoration halten. In derselben Richtung ist die 1853 gegründete, seit 1897 von dem Maler Willumsen geleitete Fabrik von Bing u. Groendahl tätig, die aber auch Vasen mit Reliefdekor erzeugt (Tafel II, Fig. 3 u. 4). Die in Kopenhagen geübte Unterglasurmalerei ist in Schweden von der seit 1726 bestehenden Manufaktur von Rörstrand bei Stockholm aufgenommen worden, die, jetzt von A. Wallander geleitet, damit ebenfalls eine feine Modellierung verbindet, indem sie die Gefäße mit Blumenkränzen, mit menschlichen und Tierfiguren schmückt, und zugleich eine reichere Farbenskala anwendet (Tafel II, Fig. 5). Nach dem Vorgange Kopenhagens haben auch die Manufakturen von Sèvres und Meißen Porzellan mit Unterglasurmalerei in gleichem Stil angefertigt, letztere jedoch mit erheblicher Erweiterung der Motive durch freie Verwertung des figürlichen Elements in Landschaften, durch Köpfe, Halbfiguren ꝛc. und durch plastischen Schmuck der Gefäße mit aufgelegten Pflanzen und Blumen, die treu der Natur nachgebildet sind. In der Zartheit und Milde der Färbung kommen ihre Fabrikate den dänischen gleich, übertreffen sie aber noch in der Anmut der Zeichnung (Tafel II, Fig. 6). Daneben hält Meißen, das übrigens seinen Betrieb durch Aufnahme bisher nicht geübter Verfahren, wie Pâte sur pâte- und Limogesmalerei, erweitert hat, an den Mustern seiner großen Vergangenheit fest. Die Manufaktur von Sèvres hielt sich sowohl in den Farben und im Dekor von vornherein selbständiger als andre Nachahmer der Kopenhagener Fabrikate. Schon 1882 war durch Lauth und G. Vogt, den technischen Direktor der Anstalt, ein neues Hartporzellan erfunden worden, das seine Glasur im Scharffeuer erhält. Orangerot, Gelb und Lila sind die neuen Scharffeuerfarben, die auf den in neuester Zeit fabrizierten Vasen, deren Form in keiner Weise mehr an die alten Modelle erinnert, den Ton angeben. Dazu gesellt sich ein naturalistischer oder stilisierter Blumendekor, der jedoch sparsam auftritt, weil das Material vornehmlich durch seine schöne Masse wirken soll. Seine glänzendsten Erfolge hat Sèvres neuerdings durch figürliche Arbeiten in Biskuitporzellan erzielt, bei denen die geistreiche Erfindung mit der vollendeten technischen Ausführung auf gleicher Höhe steht. (Hauptwerk: das Schärpenspiel, ein aus einer Reihe von Tänzerinnen bestehender, von A. Léonard modellierter Tafelaufsatz.)

Die königliche Porzellanmanufaktur in Berlin hält sich von der Nachahmung fremder Neuerungen ziemlich fern und sucht dafür sich eigne Wege zu bahnen. Unter dem Einfluß ostasiatischer Vorbilder ist es ihr gelungen, die Scharffeuerfarbenpalette erheblich zu erweitern und durch Anwendung mehrfarbiger fließender Glasuren einen in der Porzellanfabrikation bisher nicht bekannten Reichtum in Überglasurfarben zu erzielen. Mit dieser reichen Färbung verbindet sich ein ebenso reicher Reliefdekor meist pflanzlichen, seltener figürlichen Charakters, der zu einer großen Mannigfaltigkeit von Gefäßformen in freien, naturalistischen Bildungen geführt hat (Tafel II, Fig. 7). In der Fabrikation von großen, fast monumentalen Vasen steht die Berliner Manufaktur noch unübertroffen da. Diese Neigung zum Großen hat sich in neuerer Zeit zur Herstellung umfangreicher Schaustücke, wie Fontänen und Kaminen, gesteigert, in deren gefälliger Gestaltung der Modelleur der Anstalt, Bildhauer P. Schley, Hervorragendes leistet. Daneben wird die Ausführung großer, aus Fliesen zusammengesetzter Gemälde gepflegt, die, meist nach den Entwürfen des artistischen Leiters der Anstalt, Maler A. Kips, ausgeführt, zur Bekleidung von Wänden in

Vestibülen und namentlich in den Speisesälen und Gesellschaftssalons der großen Passagierdampfer vielfach Verwendung gefunden haben. Den modernen Bestrebungen ist die Berliner Manufaktur dadurch entgegengekommen, daß sie den Münchener Keramiker Schmuz-Baudiß gewonnen hat, der in Gefäßen und Schalen mit zartem Relief und matter Färbung der Kopenhagener Richtung, aber in selbständiger Auffassung und mit fein entwickeltem Schönheitsgefühl gefolgt ist.

In der Fabrikation des französischen Steinguts und der Fayence ist in neuerer Zeit die Malerei völlig zugunsten der farbigen Glasuren zurückgetreten, deren Erzeugung dem Spiel des Zufalls, dem chemischen Experiment überlassen wird. Diese Wandlung knüpft sich an den Namen des Bildhauers Jean Carriès (gest. 1894), dessen Vorbilder die japanischen Steinzeugarbeiten mit überlaufenden, vielfarbigen Glasuren waren. Da er aber auf warme farbige Wirkungen ausging, wählte er statt des glänzenden Emails matte Glasuren mit stumpfen, aber tiefen und satten Tönen, und sie sind für seine französischen Nachfolger maßgebend gewesen. Dem Vorgehen Carriès' schlossen sich noch andre Künstler (Maler und Bildhauer) an, wie z. B. Cazin, Wallgren, Pierre Roche, Rhobalbhen. Ihre Arbeiten sind aber nur vereinzelte Dilettantenleistungen und haben nicht die Bedeutung wie die der berufsmäßigen Keramiker, von denen besonders Bigot (Tafel II, Fig. 9), Delaherche (Fig. 11), Dalpayrat (Fig. 12), Dammouse und Edmond Lachenal (Fig. 10) der modernen französischen K. das Gepräge gegeben haben. Sie bevorzugen das Steingut (grès), das sie mit vielfarbigen gemischten und geflammten Glasuren dekorieren, wobei das Kupferrot die Hauptrolle spielt. In den Einzelheiten zeigen ihre Erzeugnisse charakteristische Verschiedenheiten. Delaherche fertigt meist geflammte Steinzeugarbeiten mit bläulichen u. violetten Tönen, die auf der Entwickelung des Kupferrots im Brande beruhen. Da das Feuer also einer der wesentlichsten Faktoren ist, nennen die Franzosen diesen Zweig der Kunsttöpferei art du feu. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß die erzielten Wirkungen ebenso oft dem Zufall als der Berechnung und der geschickten Leitung des Brandes zuzuschreiben sind. Es ist dann Sache des künstlerischen Geschmacks des Fabrikanten, nur solche Erzeugnisse in den Handel zu bringen, die den koloristischen Absichten, die ihm vorgeschwebt haben, entsprechen. Die geflammten Steinzeugarbeiten von Dalpayrat haben stumpfe tiefblaue, rot und gelb gefleckte oder völlig rote Emails. Eine andre charakteristische Eigentümlichkeit seines Schaffens sind Vasen mit plastischen Menschen- und Tierfiguren und -Köpfen. Die Arbeiten von Dammouse, bei denen der rauhe Charakter des Steinzeugs besonders betont wird, zeigen Bemalung mit naturalistischen Pflanzen und Blumen neben vollfarbigen, überlaufenden Glasuren (besonders tiefblauen, grünen und grauen). Lachenal überzieht seine Vasen mit matten Glasuren in grünen und blauen Tönen. Der Dekor besteht aus Blumen, Pflanzen und Figuren in Relief. Bigots Spezialität besteht in kristallisierten Glasuren, die er selbst besonders bei Steingutfliesen angewendet hat, während sie außerhalb Frankreichs auch in der Porzellanindustrie Verwendung gefunden haben. In großem Maßstab ist das Steinzeug durch die Fabrik von Emil Muller u. Komp. in Ivry-Port bei Paris der dekorativen Plastik dienstbar gemacht worden, wobei dasselbe Dekorationsprinzip wie bei Gefäßen durchgeführt wird. Nach Modellen hervorragender Künstler werden Statuen, Gruppen, Büsten, Reliefs, dekorative Bauteile, Kamine u. dgl. mit farbigem Email und mit Lüstertönen unter Verwendung von Kupferrot angefertigt. Die nackten figürlichen Teile, die mit einem Hintergrund zusammenhängen, bleiben meist stumpf, während der Hintergrund geflammt oder mit gelben und roten Tupfen dekoriert ist. Eine andre Spezialität moderner französischer K. sind die Fayencen mit Metallüster. Sie knüpfen an altorientalische und italienische Vorbilder an, verfügen aber über eine erheblich größere Zahl von Farben, unter denen das Rubinrot besonders bevorzugt wird. Der Bahnbrecher auf diesem Gebiet ist Clément Massier in Golf Juan in den Pyrenäen, dessen Lüsterarbeiten (Tafel II, Fig. 8) sowohl in Frankreich als auch auswärts Nachfolger gefunden haben. Hermann A. Kaehler in Nestved in Dänemark pflegt teils die Übertragung des roten Kupferlüsters auf Steinzeug, teils die Lüstermalerei auf Fayence (auf dem weißen oder getönten Zinnschmelzgrund). Er fertigt Zinngefäße (Tafel II, Fig. 13), Tierfiguren und Wandfriese mit Schwänen, Pfauen, Tigern u. dgl. In Deutschland, wo die neue Bewegung auf dem Gebiete der Kunsttöpferei erst etwa 1896 begonnen hat, ist die Dekoration von Gefäßen mit Lüsterfarben besonders von dem Maler Friedrich Stahl in Berlin, von der Familie v. Heider in Schongau am Lech, von der Fabrik von Fr. Anton Mehlem in Bonn und von Karl Kornhas und Max Läuger (Tafel II, Fig. 16) in Karlsruhe gepflegt worden. Kornhas und Läuger haben ihre Tätigkeit auch auf die Herstellung von Kaminen, Öfen, Wandfliesen und Wandbrunnen ausgedehnt. In Karlsruhe ist 1901 vom Staat eine Majolikamanufaktur begründet worden. Die Familie v. Heider (Maximilian H. und dessen drei Söhne: Hans, Fritz und Rudolf, letztere jetzt in Magdeburg tätig) verwendet zu ihren Kunsttöpfereien eine steinzeugartige Masse eigner Zusammensetzung, die wasserdicht ist und die Glasur (geflammte Glasuren mit teilweiser Anwendung von Metallüster) haarrißfrei trägt (Tafel II, Fig. 14 u. 15). Auch die Fabrik von Zsolnay in Fünfkirchen in Ungarn hat sich durch Lüstergefäße (sogen. Eosingefäße) und durch irisierende Kacheln zur Bekleidung von Wänden bekannt gemacht.

Eine besondere Gruppe in der modernen K. ist durch die Wiederbelebung der primitiven Bauerntöpferei nach künstlerischen Grundsätzen gebildet worden. In Belgien, Holland und England wird solches Bauerngeschirr fabrikmäßig erzeugt, während es in Deutschland bisher nur von einzelnen Künstlern nach ihrem individuellen Geschmack und nach örtlichen Anregungen angefertigt worden ist. Auf diesem Gebiete sind besonders Schmuz-Baudiß in München, jetzt in Berlin (s. oben), der schon genannte Läuger in Karlsruhe und Frau Schmidt-Pecht in Konstanz hervorgetreten. Über vorgeschichtliche K. s. Gefäße, vorgeschichtliche.

Literatur: Brongniart, Traité des arts céramiques (3. Aufl., Par. 1877, 2 Bde.); Birch, History of ancient pottery (2. Aufl., Lond. 1873); Ris-Paquot, Histoire générale de la faïence ancienne française et étrangère (Amiens 1873—74, 2 Bde.); Audsley u. Bowes, Keramic art of Japan (2. Ausg., Lond. 1881); Stockbauer u. Otto, Antike Tongefäße (Nürnb. 1876); Deck, La faïence (Par. 1887); Génick, Griechische K. (2. Aufl., Berl. 1883, 40 Tafeln, mit Beschreibung von Furtwängler); Graesse u. Jännicke, Guide de l'amateur de por-

celaine et faïence (9. Aufl., Dresd. 1901); du Sartel, La porcelaine de Chine (Par. 1881); Krell, Die Gefäße der K. (Stuttg. 1885); Molinier, La céramique italienne au XV. siècle (Par. 1888); Swoboda, Grundriß der Tonwarenindustrie oder K. (Wien 1894); Havard, La Céramique (Par. 1894, 2 Bde.); Jännicke, Die gesamte keramische Literatur (Stuttg. 1882); Grandidier, La céramique chinoise (Par. 1893); O. v. Falke, Majolika (Katalog des Kunstgewerbemuseums, Berl. 1896); Berling, Das Meißener Porzellan und seine Geschichte (Leipz. 1900); Lehnert, Das Porzellan (Bielef. 1902); Monkhouse, History and description of Chinese porcelain (Lond. 1901); Barber, Pottery and porcelain of the United States (2. Aufl., das. 1901); Borrmann, Moderne K. (Leipz. 1902); Burton, History and description of English porcelain (Lond. 1902, 2 Bde.); Stieda, Die Anfänge der Porzellanfabrikation auf dem Thüringer Wald (Jena 1902); Weiteres bei den Artikeln: »Glas, Terrakotten, Vasen« ꝛc.

Keramische Fachschulen, Unterrichtsanstalten zur Förderung der Tonwarenindustrie, bestehen in mehreren Staaten. Preußen besitzt seit 1880 eine keramische Fachschule in Höhr zur Förderung der Tonwarenindustrie des Westerwaldes und seit 1897 eine zweite in Bunzlau zur Förderung der dort heimischen Geschirrfabrikation. Berlin, Stettin und Stralsund haben Töpferinnungsschulen ohne praktischen Fachunterricht. Die Töpferinnungsschule zu Altstadt-Waldenburg in Sachsen lehrt Freihand- und Fachzeichnen, Modellieren, Gefäß- und Ofentöpferei. Bayern hat eine Töpferschule in Landshut und eine keramische Fachschule in München, die, 1881 durch den Verband keramischer Gewerke in Deutschland gegründet, mit der königlich bayrischen Kunstgewerbeschule verbunden ist. Österreich hat k. F. in Znaim (Mähren), Teplitz und Bechin in Böhmen, letztere mit tschechischer Unterrichtssprache. Ungarn in Székely-Udvarhely und Ungvár.

Keramosliesen, s. Glassteine.

Keramohalit, Mineral, s. Halotrichit.

Kerasūs (lat. Cerasus), im Altertum zwei Städte an der Südküste des Schwarzen Meeres, westlich von Trapezunt, die erste heute Fol Bazar (griech. Kerasón) im Tale Kerasun; die zweite westlichere, später Pharnakia genannt, heute Kiresün. Von hier hat Lucullus 74 v. Chr. die Kirschen nach Italien verpflanzt.

Keratenchym, s. Hornprosenchym.

Keratīn (v. griech. kéras, Horn; Hornstoff), die Substanz des Horngewebes, die als Neurokeratin auch einen Teil der Scheide der markhaltigen Nerven bildet, und sich außerdem in den Eischalenhäuten der Wirbeltiere, in den Schalen der Schnecken, den Kokons der Blutegel ꝛc. findet, wird erhalten, wenn man fein gepulverte Horngebilde zur Entfernung fremder Beimengungen mit siedendem Wasser, Alkohol, Äther und verdünnten Säuren behandelt. Aus der Schalenhaut des Hühnereies auf solche Weise gewonnenes K. ist farb-, geruch- und geschmacklos, fast aschefrei, unlöslich in heißem Wasser und verdünnten Säuren und Alkalien, löslich in stärkern Alkalien. Als Spaltungsprodukte treten bei Behandlung mit Säuren oder Alkalien auf Cystin, Tyrosin, Leucin, Glutaminsäure ꝛc. Die Verdauungsfermente lösen nur jugendliches K. K. aus der Schalenhaut der Hühnereier enthält 49,78 Proz. Kohlenstoff, 6,64 Proz. Wasserstoff, 16,43 Proz. Stickstoff, 4,25 Proz. Schwefel, 22,9 Proz. Sauerstoff. Keratinlösungen benutzt man zum Überziehen von Pillen, die den Magen unverändert passieren und sich erst im alkalischen Dünndarminhalt lösen sollen (Dünndarmpillen, s. Pillen).

Keratitis (griech.), soviel wie Hornhautentzündung; s. Hornhautentzündung, Hornhautflecke und Hypophyon.

Keratocēle (griech.), Hornhautbruch, blasenartige Vorwölbung der durch Geschwüre verdünnten Hornhaut.

Keratoglobus (griech.-lat.), gleichmäßige kugelige Ausdehnung der ganzen vordern Hälfte der Augapfelkapsel als Folge von vorangegangenen tiefern Entzündungen im Auge.

Keratoīd (griech.), hornähnliche Versteinerung.

Keratokōnus (griech.), eine Entartung der Hornhautmitte, bei welcher der Hornhautscheitel sich verdünnt und etwas vorwölbt, so daß die Hornhaut im Profil gesehen kegelförmig erscheint. Starke Kurzsichtigkeit und Bildverzerrung sind damit verbunden. Zur Beseitigung des K. pflegt man die Spitze des Kegels wiederholt mit dem Glüheisen zu behandeln, um durch Narbenverkürzung die Gestalt der Hornhaut zu verbessern.

Keratōl, auf der Schauseite mit einem wasserdichten Überzug versehenes Baumwollgewebe (Ledertuch).

Keratolith, versteinertes Horn.

Keratōm (griech.), Hautgeschwulst mit starker Verdickung der Hornschicht, tritt besonders an der Fußsohle und der Innenfläche der Hand auf und wird mit warmen Bädern, Salizylpflastermull und ähnlichem behandelt.

Keratonōsen (Keratosen), Hautkrankheiten, die auf abnormer Verhornung der Oberhaut beruhen, wie die Fischschuppenkrankheit, Psoriasis, Hauthorn, Hühnerauge.

Keratophȳr, Gestein, s. Porphyr.

Keratoplástik (griech.), Ersatz der entarteten Hornhaut des Auges durch eingeheilte Stücke menschlicher oder tierischer Hornhaut.

Keratōsen, s. Keratonosen.

Keratoskōp (griech.), ein Instrument zur Nachweisung von Unregelmäßigkeiten in der Krümmung der Hornhaut, besteht aus einer Scheibe, die mit konzentrischen, abwechselnd schwarzen und weißen Ringen bemalt ist und in der Mitte eine Öffnung, auch wohl ein kleines Fernrohr besitzt. Hält man die Scheibe gut beleuchtet vor das zu untersuchende Auge, während dieses auf die Scheibe gerichtet ist, so erblickt der Beobachter durch das Sehloch oder Fernrohr ein durch die als Konvexspiegel wirkende Hornhaut erzeugtes aufrechtes verkleinertes Bild der Scheibe, das etwa auf der Iris zu liegen scheint und alle Unregelmäßigkeiten in der Biegung der Hornhaut durch Verzerrungen der Ringe erkennen läßt. Namentlich läßt sich mit dem K. der Astigmatismus, soweit er der Hornhaut angehört, leicht erkennen. Vgl. auch Skiaskopie.

Kératry, 1) Auguste Hilarion de, franz. Schriftsteller und Politiker, geb. 28. Dez. 1769 in Rennes, gest. im November 1859 in Paris, aus einer alten bretonischen Adelsfamilie, studierte die Rechte und trat in das Parlament der Bretagne. Unter der Restauration trat er als Abgeordneter gegen die klerikale Reaktion auf, beteiligte sich an der Julirevolution zugunsten des Hauses Orléans, zu dessen eifrigsten Anhängern er gehörte, und ward 1831 zum Staatsrat und Pair ernannt. Die Legislative von 1849 eröffnete er als Alterspräsident, zeigte sich als entschiedenen Monarchisten und Gegner des Prinzen Napo-

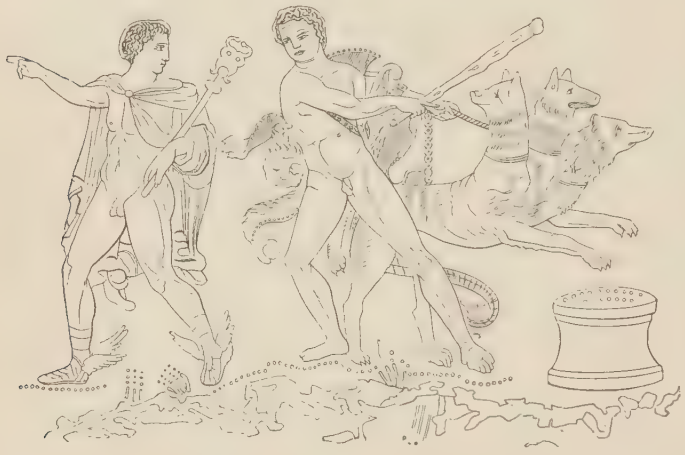
leon und ward beim Staatsstreich verhaftet. K. schrieb: »Contes et idylles« (1791); »Voyage de vingt-quatre heures« (1800); »Mon habit mordoré« (1802, 2 Bde.); »Ruth et Noémi« (1811); »Inductions morales et physiologiques« (1817, 3. Aufl. 1841); »Du beau dans les arts d'imitation« (1822, 3 Bde.); die vielgelesenen Romane: »Le dernier des Beaumanoir« (1824); »Frédéric Styndall« (1827); »Saphira« (1835) und viele Artikel im »Courrier Français«, zu dessen Begründern er gehörte.

2) Emile, Graf, franz. Politiker, geb. 20. März 1832 in Paris, gest. daselbst 7. April 1904, trat 1854 als Freiwilliger bei den Chasseurs d'Afrique ein, machte den Krimkrieg mit, war 1861—65 in Mexiko Ordonnanzoffizier des Marschalls Bazaine und veröffentlichte, nachdem er den Abschied genommen und nach Frankreich zurückgekehrt war, in mehreren Zeitschriften, namentlich der von ihm geleiteten »Revue moderne«, heftige Anklagen gegen die mexikanische Politik Napoleons sowie dessen und Bazaines Verhalten dem Kaiser Maximilian gegenüber, die großes Aufsehen erregten und der Regierung höchst unangenehm waren. Nach der Revolution vom 4. Sept. bis 12. Okt. 1870 ward er Polizeipräfekt von Paris und trieb 5. Sept. die Deutschen aus. Während der Herrschaft der Kommune unterdrückte er als Präfekt von Toulouse mit großer Energie die dortige insurrektionelle Bewegung. Er schrieb die nur mit Vorsicht aufzunehmenden Geschichtswerke: »La contre-guérilla française au Mexique« (1867); »La créance Jecker« (1867); »L'élévation et la chute de l'empereur Maximilien« (1867); »Le 4 septembre et le gouvernement de la Défense nationale« (1872); »L'armée de Bretagne 1870—1871« (1874); »Mourad V, prince, sultan, prisonnier d'État 1840—1876« (1878), sowie »A travers le passé. Souvenirs militaires« (1887); »Petits mémoires« (1898) u. a. Auch veröffentlichte er einige Bühnenstücke (»La guerre des blasons«, »La vie de club« u. a.).

Keraunia, s. Akrokeraunia.

Keraunion (griech.), Donnerkeil; Zeichen der alten Kritiker in Form eines gesenkten Pfeils, wodurch man eine Stelle besonders hervorheben wollte.

Keraunographie (griech.), die auf dem Körper vom Blitz Erschlagener sich findenden Figuren. Vgl. Blitzgefahr.



Herakles mit Hilfe des Hermes den Kerberos entführend (München, Vasenbild).

Kerāze, Ruinenstätte in Palästina, s. Chorazin.

Kerbel, Pflanzengattung, s. Anthriscus.

Kerbēla, Sandschakhauptstadt im Wilajet Bagdad, 100 km südwestlich von Bagdad am rechten Euphratufer, hat infolge der schiitischen Wallfahrt zum Grabe Husseins jetzt 65,000 Einw. und ist die zweite Stadt Mesopotamiens, soll aber die erste, Bagdad, an Wohlhabenheit bedeutend übertreffen. Um die Altstadt sind neue Stadtviertel entstanden mit breiten, rechtwinklig sich schneidenden Straßen. K. ist der Markt für ganz Nordost-Arabien, von hier geht die große Pilger- und Handelskarawane nach Mekka ab. Die Bagdadbahn wird K. berühren.

Kerbelrübe (Körbelrübe), s. Chaerophyllum.

Kerbĕros (lat. Cerberus), im griech. Mythus der dreiköpfige, schlangenhaarige Hund, der die Unterwelt bewachte und jedermann hinein-, aber niemand herausließ, nach Hesiod Sohn des Typhaon und der Echidna. Herakles schleppte ihn gefesselt auf die Oberwelt. Diese Szene findet sich mehrfach auf Vasenbildern, welche die Unterwelt darstellt, z. B. auf einer Amphora der Münchener Sammlung (s. Abbildung; eine andre beim Art. »Pluton«). Aus seinem giftigen Geifer erwuchs die Pflanze Aconitum.

Kerbholz (Kerbstock), Stäbchen zum Einschneiden von Zahlen und Zeichen, ein altes Mittel zum sichern Zählen und Rechnen sowie für Erinnerungen aller Art. Insbesondere wurden Schulden aufs K. geschnitten. Daher »was einer auf dem K. hat« soviel wie seine Schuld. Das K. diente zur gegenseitigen Sicherstellung im Geschäfts- und Rechnungswesen: zwei gleiche Hölzchen, eins dem Gläubiger, das andre dem Schuldner gehörig, wurden aneinander gelegt, und durch einen Kerbschnitt über beide weg wurde ein Posten verzeichnet. Um eine Schuld zu tilgen, wurde das K. bei der Abrechnung abgekerbt (wohl durch Abspalten der Holzschicht, welche die Kerben enthielt). Vgl. Grimm, Wörterbuch, Bd. 5, S. 563—565. Die Kerbhölzer galten bis im 18. Jahrh. in England als gerichtliche Beweisstücke und sind nicht nur in Ländern und Gegenden, wo die Kenntnis des Schreibens nicht weit verbreitet ist, sondern auch bei uns auf dem Lande, bei Müllern, im Bergbau ꝛc., hier und da noch heute im Gebrauch. Vgl. Hausmarke.

Kerbschnitt, eine sehr alte, mit dem Messer ausgeführte Art der Flächenverzierung in Holz, die sich selbst bei Völkern der niedrigsten Kulturstufen (Südseeinsulanern) vorfindet. Man unterscheidet dabei einen Drei- und Vierschnitt, einen mandelförmigen Zweischnitt und einen furchenförmigen Schnitt. Zur höchsten Ausbildung gelangte der K. an den Küstengegenden des nördlichen Europa (besonders bei den Friesen), wo er schon seit dem frühen Mittelalter betrieben wurde. Die ältesten erhaltenen Kerbschnittarbeiten gehören dem 13. Jahrh. an. Neuerdings ist die Technik wieder belebt worden und findet unter Anwendung von mehreren Werkzeugen (Schnitzmesser, Hohleisen, Stechbeitel ꝛc.), die, in besondern Kasten

zusammengestellt, bis zu 36 Stück Werkzeugen, verkauft werden, zur Dekoration von Rahmen, Kästchen, Deckeln u. dgl. durch Dilettanten und Handwerkerschulen vielfache Verwertung. Die Arbeiten werden gebeizt. Die Muster sind meist geometrischer Art. Vgl. Grunow, Kerbschnittvorlagen (2. Abdruck, Leipz. 1890); Klara Roth, Anleitung zur Kerbschnitzerei (4. Aufl., das. 1895) und Neue Kerbschnittmuster (das. 1890—1900); Koch, Der K. (35 Vorlageblätter mit Text, Karlsr. 1890); Vollers, Anleitung zur Kerbschnitzerei (2. Aufl., Hamb. 1895) und Kerbschnittvorlagen (das. 1890—95, 3 Hefte); C. A. Müller, Anleitung zum K. (Wiesb. 1893); Neumann, Lehrgang für den K. (Leipz. 1890); Strüve, Der K. (Hamb. 1891); Oldenburg, Kerbschnittmuster aus dem Nordischen Museum zu Stockholm (Stockh. 1893); Menzel, Musterblätter für Kerb- und Blumenschnitt (Hamb. 1894—99, 2 Bde.); Menge, Der K. (Berl. 1898); Bannehr, Kerbschnittvorlagen (Leipz. 1900).

Kerbtiere, s. Insekten.

Kerbzettel, eine im Mittelalter übliche Art von Urkunden. Der Wortlaut wurde gleichförmig zweimal auf ein Blatt geschrieben, das dann wellenförmig oder im Zickzack zerschnitten wurde; jede Partei erhielt einen Teil, und die Anforderung, daß gelegentlich einer Vorlage beide Teile ineinander passen mußten, war ein Schutz gegen Fälschungen.

Kercha (der Choaspes der Alten), Fluß im westlichen Persien, entspringt als Gamas-ab unweit des Elwend, fließt als Sedmera in etwa südöstlicher Richtung durch das Gebirgsland von Luristan, tritt in die große Ebene von Chusistan und schickt seine versiegenden Wasser zum Tigris.

Kerckhoven, Petrus Frans van, fläm. Dichter und Schriftsteller, geb. 10. Nov. 1818 in Antwerpen, gest. daselbst 1. Aug. 1857, studierte zuerst Medizin, widmete sich dann dem Handel und ward 1849 Beamter bei der Gemeindeverwaltung seiner Vaterstadt. Er gründete 1840 den »Noordstar«, redigierte später das »Kunst- en Letterblad« und von 1847—57 »De Vlaemsche Rederyker« und lieferte zahlreiche Dichtungen, Lust- und Trauerspiele, novellistische Arbeiten und Romane, von denen mehrere, z. B. »Daniel« (1845) und »Ferdinand, der Seeräuber« (1845), auch wiederholt ins Deutsche übertragen worden sind. Seine »Volledige werken« erschienen in 13 Bänden (Antw. 1869—73).

Kerckringsche Falten, die nach dem Hamburger Arzt Theodor Kerckring (1640—93) benannten halbmondförmigen Schleimhautfalten, die quer in die Höhle des Dünndarms hineinragen und die Oberfläche der Schleimhaut um etwa die Hälfte vergrößern.

Kerdassah (Kertassi), Ort im Distrikt Embabeh der ägyptischen Provinz (Mudirieh) Gizeh, mit den Ruinen eines kleinen Tempels von gefälligem Bau, Sandsteinbrüchen mit griechischen Inschriften aus der römischen Kaiserzeit und (1897) 9242 Einw.

Kerdijk (spr. -deik), Arnold, niederländ. Staatsmann, geb. 24. Mai 1846 in Rotterdam, studierte in Utrecht, wurde Schulinspektor, später Direktor der Postsparbank und 1887 Mitglied der Zweiten Kammer, wo er den fortgeschrittenen Liberalismus vertrat. Er tat viel für den Volksschulunterricht und die soziale Gesetzgebung und schrieb zahlreiche sozialpolitische Artikel.

Kerékgyártó (spr. kerék-djártó), Árpád, ungar. Geschichtschreiber, geb. 19. Juni 1818 in Jászberény, gest. 13. Dez. 1902 in Budapest, wirkte von 1864—98 als Professor der ungarischen Geschichte an der Pester Universität. Er schrieb (in ungarischer Sprache): »Kulturgeschichte Ungarns« (Pest 1859—65, 2 Bde.; 1. Band neubearbeitet 1880); »Handbuch der Geschichte Ungarns« (das. 1866—74, 7 Bde.); »Annalen der ungarischen Geschichte« (Chronologie, 1875); »Stephan Széchényis Leben« (Preßb. 1884) u. a. Vgl. die Denkrede von R. Békefi (1905).

Keren (griech.), bei den Griechen ursprünglich Göttinnen des Verhängnisses, besonders des Todes im Kriege, Töchter der Nyx (Nacht) und Schwestern des Thanatos (Tod), dann den Erinnyen ähnliche Vollstreckerinnen der strafenden Gerechtigkeit, Unglücksdämonen, als böse Geister umgehende Seelen der Verstorbenen. Vgl. Erwin Rohde, Psyche (3. Aufl., Freiburg i. Br. 1903).

Keren, Hauptort der Bogos am Ostabhang des abessinischen Hochlandes, 1452 m ü. M., rings umgeben von Olivenhainen, an der Karawanenstraße von Massaua und Kassala, mit 1800 Einw., hat ein altes ägyptisches, 1889 von den Italienern besetztes Fort und war früher Hauptsitz der katholischen Missionare (Lazaristen).

Kerenſk, Kreisstadt im russ. Gouv. Pensa, an der Kerenka und am Wad, mit 4 Kirchen, einem Nonnenkloster und (1897) 4006 Einw.

Keresztúr, 1) Bács-K. (spr. bátsch-kéreszt-úr), Großgemeinde im ungar. Komitat Bács-Bodrog, südwestlich von Kula am Franz Josephs-Kanal, mit (1901) 5098 ruthenischen (griechisch-kath.) Einwohnern. — 2) Német-K., Großgemeinde im ungar. Komitat Odenburg, s. Deutsch-Kreutz. — 3) Székely-K. (spr. székelj-), Großgemeinde im ungar. Komitat Udvarhely, s. Székely-Keresztúr.

Keretj, See im russ. Gouv. Archangel, Kreis Kem, 269 qkm (4,9 QM.) groß. Sein Ausfluß, der Fluß K., mündet nach einem Laufe von 52 km ins Weiße Meer und ist bekannt durch die in ihm vorkommenden schönen Perlen.

Kerfe (Kerftiere), s. Insekten.

Kerguelenkohl (spr. kergéllen-), s. Pringlea.

Kerguelenland (spr. kergéllen-), franz. Insel im Südindischen Ozean, unter 48° 30′—49° 44′ südl. Br. und 68° 46′—70° 33′ östl. L., 3700 qkm groß, wird von zahlreichen Inseln (130) und Klippen (160) umgeben, hat tief ins Land einschneidende Buchten und ist durchweg gebirgig, namentlich im S. Die Insel besteht aus doleritischen Lavamassen, die mit dichtem Basalt und tuffartigen Bildungen wechsellagern und Lagen von Lignit eingeschaltet enthalten. An einigen Stellen erscheint auch Phonolith, der für älter als der Basalt gilt. Der Mount Roß (1865 m) und Mount Richards (1220 m) haben Gletscher. Flüsse und Seen durchziehen die Insel. Bäume fehlen; die größte Pflanze ist der eßbare, nur hier vorkommende Kerguelenkohl (Pringlea antiscorbutica), eine riesige Kruzifere, die am Mount Crozier (991 m) bis zu 700 m aufsteigt. Im ganzen kennt man 150 verschiedene Pflanzenarten, von denen 2 Phanerogamen und 20 Kryptogamen endemisch sind. Zu der antarktischen Region gehörig, haben diese einsam im Ozean liegenden Inseln eine sehr arme Landfauna. Von Säugetieren ist nur die mit dem Menschen nach den K. gelangte Hausmaus vorhanden, von Vögeln ein Scheidenschnabel (Chionis) und eine Ente; ferner finden sich noch wenige Arten von flügellosen Käfern und Fliegen, von Spinnen und Milben und eine Schneckenart. In Süßwassertümpeln werden kleine Krustер gefunden und ein kleiner Borstenwurm. Reicher ist die Meeresfauna (Seeleopard, Seeelefant, Seeschwal-

ben, Möwen, Sturmvögel, Pinguine). Das Klima ist höchst rauh und nebelig, da K. noch innerhalb der Zone des südlichen Treibeises liegt (mittlere Jahrestemperatur 4°, Schneegrenze in 900 m). Die Insel ist unbewohnt. Entdeckt wurde sie 12. Febr. 1772 von dem französischen Seefahrer Kerguelen-Trémarec (s. unten); 1776 nahm Cook einen Teil der Insel auf und nannte sie Desolationland; weitere Forschungen stellten 1799 Rhodes und namentlich 1840 der jüngere Roß mit dem Botaniker Hooker an. 1874 umsegelte der Challenger das südliche Kap (Kap Challenger), und die deutschen Schiffe Arcona und Gazelle machten hier Beobachtungen; das letztere brachte die deutsche Expedition zur Beobachtung des Venusdurchganges zum Betsy Cove an der Nordküste der Bismarck-Halbinsel, während eine englische und eine amerikanische im Royal Sound beobachteten. 1893 wurde K. mit den benachbarten Inseln als französische Besitzung erklärt, zugleich einer Gesellschaft das ausschließliche Recht zum Fischfang daselbst auf 50 Jahre erteilt. Gelegentlich der deutschen Südpolarexpedition bestand 1901—02 eine deutsche meteorologische Station unter Enzensperger (dort verstorben) in der Observatory-Bay des Royal Sound. Vgl. außer den Berichten über die genannten Expeditionen: Lieutard, Mission aux îles Kerguélen, Saint-Paul et Amsterdam (»Annales hydrographiques«, Par. 1893) und »Karte der Südpolarländer«.

Kerguelen-Trémarec (spr. kergüllen-tremareck), Yves Joseph de, franz. Seemann, geb. 1745 zu Quimper in der Bretagne, gest. im März 1797 in Paris, machte 1767 und 1768 zum Schutze der französischen Fischereien Fahrten nach Island und wurde 1771 mit einer Expedition in die Südsee betraut, auf der er 12. Febr. 1772 die nach ihm benannte Insel Kerguelenland (s. d.) entdeckte. Zum Kapitän ernannt, unternahm er 1773 eine neue Entdeckungsreise, doch nötigten ihn Sturm und Mangel bald zur Rückkehr. Angeklagt, einen Teil seiner Mannschaft im Stiche gelassen zu haben, ward er zum Verlust seines Ranges und zur Haft in Saumur verurteilt; bald jedoch wieder in Dienst gestellt, nahm er am Kriege gegen die Engländer teil. Er schrieb: »Relation d'un voyage dans la mer du Nord en 1767—1768« (Amsterd. 1772); »Relation de deux voyages dans les mers australes et des Indes« (Par. 1782); »Relation des combats et des événements de la guerre maritime de 1778« [(das. 1796).

Keri (aram.), s. K'ri.

Kerim Pascha, s. Abd ul Kerim Pascha.

Kerinthos, Gnostiker, s. Cerinthus.

Kerka (Krka), Fluß in Dalmatien, entspringt an der bosnischen Grenze am Fuße des Dinara, fließt in südwestlicher Richtung in einem tief in den Karstboden eingeschnittenen Bett, nimmt die Cikola auf, bildet mehrere Wasserfälle, namentlich oberhalb Scardona, erweitert sich dann zu dem 12,6 qkm großen Prokljansee und mündet nach 75 km langem Lauf bei Sebenico in das Adriatische Meer.

Kerkápoly, Karl, ungar. Politiker und Gelehrter, geb. 13. Mai 1824 zu Szent Gál im Veszprimer Komitat, gest. 31. Dez. 1891 in Budapest, studierte in Pápa, Preßburg und Halle, bis die Ereignisse von 1848 ihn in die Heimat zurückriefen. Krankheitshalber nahm er aber an den Kämpfen nicht teil. Nach Beendigung der Revolution trat er die Professur der Philosophie am reformierten Kollegium in Pápa an, die er bis 1865 bekleidete. Inzwischen hatte er 1859 den 1. Band seiner »Világtörténelem« (»Weltgeschichte«) veröffentlicht und wurde infolgedessen zum Mitgliede der ungarischen Akademie gewählt. Als 1859 das gegen die Autonomie der protestantischen Kirche in Ungarn gerichtete kaiserliche Patent erschien, trat K. mit dem Buch »Protestáns egyházalkotmány« (»Protestantische Kirchenverfassung«) dagegen auf. 1863 ordnete er seine philosophischen Schriften, von denen jedoch nur zwei: »Ismerettan« (»Erkenntnislehre«) und »Gondolattan« (»Denklehre«), erschienen. 1865 ward er im Enyinger Bezirk (Veszprim) zum Reichstagsabgeordneten gewählt und zählte zu den eifrigsten und tüchtigsten Mitgliedern der Deákpartei. Er zeichnete sich als Redner aus und ward wegen seiner Vielseitigkeit bei den meisten Kommissionsarbeiten in Anspruch genommen. Nach dem Schluß des Reichstags (1868) ward er zum Staatssekretär im Landesverteidigungsministerium ernannt. 1870 schloß er als Finanzminister im Kabinett Andrássy die drückende Schatzbondsschuld mit dem Rothschildkonsortium ab. Die Angriffe der Opposition nötigten ihn schließlich, 1873 seine Entlassung zu nehmen und sich auf die Professur der Staatswissenschaften an der Pester Universität zurückzuziehen. Seine »Publizistischen Arbeiten aus den Jahren 1865—1868« (in ungarischer Sprache) erschienen 1869. Vgl. die Denkrede von Jul. Kautz (1895).

Kerke, kleiner Hafenort im Distrikt Mina el Kamh der ägypt. Provinz Scharkieh, mit (1897) 1004 Einw., nach dem die Graffsche Sammlung ägyptischer Porträte »Die Auferstandenen von K.« benannt wurde.

Kerkena (Karkenah), das alte Cercina (s. d.), zu Tunis gehörige Inselgruppe im Golfe von Gabes (Kleine Syrte), 34 km östlich von Sfax, von dem sie ein seichter Meeresarm trennt, besteht aus den Inseln K., Mellita und Kuscha und einigen kleinern. Ihre 8000 Einwohner kultivieren Dattelpalmen, Gerste, Roggen und Wein. Wichtig ist die Fischerei, insbes. Schwammfischerei sowie Bootbau und Flechterei von Körben und Matten. Die Inseln waren unter römischer Herrschaft Verbannungsort. Unter den zehn Dörfern ist Ramba auf der Insel K. Sitz der Verwaltung.

Kerker (v. lat. carcer), Gefängnis, sodann auch gebräuchlich für die in diesem Gefängnis zu verbüßende Freiheitsstrafe selbst. Deutschland kennt gegenwärtig keine Kerkerstrafe mehr, wohl aber noch Österreich und Italien. Österreich unterscheidet je nach der Strenge zwei Grade, den einfachen K. und den schweren K. Während der wichtigste Unterschied früher darin bestand, daß der zu schwerem K. zweiten Grades Verurteilte Fußeisen bekam und die bürgerlichen Ehrenrechte verlor, ist seit 1867 nur noch eine Verschärfung des Kerkers durch Fasttage, Tragen von Sträflingskleidern ꝛc. erlaubt. Die Verurteilung zu schwerem K. hat außerdem den Verlust des Adels zur Folge. Politische Gefangene genießen beim Vollzug der Kerkerstrafe eine Reihe von Begünstigungen. Die Dauer des Kerkers ist entweder eine lebenslängliche oder eine zeitliche. Letztere hat als Strafminimum 3 Monate, als Maximum 20 Jahre. An Stelle der lebenslänglichen Kerkerstrafe tritt bei noch nicht 21 Jahre alten Individuen eine Kerkerstrafe von 10—20 Jahren. Italien hat 1889 an Stelle der Todesstrafe und der lebenslänglichen Zwangsarbeit lebenslängliche Kerkerstrafe (ergastolo) mit denkbar größten Härten eingeführt. Ähnlich ist in einzelnen Kantonen der Schweiz die schwere Kerkerstrafe (»unterirdisches Gefängnis ohne Lichtzutritt«) an Stelle der Todesstrafe getreten.

Kerkertyphus (Kerkerfieber), soviel wie exanthematischer Typhus, s. Typhus.

Kerki, Stadt in Bochara, s. Karki.

Kerkopen, in der Heraklessage zwei diebische Kobolde, die von ihrer Mutter Theia gewarnt waren, sich vor dem Mann »mit dem schwarzen Hintern« (Melampygos) zu hüten. Herakles, den sie im Schlafe zu berauben suchten, erwischte und band sie mit den Beinen, den Kopf nach unten, an einen Balken, den er auf die Schultern nahm. In dieser Lage erkannten sie ihn als den, vor dem sie gewarnt waren. Ihre Späße darüber ergötzten ihn so, daß er sie laufen ließ. Schon ein Homer zugeschriebenes Scherzgedicht hatte von ihnen gesungen, und ein Relief des ältesten Tempels von Selinunt zeigt sie von Herakles an dem Balken getragen, auch war die Warnung sprichwörtlich. In Athen wurden sie mehrfach in der Komödie als Typen verschmitzter Diebe benutzt. — Auch eine langgeschwänzte Affenart hieß K.

Kerkrade (Kirchrath), Dorf in der niederländ. Provinz Limburg, 26 km von Maastricht, an der Eisenbahn Aachen–Maastricht, mit einer dem Staate gehörigen und jener Bahngesellschaft verpachteten Steinkohlengrube und (1902) als Gemeinde 9389 Einw.

Kerkuk, Hauptstadt eines Sandschaks im asiatischtürk. Wilajet Mosul, 150 km südöstlich von Mosul, um einen künstlichen Burghügel herumgebaut, hat mit der Vorstadt Mahale, wo Regierungsgebäude und Kaserne liegen, etwa 30,000 Einw. (meist mohammedanische Kurden) und ist Hauptmarkt für die Erzeugnisse des südlichen Kurdistan. Östlich von K. ein Hügel auf einem vermeintlichen Grabe des Propheten Daniel. In der Nähe warme Bäder und starke Salz- und Naphthaquellen.

Kerkyon, nach griech. Sage Sohn des Poseidon, der bei Eleusis hauste und alle Vorüberziehenden zwang, mit ihm zu ringen. Der junge Theseus (s. d.) überwand und tötete ihn und setzte seinen Enkel Hippothoon in die Herrschaft von Eleusis ein.

Kerkyra (Korkyra, griech.), alter Name der Insel Korfu (s. d.), jetzt wieder eingeführt.

Kerl, Bruno, Metallurg und Technolog, geb. 24. März 1824 in Andreasberg im Harz, gest. 25. März 1905 in Großlichterfelde bei Berlin, besuchte 1840 bis 1843 die Bergschule in Klausthal, studierte seit 1844 in Göttingen, wurde 1846 Dozent für Chemie, Hüttenkunde und Probierkunst in Klausthal und 1867 Dozent an der Bergakademie in Berlin. 1868—92 war er Mitglied der königlichen technischen Deputation für Gewerbe und 1877—85 des Patentamtes. 1897 trat er in den Ruhestand. K. schrieb: »Der Oberharz, ein Wegweiser zum Besuch der Oberharzer Gruben ꝛc.« (Klausth. 1852); »Der Kommunion-Unterharz« (Freiberg 1853); »Anleitung zum Studium der Harzer Hüttenprozesse ꝛc.« (Klausth. 1857); »Die Rammelsberger Hüttenprozesse am Kommunion-Unterharz« (2. Ausg., das. 1860); »Die Oberharzer Hüttenprozesse« (2. Aufl., das. 1860); »Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde« (2. Aufl., Leipz. 1861—65, 4 Bde.); »Leitfaden bei qualitativen und quantitativen Lötrohruntersuchungen« (2. Aufl., Klausth. 1862; Nachtrag 1877); »Metallurgische Probierkunst« (Leipz. 1866, 2. Aufl. 1882); »Fortschritte in der metallurgischen Probierkunst« (das. 1887); »Grundriß der Salinenkunde« (Braunschw. 1868; Neubearbeitung von Fürer, das. 1900); »Handbuch der Tonwarenindustrie« (2. Aufl., das. 1879); »Repertorium der technischen Literatur« (Leipz. 1871—81, fortgesetzt von Biedermann); »Grundriß der allgemeinen Hüttenkunde« (das. 1872, 2. Aufl. 1879); »Grundriß der Metallhüttenkunde« (das. 1873, 2. Aufl. 1880); »Grundriß der Eisenhüttenkunde« (das. 1875), dazu als Anhang: »Grundriß der Eisenprobierkunst« (das. 1875); »Probierbuch« (das. 1880, 2. Aufl. 1894). Mit Fr. Stohmann bearbeitete er die 3. u. 4. Auflage von Muspratts »Chemie in Anwendung auf Künste und Gewerbe« (Braunschw. 1886 ff.). 1859—96 war K. Mitredakteur der »Berg- und hüttenmännischen Zeitung«.

Kerle, s. Freie.

Kermadeckinseln, kleine Gruppe im Stillen Ozean, nordöstlich von Neuseeland und diesem seit 1887 unterstellt, zwischen 29° 16′ und 31° 28′ südl. Br. und unter 178° 32′ westl. L., besteht aus vier kleinen vulkanischen Inseln: Raoul (496 m hoch), Macaulay, Curtis und Esperance, zusammen 33 qkm mit (1901) 8 Einw. Die Inseln sind mit Gebüsch bedeckt, die Vegetation ist neuseeländisch, von Tieren gibt es nur Ratten und einige Landvögel. Als England 1886 Besitz von den K. ergriff, waren sie unbewohnt.

Kerman, s. Afrikanische Altertümer, S. 156.

Kermanschah, Stadt in Persien, s. Kirmanschahan.

Kermes (Alkermes, Kermeskörner, unechte Cochenille, Grana K.), die getrockneten Weibchen der Kermesschildlaus (Coccus [Lecanium] ilicis *Fabr.*), die auf der Kermeseiche (Quercus coccifera) lebt. Die Tierchen saugen sich im März an den Zweigen der Eiche fest, und nach der Begattung entwickeln sich die mit einem roten Saft gefüllten Eier, die man Ende Mai unter der Hülle der bald nach dem Legen zugrunde gegangenen Mutter findet. Um diese Zeit wird der K. gesammelt, mit Essig besprengt und getrocknet; er bildet erbsengroße, runde oder zusammengefallene, braune, glatte, glänzende, durch die Anheftungsstelle genabelte Körner und gibt zerrieben ein rotes Pulver. K. enthält denselben Farbstoff wie die Cochenille (Karminsäure), hat aber nur 1/12 des Färbevermögens der letztern; er färbt auch weniger schön, aber echter. Den besten K. liefert die Provence, geringere Sorten Spanien, Italien, Griechenland, der Orient, Algerien und Marokko. K. war schon den Alten bekannt, man bediente sich seiner als erstes Farbebad für die Stoffe, die in Purpur gefärbt werden sollten. Als die Kunst, tyrischen Purpur zu färben, verloren gegangen war, wurde K. ein wichtiger Ausfuhrartikel für mehrere südliche Länder. Auch im Mittelalter wurde er sehr geschätzt, seit Einführung der Cochenille aber ist er mehr und mehr zurückgedrängt. Man benutzt ihn noch zum Färben von Konditorwaren, Wein, Likör ꝛc.

Kermes (slaw.), s. Kirmes.

Kermesbeeren, s. Phytolacca.

Kermeseiche, s. Eiche, S. 423.

Kermeskörner, s. Kermes.

Kermes minerale, Mineralkermes, s. Antimonsulfide.

Kermespflanzen, s. Phytolakkazeen.

Kermesschildlaus, s. Kermes.

Kermine, Stadt im nördlichen Bochara, an der Transkaspischen Bahn, zwischen Bochara und Samarkand, nahe am Fluß Serafschan, 16,000 Einw.

Kern, im gewöhnlichen Sprachgebrauch zunächst der oder die härtern Teile im Innern weicher Früchte; über K. in der Chemie s. Kerntheorie; in der Botanik Teile, die sich im Innern eines Organs befinden und durch härtere, dichtere Beschaffenheit oder wohl auch nur durch abgegrenzte Umrisse von der Umgebung sich unterscheiden lassen, nämlich: an den Steinfrüchten der Steinkern (s. Frucht, S. 177), an den Samenanlagen der von den Integumenten umgebene Knospenkern (nucellus; s. Samenanlage), am Holz-

körper der dikotyledonen Bäume und Sträucher das Kernholz (s. Holz, S. 491), an der Zelle der Zellkern (nucleus; s. Pflanzenzelle und Zelle). — In der Gießerei heißt K. der Teil der Gießformen, der bei hohlen Gußstücken die Höhlung bildet (s. Gießerei, S. 833). — In der Pferdekunde ist K. soviel wie Kunde (s. d.). — In der Weidmannssprache heißt K. das getrocknete Fleisch von nicht jagdbaren Tieren, besonders von Pferden und Rindvieh, das, in Riemen geschnitten, zur Hundefütterung verwendet wird (vgl. Karnier). — Provinziell ist K. soviel wie Rahm oder Sahne.

Kern, 1) Johann Konrad, schweizer. Staatsmann, geb. 11. Juni 1808 zu Berlingen im Kanton Thurgau, gest. 14. April 1888 in Zürich, studierte in Basel, Berlin, Heidelberg und Paris die Rechte und wurde 1832 Mitglied und 1834 Präsident des thurgauischen Großen Rates, 1835 Präsident des Erziehungsrates und 1837 des Obergerichts. Als Frankreich nach dem Straßburger Attentat 1838 vom Schweizer Vororte die Ausweisung Ludwig Bonapartes forderte, verteidigte K. als Vertreter seines Kantons, von dem eine Gemeinde dem Prinzen das Bürgerrecht erteilt hatte, in der Tagsatzung das Gastrecht, bis die freiwillige Entfernung Bonapartes dem Konflikt ein Ende machte. In den entscheidenden Jahren 1847 und 1848 war er eins der einflußreichsten Mitglieder der Tagsatzung, stellte 4. Nov. 1847 namens der von dieser ernannten Siebenerkommission Bericht und Antrag für bewaffnetes Einschreiten gegen den Sonderbund und redigierte als Mitglied der Revisionskommission unter Drueys Beihilfe den Entwurf der neuen Bundesverfassung, wurde nach Einführung derselben Mitglied des schweizerischen Nationalrates, später des Ständerates und von der Bundesversammlung zum Präsidenten des Bundesgerichts gewählt. 1848 weilte er als außerordentlicher Gesandter in Wien, 1853 siedelte er als Mitglied der Direktion der Nordostbahn nach Zürich über. Nachdem er 1854 als Präsident des eidgenössischen Schulrats das schweizerische Polytechnikum hatte begründen helfen, wurde er im Januar 1857 in der Neuenburger Angelegenheit vom Bundesrat nach Paris gesandt und im November d. J. zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister der schweizerischen Eidgenossenschaft in Frankreich ernannt, welchen Posten er bis 1883 bekleidete. Er veröffentlichte »Souvenirs politiques« (Bern 1887; deutsch, Frauenfeld 1887). Vgl. Kesselring, Dr. J. C. Kern, eine Lebensskizze (Frauenfeld 1888).

2) Hermann Pädagog, geb. 12. Sept. 1823 in Jüterbog, gest. 4. Juli 1891 in Bruneck (Tirol), studierte seit 1841 in Leipzig Mathematik und Philologie, ward hier durch Drobisch und Hartenstein für die Philosophie Herbarts gewonnen, wurde 1846 Lehrer am königlichen Pädagogium in Halle, 1848 Professor am Gymnasium in Koburg, wo er 1853—56 die »Pädagogischen Blätter« redigierte, 1861 Direktor der Realschule und der mit ihr verbundenen höhern Töchterschule in Mülheim a. d. Ruhr und übernahm 1865 als Direktor die Leitung der neugegründeten Luisenstädtischen Gewerbeschule in Berlin. Seit 1876 war er Direktor des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums in Berlin und trat Ostern 1891 in den Ruhestand. Sein Hauptwerk ist der »Grundriß der Pädagogik« (Berl. 1873; 5. Aufl. von O. Willmann, 1893).

3) Franz, Schulmann und Philolog, geb. 8. Juli 1830 in Stettin, gest. 14. Dez. 1894 in Berlin, studierte in Berlin Philologie, war seit 1851 Gymnasiallehrer in Stettin, Pyritz und an der Landesschule Pforta, wurde 1866 Gymnasialdirektor in Oldenburg, 1869 in Danzig, 1871 in Stettin und 1881 als Direktor des Köllnischen Gymnasiums nach Berlin berufen, wo er auch das Seminar für gelehrte Schulen leitete. Er schrieb: »Joh. Schefflers cherubinischer Wandersmann« (Leipz. 1866); »Friedrich Rückerts Weisheit des Brahmanen« (Oldenb. 1868, 2. Ausg. 1885); »Ludwig Giesebrecht als Dichter, Gelehrter und Schulmann« (Stett. 1875); »Die deutsche Satzlehre« (Berl. 1883, 2. Aufl. 1888); »Drei Charakterbilder aus Goethes Faust« (das. 1885); »Goethes Torquato Tasso« (das. 1884); »Deutsche Dramen als Schullektüre« (das. 1886); »Lehrstoff für den deutschen Unterricht in Prima« (das. 1886, 2. Aufl. 1897); »Schulreden bei der Entlassung von Abiturienten« (das. 1887, 1891 u. 1893) und »Goethes Lyrik ausgewählt und erklärt« (das. 1889). Gesammelt erschienen seine »Kleinen Schriften« in 2 Bänden (Berl. 1895—98).

4) Heinrich, namhafter Sprachforscher und Orientalist, geb. 6. April 1833 in Purworedjo auf der Insel Java von niederländischen Eltern, kam 1840 nach Holland, studierte 1850—55 in Utrecht und Leiden, ging dann nach Berlin, wo er namentlich den Sanskritisten A. Weber hörte, und begann 1857 bereits Beiträge zu dem großen Petersburger Sanskritwörterbuch zu liefern. Nachdem er von 1858—62 Lehrer des Griechischen am Athenäum zu Maastricht gewesen war und 1863—65 die Anglo-Sanskritprofessur am Benares College in Britisch-Ostindien bekleidet hatte, wirkt er als Professor des Sanskrits und der vergleichenden Sprachforschung in Leiden. Seine Hauptwerke sind: »Handleiding bij het onderwijs der nederlandsche taal« (eine nach Grimms Grundsätzen bearbeitete niederländische Schulgrammatik, 7. Aufl., Amsterd. 1884); die Textausgabe der »Brihat-Sanhitâ«, eines astrologischen indischen Werkes, in der »Bibliotheca indica« (7. Teil 1865), und eine englische Übersetzung davon im Journal der Royal Asiatic Society zu London (1869 ff.); ferner Text und deutsche Übersetzung der »Yogayâtrâ« des Varâha Mihira in Webers »Indischen Studien«, Bd. 10 und 14 (Leipz. 1867 u. 1876); »Kawi-Studiën« (Haag 1871); »Wrttasanc'aya«, ein altjavanisches Gedicht über Prosodie, in Kawitext mit holländischer Übersetzung (Leiden 1875); »Geschiedenis van het Buddhisme in Indië« (Haarl. 1881—83; deutsch von Jacobi, Leipz. 1882—84); eine englische Übersetzung des buddhistischen religiösen Buches »Saddharma Pundarika« (Oxford 1884); »De Fidji-taal vergeleken met hare verwanten in Indonesie en Polynesie« (Amsterd. 1886); »The Jâtaka-Mâlâ«, ein buddhistisches Werk (1. Band der »Harvard Oriental Series«, Boston 1892); »Manual of indian Buddhism« (in Bühler-Kielhorns »Grundriß der indo-arischen Philologie«, Bd. 3, Straßb. 1896).

5) Theodor Gotthart, Ritter von, Geschichtsforscher, geb. 5. Mai 1836 zu Bruneck im Pustertal, gest. 18. Nov. 1873 in Veyteaux am Genfer See, besuchte das Jesuitengymnasium in Innsbruck, wo er auch zuerst studierte, widmete sich aber seit 1855 in Heidelberg, Göttingen und München unter Häusser, Waitz und Sybel historischen Studien, arbeitete 1859 bis 1865 für die bayrische Historische Kommission an der Herausgabe der Chroniken der Stadt Nürnberg, habilitierte sich 1865 in Freiburg i. Br. und wurde 1866 außerordentlicher, 1871 ordentlicher Professor der Geschichte daselbst. In den 5 Bänden der Nürnberger Chroniken sind die meisten und besten Arbeiten

von ihm. Aus seinem Nachlaß erschienen: »Geschichtliche Vorträge und Aufsätze« (Tübing. 1875).

Kern. *(von Kern.)*, bei Pflanzennamen Abkürzung für Anton v. Kerner (s. d. 4) und für Johann Simon v. Kerner, geb. 1755 in Kirchheim u. T., gest. 1830 als Professor in Stuttgart (»Genera plantarum selectarum«, Stuttg. 1811—28, 11 Bde.).

Kernbäume (Kernholzbäume), s. Holz, S. 491.

Kernbeil, soviel wie Kappbeil, s. Kappen.

Kernbeißer (Coccothraustes *Briss.*), Gattung aus der Familie der Finken (Fringillidae) und der Unterfamilie der eigentlichen Finken (Fringillinae), kräftig gebaute Tiere mit sehr großem, dickem, am Grunde sehr breitem Schnabel, breiten Flügeln, kurzen, kräftigen, mit mittellangen, scharfspitzigen Krallen bewehrten Füßen und kurzem, gabeligem Schwanz. Der Kirschkernbeißer (Kirschfink, Stein-, Nuß-, Bollenbeißer, Finkenkönig, Laske, C. coccothraustes *L.*; s. Tafel »Sperlingsvögel III«, Fig. 4), 18 cm lang, 31 cm breit, dickleibig, auf dem Vorderkopf graugelb, auf dem Hinterkopf braungelb, auf dem Rücken braun, auf der Unterseite graubraun, am Bauch grauweiß, an der Kehle schwarz, mit weißlichem Fleck auf der Mitte der Flügel. Er findet sich in Europa nordwärts etwa bis zum 60. Breitengrad und in Südwestasien, liebt bergigen Laubwald, Kirschgärten und Feldhölzer, nährt sich besonders von den Kernen der Weiß- und Rotbuchen, der Kirschen und Vogelbeeren, aber auch von Kornsämereien (in Gemüsegärten), Knospen, Käfern, Larven ꝛc. und ist sehr gefräßig. Er nistet im Mai und Juni auf schwachen Zweigen und legt 3—5 aschgraue, braun gefleckte und gestrichelte Eier. In Kirschpflanzungen, auf Erbsenbeeten ꝛc. richtet er oft Schaden an. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm, ist aber zänkisch und beißt tüchtig. Der Gesang ist wenig wert. Rosenbrüstiger K., s. Kernknacker.

Kernen, s. Grünkern.

Kerner (Gerner), s. Karner (carnarium).

Kerner, 1) Georg, deutscher Parteigänger der französischen Revolution, geb. 9. April 1770 in Ludwigsburg, gest. 7. April 1812, in der Stuttgarter Karlsschule gebildet, lebte mit einigen Unterbrechungen von Ende 1791 bis September 1795 in Paris als Zeuge der wichtigsten Ereignisse dieses Zeitraums und mehrfach persönlich daran beteiligt. 1795—1801 Sekretär seines Landsmannes K. F. von Reinhard (s. d.), den er nach Hamburg, Florenz, Paris und Bern begleitete, diente er der französischen Republik und meinte damit mittelbar auch Deutschlands Wohl zu fördern. Ein strenger Kritiker der französischen Zustände, entsagte er den französischen Diensten erst, als er die monarchischen Absichten Bonapartes durchschaut hatte (Ende 1801), wirkte seit 1803 in Hamburg als Arzt und starb aus Gram über die Napoleonische Zwingherrschaft während opfermutiger Ausübung seines Berufs. Vgl. Justinus Kerner (Georgs Bruder), Bilderbuch aus meiner Knabenzeit (neue Ausg., Stuttg. 1886); A. Wohlwill, Georg K., ein deutsches Lebensbild (Hamb. 1886).

2) Andreas Justinus, Dichter und medizinischer Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 18. Sept. 1786 in Ludwigsburg, gest. 21. Febr. 1862 in Weinsberg, erhielt seine Erziehung im Kloster Maulbronn, sollte wider seine Neigung Kaufmann werden, bezog 1804 die Universität Tübingen, um Medizin und Naturwissenschaften zu studieren, und schloß dort mit Uhland und G. Schwab innige Freundschaft. Nach Beendigung seiner Studien begab sich K. 1809 auf Reisen und lebte längere Zeit in Hamburg, Berlin, Wien u. a. O. Die Briefe, die er während dieser Zeit an die Freunde schrieb, bilden die »Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux« (Heidelb. 1811; vgl. Gaismaier in der »Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte«, Bd. 13 u. 14, Berl. 1899—1900), das bedeutendste dichterische Erzeugnis Kerners, dem herrliche Lieder und dramatische Szenen voll seltenen, phantastischen Humors eingewebt sind. Zurückgekehrt, kam K. als Badearzt in das Wildbad und schrieb hier: »Das Wildbad im Königreich Württemberg« (Tübing. 1813, 4. Aufl. 1839). Auch gab er mit Uhland, Schwab u. a. den »Poetischen Almanach« (Heidelb. 1812) sowie den »Deutschen Dichterwald« (Tübing. 1813) heraus, der die schönsten, frischesten und sangbarsten Gedichte Kerners und Beiträge von Uhland, Schwab, K. Mayer, Eichendorff u. a. enthält. Es folgten: »Romantische Dichtungen« (Karlsr. 1817). 1818 nach Weinsberg als Oberamtsarzt versetzt, baute er sich an dem Fuße der alten Burg Weibertreue an. Hier beschrieb er in anmutiger und altertümlicher Sprache »Die Bestürmung der württembergischen Stadt Weinsberg im J. 1525« (Öhringen 1821, 2. Aufl., Heilbronn 1848) und lieferte die medizinische Schrift »Das Fettgift, oder die Fettsäure und ihre Wirkungen auf den tierischen Organismus« (Stuttg. 1822). Von Einfluß auf seine geistige Richtung wurden seine Erfahrungen auf dem Gebiete des tierischen Magnetismus. Von der Beobachtung einiger Fälle dieser Art, wie er sie in der »Geschichte zweier Somnambülen« (Karlsr. 1824) beschrieb, schritt er schnell weiter und gelangte in der »Seherin von Prevorst« (Stuttg. 1829, 2 Bde.; 6. Aufl. 1892), in den mit Eschenmayer herausgegebenen »Blättern aus Prevorst« (1.—7. Samml., Karlsr. 1831—35; 8.—12. Samml., Stuttg. 1836—39; fortgesetzt als »Magikon«, das. 1842—53, 5 Bde.; »Mitteilungen« daraus, mit Erläuterungen von H. Barth, Bitterf. 1902 ff.), den Schriften: »Geschichten Besessener neuerer Zeit« (Karlsr. 1834, 2. Aufl. 1835), »Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiet der Natur« (Stuttg. 1836) und »Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins« (das. 1836) zur ernsthaften Behauptung des Hereinragens der Geisterwelt in die irdische. Daß K. übrigens auch Momente hatte, wo er von dem ihn sonst beherrschenden Hang zum Dämonismus frei war und mit dem Spuk selbst Spott treiben konnte, beweist sein wunderliches Drama »Der Bärenhäuter im Salzbade« (Stuttg. 1837), das nur als Persiflage des ganzen Geisterkrams verständlich wird. Fast ganz erblindet, legte K. 1851 Amt und Praxis nieder. König Ludwig I. von Bayern hatte dem Dichter einen kleinen Jahrgehalt ausgesetzt, dem König Wilhelm von Württemberg 1853 noch eine Summe zulegte. Kerners Lyrik hat sich wie diejenige Uhlands am Volkslied herangebildet; während aber Uhland klar und plastisch ist, waltet bei K. mehr das Phantastische und die Versenkung in dunklere Seelenregungen vor. Seine Muse zeigt sich am eigentümlichsten da, wo sie das gegebene Menschliche verflüchtigt und im Dufte der Sehnsucht in das Unendliche aufsteigen läßt; daher ist der Grund seiner Poesie wehmütiger und ernster als im Volkslied. Übrigens tragen alle seine Lieder den wahrhaften Charakter des Liedes: sie sind schlagend, kurz, voll Seele und überraschender, zuweilen freilich seltsamer Bilder. Die Romanzen suchen das Schaurige, Geisterhafte. Seine Dichtungen in ungebundener Rede und in dramatischer Form haben einen hier und da auch in den Gedichten vorklingenden kernigen Humor und

mitunter scharfen Witz. Eine Sammlung seiner »Gedichte« erschien zuerst Stuttgart 1825 (5. verm. Aufl. u. d. T.: »Lyrische Gedichte«, 1854), seine »Dichtungen«, die auch die »Reiseschatten«, den »Bärenhäuter« u. a. in Prosa enthalten, daselbst 1834 (3. vermehrte Aufl., das. 1841, 2 Bde.). Eine anmutige Schilderung von Kerners Jugendjahren enthält sein »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« (Braunschw. 1849; 2. Abdruck, Stuttg. 1886; auch Frankf. a. O. 1893). Auch gab K. »Gedichte von Johann Lämmerer, einem Weber in Gschwend« (Gmünd 1820) heraus. 1853 veröffentlichte er eine Schrift: »Die somnambulen Tische«, und dann: »Franz Anton Mesmer aus Schwaben« (Frankf. a. M. 1856). Mit dem »Letzten Blütenstrauß« (Stuttg. 1852) wollte der Dichter von der Poesie Abschied nehmen, doch folgte noch eine neue Sammlung lyrischer Gedichte u. d. T.: »Winterblüten (das. 1859). 1895 wurde ihm in Stuttgart auf dem Kernerplatz ein Denkmal errichtet (Porträtbüste von Gaeckle). Seine »Ausgewählten poetischen Werke« erschienen in 2 Bänden (Stuttg. 1878) und später noch: »Klekssographien« (das. 1890). Vgl. Marie Niethammer (Kerners Tochter), J. Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus (Stuttg. 1877); Reinhard, J. K. und das Kernerhaus zu Weinsberg (2. Aufl., Tübing. 1886); K. Mayer, L. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen (Stuttg. 1867, 2 Bde.), mit Briefen und Gedichten Kerners; D. Strauß, Gesammelte Schriften, Bd. 1 (Bonn 1876); du Prel, J. K. und die Seherin von Prevorst (Leipz. 1886); Theobald Kerner (s. unten), Das Kernerhaus und seine Gäste (Stuttg. 1894), und den von Theobald K. herausgegebenen »Briefwechsel J. Kerners mit seinen Freunden«, mit Einleitung 2c. von E. Müller (das. 1897, 2 Bde.).

3) Theobald, Sohn des vorigen, geb. 14. Juni 1817 in Gaildorf, praktischer Arzt in Weinsberg, hat sich ebenfalls als lyrischer (auch politischer) Dichter und talentvoller Erzähler sowie durch magnetische Kuren, in denen er eine Theorie seines Vaters praktisch anzuwenden versuchte, bekannt gemacht. Er veröffentlichte: »Gedichte« (Jena 1845 u. Stuttg. 1852); »Prinzessin Klatschrose« (Stuttg. 1851); »Aus dem Kinderleben« (das. 1852); »Natur und Frieden« (2. Ausg., Frankf. 1861); »Galvanismus und Magnetismus als Heilkraft« (4. Aufl., Kannst. 1858); »Tragische Erlebnisse« (Hamb. 1864); »Gesammelte Dichtungen« (Stuttg. 1879); »Pastor Staber oder der neue Ahasver«, Lustspiel (1888); die Dichtungen »Altes und Neues« (Berl. 1902) und die erwähnten Schriften über seinen Vater.

4) Anton K., Ritter von Marilaun, Botaniker, geb. 12. Nov. 1831 zu Mautern in Niederösterreich, gest. 22. Juni 1898 in Wien, studierte Medizin in Wien, war zwei Jahre Arzt daselbst und wurde 1855 Professor an der Oberrealschule und 1858 Professor der Botanik an der Technischen Hochschule in Ofen, 1860 in Innsbruck und 1878 Professor der Botanik und Direktor des Botanischen Gartens und Museums in Wien. K. bereiste das botanisch bis dahin fast ganz unbekannte Hochgebirge an der Grenze von Ungarn und Siebenbürgen, den Bakonyerwald und sehr oft die Theißniederung. In Innsbruck gestaltete er die Alpenpflanzenanlage zu einer Sehenswürdigkeit, legte kleine Versuchsgärten in der alpinen Region an und bestimmte weit über 1000 Baumgrenzen durch barometrische Messungen. Auch bemühte er sich um die Verbesserung der Alpenwirtschaft und gründete auf dem Blaser eine kleine Versuchsstation für diesen Zweck. Er schrieb: »Flora der Bauerngärten in Deutschland« (in den »Verhandlungen der Zoologisch-botanischen Gesellschaft«, 1855); »Die niederösterreichischen Weiden« (Wien 1860); »Studien über die obern Grenzen der Holzpflanzen in den Österreichischen Alpen« (7 Abhandlungen in der »Österreichischen Revue«, 1863—67); »Das Pflanzenleben der Donauländer« (Innsbr. 1863); »Die Kultur der Alpenpflanzen« (das. 1864); »Herbarium österreichischer Weiden« (das. 1863—70, 9 Dekaden); »Die Alpenwirtschaft in Tirol« (Wien 1868); »Der botanische Garten in Innsbruck« (2. Aufl., Innsbr. 1869); »Die Abhängigkeit der Pflanzengestalt von Klima und Boden« (das. 1869); »Die natürlichen Floren im Gelände der Deutschen Alpen« (in Schaubachs »Deutschen Alpen«, Jena 1870); »Die Schutzmittel des Pollens gegen die Nachteile vorzeitiger Befruchtung« (Innsbr. 1873); »Über die Bedeutung der Asyngamie für die Entstehung der Arten« (das. 1874); »Die botanischen Gärten« (das. 1874); »Geschichte der Aurikel« (Münch. 1875); »Vegetationsverhältnisse des mittlern und östlichen Ungarn und Siebenbürgen« (Innsbr. 1875, Lief. 1 u. 2); »Die Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäste« (Wien 1876; 2. Aufl., Innsbr. 1879); »Illustriertes Pflanzenleben« (Leipz. 1887—91, 2 Bde.; 2. Aufl. 1896—98; übersetzt ins Englische, Holländische, Italienische und Russische).

5) Johann Simon von, Botaniker, s. *Kern*.

Kernfäule, eine durch einen Pilz (Trametes) erzeugte Krankheit der Bäume (s. Rotfäule); auch die durch ein Aaltierchen (Tylenchus) hervorgebrachte Krankheit der Blütenköpfe der Weberkarde (Dipsacus; s. Aaltierchen). K. der Rüben, s. Phoma.

Kernfrüchte (Perithecien), ringsum geschlossene Fruchtkörper der Pilze (s. d.).

Kernguß, hohles Gußwerk, das über einen »Kern« gegossen wird; s. Gießerei, S. 833.

Kernholz, s. Holz, S. 491.

Kernknacker (Coccoborus *Sws.*), Gattung aus der Familie der Finken (Fringillidae) und der Unterfamilie der Papageifinken (Pitylinae), Vögel mit sehr dickem, bauchig kegelförmigem Schnabel, an der Spitze hakig gebogenem Oberschnabel, kurzen Flügeln, langem Schwanz und hochläufigen, langzehigen Füßen. Von den meist in Südamerika, weniger zahlreich in Nordamerika vertretenen Arten ist der Rosenbrustknacker (rosenbrüstiger Kernbeißer, C. ludovicianus *L.*) 18 cm lang, oberseits und an der Kehle schwarz, unterseits weiß mit scharlachrotem Kropfschild; er bewohnt das östliche Nordamerika, geht im Winter bis Mittelamerika, nährt sich von Sämereien und Beeren, nistet auf Bäumen und Sträuchern und legt 4—5 blaugrüne, braun und graublau gefleckte Eier. Wegen seines schönen Gesanges ist er sehr beliebt und kommt als sehr dauerhafter Käfigvogel auch nach Europa. Zu derselben Gattung gehört auch die virginische Nachtigall (s. Kardinal).

Kernkörperchen, s. Pflanzenzelle und Zelle.

Kernkristall, soviel wie Perimorphose.

Kernlinge, s. Wildlinge.

Kernnetz, die gesamten Teile im Zellkern, die ein Netzwerk bilden (s. Zelle).

Kernobst, soviel wie Äpfel, Birnen, Quitten.

Kernobstgehölze (Pomoideen), s. Rosazeen.

Kernöl, s. Rüböl.

Kernpilze (Pyrenomyceten), s. Pilze.

Kernpunkt, ein zur Verteidigung eingerichtetes Gebäude in einem Orte, das bei einem Dorfgefecht den eingedrungenen Angreifer am Ausbreiten verhindern und dem Verteidiger die Wiedereroberung des Ortes erleichtern soll.

Kernrisse (Waldrisse), beim Holz vom Kern ausgehende und gegen die Peripherie ausstrahlende Risse, die durch das überwiegende Schwinden des Holzes in der Richtung der Jahresringe entstehen.

Kernröſten, ein bei kupferarmen Schwefelkiesen derartig geleitetes Röstverfahren, daß sich der Kupfergehalt im Innern, im Kern der gerösteten Stücke, an Schwefel gebunden, anreichert, während die Hülle aus sehr kupferarmen Oxyden und Sulfaten besteht (vgl. Röſten).

Kernrunkel, ſ. Runkelrübe.

Kernſchacht, das das Innere der Schachtöfen begrenzende feuerfeſte Gemäuer, im Gegenſatz zu dem äußern, minder feuerfeſten Rauhgemäuer (Mantel).

Kernſchäle, ſ. Rotfäule.

Kernſchatten, ſ. Schatten.

Kernſchleifen, Kernſegmente, Kernſpindel, ſ. Zelle.

Kernſchuß, ein Schuß, bei dem Viſier- und Treffpunkt zuſammenfallen, auch Fleck- oder Viſierſchuß genannt.

Kernſchwarz, ſ. Frankfurterſchwarz.

Kernsdorfer Höhe, der höchſte Punkt des Hockerlandes (ſ. d.), auf der oſtpreußiſchen Seenplatte (313 m hoch), liegt in einer kahlen Hügelgruppe, etwa 15 km ſüdlich von Oſterode und dem Drewenzſee.

Kernſeife, ſ. Seife.

Kernſtechen, eine ehemals übliche Blutentziehung am harten Gaumen bei Pferden, wodurch eine in Wirklichkeit nicht vorkommende Geſchwulſt (Froſchgeſchwulſt) vertrieben werden ſollte.

Kernſteine, ſoviel wie Kokkolithen (ſ. d.).

Kernſtücke, Kernſtützen, ſ. Eiſengießerei, S. 556.

Kernſynthesen, in der organiſchen Chemie Reaktionen, durch welche Kohlenſtoffatome, die vorher nicht miteinander verbunden waren, ſich verbinden. Dieſe Reaktionen verknüpfen die Glieder einer homologen Reihe und die homologen Reihen untereinander genetiſch und führen die offenen Kohlenſtoffketten in geſchloſſene Ketten oder Ringe über.

Kernteilung, ſ. Zelle.

Korntheorie, von Laurent 1836 aufgeſtellte Theorie, nach der alle organiſchen Subſtanzen durch Anlagerung von Atomen oder Atomgruppen oder durch Subſtitution aus Stammkernen hervorgehen, die aus Kohlenſtoff und Waſſerſtoff beſtehen. Der Kern ſollte vor allem die Eigenſchaften der Verbindungen beſtimmen, während die Subſtitutionen, die der Kern erleidet, von geringerer Bedeutung ſeien. Dieſe Theorie, die in dem Handbuch der organiſchen Chemie von Gmelin durchgeführt wurde, hat niemals allgemeine Anerkennung gefunden.

Kerntruppen, die kriegstüchtigſten, zuverläſſigſten

Korntuch, ſ. Tuch. [Truppen.

Kernumwallung (Stadtumwallung) erhielt grundſätzlich jede Feſtungsſtadt, indem man ſie ringsum mit Wall und Graben umgab, ſie dadurch ſturmfrei machte und kräftige Feuerwirkung ermöglichte. Seitdem die erſte Verteidigungslinie in die Forts verlegt iſt, legte man bei volkreichen Städten vielfach die K. nieder. Vgl. Feſtung, S. 476.

Kernwerk, bei ältern Feſtungen ein hinter den Hauptwall zurückgezogenes, als Reduit dienendes Werk, bei gruppenweiſer Anordnung von Forts die gleichem Zweck dienenden Reduitwerke.

Kero (Gero), 799 bezeugter Mönch von St. Gallen, dem eine althochdeutſche Interlinearverſion der Benediktinerregel (hrsg. in Hattemers »Denkmalen des Mittelalters«, Bd. 1, St. Gallen 1844) ſowie eine altdeutſche Überſetzung des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes und das ſogen. »Glossarium Keronis« (abgedruckt bei Hattemer) ohne Grund zugeſchrieben wurden. Vgl. Kögel, über das Keroniſche Gloſſar (Halle 1879); Scherer in der »Zeitſchrift für deutſches Altertum«, Bd. 18, S. 145 (Berl. 1874); Singer im »Anzeiger für deutſches Altertum«, Bd. 10, S. 278 (daſ. 1884).

Kérö (ſpr. kerö, rumän. Tyireu), Badeort im ungar. Komitat Szolnok-Doboka (Siebenbürgen), unweit der Bahnſtation Szamos-Ujvár, 257 m ü. M., mit einer kalten ſaliniſchen Schwefelquelle und (1901) 453 Einw.

Kerographie, ſ. Cerographie.

Keroplaſtik (griech.), ſ. Wachsbildnerei.

Keroſelen und **Keroſen,** ſ. Erdöl, S. 24.

Kéroualle (ſpr. keruáll'), Louiſe Renée de, Herzogin von Portsmouth und Aubigny, Mätreſſe Karls II. von England, geb. 1649 in der Bretagne, geſt. 17. Nov. 1734, kam 1670 als Ehrendame der Herzogin Henriette von Orléans, Schweſter Karls II. von England, mit dieſer nach London, wo ſie ſofort einen tiefgehenden Eindruck auf den König machte. Als nach dem Tode der Herzogin Karls Beziehungen zu Frankreich zu erkalten drohten, ward K. von Ludwig XIV. abermals nach England geſandt, zur Ehrendame der Königin Katharina ernannt und übte von nun an, ſeit Oktober 1671 die anerkannte Mätreſſe Karls, den größten Einfluß auf den König aus, deſſen Politik ſie vielfach im franzöſiſchen und katholiſchen Intereſſe beherrſchte. Nachdem ſie Karl 29. Juli 1672 einen Sohn geboren hatte, der zum Herzog von Richmond (ſ. d.) erhoben wurde, ward ſie ſelbſt 1673 zur Herzogin von Portsmouth ernannt und erhielt auf Karls Bitten von Ludwig XIV. 1674 die Domäne und 1684 den Herzogstitel von Aubigny. Trotz gelegentlicher Untreue Karls behauptete ſie bis zum Tode des Königs ihren Einfluß und zog ſich erſt nach der Thronbeſteigung Wilhelms III., der ihre engliſche Penſion aufhob, nach Frankreich zurück, wo ſie zumeiſt auf ihrer Beſitzung Aubigny lebte. Vgl. Forneron, Louise de K., duchesse de Portsmouth (Par. 1886).

Kerpe, Inſel, ſ. Karpathos.

Kerpely (ſpr. kérpelj), Anton, Ritter von Kraſſai, Metallurg, geb. 5. Febr. 1837 zu Arad in Ungarn, ſtudierte ſeit 1858 auf der Bergakademie in Schemnitz, wurde 1862 Ingenieur auf dem Eiſenwerk Anina im Banat, 1864 Chemiker der Paraffinfabrik zu Orawitza, 1865 Ingenieur des Kronſtädter Bergbau- und Hüttenvereins-Komplexes in Ruszkberg, 1871 Verwaltungsadjunkt im Rhonitzer Eiſenwerksdiſtrikt und 1868 Profeſſor der Metallurgie in Schemnitz; 1875 wurde er geadelt. Er ſchrieb: »Die Anlage und Einrichtung der Eiſenhütten« (Leipz. 1873—84); »Ungarns Eiſenſteine und Eiſenhüttenerzeugniſſe« (Wien 1877); »Über Eiſenbahnſchienen« (Leipz. 1878); »Eiſen und Stahl auf der Weltausſtellung in Paris 1878« (daſ. 1879); »Unterſcheidungsmerkmale des Stahls« (Wien 1879). 1865—75 gab er »Berichte über die Fortſchritte der Eiſenhüttentechnik« (Leipz.) heraus.

Kerpen, Flecken im preuß. Regbez. Köln, Kreis Bergheim, unweit der Erft und an der Kleinbahnlinie Benzelrath–Blatzheim, 88 m ü. M., hat eine evangeliſche und eine kath. Kirche, letztere mit uraltem Turm, Synagoge, Amtsgericht, Zementdachziegelfabrik, Dampfbrauerei und (1900) 3240 meiſt kath. Einwohner. — In K. wurde vor dem Jahr 1000 ein Kloſter gegründet. Die dort befindliche Burg und Herrſchaft gehörte zum Herzogtum Brabant, war aber

seit dem 15. Jahrh. an die Grafen von Nassau verpfändet; zwischen 1640 und 1710 wechselten die Besitzer mehrfach, 1710 trat Karl IV. von Spanien die Herrschaften K. und Lommersum an Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz ab, der sie dem Grafen von Schaesberg überließ, worauf sie 11. Febr. 1712 zu einer Reichsgrafschaft erhoben wurden. 1801 kam diese an Frankreich (wobei die Grafen Schaesberg durch Thannheim in Würtemberg entschädigt wurden) und 1815 an Preußen.

Kerratto, s. Agave und Agavefaser.

Kerria *DC.*, Gattung der Rosazeen, Sträucher mit ganzen Blättern, gelben, ziemlich großen, einzeln am Ende kurzer Zweige stehenden Blüten und angeblich saftiger, himbeerartiger, gelber Steinfrucht. Die einzige Art, K. japonica *L.* (Corchorus japonicus *Thunb.*, Goldröschen, Goldnessel, Frühlingsrose, Judenpappel), ein aus Ostasien (China) stammender, sehr früh blühender, kleiner Ziersträuch mit lebhaft grünen Zweigen, eirund-länglichen, doppelt gesägten Blättern und meist gefüllten Blüten, hält bei uns im Freien aus. Die ungefüllte Stammform ist bei uns viel später eingeführt worden als die gefüllte.

Kerr's Phänomen. Isolierende oder schlecht leitende Flüssigkeiten, z. B. Nitrobenzol, in ein starkes elektrisches Feld gebracht, werden doppeltbrechend wie einachsige Kristalle, deren Hauptachse mit der Richtung der Kraftlinien zusammenfällt.

Kerry, Grafschaft in der irischen Provinz Munster, reicht vom Ästuar des Shannon bis zum Kenmare River, grenzt an die Grafschaften Clare, Limerick und Cork und umfaßt 4799 qkm (87,1 QM.) mit (1901) 165,331 Einw. (34 auf 1 qkm), davon 96,9 Proz. katholisch. Noch 49,4 Proz. der Bevölkerung sind der irischen Sprache mächtig. Hauptstadt ist Tralee.

Kersantit (Kersantōn, Glimmerdiorit), dunkles, feinkörniges Gestein aus der Gruppe der Lamprophyre (s. d.), besteht vorwaltend aus Plagioklas und Magnesiaglimmer und enthält akzessorisch Augit, Hornblende, Olivin, Erzkörnchen, meist auch etwas Quarz. Der K. zeigt Übergänge in den Camptonit und in die Minette (s. d.) und bildet meist schmale Gänge im Granit, Gneis und in ältern Schiefern des Erzgebirges, des Spessarts bei Aschaffenburg (Aschaffit), im Oberharz, in Nassau, in den Vogesen, der Bretagne ꝛc.; er wird vorzugsweise als Pflaster- und Beschotterungsmaterial benutzt.

Kersch, der Mariatheresientaler.

Kersey (Kirsey, beides spr. körsi), nach einem englischen Fabrikdorf der Grafschaft Suffolk benannter, kräftig gewalkter Wollenstoff (140 cm breit, 1 m ca. 790 g), mit 22 Ketten- und 18 Schußfäden auf 1 cm, aus Streichgarnen 7500 m auf 1 kg, oft nur gewalkt und ungerauht, wird als Mantelstoff verwendet.

Kerssenbroch (Kerssenbroick), Hermann von, Geschichtschreiber der Wiedertäuferbewegung in Münster, geb. um 1519 in Barntrup in Lippe, gest. 5. Juli 1585 in Osnabrück, war 1533 beim Ausbruch der Wiedertäuferunruhen Domschüler in Münster, wirkte als humanistischer Rektor in Düsseldorf und Hamm, seit 1550 als solcher an der Domschule in Münster, seit 1575 an der zu Paderborn, seit 1579 in Werl und seit Ostern 1582 in Osnabrück. K. schrieb mehrere Geschichtswerke, darunter von streng katholischem Standpunkte 1566—73 lateinisch das Wiedertäuferwerk, das seinen Namen bekannt gemacht hat, dessen Drucklegung aber wegen Kleinigkeiten vom Rate zu Münster verboten wurde. Zuerst vollständig gedruckt wurde es in deutscher Sprache Frankfurt 1771; eine kritische Ausgabe besorgte Detmer: »Hermanni a Kerssenbroch anabaptistici furoris Monasterium inclitam Westphaliae metropolim evertentis historica narratio« (Münst. 1899, 2 Tle.). Vgl. Detmer, H. von Kerssenbrochs Leben und Schriften (Münst. 1900).

Kersten, Otto, Afrikareisender, geb. 23. Dez. 1839 in Altenburg, gest. daselbst 22. Nov. 1900, studierte Chemie und Naturwissenschaften, nahm 1862 an der Expedition v. d. Deckens nach Ostafrika teil, bestieg den Kilimandscharo bis 4200 m und machte astronomische Beobachtungen und topographische Aufnahmen. 1863 besuchte K. mit v. d. Decken die Seschellen und Maskarenen, allein 1864 Madagaskar, die Komoren und die Insel Mafia, worauf er 1865 nach Europa zurückkehrte. Von 1870—71 war K. Konsulatskanzler in Jerusalem, übernahm dann die Leitung einer chemischen Fabrik in Berlin und gründete mit Jannasch 1878 den Zentralverein für Handelsgeographie. Noch 1883 unternahm er eine Reise nach Marokko zu handelsgeographischen Studien. Bereits 1869 trat K. als einer der ersten für eine deutsche Gebietserwerbung in Ostafrika ein, doch fand sein an die preußische Regierung gerichtetes Gesuch keine Berücksichtigung. K. gab das Reisewerk des 1865 ermordeten Barons v. d. Decken heraus und schrieb selbst den erzählenden Teil: »Baron K. K. von der Deckens Reisen in Ostafrika« (Bd. 1 u. 2, Leipz. 1869 bis 1871). Auch gab er 1879—81 die »Geographischen Nachrichten für Welthandel und Volkswirtschaft« (Berl.) heraus.

Kertbeny (spr. kértbeni, eigentlich Benkert), Karl Maria, deutsch-ungar. Schriftsteller, geb. 28. Febr. 1824 in Wien, gest. 23. Jan. 1882 in Budapest, erlernte in Pest den Buchhandel, ging dann zum Militär, verließ dieses aber 1843 wieder und lebte seit 1845, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in verschiedenen Städten des In- und Auslandes, bis er sich schließlich in Berlin niederließ. K. hat sich besonders durch seine Übersetzungen ungarischer Dichter, namentlich Petőfis, Aranys, Vörösmarthys und Jókais, verdient gemacht. Außerdem veröffentlichte er historisch-politische und literargeschichtliche Skizzen, wie: »Silhouetten und Reliquien« (Prag 1861—1863, 2 Bde.), »Diskretes und Indiskretes« (Brüss. 1864), »Spiegelbilder der Erinnerung« (Leipz. 1868), »Große Leute, kleine Schwächen« (Berl. 1871), »Petőfis Tod« (Leipz. 1880), ferner »Ungarns deutsche Bibliographie 1801—1860« (beendet von Petrik, Pest 1886) u. a.

Kertsch (K.-Jenikale), Hafenstadt im russ. Gouv. Taurien, auf der Ostküste der Halbinsel Krim, an der Straße von K. (auch Straße von Jenikale, bei den Alten Kimmerischer Bosporus genannt) und an einem Zweig der Eisenbahn Kursk-Charkow-Sebastopol. Die Stadt, am Fuß des steilen Mithradatesbergs amphitheatralisch in Halbmondform gelegen, hat 12 griechisch-kath. Kirchen, 8 Synagogen und Moscheen, 2 Gymnasien, ein adliges Fräuleinstift, eine Realschule, eine Bibliothek, ein Museum und mit dem 10 km entfernten Jenikale zusammen (1897) 31,702 Einw., die Heringsfang (5 Mill. Stück jährlich) und etwas Getreidehandel treiben. Seit 1895 sind in der Nähe von K. reiche Eisenlager gefunden worden, mit einer Mächtigkeit von ca. 850 Mill. Ton. und einer Erzförderung von (1902) 270,000 T., zu deren Ausbeutung ein großartiges Hüttenwerk angelegt wurde. K. bildet mit Jenikale eine besondere Stadthauptmannschaft. Gegen 4 km südlich von der

Stadt liegt die gleichnamige starke Festung, 85 m ü. M., bestimmt, die Durchfahrt ins Asowsche Meer zu hindern. Die 3 km lange Linie der Befestigungen ist so gebaut, daß auf jeden Punkt ein starkes Kreuzfeuer gerichtet werden kann. — An der Stelle von K. lag im Altertum die Stadt Bosporos oder Pantikapäon, die Hauptstadt des bosporanischen Reiches unter Mithradates. Im Mittelalter gehörte die Stadt den Genuesen (bis 1475), dann den Türken; 1771 wurde sie russisch und blühte rasch auf. In den K. umgebenden Hügeln Kul-Oba (»Aschenhügel«) und Altun-Oba (»Goldberg«) hat man Sarkophage aus Zypressenholz und Schmucksachen aus den letzten Jahrhunderten v. Chr. entdeckt. Sie befinden sich in der Eremitage zu Petersburg. Vgl. Macpherson, Antiquities of Kertch (Lond. 1857); L. Stephani, Die Altertümer von K. (Petersb. 1880). In der Nähe befinden sich auch mehrere Schwefel- und Naphthaquellen sowie Schlammvulkane.

Kertz (magyar. Kerc, rumän. Kerca), Großgemeinde im ungar. Komitat Fogaras, an der Bahnlinie Hermannstadt-Fogaras, mit (1901) 1017 Einw. und Ruinen der schon 1223 erwähnten berühmten Cistercienserabtei K. Vgl. Reissenberger, Die Kerzer Abtei (Hermannstadt 1894, mit Illustrationen).

Keruan, Stadt in Tunis, s. Kairuan.

Kerub, s. Cherub.

Kervyn de Lettenhove, Joseph Bruno Maria, Baron, belg. Historiker, geb. 17. Aug. 1817 in St.-Michel (bei Brügge), gest. daselbst 2. April 1891, ward 1850 Mitglied der belgischen Akademie, 1861 in den persönlichen, 1871 in den erblichen Freiherrenstand erhoben, gehörte seit 1861 der Repräsentantenkammer als klerikales Mitglied an und war 1870—71 Unterrichtsminister im Kabinett d'Anethan. Von seinen Veröffentlichungen sind die letzten streng ultramontan gefärbt. Hervorgehoben seien: »Histoire de Flandre« (preisgekrönt, Brüss. 1847—55, 6 Bde.; 5. Aufl. 1898, 4 Bde.); »Les chronikes des comtes de Flandre« (1849); »Études sur l'histoire du XIII. siècle« (1853); »Froissart. Étude littéraire sur le XIV. siècle« (preisgekrönt, 1857, 2 Bde.); »Commentaires sur Charles-Quint« (1862; auch spanisch, englisch u. deutsch); »Jacques d'Artevelde« (Gent 1863); »Œuvres de Georges Chastellain« (Brüss. 1863—66, 8 Bde.); »Lettres et négociations de Philippe de Commines« (1867—74, 3 Bde.); »Œuvres de Froissart« (1867—77, 26 Bde.); »Chroniques relatives à l'histoire de Belgique sous la domination des ducs de Bourgogne« (1870—76, 3 Bde.); »Codex Dunensis« (1875); »La Flandre pendant les trois derniers siècles« (1875); »Récits d'un bourgeois de Valenciennes« (bis 1366 reichend; 1877); »Istore et croniques de Flandres« (1879—1880, 2 Bde.); »Relations politiques des Pays-Bas et de l'Angleterre sous le règne de Philippe II« (1882—92, 10 Bde.); »Documents inédits relatifs à l'histoire du XVI. siècle« (1883); »Les Huguenots et les Gueux« (preisgekrönt, 1882—85, 6 Bde.); »Marie Stuart. L'œuvre puritaine, le procès, le supplice« (1889, 2 Bde.). Vgl. die von seinem Sohn Henri K. verfaßte Biographie: »Le baron K.; notes et souvenirs« (Brüss. 1900).

Kerwân, die persische Originalform der daraus entstandenen Karawane (s. d.).

Kerwân Baschi, das Oberhaupt einer Karawane.

Kerygma (griech., »Predigt«) **Petri,** eine apokryphe Schrift des 2. nachchristlichen Jahrhunderts; s. Petrus.

Kerykeion (griech., von keryx, Herold), der Heroldsstab; s. Caduceus.

Kerygtik (griech., von kerýssein, laut verkündigen), die Predigtkunst; s. Homiletik.

Kerynitische Hindin, s. Herakles, S. 184.

Keryx, Sohn des Hermes und der Aglauros (oder Pandrosos), Stammvater des eleusinischen Priestergeschlechts der Keryken.

Kerzen, aus Talg, Stearin, Stearinsäure, Paraffin, Walrat, Wachsarten, auch aus Mischungen der genannten Stoffe bestehende Zylinder, in deren Achse ein Docht verläuft, dessen Beschaffenheit sich nach dem Kerzenmaterial, besonders nach dessen Schmelzpunkt, und nach der Stärke der K. richten muß. Bei verhältnismäßig zu dicken K. bleibt an der Peripherie ein ungeschmolzener Rand, innerhalb dessen sich zuviel flüssiges Fett ansammelt, das die Flamme verkleinert, während beim endlichen Zusammenbrechen des Randes der Überschuß des flüssigen Fettes herabrinnt. Ist die Kerze im Verhältnis zum Dochte dünn, so schmilzt das Fett zu schnell, rinnt herab und bildet kein Bassin, aus dem der Docht gleichmäßig gespeist werden muß. Der Docht wird aus Baumwolle oder Leinen gefertigt und ist entweder gedreht, so daß die einzelnen Fäden mehr parallel und geradlinig oder in steiler Schraubenlinie nebeneinander liegen, oder geflochten. Die Dicke der Dochte wird teils durch die verschiedene Zahl der den Docht bildenden Fäden, teils durch deren Feinheitsnummern bedingt. Talgkerzen erhalten wegen der leichten Schmelzbarkeit des Materials einen dickern Docht, um die Flamme möglichst über das Fett hinauf zu rücken. Gedrehte Dochte verlangen ein häufigeres Putzen der Flamme, weil sie nicht verbrennen, sondern nur verkohlen und das verkohlte Stück die Flamme trübt und rußen macht. Dies wird vermieden durch die Anwendung geflochtener Dochte. Unter dem Einfluß der Spannung, in der sich die einzelnen Fäden der geflochtenen Dochte befinden, erleidet das aus der Kerze hervorragende Ende eine Krümmung, so daß die Spitze in den Mantel der Flamme reicht und hier verbrennt. Talg- und Wachskerzen erhalten gedrehte, K. aus schwerer schmelzbarem Material geflochtene Dochte. Gedrehte Dochte werden zur Beförderung ihrer Verbrennbarkeit gebeizt, meist mit einer Lösung von Borsäure mit Schwefelsäure ꝛc. Talglichte werden in der Regel gezogen. Man reiht 16—18 Dochte auf einen langen Holzstab (Dochtspieß) in gleichen Entfernungen voneinander auf und taucht 10—12 Spieße zuerst in heißes, dann wiederholt in fast bis zum Erstarrungspunkt abgekühltes Fett, bis die K. die gewünschte Stärke erlangt haben, worauf sie noch einmal in etwas heißeres Fett gebracht werden, um eine möglichst glatte Oberfläche zu erhalten. Zur Erleichterung der Arbeit hängt man an das in Fig. 1 (S. 858) abgebildete Rad aus mehreren Dochtspießen gebildete Rahmen, die leicht gesenkt und gehoben und durch Drehung des Rades über den Talgkasten gebracht werden können. Die gezogenen K. werden wesentlich verschönert, wenn man sie durch den runden Ausschnitt eines warmen Bleches zieht; auch kann man ihnen leicht einen Mantel aus besserm Material geben (plattierte K.).

Stearinkerzen bestehen nicht aus dem Gemisch von Stearin und Palmitin, das man durch Abpressen des flüssigen Oleins aus Talg und andern Fetten erhalten kann, sondern aus Stearinsäure (und Palmitinsäure), die durch Verseifung des Fettes mit Kalk und Zersetzung der Kalkseife mit Säure gewonnen

wird und um 10—20° schwerer schmilzt als Talg. Diese K. werden in Formen gegossen, die meist aus einer Bleizinnlegierung oder Bleizinnwismutlegierung bestehen und oben mit einer Erweiterung, dem Kragen, zur Erleichterung des Eingießens und

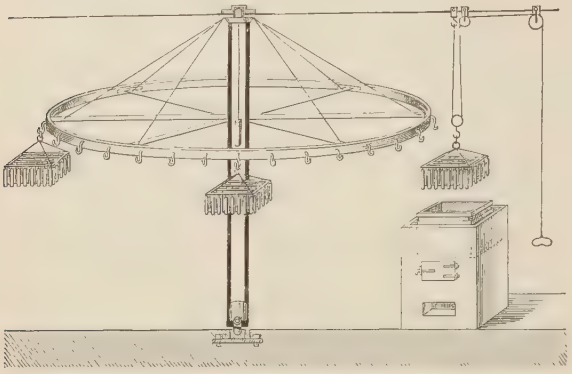


Fig. 1. Apparat zum Ziehen der Kerzen.

einem Steg zur Befestigung des Dochtes, der anderseits knapp durch eine Öffnung in der Spitze geht und diese verschließt, versehen sind. Das Fett darf beim Gießen nicht zu heiß sein, sondern muß an der Oberfläche eben zu erstarren beginnen, weil die K. sonst schwer aus der Form herausgehen. Beim Gießen von kontinuierlichen Betrieb. Fig. 2 zeigt eine Gießmaschine von Wünschmann. A ist der Dochtkasten, der eine den Gießformen an Zahl gleiche Anzahl Spulen enthält, B der durch die Kurbel C in Bewegung gesetzte Ausdrückmechanismus, D ein geschlossener gußeiserner Kasten zur Aufnahme der Formen, E der Gießtrog, dessen Seitenwand F aufgeklappt werden kann, und G die seitwärts bewegliche Kerzenklemme; durch H wird Dampf, durch J Kühlwasser zugeleitet, durch K strömt der nicht kondensierte Dampf ab, durch L das Kondensationswasser und das Kühlwasser. In der Gußform ist ein Piston beweglich, das eine der Kerzenspitze entsprechende Höhlung und eine feine Durchbohrung zur Durchführung des Dochtes besitzt. Die Formen ragen unten aus dem Kasten D heraus, die Pistonröhren gehen bis unter die Platte B, wo sie verschraubt sind, können aber mit dem Ausdrücknechanismus gehoben werden. Nach dem Einziehen der Dochte dreht man die Klemme vertikal über der Maschine und knüpft die Dochte an Hölzer, die quer über die Klemme gelegt sind. Das geschmolzene Kerzenmaterial wird bei tiefster Stellung der Pistons in den Gußkasten gebracht, aus dem es in die Formen fließt. Es bildet nach Füllung der Formen im Gußkasten noch eine zusammenhängende Schicht, durch die man nach oberflächlichem Erstarren mit einem Messer fährt, um die in der Klemme sitzenden Dochtenden abzuschneiden und die Stearinschicht zu entfernen. Dann drückt man die K. aus der Gußform heraus und hebt sie, bis man sie mit den Latten der Klemme fassen kann. Dabei wird zugleich neuer Docht in die Form hineingezogen, und es kann sofort wieder gegossen werden. Das Stearin wird vor dem Guß gerührt, bis es zu erstarren beginnt und einen dünnen Brei bildet, den man in die auf 52° angewärmten Formen gießt, worauf man mit Wasser von 22—27° kühlt. Die fertigen K. werden mit einer Kreissäge am untern Ende beschnitten, auch wohl auf Fräsmaschinen konisch abgedreht und durch Rollen zwischen Tuch poliert. Man hat indes auch Gußmaschinen, die direkt K. mit konischen Enden liefern. Im Handel bemißt sich der Wert der Stearinkerzen nach ihrer Härte und Farblosigkeit; Primakerzen schmelzen bei 52—54°, Sekundakerzen bei 48—50°, Tertiakerzen bei 46—47°. Österreichische Stearinkerzen kamen als Millykerzen (nach dem Begründer der ersten Fabrik benannt) oder Apollokerzen (nach der Wiener Apollogesellschaft benannt) in den Handel; K. aus Stearinsäure, die aus Palmöl gewonnen wurde, nennt man Palmwachskerzen. Sehr leicht schmelzbar sind die Kompositi-

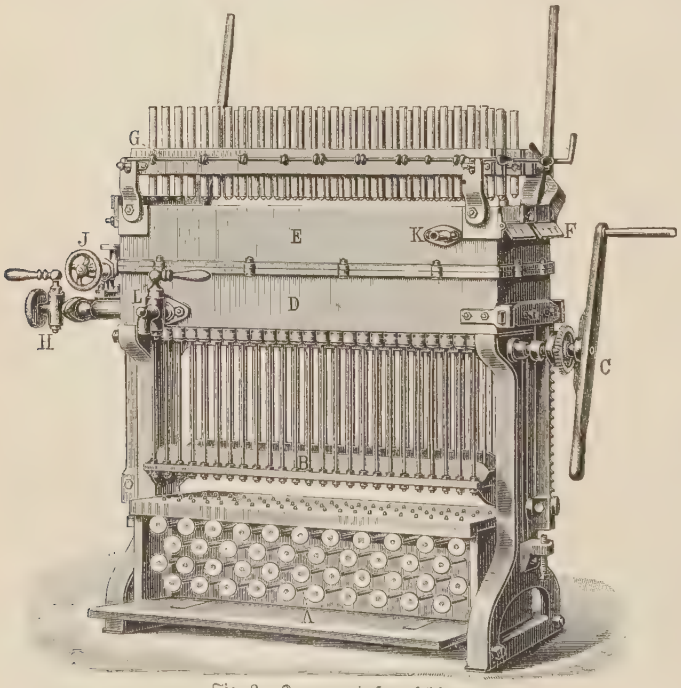


Fig. 2. Kerzengießmaschine.

Stearin- und Paraffinkerzen müssen die Formen in einem Kasten durch Dampf oder heißes Wasser angewärmt werden. Dies Verfahren ist durch zahlreiche Erfindungen nach allen Seiten hin ausgebildet worden und gestattet jetzt mit Hilfe besonderer Maschinen

kerzen, die sehr viel Stearin aus Kokosnußöl enthalten. Paraffinkerzen werden wie Stearinkerzen gegossen; doch setzt man, um den Schmelzpunkt des Materials zu erhöhen und das Krummwerden im Leuchter zu vermeiden, 3—15 Proz. Stearinsäure zu. Um die Kristallisation und das Ankleben der K. in den Formen zu verhindern, erwärmt man die Masse auf 70—80°, die Formen etwa auf 70° und kühlt nach dem Gießen eine halbe Stunde mit Wasser von 10°. Deutsche Fabriken unterscheiden: Paraffinkerzen, bei 53°, Brillantkerzen, bei 54°, Kristallkerzen, bei 54—56° schmelzend. Auch kommen Saloneiskerzen vor, die bei 60—61° schmelzen. Die sogen. Naturellkerzen bestehen aus gelblichem Paraffin. Melanylkerzen bestehen aus einem Gemisch von Stearinsäure mit weichem Paraffin. Man verarbeitet Mischungen mit 20 und 40 Proz. Stearin. Gefärbt werden K. fast ausschließlich mit organischen Farbstoffen, weil Mineralfarben oft giftig sind und den Docht verstopfen. Zu Trauerkerzen wird Paraffin mit Anacardiumschalen (Elefantenläusen) schwarz gefärbt; sie brennen ohne Dampf und Geruch. Wachskerzen bereitet man auf die einfachste Weise, indem man das Wachs in warmem Wasser erweicht, mit den Händen durchknetet, bis es vollständig gleichmäßig geworden ist, dann Bänder daraus formt und diese um den gespannten Docht wickelt. Nach dem ältesten Verfahren dreht der Arbeiter die über einer Pfanne aufgehängten Dochte mit der linken Hand um sich selbst, während er sie mit der rechten Hand mit geschmolzenem Wachs begießt. Die Temperatur des Wachses darf nur so hoch sein, daß immer noch einige ungeschmolzene Scheiben in demselben schwimmen; nur zum ersten Angießen wird es etwas heißer genommen. Haben die K. eine gewisse Stärke erlangt, so rollt man sie etwas und fährt dann wieder mit dem Angießen fort. Endlich werden die K. auf einer Marmortafel völlig glatt gerollt. Beim Gießen der Wachskerzen werden die Formen auf 62° angewärmt und mit Wachs von 65° gefüllt, worauf man mit Wasser von 12° kühlt und nach ¾ Stunden die K. herausheben. Vorteilhaft ist ein Zusatz von Stearin. In neuerer Zeit stellt man auch Wachskerzen aus einem Gemisch von Paraffin (aus Ozokerit) und Wachs dar. Zu Wachsstöcken benutzt man Wachs oder eine Mischung aus Wachs und Talg oder Fichtenharz und Terpentin, auch wohl Paraffin und leitet den Docht, der sich von einer großen Trommel abund auf eine zweite ähnliche Trommel aufwickelt, wiederholt durch die geschmolzene Masse, bis der Wachsstock die gewünschte Stärke erreicht hat. Um ihn vollständig rund zu erhalten, läßt man ihn nach dem Passieren des Wachses zunächst durch ein in einem Blech angebrachtes rundes Loch gehen. Walratkerzen (Spermacetikerzen), die besonders in England und Nordamerika sehr gebräuchlich sind, werden aus gereinigtem Walrat, dessen Kristallisationsfähigkeit durch Zusatz von 3 Proz. Wachs oder Paraffin aufgehoben wurde, wie die Stearinsäurekerzen, nur etwas heißer, gegossen. Sie sind sehr schön durchsichtig und farblos, brennen mit hoher, hell leuchtender Flamme, verzehren sich aber ziemlich schnell und sind daher teuer. Eine neue Methode der Kerzenfabrikation, das Pressen, wobei die Masse zugleich mit dem Dochte durch Löcher in der Bodenplatte eines Preßzylinders austritt, ist noch in der Entwickelung begriffen.

Da im Kleinhandel mit K. Quantitätsverschleierungen vorkamen, hat der Bundesrat auf Grund des Gesetzes über den unlautern Wettbewerb 1901 vorgeschrieben, daß Packungen mit Stearin- und Paraffinkerzen sowie mit K., die überwiegend aus diesen Stoffen hergestellt sind, im Einzelverkehr nur in bestimmten Einheiten des Gewichts feilgehalten werden dürfen. Auf der Außenseite der Packung ist deren Bruttogewicht und das Nettogewicht der darin befindlichen K. anzugeben. Bei Packungen von 500 g brutto muß z. B. das Nettogewicht der darin befindlichen K. 470 g betragen. Das Gewicht darf um mehr als 10 g hinter den außen angegebenen Beträgen nicht zurückbleiben.

Geschichtliches. Die Römer benutzten anstatt der K. mit Pech oder Wachs getränkte Flachsschnüre, später in Pech getauchte und mit Wachs überzogene Streifen von Papiergras oder Binsen. Mit Fett getränktes Mark vom Schilfrohr wurde als Nachtlicht neben den Leichen aufgestellt. Die ersten K. unsrer Art scheinen zur Zeit der Christenverfolgungen aufgekommen zu sein, und vielleicht hängt damit der ausgedehnte Gebrauch der K. bei kirchlichen Zeremonien zusammen. Apulejus unterschied zu Ende des 2. Jahrh. schon Wachs- und Talgkerzen, doch begannen letztere erst mit Anfang des 9. Jahrh. den Kienspan zu verdrängen. Im Mittelalter wurden Wachsfackeln mit Dochten von gedrehtem Werg in Formen gegossen. Die Brenndauer der Wachskerzen von bestimmter Länge und Dicke diente neben der Sanduhr zu ungefährer Zeitbestimmung, namentlich bei Gerichtsverhandlungen u. dgl. (»à chandelle éteinte«). Wachskerzen waren im 14. Jahrh. an den Höfen reicher Fürsten immer noch sparsam im Gebrauch; aber die katholische Kirche dehnte ihren Gebrauch ins Fabelhafte aus, und es wurden z. B. in der Schloßkirche zu Wittenberg zu Luthers Zeit 35,750 Pfd. in einem Jahre verbrannt. Als durch den Protestantismus dieser Verbrauch beschränkt wurde, traten die Höfe besonders im 18. Jahrh. mit großartigem Luxus dafür ein: in Dresden verbrauchte ein einziges Hoffest 14,000 Stück Wachslichte. Seit dem 15. Jahrh. kamen die Talglichte in allgemeinen Gebrauch. Braconnot und Simonin (1818) und Manjo (1820) in Paris fertigten K. aus Stearin. 1831 stellte man in England solche K. aus Palmöl dar, aber schon 1825 hatte Chevreul mit Gay-Lussac ein Patent auf K. aus Stearinsäure genommen, deren tadellose Herstellung indes erst 1834 gelang, nachdem Cambacérès geflochtene und gedrehte Dochte und Milly die Verseifung der Fette durch Kalk erfunden hatte. Milly, dem die Stearinkerzenindustrie viele wesentliche Verbesserungen verdankt, verpflanzte dieselbe 1837 mit großem Erfolg nach Wien, und um dieselbe Zeit wurde auch in Berlin die erste derartige Fabrik errichtet. Milly tränkte zuerst die Dochte mit Salzen, wußte das Kristallinischwerden der Stearinsäure zu beseitigen und führte die Dampfheizung, die hydraulische Presse und das Gießen in die Stearinkerzenfabrikation ein. 1839 stellte Seligue in Paris Paraffinkerzen aus bituminösen Schiefern dar; bessere Resultate gewann aber erst Young in Manchester, und bald darauf entwickelte sich die Paraffinindustrie der Provinz Sachsen, die seitdem das Ausgezeichnetste leistete. Eine Konkurrenz erwuchs der letztern durch die Belmontinkerzen (nach der im Belmontquartier in London liegenden Fabrik benannt) aus Paraffin, das aus Rangunteer gewonnen wird, und noch mehr durch die K. aus Ozokerit, welches Material schon vor der Entdeckung des Paraffins in der Moldau verarbeitet ward. Die ersten Talg- und Wachslichte wurden gezogen, die Er-

findung des Gießens scheint nicht über das 17. Jahrh. hinauszugehen. Vgl. Engelhardt, Handbuch der praktischen Kerzenfabrikation (Wien 1887); Marazza, Die Stearinindustrie (deutsch von Mangold, Weimar 1896).

Kerzenbeerstrauch, s. Myrica.

Kerzennußbaum (Candlenußbaum), s. Aleurites.

Kerzensteuer, Steuer auf Stearin und Kerzen, eine untergeordnete innere Verbrauchsabgabe, die in Frankreich seit 1873 erhoben wird.

Kerzenweihe, die Übung der katholischen Kirche, am Fest Mariä Reinigung (Lichtmeß), 2. Febr., oder am Tage des heil. Blasius (s. d.), 3. Febr., unter gewissen Segnungen Wachskerzen zu weihen, die zum Gottesdienst (Altarkerzen, s. Altar, S. 379) oder zum Gebrauch in den Familien bei Gewittern u. dgl. bestimmt sind. Die Osterkerze wird am Karsonnabend geweiht (s. Ostern).

Kesch, Piz, Alpengipfel in der Scalettagruppe, 3422 m hoch, in Graubünden, zwischen Piz Uertsch (3273 m) im SW. und Piz Forun (3051 m) im N. Die Besteigung erfolgt von Ponte oder Madulein (1681 m) im Unterengadin über die Klubhütte auf dem Muot Ot (2600 m) oder von Davos und Bergün über die Keschhütte (2631 m).

Keschan (Rusköi), Hauptort eines Kaza im Sandschak Gallipoli des türkischen Wilajets Adrianopel, 30 km östlich der untern Mariţa gelegen, mit 4500 Einw. (Türken und Griechen) und griechischem Bischof.

Kescher (Käscher), über einen Bügel gespanntes und mit diesem an einen Stab befestigtes kleines Netz zum Fischen (s. Fischerei, S. 615 f.); auch ein ähnliches Instrument mit einem Sack aus Gaze oder Musselin zum Fangen von Insekten.

Keschko, s. Natalie (Königin von Serbien).

Keschkül (pers.), das aus einer der Länge nach geteilten Kokosnußschale gebildete Trinkgefäß der Bettelderwische, das ihnen auch als Napf für die erbettelten Speisen dient und an einer Kette getragen wird.

Kescho, Stadt, s. Hanoi.

Keser, türk. Rechnungseinheit, s. Beutel.

Késmárk (spr. késchmárk, auch Käsmark), königliche Freistadt mit geordnetem Magistrat (eine der ehemaligen 16 Zipser Städte) im ungar. Komitat Zips, am Poprád, 626 m ü. M., am Südfuß der Hohen Tátra und an der Bahnlinie Poprád-Felka-Szepes Béla-Podolin, mit altem Tökölyschen Schloß (jetzt Kaserne), großer kath. Kirche (1444 im gotischen Stil erbaut), einem Glockenturm im romanischen Stil (von 1591), 2 evang. Kirchen und einem hübschen Rathaus (von 1461). K. hat (1901) 5605 deutsche, slowakische und magyarische (römisch-katholische und evang.) Einwohner, die Tuchweberei, Lederfabrikation, Käsefabrikation, Flachsbau, Leinweberei und -Handel betreiben, ferner ein evangelisches Obergymnasium, eine Handelsschule, Webeschule u. ein Bezirksgericht und ist der Sitz des Ungarischen Karpathenvereins, der daselbst ein Museum besitzt und seit 1874 ein Jahrbuch herausgibt. In der Nähe das Bad Leibitz (s. d.). — K. wurde vor 1190 von einwandernden Deutschen gegründet und 1380 zu einer königlichen Freistadt erhoben. Seit 1440 hatte auch der Graf der Zipser Sachsen in K. seinen Sitz; die Stadt kam 1530 in die Gewalt Johann Zápolyas, fiel später an die Familie Tököly, bis sie 1703 wieder eine königliche Freistadt wurde.

Késmárker Spitze, ein Gipfel der Hohen Tátra (s. d.), 2559 m hoch.

Keß, soviel wie Gletscher, s. Kees.

Kessel, metallene Gefäße von verschiedener Form und Größe, aus Kupfer geschmiedet, aus Eisen gegossen und aus Eisen-, Kupfer- oder anderm Blech getrieben, gepreßt oder genietet. Eiserne K. werden vielfach emailliert, kupferne und messingene verzinnt, um das Angreifen der Metalle zu vermeiden, auch zum Kochen mit Dampf doppelwandig durch Schweißen hergestellt. Die größten K. benutzt man zur Erzeugung von Wasserdampf (s. Dampfkessel). — K. heißt auch eine von allen Seiten durch Erhöhungen begrenzte Vertiefung des Bodens von rundlicher Gestalt. Die K. unterscheiden sich von den Talbecken hauptsächlich dadurch, daß sie keinen oder doch nur einen einzigen Ausgang haben. — In der Geologie eine Mulde, bei der die Schichten von allen Seiten einem Punkte, dem Muldentiefsten, zufallen. — Im Geschützwesen hieß K. bei den Wurfgeschützen, die zylindrische, nicht konische Kammer hatten, der halbkugelförmige Teil der Seele zwischen Kammer und Flug. — In der Jägersprache nennt man K. die Vertiefung, die sich die Sauen in den Boden brechen, um sich darin zu lagern (einzuschieben), auch die Erweiterungen in den Röhren der Baue der Dachse, Füchse, Kaninchen ꝛc., in denen sie Junge bringen; auch eine von Schützen und Treibern umstellte Fläche bei der Treibjagd (s. Kesseljagen).

Kessel, Gustav von, preuß. General, geb. 6. April 1846 in Potsdam, wurde 1865 Leutnant, besuchte seit 1868 mit einer durch den Krieg verursachten Unterbrechung die Kriegsakademie, wurde 1878 Hauptmann und führte seit 1881 die Leibkompanie. Seit März 1883 persönlicher Adjutant des Kronprinzen, wurde K. Flügeladjutant des Kaisers Friedrich und Juni 1888 diensttuender Flügeladjutant Wilhelms II., 1891 auch Kommandeur der Schloßgardekompanie. 1889 Oberstleutnant und 1891 Oberst geworden, führte er seit Februar 1893 das 1. Garderegiment zu Fuß, wurde 1896 Generalmajor, 1897 Kommandeur der 1. Garde-Infanteriebrigade und Kommandant von Potsdam, 1899 unter Beförderung zum Generalleutnant und Ernennung zum Generaladjutanten des Kaisers Kommandeur der 2. Garde-Infanteriedivision, kam 1900 in gleicher Eigenschaft zur 1. Garde-Infanteriedivision und ist seit 1902 kommandierender General des Gardekorps, seit 1903 als General der Infanterie. K. verfaßte die »Geschichte des 1. Garderegiments zu Fuß 1857—1871« (Berl. 1881).

Kessel, van, niederländ. Künstlerfamilie, von der folgende Mitglieder die bekanntesten sind:

1) Hieronymus (Jeroom), geb. 1578 in Antwerpen, gest. daselbst um 1636, war um 1594 Schüler des Cornel. Floris, ging dann nach Deutschland, wo er in Frankfurt a. M., Augsburg, Straßburg und Köln bis 1620 tätig war, und kehrte darauf in die Heimat zurück, wo er für Bilder seines Schwiegervaters Jan Brueghel des Ältern Tiere malte. Er hat jedoch auch Bildnisse gemalt, die von R. Sadeler gestochen worden sind.

2) Theodor, Kupferstecher und Radierer, geb. um 1620 in Holland, ließ sich um 1645 in Antwerpen nieder und radierte und stach daselbst nach Rubens (Landschaft mit Marktbauern, Jagd des kalydonischen Ebers), van Dyck, Tizian (Karl V.), G. Reni u. a.

3) Jan, der Ältere, Sohn von K. 1), geb. 5. April 1626 in Antwerpen, gest. daselbst im April 1679, war Schüler von Simon de Vos und Samtbrueghel und malte in der Art des letztern vorzugsweise Vögel, Blumenkränze, Früchte, Insekten. Das Museum in Antwerpen besitzt von ihm ein Vogelkonzert, das in

Madrid einen Blumenkranz mit Jesus und Johannes in der Mitte, das Hofmuseum in Wien eine Wildschweinshetze, einen Bären mit einer Schlange kämpfend und eine Landschaft mit Fuchs und Storch und die Dresdener Galerie einen reichbesetzten Frühstückstisch. Vierzig kleine Bilder mit Tierdarstellungen befinden sich im Museum zu Madrid.

4) Ferdinand, Sohn des vorigen, geb. 1648 in Antwerpen, gest. 1696 in Breda, malte in der Art seines Vaters Stilleben, Landschaften und Tierstücke, führte aber auch dekorative Arbeiten für den König Johann Sobiesky von Polen (vier Elemente und vier Weltteile) und für den Palast König Wilhelms III. von England in Breda aus.

5) Jan, der Holländer, geb. um 1641 in Amsterdam, gest. daselbst 1680, malte in J. Ruisdaels und Hobbemas Art Wald-, Winter- und Flachlandschaften sowie Ansichten von Amsterdam.

6) Jan, der Jüngere, Sohn von K. 3), geb. 1654 in Antwerpen, gest. 1708 in Madrid, ging 1708 nach Madrid, wo er vorzugsweise als Porträtmaler tätig war, aber auch dekorative Bilder (die Geschichte der Psyche im Alkazar) malte.

7) Niclaas, Neffe von K. 4), geb. 1684 in Antwerpen, gest. daselbst 1741, malte Bauerngesellschaften, Kirmesszenen, Soldatenstücke und andre humoristische Genrebilder. Eine Zeitlang war er in Paris tätig. Das Museum in Lille besitzt eine Wachtstube, das in Braunschweig einen Quacksalber und das Hofmuseum in Wien zwei Affenbilder von ihm.

Kesselarmatur, s. Dampfkessel, S. 449.

Kesselbaum, eine Form der Zwergobstbäume.

Kesselblech, eine Gattung Schweißeisen- und Flußeisenblech, mitunter auch Stahlblech, zur Anfertigung von Dampfkesseln, zerfällt in Feuerblech zu allen Teilen, die mit Feuer in Berührung kommen, Bördelblech zu den Teilen, die gebördelt werden (Böden, Dome, Stutzen 2c.), und Mantelblech zu allen andern Teilen. Kupferblech wird nur für bestimmte Teile (Feuerbüchsen), ebenso Messingblech (enge Feuerrohre) benutzt.

Kesselbraun, soviel wie Kasselerbraun.

Kesselbruch, in der Geologie ein von bogenförmig verlaufenden Verwerfungen (s. d.) begrenztes, beckenartiges Einbruchs- oder Senkungsgebiet.

Kesseldampfmaschine, eine Dampfmaschine, die mit ihrem Dampfkessel zu einem Ganzen verbunden ist. S. Tafel »Dampfmaschinen III«, S. III.

Kesseler (Keßler), früher Handwerker, die Kessel fertigten und zum Verkauf herumtrugen (Kesselträger) oder alte ausbesserten (Kesselflicker); außerdem stellten sie alle dem Soldaten nötigen metallenen Geräte (Helme, Brustharnische 2c.) her, zogen den Kriegsheeren nach und besserten das Beschädigte aus. Der Pfalzgraf am Rhein hatte als Reichslehen den Kesselerschutz, d. h. die besondere Schutzherrlichkeit über die im Fränkischen und in den Rheinlanden wohnenden K. Die K. waren schon 1386 in Nürnberg zünftig.

Kesselexplosion, s. Dampfkesselexplosion.

Kesselfalle, s. Blütenbestäubung, S. 91.

Kesselfang, s. Ordalien.

Kesselfarben (Krappfarben), im Zeugdruck die durch Eintauchen des Zeuges in die Farbenbrühe erzeugten Farben: Krapp, Cochenille, Blauholz, Wau, [Sumach 2c.

Kesselflicker, s. Kesseler.

Kesselgeld, eine besondere Form der Besteuerung des Branntweins als pauschalierte Blasensteuer; vgl. Branntweinsteuer, S. 327.

Kesselhaube (Beckenhaube), eiserner beckenförmiger, oben eiförmiger Helm, der im 13. und 14. Jahrh. zur Plattenrüstung getragen wurde und sich im 15. Jahrh. zu einem vollständigen Helm (Kesselhelm) entwickelte; s. Helm.

Kesselhaus, das Gebäude, in dem Dampfkessel (zum Betrieb von Maschinen 2c.) aufgestellt sind.

Kesseljagen, ein Jagen, bei dem Schützen und Treiber ein Gebiet (den Kessel) kreisförmig umstellen und nach dem Mittelpunkt hin abjagen. Beim Kesseltreiben handelt es sich hierbei stets nur um Hasen und Fuchs. Vgl. Treibjagd.

Kesselkoppe, Berg des Riesengebirges, südlich vom Westteil des Hauptkammes, 1434 m hoch; vom Gipfel reizende Aussicht. An der Ostseite des Berges liegt die Kesselgrube, ein steiler, schluchtartiger Absturz des Berges, der Schneegrube ähnlich.

Kesselkrater, soviel wie Maar.

Kessel-Loo, Gemeinde in der belg. Provinz Brabant, Arrond. Löwen, im N. von Löwen, unweit der Dyle, mit (1902) 7675 Einw.

Kesseln, veraltetes Mittel zur Beförderung der Lüftung von Bergwerken durch Erhitzen der Luftsäule im Wetterschacht, in den man mit brennenden Kohlen gefüllte eiserne Feuerkörbe hing.

Kesselöfen, s. Kalk, S. 478.

Kesselpferde, in der preußischen Armee Packpferde, welche die Kochkessel trugen, 1808 abgeschafft; seitdem wurden die Kochgeschirre für Mannschaften eingeführt.

Kessels, Matthias, Bildhauer, geb. 20. Mai 1784 in Maastricht, gest. 3. März 1836 in Rom, lernte in Venloo und Paris die Goldschmiedekunst und begab sich dann nach Hamburg. 1806 ging er nach Petersburg, wo er sich bei Camberlain zum Bildhauer ausbildete. Er kam 1814 nach Maastricht zurück, dann nach Paris, wo er vier Monate Girodets Schule besuchte, und endlich nach Rom, wo er in Thorwaldsens Atelier die Reliefs: Tag und Nacht ausführte und 1819 mit seinem Bilde des heil. Sebastian den von Canova ausgesetzten Preis gewann. Ferner schuf er einen Amor den Pfeil schärfend, den Genius der Künste, die Büste des Admirals Tromp, einen Christuskopf und eine Szene aus der Sündflut: Mann, Weib und Kind, in kolossaler Größe, die ihn als einen von der Thorwaldsenschen Schule unabhängigen Naturalisten kennzeichnet.

Kesselschmiede, die Werkstätte, in der Eisen-, Stahl- und Kupferbleche zu Kesseln verarbeitet werden.

Kesselsdorf, Dorf in der sächs. Kreish. Dresden, Amtsh. Meißen, mit (1900) 889 Einw.; berühmt durch die Schlacht im zweiten Schlesischen Kriege zwischen den Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau und den Sachsen und Österreichern unter Feldmarschall Rutowski 15. Dez. 1745. Diese hatten, 34,000 Mann stark, zum Schutze Dresdens bei K. südlich vom Zschonengrund Aufstellung genommen. Das Dorf K. bildet deren Schlüssel und war durch 3 Batterien mit 34 Geschützen gedeckt. Der Fürst von Dessau schritt um Mittag zum Angriff, wurde jedoch zweimal unter furchtbaren Verlusten zurückgeschlagen. Aber indem die Sachsen und Österreicher die zurückweichenden preußischen Bataillone bis vor ihre Batterien verfolgten, so daß diese ihr Feuer einstellen mußten, und dabei sich auflösten, gelang es dem Fürsten, nachdem er durch seine Reiterei die Feinde hatte zersprengen lassen, mit den Fliehenden zugleich in K. einzudringen und die Batterien zu erobern. Gleichzeitig hatte sein Sohn Prinz Moritz den rechten feindlichen Flügel bei Pennrich umgangen und zurückgeworfen, so daß

die Sachsen in Verwirrung den Rückzug antraten. Die Schlacht bei K. war der letzte Sieg des Alten Dessauers; sie entschied den Krieg. Schon 18. Dez. zog Friedrich II. in Dresden ein, und 25. Dez. wurde hier der Friede abgeschlossen. Vgl. »Die Kriege Friedrichs d. Gr.«, hrsg. vom Großen Generalstab, Teil 2, Bd. 3: Soor und K. (Berl. 1895); v. Bremen, Die Schlacht bei K. (das. 1888); Jowanowitsch, Warum hat Friedrich d. Gr. an der Schlacht bei K. nicht teilgenommen? (das. 1901); Lindenau, Die Schlacht bei K. (das. 1904).

Kesselstadt, Dorf im preuß. Regbez. Kassel, Landkreis Hanau, an der Mündung der Kinzig in den Main und westlich bei Hanau, hat eine evang. Kirche, Gold- und Silberwarenfabriken, Diamantschleiferei und (1900) 1540 Einw.; dabei Schloß Philippsruhe am Main mit prachtvollem Garten, Orangerie und Fasanerie. In der Nähe von K. wurde ein römisches Lager ausgegraben. Vgl. Wolff, Das römische Lager bei K. (Hanau 1890).

Kesselstein, die beim Kochen von hartem Wasser sich bildende, an der innern Gefäßwandung mehr oder weniger festhaftende steinartige Kruste. Man beobachtet die Bildung von K. in jedem Kochtopf, in Teekesseln ꝛc.; besondere Wichtigkeit aber erlangt er in Dampfkesseln. Als schlechter Wärmeleiter beeinträchtigt er die Übertragung der Wärme an das Wasser und steigert dadurch den Brennmaterialaufwand, zugleich aber werden auch die Wände des Kessels zu stark erhitzt, ja sie können, wenn die Kesselsteinablagerung stark ist, rotglühend werden, und es kann eine Explosionsgefahr entstehen, zumal wenn von diesen glühenden Wänden der K. abspringt und das Wasser plötzlich mit ihnen in Berührung kommt. Die Bildung des Kesselsteins ist aus dem chemischen Verhalten der Bestandteile des harten Wassers beim Erhitzen leicht erklärlich. Der gelöste doppeltkohlensaure Kalk verliert die Hälfte seiner Kohlensäure, und es schlägt sich unlöslicher kohlensaurer Kalk nieder, dem sich auf gleiche Weise kohlensaure Magnesia, kohlensaures Eisen- und Manganoxydul beigesellen. Ferner sättigt sich das harte Wasser beim Verdampfen schnell mit gelöstem schwefelsaurem Kalk, der sich bei weiterm Verdampfen ausscheidet. Letzterer bildet sehr harte, festhaftende Krusten, während die Kohlensäuresalze mehr Neigung haben, sich schlammförmig abzusetzen, und nur selten festen K. bilden, wenn schwefelsaurer Kalk vollständig fehlt. In den meisten Kesselsteinen finden sich auch geringe Mengen Tonerde und Kieselsäure; gelangt Fett (Schmieröl) in den Kessel, so entstehen die sehr gefährlichen Kalk- u. Eisenoxydulseifen.

Hat sich einmal K. gebildet, so muß er mit Hammer und Meißel entfernt werden. Dies ist eine sehr mühsame Arbeit, stört den Betrieb und greift die Kesselbleche stark an. Man hat sich daher bemüht, die Bildung des Kesselsteins zu verhindern, und zu diesem Zweck verschiedene Mittel empfohlen. Manche Mittel wirken rein mechanisch, wie Blechschnitzel, Glasscherben ꝛc., die man oft in großer Menge in den Kessel getan hat, damit sie beständig gegen das Kesselblech reiben und es rein erhalten; sie sind wenig empfehlenswert, und ihre Wirksamkeit erlischt jedenfalls vollständig, sobald sich größere Mengen von Schlamm abgeschieden haben. Andre Vorrichtungen benutzen unter Anordnung von Schlammfängern oder Einlagen die im Kessel herrschenden Strömungen, um die ausgeschiedenen Substanzen aufzufangen und auf unschädliche Weise abzulagern. Hierher gehören die Popperschen Kesseleinlagen, muldenförmig gebogene Bleche, die gleichsam einen zweiten Boden im Kessel bilden, mit ihren Oberkanten etwa bis unter die Mitte des Kessels reichen und hier von der Kesselwand weiter entfernt sind als am Boden. Zwischen Kesselwand und Einlage entsteht eine starke Strömung, durch welche die Ausscheidungen zum Teil in die Mulden geführt werden, wo sie sich alsbald ablagern. Kartoffeln, Dextrin, Kleie, Mehl, Zichorienwurzel, Farbholzextrakte, Melasse ꝛc. wirken auch nicht viel anders als mechanisch, indem sie die Vereinigung der ausgeschiedenen Stoffe verhindern. Auch Lohrindenbrühe wird verwendet, ferner eine Lösung von Katechu u. Kochsalz (bei gipshaltigem Wasser). Mehrfach soll sich auch ein Zusatz von Glyzerin bewährt haben. Von recht zweifelhaftem Erfolg ist das Anstreichen der Kesselwände mit Teer oder Petroleum. Von den chemisch wirkenden Mitteln, die in bestimmten Mengen dem Speisewasser zugesetzt werden, kommen hauptsächlich Ätzkalk, Ätznatron (kaustische Soda) und kohlensaures Natron (kalzinierte Soda) in Betracht. Seltener wird Chlorbaryum verwendet. Sie erzeugen mit den im Wasser enthaltenen Kesselsteinbildnern schlammförmige Niederschläge von kohlensaurem Kalk, bez. schwefelsaurem Baryt, die keine festen Krusten bilden.

In allen bisher erwähnten Fällen bleiben die ausgeschiedenen Stoffe im Kessel, und oft wird ihre Menge noch vermehrt durch das unlösliche Schutzmittel. Von dem Schlamm werden aber endlich namhafte Mengen durch den Dampf mit fortgerissen und verunreinigen und beschädigen die Ventile und Maschinenteile. Sehr viel rationeller sind daher die Mittel, durch welche die erdigen Substanzen außerhalb des Kessels abgeschieden werden. Man hat Apparate konstruiert, in denen das Wasser mit Dampf in Berührung kommt, wobei der doppeltkohlensaure Kalk zersetzt und kohlensaurer Kalk abgeschieden wird. Häufiger benutzt man Chemikalien zur Fällung und läßt den Niederschlag in besondern Gefäßen sich absetzen. Gipshaltiges Wasser gibt mit Sodalösung einen Niederschlag von kohlensaurem Kalk, der sich leicht absetzt, und das klare Wasser enthält schwefelsaures Natron gelöst, das niemals K. bildet. Versetzt man Wasser, das reich ist an doppeltkohlensaurem Kalk, mit Kalkmilch, so nimmt der in letzterer enthaltene Ätzkalk die Hälfte der Kohlensäure des doppeltkohlensauren Kalkes für sich in Anspruch, und sämtlicher Kalk scheidet sich als unlöslicher kohlensaurer Kalk aus. Diese Fällung des kohlensauren Kalkes ist der Ausscheidung mit Hilfe der erwähnten Apparate vorzuziehen, wenn das Wasser viel Chlormagnesium enthält, weil dieses den Maschinenteilen durch Abgabe von Salzsäure schädlich ist, durch Kalkmilch aber, besonders beim Erhitzen, unter Ausscheidung von Magnesia zersetzt wird. Gips kann auch durch Chlorbaryum entfernt werden; es entsteht unlöslicher schwefelsaurer Baryt und leicht lösliches Chlorcalcium. Enthält aber das Wasser wie gewöhnlich neben doppeltkohlensaurem Kalk auch Gips, so muß man zwei Fällungsmittel anwenden, entweder Chlorbaryum und Kalkmilch oder kohlensaures Natron und Kalkmilch. Die Fällung kann in gewöhnlichen Bottichen bei der gewöhnlichen Temperatur des Wassers vorgenommen werden.

Die Reaktion der Fällungsmittel geht schneller, sicherer und vollständiger vor sich, wenn man sie erwärmtem und sogar unter Druck stehendem Wasser zuführt, weshalb der Wasserreinigung auf kaltem Wege diejenige auf warmem Wege vorzuziehen ist. Über die angewandten Apparate s. Wasserreinigung.

Immer sollte die Reinigung des Kesselspeisewassers auf Grund einer chemischen Analyse desselben erfolgen, um darüber entscheiden zu können, welche Zusätze und in welchen Mengen dieselben zu wählen sind. Vgl. de Haën, Über die radikale Beseitigung des Kesselsteins und Kesselschlammes durch Chlorbarium und Kalkmilch (2. Aufl., Hannov. 1874); Schleh, Das Wasser und der K. (2. Aufl., Aachen 1897); Heidepriem, Die Reinigung des Kesselspeisewassers (Berl. 1899), und die Literatur beim Artikel »Wasser«.

Kesselsteine, s. Mauersteine.

Kesselsteuer, die nach dem Rauminhalt des Sudkessels bemessene, in Elsaß-Lothringen vorkommende Biersteuer (s. d., S. 851).

Kesseltal, s. Täler.

Kesseltreiben, s. Kesseljagen.

Kesselwagen, s. Tankwagen; über vorgeschichtliche K. s. Metallzeit.

Kessenich, früher selbständiger Ort, seit 1904 in Bonn einverleibt.

Keßler, s. Kesseler.

Keßler, 1) Alfred von, preuß. General, geb. 13. Jan. 1833 in Luxemburg, wurde, im Kadettenkorps erzogen, 1851 Leutnant in der 2. Ingenieurinspektion, war 1856—59 Adjutant der 8. Pionierabteilung, wurde 1859 Oberleutnant, 1860 Adjutant der 5. Festungsinspektion, 1862 Lehrer am Kadettenkorps in Berlin, 1866 Adjutant der Generalinspektion des Ingenieurkorps, 1867 in den Generalstab versetzt und Lehrer an der Artillerie- und Ingenieurschule sowie 1868 an der Kriegsakademie, 1869 Generalstabsoffizier der 12. Infanteriedivision, mit der er den französischen Krieg 1870/71 mitmachte, 1872 Generalstabschef des 5. Armeekorps, 1873 Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstab, 1873 Chef der Eisenbahnabteilung im Großen Generalstab, 1875 Oberst, 1881 Generalmajor, 1882 geadelt, 1883 Kommandeur der 10. Infanteriebrigade, 1886 Generalleutnant und Kommandeur der 28. Infanteriedivision, 1890 Generalinspekteur des Militärerziehungs- und -Bildungswesens und General der Infanterie. 1898 trat K. in den Ruhestand und lebt auf seiner Besitzung an der Mosel.

2) Marie, Schauspielerin, geb. 17. Nov. 1845 in Detmold, gest. 10. Aug. 1896 in Berchtesgaden, machte in Flensburg, wo ihr Vater die Direktion des Theaters übernahm, im Mai 1859 als Hildegard in dem Benedixschen Lustspiel »Lügen« ihren ersten theatralischen Versuch und kam noch in demselben Jahr als jugendliche Liebhaberin an das Hoftheater in Hannover, wo Karl Devrient wesentlich zu ihrer künstlerischen Entwickelung beitrug. 1864 wurde sie für Prag engagiert, und im Mai 1866 wurde sie Mitglied des königlichen Schauspiels in Berlin, wo sie bis zum Beginn der 1880er Jahre als Konversationsschauspielerin, Lustspielliebhaberin und Salondame eine wertvolle Stütze des Repertoires war. Dann ging sie ins ältere Fach über. Seit 1880 war sie mit dem Hofschauspieler Kahle (s. d.) verheiratet.

Keßlerloch, durch die Reichhaltigkeit und gute Erhaltung ihrer Einschlüsse ausgezeichnete vorgeschichtliche Fundstätte dicht an der Eisenbahn von Konstanz nach Schaffhausen, 1 km westlich von Thaingen. Das K. ist eine in den weißen Jurakalk des Randen eingelagerte, mit zwei Ausgängen versehene Höhle, deren Bodenablagerungen Merck seit 1873, Nüesch seit 1893 sehr zahlreiche Geräte und Kunsterzeugnisse, aber auch Tierknochen sowie menschliche Skelette und Teile von solchen entnommen haben, so daß wir durch diese Funde in Verbindung mit denen vom Schweizersbild (s. d.) und vom Dachsenbüel ein sehr genaues Bild von den klimatischen und faunistischen Verhältnissen der nördlichen Vorschweiz vom Ende der Diluvialzeit an besitzen; vor allem aber läßt sich das Tun und Treiben der vorgeschichtlichen Menschen auf Grund dieser Funde sehr gut rekonstruieren. Im Gegensatz zum Schweizersbild, das vom Ende der Renntierzeit an bis zur Gegenwart als gelegentlicher Unterschlupf benutzt worden ist, hat das K. nur am Ende der Mammutzeit und im Anfang der Renntierepoche als Wohnort Verwendung gefunden. Daß dieses immerhin durch sehr lange Zeiträume hindurch geschehen ist, wird bewiesen durch die ungeheure Menge der zerschlagenen Knochen von Tieren, die nicht weniger als sechs verschiedenen Faunen angehören: der alten präglazialen Ebenenfauna mit Löwe, Wolf, Fuchs, Biber, Wildschwein, Edelhirsch, Bison, Urstier; der alpinen Fauna mit Murmeltier, Reh, Steinbock; der Steppenfauna mit Löwe, Ziesel, Wildpferd, Wildesel, Hamster, Marmelkatze; der Tundrafauna mit Eisfuchs, Vielfraß, Alpenhase, Lemming, Mammut, Rhinozeros, Renntier ꝛc.; schließlich einer großen Reihe an Wald und Wasser gebundener Tiere. Im ganzen lassen sich 33 Arten Säugetiere, 10 Arten Vögel und je eine Art Reptilien und Amphibien nachweisen, deren Angehörige z. T. in großen Massen, z. T. nur vereinzelt in der Umgebung des Keßlerloches vom paläolithischen Menschen gejagt und erlegt worden sind. Ausgezeichnet ist das K. dann durch den Reichtum und die Schönheit der in ihm gefundenen Kunstleistungen der Angehörigen der ältern Steinzeit. Berühmt ist das einst vielumstrittene »weidende Renntier vom K.«; ähnlich gut und naturalistisch gezeichnete Ritzarbeiten sind seither noch mehrfach gefunden worden. Anthropologisch interessant ist das K. endlich durch das Vorkommen von menschlichen Skeletteilen auffallend kurzer Dimensionen, aus denen Kollmann den Nachweis einer alteuropäischen Pygmäenrasse versucht hat, die sich der heutigen Bevölkerung unsers Erdteils in ähnlicher Weise unterlagert wie die Pygmäen und Negrito in Afrika und Indonesien. Vgl. Heim, Über einen Fund aus der Renntierzeit (in den »Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich«, Bd. 18, 1874); Merck, Der Höhlenfund im K. bei Thayngen (ebenda, Bd. 19, 1875); Heierli, Urgeschichte der Schweiz (Zürich 1901); Nüesch, Das K., eine Höhle aus paläolithischer Zeit (Basel 1904).

Keßme, ein türkisches Fabrikat aus Traubensaft, der, stark eingedampft, als dicker Sirup mit grobem Weizengries gemischt und dann zu Kuchen von 1,5 cm Dicke geformt wird, die man auf Metallplatten trocknet. Ein ähnliches Fabrikat ist Basduck, das mit Mehl und Stärke bereitet und in dünne Tafeln geformt wird. Sujuk (armenisch Rojik) besteht aus Walnußkernen, die, etwa 1 cm dick, mit einem Brei aus eingedicktem Traubensaft und Mehl überzogen und dann getrocknet werden. Diese Fabrikate werden drei Monate in dicht verschlossenen Gefäßen aufbewahrt und sind dann sehr haltbar. Sie bilden wertvolle Nahrungsmittel und sind besonders bei türkischen Reisenden beliebt.

Kessowurzelöl, s. Baldrianöl.

Kesten, Kestenbaum, s. Kästen.

Kestenburg (Kastanienburg), s. Hambach.

Kestenholz (franz. Châtenois), Flecken im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis und Kanton Schlettstadt, am Fuße der Vogesen (Eingang in das Weilertal) und an der Eisenbahn Schlettstadt-Markirch, hat eine kath. Kirche, Fabrikation von Kleiderstoffen aus

Wolle, Baumwolle und Seide, eine Putzbaumwollfabrik, Ziegelbrennerei, Säge- und Mahlmühlen, kochsalz-, jod- und bromhaltige Mineralquellen von 18° nebst Badeanstalt (Bad Bronn), Weinbau und (1900) 2741 kath. Einwohner. Über dem Orte der Hahnenberg.

Kesteven, südwestlicher Teil von Lincolnshire (England), seit 1888 besondere Grafschaft, hat ein Areal von 1885 qkm (34,2 QM.) mit (1901) 103,962 Einw. (55 auf 1 qkm).

Kestner, 1) Johann Christian, bekannt durch seine Beziehungen zu Goethe, geb. 28. Aug. 1741 in Hannover, gest. 24. Mai 1800 in Lüneburg, Sohn eines Beamten, studierte 1762—65 in Göttingen die Rechte und wurde im Mai 1767 als Sekretär des außerordentlichen Gesandten am Reichskammergericht J. Ph. K. Falcke nach Wetzlar berufen. Hier lernte er Charlotte Buff (s. d. 1) kennen, mit der er sich 4. April 1773 vermählte. Noch in demselben Jahr kehrte K. in seine Vaterstadt zurück, wo er eine Anstellung als Archivsekretär fand und 1784 zum Rat, später zum Hofrat befördert wurde. Ein Mann von guter Durchschnittsbegabung und von gewissenhaftem und wackerm Charakter, ist K. durchaus nicht das Vorbild zum Albert in Goethes »Werther«. Vgl. das von seinem Sohn August K. (s. unten) herausgegebene Werk »Goethe und Werther. Briefe Goethes, meist aus seiner Jugendzeit« (Stuttg. 1854, 2. Aufl. 1855); Herbst, Goethe in Wetzlar (Gotha 1881); E. Wolff, Blätter aus dem Werther-Kreis (Bresl. 1894).

2) Georg August, Sohn des vorigen, Diplomat und Kunstförderer, geb. 28. Nov. 1777 in Hannover, gest. 5. März 1853 in Rom, studierte in Göttingen Rechtswissenschaft, hörte daneben aber auch die kunstgeschichtlichen Vorlesungen von Fiorillo und wurde nach Beendigung seiner Studien Hofgerichtsauditor und 1803 Geheimer Kanzleisekretär. Nachdem Hannover 1810 an das Königreich Westfalen gekommen war, schied K. aus dem Staatsdienst. Vorher (vom Sommer 1808 bis Herbst 1809) hatte er sich in Italien aufgehalten, wo er mit Thorwaldsen, Koch, den Riepenhausen und andern Künstlern in nähern Verkehr getreten war. Nach mehreren Versuchen, andre Berufe zu ergreifen, ließ sich K. in Linden bei Hannover als Notar nieder. Bei dem Ausbruch des Krieges gegen Napoleon nahm er im Beaulieuschen Korps am Feldzuge teil, und als nach eingetretenem Frieden die alten Verhältnisse in Hannover wiederhergestellt wurden, trat er in den Staatsdienst zurück. Im Frühjahr 1817 wurde er mit einer hannoverschen Gesandtschaft, die mit der päpstlichen Regierung über die Verhältnisse der katholischen Kirche in Hannover verhandeln sollte, als Legationssekretär nach Rom geschickt. Nach Beendigung dieser Verhandlungen, die sieben Jahre dauerten, wurde K. anfangs hannoverscher Geschäftsträger, später Ministerresident, der als solcher auch die englischen Interessen wahrzunehmen hatte, da England bei der päpstlichen Regierung nicht diplomatisch vertreten war. In Rom knüpfte er bald nähere Beziehungen zu Cornelius, Overbeck und den übrigen neudeutschen Malern an, die er gegen Goethes Angriffe in »Kunst und Altertum« in der Schrift »Über die Nachahmung in der Malerei« (Frankf. a. M. 1818) verteidigte. Fortan nahm er sich aller in Rom weilenden deutschen Künstler mit Wärme an und förderte ihre Interessen. Durch den ihm befreundeten Baron v. Stackelberg wurde er auch dem Studium des klassischen Altertums zugeführt, und als praktisches Ergebnis erwuchs daraus das deutsche Archäologische Institut, das er unter dem Protektorate des preußischen Kronprinzen 1829 in Gemeinschaft mit Bunsen, Gerhard, Thorwaldsen, Panofka u. a. gründete (vgl. Archäologische Institute). Nach Bunsens Fortgang von Rom (1838) wurde er Vorsitzender des Instituts. Auch nach Aufhebung des Ministerresidentenpostens blieb K. in Rom. Außer verschiedenen Aufsätzen in Zeitschriften veröffentlichte er noch: »Abhandlung über die Frage: Wem gehört die Kunst?« (Berl. 1830); »Overbecks Werk und Wort« (Frankf. a. M. 1841); »Römische Studien« (Berl. 1850). Nach seinem Tod erschien: »Goethe und Werther« (s. oben: Kestner 1). Vgl. H. Kestner-Köchlin, Briefwechsel zwischen August K. und seiner Schwester Charlotte (Straßb. 1904). Die von ihm in Rom gesammelten Kunstwerke (römische Altertümer, Gemälde u. dgl.) erbte sein Neffe Hermann K. (gest. 1890 in Hannover), der damit das Kestnermuseum in Hannover gründete.

3) Charles, Industrieller, geb. 30. Juni 1803 in Straßburg als Enkel von K. 1), gest. 12. Aug. 1870, studierte in Göttingen Chemie, trat dann in die von seinem Vater 1816 zu Thann gegründete chemische Fabrik und wurde nach dessen Tod 1846 alleiniger Inhaber der Fabrik, die er mit seinen Schwiegersöhnen, besonders dem Chemiker und französischen Senator Scheurer-K., leitete. K. hat die chemische Großindustrie im Elsaß begründet. Er führte die Fabrikation der Schwefelsäure nebst allen Nebenfabrikationszweigen in großartigem Maßstab ein und lieferte alle für die elsässische Färberei und Zeugdruckerei erforderlichen Chemikalien, besonders Zinnverbindungen und Weinsäure. Die Darstellung der letztern gab Veranlassung zur Entdeckung der Traubensäure. K. fabrizierte ferner viele Farbstoffe und Destillationsprodukte des Holzes. Auch zeigte er wahrhaft väterliche Sorge für das Wohl der Arbeiter. K. war 1848 Mitglied der Konstituante, 1850 der Legislative. Bei Gelegenheit des Staatsstreichs wurde K. in Mazas eingekerkert und dann verbannt, nach einiger Zeit aber begnadigt. Vgl. Eggers, Die K., eine genealogische Skizze (Brem. 1882, Nachtrag 1905).

Keston, Dorf, s. Hayes (Dorf).

Keswick (spr. késsick), Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, am Fuß des Skiddaw und dem untern Ende des malerischen Sees Derwent Water gelegen, mit 2 Bleistiftfabriken und (1901) 4451 Einw. In der Nähe Greta Hall, 1803—43 Wohnsitz des Dichters Southey. Die benachbarten Graphitbrüche sind fast erschöpft.

Keszthely (spr. késst-héj), Großgemeinde im ungar. Komitat Zala, am Südwestende des Plattensees, Dampferstation, an den Bahnlinien Balaton Szent György–K. und K.–Ukk, mit alter Kirche, 3 Klöstern, Schloß samt Park, Musterwirtschaft und Gestüt des Grafen Tassilo Festetich, vorzüglichem Weinbau, bedeutendem Seefischfang, kath. Gymnasium, staatlicher Hochschule für Landwirtschaft (Georgikon, 1797 vom Grafen Georg Festetich gegründet), Bezirksgericht und (1901) 6796 magyarischen (römisch-kath.) Einwohnern. In der Nähe das Bad Héviz (s. d.) und die vorgeschichtliche Fundstätte Dobogó.

Ket (bei den Samojeden Puni), Fluß in Sibirien, entspringt aus Sümpfen südlich der Stadt Jenisseisk und mündet oberhalb Narym in den Ob. Im Oberlauf ist er nur 104 km vom Jenissei entfernt und mit ihm durch ein Kanalsystem (s. Ob) verbunden.

Keta (Ketta, Quitta), Hafenstadt der britisch-westafrikan. Kolonie Goldküste (s. Karte »Togo«), unter

5° 54′ nördl. Br. und 3° 39′ östl. L., auf schmaler Halbinsel zwischen Meer und Lagune, in die Todschi und Ewe münden, mit 5000 Einw. und Garnison. Station englischer und deutscher Dampfer. K. ist auf den Ruinen des dänischen Forts Prindsensteen erbaut.

Ketah, der Milchsaft des Melonenbaumes (Carica Papaya, s. Tafel »Arzneipflanzen III«, Fig. 8).

Ketchudâ (pers., »Hausherr«, von ked, »Haus«, und chudâ, »Herr«), Titel der Dorfrichter und Dorfvorsteher in Persien und in den Persisch redenden Teilen Mittelasiens. Im Türkischen wird dieses Wort »Kjâjâ« (s. d.) ausgesprochen.

Kete, Summe von 100 Kaurimuscheln.

Kétegyháza (spr. két-édj-háza), Großgemeinde im ungarischen Komitat Békés, Knotenpunkt der Bahnlinien Budapest–Békés-Csaba–Arad, K.–Mezöhegyes und K.–Szent Anna, mit Ackerbau, Viehzucht und (1901) 4361 rumänischen und magyar. Einwohnern.

Kete-Kratschi, Regierungsstation und Handelsplatz in der deutsch-westafrikanischen Kolonie Togo, 120 m ü. M., am linken Voltaufer, besteht aus zwei Teilen: Kratji, die Königsstadt, auf einer Felsplatte über dem Volta, mit 800 Einw. und runden, dicht gedrängten Lehmhütten am Rande des Heiligen Waldes, hatte früher einen bedeutenden Handel mit Salz, das von Adda auf dem Volta hierher kam. Das 10 Minuten vom Volta und doppelt so weit von dem vorigen gelegene Kete ist die eigentliche Handelsstadt mit ca. 7000 Einw., wichtiger Treffpunkt der Straßen von Lome, Dagomba und Kotokoli, der neben Salz besonders europäische und einheimische Stoffe, Garn und Wolle, Branntwein, Perlen, Kautschuk, Elfenbein, Vieh 2c. vertreibt. Der städtisch angelegte Ort hat breite, gerade Straßen, eine Moschee und mehrere Bethäuser, zwei Marktplätze mit Verkaufshallen u. a. Die ehemals völlig gesetzlosen Zustände sind durch die am 31. Dez. 1894 erfolgte Anlage einer deutschen festen Militärstation beseitigt worden, so daß der Platz sich gedeihlich entwickelt. Nach Lome über Kpandu sind 12, nach Salaga 6 Tagereisen; ein kleiner Dampfer verkehrt zur Zeit des Hochwassers des Volta von Adda bis hierher.

Ketel, Cornelis, niederländ. Maler, geb. 1548 in Gouda, gest. 1616 in Amsterdam, war eine Zeitlang in Frankreich und England (London) als Bildnismaler tätig und nahm 1581 seinen Wohnsitz in Amsterdam, wo er ebenfalls Bildnisse und Gruppenbilder malte. Sein Hauptwerk ist eine von 1588 datierte Schützenmahlzeit mit 13 lebensgroßen Figuren im Reichsmuseum zu Amsterdam.

Kethubim (Ketubim, hebr.), soviel wie Hagiographa (s. d.).

Keto, Schwester des Phorkys (s. d.).

Ketonalkohole (Ketole), Alkohole, die neben der Hydroxylgruppe OH auch die Ketongruppe CO enthalten und daher die Eigenschaften von Ketonen und Alkoholen besitzen. Der einfachste Ketonalkohol ist der Acetonalkohol $CH_3.CO.CH.OH$. Die K. wirken wie die Aldehydalkohole reduzierend und geben mit Phenylhydrazin Osazone.

Ketone (Acetone), organische Verbindungen, die wie die Aldehyde die zweiwertige Karbonylgruppe CO enthalten, die in den Aldehyden mit einem Wasserstoffatom und einem einwertigen Alkyl ($CH_3.CO.H$), in den Ketonen aber mit zwei einwertigen Alkylen verbunden ist ($CH_3.CO.CH_3$). Die Aldehyde und K. stehen einander sehr nahe, sie werden zum Teil nach ähnlichen Methoden dargestellt und geben dieselben Reaktionen. Man unterscheidet einfache K. mit zwei gleichen Alkylen (Dimethylketon $CH_3.CO.CH_3$) und gemischte K. mit zwei verschiedenen Alkylen (Methyläthylketon oder Ketobutan $CH_3.CO.C_2H_5$). Man erhält K. 1) durch Oxydation sekundärer Alkohole (die primären geben Aldehyde): Isopropylalkohol $CH_3.CH.OH.CH_3$ gibt Dimethylketon $CH_3.CO.CH_3$. 2) Bei trockner Destillation der Calcium- oder Baryumsalze organischer Säuren (essigsaurer Kalk $[CH_3.COO]_2Ca$ gibt Aceton); bei Destillation eines Gemenges von Calciumsalzen zweier einbasischer Fettsäuren entstehen gemischte K. (aus essigsaurem mit propionsaurem Kalk entsteht Methyläthylketon). 3) Durch Einwirkung von Säurechloriden auf Zinkalkyle (Acetylchlorid $CH_3.COCl$ gibt mit Zinkäthyl $Zn[C_2H_5]_2$ Methyläthylketon). 4) Durch Kochen von Ketonkarbonsäuren oder deren Estern mit Alkalien. K. treten auch bei trockner Destillation von Zitronensäure, Zucker, Zellulose und vielen andern Kohlenstoffverbindungen auf. — K. mit niederm Kohlenstoffgehalt sind unzersetzt siedende Flüssigkeiten von aromatischem Geruch, K. mit höherm Kohlenstoffgehalt sind fest, kristallinisch. Die K. bilden mit Alkalidisulfiten kristallinische Verbindungen, aus denen sie durch Sodalösung wieder abgeschieden werden (Reinigung der K.). Natriumamalgam reduziert die K. zu sekundären Alkoholen, mit Ammoniak bilden sie Amidoxime, mit Hydroxylamin Oxime, mit Hydrazinen Hydrazone; durch Blausäure werden sie in Cyanhydrine verwandelt, die mit Alkalien hydroxylierte Säuren bilden. Mit Chromsäure geben die K. Säuren, die weniger Kohlenstoffatome enthalten als die K. Es entstehen hierbei stets zwei Säuren, das eine Radikal bleibt mit der CO-Gruppe verbunden, das zweite wird zu einer Säure mit gleichviel C-Atomen oxydiert. Verbindungen, welche die Karbonylgruppe zweimal im Molekül enthalten, nennt man Diketone, und man unterscheidet nach der gegenseitigen Stellung der CO-Gruppen α- oder Orthodiketone (Diacetyl $CH_3.CO.CO.CH_3$), die mit Phenylhydrazin Osazone bilden; β-Diketone (Acetylaceton $CH_3.CO.CH_2.CO.CH_3$), die mit Phenylhydrazin Pyrazolderivate und mit aromatischen Aminen Chinolinderivate geben; γ-Diketone (Acetonylaceton $CH_3.CO.CH_2.CH_2.CO.CH_3$), die unter Wasseraustritt Furfuranderivate, mit Ammoniak Pyrrolderivate und mit Phosphorsulfid Thiophenderivate geben.

Ketonsäuren, organische Verbindungen, die neben der Karboxylgruppe COOH auch die Karbonylgruppe CO enthalten und daher nicht nur Salze und Ester bilden, sondern auch mit Natriumbisulfit, Hydroxylamin und Phenylhydrazin Verbindungen eingehen. Je nach der Stellung der CO- zur COOH-Gruppe unterscheidet man α-, β- und γK. Die α- und γK. sind auch im freien Zustand ziemlich beständig, die βK. nur als Ester. Man benennt die K. gewöhnlich nach den Fettsäuren, als deren Säureradikalsubstitutionsprodukte sie angesehen werden können (Acetylameisensäure $CH_3.CO.COOH$, Acetessigsäure $CH_3.CO.CH_2.COOH$), oder man bezeichnet sie als Ketosubstitutionsprodukte der Fettsäuren oder als Oxofettsäuren (α-Ketopropionsäure oder α-Oxopropionsäure $CH_3.CO.COOH$). Auch werden die Namen gebildet durch Anhängung des Wortes Säure an den Namen der Ketone, als deren Oxydationsprodukte die K. angesehen werden können (Propanonsäure $CH_3.CO.COOH$).

Ketosen, Zuckerarten, welche die chemische Konstitution von Ketonen besitzen wie der Fruchtzucker.

Ketoxime, s. Oxime.

Ketsch, Dorf im bad. Kreis Mannheim, Amt Schwetzingen, hat eine kath. Kirche, Synagoge, Zigarrenfabrikation, Ziegelbrennerei, Tabak- und Hopfenbau und (1900) 2349 Einw.

Ketscher, Fischereigerät, s. Kescher.

Ketschtakelung für Boote, s. Segelsport.

Ketschua, Indianervolk, s. Quichua.

Ketschwayo, Sulukönig, s. Cetewayo.

Ketta, 1) Ort in Belutschistan, s. Quetta. — 2) Stadt in Westafrika, s. Keta.

Kette, aus kurzen Gliedern zusammengesetztes, höchst gelenkiges Band aus Metall (selten aus Holz, Elfenbein ꝛc.) zum Aufhängen und Aufziehen von Lasten (Kranketten, Uhrketten ꝛc.), zur Fortpflanzung von Bewegungen bei Maschinen, als Verbindungsmittel, zum Messen (Meßketten) und zum Schmuck (vgl. Halsschmuck). Je nach der Form der Glieder unterscheidet man Ringketten (Schakenketten, Fig. 1), Stegketten (Fig. 2), Hakenketten (Vaucansonsche Ketten, Fig. 3), Gelenkketten (Gallesche Ketten, Laschenketten, Fig. 4 u. 5), Amerikanische oder Ewartsche oder Stotzsche Ketten (Fig. 6), Gemörschketten (Fig. 7) zum Anhängen von Schiffen, Flößen, zum Verankern von Schiffbrücken und fliegenden Brücken u. dgl. aus sogen. »Gemörschstangen« a von etwa 1,5 m Länge, die der Beweglichkeit halber mit einer kurzen eiförmigen Schake b verbunden werden. Die größern Ketten werden aus Schmiedeeisen oder Stahl durch Schmieden, und zwar sehr oft mit besondern Maschinen hergestellt, indem die Glieder, aus Rundeisen gebogen, ineinander gehängt und einzeln an den zusammenstoßenden Enden aneinander geschweißt werden. Ungeschweißte Ketten erzeugt man auf Walzen nach Platte aus Kreuzeisen. Bei den Stegketten schweißt man die vorgeschmiedeten Stege nachher ein. Die Gelenkketten erzeugt man aus einzelnen, auf Durchschnitten vorgearbeiteten Stäben (Lamellen), die an beiden Enden Löcher zur Aufnahme der Durchsteckbolzen erhalten, die durch Ummieten (Fig. 4) oder durch Vorsteckstifte festgehalten werden. Bei Hakenketten werden die Glieder nur aus Draht- oder Stangenstücken gebogen und so ineinander gehängt, wie Fig. 3 zeigt. Diese Ketten gestatten ein bequemes und schnelles Ein- und Aushaken. Hierher gehören die Lockeschen Stahlbandketten, deren Glieder (Fig. 8) aus Stahlblechplatten mit angebogenen Ösen bestehen, die ebenfalls ineinandergeschoben werden, wobei das Ösenstück a aus der Hälfte des ausgeschnittenen Stückes o, das andre Ösenstück b aus der ganzen Blechbreite gebildet wird. Die Amerikanischen Ketten (Fig. 6) bestehen aus viereckigen Weichgußgliedern a mit Haken c, die von der Seite her über die halbrunden Einsenkungen e ineinandergeschoben werden. Die zerlegbare Stahlbolzenkette (Fig. 9) wird aus U-förmigen Gliedern mit durchgesteckten Bolzen gebildet. Die Stahldrahtketten (Fig. 10) von Felten und Guillaume und von Schlieper und Nölle verbinden große Leichtigkeit mit großer Festigkeit. Vielfach fordert die Anwendung der Ketten einen Eingriff der Glieder mit Zähnen oder eigentümlichen Erhöhungen auf dem Umfang von Kettenrollen, z. B. bei Fahrrädern; in solchen Fällen müssen die Glieder sehr genau passen (kalibrierte Ketten). Die schweren Schiffsketten heißen Kettentaue. Außerordentlich verschieden im Ansehen sind die geschlungenen Bandketten aus ausgestoßenen Blechstreifen. Sie beruhen sämtlich auf dem Prinzip, Blechplatten auf Durchschnitten mit Ausschnitten zu versehen, in der Mitte zusammenzubiegen und ineinander zu hängen (Fig. 11) und werden auf Maschinen erzeugt (vgl. Dinglers »Polytechnisches Journal«, 1898). Die in mannigfaltigen Formen vorkommenden kleinen Ringketten erzeugt man aus ineinander gehängten, aus Draht gebogenen Gliedern, die für bessere Ketten zusammengelötet werden. Zur fabrikmäßigen Herstellung solcher Glieder wickelt man Draht um eine runde oder beliebig geformte Stange zu einer Spirale und schneidet diese der Länge nach durch, wodurch die Windungen Ringe abgeben, die vollkommen gleich sind. — Manche Ketten werden zuletzt durch ein Zieheisen mit runden oder viereckigen Löchern gleich Draht gezogen. Von den goldenen Venezianerkettchen sind die feinsten von solcher Feinheit, daß 38 Glieder zusammen nur 1 cm Länge haben, und so leicht, daß 1 m nur 1,4 g wiegt. Schmuckketten aus Blech bestehen aus Blechringen, die mit Drahtringen aneinander gehängt sind. Die Kugelketten, Erbs- oder Perlketten bestehen aus hohlen Blechkugeln mit zwei Löchern und aus kurzen Drahtstiften, welch letztere, durch die Löcher zweier benachbarter Kugeln eintretend, innerhalb jeder Kugel ein Köpfchen haben; sie sind sehr fest, außerordentlich biegsam und verwirren sich nicht. Zur Herstellung der Kugelketten wird ein in gewissen Abständen mit je zwei benachbarten Wülsten versehenes Stäbchen in eine Röhre gesteckt und diese zwischen Stangen ge-

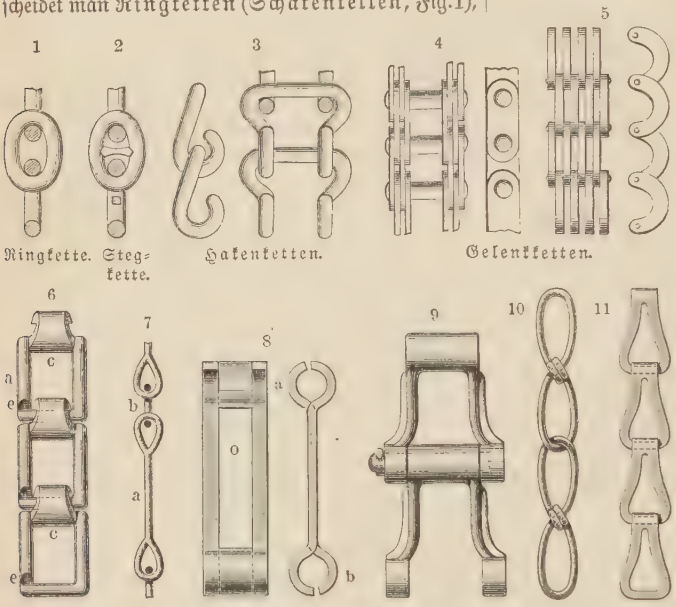


Fig. 6. Amerikanische Kette. 7. Gemörschkette. 8. Lockesche Stahlbandkette. 9. Stahlbolzenkette. 10. Stahldrahtkette. 11. Bandkette.

bracht, die auf die sich drehende Röhre so einwirken, daß Kugeln entstehen, die schließlich abbrechen, wie auch die Stäbchen an ihren dünnsten Stellen zwischen zwei benachbarten Wülsten (in den Kugeln) brechen. Dann enthält jede Kugel diametral entgegengesetzt die mit je einer Wulst versehenen Enden zweier Stäbchen, deren andre, ebenfalls gewulstete Enden in den benachbarten Kugeln sitzen. Eine besondere Art Zierketten wird nach dem Vorgange von Pratt (**Prattsche Ketten**) dadurch erzeugt, daß man aus Blech mit der Lochmaschine Glieder von verschiedener Form (länglich, kreuzförmig) ausstößt, die in der Mitte eine viereckige Öffnung haben und T-förmig enden, so daß die Figur ⊢□⊣ entsteht. Diese Plättchen werden sodann U-förmig gebogen und dadurch vereinigt, daß man die Enden des einen Gliedes als Haken in die Öffnung des andern steckt. — Die K. ist das Symbol der Gefangenschaft, der Sklaverei. — In der **Weberei** heißt die Kette (engl. warp) das in der Länge des Gewebes verlaufende System von Fäden (s. Gewebe, S. 777, und Weben).

Mit K. bezeichnet man auch eine Reihe gleicher Gegenstände, die als Ganzes betrachtet werden, so besonders von Bergen (**Gebirgskette**, s. Gebirge, S. 408); ferner mehrere gewöhnlich zusammenfliegende Vögel, z. B. Reb-, Auer-, Birk- und Haselhühner, Trappen ꝛc. (s. Gesperr).

Kette, bis 1884 erlaubte deutsche Bezeichnung des Dekameters = 10 m; vorher in Sachsen = 10 Feldmesser- oder Geometerruten zu 182 Zoll = 42,9505 m. In Mecklenburg-Schwerin gab es neben dem Feldfuß einen geometrischen **Kettenfuß** = 46,02 cm.

Kette, kinematische, s. Kinematik.

Kettel, s. Krampe.

Ketteler (Kettler), 1) **Gotthard von,** Heermeister des Schwertordens, trat um 1540 in den Orden, begab sich 1559, von den Russen bedrängt, mit den Ordensländern Esthland, Kurland und Livland, die evangelisch geworden waren, unter den Schutz Polens, überließ 1561 dem König Siegmund II August von Polen Livland und behielt für sich selbst Kurland und Semgallen als weltliches, von Polen zu Lehen gehendes Erbherzogtum. Er vermählte sich 1566 mit Anna von Mecklenburg, unterwarf den Adel unter Gesetz und Recht, gründete zahlreiche evangelische Kirchen und Schulen und starb 17. Mai 1587. Kurland blieb bei seinen Nachkommen bis 1737, wo die russische Kaiserin Anna die Kurländer zwang, ihren Günstling Biron zum Herrn zu wählen. Die von Gotthard gegründete Linie starb zu Anfang des 19. Jahrh. aus; dagegen blüht das Geschlecht der K. noch in Westfalen in zwei Linien, einer protestantischen und einer katholischen. Letzterer gehörte an:

2) **Wilhelm Emanuel,** Bischof von Mainz, geb. 25. Dez. 1811 in Münster, gest. 13. Juli 1877, wurde in der Jesuitenanstalt zu Brig in der Schweiz erzogen, studierte die Rechte, war 1834—38 Referendar in Münster, schied aber infolge des Kölner Bischofstreites aus dem Staatsdienst, studierte in München und Münster Theologie, erhielt 1844 die Priesterweihe und wurde 1846 Pfarrer. 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, erregte er Aufsehen durch eine freimütige Rede, die er am Grabe des ermordeten Fürsten Lichnowski hielt. 1849 Propst an der Hedwigskirche in Berlin geworden, im Juli 1850 auf den Bischofssitz zu Mainz berufen, verfolgte er konsequent das Ziel, die Staatsgewalt zur Dienerin der Kirche zu machen. Durch Einführung von Schulbrüdern und Schulschwestern, die Errichtung von katholischen Waisen- und Rettungshäusern, eines Priesterseminars und Knabenkonvikts brachte er die Jugenderziehung in die Gewalt des Klerus, durch Stiftung klösterlicher Institute, auch einer Jesuitenniederlassung in Mainz (1858), und mannigfaltiger religiöser Vereine erzog er die Bevölkerung in ultramontanem Geiste. Die rechtlichen Zustände in der oberrheinischen Kirchenprovinz bekämpfte er in der Schrift »Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland«. Von der katholischen Großherzogin unterstützt, errang er von dem reaktionären Minister Dalwigk in einer geheimen Konvention vom 23. Aug. 1854 bedeutende Zugeständnisse: der Staat verzichtete auf seine Patronatsrechte, seine Mitwirkung bei der Besetzung des Bistums, das Placet, das Aufsichtsrecht über das katholische Vereinswesen und die geistlichen Lehranstalten, überließ dem Bischof die Heranbildung des Klerus allein (die katholisch-theologische Fakultät in Gießen ging ein), gestattete freien Verkehr mit Rom und die Herstellung einer geistlichen Gerichtsbarkeit. Daneben suchte K. durch eine vielseitige Beteiligung an der sozialen Bewegung (z. B. »Die Arbeiterfrage und das Christentum«, 4. Aufl., Mainz 1890) dem Einfluß der Kirche auf den Arbeiterstand die Wege zu bahnen. Auch fügte er sich rasch und mit Geschick in die 1866 in Deutschland eingetretene Wendung der politischen Verhältnisse (»Deutschland nach dem Krieg von 1866«, 6. Aufl., Mainz 1867). Als treuer Anhänger des Papsttums wohnte er 1854 der Publikation des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis in Rom bei, feierte im Juni 1855 mit großem Pomp das 1100jährige Säkularfest des heil. Bonifatius und war 1860 und 1867 wieder in Rom. Auf dem Konzil 1870 bekämpfte er das Unfehlbarkeitsdogma als nicht zeitgemäß, tat noch 15. Juli einen (vergeblichen) Fußfall vor Pius IX., unterwarf sich aber schon im August und verteidigte das Dogma in verschiedenen Hirtenbriefen. Seitdem stand er an der Spitze der ultramontanen Partei im Kampfe gegen das Deutsche Reich und die preußische Kirchengesetzgebung, ward 1871 in den deutschen Reichstag gewählt, legte aber sein Mandat bald zugunsten seines Domkapitulars Moufang nieder. An den Versammlungen der preußischen Bischöfe in Fulda nahm er regelmäßig teil und vertrat hier die Politik des unbedingten Widerstandes gegen die staatliche Gesetzgebung, untersagte 1874 sogar in den Kirchen seiner Diözese die Feier des Sedantages und nannte den Rhein einen katholischen Strom. Er starb auf der Rückreise von Rom im Kloster Burghausen in Oberbayern. K. besaß bedeutende Gelehrsamkeit, große geistige Begabung, Gewandtheit und Schlagfertigkeit im mündlichen wie schriftlichen Gebrauch der Rede und hielt als hartköpfiger Westfale zäh an seinen Zielen fest, bis er sie erreichte. Von seinen zahlreichen Schriften sind noch zu erwähnen: »Freiheit, Autorität und Kirche« (7. Aufl., Mainz 1862); »Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens« (3. Aufl. 1868); »Die Katholiken im Deutschen Reiche, Entwurf zu einem politischen Programm« (5. Aufl. 1873); »Das allgemeine Konzil und seine Bedeutung« (5. Aufl. 1869); »Die Zentrumsfraktion auf dem ersten deutschen Reichstage« (Mainz 1872). Kettelers »Predigten« (Mainz 1878, 2 Bde.), »Briefe von und an W. E. Freih. v. K.« (das. 1879) und »Hirtenbriefe« (das. 1904) gab Raich heraus. Vgl. **Pfülf,** Bischof von K., 1811 bis 1877 (Mainz 1899, 3 Bde.); **Greiffenrath,** Bischof K. und die deutsche Sozialreform (Frankf. 1893); **Kannengießer,** K. et l'organisation sociale

en Allemagne (Par. 1894); Girard, K. et la question ouvrière (Bern 1896); Lionnet, Un évêque social (Par. 1903).

3) Klemens, Freiherr von, Diplomat, geb. 22. Nov. 1853 in Potsdam, gest. 16. Juni 1900 in Peking, war für die militärische Laufbahn bestimmt, nahm aber als Leutnant den Abschied und trat zur Diplomatie über. 1883 zeichnete er sich zu Kanton als stellvertretender Dolmetsch und Konsulatsverweser während der gegen die europäischen Kaufleute in Szene gesetzten Unruhen durch Entschlossenheit und Geistesgegenwart aus und wurde Legationssekretär in Peking. 1893 nach Washington versetzt, verwaltete er später die kaiserliche Gesandtschaft in Mexiko und wurde 15. Juli 1899 als Nachfolger v. Heykings Gesandter in Peking. Seine Warnungen, daß hier eine Katastrophe unvermeidlich sei, blieben unbeachtet, als es noch Zeit war, Gegenmaßregeln zu treffen, und so wurde er als eins der ersten Opfer des im Juni 1900 ausgebrochenen großen Boxeraufstandes 16. Juni in den Straßen Pekings ermordet. K. ist in Münster i. W. beigesetzt. Im Frühjahr 1903 wurde das in Peking von der chinesischen Regierung für K. errichtete Sühnedenkmal enthüllt und im Herbst auch Denkmäler in Berlin und Münster (beide von Hidding).

Kettenbaum, s. Weben.

Kettenbruch (kontinuierlicher Bruch), ein Bruch, dessen Zähler eine ganze Zahl und dessen Nenner die Summe aus einer ganzen Zahl und einem Bruche von derselben Bildungsweise ist, z. B.:

$$\cfrac{1}{2+\cfrac{1}{13+\cfrac{1}{7+\cfrac{1}{3}}}} \qquad \text{oder:} \qquad 1+\cfrac{1}{2+\cfrac{1}{2+\cfrac{1}{2+\ldots}}}$$

Der erste K. ist endlich und hat einen rationalen Wert; der zweite, der nie abbricht, heißt unendlich und hat einen irrationalen Wert, nämlich $\sqrt{2}$. Die Brüche $1/2$, $1/13$, $1/7$, $1/3$ im ersten und $1/2$, $1/2$, ... im zweiten Beispiele heißen Glieder des Kettenbruches. Haben alle Glieder den Zähler 1, wie im ersten Beispiele, so heißt der K. einfach. Bildet man aus einem einfachen K. nacheinander die Kettenbrüche, die entstehen, wenn man nur das erste, die zwei, drei ... ersten Glieder beibehält, und berechnet man die Werte dieser sogen. Partialbrüche, so erhält man sogen. Näherungswerte für den ursprünglichen K. Diese Näherungswerte sind abwechselnd zu groß und zu klein, kommen aber dem wahren Werte des gegebenen Kettenbruches immer näher, weil die Näherungswerte ungerader Ordnung, also der erste, dritte, ... abnehmen, die von gerader Ordnung aber, der zweite, vierte, ... zunehmen. Sind a_1, a_2, a_3 ꝛc. die aufeinanderfolgenden Nenner der Glieder des einfachen Kettenbruches, die Teilnenner, so sind die Näherungswerte:

1) $\frac{z_1}{n_1} = \frac{1}{a_1}$ 2) $\frac{z_2}{n_2} = \frac{a_2}{a_1 a_2 + 1}$

3) $\frac{z_3}{n_3} = \frac{z_2 a_3 + z_1}{n_2 a_3 + n_1}$ 4) $\frac{z_4}{n_4} = \frac{z_3 a_4 + z_2}{n_3 a_4 + n_2}$

u. s. f. Demnach hat z. B. der erste der obigen Kettenbrüche die Näherungswerte:

$$\frac{1}{2},\ \frac{13}{2.13+1} = \frac{13}{27},\ \frac{13.7+1}{27.7+2} = \frac{92}{191},\ \frac{92.3+13}{191.3+27} = \frac{289}{600},$$

deren letzter den wahren Wert des Kettenbruches angibt. Zwischen den Zählern und Nennern des (k—1)-ten und des k-ten Näherungswertes besteht die wichtige Beziehung:

$$(I) \qquad z_k n_{k-1} - z_{k-1} n_k = (-1)^{k-1},$$

aus der folgt, daß die Näherungswerte sämtlich reduzierte Brüche sind, d. h. Brüche, deren Zähler und Nenner keinen gemeinsamen Teiler haben. Ferner folgt daraus, daß die Differenz:

$$\frac{z_k}{n_k} - \frac{z_{k-1}}{n_{k-1}} = \frac{(-1)^{k-1}}{n_{k-1} \cdot n_k}$$

ist; sind nun die Teilnenner a_k alle positiv, so werden die ganzen Zahlen n_1, n_2 ... der Reihe nach immer größer und diese Differenz mit wachsendem k immer kleiner, worin liegt, daß die Näherungswerte eines unendlichen einfachen Kettenbruches mit lauter positiven Teilnennern einer bestimmten endlichen Grenze zustreben, daß der K. konvergent (s. d.) ist. Die einfachen Kettenbrüche benutzt man namentlich, um für Brüche mit sehr großen Zählern und Nennern Näherungswerte zu finden, die in kleinern Zahlen ausgedrückt sind, dabei hat man zugleich den Vorteil, daß diese Näherungswerte, wie gesagt, reduzierte Brüche sind. Da der Wert eines einfachen Kettenbruches stets kleiner als 1 ist, so muß man, um eine Zahl in einen K. zu entwickeln, erst die Ganzen absondern und dann den übrigbleibenden echten Bruch in einen K. verwandeln. Zu dem Ende dividiere man mit dem Zähler des echten Bruches in den Nenner, dann mit dem Rest in den vorigen Divisor (den Zähler des echten Bruches) und fahre so fort, indem man immer mit dem jeweiligen Rest in den vorigen Divisor dividiert, bis die Rechnung aufgeht. Die Quotienten, die sich bei den einzelnen Divisionen ergeben, sind die Teilnenner des gesuchten Kettenbruches. Einen Dezimalbruch muß man erst als gemeinen Bruch schreiben, bevor man ihn in einen K. verwandelt. Z. B. ergibt die Verwandlung von $\frac{289}{600}$ folgende Rechnung:

$$\begin{array}{r} 600 : 289 = 2 \\ \underline{578} \\ 289 : 22 = 13 \\ \underline{286} \\ 22 : 3 = 7 \\ \underline{21} \\ 3 : 1 = 3 \end{array}$$

und man erhält so die Teilnenner des früher angegebenen Kettenbruches. Wegen der Gleichung (I) benutzt man die Kettenbrüche auch in der Zahlentheorie, um die ganzzahligen Lösungen x, y einer Gleichung von der Form $ax + by = 1$ zu finden, wo a und b ganze Zahlen sind, man braucht dazu nur den Bruch a/b in einen K. zu entwickeln, Zähler und Nenner des vorletzten Näherungswertes dieses Kettenbruches liefern dann sofort ein Wertepaar x, y. Endlich dienen die unendlichen Kettenbrüche in der Analysis zur Darstellung irrationaler Zahlen, ein Beispiel dafür ist der angegebene K. für $\sqrt{2}$. — Die Verwandlung eines gewöhnlichen Bruches in einen K. deckt sich mit Euklids Verfahren zur Aufsuchung des größten gemeinschaftlichen Teilers oder Faktors zweier ganzer Zahlen (vgl. Faktor), nur die Schreibung als K. ist modern. Der K. tritt zuerst bei Cataldi auf (um 1540—1626) und wird da zur Ausziehung von Quadratwurzeln benutzt. Der Name fractio continua, der dann mit K. übersetzt wurde, kommt zuerst bei Euler vor (1737). Näheres über die Kettenbrüche findet man in den Lehrbüchern der Arithmetik und Algebra.

Kettenbrücke, s. Brücke, S. 479.

Kettenbrückenlinie, s. Kettenlinie.

Kettendampfer, s. Tauerei.

Kettendruck, Kettendruckmaschine, s. Zeugdruckerei.

Kettenelevator, s. Elevator.

Kettenfäden, die Fäden der Kette eines Gewebes, die nach dessen Länge verlaufen.

Kettenfähre, s. Fähre.

Kettengarn, das Garn zu den Kettenfäden eines Gewebes, s. Weben.

Kettengaze (Mechlinet), ein Geflecht, das aus einer Fadenreihe in der Weise dargestellt wird, daß jeder Faden abwechselnd mit seinem Nachbar zur Rechten und zur Linken durch Umschlingung vereinigt wird.

Kettengebirge, s. Gebirge, S. 408.

Kettengebläse, s. Tafel »Gebläse«, S. IV.

Kettenhemd (Kettenpanzer, Maschenpanzer), ein aus zusammengenieteten, manchmal mit Inschriften bedeckten Ringen bestehendes oder aus Eisendraht geflochtenes Rüstungsstück, das vom 11. bis zum Ende des 13. Jahrh. üblich war und aus dem Orient stammt. Das K. entwickelte sich bald zu einer den ganzen Mann bedeckenden Rüstung (s. d.).

Kettenkokken, s. Kokken.

Kettenkugeln, s. Geschoß, S. 689.

Kettenkunst, soviel wie Paternosterwerk.

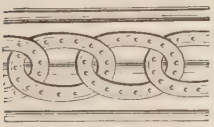
Kettenlinie (lat. Catenaria), die ebene Kurve, die ein schwerer, vollkommen biegsamer, aber unausdehnbarer Faden bildet, wenn man seine Enden in zwei Punkten befestigt, deren Entfernung kleiner ist als die Länge des Fadens, und ihn dann frei herunterhängen läßt, so daß er sich im Gleichgewicht befindet. Ihre Gestalt (s. Abbildung) erinnert an die der Parabel. Die K. kommt auch bei der Konstruktion von Gewölbebogen zur Anwendung. Verwandt mit der K. ist die Kettenbrückenlinie, die entsteht, wenn der Faden außer seinem eignen Gewicht noch eine in wagerechter Richtung gleichmäßig verteilte Last trägt. Vgl. Loria, Spezielle ebene Kurven (deutsch, Leipz. 1902).

Kettenlinie.

Kettenmaulkorb, ein am Kopfhalter beim Pferd anzuschnallender, aus Leder und einem Kettengehänge bestehender Maulkorb, der dem Pferde die Aufnahme von Kurz- und Rauhfutter gestattet, es aber daran verhindert, die Decke mit den Zähnen zu fassen, was manche Pferde gewohnheitsmäßig versuchen. Man gebraucht dagegen auch den Ausbindestock, der das Pferd am Zurückbiegen des Halses hindert.

Kettenmessung, das Messen von Linien mit der Meßkette (s. d.).

Kettenornament, ein aus länglichen Ringen einer Kette gebildetes Ornament des anglonormannischen Stils (s. Abbildung).



Kettenornament.

Kettenpanzer, s. Kettenhemd.

Kettenpumpe, s. Paternosterwerke.

Kettenrad, ein gezahntes Rad, dessen Zähne in die Glieder einer Kette eingreifen; s. auch Kettentrieb.

Kettenregel (Kettenrechnung, Kettensatz, Reesche Regel, regula multiplex), ein Rechnungsverfahren, um den Wert einer Größe in Einheiten einer andern Größe auszudrücken, wenn zwischen beiden eine Anzahl Zwischenglieder durch Gleichungen gegeben sind, die man so ordnen kann, daß immer die linke Seite einer Gleichung mit der rechten der vorhergehenden gleichnamig ist. Z. B. wieviel Ar gehen auf den preußischen Morgen zu 180 QRuten, wenn die Rute 12 Fuß, der preußische Fuß 0,3138 m und der Ar 100 qm hat? Um den Ansatz (Kettensatz) zu bilden, schreibt man zuerst die Frage nieder und zwar links die unbekannte, rechts die bekannte Größe, also: x Ar = 1 Morgen preußisch. Darunter schreibt man die Gleichung, die links Morgen enthält, also 1 Morgen = 180 QRuten. Darunter muß nun eine Gleichung kommen, die mit QRuten anfängt, nämlich 1 QRute = 12.12 QFuß ꝛc. Der Kettensatz ist vollendet, wenn die rechte Seite der letzten Gleichung dieselbe Benennung hat wie die unbekannte Größe. Den Wert der letztern findet man, indem man das Produkt der rechts stehenden Zahlen durch das der links stehenden dividiert. Man erhält also den Ansatz:

x Ar	= 1 Morgen preuß.
1 Morgen preuß.	= 180 Quadratruten
1 Quadratrute	= 12.12 Quadratfuß preuß.
1 Quadratfuß preuß.	= 0,3138.0,3138 Quadratmeter
100 Quadratmeter	= 1 Ar

$$x = \frac{180 . 12 . 12 . 0{,}3138 . 0{,}3138}{100} = 25{,}523 \text{ Ar.}$$

Die K. kommt schon bei Leonardo von Pisa (Fibonacci) 1202 vor, sie ist besonders beim kaufmännischen Rechnen gebräuchlich, im Grund aber nur ein besonderer Fall der Rechnung mit Proportionen (s. d.). Vgl. Olbricht, Lehrbuch der Schluß- und Kettenrechnung (Stuttg. 1891).

Kettenrolle, bei Flaschenzügen, Kranen ꝛc. vorkommende Rolle, deren Umfang zur Aufnahme einer Kette ausgebildet ist.

Kettensatz, s. Kettenregel.

Kettenschäkel, ⊂-förmige Kettenglieder mit Durchsteckbolzen zum Verbinden von Kettentrümmern. Eine Schäkelkette wird meist aus neun je 25 m langen Kettenenden zusammengesetzt.

Kettenschermaschine, s. Weben.

Kettenschleppschiffahrt, s. Tauerei.

Kettenschluß, s. Schluß.

Kettenseide (Organsinseide), s. Seide.

Kettenspulmaschine, s. Weben.

Kettenstab, s. Meßkette.

Kettenstich, eine Näherei in Art des Tambuierens, bei der mit Hilfe einer Nadel, die an der Spitze einen Widerhaken hat, die einzelnen Stiche (zu Schlingen gezogene Fäden) wie Glieder einer Kette ineinander fassen, ohne weiter befestigt zu sein. Eine Kettenstichnaht löst sich, sobald ein einziger Stich reißt. Die ersten Nähmaschinen lieferten nur K., jetzt dient derselbe nur noch als Zierstich; s. Nähmaschine. Der K. findet in Prachtvorhängen des Orients (Persien, Indien) seit alters her die meiste Anwendung, weil er dem dort geübten breiten Flachornament am besten zur Hand liegt, das besonders in einfarbigen Stickereien durch diese Stichart leicht auszuführen ist.

Kettenstrafe, im allgemeinen jede mit Fesselung verbundene Freiheitsstrafe, sei es als Anschmiedung (wie in Österreich unter Joseph II.), sei es in milderer Gestalt. Sie wurde im 17. und 18. Jahrh. vielfach verwendet, spielt aber noch in den Gesetzbüchern des 19. Jahrh. eine Rolle. So wurde in Österreich bis zum Gesetz vom 15. Nov. 1867 der zu »schwerem Kerker« Verurteilte »mit Eisen an den Füßen angehalten«. Aus der neuern Gesetzgebung ist die K. verschwunden.

Kettenstuhl, s. Wirkerei.

Kettentaue, s. Kette.

Kettentrieb (Kettentransmission), Vorrichtung zum Übertragen der Bewegung von einer rotierenden Welle auf eine andre mittels auf den Wellen

befestigter Räder (Kettenräder), um deren Umfang eine dieselben verbindende, endlose Kette geschlungen ist. Der Radumfang ist verschieden gestaltet, je nach der die Bewegungsübertragung vermittelnden Kette. Meist werden Gelenk- oder Laschenketten (Gallsche Ketten) verwendet, zwischen deren Bolzen die Zähne geeignet verzahnter Kettenräder eingreifen. Eine ausgedehnte Anwendung findet der K. z. B. bei den Fahrrädern. Vgl. Transmission.

Kettentriller, s. Trillerkette.

Kettentrommel, s. Winde.

Kettenwaren, s. Wirkerei.

Kettenziehen, auch Riemenstechen genannt, ein Spiel, das von Taschenspielern und Gaunern zum »Bauernfang« benutzt wird. Es besteht darin, daß eine dünne, glatte Kette ohne Ende in verschiedenen, bald einfachen, bald recht verwickelten Windungen auf den Tisch gelegt wird. Hierauf wird der zu Betrügende aufgefordert, seinen Finger in eine der Windungen auf den Tisch zu stellen und zu wetten, ob sein Finger beim Wegziehen der Kette freibleibt oder gefangen wird. Da der Betrüger jedoch je nach dem Ja oder Nein des andern an der linken oder rechten Seite der Kette zieht und dadurch nach Belieben ein Freibleiben oder Gefangennehmen des Fingers erzielen kann, wird der Spieler stets seine Wette verlieren. Meist benutzen die Gauner hierzu eine Kette, die sie als Uhrkette um den Hals tragen. Vgl. Groß, Handbuch für Untersuchungsrichter (4. Aufl., Münch. 1904).

Kettering, Stadt in Northamptonshire (England), hat 2 gotische Kirchen, ein hübsches Stadthaus, eine lateinische Schule, Schuhfabrikation, Wollkämmereien und (1901) 28,653 Einw. Dabei Eisenwerke. In der Nähe Boughton House, Landsitz des Herzogs von Buccleuch, und Glendon Hall (mit Gemälden von Murillo, Rembrandt u. a.).

Kettledrum (engl., spr. kettl-drömm, »Kesselpauke«), sehr spät beginnende Tanzgesellschaft.

Kettler, s. Ketteler.

Kettwig (Ketwyk), Stadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Landkreis Essen, an der Ruhr, Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Rath-Kupferdreh und K.-Mülheim a. d. Ruhr, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein schönes Kriegerdenkmal, Kloster der armen Dienstmägde Jesu, Waisenhaus, bedeutende Tuch- und Zanellafabrikation, Färberei, Kammgarnspinnerei, Eisengießerei und (1900) 6228 meist evang. Einwohner. In der Nähe liegen die Schlösser Landsberg und Fürstenberg.

Ketubim, s. Hagiographa.

K. et v. H., bei Pflanzennamen Abkürzung für Heinrich Kuhl, geb. 1797 in Hanau, gest. 14. Sept. 1821 in Buitenzorg auf Java, und Johann Konrad van Hasselt, gest. 1821 auf Java, die zusammen Niederländisch-Indien bereisten.

K. et W., bei Pflanzennamen Abkürzung für G. B. Knowles (spr. nōls), und Frederick Westcott, die 1837 den Botanischen Garten in Birmingham beschrieben (1836—37) und »The floral cabinet and magazine of exotic botany« (Lond. 1837—40, 3 Bde.) veröffentlichten.

K. et Z., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Karwinski (s. *Karw.*) und Zuccarini (s. d.).

Ketzer (Häretiker), überhaupt alle, die von der als rechtgläubig allgemein anerkannten Kirchenlehre abweichen, zu unterscheiden von den Ungläubigen (infideles), d. h. allen denen, die keine Christen sind, den Apostaten (s. d.) und den Schismatikern (s. d.). Der Name K. ist aus dem Wort Katharer (s. d.) entstanden und kommt zuerst bei den Minnesingern des 12. Jahrh. vor. Sobald im Verlauf des 2. Jahrh. die katholische Kirche sich konsolidiert hatte, wurden die abweichenden Lehren als Häresien, d. h. Ketzereien, ausgeschieden. Dergleichen Ketzereien haben seit Justinus Martyr, dessen Verzeichnis verloren gegangen ist, die Kirchenväter rastlos zusammengestellt. Sie wurden von seiten der Bischöfe durch Ausschließung aus der Kirche (Exkommunikation) bestraft, und erst nach vielfachen Bußübungen wurden die Reuigen wieder aufgenommen. Seit Konstantin d. Gr. standen auf das Verbrechen der Ketzerei Güterkonfiskation und Landesverweisung (Exil), Verbrennung ketzerischer Bücher und Verlust der bürgerlichen Rechte, bald sogar die Todesstrafe. Das erste Beispiel der letztern gaben 385 die spanischen Bischöfe, auf deren Betreiben Priscillianus (s. d.) enthauptet wurde. Noch schlimmer erging es den Ketzern, namentlich den Anführern derselben, als im 13. Jahrh. durch Gregor IX. auf der Kirchenversammlung zu Toulouse (1229) die Ketzergerichte (s. Inquisition) angeordnet und (1232 und 1233) die Dominikaner zu beständigen päpstlichen Inquisitoren (»Ketzermeistern«) mit unumschränkter Vollmacht ernannt wurden (s. Konrad von Marburg). Ludwig IX. von Frankreich (1228) und Kaiser Friedrich II. in mehreren Gesetzen (Reichsgesetz von 1232) machten den Staat der Kirche zur Henkersarbeit dienstbar. Zugleich fanden förmliche Kreuzzüge gegen die K. statt; ihnen erlagen im 13. Jahrh. die Albigenser und die Stedinger. Seit der Reformation werden von der römisch-katholischen Kirche vornehmlich die Protestanten und in letzter Zeit auch die Altkatholiken (s. Altkatholizismus) als K. bezeichnet. Auch die protestantischen Kirchen unterscheiden Rechtgläubige (»Orthodoxe«) und Häretiker (»Heterodoxe«). Im modernen Staat, der an Stelle des Bekenntniszwangs die Gewissensfreiheit setzte, ist die Ketzerei kein bürgerliches Vergehen, und ausschließlich mit den Mitteln kirchlicher Straf- und Zuchtgewalt verfolgbar, d. h. also nach dem gegenwärtigen Stande der meisten Staatskirchengesetzgebungen: nur mit solchen Strafmitteln, welche die bürgerliche Rechtssphäre (Leib, Vermögen, Freiheit, Ehre) nicht berühren.

Ketzergerichte
Ketzermeister } s. Ketzer.

Ketzermütze, s. Carocha.

Ketzertaufe, s. Taufe.

Ketzin, Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Osthavelland, an der Havel und der Kleinbahn Nauen-K., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, bedeutende Tongruben und Ziegelbrennerei (2000 Arbeiter), Zuckerfabrik, Zementdachsteinfabrikation, Kalkbrennerei, Dampfsägewerke, Schiffahrt und (1900) 3501 meist evang. Einwohner. Nahebei Schloß Paretz (s. d.).

Keuchen, s. Dämpfigkeit.

Keuchhusten (blauer Schafs-, Stick-, Krampfhusten, Tussis convulsiva, Pertussis), eine epidemische Kinderkrankheit, die aber auch Frauen befällt und aus periodisch wiederkehrenden krampfhaften Hustenanfällen besteht. Er ist über die ganze Erde verbreitet und als echte Infektionskrankheit anzusehen. Nach Mézeray (gest. 1683) kam der K. schon 1414, unter Karl VI., vor, soll aber nach Trécourt sicher im 16. Jahrh. (1510, 1558 und 1577) in wiederholten Epidemien beobachtet worden sein. Als Vorstadium der Erkrankung zeigen die meisten Kinder die Symptome eines akuten, starken Bronchialkatarrhs mit leichtem Fieber, tränenden Augen, belegter Stimme,

Husten, der besonders des Nachts sich einstellt, unruhigen Schlaf und gestörter Verdauung. Dieser Zustand geht nach 6—8 Tagen in den eigentlichen K. über, d. h. mehr und mehr drängt sich der Husten in einzelne Anfälle zusammen, und gleichzeitig werden, ohne daß jetzt noch Fieber auftritt, die Anfälle häufiger. Beim Anfall werden die Kinder blau (cyanotisch), die Hustenstöße folgen rasch aufeinander und steigern sich so, daß der ganze Anfall aus einer größern Reihe kurzer, unregelmäßiger, rasch einander folgender Hustenstöße besteht, die von einem länger gedehnten, lauttönenden, langgezogenen Inspirationsversuch unterbrochen werden, wonach der Husten von neuem einsetzt (Reprise des Hustens). Häufig tritt heftiger Stimmritzenkrampf ein, bis endlich unter lauttönender Einatmung der Anfall zu Ende geht. Oft wird bei den Hustenstößen, bei denen viel schaumig-weißer Schleim ausgeworfen wird, auch der Inhalt des Magens erbrochen, zuweilen auch Urin und Stuhl entleert. Nach dem Anfall ist das Kind sehr erschöpft und erholt sich erst nach einigen Minuten allmählich wieder. Zuweilen treten in einem heftigen Anfall auch Blutungen aus Mund, Nase und Lungen ein, auch entstehen gelegentlich Brüche und Mastdarmvorfälle. Die Dauer eines Anfalles ist ½—2 Minuten, selten länger. Die Zahl der Anfälle innerhalb eines Tages ist sehr verschieden; auf der Höhe der Krankheit kommen 20—40 Paroxysmen auf 24 Stunden. Die Anfälle sind abends und nachts häufiger, besonders auf der Höhe der Krankheit. Die Dauer der heftigen Anfälle und des Höhestadiums der Krankheit währt von 14 Tagen bis zu 2 Monaten und noch länger. Meist werden 10—14 Tage lang die Anfälle immer heftiger und häufiger, dann aber bleibt ihre Heftigkeit eine Zeitlang gleich. Da die Anfälle die Kinder stark schwächen, ihnen die Nachtruhe rauben, so gehen bisweilen zarte Kinder auf der Höhe der Krankheit an Erschöpfung zugrunde. Bei regelmäßigem Verlauf treten nach den ersten Wochen die katarrhalischen Erscheinungen gewöhnlich vollständig zurück; das Kind befindet sich wohl, solange es keinen Anfall hat. Die Anfälle treten meist ohne Veranlassung ein; doch kann jede kleine Veranlassung, namentlich Weinen und Ärger, sie hervorrufen, ebenso zu schnelles Schlingen, kalte Luft, Rauch. Nachdem die Anfälle längere oder kürzere Zeit sich auf der Höhe erhalten haben, fangen sie unmerklich an, seltener zu werden und an krampfhafter Art und Heftigkeit zu verlieren. Nach ca. 8—12 Wochen geht die Krankheit allmählich unter dem Auftreten gelben katarrhalischen Auswurfs in den Normalzustand über. Am häufigsten wird der K. vom zweiten bis fünften, seltener im ersten Lebensjahr sowie vom fünften bis siebenten beobachtet. Mädchen oder zarte Kinder erkranken häufiger als Knaben und kräftige Kinder. Fast niemals befällt der K. zum zweitenmal dasselbe Individuum. Meist herrscht der K. in Epidemien, die am häufigsten am Ende des Winters und im ersten Frühjahr, etwas seltener im Herbst und Winter, am seltensten im Sommer auftreten. Wahrscheinlich ist der K. eine parasitäre Krankheit, d. h. von Mikroorganismen abhängig, doch ist ein spezifischer Erreger noch nicht nachgewiesen. Obwohl der K. an sich meist wenig gefährlich ist, wird er es in hohem Grade durch gewisse Komplikationen und Nachkrankheiten, von denen die häufigsten entzündliche Affektionen der feinern Bronchien und des Lungengewebes (katarrhalische Lungenentzündung) sind, die zu chronischen Lungenleiden, insbes. bei vorhandener erblicher Anlage, führen können. Bei sehr langer Dauer des Keuchhustens verfallen schwächliche Kinder zuletzt nicht selten in einen Zustand von Abzehrung, aus dem sie sich schwer wieder erholen.

Was die Behandlung anlangt, so gibt es unter der großen Zahl der versuchten und empfohlenen Mittel kein einziges bewährtes. Doch ist zur Erleichterung und Abkürzung des Übels und zur Verhütung der gefahrbringenden Komplikationen ärztliche Überwachung und Behandlung dringend nötig. Herrscht eine Keuchhustenepidemie, so muß jeder Katarrh bei Kindern mit verdoppelter Vorsicht behandelt werden; man schütze die Kinder sorgfältigst vor Erkältung, namentlich aber beuge man jedem Verkehr mit am K. leidenden Kindern vor. Man entferne auch den von kranken Kindern ausgeworfenen Schleim und sorge für gründliche Reinigung und Desinfektion der gebrauchten Tücher. Erkrankte Kinder müssen sich in gut gelüfteten Räumen, bei milder Witterung möglichst viel im Freien aufhalten. Bei Hustenanfällen kann man sogen. schleimlösende Mittel (Expektorantien) anwenden. Bei heftigen Hustenanfällen richte man das Kind auf, unterstütze den Kopf und entferne den zähen Schleim aus dem Munde. Günstig und oft überraschend schnell wirkt ein Ortswechsel, namentlich ist der Aufenthalt auf dem Lande in sonniger, trockner Lage zu empfehlen. Vgl. Sticker, Der K. (in Nothnagels »Spezieller Pathologie und Therapie«; Sonderdruck, Wien 1897) und die Lehrbücher der Kinderkrankheiten.

Keudell, Robert von, deutscher Staatsmann, geb. 27. Febr. 1825 in Königsberg, gest. 26. April 1903, studierte 1841—45 die Rechte, ward 1850 Gerichts- und 1851 Regierungsassessor, aus seiner Stellung als Regierungsrat in Breslau 1863 von Bismarck als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Auswärtigen berufen und blieb, 1864 zum vortragenden Rat, 1870 zum Geheimen Legationsrat befördert, in dessen näherer Umgebung. 1869 war er Vertreter des Norddeutschen Bundes bei Eröffnung des Suezkanals, ging 1871 als Gesandter des Deutschen Reiches nach Konstantinopel, 1873 nach Rom und blieb hier, seit 1876 als Botschafter, bis Frühjahr 1887. Er zog sich darauf auf sein Gut Hohen-Lübbichow in der Neumark zurück und betätigte sich 1888—1903 als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses sowie 1890 bis 1893 als Reichstagsmitglied, was er schon 1871 bis 1872 gewesen war. Er gab heraus: »Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846—1872« (Berl. 1901). Verheiratet war K. mit einer Tochter des 1868 verstorbenen Herzogs Ernst von Württemberg und der diesem 1860 morganatisch angetrauten Natalie Eschhorn, genannt von Grünhof. Vgl. v. Poschinger, Bei Robert von K. Ein Bismarck-Interview (Berl. 1902).

Keuka Lake (spr. kjūka lēk, früher Crooked Lake genannt), einer von den sogen. Fingerseen südlich vom Ontariosee, 28 km lang, bis 2,4 km breit, 220 m ü. M., wird von Dampfern befahren und bildet mit seiner Hügelumgebung eine Hauptstätte der New Yorker Traubenkultur.

Keule, älteste Hieb- und Wurfwaffe aller Völker, speziell der Germanen, als Caja (s. d.) bis ins 15. Jahrh. im Gebrauch, als Teutona mit den Goten nach Spanien gewandert. Bei den Kelten war die Wurfkeule Cateia genannt. Auf die K. ist die Entstehung des Morgensterns (s. d.), vielleicht auch des Lassos zurückzuführen; s. Streitkolben. Vgl. auch Tafel »Indianische Kultur I«, Fig. 1 u. 9; Tafel II, Fig. 1; III, Fig. 15. Neuerdings ist nach englischem Vor-

gang das Schwingen mit hölzernen Keulen auch von der Turnkunst in den Bereich ihrer Übungen aufgenommen worden. Vgl. Zettler, Das Turnen mit der K. (Leipz. 1884); Wortmann, Das Keulenschwingen in Wort und Bild (4. Aufl. von Hentzschel, Hof 1905); Scharf und Schröder, Das Keulenschwingen (Berl. 1894); Möller, Das Keulenschwingen in Schule, Verein und Haus (2. Aufl., Leipz. 1904); Wohlrath und Jakob, Das Keulenschwingen (Wien 1901); Gasch, 33 Turntafeln für das Keulenschwingen (Leipz. 1901); Volze, Das Schwingen mit der Keule (Frankf. 1901).

Keulen, Ludolf von, s. Ceulen.

Keulenbaum, s. Casuarina.

Keulenberg, s. Königsbrück.

Keulenpilz (Keulenschwamm), s. Clavaria.

Keuler, s. Keiler.

Keuper (Keuperformation), oberste Abteilung der Triasformation (s. d.). In der Gegend von Koburg ist Kipper (soviel wie Keuper) gebräuchliche Bezeichnung für rote sandige Tone.

Keuschbaum, Pflanzengattung, s. Vitex.

Keuschberg, Dorf im preuß. Regbez. und Kreis Merseburg, an der Saale, hat eine evang. Kirche, Braunkohlengruben und (1900) 1120 evang. Einwohner. — K. gilt fälschlich als der Ort, bei dem König Heinrich I. 15. März 933 die Ungarn schlug (s. auch Ritteburg). Vgl. Fraustadt, Die Wahlstatt von K. (Leipz. 1858).

Keuschheitsgerichte, s. Zuchtgerichte.

Keuschheitsgürtel (Florentiner Gürtel), den Vorrichtungen der Infibulation (s. d.) entsprechende, mit Schlössern versehene Gürtel, die besonders in Italien gebräuchlich gewesen sein sollen, um die Keuschheit der Frauen zu sichern. Sie werden von Schriftstellern des 15. und 16. Jahrh., z. B. von Brantôme, öfters erwähnt, ihre Anwendung auch auf alten Kupferstichen und Holzschnitten dargestellt. Gleichwohl ist nicht sicher, ob solche K. wirklich gebraucht, oder bloß von Schriftstellern in satirischer Absicht erfunden worden sind. Die K. der Altertumssammlungen (Musée de Cluny) und Raritätenkabinette sind nicht historisch beglaubigt, und möglicherweise liegen darin Fälschungen, vielleicht auch Umarbeitungen von Foltergürteln des Mittelalters vor. Vgl. Caufeynon, La ceinture de chasteté, son histoire, etc. (Par. [1904).

Keuschlamm, s. Vitex.

Kevelaer (spr. -lār), Flecken im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Geldern, unweit der Niers, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Köln–Zevenaar und der Geldernschen Kleinbahn, hat eine gotische kath. Domkirche mit Freskomalereien, Fabrikation von Schuh- und Zelluloidwaren, Kruzifixen und Paramenten und (1900) 6175 fast nur kath. Einwohner. Zu dem wundertätigen Marienbild (seit 1642 aufgestellt) wird, besonders in den Marienoktaven, stark gewallfahrtet. Im Jubiläumsjahr 1892 belief sich die Zahl der Pilger auf 400,000. Vgl. Hauptmann, Geschichte der Kevelaerer Bruderschaft (Bonn 1899).

Kevernburg, s. Käfernburg.

Kew (spr. kjū), Dorf in der engl. Grafschaft Surrey, rechts an der Themse, 8 km vom Hyde Park (s. Karte der »Umgebung von London«), mit (1901) 2699 Einw. und berühmtem botanischen Garten. Derselbe wurde 1760 auf Kosten des damaligen Prinzen von Wales angelegt, ging aber 1840 in den Besitz der Regierung über und hat unter Leitung Sir W. J. Hookers (1839—65) und Sir J. D. Hookers (1865—85) seine jetzige hohe Bedeutung gewonnen. Er besteht aus dem eigentlichen botanischen Garten, 30 Hektar groß, und einem damit verbundenen Arboretum, 109 Hektar groß, beide mit großartigen Gewächshäusern; in Verbindung mit ihm bestehen eine Bibliothek, ein reiches Herbarium (das größte der Welt), drei botanische Museen und eine Gemäldegalerie (Darstellungen von tropischen Pflanzen), 1882 von Miß North geschenkt. Der Kew-Garten ist die Zentralstelle für die englische Kolonialbotanik und hat als solche eine Anzahl wichtiger Kolonialfloren werke herausgegeben. Außerdem gibt der Garten das »Journal of the Kew Guild«, das »Botanical Magazine«, das »Bulletin of miscellaneous information« und die »Icones plantarum« heraus. Der »Index Kewensis« führt alle bis 1885 publizierten Phanerogamen auf, dazu gehören 2 Supplemente bis 1900. Die Guides sind jetzt für fast alle Abteilungen vorhanden, zum Teil in mehreren Auflagen. Im alten Park von Richmond steht eine Sternwarte (Kew Observatory) mit meteorologischer Station.

Kewanee (spr. kjuēnī), Stadt in der Grafschaft Henry des nordamerikan. Staates Illinois, mit Kohlengruben, Fabriken und (1900) 8382 Einw.

Kewir (Große Salzsteppe), s. Chorasan.

Kexholm, Kreisstadt und Festung in Finnland, im Gouv. Wiborg, am Ausfluß des Wuoxen in den Ladogasee, auf einer Insel, mit (1898) 1325 Einw., die Holz und Granit ausführen. — K., mit einer sehr alten Festung, befand sich 1293—95 in schwedischem, dann zumeist in russischem Besitz, war seit 1617 Hauptort der finnländisch-schwedischen Provinz K., fiel aber 1710 von neuem in die Hand der Russen, die hier die Familie Pugatschews (s. d.) lange gefangen hielten. Seit 1811 gehört K. wieder zu Finnland.

Key, 1) Emil, schwed. Politiker und Schriftsteller, geb. 7. Okt. 1822 auf Ed (Småland), gest. 31. Dez. 1892 in Wisby, studierte 1838—41 in Lund Rechtswissenschaft, widmete sich aber, nach längerm Aufenthalt im Ausland, seit 1848 der Landwirtschaft in seiner Heimatsprovinz, wo er bald eine bedeutende Stellung errang. Auch in der Zweiten Reichstagskammer, der er seit 1867 angehörte, spielte er, neben Ifvarsson (s. d.), als Leiter der Landmannspartei lange eine hervorragende Rolle, legte aber nach dem Rücktritte des Kabinetts Posse (s. d.) sein Mandat nieder und ward 1883 Postdirektor in Helsingborg. Außer den Broschüren »Politiska funderingar af en skandinav« (1849), »Till allmänheten i försvarsfrågan« (1882) und »Till allmänheten i skattefrågan« (1883) veröffentlichte er die größern Arbeiten: »En resebeskrifning« (Stockh. 1846, 2 Tle.); »Försök till svenska tidningspressens historia 1684—1719« (das. 1883); »Anteckningar om Helsingborgs stad och granskap« (Helsingb. 1885).

2) Axel, Mediziner, geb. 25. Okt. 1832 in Småland, gest. 27. Dez. 1901, studierte seit 1848 in Lund, wurde 1852 Lizentiat der Medizin, war 1858—59 Unterchirurg am Serafimerlazarett in Stockholm und studierte dann Histologie in Bonn und pathologische Anatomie in Berlin. 1862 wurde er Professor der pathologischen Anatomie am Karolinischen Institut in Stockholm und 1886—97 war er Rektor dieses Instituts. Seitdem lebte er im Ruhestand. 1882—1887 saß er als Vertreter Stockholms in der Zweiten Kammer des schwedischen Reichstags. K. arbeitete mit Retzius über den feinern Bau des Nervensystems, ferner über Bau und Entwickelung des Bindegewebes, über die pathologische Anatomie des Herzens und der Gefäße, er lieferte experimentelle Unter-

suchungen über die Entzündung der Hornhaut, am bekanntesten aber wurde er durch seine schulhygienischen Untersuchungen, zu denen seine Stellung als Mitglied der Schulkommission die Anregung gab. Er war einer der ersten, der vom Standpunkte des Anatomen und Physiologen groß angelegte und planmäßige Massenuntersuchungen an Schulkindern vornahm, bei denen die gesamte Entwickelung des Organismus berücksichtigt wurde. Seine »Schulhygienischen Untersuchungen« gab Burgerstein in deutscher Bearbeitung heraus (Hamb. 1889), außerdem erschien: »Die Pubertätsentwickelung und das Verhältnis derselben zu den Krankheitserscheinungen der Schuljugend« (Berl. 1890). K. war auch Hauptredakteur der »Nordiskt Medicinskt Arkiv« (seit 1862).

3) Ellen, schwed. Essayistin, geb. 11. Dez. 1849 auf Sundsholm in Småland als Tochter von K. 1), wirkte zuerst als Lehrerin und seit 1883 als Vorleserin im Stockholmer Arbeiterinstitut. Ihre Hauptwerke sind: »Wie Reaktionen entstehen«; »Bilder aus der Frühzeit und dem Mittelalter Schwedens«; die Biographien »Ernst Ahlgren« (1889) und »Anne Charlotte Leffler, duchessa di Cajanello« (1893); »Schwedens modernster Dichter: C. J. L. Almquist« (1897); »Frauenpsychologie und weibliche Logik« (1896); »Essays« (»Tankebilder«, 1898, 2 Bde.; deutsch von Francis Maro, 6. Aufl., Berl. 1905); »In Finnland und Rußland« (1899); »Menschen, zwei Charakterstudien: C. J. L. Almquist, Elisabeth Barrett-Browning und Robert Browning« (1900; deutsch, 3. Aufl., Berl. 1905); »Das Jahrhundert des Kindes« (1900; deutsch, 10. Aufl., das. 1905); »Die Wenigen und die Vielen«, neue Essays (deutsch, 4. Aufl., das. 1905); »Lifslinjer« (1903; deutsch, »über Liebe und Ehe«, Berl. 1904). Sie ist in Tat, Wort und Schrift für radikalen Fortschritt auf jedem Gebiet und besonders für Frauenrecht und Kindererziehung aufgetreten. Es erregte daher großes Aufsehen, als sie 1896 in einem Vortrag und in der Schrift »Mißbrauchte Frauenkraft und natürliche Arbeitsgebiete der Frau« (deutsch, 3. Aufl., Berl. 1905) gegen die Richtung auftrat, die, ohne Berücksichtigung der weiblichen Eigenart, die Frau in männliche Bahnen hineinlenken will. Von den äußersten Frauenrechtlern, Chauvinisten und Reaktionären beständig angegriffen, findet sie unter der Jugend Skandinaviens die begeisterten Verehrer ihrer edlen Persönlichkeit und ihrer hohen Ideale. Rein künstlerisch stehen ihre vielgelesenen Bücher nicht ganz auf der Höhe ihres mündlichen Vortrages; mit den feinsten rednerischen Mitteln versteht sie ihre Zuhörer zu fesseln und zu überwinden. In neuester Zeit (1905) hielt sie auch in Deutschland und Österreich öffentliche Vorträge. Vgl. G. Brandes, Gesammelte Schriften, Bd. 4 (Münch. 1903); Luise Nyström-Hamilton, Ellen K., ein Lebensbild (Leipz. 1904); Neményi, Ellen K. (Berl. 1904).

Key (spr. ki), Francis Scott, der Dichter der nordamerikan. Volkshymne »The Star-spangled Banner«, geb. 9. Aug. 1780 in Maryland, war Rechtsanwalt für den Distrikt Columbia und starb 11. Jan. 1843. Die erwähnte Hymne, die seinen Namen auf die Nachwelt gebracht hat, dichtete er 1814 während des Angriffs der Engländer auf Baltimore. Ein Bändchen Gedichte von ihm erschien 1857. James Lick ließ ihm in San Francisco ein Denkmal errichten.

Key-Inseln, s. Kei.

Keyport (spr. kipört), Stadt im nordamerikan. Staat New Jersey, Grafschaft Monmouth, an der Raritanbai, beliebte Sommerfrische mit Dampferverkehr, Fruchtkonservenbereitung, Handel mit Austern, Krebsen und Fischen und (1900) 3413 Einw.

Keys. et Blas., bei Tiernamen Abkürzung für Alexander Graf Keyserling (s. d.) und Johann Heinrich Blasius (s. d. 2).

Keyser, 1) Hendrik de, niederländ. Architekt und Bildhauer, geb. 1567 in Utrecht, gest. 15. Mai 1621 in Amsterdam, war Schüler von Cornelius Bloemaert und ging später nach Amsterdam, wo er im Dienste der Stadt die Zuiderkirche (1603—18), die Noorderkirche (1620—23), die Westerkirche (1620) und andre monumentale und private Bauwerke im Stile der holländischen Renaissance ausführte. Von seinen in gleichem malerischen Stil ausgeführten Bildwerken sind das Denkmal Wilhelms von Oranien in Delft und das Bronzedenkmal des Erasmus in Rotterdam die hervorragendsten.

2) Thomas de, holländ. Maler, geb. 1596 oder 1597 in Amsterdam als Sohn des Bildhauers Hendrik de K., war daselbst sein Leben lang als Bildnismaler tätig und starb im Juni 1667. Über seine Lebensumstände und über seine Ausbildung ist nichts Sicheres bekannt. Wie seine Werke erkennen lassen, hat er sich jedoch nach den ältern Amsterdamer Malern Aert Pietersz und Cornelius van der Voort gebildet. Mit Hals, Rembrandt und van der Helst gehört er zu den ausgezeichnetsten Porträtmalern der holländischen Schule. Er verbindet außerordentliche Klarheit der Färbung und ein feines koloristisches Gefühl mit Energie der Auffassung und Schärfe der Zeichnung. Seine Hauptwerke sind: ein Schützenstück von 1633 (Stadthaus in Amsterdam), zwei Gruppenbildnisse (Reichsmuseum daselbst), die vier Bürgermeister (1638, im Haag), die Bildnisse eines ältern Mannes und seines Sohnes und einer ältern Frau und ihrer Tochter, beide Paare als Stifter eines Altarbildes dargestellt, die Bildnisse eines Ehepaares mit seinen Söhnen und Töchtern (im Berliner Museum) und eine Frau mit einem jungen Mann an einem Tisch (1650, Münchener Pinakothek).

3) Jakob Rudolf, norweg. Historiker und Sprachforscher, geb. 1. Jan. 1803 in Christiania, gest. 8. Okt. 1864, ward an der dortigen Universität, nachdem er 1825—27 auf Island altnordische Sprachstudien betrieben, 1828 Dozent und 1837 Professor der Geschichte. Außer mehreren kritischen Ausgaben altnordischer Texte (in Gemeinschaft mit C. R. Unger) veröffentlichte er die vorzüglichen Urkundensammlungen und Schriften: »Norges gamle love indtil 1387« (mit P. A. Munch, Christ. 1846—49, 3 Bde.); »Nordmändenes Religionsforfatning i Hedendommen« (1847); »Den norske Kirkes Historie under Katholicismen« (1856—58, 2 Bde.). Nach seinem Tode erschienen: »Efterladte Skrifter« (1866—67, 2 Bde.), »Norges Historie« (bis 1387 reichend, 1866 bis 1870, 2 Bde.) und »Samlede Afhandlinger« (1868), sämtlich von O. Rygh herausgegeben.

4) Nicaise de, niederländ. Maler, geb. 26. Aug. 1813 in Sandvliet bei Antwerpen, gest. 17. Juli 1887 in Antwerpen, besuchte die Kunstakademie daselbst und unternahm dann mehrjährige Reisen nach dem Auslande. 1834 malte er eine Kreuzigung Christi für eine katholische Kirche in Manchester, wendete sich aber nach mehreren andern Versuchen in der religiösen Malerei der vaterländischen Geschichte zu. Eine seltene Begabung, das Schlachtengetümmel übersichtlich zu komponieren, ein fleißiges Naturstudium, großartige Auffassung, kühne, aber korrekte Zeichnung und energische Farbengebung erwarben K. schnell einen Na-

men. Seiner ersten Periode gehören die Darstellungen der Schlachten von Kortryk (1836), von Worringen (1839, im Museum zu Brüssel) und von Nieuport an. Später wandte sich K. auch dem historischen Genre zu, büßte jedoch die frühere Kraft und Frische bei dem Streben nach Eleganz und äußerm Farbenprunk ein. Von diesen spätern Werken sind zu nennen: Justus Lipsius, vor dem Erzherzog Albrecht und der Infantin eine Vorlesung haltend; Rubens' Atelier; des Kaisers Maximilian Besuch bei Memling; der Giaur (1845, Nationalgalerie in Berlin); Kolumbus, vom Pöbel verspottet; Tasso und seine Schwester in Sorrent; der Tod Marias de' Medici (1845, Nationalgalerie in Berlin); der blinde Milton, seinen Töchtern das »Verlorne Paradies« diktierend; Karl V., die christlichen Sklaven in Tunis befreiend. K. malte auch Bildnisse und schmückte 1864—66 das Treppenhaus des alten Antwerpener Museums mit Gruppen belgischer Künstler in matter Ölmalerei auf Leinwand. Seit 1855 war er Direktor der Kunstakademie in Antwerpen.

Keyserling, Alexander, Graf, Reisender, geb. 15. Aug. 1815 auf Kabillen in Kurland, gest. 8. Mai 1891 in Dorpat, studierte Naturwissenschaften in Berlin, wo er durch seinen Bruder Hermann mit Bismarck bekannt wurde, und begleitete Murchison und de Verneuil auf ihren Reisen in Rußland. Er veröffentlichte: »Russia and the Ural« (Lond. 1845); »Beobachtungen auf einer Reise in das Petschoraland im J. 1843« (mit P. v. Krusenstern, Petersb. 1846) und schrieb mit Blasius: »Die Wirbeltiere Europas« (1. Buch, Braunschw. 1840). Vgl. die von seiner Tochter Helene Freifrau v. Taube von der Iffen herausgegebenen Werke: »Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander K.« (mit Biographie vom Grafen L. Keyserling, Stuttg. 1894) und »Graf Alexander K., ein Lebensbild« (Berl. 1902, 2 Bde.).

Key-stone State (spr. kī-stōn stēt, »Schlußsteinstaat«), der Staat Pennsylvanien, weil er der führende Hauptstaat war, als die Konstitution der Vereinigten Staaten angenommen wurde.

Key West (spr. kī), Hauptstadt der Grafschaft Monroe im nordamerikan. Staat Florida auf dem Nordwestende der gleichnamigen Insel, die in der 320 km langen Kette der Keys oder kleinen Korallen-inseln und Riffe südöstlich und südwestlich von Florida die wichtigste und von Havana 176 km entfernt ist, mit durch das Fort Taylor geschütztem, gutem Hafen, einer vereinsstaatlichen Marinestation und starkem Dampferverkehr nach New York und Westindien. Seiner gleichmäßigen Temperatur halber wird es viel als Winteraufenthalt aufgesucht. Von den Einwohnern (1900: 17,114) sind 5562 Farbige. Haupterwerbszweige sind Tabakverarbeitung, Schwammfischerei, Schildkrötenfang, Salzbereitung und das Bergen der 40—50 Schiffe, die hier jährlich scheitern. Der Name soll aus dem spanischen Cayo Hueso (Knocheninsel) entstanden sein, nach den zahlreichen Menschenknochen, welche die spanischen Entdecker hier vorfanden.

Keyx (spr. kē-ūks), Gemahl der Halkyone (s. d.).

Kézdi-Vásárhely (spr. késdi-vásárhelj), Szeklerstadt mit geordnetem Magistrat im ungar. Komitat Háromszék (Siebenbürgen), Endstation der Bahnlinie Kronstadt-K., mit Minoritenkloster samt Gymnasium, reformierter Kirche, lebhafter Industrie (Spiritusfabriken, Möbel- und Wollindustrie), Handel, Gerichtshof, Kunsttischlerschule, mehreren Wohltätigkeitsanstalten (Rudolfspital, Elisabethwaisenhaus und Stephanieasyl) und (1901) 5638 magyar. (römisch-katholischen und reformierten) Einwohnern.

kg, Abkürzung für Kilogramm.

kgm, Abkürzung für Kilogrammeter (Meterkilogramm).

Kh in orientalischen Namen und Wörtern, stellt unser ch dar. Wörter, in denen kh vorkommt, sind hier unter den entsprechenden Artikeln mit h, ch oder k zu suchen, z. B. Khandschar unter Handschar, Khatîb unter Chatîb, Khalifat unter Kalifat.

Khadi, aus gröbern Baumwollengarnen hergestellte Gewebe in Bombay, dienen zu Bekleidungszwecken und Bettdecken für die ärmere Bevölkerung.

Khaibar, Paß, s. Chaiber.

Khairpur (Chairpur), Tributärstaat in der Provinz Sind der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay, 15,822 qkm groß, mit (1901) 199,565 Einw. (meist Mohammedaner), einer großen Alluvialebene, die im Bereich des die Westgrenze bildenden, 5 Kanäle speisenden Indus Getreide, Tabak, Indigo, Baumwolle erzeugt und Schafweiden (Ausfuhr von Wolle) gibt, sonst aber Sandwüste ist, aus der jedoch viel Natron ausgeführt wird. Der Hauptort K., 22 km östlich vom Indus an einem Kanal, ist Sitz des Mîr, dessen Einkünfte 57,000 Pfd. Sterl. betragen, und hat (1899) 6240 Einw.

Khaki (pers., »erdfarbig«), leichtes Gewebe, schon früher in der englisch-ostindischen Armee verwendet, von Farben, die leicht im Gelände verschwinden, wie grau, grünlich ꝛc. Die Anwendung des K. ist sehr ausgebreitet. Vgl. Theis, K. auf Baumwolle und andern Textilstoffen (Berl. 1903).

Khaki, See, s. Chaki.

Khalcha, chines. Stadt, s. Kalgan (s. d.).

Khalibi (Halibiu), Ellenmaß in der Walachei für Tuch und Seidenwaren = 68,25 cm und in der Moldau für Wollwaren = 67,13 cm.

Khalifen, s. Kalifen.

Khalka, Mongolenstamm, s. Chalcha.

Kham, die südöstlichste Provinz von Tibet, im S. von Assam und Oberbirma begrenzt, eine von hohen Gebirgen durchzogene Hochfläche mit Pässen über 3600 m, der Bereich der Oberläufe des Salwen und Mekong, bewohnt von den wilden Stämmen der Abor, Mischmi, Tsaron, Latong, Lubse (ca. 640,000), die in einigen Gebirgstälern Gerste, Reis und Gemüse bauen, meist aber nomadisierend Viehzucht, namentlich Schafzucht, treiben. Wolle ist einer der vornehmsten Handelsartikel. Etwas Gold, Silber und Kupfer wird in den Flußtälern gewonnen. Eine Handelsstraße von Sz'tschwan nach Lhassa durchzieht die Provinz.

Khambat, ostind. Stadt, s. Cambay.

Khamgaon, Handelsplatz in der britisch-ind. Provinz Berar (s. d.).

Khâmti, Völkerschaft im nördlichsten Oberbirma, an den Quellflüssen des obern Irawadi und in Assam, ein Zweig der Tai (s. d.), von dunkler Gesichtsfarbe und den Chinesen ähnlich; sie sind Buddhisten, fügen sich der Stammesordnung und sind gewerblich sehr geschickt. Sie drangen 1780—90 in Assam ein; 1839 erhoben sie sich gegen die englische Regierung, die sie 1843 anerkannten. Vgl. Dalton, Ethnology of Bengal (Kalk. 1872). Eine Grammatik der Khâmtisprache hat Needham (Rangun 1894) verfaßt.

Khan, soviel wie Chan.

Khanal, s. Kanan.

Khandesch, Landschaft, s. Kandesch.

Khandschar, s. Handschar.

Khanpur (engl. Cawnpore), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (6138 qkm mit [1891] 1,181,396

Einw.), in der Division Allahabad der britisch-ind. Nordwestprovinzen, rechts am Ganges, am östlichen Gangeskanal und an der Allahabadbahn, Ausgangspunkt der nach Audh führenden Bahn, mit Gedächtniskirche und schönen öffentlichen Gärten mit Denkmälern für die von Nana Sahib 1857 ermordeten britischen Gefangenen, großer Militärlederwerkstätte in dem alten Fort und (1901) mit der starken Garnison auf dem linken Flußufer 197,000 Einw. (3/4 Hindu, etwa 1/4 Mohammedaner), die berühmte Juwelier- und Lederarbeiten sowie Baumwollwaren herstellen und bedeutenden Handel mit Getreide sowie mit allen Erzeugnissen Europas, Chinas und Indiens treiben.

Kharbin (Charbin), Stadt in der chines. Mandschurei am rechten Ufer des Sungarifl., erst 1896 gegründet, um als Eisenbahnknotenpunkt für die Transmandschurische und Ostchinesische Eisenbahn zu dienen, früher ein elendes Dorf mit wenigen Hütten, jetzt (1902) eine Stadt von über 20,000 Einw. Die neue Anlage ist ausschließlich von den Russen betrieben, die dazu eine Fläche von 33 Quadratwerst angekauft haben. Die Stadt zerfällt in drei Teile: Alt-K., Neu-K. und die Hafenstadt. Alt-K. war die erste Niederlassung aus Lehmhäusern für die Zwecke des Bahnbaues, wozu einige Handelshäuser und eine kleine Kirche gekommen sind. In Neu-K., dem eigentlichen Zentrum, auf einer vor dem Fluß geschützten Hochfläche gelegen, ist alles in der Entwickelung begriffen; etwa 300 Steinhäuser für die Eisenbahnverwaltung, Post und Telegraphie, Hospitäler, Beamtenwohnungen, Hotels 2c. bestimmt. Die Straßen sind noch sehr schlecht. In der Hafenstadt am Fluß befinden sich die Fabriken und Werkstätten für die Eisenbahn, viele kaufmännische Niederlassungen, der Sitz der Polizei 2c.; hier herrscht das meiste Leben. Der Handel liegt fast ausschließlich in den Händen der Chinesen. Im russisch-japan. Krieg war K. einer der Hauptstützpunkte der russischen Armee.

Kharthli, s. Karthli.

Khartum, Stadt, s. Chartum.

Kharub (Karube, Corrobus), frühere tunes. Rechnungsmünze, = 1/18 Piaster, zu 3 1/4 Asper; es wurden Bronzemünzen zu 3 und 1 1/2 K. geprägt.

Khas, ostind. Sprache, s. Gorkha.

Khasi- und Dschaintiaberge (Cassiaberge), Distrikt der britisch-ind. Provinz Assam, 15,946 qkm mit (1891) 197,904 Einw. (meist Naturanbeter), besteht aus welligen, dicht begrasten und wohlbewässerten Hochebenen; die höchsten Erhebungen (Mount Shillong 1963 m) sind mit prächtigen Waldbäumen bedeckt. Das Klima ist feucht und mild. Unerschöpfliche Lager von höhlenreichem Kalkstein werden für Bengalen ausgebeutet, außerdem vortreffliche Kohle und Eisen. Gebaut werden Reis, Mais und für die Ausfuhr Kartoffeln, Orangen, Ananas, Betelnüsse u. a., neuerdings auch Tee. Der Handel wird durch gute Straßen gefördert. Die Dschaintiaberge und ein Teil der Khasiberge (5594 qkm) stehen unmittelbar unter dem in Shillong (s. d.) residierenden englischen Chief Commissioner von Assam, während die 25 demokratischen Khasistaaten unter erwählten Häuptlingen stehen. Das Schulwesen ist fast ganz in den Händen der staatlich unterstützten wesleyanischen Mission. Grammatiken der wahrscheinlich zu der monanamischen Sprachfamilie gehörigen Khasisprache lieferten H. C. v. d. Gabelentz (in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1858, mit Wörterbuch) und Roberts (Lond. 1891). Vgl. Schott, Die Cassiasprache im nordöstlichen Indien (Berl. 1859); E. Kuhn, Beiträge zur Sprachenkunde Hinterindiens (in den Sitzungsberichten der Bayrischen Akademie, 1889).

Khata, s. Flughuhn.

Khatmandu, ostind. Stadt, s. Kathmandu.

Khaya *Juss.*, Gattung der Meliazeen mit der einzigen Art K. senegalensis *Juss.* (Cail cedra), ein großer, schöner Baum mit gefiederten Blättern, elliptischen oder länglichen kahlen Blättchen, am Ende der Zweige gedrängt beisammenstehenden Blütenrispen und kugeliger, holziger Kapsel mit zahlreichen flachen, geflügelten Samen. Der Baum wächst im tropischen West- und Ostafrika, Mittelamerika, im Seengebiet, Nyassaland 2c. Das dem Mahagoni ähnliche harte, rotbraune Holz kommt als Kailzedra-, Gambiamahagoniholz in den Handel.

K. H. B., bei Pflanzennamen Abkürzung für Karl Sigismund Kunth (s. d.), Alexander v. Humboldt (s. d.) und Aimé Bonpland (s. d.).

Khedive, s. Chedive.

Khelat, Landschaft, s. Kelat.

Khereddin Barbarossa (Chaireddin B.), s. Barbarossa 2).

Khereddin Pascha, s. Chaireddin Pascha.

Khetschua, Indianervolk, s. Quichua.

Khevenhüller (Khevenhiller), österreich. Adelsgeschlecht, das der Familientradition nach im 11. Jahrh. aus Khevenhüll (bei Beilngries in der Oberpfalz) in Kärnten einwanderte, aber erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. urkundlich nachweisbar ist. Johanns (V., gest. 1486) Sohn Augustin (gest. 1519) hinterließ sechs Söhne, von denen Christoph Stifter der ältern Frankenburger, Siegmund der der ältern Hochosterwitzer Linie wurden, so benannt nach den Hauptherrschaften: Frankenburg in Österreich, Hochosterwitz in Kärnten. Die jüngere Frankenburger Linie knüpft sich an Christophs Urenkel Franz Christoph (s. unten), die jüngere, jetzt fürstliche, Hochosterwitzer Linie an Johann Joseph (gest. 1776), der als Gemahl der Erbtochter des Grafen von Metsch den Namen K.-Metsch annahm und 1763 die Reichsfürstenwürde erhielt. Sie blieb die überlebende, während die Frankenburger 1817 mit Graf Hugo Anton erlosch. Jetziges Haupt ist Fürst Karl von K.-Metsch (geb. 19. Dez. 1839), erbliches Mitglied des Herrenhauses. Vgl. Czerwenka, Die K. (Wien 1867). Die bedeutendsten Vertreter der Frankenburger Linie sind:

1) Bartlmä (Bartholomäus), geb. 22. Aug. 1539 in Villach, gest. 16. Aug. 1613, zweiter Sohn aus der ersten Ehe Christophs mit Elise von Mansdorf. Er machte große Reisen nach Frankreich, Spanien, Italien und Palästina, über die er sorgfältiges Tagebuch führte. Auch an einem Feldzuge gegen die Türken nahm er teil und kehrte erst 1565 zurück, um der Verwaltung seiner Güter zu leben. Aus drei mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegneten Ehen überlebten ihn nur drei Söhne, Franz Christoph, Hanns und Bernhard. Ein eifriger, aber streng loyaler Protestant, zeitweilig der Führer der Kärntner Evangelischen, hinterließ er eine »Ermahnung« an seinen Sohn, ein interessantes Denkmal rechtschaffener und kluger Denkungsart.

2) Franz Christoph, der dritte Sohn des vorigen, geb. 21. Febr. 1588 in Klagenfurt, gest. 13. Juni 1650 in Baden bei Wien, begann, 1613 mit Barbara E. v. Teuffel vermählt, seine politische Laufbahn 1616 als Botschafter am spanischen Hofe, kam 1631 mit der spanischen Braut des Thronfolgers nach Österreich, wurde Obersthofmeister der Kaiserin und

mit allerhand neuen diplomatischen Sendungen betraut. Auch das Generalat der windisch-kroatischen Grenze bekleidete er vier Jahre hindurch. Daneben verfaßte er die »Annales Ferdinandei« (gedruckt, aber nur bis 1622 reichend, Regensb. u. Wien 1640 bis 1646, 9 Bde. Fol.; vollständig Leipz. 1716—26, 12 Bde.), die Geschichte Ferdinands II. von seiner Geburt bis zu dessen Tode (1578—1637), in deutscher Sprache. Eine im Manuskript vorhandene Selbstbiographie benutzte Stülz, Jugend- und Wanderjahre des Grafen Fr. Chr. v. K. (im »Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen«, 1850). Über ihn und den vorigen vgl. A. Wolf, Geschichtliche Bilder aus Österreich, Bd. 1 (Wien 1878).

3) Hanns, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 30. Mai 1597 in Klagenfurt, gest. 4. Aug. 1632, erbte nach dem Tode seines Vaters Bartlmä die Kärntner Güter der Frankenburger Linie, ehelichte 1624 die Tochter Bartlmäs Freiherrn v. Dietrichstein und entschloß sich 1629 um des Glaubens willen auszuwandern. Er trat im Sommer 1631 in schwedische Dienste; überdies hatte er dem König Gustav Adolf mit bedeutenden Darlehen ausgeholfen.

4) Ludwig Andreas, Graf von, Enkel Franz Christophs, geb. 11. Nov. 1683, gest. 26. Jan. 1774, trat früh in österreichische Kriegsdienste, kämpfte unter Prinz Eugen bei Peterwardein 1716 und vor Belgrad. In Italien übernahm er 1734 nach dem Tode des Generals Merch den Oberbefehl über die Armee. 1736 wurde er Feldmarschall, Geheimrat und kommandierender General in Slawonien. Im türkisch-russischen Krieg, in den Österreich als Verbündeter Rußlands verwickelt ward, führte K. 1737 die Kavallerie, und lieferte beim Rückmarsch hinter den Timok mit 4000 gegen 28,000 Mann das Gefecht bei Radojavacz. Im Österreichischen Erbfolgekrieg setzte er 1741 Wien in Verteidigungszustand, eroberte im Winter 1741/42 Linz und Passau, säuberte ganz Österreich vom Feinde und drang in zwei Kolonnen in Bayern ein. Mit gleichem Glücke kämpfte er gegen Maillebois, besetzte Bayern, das er 1742 hatte räumen müssen, im nächsten Jahre aufs neue und schloß 27. Juni den Vertrag von Niederschönfeld, wodurch Österreich die Besetzung Bayerns gesichert ward. Noch in demselben Jahre drang er durch Schwaben an den Rhein zur Armee Karls von Lothringen vor. Der Übergang über diesen Fluß mißglückte jedoch, und damit schloß die militärische Laufbahn Khevenhüllers. Er schrieb: »Reglement und Ordnung der kaiserlichen Infanterie« (Wien 1737) und »Kurzer Begriff aller militärischen Operationen« (das. 1756). Seine interessanten tagebuchartigen Aufzeichnungen aus der Zeit von 1752—67 wurden auszugsweise bearbeitet von A. Wolf u. d. T.: »Aus dem Hofleben Maria Theresias« (2. Aufl., Wien 1859). Vgl. Graf Thürheim, Feldmarschall Ludwig Andreas, Graf von K.-Frankenburg (Wien 1878).

Khitan (Kidani, Kathai), Tunguſenstamm, waren unter Yé lü Apaochi (Apaokhi, gest. 926) über den Amur und Liao bis an die Nordostgrenze Chinas vorgedrungen und gründeten 907 in Schansi ein Reich, dessen Fürst unter dem Namen Tai Tsu 916 die Liao-Dynastie (unter diesem Namen offiziell seit 937) stiftete, die bis 1125 das Gebiet vom Amur bis nach Nordtschili, vom Golfe von Liaotung bis an die Wüste Gobi beherrschte. Die Chinesen bedrängend, wurden sie selbst durch die Kin (s. d.) gestürzt, rächten sich aber dadurch, daß sie von 1211 an den die Kin bedrängenden Mongolen nach Kräften die Wege ebneten. Ein Zweig, der westwärts geflohen war, gründete kurz nach 1125 in Mittelasien unter Yé lü Ta schi das Reich der Kara Khitai (schwarzen K.) oder die Dynastie der westlichen Liao, die ihrerseits wieder durch den Naiman-Mongolen Kuschlek 1201 vernichtet wurde; s. Johannes der Priester, und China, S. 49. Vgl. Helmolt, Weltgeschichte, Bd. 2 (Leipz. 1902).

Khiwa, s. Chiwa.

Khlesl (auch Klesel), Melchior, österreich. Staatsmann, geb. 1552 in Wien als Sohn eines protestantischen Bäckers, gest. daselbst 18. Sept. 1630, trat, von den Jesuiten bekehrt, im 16. Jahre zur katholischen Kirche über, vollendete seine Studien am Wiener Jesuitenkolleg und in Ingolstadt, ward 1579 Dompropst in Wien, Kanzler der Universität und 1580 Offizial des Bischofs von Passau im Land unter der Enns, 1588 Verwalter des Bistums Neustadt und 1598 zugleich Bischof von Wien. Mit größtem Eifer und erfolgreicher Energie bekämpfte er die Protestanten und stellte die verfallene und erschlaffte katholische Kirche in Österreich wieder her. 1599 trat er in die Dienste des Erzherzogs Matthias, als dessen Kanzler er die wichtigsten Geschäfte fast in souveräner Selbständigkeit leitete. Als Haupt der katholischen Ständepartei brachte er 1606 das Bündnis der Erzherzoge gegen Kaiser Rudolf zustande. Nachdem dieser gestorben und Matthias Kaiser geworden war, stieg die Macht des Kanzlers, der 1615 Kardinal wurde. Als es sich aber 1618 darum handelte, ob man den Böhmen nachgeben oder es auf einen großen Krieg ankommen lassen wolle, und K. zur Nachgiebigkeit riet, entledigten sich die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian seiner, indem sie ihn 20. Juni 1618 in der Burg gefangen nehmen und nach dem Schloß Ambras in Tirol abführen ließen, wo er mehrere Jahre blieb, bis die päpstliche Kurie ihn 1622 als Kardinal der römischen Kirche vor ihre Gerichtsbarkeit forderte. In Rom wurde er aber entlassen und kehrte 1627 in die Heimat zurück, nachdem ihn Ferdinand II. 1623 schuldlos erklärt hatte. Vgl. Hammer-Purgstall, Khlesls Leben (Wien 1847—51, 4 Bde.); Kerschbaumer, Kardinal Klesel (Wien 1865); »Klesls Briefe an K. Rudolfs II. Oberſthofmeister Adam Frh. von Dietrichstein 1583—1589« (hrsg. von Bibl, Wien 1900).

Khmer, eins der Hauptvölker der ältern Zeit Hinterindiens in Kambodscha und im südlichen Siam, vielleicht Hindu, von dem die wahrscheinlich aus dem 6.—15. Jahrh. stammenden großartigen Ziegelsteinbauten herrühren, namentlich zu Angkor-Vat (s. Angkor), gewaltige Tempel, Paläste, Säulengänge, riesige, in Stufen abfallende Türme ꝛc., jetzt sämtlich in Ruinen. Die häufig wiederkehrende Lotosblume, Bilder von Siwa und Wischnu lassen indischen Einfluß erkennen, im Innern der Tempel stehen aber Buddhafiguren. Vgl. Indische Kunst (S. 802 und Literatur).

Khnopff, Ferdinand, belg. Maler und Bildhauer, geb. 12. Sept. 1858 in Grembergen bei Brüssel, studierte anfangs die Rechte, widmete sich aber bald bei dem Brüsseler Maler Mellery der Kunst und setzte dann seine Studien bei J. Lefebvre in Paris fort, der aber geringern Einfluß auf ihn übte als der mystisch-phantastische G. Moreau, A. Stevens und namentlich Burne-Jones. Von dem letztern hat er die Vorliebe für zarte, schlanke Mädchengestalten mit schmalwangigen, langgezogenen Gesichtern und großen, geheimnisvoll blickenden Augen angenommen, während seine dünne, fast durchsichtige, email- oder elfenbeinartige Malweise teils ebenfalls an Burne-Jones, teils an die Niederländer des 15. Jahrh. er-

innert. Nachdem K. wieder seinen Wohnsitz in Brüssel genommen, entfaltete er eine lebhafte Tätigkeit in Bildnissen, mythologischen, symbolischen und allegorischen Einzelfiguren, Landschaften, Zeichnungen und plastischen Arbeiten, die trotz ihrer bisweilen barocken Gestaltung und ihrer oft rätselhaften Bedeutung zahlreiche Verehrer gefunden haben. K. liebt es, seine Mädchenköpfe nur bis zum Haaransatz zu zeigen, weil er die Hauptwirkung nur in dem Ausdruck der Augen und in dem feinern Spiel der Lippen sucht (s. Tafel »Bücherzeichen I«, Fig. 2). Das verleitet ihn, bei plastischen Werken, besonders bei Büsten, die obere Schädeldecke glatt abzuschneiden. Von letztern sind besonders der Kopf einer Sibylle mit geschlossenen Augen und der in Elfenbein geschnitzte und mit Bronze eingefaßte Kopf einer Medusa, von seinen Malereien die symbolischen Bilder Weihrauch, Einsamkeit, ein Opfer, der Wächter, in Erwartung und I lock my door upon myself (in der Neuen Pinakothek zu München) hervorzuheben. Am erfreulichsten sind seine fein empfundenen Stimmungslandschaften, deren Motive meist den belgischen Ardennen entnommen sind.

Khoi-Khoin, s. Hottentotten.

Khoji, soviel wie Sucher oder Verfolger, indische Bezeichnung für eine Kaste von Menschen, die sich durch eine ungeheure Findigkeit in der Entdeckung und Verfolgung von Spuren der Diebe auszeichnen.

Khokan, Landschaft, s. Chokand.

Khond (Kondh, Kand), drawid. Volksstamm in Britisch-Indien, in den Bergwäldern von Orissa (Bengalen) und von Gandscham und Wizagapatam (Madras), in drei Klassen zerfallend: Betiah oder Söldlinge, Beniah, die eine Abgabe für das Ackerland zahlen, und Maliah, Bergbewohner in großer Unabhängigkeit. Früher ermordeten sie alle Mädchen gleich nach der Geburt und holten sich Weiber aus den Nachbarstämmen. Jetzt sind nur noch kleine Reste im ursprünglichen Zustand, viele haben sich mit den niedern Hindukasten vermischt, auch bilden sie ein Hauptkontingent der Truppen indischer Vasallenfürsten. Vgl. Campbell, Thirteen years service amongst the wild tribes of Khondistân (Lond. 1863); Smith, Grammar of the K. language (Cullack 1876).

Khorsabad, s. Chorsabad.

Khosroës, s. Chosroes Nuschirwan.

Khrumir, Volk, s. Krumir.

Khuen-Héderváry, Karl, Graf, ungar. Staatsmann, geb. 23. Mai 1849 in Freiwaldau (Oberschlesien), war kurze Zeit beim Agramer Gericht tätig, begann in den 1870er Jahren seine öffentliche Laufbahn im Veröczer Komitat und wurde früh in den Agramer Landtag gewählt, von wo er als kroatischer Abgeordneter in den ungarischen Reichstag gelangte. 1879 wurde er zum Obergespan des Raaber Komitats ernannt, wo er zur Zeit der Überschwemmungen administrative Talente bewies. 1883 wurde er zum Ban von Kroatien, Slawonien und Dalmatien erhoben, ein Amt, das er fast 20 Jahre bekleidete. Als Ban schuf er sich eine verläßliche Regierungspartei und suchte dem ungarischen Staatsgedanken Kraft und Ansehen zu verleihen. Bemerkenswert sind seine Reformen auf dem Gebiete der Verwaltung und des Unterrichts. Die mit starker Hand gefaßte Opposition dagegen klagte insbesondere über strenge Zensur der Presse, Beeinflussung der Wahlen und Verletzung des Versammlungsrechtes. In neuester Zeit beteiligte er sich auch an den ungarischen Bewegungen. Im Mai 1892 sprach er im Oberhaus gemäßigt, aber nachdrucksvoll für die kirchenpolitischen Entwürfe des Ministeriums. Als ihm im Juni 1894 von der Krone der Auftrag zur Neubildung des Ministeriums ward, lehnte ihn die liberale Partei ab. Ein gleiches Schicksal widerfuhr ihm Anfang 1895, als er, nach Entlassung Wekerles, von der Krone wieder zur Bildung eines Ministeriums berufen wurde. In den letzten Jahren seiner Banustätigkeit wurde die Stimmung in Kroatien erregter; das Nichtzustandekommen des ungarischen Ausgleichs hatte auch finanzielle Übelstände zur Folge und die Verarmung des Landes griff um sich. Als dann 1903 infolge des Ex-lex-Zustandes sich die parlamentarische Lage auch in Ungarn verwirrte, übertrug die Krone Ende Juni 1903 dem Grafen zum drittenmal die Ministerpräsidentschaft; er behielt das Kabinett seines Vorgängers Széll bei. Sein Abgang von Kroatien gestaltete sich stürmisch: wegen offenen Aufstandes mußte der Belagerungszustand verkündigt werden. Doch in Ungarn zeigte sich Graf K. entgegenkommend und gelobte, die Verfassung und Hausordnung des Parlaments zu respektieren. Mit vieler Mühe gelang es ihm denn auch, Franz Kossuth zum Aufgeben der Obstruktion zu bewegen. Aber die Radikalen der 1848er Partei widersetzten sich dem und ließen Kossuth samt dem Kompromiß im Stich. Der Sturz Khuen-Héderváry gestaltete sich infolge der Aufdeckung einer Bestechung, die sein Freund Graf Lad. Szapáry auf eigne Faust ungeschickt versucht hatte, in öffentlicher Sitzung höchst dramatisch; die Abdankung erfolgte 10. Aug. Die sofort eingesetzte Untersuchungskommission sprach indes den Grafen frei. Er war mittlerweile (im Juli) in Temesvár zum Deputierten gewählt worden und nahm an den Sitzungen des Hauses auch weiterhin teil. Als die Kabinettsbildung des Grafen Tisza mißlungen war, betraute ihn die Krone abermals mit der Regierung (22. Sept.), diesmal unter noch schwierigern Verhältnissen. Die Obstruktion ließ ihn kaum zum Wort gelangen. Als er 29. Sept. eine in die Rechte Ungarns eingreifende Rede des österreichischen Ministerpräsidenten v. Koerber bloß akademisch zurückwies, ward er von seiner eignen Partei im Stich gelassen und erhielt 8. Nov. den erbetenen Abschied. Am 3. März 1904 wurde er im Kabinett seines Nachfolgers Tisza zum Minister a latere und bald darauf zum Kanzler des Stephansordens ernannt. Er beteiligte sich abermals an dem Kampfe mit der parlamentarischen Obstruktion, dankte aber 1. Febr. 1905 samt dem Kabinett infolge des Ausganges der Neuwahlen ab. Sein Wirken in Kroatien schildert: »Graf K.-H. und seine Zeit« (1903).

Khulm, Landschaft, s. Chulm.

Khungfutse, s. Konfutse.

Khuttar, s. Dolch.

Khutu (Kutu), Landschaft in Deutsch-Ostafrika, durch die Landschaft Usaramo vom Indischen Ozean getrennt, im S. durch den Ruaha und Rufidschi begrenzt und vom Mgeta, einem der beiden Quellflüsse des Kingani, durchflossen, gegen NW. begrenzt von den Rekutubergen. Das Klima ist feucht und nebelig infolge des Anpralls der Seewinde gegen das Gebirge und daher sehr ungesund; dafür ist aber die Vegetation um so üppiger. Die Bewohner, die Wakhutu, sind infolge der früher unter ihnen verübten Sklavenjagden scheu und heruntergekommen. Sie wohnen in elenden Dörfern und niedrigen Hütten, die inmitten manshohen Grases angelegt sind, um die Flucht zu erleichtern. Hauptprodukte sind Tabak und Kautschuk. Die großen Handelsstraßen von Bagamoyo, Dar es Salam und Mbomi nördlich von der

Rufidschimündung nach Tabora durchschneiden das Land; ein wichtiger Rastplatz für die Karawanen ist Mgun, am Ostfuß des Rufutugebirges, über das hier der Mabrukipaß führt. S. Karte »Deutsch-Ostafrika«.

Khyber, Paß, s. Chaiber.

Kiabookah, s. Ambohimanasser.

Kiachta, Handelsplatz im Kreis Werchne-Udinsk des asiatisch-russ. Gebietes Transbaikalien, dicht an der chinesischen Grenze, unter 30° 19′ nördl. Br. und 106° 40′ östl. L., 732 m ü. M., nur 200 m vom chinesischen Stapelplatz Maimatschin (s. d.) entfernt, bildet die Vor- oder Unterstadt, zu der 4 km nördlicher gelegenen Festung Troitzkosawsk (s. d.), mit der K. durch eine vorzügliche Straße verbunden ist. K. ist von hölzernen Mauern und Bastionen eingeschlossen, hat eine breite, aus zwei Reihen stattlicher Steinhäuser gebildete Hauptstraße, einen mächtigen Kaufhof und etwa 5000 Einw. Im Vertrag von Nertschinsk (1689) als einziger russischer Grenzhandelsplatz bestimmt, wurde K. der Mittelpunkt des chinesisch-russischen Handels. Berühmt war die seit 1727 bestehende Dezembermesse, durch deren Vermittelung allein der sogen. Karawanentee nach Europa gelangte; doch ist der Handel sehr zurückgegangen, seitdem der Vertrag von Peking 1860 die ganze russisch-chinesische Küste dem Verkehr freigab und chinesische Häfen den russischen Schiffen eröffnete, so daß 1898 die Einfuhr aus China etwa 21 Mill. Rubel betrug, davon Tee fast 20 Mill. Rub., dann Seide, Seiden- und Baumwollwaren, die Ausfuhr aus Rußland etwa 1 Mill. Rub. (Tuch, Pelzwerk, Leder). K. wird von der russischen Steppenpost nach Peking berührt und hat telegraphische Verbindung ebendorthin.

Kiama, Negerreich, s. Borugeru.

Kiama, Hafenstadt im britisch-austral. Staat Neusüdwales, mit Sydney durch Eisenbahn verbunden, in einem reichen Kohlengebiet, mit (1901) 1773 Einw., die lebhaften Handel mit Milch, Butter, Speck und Schinken nach Sydney treiben.

Kiang, siamesisches Hohlmaß, s. Kijen.

Kiang (Halbesel), s. Esel.

Kiang (chines.), Fluß, Strom.

Kiangnan, früheres chines. Generalgouvernement, die Provinzen Kiangsu und Nganhwei umfassend.

Kiangri (Kjankari, Tschengri), Hauptstadt eines Liwas im kleinasiatischen Wilajet Kastamuni, an einem linken Zufluß des Kisil Irmak, hat Handel mit Salz (in der Nähe Raubbau auf Steinsalz), Wolle, Gelbbeeren und 16,200 Einw. Die Stadt wurde im März 1902 durch ein Erdbeben zerstört. K. ist das antike Gangra, Residenz einer paphlagonischen Dynastie, mit Burgruinen und Felsgräbern.

Kiangsi, Provinz im mittlern China, südlich vom Yangtsekiang, hat ein Areal von 179,500 qkm mit 20½ Mill. Einw. (114 auf 1 qkm). Die Provinz umfaßt das Becken des Kankiang, der in einem Delta in den Poyansee mündet. Der südliche Teil ist Hügelland, aber selbst hier fruchtbar und bringt große Mengen Reis, Weizen, Seide, Baumwolle, Indigo, vorzüglichen Tee und Zucker hervor. Die Industrie erzeugt besonders Nankingstoffe und Porzellan. Die Hauptstadt Nantschang, rechts am Kankiang, mit 100,000 Einw., ist Sitz des Gouverneurs und hat wie Kiukiang und Kienschang eine katholische, auch eine evangelische Mission. Nennenswert sind auch Jantschou und Hukou am Poyangsee, die berühmte kaiserliche Porzellanmanufaktur von Kingtötschönn, der Freihandelshafen Kiukiang (s. d.). S. Karte »China und Japan«.

Kiangsu, Provinz im mittlern China, am Gelben Meer, 99,300 qkm, mit 18,300,000 Einw. (184 auf 1 qkm), hatte aber vor dem Taipingaufstand angeblich 39,6 Mill. Einw. Die Provinz, früher Mündungsgebiet der großen Ströme Hwangho und Yangtsekiang, seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. nur noch des letztern Flusses (vgl. Hwangho), ist stark von Kanälen (auch dem Kaiserkanal, s. d. 2) durchfurcht und sehr reich an Landseen (Kauhu, Hungtsö, Tatoung). Durch den Verfall des Kaiserkanals wurde K. ihrer Hauptverkehrsader nach N. beraubt; große Überschwemmungen richten häufig ungeheure Verheerungen an. In Nanking residieren der Generalgouverneur von Liang-Kiang und der Mandschugeneral, in Sutschou der Gouverneur von K. Dem Fremdhandel geöffnet sind: Tschinkiang, Nanking, Sutschou und Schanghai (s. d.); an diesen Plätzen wirken evangelische und katholische Missionare. Die Stapelerzeugnisse sind: Getreide, Baumwolle, Tee, Reis, Seide. S. Karte »China und Japan«.

Kiangtschou, Stadt, s. Kiungtschou.

Kiâtib (Kjâtib), s. Kâtib.

Kiautschou (hierzu Karte »Kiautschoubucht mit Tsingtau«), deutsches Pachtgebiet in der chines. Provinz Schantung, benannt nach der Kiautschoubucht und der früher an dieser belegenen, jetzt ganz verlandeten und unansehnlich gewordenen Stadt K. (»Leimstadt« nach dem Kiauhô, »Leinfluß«), umfaßt 515 qkm und hat 84,000 Einw. Das Pachtgebiet erstreckt sich hauptsächlich auf die beiden nach SW., bez. NO. gerichteten Halbinseln, die den Eingang in die 33 km lange, 26 km breite und etwa 550 qkm große Kiautschoubucht flankieren, und auf die der Bucht vor- und eingelagerten Inseln sowie endlich auf einen schmalen, um die Bucht laufenden Landstreifen, der die beiden auf den Halbinseln gelegenen Bezirke miteinander verbindet. Die Grenzlinien wurden durch eine deutsch-chinesische Kommission festgelegt, die ihre Arbeiten 10. Okt. 1898 beendete. Nach dem Lande zu wird das Pachtgebiet von einer neutralen Zone zu 50 km Breite umschlossen, einschließlich derer das Gebiet eine Fläche von 7100 qkm besitzt; in der neutralen Zone bedarf China für jede Maßnahme der deutschen Zustimmung. Die Kiautschoubucht liegt auf der südöstlichen Seite der Halbinsel Schantung, wo diese an den Rumpf des Festlandes ansetzt. Von den zahlreichen der fast genau nach O. gerichteten Einfahrt vorgelagerten sämtlich zum Pachtgebiet gehörigen Riffen und Inseln sind die wichtigsten Tai-tungtau und Tschu-tscha-tau (Round Island); weiter ab liegen die Inseln Fu-tau vor dem Eingang des Lauschan-Hafens auf der Südseite der östlichen Halbinsel und die erheblich größere Insel Tolo-schan (Schuiling-schan) südlich der westlichen Halbinsel. Innerhalb der Einfahrt liegt die niedrige Insel Tschi-posan oder Hwang-tau, im nördlichen Teil der Bucht die große Insel Yin-tau (Kartoffelinsel) Der randliche Teil der Bucht ist stark versandet, so daß weite Strecken bei Ebbe trocken gelegt werden und die beiden letztgenannten Inseln fast schon verlandet sind. Die Bucht friert selbst in strengen Wintern nur in den flachen, für Seeschiffahrt unwichtigen Teilen zu. Die Einfahrt ist 3,4 km breit, 24—40 m tief und bietet gute Ankerplätze mit 12—20 m Tiefe. Von den auf die beiden Halbinseln beiderseits entfallenden Bezirken des Pachtgebiets ist der auf der östlichen Seite, an dessen Spitze sich der Hauptort Tsingtau befindet, der größere. Die am weitesten gegen die Einfahrt vorspringenden Punkte der Halbinseln sind

KIAUTSCHOU-BUCHT
MIT
TSING-TAU.

Maßstab 1 : 50 000

0 ½ 1 2 Kilometer.

Höhen u. Tiefen in Metern.
Grenze des Freihafengebiets

1 Deutsch-Asiat. Bank
2 Chinesisches Zollamt
3 Eisenbahn-Direktion
4 Post u. Telegraph
5 Apotheke
6 Zentralhotel (z. Zt. geschl.)
7 Hotel Prinz Heinrich
8 Markthalle
9 Oberrichter
10 Faber-Krankenhaus
11 Reformrealgymnasium (Gouvernementsschule)
12 Katholische Mission
13 Gouvernement
14 Projekt. Kathol. K.
15 Tempel
16 Proviantamt
17 Seemannshaus
18 Bauverwaltung
19 Hafenamt

Bibliograph. Institut Leipzig.

die Landzunge an der Iltisbucht auf der östlichen und das Kap Jäschke (Kap Evelyn) auf der westlichen Seite. Die größere östliche Halbinsel ist verhältnismäßig wenig gegliedert, während in die westliche von N. die Hai-hsi-Bucht und von S. die Arkona-See tief einschneiden.

Während im Hintergrund der Kiautschoubucht eine niedere Wattenlandschaft vorherrscht, ist das Gebiet der Halbinseln durchaus gebirgig. In geologischer Hinsicht nimmt K. am Aufbau des östlichen Schantung teil, besteht also hauptsächlich aus stark gefaltetem Urgebirge (Gneis, Glimmer, Schiefer und Granit), ungleichförmig überlagert von seltenern, gleichfalls gefalteten Quarzsandsteinen, tonigen und kalkigen Schichten der Sinischen (Kambrischen) Formation. (Vgl. Blatt Schantung in v. Richthofens »Atlas von China« und das Weitere im Art. »Schantung«). Die höchste Erhebung im Pachtgebiet ist der Lauschan (1130 m) an der Ostgrenze des östlichen Teils, weiter westlich der Tung-liu-shan (bis 600 m); der Süden der östlichen Halbinsel wird begleitet von O. nach W. vom Kaiserstuhl (399 m), Prinz Heinrich-Berg (330 m), Iltis-Berg (151 m) und Bismarck-Berg (132 m). Die westliche Halbinsel hat Höhen bis zu 166 m. Die Insel Tolo-schan erhebt sich bis 507, Tschi-po-san bis 55, Yintau bis 54 m. Die Bewässerung ist ausreichend, wenn auch auf den Halbinseln zur Entwickelung größerer Flüsse kein Raum ist. Der von N. in die Kiautschoubucht mündende Kiauhö erhält zahlreiche Zuflüsse von N.

Das Klima ist im ganzen gesund, obgleich die Temperaturgegensätze im Sommer und Winter noch recht erheblich sind. Im Winter fällt das Thermometer bis $-7{,}5^{0}$, Schneefall ist selten und schwach; starke Nordwinde führen häufig große Staubmassen mit sich. Im Sommer steigt die Temperatur auf 30^{0} und darüber. Die Hauptregenzeit fällt in den Juli und scheint oft recht heftig einzusetzen. In den heißen Monaten sind Epidemien von Darmkatarrh, Malaria, Typhus eingetreten, die jedoch im Pachtgebiet in den letzten Jahren bereits eine erfreuliche Abnahme gezeigt haben. Die Tierwelt ist durch Säugetiere spärlich vertreten; neben dem einzigen Jagdtier, einem kleinen Hasen, kommen Dachse, Füchse und Marder vor. Im Lauschan leben Steinhühner, außerdem wird die Umgebung der Kiautschoubucht im Frühjahr und Herbst von großen Zugvögelscharen (Schnepfen, Wachteln, wilde Tauben, Enten, Gänse, Reiher, Kraniche) aufgesucht. Die Pflanzenwelt ist die des nördlichen China. Wie dort überall, fehlen die Wälder bis auf spärliche Bestände von Zwergkiefern und außer der Bepflanzung an den Straßen (Pappeln, Sophora japonica, Dryandra cordipholia u. a.) und an Tempeln und Gräbern (Tannen und Eichen). Die deutsche Verwaltung ist mit der Aufforstung des Pachtgebiets vorgegangen, die durch Waldbrände und Insekten behindert wird, aber doch günstige Fortschritte macht und namentlich für die Bindung der Feuchtigkeit, auch für die Ansiedelung von Vögeln bedeutsam ist. Nutzbare Mineralien finden sich erst in der weitern Umgebung von K. (vgl. Schantung). Die chinesische Bevölkerung ist gutartig und auch im Dienst der Europäer arbeitswillig. Die Ernährung wird hauptsächlich durch Ackerbau und Fischfang vermittelt. Die Viehzucht beschränkt sich auf die für die Europäer nicht genießbaren Schweine, weshalb eine Zufuhr von Rindern und Schafen aus dem Orient notwendig ist. Von Nutzpflanzen werden angebaut: Weizen, Gerste, Mais, Reis, Hirse, Buchweizen, Bohnen, Erbsen, Zwiebeln, Senf, Sesam, süße Kartoffeln, Erdnüsse, eine große Zahl von Gemüsen, Hanf, viele Obstsorten, auch Walnüsse, Kastanien, Zitronen, Datteln und Wein. Die chinesische Industrie besteht außerdem aus der Gewinnung von Salz (aus dem Meerwasser) und der Herstellung von Strohborte, Bohnenkuchen, Rohseide, Seidenzeugen ꝛc., ferner ein Betrieb von Ziegelöfen, Kalkbrennereien, Steinbrüchen. Die Zucht der Seidenraupe geschieht in Ermangelung von Maulbeerbäumen auf Eichen (z. B. im Lauschan). Eine deutsche Gesellschaft bemüht sich um eine Verfeinerung der dadurch gewonnenen (Tussah-) Seide. Von Europäern sind bisher vier Dampfziegeleien und eine Brauerei angelegt und verschiedene chinesische Gewerbe gefördert worden.

Die Verkehrsverhältnisse erfahren eine allmähliche Umgestaltung. Die Wege nach O. hin über die Gebirgsrücken sind noch recht mangelhaft, aber trotz der schwierigen Pässe für Lasttiere brauchbar. Die Schantung-Eisenbahn (s. unten, Geschichte) ist die wichtigste Verkehrsader nach dem Innern. Die Seeschiffahrt hat sich dank der Beschleunigung der großen Hafenanlagen in Tsingtau (s. d.) schnell gehoben; sie betrug 1902/03: 272 Schiffe von 286,369 Ton. Regelmäßige Verbindungen werden vermittelt durch die Hamburg-Amerika-Linie mit Schanghai, Tschifu und Tientsin, mit Schanghai außerdem durch eine englische Gesellschaft (seit Ende 1903), durch eine japanische Linie mit Japan. Die Handelsbewegung des Schutzgebiets betrug nach der Statistik des chinesischen Seezollamts in Tsingtau 1902/03: 17,276,732 Doll. (gegen 9,374,000 Doll. im Vorjahr); der fremde Einfuhrhandel wies eine Steigerung auf von 4,217,000 auf 8,320,069 Doll., wobei die für Eisenbahn- und Bergbau eingeführten Materialien nicht eingerechnet sind. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Erdnußöl, Melonenkernen, Strohborte, wozu im letzten Jahr durch Vermittelung der Eisenbahn auch Seide (350,000 Doll.) hinzugetreten ist. Die Hauptwaren der Einfuhr nichtchinesischen Ursprungs sind Baumwollwaren, Petroleum, Zündhölzer, Kohlen, Zucker, während aus den andern Teilen Chinas namentlich Papier, Rohbaumwolle und Porzellan eingeführt wird. Für den Binnenhandel ist der Platz Litsun im NO. von Tsingtau wichtig. Hauptsitz der Banken und Handelshäuser ist Tsingtau (s. d.). Der Hafen von Tsingtau wurde 2. Sept. 1898 als Freihafen eröffnet. Der Postverkehr des Schutzgebiets wird vom Postamt in Tsingtau geleitet, dem verschiedene Agenturen unterstellt sind; erledigt wurden 1901/02: 1,719,237 Brief-, 7591 Paketsendungen, 7025 Postanweisungen. Außerdem gehen von Tsingtau 5 regelmäßige Postkurierlinien ins Innere nach verschiedenen Richtungen. Die deutschen Kabel von Tsingtau nach Tschifu, bez. nach Schanghai beförderten 15,097 Telegramme.

Die oberste Verwaltung liegt in den Händen eines Gouverneurs (s. unten, Geschichte), dem ein Gouvernementsrat und zur Beratung in chinesischen Angelegenheiten versuchsweise ein chinesisches Komitee von zwölf Mitgliedern zur Seite gestellt sind. Das Gouvernement hat gegenüber den heimischen Behörden die größtmögliche Selbständigkeit, hat aber große Freiheit bezüglich der Selbstverwaltung, des Handels und des Gewerbebetriebes gewährt. Die Regierung hat überall das Verkaufsrecht auf Grundstücke und übernimmt den Landverkauf teilweise selbst. Angekauft wurden 1902/03 von der Regierung rund 196, verkauft rund 15 Hektar. Dafür bleibt die Regierung

an einer beim Weiterverkauf der Grundstücke sich ergebenden Preissteigerung beteiligt. Die deutsche Schule in Tsingtau ist 1902 von der Regierung übernommen worden; in demselben Jahr wurde eine höhere deutsch-chinesische Lehranstalt von der Berliner evangelischen Mission eröffnet und seitdem noch eine chinesische Mädchenschule. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hat ferner ein deutsch-chinesisches Seminar und das Faber-Hospital begründet, die katholische Mission ein deutsches Mädchenpensionat, eine höhere Töchterschule und einen Kindergarten. Die American Presbyterian Mission hatte schon vor 40 Jahren von Tschifu aus in K. ihre Tätigkeit begonnen. Die Rechtspflege wird geregelt durch das Reichsgesetz vom 5. März 1888, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete. Für die Chinesen gilt mit Ausnahme des zu harten Strafrechts das heimische Recht. (Über sonstige Anstalten ꝛc. s. Tsingtau.) Steuern werden erhoben: Grundsteuer, Verkaufssteuer für Opium, Abgaben für Hafen und Leuchtfeuer, Hundesteuer, Jagdgebühren, Gewerbescheingebühren, Stempelabgaben, Gerichtsgebühren. Immerhin hat das Deutsche Reich bisher fast die gesamten Ausgaben bestritten. Die Einnahmen beliefen sich 1901/02 auf 495,990 Mk., während der deutsche Etat von 1904 einen Reichszuschuß von 12,583,000 Mk. für K. eingestellt hat. Die deutsche Besatzung in Tsingtau besteht regelmäßig aus einem Seebataillon, einer Feldbatterie und einer Abteilung Matrosenartillerie. Dazu kommt eine Chinesentruppe von 120 Mann unter deutschen Offizieren; auch für den Polizeidienst werden teilweise Chinesen verwendet.

[Geschichte.] Von der alten Bedeutung der damals noch durch Seefahrt direkt erreichbaren Stadt K. zeugen alte Erwähnungen in chinesischen Annalen; doch läßt sich Richthofens Vermutung, in dem Namen K. liege noch eine Erinnerung an die alten Kiau-Barbaren vor, nicht aufrecht erhalten. Als Zwischenplatz des arabischen Seeverkehrs nach Korea erwähnt Ibn Khordadbeh K. um 880: K. war damals Hafen der blühenden Handelsstadt Wéi-hsien, die aber ihre Bedeutung infolge des Baues des Kaiserkanals verlor. Als Anlegeplatz der Dschonken, welche die Ein- und Ausfuhr der Provinz Schantung als Ladung aufnahmen, blieb die geräumige Bucht verkehrsreich; doch zwang die zunehmende Versandung zur Bevorzugung des mehr außerhalb gelegenen Tsingtau als Landungsstelle für größere Dschonken. In K. hatte auch die deutsche katholische Mission unter dem Bischof von Schantung, v. Anzer (gest. 1903), ihre Niederlassung. Als dort infolge der von den Behörden geschürten Hetzereien zwei deutsche Missionare ermordet worden waren, erschienen 14. Nov. 1897 deutsche Kriegsschiffe (Admiral v. Diederichs) vor Tsingtau. Durch Vertrag vom 6. März 1898 wurde ein kleines Gebiet an der Bai auf 99 Jahre an Deutschland verpachtet, ein größeres als deutsche Interessensphäre vorbehalten.

Die Verwaltung des Pachtgebiets blieb der kaiserlichen Marineverwaltung unterstellt. Als Gouverneure folgten sich die Kapitäne zur See v. Rosendahl (1898), P. Jäschke (gest. 27. Jan. 1901) und Alfr. Truppel. K. wurde als Freihafen eingerichtet; das vom Gouvernement den Chinesen abgekaufte Land wurde an Private unter Bedingungen verkauft, die eine schnelle Bebauung verbürgten und die Bodenspekulation abschreckten. Hafen- und Wasserleitungsbauten sowie Aufforstungen wurden sofort ernstlich betrieben. Mit 1. Jan. 1900 traten die neuen Reichsgesetze auch in K. in Kraft. Die Rechtsverhältnisse der Chinesen wurden durch Verordnung vom 15. April 1899 geregelt. Am 14. Juni 1899 bildete sich die Schantung-Eisenbahngesellschaft in Berlin (Kapital 54 Mill. Mk.), die eine 450 km lange Strecke von Tsingtau über Wéi-hsien nach Tsinanfu, der Provinzialhauptstadt von Schantung, nebst einer Zweigbahn nach Poschan programmgemäß innerhalb 5 Jahren vollendet hat. Die Schantung-Bergbaugesellschaft konnte bereits im Oktober 1903 die ersten Kohlen auf dieser Bahn von Poschan nach Tsingtau befördern. — Von den Boxerunruhen wurde K. insofern berührt, als der im Mai 1899 zum Gouverneur von Schantung ernannte Mandschu Yu-hsien ein Hauptorganisator der »Faust des Patriotismus und des Friedens« war. Er wurde aber Anfang 1900 durch den aufgeklärten Yuanschikai ersetzt. Mit ihm schloß die Schantung-Eisenbahngesellschaft im März 1900 einen Vertrag, der den Fortgang des Bahnbaues bis Ende Juni ermöglichte. Im Juli kam es aber zu Unruhen, die eine Abordnung von 50 Seesoldaten und der Chinesenkompanie nach Tsimo veranlaßten. Anfang Oktober übernahmen die deutschen Truppen den Schutz des Bahnbaues, die chinesischen den der Bergwerke. Nur bei Kaumi kam es zu Kämpfen der Deutschen mit den Boxern; Zerstörungen der begonnenen Bauten haben nicht stattgefunden. Seitdem haben sich K. als Handelsplatz, Tsingtau als Hafen und Seebad stetig entwickelt. Der große Hafen soll noch 1905 vollendet werden. Die elektrische Zentrale ist im Juli 1903 in Betrieb gekommen. Besonders mit Japan hat sich ein lebhafter Warenaustausch entwickelt, dem auch eine regelmäßige japanische Dampferlinie dient. Vgl. die amtlichen »Denkschriften, betreffend die Entwickelung des Kiautschougebiets« (jährlich seit 1899, Berl.); Franzius, K., Deutschlands Erwerbung in Ostasien (9. Aufl., das. 1899); v. Richthofen, Schantung und seine Eingangspforte K. (das. 1898); v. Hesse-Wartegg, Schantung und Deutsch-China (Leipz. 1898); »Die Vermessung des deutschen Kiautschougebiets« (bearbeitet im Reichsmarineamt, Berl. 1901); H. Mootz, Die Namen der Orte in Deutsch-Schantung (Schanghai 1899); »Deutsch-asiatische Warte. Wochenblatt des deutschen Kiautschougebietes« (Tsingtau, seit 1899). — **Karten:** von B. Hassenstein 1 : 650,000 (Gotha 1898); Das deutsche Kiautschougebiet und seine Bevölkerung. Kartenkrokis und statistische Tabellen (Berl. 1899); Deutsches Schutzgebiet K., aufgenommen 1898/99 von der Vermessung Kiautschous 1 : 50,000, 9 Blätter (das. 1902).

Kibbad (Kippbad), s. Kappel 3).

Kibberg, Dorf, s. Kyburg 2).

Kibitka (russ.), eigentlich das zerlegbare Zelt der nomadisierenden Kirgisen, aus dünnen Holzstangen mit einer Filzdecke hergestellt und mit einer Öffnung zum Abzug des Rauches versehen; dann ein in Rußland gebräuchliches Fuhrwerk, das durch ein Dach von Matten einigen Schutz gegen die Witterung darbietet, während die Telega ein offener Bretterwagen ohne Bedeckung ist. Beide Fuhrwerke werden gewöhnlich mit drei Pferden bespannt, von denen eins im Joch läuft (Troika; s. Tafel »Russische Kultur I«, Fig. 5). Auf solchen Kibitken wurden früher mißliebige Standespersonen in die Länder am Ural gebracht, daher der Ausdruck Kibitkenjustiz.

Kibla (Kible, arab.), die Seite, nach der die Muslime beim Gebet das Gesicht zu richten haben, die Richtung nach Mekka (s. Kaaba und Moschee),

dann überhaupt der Süden. K. alem (»Kible der Welt«, d. h. der Punkt, auf den aller Blicke gerichtet sind), ein Titel des Sultans der Türkei und des Schahs von Persien.

Kibo, höchste Spitze des Kilimandscharo (s. d.).

Kibris, türk. Name von Cypern.

Kibyra, Hauptort der Landschaft Kabalia (s. d.), wurde durch Murena 82 v. Chr. dem römischen Reich einverleibt und war nun Sitz eines Gerichtssprengels. Durch ein Erdbeben zerstört, wurde es unter Tiberius wiederhergestellt, verfiel aber, nachdem es eine Zeitlang Bischofssitz gewesen, im Mittelalter vollständig. Ruinen (darunter ein großes Theater mit 35 Sitzreihen) beim heutigen Chorzum.

Kicher, deutsche, s. Lathyrus.

Kichererbse, Pflanzengattung, s. Cicer.

Kicherling, s. Cicer und Lathyrus.

Kick, 1) Jan, holländ. Maler, war um 1640—1650 tätig und malte Genrebilder aus dem Soldatenleben in der Art von D. Hals, J. Duck und Codde.

2) Friedrich, Technolog, geb. 27. Febr. 1840 in Wien, studierte am dortigen Polytechnikum und wurde daselbst Assistent, 1866 Professor der mechanischen Technologie in Prag und 1892 an der Technischen Hochschule in Wien. Er schrieb: »Beiträge zum Studium der neuesten Fortschritte der Spinnereimechanik« (mit Rusch, Wien 1868); »Die Mehlfabrikation« (Leipz. 1871, 3. Aufl. 1894); »Das Gesetz der proportionalen Widerstände« (das. 1885); »Vorlesungen über mechanische Technologie der Metalle, des Holzes, der Steine und andrer formbarer Materialien« (Wien 1898). Mit Gintl gab er die 3. Auflage von Karmarsch-Heerens »Technischem Wörterbuch« (Prag 1874—94) heraus.

Kickapu (engl. Kickapoo), nordamerikanischer, zu den Algonkin gehöriger Indianerstamm am obern Illinois.

Kickbeere, s. Kiekbeere.

Kickelhahn (Gickelhahn), Berg im Thüringer Wald, nahe bei Ilmenau, 861 m hoch, mit einem Aussichtsturm und dem 1870 abgebrannten, 1874 wieder aufgebauten Häuschen, in dem Goethe im September 1783 sein bekanntes Nachtlied »Über allen Wipfeln ist Ruh'« mit Bleistift an die Holzwand schrieb. Nahebei liegt der Große Hermannstein (775 m), ein Porphyrfels mit einer Grotte.

Kickxia *Bl.*, Gattung der Apocynazeen, meist hohe Bäume mit kreuzgegenständigen Blättern, gelblichen oder grünlichen Blüten in dichten Trugdolden und zylindrischen Teilfrüchten mit lederartiger Schale. Zwei Arten wachsen im tropischen Asien, K. arborea *Bl.* auf Java und K. Blancoi *Rolf.* auf den Philippinen, während die drei bisher bekannten afrikanischen Arten jetzt als besondere Gattung Funtumia *Stapf* abgetrennt worden sind. K. elastica *Preuss* (F. elastica *Stapf*) s. Tafel »Kautschukpflanzen II«, Fig. 1.

Kid (engl., »Böckchen, Zicke«), rohes und gegerbtes Fell einer jungen Ziege. Auf gleiche Weise behandelte Kalbfelle liefern das Kidkalb- oder Glacékalbleder, das schwarz gefärbt und zu weichen Schäften für Schuhwerk benutzt wird.

Kidang (Muntjak), s. Hirsch, S. 366.

Kidâris (pers. Kitharis, verwandt mit dem hebr. Keter, »Krone«), der Kopfschmuck der persischen Könige, ein oben spitz zulaufender Turban; bei lateinischen Schriftstellern der Kopfschmuck des jüdischen Hohenpriesters.

Kidderminster, abgepaßte Sofadecken ꝛc., oft aus starker Baumwollkette mit Wollen- oder Juteschuß, werden aus zwei leinwandbindenden Geweben hergestellt, die zur Erzeugung des Musters abwechselnd zur rechten Warenseite treten.

Kidderminster, Stadt (municipal borough) in Worcestershire (England), am Stour, unregelmäßig gebaut, hat eine schöne gotische Kirche mit geschätzten Denkmälern, ein Rathaus im Renaissancestil, eine Lateinschule, eine Kunst- und eine Technische Schule und (1901) 24,681 Einw. K. ist namentlich durch seine Teppiche bekannt, hat außerdem Kammgarnspinnerei, Färberei, Brauerei ꝛc. Ihren Mitbürgern Sir Rowland Hill und Rich. Baxter (s. d.) hat die Stadt Denkmäler errichtet. Die hier gewebten Teppiche sind doppelt, d. h. sie bestehen aus zwei Geweben, die durch den Platzwechsel der Kette miteinander verbunden sind.

Kiddusch (hebr., »Heiligung, Weihe«), die Benediktion bei Beginn der Sabbat- und Festtage, welche die Weihe und Anerkennung des Tages als Ruhetag und Tag der religiösen Erhebung ausdrückt. Vgl. Habdala. — K. ha-lebana, Gebet der Israeliten, beim Wiedererscheinen des Mondes zu sprechen.

Kidduschin (neuhebr., Mehrzahl von Kiddusch, »Heiligung, Weihe«), der Trauungsakt bei den Israeliten (vgl. Chuppa); auch Name eines talmudischen Traktats über Verlobungen und Trauungen.

Kiderlen-Wächter, Alfred von, deutscher Diplomat, geb. 10. Juli 1852 in Stuttgart, machte den französischen Krieg 1870/71 als Freiwilliger mit, studierte darauf die Rechte, trat 1879 in das Auswärtige Amt ein, war 1881—84 Sekretär an der Botschaft in Petersburg, 1884—86 in Paris und darauf Botschaftsrat in Konstantinopel. Seit 1888 vortragender Rat in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, begleitete er den Kaiser als Vertreter des Amtes auf seinen Reisen an die europäischen Höfe und auf seinen Nordlandfahrten. 1894 wurde er Gesandter bei den Hansestädten in Hamburg, 1895 in Kopenhagen und im Januar 1900 in Bukarest.

Kido, Takayoshi, japan. Staatsmann, geb. 1830 zu Higo in Chôshiu als Sohn eines Arztes, gest. 27. Mai 1877 in Kioto, gründete eine Fechtschule in Yeddo, dann in Osaka und erlangte, heimgekehrt, solchen Einfluß, daß er bei dem Sturz des Schôgunats 1868 einer der Führer war; er hieß »der Kopf und die Feder der Mikadosache«. An der großen Gesandtschaft, die 1872 nach Amerika und Europa geschickt wurde, nahm er teil, zog sich aber bald darauf vom Staatsdienst zurück und gründete eine Zeitung, um für die Volksaufklärung zu wirken.

Kidron, ein meist trocknes Tal, das, im N. von Jerusalem beginnend, auf der Ostseite dieser Stadt den Namen Tal Josaphat (s. d.) führt und die Stadt vom Ölberg trennt, südlich von Jerusalem bei dem Hiobsbrunnen (En Rogel) sich mit dem von W. kommenden Tal Hinnom verbindet und nun, in südöstlicher Richtung am Kloster Mar Saba vorüberstreichend, in das Tote Meer mündet. Es enthält die angeblichen Gräber Jakobs, Absaloms (s. Tafel »Architektur II«, Fig. 14), Josaphats ꝛc. In seinem untern Laufe heißt es Wadi en Nâr (»Feuertal«). S. den Plan des alten Jerusalem (Bd. 10, S. 233).

Kidsgrove (spr. kidsgröw), Stadt in Staffordshire (England), am Trent-Mersey-Kanal, 10 km nordwestlich von Stoke-upon-Trent, mit Eisenwerken, Kohlengruben und (1901) 4552 Einw.

Kidwelly (spr. kidwélli), Stadt (municipal borough) in Carmarthenshire (Wales), unweit der Carmarthenbai, hat eine interessante Burgruine (aus dem 13.

Jahrh.), eine gotische Kirche, ein neues Rathaus, einen Hafen, Docks, Eisen- und Zinnhütten, Zementfabrikation und (1901) 2285 Einw.

Kiebitz (Vanellus *Briss.*), Gattung der Watvögel aus der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae), schlank gebaute Vögel mit kurzem Hals, großem Kopf, aufrichtbarer Holle, mittellangem, schlankem, vorn bauchig gewölbtem Schnabel, stumpfen Flügeln, geradem Schwanz und mittellangen, vierzehigen Füßen mit kleiner Hinterzehe. Der gemeine K. (Kiwit [nach seinem Schrei benannt], Geibitz, Geißvogel, V. vanellus *L.*, s. Tafel »Watvögel II«, Fig. 4) ist 34 cm lang, 70 cm breit. Oberkopf, Vorderhals, Oberbrust, die aus langen, schmalen Federn gebildete Holle auf dem Kopf und die Hälfte des Schwanzes sind schwarz, die Federn des Mantels dunkelgrün, die Halsseite, die Unterbrust, der Bauch und die hintere Hälfte der Schwanzfedern weiß. Das Weibchen hat einen schwarz und weiß gefleckten Vorderhals. Der K. findet sich in Mittel- und Nordeuropa bis zum 62.° nördl. Br., am häufigsten in Holland, in Südeuropa nur vereinzelt, durch Sibirien bis Japan, bei uns erscheint er im Februar oder März und weilt bis Oktober. Dem großen Wanderheer, das bis Nordafrika, Südwestasien, Nordindien und dem südlichen China geht, ziehen stets einzelne Vögel voraus. Er bewohnt sumpfige Wiesen, ist ungemein beweglich, läuft zierlich und behend, fliegt vortrefflich und mit den mannigfaltigsten Wendungen, spielt beim Gehen und Fliegen beständig mit seiner Holle und läßt seine Stimme fleißig ertönen. Der K. zeigt unermüdliche Wachsamkeit, durch die er auch andre Vögel schützt und den Jägern verhaßt wird. Er nährt sich von Regenwürmern, Insektenlarven, Schnecken 2c. und trinkt und badet mehrmals am Tage. Er nistet in seichten Vertiefungen auf Wiesen, feuchten Äckern, legt Ende März oder Anfang April vier große, birnförmige, matt olivengrüne oder bräunliche, dunkel punktierte Eier (s. Tafel »Eier II«, Fig. 8) und verteidigt diese und die Jungen mit größter Kühnheit. Das Weibchen zeitigt die Eier in 16 Tagen. In der Gefangenschaft hält er sich sehr gut; das Fleisch der jungen Vögel ist schmackhaft. Bei uns bilden die Eier eine Delikatesse. Sie werden hart gekocht, wobei das Eiweiß durchsichtig bleibt. Als Surrogate gehen die Lachmöwen- und andre Möweneier, auch wohl Krähen- und Teichhuhneier, die Eier des Goldregenpfeifers, des Rotschenkels, des Kampfhahns, der Bekassine und Avocette.

Kiebitz, eine schon im 16. Jahrh. vorkommende Bezeichnung unbeteiligter Zuschauer beim Spiel, namentlich beim Kartenspiel, die durch Hineinreden stören, u. gegen die Strafordnungen aufgestellt wurden.

Kiebitzei, Pflanze, s. Fritillaria.

Kiedrich, Dorf im preuß. Regbez. Wiesbaden, Rheingaukreis, in hübscher Lage in einem Tal des Rheingaugebirges, 535 m ü. M., hat eine kath. Kirche, eine Wallfahrtskapelle (Marienkapelle), Heil- und Pfleganstalt für weibliche Epileptische, eine warme Solquelle mit Bad, Weinbau und (1900) 1880 Einw. Dabei die Ruine der Burg Scharfenstein, die 1301 von König Albrecht I. vergebens belagert wurde, auf dem durch seinen vortrefflichen Weinbau bekannten Gräfenberg.

Kiefenfuß (Apus), s. Blattfüßer.

Kiefer (Maxilla, Mandibula), die harten Teile um den Mund, die mittels besonderer Muskeln bewegt werden und die Aufnahme der Nahrung, meist auch ihre Zerkleinerung (das Kauen) besorgen. Vielen Tieren, darunter auch einigen höhern, fehlen sie. Bei den Gliederfüßern sind es umgewandelte Gliedmaßen; so werden bei vielen Krebsen die Schwimmfüße der Larve zu den Kiefern des ausgebildeten Tieres, wobei sie Gestalt und Bau wesentlich verändern. Gliedmaßen, die zwischen Beinen und Kiefern die Mitte halten, nennt man Kieferfüße (s. d.). Von besonderer Form sind die K. bei manchen Seeigeln, indem sie, fünf an der Zahl, mit den sie verbindenden harten Teilen des Mundskeletts eine hohle fünfseitige Pyramide (sogen. Laterne des Aristoteles, s. Tafel »Stachelhäuter«) bilden. Ebenfalls sehr charakteristisch, und zwar von Gestalt eines Vogelschnabels, sind die K. bei den Tintenschnecken. Bei Krebsen, Insekten 2c. bewegen sich die K. in ihrer ursprünglichen Form seitlich gegeneinander, verwandeln sich jedoch häufig in röhrenartige Saugapparate (z. B. bei Schmetterlingen in den Rüssel) oder auch in Stechborsten. Es sind ihrer in der Regel drei Paare, von denen das vorderste Mandibeln, die beiden andern Maxillen heißen. Bei den Wirbeltieren bewegt sich der Unterkiefer (mandibula) senkrecht gegen den gewöhnlich unbeweglichen Oberkiefer (maxilla); beide K. tragen meist Zähne und sind nur selten (z. B. bei den Vögeln) zahnlos und mit Horn bekleidet (s. Schnabel). Der Unterkiefer besteht aus zwei seitlichen, gewöhnlich aber in der Mittellinie des Gesichts miteinander verschmolzenen Stücken; der Oberkiefer ist ebenfalls doppelt, jedoch stoßen sein rechter und linker Teil nicht direkt aneinander, sondern sind durch den sogen. Zwischenkiefer (s. d.) getrennt. Wegen der K. des Menschen vgl. Schädel.

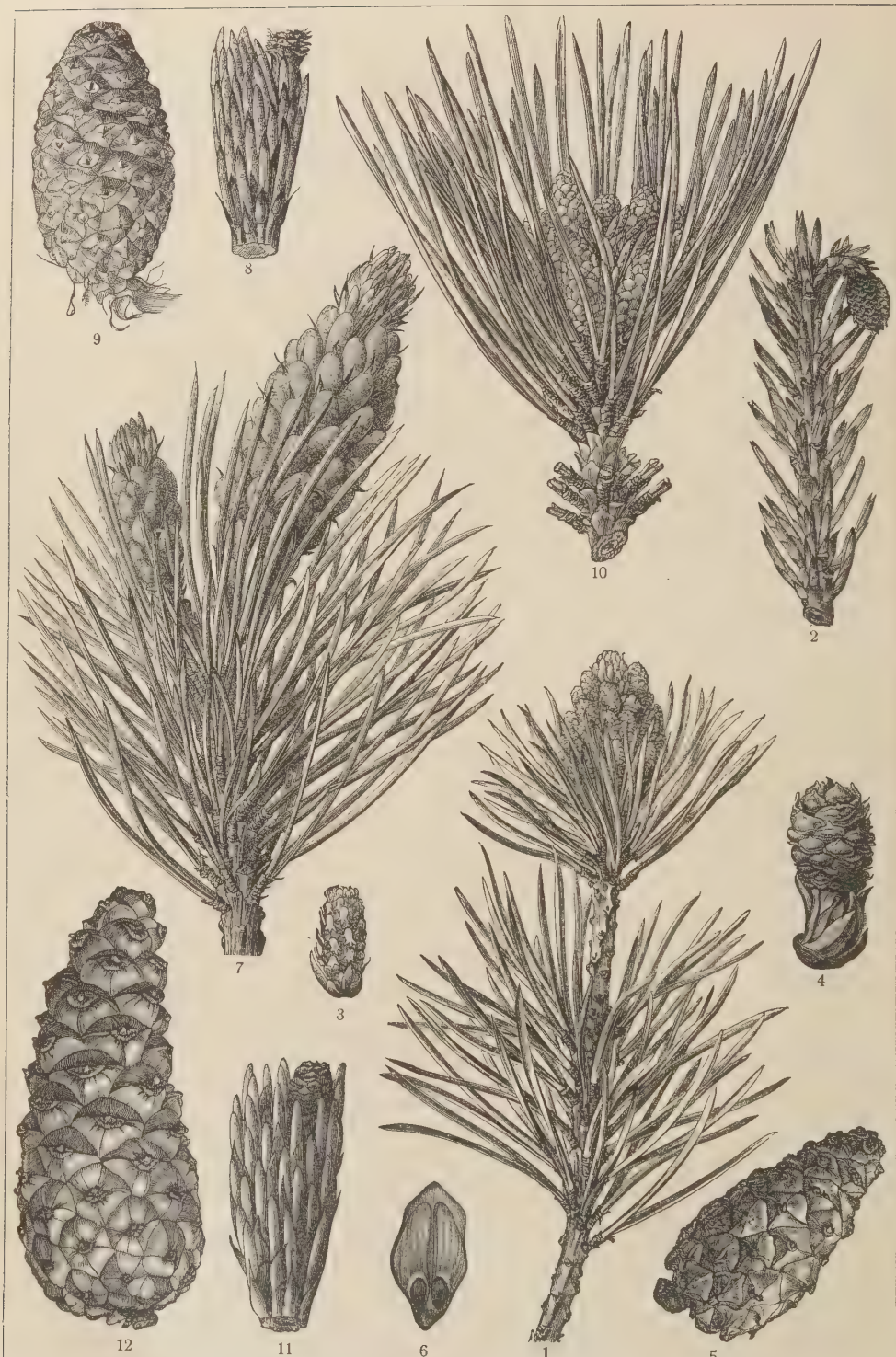
Kiefer (Föhre, Pinus *L.*, hierzu Tafel »Kiefer I u. II«), Gattung der Koniferen, immergrüne Bäume, mit Kurz- und Langtrieben, von denen letztere nur spiralig gestellte Niederblattschuppen tragen, in deren Achseln die mit Nadeln versehenen Kurztriebe, gegen den Gipfel hin quirlig gedrängt wieder Langtriebe entspringen. Die Nadeln stehen zu 2—5 und sind anfangs von einer Niederblattscheide eingeschlossen, durch den gegenseitigen Druck zwei- oder dreikantig. Die männlichen Blüten stehen an Stelle von Kurztrieben am Grunde heuriger Zweige ährig gehäuft, die weiblichen weiter oben am nämlichen oder an einem andern Triebe an Stelle von Langsprossen; die Zapfen bestehen aus ziegeldachförmigen, offenen, holzigen oder lederartigen, außen gegen die Spitze mit einem mehr oder weniger gewölbten Schild und auf letzterm mit einem Nabel versehenen, zweisamigen, bleibenden Fruchtblättern. Die erst im zweiten oder dritten Jahre reifenden Samen besitzen meist einen abfallenden Flügel. Etwa 70 Arten, hauptsächlich in der nördlich gemäßigten Zone, einige Arten überschreiten auf Gebirgen den Wendekreis, auf der südlichen Halbkugel fehlend. Die Gattung zerfällt in zwei Gruppen.

Erste Gruppe: Pinaster *Endl.* Der am geschlossenen Zapfen äußerlich sichtbare Endteil der Fruchtschuppe (Apophyse) mehr oder weniger pyramidal mit mittelständigem Gipfel, der zuweilen in eine schon zur Blütezeit vorhandene Spitze ausläuft.

A. **Pinea:** Nadeln zu zwei, selten eine, im Kurztriebe. Mehr als 20 Arten im ganzen Verbreitungsgebiet der Gattung. Die gemeine K. (in Süddeutschland Föhre, Fahre, in Württemberg Mädelbaum, in Norddeutschland Tanne, Tanger, in der Provinz Preußen und in Kurland Fichte, in der Schweiz Dale, Thäle, sonst auch Forche, Forle, Kienbaum, Fackelbaum, Tangelbaum, Pinus silvestris *L.*, Tafel I und Fig. 1—6 auf Tafel II), ein 25—40 m hoher Baum, dessen

Gemeine Kiefer (Pinus silvestris).

Kiefer II.



1—6. **Gemeine Kiefer** (Pinus silvestris). — 7—9. **Knieholzkiefer** (Pinus montana). — 10—12. **Korsische Kiefer** (Pinus Laricio). — 1, 7, 10. Triebspitze mit männlichen Blütenkätzchen; 2, 8, 11 mit weiblichen Blütenzäpfchen. 3 männlicher, 4 weiblicher Blütenstand. — 5, 9, 12. Zapfen. — 6. Samenschuppe mit zwei Samen.

Stamm je nach dem Boden und dem Schluß gerade und bis hoch hinauf ohne Äste oder niedrig, gekrümmt, geknickt ist und sich dann schon in geringer Höhe in starke, abstehende Äste teilt. Der untere Teil des Stammes ist mit dicker, längsrissiger Borke bedeckt; nach obenhin geht die Farbe der Rinde durch Rotbraun in leuchtendes Braungelb über, das den sich sehr leicht und unaufhörlich ablösenden papierdünnen Rindenhäuten angehört. In gutem Schluß wirft die K. sehr hoch hinauf die abgestorbenen Äste ab und bildet nur eine unbedeutende lockere Krone; in freiem Stande dagegen bekommt sie eine weit ausgreifende, fast kuppelförmig gewölbte und abgestufte und namentlich unter Laubholz eine schirmförmige Krone, die täuschend derjenigen der Pinie gleicht. Junge Kiefern erscheinen spitz eiförmig und erhalten im Mai ein eigentümliches Ansehen, wenn sich die neuen, senkrecht stehenden Langtriebe mit den silberglänzenden Niederblattschuppen eben bis zum Erscheinen der Nadeln entwickelt haben. Die Nadeln sind matt blaugrün und je nach der Fruchtbarkeit des Standortes 2,5 bis fast 8 cm lang. Die Blüten sind bisweilen sehr ungleich verteilt, und es gibt Bäume, die sehr reich an männlichen Blüten sind, dagegen nur wenige weibliche entwickeln. Die erstern enthalten ungemein viel schwefelgelben Blütenstaub, der, in Regenpfützen zusammengeschwemmt, Veranlassung zur Fabel vom Schwefelregen gegeben hat. Die weiblichen Blüten bilden kleine, schmutzig kirschrote Zäpfchen. Die Zapfen sind kegelförmig, stets etwas ungleichseitig; sie reifen im Oktober des zweiten Jahres, aber erst im März oder April des dritten Jahres fallen die geflügelten Samen aus. Die Wurzeln dringen ziemlich tief in den Boden ein; der Pfahlwurzel gesellen sich später kräftige Seitenwurzeln bei, und die K. ist daher sturmfester als die Fichte, leidet aber mehr durch Schnee- und Eisbruch als diese. Die Keimpflanze zeigt 5—6 Keimnadeln, und am ersten, bisweilen auch noch am zweiten und dritten Jahrestrieb stehen die Nadeln einzeln. Die K. gedeiht am besten auf tiefgründigem, humosem Sandboden, sie wächst in der ersten Hälfte ihres Lebens viel schneller als in der zweiten; vom 50.—80. Lebensjahr wächst sie langsamer, aber gleichmäßig fort und erreicht ein Alter von ca. 300 Jahren. Sie besitzt unter den europäischen Abietineen den größten Verbreitungsbezirk und findet sich vom westlichen Spanien (südwärts bis zur Sierra Nevada) bis Ostsibirien (66° nördl. Br.), von Lappland (68° nördl. Br.) bis Oberitalien (südwärts bis zum Ligurischen Apennin) und vom nördlichen Rußland und Westsibirien bis Kleinasien und Persien, nördlich geht sie bis zur Grenze des Baumwuchses. Sie ist gegenwärtig nicht heimisch in Irland, England, dem französischen Tiefland, Belgien, Holland, Dänemark. In Deutschland wächst sie hauptsächlich längs einer ostwestlichen Linie, welche die Stromgebiete der Weichsel, Netze, Warthe, Spree, Havel, Elbe, Aller und Weser verbindet. Längs des Südrandes des nordwestdeutschen Tieflandes im Westen der Elbe hat sie eine Südwestgrenze und tritt jenseits derselben nur in Gebirgsgegenden auf (vgl. Krause, Beitrag zur Kenntnis der K. in Norddeutschland, in Englers »Botanischen Jahrbüchern«, Bd. 11). Sie geht in den mitteldeutschen Gebirgen bis 786, in den Bayrischen Alpen bis 1600, im Engadin bis 1950, in der Sierra Nevada bis 2100 m.

Die K. hat ungemein hohe forstwirtschaftliche Bedeutung; sie bedeckt allein im nördlichen Deutschland nach mäßigem Überschlag über 2,5 Mill. Hektar Waldfläche, bildet in Süddeutschland einen namhaften Bruchteil der Gesamtbewaldung, herrscht fast absolut in Polen wie überhaupt im westlichen Rußland, im südlichen Skandinavien und bildet große Wälder im nördlichen Frankreich, in vielen Teilen von Österreich. Seit 100 Jahren hat sie im mittlern Europa viele früher mit Laubholz bestandene Flächen eingenommen. Unvernünftige Streunutzung, starke Lichtung der Bestände, übertriebene Weide, regellose Wirtschaft überhaupt haben an vielen Orten zu einer Bodenerschöpfung geführt, welche die Nachzucht der Laubhölzer unmöglich machte und zum Anbau der genügsamen K. zwang. Dabei empfiehlt sich diese überaus wertvolle Holzart durch raschen Wuchs, hohe Nutzholzausbeute und bedeutenden technischen Gebrauchswert; sie wächst noch auf Blößen, die durch langes Blößliegen tiefster Bodenverwilderung verfallen sind, auf Moorboden und auf Sandböden, die jeder andern Baumkultur spotten. Dabei gestattet die K. die einfachsten Formen des Schlagbetriebs, bei denen Fläche an Fläche kahl abgetrieben u. durch Saat oder Pflanzung wieder angebaut wird. Sie erträgt hohe Wärme- und Kältegrade, ist aber neben der Lärche eine der lichtbedürftigsten Holzarten. (Vgl. Weise, Ertragstafeln für die K., Berl. 1880; Schwappach, Wachstum und Ertrag normaler Kiefernbestände in der Norddeutschen Tiefebene, das. 1889.) Keine andre Nadelholzart unterliegt den Angriffen so zahlreicher Feinde wie die K., am wichtigsten sind Kiefernspinner, Nonne, Kieferneule, Kiefernspanner, großer und kleiner Kiefernrüsselkäfer, viele Borken- und Bastkäfer, besonders der Waldgärtner, der kleine Kiefernmarkkäfer u. a., auch Kiefernblattwespe, Maikäfer und Maulwurfsgrille (s. Tafel »Forstinsekten I u. II«). In der Jugend leidet die K. oft an der Schütte (s. Lophodermium), außerdem kommen in Betracht der Kiefernblasenrost, der Kiefernbrehrost, der Erdkrebs, die Rotfäule, Rindenschäle und die Kienkrankheit. Im Naturwald kommt die K. nur auf ganz armem Boden rein vor; überall auf den bessern und mittlern Bodenarten sind die Bestände mit Eichen, Buchen, Birken durchsprengt. In freier Kronenentfaltung streben die herrschenden Stämme empor, und es bildet sich eine reiche Bestrahlungsfläche; Blatt- und Wurzelvermögen entwickeln sich aufs höchste, und widerstandsfähige Gesundheit der Baumentwickelung ist die Folge davon. Dagegen gedeiht in dem auf Kahlflächen angebauten Kunstwald nur die K., die Mischhölzer schwinden. Mit eingepreßten Kronen strebt Stamm neben Stamm gleichberechtigt empor. Blatt- und Wurzelbildung werden auf ein Minimum zurückgedrängt; die Bestände verfallen krankhafter Disposition. Man begründet deshalb überall, wo es möglich ist, statt reiner Kiefernbestände gemischte Bestände. Die gemeine K. trägt auf armem Boden oft schon mit 12—15 Jahren Samen. Ihre normale Samenerzeugung beginnt erst mit dem 40jährigen Alter. Aus 1 hl Zapfen, das etwa 55 kg wiegt, gewinnt man ungefähr 1 kg reinen Kornsamen. Zur Pflanzenerziehung rigolt man den Boden und sät pro Ar $1\frac{1}{2}$—2 kg reinen Kornsamen in Rillen. Die Pflanzen werden zumeist einjährig, höchstens zweijährig in die Bestände gepflanzt. Sie ertragen nur wenige Jahre eine mäßige Beschattung und müssen dann, sollen sie nicht kümmern, frei gestellt werden. Mit Ballen verpflanzt man die jungen Kiefern auch wohl noch vier- bis fünfjährig. Will man einen Kiefernbestand durch Samenschlag verjüngen, so genügen 30—35 Samenbäume pro Hektar dem Zweck voll-

kommen. Schon im zweiten und dritten Jahre nach erfolgter Besamung werden die Mutterbäume abgetrieben. — Das Holz der K. ist weich, grob, etwas glänzend, läßt sich leicht und schön spalten und ist, besonders altes, kerniges, harzreiches, sowohl im Trocknen als im Feuchten von großer Dauerhaftigkeit; es dient sehr allgemein als Nutz- und Brennholz. Namentlich liefert es auch starke Schiffsmasten (Riga, Hauptsmoor bei Bamberg). Die K. liefert auch Harz, Terpentin, Terpentinöl, Teer, Pech, Kienruß; die Rinde enthält Gerbsäure und dient zum Gerben; aus den Nadeln gewinnt man Waldwolle und das schwedische Fichtennadelöl (s. d.); aus den langen Wurzeln werden Körbe geflochten; die jungen Triebe wurden früher als Blutreinigungsmittel benutzt, in England und Kanada dienen sie bei der Bereitung des Sprossenbieres. Vgl. Eckstein, Die K. und ihre tierischen Schädlinge (Berl. 1893, Bd. 1: Die Nadeln).

Die Knieholzkiefer (Krummholzkiefer, Zwerg-, Sumpf-, Legkiefer, Latsche, Pinus montana *Mill.*, P. Mughus *Scop.*, P. Pumilio *Hänke*, Tafel II, Fig. 7—9), ein Strauch mit liegendem, knieförmig aufsteigendem, aber auch aufrechtem Stamme mit pyramidaler, im Alter nicht gewölbter Krone, mit schwarzgrauer, in dicken Blättern sich lösender Rinde, kurzen, gepaart stehenden Nadeln, aufrecht stehenden weiblichen Blütenzäpfchen und eiförmigen Zapfen, gehört dem Gebirge des südlichen und mittlern Europa an, kommt aber auch in der Ebene vor und zeigt so verschiedene Formen, daß von vielen Botanikern mehrere Arten aufgestellt worden sind, während sie von andern nur als Form von P. silvestris betrachtet wird. Jede rauhe Hochlage bis in die Pyrenäen hat ihre Knieholzform, und diese Formen sind oft auf kleine Gebiete beschränkt. Das Knieholz ist bis jetzt selten Gegenstand forstlicher Benutzung und Kultur, bedeckt jedoch in den Alpen bei 1400—2000 m Höhe noch weite Flächen und bildet dort einen energischen Schutz gegen Lawinen und Erdfälle. Man bereitet daraus das Krummholzöl (s. Fichtennadelöl), das als Volksheilmittel benutzt wird. Das Holz ist sehr dicht und fein, mit sehr schmalen Jahresringen und lebhaft braunrotem Kern und dient zu Drechslerarbeiten und Schnitzereien. Die Schwarzkiefer (Korsische K., P. Laricio *Poir.*, P. maritima *Ait.*, Tafel II, Fig. 10—12), ein sehr schöner, 30—35 m hoher Baum mit grauschwarzem Stamm, in Stücken sich lösender Rinde, sehr rauhen Ästen, pyramidenförmiger, im Alter gewölbter Krone, langen, kräftigen, blaugrünen, stachelspitzigen Nadeln, fast so lang wie bei der Pinie, und länglich-eiförmigen, fast sitzenden, bis 8 cm langen Zapfen mit braunem, glänzendem, rauten- und pyramidenförmigem Nabel und breit geflügelten Samen, findet sich von Südspanien bis Kleinasien und vom Wienerwald bis Sizilien, am meisten in Spanien, auf Korsika, in den Apenninen und in Bithynien. Sie wird in Frankreich behufs der Harznutzung kultiviert. Eine interessante Abart ist die österreichische K. (P. Laricio austriaca *Höss.*, P. nigricans *Host.*), mit breiter Krone, sehr dunkeln, steifen, stechenden Nadeln in fast schwarzen Scheiden, großen, hellen, konischen Zapfen und schwarzer Rinde. Diese Abart wächst in den Österreichischen Alpen, bildet hier sehr große Bestände und gewährt eine einträgliche Harznutzung. Bei Kulturversuchen in Nordfrankreich und Deutschland hat sie den gehegten Erwartungen nicht entsprochen, doch ist sie für die Landschaftsgärtnerei sehr wertvoll. Die Meerstrandskiefer (Seekiefer, Igelföhre, K. von Bordeaux, Sternkiefer, P. Pinaster *Sol.*, P. maritima *Poir.*, P. Laricio *Sav.*, s. Tafel »Mittelmeerflora«, Fig. 1), ein hoher Baum mit pyramidaler, sich wenig abwölbender Krone, grauschwarzem Stamm, schon früh rauher und gefurchter, im Alter tiefrissiger, dunkelbrauner Rinde, paarweise stehenden, 13—18 cm langen, ziemlich dicken, kurz stachelspitzigen, oft gedrehten, lebhaft grünen Nadeln, meist zu drei stehenden, bis 18 cm langen, sehr kurzgestielten Zapfen mit pyramidenförmigem, mattgrauem Nabel, findet sich im Gebirge (vorzüglich der Küstengebiete) Südeuropas und Algeriens, namentlich im Westen, wo sie ausgedehnte Wälder bildet. In Westfrankreich wird sie besonders auf dürrem Heideboden zur Gewinnung von Terpentin angebaut; in Deutschland gedeiht sie nur am Rhein. Die Aleppokiefer (P. halepensis *Mill.*, s. Tafel »Gerbmaterialien ꝛc.«, Fig. 11). Die harzige, rote K. (P. resinosa *Sol.*), ein 20—30 m hoher Baum mit hell graugelber Rinde, pyramidaler Krone, an den Spitzen der Zweige büschelständigen, steif abstehenden Nadeln und zwei bis drei quirlständigen, 4—5 cm langen, eirund kegelförmig stumpfen Zapfen, bildet in Kanada und Neuschottland große Wälder und liefert ein sehr festes, harzreiches, besonders zum Schiffbau geschätztes Holz (red pine); die harzreichen Wurzeln dienen als Fackeln. Japanische Rotkiefer (P. densiflora *Sieb.* et *Zucc.*), unsrer K. ähnlich, bildet in ganz Japan auf unfruchtbarem Boden Wälder, liefert sehr wertvolles Holz und wird auch als Zierbaum, namentlich in Zwergform, kultiviert. Japanische Schwarzkiefer (P. Thunbergi *Parl.*), ein 35 m hoher Baum mit breiter Krone, bildet allein und mit der vorigen in ganz Japan große Wälder, kommt auch in China vor, wird in Japan als heiliger Baum an Tempeln, auch an Straßen und in Gärten angepflanzt, namentlich auch als Zwergbaum, kam 1862 nach Europa und wird bei uns in mehreren Formen kultiviert. In diese Abteilung gehört auch die Pinie (s. d.).

B. **Taeda:** Zu drei stehende, daher dreikantige Nadeln, nach der Reife nicht abfallende Zapfen und steifer, selbst dornartiger Nabelspitze. Etwa 16 Arten, hauptsächlich in Nordamerika u. Ostindien. Die amerikanische Terpentinkiefer (Weihrauchkiefer, P. Taeda *L.*), in den südöstlichen Staaten Nordamerikas von Florida bis Nordcarolina große Wälder bildend, wächst auf feuchtem Sand- und Sumpfboden, ein schöner, schlanker, bis 25 m hoher Baum mit schließlich ziemlich tief gefurchter Rinde, dunkelgrünen, 16—20 cm langen, lebhaft grünen Nadeln, zu 2—5 stehenden, etwa 10 cm langen, eiförmigen, oft mit Harz bedeckten Zapfen. Sie liefert ein sehr harzreiches, dauerhaftes Nutzholz und Terpentin, ist aber für unser Klima sehr empfindlich. Die Gelbkiefer (P. ponderosa *Dougl.*), ein 90 m hoher Baum mit gelbem, schwerem, sehr harzreichem Kernholz, die am weitesten verbreitete K. des westlichen Nordamerika, bildet ausgedehnte Waldungen im Felsengebirge und liefert ausgezeichnetes Nutzholz (Yellow pine). Sie wurde 1826 in Europa eingeführt. Die Pechkiefer (P. rigida *Mill.*), ein Baum mit ausgebreiteter Krone und sehr steifen dunkelgrünen Nadeln, besonders charakterisiert durch die zahlreichen jungen Triebe, die aus dem ältern Holz hervorbrechen, und durch das Vermögen, Stockausschläge zu bilden, wächst von Maine und Vermont bis zum Alleghanygebirge auf trocknem und Sumpfboden, liefert Nutzholz, Terpentin, Pech und Teer. Die Besenkiefer (P. australis *Mich.*), die von Virginia bis Florida dichte Wälder

bildet, liefert Terpentin und Bauholz (Pitch-pine). Von P. Gerardiana *Wall.*. im nordwestlichen Himalaja, in Kunarar, im nördlichen Afghanistan und in Kafiristan, werden die 20—25 mm langen eßbaren Samen (Neoza) zum Wintervorrat gesammelt, auch weithin versandt. Ebenso sind wegen ihrer eßbaren Samen von Bedeutung: P. edulis *Engelm.* in New Mexico und Arizona, die Steinkiefer (P. osteosperma *Engelm.*) in Nordmexiko und Arizona, P. monophylla *Torr.* et *Fremont* in Kalifornien, Nevada, Arizona, Utah, P. Parryana *Engelm.* in Südkalifornien u. die Nußkiefer (P. Sabiniana *Dougl.*) in Kalifornien und Nevada. Letztere hat 20 cm lange Zapfen mit 15 cm Breitendurchmesser und 1—2 kg schwer. Die Samen sind 2 cm lang, schmecken sehr süß, enthalten über 50 Proz. fettes Öl und 28 Proz. eiweißartige Körper. Diese Kiefern, die auch in Europa eingeführt wurden, sind insbes. für den Haushalt der Indianer sehr wichtig.

Zweite Gruppe: Strobus *Spach.* Apophyse der Fruchtschuppe mit endständigem Gipfel, Nadeln meist zu fünf. Etwa 20 Arten im ganzen Verbreitungsgebiet. A. Cembra: Zapfen aufrecht oder abstehend, Samen ungeflügelt, höchstens mit schmalem Hautrand. Hierher gehört die Arve (s. d.). B. Eustrobus: Zapfen hängend, Samen geflügelt. Die Weymouth- oder Weimutskiefer (P. Strobus *L.*), ein bis 56 m, bei uns noch über 25 m hoher Baum, in Nordamerika von Kanada bis zu den Alleghanies, mit ziemlich breiter, meist eirunder Krone, lange Zeit glatter, olivenbrauner, erst im Alter schwärzlicher, rissiger, nicht in Stücken sich ablösender Rinde, an der Spitze der Verästelungen ziemlich gedrängt stehenden, 8—10 cm langen, sehr dünnen, aber steifen, in der Jugend blau-, später mattgrünen Nadeln und länglich walzenförmigen, etwas gekrümmten, kaum harzigen, 15—18 cm langen Zapfen mit etwas hellerm Schilde. Die Weimutskiefer wurde 1705 in Europa bekannt und durch Lord Weymouth eifrig empfohlen. Sie liefert ein weiches, leichtes Holz, das sich sehr gut bearbeiten läßt, nicht reißt und schwindet, auch sehr dauerhaft ist. Sie hat indes den Erwartungen bei uns nicht entsprochen und wird jetzt nur noch als Mischholz in Nadel- und Laubholzbeständen sowie auf ganz armem Sandboden zur Bindung und Deckung desselben hier und da angebaut. Ihre Kultur erfolgt leicht durch Saat und Pflanzung, wie bei der gemeinen K. Als Zierbaum ist sie in Parken und Gärten weit verbreitet. Die Lambertskiefer (Zuckerkiefer, P. Lambertiana *Dougl.*), auf der Nordwestseite Nordamerikas vom Columbiafluß bis Mexiko, mit eirunder Krone, schwach rissiger, graubräunlicher, oben rötlicher Rinde, 8—13 cm langen, ziemlich steifen, dunkelgrünen Nadeln, einzeln stehenden und bis 50 cm langen, dunkelbraunen Zapfen, wird gegen 100 m hoch bei 3—6 m Durchmesser und schließt sich somit den andern Baumriesen Kaliforniens an. Ihr Holz wird wie das der Weimutskiefer benutzt, der Stamm schwitzt die Kaliforniamanna (Pinit) aus, die als Zuckersurrogat und gegen Husten benutzt wird, und die Samen sind genießbar. Bei uns gedeiht sie nur in sehr günstiger Lage und wächst auch dort wie in der Heimat sehr langsam.

Kiefer, Friedrich, deutscher Politiker, geb. 14. Jan. 1830 zu Mappach im badischen Oberland, gest. 2. Sept. 1895 zu Freiburg i. Br., studierte 1850—54 die Rechte, trat in den Staatsjustizdienst, ward 1864 Staatsanwalt in Offenburg, 1867 Ministerialrat im Justizministerium, wurde 1868 als Geheimer Regierungsrat zur Generaldirektion der Verkehrsanstalten versetzt, schied deswegen aus dem Staatsdienst und wurde Rechtsanwalt in Offenburg, aber schon 1870 Oberstaatsanwalt am Kreis- und Hofgericht in Mannheim, 1880 Landgerichtsdirektor in Freiburg und 1885 Landgerichtspräsident in Konstanz. Seit 1865 war K. ununterbrochen Mitglied der badischen Zweiten Kammer, seit 1875 auch ihr Vizepräsident, 1871—74 sowie 1877—84 Mitglied des deutschen Reichstags und zählte zu den Führern der nationalliberalen Partei.

Kieferegel, s. Blutegel, S. 89.

Kieferfühler, s. Spinnentiere.

Kieferfüße (Pedes maxillares), bei den Krebsen und einigen andern Gruppen der Gliederfüßer die Gliedmaßen, die zwischen Kiefern und Gehbeinen stehen und vielfach in der Form den letztern, im Gebrauch den erstern nahekommen. Der gewöhnliche Flußkrebs (Astacus fluviatilis) z. B. hat außer seinen drei Paar Kiefern noch ebenso viele Paar K. (s. Tafel »Krebstiere II«, Fig. 2 u. 3).

Kieferhöhle, s. Schädel.

Kieferle, der höchste Berg des Frankenwaldes, unmittelbar östlich bei dem meiningischen Flecken Steinheid, erreicht eine Höhe von 868 m.

Kiefermündige (Gnathostomen), diejenigen Wirbeltiere, die den Rundmäulern gegenüber mit einem Kiefergerüst versehen sind.

Kiefernblasenrost, s. Rostpilze.

Kiefernblattwespe, soviel wie Kiefernkammhornwespe, s. Blattwespen.

Kieferndrehrost, s. Rostpilze.

Kiefereule, s. Eulen, S. 161.

Kiefernholzwespe, s. Holzwespen.

Kiefernkammhornwespe, s. Blattwespen.

Kiefernklemme, die Unfähigkeit, den Mund in gewöhnlicher Weise zu öffnen, entsteht 1) vorübergehend infolge Krampfes der Kaumuskeln. Der Krampf ist entweder ein hysterischer, oder er tritt als Symptom (Trismus) des Starrkrampfes (s. d.) auf; 2) dauernd entsteht die K. durch narbige Schrumpfung der durch eine Verletzung zerstörten Kaumuskeln, durch Verwachsung des Bandapparats des Kiefergelenkes nach Zerstörung oder Entzündung dieses Apparats, und infolge von Verwachsung der knöchernen Gelenkteile (Anchylose) nach vorausgegangener Zerstörung derselben (z. B. durch Schußverletzung). Die Behandlung richtet sich nach dem Grundleiden, unter Umständen sind Operationen sehr nützlich.

Kiefernkrebs, s. Rostpilze.

Kiefernkreuzschnabel, s. Kreuzschnabel.

Kiefernmarkkäfer, s. Borkenkäfer.

Kiefernmotte, s. Zünsler. [S. 240.

Kiefernnadelbad (Fichtennadelbad), s. Bad,

Kiefernnadelöl, soviel wie Fichtennadelöl.

Kiefernpapagei, s. Kreuzschnabel.

Kiefernpest | s. Rostpilze.

Kiefernräude |

Kiefernraupe, die Raupe der Kiefereule (s. Eulen, S. 161) und des Kiefernspinners (s. d.).

Kiefernritzenschorf, s. Lophodermium.

Kiefernrüsselkäfer, zwei zu den schädlichen Forstinsekten gehörende Rüsselkäfer, der große braune Kiefernrüßler (Hylobius abietis, s. Tafel »Forstinsekten II«, Fig. 7) und der kleine braune Kiefernrüßler (Pissodes notatus, Fig. 10). Näheres s. Rüsselkäfer. Weißer Kiefernrüßler, s. Hohlrüßler.

Kiefernschwamm, s. Trametes.

Kiefernschwärmer (Föhren-, Fichtenschwärmer, Fichtenmotte, Tannenpfeil, Sphinx [Deile-

phila] pinastri *L.*), Schmetterling aus der Familie der Schwärmer (Sphingidae), 7 cm breit, aschgrau mit dunklerer Schattierung, die Vorderflügel mit einigen schwarzen Längsstrahlen, am Leib mit weißen und schwarzen Ringen; sehr verbreitet. Das Weibchen setzt die bleichgrünen Eier zu je 10—15 Stück an die Nadeln der Kiefer, selten der Fichte und Weimutskiefer, ab; nach 10—14 Tagen kriechen die Raupen aus, die sich von den Nadeln der Kiefer nähren; sie sind bräunlichgrün, mit fünf gelben Längsstreifen, in der Mitte rötlichbraunem Rückenstreifen, schwarz umrandeten roten Luftlöchern und bräunlichschwarzem Horn. Beim Berühren schlägt die Raupe heftig um sich und erbricht eine braune Flüssigkeit. Sie lebt meist in den Gipfeln der Bäume, verpuppt sich im September in der Erde oder im Moos, und aus der schwarzen Puppe schlüpft im Mai und Juni der Schmetterling aus. Bisweilen erscheinen die Raupen in verderblicher Menge.

Kiefernspanner, s. Spanner.

Kiefernspinner (Fichtenspinner, Fichtenglucke, Glucke, Gastropacha [Lasiocampa] pini *L.*, s. Tafel »Forstinsekten I«, Fig. 6), Schmetterling aus der Familie der Spinner (Bombycidae) und der Gattung Glucke (s. d.), 6 cm (das Weibchen bis 8,4 cm) breit, grau oder braun, sehr veränderlich, aber stets mit weißem Halbmondfleckchen auf dem Vorderflügel und unregelmäßiger, rotbrauner Querbinde, findet sich in fast ganz Europa und bis zum Altai, fehlt im nordwestlichen Europa manchen Gegenden ganz, erscheint um Mitte Juli überall, wo Kiefern wachsen, und (besonders das Weibchen) ist sehr träge. Bisweilen unternimmt er weitere Wanderungen. Das Weibchen legt 100—200 blaugrüne, später graue Eier von Größe und Gestalt eines Hanfkorns an den Stamm, die Nadeln oder einen Zweig in Partien bis 50 Stück, besonders an die untern Teile des Holzes. Nach 2—4 Wochen erscheinen die Räupchen (Kiefernraupe), begeben sich alsbald zum Fraß auf die Nadeln und beziehen im Oktober oder November, meist halbwüchsig, Winterlager unter Moos oder Kraut am Fuß der Stämme, wo sie in einer Höhlung uhrfederartig zusammengerollt liegen. Sie sind dunkelbraun, grau oder rötlich mit Weißgrau mannigfach wechselnd, stellenweise mit filziger Behaarung und je einem stahlblauen Samtfleck (Spiegel) in den Einschnitten des zweiten und dritten Ringes, auf den übrigen Ringen sind dunkle Flecke angedeutet. Zur Seite der dunkeln Rückenzeichnung, über den Beinen und hinter dem Kopf stehen Warzenreihen mit Schuppen- und Borstenhaaren. Sie erscheinen zeitig wieder im Frühjahr und beginnen im April den Fraß. Eine einzige Raupe verzehrt zur Erlangung der Reife durchschnittlich 1000 Nadeln, und die halbwüchsige Raupe verzehrt eine Nadel, wenn sie sich nicht unterbricht, in 5 Minuten. Im Juni sind die Raupen ausgewachsen und verspinnen sich in der Krone an Nadeln und Zweigen, am Stamm oder an der Erde. Der Kokon ist wattenartig, fest, schmutzig weiß oder graubraun und enthält eine dunkelbraune Puppe, aus der nach drei Wochen der Schmetterling ausschlüpft. Eier und Raupen sind den Angriffen der Schlupfwespen stark ausgesetzt, und oft kriechen aus einer einzigen Raupe Hunderte von Schlupfwespenlärvchen hervor, um sich auf der allein noch übrigen Raupenhaut zu verpuppen. Auch ein im Innern der Raupen wuchernder Pilz (Botrytis Bassiana) setzt der übermäßigen Verbreitung Schranken. Außerdem werden sie von dem Raubkäfer Calosoma sycophanta und vom Kuckuck gefressen. Der K., der hauptsächlich auf ältern Kiefern lebt, aber auch auf Tannen und Lärchen übergeht, gefährdet besonders 60—80jährige Bestände, auch jüngere Bäume, die auf schlechtem Boden kümmerlich gedeihen. Die Raupe frißt die Kiefern ganz kahl und zerstört auch die Spitzknospen (Triebabbiß), so daß sich der Stamm nicht wieder vollständig erholen kann. Je frischer und besser der Boden, desto seltener ist die Raupe; nach mehreren heißen, trocknen Sommern muß man in großen, reinen Kiefernforsten auf trocknem Sande stets auf das Erscheinen der Raupe vorbereitet sein. Man revidiert zweimal im Jahre, sucht die Raupen im Winterlager, fängt sie durch Anprellen und sammelt auch die Puppen, Schmetterlinge und Eier. Raupen, die Schlupfwespen enthalten, tötet man nicht, weil die ausschlüpfenden Schlupfwespen mehr zur Vertilgung beitragen als die angestrengteste Arbeit. Man sucht die Raupen auch durch Ziehen von Gräben, scharfes Durchforsten der Stangenhölzer und Schonungen und namentlich durch Anbringen eines Teerringes am Stamm zu bekämpfen, hat aber trotz aller Bemühungen immer noch die größten Verluste zu beklagen gehabt. Die Rückenhaare der Raupe besitzen stechende Ästchen und enthalten konzentrierte Ameisensäure. Das häufige Anfassen der Raupen erzeugt bisweilen böse Krankheiten an den Fingern. Wo die Raupen in großer Zahl vorhanden sind, erfüllen die Haare den Boden und die Luft und spießen sich in die Haut von Menschen und Tieren. Sie erzeugen bei Menschen einen Nesselausschlag zuerst in Kniekehle, Schenkelbeuge und Fußgelenk, dann auf dem ganzen Körper. Es entsteht peinigendes Jucken, auch die Schleimhäute erkranken, es kommt zu Schwellungen im Kehlkopf u. Rachen, Augenentzündungen ꝛc. Hunde, Schafe, Ziegen, Rinder, Pferde erkranken gleichfalls. Wild und Singvögel sollen die befallenen Wälder verlassen.

Kiefernspinnerschlupfwespe, s. Schlupfwespen.

Kiefernwickler, s. Wickler.

Kiefersfelden, Dorf im bayr. Regbez. Oberbayern, Bezirksamt Rosenheim, nahe der Tiroler Grenze, am Inn und an der Staatsbahnlinie Rosenheim–Kufstein, hat eine kath. Kirche, ein Nebenzollamt I und (1900) 257, als Gemeinde 1931 Einw. In der Nähe, dicht an der Grenze, steht die Ottokapelle, 1834—36 zum Andenken an den Abschied des Königs Otto von Griechenland vom Heimatland (6. Dez. 1832) erbaut.

Kieferspalte, s. Gaumenspalte.

Kieferstädtel, Stadt im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Tost-Gleiwitz, hat eine kath. Kirche, Schloß, Nagelschmiederei und (1900) 1025 meist kath. Einwohner. K. erhielt 1853 Stadtrechte.

Kieferstiel, s. Fische, S. 604.

Kiefertaster, s. Spinnentiere.

Kieferwurm, s. Neunauge.

Kiekbeere (Kickbeere), eine durch die Larve eines Zweiflügers (Hormomyia juniperina) veranlaßte fleischige Galle an jungen Zweigspitzen des Wacholders, an denen drei Nadeln sich monströs verbreitern und drei andre ganz kleine Blättchen einschließen.

Kieke (Feuerkieke), ein durchlöcherter Kupfer- oder Messingbehälter zur Aufnahme glühender Holzkohlen, diente im Norden seit alten Zeiten allgemein, bei Marktleuten noch heute zum Wärmen der Füße.

Kieker, ein Fernrohr für den Schiffsgebrauch.

Kiel (Carina), ein Teil der Schmetterlingsblüte; in der Zoologie soviel wie Schaft der Federn; im Seewesen Grundbalken der »auf K. gebauten« Wasserfahrzeuge; Kastenkiel, der hohle eiserne K. auf Eisenschiffen (s. Schiff, Schiffbau).

Namen-Register zum Plan von Kiel.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | A5 | bezeichnen die Quadrate des Planes. Bei dem durch das Format bedingten kleinen Maßstab ist es nicht möglich, auf den Stadtplänen des Konv.-Lexikons *sämtliche* Seitenstraßen etc. zu geben.

Adelheidstraße . . . A5
Admiralsbrücke . . D3
Adolfplatz B2
Adolfstraße B2, 3
Ahlmannstraße . . . A3
Akademie, Marine- D2, 3
Akademische Heilanstalten C3
Aktienbrauerei . . . A6
Alsenstraße A3
Altes Rathaus . . . BC4
Annenstraße AB3
Anschar-Schwest.-Krankenhaus. . . AB3
Ansgar-Kirche . . . B2
Arbeiter-Bauverein E5
Arndtplatz A4
Arresthaus BC3
Artillerie-Inventar (Kaiserl. Werft) . DE4
Asmusstraße BC7
Augustenburg.Platz B5
Augustenstraße. . . CD5, 6
Auguste Viktoria-Straße B5
Ausrüstungsbassin . E5
Außenhafen E3, 4

Bäckergang B5
Badeanstalt D1; D2; E3
Bahnhof B5, 6
— Klein- BC7
Bahnhofstraße . . . B6, 7
Ballastberg (Straße) E4
Barbarossabrücke . CD4
Barkauer Weg . . . A7
Bartelsallee C2
Baubassin DE5
Baustraße B4
Bau- u. Sparverein A3
Bauverein,Arbeiter- E5
Bekleidungsamt . . BC3
Bellevue CD1
Bellevuebrücke. . . D1
Bellmannstraße. . . A5
Belvedere B1
Bergstraße. B4
Beseleallee BC2
Bibliothek. C4
Bielenberg-straße . . C4
Bismarckallee. . . . C1
Bismarckdenkmal . B4
Bleßmanusdamm . . BC6
Blindenanstalt, Provinzial- A6
Blitzstraße CD7
Blocksberg (Straße) B4
Blücherplatz B2
Blücherstraße. . . . B1
Bollhörn C5
Bonnstraße A5
Bootsbauwerkstatt (Kaiserl. Werft) . DE5
Bootshafen BC5
— d. Kaiserlichen Jachtklubs. . . DE2
Botanischer Garten C3
Bothwellstraße . . . D6
Brauerei, Aktien- . A6
— Germania- . . . AB6
— Schifferer- . . . B5
— Schloß- B2
— Stern- C7
— zur Eiche . . . A5
Brauhaus AB3
Bremer Straße . . . AB2
Brommystraße . . . D6
Brücke, Admirals- . D3
— Barbarossa- . . CD4
— Bellevue- D1
— Elisabeth- . . . C4
— Gefion- C4
Brücke, Hansa- . . C4
— Jensen- BC5
— Postdampfer- . B5
— Reventlou- . . . D3
— Schloß- C4
— Seebadeanstalts- DE2
— Seeburg- CD4
— Seegarten- . . C4
— Vineta- D3
Brunswiker Straße BC3, 4
Buchholtzstraße . . E6
Bülowstraße. BC1

Caprivistraße C2
Chemnitzstraße. . . A5
Christianistraße . . B3
Christinenhöhe . . . AB1

Dahlmannstraße . . C4
Damenstift AB4
Damenstraße . . . . Karton
Dammstraße B4
Damperhofstraße. . A4
Danische Straße . . C4
Deliusstraße. A5
Denkmal,Bismarck- B4
— d. Großen Kurfürsten D2, 3
— Herzog Friedr.- D2
— Kais. Wilhelm- C4
— Krieger- C4
— Loewe- D2
— Marine- C3
— Schweffel- . . . B4
Dianenspiegel . . . CD1
Die Hörn B6
Dietrichstraße . . . B7
Dithmarscher Str. . A7
Docks 1—4 | d.Kais. — 5 u. 6 | Werft CD5
Dorotheenstraße . . A7
Drewsstraße E6
Düppelstraße BC2
Düsternbrooker Gehölz CD1, 2
— Weg. CD2-4
Düvelsbeker Weg . B1

Eckernförder Allee A4
— Straße. A4, 5
Eichamt C2
Eisenbahndamm (Straße) BC5
Elektr. Zentrale der Straßenbahn . . . C6
Elektrizitätswerk . A4; B7
Elisabethbrücke . . C4
Elisabethstraße. . . CD5-7
Ellerbek (Stadtteil) E4-6
— Haltestelle . . . E5, 6
Erholungshaus (Werftpark). . . . D6
Ernestinenstraße . . DE6
Ernst Friedrich-Str. E4
Esmarchstraße . . . BC2
Evang. Marinegarnisonkirche. . . . C3
Exerzierplatz AB5

Fabrikstraße B5
Fähre, Städtische . C5
Fahrstraße B4
Falckstraße . . . . . Karton
Faulstraße. . . . . Karton
Federmannstraße . E6
Feldstraße BC1-3
Feuerwache,Haupt- Karton
— Nord BC2
— Ost C6
— Süd A5
Fichtestraße. B1
Fischerstraße . . . . Karton
Fischhalle B3,4; C4
Flämische Straße . Karton
Fleckenstraße. . . . C4
Fleethörn B4
Flora A4
Fockstraße A6
Forstbaumschule. . BC1
Forsteck. C1
Forstweg C1, 2
Franckestraße . . . AB2
Franziusallee E5, 6
Frauengewerbeschule B4
Freiligrathstraße . . A3
Friedenstraße E4
Friedhof, Militär- . A1
— Sankt Jürgen- . B6
— Süd- A6
Friesenstraße A7

Gaarden (Stadtteil) . B-D5-7
Gaardener Straße . B6
Garnisonkirche der Marine, Ev. C3
— — Kathol. . . . BC1
Garnisonlazarett . . C3
Gartenstraße B4
Gasanstalt Gaarden E6
— Städtische . . . A7
Gasometer AB7
Gasstraße B4, 5
Gaußstraße D6
Gazellestraße C7
Gebhardtstraße. . . E5, 6
Gefionbrücke C4
Gefionstraße B2
Gerhardstraße . . . B2, 3
Gerichtsgebäude . . AB5, 6
Germaniabrauerei . AB6
Germaniaring. . . . CD6, 7
Germaniawerft (Friedrich Krupp) BC6
Geschützmagazine (Kaiserl. Werft) . DE5
Gewerbeschule . . . B4 u. Karton
Gneisenaustraße . . B2
Goethestraße A4
Grabastraße E6
Greifstraße D7
Großer Kuhberg (Straße). B5
— Kurfürst,Denkmal D2, 3
Große Ziegelstraße E5, 6
Gutenbergstraße . . A3
Gymnasium B4

Habsburger Ring . A2, 3
Hafen, Außen- . . . E3, 4
— Boots- BC5
— — des Kaiserl. Jachtklubs. . DE2
— Handels- BC5, 6
— Holz- CD5
— Kieler. DE1-4
— Kriegs- C-E4
— Torpedoboots- . D2; D4, 5
Hafenamt . . . . . Karton
Hafenstraße. B5
Hamburg. Chaussee A7
Handelshafen BC5, 6
Hansabrücke C4
Hansastraße. A2, 3
Hardenbergstraße . B1, 2
Harmsstraße AB5, 6
Harriesstraße A6
Hasseldieksdammer Weg A5
Hasselmannstraße . A6
Haßstraße . . . . . Karton
Hauptfeuerwache . Karton
Hauptpost. BC5
Hebbelstraße A3
Hegewischstraße . . C3, 4
Heilanstalten, Akademische C3
Heiligegeist-Kirche BC4
Heintzestraße C7
Heischstraße BC7
Helmholtzstraße . . CD6
Herderstraße A4
Hertzstraße D6, 7
Herzog Friedrich-Denkmal . . D2
— — -Straße . . . AB5
Hofstraße C7
Hohenbergstraße . . C3
Hohenzollernpark . A3, 4
Hohenzollernring . A3, 4
Höh. Schiffs- u. Maschinenbauschule AB4
Hollmannstraße . . E5
Holstenbrücke(Str.) Karton
Holstenstraße. . . . BC4, 5
Holtenauer Straße. B1-3
Holzhafen CD5
Hopfenstraße AB5, 6
Hospitalstraße . . . C3, 4
Howaldtwerke . . . E3
Hügelstraße CD5
Humboldtstraße . . A4
Hummelwiese (Str.) AB6

Iltisstraße CD6, 7
Irenestraße AB1
Irrenklinik C1
Israelit. Friedhof. . A6

Jachmannstraße . . D6
Jachtklub, Kaiserl. DE2
Jägersberg (Straße) B3, 4
Jägerstraße CD6
Jahnstraße A3
Jakobikirche AB4
Jensenbrücke. . . . BC5
Jensenstraße B5
Jeßstraße A6
Johanneskirche . . C6
Johannesstraße. . . C6
Jugendspielplatz . . A3
Julienstraße. E4
Jungfernstieg A4
Jungmannstraße . . AB3
Jürgenkirche B6

Kaiserl. Oberpostdirektion BC5
Kaiserl. Jachtklub . DE2
Kaiserl. Kanalamt . B4
Kaiserliche Werft . DE5
Kaiserstraße CD5-7
Kaiser Wilhelm-Denkmal . . C4
— — -Stift A4
Kaistraße B5, 6
Kanalamt, Kaiserl. B4
Karl Loewe-Weg . D2
Karlstal (Straße) . . C6
Karlstraße. BC3
Karolinenweg . . . CD2
Kaserne der 1. Matrosendivision . . BC3
— d. 1. Seebataill. D6
Kastanienstraße . . A6
Katharinenstraße . . E4
Katholische Kirche B4, 5
— Marinegarnisonkirche . . . BC1
Kattenstraße . . . . Karton
Katzheide E6
Kehdenstraße. . . . Karton
Kehrwieder(Straße) B7
Kiel, Kleiner BC4
Kieler Bau- u. Sparverein A3

Namen-Register zum Plan von Kiel.

Kieler Brauhaus . .	AB3	Marine-Stationschef (Gebäude)	CD3	Quarantäneanstalt, See-	B6	Sternbrauerei	C7
— Hafen	DE1-4	Marine-Stations-intendantur	BC3	Rankestraße	A2	Sternstraße	A4
— Hof	A1	Markt	C4	Rathaus, Altes . . .	BC4	Sternwarte	C2
- Straße	CD6	Martensdamm (Str.)	BC4	— Neues	B4, 5	Stift, Damen- . . .	AB4
Kirche, Ansgar- . .	B2, 3	Marthastraße	B6	Rathausstraße . . .	B7	— KaiserWilhelm-	A4
— Ellerbek	E4	Maschinenbauwerkstätten (Kaiserl. Werft)	DE5	Ravensberg (Straße)	AB2	Stiftstraße	A4, 5
— Evang. Marine-garnison-	C3	Mathildenstraße . .	E4	Reeperbahn (Str.) .	C6, 7	Stormarnstraße . . .	A7
— Heiligegeist- . .	BC4	Matrosendivision, Kaserne der ersten	BC3	Reformgymnasium	A4	Stoschstraße	D6
— Jakobi-	AB4	Medusastraße	CD6	Reichsbank	B4	Strandstraße	D2
— Johannes- . . .	C6	Melanchthonstraße.	A6	Reichshallen	B5	Straßenbahnhof . .	A6
— Jürgen-	B6	Metzstraße	A4	Reventloullee . . .	CD2, 3	Studentenheim . . .	CD4
— Katholische . .	B4, 5	Michelsenstraße . .	A6	Reventloubrücke . .	D3	Südfriedhof	A6
— — Marinegar-nison- . . .	BC1	Militärfriedhof . . .	A1	Ringstraße	AB5, 6	Südstraße	B7
— Nikolai-	C4	Militärlazarett . . .	C3	Rondel	A7	Synagoge	A4
Kirchenstraße . . .	C3	Militärschießbahn, ehemalige	A1	Roonstraße	C1	Teichstraße	B3
Kirchenweg	C6, 7	Mineralog. Institut.	C3	Samwerstraße . . .	AB2	Thaulowmuseum . .	B5
Kirchhofsallee . . .	A5, 6	Minnastraße	E4	Sandkrug (Straße) .	CD5	Theater, Kleines . .	B2
Klausdorfer Weg .	E4, 5	Mittelstraße	B3, 4	Sandkuhle	AB5	— Stadt-	B4
Klaus Groth-Platz	C3	Möllings-Ruh . .	C4	Sankt Jakobikirche	AB4	Theodor Storm-Straße	A4
Kleinbahnhof	BC7	Möllingstraße	A4	— Jürgenfriedhof	B6	Tirpitzallee	E5, 6
Kleiner Kiel	BC4	Moltkestraße	C1, 2	— Jürgenkirche .	B6	Tischler-, Maler- u. Schlosserwerkstatt (Kaiserliche Werft)	D5
— Kuhberg (Str.)	B5	Moorteichwiese (Park)	A6, 7	— Nikolaikirche .	C4	Tonberg (Straße) .	B7
Kleines Theater . .	B2	Mühlenau (Bach) .	C7	Sartorikai	Karton	Torpedobootshafen	D2; D4,5
Kleiststraße	B1	Mühlenstraße	C7	Scharnhorststraße .	B1	Torpedo-Inspektionsgebäude . . .	D2
Klinik, Irren- . . .	C1	Muhliusstraße. . . .	B4	Schaßstraße	A5	Torstraße	Karton
Klinke (Straße) . . .	B5	Museum für Völkerkunde	Karton	Schauenburger Str.	A-C3	Treppenstraße . . .	B5
Klosterkirchhof (Straße)	Karton	— Kunst-	CD3	Schifferer-Brauerei	B5	Universität	C4
Klosterstraße	E5, 6	— Thaulow (Holzschnitzwerke) .	B5	Schiffskammermagazine (Kaiserl. Werft)	E4, 5	Unterhof (Germaniawerft)	BC6
Klotzstraße	A3	— Vaterländischer Altertümer . . .	Karton	Schiffs- und Maschinenbauschule, Höhere	AB4	Viehburger Gehölz	A7
Knooper Weg . . .	AB2-4	— Zoologisches . .	C3, 4	Schillerstraße	A3, 4	Vieh-Landebrücke .	B6
Koesterallee	B1	Nettelbeckstraße . .	B1	Schillstraße	B1	Vinetabrücke	D3
Koldingstraße . . .	B3	Neues Rathaus . . .	B4, 5	Schlachthof	B6, 7	Vinetaplatz	C6
Königliches Polizeipräsidium . . .	B4	Neumarkt	B4	Schloß, Königliches	C4	Volksbad	A3; A5; CD6
— Schloß	C4	Niemanns-Buche .	D1	Schloßbrauerei . . .	B2	Von der Goltz-Allee	A7
Königsweg	AB5, 6	— -Weg	C1-3	Schloßbrücke	C4	— — Tann-Straße	A5, 6
Körnerstraße	A4	Nikolaikirche	C4	Schloßgarten	C4	Wahlestraße	E4, 5
Krankenhaus, Anschar-Schwestern-	AB3	Nissenstraße	E6	Schloßstraße	C4	Waisenhofstraße . .	B4, 5
— (Irrenklinik) . .	C1	Norddeutsche Str. .	CD5, 6	Schönberger Straße	E4	Waitzstraße	AB2, 3
— Städtisches . .	A4	Nordwerft	E4	Schreventeich	A4	Waldemarstraße . .	B1
Krausplatz	A3	Oberhof (Germaniawerft)	C6	Schuhmacherstraße	Karton	Waldwiese, Wirtshaus	A7
Kreuzort	CD2	Oberlandesgericht .	B4	Schulstraße	C6	Walkerdamm (Str.)	B5
Kriegerdenkmal . .	C4	Oberpostdirektion, Kaiserl.	BC5	Schützenpark	A5	Wall (Straße)	BC4, 5
Kriegshafen	C-E4	Oberrealschule, 1. .	B2	Schützenstraße . . .	A5	Wasseralloe	Karton
Kronshagener Weg	A4, 5	— 2.	A6, 7	Schwanensee	E5	Wasserturm Ravensberg	A2
KruppscheArbeiterwohnhäuser . . .	CD7	Oberwerftdirektion	CD5	Schwanenweg . . .	C3	Weberstraße	AB5
Krupps Logierhaus	DE2	Olshausen-Straße .	AB2	Schwebefähre. . . .	E4	Weißenburgstraße .	A4
Krusenrotter Weg .	A7	Packhausstraße. . .	Karton	Schwentinebrücke	DE2	Wellingdorfer Str. .	E5
Kuhberg, Großer (Straße)	B5	Papenkamp	A5, 6	Schwerbeschädigten-Kaserne des ersten	D6	Wellingdorfer Weg	E5
— Kleiner (Straße)	B5	Parkstraße	C1	Seebataillon, Kaserne des ersten	D6	Werft, Germania- .	BC6
Kunstmuseum . . .	CD3	Pfaffenstraße	Karton	Seeburgbrücke . . .	CD4	— Kaiserliche. . .	DE5
Küterstraße	B4	Pflanzgarten, Städt.	A3, 4	Seegarten	C4	— Nord-	E4
Lagerhofstraße . . .	B7	Philosophengang . .	BC4	Seegartenbrücken .	C4	Werftpark	D5, 6
Landesdirektion . .	AB4	Pickertstraße	D6	See-Quarantäneanstalt	B6	Werftstraße	C-E5-7
Lange Reihe (Str.)	B5	Plöner Straße. . . .	E6	Segeberger Landstraße	BC7	Wichmannstraße . .	A3
Langer Segen (Str.)	B3	Polizeipräsidium, Königliches. . . .	B4	Sigismundstraße . .	B1	Wikingerstraße. . .	CD6
Lazarett, Garnison-	C3	Posadowskystraße .	E6	Sophienblatt (Str.) .	AB5, 6	Wilhelminenstraße.	B4
Lehmberg (Straße) .	B3	Postamt I (Hauptpost)	BC5	Sörensenstraße . . .	C7	Wilhelmplatz	A4
Lerchenstraße . . .	B5	Postdampferbrücke	B5	Spar- u. Leihkasse	B4	Wilhelmstraße . . .	C6
Lessingplatz	AB4	Preetzer Chaussee .	CD7	Speiseanstalt (Kaiserliche Werft) .	D5	Willestraße	B4, 5
Lindenallee	C1	Preußerstraße. . . .	B3	Stadtgärtnerei . . .	A3	Winterbeker Weg .	A6
Lindenstraße	A3	Prinzenstraße . . .	E5	Städtische Fähre. . .	C5	Wörthstraße	A4
Loewedenkmal . . .	D2	Prinz Heinrich-Str.	B1	— Gasanstalt . . .	A7	Wrangelstraße . . .	B2
Lorentzendamm (Straße)	BC4	Probsteierstraße . .	E5	Städtischer Pflanzgarten	A3, 4	Yorkstraße	B1
Lornsenstraße . . .	BC3	Proviantmagazin . .	B6	Städtisches Krankenhaus	A4	Zastrowstraße . . .	A5
Lübecker Chaussee	A-C7	Provinzial-Blindenanstalt	A6	Stadtkloster	A5	Ziegelstraße, Große	E5, 6
Luisenweg	CD2, 3	Prüne	AB5	Stadttheater	B4	Zollamt	Karton
Lützowstraße	B1	Prüner Gang	A5	Steinstraße	B2	Zoolog. Museum . .	C3, 4
Marienhain	D2					Zur Eiche, Brauerei	A5
Marineakademie . .	D2, 3					— Fähre (Straße)	C5
Marinedenkmal . .	C3						
Marinegarnisonkirche, Evang.	C3						
— Katholische . .	BC1						

Bibliographisches Institut in Leipzig

Kiel (hierzu der Stadtplan, mit Registerblatt, und Karte »Kieler Hafen«), Stadt und Stadtkreis in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, im Hintergrunde des Kieler Busens (s. d.), 16 m ü. M., besteht aus der Altstadt, auf einer Halbinsel zwischen dem Kieler Busen und dem Kleinen K., und aus den freundlichen, in den letzten Jahrzehnten durch Eingemeindung mehrerer Vororte bedeutend vergrößerten neuen Stadtteilen. Die Stadt hat 6 evang. Kirchen: die um 1240 erbaute, jetzt gründlich restaurierte Nikolaikirche mit hohem Turm, die Kloster- oder Heilige-Geist-kirche, die 1886 vollendete Jakobikirche, die Ansgarkirche, 1902 vollendet, die St. Jürgenskirche, 1905 fertiggestellt, und eine in Gaarden; ferner eine Garnison- und eine kath. Kirche, eine apostolische, eine Baptisten- und eine Methodistenkapelle und eine Synagoge. Von sonstigen Bauwerken ist in erster Linie das königliche Schloß zu erwähnen, im 13. Jahrh. als Burg gegründet, auf deren Fundamenten 1580 ein Neubau errichtet wurde, der 1838 niederbrannte und dem jetzigen Bau Platz machte. Gegenwärtig ist das Schloß Residenz des Prinzen Heinrich von Preußen. Ferner sind zu nennen: das alte Rathaus, das Stadthaus (Verwaltungsgebäude), die Gebäude der Provinzialverwaltung, der Landesversicherungsanstalt und Landesbrandkasse, mehrere altertümliche Privathäuser, viele Villen mit freundlichen Gärten, das von Krupp errichtete großartige Logierhaus im Stadtteil Düsternbrook, für den Besuch in der Kieler Woche bestimmt, das Erholungshaus für die Mannschaften der Marine im Stadtteil Gaarden ꝛc. Groß ist die Zahl der öffentlichen Denkmäler. Die Stadt besitzt ein Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. (modelliert von Brütt) im Schloßgarten, ebendaselbst ein schönes Kriegerdenkmal (von Siemering), ein Bismarckdenkmal (von Magnussen), ein Denkmal des Herzogs Friedrich (von Christensen) mit den Bildnissen der aus der schleswig-holsteinischen Befreiungsgeschichte bekannten Männer, ein Denkmal des 1897 auf der Elbe mit einem Torpedoboot untergegangenen Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg, ein Denkmal des Großindustriellen Schweffel, ein Denkmal Krupps vor der von ihm geschaffenen Seebadeanstalt, im Garten der Marineakademie ein Denkmal des Großen Kurfürsten und Büsten des Prinzen Adalbert von Preußen und des Admirals Brommy, ein Denkmal des Komponisten Löwe (von Schaper) ꝛc. Die Bevölkerung beläuft sich (1900) mit der Garnison (1. Matrosendivision, 1. Werftdivision, 1. Torpedoabteilung, ein Seebataillon und ein Infanteriebataillon Nr. 85) auf 107,977 Seelen, davon 100,754 Evangelische, 5896 Katholiken und 383 Juden. Industrie und Handel sind in stetem Aufschwung begriffen. Bedeutend ist besonders der Schiff- und Maschinenbau. Unter den Etablissements dieser Art sind besonders zu erwähnen: die kaiserliche Werft (7000 Arbeiter), die Germaniawerft (4000 Arbeiter) und die Howaldswerke (2600 Arbeiter). Sehr bedeutend ist die Mahl- und Ölmüllerei. Die Etablissements der Baltischen Mühlengesellschaft zu Neumühlen bei K. gehören zu den großartigsten derartigen Anlagen des Kontinents. Ferner hat K. bedeutende Bierbrauerei und Goldleistenfabrikation sowie Fabriken für Spiritus, Likör, Seife, Holzbearbeitung, Holzsägerei ꝛc. Der Handel,

Wappen von Kiel.

unterstützt durch eine Handelskammer, 15 Konsulate fremder Länder, eine Reichsbankhauptstelle (Umsatz 1903: 1965,6 Mill. Mk.) und andre öffentliche Geldinstitute, erstreckt sich besonders auf die Einfuhr von Getreide, Kohlen, Baumaterialien, Vieh, Eisen, Stahl ꝛc. und die Ausfuhr von Kohlen, Mehl, Bier, Getreide, geräucherten Fischen (Kieler Sprotten) u. dgl. Den Verkehr in der Stadt vermittelt eine elektrische Straßenbahn. Für den Eisenbahnverkehr ist die Stadt Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Altona–K., K.–Ascheberg, K.–Flensburg und K.–Rendsburg sowie der Kleinbahn K.–Schönberg. Der Hafen, der beste der deutschen Ostseeküste (s. Kieler Busen), unterhält regelmäßige Dampfschiffsverbindungen mit Königsberg, Danzig, Stettin, Kopenhagen, Bremen ꝛc. Von besonderer Bedeutung ist die Dampferverbindung K.–Korsör, die einen Hauptteil des deutsch-skandinavischen Verkehrs vermittelt. 1903 hatte die Stadt eine Handelsflotte von 86 Seeschiffen zu 42,438 Reg.-Ton., darunter 68 Dampfschiffe zu 39,314 Reg.-Ton. Der Schiffsverkehr bezifferte sich 1902 an angekommenen und abgegangenen Schiffen auf 7520 Seeschiffe zu 1,125,492 Reg.-Ton., darunter 4000 Dampfschiffe zu 923,200 Reg.-Ton. Unter den Bildungsanstalten steht die Universität (Christiana Albertina) obenan. Sie zählte im Wintersemester 1903/04: 118 Professoren und Dozenten und 876 Studierende. Dieselbe hat eine Bibliothek von über 240,000 Bänden (s. Tafel »Bibliothekgebäude II«, Fig. 4), ein Kunstmuseum, ein zoologisches Museum, ein Münzkabinett, Sammlungen von nordischen Altertümern, von Gipsabgüssen nach Antiken und Skulpturen von Thorwaldsen ꝛc. Der Ausbildung im Seewesen dient die Marineakademie. An sonstigen öffentlichen Anstalten befinden sich dort: ein Gymnasium, ein Reformrealgymnasium mit Realschule, eine Oberrealschule, eine höhere Schiff- und Maschinenbauschule, eine landwirtschaftliche Versuchsstation, eine Gewerbe-, eine Post- und eine Musikschule, das Thaulow-Museum (Sammlung von schleswig-holsteinischen Schnitzwerken aus dem 15.—18. Jahrh.), Theater, Sternwarte, Blindenanstalt, mehrere gelehrte Gesellschaften und Vereine (Verein für Geographie und Naturwissenschaften, Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer, für vaterländische Geschichte, Landwirtschaftlicher Zentralverein, Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde, seit 1793), ein großes Militärlazarett, mehrere akademische Krankenhäuser, eine große Verpflegungsanstalt für arme Bürger und deren Witwen (»Stadtkloster« genannt, 1822 aus der Vereinigung von vier alten Klöstern gebildet), ein Damenstift ꝛc. Von Behörden haben hier ihren Sitz: ein Medizinalkollegium, evang. Konsistorium, Oberlandesgericht (s. Tafel »Gerichtsgebäude I«, Fig. 8), Landgericht, Hauptzollamt, Oberpostdirektion, königliche Polizeidirektion, Landratsamt (für den Landkreis K.), Strandamt, die Provinzialverwaltung, Landesversicherungsanstalt und Landwirtschaftskammer der Provinz ꝛc. Von militärischen Behörden befinden sich dort: das Kommando der Marinestation der Ostsee, die Kommandos der 1. Matrosendivision, der 1. Werftdivision und der 2. Festungsinspektion, die Inspektionen des Torpedowesens, der Marineinfanterie und des Bildungswesens der Marine, die Schiffsprüfungskommission, das Sanitätsamt der Marinestation der Ostsee, eine Kommandantur und der Stab der 9. Gendarmeriebrigade. Die städtischen Behörden zählen 12 Magistratsmitglieder und 30 Stadtverordnete. 1902/03 beliefen sich die ordent-

lichen Einnahmen der Stadt auf 9,112,211 Mk., die ordentlichen Ausgaben auf 8,482,957 Mk., die außerordentlichen Ausgaben auf 3,123,701 Mk., die Stadtschuld auf 22,2 Mill. Mk., das städtische Vermögen auf 43 Mill. Mk. Zum Oberlandesgerichtsbezirk K. gehören die 3 Landgerichte zu Altona, Flensburg und K., zum Landgerichtsbezirk K. die 22 Amtsgerichte zu Bordesholm, Bramstedt, Burg auf Fehmarn, Eckernförde, Gettorf, Heide, Heiligenhafen, Hohenwestedt, K., Lütjenburg, Lunden, Neumünster, Neustadt i. Holst., Nortorf, Oldenburg, Plön, Preetz, Rendsburg, Schenefeld, Schönberg, Segeberg und Wesselburen.

In sportlicher Beziehung hat K. seit ca. zehn Jahren als Pflegestätte des Segelsports eine große Bedeutung erlangt. Die Wettfahrten finden alljährlich im letzten Drittel des Juni in der sogen. Kieler Woche statt und werden vom kaiserlichen Jachtklub und dem Norddeutschen Regattaverein gemeinsam abgehalten (s. Segelsport). Weit über 100 deutsche und fremdländische Segel- und Dampfjachten stellen sich zu den Wettkämpfen ein, und wenn dann fast sämtliche unter Flagge befindliche Kriegsschiffe im Hafen anwesend sind, übt die Föhrde ihre größte Anziehungskraft auf einen von Jahr zu Jahr größer werdenden Strom von Fremden aus, namentlich da auch das Kaiserpaar an Bord der Hohenzollern regelmäßig anwesend ist. Der Klub zählt (1904) 1822 Mitglieder (darunter 39 Fürstlichkeiten) und 184 Jachten. Das Kruppsche Klubhaus (s. oben) dient in seinen untern Räumen dem allgemeinen Verkehr der Klubmitglieder.

In der nächsten Umgegend erregen die Kriegshafenanlagen (s. auch Tafel »Hafenanlagen«, Fig. 5) auf der östlichen Seite der Bucht das meiste Interesse. Sie bestehen aus der Schiffswerft für die kaiserliche Marine (mit zwei Bassins für Schiffbau und Schiffsausrüstung, jenes 219 m im Geviert mit anschließenden vier Trockendocks, dieses 288 m lang und 219 m breit, beide durch einen 63 m langen Kanal verbunden), den drei Hellingen (zum Ablaufen neugebauter Schiffe), den beiden großen Trockendocks (von je 140 und 175 m Länge und 30 m Breite), den Schwimmdocks, dem neuen 800 m langen und 300 m breiten Ausrüstungsbassin ꝛc. Die Befestigungen des Kriegshafens, wegen deren K. zu den Festungen gehört, liegen meist an der Stelle, wo die Kieler Föhrde eine Einschnürung zeigt. Sie bestehen aus den beiden Forts Friedrichsort (s. d.) und Falkenstein auf der schleswigschen und mehreren Strandbatterien auf der holsteinischen Seite. K. besitzt endlich auch mehrere Seebadeanstalten und herrliche Spaziergänge, namentlich durch das städtische Gehölz Düsternbrook nach Bellevue. Weiter dienen Ellerbeck, das Schwentinetal (s. Schwentine), Knoop und Holtenau (s. d.) mit der Einfahrtsschleuse des Kaiser Wilhelm-Kanals (s. d.), Heikendorf und Labö an der Föhrde als Ausflugsorte. S. Karte »Kieler Hafen«.

Geschichte. K. (wahrscheinlich von dem altsächsischen Wort Kille, was einen sichern Platz für Schiffe bedeutete) kommt schon im 10. Jahrh. unter dem Namen Kyl vor und wird im 11. Jahrh. als Stadt erwähnt. Nachdem die Stadt 1072 von den Slawen zerstört worden, ward sie vom Grafen Adolf II. (gest. 1164) wieder aufgebaut. 1242 erhielt sie das lübische Stadtrecht. Zu Anfang des 14. Jahrh. gab ihr König Christoph II. die Erlaubnis zum Stapel und Seehandel und 1318 Münzgerechtigkeit; das meiste zu ihrem Aufblühen trug aber Graf Adolf IV. bei, der nach dem Siege bei Bornhövede in K. seine Residenz aufschlug. Dessen Sohn Johann I. gründete die Linie Holstein-K. (s. Holstein, S. 485). 1284 trat die Stadt der Hansa bei; 1544 kam sie an Herzog Adolf zu Holstein-Gottorp, der sie im Flensburger Teilungsvertrag vom 12. Aug. 1581 an seinen Neffen, König Friedrich II., abtrat. Herzog Christian begründete 1665 daselbst eine Universität, die seinen Namen trägt. Seit 1721 war K. wieder Residenz der Herzoge von Holstein-Gottorp und Hauptstadt des großfürstlichen (russischen) Anteils von Holstein, bis es 1773 mit dem königlichen Anteil vereinigt wurde (s. Schleswig-Holstein [Geschichte]). Geschichtlich merkwürdig ist K. besonders durch den daselbst zwischen Dänemark und Schweden und zwischen Dänemark und Großbritannien 14. Jan. 1814 geschlossenen Kieler Frieden, in dem Dänemark Norwegen an Schweden, Schweden dagegen Schwedisch-Pommern an Dänemark abtrat. 1848—50 war K. der Sitz der provisorischen Regierung. Auch der Herzog Friedrich von Augustenburg residierte 1864—66 in K. Seit seiner Erhebung zum deutschen Kriegshafen nahm K. einen großartigen Aufschwung (s. oben). Vgl. Prahl, Chronika der Stadt K. (Kiel 1856); »Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte« (Heft 1—21, das. 1877—1904); Hasse, Kieler Stadtbuch 1264—1289 (das. 1875); Eckardt, Alt-Kiel in Wort und Bild (das. 1899); Erichsen, Topographie des Landkreises K. (das. 1898).

Kiel, Friedrich, Komponist, geb. 7. Okt. 1821 in Puderbach a. d. Lahn, gest. 14. Sept. 1885 in Berlin, studierte mit Unterstützung des Fürsten Wittgenstein-Berleburg unter K. Kummer in Koburg und 1842—44 mit königlichem Stipendium unter Dehn in Berlin, wo er bald als Lehrer und Komponist zu hohem Ansehen gelangte, besonders seit Aufführung seines ersten Requiems in C moll (1862). Schon 1865 wurde er in die Akademie gewählt, trat 1866 in den Lehrkörper des Sternschen Konservatoriums und wurde 1867 zum königlichen Professor ernannt. 1869 wurde er Kompositionslehrer an der neuerrichteten Hochschule für Musik und Senatsmitglied der Akademie. K. zeigt sich in seinen Kompositionen als ein Meister eines gediegenen kontrapunktischen Satzes; dem erwähnten »Requiem« folgte ein zweites (in As dur), ein »Tedeum«, »Stabat mater« (1864), »Missa solemnis« (1866), die Oratorien »Christus« (1874) und der »Stern von Bethlehem« (Op. 83), Psalm 130 für Frauenchor, Soli und Orchester, Werke für Kammermusik (vier Violinsonaten, drei Klavierquartette, zwei Klavierquintette, sieben Trios, zwei Streichquartette, eine Cellosonate, Bratschensonate), ein Klavierkonzert, »Deutsche Reigen« für Klavier und Violine, Walzer für Streichquartett u. a.

Kielbank, hölzerner Rost zum Docken (s. Dock) kleiner Schiffe bei Ebbe.

Kielbogen, s. Bogen (S. 137, Fig. 17).

Kielce, Gouvernement und Stadt, s. Kjelzy.

Kieler Busen, eine von den Buchten oder Föhrden der schleswig-holsteinischen Ostseeküste, erstreckt sich auf der Grenze der Herzogtümer Schleswig und Holstein auf eine Länge von 18 km in das Land hinein und besteht aus zwei Teilen. Der äußere Teil hat zwischen dem Leuchtturm von Bülk und der Kolberger Heide eine Breite von 7 km, verengert sich aber bei Friedrichsort zu einer nur 1200 m breiten Seenge, mit welcher der innere Teil, der eigentliche Hafen von Kiel, beginnt. Derselbe ist 9 km lang, erweitert sich wieder bis auf beinahe 3000 m und läuft in einen schmalen Streifen aus. Die Tiefe desselben beträgt

Bibliogr. Institut in Leipzig

in dem erweiterten Becken 12—16 m, bei Kiel immer noch 8—10 m und ist selbst vielfach am Rande so bedeutend, daß Schiffe bis an das Ufer gelangen können. Auf der westlichen Seite mündet in den Busen zwischen Bellevue und Holtenau der Kaiser Wilhelm-Kanal, auf der östlichen, unweit Neumühlen, die durch ihr herrliches Tal bekannte Schwentine. Der K.B. ist zugleich Kriegshafen und Stationsort für die deutsche Ostseeflotte, wozu er sich auch durch seine Verteidigungsfähigkeit vorzüglich eignet (s. Kiel, S. 888). S. Karte »Kieler Hafen«.

Kieler Woche, s. Kiel, S. 888.

Kielflügel, s. Klavier, S. 102.

Kielfüßer (Kielschnecken), s. Schnecken.

Kielgang, der unterste Gang der äußern Schiffsbeplankung (Kielplanken).

Kielhacke, s. Hacke.

Kielholen, das seitliche Umlegen leichter Schiffe zur Ausbesserung der Unterwasserteile an Orten, wo Trockendocks ꝛc. nicht vorhanden sind; früher auch eine Strafe, wobei der zu Strafende mit Leinen von einer Nock der Großrahe zur andern querschiffs oder vom Bug bis Heck längsschiffs unter dem Schiffskiel entlang gezogen wurde.

Kielhorn, Lorenz Franz, Sanskritist, geb. 31. Mai 1840 in Osnabrück, studierte auf den Universitäten in Göttingen, Breslau und Berlin, war 1862—1865 in England, 1866—81 Professor des Sanskrits am Deccan College zu Puna in Ostindien und bekleidet seit 1882 die gleiche Stelle an der Universität Göttingen. Er ist gegenwärtig einer der hervorragendsten Kenner der einheimischen grammatischen Wissenschaft und der Inschriften Indiens. Auf diesem Gebiet liegen seine Veröffentlichungen, wie »Kâtyâyana and Patanjali« (Bombay 1876); »Vyâkarana Mahâbhâshya« (Bd. 1—3, das. 1878—85; Bd. 1, 2. Aufl. 1892). Seine »Sanskrit grammar« (Bombay 1870, 4. Aufl. 1896) wurde deutsch von Solf herausgegeben (Berl. 1888). Seit Bühlers (s. d.) Tode leitet er die Herausgabe des von diesem begonnenen »Grundrisses der indo-arischen Philologie«.

Kielkrone, Pflanze, s. Calotropis.

Kielkropf, Mißgeburt, Wechselbalg, schon bei Luther vorkommende Bezeichnung von Kretins.

Kielland (spr. tjell-), Alexander Lange, norweg. Romanschriftsteller, geb. 18. Febr. 1849 in Stavanger als Sohn eines Großkaufmanns, studierte in Christiania die Rechte und ließ sich als Ziegelwerksbesitzer in seiner Vaterstadt nieder, bis die Bewegung der 1870er Jahre und eine Reise nach Paris ihn für die Literatur gewannen. Seine ebenso kurze wie glänzende Dichterlaufbahn beendete er, als er 1891 Bürgermeister in Stavanger wurde. Als K. 1880 »Garman und Worse« (deutsch, Leipz. 1881; auch in Reclams Universal-Bibliothek) herausgab, war seit Jahrzehnten kein Roman über das norwegische Bürgertum erschienen: das Publikum stellte seinen Verfasser sofort neben die drei Großen, Ibsen, Björnson und Lie. Von seinen »Neuen Novelletten« (1889, 4. Aufl. 1893; deutsch bei Reclam; »Novellen und Novelletten«, Berl. 1904), drei kleinen Bühnenstücken (1880) und dem Roman »Arbeiter« (1881; deutsch, Berl. 1881, Zürich 1897) mußten sofort neue Auflagen erscheinen. Rasch folgten »Else« (1881; deutsch, Berl. 1882 und 1900); »Schiffer Worse« (1882; deutsch, Stuttg. 1885); »Verheiratet« (1883); »Fortuna« (1884; deutsch, Stuttg. 1886); »Schnee« (1886; deutsch, das. 1889, Berl. 1901); »Jakob« (1891; deutsch, Berl. 1899) und die Lustspiele »St.-Johannes-Fest« (1887; deutsch, das. 1890); »Drei Paare« (1886); »Bettys Vormund« (1887) und »Der Professor« (1888). Seit 1897 erscheinen seine gesammelten Schriften. K. schloß sich erst den Franzosen, dann der nordisch-realistischen Schule an. Mit eleganter Formvollendung, beißender Satire und frischem Humor schildert er die Gesellschaft, die Patrizier und Plebejer, das aristokratische Genußleben und das arbeitserfüllte Vegetieren. Die Komposition seiner Erzählungen ermangelt manchmal der Straffheit, die Idee aber ist immer geschickt gewählt und die Einzelausführung trefflich.

Kiellinie (Kielwasserlinie), in der Seetaktik die Aufstellung der Schlachtschiffe, in der sie in einer Linie hintereinander, im Kielwasser dampfen. Zur Zeit der Segelschiffahrt bildeten die Schlachtschiffe »am Winde segelnd« eine Linie (daher »Linienschiffe«), die »Kiellinie«. Sie zeigten dabei dem Feinde die Breitseite, von der das Geschützfeuer kam. Nelson bildete in der Schlacht bei Trafalgar zwei parallele Schlachtlinien und drängte sich mit diesen zwischen Vor- und Nachhut des Feindes ein. Auch neuerdings ist die einfache oder doppelte K. (Doppelkiellinie) als Gefechtsaufstellung sehr beliebt, weil sie sowohl zum Geschützferngefecht als auch zum Nahkampf gut geeignet ist. Vgl. Seetaktik.

Kielmansegg, ein ursprünglich holstein. Adelsgeschlecht, teilte sich in eine norddeutsche gräfliche und evangelische und eine österreichische freiherrliche und katholische Linie. Der erstern gehören an:

1) Eduard Georg Ludwig William Howe, Graf von K., aus der Linie K.-Gülzow, geb. 15. Febr. 1804, gest. 6. März 1879, war 1855—62 hannoverscher Staatsminister, als welcher er die Verfassung von 1848 aufhob und eine streng reaktionäre Richtung verfolgte. Seine Söhne traten in österreichische Dienste und sind z. T. katholisch. Vgl. »Familienchronik der Herren, Freiherren und Grafen von K.«, zusammengestellt von den Grafen William Howe und Erich von K. (Leipz. 1872).

2) Erich, Graf, österreich. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 13. Febr. 1847 in Hannover, widmete sich dem österreichischen Verwaltungsdienst zunächst bei der niederösterreichischen Statthalterei, dann im Ministerratspräsidium, wurde Bezirkshauptmann in Baden bei Wien und in Sechshaus und war bis 1885 Regierungsrat beim Landespräsidium in der Bukowina. Von hier kam er als Hofrat zur Landesregierung von Kärnten und 1886 ins Ministerium des Innern. Am 9. Okt. 1889 ward er zum Statthalter von Niederösterreich ernannt. Als 19. Juni 1895 das Koalitionsministerium Windisch-Grätz zurücktrat, wurde K. zum Minister des Innern ernannt und mit dem Präsidium eines provisorischen Beamtenministeriums betraut, trat aber schon 2. Okt. 1895 von der Leitung des Ministeriums zurück und übernahm wieder den Statthalterposten von Niederösterreich. K. war der erste protestantische Minister des Innern in Österreich.

Kielplanken, s. Kielgang.

Kielschwein (nach niederdeutsch Kolswin, von swin, stark), beim Holzschiff der auf dem Hauptkiel liegende Verstärkungsbalken, auf eisernen Schiffen ein Innenlängsträger; beim eingeschobenen K. (Interkostalkielschwein) werden seine Winkeleisen mit den Bodenwrangen vernietet. Kastenkielschwein heißt das hohle eiserne K. großer Schiffe älterer Bauart.

Kielschwert (Flossenkiel, Stechschwert, Mittelschwert; engl. Centreboard), auf Segelbooten und flachen Segeljachten ein Ersatzstück für den Kiel, bestehend aus einer länglichen, am Vorder-

ende um einen Bolzen drehbaren Platte aus Holz mit Bleibeschlag oder aus Eisen, die in einem wasserdichten Kasten in der Mitte des Bootes angebracht ist und ins Wasser hinuntergelassen wird, wenn das Boot beim Winde segelt; dann vermehrt das K. die Standfestigkeit (Stabilität, vgl. Metazentrum) und vermindert die Abtrift (s. Drift). Vgl. Segelsport.

Kielstapel (Kielstapelung), die Reihe der Stapelklötze, auf denen ein Schiff aufgebaut wird. Vgl. Schiffbau.

Kielwasser (Sog), der bei der Fahrt eines Schiffes hinter dem Heck sichtbare Wasserstreifen. Das K. kennzeichnet das Abtreiben des Schiffes von seinem Kurs; s. Drift.

Kielwasserlinie, s. Kiellinie.

Kiemen (Branchiae), bei den Tieren zumeist nach außen gerichtete Faltenbildungen der Körperoberfläche, im Gegensatz zu den wie sie die Atmung besorgenden Lungen und Tracheen, die als Einstülpungen am Körper entstehen. Bei den K. handelt es sich stets um die Wasseratmung, d. h. um die Zuführung des im Wasser gelösten Sauerstoffs zum Blut. Sie sind daher im wesentlichen mit einer sehr dünnen und durchlässigen Haut bekleidet, und in ihrem Innern zirkuliert das Blut entweder in vielen feinsten Gefäßen oder in Lücken zwischen Organen und Geweben, so daß es dem Wasser möglichst nahe gebracht wird. Die K. liegen frei oder sind durch Hautfalten u. dgl. bedeckt, so daß sie sich dann geschützt in besondern Höhlungen befinden. Um dem Wasser auf kleinem Raum eine große Fläche darzubieten, werden sie kamm-, blatt- oder baumförmig. Sie finden sich bei sehr vielen niedern Wasser- und auch manchen in feuchter Luft lebenden Landtieren vor, also bei Schnecken (Ausnahme: Lungenschnecken), Muscheln und andern Weichtieren, bei Würmern, bei Krebsen ꝛc., ferner ganz allgemein bei den Fischen und bei den Larven (und einigen Erwachsenen) der Amphibien. Die durch Tracheen atmenden Insekten besitzen kiemenähnliche blatt- oder fadenförmige Körperanhänge in Verbindung mit Tracheen. Meist ersticken die durch K. atmenden Tiere rasch außerhalb des Wassers, weil sie hier durch die K. nicht atmen können und die Kiemenblättchen leicht eintrocknen, aber auch im Wasser, sobald dessen Sauerstoff verbraucht ist. Manche Fische und Krebse sind jedoch durch besondere Vorkehrungen (die z. B. das Atemwasser von neuem mit Sauerstoff versorgen) zu längerm Aufenthalt außerhalb des Wassers befähigt; die Kiemenhöhle der Landschnecken wird zur Lunge (s. Lungenschnecken). Von andrer Bedeutung sind die sogen. Wasserlungen der Stachelhäuter (s. d).

Kiemenbogen, die knöchernen Bogen, die jederseits zu 3—4 am Halse der Fische liegen, die Kiemen tragen und die Kiemenspalten umgrenzen, für die Entwickelungstheorie dadurch von besonderm Interesse, weil sie, obwohl funktionslos, bei der Entwickelung der Reptilien, Vögel und Säugetiere am Embryo auftreten (s. Embryo, S. 748). Durch Entwickelungsstörungen der K. entstehen beim Menschen die Halskiemenfisteln (s. Halsfisteln) und verschiedene Kiemengeschwülste.

Kiemenegel, soviel wie Branchiobdelliden.

Kiemenfuß (Branchipus *Schäff.*), Gattung der Krebstiere aus der Ordnung der Blattfüßer (Phyllopoda). B. stagnalis *L.* lebt in seichten Süßwasserlachen; der nahe verwandte Salinenkiemenfuß (Salzkrebschen, Artemia salina *Leach.*), 1 cm lang, findet sich nur in sehr salzreichem Wasser, also an Küsten, wo das Seewasser verdunstet, besonders aber in Salzseen (z. B. dem großen von Utah) und in Salinen. Eine verwandte Art lebt in den Salzseen Fezzans (Fezzanwurm, Dud) und wird, mit Datteln zusammengeknetet, gegessen. An manchen Orten leben nur parthenogenetische Weibchen; besondere Formen sollen durch Anpassung an den höhern Salzgehalt des Wassers entstanden sein.

Kiemenfüßer, s. Blattfüßer.

Kiemengangscysten, s. Froschgeschwulst.

Kiemenlose, s. Abranchiata.

Kiemenlurche (Perennibranchiata), s. Schwanzlurche.

Kiemensäckchen, die sackförmigen Kiemenanhänge an den Gliedmaßen mancher Krebse. Vgl. Blattfüßer.

Kiemenspalten, s. Kiemenbogen.

Kiementracheen, s. Tracheen.

Kien, siamesisches Hohlmaß, s. Kijen.

Kienbaum, die gemeine Kiefer (s. d.).

Kienholz, stark mit Harz durchtränktes Kiefernholz, ist sehr leicht entzündlich und dient daher als Zündmittel für andres Brennmaterial, ehedem auch als Leuchtmaterial für ärmere Leute in Kiefernwaldgegenden (Kienspan). Da harzreiches Holz sehr dauerhaft ist, so dient es (namentlich das von Pinus rigida) auch zum Schiffbau, außerdem zur Teerschwelerei. Über die Ursache des Kienigwerdens s. Harzfluß.

Kienkrankheit (Kienzopf), s. Rostpilze.

Kienmayer, Michael, Freiherr von, österreich. General, geb. 17. Jan. 1755 in Wien, gest. 28. Okt. 1828, trat in die Armee, ward 1789 wegen seiner hervorragenden Waffentaten im Türkenkrieg Oberst, 1794 Generalmajor, 1799 wegen seiner tapfern Verteidigung von Andelfingen (24. Mai), wo er sich durch einen kühnen Sprung in die Thur rettete (»Kienmayersprung«), Feldmarschalleutnant und zeichnete sich 1809 bei Aspern aus, worauf er Böhmen mit Erfolg verteidigte. Zum General der Kavallerie ernannt, wurde er nur noch in Friedensstellungen verwendet und nahm 1826 seinen Abschied.

Kienmayersches Amalgam, s. Elektrisiermaschine, S. 662.

Kienöl, durch trockne Destillation des harzreichen Holzes der Wurzelstöcke der Kiefer (Pinus silvestris) besonders im östlichen Deutschland, in Polen, Rußland, Schweden gewonnenes ätherisches Öl, wird über Kalk rektifiziert, gleicht dem Terpentinöl, enthält aber brenzlige Produkte und wird daher an der Luft gelb. Es besteht aus Rechtspinen, Rechtssylvestren und Dipenten und dient zur Herstellung von Eisenlack, bunten Ölfarben, Schmiermitteln ꝛc.

Kienpest, s. Rostpilze.

Kienporst, soviel wie Ledum palustre.

Kienruß, s. Ruß.

Kienstock, s. Dörner.

Kiental, s. Kandertal.

Kienzl, Wilhelm, Komponist und Musikschriftsteller, geb. 17. Jan. 1857 zu Waitzenkirchen in Oberösterreich, Schüler von Wilhelm Mayer (W. A. Remy) in Graz und Krejči in Prag, studierte seit 1875 in Prag, Leipzig und Wien und promovierte 1879 in Wien mit der Schrift »Die musikalische Deklamation« zum Doktor der Philosophie. 1879 arbeitete er in Bayreuth bei Wagner, hielt 1880 in München Vorlesungen über Musik, wirkte sodann als Dirigent zu Amsterdam, Krefeld, Graz und 1889 am Hamburger Stadttheater. Seitdem lebt er wieder in Graz. K. komponierte viele Lieder, Klavierstücke, Chor- und Kammermusikwerke, ferner die Opern »Urvasi« (Dresden 1886), »Heilmar, der Narr« (München 1892), »Der Evangelimann« (Dresden 1896), die Tragi-

komödie »Don Quixote« (Berlin 1898), deren Texte von ihm selbst herrühren. Auch bearbeitete er W. Jensens nachgelassene Oper »Turandot« (Klavierauszug 1888). Gesammelte Aufsätze von ihm erschienen u. d. T.: »Miscellen« (Leipz. 1886) und »Aus Kunst und Leben« (2. Aufl., Berl. 1904), außerdem in dem Sammelwerk »Weltgeschichte in Karakterbildern« der Band »Richard Wagner« (Münch. 1904).

Kienzopf, s. Rostpilze.

Kieper, s. Köper.

Kiepert, 1) Heinrich, ausgezeichneter Geograph und Kartograph, geb. 31. Juli 1818 in Berlin, gest. daselbst 21. April 1899, studierte daselbst 1836—40 alte Geschichte, Sprachen und Geographie und begründete seinen wissenschaftlichen Ruf durch den unter Ritters Mitwirkung bearbeiteten »Atlas von Hellas und den hellenischen Kolonien« (Berl. 1841, 24 Blatt; neue Ausg. in 15 Blatt 1871). Hierauf folgten fünf Karten zu Robinsons und Smiths »Palästina« (Halle 1843) und ein »Bibelatlas« (Berl. 1846, 8 Blatt, mit Text; 3. Aufl. 1854). Seitdem wendete K. seine Studien vorzugsweise Kleinasien zu, dessen westliche Teile er 1841—42, 1870, 1886 und 1888 auf eigne Kosten bereiste. Als Frucht der ersten Reise erschien die »Karte von Kleinasien« (Berl. 1845, 6 Blatt), die höchste Anerkennung fand und nebst seiner »Karte des osmanischen Reiches in Asien« (das. 1844, 2 Blatt; neue Bearbeitung in 4 Blatt 1869) die Hauptgrundlage für die Geographie Kleinasiens wurde. Erstere wurde 1884 durch die »Nouvelle carte générale des provinces asiatiques de l'Empire Ottoman« und die 1892 erschienene »Spezialkarte vom westlichen Kleinasien«, nach seinen eignen Reisen und nach andern, größtenteils noch unveröffentlichten Routenaufnahmen von K. selbst bearbeitet (1:250,000, 17 Blatt), letztere durch die »Carte générale de l'Empire Ottoman« (2. Ausg. 1892) ersetzt. 1845—52 leitete K. das Geographische Institut in Weimar und kehrte dann nach Berlin zurück, wo er 1853 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1859 zum außerordentlichen, 1874 zum ordentlichen Professor der Geographie an der Universität ernannt wurde. Seit 1881 war K. auch Mitglied der Zentraldirektion des archäologischen Instituts. Von seinen Kartenwerken sind noch hervorzuheben: »Historisch-geographischer Atlas der Alten Welt« (Weim. 1848, oft aufgelegt; mit erläuterndem Text); die Fortsetzung des von Grimm und Mahlmann begonnenen »Atlas von Asien zu Ritters Allgemeiner Erdkunde« (Berl. 1852); »Generalkarte der europäischen Türkei« (das. 1853, neu bearbeitet 1880); »Karte der Kaukasusländer« (das. 1854); »Atlas antiquus« (12 Karten zur alten Geschichte, in zahlreichen Auflagen; auch in amerikan., engl., franz., holländ., ital. und russ. Ausgabe erschienen); »Neuer Handatlas über alle Teile der Erde« in 45 Karten (das. 1855 ff., 3. Aufl. 1893 f.); »Wandkarte von Palästina in 8 Blättern« (das. 1857, neueste Bearbeitung 1893); »Karte von Armenien, Kurdistan ꝛc.« (das. 1858, 4 Blatt), weitere Spezialkarten über Mexiko, Zentralamerika, Europa, Deutschland, Elsaß-Lothringen, Mittel- und Unteritalien ꝛc., zahlreiche Karten im »Corpus Inscriptionum latinarum«, in der »Zeitschrift für allgemeine Erdkunde« und der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde«; Schulwandkarten und Schulatlanten zur alten und modernen Geographie in deutscher, lateinischer, neugriechischer Sprache sowie vorzügliche Erdgloben. 1894 erschien die erste Lieferung seiner »Formae orbis antiqui«, eines großen Atlas der Alten Welt. Auch veröffentlichte K. viele wissenschaftliche Abhandlungen, namentlich über altorientalische Geographie, in den Berichten der Akademie der Wissenschaften. Endlich gab er ein »Lehrbuch der alten Geographie« (Berl. 1879) heraus, dem der »Leitfaden der alten Geographie« (das. 1879, ins Englische und Französische übersetzt) folgte. Sein Bildnis s. Tafel »Geographen« (beim Artikel »Erdkunde«). Vgl. seine Selbstbiographie im »Globus«, 1899, Nr. 19; Partsch, Heinrich K. (in Hettners »Geographischer Zeitschrift«, 1901).

2) Richard, Kartograph, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 13. Sept. 1846 in Weimar, studierte in Berlin und Heidelberg Geschichte und Geographie, bereiste 1870 den Orient und lebt seit 1871 in Berlin. Er arbeitete 1874—77 an v. Richthofens Atlas von China, redigierte 1875—87 den »Globus« und hat eine Reihe von Karten herausgegeben, namentlich seit 1877 die neuen Auflagen der Wandkarten, Atlanten ꝛc. seines Vaters sowie zahlreiche Routenkarten afrikanischer Forschungsreisender (in der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin«, 1873—85, den »Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland« und den »Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten«), einen »Wandschulatlas der Länder Europas« (20 Karten, Berl. 1881 ff.) und den »Deutschen Kolonialatlas für den amtlichen Gebrauch in den Schutzgebieten« (das. 1893). 1895 ff. erschienen 15 Blätter einer von ihm für die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes bearbeiteten »Karte von Deutsch-Ostafrika« (1:300,000). Seit 1900 veröffentlichte er 5 weitere Blätter der von seinem Vater begonnenen »Formae orbis antiqui« und 1902 ff. eine »Karte von Kleinasien« in 24 Blättern (1:400,000), die größte und inhaltreichste bisher bearbeitete.

3) Ludwig, Mathematiker, geb. 6. Okt. 1846 in Breslau, studierte anfangs Theologie, dann 1865—1871 in Berlin Mathematik und Physik, promovierte 1870 auf Grund der Dissertation »De curvis, quarum arcus integralibus ellipticis primi generis exprimuntur«, wurde 1871 nach Freiburg i. Br. berufen, ging 1877 als ordentlicher Professor an die Technische Hochschule in Darmstadt, 1879 in gleicher Stellung nach Hannover. Seit 1893 ist er im Nebenamt mathematischer Direktor des Preußischen Beamtenvereins und seit 1904 Mitglied des Versicherungsbeirates beim kaiserlichen Aufsichtsamt für Privatversicherung. Seine wichtigsten Arbeiten beziehen sich auf die Transformation und die komplexe Multiplikation der elliptischen Funktionen. Sehr verbreitet ist seine Neubearbeitung von Stegemanns »Grundriß der Differential- und Integralrechnung« in 2 Bänden (Bd. 1: Differentialrechnung, 10. Aufl., Hannov. 1905; Bd. 2: Integralrechnung, 8. Aufl. 1903).

Kierkegaard (spr. tjérkegôr), Sören Aaby, der bedeutendste Denker und eigenartigste Prosaist Dänemarks, geb. 5. Mai 1813, gest. 11. Nov. 1855 in Kopenhagen, wurde als kränkliches Kind zu streng christlicher Askese erzogen, widmete sich in Kopenhagen theologischen und philosophischen Studien, machte 1841—42 eine wissenschaftliche Reise nach Deutschland und führte dann in seiner Vaterstadt ein zurückgezogenes Denker- und Schriftstellerleben. Er hatte sich 1840 verlobt, glaubte aber dem Liebesglück entsagen zu müssen und schrieb, um der über den Treubruch Empörten seine Motive klarzulegen, das große Werk »Entweder — Oder. Ein Lebensfragment, herausgegeben von Victor Eremita« (»Enten—Eller«, 1843; deutsch, 3. Aufl., Dresd. 1904). Es knüpft an seine Dissertation »Über den Begriff der Ironie« (1841) an. Ihm folgten im

Verlauf der nächsten drei Jahre unter verschiedenen Pseudonymen eine erstaunliche Menge Abhandlungen, erbauliche Reden, Lebensschilderungen ꝛc.: »Furcht und Zittern« (1843; deutsch, Erlang. 1882); »Die Wiederholung« (1843); »Der Begriff der Angst« (1844; mit andern Abhandlungen, deutsch von Schrempf, Leipz. 1890) und die das Fazit seiner Philosophie enthaltenden Werke: »Stadien auf dem Lebensweg« (»Studier paa Livets Vei«, 1845; deutsch, Leipz. 1886); »Abschließende, unwissenschaftliche Nachschrift« (1846) u. a. In diesen Werken läßt er verschiedene Individuen (deswegen die Pseudonyme) schildern, wie sich das Leben nach der ästhetischen oder der ethischen Überzeugung des Menschen gestaltet, um schließlich unter eignem Namen in der christlichen Lebensführung das höchste Ideal darzustellen. K. verkündet mit äußerster Konsequenz das Christentum, wie es Jesus und die Urchristen lebten und predigten. Nach seiner Auffassung ist das Christentum das Paradoxe und subjektiv Individuelle. Es ist, objektiv betrachtet, das Absurde, das nur für das religiöse Bewußtsein Gültigkeit erlangt, für den Glauben ein Gegenstand der Leidenschaft, dem Verstand aber ein Ärgernis ist. Entweder ist es nämlich aus teleologischen Gründen möglich, die allgemeingültigen Sätze der Ethik aufzuheben, oder Abraham, der Vater des Glaubens, ist ein Mörder, ein Verbrecher, und der Prediger muß sich hüten, Sonntags Abraham zu preisen, auf daß er nicht Montags genötigt sei, den einfältigen Zuhörer zu verurteilen, der dieses Beispiel befolgt. Also ist Gottes Gebot an Abraham nur an ihn, das Einzelindividuum, gerichtet, so wie er K. selbst geboten hatte, seiner Liebe und seinem Lebensglück zu entsagen. Überhaupt ist das Leben im Glauben ausschließlich eine Vereinbarung zwischen Gott und »dem Einzelnen«, wie K. den Menschen als religiöses Wesen bezeichnet, ein schroffer Gegensatz zu dem damals herrschenden Hegelschen »Staatschristentum«. Zu dieser Zeit wurde K. plötzlich eine Zielscheibe des Spottes für das gefürchtete Witzblatt »Korsar«, das ganz Kopenhagen terrorisierte. Er hatte es sich verbeten, der einzige anständige Mensch zu sein, den das Blatt lobte; nun sollte er erfahren, wie sein Lebenswerk dem Witz, seine leicht karikierte dürre, schiefe Gestalt dem Straßenpublikum preisgegeben wurde. Dies gab ihm den Anstoß zu neuer, sehr lebhafter Produktion (»Einübung im Christentum«, 1850; deutsch, 2. Aufl., Halle 1894; »Zur Selbstprüfung«, 1851; deutsch, 4. Aufl., Erlang. 1895). Es galt mit noch innigern Worten, noch eindringlichern Beispielen seinen Lesern einzuschärfen, daß der Weg zu Christus schmal, voller Leiden und Entsagung sei. Ein härterer Schlag traf ihn, als der Bischof Martensen seinen Vorgänger, Bischof J. P. Mynster (s. d.), als einen Zeugen des wahren Christentums hinstellte. Niemals hat wohl die dänische Sprache einem so vulkanischen Ausbruch des Schmerzes und der Empörung gedient als in dem Flugblatte »Öjeblikket« (»Der Augenblick«, 1855), wo K. seinen Donnerkeil gegen die Staatskirche und die Brotpfaffen schleudert. Die Erregung war ihm zuviel; kurz nachher verschied er, wie »sein Lehrer Sokrates«, im Kreise seiner Freunde und wie er, überzeugt, daß der Tod seinen Ideen kein Hindernis bereiten werde. Alle Werke Kierkegaards zeichnen sich aus durch die feinste und geistvollste Dialektik; seine Sprache ist edel, voll dichterischen Schwunges und hinreißender Beredsamkeit. Sein Einfluß ist ethisch und literarisch immer noch im Wachsen. Unter seinen Anhängern in Deutschland verdient der württembergische Pfarrer Christoph Schrempf (s. d.), der sich auch um Übersetzung mehrerer Abhandlungen Kierkegaards (s. oben) verdient gemacht hat, besondere Erwähnung. Seine »Nachgelassenen Papiere«, Tagebücher, Entwürfe u. dgl., sind in 8 Bänden von H. P. Barfoed und H. Gottsched gesammelt (Kopenh. 1869—81). Eine neue Ausgabe seiner »Gesammelten Werke« besorgten Drachmann, Heiberg und Lange (Kopenh. 1901 ff.). In deutscher Übersetzung erschienen außer den genannten Schriften insbesondere noch: »Leben und Walten der Liebe« (Leipz. 1890), »Angriffe auf die Christenheit« (Bd. 1, Stuttg. 1896), »Ausgewählte christliche Reden« (Gieß. 1901), »Zwei ethisch-religiöse Abhandlungen« (das. 1902), »Das Tagebuch des Verführers« (Leipz. 1903), »Buch des Richters; seine Tagebücher 1833—1855« (im Auszug deutsch von Gottsched, Jena 1905). Nach dem Tode seiner Jugendliebe, der Konferenzrätin Schlegel, wurden die Briefe aus der kritischen Periode seines Lebens herausgegeben von Raphael Meyer (deutsch, Stuttg. 1904) und von Kierkegaards Nichte, Henriette Lund (deutsch, Leipz. 1904). Vgl. G. Brandes, Sören K. Ein literarisches Charakterbild (Leipz. 1879, und in Brandes' »Gesammelten Schriften«, Bd. 3, Münch. 1903); Höffding, Sören K. als Philosoph (deutsch von Dorner u. Schrempf, 2. Aufl., Stuttg. 1902); Münch, Die Haupt- und Grundgedanken der Philosophie S. Kierkegaards (Dresd. 1902); Bärthold, Noten zu S. Kierkegaards Lebensgeschichte (Halle 1876), Die Bedeutung der ästhetischen Schriften S. Kierkegaards (das. 1879), Zur theologischen Bedeutung S. Kierkegaards (das. 1880), S. Kierkegaards Persönlichkeit in ihrer Verwirklichung der Ideale (Gütersl. 1886) und andre Schriften; Victor Déleuran, Esquisse d'une étude sur S. K. (Par. 1897); Chr. Jensen, S. Kierkegaards religiöse Udvikling (Kopenh. 1898); Carl Koch, Sören K. (das. 1898); P. A. Rosenberg, Sören K. (das. 1898).

Kierspe, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Altena, an der Staatsbahnlinie Brügge–Dieringhausen, hat eine evang. Kirche, bedeutende Kleineisenindustrie, Hammerwerke, Schleifereien, Holzwarenfabrikation, Herstellung elektrotechnischer Artikel und (1900) 3864 Einw.

Kies, Haufwerke von unverbundenen, lose auf- und nebeneinander liegenden Geröllen und Geschieben, die teils Strandbildungen, teils Ablagerungen von Flüssen und Bächen sind. Kiese, die Metall-, Erz- oder Edelsteinkörner in gewinnbarer Menge enthalten, werden Seifen (s. Seifengebirge) genannt. — In der Mineralogie heißen Kiese härtere, spröde Schwefel-, Arsen- und Antimonerze von metallischem Habitus und meist lichten gelben, grauen und rötlichen Farben, wie Schwefelkies, Arsenkies, Nickelkies, Kupferkies, Magnetkies, Zinnkies ꝛc.

Kiesabbrände, die beim Rösten des Schwefelkieses in der Schwefelsäurefabrikation bleibenden Rückstände, bestehen im wesentlichen aus Eisenoxyd, enthalten aber in der Regel 1,5—2,5 Proz. Schwefel, dazu oft Kupfer, Silber, Blei, Zink, Mangan, Tonerde ꝛc. Man benutzt sie zur Darstellung von Englischrot, zum Aufschütten von Wegen, zum Reinigen von Leuchtgas, zur Desinfektion von Abtrittsgruben, bei der Darstellung von Eisenvitriol zum Neutralisieren der Schwefelsäure, die bei der Verwitterung der schwefelkieshaltigen, bituminösen Schiefer entsteht. Kupferhaltige K. (mit 3—4, auch 8 Proz. Kupfer) werden zur Gewinnung des Kupfers mit etwas Pyrit und Kochsalz einer chlorierenden Röstung unterworfen, worauf man sie auslaugt und aus der Lauge

das Kupfer durch Eisen fällt. Der Rückstand, fast reines Eisenoxyd (**Purpurerz**), wird auf Eisen verhüttet. Die Gewinnung des in den Kiesabbränden enthaltenen Zinks ist mehrfach versucht worden, doch erweisen sich die vorgeschlagenen Methoden meist als zu teuer.

Kiesbrenner (Kiesofen, Kiln), der zum Rösten des Schwefelkieses in den Schwefelsäurefabriken benutzte Ofen.

Kiesel, Gerölle von Bergkristall, wie sie sich in vielen Flüssen finden (Donau- und Rheinkiesel), ferner alle Gerölle von Quarz oder einem quarzartigen Mineral.

Kiesel (Silicium) Si, chemisch einfacher Körper, findet sich nicht im freien Zustand in der Natur, sondern nur mit Sauerstoff verbunden als Kieselsäureanhydrid SiO_2 (Quarz, Opal, Feuerstein 2c.) und in Form kieselsaurer Salze (Silikate), welche die artenreichste Klasse der Mineralien bilden. Nächst Sauerstoff ist K. der Hauptbestandteil der Erdrinde. In Verbindung mit Eisen als Ferrosilicium entsteht K. in großen Mengen in den Hochöfen. Bei verhältnismäßig niedriger Temperatur kann es durch Kalium, Natrium, Magnesium, Aluminium aus seinen Verbindungen abgeschieden werden. Kieselfluorid gibt beim Schmelzen mit Natrium K., Natriumfluorid und Kieselnatriumfluorid. Beim Schmelzen des Produkts mit Natrium und Aluminium entsteht eine Kieselaluminiumlegierung, die bei Behandlung mit Salzsäure K. hinterläßt. Amorphes Silicium bildet ein braunes Pulver vom spez. Gew. 2,35, leitet die Elektrizität nicht, löst sich in Fluorwasserstoffsäure, ist leicht schmelzbar, destilliert im elektrischen Ofen, verbindet sich mit Fluor bei gewöhnlicher, mit Chlor, Brom, Schwefel bei höherer Temperatur, mit Stickstoff bei 1000°, mit Kohlenstoff und Bor im elektrischen Ofen. Beim Erhitzen an der Luft, leichter in Sauerstoff verbrennt es zu Kieselsäure SiO_2. Nach dem Glühen entzündet es sich nicht bei Weißglut, ist sehr schwer schmelzbar, verbindet sich nicht mit Schwefel, verbrennt aber in Schwefeldampf und wird von schmelzendem Salpeter nicht angegriffen. Beim Schmelzen mit kohlensaurem Kali bildet es Kohlenoxyd und scheidet Kohle ab. Nicht geglühtes Silicium wird von Säuren nicht angegriffen, löst sich aber wie geglühtes in Kalilauge. Das Atomgewicht ist 28,4. Kristallisiertes Silicium, das neben amorphen aus der Aluminiumlegierung erhalten wird, bildet schwarze, metallglänzende, im reflektierten Licht rötliche, wie Eisenglanz irisierende Kristalle vom spez. Gew. 2,49, ist härter als Glas, weicher als Topas, schmilzt im elektrischen Lichtbogen, verbrennt in Fluor und in Fluorwasserstoff zu Kieselfluorid, in trocknem Chlor zu Kieselchlorid, in feuchtem Chlor und in Sauerstoff zu Kieselsäure. Es löst sich in heißer konzentrierter Kalilauge und wird von einem Gemisch von Flußsäure und Salpetersäure angegriffen. Auch eine graphitartige Modifikation des Siliciums ist dargestellt worden. K. ist, wie Kohlenstoff, vierwertig und besitzt im chemischen Verhalten große Ähnlichkeit mit diesem; die Ähnlichkeit erstreckt sich soweit, daß man Verbindungen mit Wasserstoff und Sauerstoff darstellen konnte, die vollständig den Kohlenstoffverbindungen entsprechen. K. wurde 1823 von Berzelius zuerst dargestellt; kristallisiertes Silicium wurde von Sainte Claire Deville entdeckt.

Kiesel, Konrad, Maler, geb. 29. Nov. 1846 in Düsseldorf, widmete sich anfangs in Berlin der Baukunst und dann bei Schaper der Bildhauerei. Nachdem er einige Statuetten und Büsten geschaffen, glaubte er in der Malerei das eigentliche Feld seines Schaffens gefunden zu haben und trat in das Atelier von F. Paulsen in Berlin ein, wo er den Grund zu seiner eleganten, glatten Färbung legte. Er vervollkommnete sich dann weiter bei W. Sohn in Düsseldorf, von wo er später nach Berlin übersiedelte. Anfangs pflegte er besonders das Salongenre, wobei er das Hauptgewicht auf Stoffmalerei legte. Seine Hauptbilder dieser Art sind: Mutter und Kind, auf dem Balkon, in der Bibliothek, der Geburtstagsmorgen, Dame mit Tauben, Leidvoll, Atelierbesuch, Mandolinata. Später wandte er sich jedoch fast ausschließlich der Bildnismalerei zu, die er in derselben Richtung mit starker Betonung des Stofflichen und mit feinem Sinn für blendende Anordnung mit großem Erfolg betrieb. Er ist vorzugsweise der Maler der Damen aus der Aristokratie und hohen Finanzwelt, deren Toiletten er immer in ein günstiges Licht zu stellen weiß. Von seinen spätern Genrebildern und Idealfiguren sind noch die Siesta, Petrarcas Laura, Cäcilia und Pierrette hervorzuheben. 1889 erhielt er für ein Bildnis der Kaiserin Auguste Viktoria die kleine und 1890 die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung. Seit 1892 ist er Mitglied der Akademie.

Kieselack, s. Kyselack.

Kieselalgen (Diatomeen), s. Algen, S. 316.

Kieselchloride. Siliciumtetrachlorid (Perchlorsilicimethan) $SiCl_4$ entsteht bei Einwirkung von Chlor auf Silicium oder auf ein erhitztes inniges Gemisch von Kieselsäure mit Kohle, auch bei Behandlung von Ferrosilicium mit Chlor. Farblose, an der Luft rauchende Flüssigkeit vom spez. Gew. 1,5, die bei 59° siedet, bei —20° noch nicht erstarrt, riecht erstickend, bildet mit Wasser Kieselsäure und Chlorwasserstoff, mit Alkohol Kieselsäureäther. Im weißglühenden Rohr bildet es bei Gegenwart von Luft Siliciumoxychlorid Si_2OCl_6, eine farblose, an der Luft rauchende Flüssigkeit, die bei 136° siedet und mit Wasser in Kieselsäure und Salzsäure sich zersetzt. Siliciumhexachlorid Si_2Cl_6 entsteht beim Erhitzen von Silicium mit Siliciumtetrachlorid, bildet farblose Kristallblätter, die bei —1° schmelzen, es siedet bei 147° und zerfällt beim Erhitzen in Silicium und Siliciumtetrachlorid. Mit Eiswasser bildet es Siliciumoxalsäure $H_2Si_2O_4$, eine farblose amorphe, reduzierend wirkende Substanz. Silicichloroform (Trichlorsilicimethan) $SiHCl_3$ entsteht bei Einwirkung von Chlorwasserstoff auf mäßig erhitztes Silicium oder Ferrosilicium, auch bei Einwirkung von Phosphorchlorid auf Kieselwasserstoff, es bildet eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 1,65, riecht heftig, raucht an der Luft und siedet bei etwa 36°. Der Dampf ist sehr leicht entzündlich und verbrennt mit grünlicher, schwach leuchtender Flamme zu Kieselsäure und Chlorwasserstoff; mit Wasser bildet es Salzsäure und Siliciameisensäureanhydrid $Si_2H_2O_3$, mit Alkohol Siliciorthoameisensäureäthyläther $SiH(C_2H_5O)_3$. Der Dampf bildet im glühenden Rohr amorphes Silicium, Siliciumchlorid und Chlorwasserstoff.

Kieseleinlagerungen, s. Pflanzenzelle und Kieselskelett.

Kieseleisenstein, von Kieselsäure durchdrungener Eisenstein, sei es Brauneisenerz (gelber und brauner K.) oder Roteisenerz (roter K.).

Kieselerde, s. Kieselsäure.

Kieselfeuchtigkeit, s. Kieselsaures Kali.

Kieselfluorid (Siliciumtetrafluorid, Fluorkiesel, Fluorsilicium) $SiFl_4$ entsteht beim Er-

wärmen von Flußspat (Fluorcalcium) und Quarzsand (Kieselsäureanhydrid) mit konzentrierter Schwefelsäure, ist ein farbloses Gas vom spez. Gew. 3,6, riecht und schmeckt stechend sauer, bildet an feuchter Luft dichte Nebel, wird unter einem Druck von 30 Atmosphären zu einer farblosen Flüssigkeit verdichtet, erstarrt bei —102°, greift Glas nicht an, erträgt hohe Temperaturen und zerfällt mit Wasser in gallertartig sich ausscheidende Kieselsäure und **Kieselfluorwasserstoffsäure** oder **Kieselflußsäure** H_2SiFl_6. Zur Darstellung der Kieselfluorwasserstoffsäure leitet man K. in Wasser und läßt dabei die Mündung des Gasrohrs, damit es sich durch die ausgeschiedene Kieselsäure nicht verstopfe, in Quecksilber tauchen; ist die Flüssigkeit breiig geworden, so preßt man die Kieselsäure ab, leitet in die Lösung von neuem K. und fährt so bis zur gewünschten Konzentration fort. Beim Großbetrieb erhitzt man ein Gemenge von Flußspat, Sand und Kohle im Schachtofen und läßt das K. in einen mit Ziegeln lose ausgesetzten Turm strömen, in dem Wasser herabrieselt. Auch zersetzt man ein erhitztes grobkörniges Gemenge von Flußspat und Sandstein durch auftropfendes Wasser und verdichtet die Dämpfe (wobei keine Kieselsäure ausgeschieden wird). Auch wird die Säure als Nebenprodukt bei der Darstellung von Superphosphat gewonnen. Sie bildet eine farb- und geruchlose Flüssigkeit, die an der Luft raucht, sehr sauer schmeckt und sauer reagiert, Glas nicht angreift, bei einer bestimmten Konzentration aber und beim Erwärmen in K. und Fluorwasserstoffsäure zerfällt und dann auch Glas ätzt. Mit der bei ihrer Darstellung ausgeschiedenen Kieselsäure verdampft, zersetzt sie sich rückwärts zu K. Leitet man Chlorwasserstoff in die durch Zersetzung von K. mit Wasser erhaltene Mischung, so verschwindet die Kieselsäure, es entweicht K., und Salzsäure bleibt zurück. Kieselfluorwasserstoffsäure wirkt gärungshemmend. Der Gehalt der Säure bei verschiedenem spezifischen Gewicht beträgt:

Proz. H_2SiFl_6	Spez. Gewicht	Proz. H_2SiFl_6	Spez. Gewicht	Proz. H_2SiFl_6	Spez. Gewicht
34	1,3162	10	1,0834	4	1,0324
30	1,2742	9	1,0747	3	1,0242
25	1,2235	8	1,0661	2	1,0160
20	1,1748	7	1,0576	1	1,0080
15	1,1281	6	1,0491		
11	1,0922	5	1,0407		

Mit Basen bildet Kieselfluorwasserstoffsäure Salze (**Kieselfluormetalle, Silikofluoride**), die meist in Wasser löslich und kristallisierbar sind. Beim Erhitzen geben sie Fluorsilicium, und als Rückstand bleibt Fluormetall. Die Verbindungen des Kaliums, Natriums, Lithiums, Baryums und Calciums sind gallertartig und schwer löslich. **Kieselfluornatrium** Na_2SiFl_6 scheidet sich beim Versetzen von gesättigter Chlornatriumlösung mit Kieselfluorwasserstoffsäure zunächst gallertartig aus, wird aber allmählich kristallinisch; es wurde als antiseptisches Mittel empfohlen. Andre Salze, besonders die von Magnesium, Zink, Aluminium, Blei, dienen nach Keßler (**Keßlersche Fluate**) als Härtungs- und Konservierungsmittel für Baumaterialien, speziell für weiche Kalk- und Sandsteine, für Luftmörtel, Zement, Gips, Terrakotta. Salze von Eisen, Kupfer, Chrom benutzt man zum Färben der Steine (vgl. »Fluates-Kessler«, 6. Aufl., Par. 1891; deutsch von Hauenschild, 2. Aufl., Berl. 1895). Man benutzt Kieselfluorwasserstoffsäure zur Abscheidung mancher Säuren aus ihren Kalisalzen, zur Darstellung von chlorsaurem Natron, auch als Surrogat der Weinsäure in der Färberei und Druckerei; sie eignet sich ferner zur Herstellung künstlicher Steine, zur Fixation der Farben in der Stereochromie, zum Weißsieden von Stecknadeln, zur Sodafabrikation direkt aus Kochsalz und zur Pottaschegewinnung aus Chlorkalium, zum Aufschließen der Knochen und Phosphorite ꝛc. Diese Verwendbarkeit der Kieselfluorwasserstoffsäure ist um so beachtenswerter, als man die bei ihrer Darstellung sich abscheidende Kieselsäure zur Bereitung von Wasserglas, Zement, alaunfestem Ultramarin, zur Entkalkung des Rübensaftes und zum Aufschließen des Kryoliths benutzen kann.

Kieselfluormetalle
Kieselfluorwasserstoffsäure } s. Kieselfluorid.
Kieselflußsäure

Kieselfossilien, älterer Name für die **Kieselmineralien**; in der **Geologie** Petrefakten, deren Versteinerungsmittel Kieselsäure ist, zumal Hölzer, die von Kieselsäure durchdrungen und oft mit vollständiger Erhaltung ihrer organischen Struktur in K. umgewandelt sind (Kieselhölzer).

Kieselgalmei, Mineral, s. Kieselzinkerz.

Kieselgesteine (**Quarzgesteine**), Gesteine, die aus Kieselsäure SiO_2 (Quarz, Opal) bestehen, im weitesten Sinn auch Gesteine, die wesentlich aus Kieselsäuresalzen (Silikaten) gebildet sind. Vgl. Gesteine.

Kieselgur (**Kieselmehl, Bergmehl, Infusorienerde, Diatomeenpelit, Tripel**), ein Kieselgestein, das sich im wesentlichen aus den aus amorpher Kieselsäure (Opal) bestehenden Panzern abgestorbener Diatomeen zusammensetzt, bildet eine leichte, mehlartige, weiße, graue, bräunliche oder blaßgrüne Masse, fühlt sich mager an, knirscht zwischen den Zähnen, besitzt ein großes Wasseraufsaugungsvermögen, ist unschmelzbar, unverbrennlich, widersteht bei gewöhnlicher Temperatur den meisten Chemikalien und enthält, wie der analog zusammengesetzte Polierschiefer (s. d.) und Tripel (s. d.), zwischen 75 und 90 Proz. Kieselsäure und 8—13 Proz. Wasser. K. bildet oft beträchtliche Lager im Tertiär und Quartär, häufig in der Nachbarschaft von Braunkohlen und Torf; das größte deutsche, bis 12 m mächtige Lager findet sich bei Hützel in der Lüneburger Heide; sehr viel K. wird auch auf der Grube Oberhohe unweit Celle gewonnen. Außerdem findet sich K. am Vogelsberg in Hessen, Ungarn, in Böhmen, in der Auvergne, in Toskana, Schweden, Finnland, auch im Untergrund von Berlin und in der Weichselniederung; in Oregon, Nevada und Kalifornien gibt es sogar mehr als hundert Meter mächtige Lager von K. K. dient zur Darstellung von Dynamit, in der Ultramarin-, Anilin- und Alizarinfabrikation, namentlich auch zur Darstellung von Wasserglas. Steinkitt, Zement, hydraulischer Mörtel, künstliche Steine werden häufig unter Mitbenutzung von K. hergestellt. Man benutzt sie zur Schnellfiltration, zum Entwässern von Niederschlägen, zu Feuchtigkeit absorbierenden Unterlagen und Bandagen, zur Darstellung billiger Farben, da sie sich wie Baumwolle färben läßt. In der Papierfabrikation verwendet man K. als Füllmaterial, ebenso dient sie zur Darstellung von Siegellack, Guttapercha und Kautschukwaren, zu Feuerwerkskörpern, schwedischen Streichhölzern ꝛc. K. wird mit Brom getränkt (Bromum solidificatum), um letzteres leichter handhaben zu können. Sehr gute Dienste leistet K. zum Putzen von Metall und Glas, als Reinigungsmittel für fettige Gefäße und Maschinenteile. Die Prager

Putzsteine sind aus der K. der Weichselniederung hergestellt. K. findet auch Verwendung in der Porzellan-, Schmalte- und Papiermaché-Fabrikation, zu Fayenceglasuren, gegen Hausschwamm, als Füllungsmittel für Hauswände, Fußböden, Gewölbe, feuerfeste Schränke, Eisspinde, sowohl um die Kälte als die Wärme abzuhalten. Ferner dient K. zur Herstellung künstlicher Bimssteine und Schleifsteine, feuerfester Steine, leichter Ziegel und leichten Stucks, als Umhüllungsmaterial für Dampfleitungsröhren und Leitungskanäle für geschmolzenes Metall in Gießereien ꝛc. In der Landwirtschaft wurden auf Moorboden mit Kieselgurdüngung sehr günstige Resultate erzielt, da die leicht lösliche Kieselsäure den Graswuchs ungemein befördert. Auch der Gehalt mancher K. an phosphorsaurem Kalk wirkt sehr günstig. Zur Konsistentmachung von flüssigem Dünger hat K. ziemlich verbreitete Anwendung gefunden. In Schweden werden jährlich Hunderte von Wagenladungen solcher K. (Bergmehl) als Brotmehl und zwar mehr aus Liebhaberei als aus Not von den Landleuten verbraucht; auch in Finnland wird nicht selten Bergmehl dem Brot beigemengt. In Kriegszeiten (z. B. im Dreißigjährigen Kriege zu Kamnin und andern Orten sowie noch 1719 und 1733 zu Wittenberg) hat solches Bergmehl mehrfach zur Sättigung dienen müssen.

Kieselholz, hartes Holz von Acacia-Arten aus Westindien ꝛc., wird als Nutzholz verwertet.

Kieselkalkstein, dichter, häufig durch Eisenhydroxyd braun gefärbter, von Kieselsäure meist innig und gleichmäßig durchdrungener und dadurch harter (Härte 6) Kalkstein (Eisenkalkstein). Die Kieselsäure, deren Gehalt bis zu 50 Proz. und höher steigt, bildet oft auch Adern und Knollen von Hornstein oder erscheint in Hohlräumen als Chalcedon oder in Quarzkristallen. K. findet sich nesterweise im Zechstein, im Muschelkalk, in der Kreide und in tertiären und jüngern Süßwasserkalken.

Kieselkarbid (Siliciumkarbid) SiC entsteht direkt aus den Dämpfen beider Elemente. Bei Darstellung aus Kieselsäure und Kohle entstehen auch ein amorphes Karbid SiC und andre Karbide mit verschiedenem Kohlenstoffgehalt. K. ist farblos, vom spez. Gew. 3,22, unlöslich in fast allen gewöhnlichen Lösungsmitteln, wird aber beim Schmelzen mit kaustischen oder kohlensauren Alkalien unter Abscheidung von Kohlenstoff und Bildung von Karbonat und Silikat zersetzt. An der Luft und in Sauerstoff verbrennt es bei Weißglut zu Kohlensäure und Kieselsäure. Im Platintiegel stark erhitzt, erscheint es als hell leuchtende, goldgrüne Masse von seltener Schönheit. Es widersteht schmelzendem Salpeter und Kaliumchlorat, wird aber beim Erhitzen mit Bleichromat oder Eisenoxyd zersetzt. Chlor zersetzt es bei 1200°. Die Kristalle des Kieselkarbids sind außerordentlich hart, und man benutzt daher technisch dargestelltes Karbid als Karborundum (s. d.) zum Schleifen.

Kieselkupfer, Mineral, s. Dioptas.

Kiesellunge, s. Chalikosis.

Kieselmalachit, s. Dioptas.

Kieselmangan (Rhodonit), s. Augit, S. 114.

Kieselpanzer, die Kieselschalen der Diatomeen (s. Algen, S. 316).

Kieselpflanzen, Pflanzen, die große Mengen von Kieselsäure enthalten, wie die Gräser, die Equisetazeen und Diatomeen. In den meisten übrigen Pflanzen ist Kieselsäure nur in geringer Menge enthalten; auch ist sie zur Ernährung selbst der Getreidepflanzen nicht unentbehrlich, da diese sich in kieselfreien Nährlösungen normal, wenn auch mit weniger harten Blättern, entwickeln; die Festigkeit ihrer Halme wird nicht durch den Kieselgehalt der Epidermis, sondern durch das innere Skelettgewebe (s. d.) bedingt.

Kieselpulver, s. Schießpulver.

Kieselsandstein, s. Sandstein.

Kieselsäure findet sich gelöst in vielen Quellen, besonders reichlich (bis 0,5 Proz.) in den heißen Springquellen auf Island und Neuseeland, an deren Ausflußöffnungen sie beträchtliche Inkrustationen (Kieselsinter) bildet. Kristallisiert findet sich K. (Anhydrid) als Quarz (mit vielen Varietäten), Tridymit, Asmanit und Christobalit, kryptokristallinisch als Chalcedon (mit vielen Varietäten, Achat ꝛc.) und Jaspis, amorph als Opal, Kieselsinter, Polierschiefer, Tripel, Kieselgur, Randanit (letztere vier bestehend aus Panzern von Diatomeen, Radiolarien ꝛc.), Menilit, Schwimmkiesel, Feuerstein (gemengt mit Chalcedon). K. findet sich ferner in den Pflanzen, besonders in den äußersten Zellen der Oberhaut, namentlich bei Gräsern, Schachtelhalmen, im Spanischen Rohr, in vielen Blättern, den äußersten Zellen der Baumrinde, der Kartoffelschalen, vieler Pflanzenhaare, in Vogelfedern (40 Proz. der Asche), Seeschwämmen, in den Panzern der Diatomeen und Radiolarien ꝛc. Man erhält reine K. durch Zersetzung von kieselsaurem Alkali mit einer Säure oder von Fluorkiesel mit Wasser, und zwar scheidet sich dabei der größte Teil der K. gallertartig aus, während nur eine kleine Menge gelöst bleibt. Die Gallerte, Orthokieselsäure H_4SiO_4, löst sich in überschüssiger Säure, in mehr als 1000 Teilen Wasser, wird aber, wie der Verdampfungsrückstand der Lösung, beim Austrocknen unlöslich. Gießt man eine Lösung von kieselsaurem Natron in überschüssige verdünnte Salzsäure und bringt die Mischung auf den Dialysator, so entweichen das Chlornatrium und die überschüssige Salzsäure durch die Membran des Dialysators, und die Kieselsäurelösung kann über Schwefelsäure bis auf einen Gehalt von 14 Proz. konzentriert werden. Sie ist farb- und geschmacklos, verursacht aber im Mund ein lange anhaltendes unangenehmes Gefühl, reagiert sauer und gerinnt allmählich, schneller beim Erhitzen an der Luft, bei Einwirkung von Kohlensäure oder kohlensauren Salzen zu einer Gallerte. Ausgewaschene Kieselsäuregallerte, die nach mehrwöchigem Stehen bei gelinder Wärme trocknet, hinterläßt eine dem Opal sehr ähnliche Masse, die aus Metakieselsäure H_2SiO_3 besteht. In Röhren langsam auf 200° erhitzte Lösungen geben Kristalle von Kieselsäureanhydrid (Quarz). Man kennt außer der Ortho- und Metakieselsäure noch mehrere Anhydrosäuren mit zwei und mehreren Atomen Kiesel (Polykieselsäuren), und auf solche ist die Zusammensetzung vieler in der Natur vorkommender Kieselsäuresalze zurückzuführen (s. Kieselsäuresalze). Beim Glühen der K. hinterbleibt stets Kieselsäureanhydrid, das in hoher Temperatur kristallinisch wird. Gallertartige K. absorbiert mit großer Energie Farbstoffe aus deren Lösungen, und man kann z. B. Baumwolle, die durch Wasserglaslösung und dann durch Säuren gezogen wurde, also mit K. gebeizt ist, frisch und echt mit Anilinfarben färben.

Kieselsäureanhydrid (Kieselerde, Siliciumdioxyd) SiO_2 findet sich kristallisiert als Quarz, Tridymit, Asmanit und Christobalit, ferner in seidenglänzenden Fasern, die in konzentrischen Lagen um einen Mittelpunkt gruppiert sind, in den Spalten des Gestelles und den Eisensaum der Hochöfen und

scheidet sich bei nicht sehr hoher Temperatur aus Lösungen von K. aus; es löst sich nur in Flußsäure, bei einem Druck von 4—5 Atmosphären auch in Kalilauge, wird in sehr hoher Temperatur amorph, schmilzt vor dem Knallgasgebläse schwerer als Platin und läßt sich zu sehr dünnen, elastischen Fäden ausziehen. Dies amorphe, verglaste Anhydrid ist härter als Feldspat, weniger hart als Chalcedon, seine Wärmeleitungsfähigkeit ist etwa der des Glases gleich, selbst in mit Feuchtigkeit gesättigter Luft ist es ein guter Isolator. Sein spezifisches Gewicht ist 2,21. Der Ausdehnungskoeffizient ist außerordentlich klein, 1/17 von dem des Platins. Gegen plötzliche sehr starke Temperaturänderungen ist es unempfindlich. Das Anhydrid ist feuerbeständig, verflüchtigt sich aber in hoher Temperatur mit Wasserdämpfen und verdichtet sich wieder in Form eines zarten Schnees. Es wird in der Hitze von Alkalien angegriffen, von Kupferoxyd schon oberhalb 960°. Man erhält Anhydrid auch, wenn man die aus Salzen oder Fluorkiesel abgeschiedene gallertartige K. scharf trocknet und auswäscht. Das Präparat ist farb- und geschmacklos, fühlt sich rauh an, knirscht zwischen den Zähnen und verwandelt sich beim Erhitzen in Tridymit. Es löst sich viel leichter in Flußsäure und Kalilauge als kristallisiertes Anhydrid, aber nicht in Wasser und andern Säuren. Schmelzt man K. mit Salzen, so wird deren Säure ausgetrieben, und es entstehen Kieselsäuresalze (s. d.). K. findet vielfache Verwendung zur Herstellung von Gefäßen (Quarzglas), zur Darstellung von Glas, Porzellan, Wasserglas; die in der Natur vorkommenden Varietäten und der Bergkristall dienen als Schmucksteine, zu allerlei Utensilien (Reibschalen, Gewichten); auch die Infusorienerde wird mannigfach benutzt.

Kieselsaure Magnesia (Magnesiumsilikat) findet sich in sehr vielen Mineralien. Olivin Mg_2SiO_4 ist neutrales Magnesiumorthosilikat, Enstatit $MgSiO_3$ ist Magnesiummetasilikat, außerdem finden sich Talk $H_2Mg_3Si_4O_{12}$, Serpentin $Mg_3Si_2O_7 + 2H_2O$, Meerschaum $Mg_2Si_3O_8 + 2H_2O$ ꝛc. Calciummagnesiumsilikate sind Hornblende, Augit, Diopsid, Diallag ꝛc.

Kieselsaurer Kalk (Calciumsilikat) findet sich, besonders in Form von Doppelsilikaten, in vielen Mineralien, auch als Hauptbestandteil des Glases und im Zement. Calciummetasilikat $CaSiO_3$ findet sich als Wollastonit, entsteht in Hochöfen, auch beim Schmelzen von Kieselsäure mit Kalk und überschüssigem Chlorcalcium. Beim Zusammenschmelzen von gefällter Kieselsäure mit Chlorcalcium in Gegenwart von Wasserdampf und etwas Chlornatrium entsteht Wollastonit, ohne Chlornatrium Calciumorthosilikat Ca_2SiO_4. Das Metasilikat wird auch aus verdünnten Lösungen von Chlorcalcium durch überschüssiges Natriumsilikat gefällt. Als Neubildung findet sich Plombierit $CaSiO_3 + H_2O$ in traubigen Überzügen. Bei Zersetzung von Wasserglas durch Kalksalze entstehen je nach den Verhältnissen verschiedene Silikate. Calciummagnesiumsilikate finden sich in vielen Mineralien (s. Kieselsaure Magnesia).

Kieselsäuresalze (Silikate) finden sich weitverbreitet im Mineralreich und entstehen bei Einwirkung von Kieselsäure auf die Basen, auch beim Erhitzen von Kieselsäure mit den Salzen der weniger feuerbeständigen Säuren, die unlöslichen auch durch Wechselzersetzung. In Wasser löslich sind nur die K. der Alkalimetalle, alle K. sind schmelzbar, einige aber nur bei sehr hoher Temperatur; sie erstarren kristallinisch oder glasig, und besonders die Doppelsilikate geben ausgezeichnete Gläser (Glas, Schlacke). Aus den löslichen wird die Kieselsäure durch stärkere Säuren als Gallerte abgeschieden; die unlöslichen werden zum Teil durch Kochen mit Säuren unter Abscheidung von Kieselsäure aufgeschlossen, andre werden nur durch Schmelzen mit kohlensauren Alkalien zersetzt. Mit Flußspat und Schwefelsäure erwärmt oder mit Flußsäuredämpfen behandelt, entwickeln alle K. Kieselfluorid. Die durch Salzsäure aufschließbaren wasserhaltigen K. (Zeolithe) verlieren beim Erhitzen das Wasser und die Zersetzbarkeit durch Säuren, während manche andre wasserhaltige Silikate nach dem Glühen durch Säuren leichter zersetzbar sind als vorher. Im allgemeinen werden die K. um so leichter zersetzt, je mehr die Basis in ihnen vorwaltet, und je mehr Wasser sie enthalten. Man unterscheidet Orthosilikate, die der Orthokieselsäure H_4SiO_4 entsprechen, z. B. Olivin Mg_2SiO_4, Zirkon $ZrSiO_4$, und Metasilikate, die sich von der Metakieselsäure H_2SiO_3 ableiten, wie Wollastonit $CaSiO_3$, Enstatit $MgSiO_3$ u. a. Die in der Natur vorkommenden Silikate (s. d.) stehen zum bei weitem größten Teil in Beziehung zu anhydrischen Säuren, die aus zwei oder mehreren Molekülen Orthokieselsäure durch Austritt von Wasser entstanden sind und der allgemeinen Formel $xH_4SiO_4 - yH_2O$ entsprechen (Polykieselsäuren). Je nach der Anzahl der in dem Molekül der anhydrischen Kieselsäure enthaltenen Siliciumatome unterscheidet man Di-, Tri-, Tetrakieselsäuren und dem entsprechende Di-, Tri- und Tetrasilikate nach den Formeln:

$H_6Si_2O_7$	Dikieselsäuren	$= 2H_4SiO_4 - H_2O$
$H_4Si_2O_6$		$= 2H_4SiO_4 - 2H_2O$
$H_2Si_2O_5$		$= 2H_4SiO_4 - 3H_2O$
$H_8Si_3O_{10}$	Trikieselsäuren	$= 3H_4SiO_4 - 2H_2O$
$H_4Si_3O_8$		$= 3H_4SiO_4 - 4H_2O$
$H_2Si_3O_7$		$= 3H_4SiO_4 - 5H_2O$

$SiO_2 + CaO$ gibt Calciummetasilikat $CaSiO_3$
$SiO_2 + 2CaO$ = Calciumorthosilikat Ca_2SiO_4
$SiO_2 + Na_2CO_3$ = Natriummetasilikat Na_2SiO_3
$SiO_2 + 2Na_2CO_3$ = Natriumorthosilikat Na_4SiO_4.

Zwischen diesen Grenzen schmelzen basische Oxyde mit den Silikaten zu einer gleichförmigen Schmelze zusammen, zu einem Gemenge von komplexen Polysilikaten, das wenig Neigung zur Kristallisation besitzt und beim Erstarren ein durchsichtiges Glas liefert. K. finden mannigfache Verwendung, die der Alkalien als Wasserglas, die der Tonerde in den Tonwaren und, wie die übrigen, besonders in Doppelsilikaten, als welche sie das Glas, die Schlacken bilden und in den Zementen eine große Rolle spielen.

Kieselsaures Blei (Bleisilikat) entsteht beim Zusammenschmelzen von Bleioxyd mit Kieselsäure und ist leichtflüssig. Bleialkalisilikat findet sich im Bleiglas, Straß, in den Glasflüssen für Glas- und Porzellanmalerei. Wasserglaslösung (kieselsaures Alkali) bildet mit Bleioxyd eine steife Gallerte, die an der Luft zu einer opalartigen Masse eintrocknet.

Kieselsaures Eisen (Eisensilikat). Eisenoxydul-(Ferro-)Orthosilikat Fe_2SiO_4 findet sich in der Natur als Fayalith und bildet die Rohschlacke vom Eisenfrischen. Basisches Orthosilikat $4FeO.SiO_2$ bildet die beim Puddeln des Eisens fallende Garschlacke, eine eisenschwarze kristallinische Masse, die, mit Kohle oder Roheisen geglüht, Schmiedeeisen und Ferroorthosilikat liefert. Ferrometasilikat $FeSiO_3$ findet sich als Grünerit und in der Hochofenschlacke. Eisenoxyd-(Ferri-)Silikate kommen in der Natur als Hisingerit, Chloropal, Anthosiderit ꝛc. vor. In vielen natürlichen Doppelsilikaten vertritt Eisenoxydul Alkalimetalle, Calcium, Magnesium ꝛc., während Eisenoxyd Aluminiumoxyd vertritt.

Kieselsaures Kali (Kaliumsilikat) entsteht beim Schmelzen von Ätzkali oder kohlensaurem Kali (vorteilhaft unter Zusatz von Kohle) mit Kieselsäure. Beim Zusammenschmelzen gleicher Moleküle von kohlensaurem Kali und Kieselsäure entsteht ein wasserhelles Glas, das an der Luft zerfließt und die sogen. Kieselfeuchtigkeit bildet, die als Reagens dient. Gefällte Kieselsäure und Kieselgur lösen sich schon in kalter oder erwärmter Kalilauge, und aus dieser Lösung kann man Niederschläge von konstanter Zusammensetzung erhalten. K. findet technische Verwendung als Wasserglas (s. d.). Kaliumsilikate treten auch in vielen Mineralien und im Glas auf.

Kieselsäureskelett, die bei der Prüfung einer Substanz auf Kieselsäure mittels der Phosphorsalzperle in letzterer sich ausscheidende und beim Glühen der Perle vor dem Lötrohre rotierende Kieselsäure.

Kieselsaures Kobaltoxydul (Kobaltsilikat) findet sich in den mit Kobalt blau gefärbten Gläsern, also besonders in der Schmalte (s. d.), und wird aus Kobaltoxydulsalzlösungen durch kieselsaures Alkali gefällt. Ein derartiges Präparat dient als Porzellanfarbe und zur Darstellung sehr reiner Schmalte.

Kieselsaures Natron (Natriumsilikat) entsteht beim Schmelzen von Ätznatron oder kohlensaurem Natron mit Kieselsäure. Setzt man in letzterm Falle Kohle zu, so wird die Zersetzung des kohlensauren Natrons beschleunigt. Gefällte Kieselsäure und Kieselgur lösen sich auch in kalter oder erwärmter Natronlauge. Kristallisiert ist bisher nur das Natriummetasilikat Na_2SiO_3 in mehreren Hydraten erhalten worden. Aus Kaliumsalzen fällt $Na_2O.2SiO_2$ Niederschläge, deren Zusammensetzung von dem Verhältnis des Kaliumsalzes zu dem Silikat abhängt. Ebenso verhält sich das entsprechende Kaliumsilikat gegen Natriumsalze. K. findet technische Verwendung als Wasserglas (s. d.). Natriumsilikate finden sich auch in vielen Mineralien und im Glas.

Kieselsaures Zink (Zinksilikat) Zn_2SiO_4 findet sich in der Natur als Willemit und Troostit und entsteht bei Einwirkung von Kieselfluorid auf Zinkoxyd oder von Zinkfluorid auf Kieselsäure bei Weißglut. Aus Zinkvitriol fällt Natriumsilikat Na_2SiO_3 einen amorphen Niederschlag, der durch starkes Erhitzen mit Borsäure kristallinisch wird. $Zn_2SiO_4 + 3H_2O$ bildet das Kieselzinkerz (Kieselgalmei).

Kieselsaure Tonerde (Aluminiumsilikat) Al_2SiO_5 findet sich als Disthen, Andalusit und Sillimanit. Aus schwefelsaurer Tonerde wird durch kieselsaures Natron je nach den Verhältnissen $Al_2Si_2O_7$ oder Natriumaluminiumsilikat gefällt. Derartige Doppelsalze entstehen auch aus Natriumsilikat mit Tonerdehydrat, aus Natriumaluminat und Kieselsäurehydrat. Doppelsilikate der Tonerde bilden die wichtigsten Mineralien, wie die Feldspate, die Glimmer, Zeolithe ꝛc. Aus Feldspat entstehen durch Verwitterung die zahlreichen Varietäten des Tons, im wesentlichen wasserhaltige Tonerdesilikate. Daher ist K. auch Hauptbestandteil der Tonwaren, und ebenso findet sie sich in manchen Gläsern und in Schlacken.

Kieselschiefer (Lydit), dichtes Kieselgestein undeutlich schieferig, mit ebenem, flachmuscheligem bis splitterigem Bruch, grau, schwarz, auch rot oder braun, oft verschiedenfarbig gestreift (jaspisartiger K.), meistens von zahlreichen Adern von weißem Quarz durchzogen, besteht wesentlich aus Quarz, dem Ton, Kalk, Eisenoxyd, kohlige Teilchen ꝛc. beigemengt sind. Seine schwarzen Varietäten werden nach ihrem den Alten bekannt gewesenen Vorkommen in Lydien Lydit oder lydischer Stein genannt; sie wurden im Altertum zum Probieren des Goldes und des Silbers (Probierstein) gebraucht. Der K. bildet Lager im Silur, Devon und Kulm, so im Vogtland, in Thüringen, im Harz ꝛc. Vgl. Quarz.

Kieselschwämme, s. Schwämme.

Kieselsinter (Kieseltuff, Geisirit), ein Absatz von amorpher Kieselsäure (Opal) aus heißen Quellen; derb, stalaktitisch, traubig, auch wellenförmig gestreift, porös, zerfressen, oft dünnschalig abgesondert, als Überzug von Pflanzen und andern Gegenständen vorkommend, mit flachmuscheligem bis unebenem Bruch, vorherrschend weiß und grau, auch gelblich- und rötlichweiß, wenig glänzend bis matt, durchscheinend bis undurchsichtig. Varietäten sind: der weiße, schwach perlmutterglänzende, traubige Perlsinter (Fiorit) von Santa Fiora bei Siena und der gemeine K. (Geisirit), wenig wachsglänzend bis matt. Der letztere bildet sich besonders als Absatz der sogen. Geiser (s. d.), auf Island, Neuseeland, am Yellowstone River im Nationalpark Nordamerikas ꝛc. (s. die Tafel zum Artikel »Geiser«).

Kieselskelett, der vorwiegend aus Kieselsäure bestehende Rückstand kieselreicher Pflanzen nach Zerstörung aller organischen Substanz durch Kochen mit Kaliumchlorat und Salpetersäure oder Glühen auf einem Platinblech. Das erhaltene Präparat läßt die Gestalt der Zellen oft nebst allen Feinheiten der Struktur erkennen, wie z. B. an den kieselreichen Epidermiszellen von Equisetum und Deutzia und besonders an den Zellen der Diatomeen, deren Kieselschalen wegen ihrer feinen, nur mit guten Vergrößerungssystemen unterscheidbaren Streifen von den Optikern zur Prüfung für die Güte eines Mikroskops benutzt und diesem als sogen. Probeobjekte (Testobjekte) beigegeben werden.

Kieselwasserstoff (Siliciumwasserstoff) SiH_4 entsteht (gemischt mit Wasserstoff) bei Zersetzung einer Legierung von Silicium und Magnesium mit verdünnter Salzsäure, in reinem Zustand bei Zersetzung von Siliciumtriäthylhydrür $Si(C_2H_5)_3H$ mit Natrium. K. ist ein farbloses Gas, das sich an der Luft von selbst entzündet und zu Kieselsäureanhydrid SiO_2 und Wasser verbrennt. Vollkommen reiner K. entzündet sich nur bei gelinder Erwärmung. Mit Sauerstoff gemischt, explodiert er unter Feuererscheinung. Bei —11° wird K. unter einem Druck von 50 Atmosphären flüssig. Der kritische Punkt liegt bei 0°. Im glühenden Rohre zersetzt er sich unter Abscheidung von braunem Silicium, auch erscheint solches auf einer kalten Porzellanschale, die man in die Flamme des Kieselwasserstoffs hält, er ist unlöslich in Wasser und Säuren, löslich in Kalilauge, entzündet sich in Chlor und reduziert mehrere Metallösungen. Mit Phosphorchlorid bildet K. Siliciumchloroform.

Kieselwismuterz (Eulytin, Wismutblende), Mineral, Wismutsilikat $Bi_4Si_3O_{12}$, bildet sehr kleine tetraedrisch-reguläre Kristalle, ist braun, gelb und schwarz, diamantglänzend, durchsichtig oder durchscheinend, Härte 5,5, spez. Gew. 6,11. Es findet sich bei Schneeberg und Johanngeorgenstadt. Die gleiche Zusammensetzung hat der Agrikolit, der in weingelben bis ölgrünen, kugelförmig aggregierten monoklinen Kriställchen zu Johanngeorgenstadt und bei Schwarzenberg vorkommt.

Kieselzinkerz (Kieselgalmei, Galmei, Kalamin, Hemimorphit), Mineral, wichtiges Zinkerz, ist kieselsaures Zink $Zn_2SiO_4.H_2O$ mit 67,5 Proz. Zinkoxyd, findet sich in kleinen rhombischen, deutlich

hemimorphen, meist zu Gruppen verbundenen Kristallen sowie in faserigen, feinkörnigen, dichten und erdigen Aggregaten, farblos oder verschieden hellfarbig, glasglänzend, durchsichtig bis undurchsichtig, Härte 5, spez. Gew. 3,4, gewöhnlich mit Zinkspat (s. d.), Bleiglanz und Zinkblende zusammen auf Lagern und Gängen in sedimentären Kalksteinen, so am Altenberg bei Aachen, bei Tarnowitz in Schlesien, bei Raibl und Bleiberg in Kärnten, in Derbyshire, auf Sardinien, bei Nertschinsk und in Pennsylvanien.

Kieser, Dietrich Georg, Mediziner, geb. 24. Aug. 1779 in Harburg, gest. 11. Okt. 1862 in Jena, studierte in Göttingen und Würzburg, ward 1812 Professor in Jena, machte 1814 als Feldarzt den Feldzug mit und dirigierte 1815 die Kriegsspitäler in Lüttich und Versailles. 1846 wurde er Direktor der großherzoglichen Irrenanstalt, auch begründete er eine Privatanstalt für Geisteskranke (Sophronisterium) und gewann auf psychiatrischem Gebiet große Bedeutung, während seine Neigung zur naturphilosophischen Richtung ihn zu manchen Irrtümern verleitete. 1848 gehörte er dem Frankfurter Vorparlament an. 1858 ward er Präsident der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie. Er schrieb: »Beiträge zur vergleichenden Anatomie« (mit Oken, Bamb. 1806, 2 Hefte); »Aphorismen aus der Physiologie der Pflanzen« (Götting. 1808); »System der Medizin« (Halle 1817—19, 2 Bde.); »System des Tellurismus oder tierischen Magnetismus« (2. Aufl., Leipz. 1826, 2 Bde.); »Elemente der Psychiatrik« (Bonn 1855). 1842—48 redigierte er die medizinische und naturwissenschaftliche Abteilung der »Neuen Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung«.

Kieserit, Mineral, wasserhaltige schwefelsaure Magnesia $MgSO_4 + H_2O$, kristallisiert monoklinisch, findet sich aber meist derb in körnigen bis dichten Aggregaten, ist farblos, grau, gelblich, durchscheinend, wird an der Luft durch Aufnahme von Wasser trüb, Härte 3, spez. Gew. 2,5. Der K. bildet in den Abraumsalzen von Staßfurt starke, mit Steinsalz wechselnde Lagen in einer 56 m mächtigen Schicht, der sogen. Kieseritregion. Auch in andern norddeutschen Salzlagern sowie im Salzton zu Hallstatt, bei Kalusz in Galizien und im Pandschab in Ostindien kommt er vor. Die Produktion in Staßfurt betrug 1880: 2144, 1890: 8030, 1893: 8018, 1902: 3975 Ton. Der K. löst sich langsam, aber vollständig und reichlich in Wasser; aus dieser Lösung kristallisiert beim Verdampfen Bittersalz $MgSO_4 + 7H_2O$, von dem er sich nur durch den Wassergehalt unterscheidet. Mischt man die Kieseritlösung mit einer Lösung von Kochsalz (Chlornatrium), so kristallisiert bei niederer Temperatur schwefelsaures Natron (Glaubersalz), und in der Lösung bleibt Chlormagnesium. Aus den Rückständen von der Verarbeitung der Abraumsalze auf Chlorkalium wird der K. durch einen Waschprozeß abgeschieden und in konische Formen gefüllt, in denen er sehr schnell erhärtet, indem die Partikelchen Wasser chemisch binden und beim Kristallisieren zusammenwachsen. Diese Kieseritsteine (Blockkieserit) enthalten etwa 60 Proz. schwefelsaure Magnesia; der Rest besteht aus Wasser (23—26 Proz.), Ton, schwefelsaurem Kalk und wenig Chlornatrium. Man benutzt K. zur Darstellung von Bittersalz, Glaubersalz, Kaliumsulfat, Blanc fixe, in der Appretur, zu Kunstdünger, zu galvanischen Batterien. Rührt man K. mit Ätzkalk und Wasser zu einem Brei an, so erstarrt die Masse und gibt nach starkem Glühen, Pulvern und abermaligem Anrühren mit Wasser eine marmorartige, polierbare Masse, die zur Darstellung von Ornamenten, Wandbekleidungen, Fußbodenplatten ꝛc. empfohlen worden ist.

Kieseritzky, Lionel, Schachspieler, geb. 1. Jan. 1806 in Dorpat, gest. 1853 in Paris. Von ihm trägt eine vielgespielte Eröffnung den Namen Kieseritzky-Gambit.

Kiesewetter, Raphael Georg, Musikhistoriker, geb. 29. Aug. 1773 zu Holleschau in Mähren, gest. 1. Jan. 1850 in Wien, studierte in Olmütz und Wien die Rechte und wurde 1794 Beamter der Kriegskanzlei, 1804 Hofkriegsrat, 1807 Hofrat und später als »Edler von Wiesenbrunn« geadelt. 1845 in Ruhestand versetzt, siedelte er nach Baden bei Wien über. K. hat sich durch eine Reihe kleiner historischer Arbeiten Verdienste um die musikalische Geschichtschreibung erworben: »Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst« (Amsterd. 1829, preisgekrönt); »Geschichte der europäisch-abendländischen oder unsrer heutigen Musik« (Leipz. 1834, 2. Ausg. 1846); »über die Musik der neuern Griechen« (das. 1838, 3 Bde.); »Guido von Arezzo« (das. 1840); »Schicksale und Beschaffenheit des weltlichen Gesanges vom frühen Mittelalter bis zur Erfindung des dramatischen Stils« (das. 1841); »Die Musik der Araber« (das. 1842); »Der neuen Aristogener zerstreute Aufsätze über das Irrige der musikalischen Arithmetik« (das. 1846) u. a. Seine reichhaltige Partiturensammlung (Katalog 1847) vermachte K. der Wiener Hofbibliothek.

Kiesfilter, ein Filter zur mechanischen Reinigung von Flüssigkeiten, besonders von Wasser für Wasserleitungen und Fischzüchtereien und von Zuckersäften.

Kiesofen, s. Kiesbrenner.

Kießling, Paul, Maler, geb. 8. Jan. 1836 in Breslau, wurde 1852 Schüler der Kunstakademie in Dresden, wo er sich besonders an Schnorr von Carolsfeld anschloß, erhielt nach Beendigung seiner Studien das Stipendium zu einem dreijährigen Aufenthalt in Italien und besuchte dann Antwerpen und Paris, wo er namentlich seine koloristische Technik ausbildete. Nachdem er eine Zeitlang in Berlin tätig gewesen, siedelte er 1870 nach Dresden über, wo er sich bald als Bildnismaler einen geachteten Namen erwarb, aber auch auf dem Gebiete der Geschichtsmalerei erfolgreich war. Seine Hauptwerke sind die Bildnisgruppe der drei Schwestern, Mignon (Studienkopf) und Bildnis des Malers O. Stichart (alle drei in der Dresdener Galerie), die Himmelfahrt Marias, Ostermorgen, ein Bildnis des Königs Albert und die Fresken mit Darstellungen aus dem Leben Böttgers, des Erfinders des Porzellans, in der Albrechtsburg zu Meißen. Er ist königlicher Professor und Ehrenmitglied der Dresdener Kunstakademie.

Kiesstraße, s. Straßenbau.

Kiestein (griech., lat. Gravidin), eine Substanz, die als zartes Wölkchen beim Stehen des Harns erscheint, auch ein schillerndes Häutchen auf dem Harn bildet, wurde früher als Zeichen der Schwangerschaft angesehen, besteht aber wohl nur aus Kristallen von phosphorsaurer Ammoniakmagnesia mit Bakterien.

Kietz, früher soviel wie Slawenvorstadt. Die seit dem 12. Jahrh. in die rechtselbischen Gebiete einwandernden Deutschen gründeten an verschiedenen Stellen neben den slawischen Ansiedelungen deutsche Stadtgemeinden mit eigner Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Die slawische Bevölkerung hatte daran keinen Anteil, sondern bildete, in ihrem alten Dorfe sitzenbleibend, eine selbständige Vorortgemeinde zu der deutschen Stadt. Hier erhielt sich lange slawisches Leben, und da die Kietzer an Bildung, Wohlstand

und Rechten den deutschen Städtern nachstanden, so erhielt der Name K. einen spöttischen Beigeschmack, und noch heute werden dürftige und entlegene Vorstadtgegenden scherzweise K. genannt.

Kietz, Gustav, Bildhauer, geb. 26. März 1826 in Leipzig, bildete sich bei Rietschel in Dresden und vollendete nach dessen Tode mit Donndorf das Luther-Denkmal für Worms. Die erste größere monumentale Arbeit, die K. nach eignem Entwurf selbständig ausführte, war das Denkmal des Nationalökonomen List für Reutlingen. Dann schuf er das Uhland-Denkmal in Tübingen, einige Reliefs für die Dresdener Sophienkirche, eine innig empfundene Madonna, die in zahlreichen Abgüssen verbreitet ist, verschiedene lebensvolle Büsten, z. B. Richard Wagners, Ludwig Richters, Beethovens u. a., die Sandsteinfiguren des Faust und des Mephistopheles für das Hoftheater in Dresden, das Denkmal für Gustav Nieritz in Dresden und das Denkmal für Franz Schubert in Stuttgart. Naturwahrheit und liebevolle Durchbildung der Form zeichnen alle diese Arbeiten aus. Er lebt in Baden-Baden.

Kiew (besser Kijew, poln. Kijow), russ. Gouvernement, begreift den größten Teil der ehemaligen polnischen Ukraine und die Stadt K. mit ihrem Kreisgebiet in sich, grenzt im N. an das Gouv. Minsk, im O. an Poltawa und Tschernigow, von denen es durch den Dnjepr geschieden wird, im S. an Podolien und Cherson und im W. an Wolhynien und Podolien und umfaßt 50,999,5 qkm (926 QM.). Das Land ist im allgemeinen flach; doch findet man malerische Punkte längs des Dnjepr, dessen Ufer an einigen Stellen gegen 50 m Höhe haben. Im Kreis von Tschigirin trennt sich eine kleine Reihe Hügel vom Fluß und bildet, nordwestlich bis nach Podolien sich erstreckend, leichte Bodenwellen, während der südlichste Teil eine große Steppe ist. Der bedeutendste Fluß ist der Dnjepr, der zwar nur die Grenzen berührt, zu dessen System aber die Flüsse, die das Land bewässern, gehören, wie Usch, Teterew, Irscha, Sdwisch, sämtlich nicht schiffbar. Das Klima ist mild; die mittlere Jahrestemperatur beträgt +7,1°, die Niederschlagsmenge 568,5 mm. Die Bevölkerung beziffert sich auf (1897) 3,576,125 Köpfe (70 auf 1 qkm) und besteht hauptsächlich aus Kleinrussen. Dem Religionsbekenntnis nach gab es 1897: 84 Proz. Griechisch-Katholische, 12 Proz. Juden, 3 Proz. Römisch-Katholische. Vom Areal kommen auf Ackerland 57 Proz., auf Wiesen 16, auf Wälder 20 und auf Unland 7 Proz. Hauptbeschäftigung ist der Landbau, namentlich der Getreidebau. Die Ernte ergab 1902 759,000 Ton. Weizen, 747,000 T. Roggen, 403,000 T. Hafer, 185,000 T. Hirse, 148,000 T. Gerste und 82,000 T. Buchweizen. Daneben werden jedoch auch Hanf und Lein, Gemüse, Obst, Tabak und besonders Zuckerrüben angebaut. In dieser Kultur nimmt K. in ganz Rußland die erste Stelle ein. 1902 wurden 2270 Mill. kg Rüben geerntet. Der Viehbestand ist ansehnlich; man zählte 1902: 612,160 Stück Rindvieh, 911,000 grobwollige und 6000 feinwollige Schafe, 425,400 Schweine und 21,700 Ziegen. Die Pferdezucht wird (1901) in 88 Gestüten betrieben, die namentlich gute Reitpferde liefern. Im ganzen Gouvernement zählt man 420,600 Pferde. Die Industrie ist kräftig entwickelt. 1895 gab es 654 gewerbliche Etablissements mit über 40,000 Arbeitern und einem Produktionswert von 80 Mill. Rubel. Über die Hälfte entfällt davon auf die Zuckerindustrie, die weitaus der wichtigste Gewerbszweig ist. Daneben bestehen zahlreiche Mühlen, Branntweinbrennereien, Tabakfabriken, in der Stadt K. auch Maschinenfabriken. Der Handel befindet sich hauptsächlich in den Händen der sehr zahlreichen jüdischen Bevölkerung. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Korn und Zucker. Die Exarchie von K. und Galitsch datiert von den Zeiten des heil. Wladimir her und ward die erste Rußlands. Das Gouvernement zerfällt in zwölf Kreise: Berditschew, Kanew, K., Lipowetz, Radomysl, Skwira, Swenigorod, Taraschtscha, Tscherkassy, Tschigirin, Uman und Wassilkow. — Das gegenwärtige Gouvernement K. ist nicht mit dem von Peter d. Gr. 1708 gebildeten zu verwechseln. Letzteres bestand aus der ganzen östlichen Ukraine und einem großen Teil von Mittelrußland mit den Städten Orel, Kursk u. a. (im ganzen 55). 1782 wurde die Statthalterschaft K. aus Teilen des jetzigen Kiewschen, Poltawaschen und Tschernigowschen Gouvernements gegründet; 1796 erhielt sie die jetzige Form.

Kiew (besser Kijew, poln. Kijow), Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), ist die alte Residenz der Großfürsten, eine der ältesten Städte Rußlands und die Wiege des Christentums daselbst. Sie liegt 200 m ü. M. am rechten Ufer des Dnjepr, über den die Nikolaus-Kettenbrücke und unterhalb eine Eisenbahnbrücke führen (eine Brücke über den Rusanowarm ist im Bau), im Knotenpunkt der Eisenbahnen K.–Kursk, bez. Moskau, K.–Odessa, K.–Kowel und K.–Poltawa, auf 100—130 m sich erhebenden Anhöhen erbaut, und besteht eigentlich aus drei Teilen, die untereinander verbunden sind und den gemeinschaftlichen Namen K. führen. Der erste Teil, Podol genannt, liegt unmittelbar am Dnjepr auf einer Art Vorland, das sich hier zwischen dem Wasser und dem steilen Ufer erstreckt. Über Podol auf der Höhe liegen Altkiew und Petscherskᵗ, die durch den Kreschtschatik, die eleganteste Straße, miteinander verbunden sind. Die bergige Lage und die gewaltigen goldenen Kuppeln der vielen Kirchen geben K. ein ungemein malerisches Ansehen. Man zählt 81 orthodoxe Kirchen, eine der Raskolniken, 4 katholische, 2 protestantische, 10 Klöster und 18 jüdische Bethäuser. Im südlichen Teile von Petscherskᵗ liegt das berühmte Kloster gleichen Namens, um 1050 vom Russen Antonius angelegt und im 12. Jahrh. zur Lawra erhoben, und tief unter demselben das unterirdische sogen. Höhlenkloster, wo in weitverzweigten Gängen die zahlreichen Heiligen, jeder in einer besondern Nische, ruhen (vgl. Goetz, Das Kiewer Höhlenkloster als Kulturzentrum des vormongolischen Rußlands, Passau 1904). Die Zahl der Pilger, die jährlich dieses Kloster besuchen, beträgt etwa 200,000. Das goldgedeckte Michaelskloster (1008 gegründet) liegt auf einem Berg und enthält ein 1825 vom Kaiser Nikolaus geschenktes, reich mit Brillanten verziertes Bild des Erzengels Michael, des Schutzpatrons der Stadt, und das silberne Grabmal der heil. Barbara. Die 1037 von Jaroslaw dem Weisen gegründete Kathedrale der heil. Sophia enthält einen mit reichem Mosaikschmuck bedeckten Altar, der sowohl durch die Reinheit der Ausarbeitung als durch seine Größe berühmt ist und drei ganze Stockwerke einnimmt. Das Innere der Kirche stellt eine Art von Labyrinth dar, das aus Galerien, Scheidemauern, Säulen und Gewölben besteht; in den Zwischenräumen befinden sich die Gräber der Großfürsten sowie das Marmorgrab von Jaroslaw Wladimirowitsch. Von neuern Kirchen sind bemerkenswert die Wladimir-Kathedrale und die Kirche des heil. Andreas des Erstberufenen, auf dem höchsten Punkte von Altkiew 1744 in Anwesenheit der Kaiserin Elisabeth gegründet. Hervorragende Profanbauten

sind: das kaiserliche Schloß (mit Park), 2 Theater, ein Opernhaus, die Universität. K. hat Denkmäler Wladimirs I. (von Klodt), Bogdan Chmelnizkis u. a. Die Zahl der Einwohner betrug 1902: 319,000, worunter etwa 20,000 Polen und 12,000 Juden. In wirtschaftlicher Hinsicht ist K. vor allem das Zentrum der russischen Zuckerindustrie, hat daneben aber auch einen sehr bedeutenden Getreidehandel und ist der Punkt, von dem aus der ganze Südwesten Rußlands mit Maschinen, namentlich landwirtschaftlichen, Manufaktur- und Kolonialwaren versorgt wird. Von besonderer Bedeutung ist der vom 5.—26. Febr. stattfindende sogen. »Kontrakten«-Jahrmarkt, auf dem Millionenabschlüsse in Zucker, Korn ꝛc. erfolgen. K. hat eine Börse, zwei Kommerz- und eine Agrarbank. Von Bildungsanstalten besitzt K. die Wladimir-Universität mit (1903) 2455 Studierenden, die sehr reich ausgestattet ist und wertvolle Sammlungen, ein schönes physikalisches Kabinett, ein Anatomikum und einen bedeutenden meteorologischen Apparat nebst botanischem Garten besitzt, eine Technische Hochschule, das Galagausche Kollegium, eine geistliche Akademie und zahlreiche andre Lehranstalten, darunter 16 mittlere Schulen und 6 Spezialschulen. Unter den letztern befinden sich eine Infanteriejunkerschule, 2 Priesterseminare, 2 Feldscherschulen, eine Handwerkerschule. In K. erscheinen 30 Zeitungen und Zeitschriften, darunter drei Tagesblätter größern Stils. K. ist Sitz eines Metropoliten, eines Generalgouverneurs und des Kommandos des 9. Armeekorps sowie eines deutschen Berufskonsuls. Die wichtige Festung K. liegt 7 km südlich von der Mündung der Desna auf dem rechten, über 100 m hohen Ufer des Dnjepr.

K., der Sage nach schon vor Christi Geburt von Griechen und Skythen oder 430 n. Chr. von Slawen gegründet, war Hauptsitz des altslawischen Götzendienstes. 864 besetzten die warägo-russischen Fürsten Askold und Dir K. Um das Jahr 882 war K. die Hauptstadt des russischen Reiches. 988, als Wladimir der Heilige hier das Christentum einführte, wurde K. auch die geistliche Metropole Rußlands. K. blühte rasch auf; es wird berichtet, bei einer großen Feuersbrunst 1124 seien allein 600 Kirchen abgebrannt. 1169 ward K. von dem Großfürsten Andrej Bogoljubskij erobert und hörte seitdem auf, Hauptstadt des russischen Reiches zu sein. 1240 wurde es von den Tataren verwüstet, 1320 von den Litauern unter dem Großfürsten Gedimin erobert. 1569 fiel es an das Königreich Polen, 1654 wieder an Rußland, dem es 1686 förmlich abgetreten ward. In K. rastete Katharina II. mehrere Wochen auf ihrer berühmten Reise in die Krim 1787. Vgl. de Baye, Kiev, la mère des villes russes (Par. 1896).

Kiffhäuser, Berg, s. Kyffhäuser.

Kifti, s. Ibn el Kifti.

Kigelia *DC.*, Gattung der Bignoniazeen, Bäume mit abwechselnden, unpaarig gefiederten, abfallenden Blättern, vor deren Austrieb erscheinenden großen, roten, weitbauchig glockenförmigen Blüten in sehr lockern, armblütigen Trauben, wahrscheinlich aus dem alten Holz, und oblonger, zylindrischer oder stark verlängerter, dick berindeter, nicht aufspringender, an langen Fäden herabhängender Frucht, deren zahlreiche Samen in einer Pulpa eingebettet sind. Von den drei Arten ist K. africana *Benth.* im tropischen Westafrika weit verbreitet, K. aethiopica *Dene.* wächst in Ostafrika, K. madagascariensis *Bak.* auf Madagaskar.

Kihn, Heinrich, kath. Theolog, geb. 30. April 1833 zu Michelbach in Bayern, wurde 1858 Subrektor an der Lateinschule in Urspringen-Duttenbrunn, 1864 Lehrer am Gymnasium zu Eichstätt, 1874 außerordentlicher und 1879 ordentlicher Professor an der theologischen Fakultät zu Würzburg. Er schrieb: »Die Bedeutung der antiochenischen Schule« (Weißenb. 1867); »Theodor von Mopsuestia und Junilius Africanus als Exegeten« (Freiburg 1880); »Der Ursprung des Briefes an Diognet« (das. 1882); »Professor J. A. Möhler« (Rektoratsrede, Würzb. 1885); »Weg zur Weisheit«, Andachtsbuch (7. Aufl., Einsiedeln 1902); »Enzyklopädie und Methodologie der Theologie« (das. 1892); »Patrologie« (Paderb. 1904, Bd. 1).

Kijâß (arab., »Maß«), eine der vier Quellen des islamischen Rechts. Es werden darunter die logischen Schlußfolgerungen verstanden, die von den Gelehrten aus den drei andern Rechtsquellen (Koran, Sunna und Idschmâ') gezogen werden (s. Islam, S. 48). Beispiel: wenn im Korân der Genuß des chamr, Weines, verboten wird, so folgt daraus (als K.), daß damit auch der Genuß aller berauschenden Getränke und Drogen, z. B. des Opiums, verboten ist.

Kijen (Kuan, Kiang, franz. Kiën), siamesisches Hohlmaß für Getreide, Sesam und Salz zu 80 Sad oder 100 Than, = rund 10 hl.

Kijew, Stadt, s. Kiew.

Kikar, s. Text zur Tafel »Gerbmaterialien liefernde Pflanzen«, Fig. 10.

Kikinda, Stadt in Ungarn, s. Groß-Kikinda.

Kikiöl, bei den alten Ägyptern das Rizinusöl, das als Brennöl benutzt wurde.

Kikoi, weißes Baumwolltuch mit angewebter bunter Kante, das als Hüftentuch unter dem langen Hemde der Neger getragen wird.

Kikonen, thrakisches Volk, dessen Stadt Ismaros Odysseus auf der Fahrt von Troja plünderte.

Kikuöl, ätherisches Öl aus den Blättern und Blüten von Chrysanthemum indicum, im westlichen Japan hergestellt, ist farblos, riecht kampferartig und wird in Japan als Volksheilmittel benutzt.

Kil, die Mannesgröße als Längenmaß in Korea.

Kilauea, Vulkan auf der Insel Hawai, unter 19° 23′ nördl. Br. und 155° 18′ westl. L., 1235 m hoch, 35 km östlich vom Vulkan Mauna Loa (s. d.), wie dieser mit einem Grubenkrater ohne Kegelbildung und ein echter Basaltvulkan mit übereinander gelagerten Lavaschichten. Die Eruptionen tragen, wie bei allen hawaiischen Vulkanen, einen ruhigen, nicht explosiven Charakter. Da Steine und Asche nicht ausgeworfen werden, so können die Ausbrüche in unmittelbarster Nähe gefahrlos beobachtet und in Zeiten relativer Ruhe Messungen über die Veränderungen der flüssigen und festen Lavamassen innerhalb der Krateröffnungen angestellt werden. Daher hat das Studium des K. wie des Mauna Loa unsre Kenntnis der unterirdischen Kräfte des Erdkörpers sehr bereichert. Der große Krater des K., 925 m lang und 615 m breit, ist von 100—230 m hohen Klippen eingeschlossen und umfaßt am Südwestende den von 80 m hohen Lavafelsen umgebenen, 370 m langen und 305 m breiten tätigen Lavasee Halemaumau (»Haus des Feuers«). Die Tätigkeit des Windes bildet aus den gegen die festen Felsen gespritzten Lavamassen merkwürdige Fäden, Pélés Haar genannt. Östlich vom K. liegt der kleine erloschene Krater Kilauea-iki, mit 230 m hohen, bereits üppig bewachsenen Rändern. Seit einigen Jahren ist K. das Ziel zahlreicher Touristen, daher an seinem Ostrand bereits ein Wirtshaus, das Volcano House, entstanden ist. Vgl. Marcuse, Die hawaiischen Inseln (Berl. 1894).

Kilbarchan (spr. kilbárken), Stadt in Renfrewshire (Schottland), 8 km westlich von Paisley, mit Baumwoll- und Seidenmanufaktur, Druckerei, Steinbrüchen, Kohlen- und Eisengruben und (1891) 2747 Einw.

Kilbirnie (spr. kilbörni), Stadt in Ayrshire (Schottland), am Garnock, 5 km nördöstlich von Dalry, hat eine Schloßruine, Flachsspinnerei, Fabrikation von Zwirn, Seilerei, Maschinenbau und (1891) 3528 Einw. In der Umgegend Eisenhütten.

Kilburg, Flecken, s. Kylburg.

Kilch, Fisch, s. Renke.

Kildare (spr. -där), Binnengrafschaft in der irischen Provinz Leinster, von den Grafschaften Meath, Wicklow, Carlow, Queen's und King's County umgeben, 1693 qkm (30,75 QM.) groß mit (1901) 63,469 Einw. (37 auf 1 qkm), wovon 86,3 Proz. Katholiken. Hauptstadt ist Naas.

Kildare (spr. -där), ehemals eine bedeutende Stadt in der gleichnamigen irischen Grafschaft, z. T. dem Herzog von Leinster gehörig, mit einer 1641 zerstörten, neuerdings teilweise restaurierten Kathedrale, einer Abteiruine und einem 40 m hohen Rundturm, liegt inmitten des Curragh (s. d.) von K. und hat (1891) 1172 Einw.

Kilderkin, engl. Biermaß, = 1/3 Hogshead (s. d.).

Kilé, türk. Hohlmaß, s. Kiló, jetzt als Kile-i-scherij das Hektoliter.

Kilhwch (spr. kilhuch) **und Olwen,** kymrischer Arturroman, s. Artur.

Kilia, der nördlichste Mündungsarm der Donau (s. d., S. 109), den 1900 die Russen versuchten durch einen Kanal schiffbar zu machen. An ihm liegt die zu Russisch-Bessarabien gehörige Stadt K., mit Flußhafen, lebhaftem Handel und Fischerei und (1897) 11,703 Einw. — K. (Chilia), in der byzantinischen Zeit Chele (oder Lykostomion), galt im 12. und 13. Jahrh. als Zuflucht oder Verbannungsort oströmischer Großen, gehörte 1381—1403 den Genuesen, dann bis 1465 zur Walachei und Ungarn, 1465—84 zur Moldau und seit 14. Juli 1484 den Osmanen. Die Stadt wurde 15. Okt. 1790 von den Russen eingenommen und im Juli 1854 von der englisch-französischen Flotte bombardiert. Sie kam 1878 durch den Berliner Vertrag an Rußland. Vgl. Jorga, Geschichtliche Studien über die Städte Chilia und Cetatea-Albă (Bukar. 1899, rumän.).

Kilian, Heiliger, ein Kelte, wirkte um 690 bei Würzburg und fand samt seinen Gefährten dort einen blutigen Tod, nach der Legende, weil er die Ehe des von ihm getauften Herzogs Gozbert mit seines Bruders Witwe für blutschänderisch erklärte. Er gilt als Apostel der Franken und als erster Bischof von Würzburg; sein Tag ist der 8. Juli. Vgl. Emmerich, Der heilige K. (Würzb. 1896).

Kilian, Kupferstecherfamilie in Augsburg, die zahlreiche Arbeiten meist handwerksmäßiger Art lieferte. Lukas, geb. 1579 in Augsburg, gest. daselbst 1637, war Schüler von D. Custos, bildete sich in Venedig weiter aus und stach meist nach italienischen Malern. Sein Bruder Wolfgang, geb. 1581 in Augsburg, gest. daselbst 1662, bildete sich ebenfalls in Italien und stach nach venezianischen Meistern, malte daneben aber auch zahlreiche Bildnisse. Der bedeutendste der Familie ist Wolfgangs Sohn Bartholomäus, geb. 1630 in Augsburg, gest. daselbst 1696, der bei dem Vater, dann bei Merian und Poilly lernte. Er war einer der besten Stecher seiner Zeit, namentlich in Bildnissen, in denen er Kraft, malerische Weichheit und sorgfältige Behandlung vereinigte. Auch sein Bruder Philipp, geb. 1628 in Augsburg, gest. daselbst 1693, war ein guter Stecher. Der späteste der Familie ist Philipp Andreas, geb. 1714 in Augsburg, gest. 1759. Er arbeitete namentlich für das Dresdener Galeriewerk und unternahm den Stich einer Bilderbibel mit 130 Darstellungen nach ältern Meistern.

Kilidsch-Arslan, 1) K. I., Sohn Suleimans I. (gest. 1086/87), Sultan der Seldschuken von Ikonion (Kunije) seit 1092, wurde 1097 beim Versuch, Nicäa zu entsetzen, von den Kreuzfahrern geschlagen und erlitt eine zweite Niederlage im Juli bei Doryläon. Er starb 1107.

2) K. II., Enkel des vorigen, seit 1152/53 Sultan, schloß mit Kaiser Friedrich I. 1189 ein Bündnis und versprach freien Durchzug und Lieferung von Lebensmitteln für dessen Kreuzheer, wurde aber von einem seiner Söhne, Kotb ed-din, gestürzt, der feindselig gegen die Christen auftrat, jedoch 18. Mai 1190 bei Ikonion besiegt wurde. K. erneuerte nun den Bund mit Friedrich und starb 1192.

Kilikien (Cilicia), im Altertum Name der südöstlichsten Landschaft Kleinasiens (s. Karte »Römisches Reich«), die, etwa das heutige Paschalik Adana umfassend, von Syrien durch das Amanosgebirge getrennt, im W. und N. vom Taurus begrenzt war und mit Isaurien, Lykaonien und Kappadokien durch Gebirgspässe zusammenhing, darunter die berühmten Pylae Ciliciae zwischen Tyana und Tarsos, durch die Alexander d. Gr. aus Kappadokien eindrang. Der Natur des Bodens nach zerfiel es in das ebene K. (Cilicia Pedias), die damals dicht bevölkerte und äußerst fruchtbare (jetzt versumpfte, ungesunde und dünn bewohnte) Küstenlandschaft, und das gebirgige K. (Cilicia Trachea) im W., das, wegen seines vortrefflichen Schiffbauholzes lange ein Zankapfel zwischen den Seleukiden und Ptolemäern war, bis es von Antiochos d. Gr. erobert wurde. Die bedeutendsten Gebirgsströme waren der Pyramos (Dschihan), Saros (Seihun) und Kalykadnos (Göksu). K. war schon im 9. Jahrh. eine assyrische Provinz, dann (seit Ende des 7. Jahrh.) unter der Dynastie des Syennesis selbständig, dessen Nachfolger später als Vasallen der Perser erscheinen. Nach mannigfachem Wechsel der Herrschaft zwischen einheimischen Fürsten, persischen Satrapen, mazedonischen, syrischen und ägyptischen Königen und zuletzt Mithradates und Tigranes wurde K. 102 v. Chr. durch M. Antonius und in weiterm Umfange 66 v. Chr. durch Pompejus, der die furchtbar gewordenen kilikischen Seeräuber besiegte, römische Provinz, während die Bewohner des Hochlandes noch lange Zeit ihre Unabhängigkeit behaupteten. Der Volkscharakter der Kiliker (ihrem Stamm nach Semiten vom aramäischen Zweig) stand bei den Griechen in sehr üblem Ruf. Hauptstadt des Landes war Tarsos, andre namhafte Orte: Issos, Seleukia, Selinus oder Trajanopolis (Selindi), Adana ꝛc. Vgl. Asien (Entdeckungsgeschichte, S. 873 f.); Heberdey und Wilhelm, Reisen in K., ausgeführt 1891 und 1892 im Auftrag der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (Wien 1897); Schaffer, Cilicia (Ergänzungsheft 141 zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1903).

Kilim (v. pers. gilim, Kelim), Teppiche, die, im Gegensatz zu den Knüpfarbeiten in sogen. Schlitzwirkerei aus farbiger Wolle auf Baumwollkette gobelinartig hergestellt sind. Es gibt viele Arten von K., deren Musterung von den gröbsten, zackig abgesetzten geometrischen Figuren bis zu feinen stilisierten Flächen-

füllungen abwechseln. Erstere, an Ort und Stelle gewöhnlich zu Zeltvorhängen benutzt, zeigen an der Begrenzung der wechselnden Farben lange Schlitze, die im Gegensatz zur eigentlichen Gobelintechnik auf die älteste und gröbste Hautelissearbeit hinweisen. Die Kilims werden von alters her an allen Orten asiatischer Teppichindustrie hergestellt, eine bessere Nachahmung ist in einer besondern Art der modernen nordischen Kunstwebereien zu erblicken.

Kilimandscharo (in der Suahelisprache »Berg des bösen Geistes«), höchster Berg Afrikas, an der Nordostgrenze von Deutsch-Ostafrika (s. Karte »Deutsch-Ostafrika«), unter 3° 6′ südl. Br. und 37° 23′ östl. L., erhebt sich gleich dem nahen Meruberg als eine isolierte vulkanische Bergmasse auf einer nach O. verlaufenden Querspalte des ostafrikanischen Grabens und besteht aus zwei domförmigen, durch einen 4650 m hohen und 10 km langen Sattel mit sechs Kegeln verbundenen Gipfeln, dem höhern Kibo im W. und dem Mawensi im O. Die gewaltige Bergmasse steigt auf der Nordseite aus einer weiten Gras- und Salzsteppe steil empor, strahlenförmig in zahlreichen Tälern zu den Gipfeln zusammenlaufend. Auf der weit größern Südhälfte dagegen erhebt sich das Gebirge in drei breiten Terrassen, die, während auf der Nordseite die Täler wasserlos sind, von zahlreichen, meist zum Pangani zusammenfließenden Wasserläufen erfüllt werden. Das Gebirge steigt aus der mit Dornsträuchern, Akazien und Kandelabereuphorbien bestandenen, 600 m hohen Steppe sehr allmählich auf und hat von 1000—1300 m, wo die erste Terrasse beginnt, durchaus keinen tropischen Charakter; Trockenheit ist überall seine Signatur. Nur unmittelbar an den Flüssen und da, wo solche sich nähern, auch im zwischenliegenden Gebiet, kommt es zu einer Waldflora. Die erste Terrasse dagegen, die bis 4000 m hinaufreicht, zerfällt in drei Abteilungen. Die unterste, bis 1700 m aufsteigend und 16 km breit, ist durchaus gut bewässert. Hier herrscht die Regenzeit von Mitte März bis Ende Juli, worauf die Trockenzeit folgt, die aber eine Unterbrechung durch die sturmreiche kleine Regenzeit im November und Dezember erfährt. Die Temperaturextreme sind 30 und 6°. Dies ist die bisher allein bewohnte Zone am K. Hier gedeihen neben Bananen, Eleusinekorn, Yams, Taro, Mais und Bohnen auch Kartoffeln, europäische Gemüse aller Art, Apfelsinen, Zitronen, Kasuarinen, Eukalyptus, Baumwolle, während Wein, Vanille, Mango ꝛc. schlecht fortkommen. In dieser Zone liegen zwischen zahlreichen Dörfern der Dschagga, unter fast ebenso vielen Häuptlingen, die Stationen Moschi und Marangu der deutschen Schutztruppe sowie mehrere Missionsstationen (s. unten). Die Dschagga wohnen nur bis zur Höhe von 1500 m, weiter hinauf wird es ihnen zu kalt, doch reichen die Bananenhaine und Viehweiden erheblich weiter. Auf eine langsam ansteigende, parkähnliche Landschaft folgt dichter, niedriger Buschwald, dann von 2—3000 m dichter Urwald mit riesigen Wollbäumen, Farnen und Schlingpflanzen, an den sich bis 4000 m ein Grasland mit 6 m hohem Greiskraut und Eriken anschließt. Auf der zweiten Terrasse finden wir nur noch ein kleines Heidekraut, in 4500 m hört aber aller Pflanzenwuchs auf, es beginnt ein Steintrümmer- und Lavafeld mit Strecken losen Sandes bis zur dritten Terrasse, die mit 4800 m beginnt. Auf ihr erhebt sich der gewaltige Gipfelkrater des Kibo (der »Helle«), der nach Hans Meyer, der ihn 1889 zuerst bestieg, 6010 m hoch ist. Die Lavawände des 2 km weiten, bis 200 m tiefen Kraters fallen von dem 5860 m hohen Rand an der Südseite fast völlig kahl zum Kraterboden ab, die Nordseite jedoch ist mit Eis bedeckt, das an der Westseite durch einen Spalt (Hans Meyer-Scharte) in mächtigem Gletscherstrom heraustritt. Auch an der Außenseite ist der Kraterrand von einem Eismantel bedeckt, der schmal über den Nordrand, bis 5570 m dagegen am Südrand, wo er sechs Gletscher entsendet, und im W. am Galumaplateau mit drei Gletschern bis 4900 m hinabreicht. Spuren einer frühern, viel umfassendern Vergletscherung sind deutlich ausgeprägt. Am Südrande ragt als höchste Klippe die von Hans Meyer bestiegene und benannte Kaiser Wilhelms-Spitze (6010 m) empor. Die nach Hans Meyer 5355 m hohe, furchtbar zerrissene Ruine des Mawensi (der »Dunkle«) stürzt in ungeheuern Steilwänden und Mauern ab; dieser wie die alpine Landschaft Schira im W. des Kibo stellen wohl die ältesten Teile des Bergstockes dar, die von der Erosion schon viel mehr zerstört und abgetragen sind als der jüngere Kibo. Die Missionare Rebmann und Krapf waren die ersten, die 1848 den K. von fern sahen, v. d. Decken erstieg ihn 1861 und 1862 bis 4236 m Höhe, New erreichte 1871 die Schneegrenze, Thomson hielt sich 1883, Johnston 1884 am K. auf und machte wertvolle biologische Beobachtungen; Graf Teleki und Ritter v. Höhnel gelangten 1887 bis zu 4800 m am Kibo, den aber erst Hans Meyer (nach einem vergeblichen Versuch 1887) mit Purtscheller 6. Okt. 1889 erstieg und diesen Gipfel nochmals, wie auch den Mawensi, im Sommer 1898 erklomm. Die jüngsten Ersteigungen führten Johannes und Uhlig aus. Vgl. v. d. Decken, Reisen in Ostafrika (Leipz. 1869—71, 2 Bde.); Thomson, Durch Massailand (deutsch, das. 1885); Johnston, Der Kilima Ndjaro (deutsch, das. 1886); Hans Meyer, Ostafrikanische Gletscherfahrten (das. 1890, 2. Ausg. 1893) und Der Kilimandjaro. Reisen und Studien (Berl. 1900); v. Höhnel, Zum Rudolfsee und Stephaniesee (Wien 1891); Volkens, Der K. (Berl. 1897); Widenmann, Die Kilimandscharo-Bevölkerung (Ergänzungsheft 129 zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1899).

Kilimandscharo, Bezirk von Deutsch-Ostafrika, mit 160,000 Einw., umfaßt das Bergmassiv des Kilimandscharo und das Paregebirge, mit dem Hauptort Moschi (s. d.), den Militärstationen Marangu und Kisuani, den katholischen Missionsstationen Kiboscho, Kilema und Fischerstadt (Rombo) und denen der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig: Mkarungo (Kwarango), Mamba, Moschi und Schira. S. Karte »Deutsch-Ostafrika« (Bd. 4).

Kilimane, s. Quillimane.

Kilimatinde, Hauptort des gleichnamigen Bezirks in Deutsch-Ostafrika, 940 m ü. M., 180 m über der Ebene von Unyangwira, mit einer Besatzung von 144 Mann (8 Deutsche) und Postagentur. Die Station wurde 1895 zur Sicherung der Karawanenstraße Mpwapwa–Tabora angelegt. Der Bezirk K. umfaßt die Landschaften Ussandaui, Turu, Urimi, Wahumba, Mdaburu, Useke, Kanyenye und Ngambwa; in ihm leben (1903) 23 Europäer.

Kilkee (spr. -kí), Seebad in der irischen Grafschaft Clare, an der Moorebai des Atlantischen Ozeans, 13 km westlich von Kilrush, mit (1891) 1556 Einw.; in der Nähe Mineralquellen.

Kilkenny, Binnengrafschaft in der irischen Provinz Leinster, von den Grafschaften Carlow, Wexford, Waterford, Tipperary und Queen's County umgeben, 2063 qkm (37,5 QM.) groß mit (1901) 78,821 Einw.

(38 auf 1 qkm), davon 94,6 Proz. Katholiken; 10 Proz. sprechen noch Irisch. Hauptstadt ist Kilkenny.

Kilkenny, Hauptstadt der gleichnamigen irischen Grafschaft (s. oben), am Nore, zerfällt in zwei Teile: die englische Stadt, um das auf einem 12 m hohen Felsen am Flusse stehende Schloß des Marquis von Ormonde (aus dem 12. Jahrh., mit Gemäldegalerie) gelegen, und die irische Stadt (mit der protestantischen Kathedrale, aus dem 13. Jahrh.), von jener durch den Bach Bregah getrennt. K. hat eine kath. Kathedrale, ein katholisches College, 2 lateinische Schulen, einen Gerichtshof, ein Stadthaus, ein Gefängnis, eine Kaserne, ein Arbeits- und ein Krankenhaus, ein Irrenhaus, unbedeutende Industrie (Wollzeug- und Stärkefabrikation, Marmorschleiferei) und (1901) 10,493 Einw. Stadt und Umgegend sind reich an Ruinen von Kirchen, Klöstern, »runden Türmen« u. dgl. K. ist Sitz der protestantischen und katholischen Bischöfe von Ossory.

Killala (spr. killéla), Hafenstädtchen in der irischen Grafschaft Mayo, am Einfluß des Moy in die gleichnamige Bucht, bis 1833 Sitz eines Bischofs, mit protestantischer Kathedrale und 588 Einw.

Killaloe (spr. killélo), Städtchen in der irischen Grafschaft Clare, am Ausfluß des Shannon aus dem Lough Derg, Sitz eines katholischen und eines protest. Bischofs, hat eine Kathedrale (1160 gegründet, 1887 restauriert), berühmten Lachs- und Forellenfang, Marmorbrüche, lebhaften Verkehr und 1079 Einw.

Killarney (spr. killárni), Stadt in der irischen Grafschaft Kerry, östlich in der Nähe der Seen von K., ist Sitz eines katholischen Bischofs, hat eine gotische Kathedrale, mehrere Klöster, ein Priesterseminar, Besserungsanstalt, Arbeitshaus, Irrenhaus und (1891) 5510 Einw. K. ist berühmt wegen seiner häufig besuchten und in Dichtungen vielgefeierten drei Seen, von denen der Obere See (Upper Lake, 178 Hektar) von steilen Felsen umgeben ist und vermittelst eines schmalen Kanals (Long Range) mit dem Torc oder Muckroß Lake (383 Hektar), am Fuß des 538 m hohen Torc Mount, in Verbindung steht, den eine schmale waldige Landenge von dem größten und nördlichsten der drei Seen, dem Lough Leane (2080 Hektar), trennt. Letzterer ist von zahlreichen Inseln erfüllt und im SW. von malerischen, bewaldeten Bergen begrenzt. An mehreren Stellen trifft man auf Ruinen alter Burgen (Roß Castle) oder kirchlicher Bauten (Abtei Muckroß aus dem 14. Jahrh.). Die Seen haben durch den Laune Abfluß nach der Dinglebai.

Killas, Grauwackentonschiefer in Cornwall.

Killbrassen (österreich.), lose brassen, daß die Segel killen (s. d.).

Kille, enge Durchfahrt zwischen zwei Sandbänken.

Kille (hebr., ungenau für Kehilla), s. Kahal.

Killen, das Hin- und Herschlagen der »losen« Segel, wenn der Wind ihrer Fläche parallel steht. Kommt der Wind mehr von hinten, so »füllt« er die Segel; kommt er mehr von vorn, so »legt er sie back«.

Killiecrankie (spr. killikrénki), berühmter Engpaß in Perthshire (Schottland), am Garry, wo die Hochländer 27. Juli 1689 die vom General Mackay geführten englischen Truppen schlugen.

Killifisch (Funduculus *Lacép.*), Gattung der Knochenfische aus der Unterordnung der Bauchflosser und der Familie der Zahnkarpfen (Cyprinodontidae), Fische mit länglichem, ein wenig erhöhtem, hinten seitlich zusammengedrücktem Körper, mäßig entwickelter oder ziemlich großer Rücken- und Afterflosse, wohl entwickeltern Bauchflossen und beim Männchen normaler Afterflosse. Zahlreiche amerikanische Arten, besonders in den östlichen Küstenstrichen, eine spanische und eine an der Ostküste Afrikas. Der Maifisch (F. majalis *Günth.*), bis 15 cm lang, auf dem Rücken olivenfarben, an den Seiten silberfarben oder lachsgelb mit schrägen, olivenfarbenen Querstreifen, am Bauch silberweiß, an den Flossen gelblich oder weißlich, auf dem hintern Teil der Rückenflosse mit rundem schwarzen Fleck. Das Weibchen besitzt ein schmales schwarzes Längsband und unter diesem drei Querstreifen. Der Maifisch bewohnt die Ostküste der Vereinigten Staaten und wird bei uns seit 1893 in Aquarien gehalten. Der spanische Kärpfling (F. hispanicus *Günth.*), 3—6 cm lang, dem vorigen ähnlich, ist bisher nur einmal, vor etwa 30 Jahren, in französische und deutsche Aquarien gelangt.

Killingly, Stadt in der Grafschaft Windham des nordamerikan. Staates Connecticut, an einem Quellfluß der Thames, hat Fabriken und (1900) 6835 Einw.

Killis, Stadt im asiatisch-türk. Wilajet Aleppo, 66 km nördlich von Aleppo, 670 m ü. M., mit trefflichen Ölbaumpflanzungen, Basaren und 20,000 Einw. (3/4 Mohammedaner, fast 1/4 Christen, 750 Juden), die Weberei treiben.

Kilmainham (spr. killménem, New K.), westliche Vorstadt von Dublin (s. d.), mit Invalidenhaus, Grafschaftshaus, Gefängnis und (1891) 6516 Einw

Kilmarnock, Binnenstadt im nördlichen Ayrshire (Schottland), am Irvine, hat mehrere moderne Kirchen, ein Rathaus (von 1805), eine Kornbörse im italienischen Stil, eine Stadtbibliothek, eine gelehrte Gesellschaft, ein Gymnasium (Academy), Kunstschule, Theater, bedeutende Fabrikation von Woll- und Baumwollwaren, Teppichen, Lokomotiven, Stiefeln und Kappen und (1901) 34,161 Einw. Im Stadtpark ein Denkmal zur Erinnerung an Burns.

Kilmore (spr. killmór), Bistum in Irland, 1454 gegründet, genannt nach dem Dörfchen K., 6 km südwestlich von Cavan (s. d.), wo der bischöfliche Palast und die Kathedrale liegen.

Kiln, soviel wie Kiesbrenner (s. d.).

Kilo... (griech.), tausend, im metrischen System daher Kilogramm oder abgekürzt Kilo = 1000 g, Kilometer = 1000 m.

Kiló (Killow, Kilē, Kelá), ein 1874 gesetzlich abgeschafftes Getreidemaß der Türkei, für das seit 1841 nur das K. von Konstantinopel = 35,27 Lit. gelten sollte; indessen blieben noch ältere im Gebrauch, so in der Hauptstadt selbst ein bis 37,17 L., in Smyrna ein 1½ mal, in Saloniki ein 8 mal so großes. Das Keleh von Alexandria zu 2 Rub = 23 Lit.; in Odessa rechnet man ein K. zu 2½ Tschetwert = 525 Lit. Das walachische K. zu 8 Banize sollte je 88 Oken Weizen, Gerste, Hirse und Buchweizen fassen = 6,813 hl.

Kiloa, s. Kilwa.

Kiloampere (spr. -angpär), elektrische Maßeinheit, = 1000 Ampere (s. d.).

Kiloamperestunde (Kilostundenampere), elektrische Maßeinheit, = 1000 Amperestunden, s. Amperestunde.

Kilogramm (abgek. kg) = 1000 g.

Kilogrammkalorie, s. Wärmeeinheit.

Kilogrammometer (Kilogrammeter, Meterkilogramm), Arbeitseinheit, die Arbeit, die erforderlich ist, um 1 kg 1 m hoch zu heben.

Kilograph (griech., »Tausendschreiber«), ein dem Hektograph (s. d.) ähnlicher Vervielfältigungsapparat.

Kilometer (abgek. km), Wegmaß, = 1000 m oder = 3186,2 rhein. Fuß = 3078,4 Par. Fuß = 3280,9

engl. Fuß = 0,1347 geogr. Meile. Über die auf das K. sich beziehenden Einheiten im Eisenbahnwesen (Nutz-, Achs-, Personenkilometer ꝛc.) s. Eisenbahneinheiten und die Fußnote auf Tabelle II zum Artikel »Eisenbahn« (Bd. 5, S. 504).

Kilometerbillette, Kilometerhefte, s. Eisenbahnfahrkarten, S. 524.

Kilometerphotographie, von der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin auf Bromsilberpapier in Rollen von 1000 m Länge im kontinuierlichen Betriebe auf Schnellkopiermaschinen hergestellte Kopien.

Kilometerstein, ein aus natürlichem oder künstlichem Stein verfertigtes und an den Rändern der Straßen, Eisenbahnen ꝛc. eingesetztes Zeichen, das die Weglänge, auf irgend einen Anfangspunkt bezogen, in Kilometern fortlaufend angibt. Gewöhnlich stehen die Kilometersteine in Abständen von 100 oder 200 m, je nachdem man die ganzen Kilometer in Zehntel (Hektometer) oder Fünftel weiter abteilen will. Die Kilometersteine, die ganze Kilometer bezeichnen, macht man etwas größer und auffallender als die dazwischenliegenden.

Kilossa, Hauptort des gleichnamigen Bezirksamts in Deutsch-Ostafrika, 510 m ü. M., am Ausgang des Mukondokwaflusses aus dem Ukagurugebirge. Das Klima ist sehr ungesund, selbst die Schwarzen leiden viel durch Fieber, deshalb wird eine Verlegung des Amtssitzes beabsichtigt. K. ist Station der Polizeitruppe und einer Postagentur und wurde 1891 zum Schutz der Karawanenstraße angelegt. In dem sich westlich an Bagamoyo anschließenden gleichnamigen Bezirk befinden sich die Missionsstationen der Väter vom Heiligen Geist La Longa und Mrogoro.

Kilostundenampere, s. Kiloamperestunde.

Kilowatt, elektrische Maßeinheit, = 1000 Watt = 1,36 Pferdestärke.

Kilowattstunde (Kilostundenwatt), Maßeinheit für elektrische Leistung, = 1000 Wattstunden = 1,36 Pferdestärkenstunde, s. Wattstunde.

Kilpgang, s. Kiltgang.

Kilrush (spr. -röſch), Seestadt in der irischen Grafschaft Clare, am untern Shannon, mit einem von der Scatteryinsel geschützten Hafen, Fisch- und Torfhandel, Seebad und (1891) 4095 Einw.

Kilsyth (spr. -ßāith), Stadt in Stirlingshire (Schottland), 20 km nordöstlich von Glasgow, hat ein Gymnasium (Academy), Handstuhlweberei und (1901) 7331 Einw. Im N. der Stadt Ruinen von Kilsyth Castle.

Kilt, Schurz der Bergschotten, den sie statt der Hosen tragen.

Kilte, Pflanzengattung, soviel wie Hesperis.

Kiltgang (Kilpgang, v. althochd. chwilt, altnord. gveld, Abend, daher kilten, »Abendbesuche machen«), in dem alemannischen Deutschland und der Schweiz (besonders in den Kantonen Bern und Aargau) der Brauch der Burschen, des Nachts zu ihren Mädchen durch das Fenster einzusteigen (fensterln) und in allen Ehren bis gegen Morgen bei ihnen zu verweilen. Diese nächtlichen Besuche, die auch in England, namentlich in Wales, üblich sind, wo das Kiltgehen to bundle heißt und in Skandinavien, wo sie nattfrieri (Nachtfreierei) heißen, sind je nach der ortsüblichen Sitte an bestimmte Wochentage oder auch an gewisse Festzeiten gebunden; sie verstehen sich von selbst, wenn der Bursche bei der Brautschau nicht sofort von dem Mädchen oder den Eltern zurückgewiesen wurde. Die Verlobung gilt erst als vollgültig, wenn bereits zu Kilt gegangen ist. Stehen unverheiratete Leute gemeinschaftlich zu Gevatter, so ist der Mann durch die Sitte verpflichtet, bei seiner Mitgevatterin zu Kilt zu gehen. Bei der Wahl der Gevattern wird selbstverständlich hierauf Rücksicht genommen.

Kilung, Stadt auf Formosa, s. Kelung.

Kilwa, figurierter Tischdeckenstoff aus starken gezwirnten Baumwollengarnen und einer Bindeart, bei der zwei Gewebe Leinwand abwechselnd auf beiden Warenseiten Effekt machen.

Kilwa, Bezirksamt von Deutsch-Ostafrika, an der Küste, zwischen dem Bezirk Dar es Salam im N. und Lindi im S., mit dem Hauptort Kilwa-Kivindje, den Küstenplätzen Kilwa-Kisiwani, Samanga, Marendego, Simba Uranga, Kiswere (61 Araber, 6 Inder, 500 Eingeborne) und Liwale im südlichen Teile der Landschaft Donde. Der Bezirk zählt (1903) 31 Europäer, 13 Türken und Perser, 247 Araber, 400 Inder, 93,991 Eingeborne, zusammen 94,700 Einw. Die eingeborne Bevölkerung setzt sich zusammen aus Wagindo (60,000), Wapogoro (10,000), Matumbi und Wakitschi (18,000), Wayao (4000), ferner Wamuera, Wamakonde und Makua.

Kilwa (Kiloa, Quiloa), Name von zwei Hafenplätzen im südlichen Deutsch-Ostafrika: 1) K.-Kivindje, weitläufig angelegter Hauptort des Bezirksamts K. (s. oben), an dem vollkommen flachen, schlammigen Strande, mit schlechtem Trinkwasser, 1012 mm Niederschlag und 26,3° Mitteltemperatur (Maximum 33,8°, Minimum 17,3°), mit Hauptzollamt, Fort mit Besatzung, Landespolizei, Post- und Telegraphenamt, den Gebäuden der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und mehreren Ölmühlen. K.-Kivindje zählt etwa 8000 Einw. (meist Suaheli) und 19 Europäer und ist Dampferstation der deutschen Ostafrikalinie. — 2) K.-Kisiwani, Küstenplatz ebenfalls im Bezirksamt K., 24 km südsüdöstlich von K. Kivindje, auf der kleinen Insel Kilwa, hat ein Nebenzollamt und etwa 500 eingeborne, 49 arabische, 3 ind. Einwohner. Der heute unbedeutende Ort ist die älteste Niederlassung an der ostafrikanischen Küste und hat aus drei Perioden: der altarabischen und persischen Zeit (987—1498), der portugiesischen (1498—1698) und der jüngern arabischen Zeit (1698—1826), interessante Baureste in großer Zahl aufzuweisen. Hart am Meer erhebt sich ein mächtiges arabisches Fort mit 12 m hohen Mauern und 25 m hohen Ecktürmen; daneben ein Begräbnisplatz mit schönen Denkmälern. Auf der Nordseite liegt auf der Stelle der einst blühenden, alten Araberstadt, die 300 Moscheen besaß und lebhaften Handel mit Arabien und Indien trieb, jetzt der kleine Ort Kisiwani mit Ruinen von zwei gut erhaltenen Moscheen und seichtem, nach Unterdrückung des Sklavenhandels ziemlich verödetem Hafen. Im W. der Insel liegen die Reste der portugiesischen Bauten.

Kilwasee, s. Schilwa.

Kilwinning, Stadt in Ayrshire (Schottland), am Garnock, mit (1901) 4439 Einw. Dabei die Eglintoneisenwerke und die Ruinen der berühmten, 1140 gegründeten und 1561 zerstörten St. Winningabtei, die für die Wiege der schottischen Freimaurerei gilt.

Kiman-el-Metanah, Ort im Distrikt Esnah der ägypt. Provinz (Mudirieh) Keneh, am linken Nilufer, Dampferstation mit (1897) 7089 Einw.

Kimawensi, zweithöchster Gipfel des Kilimandscharo (s. d.). Nach Hans Meyer heißt es richtiger Mawensi.

Kimberley (spr. kimberli), 1) Hauptstadt der gleichnamigen Division (4569 qkm mit [1891] 48,171 Einw.,

darunter 20,123 Weiße, 18,454 Bantu und 9594 Hottentotten) des West-Griqualandes in der brit. Kapkolonie, 1260 m ü. M., 860 km nordöstlich von Kapstadt, mit dem es ebenso wie Vryburg durch Eisenbahn verbunden ist, hat eine Reihe stattlicher Gebäude, eine Wasserleitung aus dem 30 km entfernten Vaalfluß, ist Sitz eines deutschen Konsuls und hat (1891) 28,718 Einw. (12,658 Weiße, 8734 Kaffern). 1893 schätzte man die Bevölkerung auf 45,000. Die Stadt verdankt ihre Entstehung und Bedeutung den hier 1870 entdeckten Diamantlagern und hieß bis 1871 Colesberg Kopje. Außer zahlreichen kleinen Gruben bestehen hier vier sehr bedeutende, von denen die K. und Old de Beers genannten der Regierung der Kolonie, dagegen Du Toitspan und Bultfontein einer englischen Gesellschaft gehörten. Der jährliche Ertrag erreichte 1870: 1,807,532 Pfd. Sterl., stieg aber bis 1881 auf 4,176,202 Pfd. Sterl., um dann bedeutend zu sinken. 1903 betrug die Diamantenausfuhr wieder 5,472,690 Pfd. Sterl. Die zunehmende Tiefe beim Abbau und die fallenden Preise machten die Diamantengräberei für einzelne Arbeiter so wenig lohnend, daß 1887 die Vereinigung von 3238 Unternehmungen zu vier Gesellschaften mit einem Kapital von 10 Mill. Pfd. Sterl. erfolgte, seit 1892 aber eine Vereinigung dieser Gesellschaften zu einer einzigen stattfand. Die Zahl der Arbeiter (bisher 10,000 Eingeborne mit 1200 europäischen Aufsehern) ward bedeutend verringert, der Preis der Diamanten aber in die Höhe getrieben. Die hier gefundenen Steine sind selten völlig farblos, dafür aber groß und schön auskristallisiert. — 2) Nur 50 Einw. zählender Distrikt des britisch-austral. Staates Westaustralien, im nordöstlichen Teil desselben, hat, wie das östlich von der König Leopold-Kette liegende Northeast-K., vortreffliche Weiden; die 1884 eröffneten Goldgruben mit der offiziellen Hauptstadt Hall's Creek liefern aber wenig Gold (1900: 677 Unzen); eine Straße verbindet sie mit dem Hafen Wyndham.

Kimberley (spr. kimberli), John Wodehouse, Graf von, brit. Staatsmann, geb. 7. Jan. 1826, gest. 8. April 1902, studierte in Oxford und folgte 1846 seinem Großvater als dritter Baron Wodehouse. Er war 1852—56 Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten in den Ministerien Aberdeen und Palmerston und 1856—59 britischer Gesandter in Petersburg. Von 1859—61 bekleidete er in Palmerstons zweitem Ministerium seinen alten Posten. 1863 war er in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit mit einer speziellen Sendung an die nordischen Höfe beauftragt. In Lord Russells zweitem Ministerium war er vom Oktober 1864 bis Juli 1866 Lord-Statthalter von Irland; bei seinem Rücktritt wurde er zum Grafen von K. erhoben. Demnächst war K. unter Gladstone vom Dezember 1868 bis Juli 1870 Siegelbewahrer, dann bis zum Februar 1874 und vom April 1880—82 Kolonialminister, 1882—85 wiederum vom Februar bis Juli 1886 und abermals seit August 1892 Minister für Indien. Im März 1894 folgte er nach Gladstones Rücktritt dem zum Premierminister ernannten Grafen Rosebery in der Leitung des auswärtigen Amtes, die er bis zu Roseberys Rücktritt im Juni 1895 behielt. Von da bis zu seinem Tode war er Führer der liberalen Partei im Oberhaus.

Kimberleygestein (Kimberlit), ein stark zersetztes, oft breccien- und tuffartig erscheinendes Olivingestein in der Kimberleygrube in Südafrika. Vgl. Diamant, S. 864.

Kimbern (Kimbrer), german. Volk, s. Cimbern.

Kimchi, 1) Joseph, der erste jüd. Gelehrte, der in christlichen Ländern (Provence) eine hebräische Grammatik verfaßte (um 1150—70), eine Polemik gegen das Christentum schrieb, Bachjas Buch (»Chobot halebaboth«, »Herzenspflichten«) ins Hebräische übertrug und einige biblische Bücher erklärte. Vgl. Bacher, J. K. et Aboulwalid (Par. 1883).

2) Moses, Sohn des vorigen, war Verfasser einer hebräischen Grammatik (zuerst gedruckt Pesaro 1508), der Kommentare zu den Sprüchen und Esra-Nehemia und synagogaler Gedichte.

3) David (abgekürzt Rdak, d. h. Rabbi David K), Sohn des vorigen, der berühmteste Sproß der Familie K., als Grammatiker, Lexikograph und Exeget noch heute hochgeschätzt, geb. um 1160 in Narbonne. Außer seinen Bibelerklärungen zur Genesis, Chronik, zu den Propheten und den Psalmen schrieb er eine Grammatik: »Michlol« (Konstant. 1532—34, mit Anmerkungen von Elia Levita, Vened. 1545, Leid. 1631 u. ö.), ein hebräisches Wörterbuch: »Sefer haschoraschim« (Wurzelwörterbuch), das nach ältern Drucken (Neap. 1490, Vened. 1529 u. 1552) von Lebrecht und Biesenthal (Berl. 1838—48, 2 Tle.) neu herausgegeben wurde. Neuerdings wurde eine kleine Schrift Kimchis u. d. T.: »Et sofer«, die über Massora und Akzente handelt (Lyck 1864), und sein Psalmenkommentar von Schiller-Szinessy (Cambr. 1885) ediert. Kimchis grammatisches System ward bekämpft von dem Katalonier Prosiat Duran, genannt Efodi, um 1400 lebend. Vgl. Tauber, Standpunkt und Leistung des David K. als Grammatiker (Bresl. 1867).

Kimm (Kimmung), im Seewesen der sichtbare Horizont; die Krümmung des Schiffsbauchs, die mittschiffs, zwischen Boden und Schiffsseite, am stärksten ist.

Kimme (in Österreich Grinsel), scharfe Vertiefung oder Erhöhung, besonders dreieckiger Einschnitt im Visier der Feuerwaffen, durch den über das Korn gezielt wird (s. Visier). — In der Böttcherei der Vorsprung der Dauben über den Faßboden (s. Faß, S. 345).

Kimmeridgeschichten (spr. kimmeridsch-), nach ihrem Vorkommen bei Kimmeridge in Dorsetshire im südlichen England 1816 von Phillipps benannte Abteilung der obern Juraformation (s. d., S. 386).

Kimmerier (Cimmerii), Fabelvolk bei Homer, im äußersten Westen am Okeanos beim Eingang in die Unterwelt in ewiger Finsternis wohnend; daher kimmerische Finsternis. Die historischen K., ein nomadisches Reitervolk an der Nordküste des Schwarzen Meeres, fielen, von Skythen aus ihren Sitzen vertrieben, im 9. und 8. Jahrh. v. Chr. in Kleinasien ein, plünderten um 650 Sardes, belagerten Ephesos und zerstörten Magnesia, bis sie durch Alyattes IV. von Lydien um 600 aufgerieben wurden. Tomaschek hält sie für identisch mit dem thrakischen Stamme der Treren, Kiepert für die Gimirri oder Kappadokier.

Kimmerischer Bosporus, s. Bosporus.

Kimmkiele (Schlingerkiele, Seitenkiele), werden bei langen schmalen Dampfern seitlich in der Höhe der Kimm (der stärksten Krümmung des Schiffsbauches) angebracht, um starkes Schlingern solcher Schiffe zu verhüten; sie werden mittschiffs auf 1/3—1/2 der Schiffslänge angeordnet und erhalten 1/4—1 m Höhe.

Kimmschlitten, verschiebbare Gerüste im Trockendock zum Absteifen der Kimm (s. d.) des Schiffskörpers beim Eindocken, seitlich von den Stapelklötzen.

Kimmstringer, **Kimmstück** } s. Schiffbau.

Kimmtiefe (Depression des Horizonts), der Winkel, den die von dem Auge eines Beobachters nach dem natürlichen sichtbaren Meereshorizont gezogene Linie mit der horizontalen Ebene einschließt (vgl. Horizont). Dieser Winkel ist von besonderer Wichtigkeit, da alle Ortsbestimmungen auf See aus Höhenmessungen der Gestirne über dem natürlichen Meereshorizont (die Kimm) abgeleitet werden, bei denen deshalb immer die K. in Rechnung gezogen werden muß. Der Betrag ist zunächst abhängig von der Erhebung des Beobachters über die Erdoberfläche (die Augeshöhe h) und kann aus der Formel: Kimmtiefe $= 106{,}7'' \sqrt{h}$ gefunden werden. Aus dieser Formel ergibt sich (h in Metern):

Augeshöhe	Kimmtiefe	Augeshöhe	Kimmtiefe	Augeshöhe	Kimmtiefe
0,0 m	0′ 0″	7,0 m	4′ 42″	14,0 m	6′ 39″
1,0 -	1 47	8,0 -	5 2	15,0 -	6 53
2,0 -	2 31	9,0 -	5 20	16,0 -	7 7
3,0 -	3 5	10,0 -	5 38	17,0 -	7 20
4,0 -	3 33	11,0 -	5 54	18,0 -	7 33
5,0 -	3 59	12,0 -	6 10	19,0 -	7 45
6,0 -	4 21	13,0 -	6 25	20,0 -	7 57

Es hat sich nun aber gezeigt, daß ganz beträchtliche Veränderungen der K. eintreten als Folge bestimmter Temperaturverhältnisse. Nach Koß ändert sich die K. wesentlich mit dem Unterschied zwischen der Luft- und der Wassertemperatur, ohne daß der Luftdruck, Feuchtigkeit oder Bewölkung merklich darauf einwirkten, und zwar wird die Kimm gehoben, wenn die Lufttemperatur höher ist als die Wassertemperatur, und umgekehrt gesenkt. Im Mittel bewirkt ein Temperaturunterschied von 1° eine Hebung von 21″. Diese Werte gelten aber nur, wenn ein Wind von mindestens der Stärke 2—3 herrscht und die Luft gut durchmischt. Bei schwachem Winde kann sich warme Luft in der Höhe ansammeln und über der darunterliegenden kältern Schicht sich erhalten; in solchen Fällen hat Koß Hebungen der Kimm bis über 9′ beobachtet. In engem Zusammenhang mit der K. steht die Entfernung des natürlichen Horizonts vom Beobachtungsort oder die Frage, wie weit man von einem Turm oder Berge von gewisser Höhe bei ebenem Terrain sehen kann. Diese Entfernung (d) ist nämlich gleich dem Bogenstück auf der Erdoberfläche, welches der K. entspricht, und kann aus der Formel $d = 3{,}295 \sqrt{h}$ km berechnet werden, in der h die Erhebung des Beobachters über die Erdoberfläche in Metern bedeutet. Hiernach ergeben sich die in nebenstehender Tabelle angegebenen Werte. Vgl. Koß, Kimmtiefenbeobachtungen zu Verudella (Pola 1900). [Kimm (s. d.).

Höhe des Beobachters über der Erdoberfläche	Radius des natürlichen Horizonts
50 m	23 km
100 -	33 -
300 -	57 -
500 -	74 -
1000 -	104 -
1500 -	128 -
2000 -	147 -
2500 -	165 -
3000 -	180 -
3500 -	194 -
4000 -	208 -
4500 -	221 -
5000 -	233 -

Kimmung, s. Luftspiegelung; auch soviel wie **Kimmweger,** s. Schiffbau.

Kimolos (bei den Seefahrern Argentiera), eine der Kykladen, zur griech. Eparchie Milos gehörig, aus Eruptivgestein bestehend, meist kahl und trocken, doch mit warmen Quellen, 42 qkm mit (1896) 1655 Einw., die besonders Transportschiffahrt treiben. Berühmt ist die Kimolische Erde, ein Seifenton, der, wie im Altertum, noch jetzt zum Waschen, Walken und als Heilmittel beim Baden benutzt wird. Die Reste der antiken Stadt K. liegen auf einer heute von der Insel getrennten Klippe im SO.

Kimon, 1) Sohn des Stesagoras und Vater des Miltiades, ward unter Peisistratos aus Athen verbannt, dann zurückgerufen, aber von den auf seine in den Olympischen Spielen gewonnenen Siege eifersüchtigen Söhnen des Tyrannen ermordet.

2) Enkel des vorigen, Sohn des Miltiades und der thrakischen Fürstentochter Hegesipyle, tritt uns im öffentlichen Leben das erste Mal als Strateg neben Aristeides 478 entgegen, als die griechische Flotte an der Küste Kleinasiens den Krieg gegen die Perser fortsetzte. Seine glänzendste Waffentat war der Doppelsieg am Eurymedon (469 oder besser 466) über die Perser zu Wasser und zu Land, nach dem er auch noch eine zu Hilfe kommende phönikische Flotte zerstreute, den thrakischen Chersones eroberte und das 464 abgefallene Thasos wieder unterwarf (462). Damals stand er im vollen Glanze seines Ruhmes, der sogar den des Themistokles verdunkelte. Dazu war er reich und machte von seinem Geld einen sehr freigebigen Gebrauch, indem er Athen mit Bauten schmückte, seine Gärten für jedermann öffnete und verschwenderisch half, sobald er gebeten wurde. Nach der Verbannung des Themistokles war er der vornehmste und mächtigste Mann in Athen und benutzte seinen Einfluß, um den Bund mit den übrigen Hellenen, namentlich mit Sparta, aufrecht zu erhalten und so den Persern erfolgreich entgegentreten zu können. Als jedoch das auf seinen Rat den Spartanern während des dritten Messenischen Krieges zu Hilfe geschickte Heer von diesen zurückgewiesen wurde, gelang es seinen Gegnern, seine Verbannung auf zehn Jahre durchzusetzen (461). Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Tanagra (457) und der Opfertod der Parteigenossen Kimons führten eine Gesinnungsänderung zu seinen Gunsten herbei. Perikles selbst beantragte seine Zurückberufung. So kehrte er 454 nach Athen zurück, brachte 451 zwischen Athen und Sparta einen Waffenstillstand auf fünf Jahre zustande und nahm sofort seine kriegerische Politik gegen Persien wieder auf. Im Frühjahr 449 segelte er mit 140 Schiffen aus, um Kypros wiederzuerobern, und schloß Kition ein, den Stützpunkt der phönikischen Macht auf der Insel. Während der Belagerung starb er; der nach seinem Tode von der athenischen Flotte über die Perser bei Salamis erfochtene Sieg ist aber allgemein als sein Verdienst angesehen und gepriesen worden. Er bildet den Abschluß des Perserkriegs. Der sogen. Kimonische Friede zwischen Persien und Griechenland, den die spätern attischen Redner als nach Kimons Tode zustande gekommen erwähnen, ist in Wirklichkeit nicht abgeschlossen worden.

Kimono, lange, vorn offene Tunika mit weiten Ärmeln, in der Taille durch einen Gürtel (Obi) zusammengehalten, die allgemeine japanische Volkstracht. S. Japan (S. 178) und Tafel »Japanische Kultur und Kunst I«, Fig. 7.

Verzeichnis der Abbildungen im X. Band.

Beilagen.

	Seite
Irland, Karte	14
Italien, Übersichtskarte	70
— nördliche Hälfte, Karte	70
— südliche Hälfte, Karte	70
— Geschichtskarten von Italien:	
Italien bis in die Zeit des Kaisers Augustus (mit Registerblatt)	69
— vom 10. bis 19. Jahrhundert (mit Registerblatt)	83
Jagdgewehre, Tafel	138
Japan und Korea, Karte	174
Japanische Kultur und Kunst, Tafel I u. II	194
— Tafel III in Farbendruck	195
Jerusalem, Stadtplan	234
Hauptvertreter des Jungen Deutschland, Porträttafel	368
Juraformation, Tafel I/II	386
— Tafel III	387
Kabellegung, Tafel I u. II	406
Käfer, Tafel I: Europäer, in Farbendruck	416
— Tafel II: Exotische Käfer, in Farbendruck	416
— Textblatt: Inhalt der Tafeln	416
Kairo, Stadtplan	431
— Karte der Umgebung	432
Kaiser Wilhelm-Kanal, Karte	440
Kakteen, Tafel in Farbendruck	445
Kalander, Tafel	449
Kalisalzbergbau, Tafel I u. II	471
Kälteerzeugungsmaschinen, Tafel I u. II	496
Kambrische Formation, Tafel	503
Kamele, Tafel I u. II	505
Kamerun, Karte	509
Kanada: Karte von Britisch-Nordamerika	528
Kanäle: Deutschlands Schiffahrtsstraßen, Karte	542
— Textblatt: Übersicht der deutschen Schiffahrtskanäle	542
Kaninchen, Tafel in Farbendruck	559
Kapkolonie: Karte von Südafrika	595
— Geologische Karte von Südafrika	595
— Vorkommen der nutzbaren Mineralien	
— Textbeilage: Geologische Verhältnisse. — Nutzbare Mineralien. — Die wirtschaftlichen Verhältnisse (Goldmineninduſtrie)	595
Karlsruhe, Stadtplan (mit Registerblatt)	658
Kärnten, Karte	665
Karolinen, Marshall-, Palauinseln und Marianen, Karte (Deutsche Kolonien in der Südsee II)	668
Kartoffelpflanz- und Erntemaschinen, Tafel I u. II	695
Kassel, Stadtplan (mit Registerblatt)	720
Katzen, Tafel	758
Kaufhäuser, Tafel I/II u. Tafel III, zwei Blätter	768
Kaukasien, Karte	774
Kautschukpflanzen, Tafel I u. II mit Text	786
Kehlkopf, Tafel	806
Keramik, Tafel I u. II in Farbendruck:	
I: Europa (14.—18. Jahrh.), Persien, Ostasien	842
II: Erzeugnisse des 19. Jahrhunderts	844
Kiautschoubucht mit Tsingtau, Karte	878
Kiefer, Tafel I u. II	882
Kiel, Stadtplan (mit Registerblatt)	887
Kieler Hafen, Karte	888

Abbildungen im Text.

	Seite
Iridazeen: Blüte von Iris	11
Ischia, Kärtchen	42
Ischl, Stadtwappen	43
Iserlohn, Stadtwappen	45
Isis, Fig. 1, Fig. 2 (Berlin), Fig. 3 (München)	46—47
Island, Karte	52
Isoëtes lacustris (Brachsenkraut)	58
Istros (Relief der Trajanssäule)	68
Jagdgewehr (Visierungen), Fig. 1—18	138
Janushopf (römischer As)	173
Japan, Wappen des kaiserlichen Hauses	183
Japanische Familienwappen, Fig. 1—7	196
Jatagan (Krummschwert)	205
Jauer, Stadtwappen	207
Jena, Stadtwappen	223
— Karte zur Schlacht bei Jena	224
Jerusalem, Plan des alten	233
— Grundriß der heiligen Grabeskirche	235
Jesuitenorden, Wappen	240
Johanniswürmchen, kleines und großes	287
Johanniter- oder Malteserkreuz	290
Johanniterorden: Ordenskleidung der Rechtsritter	291
Juden: Gebiete der zwölf Stämme Israels, Kärtchen	331
Judenhut	341

	Seite
Jungfraubahn: Lageplan, Längenprofil ꝛc., Fig. 1—5	371—372
Junkazeen: Blüte von Luzula	377
Kabeldampfer von Podbielski, Deckplan	406
Kachelöfen, Fig. 1 u. 2	410
Käferschnecke (Chiton)	417
Kaiserslautern, Stadtwappen	439
Kaiserstuhl (Goslar)	439
Kalathos (Korb)	449
Kaleidophon, Fig. 1 u. 2	453
Kalköfen, Fig. 1—5	478
Kalkutta, Lageplan	484
Kalmuck (Bindung)	488
Kalorimeter, Fig. 1—5	490—491
Kälteerzeugungsmaschinen, Fig. 1 u. 2	495
Kalykanthazeen: Blüte von Calycanthus	500
Kameen, 2 Figuren	504
Kämme und Haarnadeln der Naturvölker, 16 Figuren	516
Kampanulazeen: Blüte von Campanula	521
Kanäle (Querschnitte, Längenprofile ꝛc.), Fig. 1—8	538—539
Kanalisation, Fig. 1—14	545—547
Kanarische Inseln, Karte	553
Kandelaber, Fig. 1—3	555
Kaneon (Korb)	558
Kanne (Steinzeugkanne von Siegburg)	563
Kannelierung, Fig. 1 u. 2	563
Kannstatt, Stadtwappen	564
Kantharos (Becher)	578
Kanton-Macao-Hongkong, Karte	579
Kantonierter Pfeiler	580
Kapstadt, Situationskarte	605
Kapverdische Inseln, Karte	607
Karchesion (Becher)	620
Kardinalshüte, Fig. 1 u. 2	622
Kardioide	622
Karlsbad, Stadtwappen	654
— Karte der Umgebung	655
Karlskrona, Lageplan	657
Karlsruhe (Baden), Stadtwappen	658
Karmeliter, Wappen	662
Karniese, Fig. 1—4	665
Karren (Fuhrwerk), Fig. 1—8	677
Karrenfeld im Dachsteingebiet	678
Karstlandschaft aus der Umgebung von Triest	680
Kartäuser, Wappen	682
Karthago, Lageplan	685
Kartoffelwage von Fesca	691
Kartoffelkäfer (Leptinotarsa decemlineata)	693
Kartoffelschälmaschine, Fig. 1 u. 2	697
Kartoffeltrocknungsapparat, Fig. 1—3	698—699
Kartonnagen (Apparate), Fig. 1—8	701—702
Kartuschen (Rahmen)	702
Karyatide	703
Kaschmir (Bindung)	707
Kasel (Meßgewand)	714
Kassel, Stadtwappen	720
Kassen (Kontrollapparate ꝛc.), Fig. 1—3	724—725
Kassinett (Bindung)	726
Kastor (Bindung)	732
Kathodenstrahlen (Braunsche Röhre)	750
Katze: Trittstellung der Wildkatze	759
Kaufbeuren, Stadtwappen	767
Kaurischnecke	784
Kegelschnecke (Conus textilis)	802
Kegelschnitte, Fig. 1—6	802—803
Kehlkopf der Ente	806
Kehlkopfspiegel, Fig. 1 u. 2	808
Keil, Fig. 1—3	810
Keilschrift, Fig. 1 u. 2	813
Keimung, Fig. 1—4	815—816
Kekrops (Vasenbild in Palermo)	818
Kelchkapitell	820
Kempten, Stadtwappen	833
Kentaur und Eros (Statue des Louvre)	837
Kerberos (Vasenbild)	848
Kerzenfabrikation, Fig. 1 u. 2	858
Ketten, Fig. 1—11	866
Kettenlinie	869
Kettenornament	869
Kiel, Stadtwappen	887

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.